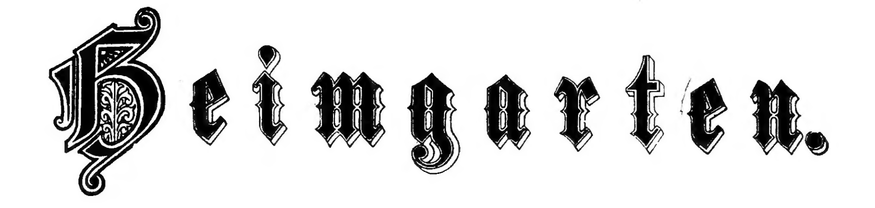
ORDER CONTINUED

FROM PREVIOUS REEL





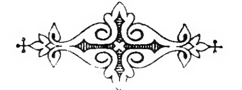
Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXIX. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1905.



Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXIX. Jahrgang.

Erzählungen.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

*



Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Gedichte.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.



Der große Wald.

Eine Erinnerung aus Kindeszeit von **Peter Rosegger.**

Von meinen Heimatsbergen gegen die Morgenseite hin steht in weiter Ferne eine langgestreckte blaßgraue Wand. An sonnigen Sommertagen ist sie kaum zu sehen, im Silberschleier des Äthers verschwimmt sie mit dem Himmel. Bei feuchter Luft hingegen steht die Wand klar und leicht gegliedert da, so daß man die Waldtäler erkennen kann, die in sie hineinschneiden, und die Almblößen, die sich über den meilenlangen, fast wagrechten Höhenrücken dahinziehen. Es ist das Wechselgebirge. Zwischen diesem und meinen Heimatsbergen liegt ein weiter Landkessel von Berg und Tal mit vielen Ortschaften, alles so in die Tiefe gesenkt, daß unser Blick hoch und frei darüber hinfliegen kann. Menschenaugen, die auf solchen Bergen glänzen, können nie ganz kurzsichtig, Herzen, die auf solchen Höhen wachsen, nie ganz engherzig werden. Außer man ist ein dummer Junge, dessen blöde Augen selbst vor dem Leuchten der Johanniswürmchen erschrecken.

Aber auch gegen die Mittagsseite hin steht eine hohe, langgezogene Wand, sie ist viel näher da, ist ganz dunkelbewaldet und nur gegen den obersten Rand hin geht das grünliche Braun in ein leichtes Blau über. Das sind die Fischbacher Alpen, ein stundenlanger Bergzug, der meiner Heimatsgegend die unabsehbare Breitseite zuwendet. Von dieser Seite steigt das Gebirge sachte und gleichmäßig an, auf der Höche flacht

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke, Anekdoten, Sprüche.

Mensch mehr um den Teufelsstein, außer man hatte dort oben ein verlaufenes Vieh zu suchen.

Ganz andere Geheimnisse barg der große Wald und von einigen derselben will ich erzählen.

Zu jener Zeit, als mein Vater jahrelang an einer Brustkrankheit siechte und zum Sterben sachte Vorbereitungen traf, ging er gerne langsam mit einem Stocke in Flur und Wald umher, betrachtete die Schöpfung Gottes, trug den Hut in der Hand und betete. Mich, seinen älteren aber noch recht kleinen Knaben, nahm er dabei gerne mit, daß ich ihm beten helfe. So gingen wir auch einmal hinüber in jene Waldschlucht der Fischbacher Alpen, wo der Vater eine Lichtung wußte, auf der Erdbeeren wuchsen. Als wir vom Hause fortgegangen waren, hatte mir — da ich in bloßen Hemdsärmeln war — die Mutter das neue Baumwolljäckchen über die Achsel gelegt, im Walde würde es kühl sein. Ich ging hinter meinem Vater einher und wir beteten halblaut murmelnd den Rosenkranz zur Erlangung einer glückseligen Sterbestunde. Ich wußte damals kaum, daß mein kranker Vater von dem Arzte aufgegeben war, und ich dachte, wir beteten nur so im allgemeinen um ein gutes Sterben, wenn's je in achtzig Jahren einmal dazu kommen sollte. Als wir eine Weile über frisch gemähte Wiesen mit dem Heudufte und am Waldraine mit den Himbeersträuchern dahingegangen, dann über ein braunes Bächlein gestiegen waren, das unter Huflattich und Germen gurgelte, kamen wir in die Waldschlucht. Zwischen jungen Fichten, durch Haselnuß- und Brombeergesträuche tasteten wir uns langsam voran. Ins Gebet mischte sich mancher Ausruf, der eigentlich nicht dazu gehörte, besonders, wenn ein federnder Busch oder eine hochgewachsene Distel uns ins Gesicht schlug oder wenn im Schlinggewächse des Bodens eine Natter dahinschlängelte, auf die unsere Füße schier getreten waren. Aber nun prangten in diesem wilden Garten auch schon die großen, roten Erdbeeren. Während das Gebet mit einigen Stoßseufzern beschlossen wurde, pflückten wir Beeren und taten sie in den Mund. O, wie süß, wie würzig! Nein, die waren viel zu gut, um von uns gegessen zu werden. Wir pflückten die Frucht in unsere Hüte, um sie der Mutter und meinen Geschwistern heimzubringen. Durch die Waldmulde herab strich eine kühle Luft, mein Vater knöpfte seine Joppe zu und plötzlich unterbrach er ein gemütlich begonnenes Gespräch: „Bub, wo hast du dein Jöppel?"

Ich erschrack arg. Auf meiner Achsel lag es nicht, unter meinen Füßen lag es nicht, die zehn Schritte, die man nach rückwärts blicken konnte, lag es auch nicht. Ich war so entsetzt, daß mir der Hut sank und die Beeren durch das Blätterwerk niedersickerten. Wir gaben alles auf und suchten das Röcklein. In kreuz und krumm, wie wir durch das

es sich weit und fast eben hin, um im Süden gegen das hochgelegene Dorf Fischbach steil abzufallen. In meiner Jugendzeit war dieser Gebirgszug mit einem einzigen unendlichen Wald überzogen. Kein Märchenwald kann geheimnisvoller sein als dieses dunkle Meer, das, vom hochgelegenen Vaterhause aus gesehen, ewig und unbeweglich vor meiner kleinen, ahnenden Seele dalag. Immer und immer wieder zieht's mein Erinnern zurück zu diesem Walde. Und während in der Waldheimat so vieles andere klein und unbedeutend geworden ist im Vergleiche mit dem, was die weite Welt geboten: der Fischbacher Alpenwald ist groß geblieben, er trägt groß und bedeutsam die Kindesmär herüber bis an die Schwelle das Greisenalters.

Der Wald bestand fast nur aus Fichten, untermischt mit mancher weißschimmernden Tanne, deren älteste in verwitterter Wildheit starr über den Fichtengipfeln aufragten und sich auch im Sturme kaum bewegten. Ganz selten stand aus der braunen Fläche das hellere Spitzchen einer Lärche hervor. Die wenigen kleinen Lichtungen, die der Wald hatte, waren aus der Ferne gar nicht zu sehen, wohl aber die scharfen Zähnchen jener Tannenwipfel, die weit hinten am gerade gezogenen Rande des Bergrückens in den Himmel aufragten. Noch im späten Erinnern sehe ich eine Gruppe solcher Wettertannen höher in den Himmel hineinragen, dort wo auf der Höhe eine verfallende Halterhütte stand, die „Hirtelstube" geheißen. An dieser weit ausschauenden Baumgruppe führte der Fußsteig vorbei, der von unserem Alpl über den Bergrücken nach Fischbach ging. Auf dem höchsten Punkte dieses langen Bergzuges ragt der Teufelsstein. Mit einigen Riesenklötzen, die übereinandergelegt sind, hatte dort „bekanntlich" der Teufel einst begonnen, einen Turm in den Himmel hinaufzubauen. Wenn es ihm gelänge, in einer Christnacht beim Mettenamte während der heiligen Wandlung von der Erde aus einen so hohen Turm zu bauen, dann dürfe der Teufel denselben entlang in den Himmel emporsteigen. Aber der arme Kerl hat's nicht einmal so weit gebracht, daß das begonnene Mauerwerk über die Baumwipfel emporragte. Heute klettern munter Touristen hinauf an den drei übereinandergeschichteten Felsklötzen, um über den hier verzwergten Fichtenwald in die weite Alpenwelt hinauszuschauen. Das Merkwürdigste an der Teufelssteinsage war mir immer, daß die Waldheimatbewohner, die doch sonst für allerlei Phantastereien zu haben gewesen, an sie nicht glauben wollten. Es kam ihnen zu unchristlich vor, daß einer in der heiligsten Stunde des Jahres anstatt mit Beten mit Arbeiten den Himmel hätte sollen erwerben können. Und als dann gar unser alter Schulmeister einmal dartat, daß der Stein auf der Höhe nur ein bloßgelegter Kopf des Felsgerippes in der Erde sei, von dem die Weichteile des Erdreiches im Laufe der Zeit abgeschwemmt worden wären, kümmerte sich kein

krankheiten behandelten. Dort war der Krämer Kajetan, der uns in schlechten Zeiten Mehl, Schmalz und andere Lebensmittel borgte. Dort waren am Kirchweihsonntag und am Bittmontag, dann an den Tagen des heiligen Egydius und der heiligen Anna die Kirchenfeste, die nirgends so feierlich abgehalten wurden als in Fischbach. Dort wurden mehrmals Volksmissionen abgehalten, die uns Alpler nahezu aus Rand und Band brachten. Die erste dieser Missionen, im Jahre 1855, ist mir mit wildem Feuer in die Seele geprägt worden. Anfangs gingen wir zu jener Mission mit Mißtrauen über den großen Waldberg, um aber bald so sehr gefesselt, hingerissen, entbrannt zu werden, daß wir wochenlang jeden Tag auf den Füßen waren, am frühen Morgen ausgingen, in später Nacht heimkehrten, um von den Gnadenmitteln der „fremden Geistlinger" keines zu versäumen. (Siehe Heimgarten IX., Seite 721.)

Auch nach dem ferneren Birkfeld und dem Obstlande draußen führte dieser Fußsteig über das Waldgebirge.

So ist denn keine Stunde des Tages, in der ich als Knabe nicht auf dem Wege gewesen bin über den Berg. Am sonnigen Morgen, wenn an allen Ästen des jungen Fichtenwaldes noch die funkelnden Tautropfen zitterten, wenn der Auerhahn im dunkeln Gewipfel der alten Tannen balzte, bin ich den rötlich-braunen Waldsteig still dahingegangen. Am Mittage, wenn tausend Tierlein über das Gewurzel liefen und in der Luft summten; am sinkenden Abende, wenn Wildhühner durch Dickicht und Heidekraut gespenstig dahin huschten und dürres Gefälle unter den Beinen flüchtiger Rehe und Hirsche knisterte, bin ich durch den Wald gegangen. Dann, wenn die trüben Nebel des Herbstes spannen im Geäste, daß man nicht fünfzehn Schritte weit vor sich hinsah und die Wipfel ins Unermeßliche der grauen, tropfenden Düsternis aufragten; und in den Nächten, wo man sich mit Stock und Hand langsam dahingreifen mußte, an die Stämme stieß, über Gewurzel stolperte und doch naturgemäß den rechten Weg einhielt — und bei stürmischem Wetter, wenn der Wind in den unbeugsamen Wipfeln toste und der Regen hagelscharf durch das Gestämme sauste, bin ich durch all das dahingegangen. Und im Winter endlich, wenn alle Pfadspur ganz verschneit war und die schneebelasteten Äste tief niederhingen — zu all diesen Zeiten bin ich über den waldigen Berg gegangen, der in zwei Stunden zu bewältigen war, wenn ihn tiefer Hochwinter nicht überhaupt unmöglich machte. Hatte man den ersten scharfen Anstieg hinter sich, so war es ja nicht steil, auf der Höhe eine lange Strecke hin fast eben. Wo man von dieser Hochebene aus durch eine Scharte die lichte Welt erschaute, da zeigte es sich, wie sehr sie sich verschoben hatte und wie tief sie unten lag; nur die graue Wand des Wechselgebirges stand immer gleich hoch und ruhig in der Ferne.

Struppwerk gegangen waren, gingen wir wieder zurück, aber das Röcklein war nicht zu finden. Mein Vater schlug vor, daß wir drei Vaterunser zum heiligen Antonius beten sollten, das sei der Patron verlorener Sachen. Wir taten es, aber das Röcklein fand sich nicht. Ich konnte vor Schluchzen nicht mehr beten. Das Röcklein war schier neu gewesen, erst einmal war ich mit ihm in die Kirche gegangen. Seine Ärmel hatten mir über die Fingerknöchel hinausgelangt, denn es war bestimmt gewesen, mich im Wachsen nicht zu hindern, sondern vielmehr mich unseren jungen Knechten anzureihen, die auch solche Baumwolljacken trugen. Und nun war es weg. „Wirst es schon sehen, der heilige Antoni bringt's!" sagte mein Vater, wohl um mich zu beruhigen, „der Heilige geht durch den Wald und sucht verlorene Sachen. Er legt sie schon wohin, daß man sie findet. Beim Bachel wird das Röckel liegen, wo du so drüber gehüpft bist." Aber am Wasser lag's auch nicht, am Waldrain entlang lag es nirgends und auf der frisch gemähten Wiese war es nicht. Es wurde schon abenddunkel, als wir heimkamen, wir getrauten der Mutter unseren Verlust nicht mitzuteilen und siehe — in der Stube am Wandnagel hing mein Röcklein. „Ich hab's ja gewußt, daß er's bringt, der heilige Antoni!"

„Ja, ja, der heilige Antoni!" rief die Mutter fast erzürnt. „Der soll just gut genug sein, euch das Gewand nachzutragen! Leichtsinnigerweise verloren habt ihr's! Schon beim Fortgehen. Gleich da hinter dem Haus oben bei dem Zaunstiegel hat's die Weiddirn gefunden."

„So, so," sagte mein Vater zufrieden. „Beim Beten ist's dem Bübel halt über die Achsel gerutscht. Weil wir's nur wieder haben."

„Versteht sich, beim Beten!" gab die Mutter zurück. „Beim Beten alleweil wird euch noch mancherlei über die Achsel rutschen."

„Wird eh sein. Aber Mutter, sei gut. Schau, wir kriegen ja alles wieder."

Derart war die kleine Angelegenheit abgetan. So oft ich später durch jene Waldschlucht hinanging, fiel mir der heilige Antonius ein, der vielen vieles wiederbringt und manchen mehr, als was sie verloren.

Gar oft hatte ich hinanzugehen durch jene Schlucht, dann weiter den Waldsteig, der voll braunen Genadels und voll roter Baumwurzeln war, immer durch den Wald, den breiten, flachen Rücken des Berges querüber. Und jenseits die steilen Hänge hinab bis ins Dorf Fischbach, das mit seinen grauen Bretterdächern und der weißblechernen Kirchturmkuppel auf grünen Almmatten daliegt. Wie viele Dinge, die uns Alpelleute mit diesem Fischbach verbanden! Dort waren die Schuster, die wir auf unsere Steren luden, damit sie uns für das ganze Jahr die Schuhe machten. Dort war ein geprüfter Arzt und ein Winkeldoktor, die unseren Kranken das Lebenselixier schickten oder die Todes-

Auf diesen Höhen waren die Bäume nicht mehr so buschig und hoch, sie waren verknorrter, starrer und hatten Flechtenbärte. So standen sie auch dort, wo das Wunderbare war, daß über die bewaldete Hochebene hin ein stattliches Bächlein rann. Woher kam dieses Wasser? Von der Gegend des Teufelssteins kam es her, aus hohen Quellen, den Ursprung habe ich nie ergründen können. Es war ein kristallklares Wasser, in dem die Steinchen und Sandkörner wie Gold glänzten, es rann ganz leise und flach über diesen Grund dahin, und warum dieser stille Bach „der Schreier" heißt, habe ich nie erfahren können. Die Sage geht, daß es im Bache rote Forellen gebe, und zwar — singende Forellen. Sie sängen zauberhaft süß, aber nur besonders auserwählte Menschenkinder könnten sie hören. Zu diesen werde ich wohl kaum zählen, denn nie habe ich eine Forelle singen gehört und im „Schreier" einen Fisch auch nie gesehen. Etwa hundert Schritte von der Stelle, wo das Brücklein über dieses Wasser führt, ein wenig wegsab, ragte aus dem Moosboden ein grauer verwitterter Stein. Er wurde „die Mutter" genannt. In alten Zeiten soll einmal eine Mutter mit ihrer jungen Tochter aus Alpel gegen Fischbach gegangen sein. Hier am „Schreier" hätten sie gerastet. Es war im Walde still, fast zum einschlummern, da sagte die Tochter plötzlich: „Mutter, hörst du nichts? Ich höre singen. Dort aus dem Wasser höre ich singen."

„Gott behüte dich, mein Kind, dann sind es die singenden Forellen."

„O schönes Singen! O liebliches Singen!" flüsterte das Mädel, stand leise auf und ging nach der Richtung hin, wo der Bach aus dem Dickicht hervortritt und von wo das Singen kam. Und horchte und legte die Hand an die Stirn und ging im Dickicht dahin. Die Mutter blieb auf dem Moose sitzen und wartete, bis ihre Tochter sich an dem Singen genugsam ergötzt haben und zurückkommen würde. Sie wartete drei Stunden lang, das Mädel kam nicht zurück. Die Mutter wartete drei Tage lang, drei Monate lang, drei Jahre lang, dreimal hundert Jahre lang — die Tochter ist nicht mehr gekommen. Die Mutter aber ist bei diesem Warten zu Stein geworden und ragt noch heute aus dem Moosboden. Ich habe an dem Steine nie Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt finden können, mit Ausnahme einer einzigen Begegnung. Eines Abends im Hochsommer mußte ich für einen erkrankten Nachbar nach Fischbach zum Arzt. Dem sagte ich die Leiden des Kranken, er gab mir eine Flasche Medizin und die dazu gehörigen Verordnungen und ich ging in der Nacht heim. Den steilen Hang herauf ließen sich auf dem Wege die weißen Steine noch erkennen. Endlich auf die Höhe gekommen, war es finster geworden wie in einem Ofen, am Himmel kein Stern, schwül war die Luft. Ich achtete auf eine besonders knorrige Baumwurzel, die zu übersteigen war, auf einen alten grobrindigen Lärchbaum, der rechter-

Dann gab es auf diesem, gerade an Werktagen einsamen Waldweg über die Höhe hin manch unheimliche Örtlichkeit. Da war der „Rauberkessel". Mitten in einem grünen Angerlein, von undurchdringlichem Dickicht umgeben, stand ein riesiger halbvermoderter Baumstock, der in der Mitte hohl war und an dem nur die äußeren Teile wetterzernagt aufragten. Verkohlter Holzreste nach zu schließen, war in dem Stocke manchmal Feuer unterhalten worden. Die Räuber der Wälder versammelten sich hier, um ihre Schätze unter sich zu teilen, Wildbret zu braten und dann neue Raubzüge zu verabreden. So wurde geredet. In Wahrheit gab es in den Waldgegenden weitum zu jener Zeit nicht einen einzigen Menschen, der — vielleicht etliche Wildschützen ausgenommen — seinen Lebensunterhalt nicht redlich als Holzknecht, Kohlenbrenner, Kohlenführer, Wurzelgräber, Kräutersammler, Förster oder Jäger, verdient hätte. Dem kleinen Waldbauernbuben rieselten aber doch manchmal einige Erbsen über den Rücken, wenn er in der Wildnis zu diesem „Rauberkessel" kam.

Weiterhin, zwischen Wildfarren, aus Stein und Sand aufsprudelnd, war eine Quelle. Sie war nicht gefangen, rann auf keinem Rinnlein in den Trog, sondern rieselte im Sande weiter. Daneben lag ein großer Holzblock zu einer Art von Bank ausgeh[illegible]en, in die gar wunderliche Zeichen eingeschnitten waren. Herzen, Kreuze, Dreiecke, Buchstaben, aber seltsam zueinandergestellt und verschlungen, daß man wohl vermuten konnte, es müsse etwas Bestimmtes, ganz Geheimnisvolles damit gemeint sein. Daneben ragte die gewaltige Ruine eines Fichtenbaumes, den der Blitz entwipfelt hatte und der jetzt in seiner obersten Krone eine ganze Wipfelgruppe gegen Himmel streckte. Auch an seinem Schaft waren die Zeichen eingeschnitten. Trotz seiner fahlen Äste, die wie Riesenklauen in die Lüfte ausgriffen, lebte dieser Baum noch und wucherte fort, aber seine hunderttausend gekreuzten Zweige schwiegen und sagten es nicht, was die Zeichen bedeuteten. Diebszeichen oder Zaubererformeln! Wer sie hätte lesen können!

Eines Tages, als ich an dieser Quelle getrunken hatte und dann ein wenig gesessen war auf der Bank, fiel mir ein, es wäre wohlgetan, wenn man den heiligen Namen Maria in den Baum schnitte, damit die bösen Zeichen, die dort standen, keine Kraft hätten. Mit der Spitze des Taschenfeitels grub ich mühsam die Buchstaben ins Holz, aber als sie dastanden, unterschieden sie sich kaum von den anderen Zeichen, und da wußte ich auch, was sie alle miteinander bedeuteten. Der erste vor so und so viel Jahren hatte die weihevolle Stelle an der Quelle wohl mit einem heiligen Zeichen ehren wollen; ein Nachfolger wollte das geheimnisvolle Zeichen durch ein anderes beschwören und so entstanden allmählich die Einritzungen, jede aus frommer Meinung, um aber von späteren für Diebsmerken oder Zauberformeln gehalten zu werden.

gegangen, ich aber hatte die Abendpredigt über die vier letzten Dinge nicht versäumen wollen. Nun war ich im weiten Walde ganz allein, begleitet nur von meinem durch die Predigt aufgeregten Herzen. Es war schon ganz dunkel geworden. Auf der Höhe wollte ich natürlich den Fußsteig durch den Jungwald einschlagen, konnte es aber nicht lassen, einen Blick gegen die Hirtelstube hin zu tun, die unter der schwarzen Masse der Schirmbäume stand. Da sah ich um die Hütte kleine blaue Lichter schweben. Sie schwebten langsam hin und her, auf und nieder, verschwanden zum Teile und traten wieder hervor und schwebten in geheimnisvollen Kreisen um die alte verlassene Hütte. Anfangs war ich vor Entsetzen starr gewesen, dann floh ich durch den Jungwald und stieß mir an den Stämmen Beulen in den Kopf. Naß wie ein Pudel vor Angstschweiß war ich nach Alpel gekommen.

Nach mir ging in der gleichen Nacht ein anderer von Fischbach her denselben Weg. Steinreiters kleiner Kühbub, der Franzl. Auch der sah an der Hirtelstube die schwebenden Lichtlein, und weil sie ihm so wundersam schienen, ging er näher hin, um sie anzusehen. Da hörte er, daß in der verfallenden Hütte ein Gewimmer war. Ein klägliches Stöhnen. Der Missionär zu Fischbach hatte von den armen Seelen im Feuer gepredigt. Wimmerten ihrer da drinnen? Waren die fliegenden Lichtlein Funken des schrecklichen Feuers? Das waren diese gerade einmal nicht, sondern Johanniswürmchen, wie der Junge dergleichen auch unten am Berghang gesehen hatte. Dann kann das Stöhnen wohl auch nicht von einer armen Seele sein. Eher von einem armen Leibe. Der Kleine ging um den alten Holzbau herum, bis er den Eingang fand, stolperte über die Schwelle und hörte vor sich ein lautes Dankgebet dafür, daß endlich jemand komme. Tagelang schon war der alte Wurzelsammler Joachim in dieser Höhle gelegen auf einem Mooshaufen. Sein Brot hatte er all schon verzehrt; dem Regen, der zweimal durch die Dachlucken auf sein Lager fiel, konnte er nicht entweichen, denn er hatte den „Brand in den Füßen". „Wer bist denn, Mensch? Vom Steinreuter der Kuhbub? So nimm den Hut und bring mir Wasser!" Weinend fast war die alte Stimme, weinend vor Freude, daß jemand gekommen, der „ihm sterben helfen" konnte. Der Franzl ging im Walde hin bis zum „Schreier" und brachte Labung. Und als es anfing zu tagen, ging er wieder hinaus, suchte Pilze und briet sie an einem Feuer. Der Kranke verzehrte sie mit Gier. „Ach," sagte er und rang seine hageren Finger. „Franzl, du bist wohl brav. So viel schwer, wenn der Mensch hungerig und durstig versterben muß. Verlaß' mich nit, ich vermach' dir zu Lohn mein Geld."

Dann ist der Wurzelgraber nach Alpel in ein Bauernhaus geschafft worden, wo er nicht mehr lange gelebt hat. Einen Strumpf voll

hand stehen mußte, auf einen Viehzaun, der oberhalb der Hirtlstube überstiegen werden mußte. Das alles stimmte und bei dem Leuchten einiger Blitze ließ sich der Fußsteig, der zwischen dem Gestämme dahinschlängelte, einhalten. Die Blitze mehrten sich rasch, es waren aber keine Strahlen, nur rote Scheine; kein Donner war zu hören in nah und ferne. — Endlich war das rote Flackern, das Himmel und Wald erfüllte, so anhaltend geworden, daß es schier wie ein einziger beständig zuckender Schein war, und wenn er ein paar Sekunden aussetzte, so war es finsterer als finster und ich mußte stehen bleiben, wo ich stand. Nun fiel mir meine Mutter ein. Ich hatte Angst, daß sie Angst haben würde um mich. Und führte mich doch Gott so schön mit seinem Lichte. So war der Wald durchwogt von einem einzigen roten Feuermeer, glühend und schattenlos standen die Bäume und über den Himmel sprangen die großen Scheinfluten, eine nach der anderen, eine in die andere. Und in diesem Scheine stand plötzlich vor mir — die Mutter. Aber nicht die meine, vielmehr die andere, die schon dreihundert Jahre dasteht und auf ihr Töchterlein wartet. Wie eine hellglühende Menschengestalt, so stand zu jener Stunde der Stein. Da hörte ich in der Nähe auch den Bach rieseln, ganz leise, und ich horchte, ob nicht auch ein Fischlein sänge. Da fiel mir das Vaterunser ein: „Führe uns nicht in Versuchung."

Nach Stunden, als das elektrische Glutmeer über das Gebirge dahingeflutet und verlodert war, ohne daß ein Donner grollte, ein Tropfen fiel, war ich hinabgekommen ins Alpel.

Zu jener Zeit war ich ein Knabe von etwa zehn Jahren gewesen. Damals hatte ich mich noch vor nichts gefürchtet. Ein paar Jahre später war ich von unseren alten Mägden doch schon so weit unterrichtet, daß ich mich in den Nächten tapfer vor den Geistern fürchtete. Nun wurden die nächtlichen Gänge durch den Wald der Fischbacher Alpen schon bedenklicher. Wie, wenn am Rauberkessel doch Räuber säßen, oder unerlöste Seelen von Gemordeten? Wie, wenn die steinerne Mutter plötzlich lebendig würde? Die Hirtelstube, die halb verfallen unter den großen Schirmbäumen stand und keine Fenstergläser hatte, war besonders unheimlich. Die Leute wichen ihr in weiter Runde aus, so daß der Fußsteig, der hart an ihr vorüberging, schon ganz verwachsen war und weit oben durch den Jungwald ein neuer ausgetreten wurde. Denn in jener Zeit war es, daß zu den Fenstern der Hirtelstube Leute herausschauten, die schon lange gestorben waren. So sah jemand den alten Hirten Kilian, den man ein Jahr vorher in der Hütte tot aufgefunden, herausschauen, mit traurigen Geberden um Hilfe bittend. Dem er also erschienen, der ließ zu Fischbach eine Messe lesen für seine arme Seele. Da war es an einem späten Juliabend, daß ich von einer Missionsandacht nach Alpel heimging. Andere waren noch bei Tage nach Hause

jungen Sprößlingen, sie ist noch bemooster und noch verwitterter geworden und wartet auf ihr Kind. — An der Stelle, wo unter Schirmbäumen die Hirtelstube gestanden, ragt ein knochenweißer, halb vermoderter Strunk auf, an den ein großer Ameisenhaufen hingebaut ist.

Der Kühbub Franzl, der einst die Erbschaft des Wurzners gemacht hat, lebt noch, aber in einer anderen Gegend. Er hat sich aus jenen Silbertalern einen großen eisernen Kessel schmieden lassen, mit dem er zur Herbstzeit von einem Bauernhof zum andern fährt, um den Leuten vom Garten weg im Freien über einem Feuer die Kohlköpfe zu brühen, bevor diese im „Krautaler" für den Winter aufbewahrt werden. Dieser Kessel hat den Mann wohlhabend gemacht. Das kann nur einem solchen passieren, der sich vor den schwebenden Johanniskäferchen in der Waldnacht nicht fürchtet.

's Huckerl.

Von **Josef Wichner.** (Nachdruck verboten.)

Auf einmal war's da.

Zum Fenster war es hereingefludert . . . . aus dem wonnigen Mai des Stadtparkes in die Studierstube des Bücherwurms.

Und nun segelte es ratlos herum, das kleine graue Ungetüm . . . gegen die Scheiben . . . gegen den Schrank . . . in die Gardinen.

Einen Augenblick saß es auf dem Kopfe des Spino, des Dornausziehers, den ich vor Jahren aus Rom gebracht hatte, einen Augenblick auf der Kuckucksuhr . . . sodann hüpfte es über ein Manuskript und gab auch seinen Text dazu . . . weiß auf weiß . . . endlich verschwand es hinter einer Bücherreihe . . . es suchte Schutz im deutschen Dichterwald . . . hinter Walter von der Vogelweide.

Meine Frau schrie auf . . . die Küchenfee kam mit einem Besen.

Es sei eine Fledermaus, meinte die Frau, eine junge Nachteule, meinte die Magd.

Aber . . . es war am hellichten Tage gekommen . . . zur Besperzeit . . . das tun für gewöhnlich weder die Fledermäuse noch die jungen Nachteulen!

Ich räumte einige Stämme aus dem deutschen Dichterwald, will sagen, einige Bücher aus dem Wege und griff tapfer in den staubigen Winkel und nun hatte ich es in der Hand: ein Häuferl Elend . . . ein zitterndes junges Spätzlein!

Ist ganz eigenartig und fast gruselig, so einer ein Leben in der Hand trägt und könnte es mit einem Drucke vernichten — je mehr es einer bedenkt, desto weniger kann er es tun!

Maria Theresien-Thaler, so hieß es, hatte der Franzl von dem Alten geerbt. — Gerade so gut hätte ich die Erbschaft machen können, wenn die Angst vor den — Johanniswürmchen nicht gar so groß gewesen wäre. Der Strumpf soll zwar nicht allzuviel inne gehabt haben, nur ganz unten bei den Zehenspitzen seien ihrer etliche Silberklinger beisammen wie ein Beutlein gebunden gewesen.

So waren die Geheimnisse des großen Waldes allmählich entgeistert worden, daß schließlich nicht mehr viel übrig blieb als Bäume, als der Fußsteig mit den braunen Nadeln und dem knorpeligen Gewurzel und als das schöne Wasser, das so seltsam über den breiten Hochrücken heranfließt.

Dreißig Jahre später, als ich einmal von Graz über Birkfeld und Fischbach dem Alpel zugewandert, fürchtete ich, über den Berg den Weg nicht mehr zu finden, der Fußsteig werde verwachsen und der Wald überall noch wilder und dunkler geworden sein. Freilich verlor ich die Richtung, aber nicht weil es zu dicht und zu dunkel, sondern weil es zu licht geworden. Der Hochrücken des Berges war noch mit dem kurzen Heidekraut und schütter mit verkrüppelten, bemoosten Bäumen bestanden wie einst — diese Bäume auf der Höhe waren nicht größer und nicht kleiner geworden. Aber als es dann niederwärts ging, da brach der Wald plötzlich ab und vor mir tief unten lag eine weite, lichte, ganz fremde Gegend. Eine hügelige Gegend mit zerteilten Feldern, Wiesen und Waldschachen, mit Rainen, Wässerlein und weißen Sträßlein. Und diese fremde Gegend war mein Alpel, das ich — in Wald gehüllt — von solcher Stelle aus nie gesehen. Mein Vaterhaus, das sonst so hoch auf dem Berge gestanden, jetzt lag es dort scheinbar auf einem Hügel. Aber im Sonnenaufgang stand noch die ätherlichte, hohe und weithingestreckte Wand des Wechselgebirges, das viel zu gewaltig ist, als daß Menschentätigkeit daran bemerkbar wäre. Den Fischbacheralpen jedoch war hier der grüne Rock ausgezogen. Die alten Riesenbaumstämme sind teils als Kohlen, teils als Zimmerholz ins weite Land hinausgegangen. In den Tälern nagen Tag und Nacht die Holzsägen, um den Urwald zu zerschneiden, und die Parkette in den Salons von Wien und Graz ruhen auf den Trambäumen, die einst in dieser weltfernen Wildnis gewachsen. Ganz zu bewältigen aber scheint der große Wald nicht zu sein. Immer noch ziehen sich ungemessene Waldflächen über das Gebirge dahin, und in den weiten abgeholzten Flächen zwischen dem unendlichen Gestock und unter den wuchernden Himbeer- und Erdbeergebüschen, sprießen kleine, weiche Fichtenbäumchen frisch hervor, so daß es den Anschein hat, als sollte ich auf den Fischbacheralpen noch ein zweites Waldgeschlecht erleben.

Der „Schreier“ rinnt in der Sonne dahin und ist versandet, „die Mutter“ steht nicht mehr unter hundertjährigen Bäumen, sondern zwischen

stets auf Flucht bedacht, falls in dem seltsamen Ding eine Gefahr lauern sollte.

Wie ängstlich hütet doch jedes Tierlein sein bißchen Leben und wie leichtsinnig werfen es viele Menschen von sich!

's Huckerl schenkte dem zudringlichen Hausherrn keine Beachtung oder es tat wenigstens so. Als der Hansi aber mit der Pinzette seines Schnabels eine Feder nach der anderne untersuchte und zur Überzeugung kam, diese Kost sei ungenießbar, da schüttelte sich 's Huckerl plötzlich mit Macht und der Hansi flüchtete mit einem unterdrückten Aufschrei auf das oberste Sprießlein seines Käfigs.

„Ei, ei," pipte der Hansi und nickte bedächtig, „das Ding . . . lebt, es hat Federn und einen Kopf und Äuglein und einen Schnabel wie ich . . . vielleicht ist's gar ein Brüderlein fein und also wollen wir brüderlich handeln!"

Und er holte aus dem Glasnapf ein Hirsekorn und schälte es vor Huckerls Augen mit dem Schnabelmesser, wohl um zu zeigen, wo im Drahthause der Tisch gedeckt sei und wie man hier zu speisen pflege.

Und siehe, auf einmal erwachte in Huckerl die Spatzennatur, die kecke, selbstische, unverschämte, die alles für sich allein haben und anderen nicht das Schwarze unter dem Nagel gönnen will. Schwerfällig hupfte es zum Napf und kostete und als es die Körner für seinen weichen Schnabel zu hart fand, setzte es sich breit ins Glas, gottigkeit: Ich habe nichts — sollst du auch nichts haben!

Nun wandte sich unser Herz vom Proletarier ab und dem artigen Aristokraten zu. Meine Frau brachte, um ihn zu trösten, ein Stückchen Zwieback, so groß wie Hansis Kopf, und der Hansi hielt es auf seinem Stänglein gar zierlich mit dem rechten Kramperl und zupfte ein Bröslein nach dem andern ab und bemerkte in seiner Arglosigkeit gar nicht, wie unten zwei stechende Äuglein lauerten und wie aus ihnen zwei Neidstrahlen zu ihm oder vielmehr zum Zwieback hinaufdrangen.

Auf einmal erhob sich der Neidling, hüpfte mitten in den Käfig, pflanzte sich gerade unter dem vergnüglich naschenden Hansi auf, schlug mit den Flüglein wie besessen um sich, öffnete den Schnabel und stieß einen Schrei aus, ob dem wir alle erschraken, da wir dieser Kehle eine solche Kraft des Tones nicht zugemutet hätten.

Ob das Huckerl den Hansi für die Mutter hielt und geatzt sein wollte oder ob es nach einem wohlüberlegten Kriegsplane handelte, vermag ich nicht zu unterscheiden; genug — der kecke Spatz erreichte seinen Zweck: der Hansi ließ den Leckerbissen fallen und 's Huckerl spießte ihn auf und würgte daran herum, daß wir jeden Augenblick eine kleine Leiche zu gewärtigen hatten.

Fühlbar schlug das kleine Herz durch den struppigen Federpelz, die Flüglein hingen mit gespreizten Federn matt herab, ein aufkeimendes Steuerschwänzlein erklärte mir den unsicheren Flug des tollkühnen und nun schwer büßenden Seglers der Lüfte, die winzigen Kohlenäuglein blickten ängstlich-trotzig auf den Riesen, der da über Leben und Tod gebietet.

Es war Hans Huckebein, der Unglücksrabe, in Miniaturausgabe und so erkannten wir das Ding, 's Huckerl.

Alsbald umgab den kleinen Schelm eitel Mitleid und Liebe.

Der zunächst liegende Gedanke, das verirrte Kind den Eltern wiederzugeben, mußte sogleich verworfen oder die Ausführung wenigstens aufgeschoben werden; denn draußen hatte sich inzwischen der Sturm erhoben, der Regen peitschte an die Fenster, Papa und Mama waren in dem großen Parke, so meinten die Bäume, die ihre Häupter schüttelten, nicht zu finden. Unter solchen Umständen wäre eine Entlassung des Häftlings tatsächlich „für die Katz" gewesen.

Vielleicht hat 's müde Huckerl Hunger?

Richtig . . . als sich die Finger mit in Milch geweichten Semmelbröcklein näherten, da sperrte der kleine Gassenjunge den Schnabel mit den gelben Winkeln wie ein Scheunentor auf und schluckte ein Bröcklein nach dem andern gierig hinunter — ist doch ein wahres Glück, wenn einer in all dem Elend dieser Welt den Appetit nicht verliert.

Und was nun?

Der Leser muß wissen: Wir haben einen Kanari mit dem äußerst seltenen Namen Hansi.

Spatz und Kanari sind sozusagen Verwandte und also übergaben wir 's Huckerl dem Herrn Vetter zur Pflege und da saß es nun regungslos auf dem sandigen Boden des Käfigs „und atmete lang und atmete tief" und harrte der Dinge, die da kommen mochten.

Dem Hansi war die Sache völlig neu. An seine früheste Jugend, da er mit vielen Brüdern und einigen Schwestern im Kindszimmer gesessen, konnte er sich wohl nicht mehr erinnern und seitdem hatte er notgedrungen jeden Verkehr mit Wesen seiner Art aufgegeben und war ein Einsiedler geworden.

Neugierig drehte er sein Köpflein gegen den grauen Federball am Boden.

„Was das nur für ein sonderbares Ding sein mag? Der Mann, der immer am Schreibtisch sitzt und mich speist und tränkt, hat's hereingesteckt und alsdann ist's wohl etwas zum Fressen? Ah was — untersuchen wir's . . . probieren geht über studieren!"

So dachte der Hansi, sprang auf den Boden und trippelte auf's Huckerl zu . . . vorwärts . . . zurück . . . vorwärts . . . zurück . . .

Da sagte der „Floh“: „Ich will bei Mutter b’eiben, bis ich danz b’oß bin.“

Und der kleine Karli meinte: „Und ich will daheim recht fleißig lernen und der lieben Mutter nie . . . . nie Kummer und Sorge machen.“

Und die blonde Eva, die küßte das Hucker ungezähltemale und machte ihm aus Watta ein Bettlein in einer Pappschachtel und gelobte, am nächsten sonnigen Tage das dumme Ding, das sich in seinem Unverstande verflogen, in den Park zu tragen und auf den Baum zu setzen, in dessen Krone sie die Spatzenmutter seufzen hören würde.

Und so ist es auch geschehen.

Ob aber ’s Hucker noch lebt, das müßt ihr wirklich die Katze fragen oder den bösen Mann mit dem Schießgewehr.

Die Wahrheit allein?

Eine Erzählung von **Hans Malser.**

Da war einmal ein frommer Mann. Und dem kam eines Tages die Erleuchtung: Du mußt der Wahrheit leben. Alles was du sagst und tust, sei vom Herzensgrunde wahr. Jedes Wort, das du sprichst, muß die reine Wahrheit sein und alle Wahrheit mußt du sagen.

Er hub an, nun jedem darzutun, was er bei allem und über alles in seinem Innersten denke, und herzuzählen, wie und wann er bisher unredlich gewesen. Und er rief das alles von der Kanzel herab, denn er war Pfarrer in einer evangelischen Landgemeinde. „Alles Verderbens Ursache ist die Lüge. Jeder Wurm im Staube steht unendlich höher als der Mensch, der Wurm ist Wahrheit, der Mensch ist Lüge. Was er tut und was er sagt, was er denkt und was er fühlt, ist Lüge, und das hat ihn in Widerspruch gesetzt zur Wirklichkeit, zu allem Seienden, darum ist unselig seine Geburt, sein Leben und sein Tod. Lasset uns Menschen machen nach dem Bilde Gottes, der die Wahrheit ist. Lasset uns nichts denken, nichts sagen, nichts sein, was unserer heiligen Überzeugung nicht entspricht. Keine Macht der Welt soll uns zwingen, auch nur ein I-Pünktchen anders zu reden, als es in uns ist. Zu uns selbst und zu anderen. Wehe wird es anfangs tun, aber in keines Herzens Grund wird ein Groll zurückbleiben, in keinem Gemüte wird Mißtrauen können keimen und der Mensch wird dem Menschen zwar ernst und richtend, aber hellen treuen Auges entgegenstehen, einer wird dem andern klar auf den Grund sehen — dann muß alle Scheelsucht schwinden und alle sind vereint in dem, was wahr, was beständig,

Der gelbe Hansi aber wurde sichtlich noch gelber vor Ärger über den unverschämten Gast und dieser Ärger gab ihm den Mut, dem Feinde den süßen Brocken abzujagen. Er warf sich in die Arena und nun gab's einen ergötzlichen Kampf, in dem richtig 's Huckerl Sieger blieb.

Wo nur der Kerl trotz seiner zarten Jugend alle Finten des Kriegshandwerkes gelernt haben mochte! Allweil stellte er sich so und drehte er sich so, daß der Hansi die breite Rückseite vor seinem Schnabel hatte und den Proviant nicht erreichen konnte, und während der Hansi des Gegners Stumpfschwänzchen grimmig bearbeitete, würgte der Kopf mit verdrehten Augen, und fiel ein Bröcklein ab, so trat 's Huckerl mit einem Fuß darauf und auf einmal war der gute Bissen bis aufs letzte Brosämlein in dem Schlunde des Nimmersattes verschwunden.

„Na," sagte ich lachend und griff das Tierchen aus dem Käfig, „der Bursch geht in der großen Welt draußen nicht zugrunde; den Hansi aber wollen wir vom ungebetenen Gaste befreien."

Da stürmten der Nachbarin Kinder, die blonde Eva, der sanfte Karli und der kleine Eugen, auch „Floh" geheißen, ins Zimmer und nun war des Bittens und Bettelns kein Ende: ich mußte ihnen die Geschichte des Huckerls erzählen und ich mußte ihnen das Tierchen wenigstens bis zum Eintritt einer günstigen Witterung zur Pflege überlassen.

Die Kinder der Nachbarn lieben die Tiere, sie setzen das Goldkäferlein, das vom Strauch gefallen, wieder aufs Rosenblatt, sie legen die Schnecke, die sich auf die Straße gewagt, behutsam ins grüne Gras und also — töten sie das Huckerl höchstens aus — Liebe, und so ein Tod soll, wie das Veilchen meinte, das von den Füßen des Mädchens zertreten sein wollte, gar beseligend sein.

Besonders der „Floh" war ganz gerührt, als ich ihm zu bedenken gab, wie die Spatzeneltern am Abend ihr Buberl vermissen würden.

„Ja, meine Lieben, da wird die Spatzenmutter ihre Kinder zählen und sagen:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Wo ist nur unser Huckerl 'blieben?
Ach Gott, vielleicht erwischt's die Katze
Mit ihrer scharfen Mördertatze,
Vielleicht erfriert's in Sturm und Regen,
Wird totgetreten auf den Wegen . . .
O Kinder, habt ihr je bedacht,
Was ihr uns doch für Sorgen macht!?"

Darauf wird der strenge Spatzenvater brummen:

„Na, na . . . pip . . . pip . . . dem Kerl g'schieht recht,
So durchzubrennen, das war schlecht!
Ein braves Kind das bleibt zu Haus,
Zieht nicht zu früh in die Welt hinaus;
Erst wenn man tüchtig fliegen kann,
Dann geht für uns das Reisen an!"

fest bei seinem Grundsatz: Wahrheit! Für jedes Ding rücksichtslos den rechten Namen, und keinen Hinterhalt in des Herzens Falte — alles heraus!

Als das Absetzungsdekret kam, wollte es ihm keiner überbringen. Ganz merkwürdig fühlten sie sich im Banne. „Schlecht ist er ja nicht", sagten sie sich nun auf einmal, „seine schreckliche Aufrichtigkeit, sonst hat er kaum einen Fehler. Wir bekommen keinen bessern. Vielleicht wäre es wohl richtig, daß in jeder Gemeinde einer sei, der die reine Wahrheit spricht und nichts als diese, und diese immer. Und wer kann dieses Vorbild anders sein, als der Pfarrer? Und wenn er dem Herrn Jesus will nachfolgen, da darf, da kann er gar nicht anders sein. — Sie zögerten und mancher suchte seine vorherigen Beschwerden gegen ihn zu dämpfen. So begann sachte auf sie die Würde der Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu wirken. Doch andere sagten: Was hilft's, es kann höchstens noch ein paar Monate so fortgehen, wenn man ihm ausweicht, wenn keine Taufe und kein Begräbnis ist. In der Kirche wäre es ja zu ertragen, da soll er sagen, was er will, aber außer der Kirche soll er die Leute in Ruh' lassen. Ja wohl, auf der Kanzel soll er sagen, das Stehlen sei bei Gott verboten! aber er darf nicht sagen: Du Weber dort am Pfeiler, ich glaube bestimmt, du stiehlst den Leuten Garn! Nein, das geht nicht, auch auf der Kanzel nicht, einen solchen Pfarrer kann keine Gemeinde brauchen, und wenn es die gerechteste wäre. Er muß fort!

Der Pfarrer aber blieb aufrecht und wich nicht. Die Wahrheit war sein fester Schirm. Wer bei der Wahrheit steht, der steht bei dem Wirklichen, bei den Tatsachen, die schon durch ihre Wesenheit allein in alle Ewigkeit für ihn zeugen müssen. An diesem Felsen zerschellt jeder Widersacher. Wenn jetzt in erster Wirkung der Wahrheit Zwietracht und Haß und Elend und Herzleid regieren, was bedeutet das? Endlich muß die Einsicht der Menschen aufleuchten und die aus dem Märtyrertum erstandene Wahrheit siegt. Dann hat alles Leid und alle Feindschaft ein Ende und das Himmelreich ist gekommen. — Er stand so lange, bis die Männer kamen, seine Wohnung räumten und die Sachen hinaus auf den Anger stellten. Er sah es, zuckte die Achseln und sagte gehoben: Sie können der Wahrheit nicht widersprechen, aber sie schlagen mich, weil ich die Wahrheit gesprochen habe. Die Pfarrersfrau, als sie sah, was mit ihrem Heim geschah und daß die Kinder in der nächsten Nacht unter freiem Himmel schlafen müßten, fiel auf der Stelle zusammen, und als sie sich von einer schweren Ohnmacht erholt hatte, wurde sie auf das Stroh einer Häuslerin gebracht, von dem sie nicht mehr aufstand. Ein Nervenfieber hatte sie ergriffen, und als ihre Wangen und ihre Hände glühten, schickte sie die schluchzenden Kinder nach dem Vater aus, weil sie ihm

was natürlich, was Gott ist. In unserer Gemeinde soll das erste Vorbild der Wahrheit sein, euch allen, liebe Brüder und Schwestern, werde ich sie sagen und bei mir will ich den Anfang machen." So predigte er und begann einzugestehen, wie er gegen diesen und jenen manchmal heimlich Mißgunst gehegt, wie er unter dem Scheine der Demut hochmütig gewesen, wie ihm unzüchtige Wünsche anwandelten dort, wo er die Unschuld weisen und lehren sollte und wie er nach Geld getrachtet habe unter dem Vorwand, er wirke für die ihm anvertrauten Seelen. Die Zuhörer spannten weit die Augen auf und hielten ihren Pfarrer jetzt gerade erst für einen Heiligen. Dann begann er zu sprechen, was er sich von seinen Nachbarn denke, von dem Fleischer und Bäcker, von dem Schneider und Schuster, von dem Schullehrer und Bürgermeister und von den dazugehörigen Frauen. Gleichsam mit beiden Händen hob er die schmutzige Wäsche und hielt sie hoch vor aller Augen, daß die empörten Zuhörer heftig aufstanden und die Kirche verließen. Freilich sagte er ihnen auch ihre Tugenden ins Gesicht, die Güte der Krämerin und die Schönheit der Schusterin, den Eifer des Lehrers, die Geschicklichkeit des Schlossers und das Almosengeben des Bürgermeisters; aber das half ihm nichts mehr, machte die Sache nur schlimmer, weil es alle anderen als Zurücksetzung empfanden, wenn gerade nur dieser und jener in diesem und jenem gelobt wurde.

So trieb es nun der Pfarrer so lange es ging. Seine Frau sah bereits die unheilvollen Wetter, die von allen Seiten aufstiegen und bald über das Pfarrhaus zusammenschlugen; sie beschwor ihn, einzuhalten und nicht sich selbst und seine Familie zugrunde zu richten. In dieser seiner Frau allein sah er alle Vollkommenheit, sie war stets sein Vertrauen und sein Halt gewesen, wenn er an sich und der Welt verzweifeln wollte; diese schöne, sanfte Frau, so gütig wie treu, züchtig und rein, gleichsam als Mutter noch jungfräulich, sie lag jetzt vor ihm hingesunken und weinte unversiegbare Tränen darüber, was er mit seinem Wahrheitskultus alles zerstört habe. Die Kinder hatte er blutig geschlagen, weil sie in Einfalt oder Vorwitz manchmal etwas anders sagten, als es war. Die Gemeindeinsassen, alle hatte er sie durcheinandergebracht und zwar wider seinen Willen gegeneinander gehetzt.

Die Lehre, stets nach seinen innersten Gedanken und Gefühlen, um nicht zu sagen Begierden, zu sprechen und zu handeln, hatte im Dorfe Bestien entfesselt. Mit der ganzen Gemeinde hatte der Pfarrer sich tötlich verfeindet, er konnte nicht mehr vor die Türe gehen, ohne von Mißhandlungen bedroht zu sein. Vom Oberkirchenamte stand die Absetzung bevor. Der Staatsanwalt tauchte auf; es ward behauptet, daß der Pfarrer auch gegen den Landesfürsten eine Wahrheit gesagt habe. Irrenärzte waren geschickt, um den Pfarrer zu untersuchen. Aber dieser blieb

fest bei seinem Grundsatz: Wahrheit! Für jedes Ding rücksichtslos den rechten Namen, und keinen Hinterhalt in des Herzens Falte — alles heraus!

Als das Absetzungsdekret kam, wollte es ihm keiner überbringen. Ganz merkwürdig fühlten sie sich im Banne. „Schlecht ist er ja nicht“, sagten sie sich nun auf einmal, „seine schreckliche Aufrichtigkeit, sonst hat er kaum einen Fehler. Wir bekommen keinen bessern. Vielleicht wäre es wohl richtig, daß in jeder Gemeinde einer sei, der die reine Wahrheit spricht und nichts als diese, und diese immer. Und wer kann dieses Vorbild anders sein, als der Pfarrer? Und wenn er dem Herrn Jesus will nachfolgen, da darf, da kann er gar nicht anders sein. — Sie zögerten und mancher suchte seine vorherigen Beschwerden gegen ihn zu dämpfen. So begann sachte auf sie die Würde der Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu wirken. Doch andere sagten: Was hilft's, es kann höchstens noch ein paar Monate so fortgehen, wenn man ihm ausweicht, wenn keine Taufe und kein Begräbnis ist. In der Kirche wäre es ja zu ertragen, da soll er sagen, was er will, aber außer der Kirche soll er die Leute in Ruh' lassen. Ja wohl, auf der Kanzel soll er sagen, das Stehlen sei bei Gott verboten! aber er darf nicht sagen: Du Weber dort am Pfeiler, ich glaube bestimmt, du stiehlst den Leuten Garn! Nein, das geht nicht, auch auf der Kanzel nicht, einen solchen Pfarrer kann keine Gemeinde brauchen, und wenn es die gerechteste wäre. Er muß fort!

Der Pfarrer aber blieb aufrecht und wich nicht. Die Wahrheit war sein fester Schirm. Wer bei der Wahrheit steht, der steht bei dem Wirklichen, bei den Tatsachen, die schon durch ihre Wesenheit allein in alle Ewigkeit für ihn zeugen müssen. An diesem Felsen zerschellt jeder Widersacher. Wenn jetzt in erster Wirkung der Wahrheit Zwietracht und Haß und Elend und Herzleid regieren, was bedeutet das? Endlich muß die Einsicht der Menschen aufleuchten und die aus dem Märtyrertum erstandene Wahrheit siegt. Dann hat alles Leid und alle Feindschaft ein Ende und das Himmelreich ist gekommen. — Er stand so lange, bis die Männer kamen, seine Wohnung räumten und die Sachen hinaus auf den Anger stellten. Er sah es, zuckte die Achseln und sagte gehoben: Sie können der Wahrheit nicht widersprechen, aber sie schlagen mich, weil ich die Wahrheit gesprochen habe. Die Pfarrersfrau, als sie sah, was mit ihrem Heim geschah und daß die Kinder in der nächsten Nacht unter freiem Himmel schlafen müßten, fiel auf der Stelle zusammen, und als sie sich von einer schweren Ohnmacht erholt hatte, wurde sie auf das Stroh einer Häuslerin gebracht, von dem sie nicht mehr aufstand. Ein Nervenfieber hatte sie ergriffen, und als ihre Wangen und ihre Hände glühten, schickte sie die schluchzenden Kinder nach dem Vater aus, weil sie ihm

was natürlich, was Gott ist. In unserer Gemeinde soll das erste Vorbild der Wahrheit sein, euch allen, liebe Brüder und Schwestern, werde ich sie sagen und bei mir will ich den Anfang machen." So predigte er und begann einzugestehen, wie er gegen diesen und jenen manchmal heimlich Mißgunst gehegt, wie er unter dem Scheine der Demut hochmütig gewesen, wie ihm unzüchtige Wünsche anwandelten dort, wo er die Unschuld weisen und lehren sollte und wie er nach Geld getrachtet habe unter dem Vorwand, er wirke für die ihm anvertrauten Seelen. Die Zuhörer spannten weit die Augen auf und hielten ihren Pfarrer jetzt gerade erst für einen Heiligen. Dann begann er zu sprechen, was er sich von seinen Nachbarn denke, von dem Fleischer und Bäcker, von dem Schneider und Schuster, von dem Schullehrer und Bürgermeister und von den dazugehörigen Frauen. Gleichsam mit beiden Händen hob er die schmutzige Wäsche und hielt sie hoch vor aller Augen, daß die empörten Zuhörer heftig aufstanden und die Kirche verließen. Freilich sagte er ihnen auch ihre Tugenden ins Gesicht, die Güte der Krämerin und die Schönheit der Schusterin, den Eifer des Lehrers, die Geschicklichkeit des Schlossers und das Almosengeben des Bürgermeisters; aber das half ihm nichts mehr, machte die Sache nur schlimmer, weil es alle anderen als Zurücksetzung empfanden, wenn gerade nur dieser und jener in diesem und jenem gelobt wurde.

So trieb es nun der Pfarrer so lange es ging. Seine Frau sah bereits die unheilvollen Wetter, die von allen Seiten aufstiegen und bald über das Pfarrhaus zusammenschlugen; sie beschwor ihn, einzuhalten und nicht sich selbst und seine Familie zugrunde zu richten. In dieser seiner Frau allein sah er alle Vollkommenheit, sie war stets sein Vertrauen und sein Halt gewesen, wenn er an sich und der Welt verzweifeln wollte; diese schöne, sanfte Frau, so gütig wie treu, züchtig und rein, gleichsam als Mutter noch jungfräulich, sie lag jetzt vor ihm hingesunken und weinte unversiegbare Tränen darüber, was er mit seinem Wahrheitskultus alles zerstört habe. Die Kinder hatte er blutig geschlagen, weil sie in Einfalt oder Vorwitz manchmal etwas anders sagten, als es war. Die Gemeindeinsassen, alle hatte er sie durcheinandergebracht und zwar wider seinen Willen gegeneinander gehetzt.

Die Lehre, stets nach seinen innersten Gedanken und Gefühlen, um nicht zu sagen Begierden, zu sprechen und zu handeln, hatte im Dorfe Bestien entfesselt. Mit der ganzen Gemeinde hatte der Pfarrer sich tötlich verfeindet, er konnte nicht mehr vor die Türe gehen, ohne von Mißhandlungen bedroht zu sein. Vom Oberkirchenamte stand die Absetzung bevor. Der Staatsanwalt tauchte auf; es ward behauptet, daß der Pfarrer auch gegen den Landesfürsten eine Wahrheit gesagt habe. Irrenärzte waren geschickt, um den Pfarrer zu untersuchen. Aber dieser blieb

Ein ähnliches Schicksal stellt Fritz Philippi in seinem Drama „Der Wahrheitsnarr" dar. Ich erinnere mich daran zu dieser Zeit, da so lebhaft über die Notlüge hin- und hergesprochen und geschrieben wird, und da so viele die Notlüge unbedingt verdammen, das rücksichtslose Bekennen auch subjektiver Wahrheit für die höchste Pflicht des Menschen halten und selbst das Verschweigen der Wahrheit als Lüge erklären.

Die Tugendhaften.

Geschichte aus einem stillen Dorfe.

„Heut früh ist schon eine ins Wasser gegangen!" wußte der Pailhofer zu erzählen, der auf dem Dorfplatze stand, nahe dem Brunnen, wo ein Fuhrmann sein Pferd wässerte und eine Magd ihren Zuber voll schöpfte. Weil sie darauf nicht achteten, des Brunnengeräusches wegen es vielleicht gar nicht gehört hatten, so sagte er es noch einmal: „Heut' früh ist eine ins Wasser gegangen."

„Geh plausch' nit," antwortete der Fuhrmann. „Ins Bad vielleicht. Kann schon sein."

„Unten bei der Klausenwehr hat sie der Gemeindediener herausgefischt!"

Schauten die am Brunnen auf. „Soll's wirklich wahr sein? Aber mein Gott, wer denn?"

Der Pailhofer hob die Achseln und ließ sie wieder fallen. „Rat einmal."

„Unvergebens hineingefallen?"

„Zufleiß hineingesprungen. Wird schier nit anders sein."

„Ein Weibsbild, sagst?"

„Ein junges Weibsbild." Er blinzelte mit einem Auge.

„Jetzt, wenn's wahr ist, so red einmal!" rief die Magd am Brunnen.

„Daß die Weiberleut' aber schon gar so viel neugierig mögen sein!" sagte der Pailhofer bedächtig und hub an, sich seine Pfeife zu stopfen.

„Wer soll's denn lauter sein?" fragte der Fuhrmann mit leiser Stimme und schaute um sich.

„Eine, um die's kein Schad ist," antwortete der Bauer und strich mit dem Zündholz über den Hinterteil des Oberschenkels. „Hast sie eh auch gut gekannt, Fuhrmann. Hast eh auch gern dein Rössel bei ihr eingestellt."

„Mein Rössel? Ich? Beim Traubenwirt? Wird doch d i e nit —"

„Wohl wohl! die Traubenwirtin ist ins Wasser gegangen. Maustot. Haben sie just vor einer halben Stund' in die Totenkammer getragen."

etwas mitzuteilen hätte. Der Pfarrer war die Dorfstraße hinabgegangen, um den Leuten, die ihm standen, Wahrheit zu lehren. Nun kam er ans Bett. Als er die Glut ihrer Hand fühlte, sagte er: „O mein geliebtes Weib, wie du fieberst! Ich fürchte, du wirst sterben. Bist du mit Gott in Ordnung?“

„Bis auf eins,“ antwortete sie mit heller Stimme. „Mann, ich habe ein Geheimnis, das ich dir sagen soll und doch nicht sagen kann.“

„Ich bitte dich im Namen der ewigen Wahrheit, sage es!“

„Mann, du erträgst es nicht.“

„Habe ich mich vor der Wahrheit jemals gefürchtet?“

„Mann — noch vor unserer Vermählung — du bist nicht der erste gewesen!“

Da war er zurückgetaumelt. Da wehrte er sich vor dieser furchtbaren, dieser tödlichen Wahrheit und schrie: „Sie spricht in Fieberphantasie!“ — Wieder stürzte er an ihr elendes Lager, um ein anderes Wort, eine bessere Wahrheit von ihr zu erzwingen — da lag sie in Bewußtlosigkeit und lallte nur noch Unverständliches im letzten Versinken.

Als sie tot war, lag er hinter der Hütte auf dem Steinhaufen. Das ganze Dorf wußte bereits, was die Sterbende gesagt. Man schauderte, aber niemand wagte es, mit einem guten Worte ihm nahezutreten. Er war gebrochen und merkte es kaum, wie seine drei Kinder heulten nach der Mutter. Da kam ein alter Mann des Weges, auf zwei Stecken sich stützend, es hieß, er sei beinahe hundert Jahre alt. Mit dem war der Pfarrer manchmal gern unter dem Nußbaum gesessen und hatte mit ihm geredet über hohe Dinge. Jetzt in seinem namenlosen Jammer streckte der Pfarrer die Hände nach ihm aus: „Vater Lorenz! Kommt doch her zu mir!“

Der Alte schwankte hin und ihm, der seit siebzig Jahren nicht mehr geweint hatte, war das altersblöde Auge feucht.

„Verlaßt mich nicht, Vater Lorenz. Sagt mir doch, warum ich so unglücklich habe werden müssen? Die Wahrheit! Immer habe ich gehofft, sie wird mich rechtfertigen und zum Heile führen. Und siehe, nun bricht sie hervor aus dem einzigen Menschen, auf den ich all mein Vertrauen habe gesetzt, bricht hervor wie der Blitz aus der Wolke und schlagt mich tot. Sage mir doch, Lorenz, wie kann das sein?“

„Armer Mensch,“ sprach nun der Greis, und sein weißes Haupt schütterte bei jedem Wort, „die Wahrheit — das war schon recht, das war schon recht. Aber die Wahrheit *allein*? Höre, was es ist, höre es, Pfarrer: *Um der Wahrheit willen hast du — der Liebe vergessen!*“

*
* *

In der Tischlerwerkstatt hobelte der Geselle an den Sargbrettern.

„Ein Bettstattl für die Traubenwirtin!“ lachte jemand zum offenen Fenster herein. „Hast dich auch drum gekümmert, gelt?“

„Ich denk' wohl!“ brummte dieser kurz und die geringelten Späne flogen pfeifend aus dem Hobel.

Auf dem Friedhofe waren zwei Männer beschäftigt, eine Grube auszuschaufeln. Der eine hatte einen ziegelroten Vollbart, der andere einen schwarzen Schnurrbart. Ein dritter schaffte mit einem Handkarren die ausgegrabenen Steine und Knochen an den Rain hinüber. Die zwei Grabenden stützten ihre Arme manchmal auf den Spatenstiel und schauten durch die offene Tür in die nahe Totenkammer, wo auf einem Schragen die Leiche lag. Man sah aus dem Dunkeln von ihr nur die Fußsohlen der Frauenschuhe. Die Männer plauderten schmunzelnd über diese Schuhe und über die Strümpfe. Sie ergingen sich in Erinnerung „an allerhand Dummheiten,“ die ihnen heute noch Spaß zu machen schienen.

„Um die Schuh' ist's eigentlich schad',“ sagte der Rotbärtige.

„Wird sich nit viel wehren, wenn du ihr sie ausziehst.“

„Hat sich nie viel gewehrt,“ lachte der andere. „Gut, daß sie hin ist.“

Da redete der Karrenschieber drein: „Da ist's halt immereinmal lustig gewesen, gelt? Dazumal, wie du ihr beim Almwirt den Krampamperl hast aufgewartet!“

„Halt's Maul!“ fuhr ihn der Rotbärtige an.

Krampamperl, so nennt man in jener Gegend den mit gebranntem Zucker versetzten Glühwein, der bei ausgelassenen Gelagen beliebt wird, um „die Weibsbilder toll zu machen.“

Am nächsten Tage schob der Rotbärtige den Sarg aus der Totenkammer bis an den Rand der Grube hin, so knapp, daß er endlich überkippte und mit dumpfen Gepolter hinabstürzte. Zugegen war der Traubenwirt, seine alte Mutter und der Bezirkskommissär. Sonst niemand. Außerhalb der Umfriedung standen ein paar müßige Leute und machten ihrer Entrüstung Luft darüber, daß ein solches „selbstmörderisches Mensch“ in geweihter Erde begraben werde.

Nach der Einscharrung ging der Traubenwirt zum Gemeindevorsteher und verlangte von ihm den Brief zurück. Der Mann erinnerte sich zuerst nicht, von welchem Briefe die Rede sei, dann durchsuchte er seine Säcke und sagte endlich, der Wisch müsse verstreut worden sein, oder gar in den Ofen geworfen. Die Magd pflege beim Ausstauben der Kleider solches Zeug wegzutun.

Noch an demselben Tage sperrte der Traubenwirt sein Gasthaus. Aber es war um ein paar Jahr zu spät.

Die Magd stand sprachlos, der Fuhrmann klatschte vor Überraschung auf sein Bein.

„Ja, warum denn?“

„Weiß man's? Der Mannsbilder wegen wird's halt hergegangen sein. Weißt es eh, wie's die hat getrieben. Ich sag, die ist gut weg.“

„O du heilige Zeit!“ rief jetzt die Magd aus. „Heißt es doch, daß die Traubenwirtin ihren Mann so gern gehabt hat.“

„Ja, und andere Männer noch lieber. Der ist jeder recht gewesen. Man hat's ja eh gesehen in ihrer Gaststuben. Alle Tag ist sie auf einem andern seinem Schoß gesessen. Das ist ein Luderl gewesen.“

Dort unter den Roßkastanien hin ging ein Mann. Ein noch junger Mann. Er hatte keinen Hut auf, sein schwarzes Haar war verworren, er ging ganz langsam, wie unentschlossen. Er ging dem Pfarrhofe zu. Die am Brunnen taten, als sähen sie ihn nicht. Es war der Traubenwirt.

Beim Pfarrer soll er mit gefalteten Händen um ein ehrliches Begräbnis gebeten haben. Sie wäre freilich nicht ganz so gewesen, wie sie hätte sein sollen, aber gern gehabt habe er sie doch. Der Arzt hätte gesagt, sie wäre ein krankes Leut gewesen, sie hätte halt so eine Natur gehabt. Einen Brief hätte man gefunden, da stehe was drinnen. Er bringe ihn, wenn der Herr Pfarrer wollt lesen.

Dieser wehrte mit der Hand ab. „Eine Selbstmörderin! Da wird nichts gebetet und nichts geläutet. Ich darf nicht und ich darf nicht.“ Da ist der Traubenwirt traurig wieder fortgegangen.

Den Brief hatte man in ihrem Zimmerkörbchen gefunden, ganz obenauf über Nadelkissen und Zwirn. Die Zeilen waren schnell und schief hingeschrieben über das Blatt, sie waren an ihren Mann gerichtet. Dieser Brief hatte dem Traubenwirt schier das Herz gespalten. Er hatte ihn dann dem Gemeindevorsteher gezeigt, mit dem er auf der Gasse zusammengetroffen. Das war ein schlanker hagerer Mann mit einer großen Glatze. Man sah diese Glatze, so oft er an einem Bildstöckl vorbeikam und seine schwarze Tuchmütze zog. Er zog sie stets sehr tief und setzte sie erst wieder auf, wenn das Heiligenbild weit dahinter lag. Er war immer glatt rasiert und das als „Burgermeister“, und er trug immer ein schwarzes Tuchgewand, weil er auch das Amt eines Kirchenvorstehers versah. An Sonn- und Feiertagen zündete er in der Kirche die Lichter an, sammelte mit dem Klingelbeutel Münzen ein; bei Wallfahrten war er Vorbeter und Vorsänger und benahm sich mit demütig vorgebeugtem Haupte stets sehr erbaulich. Diesem Manne hatte der Traubenwirt den Brief gezeigt. Der Vorsteher steckte seine Brille auf die Nase, las ihn, las ihn ein zweitesmal, dann legte er ihn langsam zusammen, steckte ihn in seine Brusttasche und sagte: „Das ist nix für die Leut. Den Brief mußt nit umeinander zeigen. Ich heb dir ihn auf.“

Die aus dem Volke hervorgegangenen Selbstlerner (zu deutsch Autodidakten) machen in der deutschen Geistesrepublik eine beträchtliche Zahl aus. Ganz einzig aber unter diesen Selbstlernern steht der Hirtenbauer von Schoppernau da. Daß ein Bauer, der nur seine zweiklassige Dorfschule besucht, der mit harter Bauernarbeit, mit Armut und allen erdenklichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, dazu noch halbblind war, durch Selbstbildung sich zu einem weitschauenden abgeklärten Geiste, zu einem wahren Künstler emporgearbeitet hat, wie Michel Felder, das ist geradezu beispiellos. Wozu dann alle unsere systematisierten Literaturschulen, die auf normalem Bildungswege uns bis über die Universität hinaus verfolgen, wenn ein wahrhaft starker Geist allein aus sich heraus, nur von zufälligen Vorbildern unterstützt, ein so tiefgründiger Denker, ein so kräftiger Former, ein so vollendeter Stilist werden kann? Und das Entscheidende: die Selbstbildung dieses Mannes hat die Ursprünglichkeit seines Charakters nicht zu Tode gebildet! An Kleinigkeiten merkt man zwar, daß Felders Buch „Aus meinem Leben" unter die Hände eines Schulmeisters geraten ist; aber einen solchen Schulmeister kann man sich gefallen lassen, er hat für das Lebendige und Werdende unserer Sprache ein menschlich fühlendes Herz. Die köstlichen Volksausdrücke, die dem hochdeutschen Stil so bewundernswert eingefügt sind, hat der gelehrte Herausgeber in Anmerkungen erklärt, nicht aber ausgebrochen, wie es manch anderen Volksdichtern von wütigen Schulmeistern schon geschehen ist. Geborene Volksdichter, selbst wenn sie noch so fehlerhaft sind, kann man einmal nicht verbessern, ohne sie zu verschlechtern.

Im Bregenzerwald, ganz hinten in einem Engtale des Hochgebirges, steht das Dorf Schoppernau. Dort wurde im Jahre 1839 einem armen, braven Hirtenbauer das Söhnlein Hans Michel geboren. Dieser Hans Michel ist selbst Hirtenbauer geworden und geblieben. Aber als solcher hat er mehrere nahezu klassische Dichterwerke verfaßt, hat sich für die gesellschaftliche und geistige Befreiung seines Volkes eingesetzt und ist, dreißig Jahre alt, als Märtyrer seiner Sache gestorben.

Seine Jugendzeit erzählt Felder selbst in dem vorliegenden Werke. Es ist eine Art Idyll, aber eins, das den Leser sehr traurig macht. Dem Hans Michel Felder fehlte zu seiner Begabung das Glück, zu seinem Erfolg ein längeres Leben. Gleich die Natur hatte ihn übel bedacht, sie gab ihm einen schwächlichen Körper und einen Sehfehler im rechten Auge. Der Knabe wurde zu einem Kurpfuscher gebracht, der — anstatt das rechte Auge zu heilen — in betrunkenem Zustande auch das linke zugrunde gerichtet hat. Also halbblind hat der Mann, von allerlei äußeren Verhältnissen gedrückt, von seltenen Widerwärtigkeiten verfolgt, seinem unbändigen Bildungsdurste zu genügen suchen müssen. Kirche, Kühe,

Im Dorfkirchhof ...

Im Dorfkirchhof die Kreuze der Bauern
Müssen schier in die Ewigkeit dauern;
Denn auch die Jahrzehnt' und Jahrhunderte alten
Sind sorgsam wie die von gestern gehalten:
Neu eingemeißelt und eingebrannt
Die alten Sprüche von lieber Hand,
Vergoldet der Christus und Nam' und Jahr ...
Und wie bedeutsam der Tote war ...

„Was seid denn ihr vor der Weltgeschichte?" —
So sitzt der Professor euch zu Gerichte.
Ich aber hab's in der Chronik gelesen,
Wie hart und störrisch der Boden gewesen,
Wie der Wildbach über die Saaten gebraust,
Wie oft der Feind in der Gegend gehaust ...
Nun grünt es und blüht es und wächst und gedeiht:
Ihr habt ein Recht auf Unsterblichkeit.

Hans Rudorfi.

Michel Felder, der Bauerndichter.

„Aus meinem Leben" von Fr. M. Felder. Herausgegeben von Anton E. Schönbach. Wien. Verlag des literarischen Vereines. 1904.

Im Sommer des Jahres 1870 hat meine Wanderlust mich in den Bregenzerwald geführt, wo ich eines Abends im kleinen Gebirgsdorfe Schoppernau abrastete. Im Wirtshause daselbst gab es ein aufgeregtes Hin- und Herreden zwischen Bauern und einigen Fremden. Um einen Grabstein handelte es sich, den Fremde auf dem Kirchhof daselbst setzen und den die Gemeinde und das Pfarramt nicht annehmen wollten. Obschon er einem des Jahres vorher verstorbenen Schoppernauer Dorfinsassen vermeint war. Denn dieser Dorfinsasse war ein Sonderling bedenklichster Art gewesen. Zwar ein Hirtenbauer wie alle anderen, aber nebenbei hatte er neuzeitige Schriften gelesen, in der Gegend verbreitet, selbst verdächtige Bücher geschrieben, allerhand abwendische Einrichtungen aufgebracht, gegen die hochwürdige Geistlichkeit gearbeitet, wobei er von den Freimaurern unterstützt worden war! Bei einem solchen Menschen ist man froh, wenn ihn Gott frühzeitig abruft zur Rechenschaft, aber man setzt ihm mitten in der katholischen Totengemeinde kein Denkmal. Der Denkstein steht allerdings heute auf dem Grab, doch auch ohne seiner weiß man, daß die Freunde jenes Vorarlberger Bauerndichters und Reformators gesiegt haben, und jenes Wirtshaus, in dem damals der Verewigte so laut geschmäht worden, hat sich seither durch die Fremden, die nach dem entlegenen Alpendorfe kamen, wohl auch um Hans Michel Felders Grab zu besuchen, zu einem stattlichen Gasthof aufgeschwungen. Das jüngere Geschlecht verehrt dankbar den Mann, den die Väter verachtet hatten.

Der Herausgeber hat Felders Selbstbiographie mit einer glänzenden literarischen Einleitung versehen. Diese würdigt wohl Felders poetische Bedeutung, geht aber, meine ich, dem Volksmanne und Reformer aus dem Wege. Und gerade im sozialen Wollen und Wirken liegt die Eigenart, Größe und der Schlüssel zur dichterischen Kraft des merkwürdigen Mannes. Wer Sanders Werk: „Das Leben Felders, des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwalde“ (1876) nicht kennt, aus diesem neuen Buche, das von manchen eine Biographie genannt wird, erfährt er nichts von den Taten und Schicksalen des Helden in seinen reifen Jahren. Der Herausgeber hat eine vollständige Biographie ja nicht liefern wollen; er wollte mit seinem Kommentar nur die Jugendgeschichte begleiten, so weit sie von Felder selbst vorliegt.

Aber erst nach Abschluß dieser Jugendgeschichte beginnt Felders Leben großzügig zu werden.

Infolge seiner Erfahrungen und seines weiteren Weltblickes, aber wohl auch seiner verbitterten Seele, die ursprünglich so kindlich harmlos und heiter gewesen, hatte der Schoppernauer Hirtenbauer manchen Hieb geführt gegen Verrottung in Leben und Wirtschaft und auch gegen Entartungen der Kirche. Vielleicht ließ er im Gefühle erlittenen Unrechtes sich zu weit hinreißen, denn in einem Dichterherzen trägt nicht bloß guter, sondern auch böser Same hundertfältige Frucht. Aber die Not der Zeit verlangte Taten. Felder ließ sich in soziale Bestrebungen ein. So suchte er einen Käsehandlungsverein für den Bregenzerwald ins Leben zu rufen, dann gründete er eine Schoppernauer Viehversicherungsgesellschaft, regte zur „Genossenschaft der Stickerinnen“ an, zu einem „Landwirtschaftlichen Zweigverein“, zur Errichtung einer Volksbibliothek für den Bregenzerwald. Seine Pläne standen auf sozialdemokratischem Grunde. Das weckte in jenen Tagen der Gärung und Unzufriedenheit manche schlummernde Neigung. Das Mißtrauen seiner Mitbauern schlug allmählich in Vertrauen um und er gewann einen großen Anhang. Oft war seine Stube voll von Bauern, denen er Zeitschriften vorlas, mit denen er den Lassalle studierte. „Beten, wenn es läut' und zahlen, wenn es gebeut,“ war bisher Bauernregel gewesen. Jetzt hieß es: „Arbeite und wehr dich!“ — Die Behörden waren von diesem sonderbaren Bauerngeiste nicht entzückt; die Geistlichkeit noch entschiedener erklärte dem neuen Propheten den Krieg. An den alten, von Kindheit auf ihm vertrauten gütigen Pfarrer hatte er sich liebevoll angeschlossen; der neue war ein harter Eiferer, gegen den trat er auf. Und nun erhob sich das Gerücht, der Felder beziehe von Freimaurern Geld und müsse dafür im Lande den katholischen Glauben abbringen. Geld war aus Deutschland allerdings gekommen, es war das Honorar für Erzählungen, das Felder von der „Gartenlaube“ und anderen Blättern erhielt. Denn draußen im Reich

Kalender, Käse und Klassiker, diese fünf K umgaukelten verworren seine Jugend. Es ging wie bei allen seinen Schicksalsgenossen, bei denen in der Wüste einer verständnislosen Umgebung der exotische Keim sich entwickeln muß. Zuerst der instinktive Hang zum Lesen, zumeist ohne das Gelesene zu verstehen. Nach allem bedruckten Papier wird gefahndet, es zeigt sich Findigkeit, Bücher aufzutreiben, welcher Art immer: Gebetbücher, Erbauungen, Tierarzneibücher, selbst Stift- und Steuerbriefe werden nicht verachtet; dann Rätsel- und Schwänkesammlungen, Heiligenlegenden, Volkskalender, Ritter- und Räubergeschichten, Briefsteller, Traumausleger, Romane, Reisebeschreibungen, Bruchstücke von Klassikern, politische Parteischriften, Naturgeschichtliches, Philosophisches. Gelesen wird alles, verdaut das wenigste, und was mit einem Meßgebetbuche begann, endet oft mit atheistischem Materialismus. Aber dabei bleibt's nicht. Fremde Gedanken wecken eigene Gedanken und wecken das Bewußtsein, daß eigene Gedanken berechtigt sind, ausgesprochen zu werden. Die Seele wächst und kommt zu sich, schöne Vorstellungen ringen mit dem Alltagsjammer des Lebens, das Herz wird immer reger, voller, ungeberdiger. Aber die Ortsgenossen sind stumpf und dumpf, verlachen, meiden ihn, der anders ist, als sie — und nun beginnt die Sprache der Einsamen — das Schreiben. Bücher und Schriften ziehen vom Berufe ab, der Mann gilt für einen Taugenichts, die Kluft wird immer größer, die Gegnerschaft feindseliger, und oft ist es nur noch die Gutmütigkeit und äußere Spaßhaftigkeit des Sonderlings, die das Band nicht ganz zerreißen läßt. Im besten Falle wird so einer im Orte nicht ernst genommen, während es ihm selbst bitter ernst ist um das Menschenleben. Den guten Jungen Michel hat man eine Weile so mitlaufen lassen, hat ihn verspottet und doch gerne gehabt, hat ihn heute an sich gezogen, morgen von sich gestoßen, neugierig ihm über die Achsel in die Bücher geguckt, um neues Mißtrauen gegen ihn zu schöpfen. Zwischen dem Erleuchteten und der trägen Menge gibts keine Gemeinschaft.

In seinem 21. Lebensjahre stürzte Hans Michel bei einem Brückenbruch in die Ach. In der Lebensgefahr hatte er Gelegenheit, die Herzlosigkeit der Leute kennen zu lernen, und ein Mann, der ihn schließlich doch rettete, bekam vom Amte nicht einmal die gesetzliche Lebensrettungsprämie voll ausbezahlt; um ein Fünftel wurde der „Büchelgucker" niedriger taxiert als ein gewöhnlicher Gaisbub. Mit 22 Jahren heiratete Hans Michel ein braves Mädchen, das auch heimlich den Dichtern ergeben war und nun schien ein glückseliges Leben anheben zu wollen. Mit der Schilderung dieser Hochzeit schließt Felder das Buch „Aus meinem Leben". Freilich hatte er im Sinn gehabt, einen zweiten Teil folgen zu lassen, aber da begannen die schweren Widerwärtigkeiten und grimme Kämpfe, die das letzte Drittel seines Lebens ausgefüllt haben.

das Schwarzakaspale", „Die Sonderlinge", „Arm und Reich" und besonders „Aus meinem Leben". Die endliche Herausgabe des letzteren ist ein Verdienst Schönbachs. Ich hoffe, daß unser berühmter Literarhistoriker auch die Wiederherausgabe der übrigen Schriften veranlassen und leiten wird.

Will der Deutsche seine Dorfliteratur buchen, die Kulturgeschichte seiner Älpler schreiben, die genialen Sonderlinge seines Volkes zählen, so wird er den Vorarlberger Bauerndichter nicht übersehen dürfen. R.

Ein Schulmann.

Nachruf von **Josef Allram.**

In der Zeit des Schulaufschwunges drängten viele Lehrer aus den deutschen Gauen Österreichs nach Wien. Dorthin waren aller Augen gerichtet. Denn in der Kaiserstadt machten sich die Segnungen des Reichsvolksschulgesetzes zuerst geltend und jeden strebsamen Jünger Pestalozzis zog es mächtig in den Bannkreis der Lehrerführer Dittes, Mair, Bobies, Kohler, Jessen und der anderen Verkünder der Lehren Diesterwegs. Ein starkes Fähnlein hatte sich auch aus der Steiermark eingefunden und es waren recht brave Schulmeister, die sie uns über den Semmering geschickt hatten. Ich nenne nur den singlustigen Großbauer, der seinen Tenor im Schubertbund erschallen ließ, den wackeren Mikusch, den wanderfrohen Touristen Spitzer Andreas und Kaspar Hans, ferners die wackeren Kollegen Raimund Gotthard, Schmid-Jörg, Gaar Willi, Gailhofer Rudolf, Kopecny Leopold, Großschedl Ludwig, Ehrlich Franz und nicht als letzten Franz Buchneder, den Sohn der Hohen Veitsch und des Mürztales. In Veitsch war er zu Hause und im Mürztale hatte er sich die ersten pädagogischen Sporen verdient. Zuerst in Wartberg, dann in Judenburg und 1870 in Donawitz, von wo er zwei Jahre später nach Wien übersiedelte.

Der junge Schulmeister brachte aus den steirischen Bergen einen Ruckſack voll Belobungsdekrete und ein Herz voll Heimatliebe mit in den neuen Wirkungskreis. Seine Eltern waren kreuzbrave Müllersleute und ließen ihren Franzl schweren Herzens ziehen. Der guaten Muada ging es besonders nahe und sie wurde erst dann ruhiger, als sie sich durch öftere Besuche überzeugte, daß die leichtlebige Wienerstadt die festen Grundsätze ihres Sohnes nicht erschüttern konnte. Buchneder blieb seinen Lieben und seiner Heimat getreu. Er war ein Steirer vom Scheitel bis zur Sohle, in Sprache und Geberde, und war stolz auf die Erfolge seiner Landsleute. „Wieder ein Steirer," pflegte er zu sagen, wenn

hatte sein literarisches Talent schon Freunde gefunden. Das steigerte freilich seinen Mut und verschärfte daheim den Gegensatz. An Sonntagen deuteten die aufgehetzten Schoppernauer mit Fingern auf den „Irrlehrer“, den „Antichrist“. Der Vater des Pfarrers riet, man möge dem Halbblinden auch das eine gesunde Auge ausreißen, denn er sei der Sonne Gottes nicht wert. Tabakkauende Bauernburschen drohten ihm mit dem Totschlagen, und sein Haus, sagten sie, stünde schon lange nicht mehr, wenn man es allein verbrennen könnte! Diesem Pöbel gegenüber stand Michel Felder allein mit Weib und Kind, und einer alten, trostlosen Mutter, mitten in seiner Armut.

Im Frühjahre 1867 floh er, von seinem treuen Weibe begleitet, nach Bludenz zu einem Schwager. Dann ging er nach Deutschland, wo ihn Gönner aufnahmen, Bewunderer umschwärmten, bis er von Heimweh nach der Familie und den Bergen erfaßt, wieder zurückkehrte in sein liebes, gegen ihn so feindseliges Land. Wie schon so oft, nahm er sich nun wieder vor, um alle Weltverbesserung sich nicht mehr zu kümmern, nur seinem Bauernberufe zu leben, wie er tatsächlich einmal alle seine Schriften verbrannt hatte, daß ihn nichts mehr locke und beunruhige. Doch immer wieder riß sein heißes Herz, vielleicht nun mit auch der Ehrgeiz ihn zu sozialistischen Bestrebungen hin. — Dieser beständige Kampf mit sich selbst im Vereine mit den nimmer ruhenden Anfeindungen von außen hatte denn seine Lebenskraft aufgezehrt. Sein Halt war noch das treue Weib gewesen, und als er 1868 dieses durch den Tod verlor, was seine Nachbarn als eine wohlverdiente Strafe Gottes erklärten, war es auch um ihn geschehen. Ein Jahr später schaufelten die Wäldler lieblos das Grab des Mannes zu, der seinen Heimatsgenossen geistig und wirtschaftlich ein besseres Los hatte schaffen wollen.

Erst wer diese Leidensgeschichte kennt, wird in vorliegender Idylle „Aus meinem Leben“ auch das Tiefe und Tragische ganz erfassen. Durchaus nicht die Bücherfreude, das „Literarische“ war dem Hans Michel Felder die Hauptsache geblieben, er wollte vor allem etwas Tüchtiges, Praktisches, Aufklärendes und Befreiendes leisten. In bezug auf meisterhafte Form und innere Entwicklung des Helden könnte man Felders Jugendgeschichte mit Kellers „Grünem Heinrich“ vergleichen, nur ist in Felders einfacher Gestalt viel mehr Tüchtigkeit und in seinem Geschick eine unvergleichlich größere Tragik, als in Heinrich Lee. Und während Keller Wahrheit und Dichtung bot, gibt Felder Wahrheit allein. Wahrheit ohne Selbstbetrug und Selbstbeschönigung, ein strenges Insgerichtgehen mit sich selbst, ein heißer Drang, nicht etwa in Kunst und Philosophie, vielmehr im herben Leben etwas Rechtes zu leisten.

Freilich, die Spuren seines sozialen Wirkens liegen nicht so offen da, als seine Schriften. Unter diesen nennt man: „Numamüller und

die letzten Grüße aus der Kaiserstadt zu. — Schlafe sanft, geliebter Freund! An dieser heiligen Stätte geloben wir, dein edles Angedenken stets in Ehren zu halten."

In der neuen Schule zu Veitsch wird ein Brief Buchneders aufbewahrt, der das pädagogische Kredo des Verstorbenen enthält. „Möge das neue Haus," heißt es darin, „der heranwachsenden Jugend immerdar sein: eine feste Burg der Religiosität, der Kaisertreue und der Vaterlandsliebe, eine Pflanzstätte der biederen Einfachheit und Rechtschaffenheit, ein treuer Hüter und Förderer der alten guten Sitten und Gebräuche, der urständigen Charaktertüchtigkeit, ein Schutz und Schirm der emsigen Arbeit und der treuen Pflichterfüllung, ein weihevolles Heiligtum der Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne. Als mir Buchneder voll Begeisterung von dem neuen Schulpalaste in seiner Heimat erzählte, sagte er zum Schlusse: „Und am besten hat mir der Weihespruch eines heimischen Dichters gefallen:

Wir weihen dies Haus in stürmischer Zeit.
Die Geister gären und liegen in Streit.
Die Seelen sinken und suchen nach Licht,
Durchwühlen den Erdball und finden es nicht.
Wir weihen dies Haus dem göttlichen Geist,
Der wieder die Menschheit gen Himmel weist."

Dabei bedauerte er die Zerfahrenheit unserer politischen Verhältnisse, die sich leider auch im Schulwesen bemerkbar macht. Wir vermissen die feste leitende Hand und das einheitliche Streben nach vorwärts. Man läßt im weiten Österreich Unterschiede in der Schulbildung herauswachsen, die ganz und gar den Zwecken und Zielen des Reichsvolksschulgesetzes widerstreiten. Wo die Regierung vollsten Stillstand und Rückschritt sieht, ist sie durchaus nicht sofort bei der Hand, um mit allem Nachdruck diesem Krebsübel zu steuern; sie läßt es ruhig anwachsen, ja unheilbar werden. Gehören einzelne Teile der Alpenländer etwa nicht zu Österreich, nicht zum Gesamtvaterlande, daß man ihr Schulwesen vielfach vernachlässigt? Die Schule mag ein Politikum bleiben, aber sie darf hierbei kein Versuchsobjekt werden für Rückschrittler, sondern sie muß, weil es die Machtstellung des Staates mit zwingender Notwendigkeit erheischt, ein Gegenstand unausgesetzter Fürsorge unter Bekundung des wärmsten Interesses für die Pflege vernünftigen Fortschrittes und zeitgemäßer einheitlicher Entwicklung werden und bleiben. Möge bald der Mann gefunden werden, dem es gegönnt ist, diesem hohen und edlen Ziele seine eifrigste Sorge dauernd zuwenden zu können! Nur so könnte Österreichs Schulwesen und damit dem Staate selbst wiederum Heil erblühen; nur so könnte auch endlich der widerliche Druck materiellen Elends von der Lehrerschaft genommen werden, der wie ein Alp auf unserem Volksschulwesen lastet, und dessen zeitgemäßen Fortschritt in unverantwortlichster Weise hemmt.

einem daheim oder in der Fremde etwas gelang. Da zählte er die berühmten Dichter, Komponisten, Maler, Bildhauer, Schauspieler, Ärzte, Juristen, Gelehrten 2c. der Reihe nach her und sang dazu das Lied vom Dachstein oder das „Bübl vom steirischen Landl“. Und wenn einer stoansteirisch jodelte, da ging sein Herz auf und voll Begeisterung stimmte er mit ein in das tönende Lob der heimatlichen Berge. Diese Heimatliebe zog ihn immer wieder in die Veitsch zurück, und wenn er einem armen Landsmanne in Wien helfen konnte, so tat er es vom Herzen gern. Buchneder war Mitglied vieler Vereinigungen, am liebsten gehörte er der Wiener Steirerrunde an, wo er ein ganz anderer Mensch wurde, denn sein Beruf und das Bestreben, die zahllosen Wünsche seiner Vorgesetzten bis ins Detail zu erfüllen, hatten aus dem freien Sohne der Steiermark ein Opfer treuer Pflichterfüllung gemacht, einen mit Arbeit überbürdeten Schulmann, der in der Ausübung seines Dienstes auf sich selbst vergaß. Und so holte ihn der Tod direkt vom Schreibtisch weg, als Buchneder sich eben für den Nürnberger hygienischen Kongreß vorbereitete, auf dem er einen Vortrag über „Reinigung der Schulhäuser“ hätte halten sollen. Auf die Mängel in der eigenen Haut hatte er im Drange der Geschäfte vergessen, bis ihn die Schmerzen aufs Krankenlager warfen. Mittags sprach ich ihm noch Trost zu, abends mußte er bereits operiert werden — und in acht Tagen haben wir ihn auf dem Veitscher Friedhofe begraben.

Buchneders letzte Fahrt von Wien bis zum neuen Schulhause in Veitsch, wo er aufgebahrt worden war, gestaltete sich zu einer imposanten Trauerkundgebung, die nur einem Manne von solcher Bedeutung zuteil wird. Als der Schubertbund bei der Einsegnung in Wien dem treuen Mitgliede den Abschiedsgruß sang, sah ich manch wetterharten Kameraden weinen, und als Kollege Rötzer am offenen Grabe sprach, da blieb kein Auge trocken. „Steirerland“, sagte er „nun hast du deinen treuen Sohn wieder. Hier stehen wir, Franz Buchneder, deine Freunde und Verwandten, Landsleute, Kollegen, Eltern und Kinder und weinen um dich, den edlen Mann, der uns so früh und jählings entrissen wurde. Du warst eine Zierde deines Standes und hast dir um das vaterländische Schulwesen unvergängliche Verdienste erworben. Du warst ein echtes Veitscherkind, das seine Heimat über alles liebte. Wir haben dich in die heimatliche Erde gesenkt, weil wir wissen, daß du nur hier jene Ruhe finden wirst, die du dir in deinem rastlosen Leben nie gegönnt hast. Im Auftrage des Lehrkörpers deiner Schule, die du zu so hohem Ansehen gebracht hast, im Namen der Schuljugend, der du dein ganzes Leben geweiht hast, und in Vertretung deiner zahlreichen Wiener Freunde und Kollegen sind wir deinem Sarge bis hierher gefolgt, um Abschied von dir zu nehmen. Hier rufen wir dir aus schmerzerfülltem Herzen

habe, sagte er ganz aufgeräumt: „Ausgezeichnet. Ich sah viele Bekannte im Publikum — und auf der Bühne."

Buchneder war nicht verheiratet. Auch dazu hatte er sich nicht Zeit genommen. Madame Pädagogik ließ keine andere Frau ins Haus. Doch war er ein Verehrer schöner Frauen und im Parteienverkehr stets zuvorkommend. Einmal brachte ihn aber ein weiblicher Besuch doch in Verlegenheit. Da kam ein Mädchen in seine Klasse und ließ sich in einer Bank häuslich nieder. Der Direktor war der Meinung, daß es die Schwester eines Schülers sei und führte das Kind von Klasse zu Klasse. Es wurde aber nirgends agnosziert und zum Schlusse mußte der Schuldiener auf die Suche geschickt werden, der alsbald mit einer Frau aus der Nachbarschaft kam. Diese nahm das Kind in Empfang und erklärte dem überraschten Direktor, daß es kein Mädchen sondern ein Knabe sei, der allerdings noch den Kittel trage. „Aber das kommt davon, weil's selber kane Kinder hab'n," schloß die resolute Frau ihre Standrede unter beifälligem Nicken von Seite des Direktors. Ein anderes Mal wurden ihm zwei Abc-Schützen gebracht, aus denen kein Wort herauszubringen war. „Aha, zwei Taubstumme," dachte sich der Schulmann und wendete sofort seine beim Taubstummenkurs gewonnene Methode an. Vergeblich, die zwei Stummerl blieben still. Da setzte er sie zusammen in eine Bank und überließ sie ihrem Schicksale. Und siehe da, die beiden Schicksalsgenossen begannen sofort zu schwätzen, aber nicht deutsch, sondern tschechisch. Es waren zwei Böhm aus dem Nachbarbezirke Favoriten, wo es noch mehr Vertreter dieser Nation geben soll. Aber er hat auch diese Herzen gewonnen und dann, als ich den Buben das Erinnerungsbild übergab, welches der Lehrkörper für die Kinder der Schule herstellen ließ, da trübten sich ihre Augen und sie sagten traurig: Armer pane Direktor!"

Ich schließe diesen Nachruf mit den Worten eines Vaters, der den Lehrer seines Kindes schätzen lernte: Buchneder war ein echter Kinderfreund, ein Schulmann in des Wortes verklärtester Bedeutung, der das Wort des Heilandes: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" menschlich erweitert, indem er selbst zu ihnen ging. Er war das Muster treuer Pflichterfüllung, ein Vorbild für Eltern und Kollegen, kurz eine echte Waldschulmeisternatur, von der das Wort gilt:

Echte Begeisterung muß dich tragen,
Willst du des Standes Schatten verjagen;
Die klare Sonne, sie scheint dir nicht,
Mangelt die Liebe zu deiner Pflicht.

Buchneder hatte sich durch eifriges Selbststudium ein umfassendes Wissen erworben, das er stets in den Dienst der Schule stellte. Sein immenser Fleiß und seine peinliche Gewissenhaftigkeit wurden auch anerkannt. Im Jahre 1884 zum Oberlehrer der Knabenvolksschule in der Phorusgasse ernannt, verstand er es, diese Anstalt zu einer wahren Musterschule zu erheben, die wiederholt von in- und ausländischen Schulmännern besichtigt wurde. Für sein außerordentliches ersprießliches Wirken im Schuldienste wurde ihm der Direktortitel verliehen, eine Auszeichnung, die dem verdienstvollen Schulmanne in verhältnismäßig jungen Jahren zuteil geworden war. Er unternahm auch mehrere größere Studienreisen ins Ausland. So beteiligte sich Buchneder im Jahre 1894 am internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie in Budapest. Zwei Jahre darauf bereiste er zehn hervorragende deutsche Städte zum Studium der auf dem Gebiete der Schulhygiene vorhandenen Vorkehrungen. Im Auftrage des Wiener Stadtrates begab sich Direktor Buchneder im Jahre 1900 zur Weltausstellung nach Paris, während welcher ein internationaler Unterrichtskongreß abgehalten wurde. Das Ergebnis dieser Reise legte er in dem Berichte „Paris und Wien“ nieder, dessen Veröffentlichung der Verfasser leider nicht mehr erlebt hat. Doch wurden seine Leistungen anerkannt und das französische Unterrichtsministerium hielt die vielen Anregungen Buchneders für so wertvoll, daß es ihm eine seiner höchsten Auszeichnungen zu teil werden ließ. Er erhielt den „Palmenorden“ mit dem Ehrentitel eines „Officier d'académie française‘. Es war die erste derartige Auszeichnung für den verdienstvollen Pädagogen und daß dieselbe aus der Fremde kommen mußte, beweist wiederum, wie wenig der Prophet im Vaterlande gilt. Wenn man seiner bedurfte, wußte man ihn schon zu finden. Sein Name war unter den Experten und Delegierten bei Enqueten, Kommissionen und Konferenzen oft zu lesen. Zuletzt bei der Orthographie-Enquete, wo er für die weitestgehenden Vereinfachungen eingetreten ist.

Ein besonderes Ehrenblatt verdienen Buchneders Bestrebungen auf humanitärem Gebiete. Als echter Jünger Pestalozzis galt da sein Grundsatz: Alles für andere, für sich selber nichts. Er verwaltete mehrere Schulkassen und Schülerladen, die er in bester Ordnung zurückließ; leer war nur seine eigene Kasse, die für jeden guten Zweck offen stand. Wie oft habe ich ihn animiert, er möge sich dieses oder jenes Theaterstück ansehen oder ein Konzert anhören. „Ich habe keine Zeit und kein Geld,“ war gewöhnlich seine Antwort, dann verschwand er wieder unter den Katalogen, Heften, Akten und Geschäftsbüchern. Einmal gelang es mir aber doch, ihn aus seiner Kanzlei zu locken. Ich gab ihm „Die Politiker“ von Rudolf Hawel zu lesen und am nächsten Tag war er schon im Raimundtheater. Auf meine Frage, wie er sich unterhalten

land Abraham Lincolns[1]) und Stephen Girards[2]) konnte doch nicht ein Land des Mammondienstes und der Rassenfeindschaft sein. Wenn ich's mit eigenen Augen sähe, dachte ich, würde es mir ganz anders erscheinen. So stark war mein Glaube an das, was ich von der Überlegenheit der christlichen Zivilisation über die heidnische gelesen und gehört hatte. Ich meinte, Amerika müsse eine Art von Heiligem Land sein.

Am 24. November 1884 bei Tagesanbruch erblickten meine entzückten Augen zum ersten Male das Land der Christenheit. Ich stieg noch einmal hinunter in meine Kabine im Zwischendeck und warf mich auf die Knie. Der Augenblick war zu ernst für mich; ich konnte mich nicht unter die aufgeregte Menge auf dem Deck mischen. Als die flache Küste deutlicher wurde, überwältigte mich das Gefühl der Dankbarkeit, daß nun meine Träume erfüllt waren, und Tränen enströmten meinen Augen. Bald fuhren wir durch das Goldene Tor, und die Kamine und Masten, die ich nun erblickte, erschienen mir wie lauter gen Himmel deutende Kirchtürme.

Wir landeten und wir etliche zwanzig Japaner fuhren in einen Gasthof, der einem Irländer gehörte. Es hieß von ihm, er sei immer besonders gut gegen meine Volksgenossen. Meine Bekanntschaft mit der kaukasischen Rasse hatte sich bisher fast ausschließlich auf Missionäre beschränkt. Ich meinte jetzt, alle Leute, denen ich begegnete, seien Boten des Evangeliums und hätten einen hohen christlichen Beruf; es war mir, als wandelte ich unter der Gemeinde der Erstgeborenen. Nur ganz allmählich konnte ich mich von dieser kindlichen Anschauung frei machen. Hebräische Wörter hörte ich allerdings genug. Jedermann hatte einen biblichen Namen, selbst die Pferde. Worte, die wir nur mit Ernst und Ehrfurcht auszusprechen pflegten, sind auf den Lippen von Arbeitern, Kutschern, Schuhputzern und Leuten von höhern Berufsarten, denn auf jeden kleinen Verstoß folgt ein Fluch. In einem Gasthof fragten wir einen anständig aussehenden Herrn, was er von Cleveland, dem neuerwählten Präsidenten halte. Er antwortete: „Bei Gott, ich versichere Sie, er ist ein Teufel." Wir fuhren in einem Auswandererzug nach Osten und als der Zug plötzlich mit einem starken Ruck hielt, so daß wir fast von den Bänken fielen, rief einer unserer Reisegefährten ärgerlich: „Jesus Christus!" und stampfte dabei mit dem Fuß. Dergleichen Dinge waren uns etwas ganz Neues; ich merkte bald, welche Entweihung des Heiligen ihnen zugrunde lag. Ich hatte früher nie recht verstanden, wozu das zweite Gebot gegeben war. Jetzt verstand ich's.

[1]) Geb. 1809, von 1860—1865 Präsident der Vereinigten Staaten; Gegner der Sklaverei; führte den Krieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten bis zu deren Niederwerfung. Wurde 1865 ermordet.

[2]) 1750–1831. Wurde in Frankreich geboren, erwarb in Amerika ein großes Vermögen und gründete damit das Girard-Kollege in Philadelphia, eine der größten Erziehungsanstalten der Welt.

Wie ein Japaner von der Christenheit enttäuscht worden ist.

Vor kurzem hat der Heimgärtner von einem Freunde im deutschen Norden ein merkwürdiges Büchlein zugeschickt erhalten, doppelt wirksam jetzt, da wir uns mit den sich entfaltenden Japanern bekannt machen müssen. In dem Büchlein: „Wie ich ein Christ wurde, Bekenntnisse eines Japaners Kanso Utschimura" (Stuttgart, D. Gundert, 1904) erzählt ein junger Japaner seine Bekehrung durch christliche Missionäre, seine religiöse Entwickelung, seine Rückfälle, seine religiösen Erlebnisse in Amerika, seine Entrüstung und den endlichen Sieg seiner wunderbaren Gläubigkeit. Wenn dieses Seelenbild auch nicht gerade typisch sein mag für die zum Christentum bekehrten Mongolen, so zeigt es uns doch den japanischen Geist anders, als er uns sonst gerne dargestellt wird. Das Büchlein kann uns die Japaner sehr lieb machen; das, was es von der japanischen Seele aufzeigt, kommt dem besten gleich, was unsere westliche Kultur überhaupt gezeitigt hat.

Nun gibt es in dem Buche ein Kapitel, wie der junge bekehrte Japaner sich freut, nach Amerika, ins Land der Christenheit zu kommen, wie er in diesem Lande die höchst sittliche Lebensführung erwartet und wie schwer er enttäuscht worden ist. Später hat er allerdings auch die guten Seiten der christlichen Kultur erkannt. Des ersten frischen Eindrucks voll schreibt Kanso Utschimura das folgende:

Daß ich die christlichen und englisch redenden Völker mit besonderer Ehrfurcht betrachtete, war wohl bei mir eine entschuldbare Schwäche. Es war dieselbe Schwäche, die den großen Friedrich von Preußen zu einem sklavischen Anbeter alles Französischen machte. Ich hatte alles Edle, Nützliche und Erhebende durch Vermittlung der englischen Sprache gelernt. Ich las meine Bibel englisch, Barnes Bibelerklärungen waren englisch; John Howard, Washington und Webster[1]) waren von englischer Abstammung. Einen englischen Schundroman hatte ich nie in der Hand gehabt und gemeine Wörter der englischen Sprache waren mir gänzlich unbekannt. Das christliche Amerika mußte meiner Ansicht nach erhaben, fromm, puritanisch sein. In der Sprache mußte man viele Anklänge ans Hebräische hören und die Straßen mußten von Alleluja und Amen wiederhallen.

Ich hatte freilich aus guter Quelle gehört, daß in Amerika das Geld alles in allem sei und der allmächtige Dollar dort angebetet werde, daß die Rassenvorurteile sehr stark seien und daß der gelbe Mann mit den mandelförmigen Augen verspottet, ja von den Hunden angebellt werde. Solche Behauptungen erschienen mir aber ganz unglaublich. Das Vater-

[1]) Der Verfasser eines berühmten Wörterbuches. Geb. 1758 in Hartfort, Connecticut, † 1843.

wurde schöne Musik gemacht. Ich, in meiner heidnischen Unschuld, ließ mir nicht träumen, daß auch hier die Schurkerei verborgen sei. Mein Unglück betrübte mich so sehr, daß ich das erste und letzte Mal in meinem Leben um die Verdammung des abscheulichen Teufels betete, der einen heimatlosen Fremden seines Schutzes gegen das Unwetter beraubt hatte. Vor vierzehnhundert Jahren hatte die chinesische Zivilisation solche Zustände herbeigeführt, daß sich niemand etwas aneignete, was auf der Straße verloren wurde. Und hier auf dem christlichen Wasser, in einem schwimmenden Palast, unter den Klängen von Händels und Mendelssohns Musik, war die Habe so unsicher wie in einer Räuberhöhle.

Diese Unsicherheit war uns wirklich etwas ganz Ungewohntes. Wie viele Schlüssel diese Christen brauchen! Daheim in unseren heidnischen Häusern braucht man fast keine Schlüssel. Die Häuser stehen in der Regel für jedermann offen. Katzen gehen nach Belieben ein und aus, und die Menschen legen sich schlafen, so daß ihnen der Wind ins Gesicht weht. Niemals fällt's uns ein zu fürchten, daß Dienstboten oder Nachbarn uns unsere Sachen nehmen könnten. Aber in der Christenheit ist's ganz anders. Nicht nur Geldschränke sind verschlossen, sondern auch Türen und Fenster, Kisten und Kasten, Schubladen, Eisschränke und Zuckerdosen. Die Hausfrau hat, während sie ihre Geschäfte besorgt, einen klappernden Schlüsselbund an ihrem Gürtel hängen; der Junggeselle, der abends heimkommt, muß aus einem Haufen von zwanzig oder dreißig Schlüsseln den heraussuchen, der ihm sein einsames Gemach öffnet. Alles am und im Haus ist verschlossen, als ob der Diebsgeist in der Luft läge. In Japan haben wir ein Sprichwort, das wohl ein besonders argwöhnischer Mensch ersonnen hat: „Wenn du ein Licht siehst, so denke, es sei ein Feuer, das all deine Habe verzehren kann; wenn du einen Menschen siehst, so denke, er sei ein Räuber, der dir alles nehmen kann, was du hast." Nirgends lebt man so buchstäblich nach diesem Sprichwort, wie in einem wohlverschlossenen amerikanischen Haushalt. Ehrliche Heiden zweifeln ernstlich daran, ob eine Zivilisation, die steinerne Keller und Gewölbe braucht und diese von Bullenbeißern und Schutzleuten bewachen läßt, wirklich den Namen einer christlichen Zivilisation verdient.

In nichts aber schien mir das Christentum dem Heidentum ähnlicher, als in den starken Rassenvorurteilen seiner Bekenner. Noch jetzt sind die kupferfarbenen Kinder des Waldes, denen man durch grausame und unmenschliche Mittel ihr Land entrissen hat, in den Augen eines gewöhnlichen Amerikaners nicht besser als die Büffel und die Bergschafe, die man nach Belieben fangen und jagen darf. Was nun die zehn Millionen Hamiten anlangt, die die Amerikaner von Afrika einführten, wie man jetzt Stiere und Kühe einführt, so hat man ihnen vor etlichen dreißig Jahren viel Teilnahme und christliche Bruderliebe erwiesen. Fünf-

Daß das Geld die größte Macht in Amerika ist, lernten wir auch durch die Erfahrung. Gleich nach unserer Ankunft in San Francisco mußte unser Glaube an die christliche Zivilisation eine harte Probe bestehen, denn einem von uns wurde sein Geldbeutel mit einem Vierdollarstück darin gestohlen. „Taschendiebe unter Christen wie unter Heiden,“ sagten wir warnend zueinander, und während wir unseren bestohlenen Bruder trösteten, sagte eine alte Dame, die sich unser Unglück sehr zu Herzen nahm, wir sollten nur vorsichtig sein, denn es gäbe in ihrem Land ebensogut wie anderswo Taschendiebe, Einbrecher, Straßenräuber und andere Spitzbuben und Übeltäter. Wir erfuhren später, daß jene Dame glaubte, alle Menschen, auch die bösen, würden schließlich selig. Wir wünschten aber nur, der Schelm, der uns das Vierdollarstück gestohlen hatte, möchte endgiltig in die Hölle kommen.

Doch erst in Chicago lernten wir recht den Mammonsdienst kennen. Wir waren vier Tage in einem Auswandererzug umhergeschüttelt worden und stärkten uns nun in der Bahnhofwirtschaft; zugleich gedachten wir dankbar dessen, der unsere Seelen stärkte. Als die schwarzen, wollhaarigen Kellner sahen, daß wir zu Tische beteten, klopfte uns einer auf die Schulter und sagte: „Ihr sein gutte Männer, ihr.“ Wir sagten ihnen von unsrem Glauben, denn wir dachten, wir müßten uns buchstäblich nach Matth. 10, 32 halten. Da sagten sie uns, sie seien alle Methodisten und die allgemeine Ausbreitung des Reiches Gottes liege ihnen sehr am Herzen. Bald erschien ein weiterer Hamite, den sie uns als den Diakonen ihrer Gemeinde vorstellten. Er war sehr freundlich gegen uns und hörte mit anscheinender Teilnahme, was wir ihm von der Ausbreitung unseres beiderseitigen Glaubens in Japan erzählten. Wir tauschten auch unsere guten Wünsche und Ermahnungen für die Sache unseres gemeinsamen Herrn und Meisters aus. Während der zwei Stunden bis zu unserer Abreise war er um uns. Dann nahm er unser Handgepäck und folgte uns sorgend und aufmerksam bis an die Stelle, wo wir unsere Fahrkarten vorweisen mußten. Mit vielem Dank streckten wir unsere Hände nach unseren Sachen aus, um sie an uns zu nehmen. Aber so war's nicht gemeint. Unser Methodisten-Diakon reichte seine schwarze Hand her und sagte: „Gib Sie mir auch was.“ Ohne dieses „Was“ hätte er uns unser Gepäck nicht ausgeliefert. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, wir hatten keine Zeit zum Streiten. So gaben wir ihm jeder ein Fünfzigcentstück und eilten mit unseren Sachen in den Wagen. Da sahen wir einander erstaunt an und sagten: „Hier ist ja sogar die christliche Liebe um Geld feil.“ Seither trauten wir den freundlichen Worten schwarzer Diakonen nicht mehr.

Ein Jahr nachher wurde mir auf einem Flußdampfer mein seidener Regenschirm gestohlen. Der Dampfer war prachtvoll eingerichtet und es

weggerissen haben. Wir, die „armen Heiden“, verabschieden unsere fremden Angestellten mit Ehren und Feierlichkeiten und sie, die „glücklichen Christen“, jagen uns mit Schimpf und Spott fort. Darf so etwas geschehen, o Gott der Rache!

Zweitens: Die Chinesen mit ihrem zähen Kleben an ihren Volkssitten und -gebräuchen stören den Anstand des christlichen Gemeinwesens. Freilich, Zöpfe und weite Hosen gefallen nicht in den Straßen von Boston und New-York; aber meint ihr denn, geschnürte Frauen nehmen sich in den Straßen von Peking oder Hankau besser aus? „Aber die Chinesen sind schmutzig und betrügen im Verkehr mit andern,“ sagt ihr. Ich wollte, ich könnte euch einige Vertreter der edlen kaukasischen Rasse zeigen, die in den Häfen des Ostens umherschleichen, und die ebenso schmutzig und stinkend sind wie ein armer, pockenkranker Chinese, den man in der Quarantäne von San Francisco in ein Loch wirft, als ob er der ärgste Verbrecher wäre. Und was den Vorwurf der Unsittlichkeit bei den Chinesen anbelangt: habt ihr je gehört, daß ein Chinese Bomben nach der Polizei geworfen oder amerikanische Frauen bei hellem Tag angefallen hat? Wenn es euch um Ordnung und Anstand zu tun wäre, müßtet ihr auch Gesetze gegen die Deutschen und Italiener geben. Was hat der arme Chinese verbrochen, außer daß er wehrlos und gegen euch allzu unterwürfig ist? Wenn wir amerikanischen oder englischen Bürgern in Japan nur halb soviel Schimpf zugefügt hätten wie ihr den armen Chinesen in Amerika, so käme eine Kriegsflotte und wir müßten 50.000 Dollar für das Leben jedes Taugenichtses bezahlen, dessen einziges Verdienst seine weiße Haut und seine blauen Augen sind. Es sieht aus, als habe die Christenheit noch ein anderes Evangelium als das von Paulus und Petrus gepredigte, und seine Lehre heiße: Macht ist Recht und Geld ist Macht.

Drittens: Die Chinesen mit ihrer billigen Arbeit drücken die Löhne herunter. Das läßt sich vielleicht eher hören. Aber ich möchte doch fragen: Sind 4,000.000 Quadratmeilen eines Landes, in dem Milch und Honig fließt, nicht ausreichend für 65,000.000 Menschen? Gibt's keinen Platz in Idaho, Montana und in andern Staaten, wo die zusammengedrängten Menschen von Kanton und Futschau mit dem Büffel und dem grauen Bären kämpfen und für die Menschheit Land erobern können? Wo steht denn geschrieben, daß Amerika nur für die Weißen da sei? Gewährt doch den armen Chinesen wenigstens soviel, wie die Juden den heidnischen Gibeoniten: macht sie zu euren Holzhauern und Wasserziehern. Wählt euch höhere Berufsarten, wie sie für euer teutonisches oder keltisches Blut passen, und laßt sie eure Kragen und Hemden waschen. Sie werden euch in Bescheidenheit bedienen und um den halben Preis, den die weißen Wäscher verlangen. Oder schickt sie in die Bergwerke von Arizona und Neumexiko,

hundert tausend aus der Blüte des Volkes — als erster der edle John Brown[1]) — sind hingeschlachtet worden als Sühne für das Verbrechen, daß ihr Volk mit Gottes Ebenbild Handel getrieben hat. Aber jetzt lassen sich zwar die Amerikaner so weit herab, daß sie in der Straßenbahn mit den Schwarzen fahren, doch im übrigen halten sie sich in ihrem Stolz auf die Abstammung von Japhet noch möglichst ferne von der Rasse, deren Freiheit sie mit ihrem Blut erkauft haben. In einer Stadt in Delaware, wo ich einen Freund besuchte, fand ich, daß die Neger einen besonderen Stadtteil bewohnten. Als ich zu meinem Freund sagte, solch eine scharfe Rassentrennung komme mir heidnisch vor, antwortete er, er möchte lieber ein Heide sein und fern von den Negern wohnen, als ein Christ und unter ihnen leben.

So stark und unchristlich aber auch die Abneigung der Amerikaner gegen die Indianer und Neger ist, so ist das noch nichts im Vergleich mit dem Widerwillen und dem Vorurteil, das sie gegen die Söhne Chinas hegen. Dergleichen ist uns unter Heiden nie vorgekommen. Das Land, das seine Missionäre nach China sendet, um dessen Söhne und Töchter vön der Irrlehre des Konfuzius und dem Aberglauben des Buddha zum Christentum zu bekehren — dasselbe Land verabscheut auch den Schatten eines Chinesen auf seinem Boden. Wo hat man je von einem solchen Widerspruch gehört?

Es sind, wie man mir sagt, drei Gründe, warum die Amerikaner die Chinesen nicht leiden können.

Erstens: Sie nehmen ihre Ersparnisse mit nach China und tragen so das Geld aus dem Land. Sie sollen also all ihren Verdienst in Amerika verbrauchen und mit leeren Händen in die Heimat kommen! „Alles, was ihr wollet, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen." Lassen die amerikanischen und europäischen Kaufleute, Gelehrten und Techniker, die zu uns kommen, ihr Geld in Japan? Wir zahlen ihnen 200, ja bis zu 800 Dollar monatlich in gutem Gold; davon verbrauchen sie vielleicht den dritten Teil in Japan, um mit dem übrigen daheim ein behagliches Leben zu führen. Und wir danken ihnen noch und geben ihnen zum Abschied seidene Kleider und Bronzevasen, oft auch noch Orden und Ruhegehälter. Und welches Gesetz sollte den Chinesen gebieten, ihr Geld in Amerika zu lassen, wenn sie geholfen haben eine Eisenbahn durchs Felsengebirge zu bauen, wenn sie in Kalifornien Weinberge gepflanzt und bewässert haben? Sie tragen das Gold nicht um nichts weg, wie es manchmal solche, die sich Christen nennen, getan, und dann Kanonen auf die wehrlosen Heiden gerichtet und Säuglinge von der Mutter Brust

[1]) John Brown, geb. 1800 in Connecticut, ein Gegner der Sklaverei und Führer der sogenannten Abolitionistenpartei. Er versuchte 1859 einen Putsch gegen die Partei der Sklavenhalter und wurde in demselben Jahre in Charlestown gehängt.

bin kein Irländer," antwortete der Herr zornig. „Und wir sind keine Chinesen," war die sanfte Antwort. Es war ein guter Hieb und der Herr mit dem seidenen Hut zog verdrießlich ab; er wollte nicht für einen Irländer gelten.

Ich könnte, wenn ich Zeit hätte, noch von manchen unchristlichen Zügen in der Christenheit sprechen: Von den gesetzlich erlaubten Geldlotterien; von der Spielwut, die sich in Hahnenkämpfen, Pferderennen und Fußballwettspielen offenbart; von Faustkämpfen, die roher sind als die Stiergefechte Spaniens; von dem Lynchen, das sich mehr für Hottentotten ziemt als für das Volk einer freien Republik; von dem Demagogentum in der Politik; von der Eifersucht unter den verschiedenen Kirchen; von dem Schnapshandel, der wohl nirgends in der Welt in solcher Ausdehnung betrieben wird; von der Tyrannei der Kapitalisten und der Frechheit der Arbeiter; von den Narrheiten der Millionäre; von der Liebesheuchelei der Ehegatten u. s. w. Ist das die Zivilisation, die, wie die Missionäre sagen, ein Beweis ist für die Überlegenheit der christlichen Religion über die andern Religionen? Friede ist das letzte, was wir in der heutigen Christenheit finden. Da gibt's nichts als Unruhe, Verwirrung, Irrenhäuser, Zuchthäuser, Armenhäuser.

O um die Ruhe des Morgenlandes! Da schreckt uns keine Dampfpfeife aus unruhigem Schlaf, sondern Vogelgesang weckt uns aus süßem Schlummer; da ist nicht der Staub und das Gerassel der Hochbahn, sondern man reist in der von der brüllenden Kuh getragenen Sänfte; da sind keine von dem in der Wallstraße[1]) mit erworbenem Blutgeld erbauten Marmorpaläste, sondern ein Strohdach, unter dem die Zufriedenheit wohnt. Und sind nicht Sonne, Mond und Sterne anbetungswürdigere Dinge als Geld, Ehrenstellen und leerer Prunk?

Weh mir! Ich bin getäuscht worden! Ich habe meinen Frieden aufgegeben für etwas, was kein Friede ist.

Unsere Jugend.

Von **Dr. Bernhard Rieger.**

Wo liegt unsere Zukunft? Auf dem Wasser, auf dem Lande? Kann sie abstrakt über den Wassern, über dem Festlande schweben? Nein, sie braucht konkrete Träger, sie beruht auf der sittlichen, geistigen, körperlichen Kraft der kommenden Generationen. Unsere Zukunft liegt bei der Jugend. Wem sie am Herzen liegt, der bekümmere sich um die

[1]) Wall Street, Sammelpunkt der Geldleute von New-York.

daß sie euch aus dem Schoß der dunklen Erde das edle Metall ans Tageslicht schaffen. Die armen Heiden kennen den Streik noch nicht, wenn sie ihn nicht von euch lernen. Senator Stanford von Kalifornien sagt: „Ich gebe zu, daß ich eine Zeitlang fürchtete, die Chinesen würden dieses Land zu sehr überfluten, aber jetzt habe ich diese Furcht nicht mehr. Ich weiß nicht, was wir ohne sie tun sollten, und sie sind die ruhigsten, fleißigsten und gutgeartetsten Ausländer, die hierher kommen. Keine andere Klasse von Ausländern lernt so schnell und ist so treu." — Sie sind die fleißigsten, zufriedensten, bescheidensten und billigsten Arbeiter, die es überhaupt geben kann. Nun, so gebraucht die Chinesen doch auf einem Gebiet des Erwerbslebens, das für sie paßt, das wird dann auch eurem Geldbeutel zugute kommen. Eure chinesenfeindlichen Gesetze erscheinen mir widerbiblisch und widerchristlich, ja sie sind gegen die gewöhnliche Menschlichkeit.

Ich bin kein Chinese, aber ich schäme mich der Verwandtschaft mit dem ältesten Volke nicht, — einem Volk, das der Welt einen Menzius und Konfuzius gegeben und Jahrhunderte früher, ehe man sich in Europa so etwas träumen ließ, Kompaß und Druckerpresse erfunden hat. Jedoch all den Schimpf und all die Härte zu ertragen, womit die armen Kulis aus Kanton von dem amerikanischen Pöbel gequält werden und dabei Kopf und Herz am richtigen Fleck zu bewahren — das konnte ich nur mit Hilfe von christlicher Langmut und Geduld.[1]) Der Chinese wird allgemein Hans genannt, und so nannte uns sogar ein freundlicher Schutzmann in New-York. „Herein mit den Chinesen da," war die höfliche Rede eines Kutschers in Chicago, dem wir das Fahrgeld bezahlt hatten. Ein gutgekleideter Herr, der im Tram neben mir saß, bat mich um meinen Kamm, um seinen grauen Bart zu kämmen. Anstatt, wie es unter Heiden der Brauch wäre, mir zu danken, gab er den Kamm mit den Worten zurück: „Nun, Hans, wo hast du deine Wäscherei?" Ein gescheit aussehender Herr fragte uns, wann wir uns die Zöpfe abgeschnitten hätten, und als wir ihm sagten, wir hätten nie welche gehabt, erwiderte er: „Ach, ich dachte, alle Chinesen hätten Zöpfe." Und diese Herren, denen es Vergnügen machte, uns wegen unserer mongolischen Abkunft zu verspotten, sind selbst äußerst empfindlich, wenn man ihre angelsächsische Abkunft bezweifelt. Das zeigt folgendes Erlebnis. Einige junge japanische Techniker besichtigten die Brücke von Brooklyn. Während sie sich über die Konstruktion und Spannung der Hängeseile besprachen, trat ein feingekleideter Amerikaner mit seidenem Hut und Brille heran und sagte zu einem von den japanischen Ingenieuren: „Na, Hans, so etwas muß euch Chinesen doch recht merkwürdig vorkommen." Einer von den Japanern erwiderte schnell: „Und einem Irländer wie Sie wohl auch." „Keineswegs; ich

[1]) Der Verfasser wurde gewöhnlich für einen Chinesen gehalten.

tieren lassen, werden unter ewiger Strafe als räudige Schafe deklariert, und der Quell ihrer Kraft, statt sich, von kundiger Hand geleitet, zu einem schönen, nutzbringenden Strom zu entwickeln, schäumt nur zu oft in falsche Bahnen über und versickert im Geröll, das er mitgerissen. Das leicht lenkbare, gewissenhafte Dutzendkind dagegen ist der Liebling der Schule, an den sie für die Zukunft die höchsten Hoffnungen knüpft. Aber wie oft erleidet sie, die Bildnerin der Jugend, hier nicht das kläglichste Fiasko! Die gehorsamen, fleißigen Musterkinder, die stets die besten Zensuren nach Hause bringen, erheben sich nur zu oft nicht über die blasse, wohlanständige Mittelmäßigkeit und die Träumer und die räudigen Schafe beginnen, kaum von der Schule und ihren Nachwehen befreit, sich zu ausgezeichneten Menschen heranzubilden. So nützlich aber vom nationalökonomischen Standpunkt die schlichten Arbeitsbienen sind, sie bedürfen starker, eigener Naturen als Führer, und eine Schule, die solche unterdrückt und verdirbt, ist nicht ihrer Aufgabe gewachsen oder versteht sie schlecht.

Von allen Seiten hören wir heute die Klage: Wir leben in einer Zeit des Epigonentums, es fehlt uns an starken Geistern. Sollten unter uns Millionen von Epigonen nicht stark veranlagte Geister gewesen sein, die vom Schema eingeschnürt sich nicht entwickeln konnten?

Die Schule sollte das Kind nicht als Lehrobjekt auffassen, sondern als individuelles Glied einer lebendigen Gesamtheit und — als Glied der individuellen Einheit der Familie. Sie sollte Hand in Hand mit der Familie gehen, sie sollte den häuslichen Einfluß zu erkennen, zu ergänzen oder auch auszugleichen suchen. Statt dessen ignoriert sie die häuslichen Verhältnisse prinzipiell, der individuelle Einfluß stört sie beim Reglementieren und Gleichmachen. Der Schüler fühlt diesen Gegensatz seiner beiden höchsten Autoritäten, und eine muß darunter leiden. Bei Naturen, die von der Familie weniger geistige Förderung erfahren und deshalb weniger Eigenes besitzen, pflegt die Schule zu siegen und den heilsamen Einfluß des Hauses auszuschließen. Von der Familie mit eigenem geistigen Besitz ausgestattete Schüler dagegen setzen den Monopolisierungsversuchen der Schule oft einen erbitterten Widerstand entgegen, den sie nicht zu überwinden vermag. So sinkt ihr Ansehen und das ihrer Vertreter, sie bleibt eine lästige, mit aristokratischem Hochmut kritisierte Zwangsanstalt.

Man überlasse doch den militärischen Drill und das Gleichmachen als wohltätiges Erziehungsmittel der Kaserne. Der Lehrer kann ein tüchtiger Reserveoffizier sein und doch seinen Schülern mehr Freund als Vorgesetzter, mehr auf den Geist sehen, als auf die Form; und die Schule soll keine Kaserne sein, keine Zwangsanstalt, an die der Mensch mit Schauder zurückdenkt. Als milde Freundin soll sie die vorhandenen Gaben

Heranbildung der Jugend. Wer aber tut das bei uns? Der Herr Kultusminister, der Herr Schulrat, die Herren Lehrer? Ja, die geben sich redlich Mühe, damit die Schule im Rahmen der Bestimmungen das nötige Arbeitspensum leistet. Auch gibt es wohl Versammlungen von Schulmännern, bei denen stellenweise der Schüler gedacht wird, selbst auf Kunsterziehungstagen wird die Frage in dankenswerter Weise erörtert, wie unsere Jugend zu bilden sei.

Aber unser Volk, die breite Menge der mehr oder minder Gebildeten, derer, die überhaupt neben dem täglichen Wohl und Wehe noch andere Dinge hoffen und fürchten, was ist ihnen die Jugenderziehung? Rein gar nichts. Es ist in der Tat erstaunlich, mit welcher Stumpfheit auch der Gebildete unserer Zeit sich jeder eigenen Betätigung bei der Heranbildung seiner Kinder enthält und der staatlichen Reglementierung die Gestaltung der kommenden Generation überläßt. Berufsgeschäfte, natürlich, die Börse, der Dienst, auch die Mandschurei oder die Theosophie, das sind Dinge, die des Interesses und der Diskussion wert sind, die Jugendbildung dagegen ist ja genau vom Herrn Kultusminister geregelt und wird von der Schule aufs gewissenhafteste besorgt.

Aber wie wird sie geregelt und besorgt? So wie ungeheure Maschinen arbeiten: was nicht hineinpaßt, wird zermalmt. Das ist die Frage, die wir uns nicht stellen und nicht beantworten. Wir dämmern hin und ahnen nicht die Gefahr, aber es ist Zeit, daß ein Weckruf ergeht: Seht ihr nicht, wie die Zukunft unseres Volkes in anämischem Siechtum von Geist und Leib verkümmert? Dieser Ruf muß von Mund zu Mund gehen, an allen Ecken und Enden widerhallen, bis jeder einzelne zum Bewußtsein kommt, daß gerade er mitarbeiten muß an der Gestaltung unserer Zukunft, daß gerade er seine individuellen Kräfte dafür einsetzen muß, bis die Jugenderziehung und ihre Schäden das breiteste Interesse, die breiteste Diskussion einnimmt.

Unser modernes Schulwesen und die Stellung des Volkes dazu verwirklicht fast schon das sozialistische Zukunftsprogramm, oder es gleicht an retrograder Barbarei dem kommunistischen Erziehungswesen im alten Sparta. Das interessanteste und wichtigste Weltphänomen, der heranwachsende Mensch, wird systematisch in spanische Stiefeln gezwängt, in unerbittlichem Drill zu einem geordneten, nach Schema f denkenden und handelnden Dutzendwesen geformt. Alle höchsteigenen Regungen werden im grauen Dunst der Schulstube erstickt. Kinder mit vorherrschend ästhetischer, exaktem Wesen abgeneigter Veranlagung werden als Träumer und schlechte Lerner vernachlässigt und moralisch mißhandelt, während gerade ihre meist weiche Individualität eines besonders liebe- und verständnisvollen Eingehens bedürfte, um in die richtigen Bahnen gelenkt zu werden. Die Kraftnaturen anderseits, die sich nicht leicht reglemen-

an? Wer weiß mehr von Geschichte, Sprachen, Mathematik zusammen, als ein wohlvorbereiteter Primaner, und welcher der Zierden und Führer der Nation hätte zur Zeit seiner Blüte ein Maturitas bestehen können? Sollten wir demnach tüchtige Primaner höher stellen als Bismarck, Mommsen?

Nein, Aufgabe der Schule ist es, die Jugend zu befähigen, sich die Kenntnisse des Lebens im Leben zu erwerben. Sie soll die Fähigkeit zum Denken entwickeln, sie soll darauf achten, daß der Körper gepflegt und gestählt werde, sie soll die Liebe zum Guten und Schönen ausbilden, sie soll die Gaben und Erkenntnisse des Geistes, Gemütes und Leibes in richtigem Maße zusammenarbeiten lehren, so daß aus ihnen die Fähigkeit zu richtigem Handeln und Leben entsteht. Kurz, die Schule soll Jünglinge erziehen, die ganze Männer werden. Ob einer die Bürgerschule oder das Gymnasium durchgemacht hat, seine Schule soll ihm ein Ganzes geboten, ihn zu einem Ganzen gemacht haben, der imstande ist, die Bahn des Lebens zu beschreiten, die seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entspricht.

Ein weiterer schlimmer Bundesgenosse der Verkehrtheiten, die mit der heranwachsenden Jugend angestellt werden, ist auch der Examenszwang. Da demjenigen, der nicht gewisse Examina bestanden hat, auch wenn er mit reichen Kenntnissen und Fähigkeiten ausgestattet ist, nachgerade jedes Fortkommen versperrt ist, muß eine gewissenhafte Schule ihre Erziehungsobjekte eben nolens volens mit Dampfgewalt durch die Zerkleinerungsmaschine jagen, damit das entstehende geistige Püree zum Schluß schön gleichmäßig durch die Maschen des Examensiebes gedrückt werden kann.

Diesem Fluch können wir uns, wie die Dinge einmal liegen, vielleicht kaum mehr entziehen. Oder wäre es möglich, das Maturitätsexamen, dies festgewurzelte Unkraut des neunzehnten Jahrhunderts, noch auszurotten und durch das Gesamturteil der Lehrer über die geistige, sittliche und wissenschaftliche Reife zu ersetzen? Dieses etwa verbunden mit einer freien, der Neigung und Veranlagung des Schülers angepaßten Leistung, wie z. B. schon jetzt Künstler die Berechtigung zum Einjährigendienst erwerben können. Vieleicht wäre es noch möglich, die höhere Schule von diesem Alp zu befreien. Vielleicht, wenn man bedächte, daß Leibniz und Goethe und alle Großen, auf deren Geistesarbeit wir fußen, das Maturitas noch nicht gekannt haben.

Einstweilen ist es schon mit Freuden zu begrüßen, wenn durch kleine Mittel, wie die Zulassung der Abiturienten von Realanstalten zu weiterem Studium, der Überfüllung der Köpfe mit individuell ungeeignetem Stoff gesteuert wird. Wenn man aber anerkennt, daß ein für die Schönheiten der klassischen Sprachen unempfänglicher Knabe auch

ausbilden, wie der Gärtner jede Pflanze nach ihrer Natur in die Sonne oder in den Schatten rücken, die fruchtversprechenden Triebe befestigen und die wilden Schößlinge beschneiden wird. Aber sie soll nicht von der Edeltanne Kartoffeln und von der Rübe Wein verlangen. Dann wird der Zustand aufhören, daß alles unter der Schule seufzt. Die Schüler, denen die unsterblichen Schöpfungen des menschlichen Geistes durch platten Drill verekelt werden, ohne daß sie je eine Antwort erhalten auf die verzweifelte Frage: Warum müssen wir unseren armen Kopf plagen und unsere Jugend vertrauern mit all dem Lernen, das wir wieder vergessen? Daß die Eltern seufzen, deren Lieblinge geistig und körperlich gemartert werden, während sie selbst dem Moloch die Opfer zuführen müssen, damit nur ja die vom Staate vorgeschriebenen Examina bestanden werden. Daß schließlich auch die besseren Elemente der Lehrerschaft seufzen, die sich zu Gliedern einer großen Maschine degradiert sehen von ihrem idealen Beruf als Führer der Jugend in die Höhen und Tiefen des menschlichen Geistes.

So liegen die Verhältnisse, hier mehr, dort weniger ausgeprägt, hier gemildert durch veredelnden persönlichen Einfluß, dort verschärft durch herzlos drillendes Strebertum. Aber wo ist die Wurzel des Übels, unter dem alle Beteiligten leiden? In erster Linie wohl am System. Am Fluch der bureaukratischen Leitung des Schulwesens von einem Zentralorgan aus, das bei seinem ungeheuren Arbeitsfeld sich notgedrungen auf den Erlaß schematisierender Reglements beschränken muß. Seine Unterorgane aber, je näher sie dem eigentlichen Arbeitsfeld stehen, desto mehr ist ihre Freiheit bereits beschränkt, die Richtung gebunden, in der sie marschieren müssen. Aber nicht das überlieferte und mit deutscher Beamtengewissenhaftigkeit immer mehr ausgebaute System allein hat die Schuld. Das Banausentum im großen Publikum tut seinerseits sein Bestes, um die Schule auf der falschen Bahn weiterzudrängen. Jenes Banausentum, das mit Geschrei fordert, die Schule solle die Jugend mit praktischem Wissen fürs Leben ausstatten. Dieser verderbliche, aus flachster Anschauung entspringende Irrtum zwingt die Schule, immer mehr Lernstoff anzuhäufen, immer fester die Jugend in den Schraubstock zu spannen, die jungen Köpfe, statt sie durch gesunde Diät für die aufreibende Arbeit des heutigen Lebens zu stärken, bereits vor Eintritt in dasselbe aufzureiben. Wie viel hoffnungsvolle Kraft wird so verdorben, fürs Leben lahmgelegt! Und woher das sinnlose Übertraining? Eben von der sinnlosen Vorstellung, es sei Aufgabe der Schule, die für's praktische Leben nötigen oder wünschenswerten Kenntnisse in möglichstem Umfang bereits der heranwachsenden Jugend beizubringen.

Kommt es aber für die Entwicklung und den Erfolg des Menschen auf die Quantität seiner Kenntnisse in den verschiedensten Lehrdisziplinen

maschine, für die Heranbildung der Jugend verantwortlich sind; daß diese Sorge ebenso wichtig, ja wichtiger ist, wie die Sorge für die materielle Zukunft der Kinder. Daß wir eine Gesamtheit von Menschen bleiben wollen, die sich selbst als die Hauptsache betrachten, das Wirken des Staates aber nur als wohltätiges Regulativ; daß unsere Kinder Menschen werden sollen, nicht Massenprodukte der Staatsfürsorge. —

Dieser Warnruf, den wir dem „Türmer" entnehmen, ist so hochwichtig und trifft auch Zustände in Österreich so gründlich, daß es uns als eine Pflicht erscheint, ihn weiter zu verbreiten.

Seuchen im Bauernhause.

Ein Bild aus halbvergangener Zeit.

Zu jenen Dingen, die mitwirken, mein Erdenleben sorglos und froh zu machen, gehört meine vielleicht sträfliche Gleichgiltigkeit gegen Ansteckungsgefahr bei Krankheiten. Vor Bakterien, Bazillen und dergleichem Gezücht habe ich keine allzugroße Angst. Und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihrer — zu viele sind. Was man mit jedem Atemzug einschlürft, das muß doch endlich der Körper gewohnt werden, dagegen muß er wohl abgehärtet und unempfindlich sein, wenn er überhaupt mittun will. Für immun freilich darf sich kein Mensch halten, sonst liegt er plötzlich blamiert in einer Influenza, oder gar in Scharlach oder der Diphtherie darnieder. Aber ich glaube, daß eine einfältige Sorglosigkeit, die natürlich vernünftige Lebensführung nicht ausschließt, ein recht gutes „Präservativ" gegen Infektion ist.

Wenn es nach dem Buchstaben der Wissenschaft ginge, müßte ich schon in meiner Jugend wenigstens ein halbes dutzendmal gestorben sein. Der ansteckenden Krankheiten gab's im Waldlande alljährlich; die Vorsicht der Leute dagegen war, zur Verzweiflung des Arztes, falls er darum wußte, gleich nichts. „Geschehen tut's, wie Gottes Willen ist!" hieß es. Nun war allerdings Gottes Willen, daß viele Kinder an der Rotkrankheit, am Halsweh, Erwachsene am Nervenfieber, an den Pocken starben! Und in Gegenden, wo die Leute vorsichtiger waren, da war es Gottes Willen, daß weniger Leute umkamen. Die Lebensführung der armen Waldbewohner war gewiß auch nicht danach; Erkältungen, Unregelmäßigkeit in Arbeit und Ruhe, in Essen und Trinken, schlechtes Wasser, ungelüftete Wohnung, Unreinlichkeit aller Art — es war nahezu wie eine systematische Vorbereitung, um von in der Nachbarschaft grassierenden Seuchen angesteckt zu werden. Und doch haben damals in jener Gegend Seuchen

ohne Homer und Demosthenes ein ausgezeichneter Arzt werden kann, so sollte man auch die Folge ziehen, daß es unrecht ist, einen für Philologie oder Literatur glänzend begabten Kopf mit einem Übermaß der für ihn unverdaulichen Mathematik oder Physik abzustumpfen.

Im Rahmen dieser allgemeinen Betrachtung können ja nur kurze Winke gegeben werden, in welcher Richtung die Bahnen unseres Schulwesens geändert und zu erfreulicherem Ziel gelenkt werden sollen. Fast ist es schon zu weit gegangen, wenn wir, noch einmal auf das Übel der bureaukratischen Zentralisation zurückkommend, den Gedanken hinwerfen, ob nicht örtlichen, unter Heranziehung des Laienelementes zu bildenden Organen ein weiterer Einfluß auf die Gestaltung des Schulwesens eingeräumt werden könne. Durch eine solche Dezentralisation würde ein belebendes Moment in den starren Organismus gebracht und das Schema dem Charakter, den Ansichten und Bedürfnissen der Bevölkerung angepaßt werden können. Daß hierdurch sich gewisse Ungleichheiten in Lehrstoff und Methode herausbilden würden, könnte eigentlich niemandem etwas schaden als dem Prinzip des Gleichmachens. Nützen würde es der Jugend, wenn der Großbetrieb mit Maschinen durch Handarbeit ersetzt und so das Produkt verfeinert und verinnerlicht würde.

Daß aber ein solcher Vorschlag in unserer Zeit, die sich nun einmal das Ideal gesetzt hat, an der russischen Grenze wie an der französischen alles nach demselben Modell herzustellen, nur auf Entrüstung oder mitleidiges Lächeln stoßen kann, ist kaum zu bezweifeln.

Aber, wie im einzelnen der Lehrstoff und der Lehrbetrieb abzuändern ist, wie das menschliche und erziehliche Moment in den Vordergrund zu rücken, wie dem Zerstörungswerk an gesunder Individualität Einhalt zu gebieten ist, das muß in ernster, langwieriger Arbeit von Fachmännern und Laien erwogen und festgestellt werden. Für jetzt ist die Hauptsache, daß die Erkenntnis sich Bahn bricht: Unsere Schule, insbesondere die höhere, ist mit all der Unsumme gewissenhafter Arbeit, die sie leistet, auf falschem Weg. Sie kann und soll keine Arbeitsautomaten so wenig wie Alleswisser oder angehende Fachmänner erziehen. Aber was sie soll, das kann sie nicht: eine gesunde, fröhliche Jugend erziehend erziehen, mit starkem Leib und scharfem Geist. Nicht totes Wissen soll sie der Jugend eintrichtern, aber sie soll denken und arbeiten lehren, so daß der junge Mensch, wenn er ins Leben hinaustritt, sich jedes Wissen aneignen und die Materie nach seinen Bedürfnissen sich gestalten kann.

Und diese Erkenntnis dessen, was not, muß in alle Kreise unseres Volkes dringen. Alle Eltern und alle gewissenhaften Menschen müssen erkennen, daß in erster Linie sie, die Individuen, nicht die Staats-

von Waldenbachschlag wochenlang nicht sichtbar geworden, und als man ihn später befragt, ob er einen Meiler abzukohlen gehabt hätte, antwortete er, in seiner Hütte auf dem Stroh sei er gelegen und habe sich einmal ordentlich ausgefaulenzt. Zuerst habe es ihn vor Frost so geschüttelt und sei ihm übel gewesen; dann habe er beim Athemziehen ein Stechen in der Brust gehabt und Blut sei gekommen. Dann sei er so müde gewesen, daß er sich gedacht habe: ah, ich bleib' liegen und habe nur gedörrte Birnen und altgetrocknetes Brot gegessen. Es müsse so ein bissel eine Krankheit gewesen sein oder was, er sei nachher schier schwach gewesen, aber jetzt sei der Ungesund heraußen. Ei, freilich war es „so ein bissel eine Krankheit gewesen" — die Lungenentzündung.

Im Schmiedhofe hatten sie einen jungen, baumstarken Knecht. Der war in Fischbach bei einem Begräbnis Leichenträger gewesen. Dann heimgekommen hatte er sich niedergelegt, ist krank gelegen und acht Tage später gestorben. Wenn es irgendwo in der Nachbarschaft „Leichwachen" gab, so waren stets auch Kinder dabei. Da durften sie in der Nacht aufbleiben, mit den Erwachsenen unter dem Sternenhimmel, oder im Dunkeln mit der Laterne über Feld und Heide gehen, durften die Leiche anschauen; dann wurden „schöne Totengesanger" gesungen, dann bekam man Weißbrot zu essen, sogar Most zu trinken. Das war ein Fest. Als nun im Schmiedhofe der Knecht „Simmerl" gestorben war, erbettelten auch ich und einige meiner Geschwister die Freude, zur Leichwache gehen zu dürfen. Mit großer Ehrfurcht traten wir, vom Vater begleitet, ins Haus. Dort, unter der Bodenstiege, sahen wir schon das Totenlicht, ein Ölflämmlein im Wasserglase, und daneben die lange Gestalt, mit einem Leintuche zugedeckt. Wir knieten, wie es Sitte ist, davor nieder, beteten still ein paar Vaterunser und besprengten hierauf die Leiche mit dem „Sprenggrassel", das im Weihwassergefäße lag. Die Hausmutter des Schmiedhofes war schon hinter uns gestanden, die eine Hand über dem Busen, mit der andern nachdenklich den Kopf gestützt. Sie hatte wohl darüber nachgedacht, was das vor wenigen Tagen noch für ein gesunder, lustiger Bursche gewesen war, in dem vor Freudigkeit jedes Aderl hat gezuckt und ganz Alpel hat geklungen vor seinem Singen und Juchezen. Jetzt lag er da auf der schmalen Bank und rührte sich nimmer. Die Hausmutter trat ein wenig vor und fragte uns mit leiser Stimme, ob wir ihn anschauen wollten? Wir nickten: Ja. Hierauf schlug sie bei Haupten das Tuch zurück. — Wir erschraken sehr. Das war nicht der Simmerl mit dem freundlichen Angesicht und dem schwarzen Schnurrbart drinnen. Das war eine völlig schwarze, aufgedunsene Masse, in der man kaum Augen und Nase, geschweige andere Züge erkennen konnte. Einen widerlichen Geruch verspürten wir und dann hat die Hausmutter den Toten wieder zugedeckt. Am nächsten Morgen sind wir in der langen

nie eine große Ausdehnung angenommen und von den Erkrankten sind allemal die meisten wieder gesund geworden.

Sehr oft wurden gefährliche Krankheiten gar nicht erkannt. Der Arzt wurde selten angerufen, oder er behandelte die Kranken nur vermittelst Botenberichte und Urinfläschchen. Die Kurpfuscher tauften auftretende Krankheiten nach eigenem Belieben. Da gab es „hitzige Gallfieber“, Herzwürmer“, „Grasseln“ und „Bläseln“, „rotes Bauchweh“ und „schwarzen Ausschlag“, während tatsächlich Typhus, Ruhr, Scharlach, Blattern u. s. w. wüteten.

Oft stand das Krankenbett in der Kinderkammer oder in der Gesindestube, manchmal nahe dem Eßtisch. Der schlechte Geruch in den überheizten, ungelüfteten Stuben wurde oft nur durch das Ausräuchern mit Wacholderreisig bemäntelt. Oder der Kranke lag im Viehstall, wo sich kein Mensch um ihn kümmerte, außer zu den Mahlzeiten, da ihm Essen gebracht wurde. Kurz, die Krankheiten machten kein Aufsehen, und wenn sie weitergriffen von einem Hausgenossen auf den andern, von einem Hof auf den andern, so wunderte sich niemand darüber und hieß es manchmal: „Ist gut, daß es ihn gepackt hat, nachher hat er's überstanden.“ Die Schuster-Ernestin in Alpel war der Meinung, jeder Mensch müsse alle Krankheiten einmal durchmachen, um endlich ganz gesund zu werden. Natürlich, je eher das vor sich ging, je besser. Allerdings, vor manchen Seuchen gab es großen Abscheu, darum hielt es mancher Winkelarzt — der mehr Psychologe als Arzt war — für gut, sie gar nicht mit Namen zu nennen.

Von einer vernünftigen Krankenpflege ist noch heute dort selten eine Spur, entweder man tut zu viel oder zu wenig. Oft die törichtesten „Hausmittel“ oder — gar nichts.

Ein Bruder von mir, der bei einem Nachbar im Dienste war, lag einmal vier Wochen lang in einem Ochsenstall neben den Rindern krank. Außer daß eine alte Magd ihm tagsüber ein paarmal die Mehlsuppe brachte, die er ja doch kaum hinabzuschlucken vermochte, hat sich niemand nach ihm umgesehen; ja, man hielt es für überflüssig, die Seinigen davon zu benachrichtigen. Er hatte „Halsweh“. „Wenn er sich warm halt't und fleißig schwitzt, wird's schon wieder besser werden.“ — Es wurde wirklich besser, aber als der junge Mensch wieder unter Leute kam, zeigte es sich, daß er nicht sprechen konnte. Eine schwere Diphtheritis hatte die Stimmbänder angegriffen und es bedurfte einer wochenlangen Nachkur in Graz, um die Sprechorgane wieder herzustellen. — Ein Holzknecht auf der Wölkeralm hatte mutterseelenallein in einer Heuhütte den Typhus überstanden. Und als er hernach befragt wurde, wie er sich denn ernährt, sagte er, hungerig sei er nie gewesen und den Durst habe ihm der Wiesenbach gelöscht. — Einmal war der Kohlenbrenner

auf den Toten machen lassen. Ein flüchtiger Blick, eine leichte Betastung des Hauptes, anders habe ich dazumal eine Totenbeschau nie gesehen. Später kam eine Verordnung heraus, die Särge dürften im Dorfe nicht geöffnet werden, sie müßten vor der Ortschaft zur Totenbeschau anhalten. Heutzutage muß auch im Gebirge der amtliche Totenbeschauer ins Sterbehaus kommen, es darf vor der Schau das Begräbnis nicht veranstaltet werden. Heute werden doch auch im Waldlande bei Seuchen die Isolierungs- und Schutzvorschriften beobachtet, so weit das Auge des Gemeindearztes reicht. Nur reicht es nicht immer weit genug. Ein gewisser Grad von Sorglosigkeit gegen täglich drohende Gefahren wird im Landvolke ja immer sein. Abgesehen davon, daß allzugroße Sorge um das leibliche Wohl nicht christlich ist, lebt noch immer der Fatalismus, der Glaube an die Vorherbestimmung, den der Philosoph weder bejahen noch verneinen kann. Seit die Naturwissenschaft das Gesetz von der Vererbung lehrt, kann der Fatalismus nicht einmal mehr als Irrlehre oder Aberglaube erklärt werden. Ist es den Leuten vererbt, das heißt angeboren, ob sie gesund oder krank, klug oder dumm sind, so ist es ihnen eben auch mitangeboren, ob sie den Gefahren ausweichen können, oder in dieselben hineintappen, und ferner, ob sie die Gefahren bestehen oder daran zugrunde gehen.

Wie es die, denen Einsicht gegeben ist, halten sollen? Die Gefahren weder suchen noch fürchten, gelassen und ohne Aufregung seiner Wege gehen, mit Ruhe die Schutzmittel anwenden und im weiteren keine Angst haben — das wird wohl auch bei Seuchen das richtige Verhalten sein.

Unser Almpeterl.

Ein Gedenkblatt von **Toni Schruf.**

Peter vom Berge
Nun bist du da oben;
Waldheimats Geist hat
Empor dich gehoben.
Hob dich eintausend
Und siebenhundert Meter —
Fall' nicht herunter
Mein wackerer Peter.

— — — — — — —
— — — — — — —

Auf der Pretulalp Hochaltar
Bring' fürder deine Opfer dar,
Da diene du der Steiermark
Mit deinem Herzen froh und stark,
Da dien' zu uns'rer Berge Ehr',
Schau Mühl' und Sägwerk nimmermehr;

Reihe von Leuten hinter dem Sarge hergegangen, fast drei Stunden lang, bis wir zum Pfarrdorfe kamen. Dort unter dem großen Kruzifix ist der Sarg auf die Erde gestellt und geöffnet worden. Es kam der Arzt, hielt die Totenbeschau und schrieb in den Totenschein: „Simon Kroisbichler, 29 Jahre alt, gestorben an den schwarzen Blattern."

Weiß nicht zu sagen, ob zur Zeit in der Gegend noch neue Blatternerkrankungen vorgekommen sind. Ich und meine Geschwister sind gesund geblieben.

Damals wurde auch von einem Weibe erzählt, das an schwarzen Blattern schwer krank lag und ihre zwei Kinder ins Bett nahm, in der Meinung, daß sie an ihnen gesunden werde. Sie genas auch; von den Kindern aber starb das stärkere, während das scheinbar schwächere mit dem Leben davonkam und ein Mann wurde, dem kein Gift schaden konnte. Gerade umgekehrt wie dieses Weib hat's jene arme Häuslerin gemacht, die an der „häutigen Bräun" erkrankte. Als sie die Krankheit erkannte, schickte sie sofort ihre fünf Kinder zu einer Verwandten, und dort sollten sie ausrichten einen schönen Gruß von „Unserer lieben Frau". Während die Kinder fort waren, zündete sie ihr Bettstroh an, verbrannte sich und die Hütte. So hat diese Mutter die Ansteckung ihrer Kinder verhindert. Die Geschichte hatte eine Magd erzählt, die aus dem Böhmerlande als Deichgräberin eingewandert war. Aber die Leute im Waldland schüttelten bloß die Köpfe dazu. „Wenn schon Unsere liebe Frau angerufen wird, die hätte ja auch so helfen können!" — Ob der fromme Glaube allemal vor Ansteckung schützt? Meiner Mutter Lieblingssprüchlein: „Erst hilf du dir, dann hilft Gott dir!" wird wohl wahr sein. Ein bißchen Nachsicht wird der Herrgott freilich haben müssen mit Leuten, die so grundeinfältig sind, daß sie die Gefahr gar nicht sehen und ihre rotwangigen Kinder an die Betten der Typhuskranken und zu den Särgen der an Blattern Verstorbenen schicken. Aber könnte diese Nachsicht nicht einmal in Zorn umschlagen? .... Es ist wohl geschehen, daß bei Seuchen ganze Bauernhäuser ausstarben, so daß — wie ein munterer Chronist erzählt — „der letzte sich selber die Augen hat zudrücken müssen."

Wirklich Angst hat der Bauer nur vor der „Pest". „Aber die kommt nimmer." Und doch, man braucht irgendeine Seuche offiziell nur „Pest" zu nennen, und der größte Schrecken, die denkbarste Verwahrung dagegen wird Platz greifen. „Mir nix, dir nix umfallen und tot sein", das allein imponiert ihnen auf Sehweite.

Ärztliche Aufsicht von Amts wegen ist zu jener Zeit und in jenen Gegenden unbekannt gewesen. Der Tod konnte treiben, was er wollte, er hatte keine Kontrolle. Wurde einer still und starr, so legte man ihn auf die Bahre, nach zwei Tagen in den Sarg und trug ihn dem Kirchhofe zu. In dem Kirchdorf allerdings mußte man dem Arzt einen Blick

einmal ebenaus folgen, es versank mit jedem Sprung bis an den Hals in die flockige Hülle und steckte schließlich so tief, daß es sich nicht mehr herauskrabbeln konnte; dann mußte Peterl seine Lidy in den Rucksack schnüren. Obwohl er seine Schneeschuhe mit seltener Meisterschaft beherrschte, glitt er dann mit solcher Last stets vorsichtig zu Tal, denn ein unglücklicher Salto konnte seinem treuen Kameraden das Leben kosten. Eines Tages schafften wir ihm eine Waffe an, einen mehrläufigen Revolver. Er wies das Ding lachend von sich und er hatte Recht; der Peterl mit einer Schußwaffe! In nicht geringe Aufregung versetzten uns zuweilen seine allwöchentlichen, winternächtlichen Heimfahrten. Nachdem Peterl abends in Mürzzuschlag eingelaufen war und seine Einkäufe besorgt hatte, zog es ihn noch auf einen Plausch ins „Poetenstübel."

Am Stammtisch im Erker fand er stets einige von seinen Freunden und Hüttengästen, denen er nach einem eingehenden Bericht über Schnee- und Witterungsverhältnisse auch seine poetischen Erzeugnisse der letzten Woche vortragen konnte. An solchen Winterabenden brachte Peterl viel Frohsinn mit ins Stübel, die Stunden verflogen und sein liederreicher Mund verstummte oft erst um Mitternacht. Wenn aber der Nordsturm an den Stübelfenstern rüttelte und in den Telephondrähten draußen eine passende Tonart zu Peterls Liedln suchte, dann mußte wohl unser Frohmut weichen jener bangen Sorge, die uns um seine Heimfahrt erfüllte. Wir malten ihm immer wieder in den grellsten Farben die Schrecken der winterlichen Bergstürme aus, und vermochten es doch niemals, ihn vom nächtlichen Aufstieg abzuhalten. Gegen alle Bedenken und Vorstellungen hatte er sein gutmütiges Lachen und „A baleih, 's gschiacht ma nix!" Er war eine Steinklopferhans-Natur: „Es kann mir nichts geschehen!"

In eine kritische Lage geriet Peterl an einem Wintertage durch den Besuch von Zigeunern. Es war im Monate März, als zwei Männer und ein Weib, „schreckbor schworz" — wie Peterl berichtete — aus der Oststeiermark kommend, die Fischbacher Alpen überschritten und bei ihm vorsprachen. Peterl wurde die Gestalten erst gewahr, da sie schon knapp vor der Hüttentüre standen und konnte nun diese nicht mehr absperren. Er suchte eine Deckung, indem er sich zwischen zwei Tische an die Stubenwand stellte und zur rechten Hand eine Holzhacke und zur linken sein größtes Messer vor sich hinlegte; dabei mochte er gedacht haben: jetzt hole mich einer da heraus! Das taten aber die Zigeuner nicht, denn die fixe, stramme Haltung Peterls begünstigte ihre Absichten. Sie bekundeten das lebhafteste Interesse für die Hütte, indem sie sich in allen Ecken derselben zu tun machten, wobei sie die leichtbeweglichen Gegenstände mit den überraschendsten Kunstgriffen sich aneigneten. Schaute Peterl nach links, so blieb rechts etwas hängen, und schweifte sein besorgter Blick nach rechts, so geschah es zugunsten des links hantie-

Da pflanz' nach müdem Wanderlauf
Des Dichters Friedensfackel auf.
Und hör' die Stimm', die flehend spricht:
O hüt' uns treu sein ewig Licht!

So der Eingang und Ausklang des Liedls, das wir in das Poesiealbum schrieben, mit welchem der sangesfrohe Peter Bergner als Hauswart in der neuerbauten „Roseggerhütte" der Pretulalpe untergebracht wurde. Er hat jenes „ewige Licht", den Geist des Dichters, treu gehütet bis zur Stunde, da unter dem Axthieb des Meuchelmörders alles Zeitliche vor seinen Augen erlosch; dann aber hat er die heilige Flamme reinen Herzens hinübergetragen in die Ewigkeit.

Man hätte ihm zu seinen 47 Jahren noch etwas dazugetan, wenn er nichts gesagt hätte, aber sobald er den Mund auftat, verjüngte er sich; da kam der jugendliche Frohmut mit seinem tiefherzlichen Lachen herfür, über seine wetterbraunen Runzeln zog der Sonnenschein des Glückes, seines inneren Friedens und aus der Kehle drang ein Jauchzer, den man auf seine Echtheit weiter nicht zu prüfen brauchte. Als ich ihn zum ersten Male sah, erging es mir wie allen anderen vor und nach mir; er zog mich unwiderstehlich an. An diesem Manne war alles Herz, es funkelte ihm aus den Augen, es floß ihm von den Lippen. Bei all seiner Zutraulichkeit und dem Bedürfnisse nach Annäherung, erweckte seine Art doch niemals den Anschein des „sich Anbiederns"; man war unmittelbar berührt vom kindlichen Hauche seiner Naivität. Er behandelte alle Menschen gleich und maß sie nicht nach äußeren Verhältnissen; über die Grenzen der menschlichen Klassen und Rassen setzte sein Herz mit leichtem Sprunge hinweg. Er befand sich immer im Reiche Gottes unter Brüdern und Schwestern. Die göttliche Eigenschaft, alle Mitmenschen nur ihrem Wesen nach und gleich hoch einzuschätzen, gab ihm auch das glückliche Empfinden der Gleichwertigkeit seiner eigenen Person und so mochte der gute Peterl zuweilen auch allen Ernstes Heiratsanträge stellen, die von der praktischen Welt nur mit einem herzhaften Lachen beantwortet werden konnten. Und wie durch das Leben, so ist er auch in den Tod gegangen — als ein altes Kind. Man möchte sagen: er fiel in den Bach und ertrank.

Wie oft beschlichen uns seinetwegen Angst und Sorge! Wir stellten ihm vor, daß sein Leben da droben in der Bergeinsamkeit arg gefährdet sein könne, daß er sich einen großen Hund halten müsse. Peterl meinte, ein großer Hund habe große Bedürfnisse und nahm sich einen kleinen. Es war ein allerliebster Schipsel Namens „Lidy". Sein Organ reichte kaum dazu aus, dem etwas schwerhörigen Peter die ankommenden Gäste anzumelden. Die Bedürfnisse der „Lidy" waren allerdings gering, desto größer aber die Plage, die der arme Peterl mit ihr hatte. Nach starkem Neuschneefall konnte das Tierchen seinem Herrn auf dem flüchtigen Ski nicht

weiter nützen konnten, am Ende nicht einmal in die richtigen Hände gelangen könnten. Sie entschlossen sich daher, den Abgrund, den jener schaudervolle Rand verbarg, aufzusuchen. Und so lange hatte der schalkhafte Peterl in seiner Schneegrube gewartet. Als er ihre braunen Gesichter über der blendenden Schneewächte auftauchen sah, begrüßte er sie mit einem hellen „Juchu" und glitt nun dem Hochwald zu, die erstaunten Zigeuner immerfort mit beiden Händen hinter sich herwinkend. Aber selbst die Möglichkeit, daß Peterl den Zyklus seiner Kunststücke noch durch eine Apotheose krönen könnte, vermochte sie nicht zu bewegen, ihm noch weiter zu folgen, denn dieser Weg führte zur Rettenegger Gendarmerie. Als Peterl am Abende in seinem Berghäuschen sich wieder einheimte und eine größere Anzahl von Gegenständen vermißte, fand er seinen Verdacht auf die Zigeuner bestätigt. — Eines Tages drohte Petern die Gefahr, in seiner Einsamkeit zu verbluten. Er war beim Holzspalten gestrauchelt und hatte sich eine schwere Verletzung an der Brust beigebracht und statt seine rechte Hand zur raschen Hilfeleistung heranzuziehen, benützte er sie dazu, von seinen Mitmenschen einen Mordverdacht abzuwälzen. Er schrieb auf ein Blatt Papier: „Ich habe mir heute beim Holzhacken eine schwere Verwundung beigebracht. Daß also keinen Unschuldigen ein Verdacht treffe, wenn ich hier ausblute." Nachdem er diese Zielen geschrieben, war es Zeit, an seine Wunde zu denken. Von angelernten, gewohnheitsmäßigen äußerlichen Manieren so grundverschieden, äußerte sich Peterls angeborenes, gesundes Taktgefühl; die schlichte Echtheit desselben erweckte Ehrfurcht und wirkte zugleich wohltuend und erfrischend auf die weltmüden Herzen . . .

Die Aufopferung, mit der Peterl die ideale Aufgabe seines Berufes erfüllte, war geradezu beispiellos. Wenn, wie so oft da oben, der eisige Schneesturm über den Kamm raste, gab er den Bergfahrern das Geleite bis zur schützenden Waldregion und führte so immerfort für andere den Kampf mit den Elementen. Wußte er bei stürmischem Wetter Skiläufer bergan, so fuhr er diesen entgegen, um ihnen einen geschützteren Pfad zur Hütte zu bahnen. Mehrere Wintertouristen preisen den Almpeterl dankbar als ihren Lebensretter, andere entkamen durch seine Fürsorge augenscheinlichen Gefahren. Er verstand es auch, den Verletzten einen Verband anzulegen, er massierte und frottierte, bis die erstarrten Glieder wieder ihre Lebenstätigkeit äußerten, packte die frostigen Leiber in nasse Leinen, bis wohltuende Wärme sie durchströmte. Und all das besorgte Peterl fachkundig, denn Pfarrer Kneipp war einst sein Lehrmeister. Und mit den Gliedmaßen tauten dann auch die Herzen wieder auf; aus dem Hospiz wurde ein gemütliches Almwirtshaus und aus dem Samariter der sangesfrohe Almwirt. Wie viele Jauchzer haben da droben hinausgeklungen in die weiten, stillen Berge! Auf keiner Alm hatte das dankerfüllte Herz so viel zu besorgen wie auf der Preturer, auf keiner an-

renden Zigeuners. Dabei sprach der Schwärzeste dem Peterl seine Anerkennung darüber aus, daß man nach beschwerlichem Aufstieg, so hoch da oben in Eis und Schnee ein so wohldurchwärmtes, mit allen erforderlichen Gerätschaften vollständig eingerichtetes Alpenhaus vorfinde. Nun stieß aber der eine Sohn des Südens auf ein Gerät, das seine Neugierde erweckte, da es ihm ein Fortbewegungsmittel erschien. Es waren norwegische Schneeschuhe, die in der letzten, noch nicht durchforschten Hüttenecke lehnten. Sein sportliches Interesse wäre vielleicht minder lebhaft zutage getreten, wenn nicht in der Skiberiemung ein paar brauchbare Bergschuhe gesteckt hätten. Jetzt sah Peterl die Befreiung winken; er fing nun an, die Wunder dieser Gleithölzer in phantastischen Farben zu schildern und erweckte in den Zigeunern das stürmische Verlangen, einen Flug über die schneeigen Flächen der Alpmatten zu schauen. Peterl ließ sich dazu herbei, diese Kunst zu demonstrieren und hieß die Zigeuner in einiger Entfernung von der Hütte sich aufstellen. Als diese ihren Standplatz eingenommen und Peterl seine Bretteln unter den Füssen festgeriemt hatte, schloß er die Hüttentür ab und glitt pfeilschnell ein Stück gegen Rettenegg hinunter. Auf der weiten, freien Fläche, die noch tiefe Schneelage hatte, begann er nun sein Rachespiel mit den Zigeunern. Nach der ersten Wendung, die ihn zum Stehen brachte, winkte er den Zigeunern, ihm zu folgen. Von dem Schaustück dieses plötzlichen Anhaltens angezogen, stapften sie mühsam dem Almpeterl nach. Kaum in seiner Nähe, verkündet Peterl mit schnurriger Stimme: „Hiaz kimbt da Schlongenlauf“, löst sich wieder los und schlängelt sich in gefälligen Serpentinen ein gut Stück bergabwärts; hernach steht er wieder und winkt den Zigeunern lebhafter wie zuvor. Die Zigeuner setzten ganz richtig voraus, daß dieses Sportprogramm eben auch seine Steigerung haben müsse, keuchten dem Peterl zu und kamen dabei gegen das Zwergholz noch tiefer in den Schnee. „Hiazt kimbt da Sprung“, verkündet Peterl schier übermütig kreischend, faßt eine vorspringende Schneewelle ins Auge, spreitet seinen faserigen Wettermantel aus und läßt sich einem Vogel gleich, auf den Rand der natürlichen Schanze lostragen. Mit einem Jauchzer war er nun den Augen der Zigeuner entschwunden. Der sonst wegkundige Peterl hatte sich diesmal getäuscht; die Wächte fand im Gelände nicht die gewünschte Fortsetzung, denn sie überhing eine senkrechte Felswand, welche zehn Meter tief in einen weiten Schneetümpel abstürzte. Im Flockenbett dieser Vertiefung steckte er nun, recht überrascht, bis er sich wieder herausgearbeitet hatte. Die Zigeuner hätten sich der mühevollen Wanderung zur Unfallstelle wohl kaum unterzogen, hätte sie nicht der Gedanke gequält, daß der nun maustote Peterl, beschwert mit allerlei unützem Kram, wie Uhr, Kette, Ring und Gott weiß mit was sonst für Metallen da unten liegen müsse und daß diese Wertsachen, die dem armen Teufel nicht

sinniges Gemüt und keine Gefühlsschwärmerei. Nur in einer Eigenschaft haute er über die Schnur — in seiner Herzensgüte und Opferwilligkeit. Eine klare Beobachtungsgabe bildete den Boden seiner Dichtungen, ihre Quelle war das übervolle, mitteilsame Herz. An seinem dichterischen Nachlaß hatten zwei Ochsen zu ziehen; die Manuskripte mußten in vier Kisten verpackt, von der Pretulalpe herabgeführt werden. Peterl hatte mit Papiernot zu kämpen, sonst hätte man müssen vierspännig fahren, denn alle Papiersäckchen, die er von seinen Kauffahrten heim in die Hütte brachte, waren vollangedichtet. Kurz vor seinem Tode hatte er auf der soliden Basis der Firma „Georg Kleinhans Erben" eine Grabschrift zu Papier gebracht, die da lautet:

„Hier ruht Peter Bergner, der auch gedichtet,
Der Liebling der Damen von weit und breit,
Liebestränkln hab'n ihn zugrunde gerichtet —
Gott schenk' ihm die ewige Seligkeit."

Diese Grabschrift verweist uns auf Peters Liebesleben. Sein Herz hat immer nur gegeben, aber es war so überreich, daß es sich nebenbei noch das Gefühl leisten konnte, daß es auch empfange. Dieses Gefühl stand aber hart an der Grenze einer „fixen Idee" und machte ihn in diesem Punkte zu einem Sonderling. Der gute Peterl hatte einen ständigen Liebesrausch und mit der harmlosen Milch wollte er sich diesen letzter Zeit angetrunken haben. Der Almbauer hatte zwei Töchter und ein sauberes „Zuchtmensch" und diese hätten gerne den Peterl für sich gekapert und taten ihm etwas in die Milch, man weiß nicht was es war, aber die Wirkung, die Wirkung —; sie verwickelte ihn in sinnliche Träume, schreckte ihn zur Unzeit wieder aus diesen empor und trieb ihn hinaus in die eiskalte Winternacht. Als er endlich die Milch vom benachbarten Bauern bezog, fand dieser Liebeszauberspuk sein Ende. In Liebessachen wurde Peterl oft gehänselt; seine geschämige Wichtigtuerei forderte dazu heraus. Oft geschah es, indem man tat, als ob irgend ein Gegenstand an ihm einem als neu auffiel; und wenn man ihn dann fragte, woher er diesen habe, dann setzte es ein kindisches Geberden und verschämtes Lachen, und dabei wich er einen Schritt zurück und bedeckte diesen Gegenstand mit einer Hand, als habe er das kostbarste Ding zu verteidigen und die Verlegenheit, in die er sich hineindichtete, war köstlich. So war es sein alltäglicher alter plumper Siegelring, mit dem diese Komödie sich aufführen ließ. Er befand sich unausgesetzt in Heiratsumständen, und dabei mußte man ihn von einem auf das andere Mal nach dem Namen seiner Erwählten fragen. Man hätte zwar diesen ebensogut dem Hüttenbuch entnehmen können, denn es war gewöhnlich die letzte Besucherin, die er in sein Herz geschlossen. Aber sein treues Gemüt hing ebenso dankbar an allen übrigen, die ihm Gunst und Wohlwollen bezeigten. Seine Beziehungen, die er lebhaft

deren blieb so viel übrig für andere, von keiner brachte man so viel heim wie von dieser floraarmen.

Haben aber auch andere Almen ihre Hauspoeten? Der Peterl grechtelte einem alle Ansichtskarten mit frischen Verslein vor, man hatte nur zu unterschreiben und das tat man ruhig und gerne, denn seine vierzeiligen Ergüsse waren den jeweiligen Umständen und Stimmungen förmlich auf den Leib gedichtet. Und wenn zur Winterszeit die schwarze Nacht herabsank auf die schneeigen Kuppen der „Pretuler" und die rauhfrostverkappte, hellerleuchtete Hütte, dem fernen Sterne gleich, als einziger Lichtpunkt strahlte in der weiten Runde, dann begann der seltsame Geist Peterls diese Einsamkeit zu beleben, zu erwärmen, zu verscheuchen. So recht ausleben konnte Peterl sich nur in gebundener Sprache. Die Prosa kam klang- und farblos von seinen Lippen und wenn er so hinerzählte in dem ihm eigenen Wortfluß, so stand dies meist im Einklange mit dem auf dem Feuerherde brodelnden Teekessel. Das Unvermögen, seinen Worten entsprechenden Ausdruck zu verleihen, entsprang dem Übel eines Sprachfehlers, der ihm infolge eines Blitzschlages anhaftete. Wenn es aber anhub sich zu reimen, dann tat sein ganzes Herz mit und es war überraschend, wie erfolgreich eine gewisse Begeisterung auch gegen sonstige Unverständlichkeit mancher Worte ankämpfte. Ein Schwerverständlicher, mit dem sich alle Menschen so gut verstanden haben! Sein Sprachfehler trug nicht wenig dazu bei, seinem naturpoetischen Schaffen einen erdrüchigen Reiz zu verleihen; dazu kam noch ein seltener Mangel an Rechtschreibung, der jeden Einfluß einer Schulbildung auf Peterl vollständig ausgeschlossen erscheinen ließ.

Alles, was Peterl erlebt, erschaut, erdacht, ward durch ein „Gedichtle" (er war steirischer Grenzkärntner) festgehalten. Die meisten von diesen Gedichten wußte er auswendig herzusagen und dabei konnte man sein Gedächtnis bewundern, denn es waren oft ganze Geschichten, die er in Versform wiedergab. „Und däs geht a so", mit diesen Worten leitete er alle seine Gedichte ein. Seine Poesie war schlichte, in Verse gekleidete Prosa; sie flog nicht hoch, aber sie schoß auch nie über das Ziel. Seine Gedichte ließen sich förmlich miterleben; in folgerichtiger Entwicklung und stets getreu den Tatsachen führte er seine Gedanken unentwegt Schritt für Schritt ans Ziel, und da er für die Phantasie keine Lücke offen ließ, so gab es auch selten Mißverständnisse. Seine gereimten Schilderungen und Erzählungen trugen das Gepräge strenger Schlichtigkeit. Der Mangel an Pathos, der seiner Vortragsweise den Ausdruck eines natürlichen gemäßigten Empfindens gab, lag auch seinen Dichtungen zugrunde und gab diesen das Gleichgewicht eines gesunden Realismus. Sein Schaffen war ein getreues Spiegelbild seines einheitlichen Wesens: stets heiter — nie übermütig, warmherzig — nie leidenschaftlich, ein

zeigten sich dagegen bemüht, ihm Dienste zu leisten. Aber es fanden sich immer Leute in besserer Gewandung, die den guten Menschen betrogen und bestahlen. Peterl hatte den Brauch, seine Geldnoten vor den Augen der Hüttengäste in ein Buch zu legen und so geschah es noch kurz vor seinem Tode, daß, während er in den Keller stieg, ein äußerlich anständiger Mensch eine Zehnkronennote aus solcher Haft befreite. Wir kamen damals gerade zur Hütte, nachdem jener teure Gast bergabwärts gezogen, und fanden Petern herzlich lachend und überglücklich darüber, daß er bestohlen worden.

Diese ungereimte Stimmung erklärte Peterl, indem er sagte: „Der dumme Kerl! Den Zehnkronenschein hat er gekriegt, aber wäre er um drei Buchblatteln weiter gegangen, so hätte er den Zwanzigkronenschein." Nach solcher Erklärung fanden wir das wahre Verständnis für die Freude Peterls. — An jenem Tage, da wir ihn zum letztenmale als Almwirt tätig sahen, besprachen wir mit ihm den Ausbau der Hütte. Ein geräumiges Unterkunftshaus sollte daraus werden. Für ihn und sein „Hündle" wäre der Vorraum der Dachkammer freilich groß genug, aber Peterl will nun einmal eine Frau haben und da heißt's Platz schaffen. Und die kleine Hütte, die nur wenigen eine mangelhafte Unterkunft bietet, kann auch ein Menschenpaar nicht ernähren. Und Peterl braucht eine Frau, wenn das kulinarische Repertoire, auf welchem bisher nur „Erbswurstsuppe" und „Heferlsterz" standen, die gewünschte Erweiterung erfahren soll. Auch seiner persönlichen Sicherheit wegen — sofern er sich nur vor anderen sichern will — braucht Peterl eine Frau. Peterl braucht eine Frau zum kochen, putzen, waschen, fegen, scheuern, kurz zu allem, was bisher nur mangelhaft und teilweise gar nicht geschehen ist. Peterl hatte in weit höheren Regionen zu tun, er konnte sich nicht um die kleinen Dinge kümmern, die durch die leiblichen Bedürfnisse der Hüttengäste aus ihrer Ordnung gebracht wurden. Er fahndete nach den Quellen der Wissenschaft und suchte die Ordnung der Dinge im Weltall zu ergründen; und wenn er gar seinen Homer vor sich liegen hatte und in den süßen Klängen der „Ilias" schwelgte, dann mochten die Käserinden, Eierschalen und Wursthäute ihr Stilleben ungestört weiter führen.

Das Durcheinander in der Hütte schien manchmal mutwillig angezettelt. Peterl suchte diesem Übelstande, dem er nicht Herr werden konnte, bereits vorigen Winter durch eine Frau abzuhelfen. Allein es geschah dies nur probeweise und — mit Frauen soll man nicht experimentieren. Es war am Ende des November, zu einer Zeit, da die Jagden dem Peterl stets eine größere Anzahl von Gästen brachten. Da kam er eines Tages im Tale auf ein Weib, das sich erbötig machte, ihm in der Wirtschaft zu helfen. Alter und Aussehen dieses Weibes schützten den Peterl vor dem Verdacht, daß dieses ihm besser gefallen könnte als ihr Anerbieten und so brachte er

unterhielt, erstreckten sich weit über das Weltmeer und brachten ihm so manchen sinnigen Gruß aus fernen Landen; das Album von Ansichtskarten, das er hinterläßt, bildet für ihn den ehrenvollsten Nachruf. In dem Bestreben, seinen Mitmenschen etwas zu Liebe zu tun, kannte er keine Grenzen; er sparte sich diese Liebesbezeigungen vom Munde ab. Für ihn gab es wochenlang nicht Wein, Fleisch, Kaffee, Tabak, es setzte Tag für Tag das Kneippsche „Kraftsüpple". Die Brotkrumen, die in der Hütte sich sammelten, wurden geröstet, gestampft, in Wasser verkocht und — gegessen; das war seine Kraftsuppe. Seine Bedürfnislosigkeit erleichterte ihm das Sparen und das tat not, besonders zu einer Zeit, da die Alpe infolge schlechten Wetters nicht besucht wurde. Was er aber an sich ersparte, verschwendete er an andere. Von den Ansichtskarten, die Peterl hinaussandte, hätte er sich täglich ein gutes Lendenstück und ein Glas Rotwein gönnen können. Aber die Forderungen seines Herzens bekämpften stets siegreich die des Magens.

Der Weg von der Oststeiermark in das Mürztal führte über die „Pretulalpe" so manchen Handwerksburschen; der Herbergsvater der Alpenhütte bewirtete sie, ließ ihnen ihr Geld und gab ihnen noch gute Worte dazu. Mit den Trinkgeldern brachten die Gäste den Peterl in arge Verlegenheit; solche Dankesbezeugung lehnte er stets ab, indem er die Münzen zurückschob mit der Beteuerung, daß dies einfach zu viel für ihn sei; er habe ohnedies seinen Gewinn an der Zeche. Man mußte sich beleidigt, gekränkt oder unnachgiebig zeigen, um Peterl zur Annahme der Gabe zu bewegen. Dagegen pflegte er jedermann für die geringste Dienstesleistung glänzend zu entschädigen und man hatte dabei stets Mühe ihm vorzustellen, daß dies weit über seine Verhältnisse geschehe.

Die Halterbuben der Pretulalpe weinten ihrem Peterl bittere Tränen nach und sie wußten weshalb. Wenn ein herannahendes Gewitter das Vieh abwärts gegen die Ställe trieb, die Blitze niederfuhren, die schwarzen Donnerwolken krachten und kalte Regenschauer die sonnigen Matten verfinsterten, dann kamen sie zur Hütte heran und heimten sich bei Petern ein. Und während draußen ein nasser Westwind durch den Bürstling blies und Nebelfetzen durcheinanderwarf, saßen sie drinnen an Peterls wärmender Flamme und tranken von seinem Tee. Und die erstaunten Augen der Halterbuben hingen am Munde des vielgereisten, welterfahrenen Peterl, wenn er ihnen dabei erzählte von allem, was er geschaut und erlebt, und er erschien ihnen in seiner kindlichen Einfalt groß und weise. Und hatte ein Stück Vieh sich verlaufen, so konnten sie beruhigt auf die Suche gehen, denn Peterl führte ihnen inzwischen die Aufsicht über die Herde; und das alles und vieles andere hat ihnen den Almpeterl so lieb gemacht.

Von Menschen bäuerlicher Art wurde seine Herzensgüte niemals ausgenützt; die Halter nahmen dankbar, was er ihnen aufnötigte und

dings heftiger Schneefall ein und vernichtete gänzlich Peterls Hoffnung. Acht trübe Tage hatte er noch an der Seite dieses verhaßten Weibes dahingelebt, dann riß er plötzlich den Expeditionsschlitten von der Hüttenwand, lud seine teure Last auf und fuhr mit ihr zu Tal. Nach diesem Erlebnis hörte man Peterl längere Zeit hindurch nicht vom Heiraten reden.

In den letzten Monaten hatte unser Peterl mit Stimmungswechsel zu tun. Er kam wohl im Juni stets überglücklich zu Tal gestiegen, verkündete jauchzend die Pracht des Wetters und wie sehr es ihn heuer da droben freue, und wie er nach so langen Jahren des Leidens nun endlich da seine Gesundheit wiedererlangt habe; aber es überkamen ihn zeitweise arge Gemütsverstimmungen. Eines Tages meinte er, er habe das Gefühl, daß er nun bald fort müsse von der „Roseggerhütte" und seinem Almleben, an dem er mit seinem ganzen Herzen hänge; er ahne, daß ihm von irgendeiner Seite Gefahr drohe. Eine Gerichtsverhandlung habe er gehabt mit einem Menschen, der ihn betrogen, und dies sei ein rohes, rachegieriges Individuum und man wisse nicht, was geschehen könne. Zum erstenmale empfand und äußerte der vertrauensselige Peterl etwas wie Scheu.

Am 24. Juni, dem Tage, an welchem herunten im Tale ein Unglücklicher ein äußerlich glanzvolles Leben freiwillig von sich warf, vernichtete droben auf dem Berge die Mordaxt das glückliche Herz unseres äußerlich armen und im Innern so reichen Almpeterl. Es war, als ob die Alm selber von all dem nichts hätte sehen wollen; schwere Regenwolken verhüllten sie an jenen drei Tagen des sonnigen Juni. Auf einer Ansichtskarte, die auf dem Tische lag, standen Peterls letzte Verse geschrieben; sie waren an Fräulein Dina Ruthner in St. Pölten gerichtet zum Dank für einen Kartengruß mit Seifenbläserbild und lauten:

„Ihr Seifenbläser mahnt mich immer
An des Glücks Vergänglichkeit,
Auch ich bin längst der Almwirt nimmer
Wenn der nächste Kuckuck schreit."

Zuckende Lichter.

Von Otto Promber.

Such' nicht zu fern das Paradies;
Es lacht dir stets, wo du auch schreitest;
Kein Glück ist so entzückend süß
Als das, das du dir selbst bereitest.

* * *

Wenn das holde Glück nicht wäre,
Müßte unser Herz verschmachten.
Aber — zu der Wahrheit Ehre! —
Auch das Unglück ist zu achten,
Denn es meißelt Charaktere.

sie zur Hütte. In der ersten Zeit wollte es dem Peterl erscheinen, als habe er da einen guten Griff getan; die neue Wirtschafterin wusch, putzte, die Hütte war stets aufgeräumt, der Peterl auch und sein Leben schickte sich an zu einer neuen Wendung. Daß der Ordnungssinn der Haushälterin sich auch in den finstern Keller verstieg, fand Peterl bei dem blinden Eifer, den diese Person an den hellen Tag legte, ganz natürlich. Sie besaß Peterls vollstes Vertrauen und durfte nun auch die Getränke aus dem Keller holen, was sie ja nur tat, um ihm das beschwerliche Stiegensteigen zu ersparen. Mit der Zeit erschien es ihm doch bedenklich, daß dieses Weib sich am liebsten da unten zu schaffen machte und daß sie die gute Laune, die andere erst heroben „achtelweis“ sich antrinken mußten, schon fertig mit aus dem Keller brachte. Aber der noble Peterl zog aus dieser auffallenden Erscheinung keine weiteren Schlüsse und da im finsteren Keller auch die Sonne nichts an den Tag bringt, so kam es durch die Quelle heraus. Wasserholen mußte der Peterl und ging hinab zur Quelle. Die treue Kameradin wollte ihn nicht allein gehen lassen und ging auch zur Quelle, aber — zu der ihrigen; sie stieg in den Keller. Peterls Wasserbüttel ist groß, durch das enge Eisenröhrl an der Quelle müssen bei zwanzig Liter, ehe es sich füllt, und da mag er geduldig harren mit verschränkten Armen und ausschauen nach Westen, nach den welligen Kuppen der schneebedeckten Veitsch, den Zinken und Zacken des Hochschwab, die jetzt, einer Wogenbrandung gleich, mächtige Ballen lichtgrauen Gewölkes überschütten. Der Anblick der erhabenen Natur soll ja den Menschen ablenken von seiner Berufstätigkeit und so war auch die Wasserbütte längst übergegangen, ehe Peterl sich besann. Da war es inzwischen oben, im aussichtslosen Keller etwas flinker hergegangen. War auch die Gurgel weiter als das Wasserröhrl und der Magen enger als die Wasserbütte. Nachdem Peterl zur Hütte zurückgekehrt, wurde er durch lautes Schnarchen, das nicht aus dem Vorraum der „Lidy“, sondern aus dem Keller kam, an seine Wirtschafterin erinnert. „Traudl, Traudl!“ Umsonst, sie schnarchte weiter. Dem Peterl zeigten sich alsbald die Spuren ihrer Tätigkeit; eine große Anzahl von leeren Flaschen, die bei seinem letzten Kellergang noch den köstlichen „Refosco“ gefangen hielten. Peterl faßte sofort den Entschluß, dieses Weib, das ihn nun anekelte, mit dem ersten Morgenstrahl in das Tal zu schicken. Inzwischen fing es draußen an zu schneien, die Flocken kamen immer dichter und heftiger, die Schneemassen wuchsen die Nacht über mächtig an und hätte Peterl sich nicht auf den Gebrauch der Skis verstanden, so wären am nächsten Morgen zwei Menschen in der Almhütte gefangen gewesen. Peterl hatte gehofft, daß diesem heftigen Schneefall Tauwetter folgen und es ihm dann möglich sein werde, sich dieses Weib vom Halse zu schaffen; statt des ersehnten Tauwetters trat aber neuer-

mit der Inschrift aus Dürrjahren früherer Zeiten. Z. B. „So tief, daß dieser Stein im Trocknen lag, stand das Wasser im Jahre 1847. Wenn ihr mich wiederseht, werdet ihr weinen.“ Der Landmann gräbt auf seinem Acker halbmetertief, und statt brauner Erde findet er grauen Staub. Erstickend heiße Winde streichen; kommen sie aus welcher Richtung immer, sie bringen keinen Regen. Manchmal stehen sehr hoch am Himmel lichte Wolkengebilde, man sieht es ihnen an, wie leicht sie sind, wie lockere Baumwolle, so daß meines Nachbars kleiner Junge immer fürchtet, ein Blitz könne sie in Brand stecken. Denn Blitze zucken doch hervor, manchmal aus scheinbar heiterem Himmel; um die Wette mit Hitzschlägen strecken Blitzschläge ihre Opfer nieder, und die Gebäude die der Blitz trifft, sind zumeist unrettbar verloren, weil die Dürre dem Feuer vorgearbeitet hat. Aber auch aus dem Streichhölzchen, aus dem Zigarrenstümpfchen, das der sorglose Raucher hinwirft, aus der Herdasche, die arglos in den Behälter geschüttet wird, zuckt die Flamme. Aus der unbewachten Stalllaterne zuckt sie und aus dem Spielzeug der Kinder. Es lodert das Gebäude; still und rasch kriecht im dürren Wiesengras die Flamme dahin, lustig breitet sie sich über das reife Kornfeld mit seinem zundersspröden Stroh und erreicht den ausgetrockneten, harzigen Wald, über den sie ihre Siegesfahnen schrecklich entfaltet. Der Ursachen zum Brand sind in Zeiten der Dürre übergenug. Und so melden unsere Zeitungen jeden Tag eine sich steigernde Zahl von Bränden aus Städten, vom flachen Land, vom Gebirg. Sie melden unzählige, teils riesige Heide- und Waldbrände, und von hohen Bergen aus sind die Rauchsäulen zu sehen, die weit um im Land aufsteigen, als ziehe ein wütender Feind dahin mit Sengen und Brennen.

Ich weiß nicht, ob die Behörden in diesen Tagen alle, die in der Stadt, auf dem Dorf, in der Hütte sind und im Wald, zu besonderer Vorsicht mahnen. Zu ganz besonderer Vorsicht mit dem Feuer! Wenn das Unglück plötzlich da ist, und wenn wir dann ratlos, trostlos vor der rauchenden Stätte stehen, zermartern wir uns den Kopf: wie denn das habe geschehen können! Und es war doch nichts anderes als irgend eine kleine Unvorsichtigkeit, so klein und nebensächlich, daß kein Mensch sich mehr daran erinnert. — Über allem ruht der eherne Himmel. Sein Tag hat keinen Regen und seine Nacht hat keinen Tau. Die Sträucher krümmen ihre gebräunten Blätter, der Boden ist mit gelben Blättern bestreut wie im Spätherbst. Von Wurmstich und Blattfraß ist wenig zu sehen, hingegen röten sich an den Fichten, Tannen und Lärchen die Nadeln, und die Gemüsepflänzchen legen sich ohnmächtig auf die pulverige Scholle, so sehr die Magd auch eilen mag mit der Gießkanne, die verdurstenden Geschöpfchen zu laben. Und da muß man erst den Hausbrunnen fragen, wie lange er noch im Stande sein wird, uns, die Menschen zu tränken.

Die tröstenden Schwestern am Bette des Kranken
Und jene, die sterbend im Felde sanken,
Ehrt man mit Recht als die Helden im Lande;
Doch kannst du es ruhig und freundlich ertragen,
Dir selber die bitterste Wahrheit zu sagen,
Wirst du ihr König im Purpurgewande.

* * *

Dieses Lügen, dieses Schmiegen,
Dieses ekle Speichellecken!
Könnten wir die Herzen wiegen —
O wie würden wir erschrecken!

Mancher, der nach Würden trachtet,
Zeigte sich als echter Lümmel,
Und so manchen, der da schmachtet,
Arm, verlästert und verachtet,
Nähm' der Herrgott in den Himmel.

Heimgärtners Tagebuch.

7. August.

„Das ist einmal ein Sommer, wie er sein soll“, hört man jetzt hie und da vergnüglich ausrufen. Und mir wird bange. Leider ist das ein Sommer, wie er nicht sein soll. Den ungewohnt schönen Mai haben wir mit Wonne genossen, im Juni haben wir vor Vergnügen um die Wette gelacht mit der Sonne, im Juli verzog bei vielen das Lachen sich schon zu einem ängstlichen Grinsen, und nun im August stehen wir mit Zagen unter dem glühenden Sommertag; vergeblich schauen wir nach einem Wölklein aus, sehnsüchtiger als je sonst nach einem Stückchen blauen Himmels.

Unsere Steiermark ist noch ein wenig grün, klar und kühl rieseln aus den Bergen noch die Quellen, aber der Rasen dorrt mit jedem Tag mehr, die Bäume werden mit jedem Tag welker, das Laub gilbt oder ringelt sich wie Blätter in sengender Glut. In Feld und Wald sprudelnde Quellen werden zu kleinen Brünnlein, und ein wenig später wollen auch die Brünnlein versiegen. Über die unerhörten Schneemassen des vorigen Winters ist geklagt worden, und doch sind sie vielleicht unser Glück; hätten an diesen Schneemassen sich unsere Berge nicht vollsaugen können, so wäre längst jede Wasserrinne trocken in Wald und Wiese und im tiefen Tal. Aus Ländern, die keinen solchen Wasserbehälter haben, kommen schlimme Botschaften. Auf weiten Strecken großer Flüsse mußte die Schiffahrt eingestellt werden aus Wassermangel. Breite Ströme, sonst mit stolzen Dampfern befahren, können von übermütigen Jungen, wenn sie die Höslein aufstreifen, fast zu Fuß durchwatet werden. In manchen Gegenden kommen in Fluß oder See die „Hungersteine“ zum Vorschein

Wolken auf. Sie sind wie aus schneeweißem Marmor gemeißelt, und ihre lichten Kuppen stehen zwei und dreifach hintereinander. In gewöhnlichen Zeitläufen würde das ein nahendes Gewitter bedeuten. In diesem Sommer war es mehrmals ähnlich, aber nach leichtem Sprüh- oder kurzem Platzregen haben die stolzen Wolkentempel und Luftschlösser sich allemal wieder in nichts aufgelöst, und nach wie vorher stand über uns die eherne Himmelsglocke in ihrer blendenden Glut.

Keine müßige Plauderei sollen diese Zeilen sein, ebensowenig eine poetische Ergehung darüber, daß auch die uns feindliche Außenwelt ihre erhabene Schönheit hat. Sie seien eine Mahnung, in solchen Tagen zu tun, was das Unsere ist. Gütig denen beizustehen, die am ärgsten getroffen sind von Dürre und Brand. Und ganz besonders möchte ich ich in diesen Tagen der Gefahr den deutschen Nachtwächterruf hinausschreien ins weite Vaterland: „Herren und Frauen, laßt euch sagen: Gebt Obacht auf das Feuer, auf das Licht!“

10. September.

Um Mitte August endlich war es unruhig geworden in den Lüften. In den Bergtälern zeigten sich Morgennebel, an Nachmittagen und Abenden gab es Gewitter. Anfangs waren die Gewitter trocken oder hatten kurze Stoßregen; sie kamen jeden Tag und wurden ausgiebiger. Um die Berggipfel zogen Nebel, sie sanken nieder an den Hängen und stiegen aus den Schluchten auf. Endlich der ganze Himmel umwölkt, zu allen Seiten sah man an den Berglehnen Regenschleier niedergehen, aber im breiten Tale fielen nur wenige Tropfen. Immer grauer und düsterer wurden die Tage. Von Stürmen hörte man, bei uns kamen nur mäßige, kühle Winde; sie wurden immer kühler und feuchter, und endlich war der Landregen da. Ein groß und breit angelegter Landregen, er währte drei Tage. Wir standen am offenen Fenster und erquickten uns an dem unendlich niedergehenden Regen und an seinem Plätschern in Baum und Strauch. Alle Kreaturen sahen wir wonig trinken.

Am dritten Tage hörte ich schon jemand klagen über diesen „abscheulichen Sommer, wo es immer regnet!“ — So sind die Leute. Ich möchte nicht Herrgott sein.

Am fünften Tage schien ja die Sonne wieder und siehe, es grünten ganz wundersam die Wiesen, die Matten, frische Blümlein sproßten aus dem Grase. Die Lärchen hoben ihre jungen Zweige, die welk niedergehangen waren, stramm der Sonne zu, mit der alles nun wieder ausgesöhnt war. Die kahl gewordenen Birken setzten junges Laub an und man hörte wieder Vogelstimmen. Ein neuer Frühling war gekommen — der zweite in einem Jahre.

Und da es so vorüber ist mit der Drangsal, dünkt es uns, als wäre sie gar so groß nicht gewesen, wenigstens nicht bei uns in den

Auf den Wiesen ist seit der ersten Mhad im Juni nichts mehr gewachsen, ein bräunlich gelbes Gefilz spinnt sich hart am Boden hin wie im März, wenn gerade erst der Schnee weggegangen ist. An schattigen Stellen, wo man doch noch mähen will, braucht das Gras nicht erst liegen gelassen zu werden, um zu trocknen, es ist Heu schon an der Wurzel. Das Getreide auf dem Feld hat die „gach Zeiti", wie bei uns die Bauern sagen, wenn es vor seiner völligen Entwicklung dorrend reift. Das Obst fällt unausgewachsen von den Bäumen. Über der zersprungenen Scholle sieht man keinen munteren Käfer laufen, in der zitternden Luft keinen bunten Schmetterling flattern, keine Hummel hört man läuten auf der Heide. Der Wald hat nichts von jener erfrischenden Feuchtigkeit der Bergforste, und die Vöglein schweigen im Walde.

So ist es bei uns in der Steiermark. Aber kein Pfarrer wagt es, bei dem hohen Barometerstand seine Gemeinde zu einem Bittgang um Regen zu ermuntern. Seit vielen Jahren bin ich nicht mehr so wenig im Freien gewesen, als in diesem „schönsten der Sommer". Auszuhalten war es nur in den kühlenden Mauern des Landhauses. Draußen war glühende Wüste. Die Zeitungen lieben es, Rückschau zu halten nach früheren Zeiten der Dürre, und weit müssen sie greifen nach einem ähnlichen Jahr wie dieses. Die Kultur hat seither Riesenfortschritte gemacht und versteht es, gewaltige Mißgeschicke zu besiegen; wird sie auch den Folgen dieser Dürre gewachsen sein? Oder wendet sich's doch einem Nachsommer zu, der manche Schäden wieder gut macht? Wer weiß, ob wir in diesem Jahr nicht ein zweites Grünen und Blühen erleben? Nachdenksame Leute fragen, ob nicht am Ende die Himmelskörper aus dem Geleise gekommen seien? Das fürchte ich nicht, glaube vielmehr, jener Japaner hat sich geirrt mit seiner Meinung, der allmächtige Gott habe zwar die Welt erschaffen und in Bewegung gesetzt, so daß sie aus eigener Kraft in Ewigkeit fortwirbeln könne; dann aber habe sich Gott das Leben genommen. Die Geschichte der Welt und der Menschen, soweit wir sie kennen, zeigt, daß es nicht so ist, daß es freilich oft geholpert, aber nie ganz umgeworfen hat. Wenn wir einmal auf dem Trocknen sitzen, ohne unsere Sach im Trocknen zu haben, was liegt daran? Einstweilen ist der trockene Sommer eine wahre Jubelzeit für Landfrischler und Touristen, warten wir ab, wozu er sonst noch gut sein wird.

Man hört, die Bewohner der russischen Ostseeländer sind auch nicht zufrieden. Dort sitzen sie jetzt fröstelnd am brüllenden Ofen, können nicht spazieren gehen, weil es immer regnet. Wir sind dies Jahr eben versuchsweise einmal Südländer geworden. Allzulange wird die heiße Liebkosung des Himmels ja nicht dauern.

Zur Stunde, als ich dieses Stimungsbild schreibe, steigen — von meinem Fenster aus sichtbar — über den fernen westlichen Bergen

betrübten, niedergebeugten Eltern nicht einmal den Trost gewähren, am Grabe ihres geliebten Kindes ein Gebet zu hören?" „Ich werde Sie unterbrechen!" „Dann handeln Sie ja fast schlimmer als die Heiden." „Ich werde Sie unterbrechen." Da das Gebaren des Totengräbers immer aufgeregter wurde, schwieg der Prediger still. Der Vater des Toten trat nun ans Grab, warf drei Hände voll Erde hinab und sagte: „Der Herr hat's gegeben" u. s. w. So taten auch die anderen Leidtragenden.

Ein Gewährsmann schreibt:

„Sie können sich denken, mit welch gemischten Gefühlen wir bei Gustav Adolf-Festen den langen Lamentationen wegen Intoleranz der katholischen Kirche zuhören. Die lutherischen Pastoren sind mindestens ebenso intolerant. Ja, ich könnte sogar ein Loblied auf die katholische Toleranz anstimmen. Ich war zehn Jahre Prediger einer Baptistengemeinde im Rheinland, habe aber nie über die geringste Störung zu klagen gehabt. Im Gegenteil habe ich jedes erdenkliche Entgegenkommen gefunden. Leitete ich auf dem großen Friedhofe Kölns in Melaten gerade eine Leichenfeier und es kam währenddem auch eine katholische Leichenfolge, so trug der Kirchhofsgärtner Sorge, daß ich ungestört zu Ende kam. Er hatte es aber auch gar nicht schwer, denn kein Katholik versuchte es auch nur, uns irgendwie lästig zu fallen. Vielmehr sammelte sich die Leichenfolge um mich und hörte aufmerksam bis zu Ende zu. Hernach gesellten wir uns zu ihnen und erwiesen ihrem Toten die letzte Ehre. Als ich einmal auf dem Neußer Kirchhofe mitten in meiner Rede war, kam eine katholische Leiche mit Musik an. Sowie sie merkten, daß ich redete, verstummte die Musik und Priester und Laien sammelten sich um mich, um den Schluß meiner Rede anzuhören. War das nicht tolerant? Aber muß das denn gleich als eine Art Verdienst hingestellt werden? Es war einfach anständig! Wie zwerghaft klein muß doch so ein lutherischer Pastor sein, der dem Totengräber befiehlt, unsere Trauerfeierlichkeit zu stören."

So zu lesen in einem evangelischen Blatte. Ein gutes Zeichen wäre es, wenn auch katholische Blätter die Sünden in ihrem Lager einmal so freimütig eingestehen würden.

Der Klosterbruder.

Zur Tür unseres Hauses trat ein junger Priester ein. Ein „Barmherziger Bruder" aus Graz, dessen Kloster an Armen und Kranken so viel Gutes tut. Er bat um eine gütige Gabe eben für dieses Kloster. Als er dieselbe erhalten hatte und wieder fortgehen wollte, brach ein Gewitter los, das nach heißen Tagen nun schon eine Weile von allen

Alpen. — Und wie steht's mit den Früchten auf Feld, Weide und Garten? In den meisten Ländern ist eine Mittelernte ausgewiesen. Daran muß man erinnern in Hinsicht auf jene Lebensmittelhändler, die alles Ungemach der Zeiten ausnützen wollen, um Geld zu gewinnen.

Unduldsamkeit auf Friedhöfen.

Alle Lieblosigkeit, wo immer sie vorkommt, ist zu verurteilen. Am meisten empört sie auf religiösem Gebiete.

Vor einiger Zeit habe ich mir meine Gedanken gemacht über die Unduldsamkeit auf katholischen Friedhöfen. Nun veröffentlicht das evangelische Blatt „Die christliche Welt" einige Fälle von Unduldsamkeit auf protestantischen Friedhöfen.

Am 3. Juli d. J. wurde auf dem evangelischen Friedhofe in Allenstein eine 17 Jahre alte Baptistin beerdigt. Eine Menge Leute waren herzugelaufen, um das Begräbnis zu schauen. Als aber der Leichenwagen am Grabe anlangte, befahl der Totengräber, den Sarg ins Grab zu versenken und sofort zuzuscharren. Die Leidtragenden durften nicht einmal zum offenen Grabe herantreten. Als der Prediger der Baptistengemeinde dann doch an das noch zum Teil offene Grab herantrat, um eine Feier einzuleiten, schob ihn der Totengräber hinweg mit den Worten: „Sie haben hier nichts zu tun!" Alle Vorstellungen halfen nicht; der Friedhofsbeamte berief sich auf den landeskirchlichen Superintendenten, der ihn beauftragt habe, jede Feier am Grabe zu verhindern. Der Prediger versuchte hierauf ein Gebet zu sprechen, aber da der Totengräber ihm ins Wort fiel, mußte er schließen.

So geschehen vor wenigen Wochen in Ostpreußen an Baptisten. Noch jünger ist folgender Vorfall, der sich am 20. Juli zu Hamm in Westphalen zugetragen hat. Diesmal handelt es sich um die dortige „Freie evangelische Gemeinde". Begraben wurde der beim Baden ertrunkene Sohn des Reisepredigers der Freien evangelischen Gemeinde in Hamm. Der Prediger der Gemeinde tritt nach Einsenkung des Sarges an die Gruft. In diesem Augenblicke sagt der Totengräber mit lauter Stimme: „Wir wollen ein stilles Gebet verrichten!" und zu dem Prediger hintretend: „Sie dürfen nicht reden, auch nicht beten!" Leise erwidert der Prediger: „Zu reden beabsichtige ich hier nicht, ich wollte nur ein kurzes Gebet sprechen." „Das dürfen Sie nicht", sagt der Totengräber. „Man wird mir aber doch wohl gestatten, ein Gebet zu sprechen?" „Das darf ich meiner Instruktion gemäß nicht dulden!" „Sie werden mich aber gewiß nicht verhindern, zu beten?" „Ich werde Sie unterbrechen!" „Wollen Sie den tief-

„Haben Sie auch eine Schwester, geistlicher Herr?“ fragte ich. „Na, dann wissen Sie ja, wie Bruder und Schwester sich gern haben.“

Mir tat es ordentlich wohl, wie er nach dieser Andeutung aufatmete, der arme Mensch, der in jeder Liebesfreude eine Sünde fürchten muß. Vielleicht auch, daß etwas anderes vorging in ihm, denn fast erfrischt und wohlgemut, so dünkt mich, war er, als er dann aufstand, mir die Hand reichte und recht warm dankte für das „heimliche Obdach“.

Das Gewitter hatte ausgetobt. Er ging hinaus in den trüben, ruhig regnenden Tag.

Wir bedauern dich, Bruder, daß du ohne Familienglück einsam mußt leben und vergehen. Aber wer sagt uns denn, daß du bei deinen Kranken, die du pflegst, bei deinen Elenden, die du aufrichtest, nicht auch ein Glück findest? Ein anderes zwar als das unsere — aber sicher kein geringeres.

Vom Schuster.

Wenn ich ein Paar neue Stiefel brauche, so gehe ich zum Schuster, oder wenn kein solcher im Orte ist, zum Schuhmacher. Zum Schuhwarenfabrikanten mag ich nicht gehen. Der Schuster gibt gutes Leder, der Schuhwarenfabrikant zumeist nur einen hübschen Glanz. Ähnlich ist's auch mit dem Gerber und dem Lederfabrikanten, mit dem Schneider und dem Kleidererzeuger u. s. w. Ich habe kein rechtes Vertrauen zu Gewerbsleuten, denen die guten deutschen Namen ihres Handwerks nicht gut genug sind und die in ihrer Großmannssucht umständliche und vollklingende Bezeichnungen wählen, die oft viel Geringeres und Gemeineres besagen als die alten Titel. Handwerker ist mir zehnmal lieber, als Gewerbetreibender, der auch ein Schweinetreibender sein kann, weil ja das auch ein Gewerbe ist. Handwerker, das deutet auf ein persönliches Können, auf redliche Handarbeit, die ja heute von jedem vernünftigen Menschen gesuchter und geachteter ist als je. Gewerbetreibender, das weist auf Erwerb und Geschäft und besagt etwas Eigennütziges. Handwerker kann auch ein Fürst sein, wie ja nach alter Sitte jeder König und Kaiser ein Handwerk lernen soll. Und ist ihm dieses Handwerk stets ein Ehrentitel. Nie aber würde der Fürst mit der Bezeichnung Gewerbetreibender besondere Achtung einheimsen können.

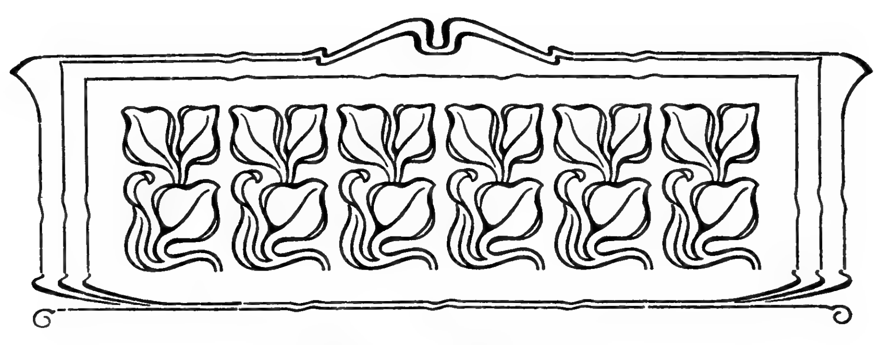
Da draußen in Schwaben sind vor kurzem die Schuster rabiat geworden. Sie taten sich zusammen und erklärten, nicht mehr „Schuster“ heißen zu wollen. Alle Welt glaube die Schuhwarenerzeuger mit dem Ausdrucke „Schuster“ beschimpfen zu dürfen, ja selbst die Behörden entblödeten sich nicht, die Bezeichnung „Schuster“ in Anwendung zu bringen. Das wollten sie sich aber länger nicht gefallen lassen, sie wollten Lederwaren-

Weltgegenden herangegrollt hatte. So wurde der geistliche Bruder eingeladen, in die Familienstube zu kommen und den Verlauf des Sturmes abzuwarten. Gar bescheiden setzte er sich in den Sessel in der Ecke, blickte mit gefalteten Händen vor sich hin, während die Stube ganz dunkel geworden war, an die Fenster der Regen schlug, die Gartenbäume im Sturme raseten, die roten Scheine der Blitze flackerten und die Donner krachten. Ich wollte mit ihm ein Gespräch beginnen, er war schweigsam und sagte endlich leise: „Man hat immer ein wenig Angst vor dem Blitzschlag."

„Vor dem man sich nirgends hin flüchten kann als in die Hand Gottes."

Da stimmte er bei und betrachtete das heitere Wesen der Kinder, die in der Stube scherzten und lachten und Lieder sangen. In der Wiege auf schneeweißem Bettchen lag das Enkelkind und Sturm und Donner, wovor Erwachsene zitterten, war ihm ein sanftes Schlummerlied. Es schlief so lind und süß. Träumte es von der Ewigkeit, aus der es erst vor kurzem gekommen war? Oder träumte es von den Taten und Schicksalen, die auf irdischem Lebenslaufe seiner harren? Ach wie gerne, wenn so ein junges Kindlein die Augen aufmacht, möchte man niederknien vor seiner Wiege und es fragen: „Erzähl' mir, Kind, wie sieht es dorten aus? Aber es schaut mich ernsthaft an und schweigt. Und das ist, als wollte es sagen: „Warte nur, bald wirst du es selbst sehen!" Da das Gewitter draußen so gewaltig geworden war, daß das Haus schütterte und doch das Kindlein so lieblich dahinschlief, so stimmten die singenden Mädchen plötzlich das Lied an: „Stille Nacht, heilige Nacht!" als sei nicht der brausende, lodernde Hochsommertag, sondern die friedsame Weihnacht.

Der geistliche Bruder hielt auf dem Schoße immer noch die Hände gefaltet und blickte fast andächtig drein. Solchem Gottesdienste mag er ja nicht oft beigewohnt haben. Ob des wundersüßen Friedens, den dieses Lied athmet, vergaßen wir des Tobens draußen, es hatte das unruhige Gemüt besiegt. Dann erhoben die Mädchen neuerdings ihre hellen Stimmen und sangen alte Lieder von Wald und Welt, von Lieb und Lust. Auch die Knaben kamen daher und sangen mit, frisch und keck. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten und dort saß der Mönch mit blassem Gesichte, und in seinem Antlitze war's wie eine betrübte Verwunderung. Wahrlich, solchem Gottesdienste hat er noch nie beigewohnt. Der Junge dort legte den Arm um den Nacken des Mädchens und sang mit: „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt'!" Und das taten sie, während die dunkle Stube im Blitzscheine loderte und die Donner schmetterten. Dem Klosterbruder wollte das bedenklich anmuten. Wenn jetzt ein Blitz niederfährt auf uns, so ist alles verloren! — Dachte er das?



Kleine Laube.

Ein boshafter Zufall.

Der Mensch hat gut gelernt, sich zu schützen und zu bewahren vor unglücklichen Ereignissen und Zufälligkeiten. Seine Vorsicht erstreckt sich auf alles und gegen alle Gefahren hat er Mittel, so daß die Zahl der Unglücksfälle sich verringert. Und doch sind jene unheimlichen Mächte uns immer auf der Ferse, sie gucken gleichsam grinsend über die Achsel in unsere Schutzpläne und Schirmbriefe. Und *wenn* der Mensch einmal etwas übersieht, außeracht läßt, dann überfallen sie ihn mit einem Unheile, dessen Ungeheuerlichkeit hundert glücklich vermiedene Unfälle überwiegt. Ich will hier schweigend vorübergehen an jenen Katastrophen, wo ein einziges Versehen viele hundert Menschenleben gekostet. Der Gedanke, mein Leser, daß auch du einmal in der Zahl solcher Verunglückter sein könntest, ist schrecklich, aber noch unendlich furchtbarer ist die Möglichkeit, daß du einmal die *Ursache* eines solchen Riesenunglückes wärest! Nicht allemal ist gerade eine leichtsinnige Pflichtverletzung nötig; das kleinste, unschuldigste Versehen kann es veranlassen, daß das lauernde Verhängnis mit teuflischer Gier über dich oder andere Opfer hereinbricht.

Wenn als Beispiel dafür nun eine Begebenheit erzählt wird, so weiß der Erzähler in diesem Augenblicke noch nicht, ob er stark genug sein wird, die volle Konsequenz, die das Verhängnis in jenem Falle geplant hat, darzustellen.

In einer unserer großen Städte lebte ein junges, glückliches Ehepaar. Erst hatte es sich einfach und gediegen seine Häuslichkeit eingerichtet, hatte mit Vernunft und größter Umsicht für alles gesorgt, gegen alle erdenklichen Widerwärtigkeiten und Unfälle Vorkehrungen getroffen, soweit es in seiner Möglichkeit war. Mitten in der Stadt auf einem großen belebten Platze hatte es seine Wohnung bezogen im fünften Stocke eines modernen, sichergebauten Hauses. Die Vorzüge einer hochgelegenen Wohnung überwogen den jungen Menschen bei weitem deren Nachteile, die sie kaum empfanden. Gegen Feuersgefahr war alles getan, was Menschen tun können. Der Blitz des Himmels war schon im vorhinein so sicher gebändigt, wie die Explosion im Keller, dann überall Wasserbehälter und Schläuche, um jeden Funken bei seinem Entstehen abzutun. Übrigens wurde die ganze Wohnung einschließlich der Küche von elektrischem Lichte versorgt und die elektrischen Klingeln gingen von einem Raume zum andern. Gegen Diebe und Einbrecher waren um so größere Vorsichtsmaßregeln getroffen, als diese Wohnung, die einzige in den obersten Räumen, weder links noch rechts eine Nachbarschaft hatte. Die Mauern waren dicker als sie im letzten Stockwerke zu sein pflegen, die Türen mit festen Wertheimschlössern versehen. Die äußere Tür war aus massivem Eichenholze und noch dazu mit Eisen beschlagen. Das hatte der Vater der jungen Frau besonders machen lassen, um seinem etwas ängstlichen

fabrikanten oder mindestens Schuhwarenerzeuger genannt werden. Das zu einer Zeit, da sich jemand alle erdenkliche Mühe gab, um darzutun, daß das Wort „Schuster" unter allen Umständen etwas Gediegenes und Tüchtiges, ja sogar Schöpferisches besage, so daß man Bismarck ganz gut den deutschen Reichsschuster nennen könne. Reichsschneider, das klänge schon dünner und zimperlicher. Das Wort „Schneider" ist tatsächlich ein Ausdruck der Geringschätzung geworden für jeden, der *nicht wirklicher* Schneider ist. Für diesen aber ist und bleibt auch der Titel Schneider ein Ehrenname, als für einen, der das Tuch zuschneidet und aus demselben schlicht und recht Kleider macht. Wenn ich über einer Kleidermacherwerkstatt auf dem Schilde „Schneidermeister" lese, so habe ich gleich Respekt vor dem Manne, das ist kein Großhansel, kein Flunkerer, das ist einer vom alten Schrot und Korn, der liefert gediegene Arbeit. Vom „Kleidererzeuger", „Kleiderkünstler", „Garderobeverfertiger" (*Verfertiger!*) oder gar „Tailleur" lasse ich mir nicht einmal einen Knopf einsetzen.

Deutsche Handwerker! Lasset das Hochhinauswollen. Ihr kommt dabei immer tiefer hinab. Besinnt euch wieder, wie ehrentreu das schlichte Handwerk, wie hochachtbar der tüchtige Handwerker ist. Lasset das Windige und Läppische auf eurem Schilde, haltet es rein nach der Väter Art. Wer gute Stiefel zu machen versteht, für den ist der Titel Schuster ein Ehrenname. Wer nicht selbst einen ordentlichen Schuh machen kann, sondern auf fremde Arbeiter und Maschinen angewiesen ist, der muß sich freilich wohl mit der Notbezeichnung „Schuhwarenfabrikant" begnügen.

Ich, wie gesagt, bestelle beim Schuster.

Selbstmessung.

Ihr meßt mich mit den Kleinen,
Da besteh' ich.
Ich meß' mich mit den Großen,
Da vergeh' ich.
Aus der Tiefe aufgeschwungen,
Doch die Höhe nicht errungen,
So viel seh' ich.

R

allen Seiten hin Telephonrufe an die Rettungsgesellschaft, an die Feuerwehr. — In der Wohnung schellte die Klingel. „Ja, ja, mein Kind!" rief die Mutter, so laut sie konnte, „wir sind da! Im Augenblick kommen wir hinein, du liebes, liebes Kind!" Aber die Klingel läutete ununterbrochen drinnen. Die junge Frau konnte ja nicht wissen, warum alle davon sind, warum sie nicht kommen, warum sie so treulos verlassen ist in ihrer größten Not! Die Stimmen konnte sie wohl nicht hören.

Tief vom Markte herauf strömte elektrisches Licht auf ihre Zimmerdecke, dumpf wogte unten die geschäftige Menge, aber kein Mensch in tiefer Waldeswildnis, auf hohem Gletschergebirge kann so verlassen sein, wie die Frau jetzt war mitten in der großen Stadt. Die Mutter kniete an der Eichentür und rang die Hände und betete laut zum Himmel. Einen brenzeligen Geruch vermeinte sie wahrzunehmen und wenn wieder und wieder die Klingel gellend schallte, tat sie einen Verzweiflungsschrei und beschwor den ratlos dastehenden Arzt um Hilfe.

Eine Viertelstunde um die andere verstrich, da war es drinnen still geworden. Keine Klingel mehr, kein Hall eines Rufes.

„Es ist vorbei, es ist vorbei!" stöhnte die Mutter, die im Türwinkel zusammengebrochen dalag. Plötzlich wurde es lebendig unten in den Treppen. Die Rettungsgesellschaft war da. Feuerwehrmänner eilten herauf, ein Hausmeister der Nachbarschaft kam mit Axt und Stemmeisen und gleichzeitig erschienen zwei Schlosser. Der erste Dietrich, der in die Tür gesteckt wurde, stieß den inneren Schlüssel aus, aber er sperrte nicht; auch der zweite nicht, beim dritten knackste es leicht und die Tür war offen. Alles drängte hinein. In den Vorräumen war brickelnder Rauch. Im Schlafzimmer war eine absonderliche Unordnung, die junge Frau lag im Bette, lachte und weinte leise vor sich hin und hatte neben sich ein rosiges Kindlein liegen.

Feuerwehr und Rettungsgesellschaft zogen fröhlich ab. Frau Meier hatte viel zu tun, die Mutter hielt der jungen Frau ununterbrochen das Ätherfläschchen unter die Nase und fragte beständig: „Aber Kind, mein armes, süßes Kind, wie ist denn das gewesen?

Die junge Mutter blickte auf ihr kleines rosiges Wesen und lächelte glückselig.

Der Arzt hatte gar nichts zu tun als wieder fortzugehen und bei der Tür, die zu so kritischer Zeit zugefallen war, den Witz zu machen vom „boshaften Zufall."

So hat diese kleine Begebenheit wieder gezeigt, daß alles Menschensorgen und -Trachten unzulänglich ist, daß die letzte Entscheidung einem Mächtigeren vorbehalten bleibt, der in seiner Art das böse Verhängnis aber auch spielend unschädlich machen kann.

R.

Auf dem Dörfelstein.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Wer aus den Donauländern der Enns entlang nach Steiermark hereinkommt, der muß sich wundern über die auffallenden Bergformen, die da stehen. In ganz Steiermark findet man an Felsgebilden nichts ähnliches wie im Gebirge um Hieflau, des Gesäuses und um Aussee. Das sind nicht zusammenhängende Massen; da stehen so viele Berge für sich, steigen aus dem Tale unvermittelt auf, steil und spitzig oder mit auffallenden Kopfformen. So der Tamischbachturm, der Lugauer, der Pfaffenstein, die Planspitze, der Buchstein, der Reichenstein, der Hochtausing, der Grimming, der Loser. Und zwischen solchen, die ihre weißen Felspyramiden und wunderlichen Steinhäupter hoch in den Himmel emporrecken, stehen unzählige schoberförmige Waldkegel, so steil, daß man sich wundert, wie noch Bäume daran wachsen können, die in ihren Schaften beinahe parallel mit dem Berge aufstreben. Soweit solche

Töchterlein jede Furcht von Einbruchsgefahr zu benehmen. Und wie derlei Einrichtungen gegen äußere Übel, so waren auch alle Gesundheitsmaßregeln getroffen; zum Arzt, der im ersten Stocke desselben Hauses wohnte, ging ein eigenes Telephon, so daß er in jeder Minute ohne weiteres gerufen werden konnte. Da die junge Frau einem glückseligen „Tag der hohen Schmerzen" entgegensah, so hatten sie für denselben Sommer gar keinen Landaufenthalt genommen, um sich nicht dem Unsicheren einer landärztlichen Behandlung auszusetzen, sondern alle besseren Behelfe der Großstadt schnell zur Hand zu haben. Die Mutter der Frau war schon seit Monaten beschäftigt mit Vorbereitung aller Art, auf daß ja, wenn die Stunde kam, alles nur Wünschenswerte zur Stelle und für alle Zufälligkeiten beste Vorsorge getroffen sei. So war denn alles musterhaft vorbereitet; das schneeweiße Wiegenbettchen stand neben dem Ehebette und war mit himmelblauen Maschen geschmückt. Das Kinderhäubchen mit ebensolchen Maschen und der Zulp und allerlei anderes lagen in der Lade bei dem Linnen.

Und eines Abends beim Nachtmahl merkte die Mutter, daß ihre Tochter ein wenig das Gesicht verzog. „Ob ihr etwas sei?" fragte sie mit Spannung. „Nein, weiter gar nichts." Es sei vielleicht vom gestrigen Glase Milch, sie habe schon den ganzen Tag ein bißchen Leibkrämpfe. — Sofort wurde die Magd nach Madame Meier geschickt und zum Doktor in den ersten Stock telephoniert. Da dieser augenblicklich nicht zu Hause war, so eilte auf Wunsch der ängstlichen Mutter der Ehemann, um einen Arzt in der nächsten Straße zu holen. Mittlerweile wurde die Unruhe der jungen Frau größer, die Krämpfe wiederholten sich heftiger und die Mutter konnte in ihrer Aufregung sich nicht genugtun, längst Vorgerichtetes neuerdings vorzurichten. In der Küche brodelte kochendes Wasser, wie solches von mancher „Madame" angeordnet wird, und auf den Eisentafeln des Herdes wurden Linnenstücke erwärmt. Die Schmerzen steigerten sich rasch und die Mutter hastete vom Bett in die Küche, um das Feuer zu nähren, öffnete die Tür in das Vorhaus, um die Klingel nicht zu überhören, wenn endlich die Gerufenen kämen. Aber mein Gott, sie wollten nicht kommen, weder die Frau Meier noch der Arzt. Es wurde höchste Zeit, die Mutter eilte zu den Fenstern. Tief unten im unsicheren Laternenschein das ewige Wogen und Brausen des Verkehrs, aus dem keine Einzelgestalt zu erkennen war. Sie eilte wieder zum Bett der Wimmernden, sie eilte hinaus vor die Tür, um ins Stiegenhaus hinabzuschauen, ob die Ausgesandten und die Geholten nicht endlich doch kämen. Sie hörte unten Schritte, sie rief hinab: „Nur schnell, nur schnell!" Da strich ein Luftzug und hinter ihr fiel die Tür zu.

Die Mutter stieß einen grellen, einen schrecklichen Schrei aus. Die schwere Tür war ins Schloß gefallen, der Schlüssel steckte von innen. — Heraufgeschnauft kamen die Magd, die Frau Meier, der Arzt, der junge Gatte, nun standen alle vor der Tür und konnten nicht hinein. Drinnen ganz allein war die junge Frau in ihrer Not. Hier waren sie beisammen, alle, die ihr helfen wollten, und konnten nicht hinein. Der junge Mann rüttelte wie rasend an der Tür, sie gab nicht nach, sie klirrte nicht einmal, stand fest wie eine Felswand. Die Magd war hinabgestürzt zum Hausmeister, der kam nach einer Weile mit Schlüsseln, keiner sperrte. Die Mutter war einer Ohnmacht nahe. In der Küche wußte sie ein unbewachtes Feuer, das kochende Wasser, die Linnen auf dem Herde. Den Schrei der Armen schien sie zu hören, durch Wand und Türen heraus. Jetzt, in dieser Stunde, für die alles Denkbare bedacht, vorbereitet gewesen, war sie ohne alle Hilfe, war furchtbar allein. Der Gatte, die Magd waren in die nächsten Straßen gelaufen, um einen Schlosser zu holen oder irgend Werksleute, um die Tür aufzubrechen. Die Werkstätten waren längst geschlossen zu dieser Abendstunde. Nach

Singvögel.

Das Heidenkönigskind.

Was fang ich an, ich Heidenkind
Unter all den eitlen Toren?
Ich renne jauchzend mit dem Wind
Und halte mir zu die Ohren.

Ich will nichts hören von Liebesweh
Und von gebrochenen Herzen;
Ich träume vom Nixlein tief im See,
Von Kobolds neckenden Scherzen.

Es kost mein Haar der Frühlingswind
Frau Sonne durchflicht es mit Golde,
Ich bin ein Heidenkönigskind
D'rum ist mir die Erde so holde.

Friedl Zacharias.

Arm' Dirnlein.

Als er mich liebte,
War ich auch gut.
Als er sich wandte,
Sank mir der Mut.

Als er mich küßte,
War ich auch schön,
Nun mag ich selbst nicht
Im Spiegel mich seh'n.

Eins nur von allem,
Das Schrecklichste blieb:
Immer, noch immer
Ist er mir lieb! —

Klara v. Lydow

Abendlied.

Die Lerchen singen im Heidekraut,
Möchte wissen, wann wieder der Himmel blaut?
Rings hängen die Wolken schwer und bang. —
Doch singt es den ganzen Abend lang.
Es wiegt sich das Lied wie auf Flügeln sacht —
Auf Flügeln der sinkenden Sommernacht;
Es wirbelt wie träumender Freiheitsgesang —
Ein Weltenseele durchzitternder Klang —
Es scheint ein unendliches Singen zu sein! —
All meine Toten fallen mir ein. —

Klara v. Lydow.

Lebensfroh.

Ein bunter Falter gaukelt sich
Im gold'nen Morgensonnenschein.
Er gaukelt und er schaukelt sich
Froh in den jungen Tag hinein.

Ein rotes Röslein steht im Haag,
Das koset mit dem Sonnenschein
Und schmückt sich für den Hochzeitstag
Mit einem duft'gen Krönelein.

Aus grünem Feld die Lerche schwingt
In helle Morgenluft hinein,
Ein lustig Hochzeitlied sie singt
Dem Falter und dem Röselein.

Zwei Menschenkinder steh'n im Feld
Im gold'nen Morgensonnenschein,
Sie freuen sich der schönen Welt
Und lachen in den Tag hinein.

Franz Mäding.

Kegel ersteigbar sind, benütze ich sie gerne als Fußschemel, um von ihnen aus vor den Hochaltären der ringsum stehenden Felsriesen zu beten.

Von Admont aus habe ich vor einiger Zeit so ein freistehendes steiles Berglein bestiegen. Es steht ungefähr eine halbe Stunde hinter dem Orte, gegen die Hallermauern hin. Es ist ein ganz armseliges Hügelchen im Vergleiche zu den rötlichen Felswänden, die im Hintergrunde ihre Zackenkronen erheben. Dörfelstein ist sein Name. Ich stieg von der Südseite aus vom Fuße bis zur Spitze 1½ Stunden. Zuerst steil an einem behecktem Feldrain hinauf, an ein paar Bauerngehöften vorbei, dann in den Wald hinein. Der Weg geht quer hin, dem Hochgebirge zu und führt zum Admonter-Haus am Natterriegel. Mein Steig geht links hinan. Er ist an einigen Stellen so glatt und steil, daß ich versucht war, meine unbenagelten Stiefel auszuziehen, um nicht bei jedem Schritte einen halben Schritt zurückzurutschen. Der Steig ist sorgfältig markiert, was schon immer ein Zeichen ist, daß man nicht umsonst hinaufsteigt. Auch könnten kleine Abirrungen leicht an Absturzstellen führen, wie solche hie und da vom Walde verdeckt sind. Besonders gegen die Nordseite hin. Selbst auf diesem Vorberglein, das fast im Bereiche des Admonter Fleckens steht, bricht das Wüste und Wilde überall durch und der Wanderer hat mit eben der Vorsicht seine Beine zu wahren, als stiege er hoch oben in den kahlen Wänden des Hexenturms oder des Pyrgas herum. Von der Eisenbahn am Gesäuseingange aus ist dieser Dörfelstein zu sehen wie eine scharfe Spitze, die nach allen Seiten mehr als dachsteil abfällt. Da sieht man eben den Rücken nicht, der sich rückwärts ein wenig gegen Hall hinzieht und auf dessen Schneide der Fußsteig geht. Als ich auf diesem Kamme war, gähnten vor mir die zerklüfteten kreideweißen Abstürze der Nordseite. Unten liegt eine grüne Alm. An den Kanten blühen helle Alpenrosen. Man kann sie mit freier Hand nicht leicht erlangen, aber man kann sich auf den Bauch legen, die Hand ausstrecken, kann sich ein wenig vorwärts schieben und nach den Rosen greifen und noch ein klein wenig vorwärts schieben, um deren mehr und noch schönere zu erreichen — der Körper gleitet hinaus und man stürzt kopfüber in den zweihundert Meter tiefen Abgrund zur grünen Alm.

Diese Sache war mir zu romantisch. Ich ging ruhig dem Kamme entlang bis zu dem höchsten östlichen Punkte, wo ein etwas erhöhtes Aussichtshüttchen steht. Von Admont bin ich ungefähr vierhundert Meter gestiegen, die Aussicht hat sich ganz wunderbar gegliedert und entfaltet. Nicht von einem ruhigen Gebirgskranze bin ich umgeben, wie sonst Felsen, Almen und Wälder und eingesprengte Engtäler zu wechseln pflegen. Nein, hier ist alles gespalten und zerrissen. Die Gesäuserberge steigen unmittelbar aus der Tiefe auf, jeder für sich; einzelne, wie der Große Buchstein, das Hochtor, der Reichenstein sich ins Ungeheuerliche erhebend. Im Norden blicken die Hallermauern mitleidig nieder: „Der da unten will von einer Rundsicht reden!" Viel freundlicher grüßen aus dem oberen Ennstale herab der hohe Grimming und hinter ihm weiß und herrlich der Dachstein. Die Ferne macht sie zahm. Diese Riesen im Hintergrunde des Ennstales bieten sich hier dem Dörfelstein fast so schön, als oben dem Natterriegel und dem Scheibling.

An Admont pflegen die Reisenden auf der Bahn vorüberzueilen, glaubend, daß weiter oben oder weiter unten schönere Ziele winken. Und doch finden sich in Steiermark nicht viele Punkte, die so leicht zu erreichen und ein so eigenartiges Alpenbild weisen, wie dieser Dörfelstein. Die Gegend lacht heiter und droht furchtbar — zu gleicher Zeit. Und im weiten grünen Tale liegt die alte Kulturstätte mit dem stolzen Münster, von dem die Glocken so weich und feierlich heraufklangen an jenem Morgen, als ich eine Stunde lang auf dieser Höhe saß. Die Baumwipfel, die zu meinen Füßen standen, regten sich nicht, das Gestein schwieg und verscheuchte nicht die großen Ahnungen, die aus der Ewigkeit herüberkamen.

Fetzn und s weiß Hoar hot ihr übas grumpfadi Gsicht owagschaubad. Däs bringg a zwilchani Joppn und a por Hulzschuach! „Ka sölchts Gwand mog i nit! A seidani Joppn will ih hobn!“ — „Hau, du kloana Treckwurm, do konst long wortn!“ keifelt die Olti, „schlompp hiaz amol dei Brotsuppn weck!“ „A Brotsuppn mog in nit. A Zukalaad will ih hobn!“ — Aft nocha s olt Weib: „Mei Kind, wanst guat essn und guat liegn willst, wanst dih sauba gwandn willst, sa geh aussi afs Feld und orbat wos.“ Und die Prinzhessin: „Orbatn mog ih nit! Spoziernfohrn will ih mit sechs weißn Rössern!“ — Jo, mei du. Und a so hots gschrian an gonzn Tog und a gonzi Nocht. Zersch in wildn Zorn, endla still woanad. — Ober in noan Tog hots neama gschrian, hot mäuserlstill ihr Brotsuppn gessn und wias Nocht wird, hots guat gschloffn afn Stroh inta da rupfanan Hüll.

A so hot däs dauert oan Wochn und zwoa Wochn, drei Wochn und vier Wochn. Die Prinzhessin hot fleißi Erdäpfel grobn afn Feld und Ruabn onbaut, hot gern Erdäpfel- und Brotsuppn gessn und hot guat gschlofn afn Stroh. Olls hots mögn. Nit oamol hots meh gsogg: Däs mog ih nit. — Und hiaz, Micherl, lous! Gach amol in da Frua, wia s munta wird, leids wieder in ihrn seidanan Bederl, neben ihr s seidani Gwandl und s guldani Kranl. Die Komafrau steht do und da Mohr und da Kineser und da Kutscha mit sechs weißn Rössern und wortn deamüadi af ihrn Befehl. Oba schau, s Befehln, das hots vagessn. Olls is ihr recht gwen und nit oamal hots meh gsogg: „Däs mog ih nit“.

So, Micherl, die Gschicht is aus, selm lafft a Maus. Und hiaz geh lüfti und moch deini Schulaufgobn.“

„Däs mog ih nit!“ schreit da kloan Bua, do greift er mit boad Händn gschwind zan Maul und grod noh, daß ers dafongg hot, s letzti Wörtl. Zdruckt hot ers in da Faust. Nix meh, seine Schulaufgobn hat er gmocht.

Erklärungen:

Wan er mei gherad: Wenn er mir gehören würde. Fuaschda: fortwährend. Der vazaschteradi: der verzärtelte. Nedler und urasseri: beide Ausdrücke für: wählerisch. Zukalaad: Schokolade. A zuckerdi Orbaßsuppn: gezuckerte Erbsensuppe. Zrugg: zurück. Kläuberla: Mit den Fingern geklaubte kleine Bissen. Gradn: Gräten. modlandn: faulig riechenden. Rupfani Hüll: Groblinnene Decke. Strohbed: Strohbett. Üba s grumpfadi Gsicht owa gschaubad: Über das runzelige Gesicht herabgeflattert. Schlomppn: Wie ein Hund mit der Zunge die Suppe einschlingen. In noan Tog: Am andern Tag. Aftn: Nachher. leids: liegt es.

Lustige Zeitung.

Im geliebten Deutsch. Auf die schriftliche Anfrage eines Schullehrers an die Mutter, warum ihr Knabe die Schulstunde versäumt habe, antwortet die aus Pribram gebürtige Frau Czibiczek ebenfalls schriftlich: „Benedikte tem bum. Christine Czibiczek“ Der Lehrer wußte nicht, wie ihm geschah, er verstand doch lateinisch. Ein Freund klärte ihn darüber auf, daß die Frau nicht lateinisch geschrieben habe, sondern deutsch: „Benötigte den Buben. Grüßt Ihnen Czibiczek.“

Ein höfliches Kind. Katechet: „Wie ist es dem Adam und der Eva im Paradies ergangen?“ — Kind: „Danke, gut.“ „Scherer.“ A. Kupka.

Die Prinzhessin Dös-mog-ih-nit.

A Gschichterl fürn Micherl in da steirischn Gmoansproch.

Da Micherl, der wan er mei gherad, den wurd ih scha lerna, fuaschda z sogn: Däs mog ih nit! Der vazaschteradi Frotz! Z guad hot ers und wos n sei Muada voron neamer eini bringg, däs steckts n hint eini. Aftn is s ka Wuner, wan oans nedler und urasseri wird und as wiar a Popageir olli fingalonk sei Sprüchl schreit: „Dös mog ih nit!"

Schod is s ums Büabl! Sist so a wiffs Bürschl, und ka dums Köpfl nit. — Du Micherl, geh her amol za mir, ih dazähl dar a Gschicht. Gelt du? Do vagißt af dei Sprüchel, wan da wer a Gschicht dazählt. — Gib amol an Fried und hör zua.

Is amol a kloani Prinzhessin gwen — sa kloan as wia du, oba viel schöna. De hot a seidanas Bed ghobb zan schlofn und a Stubn va Marmelstoan und somadani Schuach und a wunaschöns Gwond und afn Köpfl a guldani Kron. Oba nochher in da Frua, wias mit ihrn silberan Glöggerl läut't und wia die Komafrau kimbb mitn Zukalaad, do hebb die Prinzhessin on zan krahn: „Zukalaad mog ih nit. An Kaffee will ih hobn." — Guat. Hiaz kimbb da Mohr mit an blown Janggerl und da weißn Pumphosn und bringg in a guldanan Scholn Kaffee. Schreit die Prinzissin: „Kaffee mog ih nit! An Tee will ih hobn!" Kimbb a Kineser mit an lonkn Zopf und bringg Tee. — A por Schlückerla machts, aftn schiabbs n weck — sie mog nit.

Aftn ban Spaziernfohrn. A guldana Wogn und sechs schnewerlweissi Rössa. „Na," soggs, die kloan Prinzhessin, „sechs weißi Rössa mog ih nit. Vier schworzi will ih hobn." — Guat, sul vier schworzi hobn.

Za Mittog, wias hoamkimbb von Spoziernfohrn, kriaggs a zuggerdi Orbaßsuppn. Gleich die Prinzhessin: „Orbaßsuppn mog ih nit. A Rahmsuppn mit Kipfel will ih hobn!" Is ah recht, da Bedeanti bringg in an silberanan Schüsserl Rahmsuppn und in an guldanan Körberl Kipfeln. Die Prinzhessin haut mitn Händn aus uns schreit: „Milchsuppn mog ih nit! Will a Fleischsuppn hobn und Schwamerla drin!" Bringg ihr der Koch mitn weißn Füater a Fleischsuppn mit Schwamerla. Nochha, gstotn Schweinsbratl wills a bochns Hendel und wia s Hendel kimpp afn guldanon Taler, steßts as mit da kloan Faust zrugg: „Ih mog ka Hendl. An brotnan Fisch will ih hobn!" Vom Fisch hots a por Kläuberla gessn — oba die duman Gradn! — sie mag nit.

A so gehts n gonzn liabn Tog. D Leut hätns bol gern die Prinzessin „Mag ih nit" ghoassn. Nochher af d Nocht, wiar ihr die Komafrau s Nochtkrandl aufsetzn will, da wird s kloani Fräuerl erst recht gifti: „D Nochtkron mog ih nit! Die Togkron will ih aufgholtn!" Guat, sa suls ihr Togkron hobn. „Ka seidanas Bed mog ih nit. A leinanas will ih hobn!" Is ah recht, kriagg a leinanas — aftn is s endler eingschlofn.

Und hiaz, Micherl, paß auf. In noan Tog, wia die Prinzhessin munta wird, schreckt sa sih. In a finstern Hüttn is s glegn, af ar an modlandn Stroh und zuadeckt mitr a rupsana Hüll, de krotzt hot wiar a Riebeisn. Gleih hots gschrian, wos na von Maul hot mögn: „A rupsani Hüll mog ih nit. A seidani Deckn will ih hobn!" — Hiaz is s oba still bliebn und neamb is keman, der ihr a seidani Deckn hät brocht. Noch ihrn silberan Glöggerl greifts, daß s die Bedeantn möcht zsomläutn. Oba ka silberanas Glöggerl is do gwen. Zan brülln hebbs on: „Ka rupsani Hüll mog ih nit! Ka Strohbed mog ih nit! Ka so a Hütnhöhln mog ih nit!" — Hot ihr nix ghulfn. An olts Weib is af d Letzt kema, über und üba vulla

buntem Wechsel führt der Verfasser den Leser in die Hauptstädte, die für die Geschichte jener stürmisch bewegten Tage in Betracht kommen: Berlin, Wien, Paris, Hannover, und ein großer Teil der bedeutenden oder doch vielgenannten Personen erscheint vor dem Auge des Lesers.
V.

Napoleon I. Ein Lebens- und Charakterbild Napoleons mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Zum 100jährigen Gedächtnis der Gründung des ersten französischen Kaiserreiches von Monseigneur Prälat Dr. Engelbert Lorenz Fischer, geheimer Kammerherr Sr. Heiligkeit des Papstes. Mit 60 Illustrationen. Eine fleißige Arbeit, ein psychologisches Charaktergemälde über den genialen Mann erhält hier der Leser. Der Verfasser gibt zum erstenmale eine systematische Darstellung der theoretischen und praktischen Religiosität Napoleons.
V.

Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung von Rudolf Willy. (Zürich. Schultheß & Comp. 1904.) So wunderlich großartig oder vielmehr so großartig wunderlich steht Friedrich Nietzsche vor uns da, daß jede Schrift über ihn im vorhinein des Interesses sicher sein kann. So unerträglich engt dieser Gedankenriese alle übrigen philosophischen Tummelplätze ein, daß er schon deshalb von niemand umgangen werden kann. Des begeistertsten Lobes würdig und des zornigsten Fluches wert, so sieht ihn unser Geschlecht. Es hat von ihm keine richtige Perspektive, es steht zu nahe am Berge. Aber auch alle Schilderer Nietzsches stehen heute noch zu nahe am Berge. So ist es schwer, ein wahres Bild von ihm zu geben und es kann das auch gar nicht verlangt werden. Nietzsche gehört zu jenen Gestalten, die keine bestimmte Gestalt sind, die von jeder Seite aus anders zu sehen sind. So sieht jeder Beschauer seinen besonderen Nietzsche, das heißt, jeder mißt ihn an sich selbst. In der Tat ist nicht einmal bestimmbar, ob er reaktionär war oder revolutionär, Egoist oder Altruist, ob er Philosoph war oder Dichter, ob er gesund war oder krank. Er war eines jener Prismen, in denen sich die ganze Menschheit eigenartig bricht und das Licht richtet sich nach dem Kristalle. Bei Nietzsche handelt es sich nicht, ihn zu verstehen, sondern ihn zu sehen. Verstanden hat er sich ja selbst nicht. Doch anschauen muß man ihn einmal, und dazu gibt oben angeführtes Buch eine gute Leitung. Von einer bestimmten Persönlichkeit aus führt die Schrift in Nietzsches Werke ein. Solche, für die er nicht ist, werden durch das Buch abgestoßen, solche, zu denen er eine Beziehung hat, werden geworben. So erfüllt Rudolf Willys geistvolles Buch seinen Zweck.
R-

Westermanns Monatshefte. Ein Publizist, dem es darum zu tun ist, seinen Lesern stets die besten Bücher und Zeitschriften anzuraten, kann nicht oft genug hinweisen auf „Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart", die unter dem Schlagwort „Westermanns Monatshefte" seit 48 Jahren im deutschen Volke wirken. Diese älteste deutsche Monatsschrift ist auch die neueste, indem sie die Leser stets im Laufenden hält über alle wesentlichen Erscheinungen der Kultur. Im Laufenden hält nicht nach Art der Tages- oder auch Monatsblätter, die alle neuesten Nachrichten veröffentlichen und behandeln, ohne abzuwarten, ob dieselben sich bestätigen. Diese Monatshefte warten bei allem eine gewisse Entwicklung ab, um die Dinge dann ruhig und gründlich durcharbeiten zu können, so daß uns das gesamte geistige Leben, das heißt alle Ideen, Bestrebungen und Erfolge des menschlichen Geistes aller Länder allmählich vorgeführt werden. Das mir eben vorliegende Heft vom Juli 1904 — es ist ein zufällig herausgegriffenes — enthält z. B. einen glänzenden Aufsatz von C. Ruge-Newyork über amerikanische Bildhauer und Maler der Gegenwart, dessen beigegebene prachtvolle Illustrationen, nebenbei bemerkt, uns zeigen, daß die moderne Art, „Sezession" genannt, in Amerika nicht Eingang findet. Dasselbe Heft enthält eine andere höchst interessante Arbeit von C. Koppe „Die Durchbohrung und Überschienung der Alpen von der Semmeringbahn bis zum Simplontunnel", die im Augustheft ihren Abschluß hat. So wie Kunst und Technik findet in dieser Zeitschrift auch Natur und Dichtung, Geschichte und Philosophie ihre Buchung. Auch in Bezug auf die Ausstattung werden „Westermanns Monatshefte" von anderen ähnlichen Erscheinungen kaum erreicht, gewiß nie übertroffen.
M.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grottfuß. VII. Jahrgang. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.) **Das Hochland.** Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. Zweiter Jahrgang. (Kempten. Josef Kößls Buchhandlung.)

Zwei Monatsschriften in christlichem Sinne, die erstere evangelisch, die letztere katholisch; beide möglichst zweckgemäß gehalten, mit Geschmack geleitet. Die religiöse Polemik tritt in den Hintergrund, das Positive steht einigend voran und von einem schroffen Widerspruch gegen moderne Entwicklung ist kaum etwas zu merken, im Gegenteil, die großen sozialen Forderungen unserer Tage werden durch den christlichen Geist unterstützt. Die Evangeliken wie die Katholiken des deutschen Volkes fühlen im sozialen Leben

Anzüglich. A. (im Zirkus): „Wenn ich wüßte, daß ich nicht abgeworfen werde, möchte ich wohl auch 'mal auf dem Kamel reiten." — B.: „Kannst du ruhig tun — dich wirft es schon aus Kollegialität nicht ab."

Gegen Ende des Monats. „Wollen Sie nicht ein Spiel mit uns machen? Wir warten schon lange auf den Dritten." — „Danke, ich — ich warte auf den Ersten."



Bücher.

Karl Marie Kasch. (Auch ein Leben.) Von Ludolf Weidemann. (Hamburg. Alfred Janssen. 1904.) Eine Jean Paul Gestalt. Aber wie kommt dieser kindliche, still-glückselige Mensch in unsere Tage? Was will er hier? Er wird ja zum Gespötte sein, er wird blutig enttäuscht aus dieser Welt treten. Nein, das wird er nicht. Er wird den Spott nicht merken, die unendliche Friedlosigkeit nicht sehen, er wird im Leben ein Vorbild, ein zukunftsfreudiger Lehrer sein und obschon scheinbar nicht für diese Welt gemacht, wird er trotz allen Erdenleides nach einem langen Leben dahinscheiden so zufrieden gesättigt, als hätte er im Paradiese gelebt. Das ist unser Schulmeister Karl Marie Kasch, wie ihn Ludolf Weidemann — ich möchte sagen — gedichtet hat, wenn es nicht tatsächlich trotz allem nicht immer noch solche Gotteskinder gebe. Manchem wird die Erzählung zu getragen und lehrhaft sein, und wenn moderne Leser in dem Buche den „erdharzigen Realismus" vermissen, so werden sie dafür jenen christlich-germanischen Idealismus finden, der eben wieder einmal in den Vordergrund tritt, um die verrosteten Herzen anzuglühen. Nebst rührenden Gestalten hat das Buch auch treffliche Sentenzen. „Der Geistliche soll nicht vergessen, daß er Mensch ist, der Schulmeister, daß er Kind war." „Wer an einer Bahre keine Träne weinen kann, der kann auch keine trocknen." Ganz und gar: Ein schönes, liebenswürdiges Büchlein; kein Literaturbuch, vielmehr ein Volksbuch, und das besagt einen kleinen Tadel und ein großes Lob. R.

Romane — Neue Folge. Von Friedrich Spielhagen. Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften. (Leipzig. L. Staackmann.) Mit dem Roman „Frei geboren", der bereits in der zehnten Auflage vorliegt, ist nunmehr diese Volksausgabe vollständig geworden. Dieser Roman zählt zu den tiefsten Schöpfungen des „Meisters des deutschen Romans". Der Dichter schildert nach Tagebuchaufzeichnungen den Lebensgang einer stolzen, mit den besten Eigenschaften des Geistes reich ausgestatteten Frau, die als Tochter eines altadeligen höheren Offiziers nach dem Tode der Eltern in einem vornehmen Erziehungsinstitute unterrichtet wurde und nach dem Austritte aus dieser Anstalt, weil sie die gewöhnlichen Konvenienzheiraten verachtete, im Hause eines Professors zur Lehrerin sich ausbilden wollte. Durch Verkettung mißlicher Verhältnisse aus diesem Hause vertrieben, fand sie Aufnahme in einer reichen jüdischen Familie, die ihr mit großem Wohlwollen entgegenkam, und gelangte erst hier zur vollen Entfaltung ihres reichen Geistes. Infolge ihrer Verheiratung mit einer der bedeutendsten Finanzgrößen konnte sie sich mit allem äußeren Glanz umgeben und ihr Salon in der Hauptstadt wurde der Sammelplatz für alle in der Politik, Kunst und Wissenschaft hervorragenden Geister. Trotz allen Glanzes, unausgesetzten Strebens und wiederholter Versuche sah sie sich zum Schluß um ihr Lebensglück betrogen, wozu noch kam, daß sie in ein langes, unheilbares Siechtum verfiel. Als dann noch nach dem plötzlichen Verluste ihres Vermögens und nachdem sie lange Zeit hindurch die Wohltäterin zahlloser Armen gewesen war, sich ihr die traurige Aussicht eröffnete, selbst der Mildtätigkeit anderer anheimzufallen, ist sie frei, wie sie geboren war, auch gestorben. Man wird den Roman nicht ohne Gewinn für Geist und Herz aus der Hand legen. V.

Um Zepter und Kronen. Zeitroman von Gregor Samarow. Neue Ausgabe. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Der Roman schildert die Vorgänge des Jahres 1866, in deren Folge die Karte Deutschlands eine gewaltige Umgestaltung erfuhr und besonders eingehend jene Ereignisse, die das Königreich Hannover betrafen. Bei der Vertrauensstellung, die Oskar Meding (das war bekanntlich der bürgerliche Name des unlängst verstorbenen Autors) bei König Georg V. einnahm, war er in der Lage, Dinge zu sehen und zu hören, die minder Bevorzugten verborgen blieben, und wenn er seine Beobachtungen und Erfahrungen auch in das Gewand des Romans kleidet, so unterliegt es doch keiner Frage, daß darin ein guter Kern tatsächlicher Wahrheit enthalten ist. In

Aufruf an Verschönerungs-, Touristen- und Kulturvereine!

Der Schutz der Natur und ihrer landschaftlichen Reize soll die wichtigste Aufgabe des „Österreichischen Verbandes für Heimatschutz" sein, dessen Gründung (mit dem Sitze in Wien) der Dürerverein Baden bei Wien in die Hand genommen hat.

Die Beseitigung und Zerstörung landschaftlicher Schönheiten soll hintangehalten, die Reklame in der Natur soll bekämpft, ihre industrielle Ausnützung soll in die gebührenden Schranken verwiesen und der Versuch gemacht werden, das Heimatliche in der Architektur, in Kleidung, Sitten und Gebräuchen zu erhalten oder wieder einzuführen.

Jeder schöne Baum, jede schön gelegene Ruhebank, jeder freundliche Weg müßte hier den liebevollen Schützer finden. Die Liebe zu allem, was grünt und blüht in Wald und Feld, das Verständnis für die tausendfältige Schönheit der Landschaft, das Verhältnis zu unser aller Heimat, der großen Gotteswelt, und zu dem Stückchen daraus, das im engeren Sinne unsere Heimat ist; hier müßte es Weckruf und Wiederhall finden: Aber hier müßten auch die Burgen errichtet werden zum Kampfe gegen das elende Bauen, das mit seinen toten Würfeln die Schönheit der Städte und Dörfer steinigt.

All das ist anzustreben durch die Gesetzgebung und durch persönliche Einwirkung und Belehrung.

In Hunderttausenden unserer Mitmenschen sind diese Gedanken und Gefühle erwacht. Zerstreut aber über alle Länder fehlt ihnen die Macht, hier helfend einzugreifen. Diese Hunderttausende zu organisieren, sie zu einer Macht zu gestalten, der nichts widerstehen kann, soll der Zweck des „Verbandes für Heimatschutz" sein.

Alle Vereine, welcher Art immer, allen voran die Verschönerungs-, Touristen- und Kulturvereine, werden daher aufgefordert, im Interesse der guten Sache diesem Verbande beizutreten und dadurch ihr Scherflein dazu beizutragen, daß der lieb- und gedankenlosen Vergewaltigung der Natur in all ihren Formen in unserer engeren und weiteren Heimat ein Ziel gesetzt werde. Schaffen wir damit den Ausgangspunkt für eine neue schönere Zeit, in der die Menschen nicht nur die Befriedigung ihrer körperlichen, sondern auch ihrer seelischen Bedürfnisse erstreben, in der in den Menschen wiedererwachen soll die Freude an ihrer Heimat, ihrem Heim.

Je mehr Vereine sich dem Verbande anschließen, desto größer wird die Aussicht auf Erfolg sein, mit desto größerem Nachdruck wird er seine Tätigkeit entfalten können.

Dürerverein Baden bei Wien. Der Gesamtausschuß.

Anmerkung: Alle Anfragen (Rückporto erbeten) sind zu richten an den „Dürerverein Baden bei Wien". Die proponierten Satzungen 20 h in Marken.

Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

sind bisher eingegangen bei Peter Rosegger in Krieglach: P. O. „Die Liebe höret nimmer auf" 12 K, Rosa Fischer 5, Ludwig und Philippine Tunner 10, Alois und Therese Kals 20, Prof. Johann Robischek 3, Prälat Frühwirt 5, Otto Hellige 8, Dr. der Theologie Witz-Oberlin 10, „Gott vermehre die Gabe" 10, Dr. Duastello 6, Adolf Bachofen von Echt 50, Viktor Fenier 20, Finanzrat G. Kroisleitner 12, Karl und Dr. Adolf Klaydy 15, Dr. Alexander Spitzmüller 10, Kanzleipersonal des k. k. Bezirksgerichtes Hernals 9·50, Josefa Bitzinger 1, Karl

kaum etwas Trennendes mehr; möchten denn die „führenden“ Geister — nachstreben. M.

Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur Böhmens. (München. Georg D. W. Callwey.)

Kalender des Deutschen Schulvereines auf das Jahr 1905. Redigiert von Hermann Hango. (Wien. A. Pichlers Witwe und Sohn.) Dieser Kalender schießt heuer den Vogel ab. Das getraue ich mir zu sagen, bevor die übrigen Kalender erscheinen, und würde ich mir zu sagen getrauen, auch wenn die Kalenderliteratur nicht so sehr im Argen läge, als es der Fall ist. Nebst dem reichhaltigen und sorgfältigen Kalendarium und Nachschlagebuch, das ja selbstverständlich verlangt werden darf, ist das literarische Jahrbuch dieses Kalenders heuer besonders ausgezeichnet. „Der König im Bade“ von Wilhelm Fischer. „Ein Rock für den lieben Gott“ von Albrecht Graf Wickenburg. „Aus der Werkstatt des Schriftstellers“ von J. L. Heer. „Der Peter“ von Karl Bienenstein. „Seine Erlaucht kommt!“ von G. A. Ressel. „Warum so spät erst, Georgine?“ von Fritz Lemmermayer. „Provinzgäste“ von Rudolf Kleinecke. „Das Waldbauernhaus“ von Johann Peter. „Ausflügler“ von F. Gunther. „Von der Rax“ von Leopold Hörmann. „Der Krutzi Tuifel-Sepp“ von Rudolf Greinz. „Die Übergabe“ von Ottokar Kernstock u. s. w. Schon diese Titel und Namen deuten die weite Skala an, die das Jahrbuch harmonisch spielt und für ein großes gebildetes Lesepublikum eingerichtet hat. Die Ausstattung ist würdig und unter den vielen ernsten und humoristischen Bildern ist nicht eins, das den Geschmack verhöhnt. M.

Büchereinlauf.

Bernhard Rotter. Roman von Norbert Normann. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Emil Werders Schuljahre. Erzählung von A. T. Holtermann. (Dresden. A. Pierson.)

Eva oder der Weg. Von Walter van der Elbe. (Elberfeld. Lebensheimer Verlag.)

Brandstifter Blitz und andere Skizzen. Von Alfred Kolben. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Goldene Früchte aus Märchenland Märchen für jung und alt von Elisabeth Gnauk-Kühne. (Bremen. G. A. von Halem.)

Auf der Pult. Bauernkomödie in einem Akt von Karl Merk. (München. Rubinverlag.)

Loewes Verlag, Ferdinand Carl, Stuttgart:

Aus dem deutschen Sagenschatz. Die Nibelungen, Lohengrin, König Rother, Gudrun und Wolfdietrich. Von A. Oskar Klaußmann.

Lislott. Eine Erzählung für junge Mädchen von Martha Gise.

Ein armes Großstadtkind. Ein Jugendleben. Kindern und Eltern erzählt von Eduard Wahl.

Jagderlebnisse von Gerstäcker. Für die Jugend herausgegeben von Karsten Brandl.

Städte der Heimat. Gedichte von Peter Scheellbach. (Karlsruhe Friedrich Gutsch. 1904.)

Jesus von Nazareth. Freireligiöses Schauspiel in vier Aufzügen von Johannes Meßmer. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Aus der Werdezeit des Christentums. Von Professor Dr. J. Geffken. „Aus Natur und Geisteswelt“. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (B. G. Teubner. Leipzig.)

Goethe als Erzieher. Von Dr. Bernhard Münz. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1904.)

Eduard Mörike. Von Walter Eggert-Windegg. (Stuttgart. Max Kielmann. 1904.)

Wie ich ein Christ wurde. Bekenntnisse eines Japaners. Von Kanso Utschimura. (Stuttgart. R. Gundert. 1904.)

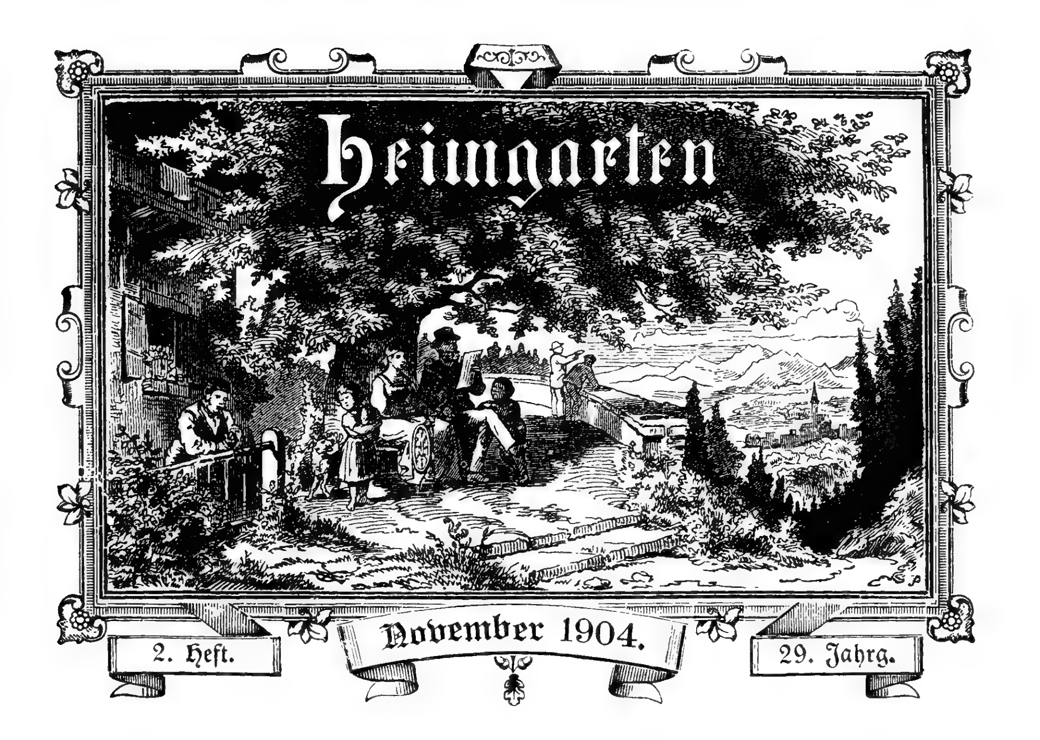
Julius Otto. Sein Leben und Wirken. Zu seinem hundertsten Geburtstage herausgegeben und den deutschen Sängern gewidmet von A. Richard Scheumann. (O. und R. Becher. Dresden.)

Die Tiere der Erde. 38. Lieferung. Von Prof. Dr. W. Marshall. (Deutsche Verlagsanstalt.)

Sächsischer Volkskalender 1905. Redaktion Pastor Hickmann. Verlag der Niederlage zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreiche Sachsen in Dresden.

Von den **Teubnerschen Künstler-Steinzeichnungen** sind soeben drei neue erschienen: Albert Haueisens „Köhler“, „Die jungen Tannen“ von Berta Welte und Otto Loibers „Sonntagsstille“. Diese Kunstmanier findet immer noch ihre Verehrer. Wir verbuchen nur die Erscheinungen.

Kinderlieder mit Klavierbegleitung für Familie und Kindergarten. Zusammengestellt von Adelaide von Gottberg-Herzog. (Konrad Gretlein. Leipzig.)



Das höllische Automobil.

Ein Märchen für sämtliche Altersstufen und Rangsklassen nach einer Idee Alf Bachmanns
von **Otto Julius Bierbaum**.

Der Riese Rumbo konnte die Menschen nicht leiden, weil sie neben ihm so lächerlich klein erschienen, aber doch klüger waren als er, und weil es ihm wegen seiner unmäßigen Größe und Ungeschlachtheit nicht möglich war, mit ihnen zusammen zu wohnen, — was er doch von wegen Kartenspiel und anderen Lustbarkeiten, die man nicht allein besorgen kann, ganz gerne gemocht hätte. Wie hätte er aber mit jemand Skat spielen oder sonst etwas angenehm Vertrauliches treiben sollen, da er so groß war, daß er selbst die größten Häuser der benachbarten Haupt- und Residenzstadt nicht einmal zu Leibstühlen benützen konnte, weil sie dazu zu niedrig gewesen wären? Daraus könnt ihr euch wohl ungefähr ein Bild machen, wie über alle Maßstäbe und Begriffe ausgedehnt dieser Kerl war.

Mein Onkel, der doch auch ein Mann von gutem Gardemaße und überdies Pfarrer, also gewöhnt war, seinen Blick immer aufs Höchste zu richten, hat mir mehr als einmal beteuert, daß Rumbo alle seine Begriffe von Länge und Breite übertroffen habe. Übrigens ist es dieser mein Onkel, der mir diese Geschichte erzählt hat, was zu bemerken ich nicht ermangeln will, weil man sonst denken könnte, sie hätte keine Moral. Die Wahrheit ist, daß sie mehr Moral hat, als selbst der aufmerksamste Zuhörer beim

Reiterer 5, J. Zach 2, Hermann Bührlen 50, Felix von Versbach 5, ein Jünger Calvins 10, Franz Axmann 2, Ungenannt Villach 30, Dr. Ertl 10, eine protestantische Gretl 2·50, Th. Hornung 5, Dr. Johann Lanyi 10, H. J. W. 5, Heinrich Palme 2, R. Gründorf v. Zebegeny 5, „Dem Waldschulmeister in treuer Verehrung" 10, Johann Patzelt 2, Philipp Straßer 25, Österreichischer Touristenklub 50, eine evangelische Familie 8, G. Walter 1, „Eine feste Burg ist unser Gott" 20, L. Mühlbacher 10, Familie S. 6, Elise von Arthaber, Gustav Adolfverein 20, C. Müller „In dankbarer Erinnerung an die Heilandskirche" 10, M. Plank 2, Rosa Schierl 2, Therese Dietscher 6, Dr. Julius Fink 5, Pollak 2, F. Ritschl 2, J. Mayerhofer 10, Maria Engelbert 5, Hans K. 20, Helene Pucho 3, Evangelische Gemeinde Mürzzuschlag 50, Johann Floh, Sammlung, 10, G. Kutschera 2, J. Fuchs 1, M. Preißler 5, Josef Sackinger 10, Marie Benedini 3, A. Seiche E. v. Nordenheim 20, Jenny Schlemmer 7, Weißnäherin Marburg 6, V. und C. Kritscher 6, Rudolf Brunner 5, Leopold Wieninger 3, drei Evangelisten am 12. August 8, Ein Evangelischer 20, Ungenannt 5, eine von der Waldheimatgesellschaft veranstaltete Vorlesung in Mürzzuschlag 500, Mirz! „Die Hälfte meines Monatsgeldes" 2, Wien, Neustiftgasse, 1·50, Marie Aufenthaller 2, E. G. 1, „Ave Maria" 3, Pfarrer A. Kappus 5, Therese Koller 2, Mauermann 5, Ungenannt 4, Therese Scheinigg 5, M. F. 30, Franz Goldhann 25, Stadtpfarrkapläne Gráz 25, Minni Eptrainoch (?) 6, F. Titz 10, Th. Reichel 10, Huber 1·20, Karolini Pokorni 6, Martin Bacher 20, Faby 3, „Bergfreund" 6, Pfarrer Monoschek 3, Marie Müller 20, Emma Burkart 5, J. Graba 5, Verein evangelischer Glaubensgenossen Bruck 10, Ida Herzig 10, Heimgartenabonnent 3, Emma Scheuch 5, Jakob Fritz 1, Heinrich Lukaseder, Altdeutsche Weinstube, Sammlung 20, Therese Helzel 2, Prof. Gurlitt 5, Konsul Friedrich Böhler, Kapfenberg 1000, Sammlung in der Grazer Stadtpfarrkirche 54·80, drei Unbekannte durch Kaplan Neubauer 115, von einem Semiten, einem Protestanten und einem Katholiken 6, Anton Zadrazil in Paulusbrunn 3·60.

Bei der Gemeinde St. Kathrein eingegangen: B. Ostmüller 4, Josef Weis (?) 5, G. B. 4, Johann Geißler 10, E. Ang 30, D. Wenzel 10, Hauptmann Grünzweig 5, J. Tauschmann 4, Dr. Lukas 3, Kappa 2. **Zusammen 2721 K 50 h.**

Am 10. September 1904.



Dr. M. W., Wien. Das in seiner Art klassische Werkchen „Oststeirisches Bauernleben" von Rosa Fischer beweist doch sonnenklar, daß die Schriften dieser Schriftstellerin nicht dichterischer Phantasie entspringen. Rosa Fischer schildert wahr und treu nach dem Leben und darf in ihrem enggezogenen Fache als Autorität gelten.

Baron O. M. O. „Es gibt auch eine Jugend im grauen Haar, aber keine im gefärbten." Beherzigen Sie dieses Wort der „Jugend" und sagen Sie es weiter.

An Ludwig Martinelli zu seinem siebzigsten Geburtstage:

Du grüßtest mich zu Sechzich,
Denn was sich liebt, das neckt sich.
Ich grüße Dich zu Siebzich,
Denn was sich neckt, das liebt sich.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. September 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Köck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Für Rumbo aber war der Wald eben darum gerade recht; und er verließ ihn nur einmal in der Woche, nämlich am Sonnabend, wo er sich seine Mahlzeit holen mußte. Denn er aß nur einmal in der Woche, am Sonntag. Das kam daher, weil für ihn eine Woche so viel war, wie für uns ein Tag.

In der Hauptsache bestand seine Mahlzeit aus Gemüse. Birkenbäume waren für ihn Spargel, Eichenbäume Spinat, aus jungen Tannen machte er sich Sauerampferbrei. Kuchen und andere süße Speisen konnte er sich nicht verschaffen, außer wenn er gerade einmal bei einem Bienenzüchter vorbeikam. Da fraß er dann gleich sämtliche Bienenstöcke mit dem Honig, aber auch mit den Bienen auf, und wenn ihn die Bienen im Munde und im Magen stachen, sagte er: „Ei, das prickelt recht angenehm.“ Sonst bestand seine Nachspeise immer aus einem Menschen, und er meinte, das Menschenblut sei süßer als aller Honig; nur schade, daß man nicht viel davon vertragen könne, weil es duselig mache.

Da Rumbo dumm war, war er auch faul, und so kam es, daß er meistens der Länge nach auf dem Boden lag und schlief.

Wie er nun einmal so dalag, fühlte er ein Jucken in seiner Nase und mußte nießen; — hatzi! flog ein Mensch aus seinem Nasenloch und mitten auf die ganz mit zottigen Haaren bedeckte Brust.

„Hahaha!“ lachte der Mensch; „da bin ich aber mal schön weich gefallen.“

„Was! Du lachst noch?“ brüllte Rumbo, „dich werd’ ich übermorgen fressen.“

„Mich?“ rief der Mensch — „dazu bist du ja viel zu dumm. Ehe du mich ergreifst, bin ich schon ganz wo anders.“

Und richtig, wie Rumbo nach ihm fassen wollte, saß der Mensch schon in seinem linken Ohre und schrie hinein: „Du großer Esel!“

Rumbo wollte ihn sich aus dem Ohre wischen, aber da war der Mensch schon lange weg. Und wo saß er? Im Winkel des linken Auges und kitzelte den Riesen.

„Geh weg!“ schrie Rumbo, „das kann ich nicht leiden.“ (Es war ihm, wie wenn uns eine Mücke ins Auge gekommen ist.)

Der Mensch aber sagte: „Nicht eher, als bis du mir versprichst, mich in Ruhe zu lassen.

„Ja doch, ja doch, brüllte der Riese, „mach nur, daß du aus meinem Auge raus kommst. Das ist zu widerwärtig.“

Und der Mensch setzte sich auf eine Warze, die sich wie ein mit Gras bewachsener Hügel, mit Haaren besetzt, auf des Riesen Nasenspitze erhob.

„Das ist ein angenehmer Aussichtspunkt, sagte der Mensch. Ich habe zwei Seen vor mir, die von Tannen umgeben sind, und dahinter

erstenmale merken kann. Man muß sie sich also ein paarmal erzählen lassen. Es verlohnt sich.

Ich selbst habe sie sehr oft gehört, nämlich immer, wenn mein Onkel meinen Vater zu besuchen kam, um, wie er sagte, „nach dem Rechten zu sehen." Es scheint aber, daß das Rechte sich bei uns im Keller aufhielt. Denn dorthin begaben sich bei solcher Gelegenheit die beiden Brüder sogleich, wenn der ältere beim jüngeren zum Besuche angekommen war. — Dies nebenbei und ohne eigentliche Beziehung zu Rumbo.

Der war also nach der Überlieferung meines Onkels ein übergewaltiger Geselle. Ich wünschte sehr, seine Größe in Metern angeben zu können, aber in dieser Hinsicht hat es mein Onkel an Exaktheit fehlen lassen. Statt einfach zu sagen: soundsoviel Meter oder meinetwegen bayrische Ruten war er lang, liebte er es, die Ausdehnung des Riesen durch Vergleiche oder Bilder anzudeuten, wobei es mir nicht entging, daß dabei nicht immer das Gleiche herauskam. Machte ich ihn darauf aufmerksam, so pflegte er zu sagen: „Mein lieber Junge, bei ganz großen Gegenständen irrt sich selbst die Bibel. Für das, was das gewohnte Maß maßlos überschreitet, haben wir Menschen nicht einmal die Fähigkeit, in Bildern ordentliche Maßstäbe zu finden. Kehre dich nicht daran, wenn ich dir einmal sage: Rumbos Beine waren so dick und lang wie die Türme der Frauenkirche zu München und ein andermal: Rumbos Nasenlöcher waren so breit und lang wie der Tunnel durch den St. Gotthard. Das stimmt freilich nicht; aber aufs Stimmen kommt's auch nicht an, wo sich's um Riesen handelt. Sei froh, zu wissen, und laß es dir genügen, daß Rumbo auf alle Fälle erstaunlich groß war; — wenn du Lust hast, seiner Größe noch ein paar Kilometer hinzuzusetzen, so tu dir keinen Zwang an. Meinetwegen kannst du ihn dir auch ein bischen kleiner vorstellen, wenn er dir dadurch näher kommt, aber, versteht sich, immer noch so riesig, daß du dich selber darüber wundern mußt. — Darauf kommt es an."

Ich empfehle euch, es auch so zu halten.

Da Rumbo nicht unter Menschen wohnen konnte, lebte er ständig auf dem Lande, und zwar in der Nähe der Stadt Knödelimkraut, die sich einer sehr waldigen Umgebung erfreute. Dort war aber auch wirklich ein Mordstrum von einem Walde, ein Wald, der für ihn paßte, als wenn er ihm angemessen worden wäre. Tannen wuchsen darin, so dick, daß ein Mensch, der um eine hätte herumgehen wollen, dazu eine gute Stunde gebraucht haben würde. Er hätte aber gar nicht drum herumgehen können, weil die Wurzeln dieser Bäume wie Gebirge über die Erde hervorstanden und weil das Moos, das auf ihnen wuchs, selber wieder so hoch und dicht war, wie das Gebüsch in einem gewöhnlichen Walde.

Ohr und brach das Genick auf meinem Trommelfell, der andere verlief sich im Wald meiner Haare und verhungerte; ein dritter ertrank in einem Schweißtropfen von mir, ein vierter, der leider zu viel trank, hielt in der Betrunkenheit, als ich einmal gähnte, meinen Mund für einen Weinkeller, lief hinein und erstickte, wie ich den Mund zugemacht hatte, in einem hohlen Zahn, und so weiter und so weiter. Du siehst also, daß du gut aufpassen mußt."

„Mir passiert so was nicht; verlaß dich darauf," meinte Frechdachs; „ich bin daran gewöhnt, aufzupassen, wie ein Luchs, denn unsereins muß auch unter Menschen immer auf seiner Hut sein. Bloß die braven Leute dürfen es sich erlauben, ohne besondere Aufmerksamkeit ihrem Tagewerke nachzugehen. Wir, die wir nicht brav sind, sondern immer entweder etwas Böses getan haben, oder etwas Böses tun wollen, oder gerade dabei sind, etwas Böses zu tun — wir müssen immer die Ohren steif und die Augen offen halten. Meinetwegen kannst du also ganz ruhig sein. — Aber: was krieg ich denn als Lohn?

„Was? Lohn willst du auch noch?" brüllte Rumbo. „Sei froh, daß ich dich nicht zum Nachtisch einnehme. Nein, mein Lieber, Lohn gibt's nicht. Höchstens einen Titel. Wie willst du lieber heißen: General oder Hofmarschall?"

„Gar nichts will ich heißen," sagte Frechdachs; „Lohn will ich haben."

„Also wie viel denn," fragte Rumbo.

„Kein Geld," antwortete Frechdachs, „du sollst mich zu einem Riesen machen, wie du selber einer bist."

„Das kann ich nicht," sagte Rumbo.

„Doch kannst du's," erwiderte Frechdachs. „Ich weiß ganz gut, daß du's kannst. Aber du willst nicht, weil du Angst hast, daß ich dich dann totschlage, du Feigling."

„Na, also gut, Frechdachs," sagte Rumbo, „ich mache dich zu einem Riesen, aber erst, wenn du mir hundert Menschen gebracht hast." (Nach dem neunundneunzigsten freß ich ihn auf, dachte er sich.)

„Abgemacht," sagte Frechdachs. „Und was soll ich zuerst tun?"

„Hm, ja, warte mal," überlegte der Riese eine Weile; „da ist drüben in der Wassermühle der junge Müller Bartel Klippklapp, der ist weiß wie sein Mehl vor lauter Fett und muß allerliebst nach Korn schmecken. Den hole mir! Aber er ist schlau, weißt du. Du mußt es klug anstellen."

„Wenn's weiter nichts ist," sagte Frechdachs, rief seinen Rappen, der in der Nähe weidete, schwang sich in den Sattel und ritt davon. Schon nach fünf Stunden kam er wieder und schleppte den jungen Müller an einem Stricke erwürgt hinter sich her.

ist ein Gebirge mit vielen Schluchten, und hoch oben ein Wald von roten Bäumen.

„Na ja: meine Augen, meine Stirne und mein Kopf," sagte der Riese; „aber was ist dir denn eingefallen, daß du in meine Nase gekrochen bist?"

„Es ist so heiß heute," antwortete der Mensch, „und ich dachte mir, daß es in dieser Höhle schattig und kühl sei."

„Ja, hast du denn keine Furcht?"

„Vor wem denn?"

„Na, vor mir!

„Vor dir? Dazu bist du mir zu dumm."

Da merkte der Riese, daß dieser Mensch sehr mutig und verschmitzt war, und er sprach:

„Du gefällst mir, Mensch, du kannst als Gehilfe bei mir eintreten. Wie heißt du denn?"

„Frechdachs," antwortete der Mensch.

„Das ist ein schöner und passender Name für dich," meinte der Riese; also, willst du?"

„Meinetwegen," sagte Frechdachs, „wenn es nur auch was Ordentliches zu tun gibt und nicht so gewöhnliche Hantierungen wie in der Stadt. Dort haben sie nichts mit mir anfangen können und wollten mich deshalb ins Gefängnis sperren. Ich bin aber ausgerissen."

„Na, dann paßt du ja famos zu mir, Frechdachs?" sagte Rumbo. „Du sollst dich nicht zu beklagen haben. Bei mir gibt's nur solche Sachen zu tun, die in der Stadt verboten sind."

„Das kann ich mir denken," sagte Frechdachs, „denn du selber würdest in der Stadt verboten werden, wenn sie dich verbieten könnten. Aber sag mal, wozu brauchst du denn einen Gehilfen, du großer Schlagtot? Ein Kerl, wie du, braucht ja bloß irgendwo hinzufallen, und gleich liegt rechts und links von ihm, was er braucht."

„Das verstehst du nicht," sagte Rumbo. „Ich bin zu groß. Erstens werd' ich zu schnell bemerkt; dann sind meine Bewegungen zu langsam; und schließlich kann ich so kleines Zeug, wie ihr Menschen seid, nicht gut anfassen. Entweder zerquetsche ich so eine Made, oder sie rutscht mir durch eine Fingergelenkfalte weg. Ich sage dir: ich müßte verhungern, wenn ich mich von Menschen nähren müßte. Zum Glück brauche ich euch nur als eine Art süßer Verdauungspillen. Aber dazu seid ihr mir unbedingt nötig. Und deshalb ist es mir sehr angenehm, einen Menschen als Gehilfen zu haben, denn niemand kann einen Menschen besser fangen, als ein Mensch. — Ich habe auch immer Menschen als Gehilfen gehabt, aber leider, leider waren es immer unvorsichtige Burschen, die allzubald auf irgend eine Weise bei mir zugrunde gingen. Der eine fiel mir ins

will ich nicht," rief der Doktor, „ich muß zu einer alten Frau, die im Sterben liegt. Umkehren, Kutscher, Umkehren! — „Das hättest du früher sagen sollen, alter Schuft," rief Frechdachs, schlug dem Doktor den Schädel ein, legte ihn quer vor sich auf den Sattel und galoppierte davon, ehe der Kutscher seinem Herrn hätte zu Hilfe kommen können.

Auch mit dieser Leistung war Rumbo sehr zufrieden, zumal der Doktor in der Tat sehr pikant nach Karbol, Jodoform und anderen Medizinen schmeckte.

„Du bist ein verflixter Kerl, Frechdachs," sagte er, „und verstehst Abwechslung in meinen Nachtisch zu bringen. Was gibt's denn nächsten Sonntag?"

„Einen Pfarrer," antwortete Frechdachs.

„Ah," schmunzelte Rumbo, „einen Pfarrer! Das ist eine ganz herrliche Idee! Such' aber einen recht fetten aus, ja?"

„Ich weiß schon einen," sagte Frechdachs, und dachte an den, der ihm in der Christenlehre immer so heftig ins Gewissen geredet hatte, weshalb er ihn aufrichtig haßte. Ging also zu ihm und sprach: „Lieber Herr Pfarrer, ich soll euch zu einer Gastmahlzeit bei meinem Herrn, dem reichen Gutsbesitzer Jörg Maulvoll, einladen für nächsten Sonntag. Mein Herr würde glücklich sein, einen so heiligen Mann nach Verdienst mit herrlichsten Speisen und Weinen zu bewirten." Und fügte noch viele grobe Schmeicheleien und Erzählungen hinzu, was für schöne und gute Dinge es geben werde. Der Pfarrer war aber wirklich ein frommer Mann und sprach: „Am Sonntag habe ich keine Zeit, viel zu essen und zu trinken, da muß ich meine Predigt halten. Komm du in meine Predigt, Bursche, und dein Herr auch, das ist meine Einladung. Leb wohl!"

Au weh! dachte sich Frechdachs, bei dem bin ich schief angekommen. Wenn die Pfarrer alle so sind, kann sich Rumbo den Mund abwischen.

Es waren aber nicht alle so. Schon beim nächsten glückte es.

„So?" sagte der, „gefüllten Truthahn, eingemachte Hammelsnieren, Erdbeeren mit Schlagrahm, Apfelsinentorte und Muskatwein? Hm! hm! Und Herr Maulvoll ist ein Mann, der einen heiligen Lebenswandel schätzt. Gut, gut. Ich komme. Ich komme gleich mit."

Während er sich reisefertig machte, kam ein Bote und meldete, daß ein armer Taglöhner am Sterben sei und gerne noch mit dem Herrn Pfarrer beten wolle. Ich habe eine wichtige Abhaltung, sagte der Pfarrer; so schnell stirbt sich's nicht; er soll bis morgen warten.

Du wirst gleich sehen, wie schnell sich's stirbt, dachte sich Frechdachs, half den dicken Pfarrer in die Kutsche, setzte sich auf den Bock und fuhr los. Die Pferde liefen wie der Wind, die Kutsche sprang und tanzte nur so über Stock und Stein. — „Nicht so schnell, nicht so

„Sieh mal an!“ lachte der Riese, „da hast du ja den Bartl Klippklapp, der so schlau war. Bist wohl noch schlauer gewesen?“

Frechdachs antwortete: „Dazu hat nicht viel gehört. Der dumme Kerl stand gerade in seinem Garten und las Raupen vom Kohl. Du, Bartel, rief ich, was machst du denn da? Raupen lesen sagte Bartl. Was machst du denn mit den Raupen? fragte ich. — Was soll ich denn damit machen? antwortete er; tot machen tu ich sie; sie fressen mir sonst meinen Kohl. — Na, höre mal, sagte ich, das ist aber unrecht; die armen Tierchen wollen doch auch leben. — Bist du so ein Esel, erwiderte Bartel, daß du dir deinen Kohl von Raupen fressen läßt? — Nein, sagte ich, ich habe gar keinen Kohl, aber Hunger. Gib mir einen Kohlkopf, Bartl. Hast du Geld? fragte der Müller. — Nein, sagte ich, du sollst ihn mir schenken. — Du kannst meine Rückseite bewundern, rief er da aus, lachte und drehte sich um. — Wart', dachte ich, alter Geizkragen, für meinen Meister Rumbo sollst du auch bald eine Raupe sein, warf ihm die Schlinge meines Strickes um den Hals, zog sie fest an, und ritt hui, hussa hop, galopp mit dem Anhängel davon. Da hast du den Mehlwurm!

Der Riese war sehr zufrieden mit dieser Leistung und lobte seinen Gehilfen, fand aber, daß der Müller zu mehlig schmeckte. „Bring mir was Pikanteres das nächstemal,“ befahl er.

Frechdachs machte sich auf und überlegte: Wen soll ich bringen? Da begegnete ihm in seiner Kutsche der Doktor Rasso Schneidebein, der zu einer armen alten Frau gerufen worden war. „He, Herr Doktor, Herr Doktor!“ rief Frechdachs, „bitte kommen Sie doch gleich zu meinem Meister, der sich übergessen und Bauchkneipen hat, und geben Sie ihm was ein.“ „Hat dein Meister Geld?“ fragte Doktor Schneidebein. „Na, ich danke,“ sagte Frechdachs, „Geld wie Heu! Sie kriegen zehn Thaler.“ — Zehn Thaler? dachte sich der Doktor, das ist ein hübsches Stück Geld, und von der Alten krieg ich bloß ein Vergeltsgott. Mag sie meinetwegen ohne mich sterben! — „Also schön,“ sagte er, „ich komme mit; es muß aber auch etwas Ordentliches zu essen geben.“ „Einen fetten Braten,“ sagte Frechdachs, und sah dabei den Doktor an, der in der Tat sehr fett war.

Als sie in die Nähe des Waldes kamen, wo der Riese wohnte, wurde es dem Doktor unheimlich zumute. „Das ist ja der wilde Wald, wo der Menschenfresser haust,“ rief er; „bist du wahnsinnig, daß du mich dorthin führst?“ — „Wieso denn,“ sagte Frechdachs, „es ist ja der Menschenfresser, dem Sie etwas eingeben sollen, weil er Bauchweh hat. „Umgotteswillen,“ schrie der Doktor, „was soll ich denn dem Riesen eingeben?“ — „Sich selber sollen Sie ihm eingeben, denn sie stecken ja voll von Medizin,“ sagte Frechdachs. — „Nein, nein, nein, das

Ohren aber waren zwei alte, feuchte Waschlappen. Von Zähnen hatte sie nur zwei, die aber standen wie die Hauer einer Wildsau krumm empor, ganz braune, und der eine wackelte. Ihre Augen saßen wie Krebsaugen an Stielen und waren gelb und fransig wie Pfifferlinge. Anstatt Haaren hatte sie graugrüne Tannenflechten, die mit schmutzigem Harz verklebt waren. Zwei gräßliche braune, mit gelben Adern überzogene Kröpfe baumelten ihr wie große Flaschenkürbisse am Halse. Als Kleidung trug sie lederne Hosen und eine Jacke aus demselben Stoffe, beides Stücke der Ausrüstung eines eben in der Hölle angekommenen Automobilisten, der als Klecks an einer Gartenmauer geendet hatte, nachdem unter seinem Mordwagen zwanzig Menschen umgekommen waren. Auch die Lärmtrompete dieses Straßenmörders trug sie am Gürtel, und es machte ihr Spaß, zuweilen auf den Gummiball zu drücken, daß es nur so tutete.

„Frau Baronin beherrschen auch noch dieses modernste aller Musikinstrumente," rief Frechdachs, den ihre Erscheinung durchaus nicht außer Fassung gebracht hatte. „Nein, wie talentvoll Sie sind? Und wie Sie aussehen! Wie Sie aussehen! Die ewige Jugend! Wirklich, es ist ein Verbrechen, daß Sie sich der Bühne entziehen!"

Des Teufels Großmutter wandt sich vor Entzücken, daß alle ihre Knochen knackten, und sprach: „Sie haben viel Lebensart, mein Herr, und ich hoffe, Sie bald bei uns begrüßen zu können. Aber, was wünschen Sie eigentlich?"

„Ach," antwortete Frechdachs, „eine Kleinigkeit. Mein Meister, der berühmte Rumbo, möchte eine Menschendörrmaschine anlegen, weil er das rohe Fleisch nicht mehr verträgt, und da es dafür keine Installateure gibt, möchte er den Herrn Baron, Ihren Enkel, bitten, die Anlage zu übernehmen. Über den Preis werden sich der Herr Baron und mein Meister schon einigen."

„Gewiß, gewiß, mein Herr. Mein Enkel arbeitet zwar sonst seit den Zeiten der Inquisition nicht mehr außer Hause, mit Ausnahme der Automobilbranche, aber er wird mir zu Liebe schon eine Ausnahme machen. Was krieg ich denn für meine Fürsprache?"

„Einen Kuß!" sagte Frechdachs, machte ohne Zaudern einen Schritt vorwärts und küßte die Alte auf ihre grüne Furche.

Darauf mußte er, zu Hause angekommen, sich zum erstenmale in seinem Leben die Zähne putzen.

Ihr könnt euch denken, was für Augen Rumbo machte, als er hörte, daß der Teufel selber ihn besuchen wollte. Er war außer sich vor Freuden darüber, denn er zweifelte gar nicht mehr daran, daß es ihm gelingen werde, den Teufel zu verspeisen.

„Denke dir bloß," sagte er zu Frechdachs, indem er sich fortwährend die wulstigen Lippen mit seiner breiten Zunge ableckte, „ich werde den

schnell," rief der Pfarrer; „das Essen wird mir nicht bekommen, wenn ich so durchgerüttelt werde."

„Aber mürbe wirst du werden," rief Frechdachs.

„Mürbe? Wie so? Was heißt das?" keuchte der Pfarrer.

„Das heißt, daß du ein zäher Heuchler bist. Hü! Rappen! Hü! Rumbo hat Hunger!"

„O Gott! O Gott! O Gott!" stöhnte der Pfarrer. „Der Teufel sitzt auf dem Bocke."

„Nein, des Teufels Küster sitzt in der Kutsche," sagte Frechdachs, kehrte die Peitsche um und schlug mit ihrem dicken Ende den schlechten Pfarrer tot.

Wie Rumbo diesen dicken Mann sah, lief ihm das Wasser im Munde zusammen, und er wollte sich gleich über ihn hermachen.

„Nein, Meister Rumbo, damit wollen wir noch ein bischen warten," sagte Frechdachs. „Ich habe mir einen herrlichen Spaß ausgedacht. Den Pfarrer soll der Teufel verspeisen, ihr aber den Teufel!"

„Du bist selber des Teufels, rief Rumbo. Wo denkst du hin! Der Teufel ist stärker, als ich."

„Ja, wenn er keinen Pfarrer im Leibe hat! Von dem da aber kriegt er das Bauchgrimmen von wegen der Geweihtheit und dann werden wir seiner fix Herr."

„Hm. Das läßt sich hören. Wie willst du aber den Teufel herbekommen?"

„Das laßt nur meine Sorge sein!"

Frechdachs, wie ihr wohl schon bemerkt habt, verstand sich auf Teufeleien, und so ist es kein Wunder, daß er sich auch auf den Charakter des Teufels und seiner Großmutter verstand.

Er ging zu einer Felsenspalte, wo, wie er wußte, der Teufel oft herauskam, Kienäpfel zu suchen, die er zur Heizung der Hölle brauchte.

„He," rief er da, „Herr Baron! Herr Baron!"

„We . . we . . . wer ruft denn da?" meckerte es aus der Felsenspalte. „Mein Enkel hat keine Zeit. Er macht sich eine Klaviatur aus Geizhalsknochen."

„Ah," rief Frechdachs, „hochwohlgeboren die Frau Teufelin-Großmutter! Nein, was für eine schöne Stimme! Sie sollten die Königin der Nacht singen! Ich hab mein Lebtag keinen solchen Sopran gehört."

Des Teufels Großmutter hatte ein Gefühl, als würde sie mit altem Dachsfett eingerieben, so angenehm fuhr ihr diese Schmeichelei über die runzelige Haut. Sie erschien sofort in der Spalte.

Jeder andere Mensch würde vor ihrer Häßlichkeit in Ohnmacht gesunken sein. — Ihre Nase war ein Schweinsrüssel; ihr Mund eine grüne gezackte Furche, die von Ohr zu Ohr reichte; ihre

„Du sollst ihn mir,“ sagte Frechdachs, „für hundert Menschen anrechnen, denn der Teufel ist hundertmal ehrlicher, als ein Mensch.“

„Ich denke, er ist der Vater der Lüge?“ meinte Rumbo.

„Das schon,“ erwiderte Frechdachs, „aber er leugnet das auch gar nicht. Er lügt immer und ewig, nur in einem nicht: Er sagt nicht: Ich bin die Wahrheit, wie er auch nicht sagt, ich bin die Liebe oder: ich bin die Güte. Nein, der Teufel ist die Lüge, der Haß, die Bosheit, aber das bekennt er auch, während die Menschen sich immer besser stellen, als sie sind, und keiner ganz genau das ist, was er scheinen möchte. — Aber, um das einzusehen, bist du wirklich zu dumm, Rumbo, denn nicht einmal die Menschen, die doch im allgemeinen klüger sind, als du, wollen das einsehen. Gib dir weiter keine Mühe, das Rechenexempel zu fassen und nimm es einfach für richtig an. So hast du am wenigsten Scherereі und darfst dabei die angenehme Empfindung haben, an eine große Wahrheit wenigstens zu glauben, wenn du sie auch nicht begreifst.“

Von diesen Bemerkungen ward es dem Riesen in seinem dürftigen Gehirne schwindlig und er sagte, um nicht weiter nachdenken zu müssen: „Also ja, meinetwegen, lassen wir ihn für hundert gelten.“

Am nächsten Sonntag machte Frechdachs aus dem Pfarrer ein schönes Ragout, das er, da er den Geschmack des Teufels kannte, sehr stark pfefferte. Rumbo aß nichts davon, weil er sich den Geschmack nicht verderben wollte, denn, sagte er sich, ein schlechter Pfarrer ist zwar auch ein Teufelsbraten, aber der Teufel selber ist doch noch eine größere Delikatesse.

Punkt zwölf Uhr kam der Teufel in einem feuerroten Automobil angefahren, das aber nicht mit Benzin betrieben wurde, sondern mit der Zanksucht verleumderischer Menschen, deren Seelen im Benzinbassin eingesperrt waren und einander gegenseitig zum Explodieren brachten. Infolgedessen lief das Automobil in der Stunde tausend Kilometer, doch stank es noch viel mehr als ein gewöhnlicher Motorwagen. — Es hatte vorn eine große und etwas weiter hinten an der Seite zwei etwas kleinere Laternen. Die vordere brannte so entsetzlich stechend grün und grell, daß alle Blumen, die ihr Schein traf, verwelkten. Es war nicht Azetylen, was darin brannte, sondern der Neid. Die rechte Seitenlaterne hatte ein rotes zuckendes Licht, das eine große, fressende Hitze ausstrahlte. Es war der Haß, der in ihr brannte. Die linke Seitenlaterne gab ein fahles, blaues, kaltes Licht, in dem alles tot, erbärmlich, winzig aussah. Dieses Licht war die Verkleinerungssucht. — Als Bremsleder hatte der Teufel unzählige übereinandergepreßte Häute von solchen Menschen verwendet, die, auf kein anderes Recht fußend, als das der Majorität der herrschsüchtigen Dummköpfe, Zeit ihres Lebens mit Erfolg bestrebt gewesen waren, die Arbeit heller und heiterer Köpfe zu

Teufel als Nachtisch genießen, als Pille einnehmen, als Bonbon schlucken! Das wird nicht bloß ein großes Vergnügen für mich, sondern das erste Verdienst sein, das ich mir um die Menschheit erwerbe. Paß auf, sie werden mir ein Denkmal setzen und darauf schreiben: Ihrem großen Wohltäter Rumbo, der den Teufel gefressen hat, die hochachtungsvoll dankbare und ganz ergebene Menschheit. — Ha, und wie er nach Pech und Schwefel schmecken und wie heiß sein Blut sein wird! Wahrhaftig, Frechdachs, du bist ein Hauptkerl! Komm her, ich muß Dir einen Kuß geben!"

„Lieber nicht!" sagte Frechdachs, „es könnte leicht passieren, daß du mir vor lauter Zärtlichkeit dabei den Kopf abbissest, und ich habe mir sagen lassen, daß das ein unangenehmes Gefühl ist. Wir wollen uns lieber darüber einigen, wie hoch du mir den Teufel anrechnest. Denn das ist doch wohl klar, daß er mehr gilt als ein Mensch."

„Das versteht sich," sagte Rumbo. „Alles was recht ist: Der Teufel muß mehr gelten, als ein Mensch, darüber sind sich die Gelehrten einig."

„Na, das freut mich, daß du das einsiehst, obwohl du viel dümmer bist als lang und breit," meinte Frechdachs, den seine Erfolge noch unverschämter gemacht hatten, als er von Natur schon war, „aber nun wollen wir mal sehen, ob du dir auch einen Begriff machen kannst, um wie viel der Teufel mehr gelten muß als Mensch."

„Ich glaube," sagte Rumbo nach einigem Nachdenken, „wir können ihn für fünf Menschen rechnen."

„Warum gerade für fünf?" fragte Frechdachs.

„Wenn fünf Menschen ihren Verstand zusammen tun," antwortete Rumbo, sind sie im Stande den Teufel zu betrügen."

„Das ist richtig," sagte Frechdachs, „aber der Verstand ist auch des Teufels schwächste Seite. Du mußt mehr sagen, Rumbo!"

„Hm," sann der nach, „hm, warte mal: sagen wir zehn!"

„Warum zehn?" sagte Frechdachs.

„Wenn zehn Menschen" antwortete Rumbo, „ihre Bosheit zusammentun, ist es so viel Bosheit, wie der Teufel allein besitzt."

„Oh", meinte Frechdachs, „da irrst du dich. Wenn es auf die Bosheit ankäme, brauchten wir den Teufel nicht höher zu berechnen, als einen Menschen, denn ein Mensch hat für sich allein mehr Bosheit im Leibe, als der Teufel und seine Großmutter zusammen. — Trotzdem ist zehn eine zu niedere Zahl; du mußt schon noch was drauf legen."

„Höre mal," sagte Rumbo, „du bist doch wirklich ein Frechdachs. Du tust gerade so, als wenn ich ein kleiner Junge wäre und ich säße bei dir in der Rechenstunde. Sage mir lieber gleich, wie hoch ich dir den Teufel anrechnen soll."

vorher gefesselt war und zwar kreuzweis, denn, solange der Teufel nicht das Zeichen des Kreuzes in fester Verknüpfung von hanfenen Seilen an sich spürt, ist er von niemand zu fassen und zu fangen. Ihn kreuzweise zu fesseln, dachte sich Frechdachs aber, wird nicht weiter schwer sein, wenn erst das Magenweh nach genossenem Filet de curé eingetreten ist. Der Teufel wird sich an den Leib fassen, sobald ihm von dem Fette übel wird, und in diesem Augenblick der Schwäche werde ich ihm kreuzweis die Schlinge über Hände und Bauch werfen. Und dann, hurrah! hinein mit dem Schwefelfritzen in den offenen Rumborachen. (Denn die Tafel stand direkt vor dem Maule Rumbos, mit der angenehmsten Aussicht auf das Dolomitenpanorama der Zähne des Riesen.) Man sieht, alles fußte auf der Voraussetzung, daß den Teufel, da er ja kirchlich Geweihtes durchaus nicht vertragen kann, vom Fleische des Pfarrers Übelkeit und Schwäche anwandeln werde. (Ist es ja doch bekannt, daß allein der Wind, der durch das Umblättern eines Meßbuches entsteht, ihn tausend Meilen weit wegzutreiben vermag, und wenn er sich gleich in einen zwei Zentner schweren Viehhändler verwandelt hätte.) Indessen: Frechdachs hatte eines vergessen, daß der von ihm erschlagene Pfarrer ein ganz gottloser und schlechter Pfarrer war, bei dem die Weihe lediglich am priesterlichen Gewande, nicht aber an der Person haftete. So kam es, daß der Teufel das Ragout bis auf den letzten Rest verspeiste, ohne die mindeste Übelkeit zu verspüren. Wischte sich mit Behagen den Mund und sprach: „Gut gewesen, das Ragoutchen; ein bischen weichlich zwar und mit einem ganz leisen, etwas widerlichen Geschmack wie Weihrauch, aber sonst: mein Kompliment! Nun, bitte, den nächsten Gang!“

Frechdachs stand fassungslos hinter des Teufels Stuhle, das Seil, zum Wurf bereit, in der Hand, und stammelte: „Gleich Herr, gleich, . . . ich . . .

„So wirf doch,“ brüllte Rumbo, „wirf doch! „Ich halt's nicht mehr aus.“ Und klappte seine Kiefer zu, daß es nur so krachte, riß sie aber gleich wieder auseinander in höchster Freßbegierde.

„Holla!“ dachte sich der Teufel, „da ist etwas los!“ drehte sich um, sah Frechdachs hinter sich mit dem Seile stehen, und lachte: „Gucke mal an! Das Bürschchen da wollte den Teufel fangen. Respekt! Und das große Maul da wollte ihn vermutlich fressen? Ausgezeichnete Idee! Ihr zweie gefallt mir. Ihr sollt der Ehre gewürdigt sein, auf eine noch nie dagewesene Manier von mir geholt zu werden. — Na? Ihr bettelt ja gar nicht?“

„Wenn es einige Aussicht auf Erfolg hätte, würde ich es gewiß tun,“ sagte Frechdachs, der schon wieder seine Fassung gewonnen hatte. „Aber so weit bin ich denn doch in die Geheimnisse der Dämonologie

stören. Diese Bremsleder funktionierten mit unfehlbarer Sicherheit; doch hatten sie einen Nachteil: sie schnurrten und brummten entsetzlich, wenn sie in Tätigkeit waren. — Luftschläuche verwandte der Teufel an den Rädern seines Automobils nicht. Er hatte sich aus den Gehirnen von Höflingen und Demagogen eine Masse konstruiert, die so elastisch und nachgiebig war, daß sie jeden Stoß aufhob. — Die Laufmäntel aber waren aus einer Paste geknetet, die im wesentlichen aus dem Rückenmark von Menschen bestand, die während ihres Lebens keine höhere Wohllust gekannt hatten, als sich aus trotzigem Eigensinn beharrlich gegen jede bessere Einsicht zu sperren. Es war eine überaus zähe Paste, mit der man ruhig über Granitsplitter fahren konnte. — Als Polster auf den Sitzen seines Laufwagens verwandte der Teufel Luftkissen, die aber nicht mit gewöhnlicher Luft, sondern mit dem blauen Dunste utopistischer Ideen gefüllt waren. Besonders bequem saß sich auf dem einen Kissen, das der Teufel das Egalité-Kissen nannte.

Der höllische Baron sah in seinem Chauffeurkostüm sehr schick, also sehr scheußlich aus. Er trug, das Fell nach außen, einen zottigen, rostroten Gorillapelz als Joppe und schwarze Bockslederhosen, die unten von Elchledergamaschen umschnürt waren. Seine Fahrbrille hatte natürlich rote Gläser, und in seiner Mütze waren zwei Löcher für die Hörner angebracht, welche sich für das Automobilfahren als besonders praktisch erwiesen, weil sie ein Sturmband ersetzten. Statt der Hubbe benützte der Herr Baron von Pechheim auf Schwefelhausen eine der Posaunen des jüngsten Gerichtes, die bei ihm in Versatz gegeben sind bis zu dem Augenblick, wo man ihrer benötigt.

„All Unheil!“ rief der Teufel, als er angekommen war, „da bin ich! Ich komme direkt aus der Mandschurei, wo ich jetzt los bin. Viel Zeit habe ich nicht; da oben gibts jetzt alle Hände voll für mich zu tun. — Aber zuerst was zu essen, wenn ich bitten darf, dann will ich gleich den Menschendörrapparat aufstellen. Übrigens haben die Menschen schon selber genug solcher Apparate konstruiert, in Fabriken, Bureaux, Schulen u. s. f., aber ich sehe ein, sie brauchen einen, der schneller arbeitet. — Also schnell, schnell, einen Happenpappen!

Frechdachs rannte in die Küche und trug, die Serviette unterm Arm, das bewußte Ragout auf.

„Was ist das, wenn ich fragen darf?“ sagte der Teufel.

„Ein kleines Ragout fin aux fines herbes als Vorspeise,“ antwortete, die Schüssel präsentierend, Frechdachs, während Rumbo, auf dem Bauche liegend, den Teufel so mit seinen Blicken verschlang, als genösse er ihn in der Phantasie bereits leibhaft.

Die ganze Szene war von Frechdachs so arrangiert, daß Rumbo in der Tat bloß zuzuschnappen brauchte, — wohlgemerkt, wenn der Teufel

verstehen. So dumme Kerle haben natürlich nie Angst. Die Stupidität ist durch passive Kurasche vor allen anderen Lebewesen ausgezeichnet."

„Richtig! Das hatt' ich ganz vergessen," sagte der Teufel. „Er soll dafür aber keinen Orden kriegen, sondern in seinem letzten Stündchen doch noch lernen, daß Kreaturen nicht zum Vergnügen auf der Welt sind. Wir wollen in seinem Rachen ein bischen Automobil fahren."

Rumbo hatte in der Tat durchaus nicht begriffen, was los war. Die Einbildung, daß er dazu auserlesen sei, den Teufel als Pille einzunehmen, hatte so fest von ihm Besitz ergriffen, daß ein anderer Gedanke jetzt unter keinen Umständen bei ihm Eingang finden wollte. Er lag also noch immer auf dem Bauche, das Maul weit aufgerissen, die Zunge lechzend lang heraushängend.

Diesen Umstand machte sich der Teufel zunutze.

„Jetzt paß auf," sagte er zu Frechdachs, der den Motor nach dreitausendsechshundertundfünfundachtzig Kurbelumdrehungen endlich zum Laufen gebracht hatte (nicht ohne gleichzeitig seinen Schweiß ins Laufen gebracht und mit der ganzen Geläufigkeit eines echten Chauffeurs geflucht zu haben); „jetzt paß auf: du sollst gleich das erstemal ein kleines Meisterstückchen im Fahren leisten dürfen. Du siehst diese von zu vegetarischer Kost etwas belegte und infolge von Appetitsphantasmagorien reichliche Feuchtigkeit absondernde Zunge des liebenswürdigen Giganten aus dem Rumbonischen Maule gleich einer Zugbrücke auf das Erdreich niederhängen. Diese glitschige, aber sonst keineswegs glatte, vielmehr von unzähligen Furchen durchzogene Brücke müssen wir hinauffahren. Es ist keine kleine Sache, Frechdachs, denn die Steigung ist beträchtlich; und sie wird, weil das Terrain, wie ich schon bemerkte, feucht und uneben ist, doppelt schwer zu nehmen sein. Es wird sich nur mit der kleinsten Geschwindigkeit machen lassen, und du darfst ja nicht vergessen, beide Rücklaufstreben hinunter zu tun, sonst rutschen wir womöglich rückwärts, und das wäre, Gott verdamme mich noch einmal, nicht bloß gefährlich, sondern auch blamabel."

„Machen wir!" rief Frechdachs, trat den Gehhebel nieder und, töff—töff, sauste die Explosionskarre los, scharf auf die Zungenspitze Rumbos zu. — „Ah! ich soll alle zweie haben?" dachte sich Rumbo und bekam vor unaussprechlicher Wohllust butterig glänzende und gleich riesigen Kirschen heraustretende Augen.

Indessen fuhr des Teufels Laufwagen unter angestrengtem Gekeuche des Motors, dem in der Tat ein bischen sehr viel zugemutet wurde, die Zunge hinauf. Frechdachs hatte alle Hände und Füße voll zu tun, da er bald einer Furche auszuweichen, bald ein Ausglitschen zu parieren, bald eine andere Geschwindigkeit einzuschalten hatte, aber es ging ganz gut — bis zu dem Augenblicke, wo sie schon ganz nahe am Zäpfchen

vorgedrungen, daß ich weiß: Betteln hilft nicht bei seiner höllischen Majestät, es macht ihm zwar Vergnügen, es anzuhören, aber er steckt einen doch in seinen Wurstkessel. Bitte sich zu bedienen! Ich stehe dem Herrn Baron zur Verfügung. Bin neugierig, auf was für eine neumodische Manier er mich holen wird."

Diese Frechheit imponierte dem Teufel. — „Du gefällst mir, Hallunke!" sprach er. „Deine Seele ist so ausgepicht, daß es mir schwer fallen würde, dir höllische Überraschungen zu bereiten. Du hast ganz das Zeug dazu, ein subalterner Teufel zu werden. Ich mache dich zu meinem Leibchauffeur. Einige Unbequemlichkeiten sind mit dem Amte ja immerhin verbunden, denn mein verfluchter Seelen-Motor hat manchmal seine Mucken und du wirst beim Andrehen oft genug Gelegenheit haben, zu bereuen, daß du dich bei Lebzeiten zu schlecht aufgeführt hast, als daß du nach dem Tode der bequemen Ehre hättest gewürdigt werden können, als Jugendtenor in der himmlischen Vokalmusik mitzuwirken. — Damit gab er Frechdachs einen Tritt in die Magengegend. Frechdachs stöhnte: „Verdammt noch mal!" und war tot. Der Umstand, daß er nicht oben, sondern unten die Probe auf das Exempel der Unsterblichkeit machen sollte, äußerte sich darin, daß seine Seele ihren Ausweg nicht durch ein oberes, sondern durch ein unteres Körperventil suchte und fand, daß sie dementsprechend nicht nach Lilien duftete, wie es der Fall beim letzten Entweichen tugendhafter Seelen ist. Der Teufel machte eine Bewegung, als finge er eine Fliege in der Luft und da hatte er die Frechdachsische Seele auch schon. Statt sie aber in sein Portemonnaie zu stecken, wie er sonst zu tun pflegte, rieb er die Leiche des verschiedenen Frechdachs in der Nabelgegend damit ein, worauf dort wie in blauer Tätowierung das Monogramm des Teufels (er benutzt neuerdings eines in van de Veldescher Unleserlichkeit) erschien und Frechdachs als Dienstteufel zu einem neuen Leben erwachte. Es war ihm in den paar Minuten auch schon ein niedliches Hörnerpaar aus der Stirnwand gesprossen, was sich gar nicht übel ausnahm, und hinten wackelte dienstbeflissen schmeichlerisch ein kleines, recht artiges Schwänzchen, das den Hosenboden offenbar ohne viele Mühe perforiert hatte.

In einem Dialekte, der wie haidhauserisches Englisch klang, aber das Höllenvolapük war, sprach er: „Befehlen Eure Satanität, daß ich den Motor andrehe?"

„Ja, tu das, mein Sohn," antwortete der Teufel durchaus freundlich, „aber erst sag mir mal: was ist denn mit diesem Rumbo los, daß er immer noch mit offenem Maule daliegt?" Hat er etwa auch keine Angst?"

„Aber Meister!" sprach Frechdachs, „seid ihr wirklich ein so schlechter Psychologe? Ihr solltet euch doch auf Seelen von Berufs wegen

Der Waldteufel.

Eine Grazer Stadtgestalt von **Peter Rosegger.**

In der Stadt Graz geht zeitweilig ein wunderlicher Mann um. Ein Mann mit klobigem, braunem Gesichte und einem großen roten Vollbart. Sein Lodenwams hat manchen Flicken, bisweilen sogar klaffende Nahte. Eine große Ledertasche an der Seite oder ein Bündel von Wurzeln und Kräutern. Über dem Bauch baumelt ein großes Bockshorn, mitunter auch manch andere seltsame Zier, deren Vorhandensein den Leuten nicht einleuchten will. Wozu an der Hüfte das Skelett eines Schafskopfes? Schafsköpfe trägt man doch sonst nur über dem Schlüsselbein. Das Merkwürdigste an dem Manne ist ein Riesenhut mit hohem Spitz, in der Art der alten Tiroler „Sternstecher“, nur noch viel größer; die breiten Krempen beherbergen den ganzen breitschulterigen Kumpan auf das beste. Dieser Hut ist zumeist mit wilden Blumen geschmückt, besonders aber mit Hahnen- oder Geierfedern, die hoch und keck in den Himmel hineinstechen. Sehr langsam schleift er dahin, immer wieder stehen bleibend, um mit singendem Rufe sich bemerkbar zu machen. Ich habe manchmal bemerkt, wie der Mann nicht ganz sicher durch die Straßen schritt, das ging nicht immer gerade aus, so wie es wohl sein Wille gewesen wäre. Gerne singt er ein dreistes Liedel oder läßt gar einen „Juchezer“ fahren. Bisweilen aber grollt und flucht er — und hat Grund dazu. Die Gassenjugend, die „liebe“, tut ihn nämlich manchmal gern ein wenig „aushetzen“, weshalb die Polizei ihn immer abschaffen will, anstatt die Gassenbuben abzuschaffen. Sie meint wohl, er solle nicht Ärgernis geben, und die gibt er auch nicht, so viel ich weiß. Es gibt viel ärgerlichere Dinge auf der Welt, als die absonderliche Tracht dieses lustigen Sonderlings, und werden doch nicht abgeschafft. Den Namen „Waldteufel“ hat man ihm geschenkt, er hat ihn freundlich angenommen, erstens, weil er am Geierkogel eine alte Waldhütte bewohnte, zweitens, weil er im Walde Beeren, Pilze, Heilkräuter und Wachholderstauden sammelt, um sie den Stadtleuten zu verkaufen, und drittens, weil ja der Titel zu seiner äußeren Erscheinung nicht übel paßt. Wie andere Geschäftsleute ihre Orden und Ehrentitel, so benützt er den seinen zur Reklame und man kann manche Hauswirtin eilig über die Treppen herablaufen sehen, wenn sie nach dem Geschrei vernommen, daß der Waldteufel in der Nähe sei. Da lacht er dann gemütlich, bietet seine Wacholderstauden aus und meint, er möchte die „Kranabeten“ gern in „Kranabetenen“ umsetzen. Dieses Teufels einziges Höllenfeuer dürfte das Feuer des Wacholderbranntweins sein.

Rumbos waren, das gleich einem umgekehrten Kirchturm herabhing und den Eingang zum Schlunde versperrte. Dort war der Motor am Ende seiner Kräfte angelangt. Er hustete, rasselte, rumpelte noch, vermochte aber den Wagen weder weiterzuziehen, noch auch nur auf der erreichten Höhe festzuhalten. Kein Zweifel, daß das höllische Automobil sofort zurückgerutscht wäre, wenn sich jetzt nicht die beiden riesigen eisernen Rücklaufstreben mit ihren pfeilspitzen Widerhaken tief ins Zungenfleisch des Riesen gebohrt hätten, der seinerseits bisher nur deshalb nicht zugeschnappt hatte, weil er felsenfest glaubte, das Automobil werde von selbst seine Insassen in seinen Magen abladen. Wie er aber die beiden eisernen Haken in seiner Zunge spürte, brüllte er wütend auf: „das kratzt ja!“ und schnappte zu.

Darauf hatte der Teufel nur gewartet. In diesem Augenblicke suggerierte er die im Bassin befindlichen Neider- und Verleumderseelen, das Reich Gottes sei auf der Welt etabliert und brachte sie dadurch in eine solche Wut, daß sie, einander überrasend, eine Gesamtexplosion aller Niedertrachtsgase erzeugten. Diesem Knalleffekte war auch das Interieur und die knochige Umwandung des Rumbomaules nicht gewachsen: es platzte. Gleichzeitig fuhren sämtliche schuftige Seelen in den Magen des Riesen und erfüllten ihn so mit Gift und Stank, daß auch er entzwei ging. — Rumbo war tot.

Seinem linken Nasenloche entstieg der Teufel, dem rechten Frechdachs. Sie waren über und über voll von Ruß und fanden, daß das ihnen sehr gut stünde.

„Schade, daß das Automobil hin ist,“ meinte der Teufel, „aber ein guter Spaß ist's doch gewesen. Ich werde mir jetzt eins mit einem Konfessionszankmotor konstruieren. Der wird noch rasender gehen. Fürs erste wollen wir nur noch schnell die Seele des großen Lümmels fangen. Da bei ihm alles langsam vonstatten gegangen ist, wird sie eine Weile zum Entweichen brauchen.“

Es dauerte auch noch richtig eine Viertelstunde, bis sich aus der Gegend von Rumbos Hinterquartier eine Art gelben Staubdunstes erhob, wie von einem zertretenen Bovist.

Der Teufel fing das Zeug in die hohle Hand, betrachtete es aufmerksam, roch daran und sprach: „Zu schlecht für meine Domäne.“ Dann blies er es von seiner Hand weg mit den Worten: „Nichts als Dummheit, Gefräßigkeit und blöder Dünkel, aber guter Kunstdünger für künftige Ernten an Bosheit und Niedertracht. Sie sind mir sicher.“

Der gelbe Dunst flog nach allen vier Windrichtungen auseinander.

Nun, es sei ja recht. Sonst hätte er doch auch nichts, was ihm der Hagel schlagen könne. Außer diesem Hut hätte er wohl einmal ein Haus gehabt, aber das sei ihm abgebrannt. Sei ihm immer noch leid um dieses Haus, seien ihm viel Altertümer mitverbrannt. Er meinte damit wahrscheinlich alte Kleider, besonders aber den weitbekannten Filzhut, den er sich vor vierzig Jahren selbst gebaut hatte. Um seine Angabe zu bezeugen, zog er ein Zeitungsblatt aus dem Sack; als er das abgegriffene Papier mit ungeschickten Fingern entfaltete, wollte es gleich auseinanderfallen, als ob auch diese letzte Erinnerung an seine Hütte zunichte werden sollte. Da stand denn in einer Notiz beiläufig erwähnt, daß am Geierkogel eine Hütte abgebrannt sei, in welcher der sogenannte Waldteufel sich manchmal aufgehalten habe. — So weit war auch dieser Naturmensch schon von der Kultur beleckt, daß er sich nun etwas Besonderes dünkte, „weil er in der Zeitung stand“. — Ja, Alter, das hat man davon, wenn man in die Stadt geht, Pilze und Kranabetstauden zu verkaufen. In die Zeitung kommt man, gedruckt wird man, gerade so wie der Dichter, der dort in Stein auf dem Sockel sitzt. Da sagte er auf einmal: „Ihr Herren! Wenn ich alle Steine, die mir in Graz die Gassenbuben schon nachgeworfen haben, zusammengetragen hätte auf einen Haufen, es wäre auch ein Denkmal. Wäre *auch* eins! Nirgends so als wie da, daß mich die Kinder aushetzen.“

Es steht zu vermuten, daß der Mann auch das Wort so übertreibt wie den Hut. Es gibt ja wohl böse Buben, hier wie dort. Der Unterschied, daß die Landkinder sich vor dem Waldteufel fürchten, während die Stadtjugend mit ihm ihren Spaß hat. Wie die löbliche Polizei sagt, Ursache daran wird doch wohl er selber sein mit seiner auffallenden Tracht. Ob er sich aus Eitelkeit so trägt? Oder ob er damit die Aufmerksamkeit der Leute aus praktischen Gründen auf sich lenken will? Vielleicht beides. Leicht ist sein Geschick sicherlich nicht. Wenigstens nicht in unseren Augen. Er selbst — wenn man ihn so sprechen hört — wüßte allerdings nicht, was ihm fehlt. Es müßten nur die „Altertümer“ sein, die ihm verbrannt sind.

Als Beweis für die Schlauheit des Waldteufels wird ein Stücklein erzählt. Wandern da einige bergfrohe Herren aus der Stadt auf den Geierkogel. Der Weg ist weit und die Sonne brennt heiß. Nirgends im Kalkboden eine Quelle, nirgends ein Labsal! Endlich ein Haus, vor dem einige Knechte stehen, darunter der Grazer Waldteufel. Freundlich bitten die Ausflügler um einen Trunk Wasser, der ihnen gern und ohne Anspruch auf Bezahlung gewährt wird. Mit einem herzlichen „Gelt's Gott!“ wollen sich die Städter wieder entfernen, da fängt der Waldteufel zu schreien an: „Ich muß das Wasser weit hertragen und ihr schenkt es den reichen Städtern. Holt euch von morgen ab selber das

Wo der Mann sich zeigt, mit jemandem spricht, oder auch mit sich selber, oder mit einer Straßenlaterne, oder mit einer Statue, da sammelt sich um ihn bald ein Kreis von Zuhörern, die teils mit Neugierde, teils mit spöttischer oder mißtrauischer Geberde die Gestalt anstaunen, bis dann plötzlich irgend so ein Range hervorspringt, an seinen Kleidern zerrt oder ihn mit Staub bewirft.

Eines schönen Maimorgens sah ich den „Waldteufel" — umringt wieder von Neugierigen — vor dem neuen Hamerlingdenkmal stehen. Er schien gerade vertieft zu sein in ein Gespräch mit dem Dichter. „Du bist ein gescheiter Mensch gewesen," hörte ich ihn noch sagen mit seiner rauhen Stimme, „hast ihnen schon immer einmal was gesagt, denen, was sie nit ins Hutbandel stecken. Ein gescheiter Mensch! So wie auch ich einer bin!" Dabei verzerrte er sein klobiges Antlitz zu einer Fratze, als ob er seiner eigenen Gescheitheit ein Gesicht schneiden wollte. Der steinerne Dichter hat ihm nicht geantwortet; der lebendige Hamerling hätte für diesen Mann gewiß ein gutes Wort gehabt, obschon er solche Leute gerne mir überließ. „Die Waldteufel gehören Ihnen," sagte er einmal, „mit diesen wissen Sie besser umzugehen als unsereiner, dem die Stadtteufel so viel zu schaffen machen." Übrigens glaube ich, daß er das Wort „Stadtteufel" gar nicht ausgesprochen hat; man verstand auch, wenn er in halben Sätzen redete. Nun aber mit diesem „Waldteufel" wußte auch ich nichts anzufangen. So vor Leuten zu ihm hintreten und fragen: „Wie gehts euch! Wie lebt ihr? Was ist euch schon alles passiert? Was denkt ihr? Erzählt mir etwas! — das mag ich nicht, würde bei solchen Menschen auch nicht anschlagen. Oder man wird tüchtig gefoppt. Da heißt's möglichst gleichgiltig dreinschauen und warten, bis so einer selber anfängt. Und mein Waldteufel fing bald an.

Diesmal hatte er einen besonders merkwürdigen Hut auf. Auch der hatte die Form der Sternstecher, nur dünkt mich, er wäre noch wuchtiger und riesiger als seine sonstige Kopfbedeckung, die wohl aus derbem Filz gewesen. Manchmal war solcher Hut beklebt mit illustrierten Zeitungsannoncen, weiß aber nicht, ob zur selbstgewählten Zier oder ob schlaue Geschäftsleute sie ihm angeschwätzt hatten, so daß er für sie eine wandelnde Annoncensäule abgab. Ich vermute den Mann des Lesens unkundig und manchmal ein Opfer fremden Vorwitzes. Diesmal war der Hut aus Baumrinden gemacht, in doppelter Schichte, daß er besser halten sollte; die ungeheueren Krempen waren zierlich gezackt. Aber diese Krempen hatten ein paar Löcher. Der Hagel hatte ihn geschlagen. Er pflege — sagte der Mann in langsamer, gemütlicher Tonart — bei Ungewittern nie unter einen Baum zu gehen, er bleibe auf freiem Felde stehen und warte bis es vorüber sei. Das sei sonst schier am sichersten, aber diesmal habe ihm der Hagel die Löcher geschlagen.

sein und auf den drolligen Vagabunden verzichten. Er wäre ja doch in keinem geblieben. „Ich tu' halt so viel gern reisen, so viel gern reisen! Und abgeschafft werden wir alle einmal!" lachte er laut, gegen den Wachmann hin. „Bis wir alt sind, werden wir alle abgeschafft. Aber ich bin decht noch jung."

„Ja, bloß sechsundsechzig Jahre!" redete ich drein.

„Was ist das, sechsundsechzig Jahr! Meine Mutter ist hundertvier Jahr alt geworden. Mein Vater ist hundertvierzehn Jahr alt geworden, weil er brav Schnaps getrunken hat. Heut' kunnten sie noch leben, wenn —". Er hielt ein mit irgend einer Anklage und setzte schmunzelnd bei: „Wenn sie nit gestorben wären."

„So habt auch ihr Aussicht, alt zu werden?"

„Ich werde zweiundachtzig Jahre alt," antwortete er fest und ruhig. „Damit wir zusammen dreihundert Jahr ausmachen, alle drei. Dreihundert ist kein Spott mehr. Mein Vater hat allemal gesagt, er möcht's gern derleben, daß die Leut' gescheiter werden. Hundertvierzehn Jahr ist er alt worden und hat's doch nit derwarten mögen. So lang mag ich nit leben, so lang nit. Nur das möcht' ich noch sehen, wie's ausschauen wird auf der Welt, bis die Leut' noch dümmer geworden sind."

Da hatten wir gleich seine Meinung über den Stand unserer Kultur. Er brauchte keine langen anarchistischen Reden zu halten, keine pessimistischen Bücher zu schreiben — das eine Wort sagte alles. Er, der keinen anderen Rock hat, als das in allen Nahten klaffende Lodenwams, kein anderes Dach, als den ungeheueren Rindenhut — von der Art seiner Nahrung war überhaupt nicht die Rede — er fühlte sich erhöht über die Millionen der Durchschnittsmenschen, die ihn erst dann interessieren werden, bis sie noch dümmer geworden sind.

Wie war nun diesem stolzen armen Manne beizukommen? „Waren" hatte er diesmal nicht bei sich, die ihm etwa abzukaufen gewesen wären. War man sicher, daß der hohe Herr, der bedürfnislose, freie König des Waldes, eine bescheidene Gabe nicht zurückweisen würde?

„Wie würdet ihr es halten?" fragte ich ihn tückisch, „wenn ein armer, braver und ganz zufriedener Mensch dastände und jemand gäbe ihm ein Silberstück in die Hand. Wäre das gescheit oder dumm?"

„Das wäre gescheit, das wäre gescheit!" rief er aus.

„Und was glaubet ihr, daß der arme, brave und ganz zufriedene Mensch mit dem Silberstück anfangen würde?"

„Schnaps kaufen! Schnaps kaufen!"

So weit ging sein Freiheitsstolz — und nicht weiter. Alle Bande hatte er abgestreift oder gesprengt, aber der Schnaps war sein Herr und Gebieter geblieben. Doch ich sah ihn keinen trinken. Ich konstruiere mir diesen Mann nur nach den persönlichen Aussprüchen, die er damals im Stadt-

Wasser herauf!“ Natürlich griffen die Herren sofort in die Tasche und legten Nickel auf Nickel in die nun demütig dargebotene Hand des Waldteufels. Kaum waren die Ausflügler außer Hörweite, da reichte der Fechtbruder seine Kollekte den Knechten mit den Worten: „Da habt's zwei Gulden fünfzig, und merkt's euch, wie leicht man bei den Städtern Geld verdienen kann!“ Es braucht nur noch erwähnt zu werden, daß sich der Waldteufel nie mit Wassertragen abgegeben hat.

So ist es ihm sein Lebtag gut gegangen. Sein Vater, ein Tiroler, hat seine Mutter, eine Kärntnerin geheiratet. Und das Kind nachher ist ein Steirer geworden. Also drei Heimländer. Wer hat mehr? Er ist sein Lebtag viel gereist. Nicht bloß in den drei Heimatländern, wohl auch in Italien, im Küstenland und weiter um. Sein Vater war Künstler, Holzschnitzler und ist dann mit seinen Waren, Holzschüsseln, Kornschaufeln, Kochlöffeln und dergleichen hausieren gegangen. Der Sohn ist überall mit ihm gewesen. Nicht jede Nacht haben sie ihr Quartier gefunden.

Nun, im Freien ist's auch bequemer, da hat man weit genug, hat frische Luft und wird nicht weiter geniert. Das Gras auf der Wiese ist auch ein Federbett, ein ganz frisches, und kein Königskind hat ein süßeres Schlaflied, als das die Grillen singen. Aber noch lieber ist der „Franz“ auf Steinhaufen gelegen, da kann man sich mit den Ellbogen das Bett graben wie man's gern hat. „San die Gliederlan wohl immer einmal a bissel steif worden; muß einer nachher halt wieder brav laufen, alsdann werden sie schon wieder gelenkig.“

„Und hat's euch nicht geschadet, bei Nacht und Wetter so im Freien schlafen?“

„Bis jetzt nit. Gesund, Gott sei Dank, bin ich alleweil gewest.“

„Wie alt seid ihr denn?“

„Im Achtunddreißigerjahr geboren.“

„Was? Und nicht ein graues Gran im Bart!“

„Aber da, lieber Herr!“

Er hob seinen Hut vom Kopf, da hatte er noch eine schwarze Haube auf, wohl zum Schutz vor dem drückenden Baumrindendach. Das verschwitzte Haar recht üppig, aber doch manch grauer Faden.

„Seht ihr, und so einen alten Herrn will die Polizei abschaffen!“ Er sagte es munter gegen einen Sicherheitswachmann hin, der den Waldteufel schon lange beobachtet hatte, ohne ein Arg an ihm zu finden. Dann hob er mit beiden Händen den Hut langsam und bedächtig wieder auf den Kopf. Einer, der diesen Hut vorwitzigerweise versucht, behauptete, er wiege wenigstens fünf Pfund. Dem Manne schien die Gefahr des Abgeschafftwerdens nicht aus dem Kopf zu gehen. Es schien ihm schon oft passiert zu sein, obwohl die Behörden nie recht wußten, wohin mit ihm. Von den drei schönen Alpenländern wollte jedes das bescheidenste

die Entstehung jener grausamen Verfolgung, welche die französische Republik gegen die Religion und ihre Diener ins Werk setzte; daher auch all jene Schreckensszenen, welchen diese unglückliche Nation viele Jahre hindurch preisgegeben war. An diesen Unfugen war nicht wenig die Verschiedenheit der Meinungen schuld, welche zur Zeit der Revolution in Frankreich in betreff der Religion herrschten. Die Erfahrung hat die Franzosen eines besseren belehrt und sie überzeugt, daß unter allen Religionen es keine gibt, welche sich so den verschiedenen Regierungsformen anpaßt wie die katholische, welche insbesondere die demokratisch-republikanische Regierung begünstigt, indem sie deren Gesetze aufrecht erhält und ihre Grundsätze anerkennt.

Auch ich bin Philosoph und weiß, daß in keiner Gesellschaft ein Mensch tugendhaft und gerecht ist, der nicht weiß, woher er komme und wohin er gehe. Die Vernunft ist nicht ausreichend, uns mit Sicherheit darüber zu belehren. Ohne die Religion wandelt man beständig in der Finsternis. Die katholische Religion ist es allein, welche dem Menschen bestimmten und unfehlbaren Aufschluß über seinen Ursprung und sein Ende bietet.

Keine Gesellschaft kann bestehen ohne Moral; es gibt aber auch keine gute Moral ohne Religion. Folglich gibt die Religion dem Staate eine feste und dauerhafte Stütze. Eine Gesellschaft ohne Religion gleicht einem Schiffe ohne Kompaß. Ein solches Schiff kann weder seinen Lauf sicher stellen, noch hoffen, in den Hafen einzulaufen. So wird auch eine Gesellschaft ohne Religion vom Wirbelwind der rasendsten Leidenschaften bewegt und herumgetrieben, erfährt in sich alle Schrecken eines inneren Krieges, der sie in einen Abgrund von Übeln stürzt und früh oder spät notwendigerweise in den Abgrund hineinzieht.

Frankreich, durch sein eigenes Elend belehrt, hat endlich die Augen geöffnet; es hat erkannt, daß die katholische Religion der einzige Rettungsanker sei, an dem es sich in seinen Stürmen festhalten und sich retten könne. Deshalb hat es sie von neuem in seinem Schoß aufgenommen. Ich kann nicht leugnen, daß ich meinerseits vieles zu diesem schönen Werke beigetragen habe. Ich versichere Sie, daß in Frankreich die Kirchen wieder geöffnet sind, daß die katholische Religion wieder ihren alten Glanz daselbst erlangt und daß das Volk mit Achtung seine geweihten Hirten zurückkommen sieht, voll des Eifers, in die Mitte ihrer verlassenen Herden. Die Ereignisse bezüglich des verstorbenen Papstes sollen Sie nicht im Zweifel lassen; das Unglück Pius VI. muß einerseits den Ränken jener Personen zugeschrieben werden, in welche er sein Vertrauen gesetzt hatte, und andererseits ebenfalls der grausamen Politik des französischen Direktoriums. Wenn ich mich mit dem neuen Papste werde unterreden können, so hoffe ich das Glück zu haben, alle jene Zwiste zu beseitigen,

park vor dem Hamerlingdenkmal gemacht hat. Weiter weiß ich nichts von ihm. Vielleicht läßt sich gelegentlich mehr erfahren. Jedenfalls erreicht der Mann ein hohes Alter, besonders wenn er nach dem Grundsatz seines Vaters so lange leben will, bis die Leute gescheiter geworden sind.

Napoleon I. und die römische Kirche.[1])

Am 5. Juni 1800 hielt der Erste Konsul Napoleon Bonaparte an die Mailänder Pfarrer folgende Anrede:

„Es war mein Wunsch, Sie alle miteinander hier versammelt zu sehen, um die Genugtuung zu haben, Ihnen selbst meine Gesinnungen über die katholische, apostolische und römische Religion bekannt zu machen. Überzeugt, daß diese Religion die einzige sei, welche einer wohlgeordneten Gesellschaft das wahre Glück verschaffen und die Grundlagen einer guten Regierung befestigen könne, versichere ich Sie, daß ich mich bestreben werde, zu allen Zeiten und nach allen Kräften dieselbe zu beschützen und zu verteidigen. Sie, die Diener dieser Religion, welche gewiß auch die meinige ist, betrachte ich als meine teuersten Freunde und erkläre Ihnen, daß ich für einen Störer der öffentlichen Ruhe und einen Feind des allgemeinen Besten ansehen und als solchen auch mit der schärfsten und offenbarsten Strafe, ja wenn es sein muß selbst mit der Todesstrafe jeden züchtigen werde, der unserer gemeinsamen Religion die geringste Schmähung zufügt oder der es wagen sollte sich zu erlauben, Ihre geheiligte Person zu verletzen.

Es ist mein bestimmter Wille, daß die christliche römisch-katholische Religion im ganzen erhalten und in den vollen Besitz jener freien und öffentlichen Ausübung wie damals, als ich zum erstenmal diese glücklichen Gegenden betrat, gesetzt werde. Alle Abänderungen, welche seitdem, vornehmlich in der Kirchenzucht, vorgenommen wurden, geschahen gegen meinen Willen und meine Denkweise. Als bloßer Sachwalter einer Regierung, die sich keineswegs um die katholische Religion kümmerte, konnte ich damals nicht alle Unordnungen verhindern, welche sie (die Regierung) um jeden Preis zum Zwecke der Vernichtung (der katholischen Religion) hervorrufen wollte. Jetzt aber mit ganzer Vollmacht versehen, bin ich fest entschlossen, alle Mittel anzuwenden, welche ich für den Schutz und den Bestand dieser Religion am passendsten halte.

Die modernen Philosophen haben sich bestrebt, Frankreich zu überzeugen, daß die katholische Religion eine unversöhnliche Feindin jedes demokratischen Systems und jeder republikanischen Regierung sei. Daher

---

[1]) Aus Napoleon I. Dessen Lebens- und Charakterbild mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion von Dr. Engelbert Lorenz Fischer. Leipzig, Heinrich Schmidt und Karl Günther.

habe, Hilfe und Rettung kommen könne. Denn dort habe eben ein junger, ganz außerordentlicher Mann, Napoleon Bonaparte, die Macht in den Händen, der schon als General der Republik im Jahre 1797 die Priester beschützt und, kaum zur Gewalt gekommen, den verstorbenen Papst Pius VI. mit den Ehrenbezeugungen in Valence habe bestatten lassen, wie sie dem Oberhaupte der Kirche gebühren. Verschiedene Äußerungen dieses hervorragenden Machthabers ließen hoffen, daß er auf die Religion und die Ordnung der Kirche hohen Wert lege. Darum möchten die Kardinäle einen Mann erwählen, der nicht als feindseilig gegen Frankreich gelte, und dieses sei der Bischof von Imola, Kardinal Chiaramonti, der schon früher mit dem General Bonaparte in freundschaftliche Beziehungen getreten sei. Und in der Tat, sie folgten dem Rate Consalvis und wählten den Empfohlenen zum Papst, der sich den Namen Pius VII. gab.

Während dieser noch auf der Reise von Venedig nach Rom war, erhielt er ein Schreiben von dem genannten Bischof von Vercelli, worin ihm die Absicht Napoleon Bonapartes mitgeteilt wurde, mit dem Papste in gute Beziehungen zu treten und den katholischen Kultus in Frankreich wieder herzustellen. Pius VII. war natürlich über diese Mitteilung hocherfreut und ernannte zu den bevorstehenden Unterhandlungen mit Frankreich den Monsignore Spina, da dieser Prälat die hierzu nötigen Eigenschaften besitze und zugleich das Glück habe, dem Ersten Konsul bereits bekannt zu sein.

Aber nun kam, daß fast alle damaligen bedeutenderen Persönlichkeiten der französischen Regierung, da sie von ihrer Jugend her durchgängig Voltairianer und darum dem katholischen Christentum feindselig gesinnt waren, von einer Vereinbarnng mit dem Papsttum und der Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes durchaus nichts wissen wollten. Napoleon hatte daher, um seine Absicht, den Abschluß eines Konkordates zu erreichen, einen harten Stand. Denn auf der einen Seite mußte er mit der durch die Revolution in Frankreich geschaffenen tatsächlichen Lage und der Gesinnung der damals in der französischen Regierung maßgebenden Personen rechnen, sowie auf der andern Seite auch den Papst und seine Ratgeber befriedigen.

Zu diesem Zweck entwarf er den Plan, durch eine Unterhandlung mit dem päpstlichen Stuhle unter Zugrundelegung der von der Revolution selbst aufgestellten Grundsätze die französische Republik mit der katholischen Kirche zu versöhnen mit folgenden Grundzügen: keine als politische Macht anerkannte Geistlichkeit und keine grundbesitzende Geistlichkeit wie im alten Regime; denn das waren infolge der Revolution im Jahre 1800 Unmöglichkeiten. Dagegen eine nur den Verrichtungen des Gottesdienstes gewidmete, von der Regierung ernannte und besoldete, vom Papste bestätigte Geistlichkeit; ferner eine Neueinteilung der Bistümer

welche der Wiederversöhnung Frankreichs mit dem obersten Hirten der Kirche noch im Wege stehen. Auch Ihre vergangenen Drangsale sind mir nicht unbekannt. Ich weiß, wie viel Sie in Ihrer Person gelitten und wie sehr Sie gedarbt haben. Ihre Person — ich wiederhole es noch einmal — soll in Zukunft geachtet und in Sicherheit sein. Was Ihre Güter betrifft, so werde ich, sobald die Umstände es erlauben, die nötigen Befehle erteilen, damit Ihnen wenigstens zum Teil dieselben zurückgestellt werden, und ich werde Sorge tragen, daß Ihnen im ganzen ein geziemendes Einkommen und ehrbarer Unterhalt zugesichert werde.

Dies sind die Gesinnungen, die ich Ihnen in betreff der christlichen, katholischen und römischen Religion mitteilen wollte. Ich wünsche, daß der Ausdruck dieser Gefühle in Ihrem Geiste bleibe und daß Sie das, was ich soeben gesagt habe, in Ordnung bringen; auch billige ich es, daß man davon in der Öffentlichkeit durch den Druck Gebrauch mache, damit meine Dispositionen nicht nur in Italien und Frankreich, sondern auch in ganz Europa bekannt werden."

Diese politisch kluge Rede Napoleons an die Mailänder Geistlichkeit hielt derselbe neun Tage vor dem berühmten Sieg von Marengo, den er am 14. Juni über die Österreicher errang. Schon fünf Tage darauf, nachdem er im Dome zu Mailand einem feierlichen Te deum beigewohnt hatte, tat er den ersten Schritt zur Verwirklichung seines religiös-kirchlichen Programmes, indem er dem Kardinal de Martiniana, damals Bischof von Vercelli, erklärte: „entschlossen zu sein, im Einverständnis mit dem hl. Stuhl zu leben, die französische Nation mit der Kirche zu versöhnen und die letztere selbst gegen ihre Feinde zu schützen, wenn der neue Papst zeige, daß er die jetzige Lage Frankreichs und der Welt begreife."

Dieser neue Papst war Pius VII., der am 14. März 1800 im Konklave auf der Insel San Giorgio bei Venedig zum Oberhaupt der Kirche erwählt wurde. Schon diese Wahl erfolgte mit Rücksicht auf Napoleon. Denn nachdem auch damals im Konklave die österreichische Regierung gegen den Kardinal Bellisomi, der anfangs die meisten Stimmen erhalten hatte, ein Veto eingelegt,[1]) infolgedessen sich dann die Stimmen zersplitterten, bemühte sich insbesondere der französische Kardinal Maury nebst dem Monsignore, späteren Kardinal Consalvi, der damals Sekretär des Konklave war, mit aller Umsicht die verschiedenen Ansichten der Wähler zu vereinigen, wobei dieser Prälat den versammelten fünfunddreißig Kardinälen nahelegte, daß, während man sich auf die katholischen Staaten nicht mehr verlassen könne, von Frankreich, obschon dieses seit zehn Jahren die Kirche so heftig verfolgt

[1]) Ganz ähnlich wie neuerdings im Konklave von 1903 nach dem Tode Leos XIII. dem Kardinal Rampolla gegenüber.

fort Rom zu verlassen habe, um sich nach Florenz an die Seite des Generals Murat zu begeben.

Dieses Ultimatum brachte in Rom Bestürzung und große Verlegenheit hervor. Was war zu machen? —

Da gab der französische Gesandte Cacault dem päpstlichen Kardinalstaatssekretär Consalvi den Rat, er möge sich selbst so schnell als möglich zum Ersten Konsul nach Paris begeben und ihm die Sache persönlich vortragen. Dies geschah. Consalvi kam am 20. Juni 1801 in Paris an und nach langwierigen Debatten wurde endlich am 15. Juli desselben Jahres das berühmte Konkordat mit Frankreich abgeschlossen, das bis in unsere Tage Geltung hatte. Dasselbe war von der größten Wichtigkeit; denn dadurch wurde der katholische Kultus und überhaupt die katholische Religion, welche durch die große Revolution im öffentlichen Leben Frankreichs abgeschafft worden war, wieder hergestellt, die Kirchen wurden wieder geöffnet und die kirchlichen Verhältnisse geordnet.

Von jetzt an besuchte Napoleon mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofstaate jeden Sonntag regelmäßig die Messe in dem Palaste, in dem er sich gerade aufhielt.

Als Napoleon am 18. Mai 1804 die Kaiserwürde angenommen hatte, hegte er den lebhaten Wunsch, ähnlich wie Karl d. Gr., mit dem er sich gerne verglich, auch von der höchsten kirchlichen Stelle die Weihe zu erhalten und dadurch feierlich in seiner neuen Würde bestätigt zu werden. Darum ließ er zunächst durch den damaligen päpstlichen Botschafter in Paris, den Kardinal-Legaten Caprara, die Sache in Rom in Anregung bringen. Dieser schrieb daher an den Kardinal Consalvi: er wünsche sehr, daß der Wunsch Napoleons erfüllt werde in Rücksicht auf die großen Vorteile, die sich notwendig daraus sowohl für die Religion als für den Staat ergeben würden.

Wenn nun auch die Sache für den Papst wie für seinen Minister wegen ihrer Außerordentlichkeit anfangs sehr überraschend erschien, so war sie doch für beide nicht unsympathisch. Aber bevor eine entscheidende Antwort gegeben werden konnte, mußte sie nach allen Seiten reiflich überlegt werden. Es wurde daher das Gutachten von zwanzig Kardinälen darüber eingeholt. Die Mehrzahl von diesen war nur bedingungsweise dagegen. Als endlich die letzten Schwierigkeiten durch gegenseitiges Einvernehmen beseitigt waren, gab der Papst seine Einwilligung zur Reise, worauf Napoleon am 15. September 1804 folgendes eigenhändige Einladungsschreiben an ihn richtete:

„Heiligster Vater! Die glückliche Wirkung, welche die Moral und der Charakter meines Volkes durch die Wiederherstellung der christlichen Religion erfahren, bewegt mich, Eure Heiligkeit zu bitten, mir einen neuen Beweis des Anteils zu geben, den Sie an meinem Geschicke so-

mit sechzig, statt der ehemals auf dem Gebiete des alten und neuen Frankreichs vorhandenen hundertachtundfünfzig Bischofssitzen; die Polizei des Gottesdienstes der bürgerlichen Obrigkeit und die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen statt der abgeschafften Parlamente dem Staatsrate übertragen.

Die große Frage war nur: was sollte mit den bisherigen noch lebenden französischen Bischöfen werden? — Napoleon vertrat die Ansicht: da mit dem Konkordat alle bisherigen Bistümer Frankreichs aufgehoben und durch andere ersetzt werden sollen, so möge der Papst die noch am Leben seienden Bischöfe um Niederlegung ihres Amtes ersuchen und wenn sie sich weigern würden, ihre Absetzung aussprechen. Dann könnte man die Neubesetzung der neuerrichteten Bistümer ohne Schwierigkeit vollziehen.

Das waren die prinzipiellen Vorschläge Napoleons als Ersten Konsuls rücksichtlich des abzuschließenden Konkordats. Dem päpstlichen Bevollmächtigten Monsignor Spina aber erschienen diese Bedingungen unannehmbar, weshalb er sich nicht für berechtigt hielt, auf Grund derselben ein Konkordat zu vereinbaren. Da man infolgedessen zu keinem Ergebnis gelangte, sandte der Erste Konsul im März 1801 den Diplomaten Cacault als bevollmächtigten Minister nach Rom, um durch ihn mit der päpstlichen Regierung über die religiösen Verhältnisse Frankreichs zu verhandeln. Dieser Gesandte, der schon unter dem vorhergehenden Pontifikat als diplomatischer Agent der französischen Regierung in Rom gewesen und deshalb die Gebräuche und Personen des päpstlichen Hofes wohl kannte, war ein Mann von großer Rechtschaffenheit, Weisheit und Mäßigung, und darum sowohl beim heil. Vater als bei dessen erstem Minister, dem Kardinal Consalvi, sehr beliebt, wie ihn auch Napoleon Bonaparte ungemein hochschätzte. Als er von diesem vor seiner Abreise nach Rom Abschied nahm und ihn fragte, wie er den Papst behandeln solle, antwortete ihm der Erste Konsul: „Behandeln Sie ihn, wie wenn er 200.000 Mann Soldaten hätte!“ und dann fügte er hinzu: „Sie wissen, daß ich Ihnen im Oktober 1796 schrieb, wie weit mehr ich nach der Ehre strebe, der Retter des heil. Stuhles zu sein als sein Zerstörer, und daß wir hierüber, Sie und ich, gleichförmige Grundsätze hatten.“

Aber auch Cacault konnte den Papst nicht bewegen, die Konkordatsvorschläge Napoleons anzunehmen. Da wurde der letztere der Verhandlungen müde und ließ seinem Gesandten in Rom den strikten Befehl zukommen, bei der päpstlichen Regierung die Erklärung abzugeben, daß, wenn der unlängst von der französischen Regierung übermittelte Konkordatsentwurf nicht ohne jede Abänderung binnen fünf Tagen nach geschehener Eröffnung von der Kurie unterzeichnet werde, dann die Beziehungen zwischen Frankreich und dem heil. Stuhl abgebrochen würden und er so-

Gerechtigkeit erhaben, dereinst ohne Ende mit dem Erlöser der Welt, dessen Vorbild in deinem Namen liegt, zu herrschen würdig werden mögest."

Dann weihte der Papst das Szepter und überreichte es dem Kaiser mit den Worten: „Das Szepter deines Reiches sei ein Szepter der Gerechtigkeit und Billigkeit." Hierauf wurde die Krone gesegnet, die Napoleon aus der Hand des Papstes nahm und sich selber aufs Haupt setzte, um dadurch anzuzeigen, daß er sie von niemand als von sich selbst empfange. Dann ergriff der Kaiser auch die für die Kaiserin bestimmte Krone, und nachdem er sie einen Augenblick über seinem eigenen Haupte gehalten, setzte er sie ihr auf, während sie auf den Stufen des Altars kniete. Josephine war dabei so bewegt, daß sie weinte. Dann begab sie sich wieder zu ihrem Thron zurück — alles mit unnachahmlicher Grazie und zugleich mit Würde und Hoheit. Nachmittags um 3 Uhr war die glänzende Feier zu Ende und es kehrten der Papst und die Majestäten in ihren Galawagen in die Tuilerien zurück.

Pius VII. blieb im ganzen vier Monate in Paris und wurde dabei von Napoleon stets hochachtungsvoll und freundlich behandelt. Wenn er auch in kirchlich-politischer Hinsicht nicht alles erlangte, was er vom Kaiser wünschte, so kehrte er doch im allgemeinen befriedigt nach Rom zurück.

Aber das gute Einvernehmen zwischen Papst und Kaiser dauerte nicht lange. Zunächst wurde es gestört durch das von Napoleon am 24. Mai 1805 an Pius VII. gestellte Ansinnen, die mit einer protestantischen amerikanischen Kaufmannstochter, namens Patterson, von seinem jüngsten Bruder Jerome geschlossene Ehe für ungültig zu erklären, weil der Papst nach genauer Untersuchung der Sache, da die betreffende Ehe rechtsgiltig geschlossen war, darauf nicht einging. Das verletzte den Kaiser, der bereits gewohnt war, daß man in allem seinem Wunsche willfahre.

Dann folgte die durch Napoleon angeordnete Besetzung der päpstlichen Festung und des Hafens von Ancona, wogegen Pius VII. in einem Schreiben vom 13. November 1805 mit Recht Einsprache erhob. Aber vergebens. Der Kaiser erwiderte: „Ich habe mich als den Beschützer des heil. Stuhles betrachtet und aus diesem Rechtsanspruche habe ich Ancona besetzt." Er machte sich aus einem „Beschützer" im Handumdrehen zu einem „Besitzer".

Es dauerte nicht lange, so ging Napoleon in seinen Gewalttaten gegen den römischen Hof noch weiter, indem er auch Pesaro, Sinigaglia, Faro und andere Orte des Kirchenstaates, sowie die Festung Civitavecchia durch seine Soldaten besetzen ließ. Dann folgte seitens des französischen Gesandten in Rom, Alquier, im Namen des Kaisers ein Ultimatum an den Papst, in welchem klipp und klar die Forderungen Napoleons

wie an dem Geschicke dieses großen Volkes nehmen bei einem der wichtigsten Ereignisse, welche die Weltgeschichte darbietet. Ich bitte Sie, zu kommen und die höchste Weihe der Religion der Feier der Salbung und Krönung des ersten Kaisers der Franzosen zu geben. Diese Feier wird dann einen besonderen Glanz erhalten, wenn sie durch Eure Heiligkeit selbst vollzogen wird. Sie wird über uns und unsere Völker die Segnungen Gottes herabziehen, dessen Ratschlüsse nach seinem Willen das Schicksal der Reiche und der Familien leiten. Eure Heiligkeit kennen die liebevollen Gesinnungen, die ich seit langer Zeit für Sie hege, und daraus mögen Sie das Vergnügen erschließen, welches dieser Umstand mir darbieten wird, Ihnen neue Beweise meiner Gesinnung zu geben. Napoleon."

Am 2. November 1804 reiste Pius VII. mit seinem Gefolge von Kardinälen und Prälaten von Rom ab und kam am 25., an einem Sonntag, mittags um halb 1 Uhr in Fontainebleau, wo der Kaiser sein Quartier hatte, an. Der Kaiser, der eben auf der Jagd war, eilte auf die Kunde seiner Annäherung dem heil. Vater entgegen und traf ihn beim Kreuze St. Hérem. Beide stiegen zu gleicher Zeit ab und umarmten sich. Der Papst war dabei sehr bewegt. Dann fuhren sie miteinander in dem kaiserlichen Wagen, der Papst zur Rechten des Kaisers, nach dem Schlosse.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Fontainebleau fuhren beide Souveräne, abermals zusammen in einem Wagen, nach Paris, wo sie in dem Tuilerienpalast wohnten. Napoleon hatte dabei die Aufmerksamkeit, die Zimmer des heil. Vaters im „Pavillon de Flore" mit denselben Möbeln zu versehen wie die seinigen im Quirinal, sodaß ihm seine neue Wohnung nicht so fremdartig erschien.

Am 2. Dezember 1804 fand sodann das große Fest der Kaiserkrönung in der Kathedrale von Notre Dame statt. Zu diesem Feste hatte Napoleon die Kaiserinsignien Karls des Großen aus Aachen kommen lassen, die von den Marschällen Frankreichs in feierlichem Zuge zur Kirche getragen wurden. Nachdem sie auf dem Altare niedergelegt waren, begannen die Zeremonien nach dem Pontifikale. Der Papst salbte den Kaiser auf der Stirne, den Armen und den Händen. Darauf segnete er dessen Degen, umgürtete ihn und sprach: „Gürte dein Schwert um deine Lenden, damit du durch dasselbe die Macht der Billigkeit ausübst, den Druck der Schlechtigkeit kräftig zerstörst und die heil. Kirche Gottes und die Gläubigen verteidigst und schützest, nicht minder die im Glauben Falschen wie die Feinde des christlichen Namens mißachtest und vernichtest, den Witwen und Waisen mit Milde hilfst und sie verteidigst, das Verlassene wieder aufrichtest, das Aufgerichtete bewahrst, das Unrecht rächest und das Wohlgeordnete bekräftigst, auf daß du also handelnd durch den Triumph der Tugenden ruhmvoll und durch den Dienst der

gewöhnlich auch Grimassen schneidet oder Bocksprünge macht —: weshalb Nietzsche, der harmlose Einsiedler-Philosoph, wenn er auf das Weiberthema kommt, sogleich seine weißen Zähne zeigt, obschon ihm das Beißen ganz ferne liegt. Dies hängt damit zusammen, daß wir im Zeitalter der Demokratie — mit der Frauenbewegung im Gefolge — leben. Das emanzipierte Weib — er dachte dabei vor allem an das „Literaturweib" — brachte unsern Herrenrechtler, dem orientalisch-griechische Zustände der „klassischen" Zeit als Ideal vorschwebten, in die heftigste Erregung. Schon sieht er im Geiste unsere ganze Kultur bedroht —: denn schon „das Weib als Kommis" machte ihm Herzzerbrechen. Dabei schüttete er natürlich seinen Zorn in erster Linie über jene „männlichen Esel" aus, die sich alle Mühe geben, das Weib zu entweiben, um einen Halbmann in Weibskleidern aus ihm zu machen. Aber sagt doch selbst ihr Weiber — so apostrophiert der Philosoph die weibliche Hälfte der Kulturmenschheit — so sagt doch selbst —: seid nicht ihr es, soweit ihr noch Vollweiber geblieben seid, die dem „Weib-an-sich" —: der Emanzipationsdame, die größte Verachtung bezeigen, sehr viel mehr, als wir Männer dies tun? Hieraus also folgt —: „mulier taceat de muliere" —: „das Weib-an-sich" rede oder schreibe nicht über das Weib! Daher eben sprechen wir Philosophen — als die rechten Weiberfreunde — über das Weib. Braucht sich denn das Weib um Wahrheit — Vernunft — Wissenschaft so viel zu bekümmern? Sein eigener Instinkt sagt ihm, daß dies der reine Unsinn wäre. Denn im Geheimen — spricht der Philosoph weiter — hat das echte Weib sogar eine Abneigung und eine stille Verachtung gegen die Wahrheit. Das Weib will nichts von jenen Nachteulen- und Fledermaus-Gespenstern wissen, die wir Männer als Wahrheit — Wissenschaft — Vernunft — Philosophie hochschätzen. Es liebt sogar nicht einmal die Wahrheit über sich selbst — oder über den Mann — oder das Kind. Das Element des Weibes ist der schöne Schein —: der Putz und die frohmütige Lüge. Aber sollten wir Männer dem Weibe hieraus einen Vorwurf machen? Im Gegenteil meine Freunde —: gerade so ist uns das Weib recht; so ist es uns am liebsten — wie es sich selbst auch am liebsten ist. — „Der Mann soll zum Kriege erzogen werden und das Weib zur Erholung des Kriegers: alles andere ist Torheit" —: also sprach Zarathustra; und also — spricht nicht — aber denkt auch das Weib — insofern es noch ein Weib ist.

formuliert wurden. Da aber die päpstliche Regierung nicht darauf einging, weil diese Forderungen ihren Grundsätzen widersprachen, so tat der Kaiser den letzten Schritt: es erfolgte am 2. Februar 1808 die Besetzung Roms und am 6. Juli 1809 die gewaltätige Wegführung des Papstes von der ewigen Stadt durch den General Radet, zuerst nach der Karthause bei Florenz, dann nach Savona und von da nach Fontainebleau. Hier blieb er bis zum 23. Januar 1814. Unterdessen hatte sich die politische Lage Napoleons sehr verschlimmert. Die bei Leipzig siegreich gewesenen Verbündeten waren bereits in Frankreich eingedrungen. Darum ließ er nun den Papst abermals nach Savona bringen, und erst als er fast sein ganzes Land verloren hatte, ließ er ihn durch Dekret vom 12. März frei und gab ihm die beiden Departements von Rom und Trasimen zurück.

Wie Nietzsche vom Weibe denkt.[1])

Wenn wir von allen boshaften Halbscherzen — von allen Zynismen und Tropenkoller-Anfällen, mit denen Nietzsche seine Weisheit über das Weib zu maskieren liebte, einmal absehen —: dann ergibt sich — auf einige Hauptpunkte zusammengezogen — ungefähr das folgende Idealbild, von dem Nietzsche sagen könnte: „so will ich das Weib; das Vollweib, das dem Vollmann in die Arme fliegt".

Ein kluges, anstelliges Wesen, von feiner Demut und List, womit es den Mann (den Ehemann) umgarnt und besiegt — anmutig, gesund und blühend: die Garantie einer kräftigen neuen Generation sichtbar in jeder Bewegung und in jedem Lächeln zur Schau stellend — in Liebe oder Haß unbedingt wie Gott und das Tier — von lebendiger, sprudelnder Oberflächlichkeit, die Geist, Herz und Sinne erheitert —: so dachte sich Nietzsche das Weib, dem er seine (philosophische) Huldigung schenkte.

Ob ein solches Weib-Ideal genüge oder ob es vollständig sei —: darnach fragen wir nicht; Nietzsche genügte es. Und es konnte ihm um so mehr genügen, als ja sein Weib nur ein ausgedachtes Weib —: ein hauptsächlich nur in Gedanken existierendes Weibsbild war, das übrigens den Vorzug hat, daß man sich darunter sehr verschiedene Individuen — auch sehr edle und zugleich sehr anziehende und reizende weibliche Wesen zu denken vermag.

Was uns aber vor allem interessiert, ist der Umstand, weshalb Nietzsche, der vollkommen keusche Jüngling, so oft er vom Weibe redet,

---

[1]) Aus Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung von Rudolf Willy. Zürich, Schultheß & Komp.

der Welt erkannt und nunmehr in der Einsamkeit sich und den Glauben wiedergefunden. Der andere ist im Kloster aufgewachsen und sein unruhiges Blut, das heiß durch die Adern rollte, trieb ihn dazu, die stille Heimstätte zu verlassen und den Kampf des Lebens zu wagen. Wer wagt zu entscheiden, welcher von ihnen das bessere Los erwählt hat?

Einsam und düster liegt das Gebäude vor uns. Nur an einem der großen Bogenfenster glimmt ein schwaches Licht. Die im jähen Luftzuge flackernde Flamme erhellt eine auf dem Tische ausgebreitete Sternkarte und das darübergebeugte Haupt eines schlanken, dunkellockigen Knaben.

Sinnend haften die feurigen Augen des ungefähr neunjährigen Kindes auf den Zeichen der Gestirne. Augenscheinlich ist der Knabe bemüht, eine ihn am Himmel besonders interessierende Sterngruppe auf der Karte wiederzufinden. Seine unruhig auf den Tisch klopfende Hand deutet an, daß nicht alles nach Wunsch gelingt.

Seufzend schließt er das Fenster und macht sich daran, die auf dem Tisch zerstreut liegenden Bücher zu ordnen.

Die Abendandacht der Mönche ist vorüber. Durch den weiten Bogengang wandeln die schwarzen Gestalten, um sich in ihre Zellen zu begeben und sich nach kurzer Prüfung des am heutigen Tag Vollbrachten der erquickenden Ruhe zu überlassen. Ein ehrfurchtgebietender Greis mit weißem Haupthaar und milden, freundlichen Gesichtszügen schreitet ihnen voraus.

Als er an dem Knaben vorüber kommt, hemmt er den Schritt und fragt mit freundlichem Lächeln, ob Rudolf denn schon einige Sterne kenne?

Beschämt erwidert ihm der Angeredete, daß ein auf der Karte nicht verzeichneter großer Stern ihn bei der Bestimmung der ganzen Gruppe irre gemacht habe, so daß er zweifle, ob wohl die richtige gefunden sei.

Da spricht der greise Mönch: „Liebes Kind! Was du dort am Himmel so schön als Stern erster Größe glänzen siehst, ist kein feststehendes Gestirn, wie die in dieser und in den anderen Sternkarten und Himmelsgloben eingetragenen Sterne, kein Fixstern, sondern ein Planet, der heute da steht und nach einiger Zeit wieder anderswo. Wenn es dir jedoch Freude macht, den ewigen Lauf jener strahlenden Himmelslichter zu beobachten und die Gesetze, nach denen sie ihre Bahnen wandeln, zu erkennen, so will ich dir gern dabei behilflich sein.“

Und nun sind beide, der Greis, der mit dem Leben schon abgeschlossen hat, und der Knabe, der noch eine lange Laufbahn vor sich sieht, beschäftigt, die am Himmel funkelnden Sternbilder nach den Weisungen der Karte zu bestimmen . . . .

Aus dem Leben Rudolf Falbs.

Von seinem Sohne **Otto Falb.**

„Das Leben ist nichts als ein beständiger Kampf ums Dasein." Mit vollem Recht können diese Worte auf die Laufbahn Rudolf Falbs angewendet werden. War doch sein ganzes Dasein nichts als ein stetes Ringen: ein Kampf mit übermächtigen herrschenden Anschauungen, mit materiellen Sorgen und tückischem Siechtum des Körpers. Und bis zu seinem Ende hat der greise Forscher im Streite ausgeharrt, denn er kämpfte nicht für oberflächliche Thesen, sondern für seine innerste und heiligste Überzeugung. Die Lauterkeit seiner Gesinnung ist, von geringfügigen Ausnahmen, die sich selbst das Urteil sprachen, abgesehen, von allen seinen Gegnern anerkannt worden.

Man mag bezüglich seiner Hypothesen und Theorien verschiedener Ansicht sein, man mag dem Gelehrten in manchen Punkten widerstreiten, den Charakter des verstorbenen Forschers darf jedoch das Urteil nicht antasten.

„Ingenio magnus, pietate maior, vir priscus"[1]), das wären die Schlagworte, die ich als Charakterisierung für sein ganzes Leben wählen möchte, aber bei weitem sinniger ist der trotz aller Einfachheit so bedeutungsvolle Bibelspruch, der das schlichte Grabmal des Dahingeschiedenen ziert:

„Wenn unser Leben köstlich gewesen ist, ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Im Kloster zu St. Lambrecht.

Das Dunkel des Winterabends hat sich auf die weiten Gefilde hinabgesenkt. Sternenklar breitet sich in unermeßlicher Höhe das Himmelszelt wie ein mit funkelndem Flitter besetzter Mantel aus.

Der Widerschein der weißen Schneedecke erhellt die Landschaft mit ungewissem Licht.

Es ist die Talweitung der Thaya, wohin ich dich führe, lieber Leser, und der Ort, den Du vor dir siehst, ist der Marktflecken St. Lambrecht.

Am Nordende des Ortes ragt der gewaltige Bau der Benediktiner-Abtei in die Höhe. Starr und düster erheben sich die Mauern des Klosters, hinter denen manch weltmüder Geist, manch junges, unruhig pochendes Herz ewige Ruhe und Frieden gefunden hat. Der eine ist dem hastenden Getriebe der Menschen entflohen, er hat das eitle Treiben

[1]) Groß an Geist, noch größer an Charakter und Gesinnung, ein Mann von alter Art.

träumerisch auf die weite, am Fuß des Bergstocks sich ausdehnende Ebene hinaus. Welches mögen wohl die Gedanken sein, die seinen Sinn bewegen? Steigt vor seinem geistigen Auge vergangene Pracht und Herrlichkeit empor, da noch die Inkas in der alten Königsstadt Cuzco residierten, bis die kleine Schar beutegieriger spanischer Abenteurer ihrem prunkvollen Glanz ein jähes Ende bereiten sollte! Oder zieht vielleicht sein vergangenes Leben in lichten Bildern vor ihm vorüber?

Aus dem einstigen Theologen ist ein Naturforscher geworden, der mit Feuereifer die astronomischen Studien seiner Jugendjahre wieder aufgenommen hat. Als Lehrer an der Grazer Handelsakademie hatte er schon früher in dem sogenannten Keplerturm, wo einst Johannes Kepler beobachtete, sein Fernrohr aufgestellt. 1868 trat er dann mit einer neugegründeten populär-astronomischen Zeitschrift „Sirius" an die Öffentlichkeit. Hier sind seine geistreichen, von poetischem Hauch durchfluteten, in leuchtend klarer und verständlicher Sprache geschriebenen Feuilletons erschienen, welche die Bewunderung so vieler erregten. Der Ausbruch des Ätna im Jahre 1874 hat ihm den Nimbus eines Erdbebenpropheten verschafft und die Aufmerksamkeit ganz Europas auf seine Theorie gelenkt. In zahllosen Vorträgen hat er seine Meinungen vertreten und viele Freunde und Gegner gefunden. Die Begierde, seinen Behauptungen durch eingehende Beobachtungen erhöhten Wert zu verleihen, hat den unermüdlichen Forscher nach Südamerika geführt. Die Verteilung der Erdbeben der südlichen Hemisphäre nach den einzelnen Monaten des Jahres sollte erforscht und etwaige seismische und vulkanische Phänomene an Ort und Stelle beobachtet werden.

Und die Reise hat ihm unerhoffte Ausbeute gebracht. Nachdem mit dem halbjährigen Aufenthalt in Chile das Programm der hauptsächlichsten vulkanischen Studien erschöpft und hinreichendes Material zur Ausgestaltung der Theorie gesammelt war, hatte das Verweilen in Bolivien und Peru zur Folge, daß sich die Aufmerksamkeit des Gelehrten den Sprachstudien, die er vom 11. bis zum 20. Lebensjahr betrieben hatte, wieder zuwandte. Die rätselhaften unterirdischen Höhlen und künstlichen Gänge am Ufer des 3900 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Titicaca-Sees mit ihren Sagen von den ersten Inkas, die hier die große, das übrige Land verwüstende Flutepoche überdauert und dann von diesem Punkte aus ihre Herrschaft verbreitet haben sollten, der Anblick der alten Inkaresidenz Cuzco im Verein mit ihrer historisch und geologisch interessanten Umgebung, der Aufenthalt bei dem ältesten Indianerstamm — den Aimarà — alles dies trug dazu bei, auch sprachwissenschaftliche Studien in den Bereich der Untersuchungen zu ziehen.

Die Ergebnisse dieser Forschungen sind in den beiden Werken „Das Land der Inka in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der

Auf dem Gipfel des Misti[1]).

In blendendem Glanz strahlt die Sonne vom blauen, durch kein Wölkchen getrübten Himmel herab. Aber ihre Strahlen leuchten nur, die Kraft der belebenden Wärme fehlt ihnen. Hier in einer Höhe von beinahe 6000 Metern über dem Meeresspiegel weht der Wind kalt und schneidend und obwohl wir uns im Sommer befinden, liegt doch auf der Spitze des Berges Schnee. Es wäre auch kein gutes Zeichen, wenn dieser fehlen würde, denn das würde für ein ungewöhnlich heißes Sommerklima sprechen, das Anlaß zu schlimmen Seuchen geben könnte. „Wenn der Misti keinen Schnee hat, so haben Ärzte und Geistliche eine gute Einnahme“ lautet ein Sprichwort der Arequipenos.

Mit diesem Sprichwort habe ich schon verraten, daß wir uns auf dem Gipfel des Vulkans Misti bei Arequipa (Peru) befinden. Zu gewaltiger Höhe ragt der größtenteils jeglicher Vegetation bare Bergkegel empor und gewährt einen prächtigen Ausblick auf die an den Ufern des Chiri liegende Stadt.

Wie ein grünes Band dehnt sich längs des Flüßchens eine fruchtbare Oase mit prangenden Weizen-, Mais- und Luzernekleefeldern aus. Hier hat Menschenhand tätig in den Gang der Natur eingegriffen, denn da, wo die künstliche Bewässerung aufhört, endet die Vegetation und es beginnt die Wüste. Hart an die wundervolle Campina von Arequipa schließen sich die eintönigen, jeglichen Pflanzenwuchses baren Sandfelder an.

Zu beiden Seiten des Vulkans trifft der Blick auf die Schneegebirge, Chacani und Pichu-Pichu.

Auf einer südlich vom Vulkan emporragenden Spitze ist ein eisernes Kreuz aufgerichtet. Im September 1787 wurden nämlich die Bewohner der Stadt durch eine starke aus dem Krater aufsteigende Rauchsäule erschreckt. Es wurde damals eine Expedition abgesandt, um den Krater zu untersuchen. Sie hat dies Kreuz aufgestellt, und außerdem soll der Tradition nach noch eine Spitze neben dem Krater mit einem eisernen Reif umgürtet worden sein, um den Vulkan zu bändigen.

Auf einer einigermaßen ebenen, durch aufragende Felsblöcke vor dem rauhen Südwind etwas geschützten Stelle ist das Zelt des deutschen Forschers aufgerichtet, der einsam auf schweigender Höhe, wohin ihm der Fuß des kundigen Führers kaum zu folgen wagte, wissenschaftlichen Beobachtungen obliegt, um dann späterhin die gesammelten Resultate praktischer Erfahrung in den Dienst der kühnen Theorie zu stellen.

An dem aufflackernden Feuer, das zuckende Lichter über die phantastisch geformten Felszacken wirft, sitzt der fremde Reisende und blickt

[1]) Vulkan in Peru.

Ganz abgesehen von den Aussagen der Freunde Falbs und den Berichten des betreffenden Mechanikers ist noch das eigenhändige Schreiben Ismael Paschas vorhanden. Herr Brenner hat dabei nicht einmal Gründe für seine seltsame Behauptung angeführt, was doch unbedingt hätte geschehen müssen. Aber „Calumniare audacter, semper aliquid haeret“ ist ja für derlei Herren das maßgebende Sprichwort. Gegen mich selber ist Herr Brenner deshalb so aufgebracht, weil ich ihm einige astronomische Irrtümer nachgewiesen und außerdem mehrere Beschuldigungen, die er gegen Rudolf Falb vorbrachte, als unwahr gegeißelt habe.[1])

Der angebliche Weltuntergang 1899.

Wir wollen hier einer Legende gedenken, die merkwürdigerweise aufs engste mit dem Namen Rudolf Falb verknüpft ist. Es handelt sich dabei um die angebliche Voraussage des Weltunterganges, veranlaßt durch den Kometen 1866 I.

Es ist allerdings sehr merkwürdig, daß man diese Behauptung mit dem Namen „Rudolf Falb“ in Verbindung brachte. Falb hat nämlich ganz im Gegenteil stets darauf hingewiesen, daß bei einem eventuellen Zusammentreffen unserer Erde mit einem Kometen für erstere durchaus nichts zu befürchten sei.

So heißt es beispielsweise in seinem schon oben erwähnten Werke „Von den Umwälzungen im Weltall“ auf Seite 79:

„Bei einem Zusammentreffen mit einem Kometen kann daher von einem Stoße, also auch von einer Zertrümmerung keine Rede sein. Und damit hat sich die Menschheit bisher getröstet.“

Und auf Seite 80 wird die Besorgnis, daß sich bei einer solchen Begegnung eventuell schädliche Gase unserer Erdatmosphäre beimengen könnten, folgendermaßen zurückgewiesen:

„Und im allgemeinen läßt sich sagen, daß bei der Unzahl von Kometen, die aus dem Weltenraume in unser Planetensystem gelangen, und in den vielen Tausenden von Jahren, seit welchen die Erde und ihre Atmosphäre existiert, gewiß viele Kometen schon Stoff in unserer Atmosphäre abgelagert haben. Kometenstoff kann daher unserer Atmosphäre nicht fremd sein. Da sich's nun, wie wir selbst wissen, in dieser Atmosphäre sehr gut leben läßt, so ist kein Grund vorhanden, weshalb wir in Zukunft von den Kometen etwas fürchten sollten.“

Angesichts dieser Stellen muß man sich allerdings fragen, wie es denn möglich gewesen ist, daß die Behauptung, Rudolf Falb habe den Weltuntergang vorausgesagt, überhaupt Verbreitung finden konnte.

---

[1]) Vgl. hierzu „Sirius“, Zeitschrift für populäre Astronomie, Jahrgang 1904, Heft 6 und 10. „Gäa“ 1904, Heft 12. Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ (München) 1904, Nr. 150 u. 186.

Sprache und Schrift" und „Die Andessprachen in ihrem Zusammenhange mit dem semitischen Sprachstamme" niedergelegt worden. Die Ausgestaltung dieser sprachwissenschaftlichen Resultate war und blieb die Lebensarbeit des Forschers. Doch sollte es ihm nicht vergönnt sein, ihre Vollendung zu erleben.

Ehe Rudolf Falb ein umfassendes Werk über diesen Gegenstand, ein Ergebnis 20jähriger Studien, herausgeben konnte, ereilte ihn der Tod.

Ein Auftrag Ismael Paschas.

„Mon cher Professeur!

J'avais chargé Monsieur Manuk de se rendre à Berlin pour vous entretenir en sujet de la construction d'une machine pouvant prévenir d'avance les secousses des tremblements de terre."

Mit diesen Worten beginnt ein Handschreiben, das der ehemalige Khedive Ismael Pascha im Jahre 1894 an Rudolf Falb richtete.

Wie schon die Eingangsworte erkennen lassen, handelte es sich um die Konstruktion einer Maschine, die eventuell eintretende Erderschütterungen im Voraus anzuzeigen im Stande sein sollte.

Rudolf Falb hatte nämlich in seinem Werke „Von den Umwälzungen im Weltall", dritte Auflage, Seite 314—315, die Möglichkeit der Konstruierung eines solchen Apparates besprochen und einen genau ausgearbeiteten Plan desselben nebst Anweisungen und mathematischen Formeln für die Benutzung gegeben.

Die weiteren gepflogenen Verhandlungen liefern nun einen glänzenden Beweis für die Uneigennützigkeit des dahingegangenen Forschers.

Ismael Pascha wünschte baldmöglichste Herstellung des Instrumentes.

Der mit der praktischen Verwirklichung der Idee beauftragte Präzisionsmechaniker forderte als Kostenvorschuß 2000 Mark, die ihm auch sofort ausbezahlt wurden. Dabei wurde an Rudolf Falb die Anfrage gerichtet, was man ihm als Honorar anbieten dürfe. Der Gelehrte lehnte jedoch jegliches Anerbieten ohne weiteres ab mit der Begründung, es entspräche nicht seinen Grundsätzen, für die Ausgestaltung einer Idee, der sich möglicherweise praktische Schwierigkeiten in den Weg stellen könnten, einen materiellen Lohn zu beanspruchen.

Der Bau des Instrumentes unterblieb leider, da Ismael Pascha schon im nächsten Jahre starb.

Bezeichnend ist übrigens der Umstand, daß, als der Verfasser vorliegender Zeilen sich in einem Artikel auf dieses Vorkommnis berief, ein populär-wissenschaftlicher Schriftsteller, Leo Brenner, die ganze Sache für ein Märchen erklärte.

Dies Schriftchen ist in Hunderttausenden von Exemplaren im Volke verbreitet worden, so daß die russische Regierung sich schließlich genötigt sah, dasselbe zu konfiszieren, um der abergläubischen Aufregung Einhalt zu gebieten.

Wie konnte aber Rudolf Falb gegen diesen Mißbrauch seines Namens vorgehen? Er veröffentlichte im „Berliner Tageblatt“ einen Protest mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er niemals eine solche Voraussagung ausgesprochen habe. Das war das einzige, was er tun konnte.

Der Herr Verfasser des Werkes, welches die drei oben erwähnten Anschuldigungen bringt, hätte aber ehrlicher gehandelt, wenn er seine Behauptungen erst gewissenhaft auf ihre wahrheitsgemäße Grundlage hin geprüft hätte, ehe er sie auf's Geratewohl in die Welt posaunte.

Noch hie und da habe ich selber Leute getroffen, die tatsächlich davon überzeugt waren, Rudolf Falb habe den Weltuntergang vorausgesagt und sich über diese lächerliche Behauptung lustig machten.

Hoffentlich trägt dieser Aufsatz dazu bei, diese falsche Anschauung nun endlich einmal vollständig zu beseitigen und den Namen „Rudolf Falb“ von dieser Legende zu befreien.

Rudolf Falb als Dichter.

Daß sich Rudolf Falb hauptsächlich mit sprachwissenschaftlichen Studien beschäftigt hat, wird wohl den meisten, die in ihm nur den Astronomen und Meteorologen sahen, fremd sein. Noch mehr wird es sie aber überraschen, wenn sie erfahren, daß er sich auch auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiet versucht hat. Allerdings sind hier nur Bruchstücke vorhanden. So beispielsweise der erste Akt einer Tragödie „Heinrich IV.“

Anbei wollen wir einige kleinere lyrische Dichtungen, die sich in seinem Nachlasse vorfanden, anführen.

I.

Astrologen fragen
Nach dem Sternenlauf,
Deine Augen sagen:
„Blick' zu uns herauf!“
Aus den Blumen saugen
Bienen Honigseim,
Und aus deinen Augen
Ich den Lebenskeim.
Du verscheuchst die trübste,
Sorgenvollste Stund',
Du bist mir das Liebste
Auf dem Erdenrund.

II.

Lobt nur die goldene Sonne,
Lobt nur die Sterne der Nacht.
Singt von des Meeres Schimmer
Und von des Frühlings Pracht.

Dies erklärt sich folgendermaßen:

Im Jahre 1893 hielt Rudolf Falb zu Leipzig einen Vortrag über „Weltentstehung und Weltuntergang". Es war natürlich, daß hierbei auch die Möglichkeit des Zusammentreffens unserer Erde mit einem Kometen besprochen werden mußte. Trotzdem nun, wie bisher, ausdrücklich erklärt wurde, daß dabei an eine Gefahr nicht zu denken sei, hat der Berichterstatter einer Zeitung, der wahrscheinlich den Vortrag nicht vollständig angehört hatte, seinem Blatte berichtet, Rudolf Falb habe für den November 1899 den Weltuntergang vorausgesagt.

Diese Notiz wurde von vielen Zeitungen wiedergegeben. Brachte sie doch etwas, was dem Wunderglauben der großen Menge schmeichelte. Die Zufügung des Namens Falb verlieh dem für den ruhigen Beurteiler sehr unwahrscheinlich lautenden Bericht ja eine gewisse Geltung.

Diese Notiz haben nun Gegner Rudolf Falb's mehrfach ausgebeutet, um gegen ihn zu kämpfen. Bezeichnend ist dabei, daß mit Ausnahme eines einzigen holländischen Astronomen kein einziger dieser Herren es für nötig erachtete, eine persönliche Anfrage bezüglich dieses Gegenstandes an Rudolf Falb zu richten.

Man fürchtete wahrscheinlich, daß einem dann der pikante Stoff für ein Feuilleton verloren gehen könnte.

In einem 1903 erschienenen Werke wird Rudolf Falb sogar folgendes vorgeworfen:

1. Er habe den Weltuntergang vorausgesagt.
2. Er habe diese Behauptung niemals berichtigt.
3. Er sei schuld daran, daß infolge dieser Zeitungsnachrichten sich in Rußland mehrere unwissende Muziks aus Furcht vor dem Weltuntergang den Tod gegeben hätten.

Die unter 1. erwähnte Beschuldigung erledigt sich bereits mit dem, was wir oben erwähnt haben.

Bezüglich der zweiten ist darauf hinzuweisen, daß Rudolf Falb zunächst in mehreren öffentlichen Vorträgen berichtigt hat. Das melden die Zeitungen: „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt", 23. Februar 1894 und „Frankfurter Generalanzeiger" 1894, Nr. 46. Ferner hat Rudolf Falb im Jahre 1898 nochmals in seinem „Wetterkalender" auf diesen Irrtum hingewiesen und schließlich im September 1899 in einem Brief an das „Berliner Tageblatt" sich gegen diese falsche Anschuldigung verwahrt.

Bezüglich des dritten Vorwurfs ist zu erwähnen, daß nach Nr. 256 des „Breslauer Generalanzeiger" 1899 die Aufregung der russischen Bauern durch eine kleine Schrift veranlaßt worden ist, welche die alte Lüge vom Weltuntergang, vorausgesagt von Professor Rudolf Falb, wieder aufwärmte.

Es heißt da: „Rudolf Falb war früher katholischer Priester und Ordensbruder. In Argentinien und Brasilien, wo er als Abgesandter seines Ordens wirkte, warf er sich auf die Wetterkunde, von der er aber nur dilettantisches Wissen erlangte. Seine Voraussagungen und Theorien waren meist ganz unzuverlässig, da er keine astronomische und mathematische Bildung besaß."

Daß Rudolf Falb in Prag Mathematik, Physik, Astronomie, seit 1872 in Wien Geologie studiert hatte, daß er seine amerikanische Reise im Jahre 1877, längst nach seinem Austritt aus der katholischen Kirche, der 1872 stattfand, antrat; daß er, der angeblich keine astronomische Bildung besaß, der Entdecker des Sterns Nr. 44 im Orion, der Herausgeber der populär-astronomischen Zeitschrift „Sirius" und lebenslängliches Mitglied der „Astronomischen Gesellschaft" gewesen ist, davon hat natürlich die Redaktion der „Braunschweiger Landeszeitung" keine Ahnung, wie sollte sie auch zu dieser Kenntnis kommen?

Aber angesichts dieser horriblen Behauptung konnte ich doch nicht umhin, mich zu fragen, ob vielleicht in diesem Redaktionsbureau das sonst doch unentbehrliche Hilfsbuch eines Redakteurs, der „Brockhaus" oder „Meyer", am Ende zu finden wäre.

Dann erklärt sich die Sache freilich leicht.

Auf dem Friedhof.

Schlummert Ihr Seligen!
Noch sind verweht die Gräber und Grüfte
Noch streicht die Winternacht starr durch die Lüfte,
Stehen die Bäume entseelt und entlaubt.
Trauerklänge,
Sterbegesänge! —
Noch wird das Liebste den Lieben geraubt.
Noch stehn im Wandel Werden und Blühen,
Noch schleichen Elend, Sorgen und Mühen
Lauernd die Gassen der Irdischen ab! — —
— — — — — — — —
Frühling und Sommer ziehn durch die Lande
Sanft küßt die Sonne die grünen Gefilde,
Stimmet die Herzen versöhnlich und milde,
Knüpfet der Liebe beglückende Bande,
Froh zieht der Spielmann durch Dörfer und Städte,
Grüßen die Blumen aus duftendem Beete,
Grüßen die Vöglein aus sonnigen Höh'n;
Die Welt ist so schön! — — —
Schlummert Ihr Seligen!
Noch stehen im Wandel Abend und Morgen,
Schlummert, Ihr Toten, in den Gräbern geborgen,
Bis der Frühling kommt!
Bis der Frühling kommt!
Bis unter lodernden Flammenzeichen
Einstens die Hügel der Gräber entweichen

Ich aber singe vom Sterne,
Der durch die Liebe erglüht,
Und von dem goldenen Frühling,
Der durch mein Mädchen mir blüht.
Schön ist ihr Aug' wie die Sonne,
Schwarz ist ihr Haar wie die Nacht;
Unter den Blumen des Frühlings
Strahlt sie in leuchtender Pracht.

III.

Palmen grünen im Süden,
Im Norden Tanne und Ficht',
Wo aber grünet die Liebe?
Sie lachten und sagten es nicht.
Nun ist der Sommer gekommen,
Die Sonne strahlet und glüht . . . .
Und leise hab' ich vernommen,
Wo Liebe grünet und blüht.
Es kehren nun wieder die Freunde
Und einer von ihnen spricht:
„Warum bist jetzt du so fröhlich?"
Ich lachte und sagte es nicht.

Daß auch der Humor bei dem verstorbenen Forscher zu seinem Rechte kam, beweisen folgende launige Zeilen:

Dem kleinen Rat der Kölner Großen Karnevalsgesellschaft, der ihm 1894 das Diplom eines Ehrenmitgliedes übersandt hatte, antwortete Rudolf Falb:

Berlin, 20. Januar 1894.

Habt Dank, ihr Herren! viel tausendmal!
Von Zehen bis zum Wipfel.
Für mich ist diese eure Wahl
Der Ehren höchster Gipfel!
Kein Doktorhut
Steht mir so gut
Als dein Geschenk, Prinz Karneval!
Die Mütze mit dem Zipfel.

Rudolf Falb.

Und auf eine Anfrage, die das „Berliner Tageblatt" bezüglich der herrschenden Emanzipationslust der Frauen an mehrere Schriftsteller richtete, erwiderte Rudolf Falb:

Du kannst es durch Ochsen
Zum Wissen wohl bringen.
Und kannst auch durch Boxen
Dir Stärke erringen.
Das Auge wird stumpf
Und der Schenkel wird prall . . . .
Doch der Busen, der Busen,
Der Busen bleibt schal.

Die ausgedehnten Wissensgebiete, auf denen Rudolf Falb tätig gewesen ist, sowie die Kenntnis der lebenden und toten Sprachen, die er sich erworben hat, habe ich nicht erschöpfend aufgezählt, da ja schon die Mehrzahl der Zeitungen in ihren Nekrologen auf sie hingewiesen hat. Nur die Notiz der „Braunschweiger Landeszeitung" (1. Oktober 1903) möchte ich noch als Kuriosum erwähnen.

Gute Tischreden sind die höchste Würze einer Mahlzeit und schlechte sind die höchste Qual, für die Sprecher wie für die Zuhörer. Den Atem verschlägt's, das Blut pocht in den Schläfen, so starrt man hilflos vor sich hin, wenn einer in seiner Rede einen großen Blödsinn sagt oder Gefahr läuft, stecken zu bleiben, und endlich wirklich stecken bleibt. — Freilich gibt es auch Leute, die derlei Blamagen anderer zu den pikantesten Tafelgenüssen zählen. Jeder möge, ehe er aufsteht und mit dem Messerrücken ans Glas schlägt, sich besinnen, ob er's auch kann. Daß er „sich sonst leicht redet", daß er Zungenfertigkeit hat, das tut's nicht. Es ist etwas anderes, wenn hundert Augen an seinem Munde hängen, und hundert Ohren seiner Weisheit lauschen und fünfzig Zuhörer bei sich denken, jetzt wollen wir einmal sehen, ob der Mann nicht ein Tropf ist. Es genügt für Tischreden durchaus nicht, Gedanken zu haben. Solche laufen gerne davon, wenn der Redner sie offenbaren will. Während er nach Worten sucht, haben sich die Gedanken versteckt und ist einer oder der andere mühsam aufgebracht, dann sind wieder die richtigen Worte nicht vorhanden. Große Gedanken halten es aus, mit gewöhnlichen, schlichten Worten gesagt zu werden; alltägliche Gedanken müssen, um halbwegs genießbar zu sein, mit „der Rede Schwung" geschmückt werden, aber gerade dieser Rede Schwung kann aus einem einfachen, vernünftigen Gedanken den größten Unsinn machen. Seiner Stimme Klang, den mancher selbst so gerne hört, macht den Schaden nicht gut, die gewöhnlichen Phrasen und Wendungen langweilen die Zuhörer oft unsäglich und wenn sie zum Schlusse applaudieren, so tun sie's nicht, weil einer gesprochen hat, sondern weil er endlich aufgehört hat zu sprechen.

Es ist nicht überflüssig, an das Selbstverständliche zu erinnern, nämlich daß der Redner im vorhinein wissen muß, was er sagen will. Wenigstens — heißt es — des Schlußsatzes müsse man sich versichern; auf den kommt oft tatsächlich alles an. Ein guter Schlager und Sekt darauf gegossen, der macht manches Malheur, das dem Redner sonst passiert sein mag, wieder gut. Briefe sollen ernsthaft anfangen und heiter schließen; Tischreden hingegen sollen humoristisch beginnen und mit einem ernsten, gehaltvollen Gedanken enden.

Doch, wozu dieser Unterricht, die Tischrednerei ist eine eigene Gabe, wer sie nicht hat, dem ist sie schwer beizubringen. Er kann eine halbe Stunde lang faseln, oder in der Tat wirkliche Gedanken aussprechen, es wird keine Tischrede sein. Die Lehrlinge in der Redekunst zielen auf vollklingendes Pathos ab, die Gesellen befleißigen sich einer erkünstelten Schlichtheit, die Meister haben jene natürliche Schlichtheit erreicht, die ihre Wirkung selten verfehlt.

Ziemlich das Gefährlichste an der Sache ist eine auswendig gelernte Rede; es gehört die größte Übung und Sammlung dazu, um unter dem

Bis der Posaunen mächtige Klänge
Wecken Euch auf in der Grabesenge
Wecken Euch auf zu Licht und Leben,
Wecken Euch auf zu seliger Freude
Wahrheit und Klarheit, Liebe und Güte.
Daß Eurer Seelen himmlische Blüte
Blühe voll Segen auf göttlichen Auen
Wo Ihr das ewige Licht werdet schauen!!
— — — — — — — —
Schlummert Ihr Seligen
Bis Euer Frühling kommt!

M. Frühsorge

Tischreden.

Eine Plauderei.

Der gesunde Menschenleib kennt zwei Hochstimmungen, denen nichts anderes gleichkommt. Einmal, wenn er die Türklinke zum Brautgemach drückt, und einmal, wenn er eine wohlbesetzte Festtafel erblickt, an die er mit frischem Hunger sich zu frohen Festgenossen setzen kann. Ersterem wollen wir nicht nachgucken, hingegen das beneidenswerte Geschick des letzteren ein wenig betrachten. Was Speise und Trank angeht, mögen wir dem Geschmack der Gaumen nicht dreinreden, denn in solchen Dingen so zu schildern, daß der Leser auch etwas anderes davon hat als einen wässernden Mund, das haben wir Literaten noch nicht recht gelernt. Es wäre freilich sehr nett, wenn man sich an der Beschreibung einer opulenten Mahlzeit — satt lesen könnte. So wollen wir uns mehr an die geistigen oder — um nicht mißverstanden zu werden — an die seelischen Genüsse halten.

Ein Tischgenuß, der zwischen sinnlichem und seelischem steht, ist die Tafelmusik. Der kann unter Umständen aber zweifelhaft sein. Dort, wo Leute nebeneinandersitzen, die miteinander wenig zu sprechen wissen und sich nur in die Wonnen von Speise und Trank zu versenken lieben, ist Tafelmusik ein gutes Ding. In diesem Falle läßt sich Mahlzeit und Konzert recht gut miteinander vereinigen. In einer Gesellschaft jedoch, wobei man geistig regsam während des Essens und Trinkens sich auch mit froher Rede und Gegenrede befassen will, ist Tafelmusik nicht auszuhalten. Man kommt endlich einmal zusammen, um sich auszuplaudern, mit interessanten Leuten auf eine flüchtige Stunde ernsten und heiteren Wortes zu pflegen, und siehe, alles erstickt im Geräusch der Musik; diese mag an sich noch so schön sein, es ist eine Tortur. Einmal habe ich einen armen Menschen auf dem Schaffot gesehen, der noch ein Wort ans Volk reden wollte; Trommelwirbel hat's übertäubt. Das Gleichnis ist schlecht und doch muß ich mich bei Tafelmusiken immer daran erinnern.

Also mit der Tafelmusik wären wir fertig. Nun die Tischreden.

nun die Toaste anderer. Sie sind wie entladen und entbunden, nun erst freuen sie sich harmlos des Festes. Ähnlich geht es den meisten, die reden wollen und doch nicht das Zeug dazu haben. Wäre ich ein Tischredner, der auf Erfolg ausgeht, ich würde nicht der erste, sondern der letzte an der Reihe sein wollen. Alle Geladenen würde ich vor mir sprechen lassen, damit sie dann meiner Rede nicht ungeduldig beiwohnen müssen, sondern, auf eigenen Lorbeeren ruhend, mir mein Zweiglein freundlich gönnen. Allerdings, wer in der Rednerreihe der letzte ist, dem wird das beste weggeredet, alle dankbaren Toaste sind gesprochen, alle möglichen Schlager verbraucht. Aber er hilft sich am besten dadurch, daß er einfach erklärt, seine Herren Vorredner hätten so erschöpfend und so glänzend gesprochen, daß ihm in dieser illustren Gesellschaft nichts mehr übrig bleibe, als dazu feierlichst Ja und Amen zu sagen und die Redner, die alle anderen leben ließen, selbst leben zu lassen. — Derlei läßt sich mit geringen Kosten sehr liebenswürdig vorbringen und der Erfolg ist sicher.

Nun gibt es zwar auch solche, die keinen den letzten sein lassen wollen, die nach jedem „letzten" aufstehen und immer wieder eine Rede halten. Sie halten humoristische Reden, da lachen die Zuhörer, aber oft des unfreiwilligen Humors wegen; sie halten sentimentale Reden, da stehen den Leuten die Tränen in den Augen vor Lachen, der Redner merkt nichts, er redet mit großem Pathos immer wieder den gleichen Stiefel, er ist entzückt über seinen Geist, über seines Wortes Gewalt — der Arme hat den Rederich. Nach Mitternacht, wenn der Saal sich leert, redet er noch immer.

Da erlebte ich einmal, wie nach fruchtlosen anderen Versuchen einer der mutigsten Festgäste es unternahm, einen solchen von heftigem Rederich befallenen Armen zu bändigen. Mit gefalteten Händen nahte er ihm: „Herr Doktor! Haben sie Erbarmen! Alles ist zu sehr schon erschüttert, von ihrer dämonischen Sprache hingerissen, das Gemüt kann's für die Länge nicht ertragen. Halten sie ein und schonen sie sich auch selbst!" Gröhlend vor Wonne fiel der Redner dem Bittsteller um den Hals und erhob dann neuerdings das Wort, bis alles, was noch da war, die Flucht ergriff. — Eine treffende Parodie auf solche Reden ist der in manchen ulkigen Kreisen beliebte Bierschwefel. Nur ist es manchem Bierschwefler schon begegnet, daß später bei ernsten Anlässen seine pathetische Rede zu hören war wie ein schlecht gelungener Bierschwefel.

Tischreden sind ohne feuchte Unterlage und sich daraus ergebendes alkoholisches Fluidum kaum denkbar. Und doch habe ich auch bei Tafeln der Temperenzler Reden gehört, die von echter Begeisterung durchdrungen waren, und in welchem Geist und Humor ein weit feineres Spiel trieb, als das unter dem Zeichen von Bier und Wein der Fall zu sein pflegt.

Eindruck der kritischen, oft schadenfrohen Anwesenden nicht plötzlich stecken zu bleiben, umzuwerfen. Wer des Gegenstandes sicher ist, der soll die Sache nur nicht komplizieren, er soll nicht allzuviel sagen wollen, nicht Zwischensätze machen, nicht abschweifen, auf Kosten des Leitgedankens nicht witzig sein wollen. Weiß er erst genau was, dann erst mag er sich kümmern um das wie. Denn schließlich gehört zum Gehalte auch eine gefällige Form, sowie ein feines, geschmackvolles Tischgedecke die Speisen und Getränke erst köstlich macht. Und doch bekommt es in den seltensten Fällen wohl, wenn eine Rede vorwegs gut stilisiert und aufgeschrieben wird. Da sieht der Redner während des Sprechens mit dem geistigen Auge immer nur die Zeilen, die Papierseiten vor sich, von denen er sein Pensum innerlich abliest, kann also nichts anderes schauen. Seine Seele ist gefesselt an ein Blatt Papier und die Hörer haben sofort den fatalen Eindruck von einer Reproduktion, während der Rede Kraft darin besteht, daß sie unmittelbar wie ein Naturquell aus der Seele springt.

Geistreiche Reden ohne Inhalt sind nicht deutsche Art; wer ein ganzer Mensch ist, der wird zu seinem Geiste auch die richtige Herzhaftigkeit finden, die dem Zuhörer die Pulse rascher schlagen macht, so daß er mit Wärme das Glas erheben kann auf das Wohl der Person oder auf das Gedeihen der Sache, der die Rede gegolten hat.

Es wird doch wohl nicht wahr sein, daß die Deutschen deshalb so gerne Trinksprüche halten, um immer neuen Anlaß zum Trinken zu haben. Ein Festmahl ist ein feierlicher Kultus der Freude. Es soll dabei in gehobener Stimmung etwas Bedeutendes gesagt werden, jemand in schöner Form geehrt werden. Wegen der lieben Eitelkeit derer, so sich gerne selber sprechen hören und in der nächsten Zeitungsnummer ihren Speech gedruckt lesen möchten, sind die Tischreden nicht erfunden worden.

Allerdings steht es bisweilen so, daß mancher nur deshalb sein Sprüchlein aufsagen will, um im Leben auch einmal zu einem „Bravo" zu kommen. Ich sitze bei der Tafel nicht gerne neben solchen Leuten, die einen Toast vorhaben. Sie plaudern nicht, sie hören nicht, sind oft völlig geistesabwesend. Sie knuspern an ihrer Semmel, kauen an ihrem Braten, nippen an ihrem Glase und knobeln an ihrem Toast. Sie müssen immer auf der Lauer sein, daß ihnen von der eingelernten Rede nicht irgendwie ein großartiger Gedanke entschlüpft, daß die Übergänge gefügt bleiben und daß sie vor allem gleich bei Beginn richtig einsetzen. Die Mahlzeit mundet ihnen gar nicht, stumpfsinnig und mißgünstig hören sie den vorhergehenden Reden zu, die ihnen viel zu lange und zu nichtssagend sind, sie sehnen und bangen nur dem Augenblicke entgegen, da sie selbst aufstehen und ihre Rede halten werden. — Ist diese endlich ohne besondere Unfälle vorbei, dann schmeckt's, dann sind sie aufgelegt zu allem und je nach dem Erfolge, den ihr Toast gehabt, bejubeln sie

Der meinige brummt über die viele Inseratengebühr, so oft man eine durch die Zeitung sucht. Er sagt, dreißig Gulden glängen nicht im Jahr. Ich sag's, wenn's nach so einem Mann ginge, hätte man jahrelang eine und dieselbe.

Ja warten Sie. Ein paar Jahre vielleicht, so lang eine noch jung ist. Wird sie älter oder ist sie schiech, dann sind die Männer die ersten, denen sie den Braten verbrennt oder die Stiefel nicht recht putzt. Ich sage das, Frau Nachbarin, sobald der Mann mit dem Dienstmädel zufrieden ist, tut man gut, sie wegzugeben.

Dann kommt in solchen Gesprächen die drastische Kennzeichnung der Fehler solcher Dienstboten. Es werden in lebhaftesten Farben gezeichnet der „Schmutzhammel“, die „Schnadern“, der „Trutzbock“, die „Lachtaube“, und der „Schimpfspatz“. Mit jeder kommt eine andere Unart ins Haus und ein anderer Ärger. Die eine hat Nachtmahlgeld, kocht aber für die Herrschaft so viel, daß reichlich übrig bleibt für sie und ihren Korporal. Des Stubenmädels wegen muß die Hausfrau sich ihre Kleider ändern lassen, weil es doch nicht angeht, mit den Dienstboten gleichen Schnitt zu haben.

Zuerst — die neuen Besen kehren alle gut. In wenigen Tagen schon hebt die Schlamperei an. Auf den Möbeln liegt Staub, daß man mit dem Finger darauf das Entlassungszeugnis schreiben könnte. Dann das Tratschen mit der Hausmeisterin, mit dem Briefträger, mit dem Zeitungsmann, überall Hochverrat gegen die Herrschaft. Dann die zerschlagenen Gläser, die Unzufriedenheit mit Kost und Bett, plötzlich sogar Streik, „heut' haben wir Ausgehtag!“ Die Köchin macht „Körbelgeld“. Wird ihr die versalzene Suppe ausgestellt, so versalzt sie nächstens auch das Gemüse. Bestellt die Frau für Mittag Rahmstrudel, so backt sie Pfannenkuchen; zum Strudel habe sie keine Zeit gehabt. Bis Mitternacht lesen sie Romane oder schreiben Liebesbriefe, am nächsten Morgen muß der Mann ohne Frühstück ins Amt, weil „der Milchmann nicht gekommen ist“; in Wahrheit, weil die Köchin verschlafen hat. Und rügt man, dann kündigt sie. „Ich krieg' Plätze genug!“ Natürlich Plätze genug, wenn überall der häufige Wechsel ist. Die Vermittlungsbureaux haben auch keine Ursache, Stabilität zu fördern; rascher Dienstbotenumsatz bedeutet für sie blühendes Geschäft. Es scheint, daß manchmal so etwas existiert, wie eine Dienstbotenbörse. Dort werden auch die Dienstplätze sortiert in gesuchte, mittelmäßige und schlechte. Es werden die Eigenschaften der Hausfrauen und Dienstherren, der Kinder und Hausfreunde erörtert, je nach Art der Berichterstatterin entstellt und übertrieben; es wird Buch geführt über „Geizkrägen“ und „Bisguren“ und manche Frau, die mehreren Dienstboten nicht angestanden, wird in Verschiß erklärt, so daß keine an den Platz will. Kommt heute eine gestern unter bestimmter

Es ist überhaupt ganz unnötig, daß eine Tischrede mit dem eben vorhandenen Getränke in Verbindung gebracht wird, daß man nach einer solchen immer die Gläser anstoßt und trinkt. Ruhig betrachtet ist diese Sitte eigentlich höchst lächerlich. Insofern aber recht zweckmäßig, als das Unerfreuliche, das in mancher Tischrede aufgetischt wird, mit Sekt am leichtesten weggeschwemmt werden kann.

Unsere Dienstboten.

In einem Sommerfrischorte fand sich täglich eine Anzahl Familien zusammen. Sie waren aus der gleichen Stadt und obschon sie sich in der Stadt — so nahe sie auch seit Jahren beisammen wohnten — bisher fremd geblieben, hier auf dem Lande kamen sie sich noch näher und wurden miteinander vertraut. Schnurgerade zu Liebesgeschichten könnte das führen, doch wollen wir nach dieser Seite hin diskret sein, um so aufmerksamer aber den Hausfrauen zuhören, um von ihnen etwas zu lernen. Sie sitzen am Waldrande und stricken oder sticken, sie sitzen beim Kaffee und stricken oder sticken und ergehen sich redegewandt über ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten und Sorgen. Besonders die Dienstboten, die geben einen unerschöpflichen Stoff für drastische Schilderungen, Klagen und Entrüstungen. Die Köchinnen, die Stubenmädchen! Das ist ein wahres Elend. Es ist schon bald so, daß die Frau ihre Magd bedienen soll und sie stets mit aller Ehrerbietigkeit behandeln, oder selbige „geht in vierzehn Tagen“.

Das könnte mir einfallen. Wenn mir eine sagt, in vierzehn Tagen gehe sie, so sage ich: Meine Liebe, dann gehen Sie gleich heute noch!

Das wollte ich auch. Aber wissen Sie, Frau Schuster, was mir da einmal eine gesagt hat? Gnädige Frau, Sie können mich nicht gleich so fortschicken. Wir Dienstboten sind nach dem Gesetz verpflichtet, wenn's verlangt wird, nach der Kündigung noch vierzehn Tage zu bleiben und die Parteien dürfen uns vor dieser Zeit nicht fortschicken, wenn wir nicht damit einverstanden sind.

Sehen Sie! Eine solche Frechheit!

Ich habe gemeint, ich muß ihr eine ins Gesicht geben. Aber das will wieder mein Mann nicht.

Ach, diese Männer halten es immer mit den Dienstmädeln!

Das möchte ich bei dem meinen zwar nicht behaupten. Aber — unter uns — um die fünf Gulden tut's ihm leid, die er allemal zahlen muß, so oft mir bei einem Dienstboten die Hand auskommt.

Familie gehörend, die Sache der Familie zur seinen machend, aber nicht in dem Sinne, wie es die modernen Dienstleute manchmal halten. Ein wahrer Segen, so eine alte verläßliche Person für das ganze Haus, während die jetzigen dienstbaren Geister manchmal nicht bloß den Wohlstand des Hauses gefährden, sondern die Herrschaft mitsamt ihren Kindern demoralisieren, allerdings, nachdem sie eben auch von Herrschaften demoralisiert worden sind.

All derlei, und vieles, vieles andere noch wird besprochen von den Frauen auf der Sommerfrische und nicht genug loben können sie die Sorglosigkeit dieser Wochen, da sie einmal ohne Dienstbotenmisere in der Pension leben und sorglos an der Wirtstafel speisen können. In manchem übertreiben die Damen, oder schneiden Dinge in das Kerbholz der Dienstboten, woran sie selber schuld sind. Aber in sehr vielem haben sie recht. Unsere gegenwärtigen Dienstbotenverhältnisse sind für die Länge ganz und gar unmöglich.

Nun setzt sich ein alter Herr zu den kritischen Damen, hört ihnen lange zu. Er ist einer der wenigen Männer, die sich nicht lustig machen über die Dienstbotengespräche der Frauen, die vielmehr diese Sache für eine hochwichtige halten, aber sich nicht mit dem Besprechen und Klagen allein zufrieden geben mögen.

Meine Damen, sagte er, ich an Ihrer Stelle wäre nicht imstande, eine so unwürdige Abhängigkeit von solchen Leuten zu ertragen.

Mein, was kann man machen? Was würden Sie tun, Doktor?

Streiken, meine Damen. Gegen die Dienstboten streiken. Wieso? Einfach, indem ich keinen Dienst vergebe. Ich würde im äußersten Notfalle meine eigene Köchin und mein eigenes Stubenmädchen sein. Wenigstens würde ich mich auf diese Möglichkeit einrichten und auch meine Töchter dazu abrichten. Sie müßten alle häuslichen Arbeiten selbst machen können.

Lieber Gott, in gewissen gesellschaftlichen Stellungen geht das einfach nicht.

Was heißt das, es geht nicht? Ist der Hände Arbeit zum Wohle des Hauses entehrender, als Sklave solcher Dienerschaft zu sein? Wer wirklich und ganz Herr sein will, der muß sein eigener Diener sein können.

Wäre ich doch begierig, Herr Doktor, ob auch Sie sich selbst bedienen würden.

Aufzuwarten, meine Damen, ich bediene mich immer selbst. Ich mache mir das Bett, ich stelle das Zimmer in Ordnung, ich reinige mir die Kleider. Ich bin sozusagen ein freier Mann und wenn ich aus meiner Wohnung trete, kann ich hinter mir zuschließen.

Ja, gesagt ist das schön, doch in einer größeren Familie es ausführen? Wir Hausfrauen müssen praktisch vorgehen.

Zusage aufgenommene Magd und erklärt, sie habe sich's überlegt, sie werde doch nicht eintreten. — Ja und warum nicht? Nun, eben so. Sie wolle es nicht sagen, warum. — Über manche Hausfrau gibt es Lügengewebe, die durch die ganze Dienstbotenwelt der Stadt ausgebreitet zu sein scheinen, ohne daß es gelingt, die Urheberin zu fassen. Geht man den Fäden nach, so zerläuft alles zwischen den Fingern — und doch wirkt die unfaßbare Nachrede fort und zersetzt den guten Ruf eines Hauses. Schon mit Vorurteil und Abneigung kommt die Magd ins Haus, „ein paar Wochen werden mich nicht umbringen." Oder sie kann sich noch früher krank melden. Dann fühlt sich manche Familie in ihrem Hause von Feinden umgeben und der Dienstbote hinwiederum kommt sich vor, wie ein gefangener Spion in der Festung des Feindes, trachtet alles im Hause nur für sich und seinen Vorteil auszunützen. Das Wohl der Herrschaft ist ihm absolut gleichgiltig, daß heißt, wenn er nicht boshaft ist.

Dazu muß man diesen — Persönlichkeiten noch gute Zeugnisse ausstellen, wenn sie den Dienst verlassen. Jeder Zotte muß man „treu und ehrlich" hineinschreiben. Ja, das können sie verlangen nach dem Gesetz, auch die diebischen. Stiehlt eine positiv, so kann man sie anzeigen, wenn nicht, so muß ins Zeugnis „treu und ehrlich" kommen.

O, sie wissen sich auch bei schlechten Zeugnissen zu helfen. Ihr Büchel haben sie verloren, oder noch nicht ausgefolgt bekommen. Einmal versicherte mich auf meine Frage ein aufgenommenes Stubenmädchen, daß sie drei Jahre lang auf einem und demselben Platz gewesen sei. Nun, das ist schon was, drei Jahre lang auf einem Platz! Daß sie so lange im Zuchthause gesessen, habe ich erst später erfahren.

Wenn es auch nicht immer so arg ist, so kommt es doch auch selten vor, daß man einen Dienstboten heutzutage zur Zufriedenheit ein paar Jahre lang hat. Auch der Bescheidenen und Gutmütigen kommt plötzlich der Rappel, sie wolle sich einmal „verändern".

Eine ländliche Weiblichkeit — besonders die deutsche — geht doch nicht in die Stadt, um dort wieder zu dienen, wieder der „Fußhadern" anderer zu sein, sondern um frei zu werden, wo möglich einen Dienstmann oder einen Hausmeister, wenn nicht gar einen Geschäftsmann zu ergattern und so ein bißchen Stadtfrau zu werden. Dazu heißt's natürlich viel in den Häusern herumzukommen, verschiedene Leute und Verhältnisse kennen zu lernen. Das Dienen ist einer solchen Magd nicht Berufs- noch weniger Herzenssache, sondern ein notwendiges Übel. Und nichts demoralisiert einen Menschen mehr, als eine erzwungene Stellung innehalten zu müssen, anderer Wohlhabenheit und Genußleben zu sehen, daran mitwirken zu sollen, ohne selbst davon etwas zu haben. Selten noch findet man in der Stadt einen Dienstboten nach altem Schlag, treu und fleißig, Arbeit, Freud und Leid mit der Familie teilend, zur

schweigend ertragen, habe teilnehmend und oft nur allzuvertraulich über ihre persönlichen Angelegenheiten geplaudert und es herzlich mit ihnen gemeint. Es taugt nicht. Gerade solche haben plötzlich gekündigt ohne Angabe des Grundes. Es sind halt doch Dienstseelen, trotz ihrer Aufgeblasenheit und Obenhinausgier, es sind Dienerseelen und da hilft alles nichts. Die Fuchtel wollen sie zwar nicht fühlen, aber pfeifen hören müssen sie sie, sonst verlieren sie die Dressur oder werden mager.

Ich habe derlei oft gehört, meine verehrten Damen, aber ich glaube es nicht. Ernst und Strenge muß ja freilich sein, um die häusliche Ordnung aufrecht zu halten, aber das schließt Güte gegen die Person nicht aus. Wenigstens dürfen Dienstboten nie das Gefühl haben, als geschehe ihnen Unrecht. Erlittenes Unrecht macht sogleich kopfscheu. Ich habe in meinem langen Leben durch Zank, Grobheit und Gewaltsamkeit nichts, aber schon gar nichts Gutes vollführt. Was ich ausgerichtet, besonders bei Untergebenen und Dienstvolk, das geschah durch Wohlwollen und Güte.

Ei ja, es ist nicht dasselbe, ob eine Frau mit dem Dienstmädchen gütig verkehrt, oder ob das ein Herr tut —

Ah, meine Gnädige! lachte der alte Herr, wenn Sie das Kapitel auf diese Seite hinüberspielen wollen, dann muß ich annehmen, daß Sie sich in der Sache selbst geschlagen fühlen. Es ist am besten, Sie geben es offen zu. Gestehen Sie im Namen vieler Ihrer Berufsgenossinnen nur ein, daß das Benehmen der gesellschaftlich weit überlegenen, bevorzugten Hausfrau zu ihrem Dienstmädchen sehr oft ein ganz verfehltes ist und daß Güte und gleichmäßiges Wohlwollen in den allermeisten Fällen eine gute Wirkung hat, indem sie die Zuneigung weckt, die Leistungsfähigkeit stärkt, die Treue nährt. Man braucht sich mit der Dienerschaft ja nicht in Zutraulichkeit einzulassen, das ist den Leuten schon instinktiv unheimlich; auch haben sie zumeist lieber den kurzgemessenen, strengen Befehl, als das unentschlossene, weichmütige Herumreden — aber all das schließt die Güte, die Sorge für das Wohl des Dienstboten nicht aus. Das Wohlwollen erweckt Gegenneigung. Und ein solches Band gegenseitigen Wohlwollens und Vertrauens muß geschlossen werden zwischen Herrschaft und Dienstboten, wenn die warme friedliche Heimlichkeit wieder zurückkehren soll ins deutsche Haus.

Ich wiederhole: Sollte das nicht mehr möglich sein, sollten auch Frau und Töchter zu „gut“ sein, die häuslichen Arbeiten zu besorgen, so sehe ich kein anderes Mittel, als das Haus in seiner bisherigen Form mit dem „eigenen Herde“ aufzulösen und sich mit anderen Familien zu einem gemeinsamen Herde zu vereinigen.

Mich dünkt, ich sehe es kommen.

Wollt ihr das? Dann wüßte ich noch einen Ausweg. Eine Anzahl von Familien soll sich vereinigen zu einer Art von Pension. Wenn alle Familien eines großen Hauses oder einer Gasse ihre gemeinsame Küche hätten, die Köchinnenfrage wäre zum großen Teile gelöst. Ein gemeinsamer Speisesaal, oder man läßt sich durch gemeinsame Dienerschaft die Speisen in die Wohnung bringen. Statt Mägde Burschen, statt Köchinnen Köche. — Ja ja, Einwendungen genug dagegen, ich weiß es. Raisonnieren kommt ja bei allen Neuerungsprojekten vor dem Probieren. Ich meine nur, daß gemeinsame Bedürfnisse auch gemeinsam besorgt werden könnten und sollten. Wozu braucht eine Familie von drei bis vier Köpfen ihre eigene Küche mit allem Zugehör; die Nachbarsparteien sind in demselben Fall. Warum nicht zusammenhalten? Eine Küche mit etwa dreiköpfigem Küchenpersonal versorgt, rationell betrieben, mit Leichtigkeit acht bis zehn Familien, vielleicht auch mehr. Selbst Aufräumpersonen könnten für mehrere Familien gemeinsam sein.

Ach, liebster Doktor, das ist ja ganz sozialdemokratisch!

Egal, wie man's nennt, es wird kommen. Die Vorschläge dafür werden immer zahlreicher, die Witze dagegen werden immer schlechter und endlich wird es eingeführt sein, verlassen Sie sich drauf. Gemeinsamer Haushalt. Denken Sie bloß einmal darüber nach, meine Damen. Es ist durchaus nicht so schlimm kasernenmäßig, wie es anfangs scheinen mag, jede Familie kann immerhin noch ihren individuellen Neigungen und Gewohnheiten nachkommen; selbst unter der Gemeinsamkeit im Ganzen wird sich das recht gut machen lassen.

Köche statt Köchinnen, Diener statt Stubenmädchen, das gefiele mir schon. Aber, was soll denn nachher mit den vielen Dienstmädchen geschehen.

Ja — das ist ihre Sache. Vielleicht werden sie dann ein wenig vernünftiger und man kann auf Umwegen zu dem älteren Systeme zurückkehren, daß das Verhältnis zwischen Herrschaften und Dienerschaft wieder ein mehr beständiges, ein herzlicheres und patriarchalisches werde. Das Beste wäre es. Aber dann allerdings — um Entschuldigung — müßten auch die Hausfrauen anders werden. Weniger Hochmut, mehr Freundlichkeit und Liebe.

Liebe! Ich lache auf. Freundlichkeit. Sie kennen unsere Dienstboten nicht, Herr. Freundlichkeit und Liebe ertragen sie nicht. Ist es nicht wahr, Frau Nachbarin?

Ganz buchstäblich. Die allermeisten unserer Hausdragoner sind nur zu dirigieren, wenn man sie kurz und barsch behandelt. Ich glaube, sie fühlen sich anders gar nicht wohl. Ich habe es oft versucht mit Güte, habe mit ihnen gemütlich über häusliche Arbeiten beratschlagt, habe ihre Fehler und Verkehrtheiten mit aller Freundlichkeit bemerkt oder gar

Ich halte Heerschau über ungezählte Bäume und Bäumchen, über Farren und Gräser. Im grünen Teppich mir zu Füßen glänzen rubinrote Zyklamen und tiefblaue Genzianenglocken schlagen lautlos aneinander.

Es ist sommerliche Feierstunde und die Sänger der beschwingten Hofkapelle haben Urlaub, um ihren Vaterpflichten genügen zu können. Aber einer von ihnen — ein freier, unbeweibter Waldvogel — sitzt vor mir im Gezweige und singt. Es ist ein heimlicher, leiser Jubel in seinem Lied — ein verspätetes Locken, vielleicht auch ein Jauchzen über seine herrliche Poeteneinsamkeit. Ich, die Königin, verstehe ihn und lächle.

Dann verstummt der Vogel und ein sehnender Rehruf wird laut. Auch ihn verstehe ich und ich erhebe mich von dem grünen Thronsessel und schreite tiefer in die Einsamkeit, in das tiefste, allertiefste Heiligtum des Waldes hinein, wo das Wild sich auslebt und aus dem bräunlichen Dickicht mit girrendem Schrei die Wildtaube aufflattert.

Immer höher steig' ich empor, der feuchte Waldboden wird pelziger, blumendurchwirkter Almboden — es sind die schwellenden Perser, die sich der Königin zu Füßen breiten. Dort und da locken Mooskissen auf schimmerndem Gestein zur Rast, leuchtend schieben sich die Felswände, reiserbekränzt, zur festlichen Halle aneinander und der blaue Himmel überwölbt sie wie ein seidenes Zeltdach.

Und weil ich hier Königin bin, so muß ich mich auch schmücken, wie's einer Königin geziemt. Ich löse hellgrünes Hexenkraut vom Boden und schlinge mir die duftigen Ranken als Boa um den Hals, lasse sie niederrieseln an meinem weißen Kleide. Die brennenden Goldsterne der Arnika steck' ich mir ins dunkle Haar und den Zweig einer Edeltanne schwing' ich als Szepter in meiner rechten Hand.

So schreit' ich dahin durch die große, weltferne Einsamkeit, von tausend lautlosen Träumen geleitet — eine Königin, ein altes Kind, eine schwelgende Poetenseele!

Aber mein Trostland hat auch andere Freuden für mich, als das Wandern und Sinnen in heiligen Waldesgründen.

Meine besten Freunde habe ich dort — zweibeinige und vierbeinige. In allen Bauernhütten, in allen Ställen bin ich daheim. Die Kinder laufen mir zu und grüßen mich mit lachenden Kirschenaugen, die alten launigen Mandeln erzählen mir ihre Schnurren, die Runzelhände der gebückten alten Weiblein strecken sich mir entgegen, wenn ich vorbeikomme.

Lustige Jägerbursche lassen ihr schönstes Latein an mir aus, die Zitherschlager singen mir ihre keckften Lieder vor und mit den Fuhrleuten halte ich eingehend Zwiesprache über ihre Pferde.

Zuweilen sitz' ich am Ufer des kleinen Flusses, der in übermütigem Schäumen seine Wellen wirft und sehe den glatten Forellen zu, die

Trostland.

Von **Sophie von Khuenberg.**

Jeder Mensch hat sein Trostland. In das flüchtet er sich, wenn's ihm im Leben eng und quälend wird. Dort wirft er sein Bündel Sorge ab und läßt den Frieden einziehen in sein Herz.

Es gibt mancherlei Trostland. Für den einen ist es die Arbeit, für andere die Kunst, das Gebet, die Liebe; für die meisten Menschen ist es die freie Natur, für einzelne Geselligkeit und Sport.

Aber das meine ich heute nicht eigentlich. Ich meine einen wirklichen Fleck Erde, auf dem uns wohl wird. Auch da hat jeder sein besonderes Trostland, wo er am liebsten sich von dem Staub der Großstadt und von dem schlimmeren Staub des Weltlebens reinigt.

Für so viele ist es nur Tirol, für andere Italien und die Schweiz, für eine Menge Menschen ist dies Land — die See. Es gibt aber auch solche, denen ein stilles Blumengärtlein an ihrem Hause genügt und hie und da mag sogar einer vorkommen, dem das sommerliche Bummeln in den menschenleeren Straßen, oder ein einsamer Fensterplatz in einem kühlen Café den ersehnten Trost bedeutet.

Auch ich habe mein Trostland. Das liegt irgendwo in den steirischen Bergen, in einem Seitental, das fast ein Graben ist. Dort finde ich alles, was meinen Geist in ruhevolle Klarheit wiegt, alles, was mein Herz frei macht von einengenden Fesseln.

Nach den Begriffen moderner Kulturmenschen ist es ein langweiliges Nest. Für mich ist es ein Königreich.

Seine Schönheit ist groß und wenn ich schildern wollte, wie sie mich zuweilen machtvoll ergreift, so müßt' ich mir einen Lärchenbaum zur Feder schneiden und sie eintauchen in den schimmernden grünen Fluß, der mein Trostland durchrauscht. Und ein weites, helles Blatt müßt' ich haben, unermeßlich wie der leuchtende Himmel, und auf dies Blatt müßt' ich einen der felsigen Bergriesen legen, damit es nicht hinweggeweht werde vom Atem der Zeit.

Ja, mein Trostland ist groß und unvergleichlich. Vielleicht sehen das nur *meine* Augen, ich weiß es nicht; aber eines weiß ich — mit so tiefer Zärtlichkeit haben noch keines Menschen Augen in dies Königreich geblickt. Darum bin ich hier Königin.

Ich sitze auf dem hundertjährigen Baumstrunk einer Riesenbuche. Das ist ein Thron, wie kein Herrscher der Welt ihn je besaß. Mit dicken samtenen Moospolstern bedeckt, eine Lehne aus verschnörkeltem Wurzelgeflecht, schimmernde Heidelbeeren als Zierat ringsum. Stolze Fichten stehen als Wächter um meinen Thron und neigen sich leicht im Frühwind.

wandelt der Scheune zu. Wie wandelnde Glocken sehen sie aus — es ist ein lustig Märchenschauspiel, wie sie so dahintorkeln hintereinander und nur ab und zu entschleiern ein Paar derbe Bauernstiefel, die unten sichtbar werden, den wundersamen Vorgang.

Eine tiefe Sonnenstille ist um mich her; nur vom Fluß herauf und vom Waldbach, der ihm zuschäumt, ein melodisch Plätschern und Rauschen. Ich dehne mich wohlig und denke einen Augenblick darüber nach, ob mein Trostland nicht vor Urzeiten das Paradies gewesen sei.

Fast überkommt mich ein leises, weiches Evagefühl anschmiegender Liebe und ganz deutlich seh' ich die Versucherschlange der Sehnsucht auf mich zuzüngeln. Aber ich bin einsam im Paradies und so hat's keine Gefahr.

Sonntags, im alten Kirchlein, da hab' ich Zeit genug, mir das bißchen Sehnsucht von der Seele zu beten, denn der gute Herr Pfarrer ist ein gründlicher Mann und die Messe dauert nicht eben kurz. Ich sitze im vordersten Kirchenstuhl, der greisen Pfarrersmutter gegenüber, die mit ihren achtundneunzig Jahren an Wochentagen Kartoffel jätet und an Sonntagen weder Messe noch Predigt versäumt. „'s ischt halt besser, wenn eins nit müßig ischt!“ sagt sie als alte Tirolerin.

Von meinem Platze aus seh' ich die ganze kleine Gemeinde, den lustigen, alten Urban mit der Hornbrille, die stattliche, resche Latscherbäuerin, die Schuster-Resel mit den Enzianaugen, die flachshaarige Kunigund vom Wiesenbauer, alle, alle!

Auch mein kleiner Freund Sepp ist da und blinzelt zu mir herauf, denn wir sind gute Kameraden. Seines Vaters Häuschen steht am Ende eines engen Dorfgäßleins, das ich scherzweise „Boulevard de Schmierage“ nenne, und zuweilen gehen wir miteinander auf Schwammerlsuche, essen uns dabei an Schwarzbeeren krank und führen ernsthafte Zukunftsgespräche, denn der kleine Sepp ist ein „Kreuzköpfl“ und will studieren.

Und noch etwas seh' ich von meinem Platze aus. Ich sehe die schlichte, fast überschlichte Ausstattung des lieben, alten Kirchleins — den Teppich, der nicht da ist, die metallenen Leuchter, die Silber sein sollten, die verblaßten violetten Kissen auf dem Altar. Es ist so gar nichts hier zu sehen von den reichen Gütern der Kirche und es schmerzt mich einen Augenblick, daß ich solch eine arme Königin bin, sonst würde ich ihnen ihr Kirchlein schmücken — denn auch kunstfremde Bauernaugen wollen zuweilen in eine bescheidene Welt des Glanzes spähen . . .

Die Messe ist zu Ende, aber der unermüdliche alte Pfarrer kniet nochmals an den hölzernen Stufen nieder und verrichtet ein litaneiartiges Gebet.

regungslos rasten auf dem kühlen Grunde. Oder ich plaudre mit dem Steinklopfer Sepp, der Tag für Tag auf dem kleinen, schimmernden Strand seinen Hammer schwingt, die glattgeschwemmten Steine sortiert und den schönen feuchten Sand durchsiebt.

Der Sepp hat nur einen Arm, der zweite endigt in halber Länge in einem kläglichen, mit Fetzen umhüllten Stumpf. Trotzdem ist er „behördlich empfohlener Bergführer“ und wer sich ihm anvertraut, ist gut behütet und gestützt.

Vom Sepp weg geh' ich die Straße entlang, wo die Kühe und Kalben weiden. Ich setze mich auf den niedern Zaun und rede mit ihnen. Sie kommen zutraulich herbei und ich streichle sie. Wenn ich just in der Stimmung bin, deklamiere ich ihnen auch was vor. Die meisten legen kein großes Gewicht auf diesen Kunstgenuß und wenden sich ab, den nährenden Kräutern zu. Eine oder die andere aber bleibt stehen, hebt den Kopf, lauscht zu mir herüber mit großen Augen und neugierig zuckenden Ohren — ganz wie das liebe Publikum es macht, dessen Mehrheit immer gleichgiltig bleibt, während einige wenige sich gefesselt fühlen . . .

An den leuchtenden Blumengärtlein des Pfarrhauses und Schulhauses geh' ich langsam vorbei, genieße die Symphonie dieser bunten Farben, dieses wohlgepflegte Durcheinander von tiefrotem Mohn, Rittersporn, Georginen, Astern und Rosen, dazwischen das mildernde Halbweiß des Blumenschleiers, die Stachelbeerstauden mit den blaßrosa Früchten, hochragende Sonnenblumen und dahinter die vegetarische Anlage des Gärtleins, — hellgrüner Salat, riesenhafte Kohlköpfe und weitausladende Rübenfamilien.

Das glänzt und glüht alles im Mittagsscheine des prangenden Septembertages. Ich schreite hinüber auf das angrenzende Feld, lege mich hin und schaue zum Himmel auf, der von Milliarden silberner Punkte durchflimmert ist.

Ein Zug Schwalben sammelt sich um den weißen Kirchturm. Er ist schwarz von ihren schlagenden Flügeln. Einige spätgeborene Schwalbenkinder sind noch unfähig, mitzuhalten. Die Eltern umflattern sie angstvoll und eine Schar von weltweisen Schwalbentanten gibt laut zwitschernd ihre erziehlichen Ratschläge.

Von der Kleewiese herüber kommt ein herber, süßer Honigduft geweht und die klugen Bienen kommen aus dem Pfarrgarten geflogen und summen über mich hinweg, den lockenden Blumen der Wiese zu.

Die „Kornmandln“ stehen goldig in Reih' und Glied; wohl nicht mehr lange, denn die Tage sind heiß und alle Dorfhände damit beschäftigt, die Ernte einzuführen. Plötzlich kommt Leben in die goldenen Reihen. Ein „Mandl“ nach dem andern beginnt sich zu regen und

dort behaglich ihr Krügel Bier leeren und noch immer zurechtkommen, um ihr „Einsteigen!“ hinauszuschmettern.

Ja, mein Trostland ist ein Land der Beschaulichkeit und der Ruhe. Und rast auch zuweilen (damit man nicht völlig auf Wahn und Ärger der Welt vergesse!) eine Jammerkiste, „Automobil“ genannt, verpestend und störend durch den goldenen Frieden — so ist's doch nur eine häßliche Brummfliege inmitten leuchtender Blumen. Eins, zwei ist sie fort und die heilige Landschaft blüht unbeirrt weiter . . .

Das Schönste im Trostland ist der Abend, wenn ich mich fortschleiche von Mensch und Tier, einsam auf der Brücke stehe, hinabblicke in das schäumende, blinkende Wasser und hinaufspähe zu den ewigen Sternen, die nirgends sonst so machtvoll leuchten, wie hier. Über den Bergriesen ein rötlicher, verdämmernder Schein, in der feuchtfrischen Luft eine gesunde Kraft und Würze. Und eine Stille ringsum, die alle irdischen Wünsche schlaftrunken macht, alle Himmelsträume wundersam auslöst . . .

Nun möchtet Ihr wohl gerne wissen, wo mein Trostland liegt und wie es heißt mit seinem wirklichen Namen? Aber das ist mein Geheimnis. Denn wenn Ihr es wüßtet — dann kommt Ihr vielleicht mit Putz und Komfort den heiligen Frieden zu verscheuchen — und dann gäb' es kein Trostland mehr für die arme Königin, die seiner bedarf!

A Liabsgschicht.

In oberösterreichischer Mundart von **Hans Mittendorfer.**

Dort beim Bergerl.

Dort beim Bergerl steht a Häuserl
Ganz vasteckt in lauta Bam;
Auf an Astl singt a Zeiserl
Hoamli, hoamli, herst as kam.
Und i schleich mi hin zum Hügerl,
Zuwi zu die Äpfelbam.
Aba 's Zeiserl hebt scha d' Flügerl —
Wanns na, wanns na wieder kam!

Dort beim Bergerl fliaßt a Bründerl,
Windt sie hoamli duri 's Tal
Und ön Staudnan rauscht a Winderl,
Singt so schön a Nachtigall.
Mecht mi schia zum Bründl blanga
Wan i abasteig ins Tal —
I laß 's bleibn vor lauta Banga,
I vatreibat d' Nachtigall.

An Engerl.

An Engerl is gschloffn
Wie d' Vögerl aus'n Oarn,
Hat d' Ostern grad troffn
Und a Dirndl is 's woarn.

Zwoa Fuaßerl zum hupfn
Und d' Flügerl zum fliagn?
Wohl drin nu im Schupfn,
In da goldaran Wiagn.

Blauäugerl zum Lachn,
Schier 's Woan nu nöt gwehnt;
Solang dö zwa wachn
Geht da Maitag nöt z' End.

Zwoa Handerl zum Trucken
Und 's Herzerl hoaß gnua —
Und 's Glück baut die Brucken
Davon und dazua.

Zwoa Feua.

Da stehngan zwoa so still beinand
Und warm und fest liegt Hand in Hand;
Im Herzen d' Liab, am Himmel d' Sunn,
Zwoa Feua sans, dö löscht koa Brunn.

Wann d' Sunn valöschat, wurdats bald
Stockfinstre Nacht und eisi kalt;
Koan Frühling gabs, koa Vogerl sang
Und alle Lust, alls Leben vagang.

„Vor Hagel und Ungewitter
Bewahre uns, o Herr,
Vor Sturm und bösen Blitzen
Bewahre uns, o Herr.“

Die kleine Gemeinde betet mit. Ein monotones Heben und Senken der Stimmen. Die kleinen Chorknaben, deren genagelte Schuhe unter dem roten Hemd hervorsehen, unterdrücken mühsam ein aufsteigendes Gähnen, denn die Hungerstunde naht. Ein leises Rücken und Räuspern der Unruhe geht durch die Reihen.

Da geschieht etwas Merkwürdiges. Durch die offene Kirchentür kommt des Herrn Pfarrers schwarzer Pudel Nero gelaufen. Gesittet, als wüßt' er, daß hier kein Bellen und Springen erlaubt sei, durchkreuzt er das kleine Schiff der Kirche, kommt bis dicht an den Altar und stupft seinen Herrn mahnend mit der feuchten Schnauze, als wollt' er sagen: „Komm' doch, 's ist Zeit zum Essen!“ Dann tritt er wedelnd, im Vollgefühl seiner Wichtigkeit, den Rückweg an.

Ein paar Kinder kichern leise, ein paar ungeduldige Beter werfen dem Pudel einen dankbaren Blick zu — es ist eine Idylle, wie sie lieblicher und launiger nicht gedacht werden kann . . .

Nachmittags geht's mit unserem ländlichen „Traber“, der vor ein vorsintflutliches Steirerwagl gespannt ist, irgendwo die Straße entlang in einen Seitengraben hinein, wo getafelt wird unter freiem Himmel.

Ich hab' ein Häuflein Jugend mit — das ist ein Lachen und Scherzen ohne Ende. Wir sind Kutscher, Pferdeknecht, stolze Insassen alles in einem.

Über die merklichen Schäden der Staatskutsche ist ein roter Kotzen gebreitet, der leuchtet wie Purpur in der Sonne; das Bräundl fühlt sich förmlich und macht bei jedem leisen Peitschenknall einen intensiven Ruck, der mit lautem Jubel begrüßt wird. Bergan wird ausgestiegen und mit vereinten Kräften tierfreundlich nachgeschoben, dafür wird dann sausend durch die Dorfgasse gefahren, wie sich's gebührt, wenn eine Königin im Wagen sitzt . . .

Übrigens hat mein Trostland sogar seine Eisenbahn. Freilich ist es ein recht zahmer, behaglicher Blitzzug, der da ein paarmal des Tages pustend und pfeifend seine Ladung an Holz, Touristen, Bauern und Sommerfrischlern hin und her befördert. Er hat eine gewisse Ähnlichkeit mit den Sekundärzügen der „Fliegenden Blätter“ und wenn's einen Abschied gibt, so kann man die Fortfahrenden bequem ein Stück Weges begleiten, noch einmal aufs Trittbrett sich schwingen und ein entflogenes Winktüchlein zurückerstatten.

Auch ist es lustig zu sehen, wie der Zugsführer und die beiden Kondukteure in aller Gemütsruhe das nächstgelegene Gasthaus aufsuchen,

Zwoaloa Frucht.

Wer d' Kerschn gern ißt,
Der steigt aufi ön Bam,
Laßt si d' Müh nöt vadriaßn,
Denn aba fallns kam.

Sunst fressens eahm d' Wessn,
Sunst stiehlt eahms da Spatz —
Und so is's mit an Kerschbam
Und a mit an Schatz.

Wer d' Bussln gern mag,
Muaß si's a-zbrocka trau;
Ob gstohln oda gfundn,
Koa Katz schreit Miau.

Koa Katz schreit Miau
Und koa Haushund vameldts
Und koa Hahn kraht darnach
Und koa Dirndl vazählts.

Wanns d' Kerschn brockst a,
Steht der Bam lari da;
Bei an Dirndl dö Bussln,
Wia gschwind wachsns nah!

Sö wachsn so gschwind
Als wia d' Bleamal im Moa;
Und geht grad da recht Wind,
Blüahn da neuni für zwoa.

A Sünd.

Wann wer in sein Unglück
Schnurgrad und stockblind
Rennt drein, und ma warnt nöt
Begeht ma a Sünd.

Wann oana sein Glück,
Das viel gsuacht, amal findt
Und ma hilft eahms nöt fanga,
Begeht ma a Sünd.

Und wann ma an Schatz hat
Und heirat nöt gschwind,
Fein lusti, fein ledi,
Begeht ma a Sünd.

Willst a Liadl hern.

Willst a Liadl hern?
Du, i sing dar oans:
Siagst da drobn die Stern,
Leuchtn, leuchtn toans.

Willst a Liadl hern?
Du, da Fasching kimmt;
Wird zum Tanzn wern,
Is schon d'Zithern gstimmt.

Willst a Liadl hern,
Dirndl, heut von mir?
Schau, i han di gern,
Laß mi ein zu dir!

Hast mei Liadl ghert? —
Mach mar auf gschwind, geh,
Eh's ma d'Zehan gfrert
Da heraußt im Schnee!

Dort drobn auf'n Berg.

Dort drobn auf'n Berg
Steht a kloans, a kloans Haus
Und a wundaliabs Dirndl
Geht dort ein und aus.

Sie singt wiar a Zeiserl,
Springt um wiar a Reh;
Und i schau zu dem Häuserl
Z'tags oftmals in d'Heh.

Und üba dem Häuserl,
Da leucht jede Nacht
Da Liabsstern uns zwoan
Voll Schenheit und Pracht.

D' Steigerl.

Da Stock und da Stoa
Stehn an iada alloa;
Aba fahri, i kimm
Üba Stock, üba Stoa.

Und gehn i auf d'Nacht,
Wanns a Schneewerl hat gmacht,
In da Früah kennst mein Weg
Üba Stiegl und Steg.

Hoamli aus, hoamli ein
Uba Grabn, üba Zäun;
Mei Steigerl is kloa,
Finds auf d'Nacht i alloa.

Aba hoam wann i geh
In dem frischgfallna Schnee,
Gengan Steigerl daher
Üba kreuz, üba quer.

Alles schlaft. Koani Stern,
Koa Liacht, koa Latern.
Und d'Steig bei da Nacht?
Hau, da Teufl hat's gmacht!

Wann ausglöscht wurd im Herzen d'Liab,
Da schauat's trauri aus und trüab;
Koa Jauchza klingat hell im Gwänd.
Da hätt erst Luft und Leben an End.

Doch Gott sei Dank, uns wird nöt bang;
Bis alls vageht, so lang besteht
Im Herzen d' Liab, am Himmel d' Sunn,
Zwoa Feua sans, dö löscht koa Brunn.

Da Habi.

D' Liab is a Habi,
A Vogerl is 's Herz;
Und gach schiaßt er abi,
Er hat's schon, eahm gherts.

Dö Krallna, dö schlagt a
Tiaf ein, so weit 's geht
Und 's Vogerl, dös tragt a,
Wohin er's gern hätt.

Moant 's Dirndl, dös sauba,
Das stimt nit ba mir —
Und da Habi, der Rauba,
Steht grad obar ihr!

A Früahlingsab'nd.

A schena Abend is gwön im Moa.
An ötla Stern habn gfeangatzt grad,
Daweil — mir stehn beinand, mir zwoa —
Der Mondschein füra bleangatzt hat.

I han di zu mir zuwa druckt,
Hon gmoant, i laß di nimma aus,
Han tiaf in deine Äugerl guckt —
Es leucht a hella Schimma draus.

Es is, als wann a brunn, da Wald,
So rot, so schen, so herrli gwön.
Und unsa Liab is damals halt
Im Aufgehn und gar gfährli gwön.

„Mei Leben," hast hoamli gsagt, „dein gherts!"
Vom Himmel is a Sterndl gfalln. —
Is wiedar in a Menschenherz
Für d'Liab a Samenkerndl gfalln?

Auf da Sunnseit.

Grad af da Sunnseit blüaht,
Dirndl, dei heiters Gmüat;
Hüat da den Platz!
Gib auf koan Schattn acht,
Schau nöt gegen Mitternacht.
Dirndl, mei Schatz.

Rosn am Gartenzaun
Toan so liab außaschaun
Her übern Roan:
Rosn gibts allawärts,
Aber mei Liab im Herz
Blüaht ganz allon.

D' Welt in da Frühlingszeit
Steht volla Herrlichkeit,
Schimma und Pracht;
Dirndl, dei Liab valaugn,
Wanns da aus all zwoar Augn
Jublt und lacht!

Dirndl, mei Glück, mei Segn,
Dir schlagt mei Herz entgegn
Bis 's Lebn vablüaht.
Sing auf da Sunnseit gern;
Wirst as wohl oft nu hern,
Dirndl mei Liad.

Mei Freud.

Mei Freud is a Bah,
Der lauft allweil tal-a;
Und wann ih just Zeit hätt,
I rennat eahm nah.

Mit dö Kersch hats nu Zeit,
Aba Rosn gibts gnua;
Is a Rosn mei Freud,
Derfft nöt schmöcka dazua.

Mei Freud is a Fink,
Der ma dort und da schreit;
Drum spring i so flink
Und drum lauf i so weit.

Mei Freud is a Schwalbn
Fliagt bald niada, bald hoh;
Und i juchz auf da Alm,
Eh i schlaf auf'n Stroh.

Mei Freud is a Kerschbam,
Is voll weißa Blüa;
Und wann ma wer d' Kersch nahm,
I passat eahm für!

Im Hirbst hängan Nusserl
Beinand oft drei, vier;
Mei Freud is a Busserl,
Liabs Dirndl von dir!

Schad'nfreud.

's Dirndl woant drei ganze Nacht schon,
Schaut beim Tag so trüab ins Land;
Und da geht bei'n Leutn 's Gspracht schon
Volla Bosheit umanand:

Wann dö Sündflut bei dem Weiberl
Aufhert, derf ma gar nöt fragn,
Weil seit Noes Zeit dö Täuberl
Koanni Ölzweig nimma tragn.

Drum, drum, drum.

Drum, drum, drum laßt di nimma seha,
Drum, drum, drum bleibst so gern dahoam!
Was si krumm gwachsn hat, wird nöt leicht gre-a,
Was amal schreiat wird, bleibt halt nöt ghoam.

Drum, drum, drum wern a d'Leut nöt wenga
Drum, drum, drum stirbt a d'Welt nöt aus;
Was d' ön dein Gartl ziagst braucht da neamd schenka;
's Schlagl is zuagfalln und gfanga is d'Maus.

Drum, drum, drum tuast a Häuberl stricka,
Drum, drum, drum suachst fürs Nest a Strah;
Wan was von selba kimmt, brauchst nöt drum z'schicka;
Is wohl an Unmuaß — a Freud aber a!

Heimgärtners Tagebuch.

Die Helden von der Drachenhöhle.

Man soll den gleichen Spaß nicht öfter als einmal machen, sagte die Gallmeyer gern, wenn sie eine lustige Rolle jedesmal anders spielte. Sie hatte recht. Selbst der Herrgott, wenn er denselben Spaß zweimal macht, fällt das zweitemal gründlich ab.

Vor zehn Jahren hatte er etliche Personen ins Lurloch gesteckt und sie mehrere Tage drinnen gelassen. Das ganze Land, die halbe Welt war darüber aus Rand und Band. Jetzt wiederholt sich der Herrgott, dieweilen er fast in derselben Gegend einen Mann ins Drachenloch kriechen läßt. Der kommt nicht hervor, man weiß, daß er in der Höhle ist, vermutet, daß er sich darin verirrt hat, aber niemand kümmert sich weiter drum. Der Spaß ist abgebraucht, der Herrgott damit durchgefallen. Es vergeht der erste Tag, ohne daß der Mann aus der schauerlichen Höhle, die hoch im Gewände des Röthelsteins ist, wieder hervorkommt. Es vergeht der zweite Tag. Man liest ein paar Zeitungsnotizen, daß der Mann immer noch nicht vorhanden ist. Er hat Verwandte und Bekannte, die ihm gut sind, die um ihn bangen. Aber alles ist wie gelähmt. Überall hört man Männer sprechen von ihrer Tapferkeit. Touristenvereine sind im Land, Behörden, die sich sonst überall gerne hervortun — es rührt sich nichts. Der Besitzer der Drachenhöhle hält lustig Hochzeit, bei der die Männer der Gegend beisammen sind und tanzen müssen.

Ön Attasee 's Wassa.

Ön Attasee 's Wassa
Is klar bis ön Grund
Und kloani und größani
Stoa siagt ma drunt.

Ön Attasee 's Wassa
Wirft Wellna haushoh;
Und wann i nöt untageh,
Bin i z'tot froh.

Ön Attasee 's Wassa,
Dös spiaglt und leucht;
Aba Sturm und schens Wöda
Währt alls nur an Eicht.

Ön Attasee 's Wassa
Is tiaf bis ön Grund;
Und ziagts di da abi,
So wirst nimma gsund.

Bal stürmisch, bal ruahwi,
Bal hell uud bal trüab —
Ön Attasee 's Wassa
Is netta wia d'Liab.

Dö Bam schlag'n aus.

Wann an End da Winta nimmt
Und da Früahling wieda kimmt
Kemman Bleamal liab und kloa,
Auf da Wies, auf Feld und Roa,
Kemman d' Vogerl übers Meer
Singadi daher.

Und dö Bam schlagn ar aft aus,
Blüah wern aus dö Botzerl draus,
D'Veigerln guckan aus'n Gras
Nu vom Tau a bisserl naß;
Steht da guat, dös Sträußerl, schau,
San so frisch und blau!

Frisch und blau — is nu nöt lang,
Han i ghert von dir an Gsang;
Mecht das Liadl wieda hern:
Blau san meine Augnstern;
Blaua Himml, schena Mai,
Blau bedeut die Treu.

Und a Busserl kriag i heut!
Schau nöt abi nach der Seit,
Mir in d'Augn — was is denn das,
Lachst und san da d'Guckerl naß?
„. . . Blüah wern aus dö Botzerl draus
Und dö Bam schlagn aus . . ."

Ma solls nöt glaubn.

Ma solls nöt moan, ma solls nöt glaubn,
Ma laßt si Glück und Friedn raubn
Und bhalt si 's schwari Herz und 's Woan,
Ma solls nöt glaub'n, ma solls nöt moan.

Das nennens d'Liab, dö groẞe Liab,
Dö macht oan d'Augn vom Woana trüab
Himml und Erdn sperrts oan zua;
Das goldra Schlüsserl hat da Bua.

Da Bua, der laßt si nimma segn,
Denn 's Unglück is ja eh scha gschegn,
Es is scha gschegn, es is scha gfehlt,
Es schaffts koa Mensch mehr aus da Welt.

Da kimmts ma wiar a Tram in Sinn.
Dös Schlüsserl lag im Abgrund drin,
Und daß i's suacha müaßat drunt
Und daß i's nimma finda kunnt.

Vawoanti Aug'n.

Mei Dirndl hat vawoanti Augn
Und sagt, daß nimma lacha kann.
Was mag ihr denn so unguat taugn?
Und leicht ma da nix macha kann?

Sie hat ja früha glacht und gscherzt
Und nia an bösn Brumma gmacht;
Und han is bußt und han is gherzt,
So hat ihr nix an Kumma gmacht.

Sie is nöt harb, sie is nöt guat,
Sie sagt, daß 's Herz so schwar is worn,
Daß 's gschreckt is worn, ihr lustigs Bluat,
Und daß da Scherz so rar is worn.

„Mir is's," hat's gsagt, „vom Schicksal bstimmt,
Daß i mit Woan mi bring um d'Augn."
Und ausschauts, daß ma schier dakimmt,
Sie hat so tiafi Ring um d'Augn.

Zwegn was i nimma aufi geh?
Ja, Dirndl, schau — i kann dar's sagen:
Ja, Dirndl, schau, du woaßt as eh —
I kunnt da gar nix anders sagen . . . .

Von der Zeitungspresse.

Als ich vor etwa fünfunddreißig Jahren in die Zeitungsstube einer Großstadt kam, stand ich noch vor der Tür ehrerbietig still, wie vor einem Lehrsaal, in dem Erhabenes gelehrt wird, und dachte: Dahier nun ist die Quelle aller Wahrheit, aller Weisheit, alles Lichtes! — Na da hat sich einer ordentlich geschnitten. Ich fand in der lauten Zeitungsstube in Benehmen, Reden und Arbeiten die größte Frivolität, die mir bis zu jenem Tage überhaupt vorgekommen. Die zehn Herren etwa, die da rauchend und witzelnd herumsaßen und standen, waren frivol gegen das Volk, frivol gegen ihren eigenen Beruf, frivol gegen alles, was ich für heilig hielt. Ein ganz verfluchter Eindruck war es, den ich damals von der Journalistik erhielt und den ich bis heute nicht ganz überwunden habe.

Endlich scheint aber doch die Journalistik selber zum Bewußtsein ihrer Schäden zu kommen. Der internationale Preßkongreß, der vor kurzem in Wien tagte, hat wohl gezeigt, daß er nicht allein der glänzenden Festlichkeiten wegen zusammengekommen ist — er befaßte sich bei seinen Beratungen ziemlich energisch mit den moralischen Angelegenheiten der Journalistik. Man sprach von einer nötigen Vorbildung und Ausbildung zu diesem Beruf. Man sprach von der Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit im Nachrichtendienst. Man sprach von der Diskretion, mit der Privat- und Familienangelegenheiten öffentlich behandelt werden sollen. Man sprach von der Ehrenhaftigkeit der Journalisten untereinander, von der Ausstoßung schlechter und zweifelhafter Elemente. Man sprach von der Notwendigkeit einer größeren Redlichkeit und anständigeren Form in der Polemik. Man sprach begeistert von der großen sittlichen Aufgabe der Presse und meine Worte, daß die Zeitungen nicht den Launen und Neigungen der Menge nachlaufen sollten, sondern derselben vorangehen als ernste Führer auf allen Gebieten des Lebens, haben großen Beifall gefunden.

Nun werden wir halt sehen. Den Leitern des Kongresses ist es gewiß ernst um die Sache, für die sie unentwegt und selbstlos arbeiten seit manchem Jahr. Doch der Preßwagen hat zu tiefe Furchen gefahren, als daß er von heute auf morgen aus dem alten Geleise kommen könnte. — Bislang scheint die Bekehrung in der Tat bloß innerlich zu sein, denn auswendig ist noch nicht viel davon zu merken. Bei den letzten Wahlen hat man nicht die Streitaxt vergraben, was man ja auch nicht verlangen kann, man hat auch nicht die Hohn- nnd Schimpfspieße vergraben, und nicht den Giftbecher der Verleumdung, mit dem politische Gegner einander die persönliche Ehre vernichten; vergraben aber hat man die erst neu und stolz aufgehißte Fahne mit dem Leitspruch von der Wohlanständigkeit der Form in der Polemik. Und ich fürchte sehr,

Es kommt der dritte Tag. Nun steigen zwei Frauenzimmer ins Gehänge hinan, kriechen in die Höhle und finden den Verirrten halb verschmachtet in der finsteren Grotte. Zwei Frauenzimmer!

In welchem Lande ist das geschehen? Ich mag's nicht sagen — aus Bescheidenheit. Man kann stolz sein auf ein Land, das solche — Frauen hat.

Eine Ansichtskarte.

Die bei mir einlangende Korrespondenz pflegen meine Leute zu ordnen. Wenn sie anonyme Briefe an mich nicht etwa unterschlagen, wozu sie sich vor Jahren einmal die Erlaubnis ausgebeten, so hat diese reizende Literatur ganz aufgehört. Sie wird sich nicht rentiert haben. Seit längerer Zeit ist kein Schimpfbrief mehr an mich gelangt, mit Ausnahme einer einzigen Postkarte, die zwischen einer Kreuzbandsendung sich bis zu mir durchgeschwindelt hatte. Diese aber ist so köstlich und verdunkelt so sehr die eintönige und langweilige Art dergleichen Erzeugnisse, daß ich sie einem Musterbriefsteller für Schufterln empfehle. Das Schriftstück, datiert: Graz, am 24. September 1904, lautet also:

„An den hochverachteten Herrn P. K. Rosegger, Gutsbesitzer, derzeit Dichterling in Krieglach. Du Urochs mit deinen Kirchen- und Schulhausbauten! Baue lieber einen Narrenturm, wo man dich einsperren kann, oder ein Zuchthauß für gewissenlose Volksverführer und Religionsschänder, wie du einer bist. Deutschnationaler Hund du!

Ein katholischer Padriot."

Ist das nicht von köstlicher Frische? Alles Banale fehlt, sogar die Landschaften und gemalten Figuren, mit denen heutzutage die Postkarte verdorben wird, so daß sie für den ursprünglichen Zweck der Mitteilungen fast unbrauchbar geworden. Und doch ist auch das eine — Ansichtskarte. Mehr Mühe als die schwunghafte Verleumdung scheint ihm die Handschrift gemacht zu haben, die er aus begreiflicher Furcht vor dem Entdecktwerden verstellen mußte. Er hat sonst eine ganz hübsche Schrift und schreibt korrekt, fast wie ein Gebildeter, aber diesmal hat er in seine Kratzfüße ein paar orthographische Fehler gesetzt, wie es dem „Mann aus dem Volke" gebührt, wenn er seine Entrüstung gegen Renegaten und Volksverräter in schlichtem Zorne Ausdruck verleiht.

Der Schäker hätte das einfacher machen und bei unserer nächsten Begegnung im Stadtpark mir seine Ansicht über mich mündlich anvertrauen können. Fünf Heller sind auch ein Geld und dann — offen gesagt — geniere ich mich ein wenig vor meinem Briefträger darob, daß ich Korrespondenten habe, welche zu — vorsichtig sind, um unter ihre Ansicht auch ihren Namen zu schreiben.

nicht. Ich werde gewalttätig. Sie lesen es ja in der Zeitung, wie schlimm ich bin.“ — „Na gut, wenns sein muß.“

In acht Tagen war das „Stück“ fertig. „Komödianten“ wurde es überschrieben und ich war selber einer geworden. Es ist schon Komödiantentum, wenn ein Dichter einen Stoff nimmt, der nicht seinem Wesen entsprang, eine Angelegenheit bearbeitet, die nichts mit seinem Herzen zu tun hat. Es ist Komödiantentum, wenn ein Bauer auf der Bühne einen Bauern spielt, das heißt wenn einer sich selber spielt. Sich selber muß man leben, nicht spielen. Es würde sich schon zeigen, was herauskommt, wenn ein einfältiger Dorfpoet sich öffentlich ausstellt neben einer der routiniertesten Schauspielerinnen, die man je gesehen. Ein ungeheures Gelächter!

„Sein's froh, wenn man lacht!“ — „Ich dank' schön. Belachen und Verlachen, das ist ein verdammter Unterschied. Dazu verstehe ich nicht, auf den Souffleur zu hören und auswendig sagen kann ich nicht zwei Zeilen, besonders wenn die Schlagworte dazwischen kommen. Kurz, es gibt eine abscheuliche Katastrophe.“

All derlei Vorstellungen waren in den Wind gesprochen. Die Pepi zeigte sich entzückt über die Szene, besonders über ihre Rolle, in der ich bloß noch ein par steirische Mundartausdrücke ins Wienerische zu übersetzen hatte, dann war's „justament so, wie sie sich's gedacht“ und „wir machen was! Kugeln müssen sich die Wiener! Aber ich bitt' Ihna, sein's doch ka so a Traumichnit! Glaubn's, ich lass' Ihna stecken, wenn's stecken bleiben? Spieln's so ungeschickt als möglich, falln's durch wie's wollen, — es ist halt so vorgeschrieben im Stuck, werden die Leut' glauben und kein Mensch merkt's. Ich sag's Ihnen, keck sein auf dem Theater, das is die ganze Hexerei.“

Nun denn, ich versprach meine Mitwirkung in Wien, es wurde die Zeit und die Bühne für die Aufführung der „Komödianten“ bestimmt. Da geschah etwas, das mich vor der Blamage bewahrte. Josefine Gallmeyer ging nach Wien, legte sich hin und starb.

Später sind die „Komödianten“ in mein Buch „Stoansteirisch“ hineingedruckt worden. Noch später hat sich ein Theateragent darum gekümmert und endlich hatte ich der flüchtigen Kleinigkeit ganz und gar vergessen. Nicht gering war daher meine Überraschung, als nun plötzlich in der Zeitung stand, in Wien würde ein „neues“ Stück von mir aufgeführt und das hieße „Komödianten“.

Das ganze „Stück“ besteht aus einem zwanzig Minuten langen mehr oder weniger schalkhaften Dialog, den man höchstens einmal anhören kann und auch das nur zur Erinnerung an die Gallmeyer, zu deren unzähligen Launen auch diese „Komödianten“ gehören.

diese Fahne wird so lange vergraben bleiben in der feuchten Erde, bis sie vermodert.

Als ich mit der Gallmeyer Komödie spielen sollte.

Die bevorstehende Aufführung meiner dramatischen Szene „Komödianten“ in Wien erinnert mich an die Ursache dieses Stückchens.

Sie kam nicht von innen, sie kam von außen. Es war im Jahre 1883, als eines Tages die unvergeßliche Pepi Gallmeyer an mich herantrat. Sie wohnte damals in Graz, war leidend und wollte sich vom Theater zurückziehen. Das ist beim Komödiantenblut nie so ernst gemeint, man gibt immer noch Gastrollen und wirkt bei Wohltätigkeitsvorstellungen mit, bis auf einmal wieder irgendwo ein Engagement zustande kommt. Vollends die Gallmeyer konnte man sich außerhalb der Theaterwelt nicht denken, so oft sie auch damals in die Kirche ging und nach Mariazell wallfahrtete, um sich — wie sie sagte — fürs Sterben zu schminken. Sie trug damals eine fuchsrote Perücke, sah gealtert aus und besprengte sich jeden Abend mit Weihwasser aus einem Gefäß, das sie in Mariazell gekauft hatte. Trotzdem trat sie auf dem Grazer Theater in Gastrollen auf und plante für Wien eine Wohltätigkeitsvorstellung, deren besonderer Zweck mir nicht mehr erinnerlich ist.

Für diese Wiener Wohltätigkeitsvorstellung nun wollte sie eine dramatische Szene aus dem steirischen Volksleben haben, die ich verfassen sollte. Aber nicht bloß das. Nach ihrer Idee sollten darin nur zwei Personen vorkommen, ein alter Bauer und ein Bauernmädel, das zum Theater geht und dann tief enttäuscht zurückkehrt zum Landleben. Es sollte gleichsam ein Epilog zum Bühnenleben der Gallmeyer sein. Diese Rolle des Bauerndirndels müßte der Gallmeyer „an den Leib geschrieben sein“, wie es in der Komödiantensprache heißt, während den alten Bauer niemand anderer als — ich spielen sollte. Ich Komödie spielen! Und mit der Gallmeyer auf dem Theater! „Pepi, das ist ein guter Spaß von dir!“

„Das ist kein Spaß, mein Herr! Ich weiß was ich will und Sie müssen wissen, was Sie können. Sie werden sich ja Ihre Rolle so schreiben, wie Sie sie am liebsten spielen. Die alten Bauern liegen Ihnen ja. Ich weiß es aus Ihrer letzten Vorlesung im Bösendorfersaal. Und mir schreiben Sie eine fesche Gallmeyerrolle. Tun's mir den Gefallen. Jesses, wenn ich schreiben könnt'!“

„Aber mein Gott, Frau, ich kanns doch auch nicht. Ich kann ja keine Komödie schreiben, noch weniger spielen.“

„Paperlapap, man kann alles. Bis in vierzehn Tagen muß das Stück fertig sein — punktum! Nicht widersprechen, das vertrage ich

Schon in meiner Jugend verfolgte mich oft ein überaus wunderlicher Gedanke: Mensch, Peter Rosegger aus Alpel bei Krieglach in Steiermark! Wenn du einmal gestorben bist, wirst du wieder auf die Welt kommen und genau in derselben Umgebung und als derselbe, wie jetzt, und wirst genau dasselbe erleben und tun, wie jetzt, und genau wieder so „sterben" und immer wieder, durch alle Ewigkeit hin als der Peter Rosegger aus Alpel bei Krieglach in Steiermark anfangen zu sein und aufhören zu sein, und immer so fort. Es muß ein guter Glaube gewesen sein, denn er hat mich selig gemacht. Ich habe den Gedanken vor vielen Jahren mehrmals drucken lassen, das erstemal ausgesprochen in dem mundartlichen Gedicht: „Mei letzti Bitt'", aber es ist mir nicht gelungen, bei anderen Leuten mehr damit zu erzielen, als ein mitleidiges Lächeln.

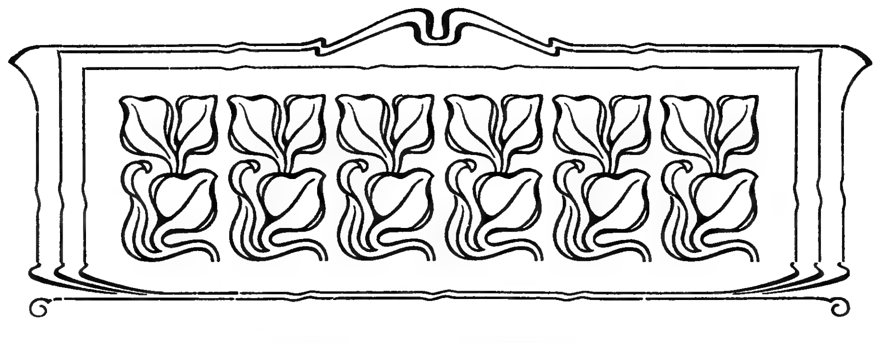
Da kam Friedrich Nietzsche und dem fiel an einem Augusttage des Jahres 1881 plötzlich dasselbe ein: Alles ist ein ewiges Werden und Vergehen in einem ewigen und ewig gleichen Kreislauf. Alles kehrt, nachdem es in einem langen, langen — Äonen langen Schlafe sich vollkommen ausgeruht und Vergessenheit getrunken hat, — wie neugeboren periodenweise genau so wieder zurück in das Leben, wie es früher schon einmal und unzähligemale da war. Jeder Mensch, jedes geringste Tier, jedes Staubkorn auf der Straße bewahrt seinen Bestand bis aufs kleinste hinaus. Es ist absolut unveränderlich, ist unendlichemal schon genau so dagewesen und wird unendlichemal wieder genau so kommen.

Mit Gier wurde diese Botschaft eingesogen von den Lebensdurstigen dieser Welt. Wer es einmal erträgt sein Leben ohne Überdruß, der erträgt es mit derselben Leichtigkeit millionenmal, unendlichemal, denn die Leben gleichen sich ja vollkommen und gleichen sich natürlich auch darin, daß sie, diese Leben, allergründlichst voneinander getrennt sind, daß kein Gedächtnis, keine Erinnerung sie verbindet.

Ich liebe diesen Glauben. Und wenn Gott mich einst fragen sollte, welchen Himmel ich mir von ihm wünsche, so würde ich unbedenklich antworten: „Herr, gib mir mein vergangenes Leben wieder."

Nun kommt der große Denker Friedrich Nietzsche und bestärkt mich in diesem Hoffen. Ich verstehe nur eines nicht, nämlich, wozu Nietzsche zwischen den sich wiederholenden Leben die langen, langen Äonen braucht. Freilich, auf holperigem Wege kann man nur langsam fahren. Und sein Weg ist sehr holperig, denn er ist die Materie, er ist die ungeheuere wirkliche Welt, nämlich wie sie wirklich unseren Sinnen erscheint. Der Denker nimmt die Welt und den Menschen als durchaus real existierend an — na, damit läßt sich freilich dann so schnell nicht fertig werden. Um die erschöpfte Erde wieder keimfähig zu machen, braucht es lange Winter. Ich mache das einfacher. W e n n ich schon mit aller bisherigen Denkweise über Natur und Geist breche, so breche ich gründlich; w e n n ich schon glaube an die ewige Wiederkunft, so verschmähe ich vor allem die langen Zwischenakte, es geht auch so. Und am allerbequemsten geht es auf d i e Weise, daß ich die Welt in mein Ich verlege, daß sie n u r eine Vorstellung, eine Einbildung meines Ich ist. Ist es so weit, dann bin ich absoluter Souverän über alles, dann besteht alle Wesenheit und alles Geschehen einzig nur in der Form meines Denkens, mein Denken ist die Weltgeschichte. Und nun ist es ein Leichtes, die ewige Wiederkunft zu machen, mir vorzustellen, in langen oder kurzen Zwischenräumen, je nach Belieben. Hat der Menschengedanke sich nur einmal befreit von dem Vorurteile der sogenannten Tatsachen und Wissenschaften, dann ist er allmächtiger Alleinherrscher aller Reiche.

*
* *



Kleine Laube.

Der Sänger.

Er schritt durch's Leben auf düsterem Pfad,
Ihm ging zur Seite kein Kamerad.

Ihm schlug um's Herz des Sturmes Gebraus,
Er suchte singend sein Vaterhaus.

Wohl schmerzte ihn das harte Gestein
Und Dornen gruben ihm Wunden ein —

Wohl jagten Blitze über die Flur,
Doch pries er lächelnd die Liebe nur!

Otto Promber.

Philosophische Allotria.

Mathematik und Logik lieb' ich nicht. Mich geniert die gebundene Marschroute. Ich bin gewohnt, durchs Weltall — spazieren zu gehen.

* * *

Die Binsenwahrheit, daß man an einen Wandnagel den Hut hängen kann, ist tausendmal mehr wert, als alle von Philosophen mühsam ausgetüftelten Wahrheiten zusammen.

* * *

Jene Irrtümer, die sich noch als die praktisch zweckmäßigsten und brauchbarsten erwiesen haben, nennt man „Wahrheit".

* * *

„Man lebt nur einmal." Vielleicht ist das sehr gut gesagt. Denn, wenn man ewig lebt, so kann man nicht öfter als einmal leben.

* * *

Uns aber, seinen Söhnen, ist geblieben
Das Los, ihm nachzuleiden, was er litt,
Nach kurzer Lust zu lassen, was wir lieben,
Und zu beweinen, was uns früh entglitt;
Und in den Tränen unserer Sehnsucht nur
Glänzt der verlor'nen Paradiese Spur.

Die Spieluhr.

Vor einigen Jahren besuchte ich eine junge Dame, die ich eine lange Zeit nicht gesehen hatte. In ihrem väterlichen Hause hatte ich manche frohe Stunde verlebt. Nun traf ich sie wieder als verheiratete Frau. Sie war nach dem Tode ihrer Eltern mit ihrem Gatten in das ererbte Haus gezogen. Dort machte sie mich mit ihrem liebenswürdigen Eheherrn bekannt. Wir unterhalten uns von dem, von diesem, wie's so geht. Als ich mich verabschieden will, tritt Frau de Wiele zu mir: „Sie müssen sich von der Gartensaaltür aus die Landschaft wieder betrachten. Ich erinnere mich, wie gerne Sie von dort in die Ferne schauten."

„Mit Vergnügen, gnädige Frau."

„Wir drei gehen an die Tür."

„Das ist Grönsen," sagt Herr de Wiele.

„Der rote kleine Turm?"

„Nein, etwas rechts; bitte über den Apfelbaum weg."

„Ah ja, ich sehe. Ich vermisse aber die hübsche Kirche von Kampen. Sie lag doch . . ."

„Die hat der Blitz im vorigen Jahre eingeäschert."

„Du bist — der bes—te Bru—der a—auch nicht," spielt plötzlich die alte Rokokouhr auf der Diele.

Frau de Wiele errötet leicht: „Aber, Herr Doktor, tausendmal um Verzeihung, daß ich meine Pflichten als Hausfrau vergaß. Sie müssen mit uns frühstücken."

. . . und die junge Frau ist verschwunden.

Mir fiel da, plumps wie der Stein in den Teich, eine kleine, hübsche, unschuldige Geschichte ein.

Bald saßen wir am Frühstückstisch. Frau de Wiele ist heiter wie vorhin. Die Röte ist längst verflogen.

Auf dem Nachhauseweg mußte ich einmal vor mich hinlächeln:

Frau de Wiele, wie sie noch ein junges Mädchen war, und ich hatten einmal in schwüler Mittagstunde in der Gartensaaltür gestanden. Ich entsann mich, daß aus der nun abgebrannten Kirche von Kampen just die Jahrmarktsfahne ausgehängt wurde, und daß wir das beobachteten.

Es war so still.

Das hübsche schlanke Mädchen lag, weiß der Kuckuck, wie's kam, an meiner Schulter.

Es war so still.

Meine rechte Hand umfaßte, weiß der Kuckuck, wie's kam, ihr Gürtelband.

Es war so still.

Wir küßten uns.

„Du bist — der bes—te Bru—der a—auch nicht," spielte plötzlich die alte Rokokouhr.

Detlev von Liliencron.

Die Welt, von der wir glauben, daß sie um uns da sei, weil wir sie sehen, hören, riechen und fühlen, ist in Wirklichkeit gar nicht da, sie ist nur ein Werk unserer Organe. Aber dann — so entgegnet uns Nietzsche — wären ja unsere Organe selbst, die wir noch im Bereiche der Außenwelt wahrnehmen, das Werk unserer Organe. Richtig. Wir machten nämlich einen Fehler im Ausdruck, als wir von Organen sprachen. Es gibt keine Organe. Unser eigener Leib, den wir sehen, gehört eben zu der uns umgebenden Welt, die überhaupt gar nicht vorhanden ist. Sie ist nur ein eingebildetes Werk unseres Ich. Und unser Ich ist gar nichts anderes, als ein Punkt, der sich weiß. Ein Ich, das sich unwillkürlich vorstellt, es hätte Hände und Füße, Kopf und Magen, Vater und Mutter, Haus und Familie und rings um sich sei eine endlose Zeit und eine unermeßliche Außenwelt.

Eine bequemere Philosophie als diese, gibt es nicht. Hast du die paar Zeilen inne, dann bist du fix und fertig, dann weißt du alles und hast noch das Gute, daß kein Kritiker der Welt deine Philosophie umstoßen kann. Denn der Kritiker existiert gar nicht, er ist nur eine Vorstellung des Punktes Ich.

*
* *

Gedanken lassen mit sich nicht spaßen. Da nimmt man von irgendwoher so eine handvoll Gedanken, um damit zu spielen, sie zu kneten und zu formen, bis ein niedliches Popanzchen daraus wird. Allmählich bekommt das eine Art Menschennase, Augen und einen Mund und der flüstert einem zu: „Ich bin auch jemand! Ich bin dein Kamerad, du willst mit mir scherzen; ich bin dein Feind, du wirst mit mir ringen. Ich kralle mich in dein Gehirn, du wirst mich von dir schleudern wollen, aber ich sauge dir das Blut aus den Adern, ich trinke deine Seele. Du dachtest, ich sei dein, und nun bist du mein. Ich, der Gedanke, bin die Wesenheit und du, der leibliche Mensch, bist das Schemen. Einer vorwitzigen Laune halber hast du die Feder in dein Blut getaucht, nur spaßeshalber für einen Federstrich. Du hast mir deine Seele verschrieben, nun nehme ich dich mit mir. Frevelhaft lüstern hast du mich als einen paradoxen Einfall erzeugt, nun glaubst du an mich!"

So höre ich das Popanzchen raunen. Ich mache den philosophischen Allotrias rasch ein Ende. R.

Woher die Sehnsucht stammt.

Von Wolfgang Madjera.

Als von des ersten Wunsches Fluch beladen
Der Mensch das ihm bestimmte Paradies,
Den blumenreichen Garten aller Gnaden,
Am Stab des Heimatflüchtigen verließ,
Nahm in die Welt mit seinem ersten Schritt
Als Angedenken er die Sehnsucht mit.

Flog dann sein Blick nach schwüler Qual des Tages
Die sonnenbraune Ackerflur entlang,
Da bäumte sich sein Herz beschwingten Schlages,
Und eine Träne in sein Auge drang,
Das an des abendgelben Himmels Rand
Die gold'nen Tore suchte und nicht fand.

Da wurde es traurig darüber, daß es überall nur Spott und Hohn gefunden und schlich scheu und verlassen auf den Straßen umher. Es ließ noch ab und zu seine Wunderstimme erklingen, nur um selber zu hören, ob sie ihm nicht verloren gegangen sei in all der Kümmernis, aber wenn sich irgendwo die süße Stimme erhob, so wurde sie gleich durch die gröhlenden Töne eines Gassenhauers niedergeschrien.

Da wußte es das schöne Kind, daß es geächtet sei unter den Menschen. Es zog sich in einsame Bauernhöfe zurück, die weitab von der Heerstraße lagen und fristete ein freudloses Dasein. Nur zu besonderen Zeiten, in der Walpurgisnacht, im grünen Maien, zur Sonnwendzeit und zum heiligen Christ konnte man es noch singen hören, und wenn gelehrte Stadtherren zufällig die vollen Töne erlauschten, so zeichneten sie dieselben wohl ins Notizbuch ein, es wurde viel davon gesprochen und die Zeitungen schrieben darüber, aber die Herzen der Menschen wollten sich dennoch nicht öffnen und das arme Kind schmachtete weiter in der Verbannung.

Wahrhaftig, es war ein Glück, daß es nicht ganz verdorben und gestorben ist, denn eines Tages wurde es vor den König gerufen, der von dem verborgenen Aufenthalte des seltsamen Bübleins Kunde bekommen hatte. Wie es so dastand vor dem Mächtigen mit frischem, rotwangigem Antlitz und ihn aus zwei klaren Augen so treuherzig anschaute, da hatte er seine helle Freude an dem gesunden Kinde des Volkes. Sinnend lauschte er dem vollen Klange der weichen Stimme, dann sprach er: „Dich hat man unschuldig verstoßen, darum will ich, der König, dich aus Acht und Bann erheben. Von heute an sollst du wieder freies Bürgerrecht haben auf deutscher Erde!"

Kaum war dies prächtige Herrscherwort verklungen, so wurde das fröhliche Büblein überall mit hellem Jubel begrüßt, an tausend Orte wurde es gerufen und festlich empfangen — und so möge es auch wieder einziehen in das deutsche Heim mit seiner ganzen Schönheit, Frische und Reinheit, das zu neuem Leben erwachte deutsche Volkslied!

Jetzt wirft noch die Lohe rascher Begeisterung verklärend ihren Schimmer darauf, zum Gedeihen aber bedarf es vielmehr der gläubigen Liebe und der stillen währenden Treue des Volkes. Darum, ihr Deutschen, kann es seinen Platz nur an unserem Herzen haben!

Karl R. Fischer.

Singvögel.

Weher Gruß.

Die Mutter kommt vom Sonntags-Kirchengang. —
„Noch niemals ward mir doch der Weg so lang!
Mit siebzig Jahren wird das Wandern schwer,
Ich fühl' es nun, mein Kind: Bald geht's nicht mehr!"

Die gute, treue Mutter sagt es schlicht.
Welch banges Melden aus den Worten spricht!
Ein dunkler Schatten steigt vor mir empor,
Wie dumpfes Hämmern hallt es meinem Ohr.

Das tiefste Leid schickt mir den ersten Gruß.
Ich werd' es tragen, weil ich's tragen muß,
Allein ich hielt es noch so fern, so weit —
Und nun der erste Gruß: Es naht die Zeit!

Franz Floth.

Vom geächteten Volksliede.

Es wanderte vor Zeiten ein halbwüchsig Büblein durch die deutschen Lande mit wundervollen Augen und strahlendem Angesicht, als wenn es aus einem Märchen auf die Erde gekommen wäre. Und alle wollten es beherbergen und überall war es wohl gelitten, denn es hatte ein trautes, tugendsames Betragen und eine süße zauberhafte Stimme, die einem jeden zu Herzen drang.

Unsere Großeltern sind diesem Musenkinde noch allenthalben begegnet in Feld und Wald, bei Festlichkeiten und auf der Landstraße. In unseren Tagen aber war es verschollen, oder es hielt sich versteckt in tiefer Einöde, denn es war ihm auch gar zu schlecht ergangen seit Großväter- und Urgroßväterzeiten. Manchmal noch versuchte es, in Herbergen oder am häuslichen Herde einen Platz zu finden, denn es weilte so gern im bunten Schwarme, doch überall wurde es fortgewiesen.

Trat es zu den Burschen in die Schenke, dann verlachten sie es wohl und riefen: „Was willst du, junger Fant? Störe uns nicht im Kartenspiel!" Kam es wieder zu den Dirnen, wenn sie unter dem Haustor standen, so spotteten sie seines kindlichen Gehabens; und ging es zu den Männern, die am Tagwerke saßen, oder zu den Frauen, die sich in der Küche ermüdeten, so wurde es auch dort vor die Tür geschoben; für Müßiggänger, so hieß es, habe man keine Zeit in unsern Tagen.

Und so mengte es sich unter die Kinder, da es doch selber ein Kind war, und sang ihnen seine lieblichen Weisen vor, wenn sie auf der Wiese den Ringelreigen hüpften, wenn sie von den saftigen Weidenruten die Pfeifchen abdrehten oder wenn sie im Sommer die Marienkäferchen von der Hand fliegen ließen. Noch niemals waren den Kindern diese Spiele so schön vorgekommen, aber wenn eines dann zu Hause in süßer Erinnerung vor sich hinsummte:

> Summerkalbel fliege, dei Vater ös an Kriege,
> Deine Mutter ös ai Pummerland, Pummerland ös abgebrannt.
> Summerkalbel fliege! Dei Vater ös an Kriege,

da eiferte die Mutter mit harten Worten: „Wo hast du denn die ordinären Reden wieder aufgelesen? Du willst gebildeter Leute Kind sein und treibst dich in solcher Gesellschaft herum?" — Und nun gingen ihm auch die Kinder aus dem Wege.

Das mutige Büblein aber hegte noch immer eine Hoffnung. Es zog die Gassen und Straßen entlang an den schmucken Häusern vorüber, aus deren Fenstern ein Klimpern und Singen schallte von früh bis abends. Aber so oft es auch vorsprach, es wurde nirgends verstanden. Mit den Buben, die sonst wohl einen frischen Ton lieben, war nicht zu reden; sie warfen den Kopf zurück und schauten hochmütig herab auf das volkstümliche Kind; sie bestanden die Flegeljahre, das mag sie entschuldigen. Die Töchter aber, die so viel von ihrer Zeit am Klavier zubrachten, spielten aus dem „Vogelhändler", wie es Mode war im Lande, oder sangen von der ersten Liebe und seufzten dazu.

Da wandte ihnen das Büblein lächelnd den Rücken und klopfte bei den Gesangvereinen an; doch die Sänger waren ganz abgespannt und hielten sich große Notenblätter vor das Gesicht. Sie hatten eben zum fünften Male eine schwierige Stelle durchgesungen, die immer noch nicht klappen wollte. Darum schauten sie mit grämlichen Mienen auf den seltsamen Gast und einer fragte unfreundlich: „Wo kommst du hergelaufen?" „Ich komme aus deutschen Landen", war die Antwort. „Wer sind deine Eltern?" hieß es weiter. Da verklärten sich des Bübleins Augen und freudig erwiderte es: „Ich stamme aus demselben Blute wie ihr, geehrte Herren!" Doch darüber ereiferte sich einer und greinte: „Eine saubere Verwandschaft wär' mir das! Mein Vater spielte die erste Geige und ich singe das hohe C, mußt du wissen." Mit diesen Worten öffnete er schon die Tür und das Büblein ging.

Herbstabend.

Vergehen draußen, gedämpftes Licht
Im Zimmer; ein Mund, der leise spricht
Und gut wie immer.

Im Dämmern sitz ich und schweige still,
Geborgen vor Leid, nun nimmer will
Kennen ich Sorgen.

Den Vorhang nieder, welch' fahler Schein
Am Fenster! hinweg, nicht hier herein,
Verweht Gespenster!

Die Blätter rauschen im Sturm der Nacht —
Wie Sonnen in deinem Blick es lacht,
Mir ahnen Wonnen. — — —

Vergehen draußen, gedämpftes Licht
Im Zimmer; ein Mund, der leise spricht
Und gut wie immer....

Kurt Sonnemann.

Judas im Herrn.

Von Edith Gräfin Salburg. (Dresden. Karl Reißner, 1904.)

Ein Mann, armen jüdischen Eltern entsprossen, schlau und geschmeidig, aber voll gemeiner Geld- und Herrschgier, ist katholischer Priester geworden und wurde zum Bischof einer großen, reichen Diözese gewählt, wo er dann ungeheueres Unheil anrichtet. — Das ist der Hauptinhalt des neuesten Romans von Salburg.

Vor zehn Jahren wäre es noch nicht möglich gewesen, ein solches Buch zu schreiben, der Stoff wäre zu unwahrscheinlich, zu unerhört gewesen, die Leser hätten einer so ausschweifenden Phantasie nicht geglaubt. Seither haben wir wieder gesehen, das die Wirklichkeit alle Phantasie übertrumpfen kann, „Judas im Herrn" ist bestätigt.

Man muß es gleich sagen, „Judas im Herrn" ist das beste Werk, das diese talentierte Erzählerin uns bisher geschenkt. Von aller Kraßheit der Tendenz fern (sie hat mit künstlerischem Maße eher gemildert) stellt sie ein großartiges Bild aus dem Leben dar, von dem Unglück, das ein hoher Priester, wenn er danach ist, stiften kann. Ein glühender Zorn durchlodert das Buch, um im Namen der Menschheit und des Christentums einen Verräter zu richten, der von seinen Berufsrichtern straflos entlassen wird. Mit welcher Liebe anderseits ist in demselben Buche das katholische Priestertum, das im Zeichen der Liebe steht, behandelt in mehreren schlichten und treuen Priestergestalten, die der Bischof verfolgt und vernichten will. Wie überzeugend ist das Leid und die innere Wut der armen Menschen dargestellt, die unter der Tyrannei des hohen Gesalbten zerdrückt werden. Wie fein sind aber auch jene lächerlich bornierten, aristokratischen Kreise geschildert, die unter dem Banne des Adelswappens und des Krummstabes verlernt haben, vernünftige und wahrhaftige Menschen zu sein. Gerade auf diesem Gebiete ist Edith Gräfin Salburg unübertroffener Meister. Ferner bekundet das Buch wahre Religiosität, nicht bloß durch die mit aller warmen Freudigkeit dargestellten Taten der Liebe und Aufopferung, durch pietätvolle Behandlung des kirchlichen Lebens, soweit es im christlichen Geiste ist (was jeder Christ leicht kontrollieren kann), sondern auch durch das Verständnis und die Duldung, die es für den alten Glauben der Juden hat.

Am Blöckensteiner See.

Es liegt auf duftiger Waldeshöh',
Umrahmt von bleichem Klippensaum,
In tiefer Einsamkeit ein See,
So still wie märchenhafter Traum,[1])
Und, wiederspiegelnd sich, erhebt
Die steile graue Felsenwand.
Vom milden Sonnenschein umwebt,
Weit schimmert sie hinaus in's Land.

Wie sinnender Gedanke ruht
Im Bett das Wasser regungslos
Und düster schaut's aus glatter Flut,
Als wäre in dem Felsenschoß
Versunken hier das Erdenweh.
Hoch schaut das ernste Waldesgrün
Zum finstern träumerischen See,
Der ruhig sich ergießet hin.

Was siehst du schwarzes Aug' mich an
Mit deinem feuchten dunklen Glanz?
Mich faßt geheimnisvoll dein Bann
Und hält mich stets gefangen ganz,
Den, der sich gern und oft dir naht
Und locket mit geheimer Macht
Mich Wanderer zum Seegestad
Herauf in deine Waldesnacht.

Am Berg die Muse weilt und sinnt
Und horcht des Waldes Herzschlag hier,
Horcht hier, wie duftig klar hinrinnt
Der Quell des Zaubers für und für.
Im hohen Gras es weht und rauscht,
Der Seebach zieht hin wie im Traum,
Es schweigt der weite Wald und lauscht,
Wie hehre Weih' geht durch den Raum.

J. Rothbauer.

Purpurträume.

In purpurnem Licht träume ich hin
Ich bin eine stolze Königin,
So unerreichbar
Der Flamme vergleichbar
Die vernichtet, was sie liebt.
Möve mit den Silberschwingen
Trug meine Sehnsucht
Weit übers Meer.
In den dunklen Rosen um mich her
Webt ein feines Klingen,
Ein sehnsuchtsvolles Singen.
Ein leises Klagen um verlornes Glück.
Selbst der Panther mit dem wilden Blick
Schmiegt sich sehnsuchtzitternd mir zu Füßen . . .
Und das purpurne Licht hüllt alles ein,
Als stünde die Welt in Flammen.

Es flammet der Himmel rot wie Blut
Leis zittert dunkler Rosen Glut.
Ich schreite durch düstere Herbstesruh
Und sehe der sterbenden Liebe zu.
Und ich sehe und sehe, wie sie verglüht
Und knisternd der letzte Funken zersprüht.
Es flammt der Himmel rot wie Blut
Über dunkler Rosenglut.

Friedl Zacharias.

Liebespfand.

Was dort so durstig Sonne trinkt,
Kann keine Herbstzeitlose sein.
Die Blume, die am Wegrand winkt,
Wird eine wilde Rose sein.

Sie hat den blütenreichen Strauch
Als letztes Sonnenkind geschmückt
Und ward, wie ihre Schwester auch,
Als Liebesangebind gepflückt.

Daß sie am Wegrand liegen blieb —
Sie mocht' dazu geboren sein.
Mag wie dies Pfand nicht auch die Lieb
Dereinst am Weg verloren sein!

Mittendorfer.

---

[1]) Im Volksmunde gehen allerhand Sagen und Märlein von verwunschenen Seelen im Grund des Wassers. Seetiefe 58 m, Höhenlage 1060 m.



Bücher.

Stöffele. Lebensbild eines tirolischen Heldenpriesters von Arthur Achleitner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1904.) Zuhalb Biographie, zuhalb Roman. Das Ganze ein rührendes Volkspriesterleben. Das Stöffele, in den Tälern des oberen Inn, ein armer Dorfgeistlicher, der 92 Jahre alt wurde, und es nie bis zu einem gutbestallten Pfarrer gebracht hatte. In den Tiroler Befreiungskriegen war er Feldpater und sogar einmal Kommandant einer Schützenkompagnie, vor allem aber kluger Diplomat, immer bestrebt seiner Heimat zu dienen, die Kirche zu schützen und Gewalttaten zu verhindern. In späterem Alter gründete er aus wohltätigen Spenden Klöster für Barmherzige Schwestern und zur ewigen Anbetung. Auch für Schulbrüder hatte er ein Klösterlein zusammengebettelt, aber da wollte anfangs niemand hinein; dann wurde es von Faulenzern und allerhand zweifelhaften Gesellen mißbraucht, bis es von den Behörden aufgelöst werden mußte. In seinem Greisenalter war er „Messenleser" in einem Dörfchen bei Imst, und als solcher hat der kleine Bettelpriester einem sterbenden Könige die Sterbesakramente gereicht. Am 9. August 1854 fuhr Friedrich August von Sachsen durch das Inntal. Unweit Imst, an einer scharfen Biegung der Straße stürzte der Wagen, der König kam unter die Pferde und wurde durch einen Hufschlag an dem Kopf tötlich verletzt. — Im hohen Alter starb das „Stöffele" in einem von ihm gestifteten Kloster.

Als reiner Mensch, der sich ganz für seine heiligen Ideen hinopfert, ist dieser Leutpriester bewundernswert. Er war die Verkörperung jener Tiroler Dorfpriester, die im Jahre 1809 vorwiegend aus kirchlichen Gründen gegen die Fremdherrschaft das Volk aufriefen und zum Teil selbst führten. Die bayerische Regierung hatte mit an und für sich vielfach vernünftigen Maßregelungen zu rücksichtslos in kirchliche Gerechtsame eingegriffen, so war die Empörung in manchen Gegenden mehr eine kirchlich-religöse, als eine politische.

Stephan Krismer, genannt das „Stöffele", war vor allem römisch-katholischer Priester, der auf kirchlichen Kult, auf Sakrament, Rosenkranz, Kloster u. s. w. sein Hauptaugenmerk richtete. Ein wahrhaft frommer Mann, obschon seine Lebensarbeit, so gut sie auch gemeint gewesen, nicht als allgemein humanitäres Wirken wird gelten können. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß der Dichter von diesem Priester auch Züge reinster Menschenliebe und heldenhafter Selbstbescheidung zu erzählen weiß. Und man merkt es dem Buche an, wie bei Schilderung gerade dieser Seite dem Erzähler das Herz warm wird. So ist der erste Teil des Buches, wo von dem selbstlosen Wirken als Seelsorger und Menschenfreund des näheren erzählt wird, auch viel bedeutender als der zweite Teil. In dem ersten Teil kommen auch Naturschilderungen vor, wie z. B. der Winter im Gebirge, die geradezu entzückend sind. Achleitner hat uns schon manches gute Buch geschrieben, der erste Teil des „Stöffele" aber gehört zu dem allerbesten seiner Muse. Später kommt eine drollige Episode — die gemeinsame Wagenfahrt Stöffeles und die Aussöhnung mit seinem größten Feind, dem bayerischen Hauptmann — die trotz ihrer etwas seichten Begründung den Beifall der Leser haben wird. Im ganzen ist es ein frisches, auch ethnographisch lehrreiches Buch voll innerer Lebenswahrheit. M.

Spiegelspiele. Erzählung aus dem Leben einer jungen Frau von M. J. Heldeberg. (Dresden. E. Pierson 1904.) Eine widerliche Ehegeschichte. Aber die Wahrheit! Gut, nur von einer Frau mag man solche Wahrheiten am wenigsten hören, da vergeht uns an ihr die Freude. Ihr Mann ist ein gemeiner Lump. Schön. Dann muß sie ihm aber nicht glauben, daß alle Männer so sind. Doch, man muß nicht vergessen, daß es gewiß eine tief unglückliche Frau ist, die das Buch geschrieben hat, ein so schlimmes Buch, das geeignet ist, auch anderen das Glück zu zerstören, sie unglücklich zu machen. Übrigens hat die Erzählung manche psychische Feinheiten, besonders gedenke ich eines prächtigen Ausspruches, den die Frau zu ihrem Manne sagt, da sie trotz allem bei ihm bleiben will: „Niemals von dir einen Sohn, der das tun würde, was du getan hast, niemals eine Tochter, die das leiden würde, was ich gelitten habe." M.

Morgendämmerung. Roman von Viktor Wall. (München-Leipzig. G. Müller.) Der Werdegang eines Menschen. Das Verhältnis der Eltern zu einander, das Kind als Produkt desselben, die Kinderjahre, die innere Entwicklung des jungen Mannes, Sturm und Drang, die Wahl eines Berufes und seine Enttäuschungen, seelische Kämpfe, Erkenntnis und Klärung, das sind die Hauptkapitel dieses Romanes, der gar nichts Sensationelles an sich hat und dennoch durch seine schlichte Wärme, Wahrheit und ethische Kraft zu fesseln vermag. In der Form ist noch viel Unbeholfen-

Alle Schlacken, die sonst an einem großen Talente besonders empfindlich sind, an diesem Werke sind sie abgefallen, so daß man unter wenigem Vorbehalte sagen kann, der Guß steht klar und rein vor uns da. Einige Charakterexzentritäten sind nicht Übertreibungen, vielmehr konsequente Steigerungen, die der Dichter an seinen Gestalten durchzuführen hat, weil es ihm darum zu tun ist, nicht das Banale, sondern stets das in seiner Art Hervorragende darzustellen. Was man vielleicht gerne gesehen hätte, das wäre stellenweise eine größere Offenbarung der seelischen Vorgänge an der Hauptgestalt, damit ihr seltsames Handeln verständlicher würde. Womit aber nicht gesagt sein soll, daß diese Gestalt einer inneren Motivierung entbehrte. Solche Menschen sind in sich konfliktlos, und da ist dann eben nicht viel zu zeigen.

Das Buch hat die Verfasserin mir, als einem Gesinnungsgenossen, zugeeignet. Die Auszeichnung freut mich, ist aber insofern unbequem, als daraufhin mancher meiner Leser diese Würdigung im Sinne einer Gegenartigkeit auffassen könnte. Nun, das ist sie nicht. Ich wäre dreist genug, Gutes mit Bösem zu vergelten, wenn es die Überzeugung verlangte. In diesem Falle bin ich doppelt glücklich, das Buch aufrichtig empfehlen zu können. R.

Lustige Zeitung.

Aus der höheren Töchterschule. Lehrer: „Was versteht man unter einem Ästhetiker?" (Schülerin schweigt) . . . „Nun, was ist denn Ästhetik?" — Elsa: „Die Lehre vom Schönen!" — Lehrer: „Und was ist dann ein Ästhetiker?" — Elsa (verschämt): „Ein schöner Lehrer!"

Abgewinkt. „Würden Sie wohl einer dringenden Bitte ein freundliches Ohr leihen?" — „Mein Ohr sehr gern, wenn es nur nichts anderes ist!"

Beteuerung. „Balduins Braut ist häßlich?!" — „Ich sage dir: So viel Geld gibt's ja gar nicht!"

Tourist: „Sagen Sie doch, Herr Grenzgendarm, wird derSchmuggel hier wirklich mit solcher Dreistigkeit getrieben, wie man allgemein hört?" — Gendarm: „Das will ich meinen! Die Kerls paschen hier herum mit einer Frechheit — die alle Grenzen überschreitet."

Ausreden lassen. „Herr Wirt, für Ihr Bier sollten Sie öffentlich belobt werden." — „Sehr schmeichelhaft." — „Es ist das beste Mittel gegen Trunksucht."

Der Kampf ums Dasein. Beamter (zu einem Arzt, der die Meldung von seiner Niederlassung in der Stadt erstattet): „Wir haben leider schon viel zu viel Ärzte in unserer Stadt!" — Arzt: „Ja, wir Ärzte wollen alle leben!" — Beamter: „Die andern aber auch!"

Woher kommt das Wort Kandidat? Die Gelehrten wissen's recht gut, woher es kommt, aber der holsteinische Bauer weiß es doch noch besser. „Allweg gut deutsch," meint der Holsteiner, „wozu erst fremde Sprachen zu Hilfe nehmen!" und erklärt das Wort folgendermaßen: Wenn da ein junger Mann hohe Schulen besucht und viel gelernt hat, so geht er zum Examen. Und dann fragen ihn die Herren in weißen Binden hin und her, und der junge Mann antwortet — wenn er kann. „Dor heit dat denn" (da heißt es dann), erklärt der Holsteiner weiter, „kann de dit und kann de dat? (kann er dies und kann er das?) Und kann de dat, so is hei en Kandebat!" (Und kann er das, so ist er ein Kandidat!).

Anmaßung. Er: „Warum bist du denn auf die Rätin so wütend; sie hat dich doch sehr freundlich gegrüßt?" — Sie: „Ja, aber diese neue Anmaßung: sie hat zuerst gegrüßt — als wenn sie jünger wäre als ich!"

für Kinder und Erwachsene, Vorlagen für Kunst im Hause u. v. A. und verspricht in ihrem Prospekt von jetzt ab in jedem wöchentlich erscheinenden Hefte praktisch verwendbare Moden, einfache und künstlerische Handarbeiten zu bringen: „Vom Neuen das Neueste. Aus dem Skizzenbuche ihres Modeberichterstatters aus aller Welt." Doch nicht der Mode und der Ausschmückung des Heims allein ist der Inhalt des Heftes gewidmet. Es bietet auch der tätigen Hausfrau und sorgenden Mutter eine Fülle belehrender und praktischer Artikel. Im unterhaltenden illustrierten Teil beginnen die beiden Romane: „Im Strudel", von Emil Franz, „Die andere Seele", Roman von C. v. Dornau. Von praktischem Wert ist gewiß vielen Leserinnen die Geld und Zeit ersparende Auskunftsecke und der Briefkasten.

Vogl-Wichners Volkskalender für 1905 (Verlag von Karl Fromme, Wien) ist soeben erschienen. Nicht weniger als 60 Bilder zieren das beliebte Buch und der literarische Teil bietet in Abwechslung spannende Erzählungen und Schwänke, Gedichte, Ratschläge für Haus und Hof, allerlei Spaß und Preisrätsel. V.

Büchereinlauf.

Die Erbgräfin. Erzählung von Georg Lormann. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1904.)

Die Kentaurin. Roman von Bianca Bobertag. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.)

Der Muttersohn. Roman eines Agrariers. von Johannes Dose. (Glückstadt. Max Hansens Verlag.)

Helles und Dunkles. Erzählungen von Eva Treu. (Glückstadt. Max Hansens Verlag.)

Ein gefährlicher Mann. Sein Kind. Novellen von A. von der Elbe. Mit Bildern von M. Hohneck. (Reutlingen. Enßlin & Laiblin.)

Der Vikar. Novelle in Versen von Adalbert von Haustein. Zweite Auflage. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Deutsche Humoristen. Dritter Band. Hausbücherei der deutschen Dichtergedächtnisstiftung. (Hamburg-Großborstel. 1904.) Dieser Band enthält Beiträge von Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau.

Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer. Für die Jugend bearbeitet von Martin Bonlitz. Mit Bildern von Maximilian Liebenwein. (Nürnberg. E. Nister.)

Leonatus. Ein Trauerspiel in fünf Akten von Wilhem Hille. (Braunschweig. E. Kallmeyer.)

Im Verlag „Der Barde", Leipzig, erschien von Rudolph Braune-Roßla ein vieraktiges Drama **„Zum Regiment"**, das im Jahre 1806 spielt, den Übermut der preußischen Junker, aber auch den Opfermut und die Treue zum Vaterland schildert.

Der Teufelsschlosser. Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen von A. Gaus-Bachmann. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

Dafnis. Lyrisches Porträt aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Arno Holz. (München. R. Piper & Co. 1904.)

Wechselnde Sterne. Liebesleben und Leiden. Gedichte, Aphorismen von Karl Blietz. (Diessen, Baiern. J. C. Huber. 1904.)

Weisen des Lebens. Gedichte von Friedrich Beck. (Berlin. E. Ebering 1905.)

Gedichte von Elisabeth Lichatscheff. (Dresden. E. Pierson.)

Ottomar Zeh, der verschwiegene Registrator. Gereimtes von Rudolf Smolla. Illustriert von Martin Growald. (Dresden. E. Pierson.)

Schöne alte Kinderlieder. Ein deutsches Hausbuch, herausgegeben von Martin Boelitz. Mit Bildern von Adolf Jöhnssen. (Nürnberg. E. Nister.)

Hochschulvorträge für Jedermann. In losen Heften. (Leipzig. Dr. Seele & Comp.)

Hebbels Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Sechster und letzter Band. Inhalt: Aus Tagebüchern und Briefen. Mit einem Anhang bisher unveröffentlichter Briefe (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Die Religion unserer Klassiker Lessing, Herder, Schiller, Goethe von Karl Sell. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1904.)

Lebensfragen. Schriften und Reden, herausgegeben von Heinrich Weinel. 1. Band: Naturalistische und religiöse Weltansicht, von Rudolf Otto. (Tübingen. J. C. B. Mohr.)

Die Greuel der Verwüstung. — Der Islam. Keine Rasse! Keine Klasse! — Brüder Alle! Von Muhammad Adil Schmitz du Moulin. (Leipzig. Kommissions-Verlag von Rudolf Uhlig.)

Der klägliche Versuch, Eugen Dühring totzuschweigen von Paul Pacher. (Salzburg. Selbstverlag. Auslieferung an den Buchhandel durch Eduard Höllrigl.)

Über die Notlage vieler verheirateter Frauen der besseren Stände und über den Zusammenhang mancher dieser Notlagefälle mit der Prostitution. Von Hans Anton. (Dresden. E. Pierson.)

Wie die Weiber lieben. Psychologische Momentaufnahmen von S. Altenberg. (Dresden. E. Pierson.)

Auf warmer Fährte. Jagd- und Jägerbilder von J. R. von Franck. (Wien. Gerold & Co. 1904.)

Hygiene und Moral! Eine zeitgemäße Studie über Gesundheits- und Sittenlehre von

heit zu spüren, aber es finden sich auch zahlreiche Stellen von ergreifender unmittelbarer Innigkeit, Blicke in Tiefen, aus denen das Gold einer reichen psychologischen Begabung glänzt. Walls Roman bedeutet eine Gährung, die guten Wein verspricht. H. F.

Auf warmer Fährte. Jagd- und Jägerbilder aus Steiermarks Bergen von J. R. Franck. (Wien. Gerold & Co. 1904.) Dieses Büchlein kann man gar nicht genug loben, immer noch wird der Leser sagen: Ach, es ist noch besser! Besonders wenn dieser Leser ein Jäger ist. Der alpine Jägerhumor ist hier nachgerade kompressiert und hat in seiner ursprünglichen Frische wirklich etwas Bezauberndes. Es sind harmlos heitere Jagdgeschichten und Bilder, mehrere derselben in Volksmundart, die meisterhaft behandelt ist. Die Bezeichnung „Waldfrische“, die so gerne für Dorf- und Gebirgsliteratur angewendet wird, hier ist sie durchaus am Platz. Allerdings muß der Leser zwei Dinge selber mitbringen: Die Jägerfreude und die Kunst, Jägerlatein zu lesen, dann wird er sich an der Sammlung köstlich unterhalten. M.

Peips Taschen-Atlas über alle Teile der Erde in 36 Haupt- und 70 Nebenkarten. Mit geographisch-statistischen Notizen von Otto Weber. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Gar häufig empfindet man beim Lesen der Zeitung den Wunsch, sich rasch über die Lage einer darin erwähnten Örtlichkeit zu unterrichten, auf der Karte nachzusehen, wie diese oder jene Grenze läuft u. dgl. mehr. Dann wieder wird in der Unterhaltung über irgend eine geographische oder statistische Frage gestritten, — kurzum in unzähligen Fällen empfindet der im Zeitalter des Verkehrs lebende Mensch das Bedürfnis, sich rasch und zuverlässig in solcher Richtung orientieren zu können. Bequemer läßt sich das nun wohl kaum ermöglichen, als durch diesen Taschen-Atlas, der im Raume eines handlichen Notizbuches, das man ganz bequem stets bei sich tragen kann, ein alle Teile der Erde umfassendes Kartenmaterial nebst den Plänen der wichtigsten Städte u. s. w. bietet und außerdem noch eine erstaunliche Menge von geographisch-statistischen und geschichtlichen Notizen. V.

St. Privat. Von Karl Bleibtreu. (Stuttgart. Erich Gußmann.) Nie ist dieser gewaltige Kampf so eingehend und anschaulich vor Augen geführt worden. Niemand wird diese Schlachtdichtung, die selbstverständlich auch dem Verhalten auf französischer Seite gerecht wird und hier zum erstenmal die Zustände beim Gegner gefechtsstatistisch klarlegt, ohne innere Ergriffenheit aus der Hand legen. V.

Ebbe und Flut. Hamburger Geschichten von Otto Erich Kiesel. (Leipzig. Friedrich Rothbarth.) Gustav Falke war es, dem Otto Erich Kiesel sein literarisches Werden verdankt, der Kiesels schriftstellerische und dichterische Begabung erkannte und seine Entwicklung förderte, so daß er seinen früheren Beruf — er war Schneider — aufgeben konnte. Auch Liliencron und Otto Ernst gehören zu Kiesels besonderen Förderern, das dürfte vorerst zur literarischen Rechtfertigung des neuen Autors genügen. V.

Seid Täter des Worts! Von Rob. Aeschbacher. Predigten über den Brief des Jakobus. (Bern. A. Francke.) So braucht's und versteht's unsere Zeit: lebendig, die Gewissen treffend, auf Erfahrungen und Zweifel eingehend, die Erscheinungen der Gegenwart berührend, anschauliche Bilder und überzeugende Beispiele, Gedanken in einer Weise zum Ausdruck gebracht, daß sie sofort haften. V.

Das Werden und Wachsen der deutschen Kunst und des Kunstgewerbes in allen Zweigen, von den kleinen Anfängen an, wird in volkstümlicher Sprache dargestellt, in der soeben im Verlage von Otto Maier in Ravensburg erschienenen **„Geschichte der deutschen Kunst“** von Dr. H. Schweitzer. Die Anordnung des reichen Stoffes gibt eine gute Übersicht, während gleichzeitig der Anhang das Nachschlagen von allen Einzelheiten ermöglicht. Die Illustrationen sind charakteristisch gewählt und bieten auch manches noch gar nicht oder doch selten Wiedergegebenes. V.

„Kind und Kunst“. Illustrierte Monatshefte zur Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Diese Monatshefte werden unter Mitwirkung der berufensten Schriftsteller aus dem Gebiete der Kunst, Pädagogik und Literatur, sowie der besten Illustratoren unserer Zeit durch Wort und Bild in vornehmer Darbietung und allgemein verständlicher Behandlung eine Niederlegung dessen sein, was in den letzten Jahren unter der Devise: **„Die Kunst im Leben des Kindes“** in die Öffentlichkeit gedrungen ist und besonders in den Kreisen der Lehrerschaft, sowie aller gebildeten Laien starken Wiederhall und herzlichste Aufnahme gefunden hat. Spiel und Arbeit, das Lied, der Reigen, turnerische Spiele, das Leben im Hause wie die Stunden in der Schule — alles wird in das Bereich gezogen. V.

Das Blatt der Hausfrau (Wien. Friedrich Schirmer.) bringt seinen Leserinnen im ersten Heft des neuen Jahrganges die neuesten Herbst- und Wintermoden, praktische, kleidsame Kindergarderobe, sowie einfache und elegante Wäsche

die weitaus meiste Zeit für das Einheimische verwendet wird. Lehrbrücher der Grammatik in der Volksschule werden wohl selten, aber schon sehr selten sein.

Sie verlangen „Wirtschaftslehre". Wir erteilen sie, soweit eben die Zeit es gestattet. Aber da schreit der Bauer nach Schulbesuchserleichterungen. Wenn diese Unterrichtserfolge nicht genügen sollten, ja dann gebe man uns nur mehr Unterrichtszeit! Der Junge besucht die Schule bis zum fünfzehnten Jahre, schreiben Sie. Ich möchte so einen Bauernjungen, der die Schule bis zum fünfzehnten Jahre besucht hat, gerne einmal sehen. Bei uns gibt es nämlich keine solchen, bei uns gibt es sehr wenig solche, die bis zum vierzehnten Jahre in die Schule gehen, freilich, fraget nur nicht „wie?" Und wenn dann **der** Junge an einer Wechselschuld zugrunde geht, weil er nicht gelernt hat, daß das Unterschreiben eines Wechsels auch aus Gefälligkeit eine gefährliche Sache werden kann, so folgt daraus noch gar nicht, daß daran die Schule schuld ist. Es werden auf der Oberstufe Geschäftsaufsätze genug gelehrt und gelernt und geübt, aber man schaue einmal hinein in eine Dorfschule und man wird von denen, für welche eben diese Geschäftsaufsätze gelehrt werden, sehr viele sehen, die nicht zu sehen sind. Und dann ist natürlich die Schule schuld.

Betreffend die Belehrung über Verfassung, politische Pflichten und Rechte gilt dasselbe.

Es mangelt an tüchtigen Lehrern, schreiben Sie auf Seite 771. Dann machen Sie uns den Vorwurf, daß wir unsern Lehrerberuf wie ein Handwerk treiben und dabei schmerzlich an das kleine Gehalt denken. Dieser Vorwurf ist an eine andere Adresse zu richten. Wer ist denn schuld an dem kleinen Gehalt? Wer ist denn schuld an dem Zustande der Lehrerbildung?

Die Volksschule ist noch nicht vollkommen. Das ist richtig. Aber so, wie sie so oft und so gerne von ihren Freunden dargestellt wird, so schlecht ist sie auch nicht. Es fehlt ihr vornehmlich eines, sie kann vor lauter Reformern, Freunden und Verbesserern nicht zur Ruhe und zur gedeihlichen Entwicklung kommen. Alles will hineinreden. Sie soll aller Welt Narr sein, schreibt einer unserer besten Lehrer. Vom Lehrerstande gilt dasselbe.

In aller Hochachtung

Robert Pöschl, Volksschullehrer.

Zwodau b. Falkenau a. d. Eger, Böhmen.

Schlußbemerkung: Es scheint, daß der Verfasser des „Heimatunterrichtes" sowie auch der Verfasser dieser Entgegnung viel Richtiges gesagt haben. Nur hat letzterer an dem ersteren einiges mißdeutet und anders ausgelegt, als es gemeint ist. Selbst wenn die vom ersteren berührten Fehler und Mängel der Schule nur Ausnahmen sind, ist es nötig, sie zu besprechen. Daß bei Schulangelegenheiten außer den Fachleuten niemand mitreden soll, das ist eine sonderbare Zumutung. Die Schule kann Meinungen vertragen und besonders jeder, der Mißstände derselben am eigenen Fleische, an seinen Kindern fühlt, wird etwas sagen dürfen. Die Schule ist natürlich ebensowenig vollkommen, als irgend etwas anderes, aber sie wird, wie alles andere, trachten, vollkommener zu werden. Wer ihre Gebrechen und Schäden leugnet, alles an ihr rechtfertigen will, der erschwert die Reformen. Die Red.

Dr. Paul Good. (Straßburg. F. X. Le Roux & Co.)

Der Naturarzt am Krankenbette. Von W. Gotthardt. 2. verbesserte Auflage. Herausgegeben von Elisabeth Gotthardt. (Malsitz. Selbstverlag.)

Haushaltungsbuch für Hausfrauen. Von Tilly Hosch. (Neutitschein. Rainer Hosch.)

Eine deutsche Journalistenfahrt ins Ostland. Von Albert Herzog. (Karlsruhe. Ferdinand Thiergarten. 1904.)

Zuschrift an den Heimgärtner.

Ich stelle mich vor als Volksschullehrer und langjähriger Leser Ihres mir so lieb gewordenen Heimgartens. Das Juliheft enthält einen Artikel „Heimatsunterricht.“ Wir Lehrer sind Ihnen dankbar für Ihr Einstehen für die Volksschule, aber wir sind auch verpflichtet, Bemerkungen über unsere Arbeit in der Schule klarzustellen. Sie schreiben, daß der Religionsunterricht sich nicht über die ganze Schule erstrecken kann, wie einst, und daß der übrige Teil nicht frei wäre. Das ist Ansichtssache. Die längsten Haare des Zopfes finden Sie im „Deutsch“. Es wird uns vorgeworfen schlechte Auswahl aus der deutschen Literatur, dann schlechter Vortrag und gedankenloses Memorieren, Gebrauch technischer Fremdwörter, wissenschaftlich stilisierte Regeln, Haarspaltereien bei der Bezeichnung der Wörter, Mangel an praktischen Übungen. Dem sei gegenübergestellt, daß der Ausgangspunkt beim Unterrichte die lebendige Sprache selbst ist, daß die Sprachkenntnisse erworben werden an der Hand der sprachlichen Musterstücke des Lesebuches, daß ein verständiger Lehrer technische Fremdwörter meidet und sich nicht in Haarspalterei einläßt, weil er Zeitmangels wegen sich gar nicht darauf einlassen kann. In dieser Weise wird der Sprachunterricht erteilt. Ich weise bei dieser Gelegenheit mit Freuden hin auf die Musterbücher, die aus der deutschen Lehrerschaft hervorgegangen sind. Diese Bücher sind wahre Volksbücher und von Schulmännern geschaffen, die wohl Verständnis haben für die Bedürfnisse der Schule und des Unterrichtes sowie des späteren praktischen Lebens. Ich nenne nur die Namen: Rudolf, Reinelt, Heinrich. Diese Namen genügen. Und der Sprachunterricht stützt sich auf diese Bücher und andere, sorgfältig ausgewählte Werke der Lesebuchliteratur.

Sie verlangen auf Seite 769 verschiedene Lehrgegenstände und Schulbücher für Stadt- und Landschulen. Die Volksschule aber heißt mit Recht „allgemeine“ Volksschule und hat die allgemeine breite Grundlage der Bildung zu sein.

Sie verlangen, daß in den Realien, also im eigentlichen Sach-Unterrichte, vor allem das hervorgehoben werde, was zu der Heimat in Beziehung steht. Ja, geschieht denn das nicht? Wird nicht in der Heimatskunde vom Schulzimmer ausgegangen? Wird nicht im Geschichtsunterrichte mit Sage und Geschichte des Schulortes und seiner Umgegend angefangen? Beginnt nicht in der Naturgeschichte der Unterricht mit dem allernächsten, mit der Lehre vom menschlichen Körper und der Gesundheitslehre und der Anleitung zur ersten Hilfeleistung? Und wenn auf diese Weise und das ist die Regel, wenn in der Art der Erfahrungskreis des Kindes schrittweise erweitert wird, dann ist es ja kein Unglück, wenn auch von fremden Ländern gesprochen wird und von deren Tier- und Pflanzenwelt, weil wir ja (leider nur zuviel) in Berührung mit ihren Produkten kommen.

Daß die Volksschule die heimischen Tiere, Pflanzen und Mineralien „noch gar sehr“ vernachlässigt, ist ein Vorwurf, der erst bewiesen werden muß. Die Wochenbücher, die den vorgenommenen Lehrstoff enthalten, zeigen, daß im Realien-Unterrichte



Warme Feigen.

Ein Schwank von **Josef Wichner**. (Nachdruck verboten.)

Der alte Grabenbauer war mit seinem Zaun gar nicht mehr zufrieden. Da waren etliche Stecken ganz herausgerissen, andere abgebrochen, die meisten morsch und wackelig .... ein G'frett war's mit dem alten Zaun im alten Munde des alten Grabenbauern.

Ich meine nämlich das Gehege der Zähne, wie der alte Dichter Homer sagt, und ich meine, daß er, nicht der alte Dichter Homer, sondern der alte Grabenbauer, seine Mühe hatte, das Fleisch magengerecht zu verarbeiten, und ich meine schließlich, daß sich nicht selten ein Stück Fleisch in einen hohlen Zahn verschloff und Molesten machte und Wehtat verursachte.

In solchen Fällen schnitzelte sich der Grabenbauer in der Küche aus einem Span einen Zahnstocher, so lang wie eine Schreibfeder samt dem Halter, und mit diesem Bajonette durchsuchte er die Höhlen und förderte die Reste der Mahlzeit zu Tage.

Einmal aber hatte er seine Kraft unterschätzt, war bei seiner Höhlenforschung ausgeglitten und mit dem hölzernen Bajonette in die Wange gefahren und die hub nun, weil die Spitze abgebrochen und in der Wunde stecken geblieben war, an, zu schwären, so daß der alte Grabenbauer aussah, als habe er zwischen Wange und Zähnen einen Knödel, und daß ihn der bohrende Schmerz kaum mehr schlafen ließ.

Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

neuerdings eingegangen bei Rosegger: Landesgerichtsrätin Walther 10 K, Anton Marz 5, „Jeder Mensch hat seinen Stern“ 4, Hermann Koch 10, Ludwig Lusza 10, Leopoldine Schleck 5, Berta Kužel 5, Heimgartenleserin 3, S. G. W. Klagenfurt 10, Sophie Symek 6, Dr. G. Hirsch 10, Wilhelm Kienzl 5, Franz Losert 6·40, Marie Pollack 4, ein „Singvogel“ 1, Julie Christiansen 20, Christian Reichel 10, v. Rieben 6, Th. Klesl 10, Scherflein einer Witwe und Waise 10, Prof. Pleß 4, Otto Schatzmayer 5, Gerda Korber 3, Adam Albert 3·51, Friseur Durst, Sammlung 36, „Ein Freund der Waldheimat“ 4, Josefine Nitsche 4, Ernst Ryba 20, „Von mehreren Dienern“ 40.

In St. Kathrein eingelangt: Jos. Posch 4, Anton Roßmann 6, R. v. Matiegka 4. **Zusammen 3010 K.**

Graz, am 20. Oktober 1904.



F. W., Krieglach. Die Sammlung zur Wiedererbauung der abgebrannten Kirche in St. Kathrein am Hauenstein ist nicht, wie Sie glauben, von Rosegger „eigenmächtig“ veranstaltet worden. Vielmehr ist Rosegger vom Gemeindevorstand von St. Kathrein im Namen der Gemeinde dringend gebeten worden, eine Hilfsaktion für den Kirchenbau zu veranstalten. Merkwürdig genug, daß sich sonst nur wenige um diese brave Bauerngemeinde gekümmert haben.

K. L. L., Laibach. Das Theoretisieren im Sinne der Betrachtungen müssen Sie jenem alternden Manne schon zu gute halten. Das Theoretisieren ist die Lyrik des Alters; wie in der Jugend die Gefühle und Stimmungen, so verlangen im Alter die Gedanken nach Ausdruck. Wie der poetische Jüngling seine Liebe hinausruft in die Welt, als sei es die Offenbarung von etwas Unerhörtem, noch nie Dagewesenem, so sagt der Greis tausendmal schon Gesagtes mit einer Miene und einem Ernste, als sei er der erste, der's verkündet. — Es ist übrigens immer noch besser, als wenn der Jüngling Weisheiten sprechen und der Greis Liebesgedichte machen würde.

M. O., Linz. Warum man anstatt „das Wort Gottes“ nicht besser sage: „die Lehre Gottes“, fragen Sie. O Freund, zwischen der Bezeichnung „Wort“ und „Lehre“ ist ein himmelhoher Unterschied. Lehre heißt so viel, als Übertragung menschlichen Wissens von dem Lehrer auf den Schüler. Wort bedeutet in diesem Falle schlechthin Offenbarung.

V. P., Dresden. Denifle hat in der zweiten Auflage seines berüchtigten Lutherbuches sich wesentlich gebessert. Er hat die meisten Beschimpfungen gegen Luthers Person gestrichen, vor allem sind die pöbelhaften sexuellen Verdächtigungen und Verleumdungen bei den neuen Auflagen weggeblieben. Man sieht, der Mann ist ehrlich bestrebt, die Wahrheit zu suchen; daher dünkt uns Ihre Streitschrift gegen Denifle zu persönlich feindselig, als daß wir sie berücksichtigen könnten.

B. D., Wien. Wenn Sie in R.'s Waldheimatgeschichten die buchstäbliche Wahrheit suchen, dann sind Sie allerdings „dupiert“, aber von sich selbst. Diese Erzählungen gehören zu jenen Poesien, die Dichtung nach der Wahrheit, oder Wahrheit in der Dichtung sind. Sagen wir nicht „Wahrheit und Dichtung“, sondern Wahrheit in Dichtung. Der Verfasser hat das selbst oft genug angedeutet.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 20. Oktober 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der Bader lächelte, ergriff Sepps rechte Hand und steckte den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger.

„So . . . . das zeigst dem Kaufmann und sagst einen schönen Gruß vom Doktor und er soll dir geben, was das bedeutet.“

Der Sepp schmunzelte und hielt dem Bader die linke Hand unter die Nase:

„Gehen S', Herr Dokter, machen S' mir da auch eine; doppelt g'näht halt besser, hat mei' Mutter gesagt.“

„Gut“, erwiderte der Bader, „da hast auch eine; jetzt aber gib Obacht, daß du sie nicht verlierst!“

Er setzte dem Sepp, der genug zu tun hatte, seine Feigen festzuhalten, den Hut auf und öffnete ihm die Türe, und so torkelte der Sepp schön feierlich mit vorgehaltenen Händen und gesenktem Kopfe quer über den Marktplatz und zum Kaufmann mit den glänzenden Spiegelscheiben und den vielen seltsamen Dingen dahinter.

Aber . . . . fix Laudon noch einmal . . . . die Türe war zu und der Sepp mußte achtgeben, daß ihm die Daumen nicht ausrutschen. Also versuchte er es mit dem Ellbogen und drückte mit Gewalt, bis die Türe plötzlich nachgab und er, so lang er war, in das Verkaufsgewölbe hineinfiel.

„Na“, sagte der Gehilfe des Kaufmannes lachend, „so kommen unsere Kunden für gewöhnlich nicht herein . . . . was willst du denn eigentlich?“

„Au weh“, erwiderte der Sepp, indem er sich mühsam aufrichtete und dem Kommis alle zehn Finger ausgespreizt entgegenstreckte, „jetzt ist's mir kaput gangen und jetzt weiß i' nit, was i' will und was i' mei'm Bauern bringen soll!“

Da meinte der Kommis, der Sepp solle sich einmal umschauen unter all den hunderterlei Sachen, die da in Fächern, Truhen und Gläsern zu sehen waren; vielleicht falle ihm ein, was er brauche.

Aber da war nichts, was auch nur halbwegs einem zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckten Daumen glich, und als der Sepp auch die Auslage besichtigte und sich, um nur ja recht genau zu sehen, auf die Zehen stellte, rutschte er aus und schlug mit seinem Dilldapp-Kopfe gegen die Spiegescheibe.

Da riß dem jungen Kommis der Geduldfaden und er hub an zu schimpfen:

„Was treibst denn, du . . . . du Dummerian? Ich hätt' gute Lust, dir ein paar Ohrfeigen zu geben!“

Hocherfreut schrie der Sepp:

Endlich wurde ihm die Geschichte zu dumm, und so schickte er seinen Knecht, den Dilldapp Sepp mit den Glotzaugen und den Hängelippen, in den nächsten Markt zum Bader, auf daß er ihn vom Übel, d. h. vom Knödel, erlöse und das politische Gleichgewicht rechts und links von der Nase wieder herstelle.

Ei ja, da hatte er den richtigen Boten auserwählt! Der Dilldapp Sepp war ein weitschichtiger Vetter des Damian Dumminger, von dem in meinen Volksbüchern allerlei rührende Geschichten zu finden sind, das Licht der Welt hatte er am 2. März erblickt, und so kann sich's der Leser leicht einbilden, was in der Geschichte kommen mag, die sich die Leute aus dem Waldlande zur Erhärtung des Spruches zu erzählen pflegen, daß manch ein Mensch mehr Glück als Verstand habe.

Der Sepp fand richtig den Weg in den nächsten Markt und zum Haus des Baders, und dieweil er neben der Türe die Handhabe einer Klingel erblickte, klingelte er nach Herzenslust und nach dem Gesetze der Trägheit, dem zufolge ein bewegter Körper so lange in seiner Bewegung zu verharren geneigt ist, bis ihm's ein Hindernis austreibt.

Das Hindernis war des Baders Magd. Die steckte, da die Klingelei kein Ende nehmen wollte, den zerzausten Kopf zum Fenster hinaus und schrie, als sie des Knechtes mit den Glotzaugen und den Hängelippen ansichtig wurde:

„Hörst nit auf, du Tepp?! 's ist ja eh offen!"

„Sepp heiß i', Dilldapp Sepp", meinte der Knecht, „und anläuten muß man wohl, 's ist schicksam so. Ist der Dokter z' Haus?"

Nun, der Bader war zu Hause, und der Sepp vom Grabnerhof, der mit schweren Stiefeln über die Schwelle stolperte und dann, mit einem „Oha!" seine Vergeßlichkeit entschuldigend, von innen an die Türe klopfte, war ihm kein Fremder . . . . mit dem konnte man sich schon einen Spaß erlauben.

Also erkundigte sich der Bader nach des Knechtes Begehren, und als er hörte, der Grabenbauer spiele den Geschwollenen, war er auch gleich mit einem Heilmittel bei der Hand, das nichts nützte und nichts schadete.

„Warme Feigen auflegen . . . . fest auflegen", sagte er, und der Sepp wiederholte mit weit geöffnetem Munde:

„Fei . . . . Fei . . . . Fei . . . ., ja wa . . . wa . . . was ist das und wo . . . wo . . . wo kann i' 's kriegen?"

„Gehst zum Kaufmann auf dem Platz neben dem Prangerhansel, da kriegst 's!"

„Aber . . . . i' kann mir das nit merken — hab' mein Lebtag nix davon g'hört."

Hier ist ein Zimmer zu vermieten.

(Ein Stadtbildchen aus Hamburg von **Otto Erich Kiesel.**[1])

So! sagte Frau Warncke und hielt das auf Pappe geklebte Vermietungsangebot an das Licht, „das wär' denn ja so weit!"

„Ist es trocken?" fragte Klara, ihre Tochter, indem sie einen Augenblick das Paradehandtuch, an dem sie gerade arbeitete, in den Schoß sinken ließ und zu der Mutter aufsah.

„Trocken ist es all; aber das hat sich ganz verbogen," entgegnete ihre Mutter, indem sie versuchte, die Pappe gerade zu biegen.

„Das laß man! das ist immer so! das tut der Kleister!" belehrte die Tochter und nahm die Handarbeit wieder auf.

„Ja, ich will man das lassen, sonst reist mich das noch ganz entzwei, un das wär' nu noch so was; aber was meinst, Klara, wenn ich da noch aufschreibe: ‚bei eine Witwe', das zieht noch besser; meinst nich auch?" Dabei ließ sie sich auf den Küchenstuhl sacken, der unter der Fülle ihres Leibes knackend seine Obstruktion kundtat.

„Bei eine Witwe?" machte die Tochter ironisch; „bei einer Witwe heißt es!"

„Ach was, eine oder einer, das is mich puttegal, die Hauptsache is, daß 'ne Witwe bin; un in Ordnung is das auch nu grade nich von dir oder von dich, wie es wohl heißen tut, daß du mir auf meine alten Tage noch mit das püttscherige Deutsch kujonierst. Wenn du erst mit dem Kopf wackeln tust, scherst du dich auch den Teufel darum, ob er dich oder dir holt!" eiferte die Mutter erbost, wobei ihr Gesicht krebsrot wurde und ihre Augen leuchteten wie glühende Kohlen. „Nu ja," begütigte die Tochter, „aber richtig aufschreiben muß man das doch, sonst kommt kein gebüldeter Mann zu uns, und so'n Husch-Rusch woll'n wir doch auch nicht haben!"

„Also meinst, daß ich das aufschreib'?" meinte die Mutter schnell versöhnt.

„Laß mich das man; du schreibst schon so krittelig; hole mir man Tinte und Feder." Eilfertig erfüllte Mama Warncke den Wunsch ihrer Tochter, und im Augenblick saß diese am Tisch und malte mit vielen Schnörkeln, die sich ausnahmen wie verschiedenartig geringelte Schweineschwänzchen, auf das Plakat: „bei einer Witwe". Las man das Plakat nun der Reihenfolge nach, so lautete es so: „Hier ist ein Zimmer zu vermieten bei einer Witwe mit Mobilien". Stolzer konnte der liebe Herrgott nach den Erschaffungstagen nicht ausgesehen haben als die beiden

---

[1]) Aus dessen „Ebbe und Flut." Hamburger Geschichten von Otto Erich Kiesel. Leipzig, Rothbarth. Das lebensfrische Büchlein sei den Freunden guter Unterhaltung nahegelegt.

„Ja, Pudelhupfer, das ist das Richtige, das gib mir, die muß ich dem Bauern bringen, daß er wieder g'sund wird!"

„Was", schrie der Kommis entgegen, „willst mich frozzeln?!"

Und augenblicklich hatte der Sepp eine rechts und eine links im Gesicht, daß ihm ordentlich warm wurde, und als er, mit der Ware sehr zufrieden, nach der Schuldigkeit fragte, erhielt er noch zwei darauf und brauchte keinen Heller dafür zu bezahlen.

Auf dem Heimwege beutelte er alleweil den Kopf und brummte vor sich hin:

„Spaßig . . . . daß der Dokter so was verschreibt! Aber er muß es wissen, was ihm gut tut, dem Bauern, und warm sind s' auch, das g'spür i' . . . . da fehlt si' nix!"

Indes saß der Bauer mit dem schmerzhaften Knödel im Gesicht vor der Haustüre und hielt Ausschau, ob der Sepp denn noch nicht komme und vom Doktor das Mittel bringe, das ihn von seinem Leiden befreie.

Richtig kam der Sepp ganz munter und mit absonderlich geröteten Wangen den Hügel herauf und schrie schon von weitem:

„I' hab's, Bauer, i' hab's!"

„Ist's was zum Einnehmen oder zum Auflegen?" fragte der Bauer.

„Zum Auflegen", meinte der Sepp, „fest auch noch, hat der Dokter g'sagt, und alsdann halt still, Bauer, es wird gleich vorbei sein!"

Da richtete der Grabenbauer Oberleib und Kopf so stramm in die Höhe, als sei er eine Rekrutenmaschine, und der Sepp spuckte nach alter Gewohnheit in die Hände und salbte seinem Herrn links und rechts eine warme Feige ins Gesicht, daß ihm Sehen und Hören verging und . . . . die Geschwulst aufbrach.

Na . . . . da bekam der Sepp eine Unmasse Titel aus dem Tierreiche . . . . dagegen half auch die gewiß triftige Entschuldigung nichts, er hab' s' nit anders bringen können, als er s' kriegt hab'.

Wie jedoch auf diese Roßkur hin nach einer tüchtigen Entleerung die Geschwulst abnahm und der Schmerz nachließ, war auch der Bauer zufrieden, nahm alle Vieher, die er seinem Knechte auf den Buckel geflucht hatte, großmütig zurück, kargte nicht mit einem ansehnlichen Trinkgelde und versprach, ihm, falls er auch einmal einen Knödel im Gesichte bekommen sollte, gleichfalls warme Feigen aufzulegen.

„Ja, der Bader", sagte er, „das ist halt unser Mann; der macht's kräftig, aber dafür hilft's auch!"

Seele zu besitzen. Man lud ihn zum Mittagessen ein, noch einmal, und so weiter. Aber als man ihm näher rückte, rückte er aus, eine ziemliche Mieteschuld als wehmütige Erinnerung an verflossener Tage holdseliges Glück zurücklassend. — — — — — —

Nun harrten sie der Dinge, die da kommen sollten; der Nachmittag verging, ohne daß jemand nach dem Zimmer gefragt hätte; aber als es dunkelte, kam es an die Tür. Diensteifrig eilte Frau Warncke hinzu, ein junges Mädchen fragte nach dem Zimmer.

„Hm; kommen Sie man rein; was sind Sie denn?“

„Schneiderin!“

„Schneiderin?“ meinte Frau Warncke und musterte das Mädchen von Kopf bis zu den Füßen; dann sah sie in das blasse Gesicht der vor ihr Stehenden, und da glaubte sie eine ganze Geschichte stehen zu sehen.

„Hm; wo arbeiten Sie denn?“

„Bei Hirsch, aufm Reesendamm!“

„In so'n feines Geschäft? Sünd Sie denn so fix?“ meinte die Warncke ungläubig. Das Mädchen wußte nichts darauf zu erwidern. „Hm,“ machte Frau Warncke dann, „Mächens nimm ich nich ein, das is nie so was rechtes, meist so'n hergelaufenen Kram; gehn Sie man 'ne Treppe höger, die Schulzen, die nimmt immer so was!“ Das Mädchen ward einen Ton blässer, als sie sich stumm abwandte und die Treppe hinaufging. Nun kam ein Arbeiter in Alltagskleidung an die Tür; kaum hatte der Mann seinen Begehr vorgebracht, als Frau Warncke auch schon erklärte, das Zimmer sei eben „vor'n büschen“ vermietet, und sie wolle doch sofort das Plakat hereinnehmen.

„Das fehlte noch,“ sagte sie zu Klara, „'n Arbeiter, der sich mit seiner schmutzigen Kladasche auf unser gutes Plüschsofa rekelt; noch schöner!“

Nach einer Weile zog wieder jemand die Glocke; diesmal war es ein „Herr“. Frau Warncke öffnete sofort und lud so freundlich wie möglich zur gefälligen Besichtigung des Zimmers ein; der Man schien kein Freund langen Parlamentierens zu sein, er fragte nach dem Preis, und man ward handelseinig. Als Frau Warncke den Herrn wieder hinausließ, stieg das junge Mädchen von vornhin, mit einem großen Packen beladen, die Treppe hinan; sie hatte den höhnisch gegebenen Rat der Frau Warncke befolgt und ein Logis nach ihrem Sinn und ihren Verhältnissen gemäß gefunden. Nach einer Weile brachte ein Dienstmann die Sachen des Herrn.

„Was ist er denn?“ fragte Klara ihre Mutter.

„Ingenieur bei Blohm und Voß! Nu geh aber man und zieh dir 'n büschen an, dann kannst'n nachher gleich 'ne Tasse Tee hineinbringen!“

Frauen, als sie ihr Werk ansahen, und wie weiland der beregte Herr fanden, daß es sehr gut sei! Dann schickte sich Frau Warncke an, das Plakat hinunterzubringen.

„Na!“ meinte sie noch; „na Klara, wer weiß, der nächste ist vielleicht der richtige, und dann wohne ich bei dich!“ Klara senkte schämig errötend die Stirn — —

Von dem Manne der Frau Warncke sagte man, er habe nichts Gescheiteres tun können, als er vor Jahren das Zeitliche segnete, denn die Frau sollte trotz ihrer äußerlichen Gemütlichkeit das sein, was man so gemeiniglich einen „Drachen“ nennt. Ihr Mann war auch ihr allzeit gehorsamer Knecht gewesen, hatte Wasser geschleppt, Holz gehackt, und wenn, was nicht allzu selten vorkam, Mama Warncke „nicht so recht war“, soll er auch die Wohnung gescheuert haben. Sintemal und alldieweil aber diese Behandlung ihres Mannes noch lange nicht hinreicht, um sie zu einem „Drachen“ zu qualifizieren, muß man ein gut Teil der Gespräche über sie der Verleumdungsfreundlichkeit liebenswürdiger Nachbarn zugute halten. Seit also ihr Mann tot war, vermietete sie ein Zimmer, weniger des Geldes wegen, so nötig hatten sie es nicht, sondern um einen der Einlogierer mit ihrer Tochter zu beglücken. Die Tochter war den Absichten der Mama durchaus nicht abgeneigt, um so weniger als sie in dem Alter stand, wo unverheiratete Weiber einen Stich ins Lächerliche bekommen.

Ihre Aussteuer lag fix und fertig in den Schränken, alle Papiere waren in peinlichster Ordnung, aber „er“ kam nicht. Allmählich war das Ideal ihrer sechzehn Jahre der Menschlichkeit näher gekommen, stufenweise, jetzt war sie resigniert geworden, wenn es nur ein Mann war.

Um den Mund lagerte sich der typische Altjungfernzug, ihre Schultern wurden eckig, und mit ihrer imposanten Länge hatte sie verzweifelte Ähnlichkeit mit der Pensionsvorsteherin aus den „Fliegenden Blättern“. Daß sie daher bemüht war, die Nachlässigkeiten der Mutter Natur hier und da auszubessern, darf ihr kein rechtlich denkender Mensch verargen, und wieweit es eine Insolenz ihres Cousins war, der behauptete, ohne sie könne kein Bandagist Hamburgs existieren, muß dahingestellt bleiben. Mancher hatte schon das Feuer wohleinstudierter Blicke erdulden müssen; manch einer hatte schon das Malheur gehabt, Klärchen in einem Kostüm anzutreffen, dessen verfängliche Aufmachung nur zu sehr das Gepräge des Gemachten getragen hatte, um den erwünschten Erfolg zu haben. Sie war und blieb allein; allein wie das Heideröschen, aber kein unvorsichtiger Knabe kam, um Schön-Röschen zu pflücken. Mit dem Optimismus ihrer Natur hoffte sie jedoch auf des Schicksals gute Fügung. Einmal schien es auch zu schnappen, denn der derzeitige Einlogierer schien das notwendige Quantum Verständnis für die Vorzüge von Klärchens

„Liebe Frau Warncke, obwohl mich die Sache nichts angeht, so will ich doch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um Ihnen meine Ansicht über diesen strittigen Punkt darzulegen. In einer Zeit, wo jeder auf das Recht seiner Individualität pocht, wo sich die Überzeugung allmählich Bahn bricht, daß das Wohlergehen der Gesamtheit vom Wohlergehen, das heißt von der Zufriedenheit mit den ihn umgebenden Verhältnissen des einzelnen abhängt, muß auch das Recht auf Auslebung dem Weibe sowohl wie dem Manne zugestanden werden. Es ist durchaus nun nicht meine Sache, festzustellen, ob dieses Recht des Weibes dasjenige der unehelichen Mutterschaft mit sich bringt, weil es damit in schärfsten Widerspruch stellt mit all den Gesetzen, die schon zuzeiten, als der Großvater die Großmutter nahm, als unverbrüchlich und sanktioniert galten. Und dann kommen auch noch Umstände hinzu, die es nötig machen, ein Urteil von Fall zu Fall zu fällen. Errare humanum est. Irren ist menschlich, liebe Frau Warncke, es ist wirklich so viel unverschuldetes Elend in der Welt, daß wir uns hüten sollten, einen Unglücklichen kurzerhand zu strangulieren. Hinter der scheinbaren Schlechtigkeit steht manchmal unsichtbar eine Größe des Charakters, die uns, die wir vorher sagten: ‚Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene Menschen,' die Röte der Beschämung in die Stirne treibt. Und damit wollen wir diesen Gegenstand ad acta legen; ich habe noch zu arbeiten. Ich wünsche Ihnen nebst Fräulein Tochter eine geruhsame Nacht!"

Dieser unzweideutigen Verabschiedung mußte Frau Warncke Folge geben; der leicht ironische, überlegene Ton, der seine Rede durchklungen hatte, gab ihr Veranlassung, gegen ihre Tochter zu äußern: Der Herr scheine auch einer von den neumodischen zu sein, denn seine Ansichten seien so „verschroben", wie nur irgend möglich. Zu den Verschrobenheiten des Herrn schien auch der Begriff über „arbeiten" zu zählen, denn seine Arbeit bestand diesen Abend darin, im Zimmer auf und ab zu wandeln und ein gelegentliches „Schade" zu murmeln.

Die Mitteilung der Frau Warncke hatte ihn mehr ergriffen, als er sich eingestehen wollte, denn das Mädchen hatte auf ihn Eindruck gemacht. Daß etwas auf ihrer Seele lagere, hatte er sich schon gedacht; er hatte einen eigenen Blick, an einem Menschen das Bedeutende herauszufinden, und so hatte er sich gesagt, daß das Mädchen mit den Erscheinungen des Tages nicht im Einklang stand. Es lag etwas über ihr, das ihm sagte, daß sie Sturm kenne, ihrer Seele schlagende Wetter nicht erspart geblieben seien; aber sie hatte nichts Gedemütigtes an sich, der Sturm hatte das Kleinliche von ihr gerissen, sie stark gemacht, und so glich sie in ihrer herben Abgeschlossenheit einem blitzgetroffenen Eichenstamm, der stolz ragend allen Wettern trotzt. Das imponierte ihm, war er doch selber einer, der sich hatte durchringen

Als der neue Zimmerherr angelangt war, kam auch schon Klärchen, in einem Kostüm, das jeder Backfisch tragen konnte, und fragte, ob es dem Herrn beliebe, eine Tasse Tee zu trinken. Das Anerbieten wurde dankend abgelehnt; aber ob nicht einmal ihre Schwester hereinkommen wolle.

„Meine Schwester?“ fragte Klara ganz konsterniert.

Ein unmerkliches Lächeln umspielte den bärtigen Mund des Mannes: „Verzeihung! Ihre Mutter!“

Klara lief mit puterrotem Gesicht in die Küche und schickte die Mutter hinein; der Herr bat nochmals um Verzeihung wegen des Mißverständnisses und meinte, es sei unverkennbar, daß Klara ihre Tochter sei, genau ihr Ebenbild, nur natürlich jugendlicher, frischer, reizender! Dann ohne die verzückte Miene der Mama weiter zu beachten, eröffnete er ihr, es sei seine Gewohnheit, monatlich zu bezahlen, und zwar im voraus, und er bitte sie, den Betrag in Empfang zu nehmen. Die Mutter fand sich mit Würde in die schöne Gewohnheit des Herrn und nahm das Geld schmunzelnd an sich. Man lebte sich ein, und Frau Warncke hätte keinen besseren Aftermieter wünschen können, wenn er nur Annäherungsversuchen nicht so durchaus abgeneigt schien. Ihren raffinierten Plänen setzte er eine kühle, höfliche Überlegenheit gegenüber; seit er einmal geäußert hatte, Tee zehre, war Klara nicht mehr zu bewegen, Tee zu trinken. Es versteht sich, daß alle Postsachen einer eingehenden, peinlichen Inspizierung unterzogen wurden, um zu ermitteln, ob etwa anderweitig schon ihn Hymens Bande hielten. Aber derartiges schien nicht vorzuliegen, ein Grund mehr, das Benehmen des Herrn nicht begreiflich zu finden.

Die Schneiderin, die sich eine Treppe über Warnckes eingemietet hatte, erregte das Ärgernis der tugendhaften Frauen, denn „das Mensch“ hatte ein Kind, Grund genug, den stillfreundlichen Gruß des Mädchens nicht zu erwidern. Aber ihr Haß steigerte sich, als sie zu bemerken glaubten, daß ihr Herr das Mädchen, wenn er ihm zufällig begegnete, ganz besonders höflich grüßte. Das konnten auch die Frauen nicht leugnen, daß das Mädchen eine ungewöhnliche Erscheinung war und daher sehr geeignet schien, die Aufmerksamkeit der Männer zu erregen. Die schwarze Kleidung kontrastierte mit der kaum zu bändigenden Fülle des Haares lebhaft, das blasse Oval des Gesichtes mit den sehnsüchtig großen Augen, in denen ein verschleiertes Weh ruhte, hatte etwas Madonnenhaftes an sich. Ohne daß das Mädchen es ahnte, war es der Gegenstand häufiger lebhafter Diskussionen der beiden Frauen, bis sie übereinkamen, ihrem Herrn das, was sie von dem Mädchen wußten, so per Gelegenheit beizubringen. Aber der Erfolg war nicht der von ihnen erhoffte, allerdings schien ihr Herr eine Nuancierung bleicher zu werden, aber seine Stimme war doch ruhig, als er entgegnete:

ab flanierte, um das Mädchen zu treffen, wäre sie weniger hoffnungsfroh gewesen. Das Mädchen kam allein die Treppe herab; sie erschrak, als er auf sie zutrat; seine Bitte, sie begleiten zu dürfen, konnte sie nicht abschlagen, denn sein Gesicht trug den Stempel bewußter, entschlossener Männlichkeit. Sie gingen die Alster entlang; endlich brach er das Schweigen: „Sie haben gekündigt, Fräulein?“ Sie nickte nur.

„Ist es aufdringlich, wenn ich Sie frage, ob ich der Anlaß bin? Ich würde dann Sorge tragen, daß Sie nicht aus dem liebgewordenen Zimmer hinweg müßten.“ Sie wehrte hastig ab; ihr sei der Weg zu weit ins Geschäft, einen anderen Grund habe sie nicht. Langsam sank die Sonne; blutrote Wolkenstreifen durchflossen die tiefviolette Farbe des Himmels, der immer dunkler und dunkler ward, gemach ein Stern nach dem anderen aufblinkte. Das war ein Schimmern und Glitzern dort oben wie lauter ermunternde Sprüche eines erhabenen Geistes, alles Kleinliche abzuschütteln; auf der Alster regte sich ein lustiges Leben durcheinanderschießender Ruderbote, am Ufer promenierte die Menge; stumm hatte der Herr den Arm des Mädchens genommen. Dicht am Wasser stand eine Bank, fast netzten die verrinnenden Wogen die Füße der dort Sitzenden; hierin führte er sie, und dort fand sie Worte, ihm ihre Geschichte zu erzählen. Sie unterschied sich nicht wesentlich von den vielen anderen; eine Waise, war sie früh auf sich angewiesen, und wie es denn so kommt, wenn ein vertrauensvolles Mädchen einem gewissenlosen Manne in die Hände fällt.

„Nun lassen Sie mich gehen!“ sagte sie, als sie geendigt hatte. „Mitleid will ich nicht und — — und Liebe darf ich ja nicht fordern!“

Er faßte ihre Hände und blickte warm in ihre Augen. „Fordern nicht, aber die angebotene annehmen, willst du das?“ Sie schluchzte, als er sie an sich zog und im Schutze des Gestrüpps küßte.

Auf der Alster glitzerten tausend Lichter, am blauen Augusthimmel sauste eine Sternschnuppe entlang und verlor sich im unendlichen Himmelsraum.

Er zog sie an sich. „So wie die nie wiederkehrt, sei das Vergangene tot.“ — — —

Am nächsten Morgen machte er Frau Warncke die Mitteilung, daß er sich mit „der von da oben“ verlobt habe, was eine Kündigung von ihrer Seite am nächsten Sonnabend zur Folge hatte; schließlich waren es doch „anständige Leute“.

müssen, dem die Freude spärliche Rosen bisher gestreut; er liebte die Menschen, die das Leben anpackten, mit ihm rangen, wortlos, stumm. Das Mädchen schien ihm keiner jener Halbmenschen, denen die Meinung der Welt Gott und Richtschnur ist, sondern vielmehr ein Mensch, der alles gibt.

Immer mehr beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Mädchen, und er wußte es einzurichten, daß er ihr auf der Treppe oder vor der Haustür begegnete. Über einen kurzen Gruß kam es jedoch nicht hinaus, das Mädchen schien das Absichtliche in den Begegnungen zu bemerken und verlegte ihre Tischzeit. Lange Tage sah er sie nicht, und eine quälende Unruhe marterte ihn. Aber eines Abends hatte er doch das Glück, sie zu treffen. Er zog seinen Hut und blieb vor ihr stehen. „Sie weichen mir aus, Fräulein!“ Sie sah ihn groß an; unter seinem ernsten Blick errötete sie, dann antwortete sie freimütig: „Bemerkten Sie es?“

„Und darf ich den Grund dieses für mich wenig schmeichelhaften Benehmens wissen, mein Fräulein?“

„Weil . . . weil . . . fragen Sie mich doch nicht!“ stammelte sie, indes ihr Auge von Tränen trübe wurde.

„Verzeihung!“ sprach er und gab den Weg frei; sie nickte nur leise mit dem Kopfe und lief eilig die Treppen hinauf. Als er langsam ihr nachstieg und in sein Zimmer trat, empfing ihn Frau Warncke mit einem süßlichen Lächeln; mit der naiven Unverschämtheit von Leuten ihres Standes glaubte sie das Recht zu haben, sich in die Angelegenheiten anderer zu drängen.

„Na, was wollte die denn?“

„Wer?“

„Die von hier oben, Sie sprachen doch mit sie!“

„Ah, Sie haben es gesehen?“ fragte er mit leisem Spott.

„Ich kuckte man grade aus, wissen Sie, und da sah ich Ihnen!“

Er wandte sich ab; dieses taktlose Frauenzimmer fing an, ihn zu ärgern.

„Na,“ fing sie dann wieder an, „die zieht ja Sonnabend aus, sie hat selber gekündigt, ihr sei der Weg zu weit von hier ins Geschäft; is man gut, so was gehört nicht zwischen anständige Leute!“

In ihm stieg es heiß auf, welch eine Meinung doch diese Art anständiger Menschen von sich hatten! „Sie haben recht, Frau Warncke, hierher gehört sie nicht!“ Sie spürte seinen Sarkasmus nicht und hielt ihren Heiratsplan für gesichert. Hätte sie aber eine Ahnung davon gehabt, daß am anderen Abend ihr Herr auf dem Reesendamm auf und

nie so schön gesehen, als jetzt mit geschlossenen. Aus der Ferne des Waldes gellt ein Schrei. So schreit ein Geschöpf in der Not. Es kommt näher, es ist ein schrilles Röhren, dem Schäfer wird angst und bang. Durch das Dickicht zuckt es, knistert es, eine Hirschkuh fliegt vorbei und hinterdrein der Hirsch mit hochgetragenem Gestämme. Unter seinen Füßen kracht dürres Gefälle, an die Bäume schlägt das Gestämme, daß es klingt; sein Röhren geht durch Mark und Bein.

Antrod kann nicht mehr liegen im schattigen Moose, er springt auf und schüttelt das Haupt, daß die blonde Mähne fliegt um die Achseln. Zu enge ist ihm sein Gewand, das Wams will er locker nesteln, es beben ihm zu sehr die Hände. — Bist du denn so krank geworden, schöner Antrod? — Er weiß im Wald ein Wasser, dort will er sich kühlen. Weiße Birken und grüne Lärchen necken ihn mit ihren Zweigen, als er dahinstreicht. Zwischen silberluftumwobenen Kronen fällt schwerer Sonnenschein auf ihn herab. In verborgener Schlucht ist ein Tümpel. Der ist mit dichtem Junggestämme umgeben, aus tiefem, glasklaren Wasser schimmert hellgrünes Pflanzengefilze und weißes Gestein. Kein Tierlein sieht man zucken in diesem Wasser, das man für klare Luft halten könnte, wenn am Ufer nicht die Ränder gezogen wären und die Oberfläche nicht manchmal leichte Kreise zöge. Zuweilen, Antrod, bist du davor gestanden und hast in die Tiefe geschaut, wie die Wasserpflanzen sich linde wiegen und wie zwischen den weißen Steinen kleine Silberperlen aufsteigen. In den kurzen, nebeldunklen Wintertagen, wenn alle Bäche und Tümpel sonst ihre Eisschollen haben, ruht dieses stille Waldauge offen da und schaut ins schneeschwere Gewipfel auf, das sich in ihm spiegelt. Und im Sommer, wie oft hast du dich in diese feuchte Wiege sinken lassen, und war dir doch nie so schwül wie jetzt! — Zu diesem Wasser, mein heißer Junge, willst du nun, um dich zu laben. Aber du kommst nicht ganz hin, denn es ist schon jemand da, vor dem du grausam erschrickst. Dort, wo das Wasser seicht im lichten Sand des Grundes verlauft, steht barfuß drin die Hirtin Mana und wäscht ein kohlschwarzes Zicklein. Mit einem zähen Graswisch reibt sie ihm Rücken und Köpflein, Bauch und Beine und alles, und zwar so flink und derb, daß das Böcklein meckern muß vor Schmerz oder vor Wohlbehagen — man weiß das nicht. Antrod duckt sich hinter einen Wachholderstrauch und ächzt, als ob ihm gleiche Unbill widerfahre. Durch seinen Leib kribbelt und krabbelt es und er denkt noch in seiner süßen Qual: Vielleicht ist es das, was man sterben heißt.

Als das Ziegenböcklein gewaschen ist, läßt sie es laufen. Aber es lauft nicht weit, es steht am Ufer und schaut munter auf die Hirtin hin, ob sie nicht vielleicht Lust hätte, den Spaß zu wiederholen. Sie

Mehr linkerhand.

Ein Schäferspiel von **Peter Rosegger.**

Schöner Antrod, ich frage dich: Wird dir die Zeit und Weil nicht lang, so allein in der Wildnis? Draußen die weite, lichte Welt, und hier stehen die schwarzen Bäume davor, und die hohen Berge machen eine Mauer zwischen dir und der weiten Welt, von der man dir lieber nichts sollte sagen. Doch denke — draußen leben sie, die Leute! Weißt du, was das heißt leben? — Atmen und Jauchzen, sagst du. O Gotteskind, wie hast du recht! Aber sie meinen was anderes. du versäumst ja. Sie haben Häuser, höher wie ein Baum. Sie trinken Wein, mehr wie du Wasser. Sie nehmen unterschiedliche Mädeln um die Mitten, und du wagst an das eine kaum zu denken. Sie machen Lärm und Musik allerlei, aber jauchzen, wie du, das können sie nicht.

Sie können nicht jauchzen. Oder recht gesagt, sie können nicht leben. Du liebst und lachst und lebst. Glaubst du das? Du weißt noch nichts, aber die Stunde kommt. Fühlst du nicht den Uhrenschlag in den Schläfen? Aus grünem Moos ist dir ein weicher Polster geflochten, ganz zarte rote Knöspelein sind hineingewoben, man sieht sie kaum, so tief hocken sie noch im Nestel, aber sie mögen sich sachte strecken, sie wollen heraus und sie kommen heraus, und in hellen Freuden wirst du erstaunen, wenn rings um dich auf langen Stengeln die Röselein stehen und schalkhaft die Köpfe schütteln und beistimmend die Köpfe neigen zu dem, was du dir denkst. — Junger, schöner Knabe, was denkst du dir denn?

Die schlanken Beine streckt er aus, die Arme hat er unters Haupt gelegt, und mit dem Steirerhütel hat er sich das Haupt zugedeckt. Als wollte er schlafen, so tut er, der Schelm, aber nur darum deckt er sein Gesicht zu, weil er fürchtet, die Finken könnten seine Gedanken erraten. Denn auf seinen Wangen blühen und in seinen Augen glühen sündhaft wundersame Gedanken. Daß er vor den Vöglein kein Geheimnis zu hüten braucht — weiß er denn das doch nicht? Er meint, was Leute nicht wissen dürfen, müsse aller Kreatur verborgen bleiben. Ein Eidechschen, leicht und lind wie ein Schatten, gleitet über seine Beine, über seine Brust, und huscht ins Heidekraut hinein und erzählt es munter seiner Familie, was es erfahren hat. Auf dem Moose liegt ein junger Menschenmann, der ist verliebt und weiß es nicht. Verliebt sein und es nicht wissen! Die kleine Krokodillenbrut lacht aus ihren breiten Mäulern, aber so leise, daß man's nicht hört.

Antrod schließt die Augen und sieht seine Schäflein im Pfränger, und wie sie sich selbander ergötzen. Mit offenen Augen hat er das noch

Sprache des Rehes verstehen? Hörst du denn alle Tiere in dir sprechen? — Also noch mehr linkerhand. Immer durch dichtes Gestrüppe, wovon das Brombeerenstrauchgeschlinge Wunden reißt in sein linnenes Höslein. Talwärts kommt er in eine Schlucht, und das Dickicht mit strammen Armen durchbrechend sieht er: Vor ihm liegt ein See. Zwischen Gestämme ein kleiner, dunkler See — er hat nie von ihm gehört. Da will er hinab. Rasch wirft er die Kleider von sich und dort, wo es am tiefsten ist, stürzte er sich mit vorgestreckten, aneinandergehaltenen Händen kopfüber ins Wasser. Zischt es denn nicht, schöner Antrod, wenn eine solche Glut ins Wasser fällt? — Fast treibt er hinab, bis wo die Wasserpflanzen schaukeln, da hebt es ihn wieder sanft und hoch, da taucht sein mähniges Haupt wieder empor in die Luft, dann gellt ein Schrei dort mitten auf dem See. — Weißt du es nun, junger Schäfer, daß du linkerhand, immer linkerhand einen Kreis bist gelaufen bis wieder zurück zum schönen Tümpel, wo Mana sich badet? —

Vor Schreck darüber, daß nichts mehr zwischen ihnen ist als weiches Wasser, müssen sie wohl ohnmächtig geworden sein, denn sie sinken beide. Aber sie müssen sich gegenseitig vor dem Ertrinken gerettet haben — denn in den nächsten Tagen sah man den Schäfer und das Ziegenhirtenmädel nebeneinander dahingehen über die grüne Weide. Ganz ruhig sind sie gewesen und freundlich miteinander und unbefangen haben sie sich ergötzt an den munteren Scherzen ihrer Herden.

Fromme Lieder.

Von **Franz Karl Ginzkey.**

Stille Kirche.

Wandrer, suchst du Gott? — Du findest Gott allhie.
Ohne Gott zu suchen, findest du ihn nie.
Hier in dieser Stille, wehend um dich her,
Wird sein Hauch dich segnen, und was willst du mehr?

Suchst du aber, Wandrer, nur dich selbst allein,
Sollst nicht minder du willkommen sein.
Wer in eigne Tiefen lauscht, wie ihm geschah,
Ist ein frommer Beter und der Gottheit nah.

Suchst du aber Gott und auch dich selbst nicht mehr,
Bist des Suchens müd und alle Hoffnung leer —
Wandrer, tritt herein, hier hältst du gute Rast,
Bist für Gott ein Gast wie jeder andre Gast.

Gebet in tiefer Nacht.

Jüngst betete ich, o Nacht, zu dir!
Mein Weib lag schlummernd neben mir.
Sanft gingen unsre Atemzüge.
So ruhten wir aus von des Lebens Lüge.

Ich betete: Du stille Nacht,
O halt' ob unsern Tiefen Wacht,
Daß uns in Tages Lärm nicht fehle
Das heimliche Läuten von Seele zu Seele.

aber kümmert sich nicht weiter um das Tier. Sie lugt ringsum zwischen das Gestämme hin, ob wohl sonst kein Auge nahe sei, als das ihre und das des Zickleins und das glühende Sonnenauge am hohen Himmel. Wachholdersträuche sind dicht und haben blaue Beeren und gehören Unserer lieben Frau. Daß Schäfer dahinter stecken können, kommt der Maid nicht in den Sinn. Sie nestelt das Band ihres weißen Strohhutes auf und schleudert ihn lustig ins Moos. Da sieht man ihr braunes Rundgesicht, da blinkt es weiß in ihren Augen und weiß zwischen den kirschreifroten Lippen. Sie löst das leinene Busentuch ab und hängt es an den Ast eines Gräßings. Da glaubt Antrod, er sähe ihr schneeweißes Hemde — aber das ist es nicht, sie hat keins an. Da hat er immer gemeint, sie sei ein schwarzbraunes Mägdelein, und jetzt — er beginnt zu zittern am ganzen Leibe. Sie löst den Gürtel, um ins Wasser zu steigen; da springt er auf hinter den Büschen und springt davon mit großen, schweren Schritten, unter denen das Reisig knistert. Sie hat das Haupt in die Flut getaucht, hört und sieht nichts, empfindet nichts, als daß es eine Wonne ist, in diesem kühlen, weichen Bade sich zu wiegen.

Antrod kann nichts denken, nur fühlen, daß alle Seligkeiten der Erde sich plötzlich vereinigt hätten, um ihn zu verfolgen und zu erdrücken. Wonnig und schwer wie Föhn senken sich ihre Flügel über ihn nieder, daß der Atem stockt. Rechts ist der Waldsee, so trachtet er nach links; die einzige Rettung ist Flucht. Er wollte es gerne leiden, was zu leiden ist, aber sie stirbt, wenn sie ihn sieht am Ufer stehen, wenn sie untertaucht und nicht mehr heraufkommt. — Also linkerhand, immer linkerhand, weit ab von dem gefährlichen Wasser. Die Zweige der Jungkiefern fahren ihm wie unwirsche Pratzen ins Gesicht: Ein dummer Junge bist du! Buchenblätter streichen an sein Haar: Laufe, mein guter Knab, laufe, so schnell du kannst! Aber noch mehr linkerhand mußt du dich halten! Durch den jungen Fichtenwald, wo er am dichtesten ist, will er sich bohren, sie sollen ihn nur peitschen mit ihren scharfen Nadelzweigen, peitschen bis aufs Blut; es steht so mit ihm, daß aller Schmerz zur Lust ist. Ein Fußsteig zieht quer durch den Wald; am dürren Baumstrunk ist ein schlecht geschnitzter Pfeil genagelt, der ist schon verwittert und weist rechterhand gegen die Wallfahrtskirche zu den vierzig Märtyrern. Linkerhand, linkerhand! trällert ein Vöglein im Astwerk. Der Schäfer folgt ihm, ach ja, aus Angst, die Richtung nach rechts könne ihn wieder dem Tümpel zuführen. Oder hat er überhaupt ein anderes Denken, ein anderes Fühlen als: Linkerhand? — Im dunkelsten Dickicht schreckt er eine kleine Rehfamilie auf; die Tiere laufen nicht davon, dieser, meinen sie, sei heute nicht gefährlich. Aber mehr linkerhand, raten sie, mehr linkerhand. O Antrod! Wie kannst du die

Schaffen, Gesundheitspflege und Krankheiten, über Goethes Ehe, Kämpfe und Frömmigkeit.

Da weder der Heimgärtner, noch ein Heimgarten-Leser bei dem großen Dichter seine Aufwartung machen konnte, so wollen wir uns gegenwärtig halten, wie er uns etwa empfangen hätte, und sei dem Buch die Schilderung von seinem Verhalten gegen Fremde entnommen.

Goethe konnte im Umgang mit Menschen so verschieden sein, wie in den Augen Verschiedener sein Aussehen war, so daß sein Freund Felix Mendelssohn sagen konnte, in Zukunft werde man gar nicht an einen Goethe, sondern an eine Schar Goethiden glauben. Über seine Verkehrsformen gingen schon bei seinen Lebzeiten und selbst in Weimar die verschiedensten Gerüchte. Die einen erklärten ihn für stolz und patzig, steif und arrogant, und warnten die Neugierigen vor seinen „stummen Audienzen“; die andern wußten seine Liebenswürdigkeit nicht genug zu rühmen. Wir dürfen nicht erwarten, daß ein berühmter Mann, wenn wir ihn bei einer geliebten Arbeit stören, und wenn uns vielleicht schon hundert lästige Menschen als Räuber seiner Zeit zuvorgekommen sind, uns noch mit natürlicher Herzensgüte empfängt und aufrichtige Freude über unsern Besuch widerstrahlt. Wir dürfen auch nicht erwarten, daß sich uns der Fürst, dem wir uns als Fremde nahen, die etwas von ihm haben wollen, in seinem natürlichen Wesen zeigt. Goethe aber hat das nicht leichte Schicksal gehabt, sechzig Jahre einer der berühmtesten Europäer zu sein, den viele sehen und sprechen wollten, den Tausende aus Neugier oder Bewunderung oder zur Prahlerei belästigten. Er mußte wohl lernen, sich zu versteinern und einen Graben der Furcht um sich zu ziehen.

Gern aber entfloh er dieser eigenen hochgebauten Festung und lebte in den Tälern als Mensch unter Menschen. Gegen seinen böhmischen Freund Grüner klagte er, daß er in Weimar abstoßend sein müsse, weil sonst jeder etwas von ihm wolle. Deshalb verbrachte er gern ganze Monate im nahen Jena, wo er ungestört arbeiten konnte, oder in Bädern; deshalb reiste er auch gern unter fremdem Namen. Er hatte schon als Jüngling viel Lust zu Mummereien und hat oft in Verkleidungen seinen Scherz getrieben; später ward die Verkleidung eine Notwehr gegen seinen berühmten Namen und eine gelegentliche Absonderung von sich selbst, wie er sie in seiner Verehrung der Objektivität liebte. Am wohlsten fühlte er sich, wenn er unerkannt reisen und behaglich unter dem Volke sich bewegen konnte. Nach Italien fuhr er 1786 als der Kaufmann Philipp Möller aus Leipzig, und schon aus Bayern schreibt er ganz vergnügt über seinen neuen Zustand an Frau v. Stein: „Da ich ohne Diener bin, bin ich mit der ganzen Welt Freund. Jeder Bettler weist mich zurechte, und ich rede mit den Leuten, die mir begegnen, als wenn wir uns lange kennten. Es ist mir eine rechte Lust.“ Dann machte es ihm

Ich betete: Du stille Nacht,
Halt' ob dem Glück der Armut Wacht!
Wir wußten kein irdisches Gut zu erbeuten,
O schütz' uns der Seelen heimliches Läuten.

Lied zweier Mönche vor dem Bild Mariens.

„Mir leuchtet, Maria, dein heiliger Stern.
Ich will für dich kämpfen, du Mutter des Herrn!"

„„Mir bist du die Stille, das schattige Tal,
Wo der Wandrer ruht nach unsäglicher Qual!""

„Ihr Blinden und Tauben in Nähe und Fern'
Sollt zitternd lobpreisen die Mutter des Herrn!"

„„Mir bist du die Schöne, die alles verschönt,
Die Gütige bist du, die alles versöhnt!""

„O gib mir, Maria, den Zorn und die Macht
Zum flammenden Sieg in der heiligen Schlacht!"

„„O gib mir, Maria, die liebliche Lust,
Deiner Güte zu werden im Tiefsten bewußt.""

— — Es lächelt Maria, vom Lämpchen erhellt,
Auf die kämpfende Welt und die sinnende Welt.

Erkenntnis in den Bergen.

Im Waldesdunkel weidet das Reh,
Das Lamm am sonnigen Rain.
Das Fischlein haust im kristallenen See,
Der Adler im wilden Gestein.
Auch du, o Seele, zu jeder Frist
Weißt wohl, wo du zu Hause bist!

Du bist zu Hause bei Lamm und Reh
Und Fisch und Adler zugleich!
Vom wilden Gebirg bis hinab in den See
Ist alles dein heiliges Reich!
Unendlich umströmt dich des Lebens Flut
Im Bruderblute von deinem Blut.

Wer hat mir die Augen geöffnet, so klar?
Nun weiß ich, wie reich ich bin!
Nun kann ich ermessen, wie arm ich war,
Als ich ging mit verschlossenem Sinn!
O du fröhliche Seele zu jeder Frist,
Die du allerorten zu Hause bist.

Wie Goethe gegen Fremde war.

Ueber einen bedeutenden Menschen ist es leicht, ein bedeutendes Buch zu schreiben. Aber freilich darf auch der Verfasser nicht gerade unbedeutend sein, wenn es ihm gelingen soll, das Bezeichnende und Besondere herauszugreifen und so gleichsam einen feinen und einheitlichen Auszug der großen Persönlichkeit zu geben. Ein solches hocherfreuliches Buch ist „Goethes Lebenskunst" von Dr. Wilhelm Bode (Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn). Wer Goethen persönlich nahe rücken will, der lese dieses Buch, der Nutzen wird so groß sein wie der Genuß. In abgeschlossenen Kapiteln wird er kurzweilig und schlicht unterrichtet über Goethes Wohnung und Besitz, äußere Erscheinung und Verhalten gegen Fremde, Verhältnis zu Höherstehenden und Untergebenen, bei Mahlzeiten, in Gesellschaften, mit Freunden und Frauen; über Goethes Lernen, Lehren und

ganz gründlich schweigsam sein und sich auf hm, hm! so! so! und dergleichen Interjektionen beschränken, die nicht gut als goldene Offenbarungen des unvergleichlichen Genies zu verbreiten waren. Zuweilen, wenn er viele überflüssige Besuche erwarten mußte, brauchte er auch wohl die Kriegslist, unwohl zu sein und im Bette zu liegen, von wo aus er ja doch auch dem Schreiber diktieren oder mit Eckermann plaudern konnte. Oder er wies die Besucher einfach ab. „Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen," sagte er 1824 zum Kanzler v. Müller, „man bekommt doch immer andre, fremde Gedanken durch solche Besuche, muß sich in ihre Zustände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich habe an meinen eigenen genug, kann mit diesen nicht fertig werden." Bewundernswert ist aber doch, daß er so viele, so unbedeutende Menschen annahm, und oft erscheint er uns merkwürdig gutmütig. Einmal meldete ihm, dem Achtzigjährigen, der Gärtner auf der Dornburg, drei Studenten seien draußen, aber Goethe mochte nicht gestört sein: „Ich weiß nicht, was die jungen Leute immer von mir wollen." Der Gärtner verriet durch seine traurige Miene, daß er den Studenten Hoffnung auf gute Aufnahme gemacht hatte. „Nun, wenn es Ihnen lieb ist, lassen Sie sie immer herein!" und er entzückte die Jünglinge so, daß sie nachher auf sein Wohl einige Flaschen Wein begeistert leerten.

Gegen Plagegeister, die ihm seine Pläne durchkreuzten und die Zeit verdarben, konnte er recht deutlich sein, selbst wenn es Damen waren. Freilich wurde er gerade von weiblicher Bewunderungssucht arg belästigt.

Der Maler v. Kügelgen hat in seinen „Erinnerungen eines alten Mannes" eine drollige Geschichte erzählt. Es war in Dresden am 24. April 1813. Goethe trat bei seiner Mutter ein und bat sie, von ihrem Fenster aus den Einzug des russischen Kaisers und des preußischen Königs, ohne sie zu stören, ansehen zu dürfen. Frau v. Kügelgen, als innerlich vornehme Dame, verstand, daß er ungestört sein wolle, und so vermied sie es, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, während er mit Behagen am Fenster stand, nach seiner Art die Hände auf dem Rücken. Sie wußte, wie sehr ihn die schöngeistigen Damen sonst bedrängten, und schwieg deshalb. Da fing Goethe mit ihr und ihrem kleinen Knaben von selber freundlich zu plaudern an. Lassen wir diesen Knaben als alten Mann weiter erzählen!

„Indem ward heftig an der Klingel gerissen. Ich sprang fort, um die Tür zu öffnen, und herein drang eine unbekannte Dame, groß und stattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt. Mit Hast rief sie mich an: „Ist Goethe hier?" — „Goethe!" Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton, und kaum hatte ich Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen,

Spaß, daß er einem alten Weibe für einen Kreuzer Birnen abkaufen und sie publice „wie ein anderer Schüler“ verzehren konnte. „Herder hat wohl recht, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist mir so wohl, daß ich ungestraft meinem kindischen Wesen folgen kann.“ In Italien hielt er es ebenso. Er machte sich zum Italiener, trug die Kleidung der mittleren Bürger, gewöhnte sich ihre Geberden und Bewegungen an und lernte ihre Sprache so gut, daß er auf Märkten und Gassen unauffällig sich unter das Volk mischen, seine harmlose Fröhlichkeit, sein Leben und Lebenlassen teilen konnte. Jeden Tag genoß er es, daß er hier kein Geheimer Rat, sondern nur Mensch unter Menschen war, und oft hat er nachher diese zwei Jahre in Rom und Italien als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet. Es mag ein stillvergnügtes Treiben gewesen sein, als Filippo Miller, Georgio Zicci, Federico Bir und Tisben, d. h. Goethe, Schütz, Bury und Tischbein, bei dem Kutscher Collina und seiner Piera Giovanna wohnten, dem „redlichen alten Paar, die alles selbst machen und für uns wie die Kinder sorgen“.[1]) Wenn es ging, mischte er sich auch in Deutschland unter die kleinen Leute und lebte mit ihnen. Seine Winterreisen in den Harz waren auch Ausflüge aus der offiziellen Welt, und die Briefe, die er im Dezember 1777 aus Goslar an die geliebte Frau v. Stein schrieb, durchleuchtet seine Liebe zum schlichten Menschentum und gemütlichen Verkehr: „Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen; es ist mir, als wenn ich mein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studiert, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen. Eine reine Ruh und Sicherheit umgibt mich.“ — „Hier bin ich nun wieder in Mauern und Dächern des Altertums versenkt. Bei einem Wirte, der gar viel Väterlichs hat; es ist eine schöne Philisterei im Hause; es wird einem ganz wohl. — — Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! . . . Ich trockne nun jetzt an meinen Sachen! Sie hängen um den Ofen. Wie wenig der Mensch bedarf und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf.“ —

Diesen schlichten, gemütlichen Menschen, dem Frau v. Stein für die Reise Zwieback in Papier wickelte, der sie um dicke, warme Stümpfe bat, der in Italien oder im Harze mit armen Leuten fröhlich plauderte und lachte, ihn bekamen freilich die Fremden in Weimar nicht zu sehen. Für sie war er oft genug unzugänglich, selbst wenn sie die erste Mauer durchdrungen hatten und mit ihm auf seinem Sopha saßen. Er konnte

[1]) Zitat aus einem Briefe Goethes an den Herzog; sonst s. Frankf. Ztg. 27. April 1900.

ganz gründlich schweigsam sein und sich auf hm, hm! so! so! und dergleichen Interjektionen beschränken, die nicht gut als goldene Offenbarungen des unvergleichlichen Genies zu verbreiten waren. Zuweilen, wenn er viele überflüssige Besuche erwarten mußte, brauchte er auch wohl die Kriegslist, unwohl zu sein und im Bette zu liegen, von wo aus er ja doch auch dem Schreiber diktieren oder mit Eckermann plaudern konnte. Oder er wies die Besucher einfach ab. „Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen,“ sagte er 1824 zum Kanzler v. Müller, „man bekommt doch immer andre, fremde Gedanken durch solche Besuche, muß sich in ihre Zustände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich habe an meinen eigenen genug, kann mit diesen nicht fertig werden.“ Bewundernswert ist aber doch, daß er so viele, so unbedeutende Menschen annahm, und oft erscheint er uns merkwürdig gutmütig. Einmal meldete ihm, dem Achtzigjährigen, der Gärtner auf der Dornburg, drei Studenten seien draußen, aber Goethe mochte nicht gestört sein: „Ich weiß nicht, was die jungen Leute immer von mir wollen.“ Der Gärtner verriet durch seine traurige Miene, daß er den Studenten Hoffnung auf gute Aufnahme gemacht hatte. „Nun, wenn es Ihnen lieb ist, lassen Sie sie immer herein!“ und er entzückte die Jünglinge so, daß sie nachher auf sein Wohl einige Flaschen Wein begeistert leerten.

Gegen Plagegeister, die ihm seine Pläne durchkreuzten und die Zeit verdarben, konnte er recht deutlich sein, selbst wenn es Damen waren. Freilich wurde er gerade von weiblicher Bewunderungssucht arg belästigt.

Der Maler v. Kügelgen hat in seinen „Erinnerungen eines alten Mannes“ eine drollige Geschichte erzählt. Es war in Dresden am 24. April 1813. Goethe trat bei seiner Mutter ein und bat sie, von ihrem Fenster aus den Einzug des russischen Kaisers und des preußischen Königs, ohne sie zu stören, ansehen zu dürfen. Frau v. Kügelgen, als innerlich vornehme Dame, verstand, daß er ungestört sein wolle, und so vermied sie es, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, während er mit Behagen am Fenster stand, nach seiner Art die Hände auf dem Rücken. Sie wußte, wie sehr ihn die schöngeistigen Damen sonst bedrängten, und schwieg deshalb. Da fing Goethe mit ihr und ihrem kleinen Knaben von selber freundlich zu plaudern an. Lassen wir diesen Knaben als alten Mann weiter erzählen!

„Indem ward heftig an der Klingel gerissen. Ich sprang fort, um die Tür zu öffnen, und herein drang eine unbekannte Dame, groß und stattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt. Mit Hast rief sie mich an: „Ist Goethe hier?“ — „Goethe!“ Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton, und kaum hatte ich Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen,

Spaß, daß er einem alten Weibe für einen Kreuzer Birnen abkaufen und sie publice „wie ein anderer Schüler“ verzehren konnte. „Herder hat wohl recht, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist mir so wohl, daß ich ungestraft meinem kindischen Wesen folgen kann.“ In Italien hielt er es ebenso. Er machte sich zum Italiener, trug die Kleidung der mittleren Bürger, gewöhnte sich ihre Geberden und Bewegungen an und lernte ihre Sprache so gut, daß er auf Märkten und Gassen unauffällig sich unter das Volk mischen, seine harmlose Fröhlichkeit, sein Leben und Lebenlassen teilen konnte. Jeden Tag genoß er es, daß er hier kein Geheimer Rat, sondern nur Mensch unter Menschen war, und oft hat er nachher diese zwei Jahre in Rom und Italien als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet. Es mag ein stillvergnügtes Treiben gewesen sein, als Filippo Miller, Georgio Zicci, Federico Bir und Tisben, d. h. Goethe, Schütz, Bury und Tischbein, bei dem Kutscher Collina und seiner Piera Giovanna wohnten, dem „redlichen alten Paar, die alles selbst machen und für uns wie die Kinder sorgen“.[1]) Wenn es ging, mischte er sich auch in Deutschland unter die kleinen Leute und lebte mit ihnen. Seine Winterreisen in den Harz waren auch Ausflüge aus der offiziellen Welt, und die Briefe, die er im Dezember 1777 aus Goslar an die geliebte Frau v. Stein schrieb, durchleuchtet seine Liebe zum schlichten Menschentum und gemütlichen Verkehr: „Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen; es ist mir, als wenn ich mein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studiert, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen. Eine reine Ruh und Sicherheit umgibt mich.“ — „Hier bin ich nun wieder in Mauern und Dächern des Altertums versenkt. Bei einem Wirte, der gar viel Väterlichs hat; es ist eine schöne Philisterei im Hause; es wird einem ganz wohl. — — Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! . . . Ich trockne nun jetzt an meinen Sachen! Sie hängen um den Ofen. Wie wenig der Mensch bedarf und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf.“ —

Diesen schlichten, gemütlichen Menschen, dem Frau v. Stein für die Reise Zwieback in Papier wickelte, der sie um dicke, warme Strümpfe bat, der in Italien oder im Harze mit armen Leuten fröhlich plauderte und lachte, ihn bekamen freilich die Fremden in Weimar nicht zu sehen. Für sie war er oft genug unzugänglich, selbst wenn sie die erste Mauer durchdrungen hatten und mit ihm auf seinem Sopha saßen. Er konnte

[1]) Zitat aus einem Briefe Goethes an den Herzog; sonst s. Frankf. Ztg. 27. April 1900.

„Sie sind ja nun einmal ein Mann, der in allen Dingen Bescheid weiß, und so mögen Sie einen Streit schlichten, der zwischen mir und meinem Mann über ein Stück Camelot entstanden ist.“

„Nun, so bringen Sie das Zeug her!“ rief Goethe.

„Mein Mann will einen Schlafrock davon haben und ich einen Vorhang für sein Büchergestell; ich halte das für nötiger, weil die Bücher durch den Staub zugrunde gehen.“

„Ei was!“ erwiderte Goethe, „was zanken Sie sich darum! Teilen Sie das Stück und machen Sie Ihrem Mann statt des Rockes nur ein Camelotjäckle und aus dem andern Stück können Sie ein Vorhängle für die Bücher machen.“

Viel ungnädiger wurde dagegen in diesen Tagen der Geheime Kirchenrat Schwarz bedient, der als Verfasser eines bekannten pädagogischen Werkes und als Würdenträger sich für berechtigt hielt, Goethes Gesetze zu durchbrechen. Goethe ging morgens ganz früh auf privaten Wegen zur Schloßruine, um den schönen Blick allein und ungestört zu genießen; als er eines Tages zu seinem geliebten Platze kam, saß dort Schwarz, und dieser redete ihn auch sogleich an: er preise sich glücklich, ihn zu sehen und ihn fragen zu können, was er denn eigentlich mit dem „Wilhelm Meister“ beabsichtigt habe; er habe ihn gewiß für ein Erziehungsinstitut geschrieben. Goethe sah ihn mit seinen großen Augen an: „Ja, das habe ich bisher selbst nicht gewußt, doch nun leuchtet es mir vollkommen ein. Ja, ja, ich habe den „Wilhelm Meister“ für ein Erziehungsinstitut geschrieben und bitte Sie, dies ja überall in der Welt bekannt zu machen.“

Aufgeschwollene, affektierte, unwahre Menschen und solche, die nur aus Egoismus zu ihm kamen, behandelte Goethe kurz und grob; auf gedrechselte Reden, Komplimente, nichtssagende Phrasen antwortete er nicht. Sobald er aber etwas Echtes und Gutes in seinem Gegenüber spürte, sobald er fühlte: der Mann möchte dir etwas geben und hat etwas zu geben, zeigte er sogleich seine natürliche Güte. Dann nahm sein Hm hm! nun nun! ja ja! einen eigentümlich gutmütigen Klang an, dann wurde der Stumme zum lebhaften Redner, dann endete er: „Pflege um Zwei zu essen, würde mich freuen, wenn Sie unser Gast sein wollten.“ Holtei hat erzählt, wie er anfangs abblitzte: „Je geistreicher ich zu sein mir Mühe gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl geschienen haben.“ Und nachher: „Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Wesen getreu, ohne weitere Ansprüche auf zarten Ausdruck, desto lebendiger wurde der alte Herr.“ Sobald Goethe merkte, daß der Mann ihm gegenüber einen guten Kern hatte, daß er auf irgend einem Gebiete tüchtig beschlagen war, machte er schnell Freundschaft. So führte

als sie auch schon, mich fast übersegelnd, unangemeldet und ohne üblichen Salutschuß wie ein majestätischer Dreidecker in dem Zimmer meiner Mutter einlief. Mit offenen Armen auf ihren Götzen zuschreitend, rief sie: „Goethe! ach Goethe! wie habe ich Sie gesucht! Und war denn das recht, mich so in Angst zu setzen!" Sie überschüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen.

Unterdessen hatte sich der Dichter langsam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus seinem Gesichte verschwunden, er sah düster und verstimmt aus wie eine Rolandssäule. Auf meine Mutter zeigend, sagte er in sehr prägnanter Weise: „Da ist auch Frau v. Kügelgen!" Die Dame machte eine leichte Verbeugung, wandte dann aber ihrem Freunde, dessen üble Laune sie nicht bemerkte, ihre Breitseiten wieder zu und gab ihm eine volle Ladung nach der andern von Freudenbezeugungen, daß sie ihn glücklich geentert, beteuernd, sie werde sich diesen Morgen nicht wieder von ihm lösen. Jener war in sichtliches Mißbehagen versetzt. — — Er knöpfte seinen Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat und die Aufmerksamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm, war Goethe fort."

Noch komischer ist, was die Frau Dutitre, eine Berliner Berühmtheit, manchesmal mit Stolz erzählte:[1])

„Ick hatte mir vorgenommen, den großen Goethe doch ooch mal zu besuchen, und wie ick mal durch Weimar fuhr, ging ick nach seinem Garten und gab dem Gärtner einen harten Taler, daß er mir in eine Laube verstechen und einen Wink geben sollte, wenn Goethe käme. Und wie er nun die Allee runter kam und der Gärtner mir gewunken hatte, da trat ich raus und sagte: „Angebeteter Mann!"

Da stand er stille, legte die Hände auf den Rücken, sah mir groß an und fragte: „Kennen Sie mir?"

Ich sagte: „Großer Mann, wer sollte Ihnen nicht kennen!" und fing an zu deklamieren:

„Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt."

Darauf machte er mir einen Bückling, drehte sich um und ging weiter. So hatte ich denn meinen Willen gehabt und den großen Goethe gesehn."

Daß er auch für eine schlichte Frau, wenn sie zur rechten Zeit kam, Zeit und Freundlichkeit hatte, war der Gattin des Homerübersetzers, der braven Ernestine Voß, nicht zweifelhaft, als er sie 1814 bei seinem Aufenthalt in Heidelberg besuchte. Willig ließ er sich von ihr das ganze Hauswesen zeigen und besah auch pflichtschuldigst den Gänsestall unter der Treppe. Schnell gewann er ihr ganzes Vertrauen.

---

[1]) Dr. G. Parthey. Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe.

beizubringen — bis er nach einigen Tagen erfuhr, daß der eine Goethe, der andere Karl August war.

Einen ähnlichen Eindruck wie dieser Rittmeister machte in jungen Jahren der spätere russische General Klinger auf ihn, als er, der Landsmann Goethes und auch einer der „Stürmer und Dränger“, ihn in Weimar aufsuchte. Klinger holte alsbald ein dickes Manuskript heraus und fing an es vorzulesen. Eine Weile hielt Goethe still, dann rief er aus: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!“ Klinger ließ sich nicht im geringsten aus der Fassung bringen, steckte ruhig sein Manuskript in die Tasche und meinte: „Kurios! Das ist nun schon der Zweite, mit dem mir das heute begegnet ist!“ Da hatte Goethe Respekt vor ihm und prophezeite ihm eine große Zukunft.[1])

Im allgemeinen teilte Goethe die Fremden in solche ein, die etwas von ihm begehrten, und solche, die vielmehr ihm eine Freude machen wollten. Das war teils Notwehr, teils der gesunde Egoismus, den er auch theoretisch vertrat. Zum Kanzler v. Müller sprach er 1830 diese Maxime aus, als es sich um das Beantworten von Briefen handelte: „Wenn ich sehe, daß die Leute bloß ihretwegen an mich schreiben, etwas für ihr Individuum damit bezwecken, so geht mich das nichts an; schreiben sie aber meinetwegen, senden sie etwas mich Förderndes, Angehendes, dann muß ich antworten .... Ihr jungen Leute wißt freilich nicht, wie kostbar die Zeit ist.“

Ehe man diesen Standpunkt allzu selbstsüchtig finde, bedenke man die Frage, die der eben genannte Friedrich v. Müller in seiner Gedächtnisrede 1832 aufwarf: „Wie hätte er aber auch, ohne sich selbst zu vernichten, all den unsäglichen, oft unsinnigen Anforderungen und Zumutungen genügen können, die so oft gleich einem Wogenschwall auf ihn eindrangen? Daß fast jeder deutsche Jüngling, der einige glückliche Verse oder vollends ein Trauerspiel geschaffen zu haben vermeinte, Rat oder Urteil von ihm begehrte, möchte noch für ganz natürlich gelten; daß aber auch seinem geistigen Kontakt wildfremde Personen sich oft in den wunderlichsten Fällen, z. B. um eine Heirat, die Wahl eines Lebensberufs, eine Kollekte, einen Hausbau zustande zu bringen, zuversichtlich an ihn wendeten, könnte in der Tat höchst komisch erscheinen, wenn es nicht zugleich bewiese, wie unbeschränktes Vertrauen man weit umher ihm zollte, ja für einen Universalhelfer in geistigen und leiblichen Nöten ihn zu halten geneigt war.“

Besonders mußte sich Goethe gegen Bittsteller verhärten, die für sich oder andere etwas erbaten. Schon 1787 schrieb er an Kirms, der in der Leitung des Theaters seine rechte Hand war: „In meinem Leben

[1]) Die kleinen Geschichten von S. 32 an sind W. v. Biedermanns Sammlung der Gespräche nacherzählt.

ihm der Jenaer Buchhändler Frommann einst einen jungen Osnabrücker Advokaten zu und wunderte sich, wie rasch die beiden in einen herzlichen Disput kamen; Goethe erkannte eben schnell die solide Tüchtigkeit des jungen Gastes, des späteren Bürgermeisters und Ministers Stüve, den diejenigen, die ihn kennen, zu den großen Männern des Jahrhunderts rechnen. Namentlich die Leute, die sich durch seine anfängliche Kälte oder Schärfe nicht verblüffen ließen, flößten ihm ein gutes Vorurteil ein, da sie wahrscheinlich mehr als fahrige Phrasenmenschen sind. So gefiel ihm der Husarenrittmeister Franz von Schwanenfeld. Als dieser Ende Juni 1813 nach Teplitz kam, konnte er kein anderes Zimmer mehr bekommen als ein halb unterirdisches im Gartenhause der Töpferschenke. Eines Morgens sieht er auf einer Bank vor seinem Fenster einen schönen alten Mann sitzen. Ein Diener bringt einen Krug mit Wasser und ein Buch; der Alte trinkt und überläßt sich seinen Gedanken. Mehrere Tage wiederholt sich das, bis es dem Husaren lästig wird, daß der Alte ihm das wenige Licht in seiner Stube noch halb wegnimmt. Der schöne Kopf mit den edlen Zügen reizt ihn auch. Er macht sein Fenster auf und ruft dem Alten einen „Guten Morgen“ zu. Ein ehrfurchtgebietender, streng verweisender, beinahe verächtlicher Blick war die Antwort auf die kühne Anrede des Schnauzbartes. Aber der ließ sich nicht ins Bockshorn jagen. „Sind Sie Hypochonder?“ erscholl es abermals aus dem kleinen Fenster zu Füßen des Unbekannten, der aber wieder nicht antwortete. Der Husar schreit nochmals mit donnernder Stimme: „Sind Sie Hypochonder?“ Nun endlich entfuhr den Lippen des alten Herrn ein Wort, „Sonderbar!“ lautete es. — „Jawohl, sonderbar!“ rief der Rittmeister. „Sie sind krank und sitzen hier im kalten Morgennebel, trinken Ihren Brunnen allein, still und stumm. Da wollte ich lieber Tinte in Gesellschaft saufen und würde eher gesunden. Wissen Sie wohl, daß ich große Lust hätte, mit Ihnen Händel anzufangen?“

Die Augen des Fremden gingen groß auf und durchbohrten fast den Redenden. „Wenn Sie mit Ihrem Heldengesicht mir nur nicht so ungeheuer gefielen!“ Aber auch Goethen gefiel nun der offenherzige Soldat. Sie kamen ins Plaudern, spazierten bald im Garten zusammen und bald Arm in Arm, da der Rittmeister ein lahmes Bein hatte; sie sprachen auch von Schiller und Goethe und Karl August und dem Kriege, und da er immer noch nicht wußte, wen er vor sich hatte, erklärte der Husar sehr unbefangen, daß er für den Tasso schwärme, aber den Werther nicht möge. Der Alte nannte ihn seinen Doktor, weil er ihn von seiner Hypochondrie befreie. Er wolle am nächsten Tage einen Freund mitbringen, der auch gern von der Hypochondrie geheilt sein möchte. Das schien ein Forstmann oder Gutspächter zu sein, und der brave Rittmeister bemühte sich nun, den beiden Alten recht viel lustige Lebensauffassung

Zur Gymnasialfrage.

Beobachtungen einer Mutter.

Vor einigen Monaten hat in Wien Marianne Hainisch — in jeder Beziehung eine der ersten Vorkämpferinnen auf dem Gebiete der Frauenbewegung — kürzlich in Berlin auch von der Deutschen Kaiserin empfangen — Einladungen zu ihrem Vortrage: „Aufwand und Erfolg der Mittelschule vom Standpunkte der Mutter,“ verschickt. Und das zahlreiche und freudige Erscheinen Gleichgesinnter, sowie der rege Anteil von Laien und Fachmännern, Damen und Herren an der sich anschließenden Debatte, bewies die tief einschneidende Bedeutung dieser Frage, für das Leben unzähliger Familien. Inzwischen wurde der Vortrag gedruckt, eifrig gelesen und friedlich und kriegerisch erörtert. Als bescheidener Beitrag zu der in Deutschland von Friedrich Paulsen so siegreich behandelten Frage der Gymnasialreform mögen folgende Erfahrungen und Betrachtungen einer Mutter aufgenommen werden. Im Gymnasium selbst mögen die Ansichten der Frauen über dasselbe wohl niedrig genug bewertet werden, denn die Professoren betrachten die Mütter meist als lästige Supplikantinnen, die für die Söhne gute Noten zu erflehen kommen, denen sie ihre Geringschätzung schon dadurch deutlich zeigen, daß in Fällen, in welchen der richtige Empfang von Schulnachrichten an die Eltern durch häusliche Unterschrift bestätigt werden soll, die Unterschrift der Mutter gar nicht oder nur widerstrebend gelten gelassen wird. Das heißt, man sieht sie als verbündet mit dem Sohne gegen die Schule an. Und doch ist niemand berufener dazu, Segen und Unsegen des Gymnasiums richtig zu beurteilen und die Bestrebungen wohlmeinender Lehrer zu unterstützen als die rechte Schulbubenmutter, die den ganzen Stundenplan so gut wie die Termine der gefürchteten Schularbeiten und der gefährlichen Zensuren kennt, die durch gelegentliches Prüfen Einblick in den Lehrstoff gewinnt — die alle Schulwitze und Lehrerstimmporträts auswendig weiß — die sich mit ihrem Jungen sorgt und mit ihm lacht! — Die modernen Frauen, die sich auf allen Lebensgebieten mit den kühnsten Umwälzungsplänen tummeln und nicht davor zurückschrecken, die häßlichsten und gemeinsten Seiten der sozialen Fragen aufzurollen, haben bisher gerade das am wenigsten zum Gegenstande ihrer Beobachtungen gemacht, was sie doch am nächsten anginge: die Wirkung des Schulwesens auf Geist, Gemüt und Charakter ihrer Söhne. Hätten sie das getan, wie könnten sie dann das Gymnasium in der gleichen Form, in der es jenen schon das Leben umdüstert und verengt, auch noch mit allen Kräften für ihre Töchter anstreben! Welche unter den vielen Schriftstellerinnen,

habe ich so oft bemerkt, daß Menschen, die sonst zuverlässig sind, gegen jemand, der eine Stelle zu vergeben hat, gar kein Gewissen haben. Man will die Leute anbringen, und wir mögen nachher sehen, wie wir sie los werden." Und aus seinen letzten Lebensjahren erzählt sein Arzt Vogel: Die Schwäche, welche nichts abzuschlagen vermag, kannte er nicht. „Ich halte es doch länger aus", meinte er, „die Leute anzuhören, als sie, mich zu drängen. Merken sie nur erst, daß sie einem auf solche Weise etwas abzwingen können, so ist man ewig belagert." Wem aber Goethe trotz alledem zu hart und kalt erscheint, der möge lesen, was er 1809 zu Riemer äußerte: „Nur der am empfindlichsten gewesen ist, kann der kälteste und härteste werden; denn er muß sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern; und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last." Goethe glich hierin seinem Vater, „der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete",[1]) und der Sohn stand auch in gleicher Gefahr wie der Vater, den er „nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannigfaltiger Bildung endlich zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen" sah. An Zelter aber schrieb unser Dichter, daß er doch der fremden Welt nicht ganz entraten könne, „denn wenn ich gleich meine Zugbrücken aufziehe und meine Fortifikationen immer weiter hinausschiebe, so muß man doch zuweilen auch wieder Kundschaft einziehen". Die Summe seiner Erfahrungen über den Umgang mit Menschen hat Goethe in zwei Ratschlägen gezogen, die er an seine Christiane und an junge Freunde richtete. Zu einem der letzteren sprach er 1809[2]): „Verschmäht nie, in euer Streben die Einwirkung von gleichgesinnten Freunden aufzunehmen, sowie ich auch auf der andern Seite angelegentlich rate, ebenfalls nach meinem Beispiele, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört, oder die nicht zu euch gehören; denn solches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgernis zufügen, und am Ende ist denn doch alles vergeblich gewesen." An Christiane aber schreibt er einmal[3]): „Was die Menschen betrifft, so tu ihnen nur so viel Gefälligkeiten als du kannst, ohne Dank von ihnen zu erwarten. Im einzelnen hat man alsdann manchen Verdruß, im ganzen bleibt immer ein gutes Verhältnis . . . Behalte mich lieb, wie mein Herz immer an dir und dem Kinde hängt. Wenn man mit sich selbst einig ist und mit seinem Nächsten, das ist auf der Welt das beste."

[1]) Aus meinem Leben, II. T., 6. Buch. [2]) Zu Falk. [3]) Am 3. Oktober 1799.

So beginnt, oft erst in den späten Nachmittags- oder Abendstunden, für den schon ermüdeten Schüler das Aufgabenmachen. Steht eine Schularbeit oder eine Zensurgefährdung bevor, so kann es leicht geschehen, daß solch ein Junge, dem der regelmäßige Schlaf notwendiger wäre als Algebra und griechische Grammatik, bis gegen Mitternacht über seinen Büchern und Heften sitzt, mit heißem Kopf, roten Augen und vor Müdigkeit in einem Zustande unnatürlicher Überreiztheit. Am nächsten Morgen, nach viel zu kurzer Nachtruhe mühsam geweckt, stürzt er eilig und verdrossen aus dem Hause, kaum zu bewegen, noch zu frühstücken. So beginnt er nur allzu oft physisch und seelisch deprimiert, sein Tagewerk und den Kampf mit dem Lehrstoff. Im Winter empfängt ihn ein bald überheiztes, bald noch nicht erwärmtes Schulzimmer, was die häufig auftretenden Kopfschmerzen in der Entwickelung befindlicher, bleichsüchtiger Stadtkinder nicht eben lindert. Auch die von den in bequemen Sesseln ruhenden Lehrern so oft gerügte schlechte und unruhige Haltung der Knaben wird leicht genug erklärt, wenn man die mit möglichster Platzersparnis gebauten Schulbänke, in denen die bewegungsbedürftige Jugend täglich so viele, viele Stunden ausharren muß, betrachtet. Nicht einmal die Winterfreude des Schneeballenwerfens soll sie dafür entschädigen dürfen, denn das Gebot des Gymnasiums reicht noch über seine Mauern hinaus und will in jenes uralte, angestammte Schulbubenrecht eingreifen und die Schneeschlachten untersagen — die gottlob nicht aussterben werden, so lange es noch frischen Schnee und frische Jungens geben wird!

Freilich, kommt der Tag der Schularbeit, so hat weder das dichteste Flockengestöber, noch der hellste Sonnenschein Macht über die Gemüter: das ist der Tag des Familienzitterns und der bleichen Furcht der Schüler. Denn, durch einen merkwürdig spitzfindigen Beschluß der Schulbehörden hängt von dem Gelingen dieser Aufgaben fast ausschließlich das Fortkommen der Schüler im Gymnasium ab. Trotzdem aber das ganze Gewicht des Unterrichtes auf diese folgenschweren Proben gelegt wird, ist den Schülern dennoch nur eine verhältnismäßig sehr beschränkte Spanne Zeit dafür eingeräumt. So daß in atemloser Hetze drauf losgearbeitet wird. Manche können kaum das Thema erschöpfen oder müssen bei mathematischen Aufgaben eine unerledigt lassen — andere können das Geschriebene vor dem Abliefern nicht mehr überprüfend durchlesen. — Welch ein Widerspruch also, daß eine Arbeit, die Zeugnis von den gesamten Kenntnissen des Schülers in dem betreffenden Gegenstande ablegen soll, bei der jeder Akzentfehler, jeder Dezimalpunkt ausschlaggebend sein kann, bei der sogar die äußere Form eine Note erhält, zitternd und zagend in fliegender Eile absolviert wird. Welch ein Zufallsresultat diese Postarbeit liefert, beweist der Umstand, daß fast jedesmal den Schülern schon auf dem Heimwege beim ruhigen Überdenken der Auf-

die alle Gebrechen der Gegenwart und vor allem das so aktuelle Arbeiterelend schildern, erzählen vom Gymnasiastenelend? — Marie Ebner, die kinderlose, steht einzig da mit ihrer meisterhaften Skizze „Der Vorzugsschüler“. Sie aber nimmt den falschen Ehrgeiz der Väter zum Ausgangspunkt ihrer Anklagen, wodurch nur eine wunde Stelle unter so vielen bloßgelegt wird. Im allgemeinen gilt die hergebrachte Weise, lustige Schülerstreiche brummig-gemütlichen Lehrern gegenüber als humoristische Arabesken einzuflechten. — — Und doch, wie viel Kummer, Bitterkeit, zerstörte Gesundheit und zerstörten Familienfrieden, welche gehässige Entfremdung zwischen Schule und Haus hat das Gymnasium auf dem Gewissen! — Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn die Mutter, die ihr Kind Tag für Tag an der Arbeit sieht (falls der Knabe nicht durch seine Veranlagung zu dem geringen Prozentsatz gehört, der sich eines sorgenfreien Vorzugsdaseins erfreut) zu keinem besseren Resultate gelangt, als mit dem stereotypen zaghaft höflichen Lächeln auf den Lippen und einem latenten Ingrimm im Herzen, zur Sprechstunde der Professoren zu kommen, in blinder Angst niemals eine menschlich freie Aussprache wagend und nicht daran denkend, daß zwar die Lehrer für das gedeihliche Vorwärtskommen der Schüler — nicht aber die Schüler als Stufen für das Avancement der Lehrer da sind! — So daß die stille Gegnerschaft von Jahr zu Jahr nur wachsen kann.

Der Vater, wenn er auch größtenteils mehr Sachkenntnis für das Studienmaterial mitbringt als die nicht akademisch gebildete Mutter, ist durch seinen Beruf meist zu sehr in Anspruch genommen, oft auch zu rasch und zu ungeduldig, um die vielen kleinen Fragen des Tages richtig und ruhig abzuwägen, und gilt überdies als oberste Autorität, der sich das Kind nicht so rückhaltlos und kameradschaftlich anvertraut als der Mutter, die sich immer wieder erstaunt und kopfschüttelnd fragen muß, ob denn die hochweisen Schulmänner, die am grünen Konferenztisch über das Wohl und Wehe von Generationen entscheiden, nicht selber auch Söhne haben und — ob sie nicht wissen, was sie von diesen im Wachstume begriffenen, nach Freiheit und frischer Kraftäußerung dürstenden jungen Menschen in den Jahren, in denen sie noch einiges Anrecht an etwas Sorglosigkeit und Sonnenschein haben sollten, alles verlangen! — Ob diese es eigentlich nicht noch schlimmer haben als die Fabriksarbeiter mit ihrem Zehn- oder Elfstundentag, die um einen Acht- oder Neunstundentag wenigstens kämpfen dürfen. Der Gymnasiast, der rechtlos und wehrlos den Schulgesetzen unterworfen ist, hat oft 12 und mehr Stunden der Arbeit und — der Aufregung und Verantwortung dazu! — Der Stundenplan weist 3 bis 4 Stunden des Vormittags und meist 1 bis 3 Stunden des Nachmittags aus — moderner Sprach- und Musikunterricht fordert in gebildeten Kreisen natürlich daneben seine Rechte.

Überall war dieser unselige Zwiespalt zwischen klarem Zweck und scheinbarer Zwecklosigkeit, zwischen vorausgenommener Fertigkeit in diesem Ganzen und nachschleppendem Unverständnis jenes einzelnen. Und doch war die Anstalt gut und besser als viele andere; denn das Übel liegt oder lag in der ganzen Erziehungsweise, in den verwendeten Menschen."

Menschen in diesem Sinne, d. h. Wesen, die Milde, Wohlwollen, Verständnis und Liebe für ihren Beruf und Charakterstärke in allen Lebenslagen besitzen, sie sind immer und überall selten genug, also auch unter der Lehrerschaft nicht allzuhäufig. Findet sich jedoch mancher, der solche Eigenschaften besitzt, so sind ihm diese — wie es der Lauf der Welt ist — ein Hemmnis für seine Karriere, eine Gefahr für sein Brot. Darin liegt die Lösung so mancher Frage, und da wäre der Hebel von der obersten Behörde anzusetzen, sollte man überhaupt etwas ändern *wollen*. Jeder Druck, den man von oben ausübt, wird in zehnfacher Verstärkung an die Schüler weitergegeben. Ist das Losungswort ausgesprochen: wegen Raummangel und Überfüllung soll man in einer bestimmten Klasse auf Dezimierung hinarbeiten — so werden auch schon gehorsamst die Überzähligen hinausgequält.

Einerseits schafft man Volksbibliotheken und Volksbildungsstätten aller Art, anderseits wird dem daraus resultierenden, vielleicht allzu großen Zudrange zum Gymnasium in einer für den Einzelnen geradezu grausamen Weise gesteuert.

Diese in vielen Fällen ganz bewußte, ihnen zur Pflicht gemachte Unduldsamkeit der Lehrer veranlaßt jetzt häufiger denn je die Eltern dazu, ihre Söhne an auswärtigen Gymnasien lernen zu lassen, wo sie „leichter durchkommen!" — Man kann also, wie es scheint, den Lehrplan nach Bedarf auch auf eine bequemere Fasson einrichten, und es erhebt sich die Frage, ist das Unterrichtssystem nach der Leistungsfähigkeit der Schüler oder nach der geographischen Lage und der Bevölkerungsstatistik der einzelnen Orte aufgebaut? — Wie es auch sei, können die besten Fortgangszeugnisse solcher Freistätten keinem Knaben das Unglück wett machen, das für sein Gemütsleben — wenn er nämlich Gemüt besitzt! — die Trennung von seiner Familie bedeutet. Er wird den Seinen entfremdet, und die Erinnerungen seiner frühesten Jugendtage knüpfen nicht an sein Elternhaus an und nicht dieses drückt seinen Anschauungen und seinem Werdegang den Stempel für sein ganzes künftiges Leben auf, sondern die Lehrer und die Mitschüler, die der Zufall ihm auf seinen liebeleeren Weg gestellt, auf dem er oft vor Heimweh zu vergehen meint und bei zarter Konstitution, an häusliche Sorgfalt gewöhnt, an seiner Gesundheit Schaden nimmt. Ist er aber in jeder Beziehung aus derberem Stoff gefügt, so reißt er sich zwar ohne schweres Leid von der Familie los, aber nur Fremden und

gabe Fehler einfallen, die sie in Hast und Aufregung gemacht, und die sie tagelang mit Besorgnis erfüllen. — Also ist die Schularbeit eigentlich mehr ein Prüfstein für Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit, als für die positiven Kenntnisse des einzelnen. — Wie deprimierend die Wirkung aber auf die Nerven ist, beweist die Tatsache, daß mancher Lehrer, dessen Lektion auf die Schularbeitsstunde folgt, sich darüber beklagt hat, daß die Klasse so wenig aufnahmsfähig, gleichsam geistig ausgepumpt sei! Dieser Vorgang wiederholt sich ungefähr vier- bis fünfmal mal in jedem Monate — und da wundert man sich noch über die Nervosität der heutigen Jugend! —

Die Herren Landesschulräte und Lehrer werden freilich behaupten, daß sie nur ganz wenig von den Schülern verlangen — und zwar werden sie das aus einem Grunde finden, den schon vor fünfzig Jahren Gottfried Keller richtig erkannt und in seinem „Grünen Heinrich" ausgesprochen hat, und der in dem halben Jahrhundert unverändert geblieben zu sein scheint:

„Die meisten Schulmänner haben ihr Leben lang nichts getrieben als das Fach, in welchem sie vierzehnjährige Knaben unterweisen sollen. Von frühester Jugend an haben sie besondere Neigung dafür gezeigt, dann studierten sie, hörten dasselbe Thema drei- bis viermal bei verschiedenen Lehrern, reisten und hörten es wieder, lasen nichts anderes, als was davon handelt, und nun treten sie vor die Jugend und verlangen von ihr, daß sie aus einigen trockenen grämlichen Einleitungsworten die ganze Einsicht und Begeisterung für eine lange Reihe von Unterrichtsstunden schöpfe und ebenso überzeugt sei von der Klarheit und Notwendigkeit jedes Punktes als sie selbst von ihrer Weisheit.

Die Lehrer der verschiedenen mathematischen Übungen begannen ihren Kursus mit wenigen Ausnahmen durch einige magere Worte über den Sinn des Titels und begannen dann unaufhaltsam die Sache selbst, vorwärts schreitend, ohne umzusehen, ob einer mit dem Verständnis zurückbleibe oder nicht. Daher gab es unter vierzig Schülern vielleicht höchstens drei, welche von dem Gegenstande am Schlusse eine wirkliche Rechenschaft geben konnten, solche, deren Neigungen und Fähigkeiten er entsprach. Die übrigen schleppten sich entweder mit mühseliger Aufmerksamkeit und angstvollem Fleiße von Stunde zu Stunde, ohne recht klar zu sein, oder ließen gleich im Anfang die Hoffnung sinken und sich regelmäßig bestrafen. Was ich selbst tat, weiß ich kaum mehr zu sagen; ich lebte fortwährend wie in einem Traume. Manchmal hatte ich den Faden einige Tage hindurch wieder erwischt, dann verlor ich ihn plötzlich wieder, freilich durch eigene Schuld; aber die Schuld der Alten war eben, daß ein Moment der Unaufmerksamkeit für dieses Alter unwiderbringlich und zu einer Todsünde werden konnte.

sium in Bausch und Bogen. — Das sind unter allen die traurigsten Erscheinungen! — Solchen Naturen wäre ein Studiengang homogen, wie er beglückend vielseitig und anregend einem seltenen Manne geworden ist, der in seiner autobiographischen Skizze „Für Kinder und Enkel“ — ein farbenreiches, lebendiges Bild seiner „Frohen Jugendtage“ entworfen, und eben in der Lage war, seine gymnasiale Studienzeit auch unter die „frohen Tage“ einzureihen! Es ist Freiherr Rochus von Liliencron, vielgenannt als Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Biographie, der in seinem langen, segensreichen Leben Theologe und Germanist, Jurist und Diplomat, Musikhistoriker und Musiker, Essayist und Novellist, Universitätsprofessor, Kabinetsrat und Bibliothekar gewesen ist. Er hat ungefähr zur selben Zeit, da der „Grüne Heinrich“ in seiner freien Heimat durch ein ungesundes, unfreies Schulwesen dauernden Schaden genommen, im hohen Norden, in gesunder Freiheit, seine so reiche Früchte tragenden Studien absolviert. Zuerst mehrere Jahre im altmodischen Gymnasium von Plön, das er als Primus mit trefflichen Zeugnissen, kaum 18jährig verlassen, um noch ein Jahr, an dem nach den neuesten Reformen geleiteten Lübecker Gymnasium zu verbringen. Was er von dort — mit einem Rückblick auf die Plöner Tage zu berichten weiß, steht in einem so großen Gegensatz zu dem Arbeitssystem unserer Abiturienten, daß man nur mit neidvoller Wehmut von solch menschenwürdigen Zuständen lesen kann! — Er schreibt z. B.: Die Wahl des Lübecker Gymnasiums war ein sehr glücklicher Griff. So wenig man dort ein Abgangsexamen hatte, so wenig wurde von mir das Zeugnis über ein Plöner Abgangsexamen gefordert. Der Direktor unterzog mich einer kurzen Prüfung ꝛc. . . . . . . Ferner: „Von griechischen Akzenten wußte meine Seele nichts . . . . doch in der Lektüre meines geliebten Plato war ich meinen neuen Mitschülern von Anfang überlegen“ . . . . und das in einem Gymnasium, aus dem zu jener Zeit Ernst und Georg Curtius, Emanuel Geibel und Wilhelm Wattenbach hervorgegangen sind. Man kann also in den Geist des Plato eindringen ohne die griechischen Akzente zu kennen? — Das ist haarsträubend!! — Die Akzente gehören doch heutzutage als Hauptrequisiten in die Folterkammer unseres modernen Unterrichtes. Die in Lübeck geforderte Gewandtheit des Lateinsprechens hatte sich Liliencron, wie er schreibt, bald erworben. Wie viele Obergymnasiasten finden sich aber in unseren Schulen, die fließend Latein sprechen? — Dafür wird über jedes Wort des gelesenen antiken Autors ein Protokoll aufgenommen und eine wahre Hetzjagd auf orthographische und grammatikalische Spitzfindigkeiten getrieben, die den Schüler in die Klemme bringen sollen, so daß man bei diesem hochnotpeinlichen Verfahren Vansens Theorie des Verhörs zu vernehmen

sich selber überlassen, mag seine sittliche Entwickelung nicht selten fragwürdig genug ausfallen.

Und hat endlich nach acht-, manchmal auch mehrjährigem Ringen und Kämpfen die Stunde der Matura geschlagen, und die Jünglinge harren bleich und zitternd vor Angst und Überanstrengung der letzten gymnasialen Prüfungsqual, dann tritt irgend ein wohlwollender Landesschulrat als Großinquisitor mit den aufmunternden Worten unter die junge Schar: „Hilft nix! — A paar müass'n flieg'n!" und den paar „die flieg'n müass'n," die aber doch eines Maturazeugnisses für ihre künftigen Studien bedürfen, ist wieder ein halbes oder ein ganzes Jahr ihres Lebens geraubt, in dem sie büffeln, büffeln, nichts als büffeln müssen. — Es sieht jetzt überhaupt so aus, als wären die Schüler, während sie die Mittelschule besuchen, für nichts sonst als für diese auf der Welt. Es ist dem Durchschnitt der Professoren ein Greuel, sobald die Knaben künstlerische, literarische oder wissenschaftliche Interessen haben, die außerhalb des Gymnasiums liegen. Auf diese Weise gibt es nur zweierlei Arten guter Schüler. Die ersten sind: Die unentwegten Büffler; sie sind als Buchstabenreiter jenen Durchschnittslehrern am liebsten und bequemsten — meist markieren sie schon frühzeitig künftiges Strebertum, werden von ihren andersgesinnten Kollegen bald richtig erkannt und mit allerhand Ehrentiteln geschmückt! — Die zweiten sind, mit mehr oder weniger Geist und Überlegenheit, aber jedenfalls mit einem guten Gedächtnis und großer Kaltblütigkeit, um nicht zu sagen Frechheit, bewaffnet; so daß sie auch bei einer nur ungenügenden Beherrschung des Lehrstoffes, durch unaufhaltsamen „Schwefel" zu blenden wissen. Unter diesen, die ihren eigenen geistigen Interessen gegenüber den Gymnasialbalast als „quantité négligeable" betrachten, sind aufgeweckte Jungens genug, die oft gegen den Willen mancher Professoren ihre guten Noten und Vorzugsklassen erhalten müssen; denn mancher strenge Lehrer und schlechte Pädagog strebt danach, die Knaben, deren geistige Überlegenheit er bereits fühlt, deren Spott und Ranküne er mehr als einmal ahnt — zu demütigen. So entsteht nur allzu leicht und allzu oft ein Krieg zwischen Lehrern und Schülern, ein ungleicher Kampf, der auf den Charakter der Jugend die schädlichste Wirkung übt. — Diejenigen Schüler, die selbständig denkend künstlerisch begabte, phantasievolle und feinbesaitete Naturen sind, die sich leicht in ihrem Gemüte verletzt fühlen, die den Professoren erst mit dem ganzen naiven Zutrauen und der Arglosigkeit ihrer vollkommenen Weltunkenntnis entgegenkommen, und sich dann in ihrem Vertrauen getäuscht fühlen — die auch physisch unter der Last der Überanstrengung leiden, — die kämpfen gar bald nicht mehr, denn sie erkennen ihre eigene Ohnmacht der Übermacht der Stärkeren gegenüber — sie fügen sich zähneknirschend und hassen endlich das Gymna-

Sein Ziel? — Wenn er nur stets recht wüßte, was das eigentlich ist! — Man möchte auf manchen dieser Ratlosen das Witzwort anwenden, das ein geistreicher Gelehrter auf einen minder geistreichen Mann geprägt: „Er weiß zwar nicht, was er will, aber er will es bestimmt!“ — Diesen armen Jungen hat man im Einerlei der gymnasialen Tretmühle nie Zeit und Gelegenheit gegeben, sich auch nur selbst und die eigenen Fähigkeiten, geschweige denn die Außenwelt kennen zu lernen, und nun sollen sie plötzlich hinaus in die akademische oder eine andere Freiheit — und sollen über ihr ganzes künftiges Leben entscheiden! —

Und so gibt es leider nur allzu wenige Menschen, die mit Dankbarkeit und Freude an ihre Schulzeit zurückdenken. — Traurig genug — denn wie fest und unauslöschlich Jugendeindrücke haften bleiben, wissen wir alle, wie es scheint — mit Ausnahme mancher Schulmänner, die in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit auch nicht erkennen wollen, daß da, wo sie nicht als wohlwollende und fördernde Führer der Jugend, sondern als kleinliche Tyrannen, als engherzige oder notgedrungene Streber ihres Amtes walten, sie sich hunderte und aberhunderte von Feinden schaffen: alle Schüler, die sie ungerecht gequält, und deren Eltern, die von ihnen Rechenschaft verlangen über das geistige und körperliche Wohl ihrer Söhne, das sie geschädigt!

Helene Bettelheim-Gabillon.

Steirische Goldsagen.

Von **Karl Reiterer**.

In der nordwestlichen Steiermark kennt man noch viele Sagen über Goldsand, Goldwässer, Goldseen, Goldbrünnl u. s. w. Ich hatte Gelegenheit darüber verschiedene Gewährsmänner „auszunehmen,“ alle bestätigten nur, daß das Volk noch immer zäher als man meinen sollte an der Meinung festhält, das Gold sei nur so haufenweise zu kriegen, wenn man ein Neusonntagkind ist und in der rechten Stunde auf die Suche nach dem edlen Metall ausgeht.

Mein Freund Gabriel Schally, Dampfsägebesitzer in Wörschach, ein Mann, der sein Lebtag viel unterm Volke herumgekommen ist und ein reiches volkskundliches Wissen besitzt, erzählte mir am 23. Juli 1904, in der Kothüten-Alm bei Mitteregg sei seinerzeit eine Quelle gewesen, die man's Goldbrünnl nannte, auch unter dem Namen 's Butterwasserl war sie bekannt, weil Senninen von Kothütten dort ihr Wasser zum Butterwaschen geholt hatten. Ebenso war die Quelle den Almkühen von Kothütten zugänglich. Nun trug's sich zu, daß Rinder, welche aus jenem Wasserl tranken, krank wurden und verendeten. Der Bauer, dem die Kühe gehörten, wußte sich's nicht zu erklären, warum sein Vieh plötzlich

glaubt: „. . . . Und ich versichere euch, mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geleugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohlumpenen Vogelscheu zusammenkünstelt, um wenigstens seinen Inquisiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er sich noch kann hängen sehen, ...“ d. h. wenn er mit einer kleinen Versetzungsprüfung oder größeren Nachprüfung zum „Versalzen der Ferien“ — wie wohlwollende Professoren gern sagen — davon kommt!

Liliencron rühmte seinem Lehrer, der Philologe und Historiker war, u. a. nach, er war: „ein Mann von rastloser, sprudelnder Lebendigkeit, von feinster Geistesbildung, großer Herzensgüte, der sich auch gewöhnlich seiner Schüler sehr wohlwollend annahm.“ — Besonders die Güte, die ein junger Mensch erfahren hat, vergißt er seinem Lehrer nie! Bei allem ersprießlichen Studium wurden Liliencron in Lübeck in der Musik neue Welten aufgetan, er nahm teil an den berühmten norddeutschen Musikfesten, schwelgte in den klassischen Vorstellungen des dortigen trefflichen Theaters, schloß mit den hervorragendsten Familien der Stadt manche dauernde Freundschaft, . . „dazu kam aber dann neue Nahrung für den Kunstsinn im größeren Stil, durch eine Gemäldesammlung, in welcher das Bedeutendste der neuesten deutschen Kunst beisammen war. . . . . Es verging kaum ein Tag, an dem ich nicht zwischen Schulstunde und Mittagessen kürzere oder längere Zeit in der Ausstellung verweilte. Unsere Teilnahme daran wurde außerdem durch unsere einsichtigen Lehrer gefördert. — So nahte sich das Lübecker Übergangsjahr mit fruchtbringenden und bestimmenden Einflüssen aller Art seinem Ende. Ich habe schon erwähnt, daß am Lübecker Gymnasium gar kein Abgangsexamen stattfand. Es wurde von uns nur eine freie lateinische Arbeit von 40 bis 50 weit geschriebenen Seiten gefordert; die Wahl des Themas blieb uns völlig überlassen. . . . . Daß ich das Brouillon der Abhandlung selbst, zum guten Teil in der Schulstunde unter dem Tische schrieb, ist zwar kein besonderes Zeugnis für meine Korrektheit, wohl aber für die Leichtigkeit, mit der ich das Latein handhabte.“ — — — Könnte, angesichts der unsinnigen Anzahl der Lehrstunden und der erdrückenden Masse der Aufgaben, heute ein Gymnasiast ein geistig so reich bewegtes Leben führen, und sich solchen „fruchtbringenden und bestimmenden Einflüssen“ überlassen? — Gewiß nicht! — Und doch verlangt es die moderne Lebenshetze, daß der Jüngling, der aus dem Gymnasium scheidet, sofort den richtigen Weg zu seinem Lebensberuf einschlägt, damit er ohne Zeitverlust nach dem Freiwilligenjahr und neuen Prüfungen und Rigorosen sein Ziel erreiche.

gewesen, habe einen langen schwarzen Rock getragen und einen Hammer bei sich gehabt.

Die Einlegerin Maria Dekasta vulgo Schnauzen-Mirl in Donnersbachwald erzählte meiner Frau, im Goldbach, südöstlich von Donnersbachwald, sei einst auch Gold zu finden gewesen. Noch heute heißt jene Gegend Goldbachalm. Jene Maria Dekasta wußte aber auch, daß man eine Schwörruten „zubereiten" könne, und zwar auf folgende Weise: Wenn der Mond neu ist, muß an einem Sonntag eine Haselstaude geschnitten und dabei gesprochen werden:

Im Namen . . . . such' ich dich, Haselschüß,
Im Namen . . . . find' ich dich, Haselzweig',
Im Namen . . . . schneid' ich dich, Haselzweig.

Hernach macht man an jedem Ort mit der Hand drei Kreuze und spricht verschiedene Gebete. Ich traf solche Zaubergebete über das Schwörrutenschneiden im „Nigromantischen Kunst-Buch", das mir Herr Lehrer und Schulleiter Anton Wandratsch aus St. Nikolai bei Gröbming zusandte.

Meine Frau erzählte mir, die alte Pötschin in Donnersbachwald habe vor zirka 30 Jahren eine Schwörrute besessen, die dorthin zeigte, wo der Schatz, wie das Volk behauptete, lag, auch Goldlager zeigte sie an. Trotzdem starb die arme Pötschin als Auszüglerin — ohne Geld und Gut.

Die Mutter meiner Frau, die Gastwirtin Eva Höpflinger behauptete, im Waldlande sei einst ein Mann gewesen, der ein Venediger Mannl[1]) in einem Gläschen hatte.

Wenn ein Venediger Mannl, behauptet das Volk, dreimal verkauft wird, hat der dritte Besitzer zu gewärtigen, daß er vom Teufel geholt wird, denn in den Venediger Mannln, sagte mir einst ein Waldbauer, steckt niemand geringerer als der böas' Feind.

Heute, da ich dies schreibe, ist Jakobitag (25. Juli). Da fällt mir eben ein, daß es Jakobikerzen gibt, über die ich noch nichts mitgeteilt habe. Das Volk behauptet, mit den Jakobskerzen könne man Gold, Silber und Edelgestein in Bergwerken finden. Die Jakobikerze muß ein neugeborenes Kind in der Hand gehalten haben. Dazu gibt man Gaffer (Kampfer) und Morsus Diaboli (?). Auch aus Tauf- und Totenkerzen werden Kerzen bereitet, mit denen man Kerzen von „besonderer" Kraft erzeugen kann. Um Gold zu „vertun," nehme man das Herz einer Fledermaus, das linke Auge von einer Katze und einen jungen Rattenbalg. Diese drei „Stück" sind in einen Totenkopf zu geben und an dem Ort zu vergraben, wo Gold und dergleichen ist.

In Weißenbach erzählte man mir, in der Nähe der Sensenschmiedrealität sei ein Goldbrünnl gewesen. Der verstorbene Grundbesitzer vulgo

[1]) Es war wohl ein kartelianischer Taucher!

erkranke. Als wieder eine Kuh verendete, ging der Bauer daran, dem toten Tiere den „Leserling" zu öffnen. Und was fand er in diesem? Gediegenes Gold, das vom Goldwasserl in den Magen des Tieres gekommen war. Der Bauer ließ sich den Goldsand bewerten und als man ihn fragte, woher er das edle Metall hätte, war es ihm nicht schwer, eine Lüge zu finden. Das Gold wurde verkauft, so oft wieder eine Kuh auf der Alm verendete. Jene Kühe, die am Leben blieben, gaben wenig Milch und die Butter, welche man aus derselben bereitete, war ungesund. Die Leute, welche diese aßen, bekamen Magenbeschwerden, denn auch in der Butter war Gold. Sogar die Töpfe bekamen einen Goldbelag, in denen man mit dem „Butterwasserl" kochte. Später sind Venediger Männln gekommen und haben das Goldbrünnl ausgebeutet. Jener Bauer, dem die Kothütten=Alm gehörte, traf einst mit einem Venediger Mannl zusammen. Der Bauer hatte aber Schnaps bei sich und wurde redselig. Bald hatte es der Wälliſche herausbekommen, wo Gold zu finden sei; und es versiegte das „Butterwasserl," denn das Venediger Mannl hatte in dasselbe Quecksilber geschüttet.

Der Glaube, daß goldhältiges Wasser einen Belag bilde, zeigt auch jene Mitteilung vom 20. Juli 1904, die ich meinem Kollegen Herrn Lehrer und Schulleiter Josef Kotting in Johnsbach bei Admont verdanke. Nach dieser Mitteilung behauptet das Volk im unteren Ennstale, daß die Gemsen vom Gemsstoan des Wolfbauern in Johnsbach in der sogenannten Zeiringer Gabel eine Quelle gehabt hätten, aus der sie tranken und silberne Zähne bekamen. Herr Kotting überließ mir den Unterkiefer eines Tieres, welcher aus jener Gegend stammt und dessen Zähne einen glänzenden Metallbelag aufweisen. Das Volk sagt, der Metallbelag sei „Gold." In Anknüpfung daran, bemerkte ich, daß sich in der „Ehernen Mark," von H. Krauß, Band 2, Seite 51, eine Notiz befindet, und zwar von einer Maischgrube, aus der ein Goldgräber edles Metall geholt hatte, bis er von einem Besitzer des Zeiringerhofes erschlagen wurde.

Unterm Volke existierten seinerzeit viele Goldsucher, die man auch „Schatzgraber" nannte. Freund Schally erzählte mir, er habe in Pyhrn den Schmelzarbeiter Engelbert Pichler vulgo Grasberger Engel gekannt, der geradezu leidenschaftlich Gold grub, worüber ich an anderer Stelle erzählen werde.

Im vulgo Pötschgraben in Donnersbachwald vermutete man auch Gold. So mancher Schatzgraber kam, um dort edles Metall zu finden, aber jeder mußte unverrichteter Sache heimkehren. Meine Frau, eine Tochter des Gastwirtes und Realitätenbesitzers Joh. Höpflinger in Donnersbachwald, erzählte mir, sie habe in ihrer Jugend so manchen Schatzgräber im Vaterhause gesehen. Ein solcher sei ein kleines Männlein

Kerzlein stecken an den Zweigen und ein heiliges Schattenspiel webt an der gegenüberliegenden Zimmerwand über den Betten der Eltern und Kinder.

Dann zündet man wohl die Lichter an und weckt die Kinder — sagt ihnen, das Christkinderl sei gekommen. Zitternd stehen die Kleinen; die Herzlein pochen, es blendet der Glanz. Dann erwachen sie und lächeln, und dann umjubeln sie ihr Bäumchen.[1])

Ein seliges Glück strömt von dem Christbaume aus, ein heiliger Friede, der auch die Großen umspinnet.

In manchen Häusern zündet man den Christbaum erst am Morgen an, in anderen wieder, insbesondere wo keine kleinen Kinder sind, gibt es überhaupt keine weihnachtliche Fichte oder Tanne daheim. Da gibt es keine Bescherung und keinen Lichterglanz und keinen weihnachtlichen Tannenduft, wohl aber zieht der Friede der heiligen Nacht auch hier in die Herzen ein.

Es ist ein heiliger Hauch, der in diesen Stunden durch die Räume und in die Herzen weht, ein heiliger Hauch gläubigen Glückes.

Weihnacht! — Wieder ist es eine „Rauchnacht," und der Hausvater, oder Frau oder Kind, geht andächtig durch alle Räume, in Scheunen und Ställe und sprengt, leise betend, Weihwasser hinein, auf Mensch und Tier, auf Betten und Tisch, auf Herdstatt und Brunnen und nach allen Richtungen hinaus auf die Weid, wo die Felder liegen — Weihwasser, auf daß es Gottes Segen bringen möge für Haus und Grund, für Mensch und Tier.

In manchen Häusern räuchert man mit geweihtem Rauch, anderseits aber geht die halb ernste, halb scherzhafte Rede, daß das Vieh reden kann in der heiligen Nacht, und ziemlich allgemein erzählt man von dem Bauern, der einmal an seiner Stalltüre gehorcht habe, was seine Rosse reden. Und wie dann das eine Pferd zu dem andern sagte: „Morgen haben wir eine harte Arbeit". — „„Ja was denn?"" — „Das Bloch müssen wir wegstreifen, das vor der Stalltür liegt," — worauf dann der Bauer wie ein Block umfiel und tot vor der Stalltür liegen blieb.

Ein anderer Aberglaube ist das Bleigießen oder Löseln in dieser heiligen Nacht, um die Zukunft zu erfahren. Dabei wird Blei geschmolzen und in kaltes Wasser gegossen, aus den gestockten, wunderlichen Formen aber dann die Zukunft gedeutet. — Beim Löseln werden verschiedene Sinnbilder, wie Erde, Geld, ein Ring, ein Kindlein, oder auch ein Kreuz als Zeichen des Todes und andere „Lose" verhüllt und sodann gezogen.

---

[1]) Zuweilen wird auch für jedes Kind ein Bäumchen am „Durchzuge" der Stube aufgehängt.

Kern bedeutete mir einst, daß bei jenem Brünnl ein „Stumpfsocken“ eingehängt wurde, nach einem halben Jahre sei er voll Gold gewesen.

Herr Oberlehrer Heuberger aus Wildalpen erzählte mir, in Hinter-wildalm seien Goldlöcher, an die sich so manche Sage knüpft und unterm Volke Verbreitung findet.

Auch im Torstein bei Admont soll ein Goldloch sein.

Weihnachten in der Oststeiermark.

Von **Rosa Fischer.**[1])

Ein heiliger Friede bereitet sich allmählich über die Gemüter — die Weihnachtszeit ist nahe.

Noch einmal geht ein reges Leben an im Bauernhaus; es wird gewaschen und gerieben, gekehrt und geputzt. Alles soll schön sein, alles in bester Ordnung. Keine grobe Arbeit darf auf die Feiertage gespart bleiben und das beste Essen soll aufgetischt werden.

Darum muß auch in fast jedem Hause ein Ferkel sein Leben lassen, auf daß es den Feiertagsbraten liefere, und zudem wird gebacken und gekocht so gut wie nur immer möglich — Gugelhupf und Krapfen und hie und da auch das weihnächtliche Kletzenbrot.

So kommt dann der heilige Abend. Noch gibt es Arbeit, viel Arbeit in den Ställen, im Hof, in Stuben und Küchen — ein Hasten, ein Schaffen — oftmals schier ein Verzagtwerden von Seite des Hausmütterleins, wenn sich die Arbeit, die verschiedenartigen Obliegenheiten gar so hoch türmen und die Zeit fortschreitet und es Nacht werden will.

Aber allmählich bereitet sich Küchenduft durch das Haus, so weihnächtlich traut, — und weiße, gebügelte Hemden hängen am Ofen und blitzblanke Schuhe stehen auf der Bank. In der Küche glänzt Blech- und Kupfergeschirr und weißgerieben sind die Wasserschaffel, weißgerieben auch Tisch und Bänke und der Fußboden im ganzen Haus. Die Küchenmagd hat „Rohnen“[2]) gekocht, schält und schneidet sie und stellt sie mit Essig und Kren für den nächsten Tag bereit. Die Hausmutter richtet das Bratenfleisch nur gleich zum Hineinstellen ins „Rohr“[3]) und gibt jedem Hausmitglied seine gebügelte und gerollte Wäsche. Dann, wenn gegessen ist und wenn die Kinder schlafen, gibt es noch eine wichtige und liebe Arbeit — Christbaum-Aufputzen.

Mitten im Zimmer steht das Fichtenbäumchen, — vergoldete Äpfel und Nüsse hängen daran, Backwerk und Zucker und schimmernder Flitter.

---

[1]) Aus dem Buche: „Oststeirisches Bauernleben“ von Rosa Fischer. Österr. Verlags-anstalt. [2]) Rote Rüben. [3]) Herdröhre.

gegessen und an die Vögel des Himmels und an die Elemente Wind, Wasser und Feuer mit einer Gabe gedacht. Kommt ein Armer, so wird er mit Speise und Trank beschenkt und wohl mit einer Geldgabe obendrein.

Nachmittags ist in der Kirche „Armenpredigt“ und darauf der „Opfergang“ und da sagt der Absammler wohl unaufhörlich „Vergelt's Gott“ für die vielen Gaben, die nach der Predigt von Liebe und Barmherzigkeit für die Armen in die Opferbüchse gespendet werden.

Mit Litanei und Tedeum schließt der Gottesdienst und im vielhundertstimmigen, brausenden Volksgesang ertönt das alte, heilige Lied:

„Großer Gott, wir loben Dich,
Herr, wir preisen Deine Stärke,
Vor Dir neigt die Erde sich
Und bewundert Deine Werke.“

Vor dem Kripplein neigen sich noch einmal die Leute — dann gehen sie heimzu und träumen bei friedlicher Arbeit und stiller Rast ihren Weihnachtstraum zu Ende.

Am nächsten Morgen, am Stephanietag, wird Salz und Wasser in der Kirche geweiht; von ersterem wird zum Kochen genommen und erhält ein jedes Haustier ein wenig auf einer Schnitte Brot, während der Rest aufbewahrt wird, insbesonders um damit neugeborene Tiere zu laben. Das Stephanie-Wasser aber wird als Weihwasser aufbewahrt, besonders auch, um in der Neujahrs- und Heiligen Dreikönigs-Nacht zum Besprengen genommen zu werden.

Am Nachmittag des Stephanietages kommen die „neuen Leute,“ die zu Neujahr einziehen werden, auf Besuch — „Brot kosten,“ wie man sagt. Anderseits aber ist an diesem Tage wieder der seit Katharina eingesperrten Tanzlust freie Bahn gegeben.

Am Johannitage wird Wein geweiht und davon aus einer Flasche etwas in jedes Faß im Keller gegeben. Der Rest wird ausgetrunken und dabei wohl das scherzhafte Wort gesprochen:

„Ich beschwöre Dich,
Du guter Geist,
Daß Du mich
Nicht hin und her reißt.“

Am „Unschuldigen Kindltag“ kommen auswärtige Kinder ins Haus „frisch und g'sund geben.“ Sie haben dabei Ruten in Händen und peitschen lachend jeden ihnen begegnenden Hausbewohner unter dem Spruche:

„Frisch und g'sund,
Frisch und g'sund,
's ganze Jahr
Rundum g'sund.“

Mit einer Gabe für ihren guten Wunsch ziehen sie weiter.

In den letzten Tagen vor Neujahr, insbesonders am „Alten Jahrtag“ (Silvester) geht das Wandern der Dienstboten an. Manchmal leichtmütig, oftmals weichherzig und betrübt, nehmen sie Abschied von

Allgemein sind diese Sitten nicht und sie werden auch dort, wo junge Leute sich damit vergnügen, nur scherzhaft genommen, von manchen anderen aber als Aberglauben verurteilt.[1])

Im großen ganzen herrscht doch nur ein rein christliches Gefühl in dieser heiligen Nacht, und zu jenen Kirchen, wo noch eine „Metten" gehalten wird mit viel weihnächtlicher Feierlichkeit und herzinnigem deutschen Gesang, gehen die Leute von fern und nah zusammen, viel mehr als dort, wo nur zum einfachen Amte der lateinische Gesang ertönt.

Man will in der heiligen Nacht so recht selig sein. — Die Glocken, die klingen den Frieden weithin in das Land und zu des Himmels Höhen empor, wo die Engel lobsingen. An der Kirche schimmern die Fenster und drinnen brennen die Lichter und am Kripplein stehen zwei heimatliche Waldbäumlein. Im Kripplein liegt das Jesuskind im Stall zu Bethlehem beim armen Vieh, und Josef und Maria halten Wacht. Und die Hirten kommen und beten das Kindlein an, und der Stern leuchtet vor dem Stalle. Der Engel hebt die Schwingen und der Gruß erkingt: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede den Menschen auf Erden".

Und diese Menschen singen; sie singen und hören und fühlen den Klang, den süßen, heiligen Weihnachtssang:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles schläft — einsam wacht
Das hochheilige Paar;
Holder Knabe im lockigen Haar
Schlafe, schlafe nur Du,
Schlafe in himmlischer Ruh" —

und dann wieder:

„So eilt zu Maria,
Zum Kripplein geschwind,
Kommet und grüßet
Das göttliche Kind."

Der Tag, der folgt auf diese heilige Nacht, der Christtag, ist ein Tag des Friedens, des Kirchengehens und des häuslichen Glückes. Drei Messen soll man hören am Weihnachtsmorgen als Entgelt für Karfreitag und Karsamstag, wo es kein heiliges Meßopfer gibt und gewissenhaft befolgt der größte Teil der Bevölkerung diese Satzungen. Nur jene, welche in der Nacht in der Kirche waren, bleiben meistens daheim und verrichten die Hausarbeit — die anderen alle trachten so früh wie möglich zum Gottesdienst und kehren so früh wie möglich wieder heim.

Die Wirtshäuser bleiben leer an diesem Tag. Wer eine Familie hat, geht ihr zu, wer ein Heim hat, sucht es auf, und im Bauernhaus liegt das Behagen über Kind und Gesinde. In der warmen Stube wird

---

[1]) Als Wetter- oder Bauernlos gilt die Rede: „Lichte Metten, finstere Stadl" — das heißt, eine lichte Christnacht bedeutet ein gutes Jahr, das alle Scheunen mit Ernte füllt.

Wir wünschen auch dem ganzen Haus
Ein frohes Wohlergeh'n,
Und was sich jedes wünschen will,
Soll in der Zukunft gescheh'n.
Wir wünschen Fried' und Frömmigkeit
Zu jedem seiner Ehr',
Und wenn dies Jahr vorüber ist,
Vielleicht kommt keines mehr."

Mit einer frohen Tanzweise schließen die Musikanten, sagen „Vergelt's Gott" für das Geldgeschenk und den Trunk Most und gehen mit dem Wunsche auf „Ein glücklich's neu's Jahr" wieder weiter. In der Ferne verklingen die Musiktöne, und dann wird es still und kommt der Abend. Vom Kirchturm tönen die Glocken — sie klingen zum „Tedeum":

„Großer Gott, wir loben Dich" —

und sie läuten das alte Jahr hinaus.

Im Bauernhause brennt das Herdfeuer, glüht es im Ofen und allmählich glimmen die Lichtlein auf.

Durch die Menschenherzen geht ein leises Regen: Andacht, Sehnsucht, Bangen und Ergeben — am Himmelssaume glüht das Abendrot und ein Stern glänzt auf, hell und rein, und wieder einer und viele, viele Sterne dem neuen Jahr entgegen. Oder auch es ist still, trist — Nebelschleier umhüllen das Bauernhaus, und wie aus großen, fragenden Augen schaut es mit seinen Giebeln und Fenstern in die dunkle Zukunft hinaus, ins still sich erschließende neue Jahr.

A kloani Liabsgschicht.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von **Hans Mittendorfer.**

II.

Da heili Nikola.

I han mi ehnda gar so gern
Zum Dirndl gschlicha bei da Nacht
Und han dabei die vielen Stern,
Den liabn Himmel oft betracht.

Da Herrgott is dahoam da droben
Und d' Engerl a — o je, o je,
Wanns aba schaun, dö wern mi lobn,
Daß i auf d'Nacht zum Dirndl geh!

Ja schau, da heili Nikola
Hat uns in d'Herzn d'Liab einglegt.
Zu dem is's Herz, das warme, da;
Und wie uns zwoan 's Gernhabn schmeckt;

Herrgott, du muaßt nöt finsta schaun
Und brauchst auf mi nöt granti wern;
Da Liab derffst nia und ninderscht traun:
Schau, d'Engerl selba habn sih gern

* * *

Da Liab derffst nia und ninderscht traun,
Denn Feur und Stroh zsamm tuat koa Guat.
Schau d'Vogerl an beim Gartenzaun:
Siagst, 's Gernhabn liegt gar tiaf im Bluat.

Auf oamal aft is's aus und gschegn.
Das brüatat Vogerl sitzt im Nest;
Und 's Dirndl laßt sie nimma sehgn
Und rundum wird ihr 's Miada z'fest.

Und langsam kimmts — und iazt is's da:
Das ganze Haus voll Kindagschroa!
Ja schau, da heili Nikola
Hat wieda einglegt bei uns zwoa!

ihren Herrenleuten und vergessen ist wohl auf beiden Seiten manches, was sie ehedem zur Trennung getrieben. Ein Gefühl der Bangigkeit vor der Zukunft beschleicht die Scheidenden und dieses selbe bange Gefühl ist es, mit dem die Zurückbleibenden den neuen Leuten, ihren Sitten und Unsitten und dem nun kommenden Zusammenleben entgegenschauen. — Ein Glück, ein Gefühl der Beruhigung und des Behagens für jeden Teil, für Herrenleute und Dienstboten, wenn es ohne Wandern abgeht zu „Neujahr," wenn alles beim alten bleibt im Haus.

Indes, die junge Dirne, die mit Kasten und Kleiderbürde abgeholt und zu ihrem neuen Platz gefahren wird, sie heftet dem Fuhrmann, der sie holt, einen farbenbunten Buschen mit flatternden Bändern an den Hut, setzt sich dann zu ihm auf den Wagen und schaut schon wieder hoffnungsfreudig in die Zukunft.

Das arme Mädel, das, ein halbes Kind, mit seinem Bündel auf dem Kopf zu seinem neuen Platze wandert, es freut sich auf die paar Gulden Lohn, die es mehr verdienen wird als ehedem — und die Knechte? Nun, die sind nicht so weichherzig. Arbeiten muß man überall und ein Jahr ist keine Ewigkeit. Wenn's nicht zum Bleiben ist, angehängt ist man nicht und auch nicht verheiratet, und die Welt ist groß.

Die Herrenleute aber nehmen die Neuangekommenen in Empfang, zeigen ihnen den Platz für ihr Gewand und ihre Liegerstatt, und nachdem die Leute ihre Habe geordnet und sich arbeitbereit gemacht, wird ihnen Stall und Kammer, Keller und Scheune, Futter und Vieh gezeigt und ihnen ihre Arbeit angewiesen.

Manches stille Bangen, manches leise Seufzen, das sich aufdrängen will, wird hinuntergedrückt und in Gottes Namen dem neuen Jahr entgegengegangen.

Neujahr-Geiger aber ziehen mit ihren Musikinstrumenten von Haus zu Haus, spielen ihre Weisen und singen vor allem ein wohl altes, bei jeder Strophe von einem Tusch unterbrochenes Lied:

„Was sollen wir dem Hausherrn wünschen,
Zu diesem neuen Jahr?
Wir wünschen, daß alles gelingen soll,
Was seine Meinung war.
Gott soll ihm Glück und Segen geb'n
In diesem neuen Jahr,
Wir wünschen Fried' und Einigkeit,
Gesundheit immerdar.

Was sollen wir der Hausfrau wünschen
In diesem neuen Jahr?
Wir wünschen ihr das Jesukind
Wohl auf dem Hochaltar.
Maria soll ihr Beistand sein
In ihrem Lebenslauf
Und nehm' nach diesem Leben sie
Wohl in den Himmel auf.

Als brauchats nöt z'fragn,
Ob's denn d' Flügerl doch tragn
Und obs aushalten wern
Bis dahi üba d' Stern,
Als wissat sie 's gwiß,
Daß zum Ziel z' kemma is,
Wia's Schwalberl dös woaß
Zwegn seina Roas.

Ja, 's Schwalberl, dös kimmt,
Wann dö Kältn abnimmt,
Wieda z'ruck üba 's Meer,
Bringt ön Früahling daher;
Aba du bleibast drent
Und bei mir da herent
Liegat fortan eiskalt
Tiafa Schnee im Wald.

Dö Krankheit.

Da geht a Weiberl zua auf's Haus,
An Händ und Füaßn runzldürr,
Grad wiar a Spinnarin schauts aus
Und schiar unhoamli kimmts ma für.

Sie schleicht so scheu an mir vorbei,
Zum Betterl gehts im Zimmereck.
Drin tramt und ruaht und schlaft so guat
Mei Kind — du Hex von da geh weg!

Sie aba streckt den dürren Arm
Und richt auf's Bett den bösen Blick.
Da wird mei Kind, das nesterlwarm
So fiabahoaß, daß i daschrick.

Die Krankheit aba sitzt beim Bett,
Als möchts allweil dort sitzn bleibn.
Sie ruckt und weicht koan Dokta nöt
Und a koa Trankl kanns vatreibn.

Und 's Kinderl schreit vor Schmerz und Qual.
Is 's nu nöt gnua? Is 's nu nöt gnua?!
Jetzt kimmt scha d' Nacht das drittemal;
Dö Krankheit laßt koa Schlaf dazu.

Mei arms, arms Kind! I kann nix toa,
Das d'Schmerzn stillat für oan Nacht,
Viel leichta wurd da schwarsti Stoa,
Als wia dö Krankheit weggabracht.

Nach manchn langa, banga Tag —
Mei Herzerl wird so kloa, so still —
Da schauts mi an, a Klag, a Frag ....
Mei Kind, mei oanzigs — wia Gott will!

Wer winkt dort hoamli bei da Tür?
Die Krankheit hebt si. Wills denn fort?
Sie muaß! Und 's arme Kind mit ihr.
Lar steht das blüahweiß Betterl dort.

Du bist von mir ganga.

Mei Kind, mei kloans Täuberl,
Bist still worn und ernst.
Daß d' 's Lacha, liabs Weiberl,
Gar nia nimma lernst.

Du bist von mir ganga,
Mei Lebensblüah fallt ab
Und mir kimmt da grean Anga
Traußt für wiar a Grab.

Rosn.

Im Friedhof is beim letzten Kreuz
A Rosn aufblüat üba d' Nacht:
Is 's denn so lang scha wieda, seit's
Mei Dirnderl haben da aufabracht?

A Rosnstock blüaht auf sein Grab —
So lang scha is mei Engerl tot;
So lang, daß i koa Kind mehr hab.
A Rosn blüaht so frisch und rot.

Am Grab von nun an alle Jahr
Wern Rosn blüahn und Blattln falln;
A kloani Welt — und wundabar
Sie spiaglt 's Schicksal von uns alln.

Liebe!

Von **Adolf Frankl.**

Im großen Hofe des Reichensteinerschen Palais steht ein ebenerdiges Häuschen, in welchem der Portier Gutmann mit Weib und Kind wohnten und hinter dieser unscheinbaren Behausung breitet sich ein wohlgepflegter Ziergarten aus, dessen Bäume und Sträucher in herbstlicher Farbenpracht prangen und dem auch die vielfarbigen Chrysanthemen, Georginen und Astern einen besonderen Schmuck verleihen.

Auf da Freit.

Koa Postknecht tuat blasn,
Alls ganz mäuserlstill;
's liegt nöt an da Straßn,
Wo i heut hin will.

Schen stad geht a Winderl
Vom Berg her ins Tal;
Schen stad gehn i heut
Zu mein Dirndl amal.

Wia bin i oft grennt,
Daß i nixi vasam,
In stockfinstern Nachtn
Dahi nach dö Bam.

Han gsunga und gjuchatzt
Und alls hat mi gfreut,
Mei brennhoaßi Liab
Und mei Kraft und mei Schneid.

Am Tanzbodn dar Erste,
Hätts andars nöt tan.
Dö Schönst is dö Meini!
Und 's Singa geht an:

Wer d'Dirndl nöt gern hat
Und d' Busseln nöt mag,
Der is aufn Kopf gfalln,
Bei dem is's nöt Tag. — —

Wo kimm i denn hi
Mit mein Ruckwärtssinnieren —
Vaflogn san dö Zeitn.
Muaß anda probiern.

Wia bin i oft glaufn
Dahi nach dö Bam!
Heut tapp i mein Weg
Wia im halbaten Tram.

Heut brauch i gegn sunst
Zwoa= und dreimal so lang:
Denn wer d' Freiheit vatragt,
Tuat an hoaklichen Gang.

Da Früahling is da.

Das oanmal liegt 's Lacha, das andamal 's Woan
Ön Augnan z' hechst drobn bei die Kinda, dö kloan.
Das oanmal sans granti, das andermal still,
A drittsmal voll Lust — wia da launisch April.

Da April bringt ön Moa und da Früahling is da
Voll lachadn Sunnschein talauf und tal=a.
Und wer koa schlechts Herz hat und is nöt stockblind,
Hat a narrische Freud, lacht'n an a kloans Kind.

Auf und nieda.

Auf und nieda,
Hin und wieda,
Und du sagst, es gibt koa Glück?
Muaß oan gratn;
Liacht und Schattn,
Dö vateilt dar Augenblick.

I han gfundn
Sunnhell Stundn,
I han gwacht in dunkla Nacht —
Augn von kloani
Kinda, moani,
Hat sie 's Glück zur Hoamat gmacht.

Mei Glück.

Und nennst ma all Neuni,
So sag i dars glei:
A Glück wia das meini
Is gwiß nöt dabei.

Da liegt mei kloans Gschöpferl
Im Betterl und lacht
Und is bis aufs Köpferl
Vastöckt und vamacht.

Und bin i vadroßn,
's kloa Weiberl bringts zwegn:
Ön Lebensernst, dem groß'n,
I lach eahm entgegen!

Mei Schwalberl.

Es schaut nach da Decken,
Es fiacht all vier Ecken;
Guat zua is dö Tür.
Und doch kimmts ma für,

Mei Dirnderl tuat eben,
Als möcht's d' Flügerl scha heben
Und im Aug liegts ihr drinn
Als hätts 's Wandern im Sinn.

„Aber ich habe keine Mutter wie Hänschen und darf nicht wie Hänschen im Sande wühlen oder lustig herumtollen und zu ihm sagt seine Mutter nicht immer: Das schickt sich nicht, das darfst du nicht tun!“

Die Bonne machte keine weitere Einwendung. Sie hatte da eine „pädagogische Lektion“ erhalten, die sie zu ernstem Nachdenken veranlaßte. Dann ergriff sie plötzlich die Hand der armen Kleinen und führte sie ins Spielzimmer, damit sich Irma zerstreue und auf andere Gedanken komme. Sie selbst aber nahm eine Handarbeit und setzte sich in eine Fensternische, während die Kleine ihre überaus reichen Spielschätze musterte, ohne sich jedoch für ein bestimmtes Spiel zu entscheiden.

Da trat eine feingekleidete Dame ins Gemach, warf einen flüchtigen Blick auf das Kind und die Bonne und wollte sich wieder entfernen; aber Irma stürzte mit ausgebreiteten Ärmchen auf sie zu und rief: „Mama, Mama!“

Frau Reichensteiner wich abwehrend zurück und sprach: „Aber Kind! Was fällt dir ein! Du würdest ja mein seiden' Kleid zerdrücken!“

„Mama, bitte, hab' mich lieb!“ flehte die Kleine.

„Ei freilich habe ich dich lieb, du Närrchen; aber deswegen kann ich mir doch nicht meine teure Toilette verderben lassen! Und nun halte mich nicht länger auf; der Wagen wartet bereits auf mich! Adieu!“

Das Mädchen starrte lange nach der Tür, hinter welcher die Mama verschwunden war. Da eilte die Bonne mitleidig auf die Kleine zu und streichelte ihr liebkosend die blassen Wangen. „Komm', Irma!“ sagte sie weich. „Wir wollen jetzt zusammen spielen!“

Beide spielten eine Weile, aber die Gedanken des Kindes waren nur halb bei der Sache; dann stand es unversehens auf und flüsterte: „Darf ich noch ein bischen in den Garten gehen?“

Und bald darauf waren die beiden wieder im Garten. Die Bonne bemühte sich redlich, die Kleine aufzuheitern und ihre Aufmerksamkeit auf die Schönheit der einzelnen Blummengruppen und die bunte Farbenpracht der vergilbenden Blätter auf den Bäumen, Sträuchern und Hecken zu lenken; aber Irma war heute eine sehr zerstreute Zuhörerin und sagte plötzlich fast unwillig: „Fräulein Berta! Möchten Sie nicht wieder — lesen?“

Die Bonne verdroß diese Bemerkung und so nahm sie tatsächlich wieder auf einer der vielen Ruhebänke Platz und las ihren Roman zu Ende, während die Kleine wieder auf den Kieswegen auf- und niederwandelte und dann abermals zu Frau Gutmanns Fenster schlich und in das ärmliche und doch so trauliche Gemach guckte.

Die Portiersgattin flickte gerade das schadhafte Höslein ihres Bübleins und Hänschen saß in der blauen Unterhose zu Füßen der Mutter, baute aus Holzstückchen einen „babylonischen Turm“ und war ganz seelenver-

Auf den weißen Kieswegen schreitet ein etwa sechsjähriges, fein gekleidetes Mädchen einher, welches so ernst, ja traurig vor sich hinblickt, als wenn es auf einem Kirchhof wandelte.

Nun sieht die kleine Irma nach einer lauschigen Ruhebank, auf welcher sich ihre Bonne, ein junges, hübsches Wesen niedergelassen hat und einen spannenden Liebesroman liest.

„Liebe! Liebe!“ klingt es im Herzen der Bonne. „Wie glücklich sind doch die Menschen, welche lieben und geliebt werden!“

Irma aber war, da sie sich unbeachtet sah, zu dem Häuschen geschlichen und schaute, durch ein kleines Gesträuch gedeckt, zum Fenster hinein in das sauber gehaltene Zimmer der Frau Gutmann. Diese saß am Tische, hatte ihr dickes, vierjähriges Büblein auf dem Schoße, scherzte und schäkerte mit ihm und herzte und küßte es voll unaussprechlicher Liebe. Und der Kleine lachte glückselig und schlang seine runden Arme um den Hals der Mutter und jauchzte voll Vergnügen.

Als die kleine Irma dies sah, füllten sich ihre Augen plötzlich mit Tränen und schluchzend schlich sie vom Fenster hinweg. Sie bemühte sich aber sichtlich, ihrer Bewegung Herr zu werden, wischte mit dem Sacktuche die verräterischen Zähren hinweg und schritt nachdenklich auf ihre Bonne zu.

„Fräulein Berta! Warum habe ich nicht auch eine Mutter?“ fragte sie ernst.

„Aber Kind, du hast doch eine Mutter!“ sprach die Bonne erstaunt.

Irma schüttelte traurig ihr kleines Köpfchen und sagte: „O nein, ich habe nur — eine Mama!“

„Aber Mutter oder Mama ist doch ganz dasselbe!“

„Dasselbe? Ach nein! Eine Mutter, das ist doch eine Frau wie die Frau Gutmann, die ihr Hänschen so lieb hat und immer bei ihm ist, aber eine Mama . . .“

„Irma!“ fiel ihr die Bonne erschrocken ins Wort. „Frau Gutmann ist arm und muß darum ihr Büblein selber pflegen; deine Mutter jedoch ist eine reiche, vornehme Dame und — und . . .“ Sie stockte.

„Ich möchte auch ein armes Mädchen sein und auch eine Mutter haben wie Hänschen!“ sprach das Mädchen leise. „Dann wäre ich gewiß auch so froh und glücklich wie er!“

„Kind, du weißt nicht, wie gut du es hast und wie schrecklich die Armut ist!“

„Aber das Hänschen hat es doch viel besser als ich!“

„Irma, so bedenke doch! Du kannst alles haben, was du wünschest! Du hast die schönsten Kleider, die kostbarsten Spielsachen, das schmackhafteste Essen und die beste Pflege . . .“

Frau Gutmann mußte ihr leider Recht geben und Fräulein Berta ging nachdenklich zur Tür hinaus und zurück in den Garten . . . dort schlich ein armes Menschenkind dahin, das vor Sehnsucht nach Liebe schier verging.

Und in Bertas eigener Brust war dasselbe namenlose Sehnen nach Liebe; hatte doch auch sie von kleinauf das süße, innige Walten derselben entbehren müssen, da ihre Eltern in dem harten Kampf ums Dasein selbst hart und verbittert geworden waren . . .

Nun war sie seit kurzem die Erzieherin eines jungen Mädchens, aber nicht, weil sie einen inneren Beruf dazu fühlte, sondern weil sie wie so viele andere schon frühzeitig auf sich selbst angewiesen war und für ihren Lebensunterhalt sorgen mußte. Da lebte sie nun inmitten eines Reichtums, der sie ihre Armut nur doppelt herb empfinden ließ, inmitten von Menschen, die ihr Herz völlig kalt ließen . . . Wie sehnte sie sich nach einer treuen gleichgesinnten Seele, nach einem Herzen voll Sonnenschein und Liebe! — Ja „Liebe! Liebe!“ erklang es immer wieder wie Äolsharfenklang in ihrem Innern. „Lieben und geliebt werden!“ Nur dann erschien ihr dieses Leben keine Last und wahrhaft wert, gelebt zu sein . . . Liebe! Wer sollte sie ihr bieten? — Sie kannte das Leben gut genug, um zu wissen, daß der Sinn der meisten jungen Männer nur allzusehr nach Geld und Gut stand . . .

Die Liebessehnsucht der kleinen Irma hatte Bertas Gedanken auf ihr eigenes heimliches Sehnen gelenkt; doch als ihr Blick wieder auf die arme Kleine fiel, die so still und traurig durch den Garten schlich und als sie deren liebeleeres Dasein mit ihrem eigenen Leben verglich, da fühlte sie plötzlich das tiefste Mitleid mit dem armen Geschöpf und es war ihr so weh ums Herz, daß sie nur mühsam die Tränen zurückdrängte. Und dann kam es mit einemmale wie eine Erleuchtung über sie und was ihr bisher nur ein frommer Wunsch gewesen, das schien sich nun jählings erfüllen zu wollen, aber freilich in ganz anderer Weise, als sie es jemals sich träumen ließ.

Rasch schritt Berta auf das Mädchen zu, beugte sich liebevoll zu ihm nieder, und sagte leise:

„Irma! Ich will dich von heute an so lieb haben wie eine Mutter!“

Die Kleine schaute der Bonne überrascht in die Augen und als ihr aus denselben ein warmer seelenvoller Blick entgegenstrahlte, da öffnete sie glücklich lächelnd ihre Arme und fiel ihr jubelnd um den Hals.

Was beide so heiß ersehnten, das hatten sie nun ganz unverhofft gefunden — Liebe!

gnügt dabei. Aber auf einmal sprang er auf, begann heftig zu weinen und rief: „Mutter, i han an Spal[1]) im Finger!"

„Must nit weinen, Hanserl! Wart, den garstigen Spal wer'n wir gleich hab'n!" sprach die Mutter begütigend, nahm ihr Taschenmesser zur Hand und zog den Splitter heraus. „Siehst, da ist er schon! So und jetzt ist wieder alles gut!" Sie hob den Knaben zu sich empor, küßte ihm die Tränen von den Wangen und preßte ihn glücklich lächelnd an ihre Brust.

Irma hatte dies klopfenden Herzens mit angesehen; dann verließ sie rasch ihren Standort und den Garten und eilte in das Gemach der Portiersgattin, wo sie unentschlossen an der Tür stehen blieb.

„Was wünschest du, liebe Irma?" fragte Frau Gutmann.

Das Mädchen trat langsam näher, sah mit einem unsäglich traurigen Blick zu der guten Frau empor und flehte mit verhaltenen Tränen: „Bitte, bitte, haben Sie mich auch ein bischen lieb!"

Hänschen sah ganz verwundert auf die arme Kleine; aber seine Mutter verstand sofort, was in der Seele des Kindes vorging, hob Irma, wie vorhin den Knaben, auf ihren Schoß, fuhr ihr sanft mit der flachen Hand über das dunkle Haar, drückte sie voll innigem Mitleid ans Herz und küßte ihr Stirn und Wangen. „O du armes — reiches Kind!" dachte sie bei sich und dabei umflorte sich ihr Blick.

Irma hatte die Augen geschlossen und lispelte: „Das tut so wohl! Ach, wenn Sie doch — meine Mutter wären!—

In diesem Augenblicke trat die Bonne ins Zimmer und sah voll maßlosem Erstaunen die kleine Millionen-Erbin auf dem Schoße der armen Portiersfrau. Sie sprach kein Wort, um das selige Empfinden eines nach Liebe sich sehnenden Kinderherzens nicht zu stören.

Frau Gutmann preßte die Kleine nochmals so warm an sich, als wäre sie ihr eigenes Kind und sagte liebevoll: „Nicht wahr, Irma, jetzt gehst du wieder in den Garten? Ich habe mit Fräulein Berta was Dringendes zu reden."

„Und darf ich — wieder kommen?" fragte die Kleine leise.

„Ja, wenn es das Fräulein Berta erlaubt."

Die Bonne nickte kaum merklich.

Als Irma fort war, erzählte Frau Gutmann haarklein den ganzen Vorfall und fragte das Fräulein, was es nun zu tun gedenke, worauf dieses meinte: „das Einfachste wäre wohl, die Gnädige selbst davon in Kenntnis zu setzen; aber — ich glaube nicht, daß es etwas nützt. Zudem ist Frau Reichensteiner eine überaus stolze und empfindliche Dame, die es niemals verwinden könnte, daß ihr einziges Kind — bei ihnen um Liebe gebettelt hat!"

[1]) Splitter.

Man spricht so viel vom Recht auf Arbeit, warum so wenig von der Pflicht zur Arbeit?

* * *

Liberal, aber nicht mit den Liberalen.

* * *

Verzeih' die Sünde, aber nicht die Unsittlichkeit.

* * *

Ich habe mich wieder mit Adalbert Stifter beschäftigt. Seine Werke gehören zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugend, ich komme aber auch im Alter gern darauf zurück. Wenn er auch von Jean Paul ausging, überragte er ihn doch als Künstler, und es kam ihm dabei zustatten, daß er Maler war. — Der „Hochwald". Tiefe, reine, unschuldige Naturempfindung; seine Beschreibungen sind nicht äußerlich, sie sind aus der Seele und schaffen so den Eindruck der Gegenstände nach. Auf seinen Nachsommer ließe sich anwenden, was Herder über Geßner sagte: „Seine Gestalten beschäftigen sich, aber sie handeln nicht." Das gilt freilich nicht von der meisterhaften Episode: Risach und Mathilde. — Stifter ist klassisch. Er bietet aber auch eine Fülle von Weisheit. „Die Familie ist es, die unserer Zeit nottut; sie tut mehr not, als Kunst und Wissenschaft, als Verkehr, Handel und Aufschwung, Fortschritt oder wie alles heißt, was begehrenswert erscheint." — Oder: „Das Beste, was der Mensch für einen andern tun kann, ist doch immer das, was er für ihn ist." — Das könnte auch von Goethe sein.

* * *

Man wirkt oft mehr durch das, für was einen die Leute halten, als durch das, was man ist und kann. Das ist das Geheimnis der Aristokratie und der Titel.

* * *

Die Fischer Andel sagte mir auf meine Frage: „Ob die Buben viel fensterln gingen?" — Ja, Herr, wenn's dabei so laut zuging wie beim Dreschen, könnt' im ganzen Dorf kein Mensch schlafen."

* * *

An der Universität besorgt ein altes Weib das Reinigen der Böden. Als sie neulich im Gipskabinett die nackte Venus beschaute, sagte sie: „So sein mer a g'wöst, wia mer jung g'wöst sein!"

* * *

Die blöde Vielwisserei unserer Tage zerstreut nur, aber sie bildet weder Geist noch Herz.

* * *

Das Vaterunser ist ein Gebet des einzelnen für die ganze Menschheit und im Namen derselben. Darum heißt es immer „uns" und nicht „mir" und „mich".

* * *

Aus Tagebuchblättern.

Von **Adolf Pichler.**

Bei Georg Müller in München sind vor kurzem unter obigem Titel Auszüge aus des berühmten Tiroler Dichters und Gelehrten Tagebüchern erschienen. Dieselben werfen, nebst Unbedeutendem, das sie enthalten, prächtige Streiflichter auf Pichler und seine Zeit und bieten manch bedeutsamen Ausspruch, manch köstliche Anekdote. Die gepfeffertsten derselben darf man kaum in den Heimgarten tun, sonst könnten unsere lieben Leserinnen sich „verkutzen“. Aber eine liebliche Auswahl teilen wir doch mit:

Der 1. September 1870 war ein schöner Tag. Ich stieg mit meinen Kindern auf den Unuz, diese Hochwarte, von der man weit hinaus auf die bayerische Ebene sieht. Nach zwölf Uhr erreichten wir den Grat. Als wir uns gelabt, füllte ich ein Glas mit rotem Tirolerwein und brachte in Gesellschaft etlicher Fremden, welche von der Scholastika emporgeklettert waren, ein Hoch auf den Sieg der Deutschen aus. Dann schleuderte ich das leere Glas an den Felsen, daß die Splitter weithin flogen, und rief: „So mög' es allen Feinden des deutschen Volkes ergehen, im Osten wie im Westen!“ Ich dachte dabei an die Russen.

Es war gerade ein Uhr, die Stunde, wo Napoleon zu Sedan die Waffen streckte.

Das erfuhr ich schon am nächsten Mittag, und ich werde stets des interessanten Zufalles auf dem Unuz gedenken.

* * *

Gestern abends hörte ich im Vorbeigehen einen Soldaten: „Glaube mir, ich wäre glücklich, wenn ich einen gewissen Menschen nicht kennen gelernt hätte, und der — bin ich!“

* * *

Hausspruch aus Mayrhofen im Zillertal:

„Ich achte meine Hasser
Nicht mehr als Regenwasser,
Das von dem Dache fließt.
Und ob sie mich beneiden,
Sie müssen's dennoch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist.“

Wohl von einem der geheimen Protestanten, welche unter Kaiser Franz aus Tirol vertrieben wurden.

* * *

Freu' dich, wenn das Gute geschieht, und entsage dem Ehrgeiz, daß es durch dich geschehen soll.

* * *

Der Kaplan Ruf erzählte mir einst folgende Geschichte: Ich fuhr nach Imst; im Stellwagen saß ein Pärchen, Schauspieler, die sich ohne Rücksicht auf mich küßten. Ich las in einem Brevier, ohne mich um sie zu kümmern. Als Geistlicher nahm ich vor dem Kruzifix am Wege den Hut ab. Dann kamen wir auch am Galgen vorüber. Das Herrlein wollte sich über mich lustig machen: „Warum nehmen Sie nur vor dem Kreuze und nicht auch vor dem Galgen den Hut ab? Es ist ja doch das gleiche Holz.“ Ich erwiderte: „Warum küssen Sie ihre Geliebte auf den Mund, nicht auf den H......? Es ist ja doch das gleiche Fleisch.“ Da mußte der Schauspieler verstummen.

* * *

Werden — sterben; sterben — werden! Schluß!

Im Gerichtssaal.

Wer sich einmal als Zuschauer in den Gerichtssaal setzt, der kann allerhand beobachten.

Vor allem sich selbst. An dem Angeklagten wird er nur selten Herz und Nieren erforschen können, aber sein eigenes Ich kann er ergründen, so daß er schließlich vielleicht die Empfindung hat, er verließe den Gerichtssaal als — Schuldiger. Denn der Staatsanwalt Gewissen hatte ihn angeklagt, der Verteidiger Sophist hatte ihn zu rechtfertigen gesucht, aber der Prozeß ist verschoben.

Mit Karten in der Hand, wie in ein Theater, tritt man in den Gerichtssaal. Man sucht sich die besten Plätze und meint so etwas, als sollte dem Publikum nun eine Vorstellung geboten werden. Man ist beinahe unangenehm berührt, wenn die Plätze und Stellungen der Geschworenen, der Staatsanwälte und Verteidiger nicht für die Zuschauer berechnet sind, so daß mancher schlecht zu sehen ist. Besonders unangenehm, daß der Angeklagte dem Auditorium immer den Rücken zukehrt. Das sind Regiefehler! Dann dieses Sprechen, die Leute haben nicht sprechen gelernt, man versteht nichts. Gerade die Hauptperson murmelt zumeist nur, auch die Zeugen säuseln so, daß sie bloß von den nächsten Richtern vernommen werden. Und dann in der Entwicklung diese toten Punkte, diese Wiederholungen, diese entsetzlichen Längen! Und vor dem letzten, dem Haupteffekte eine Kunstpause, die unerträglich ist. Es kam vor, daß die Beratung der Geschworenen in einem Nebensaal stundenlang gedauert hat. Das ist eine unverantwortliche Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum! — Aber das Stück hat auch seine Glanzpunkte. Beim Verhör des Angeklagten, der Zeugen kommen bisweilen Szenen vor, die geradezu zu den besten gehören, was man in diesem Genre sehen kann. Auch

Das Deutschtum in Oesterreich könnte man mit dem Gold der Kaiserkrone vergleichen, das die mehrminderwertigen Steine trug und band! Der Reif liegt zersprungen auf dem Boden.

* * *

Ein Lump kann sich bessern, ein Philister nie.

* * *

Den Kopf warm und das Herz kalt! Das sind die größten Schufte.

* * *

Eine drollige Geschichte. An einem Feiertag abends ging ich von Wiltau gegen die Triumphpforte. Der Gangsteig führt an einer Kneipe vorbei, wo zwei betrunkene Studenten standen. Als mich der eine sah, sagte er zum andern: Du, da kimmt der Pichler. Dieser glotzte mich aus den geschwollenen Augen an und rief, als ich vorüber war: „Woascht, der Pichler ischt a Viech, i sag' Dir's, der Pichler ist a Viech!" Ich konnte das Lachen kaum unterdrücken, vielleicht erinnern sich die zwei Jünglinge, wenn sie nüchtern sind, an den Vorfall. In vino veritas.

* * *

Ein alter Geistlicher sagte: „Wie soll dich Gott emporziehen, wenn du nicht die Hände zum Himmel hebst!"

* * *

Manche sind wohl deswegen gegen die Todesstrafe, weil sie den Galgen verdienen.

* * *

„Wer reich werden will, braucht nur kein Herz zu haben!" sagte ein Wucherer, der viele von Haus und Hof an den Bettelstab gebracht hatte. Als Millionär genoß er allgemeine Achtung. —

* * *

Das Schlechte ist oft erträglicher als das Mittelmäßige.

* * *

„Nimm dein Kreuz auf dich!" das wäre der beste Text für eine Hochzeitpredigt.

* * *

Ich lese das alte Testament. Je weiter ich komme, desto mehr verwundere ich mich, daß man dieses Buch noch immer als eine Grundlage der Religion betrachten kann.

* * *

Einzusehen, daß man auf dieser Welt gar nichts ist, macht uns still, gelassen und ruhig.

* * *

Der Beichtvater fragte ein Mädchen: „Hast du einen Liebhaber?" — „Noch nit, aber wenn i d'n nuien Kittel hab', so kann der Tuifel angehen."

* * *

richtssaal führt. Aber auch diese kommt nicht auf ihre Rechnung. Einmal sah ich einen Mann, dessen Schwester vergewaltigt und dann ermordet worden war. Er raste vor Wut, er wünschte nichts glühender, ja er hätte seiner Seele Seligkeit dafür hingeworfen, wenn er den Missetäter persönlich mit den ausgesuchtesten Qualen hätte peinigen und dann erdrosseln können. Nach einigen Monaten bei der Gerichtsverhandlung war er Zuschauer. Er sah des Verbrechers unglückseligen Lebenslauf sich entfalten, er sah die grause Tat neuerdings bis aufs kleinste vor sich aufsteigen, er sah das Bemühen des Mörders, sich zu rechtfertigen, und siehe, er fühlte keine Rache mehr, bloß Ekel. Das Todesurteil, nach dem er, der Ermordeten Bruder, gelechzt hatte wie ein Fiebernder nach dem Wasserschluck, es ließ ihn kühl und stumpf — übersättigt und doch ungesättigt verließ er den Gerichtssaal.

Bevor wir unser Verhältnis zum Angeklagten weiter betrachten, reizt es mich, einen kleinen Nebenblick zu tun auf einige Einrichtungen des Institutes selbst. Bedenken habe ich gegen Zeugenaussagen. Sie sind absolut nicht zu entraten, und doch erkennen wir ihre große Unverläßlichkeit. Was hilft alle Redlichkeit und aller Eid, wenn das menschliche Gedächtnis so mangelhaft, wenn die Suggestion und Autosuggestion so mächtig ist. Es kann sich ja kein Mensch auf seine Augen, seine Ohren, sein Erinnern ganz verlassen; jeder von uns weiß aus dem gewöhnlichen Leben, wo wir doch ganz unbefangen sein können, wie oft wir uns täuschen. Die Richter wissen es auch, wie unrichtig oft die Aussage des ehrlichsten Zeugen sein kann und sie rechnen damit. Aber die Geschworenen, die zumeist schlichte Männer aus dem Volke sind, legen auf einen unbescholtenen Zeugen größtes Gewicht. Wie oft mag das Geschick eines Angeklagten von dem schlechten Gedächtnis oder der lebhaften Phantasie eines fremden Menschen abhängen?

Bisweilen vielleicht auch von anderen Zufälligkeiten, als etwa von der Beredsamkeit des Staatsanwaltes oder des Verteidigers. Diese verlassen manchmal den Thron des Rechtes und steigen zu tief herab zu den menschlichen Schwächen der Geschworenen. Der Verteidiger darf freilich in manchem weiter gehen als der Staatsanwalt. Dieser hat es nur mit einer bestimmten Wahrheit zu tun, jener kann zur Entlastung auch alle denkbaren Möglichkeiten herbeiziehen. Für den Staatsanwalt ist es ein furchtbares Mißgeschick, wenn ein Unschuldiger verurteilt wird, für den Verteidiger ein glänzender Erfolg, wenn ein Schuldiger freigesprochen wird. So ungleich ist die Verantwortlichkeit verteilt. Solche Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten des Gerichtes können uns schwer beunruhigen, aber wie sollen sie vermieden werden?

Ein weiteres Bedenken ist die Journalistenbank. Wer einmal einem größeren Prozeß beigewohnt hat, der weiß es, wie mangelhaft, lückenhaft

das wuchtige Plaidoyer des Staatsanwaltes, die idealistisch getragene, von Humanität triefende Rede des Verteidigers erzielen schöne Wirkungen. Ergötzlich ist auch die Polemik, die sich manchmal zwischen Staatsanwalt und Verteidiger entwickelt und die bisweilen pikant persönlich wird. Diese Szenen sind tatsächlich nur für das Publikum berechnet, während der Vorsitzende gar nicht aufblickt, sondern mit größter Gelassenheit noch an seinem „Resümee" arbeitet. Der Hauptgenuß, auf den sich alle Spannung der Zuschauer richtet, ist die Schlußszene — die Urteilsverkündung. Aller Augen richten sich auf den Helden — Angeklagten wollte ich sagen — wie der sich jetzt benehmen wird. Er ist zum Tode verurteilt. Wird er zusammenbrechen? Nein. Er steht da wie ein Stück Holz, er zuckt kaum. — Die Zuschauer sind enttäuscht. Mehrmals während der Verhandlung hatte der süße Haß gegen den Verbrecher in noch süßere Sentimentalität umschlagen wollen, aber dieses lederne, völlig ausdruckslose Gehaben des Verurteilten erregt neue Entrüstung. — Das Stück, das — wie manche Tragödie des Altertums — tagelang gedauert und bei dem man so viele und viele Stunden dagesessen ist, hat eigentlich keinen rechten Schluß. Der Verbrecher wird abgeführt. Richter und Geschworene verziehen sich langsam. Muß man jetzt fortgehen? — Ich weiß von einer alten Frau, die auf ihrem Platz ruhig sitzen blieb, bis die Gerichtsdiener sie zum Gehen aufforderten. Da sagte sie ganz betroffen, sie wolle doch noch die Hinrichtung abwarten. — Gerade so, wie jemand vor der letzten Szene nicht gerne aus dem Theater geht.

Jeder, der als Zuschauer im Gerichtssaale sitzt, möge sich fragen, wie weit sich seine Empfindungen unterscheiden, wenn er dem Prozesse eines Verbrechers beiwohnt, oder wenn er im Theater ist bei einer Tragödie. Und da kommt es vielleicht heraus, daß nicht die Tatsache, sondern die Vorstellung, die uns gemacht wird oder die wir uns selbst machen, auf uns wirkt. Wie man geneigt ist, bei einer Gerichtsverhandlung die Ansprüche wie an ein Theater zu machen, so wirken auf uns die Bühnenvorgänge wie wirkliches Leben. Ja, ein Theaterstück hat mit dem realen Leben mehr Ähnlichkeit, als die Gerichtsverhandlung, die einerseits zwar das reale Leben selbst, andererseits aber nur ein abstrakter Auszug aus dem Leben ist. „Zu viel Erzählung, zu wenig Handlung."

Der tatsächliche Unterschied zwischen dem Gerichtssaal und dem Theater ist aber so groß, daß die Ähnlichkeit der Wirkung uns nachgerade ungeheuerlich erscheint. Es ist ja ein wahrer Frevel, die beiden Räume zu vergleichen und tief beschämend für uns, wenn wir uns im Gerichtssaale bei einer Theaterstimmung ertappen. Die Stammgäste und -Gästinnen des Gerichtssaales haben wohl Interesse, vielleicht auch gerührte Teilnahme an dem armen Sünder, aber christliche Menschenliebe haben sie selten. Eher als die Liebe ist es die Rachgier, die manchen in den Ge-

leugnete. Denn er hatte gehört, daß der Leugner nicht gehängt werden könne. Dem Verteidiger blieb kaum etwas anderes übrig zu sagen, als daß die Ausübung des Mordes niemand gesehen habe und daß es im Falle des Zweifels besser sei, zehn Schuldige freizusprechen, als einen Unschuldigen zu verurteilen. Da hatte der grimme Staatsanwalt freilich leichtes Spiel zu sagen: Bei ihren Mordtaten pflegten die Mörder selten jemanden zuschauen zu lassen; bloß leugnen zu müssen, um nicht gehangen zu werden, das wäre für die Herren Mörder freilich bequem; wenn man die Todesstrafe abschaffen wolle, so müßten die P. T. Mordbeflissenen den Anfang machen. Und fragte schließlich, ob die zehn freigesprochenen Schuldigen nicht etwa mehr als einen Unschuldigen umbringen könnten? — Der Jüngling wurde zum Tode des Stranges verurteilt, und als der Richter ihn dann fragte, ob er noch etwas zu sagen habe, antwortete er mit einer wegwerfenden Miene: Nein. Quasi, schade um jedes Wort, das man an solche Leute verliert. — Stramm wie ein Held verließ er den Saal. — So hat auch die abgrundtiefe Verkommenheit, die absolute Verderbtheit ihre „Größe“, vor der man schaudert.

Welche Gefühle mögen es sein, mit der solch ein Verurteilter aus dem Saale tritt? Keine andern, als die seinem Charakter entsprechen: stumpfe, tierische oder berechnende. Wer von herzlosen Verbrechern bei dem Todesurteil pathetische Schmerz- und Verzweiflungsausbrüche erwartet, der wird zumeist enttäuscht sein. Selbst einer, der durch die ganze Verhandlung mit Gemütsausbrüchen Komödie gespielt, vergißt in diesem Augenblick des Urteilsspruchs seines Talentes. Auch Haß vor den Richtern und Geschworenen, selbst vor dem Staatsanwalt, ebenso Dankbarkeit gegen den Verteidiger dürften die wenigsten empfinden. Das peinigendste Gefühl manches Angeklagten im Gerichtssaal dürfte wohl das des Schämens sein, so vor aller Welt der öffentlichen Verachtung ausgestellt dazustehen. Es wäre aber auch kein Wunder, wenn selbst der Verbrecher mit Verachtung hinblickte auf diese Versammlung von Pharisäern, die sich um so viel besser und höher dünken als er, während sie doch nur glücklicher sind. Wenn auf der Anklagebank ein Philosoph sitzt, und das kommt wohl vor, dann mögen sich in einer solchen Menschenseele wohl einmal auch hohe Dinge begeben, von denen das ehrsame Philisterium in den Zuschauerbänken keine Ahnung hat.

Einmal bin ich in der Lage gewesen, mit einem Delinquenten zu sprechen, eine halbe Stunde nach seiner Verurteilung zum Strange. Mit größter Leidenschaft und verzweifelten Wutausbrüchen hatte er während der zweitägigen Verhandlung das ihm zur Last gelegte Verbrechen, Mord an seinem Weibe, geleugnet. Ich hatte mich während des Prozesses von seiner Schuld nicht ganz überzeugen können. Den Urteilsspruch hörte er mit Fassung an, dann ward er ganz ruhig und gleich-

und schief so ein journalistischer Gerichtssaalbericht ist. Es kann auch kaum anders sein. Die wichtigsten Personen, als der Angeklagte, die Zeugen, sprechen gewöhnlich so leise, daß die Berichterstatter nur einzelnes aufschnappen, um dasselbe dann nach eigener Auffassung zu verarbeiten. Man lese just einmal verschiedene Blätter über die gleiche Verhandlung, jedes weiß es anders. Und wie soll auch eine 8- bis 10stündige Verhandlung auf wenige Spalten zusammengedrängt werden, ohne daß die Begründung, die Charakterisierung, die Entwicklung, die Plaidoyers u. s. w. bis zur Unverständlichkeit oder Mißverständlichkeit herabsinken! Solche Berichte sind oft nichts als Brocken für sensationslüsterne Leser. Und gesetzt den Fall, die Verhandlung könnte vollständig und korrekt wiedergebracht werden, so wüßte ich keine bessere — Verbrecherschule als solche Gerichtssaalberichte. Man kann wohl von manchem Spitzbuben das Geständnis hören, woher er seine Meisterschaft geholt hat! — Aber, so sagt man, der Gerichtssaal müsse doch seine öffentliche Kontrolle haben! Das ist gewiß! Allein die Berichterstattung, wie sie heute eingerichtet ist, kann nicht als Kontrolle gelten. Und bloß um das Prinzip zu wahren, genügt die Öffentlichkeit der Verhandlung, bei der jeder nach Maßgabe des Raumes Zutritt hat.

Ich bin allerdings nie in den Gerichtssaal getreten mit der Absicht, Kontrolle zu üben. Ich ging hin um zu lernen, den ganzen Menschen kennen zu lernen, der im Verbrecher und im Richter, im Ankläger und im Verteidiger und im Zuschauer allzusammen enthalten ist.

Sehen, begreifen und verzeihen! Das könne man, heißt es, auf dieser hohen Schule lernen. Ich habe gesehen aber nicht begriffen. Gesehen habe ich, wie oft die schwersten Verbrechen gerade von jungen Leuten verübt werden. Von Leuten, die fast noch Knaben sind; aber begriffen habe ich nicht, wie diese jugendlichen Verbrecher verschlagen und verstockt bleiben konnten, nicht die geringste Reue gezeigt hatten, wie sie das Todesurteil mit geradezu frivolem Gleichmute hingenommen haben. Das, was sie getan, womit sie das ganze Land in Schreck und Aufregung gebracht, dünkt ihnen als etwas Selbstverständliches, begriffen nicht, weshalb man wegen eines bischen Raubmordes so viel Umstände macht, und daß man ihnen deswegen gewaltsam das Leben nehmen wollte, befremdete sie einfach. Mit festen ruhigen Schritten, noch einen koketten Blick auf das Publikum werfend, verließen die dem Tod Geweihten den Gerichtssaal. Vor kurzem ist ein Jüngling eines Meuchel- und Raubmordes wegen gerichtet worden. Die Schuldbeweise waren erdrückend, die Tat war klar. Drei Dutzend Zeugen hatten eine unzerreißbare Beweiskette um ihn geschmiedet. Er leugnete. Er widersprach sich mit jedem Wort, aber er leugnete. Er gestand seine Lügen von gestern und heute log er weiter. Er wurde in allen Punkten aufs schlagendste überwiesen, er

Heimgärtners Tagebuch.

Von Form und Sitte.

Als junger Mensch bin ich mit meinem Vater oft im Streite gewesen über Formsachen. Mein Vater hielt viel auf die Form, sei es im Religionskultus, sei es im gesellschaftlichen Verkehr, sei es im persönlichen Benehmen überhaupt. Alles sollte sich in herkömmlicher Form und Sitte vollziehen. Dagegen lehnte ich mich gerne auf. Das Zeremonielle war mir zuwider, die gebundenen Umgangssitten waren mir lästig, die herkömmliche Form schien mir nur hinderlich zu sein für das Neue und Unbestimmte, dem der junge Mensch entgegenstrebt. — Mit meinem zunehmenden Alter, mit den reicheren Erfahrungen schwand die Abneigung gegen die Form, sie schien mir erträglich, das Aufrechthalten alter Sitte fand ich für gut und nötig und heute erscheint mir bei einer Sache die richtige Form überaus wichtig, ja ganz unerläßlich.

Und heute steht mir mein Sohn gegenüber, dem das Zeremonielle zuwider ist, dem gebundene Umgangssitten lästig sind und dem die herkömmlichen Formen hinderlich erscheinen auf dem Weg zu neuen Zielen. Ich wiederhole meinen Vater, mein Sohn wiederholt mich von dazumal und wird einst mich von heute wiederholen. So vollzieht es sich von Geschlecht zu Geschlecht, die Jugend ist revolutionär, das Alter ist konservativ.

Wer hat nun aber in bezug auf die Form tatsächlich recht? Sollte man die größere Weisheit nicht dem Alter zuteilen dürfen und damit die Notwendigkeit der Sitte und Form anerkennen? Kann es aber nicht die Gewohnheit sein, die alte Leute zu betören pflegt, so daß sie von alten Formen nicht lassen, einzig nur, weil sie dieselben gewohnt sind? Der Sachmensch sagt: Inhalt ist alles, Form ist nichts. Der Bilderstürmer sagt: Du sollst nur im Geiste leben. Gott ist Geist.

Aber siehe: *Gott denkt in Formen. Er spricht zu uns in Formen. Er wirkt in Formen.* Seine ganze Schöpfung besteht in Formen. Ohne Stoff und Form würden wir auch vom Geiste nichts wissen können.

„Gott ist eben auch ein alter Mann!“ entgegnete mir heute ein junger.

Ziffern und Zahlen.

Es gibt wohl rein geistige Berufe, aber es gibt nicht rein geistige Menschen. Jeder klebt an der Scholle und lebt vom Stoffe (wenn gerade nicht alle in der Art, wie die guten Münchner). Jeder muß sich also zeitweise auch mit dem Schema der Materie befassen — den Ziffern. Die Ziffern beherrschen uns, wenn nicht wir sie beherrschen. Ein Geheimnis

mütig, was mich schließlich an seine Schuld glauben machte. Als ich nachher in seine Zelle trat, lag er auf dem Stroh, reckte beide Knie auf und klammerte über den Unterschenkeln die Finger ineinander. Das ist die Stellung eines Faulenzers, der nicht aufrecht sein mag und dem das ausgestreckte Liegen zu fade ist. Mir verschlug's so das Wort, daß ich nicht fragen konnte, ob er etwas wünsche, ob ich vielleicht bei seinen Verwandten etwas ausrichten könne — denn er war aus meiner Heimatsgegend. Endlich kam mir die blöde Phrase aus, ich wolle schauen, wie es ihm gehe. „Dank der Nachfrag', so weit gut." Das war seine Antwort. Weiter wußten wir miteinander nicht viel anzufangen, ich schien ihm langweilig zu sein, habe ihn recht bald wieder verlassen. Und dieser Mann war unschuldig verurteilt worden. Nach einem halben Jahre stellte sich die Schwester der Ermordeten mit dem Eingeständnis, sie habe die Frau vergiftet, weil sie an deren Stelle treten wollte. Zum Glücke war der Verurteilte nicht schon stranguliert, sondern zu 20 Jahren begnadigt worden. Als an dem Morde gänzlich unbeteiligt, trat er nach dem neuerlichen Prozeß wieder frei ins Leben hinaus. Aber er war trübsinnig und blieb es. „Man kann sich auf nichts verlassen," sagte er einmal. Auch nicht auf die Gerechtigkeit, mochte er dazu gedacht haben. So war ihm alle Lebensfreude vergällt. — Daß, wie man etwa annehmen möchte, ein unschuldig Verurteilter im Gerichtssaale sich zu Tode rasen müßte, trifft selten zu. Die erste Stimmung des Verurteilten ist Resignation. „In Gottesnamen!" hörte ich einen sagen, als er abgeführt wurde. Von dem furchtbaren Prangerstehen, das stunden-, vielleicht auch tagelang gedauert hat, von den quälenden Verhörsfragen, die sein Gehirn peitschten und hetzten und brutal in die innersten Geheimnisse seines Wesens griffen, ist er nun erlöst. Jetzt wieder die Zelle, wo er noch sein eigen ist. Dann ein paar Minuten lang gewürgt werden und es ist aus. „In Gottesnamen." — Die grause Angst vor den „paar Minuten" kommt erst später.

Aus einer Welt, wo jeden Augenblick, und an jedem Orte Übervorteilung, Verdächtigung, Verleumdung, Gewalttat, Verbrechen jeder Art geschehen, flüchtet mancher gerne einmal in den ernsten Saal, wo das Unrecht bestraft und Recht gesprochen wird. Und wenn endlich auf das frevelnde, tückische, reulose Haupt der beleidigten Menschheit Rachestrahl niederfährt und das „Verurteilt!" durch den Saal donnert, so gibt das ein befreiendes Aufatmen.

Aber nur für den Augenblick. Schon der nächste Gedanke mahnt dich, bange an die eigene Brust zu schlagen: Mit denselben angeborenen Eigenschaften, unter denselben Verhältnissen wärest auch du den gleichen verhängnisvollen Weg gewandelt und an das gleiche Ziel gelangt. Und ein Richter hat mir einmal gesagt: Nie fühlt man sich so armselig zerschlagen, als wenn man über einen Mitmenschen das Urteil gesprochen hat.

ist hinderlich. Wer rechnen muß, der kann nicht freudig sein. Im Grunde aber hat man nicht mehr an wahren Gütern und Genüssen als früher, nur daß die Zahlen größer geworden sind. Kleinere Ausgaben, kleinere Einnahmen, ein Ziel, aufs innigste zu wünschen für den, der ein Feind von Ziffern ist. Wenn ich nicht den obigen Grundsatz vom bescheiden gesteckten Wirtschaftsziel festhielte, die Ziffern hätten den Poeten längst aufgezehrt, wie Ungeziefer ein verwahrlostes Kind.

Leute, die ihr ganzes Leben mit Geld und Ziffern zu tun haben, die können nach meiner Meinung dieses Schicksal nur ertragen, entweder, wenn sie sehr groß, oder wenn sie sehr klein sind. Aber solche Größe oder Kleinheit ist auch wieder nicht — ziffernmäßig nachzuweisen. Zur Schätzung wirklicher und erhabener Werte versagt die Zahl.

Am erträglichsten ist mir eine hohe Ziffer noch bei Bemessung meines Lebensalters. Da brauche ich sie nicht zu zählen, sie zählt sich selber. Obschon das Jungbleiben eine sehr gute Sache wäre, habe ich auch gar nichts gegen das Altwerden. Übrigens weiß man, glaube ich, auch hier mit der hohen Zahl Hundert nicht mehr viel anzufangen.

Frechheiten des Inserates.

Heute kommt ein Mensch zu mir, und ob ich ihm nicht die Schrift auslegen wollte? Er sei alt geworden, habe vieles gelesen und verstanden oder zu verstehen geglaubt, aber diesmal stehe der Ochs am Berg. Einen neuen Kalender zur Unterhaltung und Belehrung habe er sich gekauft und da drin stehe die Geschichte vom braven Mann, der bei einer großen Überschwemmung vierzehn Menschen vor dem sicheren Ertrinken gerettet habe mit Gefahr seines eigenen Lebens. Wunderschön zu lesen. Da stehe aber in den Zeilen, wo der brave Mann unter furchtbarer Anstrengung einen um den andern aus den Fluten hervorholt, etwas mitten hineingedruckt, daß doch gewiß dazu gehöre und das unmöglich zu verstehen sei. Er zeigte mir den Kalender und die betreffende Seite, auf welcher mitten in der Geschichte vom braven Mann ein Inserat gedruckt stand, genau wie hier. — Ja, mein Lieber, antwortete ich ihm, der Spaß ist nicht mehr neu, es ist eine Art von Spatzenfängerei. Ist Ihnen bei den Volkskalendern nie aufgefallen, daß manche derselben mehr Seiten für Inserate als für Text haben? Und welche Art von Inseraten! Zum Glücke verstehen sie viele Leser gar nicht, andere aber gehen doch auf den Leim oder auf den Speck, kaufen Posel, kaufen Gesundheits-

Für Männer wichtig!
Der Versand des neuesten von wissenschaftlichen Autoritäten mit großem Erfolg angewandten Mittels gegen Schwäche erfolgt gegen vorherige Einsendung von 6 Mk. durch die
X-Apotheke
Himburg.

des wahren Menschenglückes ist es, die Ziffern und Zahlen nicht groß werden zu lassen. Das verstehen die Leute nicht. Die meisten und allermeisten haben es abgesehen auf möglichst große Ziffern, auf hohe Zahlen. Besonders an dem, was sie einnehmen und haben wollen. Die Gefahr dieser Neigung merkt man gewöhnlich viel zu spät oder gar nicht. Mir ist sie beizeiten bewußt geworden und da habe ich es in meinem Wirtschaftsleben so gemacht: Wenn z. B. das Budget fürs nächste Jahr zu bestimmen war, so habe ich nicht — wie es sonst üblich — kleine Ausgaben und große Einnahmen angenommen, wobei sich allerdings leicht eine herzerfreuende Rechnung ergibt, die nur den einen Fehler hat, daß sie schließlich nie stimmt. Nein, ich pflege allemal im vorhinein ein Maximum der Ausgaben und ein Minimum der Einnahmen anzunehmen. „Ich werde viel ausgeben und wenig einnehmen." Das stört die heitere Laune am Silvesterabend nicht um ein Wesentliches, das Defizit ist wirklich ja noch gar nicht vorhanden. Aber es hat das Gute, daß man vorsichtig wird. Man sucht in der Praxis die hohen Ausgaben zu mindern und die geringen Einnahmen zu steigern, um das Gleichgewicht herzustellen. Während die optimistischen Rechner mit den „kleinen Ausgaben und großen Einnahmen" Tag für Tag enttäuscht werden, weil gerade das Gegenteil einzutreten pflegt, erleben die Rechner mit ihrem hohen Ausgaben- und kleinen Einnahmen-Budget Tag für Tag das Vergnügen, daß sie bei den Auslagen ersparen und die gering eingeschätzten Einnahmen leicht erhöhen.

Mit anderen Worten, man soll sich wirtschaftlich nie ein zu hohes Ziel setzen. Sonst ist es mit dem heiteren Lebensfrieden vorbei und man kommt in ein geschäftliches Jagen und Hetzen hinein, das alle harmlosen und edleren Freuden verdrängt. Vorwegs festsetzen muß man sich bei Erwerb die kleinsten Zahlen. Natürlich darf das den Fleiß nicht hemmen, den ja ein rechter Mensch weniger des Erwerbes als des Schaffens wegen haben soll. Bei auch nur mäßigem Fleiß werden die gering gestellten Einnahmeziffern leicht überschritten und dann hat man ein Vergnügen. Wer gerne zählt, für den ist das Zählen von Kreuzern gerade ein so großer Spaß, wie das Zählen von Gulden, das heißt, wenn er sich letzteres oder gar das Zählen von Hundertern nicht schon angewöhnt hatte.

Wenn ich in meiner Jugend als ordentlicher Mensch die Monatsrechnung zusammenstellte, so war das ganz ergötzlich, die Zahlen waren klein und niedlich, man verrechnete sich nicht leicht, man übersah alles so bequem — es stimmte. Heute ist mir die Monatsrechnung ein Greuel, ich stehe nie ohne Mißmut und Kopfweh davon auf.

Dann — hat man heute zu viel, so ist's morgen zu wenig. Mein Gott, ist denn dieser große Apparat nötig zum Glücklichsein? Nein, er

Wieder einmal das Pulver erfunden.

Die österreichische Regierung hat einmal einer tüchtigen süddeutschen Köchin zugeschaut beim Kochen. Diese mengte Mehl, Wasser, Eier, Fett durcheinander, kochte — und das Resultat war ein schmackhafter Schmarn. Ah! dachte die Regierung, mengen muß man. Zusammen und durcheinander mengen muß man. Und mengte Deutsche, Polen, Tschechen, Bosniaken, Italiener durcheinander und kochte. Das Resultat war — ein Schmarn. Aber ein unschmackhafter. Denn es gab eine abscheuliche Explosion. Einen Augenblick dachte die Regierung schon, sie hätte das Pulver erfunden. Das heißt, ein neues Verfahren, um Pulver zu erzeugen. Kohle, Schwefel, Salpeter, das ist gut. Aber Deutsche, Slaven, Italiener, das ist besser — es kracht teufelmäßig und sprengt alles auseinander. Vor sieben Jahren Graz, vor drei Jahren Prag, jetzt Innsbruck haben glänzende Resultate ergeben.

Die väterliche Regierung will immer ihre Völker verbrüdern — mit Gewalt zur Liebe zwingen. Justament! sagt sie und justament! sagen die Völker — da knallen die Revolver. Jene will ein geschlossenes Österreich, diese wollen geschlossene Nationen. Daraus folgt die Geschlossenheit der Handschelle und des Gefängnisses. Aber das ist die Geschlossenheit der Kanonen — sie konzentriert die Kraft des Pulvers.

Nun — die Leitung dieses Staates ist anderer Ansicht, sie vermengt Kohle, Schwefel und Salpeter und erhofft — friedliche Vereinigung.

Doch wozu bei dem blutigen Ernst diese boshafte Schalkheit! Der Nationalismus ist bis zu dem Grade des Wahnsinns gediehen. Mein geliebtes Österreich, versäume die zwölfte Stunde nicht! Was sollst du tun? Gib den Völkern, was der Völker ist, damit sie dem Staate geben, was des Staates ist.

Der arme Sünder beim Verhör.

Eine Verteidigung.

Der literarische Rat sitzt am Tische, blättert in einer Schrift und sagt gemütlich: Vor mir liegt ein Buch, das den Titel führt: „I. N. R. I., Frohe Botschaft eines armen Sünders.“ — Sagen Sie mir, Freund Rosegger, wer hat dieses Buch verfaßt?

Der arme Sünder: Sollte der Name des Autors nicht auf dem Titel stehen? — Ich hab's getan.

Rat: In der Einleitung sagen Sie, daß es ein gewisser Konrad Ferleitner geschrieben hätte.

mittel, die sie krank machen, kaufen Schwindellose und lassen sich in aller Weise fangen. Nun wollen sich derlei Inserate auch schon in den Text drängen, wie dieser ihr Kalender zeigt. Da gehören Annoncen aber nicht hinein und selbst wenn es die anständigsten wären. Den Anfang haben die Zeitungen gemacht. In manchen Blättern ist alles durcheinander gemengt, Leitartikel, Türkenlose, Feuilleton, Modekleiderannoncen, Unglücksfälle, Gummiwarenanpreisungen, politische Depeschen, Motorräderanzeigen, Literatur, Bruchbänder u. s. w. Die Zeitung ist lediglich ein Inseratenblatt geworden; was daran noch Zeitung ist, das ist Nebensache, ist bloß Speck. Hauptsache ist den Herausgebern der Inseratenteil. Und das Inserat wird ihnen doppelt bezahlt, erstens vom Aufgeber, zweitens vom Leser. Dienstmänner an den Straßenecken bringen ihre Inseratenblättchen nicht mehr los, man nimmt sie nicht geschenkt. Gut, denkt der Geschäftsmann, so soll man sie kaufen und gibt eine Zeitung heraus oder ein erotisches Geschichtenbuch oder einen Kalender; nicht dem Geiste, dem Wissen, dem Herzen geweiht, sondern nur der Reklame. Mitten im Anzeigebuch, das sich größter Übersichtlichkeit befleißigen soll, mitten im amtlichen Text des Adreßkalenders finden sich störende und verwirrende Geschäftsinserate aller möglichen Gewerbs- und Handelsleute. Wie lange noch und auch das Amtsblatt der „Wiener Zeitung“ wird seine offiziellen Kundmachungen vermengen mit Strumpfwirkerei der Gebrüder Sterzl und Gummiwaren von Honigseim und Komp.! Und im Schulbüchlein für A B C-Schützen werden auf der zehnten Seite schon die besten und feinsten Malzbonbons und unzerreißbare Kautschukpuppen angekündigt werden.

In Amerika werden auf Bahnhöfen Löschpapierausgaben der deutschen Klassiker verschenkt. Das tut nicht etwa ein Verein zur Verbreitung von Volksbildung, sondern ein Stiefelwichsfabrikant, der auf jeder Seite des Textes, unten oder oben oder in der Mitte, sein ausgezeichnetes Produkt anpreist.

Das Inserat mag ja auf dem Umschlag des Buches, der Zeitschrift, seinen angestammten Platz behalten. Die Heftumschläge mögen gern den braven Erwerbsfirmen dienen, die Zeitungen mögen dem reellen Geschäfte so viele Beilagen als nötig einräumen. Hausherr aber ist und bleibt der Text. Der läßt sich auch nichts zwischen die Beine werfen und keine Reklametrompete in sein stilleres und höheres Bereich setzen.

Wir Literaten müssen uns dagegen auflehnen, daß unsere geistigen Produkte etwa nur als Lockmittel für allerlei Geschäftsleute dienen sollten, als Arabesken für ihre gewinnlüsternen Unternehmungen, als sekundierende Stimmen zu ihren Marktschreiereien.

Verfasser: Ich wollte mein Buch nicht aus den Büchern, sondern aus dem Herzen schreiben. Es sollte nichts anderes sein, als ein religiöses Gedicht, ein einfältiges Bekenntnis, wie in mir das Jesubild lebt. Meine Schrift sollte auch sogar nicht aufdringlich sein. Eher ist in ihr der Fehler einer gewissen Ängstlichkeit, anderer Überzeugung und Gefühl nicht zu verletzen. Und ich möchte alle, die mit ihrem Heilande schon im reinen sind, bitten, nicht nach meinem Buche zu greifen. Wem jedoch die Heilandgestalt noch fremd ist, der dürfte ihr vielleicht durch dieses Buch näher kommen.

Rat: Ihr Buch weist ja hübsche Stellen auf. Doch sagen Sie, hatte Ferleitner mit seiner Aufschreibung nicht ein Buch für Schulbedarf im Sinn gehabt, wie andere Bearbeiter?

Verfasser: Ich wiederhole, er hat gar nichts im Sinn gehabt als sein Jesubild.

Rat: Mich würde es interessieren zu erfahren, in welchem Lande Ihre Geschichte von dem Delinquenten Konrad Ferleitner spielt. Wohl in Steiermark, nicht wahr? Denn der Kerkermeister spricht die steirische Mundart.

Verfasser: Seit wann? Er spricht gerade nur den Jargon unterer Volksschichten. Oder soll der alte Feldwebel-Profoß hochdeutsch sprechen oder gar lateinisch?

Rat: Sie lassen den deutschen Reichskanzler doch von einem Manne aus den österreichischen Alpen ermorden.

Verfasser: Den deutschen Reichskanzler? Von einem Manne aus den österreichischen Alpen? Wo steht denn das? Ich weiß davon kein Wort. Ich habe schon gesagt, daß die Rahmenerzählung vom Ferleitner symbolisch gemeint ist. Freilich, wenn man das erst sagen muß, so wird der Fehler in der Darstellung liegen.

Rat: Sie halten Jesus nicht für den selbständigen Stifter einer neuen Religion und wollen zeigen, woher er sein weites Wissen hat. Deshalb lassen Sie ihn in Ägypten zum Pharao kommen und zu einem buddhistischen Greis, der ihn mit großen Gedanken erfüllt, „die in der Wüste wohnen“.

Verfasser: Daß ich ihn deswegen nicht nach Ägypten kommen lasse, liegt auf der Hand. Am Hofe des Pharao fand Jesus alle Bibliotheken verschlossen, an dem alten Höhlenbewohner (wer sagt, daß es jener Buddhist sei, der aus der Wüste kommt, wo die großen Gedanken wohnen?!) findet er nur einen törichten Buchstabenreiter und Astrologen. Da hätte ich ihn die Weisheit finden lassen wollen? Eher hat Jesus an dem unglücklichen Pharao, der außen den Glanz und innen das Elend hatte, ein Beispiel gesehen von der Nichtigkeit irdischer Macht und Pracht. Übrigens, wenngleich Jesus alles aus sich selbst hat, so dürfte man

Verfasser: Dieser Konrad Ferleitner bin ich.

Rat: Wieso? Ferleitner ist ein Tischlergeselle und Sie sind ein vielbelesener Mann.

Verfasser: Die Belesenheit als solche bestimmt den Kern des Menschen nicht. Besonders in Religionssachen kann ein belesener Mann, der einmal Handwerker gewesen, gerade so empfinden und denken als ein Handwerker, der viel gelesen hat.

Rat: Aber Ihr Ferleitner ist Anarchist und Sie sind es nicht.

Verfasser: Wohl doch ein wenig, Herr Rat. Ich habe manches Bömbchen in verrottete Zwingburgen geworfen und bin gegen manchen Unterdrücker menschlicher Entwicklung losgegangen. Natürlich nur mit der Feder.

Rat: Aber Sie sind doch nicht zum Tode verurteilt wie jener Ferleitner.

Verfasser: O ja, ich bin's. Aber die Zeit ist unbestimmt. Die Vollstreckung kann nach Jahren geschehen und auch heute. Und das macht mich unruhig. Schuldig fühlt man sich auch. So wollte ich zu meiner Beruhigung in mir einen Heiland erwecken, der mich tröstet und mir das ewige Leben sichert. Die Beschäftigung mit dieser Himmelsgestalt hat mich beruhigt und beseligt.

Rat: Eine andere Absicht haben Sie bei Abfassung des Buches nicht gehabt?

Verfasser: Ei doch. Ich habe gedacht, was mir gut tut, kann auch anderen gut tun. Unsere Zeit braucht notwendiger als alles andere einen Heiland, aber einen, den sie fassen kann.

Rat: Ich habe mir diese Absicht ungefähr gedacht.

Verfasser: Es ist auch keine von *mir* geschaffene Gestalt, es ist die trautsame Gottmenschgestalt, die seit achtzehnhundert Jahren außer wie in der Kirche Millionen von Menschen selig gemacht hat, die seit jeher besonders die Dichter und Künstler beschäftigt hat, da sie sie darstellten, wie sie in ihnen war. Keinen schematischen Jesus, sondern einen lebendigen. Was so viele selbst im strengen dogmatischen Mittelalter getan haben in aller Welt, das habe auch ich versucht. Ich glaube es bei meiner Behandlung weder an Ehrerbietung noch an Herzenswärme fehlen gelassen zu haben. Aber ich weiß auch, daß von Dogmatikern aller Art mein Buch abgetan werden muß. Vielleicht gar erbarmungslos und schmachvoll. Nur auf schlichte, fromme Leser baue ich.

Rat: Aber in Ihrem Buche — Sie entschuldigen schon — gibt es haarsträubende Unrichtigkeiten, die leicht zu vermeiden gewesen wären, wenn Sie sich die Mühe gegeben hätten, in Büchern nachzulesen.

später freut sich der Franziskaner an der Evangeliumschrift des armen Sünders. Wie kommt das? Das kann doch nicht ein und derselbe Franziskaner sein.

Verfasser: Es ist doch derselbe, Herr Rat, Sie haben ihn bloß den Augenblick nicht erkannt in der dunklen Zelle. Anfangs hatte er als katholischer Priester, der überhaupt die Bibel nicht gern in den Händen der Laien sieht, gemeint, der arme bibelunkundige Mensch würde mit dem Evangelium nicht viel anzufangen wissen und hat ihm in seiner beschränkten Gutmütigkeit andere Erbauungsbücher gegeben. Später, als er sieht, wie nahe der arme Sünder dem Evangelium doch schon gekommen war, freut er sich darüber und sagt, hätte er gewußt, daß Ferleitner schon so weit sei, würde er ihm das Evangelium nicht vorenthalten haben. Das steht ja alles deutlich im Buche. Warum soll das nicht ein und derselbe Franziskaner sein?

Rat: Nicht wahr, lieber Rosegger, in Ihren Büchern war von allem Anfange an ein lehrhafter Zug? Sehen Sie, das ist schade, er verdirbt die Poesie, die ohnehin selten genug bei Ihnen zu Gaste ist. Sie werden eben alt. Aber ich rate Ihnen als guter Freund, seien Sie bloß Künstler. Sie würden viel berühmter werden als mit der Lehrhaftigkeit.

Verfasser: Sie haben gewiß recht, aber ich lasse, was ich nicht tun kann und tue, was ich nicht lassen kann.

Rat: Sagen Sie, weshalb haben Sie sich bei Ihrer Jesuerzählung nicht genau an die Evangelisten gehalten? Die bieten Ihnen einmal zu viel — Sie lassen aus, einmal zu wenig — Sie machen dazu. Sie haben uns da ja die evangelischen Überlieferungen förmlich erweitert! Sie füllen die Lücken aus, ganz nach eigenem. Warum haben Sie sich nicht an die knappe, unvergleichliche Sprache des Evangeliumtextes gehalten?

Verfasser: Sie meinen, ich hätte die Evangelisten wörtlich abschreiben sollen wie ein Mönch im Mittelalter?

Rat: Sie hätten eben gar nicht schreiben oder mehr Volksmythen und Legenden hineinnehmen sollen.

Verfasser: Aber Sie rügten es gerade, daß ich überhaupt dazugetan habe. Ich verstehe Sie nicht.

Rat: Sie wissen von zwei Seestürmen, die Jesus mitgemacht habe. Einer davon ist falsch, wenigstens wissenschaftlich nicht nachweisbar. — Wenn zu Kana Wasser in Wein verwandelt wurde, so erklären Sie sich das so: weil die betrunkenen Hochzeitsgäste Wasser von Wein nicht mehr zu unterscheiden wußten.

Verfasser: Ich bitte um Verzeihung, das ist eine Unterstellung. Auf jener Seite 118 steht deutlich: Jesus trinkt selbst davon und sieht, es ist Wein. „O Vater“, spricht er, „wenn es nach Deinem Willen

doch wohl auch bei ihm ein Lernen und Erfahren, eine geistige Entwickelung zugeben, denn von dem zwölfjährigen Jüngling sagt der Evangelist: Er nahm zu an Alter und Weisheit.

Rat: Sie lassen Ihren Jesus dem bösen Willen und der Verblendung des Volkes zum Opfer fallen, wie einen verunglückten Sozialistenführer. Und Pilatus, den Sie nebenbei als feige hinstellen, nennt das einen politischen Fall wie ein Bezirkshauptmann unserer Tage. Das sind unstatthafte Trivialitäten.

Verfasser: Vielleicht irre ich mich, Herr Rat, aber ich meine, die Menschen waren damals wie heute. Den Heiland werden seine Gegner gerade so mißtrauisch angesehen haben, wie etwa heute ein Polizeirat einen Arbeiterführer. Und der römische Bezirkshauptmann Pilatus wird nicht weniger politisch und nicht mehr poetisch gewesen sein wie ein heutiger, wenn er auch vielleicht ein gewähltes Römisch sprach und einen sehr malerischen Mantel trug.

Rat: Sie ziehen auch die Herrenworte manchmal ins Triviale.

Verfasser: Weil sie von trivialen Leuten verstanden werden sollen. Er stieg doch zu den Leuten herab. Die Apostel redeten die Sprache der Völker, zu denen sie kamen.

Rat: Sie bringen in Ihre Erzählung manchen widerwärtigen Zug moderner Sinnlichkeit.

Verfasser: Das ist nicht wahr. Im Gegenteil, ich habe alle für unsere Zeit anstößigen Geschlechtsangelegenheiten der Bibel ausgelassen oder, wo es nötig war, sie in argloseren Worten angedeutet. Ihre Anklage ist so schwer, daß Sie die betreffenden Stellen wohl hätten aufzeigen müssen. Wo finden Sie in diesem Buche den widerwärtigen Zug moderner Sinnlichkeit?

Rat: Sie meinen, Jesus sei vor allem zu den Armen gekommen, sind aber auch gegen die Reichen sehr nachsichtig geworden.

Verfasser: Wenn ich sagen wollte, Jesus hätte mit seiner schweren Verdammung nicht so sehr die Reichen an sich gemeint als vielmehr die durch Reichtum lieblos Gewordenen — würden Sie darüber sehr ungehalten sein? Übrigens, erinnern Sie sich doch an meine Erzählung vom reichen Bürger aus Jerusalem. Wie ist es dem ergangen?

Rat: Sie schreiben, er ließe die Reichen ins Himmelreich kommen wie ein Kamelhaar durch ein Nadelöhr? Das ist unwissenschaftlich. Es darf auch nicht heißen: Kamel. Es muß heißen: Wie ein Strick durch das Nadelöhr. Das haben Gelehrte doch längst richtig gestellt.

Verfasser: Gut, also wie ein Strick.

Rat: Zu dem verurteilten Ferleitner kommt ein Franziskaner, der dem armen Sünder das erbetene Evangeliumbuch verweigert, ihm dafür aber einen Haufen alter Gebetbücher bringt. Ein paar hundert Seiten

nehmen, den Feinden zu verzeihen. Sich vornehmen! Wie meinen Sie das?

Verfasser: Eine Frage, Herr Rat. Können Sie verzeihen nach Belieben? Ich kann das nicht. Ich muß gar oft einen festen Vorsatz fassen und um Gnade bitten, bis es einmal gelingt. Zudem besteht das Verzeihen ja nicht in dem Gefühl: Ich will ihm nicht mehr böse sein, das wohl während des Vaterunsers entstehen kann, sondern vor allem in einer Liebestat, die man dem Gegner erweist. Der Vorsatz dazu wird im Gebete des Herrn gefaßt und das meine ich mit „Nimm dir vor.“

Rat: Warum entstellen Sie altbiblische Worte? Warum sagen Sie anstatt Rabbi — Rabite, anstatt Pharisäer — Pharite?

Verfasser: Ich verstehe, daß man am trautgewohnten Wortklange hängt. Mir geht das selber so. Aber gerade das ist gefährlich. Der Wortklang genügt uns, man denkt nicht weiter nach. Um in den Sinn einzudringen, dazu sind neu gemachte Wörter gut, über die man stolpern muß. Nach dem Stolpern frägt man: Was liegt denn da? Und sieht es an. Das Wort Pharisäer hat seit Jesu Zeit einen andern, mindestens einen Doppelsinn bekommen. So habe ich ihm auch einen anderen Laut gegeben, der in mir ziemlich genau den heutigen Begriff deckt.

Rat: Aber es handelt sich bei der Geschichte Jesu doch nicht um heute.

Verfasser: Es handelt sich um heute. Das Leben Jesu ist nicht „gewesen,“ es ist und wird immer sein. Darum wird es nicht wie ein Geschehenes, sondern wie ein Geschehendes erzählt.

Rat: Warum haben Sie einen Abscheu vor den Worten Kreuz, kreuzigen?

Verfasser: Sie vermuten hierin eine Verwandtschaft mit jenem — dem Bewußten! Dem diese Dinge bekanntlich auch so zuwider sind.

Rat: Warum schreiben Sie statt Kreuz — Pfahl, statt kreuzigen — pfählen? Das ist ja ein großer Unterschied.

Verfasser: Den ich allerdings nicht bedacht habe. Der Ausdruck paßt nicht und soll geändert werden. Übrigens ließ ich mich in dieser Sache von einem besonderen Gedanken leiten. Ich wollte das Wort Kreuz vermeiden, so lange es nur Galgen oder Rad bedeutete. Ich wollte erst vom Kreuze sprechen, als es durch Jesu Tod geheiligt war.

Rat: Nun aber etwas Eigentümliches. Was treiben Sie mit den Kreuzesbuchstaben I. N. R. I.

Verfasser: Diese Buchstaben, die ein Spott auf Jesu waren! Der arme Sünder wollte ihnen einen tieferen Sinn geben. Er sucht Trost in der Deutung: Iesu Nähe Rettet Ihn (den Sünder). Ich empfinde nicht, daß diese Auslegung der Buchstaben die Stimmung stört.

Rat: Und der alte Inder mit seinem Im Nirwana Ruh' Ich —?

ist, daß Wasser zu Wein wird!“ Das haben Sie übersehen, haben nur an den Vers des Evangelisten Johannes gedacht: Jeder schänkt zuerst den besten Wein und erst dann, wenn sie trunken sind, den geringeren. — Ich wiederholte das in meinem Buche und Sie wenden es tadelnd so, als hätte ich gesagt: Weil die betrunkenen Hochzeitsgäste Wasser von Wein nicht mehr unterscheiden können! —

Rat: Die Wunder Jesu erklären Sie ganz rationalistisch!

Verfasser: Ich erkläre sie gar nicht. Lasse sie bloß erzählen nach der Auffassung derer, die sie erzählen. Die Evangelisten selbst lassen einen Spielraum. Ich für mich liebe die geistigen Wunder.

Rat: Aber die Auferstehung und Himmelfahrt bleibt bei Ihnen in mystischem Nebel!

Verfasser: Es ist ein rechtes Elend. Erst bedauern Sie, daß ich rationalistisch erkläre, und jetzt, daß ich das Geheimnisvolle in mystischem Nebel lasse.

Rat: Ihr Buch hat ja manches Schöne, doch ich sage Ihnen, von Menschen ist dieser erhabene Gegenstand nicht zu behandeln. Man sollte ihm ehrerbietig aus dem Wege gehen.

Verfasser: Nein, Herr, aus dem Wege gehen sollte man ihm nicht. Innig nähern müssen wir uns dem Heiland, mit allen unseren Mitteln und Fähigkeiten ihn zu erfassen streben. Eins müssen wir mit ihm werden.

Rat: Aber Sie nehmen die Herrenworte nicht buchstäblich, Sie schwächen ab.

Verfasser: Weil ich — offen gesagt — die ganze Wucht nicht zu ertragen vermag. Es wäre freilich bequemer, einen Zentner bewundernd einfach liegen zu lassen, als fünfzig Pfunde zu versuchen auf sich zu nehmen. Es war wohl Sache des Gottmenschen, das höchste Bild der Vollkommenheit aufzuzeigen; doch der Erdenmensch muß sein Teil so nehmen, wie er es tragen kann. Lädt man ihm zu viel auf, so wird er kopfschen. Wird er im Tragen erst geübt sein, dann kann er ja schwerer aufladen, und das wird er auch tun. Nein, anstatt das höchste Unbild tatlos anzustaunen, wäre es doch vielleicht besser, nach derselben Richtung hin ein etwas weniger hochgestecktes Ziel praktisch zu erreichen.

Rat: Sie lassen Ihren Jesus sagen: Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so halte ihm *in guter Laune* auch die linke hin.

Verfasser: Ganz recht — vielleicht bricht solcher Humor seinen Grimm. Ich glaube, daß Jesus Humor gehabt hat. Im Ernst dürfte man es heute keinem gesunden Menschen zumuten, nach der einen Ohrfeige demütig auch die andere Wange hinzuhalten. Wir wissen, daß Jesus sich seinen Gegnern gegenüber tapfer gewehrt hat. Natürlich geistig.

Rat: Die fünfte Bitte des Vaterunsers denken Sie sich so: Man solle Gott um Verzeihung der Schuld bitten und auch sich vor-

Rat: Was glauben Sie, zu welcher Rasse gehörte Jesus?

Verfasser zuckt die Achseln.

Rat verbessert sich: Der Mutter nach natürlich. Zählen Sie ihn zu den Juden, oder zu den Ariern?

Verfasser: Darüber habe ich nicht nachgedacht. Das ist mir gleichgiltig.

Rat: Aber Ihr Jesus hat rötliches Haar und dunkelblaue Augen. Es scheint, Sie wollen einen Arier aus ihm machen.

Verfasser: Man kann Blumenfeld, oder Lilienthal, oder Schönbach heißen, ohne Jude zu sein und man kann rötliches Haar und dunkelblaue Augen haben, ohne Arier zu sein.

Rat strenge: Also weshalb haben Sie ihm rötliches Haar und dunkelblaue Augen gegeben?

Verfasser: Weil ich mir ihn so am liebsten denke.

Rat: Einmal haben Sie gesagt, er hat rötliches Haar, das anderemal, es wäre nußbraun.

Verfasser endlich gereizt: Das kommt auf die Beleuchtung an. —

Rat ein wenig verblüfft: Lieber, Guter, Sie scheinen meine Bemerkungen als Tadel aufzufassen. Dieselben sollen das Buch doch nur charakterisieren.

Verfasser: Und meine Gegenbemerkungen sollen nur die Mißverständnisse schlichten, die aus der Art und Weise Ihrer und vielleicht auch anderer Charakterisierung hervorgehen. Nach dieser hätte ich da ein leichtfertiges, frivoles Buch geschrieben. Es ist meine Pflicht, dem entgegenzutreten. Im übrigen ist freilich alle Ursache zur Bescheidenheit vorhanden. Habe ich doch meine Unzulänglichkeit nie so schwer empfunden, als bei dieser Schrift. Trostlos groß ist der Abstand zwischen dem, was ich darstellen wollte und was ich darzustellen vermochte. Was da versucht wurde zu gestalten, es ist der Kern meiner Freude, meines Lebensmutes und meiner Kraft. So gering auch diese sei. Und so mißlungen es auch sein mag, mir ist jetzt leichter, dies Lied hat mich befreit. — Schon von meiner Natur gezwungen, alles was in mir ist, herauszusagen, herauszuschreiben, kam dazu noch der Gedanke: Vielleicht kann das, was dich froh macht, auch andere froh machen. Und so ist dieses Jesubuch entstanden. Die Behauptung, daß es ein Evangelium sein wolle, ist töricht. Vielleicht aber könnte das Buch solchen, die das Evangelium suchen und schwer finden, ein hölzerner Wegzeiger zu ihm sein. Prüfen muß man den Wegzeiger freilich, aber so, daß man an seinem Holze nicht die zahllosen Splitter richte, sondern untersuche, ob er nach der rechten Gegend weist, und wenn ja — ihn ruhig lasse stahn.

Verfasser: Sie erinnern sich vielleicht nicht, daß dieser Inder in der Erzählung wiederholt vorkommt. Er hat den Knaben in der Wüste, um den die fliehende Jesufamilie verraten wurde, und den herzlosen Schuster in Jerusalem zum Ewigen Juden verflucht. Er weiß keine größere Strafe, als die, ewig zu sein. Er ist ein Freund des ewigen Totseins und als solcher gegenübergestellt dem Verheißer des ewigen Lebens. Auch er ist von den Kreuzesbuchstaben angezogen und deutet sie im Sinne seiner Erlösung. — Den großen Augenblick, der uns Christen das ewige Leben verbürgte, hielt ich für geeignet, jenes entgegengesetzte Weltideal dem Kreuze gegenüber noch einmal aufseufzen zu lassen, ehe es eingeht in sein Nirwana. — Aber der Gegensatz zwischen den beiden Weltanschauungen ist in der Erzählung nicht genug herausgearbeitet und gestaltet. Darum wirkt er störend — das gebe ich zu.

Rat: Wie aus Ihrer Schrift zu ersehen, schätzen Sie bei Jesu seine Worte höher, als seinen Erlösungstod!

Verfasser: Immer war mir das Evangelium eine frohe Botschaft, die im Worte Gottes liegt. Ihre Heilkraft habe ich erprobt. Wo ich, soweit es dem entsetzlich schwachen Menschen möglich, nach dem Worte Jesu lebte, war ich im Frieden, in Freude und Glückseligkeit, auch wenn es Drangsal gab. Wo ich leichtsinnig oder in Leidenschaft von der Lehre abwich, mich gegen dieselbe verstockte, begann Unrast und inneres Elend. So wissen es viele und das ist Erfahrung. Die Heilkraft des Kreuztodes Jesu liegt für mich vorzüglich in der Besiegelung seines Wortes mit dem Tode, und in der Gewißheit seines Fortlebens nach demselben. Aber ich glaube, diese Heilkraft kann erst wirksam werden durch möglichste Befolgung des Wortes, wenigstens durch den ernstlichen Willen, es zu befolgen. Deshalb liegt mir die Göttlichkeit Jesu hauptsächlich in seinem Worte. Jesus ist mir in Lehre und Vorbild Erlöser, aber nur, wenn ich mich erlösen lassen will.

Rat: Und die Gnade leugnen Sie?

Verfasser: Es wäre doch vielleicht gut, Herr Rat, wenn Sie das Buch noch einmal lesen wollten. Es scheint Ihnen manches entgangen zu sein, besonders auch das innige Bitten Ferleitners um des Heilands Gnade.

Rat: Im ganzen ist mir Ihr Buch zu evangelisch gehalten. Evangelisch im Sinne der Protestanten.

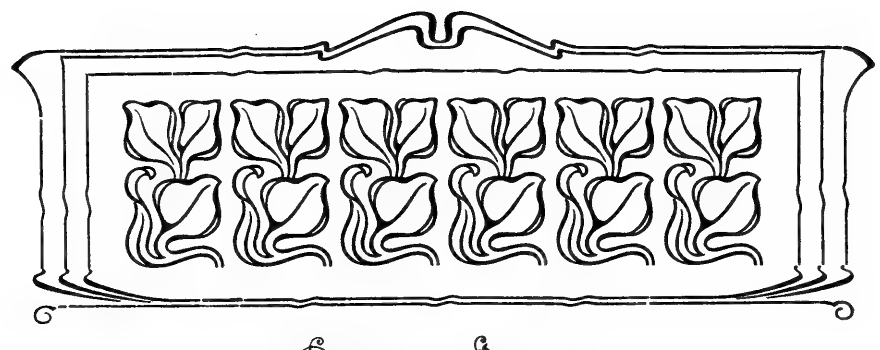
Verfasser: Diese wieder bedauern, daß es zu katholisch gehalten sei. Das würde auf einen Mittelweg schließen lassen, der nach meiner Meinung nicht zu verachten wäre. Denn wir müssen uns doch allmählich näher kommen, wenn wir eine Gemeinde werden wollen. Heute sind die beiden Kirchen so geartet, daß es beinahe nötig wäre, sich außerhalb ihrer Bereiche zu stellen, um den christlichen Frieden zu finden.

Konversationslexikons enthalten mehr als 11.000 Abbildungen im Text, 1400 Bildertafeln mit Karten und Plänen, sowie 130 besondere Textbeilagen. Wie reich zum Beispiel einzelne Großstädte bedacht sind, beweist der Artikel Berlin. Derselbe hat 3 Kartenpläne und 24 Abbildungen von Gebäuden, Denkmälern u. s. w. Pläne und Karten, die korrekturbedürftig waren, wurden für die neue Auflage natürlich verbessert. Diese Auflage ist dazu noch mit vielen Bildern bereichert worden. In allem ist schon das Neueste berücksichtigt. Daß der Artikel „Graz“, dem ein Stadtplan beigegeben ist, schon das neue Hamerlingdenkmal erwähnt, beweist, wie das Werk sich unseren Tagen knapp anschließt. Es sind dann Darstellungen aus allen Naturgebieten, aus Länderkunde und Völkerkunde, aus Kunst und Technik, lauter instruktive Bilder, prächtig, sehr viele farbig, ausgeführt. Wer dieses Lexikon besitzt, der braucht weiter keinen Bilderatlas, keinen Kartenatlas, er hat ein Großbild der Welt schon in Illustrationen, und vermöge der alphabetischen Einteilung ist jedes der Bilder, jede der Karten, jeder der Pläne leicht zu finden. Im Gebiete der Naturwissenschaften, der Volkskunde, der Technik, der Kunst unterrichtet ein gutes Bild für den ersten Blick oft besser als lange Beschreibungen, wie ja überhaupt die graphische Darstellung gegenüber dem Text zu immer größerem Rechte kommt. Aber auch im Texte steht Meyers Konversationslexikon keiner anderen Volks-Enzyklopädie nach. Es ist klar, phrasenlos, bündig, korrekt und in jedem Sinne gewissenhaft redigiert. Da während der fünf Jahre, als so eine Auflage läuft, sich manches in der Welt verändert, so wird schließlich wohl immer ein Ergänzungsband nötig. Von der jetzt laufenden sechsten Auflage des Meyerischen Konversationslexikons sind acht Bände bereits erschienen. Jährlich erscheinen vier Bände. In weniger als drei Jahren wird man das gewaltige Werk komplett haben und damit einen Hausschatz, der das oft mißbrauchte Wort auf das gediegenste rechtfertigt.

Das Konversationslexikon hat sich eingebürgert in das deutsche Haus, in die Familie wie in die Gelehrtenwelt, es ist ein Weiser und Ratgeber in allem. Sei es was immer für eine Frage, die man an dasselbe stellt, es läßt einen kaum einmal im Stich. Oft ist man augenblicklich in wichtigen Dingen nicht klar, oft auch wird im häuslichen Kreise hin- und hergeredet über dieses und jenes, das Lexikon entscheidet. Es entscheidet Meinungen, Differenzen und Wetten, und was das Lexikon sagt, das wird nicht mehr angefochten.

Man muß das Lexikon aber auch richtig ausnützen können. Man muß, wenn man etwas Besonderes wissen, über etwas allgemein Wesentliches klar sein will, nicht vergessen, daß man das Konversationslexikon im Hause hat. O ja, ich kenne Leute, die bei jeder besonderen Sache fragend herumlaufen in der Nachbarschaft, allerlei in Bewegung setzen, um Auskunft zu erlangen — und daheim in der guten Stube stehen in Reih und Glied, aber verstaubt, die Bände des Konversationslexikons, das bündigen und verläßlichen Bescheid wüßte, oder freundlich angäbe, wo der Bescheid zu erfahren ist, wenn man es nur zu Rate ziehen wollte. Doch auch als Lektüre für die Mußestunden eignet sich vieles in dem Werke — dazu die Bilderfreude!

Aber es ist wegen seines außerordentlichen Umfangs (20 Bände zu je 900 Seiten, die Beilagen nicht gerechnet) ein kostspieliges Werk, trotzdem es im Verhältnisse billiger ist, als jedes andere Buch. 240 Kronen, das ist ein schweres Geld. Doch das Lexikon kann in Raten bezahlt werden. Ich habe noch immer davon abgeraten, sich bei Hausiererware auf Ratenzahlungen einzulassen. Man kauft oft besonders in der Kolportageliteratur den größten und verderblichsten Schund um teures Geld und läuft schließlich — wenn man die eingegangenen Verpflichtungen nicht zu halten vermag — Gefahr, gerichtlich geklagt und gepfändet zu werden. Wenn es sich jedoch um Erwerbung eines Konversationslexikons handelt, da möchte ich, falls die Mittel



Kleine Laube.

Das Weltbuch.

An dem Konversationslexikon der Neuzeit hat sich alles verbessert, nur der Titel nicht. Ein Wörtererklärungsverzeichnis für Konversationen, ein flüchtiger Behelf in Plaudereien über dies und das. Nein, über diesen windigen Zweck, den die Bezeichnung „Konversationslexikon" andeutet, sind unsere Enzyklopädien doch unendlich weit hinausgewachsen. Sie sind ein so ernstes, gewissenhaftes, stellenweise trotz der engen Zusammenziehung sogar gründliches Nachschlage-, ja Lehrbuch geworden, daß der Titel „Die Weltbibel" gewiß zu pathetisch ist, der Titel „Weltfibel" bei einiger Zutrefflichkeit zu wenig sagt, aber die Bezeichnung „Das Weltbuch" das Richtige treffen dürfte.

Manche Leute, auch solche, die es täglich brauchen, sprechen etwas geringschätzig vom Konversationslexikon. (Einstweilen müssen wir's noch so nennen.) Das wäre etwas für Leute, die sich mit Halbwissen begnügen — ein Buch für Halbwisser. „Halbwisser!" Dieses Wort hat ein Wissensprotz erfunden, ein solcher, der sich als Ganzwisser fühlt. Es gibt aber auf der weiten Welt keine Ganzwisser, es gibt nicht einmal Halbwisser, und ein Gelehrter, der das größte menschliche Wissen hat, ist noch lang kein Viertelwisser. Natürlich hat die Enzyklopädie mehr Wissen und Geisteskeime unmittelbar ins Volk getragen, als die Gelehrten mit ihren gründlichen Werken. Die Lexika sind freilich nur Auszüge aus diesen Werken, aber praktische, populäre, zeitsparende und doch anregende und weisende. Wer über einen Gegenstand, der im Lexikon nur kurz gefaßt ist, sich gründlich unterrichten will, der findet eben in diesem Lexikon die Mittel und Quellen dazu angeführt, so daß es stets eine Einladung zur Vertiefung, zu gründlichem Selbstunterrichte ist.

Die Autodidakten mehren sich rasch und solche Selbstbildner leisten oft sehr viel, wenden sie sich doch stets den ihrer Artung entsprechenden Geistesrichtungen zu. Das Konversationslexikon ist ihr Wegweiser von der Oberflächlichkeit zur Tiefe, von der Erde bis zu den Sternen.

Die Väter dieses Weltbuches waren die französischen Enzyklopädisten im achtzehnten Jahrhundert. Die größten Geister der Zeit arbeiteten an einer umfassenden Enzyklopädie der Wissenschaften. Das Werk bereitete eine Revolution der Geister vor, der dann auch die große soziale Revolution gefolgt ist. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts begründete Brockhaus in Leipzig das deutsche Konversationslexikon, das bestimmt sein sollte, das Wissen und die Anregung zum Unterricht aus allen Kreisen des Lebens im Volke zu verbreiten. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts erschien in Leipzig das Meyerische Konversationslexikon, welches das musterhafte, mittlerweile stets modernisierte Brockhausische dadurch übertrifft, daß es überaus reich ausgestattet ist. Die 20 Bände des großen Meyerischen

Laß mich in deine Augen sehen — —

Laß mich in deine Augen seh'n!
Sie blicken scheu an mir vorbei.
Ach, allzurasch in Kampf und Not
Verblühte uns'rer Liebe Mai.

Laß mich in deine Augen seh'n, —
Sie schweifen sehnsuchtsvoll hinaus,
Sie suchen in der Ferne wohl
Die Eltern und das Vaterhaus.

Laß mich in deine Augen seh'n, —
Sie sind vom Weinen matt und trüb!
Zu rauh war uns'res Lebens Pfad
Für dich, mein armes, zartes Lieb.

Laß mich in deine Augen seh'n!
Und ob ich niemals drüber sprach,
Gebüßt hab' ich in Sorg' und Qual
Wohl tausendmal, was ich verbrach.

Laß mich in deine Augen seh'n,
Zu lesen, ob dein Herz vergibt
Dem Manne, dessen Schuld nur war,
Daß er dich allzusehr geliebt!

Herna v. Ekoda.

Klosterreform.

Sagt, was soll die Karosse, die glänzende, dort vor dem Kloster?
Wer stieg aus? Hell blinkt Silber an Wagen und Roß;
Armut predigt den Mönchen der reich begüterte Bischof,
Predigt Demut, er, der nur zu befehlen gewohnt.
Wieder zu alten Regeln und längst vergess'nen Bräuchen
Will die Mönche zurückführen der Episcopat;
Umsonst ist solches Bemühen. Zur apostolischen Einfalt
Kehre zuerst du selbst, katholische Kirche, zurück.

Ein Mönch.

Friedrich von Hausegger, „Gedanken eines Schauenden".

(München. Bruckmann. 1903.)

Der Sohn des auch den „Heimgarten"-Lesern durch seine edlen Briefe an den Herausgeber wohlbekannten hervorragenden Kunstphilosophen Friedrich von Hausegger hat es als eine seiner schönsten Sohnespflichten betrachtet, die Fülle der zum Teile bedeutenden schriftstellerischen Kleinarbeit seines Vaters, welcher dieser im Dienste des Aufblühens und Fortschreitens des musikalischen Lebens der Stadt Graz geleistet, in der er die meisten und besten Jahre seines Lebens verbracht hat, zu sichten und in einer sorgsamen und wohlgelungenen Auswahl einem ausgebreiteteren Leserkreise zur Kenntnis zu bringen. Hausegger, der uns zu früh Entrissene, hatt sich noch zu seinen Lebzeiten mit seiner für die Musikästhetik der Gegenwart grundlegenden Schrift „Die Musik als Ausdruck", sowie mit der nicht minder ausgezeichneten „Das Jenseits des Künstlers" und mit dem seine Lebensarbeit abschließenden herrlichen Buche „Unsere deutschen Meister" (Bach, Mozart, Beethoven, Wagner) und anderen Schriften kleineren Umfanges einen klangvollen Namen gemacht, der — wie das ja immer der Fall zu sein pflegt — erst nach seinem Tode das volle Gewicht erlangt hat. Der vornehme Münchener Kunstverlag Bruckmann vereinigte kürzlich alle selbständigen Publikationen Hauseggers in einer Ausgabe. Die Erwägung, daß diese allein kein vollständiges Bild des Hauseggerschen Schaffens geben würden, wenn der Tagesschriftsteller und Musikreferent ganz fehlte, führte zur Herausgabe des vorliegenden 550 Seiten starken, mit einem gelungenen Bildnisse des Verfassers geschmückten Bandes. Hauseggers kunstphilosophische Entwicklung stellt sich darin in nuce dar, wodurch das Buch mehr als eine lose Aneinanderreihung verschiedener Zeitungsaufsätze ohne inneren Zusammenhang geworden ist. Es zerfällt in zwei Hauptteile, deren erster sich mit lebendiger Kunst (Besprechung älterer und

nur halbwegs reichen, ohne Bedenken zum Ankauf, und sei es auch mit Ratenzahlung, raten. Der geistige oder ich sage noch lieber der praktische Vorteil ist zu groß.

Mir besonders lieb ist dieses Werk, weil es das Flüchtige ausscheidet, das unsicher Werdende nicht festlegt, sondern nur das Wesentliche, das Gewordene und Beständige berichtet. Deshalb schließt es auch die Politik aus. Selbst das Nationale als solches wird nicht betont, wohl aber ist das ganze Werk vom nationalen Standpunkte aus redigiert und aufgebaut.

Es gibt wohl kein unterhaltenderes Lehrbuch und kein lehrreicheres Unterhaltungsbuch, als Meyers Konversationslexikon mit seiner unermeßlichen Reichhaltigkeit und seiner einzigartigen Ausstattung. Es ist der Schlüssel zu allem, was Gott erschaffen und der Mensch erdacht und gemacht hat. R.

Singvögel.

Wanderlied.

Hinein in's Land gewandert
Beim hellen Sonnenschein!
Bergauf, bergab, durch blüh'nde Au'n,
Als ging's zum Himmel ein!
Herzbruder komm', jetzt mag ein Lied
Hinschmettern über Feld und Ried:
„Hinein in's Land gewandert
Beim hellen Sonnenschein!"

Und trifft man wo ein Mädchen —
Ein herzliches „Grüß Gott!"
Geliebt, geküßt, geherzt, gelacht,
Der ganzen Welt zum Spott!
Beim Sprudelquell, beim Becher Wein,
Soll jeder uns willkommen sein,
Und trifft man wo ein Mädchen —
Ein herzliches „Grüß Gott!"

Es kann nichts Schön'res geben
Als einen Marsch durch's Land,
Den Blick gradaus — den Knotenstock
In fester Burschenhand!
Mit Sturm und Wetter längst vertraut —
Ein Fest, so weit der Himmel blaut:
's kann wohl nichts Schön'res geben
Als einen Marsch durch's Land.

Otto Promber.

November.

Ein Liebesgruß! Aus wald'gen Höhn,
Vom letzten Stand erscholl er. —
Ein Kuß noch vor dem Schlafengehn,
Ein zarter, liebevoller . . .

Das war des muntern Jägers Gruß,
Galt seinem Schatz im Tale.
Den Blumen galt der Sonnenkuß;
Vielleicht — zum letzten Male!

Vor nächtlichem Novemberfrost
Kein Blümlein bleibt geborgen. —
Blüh, junge Maid, und sei getrost,
Du blühst im Frühlingsmorgen!

Hans Mittendorfer.

* * *

Liebeglühende
Schönheitsprühende
Rosenbestreute
Erde du.
Auf deinen Schooß,
An deine Brust
Lasse, o lasse mich schmiegen,
Träumen in süßer Ruh,
Allumfangende
Mutter du.

Friedl Zacharias.

heitet sich auch hier wieder einmal, ein „kindlich Gemüt" hat es gefunden, was die Weisen der Völker nicht herausgebracht. Ein kleines Mädchen plagte sich mit dem Lesepensum und fragte bekümmert den Bruder: „Paul, wo ist nur diese fürchterliche Menge Worte hergekommen?" — „Siehst du, Lieschen, vom Zanken unter den Menschen. Du weißt, dann gibt ein Wort das andere."

Ein Diplomat. Minister: „. . . . . Und dann wollt ich Ihnen noch etwas sagen, kann mich aber im Augenblick nicht darauf besinnen." — Schreiber: „Exzellenz wollten mich wahrscheinlich fragen, wie es mir möglich ist, mit meinem kleinen Gehalte bei meiner großen Familie auszukommen?"



Bücher.

Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke von Alois Raimund Hain. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften u. s. w. (Prag. Selbstverlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1904.)

Endlich eine ausführliche Stifterbiographie. Sie füllt 664 engbedruckte Seiten und enthält alles sich auf Adalbert Stifter Beziehende, was dem Verfasser gelungen war, aufzufinden. Der Lebensbeschreibung, der Schilderung des literarischen Schaffens schließt sich die Beurteilung seiner Werke an, die ein großes Verständnis bekundet, mit wohltuender Wärme und doch mit kritischer Ojektivität durchgeführt ist. Das erstemal hier wird auch dem Maler Adalbert Stifter volle Würdigung zu Teil. Überaus reich ist der Bilderschmuck des Werkes. Eine große Anzahl Stifterporträts aus verschiedenen Lebensepochen, viele Baulichkeiten, in denen er gelebt und gewirkt, Landschaften aus seiner Böhmerwaldheimat (vom Verfasser des des Werkes aufgenommen) und andere Gegenstände, die zum Dichter in Beziehung gestanden. Dann ein Faksimile, ein Bild seines Freundes und Verlegers Gustav Heckenast u. s. w. Besonders aber zahlreiche Wiedergaben Stifter'scher Gemälde und Zeichnungen, wovon viele eine vollendete Meisterschaft zeigen. Wie alle gründlichen Monographien ist das Werk zugleich ein Bild der Zeit, in der der Mann gelebt und gewirkt hat; besonders auch ein Bild des literarischen Geschmacks im Volke. Der in den Vierziger Jahren auftauchende helle Stern der Stifterschen Dichtung, die nicht ihresgleichen hat, hatte in den damaligen Literaturkreisen wahres Entzücken erweckt. Das „Volk" las damals noch nicht, am wenigsten Schriften von so wunderbarer Feinheit und Reinheit, wie die Stifters. Aber auch die Mode der Literatur wendete sich in den folgenden Jahrzehnten ab von dieser Richtung. Um die Zeit, als 1868 Adalbert Stifter starb, schien es, als habe er seinen Ruhm überlebt, obschon er nur 63 Jahre alt geworden war. Erst dreißig Jahre später, als seine Schriften Gemeingut der Verleger und damit billiger wurden, stieg ihre Verbreitung aufs neue und zwar zu einer bisher ungeahnten Höhe. Heute, nachdem freilich in der Literatur das Elend der Decadence durchzumachen gewesen, zählt Adalbert Stifter zu den beliebtesten Dichtern des deutschen Volkes. Und jetzt war es auch möglich, dieses Werk über ihn, an dem der Verfasser viele Jahre lang gearbeitet hatte, herauszugeben. Allerdings unter dem Protektorate des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen und anderer Mäzene. Das Werk ist dem feinsinnigen und opferfrohen Stifterfreunde, Herrn K. Adolf Bachofen von Echt zugeeignet. M.

Dürer. Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 447 Abbildungen. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. IV. Bd. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1904.)

Das schätzenswerte Unternehmen, dessen an dieser Stelle schon gedacht wurde, und das es sich zur Aufgabe gestellt, die künstlerischen Schöpfungen unserer berühmtesten Meister vollständig in getreuen Abbildungen vorzuführen, wird in dem eben gebotenen Bande über Dürer fortgesetzt. Wer nur einzelne der hervorragendsten Bilder dieses echt deutschen berühmten Künstlers kennt, wird erstaunt sein über die Fülle dessen was er geschaffen, und was nun in diesem stattlichen Bande vereinigt, einen Begriff gibt von der Vielseitigkeit und eifrigen Tätigkeit. Nicht nur alle Gemälde des Meisters, sondern in eigenen Gruppen auch dessen feine Kupferstiche und prächtigen Holzschnitte, durch welche er ja unerreicht dasteht, erscheinen in dem Werke gut reproduziert, erfreuen das Auge und liefern einen Schatz von Belehrung über den gepriesenen Nürnberger. Die ausgezeichneten Passionsbilder, die Darstellungen von Heiligen, von Christus und Maria, aber auch die weltlichen Gemälde und Holzschnitte bis auf die charakteristischen Porträts von Erasmus von Rotter-

neuerer Kunstwerke) befaßt, deren zweiter kunsttheoretischen Abhandlungen Raum bietet. Mehr als die Hälfte des ersten Teiles ist der Betrachtung der Wagnerschen Kunst gewidmet, für die bekanntlich der Verfasser, in voller Erkenntnis ihrer Bedeutung, als einer der ersten und mutigsten eingetreten ist, welcher einstigen, ziemlich isolierten Vorkämpferstellung er sich auch mit Recht freudig rühmt. Eine Fülle tiefer Gedanken ist in den Aufsätzen über Wagner und über die Kunst von Bayreuth niedergelegt. Aber auch andere moderne Meister (wie Liszt, Berlioz, Brahms, Bruckner, Richard Strauß, Wolf, Plüddemann) beurteilt Hausegger mit liebevollem Eingehen auf ihre Individualität in treffender Weise; er zeichnet mit wenigen sicheren Strichen ein Bild ihrer künstlerischen Persönlichkeit, wie es ihm denn überhaupt stets um das Betonen des Persönlichen in der Kunst zu tun war. Diesem seinem Lieblingsgegenstande widmet er im zweiten Teile des Buches, der dessen dauernde Werte in sich schließt, meisterhafte Ausführungen. So wird beispielsweise in den für jeden Gebildeten verständlichen „Unmusikalischen Betrachtungen" der innere Zusammenhang der Kunst mit dem Leben überzeugend dargetan. Hausegger hält nämlich die wahre Kunst für eine durch keinen äußeren Zweck beirrte Lebensäußerung. In dem Aufsatze „Kunst und Wissenschaft" zieht er scharfe Grenzen zwischen diesen beiden Betätigungen des Menschengeistes. Das Mittel der Kunst (in der Musik der Ton) bezeichnet er als der Forschung zugänglich, nicht aber deren Wesen. Von hervorragender Bedeutung sind auch die Aufsätze „Das Jenseits des Künstlers", „Der Automat im Menschen" und „Künstlerisches Schaffen". Die Krone der kunstphilosophischen Ausführungen Hauseggers bildet jedoch das Kapitel „Ästhetik von innen". Keiner, der sich ernstlich in die Gedankenwelt des geistvollen Autors vertieft, wird sein in Rede stehendes Buch aus der Hand legen, ohne durch dasselbe starke geistige Anregungen empfangen zu haben. W. K.

Lustige Zeitung.

Ein Vorgesetzter wünscht einen geistvollen Beamten, der ihm nicht unterwürfig genug erscheint, zu demütigen und sagt: „Sie scheinen sich sehr hoch zu schätzen." — „Je nachdem," erwiderte der Angeredete, „ich achte mich sehr gering, wenn ich mich genau betrachte, sehr hoch, wenn ich mich vergleiche."

Zwangslage. Erster Gauner: „Was, bei dem Rechtsanwalt Quaßler willst du einbrechen, der eben durch seine glänzende Verteidigung deine Freisprechung erwirkt hat?" — Zweiter Gauner: „Gerade deshalb. Der hat mich als ein so unschuldiges Wesen hingestellt, daß er keine Anzeige erstatten wird, um sich nicht zu blamieren."

Aus einem Anwaltsschriftsatz. „Der beklagtische Hund verfolgte die klägerische Katze bis ans Ende des Dorfes und dort zerriß er dieselbe ohne jeglichen Rechtsgrund."

Ein Gemütsmensch. Zauberkünstler (auf einen großen Schrank zeigend): „Meine Damen und Herren! Ick Sie mach' jetzt aufmerksam auf die kroße Auptnummer des Abends. Ick bitt' eine Dame aus das Publikum, auf die Bühne zu komm' und in die Schrank zu treten. Dann ick werd' schließen das Tür von die Schrank. Wenn ick dann wieder öffne das Tür von die Schrank, die Dame wird sein verschwunden, ohne irgend eine Spur zu hinterlassen. — Herr Grämlich (zu seiner Gattin): „Liebe Matilde, tu dem Mann den Gefallen und geh' in den Schrank!"

Der Ursprung der Sprache hat bekanntlich schon zu recht gelehrten Forschungen Anlaß gegeben. Aber der alte Satz vom Verstand der Verständigen bewahr-

über spricht ja das Vorwort. Vor allem ist es größtenteils ein sehr lustiges Buch und das ist viel wert. Wir haben stets nur auf diesen Volksdichter hinzuweisen, bis er endlich so populär sein wird, wie er es verdient. M.

Kraut und Rueben. Geschichten aus Tirol. Von Anton Renk. (Linz. Oberöster. Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft. 1904.)

Der tyrolische Lyriker begrüßt uns diesmal mit einem Band Prosa — urfrische Geschichtchen und Schwänke aus dem Volkstum seines Landes. Ein Humor, in dem heitere Milde mit scharfem Sarkasmus abwechseln, und der den Tiroler trefflich charakterisiert, sind die besonderen Merkmale dieser Sammlung, von anderen Vorzügen nicht zu reden. Es gibt überaus viele Menschen, denen solche Bücher gefallen — wenn sie nur auch allemal zusammen kämen, das feine Buch und der rechte Leser. M.

Wald. Vier Erzählungen von F. Hugin. (Berlin. Martin Warnek. 1904.)

Naturstimmungsbilder und Märchen nach der Schule Carmen Silva's — so dichten Fürstinnen. — Eine sehr poetische Weinachtsgabe. Der Randschmuck auf allen Druckseiten wird vielen gefallen, uns stört er beim lesen. M.

Portiunkula. Erzählung aus dem Hochland von Arthur Achleitner. (Mainz. Kirchheim & Co. 1904.)

Ein ernster Zug durchweht das Werk, ein Hymnus auf menschliche Selbstüberwindung, umrahmt von herrlichen Naturschilderungen. Man muß die Vielseitigkeit und geistige Spannkraft des Autors bewundern, dessen Phantasie jedesmal Ton und Stimmung gelingt. V.

Aus Tagebüchern 1849–1900 von Adolf Pichler. (Der Gesammelten Werke Band III.) (München. Georg Müller. 1905.)

Was in Österreich die Reaktionszeit der fünfziger Jahre bedeutete und wie in den jüngsten Jahrzehnten der deutsch-nationale Gedanke sich durchringt, das ist der historische Hintergrund, auf dem sich diese Selbstbiographie Adolf Pichlers, die hier zum ersten Male veröffentlicht wird, aufbaut. In Adolf Pichler, der als Naturforscher, Literaturhistoriker und Kunstkenner eine seltene Wissensfülle, als Dichter eine lebendige Gestaltungskraft besaß, vereinten sich alle Vorbedingungen, um diese Halbvergangenheit wahrheitsgetreu und kräftigst zu schildern. Aufgewachsen als patriotischer Tiroler in frischer Erinnerung an Andreas Hofer, treu kaiserlicher Waffengefährte Haspingers im Jahre 1848, geritttert wegen seiner Verdienste auf dem Schlachtfelde, wurde Adolf Pichler in den fünfziger Jahren wegen seiner freien Denkweise unter polizeiliche Überwachung gestellt, schrieb 1870 flammende Verse für die deutsche Sache und war am Ende seines Lebens (1900) der geistige Führer der völkischen Studenschaft in Innsbruck. Durchaus tritt uns in diesem Buche eine originelle Persönlichkeit entgegen, ein starker Sohn der Berge mit seiner kosmopolitischer Bildung, ein Kenner seines Volkes wie des italienischen Lebens und der englischen Literatur, ein Kämpfer in der Politik der Gegenwart und ein Gelehrter in der Wissenschaft des Altertums, ein Temperament, das sich allmählich zur Reinheit abklärt. V.

Aus Kunst und Leben. Gesammelte Aufsätze von Dr. Wilhelm Kienzl. (Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1904.)

Den Verehrern unseres hervorragenden Tonkünstlers wird dieses Buch hochwillkommen sein. Ein tiefdenkender Plauderer! Seine allgemeinen Betrachtungen über Kunst und Kunstschaffen, seine Künstlermonographien, seine Erinnerungen und Erlebnisse greifen ins Weite aus, während die kritischen Gänge über ältere und neuere Opern voll gründlicher Sachlichkeit, hohen Ideals und entzückenden Freimuts sind. Man betrachte alles, was dieses Buch enthält nicht als Äußerung des Kritikers, der sich als oberherrlicher Richter und erhaben über die von ihm besprochenen Kunstwerke und künstlerischen Persönlichkeiten fühlt, sondern durchaus als subjektive Kundgebungen eines Künstlerherzens, das seine Eindrücke Anderen mitteilen will, also denselben Impulsen entsprungen, wie dessen künstlerische Äußerungen. Diesen Leitwink gibt der Verfasser seinen Lesern. M.

Eislandblüten. Ein Sammelbuch neuisländischer Lyrik von J. C. Poestion. Mit einer kultur- und literarhistorischen Einleitung und erläuternden Glossen. (München. Georg Müller. 1904.) Eine reiche Auswahl aus der isländischen Lyrik des vorigen Jahrhunderts in eigenen Übersetzungen oder vielmehr Nachdichtungen, zumeist genau in den Versmaßen der Originale. V.

Österreichische Rundschau. Eine Wochenschrift, herausgegeben von Dr. Alfred Freiherrn v. Berger und Dr. Karl Glossy. (Wien. Karl Konegen.)

Zwei gewiegte Literaten und ein kühner Verleger haben sich mit gutem Mute zusammengetan zur Herausgabe einer Zeitschrift, die vaterländische Interessen, besonders geistige, fördern will. Das erste Heft ist vielversprechend. Eduard Sueß schreibt über Fortbildung außerhalb der Schule und Heinrich Lammasch über ein neues Strafgesetz in einer klaren, sehr instruktiven Weise. Über „Roseggers Leben Jesu“ bietet Anton E. Schönbach einen län-

dam und Erbamus Hesse weisen auf den Erfindungsreichtum ebenso wie die Auffassung des Künstlers hin. In der bei diesem Unternehmen üblichen Weise ist als Einleitung eine Biographie und Charakteristik der Arbeiten Dürers von Dr. Val. Scherer vorangestellt, welche alles Wissenswerte enthält und zur guten Einführung in die nachfolgenden Abbildungen dient. Auch dieser Band wird dem Zwecke, berühmte Werke der Kunst dem Volke zu vermitteln, aufs Beste entsprechen. Dr. A. S.

Feuertaufe. Neues Novellenbuch von Emil Ertl. (Leipzig. L. Stackmann. 1905.)

Dieses Buch ist nicht leicht zu kennzeichnen. Es gehört zu jenen Dingen, die man nicht beschreiben, nur genießen kann. Ein starker Geist waltet ob seiner, ein kluger zielbewußter Geist, der stets die Form bezwingt, die Form dem Inhalte — und wie verschiedenartig ist dieser — anpaßt. Und auch im Inhalte herrscht der Geist über das Fleisch, über die Leidenschaft; das gilt besonders von den Liebesnovellen, den liebenden Menschen, die ob einer frühen Sünde Meidende werden müssen, wenngleich nicht Äußeres mehr zwischen ihnen ist. Seelenprobleme sind es, die der Dichter mit Vorliebe aufrollt und die schließlich im Sinne des Lebens nicht lösbar sind. Daß der echte Dichter nicht bloß das Tierische der Menschenseele, sondern auch das Menschliche der Tierseele kennt, beweist die Skizze „Schicksal", die uns die Seelenvorgänge eines dem Vivisektor verfallenen Hundes enthüllt. Und zur höchsten Klage des Menschenlebens erhebt sich „Christl", ein schlichtes, wunderbar ergreifendes Kindesbild — eine Tragik, zu der die richtige Lösung gefunden ist. Großartig besonders an Milieuschilderung ist die Novelle „Flammenschrift". Und ein Juwel, wie die moderne Literatur wohl nicht ihresgleichen hat, ist „Die grüne Tasche". Der Mann mit der geheimnisvollen Tasche, in der etwas ganz besonderes enthalten ist — der Leser möge gerade einmal heimlich nachsehen. Ein großer, tiefer Gedanke, der kaum je so künstlerisch fein, wie hier zum Ausdrucke gekommen sein dürfte. Mein besonderer Liebling in dem Buche ist die kleine Skizze „Die Rose". In anspruchsloser und künstlerischer Einfachheit die Mahnung: Versäume die Liebe der Deinen nicht! Die Sammlung trägt den Leitspruch Georg Elliots: „Sicher kann ein tiefes Leid das Werk von Jahren tun, und es mag geschehen, daß wir aus dieser Feuertaufe mit reiner Seele hervorgehen, die voll neuer Ehrfurcht und neuen Erbarmens ist." Der Inhalt des Buches rechtfertigt den Titel in vielfachem Sinne. Das ganze Buch steht mitten im Gegenwartsleben. Naturbeschreibungen, Menschenbeobachtungen und Dialoge fesseln derart, daß man dem Erzähler überallhin mit Genuß und Spannung folgt, selbst wenn das Ziel nicht immer zu unserer Freude ist. Die pikante Erfindungsgabe, die Tiefe des Gehaltes, die Feinsinnigkeit in Form und Kunsttendenz sind Dinge, die man bei diesem Autor schon längst gewohnt sein müßte und doch überrascht jedes neue Buch mit einer Steigerung dieser Vorzüge. R.

Novellen aus Italien und der Heimat von Hans Grasberger. Mit einem Geleitworte des Herausgebers und einer Einleitung von Peter Rosegger. (München. Georg Müller. 1905.)

Der Heimgarten hat Hans Grasberger als Menschen und Dichter schon zu charakterisieren Gelegenheit gehabt. Er äußert seine Freude darüber, daß es endlich gelungen ist, die Ausgewählten Werke, wovon dieser erste Band eben erschienen ist, flott zu machen. Die Einleitung des ersten Bandes schließt mit den Worten: Was seine Freunde persönlich an Hans Grasberger verloren haben, darüber ist wehes Schweigen beredteste Kunde. Nun wollen sie ihm ein Denkmal stiften, indem sie das Seine ihm geben und — der Literatur das Ihre. So ist nach manchen äußerlichen Widerwärtigkeiten, die zu überwinden waren, diese ausgewählte Ausgabe von Hans Grasbergers Werken zustande gekommen. Wohlgemut legen wir sie in die Hände des deutschen Volkes, und zwar ohne kritische Deutung und Erläuterung. Ohne daß ein Dritter dazwischen tritt, unmittelbar und unbefangen sollen Dichter und Leser sich nahe treten. So wie von allen, die diesen Mann gekannt, keiner je wieder von ihm loskam, so wird auch die warme freundliche Dichtergestalt ihre Leser festhalten, und sie nie mehr ganz entlassen. R.

Das goldene Kegelspiel. Neue Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.)

Der Freund Tiroler Volkstums — und solcher gibt es viele — wird an diesen Erzählungen, wovon „Das Dreikönigsorakel" ernsthaft, „Das goldene Kegelspiel" und „Der Stiegel-Bader" kreuzlustig sind, Gefallen finden. Ein trauliches Lesen für lange Winterabende. Und schon auch der hübschen Ausstattung wegen eine passende Spende für das Fest. M.

Zeitvertreib. Ein Geschichtenbuch von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1904.)

Ein neues Wichnerbuch — das ist für volkstümliche Literaturkreise immer ein freudiges Ereignis. Den Heimgartenlesern braucht man diesen ausgezeichneten Volksschriftsteller längst nicht mehr vorzustellen. Das neueste Buch ist, wie seine Vorgänger durchaus trefflich. Mit Ausnahme des Titels, der ist nicht trefflich. Zeitvertreib! Totschlagen der Zeit! Im Gegenteil, das gediegene Büchlein, wenn man es liest, ist eine gute Zeitbenützung. Nun, dar-

Die Medea des Euripides im Lichte biologischer Forschung. **Die Don Juan-Sage** im Lichte biologischer Forschung.

Die Khevenhüller. Epische Dichtung aus der Zeit der Gegenreformation Österreichs. Von Ludwig Jahne. (Klagenfurt Ferdinand v. Kleinmayr. 1905.)

Sonnwendbuch. Dichtungen von Anton Renk. (Innsbruck. Verlag des Sonnwendfeier-Ausschusses. 1904.)

Deutscher Balladenborn. (Düsseldorf. Fischer & Franke.)

Das Schwert hoch, Germanensproß! Lieder und Gedanken eines Deutschvölklichen von Richard Blum. (Stuttgart. Deutschvölklich-sozialer Verlag. 1904.)

Die Aztekenblume. Von Ernst Henrici. (Dresden. E. Pierson. 1904).

Also sprach —? Dichtungen von Satiricus. (Dresden. E. Pierson.)

Eines Lebens Morgen, Mittag und Abend. Gedichte von C. Haine. (Dresden. E. Pierson.)

Gedichte. Von Maximilian Arndt. (Dresden. E. Pierson.)

Den Vereinsamten. Von *** (Dresden. E. Pierson.)

Frauenliebe. Gedichte von Marianne Noktry. (Dresden. E. Pierson.)

Kosmoslieder. Von Heinrich Vierordt. (Heidelberg. Karl Winter. 1905.)

Georg Scherer's **Deutsches Kinderbuch.** Alte und neue Lieder. Märchen, Geschichten, Fabeln, Sprüche und Rätsel. Reich illustriert. Siebente vermehrte Auflage. (Leipzig. Alphons Dürr. 1905.)

Was der Jugend gefällt. Deutsche Gedichte aus neuerer und neuester Zeit. Von Alwin Freudenberg. (Dresden. Alexander Köhler.)

Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin. (Hamburg. Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.)

Im Kinderparadiese. Kinderlieder und Reime von Viktor Blüthgen. Mit Porträt, zwölf Zeichnungen von Oskar Pletsch und faksimiliertem Text. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1905.) Zu dem prächtigen Inhalt des Buches kommt eine gediegene und geschmackvolle innere und äußere Ausstattung. Es paßt für jede Zeit, für jede Stufe im Kindesleben. V.

Weihnachten im Dichtermunde. Gesammelt von August Thiemann. (Düsseldorf. E. Schaffnit.)

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. (Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 1904.)

Goethes kleinere Aufsätze, herausgegeben von Woldemar von Seidlitz. (München. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.)

Mozarts letzte Lebensjahre. Eine Künstlertragödie in drei Bildern von L. Mirow. (Leipzig. Richard Wöpke.)

Napoleon I. nach den Memoiren seines Kammerdieners Constant. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. 3 Bände. (Leipzig. Heinrich Schmidt & Karl Günther.)

Das Leben eines Priesters in unseren Tagen. Selbstbiographie von Dr. Josef Müller. Mit dem Porträt des Verfassers. (Augsburg. Kom. Langerst.)

Städtisches Leben im achtzehnten Jahrhundert. Kulturbilder aus der freien Bergstadt Schlackenwald. Von E. Reyer. (Leipzig. W. Engelmann.)

Das Wunder. Von F. Vetter. (Stuttgart. J. F. Steinkopf.)

Der Syllabus. Seine Autorität und Tragweite von Paul Graf von Hoensbroech. (München. Lehmanns Verlag.)

Das Jenseits im Lichte der modernen Politik und der modernen Weltanschauung. Von Prof. Dr. Max Haushofer. (München. J. F. Lehmanns Verlag. 1905.)

Beiträge zur Weiterentwickelung der christlichen Religion. (München. J. F. Lehmann. 1905.)

Mene Tekel. Eine Strafpredigt an die Kirche. Von E. G. Christaller. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1904.)

Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1903.)

Antisexualismus und die Kirche. Von E. G. Christaller. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1904.)

Rätsel aus Naturgeschichte und Geographie. Von Dr. B. Plüß. (Regensburg. G. J. Manz. 1905.)

§ 111 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für das Kaisertum Österreich **und seine Folgen.** (Graz. Leykam 1904.)

Wandbilder von Adolph von Menzel. **Friedrich der Große.** Vergrößerung nach dem Holzschnitt von Albert Vogel in J. Scherr: „Schiller und seine Zeit". (Leipzig. Otto Wigand.)

Kind und Kunst. Eine neue Familien-Zeitschrift. Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Herausgeber Hofrat Alexander Koch. (Darmstadt. Verlagsanstalt Alexander Koch.)

Tiefbrand-Arbeiten. Anleitung zur Ausführung des Tiefbrandes von Adolf Richter. (Ravensburg. Verlag Otto Maier.)

Hübners Geographisch-statistische Tabellen. Ausgabe 1904. Herausgegeben von Hofrat Prof. Dr. Fr. v. Juraschek. (Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

Lebensheimer Kalender für 1905. (Elberfeld. Heubruch 5.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

geren Aufsatz, der gelehrt und geistreich ist und dem nichts fehlt als ein besseres Verhältnis zu dem Buche, das er bespricht. Dann folgen Memoiren von Dr. Kajetan Freiherrn v. Felder und eine überaus feine Novelle von Ferdinand v. Saar. Eine Rubrik „Chronik“ enthält das Wesentlichste der Tagesgeschichte aller Gebiete.

In dieser Chronik vermißten wir gerne jene Notiz, die wegwerfend, geradezu mißgünstig über das bevorstehende Schiller-Jubiläum und Schillers „Wilhelm Tell“ spricht. Die Bemerkung zu Schillers Dichtungen, „darüber die Sonne wahrhaft niemals untergehen wird“, wirkt auf solchem Hintergrunde nicht gut. Wenn man durch Unterschlagung von Dichtergedenkfesten im Volk die Sonne niemals aufgehen läßt, so kann sie natürlich niemals untergehen.

Es steht zu hoffen, daß die „Österreichische Rundschau“ sich hält, wenn sie von einer Warte aus rundschaut, die wesentlich höher ist als z. B. unser lieber Stefansturm. R.

Anleitung zur Dichtkunst. Ein allgemein verständlicher Leitfaden, die Kunst der Poesie in bezug auf Form, Versmaß und Reim durch Selbstunterricht zu erlernen. Von Otto Müller. Der „Heimgarten“ verzichtet übrigens auf Beiträge von „Dichtern“, die das Dichten aus Büchern gelernt haben. M.

Die Zeitschrift „Hessenland“ vom 1. September 1904 (Kassel) bringt unter dem Titel **„Theodor Vernaleken, ein hessischer Kämpfer für Deutschtum und Schule in der Ostmark“** eine Würdigung des unter uns lebenden verehrten Schulmannes. Der Aufsatz rührt aus der Feder A. Gild in Kassel. R.

Büchereinlauf.

Feldblumen. Von Adalbert Stifter. (Leipzig. C. F. Amelang. 1904.)

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. In vier Romanbänden. Zweiter Band: **Im Strom der Welt.** (Berlin. Rich. Bong.)

Aus Tagen deutscher Not. Eine geschichtliche Erzählung von Anton Ohorn. Mit Abbildungen von Professor Hans W. Schmidt in Weimar. Zweite Auflage. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Der Raub Straßburgs. Geschichtliche Erzählung von Fritz Lienhard. Mit Abbildungen von Fritz Bergen und W. Weimar. Zweite Auflage. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Der Verlorene Sohn. Roman von Th. H. Hall Caine. (Leipzig. H. A. Ludwig Degener.)

I. N. R. I. En Fattig Syndares glada Budskap. Af Peter Rosegger. Öfversättning Från Tyskan af H. Flygare. (Stockholm. Aktiebolaet Hiertas Bokförlag.)

Die Einwanderer. Historischer Roman von Fr. Wilh. Seraphin. (Hermannstadt. G. A. Seraphin.)

Aus einem stillen Hause und andere Geschichten für besinnliche Leute. Von E. Müllenhoff. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Der Sohn. Erzählung von Karin Michaelis. Aus dem Dänischen. (Berlin. Albert Köhler. 1904.)

Die Clari-Marie. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Araber in Spanien. Fünf Bilder von Dr. A. Deninger. (Dresden. E. Pierson.)

Clemens Brentanos Leben und Werke. Von Dr. Max Morris. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Annette von Droste-Hülshoffs Leben und Werke. Von Dr. Eduard Arens. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Die Geschichte meines Lebens. Von Helen Keller. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Die Selbstbiographie einer blinden und taubstummen Studentin. (Stuttgart. Rob. Lutz.)

Knigge im Rasiersalon und andere heitere Kleinigkeiten. Von Gustav Hochstetter. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Flita. (Die Blüte und die Frucht.) Wahre Geschichte einer schwarzen Magierin. Von Mabel Collins. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag.)

Frauen. Novellen von Helene Christaller. (Jugenheim a. d. Bergstraße. Suevia-Verlag. 1904.)

Osterbrief einer Malerin an ihren Freund und andere Novellen. Von Maria Schade. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Tillenberg. Ein Sagenschatz aus dem Egerlande von Ernst Freimut. (Wien. Karl Fromme.)

Das kleine Dummerle und andere Erzählungen zum Vorlesen im Familienkreise, von Agnes Sapper. (Stuttgart. F. Gundert.) Gemütliche anspruchslose Geschichten aus dem Leben, für Familienkreise recht geeignet. M.

Schlummerstunde. Bilder und Gestalten aus der Lüneburger Haide von Karl Söhle. (Berlin. B. Behr. 1905.)

Die Königsdirne. Von J. de la Hire. (Berlin. Dr. P. Langenscheidt.)

Die Torera. Von J. de la Hire. (Berlin. Dr. P. Langenscheidt.)

Remoard Schönau. Novelle von Alfred Niedermann. (Frauenfeld. Huber & Co.)

Drei Liebesnächte. Der Roman Delilas. Von Gustav Adolf Müller. (Budapest. Fritz Sachs.)

Freiheit. Drei Einalter von Friedrich Adler. (Stuttgart. J. G. Cotta's Verlag. 1904.)

Bei Arthur Georg in Leipzig sind von Dr. A. Rauber folgende Werke erschienen:



In der Regennacht.

Von Franz Karl Ginzkey.

Hauptmann Mörich ritt an der Spitze seiner Kompagnie, die mühselig den steilen Karrenweg hinaufmarschierte, durch den hohen Wald, in dem bereits die Abenddämmernng rasch hereinzubrechen begann. Es war kein Kriegsmarsch, denn es herrschte Friede im Lande, es war nur ein Manövermarsch, aber einer von der heißesten Sorte. In aller Frühe waren die Truppen schon aufgebrochen, dann kam nach stundenlangem Marsche ein Gefecht mit der gegnerischen Division, dann hieß es wieder stundenlang marschieren, bis endlich vor einem Marktflecken eine kurze Mittagsrast gehalten wurde. Die Leute hatten gehofft, sich nun einer dauernden Ruhe hingeben zu können; das war wohl einem Teile von ihnen vergönnt, aber einige Kompagnien, darunter jene des Hauptmanns Mörich, waren befohlen worden, auf den steilen Waldbergen, die morgen der Schauplatz eines neuen Gefechtes sein sollten, sich schon heute bereit zu halten, um morgen in frühester Frühe die Vorposten zu beziehen.

Das war keine gute Nachricht für die müden Leute; sie schleppten sich nun, wenn auch ohne ersichtliche Verbitterung, so doch auch ohne jeglichen Frohsinn, den steinigen Waldpfad hinauf. Man hörte kein Singen mehr und keine Späße.

Schwere Wolken, die über den Abendhimmel jagten, beschleunigten den Einbruch der Dunkelheit — es mochte ein Gewitter im Anzug sein.

Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

neuerdings bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Von der „Tagespost" übermittelt 1·—, Benno Hraba 3·—. Artur Stackler durch eine Sammlung 14·—, Friseur Dunst neuerdings durch Sammlung 32·—, Johanna Kolar 1·—, durch zwei Vorlesungen eingegangen 1477·—. **Zusammen 4538 Kronen.**

Graz, am 15. November 1904.



* Am 6. November d. J. ist der verdienstvolle Präsident des Österreichischen Touristenklubs, Dr. Rudolf Spannagel, auf der Rax bei einer Kletterpartie ums Leben gekommen. Diesem Manne, der in seinem großen Vereine auch gemeinnützige Leistungen anregte und förderte, die besonders vielen armen Kindern im Gebirge zugute kamen, habe auch ich dankbar eine Schaufel Erde auf den Sarg zu werfen. Dr. Spannagel war ein Gönner der Waldheimat. Unter seiner Leitung und Gegenwart hat der Österreichische Touristenklub den Kindern der Waldschule daselbst im vorigen Jahre ein überaus reiches, ganz einzigartiges Christbaumfest bereitet. Als die Kunde ins Waldschulhaus kam, daß jener Herr aus Wien, der bei dem Christfeste so reiche Gaben ausgeteilt und so liebe Worte gesprochen, auf einem hohen wilden Berg in den Abgrund gestürzt und gestorben sei, war tiefe Betrübnis und manches der Kinder hat schluchzend gebetet. Ehre seinem Andenken! R.

* Den Bürgermeister von Wien, Doktor Lueger, der mir bei verschiedenen Gelegenheiten Aufmerksamkeiten erwiesen, habe ich zu seinem 60. Geburtstag beglückwünscht. Ich habe ihn begrüßt als wirtschaftlichen Reformer Wiens und in der Voraussetzung seiner guten Absichten ihn artig erinnert an die Achtung vor allem, was Mensch heißt. Letzteres wurde ignoriert; der Gratulation wegen haben mir viele, auch solche, die sonst ganz vernünftig sind, ihre helle Entrüstung ausgedrückt. Man wird nun noch bei allen Parteien um Bewilligung einkommen müssen, wenn man jemandem zu Neujahr oder zu Geburts- und Namenstagen einen Glückwunsch senden will. Ist doch die Welt ein Narrenhaus. R.

* Der Verfasser des Buches I. N. R. I. stellt hiermit ein- für allemal fest, daß er dieses Werk nie einen Roman genannt hat, und zwar aus dem einen Grund, weil es keiner ist und sein kann.

* Ein Freund des „Heimgartens" schreibt: Im sogenannten „Soldaten-Friedhof" zu St. Jakob, zwischen Bozen und Leifers, deckt die Erde manch' Tapferen aus dem Jahre 1866. Inschriften befunden es. Unter einem Marmorkreuze auf steinerner Tafel liest man folgendes:

Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergeßner,
So brav er gekämpft auch hat.

Es reiten Generale
Mit Kreuzen und Orden vorbei.
Denkt keiner, daß der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei? . . .

„Dorfschulmeister." Schön Dank für Ihr uns beistimmendes Schreiben in Sachen des Heimatunterricht-Aufsatzes. Doch wollen wir die Polemik nicht weiterspinnen.

K. L., Graz. Form der Gedichte stellenweise nicht gerade schlecht, aber Inhalt durchgehends zu banal. Können in der Expedition abgeholt werden.

A. S., Graz. Sie wundern sich über die vielen Papierkörbe im Grazer Stadtpark. Denken Sie doch: Die Stadt der Dichter!

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 20. November 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Das Anbinden," wiederholte er im Geiste das ihm wohlbekannte Reglement, „geschieht, indem beide Vorderarme oberhalb der Handgelenke auf dem Rücken des Straffälligen derart gekreuzt und mit Spangen gefesselt werden, daß die Handteller nach rückwärts sehen, dann beide Unterschenkel oberhalb des Sprunggelenkes ebenfalls mit Spangen gefesselt werden. Sodann wird der Mann in aufrechter Stellung, den Rücken nach einer Wand. . . ."

Nein — die Sache war ihm nicht angenehm! Er war kein Freund solcher körperlicher Strafen. Selbst Arreststrafen diktierte er nicht gerne. Und hatte er einmal einen besonders Rückfälligen nach langer Überlegung eingesperrt, so pflegte er ihn im Arrestlokale zu besuchen, nachzusehen wie es ihm gehe und ihm oft auch den Rest der Strafe zu schenken. Er genoß dafür die Anhänglichkeit seiner Leute, die ihm förmlich Bedürfnis geworden war. Zur Mittagsstunde ging er stets in die Mannschaftsküche und sah nach, wie die Suppe gediehen sei und ob die Fleischstücke auch gerecht verteilt seien. Und dann freute er sich, wenn die Leute ihr Essen lobten und sein eigenes Essen schmeckte ihm dann doppelt so gut.

Er liebte diese armen, von ihrer Heimatscholle losgerissenen Burschen, die mit dem Wenigen immer zufrieden waren und immer dankbar für ein gutes Wort und eine freundliche Miene. Und wenn er beim Exerzieren von der Höhe seines Pferdes seine hundert Leute befehligte und wenn er fühlte, wie sein Wille diese Masse bis ins kleinste lenkte, wenn er die hundert Gesichter auf sich gerichtet sah, hundert Männerkräfte, die er sich selbst erzogen, wie mit hundert Fäden mit sich verbunden, seine eigene Kraft förmlich verhundertfachend, dann fühlte er in seinem schlichten Dasein sich stets beglückt und zufrieden und sein bescheidenes und doch stolzes Leben lag ruhig und abgeschlossen da.

Nun war es schon völlig finster im Walde und es tobte immer ungestümmer in den Wipfeln. Schwere Tropfen begannen zu fallen. Da sah der Hauptmann ein Licht zwischen den Stämmen. — Er hatte sein Ziel noch früher erreicht, als er gehofft hatte.

Bald stand die Kompagnie vor dem kleinen Orte, in dem sie Schutz zu suchen hatte für diese Regennacht. Es waren drei Häuschen, eine längliche Scheune und eine kleine, baufällige Holzhütte. An einem der Häuschen schwankte ein Reisigbündel über der Tür im Winde. Es war die richtige Waldschenke. Der Hauptmann verteilte seine Leute in die Scheune und in die beiden anderen Häuschen. In der Schenke gedachte er für sich und seine Offiziere Unterkunft zu finden.

In schweren Strömen rauschte jetzt der Regen herab und der Himmel war völlig verdunkelt.

In den hohen Wipfeln rauschte es drohend, schon ließ sich fernes Donnerrollen vernehmen — es war die Verkündung einer ungemütlichen Nacht.

Hauptmann Mörich sah auf die Uhr — in einer halben Stunde dürfte seine Kompagnie den Waldrücken erklommen haben; wie die Karte zeigte, stand ein winziges Dörfchen, aus vier bis fünf Häusern bestehend, dort oben, wo er die heutige Nacht zu verbringen hatte. Das war sein Ziel.

Plötzlich hörte er lautes Schreien und Schelten von rückwärts, aus der Mitte seiner Truppe. Schon kam auch ein junger Leutnant in aller Eile herbei, einen bärtigen Soldaten, den er am Arm gefaßt hielt, mit sich ziehend.

„Herr Hauptmann“ rief der junge Offizier, „ich habe soeben gehört, wie dieser Mann, Reservemann Nedbal, den ich schon seit längerer Zeit seines störrischen Wesens wegen beobachtete, sich plötzlich ganz laut äußerte: Er wolle nicht weiter marschieren, und werde sein Gewehr und seinen Tornister abwerfen.“

Der Hauptmann streckte sich auf seinem Pferde in die Höhe.

„Infanterist Nedbal eintreten,“ rief er mit lauter, schriller Stimme nach rückwärts, jedes Wort aufs schärfste betonend; „wird nach unserer Ankunft angebunden, verstanden Feldwebel Meyer?“

„Ja wohl, Herr Hauptmann,“ rief der Feldwebel.

Nun aber folgte tiefes Schweigen. Man hörte nur das Keuchen der Leute, den scharfen Hufschlag des Pferdes auf den Steinen, das Sausen und Brausen in den Wipfeln. — Es wurde kein Wort mehr gesprochen; auf den Seelen aller schien die Strafe zu lasten, welche diesen einen erwartete.

Der Hauptmann sah mit düsterer Miene vor sich auf den Weg. Seit drei Jahren war er schon Kompagnie-Kommandant und er hatte noch niemals einen Mann zur Strafe des „Anbindens“ verurteilt. Er war überhaupt immer in Güte ausgekommen mit den Leuten. Es war immer sein Stolz gewesen, in seiner Kompagnie die wenigsten Strafen im Regimente zu haben. Es geht auch so, pflegte er zu sagen, ich weiß mir meine Leute zu erziehen.

Und nun war dieser Reservemann Nedbal zur Waffenübung eingerückt. Ein störrischer, bösartiger Gesell, der auf gute Worte nicht hörte. Er hatte ihn bereits mehrmals zu bestrafen gehabt; auch heute früh war der Mann bereits leicht betrunken gewesen. Und nun war das Äußerste geschehen, was überhaupt zu denken war — er wollte hier mitten im Walde auf dem Marsche den Gehorsam versagen! Da gab es eben nur eines — die schärfste Strafe, die da zulässig und möglich war — das Anbinden. Nachsicht wäre hier Schwäche — und er verhehlte sich das nicht, sie wäre vielleicht auch eine Gefahr.

wußte, wie es ja auch sonst nicht seine Art war, den Dunkelheiten des Lebens nachzusinnen.

Der Hauptmann nahm eine kleine Laterne, die er in der Küche gefunden hatte, hing seinen Mantel um, stülpte den Kragen hinauf und zog seine Kappe fest in die Stirne.

„Ich komme gleich, meine Herren.“

Er trat rasch, wie einem plötzlichen Entschlusse folgend, in die Finsternis und das Unwetter hinaus.

Die Offiziere saßen mißmutig vor ihren geleerten Gläsern. Der Regen rauschte ohne Unterlaß, er plätscherte vom Dache in die Pfützen vor dem Hause, es gurgelte und quirlte rings um das Haus herum, als sollten die alten Mauern aufgeweicht und zum Einsturz gebracht werden.

Kaum waren zwei Minuten vergangen, als die Tür heftig aufgerissen wurde. Der Hauptmann stürzte herein. Das Laternchen war erloschen, sein Gesicht war leichenblaß.

„Meine Herren,“ stieß er hastig hervor, „der Nedbal ist tot!“

Die Offiziere waren aufgesprungen und starrten sich an.

„Er ist tot,“ wiederholte der Hauptmann mit zitternder Stimme, „es muß ihn ein Schlaganfall getroffen haben.“

„Vielleicht ist er noch zu retten,“ rief einer der Offiziere.

Und nun stürzten sie alle aufs neue in die Dunkelheit hinaus, unbekümmert um Mantel und Kappe, und der eine suchte den Weg mit dem wieder angezündeten Laternchen. Sie stolperten über Steine und niedriges Gestrüp, traten tief in den sumpfigen Waldboden und der Regen schlug ihnen heftig ins Gesicht. Da stand auch schon die kleine Hütte — die Tür war offen — ein menschlicher Körper war rückwärts aufrecht in der Ecke sichtbar. Der Kopf war schwer vornüber gesunken, die Kappe war zu Boden gefallen, die Haare hingen wirr hinab, so daß vom Gesicht nichts zu sehen war.

Nun hoben sie sein Haupt in die Höhe — — — sie sahen das Antlitz eines Toten.

Sie schnürten ihm Hände und Füße los und legten den Körper auf den feuchten Boden der Hütte.

Der Feldwebel kam herbeigestürzt, beteuernd, es treffe ihn keine Schuld.

„Es trifft Sie auch keine Schuld“ sagte der Hauptmann mit bleichen Lippen.

Sie ließen den Toten durch die beiden Inspektionschargen in die Wirtsstube tragen; dort lagerten sie ihn auf die schmale Bank, auf der sie noch vor wenigen Augenblicken vor ihren Gläsern gesessen waren.

Noch einmal öffneten sie seine Bluse, bewegten seine Arme, horchten an seiner Brust — der Mann blieb leblos.

Als der Hauptmann in die Wirtsstube trat und seinen nassen Mantel eben abschüttelte, meldete der Feldwebel, daß er den Infanteristen Nedbal in der kleinen Holzhütte angebunden habe, die seitwärts unter den Bäumen stand.

„Da wir keine Spangen mithaben, Herr Hauptmann, so mußte ich ihn mit Leibriemen binden.“

„Haben Sie ihn auch vorschriftsmäßig angebunden?“ fragte der Hauptmann.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Dann ist's gut — ich werde mich schon selbst noch überzeugen. Nach einer Stunde wird er wieder losgebunden, verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Nun saßen die drei Offiziere beisammen an einem rohgefügten Eichentisch. Eine kleine Hängelampe gab spärlichen Schimmer. Ein alter Mann hatte einen Krug trüben Weines vor sie hingesetzt, ein weißhaariges verhutzeltes Mütterlein blies mit der armseligen Kraft ihrer müden Lungen in die Herdglut, um das Feuer für einen Eierkuchen zu schüren.

Draußen rauschte unaufhörlich der Regen. Der Wind hatte nachgelassen, man hörte nichts als das Plätschern des Regens. Er fiel schwer auf das Schindeldach des Häuschens, er rann von den Schindeln in Strömen herab, er hüllte alles in sein dichtes, undurchdringliches Gespinst.

Die Offiziere saßen schweigend beisammen; ihre Kleider waren stark durchnäßt, sie sehnten sich nach Ruhe und waren nichts weniger als guter Laune.

Vor allem ihr Hauptmann saß mit düsterer, nachdenklicher Miene da. Zeitweise trat er ans Fenster und starrte in die Finsternis und in den Regen hinaus. Es war ihm nicht wohl zu Mute, und er wußte nicht recht warum. Weil er den Nedbal hatte anbinden lassen? Das wäre doch lächerlich — das war doch einfach seine Pflicht. Also warum?

Er sah auf die Uhr — nun war es eine halbe Stunde, daß er den Nedbal hatte anbinden lassen. Der Mann war dort in der Hütte angebunden, in der tiefen Finsternis, ganz allein, im Rauschen des Regens, in den Unheimlichkeiten der Nacht.

War's denn nicht genug an dieser halben Stunde?

Er wollte nun selbst sehen, was mit dem Manne sei. Er freute sich zwar nicht auf dieses Wiedersehen. Der Nedbal, der gefiel ihm nicht. Und — das hatte der Hauptmann schon lange heraus — auch er gefiel nicht dem Nedbal. Das wußte er von der ersten Minute an. Zwischen ihm und diesem Manne herrschte eine seltsame Abstoßung, ein böser Geist des Unverständnisses, ja des Hasses, den er sich nicht zu erklären

einer Sehnsucht vieler Jahre, die für einen auf seine Bezüge angewiesenen Offizier nichts Gewöhnliches war — er wollte eine Reise durch Frankreich und England unternehmen und seinen zweimonatlichen Urlaub dazu benützen. Einige hundert Kronen, die Ersparnisse zahlreicher Jahre, sollten ihm diese Reise ermöglichen.

Auch die Vorfreude auf diese Reise war ihm nun fast ganz vergällt; was nützte es ihm, wenn er seine Unrast mit über die Grenze nahm und über das Meer? Er hatte das ruhige Gleichgewicht seiner vormals so zufriedenen Seele völlig verloren. Und da er niemals an Unrast gewöhnt war, bedrückte sie ihn doppelt schwer. Sein Lebenslauf war bisher so glatt und ruhig dahingezogen, wie ein friedlicher Strom in einer heiteren Landschaft, so wenig dieses Gleichnis auch sonst zu dem Lebenslauf eines Kriegsmannes passen mag. Er hatte niemals die Not und das Bangen des Lebens am eigenen Leibe kennen gelernt. Als Sohn eines Generals war er in die Theresianische Akademie gekommen, war Leutnant und dann, ohne von Ehrgeiz gequält zu werden, in gemächlicher Beschaulichkeit, auf der Leiter des Avancements, endlich zum Hauptmann emporgestiegen, geachtet als gutherziger Kamerad, angenehm als Vorgesetzter, und nicht arm an Frauenliebe.

Es war nun wie ein Fluch für dieses heitere und wohlgeordnete Leben, daß das Unglück jener Regennacht seine ruhige Oberfläche förmlich durchschlug und sein Innerstes zu schmerzlicher Erregung emporriß.

Die Manöver hatten nun nach einer letzten großen Übung mit dem silbernen Hornruf des abblasenden Stabstrompeters ihr Ende gefunden und schon zwei Tage später marschierte das Regiment „mit klingendem Spiele“ in seine neue, langersehnte Garnison, in die schöne Haupt- und Residenzstadt Wien. Besonders die ledigen Offiziere, eines langjährigen öden Aufenthaltes in einem kleinen Landstädtchen müde, waren nun voll ungeduldiger Erwartung, daß das Leben sich ihnen mit vielen lang versagten Genüssen und geheimnisvollen Abenteuern eröffnen werde.

Auch Hauptmann Mörich genoß in den ersten Tagen, in Gesellschaft seiner Kameraden, was die Großstadt an öffentlichen und diskreten Freuden zu bieten hatte.

Einer Reihe prächtiger, kühler Herbsttage folgte aber bald ein frostiges, nicht endenwollendes Regenwetter. Eine einförmig graue, triefende Nebeldecke hatte sich düster und schwer über die Stadt gelagert. Der Gemütszustand des Hauptmanns Mörich hatte sich wieder sehr verschlechtert, besonders die Abende begannen ihm unerträglich zu werden.

An einem solchen Abend war es nun, daß Hauptmann Mörich, schon stundenlang ruhelos in seinem verdunkelten Zimmer umherwandelnd, aus der Lade seines Schreibtisches ein Päckchen Hundertkronennoten nahm,

So war der Tod in die kleine Waldschenke eingezogen in dieser Regennacht.

Der Hauptmann saß dann in der kleinen Kammer, die der Wirt ihm abgetreten hatte. Er saß in der Finsternis auf seinem Bette, den Kopf tief gesenkt, die Hände zwischen die Knie gepreßt. Er dachte gar nicht daran, den Schlaf zu suchen, der ihn floh. Er saß ganz still und ohne sich zu rühren, die eigenen Gedanken meidend, hinauslauschend in das eintönige Geriesel des unaufhörlichen Regens, den er förmlich an sich selbst herunterströmen fühlte; er saß fröstelnd unter den Ewigkeiten der Nacht und der Einsamkeit, ganz im Bann dieser dunklen Stunden, wie losgelöst von seiner Vergangenheit und ohne Fühlung mit seiner Zukunft, die ihm plötzlich dunkel und drohend erschien wie die Schauer dieser Regennacht.

Die kommenden Tage waren wieder voll heißer Manöverarbeit, das Wetter hatte sich dauernd erheitert, den Toten hatte man, nachdem die „kommissionelle Tatbestandaufnahme“ wirklich Herzschlag konstatiert hatte, unten auf dem Friedhof des Marktes begraben, und der düstere Vorfall war bald von allen vergessen. Nur Hauptmann Mörich konnte ihn nicht vergessen.

Er mußte immer an das blasse, aufgedunsene Antlitz des Toten denken, wie er es beim Flackern der Laterne in der kleinen Holzhütte erblickt hatte und wie sein Arm wie gelähmt das schwere Haupt des Toten hatte sinken lassen, nachdem er es vergeblich in die Höhe zu heben versucht hatte.

Aber nicht nur dieses erloschene Leben war es, was ihn so beunruhigte und ihm die gesunde Freudigkeit seines eigenen Daseins zerquälte: es hatte sich in den Taschen des Toten ein Brief gefunden, der mit der unbehilflichen Zärtlichkeit armer Leute von der Sehnsucht einer Mutter und eines Kindes erzählte. Dieser Brief wurde mit den übrigen Habseligkeiten, die sich vorgefunden hatten, der Witwe des Toten zurückgesandt. Nach Wien, in eine der Vorstädte der Armut, die Ottakring genannt wird.

Die Offiziere des Regiments, die von dem Vorfall gehört hatten, suchten, jeder auf seine Weise, ihren Kameraden zu trösten, den sie alle gern hatten und dessen frühere Fröhlichkeit sie ungern vermißten. Hinter seinem Rücken bedauerten sie zwar ebenfalls den Vorfall, aber sie meinten untereinander, es wäre doch nicht nötig, sich dieses Malheur, das ja nicht er, der Hauptmann Mörich, sondern unglückliche Umstände verschuldet hätten, auf solche Weise zu Herzen zu nehmen. Übrigens werde ihn die schöne Reise, die er vorhabe, schon ordentlich zerstreuen.

Hauptmann Mörich hatte nämlich schon seit einiger Zeit „einen zweimonatlichen Urlaub in der Tasche.“ Es handelte sich da um Befriedigung

Hauptmann Mörich hatte plötzlich das Gefühl einer peinlichen Enttäuschung. Das war nicht die Frau, die er in den langen bangen Stunden des Grübelns und der Reue und besonders in den Phantasien der letzten Stunden immer vor sich gesehen hatte. Die Frau, wie er sie immer vor sich gesehen, war schlank und blaß, kränklich und verweint, mit der Gebärde tiefen Unglücks über die Wiege ihres Kindes gebeugt. Er hatte sie sich nicht als schön gedacht, gewiß nicht, aber in seiner Phantasie hatte er sie allmählich mit jenen Annehmlichkeiten ausgestattet, welche seinem Geschmack und seinem ästhetischen Bedürfnisse entsprachen und gewissermaßen Bedingungen seines Mitleids waren. Besonders in letzterer Zeit hatte sich dieses Bild so eingelebt in seine melancholischen Träume, daß er ihm mit einer gewissen Ruhe, wie etwas sicher zu Erwartendem, entgegengegangen war.

Und nun fand er diese Frau — ausgestattet mit allen Attributen, die ihm die Schattenseite des Weibes bildeten — klein und dick, förmlich aufgedunsen, mit rohen, männlichen, unschönen Zügen.

„Sie haben auch ein Kind, nicht wahr?“ fragte er, um nur etwas zu sagen.

„Mein Mädl is oben bei der Tant’,“ sagte die Frau, mit dem Kopf hinaufdeutend. „Aber womit kann ich Ihnen dienen? Sie müssen schon entschuldigen, daß ’s da so ausschaut — und der Staub — es is bis jetzt hier g’arbeit worden.“

„Ich möchte Sie fragen, ob Sie nichts brauchen und ob ich Ihnen nicht irgendwie helfen kann,“ meinte der Hauptmann nicht ohne Verlegenheit.

„Ihr Mann ist nämlich bei meiner Kompagnie gewesen und ich wollte schau’n, wie es Ihnen geht,“ setzte er rasch hinzu.

Das Antlitz der Frau hatte sich plötzlich verändert. Ihr Blick war stechend und gehässig geworden. Sie schien zu erraten, wer dieser Mann in dem feinen Offizierskleide sei und wozu er gekommen war.

Aber sie sagte nichts.

Zwei feindliche Welten standen sich plötzlich gegenüber.

Man verstand sich.

„Sie brauchen also nichts?“ fragte der Hauptmann kurz und ungeduldig.

Die Frau verneinte finster mit dem Kopfe.

„Nun, dann kann ich ja wieder gehen, leben Sie wohl!“ sagte der Hauptmann hastig und verschwand durch die Tür.

Als er wieder auf die Gasse hinaustrat, rauschte der Regen noch immer unvermindert hernieder. Es war aber nicht mehr der trübe, ihn mit unendlicher Melancholie erfüllende Regen von früher.

die er sich für seine Reise erspart hatte, dieselben in seiner Brieftasche versorgte und sich aufmachte, um nach Ottakring zu gehen und dort die Witwe des Nedbal zu suchen. Er hatte die Gasse und das Haus zu ermitteln gewußt, wo sie wohnte. Von ihren sonstigen Verhältnissen wußte er nichts, als daß Nedbal Tischler gewesen war.

Er ging nun mit großen, eiligen Schritten durch das Gedränge hell erleuchteter Straßen, in deren triefendem Pflaster sich die tausend blendenden Lichter der Großstadt spiegelten. Aber wie er weiter und weiter hinausschritt, wurden die Gassen immer dunkler und einsamer, und schließlich konnte er sich nur noch mit Hilfe der Wachleute zurechtfinden, die dicht an den Häusern dahinschlichen, oder in den Toreinfahrten standen, um dem strömenden Regen nach Möglichkeit zu entgehen.

Der Hauptmann kümmerte sich nicht viel um den Regen, der seinen Mantel schon ganz durchnäßt hatte; er schritt in Gedanken versunken, aber sicher und unentwegt, wie einem unverfehlbaren Ziel entgegen.

So kam er endlich in die Gasse, die er suchte — eine noch ungepflasterte, breite, kotige Gasse, in welcher teils alte baufällige Häuschen standen, teils neue hohe Zinskasernen, abwechselnd mit finsteren offenen oder von Bretterzäunen begrenzten Bauplätzen.

Das Haus, welches die gesuchte Nummer trug, war ein neuer, hochstöckiger Bau, aber der schmutzige Eingang, an dessen Wänden der Mörtel in großen Flächen abgefallen war, die völlig beschmutzten Stiegen und die trübe Beleuchtung ließen über die Armut seiner Bewohner nicht im Zweifel.

Er trat, ohne zu zögern, in den Hausflur und fragte ein kleines Mädchen, das eben mit einem Kruge die Stiege herabkam, nach der Frau Nedbal. Die Kleine wies ihn nach rückwärts, einige Stufen hinab, da unten sagte sie, sei die Tischlerei. Er folgte der angedeuteten Richtung und kam an eine Tür, die offen stand. Er sah in einen großen, durch eine Hängelampe matt erleuchteten Raum, welcher Werkstatt, Küche und Wohnraum zugleich schien. Mitten darin gewahrte er eine ältliche, untersetzte, starkbeleibte Frau, welche eben beschäftigt war, mit einem Besen Hobelspäne und allerlei sonstige Abfälle der Werkstatt zusammenzukehren.

Sein Säbel stieß mit leichtem Klirren an die Türschwelle. Die Frau kehrte sich erschrocken um. Er sah in ein breites, fettes, durch ein Doppelkinn umrahmtes Gesicht, das ihn aus kleinen wimperlosen Augen neugierig anstarrte.

„Ich möchte die Frau Nedbal sprechen," sagte der Hauptmann, unangenehm berührt.

„Was wollen S' denn? Ich bin's schon!" antwortete die Frau in einem unfreundlichen, fast barschen Tone. Sie hatte den Besen weggelegt und sich mit schweren, schleppenden Schritten ihrem seltsamen Gast genähert.

nicht aus Eisen oder ähnlichem Stoffe waren, die sie an solchen Tagen anfaßte!

Eine Dame sagte einmal: „Resi, möchten Sie nicht wenigstens ein schönes langjähriges Zeugnis besitzen, wenn Sie einmal heiraten?"

Sofort sprang die gewappnete Antwort über Resis Lippen: „Vielleicht, daß der Meinige sich von vornherein einbild't, daß ich ein dummer Patsch bin, der sich alles gefallen laßt?"

Sie schien sich's in den Kopf gesetzt zu haben, eine möglichst reichhaltige Sammlung von Abgangszeugnissen mit in die Ehe zu bringen, die ihr Gendarm ihr versprochen hatte. Mit gesetzmäßiger Stetigkeit vermehrte sich diese Sammlung wohlgestempelter Papiere, auf denen durchwegs mit der gleichen Herzenskühle bescheinigt stand, daß Resi treu und redlich gedient habe und gesund entlassen worden sei. Von einer „Perle" war nirgends mehr die Rede.

Es gibt Naturen, die nichts weniger zu ertragen imstande sind, als das Einerlei des Alltags. Können sie sich keine Feste bereiten, so bereiten sie sich wenigstens Ungelegenheiten. Auch Resi liebte es, die Einförmigkeit des Daseins durch kleine Katastrophen zu beleben. Drückte die betreffende „Gnädige" ein oder mehrere Augen zu und ließ sich durch die ersten Eruptionen den Perlenwahn noch nicht ganz zerstören, sondern versuchte, das Unvermeidliche mit Sanftmut zu ertragen, so steigerten sich die Szenen wie in einem gut gebauten Drama. Wenn dann schließlich auch der bestgedrehte Geduldfaden riß und die Dame sich schweren Herzens entschloß, einer so tüchtigen Person den Dienst aufzusagen, so fing die Resi gar zu toben an, nahm die Priorität, gekündigt zu haben, für sich in Anspruch und setzte eine Ehre darein, wie ein gestürzter Minister ihre Entlassung „über eigenes Ansuchen" erhalten zu haben. So hatte sie sich eine bestimmte, eigenartige Technik des Platzwechselns ausgebildet, die sie mit Virtuosität handhabte.

Allmählich war es ihr rein zum Bedürfnis geworden, das Elend der Dienstbarkeit durch einen regen Situationswechsel und den Reiz neuer, wenn auch nicht immer besserer Verhältnisse erträglicher, oder auch unerträglicher zu gestalten. Und nur ein einzigesmal wurde sie durch eine Kündigung unangenehm überrascht und machte sogar einen leisen Versuch, sich an ihr Amt zu klammern. Denn zu diesem Zeitpunkte hätte sie aus bestimmten, deutlich mahnenden Gründen gewünscht, sich ein paar Gulden zurückzulegen, was ihr früher nicht im Traume eingefallen war. Die mittelbare Ursache dieses plötzlich erwachten Spartriebes war der schon einmal erwähnte Gendarm, der ihr gerade in dieser für sie so kritischen Zeit mit besonderer Beflissenheit zu verstehen gab, daß seine Löhnung eben hinreiche für seinen „standesgemäßen" Unterhalt. Erübrigen könne er nichts.

Der ganze böse Zauber dieses Regens war gebrochen. Es war ein ganz gewöhnlicher Regen, ein Regen, der ihm nichts mehr zu sagen hatte. Er war nur kalt und lästig, brutal ins Gesicht schneidend, wenn ein Windstoß um die Ecke kam. Da hieß es die Augen fest schließen und die Muskeln des Gesichtes anspannen. Das tun wir alle, denn dann spürt man ihn weniger. Im übrigen — fest ausschreiten und sich nicht viel bekümmern um diese Brutalitäten des Wetters wie des Lebens — —

Zwei Tage später trat er seinen Urlaub an nach Paris und London.

Christl.

Von **Emil Ertl.**[1])

Christl war das Kind einer Bauerntochter, die eine glänzende Karriere gemacht hatte. Sie war nämlich nicht bei den Schweinen und Kühen geblieben, zwischen denen sie aufgewachsen war, sondern durch Vermittlung des Pfarrers rechtzeitig in die Stadt gekommen, um bei den Domherren das Kochen zu erlernen. Bald stellte sich heraus, daß sie ein Küchengenie war, und als sie, der hohen Schule entwachsen, ins Leben und in die große Armee der Küchendragoner eintrat, durcheilte sie im Fluge die niederen Ränge des Extra- und Für-alles-Mädels und brachte es in der weiblichen Dienstbotenhierarchie rasch bis zur „Perfekten". Denn wenn es zur Sage geworden ist, daß jeder Soldat den Feldherrenstab im Tornister trage, so entscheidet im Wirkungsfelde des Herdes und der „Anricht" noch ausschließlich das Können, und keine Anziennität, keine Protektion, nur Erfolg und Verdienst allein verleihen den dirigierenden Kochlöffel des Oberbefehles und der absoluten Herrschergewalt.

Wie absolut diese Gewalt ist, davon können Leute, die mit den Gesetzen der Küche nur oberflächlich vertraut sind, kaum eine blasse Ahnung haben. Was eine richtige „Perfekte" ist, die läßt sich nichts dreinreden, aber auch schon von gar niemandem; alle sind ihr untertan, das ganze Haus zittert vor ihr. Und Resi war eine richtige, im Guten wie im Schlimmen. Jede ihrer Dienstgeberinnen nannte sie während der ersten vierzehn Tage eine „Perle". Aber nur während der ersten vierzehn Tage. Nach Ablauf dieser Frist kam es gewöhnlich zu einem Auftritt, und der süße Wahn riß entzwei. Die energische Arbeitskraft, mit der Resi die Dinge anfaßte, enthüllte ihre Kehrseite, einen rücksichtslosen bösen Humor. Wehe ihrer „Gnädigen", wenn sie sich an einem kritischen Tage in ihre Nähe wagte! Wehe den Häfen, Tellern und Töpfen, falls sie

---

[1]) Aus „Feuertaufe". Neues Novellenbuch von Emil Ertl. Leipzig, L. Staackmann. 1905. Siehe „Heimgarten" S. 236.

und das für ihn recht zweifelhafte Vergnügen, geboren zu werden, wäre ihm für immer erspart geblieben. Vielleicht war es eine beschämende Vorahnung dieser seiner Entbehrlichkeit, die ihn veranlaßte, sogleich bei seinem Eintritt in die Welt sich nach besten Kräften darin nützlich zu machen. Er hielt nämlich seinen Einzug ins irdische Jammertal unter so seltenen und erschwerenden Umständen, daß eine ganze Anzahl bebrillter Herren sich versammelt hatte, um von ihm zu lernen. Und als er nun endlich zum Vorschein kam, da sah sich der älteste dieser Herren, der ein Professor war, veranlaßt, ihn mit einer besonderen Ansprache zu begrüßen und seinem Auditorium vorzustellen, gewissermaßen unter lobender Anerkennung seiner schon in so zartem Alter um die Wissenschaft erworbenen Verdienste.

„Hier haben Sie endlich,“ sagte er ungefähr, „das Kind, dessen geringer Lebenskraft in Zusammenhang mit den vorerwähnten Komplikationen wir diesen äußerst instruktiven schönen Fall verdanken. Sie sehen, ich habe mich nicht getäuscht, — ich sagte Ihnen vorher, daß es nicht atmen wird, und ich lege Wert darauf, festzustellen, daß dies wirklich nicht der Fall ist. Meine vorhin ausgesprochene Hypothese findet hierdurch eine nicht gering anzuschlagende Unterstützung. Ich bin überzeugt, daß auch die üblichen Belebungsversuche, die wir unserer bewährten Schulhebamme überlassen wollen, ohne jedes Resultat bleiben werden.“

Christl aber schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, interessante Fälle zu schaffen. Aller Voraussicht zum Trotz widerstand er den unsanften Liebkosungen nicht, mit denen die wuchtige Hand der „Madam“ seinen schmalen roten Rücken bearbeitete. Vielmehr ließ er sich nach einer kurzen Weile zu ein paar kleinen Atemzügen herbei, dann zu einigen etwas ausgiebigeren, und schließlich begann er tatsächlich zu atmen, anfangs freilich nur unregelmäßig und mit gelegentlichen Unterbrechungen, allmählich aber ganz ordnungsgemäß, wie es sich für ein hoffnungsvolles Säugetierchen schickt.

Kaum spürte er genügend Luft in seinen winzigen Blasebälgen, so trieb ihn auch schon der menschliche Ehrgeiz, hinter seinen Altersgenossen nicht zurückzustehen und sein Dasein auf dieselbe Art zu beweisen wie sie. Mutig setzte er an und machte einen ersten Versuch zu greinen. Und siehe, es gelang, gelang mit jedem neuen Versuche besser, so daß bald kein Zweifel mehr sein konnte: Christl schrie, vielleicht mit einem kläglicheren und fadenscheinigeren Stimmchen, als nötig gewesen wäre — aber er schrie.

Die Mutter in ihrem Bette, obgleich fast sterbend und in ihrer Schwäche kaum imstande, die Lippen zu bewegen, seufzte leise auf, mit geschlossenen Lidern, und flüsterte enttäuscht: „Lebt er wirklich?“

Das klang nun nicht eben ermunternd, und von diesem Augenblicke war sie mit sich einig darüber, daß er ein „Haderlump" sei. Aber sie fand, daß jetzt nicht der richtige Moment war, es ihm zu sagen. Wahrscheinlich lauerte er ohnedies schon auf einen Anlaß, mit ihr zu brechen. Aber so leicht würde sie's ihm nicht machen. Möglich, daß später sein Gewissen sich doch regen und er mit einigem Geld herausrücken würde? Und schließlich gab es ja auch ein Gericht ... Sie wußte, daß er zahlen mußte, wenn sie ihn verklagte; aber eine „Perfekte" fürchtet sich vor dem Gerichte wie vor dem Spital und macht nur im äußersten Falle Gebrauch davon. Auch untergrub sie sich ja die Eheaussichten, wenn sie sich den Erwählten verfeindete oder seine Konduitenliste belastete. Darum sah sie sich genötigt, für die Unkosten ihrer Unvorsichtigkeit vorderhand aus Eigenem aufzukommen und sich in der Küche eine Zeitlang ganz als „Perle" zu benehmen. Aber die Hofrätin, bei der sie damals bedienstet war, nahm Ärgernis an ihrer äußeren Erscheinung und erklärte, daß sie sie in ihrem ehrbaren Hause nicht länger dulden könne.

Die Resi war anfangs ein wenig betroffen, bald aber gab ihr der Ärger, daß sie ihren Grundsätzen untreu geworden, ihre Fassung wieder. Sie suchte jetzt von den üblichen Szenen so viel wie möglich nachzuholen, sagte der Hofrätin tüchtig ihre Meinung und erklärte es für eine Lächerlichkeit, von einem Ärgernis zu sprechen. Ein Kind zu bekommen, sei das gute Recht jeder Dienstmagd, und in der Hoffnung zu sein, das Privilegium jeder angehenden Mutter. Übrigens könnte sie ja gleich gehen, wenn sie der Hofrätin nicht anstehe, sie habe schon längst kündigen wollen und reiße sich nicht darum, ihre vierzehn Tage zu machen in einem Hause, wo man nicht einmal in Kupfer koche.

Damit packte sie ihre Siebensachen zusammen, ließ durch einen Dienstmann ihren Koffer fortschaffen und verließ, während der Braten in der Herdröhre anbraunte, angetan mit ihrem schönen Federhute, in dem sie selbst aussah wie eine „Gnädige", stolzen Schrittes diese schnöde Stätte.

*
* *

Christl erblickte das Licht der Welt in jenem gewissen großen, düsteren Gebäude, wohin in ihrer schweren Stunde alle Mütter flüchten, die kein eigenes Heim und auch nicht die nötigen Mittel besitzen, sich wenigstens den Schein eines solchen vorübergehend zu erkaufen.

Niemand sehnte sich nach der Ankunft des jungen Weltbürgers, niemand freute sich darauf. Im Gegenteil: Wenn ein bloßer Wunsch ein werdendes Lebewesen hätte aus der Welt schaffen, sein Dasein in aller Stille austilgen können, so hätte es überhaupt keinen Christl gegeben,

Ja, so ein Herr hatte gut reden; was wußte der vom Bauerndienst und von der Bauernkost? Satt zu essen haben sie schon auf dem Lande, das ist wahr — aber was! Fast das ganze Jahr kein Fleisch, nichts als Brod, Gemüse und Milch. Und von solcher Nahrung sollte ein Kind groß und stark werden? Nein, da zahlte sie lieber die Hälfte ihres Lohnes für einen Kostplatz bei Leuten, die sich selbst etwas vergönnten und das Kind gutherzig mitessen und mittrinken ließen, was es bei ihnen gab: Fleisch, Kaffee und Bier, an Sonntagen sogar einen Wein.

Und dann blieb noch eines zu bedenken. Es war doch das gute Recht jeder „Perfekten", wenn sie Ausgang hatte, ihr Kind zu besuchen. Auch darum mußte Christl ein Städter werden.

Seine Zieheltern waren Hausmeistersleute und wohnten eine Treppe tief auf einen engen Hof hinaus, der durch hohe Feuermauern gegen die Sonne geschützt war. Durch die knapp über dem Erdboden gelegene Fensterluke drang freilich nicht viel Luft in das kellerartige Wohnzimmer, das zugleich als Küche diente. Aber das ist gesund für ein Kind; die Luft ist ohnedies im Winter zu kalt, im Sommer zu heiß, im Frühjahr und Herbst „giftig". Die Hauptsache blieb doch die Kost. Und wie gut hatte es Christl da! Die braven Leute schauten auf seine Ernährung, als ob er ihr eigenes Kind gewesen wäre. Seine Ziehmutter stopfte in ihn hinein, was möglich war. Jeder Ton des Unbehagens wurde für ein Anzeichen von Hunger genommen. Und am Feierabend, wenn der Ziehvater bei seinem Biere saß, versäumte er selten, dem Kinde etwas davon einzuflößen. „Damit er recht stark wird," sagte er in seiner gutmütigen Art.

Der kleine Christl sah aber vorderhand nicht danach aus, als sollte jemals ein Kraftmaier aus ihm werden. Mit sechs Monaten steckte er noch ebenso schmächtig und verhutzelt in seinem Kissen wie am ersten Tage. Und als er ein Jahr alt geworden war, konnte er noch kaum aufrecht sitzen, geschweige auf seinen dünnen Beinchen stehen.

Die Baronin, die im ersten Stock wohnte und sich in alles mischte, was sie nichts anging, sagte: „Was macht Ihr denn mit dem Kinde, gute Frau, daß es sich nicht erholen kann? Wird es denn ordentlich genährt?"

„O, der kriegt g'nug z' essen," erwiderte die Ziehmutter etwas gekränkt. „Wir vergunnen ihm alles, was wir selber haben: Knödel und Salat, Fleisch, Bier, Kaffee . . ."

Die Baronin bemerkte, daß für dieses Alter Milch die angemessenere Nahrung sein möchte. Aber die gute Frau fiel ihr ins Wort: „Ja, seh'n S', Frau Baronin, es sind nicht alle Kinder gleich. Der Christl, der ist gar ein g'scheiter Bub', der weiß schon, was gut ist.

Und der Professor, der inzwischen am entgegengesetzten Ende des Saales mit seinen Hörern um ein anderes Krankenbett beschäftigt war, richtete sich auf und blickte erstaunt herüber, daß die Brillengläser gleichsam drohend blitzten und funkelten. Er schüttelte fast wie ungehalten den Kopf und schien ebenso wie die Mutter zu fragen: „Lebt er denn wirklich?“

Ja, er lebte, und da er schrie, mußte die ganze Welt daran glauben. Er lebte und unterschied sich nicht sonderlich von anderen Altersgenossen; höchstens, daß er vielleicht ein bißchen schwer von Begriffen war. Denn die Kunst des Weinens, die man sonst eigentlich als selbstverständlich voraussetzt, hatte er erst erlernen müssen.

Das Lachen aber sollte er niemals lernen.

* * *

Für eine Dienstmagd mit 14 Gulden Monatslohn ist es keine Kleinigkeit, 7 Gulden monatlich an Kostgeld für ihr Kind zu entrichten. Aber Mutter bleibt Mutter, und was sollte sie schließlich tun? Der Vater zeigte sich andauernd als „Haderlump“ und wollte nichts zahlen. Er weigerte sich zwar nicht geradezu, hielt sich aber feige im Hintergrund — der Dienst nahm ihn angeblich so sehr in Anspruch. Früher, als es galt, sie „herumzukriegen“, da hatte er freilich mehr freie Zeit gehabt. Jetzt ließ er sich nur schwer finden, und wenn sie seiner einmal habhaft wurde, gebrauchte er faule Ausflüchte.

Nach Resis Ansichten wäre es das Vernünftigste gewesen, hätte „unser Herrgott den Christl zu sich genommen“. Da er aber hierzu ebensowenig geneigt schien wie der Gendarm zu einer Beitragsleistung, so sollten die Leute sehen, daß eine „Perfekte“ auch noch allein etwas vermag. Darum sollte der Christl nicht nur einen Kostplatz, er sollte sogar einen „besseren“ Kostplatz haben.

Ein „besserer“ Kostplatz, wie ihn die Mutter sich vorstellte, mußte vor allem in der Stadt sein, denn auf dem Lande verbauert man, und für den Bauerndienst war Christl doch zu gut. Es sollte etwas „Besseres“ aus ihm werden, etwa ein Hausbesorger, oder ein „Greisler“, oder vielleicht gar ein Amtsdiener. Ein pensionsfähiger Amtsdiener! Mit einem Worte etwas „Besseres“. Darum mußte er natürlich gleich von vorneherein bei „besseren“ Leuten untergebracht werden, damit er auch eine Bildung lernte.

Der Dr. Schaffer, bei dem die Resi jetzt bedienstet war, wollte dies durchaus nicht verstehen. Er redete ihr zu, den Kleinen aufs Land zu geben, auf das Bauerngütl ihres Vaters. Dort ißt so ein Kind mit, ohne daß man's merkt, hat gute Luft und seine gesunde Kost. Und ein Bauer werden ist doch hundertmal gescheiter als ein Hausmeister!

er die Feuerung und schleifte Kohlen herzu. Gab es nichts Dringenderes zu tun, so beschäftigte er sich damit, im Hofe die Katzen zu scheuchen, welche die Sperlingsnester beschleichen wollten.

Im Sommer mußte der Gehsteig vor dem Hause besprengt werden, bevor er vom Staube gereinigt wurde. Christl trug die gefüllte Gießkanne, die beinahe so groß war wie er selbst, vom Brunnen auf die Straße. Sie war ungeheuer schwer im Verhältnis zu seinen Kräften. Er brachte sie immer nur ruckweise ein paar Schritte weit vorwärts, dann mußte er wieder Atem schöpfen und rasten. Aber mit unendlicher Geduld und Beharrlichkeit zog und schob er so lange daran, bis er sie an Ort und Stelle hatte. Es gewährte ihm eine gewisse innere Befriedigung, sich zu rackern. Ganz als empfände er seine Überflüssigkeit auf dieser Welt und fühlte das Bedürfnis, sein Vorhandensein durch Arbeit zu rechtfertigen.

Lachen und springen, wie andere Kinder es treiben, lag nicht in seiner Natur. Alles strebte nach einem Zweck, schien wie eine ernste Pflichterfüllung. Ein Zug von Resignation beherrschte sein Wesen. Freudlos war er wie ein Alter und anscheinend gleichgültig gegen alles. Aus sich heraus ging er fast nie. Nur wenn seine „Muatta" nach ihrem alle vierzehn Tage erneuten Besuch wieder Abschied von ihm nahm, da kam es vor, daß mit einemmale seine ganze Art sich veränderte. Da konnte es geschehen, daß er sie plötzlich überfiel und stürmisch umhalste; daß er sich an sie klammerte, sie nicht fortlassen wollte, oder inständig bat, ihn mitzunehmen. Bei solchen Gelegenheiten konnte man sehen, daß in dem kleinen, lichtlosen Arbeitstierchen mit den alten, faltigen Gesichtszügen doch kindliche Gefühle und Leidenschaften lebten.

Einigemale, als sie ihm Gutenacht sagte und ihn küßte, brach er sogar in bittere Tränen aus.

„Muatta, warum därf i' denn net bei der Muatta bleiben?"

Die „Perfekte" wurde beinahe gerührt.

„Weißt Christl, mir hamm halt kein' Vattern. Dein Vatter is ein . . . Na, laß gut sein, wenn i' einmal ein' Terno g'winn, nacher ziehn wir uns z'samm, gell?"

Frau Pölzl nahm es sehr krumm, daß Christl solche Szenen machte. Bekam er vielleicht nicht genug zu essen? Die Resi mußte ja auf den Gedanken kommen, als ob sie ihm etwas abgehen ließen. Und sie zahlen doch eher drauf aufs Kostgeld. Keine Spur, daß sie was davon einsteckten. Sie behandelte Christl, als hätte er sie „verzunden".

„Rein als ob da eine Höll' wär'! Bin i' net zu ihm wie die leibliche Muatta? Undankbarer Bankert! Wenn S' wollen, können S' ihn mitnehmen, mir stehn net an auf die sieben Gulden!"

Die Resi mußte begütigen.

Wurst und Speckgrammeln sind ihm das Allerliebste. Aber g'rad Milli mag er halt keine."

Daß Christl keine „Milli" mochte, erfüllte seine Mutter mit Stolz. Milch war das einzige, was zu Hause in der Bauernwirtschaft stets im Überfluß vorhanden war; folglich schätzte sie es gering von Kindesbeinen auf. Sie stimmte mit der Hausmeisterin überein: der Christl war viel zu gescheit, um Milch zu trinken; der wußte, was gut ist.

Blaß und mager freilich sah das Kind dabei aus und schrie oft wie am Spieß, ohne daß man gewußt hätte, warum? Das war einmal bei Kindern nicht anders. Vielleicht bekam er schon Zähne! Oder sollte er noch immer Hunger haben? Resi gewöhnte sich, an Sonntagen, wenn sie ihn besuchen kam, ihm etwas mitzubringen, ein Stück kalten Braten oder eine Schokoladetorte, oder was sonst vom Herrschaftstisch abfiel. Und wenn sie um Monatsanfang das Kostgeld brachte, legte sie manchmal noch einen Gulden extra darauf, den sie bei besonderen Anlässen erhalten hatte, als Trinkgeld zu Neujahr, oder von Tischgästen des Hauses.

„Damit der Christl manchmal ein warmes Nachtmahl haben kann — vielleicht ein Goulasch oder ein Beuschel."

Die Hausmeistersleute machten einige Umstände: „Aber was glauben S' denn, wir lassen ihm so nichts abgehen."

Schließlich nahmen sie das Geld doch gerne: „Na ja, wenn S' glauben — besser ist besser, Essen und Trinken halt Leib und Seel' zusammen."

*
* *

Die Baronin aus dem ersten Stocke ließ es sich nicht ausreden, daß das blasse, schwächliche Geschöpf, das unten im Keller vegetierte, seiner widersinnigen Ernährungsweise zum Opfer fallen müsse. Aber Christl war nun einmal der Mann der Unwahrscheinlichkeiten. Auch hatte er auf dem Gebiet der „schönen Fälle" schon genug geleistet und fühlte sich vorderhand nicht verpflichtet, die Aufmerksamkeit lernbegieriger Äskulape neuerdings auf sich zu lenken. Er hielt also den Kopf hoch und mauste sich immer wieder heraus, so oft er auch am Verlöschen war. Freilich demonstrierte er auch hierdurch eine bemerkenswerte Tatsache, nämlich daß die menschliche Seele mit dem Leibe zäher verwachsen ist, als man gemeiniglich annimmt, und daß es manchmal recht schwer fällt, sie auszutreiben.

Als Christl endlich auf die Beine gekommen war, begann er sich im Hause nützlich zu machen. Der Ziehmutter half er das Grünzeug putzen und das Kochgeschirr säubern. Wenn sie die Stiege rieb, schleppte er Schaff und Zuber, wenn sie in der Waschküche hantierte, überwachte

„Nein, es heißt, er hat si' aufig'arbeit'. Jetzt wohnt er im ersten Stock mit seiner alten Muatta, die soll eine ganz arme Person g'west sein. Aber der Bua, das heißt der Herr von Wolf, wie er ein Bua war, der war immer der Erste in der Schul, und nachher is er halt Baumeister worden und hat's auch richti' zu was 'bracht."

Christl schwieg und überlegte. „Kann's jeder zu was bringen, wenn er viel lernen tut?" fragte er endlich.

„Freili'! Kannst 's auch einmal zu was bringen, wennst fleißig lernen tust."

Herr Pölzl sagte dies im Scherz, mehr obenhin, ohne viel dabei zu denken. Er nahm seinen Pfeifenkopf vom Rohre, ließ das Wasser heraustränfeln und steckte ihn wieder an. Dann setzte er gemächlich seine Arbeit fort.

In Christls Seele aber war ein Samenkorn gefallen.

* * *

Die Baronin aus dem ersten Stock hatte Christl einen Schulranzen geschenkt und einiges Geld für Bücher und Hefte. Er war überglücklich, daß er nun zur Schule gehen durfte, und wachte jeden Morgen vor fünf Uhr auf, aus Angst, zu spät zu kommen. Jede Viertelstunde, die er sich von seinen häuslichen Geschäften absparen konnte, benutzte er für seine Aufgaben, und abends mußte man ihn regelmäßig zwingen, zu Bette zu gehn, er fand immer noch einen Buchstaben, den er nicht genügend geübt, ein Wort, das er nicht oft genug in sein Heft gemalt hatte.

Das Lernen wurde ihm furchtbar sauer. Die einfachsten Dinge, die seine Kameraden sofort begriffen, wollten ihm durchaus nicht in den Kopf. Aber an Fleiß und Eifer übertraf er alle. Trotzdem wurde der Lehrer oft ungeduldig mit ihm.

„Du hast ja guten Willen, Christl, bist ein braver Bursch; aber halt rein mit Brettern verschlagen! Was ist denn dein Vater?"

„I' weiß net, Herr Lehrer."

Die ganze Klasse lachte. Der Lehrer bereute seine Frage. Er hätte sich doch erinnern sollen . . .

„Na," sagte er gutmütig, „ist der Vater wahrscheinlich schon gestorben . . . Ein Professor wird er kaum gewesen sein."

Zu Hause saß Christl oft in einem dunklen Winkel und weinte. Er wollte so gerne recht viel lernen, es sollte etwas Rechtes aus ihm werden. Dann brauchte seine Mutter nicht mehr bei anderen Leuten in Dienst gehen. Dann würde er ihr ein eigenes Zimmer nehmen und bei ihr wohnen. Sie würden immer beisammen sein, und sie würde ihn lieben und herzen, wie sie manchmal konnte, wenn sie wollte. Daß sie

„Er mant's net so, er is halt a dalketer Bua. Hör jetzt auf mit deiner Heulerei, raunzeter Fratz!"

Im Winter, als der erste Schnee gefallen war, trug Christl dem Ziehvater die nötigen Geräte auf die Straße, den Gehsteig zu säubern. Dazu ein schweres Kistchen mit Sand, Kohlenmüll und Sägespänen; denn nach Beseitigung der Schneekruste mußten die Pflastersteine bestreut werden, wegen des Glatteises. Die Baronin aus dem ersten Stock, die beobachtete, mit welchem Ernst und Eeifer das blasse Männchen mit den dünnen O-Beinen dem Hausmeister an die Hand ging, schenkte ihm zum Heiligen Abend alle Geräte in verkleinerter Ausgabe, Hacke, Reisigbesen und dergleichen und auch eine nette kleine Schiebkarre dazu. Die gute Dame hatte gedacht, ihm Spielzeug zu schenken; aber sie hatte ihm Arbeitswerkzeuge geschenkt. Denn jedes Ding gewinnt seine Bedeutung, die es für seinen Eigentümer hat, erst durch den Gebrauch, den er davon macht. Und Christl ging mit seinen Geräten sogleich an die Arbeit. Es fielen in dieser Christnacht ungeheuere Massen Schnee vom Himmel, immerzu, immerzu. Christl mochte scharren und kehren, so viel er wollte, jedesmal mußte er, sobald er ans Ende gelangt war, wieder von vorne anfangen. Aber er ließ es sich nicht verdrießen, so sehr er auch fror in seiner durchnäßten Hausjacke. Er dachte gar nicht daran, in der warmen Stube unterzuschlupfen, und fand es ganz in der Ordnung, daß die Pflegeeltern sich willig entlasten ließen und in Festkleidern in die Mette zogen. Für ihn hatte, da er sich im Besitz der Geräte wußte, die Pflicht begonnen, sie zu gebrauchen und sich damit nützlich zu machen.

Einmal, an einem reinen, kalten Wintermorgen, als Christl wieder mit seinem Nährvater auf dem Bürgersteige arbeitete, sah er am Nachbarhause eine glänzende Kutsche vorfahren und anhalten. Der Wagen war schwarz lackiert, die Speichen der Räder leuchteten kirschrot, das Geschirr der glattgestriegelten Rappen blitzte, so blank war es gescheuert, und auf dem Bock saß ein feiner Kutscher mit Zylinder und Pelzkragen. Ein vornehm aussehender Herr stieg aus der Kutsche, warf den Wagenschlag zu und verschwand im Hausflur.

Der Hausmeister hatte ehrerbietig seine Kappe gelüftet, während Christl mit offenem Mund zur Seite stand.

„Herr Pölzl," sagte er schüchtern; „Herr Pölzl? . . ."

„Na, was willst denn?"

„Der hat aber eine schöne Eklipasch!"

„Ja, das ist der Herr von Wolf, der neuli' ein'zogen is. Du, der is dir reich!"

„Hat er mehr als — tausend Gulden?"

„Ui je! Hunderttausend!"

„Hat er ein' Terno g'macht?"

Während des folgenden Schuljahres war ein Ereignis eingetreten, das ihm einen ungeheuren Eindruck machte. Der Lehrer hatte ihn einmal beiseite genommen und ihm wohlwollend auf die Schulter geklopft. Er möge die Kurage nicht verlieren, durch Eifer und Ausdauer lasse sich vieles wettmachen. Er wolle ein Auge zudrücken und ihn aufsteigen lassen.

„Aber nur so fortfahren, nicht locker lassen!"

Nein, von Lockerlassen war keine Rede. Christl wollte ganz sicher „so fortfahren", aber nun trat allmählich die Rechtschreibung hinzu, und im Rechnen drohte das Bestimmen des Stellenwertes. Waren das Probleme! Wie sollte er sich dies alles merken? Er verzehrte sich förmlich in Lerneifer, verlor alle Eßlust und blieb völlig stecken in seiner ohnedies unzulänglichen körperlichen Entwicklung.

„So ein Krispinderl!" sagte seine Gönnerin, die Baronin. „Er soll doch eine Klasse repetieren, was liegt denn daran?"

Ihn traf es wie eine bange Drohung. Repetieren! Da würde er um ein volles Jahr später sein Ziel erreichen.

„Geh, Christl," sagte der gutmütige Pölzl, „plag' dich net so. Du hast halt kein' Kopf zum Lernen. Das macht ja nix. Ich bin auch immer mehr fürs Praktische g'west, und es is doch was 'worden aus mir."

Er ahnte nichts von den ehrgeizigen Plänen Christls, oder unterschätzte seine hochfliegenden Absichten. Auch hätte ja Christl selbst kaum ausreichende Auskunft erteilen können, wäre er geradezu gefragt worden, was er sich eigentlich vorstellte. Es war alles dunkel in ihm, triebartig. Er hing an seiner Mutter mit einer halb unbewußten heißen Liebe, die er durch kein Wort sich selbst oder andern auszudrücken vermocht hätte, nur durch schüchternes Anschmiegen, durch heftiges Umarmen, wenn sie gut zu ihm war, und durch bittere Tränen, die er jetzt ängstlich geheim hielt, wenn sie ihn wieder verlassen hatte. Und da war nun so ein verschwommener Vorstellungs- und Hoffnungsknäul hinzugekommen, den keine Vernunft entwirren konnte. Aber es waren lockende Schönheiten darein gewickelt: Ein freundliches Beisammensein in Liebe und Licht, ein gutes Los, der alternden Mutter durch den herangewachsenen Sohn bereitet . . .

Und dieses dämmernde Feenreich, dieser halbe Traum des sehnsüchtigen Kindergemüts, diese Fata Morgana einer möglichen Zukunft, die in seiner Einbildungskraft webte, stand immer in einer gewissen unklaren, aber doch unlöslichen Verbindung mit dem im Nachbarhause wohnenden Baumeister Wolf.

Er hatte ihn öfters wiedergesehen seit jenem Tage und beobachtete ihn jetzt mit großen, sehnsüchtigen Augen. Einmal, als er aus der Schule

es jetzt so selten tat, vermißte er wie ein Dürstender einen Trunk Wasser. Aber er machte sich's eigentlich nicht klar. Es war nur eine stumpfe, unausgesprochene Sehnsucht nach Liebe in ihm. Und dabei ein beklemmendes Gefühl, als ob er doch nichts Gutes verdiene. Er war ihr zu Last, er kostet ihr beständig Geld, er spürte es aus mancher ihrer Reden, daß er ihr zur Last war. Und wenn er auch keine Worte dafür hatte und keine rechten Begriffe von all diesen Dingen — es drückte ihn doch aufs kleine Herz. Es lebte so ein leises, dunkles Bewußtsein in ihm, als ob er eigentlich kein Recht hätte da zu sein. Einer, der nicht einmal einen „Vattern" besaß ... Und dessen Mutter bei fremden Leuten dienen mußte, um das Kostgeld aufzubringen, das beinahe unerschwinglich war — sie gab es ihm jedesmal gewissermaßen vorwurfsvoll zu verstehen, so oft sie es erlegte.

Nur lernen, etwas werden, etwas verdienen — das schwebte ihm als einziges großes Ziel vor Augen. Und nun ging es so spießig, nun war er so begriffstützig und dumm! Das machte ihn oft ganz elend. Sein kindliches Liebesbedürfnis hatte einen maßlosen Ehrgeiz in dem kleinen verkümmerten Körper geweckt. Er wollte alle Kameraden in Schatten stellen durch seine Leistungen. Wollte der Erste sein unter ihnen, daß er es vor allen anderen zu etwas brächte. Und nun ließen die Fähigkeiten den Willen in Stich. Er fühlte es auf Schritt und Tritt, daß er hinter den andern zurückblieb, daß er der Ungeschickteste war von allen. Er war mit Freuden bereit, sich zu plagen, zu rackern, zu schinden, wenn es nur auch was nützt? Einstweilen merkte man nicht viel davon.

Auch im Sommer, als es Ferien gab, gönnte er sich keine Erholung. Er mußte immer nachholen, Lücken ausfüllen, die ungeschickte, widerstrebende Hand geschmeidiger machen, den unendlichen Kampf mit den Tintenpatzen führen, mit den Federn, die sich spießten und einen Streukegel schwarzer Tupfen über das Papier warfen oder schmierende Fasern nachzogen.

Oftmals des Nachts lag er in Sorgen wach und machte sich seine Gedanken. Wie, wenn alles nichts nützte und ewig nichts aus ihm würde? Endlich eingeschlummert, träumte er dann nicht selten von Fehlern, die er begangen, von Strafen, die er dafür eingeheimst hatte. Des Morgens erwachte er dann mit demselben sorgenvollen Gesichtchen, mit dem er zu Bette gegangen war. Aber pflichtschuldig betete er Tag für Tag sein Morgengebet, das der Katechet ihm eingelernt hatte:

„Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
Wie hab' ich geschlafen so sanft die Nacht,
Hab Dank im Himmel, du Vater mein,
Daß du hast wollen bei mir sein ..."

Kaum war er zu Bett gebracht, so begann er auch schon zu delirieren. Er rief und weinte nach seiner „Muatta“ und hatte es beständig mit einem Brief zu tun, den er an sie geschrieben haben wollte. Man beruhigte ihn mit der Vorspiegelung, Pölzl habe den Brief bereits zugestellt. Dann glaubte er wieder in der Schule zu sein und bekam eine Strafaufgabe nach der anderen, so sehr er den Lehrer um Nachsicht bat, so eifrig er auch beteuerte, seine Lektion fleißig gelernt zu haben. Schließlich verfiel er in einen unruhigen Schlummer, und auch die Zieheltern glaubten, sich zur Ruhe legen zu können. Aber es dauerte nicht lange, so fuhr Christl wieder empor. Sie beschlossen, die Nacht über abwechselnd an seinem Bette zu wachen. Er phantasierte jetzt fortwährend, nur mit kurzen Unterbrechungen, und hatte es beständig mit Herrn Wolf zu tun und mit einem Wagen, in den die „Muatta“ einsteigen sollte.

In aller Frühe eilte Pölzl ins Spital, um zu bitten, daß man das kranke Kind abhole. Auf dem Rückweg begab er sich in das Haus, wo Resi bedienstet war, und berichtete ihr von der Erkrankung Christls.

Sie nahm die Nachricht ziemlich gelassen hin. Ohnedies war sie längst eine Halbgebrochene. Keine Stürmerin mehr, aber auch keine „Perle“. Unaufmerksam und lässig im Dienst, von mürrischer Passivität und froh, wenn sie auf einem halbwegs erträglichen Platz in Ruhe bleiben konnte. Die Sorge, die Freudlosigkeit hatten ihr Temperament aufgezehrt. Eine stumpfe Gleichgültigkeit war zurückgeblieben.

Also der Christl war krank! Und schon im Spital!

„Wär' eh' am besten, wenn ihn unser Herrgott glei' zu sich nehmet ... Na ja, was kann ma' machen? I' wer'n halt besuchen ... Gehn S' nur wieder, Herr Pölzl, daß Ihnen unser Herr net sieht, er hat immer glei' so eine Angst für unsere Kinder, wegen der Ansteckung, wissen S'.“

Gegen die Ansteckungsgefahr war übrigens schon gesorgt. Der Desinfektionswagen stand bereits vor dem Hause, als Pölzl heimkehrte. Und als Resi nächsten Sonntag ihren Christl im Spital besuchen wollte, erfuhr sie, daß er sich auf der Infektionsabteilung befinde, deren Besuch den Angehörigen der Kranken verwehrt sei. Sie mußte sich also nicht nur für dieses, sondern auch für die nächsten Male damit begnügen, beim Torwart Erkundigungen einzuziehen, der die Freundlichkeit hatte, die Anfrage telephonisch weiterzugeben.

Die Antwort lautet fürs erste nicht eben günstig, aber auch nicht geradezu beunruhigend. Vierzehn Tage später klang sie schon zweifelhafter. Die Konstitution des Kleinen sei eben sehr untergraben gewesen, sonst hätte sich schon etwas machen lassen. Jedenfalls dürfe er längere Zeit keine Schule besuchen, wenn er wieder herauskäme. Nach weiteren

nach Hause ging, sah er auch die alte Dame aus dem Tore treten, am Arm des Baumeisters. Herr Wolf führte sie gewissermaßen behutsam, wie etwas Heikles, wie etwas Zerbrechliches und sehr Wertvolles, und geleitete sie an den Wagen, der bereit stand, half ihr hinein und hüllte sie liebevoll in weiche, warme Decken. Das war also die Mutter, von der es hieß, daß sie einst arm gewesen, und daß sie jetzt behaglich und sorglos bei ihrem reichen Sohn lebe! Wie fein und vornehm sie aussah! Die Begegnung machte auf Christl einen tiefen Eindruck. Es war für ihn ein Erlebnis.

Ganz verstört kam er heim, da fiel ihm ein, daß er für Nachmittag eine Strafaufgabe zu liefern habe. Sogleich setzte er sich hinter seine Schreiberei und fing entmutigt an zu rechnen. Aber es wollte durchaus nicht stimmen, und Frau Pölzl erleichterte ihm nicht eben die Arbeit. Sie klapperte an ihrem Herd, mehr als nötig gewesen wäre, und plötzlich herrschte sie ihn an:

„Hast denn schon wieder Aufgaben? Deck jetzt einmal den Tisch auf!"

Sie war überhaupt keine Freundin der Gelehrsamkeit und ärgerte sich insbesondere, daß Christl, welchen sie früher wie eine Magd verwendet hatte, diesem Dienste immer mehr durch Pflichten entzogen wurde, die sie doch als dringlichere anerkennen mußte.

„Eine Rechnung muß ich machen, als Strafaufgab'," sagte Christl ehrlich.

„So? Eine Straff! Hast wieder net aufgepaßt! Oder hast g'schwätzt?"

„I' hab's halt net verstanden," sagte Christl kläglich.

Frau Pölzl war nun einmal gereizt. Sie lachte höhnisch auf und sagte zu ihrem Mann: „Den Buben haben s' ganz verdraht. Mir kommt vor, je mehr er lernt, je dümmer wird er!"

Der Ziehvater bemerkte, wie der Knabe zusammenzuckte, er fühlte, wie das rasche Wort seinem Ehrgeiz wehe tat. Gutmütig stand er auf und strich dem armseligen kleinen Menschen über das glattgeschorene Haupt.

„Laß gut sein, Christl, ein Gelehrter brauchst net werden, wennst nur ein braver Kerl bleibst."

Christl beugte sich tief über seine Arbeit, und seine Tränen tropften auf das Papier herab.

* * *

Eines Abends, als die Pölzls sich eben zum Abendbrot hinsetzen wollten, erklärte Christl, er könne nichts zu sich nehmen, es sei ihm übel. Seine Wangen glühten, während ein eisiger Fieberschauer seinen schmächtigen Körper schüttelte.

Die Schule war an eben diesem Tage wegen einer ausgebrochenen Scharlachepidemie in behördlichem Auftrag geschlossen worden. Schwer zu erraten war es also nicht, was dem Christl fehlte.

verstanden, und wollte ihr ihn wiederholen, da ertönte aus einem der Bette ein schwaches: „Muatta!“

Sie schrak förmlich zusammen, daß Gerippleín auch reden sollten können, im nächsten Augenblicke aber lag sie schon an der Seite des Bettes auf den Knien und hielt ihr Kind in den Armen, seine fahlen Wangen mit Küssen und Tränen bedeckend. Es war, als wollte sie in dieser einzigen Minute alles wieder einbringen und gut machen, was das Leben, was widrige Verhältnisse, was der Vater, was sie selbst verabsäumt und gesündigt hatten an diesem liebedurstigen kleinen Kinderherzen.

Die barmherzige Schwester, die zur Seite stand, berührte sie leise an der Schulter und bedeutete ihr mit wenigen geflüsterten Worten, daß sie sich fassen und an sich halten möge, im Interesse des Kindes und der übrigen Kranken. Sie erhob sich, ihre Tränen trocknend, und reichte Christl das Spielzeug, das sie ihm mitgebracht hatte. Es war ein „Werkl“, eine kleine runde Dose, die, wenn man drehte, eine niedliche Melodie orgelte. Die Töne perlten hervor, gleich fallenden Tropfen, es klang fein und gemessen wie ein winziges Glockenspiel.

„Geh’, spiel was, Christl,“ ermunterte die Krankenschwester.

Er drehte ein paarmal die Kurbel, ließ aber bald wieder davon ab. Die Töne, so zart sie waren, schienen ihm weh zu tun. Ein kleiner Seufzer hob seine eingefallene Brust. Er blickte traurig und teilnahmslos vor sich hin, die kleine Drehorgel gleichsam pflichtschuldig in den abgemagerten Händen haltend.

„Freut di’ die Musi’ net, Christl?“ fragte die Mutter sanft. „Willst vielleicht was anderes? Soll i’ dir was anders bringen, Christl?“

„Bitschen, Muatta?“

„Was willst denn, Christl, sag’ was d’ willst? Was soll dir denn die Muatta bringen?“

„Bittschen, mei’ Rechenbuch?“

„Aber geh’, Tschapperl, wirst do’ net lerna wollen?“

Er sah ihr traurig in die Augen, als hätte er sie nicht verstanden.

„Bittschen, Muatta, mei’ Rechenbuach?“ wiederholte er.

Sie konnte der Bitte nicht widerstehen. „Ja freili’, Christl, wennst willst, bring’ i’ dir’s schon. Soll i’ ’s gleich holen geh’n?“

Er nickte stumm.

Sie dachte an nichts anderes mehr, als daß sie ihm einen Wunsch erfüllen konnte. Und da er nun einmal sein Rechenbuch verlangte . . . es war ja das einzige, was sie noch für ihn zu tun vermochte . . .

„Wart’ nur ein bissel, Christl, glei’ bin i’ wieder da, i’ bring’ dir’s g’schwind!“

vierzehn Tagen hieß es, es sei keine Hoffnung mehr. Als Resi das nächste Mal vorsprach, war sie darauf gefaßt zu hören, daß Christl im Sterben liege. Es wurde ihr aber gesagt, er habe sich wieder erholt, vielleicht, daß seine zähe Natur ihn herausreiße. Der Scharlach sei nun ganz vorüber, nur eine gefährliche Nachkrankheit habe sich eingestellt: das nächste Mal könne sie ihn besuchen, er werde in einigen Tagen aus der Infektions- in die chirurgische Abteilung übertragen werden.

Sie erbat sich an einem der nächsten Tage von ihrer Herrschaft eine freie Stunde, machte im Vorbeigehen in einer Spielwarenhandlung einen kleinen Einkauf und begab sich bangen Herzens ins Spital. Als sie den weißgetünchten Saal betrat, erhob sich eine barmherzige Schwester von der Seite eines Krankenbettes und ging ihr mit fragendem Blick entgegen. Resi nannte den Namen, die Schwester wies sie mit stummer Geberde nach einer seitlichen Fortsetzung des Saales, wo etwas abseits von den übrigen zwei kleine Betten standen.

„Sie sind abgesondert,“ bemerkte sie leise, „weil sie von drüben kommen.“

„Kann ich ihn sehen?“ fragte die Mutter.

„Er schläft jetzt, und ich möchte ihn nicht gerne wecken; er kann ohnedies so wenig Schlaf finden.“

„Auch nicht in der Nacht?“

„Gerade des Nachts kommen die ärgsten Schmerzen. Da wälzt er sich oft stundenlang von einer Seite auf die andere. Erst heute früh bat er mich, ihn ein anderes Morgengebet zu lehren.“

„Warum denn das?“

„Das seinige, das was er immer gebetet hatte, passe nicht mehr auf ihn, sagte er.“

„Was ist denn das für ein Gebet, das nicht mehr auf ihn paßt?“ fragte die Mutter.

„Kennen Sie es nicht? Es beginnt mit den Worten:

Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
Wie hab' ich geschlafen so sanft die Nacht ...“

Resi weinte. Inzwischen begann etwas sich zu rühren in der Ecke, wo die beiden kleinen Betten standen. Die Krankenschwester entfernte sich auf leisen Sohlen, um nachzusehen. Gleich darauf winkte sie der wartenden Frau, sie möge näher treten.

„Sie können ihn sehen,“ flüsterte sie. „Er ist aufgewacht.“

Die Mutter erblickte zwei Gerippleín mit matten, traurigen Augen und erschreckend wächsernen Wangen. Sie zweifelte, daß eines davon ihr Christl sein sollte, und wußte jedenfalls nicht welches. Schon wendete sie sich an die Schwester, in der Meinung, diese habe den Namen falsch

man's denn gerne so, daß in die Nähe des Haustores ein Kobel gestellt wird, und daneben der Hund. Am ledernen Halsband hängt eine Kette, deren anderes Ende in einer Eisenklammer an der Wand befestigt ist. Die Kette ist so lang, daß das Tier einen Spielraum von etwa zwanzig Geviertklaftern hat und beinahe das Haustor erreichen kann. Ganz darf es an den Eintretenden nicht herankommen können, dagegen ist eine Verordnung. Der Hund hat auch nicht die Aufgabe, Fremden den Eintritt zu verwehren, vielmehr durch das Anschlagen (Bellen) die Hausbewohner auf den nahenden Ankömmling aufmerksam zu machen, was besonders zur Abend- und Nachtzeit wichtig ist. Ich weiß zwar nicht, weshalb Haushunde bellen, wenn Fremde kommen; aus Feindseligkeit geschieht's nicht immer. Ich sah Hunde, die bei Herantreten oder Vorübergehen von Fremden sich so wütend und rasend benahmen, daß ihnen beim Zerren und Reißen an der Kette der Atem verschnürt wurde, daß sie gar nicht mehr bellen, nur noch röcheln konnten. „Wehe, wenn sie losgelassen!" fiel einem da ein. Aber wenn dann bei so einem rasenden Tier die Kette einmal entzweiriß, sprang es dem Fremden an die Brust und beleckte ihn liebkosend. Weshalb einmal ein nachdenksames Kreuzköpfel die Weisheit aussprach: Das Anschlagen des Kettenhundes ist nur eine Klage über seine Gefangenschaft. Bei den Hausbewohnern nützt es nichts, das weiß er. Bei jedem vorübergehenden Fremden aber versucht er, durch lautes Klagen ein fühlend Herz zu erweichen, um von der Kette befreit zu werden. Das ist sehr rührend gedacht, nur schade, daß gerade diesem Kreuzköpfel nachher einmal ein losgekommener Kettenhund ein Stück Fleisch aus der Wade gerissen hat.

Jedenfalls erfüllt der Kettenhund seine Pflicht als Haushüter, wenn er beim Nahen fremder Leute tüchtig lautet; er bekommt dann auch dreimal täglich von der Hausmutter seinen Trank in den Trog, zusammengeschüttete Überreste, manchmal sogar ein Stück verdorbenes Fleisch, jedenfalls oft ein paar Knochen. Die Buben schäkern mit ihm, wobei er recht lustig schnappen kann, aber so, daß es nicht wehtut. Er kann das recht gut. Die Dirndln lassen freilich ihr gewohntes Kreischen los, wenn der Vierfüßer flink an ihren Busen springt und mit der warmen weichen Zunge ihren roten Mund beleckt. Wenn sie bei ähnlichen Erlebnissen allemal kreischten, die Dirnlein, dann wäre der Kettenhund in der Nacht bisweilen überflüssig. — Ich will nichts gesagt haben. Ich will nur die Geschichte erzählen von einem schlimmen Kettenhund, von einem braven Dirndl, von einem unternehmenden Liebhaber und von einem blitzdummen Jungen.

Daheim im Waldbauernhause hatten wir einen Kettenhund, ein großes schönes Tier. Seine fuchsbraune glatte Haut glänzte wie Seide, seinen Kopf mit den guten treuen Schwarzaugen und den breiten Ohr-

Sie gab ihm noch einen Kuß und eilte fort. Mit fliegendem Atem jagte sie durch die Straßen, um nur ja rechtzeitig wieder zurück zu sein, bevor die Stunde zu Ende ging, während welcher Besuche der Angehörigen im Spital gestattet waren. Sie traf Frau Pölzl zu Hause, suchte und fand das gewünschte Buch und kehrte zurück, mehr laufend als gehend. Es fehlten fünf Minuten auf drei Uhr. Man ließ sie noch ein.

An der Tür des Krankensaales trat ihr die Schwester entgegen, ruhig wie immer, aber mit einer gewissermaßen feierlichen Miene. Sprachlos vor Schreck hing die Mutter an ihrem Mund.

„Unser Herrgott hat ihn zu sich genommen.“

* * *

Als Herr Pölzl nach den Leichenbegängnis die wenigen Siebensachen Christls zusammenkramte, um sie seiner Mutter zu bringen, fand er in einem Schulhefte den Brief, von dem der Knabe am Abend seiner Erkrankung phantasiert, und den er, wie sich jetzt herausstellte, wirklich geschrieben hatte.

Er lautete:

„Liebe Mutter ich bin sehr grang bittschen kumm und bring mir eine Medicin ich mus bald wieder g'sund werden weil ich lernen mus und zu etwas bringen wihl das ich Dir nacher ein sebrates Zimmer nimm und mich zu Dir ziech Christoph.“

Der Kettenhund.

Eine Geschichte aus den Waldbergen von **Peter Rosegger.**

Die Menschheit ist entzückt über die Treue des Hundes. Sie stellt diese Treue dem Menschen zum Vorbilde hin und bestraft sie am Hunde mit lebenslänglichen Ketten.

Diese Grabrede wird, wenn sie hinter dem Schachen die Kettenhunde verscharren, nicht gehalten. Schade drum. Sonst täte die Hausmutter zwei Tränen der Rührung vergießen, ehe sie sich um einen neuen Kettenhund umsieht.

Vielleicht müßte ich für manchen Leser weit ausholen, wenn er verstehen soll, was das ist — ein Kettenhund. Denn ich weiß nicht, wie weit über die Alpen hinaus sich die Sitte erstreckt, den Hund, der Hüter des Hauses sein soll, an die Kette zu legen. Ließe man ihn frei um den Hof laufen, so risse er dem nahenden Fremden die Kleider oder gar die Haut vom Leibe, oder er spränge ihn schmeichelnd an, beleckte ihn wie einen willkommenen Freund, gleichwohl er leicht ein Feind des Hauses sein könnte. Je nach dem Charakter des Tieres. Da macht

sie in ihre Hand. Sie nahm das Sträußlein an, nickte ein wenig mit dem Kopf, aber wie mir schien, nicht auf und ab, sondern hin und her. Dann ging sie mit ihrem Vater fürbaß und später fand ich das Schlüsselblumensträußlein auf der Weide liegen. Man sah nie, daß sie mit dem Schmucke der Armen, mit einer Blume geziert war. Das Veilchen schmückt sich ja auch nicht, weil es selber eine Blume ist.

Diese beiden Menschen waren der „Häfenbinder Faltl“ und sein mutterloses Töchterlein. Betteln taten sie nicht. Er verstand es, in den Häusern, wo sie zusprachen, über Tontöpfe und Krüge ein eisernes Drahtnetz zu flechten, damit solches Geschirr dauerhafter sei. Dafür gab man ihnen zu essen und manchmal ein paar Kreuzer Lohn. Auch Wanduhren, die schadhaft geworden, nahm der Faltl in Arbeit, wobei ihm das Mädchen Handlangerdienste leistete. Solche Arbeiten schienen ihm so geläufig, daß er gar nicht darauf hinzuschauen brauchte, sondern sein Antlitz immer geradeaus, wenn nicht gar ein wenig himmelwärts hielt.

Wenn diese zwei Leutchen gegangen kamen, schlug unser Kettenhund zwei oder dreimal an, dann reixelte er ein wenig mit der Kette und schaute treuherzig auf sie hin, wie sie ins Haus gingen. Wo die Leute wohnten, oder ob sie überhaupt irgendwo wohnten, daran dachte ich nicht. Mir wurde die Sache erst bedenklich, als eines Tages der Ortsrichter an unser Haus herankam und das Mädchen des „Häfenbinders“ mit sich führte. Und eine schreckliche Mähr erzählte. Der blinde Faltl habe mit seiner Tochter auf einem Heustadl übernachtet. Da sei in der nachbarlichen Köhlerei ein Brand ausgebrochen, er eilte, um löschen zu helfen, kam dem Feuer zu nahe, erhielt schwere Brandwunden, an denen er nach einigen Stunden starb. — Der „blinde Faltl!“ Ja, war der Mann denn blind gewesen? — Der Ortsrichter fragte bei meinen Eltern an, ob sie nicht das verwaiste Dirndl ins Haus nehmen wollten? Sie sei fleißig, anschicksam zur Arbeit und könne wohl in Haus und Stall Dienst leisten. Mein Vater hatte immer zu wenig Dienstboten für die große Wirtschaft und sprach oft davon, wie hart er darauf warte, bis wir Kinder zur Arbeit herangewachsen sein würden. Ich, der ältere, war erst im fünfzehnten Jahr. Vielleicht doch, daß mehrere Schwache so viel ausrichteten als ein Starker, dachte sich mein Vater, und nahm die Faltl-Dirn auf, die wohl schon um zwei oder drei Jahre älter gewesen sein wird. Sie war schon erwachsen und hatte einen schlanken weißen Hals, den selten jemand zu sehen bekam, weil er immer bis dicht unters Kinn mit einem braunen Tuche bedeckt war. In ihrem Aug' lag eine stille Nacht. Ich hatte mich damals in den Nächten noch gefürchtet, und wenn ich nun manchmal verstohlen dieses große Nachtauge betrachtete, da fürchtete ich mich auch. Und doch schaute sie mich immer friedsam an, friedsam und freundlich, wie ihr Benehmen war gegen alle.

lappen trug er hoch und wohlgemut, ebenso auch den kühn geschwungenen Schweif, den er nur einzog, wenn ihn heimlicher Groll beschlich. Die Kette machte ihm nicht viel. Sie war ziemlich lang, so daß er einerseits fast bis zur Haustür, andererseits bis zum Brunnentrog gelangen konnte, und auch auf die Wandbank hüpfen, und wieder herab, wenn er Bewegung machen wollte. Kam jemand Ungewohnter, so lautete er zwar, regte sich aber weiter nicht auf. Er riß nicht an der Kette, dafür tat ihm seine Gurgel leid. Hingegen aber, wenn er losgelassen wurde, dann schoß er wie eine Bestie auf fremde Leute los, so daß mein Vater einmal einem klaghaften Nachbar ein Stückchen Hinterteilhaut mit fünf Gulden zu vergüten hatte. Das war der „Waldl". Er war so gefürchtet von der Umgebung, daß manche Kirchengeher nicht den kürzeren Weg durch unseren Hof nahmen, sondern hinter dem Krautgartenzaun vorbeihuschten. Wir waren ordentlich stolz auf den wachsamen und strengen Hund, das einzige Wesen, was uns gefürchtet machte. Obschon nun zwar der Waldbauer lieber geliebt als gefürchtet war, tat so ein wenig Mußrespekt dem Vorteil des Hofes keinen Eintrag. Im Gegenteil, die Bettler wurden von dem aller Vagabundiererei abgeneigten Waldl derart verscheucht, daß es der Hausmutter bedenklich schien und sie manchem Armen das Almosen in ihre Hütten zutrug.

In jenen Jahren war es, daß bisweilen ein Fremdling in unser Haus kam, der allmählich kein Fremdling mehr war, weil er uns traut wurde. Eine schlanke Gestalt in grauem langem Mantel, mit brauner Pelzmütze, mit schwarzem Bart und rotem Gesicht. Sein Auge hielt er immer weit offen; war es dunkel oder hell, er schaute gerade vor sich hin, den Kopf ein wenig nach rückwärts gelegt. Er schaute mit offenem Auge in die Sonne hinein, er blinzelte nicht. Mit den schmalen Händen machte er gerne vor sich in der Luft Bewegungen und Gesten, langsam, fast feierlich, wie ein Priester, wenn er das Volk segnet. Am Rücken trug er ein viereckiges Holzkästlein, dessen Anblick mancher tanzlustigen Magd in die Nerven fuhr. Aber es war kein Musikkasten, es war ein Werkzeugtrüchlein, in welchem der Mann Hämmerchen, Zänglein, Feilen, kleine Stech- und Stemmeisen und andere Messerchen hatte. Dieser Mensch führte immer ein Mädchen mit sich, das er stets an der Hand hielt. Als ich es das erstemal sah, war es ein kümmerlich kleberes Geschöpflein gewesen, mager und blaß und mit seinen schreckigen Rehaugen unstet dreinschauend. Aber von Jahr zu Jahr wurde sie größer, schöner und freundlicher. Ihr Gewändlein war schütter und gar verwaschen, aber stets reinlich gehalten. Einmal, als diese beiden langsam über die Weide gingen, wo ich meine Schafherde weidete, und als das Mädchen ernsthaft, fast traurig auf mich herschaute, war mir zu Mute, als müßte ich ihm was schenken. Einige Schlüsselblumen pflückte ich ab und legte

bei ihm die Knechte nicht geradezu verdächtigen konnte, ohne zu verraten, wie weit ich selbst schon war, so bat ich ihn, daß er die Traude mit mir gehen lasse; wir wollten zwei Bündel machen, denn allein vermöge ich den Haber nicht zu tragen. Mit den Knechten in den Wald ging der alte Einleger Michel, mit mir in die Mühle ging das stille, schlanke Dirndel. Ich dachte, nun würden wir einmal recht mitsammen plaudern können. Ich wollte sie ausfragen nach ihrer Kindheit, nach ihrer Mutter, nach ihrem blinden Vater, der Häfen mit Draht gebunden und Wanduhren hergerichtet hatte. Aber wir hatten bald ausgeplaudert. Sie gab zwar freundliche, doch so kurz gefaßte Antworten, daß mir keine rechte Frage mehr einfiel und wir mit unseren Bündeln auf schmalem Steige schweigend hintereinander hergingen. Als wir aber zur Grabelhütte kamen, wo vor der Tür in der Sonne die junge Grablerin ihr Kind säugte, wurde die Traude auf einmal lebendig. Sie plauderte heiter mit dem Weibe, schäkerte mit dem Kleinen und schaute zu, wie es an der weißen Mutterbrust mit der Lebhaftigkeit eines jungen Kälbchens saugte. Als wir dann hinab in die Mühle kamen, als ich mit dem Holzhaken das Türschloß aufsperrte und wir in den dunklen Raum traten, als ich die Fensterläden aufmachte, dann aus meinem und ihrem Bündel den Hafer in den Trichter schüttete und als ich endlich mit dem Niederdrücken eines Hebels das Mühlwerk in Gang brachte, war die Traude stets neben meiner, um zuzugreifen, wo es zu tun gab. Wir sprachen das bei der Arbeit Notwendige, nicht mehr und nicht weniger. Als ich dann neben dem Mühlsteinmartel auf meiner Bank saß, um nun bis zum Abend das Mahlen zu überwachen, sagte sie ruhig: „Brauchst mich noch?"

„Nein, Traude, ich brauch' dich nicht mehr. Du kannst heimgehen."

Aber als sie fort war und ich allein bei dem klappernden Räderwerk, da hatte ich bange. Ich glaube, nach dem Mädchen, und von jetzt an vermeinte ich sie so gern zu haben wie meine Schwester. Und da nahm ich mir heilig vor, zu achten und zu wachen, daß diesem Dirndel nichts geschehe.

Da war es noch an demselben Abend spät. Ich ging von der Mühle heim, durch den Wald hinauf. Es war ganz dunkel. Vor mir auf dem glatten Waldsteig gingen zwei Nachbarsbuben, der Ernest und der Jonsel, die, obschon älter als ich, meine guten Kameraden waren. Wir hatten miteinander manche Possenreißerei angestellt, und derlei schließt freundschaftlicher aneinander als etwa gemeinsam ausgeübte Tugenden. Besonders war ich Jonsels Geheimschreiber. Der Jonsel war etwas säbelbeinig und hatte beständig entzündete Augen, was zwar bei Hühneraugen schmerzhafter, aber bei Gesichtsaugen unschöner ist. Er war bestrebt, den Weibsleuten gegenüber seine körperlichen Mängel mit Poesie

Lachen tat sie selten, höchstens lächeln, wenn sie scherzenden Lämmern zuschaute. Selbst wenn sie von der Hausmutter ihrer Emsigkeit wegen gelobt wurde, sah sie ernsthaft drein. Aber nicht traurig, es war eine frohe, fast behagliche Ernsthaftigkeit. Von ihrem Vater sprach sie nie ein Wort, aber einmal hatte ich's durch die Türfuge belugt, wie sie aus ihrem Busen das blaue Bändchen hervorzog und den Ring, der daran hing, betrachtete. Es war der Ring, den man dem toten „Häfenbinder" vom Finger gezogen hatte. Heiter wurde die Traude nur bei der Arbeit im Stall oder auf der Wiese beim Grasrechen. Da hörte man sie sogar singen, da warf sie ihr Wollentuch fort, so daß über ihrer Brust nichts war, als das Hemde. Keine von den anderen Mägden hatte so feine, so blühend weiße Hemden und da geschah es einmal, daß der schalkhafte Jungknecht beim Heuen, als er ganz in die Nähe des Dirndels zu stehen kam, wissen wollte, wie lind sich denn wohl ihre Leinwand anfühle. Mir stand der Atem und der Herzschlag still, sie wendete sich rasch und unwillig ab und war den ganzen Tag in sich gekehrt. Zu jener Stunde nahm ich mir vor, darauf zu achten, daß die Traude nicht ungebührlich behandelt werde. Mir waren sie nicht mehr fremd, die Zweideutigkeiten und Anspielungen, in denen sich unsere Knechte und die Nachbarsbuben gefielen, sowohl wenn sie unter sich waren, als auch wenn sie ledigen Weibsbildern in die Nähe kamen. Die älteren Mägde taten kecklich mit in schnippischer, scheinbar abweisender Art, die eher ermutigte als verneinte. Jüngere Mägde wurden bei derlei Reden rot, horchten wohl doch so ein wenig hin und stellten sich harmlos. Aber die schlanke Traude wurde noch nicht einmal rot, sie wich den dreisten Mannsleuten nur aus, wie einer lästigen Sache und kehrte sich weiter nicht drum. Der Vater hielt strenge Zucht; doch wenn er nicht zugegen war, manchmal bei Tische, da huben die Knechte gerne an, ganz gelassen und unbefangen in einer Bildersprache zu reden, die mit Ausnahme der einen alle verstanden und viele bekicherten. Aus Angst um die Traude, die still und bescheiden da saß, habe ich in solchen Augenblicken mehrmals ein lautes, ganz unsinniges Gespräch angestiftet, um die verfängliche Unterhaltung abzulenken, obschon der Großknecht mich allemal gleich zurechtwies, kleine Buben sollten bei Tische still sein! Einmal, als im Walde junges Dickicht zu säubern war, ordnete der Großknecht an, daß ihrer drei Knechte hinausgehen sollten und auch die Traude mitnehmen, damit ihnen jemand das dürre Reisig wegräume. Da stellte ich mich hin: „Reisig wegräumen ist meine Sach!"

„Du hast heut' in der Mühl zu tun, es muß der Haber fertig gemahlen werden," entschied der Großknecht, dem ich — obschon der Sohn des Hauses — in Arbeitsangelegenheiten manchmal untergeordnet war. Gut, ich habe in der Mühle zu tun. Also zu meinem Vater. Da ich

Es kam der Samstag. Zum Vater wollte ich nicht gehen. Verschergen soll ein Kamerad den andern nicht, er muß sich selber zu helfen wissen. Fürs erste versteckte ich die Leiter, die gewöhnlich an der Hauswand wagrecht hing und fünfzehn Sprosseln hatte. Hernach am Abend, als das Nachtmahl vorüber war und die Leute ihre Betten aufsuchten, ging ich hinaus zum Waldl, streichelte ihn, ließ mir von ihm Hand und Gesicht belecken und hakte am Halsband die Kette aus. Dann ging ich aber noch nicht schlafen, sondern setzte mich in den Strohschoppen, von wo aus man recht bequem auf das Fenster sehen konnte, hinter dem die Traude schlief. Es war halber Mond, das Fenster stand wie eine schwarze Tafel in der Wand, die Traude pflegte die Flügel offen zu lassen. Wie mir einmal fast vor ihrem Auge gegraut hatte, so graute mir jetzt vor diesem Fenster. Denn es kam mir ein unerhörter Gedanke, wie ähnlich früher noch nie. Mit dem Gedanken allein hätte sich vielleicht noch fertig werden lassen, aber es zog mich hin. Die versteckte Leiter mußte ich selber nehmen. Als ob in meinem Innern ein schwingender Haspel das Blut peitschte, so sprang es heiß durch alle Adern, so wirbelte es durch alle Glieder. Ähnlich hatte ich's noch nie gehabt. Wo ist die Leiter?

Sie war schon da. Zwei Gestalten hatten sich hinter dem Hofe, wo es der Kettenhund nicht bemerken konnte, herangeschlichen, richtig aus dem Reisighaufen die Leiter hervorgeholt und sie leise aber hastig an die Wand gelehnt. Ganz deutlich sah ich, daß es der Erneſt war, der jetzt flink die Sprosseln hinanstieg. — Wo ist denn der Hund, daß man ihn nicht hört? Bist du nicht gelöst? Ich rüttelte an einem lockeren Schoppenbrett, da nahm er's wahr, schlug an, kam um die Ecke und schoß lechzend auf den Mann los, der die Leiter festhielt; dieser floh, sich kaum vor dem Hunde erwehrend. Und als ich nach dem andern ausschaute, der schon hoch an der Leiter gestanden war — sah ich nichts. Er war verschwunden. Zu Boden gesprungen war er nicht, der rasende Hund hatte ihn verscheucht — zum Fenster hinein.

O Unglücksmensch, was hast du jetzt angestellt? schrie es in mir zum Wahnsinnigwerden. Durch den losgelassenen Hund hast du ihn hineingejagt. Und er hat nur fensterln wollen. Ein Nachtgrüßen, wie es der Brauch ist! Und du hast ihn über sie gesetzt! — Ich lief ums Haus herum und schlug Lärm, so viel, als von der Lunge ging: „In der Hinterkammer ist ein Dieb!"

„Den werden wir gleich haben!" sagte der Großknecht und war auch schon bei der Leiter, die er wegzog. In den nächsten Augenblicken ist die Hinterkammer voller Leute gewesen, die meisten in mangelhaftem Nachtgewand. Inmitten stand mein Vater, hoch gehoben wie ein flammendes Schwert das Talglicht. Am Fenster stand trotzig Erneſt, der

auszugleichen. Ich war der Verfasser gereimter Liebesbriefe, die an eine Schöne in Fischbach gingen. Darauf hatte sie ihm einmal schreiben lassen, er möchte einmal kommen. Eine halbe Nacht lang waren sie spazieren gegangen im Baumgarten, aber als es tagte und sie wieder einmal sein „Ausgeschau“ sah, soll sie schnell davongelaufen sein. Der Jonsel ließ aber nicht nach, sie von seiner Schönheit zu überzeugen. In den nächsten Liebesbrief mußte ich sein Porträt zeichnen, und zwar mit einem schwarzen, aufgewirbelten Schnurrbart, während das Original nur ein strohbraunes Fetzchen hatte, das noch dazu an der linken Oberlippe kümmerlicher war, als an der rechten. „Wenn's Haus einmal brennt,“ sagte er, „dann sind alle Wasser gut“. — Was geschah? Am darauffolgenden Sonntag sah man seine Schöne mit einem Schustergesellen gehen, der just einen solchen Schnurrbart trug. So hat mein künstlerisches Bemühen um den Jonsel eher geschadet als genützt, weil die Wirklichkeit nicht dem Ideal entsprach. Der Jonsel hatte dann — wie er erzählte — die falsche Katz abgedankt und wollte es nun mit der „Häfenbinderischen“ probieren.

Sagte nun sein Bruder, der Ernest: „Mein Lieber, die Häfenbinderische laß nur mit Fried. Die geht dich nix an. Aber wenn du mir bei der die Leiter halten willst, so helf ich nachher für dich eine suchen.“

„Wegen meiner,“ gab der Jonsel bei, „mir ist sie eh ein bissel zu jung. Allemal fahrt man besser mit dem Rößel, wenn es schon abgerichtet ist.“

Derlei bekam ich zu hören auf dem glatten Waldsteig, als ich in der Dunkelheit geräuschlos und knapp hinter den beiden Burschen einherschritt. Dann verabredeten sie für die nächste Samstagnacht ein erstes Fensterln bei der Traude.

Sie hatte in der rückwärtigen Bodenkammer ihr Bett. Da wollte nun der Ernest eine Leiter anlehnen bis zu ihrem Fenster hinauf, um — weil es kein Gitter hatte — bequem Kopf und Achseln hineinzustecken und um ihr Herzlein zu werben. Der Jonsel sollte ihm derweil unten die Leiter halten. Dieser fragte nun den Unternehmer, ob er auch genügend mit Gassel- oder Fensterlsprücheln versehen sei, um sie anmutig aufzuwecken, über sein Vorhaben aufzuklären und sie dafür zu erwärmen. Dann wurden Übungen in Gasselsprüchen gehalten. Das geschah halblaut, in gemurmeltem Gebettone. — Na, gute Nacht, wenn das die Traude alles zu hören bekommen soll?! — Mir wurde heiß bis in die Finger- und Zehenspitzen. — Mit allen Vieren hätte ich sie rücklings überfallen und ermorden mögen. Aber was wirst du machen, wenn du ein kleberer Junge bist und ihrer sind zwei baumstarke Lümmel! Das Fensterln bei der Traude muß auf andere Weise verhindert werden.

mahl vorsetzte, wollte ich dem Bräutigam spaßeshalber etwas sagen. „Viele Gäste, die dazugehören, hast du heute geladen. Aber einen hast du doch vergessen, der auch dazugehört und dem du mehr verdankst, als was du ihm wirst abstatten können.“

„Geh du, schreck' mich nit, daß ich wen Wichtigen hätt' vergessen! Wer soll's denn lauter sein?“

„Der Waldl, unser Kettenhund.“

Balladen in Prosa.

Von **Alphonse Daudet.**[1])

Der Tod des Kronprinzen.

Der kleine Kronprinz ist krank, der kleine Kronprinz wird sterben ... In allen Kirchen des Königreichs ist das heilige Sakrament Tag und Nacht ausgestellt und große Wachskerzen brennen zu den Gebeten für die Genesung des Königskindes. Die Straßen der alten Residenz sind traurig und still, die Glocken läuten nicht mehr, die Wagen fahren im Schritt ... an den Zugängen zum Palaste stehen die neugierigen Bürger und schauen durch die Eisengitter, goldbetreßte Bediente im Hofe plaudern mit wichtiger Miene.

Das ganze Schloß ist in Aufregung, Kammerherren eilen die Marmortreppen auf und nieder ... In den Galerien drängen sich die Pagen, Hofleute in seidenen Kleidern gehen von einer Gruppe zur andern, um mit leiser Stimme nach Neuigkeiten zu fragen ... Auf den breiten Freitreppen machen die Ehrendamen, in Tränen zerfließend, sich tiefe Knixe und trocknen sich die Augen mit feinen gestickten Taschentüchern.

In der Orangerie ist eine große Versammlung von Ärzten im Standesornat. Durch die Scheiben sieht man die heftigen Bewegungen ihrer langen schwarzen Ärmel und die doktoralen Verneigungen ihrer gewaltigen Perrücken ... Der Gouverneur und der Stallmeister des kleinen Kronprinzen gehen vor dem Portale auf und ab, sie warten auf die Entscheidung der versammelten Fakultät. Küchenjungen schlendern an ihnen vorüber, ohne zu grüßen. Der Herr Stallmeister flucht wie ein Türke, der Herr Gouverneur rezitiert horazische Verse ... Und während der ganzen Zeit läßt sich drunten in den Ställen ein langes klagendes Gewieher vernehmen. Es ist der Goldfuchs des kleinen Kronprinzen, den die Knechte vergessen haben und der sie traurig herbeiruft an seine leere Krippe.

[1]) Deutsch von Stephan Born. Provençalische Geschichten. Basel, B. Schwabe.

Nachbarssohn, die Hände in den Taschen. Das Bett war leer, die rote Decke lag über dem Fußboden hin — die Traude war nicht da. In der Vorkammer, wo wir Flachs, Garn und Schafwolle aufzubewahren pflegten, hockte sie in einer großen Holzkiste auf schwarzer Wolle. Im weißen Hemde, die Ellbogen an die Brust, die flachen Hände ins Gesicht gedrückt, so hockte sie da und zitterte wie ein junges Vögelchen, das man in der hohlen Hand hält.

Mein Vater erhob seinen Unmuth gegen den Ernest: „Ist euch die auch schon im Weg? Soll man denn gar schon die Kinderstuben vergittern lassen vor den Rangen?"

„Na geh, Bauer", antwortete der Ernest in gemütlichem Ton, „die ist schon zeitig."

„Mir scheint, dir gibt dein Vater nicht genug Arbeit, weil du bei der Nacht nicht rasten kannst!"

„Derspar dir's, Bauer, derspar dir's!" sagte der Ernest dreist wie ein Sieger, da er doch ein Gefangener war. „Bauer, du wirst es auch nit viel anders gemacht haben, wie du dir die Deinige hast ausgesucht."

„Wenn's dir Ernst wär, das wär' eine Red'!"

Trat der Bursche einen Schritt hervor gegen die Traude und sagte ernsthaft: „Weil ich schon so weit bin, jetzt red' ich. Aufs Jahr übergibt mir mein Vater den Hof. Da ist's zum Heiraten. Traude, wenn du mich magst, so sind wir handelseins." Er hielt ihr die Hand hin, sie duckte sich nieder und vergrub sich immer mehr in die Wolle. Und sie tat erbärmlich weinen. So schluchzt und wimmert ein Kind, das sich in fremdem Land ausgesetzt und die Rede der Wilden zu hören glaubt. Da wies mein Vater die Leute zur Tür hinaus und befahl dem Mädchen, ins Bett zu gehen.

Ich pfiff dem Waldl, streichelte ihn und hing ihn wieder an die Kette.

Zwei Jahre später ist Hochzeit gewesen. Die Traude war eine andere geworden. Sie war entwickelt zur schwellenden Knospe, die über Nacht aufbricht. Sie hatte noch ihre stille Heiterkeit, aber wenn sie vor dem Ernest stand, wenn diese zwei schönen Menschen sich gegenüber standen und sie ihn anschaute, da war in ihrem Auge freilich noch jene Nacht — aber es flimmerten Sterne, es strichen Meteore, es zuckten Blitze in dieser Nacht. Es war ihr ein heißes Licht aufgegangen, daß er der Mann ist und sie das Weib. Der Ernest versicherte seine Freunde, persönlich zu dieser Erkenntnis nicht viel beigetragen zu haben und pries sich als einen der wenigen in der Gegend, die mit stolzer Glückseligkeit auf den grünen Kranz ihrer Braut blicken dürfen.

An jenem Morgen, als er seine Braut in unserem Hof abholte und meine Mutter den versammelten Hochzeitsgästen ein üppiges Früh-

Als nun der Almosenier zu Ende ist, beginnt der kleine Kronprinz mit einem tiefen Seufzer: „Alles, was Ihr mir da sagt, ist sehr traurig, Herr Abt; aber eines tröstet mich, daß ich da droben, im Sternenparadies, auch wieder der Kronprinz sein werde ... Ich weiß, der liebe Gott ist mein Vetter und er kann nicht anders, er muß mich nach meinem Range behandeln.“ Dann setzte er hinzu, zu seiner Mutter gewendet: „Man bringe mir meine schönsten Kleider, mein Wamms aus weißem Hermelin und meine Sammetschuhe; ich will mich putzen für die Engel und in kronprinzlichem Gewand ins Paradies einziehen.“

Ein drittesmal neigt der Almosenier sich zum kleinen Kronprinzen hernieder und spricht lange und leise zu ihm ... Mitten in seiner Rede unterbricht das Königskind ihn heftig: „Dann nützt es also nichts, ein Kronprinz zu sein?“ Und ohne weiter etwas hören zu wollen, kehrt der kleine Kronprinz sein Gesicht der Wand zu und weint bitterlich.

Der Souspräfekt im Grase.

Der Herr Souspräfekt macht seine Rundreise. Kutscher vorn, Lakai hintenauf, so führt der Wagen der Souspräfektur ihn zum landwirtschaftlichen Fest nach Combe-aux-Fées. An diesem denkwürdigen Tage hat der Herr Souspräfekt seinen schönen gestickten Frack, seinen kleinen Klapphut, sein enganliegendes Beinkleid mit Silberstreifen und seinen Galadegen mit Perlmuttergriff angelegt ... Auf seinen Knien ruht eine Mappe aus gepreßtem Saffian, auf die er trübselig niederschaut.

Der Herr Souspräfekt betrachtet trübselig seine Mappe aus gepreßtem Saffian, er denkt an die famose Rede, die er heute vor den Einwohnern von Combe-aux-Fées halten soll ... „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen ...“ Aber er mag sich noch so lange am blonden Backenbart zerren und zwanzig Mal wiederholen ... „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen ...“ Die Fortsetzung seiner Rede will durchaus nicht kommen.

Die Fortsetzung der Rede will nicht kommen ... Es ist so unerträglich schwül in der Kalesche! ... So weit das Auge reicht, nichts als Staub auf der sonnendurchglühten Straße ... Die Luft ist brennend heiß und auf den weiß bestäubten Ulmen am Wegesrande zirpen tausende von Grillen sich Frage und Antwort zu ... Plötzlich erzittert der Herr Souspräfekt vor Freude, er hat ein Wäldchen immergrüner Eichen entdeckt, das ihm zuzuwinken scheint.

Das Wäldchen immergrüner Eichen scheint ihm zu winken: „So kommen Sie doch hieher, Herr Souspräfekt, um Ihre Rede fertig zu bringen; unter diesen Bäumen wird es Ihnen gewiß wohler sein ...“ Der Herr Souspräfekt giebt der Verführung nach, er springt aus der

Und der König? Wo ist der hochmächtige König? . . . Der König hat sich eingeschlossen in ein einsames Gemach des Schlosses . . . Die Majestäten wünschen nicht, daß man sie weinen sehe! . . . Die Königin? O die Königin sitzt am Kopfende des Bettes ihres kleinen Prinzen, ihre Tränen fließen über sein schönes Gesicht und sie schluchzt ganz laut vor allen, als wäre sie eine einfache Bürgersfrau.

In seinem ganz mit Spitzen umhüllten Bettchen liegt der kleine Kronprinz, er hat die Augen geschlossen und ist weißer als die Kissen, auf denen er ruht. Man möchte meinen, er schlafe; aber nein! Der kleine Kronprinz schläft nicht . . . Er wendet sich um zu seiner Mutter und da er sie weinen sieht, sagt er: „Frau Königin, warum weinet Ihr? Glaubt Ihr wirklich wie die andern, daß ich sterben werde?" Die Königin will antworten. Sie kann nicht reden vor Schluchzen.

„Weinet doch nicht, Frau Königin; Ihr vergesset, daß ich der Kronprinz bin und daß die Kronprinzen nicht so wegsterben können . . ." Die Königin schluchzt noch lauter und dem kleinen Kronprinzen wird mit einemmal so bange: „Hollah!" sagt er „ich will nicht, daß der Tod herkomme, mich zu holen; ich will ihn schon hindern, mir zu nahen . . . Man rufe sofort vierzig starke Landsknechte, die an unserem Bette die Wache halten sollen! . . . Hundert große Geschütze mit brennender Lunte sollen Tag und Nacht vor meinen Fenstern stehen! Und wehe dem Tode, wenn er es wagt, mir nahe zu kommen! . . .

Dem Königskinde zuliebe gab die Königin einen Wink. Sogleich hört man die schweren Kanonen in den Hof rollen und vierzig große Landsknechte, die Partisane in der Faust, stellen sich an den Wänden des Gemaches auf. Es sind alte Haudegen mit grauen Knasterbärten. Der kleine Kronprinz klatscht bei ihrem Eintritt in die Hände. Er erkennt einen und ruft ihn zu sich: „Lothringer! Lothringer! Der Krieger tritt einen Schritt vor. „Ich habe dich gern, alter Lothringer . . . Laß mich einmal deinen großen Säbel sehen . . . Wenn der Tod kommt, um mich mitzunehmen, dann mußt du ihn erschlagen; hörst du?" Der Lothringer antwortet: „Zu Befehl, Euer Gnaden . . ." Und zwei dicke Tränen rollen ihm über die wettergebräunten Wangen.

In diesem Augenblick nähert sich der Almosenier dem Bette des kleinen Kronprinzen und redet lange und flüsternd zu ihm und weist ihm das Kruzifix. Der kleine Kronprinz hört ihm sehr erstaunt zu, dann unterbricht er ihn plötzlich: „Ich begreife, was Ihr sagt, Herr Abt; aber könnte nicht mein kleiner Freund Beppo an meinerstatt sterben, wenn man ihm viel, viel Geld gäbe? . . ." Der Almosenier fährt fort, leise zu ihm zu reden und der kleine Kronprinz ist immer verwunderter.

unverschämten Vogel fortgestikulierend, fängt er wieder von vorne an: „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen!“

„Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen,“ hat der Souspräfekt von neuem begonnen; aber sieh, da strecken die kleinen Veilchen ihr Haupt aus dem dichten Rasen empor und fragen ihn leise: „Herr Souspräfekt, merken Sie es auch, wie lieblich wir duften?“ Und die Quellen murmeln unter dem Moose eine himmlische Musik und auf den Zweigen über seinem Haupte stimmen die Grasmücken ihre schönsten Lieder an und das ganze Wäldchen hat sich verschworen, ihn an der Abfassung seiner Rede zu hindern.

Das ganze Wäldchen hat sich verschworen, ihn an der Abfassung seiner Rede zu hindern ... Der Herr Souspräfekt, berauscht von Veilchenduft und süßen Tönen, versucht es vergebens, dem Reize zu widerstehen, der ihn überwältigt. Er stützt die Ellenbogen aufs Gras, knöpft sein schönes Festkleid auf, stammelt noch zwei- oder dreimal: „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen ... meine Herren und teuren Amtsbe ... meine Herren und teuren ...“ Dann befiehlt er seine Amtsbefohlenen dem Teufel und die Muse der landwirtschaftlichen Ausstellungen verhüllt ihr Angesicht.

Verhülle dein Angesicht, o Muse der landwirtschaftlichen Ausstellungen! ... Als nach Verlauf einer Stunde die Diener der Souspräfektur, um ihren Herrn besorgt, in das Wäldchen eintreten, sind sie Zeugen eines Schauspieles, vor dem sie entsetzt zurückweichen ... Der Herr Souspräfekt liegt auf seinem Bauche im Grase ausgestreckt, mit nackter Brust wie ein Zigeuner. Er hat seinen gestickten Frack ausgezogen und Veilchen zwischen den Lippen zerknetend, hört er von Gott und Welt nichts mehr ... Ja, weiß der Himmel, der Herr Souspräfekt macht — Verse!

Lieder eines armen Teufels.

Von **Karl Wilhelm Eichenberg.**

I.

Trost.

Mich Armen, den grausam das Schicksal gekränkt,
Hat freundlich getröstet es wieder.
Für den Schmerz ward mir heilender Balsam geschenkt,
Es gab meinem Herzen die Lieder.

Denn ich, den die Liebe so tödlich verletzt,
Leg' mich auf die andere Seiten;
Mit den Liedern kann ich, dess' tröst' ich mich jetzt,
Den andern — auch Schmerzen bereiten!

Kalesche, und befiehlt seinen Leuten, zu warten; er wolle in dem Wäldchen immergrüner Eichen seine Rede fertig bringen.

Im kleinen Eichenwäldchen sind Vögel und Veilchen und rieseln Quellen unter dem stillen Rasen . . . Wie sie den Herrn Souspräfekten in seinem schönen Beinkleid und mit der Mappe aus gepreßtem Saffian erblicken, erschrecken plötzlich die Vögel und hören auf zu singen; die Quellen halten mit ihrem Gemurmel inne und die Veilchen verkriechen sich unter dem dichtesten Grase . . . Diese ganze kleine Welt hat noch niemals einen Souspräfekten gesehen und frägt sich leise, wer ist der schöne Herr, der da in silbernen Hosen umherspaziert?

Leise, leise frägt man sich unter dem Laube; wer ist nur der schöne Herr in silbernen Hosen? . . . Der Herr Souspräfekt aber, entzückt von der Stille und der Frische des Wäldchen, nimmt die Zipfel seines Fracks auseinander, legt seinen Klapphut auf's Gras und setzt sich in's Moos an den Fuß einer jungen Eiche; dann öffnet er auf seinen Knieen die große Mappe aus gepreßtem Saffian und zieht ein Blatt prachtvollen Papiers hervor. „Es ist ein Künstler!“ sagt die Grasmücke. „Nein,“ sagt der Dompfaff, „es ist kein Künstler, da er silberne Hosen anhat; es ist eher ein Prinz.“

„Es ist eher ein Prinz,“ sagt der Dompfaff. — „Weder ein Künstler, noch ein Prinz,“ flötet eine alte Nachtigall, die einen ganzen Sommer in den Gärten der Souspräfektur gesungen . . . Ich weiß, wer es ist; „es ist ein Souspräfekt.“ Und im ganzen Wäldchen flüstert es jetzt: „Es ist ein Souspräfekt, ein Souspräfekt!“ „O der Kahlkopf!“ bemerkt eine Haubenlerche. „Ist er böse?“ fragen die Veilchen.

„Ist er böse?“ fragen die Veilchen. „Ganz und gar nicht!“ erwidert die alte Nachtigall. Und darauf hin beginnen die Vögel wiederum zu singen, die Quellen zu murmeln, die Veilchen zu duften, als ob der schöne Herr gar nicht da wäre . . . Unempfindlich für alle diese herrlichen Dinge, ruft der Herr Souspräfekt in seinem Herzen die Muse der landwirtschaftlichen Ausstellungen an und, den Bleistift hoch erhebend, beginnt er mit feierlicher Stimme zu deklamieren: „Meine Herren und teuren Amtsbefohlenen . . .“

„Meine Herren und theuren Amtsbefohlenen,“ sagt der Souspräfekt mit seiner zeremoniösesten Stimme . . . Ein leises Gekicher macht ihn stutzig, er wendet sich um und bemerkt nichts als einen großen Grünspecht, der auf seinem Klapphut Platz genommen und ihn lachend anschaut. Der Souspräfekt zuckt verächtlich mit den Achseln und will in seiner Rede fortfahren; der Grünspecht aber unterbricht ihn noch einmal und ruft ihm von weitem zu: „Wozu nützt es?“ — „Was? wozu es nützt?“ antwortet der Souspräfekt, dunkelrot vor Aufregung; und den

wird ihnen Gott als eine Person dargestellt, die ganz einem Menschen ähnlich sieht, anderseits soll Gott etwas sein, das überall gegenwärtig ist, ausgestattet mit den höchsten Eigenschaften eines wirklichen, eines körperlichen Wesens, und das man doch nirgends sieht. Und dieser Gott, der das Weltall und die Himmel zu versorgen hat, soll sich zu dem einzelnen Menschenkinde so stellen, als sei er nur für dieses allein vorhanden, als habe er alle seine Fürsorge nur diesem einen Menschen zuzuwenden? Wie soll ein kindliches Menschengemüt damit ins reine kommen? Unsinnlich denkende Leute und solche, die danach ihr Herzensleben einrichten, sind nicht viele zu finden. Der Mensch im großen und ganzen ist ein Kind und das Volk ist ein Kind.

Niemand weiß das besser als die katholische Kirche; sie behandelt das Volk, wie man ein zehnjähriges Kind behandelt. Das Geistige übersetzt sie ins Sinnliche und nun kann es das Volk sehen, hören, fühlen und glauben. So hat die Kirche aus der alten Judenreligion den Schutzengel herübergenommen und als eine sinnliche Gestalt in den christlichen Kreis gestellt. Freilich wird aus dem Sinnbild nur allzuleicht ein Zerrbild.

Nach der Kirchenlehre hat jeder Mensch seinen besonderen Schutzengel, der ihm von Gott beigegeben ist als Beschützer und Führer in allen Gefahren des Leibes und der Seele. Dazu ist, so meint das Volk, der Engel von Gott ausgestattet mit Allmacht, Güte und Weisheit, er ist gleichsam der persönliche Vertreter Gottes, der göttliche Anwalt des hilflosen Menschen auf dieser wüsten, dunklen, feindlichen Welt.

Dieser Schutzengel wird dargestellt als Jüngling in langem, weißem Kleide, mit langen Locken und großen, weißen Fittichen. Die Bilder, wie sie im katholischen Volke überall verbreitet sind, zeigen den Schutzengel, wie er hinter der Wiege des Kindes steht und darüber schützend seine Hand hält; wie er auf schmalem Steg einen Knaben über den Abgrund führt; wie er ein arglos lächelndes Kind über ringelnde Schlangen hinweg leitet; wie er über einen verfolgten Flüchtling schirmend die Palme hält. Auf Martertafeln steht im Hintergrunde des von Gefahr und Tod Bedrohten der Schutzengel. Manche Kapelle, mancher Bildstock an den Straßen ist dem Schutzengel geweiht und die Kirche begeht einmal im Jahre das Schutzengelfest.

Der Gebete zum heiligen Schutzengel gibt es unzählige und viele weihen des Morgens den ersten Gedanken dem Schutzengel:

„O heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir befohlen sein,
Führe mich mit Gottes Gnade
Immerdar auf deinem Pfade,
Und zu Gott im Himmel ein!“

II.

Nichts für arme Leute.

Hochzeit feiert heut' mein Schatz,
Doch mit einem andern.
Mich, den einst sie lieb gehabt,
Ließ sie weiter wandern.

Zu mir sprach sie: „Armer Wicht,
Kannst mich doch nicht freien,
Wenn ich drum 'nen andern nehm',
Mußt du mir verzeihen."

Und ich kann der schlimmen Maid
Gar nicht Unrecht geben,
Denn von Liebe nur allein
Kann der Mensch nicht leben.

Ach, des Daseins ganze Qual
Packt mich grausam heute:
Ja, die Liebe ist fürwahr
Nichts für arme Leute!

III.

Wasser ist das Beste?

Lichterglanz und Fiedelklang
Fluten aus der Schänke,
Jeder fragt mich, ob ich heut'
Nicht ein Gläschen tränke.

Jeder fragt mich, ob die Maid
Heut' zum Tanz ich führe,
Aber ich, voll Traurigkeit,
Stehe vor der Türe.

Ach, in meiner Tasche hab'
Heut' ich keinen Heller
Und der Wirt schrieb niemals an
Seinen Muskateller!

Einsam steh' ich, während drinn'
Hell die Fiedeln locken,
Hungernd, frierend, voller Pein
Und die Kehle trocken.

Nur der Brunnen hell und klar,
Quillt zu meinem Feste:
„Guter Pindar, ist es wahr,
Wasser ist das Beste?"

IV.

Ausweg.

Heute sprach der Pfarr' zu mir:
„Freund, hör' auf zu trinken,
Denn sonst mußt du, sag' ich dir,
Einst zur Hölle sinken."

In der Hölle, dachte ich,
Da ist's nicht geheuer,
Denn da brennt, so lehrt man mich,
Stets ein großes Feuer.

Und an solchem heißen Ort
Ist's auch immer trocken,
Das wär' bitter, auf mein Wort,
Müßt' ich dort einst hocken.

Aber ach, der Wein ist gut,
Mag ohn' ihn nicht leben,
Hat mir neuen Lebensmut,
Trost im Leid gegeben.

Daß ich in der Hölle noch
Durstesqual muß leiden,
Möcht' ich armer Teufel doch
Gar zu gern vermeiden.

Darum werd' ich, lieber Mann,
Trinken bis zum Grabe,
Daß ich in der Hölle dann
Keinen Durst mehr habe.

Der Schutzengel.

Eine Glaubensgestalt aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Daß von den vielen hundert Millionen Menschen Gott gleichzeitig jeden einzelnen persönlich schützt und leitet — das ist schwer zu denken. Wie sollen die einfachen Leute, die überhaupt nicht abstrakt denken können, geschweige eine Idee denken können, die so ganz und gar gegen alle Wirklichkeit und Erfahrung geht, sich das vorstellen? Einerseits

am Ehrenplatz, als sei er nur der Diener und als stehe der leidende, irrende Mensch vor Gott höher als der selige Geist. Wenn es dann zum Sterben kommt, wird der Wache haltende Engel gedacht als Cherub mit dem flammenden Schwerte. Denn nun schleicht der „böse Feind" heran, der Teufel, um die ausfahrende Seele abzufangen. Der Engel scheucht ihn zurück. Der Teufel braucht allerhand List, um an den Sterbenden heranzukommen, die Seele zu erhaschen. Da schlägt der Engel mit den langen Flügeln aus, daß die Sterbekerze flackert, und ringt mit dem Teufel, um die arme Seele ihm wieder zu entreißen. Der Teufel hat eine Wage und wirft die Sünden des Sterbenden in die eine Schale; sie sinkt schrecklich nieder. Der Engel sucht die Tugenden und Verdienste des Sterbenden hervor und legt sie in die andere Schale. Sie rührt sich nicht. Er legt die guten Werke der Verwandten hinein, die Gebete, die Almosen, die Bußübungen — die Schale bleibt hoch in der Luft. Der Teufel triumphiert. Nun hebt der Engel einen goldenen Kelch und läßt daraus einen Tropfen in die Schale fließen — es ist ein Blutstropfen vom Kreuze Christi. Die Wagschale sinkt schwer und tief, die Sündenschale schnellt empor, so scharf, daß dem Teufel die Sünden ins Gesicht geschleudert werden. Unter schauerlichem Ächzen verschwindet er und der Engel hat die Menschenseele gewonnen.

Ungefähr so habe ich mir als Kind den Vorgang an einem Sterbebette gedacht. Ich glaube nicht, daß es meiner Phantasie entsprang, mußte die Darstellung wohl einmal von anderen gehört haben, so daß zu sagen ist, sie stammt aus der Glaubensquelle des Volkes.

Wenn der Tote dann aufgebahrt wird, so belegt man in der Bauernschaft seine Brust mit Heiligenbildchen. Darunter der Namenspatron des Verstorbenen, die Sterbehelfer St. Joseph und Barbara, besonders aber auch das Bild des Schutzengels — dessen Tagewerk nun vorüber ist. Was aus einem solchen Engel wird, wenn er seinen Pflegling der Hand Gottes glücklich zurückgegeben hat, darüber ist nichts zu erfahren. Ob er wieder ein anderes Erdenkind übernimmt, oder ob er — wie ein fürwitziger Phantast vermutet hat, seinem Schützling im Himmel als Kammerdiener beigegeben wird — das müßte einem katholischen Scholastiker zur Entscheidung vorgelegt werden.

Freilich wohl wird der Schutzengel nach einer höheren Einsicht und Weisung handeln als der menschlichen. Da war ein Hochtourist, der mit seinem Sporte eine gar edle Neigung verband. Wo er im Hochgebirge arme Leute fand, da war er liebreich und tat ihnen Gutes. Armen Schulen in entlegenen Gebirgsdörfern vermittelte er Lehrmittel, armen Kindern stiftete er zu Weihnachten Christbäume. Von solchen Liebestaten gerührt, schrieb ich eines Tages dem Manne einen Brief, in welchem ihm Dank gesagt wurde besonders für das, was er armen, sonst ver-

Oder eine beliebtere Variation:

„Heiliger Schutzengel mein,
Laß mich dir empfohlen sein,
Alle Tag und alle Stund',
Bis mein' Seel in Himmel kummt."

„O heiliger Schutzengel mein,
O laß mich dir befohlen sein;
In allen Nöten steh mir bei
Und halte mich von Sünden frei.
Bei Tag und Nacht, ich bitte dich,
Beschütze und bewahre mich."

Es wird wenige katholische Mütter geben, die am Abend nicht vor das Bettlein ihres Kindes hinknien, dem Kleinen die Händchen falten und das Sprüchlein lehren:

„In Gottes Namen schlafen,
Sechs Engel werden mir wachen,
Zwei zu Haupten, zwei zu Füßen,
Zwei zur Seiten mein,
Unsere liebe Frau wird auch dabei sein."

Ein argloses Kind, das noch keine Gefahr kennt und keiner ausweichen kann, braucht also nach der Volksmeinung mehr als einen Schutzengel, braucht deren sechs. Und daß gerade Kinder ihre Engel haben, das fällt mir immer ein, wenn ich ein Kind auf dem Dache klettern sehe, oder mit dem Feuer spielen, oder mit einem scharfen Werkzeug hantieren, oder am Bache springen, oder unter oft halbwilden Rindern umherlaufen, oder mit bissigen Hunden schäkern, vor denen Erwachsene sich ängstlich hüten. Tatsächlich verhalten sich viele Tiere freundlicher gegen wehrlose Kinder, als gegen Erwachsene mit Stock und Peitsche. Mehr als die Gewalt schützt die Liebe.

Eine Mutter entläßt am Morgen ihre Kinder, um sie für den Tag der gefahrvollen, falschen Welt anzuvertrauen. Da sagt sie zum Schulkind: „Bete nur fleißig zum heiligen Schutzengel, daß dir unterwegs nichts geschieht!" Und zum halberwachsenen Töchterlein, das in die Fabrik geht: „Tu' nur auf den Schutzengel nit vergessen, mein Kind, daß er dich beschützt vor Sünd' und Versuchung!" Und zum erwachsenen Sohn, der ins Bergwerk muß: „Vergiß nit, wenn du einfahrst, befiel dein Leib und Seel dem heiligen Schutzengel. Ich will auch zu ihm für dich beten." Und selbst ihrem Manne, wenn er bange zum strengen Arbeitsgeber muß, oder zur Behörde, oder sonst einen schweren Weg zu machen hat, ruft sie zu: „Der heilige Schutzengel wird dich begleiten, daß es gut ausgeht!"

Am Bette der Kranken und Sterbenden steht der Schutzengel. Ich weiß von einer alten Krankenwärterin, die stellte sich nie an die linke Hauptseite des Krankenbettes. „Dort ist dem Schutzengel sein Platz. Dort steht der Schutzengel!" Er steht so, daß er den Kranken rechterhand hat,

werden, die mit Schleiern und immer dichteren Schleiern das Gute und Wahre verhüllen und in die dunkelsten Irrtümer führen. Das ist die Gefahr bei so vielen Gestalten der Kirche für das kindliche Volk.

Viele gibt es, bei denen der Schutzengel eine größere Rolle spielt als Gott. Sie denken nicht, daß er nur der Gesandte Gottes sein soll, der zu jeder Zeit abberufen werden kann, sie messen ihm alle Eigenschaften Gottes bei, mit Ausnahme etwa der Gerechtigkeit. Sie verlangen von ihrem Schutzengel, daß er ihr guter Kamerad sei für jeden Fall, auch wenn sie was Schlechtes wollen, auch wenn sie Unrecht haben. Es gibt Diebe, die den Schutzengel anrufen, bevor sie in dunkler Nacht an den Einbruch gehen. Mancher, der das Messer einsteckt, in der Absicht, bei der Kirchweih mit einem Nebenbuhler zusammenzugeraten, ruft für sich den Schutzengel an. Und von einer jungen Sennin wußte jemand zu erzählen, die Woche um Woche ihren Liebsten in die Hütte ließ. Und als die Folgen davon nicht mehr zu verbergen waren, meinte sie und meinte, „es habe sie halt der Schutzengel verlassen."

In meiner Waldheimat hatte — das war vor vielen Jahren — nach schwersten Stunden eine Bäuerin ein schwächliches Kind zur Welt gebracht. Sie schickte es sofort durch die Patin und die Hebamme zur Taufe in den drei Stunden weit entfernten Pfarrort. „O du armes Kindel", sagte sie zum Abschied, „du hast noch gar keinen Schutzengel vor der Tauf'. Daß dir nichts geschieht unterwegs, so will ich dir *meinen* Schutzengel mitschicken." — Als das Kind von der Taufe zurückkam, war die Mutter tot. „Weil sie ihren Schutzengel fortgeschickt hat!" sagten die Weiber.

So sind die Leute. Durch Täuschung und Torheit tasten sie im dunklen Leben dahin. Und doch geht keiner fehl, dem das rote Licht der Liebe scheint.

Adalbert Stifters Tod.

Das tragische Ende des großen Erzählers ist kein Geheimnis mehr. Nur malt das Gerücht schwärzer als die Wirklichkeit, die zwar furchtbar hart, aber stets in sich begründet ist. Wer bei Adalbert Stifter, diesem tief sittlich veranlagten Menschen, die Wahrheit kennt, der denkt nicht an Schuld, nur an Krankheit und Geistestrübung. Unter dieser Voraussetzung verlangt es uns, dem neuen Werke „Adalbert Stifter, sein Leben und seine Werke" von Alois Raimund *Hein* (Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1904) das Kapitel über Stifters schmerzvolles Ende auszugsweise zu entnehmen.

lassenen Kindern tue, und der Brief schloß damit: Wenn der Tourist einsam an gefahrvoller Felswand klettert, da wird der Schutzengel eines armen beglückten Kindes über ihm schweben in treuer Wacht! — Wenige Tage nach diesem Schreiben, als der Mann wieder mitten in den Vorbereitungen zur Weihnachtsbescherung armer Kinder war, machte er eine Klettertour, stürzte ab und war tot. Allerdings ein plötzlicher Tod ohne Schmerz und Qual und Sterbensbewußtsein, ein Tod, wie der Naturfreund ihn nicht besser wünschen kann. Dem kurzsichtigen Menschenwunsch ist der Schutzengel nicht nachgekommen — doch hat er's wohl viel besser gemacht, als wir es meinen und ahnen können. Manchmal schützt die Vorsehung den Menschen am besten, indem sie ihn — nicht schützt.

Die Sache hat nun aber noch eine andere Seite. So wie dem Erdenpilger ein guter Geist zu Schutz und Schirm beigegeben ist, so ist ihm auch ein böser Geist zur Seite gestellt. Der kommt vom Teufel und seines Amtes ist, daß er den Menschen schlecht berate, betöre, verführe und zu Grunde richte. Wenn einer nicht fleißig zu seinem Schutzengel betet, so kann es leicht sein, daß der Schutzengel sich zurückzieht und er in die Gewalt des anderen fällt. Man sähe es ja wohl an der Tatsache, sagen die Anhänger dieser Lehre, daß die Menschen von verschiedenen Geistern regiert werden — die einen von guten, die anderen von bösen. Die einen bleiben trotz Anfechtungen und menschlicher Schwächen gut; die anderen werden trotz sorgfältiger Erziehung, vorteilhafter Naturanlage und günstiger Lebensbedingungen schlecht. Dem einen fällt ohne Mühe Gut und Freude in den Schoß, dem andern mißlingt alles trotz Fleiß und Anstrengung. Auf den einen fällt immer das Gute, auf den andern immer das Schlimme, und was man Zufall oder Geschick, Glück oder Unglück nennt, das kommt von dem guten oder von dem bösen Geiste, die jeden begleiten. Nach alter verhängnisvoller Lehre bringt jedes Menschenkind schon bei seiner Geburt Segen oder Fluch mit auf die Welt. Den Segen hat der Schutzengel auszuführen, den Fluch der böse Geist.

So verpersönlichen, versinnlichen die Menschen das, was einzelne besser wissen wollend Fatum, Schicksal, Vorsehung oder gar Zufall nennen. So sind zu allen Zeiten die Götter entstanden. Diese Gestalten unserer Stimmungen, Ahnungen, Sehnsuchten und Wünsche — man möchte sie nicht gerne missen, sie befriedigen nicht allein künstlerisches Verlangen, sie stärken im einfältigen Gemüte auch die seelische Kraft. Aber — es hat sein arg Bedenkliches. Die Vorstellungen werden allmählich zu Wesenheiten, die so wirklich sind, wie irgend etwas Reales nur wirklich und wirksam sein kann, die so mächtig und gewalttätig werden, daß sie Besitz ergreifen vom ganzen Menschen und nichts anderes mehr neben sich dulden. So können die heraufbeschworenen Geister zu Dämonen

Stifters letzter Ausflug war ein Gräberbesuch. Zum Allerseelenfeste sollte die Ruhestätte der unvergeßlichen Mutter in seiner Heimat Oberplan nicht ungeschmückt sein. Einer Anregung des Dichters folgend, hatten die Geschwister in Linz eine marmorne Gedenktafel anfertigen lassen, deren Aufstellung in Oberplan an der äußeren Kirchenmauer zu Häupten des Grabes nun zu besorgen war. Stifter reiste im Oktober nach seinem Heimatsorte und befehligte, eine letzte, stille Freude im Herzen, die Arbeiten der Werkleute. Nach seiner Rückkehr fand er seine Gattin an einer bösartigen Grippe erkrankt, die so heftig war, wie er „nie eine gesehen" hatte. Er erschrak, und da er fürchtete, es möchte etwa „ein tödlicher Keim" in diesem Leiden verborgen sein, so war er im Gemüte „unsäglich ergriffen". Aber sie genas nach zwei Wochen, und obschon sie, da er sie das erste Mal ausführen durfte, „wie ein Schatten" war, erholte sie sich doch schnell und sichtlich.

Aber nun wurde der Dichter anfangs November selbst von dem Übel erfaßt. Die Krankheit zunächst nicht weiter beachtend, pflegte er teilnehmenden Freunden gegenüber scherzweise zu äußern: „Sie ist höchst ungeschickt, diese Grippe, aber in ein paar Wochen ist's wieder gut. Es ist doch ganz anders als früher; ich behalte diesmal meine Eßlust." — Da jedoch einige Zeit vergangen war, ohne daß eine Besserung eintrat, da ihn zudem eine große Heiserkeit befiel und sein Körper kein Verlangen nach Nahrung zeigte, wurde er sehr ängstlich; wenn man ihn trösten wollte, erwiderte er klagend: „Ich bin auf ein Jahr zurückgeworfen: es ist ein Unglück, es ist ein Unglück!" Gegen Weihnachten trat eine ungünstige Wendung in seinem Befinden ein; der behandelnde Arzt verlangte, daß er für einige Tage zu Bette gebracht werde. Aber aus den Tagen wurden Wochen, und sein Zustand gestaltete sich immer bedenklicher. Fieber und Nachtschweiße zehrten in kurzer Zeit seine letzten Kräfte auf.

Aprent, der in den Leidenstagen sein bester und aufopferndster Freund war, weilte oft an seinem Krankenlager. Mit den wenigen Zeilen, die er in den Weihnachtstagen an seinen stillen Tröster richtete, hat der Dichter den Griffel für immer aus der Hand gelegt: „Meine Leute sagen mir, daß Du in diesen Tagen schon zweimal bei mir warst, und daß sie Dich nicht hereingelassen haben, weil der Arzt es verboten hat. Ich weiß nicht, haben sie es vergessen, daß ich gesagt habe, daß man Dich immer hereinlasse, oder habe ich vergessen, es zu sagen, aber es ist mir sehr peinlich, daß es geschehen ist. Ich bitte Dich also, laß Dir den Gang nicht zu viel werden und komme sehr bald. Ich bin zwar so heiser, daß ich fast nichts reden kann; aber ein Weilchen kannst Du doch bei meinem Bette sitzen, wir reden ein Weniges, und dann gehst Du wieder. Der Arzt sagt, es geht zu Ende, und dann ist alles auf einmal gut . . ."

Der Dichter war schon längere Zeit leidend gewesen und hatte im Jahre 1867 in Karlsbad und dann in Kirchschlag bei Linz Heilung gesucht. Er kehrte gestärkt in seinen Wohnort Linz zurück.

Je gesünder er werde, so sagte er nach der Rückkehr zu seinen Freunden, desto weniger fühle er das Bedürfnis nach Höhen, zu denen es ihn während seines Krankseins immer hinzog, und desto mehr empfinde er den Mangel des gemütlichen Behagens, dem er doch überall ausgesetzt sei. — Wenn es der Herr des Himmels gütig fügen wolle, so werde ihm doch noch ein heiterer, milder Nachsommer beschieden sein. — „Wir leben still und zurückgezogen. Meine Gattin ihrem Hauswesen, ich meinen Arbeiten. Als Vergnügen habe ich manchen lieben Brief eines Freundes, manches liebe Buch, manchen Spaziergang und etwas Malen, das ich mir erlaube. So lösen sich die Tage, die Wochen ab. Meine Wohnung ist mein Königreich.... Ich bin jetzt fast völlig gesund und fühle mich am wohlsten zu Hause, unter dem, was mein ist, und am allerwohlsten bei der Arbeit, die ja mehr als alles andere mein ist. Witiko, gottlob, ist fertig, und schenkt mir der Herr noch ein paar Jahre, so werde ich diese Zeit der Krankheit segnen als eine Wohltat und Gnade, und es wird sich auch in meinen Arbeiten die größte Reife und Läuterung zeigen.“

Aber dieser letzte matte Flug des Hoffens war eitle Täuschung. Denn schon hielt der Todesengel mit schwarzem Fittich an der Seite des müden, siechen Mannes Wacht, bereit, ihn zur ewigen Ruhe zu geleiten.

Der dem hohen und reinen Geiste Stifters wie kein zweiter verwandte Dichter R., den die Verehrung des erhabenen Vorgängers im Dienste der Musen trieb, zu Fuß von Graz nach Linz zu wandern, um den Großmeister von Angesicht zu Angesicht zu sehen, kam gerade noch in letzter Stunde.

„Über der Donaustadt,“ so erzählte R. von der Begegnung, „lag der sonnigste Vormittag; Stifter saß in seiner Wohnung. — Das erste von seiner Seite war nur die Entschuldigung, daß er mich im Hauskleide — er stak in einem dichtgefütterten Schlafrocke — empfangen müsse, er sei leidend. Dann warf er einen wehmütigen Blick hinaus in den Sommertag. — — Ich sah die Blässe und die feinen Furchen und eine Art von Harm auf seinem Antlitze; das war nicht das heiter behäbige, volle Gesicht, welches den „Studien“ als Titelkupfer beigegeben ist. Ich sah die Silberfäden in seinem Backenbarte und in den Locken des Hauptes, auf welches eben die Sonnenstrahlen fielen. — Aber die Strahlen taugten ihm nicht, er ließ die Fensterrollen nieder. Und nun wir eingehüllt waren und keinen Sommer mehr sahen, hub er an, recht von dem Sommer zu sprechen.“

auch die Familie des Inspektors der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, Gerbert von Hornau, in der Wohnung des unteren Stockwerkes zum Erwachen, wo sogleich der Gedanke rege wurde, der schwerkranke Hofrat liege im Verscheiden.

Nach wenigen bangen Minuten erschien hastig der dem Stifterschen Hause seit vielen Jahren eng befreundete Domherr Josef Schropp, welcher von der nahen Pfarrkirche nur ein kurzes Wegstück zurückzulegen hatte; er konnte dem Verscheidenden noch die erhabenen Tröstungen der Religion bringen; in der Darreichung der heiligen Sterbesakramente spendeten seine Hände dem langsam erkaltenden Körper des unglücklichen Dulders die letzte Ölung.

Der voll Entsetzen herbeigeeilte Arzt aber fand nichts mehr zu helfen und konnte dem Freunde nur noch die Augen zudrücken. —

Wie über alle Vorstellung gräßlich muß die Pein gewesen sein, unter welcher dieser stets so glaubensstarke Geist zerrüttet und selbstvergessen zusammenbrach, unfähig der eigenen, oft verkündeten Lehre zu gedenken, die das Ausmaß des Duldens dem unerforschlichen Ratschlusse Gottes anvertraut ...

Als am nächsten Morgen der Sohn des Bildhauers Rint erschien, um die Gesichtsmaske des dahingeschiedenen Dichters abzunehmen, mußte er einen starken Papierstreifen um die blutstarrende Halswunde legen, ehe er daran gehen konnte, sein trauriges Werk zu beenden.

Am 30. Jänner 1868, um 10 Uhr vormittags, wurde die entseelte Hülle des Dichters zu Grabe getragen. Die Schuljugend der k. k. Normalschule, des Gymnasiums und der Realschule schritt in Begleitung der Lehrer und der Professoren dem Sarge voran; ein großer Teil seiner einstigen Amtsgenossen gab dem verblichenen Schulrat das Geleite bis zum Orte des ewigen Friedens.

„Lasset die Kleinen zu mir kommen", hatte er einst gesagt, als er freudig daran gehen wollte, seine Träume von höherer Menschenbildung in heiß erstrebter Wirksamkeit lebendig zu gestalten, und einige der letzten Worte, die er auf dem Sterbebette niederschrieb, drückten die Hoffnung aus, daß mit der Jugend wieder Begeisterung für Edles in die Menschheit kommen werde. „Die Jugend hat die heilige Pflicht, die reinere Flamme wieder anzufachen und in sich fortzunähren." Seine letzten Empfindungen, seine letzten Gedanken, ehe die an Wahnsinn grenzende Raserei des Schmerzes sein verwirrtes Haupt erfüllte, gehörten dem werdenden Geschlechte, von denen nun so viele tränenden Auges seinen Sarg umstanden.

Als sich die unabsehbare Kinderschar, welche der entseelten Hülle des verehrten Schulrates voranschritt, der die Jugend so sehr geliebt und ihr in seinen Schriften das herrlichste Vermächtnis hinterlassen hatte, den Friedhofsmauern näherte, fielen leise und dicht unendliche Schneemassen

Es ging zu Ende. Aber das Schicksal hatte für den unglücklichen Dichter noch vier Wochen des grausamsten Martyriums aufgespart. Die Störungen in den Atmungswegen waren nur einleitende Nebenerscheinungen gewesen. Das langjährige, rätselhafte Leiden Stifters, das von den Ärzten als Magenkatarrh mit Gallenstörung bezeichnet worden war, und das durch die Karlsbader Heilquellen wohl vorübergehend gelindert, aber nicht dauernd geheilt werden konnte, bestand in einer krebsartigen Wucherung der Leber. Die innere Zersetzung griff nun mit unheimlicher Schnelligkeit um sich, von wütenden Schmerzanfällen begleitet.

Sobald dem Dichter ein kurzer Augenblick der Ruhe geschenkt war, ließ er sich das Manuskript der „Mappe" reichen, an deren Umarbeitung und Vollendung ihm so viel gelegen war, um darin zu blättern und den Text um einige Sätze weiter zu führen. Die Anfälle steigerten sich jedoch, und die Pein ging endlich in eine einzige, ununterbrochene, überwältigende Schmerzempfindung zusammen. — Von schwarzen Todesahnungen erfüllt, legte Stifter eines Tages mit tränenumflortem Auge sein letztes, unfertiges Manuskript müde aus der Hand, indem er die kaum hörbaren Worte hauchte: „An diese Stelle wird man schreiben: Hier ist der Dichter gestorben."

Aber es war ihm ein größeres Maß des Duldens zugedacht. Noch ging eine schreckliche Zeit dahin, und an jedem folgenden Tage schien die ausgesuchte Grausamkeit sich zu steigern, womit ein unerbittliches Verhängnis diesen erbarmungswürdigen Körper heimsuchte. Der Dichter wälzte sich Tag und Nacht wimmernd und stöhnend auf seinem Schmerzenslager und betete inbrünstig zu Gott um die Erlösung von seinen Leiden.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Jänner 1868 stiegen die grauenvollen Qualen zu so betäubender Macht an, daß die rasende Folter des Dichters Sinne verwirrte. Wie von plötzlichem Wahnsinn erfaßt, tastete er — die Uhr hatte eben die erste Stunde nach Mitternacht verkündet — in einem unbewachten Augenblicke mit zitternden Händen nach dem Tischchen, in welchem sein Rasiermesser verwahrt lag, ergriff es und brachte sich in der Raserei des unerträglichen Schmerzes einen furchtbaren Schnitt am Halse bei. Ein dunkler Blutstrom quoll hervor und ergoß sich über das Linnen des Bettes und über die Kissen. Als Frau Stifter nach wenigen Augenblicken das Leidensgemach wieder betrat, fand sie ihren Gatten röchelnd und mit dem nahen Tode ringend. — Mit einem gräßlichen Aufschrei stürzte sie ohnmächtig zu Boden.

Es entstand nun eine entsetzliche Verwirrung in dem Hause. Die Nichte Katharina und die Magd eilten jammernd herbei, und da sie völlig ratlos waren, riefen sie die Hausbesorgerin, Frau Göbel, zu Hilfe, indes der Mann derselben rasch in die Kleider schlüpfte, um einen Arzt und einen Priester aufzusuchen. — Der Lärm des Umherlaufens brachte

Es erwartet mich niemand und nirgends hält man mich. Ein grauer Fremdling, wie deren hunderte auf der Straße wandern, auf dem Rasen ruhen, im Heu liegen oder im Wirtshaus sitzen: „Frau Mutter! Mir ein Stück Rindfleisch und ein Glas Wein!"

Und wenn sie fragen: „Wer san mer? Woher und wohin?" so ist das Sprüchel: „Ich bin und weiß nicht wer, ich komm' und weiß nicht woher, ich geh und weiß nicht wohin, drum ich auch so lustig bin!" eine Antwort, mit der sich zwar nicht die Polizei, wohl aber zumeist der Wirt zufrieden gibt. Und wenn ich mich selbst frage: Du kennst ja das Bergland, wozu die Mühen und Beschwerden, von denen du fast allemal ganz „matsch" nach Hause kommst? „Was willst du, was suchest du?" so komme ich mir vor wie ein Mondsüchtiger, der plötzlich geweckt wird und sieht, daß er auf dem Dache sitzt. — Und doch hat auf dieser Welt nichts so viel Zweck als gerade das Zwecklose. Das ist das Leben an sich. Aber ich mühe mich doch ab, um zu ergründen, weshalb es mich immer wieder so mit unerbittlicher Gewalt in die Alpen zieht, und mit jedem alternden Jahr noch heftiger. Ob das nicht eine Krankheit ist? Ich suche nicht gerade dieselben Täler und Berge, wo ich schon gewesen, ich suche andere, aber womöglich ähnliche, die dasselbe Licht und dieselbe Stimmung haben, wie ich sie in jungen Tagen erfahren. Die Almen, die ich jetzt suche, sollen von mir bisher nicht erstiegen sein, sie sollen gerade so erobert werden müssen, wie jene in der Jugend. Aber sie sollen so grünen wie einst, und die Felsen sollen so drohen, und die Wasser sollen so rauschen, und die Gemsen sollen so springen, und die Holzer und die Jäger und die Halter und die Sennerinen sollen so gemütlich und so einfältig sein wie einst, und ich will ihnen gerade so einfältig gut sein können, wie einst in jungen Tagen. Ja warum denn so, warum will ich nicht etwas Neuartiges erfahren? Ich weiß keine Antwort. Ich will die Stimmungen, die Empfindungen wieder haben, in denen ich einst so jung und froh gewesen bin. Ich will die Wiederholung des Lebens. Und auf das wird's endlich hinauskommen, meine Bergwanderungen sind ein Plangen und Suchen nach dem Jungsein. So sehnt, so lacht, so weint man seiner Jugend, seiner Vergangenheit nach, wie ich immer wieder ins Gebirge muß eilen mit Mantel und Stecken, mit der Bedürfnislosigkeit und dem unbegrenzten Vertrauen des jungen Menschen von dazumal. Die Jagd nach der Jugend.

Mancher Bergwanderer möge sich fragen, ob es nicht auch bei ihm so ist. Ein halb unbewußtes Verlangen, das Naturgefühl, die Freuden junger Tage auf den Bergen wieder nachzuempfinden?

Als ich nun so einen halben Tag lang planlos durch das Land gefahren war, auch mehrmals umgestiegen von einer Bahnstrecke auf die

vom Himmel nieder und umhüllten den Sarg mit einem weißen Schleier; die feinen Flöckchen kamen in tausendfacher Menge und legten sich eilfertig, geräuschlos und sanft auf das schwarze Bahrtuch, wie als wollte die Natur von ihrem Liebling und getreuen Sänger mit zahllosen zarten Küssen den letzten Abschied nehmen.

So berührten sich der Anfang und das Ende in der gleichen Erscheinung. Da Stifter (63 Jahre früher) in dem stillen Orte des deutschen Böhmerwaldes eben zur Welt gekommen war, begrüßte ihn ein unendlicher, wirbelnder Flockentanz, und im dichtesten Schneetreiben hatte man nun den unerreichten Schilderer der winterlichen Gewalten in die frosterstarrte Erde gesenkt.

Zwei Jahre nach dem Begräbnisse pilgerte R. wieder nach Linz, um die letzte Ruhestätte des verehrten Toten aufzusuchen. Der am Eingange des Leichenhofes stehende Totengräber wußte jedoch nichts von dem Grabe des Dichters. Nach langem Suchen wurde endlich der Platz gefunden, wo der Schöpfer der „Studien" beerdigt worden war. „Ein hölzernes Kreuz, wie sie auf Dorfkirchhöfen stehen, ragte über dem kahlen Hügel; auf demselben stand, daß Stifter Schulrat gewesen, und daß Gott seiner Seele gnädig sein möge ...."

In jenen Tagen war der Dichter völlig vergessen; verschwunden und verschollen war das Geschlecht, das die „Studien" vergötterte und sie von Hand zu Hand gehen ließ. Die Lärmpropheten des Augenblicksgenusses hatten den bescheidenen, sinnigen Sänger aus der Gunst der Herzen verdrängt, und R. konnte mit Recht wehmutsvoll ausrufen: „Seine Dichtungen wehen hin durch die wildbewegten Zeiten, wie ein vereinsamter weißer Schmetterling in der Dämmerung des Sturmes."

Auf der Jagd nach Jugend.

Eines frühen Julimorgens trat ich mit Rock und Stock vor die Meinen hin: „Lebet wohl! Ich gehe fort."

„Mein Gott, wohin denn schon wieder?"

„Das weiß ich nicht. Mit dem nächsten Zuge fahre ich, wie weit, wohin, das wird sich geben. Einige Tage bleibe ich aus und werde manchmal drahten, wo ich bin."

„Aber, Mann, das ist unheimlich!"

Köstlich ist das. Wenn man sonst so Tag für Tag auf Stunde und Minute in gespannter Ordnung dahinlebt, dann ist einmal die völlige Ungebundenheit ein köstlich Ding. Man fährt im schönen Land dahin. Jede Gegend, jeder Ort, jedes Seitental, jeder Berg gehört mir, ich brauche nur zuzugreifen oder liegen zu lassen — ganz nach Belieben.

flacher schwerer Verpackung hatte eine schwarze Blechfahne, um anzuzeigen, daß hier der Tod vorüberfährt. Es war Dynamittransport, dem Bahnhof in Schauerfeld zu. Nun wurden, als wir mitten in dieser Wagenburg waren, ein paar Pferde wild und fingen mit den unseren Händel an. Die Dynamitwägen erhielten Stöße, einer und der andere schien auch bereit, über den Hang zu stürzen, wenn nicht durch Erschütterung lieber der ganze Wagenknäuel in die Luft flog. Aber die Fuhrleute hatten die streitenden Parteien auseinandergerissen, der Tod fuhr schwerfällig ächzend vorüber und wir rollten dem Tale von St. Lambrecht zu.

Die Dynamitfabrik birgt sich, teilweise unter Gebüsch versteckt, in einem Nebentale. Hoch über der Schlucht aus dem Walde ragt der blinkende Turm der Wallfahrtskirche Schönanger. Dort oben Himmelsfriede, hier Krieg und Zerstörung, unversöhnliche Gegensätze nachbarlich wohnend in dieser Alpenidylle. Dieses Dynamitwerk gehört jener internationalen Gesellschaft an, deren Haupt Nobel, wohl als Sühne für das gewalttätige Produkt, die großen Nobelpreise für Kunst und Wissenschaft gestiftet hat, wovon jeder Künstler, Gelehrte und Schriftsteller, also auch ich, einmal einen Brocken zu bekommen hofft. Daß ich wegen Dynamit einmal ein wenig in Lebensgefahr war, gibt mir doch wohl Anspruch darauf?

Nach einer kurzen Einkehr ins freundliche Verwalterhaus machte ich mich an meinen Berg. Es ist die Grebenz, die südlich von St. Lambrecht, anfangs in Wald und dann in Almblößen aufsteigt. St. Lambrecht liegt 1073 Meter über dem Meere, so ist es noch an 800 Meter zu steigen bis zum Gipfel der Grebenz. Von St. Lambrecht, dessen weitläufiges Stiftsgebäude aus der Talung hervorschimmert, waren mehrere Herren gekommen, die von meinem beabsichtigten Bergstieg schon erfahren hatten und denselben mit mir machen wollten. Diese freundliche Fürsorge ist denn auch prächtig zu statten gekommen, um so mehr, als ich daheim mir meinem Töchterlein Martha das Versprechen hatte geben müssen, ganz allein unter keinen Umständen Bergbesteigungen zu unternehmen. Ich hatte auf den förmlichen Schwur schon beinahe vergessen gehabt, voller Gier nach einsamer Wanderung, wie ich sie in längst vergangenen Tagen so oft und glückselig gemacht hatte. Zudem verlangt es auch meine Lunge, beim Bergstieg kein Wort zu sprechen, nicht schnell zu gehen, nie stehen zu bleiben, weder links noch rechts zu schauen, sondern die heilige Bergfreude still und feierlich hinaufzutragen zu den Alpenhäuptern. Die neuen Wandergenossen ließen diese meine Absonderlichkeit gelten und so schritt ich ihnen auf Sehweite voraus durch die Wälder hinan. Am Wege stehen von Strecke zu Strecke gemauerte Bildstöcke mit den üblichen Kreuzwegstationen. Die zwölfte dieser Stationen ist das Kirchlein, das

andere, mehrmals auf dem Absprung war und doch weiter gefahren bin, stieg ich endlich in einem breiten Alpental aus, neunhundert Meter über dem Meere. Der Zug rollte davon, ich stand auf stillen sonnigen Matten. In breiter Runde sanfte Waldhöhen und in der Ferne ein hohes Gebirge. In Neumarkt war ich, an der kärntnerischen Grenze. Ein Hügelrücken, auf dem eine schöne Ruine steht, verdeckte noch den Ort, durch dessen Platzallee ich bald dahinschritt, um ein gutes Gasthaus zu suchen. Ich nenne nicht gern die Gasthausschilder, das ist Sache des Bädeker; doch macht man, wo es einem gut gefällt, gerne die zwei Sternchen im Gedächtnis. In Neumarkt, der Gasthof am Platze links, ist leicht zu erraten. Im Vorhause wies mir der Wirt zur beliebigen Wahl zwei Eingangstüren zu zwei Gaststuben, eine links, die andere rechts. Wie es oft geht, daß ein einziger zufälliger Schritt, eine an sich völlig unbedeutende Kleinigkeit über den ganzen Lebensweg entscheidet, so entschied für meine Bergwanderung die Wahl dieser Türen. Hätte ich die zur rechten gewählt, so würde die bevorstehende Partie einen ganz andern Lauf genommen haben, denn ich dachte schon nach Kärnten hinab. Aber ich trat zur linken Tür hinein, setzte mich dort an einen Tisch, an dem eine Familie saß, die mir zwar ganz fremd war, mit der sich aber ein Gespräch ergab. Sie war mit einem schönen großen Wagen aus St. Lambrecht da und lud mich ein, nach dem Mittagsmahl mit ihr nach dem genannten Orte zu fahren, wo noch an demselben Tage ein lohnender Berg bestiegen werden konnte. Noch ging ich jetzt zur Ruine hinauf, um das Neumarkter-Tal anzuschauen. Das ist mit seinen sonnigen Matten, mit seinen sanften Höhungen, mit seinen freundlichen Wegen und Sträßlein und malerischen Bauernhöfen, mit seinen weithinliegenden Wäldern und mit dem hohen Gebirgsstock der dreigiebeligen Seetaler Alpen zu einer Sommerfrische wie gemacht. Dazu der heimliche Ort und die Kuranstalt am geschützten Waldhange, für solche, die eine besondere Anstalt brauchen, um zu gesunden. Der Vergleich solcher Kuranstalten mit Wallfahrtsorten ist nicht uneben, hier macht der Glaube selig, dort gesund. Verachtet mir deshalb den Glauben nicht, er hat seine großen Wirkungen. Übrigens gebe ich gerne zu, daß in vielen Kurorten, so wie auch in Neumarkt, der Glaube es nicht allein zu tun braucht.

Die Wagenfahrt ging dann über die Hochebene an dem schön gelegenen Dörfchen Mariahof und an Schauerfeld vorüber und bog westwärts ins Tal zwischen mäßigen Waldbergen. Mein Wagenherr war der Verwalter der Dynamitfabrik in St. Lambrecht, der unterwegs manches Interessante von seinem unheimlichen Beruf zu erzählen wußte. Zur besonderen Illustration begegnete uns an der abschüssigen Straße mit steilem Abhang in die Schlucht, wo das Wasser rauschte, eine Anzahl Wägen, von feurigen Pferden gezogen. Jeder dieser Wägen mit

Einlaß. Wir hörten sie lange unten in der Stube lachen und johlen, dann verzogen die Nachtschwärmer sich ins Freie, wo sie bei einem großen Feldfeuer die ganze Nacht schrieen und jauchzten, bis die aufgehende Sonne ihren lodernden Brand und die Heiserkeit ihr Singen und Jauchzen zu Schanden machte. Sie werden halt auch betrunken gewesen sein von der Bergluft, und da muß man ein Auge zudrücken. Aber ich hätte lieber alle beide zugedrückt, wenigstens auf ein paar Stunden, um den Herrlichkeiten des folgenden Tages nicht ganz erschöpft entgegenzutreten. — Mancher Tourist hat keine Ahnung, was sein nächtliches Lärmen anderen entreißt — nicht bloß die Nachtruhe, sondern auch die Frische des nächsten Tages, die volle Fähigkeit zum köstlichen Genießen. Und wenn ich weiter denken wollte — kann es nicht eine schlaflose Nacht gewesen sein, die den Mann im Hochgebirge erschöpft liegen bleiben oder vor Müdigkeit straucheln und in den Abgrund stürzen läßt?

Als der über Waldwipfeln aufsteigende Sonnenstern durchs Dachfenster die glühend rote Tafel an die Holzwand warf, ein frohes „Guten Morgen!" vom Himmel, standen wir auf. Nach dem kalten Glase Wasser und der heißen Schale Kaffee waren unsere Nerven in die rechte Stimmung versetzt für den Gebirgsmorgen, der draußen an den Gräsern funkelte und in den Bergen leuchtete. In den Gründen lag noch blauendes Dunkel, auf der Höhe glühten die Wipfel im grünlichen Sonnengolde. Doch wir verließen den frischen Bergmorgen, bevor er zu welken begann, und stiegen, duftende Kohlröserln im Knopfloch, talwärts, und zwar nordwestlich gegen den Auerlingsee, der düster in einer hochgelegenen Waldklamm ruht. Vor uns im grünen Talkessel lag das friedliche St. Lambrecht, in das wir nach einer Stunde munteren Abstieges einzogen. Dort habe ich mich trennen müssen von meinen Kameraden, die mir lieb geworden waren. Besonders zwei Schulmänner darunter, die mußten an ihren Beruf, während der alte „Waldschulmeister" sich ein wenig in die kühle Stiftskirche setzte und nachsann darüber, wie es denn gewesen sein mochte in jenen fernen Zeiten, als in von Barbaren bewohnter Alpenwildnis dieses Kloster gegründet wurde. Die Kirche ist eine der größten in Steiermark, aber ich war nicht hereingekommen, um ihre Architektur zu studieren oder ihre Kunstwerke zu beschreiben; ein paar Augenblicke mit Ewigkeitsgedanken, dann bin ich wieder ins Freie getreten. Noch ein Besuch in der nahen, uralten Peterskirche. Die alten, neu vergoldeten Schnitzereien sind köstlich. Über dem Hochaltar ist ein geschnitztes Abendmahl, dessen fromme Einfalt gleichzeitig zur Rührung und zum Lachen reizt. Jesus reicht über den Tisch her einem Jünger ein wohlgeflochtenes steirisches Bretzel, aber nicht in die Hand, sondern gerade an den Mund hin, so daß der Jünger gleich dreinbeißt. Gleichzeitig gießt ein nächster Jünger Wein in den Krug, damit der Bretzelesser den Bissen ordentlich hinab-

hoch oben in einem Waldanger steht und an der Vorderwand nach außen die drei Kalvarienkreuze zeigt. Eine Schenke und ein paar Krämerbuden stehen da für die Wallfahrtsfeste an jedem Donnerstag; sie waren jetzt verschlossen und der Tourist muß sich andere Raststätten suchen, und andere Altäre.

Wie bisher folgen wir der roten Markierung, immer durch Wald empor, manchmal gemächlich, manchmal steiler, beschwerlich nirgends. Hie und da hindern Schneebrüche, Zäune sind zu übersteigen, die Waldbäume werden schütterer und verwitterter, endlich nach ein paar Stunden liegt vor uns eine sachte ansteigende Hochmatte, an deren Rand die Hütte steht. Halb Halterhütte, halb Schutzhaus, teils vom Stifte, teils vom österreichischen Touristenklub, der in St. Lambrecht eine rührige Sektion hat, verwaltet. Bei Brot, Butter, Schafkäse und Wein hätte es sich gut anwachsen lassen auf den Sitzbänken um den Tisch, aber wir waren noch nicht auf der Bergspitze, und das kann ein ernsthaftes Touristenherz schwer ertragen. Wir hatten noch eine kleine Stunde zu steigen, wieder durch Baumbestände und endlich über die Almkuppe hinan, bis zu den höchsten fast 1900 Meter hohen Punkten, wo nach Westen und Süden hin die felsigen Abstürze sind. Nach dieser Seite hin sieht man in einige Täler Kärtens hinab. Im Norden hinter dem Murgebiete ragen in langer Reihe die blaudunklen Kuppen und Spitzen der Tauern, hinter welchen auch einige Ennstalerzacken herüberleuchten. Im Osten jenseits des Neumarktertales steht die breite Masse der Seetaler Alpen mit dem Zirbitzkogel, der diese Gegend beherrscht und von dem lange Bergzüge nach Kärnten auslaufen. Im Süden, tief unten ruht das Städtchen Friesach mit seinen alten Burgen und aus dem Hintergrunde des Kärntnerlandes steigen wüst die Karawanken auf. Das ist der Rundblick auf der Grebenz. Aber an diesem Abend sah man nicht alles. Grauer Höhenäther verschleierte selbst nähere Berge, auch der Sonnenuntergang änderte nicht viel. Es war ein in Grau gedämpftes Bild ohne besondere Lichtwirkungen, das Touristenherz wurde nicht ganz gesättigt, blieb aber auch nicht nüchtern. Es stand auf einem Hochaltare, und so wie in den Kirchen gibt es auch im Tempel der Natur Zeiten, da die Bilder verhüllt sind mit grauen Tüchern.

Ein weiches Lüftchen zog vom Zirbitzkogel herüber, das immer mehr Dämmerung zu bringen schien. Wir stiegen lustig zur Hütte nieder, wo bei Kaffee und Sterz ein Plauderstündchen stattfand. Dann suchten wir die Betten auf im Dachraum. Hernach lag jeder mäuschenstill und ich vermute, daß sich keiner zu schlafen getraute aus Besorgnis, durch Schnarchen die Kameraden zu stören. Da war um die Mitternachtsstunde plötzlich auf dem Bretterdache ein heftiges Gepolter. Steinwürfe! Eine weitere Gesellschaft aus St. Lambrecht war angekommen und heischte

ist. Doch heute geht's den rauschenden Rantenbach entlang in das uralte Pfarrdorf Ranten und bald darauf zur Stelle, wo von der Straße rechts ein Weg abzweigt und über die Anhöhe in eine der schönsten Alpengegenden unseres Landes führt. Die Krakau. In einem weiten Hochtalkessel, schon von den kahlen Vorbergen der Tauern bestanden, sonnen und schatten sich mehrere Bauerndörfer, in welchen noch alte Lebensart und Sitte herrscht wie vielleicht nirgends sonst im Lande. Ganz rückwärts ist der weitbekannte „Tauernwirt in der Klausen", wo sich gar noch Sommerfrischler niederlassen, die einmal gründliche Ruhe vor gewissen „Segnungen der Kultur" haben wollen. Dann wird's ernst. Das Hochgebirge baut sich auf, und als König desselben der 2741 Meter hohe Preber, der als Grenzstock zwischen Steiermark und Salzburg steht, seine tiefen Seen hegt und seine Bäche niedergießt in die grünen Täler. Wie der Großglockner auf Heiligenblut, so schaut aus dem Hintergrunde der Preber mit seinen Schneefeldern herab auf das Krakautal.

Von der Eisenbahnstation Murau ist ein weiter, ziemlich umständlicher Weg in diese entlegenen Landschaften hinauf. Ich habe ihn diesmal nicht gemacht, wie hold die klaren Berge und die sonnigen Himmel auch gelockt haben. Es kommt ja alles wieder und immer wieder, was gewesen ist . . . . Ich ließ mein Pferd auf dem Sträßlein weiter traben, das südlich den Seebach entlang und am Gstoder vorüber ins Lungau führt. Das geht nun gegen Westen, Wald und Wiesen wechseln im engen Tale, das manchmal zur Schlucht wird. Hin und hin an den steilen Lehnen Bauernwirtschaften und Almhütten. Bei dem Dorfe Seetal, wo links am bewaldeten Fuß des Gstoder die rostbraune Ruine Klauseck ragt, überschreiten wir die Landesgrenze und sind im Salzburgerlande. An einer Kapelle im Waldschachen haben wir den Höhepunkt von 1246 Metern. Nun beginnt das Tal sich zu weiten und der Weg sachte abzufallen. Wir fahren in ein langes, breites Tal, aus dessen fernstem Hintergrunde in der Nachmittagssonne Gletscher glänzen. Ich kann es nicht bestimmen, ob es der Sonnblick ist oder das Hafnereck oder das Hochalmkees. Jedenfalls beginnt dort das Allerheiligste der Hohentauern — das Großglocknergebiet. In jenen Hochwüsten ist auch der Ursprung unserer Mur zu suchen, der man's in ihrem ruhigen Lauf durch das Steirerland nicht anmerkt, von welch hoher Abkunft sie ist und welch eine bewegte Jugend sie hat.

Nachdem wir in großer Sommerhitze an drei Stunden gefahren waren, verlangte es Pferd, Kutscher und Passagier nach erfrischendem Imbiß. Aber diese lungauischen Dörfer haben keine Wirtshäuser. Nachdem wir in drei Dörfern vergeblich nach dergleichen ausgelugt hatten, fand sich endlich im vierten eins mit dem dürren Reisigbüschel über der Haustür. Durch die Fenster grüßten uns Gasttische und Gläserkasten

schwemmen kann. Die Alten haben noch so viel Humor gehabt, daß sie das steirische Bretzel als „Leib des Herrn“ nicht genierte.

Der Vormittag war heiß geworden. Was nun? Soll ich hinabfahren nach dem Wörthersee oder ins Gailtal, oder gar nach Tirol hinein? Der Erfolg meines Nachdenkens war, daß ich von alledem nichts tat, sondern ein Wäglein mietete und nach Murau fuhr. Wieder so durchs wald- und mattenreiche Alpental im Sonnenschein! Hie und hie schmucke Einzelhöfe und kleine Dörfer, munter rieselnde Bächlein und ein paar kleine Seen. Einige Minuten lang fuhren wir durch Kärntnerland, das hier eine scharfe Spitze ins Steirische bohrt, ohne übrigens den steirischen Patriotismus zu verletzen. Eine Weile hatten wir außer der vor uns stehenden Frauenalpe, aus deren grünen Almen braune Felsknorpeln hervorquellen, keine hohen Berge um uns; als sich dann aber das Tal zu senken beginnt und sein Wasser, anstatt uns entgegen, mit uns gegen Norden strebt, steigen in der Ferne einzelne Spitzen der Tauern auf. Und siehe, diese winkten. „Du weißt nicht recht wohin. Komm zu uns. Hast uns ja doch so gern gehabt vor vielen Jahren, hast ja manche der Volksgestalten, die du aufgeschrieben, bei uns gefunden. Wir haben jetzt bessere Wege als damals, und wasserdichtere Hütten, und wenn die Wurzler und Köhler und Halter dir jetzt ihre Lebensgeschichten erzählen, so brauchst du nichts mehr hinzuzudichten, das tun sie schon selber. Und die frischen Dirnlein, hörst du, die dir einmal so gefallen haben, sie sind freilich längst welk oder nimmermehr da, aber Nachwuchs ist vorhanden, gerade so rosig und süß wie die Kohlröselein auf dem Birg. Komm zu uns.“ — Was war denn das? Können sie sprechen, die kegelförmigen Berge dort in der blauen Ferne? Wenn ja, dann sollen sie schweigen.

Steil geht der Rest des Weges nieder ins Murtal, und in der Talenge liegt das malerische Nest mit dem vieläugigen Würfel seines Bergschlosses. Murau. Hier Mittagsstation. Dann schickte ich den Wagen nach St. Lambrecht zurück und nahm einen andern auf. Und mit diesem fuhr ich nachmittags ins breite und lange Seitental hinein, das von der Mur sich in nordwestlicher Richtung hinzieht — das Rantental. Unterwegs die erste Begegnung ist unerfreulich. Links an der Straße stehen aneinander drei viereckige Steinsäulen, umwuchert von wildem Buschwerk. Einheimische Wanderer bekreuzen sich oder beten ein Vaterunser für die armen Seelen derer, die an diesen Säulen gestorben sind. Nicht jeder brave Mann hat ein so ständiges Denkmal als die armen Sünder, die hier hingerichtet worden sind. Nun — Friede auch ihnen, sie haben ihre Sache bar bezahlt.

Bei dem kleinen Orte Tratten könnte ich recht gut in das schöne Schöder hineingehen, das mir schon in früheren Jahren so lieb geworden

's golda Dachl z'Innsbruck.

Da Herzog Friedrich mit der „leern Taschen",
Der hat, weil d'Leut so redn und waschen,
Amal, wia 's hoaßt, dös golda Dachl baut —
Da ham d'Tiroler Knöpf nöt weni' gschaut!
A heunt no' nach a so vierhundert Jahrn
Toan z'Bruck dö Fremden auf dös Dachl starrn.
Nur mancher macht verdutzt a zwiders Gfriß,
Daß unterthalm a — Kramerladn is! —

Am Tummelplatz.

(Innsbruck.)

A Tod, an ehrenvoller!
Mitten drinn ön Wald
Liegn tausend brav Tiroler
Ön Gräbern still und kalt.

Im Liabn stark und im Hassen,
Zan Schwur erhob'n die Hand —
Gern ham s' eah Leben lassen
Für 's teure Vaterland!

's Batzenhäusl z'Bozen.

Im Batzenhäusl red'n die Wänd,
Da nimmt die Weisheit gar koan End:
Der Preuß, der Boar, der Sachs, der Schwab,
Laßt da an' Spruch, a Bild, a Gab.
Va Wean und Linz, va Graz und Brünn —
Im Batzenhäusl herrscht oan Sinn!
Da gibt 's koan' Hader, gibt 's koan' Streit,
Denn da herrscht nur die Gmüatlichkeit.
Viel Köpf' deckt da an oanziger Huat,
Regiert oan Wort: der Wein is guat! —

Am Luschariberg.

Am Luschariberg
Bin i aufikrailt —
Wegn der Beicht und Buaß
Hät i nöt so g'eilt.

Gehngan Tausend' hin
Mit 'n schwarn Gmüat —
I hab gsunga drobn
Froh mein Wanderliad.

Hab i bet zan Herrn,
Is 's nur döstwegn gschehgn:
Schenk' mir guate Füaß,
Daß i d'Welt kann sehgn!

Heimgärtners Tagebuch.

Vom innerst persönlichen Leben.

Das Wort Erinnerung ist eine gangbare Münze, die sehr klein ist und die doch nicht jeder wechseln kann.

Was ist denn Erinnerung? Landläufig gilt sie als die geistige Wiedervergegenwärtigung von etwas, das vergangen ist. Wenn jemand „Erinnerungen aus seinem Leben" schreibt, so glaubt alles, er biete Darstellungen aus seiner Vergangenheit, so weit diese ihm etwa noch im

aber — der Eingang war abgeschlossen. Das Wirtshaus und das ganze Dorf war wie ausgestorben. Alles mochte im Heuen sein oben auf den Almen. Was in den Rebenländern die Weinlese ist, das bedeutet in den Alpenländern das Heuen. Da stehen alle anderen Lebensinteressen zurück und selbst der Pfarrer auf der Kanzel erlaubt unter Umständen auch an Sonntagen das Ernten des Heues.

Dann noch eine Stunde Fahrt durch die Gegend, die von Minute zu Minute sich freier und großartiger gestaltet, bis wir in Tamsweg sind und der unbeschreiblich schöne Bergkranz des Lungaues ausgebreitet da liegt. — Von hier aus konnte ich am nächsten Tage über Mauterndorf und über den Radstädter Tauern gehen oder über den Katschberg nach Gmünd und Spittal in Kärnten oder gar ins Hochgebirge zu den Gletschern. Derlei ist nicht geschehen. Das Maß meiner Bergfreude war wieder einmal voll. Nach all den Bewegungen des solch schöner Strapazen ungewohnten Körpers, nach den Erregungen der überglücklichen Seele kam in der Nacht das wohlvertraute Übel, die Atemnot. Am nächsten Frühmorgen mußte ich froh sein, die zweihundert Schritte nach dem Bahnhof bewältigen zu können. Nach siebenstündiger Eisenbahnfahrt war ich daheim und empfand, daß ich auf der Jagd nach Jugend wieder um einige Tage älter geworden war. Bei Niederschrift dieser Zeilen habe ich alles noch einmal gesehen, erlebt und genossen, aber unvergleichlich köstlicher, als die ungefügen Worte ahnen lassen. Und es war doch nur eine gewöhnliche Fahrt durchs Land gewesen.

Bild'ln von der Roas.

In Volksmundart von **Leopold Hörmann.**

Wanderlust.

Außi aus der staubign Stadt
Mit der Bahn in d' Weit,
Über Stock und Stoan dahin,
Das is 's, was mi gfreut!

Faula Knotzer bleib dahoam,
Wäg und zähl dein Geld —
Mi lockt's volla Lust und Gwalt
Außi weit in d' Welt!

Wald und Hügeln, Berg und Tal,
Meßt d' nöt mit der Elln —
Wer a weite Roas hat tan,
Kann a was dazähln!

Admont.

Z' Admont im Stift
Gibts' a guats Tröpferl Wein;
Wannst d' ebba vorbeikimmst,
Steig' ab und kehr' ein.
Du brauchst di' belei'
Nöt lang aufhalten dort —:
Ehwennst d' as vasiachst,
Geht's per Dampf wieder fort!

entwickeln und — wie der heutige Tag in das Morgen — befruchtend in die Zukunft hineinwachsen kann. Wir hörten es ja: Was nie und nimmer sich begab, veraltet nie. Solche inneren Erlebnisse sind für den, der sie erlebt, so wichtig wie die äußeren. Ja, noch weit wichtiger. Sie sind kein Zufall, sie sind sein wahres Selbst. Sie sind ein lebhaftes Empfinden seines Ich, sie sind ein neues Geschehen. Die äußeren Geschehnisse können zwar oft Anlaß zu den inneren geben, noch öfter jedoch wird inneres Erleben die Quelle des äußeren Erlebens, so daß der Dichter sagen kann: Alles Schicksal steigt allein aus deinem Herzen. Äußere Zufälligkeiten mögen noch so gewaltig an dein Inneres schlagen und zeitweilig es erschüttern. Sie sind gering an Bedeutung gegenüber dem inneren Leben. Die Phantasie, die Freude, die Seelenqual — sie sind fast unabhängig von den äußeren Umständen, sie weben und wehen in ihrer Art fort, so daß der glücklich geartete Mensch von keinem äußeren Schicksalsschlage unterzukriegen ist, während ein unglücklich veranlagtes Innenleben durch kein äußeres Glück selig gemacht werden kann.

Welch seltsame und bedeutsame Dinge ich nach außenhin je erlebt haben mag, sie reichen an Intensität des Eindruckes und der Empfindung nicht heran an die der Ereignisse des inneren Lebens, wie sie schon in der kleinen Herzenswelt des Kindes vor sich gegangen sind. Vieles, was ich so in meine Bücher hinein*gedichtet* habe, ist persönliches Erlebnis von reinstem Blute, sind Ereignisse, die zwar niemand außer mir geschehen sah, die sich in die reale Kette von Ursache und Wirkung nirgends einfügen ließen, und die sich doch zugetragen haben und doch erlebt worden sind.

Darum, wenn Dichter „aus dem Leben“ erzählen, ist es nicht immer wohlgetan, Zeit und Ort des Geschehnisses auskundschaften zu wollen, es sei denn, man steige wohlgemut in sein Herz hinein.

Darf der Dichter um gute Rezensionen betteln?

Die Reklame für Kunst und Literatur, die früher nur durch Hintertüren in die Häuser schlich, ist salonfähig geworden. Aber man unterhält sich nicht gerne mit ihr. Man hört der Aufdringlichen bei ihren Großsprechereien manchmal ein wenig zu, man lächelt und foppt sie ein bißchen und wendet sich dann gelangweilt ab.

Wenn der Verleger zu den Buchhändlern geht, ihnen seine Ware anpreist und sie bittet, sich recht dafür zu verwenden, so ist das Kaufmannsbrauch. Wenn der Verleger an Zeitungen und Kritiker Rezensionsexemplare verschickt, damit sie ihre unbeeinflußte Meinung darüber sagen sollen, so ist das auch in Ordnung. Aber wenn der Verleger solchen Rezensionsexemplaren Privatbriefe beigibt, in denen er voll tiefster Er-

Gedächtnisse ist. Mit welchem Rechte glaubt man das? Mit dem bedenklichen Rechte des Sprachgebrauchs. Man sollte sich doch einmal das Wort und seine unmittelbare, ganz offenliegende Bedeutung ansehen. Heißt es denn Vergegenwärtigung, Wiederinnewerden, Wiederdenken der Vergangenheit? Heißt es Gedächtniserweckung, heißt es Wiederkäuen längst verdauter Zeiten und Begebenheiten? Nein. Es heißt Erinnerung. Einkehr in sein Inneres. Nicht in die Vergangenheit dieses Inneren, sondern in dessen Gegenwart. Es heißt sich besinnen auf sich selbst. Es heißt Wahrnehmung, Bewußtwerdung der inneren Wesenheit, nicht wie sie einmal lebte und webte, sondern wie sie zur Zeit lebt und webt.

Aus dem mißverstandenen Worte kommt das Mißverstehen der Sache. Also gilt es für müßig und zumeist überflüssig, seinen „Erinnerungen nachzuhängen." Man meint, so jemand lebe nur in der Vergangenheit, sei ein Träumer, der sich von der fruchtbaren Gegenwart abgewendet halte, für die Zukunft weder Empfindung noch Verständnis habe, also eigentlich ein unbrauchbarer Mensch sei.

Und gerade dem tüchtigen, tatkräftigen Menschen ist vor allem Erinnerung nötig. Das Erinnern auf sich selbst, das Innewerden dessen, was er will, was er kann, das Aufwecken der Kräfte. Alle äußeren Taten, wenn sie richtig sein und bedeutsam werden sollen, müssen so dem Inneren entspringen. Das ist Erinnerung.

Ein Erinnern ist es freilich auch, wenn man in seinem Gedächtnisse Eindrücke der Vergangenheit zusammensucht und wieder belebt. Aber das sind nur Wiederbelebungsversuche, die zumeist mißlingen. Die meisten Menschen trauen so viel ihrem Gedächtnisse zu und haben keine Ahnung, wie unverläßlich, wie falsch es ist, wie es Dinge und Erlebnisse absolut anders erzählt, als sie gewesen sind, oder sich zugetragen haben. Die Vergangenheit unterliegt der Gegenwart, das Tote dem Lebendigen, das Gedächtnis der Phantasie. Die Vergangenheit wird unwillkürlich der Gegenwart angepaßt, in die Gegenwart übersetzt und die Dinge kommen dir nicht zum Bewußtsein, wie sie einst gewesen, sondern, wie du sie heute einbildest. Folglich ist auch in diesem Sinne die Erinnerung nicht ein Zurückgreifen in die Vergangenheit, sondern eine Einschau in die gegenwärtigen Zustände deines inneren Wesens.

Wie oft habe ich selbst Erinnerungen geschrieben. Darf man deshalb annehmen, daß vergangene Zustände und Ereignisse mit buchstäblicher Genauigkeit in meinem Gehirne eingegraben waren und dieselben bloß abgeschrieben zu werden brauchten? Das, was man so „aus der Erinnerung schreibt, ist nicht Reproduktion, vielmehr Produktion. Es ist inneres Erlebnis der Gegenwart, das zwar an Gedächtnisreste aus der Vergangenheit anknüpfen, sich dann aber wie organisches Leben weiter-

daß ein Großbauer in die Stadt kam, um einen Ertrag für verkauftes Holz und Vieh in die Sparkasse zu legen. Es waren über 2000 Kronen. Auf dem Marktplatz kaufte er sich Trauben, kontrollierte bei dieser Gelegenheit seine Brieftasche und steckte sie wieder in den Rock. Aber dann — vor dem Sparkassagebäude angelangt, tat er einen Schrei, stürzte lärmend und mit den Armen ausschlagend zurück auf den Platz und war leichenblaß im Gesicht. Sein Geld war weg. Beim Einstecken fehlgeschoben. Da torkelte ihm ein altes Weiblein zu; es ging an der Krücke vor sich hingebeugt, weshalb es leicht sehen konnte, was auf der Erde lag. Sie hielt die Brieftasche in der Hand: „Habn's vielleicht was verloren, Vaterl?"

Die Brieftasche an sich reißend, sprudelte er Worte der Wonne hervor. „Tausend Gulden san drin!" rief er triumphierend. „So a Geld verlieren! Das wär' a Bissel was. Frei ins Wasser müßt ma gehn!" Und da er merkte, daß das Weiblein völlig außer Atem war, so eilends hatte es ihm zugesteuert, öffnete er die Tasche und reichte der Finderin einen Zehnkronenschein: „Das g'hört Ihnen, Frauerl, weil's gar a so g'laufen san. Gunnens Ihnen a Glasel Wein. B'hüt Ihna Gott!"

Die Alte stand krumm da, schaute ihm nach, und zeigte einem Wachmann, der herbeigekommen war, den Geldschein.

„Wie viel, sagte er, wär' in der Taschen gewesen?" fragte der Wachmann.

„Tausend Gulden, sagt er."

Rief der Wachmann dem Bauer, der noch nicht um die Ecke war, nach: „Vetter! Stehen bleiben! Kommen S' her! Sie haben dieser Frau zehn Kronen als Finderlohn gegeben!"

„Aber mei, ist ja gern geschehen. Wenn ein Mensch so ehrlich ist, da gibt man gern was. Hat mich recht g'freut."

„Sagen Sie, wie viel Geld war in der verlorenen Brieftasche?"

„Hisch eins, hisch eins, Herr" antwortete der Bauer, der nun zu merken begann, um was es sich handelte. „Mein Viehgeld. Bei dreihundert Gulden wirds machen."

„Zeigen Sie einmal her!"

Er zauderte, tat es endlich aber doch und unter der Zeugenschaft eines zweiten Wachmannes wurde nachgewiesen, daß sich 2020 Kronen in der Tasche befanden.

„Sie wollen diese arme redliche Frau mit zehn Kronen abfertigen. Wissen Sie, daß sie gesetzlich 202 Kronen Finderlohn zu fordern hat?"

„Wa nit aus!" sagte der Bauer und machte ein langes Gesicht.

„Wenn Sie der Finderin diesen Betrag nicht auf der Stelle auszahlen, so müssen Sie mit ins Polizeiamt!"

gebenheit und zu Gegendiensten bereit um eine gute Rezension bittet, so ist das zum mindesten eine Geringschätzung des Charakters des Kritikers. Wenn aber der Autor selbst bei Erscheinen seines Buches Briefe an die Zeitungen und Kritiker schreibt und um Gotteswillen bittet, das Buch zu loben, wie das jetzt oft geschieht und immer mehr aufkommt — so muß einmal erklärt werden, daß diese Art, berühmt zu werden, ganz und gar unstatthaft ist.

Das geht nicht an. Junge Poeten versuchen's gern und Dilettanten, die es natürlich nicht wissen können, daß sich so was nicht gehört. Und deshalb muß man's ihnen einmal sagen.

Der Künstler nnd Dichter hat seine ganze Kraft und Wesenheit an sein Werk aufzuwenden, dann aber soll er schweigend hinter demselben stehen bleibeu und warten, wie es aus sich wirkt. Er mag wohl auch einen Anwalt suchen, der die führenden Geister auf das Werk des noch Unbekannten aufmerksam macht, er persönlich aber darf die Kritik nicht anders zu Anerkennung und Lob zu beeinflussen suchen, als er es durch den Wert seines Werkes getan.

Der vornehme Mensch läßt nur sein Werk sprechen, er selber schweigt. Ja, schweigt am liebsten auch dann, wenn ihm von einer unverständigen oder mißgünstigen Kritik Unrecht geschieht. Doch meine ich, er solle nicht unter allen Umständen schweigen. Er hat wohl das Recht, an seinem schon veröffentlichten Werke Fehler zu korrigieren, Mißverständnisse zu schlichten oder absichtlichen Verzerrungen und Bosheiten, die sein Werk schädigen können, entgegenzutreten.

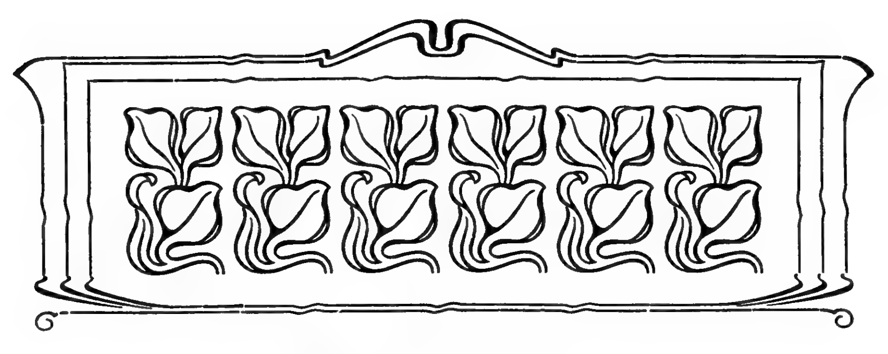
Der Dichter soll sein Werk schützen, aber nicht poussieren.

Vornehme Menschen und ein — anderer.

Das klingt wie eine Botschaft aus einer anderen Welt. Aus einer besseren Welt. Eben lese ich's in der Zeitung und fürchte nichts, als ein Dementi.

Ein Maschinen-Werksarbeiter in Fiume, der das Hauptsächliche zur Ergreifung einer großen Defraudationsbande beigetragen hat, verzichtet auf die Ergreiferprämie. Dieselbe beträgt 10.000 Kronen. Der Arbeiter verzichtet darauf freiwillig zu Gunsten der Armen von Wien. Es durchzuckt einen, wie ein elektrischer Freudenstrom. Dem Manne müßte man ein Denkmal setzen, wenn es nicht zu befürchten wäre, daß er's ablehnt. Denn das ist keiner von denen, die für Geld und Ehre brave Leute sind. Das ist einer von denen, die es unter allen Umständen sind.

Aber schon zieht mich aus dieser schönen Menschenhöhe ein anderes Geschehen in den schmutzigen Lehm herab. Wie jener Bauer seinen „glücklichen Tag" gelebt hat. An einem der letztvergangenen Herbsttage war's,



Kleine Laube.

Wie Schiller begraben wurde.

Bevor in dem nun beginnenden Schillerjahr die Lichtgestalt aufsteigt, wollen wir den dunklen Hintergrund betrachten, der des Dichters Erdenwallen begleitete und mit dem es abschloß.

In einem dünnen einfachen Tannensarge wurde seine Leiche in dem Landschaftskassen-Leichengewölbe auf dem Friedhof zu Weimar beigesetzt — standesgemäß wie eine gleichzeitige Chronik meldet, nämlich als Fürstlich Sachsen-Meiningenscher Hofrat. In letzter Stunde noch verhinderte es der Bürgermeister Schwabe, daß der große Tote nach Ortssitte wie irgend ein beliebiger Sterblicher durch eine der Zünfte zu Grabe getragen wurde. Elf Freunde des Verstorbenen übernahmen auf Schwabes Ansuchen diese Ehrenpflicht. Mit Hülfe des Totengräbers wurde auf dem Kirchhofe der Sarg Schillers zu den anderen zehn bereits früher dort eingesenkten Särgen gestellt.

Als nach Verlauf zweier Jahrzehnte der obengenannte Hofrat Schwabe sich das Gewölbe öffnen ließ „um den Schädel Schillers als teure Reliquie sich herauszuholen", bot sich ihm ein trauriger Anblick. Die Särge — es waren mittlerweile 13 geworden, die zum teil über einander gestellt worden — waren zerquetscht und auseinandergefallen und vor dem Beschauer lag ein wüstes Durcheinander von Schädeln, Knochen und Moder. Hofrat Schwabe ließ sich nun die vorgefundenen Schädel in seine Wohnung bringen, stellte sie nebeneinander auf und lud eine große Anzahl von Männern ein, die Schiller noch persönlich gekannt hatten. Das Ergebnis war überraschend. Vor die Frage gestellt, welches Schillers Schädel sei, deuteten alle ohne Ausnahme auf einen und denselben Schädel; er war durch seinen charakteristischen Bau unverkennbar. Schließlich meldete sich auch ein ehemaliger Diener Schillers aus Jena, der kundgab, Schillers Haupt müsse alle Zähne besitzen bis auf einen, den sich der Dichter in des Dieners Gegenwart habe ziehen lassen. Auch dieses Merkmal stimmte. Bekannt ist, daß auch Goethe den Schädel seines Freundes mit Bestimmtheit erkannte.

Auch die übrigen Gebeine Schillers wurden von dem hiermit betrauten Professor Schröter aus Jena aus dem Chaos wieder aufgefunden, bis auf einen einzigen Armknochen. Dann wurde der Schädel Schillers mehrere Jahre lang in der Bibliothek aufgebahrt, getrennt von den übrigen Gebeinen, bis König Ludwig I. von Bayern auf das Unnatürliche dieses Zustandes nachdrücklich hinwies. Er erwirkte von Karl August den Befehl, daß des großen Schiller sterbliche Überreste endlich vereinigt wurden. Seit 1827 ruhen sie in der Fürstengruft; von dem Schädel wurde ein Gypsabguß genommen, der jetzt in der weimarischen Bibliothek aufbewahrt wird.

Klagend und jammernd über ein solches Unglück kribbelte der Großbauer den Betrag mit aller Umständlichkeit aus der Tasche. Konnte es aber nicht begreifen, daß ein Mensch wegen eines kleinen Versehens, die Brieftasche neben die Tasche zu stecken, so hart gestraft werden soll. Und daß ein anderer fürs Aufheben und Wiederhergeben so einen Haufen Geld kriegen soll.

Da krümmte das alte Frauchen sich noch tiefer, und als ob sie es in den Erdboden hinein sagen wollte: „Wenn's Ihnen gar so hart ankommt, Mann! Ich brauch' sein Geld nicht. Wenn's bisher ohne das gegangen ist, wirds es fürder auch tun. Wachmann, lassen S' ihn aus. Ich schenk' ihm's. Da haben's auch das. — Behüt Ihna Gott!"

Sie schob ihm hastig den Zehnkronenschein in die Hand, der Bauer nahm ihn wirklich an, bedankte sich und eilte der Sparkasse zu. — Nachher daheim seinen Bekannten erzählte er das selbst und nannte es einen „glücklichen Tag!"

Der tote Soldat.

The most precious tears are those, with which Heaven bedews the unburied head of a soldier.
O. Goldsmith.

Auf ferner fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergeſſ'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei,
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Träne noch Wort. —

Doch ferne wo er zuhause,
Da sitzt beim Abendrot
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist tot!"

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
„Er hat sich angemeldet:
„Die Uhr blieb steh'n um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
„Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölkchen auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Tränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner fremder Au.

Aus Joh. Gabriel Seidls „Bifolien" (1. Aufl. 1836).

Vor der Bank stand eine kleine Tanne; sie hatte erst drei kurze Zweige und konnte noch nicht über die Pechnelken hinwegsehen, die ringsum geblüht hatten und nun dürr und braun dastanden. Aber das runde kleine Ding hatte einen so kräftigen Mitteltrieb, daß die anmutige Birke, die in der Nähe wuchs, zu ihrer Nachbarin, der großen alten Kiefer, bemerkte: „Gib acht, Nachbarin, aus der Kleinen wird was, der Herztrieb ist gut."

„Ja, ja, ich sehe es," entgegnete bedächtig die Kiefer, „die Krone ist gesund, — und das ist die Hauptsache; aber ich meine doch, das Dingelchen sieht recht zart aus. Wenn es nur nicht einen innerlichen Fehler hat!"

„Ich hab's gar nicht eilig, groß zu werden," lachte die kleine Tanne dazwischen, „es gefällt mir gerade so, wie es ist. Im Winter deckt das fallende Laub mich zu und im Sommer beschatten mich eure Zweige. Übrigens bin ich in diesem Jahre schon so gewachsen, daß ich die Pechnelken fast eingeholt habe."

„Das ist was Rechtes," kicherte ein Haselnußstrauch, „da kannst du stolz sein!"

„Ich fürchte, wenn ich so groß werde wie ihr," fuhr das Bäumchen unbeirrt fort, „dann bin ich nicht mehr dabei, wenn der Thymian duftet und die Immortellen blühen und der gelbe Steinklee freundlich nickt, dann sehe ich auch nicht mehr, wie die fleißigen Bienen Honig schaufeln. Wißt ihr Alten noch, wie der Thymian duftet, oder seid ihr zu groß dazu? Und nach der Blüte die Beerenzeit! Ich habe blaue und rote und schwarze Beeren gesehen und weiß kaum, was schöner ist: wenn die Blüte sich öffnet oder wenn die Früchte sich runden und färben. Freut ihr Großen euch noch über die Beeren?"

„Das ist wirklich ein kindisches Geschwätz," gähnte die Kiefer und wandte sich ab, „aber man kann ja nicht mehr verlangen!" Die Birke dagegen streckte einen zarten Arm, so tief sie konnte, zu der kleinen Schwätzerin hinunter und liebkoste sie.

„Ich will dir auch noch etwas sagen, liebe Birke," flüsterte die Tanne, „aber auch nur dir . . . Weißt du: ich höre auch die Erde singen."

„Was ist das, du Närrchen?" fragte die Birke.

„Ja," bekräftigte die Tanne, „die Erde singt, und ich höre ihr zu. In der Nacht friert es jetzt schon und der Rauhfrost liegt wie eine feine weiße Decke über der Erde, und wenn dann die liebe Sonne kommt und so heiß scheint, daß einem ganz wohlig wird und man sich nach ihr reckt und streckt, dann schwindet der Rauhfrost und dann höre ich ein liebliches Klingen in dem schwarzblauen Gestein, bisweilen leiser, bisweilen lauter; je kälter es aber in der Nacht war, desto kräftiger höre ich den Gesang. Das ist das Lied der Erde an die Sonne."

„Hm," meinte zweifelnd die Birke, „ich bin so alt und stehe hier schon so lange, aber davon weiß ich nichts. Doch mag es wahr sein. Wenn du morgen das Lied wieder hörst, dann mache mir ein Zeichen."

„Ja, das will ich," versprach das Bäumchen, „aber du darfst dich dann nicht bewegen, nicht einmal Herzklopfen darfst du haben."

Die Birke lächelte vor sich hin.

„Am schönsten ist es aber doch, die Menschen hier auf der Bank zu sehen und sprechen zu hören," begann die Tanne noch einmal; „ein alter Mann mit weißem Barte klettert oft herauf, stützt die Hände auf den Stock und sieht lange, lange in die Weite, während ein kleiner Hund zu seinen Füßen liegt und mit den Augen blinzelt. Dann kommt auch eine alte Frau, die sich auf der Bank ausruht und den Staub vom Saume ihres verschossenen Kleides ängstlich abschüttelt. Vor einigen Tagen kamen auch zwei junge Menschenkinder, die hielten einander bei der Hand und ließen sich erst los, als sie sich auf die Bank setzten, er an das eine Ende, sie ans andere. So saßen sie lange und sprachen kein Wort. „Die drei Jahre gehen

Aber der arme Schiller sollte immer noch nicht zur Ruhe kommen. Seine sterblichen Überreste sind allerdings nicht wieder von Ort zu Ort gewandert und seine unsterblichen Werke sind auch unverrückbar im Gedächtnis seines Volkes. Nun aber fangen die Denkmäler, die man ihm gesetzt hat, zu wandern an.

Ein Leser aus Wiesbaden erzählt der „Jenaischen Zeitung": Dort zierte einen großen mit prächtigen Anlagen geschmückten Platz die Büste Schillers und ihm zu Ehren wurde der Platz Schillerplatz benannt. Da ereignete es sich, daß Wiesbaden auch dem Kaiser Friedrich ein Denkmal setzen wollte. Auf Wunsch der Kaiserin Friedrich, so erzählt man sich, wurde nun gerade der Platz ausgewählt, dem bisher Friedrich Schiller seinen Namen gegeben hat. Der Dichter mußte dem Kaiser weichen. In den Grundstein aber, unter des Dichterdenkmals Sockel, hatte man wie üblich Münzen und Urkunden eingelassen. Diesen Grundstein gedachte man gleichfalls auszuheben und mit dem Schillerdenkmal zu verpflanzen. Aber es wurden Bedenken laut, man fürchtete dabei eine neue Quelle anzuschlagen — kurz der Grundstein des Schillerdenkmals blieb, auf ihm erhebt sich jetzt das Denkmal des Kaisers Friedrich und der Platz heißt nun Kaiser Friedrichsplatz. Die Büste Schillers aber harrt in irgend einem geschützten Bodenwinkel der Auferstehung, sie hat noch keinen Platz wieder gefunden.

Es wird einem schwer, solche Dinge in der Öffentlichkeit zur Sprache zu bringen, setzt genanntes Blatt bei. Wir Deutschen verehren in Kaiser Friedrich einen Herrscher, der tief im Herzen seines Volkes lebt, sowohl als der tapfere und beliebte Heerführer wie auch als der „edle Dulder" auf dem Throne. Ferne sei es von uns, seinem Andenken nahetreten zu wollen. Aber selbst der glühendste Monarchist kann eine Handlungsweise nicht verstehen, wie sie in Wiesbaden beliebt worden ist. Kaiser Friedrich ist ein Nationalheld, ein großer Mann seines Volkes, der Dichter Schiller aber ist ein Weltbürger in des Wortes edelster Bedeutung. Sein Lebenswerk ragt hinaus über die räumlichen Grenzen seines Vaterlandes und über die zeitlichen Grenzen der Jahrhunderte. Kein anderes Volk der Welt würde es über sich gebracht haben, das Denkmal von einem seiner größten Geister in den Winkel zu stellen, um an seinen Platz ein Kaiser- oder Königsdenkmal zu setzen.

Das blieb dem „Volke der Dichter und Denker" vorbehalten.

Die Tanne.

Ein Märchen von Elisabeth Gnauck-Kühne.[1]

Es war eine steile Straße, die am Fuß des Schieferberges stracks hinanstieg. Erst auf halber Höhe wurde es besser: da zog sich der Weg an der dünn bewaldeten Berglehne hin, rechts ein lückenhafter Tannensaum, durch den die Böschung von schwarzblauem Schiefer hindurchschimmerte, links ein leichtes Geländer, über das man in ein enges Tal hinabsah, auf dessen schmaler grüner Sohle ein kleiner Wasserlauf wie ein Silberfaden glänzte. Wer aufmerksam genug war, entdeckte zur Rechten zwischen den Tannen am Wegrande einen schmalen, versteckten Pfad, der in kurzer Windung zu einer höher gelegenen Baumgruppe mit buschigem Unterholz führte, in dessen Schatten eine roh gezimmerte Bank stand. Von hier hatte man eine herrliche Aussicht über bewaldete Höhen, grüne Wiesen und fruchtbare Felder in die weite, lachende Welt hinein bis zu dem fernen Höhenzuge, der sich im Blauen verlor.

[1]) Aus „Goldene Früchte aus Märchenland." Märchen für jung und alt von Elisabeth Gnauck-Kühne. Bremen. G. A. v. Halem. Dieses reizende Büchlein ist empfehlenswert, nicht bloß des in wahrer Bedeutung sinnigen Textes willen, sondern auch seiner ganz außerordentlich wirksamen Bilder von Franz Stassen wegen, die an Kraft und Schönheit so viele Märchenillustrationen übertreffen. Die Red.

„Das tue ich nicht, wirklich nicht,“ verteidigte sich dann bekümmert die Tanne, „aber der Stern liegt mir im Sinn und deshalb spute ich mich, groß zu werden und ihm entgegenzuwachsen.“

Und sie wuchs und dehnte sich kraftvoll aus. So sehr durchdrang und beseelte die Sehnsucht ihr ganzes Sein, daß selbst die Zweige sich nach oben bogen, als ob das Licht sie hinanzöge. Der Herztrieb stand kraftvoll und aufrecht, und die Knospen künftiger Zweige bildeten eine kleine Krone auf seiner Spitze. Nach drei Jahren war sie weit über die Bank hinausgewachsen, und als die beiden jungen Menschenkinder wiederkamen, da war der Baum ebenso groß wie sie.

„Wie ist der Baum gewachsen!“ rief der Jüngling erstaunt.

„Nächstes Jahr wird er uns die Aussicht nehmen,“ meinte das Mädchen.

Da sprang er von der Bank auf, faßte den Baum mit starker Hand und brach ihm das Herz aus.

Die Tanne ächzte und stöhnte, das Jungfräulein sprang erschreckt auf, — und der Mann stand da und sah den zerstümmelten Baum an, und es ging wie Mitleid über sein männliches Antlitz.

Lange kränkelte die Tanne; Blutstropfen und Tränen rannen an ihrem Stamme herunter und sie wünschte sich den Tod. Die Birke tröstete sie, so gut sie nur konnte: „Fasse Mut! Wenn du auch nicht wieder in die Höhe wächst, so wirst du in die Breite gehen, und dein Stamm wird stark und holzreich werden, du erfreust dich wieder an dem Duft des Thymian, an den Blüten und Beeren und hörst zu, wenn Frau Sonne auf der großen Erdenharfe spielt.“

„Liebe, gute Birke,“ erwiderte die Tanne wehmütig, „sieh mich doch an! Bis in den kleinsten Zweig hinein ist mir die Sehnsucht nach dem Stern gedrungen . . . Streben nicht alle meine Äste nach oben? Nun soll ich sie wieder nach unten biegen, der dunklen Erde zu, soll meinen Stern vergessen? Nein, das kann ich nicht. Ein Leben ohne Licht: Das ist der Tod.“

„Was hast du denn nun eigentlich von deinem Stern gehabt?“ Mit dieser Frage mischte sich jetzt die Kiefer ein. „Was hast du erreicht? Ist er etwa herunter gekommen und hat dich beschützt? Oder hat er dich hinaufgezogen? Ich dächte doch, jetzt müßtest du geheilt sein und vernünftiger denken. Du hast ja gesehen, daß nichts dabei herauskommt. Im Gegenteil. Wärest du nicht wild emporgeschossen, dann wäre dein überschlanker Stamm nicht gebrochen. Du selbst bist an deinem Schicksal schuld. Übrigens glaube mir: der Stern ist so hoch über dir, daß es einfach Narrheit ist, zu ihm emporzustreben.“

Da war's, als ob eine Windsbraut durch die Tanne fuhr; ihre Kraft schwoll wie eine Meereswoge, stolz und fest richteten rings um den verstümmelten Stamm die Zweige sich auf; eine kurze Weile stand sie still, als schöpfe sie tief, tief Atem, dann rief sie zornig: „Und doch! Ich strebe weiter zu meinem Stern empor! Der Schlag hat mir den Stamm, aber nicht den Mut gebrochen: ich komme doch ans Ziel!“ Sie rief es so laut, daß die Kiefer sich gekränkt zu der Birke wandte und bemerkte: „Es ist einmal nicht richtig mit ihr, man muß Geduld haben.“ Die Tanne aber reckte und streckte sich, und der jüngste kleine Seitentrieb richtete sich auf und bog sich nach der Mitte zu, wo die Krone fehlte, und wuchs an Stelle des Herztriebes stolz und frei in die Lüfte, und die Zweige alle folgten der Führung und wiesen grüßend mit der Spitze nach oben.

Die jungen Menschenkinder sah die Tanne nicht mehr Hand in Hand. Nach zehn Jahren kam der Mann allein, setzte sich auf die Bank und betrachtete lange den schlanken, hochgewachsenen Baum, dem er einst das Herz ausgebrochen hatte. Dann legte er in trübem Sinnen die Hand auf die längst vernarbte Wunde und

auch herum," sagte er endlich, „dann bin ich wieder da"; und er brach von jener Eiche dort einen Zweig ab, den reichte er ihr und sie nahm ihn und hielt ihn so sonderbar fest. Dann gingen sie wieder. Weißt du nicht, Birke, was aus den beiden geworden ist?"

„Nein," antwortete die Nachbarin, „aber sie werden schon wiederkommen, mir ist nicht bang."

Die kleine Tanne war still geworden; sie konnte den Gedanken an die beiden nicht los werden. Und als der Abend kam, da ging sie nicht mit der Sonne zur Ruhe, sondern sah den letzten Strahl verglimmen und das Abendrot am Himmel verblassen, — sie schlief nicht ein. Als sie so stand und nach oben schaute, da sah sie hoch über sich an der blauen Himmelsdecke ein glänzendes Licht, das kam ihr vor wie ein leuchtendes Auge. Es funkelte und strahlte und glitzerte und schien sie geradeaus anzusehen. Der kleinen Tanne wurde ganz eigen zu Mut, sie vergaß alles ringsum und sich selbst und sah wie verzaubert nach oben, bis der nächtliche Himmel im Osten verblaßte, rote Streifen als Boten der Sonne erschienen, und der Morgenwind die funkelnden Himmelslichter ausblies . . . Traumverloren stand die kleine Tanne da, bis das Haar der Birke sie berührte. Da sah sie ernst zu ihr auf und fragte: „Hast du gestern abend das große, strahlende Licht am Himmel gesehen? Sage mir, was ist das?"

„Das ist ein Stern," sagte die Birke.

„Ein Stern? O, wie herrlich ist ein Stern! Ich wollte, er käme heute abend wieder und sähe zu mir herunter."

„Das wird er schon," tröstete die Birke, „er wird heute und noch manchen anderen Abend wiederkommen."

Die Tanne verbrachte sinnend den Tag. Gegen Abend reckte und streckte sie sich, um den Stern kommen zu sehen, — und wirklich: da stand er am Himmel, groß und klar, und sah sie an. Das Bäumchen meinte, es müsse stracks hinaufwachsen, so fühlte es die Sehnsucht in sich schwellen, aber am andern Morgen war es noch so klein wie vorher und der Stern verschwand. Da faßte die Tanne den Wunsch, zu wachsen und dem Sterne näher zu kommen: sie wurde still und in sich gekehrt, so daß es ihren Nachbarinnen bald auffiel.

„Warum bist du so schweigsam, Kleine?" fragte die freundliche Birke.

„Ach, ich habe so viel zu denken, daß ich nicht sprechen kann," meinte die Tanne, „und dann nehme ich alle Kraft zusammen, um zu wachsen."

„Da hast du ja deinen Sinn recht geändert," bemerkte die alte Kiefer trocken, „früher ducktest du dich am liebsten in dein behagliches Nest."

„Ja, das tat ich," bekannte das Bäumchen, „aber seit ich den Stern gesehen, ist alles anders. Nun will ich groß werden, um ihn zu erreichen."

„Den Stern," rief die Kiefer, „ich glaube, du bist verschroben. Aber habe ich's nicht immer gesagt," mit diesen Worten wandte sie sich triumphierend zu der Birke, „daß das kleine Ding innerlich nicht gesund ist? Nun höre doch: den Stern will es erreichen!"

„Sei doch nicht so hart," meinte tadelnd die Birke, „das Bäumchen weiß noch nichts vom Leben, es redet, wie es klug ist. Mit Hohn besserst du nichts. Ich habe das kleine Ding doch gern." Und sie streichelte es freundlich.

Die kleine Tanne hörte nur mit halbem Ohre zu; sie hatte keinen Augenblick zu verlieren, denn es trieb sie mächtig hinauf, dem Stern entgegen. Nach und nach gewöhnten die Nachbarn sich an ihr verändertes Wesen, selten nur stach die alte Kiefer mit spitzen Worten nach ihr, und die gute Birke wurde es müde, immer zu ermahnen und zu warnen: „Du gehst zu weit, halte Maß, verachte dein Los nicht."

An Gräbern geht es auch vorbei,
Die ernste Mahnung sprechen
Und an Ruinen vielerlei,
Die sich im Sonngold brechen.
Dann lüpfe ich den Hut und fromm
Sprech' ich der Mutter Segen;
Mit Burg und Schlössern wallt Willkomm
In neuem Bild entgegen.

Der Wald rauscht mir von alter Zeit
Geheimnisvolle Kunde,
Der Bach gibt mir ein lieb Geleit
Und plauscht mit vollem Munde.
Wie kleiner Vögel Freudenruf,
So jubelt meine Kehle;
Und den, der Lust und Wandern schuf,
Den preist auch meine Seele.

Karl Krobath.

Spätherbst.

Sonnige Novembertage,
Laubfall in den Wäldern,
Herden auf den Feldern,
Stille Freude, keine Klage.

Keine süßen Frühlingsdüfte,
Keine Blumensterne,
Aber nah und ferne
Reine blaukristallne Lüfte.

Keine schicksalsbange Frage
In dem Aug' des Greises,
Lächeln nur ein leises —
Sonnige Novembertage!

Hans Mittendorfer.

Zur Frage der religiösen Duldung.

Eine Zuschrift.

Sehr verehrter Heimgärtner!

Ihre kleine Geschichte im Heimgarten[1]) habe ich mit Bewegung gelesen. Ich teile Ihnen ein Gegenstück mit. Wollen Sie das Geschichtchen benutzen, so soll's mich freuen.

's war in Buch, einem Vorort der Millionenstadt Berlin. Noch hatte der Riesenpolyp seine Fangarme nicht nach dem kleinen Dorf unter den Buchen ausgestreckt, anfangs der Neunzigerjahre war's noch Idyll. Ein katholisches Ehepaar lebte hier unter lauter Evangelischen. Alle wußten's, aber keiner sah scheel auf die beiden braven Leute. Plötzlich stirbt der Mann an einem Schlaganfall. Die Tochter kommt zum Pastor, den Tod zu melden und zugleich zu bitten, daß der Herr Kurat aus Eberswalde den Vater beerdigen dürfe. Der Pastor spricht sein Bedauern aus, am Tage des Begräbnisses nicht am Ort sein zu können, da er dienstlich verhindert ist. Am andern Morgen von 8 bis 9 Uhr läuten die evangelischen Glocken um den Toten wie um ein Gemeindeglied. Am dritten Tage schaufeln sie für Vater Karst auf dem der evangelischen Gemeinde gehörenden Friedhof, auf den die mächtige Kirche niederschaut, in der Reihe sein Grab. Um 4 Uhr nachmittags soll die Beerdigung sein. Um 2 Uhr klingelt der Herr Kurat am Pfarrhaus, die Frau Pastorin öffnet ihm. Er stellt sich vor. Sie nötigt ihn herein, er solle sich die zwei Stunden in der Studierstube ihres Mannes aufhalten, der verreist ist. Dankbar nimmt er die Einladung an. In stattlichen Reihen blicken die Bücher des evangelischen Amtsbruders auf den einsamen Gast hernieder: „Hases Polemik", Warnecks protestantische Beleuchtung römischer Angriffe auf die evangelische Heidenmission, „Luthers Werke", eine Autographie Melanchtons prangt unter Glas und Rahmen an der Wand. Die Frau Pastorin

[1]) Jahrg. XXVI, S. 94.

ließ die Finger sanft über die Biegung des Seitenzweiges gleiten, der die Führung übernommen hatte. Aber plötzlich hob er den Kopf, richtete sich straff auf und stieß den Stock fest auf die Erde. „Und doch strebst du mutig hinan!“ rief er in den Wald hinein.

„Und doch!“

Dann ging er mit festen Schritten in die weite Welt hinein.

Singvögel.

Weltgeschichte.

Den Schneestaub durch die Gassen fegt
Ein eisigkalter Wind,
Und wer einen warmen Mantel trägt,
Sieht nicht das arme Kind.

Ein hoher Karren schwankt heran:
Kuh, Kalb und Schweinsgesind',
Und wer den Metzger zahlen kann,
Der frißt das arme Rind.

Füg' einem nur ein kleines Leid,
Er fällt dich wütend an,
Vielleicht auch nur aus blindem Neid
Und nur um eitlen Wahn.

Was heißt „der Weltgeschichte Lauf“?
Ein großes, hohles Wort!
Der Harte zehrt den Schwachen auf,
So war's und währet fort.

Hermann Hango.

Heuduft.

Ein Knabe war ich, der das Haus gepflegt,
Vom lieben Mütterlein hinausgesendet,
Und als die Schwaden all ich umgewendet,
Hab' ich mich in das duftige Heu gelegt.

Und aus der Tasche zog ein Buch ich vor,
Von deutschen Dichtern auserlesene Proben.
Bald war mein Geist dem Wiesental enthoben
Und schwebte in der Dichtung höherm Chor.

Wie riß da Schillers Feuergeist mich hin!
Mich rührte Lenaus Schwermut fast zu Tränen
Und hin nach Hellas weckte mächtig Sehnen
Der sanfte, träumerische Hölderlin.

Ich schwelgte in des Schönen Überfluß,
Mir schwoll das Herz vor seligem Vergnügen,
Ich sog die Poesie in vollen Zügen
Und ward berauscht vom göttlichen Genuß.

Seitdem oft, wenn an einer Wiese Rand
Süß zu mir dringt des Heudufts zarte Schwele,
Spür' wieder ich den Wonnerausch der Seele,
Den ich als Knabe dazumal empfand.

Wilhelm Idel.

Frohes Wandern.

Talaus die Straße nun entlang,
Jetzt geht es an das Wandern;
Was mir das Herz macht trüb und bang,
Daheim laß ich's den andern.
Ich nehme kleines Ränzel mit,
Schneid' mir 'nen festen Stecken,
Als Zehrgeld geb' ich heitres Lied
Und suche Drach' und Recken.

Den hohen Bergen geht es zu
Und dann den reichen Auen,
Mich treibt es sonder Rast und Ruh'
Die Lust der Welt zu schauen.
Daheim beschlich mich Gram und Neid,
Die Trauer tat mich drücken;
Nun aber flieht der Menschen Leid
Vor meinen hellen Blicken.

Ein Dutzend Soldatensprüchel.

Aus dem Marchfelde und dem angrenzenden Hügellande Niederösterreichs in der Mundart aufgeschrieben und der Zeitschrift „Volkslied“ mitgeteilt von Koloman Kaiser.

1. I bin a jungs Bürschel,
Zwanzg Jahrl ersçht alt,
Und iatzt schreibt ma da Kaiser,
Er brauchat mi bald.

2. Schatzerl, hörst, mirk da den Baam,
Wo ma zsammkemma san;
Wenn in Winter in Schnee
Wachst a Bleamel in d' Höh.

3. A kreuzlustigs Büabel
Kimmt allweil in Himmel,
Drum sing und verkauf i
Mein Vadern sein Schimmel.

4. Bfüat di Gott, mein liabs Dirndel,
Bfüat Eng Gott, liabe Moahm:
Jetzt fahr i zu da Stelling,
Wer woaß's, kimm i hoam.

5. Fix! iatzt habn's mi ghalten
Zu dö Elferjäga —
Jatzt hock i mi hinter d' Stauan
Und tui füraspächa!

6. Fix! iatzt habn's mi ghalten
Zu dar Artüllerie,
Jetzt därf aa mein Muider
Nix kocha für mi,
Nix kocha, nix wascha,
Nix flicka für mi,
Denn i bin Soldat iatzt
Bei der Artüllerie!

7. I bin a Soldat
Und mein Schatz woant si z'tod,
I bin a lustiger Bui
Und lach' nur dazui.

8. Aber Schatzerl, sei gscheit,
Woaßt, da Kaiser braucht Leut;
Wann i zruckkimm retur,
Bin i wieder dein Bua.

9. A guits Glasel Wein,
Dös will austrunka sein,
Und mein Schatzerl ihr Gsundheit
Muiß aa dabei sein.

10. Musikanten, spielts langsamer
Auf da großen Soaten,
Sunst kann i mei Trampeltier
Nimmer derloaten!

11. Um an Gulden an Durscht
Und zween Kreuzer in Sack:
Mi macht däs so trauri,
Soll lacha, wer mag.

12. Da Kaiser in Wean
Nimmt d' Stirksten zun eahm:
Nur dö Krumpen und Kloan
Laßt er für d' Mentscher dahoam.

Lustige Zeitung.

Auf der Promenade. Freundin: „Dort geht der Rechtsanwalt Meier; dem habe ich auch mal einen Korb gegeben!“ — „Warum?“ — „Ich habe ihm wohl zu wenig Geld gehabt!“

Der Ängstliche. „Deine Frau sagt mir, du seiest um vier Uhr nach Hause gekommen. Wie ist das möglich, du gingst doch schon um 2 Uhr von der Kneipe weg?“ — „Hm ja, aber um drei getraute ich mir erst zu klingeln und um vier hat sie mir erst aufgemacht.“

Gedankensplitter. „Eins hat die Häßlichkeit vor der Schönheit voraus, daß sie sich nämlich leichter konservieren läßt.“

Großartige Naturerscheinung. Professor: „Was ist das für ein eigentümlich knisterndes Geräusch, das ich schon die ganze Stunde höre?“ — Gymnasiast: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Bart bricht sich Bahn.“

Abwarten! Richter: „Bekennen Sie sich schuldig, Angeklagter?“ — Angeklagter: „Bitt' schön, Herr Richter — nit zu schnell! Erst müss'n mer doch hören, was die Zeugen wissen!“

hat ihn allein gelassen. Plötzlich klopft er an die Tür der benachbarten Küche. Er bittet um eine Schale mit Wasser, um den Weihwedel zu reinigen. Die Amtsschwester bringt's und ist ihm behülflich. Nach einer kleinen Erquickung kleidet er sich an, die Glocken fangen an zu läuten, die ganze Gemeinde ist auf dem Kirchhof vor der Leichenhalle schon versammelt. Der Herr Kurat segnet die Leiche ein und hält am Grabe eine schlichte ergreifende Rede.

Nach einem Jahre stirbt die Witwe. Diesmal ist der evangelische Pfarrer am Tage des Begräbnisses zu Hause. Als die Glocken rufen, verlassen zwei Geistliche im Ornat das Pfarrhaus, ein evangelischer und ein katholischer. Der Herr Kurat (derselbe wie vorm Jahre) vollzieht die Beerdigung, aber die Leichenrede hält der evangelische Pastor in der Kirche vor versammelter Gemeinde und vor den katholischen Gästen. Unmittelbar vorm Betreten der Kirche verabschiedet sich der Herr Kurat vom Pastor. „Kommen Sie denn nicht mit in die Kirche?“ so fragt der Pastor. „Ach nein, das darf ich nicht“, lautet die Antwort. Nach einigen Wochen kam eine Verfügung des königlichen Konsistoriums, in welcher der evangelische Pfarrer daran erinnert wurde, daß das Gesetz es nicht erlaube, bei der Beerdigung von Katholiken mit evangelischen Glocken zu läuten . . . .

Der Pastor lächelte. Er war größer als das Gesetz.

Ein Weniges von heimischer Herzensbildung.

Unser sonst so stilles, bedächtiges Alpenland hat ein fast großweltisches Sensationsjahr gehabt. Hat sich aus demselben aber nicht besonders vornehm herausgezogen. Das Ereignis im Mürztal war eigentlich doch nur für eine Weltstadt angetan, wo es am ersten Tage ein gewisses Aufsehen, am zweiten Tage ein spöttisches Lächeln hervorgerufen hätte und am dritten Tage vergessen gewesen wäre. Für eine Gebirgsprovinz ist so was nichts, sie findet hierzu das richtige Verhältnis nicht. Wenn man sich das einemal etwas viel um Privatangelegenheiten gekümmert hatte, das anderemal kümmerte man sich etwas wenig darum, wie jener Tourist, der sich in der Drachenhöhle verirrt hat, zu erzählen weiß. Man muß fleißig wachen über die Eheverhältnisse des Nächsten, aber wenn einer sich im Gefelse versteigt und tief in den Berghöhlungen in Todesgefahr ist — wen geht das was an?

Im Gebirge brennt nächtlich ein Bauernhof nieder. Das Vieh wird gerettet, während im Hause vier Personen verbrennen. Mit Recht entrüsten sich die Städter über solche Vorkommnisse und einer oder der andere sagt: Wir Gebildeten sind doch bessere Menschen als diese Wilden! — Aber in der Hauptstadt geschieht bei einem großen Konzerte ein schaudervoller Mord. Die Leiche, wenige Minuten zuvor noch ein junges, blühendes Wesen, wird im Vorsaal auf einen Tisch gelegt, die Mutter der Ermordeten fällt von einer Ohnmacht in die andere, das Blut fließt in einem langen Bache auf dem Parkett dahin, aber die Kapelle spielt heitere Weisen, das Konzert nimmt seinen programmäßigen Verlauf und das Publikum ergötzt sich.

Musik — bildet ja das Gemüt! Und so gab es unter den Kunstbegeisterten nicht einen, der so herzlos gewesen wäre, aufzustehen und laut das Abbrechen des Konzertes zu verlangen. Die Leute haben ihren Eintritt gezahlt und wollen sich doch unterhalten.

Um so viel sind „wir gebildeten Menschen besser als die Wilden“.

hat mit seiner Frau auf einem Automobil, das ihm August Scherl, der Zeitungskönig, zur Verfügung stellte, eine große Reise gemacht. Er fuhr von Berlin nach Italien und zurück nach dem Rhein. Diese Reise beschreibt er mehreren Freunden in Briefen, und diese Briefe sind das Buch. Hauptsache der Reise sind aber eigentlich nicht die Länder und Städte und Menschen und Kunstwerke, obschon auch von diesen sehr zierlich und possierlich zu lesen steht. Hauptsache ist das Automobil. Bierbaum reist den Automobilbesitzern eine Reise vor, er zeigt, wie man mit diesem Höllenhunde reisen müsse, damit es vernünftig und angenehm sei. Und es gelingt ihm, auch den automobilschrickigen Leser so weit zu bringen, daß er sagt: Na, denn man los! M.

Die Prinzessin von Banalien. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Mit Buchschmuck von Hanns Anker. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlags-Anstalt.) Gleich manchen ihrer anderen Werke hat Marie von Ebner-Eschenbach auch dieser Erzählung, die sie „Ein Märchen" nennt, ein Motiv zugrunde gelegt, das unsere neue und neueste Literatur oft und viel beschäftigt. Vor vielen Jahren lag diese Arbeit, die die greise Dichterin jetzt einer Durchsicht unterzogen hat, schon vor, doch war Marie von Ebner-Eschenbach der damaligen Zeit weit vorausgeeilt. Sie wurde nicht verstanden. Nur in ganz wenig Hände kam das Werk, ja es verschwand bald wieder ganz! Voll von Romantik, Poesie, Innigkeit und Wirkung ist diese Schöpfung. V.

Urväterhort, die Heldensagen der Germanen. Von Professor Max Koch und Professor Andr. Heusler. (Berlin. Martin Oldenbourg.) Das Werk umspannt den ganzen Umkreis des germanischen Gebietes, den Süden wie den Norden, neben den altvertrauten Sagen von Siegfried, von Gudrun, von Hildebrand stellt es die weniger bekannten, darunter die der Dänen und bietet damit eine nahezu vollständige Sammlung unserer Heldenpoesie, soweit sie in der heroischen, heidnischen Vorzeit wurzelt. Die Ausstattung des Werkes mit den künstlerischen Bildern ist geradezu prachtvoll, ganz einzig schön. V.

Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Vierter Band (1797—1806). (J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart.) Wie Goethes Leben selbst ein organisches Gebilde war und doch ein Kunstwerk, so baut es sich hier vor den Augen des Lesers auf, und eben darin liegt der unvergleichliche Reiz dieser Biographie, daß ihr Held selber, naiv, ohne an ein lesendes Publikum zu denken, sie geschrieben hat. Die in der Form von Fußnoten gegebenen Anmerkungen lassen trotz ihrer Kürze wohl kaum eine Frage unbeantwortet, die ein aufmerksamer Leser bei Lektüre der Briefe stellen möchte. V.

Jesus von Nazareth. Bilder aus dem Evangelium von Adalbert Stier. Mit Bildern nach Zeichnungen von A. Zick. (Leipzig. Jakobi & Zocher. 1905.) Ein liebliches deutsches Festbuch. Die bedeutungsvollsten Ereignisse im Leben des Heilandes sind durch formschöne Gedichte in sich abgerundet. Wenige aber ausgezeichnete Bilder zieren das Buch. M.

Das Evangelium Matthäus. Für Bibelfreunde erklärt von Dr. C. A. Witz-Oberlin. (Stuttgart. Max Kielmann. 1905.) Wie unendlich verschieden und verschiedenartig sind doch die Auslegungen der Evangelien! Unter den Hunderten von Exegesebüchern weicht fast jedes von anderen ab, wenigstens in nebensächlicheren Dingen. Und wer viele Predigten hört, der muß staunen, wie leichthin und willkürlich ein evangelischer Ausspruch, ein Jesuwort auf unsere Denk- und Anschauungsweise, auf unser heutiges Leben bezogen wird. Fast bei jedem Prediger und bei jeder Predigt ist Jesus ein anderer, je nach dem Charakter des Redners, nach Standpunkt der Beleuchtung, nach Gelegenheit und Bedürfnis der Zuhörer. Er muß allen nahegerückt werden und auf alles passen. Vielleicht ist es gut so. Denn mit dem Bibelbuchstaben als solchem wissen viele nichts anzufangen.

So werden mit besonderem Interesse Bibelfreunde an das neue Buch herantreten, in welchem Dr. C. A. Witz-Oberlin das Evangelium des Matthäus erklärt. Es ist selbstverständlich, daß man sich einem solchen Werke gegenüber als Laie nicht kritisch verhalten kann. Selbst wenn eine Auslegung der unseren noch so sehr entgegenstünde (was von diesem Buche nicht zu sagen ist), würden wir dem Ausleger das Recht zugestehen, den Heiland nach seiner Weise aufzufassen. Das Wissenschaftliche muß bei diesem Gegenstande dem subjektiv Religiösen weichen. Aber das muß gesagt werden, jeder, der für das Evangelium sich interessiert, wird aus diesem umfangreichen, tiefgründigen Werke eine Fülle von Anregung und Erbauung schöpfen. Und auch Überraschung. Denn manche Bibelsätze sind so schlicht und wieder so geistvoll erklärt, daß einem über bisher Nichtverstandenem oder Mißverstandenem ein neues Licht aufgeht. Da sieht man oft erst, wie tiefgründig und unerschöpflich dieses wunderbare Matthäusbuch ist. T. S.

Ludwig Richter-Buch. Für Kinder und Kinderfreunde. 62 Zeichnungen von Ludwig

Gekrönte Mühe. Eine Dame, die ihr ganzes Leben lang jeden Abend aus Furcht vor Dieben und Mördern unter ihr Bett geleuchtet hatte, entdeckte einen Handwerksburschen, der sich eingeschlichen, darunter und ruft aus: „Ah, da sind Sie ja endlich!"

Wer hält's mit den Russen, wer mit den Japanern? (Knüttelverse.)

Russen:	Japaner:
Es lebe hoch und weit	Der Japanesen Macht,
Der Russen Tapferkeit	Wird überall verlacht,
Es hebt sich immer mehr	Der Japanesen Glück
Der Russen Ruhm und Ehr'	Ist eitel Mißgeschick;
Es siegt in stolzer Pracht	Japanervolk im Krieg
Der Russen Heeresmacht	Ist gänzlich ohne Sieg!

Wer nun ein echter Russenfreund überhaupt ist, der möge beruhigt beide Strophen von oben nach unten lesen; wer aber die „gelbe Gefahr" nicht zu sehr fürchtet und ein gewisses Wohlbehagen darüber empfindet, wenn die Russen ordentlich Hiebe kriegen, der möge als Japanerfreund obige Strophen quer durchlesen, wodurch er sicherlich auch befriedigt wird.



Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.) Wenn man sagen wollte, daß dieses Buch ein Schatzkästlein für Pädagogen ist, so stünde zu befürchten, daß es kein Mensch lesen würde. Denn Pädagogen gibt es nicht gar viele, und manche, die sich dafür halten, die glauben schon alles fix und fertig in sich zu haben und es nicht erst aus Büchern lesen zu müssen. Und mich dünkt, sie haben recht, aus Büchern kann man das Kind nicht kennen lernen, aus dem Leben muß man es kennen lernen.

Wenn nun aber in einem Buche das Leben ist, wenn es ganz aus dem Leben geschöpft ist mit einer Kunst, als lebten wir die Gestalten und Begebenheiten und Entwickelungen wirklich mit — dann kann man auch aus dem Buche etwas lernen. Und lernen ohne es eigentlich zu wissen, ohne die geringste Mühe zu spüren und wo es einem dabei so leicht und froh zu Mute ist, als sei man bei der feinsten Unterhaltung.

So ein Buch ist „Asmus Sempers Jugendland". Wir wissen schon, es ist der Dichter der kleinen Appelschnut, wir kennen ihn schon als Kinderkenner. Nun erzählt er in diesem Romane die Geschichte seiner eigenen Kindheit — ich glaube mich nicht zu irren. Die äußeren Geschicke sind einfach. Armer Leute Kind, das es nach Not und Widerwärtigkeiten durch gute Menschen bis zum Volksschullehrer gebracht hat. Aber dieses innere Leben! Diese Herzenswelt des Kindes! Ich weiß keinen Dichter, der, mitten im lauten Lebenskampfe stehend, die Welt, die Menschen, den Himmel so rein durchs Kindesauge schauen kann. Dazu diese unabgebrauchten stilistischen Mittel, diese gestaltenden Einfälle, die uns selbst die feinsten Seelenregungen sinnlich zum Ausdruck bringen. Und der Humor! Soll man ihn Jean Paulisch nennen? Er erinnert ein wenig dran, ist aber reichlich eigenartig genug, um Otto Ernstisch zu sein. Über dieses entzückende, germanisch wahrhaftige Buch könnten Abhandlungen geschrieben werden, was wohl auch geschehen wird. Der „Heimgarten" hat einstweilen die Pflicht, es anzuzeigen — gewiß zudanke Vieler, die es daraufhin lesen werden. M.

Eine empfindsame Seele im Automobil. Von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Julius Bard. 1904.) Der Verlag hat zwar vieles getan, um dieses Buch unleserlich zu machen. Da die sezessionistischen Buchstaben schon veraltet sind, so hat er nach noch älterer Schrift nach rückwärts oder besser nach vorwärts gegriffen, denn wie beim Ringelreih für Kinder kommt alles immer wieder im Kreise herum. So ist hier eine Lateinschrift verwendet, bei der man beständig den Kopf schief halten muß, um sie lesen zu können. Da vergehen einem die Augen und man wird schwindelig. Aber es nutzt nichts, die Bierbaumischen Bücher mögen nach so verzwickt gedruckt sein, man liest sie. Das vorliegende ist noch dazu etwas Besonderes. Der Mann

Der deutsche Spielmann, herausgegeben von Ernst Weber, verlegt von Georg D. W. Callwey-München, nennt sich ein dichterisches Sammelwerk für Jugend und Volk. Das Beste der gesamten deutschen Literatur in Poesie und Prosa, insoferne die Stücke kindlich und volkstümlich genannt werden können, will er geben. Die Sammlung gliedert sich in Einzelbände, von denen jeder ein in sich geschlossenes Ganzes bildet und von einem Künstler illustriert erscheint, dessen Eigenart dem Charakter des jeweiligen Stoffgebietes ungezwungenen Ausdruck verleiht. Der deutsche Spielmann huldigt ja nicht einer vorübergehenden Mode des Tages. Er schöpft aus dem aufgespeicherten Schatz der Jahrhunderte. Erschienen sind bisher die Bände: I „Kindheit", illustriert von Ernst Kreidolf; II „Wanderer", illustriert von J. B. Cissarz; III „Wald", illustriert von W. Weingärtner; IV „Hochland", illustriert von Franz Hoch; V „Meer", illustriert von J. B. Cissarz; VI „Helden", illustriert von W. Weingärtner; VII „Schalk", illustriert von Julius Diez; VIII „Legenden", illustriert von G. Ad. Stroedel; IX „Arbeiter", illustriert von Georg Osk. Erler; X „Soldaten", illustriert von Georg Osk. Erler; XI „Sänger", illustriert von Hans Röhm; XII „Frühling", illustriert von Hans v. Volkmann; XIII „Sommer", illustriert von Edm. Steppes; XIV „Herbst", illustriert von Karl Biese; XV „Winter", illustriert von Karl Biese. V.

Max Hesses Volksbücherei (Leipzig) bringt in ihren neueren Bändchen Erzählungen, Romane, Biographien von Adolf Stern, Bertha Suttner, E. T. A. Hoffmann, J. G. Voß, Herzmann, Kurz, Balduin Groller, Ludwig Tieck, Marie Bernhard, Clara Viebig, J. F. v. Eichendorff, M. v. Sydow, Melchior Meyr, Novalis, Detlev v. Liliencron, Hans Benzmann u. a. Die einzelnen Bändchen sind gut ausgestattet, haben leicht leserlichen Druck und sind äußerst billig. V.

Wir machen darauf aufmerksam, daß **Karl Frommes Kalender für 1905** erschienen sind. Uns liegt vor der Taschenkalender, der Abreißkalender, der Blatt-Kalender, der Wochen-Notizblock, der Universal-Wandkalender, der Schreibtischunterlage-Kalender, der Portemonnaie-Kalender, der Geschäfts-Notizkalender und der große Auskunftskalender.

Meyers Historisch-geographischer Kalender 1905. IX. Jahrgang. (Leipzig. Bibliograph. Institut.) Der vorliegende längst als praktisch bewährte Abreißkalender hat sich schon als ein guter Hausfreund in der Familien- und Schreibstube eingebürgert und auch dieser neue Jahrgang wird ihm neue Freunde zuführen. Die Vorzüge des Kalenders sind dieselben wie früher. Eine hübsche Ansicht, eine Porträt oder die Wiedergabe eines seltenen alten Holzschnittes zieren jedes Blatt, welches auch Gedenktage, einen sinnigen Spruch und mannigfaltige kalendarische Angaben enthält. Zumeist erscheinen Beziehungen zwischen Datum und Bild wie Tagesspruch hergestellt. Die Anführung der Gedenktage bietet eine vortreffliche Übersicht der Geburts- und Sterbedaten hervorragender Persönlichkeiten auf allen kulturellen Gebieten sowie bedeutender wichtiger Ereignisse. Die Sprüche mögen manchen, welcher sie an dem betreffenden Tage liest, zum weiteren Denken und zu Betrachtungen anregen. Die hübschen Illustrationen in der von der Verlagsbuchhandlung rühmlichst bekannten vorzüglichen Herstellung liefern auch nach dem Abreißen des Blattes eine gute Bildersammlung, welche für alle möglichen Zwecke dienen kann. Dazu ist der Kalender selbst für alle Konfessionen passend. Er braucht wohl nicht weiter empfohlen zu werden, denn er empfiehlt sich wegen seiner ganzen praktischen Anlage und netten Ausführung selbst. Schl.

Kalender. Auch heuer erschienen wieder im Verlage „Leykam" in Graz eine ganze Reihe von Zeitweisern für das Jahr 1905, welche sich wegen ihrer praktischen Einrichtung und schönen Ausstattung mit Recht allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Wir finden da den illustrierten Grazer Schreibkalender, der bereits 121 Jahrgänge zählt, den Schreibkalender für Advokaten und Notare im 114. Jahrgang. Eine reizende Zimmerzierde bildet der sehr geschmackvoll ausgeführte Farbendruck-Wandkalender; derselbe zeigt eine Ansicht von Schladming mit dem Dachstein. Auch die niedlichen Portemonnaie-Kalender in ihren verschiedenen Ausgaben (broschiert, in Leder und Metall gebunden) werden wieder vielen willkommen sein. Nennen wir noch den Tagesblock- und Wochenblock-Notizkalender, den kleinen und großen Wandkalender, den eleganten Taschenkalender mit der Abbildung des Hamerling-Denkmales im Grazer Stadtpark, den Brieftaschenkalender, den Schreibtischkalender, den Almanach sowie den allbekannten Bauern-(Mandl-)Kalender, so haben wir ein Kalendersortiment, in welchem kaum jemand das für ihn Passende vergeblich suchen wird. V.

Die Buchhandlung Paul Cieslar in Graz hat durch die Herausgabe ihres neuesten Verlagswerkes **„Ausflugskarte im Hochlantschgebiet"** einen Wunsch nicht nur der Grazer Bevölkerung, sondern der Touristen Steiermarks und Niederösterreichs überhaupt erfüllt und das herrliche Lantschgebiet mit seinen vielen Aufstiegen auch für Nichttouristen erschlossen.

Richter, mit Geschichten und Reimen von Josephine Siebe. (Leipzig. Georg Wiegand.) So viele oft farbenprächtige Bilderbücher der Kinderwelt dargebracht worden sind, noch kein Künstler hat es verstanden, einen so unnennbaren Zauber auf Groß und Klein auszuüben, wie Meister Ludwig. Das vorliegende Buch bringt uns, von dem bekannten Verlag in vornehmer Weise ausgestattet, eine stattliche Anzahl Ludwig Richter'scher Bilder, zu denen neue Geschichten, Märchen und Reime geschrieben sind. Im ersten Augenblick will dies als ein kühnes Unternehmen gelten, vertieft man sich aber hinein in diese einfachen und doch so poesievollen kleinen Geschichten, so fühlt man, daß die Verfasserin den Meister Ludwig mit dem Herzen verstanden hat: sie geht mit ihm Hand in Hand und weiß das Eigenartige, Gemütvolle seiner Bilder in Worte zu kleiden. V.

Hochdeutsche Ausgabe von Fritz Reuters Stromtid. (Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung.) Mit dieser hochdeutschen Ausgabe, für die besonders wir Österreicher Dank wissen, werden wir uns noch näher zu befassen haben. M.

Wolkenschatten und Höhenglanz. Dichtungen von Gottfried Schwab. (Augsburg. Lampert.) Ein edelgedachtes, feinsinnig geformtes und geschmackvoll ausgestattetes Dichterbuch. M.

Die überhandnehmende Verrohung von Jugend und Volk. Von Fritz Frenzel. (Pößneck. Fr. Geroldsche Druckerei. 1904.) In sieben Kapiteln läßt der Verfasser die Jetztzeit mit ihrem Leben und Streben, mit ihrem Irren und mit ihren Wirren an uns vorüberziehen und übt in hochpoetischer Sprache scharfe Kritik an den Krebsschäden unserer Zeit. V.

Geht's mit auf d' Rax! Von Leopold Hörmann. Mit farbigem Titelbild und Buchschmuck von G. Jahn und Textillustrationen nach photographischen Aufnahmen. (R. Lechner [Wilh. Müller], Wien.)

Die Rax, dieser ausgesprochene Lieblingsberg der Wiener, das Ziel Tausender an Sonn- und Feiertagen, hat nun auch ihren Sänger gefunden! In munterer Weise hat der bekannte Dialektdichter Leopold Hörmann, selbst Tourist mit Leib und Seele, die ganze Bergschönheit der Rax in bald ernsten, noch öfter aber launigen Bildern festgehalten. Fast jeder Steig und jeder wichtige Punkt der Rax gab dem Verfasser Stoff zu bergfrohen G'sangl'n und man kann daher dieses Büchlein fast einen Raxführer in Versen nennen.

Natürlich fehlt es an Anspielungen auf die Gefährlichkeit so mancher Raxwege nicht; Hörmann vergleicht die Rax mit einem verführerischen Weibe, das den Mann in seine Netze zu locken weiß:

„Wiar a Dirn, a verhexte,
Di oan' 's Grüaberl kann grab'n,
Aso is 's mit der Rax:
Ihre Opfer will s' hab'n!

Und je mehr als s' oan' lockt
Und ihr Gernhab'n verspricht,
Um so größer is d' G'fahr,
Daß si' 's Gnack oaner bricht!"

Doch nicht für Raxtouristen allein ist das ein Leckerbissen. Auch für andere Leute. In der „Draufgab", die auch vom Land- und Almleben handelt, ist der Verfasser ein ebenso lustiger Kamerad. Hört ihr's, wie er singt?

D' Freud' am Leb'n.

Wann's koan' Bräuer nöt gab'
Und koa Wirtshaus danebn,
I führet enk eh ait
A lamp.rlfrumm's Lebn!

Wann's koa Dirndl nöt gab'
Und koan' Tanz und koa G'spiel,
I hätt' a Geld schon daspart,
Woaß der Teuxl wia viel!

Aber d' Kellnerin steht just
Mit'n Kruag bei der Tüar —:
„Na, Hiasl, was is's denn,
Kimm eina zu mir!"

Und so schön woaß s' ma z' toan,
Daß 's mi lockt und vadraht,
Daß i juchaz und spiel —
Von den oan' san ma stad.[1])

Drum sag i allweil:
Koane Weiber soll'n sein,
Koane Karten laßt's mal'n,
D' Musikanten grabt's ein!

Zwoa Stund' rund im Kroas
Soll's koan' Bräuer mehr geb'n —
Aber halt'! wann dös wahr wurd',
I möcht neama leb'n!

Aber hinter der harmlosen Schalkheit steckt manchmal ein bischen bittere Ernsthaftigkeit, die auch nicht schadet.

In der Summerfrisch'.

Warum treibt's d' Stadtleut so in d' Summerfrisch'?!
Daß s' umschwimma kinnan ön Bach wia dö Fisch'?
Daß s' hoch auf'n Bergnan, auf'n Alman drob'n
Luft schnappen kinnan und ön Herrgott lob'n?
Daß s' umspringa kinnan ön Wald wia dö Reh??
Ah — gar koan Idee!
D' Stadtleut treibt's döstwögn aufs Land,
Daß s' anziagn kinnan a bäurisch' G'wand,
Und wann oana heunt als „Tourist" umageht,
Daß morign sein Nam' in der Zeitung drinn steht.
Dö älter'n Herrn, dö schon sichara zieln,
Dö fahr'n aufs Land und — toan Karten spieln.
Und dö Weiberleut?
O du mei' liabe Zeit!
Dö rennan ön Summer nur umma wia d' Narrn,
Daß s' ön Winter dazöhln kinnan, wo s' überall war'n!

Ein recht herziges und herzhaftes Büchlein, aus dem manches Lied Flügel des Gesanges verdiente, um fröhlich durchs Alpenland fliegen zu können. M.

[1]) Von den Liebschaften, den Weibern.

Wölsungen und Niflungen der Jugend erzählt von E. Falch. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Jordans Nibelungensage. Erstes und zweites Lied. (Frankfurt a. M. W. Jordans Selbstverlag. 1904.)

Dante Alighieris **Göttliche Komödie.** Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (König Johann von Sachsen.) 5. unveränd. Abdruck der berichtigten Ausgabe. Mit drei Bildnissen, einem Plane von Florenz, drei Karten und vier Grundrissen auf Doppeltafeln. (Leipzig. B. G. Teubner. 1904.)

Alte Lieder. Ausgewählte Dichtungen von Franz Haymerle. Neue Auflage. (Wien. Österr. Verlagsanstalt.)

Ausfahrt. Gedichte von Friedrich Wiegershaus. (Bremen. Karl Schönemann.)

Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht von Wilhelm Idel. (Elberfeld. Bädekersche Buchhandlung.)

Aus meiner Waldecke. Von Karl Ernst Knodt, mit Zeichnungen von G. Kampmann. (Altenburg. Stephan Geibel.)

Lyriker und Volksgesang. Deutsch von Paul Heyse. Neue Folge. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung. 1905.)

Aus Gottes Garten. Gedichte von Stephanie von Bockelberg. (Dresden. Franz Sturm & Ko. 1904.)

Gipfel und Gründe. Von Karl Henckell. (Leipzig. K. Henckell & Ko.)

Was der Jugend gefällt. Deutsche Gedichte aus neuerer und neuester Zeit. Für die Jugend vom 10. Lebensjahre an ausgewählt und zusammengestellt von Alwin Freudenberg. Mit vielen Abbildungen. (Dresden. Alexander Köhler.)

Schnick-Schnack. Allerhand Verslein für kleine und große Kinder von Franz Mäding. (Leipzig Otto Borggold. 1904.)

Naturstudien Von Karl Kraepelin. Volksausgabe. Ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. Von Dr. M. Ascher. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

In Harmonie mit dem Unendlichen. Von Waldo Trine. Deutsch von Dr. Max Christlieb. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung. Von Hermann Gunkel. (München. J. F. Lehmann.)

Weiteres zur Lösung der Abendmahlsfrage. Von Dr. med. W. Winsch, Halensee. (Berlin. Max Breitkreuz. 1904.)

Eine sehr notwendige Reform auf dem Gebiete der katholischen Lehre und Praxis. Von Dr. Stephan Lederer, kathol. Stadtpfarrer. (Augsburg. Theodor Lampart. 1905.)

Heilsarmee und Gesellschaft. Von Karl von Schmidtz-Hofmann. (Ascona, Kant. Tessin. Karl von Schmidtz. 1904.)

Wie denkt das Volk über die Sprache. Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes von Prof. Dr. Friedrich Polle. Dritte, verbesserte Auflage von Prof. Dr. Oskar Weise.

Kind und Kunst. 2. Heft (Darmstadt. Alexander Koch.)

David, Ratgeber für Anfänger im Photographieren. (Halle a. d. S. Wilhelm Knapp.)

Elektromotor für Knaben. Leichtverständliche Anleitung, nach welcher unsere Knaben sich einen kleinen Elektromotor selbständig herstellen können. Von Otto Mayser. (Ravensburg. Otto Maier.)

Zeichenschule. Zum Selbstunterricht mit vielen Vorlagen. Von G. Conz, Professor am kgl. Katharinenstift Stuttgart. (Ravensburg. Otto Maier.)

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Aufruf für die Schillergabe der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Bei der hundertsten Wiederkehr des Schillerschen Todestages am 9. Mai 1905 werden viele deutsche Männer und Frauen das Gefühl haben, daß es ihre Schuldigkeit wäre, an diesem Tage des Dichters noch anders zu gedenken als durch die flüchtige Teilnahme an einer vorübergehenden Feier. Denn was hilft es, unsere Geisteshelden zu feiern, wenn wir nicht in ihrem Geiste leben und weiterschaffen? . . .

An alle, die so empfinden, wendet sich die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit einer Bitte. Sie ermöglicht es Ihnen, mit einem geringen Opfer sich an einem Werke zu beteiligen, das ganz zweifellos im Sinne Schillers ist.

Die Stiftung stellt sich die Aufgabe, die Werke unserer besten Dichter und Schriftsteller, die so oft auf einen Kreis der Hochgebildeten beschränkt bleiben, in die weitesten Kreise unseres Volkes zu bringen und womöglich die schlechten Bücher, an denen es sich vergiftet, durch sie ganz zu verdrängen. Dies ist das Gedächtnis und die Unsterblichkeit, die die großen Geister

Die neue Karte wurde vom k. u. k. Obersten d. R. Eugen Blaschke auf Grund der Spezialkarte des militär-geographischen Institutes auf das Maß von 1 : 50.000 erhöht und in mustergiltiger Weise ausgeführt. V.

Wir verweisen auf Prof. W. Marshalls populäres Prachtwerk „**Die Tiere der Erde**" (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt), von dem soeben die Lieferungen 39 bis 44 ausgegeben worden sind. Das höchst fesselnd geschriebene und mit mehr als 1000 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen lebender Tiere ausgestattete Werk ist auf 50 Lieferungen berechnet und wird in kurzem vollständig vorliegen. V.

Büchereinlauf.

Das Beichtsiegel. Roman von Hans Kirchsteiger. 2 Bände. (Wiener Verlag. 1905.)

Caritas. Von K. Schönherr. (Wiener Verlag. 1905.)

Clara Vere. Von Friedrich Spielhagen. Illustriert von René Reinicke. (Stuttgart. Karl Krabbe, Verlag Erich Gußmann.)

Der Eiskaplan. Eine Geschichte aus dem Hochgebirge von Arthur Achleitner. Erste und zweite Auflage. (Mainz. Kirchheim & Ko. 1904.)

Les papiers du maître D'école. Pierre Rosegger. (Neuchâtel. Delachaux Niestlé, editeurs.)

Frische Brise. Zwei Novellen von G. F. Haspels. Aus dem Holländischen von Martha Sommer. (Berlin. Hermann Krüger.)

Unter den Coroados. Eine Geschichte von deutschen Bauern und brasilianischen Indianern. Von Dr. Alfred Funke. Mit Bildern. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Liebeswunder. Novelle von Gust. Ad. Müller. (Leipzig. G. Müller-Mann'sche Buchhandlung.)

König Haß. Roman von Luise Westkirch. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlags-Anstalt.)

Schimmelchen und andere Novellen. Von Fritz Döring. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Maus Lula. Komisches und Tragikomisches von Henry F. Urban. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlagsanstalt.)

Jung Wanda als Dorfschulmeisterin. Eine einfache Erzählung aus den Bergen von Meta Bergen. (Dresden. E. Pierson. 1905.

Schicksalssterne am Glaubenshimmel. Drei Erzählungen von Käthe Dorn. (Dresden. Sturm & Ko.)

Italienisches Reiterleben. Satirischer Roman von Luciano Zuccoli. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1904.)

Novellen und Novelletten von Alexander L. Kielland. Deutsch von W. Lange. (Berlin. Franz Wunder. 1904.)

Am Ellwurth. Roman von Thusnelda Kühl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Schlaraffenland. Neapolitanischer Sittenroman von Mathilde Serao. Deutsch von K. Manfred. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1905.)

Rebekka vom Sonnenbachhof. Von Kate Douglas Wiggin. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Seifenblasen. Scherzhafte Erzählungen von Ricarda Huch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1905.)

Gräfin Langeweile. — Ihr Bild. Von Hanns von Zobeltitz. Illustriert von F. von Reznicek. (Stuttgart. Karl Krabbe. Verlag Erich Gußmann.)

Gespenster. — Sie muß ihr Glück machen. Zwei Novellen von C. Viebig. Illustriert von Ed. Cucuel. (Stuttgart. Karl Krabbe. Verlag Erich Gußmann.)

Rebellen. Sozialer Roman von Karl Morburger. (Wien. Moderner Verlag.)

Im Verlage Robert Mohr, Wien, erschienen: **Zeitgenossen.** Satiren und Skizzen aus Wien. Von Eduard Pötzl. — **Das Durchhaus.** Wiener Skizzen. Von Fritz Stüber-Gunther. — **Benimm dich anständig, und andere anständige Sachen.** Von Paul von Schönthan.

Drei gute Kameraden. Von Sophie von Niebelschütz. (Altenburg, S.-A. St. Geibel.)

Deutsche Seebücherei. II. Bd. Wismar, Rostock und Stralsund. Von Prof. Dr. F. W. Otto Richter. (Altenburg, S.-A. St. Geibel.)

Deutsche Seebücherei. Band IV. Vom Schiffsjungen bis zum Kommandanten eines modernen Schnelldampfers. Von Prof. Dr. F. W. Otto Richter. (Altenburg, S.-A. St. Geibel.)

Vom Forsthaus zum Grafenschloß. Von Paul Meder. (Altenburg, S.-A. St. Geibel.)

Fontes Melusinae. Ein Menschheitsmärchen von Karl Ernst Knodt, mit Bildern von G. Kampmann. (Altenburg, S.-A. S. Geibel.)

Naturgeschichtliche Volksmärchen. Herausgegeben von Dr. Oskar Dähnhardt. Mit Bildern. Zweite verbesserte Auflage. (Leipzig B. G. Teubner.)

Die Tragödie des Gedankens. Drama in 5 Aufzügen von Alfred Rossig. (Berlin. Konkordia Deutsche Verlags-Anstalt.)

Deutsche Heldensagen, dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt. Von Karl Heinr. Keck. Zweiter Band: Dietrich von Bern. (Leipzig. G. B. Teubner.)

Deutsche Göttergeschichte der Jugend erzählt von E. Falch. — **Die Sage von den**



Der Geiſtbrenner.

Eine Geſtalt von **Peter Roſegger.**

Wer einmal ſo fünfzig Jahre lang Zeuge des Weltlaufes geweſen, bei dem müßte ſich — ſo ſollte man meinen — der ganze innere Menſch geändert haben. Es iſt ja alles ſo unerhört anders, als wie man's in der Jugend geſehen, geträumt hat. Die lange Reihe von Hoffnungen, Überraſchungen und Enttäuſchungen, von Freuden und Qualen, von Entwicklungen und Verwicklungen und Löſungen, bei denen immer wieder alles erwartet wird und immer nichts herauskommt — dieſe Reihe von großartig aufgedonnerten Nichtigkeiten müßte ein denkendes Weſen doch endlich gleichgiltig machen, in den Zuſtand jenes Träumenden verſetzen, der bei keiner Feuersbrunſt mehr aufſchreit, bei keinem Sturze mehr zuſammenzuckt, weil er in ſeinem Halbſchlummer weiß, es iſt doch nur ein Traum.

Wer fünfzig Jahre lang am ſauſenden Webſtuhl der Zeit ſteht, der müßte es endlich weg haben, wie die Fäden geknüpft, verſchlungen und die Knoten wieder gelöſt oder zerhauen werden. Er müßte ſehen, daß jeder, der da mit hinein gewoben wird, eigentlich gleich gut dran iſt, ob ſein Faden nun geradeaus oder querüber läuft. Ein Kreuz bildet's immer. Der Sehende kommt ruhig darüber hinweg; der mit den übrigen Fäden ringende und ſich verklemmende, auf andere Fäden ſich ſtützende, in andere Fäden ſich bergende und doch für ſich ein freier

sich wünschen. Unser Volk soll seine Erholung und seinen Unterricht aus den besten Quellen schöpfen und an den hohen Gedanken der großen Literatur Stählung und Freude für sein Leben gewinnen. Zu dem, was wir wollen, brauchen wir große Mittel.

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung tritt mit der Bitte um eine Schillergabe heran. Sie soll zunächst zur Verbreitung Schillerscher Werke, dann auch für die allgemeinen Zwecke der Stiftung dienen, die im letzten Jahre 10.000 literarisch wertvolle, schön gedruckte und gut gebundene Bücher an arme Volksbibliotheken in Deutschland, Österreich und der Schweiz und in deutschen Gemeinden im Ausland verteilt hat und jetzt abermals 15.000 Bände zur Verteilung bringen will. Jede Spende wird also dazu beitragen, die Werke Schillers und seiner Mitstreiter und Nachfolger in schönen und würdigen Bändchen weithin im Volke zu verbreiten. Und diese schöne Ehrung Schillers würde nicht mit dem Tage vergehen!

Diesen Aufruf unterstützen unter vielen anderen: Dr. Studt, kgl. preußischer Staatsminister, Berlin, Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, k. k. Minister für Kultus und Unterricht, Wien, Gustav Frensen, Dr. phil. hon. c., Meldorf, Dr. Harnack, Professor an der Technischen Hochschule, Darmstadt, Professor Dr. Lichtwark, Direktor der Kunsthalle, Hamburg, Bürgermeister Dr Georg Reicke, Berlin, Peter Rosegger, Dr. phil. hon. c., Graz, Universitätsprofessor Dr. phil. August Sauer, Prag-Smichov, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Haseldorf i. H., Adolf v. Sonnenthal, Oberregisseur des Hofburgtheaters, Wien, Friedrich Spielhagen, Berlin, Hofkapellmeister Felix Weingartner, München, Dr. phil. Adolf Wilbrandt, Rostock, Geheimer Legationsrat a. D. Ernst v. Wildenbruch, Dr. c., Berlin, Otto v. Leixner, Groß-Lichterfelde bei Berlin, Verlagsbuchhändler A. Staackmann, Leipzig.

Beiträge zur Schillergabe nehmen (in jeder Höhe) entgegen: Die Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel; die k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto Nr. 859.112 (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung).

Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

neuerdings bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Prof. Latzke 14·—, W. Fickeis 6·—, Dr. Rullmann 5·—, Prof. Brandstetter 4·—, Feldbach Tischgesellschaft, Gasthaus „Wurm“ 9·—, durch die „Tagespost“ übermittelt 10·—, Hermine Myslíwiez 5·66. **Zusammen 4591·66 Kronen.**

Graz, am 15. Dezember 1904.



Dr. **J. G., Laibach.** Dr. Josef Müllers Zeitschrift „Renaissance“ abonnieren Sie am besten beim Herausgeber, München, Holzstraße II/IV. Dieses reformkatholische Blatt mit seinen vielen, oft überaus beherzigenswerten Anregungen verdiente überhaupt eine größere Verbreitung, als sie bisher gefunden hat. Vielleicht sind an letzterer Tatsache die „Schrullen“ des Herausgebers mit dran schuld. Geistige Absonderlichkeiten, die uns widerhaarig sind an einem Menschen, den man sonst gern hat, nennt man „Schrullen“.

P. A. Graz. Steirische Sagen und Lieder finden Sie hübsch gesammelt in der steirischen Monatsschrift „’s Nullerl“. „Neue“ Sagen werden Sie wohl kaum erwarten, die finden Sie in der Welt nicht, oder es wären unechte.

H. B. an der Mur. Dem sinnigen Weihnachtsgedicht mangelt es noch an ursprünglicher Form und an jener Eigenart, die für einen Erfolg nötig wäre. Besten Dank.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Dezember 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

aus, alles flutet im gleichen mächtigen Lebensstrome weiter dahin und der Lebensstrom ist und bleibt so urfrisch wie am ersten Schöpfungstage. — Also fühlt der Schauende sich verwandelt. Er war Stoffwesen und ist ein vergeistigter Mensch geworden; er steht außerhalb des Schlagbalkens, der die Fäden aneinanderstößt, er schaut vergnüglich dem Weber zu. Aber wenn er diesen frägt: Meister, wozu das viele Tuch, das du webest und auf die Rolle windest? — so bekommt er keine Antwort.

Vor etlichen Jahren war ich eines Tages an der Reichsstraße in eine Hütte eingekehrt. Eine ziemlich armselige Hütte, in deren Mauerspalten Gras keimte. An der schiefwinkeligen Tür, deren Fugen mit Moos verstopft waren, klebte ein Blatt Papier, auf dem in ungefüger Handschrift die Worte standen: „Hotel zum Napoleon.“ In der Hütte saß ein alter Mann im Zwilchkittel, aber barfuß. Er trug einen schönen, weißen Bart. Er hatte einen Holzblock zwischen den Händen und stampfte im Bottich Vogelbeeren ein. Meine Anfrage, ob ich während des Gewitterregens in seinem Hause Unterstand halten dürfe, wurde damit beantwortet, daß der Alte Körbe und Stiefel von der Wandbank wegräumte, auf daß der Gast sich behaglich niederlassen könne. Sogar einen Lodenmantel rollte er zusammen zu einem Hauptkissen, falls ich mich ein wenig hinlegen wollte. Ich sei, meinte er, gewiß schon weit gegangen und hingestreckter Weise ruhe sich der Wandersmann am besten aus. Auch in der ewigen Ruh verlege sich der Mensch aufs Liegen.

„Hab mir's gleich gedacht, daß das ein vornehmes Hotel ist, das Hotel Napoleon,“ sagte ich spaßeshalber.

„Das wohl, das wohl, nobel sind wir schon!“ lachte der Alte und goß aus einer großen Flasche eine wasserklare Flüssigkeit ins kleine Kelchgläschen, das er vor mich auf die Tischecke stellte.

Auf meine nähere Erkundigung nach der Geschichte dieser Firma antwortete er: „Will der Herr die zwei Dukaten sehen, die der Napoleon meinem Vater, Gott tröst seine Seel, hat auszahlen lassen?“ Und mit dem dürren Finger durchs Fensterchen zeigend: „Dort, wo jetzt der Brennofen steht, beim Hollerbuschen, ist die Schmiede gestanden. Von gestern und vorgestern rede ich nit. Ist ja mein Vater noch ein junger Bursch gewest. Hufschmied an der Straßen. Ein gutes Geschäft dazumal. Wenn auch nit gerade jeder fürs Pferdbeschlagen drei Dukaten hat gegeben, wie der Franzosenkaiser, als er vorbei ist geritten gegen Graz. Später, als es mein Vater erfahren, wer der kleine Reiter ist gewesen, hat er freilich die Dukaten auf den Steinhaufen geschleudert. Und noch später, viel später, wie es geheißen hat, der große Napoleon sei auf eine Insel im Weltmeer verstoßen worden, hat's die Leut' umgewendet und mein Vater hat den Steinhaufen abgetragen. Zwei

selbstsüchtiger Ichfaden sein wollende Hascher und Haber leidet ganz verzweifelt. Der ruhig Schauende ändert sich im Laufe seines Lebens. Der Haschende und Habende ändert sich nicht. Dieser ist lediglich Stoff, der nach gemeinen Naturgesetzen steigt und fällt, sich physisch ausdehnt, chemisch verbindet und nicht anders wie ein Klumpen Erde mittun muß in dem ewigen Kessel, aus dem die Blasen steigen, in dem der Bodensatz zur Tiefe sinkt. Die Haschenden und Habenden, sie sind es, die den Kampf ums Dasein mit demselben trostlosen Stumpfsinn ringen, wie der Wurm und die Milbe und die Eintagsfliege. Die Haschenden und Habenden, sie sind für sich nichts, erst wenn sie sich mit Gleichwertigem, mit der Stoffmasse verbinden, scheinen sie etwas zu sein, wenigstens so viel, daß sie sich selbst und gleichgearteten genügen. Sie schauen nicht, sie denken nicht, sie sind bloß wie der Lehm ist. Diese rein materiellen Menschen sind eigentlich das Unschuldigste, was es geben kann, sie sind ja halb sich unbewußte Wesen, sie dämmern so hin im Verdauungsschlummer, als ob sie zu viel gegessen hätten, oder sie greifen instinktiv immer und immer mit ihren Fängern aus wie Seetiere, die alles, was sie erhaschen können, einmal an sich ziehen, wenn sie auch längst übersättigt, alles wieder fallen lassen müssen. Die Hascher und Haber, diese Ärmsten! Und doch, diese Glücklichen! Weil sie ja so kurzsichtig sind und so tief in ihren Tag hineingebettet, daß sie keine Ahnung haben von jenen ewigen, glühenden, göttlichen Dingen, die den Schauenden nimmer zur Ruhe kommen lassen.

Der reine Stoffmensch ändert sich nicht durch ein Erleben, er ist als Greis innerlich derselbe, der er als Kind gewesen, wenn auch nicht immer ein Habender, wohl aber ein Haschender. Er denkt nicht so weit, wie er die erhaschte Beute nutzen werde, er denkt kaum so weit, welchen Wert sie für ihn hat, er lebt in der dämmernden Vorstellung dahin, die Habe werde schon zu etwas gut sein. Es ist ein Versunkensein in die Stoffwelt, es ist ein friedlicher Schlaf. — Aber der Schauende ändert sich in seinen Tagen. Er mag in der Jugend von den Sinnen zum Stoffe hingezogen worden sein, aber als ihm das Auge aufging, trat er ein wenig zurück von dem sausenden Webstuhl, um nicht in das grobe Tuch der Menge mitverwoben zu werden. Er beobachtete, wie das alles vor sich ging, betrachtete seinen Standpunkt gegenüber dem Tuche und seinem Weber — war eben ein Schauender geworden.

Was da aufsteht, das wird von der Menge mit Jubel begrüßt, was hinfällt, mit Schreck und Klage bestattet. Der Schauende jubelt nicht, erschrickt nicht und klagt nicht. Er weiß, diese Schürzungen und Lösungen sind selbstverständliche Vorgänge des Webstuhles. Er sieht den Wandel und Wechsel im Kleinen, er sieht, wie die einzelne Kreatur vergehend aufschreit: Ich sterbe, jetzt ist alles aus! Und doch ist nichts

Und der junge Mensch, der Sohn, stand nun allein an der Straße. Manchmal saß er auch auf der Bank vor der verfallenden Schmiede und beobachtete die Leute, wie deren doch wieder bisweilen vorüberkamen. Und wenn er sich so ins Schauen verlor, da war es ihm manchmal, er vermöge den Insassen des Viergespanns und den hinkenden Handwerksburschen nicht zu unterscheiden. Es sei denn, daß dieser einen munteren Marsch pfiff und jener ein gelangweiltes Gesicht machte. Und dann wieder zu sich kommend fragte er: Was tue ich jetzt? Am vollen Trog bin ich schon gesessen. Nichts war davon übrig geblieben als der Nachteil, daß ihn nun der leere doppelt verdrießen konnte. Doch er verdroß ihn nicht eigentlich. Er war gegen alle weiteren Unfälle gut versichert bei der Assekuranzgesellschaft Habenichts & Komp. Der Pfarrer seines Ortes hatte einmal gepredigt, der Christ solle dem Geiste leben. Und weil er das nicht weiter erklärte, so legte der Zuhörer es sich selber zurecht. Es wird auch am besten sein, das braucht kein großes Betriebskapital, ich will dem Geiste leben. Und gründete eine kleine Branntweinbrennerei. Die Wurzeln, Beeren und Abfälle, aus denen er den Geist zog, hatte er umsonst, er brauchte sie nur zu sammeln, manchmal ein Vergeltsgott zu sagen und ein „Stamperl Branntwein" zu versprechen. Wenn dann der Nachbar kam, um ihn zu trinken, griff er doch in den Sack, denn man hatte den fröhlichen Burschen nicht ungern und vermutete, daß er doch auch ein bischen leben wolle. Er scheint auch in seiner Unterhaltung Geist geschenkt zu haben und nicht etwa Fusel, wie mancher zünftige Ritter vom Geiste zu destillieren pflegt. Da das große Einkehrhaus an der grünen Straße keine rechte Verwendung mehr finden konnte, so wurde es abgetragen und aus seinen Ziegeln am Bahnhof eine Waggonhalle erbaut. Nur die alte kleine Schmiede blieb stehen, um dem einzigen Übriggebliebenen zur Werkstatt zu dienen. Das Wohnhaus dazu hatte er sich aus dem Dachgebälke des abgetragenen Gasthofes selbst gezimmert. Und hier lebte der Mann nun gelassen dahin, länger als fünfzig Jahre. Er war Zeuge, wie sich in dieser Zeit alles mehrmals umstürzte. Die Menschheit machte Purzelbäume. Stand sie auf den Füßen, so behauptete sie, die einzig richtige Grundlage für den Fortschritt sei der Kopf; und stand sie auf dem Kopfe, so klagte sie, daß alles in der Welt verkehrt sei. Der Schauende stand abseits und war ein wenig verblüfft. Nicht der Wandel befremdete ihn, sondern die Stetigkeit der Kreatur. Trotz allen unbegreiflichen Wandels blieben die Leute sich gleich. Bauten diese Leute Häuser, so tranken sie Branntwein, um Kraft zu gewinnen. Brannten die Häuser nieder, so tranken sie Branntwein, um sich zu trösten. Die Felder wurden zu Wald, die Leute tranken Branntwein und wanderten aus. In den Wildnissen streiften Jäger und tranken Branntwein. Und der

hat er richtig wieder gefunden von den Goldstücken und die sind in der Familie verblieben zum ewigen Andenken."

Es wollte mir nicht übel gefallen, daß dieser Hufschmied, entgegen dem Weltbrauch, den Mächtigen gehaßt und den Unglücklichen geehrt hat. Ich nahm einen Schluck von der klaren Flüssigkeit. Das war Feuer, eines Hotels Napoleon würdig. Es regnete Stunden lang, der Weg bis zum nächsten Bahnhof war nachher immer noch leicht zu machen, und so verlor ich mich mit dem frohen alten Mann in ein anmutiges Gespräch, während er mit dem Kolben immer seine Vogelbeeren stampfte. Dort wo angeknüpft war, erzählte er weiter. Sein Vater hatte neben der Schmiede eine Schenke aufgetan, damit den Fuhrleuten, die etwa in der Reihe auf das Pferdebeschlagen zu warten hatten, die Zeit nicht lang werde. Aus der Schenke sei allmählich ein Wirtshaus geworden und aus diesem ein großer Gasthof, wo alle Fuhrwerke und Herrschaftskutschen Einkehr gehalten. Um diese Zeit sei er — mein jetzt so weißbärtiger Mann — ans Licht gekommen, gehegt und erzogen und von „den Leuten verhunzt wie ein Prinz." Der einzige Sohn des reichen Napoleonwirtes! Denn so hat der Gasthof geheißen und die Deutschen haben lieber beim „Napoleon" eingekehrt als beim „Kaiser Rotbart" auf der nächsten Poststation, weil beim Napoleon eben der Wein besser gewesen. Dann kamen die Eisenbahner ins Land, da gab es Fuhrwerk über die Massen und ungeheuer viel Geld. Die Leute hatten nur so gelacht dazu, gleichwohl den Strick schon um den Hals. Aber er war noch locker.

Der Napoleonwirt selbst hatte Tag für Tag vierundzwanzig schwere Pferde auf der Straße und am Tage der Eisenbahneröffnung saß er bei der Ehrentafel fast ganz oben in der Nähe der hohen Herren und einer derselben feierte ihn durch einen Trinkspruch als den König der Straße. Das war vielleicht ein unbeabsichtigter Spott, aber ein großer. König der Straße hieß in diesem Falle König vom grünen Wasen; denn wenige Jahre später und auf der Straße konnten sich Schafe satt weiden. Der alte Napoleonwirt kränkte sich sehr darüber, daß die Eisenbahn, die er emsig miterbauen geholfen, so treulos war. Kein Mensch, sagte er, sei noch so grob betrogen worden als er, der Napoleonwirt. Der Eisenbahnzug, der oben am Berghang hinrollte, pfiff auf ihn herab und kein Gesetz kümmerte sich um die Straße. Ohne viele andere Gäste zu haben als manchmal einen durstigen Nachbar, wirtschaftete er in seiner Weise noch eine Weile fort und als er endlich Haus und Hof verkaufte, geschah es gerade so, daß die Gläubiger keinen Schaden hatten. Da meinte der alte Napoleonwirt, für ihn sei es nun die höchste Zeit zu sterben, denn ein paar Jahre später und es hätte nicht einmal für einen Grabstein gereicht. Ein Leben ohne Nachlaß und ohne Grabstein hätte er für die überflüssigste Arbeit von der Welt gehalten.

Ich lachte und sagte es ihm offen, was mich wunderte. Daß er bei seiner Weltverachtung noch so gut sein könne. Ich sei in seinen Augen ja auch nichts anderes als ein Körnchen des Menschenstaubes auf der Straße.

Da fuhr er munter in die Höhe: „Ja, glaubt Ihr denn, Ihr bekommt das alles geschenkt? Oh, das Hotel Napoleon ist ein gar teures Hotel!"

„Ich hoffe, daß Ihr euch die Sachen bezahlen lassen werdet."

„Bezahlen! Geht mir weg mit dem Wort bezahlen! Allerlei Geist habe ich Euch vorgesetzt. Guten Geist!" setzte er mit gar ernsthafter Miene bei. „Und seit wann tut man den Geist mit Ziffern und Zahlen ab, seit wann? Ich denk', Ihr werdet Euch selber dalassen müssen. Ich denk' wohl."

Der Gewitterregen war vorüber, die Straße hatte kalkgraue Tümpel und es schien wieder die Sonne drein. Als ich zu Dank und Abschied dem Alten die Hand reichen wollte, nahm er sie nicht an. „Bleiben wir nit beisammen?" sagte er, „wir bleiben ja beisammen".

Damals dachte ich, er spreche doch Unsinn manchmal. Heute denke ich das nicht. Über zwei Jahre sind seither dahin gegangen, in jene Gegend kam ich nicht mehr, den Alten habe ich nicht mehr gesehen und doch muß ich oft, sehr oft an ihn denken. Ja, so oft ich selbst mich als Weltbeschauer empfinde, muß ich an jenen Schauenden denken. Wir bleiben beisammen! hatte er gesagt. Es dürfte stimmen. Ich war an seiner Weisheit hängen geblieben.

Aber mein lieber, alter Geistbrenner, es wird uns nicht viel helfen. Wenn wir zwei uns auch außerhalb des sausenden Webstuhles stellen, einer links und der andere rechts und dem Weber mit Fadenknüpfen Handlangerdienste zu leisten vermeinen, wir sind doch mitten im Gewebe, nur daß wir als Fäden vielleicht widerhaariger sind als andere und häßliche Knochen bilden. All' miteinander machen wir das liederliche Tuch aus und sind lappiges Zeug. Es gibt nur e i n e n Wachenden, Webenden und Schauenden. In Kirchen und Kapellen unseres bilderfrohen Volkes findet man oft ein Dreieck und in demselben ein Auge gemalt. Das sagt es. Der ist es.

Der kleine Sozi in der Schule.

Von **Otto Ernst.**[1])

Es kam ein Tag, da durfte der kleine Asmus mit in eine Versammlung! Es war keine „politische" Versammlung, es war „Lassalles Totenfeier". Als der Knabe mit seinen Eltern und Geschwistern den langen, dämmerigen Saal betrat, stand er sogleich still, gebannt von

[1]) Aus „Asmus Sempers Jugendland" von Otto Ernst. Leipzig. L. Staackmann.

Alte brannte seinen Branntwein gerade so, wie man ihn vor so viel hundert Jahren gebrannt haben mag. Und auch wo sie es anders machen, ist's im Grunde dasselbe. Alles kreist und es rührt sich nichts vom Fleck. Zur Zeit der Ritter war es Mode geworden, in Kutschen zu fahren; zur Kutschenzeit ist es Sitte geworden, auf der Eisenbahn zu reisen; in der Eisenbahnzeit wurde es nobel, den Motorwagen zu hetzen; zur Zeit des Motorwagens wird es vornehm sein, im Luftballon zu fliegen und zur Zeit des Luftballons werden die Herren plötzlich finden, das Vornehmste, das Stolzeste, das Ritterlichste sei das Reiten auf dem Pferd. Ein Ringelspiel wie auf Jahrmärkten. Feine Kräfte und doch Rohstoff. An einzelnen Stellen wurde wieder gerodet, wurde wieder gebaut und immer tranken sie Branntwein und haschten nach Habe, nach grobem Genuß und waren stumpfsinnig für alles andere. So war die Masse immer gewesen und das Erdbeben der jungen Welt hatte wenig geändert. Die Masse ist Rohstoff, an dem die Wetter der Zeiten formen und zerstören. So streute die Natur ihren Menschenstaub auch wieder einmal auf die Straße. Es kam eines Tages der närrisch gewordene Scheerenschleifer und der sausende Teufel. Ersterer ein Reiter ohne Roß, letzterer ein Roß ohne Reiter. So der wörtliche Ausdruck des Alten, den ich mir nicht anders zu deuten weiß, als daß damit die Radfahrer und Automobilisten gemeint sind. Und so, fuhr er fort zu sagen, habe sich seit fünfzig Jahren allerlei hingeändert und zurückgeändert, im Weltkasten sei alles ganz toll durcheinandergerüttelt. Aber die Zwetschken, seien sie braun oder blau, süß oder herb, frisch oder faul: der Kern ist gleichgeblieben. Es sei derselbe harte Kern mit etwas Gift im Innern. Der Mensch turne und bade, „doktere" und schneide an sich grausam herum, sei aber inwendig ganz der alte geblieben. Vor Zeiten sei eines Tages ein armes Weib verschmachtend an der Straße gelegen, ein vornehmer Vierspänner sei lustig vorübergefahren. Vor einigen Wochen habe da unten bei der Telegraphenstange Nr. 321 der Blitzschlag einen alten Hausierer betäubt, ein Automobiler sei lustig an ihm vorübergefahren. Jemanden aufheben und laben, das kann man von so einem nicht verlangen. Muß noch froh sein, wenn er selber niemanden niederrennt. — Ja, der Kern ist hart und ein wenig giftig. Aber abgewöhnen mag man sich's doch nicht, das Zwetschkenessen. Das Auswendige nascht man und auf den Kern läßt man sich nicht ein. Dann bleibt man halt abseits stehen und schaut zu. — Und brennt Geist!

Während solcher Darlegungen hatte der alte Schnapsbrenner mir einen angeschnittenen Laib Weißbrot vorgelegt und mich eingeladen, die Stiefel auszuziehen, damit sich die Füße besser ausrasten könnten. Ja, er stellte sich ausgespreizt hin und wollte sie mir von den Beinen reiten.

ihn gerichtet war, eine spitzige, lauernde, nicht eben liebevolle Aufmerksamkeit: stechende Augen und gespannte Mundwinkel. Aber es geschah etwas Unerhörtes: Herr Cremer erwähnte die ganze Angelegenheit mit keinem Worte, hielt seinen Unterricht wie immer und fragte Asmus Semper so oft und so freundlich wie je. Für diese bittere Enttäuschung mußten sie Entschädigung haben. Und schon in der nächsten Pause ging es los. Er hieß jetzt nicht mehr Trudel, sondern Lassalle. „Hurra, kiek, Lassalle mit'm Überzieher!“ riefen sie. „Lassalle, halt mal 'ne Rede!“ „Lassalle, bist du 'n Jud', Lassalle?“ Freilich, so rohe Mißhandlungen wie ehemals hatte er nicht zu dulden; Herr Cremer hielt seine feste Hand schützend über jeden Schüler. Es waren feinere Qualen, die er litt. Er hatte das Gefühl, ein Einsamer, Gemiedener zu sein, wie ein schlechter Kerl von ihnen angesehen zu werden.

„Nehmt jo man in acht“, sagte ein Bauernsohn, „hee will allens deelen! Paßt man op joer Botterbrot! Min Vadder seggt: De Dezimalkroaten wüllt ni arbei'n, ober fix verdeenen!“ Am schwersten aber litt er, wenn Herr Cremer, wie er das von Zeit zu Zeit für seine Pflicht hielt, gegen die Ungläubigen, die Unzufriedenen und die Volksverführer sprach und sie verächtlich oder lächerlich machte. Dann wußte Asmus: Jetzt denken sie alle an dich, und ihre Blicke schlichen, wo es möglich war, zu ihm hin und verweilten schadenfroh auf seinem Gesichte, daß er nicht wußte, wohin mit seiner Scham. „He glövt ook nich an Gott“, sagten sie von ihm und ließen ihn allein stehen wie einen Aussätzigen.

Der gute Herr Cremer hatte für solche Kampf- und Streitreden eine ganz bestimmte Schlußformel. Wenn er mit schlagenden, gar nicht zu widerlegenden Gründen das Dasein Gottes oder die Notwendigkeit der Monarchie oder der bestehenden Gesellschaftsordnung bewiesen hatte, dann schloß er:

„Wissen denn das alles die Volksverführer nicht? — Wissen sie sehr gut! — Warum handeln sie denn nicht darnach? — Paßt ihnen nicht in ihren Kram.“

Und dann war die Sache erledigt.

Obwohl nun aber Herr Cremer ganz genau wußte, welch ein Geist im Hause des kleinen Semper geschäftig war und dieses Kind unverkennbar beeinflußte, so dauerte es doch nicht lange, bis Asmus auf der ersten Bank saß und der dritte in der Klasse war. Dann freilich hieß es: Bis hierher und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Höher konnte Asmus nun und nimmermehr steigen; die beiden über ihm waren nicht zu bewältigen.

Der Erste nämlich war ihm überlegen in der Ordnung und in der Religion. Der war immer tadellos angezogen, hatte tadellose Hefte, machte tadellose Striche, gab tadellose Antworten, war überhaupt tadel-

einem Anblick am anderen Ende des Saales. Die ganze Breite der gegenüberliegenden Wand war eingenommen von einem seltsamen Bilde. Es war ein transparentes Bild: ein schöner Mann mit einem Schnurrbart und in weißem Hemde lag in den Kissen eines Bettes, die Arme auf die Decke gelegt, die Augen geschlossen, ein Sterbender oder Toter. Das war Lassalle. Überall im Saale herrschte nur halbes Licht; Säulen und Decken waren mit Girlanden und Fahnen geschmückt; aber alles war mit Floren umwickelt. Hier und da hingen rechteckige Transparente, die in leuchtenden Lettern Kernsätze der neuen Lehre verkündeten. Auch eine weiße, von Lorbeer umschattete Büste stand auf dem Podium; aber Asmus mußte immer wieder nach dem toten Manne blicken, der nach seiner Meinung für die Armen gestorben war, und sein Herz war voll Mitleid, Trauer, Ehrfurcht, Dankbarkeit und Begeisterung. Dann begannen die Vorträge: Lieder, meistens schlecht gesungen, Gedichte, noch schlechter deklamiert, und Reden, und immer wieder Lieder, Gedichte und Reden, drei Festreden, jede mindestens eine Stunde lang; es währte bis über die Mitternacht hinaus. Immer öfter mußte „Ganz Deitschland" auf die Tribüne steigen und rufen: „Geährte Anwäsende! Ich mechte um Ruhe bitten!" aber sobald er unter allgemeinem Bravo das Podium verlassen hatte, hub der Lärm am Büffet wieder an. Dort hatten sich die meisten Männer versammelt, um Bier zu trinken und sich zu unterhalten; im eigentlichen Saal saßen fast nur noch Frauen und Kinder. Asmus blickte zuletzt durch all diesen Wirrwarr und Qualm und Lärm nur noch still nach dem stillen Mann auf dem Totenbette: das war das Schönste an diesem Abend. Dieses Bild folgte ihm in die Tage und Nächte, und endlich konnte er's nicht mehr in sich bewältigen und bergen; er nahm, da er kein anderes Papier hatte, seine Schulkladde her und schrieb dahinein nach seinem Gedächtnis mit zitternder Erregung das Leben und Sterben Ferdinand Lassalles.

Nun war aber Asmus in Dingen der Ordnung nie in seinem Leben ein Pedant gewesen, und so geschah es ein paar Monate nachher, daß er seine Kladde in der Schule vergaß und liegen ließ. Ein Mitschüler fand sie am andern Morgen und zeigte sie herum. Man fand die Lassalle-Biographie. Ungeheures Gaudium! Das mußte man Herrn Lehrer Cremer zeigen, der von Zeit zu Zeit in seinen Religionsunterricht wuchtige Reden gegen ungläubige und demokratische Menschen verflocht!

Zu jener Zeit hatte der Sozialismus selbst unter der Arbeiterbevölkerung nur noch geringen Anhang, und besonders waren die Kinder noch von keiner Politik angesteckt.

Herr Cremer also nahm das Heft, las die begeisterte Monographie und steckte dann das Ganze in den Ofen. Gleich darauf trat Asmus ein. Er spürte sofort, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Klasse auf

Herrn rang, bis er „hinkte an seiner Hüfte". Dann in Kirjath Jearim, wo die Bundeslade aufbewahrt wurde. Dann in Sichar, wo Jesus mit einem Weibe am Brunnen saß. Dann in Nain — da hörte er ganz deutlich, wie Christus zu der Witwe, deren einziger Sohn gestorben war, herantrat und sprach: „Weine nicht". Wenn er das sagte, dann weinte man nicht mehr. Dann kam Asmus nach Kana in Galiläa, wo eine Hochzeit war und der Herr fröhlich und menschlich unter den Menschen saß und lächelte zu ihrer Freude. Es war auch ein Plan von Jerusalem auf der Karte, und Asmus verweilte mit bangem Blick auf dem Berg des Ärgernisses und dem Berg des bösen Rates, dann aber eilte er hinauf an den von ewiger Freude umgrünten See von Tiberias und zum Berg der Seligkeiten, der lächelnd in ihn hinabschaute. Und von Antiochien machte Asmus sich auf und ging mit Saul von Tarsus auf die Reise und machte mit ihm drei große Missionsreisen, lange, weite Reisen durch Sonnenbrand und Staub, durch Einsamkeit und Not, durch Leiden und Verfolgung, und doch Reisen durch lauter Licht. Alles ein einziger Gang nach Emmaus, breite Sonne auf Weg und Höhen, geheimes Himmelslicht im Herzen. Es war dem kleinen Semper, als wäre eine große, köstliche Festlichkeit in dieser ganzen Frühzeit des Christentums. Sie glaubten alles, was sie lehrten und wofür sie starben; sie waren ganz mit sich eins, und wo das ist, da ist Allgegenwart des Lichtes, Allgegenwart Gottes. Licht und Freude ist überall in diesen Jahrhunderten der Kindheit: in den Krypten der geheimen Gemeinden wie in Kerkern und Arenen, auch im Martyrium und im Tode. „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!" — das klang durch die Jahrhunderte unter Domitian bis Diokletian. Nicht schrecklich und grauenvoll erschienen ihm die Christenverfolgungen; er sah nur auf der Stirn der Märtyrer den Glanz des Morgenlichtes, dem die Seligen entgegenstarben. Auch Asmus Semper war bereit zu sterben; für seinen Vater wollte er sterben. Er wünschte, es möchte doch eines Tages heißen: „Du mußt sterben oder dein Vater!" Dann wollte Asmus sagen: „Ich will sterben; laßt meinen Vater leben." Einstweilen aber zog er noch mit Paulus gen Paphos und Ikonia, gen Lystra und Derbe, gen Thessalonich und Ephesus. Er sah den Aufruhr sich durch die Straßen wälzen, den der Goldschmied erregt hatte, und hörte die Menge schreien: „Groß ist die Diana der Epheser!" — und plötzlich hörte er eine Stimme aus dem Haufen fragen:

„Welches sind also die fünf Stücke der christlichen Heilsordnung, Asmus Semper?"

Es war Herr Cremer, der ihn aus Ephesus abberief. Aber Asmus konnte nicht antworten; er konnte nicht so schnell zurückkommen; da zog ihn denn Herr Cremer an einem Ohr von Ephesus nach Oldensund

los und dabei doch ein guter Junge. Und von der Religion glaubte er alles, ohne Abzug. Herr Cremer mochte fordern, welches Dogma er wollte, Julius Tipp bekannte sich dazu. Asmus betrachtete ihn oft mit Staunen. Er dachte so oft: Auf diese Frage könnte man doch alles mögliche antworten; aber nein: Julius Tipp präsentierte Herrn Cremer genau die eine Antwort, die er wollte, und immer genau mit den Worten des Herrn Cremer. Wenn Herr Cremer fragte:

„Wissen denn das die Volksverführer nicht?“ dann antwortete Julius:

„Wissen sie sehr gut.“

und wenn Herr Cremer dann fragte:

„Warum handeln sie denn nicht danach?“

dann sagte der Primus:

„Paßt ihnen nicht in ihren Kram.“

Der war nicht wegzubringen, das war klar. Der saß fest. Das war der primus omnium. Er ist auch später Stationsvorsteher geworden.

Und der Zweite war Asmussen überlegen im Rechnen und in der Sittlichkeit. Im Rechnen war es noch nicht so schlimm, da hätte ihn Asmus mit einiger Mühe vielleicht eingeholt; aber in der Sittlichkeit war es schlimm. Der secundus omnium besaß nämlich eine unglaubliche Geschicklichkeit darin, während des unmittelbarsten Unterrichtes zu schwatzen und zu frühstücken. Er konnte unsichtbar kauen und schlucken, und wenn er seinem Nachbar Asmus etwas mitzuteilen hatte, dann wußte er mit Zähigkeit und Schlauheit den Augenblick abzupassen, da Herr Cremer nach einer anderen Richtung blickte. Asmus aber war viel zu temperamentvoll, um erst auf einen gleich günstigen Zeitpunkt zu warten; er antwortete frei von der Leber weg oder er steckte gerade eine Kirsche in den Mund, wenn ihn Herr Cremer nach den Funktionen des heiligen Geistes fragte, und dann rief Herr Cremer mit finsterem Adlerblick:

„Asmus Semper — hierher!!!“

Dann mußte Asmus herausklettern aus der Bank, sich neben dem Pult des Herzogs von Alba aufstellen und gegen die Wand blicken. In den mehr als tausend Religionsstunden, die Asmus zu den Füßen Cremers genoß, mußte er manche hundertmal neben dem Pulte stehen und gegen die Wand blicken. An der Wand aber hing eine große Karte von Europa, und die war seine Freundin. Auf dieser Karte war auch Kleinasien mit Palästina, und Asmus machte nun zunächst etwa einen Spaziergang ums Tote Meer. Er blickte langsam empor an dem schroffen Felsengestade, um dessen Wände das öde Grauen hing, und starrte hin über die Flut, die in schauriger Stille floß, wo Sodom und Gomorrha einst gelebt und gelärmt. Dann war er in Pniel, wo Jakob mit dem

Herzverhärtung.

Als arme Kohle warst du so zart,
Als Diamant bist du so hart.
Wärest du arme Kohle geblieben,
Könntest du heute noch brennen und lieben.

Die Quelle des Argwohns.

Von **Hans Malser.**

„Bezähme deine Phantasie, Ludwig," sagte ich zu ihm, „und laß den unwürdigen Argwohn!"

„Phantasie! Unwürdigen Argwohn nennst du das!" rief er aus. „Gut, so höre. Höre einmal."

„Da bin ich doch begierig, was du deiner braven Eglanta anfärbeln wirst."

„Heute vor acht Tagen, am Ostersonntag", so begann er zu erzählen, „vormittags von elf bis zwölf Uhr waren wir auf der Promenade vor dem Stadttheater. Ich liebe sie nicht, diese Herdenbewegung, aber meine Frau — da fühlt sie sich in ihrem Element. Ich gehe mit Mama, Eglanta hintennach, mit ihrer Cousine glaube ich. Es war ein Leutegemenge gegeneinander — wie eine wilde Quadrille; nur alles hundertfach. Da ist es mir plötzlich, im Gegenschwarm sei der Baron Hammerspach gewesen. Gesehen hat er mich nicht, wenigstens nicht gegrüßt. Habe mich aber doch umgewendet, um zu schauen, wie die gegeneinander kommen würden. Sie tat einen kurzen Blick nach ihm, ein flackernder Blick war's, möchte ich sagen, dann streiften sie im Gedränge aneinander und waren vorüber. Eglanta hatte meine flüchtige Beobachtung gemerkt und drängte sich rasch voran zu mir.

Denke dir, flüsterte sie mir zu, der Baron Hammerspach. Und ganz dreist angestreift hat er mich.

Mir scheint, du streiftest ihn an, wollte ich sagen, tat es aber nicht, sondern schwieg und war verstimmt. Sie ging nicht mehr hintendrein mit der Cousine, sondern knapp neben mir und hing sich in meinen Arm. Ich kann mir nicht helfen; aber ihr Benehmen war mir verdächtig. Nicht daß es anders gewesen wäre als sonst — eben das war verdächtig. Beim Diner nachher war's so weit ganz gemütlich. Nach demselben ging ich wie immer ins Café Kaiserhof. Noch war ich in meine Witzblätter vertieft, als sich ein Bekannter an mein Tischchen setzte und mir so nebenhin mitteilte, daß ich zu Hause wahrscheinlich

und rief: „Paßt du noch immer nicht auf, du Schlingel?“ und gab ihm eine Maulschelle wegen seiner mangelhaften Religion. Und doch war es alles Religion gewesen, was er soeben in Syrien und Kleinasien, in Mazedonien und Hellas getrieben hatte: lautere, klare Religion, nur freilich eine andere als Herr Cremer lehrte. Die Religion liebte er nicht, die glaubte er nicht, für die konnte er nicht sterben, nein.

Und Herr Cremer war ein ausgezeichneter, lebendiger Lehrer, der das Menschenmögliche tat, die Knochen der Dogmatik mit Fleisch zu umkleiden. Und Asmus horchte und horchte, straffte seine Stirnhaut und drängte alle seine Aufmerksamkeit nach vorn, als wenn das Gehirn zu den Augen hinaussollte — aber er verstand Herrn Cremer nicht. Merkwürdig: Julius Tipp, der Erste, schien ihn zu verstehen, Ewald Knapp, der Zweite, auch, und noch viele, viele andere, die weit dümmer waren als er. Er hatte immer das Gefühl: Er muß gar nicht das sagen, was er sagt, er könnte auch irgend etwas anderes sagen. Wenn Herr Cremer etwas bewies, dann dachte Asmus: mit diesen Worten könnte er alles andere auch beweisen; es war ihm überhaupt, Herr Cremer spräche dann nur irgend etwas Beliebiges — so wenig verstand er ihn, so wenig überzeugte ihn der treue, ehrliche, kluge Herr Cremer. Daß Gott eins sei und auch wieder drei und auch wieder eins, das verstand Asmus nicht. Daß Jesus Mensch sei und doch auch nicht Mensch, Gott und auch nicht Gott — er verstand es nicht. Daß man aus Liebe für die Menschen sterben könne — ja, das begriff er, das hatte er im Tiefsten seines Herzens gefühlt, als der armselige Herr Rösing das Leiden Christi vorlas. O, Asmus Semper kannte sie alle sehr wohl, die Antworten, die der Lehrer erwartete und die Julius Tipp und die anderen ihm gaben: er wußte sehr wohl, daß er, wenn Herr Cremer fragte:

„Warum ist Christus zur Hölle niedergefahren?“, zu antworten hatte:

„Um den Seelen der Ungetauften das Evangelium zu bringen und dem Teufel die Macht zu nehmen; aber Asmus antwortete nicht. Er hatte die ganze Katechismuslehre am Schnürchen; aber er antwortete nicht. Einmal im Jahre kam der Schulinspektor, ein Pastor, und prüfte vierzig Minuten in der Dogmatik und fünf Minuten in den Wissenschaften. Asmus antwortete nicht. Einmal kam sogar der Generalsuperintendent der Provinz, ein Patriarch, dessen rundes Gesicht ein Präsentierbrett voll himmlischer Süßigkeiten war — aber Asmus antwortete nicht. Er wollte lieber für dogmendumm, faul oder unaufmerksam gelten, als Antworten geben, die ihm Bekenntnisse schienen.

„Asmus Semper, hieher!!!“ und dann machte er wieder Missionsreisen und wurde am Ölberg oder am See Genezareth wieder ein Christ.

sehe niemanden. Ich durchspähe die Winkel, den Schrank, ich gucke unter Tisch und Sofa. Ich finde niemanden. Wie ich wieder ins Empfangszimmer trete, kommt sie vom Vorzimmer herein, hat ein echauffiertes Gesicht.

War jemand da? fragte ich.

Ach Gott, mir war, als hätte wieder jemand geläutet. Man wird wirklich ganz nervös. Man hat doch wirklich nicht eine Stunde mehr Ruhe.

Aber die Migräne ist gut? frage ich.

Gut, sagst du? gab sie etwas gereizt zurück. Da möchte ich schon wissen, wie bei diesem fortwährenden Gelaufe der Kopf gut werden könnte.

Ich öffnete das Fenster, um auf die Gasse zu schauen.

Bitte dich! rief sie, tu' mir den einzigen Gefallen und schließe das Fenster. Glaubst du, daß bei diesem schrecklichen Luftzug —

Aber du hast doch erst selbst zum Fenster hinabgeschaut. Siehe doch, wer da unten geht! Das ist doch wahrhaftig der Baron Hammerspach. Der ist ja aus unserem Haustore getreten. Eglanta, der war da!

Wer, der Baron? fragte sie.

Der war da! Er war bei dir da!

Aber natürlich war er da, antwortete sie ganz ruhig und unbefangen. Er wollte mit dir sprechen. Eine Angelegenheit, er wollte anfangs nicht heraus damit. Endlich hat er's auch mir gesagt. Denke dir, Ludwig, dieser Mensch muß nicht schlecht herabgekommen sein. Ein Anlehen will er von dir.

Der Baron Hammerspach?

Ich habe es ihm offen ins Gesicht gesagt, da wäre er vor der unrechten Tür. So wird er nun wohl bei anderen Türen herumklopfen.

Eglanta, warum hast du mir's verschweigen wollen, daß der Baron da war!

Verschweigen? Ich dir? Ja, warum sollte ich dir den Baron verschweigen! Dieses Geheimnis wäre mir wirklich nicht interessant genug. Sie lachte wieder.

Nun stand ich da und beobachtete sie. Gott strafe mich, wenn ich auch nur das geringste verdächtige Zeichen an ihr bemerkt habe. Die Verstellung der Weiber ist fabelhaft.

Eglanta, sage ich hernach. Ich habe es gesehen, wie du am Vormittag auf der Promenade den Baron am Ellbogen gestreift hast.

Ich? Den Baron am Ellbogen? Wie meinst du das? — Hörst du, Ludwig, das ist arg, das ist gemein. Wenn ich einen anstreifen will, wie du dich auszudrücken beliebst, so streife ich einen anderen an und nicht den Baron Hammerspach.

Das ist von ihr in einem so ehrlichen Zorn gesagt, daß ich ganz unsicher werde. So pflegen sich sonst Halbentlarvte nicht zu gebärden.

Besuch bekommen hätte. Als er an meinem Hause vorübergegangen, sei gerade Baron Hammerspach zum Tore hineingetreten.

Baron Hammerspach? fragte ich, mich dumm verstellend, der ist ja in Wien.

Hat über Ostern wahrscheinlich eine kleine Vergnügungsfahrt nach Graz gemacht, um seine Freunde zu besuchen. Ihr kennt ihn ja von früher her.

Teufel, denke ich, was kommt er denn plötzlich mit dem „Ihr“! Er bezieht meine Frau mit ein.

Glaubst du, daß er zu mir kommen wollte?

Ich vermute es nur, weil er in dein Haustor eintrat.

Hast du dich auch nicht getäuscht? War es der Baron?

Aber ich bitte dich, wer wird den Hammerspach nicht kennen! Er hat auch noch seinen zweispännigen Zylinder.

Wir hatten diesen Hut immer den zweispännigen Zylinder genannt, weil er zwei Spannen hoch wäre. Ich habe ihn übrigens nie gemessen. Aber wenn du glaubst, daß er's wirklich war, dann muß ich nach Hause. Vermutlich ist gar niemand zu Hause, sagte ich. Die Mägde haben Ausgehtag und meine Frau ist sicher bei ihrer Mama.

Zehn Minuten später — ich war ja gelaufen wie verrückt — bin ich in der Grabenstraße und im dritten Stock vor meiner Tür. Ich schelle. Es kommt niemand. Ich schelle das zweitemal. Es bleibt still. Zum Donner, die Mägde sind freilich ausgegangen, aber Eglanta muß doch zu Hause sein. Sie hatte nach Tisch über Migräne geklagt und wollte einige Stunden Ruhe haben. Ich schelle das drittemal und heftig, und anhaltend. Da hörte ich, wie sich drinnen stark ein Fenster schloß. Gleich darauf kam sie zur Türe und öffnete. — Jes Maria, du bist es, Ludwig? rief sie lachend. Jetzt wußte ich doch nicht, wer da läuten kann. Hast du schon lang geläutet? Ich blickte zum Fenster hinab und hörte es wohl nicht gleich.

Rasch trete ich in die Wohnung, ins Empfangszimmer und zum Fenster.

Was war denn unten?

Mein Gott, gewesen ist nichts. Man beschaut sich so die Vorübergehenden.

Ich wollte ins Nebenzimmer eilen.

Ach, Ludwig, laß doch einmal schauen! sagte sie mit ihrer hellen Stimme, ganz unbefangen, mir scheint an deinem Rock will sich ein Knopf lösen, da vorn, oben. Willst du ausziehen, so kann ich ihn gleich festheften. Die Johanna vergißt doch wieder darauf.

Oho! denke ich, ins Nebenzimmer soll ich nicht! Was ist denn im Nebenzimmer, daß ich nicht hinein soll? Und trete rasch hinein. Ich

Oh, Eglanta, das weißt du recht gut. Sonst würdest du jetzt nicht so rasend sein. Schlechtes Weib, ich will dir etwas sagen: Du hast mich betrogen! — So habe ich es ihr ins Gesicht gespien.

Da ist sie ruhig geworden, unheimlich ruhig. Hinter der offenen Tür ihres Kleiderkastens hat sie sich angezogen, hat ihr Handtäschchen gefüllt und ist fortgegangen. Ich vermute, zu ihrer Mutter. Gesagt hat sie nichts mehr. — So, nun weißt du, wie es steht.“ —

Mich hatte diese Erzählung Ludwigs fast gelähmt.

Nach einer Weile erst konnte ich sagen: „Du hast dein Haus zerstört.“

Er zuckte die Achseln und schritt, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten über die Diele. Einmal blieb er stehen und stampfte den Fuß in den Boden. Dann schritt er wieder aus.

„Was wirst du jetzt machen?“ fragte ich zagend.

„Gibt es eine Wahl?“ stieß er heftig hervor. „Es ist aus. Sie hat mich entehrt.“

„Aber, Mensch, woher weißt du denn das? Du hast keinen Anhaltspunkt.“

„So! Keinen Anhaltspunkt. Als ob sie 's nicht eingestanden hätte!“

„Eingestanden? Wieso?“

„Ihr Leugnen ist so viel als eingestanden. Er war bei ihr. Das ist doch eklatant, nicht? Nein, so leugnet nur die Schuldige. Ich kenne die Finessen.“

„Ja, Ludwig, das ist das richtige Wort. Du kennst die Finessen. Du kennst sie an dir. Aber nur an dir. Wie der Schelm von anderen denkt und so weiter. Du hast in deinen Fällen geradeso geleugnet. Oder würdest so geleugnet haben, wenn sie dich zur Rede gestellt hätte. Und würdest so leugnen, wenn sie dich zur Rede stellte. Dein ausgezeichnetes Verständnis für die Situation, die du ihr bei diesem Auftritte verrietest, hat dich entlarvt, während du glaubtest, sie zu entlarven.“

Ludwig stellte sich ernst, fast feierlich vor mich hin und sagte: „Ich dachte, das, was man einem Freunde auf Diskretion gelegentlich mitgeteilt, wäre begraben . . .“

„Ich wollte dich bloß daran erinnern, stolzer Richter.“

Wann wird kommen die goldene Zeit?

Von August Püringer.

Bin in Sommermorgenprangen
Heut über die Felder gangen:
Vor der Lust all im Gottesplan
War mir das Herz weit aufgetan!
Auch das Aug' mir groß offen stund
Vor der Wonne, die ihm ward kund:
Wälder, Felder, Busch, Baum und Garben,
Alles in leuchtend klaren Farben,
Kräftig gezeichnet ins tiefe Blau;
Recht wie ein Tag unserer lieben Frau!

Ich will schon irgend eine begütigende Form des Rückzugs antreten, da sehe ich auf dem Sofa in der Falte zwischen Sitz und Lehne ein Taschenmesser mit Perlmutterschale.

Was ist nur das für ein Messer? Ich hebe es auf.

Das wird wohl dein Taschenmesser sein, sagt sie gelassen.

Ein Herrenmesser ist es, aber das meine nicht. Siehe, da auf dem Silberblättchen sind drei Buchstaben eingraviert. B. R. H. — Was mag denn das etwa heißen, Eglanta?

Das wird wohl Baron Richard Hammerspach heißen, sagt sie. Ich habe ihn einen Augenblick Platz zu nehmen heißen. Da wird's ihm wohl aus der Tasche gerutscht sein. Oder denkst du, daß er mich mit diesem Messer ermorden wollte?! Sie lacht.

Du hast wohl sehr Angst gehabt vor dem Jugendfreund.

Aber mein Gott, rappelst du denn heute? Ich weiß gar nicht was du willst. Wie diese Jugendfreundschaft beschaffen war, davon hast du dich doch selbst überzeugt. Sonst hättest du ihn später wohl nicht in unser Haus geladen.

Aber nicht während meiner Abwesenheit. Sage, Eglanta, hat er auch an zehn Minuten schellen müssen, wie ich?

Er hat gar nicht zu schellen gebraucht, weil ich eben in der offenen Türe stand, um vom Briefträger die Post in Empfang zu nehmen. Deshalb konnte ich mich auch nicht verleugnen. —

Das schien mir alles ganz glaubwürdig. Und doch habe ich kein Wort geglaubt. Wäre es weniger glaubwürdig gewesen, so hätte ich es lieber geglaubt. Als sie in das Nebenzimmer tritt und die Tür heftig hinter sich zuwirft, beginne ich das Sofa zu untersuchen, ob der Gast nicht etwa auch sonst noch etwas verloren hätte. Ich finde gar nichts. Ei doch, ich finde einen langen Haarfaden. Er schimmert wie Gold. Der Baron hat falbes Haar, aber — die Eglanta . . . Mir wird ganz heiß, als ich an ihr weiches güldenes Haar denke.

Entschieden und gemessen trete ich zu ihr ins Zimmer. Das ist schon Verstellung, ich verliere mich bereits. Eglanta, sage ich, da die Sache jetzt einmal angebrochen ist, so müssen wir sie gründlich austragen. Ich wünsche, daß ich dir Unrecht getan habe. Sehr Unrecht. Und ich hoffe es. Du bist ja mein liebes Weibchen!

Ich nehme ihr Köpfchen zwischen die Hände, aber ich will ja schlau sein. Ich tue es doch nur, um meinen Haarfaden mit ihrem Haare zu vergleichen. Und Freund — es ist schrecklich. Da läßt sich nichts mehr beschönigen, es ist ihr Haar. — Ich habe ihr's auch sofort gesagt. Da springt sie auf, wütet durchs Zimmer und schreit wie von einer dritten Person: Ist er denn plötzlich wahnsinnig geworden? In meinem Zimmer einen Haarfaden von mir zu finden? Was will er denn damit sagen?

„Kommen möcht die goldene Zeit,
Wann kein Bader mehr Gift verschreibt,
Nur mit Luft kuriert und Licht —,
Gäb's auch mehr kein Apothekerg'wicht;
Wär kein Wucher mehr auf die Not
Und nimmer nötig das sechste Gebot —
Hört ihr's? ihr Manns- und Weiberleut?
Dann wär s' da die g ldene Zeit!

„Rufet' der Kaiser: es ist schon gut!
Kommen braucht mehr kein Rekrut,
's gibt kein'n Krieg mehr und kein'n Streit —
Dann könnt' kommen die goldene Zeit!

„Doch, wie rings von Adam her,
Alles in Not ist und Beschwer,
All' in Wirr und Bangigkeit —
Wird sie kommen die gold'ne Zeit?

„Und der Engel hat mir's 'klagt:
Unser Herrgott ist ganz verzagt!
Die Herzen all' z' eng, die Mäuler all' z' weit —
Wie sollt' da kommen die goldene Zeit?

„Leut', ihr Leute! Mein, o mein!
Wollt doch nit so lässig sein!
Wozu starb uns Jesus Christ,
Wenn die gold'ne Zeit noch immer nicht kommen ist?" —

Jetzt verstummte leise der Harfe Schlag.
Der Spielmann lauscht lächelnd dem Tone nach —
Nickt vor sich hin und seufzet tief. —
Eine Träne mir über die Wange lief.

Warum, in solcher Sommerpracht,
Hatt' mich dies Bild so traurig gemacht?
Weil Blinde sehen, wir Sehende blind,
Die Wahrheit so einsam singt in 'n Wind?
Indes der Haufe, dem sie not,
Jetzt liebt, jetzt haßt, jetzt rot, jetzt tot —
Stets spielend hascht und gierig heischt
Nach farb'gem Scheine, der ihn täuscht?
Warum so sehnend schwoll mein Blut? —
Ein Silberstück warf ich dem Spielmann in 'n Hut,
Und, im Herzen viel hundert herbstbange Fragen,
Hab ich mich tief in den Wald geschlagen.

Was habe ich davon?

Mit dem Himmel auf Erden, den die Sozialdemokratie verspricht, hat es noch seine guten Wege. Immerhin mögen jene Millionen von Arbeitern, die heute der Sozialdemokratie angehören, weil sie von ihr eine Verminderung der Arbeitslast und eine beträchtliche Steigerung ihrer Lebenshaltung erhoffen, damit Zielen nachgehen, die als erreichbare bezeichnet werden müssen. Nur wird die Entfernung dieser Ziele stark unterschätzt. Wie August Bebel diese Entfernung unterschätzte, als er den

Auf den Feldern gings zu gar heiß:
Knecht' und Mägde im Erntefleiß!
Das rührte sich, bückte sich, schnitt und band
Und lachte und scherzte und kost' miteinand!
Am Waldrand bin ich jetzt stehen blieben
Und hör's, wie's der Lufthauch grad zu mir 'trieben . . .

Wie leuchtet der Mohn so rot im Feld!
Die Kornblume blaut wie das Himmelszelt!
Und, hoch über alles, ins Äthergebiet
Wirbelt die Lerch' mit ihrem Lied.

— Ei? Was ist das? ein Harfenklang?? . . .
Und dazu gar wohl auch ein Sang?
— Nicht von den Feldern; dort, am Rain,
Unterm Holzkreuz, im Sonnenschein
Sitzt einer — singt und schlägt die Harf'.
Schleich mich hinzu, daß ich hören darf . . .

Guter Gott! der Spielmann ist blind . .!
Aber er lächelt gar lieb und lind:
Auch durch geschloss'ne Fensterlein
Dringt wohl der gold'ne Sonnenschein.
Und heut gar ist wohl keine Seele so arm,
Daß ihr nicht wohlig wär und warm!

Was er singt zu schlichtem Begleiten,
Also klang es von Lippen und Saiten:

„Hört, ihr Männer und ihr Frau'n,
Laßt mein Lied euch baß erbau'n!
Ihr auch, Mädel, prall und rund,
Burschen ihr, die Nelk' im Mund,
Kommt und hört, was ich euch bereit':
‚Wann wird kommen die goldene Zeit'?
Ist ein Engel mir zugeflogen,
Hat mir's gemeld't und nicht gelogen.

„Wann mit dem Hinz der wilde Hans
Z'weg'n einem Haar im Ochsenschwanz
Nit prozessiert und nimmer nit streit't,
Wär die gold'ne Zeit nit weit.

„Wann der Wetterprophet nicht lügt
Und kein Kramer mehr betrügt,
Kein Kind Gottes im Zorn mehr schreit —
Dann kann kommen die gold'ne Zeit.

„Kommen möcht' die gold'ne Zeit,
Wann's Dukaten regnet und schneit;
Wann die Mädel und die Frau'n
Sich nicht mehr in 'n Spiegel schau'n,
Wann kein Wildschütz nimmer wär,
Weil's auch gäb' keine Jäger mehr:
Wollt keiner mehr schießen aufs liebe Vieh,
Wie gold'ne Zeit wär kommen allhie!

„Wenn bei der Predigt der Herr Kaplan
Nicht mehr rufet' den Teufel an
Über die Aufklärung weit und breit —
Nachher käm bald die gold'ne Zeit.

„Gäb's einen Sonnenschein ohne Tausch
Und einen Kirchtag ohne Rausch,
Ein Eh'gespons, die den Klatsch nicht leid't —
Das wär halt die goldene Zeit!

Aber es könnte doch einmal die Stunde schlagen, wo diese klangvollen Redensarten nicht mehr ziehen. Eine Stunde, wo aus der sozialdemokratischen Wählerschar klar und scharf der Ruf erschallt: Seit Jahrzehnten haben wir eure Phrasen gehört und haben sie satt! Vom ehernen Lohngesetz haben wir gehört, vom gemästeten Bourgeois, von der Verelendung des Proletariats und vom Brotwucher! Es kommen immer nur neue Schlagwörter, wenn die alten ihre Zugkraft verloren haben! Gift und Galle habt ihr gesäet und freudenlosen Haß, während wir Glück und Menschenwürde verlangten! Einen grenzenlosen Schatz von Sehnsucht und Hoffnung habt ihr hingehalten und vertrocknen lassen beim Klang eurer Phrasen! Betäubt habt ihr unser Bestes mit dem wüsten Lärm eurer Agitation! Gebt uns endlich Besseres oder wir hören euch nicht mehr und wollen eure Genossen nimmer sein!

Es ist kaum anzunehmen, daß diese Frage schon bald erhoben wird. Die Geduld von Völkern, denen etwas versprochen ward, kann eine schier endlose und unerschütterliche sein, wenn sie auch unter Umständen rasch zu Ende gehen kann. Wie lang und wie geduldig haben die orthodoxen Juden auf ihren Messias geharrt!"

Mit dieser Einleitung beginnt eine zeitgemäße Broschüre: „Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung" von Professor Dr. Max Haushofer (München, J. F. Lehmann. 1905). Daran knüpft sie ihre Betrachtungen über all das, was die Sozialisten, die Politiker, die Gelehrten, die Priester der Menschheit in dieser oder jener Welt für Glück und Seligkeiten versprechen und über das, was der einzelne darüber glaubt und sich wünscht.

Die Sozialdemokratie ist oben berührt worden. Die Politik wird durch folgende Äußerungen gekennzeichnet: Die Politik wirkt veredelnd, indem sie stets die Aufklärung über alle politischen Ziele und über das, was hinter denselben steht, verbreitet: indem sie den Menschen veranlaßt, Rechte und Pflichten abwägen zu lernen, indem sie ihm unaufhörlich einprägt, daß die Ziele und Wünsche des einzelnen sich den Interessen kleinerer und größerer Gemeinschaften unterzuordnen haben.

Aber verschlechternd wirkt sie, indem sie Leidenschaften weckt, die ohne sie schlummernd blieben; den Parteihaß, die Herrschsucht, die politische Eitelkeit.

„Ob im einzelnen Falle die veredelnden oder die verschlechternden Einflüsse das Übergewicht erlangen: das hängt von den mannigfachsten Umständen ab.

Alle politische Tätigkeit besteht in Kämpfen. In Kämpfen, die zwischen einzelnen und einzelnen, zwischen einzelnen und Massen, und von Massen gegen Massen geführt werden können. In Kämpfen zwischen Erfahrung und Unwissenheit, zwischen Leidenschaft und weiser Mäßigung,

großen Kladderadatsch schon für das Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Aussicht stellte, so haben auch sicherlich unzählige seiner Anhänger diese Entfernung zu gering angeschlagen. Und wie er seitdem — hoffentlich — zur Erkenntnis gekommen ist, daß der irdische Himmel etwas längere Zeit zu seiner Konstruktion in Anspruch nimmt, als anfänglich zu hoffen war: so werden auch seine Anhänger, ob sie mögen oder nicht, zu dieser Einsicht kommen müssen. Mit jedem Jahrzehnt, um welches sich die Erreichung des irdischen Himmels länger hinauszieht, muß derselbe den Sozialdemokraten selbst problematischer erscheinen.

So ist es denn ziemlich zweifellos, daß früher oder später jeder Sozialdemokrat sich einmal die Frage vorlegen muß: Was habe ich davon?

Ja — was habe ich davon, daß ich dieser Partei angehöre, daß ich ihre Versammlungen besuche, sauer erspartes Kleingeld in die Parteikasse zahle und nach dem Winke der Partei meine Wahlstimme abgebe?

Ist das Bewußtsein, am Klassenkampfe tätigen Anteil zu nehmen, einer starken und gefürchteten Partei anzugehören, ein ausreichender Lohn für die Parteitreue? Oder soll der Sozialdemokrat mit der Hoffnung sich trösten, daß seinen Enkeln oder Urenkeln der irdische Himmel sich erschließen wird, der ihm noch mit dem Vorhängschlosse des Kapitalismus versperrt ist? Mit Hoffnungen vertrösten — das kann ja die Kirche auch; und ihre Hoffnungen sind doch viel größere und schönere, als die Hoffnungen auf die sieben- oder sechsstündige Arbeitszeit und die Arbeitszertifikate des Bebelschen Erdenparadieses!

Heute besteht die deutsche Sozialdemokratie seit mehr als vierzig Jahren. Was hat sie ihren treuen und mutigen Anhängern gebracht? Versammlungen und Reden, Maifeiern und Wahlstimmen und Programme, flammende Proteste und tönende, krachende Phrasen; seit vierzig Jahren die gleichen Eruptionen, nur immer wieder mit etwas anderen Wendungen!

Bewunderungswürdig in der Tat ist der Opfermut und die Geduld dieser braven Anhängerschaft, die während einer vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste der Parteiagitation viel weniger vom Vertrauen zu ihren Führern verlor, als seinerzeit das auserwählte Volk Israel!

Wenn es nun dieser Anhängerschaft, diesen Millionen sozialdemokratischer Wähler, wirklich einmal einfallen sollte, ihre Führer zu fragen: Vierzig Jahre sind wir euch gefolgt; wenn wir euch weiter folgen, was haben wir davon?

Was dann?

Nun — um eine tönende Antwort auf diese Frage werden die Herren Bebel und Singer, Stadthagen und Auer und andere hervorragende Genossen nicht verlegen sein. Die Antwort wird ebenso klangvoll ausfallen, wie die Reden bei den Maifeiern und im Reichstage und bei den Parteitagen.

gibt, die den Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit haben, aber ihn verwünschen und ihn abzustreifen suchen, ohne es zu können? Menschen, die vernichtet sein möchten für immerdar, ohne die Hoffnung auf Vernichtung zu haben? Es ist schwer, das zu denken. Denn das wäre ja der fürchterlichste Fluch, der auf der menschlichen Seele lasten kann."

Unter allen Umständen aber hält der Verfasser das Nachdenken über diese gleichwohl nicht lösbaren Dinge für bedeutsam und wichtig: „Ob man aber auf dem Wege religiösen Aufschwungs, ob man durch angestrengte nüchterne Gedankenarbeit oder durch freies Spiel schöpferischer Phantasie zu einem Ergebnisse über die dunklen Fragen des Jenseits zu kommen sucht; ob dieses Ergebnis ein mehr bejahendes oder verneinendes, ein klares und feststehendes oder schwankendes und zweifelvolles ist; jedes dieser Ergebnisse steht weit, weit höher, als jene stumpfe Gleichgiltigkeit, die bezüglich dieser Dinge in den breiten Massen lastet. Der urteilslose Massenglaube und der urteilslose Massenunglaube: sie sind beide gleich unfruchtbar für die Lösung der letzten Fragen." Wer hat was davon?

„Das größte Verbrechen an der Menschheit begeht, wer ihr das Nachdenken über das Jenseits völlig verekeln möchte, dadurch, daß er jene, die seinem Einflusse zugänglich sind, mit ihrer ganzen Tatkraft, mit ihrer Phantasie und ihren Daseinszielen ausschließlich für die irdischen Zwecke in Anspruch nimmt. Er würdigt die Menschheit herab; er schließt von ihrem Leben jene Anregungen aus, die in allen Jahrhunderten das Höchste geschaffen haben.

Ein Verbrechen ist es aber auch, dieses Nachdenken über das Jenseits dergestalt in die Schablone eines Glaubensbekenntnisses einpressen zu wollen, daß es überhaupt aufhören muß, weil ihm überall, wo es in das Unbekannte vordringen möchte, die drohende Mahnung entgegen prallt: Halt ein! Du gerätst in das Gebiet des Aberglaubens oder des Unglaubens! Beides hast du zu vermeiden, sonst erwartet dich ewige Verdammnis!"

Wir können uns von der interessanten Schrift nicht trennen, ohne der persönlichen Unsterblichkeit, die doch schließlich das für uns einzig Wichtige ist, einen Stein ins Brett zu legen. Wir behaupten, daß das persönliche Ichbewußtsein, das jeder von uns heute hat, immer war und immer sein wird. Wir „glauben" nicht an persönliches Immersein, wir wissen es wie eine absolute Gewißheit. Alles scheinbare Geborenwerden und Sterben, das wir um uns sehen, macht uns nicht irre. Daß wir keine Erinnerung haben an unsere vergangene Ewigkeit, macht uns nicht irre, im Gegenteil, das bestärkt uns eher in der Empfindung beständiger Jugend. Wir haben keinen Beweis für unsere persönliche Nichtexistenz und haben einen unendlichen Beweis für unser Sein.

zwischen Freiheitsdrang und Ordnungssinn, zwischen Veraltendem und Neuauftretendem, zwischen Treue und Wechsel. Und bei allen diesen Kämpfen vermögen Lüge und Eigennutz die Waffen der Kämpfer zu vergiften, den klaren Blick zu trüben, Unberechtigtes aufzubauschen und Berechtigtes verächtlich zu machen.

Den Gegner schlechter zu machen, als er ist; Zustände zu übertreiben; öffentliche Meinung zu fälschen; Berechtigtes zu verhöhnen; Massen zu verführen; Unschuldige zu opfern; das sind politische Taten, die wohl in den Augenblicken, in denen sie geschehen, vom besseren Teile der Menschheit verurteilt, später aber als Geschehenes und Vollendetes hingenommen werden, ohne einen Rächer zu finden. Und werden sie auch von der Geschichte verurteilt: ihre Ergebnisse bleiben. Immer hat die Politik den bösen Charakterzug, die feinsten und edelsten Regungen der Menschenseele zu mißachten. In ihr gibt es das nicht, was man Gemüt nennt. Und jeder, der nicht einen überdurchschnittlichen Schatz von Charakter, Herzensgüte und Urteilsfähigkeit mitbringt, läuft Gefahr, daß er, sobald er anfängt sich mit Politik zu beschäftigen, entweder zum rücksichtslosen Tyrannen oder zum heuchlerischen Streber wird; oder — falls es an hervorragender Begabung fehlt — zum lärmenden Mitgliede einer Herde Stimmviehs. Und diese Schäden können sich nur steigern, je stärker die demokratischen Züge werden, die in die Politik der Kulturvölker kommen. In den politischen Kämpfen muß die Feinheit der Einzelpersönlichkeit sterben; edelstes Menschentum wird unpraktisch; wahres Recht ein Losungswort, das man im passenden Augenblicke hervorschreit, um es gleich darauf zu verlachen." Wer hat was davon?

Im weiteren ist in dem Buche die Rede von Sozialdemokratie und Christentum und von den Verschuldungen der Kirche daran, daß in der Menschheit der Glaube und die Freude an Unsterblichkeit immer mehr erlischt. Dann kommen Gedanken über Herdentrieb in religiösen Dingen, über Gewissensfreiheit, über Volksphantasie vom Jenseits, über das Himmelsbild der Gläubigen, über dichterische Darstellungen des Himmels und darüber, wie die Naturerkenntnis mit dem kirchlichen Jenseits stimmt. Ferner über die kindischen (nicht kindlichen) Vorstellungen der Spiritisten vom Jenseits: über neue Fleischwerdung und über Weltwanderung.

Der Glaube an die persönliche Fortdauer sowie die Leugnung derselben wird des näheren berührt. Die Schrift ist rationalistisch gehalten, was bei solchem Gegenstande, der ganz dem Gemüte und dem Glauben gehört, natürlich ein negatives Resultat gibt. Doch erhebt sich der Verfasser stellenweise über sein Feld und singt dem Jenseitsglauben, der Unsterblichkeit ein hohes Lied. Er spricht von der Macht des Willens zur Unsterblichkeit und sieht darin eine Bürgschaft für dieselbe. Er spricht von den Schrecken des Unsterblichkeitsglaubens: „Ob es auch Menschen

Der erfahrene Mann lachte gutmütig über meine Naivität und sprach:

„Morgen wird Ihnen die Eintrittskarte zugestellt werden, und im übrigen wenden Sie sich an meinen Kammerdiener; der kennt den Brauch und wird Ihnen alles nötige sagen.“

Richtig klopfte es am Abend des folgenden Tages an die Türe meines Zimmers, und herein trat, mit einem roten Zettel in der Hand, ein etwas dicker, aber äußerst lebhafter Priester, dessen rosiges Antlitz gesunde Heiterkeit, dessen Augen einen sprühenden Geist ausstrahlten und der sich mir als „Bruder Williram“ vorstellte. Er sei gekommen, um mir im Auftrage des Monsignore den Permesso zu überreichen und zugleich meine Bekanntschaft zu machen.

Das also war der begabte Tiroler Poet, der Dichter von „Kiesel und Kristalle“, der „Wanderweisen und Heimatlieder“, dessen Künstlerschaft unter dem Schatten der Palmen und Pinien der Vollendung entgegenreifte.

Wir schlossen bald Freundschaft und begossen sie, anstatt Salz zu essen, noch am selbigen Tage mit etlichen Glas Rotwein und nach einigen Tagen auf dem Vesuv mit Lacrimae Christi; einstweilen aber war mir der Heilige Vater denn doch wichtiger als Bruder Williram mitsamt seinem geplanten Heldenepos, und so suchte ich mit Beihilfe des Herrn Kammerdieners bezüglich meines äußeren Menschen den Anforderungen zu entsprechen, die da auf dem roten Permesso an mich gestellt wurden, um für eine Stunde höfisch oder hoffähig zu sein.

„Die Damen“, so hieß es da in gewählter italienischer Sprache, deren ich immerhin soweit mächtig war, um Käse und Brot zu unterscheiden, „die Damen erscheinen im schwarzen Kleide und mit einem Schleier auf dem Haupte, die Herren in Frack und weißer Krawatte.“

Gott sei Dank, der Kammerdiener war auch ein Tiroler, ein altes, treues, etwas derbes und knorriges Hausmöbel, der trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Rom sein Tiroler Deutsch nicht völlig verlernt hatte. Mit dem Manne konnte ich mich schon verständigen, und also trug ich ihm mein Anliegen vor:

„Sie, Herr Johann Kapistran oder wie Sie sonst heißen, ich brauche eine schwarze Hose, eine Weste, einen Frack, einen Zylinder, taubengraue Glaceehandschuhe und eine weiße Krawatte . . . ich bitte, borgen Sie mir diese schönen Dinge bei irgendeinem Schneider oder Pfaidler aus . . . ich will dem Heiligen Vater einen Besuch abstatten, und Monsignore Nagl hat mich, carissimo Giovanne, Ihrer Weisheit anempfohlen.“

Die wenigen italienischen Brocken warf ich dazwischen, um mich in der Sprache Italiens zu üben; andere Worte waren, da ich schon oft von der Allmacht der Kammerdiener gelesen hatte, darauf berechnet,

Wir sind, folglich waren wir und werden wir sein. Ob „Diesseits“ oder „Jenseits“, das ist einerlei.

Aus diesem Bewußtsein geht die praktische Lehre hervor, daß es sich wohl auszahlt, sich besser, vollkommener, glücksfähiger zu machen. Und dann — haben wir was davon.

Wie ich den Heiligen Vater gesehen habe.

Von **Josef Wichner**.[1])

> „Wenn jemand eine Reise tut,
> So nimmt er nicht den schönsten Hut,
> Und auch das übrige Gewand
> Ist nicht besonders elegant.“

So war ich zu Ostern 1901 nach Rom gekommen und hatte trotz meines unscheinbaren Gewandes durch die Güte des hochwürdigen Herrn Direktors Monsignore Dr. Nagl, nunmehrigen Bischofes von Triest, im Institute „dell' Anima“ eine Stätte gefunden, wo ich nach des Tages Mühen mein Haupt niederlegen und von all den gewaltigen und eigenartigen Eindrücken träumen konnte, die in der Ewigen Stadt auf jeden Fremdling einstürmen.

In den Ruinen der Kaiserstadt durfte ich mich auch im Lodenhütlein sehen lassen, in den Kirchen der Papststadt nahm ich das Hütlein ab, und dem neuen Könige von Italien war, so sehr er sich auch darauf freuen mochte, kein Besuch zugedacht.

So kam der Ostersonntag heran und mit ihm die Pflicht des Gastes, den Hausherrn nach römischer Sitte zu beglückwünschen und mit dem Glückwunsche die Ankündigung meiner baldigen Abreise zu verbinden.

Und der Hausherr meinte: „Aber, Herr Professor, Sie werden doch Rom nicht verlassen, ohne den Heiligen Vater gesehen zu haben? Dazu ist eben Gelegenheit; denn am Osterdienstag findet in der Sixtinischen Kapelle eine öffentliche Audienz und Segenserteilung statt, und für eine Eintrittskarte werde ich schon sorgen.“

Nun ... dieweil der Herr Direktor seine kurze Rede mit einem „Aber“ eingeleitet hatte, so glaubte ich, auch mit einem „Aber“ antworten zu dürfen, und also erwiderte ich:

„Aber ... Ihre freundlichen Worte überraschen mich, und ich würde es als das schönste Glück meines Lebens und die Krone meines Aufenthaltes in Rom betrachten, wenn es mir vergönnt wäre, das Oberhaupt der katholischen Christenheit zu sehen; aber ... in dieser „Kluft“, will sagen, in diesem Reiseanzuge kann ich dem Papst doch unmöglich unter die Augen treten!“

[1]) Aus dem köstlichen Büchlein „Zeitvertreib“. Ein Geschichtenbuch von Josef Wichner. Wien. Heinrich Kirsch. 1904.

So pilgerte ich denn, um nur ja einen recht guten Platz zu bekommen, zwei Stunden vor Beginn der Feierlichkeit, den Mantel umgeworfen, in den Vatikan, an dessen Eingangstor Schweizersoldaten in ihrer malerischen Tracht Wache hielten und die Scheine der Ankömmlinge prüften.

Mein Schein war richtig, ich wurde eingelassen und zur Garderobe gewiesen, auf daß ich mich meines Überkleides entledige.

Es geschah, und nun stand der geschundene Raubritter da ... inmitten einer unzählbaren Menge der vornehmsten Herren in tadellosem, nagelneuem Salonanzuge, in tief ausgeschnittener Weste, viele die Brust mit Ordenssternen besät, inmitten einer holdseligen Schar von Damen, die in ihrer vornehmen Einfachheit das Auge entzückten.

Wie froh war ich, dessen Wangen sich vor Verlegenheit purpurn färbten, daß meine gute Frau nicht dabei war! Sie wäre trotz des felsenfesten Mosaikbodens in die Erde versunken; denn sie hält mit Recht auf saubere Gewandung und hat darum an ihrem vergeßlichen Gatten jeden Tag zu nörgeln. Na ... und wenn sie auch nicht in die Erde versunken wäre und so mich zum Witwer gemacht hätte, so hätte sie doch schleunigst den Rückweg angetreten und hätte mir auf dem Petersplatze im Schatten des großen Obelisken eine gar wirksame Predigt gehalten!

Aber ich war zum guten Glücke allein, und das gab mir meine Fassung wieder. Ich verwünschte in meinem Innern den carissimo Giovanne, entschloß mich aber zugleich, alle auf mich gerichteten Augen nicht zu beachten, sondern mutig vorwärts zu dringen ... kehrte ja die Gelegenheit, den greisen Heiligen Vater zu sehen, nie wieder in meinem Leben.

Das Lodenhütlein, in dem ich tags zuvor das Wasser der Fontana Trevi aufgefangen hatte, ließ ich wohlweislich bei meinem Lodenmantel und schritt die herrliche Scala regia, Berninis Meisterwerk, empor, in dessen Marmorsäulen sich meine liebliche Gestalt und das errötende Antlitz verzerrt und wie zum Hohne spiegelten.

Auf dem ersten Absatze fragte mich ein höflicher Diener in italienischer Sprache, wohin ich wolle. Als ich meine Absicht kundgetan hatte, schupfte er die Achseln in die Höhe und ließ mich meiner Wege gehen.

Ich gelangte in einen herrlichen Vorsaal, die Scala regia, und hatte das Vergnügen, durch eine dichtgedrängte Menge bis zur Türe der Sixtinischen Kapelle Spießruten laufen zu dürfen. Immerhin gewann ich die Überzeugung, der Heilige Vater und ich seien heute die angesehensten Männer in Rom, und der Gedanke gab mir meinen Mut wieder.

Vor dem Tore aber gebot ein Engel mit flammendem Schwerte oder, beim Lichte des herannahenden Mittags betrachtet, ein Wachoffizier Halt. Dieser gestrenge Mann war nicht so leicht zu befriedigen, wie die

dem Manne um den struppigen Bart zu gehen und mir seine Dienstwilligkeit und sein Wohlwollen zu sichern.

Beides gelang mir vortrefflich; denn der Johann meinte, indem er mich mit Kennerblicken vom Scheitel bis zur Zehe betrachtete:

„Habt's Es 's Geld zum außischmeißen?"

Diese Frage konnte ich ohne jedes Bedenken sogar angesichts der Steuerbehörde verneinen.

Nacher tun wir's billiger . . . lest's epper amal, was auf dem Zettel steht!"

„Die Herren haben in Frack und weißer Krawatte zu erscheinen."

„Ischt guet! Nacher werden wir epper decht folgen müssen . . . Es braucht's halt an' Frack und a weiße Halsbinden . . . selle wird wohl gnue sein, weil sunst nix drauf steht, auf dem Zettel da!"

„Aber . . . mein lieber Cameriere, ich kann doch nicht in diesen blauen, staubigen Hosen . ."

„O mei', die seind hübsch dunkel, und den Staub werden wir scho' ausklopfen."

„Und ohne Zylinder . . ."

„Den Huet habt's Es so nit auf'm Kopf in der Sixtina . . ."

„Und ohne Handschuhe . . ."

„Ischt nit der Brauch; wer mit Handschuhen kimmt, wird gar nit einig'lassen."

„Nun . . . Eure Weisheit ist ungeheuer praktisch, und Euer Einsehen in die Leere meiner Geldtasche ist bewundernswert, carrissimo; aber . . . wo nehmen wir einen Frack her?"

„Den könnt's Es von mir haben. I' trag' ihn freili scho' etli' zwanz'g Jahr . . . aber nur beim Servieren . . ."

Mir wurde grün und gelb vor den Augen, als er das ehrwürdige Ungetüm, auf dem deutliche Reste verschütteter Tunke zu sehen waren, aus dem nach Schimmelpilzen riechenden Kasten hervorholte und mir unter die Nase hielt.

„Um Gottes willen", protestierte ich, „das verstößt doch gegen die dem Oberhaupte der Kirche gebührende Achtung, wenn ich in diesem Frack . . ."

„Ach was", fiel mir der unverbesserliche alte Knabe in die Rede, „Frack ischt Frack! Steht epper auf'm Zettel, was für an' Frack Es haben sollt's? Und nacher seind heut' in der Sixtina so viel Leut', daß ma ein' gar nit anschaut. Wenn's einifahrt's auf der Elektrischen, hängt's halt den Lodenmantel um, und . . . die Ehrfurcht vorm Heiligen Vater, die tragt's halt im Herzen . . . ischt eh g'scheiter als im Rock!"

„Nun gut, ich gehorche Ihnen . . . auf Ihre Verantwortung! Also her mit dem Frack, und die Krawatte, die kaufe ich, da sie deutsch und italienisch gleich heißt, im nächsten Kramladen."

sprache meine Zuflucht zu nehmen. Vielleicht war der Mann da wirklich ein Schweizer, und dann mochte es ihn immerhin rühren, wenn er wieder einmal heimatliche Laute hörte. Und der Schweizer Mundart war ich halbwegs mächtig, und so versuchte ich's halt und sprach in bitterem Harme:

„No . . . lieber Fründ, das hätt i' bim Bluest nit denkt, daß d' Landslüt do so behandlet wären, wenn sie zum Heilige Vater chönd! Jetzt chan i' wieder hei' und hä nünt usg'richt und chum miner Läbteg nümme doher! Aber das chan i' scho' säge . . . in alle Zitege lo-n-i-s drucke . . ."

Ich brachte meine Rede und die eines Revolverjournalisten würdige Drohung nicht zu Ende; denn der Blick des Mannes wurde immer milder, der Druck seiner Hand immer schwächer und schwächer. Schließlich ließ er mich ganz los und meinte gutmütig:

„Warum händ Ihr nit glei' dütsch g'schwätzt . . . no . . . so göhnd!"

So ist es mir gelungen, trotz meines zweifellos unschicksamen Kleides in die Sixtinische Kapelle zu kommen.

Die lange Wartezeit konnte mir nicht zu lange werden, bot ja dieser in seiner Art einzige Raum der Welt mit seinem herrlichen Freskenschmuck der Wände und der Decke dem Betrachter unerschöpflichen Stoff. Auch die um mich sich bewegende Gesellschaft, die da gekommen war, den Vater der Christenheit zu sehen und ihm ihre Verehrung zu bezeigen, mochte allerlei Gedanken wachrufen. Sie war tatsächlich international und erweckte so unwillkürlich die Vorstellung der Kirche als einer katholischen, die sich ausbreitet über den ganzen Erdkreis. Das sollte ich zu einiger Demütigung gleich selbst erfahren.

Denn da redete mich ein junger Priester neben mir in englischer Sprache an, um mir, ich weiß nicht was, zu sagen. Ich erklärte ihm mit dem Aufgebote meiner tschechischen Sprachkenntnisse, daß ich ihn leider nicht verstehe, und so verstand er mich auch nicht. Gleich darauf versuchte ein Franzose sein Glück mit mir und ich erwiderte ihm zur Abwechslung . . . griechisch. Ein Spanier bekam eine italienische, ein Grieche eine Antwort in echt schwäbischer Mundart.

Na, dachte ich, die Herren müssen dich für riesig gescheit halten, da sich alle an dich wenden und du auf einmal der Mittelpunkt eines Kreises wirst, der sich immer mehr vergrößert.

Da fiel mir ein, es sei doch die lateinische Sprache unter den Gelehrten wenigstens noch alleweil die internationalste, und so forderte ich die Herren Kollegen aus England, Spanien, Frankreich u. s. w. in einem allerdings etwas holprigen Latein auf, sich dieses altherkömmlichen Volapük zu bedienen, das immerhin eine größere Verbreitung habe, als die Weltsprache Martin Schleyers, und siehe da, bald war eine recht

Soldaten vor dem vatikanischen Palaste. Er musterte mich mit einem Blicke, der sowohl Mitleid als Verachtung oder auch Entrüstung ausdrücken mochte, von oben bis unten, streckte sodann gebieterisch seine Rechte gegen mich und sprach, italienisch natürlich, aber auch für mich verständlich und weithin vernehmbar:

„Zurück!“

Ei, das ging mir denn doch über die Hutschnur, daß ich an der Schwelle des Heiligtumes zurückgewiesen werden sollte!

Ich ließ mich also, jede Scheu beiseite setzend, mit dem wackeren Manne, alle meine italienischen Sprachkünste aufbietend, in eine Unterhaltung ein und fragte wie einer, der in seinem Rechte schwer gekränkt ist:

Perchè, Signore Officiore . . . ich sehe absolut nicht ein, warum ich erst umkehren und dann vorwärts gehen soll!“

Nochmals traf mich der Blick des Mannes vom Kopf bis zum Fuße. „Weil Sie“, herrschte er mich an, „kein geziemendes Kleid haben!“

So . . . da hatte ich jetzt die Bescherung! Wäre nur der carissimo Giovanne dagewesen . . . ich glaube, ich hätte ihn vor allen Leuten gebeutelt! Der Herr Offizier hat vollkommen recht . . . mein Kleid war wirklich nicht schicksam; aber jetzt durfte ich nicht nachgeben. Ich steigerte also, um ja alles zu versuchen, meine Entrüstung und erwiderte, indem ich mit der flachen Rechten auf die Karte schlug, daß sie knisterte:

Scusi, Signore Officiore — da muß ich schon recht bitten . . . was steht denn da auf dieser Karte — he? Da steht — wollen Sie gütigst lesen — ‚Die Herren haben zu erscheinen im Frack.‘ — Und . . . was ist das, was ich da anhabe und was nach rückwärts einem Schwalbenschwanze gleich sieht? Doch wohl ein Frack! Va bene . . . das ist denn doch in Ordnung, wenn auch der Frack gerade kein Staatsfrack ist. Und was steht ferner noch auf dieser Karte? ‚Die Herren erscheinen in weißer Krawatte?‘ Ist diese Krawatte da, die ich vor kaum einer Stunde gekauft und ehrlich bezahlt habe, etwa nicht weiß? Nun alsdann . . . basta . . . das dürfte wohl genügen, und ich werde eintreten!“

Jetzt weiß ich nicht, habe ich so schlecht italienisch gesprochen, daß mich der Herr Offizier nicht verstand, oder wollte er mich überhaupt nicht verstehen. Genug . . . wie ich in all meiner Würde an ihm vorbei in die Kapelle treten wollte, packte er mich mit eisernem Griffe am Arme, und wenn ich nicht gar so ein friedfertiger Mensch wäre, hätte es eine Rauferei abgesetzt, die gewiß ebenso verdammenswürdig gewesen wäre, als da Torquato Tasso am Hofe zu Ferrara gegen Antonio den Degen zog.

Ich aber erwog in meinem Herzen: Sollst du als der Gescheitere nachgeben, oder sollst du mit dem Manne einmal deutsch sprechen? Und ich entschloß mich, da ich mit meinen italienischen Sprachkenntnissen nicht weiter oder nur dorthin kam, wohin ich nicht wollte, zu meiner Mutter-

Und so war es auch. In diesem gebrechlichen Greise, der von seiner göttlichen Mission ganz erfüllt war, sah ich die großartige Idee des Papsttums auf die schönste Weise verkörpert ... Wer diesen Mann gesehen hat, der muß ihn lieben und bewundern, und selbst auf den Lippen des Ungläubigen muß beim Anblick dieser rührenden und erhabenen Erscheinung das Wort des Spottes verstummen.

Ich habe es wahrlich nicht bereut, daß ich die Hindernisse, die mir den Weg in die Sixtina versperren wollten, mannhaft und klug besiegte, denn ich rechne es als Gewinn für mein Leben, daß ich Leo XIII. in seinem hohen Alter, kurz vor seinem seligen Scheiden, gesehen habe.

Der carissimo Giovanne, der Kammerdiener des Direktors der Anima, der bekam zum Nachtisch allerdings einen ordentlichen Brummer, aber dann, was ihm lieber gewesen sein dürfte, auch ein ordentliches Trinkgeld.

Briefe von Friedrich Hebbel.

Der sechste Band der in dem J. G. Cottaschen Verlage erscheinenden Ausgewählten Werke von Hebbel bezeichnet sich „Aus Tagebüchern und Briefen“. Diese Stücke werfen starke Lichter auf die so ausgeprägte Persönlichkeit des Dichters. Solche Schlaglichter, besonders die der Briefe bedeutender Menschen über ihr Liebes-, Freundschafts- und Künstlerleben fesseln immer und sind auch geeignet, zu näherem Studium solcher Persönlichkeiten und ihrer Werke anzuregen.

Vielleicht sind dafür besonders auch die wenigen hier folgenden beziehungsweise sehr vielsagenden Briefe Hebbels geeignet. Freimütigste Einblicke in sein Herzens- und Liebesleben. Zuvor sollte man freilich des Dichters Biographie lesen.

An Elise Lensing.

Rom, den 30. März 1845.

In mir hat dieser italienische Frühling ein Gedicht angeregt, das ich beischließe, und worin ich, einer so schönen Welt gegenüber zu leisten suchte, was in deutscher Sprache möglich ist.[1]) Ich habe dies Gedicht bis ins einzelnste und kleinste durchkomponiert und mir darin nicht bloß die Aufgabe gesetzt, auf dem Instrument unserer Sprache zu spielen, sondern dies Instrument selbst reiner zu stimmen. Mit dem Resultat glaube ich zufrieden sein zu dürfen, denn ich zweifle, ob unsere gesamte Literatur ein lyrisches Stück aufzuzeigen hat, worin die äußerste Reinheit und Grazie des Verses und der höchstmögliche sprachliche Wohlklang mit so vollkommenem Ausdruck der Idee und so viel Tiefe und Zartheit der letzteren verbunden ist. Man wird es sehr oft lesen müssen, um alle seine Verdienste zu erkennen, um gewahr zu werden, wie hier ein Bild immer aus dem anderen, wie aus der Knospe hervorgeht und wie ich hier nicht bloß Wort gegen Wort und Silbe gegen Silbe, sondern Vokal gegen Vokal abgewogen und die Verse wie im Kontertanz gegeneinander geordnet habe. Von seiten

[1]) „Das Opfer des Frühlings“ (siehe Bd. I. S. 162).

anregende Unterhaltung im Gange, und ich erfuhr auch, daß die guten Leute nicht in mich verliebt waren, aber um alles in der Welt gern gewußt hätten, wie es mir gelungen sei, in dem schäbigen Anzuge die Wachen zu passieren. Ich gab ihnen mit etwelcher Bosheit zu verstehen, ich sei ein scriptor popularis, ein Volksschriftsteller, und demnach sei auch meine Kleidung . . . volkstümlich.

Zum Glücke schnitten aus dem Vorsaale ertönende Jubelrufe, die das Kommen des Papstes verkündeten, jede weitere Auseinandersetzung ab und lenkten die Aufmerksamkeit auf den ehrwürdigsten Greis der Welt, der eben an uns vorbei und zum Altare der Kapelle getragen wurde, ob dem Michelangelos „Jüngstes Gericht“ beängstigend auf die Lebenden herabdrohte.

Gestatte mir der Leser, daß ich den Eindruck, den ich da gewann, möglichst wahrheitsgetreu und unbefangen in Worte zu kleiden versuche.

Als der Heilige Vater in der Toröffnung der Kapelle erschien, war er einen Augenblick, wie erschöpft, in seinen Sessel zurückgesunken.

Regungslos, einer Statue vergleichbar, etwa wie man ihn in Wachsfigurenkabinetten sehen kann, saß er da... schier unheimlich war es... ob nicht der starke Geist die schwache Hülle urplötzlich verlassen hatte?

Ein schneeweißer Talar umhüllte die hageren Glieder, ein breites, rotes Band gürtete den Leib, den Scheitel deckte ein rotes Käppchen, unter dem spärliche, schneeweiße Locken hervorquollen. So war er im Hauskleide zu uns gekommen, nicht in feierlichem Pomp, sondern wie der Vater seinen Kindern sich zeigt.

Aber . . . lebte der Vater noch? So fragte ängstlich jedes Herz.

Das scharfgeschnittene Antlitz schien durchsichtig, schier aus Alabaster gemeißelt . . . kein Tropfen Blutes in ihm!

Doch siehe, wie auch in der Kapelle von tausend Lippen die begeisterten Rufe: „Hoch lebe der Papst, hoch lebe der Papstkönig!“ ertönten, da drang Leben in die Gestalt, da öffnete er die Augen, und Blicke voll unbeschreiblichen Feuers und Geistes, voll inniger Liebe und ergreifender Milde schweiften über die Versammlung. Mit der zitternden Linken, die ein farbiges Sacktuch geballt hielt, stützte er sich auf des Stuhles Lehne, er erhob sich zur Hälfte, die segnende Rechte schlug des Kreuzes heiliges Zeichen über alle, die da guten Willens waren, im Kreuze das Heil zu suchen . . . Es war ein ergreifender Moment, den ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde!

Bruder Williram hat mir tags zuvor gesagt: „Sie werden in Rom, wie überall auf der Welt, auch Schatten finden, Sie werden vielleicht die Erwartungen, mit denen Sie gekommen sind, nicht in allem erfüllt sehen, aber der Anblick des Heiligen Vaters, dieser schier übermenschlichen Lichtgestalt, wird Sie für alles entschädigen!“

selbst! Du hast keinen einzigen Zug von denen, die Du Dir in der Verzweiflung selbst andichtest. Du hast mehr Geist, als die meisten Deiner Mitschwestern, und ein Herz, wie nie ein edleres geschlagen hat. Du bist eins der herrlichsten Weiber, die je über die Erde geschritten sind, und es ist mein höchster Schmerz, Dich nicht so lieben zu können, wie Du es verdienst. Alles dies solltest Du wissen, und wenn Du es weißt, wie kannst Du irre werden an Dir und mir? Naturnotwendigkeiten können wir alle beide nicht ändern, man kann sich so wenig ein anderes Herz geben, als ein anderes Gesicht. Ich schaudere vor der Rückkehr, es ist wahr, aber nicht, weil mich hier ein Frätzchen oder auch nur die Natur gefesselt hält, sondern weil mich in Deutschland alle Schrecknisse erwarten, die ich am meisten scheue. Hättest Du mir ein Asyl zu bieten, wie gern wollt' ich kommen. Aber ich fühle in mir nicht die Fähigkeit, mir selbst eins zu gründen. Manchen anderen mag der Kampf mit der Not stählen; bei mir ist das Gegenteil der Fall. Der Dichter muß eine behagliche Existenz haben, ehe er arbeiten kann; andere arbeiten, um eine solche Existenz zu erlangen.[1] Ohnehin sind meine Bedürfnisse gestiegen, ich kann manches nicht mehr so leicht entbehren, wie wohl früher. Vor Hamburg habe ich eine Angst wie vor dem Grabe; habe ich sie darum vor Dir? Denke Dir die Menschen, die ich dort treffe, denke Dir alles, und dann frag Dich, ob Du, wenn Du fünfzehn Jahr wärst und mir Gefühle eingeflößt hättest, wie Laura dem Petrark, imstande sein würdest, es aufzuwägen. Mein Gott, wenn Du einen Brief empfängst, der Dir nicht gefällt, so gib Dir doch die Mühe, Dich ein wenig in meine Lage zu versetzen und bleibe nicht immer bloß bei Deinem persönlichen Verhältnis zu mir stehen. Ist es wohl recht, mir zu schreiben: „es wäre besser, ich und das Kind rc." und ähnliches? Wie sollt' ich mich freuen, Dich wieder zu sehen, aber ist ein Wiedersehen wie das der drei Männer im feurigen Ofen zu wünschen? Lies einmal diesen Brief mit dem vorigen zusammen und Du wirst finden, daß dieser schon in jenem steckte. Lies alle Briefe nacheinander, die Du seit meiner Abreise empfangen hast, und Dir wird das Bild eines Mannes entgegentreten, der im ersten Moment des überströmenden Gefühls das Unmögliche wollte und dann durch den Verstand, der ihm zeigte, daß er im Begriff stand, Dich und sich selbst zu vernichten, zurückgehalten wurde. Eins gereicht ihm so wenig zur Schande als das andere. Auch darin hast Du mich durchaus gemißdeutet, wenn Du glaubst, ich werfe Dir die Annahme meines Namens vor, oder auch nur, ich hätte Dir aus Paris über diesen Punkt meine wahren Gedanken verhehlt. Keines von beiden, ich dachte damals nur an Dich, nicht an die Folgen. Ganz natürlich denke ich jetzt auch an diese und da muß ich ein Faktum beklagen, was mir die Rückkehr nach Hamburg, wenn ich nicht gleich heiraten will, kaum erlaubt. —

An L. Gurlitt in Rom.[2]

Wien, den 25. Februar 1846.

Lieber Gurlitt!

Was wirst Du von mir denken, daß ich Deinen Brief nicht längst beantwortet habe! Zu meiner Entschuldigung kann ich nichts anführen, als den Wirbel von Zerstreuungen, in den ich hier hineingerissen worden bin. Es ist ein wenig arg gewesen und noch jetzt ein wenig arg! Es ist mir hier seltsam ergangen, die ersten vierzehn Tage verlebte ich wie in der Wüste, und dann wurde ich auf einmal der „Lion" der Stadt Wien. Ich hätte große Lust, Dir einige der vielen Aufsätze, die über mich

[1]) Vgl. das Epigramm „Die Situation des Dichters". Bd. I, S. 185.
[2]) Vorzüglicher Landschaftsmaler, der Vater des bekannten Kunsthistorikers Kornelius Gurlitt (vgl. biogr. Einleitung Bd. I, S. 35 ff.).

des Wohlklanges sind, soviel ich weiß, nur Bürgers Nachtfeier der Venus und sein hohes Lied von der Einzigen damit zusammenzustellen; von seiten der Versreinheit einiges von Platen. Aber ich glaube nicht, daß diese Produktionen, die doch mehr rhetorischer Natur sind, meine Idee aufwägen. Ich sage ehrlich, was ich meine; es wird mich nicht verdrießen, wenn ich eines Besseren belehrt werde. Es ist dies ein Seitenstück zu meinem Liebeszauber.[2]) Ob es sich aber in Deutschland hinter dem Ofen genießen läßt, ist die Frage. Mir sind diese beiden Stücke ein Zeichen, daß die Natur, wenn das Glück mich nur einigermaßen begünstigt und mich nicht in Sorge und Not, die ich durchaus nicht ertragen kann, ersticken läßt, mir vielleicht noch eine höchste, nie von mir geahnte oder gar gehoffte Gunst bewilligen, daß sie mich würdigen wird, durch meinen Mund nicht bloß das Bedeutende, sondern auch noch das Schöne auszusprechen. Aber fürchterlich ist auch wieder das Ringen meines Geistes, ich bin nicht umsonst nach Italien gekommen, mir ist, als ob ich wieder in die Elemente zerfallen und als ob die Natur beschäftigt wäre, mich wieder neu zusammenzusetzen. Das ist kein Spiel in mir, wie in den übrigen dummen Jungen, die der deutsche Janhagel bekränzt, das geht anders her, wie beim Kränzewinden oder beim Schmetterlingsfang; aber deswegen eben, weil ich mich dieses tiefen Ernstes und meiner Schmerzen bewußt bin, weiß ich auch, daß ich, wenn ich mich um andere Dinge nur so weit kümmere, als meine Kunst es mir gestattet, nicht unsittlich handle. — — — — — —

Du hast das auf den Kopf gestellt, was ich über Dein Benehmen während der Münchener Zeit sagte. Ich habe das Faktum ausgesprochen, aber nicht, ohne Deine Rechtfertigung hinzuzufügen, denn der ist doch wohl gerechtfertigt, der etwas tut, was kein Mensch lassen kann. Man muß besitzen wollen, wenn man liebt, es ist nicht anders möglich; dieser Naturnotwendigkeit warst auch Du unterworfen; kann das Verbrechen sein (Du behauptest ja, Deine Liebe sei in meinen Augen ein Verbrechen!), was nicht vom Willen des Menschen abhängt? So wenig als es Tugend ist, wenn er dem, was sein höchstes Gut ausmacht, alles übrige opfert. Ist in diesem allen etwas Falsches? etwas Bitteres? auch nur, aus meinem Munde, etwas Neues? Wozu denn solche Exaggerationen, wie der Heiratsvorschlag mit einer Italienerin, um die Mylords und Marquis, Grafen und Barone sich drängen? Wenn die Freude eines eben vom Fieber Genesenen über eine Rose, die ihm eine Viertelstunde duftete, zu laut war, mußtest du ihn so hart dafür bestrafen? Du mußt ja selbst empfinden, teuerste Elise, daß solche Erfahrungen mich scheu machen könnten, Dir die wenigen Augenblicke meines Lebens, in denen ich froh bin, noch zu malen! Kannst Du es denn noch immer nicht lernen, Dir aus allen meinen Briefen mein Bild zusammenzusetzen, die guten nicht zu gut, die schlimmen nicht zu schlimm zu nehmen? Es ist schon ein Zusammenhang in all dem scheinbaren Widerspruch. Ich bin ein Mensch, der nie etwas zurückhält, dabei wird denn aber auch vieles ausgesprochen, was nur für den Moment gilt. Deine Gefühle für mich kann ich nicht erwidern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt, und es ist doch wohl so wenig bei mir eine Sünde, wie bei Dir, daß ich über mein Herz nicht gebieten kann. Aber desungeachtet bist Du mir das Teuerste auf der Welt, und wenn das entsetzliche Schicksal mich treffen sollte, Dich zu überleben, so würde mir die Brust zerspringen und das Gehirn bersten. Mein Gott, ich dächte, die Briefe aus Paris zur Zeit der Not wären ein Zeugnis, das mich neuer Versicherung dieser Gefühle für ewig überhöbe. Siehst Du's denn nicht? Wendet sich nicht meine ganze Seele nach Dir? Teil ich Dir nicht jeden meiner Gedanken mit? Hab' ich Ruhe, ehe ich meine besten Gedichte in Deinen Händen weiß? Fühle und erkenne Dich

[2]) Vgl. Bd. I, S. 148.

eine dritte bei Fürst Schwarzenberg.[1]) Neulich traf ich bei einem Diner bei dem dänischen Gesandten eine Gräfin Baudissin, eine Schwester Deines Freundes, mit der ich mich natürlich über Dich unterhielt. Bei Campe erscheint nächstens ein Buch über mich, und ein Brief, den ich gestern aus Paris erhielt, benachrichtigte mich, daß die **Revue des deux mondes** bald über mich einen großen Artikel bringen werde. Es geht eben vorwärts.

Ich wechsle in diesen Tagen mein Logis, deshalb bitte ich Dich, Deine Briefe an Fräulein Enghaus, Kaiserlich Königliche Hofschauspielerin, Alservorstadt, Quergasse Nr. 217, zu adressieren. Wir haben hier Tage wie in Italien, bis auf den blauen Himmel! Mit vielen Grüßen an meine römischen Freunde Dein

Fr. Hebbel.

An H. Th. Rötscher.

Wien, den 17. Mai 1848.

Verehrtester Freund!

Ich verschob die Antwort auf Ihren lieben Brief und meinen Dank nur deshalb so lange, weil auch hier die Aufführung meiner „Maria Magdalena" nahe bevorstand und weil ich Ihnen über das Resultat Bericht erstatten wollte. Die Aufführung samt den ersten beiden Wiederholungen ist nun vorüber, die vierte Repräsentation findet morgen statt und das Schicksal des Stücks auf dem Hofburgtheater ist dahin entschieden, daß es sich ohne allen Zweifel auf dem Repertoire erhalten und, wenn ich nicht sehr irre, sich mehr und mehr im Publikum festsetzen wird. Was nun zunächst die Gestalt betrifft, worin das Stück erschien, so ist kaum hin und wieder ein Wort darin gestrichen worden; nur die Flöhe, die der Teufel aus dem Ärmel schüttet, sind weggeblieben, aber nicht einmal Evas Feigenblatt, obgleich ich es von Herzen gern preisgegeben hätte. Wenn man weiß, wie es hier vor dem 13. März stand und wie unmöglich es damals gewesen wäre, auch nur den an die Bibel erinnernden Titel des Stückes durch die Zensur zu bringen, so hat man schon darin einen schlagenden Beweis, um wie viel weiter wir vorwärts gekommen sind. Was nun weiter die beiden Mächte anlangt, die über ein Stück entscheiden, Publikum und Kritik nämlich, so standen und stehen sie sich fast feindlich gegenüber, nicht im Schauspielhause, wo eine wirksame Opposition unmöglich war und deshalb auch kaum versucht wurde, sondern außer demselben. Die Kritik, was man hier so nennt, ist gegen das Stück; sie findet es unsittlich, nicht idealisch genug, zu lebenswahr und so weiter. Das hat nun freilich größtenteils persönliche Gründe, denn die Subjekte, die hier über das Schöne, nicht „im Schweiß ihres Angesichts", sondern leider sogar ohne denselben zu richten wagen, fühlen sich durch Kraft und Einsicht schwerlich inkommodiert, und sie haben, da sie natürlich nebenbei auch Produzenten sind oder noch Produzenten werden wollen, allerdings auch ihre eigene Existenz zu verteidigen. Dennoch hat es mich überrascht und ist mir, von meinem persönlichen Fall abgesehen, ein trauriges Zeichen der Zeit, daß dies freche Ignorieren bedeutender Instanzen, vor denen ehemals keine Appellation möglich gewesen wäre und die das Stück bereits seit Jahren in der Literatur festgestellt haben, den Grad der bei uns eintretenden Barbarei, vor der Niebuhr schon 1830 zu zittern anfing, deutlicher wie irgend etwas anderes anzeigt. Ganz anders benimmt sich das Publikum. Man hat den Leuten seit Jahren vor dem Stück bange gemacht und nun erstaunten sie, ganz das Gegenteil von dem zu finden, was sie erwartet hatten; man hörte Urteile wie: Das soll unmoralisch sein? Das ist nur zu moralisch! So wurde denn auch, zum

[1]) Hebbel hat dem ihm freundschaftlich zugetanen Fürsten, der selbst Schriftsteller war und sich gerne den Namen „der Landsknecht" beilegte, sein schönes Gedicht „Husarenwerbung" (vgl. Bd. I, S. 229) gewidmet.

erschienen sind und fortwährend erscheinen, mit beizulegen, damit Du endlich erfährst, wer ich eigentlich bin. Es wurde zuletzt ordentlich Mode, mich „den großen Dichter“ zu nennen, und weil ich das nicht gut vertragen kann, so wendete ich mich an meinen guten Freund Deinhardstein, der Regierungsrat und Zensor ist, und ersuchte ihn, jedes Epitheton, das über „bedeutend“ hinausgeht, mit seinem Rotstift zu guillotinieren. Ich hoffe, daß er es tun wird. Übrigens darf ich Dir wohl eingestehen, daß mir nach so vielen mageren dies fette Jahr schmeckt. Ich habe hier wirklich außerordentlich viel Liebe und Freundlichkeit erfahren und den Beweis erhalten, daß es sich denn doch wirklch der Mühe verlohnt, Werke wie „Judith“ und „Genoveva“ zu schreiben. Überhaupt scheint meine Zeit jetzt zu kommen, denn auch in dem übrigen Deutschland fangen meine Arbeiten an durchzudringen. Zwar wirkt die „Marie Magdalena“, die mir eigentlich erst die Bahn gebrochen hat, mehr durch den Stoff, als durch die Form, wie ich mir nicht verhehlen darf. Aber man muß zufrieden sein, wenn man nur überhaupt Wirkungen sieht. Es ist nun einmal Menschenschicksal, daß man auf den Adler schießt und den Geier erlegt.

Ich habe hier Verhältnisse angeknüpft, die für mein ganzes Leben von Bedeutung und von entscheidendem Einfluß sein werden. Ich werde deshalb auch noch lange in Wien verweilen; vorderhand bis Juni, dann werde ich eine Reise nach Berlin und Hamburg machen, und darauf wieder hierher zurückkehren. Nicht leugnen will ich's, daß ein schönes weibliches Wesen mich fesselt und möglich ist es — dies bleibt aber unter uns! — daß ich heirate. Du wirst staunen, da Du meine Verhältnisse kennst! Ich kann's nicht ändern. Alles Unwahre, Fundamentlose muß einmal ein Ende nehmen und so auch diese[1]) Verbindung ohne Liebe! Wie ein Todesschleier hat sie nun fast zehn Jahre über meinem Leben geruht, es ist genug. Ich habe Dir oft über das Mädchen gesprochen, hundertmal hat sie mir gesagt und geschrieben, daß sie nur mein Glück wolle und daß sie vor einer Geliebteren freudig und ruhig zurücktreten werde, aber sie besteht schlecht in der Probe; doch mir gilt es gleich, mein Entschluß steht fest. Wäre sie im Stande, das Opfer einer liebeleeren Ehe anzunehmen, so wäre sie eines solchen Opfers nicht wert und hätte nur das zu ertragen, was ein Weib den doch wohl verdient, welches weiß, daß ein Mann sie nicht liebt und den Mann doch nicht fahren läßt. Auch müßte ich jedenfalls, um in Hamburg ein Herz zu schonen, in Wien ein Herz brechen.

Welche ist es denn, wirst Du fragen? Es ist eine Dame vom Hofburgtheater, Christine Enghaus, die früher in Hamburg war. Sag's aber noch niemandem. Ihr großes Talent hat mich anfangs zu ihr hingezogen, aber welch ein Weib ich in ihr gefunden habe, kann ich Dir nicht sagen. Ihre Liebe macht mich namenlos glücklich und ich muß sie besitzen. An Vorurteilen, es sind hier manche zu berücksichtigen, kehre ich mich nicht, ich weiß, was ich tu'. Sprechen könnte ich Dir stundenlang über sie, schreiben kann ich nicht mehr. Aber antworte mir bald! Diese Mitteilung ist Dir gewiß so wichtig als unerwartet.

Große Angst hatte ich wegen Deiner Handverletzung, da Du Deine Werke nicht, wie ich, diktieren könntest, wenn Du selbst am Arbeiten verhindert wärest. Ich erfuhr den bösen Zufall zuerst aus Hettners Brief und freute mich schon als der Deinige ihm so schnell nachfolgte, denn der bloße Anblick Deiner Schriftzüge beruhigte mich wieder. Hettners Brief hat mir sehr wohl getan, ich wollte ihm, wie Dir, auf der Stelle antworten, dennoch geschieht es erst heute. Ich bin hier wirklich zu sehr in Anspruch genommen, empfange des Morgens zuweilen zehn Visiten und habe des Abends mitunter drei bis vier Einladungen zu berücksichtigen, so zum Beispiel heute eine bei dem Bankier Biedermann, eine andere bei dem Regisseur Löwe und

[1]) Siehe vorgehenden Brief. Die Red.

wird! Es ist unglaublich! Ich bewundere Napoleon nicht um die Hälfte mehr wie sonst; sein Spiel war viel leichter als ich dachte! Auch bei Ihnen geht's her, wie vierundzwanzig Stunden vorm jüngsten Tag! Küstner schrieb mir bereits vor längerer Zeit um die „Julia“ und ich schickte sie ihm gleich. Wenn Sie doch auf Besetzung und Einstudierung einigen Einfluß nehmen könnten und möchten! Denn das Stück kommt ohne einen tüchtigen Steuermann schwerlich in den Hafen! — — — —

An Christine Hebbel.

München, den 16. März 1852.

Meine teuerste Christine!

Gestern habe ich meinen Geburtstagsbrief an Dich auf die Post getragen und gleich heute morgen greife ich schon wieder zur Feder. Hab' ich Dir etwas zu melden? Nicht das geringste! Kann ich Dir etwas sagen, was Du noch nicht von mir hörtest? Ebensowenig! Es ist bloß der Trieb meiner Seele, es Dir ewig und ewig zu wiederholen, daß ich mich nach Dir sehne und daß es mir mit jedem Tag schwerer wird, hier noch auszuhalten. Eine Reise muß, wie das Champagnertrinken nicht zu lange dauern, wenn man nicht in Kopf und Herzen verrückt werden und die entsetzlichste Leere empfinden soll. Ich bin schon sehr lange so weit, daß mich nichts mehr reizt. Was ist hier nicht alles zu sehen! Ich gehe nicht. Wie viele Leute wären glücklich, wenn ich sie besuchte! Ich tu's nicht. Gestern abend ging ich zu einer Tochter von Kleinschrod, die an einen Professor verheiratet ist. Ich hatte es in Thiersch' Soiree versprochen. Schon stand ich vor dem Hause, als ich wieder umlenkte, um in meine Klause zurückzukehren, um dort zu träumen und in einem Buch zu blättern. Ich war schon ziemlich weit auf dem Rückwege, als ich mir selbst auf einmal objektiv wurde. „Mensch“, rief ich mir zu, „was machst du? Dort oben in den erleuchteten Zimmern ist nun die ganze Familie versammelt, Gäste sind geladen, Kuchen gebacken und alles wartet auf dich! Und nun läufst du davon, als wenn du noch der Student wärest, der vor dreizehn Jahren in München herumschwankte, und den man allerdings nirgends vermißte.“ Da schwenkte ich denn wieder um, und der „Verfasser der Judith“ machte seine Mitmenschen dadurch glücklich, daß er Tee mit ihnen trank. Es sind in der Tat, die seltsamsten Stimmungen, die hier durch meine Seele ziehen, weil sich Alt und Neu so wunderbar ineinander mischt. Ein Dichter! ein berühmter Dichter! Was war mir das früher, wie hob sich die Brust bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit, wie tröstete es mich über so manche Entbehrungen. Jetzt hab' ich den Bettel und es gilt mir nicht viel mehr, wie eine leere Erbsenschote. Darüber vergesse ich denn oft, was es anderen gilt, vernachlässige Personen, ohne zu ahnen, daß es ihnen von mir doppelt weh tut, spreche kurzweg und berechne nicht, wie schwer meine Worte jetzt ins Gewicht fallen und wie sie umhergetragen werden. Wie mag mir das schon geschadet haben! Auch versteh' ich mich geistig durchaus nicht aufs Sparen. Andere sitzen den ganzen Abend und tun nicht das Maul auf. Dann sagen sie irgend eine Trivialität, in einen vergoldeten oder versilberten Ausdruck eingepackt, und alle Welt erstaunt. Ich werde nicht müde, meine Gedanken auszugeben, ja ich fühle mich dazu verpflichtet und nun merken die Leutchen oft gar nicht mehr, was sie zu hören bekommen. Überhaupt wie die Phrase auf Erden herrscht, habe ich erst seit 1848 gründlich kennen gelernt.

Heute esse ich bei Dingelstedt; um drei Uhr, es ist halb. Viel kann ich daher nicht mehr schreiben. Er ist der Alte, ein Mensch von ganz eigenener Komplexion, etwas schwankender Natur, aber im Kern seelengut. Auch sie sagt mir zu; sie ist etwas verbittert, das erregt aber mein tiefstes Mitleid, denn es rührt daher, daß sie

Ärger der Wiener Kritikaster, der Sieg aufs vollständigste erfochten und das einzige, was die Masse noch nicht verdauen kann, die Versöhnungslosigkeit vom trivialen Standpunkte aus, für den die Einsicht in die Notwendigkeit keine ist, wird ihr schon besser eingehen, wenn sie sich nur erst wieder vom Rührstück erholt und sich an die Tragödie gewöhnt hat. Ich machte übrigens bei dieser Gelegenheit neben mancher angenehmen auch die unangenehme Erfahrung, daß man unter Umständen als vernünftiger Mensch das nachmachen muß, was ein Schock Affen einem vormachten; ich wurde nämlich am Schluß jedes Aktes gerufen und mußte, als der dritte zu Ende ging erscheinen, trotzdem daß ich über diese Unsitte ganz so denke und empfinde wie Lessing, und mich sträubte bis zum letzten Moment. Die Darstellung war eine meisterhafte und ließ mir nichts zu wünschen übrig; Anschütz als Meister Anton, stellte ein Bild hin, das Zug um Zug in Stein gehauen zu werden verdiente, und meine Frau als Klara löste eine Aufgabe, die ich für unlösbar gehalten hätte; sie war die schon halb mit Asche bestreute Kohle, die sich in sich selbst verzehrt und die doch noch hin und wieder Funken sprüht. Mir war diese erste Aufführung des Stückes, der ich beiwohnte, in mancher Beziehung belehrend. Ich werde mir niemals vom Virtuosen in meine Kunst hineinreden lassen, aber wenn ich seinem Interesse dienen kann, ohne mein eigenes höheres zu opfern, so muß ich es tun, und davon, daß es solche Fälle gibt, habe ich mich überzeugt. — Nun zu Ihrem lieben Brief. Für alles, was Sie meinem Stück in Berlin Liebes erzeugt haben, noch einmal meinen wärmsten Dank. Daß die Aufführung einzig und allein Ihr Werk war, ist mir wohl bekannt und Sie konnten mir keinen größeren Beweis Ihrer Teilnahme geben als dadurch, daß Sie trotz so vieler Hindernisse doch nicht abließen. Ich hätte es Ihnen wahrlich nicht verdacht, wenn Sie müde geworden wären, denn es gibt auf Erden nichts Widerwärtigeres, als mit dem Unverstand kämpfen zu müssen. Der Kampf mit der Bosheit ist nichts dagegen. Ihre Kritik hat mir große Freude gemacht und der weiteren Entwicklung Ihrer Idee in den Jahrbüchern sehe ich mit höchster Spannung entgegen. In Bezug auf die Jahrbücher muß ich Ihnen noch einen Wink geben. Der frühere Verleger, Hirschfeld, sucht seine Fortsetzung überall statt der Ihrigen einzuschwärzen; so zum Beispiel in dem hiesigen juridisch-politischen Leseverein, wo ich ihm natürlich augenblicklich das Schlupfloch verstopft habe. Aber es wäre vielleicht gut, wenn Sie den jetzigen Buchhändler auf das saubere Manöver aufmerksam machten. Ihnen müssen die Abonnentenlisten ja doch zugekommen sein. Im ersten Heft hat mich ihre Abhandlung über die zu errichtende Theaterschule sehr interessiert. Wenn eine solche bestehen soll, so muß Ihr Plan zu Grunde gelegt werden, das ist gewiß. Ich habe nur ein allgemeines Bedenken, das Bedenken nämlich, ob nicht ein solches Institut, wie es zum Beispiel bei den Malerakademien entschieden der Fall ist, die Mittelmäßigkeit zu sehr anlocken würde, diejenigen Subjekte, die zu viel Begabung haben, um zurückgewiesen werden zu können, und zu wenig, um der Kunst wahrhaft ersprießlich zu werden. Die gehen nach meiner Erfahrung den Kampf mit der Not nicht ein, denn den besteht nur das wahre Talent oder die ebenso seltene vollendete Mannheit; wohl aber wagen sie es mit den Examinatoren und dürften auch schwer abzuschütteln sein. — Kühne in Leipzig hatte Ihnen einen Tagebuchaufsatz von mir zu senden; ich hoffe, er hat es getan. Sobald ich irgend so viel Ruhe erhalte, will ich wieder ernstlich an die Jahrbücher denken, aber einstweilen komm' ich kaum zum Aufatmen. Vorgestern hatten wir wieder eine Revolution. Nationalgarde und akademische Legion überreichte dem Kaiser eine Petition mit geladenen Musketen. Das Resultat war, daß das zum Teil Unmögliche bewilligt, daß also das Gouvernement gezwungen wurde, sich mit eigener Hand zu brandmarken. Alles jubelte, ich hätte fluchen mögen. Und von welchen Lümmeln diese Revolutionsherde geleitet

lichkeit der Seele liefern. Das würde Sie eher ergötzen, denn es wäre eine Übereinstimmung mehr zwischen dem Ihnen eigenen und dem Welthumor.

Ich höre, daß Sie noch lesen und sich vorlesen lassen. Damit entschuldigen Sie's, wenn ich Ihnen mein neuestes Stück übersende. Ich bin damit sonst sehr sparsam, denn ich weiß wohl, daß ich für die eigentümlichen Wege meines Geistes einer größeren Hingabe bedarf, als man im allgemeinen verlangen kann. Diese Zurückhaltung, die doch nur in der Bescheidenheit wurzelt, ist mir nicht selten für Sprödigkeit ausgelegt worden; hoffentlich von Ihnen nicht! Ich höre ebenfalls, daß Sie noch manches Lebenszeichen nach Deutschland flattern lassen; sollte sich davon nicht auch einmal eins zu mir verirren? Ein Wort über meinen „Gyges“ wäre ein schönes Neujahrsgeschenk; Sie haben mir in Paris über die „Judith“ einmal in einer halben Stunde mehr Tiefes gesagt, als alle deutschen Kritiker zusammen.

Mit der alten Anhänglichkeit Ihr wahrhaft ergebener Fr. Hebbel.

P. S. Kommt wirklich etwas kontra Dessauer von Ihnen? Eine furchtbare Wahrheit, die Sie irgendwo aussprachen, daß das Terzinengefängnis des Dichters mehr zu scheuen ist, als alle Bleitürme und Mäusekammern der Fürsten. Umso furchtbarer als er nur einsperren, nicht wieder auslassen kann!

An Karl Gutzkow.

Wien, den 24. Dezember 1855.

Lieber Gutzkow!

Ihren Brief, den ich gestern erhielt, will ich beantworten, bevor Ihr Aufsatz[1] hier eintrifft. Nicht als ob ich besorgte, daß er mich wirklich verletzen würde, sondern weil ich auch die entfernteste Möglichkeit abschneiden will, Ihnen als verletzt durch ihn zu erscheinen.

Ich bin im allgemeinen viel leichter zu befriedigen, als Sie glauben. Das folgt schon daraus, daß ich in meiner Betrachtung der deutschen Literatur ganz auf der Seite von Gervinus stehe, und sogar halb auf der Seite von Julian Schmidt. Wenn die Briefe, die ich von der Universität aus an meine Wohltäterin, die Doktorin Schoppe, schrieb, noch existieren, so müßten sie beweisen, daß ich das von jeher tat. Auch gaben meine ersten Gedichte davon an vielen Stellen, namentlich aber in den Sonetten, ein beredtes Zeugnis, und die Huldigung des Tags hat mich noch keine Minute über die sehr mögliche Protestation des Jahrhunderts hinwegsehen lassen.

Wenn man also gegen mich auftritt, so setzt man nur einen Kampf fort, der in meiner eigenen Brust geführt wird, und ich bin nur zu geneigt, auf den Gegner zu hören. Freilich muß er nicht, wie zum Beispiel Ihr Freund Rosenkranz in seiner Ästhetik des Häßlichen tut, zugleich offenbare Nichtigkeiten preisen, denn dadurch hebt er sein eigenes Wort wieder auf. Ihr Aufsatz kann mich daher nie „aufreizen“, wie Sie fürchten, er kann mich höchstens zu der Überzeugung bringen, daß zwischen uns trotz der gegenseitigen Achtung kein persönlicher Verkehr möglich ist. Denn dieser beruht, wie ich Ihnen schon früher geschrieben zu haben glaube, nach meiner Ansicht auf dem mit der Individualität ein für allemal Gesetzten und auf der Mäßigung, die Forderung nicht über das vorhandene Vermögen hinaus zu spannen. Das Verhältnis zwischen Schiller und Goethe wurzelte in diesem Prinzip, und Freundschaftsbündnisse, wie Kant sie vorschlug, haben nie existiert, oder kennen Sie Leute, die sich einladen, um sich beim Wein ihre gegenseitigen Fehler vorzuhalten? Seien Sie denn versichert, daß ich die in Ihrem Aufsatz niedergelegten Überzeugungen in jedem Fall mit Dank aufnehmen werde!

[1] Über „Gyges und sein Ring“.

ihrem natürlichen Element entzogen worden ist. Jedenfalls war es gut, daß ich herüberkam, wenn ich auch vielleicht besser getan hätte, noch vierzehn Tage zu warten. Und dennoch, wer weiß? Es kann sich sehr viel an dies große Opfer einer so langen Trennung für uns beide knüpfen; der alte Kleinschrod sagte noch gestern zu mir: wenn Sie überhaupt zu uns kommen wollen, nie ging's leichter wie jetzt! Nur eins ist zu bedenken, nur eins! Dönniges und Dingelstedt haben selbst furchtbare Feinde, und wenn sie selbst einmal fallen sollten, wer hält die Ihrigen?

Ich muß schließen! Mein Herz, mein teures, teures Herz, lebe wohl. Wir sind jetzt wie ein zerbrochener Ring. Die eine Hälfte liegt hier, die andere dort, aber bald werden sie wieder zusammengeschmiedet! Darauf verlaß Dich, am fünfundzwanzigsten ist Agnes und am siebenundzwanzigsten segle ich ab. Wird die Porubski Dich nach Preßburg begleiten? Ich dächte doch. Küsse den Allerkleinsten und sei selbst innigst geküßt! Dein Friedrich!

An Heinrich Heine in Paris.

Wien, den 18. Dezember 1855.

Hochverehrter Freund!

Sie haben mir öffentlich das Recht eingeräumt, Sie so zu nennen, ich nehme daher keinen Anstand, mich dieses Rechtes zu bedienen, nun ich mich Ihnen nach so vielen Jahren zum ersten Male persönlich wieder nähere. Dies geschah eigentlich, ohne daß Sie es wissen konnten, schon im Anfang Mai dieses Jahres, denn Sie hatten mir eine Auszeichnung erwiesen, die ich viel zu hoch anschlug, um Ihnen nicht auf der Stelle dafür zu danken. Ich gab meinen Brief aber unserem Abgeordneten zur Pariser Industrieausstellung, dem Herrn Professor Eitelberger von Edelberg, mit auf den Weg, weil ich ihm so Ihre Türe zu öffnen hoffte. Nun stellen Sie sich meine heillose Überraschung vor, als ich meinen Brief vor etwa acht Tagen von dem Überbringer, der seinen Rückweg über Italien genommen hatte, mit dem Bemerken zurückerhielt, daß er trotz mehrmaliger Versuche nicht zu Ihnen habe gelangen können. Glücklicherweise sind Sie kein Fürst, der eine Metallkrone auf dem Kopfe trägt, sonst liefe ich Gefahr, daß mir mein Orden wieder abgerissen würde, denn diese Herren sollen eine verlorene Schlacht eher verzeihen, als einen vergessenen oder verschobenen Bückling. Lassen Sie sich denn jetzt einen Dank wiederholen, der sich freilich von selbst versteht.

Ich weiß nicht, ob Ihnen ein Aufsatz zugekommen ist, worin ich mich Ihrer gegen die Mittelmäßigkeit unserer Tage annahm. Abgesandt hab' ich ihn für Sie, so viel ist gewiß, und wenn Sie ihn gelesen haben, so hat er Ihnen auch bewiesen, daß die Zeit mein Urteil über Sie nicht verändert hat. Wie sehr habe ich bei jener Gelegenheit die schon so oft in Aussicht gestellte Gesamtausgabe Ihrer Werke vermißt, und wie ungemein würde ich mich freuen, wenn unser Hamburger Fabius Cunctator endlich einmal damit herausrückte. Sie müssen durchaus im Ganzen und Großen aufgefaßt werden, wenn Sie nicht bald zu spitzig erscheinen, bald in Nebel und Dunst zerfließen sollen, und obgleich die Kritik nie meine Sache war, noch sein wird, so würde ich mich trotz der Schwierigkeit der Aufgabe an Ihrer Charakteristik versuchen. Warum treiben Sie den vielbedächtigen Campe nicht besser an? Die Zeit ist längst da, sowohl für ihn, wie für Sie!

Über Ihre körperlichen Zustände hörte ich neulich von einem hiesigen Arzt, der Sie im letzten Sommer mehrmals sah und sprach, das Traurigste. Umso bewunderungswürdiger ist freilich das Schauspiel, das Ihre ungeschwächte Geisteskraft den Mitlebenden gibt. Doch das ist für Sie ein schlechter Trost. Vielleicht sollen Sie den Theologen, die Sie so oft geärgert haben, einen neuen Beweis für die Unsterb-

sich dabei auf eine Charaktereigenschaft, die Sie am ersten Tage entdecken mußten und die mich, je nachdem man den hohen oder den niederen Stil liebt, den unschäd lichen Dämonen oder den gutmütigen Polterern anreiht, da ich mich in meinen nordischen Berserkeranfällen, die ich keineswegs zu leugnen oder zu beschönigen gedenke, noch nie zum letzten Wort gekommen bin, ohne, wie Sie beide recht gut wissen, mir selbst zu sagen: Das ist ja alles nicht wahr! und jede mögliche Genugtuung zu geben. Sie wählen für ihren Rückzug den Moment, wo ich mich Ihres Freundes wegen, in Zeugengegenwart, auf Tod und Leben mit dem mächtigsten Schriftsteller des Tags[2]) entzweit, ja den Krieg mit ihm begonnen habe und wo ich mich Ihret wegen mit dem dritten in unserem früheren Bunde, mit Glaser fast überworfen hätte, weil ich mir in meiner Teilnahme für Sie einbildete, er habe sich bei Gelegenheit Ihres Konzertunternehmens nicht tätig genug gezeigt. Das sind Tatsachen, die durch keine Dialektik der Welt beseitigt oder alteriert werden können, und die ich bloß fixieren will. Aus Achtung vor Ihnen und Ihrem Freund, sowie vor mir selbst, möchte ich nicht annehmen, daß auch der Klatsch sein schmutziges Gewicht mit in die Wagschale gelegt hat; doch habe ich Grund, der Sache zu erwähnen und jede mir etwa beigemessene Äußerung und so weiter ausdrücklich für niederträchtige Verleumdung zu erklären, die mit dem in Widerspruch steht, was von mir zu erwarten war.

Dies zur Erwiderung, sowie zum Abschluß eines Verhältnisses, das ich nicht suchte, das die letzten zehn Jahre, in denen man überhaupt noch engere Verbindungen anknüpft, bei mir ausfüllte und das manchem, der sich möglicherweise auch mit in den Winter des Lebens hineingewagt hätte, von mir fernhielt. Gern füge ich jedoch das Zeugnis hinzu, daß Sie anständig von mir Abschied genommen haben; auch will ich nach allem, was Sie mir jetzt mitteilten und was Sie mir freilich mündlich nicht hätten vorenthalten sollen, gern glauben, daß Ihr Freund es nur aus verzeihlicher Unsicherheit anders gemacht hat. Ich scheide daher in Frieden und ohne Groll von Ihnen beiden und beklage nur mein Kind, das bei dieser Gelegenheit etwas früher, als mir lieb ist, den Unbestand alles Menschlichen kennen lernt. Der Versicherung, daß ich Sie in Kunst und Poesie immer auf meiner Seite erblicken werde, bedurfte es nicht, da ich das Gegenteil bei Ihrem vorgerückten Alter für unmöglich halte; Ihren Dank gebe ich Ihnen aber von Herzen zurück, denn auch ich habe die Anregungen, die mir der um mich versammelte jugendliche Kreis so oft gewährte, nicht vergessen, und ich werde Sie nicht ohne Schmerz entbehren.

Und so leben Sie wohl! Ihr ergebener Fr. H.

NB. Daß unsere Korrespondenz hiermit geschlossen ist, wie unser Verkehr, brauche ich nicht erst zu bemerken.

An Christine Hebbel.

Weimar, den 27. August 1862.

Meine teuerste Christine!

Wieder einmal in Weimar, wieder im „Erbprinzen", wieder im Gartenzimmer! Es ist noch ziemlich früh und herbstlich frisch; ernste Astern, die an den Ablauf des Sommers mahnen, stehen vor meinen Fenstern und im Nachbarhause heult aufs jäm merlichste ein eingesperrter Hund, dem ich nur mit frommen Wünschen beistehen kann. Einen tüchtigen Schnupfen suche ich mit Wasser wegzuschwemmen und habe schon eine ganze Karaffe geleert.

[2]) Gutzkow.

Aber Ihr Brief hat etwas Anstößiges für mich gehabt. Wie kommen Sie dazu, mich, gerade mich, vor den Urteilen Befreundeter zu warnen? Sie selbst wissen doch am allerbesten, wie wenig ich von jeher darauf aus war, mir einen Anhang zu verschaffen. Glänzender, wie Sie meine „Judith" begrüßten, konnte Sie nicht begrüßt werden; wann habe ich Ihnen dafür gedankt? Doch wohl erst, als ihre Ritter vom Geist erschienen waren, weil ich Ihnen nicht früher beizustimmen vermochte, und das war so gewiß unklug und undiplomatisch als wahr und ehrlich gehandelt. Nicht einer in ganz Deutschland hat andere Erfahrungen an mir gemacht, ich hasse und verachte die immer mehr überhandnehmende literarische Bauchrednerei mit Jünglingsglut, und ich bin der Gefahr der Versuchung nicht einmal ausgesetzt, denn der Augenblick gilt mir nichts und nur dieser läßt sich auf unterirdischen Wegen gewinnen. Wenn es Ihnen, etwa in Dresden, irgend jemand anders gesagt hat, so hat er gelogen und sein eigenes Tun und Treiben auf mich übertragen; schreibt man Bücher über mich, wie Emil Kuh, der sich übrigens Ihre Achtung schon erobern wird, und nebenbei bemerkt, kein Jüngling mehr ist, so geschieht es ohne mein Wissen und wider meinem Willen: macht man mich an den Universitäten zum Gegenstand von Vorlesungen, so tun das unabhängige gereifte Männer, die sich's von mir nicht verbieten ließen; lobt man mich über die Gebühr, so mag A. Schloenbach Ihnen erzählen, wie erkenntlich ich dafür bin. Die Betty Paoli, auf deren Artikel Sie sich berufen, hat noch obendrein, solange sie die kritische Feder in der Hand hält, zu meinen Feinden gehört, und wenn Sie sich, wie ich allerdings vernehme, plötzlich gewendet hat, so ist sie durch den „Gyges" gewonnen worden, nicht durch mich.

Wundern Sie sich nicht, daß ich mich bei diesem Punkte so lange aufhalte; mir geht der Charakter weit über das Talent, wenn beide, wie ich freilich glaube, nicht auf das innigste zusammenhängen sollten, und ich fürchte, bei Ihnen verleumdet zu sein.

In Bezug auf die Unterhaltungen bat ich Sie um — Wünsche! Her damit! Mit dem herzlichsten Glückwunsch zum Jahreswechsel Ihr

Fr. Hebbel.

An Karl Debrois van Bruyck.

Wien, den 7. Juni 1860.

Herrn Debrois van Bruyck.

Allerdings, mein lieber Debrois, steht Ihr Brief im schneidendsten Widerspruch mit allem, was Sie im letzten Vierteljahr gesagt und getan haben. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich angemessen finde, mit Ihnen darüber zu rechten. In Erinnerung rufen will ich Ihnen nur, daß ich Ihnen mein Haus auf Ihren gegen meine Frau dringend ausgesprochenen Wunsch wieder öffnete, und bemerken muß ich Ihnen, da Sie mir die Wiederaufnahme der persönlichen Beziehungen in Aussicht zu stellen scheinen, daß ich fortan für Sie ein Mann bin, der schon jenseits des Stir wandelt, an dem ich ja auch wahrscheinlich um ein beträchtliches früher anlangen werde wie Sie. Das schließt natürlich ein anständiges Benehmen bei zufälliger Begegnung und einen literarischen Gefälligkeitenwechsel nicht aus, indem wenigstens ich mich dagegen nicht bewogen fühle, der Schadenfreude des Pöbels, der immer jubelt, wenn menschliche Verhältnisse höherer Art auseinandergehen, ein Schauspiel aufzuführen.

Sie und Ihr Freund,[1]) in dessen Namen Sie teilweise mit reden, haben die fetten zehn Jahre der Produktion, der nie stockenden Lebensfülle, der Gesundheit und des Glücks mit mir geteilt. Nun die magern vor der Tür stehen, nun Alter, Krankheit, Lebensüberdruß und so weiter sich melden, wenden Sie mir den Rücken und beziehen

[1]) Emil Kuh.

Sie fragte, ob der „Michel Angelo" im Druck erschienen sei, indem sie einst, als ich in Berlin vorlas, ihre „sämtlichen" Schmerzen abgespiegelt fand, und schien gar nicht zu ahnen, wie impertinent das war. Übrigens in allem wie ich; sie spürt auch die Einsamkeit der Könige und — der Bettler, wie ich in Gedanken hinzusetzte, als sie von ihrem Leihbibliothekenthron herab mir die Schwesterhand reichte und von dem inneren Segen der Kunst sprach, den die Welt nicht rauben könne. Welch ein Gegenbild zum Morgen. Dort die feine fürstliche Frau, welche jeden vornehmen Schmerz der Seele versteht, und hier der routinierte Blaustrumpf, der Grimassen zieht, wie sie das Bauchgrimmen erzeugt, um zu beweisen, daß er den Faust nicht ohne Nutzen gelesen hat. Unglaubliches erzählte sie von Fanny und Adolf[1]; in jedem Hause ruft er: reichen Sie doch einmal den zweiten Teil meines Italien her, als ob das Buch da sein müsse wie die Bibel.

Nun lebt wohl, Ihr Herzen! In zehn Tagen hoffe ich bei Euch zu sein; schreibt mir also nicht mehr, da ich keine sichere Adresse aufgeben kann! Ich grüße und küsse Euch.

Das Beste von Marschall, der ein ganz einziger Mensch ist.

Euer altes Nur.

An Dr. B. Schulz in Wien.[2]

Baden bei Wien, den 15. September 1863.

Liebster Freund!

Also: ich kann niesen, ich kann husten, ich kann mich räuspern. Aber ich kann mich noch immer nicht waschen, ich kann mich nicht bücken, ich kann mir kein Stück Brot abschneiden.

Überhaupt fühle ich deutlich, daß die Wurzeln überall noch unberührt sind, wenn die Schößlinge auch abfallen. Aber glücklicherweise kenne ich jetzt den Mann, der mir davon hilft sobald ich selbst nur will. Es ist kein Mitglied der medizinischen Fakultät, sondern der Halter, oder, wie man ihn in Deutschland nennen würde, der Hirte von Mödling.

Diesem Wundertäter, der sich von der Befleckung mit irdischer Wissenschaft so ferngehalten hat, daß er nicht einmal lesen und schreiben kann, bringt man drei Monate hintereinander einen Gulden. Der Gulden muß jedoch entweder gefunden, oder gestohlen oder kreuzerweis zusammengebettelt sein; sonst wirkt er nicht. Dafür wird dem Patienten jedesmal in den Daumen oder, nach Befund der Umstände, in die große Zehe geschnitten; nicht mit einem Zauberinstrument, sondern mit einem gewöhnlichen Messer. Nach dem dritten Male verschwindet der Schmerz, oder er bleibt, je nachdem das Individuum Gott und dem König Salomo angenehm oder widerwärtig ist.

Solche Offenbarung wurde mir zu teil, als ich am letzten Sonntag mit der Eisenbahn von Baden nach Wien fuhr. Ein Herr, der nach seiner Uhr und seinen Ringen den gebildeten Ständen beigezählt werden mußte, eröffnete sie mir, und eine Dame, deren Krinoline auch nichts zu wünschen übrig ließ, trat als Zeugin ein; sie hatte das Wunder an ihrem eigenen gebenedeiten Leibe erfahren. Ich aber halte es für meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die neue Erleuchtung nicht egoistischerweise für mich zu behalten, sondern sie mit meinen Freunden zu teilen.

Ihr Friedrich Hebbel.

[1]) Das Ehepaar Stahr. [2]) Hebbels Hausarzt.

Gestern mittag um 1 Uhr verließ ich Wilhelmstal; zu Fuß, höchst lächerlich in meinen schottischen Schal eingehüllt, und den türkischen Fez auf dem Scheitel zog ich ein und hatte das Unglück, einigen Damen zu begegnen, in einer stolzen Equipage rollte ich wieder davon. Um zehn Uhr kam der Großherzog zu mir und blieb über eine Stunde; dann war ich bis zum Frühstück bei der Großherzogin. Sie ist eine höchst bedeutende Frau; ich glaubte schon ein Maß von ihr zu haben, habe es aber erst gestern erhalten. Man kann geradezu alles mit ihr sprechen; die verschämtesten Träume und die kühnsten Phantasien wagen sich ans Licht und werden verstanden. Sie sagte, sie habe viel von ihrer Erzieherin gelernt, aber in negativem Sinn, nämlich was man nicht tun, und wie man Dinge und Menschen nicht behandeln dürfe. Dabei beklagte sie sich, daß sie sich überall allein fühle, selbst im Kreise ihrer Familie und kaum mit einer oder zwei Personen halb und halb intim sei. Ich durfte ihr antworten, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben: „Sie tragen zwei Kronen und müssen die Einsamkeit der Könige darum doppelt fühlen; Dichter und Denker tragen doch nur eine und finden die Welt schon so leer, als ob außer ihnen nur noch das Echo darin wohne.“ Der gute Dingelstedt! Wie weit glaubt er sie zu übersehen, und wie übersieht sie ihn. Denke Dir, wie er an den weimarischen Hof kommt, glaubt er sich dadurch zu empfehlen, daß er den Münchner karikiert. König Max, seine literarische Tafelrunde, alles muß herhalten, nur die Königin wird verschont. Wie er fertig ist, sagt die Großherzogin: „Wenn Sie einmal von uns scheiden, hoffe ich, daß Sie mit mir keine Ausnahme machen werden.“ Wie fein von ihrer Seite, wie über alles Maß taktlos von der anderen. Natürlich war er von dem Moment an von ihr durchschaut und gerichtet. Großherzog und Großherzogin lassen Dir das Herzlichste ausrichten; er verlangt, daß wir uns betrachten sollen, als ob wir nur noch mit einem Bein in Wien stünden, mit dem anderen in Weimar, hat aber freilich nicht gesagt, wie er das meint. Mit den holländischen Fürstlichkeiten kam ich auf einen ganz hübschen Fuß; die Prinzessin ist groß und schlank gebaut, äußerst beweglich, fast ruschlig, hat scharfe, schalkhafte Augen und spricht so rasch als ob gar kein Denken vorherginge; der Prinz ist ernst und schweigsam, fast verlegen, macht aber den Eindruck eines edlen Mannes, der er auch sein soll. Er sagte mir viel Verbindliches über die Nibelungen, die er in Wilhelmstal las, und hat sie wie auch die Gedichte, nach dem Haag mitgenommen.

Als ich abfuhr, stieg auch ein Bedienter in seiner Livree mit auf. Ich dachte gleich, der Kerl kostet dich einen Taler, hoffte aber noch im stillen, er habe in Eisenach etwas zu tun, und erholte mich wieder von meinem Schreck. Aber leider war es bitterer Ernst, er begleitete mich bis zur Eisenbahn, riß dienstfertig den Schlag auf, belud sich mit meinen Sachen und folgte mir in den Wartesaal. Da hieß es also: zweite Klasse und ein fettes Trinkgeld. Marschall, der sich auf Höfe versteht, sagt mir, ich sei in diesem wie in allen Punkten äußerst fein behandelt worden, und da es Leute gibt, die sich Lakaien mieten, wenn sie auf Reisen sind, um damit zu prunken, so will ich den meinigen auch zu verdauen suchen, so gut ich kann; er war doch wenigstens von echtem Kaliber. Unterwegs ergötzte mich eine große Herde von Ziegen, die sich vor dem Sonnenbrand unter die Bäume geflüchtet hatten und an den Don Quichotte erinnerten; als ich mit der Großherzogin zur Wartburg fuhr, kletterten sie auf den Felsen herum, die man Attilas Thron nennt, und riefen mir italienische Szenen ins Gedächtnis. In Eisenach, auf dem Bahnhof, traf ich mit der Mundt[1]) zusammen und erkannte sie anfangs nicht; sie hatte ihre beiden Töchter bei sich und kam von Paris. Rot und fett wie immer; Klatschschwester wie immer.

[1]) Luise Mühlbach.

Wahrheit und Dichtung wurden solcher Art vereinigt, um ein beglückendes Simulieren in unsere Herzen zu pflanzen und wo der Vater im Erzählen aufhörte, da setzten andere es weiter.

Da war es vor allem die Kuhmagd Waberl, die nicht müde wurde, dem aufhorchenden Dirndl, das neben ihr auf dem Melkschemel saß oder auf der Bank neben dem Spinnradl, zu erzählen von allerhand Geister- und Oniweign-Geschichten, denn sie war vom Gebirg herab. Wie da in der Nacht ein schwarzer „Wuzl"[1]) gelegen ist beim Kreuz am Weg und wie ein einsamer Wanderer nicht vorüber hat können. Und wie ein anderer sich vergangen und nicht heimgefunden hat, weil er über eine Irrwurzel gestiegen ist. Und wie Lichterln umgeirrt sind zwischen den Feldern um Mitternacht, weil Leut, die im Leben „Roanschinder" sind, das heißt, die immer vom Ackerrain wegbauen und solcherart den Grundnachbarn schädigen, nach dem Tode keine Ruhe finden, wenn sie nicht „erlöst" werden. Das Erlösen dieser und anderer Geister kann aber nur vollbracht werden, wenn ein kuraschierter Mensch in „oan Rothn"[2]) zu ihnen sagt: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, was ist dein Begehrn?" und dann erfüllt, was die arme Seele verlangt.

Weiters erzählte die Waberl dann wohl von der Hausnatter, die als guter Schutzgeist im Hause weilt und ein goldenes Krönlein aufhat und wie dieses „Natterkranzerl", wenn's ein Mensch bekommt und zu seinem Gelde legt, bewirkt, daß dieses nie „gar"[3]) wird — wie es aber durchaus nicht sein dürfe, daß jemand die Hausnatter erschlägt, weil dann das Glück weicht vom Haus — wie man vielmehr mit „Güat'n" schauen müsse, daß man das Kranzerl kriegt, indem man nämlich der Natter ein Schüsserl voll Milch hinstellt und ein seidenes Tüchel aufbreitet, auf daß sie während des Fressens das Kranzerl ablegt auf das Tüchel hin, das man dann flugs packt und damit davonläuft.

Wie dann die Natter weine, wußte die Waberl noch zu sagen und wenn sie so recht eindringlich erzählt hatte, überlief uns Kinder und die jüngeren Mägde wohl ein Schaudergefühl und am nächsten Morgen erzählte eins oder das andere manchmal, es habe die Hausnatter neben seinem Bett in der Mauer „peckn"[4]) gehört, oder beim Kuhstallfenster, wo der Mond anschien, sei eine weiße Gestalt gestanden und auf der Bodenstiege habe immer etwas leise „Ackelei, Ackelei" gerufen. — Wieder ein Schauergefühl, obwohl dies oder jenes der Zuhörer meinte, beim Kuhstallfenster sei halt ein „Füata"[5]) gehängt und auf dem Boden droben oder in der Küche drinnen habe die naß aufgehängte Wäsche getropft. Die Waberl wußte es besser,; sie wußte auch von einem,

[1]) Wulst, Gestalt. [2]) In einem Atemzug. [3]) Nie ausgeht. [4]) Picken. [5]) Schürze.

Vom Geschichtenerzählen.

Von **Rosa Fischer.**

„Vater, erzähln S' a G'schicht," baten wir gar oftmals den Ermüdeten, wenn er sich abends zur Ruhe niedergesetzt hatte. „Erzähln S' uns a G'schicht, Vater." Und von allen Seiten drängten sich die kleinen „Binkl" herzu und während der Winterabend sank und im Ofen das Feuer glomm oder wenn schon die Lampe brannte, erzählte der Vater.

Er erzählte vom Adam und Eva im Paradies und vom Apfelbaum mit der Schlange — von Kain und Abel und dem Totschlag — von Sodoma und Gomorra und Lots Weib, das eine Salzsäule wurde: vom Moses im Binsenkörbchen und von der Arche Noes und der Sündflut — von der großen Weintraube, die zwei Männer auf einer Stange tragen mußten, und vom ägyptischen Josef, den seine Brüder verkauften. Er erzählte auch von Esau und Jakob und vom Elias, den die schlimmen Buben Kahlkopf riefen und wie die Bären die Buben fraßen und der alte Mann in den Himmel fuhr. Und vom armen Lazarus hörten wir und vom reichen Prasser, vom Jonathan im Fischbauch und vom Daniel in der Löwengrube; — vom Riesen Goliath und dem Hirtenknaben David — vom König Salomon und dem Streit der Mütter um das erdrückte und das lebendige Kind — von der Ruth, die Ähren klauben ging, und von der Königin Esther — vom verlorenen Sohn und vom barmherzigen Samariter.

Wie reich eigentlich die „biblische G'schicht" an den wunderbarsten „Stoffen" ist, bezeugt die hier angeführte flüchtige Auslese, was sie aber für uns Kinder war, vermag kein Mund zu erzählen, keine Feder zu beschreiben, das Wörtlein „Seligkeit" allein schließt es ein. Und Seligkeit war auch alles andere für uns, was uns der Vater erzählte, von der schönen Genovefa bis zum Eulenspiegel, vom Holzknechtseppel bis zum Teufel im Schraubstock, vom „Aschenpuderl" und Schneewittchen bis zum daumenlangen Hansel und „Tischlein deck dich, Esel streck dich, Prügel aus dem Sack." Auch schauerliche Geschichten haben wir gehört vom Achtundvierzigerjahr, als die Ungarn „rebellisch" waren und die „Krowotn"[1]) durchmarschierten durchs steirische Land und so hungrig waren, daß sie die Rüben und Erdäpfel vom Feld wegaßen und der Hausvater den nach „Krucha, Krucha" Verlangenden einen Krug voll Most anbot, bis er sie verstand und durch die Oberlichte der Vorhaustür eine ganze „Bäck Brot"[2]) stückelweis den stürmisch Andrängenden hinausreichte.

[1]) Kroatische Soldaten.
[2]) Auf einmal im Ofen gebackenes Brot — zehn, zwölf Laibe.

aber nicht geschah, so daß sie die Flucht ergriff und der Heimat zueilte, von den Räubern verfolgt und in höchster Not von einem Kohlenfuhrmann auf seinen Wagen geladen und mit Kohlensäcken bedeckt.

Mein Gott, mit welcher Spannung, mit welchem Herzklopfen haben wir gehört, wie dann die Räuber, als sie nachkamen, mit langen Spießen die Kohlensäcke durchstachen und wie so nahe, nahe an der Müllerstochter die Stiche niedergingen! Wohl haben wir geschaudert, gebangt, im Geheimen fast gebetet, aber nein, kein Stich hat die Unschuldige getroffen und als sie heimkam ins Müllerhaus, war sie schon geborgen. Der Schluß der Erzählung war sehr drastisch und befriedigend: Der Räuberhauptmann kam wieder ins Mühlhaus und wieder verkleidet. Aber die Müllerstochter erkannte ihn und während er zum Essen geladen und bewirtet wurde, ließ sie die Gendarmen holen, und wie der Hauptmann bei der Tafel saß, trug sie zuletzt eine „verdeckte Speis" auf, eine zugehüllte Schüssel, in der der Ring samt dem Finger war, den die Räuber dem reichen Kaufmann abgehackt hatten. Und wie nun der Hauptmann beim Abhüllen der Schüssel den Inhalt sah und sich verraten wußte und wie er aufsprang, um sich zur Wehr zu setzen, kamen die Gendarmen und fesselten ihn. Natürlich ist er aufgehängt worden und seine Kameraden auch, als die Räuberhöhle aufgefunden wurde.

Eine andere Schlußwendung einer ähnlichen Geschichte war noch aufregender. Da war an einem Sonntagvormittage die schöne Wirts- oder Müllerstochter allein zu Hause, als die Räuber, vierzig an der Zahl, kamen und beim Kellerfenster einbrechen wollten. Was machen? Die schöne Haustochter hat nicht lange überlegt, sondern eine große Hacke genommen und dem ersten, der beim Kellerfenster hineinwollte, den Kopf abgeschlagen, den Körper hineingezogen, worauf sie auf die Frage des Nächstfolgenden: „Bist schon drinnen?" leise erwiderte „Ja", bis auch der kam, den Kopf verlor und dem dritten Platz machte — so fort, bis alle vierzig Räuber maustot im Keller lagen.

Was wollten wir mehr?

Ja was wollten wir mehr? Halt wieder eine G'schicht, eine lange, eine schöne, eine traurige, oder eine lustige G'schicht und das sofort, bis der Hiasl, dem die Geduld ausging, anfing:

„Es is amol a Jud gwe'n,
Der is auf und vull Rud g'we'n,[1])
Der hot zwa Hund g'hobt:
Oana hot ghoaßen Fongon, oana hot ghoaßn Herauf. – –
Va welchen sull i dazähln?

Wenn w'r sagten vom Fongon", so fing er wieder an: „Es is amol a Jud g'wen";" sagten wir vom „Herauf", dann erwiderte er: „So

[1]) Voll Rost oder Schmutz.

der das „Tischeck" hinuntergeschlagen und wieder angezaubert hatte, und wußte von der „Trud", die am Spinnradl spinnt, wenn Samstags die Schnur nicht abgelegt wurde — und wußte vom „Leut'anbammen" [1]), wenn wo welche stehlen ausgingen und zu einem „Ungrechten" kamen, nämlich zu so einem, der etwas von der schwarzen Kunst versteht — und sie wußte auch von Hexen, die beim Rauchfang ausfliegen und von solchen, die als Bäuerinnen die Kühe der Nachbarn beim Grastuchzipf ausmelken — alles das wußte die noch junge Waberl und sie hat es uns oft erzählt in den verschiedensten Formen, erzählt mit ihrer etwas anstoßenden Zunge und in ihrer langsamen „obrigen" [2]) Tonweise — erzählt oft so lange, bis ihr, der meist Schlaftrunkenen, beim Melken der „Strichen" auskam und beim Spinnen der Faden. Dann freilich, wenn das müde Haupt mit den zurückgebundenen Tüchelzipfen sich gegen die Kuhweiche lehnte oder nickend auf die Brust sank, war's aus mit dem Erzählen, trotz alles bettelnden: „Waberl, wie geht's denn weiter? derzähl."

Der dritte Förderer unserer „Geschichtskenntnisse" war ein junger Schustergeselle in einem befreundeten Bürgershause, in dem wir Vorstadtkinder gar manche Nacht verblieben, wenn es draußen recht wetterte und stürmte. Da sind wir dann wohl auf der „Schusterbrucken" gesessen, abwechselnd auf einem dreibeinigen hohen Stuhl oder auf dem niederen Schemel, manchmal das blonde Meistertöchterlein im Vorrechte, manchmal die braunen Dirndln aus dem Bauernhause, immer aber alle mit wißbegierigen Augen und Ohren und Herzen am „Hiasl" hängend, der die allerschönsten Geschichten zu erzählen wußte, indes er mit gewichstem Draht ein Stiefelrohr nähte oder mit fleißigem Hammerschlag eine Schuhsohle nagelte, während die wassergefüllte Glaskugel, die am Lampengestelle hing, das Licht im blendenden Schein auf die Arbeit und die Hände warf, dieweilen das Gesicht und die Augen im Schatten blieben.

Da haben wir dann zugehört; und die Stricknadeln hörten zuweilen auf zu klimpern und das Spinnrad der Meistersfrau sich zu drehen; die Lehrbuben ließen wohl das laute Sohlenklopfen sein und hantierten lieber mit Schuhertl und Ahle, denn zu schön war es, zu spannend, was da an unserem Geiste vorüberzog an schaurigen „Raubergeschichten". Wie der Hauptmann zur schönen Müllerstochter gekommen ist und sie freite und sagte, er sei ein Graf. Und wie er sie dann mitnahm in den Wald in sein Schloß, und wie er ihr sagte, überall dürfe sie hingehen, nur in e i n Zimmer nicht, und wie sie dann doch hinschlich und eine Mörderhöhle entdeckte. Und wie sie sich vor den heimkehrenden Räubern flüchtete unters Bett und wie ein vom abgehackten Finger eines reichen Kaufmannes fallender Ring ihr zurollte und sie bald verraten hätte, was

[1]) Bannen. [2]) Oberländischen. [3]) Die Zütze.

mittelst Tinte und Feder und Papier für die große Welt. Und da kommt es, was eigentlich der Kern dieser „Geschichte“ ist.

Die Erzähler der alten Zeit oder auch der neuen, nämlich die mündlichen Überlieferer der Volksgeschichten und phantasiebegabten Darsteller ihrer „selber ausdenkten“ Sachen, die haben's gut gehabt und haben's noch gut. Ein auserwählter Kreis von Zuhörern oder wenigstens ein gern gelittener Kreis umgibt sie; wäre er das nicht, und unbeliebte Persönlichkeiten darunter, nun, dann wird geschwiegen. Der Erzähler braucht seine „Ware“ nicht auf dem „Markte“ anzubieten nein; er tischt sie nur auf; wenn er wiederholt und eindringlich gebeten wird: „Derzähl, erzähl uns a G'schicht.“ Und er braucht sich nicht zu sorgen um den Erfolg, nein, o nein; er kann versichert sein, daß ihm als Lohn ein sehr ehrliches, bewunderndes: „Ist die schön! So a schöne G'schicht!“ zuteil wird, und die Bitte um noch eine.

Wie aber geht es den Leuten von der Feder? da muß einer oder eine sitzen, muß Geld hergeben für Tinte, Federn und Papier, muß die Zeit opfern, kann derweil nichts anderes arbeiten, nichts verdienen, nicht dem Vergnügen nachgehen und weiß zu guter Letzt nicht, ob sich überhaupt jemand etwas von ihm oder ihr erzählen lassen will. Da sagt niemand schmeichelnd und bittend: „Geh, derzähl a G'schicht“, im Gegenteil. Die Zeitungen, oder vielmehr die Leute die dabei zu schaffen haben, behaupten ganz trocken, wenn so ein unbekannter Erzähler daherkommt und ihnen seine Geschichten anbietet, sie seien mit „Material“ versehen — wegen Raummangels könne das Gebotene nicht angenommen werden oder weil es nicht in den „Rahmen“ ihres Blattes paßt.

Na, so heiklig ist man im Bauernhaus und in der Werkstätte nicht gewesen, wenn's auch ein wandernder Handwerksbursch war, der fürs Übernachtbehalten die Leute anlog, daß es ihnen „blewelte“[1]) vor den Augen, angehört worden ist ein jeder; und mittrinken hat er auch dürfen aus dem Mostkrug, und mitessen auch aus der Koch- und Suppenschüssel. — Und die beim Zeitungspapier und der Buchdruckerschwärze sind so ungastlich, wollen keinen Fremden anhören, keinem Unbekannten glauben, daß er auch was weiß! Und erst gar was geben dafür! Brot und Most habens nicht, Geld aber lassen sie nur aus, wenn sie von einem Erzähler wissen, daß bei den anderen Leuten, beim sogenannten „Lesepublikum“, seine Geschichten beliebt sind, oder wenn einer mitkommt, der groß ist und gut und „sachverständig“, und wenn der sagt: „Ja, ja, er oder sie weiß schon was und versteht es, seine oder ihre Sachen vorzubringen, daß die Leute eine Freude daran haben.“ Dann ja, dann gilt das so viel, als wenn man auf der Bäuerei oder in der Hand-

[1]) Blau wurde.

hör ih holt auf," und so haben wir's schließlich glauben müssen, daß es genug sei für heut.

Später haben uns auch andere Leute Geschichten erzählt, beim „Woazobschälen," [1]) beim Federschleißen, Kürbiskernschälen, und Spinnen, wie sie halt manchmal zusammenkamen zu geselligem Schaffen am Abend. Und was sie erzählten, war wohl meistens geeignet, die Lachlust zu erregen, zum Beispiel die Geschichte vom „dummen Hansl", der durch seine große Narrheit soviel Glück hatte und die anderen Leute, die ihm seine Stückeln nachmachen wollten, in allerlei Malheur brachte, weil inzwischen schon überall die vom Hansl Geprellten auf den Betrug gekommen waren und nun an den Nachkommenden ihren Zorn ausließen, und so ähnliche Sachen. Zum Beispiel, wie der Hansl, der zur Strafe für seine Bosheiten ertränkt werden sollte, einen andern veranlaßte, statt seiner in den Sack zu rollen, damit er Kaiser werde, und wie dieser andere, der ein Viehtreiber war, irrtümlich ins Wasser geworfen wurde, während der Hansl später mit der Viehherde kam und sagte, er habe sie in der Unterwelt bekommen, worauf denn auch andere, die gern reich werden wollten, ins Wasser hüpften, insbesonders weil der erste „Plumps" machte, was die andern als „Kummts" verstanden.

Eine ganz besondere Geschichte war die vom Schatzgraben. Wie zwei, die wußten oder ahnten, daß an einem Orte in der Erde Geld verborgen war, mitten in der Nacht stillschweigend darnach gruben. Und als sie schon lange gearbeitet hatten und ihnen der Schweiß übers Gesicht rann, da hörten sie etwas klingen in der Erde und wie sie gruben und gruben, da kam ein Deckel zum Vorschein. Ein Deckel! Die Freud! Und wie sie weiter gruben, kam noch ein Deckel heraus.

Die Schatzgräber arbeiteten und arbeiteten, bis sie auf was Hartes stießen, und als sie es herausnahmen, war es ein — Deckel. Sie gruben weiter voller Eifer und wir horchten weiter voller Spannung, da auf einmal kamen sie wieder auf was und als sie's herausnahmen, was war's? Es war ein Deckel. — Und so weiter, bis wir nicht mehr wußten, war der Erzähler so dumm, daß er eine solche Narrheit erzählte, oder war er so gescheit, daß er uns alle „fürn Narren hielt". Es wird wohl das letztere der Fall gewesen sein.

Immerhin beweisen die hier angeführten Beispiele, daß das Volk sehr reich an verschiedenartigsten Erzählungsstoffen und es demnach nicht zu verwundern ist, wenn manche, die mitten in diesem Volke aufgewachsen und später etwas „schriftgelehrt" geworden sind, sich einfallen lassen, auch Geschichten zu erzählen, nur nicht wie es sonst der Brauch ist, mündlich und im Kreise einer kleinen Zuhörerschaft, sondern

[1]) Ausschälen der Kukuruzkolben.

sind, können oftmals nicht mehr helfen, weil sich eben zu viele Hilfsbedürftige um sie scharen; andere haben keinen Einfluß oder müssen sich sagen, daß ihnen das Urteilsvermögen über die Erstlingswerke Fremder fehlt. Zudem ist schon mancher gütige Helfer mit Undank belohnt worden und reicht anderseits die dem einen gebotene Hilfe nicht auf die andern, unter denen auch unterstützungswürdige Persönlichkeiten, anerkennenswerte Talente sich befinden können — die Privathilfe langt also nicht.

In einer Zeitschrift[1]) ist einmal gesagt worden, es solle (vielleicht von literarischen Vereinen gemeinsam gewählt und fondiert) ein ständiges deutsches Prüfungskollegium für literarische Arbeiten Unbekannter eingesetzt werden, mit der Pflicht, alle Einsendungen soweit zu prüfen, daß ein etwaiges bedeutendes Talent nicht übersehen werden kann. Und wenn man so nachdenkt, ist das eigentlich der einzige Ausweg, der sich als Lichtpunkt auf den trüben Pfaden der nach Anerkennung und frohem Schaffen sich sehnenden Leutchen von der Feder bieten könnte.

Ein unparteiisches Prüfungskollegium, ja das wäre das erste, was die Unbekannten und Ungenannten väterlich in die Arme nehmen könnte und Privatpersonen und Zeitungsredaktionen hätten eine Ruhe, ohne daß sie sich den Vorwurf machen müßten, sie hätten durch ihr abweisendes Verhalten vielleicht sehenswerte Erscheinungen ins Dunkel zurückgestoßen.

Ein zweites freilich müßte dann dem ersten folgen — die tatkräftige Hilfeleistung, daß die Werke des etwa aufgefundenen Talentes auch der Welt bekannt gemacht, beziehungsweise ein Verleger dafür gefunden wird, denn dem Dichter an sich fehlt meistens die geschäftliche Ader.[2])

Und ob denn nicht als gutes Drittes endlich der Staat zu Hilfe gerufen werden müßte! Es ist am Ende doch nicht einerlei, ob sich Verleger als Privatpersonen mit den Werken schon bekannter Schriftsteller befassen, oder ob es sich darum handelt, einem jungen Talente auf die Füße zu helfen. Das Lernen kostet einmal Geld und warum sollte denn der Staat, der ja auch sonst für das Vorwärtskommen seiner jungen Bürger zu sorgen hat, nicht auch etwas übrig haben für den so alt angesessenen und ehrsamen Stand der Geschichtenerzähler? — Wohl, wohl. Er sollte es schon aus Dankbarkeit tun, in Erinnerung an die guten alten Zeiten und aus Wohlmeinen mit dem guten jungen Leuten. Denn das ist gewiß, daß sich dann gar manche in den „Dichterhimmel“ aufgenommen werden fühlen. Aber, aber — leicht möglich ist's, daß sich da auch noch „Zwidrigkeiten“ einstellen, von denen sich die G'schichtenerzähler der alten Zeit nichts träumen ließen. Der Eulenspiegel zum

[1]) Heimgarten 1899, Dezemberheft, Postkarten.

[2]) Schreiberin dieses hat vorzeiten zuweilen etwas geträumt von einer Zeitschrift, in welcher schriftstellerische Erstlingsarbeiten veröffentlicht würden, und möchte am liebsten diesen Traum in irgend einer Weise weiterspinnen.

werksstube sagte und sagt: „Der woaß schöne G'schicht'n", oder: „die kann allerhand Ratseln derzähln", und dann kanns ja wohl geschehen, daß an solcherart bekannt gewordenen Persönlichkeiten öfter als einmal das Ersuchen um einen „Beitrag" für dieses oder jenes „Blatt" gerichtet wird, was so viel heißt, als in der Volkssprache das trauliche: „Geh, derzähl a G'schicht." Und wenn dann auch der Lohn folgt, ähnlich wie das bewundernde: „Ist die schön!" andere anerkennende Worte, und statt Brot und Most und Abendkost klingende Münze oder papierene Noten, dann wird ja die oder der bisher rastlos Strebende glücklich sein; aber, leicht möglich ist's, daß es so lang hergeht bis zu diesem Ziel, daß knapp darnach die oder der dort Angelangte sieht, daß sich im Haare der Frühreif zeigt.

Das ist freilich kein freudiges Empfinden. Dem jungen Menschen mag es Spaß machen, wenn man ein einzelnes weißes Fädchen am Kopfe findet und freudig sagt: Mit achtzehn Jahren schon weiße Haare haben: Und auch dem etwas älteren Menschenkinde kann manchmal das Verlangen nach Reife und Ruhe und Seelenfrieden kommen, aber wenn's halt da ist das „Herbsteln", stellt sich wohl bei jedem ein Gefühl der Wehmut ein, wie's halt schon ist, wenn man denkt, daß bald die Blätter fallen und die Blumen nicht mehr blüh'n.

Na, der Herbst hat trotz weißer Fäden wohl noch Blumen mannigfach und viele Früchte; und Früchte geben können ist so angenehm und der Dank dafür so schön, und wer so weit ist, würde nimmermehr die blütenreiche Frühlingszeit zurückwünschen wollen, ausgenommen, wenn es ihm gegönnt wäre, in gleicher Weise wie bisher zu säen, zu jäten und zu ernten. Na, und beim Geschichtenerzählen kommt es ja gar nicht auf das äußere Wetter an; das kann man zur Sommerszeit unterm grünen Baum und im Winter beim warmen Ofen und wir haben wahrhaftig auch nicht darnach gefragt, ob uns ein junger Bua was erzählte oder eine alte Muada, wenns nur schön war.

Schlimm ist es nur für jene, die überhaupt keinen Platz zum Erzählen finden, nicht früh und nicht spät; schlimm, weil der Mensch das Verlangen hat, sich auszuplaudern, was man hier auch „ausleben" nennen könnte und schlimm, weil es bitter ist, Opfer zu bringen und Enttäuschen einzuheimsen. Aber auch für die Mitwelt ist es vielleicht nicht gut, daß es den Erzählern so schwer gemacht wird, sich hören zu lassen. So viel Unnützes gesprochen und gedruckt wird, so viel Gutes bleibt vielleicht verschwiegen, weil oftmals gerade guten und bodenständigen Naturen das Aufwärtsstreben schwer gemacht wird, wenn sie nicht einen Helfer finden.

Einen Helfer — woher einen nehmen?! Diejenigen, welche am meisten um ihren Beistand angerufen werden, weil sie selber vorwärts gekommen

Nun aber kommt plötzlich wieder ein Fall. Du hast etwas zu rügen, einen öffentlichen Mißstand, flichst aber eine Familienszene mit ein und die Folge ist, daß dein mit deinem Namen unterzeichneter Artikel einem dir nicht fernestehenden im Grunde guten Menschen allerhand scherzhafte und ernste Unannehmlichkeiten bereitet.

Das ist auch nicht angenehm. Die Frage steigt einem da unwillkürlich auf: „Herrgott, was soll ich denn tun? Still sein kann man nicht und Leut harb machen soll man auch nicht. Ich werde mir müssen einen fremden Namen wählen.“ Das wird am besten sein. Noch besser aber, wenn die Leute alle so brav wären, daß man von ihnen nur lauter schöne Geschichten könnt erzählen.

Ferne Tage.

Erinnerungsblätter und Gelegenheitssachen.

Diese bunten Sächelchen, wie sie einst für den Tag entstanden und mit dem Tage verschwunden sind, gehören eigentlich noch in die „literarischen Flegeljahre“, die, wie man sieht, auch ihr Allerlei gehabt haben. Alte Tage manchmal wieder aufzuwecken, das ist die Lust des Herausgebers dieses Blattes, denn diese alten Tage sind die jungen Tage. Vielleicht läßt der nachsichtige Leser die folgenden Stückchen sich willig gefallen. Vielleicht mag er sich ein wenig daran ergötzen.

Für einen Steirerabend in Neuberg.

Juchhe, Buam und Mentscher!
Ih gsiachs schar, ih kenns schar,
Es wurschts vadonkt harb,
Wans koan Baurnball huir gab.
Huir hobn ma 'n in Jena,
's wird olli Johr schena!
Afn dreiazwoanzigstn is Ball
In Wirtshaus ban Tall.
Zan zohln is für Maner
A Guldn, und geit oaner
Aus guatn Willn mehr,
— Vagelts Goud! — 's is an Ehr.
's Geld bleip im Lond,
Ormen Kinern a Gwond
Welln mar onschoffn sein.
D' Weiba zahln nir,
Oba brav miaßns sein!

Musikprogramm für einen Steirerabend in Kindberg.

Speiszedl für d' Ohrwaschl oder wos blosn und gsunga wird.

's Erschti: Do kimt da neug „Bergkrazlamarsch“.
's Zweiti: Da gonzi Schock stellt sih zsom und singt „'s Prinz-Johannliad“.

Beispiel hat sich nicht darüber aufgehalten, wenn die Leute zum vielhundertstenmale seine dummen Stückeln weiter erzählt haben, so daß schließlich alt und jung im ganzen Land alles wußte, und auch die schöne Genovefa, so brav sie sonst war, hat nichts dagegen gehabt, daß alle Leute erfuhren, sie habe nackt in der Felsenhöhle gehaust, und die Märchenprinzessinnen und die Königssöhne haben alle ihre Liebsgeschichten offenbaren lassen und die Räuber ihre Untaten — weil, ja weil trotz der genauen Beschreibung sie doch niemand gekannt hat auf der Welt, weil, ja weil sie halt gar nicht mehr darauf weilten. Wie anders aber heutzutage. Da glaubt der Geschichtenschreiber nichts Ungutes zu wollen, schön bei der Wahrheit zu bleiben, niemand zu beleidigen. Da auf einmal sagt man sich: „Du, der, dem du diese Dummheit nacherzählt hast, ist schon gestorben — Toten aber soll man nichts Übles nachreden,“ und man geht hin und verlangt das schon angenommene Stück von der Zeitungsredaktion zurück und legt es unbenützt beiseite.

Ein andersmal schreibt man etwas und wenn es fertig ist, taucht einem die Frage auf: „Bist du besser in diesem und jenem Punkt — würdest du selber nicht ähnlich empfinden und handeln wie die getadelte Person? Und wieder legt man das Geschriebene zur Seite.

Trotzdem kommt man ein nächstesmal darauf, daß eine nur so beispielsweise geschilderte Persönlichkeit von den Lesern als die richtige erkannt wurde und heiß steigt es einem zu Herzen, daß man ungewollt, aber auch unbemüßigt jemand beleidigt hat, der neben schwachen Seiten gewiß auch gute hat. Freiwillig wird man nun diesem jemand ein Wort der Abbitte sagen und sehnlichst wünschen, es möge die Zeit kommen, wo man etwa bei der Neuauflage eines Buches den begangenen Fehler gut machen kann.

Trotz aller dieser Vorsätze zum Besserwerden kann es nun plötzlich geschehen, daß einem vorgeworfen wird, man habe in einem Artikel jemand beleidigt; der drohe mit einem Preßprozeß oder verlange die öffentliche Erklärung, daß das Gesagte nicht auf Wahrheit beruht. Man ist ganz verwundert, hat gar nicht gedacht, daß der betreffende, in dem Artikel nicht freundlich geschilderte Mann die Sache lesen würde, oder daß andere Leute auf ihn, den man selbst nicht näher kennt, aufmerksam werden könnten. Trotzdem will man die Erklärung nicht unterzeichnen, sich lieber einsperren lassen, als die nun einmal gesagten Worte unwahrerweise zurücknehmen, und doch, allgemach kommst du darauf: „Du hast zu viel gesagt, deine geschriebenen Worte lassen sich mißdeuten, du hast jemand weh getan“, und beim letzten Punkte angekommen, bist du bereit, zu einer von der Zeitungsredaktion abgegebenen Erklärung, daß die bewußte Darstellung nicht auf Tatsachen beruhe, stillzuschweigen. Und schließlich ist man froh, daß man's getan.

Gleichwie das Schiff von heimischen Landen
Auswärts gleitet über Wogen und Branden
Mit wehenden Wimpeln auf endlosem Meer:
So wallen auch wir auf wogenden Wegen
Der ewigen Zeit, dem Ziele entgegen.
Wir kommen, wir wissen es nicht, woher,
Wir gehen, wir wissen es nicht, wohin;
Die Liebe, die Freundschaft im kurzen Leben,
Die Freuden der Kunst, der Arbeit Streben,
Das Ringen nach Wahrheit ist unser Gewinn.
Wohl steht dort am Ziele ein strahlendes Zeichen,
Das Ideal; — doch nicht zu erreichen.
Wie die Wesen der Welten gewaltig auch ringen,
Der Ewigkeit Woge muß alles verschlingen.
Uns nur ist eigen im Genießen und Sorgen
Die kleine Sekunde von heute bis morgen;
Dann gehen wir unter. Dann ist alles vorbei. —
Darum, ihr Herren, ist der Fedl so frei,
Euch zum Beginne des Jahres zu sagen:
Die Galgenfrist, die wir hienieden noch erben,
Die soll uns, fürwahr, den Humor nicht verderben.
Seid froh im Genießen, seid kühn im Wagen.
Ihr Kaufherr'n allsammt, die Erde ist euer,
Seid freudig, laßt loh'n das lebendige Feuer!
Es freut auf dem Meere doch selbst sich der Fahrer,
Wenn oben auch brausen die dräuenden Mächte,
Wenn unten auch dämmen die ewigen Nächte! —
Und schien euch auch manchmal die Welt nicht geheuer,
Seid mutig und froh, wie der ringende Schiffer;
Das gibt noch zum Tod eine aktive Ziffer.
Das Leben mit Freuden genießen ist edel,
Doch vergeßt, meine Herr'n, auch nicht ganz auf den

Fedl,

Vereinsdiener des Vereines „Merkur" und des kaufm. Versorgungsvereines.

Mein Neujahrswunsch!

1872.

Zu jedem neuen, frischen Jahr
Bringt alles seine Wünsche dar:
Und doch wird jedes neue Jahr
So mißlich, wie das alte war.
An mir, dem Fedl, fehlt es nicht;
Einen guten Wunsch, ein neu Gedicht,
Das hab' ich stets für Sie bereit;
Und dennoch bleibt's die alte Zeit.
Wo steckt es, daß trotz Lied und Gruß
Zu jedem Fest, zum Jahresschluß,
Trotz wohlgemeinter Wünsche viel
Die Zeit nicht besser werden will?
Wenn ich's bedent' und wie mir scheint:
Das Wünschen ist des Menschen Feind.
Wer vieles wünscht und wenig hat,
Für den ist teuer guter Rat,
Nur der, der wenig wünscht, ist klug,
Er hat am wenigen genug;
Denn er kann sagen — wie's besteht —
Daß alles fein nach Wunsch ihm geht.

D'rum ist das heut' mein einz'ger Wunsch:
Für Sie, für mich ein Neujahrspunsch,
Auf daß wir all' begeistert werden
Für alles Große hier auf Erden;
Für Schönheit, die das Leben ziert,
Für Tugend, die das Heil gebiert! —
Zum neuen Jahr ein solcher Punsch
Ist zwar im Grunde — auch ein Wunsch.
(Wird er just leicht erfüllt — passiert's,
Und wenn er ausbleibt — wen geniert's? —)
Doch bleib' ich heut' bei diesem Wort,
Und schreib's an Ihres Hauses Pfort':
Dem Körper sei Bemeisterung,
Der Seele die Begeisterung!
Begeisterung zum neuen Jahre
Für alles Schöne, Gute, Wahre,
Für alles, was wir nennen edel,
Und — sonsten stets Ihr treuer

Fedl,

Diener des Vereines „Merkur" und des kaufm. Versorgungsvereines.

's Tritti: Ba den wern ma „'s Olmlüfterl" gschpürn. Däs Liadl is zsomgmocht von Olmpederl und von Olmjogl.
's Vierti: Der Olmpederl kimp.
's Fünfti: Hiazt paßts auf, hiazt wern ma d' Schweglpfeifn hörn; a gschpoaßigi Baurnmusi.
's Sechsti: Hupft „D' Annamirl" daher; is von Olmjogl gschickt.
's Siemti: Seids na mäuserlstill: „'s Wasserl im Wold" hört ma wischbeln, Dös Liadl hobn ah die zwen Olmbuabn gmocht.
's Lesti: Der „Olmliadla-Wolaza", in Olmbrüadan vamoant von Olmjogl.
Und extra noh a stoansteirischi Musi und a Zithernschlogn woaß ih, — hell zan Kopfweckreißn, ja gschboasi.

Sobold 's Zoachn wird gebn
Derfts zan Tonzn onhebn.
Hobts enk tonzt amol gmua,
Aft gebts wieder a Rua.

Zwischen Zwölfi und Oans

kimp zerscht: „'s Hulzknechtliad", hobn insere Urähndl scha gsunga.
Nochha: „Die steirisch Loreley", noh gonz a jungs Mürztholadirndl ruckt füra.
Und af d' Leßt krocht „da Hapfnschloga-Natzl" daher. Da Hapfnschloga-Natzl is a rechta Suhn von Olmpederl und Olmjogl.
Und af d' Ollaleßt lossn mar uns nix meh fürschreibn, thoan ma, wos ma selba gern treibn.
Oba 's sebi tat ma wul bittn: gracht deaf afn Tonzbodn wul balei nit wern. Der Saggera, da Rach tuat so viel krozn in da Gurglröhrn. Entn in da Rachstubnböll kints nebeln wia da wöll.

Und hobts uns nix f'r übel, daß mar enk nit amol däs Bladl hobn gschenkt, ums teuri Geld hobn onghenkt. Müaßts betrochtn: an iada Guldn kimp zan Büachleinschoffn für die ormen Schuln.

An meinen lieben Herrgott.

Zu Beginn des Schuljahres 1866—1867 in Graz.

Die Glocke ruft zur Arbeit wieder,
Es kommt des Lernens heilige Zeit.
Wie neu und frisch sind Sinn und Glieder,
Und auch der Geist ist neu bereit.

Du hast mir deine Vatergüte
Bisher so gnädiglich geschenkt,
Und die Gewährung meiner Bitte
Als Hoffnung mir ins Herz gesenkt.

So sei auch du, mein Gott, bereit
Zu reichen mir die Gnadenhand.
Nur dann ist mir des Lernens Zeit
Ein hohes Glück, von dir gesandt.

Ich finde mich und ruf' zu dir,
O sei und bleib in meiner Brust,
So glaube und vertrau' ich mir,
Denn deiner bin ich mir bewußt.

Gefälligkeitsgedichte 1871—1874.

Für den Vereinsdiener des Vereines „Merkur" in Graz.

Zum neuen Jahr!

1871.

Als wäre ich gar zum Philosophen geboren,
So grüß' ich Euch ernst, in Gedanken verloren;
Und wenn es so fortgeht, so ist mit der Zeit
Der Fedl Magister der Weltweisheit.
Mit tragischem Pathos verkünd' ich Euch gar
Das hohe Lied von dem neuen Jahr.

Ös hobt's uns viel g'schenkt, für d' Schul — und sunst ah,
Mir sog'n gleih: Vagelt's Gott! — wann's gnua eppa wa.
— Und wann's enk denn neama loßt's holt'n damit —
Enk onhenkn do, se schickad sih nit —
So bitt'n mar enk oans: Tuat's gleih wieda kemma,
Tuat's enka leicht's Gmüat und 's guat Herzel mitnehma,
Oft spürt uns d' Frau Irglin dös Stüberl wieder auf,
Und der Irgl, der singt uns an Küamelcha (Jodler) drauf!

Die neue Sündflut.

Traumphantasien eines Sonntagskindes. 1872.

Am ersten Tage nach der Schöpfung hätte ich in der Welt herum einen Spaziergang machen mögen. Bei Jägern und Fischern, und Hirten und Hirtinnen hätte sich die Zeit vertreiben lassen. Damals hatte der Jäger noch eine Büchs ohne Pulver, der Fischer eine Schnur ohne englischen Angel, der Hirte Schuhe aus Menschenhaut, wie sie an seinen eigenen Füßen eben gewachsen war, und die Hirtin hatte damalen noch ein Kleid ohne Faden getragen. Das wäre mir die rechte Welt gewesen, frisch und saftig und nicht ein bischen noch morsch. Da hätte mein junges Fleisch und Blut dabei sein sollen.

Indes, wenn ich's bedenke, es müssen arge Dinge vorgefallen sein auf der Au und an den buschigen Ufern. Dinge, die mir sicher nicht gefallen hätten, wie sie auch Gott nicht gefallen haben. Auf einmal war die Sündflut da und bis in's Herz hinein waschen und schier zutod baden hat es sich müssen, das Menschengeschlecht.

Da ist's mir schon lieber, ich bin nicht dabei gewesen, sondern trocken geblieben, und kann die Sache nun erzählen zu Nutz und Lehr.

Hat dann eine lange Weile gebraucht, bis die Welt trocken geworden ist; hingegen ist sie hernach wieder wie neu gewesen; es ist wieder die grünende Au und der herrliche Wald und die klare Quelle und der reine Himmel entstanden, und der Mensch hat wieder das blaue, holde, unschuldige Auge gehabt und die blütenweißen Glieder. Wie zum lieblichen Feierabend nach einer großen Wäsch hat es ausgesehen, und der liebe Herr Vater hat schmunzelnd seinen schneeweißen Bart gestrichen mit beiden Händen. Wäre er lieber dageblieben und hätte sein Volk bewacht; aber er zog sich in seine Himmel zurück, ließ sich von den Engelein die Pfeife stopfen und dehnte sich behaglich auf dem Sopha.

Da war mittlerweile auf Erden wieder der Teufel los. Der Jäger hatte das Pulver erfunden und schoß unter die Leute hinein; der Fischer fischte Menschen mit goldener Angel; der Hirte trug Schweinslederschuhe und füllte die Auen mit allen möglichen Ochsen und Eseln, und gar die Hirtin — —

Der liebe Herr Vater merkte den Unfug und schleuderte zornig sein Pinzgauerpfeifchen in den Winkel, daß die Funken stoben und dem

Fedls Neujahrsgruß!

1874.

Ja! wenn zur schönen Neujahrsfeier
Der Fedl mal erwischt die Leier,
So klingt's fürwahr ganz wunderbar.
Was aber soll er singen dieses Jahr? —
Dem gefällt ein Weingesang;
Ein and'rer horcht nach Silberklang:
Ein dritter möcht' ein Liebeslied:
Ein vierter sagt: „Gib lieber Fried'
Mein guter Fedl,
Mir saust vor lauter Neujahrswünschen
Schon ohnehin der Schädl."

— — Ihr Herr'n, das ist mir g'nug gesagt!
Zwar hätt' ich nochmals gern gewagt,
Für Euch das liebe Glück zu laden,
Denn nützt es nichts, so kann's nicht schaden.
Vielleicht hat's einen guten Schick!
Wer weiß es, ob so manches Glück,
Das Euch im letzten Jahr gelacht,
Mein Wunsch nicht hat zuweg' gebracht! —
D'rum Glück auf und Gott erhalte!
Und ich bleib' Euch der treue, alte

Fedl,

Diener des Vereines „Merkur" und des kaufm. Versorgungsvereines.

An Wiener Wohltäter der Volksschule in Krieglach.

Kutschera und Kitter zu ihrem Scheiden von Krieglach.

Den 16. August 1871.

(Vorgetragen im Gasthause des Herrn Georg Kammerhofer.)

Bleibt's na schön sitz'n — ih les' enk d'Levit'n.
Nit mugazn, sog ih! — na, do müaßt ih bitt'n!
Bin wild wia da Teufel: — ih wir enk scha richt'n!
Schau, schau du! von enk hört ma sauberi G'schicht'n!
Wer sogt däs, daß mir enk nit g'holtn in Haus?!
— Hiazt fuatgehn — auf Wean gehn! — na, do wird nir draus!
Ös bleibt's schön in Kriagler, ollzwen ols wiar oana,
Und loßt's däs Wean — Wean sein, is eh vula Stoana.
Und wann ma's betrocht' — wos 's in Wean drauß'n gibb,
Dös find's ban uns ah do — gel jo, Bruada Lipp!
Oda moant's ös, mir hätt'n in da Geg'nd do kan Grobn?
Geht's eini in d'Mossing, do kinnt's 'n glei hob'n.
Und an Ring, wann's oan seh'n wöllt's — is uns an Ehr!
Du, Miazerl, geh kim, zoag dei Brautringerl her!
A Pflosta für d'Stroß'n, na, hob'n ma zwor koans,
Ober an onders, — gel, Doktor, du gibst eanar oans?
An Hof hob'n ma draußt, an rot'n Turm hob'n ma do,
Und a Londstroß'n ah, wos wöllt's dann aft noh?
Zwor hobt's a Theater ös, und noh a zweit's,
Ober unsa Theater — ah, do gibt's ka zweit's!
Und wer sih auf a „Mistgrüabl"[1] grod kapriziert:
Gleih hint'n draußt is oans — is nit a mol gspürt.
Und da Stefansturm, mocht's na nit gor so viel draus,
Steigt's auffi auf'n Irgl sein Bauch, seht's ah so weit aus!
Und wos hobt's an der Doana! — do moch'n s' a Gschra:
De Doana, de Doana! — jo mei, mir doan ah! —
Und a federlleicht's Gmüat, wias in Wean draußn wa,
Und a buderlwoachs Herz — däs find's ban uns ah. —
— Deraweg'n tat ih moan — kunnt's noh a wenk bleib'n:
Ös wurd's enk die Zeit ban uns scho vatreib'n.
In Winter und Summa gleih hätt'n mar enk gern,
Ös seid's gor so guadi, gemüatligi Herr'n.

[1] Eine Wiener Weinstube.

früher unter die Leute schoß, drückte nun das Gewehr auf sich selbst ab; der Fischer hing sich selbst an seine Schnur, und der Hirt und die Hirtin auf den unnahbaren Alpenhöhen — lasset sie Hirt und Hirtin bleiben, sie sind noch am besten daran.

Der Hirt auf den unnahbaren Alpenhöhen ist der Noah, so hoch vermag die Papierflut nimmer zu steigen, daß sie die Schweinslederschuhe des Hirten erreichte.

Wir alle anderen aber, wir strecken flehend die Arme empor aus der Flut: O heiliger Petrus, hänge deinen siebenfarbigen Regenbogen aus, zum Zeichen, daß uns der liebe Herr Vater nimmermehr züchtigen wolle mit einer solchen Überschwemmung!

Schulmeisterlos.

In ungeschlachten Versen dargestellt und gewidmet dem Lehrerfestabende zu Graz am 22. Februar 1873.

Was gehört auf den Stein eines alten Schulmeisters Grab? Ein Glockenstrick und ein Bettelstab. — So traurig hebt das Kapitel an? Nein, lustig, denn daß er begraben ist, der alte Mann, das ist die größte Wohltat, die man ihm hat getan; und hätt' er die Geigen bei sich in der Truhen, und tät' ihm nicht gar so not das Ruhen, fiedeln tät er vor Freud' und heller Lustbarkeit, daß er endlich ein Plätzchen hat gefunden, wo er daheim ist zu allen Stunden. Und daß er den Bauern nicht mehr das Brot muß abtrutzen, und daß er dem Pfarrer nicht mehr die Stiefel muß putzen, und daß er in der Feierabendruh' der Häuserin nicht mehr einzuriemen braucht die Sonntagsschuh'. — Daß er erlöst ist von all' diesen Plagen und Leiden; lustig fiedeln tät er vor hellen Freuden, und alle Toten täten tanzen und springen um das Schulmeistergrab, und jodeln und singen die ganze Nacht bis zum Morgenrot — tät' ihnen das Ruhen nicht gar so not.

Wir meinen: Gott Lob, das hätt' nun ein End'! Eine neue Zeit gebiert neue Geister, und ein Schulmeister ist auch ein Meister! sagt ein neues Patent. — Da läßt herbei sich manches junge Talent, und studiert mit Eifer die Schulmeisterei, um den Rudel von Wilden zu einem Volk von Menschen zu bilden. Das ist sein Ideal; und zu Fried' und Segen will er den Keim in die Zukunft legen. Er studiert mit Fleiß wohl manches Jahr, als wollt' er Doktor werden gar, oder ein weltweiser Magister oder Hofrat oder Minister. Wo einer früher gelernt nur buchstabieren und Federn schneiden und Schreibtafeln linieren, und ein wenig addieren und Stiefel schmieren, aber ja wohl auswendig alle Kirchengebot, und alle Sünden, die im Katechismus sind zu finden, und den Ablaß dazu, das Sakrament der Buß', kurz, den ganzen großen Kate-

heiligen Petrus lag schon die Mahnung auf der Zunge, es möge jeder, sei es wer immer, auf das Feuer besser Acht haben.

Der liebe Herr sann auf eine neue Sündflut für die Erde und ließ schon alle Wolken zusammenschieben, aber der heilige Petrus meinte, mit einem großen Wasser richte man heutzutage nichts mehr aus, die Leute hätten Dampfschiffe, könnten schwimmen, und hätten alles versichert.

Da sann der liebe Herr Vater lange nach, wie er die verdorbene Welt verderbe. Und endlich — eigentlich ein anderer hatte diese Idee — wurde eine neue, bislang originelle Sündflut ausgeheckt.

Die Aktienüberschwemmung.

Wenn es dem Wasser zu Noahs Zeiten nicht gelang, die schöne Erde und ihre Bewohner zu verderben, so gelang es hingegen jetzt dem Papier.

Die Sache entwickelte sich so: Die Menschheit war mit Blindheit geschlagen und kaufte Papiere. Die Papiere stiegen und füllten die Schränke und Herzen und Köpfe wie einst das Wasser. Und die Häuser und Städte und Gewerbe, und die Wege und Straßen, und die Felder und die Wälder, und die Seen und die Berge bis in ihre tiefsten Eingeweide wurden zu Papier. Die Menschen schwammen in Papier und wer das Schwimmen nicht gut verstand, der ging unter.

Es wogte überall; die Berge wurden unterwühlt, alle Täler mit Schutt und Eisenbahnplänen gefüllt, alle Wälder wurden vernichtet, auf allen Wiesen und Auen wurden Fabriken erbaut, alle Flüsse wurden mit Kohlenruß getrübt und die Luft wurde verfinstert durch Rauch und Asche. Und der Arbeiter verkam und verschmachtete geistig und leiblich in der Fabrik, und wollte er um Hilfe rufen, so rann ihm Papier in den Mund. „Geld" hießen sie das Papier, „Geld!" und hundertmal mehr „Geld" war da, als der liebe Herr Vater den faktischen Wert seiner Erde angeschlagen hatte.

So lange die Papierflut noch stieg, ging alles wohl und toll. Sie bauten sich die bequemsten Fahrzeuge, die herrlichsten Schiffe und sie glitten dahin auf glänzenden Bahnen, und sie fischten — ununterbrochen angelten sie Stockfische. Aber nun begann das Papier plötzlich zu sinken, zu fallen und die bequemsten Fahrzeuge und die herrlichsten Schiffe staken in der Sandbank, und die Fische sahen nicht allein den Köder mehr, sie sahen auch die Angel. Aber die einst so grünen Waldberge sahen aus wie ein geflickter Bettlerrock, die Täler waren voll Schutt, die Quelle versiegt, die Luft verdunkelt und verpestet. Die Menschen hatten große Bedürfnisse und keine Mittel zur Befriedigung derselben; schal und rostig war ihre Seele und weggeschwemmt durch die Papierflut war Ideal und Glück von den Herzen. Und der Jäger, der

wenn ich auch nur die Erwachsenen mein', die gewissen, so gehen lang nicht alle hinein, die raisonnieren und nichts wissen. Die neuen Schulbücher sind bestellt, aber der Schulrat hat kein Geld. Wandtafeln sind vom Verein erbeten, aber Schreibtheken wären auch vonnöten. Und abgesehen von all' den Dingen, die den Lehrer allweg zum Betteln zwingen, kommt auf den armen, geplagten Mann noch eine andere Prüfung heran. „Ja, Schulmeister“, sagt die Gemeind', „mit dem Acker, den Ihr bebaut, ist es nicht so, lieber Freund! der gehört der Mesnerei; beim Schulhaus ist nichts dabei.“ — Der Lehrer aber meint, er sei im Recht, denn sonst wär' sein Einkommen doch gar zu schlecht; führt Prozeß mit den Leuten, die er zu Fried' und Eintracht soll vorbereiten. — Und siehe, des Lehrers Ideal von der Menschenveredlung in dem Unterrichtssaal hebt nach und nach an zu erbleichen; sein Eifer beginnt zu erlahmen und zu weichen; er tritt an die alte, dornige Bahn und des alten Lehrers Erbe: der Lehrsaal wird ihm zur Werkstatt, durch die er sein Brot sich erwerbe.

Bei Gott, ich wollte zu dieser Feier ein fröhlich Lied stimmen auf meiner Leier; aber ein Schulmeister hat auf den tönenden Bogen mit nüchternem Magen die Saiten gezogen. Dennoch die Töne des Liedes zum Schluß, mögen Euch jauchzen zum Feste den Gruß! Denn in euerem Leben sind euch wenig heitere Stunden gegeben, d'rum feiert die wenigen mit Lust, und seid euch des Sämann's bewußt: der wirft sein Bestes in die rauhe Erde, und darbt dabei wohlgemut und frei, denn er hofft, daß keimen werde und reifen nach Not und heißen Sommertagen die edle Frucht der bitteren Plagen.

Auf diese Erntezeit nun stoßet an und trinkt mit ganzer Seel', doch trinket nicht zu schnell, ihr seid des Trunkes nicht gewohnt; der Geist stieg' euch zu Kopf, allwo ein and'rer tront, dem Gottes Weih' und Sieg und Herrschaft sei.

Da Kamediebaur.

Zum Festbankett einer Laube-Feier in Wien.

1876.

Ein behäbiger, ältlicher Bauer in steirischer Tracht tritt auf und mit bäuerlichem Pathos beginnt er:

Hofmeister Gollo! ich kehr' vom Krieg,
Und forder' meine Gemahlin Genovefa zurück!
Du zitterst, elender Schurke! auf der Stell' mußt du enden!
Ich laß' dich spießen und henken! — —

(Gemütlich:)

Teasts enk nit firschtn (fürchten),
Ih bi da Richta va Sankt Mirschtn (Martin),
Ih kim va da steirischn Seitn, von Haus af der Ebn,
Und Kamediespieln, Kamediespieln, des is mein Lebn!

chismus: da lernt einer heute Weltgeschicht' und Geographie, und Zoologie und Mineralogie, und Botanik und Geometrie; und was der Mensch braucht zum Leben und Streben, der Lehrer muß es holen aus tiefem Schacht, und muß es dem Volke geben.

O, wie froh blickt der junge Mann, sind seine Studien vollendet, die Prüfungen getan! Er zieht auf's Land in die schöne Natur, freut sich der einfachen Menschen auf grünender Flur. In ein Dorf ruft ihn sein Amt zur ersten Stelle, er jauchzt ihm entgegen aus ganzer Seele: „Grüß Gott! grüß Gott! hei, nun bin ich da, ich bin der neue Lehrer!" — Sie starren ihn an; er findet nicht gar viel Verehrer. Sie brummen: „Aha, da ist schon so ein Neuer, der zu vornehm ist zum Läuten und uns erhöht die Steuer. Zum Orgelspielen hat er auch keinen Willen, Kirchen auskehr'n mag er schon gar nit gern; ja zum Blitz Teurl hinein, was soll denn das für ein Schulmeister sein!"

Der Mesner, der sieht den jungen Mann schon gar nicht an. Aber er verkündet es der ganzen Pfarr: „Liebe Kinder, der Glauben ist in Gefahr! von der Schul' hinaus drängen sie die heilige Religion, und was sie den Kindern lehren, das wissen wir schon. Aufstecken wollen sie ein neues Licht, und aufbringen wollen sie neues Maß und Gewicht, und des Heilandes Wort auf Erden: „Wie du ausmißt, soll dir eingemessen werden!" erkennen sie nicht. Aber ihr könnt diese verderblichen Sachen anders machen: steht auf wie Ein Mann, erkennt den Lehrer nicht an, seid entgegen den neuen Gesetzen!" — So predigt der Mann, boshafte Leute nennen es: hetzen.

Den Worten folgen auch Taten, und wie es dem neuen Lehrer nun geht, ist leicht zu erraten. Wohl hat er das Dach und seine vier Wände, einen Rock, seine Bücher, dann ist er zu Ende. Wohl hat er das kleine Jahresgehalt, da schreien sie gleich: „Seht, er ist bestochen, bezahlt!" — Und er ist verlassen, die Jungen achten ihn wohl, aber die Alten hassen — hassen und spotten, denn ihn lieb zu haben ist streng verboten.

Der *alte* Schulmeister ist zu Tauf' und Begräbnis beigesprungen, da hat mancher Zwanziger geklungen, und bei Hochzeiten ein Tröpfel Wein und ein Stückel Braten ist ihm auch geraten; der hat gelebt in der Gemeinde schier, hat Freud' und Leid geteilt mit ihr; sie hat ihn geehrt, statt ihn zu hassen, sie hat ihn *ehrfurchtsvoll* hungern gelassen. Das wär' mir schier lieber, als das heutige Los, wo der Lehrer ohne Freunde und unbeachtet muß dastehen in der Gemeinde, und doch nicht verhungern darf sobald, weil man sagt, er habe ein Gehalt.

Und wenn man vom Schulhalten spricht, so sind wohl die Vorschriften da, aber die Mittel nicht. Das Schulhaus wird zu klein, und

Kemts epper af Wean amol, werds as erfohrn,
Wia leicht, daß ih heund ban enk lochad bin worn.“
— — Und wia sa sih schickt so schean,
Gach muaß ih af Wean za da Sporkassa gean.
A Baursmensch hot ollaweil ztoan ba da Kassa,
Hot er nir einzlegn, so nimt er wos aussa. —
Do loß ih mih gestan ins Theater einführn.
Jessas und Jossas, grod laut hon ih gschrian,
Wia da Firhong af d' Hech rutscht, und gmoant hon ih sell,
Durchifolln muaß ih vor Freud af da Stell.
Jessas, kamediespieln, des is mei Lebn!
Und wia gestan scha gor, nir Schöners konns gebn!
Und sid den Theata gestan af d' Nocht
Woaß ih, zwegn wos da Student hot glocht
Dahoam ban Poradeisspiel. — Ih nit,
Ih woaß 's, ih tua ah neama mit.
Gonz onderscht is ma worn, gonz hoaß durch und durch,
Und bols aus is, geh'r ih um wir a Koschpl und suach,
Suach hin und suach her, wir a Bär vor da Plonkn,
Und mir is da Muat gwen, ih miad mih bedonkn.
Drauf sogt mei Student: „Hobts enk intaholtn,
So miats enk holt fleißi bedonkn ban Oltn,“
Und weist mih do einer, in däs fürnehm Haus.
— Und hiazt bin ih siati — kenn mih neamamehr aus. — —
Muaß dou a wenk fregn, — wou is dan da Monn,
Der 's Kamediespieln gor so fein tifln konn?
Is er nit zwe? Jegerl und Je! (indem er Laube bemerkt)
Do find ih zlezt gor noh an guatn Bekontn!
Kents mih nit meh? Sein jo nebnanonda ban Kestnbam gstondn.
A vier a fünf Wochn sein eppa vaweilt,
Sids ban uns in Gebirg seids umakralt.
Hobts ah enka Weibl mitghobt,
A guats Frau Muaderl — mei Olti hots globt! —
Ih denk, sie is eh heunt ah nit weit,
Ih siachs wul selm, ih mirk ma d' Leut.
Grüaß Goud! grüaß — (plötzlich befangen) Na, Teurl, wia bin ih dan dron?
Aft Lezt — mit Valaub — seids es selba der Monn,
Den ih moan, den ih suach. — — Steht er gach vor mir do . . .
Und ih red mih so hort — — nir f'r Übl hobn — — jo — —
Na, weil ih scha do bi, so bin ih nit faul,
So lar ih mei Herz holt gleih aus und mei Maul.
Ih bin a Baursmensch, vasteh nir — oba des,
Des kennt oana leicht, wos Es vulbrocht, Es!
— A guati Kamedie
Is ma liaba, wiar a Predi! —
Und wiar er scha sogt, mei Student,
Wos mar olls lernt dabei, wos mar olls gwent (gewöhnt),
So moan ih, a Monn, der sou wos betreibt,
Junge Schauspieler aufziecht (erzieht) und Theatastuck schreibt,
Der 's gonzi Theata sou groß mocht,
Daß 's Herz locht:
Daß ma dou wos nou hot, hinta den ma sih duckt,
Wans oan af da Welt ima saggerisch druckt:
A Monn, der oan leicht mocht die Zeitn, die schwern,
A selchta Monn, moan ih, wa hoch zan verehrn.
Und weil ih scha 's Glück hon, daß ih do bi,
Wou nit olli sein kina, de denkn wir ih,
So sog ih fü mih und für olli: Vagelts Goud! —
Bleibs gsund schean ollzwoa und kemts wieda bol,
Wan d' Sun scheint ins Steirischi eini amol,
Seids ollzeit gern gsechn; oft wern ma 's probiern,
Und wern von enk selber a Kamedie aufführn.

Hiazt, sein tuats a sou. Ban ins in da Gmoan
Is s da Brauch, daß ma heufti kamediespieln toan.
Meintswegen in an Sunta. In da Frü steht mar auf,
Ma loßt sih schean Zeit, ißt a Kassuppn drauf,
Ost bolwirt ma sih stad, legt sei Feitagwond on,
Stopft a Pfeiferl Tabak und loandlt davon.
Afn Kirchplitz, do plauscht ma und geht i die Predi
Und nohmittog nochha, do spielt ma Kamedie.
's Poradeisgspiel, 's Schäfagspiel,
's Krippel- und 's Genovefagspiel,
In boarischn Hiasl, no, und wia s' olli sein
Nochanonda, die stoanoltn Stückln, die fein'.
Ih, ols da Richta — vasteht sih — spiel mit,
Imer an ondera hät in Poschaun (die Person, das Aussehen) dazua mit.
Ban Poradeisgspiel muaß guat zsomgstellt olls wern,
Nu — in Odam und d' Eva spielt an jada gern.
Da Nochtwochta spielt in Erzengel mit Muat,
In Luzifar, den mocht mei Weib so guat.
No, und ih spiel in Goudvoda —
In Tod dabei, den gibt da Boda.
Ban boarischn Hiasl spielt den Rauba
Der Advokat Zwick wulta sauba.
— So lema ma zsom und as kost nit viel,
Hobn an Gspoaß und a Lehr ban Kamediespiel.
Wos wird dabei gflent und wos gibts zan Lochn! —
Oba die jungen Leut ba der neugn Zeit
Toan sou viel gern olte Bräuch lächerli mochn.
Meintswegn nahst Wouchn. Mir spieln insa Stuck,
Do hör' ih a Kudan (Kichern). i schau a wenk zruck:
Steht a Bua, eh von Nochbarn a Suhn, a Student,
In an Winll und flidat (lacht) und spötlt selm ent.
Do kimt ma da Zurn! und in himlischn Kload,
Wir ih dosteh mit da Kron, und in der schneeweißn Pfoad,
Moch ih an Sprung inta d' Leut, zan selm Buam
Und fohr: wos 's dann z Lochn gab! — her in oan Sturm.
Da Bua schaut mich on, mocht a Buckerl vor mir:
Ih möcht eahm vazeihn, er kunt nix dafür.
Hät sih zsomgnoma gmua (genug), hät sih draht, hät sich dutt:
Ober einweni (inwendig) häts n holt gor a sou drukt
Und sou hät er aufglocht. Und sidr er in Wean
Ondere Stückln hät gsehn, sa schean,
Auf und auf fiati und gmüatli und prächti,
Daß 's in Zuaschaua pockn und aufhebn hochmächti,
Sida tatn von olln nix onders meh' gfolln.
Die größestn Dichta hätn s' dicht
Und a Gscheidta wa douscht (dort), der häts gricht,
Und Schauspiela warn, de kuntn 's gebn,
Daß ma moant, 's wa ka Gspiel meh, 's war 's Lebn!
— Und wiar er scha spricht, da Student,
Gonz hochdeutsch, ja hon ihs dakent,
Daß er hisch wos hot glernt in da Stodt,
Wos an ondera nit a sou hot.
Do moant er: „jo, glernt hon ih wul,
Ober olls lernt ma nit in da Schul.
Wia ma denkt und wia ma redt und wia ma d' Welt onsiacht,
Des lernt mar in bestn ban Lompnliacht.
In Theata, hot er g'sogt drauf, wurd da Geist gressa,
Die Kroft stork, da Willn fest und 's Herz bessa.
Es kints as nit glaubn, wos a Theata kon toan,
Wans a sou is, wia 's sel, des ih moan." — —
— 's wel moanst dan aft, Bua, hon ih gfrogt.
„Ih wiar enk scha führn," hot er gsogt:

Ein Schoppen Wein — ist alles drein,
Die Welt hat Platz in einem Krug,
Und gönnst du dir noch ein Kartenspiel,
Kannst gewinnen übergenug.

Peterl: Da hast du recht, das wär' ganz klug!
Doch spielen kann man nicht allein.

Müßiggang: So komm' mit mir, mein junger Freund,
Ich will dir gern Genosse sein.

Peterl: Wer bist du denn? Ich kenn' dich nicht.

Müßiggang: Ich sag' dir's, doch ich nenn' mich nicht,
Ich bin ein großer Herr,
Die halbe Welt ist mein,
Und fehlen kann es nicht,
Wird's bald die ganze sein.
Gehst du mit mir, versprech' ich dir
Die herrlichsten Paläste
Mit Viergespann
Und gold'ne Berge dran
Und königliche Feste.
Mit Karten, Würfel, Lotterie,
Mußt du dein Glück beginnen;
Verdienen ist philisterhaft,
Doch vornehm ist: gewinnen!
Da ruht man auf dem Sopha aus
Und schmaucht die feinsten Zigarren
Und läßt für sich das Wertpapier
Hübsch arbeiten und sparen.
Das Leben wär' ein Traum? O nein,
Das Leben ist ein Spiel,
Und hochperzentige Wertcoupons
Sind unser höchstes Ziel!

Peterl: Fürwahr, mich dünkt, da hast du recht!

(Die Arbeit in Gestalt eines schlichten Mannes aus dem Volke, im Arbeiterkittel mit Spaten, Hammer oder anderem Arbeitswerkzeug. — Müßiggang. — Peterl.)

Die Arbeit (zu Peterln): Vertrau' ihm nicht, er rät dir schlecht!

Peterl: Wer ist denn das? Der Mann scheint mir bekannt!

Müßiggang: Ei, sieh sein Kleid, die schwielige Hand!
Das mag ihn wahrlich nicht empfehlen.
Geh, laß ihn steh'n, den rauhen Gesellen!

Peterl: Doch trägt er ein Kleid, wie mein Vater getragen,
Möcht' wissen wohl, was er mir etwa will sagen!

Die Arbeit (zu Peterln): Ich bin gar herb, mein Gewand ist schlicht.
Doch folgst du mir, bereust es nicht,
Ich führe dich durch Werkstatt, Wald und Feld,
Und wie du des Vaters gutes Geld
Verwenden willst, ich mag dir raten,
Ei, kauf' dafür dir Hammer und Spaten,
Maß und Wag', Retorten auch
Und sei nach treuem Väterbrauch
In Werkstatt und Feld — des Volkes Forum —
Der Arbeit Meister: maître laborum!

Es seids scha ja guat und tuats ins wos gebn
Zan Kamediespieln. Kamediespieln, des is mei Lebn!
Mei Lebn und mei Sterbn; — und ih hoff ma's fü gwiß,
Daß ah 's Sterbn, wans scha sein muaß, a Kamediegspiel is.

Gruas

bei einer Vorlesung in Graz zugunsten einer zu gründenden Feuerwehr in Krieglach.

1878.

Wan ih s recht wil sogn,
Ih räid mih nit leicht.
Ih woas s recht guad,
Wos s heind va mir denkts:
„Hiaz häibb da Zider- and Hotbräidlmon
A scha zan ohsoman on."
Wohr is s eh:
Ower as is nix Gschenkts.
Hiaz sein tuats a sou:
Ba mir z Kriagla dahoam —
Is a grossas Dorf,
Sein vil Heisa van Hulz,
Geht da Wind ouft schorf.
D' Leid firchtn si schdad,
Wan dou nit gach wos auskema thad.
Bis heindis togs is da Flurion
In Dorf aufgschäild ols Feierwochtmon.
Owa, der wil neizeit hasn moan,
Er het ba die Bauernheuser als zvil ztoan,
Die Dersla suldn selwa schaun,
Daß s cana Haus and Guad wen Gwißn vadraun.
Er moant: a bravi Feirwocht
Wa guad ban Tog and ba da Nocht.
Da Rot is nit ibel — is echt and recht,
Owa Geld koußt er, and die Zeitn sein schlecht.
Drauf bit ih ams Wort: „Ih wissad a Soch,
Wan ih z Graz wos tad vorläisn
In da schdeirischn Schbroch.
Sogg da Buagamoasta z Kriagler: aft kunts nou guat wern,
Zoln's nit fis Ouhäibn, ja zoln's wos fis Aufhern. —
Na, weils na do seids. Dur enk schen griassn,
Loßts enk die schdeirasch Weis nit vadriassn.
Da Schdeirer is klor
Is durch and durch wohr;
And limbbs ah groub ausser,
As is nit schlecht gmoant;
Wan er jauzt, far is s gjauzt,
Won er woant, far is s gwoant.
Wos er buigg, däis is bougn;
Wan er luigg, far is s glougn;
Wos er zomreimbb muaß zom.
And wos er wil and wos er oufongg,
Er tuats in Goudsnom!

Meta laborum.

Ein Festspiel zum Einzuge des treuen Freundes Peter von Reininghaus in seinen Metahof. 1882.

I.

(Peterl, in Tracht und Gehaben eines reisenden Burschen.)

Peterl: Nun, Peterl! hat mein Vater gesagt,
Hier nimm das Beutlein Geld,
Es ist nicht viel, gesegn' dir's Gott
Und kaufe dir die Welt!
Ich ging wohl in die Stadt hinein,
Zu kaufen die schönsten Sachen,
Da taten mich die bösen Leut'
Gar jämmerlich verlachen.
Ich weiß nicht, was mein Vater gemeint,
Als er das Beutlein geschoppt hat,
Ich könnt' es doch wahrlich nicht glauben von ihm,
Daß er damit mich gefoppt hat.

(Der Müßiggang in Gestalt eines feinen Herrn mit stutzermäßigen Allüren und schmeichlerischer Beredsamkeit. — Peterl.)

Müßiggang: Gefoppt hat dich dein Vater nicht,
Du mußt es nur verstehen,
Die Welt zu kaufen mit wenig Geld,
Da mußt du ins Wirtshaus gehen.

Peter (nimmt ein Fruchtstück aus dem Korb):
Wenn einer hungert an meiner Schwelle,
So will ich nicht wägen, ob er's verdient,
Und hier will ich spielen — um eine Seele,
Und denken mir: Wer wagt, der gewinnt.
(Gibt die Frucht dem Bettelmann.)

Müßiggang: Um die Seele spielst du? Ohne Zweifel,
Meine Seele, die ist längst beim Teufel.

Die Arbeit (zu Petern): Wohl vieles, Freund, verdankst du mir,
Die Ehren, das tägliche Brot,
Nur eines nicht: Dein edles Herz
Hast du von Gott.
(Macht Miene, fortzugehen.)

Peter (zur Arbeit): Du tust, als wolltest verlassen mich,
Ich kann dich nicht mehr missen!

Die Arbeit: Ei, warte nur, ich werde dich
Schon häufig lassen grüßen!
Nun lebe wohl! muß weiterziehn
Per pedes apostolorum;
Genieße lang der Arbeit Frucht:
In deinem „Meta laborum"!

Heimgärtners Tagebuch.

Kinderhetze unterm Weihnachtsbaum.

Da habe ich in einer bekannten Familie dem Christbaum beigewohnt. Es war nur ein Kind da, ein Knabe von dreieinhalb Jahren. Na, dem armen Jungen haben sie den Himmel ordentlich heiß gemacht. Das geht nicht bloß bei der Hölle, es geht auch beim Himmel. Eltern, Großeltern, Tanten, Onkeln und Hausfreunde hatten dazu redlich beigetragen; bin ich doch selbst mit einem hölzernen Schaukelpferd gekommen. Gewünscht hatte der Kleine sich einen Baukasten. Wochenlang vorher sprach er vom Baukasten, träumte er in der Nacht vom Baukasten und betete sein tägliches Vaterunser, daß ja das Christkind den Baukasten bringe.

Nun war die Stunde da. Die Doppeltür ging auf, ein Christbaum mit hundert Kerzchen, zweihundert goldenen Nüssen, Herzen, Sternen, strahlte jenes silberne Dämmerlicht, das diesem Baume eigen ist, durch das Zimmer. Der Knabe hatte keinen Blick für den Baum, er stürzte auf einen Handwagen zu, der vor dem Tische stand und mit dem er sofort ein Fuhrwerk versuchen wollte. Aber schon ließ er den Arm sinken, um ihn nach dem Hampelmann auszustrecken, der von einem Aste niederhing. Dieweilen sah er auch schon ein kleines Spinett, auf dem er einige Tasten anschlug, während ihm mein Reitpferd ins Auge

II.

(Peter, in behaglichem Hauskleid, behäbigem Alter, Bücher und Kunstgegenstände um sich. Ein Geschäftsbuch zuschlagend.)

Peter: Nun ist's genug. Die Ziffern führen
Endlos und ziellos und ewig hinan,
Wer sich läßt hetzen von solchen Dämonen,
Der muß verschmachten auf ihrer Bahn.
Ich bin der Pflicht seit vielen Jahren
Gefolgt auf ihren rauhen Wegen.
Der Arbeit Müh' hab' ich erfahren
Und fühl' in mir der Arbeit Segen.
Ein stattlich Heim ist mir geworden
Und hätte wahrlich doch genung
An einem Stübchen unterm Dache,
Traulich licht — ich bin noch jung.
Am Herzen jung, an Leib und Seel' gesund,
Dem Schönen offen, edler Freuden kund.
Und ehrenreich und angebetet gar
Von dem geliebten Weib und einer Kinderschar.
Das ist die Welt, ist mehr als eine Welt,
Die ich erkauft mir um des Vaters Geld,
Als ich erwarb das Werkzeug und mit Fleiß
Gerungen habe nach dem hohen Preis.

(Der Mann im Arbeiterkittel mit einem Korbe voll Früchten. Vielleicht hinter ihm sichtbar ein Wagen mit reifen Garben, Blumen und Obst und mitten drin säße, einen Aehrenkranz emporhaltend, die kleine Frida.)

Die Arbeit: Der Arbeit und des Herzens Preis im Leben,
Ist Armen so wie Reichen gleich gegeben,
Er ist das innere Glück, der heitere Frieden. —
Doch dir, mein wackerer Freund, sei auch beschieden
Der Arbeit äußere Frucht, dich lohnend, labend
An deines Tagewerkes frohem Feierabend.
Denn sieh, du hast in heiligem Vertrauen
Dein Leben mir, der Arbeit, still geweiht.
Bist auch in Mühen, Kummer und Mißlingen
Mir treu geblieben zu aller Zeit.
Und was du froh der Erde gegeben,
Es stand dir auf zu vielfachem Leben,
Und was du dem Hammer, dem Rade vertraut,
Das hat dir das stattliche Haus gebaut.
Denn nichts ist dankbarer auf dem Erdenkreis
Als die treue Arbeit. Drum nimm den Preis!

(Der Müßiggang tritt jetzt als zerlumpter, verkommener Bettelmann auf.)

Müßiggang (zu Petern, kriechend, den Hut hingehalten):
Ein armer, elender Mann
Fleht Euch um eine Gabe an!

Peter: Wer seid Ihr, Freund? Mir dämmert so,
Ich wär' Euch schon begegnet wo!

Müßiggang: Es mag wohl sein, mein edler Herr!
Das Unglück hat verfolgt mich schwer.
Ich habe bessere Tage gesehn,
Und jetzo muß ich betteln gehn.

Die Arbeit (zum Bettler): Das ist so Euresgleichen Schwung:
Was Euer Leichtsinn selbst getan,
Dess' klagt Ihr stets das Unglück an.
— Ich bitt' sehr um Entschuldigung!

lereien zu beschenken, ohne mich darüber mit andern Schenkenden geeinigt zu haben, was es zu bekommen habe. Wenig, aber das Richtige. Vorderhand nicht aus Erziehungsprinzip, sondern aus einfältigster, zärtlichster Liebe zum Kind, daß es eine wahre, tiefe und beständige Freude habe!

Und diesen Grundsatz will ich mir alljährlich wiederholen gleich einem Weihnachsliede und will ihn alljährlich vor Weihnachten in alle Häuser hineinrufen: Erfüllet euern Kindern den Weihnachtswunsch, aber verwirrt, peinigt sie nicht mit Überraschungen. Schenket ihnen wenig, aber das Richtige. — Und alles, was von fremder Seite ins Haus kommt für die Kinder — legt es bei Seite, wenn es nicht in die Sache und für die Kleinen paßt. Denkt nicht an Form und Brauch und Artigkeit, denkt diesmal nur ans Kind. Der Weihnachtsbaum hat eine große Bedeutung bekommen im deutschen Hause. Er ist eine wichtige Erscheinung im deutschen Familienleben geworden. Trachten wir endlich auch einmal, ein wahres freudvolles Kunstwerk aus ihm zu machen. Vielleicht sprechen wir weiter davon, wenn wieder Weihnacht kommt.

Mit Fett zubereitete Schönliteratur.

Wenn ich eines meiner Bücher in der Leihbibliothek finde, da schlage ich die Hände zusammen: Kind! Kind! Wie weit ist es mit dir gekommen! — Es hat ein graues Kommißkleid an und am Rücken eine Nummer. Armer Arrestant! Die Sträflingstracht wäre für den Philosophen noch zu verwinden, Hauptsache ist doch die Reinheit des Innern. Aber leider, auch die läßt zu wünschen übrig. Die Leserinnen mögen ja recht feine Fingerchen gehabt haben, wie die bräunlichen zartgestreiften Abdrücke zeigen. Die abgegriffenen Blattecken mit den gelblichen Feuchtigkeitsspuren lassen die intimen Beziehungen ahnen, die zwischen Leserin und Buch bestanden haben müssen.

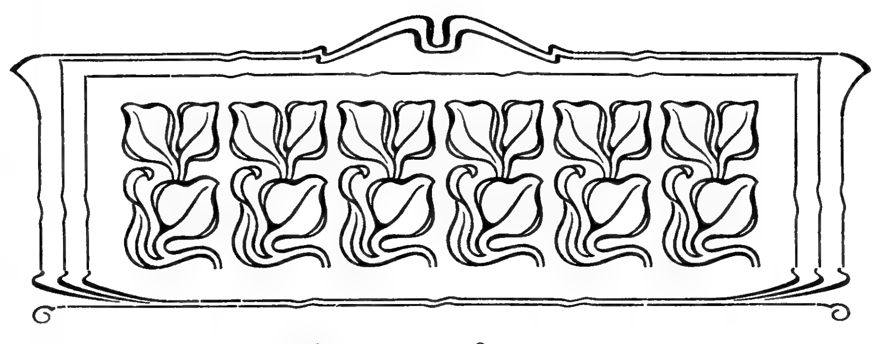
Indessen wollte ich es doch einmal wissen, welches Publikum sich meine literarischen Kinder von der Leihbibliothek aus erobert haben. Man muß ja eigentlich froh sein, daß solche Anstalten es auch unbemittelten, aber bildungsbedürftigen Leuten möglich machen, ihren Lesehang zu befriedigen. Gegen die Leihbibliotheken als solche ziele ich gar nicht.

Ich spähte also einmal ein wenig nach. Es kamen Frauen von kleinen Beamten, Studenten, Dienstmädchen, auch mancherlei andere Leute. Aber es kamen in die Leihbibliothek auch livrierte Diener von Baroninnen und Gräfinnen, um für ihre hohen Herrschaften Lesefutter zu holen. — Ei der tausend! Also ins Boudoir schöner aristokratischer Damen kommen meine literarischen Kinder im Kommißröckel! — Herrschaften, denen solche Bücher in der Buchhandlung ganz

fiel. Im nächsten Augenblicke saß er darauf und schaukelte. Aber schwupps war er wieder auf den Füßen, denn er hatte den Baukasten erblickt. Mit solcher Hast riß er den Deckel auf, daß die Bausteine zu Boden kollerten. Er hatte nicht Zeit, sie zu sammeln, denn sein Auge war auf eine Arche Noahs gestoßen, die breit und ruhig, wie auf dem Berge Ararat dastand, mit ihren Tigern, Lämmern, Hirschen, Affen, Krokodilen und Elefanten. Natürlich heischten diese Tiere persönliches Eingreifen. In wortloser, zitternder Hast, ein fieberhaftes Glühen in den Augen, wurde der Kleine so von einem Gegenstand zum andern gerissen. Daß das Kind gar vielleicht einen frommen dankbaren Blick auf den leuchtenden Christbaum legte, daran war nicht zu denken. Denn während der Knabe kaum das Bilderbuch erblickte, sah er auch schon den kleinen Eisenbahnzug, und dann die Trompete und dann die funkelnde Pickelhaube mit dem dazu gehörigen Säbel. Dann erst die Bleisoldaten. Mit jedem dieser wunderbaren Dinge wollte er sofort anbinden, doch während er einige Schläge auf der Trommel tat, winkte wieder das Pferd, die Arche Noahs und so weiter. Und so wurde das arme Kindesherz gehetzt von einem zum andern, bei keinem war ein Verbleiben, und selbst wenn der Knabe ein paar Minuten mit den Tieren spielte, schob der Onkel den Eisenbahnzug vor, blies der Großvater in die Trompete, und jedes war bestrebt, zu gleicher Zeit alles vor dem Kleinen zu entfalten — so daß er, als die Schlafstunde kam, nur so verwirrt hintaumelte, überreizt und doch ungesättigt zu Bette gehen mußte, um einen unruhigen Schlummer zu tun.

Nun hockten die Alten bei der Bescherung da und schauten sich an. Ob sie dabei auch etwas gedacht haben? Mir wenigstens wurde es erst am nächsten Tage klar, wie dumm und herzlos der ganze Trubel gewesen war. Weinen hätte ich mögen, so bitter hat mich das beschenkte gehetzte Kind erbarmt. Wie schön, wie süß und freudenreich wäre der Christabend gewesen, wenn es seinen Baukasten bekommen hätte und sonst nichts! Nichts, das es gestört, beunruhigt, abgelenkt hätte von der behaglichen Kindesfreude. Aber nein, kistenweise muß ihm das Christbaumglück vorgeschüttet werden, damit auch dieses sonst so liebliche Glück an sich selbst ersticke. Dasselbe wiederholt sich im Kreise einer so barbarisch liebenden Familie zum Geburtstag, zum Namenstag und zu Weihnachten alljährlich wieder. Ja, so erzieht man die Kinder! Erzieht sie zur Gier, zur Oberflächlichkeit, zur Ruhelosigkeit, zur Nervosität.

Aber — habe ich das einst nicht auch meinen Kindern angetan? Die Eltern behandeln ihre Kinder nur zu oft als eine Spielerei für sich selbst, „beglücken" sie nach eigener Laune. Mein Gott, wenn schon die selbstloseste Liebe so selbstisch ist! — Erst in alten Tagen sieht man klarer und da habe ich mir vorgenommen, kein Kind mehr mit Spie-



Kleine Laube.

Nächtliche Einfälle.

Jemand hat gemeint, es wäre nicht ohne, wenn man die nächtlichen Einfälle und Gedanken eines Poeten, die so im Halbschlummer zu kommen pflegen und dann wieder flüchtig verhuschen, auffangen und festmachen wollte. Wenigstens darauf hin, ob sie ein Tageslicht aushalten könnten, oder ob die traumhaften Einfälle solcher Leute noch krauser sind, als ihre Gedanken am hellen Tage. Derselbe jemand hat mir einen Abreißblock geschenkt, der am Bette aufzuhängen ist und auf dem man im Halbschlummer und im Dunkeln nach fast spiritistischer Art mit dem Bleistift die flüchtigen Einfälle anmerken kann. Da kommt manches Wort wie mancher Gedanke bisweilen quer über den andern zu stehen. Wollen wir einmal etliche dieser Halbtraumgedanken aufzeigen:

Einst hatte ich mir eingebildet, ich wäre der Mann dazu, um die Menschen von ihrem großen Elende zu befreien. O Überhebung! Heute wäre ich froh, ihnen das Elend auch nur ein klein wenig lindern zu können. Und dazu wäre jener Weg, den ich einst einschlug, vielleicht der bessere: nämlich die Leute l a c h e n zu machen. Wie dankbar waren sie dafür und wie dankbar wären sie noch heute, aber — wir h a b e n nichts zu lachen. Oder doch? Wäre alles das, was uns in der gesellschaftlichen und politischen Welt quält, peinigt, als Unrecht, als Niedertracht antritt, nichts als eines Lachens wert?

Na, dann lachen wir.

⁂

Ich glaube, daß die negativen Tugenden schwerer zu üben sind, als die positiven. Etwas Böses, das man tun möchte, zu unterlassen, ist schwerer, als Gutes, das einem sauer ankommt, doch zu tun. Im ersteren Falle sind oft Naturanlagen und immer wieder anstürmende tierische Kräfte zu überwinden; in letzterem Falle handelt es sich zumeist um die Gewohnheit und um ein einmaliges Aufraffen. Dazu kommt, daß Gutes tun eine befreiende Tätigkeit erfordert, Böses meiden an sich nur ein Müßiggang ist. Vielleicht könnte man sagen, daß das Unterlassen einer lockenden Sünde ohne Ausübung einer rechtschaffenen Tat überhaupt nicht möglich ist.

⁂

In Sachen der Malerei wird oft ziemlich überflüssiger Weise gesagt, daß dabei nicht der Gegenstand, der gemalt wird, sondern die Malerei das Wichtigste sei. Ein gut gemalter Kretin sei wertvoller, als ein schlecht gemalter Engel. Das ist aber ein

selbstverständlich zu plebejisch sind, finden dieselben erst genießbar, wenn eine Köchin sie mit Unschlitt oder anderem Fette zubereitet hat. Man sieht, unsere Vornehmen sind durchaus nicht so hochmütig verwöhnt, als die böse Welt manchmal zu behaupten die Dreistigkeit hat.

Unvahofft.

In Volksmundart von Hans Mittendorfer.

's Lebn is wia 's Wöda,
Bald hell und bald trüab;
Bald regnt's und bald scheint wieda
D' Sunn so viel liab.

*

Nach'n Regna vaziagn si
Moast d' Wolkan schen stad,
Wia wann kloanweis a Kranks
Wieda gsund wern tat.

*

Is 's schen gwön a Zeit,
So steign Nebl in d' Heh
Beim Wald drobn eisgraw,
Bringan Regn oda Schnee.

Ma siachts, daß was kimmt
Und man richt si darnah;
Und nachher kanns kemma,
Wann's da is, is 's da.

*

Und iabl kriagt 's Gwölkat
Auf oanmal an Riß
Und a Sunnstrahl geht liacht
Üba d' Felda und d' Wies.

Und stroaft a dar 's Herz,
Dös warmt und tuat wohl;
Vor Lust und vor Freud
Wird's zum Übergehn voll.

*

Oft siagst nöt a Wölkerl,
Frei drucka tuat d' Hitz.
Und auf oanmal wird's trüab
Und es zuckt schan da Blitz.

Es flammt und es kracht
Und daher schiaßt da Wind
Und zum Rieſln fangts an,
Unta's Dach treibt's di gschwind.

Du flüchtst di. Dei Troad
Schlagt's dar eini in 'n Grund,
Dei Arbeit, dei Hoffnung,
Koa Halm bleibt da gsund!

*

Oft lacht da grad 's Herz,
So schen bluaht eahm d' Woad;
Und mittn in's Glück
Fallt Trüabsal und Load.

Schlagt 's Unglück in's Herz,
Dei Strohdachl, d' Freud,
Vaflaukt da gar schnell,
Findst zum Löschn koa Zeit.

*

Ja, iabl kimmt ebbs
Und dös iabl kimmt oft,
Bringt Freud oda Load,
D' Leut sagn: „unvahofft".

Da Sunnstrahl, der hoamli
Durch d' Wolkan gschwind schliaft
Und der im Vorbeistroafn
's Herz a weng triafft.

Und da Blitz, der dei Glück,
In an Augnblick varnicht —:
Koa Mensch hätt's enttraut,
Sunst hättst di ja gricht.

Wann 's d' siagst, daß was kimmt,
Baust für; und darnah
Sagst mit ruhigna Gmüat:
Na, wann's da is, is 's da!

*

Bau für, daß d' dös sagn kannst,
Wann der mit da Sengst,
Da Zaundürr amal winkt,
Daß d' 's Tagweri hengst.

Denn der, Freund, der bleibt da
Ganz sicha nöt aus;
Er woaß an iads Derfl,
Er findt an iads Haus.

Er laßt si nöt blendn
Durch Reichtum und Putz;
Er laßt si nöt schrecka
Durch Elend und Schmutz.

Er kimmt — aba wann?
Kannst di hinlegn in's Bett
Und sagn: „Kemma kannst,
Aba unvahofft nöt!" . . .

Ein ganzes Buch voll Gotteslästerungen.

Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde von Richard Andree. Mit vielen Abbildungen. (Braunschweig. Friedrich Vieweg u. Sohn. 1904.)

Da kommt ein Gelehrter und hebt all das Unglaubliche vor das Auge der Öffentlichkeit und sagt nicht, er erzähle von alten Heiden, sondern sagt, das was er beschreibt, komme im katholischen Volke unserer Tage vor. Er spricht ohne Tendenz, nur als Gelehrter. Wir aber faßten es nie so ruhig auf als ein Mann, der solche Dinge nur sammelt und einordnet, um den Zusammenhang mit dem Altertum und den Zusammenhang verschiedener Völker untereinander nachzuweisen, ferner aus Interesse für Kuriositäten und aus sonst mancherlei wissenschaftlichen Gründen. Der Verfasser hat ein stattliches Buch geschrieben über den grenzenlosen Sumpf von Aberglauben, in dem das katholische Volk Süddeutschlands und der Alpen watet und worin das Christentum, wie es Jesus gepredigt, freilich ersticken mußte, wenn es überhaupt je einmal aufgekommen war.

Das Buch spricht von den unglaublichsten Ausartungen des Heiligenkultus, von den oft gar bedenklichen Eigentümlichkeiten der Wallfahrtsorte, Wunderbilder und Votive. Es spricht von den Wachs- und Eisenfiguren, Tiere, Menschen, menschliche Gliedmaßen ohne Ausnahme (!) darstellend, die den Heiligen verehrt und von der Kirche geweiht werden. Das Buch spricht von jenen, den Heiligen geopferten Geräten, Werkzeugen und Kleidern, Haarzöpfen, Bärten, hohlen Zähnen, abgetrennten Gliedmaßen, Eingeweiden, die in Kirchen und Kapellen zusammengetragen und aufgehäuft werden. Es erzählt von kettenumspannten Kirchen, vom Stefansritt, wobei der Bauer auf seinem Pferde dreimal um die Kirche reitet, damit schließlich das Tier vom Priester gesegnet werde; von verschluckten Marienbildchen, von heiligen Quellen und Fieberbründeln, von Geburtshelferkröten, Käsemirakeln, geschleppten Bußkreuzen, Wetterkreuzen, vom Knierutschen und anderen Kasteiungen. Es erzählt von phallischen Opferfiguren, von Anrufung der Heiligen um Beistand in Diebstahl, Verführungskünsten und anderen Verbrechen. Die Aufzählung solcher Dinge, stets mit Belegen, oft mit Bildern versehen, geht ins Unendliche. Kurz, das mit großer Sammelfreude, Gelehrsamkeit und vielem Fleiß verfaßte Werk beweist mit der Ruhe des Gelehrten, daß diese „Katholiken Süddeutschlands“ pure Heiden, und zwar solche niedriger Gattung sind. Vom christlichen Standpunkte aus Gotteslästerer schlimmster Art, setzen wir bei. Und andererseits ist vieles daran wieder so herzlich und schmerzlich rührend, so tief volksecht, daß man es von diesem Standpunkte aus kaum missen möchte.

Die Kirche, meint der Verfasser, sei wohl vom Anfange an mit solchem Götzendienste nicht einverstanden gewesen, habe aber die heidnischen Sitten der alten Germanen gewähren lassen, wenn sie diese für sich allmählich gewinnen wollten.

Allmählich gewonnen wurden sie, die Germanen, doch die Kirche machte wenig Miene, diese krassen antichristlichen Sitten abzuschaffen, im Gegenteil, sie weiht, segnet die Opfergegenstände und hat ihren Kultus und Ritus längst so eingerichtet und befestigt, daß das wildheidnische Treiben nur gefördert wird. Es wäre kein Wort darüber zu verlieren und man könnte die Erscheinungen ruhig in das Kapitel religiöser Verirrungen einordnen, wenn die Kirche sich nicht als die wahre und einzig wahre Trägerin der Religion Jesu Christi ausgäbe und nicht immer wieder bestrebt wäre, andere christliche Bekenner zu diskreditieren. Und wenn jemand sich erlaubt, die unglaublich albernen abergläubischen Sitten, wie sie in diesem Buche in unerhörten Mengen aufgezählt und bewiesen sind, zu tadeln, zu verspotten, so sprechen kirchliche Blätter von „gewissenlosen Angriffen auf die heilige Religion.“

Es gibt zwar Seelsorger (doch waren ihrer einmal mehr als heute und hoffentlich werden ihrer wieder mehr) die gegen krassen Aberglauben mit Eifer vorgehen. Noch mehr

unpassender Vergleich, wir wollen beides nicht. Wir wollen keine gut gemalten Kretins, weil die Kretins widerlich sind, und wollen keine schlecht gemalten Engel, weil schlechte Malerei häßlich ist. Ein ungeheurer Konflikt. Aber ich weiß einen Ausweg, ihr modernen Maler. Gebt uns gut gemalte Engel!

*
* *

Wenn man begeistert von einem Buche zum Freunde sagt: Das mußt auch du lesen! so sollt' man ihm nicht bloß das Buch in die Hand legen können, sondern auch die glückliche Stimmung, in der man es selbst gelesen. Von dieser Stimmung hängt es großenteils ab, daß ein Buch „gut" ist, das heißt, auf uns gut einwirkt. Ein bedeutender hochgestimmter Mensch wird aus einem mittelmäßigen Buche mehr Gewinn ziehen, als ein gewöhnlicher mit dem Alltagsherzen aus einem guten Buche. Der Wert einer Schrift für uns besteht nicht bloß in dem, was sie uns gibt, sondern auch in dem, was sie in uns aufweckt. Besonders das poetische Werk kann uns nur das zeigen, was wir selbst sind.

*
* *

Glasmalerei wird erst ein Bild, wenn im Hintergrunde ein Licht ist. Das Bild wird erst ein Kunstwerk, wenn im Hintergrunde ein Gedanke ist.

*
* *

Der Orthodoxe und Zelote hat den bequemsten Standpunkt. Er bedarf weder Geistes- noch Herzensgaben, waffnet sich mit Eigensinn, bleibt auf dem Schutte starr stehen und dünkt sich ein Held.

*
* *

Die Leute mit einer Lüge anzulügen, das hält schwer, dafür ist die Welt mit der Lüge allzuvertraut — am liebsten glaubt sie gar nichts. Darum ist es am klügsten, die Leute mit der Wahrheit anzulügen. Man tut das, indem man in der Absicht, nicht geglaubt zu werden, mit dem unschuldigsten Gesichte die Wahrheit sagt. Die schlaue Welt glaubt das Gegenteil und man hat seine Absicht erreicht.

*
* *

Fürst: Die Welt wird zu klein.

Kanzler: Ganz richtig — oder fast noch besser: Die Leut werden zu groß.

Fürst: Wie verstehen Sie das, Exzellenz?

Kanzler: Nämlich: Die Leute werden zu groß in ihren Ansprüchen. Jeder will ein größeres Teil besitzen, als früher. Und so wird nebst anderem auch der Boden zu enge. Mehr Land oder weniger Leute.

Fürst: Es scheint also, daß wir einen Krieg brauchen.

Kanzler: Für alle Fälle, Durchlaucht. Gewinnen wir, so haben wir mehr Land, verlieren wir, so haben wir weniger Leute.

*
* *

Ich bin lieber der Beleidigte als der Beleidiger, weil ich lieber der Gläubiger bin, als der Schuldiger.

Was ist Krieg?

„Sich in Herden von 400.000 Mann vereinigen, Tag und Nacht ohne Ausruhen marschieren, nichts lesen, niemandem nützen, in Unsauberkeit versinken, im Schmutz schlafen, wie das Vieh leben, in beständiger Betäubung Städte plündern, Dörfer in Brand stecken, Völker zugrunde richten und dann einer anderen ebensolchen Anhäufung von Menschenfleisch begegnen, sich auf sie stürzen, Ströme von Blut vergießen, die Felder mit Stücken von Menschenfleisch bedecken und den Boden zur Lagerstatt menschlicher Leichen machen, Arme und Beine verlieren, sein Gehirn verspritzen ohne den geringsten Nutzen für irgend jemanden, während Eltern, Gatten, Kinder daheim Hungers sterben: — das also heißt die Menschen schützen vor dem krassen Materialismus!“ Maupassant.

Lustige Zeitung.

In der Reitbahn. Unteroffizier: „Kerl, Sie hängen ja fortwährend nach links! Sie haben wohl Ihre ganze Löhnung in die Hosentasche gesteckt?“

Ein Taubstummer. Herr: „Was fehlt Ihnen denn, sind Sie vielleicht taubstumm?“ — Bettler: „Ja, leider, gnädiger Herr!“

Buchstäblich befolgt. „Na, na, was fangt Ihr denn da an, Michel?“ — „Ach, wissen Sie, ich will verreisen, mein Doktor sagt, ich müßte mit der Medizin acht Tage fortfahren.“

Gut gesagt. A.: „Was halten Sie von Deutschlands Kolonien?“ — B.: „Mich fern!“

Schlagfertig. Im Parlament wird ein Mitglied zur Ordnung gerufen und der Präsident fragt das betreffende Mitglied ziemlich barsch: „Haben Sie noch etwas darauf zu erwidern!“ — „Nichts — würdiger Herr Präsident.“

Der wartende Kutscher. Sir William Traggs ist selbst im Lande des Spleens als sehr exzentrisch bekannt. Im vorigen Herbst wollte er auf seiner neuen Jacht eine kleine Probefahrt machen und nahm sich eine Droschke, um nach dem Hafen von Brighton zu fahren, wo seine Jacht lag. „Warten Sie hier,“ sagte er zum Kutscher und ließ sich dann nach seinem Schiffe bringen. Er hatte eigentlich nur eine Stunde fortbleiben wollen, doch die Yacht schoß so prächtig dahin, die Luft wehte so frisch und Sir William behagte es so wohl an Bord, daß er beschloß, gar nicht mehr an Land zu gehen, sondern gleich um die Welt zu fahren. Und der Kutscher am Strande von Brighton? Was tat der? Er wartete. Den folgenden Tag, die Tage darauf rückte und rührte er sich nicht. Nur bat er um die Erlaubnis, eine Art Schuppen zum Schutze für sich und sein Pferd aufzurichten. Das Jahr verstrich. Der Kutscher wartete; er saß auf der Türschwelle seiner Hütte, rauchte seine Pfeife und hielt die Peitsche in der Hand. Auch das Pferd war immer angeschirrt und wurde von dem Stehen fetter und fetter. Da, eines Tages ward die Jacht des Sir William Traggs im Hafen signalisiert. Sie kehrte von ihrer Weltumsegelung zurück. Die erste Person, die Sir William vors Gesicht bekam, als er ans Land stieg, war der wartende Rosselenker. Der Sir zeigte keine Spur von Überraschung: „Allright!“ sagte er, „wieviel macht's?“ Der andere zog eine sorgsam geführte Rechnung hervor. Sie belief sich auf etwa 50.000 Franks. Ohne eine Miene zu verziehen, riß Sir William ein Blatt aus seinem Scheckbuch, füllte es aus und reichte es dem Kutscher. Dann ließ er sich zu seinem Hotel fahren und wollte hineingehen. Doch der Kutscher hielt ihn zurück: „Und die Fahrt?“ — „Ach, richtig,“ und er gab ihm noch zwei Schilling.

aber gibt es andere, die ihn still und behaglich dulden. Sie sagen, den Glauben dürfte man dem armen Volke nicht nehmen. In Not und Kümmernis könne selbst der Aberglaube beruhigend, unter Umständen sogar heilend wirken. Das ist soweit ganz philosophisch gesprochen; ja, der Glaube und die Vorstellung wirken psychisch viel. Doch wenn schon dieser armselige, niedrige Aberglaube viel wirkt, wie unendlich mehr würde erst die reine Lehre Jesu wirken! — Wann wird wieder ein Bonifazius kommen, der mit dem Evangelienbuche die Heiden ausrottet?

Das war eine Abschweifung. Das Buch „Votive und Weihegaben" ist eine kulturgeschichtliche Urkunde und — trotz des Unerfreulichen seines Inhaltes — ein völkerkundliches Werk von hohem Interesse. Es scheint wohl nur für Freunde der Volkskunde verfaßt worden zu sein, aber wir wünschten, es würde auch weiter recht viel gelesen, von Priester und Laien. Nur um Gotteswillen nicht von Protestanten . . .

R.

Lichtmeßopfer.

Mitgeteilt von Franz Goldhann.

In einigen Pfarren der östlichen Steiermark wird am Anfange des Jahres für die Beleuchtung der Kirche gesammelt (sogenanntes „Lichtmeßopfer"). Die Kirchenkerzen werden am Lichtmeßtag, dem 2. Februar, in der Kirche geweiht. Die Sammler singen beim Betreten der Häuser gewöhnlich folgendes Lied:

Wir grüaßen den Hausherrn und seine Hausfrau,
Wir grüaßen den Sohn, die Tochter Jungfrau,
Wir grüaßen den Knecht, wir grüaßen die Dirn,
Wir grüaßen das Kind, wenn ein's liegt in der Wiag'n.

Wir grüaßen und ehren das Jesulindlein,
Die Mutter des Herrn, Maria Lichtmeß rein,
Wir grüaßen und ehren schon viel' hundert Jahr'
Maria am Weizberg auf dem Hochaltar.

Was wünsch' ma (wir) dem Hausherrn, was möcht' ihm lieb sein?
Einen Beutel Dukaten oder gar viel im Schein (Papiergeld),
Viel Glück zu seinen Kindern, zum Pferd und Schwein,
Im Hirbst (Herbst) a schön's Lesen (Weinlese), viel Troad (Getreide) und viel Wein.

Was wünsch' ma der Hausfrau, was tät sie denn liab'n:
Viel Glück im Eh'stand a Kind in der Wiag'n.
Die Speiskammer finster, die Kuchel schön liacht,
Daß, wenn s' was tuat kochen, daß a dabei gsiacht (sieht).

Was wünsch' ma dem Sohn und der Tochter Jungfrau:
Viel Freud' zu ihren Eltern, a Heiratsguat auch,
Ein tugendsames Leben, ein ehrbares G'wand,
Und wenn s' amol heiraten viel Glück im Eh'stand.

Was wünsch' ma dem Knecht, was wünsch' ma der Dirn,
Gott kann es wohl geben und so brauch' ma net liag'n (lügen),
Dem Knecht a poor Taler, der Dirn an schön' Ring,
Und wenn s' amol heirat'n, daß i a dabei bin.

Und was wir euch wünschen, das mache Gott wahr,
Das is unser Wunsch, für's heurige Jahr.
Wir wünschen euch allen viel Glück und viel Segen
Und nach euerem Absterben das ewige Leben.

Goethe und Schiller und die Frauenfrage. Von Natalie von Milde. (Hamburg. Hermann Seippel. 1904.)

Wahrlich eine prächtige Idee, in der so viel umstrittenen Frauenfrage unsere zwei größten Dichter zu Wort zu laden. Lösen sie die Frage auch nicht im modernen Sinne, so wissen sie doch im menschlich-natürlichen Sinne das rechte Wort zu sagen. T.

Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner. (Berlin Nr. 54, Brunnerstraße 10.)

Wie es im Nachworte heißt, der erste Versuch, den Deutschen in einem Buche zu zeigen, welche Schätze von ihren Propheten hinterlassen wurden. Wenn das Buch allmählich vervollständigt wird, meint der Herausgeber, dann werde es ein gleichwertiges Gegenstück sein zur Juden- und Christenbibel! Zu viel gesagt schon darum, weil ohne Juden- und Christenbibel die Germanenliteratur gewiß nicht das wäre, was sie heute ist. Wir alle, seit Tausenden von Jahren, sind Schüler dieser alten Bibel und das Allerbeste der Allengrößten reicht kaum an sie heran. Um so löblicher ist die Absicht des Herausgebers, durch Zusammenstellung von Bruchstücken aus Meisterwerken deutscher Dichter und Denker der alten Bibel ein Nachbild zu schaffen. Im Grunde sind solche Sammlungen stets ein geistiges Bild des Herausgebers, sie sind vom Standpunkte einer bestimmten Persönlichkeit aus gewählt, geben daher ein einheitliches Menschenbild, was freilich dann seine enge Begrenzung hat, gegenüber jenem Menschheitsbilde der Bibel. Aber dafür, so wünscht es der Herausgeber, soll das Werk ja ausgestaltet werden. Hier ist nur ein Anfang gemacht. So finden wir in dieser Germanen-Bibel, die eine Anthologie eigenster Art ist, eine systematische Zusammenstellung von Schriftstücken, Gedichten, Aussprüchen und Auszügen von Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul, Kleist, Schefer, Hebbel, Böhme, Leibnitz, Kant, Schoppenhauer, Nietzsche, Rosegger und andere.

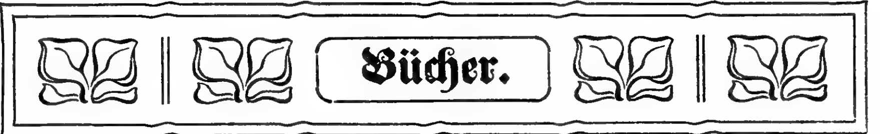
Die Neueren hätten vielleicht wegbleiben können, weil sie zu sehr mitten in der Zeit stehen und es noch nicht klar sein kann, wie weit sie sich bewähren. Was die Großen anbelangt, so haben wir schon beim bloßen Durchblättern des Buches Schätze entdeckt, die sonst nie ans Tageslicht kommen, die vergessen waren. So sprechen längst vergangene Sänger und Weise zu den heutigen Geschlechtern und siehe, sie sagen dasselbe wie unsere Geister der Zeit, nur zumeist viel klarer und schöner. Allerdings mit Ausnahme einiger deutscher Philosophen, denen man Volkstümlichkeit und Klarheit nicht zum Vorwurf machen kann. Der Anhang dieser Germanen-Bibel enthält — die 78 Artikel der Verfassung des Deutschen Reiches. Für den ersten Augenblick kurios. Bald sieht man die Riesengeistesarbeit an Weisheit und Klugheit, die in diesem Gesetzwerke steckt, das wohl als ein Seitenstück zu den Gesetzen des Moses gedacht ist? Diese Germanen-Bibel kann und soll ein deutsches Hausbuch werden. Als solches wird sie Segen stiften. H.

Bergbrevier. Berglieder aus Tirol. In Verbindung mit Anton Renk, Alexander Burckhardt, Karl Dallago und Paul Rossi, herausgegeben von Artur von Wallpach (Innsbruck. A. Edlinger.)

Aus Tirols Bergen kommt den Bergfreunden Alldeutschlands ein Dichtergruß zu. Die Jungtiroler singen von der Schönheit ihrer Heimat, vom Glanz der Firne, vom Rauschen der Bergwässer, von der farbenreichen Pracht der Lande, wo der dunkelrote Wein reift; sie singen zum Preise deutscher Art und Sitte, wie einst ihr Landsmann Walther sang, und sie finden erzene Klänge zu Kampfliedern. Anton Renk eröffnet das Buch, das dem Andenken des Tiroler Wanderers Dr. Heinrich Noë gewidmet ist, mit einer Reihe formschöner, kräftiger, bergentsprossener Gedichte. Alexander Burckhardt ist der ausgesprochenste Alpinist unter den Fünfen; er schildert mit Innigkeit, Bild an Bild, die schönsten Landschaften des treuen Landes, und spart es nicht, manchmal mit einem satyrischen Seitenhieb die Modetouristen und andere Alpensünder zu bedenken. Karl Dallago erfaßt die Landschaft mit ungemeiner Zartheit und malt sie nach mit Klängen und Farben. Zum erstenmale tritt der jüngste der neuen Tiroler Schule, Paul Rossi, mit mehreren Gedichten vor die Öffentlichkeit. Seine Lyrik ist von solcher mit Stimmung und Farbe gesättigter Art, daß sie zeilenweise gewogen werden darf und auch einen andächtigen Leser verlangt, der langsam zu genießen vermag. Der Bergfreund, der dies Büchlein zur Hand nimmt, wird es können. Artur von Wallpach, der mit Anton Renk schon längst die Jungtiroler am deutschen Büchermarkte vertritt, verdient Dank für die Veranstaltung dieser Sammlung. V.

Arme Seelen. Geschichten und Schnurren von F. v. Ostini. Buchschmuck von Paul Rieth. (Stuttgart. Verlag Adolf Bonz & Ko.)

Geschichten à la Maupassant, glatt und pikant in der Form, fein zugespitzt in der Pointe, schlagend in der ethischen Wirkung. Die sarkastische Art des Autors ist aus der „Jugend“ bekannt; in den vorliegenden dreißig Geschichten greift er auch in tief poetisch empfundenen Szenen ans Herz, so gleich in



Bücher.

Fritz Reuter im Hochdeutschen. Der große plattdeutsche Dichter Fritz Reuter hatte einmal daran gedacht, einzelne seiner Werke ins Hochdeutsche zu übersetzen, hat sich aber doch nicht dazu entschließen können. Und das ist ein Glück. Während er das schon vorhandene Werk umgearbeitet hätte, wäre kein neues entstanden. Plattdeutsch, wie Reuter, kann keiner mehr schreiben, übersetzen, das können auch andere. So hat es nun Otto Heidmüller (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung) unternommen, Reuters „Ut mine Stromtid"[1]) in die deutsche Gemeinsprache zu übertragen, damit das köstliche Buch auch die Süddeutschen und wir Österreicher genießen könnten. Man hat sich gegen diese Sache aufgelehnt: Reuter zu übersetzen sei Frevel, dieser Dichter lasse sich nicht übersetzen, er müsse im Plattland bleiben.

Das verstehe ich nicht. Wenn Reuter wirklich ein großer Dichter ist, so ist er's nicht bloß in der Form, sondern auch im Gehalt, und dann muß er sich — wie alle großen Dichter — auch in andere Sprachen übersetzen lassen. Wie erst recht in die — Muttersprache. Ich möchte natürlich nicht ein Wort an Reuters Plattdeutsch streichen oder ändern, aber das bleibt ja wie es ist. Die Übersetzung schöpft, ohne die Quelle zu verringern. Denen, die Reuter bisher hatten, wird er nicht genommen, und vielen, die ihn nicht hatten, wird er gegeben.

Dazu, glaube ich, hat es der Übersetzer gar geschickt gemacht. Hochdeutsch in der Übersetzung sind vor allem die erzählenden Partien; die den Sprecher charakterisierenden Gespräche sind in Platt beibehalten. Weil das Hochdeutsch also die Handlung, die Zustände, die Situatinn, die Gestalten klar macht, so sind die sich darauf beziehenden mundartlichen Gespräche nicht schwer zu verstehen. So wird man ohne besondere Schwierigkeiten in das Platt eingeführt. Aber selbst Heidemüllers Hochdeutsch ist (Gott sei Dank und tausendmal Dank!) kein Schuldeutsch, kein akademisches Deutsch. Es behält die volkstümliche Art bei, es ist der Reutersche Stil und Sprachgeist noch in ihm. Stellenweise erinnern die hochdeutschen Partien an die deutsche Übersetzung der Werke von Boz Dickens. Dem lieben Onkel Bräsig ist kein Haar gekrümmt worden, der spricht ja „messingsch" und das braucht für den Deutschen keine Übersetzung.

Vielleicht gibt es gar keine bessere Art, den Süddeutschen sachte und sicher ins Platt einzuführen, als eine solche Behandlung. Machen wir's doch auch schon mit der süddeutschen Mundart so für die Norddeutschen. Die Zeit ist vorbei, da der Kohlenbrenner wie ein Pfarrer sprach; es ist längst nichts mehr Neues, daß in hochdeutschen Erzählungen die Gespräche dem Stande und der Bildung des Sprechers angepaßt werden. Das Allgemeine in der allgemeinen Sprache, das Örtliche in der Ortssprache. Wohl auch die „Heimatskunst" meint es so.

Die Zeit der allgemeineren Verdeutschung Reuters mußte kommen und wer ihm die abspricht, der verkennt seinen Dichterwert. Nicht etwa, als ob wir wünschten, er selbst hätte seine Werke im Hochdeutschen geschrieben! Die größte Torheit, das nur zu denken. Ich wollte, unsere Heimatsdichter schrieben alles in ihrer Heimat Mundart; um eine „Verdeutschung" des Guten für die Allgemeinheit wäre mir nicht bange. **R.**

[1]) Aus meiner Landmannszeit.

Der Überkater. Roman von Joh. Rich. zur Megede. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Wenngleich dieser Überkater auf eine Reihe literarischer Vorfahren zurückblicken kann, unter denen Kater Murr und Hidigeigei die berühmtesten sind, so ist er doch eine durchaus selbständige und auch durchaus moderne Persönlichkeit. Die eigentliche Erzählung erhält einen besonderen Reiz durch die farbenprächtige, lebensvolle Schilderung der internationalen Kurorte, die den Hintergrund der Ereignisse abgeben. V.

Marbacher Schillerbuch. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag. Herausgegeben vom Schwäbischen Schillerverein. (Stuttgart. J. G. Cotta Nachf. 1905.)

Das Schillerjahr beginnt mit einem prächtigen Festbuche. Das enthält von bedeutenden Schriftstellern Aufsätze über Schillers Leben, sein Verhältnis zu Zeitgenossen, zur Kunst, zur damaligen Geisteskultur überhaupt. Es wäre schwer, die bunte Reihe der Aufsätze zusammenfassend zu charakterisieren, es muß genügen zu sagen, daß das Buch für jeden Schillerfreund von großem Interesse ist. Wir pflegen sonst selten der Ausstattung zu erwähnen, an diesem Werke dürfen die vielen sich auf Schiller und seinen Kreis beziehenden Bilder, besonders aber der große prachtvolle Buchdruck nicht unbemerkt bleiben. H.

Bosnische Volksmärchen. Von Milena Preindlsberger-Mrazović. Mit einem einleitenden Essay von Professor Vatroslav Jagić und illustriert von Ewald Arndt. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Nord und Süd. Neue Folge von Novellen und Skizzen nach dem Leben von M. E. Freifr. Malapert-Neufville. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Augenblicksbilder aus einem Jugendleben. Von Charitas Bischoff. (Leipzig. H. G. Wallmann. 1905.)

Die Brautehe. „Der fromme König". „Was die Liebe tut". Drei Bühnenspiele von Albert Eisert. (Dresden. E. Pierson.)

Entschwundene Gestalten. Erzählungen aus dem rheinischen Gemeinde- und Familienleben von Arthur Kahn. (Berlin. H. Itzkowski. 1904.)

Die Schneiderrache von Mackebach. Ein Dorfidyll in pfälzischer Mundart von Richard Müller. (Kaiserlautern. Eugen Crusius. 1904.)

Zwei von den Armen. Erzählung von Julius Rauh. (Berlin. Otto Janke.)

Cries Rekord. Roman von Frank Roehdenns. (Dresden. E. Pierson.)

Tropfen im Meere. Ein Märchen für Erwachsene. Von Adyr Seyth. (Dresden. E. Pierson.)

Fanfara. Skizzen und Novellen von E. Viereck. (Zürich. Caesar Schmidt.)

Reinhilde von Brinborg. Novelle von Richard Sannek. (Graz. Kommissionsverlag Leykam. 1905.)

Vergangene Tage. Von Emil Hügli. (Bern. Neukomm & Zimmermann.)

Der moderne Gott. Drama in drei Akten von Dav. Wachs. (Dresden. E. Pierson. 1904.

Lieder eines früh Verstorbenen. Von Ernst Prager. (München. Karl Haushalter. 1905.)

Pflücke das Leben! Humoristische Gesichte und Satyrspiele von Edmund Baumann. (Berlin. „Verlag im Goethehaus".)

Lieder und Zähren. Von Otto Glogau-Nikolsburg. (Berlin. Nec Sinit.)

Heimatsklänge in der Fremde. Gedichte von Johannes Rudolph. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Hochgebirge. Bilder und Stimmungen aus den Raibler Dolomiten von E. F. Kastner mit Federzeichnungen von Hans Wagner und A. Hofrichter. (Wien. Selbstverlag des Verfassers.)

Gedichte. Von Elisabeth Grundschöttel. Zweite, vermehrte Auflage. (Dresden. E. Pierson.)

„Gmüatliche Sachn". Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Gregor Goldbacher. (Steyr. Sandböksche Buchhandlung.)

Aus des Lebens Rätselweiten. Verse von Max Mayer. (Kiel. Verlag der „Zeitstimmen".)

Die Katastrophe in Goethes Faust. Von Karl Enders. (Dortmund. Fr. Wilh. Ruhfus. 1905.)

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen im Volkshochschulverein in München gehalten von Dr. J. Unold. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.) Zweite, verbesserte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Die Religion eines Gebildeten Von Francis G. Peabody. Deutsch von E. Müllenhoff. (Gießen. J. Ricker.)

Der Charakter Jesu Christi. Von Francis G. Peabody. Deutsch von E. Müllenhoff. (Gießen. J. Ricker.)

Im Reich der Lüfte. Von A. Santos-Dumont. Reich illustriert. Übersetzung von Ludwig Holthof. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wie ist in den Gemeinden der Sinn für die Geschichte der Heimat zu wecken und zu pflegen? Von Fr. Bernh. Störzner (Leipzig. Arwed Strauch.)

Im Gottesländchen. Aufzeichnungen eines wanderfrohen Studenten aus dem Jahre 1893. Von Edgar Baumann. (Reval. Kluge und Ströhm. 1904.

Zur Geschichte der „Germania". Aus den Kämpfen der deutschnationalen Studentenschaft Prags. (Prag. Anton Renn. 1904.)

„Der Deutsche." Herausgeber Adolf Stein. Erscheint wöchentlich. (Berlin. Verlag des Deutschen.)

„Blätter für literarische Unterhaltung". Von Otto Koenig und Herm. Krimmel. 1. Heft. „Lenau-Kerner". (Wien. J. Bernay.)

Deutschvölkliches Jahrbuch für 1905. Herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen. (Prag.)

Rohrers Kalender-Handbuch 1905. (Brünn. R. M. Rohrer.)

Gedenkblatt zur Enthüllung des Grabmales für Hugo Wolf am Wiener Zentral-Friedhof. (Wien. Hugo Wolf-Verein. 1904.)

Die Demonstrations-Düngungsversuche in Kärnten. (Analysen von Kärntner Böden.) Von Dr. H. Svoboda. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich". 1904.

der Einleitung „Arme Seelen", „Wenn die Stunden schlagen", „Mutter mach es wieder ganz" und in manch anderen. Sein Witz ist keine Witzelei, sein Humor entspringt aus dem Mitleid, das ganze Buch einer starken, weltkundigen Individualität. H. F.

Lucidor der Unglückliche. Erzählung von Otto Hauser. (Stuttgart, Bonz & Co.) Die Geschichte eines schwermütigen Poeten, den eine Blutschuld durch die Länder treibt, von Abenteuer zu Abenteuer, bis er wieder in der Heimat mit der Sühne seiner Schuld den Frieden findet. Der Ton der schönen Erzählung erinnert an die duftigsten Novellen Storms, die leichten Farben, mit denen das Zeitkolorit des 17. Jahrhunderts angedeutet ist, erhöhen den eigenartigen Reiz des Buches. H. F.

Nur gemütlich! Heitere Geschichten und Gestalten aus Obersteiermark von Adolf Frankl. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei. 1904.)

Der Titel ist gut. Was der Steirer so unter Gemütlichkeit versteht, das geht behäbig und behaglich durchs Buch und es dürfte wohl manchem Leser dabei auch behaglich werden. Das heißt, wenn er einen Spaß versteht, auch gelegentlich einen derben. Für Salondamen ists aber nichts. Möglicherweise ist das fürs anspruchslose Büchlein die beste Empfehlung. So viel für diesmal. Wer es liest und sich dabei ergötzt, der solls weiter empfehlen. H.

Zeitgenossen. Satyren und Skizzen aus Wien von Eduard Pötzl. (Wien. Robert Mohr. 1905.)

Alljährlich nur ein schlichtes Bändchen, das uns der liebenswürdige Humorist spendet. Doch ist es vollgerüttelt von Vergnügen. Grundzug ist die Ironie, eine Form, die immer trifft und doch nicht eigentlich verletzt, so daß auch die Getroffenen mitlachen können. Stücke wie „Die Antifexen", „Reisekost", „Nachtlebenversicherung", „Verbotene Früchte", sind Weisheiten in der Schellenkappe, die unter Umständen wirksamer sein können, als der pathetischeste Sermon. Es geht hauptsächlich die Wiener an, aber das Kapitel „Über den Semmering" kommt auch den Steirern nahe. H.

Dritte und vierte Schwind-Mappe. Herausgegeben vom „Kunstwart". 7 Blatt mit erklärendem Text von Ferd. Avenarius. (München, Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.)

Der Verlag schreibt uns: Über den Wert der vom „Kunstwart" herausgegebenen Schwind-Mappen ist nach ihrem moralischen und geschäftlichen Erfolg jedes Wort überflüssig. Die dritte und vierte gleichen den vorhergegangenen an Wert der reproduzierten Bilder zum mindesten, da wir jetzt endlich Werke wiedergeben konnten, die uns bisher zu diesem Zwecke nicht zugänglich waren.

Hatschi-Bratschis Luftballon. Eine Dichtung für Kinder von Franz Karl Ginzkey. (Berlin und Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 1905.)

Schade, daß dieses köstliche Kinderbüchlein so spät an Weihnachten, eigentlich erst nach Weihnachten erschienen ist. Es hätte stürmische Christbaumfreuden verursacht. Ein Knabe, der vom türkischen Zauberer Hatschi-Bratschi auf einem Luftballon entführt wird zu einer Reihe von Abenteuern, die ein so erfreuliches Ende nehmen. Die vielen Bilder von M. v. Sunnegg sind überaus erzählungslustig und der Text von Franz Karl Ginzkey macht es der Jugend von 5 bis 10 Jahren, und wohl noch später hinaus, ganz sicherlich recht. Kindlich einfach, voll herzigen Humors. Ich freue mich schon, das Büchlein zu den nächsten Weihnachten meinen Enkeln schenken zu können. M.

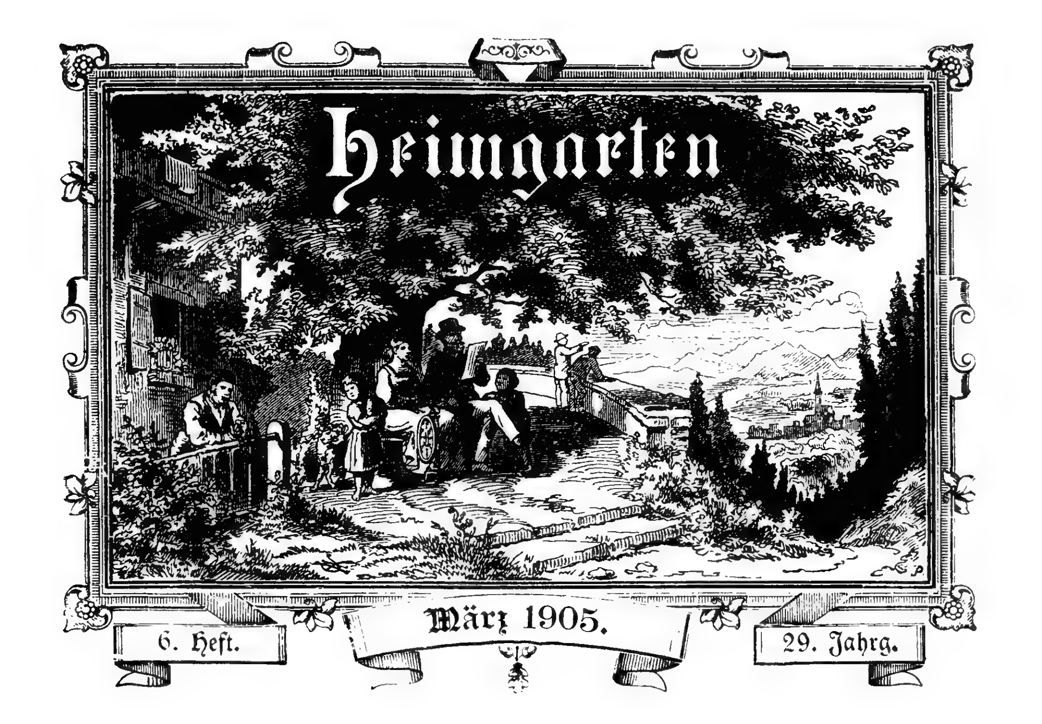
Wiener Dialekt-Lexikon von Dr. Schranka. (Wien. Universitäts-Buchhandlung Georg Szelinski.)

Das neueste vollständige Lexikon des Wiener Dialekts mit all seinen Arten und Unarten, mit all den Kose-, Scherz- und Schimpfnamen, Kraftausdrücken ꝛc., welche täglich und stündlich unser Ohr teils in schmeichelnder, teils in gerade nicht immer angenehmer Weise berühren, gewürzt durch humoristische Anmerkungen, historische Daten über Entstehung einzelner Wiener Redensarten sowie Anführung dazugehöriger Stellen aus den aller Welt bekannten Wiener Couplets. V.

Bücher der Weisheit und Schönheit. In Aussicht genommen sind für jedes Jahr 12 Bände. Bisher erschienen: „Die Heilige Schrift" von Pfarrer Erwin Gros, „Kant" von Prof. Dr. August Messer, „Abraham a Santa Clara" von Richard Zoozmann, „Bogumil Goltz" von Fritz Lienhard, „Montesquieu" von Dr. Erich Meyer, „Maxim Gorki" von Aug. Scholz. (Stuttgart. Verlag Greiner & Pfeiffer.) Es wird Gelegenheit sein, auf manches dieser wahrhaft wertvollen Bücher zurückzukommen.

Büchereinlauf.

Was ist die Liebe? Heiteres und Ernstes von M. v. Friedrich. (Leipzig. Raimund Gerhard. 1905.)



Schuldig?

Von **Josef Wichner**. (Nachdruck verboten.)

Die „Sträflingsfürsorgevereine“ machen es ihren Ausschußmitgliedern zur Pflicht, die Gefangenen zu besuchen.

Gewöhnlich beschränken sich diese Besuche auf die sogenannten „Losgeher“, auf jene — Unglücklichen, die ihre Strafe bald abgebüßt haben, und die „Vereinsinspektoren“ sollen sich im Gespräche mit den Häftlingen, denen die mit Recht gefürchtete Freiheit winkt, ein Bild machen, ob selbe als gebessert der Förderung des Vereines würdig seien, insbesondere, ob man ihnen mit gutem Gewissen eine Arbeitsstelle vermitteln könne.

Die Berichte der Direktion, des Hauskommissärs, des Anstaltsgeistlichen und des von den Vereinen bestimmten Besuchers sind sodann für den Ausschuß, der die Art der Fürsorge festsetzt, entscheidend.

Ich will mich angesichts der Tatsache, daß Sträflinge eigentlich nur unter sich aufrichtig sind, [1]) weshalb es sich aufopferungsfähigen Journalisten empfehlen dürfte, ein Verbrechen zu begehen, um so billig auf ihre Beobachtungsposten zu gelangen, über den Wert oder Unwert eines auf obige Weise gewonnenen Urteils nicht weiter aussprechen; aber ich möchte über ein Vorkommnis aus der Zeit berichten, da ich selber als

[1]) Vergl. „Zuchthausstudien“ von Karl Sentsch in Nr. 375 der „Zeit.“

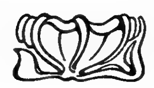
Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

sind bei Rosegger in Graz neuerdings eingegangen in Kronen: E. W. von Thümen 1·—, Mathilde Fabini 10·—, „Vom Christkindl" 4·—, Dr. Richter 10·—, Familie Tichi 6·—, Felber, Hamburg, 15·—, durch eine von der Waldheimatgesellschaft vermittelte Vorlesung im Hotel Panhans am Semmering 362·34. **Gesamtsumme 5000 Kronen.**

Graz, am 15. Jänner 1905.



Postkarten des „Heimgarten".



W. L., Graz. Unmittelbar vor Schluß des Heftes, daher flüchtig: Schrottenbach bedarf nach seinen „Gottesleugnern" keiner weiteren Legitimation. Er ist ein echter Dichter. Zwar kein Theaterstückschreiber, denn es fehlt ihm die „Mache", aber ein Dramatiker, denn er wirkt und reißt hin. Mit Morre verwandt, ging er durch dieses Volksdrama „Gottesleugner" an ihm vorüber und stieg mit einem großen Schritte gegen Ludwig Anzengruber an. Der Vorwurf des Stückes ist eine Art Evangelimann, der zwölf Jahre unschuldig im Kerker sitzt und sich trotzdem mehr Gottesglauben bewahrt hat als seine äußerlich vom Glück begünstigten Gegengestalten. Die Handlung packt und spannt und steigert sich bis zum letzten Akt zur erschütternden Wirkung. In ein paar der Gestalten hätte ich nur eine größere Vertiefung und Motivierung der Charaktere gewünscht. Die Grazer Darsteller leisten Glänzendes. R.

* Um die Weihnachtszeit sind mir gegen zweihundert neue Bücher zugegangen, die meisten mit der brieflichen Bitte des Verfassers, das Buch persönlich zu lesen und im „Heimgarten" oder in einem anderen Blatte zu besprechen. Ja, was glauben denn diese Kollegen eigentlich von mir? — Die einlangenden Bücher werden im „Heimgarten" kurz angezeigt. Weiteres unter Umständen. Wer Besonderes beansprucht, der sende sein Buch lieber nicht. R.

M. Z. B., Wien. Man kann aus lauter Verstandesschärfe — das Verständnis und endlich wohl gar den Verstand verlieren. Lesen Sie in „Hochland" vom Dezember 1904 den ganz ausgezeichneten Aufsatz: „Verstandesleben, Nervosität und Christentum" von E. Hasse.

G. F. K., Hamburg. Die uns freundlichst geschickten 58 Kronen werden, wie ursprünglich bestimmt, für das Waldschulhaus verwendet. Wärmsten Dank.

G. H., Kassel. Ihr mannhaftes Eintreten für die Sache freut mich. Von dem bairischen Haberfeldtreiben gegen meine harmlosen Jugendbücheln habe ich bisher gar nichts gewußt, nehme es auch durchaus nicht tragisch. R.

K. P., Linz. Welch eine nationale Engherzigkeit, die großen deutschen Meister nur für das deutsche Volk allein haben zu wollen. Wir sollen uns doch freuen, wenn die Werke Goethes und Schillers, Beethovens und Wagners auch anderen Völkern zu Genuß und Nutzen sind. Und uns freuen, daß dieses Licht für die Menschheit gerade aus unserem deutschen Volke hervorgeht. Das ist der echt nationale Stolz: Aus uns für alle!

U. S., Graz. Nein, so viel Idealismus wäre kaum aufzubringen. Übrigens gibt es solche Anwesen ja von altersher. Nur gehen sie leider zugrunde.

* Am Weg nach Rentsch bei Bozen findet sich folgende Inschrift:

„Ein Kreuz am Weg. Du gehst vorbei.
Bedenk: was das für Bedeutung sei
Zieh ab den Hut, du bist ein Christ!
Dessen Bild für uns gestorben ist."

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 16. Jänner 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Darüber", sagte ich, steht mir wohl kein Urteil zu. Es ist Eure Sache, um Wiederaufnahme des Verfahrens anzusuchen, und wenn Ihr triftige Gründe vorbringt, wird man Euch den Weg zu Euerm Rechte gewiß nicht versperren. Aber ... erzählt mir, wie es gekommen ist, daß ..."

„Daß man mich als Mörder oder Totschläger verurteilt hat ... so hört denn:

Ich war ein Bauer und ein wenig ein Tischler auch ... in ... der Ort tut nichts zur Sache,

Und ... was wahr ist, ist wahr: ich und mein Weib, Gott sei's geklagt, wir haben uns nie vertragen und ... sind wohl beide schuld gewesen. Sie ... sie war ein böses Weib — Bißgurn sagt man bei uns, und ich war ein Hitzkopf und ins Glasl hab' ich auch gern g'schaut ... und alsdann hat's bei uns Donnerwetter 'geben, Sommer und Winter und es hätt' wohl sein können, daß eins das andere einmal am unrechten Fleck 'troffen und erschlagen hätt' ... sie mich ... oder ich sie!

Nun ... und alsdann haben wir einmal eine Sau abg'stochen ... kurz vor Weihnachten ist's g'wesen. Die Blunzen und die Leberwürst', die haben mir Durst g'macht, und den hab ich beim Hirschenwirt g'löscht, und wie ich so um's Zwölfeschlagen heimkomm', denk' ich: Sepp, legst dich lieber im Kuhstall aufs Stroh ... brauchst wenigstens keine Predigt nicht z'hören in der Geisterstund!

Und richtig lieg' ich bald im Stroh und schnarch' wie die Brettersäge am Bach vor'm Dorf, bis die Dirn mit dem Melkeimer kommt und die kalte Luft von der Tür her mich aufweckt.

Bist schon wach, hab' ich denkt, stehst g'scheiter gleich auf und schaust, daß du weiter kommst, weil die Alte so ein wenig eifert, und gehst in die Kuchel und hebst an, Speck z'schneiden von der Mordssau.

Und so sitz' ich denn in der Kuchel und schneid fleißig d'rauf los ... so (er nahm eines der scharfen Messer von der Drehbank und schnitt über den kleinen Tisch durch die Luft) und denk' soviel wie nichts, weil ich so noch ein bissel schläfrig bin g'wesen ... vom Durstlöschen.

Auf einmal geht's draußen los ... Sie, Herr, dem Teufel seine Großmutter, die hätt' da noch was lernen können!

„Wo steckt er denn, der Saulump, der gottvermaledeite?! Wart, Locherl, dir werd' ich 's Saufmaul stopfen! Zerreißen könnt' ich den Falotten ... die ganze Nacht kommt er nicht heim, und wenn er heimkommt, streicht er dem Mensch nach!"

Und die Kucheltür fliegt auf, und meine Alte ... denken's Ihnen, Sie seien meine Alte ..."

Ausschußmitglied eines Fürsorgevereines die mir zugewiesenen Losgeher in ihren Zellen zu besuchen pflegte.

Ich ließ mir also einmal vom Wärter eine Zelle aufsperren, in der nach meinem Akte ein Bursche, eigentlich ein Knabe sitzen mußte, den das unerbittliche Gesetz, da er eben das fünfzehnte Lebensjahr überschritten, wegen einer jugendlichen — Dummheit der gewiß verdienten häuslichen Züchtigung entrissen und mit dem Stempel des Verbrechens gebrandmarkt hatte .... mit dem Kainszeichen, das sich nie mehr verwischen läßt!

Aber ich hatte mich in der Nummer geirrt — ich bemerkte es erst, als die Tür hinter mir ins Schloß fiel und ich mit einem Manne von etwa 35 Jahren allein war, der als Holzdrechsler sein Material mit allerlei unheimlich blinkenden Messern an der Drehbank bearbeitete.

Er pflanzte sich nach Sträflingsart in schlottriger Habtachtstellung vor mich hin, und als ich freundlich fragte, wie es ihm gehe und wie lange er noch — sitzen müsse, warf er mir aus dem fahlen, glattrasierten Gesichte einen stechenden Blick zu, schupfte die Achseln und sprach mit dumpfer Stimme, langsam, jede Silbe betonend:

„Wie soll's gehen — zwanzig Jahre, Herr!"

Mich überrieselte ein kalter Schauer!

Heiliger Gott .. zwanzig Jahre in dieser Zelle, die zwei Schritte in der Breite, fünf Schritte in der Läge maß! Zwanzig Jahre in einem Käfig, dessen vergitterte Fensterchen hoch oben an der Decke keinen Blick in die wunderherrliche Gotteswelt verstattet! Zwanzig Jahre in der muffigen Luft, die nach einer Leichenkammer roch!

Als muskelstarker, vollgesunder Mann war er hereingekommen — als gebrochener Greis mochte er wohl einst, wenn Gott ihm nicht gnädig war und ihn früher abholte, am Stabe hinauswanken und dann ...?

Ja dann fliehen sie, die Gerechten und jene, so sich nicht erwischen ließen, vor der alten Zuchthauspflanze, und wenn's ihm gelingen sollte, einen hilfeflehend zu berühren, ei, der wäscht sich Kleid und Hand gar eilfertig und sorglich von dem Gifte rein!

„Ja, um Gottes willen, Mann, was habt Ihr denn verbrochen?"

Darauf er: „Ich soll mein Weib ... umgebracht haben ...!"

„Ihr — sollt ...?"

„Nun ja ... sie sagen's alle; aber, so wahr ein Gott im Himmel ist, ich bin unschuldig!"

Mir fiel Kaiser Josef ein, der einst in einem Zuchthause lauter Unschuldige fand; nur ein einziger gestand sein Verbrechen reumütig ein, und den jagte der gute Kaiser augenblicklich hinaus, auf daß er die „schuldlosen Lämmlein" nicht verführe.

„Ein Sterbender lügt nicht!“ hat der Staatsanwalt so recht stark und langsam gepredigt, und die Geschworenen haben dazu genickt, und wie ich in Verzweiflung die Hände aufg'hebt und g'schrien hab: „Sie hat doch g'logen!“ da hat sich alles in dem schwülen Saal entsetzt über meine bodenlose Schlechtigkeit und Verstocktheit . . . ich wett', sie wären am liebsten über mich hergefallen und hätten mich zusammentreten mit Haut und Haar!

O, guter Herr, was ich mich schon zermartert und schier narrisch denkt hab', wie sie nur so hat lügen können im letzten Augenblick!

Endlich, Herr, hab' ich's aus'kopft: sie hat nicht g'logen, sie . . hat's selber glaubt, daß ich's tan hab'. Sie ist ja wie wütend auf mich los und so ist sie ins Messer g'rennt, und wie sie den Stich hat g'spürt — so hab's natürlich ich tan . . . hat sie g'meint!

Und wie sie alle auf mich eing'redt haben, der Untersuchungsrichter, der Staatsanwalt, der Verteidiger, der Geistliche, ich soll's doch gestehen, es werd meine Straf leichter . . . Himmelherrgott nocheinmal — kann ich denn g'stehen, was ich nicht tan hab'?!

Und so haben sie halt den verstockten Sünder fest eing'naht, und so steck ich' in dem verfl . . . Loch und in dem G'wand da und zerbrech mir Tag und Nacht den Kopf, wie ich's nur soll anstellen, daß ich meinen ehrlichen Namen wieder krieg und daß ich nicht verenden muß in der verdammten Hütten da!

Herr, wenn die Arbeit nicht wär', wenn ich nicht all mein Elend könnt hineindrechseln in das Holz da und wenn mir die Müdigkeit nicht doch ein wenig einen Schlaf tät schenken, ich wär' schon lang narrisch worden oder . . . ich hätt mir den Schädel eing'rennt in der Mauer da!“

Das war die ergreifende Erzählung des Gefangenen, zu dem ich aus Versehen geraten war.

Was weiter geschah, weiß ich nicht . . .

Ist der Mann schuldig? Ist er unschuldig? Schmachtet er noch in der fürchterlichen Einsamkeit der Zelle? Ist er . . . losgegangen? Ist er . . . gestorben? . . .

All das weiß ich nicht; aber eines weiß ich: es geschehen heute noch weit mehr Justizirrtümer, als wir uns träumen lassen — und um eines bete ich: lieber Gott, bewahre mich davor, daß ich je auf eine Geschwornenbank zu sitzen komme! Schau, lieber Gott, ich brächte das furchtbare „Schuldig“ trotz aller Beweisgründe nicht über die Lippen, und so könnte mich doch kein Staatsanwalt brauchen!

Ehrlich gestanden, mir wurde etwas bange in der verschlossenen engen Zelle dem Manne gegenüber, der die Rechte mit dem blinkenden Messer auf die Tischkante stützte und das blutige Geschehnis an mir erklären wollte, und so sagte ich abwehrend:

„Ich bitte, macht's nicht gar zu anschaulich, sonst werdet Ihr noch einmal verurteilt, diesmal aber gewiß nicht unschuldig!"

„Sie brauchen keine Angst zu haben," entgegnete er; „aber ... daß ich weiter erzähl': wie meine Alte auf mich losstürzt, dreh' ich mich gegen sie und hab meine Hand auf der Tischecke und in der Hand — ich hab's selber nicht g'wußt — 's Messer, und mit dem Schrei „du Lumpenkerl!" rennt sich's Weib 's Messer bis an's Heft in den Leib ... Herrgott im Himmel, so ist's g'wesen und nicht um ein Haar anders!

Alsdann ist sie auf dem Boden g'legen und ich, über und über voll Blut, bin neben ihr g'standen ... kein Mensch mehr ... nur ein Stein, der nicht hört und nicht sieht und nichts denken kann ... so hab ich mich entsetzt!

Daß bald die Kuchel voll Leut ist g'wesen ... ich hab's nicht g'sehen; daß sich einer zum sterbenden Weib hinab hat beugt und was g'fragt hat ... ich hab's nicht g'hört; daß der Polizeier hinter mir ist g'schlichen und mir's Messer aus der Hand hat g'rissen und ich auf einmal hab' Ketten ang'habt ... ich hab's nicht g'merkt: erst im Arrest bin ich aufg'wacht aus dem fürchterlichen Traum, der halt doch kein Traum ist g'wesen!"

„Und dann?"

„Ja ... dann ist die Sache sehr einfach g'wesen, und der Staatsanwalt hat sich nicht einmal besonders anzustrengen braucht.

Mein ... 's Weib vor mir im Blut auf dem Boden ... ich voll Blut ... das Messer in meiner Hand voll Blut ... der Fall war doch klar genug!

Und ... Zeugen sind auf'treten, meine Wirthauskameraden, und die haben's beschworen beim Kruzifix und bei brennenden Kerzen, ich hab im Rausch, weiß Gott wie oft auf den Tisch g'schlagen und g'schrien: „Das Luder erstech' ich noch einmal!"

Ich hab's auch nicht g'leugnet, dasselb: g'sagt hab' ich's wohl in Gift und Gall ... aber, Herr, g'sagt ist noch lang nicht getan, sonst ... sonst gäb's keine bösen Weiber mehr!

Mir, haben sie g'meint, sei wohl ernst g'wesen, das hab' die Tat bewiesen.

Und gegen den Hauptbeweis, da hab' ich schon gar nichts ausg'richt! Mein Weib, haben sie g'sagt, noch im Sterben hab's auf mich deut' und g'seufzt: „Der ... der hat's tan!"

ist es nicht! Die ist es nicht!" rief ich herum. „Wo ist meine Tasche?" Es war mir im Augenblick eingefallen, daß ich auch mein Reisegeld darin gelassen hatte. Ohne Geld und ohne Rede in den Reichsrat, das war mehr als Obstruktion. „Wo ist meine Tasche? Eine große lederne Handtasche? So hat sie doch der Gauner noch in seinem Waggon. Ich bitte, lieber Herr Stationschef, hätten Sie die Gefälligkeit, sogleich nach Feldkirchen oder besser nach Ossiach zu telegraphieren, den Gauner festzunehmen, der mir meine Tasche gestohlen hat!" Ich war außer mir.

„Der Mann hat den Kopf verloren!" hörte ich hinter mir sagen.

„Nein, seine Tasche!" sprach ein anderer.

„Aber in der Tasche befand sich ja sein Kopf."

„Herr Abgeordneter, Sie suchen eine Tasche?" rief ein Bediensteter. „Ist es die?"

Und hatte der Mensch meine Ledertasche in der Hand. Er habe sie vorhin im Warteraume stehen sehen, sie als die meine vermutet, sie der Sicherheit halber in die Restauration getragen und neben mich hingestellt. — Nun, das war ja sehr schön, ich hatte meine Sachen, aber —

„Einsteigen nach Friesach, Leoben, Bruck, Wien!"

Aber was ist es jetzt mit der anderen Tasche, die mir auf mein Geschrei der Schaffner aus dem Zug geworfen hatte? Wem gehört sie? Am Ende dem jungen Menschen, den ich angefahren hatte, der dann einstieg und der —. Dem hatte der Schaffner seine Tasche weggenommen in der Meinung, daß es die meinige sei.

„Einsteigen nach Friesach, Bruck, Wien!"

Aber mein Gott, jetzt brennt mir diese dumme Reisetasche in der Hand. Was soll ich denn machen? „Herr Inspektor, was ist denn da zu machen?"

Der Bahninspektor wußte Rat. „Ich fahre bis Friesach mit. Da können wir unterwegs die Tasche visitieren. Einstweilen Depeschen an die Bahnhöfe von Feldkirchen und Villach, daß die Tasche vorhanden ist und an beliebige Adresse nachgeschickt wird."

Das geschah. Und was haben wir in der Tasche gefunden? Einige sorgfältig gefaltete Wäsche, ein Lehrbuch der Geographie von Tirol, dann Seife und Bürste. Ein paar Zeugnisse aus einer Gewerbeschule in Steiermark, die ganz vorzüglich waren und auf den Namen Johann Spanbruckner, Tischlergeselle, lauteten. Endlich ein schwarzes Ledermapplein mit etlichen Gulden Geld und einem Zettel mit mühsamer Schrift: Leb wohl, mein liebes Kind. Vergiß nicht auf Gott und deine Mutter."

Nun wußten wir sehr viel. Der Beraubte war ein armer braver Tischlergeselle namens Johann Spanbruckner, der in die Fremde ging nach Tirol. — Es ist nun telegraphiert worden nach vielen Stationen

Die Reisetasche.

Eine Geschichte, die der Abgeordnete erzählt. In den Druck gelegt von **Peter Rosegger.**

Meines Zeichens bin ich Gerber. Gerbermeister seit sechsundzwanzig Jahren. Seit sieben Jahren Gemeindevorsteher von Straußnigg. Zur Zeit, von der ich erzählen will, war ich Reichsratsabgeordneter. Da mußte ich manchmal nach Wien reisen, um regieren zu helfen. Wer einen guten Kopf hat, der nimmt ihn mit. Ich nahm eine große Handtasche mit, in der meine Sachen waren, die der Mensch täglich braucht. Auch meine Reichsratsreden pflegte ich in der großen Tasche zu haben. Ich durfte auf der Reise also wohl meinen Kopf verlieren, aber nicht diese Tasche. Und doch habe ich eines Tages beide verloren.

Auf dem Bahnhofe zu Glandorf war's. Ich saß in der Restauration, trank zwei Glas Bier und wartete auf den Schnellzug nach Wien. Abgeordnete fahren immer mit dem Schnellzug, sonst könnten sie was versäumen. Weil es so rasch vorwärts geht bei uns. Auf dem Bahnhofe verkehrten zur Stunde mehrere Züge, kamen an und fuhren ab. Es ist der Kreuzungspunkt zwischen Klagenfurt, Villach und Wien. Man hörte, wie der Schaffner „einsteigen!" rief. Als ich mein Bier ausgetrunken hatte, wollte ich mal nach meinem Zug schauen und nach meiner Handtasche, die ich im Wartesaal stehen gelassen hatte. Und war jetzt die Tasche nicht da. Im dunklen Bankwinkel, wo ich sie hingestellt, war ein junger Mensch gesehen worden. Der blickte jetzt scheu um sich und eilte hinaus. Das kam mir gleich verdächtig vor, ich packte ihn an beiden Handgelenken und schrie ihn an: „Wo ist die Tasche?!"

„Im — im Waggon!" stotterte er.

„Augenblicklich holst du sie heraus! Auf der Stell' laß ich dich einsperren, du —!"

Er bekam Beine, sprang in den Wagen. Da, gerade in diesem Augenblick setzte der Zug — es war der nach Villach — sich in Bewegung. Der junge Mensch schaute frech zum Fenster heraus. Ich sah auf dem Gepäckbrett auch die braune Tasche. Neben dem schon gehenden Zug lief ich her und schrie: „Meine Tasche! Meine Tasche!" Und zum Schaffer, der just auf das Trittbrett gesprungen war: „In diesem Coupee ist meine Handtasche, eine große Ledertasche! Werfen Sie mir sie heraus! Sofort! Sofort!"

Da flog sie auch schon auf die Schienen und der Zug rollte davon. Noch sah ich an jenem Coupeefenster einen Kopf und zwei Arme, die heftig winkten. Ah, du Lump! Diesmal ist's dir wohl mißlungen!

Nun hob ich die Tasche auf, eine große Ledertasche — aber es war nicht die meine. — Meinen Schreck könnt ihr euch denken. „Die

Nun, lange hatte mein armes Weib sich ja nicht mehr kümmern können. Am Nervenfieber ist sie mir gestorben und dann bin ich allein gewesen mit meinem Töchterlein, das noch kaum achtzehn Jahre war. Für die Tote hatten wir beinahe keinen Sarg bekommen können. In ganz Straußnigg ist kein Schreiner und der Zimmermann, der sonst solche Truhen macht, ist weit weg bei einem Hausbaue gewesen. Da hat meine gute Andla wohl recht arg geweint und ist suchen gegangen in die Nachbardörfer, bis der Schreiner in Marialeiten seinen Gesellen geschickt hat. Das war ein emsiger Bursche und hat das letzte Bett an einem Tage klipp und glatt fertig gebracht. Als er an der Leiche das Maß nahm, hat meine Tochter gesehen, wie seine Hand dabei ein wenig gezittert und wie er in Ehrfurcht dann stillgestanden ist und ein Vaterunser gebetet hat.

Später, wie wir die Habseligkeiten der Verstorbenen aufräumen, sehe ich wieder die Ledertasche und denke, die verfolgt mich bis zu meinem Versterben. Der Andla fällt es ein, daß die Wäsche wieder einmal aus dem Leder kommen und gewaschen werden müsse, sonst werde sie brüchig an den Bügen. Das hat sie auch getan. Hernach, eines Tages ist von der Bezirkshauptmannschaft eine Zuschrift an unsere Gemeinde gekommen, ob in Straußnigg oder Umgebung sich nicht ein Tischlergeselle namens Johann Spanbruckner aufhalte? Ein Funken kann nicht schärfer zünden im Pulver, als mich das hat angepackt. Der ist es ja, den ich suche. Warum fragen sie ihm nach? Dann lebt er ja und ist vielleicht nicht weit. Eine kleine Erbschaft, hieß es, habe er gemacht und deshalb solle er sich melden bei der Behörde. Ja, du lieber Himmel, wenn er sich melden soll, dann lebt er ja. Ich hielt nun als Gemeindevorsteher Umfrage in den Dörfern und da meldete sich der Schreiner von Marialeiten, er habe seit fünf Monaten einen Gesellen, der heiße Johann Spanbruckner. Das kaum vernommen und ich eile nach dem Dorfe und finde den Burschen, der uns den Sarg gezimmert hatte, gerade bei dem Polieren eines neuen Schrankes. Er kam mir viel größer vor als jener junge Mensch damals auf dem Bahnhofe zu Glandorf. Aber das ist ja ganz natürlich, er ist eben gewachsen und hat seither auch das braune Bärtlein bekommen.

Ich gehe strenge drauf los: „Gesell, wie heißt du?"

„Mein Name ist Johann Spanbruckner."

„Dann gehe einmal mit mir. Komm' nur gleich. Dein Meister soll nichts dagegen haben."

Der Meister erschrak; der Bursche müsse etwas angestellt haben, weil ihn der Gemeindevorsteher so scharf zusammenpackt. Der Geselle erschrak gar nicht, sondern ging ganz ruhig neben mir her, wohl ein wenig begierig, was es da geben würde. Als wir ins Haus traten, stand er einen Augenblick vor der Küchentür still und lüpfte leicht seinen

an den reisenden Tischlergesellen Johann Spanbruckner. Stunde um Stunde erwartete ich Antwort, Tage um Tage wartete ich. Es kam keine und die Tasche blieb mir in der Hand. Jener Schaffner freilich, der war bald ausfindig gemacht. Der gab an, daß er geglaubt, ich sei ausgestiegen und hätte jene Reisetasche im Waggon vergessen. So habe er sie, als der Zug schon ging, auf meinen Ruf mir zum Fenster hinausgeworfen. Dann habe ein junger Mensch gejammert, die Tasche hätte ihm gehört und es wären seine ganzen Habseligkeiten darin gewesen. Der Schaffner hätte ihn getröstet, die Tasche würde er wieder bekommen, aber der Junge sei sehr betrübt gewesen und in Feldkirchen sei er nicht mehr im Zug gefunden worden. Er mußte an einer Zwischenstation ausgestiegen oder gar auf offener Strecke abgesprungen sein.

Ihr könnt mir glauben, daß alles das mich sehr beunruhigt hat. Zu versäumen war ohnehin nicht viel im Abgeordnetenhaus, so habe ich meine zwei Taschen zusammengepackt und bin nach Hause gefahren. Das Suchen nach dem Johann Spanbruckner ist fortgesetzt worden, aber das war vergebens. Er hat sich nicht gemeldet, er hat beim Inspektorat die Tasche nicht geholt, die endlich wieder an mich fiel. So deutlich auch meine Adresse ihm nachdepeschiert worden, er hat nichts von sich hören lassen. Da hatte ich nun vielleicht einen großen Unglücksfall auf dem Gewissen. Die Lehranstalt, von der die Zeugnisse stammten, konnte uns nur schreiben, daß der Spanbruckner wohl ein paar Jahre lang an ihr gelernt habe, daß aber gegenwärtig weder sein noch seiner Familie Aufenthalt bekannt sei.

Und so vergingen Jahre. Für mich und mein Haus gesegnete Jahre — wenn diese Reisetasche des Handwerksburschen nicht gewesen wäre. Die hat mich gepeinigt. Zuerst hatte ich sie in einem Kasten meines Schlafzimmers aufbewahrt. Weil ich aber schlechte Nächte, unruhige Träume hatte, so schien mir, die Tasche wäre daran schuld, und ich gab sie in den Dachboden hinauf. Das war meinem Weibe und meiner Tochter nicht recht, da oben seien manchmal Mäuse und es könnten die Dinge, besonders die schöne Wäsche Schaden leiden. So ist die Tasche wieder in das Schlafzimmer gewandert und dort hat ihr mein Weib im Kasten den besten Platz angewiesen und oft nachgesehen, hat sie zeitweilig gelüftet und ihrer gepflegt, als wäre sie ein lebendiges, liebes Geschöpf gewesen. Vermeint war es dem armen Jungen, der weiß Gott wo in der Welt kümmerlich herumtrachten werde oder noch wahrscheinlicher gar nicht mehr lebe. Wie es einer Mutter ums Herz sein müsse, hat mein Weib einmal gesagt, die da höre, daß ihr lieber Knabe in der Fremde beraubt wurde und dann weiter gar nichts und gar nichts von ihm zu erfahren sei. Wenn die Meinige so redete, da habe ich geboten, sie solle still sein, ich könne solche Reden nicht ertragen. —

nur, weil sie im Schlaf den andern ein paarmal laut gerufen hat. Ich denke, was das für ein Unglück ist, wenn die Mutter wegstirbt, mit dem Vater kann sich ein Mädel nicht so aussprechen. Eines Tages, wie sie wieder unter der Linde sitzen, geht der Schreinermeister von Marialeiten mit seinem Gesellen vorbei. Die Andla grüßt freundlich hin, der Meister dankt, der Johann tut nichts dergleichen und schaut trutzig drein. Wieso wir ihn sollten beleidigt haben, denken wir nach. Und an einem der nächsten Sonntage hat der Johann Spanbruckner einen schlimmen Handel angefangen. Auf dem Kirchweg soll er vor meinen Junggesellen hingetreten sein, die Fäuste geballt und gesagt haben, einer von ihnen sei zu viel in der Straußnigger Gegend. Man habe sie mit Gewalt auseinanderhalten müssen. Man weiß nicht, was dem sonst so ruhigen und gutmütigen Burschen angeflogen ist. Ich hätte ihn gerade einmal fragen mögen, aber es ist nicht anders, er weicht mir und meinem Hause auffallend aus. Meine Tochter sagt, da hätte er ganz recht, sie möge ihn gar nicht mehr sehen. Daß er heiraten wolle, hatte sie gehört. Natürlich, und da muß er mit anderen Mädeln unartig sein! Ein rechter Mann sagt's, warum, wenn er was gegen wen hat. Zur Zeit fällt es mir auf, daß meine Tochter Andla ganz ungewöhnlich lustig ist. Immer erhitzt im Gesicht und überlaut im Reden und Lachen. Das ist sonst nicht ihre Art. Eines Tages kommt vom Straßenwirt in Draulend der Sohn, wirbt um Andla und sie nimmt ihn auf der Stelle an. Ich bin sehr betroffen. Den Straßenwirtsleuten kann man ja nichts nachsagen. *Mir* gefiele der klotzige junge Mensch gar nicht, aber wenn er *ihr* gefällt — gut. Heiraten muß ja sie ihn. Wie es mir allein dann gehen wird, das weiß ich nicht. Vierzehn Tage nachher verkündet der Pfarrer das Brautpaar von der Kanzel. An demselben Nachmittag kommt der Johann Spanbruckner in meinen Garten, wo die Andla Blumen begießt. Schnurgerade kommt er auf sie zu und frägt: „Andla, wie hast du mir *das* können antun?“

Zu verwundern, wie schnell sie ihn verstanden hat.

„Du gehst ja fort,“ antwortet sie.

„Wer sagt das, ich geh' fort?“

„Wenn du ja heiraten willst. Da wirst wohl in eine andere Gegend heiraten.“

„Heiraten werde ich, aber nicht in eine andere Gegend,“ gibt er kurz und stark zurück.

„Nun, das wirst schon machen, wie du willst.“

Da packt er sie fest an beiden Händen, schaut ihr mit flammenden Augen ins Gesicht und sagt: „Wenn du *so* zu mir bist, Andla, dann wirst was von mir hören!“

Darauf ist sie arg erschrocken.

grauen Hut. Am Herde stand Andla. Ich nahm ihn an der Hand, führte ihn in die Stube, ins Schlafzimmer, öffnete den Kasten, nahm die Tasche heraus, stellte sie vor dem Burschen auf den Tisch und sagte: „Johann Spanbruckner, kennst du diese Tasche?"

Da machte er ein gar verdutztes Gesicht, betastete die Tasche, hob sie an der Hafte auf und fragte endlich ganz leise: „Wie kommt denn diese Tasche daher?"

„Gehört sie dein?"

„Sie ist mir weggenommen worden, vor Jahren, als ich in die Fremde gegangen war. Es müssen meine Sachen drinnen sein."

Da werde ich ganz zornig! „Aber dummer Junge, warum meldest du dich denn nicht?"

Ja freilich, nach und nach ist schon alles klar geworden. Er konnte sich nicht melden, weil er von nichts gewußt hatte. Damals, als der Schaffner ihm die Tasche weggenommen, sei er so viel desperat gewesen. Er habe immer gehört, in der Fremde müsse man aufpassen, da würden einem gern die Sachen gestohlen und dann habe man das Nachsehen. Nun könne er nimmer weiterreisen. So sei er auf einer kleinen Station ausgestiegen und ins Gebirge gegangen, habe bei einem Zimmerer Arbeit gefunden. Und soll dort jahrelang verblieben sein. Daß man ihn suchte, das habe er gar nicht geahnt, über seine Sachen, so leid es ihm darum gewesen, habe er das Kreuz gemacht und seiner Mutter nichts davon geschrieben, daß er darum gekommen. „'s hätt' ihr ja 's Herz abgedruckt und hätt' doch alles nichts genutzt." In einem Jahr habe er das Notwendige ja wieder beisammen gehabt.

Wie er das alles so erzählt, hätte ich den einfältigen Menschen am liebsten tüchtig ausgescholten. Als er nachher die Tasche aufgemacht und alle seine Sachen gefunden hat, sind ihm doch die Augen naß geworden. Jedes Stück hat er in die Hand genommen und betrachtet und nichts gesagt. Nur wie er das Mapplein mit der Schriftzeile sieht, sagt er in sich hinein: „Gott habe sie selig!" — Seine Mutter ist halt schon unter der Erde gewesen.

Kann euch nicht sagen, wie ich ihn lieb gewonnen, weil er mich endlich von dem bösen Gewissen befreit hat. Aber er hat sich nicht weiter um uns gekümmert. Meine Tochter hat das Hauswesen versorgt und das Kochen gelernt, damit die zwei Gerbergehilfen, die ich habe, ihre Kost nicht im Wirtshause nehmen müssen. Hatte sie Zeit, so setzte sie sich gerne ein wenig an ihren Tisch unter dem Lindenbaum und der graubärtige Altgesell erheiterte sie mit seinen Späßen. Wenn sie den Junggesellen anschaute, der Blatternarben und rötliche Augenwimpern hatte, wird sie im Gedanken wohl manchmal einen Unterschied gezogen haben zwischen diesem und einem andern. Ich vermute das

Wia's auskemmen is.

(Eine Jägergeschichte in der Gmoansprach von **J. R. v. Frank.**[1])

Af der Alm da gibts ka Sünd'!

Wann's d'mi nur nöt allaweil frogast, wia's im Furbauern sein Wald ausschaugt? Just a so wia in hundert anderi Bauernwolder. G'schnoatt'e Feuchten, dö gib's viel, an etla olti Forchen und Lerchbaam mit recht viel Baambart d'ran, vakrippelte Birken- und Erlenstauden, Haselboschen, nix rattles. Af'n Boden, wo koane Stoaner lieg'n, all's überzogen mit Schwarzbirkraut. Recht a gute Woad für d'Auerhohna, denen so a zarupfter und zazauster Wald erst recht taugt. San a alli Fruhjahr a zwoa, drei af dö paar großen Lärchen umanandg'hockt, ham sie da g'meld't oder san im Birhadrich mit große Schritt umanandg'stiefelt, wia d'Küni af'n Thiater in Mürzzuaschlag.

„Dö Hohna, dös war a 's schönste, was in dem Wald z'seg'n war und wann a der alt' Furbauer aufikämma is, hat'n dös no nöt aufputzt. War an unkampelter Zottel mit an Bart von acht Täg' Läng', a schiacher Ding überanand. Wia er dera Saften feind war, is nöt zan sog'n, völli soviel wia'n Wasser in- und auswendi.

Aba wia a alter kraxeter Apfelbaam mangmal süaße Apferl tragt, hat a der alt' Furbauer a saubers Töchterl g'habt. Hat Ros'l g'hoaß'n. Is a labfrisch's Menscherl g'west mit kugelrunde Wangen und lustige Auglein, hübsch broat g'wochs'n von unt' auffa, hat was vüri bringa kina mit ihre Händ'. Und fleißi is g'west. Alle Tag' scho vor drei auf und mit der Latern im Stall umanand, fuattern, Küah melchen, und halt a so. Is scho in die Jahr g'west, aber von koan Buam hat's nix wissen wöll'n. Is wohl dann und wann oaner in der Samstinacht zan Fensterl kimma und hat bettelt und g'woiselt, aber 's Fenster is zuablieb'n und 's Kammertürl variegelt.

Just is wieder amol Fruhjohr wor'n und d'Hohna im Furbauerwald ham ins Melden ang'hebt. Scho' im Mirzen, weg'n der Sunnseit'n. Da hat halt der langi Natz, dös is der Jagaknecht g'wen, alli Nacht auffi müaß'n, auslosen und af d'Schützen passen, denn für dö is das Schong'setz nöt g'macht. Is a weiter Weg g'wen von der Jagakeuschen uma, stückli a und der Natz is bei dö Gang oft schwitzet wor'n. Hat er si oben aft im Schnee hing'setzt, so hat'n Kält'n scho grausli packt, daß er zan Schnellen ang'hebt hat. Wan er amol beim Furbauern-Haus g'west is, aft hat er neamma weit g'habt und weil d'Ros'l scho ollamol auf g'west is und im Stall umanand, hat eahm dös recht taugt, hat im warmen Stall a kloans Standerl g'macht, abaucht bis der Schwitz

---

[1]) Aus „Auf warmer Fährte", Jagd- und Jägerbilder aus Steiermarks Bergen von J. R. v. Frank. Wien. Gerold & Ko. 1904.

„Andla, wenn du mir nicht treu bleibst, so geschieht ein Unglück!“

Jetzt hat sie aufgelacht mitten in ihrem Schreck.

„Närrischer Mensch, du tust ja, als ob wir uns versprochen hätten. Da müßt wohl ich auch was davon wissen.“

„Ja, weißt du denn nichts?“ fragte er leise, mit glühendem Atem. „Ja, spürst du denn nichts?“

Wenn ich sie nicht zwischen den Hollunderstrauch durch beobachtet hätte, könnte ich's freilich nicht wissen, wie dem Mädel jetzt die Tropfen über die Wangen rannen und wie sie ihm an die Brust sank.

„Mensch, warum hast denn nichts gesagt?“ schluchzte sie.

Und er: „Seit wir uns das erstemal gesehen, ist es gewiß, daß wir zusammengehören. Was braucht's da reden?“

Sie sagt noch immer nicht: ja. Aber sie spricht das große Wort: „So frage doch meinen Vater!“

„Der ist nicht weit,“ sage ich und trete vor. Er erschrak nicht im mindesten über mein plötzliches Erscheinen, er hielt sie nur an der Hand: „Vater, wir brauchen gar nicht zu reden.“

„Ach Gott, törichter Junge, wie kann ich dir meine Tochter geben! Du kümmerst dich nicht um die Reisetasche und nicht um die Braut, bis sie ein anderer hat. Du bist ja viel zu ungeschickt.“

Da zuckt er die Achseln, bleibt in seiner Stellung und schweigt. Sie aber sagt jetzt in einer so gelassenen Weise, als sei es das Gleichgiltigste von der Welt: „Vater, wir werden es dem Herrn Pfarrer sagen lassen müssen, daß er mich nicht noch einmal verkündet mit dem Straßenwirtischen.“

Es ist allemal ein Ärgernis, wenn ein Aufgebot von der Kanzel abgesagt werden muß, aber es ist allemal ein Zeichen, daß jemandem noch zu rechter Zeit die Augen aufgegangen sind.

Ein Vierteljahr nachher ist der dumme, brave, stolze Mensch, der seine Tasche und seine Frau bekommen hat, ohne auch nur den Mund aufzumachen, mein Schwiegersohn. Und die Leutchen passen so gut zusammen, daß sie auch ohne die Taschengeschichte zusammengekommen wären, daß sie sich auch gefunden hätten, wenn eins in Lappland und eins in Australien gelebt hätte. Und sie hätten sich erkannt, auch wenn beide blind und taubstumm gewesen wären.

— Recht stad schleichen's weiter. Just, daß er's bei der Hand nimmt, damit's stad gnua geh'n mag. Wieder bleibt der Naz steh'n. „Hiazt müaß'n mir zam Springen anheben, wischpelt er der Rosel ins Ohr. „Mir san nimmer fern." — „I hör' gar nix," wischpelt d'Rosel z'ruck, scho völli' vazweifelt. — „Macht nix," sagt der Naz und macht an Sprung. Weil er aber d'Rosel fest bei der Hand g'habt und nöt auslassen hat, hätt er's völli' umg'riss'n, si kimmt aus'n Gleichg'wicht und bis wieder broat g'standen is, hat's der Hohn bimirkt und wird stad. Nöt lang. Nach an kloan Zeitel hebt er wieder an, aber dös hat der Naz do glei' g'mirkt, daß mit Führ'n bei der Hand alloani nöt geht. D'rum hat er's um d'Mitt'n g'faßt und a so san's recht langsam weiter kumma. Af amal sagt si ganz stad: „I g'sich'n!" Der Naz hat'n natürli scho lang g'seg'n g'habt und nur a g'stader Druck sagt ihrer, daß Recht g'habt hat. No a paar Sprüng' und af a dreiß'g Schritt af'n Lärchenast sitzt der Hohn, ganz frei vor ihna. Der Jubel von der Rosel, denn hiazt hot's 'n Hohn a g'hört. Gaz zittrert hat si si fest am Nazel andruckt voll lauter Freud! Just als a rechte Deckung is a dicker Haselbosch'n in der Nächen g'west und hinter dem Boschen in Moos und Birhadrich a guats Platz'l, recht still und hoamli dem Hohn zuaz'loosen.

Is an alter Hohn g'west, der da af'n Lärchenast g'standen is — an Enswaschel. Wia er sie draht hat und g'wend't! Wohl hundertmal hat er überg'schlag'n, oft zwamal hinteranand. — Derweil is lebendi' wor'n im ganzen Wald. Kreuzamsch'l und Finken, all's dös kloane lustige Völkel hat d'Schnabel auftan und 's war g'rad', als ob a Preis ausg'schrieb'n war, wer mehr und besser schrei'n und sing'n kunnt, vo lauter Freud', daß der Winter gar is.

Bei dem Lärm hat ma guat hinloosen müaß'n, daß ma'n großen Hohn nöt überhört hat.

Wia's scho' völli' Tag wor'n is, hat der Hohn a wen'g ausg'setzt und hat g'fruhstuckt. Wia er's herbrockt hat die grean Bros vom Lärchenast — hat oam völli Appetit g'macht. Nacher is er no a paarmal a'fn Ast af- und a'spaziert, hat glockt und glockt, aba zua an Überschlag is nimma kämma und weil si d'Hühna scho' rundumadum g'meld't ham, reit' er a zam Boden. Hiazt is dös Gaudi von neuchen angangen! In dem hohen Birhadrich is er als a meldeter umanang'fahr'n, hat bald dera Henn', bald dera was Schö's g'sagt und kerzengrad is er immer amol in d'Höch' g'hupft, just als wollt er sag'n, da schaugt's her, wia mi's Leben g'freut!

Wia er a so am Bod'n umanond g'fahr'n is, is er zufälli' a zua dem Bosch'n kämma, in dem si dö zwoa jungen Leutl nidatan hab'n. Dalik! moant der Hohn und macht an langen, langen Kragen. Schaugt er in den Bosch'n eini. Dalik! und aft breit't er d'Schwingen

vaganga is, ag'wart't bis grawlert wur'n is und aft erst in an Saus auffi zu dö Hohna.

S' hat si nöt fahlen kunnt, daß do dann und wann a Wörtel g'red't ham mitanand. A von die Hohna. Wia denn dös war? — G'seg'n hat's d'Rosl oft umanondhocken af dö Baam, beim Tag halt natürli. Aber dös G'sang'l? Daß dös so schön sein sollt, daß d'Stadtleut' herraasen, um's z'hörn und der arme Naz durch so viel Wochen alli Nacht den weiten Weg machen muaß? Wegen dö laben schwarzen Viecher. Und daß d'Hohna taub und blind wer'n vor lauter Liab, und moant d'Rosl und schlagt d'Augen nieder, daß a Mann so viel Weiber hat. Wunderli! Wunderli!

Ka großer Redner is der Naz nöt gwest, hat's a nöt gut erplizieren kinna. Hat si wohl amol af'n Fuattatrog aufig'stellt mit bog'ne Knia, hat mit die Händ und afg'spreizte Finger unterm Buckel an Hohnstoß nachg'macht, amol rechts g'äugt, amol links, mit'n Kopf duckt, an langen Kragen g'macht und sie g'meld't: Dalik! Dalik! War aber a traurige Kumödi, über dö d'Rosl völli g'sturb'n war vor Lachen. Hat aber do ka rechti Vorstellung von der Sach' kriagt. War a net recht mögli, der lange Naz war do no lang koan Auerhohn.

So soll's amol mitgeh'n und soll d' G'schicht anschaug'n, wann's a so wisseri is! Is glei' a zehn Minuten afi zu dö Hohna. Er bringt's scho gleim zuwi, daß All's seg'n wird. Legt's Fuata a bissel früha in d'Kripp'n eini. Zam Melchen is eh' lang wieder z'ruck. D'Rosl hat hat aber nix wissen wöll'n vom Mitgeh'n.

So is schon umigangen bis in Anfang Mai. Vom Schnee scho lang ka Spur mehr. D' Lärchenbros ham scho lang grean füri g'spitzt, dö Boßen an die Erl- und Birkenstauden ham si g'rührt und blaue und gelbe Glockenbleamel'n steh'n an die Roan. D'Hohna ham si gmeld't, daß nur all's g'scheppert hat, kürzer freili, san enter zan Bod'n g'angen, weil all's lebendi war vor lauter Hüahna.

Es war a warmi, schöni Nacht und der Himmel voller Stern. D'Feldlerchen ham d'ganzi Nacht durch g'sungen und vom Wald her ruaft a kloan's Käuzel buh! buh! Sunst all's still. Wia da Naz wia alli Tag' um a holba drei in Stall kumma is, sagt d'Rosel af amol, heunt geht's mit. Is, daß so viel wisseri war oder daß 'n Naz besser kenna g'lernt hat — mitganga is amol.

Es war a lusterner Gang in der wunderschön' Nacht. Unterwegs da hat der Naz ihrer no's Anspringen zoagt, aber dös is nöt recht g'lunga. Er hat's aber tröst't und g'sagt, d'Stadtherrn treffen's a nöt besser und er bringt's do zum Hohn zuwi.

Af amol bleibt er steh'n. „I hör' scho' oan!" — „I hör' gar nix," sagt' d' Rosel d'rauf. — „Macht nix, mir mög'n no schleichen."

Umsonst, umsonst! Die Liebe einer Welt
Gilt zu gering, den Flüchtigen zu halten,
Schlimm ist es um des Herzens Trost bestellt,
Wo Tote ruhen und die Tränen walten.

Das ist die Stunde, die für jeden kommt
Und sei er auch zum höchsten auserlesen,
Die Stunde, der nicht Wunsch noch Machtwort frommt!
Die Abschiedsstunde von geliebten Wesen!

Alles vergeht.

Alles vergeht:
Mailuft und Sonnenglanz
Saatgold und Erntekranz,
Sturmzeit und Flockentanz,
Alles vergeht.

Alles vergeht.
Stürzt auch der Seele dein
Wankend der Himmel ein,
Einst wird es Friede sein,
Alles vergeht.

Alles vergeht.
Säumt dir die Stundenhast,
Beugt dich die Sorgenlast,
Mutig ein Herz gefaßt:
Alles vergeht.

Alles vergeht.
Über dem Erdenhag
Wölbt sich ein Weltentag,
Komme, was kommen mag,
Alles vergeht!

Im Walde.

Waldesgruß, Waldesluft,
Rauschen und Weben!
Tief aus des Herzens Gruft
Lockt mir der Tannenduft
Schmeichelnd das Leben.

Seelennot, Leidenszeit,
Düst'res Gedenken!
Alle Vergangenheit
Will ich in Ewigkeit
Friedsam versenken!

Ahasver.

„Steh' auf und wand're," hieß das Gotteswort,
„Und ferne sei der Frieden deinem Gange!"
Da griffst du nach dem Stab und schrittest fort
Im ruhelosen, nie gestillten Drange.

Von Berg zu Tal, bei Frost und Sonnenglut
Trieb dich dein Fluch von einem Ort zum andern,
Wie hätt' oft gern dein wunder Fuß geruht,
Du aber mußtest wandern — immer wandern!

Und dein Geschlecht, es folgt nun deiner Spur,
Vom Strom zum Meer, vom Gipfel zu den Schründen,
Es will die stumme Sprache der Natur,
Des Lebens tief verschloss'nes Reich ergründen.

Doch jeder Schritt verrückt des Pfades Ziel
Und jede Antwort bringt die neue Frage, . . .
Wir sind des Schicksals willenloses Spiel
Und müssen wandern bis zum jüngsten Tage!

Zu meiner Zeit.

„Zu meiner Zeit," du müde Greisenklage,
Die stets den raschen Drang der Stunde schilt,
Weil ihr das bleiche Mondlicht ferner Tage
Als Frühschein der erlosch'nen Sonne gilt!

Du magst das ungestüme Blut bestreiten,
Das frischen Pulses in den Adern wallt,
Doch war zu deinen und zu allen Zeiten
Die Jugend töricht und die Tugend alt!

aus und mit an Ton, der nöt zum b'schreiben is, aba wia a vahaltn's Lachen von a mutwillig'n Menschen klungen hat, streicht er a. Was er wohl g'seg'n hat? — Dös is a G'hoamnis. — Aba a G'hoamnis, das bald der ganzi Wald g'wißt hat. Wia's auskämma is? Wia der große Hohn ag'ritten is, is er mit aner alten Henn' z'ammkämma. Und wia a so a Gogolori nit's Maul halten kann, hat er, no ganz aufg'regt von der Unterhaltung, nix eilender z'tuan g'habt, als ihra za vazähl'n, daß's bei die Menschen a nöt anders is als bei die Hohna, daß a taub und blind wär'n, wann's d'Liab packt, so taub und blind, da a Hohn a Jagabuam abschleichen kann und der si nix bimirkt. Und natürli wia's amol a alt's Weib g'wißt hat, hat's a da ganzi Wald g'wißt. A Henn hat's da ander'n vazählt, a Schildhenn' hat's dafratschelt und is mit dera Neuigkeit af d'Alm g'fahr'n, Schwarzspecht und Singdroschl ham's af alle Wipfel ausg'schrien und gar d'Moasen, dö von Natur scho' a neugieri's Völkerl san, ham koa Ruah, geben, bis nöt's Platzl beaugenscheinigt ham, wo si's zuatragen hat.

Und a so is halt auskämma!

Denken, Sagen und Singen.

Von Friedrich Beck.[1])

Das ist die Stunde, die für jeden kommt.

Das ist die Stunde, die für jeden kommt
Und sei er auch zum höchsten auserlesen,
Die Stunde, der nicht Wunsch noch Machtwort frommt!
Die Abschiedsstunde von geliebten Wesen.

Da beugt ein gramerfülltes Angesicht
Sich zärtlich auf ein teures Antlitz nieder.
Als kehrte das erlosch'ne Augenlicht
Im Kuß zurück auf die erstarrten Lider.

Da streichelt zitternd eine linde Hand
In banger Furcht die leidgebleichten Wangen
Und um die Hülle, der die Seele schwand,
Schlingt sich der Arm zum scheidenden Umfangen.

Da wird — wie oft! — der Abschiedskuß geküßt
Und immer wieder lauscht das Ohr beklommen,
Als sei die Trennung nur ein Traum, als müßt'
Der toten Brust ein neues Leben kommen.

[1]) Aus „Weisen des Lebens", Gedichte von Friedrich Beck. (Berlin. E. Ebering. 1905.) An dieser Gedichtesammlung, die eingeteilt ist in Singen, Sagen und Denken, dürfen wir nicht achtlos vorübergehen. Die Red.

sinnbildlich gemeint — alldieweilen wir alle zum Tode verurteilte arme Sünder sind und besonders der Verfasser sich zu seiner Beruhigung den Heiland erwecken wollte, der ihn tröstet und selig macht. Der Bildungsunterschied zwischen einem Handwerker (Ferleitner), der viel gelesen hat und einem belesenen Mann (Rosegger), der einmal Handwerker gewesen, ist auch nicht so groß, daß die beiden nicht aus ihrem gemeinsamen Herzen heraus ein solch einfältiges Buch schreiben könnten. Kurz, mich hat's seit vielen Jahren darnach verlangt und so habe ich endlich diese Schrift verfaßt. Und weil sie mir wohlgetan hat und noch wohltut, so habe ich gemeint, sie könnte auch anderen wohltun. Nicht aus Büchern konnte und wollte ich dieses Buch schreiben, nur ganz und unmittelbar aus mir heraus. Es sollte nichts anderes sein als ein religiöses Gedicht, ein einfältiges Bekenntnis, wie in mir das Jesubild lebt. Vielleicht schriebe ich es zu einer anderen Zeit und unter anderen Verhältnissen anders. Meine Schrift sollte auch so gar nicht aufdringlich sein. Ich möchte alle, die mit ihrem Heilande schon im reinen sind, bitten, nicht nach meinem Buche zu greifen. Wem jedoch die Heilandgestalt noch fremd ist, der dürfte ihr vielleicht durch dieses Buch näher kommen. — Etwa, mein Leser, ist dir manches im Buche zu weltlich und zu neuzeitig vorgekommen, du findest die Gestalten zu „modern“. Aber die Leute, denke ich, werden vor zweitausend Jahren im ganzen nicht viel anders gewesen sein als heute, denn Jesus stand zu ihnen, wie er zu denen von heute stehen will; wenn sein Wort an jene auch für diese passen soll, so müssen es doch die gleichen Menschen sein. — Oder hätte ich seine Worte zu banal, zu prosaisch wiedergegeben? Nein, Jesus sprach nicht hochtrabend und nicht gelehrt, er sprach so, wie er von der Menge verstanden werden kann. Er stieg zu den Leuten herab. Die Apostel redeten die Sprache der Völker, zu denen sie kamen. Da wird eine Jesugeschichte aus dem Volk und für das Volk nicht das theologische Pathos haben dürfen, sondern in einfacher zeitgemäßer Sprache gehalten sein müssen und manchmal sogar ein wenig Bauernhumor vertragen können. Mutet die erhabene Gestalt auch schlicht und menschlich an, göttlich ist sie doch; es ist die trautsame Gottmenschgestalt, die seit achtzehnhundert Jahren außer, wie in der Kirche Millionen von Menschen selig gemacht hat, die seit jeher besonders die Dichter und Künstler beschäftigt hat, da sie sie darstellten, wie sie in ihnen war. Keinen schematischen Jesus, sondern einen lebendigen. Was so viele selbst im strengen dogmatischen Mittelalter getan haben in aller Welt, das habe auch ich versucht. Nachgegrübelt habe ich wenig, das macht kalt und hochmütig. Wie es mir frommte, so habe ich's verstanden. Ich weiß, daß manches ganz anders erklärbar ist und daß von Dogmatikern mein Buch abgetan werden wird, vielleicht gar erbarmungslos und schmachvoll. Nur auf schlichte, fromme Leser

Erlösung.

Eins aber frommt den Gotteskindern,
Die Kreuz und Dorn für sich begehren,
Um opferstolz den Fluch zu lindern,
Mit dem wir uns das Haupt beschweren:

Daß sie des Geistes Eis durchbrechen
Und sich vom Seelenfrost befreien,
Daß sie nicht Richter unf'rer Schwächen,
Doch unf'rer Schuld ein Anwalt seien.

Von Leiden, die den Staub bedrücken,
Erlöst die Liebe nur auf Erden
Und kannst du ein Herz nicht beglücken,
So kannst du auch kein Heiland werden!

Der Mensch.

Hinausgeschleudert in das leere All,
Erkenn' ich meines Sturzes tiefen Fall
Aus dem Bereich des unbewegten Seins
In diesen Wandel bunten Erdenscheins.

Dem Tod zur Beute ward ich hingestellt,
Ein Teil der Welt und eine ganze Welt.
All-einig einst und nun mir sebst entzweit,
Ein Doppelgeist im Streit und Widerstreit.

Wie selten, ach, in leuchtender Gestalt
Lieh Ewiges dem Zeitlichen Gehalt;
Ein Spiel nur ist ihm Werden und Verweh'n,
Wer zählt die Kreuze und das Aufersteh'n?

Ein Nachwort zu meinem Jesubuche.

Von **Peter Rosegger.**

In einem früheren Hefte habe ich meinen Berufsgenossen und mir selber den Rat gegeben, stets nur das Werk sprechen zu lassen, selbst aber zu schweigen. Außer es wären in dem Werke Fehler zu verbessern, Mißverständnisse zu schlichten, oder absichtlichen Verzerrungen, die das Werk schädigen können, entgegenzutreten. Der Dichter solle sein Werk nicht poussieren, wohl aber schützen.

In der letzteren Notwendigkeit sehe ich mich heute. Und zwar gegenüber den kritischen Anschauungen, die mein Buch I. N. R. I. erfährt. Nicht als ob dieselben unfreundlich oder ablehnend wären (das sind sie in den wenigsten Fällen) als vielmehr, weil man so manches in dem Buche anders auffaßt und hinstellt, als ich es gemeint habe. Und das kann mir gerade bei dieser Schrift nicht gleichgiltig sein. Sicher wird es meinerseits an künstlerischer Klarheit mangeln, vielleicht ist es auch die Vieldeutigkeit des Stoffes an sich — jedenfalls fühle ich mich verpflichtet, einzelnes deutlicher zu erklären. Einmal, im Dezemberheft, ist solcher Nötigung schon nachgegeben worden; hier soll es noch einmal gesagt sein, objektiver, zusammenfassender und doch erweiterter. Auch wird dieses Nachwort dem Buche selbst beigelegt werden.

Eine von der Kritik aufgeworfene Frage:

Die Jesugestalt des Buches, ist sie die des Konrad Ferleitner, oder die des Peter Rosegger? Lieber Kritiker, sie ist die beider, denn diese beiden sind einer. Die Rahmenerzählung von dem armen Sünder ist

Tendenz zu wittern, die überhaupt nirgends weniger, als in diesem Buche angebracht wäre! Sollte hie und da ein Schimmer von Polemik sich zeigen, so müßte er in weiteren Auflagen ausgelöscht werden.

Wenn in dem Buche etwas mit Absicht geschah, so war es, auf Gefahr es mit allen Parteien zu verderben, ein gewisses Ausgleichen zwischen den Anschauungen christlicher Konfessionen. Um der Menschen und der Religion willen tut uns nichts und gar nichts so not, als der Friede zwischen den christlichen Kirchen. Dieser Gottesfrieden, der nie durch den Buchstaben, nur durch die einigende Liebe zu erreichen ist, liegt mir am Herzen.

Dem Buche ist nachgesagt worden, daß es die Wunder Jesu „rationalistisch" erkläre. Aber es erklärt sie doch gar nicht, es erzählt sie bloß nach der Auffassung einfältiger Menschen, die darüber nicht immer einig waren, sie aber auch nicht kritisierten. Jesus wirkte, wie die Evangelisten berichten, die Wunder hauptsächlich deshalb, daß man an ihn glaube. Wer heute auch ohne Wunder an ihn glaubt, für den sind sie überflüssig. Ich für mein Teil ließ die Wunder lieber im Hintergrunde stehen, damit das Wunder um so größer hervortrete.

Mir unerklärlich ist das Mißverständniß mancher Kritiker, daß „Magdalena in sinnlicher Liebe nach Jesu schmachtet". Das Gegenteil steht im Buch, nämlich, daß die Gegner das aufbringen wollten. Magdalena liebt Jesum, wie ihn eben alle Jünger lieben. Oder wäre die Szene mißverstanden worden, wo Magdalena ihm die Füße wäscht und mit ihrem Haare trocknet? Solchen „Mißverstehern" wüßte ich wahrlich nichts Besseres zu sagen als was in dem Buch auf Seite 202 steht.

Das Mittelalter hat seinen Heiland mit derber Frömmigkeit angefaßt. Die heutige Frömmigkeit hingegen ist so subtil geworden, daß mancher sagt, die Jesugestalt müsse man in ihrer erhabenen Einsamkeit lassen und sie nicht in die Dichtung und nicht ins Leben herabziehen. Ich aber meine, weil Gottes Sohn einmal Mensch geworden ist, so müßten wir ihn auch als Menschen lieben dürfen, umarmen und ans Herz drücken können und so weit als möglich eins mit ihm werden. Die Menschheit sehnt sich jetzt mehr als je nach einem Heiland, aber einem, den sie fassen kann. Als Gott ist Jesus ja das höchste Bild aller Vollkommenheit, aber dieses Ideal kann der Mensch nie erreichen. Und er versucht es auch gar nicht. Ist dem Menschen zu viel aufgeladen, so wird er kopfscheu. Es wäre freilich bequemer, einen Zentner bewundernd einfach liegen zu lassen, als fünfzig Pfunde zu versuchen, auf sich zu nehmen. Aber anstatt das höchste Unbild tatlos anzustaunen, ist es besser, nach derselben Richtung hin ein etwas weniger hochgestecktes Ziel praktisch zu erreichen. Darum habe ich gleichsam für den praktischen Gebrauch manches der Herrenworte ein wenig gemildert, wie Jesus es ja gelegentlich selbst

baue ich. Zuschriften aus dem Volke mehren sich von Tag zu Tag. Sie danken für die Erbauung, für die Jesufreude, die das Buch erweckt habe. — Gegnerschaften scheint das Buch nur zwei zu haben — Atheisten und (evangelische wie katholische) Theologen. Aber selbst die letzteren sind geteilt in solche, die das Buch leidenschaftlich ablehnen, und zwar fast unbesehen, und solche, die manches zu tadeln finden, im ganzen sich aber doch über das Bekenntnis freuen. Aus der sehr unterschiedlichen Beurteilung meines Buches ersehe ich, wie auch die Theologen und Geistlichen, unter sich nicht einig, den Heiland ganz verschieden auffassen. Und gerade diese subjektiven Auffassungen meiner Kritiker verstärken mir das Recht für die meine. Übrigens glaube ich doch, daß meine Heilandsgestalt im Geiste von der evangelischen nicht zu sehr abweicht. Es ist der Gottmensch, von der Jungfrau Maria geboren, der uns die Botschaft vom himmlischen Vater gebracht, der uns das Himmelreich ins Herz gelegt und das ewige Leben verbürgt. Der strenge gegen die Verstockten und milde gegen die Bußfertigen ist, der Wunder wirkt und leidet, der am Kreuze stirbt, in die Vorhölle steigt, am dritten Tage wieder aufersteht und in den Himmel fährt. Der uns seinen Geist hinterläßt und dessen Reich kein Ende haben wird. — Das ist der Heiland meines Buches, den man so gern den „Roseggerischen" nennt. Ja, hat denn das Evangelium einen andern?

Nein, das „Unerträgliche" für manchen wird hauptsächlich darin liegen, daß ich die biblischen Gestalten äußerlich zu modern dargestellt, und daß ich vielfach den Buchstaben umschrieben habe. Daran scheiden sich gerade hier meine Beurteiler. Die am Buchstaben und an der Form hängen, sie verwerfen mein Buch. Die das Christentum mehr innerlich und im Geiste erkennen, nehmen es an — und viele mit begeisterter Freude.

Übrigens habe ich auch von den unzutreffendsten Kritiken manches gelernt, das späteren Auflagen zugute kommen soll.

Gerne hält man sich bei der mir nebensächlichen Rahmenerzählung auf. In derselben kann ein Umstand Anlaß zu Mißverständnissen geben. In der Rahmenerzählung kommt ein Pater vor, der dem Sünder das Evangeliumbuch vorenthält. Ich gebe zu, daß das ein wenig typisch sich darauf bezieht, daß die katholische Kirche die Bibel nicht gern in den Händen des Volkes sieht. Allein ich glaube, daß in solch besonderem Falle aus Prinzip kein katholischer Priester das Evangeliumbuch verweigern würde. Bei Ferleitner, an dem der gute Pater einen gebrochenen Menschen aus unteren Ständen sah, mußte er sich sagen: der Mann braucht jetzt nicht Unterweisung, sondern Trost, und deshalb hat er ihm statt der Bibel ganz kindliche Gebetbücher geschickt. Zu meiner Freude habe ich erfahren, daß mancher katholische Geistliche das Verhalten des Paters in diesem Sinne aufgefaßt hat, ohne böswillige

es nicht wie ein Geschehenes, sondern wie ein Geschehendes dargestellt.

Etliche haben mich getadelt wegen der „Spielerei“ mit den Buchstaben I. N. R. I. Denen muß ich sagen, daß mit diesen Initialen durchaus keine Spielerei getrieben wird. Vielmehr war eine Vertiefung und Weihung dieser Zeichen für den einfachen Christen beabsichtigt. Wir wissen aus dem Evangelium, und es steht auch im Buche, daß die vier Buchstaben über dem Kreuze nichts Gutes bedeuten, daß sie nur ein Spott auf Jesum sind. Wenn der Christ nicht darauf eingeht, sondern die Buchstaben so versteht: „In Not ruf' Ihn!“ (den Heiland) oder: „Jesu Nähe rettet ihn!“ (den Sünder), so glaube ich nicht, daß diese Deutung eine Herabwürdigung sein kann. Selbstverständlich nicht im Sinne des Spottes, nur in dem des Vertrauens müssen die vier Buchstaben auch auf dem Titelblatte dieses Buches aufgefaßt werden.

Ebensowenig „Spielerei“ ist eine andere Deutung der Initialen. Du erinnerst dich, mein Leser, an den alten Inder, der in der Erzählung wiederholt vorkommt. Er hat den Knaben in der Wüste, um den die fliehende Jesufamilie verraten wurde, und in ihm später den herzlosen Schuster in Jerusalem zum „Ewigen Juden“ verflucht. Er weiß keine größere Strafe, als die, ewig zu sein. Er ist ein Freund des ewigen Totseins und als solcher gegenübergestellt dem Verheißer des ewigen Lebens. Auch er ist von den Kreuzesbuchstaben angezogen und deutet sie im Sinne *seiner* Erlösung. Den großen Augenblick, der uns Christen das ewige Leben verbürgt, hielt ich für geeignet, jenes entgegengesetzte Weltideal dem Kreuze gegenüber noch einmal aufseufzen zu lassen, ehe es eingeht in sein Nirwana. — Aber das gebe ich zu, der Gegensatz zwischen den beiden Weltanschauungen ist in der Erzählung nicht genug herausgearbeitet und gestaltet. — Ferner ist bei einigen meiner priesterlichen Leser das Bedenken geäußert worden, ich hätte die Dogmen von der Gnade und dem Erlösungstode nicht klar genug in den Vordergrund gestellt. Nun — mir war das Evangelium immer eine frohe Botschaft, die im Worte Gottes liegt. Ihre Heilkraft habe ich erprobt. Wo ich, soweit es dem entsetzlich schwachen Menschen möglich, nach dem Worte Jesu lebte, war ich im Frieden, in Freude und Glückseligkeit, auch wenn es Drangsal gab. Wo ich leichtsinnig oder in Leidenschaft von der Lehre abwich, mich gegen dieselbe verstockte, begann Unrast und inneres Elend. So wissen es viele und das ist Erfahrung. Die Heilkraft des Kreuztodes Jesu liegt für mich bewußt in der Besiegelung seines Wortes mit dem Tode, und in der Gewißheit seines Fortlebens nach demselben. Aber ich glaube, diese Heilkraft kann erst wirksam werden durch möglichste Befolgung des Wortes, wenigstens durch den ernstlichen Willen, es zu befolgen. Deshalb liegt mir die Göttlichkeit Jesu in seinem Worte wie in seinem Wesen.

getan hat, wenn er es mit Sündern zu tun hatte, die er so liebreich zu sich erhob. Mehr als die Askese pries ich die christliche Lebensenergie, mehr als die Gottesfurcht die Gottesfreude. Daß ich mich bei allem weniger an die spitzfindigen Auslegungen der Gelehrten als an die naheliegende Auffassung hielt, liegt in der Natur der Sache. Wer Biblisches erzählt, sagt Stephanus in seiner Verteidigungsrede, der soll keine Gelehrsamkeit auskramen, sondern es so wiedergeben, daß es heute und für heute etwas sagt.

Leute, die an altgewohnter Satzform, den trautgewordenem Wortklange hängen, besonders die Geistlichen und Bibelfreunde, empfinden es in diesem Buche unangenehm, daß mancher Bibelausdruck geändert, mancher Vers und Satz umschrieben wurde. Von der Form sich nicht trennen können ist im Christentum das Bedenklichste und ich selbst leide sehr an dieser Schwäche. Aber gerade das unbedingte Hängen an dem Buchstaben (der nebenbei bemerkt ja doch nicht die Originalschrift, sondern eine stellenweise vielfach umstrittene Übertragung ist), hat seine besondere Gefahr; der Wortklang genügt uns, man denkt kaum weiter nach über den Sinn. Da sind denn neue Wörter und Satzformen gut, über die man stolpern muß. Beim Stolpern schaut man näher hin und frägt: Was liegt denn da? Und sieht es an und denkt darüber nach. — Ob es mir gelungen ist, bei solchen Umschreibungen den Sinn allemal genau wiederzugeben, das entscheide ich nicht. Jedenfalls war es meine heilige Absicht, die Lehre Jesu Christi, so wie ich glaube, daß sie unserer Zeit am nächsten kommt, und wie sie in mir selbst lebendig erscheint, in diesem Buche getreulich wiederzuspiegeln. Das wiedererwachte Verlangen nach dem Heiland, ihr müßt es doch sehen. Alles sucht den Maßstab wieder in Jesu. Alle möglichen Geistesrichtungen, Weltanschaungen und Parteien stützen sich auf Jesuworte. Keines leugnen sie, jedes suchen sie in ihrem Sinn zu deuten. Jeder, der Weltmensch wie der Asket, der Nationale wie der Internationle, der Konfessionslose wie der Kirchliche, jeder will Jesum auf seiner Seite haben und möchte mit ihm in Einklang stehen. Mancher will sogar seine niedrigen Leidenschaften mit Jesuworten decken und denkt: Wenn andere nach ihrer Weise exegieren, so tue ich's in meiner Weise. Da könnte freilich leicht einer sagen: Sonst hätten die Menschen sich nach Jesu modeln sollen, heute wollen sie Jesum nach den Menschen modeln. So weit geht mein Buch wahrlich nicht. Dieses Buch erzählt vom Heilande, der dem sehnenden Menschen entgegenkommt, sich zu ihm niederbeugt und sagt: Armes Menschenkind, gehe mit mir. Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht. — Ist diese Himmelslehre doch einfach bis zur Selbstverständlichkeit. Ich erzähle das Leben Jesu auch nicht wie etwas Gewesenes, vielmehr wie etwas, das heute vor sich geht, das immer ist und sich vollzieht in den Herzen der Menschen. Darum wird

Robert Hamerling und der Okkultismus.

Von **Anton Ganser.**

Vor kurzem wurde in Graz, der Hauptstadt der grünen Steiermark, das Denkmal eines Dichters und Denkers errichtet und enthüllt, welcher diese große Ehrung sowohl als Dichter als auch als Denker wohl verdient hat. Was Hamerling — von dem ich, wie der Titel dieses Artikels schon sagt, hier spreche — als deutscher Dichter leistete, wurde in einer großen Anzahl von Rezensionen schon viel besprochen; was er als Denker, als sogenannter „Philosoph" gewesen, ist weniger bekannt, obschon er auch da zu den Besten der deutschen Nation zählt. Ich selbst habe dies in mehreren in Tagesblättern und Zeitschriften erschienenen Rezensionen zu beweisen unternommen und ich will auch hier, obschon ich hier auf seine Philosophie (betitelt „Die Atomistik des Willens") nicht näher eingehen werde, die allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich ihn zu den schärfsten Denkern aller Zeiten zähle. Hier nun will ich nur eines seiner interessantesten Kapitel berühren und besprechen und gleichzeitig meine eigene Ansicht über das betreffende Thema hersetzen. Dieses Kapitel aus dem angezogenen Werke Hamerlings ist betitelt: „Magische Wirkungen" und behandelt alle jene scheinbar übersinnlichen Erscheinungen und Erfahrungen, über welche in den letzten Jahrzehnten unter dem Sammelnamen „Der Okkultismus" recht viel gesprochen und auch recht viel geschrieben wurde. Der Name „Okkultismus" bedeutet oder soll in nachstehenden Erörterungen „Geheimwissenschaft" bedeuten, was wieder bedeutet, daß die betreffende Wissenschaft oder überhaupt das Wissen von gewissen Dingen und Erfahrungen insoferne „geheim" ist, als sie über unser einzig und allein durch unsere bekannten fünf Sinne vermitteltes Wissen, insbesonders „exaktes", also beweisbares Wissen, hinausreicht oder hinüberreicht, in eine Welt, auf deren Existenz durch mehr oder weniger beglaubigte Erfahrungen hingewiesen wird, ohne daß diese tatsächlichen Erfahrungen durch unser bisheriges Wissen, respektive durch die exakte Wissenschaft genügend erklärt werden können.

Ich will — um dem Leser gleich durch Beispiele die Sache vollkommen verständlich zu machen — hier nur zwei solche „Erfahrungen" mitteilen. Die eine hat Hamerling selbst gemacht, die andere ich. In seinem Werke „Prosa" erzählt Hamerling „Was mir bei einer Hellseherin begegnete" und ich will diese also von Hamerling gemachte „Erfahrung" hier in Kürze anführen.

Robert Hamerling war in Triest und es wurde dort die Vorstellung einer Somnambule in einem Theater angekündigt. Er ging hin,

Jesus ist mir in Lehre und Vorbild Erlöser, aber nur, wenn ich mich erlösen lassen, seiner Gnade teilhaftig werden will. Was eben diese Gnade anbelangt, so sollte das wiederholte innige Gebet des armen Sünders Ferleitner um Gnade nicht übersehen werden. Ja, mein Leser, ich glaube an das Heil und an die Gnade. Selbst ohne kirchliches Dogma stünde mir die Göttlichkeit Jesu Christi unwandelbar fest.

Über die äußere Gestalt Jesu haben wir keinen genügenden Bericht. Daher das Recht für jeden, dieselbe sich so vorzustellen, wie er sie am liebsten denkt. Ich gab dem Heilande blaue Augen und nußbraunes Haar, ohne ihn zum Arier machen zu wollen. So wie er unter den Juden lebte, ohne in der Gesinnung einer zu sein. Jesus ist für mich weder Arier noch Semite, noch einer anderen Rasse Sohn. Er ist einfach der Gottmensch.

Über den Gottmenschen ein Buch zu schreiben, war allerdings das dreisteste Unterfangen, dessen ich mich je begeben. Aber ich sagte mir: Du darfst es tun. Als Mensch hast du hiezu das vollste Recht. Künstlerische Absichten mögen dir dabei Nebensache sein. Von fremdem Wohlgefallen oder Mißfallen lasse dich nicht irre machen. Wie es in dir ist, so schreibe es herzhaft heraus. Wirst du der Fehler gewahr, so gestehe sie freimütig ein und verbessere sie.

I. N. R. I., die frohe Botschaft, ist mir das liebste meiner Bücher und doch bin ich mit keinem so wenig zufrieden, als mit diesem. Nie habe ich meine Unzulänglichkeit so schwer empfunden als bei dieser Schrift. Trostlos groß ist der Abstand zwischen dem, was ich darstellen wollte und was ich darzustellen vermochte. „Die lahmen Fittiche der Seele schlagen matt an seine ehernen Himmel.“ Und doch ist mir dabei wohl geworden. Was da versucht wurde zu gestalten, es ist der Kern meiner Freude, meines Lebensmutes und meiner Kraft. So gering auch diese sei. — Schon von meiner Natur gezwungen, alles was in mir ist, herauszusagen, herauszuschreiben, kam dazu noch der Gedanke: Vielleicht kann das, was dich froh macht, auch andere froh machen. Und so ist dieses Jesubuch entstanden.

Vielleicht könnte es solchen, die das Evangelium suchen und schwer finden, ein Wegweiser sein. Wenn dieser Wegweiser im großen und ganzen nach dem Christentume hinlenkt, dann dürfte man doch vielleicht mit den zahlreichen Fehlern und Unzulänglichkeiten jene Nachsicht haben, die man jedem Buche schenkt, das voller Innigkeit dem erhabensten aller Gegenstände sich zugewendet hat.

mittag mit meiner Frau auf meinem grünen Schlafdiwan säße, aber in einem großen, dreifenstrigen Erkerzimmer, welches in meiner gegenwärtigen Wohnung nicht vorhanden war. Die Möbel, die Einrichtung des Zimmers, Bilder 2c. waren mein Eigentum, nur die Stellung der Möbel 2c. eine andere, eine dem großen, mir aber fremden Zimmer entsprechende. Nach kurzem Anklopfen an der Tür trat mein Freund — wie oft an Sonntagen — herein, grüßte kurz und schien äußerst verstimmt, ja angegriffen. Ich war erstaunt und frug: „Ja, was ist denn los? Du bist verstimmt —" Mein Freund schwieg einige Augenblicke und ich bemerkte, daß er bemüht war — Tränen zu unterdrücken. Endlich sagte er traurig: „Lieber Freund, meine Frau ist aufgegeben. Heute vormittags war Konsultation dieser und jener Ärzte, sie ist — leider, leider — unrettbar verloren."

Die Sache war diese. Seine Frau hatte viele Monate vorher einen Typhus glücklich überstanden, sich aber anscheinend wieder vollständig erholt, so daß wir, meine Frau und ich, der bestimmten Meinung waren, sie sei wieder ganz gesund, um so mehr, als sie selbst keine Klage über ihr Befinden laut werden ließ. So lag die Sache, als ich den Traum hatte. Der sonderbare Traum beunruhigte uns, meine Frau und mich, zwar etwas, aber bei dem Umstande, daß wir sie für gesund hielten und daß dieser Traum einen äußerst traurigen Inhalt hatte, beschlossen wir, auf diesen Traum gar keinen Wert zu legen und insbesonders niemandem davon zu erzählen. Wir vergaßen auch auf diesen dummen Traum — die Sache war abgetan. In kurzer Zeit darauf wurde uns die Wohnung gekündigt, weil ein Verwandter des Hausbesitzers ins Haus ziehen wollte. Unangenehm — aber endlich suchten und fanden wir eine neue geeignete Wohnung und nach sechs Monaten wurde der Wohnunswechsel vollzogen. Wir waren einige Wochen in der neuen Wohnung — eines schönen Sonntags nachmittag trat mein Freund ein und — genau die Szene, die ich vor mehr als einem halben Jahre so lebhaft träumte, spielte sich ab. Ich erinnere mich noch heute genau, daß ich, als der Freund seine traurige Mitteilung machte, einen Blick auf mein jetziges Schlafzimmer machte und daß mir die Mitteilung meines Freundes ebensowohl, wie die volle Übereinstimmung der äußeren Situation mit meinem Traume, sofort das Blut in den Kopf trieb. Ich war erschüttert — sprachlos — und der größten Willensanstrengung bedurfte es meinerseits, um Worte des Beileides zu finden und den vergeblichen Versuch zu machen, Trost zu spenden.

Die Frau meines Freundes wurde mehrere Monate nachher — sie starb an einem unheilbaren und unoperierbaren Neugebilde — in Grinzing bei Wien, wo noch Sommeraufenthalt bezogen wurde, auf dem schönen Friedhofe dort begraben.

überzeugte sich aber bald, daß es sich da um sogenannte Taschenspielerkünste handelt und um sonst nichts. Kurz darauf wurde wieder eine andere Vorstellung ähnlicher Art angekündigt, aber gesagt, daß es sich da um eine wirkliche Somnambule handelt, so daß Hamerling sich angereizt fühlte, doch wieder auch diese Somnambule aufzusuchen. Er tat dies mit dem Vorsatze, die Sache selbst ernsthaft zu prüfen, wenn die Möglichkeit hierzu wirklich geboten werden sollte. Erlebnis und Prüfung bestand nun in folgendem.

Hamerling übergab dem Magnetiseur ein wohlversiegeltes Schächtelchen mit der Bitte, die Somnambule genau zu fragen, was in der Schachtel enthalten sei. Die Somnambule warf die Schachtel zweimal von sich und zeigte Widerwillen, über den Inhalt desselben eine Aussage zu machen. Hamerling aber war hartnäckig; er übergab das Objekt zum drittenmale mit der dringendsten Bitte an die Hellseherin, über den Inhalt doch eine Aussage zu machen. Die Hellseherin nahm die Schachtel zögernd zur Hand und gab — nach längerer Pause — folgende Aufschlüsse: „In dem Schächtelchen befindet sich eine schwarze Haarlocke; sie gehörte einem sehr jungen, etwa 17jährigen Mädchen an; dasselbe starb vor einigen Monaten, und zwar wurde sie das Opfer einer Lungenkrankheit." — Hamerling nahm das noch immer mit seinem Siegel wohlversiegelte Schächtelchen zurück — die Aussage war richtig. Hamerling entnahm zu der bezeichneten Zeit diese Locke der in Wien gestorbenen Tochter (als Andenken an diese) einer ihm eng befreundeten Familie an sich, trug sie in seiner Brieftasche mit sich herum und legte die Locke unmittelbar vor dem Besuche bei der Hellseherin in die kleine Schachtel, die er wohl verwahrte und versiegelte. Hamerling versichert, daß niemand, außer den in Wien lebenden Verwandten, wußte, daß er seinerzeit diese Locke mit Erlaubnis der Eltern des toten und aufgebahrten Mädchens von dem Kopfe desselben entnahm.

Hamerling lügt sicher nicht — die Erfahrung Hamerlings muß als Tatsache erkannt und hingenommen werden.

Der Fall, den ich erlebte — es ist ein Wahrtraum — ist folgender: Ich wohnte — es war vor vielen Jahren — in Wien in der Wipplingerstraße in einem der auf dem Hohen Markt die Ecke bildenden Häuser; ein Jugendfreund von mir, dessen Frau mit ihren zwei kleinen Knaben jeden Sonntag nachmittags und abends bei ihrer Mutter geladen war und dort verweilte, kam in der Regel während dieser Stunden zu mir; wir plauderten, spielten auch ab und zu eine Partie Tarock. Eines Morgens nun im Spätherbst hatte ich einen äußerst lebhaften Traum, den ich wegen seines Inhaltes sowohl wie wegen seiner besonderen Deutlichkeit sofort nach dem Erwachen meiner Frau erzählte, und zwar mit allen Details. Ich träumte, daß ich eines Sonntags nach-

Welt aus Willensatomen bestehe, die als Potenzpunkte immateriell sind, in ihrer Vereinigung aber die sichtbare Welt aufbauen.

Er sagt im genannten Kapitel wörtlich: „Wenn alles Leibliche von Ätheratomen durchsetzt ist (seine Willensatome sind solchen in physischer Beziehung nahe verwandt zu denken), so bildet der Äther ein Homogenes, Gemeinsames, das alle Wesen verbindet, und es ließe sich gar wohl denken, daß hierdurch gewisse Sympathien und scheinbar magische Wechselwirkungen der Wesen ihre Erklärung finden. Die ältere Lehre des „animalischen Magnetismus“, daß ein Individuum auf das andere durch Vermittlung seines „Ätherleibes“ wirken könne, ist nicht ohne Sinn, wenn unter diesem Ätherleibe nichts weiter verstanden wird, als die innere und äußere Ätheratmosphäre des Individuums. Ist doch der Äther als der große Vermittler auf dem Gebiete der physikalischen Erscheinungen von der Wissenschaft längst anerkannt, und wie er z. B. das Licht von einem Weltkörper zum anderen fortpflanzt, so kann er vielleicht auch von einem menschlichen Individuum zum andern Bewegungen, Stimmungen, Regungen, Willensimpulse und dergleichen weiterleitend vermitteln, die wir als geistige oder seelische zu betrachten gewohnt sind, die aber doch auch physikalisch oder psychologisch bedingt sind.“

Dieser Gedanke oder diese Anschauung Hamerlings ist entschieden richtig, setzt aber voraus, daß man die Naturkräfte überhaupt als Wille betrachtet und anerkennt. Hamerling tut dies auch in seinem Werke, wie schon der Titel desselben besagt. Allein die „Wissenschaft“, also eigentlich die Naturwissenschaft (Physik, Chemie &c.), denkt anders und mit ihr sehr viele andere Gelehrte und Laien, soferne sie hinter allen Dingen nur mechanisch — physisch wirkende, unintelligente (blinde) Kräfte zu entdecken und anzunehmen vermögen und von einer ursprünglich psychologischen (seelischen) Natur dieser Kräfte nichts wissen wollen. Ich will und kann mich hier nicht in meritorisch-philosophische Streitfragen einlassen, bemerke aber von meinem Standpunkte aus in diesen Dingen, daß in dieser Beziehung die logische Philosophie Recht, der sogenannte Materialismus aber Unrecht hat. Die ganze Kausalität, ich meine die Gesamtheit aller Naturkräfte, respektive deren stets polartig tätige Wirkungsart, kann logischerweise nur als oberste Form der Wirkungsart des Weltprinzipes selbst betrachtet werden, nicht aber als zufällig und nicht weiter begründbare Energie eines unbekannten und unerforschbaren Machtfaktors. Das Dasein einer Energie überhaupt muß auch einen logischen Grund (einen „zureichenden“ sagt die Philosophie) haben und dieser kann nie und nirgends ein anderer sein, als ein Daseinswille, der, indem er das Dasein realisiert, das Gut der Empfindung (des Seinsgefühls sagt Hamerling) verwirklicht. Diese sich „exakt“ nennende Wissenschaft mag hundert- und tausendmal behaupten

Es ist die zweite unerklärbare Erfahrung, die ich ebenso wie jene Hamerlings als Tatsache bezeichnen muß. „Erklärungen" — wirkliche — gibt es da keine. Mein Erlebnis ist um so sonderbarer, als ich zur Zeit des Traumes noch nicht die geringste Ahnung haben konnte, 1. daß die Frau meines Freundes ein ernstes Leiden besitzt und 2. daß ich in sechs Monaten in einem Schlafzimmer mit drei Fenstern wohnen und sitzen werde, in einer anderen Wohnung, als jene war, in der ich träumte — von dem Unglücke meines Freundes!

Eine überaus reiche Literatur erzählt von hunderten und tausenden ähnlicher Erscheinungen, von denen vielleicht nur ein geringer Teil wahr ist. Dieser Teil genügt aber vollkommen, die Tatsache festzustellen, daß es in der Tat „viele Dinge noch gibt, von denen die Schulweisheit sich nichts träumen läßt" — so sagt, wenn ich nicht irre, Hamlet! Wie verhält nun Robert Hamerling sich zu diesen Erfahrungen und Tatsachen? In dem angedeuteten Kapitel seines Werkes führt er vor allem eine lange Reihe von „magischen Erscheinungen", wie er sie nennt, auf, und zwar wie sie nacheinander im Laufe der Zeiten, von den ältesten bis auf unsere Tage, hervorgetreten sind. Die wichtigsten von dieser langen Liste will ich auch hersetzen: Magie überhaupt, Mantik (Wahrsagekunst), Orakel (z. B. von Delphi ꝛc.), Nekromantik, Sterndeuten (Astrologie), Hexenwesen, Zauberei, Teufelsbeschwörungen, Geistererscheinungen, Ahnungen, Wahrträume, Somnambulismus, Hellsehen, Hypnotismus, Gedankenlesen, Telepathie, Suggestion und Autosuggestion. Und will hierzu bemerken, daß Hamerling am schlechtesten auf jene Erscheinungen zu sprechen ist, von welchen der neuere Spiritismus zu erzählen weiß, demzufolge Hinz und Kunz nach dem Tode ihr armseliges Dasein hinter den Coulissen dieser Welt fortsetzen, bummelnd, sich müßig herumtreibend, um gelegentlich irgend einen mutwilligen oder blödsinnigen Spuk zu treiben oder auf den Ruf irgendeines zweifelhaften „Mediums" etwas auf Papier oder auf Schiefertafeln zu kritzeln oder gar in persona zu erscheinen. Hamerling sagt, würde es sich in der Welt (und auch in der unbekannten) tatsächlich so verhalten, so würde ihm die Vorstellung davon schon die ganze Freude am Dasein und auch den erhabenen Eindruck des Großen, Schönen und Edlen, kurz die Freude an der Welt, die Liebe zum Weltprinzip selbst, gründlich stören und verderben. Man muß Hamerling da vollkommen beistimmen. Indessen verhält Hamerling sich nicht vollkommen ablehnend gegen die Existenz einer für unsere Sinne jetzt nicht wahrnehmbaren Welt, was begreiflich ist und mit dem Grundgedanken seiner Philosophie auch in Harmonie steht. Dieser Grundgedanke besteht in der Annahme, daß die ganze

Eben deshalb, weil mit der Seele (dem Subjekt-Objekt) das Leben realisiert ist, ist auch das Band vorhanden, welches die individuelle, z. B. menschliche Seele mit dem Weltprinzip selbst immer und überall verknüpft und von diesem Standpunkte der Erkenntnis, auf dem sowohl Hamerling als auch ich stehe, ist es absehbar, ich meine die Möglichkeit begreifbar, daß sie, in einer gewissen inneren Beziehung zu sich selbst und zum Weltprinzip, unter Umständen allmächtig und allwissend werden kann; deshalb, weil in ihr alles Formbildungsvermögen und alle Willenskraft, wenn auch nur — auch beim Menschen — als Keim immer vorhanden ist. Wie weit dann diese Macht der Seele in einem Menschen-Individuum reicht oder reichen kann, wird und kann niemand vorherbestimmen oder berechnen, weder Hamerling noch ich, noch die exakte Wissenschaft, welche, indem sie stramm an den uns verliehenen Sinnesfähigkeiten festhält und sich an diese quasi anklammert, weder von den Machtsphären einer X-Seele, noch von der Möglichkeit eines Wissens oder Wahrnehmens, welches über unsere gewöhnliche und normale Sinnlichkeit etwa hinausreicht, etwas wissen oder glauben will, sich selbst den Weg zu weiterem Wissen verlegt. Unsere Sinnlichkeit ist eine beschränkte; aber daß es noch andere Felder der Wirksamkeit des Weltprinzipes gibt und geben kann, als jene fünfe, die wir genau kennen, kann und wird jeder begreifen, der die Natur und die Kausalität etwas näher beobachtet, und denkt und einzusehen vermag, daß es wirklich doch noch Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen sich unsere heutige Schulweisheit noch nichts träumen läßt. Weder Hamerling noch ich sind in der Lage, andere als Erfahrungsbeweise, Tatsachen nämlich, anzuführen oder etwa exakte Beweise für die „Unsterblichkeit der Seele“ zu erbringen, oder exakte Erklärungen für in einer Art, nämlich für uns, wirklich „übersinnliche“ Erscheinungen oder Tatsachen zu geben. Daß es aber Mächte und Fähigkeiten gibt, die wir heute mit unseren Sinnesapparaten nicht erklären können, müssen wir zugeben, und was wir können ist nur Fingerzeige geben, die wir dorthin richten, wo es diese Mächte und Fähigkeiten gibt und geben kann: in der Seele, welche als Subjekt-Objekt mit dem Weltprinzip in unmittelbarem Konnexe steht und stehen muß, was man logisch darlegen, induktiv bisher aber nicht nachweisen, respektive genau — eben in exakt wissenschaftlicher Art — erklären kann.

Von der unendlichen Tiefe des Empfindungs- und Vorstellungsvermögens der menschlichen Seele waren schon manche Philosophen voll überzeugt; ich nenne nur einige: Jakob Böhme, F. G. Fichte, J. Frohschammer, in allerneuester Zeit meine Wenigkeit und Robert Hamerling; außerdem aber noch viele andere; die Erkenntnistheorie und Lehre aber zu ändern, so nämlich, daß die entdeckten Wahrheiten allgemein und

und „nachweisen", daß Empfindung und Bewußtsein nur „Funktionen" und „Konstellationen" physisch-mechanischer Kräfte seien — sie hat doch Unrecht, weil der Zweck, der wirkliche und logische Zweck aller Konstellationen und aller Funktionen doch kein anderer ist und sein kann, als reales Dasein zu bewirken und weil dieser „Zweck" (den diese Wissenschaft immer negiert, weil die Kräfte, nämlich so lange sie nur triebartig wirken, nicht reden können) immer und überall die innere Triebfeder aller Energie ist, nämlich die dunkle Vorstellung vom Sein, welches realisiert werden soll. Schon der Name „Energie" weist auf ihr inneres Wesen hin: auf ein Streben nach Etwas. Einen anderen Grund zu einer Bewegung (Änderung des vorhandenen Zustandes) gibt es nicht und wer dies nicht begreift, beweist nur, daß er überhaupt nicht scharf beobachten und denken kann. Vorstellungsvermögen und Bildungsvermögen (nämlich ein nisus formativus) sind und müssen — was leicht einzusehen wäre für jeden, der scharf denken und urteilen kann — rein geistiger Natur, nämlich nur Fähigkeit sein, weil jede wäg- und meßbare und auch jede sichtbare Erscheinung schon Form der Urattribute des Weltprinzipes ist, welche eben Daseinswille und Vorstellungsvermögen sind.

Ich gehe hier auf die Kernprobleme (die übrigens von der neuen monistischen Philosophie schon gelöst sind) nicht weiter ein und will, von meinem eigenen Standpunkte aus, der mit dem Hamerlingschen in einer Linie steht, nur bemerken und hervorheben, daß die „Seele", d. i. die Vereinigung der Attribute in einer Daseinsform, eine ganz merkwürdige, wenn auch innerlich streng logische Macht ist. Jedes Wesen, jedes Lebewesen, besitzt diese Seele und jedes ist auch in gewisser Art das Zentrum, der Mittelpunkt der ganzen Welt. Es vereinigt in sich keimartig alle Attribute und Fähigkeiten der Weltpotenz selbst, kann aber diese Macht nur entfalten je nach der Stufe der Entwicklung, auf der es sich befindet. Die Seele als Subjekt-Objekt (Vorstellung und Wille), strebt nach Formbildung und je weiter sie es darin bringt, desto tiefer wird sie empfinden und desto klarer denken können. Das Prinzip der Entwicklung ist richtig; aus unendlich kleinen Dingen, Potenzchen nur, entwickelt sich alles, z. B. auch die Kräfte alle, die sich aus dem Urzustande des Seienden ebenso entwickeln, wie die Stoffe oder Elemente der Chemie; was sich aber entwickelt und wird, sind ursprünglich nicht blinde, unintelligente Mächte und Energien, sondern eine innerlich logische, d. h. mit dem zureichenden Grund ihrer eigenen Potenz versehene Macht — ein Weltprinzip — welches empfinden will, welches sich selbst Daseinsformen schafft oder bildet, in denen es sich seiner selbst bewußt wird und werden kann, und in welchem es das eigene Sein im Seinsgefühl und durch das Seinsgefühl verwirklicht.

Sieh, dort geht ein junger Mann mit schleppenden Schritten: er stolpert über jedes kleinste Hindernis im Wege. Warum tut er das? Bloß weil er schwachsinnig und ein Idiot ist. Mit anderen Worten: Geistesschwäche bringt auch Körperschwäche mit sich; sicher sein im Geist heißt sicher sein auf den Beinen, Unsicherheit im Geist macht die Schritte unsicher.

Oder es geschieht ein plötzlicher Unglücksfall. Du stehst zitternd da und bist ganz schwach vor Furcht. Warum bist du unfähig, dich zu bewegen? Warum zitterst du? Und dabei glaubst du noch, daß der Geist nur geringe Wirkung auf den Körper ausübt! Du bist einen Moment lang die Beute eines Zornanfalls — ein paar Stunden später klagst du über heftiges Kopfweh, und trotzdem will es dir nicht einleuchten, daß Gedanken und Gefühle auf den Körper wirken.

Vor einigen Tagen sprach ich mit einem Freund über Aufgeregtheit. Als er sagte, sein Vater neige sehr zur Aufregung, antwortete ich: „Ihr Vater ist ein kranker Mann. Er ist nicht kräftig, nicht robust, nicht frisch und lebhaft", und beschrieb den Zustand des Vaters und was bei ihm nicht in Ordnung sei. Er sah mich erstaunt an und sagte: „Wie, kennen Sie meinen Vater?" und auf meine verneinende Antwort fragte er: „Wie können Sie dann die Krankheit, an der er leidet, so genau beschreiben?" — „Sie haben mir eben gesagt, Ihr Vater neige sehr zur Aufregung. Als sie mir dies sagten, haben Sie mir eine Ursache angegeben; als ich Ihres Vaters Zustand beschrieb, habe ich einfach zu dieser Ursache die entsprechende Wirkung hinzugefügt."

Angst und Aufregung haben die Wirkung, daß die Kanäle des Körpers verschlossen werden, so daß die Lebenskräfte nur langsam und träge hindurchfließen. Hoffnung und Ruhe öffnen diese Kanäle, und die Lebenskräfte durchströmen sie dann so eilig, daß eine Krankheit nirgends einen Angriffspunkt findet.

Vor kurzer Zeit erzählte eine Dame meinem Freund von ihrem schweren körperlichen Leiden. Mein Freund wußte zufällig, daß die Beziehungen dieser Dame zu ihrer Schwester nicht die besten waren. Er hörte aufmerksam der Beschreibung ihrer Leiden zu, sah ihr scharf ins Gesicht und sagte in festem, aber mildem Ton: „Verzeihen Sie Ihrer Schwester!" Überrascht sah sie ihn an und erwiderte: „Ich kann meiner Schwester nicht verzeihen." — „Gut", antwortete er, „dann behalten Sie Ihre steifen Gelenke und Ihre rheumatischen Schmerzen!"

Einige Wochen später sah er sie wieder. Mit leichten Schritten kam sie auf ihn zu und sagte: „Ich habe Ihren Rat befolgt, meine Schwester besucht und ihr verziehen. Wir sind wieder gute Freunde geworden, und ich weiß nicht, wie es zugeht, aber soviel ich mich erinnere, kommt es mir vor, als ob mein Leiden genau von dem Tage

schulmäßig gelehrt und daher Allgemeingut würden — — wird einzelnen Philosophen nie gelingen, wenigstens insolange nicht, bis nicht Staat und Schule oder Wissenschaft sich der heiligen Sache der Wahrheit in etwas intensiverer Art und Weise anzunehmen für gut finden, als es bisher geschah und noch geschieht. Übrigens gab und gibt es gewiß viele Menschen, welche mit der Wahrheit auf gutem Fuße leben: sie empfinden wahr und tief, und von da ist es bis zur Erkenntnis nicht allzuweit; ich schließe mit folgenden Worten:

„Die Wahrheit wollt man haschen
Mit Stricken und mit Stangen;
Man will sie endlich fangen
In Netzen und in Maschen:
Die Wahrheit aber lächelt und entflieht
Ins nächste Herz, in dem die Liebe glüht."

Wie die Seele den Leib gesund machen kann.

Von **Ralph Waldo Trine.**[1])

Gott ist der Geist des unendlichen Lebens. Wenn wir nun an diesem göttlichen Leben teilnehmen und die Kraft haben, uns seinem Einströmen ganz zu öffnen, so hat das sogar für das physische Leben tiefere Wirkungen, als man zunächst meinen könnte. Denn so viel ist klar, es liegt im Wesen dieses unendlichen Geistes, daß er jedes Kranksein ausschließt; wenn aber das richtig ist, dann kann in dem Körper, in den er ungehemmt eintritt und den er ungehemmt durchströmt, keine Krankheit existieren.

Vielleicht erhebt hier jemand den Einwand: „Ich höre heute so viel reden von den Wirkungen des Geistes auf den Körper, aber ich weiß nicht, ich habe kein rechtes Zutrauen zu der Sache." Wirklich nicht? Setze den Fall, es bringt dir plötzlich jemand eine Nachricht. Du wirst blaß, du zitterst, du fällst vielleicht in Ohnmacht — und doch ist diese Nachricht durch den Kanal deines Geistes in dich eingegangen. Ein Freund sagt vielleicht ein Wort zu dir, etwa bei Tisch, das dir unliebenswürdig vorkommt. Du bist dadurch „verletzt", wie man sagt. Bis zu diesem Augenblick hat dir das Essen geschmeckt, jetzt vergeht dir auf einmal aller Appetit. Aber was gesagt wurde, ist durch den Kanal deines Geistes eingegangen und hat dich dort „verletzt".

---

[1]) Das Folgende ist entnommen einem englischen Buche: „In Harmonie mit dem Unendlichen" von Ralph Waldo Trine. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Max Christlieb. (Stuttgart. J. Engelhorn. 1905.) Dieses Kapitel ist ein Beispiel von dem hohen und wahrhaft fruchtbaren Geiste, der im Buche lebt und welcher zeigt, wie höchster Idealismus praktisch und erfolgreich auf das menschliche Leben angewendet werden kann. Das merkwürdige Buch bietet, was unserer Gegenwart am meisten nottut. Die Red.

Aufregung bewirkt oft Erbrechen. Ein heftiger Wutanfall hat schon Schlagfluß und Tod herbeigeführt. In mehr als einem Fall hat eine einzige Nacht voll schwerer Seelenkämpfe ein Leben gebrochen. Aus Kummer, langandauernder Eifersucht, fortwährender Sorge und aufreibender Angst kann manchmal Wahnsinn entstehen. Krankhafte Gedanken und zwiespältige Stimmungen sind die natürliche Atmosphäre für Krankheiten, und in geistiger Fieberluft keimt und wächst das Verbrechen."

Wir hören manchmal, daß ein Mensch von schwacher Gesundheit zu einem anderen sagt: „Wenn du kommst, wird mir immer gleich besser." Diese Behauptung ruht auf tiefer wissenschaftlicher Begründung. „Die Zunge der Weisen ist heilsam." (Sprüche 12, 18.) Die Macht der Suggestion über den menschlichen Geist ist eines der wunderbarsten und interessantesten Gebiete des Studiums. Die wunderbarsten und stärksten Kräfte können durch ihre Vermittlung in Tätigkeit gesetzt werden. Ein weltberühmter Forscher, überall als einer der hervorragendsten lebenden Anatomen anerkannt, sagt, er habe durch Experimente festgestellt, daß der gesamte menschliche Organismus binnen einer Zeit von weniger als einem Jahr sich vollständig umwandeln und einzelne Teile sogar in ganz wenig Wochen sich gänzlich erneuern können.

„Aber ich höre fragen: „Willst du wirklich behaupten, daß durch die Wirkung der inneren Kräfte ein kranker Körper in einen gesunden verwandelt werden könne?" Allerdings, und das ist sogar die natürliche Methode, ihn zu heilen. Die Methode, die mit Medikamenten und anderen außerhalb des Körpers liegenden Stoffen arbeitet, ist die künstliche. Das einzige, was Medikamente zuwege bringen können, ist Hindernisse aus dem Weg räumen, und zwar bloß dazu, daß die Lebenskräfte ihre Arbeit leichter tun können. Der wirkliche Heilungsprozeß muß innerlich durch die Lebenskräfte bewirkt werden. Ein Arzt und Chirurg von Weltruf gab neulich vor seinen Kollegen die Erklärung ab: „Der wichtigste Faktor, der bei der Ernährung mitwirkt, das Lebensprinzip selbst, ist in der medizinischen Zunft während ganzer Generationen unberücksichtigt geblieben: das Studium und die Arzneimittellehre haben sich fast ausschließlich mit den Wirkungen der Materie auf den Geist beschäftigt. Das hat aber der Entwicklung des ärztlichen Standes selbst bedenklich geschadet und die Folge war, daß der psychische Faktor im Leben des Arztes sich noch heute in rudimentärem und kaum entwickeltem Zustand befindet. Aber die Morgenröte des 20. Jahrhunderts ist gekommen und die Richtung, in der die Menschheit vorwärts schreitet, geht auf die verborgenen Kräfte der Natur zu. Die Ärzte müssen heute Psychologie studieren und ihren Lehrern in das weite Gebiet der geistigen Therapie folgen.

ab, an dem wir uns versöhnt haben, besser geworden sei, und nun sind meine Schwester und ich so gute Freunde, daß wir es kaum ohne einander aushalten können.“ Auch hier haben wir wieder die Wirkung, wie sie auf die Ursache folgt.

Es gibt eine Anzahl gutbeglaubigter Fälle von folgender Art. Eine Mutter ist einen Augenblick mit leidenschaftlichem Zorn erfüllt — und das Kind an ihrer Brust stirbt binnen wenigen Stunden, denn die Milch der Mutter ist giftig geworden, weil der Körper unter der Herrschaft des Zornanfalles etwas Giftiges absondert. In anderen Fällen traten schwere Krankheiten oder Krämpfe ein.

Folgendes Experiment wurde von einem sehr bekannten Naturforscher mehrmals gemacht. Eine Anzahl Männer brachte man in einen erhitzten Raum und erregte in jedem einen Augenblick lang eine bestimmte Leidenschaft, in einem hochgradigen Zorn, in den andern andere Leidenschaften. Von jedem entnahm der Forscher einen Tropfen Schweiß, und durch sorgfältige chemische Analyse gelang es ihm, die bestimmte Leidenschaft anzugeben, die in jedem erregt worden war. Im wesentlichen dasselbe Resultat ergab sich bei der Analyse des Speichels.

Ein bekannter amerikanischer Schriftsteller, der an einer unserer größten medizinischen Schulen promoviert und die Kräfte, die den Körper aufbauen und zerstören, eingehend studiert hat, sagt: „Der Geist ist der natürliche Beschützer des Körpers .... Jeder Gedanke strebt danach, sich zu verwirklichen: abscheuliche Vorstellungen von Krankheit, Ausschweifung und Laster aller Art bringen eine Art von Skrofeln oder Aussatz in der Seele hervor und die Seele verwirklicht das dann am Körper. Der Zorn verwandelt die chemischen Eigenschaften des Speichels in ein lebensgefährliches Gift. Es ist bekannt, daß plötzliche und übermäßige Gemütsbewegungen nicht bloß in wenig Stunden das Herz geschwächt, sondern Wahnsinn und Tod bewirkt haben. Es ist von Forschern nachgewiesen worden, daß eine chemische Verschiedenheit zwischen dem gewöhnlichen Schweiß und dem plötzlich auftretenden kalten Schweiß besteht, der bei starkem Schuldbewußtsein ausbricht. Der Gemütszustand eines Verbrechers kann manchmal dadurch festgestellt werden, daß man seinen Schweiß mit Selensäure behandelt und einer chemischen Analyse unterzieht; er zeigt dann eine deutlich rötliche Färbung. Es ist bekannt, daß die Furcht Tausende von Opfern getötet hat, während umgekehrt der Mut eine stark belebende Wirkung ausübt.

Der Zorn der Mutter kann einen Säugling töten. Der berühmte Pferdebändiger Rarey sagt, daß ein zorniges Wort manchmal den Puls eines Pferdes um zehn Schläge in der Minute beschleunigte. Wenn das von einem Tier gilt, was werden wir dann von dem Einfluß des Zornes auf menschliche Wesen, besonders auf ein Kind, sagen! Starke geistige

sind, ihre Heilung zu versuchen. Noch später aber wird eine Zeit kommen, wo jeder sein eigener Arzt ist. Je mehr wir mit den höheren Gesetzen des Lebens in Übereinstimmung kommen und mit den Kräften des Geistes bekannt werden, desto weniger wird uns unser Körper zu schaffen machen.

Bei der negativen Seite der Dinge sich aufzuhalten ist immer schädlich: das gilt vom Körper so gut wie von allem übrigen. In diesem Zusammenhang sind die Worte eines Mannes wertvoll und von Bedeutung, der seine vorzügliche Ausbildung als Arzt noch durch ausgedehnte Studien und Beobachtungen über die Wirkungen der inneren Kräfte vervollständigt hat. Er sagt: „Durch Betrachtungen über Krankheit können wir niemals gesund werden, so wenig als man durch Nachdenken über die Unvollkommenheit und Disharmonie vollkommen und harmonisch wird. Wir müssen umgekehrt stets ein hohes Ideal von Gesundheit und Harmonie vor unser geistiges Auge stellen. . . .

Sprich niemals etwas über dein Befinden, wovon du nicht wünschen kannst, daß es sich verwirkliche. Halte dich nicht bei deinen Leiden auf und studiere ihre Symptome nicht."

Man kann alles zusammenfassen in dem einen Satz: „Gott ist gesund und so bist du es auch." Du mußt nur dein *wahres Wesen* erkennen. Wenn diese Erkenntnis da ist, dann wirst du die Kraft haben, den Zustand deines Körpers selbst zu bestimmen, und du wirst auch wissen, daß du diese Kraft hast. Dazu mußt du aber deine Einheit mit dem unendlichen Geist erkennen und verwirklichen.

Schweigen.

Gedicht von *Friedrich Halm.*

Schweigen will ich!
Was sind Worte? — Schellengeklingel!
Was sind Worte? — Kupferpfennige,
Beschnitten vom Wuchrer: Gebrauch,
Abgenützt vom Verkehr!
Nein! Fasse wer will in Worte
Unfaßbares und stammle kläglich
Unaussprechliches mühevoll her!
Ich verschmäh' es! Ich deiner würdig gebe
Dir Einzigen, das einzig Würdige,
Ein volles glühendes Herz
Und Schweigen!

Schweigen! Was ist Schweigen?
Bloß der Lippe den flüsternden Hauch,
Der Zunge die Bildung flüchtigen Klanges
Versagen? — Nein, es ist mehr!
Auch des Blickes aufleuchtenden Strahl,
Und das Zittern der Hand und das Zucken der Mienen,
Und des Herzens stürmischen Schlag
Gilt es bezähmen! — Ein üppig blühendes Leben
Strotzend von Mark und Gesundheit,
Das siedende Blut die Adern sprengend,
Zuckend jeder Nerv und jede Fiber gespannt,
Und nun den Sarg her, den Deckel auf,
Die schwellenden Glieder hineingedrückt,
Über dem Herzen, dem pochenden Herzen,
Die bebenden Hände gefaltet,
Nun den Deckel drüber! — Die Seile schnarren!
Erde drauf! Ein Kreuz dazu!
Lebend begraben sein und leben
Jahre der Qual, Jahrzehnte des Jammers,
Das ist Schweigen!

Schweigen will ich!
Und was ist denn ein Wort? — Ein Steinwurf
In des Weihers ruhendem Gewässer;
Der Kiesel versinkt, die Kreise verschwimmen,
Und seiner wird nicht mehr gedacht!

Ja, in dem Maß, als du deine Einheit mit dem unendlichen Geist des Lebens erkennst und dadurch deine latenten Möglichkeiten und Kräfte wirksam machst, wirst du Krankheit in Wohlsein, Dissonanz in Harmonie, Leiden und Schmerz in überströmende Gesundheit und Kraft verwandeln. In dem Maß, als du diese Ganzheit, diese überströmende Gesundheit und Kraft in dir verwirklichst, wirst du sie auch auf alle übertragen, die mit dir in Berührung kommen: denn du darfst nicht vergessen, daß Gesundheit ebensogut ansteckt wie Krankheit.

Furcht und Mangel an Glauben gehen Hand in Hand: das eine entsteht aus dem andern. Sage mir, wie stark du zur Furcht neigst, und ich will dir sagen, wie wenig Glauben du hast. Furcht ist der kostspieligste Gast, den wir bewirten können, ebenso wie Aufregung: beide sind so kostspielig, daß niemand Mittel genug hat, um sie zufriedenzustellen.

„Wohin gehst du?" fragte ein Pilger im Osten, als er eines Tages der Pest begegnete. „Ich gehe nach Bagdad, um fünftausend Menschen zu töten", war die Antwort. Einige Tage darauf traf der Pilger die Pest wieder bei ihrer Rückkehr. „Du hast mir gesagt, du wolltest nach Bagdad gehen und fünftausend Menschen töten", sagte er, „aber statt dessen hast du fünfzigtausend getötet." „Nein", antwortete die Pest, „ich habe bloß fünftausend getötet, die anderen starben vor Furcht."

Willst du immer jung bleiben und den Frohsinn und das Überquellende der Jugend in deine reiferen Jahre mitnehmen? Dann achte auf eines: wie du in deiner Gedankenwelt lebst. Dadurch wird alles andere bestimmt. Gautama, der inspirierte Buddha, hat gesagt: „Der Geist ist alles; was du denkst, das wirst du." Und dasselbe meint Ruskin, wenn er sagt: „Mache dich zu einer Herberge schöner Gedanken. Niemand unter uns weiß bis jetzt — denn noch niemand hat es in früher Jugend gelernt — was für Feenschlösser wir mit schönen Gedanken erbauen könnten, die gegen alle Widerwärtigkeiten Sicherheit böten." Und möchtest du alle Elastizität, Kraft und Schönheit deiner jungen Jahre in deinem Körper bewahren? Bewahre sie in deinem Geist, indem du keinem unreinen Gedanken Einlaß gewährst, dann werden sie auch an deinem Körper in Erscheinung treten und du wirst finden, daß auch dein Körper deinen Geist unterstützt, denn der Körper hilft dem Geist so gut als der Geist dem Körper.

Die Zeit wird kommen, wo die Tätigkeit des Arztes nicht darin besteht, den Körper zu behandeln und zu heilen, sondern den Geist zu heilen, der dann seinerseits den Körper heilen wird. Mit anderen Worten, der rechte Arzt wird ein Lehrer, und seine Sorge wird es sein, die Menschen gesund zu erhalten, und nicht erst, wenn sie krank geworden

dunklen Waldlehnen an beiden Seiten. Ein Bauer vorher hatte mir diesen Graben so bezeichnet: „A Hulzsag und a Wirtshaus." Aber im Graben wühlen an Berghängen moderne Schatzgräber. Bergleute suchen nach Kalkstein, Erz oder Magnesit. Nach einem Stündlein behaglichen Wanderns stand vor mir über der emsig schnarrenden Holzsäge eine stellenweise grünbewachsene Felswand; an ihr gabelt sich der Graben. Man hält sich rechts, kommt nach zwanzig Minuten zu einer zweiten Gabelung, dort steht das Wirtshaus. Hier den Grabenweg links und nach vierzig Minuten Steigung kommt man auf den Paß. Aber ich will ja kein Touristenführer sein, will vielmehr von vier Schustern sagen. Durch diesen Stollingergraben nämlich hatten mich drei Schustergesellen und ihr Meister eingeholt, die mit Zeugtrüheln und Leistenbündeln vom Mürztal in die Ster gingen nach Turnau. Denn es war der Woche Anfang. Sie hatten es nicht eilig, gingen auf meinen langsamen Schritt ein und einer von ihnen meinte, der Weg sei gleich kurzweiliger, wenn man mit einem Menschen marschiere.

„Seid ihr denn keine Menschen?" mußte ich fragen. Denn mit einem kleinen Neckwort heimelt man sich gegenseitig am leichtesten an.

„Nein, lieber Herr, wir sind Schuster."

Damit war das Gespräch auf lustige Weise eingeleitet. Der graubebartete Meister, der, ohne etwas zu tragen, mit seinem Stecken eine Weile hinten dreingegangen war und nichts gesagt hatte, rief jetzt plötzlich: „Bauern sind wir und keine Schuster!"

Da lachten die Gesellen über Bauern, die keinen Acker hätten, sondern ein Bündel Leisten auf dem Buckel. Nun blieb der Meister mitten auf dem Wege stehen, stellte sich seinen Stecken hinterseits als Spreize und begann einen merkwürdigen Vortrag über Bauern und Herren. Er stand dabei nur an seine drei Gesellen gewendet, als ob ich nicht vorhanden wäre. Ich trug städtisches Gewand und „Glasaugen" über der Nase. Solche Leute zählen nicht im Stollingergraben.

„Buben!" sagte er mit lauter Gewichtigkeit, „merkt euch das. Auf der Welt gibt's nur zwei Leutgattungen: Bauern und Herren. Die Bauern, das sind solche, die was bauen, was machen und leisten können. Der Landmann baut Korn, der Zimmermann baut Häuser, der Schuster macht Schuhe, der Schmied macht Nägel. Drei Stunden lang kunnt ich aufzählen. Jeder, der mit seiner Arbeit mittut, die Welt aufzubauen, ist ein Bauer."

Das schien mir nicht uneben. Aber nun kam es „uneben".

„Und die Herren!" fuhr er in gehobenem Tone fort, denn es rauschte der Bach und jemand konnte schwerhörig sein. „Die Herren, das sind solche Leut, die nichts können, nichts bauen und nichts schaffen, die alleweil ihre Hand aufhalten müssen, daß sie von anderen etwas

Was ist ein Wort denn? — Ein Rütteln am Stamme;
Grüne Blätter rauschen herunter,
Unbewegt strahlt die schwellende Frucht!
Was ist ein Wort denn? — Ein zuckender Blitz;
Aber die Wolke zieht weiter,
Der Regen versiegt, blau wird der Himmel,
Und seiner wird nicht mehr gedacht!

Warum denn schweigen?
Lieder begrüßen den Lenz,
Nachtigallengeflöte durchzittert
Mit Wohllaut den duftenden Hain;
Die Quellen singen, der rauschende Strom
Und des Waldes Wipfelgebraus
Tönen Lieder der Wonne, Hymnen des Lebens
Und ihr keine Lieder? — Keine Lieder
Meines Lebens strahlendem Frühling,
Denn vor ihr war Winter und Nacht!
Davids Lieder bändigten Saul,
Und keiner Lieder heilende Klänge
Meiner Seele nachtendem Unmut,
Meines Leides lichtscheuem Wahnsinn?
Schweigen, trostloses Schweigen!
Warum denn schweigen?

Schweigen will ich!
Keiner Träne Fall trüb' ihr der Seele
Heiter ruhenden Wellenspiegel,
Keines Seufzers schmerzlicher Hauch durchrausche
Wie Sturmesatem des Forstes Wipfel
Ihres Gemütes friedliche Stille,
Kein Aufschrei der Klage umnachte
Mit des Zweifels düst'rem Gewölke
Ihres Wesens heilige Klarheit,
Schweigen will ich und quillt mir ein Lied auf,
Unhemmbar in pochendem Herzen,
Sei es wie jener Altar der Athener
Dem unbekannten Gotte geweiht,
Wie Aeolsharfengetön entsteh' es, verweh' es,
Entspring es, verkling' es und der Rest sei
Schweigen!

Aufs Hocheck.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Nördlich vom breiten sonnigen Mürztal, der ganzen Länge nach, liegt schönes Hochgebirge. Aber vom Tale aus sieht man's nicht. Es steht ein Wall von mäßig hohen Vorbergen dazwischen. Diese werden von Gräben und Einschnitten durchbrochen, die entweder den Bächen entlang oder über Bergpässe in die hinteren Alpentäler führen und an den Fuß des Hochgebirges.

Manchmal wandere ich gerne durch einen solchen Graben und steige auf einen Gipfel der Vorberge, um jenseits in die grünen Hochtäler hinabzuschauen oder die silberweißen Felsen des Gemsgebirges zu sehen.

So bin ich eines taufrischen Frühmorgens von der Bahnstation St. Marein im Mürztale aus durch den Stollingergraben hinaufgegangen. Da ist eine gute Straße und hinter dem Dorfe St. Lorenzen steht ein Bildstock mit der Inschrift:

„Wanderer!
Hier ist der Weg zur großen Gottesmutter in der Zelle,
Beeile deine Füß', bereite würdig deine Seele.
In Trauer Trost, in Zweifel Rat, Vergebung tiefbereuter Sünden,
In Kleinmut Kraft, in Siechtum Heil, in Armut Hilfe wirst du finden."

Zwei Sommerfrischjungen standen davor, lachten über den Spruch und nannten ihn eine Reklameannonce. Im Geiste derer mag es so sein. Den Gläubigen ist er mehr. Ich bin wohl auch von einigen der im schönen Spruche genannten Lasten bedrückt, aber nach Mariazell, das von hier noch zehn Stunden weit drin im Gebirge liegt, konnte ich nicht. Mir genügte der einsame Graben mit dem rauschenden Wasser und den

jener Mariazeller Wallfahrer, die weit vom Flachlande herkommen und an dieser Stelle zum erstenmal das Hochgebirge nahe vor sich haben. Die einen sind enttäuscht und die anderen erschrecken. Und eine dritte Gattung sumpert blöde und dumpfig vor sich hin und betet den Psalter hier gerade so gedankenlos ab, wie überall. Nur wenigen schreit vor der Alpenherrlichkeit anbetend, jubelnd das Herz auf: Herrgott, da bist du ja! Er ist freilich überall, doch in einem neuen großen Naturbild wird man ihn oft ganz plötzlich inne, und hochheiliger Sonntag ist, wenn die sehnende Seele das erstemal vor dem Meere steht oder vor dem hohen Gebirg.

Wie schön leitet die Straße niederwärts ins Turnauertal, wie lockend lädt sie ein, mitzukommen ins freundliche Dörfchen hinab und weiter nach Seewiesen, über den Seeberg nach Mariazell. Es ist einer der wunderbaren Sonnentage des vorigen Sommers und ich bleibe auf der Höhe. Ich wende mich links und steige über Almmatten, wo Vieh weidet und durch Lärchenbestände, in dem ein Specht hackt, noch höher hinan. Ich komme zu einem weißen Kirchlein, das in der Scharte des Bergrückens steht. Durch das vergitterte Türfensterchen gucke ich in den dunklen Raum. Kühle, moderige Luft, die Wände voll Heiligenbilder und doch Der auf dem Altare mutterseelenallein. Wie kann man den Allüberallgeist so einsperren wollen? Im Freien unter einem Fichtenbaum steht die Kanzel.

Diese einsame Kleinhäuslerwirtschaft Gottes wird das „Himmelreich" genannt, aber mir kam kein großer Gedanke und keine weihevolle Stimmung; hätte es nur gerne wissen mögen, weshalb man gerade hier eine Kirche gebaut hat. Das Volk, dachte ich, wüßte gewiß Bescheid und habe eine sinnige Sage. Als ich später noch höher oben einen Ochsenhalter befragte, antwortete er: „Olli Johr amol steign eh Kirchfohrter auffa. Da Poguschwirt bringg hisch a Bier on." — Das waren die Geheimnisse des „Himmelreiches".

Das Gebirgsbild hatte sich noch mehr ausgebreitet, aber mein Auge trachtete der Scholle zu, nach der Spur einer Quelle suchend. Derlei gibt's da oben nicht. Aber Schwarzbeeren fanden sich, die labten Zunge und Gaumen. Und dabei erinnerte ich mich, wie vor etwa fünfunddreißig Jahren in einem steirischen Walde drei Studenten Beeren suchten. Der eine pflückte Schwarzbeeren, der andere Blaubeeren und der dritte Heidelbeeren. Und diese drei Beeren wuchsen auf *einem* Kraut, nur daß sie von den drei Studenten je nach ihrem Lande verschieden benannt waren. „So", sagte damals einer, „wie mit diesen Beeren ist es mit den Katholiken, Protestanten und Russischgriechen. Verschiedene Namen und doch der *eine* Adam." Es hat Zeiten gegeben und ich selbst erlebte ihrer, wo man ob solchen Gleichnisses gesteinigt werden konnte.

kriegen, um nit zu verhungern und nit zu erfrieren. Die nach allen Seiten hin alleweil nur sagen: Her, her! Bauer, gib her! gib her! Her mit deinem Korn, her mit dem Rindsbraten, her mit dem Wein, her mit dem Stiefel und Rock! Her, her damit! Und so einer, der sonst nichts kann, als alleweil nur h e r sagen, heißt Herr.“ Diese sozialökonomische Vorlesung wurde mir nur dadurch einigermaßen bedenklich, weil zum Schlusse derselben der Schuster mit einem ahlspitzen Blick auf mich herstach, als sei ich das richtige Demonstrationsobjekt für seinen „Herrn“. Die drei Schustergesellen lachten und diese sozialdemokratische Unterscheidung zwischen Bauern und Herrn war eigentlich nichts Neues, ich hatte sie schon vor fünfzig Jahren gehört. Als wir an einer Wegzweigung auseinandergingen, hielt der Meister mir seine Hand hin und sagte barsch: „Gib her!“

„Was denn?“ fragte ich und umspannte fester meinen Stock. „Wollt denn i h r jetzt Herr sein?“

„Deine Hand gib her und sei nit bös.“

So sind wir auf sehr gute Art auseinandergekommen. Aber als sie den steilen Bergweg hinanstiegen gegen den Bauernhof, wo sie die ganze Woche fleißig Leder nähen und Schuhe zusammennageln sollten, während ich nur so zur Ergötzung im Gebirge umherstrich und dabei leidlich essen und trinken wollte, dachte ich dem Manne nach: Ganz unrecht hat er nicht.

Eine Stunde später auf dem Passe. Nicht leicht etwas Köstlicheres kenne ich, als die letzten Schritte vor einer Paßhöhe im Gebirg. Mehrmals, wenn es scheint, man sei schon oben, kommt noch ein Ruckerl, bis sich's endlich ganz flacht und lichtet. Noch der weiße Himmel, dann kommt weit hinten eine blauende Spitze hervor, mit jedem Schritt taucht sie höher auf und neben ihr andere und andere, bis das weite Halbrund der jenseitigen Welt völlig dasteht.

Auf dem Poguschpaß stand vor mir das Schwabengebirge. Luftig und blau. Davor lag das vielgestaltige, behügelte, mit gelben Kornfeldern, grünen Matten und dunklen Wäldern bestreute Hochtal von Aflenz und Turnau, das sich hinten durch die Schluchten der Fölz und Seewiesen ins Felsengebiet verliert. Rechts in der Ferne fremdet uns die ungewohnt scharfe Spitze der Veitsch an, während der Hochschwabenstock und die Tragösser und Eisenerzerberge sich geradeso bieten, wie an anderen Hochpunkten des Mürztales. Vollständig wird die Naturschönheit natürlich erst durch das Wirtshaus, das auch auf diesem Joche steht. Es ist ein altes Hospiz, dessen jetziger Besitzer, wenn ich nicht irre, den guten Bergnamen Frischblut führt. Wenn wir mit Butter und ein paar Gläsern Milch auch unser Blut erfrischt haben, dann steht das Gebirgsbild noch einmal so schön da. Gerne versetze ich mich in das Gemüt

Han ma wahrsagn lassn.

Han ma wahrsagn lassn glei.
Was i ghert han, gfallt ma frei.
— Is wohl a koa Alti nöt
Dö so ghoamnisvoll hat grödt —:

„Kimm nöt z' spat und kimm nöt z' fruah,
Denn da is ja 's Türl zua;
Offn is 's sperranglweit
Netta zu da rechtn Zeit.

Woaßt as nöt, so laß dar's sagn;
Kannst as aba nöt dafragn,
Wan da Wind, da richti geht
Und dö Glückstür offn steht:

Bist a jungs, a lustigs Bluat;
Stöck a Kerschblüh auf'n Huat,
Sing dabei a munters Liad.
Geh dein Weg mit leichtn Gmüat —

's Glück is da und dort dahoam.
Zabl spielts an alte Moahm;
Zabl is 's a Dirndl fein —
Dort kunnt 's Türl offn sein!"

Und wann an oanzigs Blattl fallt . . .

Und wann an oanzigs Blattl fallt,
Is d' Rosn nimma voll und ganz.
Und wird an oanzigs Sterndl kalt,
Da Himml hat an mattern Glanz.

Bist wiar a Rosn volla Pracht,
Voll Duft und Frischn, herzigs Kind;
Gib guat auf d' Rosnblattln acht,
Es geht a hübsch a rauha Wind.

Du hast an Himml volla Stern
Im Herzn, volla Glück und Freud;
Gib acht, daß koa nöt ausglöscht wern,
Im Finstern kimmt koa Mensch nöt weit.

Hätts gstreimlt und bußt.

Hätts gstreimlt und bußt
Und hätts gern ghabt als wia;
Doh koa Freud und koa Lust
Traut si zuwa zu mir.

Allnthalbn, wo i geh,
Wiar an angschoßns Reh,
Reißt's aus und vaschwindt,
Daß ig's kam wieda find.

Koa Lust und koa Freud
Wia vawichani Zeit;
Wia ön Wintafrost d' Schwalbn
Scheucht mi 's Glück allnthalbn.

Doh koa Weg is ma z' lang . . .
Is 's mei Willn? Is 's a Zwang?
Is 's Segn oda Fluach,
Daß ig's überall suach?

Lenzl.

Lenzl, geh, geh,
Tua da nöt weh
Mit da Faulenzerei
Beim Ofn hibei,
Daß d' di nöt ebba brennst
Und aft hernach trenzst —
Lenzl, geh, geh,
Tua da nöt weh!

Lenzl, so drah
Ön Kopf amal gah,
Dös Dirndl schau an,
Dös mecht di zum Mann.
Und daweil 'n aso plangt,
Hats an andra daglangt —
Lenzl, so drah
Ön Kopf amal gah!

Lenzl, schau, schau,
Dei Herr und dei Frau
Dö san nöt recht gscheit,
Hab'n mit dir nöt viel Freud;
Sö rackern si z' tot,
Da wars um di schad —
Lenzl, schau, schau,
Dei Herr und dei Frau!

Lenzl, paß auf,
Heut sag i nöt: lauf!
Geh, hol mar ön Tod,
Du bist da recht Bot;
I mecht holt, woaßt, gern
Tausend Jahr alt wern —
Lenzl, paß auf,
Vargiß fein nöt drauf!

Hoamkehr.

's Gwandl gstaubi, 's Schuahwerk z'rissn
Und valorn dö beste Kraft —
Was i gsehgn han, mechts gern wissn,
Auf da weit'n Wandaschaft:

Sunn und Regn und Blüah und Reif'n;
Wald und Felsn nebna Weg;
's Glück vor meina, grad zum Greifn,
Abar umi niar an Steg.

Rechts da Glaubn und links da Zweifl,
Vorn dö Dummheit, hintn 's Geld,
Drobn da Herrgott, drunt da Teufl,
In da Mitt — dö gfoppte Welt!

Erfrischt von den Schwarzbeeren ging ich weiter und war in wenigen Minuten auf einer Höhe, das Hocheck genannt. Ein Tisch, eine Bank und eine Wegweisertafel stehen auf dem höchsten Punkt.

Der Berg zieht sich gegen Westen hin weiter und steigt bis zur Zebererhöhe. Doch ich begnügte mich mit dem 1325 Meter hohen Hocheck, das dasselbe bietet. Auch bei Krieglach ist ein Hocheck, und sogar ein höheres, als das, es ist ein Ausläufer der Veitsch und entfaltet die Neubergeralpen. Ich ziehe aber dieses bei St. Marein vor, es ist ein so bequemer Fußschemel, eine so wohlgelegene Aussichtswarte. Da stehen noch hochschaftige Lärchen, trotzdem ist freier Blick genug zum Ausschauen in zwei recht unterschiedliche Landschaften. Drüben das vielgegliederte, in scharfen Lichtern strahlende Felsengebirge; hüben das weite Mürztal von Bruck bis Mürzzuschlag mit seinen hingelegten sanften Waldbergen und Almen.

So von oben herab wollte ich's nun wieder einmal sehen, weiter hatte es keinen Zweck.

Ich hatte vorgehabt, auf dem hohen Anger mich hinzulegen und stundenlang die Berge und die Täler und die weißen Wölklein des Himmels anzuschauen. Aber ich tat es nicht, die Sonne brannte zu unbarmherzig nieder und selbst die Lärchenschatten gaben keine Labe. — Wann sonst hat mich je die Hitze von einem Berg herabgejagt?

Am späten Mittag in Marein angekommen, war ich müde bis zur Erschöpfung und durstig bis zum Verschmachten, aber die arme Seele hatte Ruhe. Nun war es wieder einige Zeit auszuhalten im Tale.

Hoamlond-Gsanga.

Von Hans Mittendorfer.

's Dirnderl, halt ja!

's Dirnderl, halt ja, halt ja,
's Dirnderl is gschmah, is gschmah,
's Dirnderl is nett, is nett,
Wann igs na hätt!

Wann's in an Bacherl schwamm
Und i als Fischa kam,
Anglat i bis igs hätt.
Schwimmt aba nöt.

Fliagat's, wia d' Vogerl fliagn,
Müaßat i Flügln kriagn,
Fliagat gschwind hintadrein,
Holats bald ein.

Wann's war a Rosn worn,
War i a scharfa Dorn;
Nahm ma wer d' Rosn weg,
Stechat ign keck.

Weil's na koa Fisch nöt is;
Stumm war's ja heili gwiß
Und i hab's gar so gern,
Kann igs wo hern.

Vogerl, mir bangt, mir bangt,
Daß di da Habi fangt;
D' Rosn hat üba d' Nacht
Einbüaßt ihr Pracht.

Weils no dös alls nöt is,
Gschiachts do viel leichta gwiß,
Daß i ma's zuwa ziag
Und 's Herzerl kriag.

Leib und Seel, Fleisch und Bluat,
Jung und schen, herznsguat,
Dirndl, mei Schatz muaßt wern,
Weil ma zsammghern!

Der Egerländer Bauer am Sonntag.

Von Professor **Johann Bachmann.**

Wie der Böhmerwäldler oder Erzgebirgler, so ist auch der Egerländer Bauer ein Volkstypus mit so charakteristischen Bräuchen, daß es sich der Mühe lohnt, ihm in seiner Erholungszeit, dem Sonntag, nachzugehen, um jene mit ganzer Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Feierliche Stille lagert an diesem Tage bis in die spätere Morgenstunde über Haus und Hof. Die einzige Arbeit, welche heute gewöhnlich des Besitzers harrt, ist die Fürsorge für die Bewohner seiner Stallungen.

Am eiligsten hat es morgens die Bäuerin. Sie will in den Frühgottesdienst, die Frühmesse, zurechtkommen; denn nach ihrer Rückkehr aus der Kirche wartet ihrer die Bereitung des Mittagessens.

Bald steht denn auch das Frühstück, eine große Schüssel mit dampfender Milchsuppe, in der Mitte des weißgedeckten quadratischen eichernen Tisches, an dem die gemeinsamen Mahlzeiten stattfinden. Nach einem kurzen Tischgebet holt ein jeder Teilnehmer dieser nie verschmähten Arbeit seinen Löffel, der unter der Tischplatte am Tischrahmen in einem Riemchen steckt, hervor und führt ihn mit voller Ladung — Teller sind nämlich bei der ersten Tagesstärkung überflüssiges Gerät — unmittelbar aus der Schüssel zum Munde. Hierauf werden nach beendeter Mahlzeit die Löffel am Saume des Tischtuches gereinigt und in dem schon genannten Riemchen wieder aufgehängt.

Dem Gange der Bäuerin zur Frühmesse schließt sich der Hofbesitzer nur dann an, wenn er durch eine außergewöhnliche Arbeit, die fast den ganzen Sonntag in Anspruch nimmt — wie das Einführen des Heues oder Getreides, kurzweg Einfahren genannt —, verhindert ist, mit den übrigen Hausgenossen in die Predigt und das Hochamt zu gehen, was er sich sonst nicht gern entgehen läßt.

Die Überwachung des so still daliegenden Gehöftes ist dem Großvater und der Großmutter (dem Oana und der Wawa) oder einem alten Dienstboten (einer Hauswurz), den man früher fast in jedem Hofe finden konnte, übertragen. Ihnen steht als treuer Wächter der alte Kettenhund Sultan (der Suitl) zur Seite.

Rüstig dahinschreitend, schmaucht der Hofbesitzer auf dem Wege zur Kirche aus seiner kurzen Holzpfeife, die ihm ein nicht zu entratender Begleiter ist und auch seinen Sonntagsrock nicht entehrt, seinen Ordinären oder Kommiß, den letzteren mit um so größerem Behagen, da er ein Präsent seines beim Militär dienenden Sohnes ist, welcher von Zeit zu Zeit als Entschädigung für das übersandte Kleingeld, die Weihnachs- und Ostersemmeln und den Kirchweihkuchen einige Päckchen Kommißtabak

Rundblick.

So hoch ma steht, so weit ma siacht,
Is d'Welt so schen und 's Lebn so liacht,
Daß 's schier koan andern Gleich nöt hat,
Als wiar a Herz voll Gottesgnad.

Vierzeilige.

Auf'n Stoan sitzt a Krahn,
Schaut si d'Gegnd a weng an
Und wann's gschaut gnua hat, fliagts
Wieda langsam davon.

I sitz mi auf'n Stoa,
Schau ma d'Krautackar an —
Wann i fliagn kunnt, i machat's
Halt grad als wia d'Krahn.

*

Am Sunniwendtag
Is mei Dirndl geborn:
Von dort an san d'Tag kürza
Und d'Nacht länga worn.

*

Zwen Manna marschiern
Aba nia z'gleicha Fuaß:
Dar oan hoaßt „Unmigli",
Dar anda hoaßt „Muaß".

*

Und wissat ig's gwiß,
's Paradies gherat mein —
Wanns koa Everl nöt gab,
Mecht i Adam nöt sein.

*

Da Kürbis und Krautkopf
San zwoa dicki Freund
Und es freut si an iada,
Wann d'Sunn recht schen scheint.

*

Im Bacherl im helln,
Steht a scheni Forelln
Und nu nia in ihrn Lebn
Hats an Laut von ihr gebn.

Im Bacherl drin stehn,
Dös kunnt i wohl gen;
Stad sein herentgegn
Bracht i nöt so lang z'wegn.

*

A sternhelle Nacht
Is zum Fensterln wia gmacht;
Is 's aba stockfinsta
Zum Dirndl findst a.

*

Siach i an Bock,
Sperr i 's Hausgartl zua,
Sunst hätt an mein Rosenstock
D'Rosn koa Ruah.

*

Du moanst, daß i moan,
Du hast gmoant, es war gnua;
Daweil moan i, du moanst,
Es ghert nu was dazua.

*

Wann da Tau nöt z'erst fallt,
Kann da Nebl nöt steign;
Und mir kinnan nöt tanzn,
Wann d'Spielleut nöt geign.

Und d'Spielleut, dö spieln nöt,
Wann mir nöt brav zahln;
Und mir zahln nöt, wann uns
Eahni Tanzl nöt gfalln.

*

Wia heut mehr mei Schneida
Mit'n Bügleisn rennt —
Mei Herzerl is seida,
Wia leicht war's vabrennt!

*

Dei Herz hat an Schlag
Wiar a Glöckerl zum Hern
Und i losat all Tag
Auf dös Läutn so gern.

*

Was zsammghert, ghert zsamm:
Ohne Stock wachst koa Stamm
Und heirat mei Bua
Sag i 's Jawort dazua.

*

Windfahnl, Windfahnl,
Drah di na gschwind
Und richt da dei Kitterl,
Glei kimmt a, da Wind.

Laß's wachln dei Kitterl
Und stell di nöt dumm,
Er waht di und blaht di
Und draht di rundum.

*

Da Dummi und 's Glück
San all zwoa wutzldick,
Wutzldick, kuglrund,
Kuglrund, pumperlgsund.

*

Wann ma d'Wünsch leicht dabittat,
Sparast d'Arbeit af d'Letzt,
Wann oan 's Schicksal nöt schmiedtat,
Wurd ma nöt fest.

Geht die Sonne zur Rüste, so treten auch die letzten den verspäteten Heimweg aus dem Vormittagsgottesdienste an. Sie beanspruchen dann auch keine Begleitung, da sie infolge ihres weniger sicheren Ganges den nicht allzubreiten Fahrweg zumeist für sich allein benötigen; nicht selten gefallen sich solche verspätete Kirchgänger unter lebhafter Gestikulation auch in der Rezitation von Monologen.

Girgl läßt die Vorwürfe seines pflichteifrigen Weibes ruhig über sich ergehen, holt sich sein Mittagessen selbst aus der Bratröhre und verzehrt es mit sichtlichem Appetit, worauf er unauffällig von der Bildfläche verschwindet, um sich von den Anstrengungen des geendeten Tages zu erholen.

Es war eine Entgleisung. Eine solche ereignet sich vielleicht erst nach Monaten wieder.

Gewohnheitsgemäß lenkt sonst Girgl nach empfangenem Worte Gottes seine Schritte der Behausung zu und gönnt sich nach dem Mittagessen, da es Sonntag ist, ein Mittagsschläfchen, wozu er sich in der warmen Jahreszeit den duftenden Heuboden erwählt. Nach einer etwa zweistündigen Rast unternimmt er im Frühling und Sommer regelmäßig einen Gang durch seine Felder, natürlich die unentbehrliche Pfeife rauchend. Er freut sich der üppig keimenden Saat, der saftig emporschießenden Halme, der vollen Ähren und berechnet zufrieden im Kopfe, auf welchen Erlös er bei glücklicher Ernte für das zu verkaufende Getreide rechnen könne.

Da ihm der vor wenigen Monaten getroffene Unfall noch gut im Gedächtnisse haftet, so weicht er der Dorfstraße aus und sucht auf einem Seitenwege seine Wohnung zu erreichen. Doch gefehlt! Heute ist die Kegelbahn des Wirtshauses, welche nach der Außenseite der Ortschaft liegt, außergewöhnlich zahlreich besucht und Girgl wird durch die Neugierde veranlaßt, sich die laute Gesellschaft anzusehen. — Es sind Sonntagsausflügler aus einer benachbarten Gemeinde.

Anfangs hält sich Girgl in respektvoller Entfernung und lauscht mit stillem Vergnügen den spaßigen Bemerkungen manches Zechers. Nicht lange währt es, so erkennt einer der lustigen Gesellen in ihm einen ehemaligen Freund und Kriegskameraden und nun wird er, mag er auch noch so sehr abwehren, als Mitglied der feuchtfröhlichen Gesellschaft inkorporiert.

Die Versorgung sämtlicher Haustiere muß heute die Bäuerin, höchstens von einem halbwüchsigen Burschen oder Mädchen unterstützt, auf sich nehmen.

Da die auswärtigen Gäste den Heimweg nicht zu fürchten brauchen — es ist nämlich heller Mondschein — so begibt sich die ganze, teilweise schon angeheiterte Gesellschaft bei hereinbrechender Dunkelheit in die Schenkstube, wo mit bereits anwesenden Gästen manch neue Freundschaft geschlossen wird, was zur Erhöhung der Geselligkeit beiträgt.

schickt, auch wenn er diese erst — er raucht ja selbst gar so gern — von einem Kameraden erwerben mußte.

Die meisten Kirchenbesucher versammeln sich vor dem Gottesdienste auf dem Kirchenplatze und in einzelnen Gruppen stehen Freunde und Bekannte beisammen; auch neue Bekanntschaften werden angeknüpft. Erst beim Zusammenläuten wird in die geweihten Hallen eingetreten. Doch noch viel Wichtiges ist heute zu erzählen; deshalb will man sich nach beendigter heiliger Handlung im Gasthause treffen.

Der Predigt und dem Hochamte wird mit solcher Andacht beigewohnt, daß sich selbst Bekannte kaum einen stummen Gruß zunicken. Die erquickende Kühle im Gotteshause und die der harten Wochenarbeit folgende Ermüdung bewirken, daß der stille Beter in einen tiefen Schlaf versinkt, der sich durch lautes Schnarchen bemerkbar macht und bei seiner Nachbarschaft ein kaum zu unterdrückendes Lachen hervorruft.

Nach der Kirche, wie die religiöse Zeremonie auch kurz genannt wird, geht's in der Regel geradewegs nach Hause: allein heute ist dies unserem Girgl nicht möglich. Er muß sein Wort halten und ins Wirtshaus, wo ihn sein Gevatter erwartet. Außer diesem trifft aber Girgl dort auch Verwandte und Bekannte, so daß er gleich nach gepflogener Umschau erkennt, daß er heute wohl schwer rechtzeitig loskommen werde.

Und richtig! Die Unterhaltung gestaltet sich sehr lebhaft; es gibt ja doch so vieles über die Familie, den Viehstand, die Ernteaussichten und das ganze Dorf zu berichten, daß niemand ans Fortgehen denkt.

Dem Girgl wird es gar leer im Magen, denn die Glocken verkünden bereits die Mittagsstunde; doch da die ganze Gesellschaft so fest sitzt, als ob sie mit den Stühlen verwachsen wäre, so will er selbst den Anfang zum Gehen machen mit dem Hinweise darauf, daß er zu Hause Geräuchertes mit Knödeln aus Gerstenmehl (girstana Knüala) und Sauerkraut zu erwarten habe. Allein, da ihm fast einstimmig geantwortet wird, daß er das Geräucherte mit Kraut und Knödeln auch abends essen könne, wenn die letzteren auch etwas (!) fester seien — man weiß nämlich, daß es bei Girgl hier und da vorkomme — so fügt er sich mit Ergebung in sein Schicksal und befriedigt seinen knurrenden Magen mit einem Schweinebraten.

Unter regem Meinungsaustausch entschwinden rasch die Nachmittagsstunden und allmählich lichtet sich die Tafelrunde. Ein allgemeines Verabschieden entfällt, was keineswegs übel aufgenommen wird, da man weiß, daß man dadurch nur zurückgehalten würde. Ein jeder sagt es bloß seinem Tischnachbar, indem er ihm beim Abschiede heimlich die Hand drückt, daß er sich davonschleiche, und so geht dies fort, bis sich immer größere Lücken in der Gesellschaft zeigen.

durch den Genuß einiger Biere seine sonstige Wortkargkeit geschwunden, sehr gern unterhält, was jedoch zuweilen zu ärgeren Konflikten führt, wenn nicht ein Besonnener vermittelnd eingreift.

Zumeist ist es schon vor Eintritt der Mitternachtsstunde in der Wirtsstube still und finster; heute aber hat sich unerwarteter Besuch eingestellt, zwei fahrende Musikanten — ein Geiger und ein Dudelsackpfeifer. Gleich beim ersten Anblick dieser beiden Gestalten meint Girgl: „Das kann heute schön werden!" Und so ist es auch.

Bald regt sich bei den Klängen der landläufigen Instrumente die Tanzlust und plötzlich erscheint ein unternehmender Bursche mit einer Dorfschönen, die er sich aus den vor dem Wirtshause angesammelten Zuhörerinnen herausgeholt, und hebt zu tanzen an; seinem Beispiele folgen auch andere Kumpane, so daß sich unerwartet eine mehrstündige Tanzunterhaltung entwickelt.

Die Tänzerinnen verschwinden, nach und nach auch ein Teil der Tänzer, während unter den noch anwesenden wenigen Gästen bis spät nach Mitternacht die fröhlichste Stimmung herrscht. Plötzlich durchzuckt einen von ihnen der schalkhafte Einfall, zu einem nächtlichen Besuch auf einen „Schwarzen" bei seinem Nachbar Z., der als Knauser gilt, aufzufordern, was sowohl von den Burschen als auch von den Männern mit großem Jubel begrüßt wird.

Unter Vorantritt eines Laternenträgers, dem die beiden Musikanten spielend folgen, setzt sich der kleine Zug in Bewegung. Z. vermag sich der Forderung der unerwarteten, späten Gäste nicht lange zu verschließen, da das Poltern ans Hoftor immer heftiger wird. Der Zweck des Besuches bedarf erst keiner weiteren Erörterung und während die Bäuerin den Schwarzen bereitet und die eine Tochter das notwendige Porzellan herbeiholt, wird mit den anderen unterdessen ebenfalls erschienenen Weibspersonen an ein Tänzchen geschritten.

Dem Schwarzen wird tüchtig zugesprochen, worauf bald unauffällig ein nächtlicher Eindringling nach dem anderen verschwindet, bis schließlich die letzten drei unter Staunen bemerken, daß sie nur noch allein den Kampfplatz behaupten, was sie nun zu schleuniger Verabschiedung veranlaßt.

Das war denn ein Abenteuer, welches sich bei Girgl und seinen Mitbürgern höchst selten — gewöhnlich erst nach Jahren — wieder ereignet. Es liefert durch viele Wochen den anziehendsten Gesprächsstoff im Wirtshaus und auch später erinnert sich noch jeder Beteiligte mit Vergnügen daran, besonders auch schon deshalb, weil dem knauserigen Z. ein Schabernack gespielt worden war.

Aus der trefflichen Zeitschrift „Deutsche Arbeit".

Girgl, der heute leider einer Abirrung von der pflichtgemäßen Bahn wieder nicht zu entrinnen vermag, muß den gebieterischen Forderungen seines Magens gehorchen und verzehrt entweder eine Portion Wurst, einen Teller Sulze (Gschondns), Beuschel (Gschnattl) oder Sauerbraten (Saures); sonst weist die Wirtshausküche nichts auf. Ein Wecken, mit dem die etwaige Sauce bis auf den letzten Tropfen ausgetunkt (ausgetuntscht) wird, hilft die größeren Lücken des Magens auffüllen; bemerkt sei jedoch, daß sowohl bei Girgl als auch bei seinen Standesgenossen das Essen im Wirtshause zu den Ausnahmen zählt.

Die auf einer Ziehharmonika gespielten Weisen halten die Fröhlichkeit aufrecht, die schließlich ihren Höhepunkt erreicht, als ein Übermütiger die Wirtin erfaßt und sie trotz alles Sträubens einigemale im Kreise herumwirbelt. Seinem Beispiele folgen auch andere Zechgenossen, und da die Wirtin das einzige anwesende Weibsbild ist, so paaren sich die Tänzer zur Befriedigung ihrer Tanzlust — ein urkomischer Anblick.

Um noch bei Mondschein den Ausgangspunkt ihrer Bierreise zu erreichen, verabschieden sich die auswärtigen Gäste, was freilich längere Zeit in Anspruch nimmt, da zur Besiegelung der Freundschaft noch einige Stehbiere getrunken werden. Ein vollständig Kampfunfähiger wird von zwei Trinkgenossen in die Mitte genommen und auf diese Weise ans erwünschte Ziel gebracht.

Gewöhnlich kehrt aber Girgl von seinem Gange durch die Felder rechtzeitig heim, versorgt mit sonst üblicher Pünktlichkeit die vierfüßigen Insassen seiner Besitzung und trifft auch die nötigen Vorbereitungen für die Arbeiten der soeben begonnenen Woche; häufig meidet er auch längere Zeit das Gasthaus ganz, namentlich nach einem durstigen Abend oder vor einer unaufschiebbaren Arbeit — wie der Ernte.

Der regelmäßige Wirtshausbesuch fällt auf die Sonntage der Wintermonate. Beherrscht da Girgl mit seinen Freunden die Schenkstube allein, so behält er wohl auch die Mütze oder den Hut auf dem Kopfe; doch gibt er's heute nach den Bemerkungen seiner Umgebung nobel und raucht nicht aus seiner Holzpfeife, weil sie ihm, wie er zur Entschuldigung vorbringt, nicht schmecke, sondern eine Kurze. — Große Auslagen macht er sich durchs Rauchen nicht.

Die Gäste sind um mehrere Tische gruppiert: Hier spielen sie Karten, zuerst Schafkopf, Brandeln oder Schachtelreiben und später, wenn das Blut bereits lebhafter pulsiert, Zwicken, Färbeln oder Einundzwanzig, auch Hoppen genannt; dort feilschen zwei Gäste um ein Paar Ochsen, während die anderen am Tische Sitzenden ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, daß der Handel zustande komme, da ihrer ein Freibier winkt; einige Gäste am dritten Tische vergnügen sich damit, daß sie einander zum besten halten, womit sich der Egerländer, nachdem

hl. Lukas selbst abgemalt worden, wie noch zu Rom bei St. Maria Major oder Maria Schnee zu sehen ist. Daß Schuh und Schuster vonnöten sind, erhellt aus folgendem: Als Lukas von Herodes ins Gefängnis und in eiserne Bande geworfen worden war und am anderen Tage sollte hingerichtet werden, da hat ihn ein Engel aus dem Schlaf geweckt, zugleich seine Ketten gelöst und ihm, bevor er ihn aus dem Kotter geführt, den Befehl gegeben, er solle seine Schuhe anlegen: Calcea te caligas tuas etc. Denn sonst hätte er auf dem rauhen Weg bei nächtlicher Weile sich die Füße also verdorben, daß er später dem Reise- und dem Predigtamt nicht wohl hätte vorstehen können.

Daß Christus der Herr ebenfalls dergleichen Sandalen oder Schuhsohlen getragen habe, ist gar glaubhaft, weil der hl. Johannes der Täufer gegen das Volk verlauten ließ, daß einer, nämlich der wahre Messias, nach ihm kommen werde, dessen Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig sei.

Die Schuster und Schuhmacher sind gar ehrliche Leute. Und weil der Papst Urban IV. und Johannes XXII. Schustersöhne gewesen sind, also ist es ein unfehlbares Kennzeichen, daß deren Eltern gute und tugendsame Leute gewesen sind. Zu Rom ist eine schöne Kirche dem hl. Crispo und dem hl. Crispiniano gewidmet, welche heilige Schuhmacher gewesen sind, die die von ihnen gefertigten Schuhe unter die Armen verteilt, auch viele Leute zu dem wahren, allein seligmachenden Glauben bekehrt und endlich um Christi willen ihr Blut vergossen haben.

In dem Leben des hl. Johannes, des Almosengebers, wird ebenfalls von einem frommen und gottseligen Schuster geschrieben, der eine ganze Stube voll Kinder hatte, auch das Handwerk wenig verstand, gleichwohl aber über schöne und große Mittel verfügte, worüber sich sein Nachbar, auch ein Schuster, nicht wenig verwunderte und ihn also anredete: Meister, was tausend Element habt Ihr ein solches gutes Glück? Ich arbeite Tag und Nacht und nehme oft Sonntag und Feiertag zu Hilfe, und mit allem meinem Arbeiten kann ich doch nicht so viel gewinnen, daß ich nur meine Kinder möchte mit Brot versehen. Darauf antwortete der fromme Schuster, daß er einen Ort wisse, wo er alle Tage einen Schatz finde; er sei auch erbötig, solchen mit ihm zu teilen, dafern er mitgehen wollte, was er nicht allein gutwillig zusagte, sondern auch durch die Tat bewies. Der fromme Schuster aber führte diesen Mitmeister an keinen anderen Ort, als alle Tage in der Frühe zu einer heiligen Messe, wodurch die Wirtschaft des anderen so gewachsen, daß er ohne besondere Arbeit und Sorgen sich und die Seinen reichlich erhalten konnte.

Es sind aber die Schuster beschaffen wie des alten Patriarchen Jakob Lämmer oder Schafe, so nicht alle weiß gewesen, sondern viele mit Flecken. Ich will damit sagen, daß auch einige nicht ohne Schand-

Der Schuster und der Schneider,

ein Sermon des Augustiner-Mönches **Abraham a Santa Clara,**

welcher zu Wien in Österreich vor zweihundert Jahren gelebt hat und alldort Hofprediger gewesen ist. Dieser berühmte, fromme und witzige Kanzelredner hat seine Predigten auch für den Druck geschrieben, es sind deren — mit anderem gerechnet — mehrere Bände. Aus diesen alten charakteristischen und possierlichen Schriften hat Richard Zoozmann jetzt einen Auszug gemacht, hat die Sachen mehr ins heutige Deutsch übertragen und also ein Buch hergestellt mit Namen: Abraham a Santa Clara. Auswahl aus seinen Schriften, verlegt bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart in der Reihe der von J. E. Freiherrn von Grotthuß herausgegebenen „Bücher der Weisheit und Schönheit“, die, nebenbei bemerkt, gar nicht genug zu empfehlen sind. Wer es gerne weiß, in welcher Art jener Augustiner geredet und geschrieben hat, der findet hier die Probe von einer Rede, die Abraham zu Graz in Steiermark gehalten haben soll, vielleicht gelegentlich einer Handwerkerversammlung in der Kirche.

Der Schuster oder Schuhmacher.

Das Schusterhandwerk ist sehr alt und soll es der berühmte Mann Boetius erfunden haben. Und wenn gleich nach der Übertretung des Adam auf der Erde Distel und Dornen gewachsen sind, so sind die Schuhe fürwahr höchst notwendig gewesen. Von dem Moses liest man doch, daß er Schuhe getragen habe, denn wie Gott der Herr ihm in dem Dornbusch erschienen ist, der da brannte, aber nicht verbrannte, da hat er dem Moses befohlen, er soll auf keine Weise sich ihm nahen, er ziehe denn zuvor die Schuhe aus. Als wollte Gott gleichsam sagen: Siehe, mein Moses, bin ich als Gott und dein Schöpfer inmitten der Dornen, so ist es billig, daß du die Schuhe abziehst und ebenfalls solche empfindest. Gott hat so viel gelitten, und ihr heiklen Adamskinder wollt nichts leiden! Das heißt, reim dich, Bundschuh, wenn der Knecht will besser sein als der Herr.

Vorzeiten aber bei den Hebräern, Griechen und Römern trug man keine solchen Schuhe, wie sie jetzt im Gebrauch, sondern nur unterhalb an den Fersen eine Sohle, so nachmals mit zwei Riemen an den bloßen Fuß gebunden wurde, fast wie wir Augustiner, auch die Kapuziner und Karmeliter zu tragen pflegen. Dergleichen brauchten auch die alten heiligen Propheten Isaias, Ezechiel und andere, wie solches die uralten Bilder im Vatikan zu Rom sattsam bestätigen. Ebenfalls haben die heiligen Apostel dergleichen getragen; denn in Trient in der Domkirche wird ein solcher Schuh des hl. Andreas gezeigt. Diese Schuhe werden sonst eigentlich Sandalen genannt, und ist unser Heiland in denselben von dem

sie können kaum vierzehn Tage ein Kleid tragen, geschweige vierzig Jahre, denn die Moden oder Fassons haben fast alle Quatember einen neuen Einzug, und es braucht deshalb fürwahr einen großen Verstand, daß sich der Schneider so wohl dareinfinden kann. Kaiser Rudolf I., vorher Graf von Habsburg, hat sich, als er bei der Armee im Felde war, aus Mangel an einem Schneider, seine Kleidung oft selbst geflickt, damit nach solchem Beispiel auch der gemeine Soldat lerne, in der Not zu leben und den Überfluß zu meiden. Das gereicht den Schneidern fürwahr zu einer nicht geringen Ehre, wenn Adel und Nadel sich so wohl vergleichen.

Man findet auch an allen Orten der Welt nicht allein kunstreiche, sondern auch tugendreiche Schneider, welche nicht allein den Leib mit Kleidern, sondern auch die Seele mit Tugenden wissen zu zieren. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß mehrmals, wenn er im Gebet verharrte, die Engel statt seiner die Arbeit verrichteten und die Kleider verfertigten. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß Gott selbst, nachdem er all sein Brot unter die Armen verteilt hatte, die Truhen mit wunderweißem Brot wiederum anfüllte. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß öfters nächtlicherweile die Kirchtüren sich selbst öffneten, wenn er sein Gebet hat wollen verrichten. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß ein klares Brunnenwasser, über das er das heilige Kreuzzeichen gemacht hatte, in den besten Wein verwandelt wurde. Homobonus, ein Schneider, war so heilig, daß er zu Cremona mitten unter der heiligen Messe kniend seinen Geist aufgab und annoch täglich Mirakel und Wunderwerke an seinem Grabe geschehen. Zu wünschen wäre, daß mehr Schneider täten in die Fußstapfen treten dieses heiligen Meisters; aber es gibt auch welche, die öfter mit Bärenhäuterzeug als mit Sammet umgehen.

Das Wörtlein Schneider in einem Buchstabenwechsel heißt Sch...diener. Das Sch hat eine üble Auslegung und will manchen Schneider zu einem Sch, das ist nicht redlich, machen, wenn er nämlich einen Fingerhut trägt, aber die Finger nicht hütet, sondern zuweilen solche große Flicken auf die Seite räumt, daß er gleich ein ganzes Wams mit solchem Diebsfutter kann versehen. Wenn der Schneider sich in einen Finger sticht, so tut er nicht unrecht, wenn er sein eigenes Blut aussaugt, damit er das Kleid nicht besudele; aber von anderer Leute Blut leben ist ganz gewissenlos. Mancher hat ganze Schubladen voll Silber- und Goldstücke, aus denen er gar meisterlich Weibermieder und Kinderhauben zu schneiden weiß. Und bleiben die kleinen Stücke nicht gar unfruchtbar, sondern müssen, als hätten sie das größte Hexenstück begangen, sämtlich ins Feuer, von diesem zum Goldschmied; aber auf solche Weise sieht der Schneider dem Dieb so gleich, wie der Schnitzger einem Messer, und obschon ein solcher auf der Welt nicht allemal kundbar wird, wie jener Schneider,

flecken gewesen, und weil sie mit dem Leisten umgehen, sind sie oft mit den Partitenmachern (Hehlern) über einen Leisten geschlagen worden. Sie wissen das verbrannte Leder so stattlich zu gebrauchen, daß zuweilen ein Paar Schuhe schon durch einige Kotlachen Schiffbruch leidet. Aber wenn sie auf eine solche oder eine andere Weise den Nächsten also betrügen und so falsch sind und nicht kordebonisch handeln, so wird sie der Teufel zu seiner Zeit wohl mit dem Klopfholz auf die Bratzen schlagen.

Der Fuß wird von dem Schuh umgeben,
Und kann doch in demselben streben,
Wohin er will, durch jeden Weg.
O wohl der Seele, die Gott liebet,
Und wenn sie Fleisch und Blut umgiebet
Doch gehet auf des Geistes Steg.

Der Schneider.

Das Lob der Schneider ist so groß, daß ich solches nicht könnte abmessen, wenn sie mir auch alle ihre Ellenstäbe leihen möchten. Der alte Ursprung dieses Handwerks ist ohnedies bekannt, weil Adam gleich nach der Sünde sich einen Schneider gewünscht hat. Wer bedeckte unsere sündliche Blöße und elenden Leibesglieder, als eben der Schneider, nicht ungleich dem weißen Schnee, welcher bei Winterszeit auch einen Misthaufen ziert? Wer schirmt uns vor Kälte und Frost als eben der Schneider? Denn die vernunftlosen Tiere erhalten ihre Kleider von der Natur, als wie der Vogel die Federn, das Schaf die Wolle, der Fisch die Schuppen; aber der Mensch nimmt seine Kleidung aus den Händen des Schneiders. Wer ziert den zuweilen ungeformten menschlichen Leib, als eben der Schneider, und es geschieht gar oft, daß ein gerunzelter Muffti und eine verschimmelte Xantippe wegen der sauberen Kleidertracht wieder gefallen, welche sonst gleich einer alten Tändlerputte (Kehrichtfaß) in einem Winkel stehen müßten. Wer vergrößert mehr die Ehre Gottes als eben der Schneider, dessen so künstliche Hände allerlei kostbare Kirchenornate verfertigen, auch öfters den bloßen Mauern ein schönes Kleid wissen anzumessen? Daß auch Gott selbst ein Wohlgefallen habe an einer sauberen Schneiderarbeit, erhellt genugsam aus der evangelischen Parabel, allwo die sauberen und hochzeitlich angekleideten Gäste sind höflich traktiert worden, der zerrissene Lumpenhund aber ist mit Spott abgewiesen worden.

Es sind die Schneider nicht allein spitzfindig, wenn sie eine Nadel von der Erde aufheben, sondern manchmal auch in dem Verstand und wissen meisterlich sich nach allerlei Moden zu richten. In der rauhen Wüste und Einöde haben die Israeliten vierzig ganze Jahre nicht einen Faden an ihren Kleidern zerrissen, ja, solche sind noch durch ein besonderes Wunderwerk mit den Kindern aufgewachsen. In jetziger Zeit wäre das stolze Weibervolk mit solchen Mirakeln nicht zufrieden, denn

Verbote belegt werden. Dieser Irrtum, von den modernen Anschauungen längst widerlegt, hat sich als geradezu verhängnisvoll erwiesen.

Ich hätte nicht gedacht, daß es erst einer besonderen Belehrung bedürfte, um den betreffenden Funktionären die Erkenntnis beizubringen, daß heutzutage das Schicksal eines literarischen Werkes in ihren Händen ruht. Bei der Hochflut derartiger Erzeugnisse ist es dem Publikum ganz unmöglich, selbst eine Auswahl seines Lesestoffes oder sehenswerter Dramen zu treffen, ja es ist sogar unmöglich, sich nach den Berichten der Journale darüber ein sicheres Urteil zu bilden, weil ja nach dem politischen oder literarischen Standpunkte der Rezensenten die Ansichten auseinandergehen, so daß dasselbe Buch auf der einen Seite als eine Offenbarung modernster Richtung gepriesen, auf der anderen Seite als ein schamloser Schund erkannt, ein Bühnenstück als erhabenes, hinreißendes Kunstwerk von den einen bewundert, von den anderen als banale, langweilige Spekulation abgelehnt wird.

In diesem Wirrsal der öffentlichen Meinung stand bisher als unerschütterlich der Glaube an die Männer fest, welche ein Stück oder ein Buch verbieten dürfen. Wenn von dieser Seite durch ein amtliches Verbot bekundet wurde, ein Buch oder ein Stück sei in hohem Grade unsittlich, dann glaubte es das Publikum aufs Wort und trachtete vertrauensvoll der verbotenen Publikation habhaft zu werden, um sich an ihrer Unsittlichkeit heimlich zu ergötzen und sie öffentlich zu verabscheuen.

Nichts ist so geeignet, ein derartiges Werk dem Interesse des Volkes zu empfehlen, als ein behördliches Verbot, zumal dieses in der Presse des In- und Auslandes immer durch lange Zeit den Stoff zu Erörterungen gibt, die, wenn sie von den Verlegern als Insertionen bezahlt werden müßten, Millionen kosten würden. Für verbotene Theaterstücke finden sich überdies erfahrungsgemäß fast immer latente Goethe- oder Schiller-Vereine, die aus ihrer Zurückgezogenheit bei solchem Anlasse heraustreten und emphatisch die Freigabe des Stückes fordern, das nach ihrer Überzeugung als der höchste Ausdruck zeitgenössischen Schaffens betrachtet werden muß, solange es eben verboten ist. Nach Freigabe der Aufführung schwillt dann die Begeisterung gewöhnlich ab, doch der Autor, inzwischen reich geworden an Ehren und Gewinn, ist in der Regel durch den Erfolg soweit gekräftigt, daß er die Freigebung seines Werkes jetzt ohne Schaden ertragen kann.

Da nun solchermaßen die Literatur der Gegenwart nur aus zwei Kategorien besteht: aus Erscheinungen, nach denen kein Hahn kräht, weil sie eben nicht verboten wurden, und aus Werken, die in aller Munde sind, weil sie das Glück genossen haben, behördlich unterdrückt zu werden, so finde ich mich veranlaßt, allen Zensoren und Staatsanwälten nachstehende Bestimmungen über den Gebrauch ihrer beglückenden Macht einzuschärfen:

von dem Stongelius registriert. Dieser hat als Geselle einem Meister in Österreich fünfzig Gulden entwendet, sich damit aus dem Staube gemacht und ist anderwärts ein Meister geworden. Als er bereits zu hohem Alter gekommen, nahm er eines Tages wahr, daß die Kinder mit der Kreide auf gewöhnliche Art spielten und allerlei Zeichen auf die Fensterbalken machten. Da hat der alte Geck auch mitgehalten, und der sein Lebtag nie schreiben gelernt hatte, hat durch besonderes Verhängnis Gottes deutlich diese Worte auf das Brett geschrieben: Ego sum fur, ich bin ein Dieb. Das haben etliche Schulbuben lesen können, worauf denn ein großes Geschrei unter den Burschen entstanden ist und die Sache endlich vor den Magistrat gebracht wurde, wo er den Diebstahl, den er vor fünfzig Jahren begangen, freiwillig bekannte und folgsam die gebührende Strafe mit dem Strang erlitt. Obschon nicht ein jeder solchergestalt an den Tag kommt, so muß er sich doch fürchten vor dem jüngsten Tage; denn kein Faden ist so klein gesponnen, der dort nicht kommt an die Sonnen: welches dann billig die guten und gerechten Schneider sollte verharrend machen im Guten, die bösen aber und gewissenlosen zu einer Besserung veranlassen.

Verbotene Früchte.

Von Sr. Exzellenz **Eduard Pötzl.**[1])

Wenn es auf der Welt noch zuginge wie im Märchen, würde ich mir wünschen, eine Stunde lang zugleich Minister des Innern und Justizminister zu sein. Dann dächte ich mir, es sollen sich verschiedene Leute in verschiedenen Ländern aufhängen, setzte mich hin und schriebe ein Aktenstück, das meines Erachtens nützlicher wäre, als ganze Bände von Reichsgesetzblättern. Diese denkwürdige Schrift hätte ungefähr folgenden Wortlaut:

Erlaß

an sämtliche Zensurstellen, Staatsanwaltschaften ꝛc., betreffend das Verbot von Büchern, sonstigen Druckwerken und Theaterstücken.

Mit Betrübnis und Ärger habe ich im Laufe der letzten Jahre, insbesondere aber in der jüngst verflossenen Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß die zur Wahrung öffentlicher Sittlichkeit und Ordnung berufenen Organe in der Auswahl der verbotenen Druckschriften und Bühnenwerke sich von veralteten Grundsätzen leiten lassen. Es scheint, daß Euer Hochwohlgeboren noch immer von der Voraussetzung ausgehen, es *müsse* ein Buch, das überflüssige Schweinereien enthält oder ein Theaterstück lasziven oder blasphemischen Inhaltes mit dem behördlichen

---

[1]) Diese köstliche Satire entnehmen wir dem Büchlein „Zeitgenossen“. Satiren und Skizzen aus Wien. Von Eduard Pötzl. Wien. Robert Mohr. 1905.

weise nur einige, wie: Charles Dickens, Andersen, Feuchtersleben, E. T. A. Hoffmann, Grabbe, Jakobsen, Jean Paul, Rückert, Stifter und so weiter erwähnen, die durch eine Versetzung in den Index librorum prohibitorum zuverlässig wieder zu der wünschenswerten Gelesenheit gelangen könnten.

Zum Schlusse möchte ich im allgemeinen die Aufgabe aller Prohibitivämter in dem kurzen Lehrsatze zusammenfassen: Alles freigeben, was vermöge seiner Bedenklichkeit rasch und unauffällig verschwinden soll; alles konfiszieren, was irgendwie die öffentliche Beachtung oder Bewunderung verdient. Nur auf diese Weise können Euer Hochwohlgeboren der zunehmenden Entsittlichung wirksam begegnen.

Heimgärtners Tagebuch.

Weltgeschichte in Rußland.

Am 24. Jänner 1905.

Vor Jahresfrist, als der Krieg zwischen Rußland und Japan ausbrach, hat man gesagt: Eine europäische Kulturmacht gegen ein wildes Volk im Osten. Da kann der Sieg nicht zweifelhaft sein. Und heute muß man über denselben Krieg sagen: Eine ostasiatische Kulturmacht gegen ein wildes Volk im Westen. Da kann der Sieg nicht zweifelhaft sein. Innerhalb eines Jahres haben wir lernen müssen, die Sache umzuwenden. Dem europäischen Dünkel ist das recht sauer geworden.

Und da man die europäischen Helden in Ostasien nicht als Sieger feiern konnte, so feierte man sie als — Unterlieger. General Stößel, der Unterlieger von Port Arthur, erhielt von Kaisern und Königen hohe Orden, und nie habe ich in den Zeitungen begeistertere Hymnen gelesen, als auf den Unterlieger von Port Arthur. Man weiß nur nicht recht, weshalb. Weil der General die Festung so lange gehalten, oder weil er sie so zeitlich übergeben? Etwa weil er für die Ehre Rußlands so viel Blut vergießen ließ, oder weil er zum Wohle des russischen Volkes so viel Blut geschont hat. „Nix Gwiß's woaß ma nit“, sagt der obersteirische Bauer.

Am begreiflichsten ist mir, daß auch der Mikado diesen russischen General ausgezeichnet hat; denn wenn einer mit ihm zufrieden war, so mußte es der Mikado sein.

Übrigens wäre das vielleicht ein ganz gutes Mittel, die Kriege zu verringern, wenn man ihnen und ihren Helden die „Gloire“ wegnähme. Wenn man entweder den Sieger wie den Unterlieger mit Schand und Spott überhäufte, oder wenn man — wie es bei Port

1. Es ist vor allem die Persönlichkeit des Autors ins Auge zu fassen, ehe mit einem Verbote seines Werkes vorgegangen wird. Nicht jeder, der Schweinigeleien schreibt, ist einer solchen Förderung bereits würdig. Im Gegenteil; wenn der Zensor den Eindruck gewinnt, daß der Autor in listiger Weise so viele Zoten angehäuft hat, um das Verbot förmlich herauszufordern, so sehe er nicht bloß von dem Verbote ab, sondern schreibe ihm noch so viele grobe Zweideutigkeiten, ältere Kaffeehauswitze und obszöne Knallerbsen hinein, als ihm augenblicklich einfallen, versehe das Buch mit der Bemerkung, daß es nur in dieser Gestalt aufgeführt werden dürfe und gebe es dem Einreicher, verbindlich lächelnd, mit einem Glückwunsche zurück. Der überlistete Pornograph wird sehr unglücklich über das Mißlingen seines Anschlages sein.

2. Da das Verbot eines Romans oder einer Novelle als staatliche Unterstützung des Autors, gewissermaßen als eine Art Stipendium anzusehen ist, so darf zum Beispiel kein Werk damit ausgezeichnet werden, dessen Verfasser ohnehin schon den Grillparzer-Preis oder ähnliche Ehrenbezeigungen aufzuweisen hat, ob er sich auch durch die lockersten Ausschweifungen um die Wohltat des Verbotes bemühe. Ein solches ermunterndes Verbot ist vielmehr bei jungen, strebsamen Autoren am Platze, deren Talent ersichtlich wirksame Hilfe verdient und die in ihrer Zaghaftigkeit oder Bescheidenheit an Unmoral noch viel oder doch etwas zu wünschen übrig lassen. Bei Autoren von zweifelloser Würdigkeit forsche der Zensor in deren Werken nach etwa vorhandenen kleineren Sittlichkeitsdelikten — bei den Anhängern der jüngeren Schule wird er in der Regel auch größere finden — und verhänge dann das befruchtende Verbot, unbekümmert um die etwa nachfolgende Enttäuschung des immer aufs allerschlimmste gefaßten Publikums.

3. Niemals verbiete der Zensor ein Drama mit religiösem Inhalt, gleichgiltig, wie antidogmatisch der Autor den Stoff behandelt haben möge. Es ist nämlich kein Fall bekannt, daß ein religiöses Schauspiel von einem merkantil ausgebildeten Theaterdirektor ohne die lohnende Propaganda eines Verbotes aufgeführt worden wäre. Einerseits verstoßen solche Dramen wider die Empfindung vieler Gläubigen, anderseits sind sie zumeist so wenig unterhaltend, daß man sie jederzeit mit größter Beruhigung freigeben kann.

4. Bücher und Stücke radikalen bis anarchistischen Inhaltes versehe der Zensor ausnahmslos mit der Bemerkung: „Zur Lektüre oder Aufführung amtlich empfohlen.“ Es kommt dieses Verfahren fast einer Einstampfung gleich und schaut doch ungemein liberal aus.

5. Hingegen erscheint es in den heutigen Zeitläuften angezeigt, unverdient vergessene Autoren durch ein nachträglich erlassenes Verbot dem Volke wieder in Erinnerung zu bringen. Ich möchte andeutungs-

Die Petition zählt sodann die Wünsche auf, die sich hauptsächlich auf die verzweiflungsvolle Lage der Arbeiter beziehen und schließt: „Befiehl die Erfüllung unserer Bitten und Du machst Rußland glücklich; wenn nicht, so sterben wir hier. Wir haben nur zwei Wege: die Freiheit und das Glück oder das Grab. Wir bringen gern unser Leben Rußland zum Opfer dar."

Aber dieser Verzweiflungsschrei wurde zurückgewiesen, die Bittenden wurden nicht vorgelassen sondern niedergemetzelt. Durch die Bitte des Volkes um Menschenrecht war das Väterchen in üble Laune gebracht worden, er ließ einstweilen ein paar Tausend seiner Kinderchen niederbrennen. Ja, das nennt man in Rußland väterlich regieren. Wenn die „Barbaren im fernen Osten" von diesen Petersburger Ereignissen hören, was werden sie sich dazu denken? Gegen einen solchen Gegner sind wir viel zu human! Ach ja, seufzt Väterchen, wie gerne wollte ich meinem geliebten Volke eine Verfassung geben, aber leider, es ist dazu noch nicht reif! — Diese Ausrede hat man noch bei allen Despoten gehört, die selber nicht reif waren, um Menschen menschlich zu beherrschen. Aber auch jedes Volk, das männlich die Freiheit sich errang, hat bewiesen, daß die Frucht erst im Sonnenscheine reift, daß sie nicht früher reifen kann.

Dann hat man in diesen Tagen erzählt, dem Zaren wäre alles verheimlicht worden, denn die Hofschranzen fürchteten, er könne nachgeben. Andere Nachrichten wieder lauteten, die Großfürsten hätten dem unschlüssigen Zaren die Herrschaft einfach weggenommen, um alles nach Belieben niederpulvern zu können. Anderseits hätten sie den Zaren verhindert, die Residenz zu verlassen, weil sie fürchteten, daß es ihnen persönlich dann mehr an den Hals gehen möchte. Ich erinnere an diese Gerüchte nur, weil in ihnen die Absicht liegt, den Zaren möglichst von Schuld zu entlasten. Wie gerne täte man das!

Berta Suttner hat gewiß kein unüberlegtes Wort über den „edlen Friedenskaiser" Nikolaus den Zweiten! Aber sie weiß folgendes zu erzählen:

Vor Beginn des Krieges habe der Deutsche Kaiser an den Zar einen Brief geschrieben:

„Ich bitte Dich, es Dir wohl zu überlegen, ehe Du Dich in einen Krieg mit Japan einläßt. Nach sehr genauen Mitteilungen, die ich über die Streitkräfte Japans und über seine Kriegsvorbereitungen erhielt, sowie über die Kräfte, über die Du in der Mandschurei verfügen kannst, hege ich Zweifel über den Ausgang des Krieges. Ich bitte Dich daher, es Dir recht wohl zu überlegen, ehe Du die Bedingungen Japans endgültig zurückweisest."

Das Blatt, welches diesen Text veröffentlicht, bürgt nicht für den Wortlaut, nur für den Sinn. Nun, der Sinn ist der, daß ein Monarch zum anderen vom Kriege spricht, als läge er nur ganz im Belieben des

Arthur geschehen — dem Unterlieger denselben Ruhmeskranz aufs Haupt setzte, wie dem Sieger. Wenn die Journalisten, Schriftsteller, Dichter und Künstler einmal ein paar hundert Jahre lang streiken würden mit der Verherrlichung von Kriegstaten, oder wenn sie sich auf Seite der Unterliegenden stellten! Na, ich meine nur. Mit Stößel ist kein schlechter Anfang gemacht.

Während diese Zeilen geschrieben werden, tobt in Petersburg wildester Aufruhr. Vor mir liegen die Nachrichten vom 22. Jänner: Zweitausend Tote, fünftausend Verwundete! Petersburg in Flammen! Was daran zu viel oder zu wenig ist, müssen die nächsten Stunden lehren.

Ein tausendfacher Mord? So winkt der russische Herrscher mit der Hand ab, wenn das Volk vertrauend mit Bitten zu ihm kommen will! Man kann kaum etwas Menschlicheres, Rührenderes lesen als die Petition der Arbeiter Petersburgs an den Zaren. Ein Priester hat sie verfaßt voll männlichen Freimuts, voll Liebe zum Vaterlande und voll Vertrauens zum Kaiser. Das denkwürdige Schriftstück lautet:

„Wir Arbeiter und Bewohner Petersburgs kommen zu Dir. Wir sind elende, beschimpfte Sklaven und erstickt vom Despotismus der Willkür. Als die Grenze unserer Geduld erreicht war, haben wir die Arbeit eingestellt. Wir haben unsere Herren nur gebeten, uns das zu geben, ohne das zu leben eine Qual ist. Aber alles ist abgelehnt worden. Alles ist nach der Meinung der Fabrikanten ungesetzlich. Wir hier, viele Tausende, sowie das ganze russische Volk haben keine Menschenrechte. Durch Deine Beamten sind wir Sklaven geworden. Jeder, der es wagte, vom Schutz der Interessen des Arbeiterstandes zu sprechen, wurde ins Gefängnis geworfen. Der gesamte Arbeiter- und Bauernstand wurde der Willkür überlassen. Das Beamtentum besteht aus Räubern und Dieben an Staatsgeldern. Es hat das Land in vollständige Zerrüttung gebracht und ihm einen schimpflichen Krieg aufgebürdet. Es führt Rußland immer mehr an den Rand des Abgrunds. Das Volk ist jeglicher Möglichkeit beraubt, seine Wünsche und Forderung auszudrücken und an der Festsetzung der Besteuerung und Staatsausgaben teilzunehmen. Alles dies widerspricht dem menschlichen und göttlichen Rechte. Wir wollen lieber sterben, als unter solchen Gesetzen weiter leben. Mögen unter solchen Verhältnissen die Kapitalisten und Beamten leben. Kaiser, hilf Deinem Volke! Vernichte die Scheidewand zwischen Dir und Deinem Volke. Möge das Volk vereint mit Dir regieren. Aus uns spricht nicht Dreistigkeit, sondern der Wunsch, aus einer uns allen unerträglichen Lage herauszukommen. Die Volksvertretung ist unentbehrlich; es ist notwendig, daß das Volk selbst mitregiert. Befiehl, daß die Vertreter aller Stände und Klassen und auch die Arbeiter berufen werden. Dies ist unsere Hauptbitte; noch andere liegen uns am Herzen."

Gehalt von einem Ersparnisse keine Rede sein konnte, so hätte eine solche Versorgung nur durch eine Pension geschehen können, die sie nach seinem Tode erhalten konnte. Was war zu tun, um in seinen gewohnten Verhältnissen zu bleiben, das ihm so zugetane Kind seiner unvergeßlichen Frau bei sich zu behalten, das Ärgernis der Leute zu vermeiden und das Mädchen zu versorgen?

Das war sehr einfach, er brauchte das Mädchen bloß zu heiraten.

Es war ja gar kein Ehehindernis vorhanden, es war durch keinerlei Bestimmung des österreichischen Gesetzes verboten. Die Gemeinde fand diese einfache Lösung ganz in ihrem Sinne, die zuständige (evangelische) Kirchenbehörde hatte weder aus religiösen noch aus Sittlichkeitsgründen etwas dagegen einzuwenden. Es fehlte gar nichts zur Schlichtung der ganzen Angelegenheit, die das Wohl zweier Menschen betraf, als — die Zustimmung der weltlichen Behörden. Und die wurde versagt. Der Mann reichte Gesuch um Gesuch ein bei der Bezirkshauptmannschaft, bei der Statthalterei, beim Ministerium. Erfolglos. Jede der Behörden erklärte kurz und bündig, die Angelegenheit sei undiskutierbar, zwischen Stiefvater und Stieftochter (es mögen die Umstände liegen wie immer) sei die Ehe ausgeschlossen.

Und warum? Aus Gründen der öffentlichen Sittlichkeit.

Also würde — meinte der abgewiesene Heiratskandidat — da die Verhältnisse einmal nicht zu ändern wären — er mit dem Mädchen außerehelich im Hause zusammenleben müssen. Dagegen fanden die Behörden nichts einzuwenden. Die Ehe war unsittlich, das Konkubinat nicht. Weil der Gesuchsteller des Ärgernisses erwähnte, das ein außereheliches Zusammenleben mit dem Mädchen erwecken konnte, so fügte ein hoher Beamter seinem abschlägigen Bescheid die Bemerkung bei, daß das Zusammenleben des Stiefvaters mit der Stieftochter keinen Anstoß errege.

Ähnliche Sittlichkeitsbegriffe scheinen auch dort zu herrschen, wo es Lehrern und Lehrerinnen verboten wird, zusammenzuheiraten. „Verhältnisse", die sie miteinander haben, werden willig übersehen. Aber geheiratet werden darf nicht.

Das Volk ist gelehrig. Es zieht aus solchen Entscheidungen seine Schlüsse.

Gemütlicher hat's allerdings jener Gemeindeschreiber aufgefaßt. „Freuet euch doch," sagte er, „über die Fürsorge unserer Behörden! Weil in unseren Ländern die Lösbarkeit der Ehe nicht zu erreichen ist, so muß die Schließbarkeit derselben möglichst vermieden werden. Denn eine Ehe, die nicht geschlossen ist, kann unter Umständen sittlicher sein, als eine, die nicht lösbar ist."

Herrschers; dann, daß dessen Loslassen oder Verhüten einzig vom Standpunkt der Siegeschancen, aber gar nicht vom Standpunkt der Frage erwogen wird, ob Hunderttausende von Menschenleben geopfert werden sollen oder nicht.

So Berta Suttner. Und solche Bemerkungen machen einen immer wieder nachdenklich.

Am 4. Februar.

Heute sieht es schon anders aus. Zwar Petersburg steht noch und die Autokratie lebt noch. Gefallen sind in Petersburg auch nicht so viele, als die aufgeregten Zeitungen vor vierzehn Tagen verkündeten, hingegen gab es in anderen Städten Rußlands zahllose Tote, und die Unruhen, wenn augenblicklich auch unterdrückt, glühen wild in den Tiefgründen des Volkes.

Der Zar hat Arbeiter zu sich kommen lassen und ihnen gesagt: Das Verbrechen, daß sie ihm eine Petition überreichen wollten, sei zwar furchtbar, aber er verzeihe ihnen (wohl daß sich viele von ihneu haben erschießen lassen müssen?). Den Anführern wird eine gelindere Behandlung in Aussicht gestellt; der Dichter Maxim Gorki, der sich an dem Aufstande beteiligt haben soll und dann gefangen worden war, sei freigelassen. (?) Dem russischen Volke ist eine Konstitution versprochen.

So steht es heute in den Blättern. Aber nun werde ich mir kein Blatt mehr in die Hand zu nehmen getrauen, aus Angst vor Dementis.

Von der Unsittlichkeit der Ehe.

Da kenne ich einen Beamten, der hat seinen besonderen Fall.

Er ist so ein mittlerer Vierziger und hat vor etlichen Jahren durch den Tod seine Frau verloren, mit der er vierundzwanzig Jahre lang eine glückliche Ehe geführt. Diese Ehe war aber kinderlos geblieben. Nur eine Tochter der Frau aus ihrer ersten Ehe war da, die nun dem Witwer in aller Sorgfalt und Treue den Haushalt führte. Dieser ihr Beruf und die völlige Abgeschlossenheit von aller Welt hatte verhindert, daß sie sich verheiratete. Nun war sie nicht mehr gar jung, nur um eilf Jahre jünger als ihr Stiefvater. Sie lebten auch nach dem Tode der Frau im Hause beisammen als Vater und Tochter, wie früher. Ihm war die Stieftochter schon auch gleichsam als Vermächtnis seiner Frau ans Herz gewachsen, war ihm unentbehrlich im Haushalte, und sie wiederum war als vermögenslos auf das elterliche Haus angewiesen.

Aber die liebe, so hochsittliche Welt fing an zu munkeln, daß diese zwei Leute, die eigentlich gar nicht blutsverwandt waren, so miteinander lebten. Der Witwer fühlte sich verpflichtet, für diese Tochter seiner verstorbenen Frau, die ihre Jugend so ganz den Eltern geopfert hatte, zu sorgen. Aber, da er ebenfalls vermögenslos war, bei seinem mäßigen

Auf jener Höh', wo ich als Kind
Gehört den ersten Lerchenschlag,
Geseh'n den reinen Sonnenstern
An einem süßen Maientag.
Doch jenes Kreuz, das ewig klagt
Die Menschheit ihres Frevels an,
Mir pflanzt es nicht, weil ich am Pfahl,
An dem Er litt, nicht rasten kann!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Der frisch und frei gen Himmel steigt,
Und der, wenn einst die Menschheit reif,
Zu ihr sein Haupt in Freude neigt.
Vielleicht kommt noch ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege schlägt,
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ihr Kindlein in die Wiege legt.
Ihr Kind, das als des Menschen Sohn
Die Welt erlöst ein zweitesmal
Und nicht dafür in Haß und Hohn
Erhöhet wird zum Marterpfahl.
Denn nicht, daß mein Erlöser starb,
Ist meines dunklen Grabes Licht,
Doch daß er lebt und ewig lebt,
Ist meiner Seele Zuversicht. R.

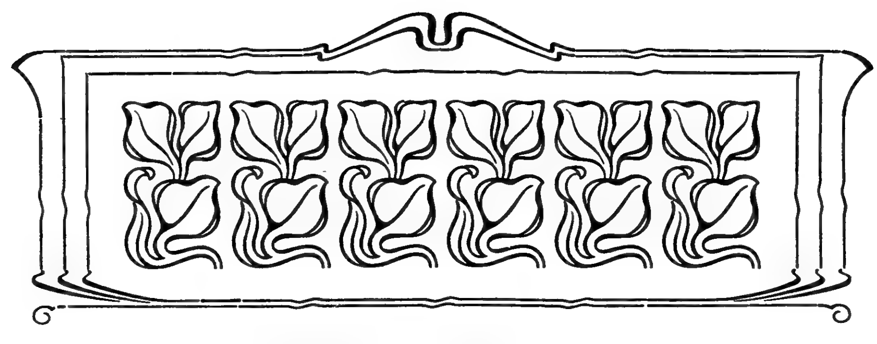
Der Kreuztod kann wohl Trauer und Ehrfurcht erwecken, aber nicht Freude. Auch ich will auf meinem Grabe ein Kreuz, aber nicht als das Zeichen des Irrtums, des Leidens und Sterbens, sondern als lebendigen Baum, d. h. als Sinnbild des ewigen Lebens. Solches ist der Sinn des Gedichtes, das übrigens, wie es diesen Herren Kritikern recht oft geht, wohl nur absichtlich mißverstanden worden ist.
R.

Bierbaum auf der Reise.

Im „Heimgarten" ist schon einmal (XXIX., Seite 314) von einem Buche die Rede gewesen, das der Dichter Otto Julius Bierbaum über seine Automobilfahrt nach Italien geschrieben hat. Es war eine gar lustige Reise, von der man selbst über Italien immer noch etwas erzählen kann, das nicht schon Einer oder Hunderte vorher erzählt haben. Auf dem Motorwagen reist sichs eben ganz anders, als im Eisenbahnzug, man fährt nicht am Lande vorüber, man fährt mitten durchs Land und kommt wirklich auch einmal mit echten Bewohnern zusammen, nicht immer nur mit Eisenbahnleuten, Hotelleuten, Ciceroni und Landesfremden. So hat Bierbaum in Italien tatsächlich Italiener von Fleisch und Blut gesehen, und davon erzählt er einmal die folgende muntere Szene.

Montecassino, bei den Benediktinern, den 3. Juli 1902.

Lieber Herr vom Rat! Sie sind einer von den ungläubigen Thomassen, die es nicht glauben wollen, daß es angenehm sei, im Automobil zu fahren. Ihnen müßte ich also eigentlich eine Bekehrungspredigt widmen. Der Ort lädt dazu ein; das ist gewiß, und ich dürfte keine erhabenere Kanzel finden, als die des heiligen Benedikts, der freilich, wie ich ihn zu kennen glaube, auf Ihrer Seite stehen würde, denn der Begriff Mönch ist gewiß ein antiautomobiler Begriff. Aber ich will Sie schonen, bei der heiligen Demut, ich will Sie schonen und den Triumph erleben, daß Sie eines Tages ganz von alleine zu mir kommen und bekennen: Wahrlich, ich habe mich geirrt in meinem ungläubigen Herzen und böse gedacht, wo es recht ist,



Kleine Laube.

Ein Gedicht, das Ärgernis erregt.

Vor kurzem liefen durch mehrere deutsche und österreichische klerikale Blätter die folgenden Verse:

Letzter Wunsch.

Von Peter Rosegger.

Jenes Zeichen, fluchbeschwert,
Das wie ein Alp die Welt umarmt,
Weil sie ans Kreuz den Besten schlug:
O, pflanzt es nicht auf meinen Staub!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Auf daß er wachse und gedeih!

Vielleicht kommt einst ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege fällt;
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ein Kindlein in die Wiege legt,
Das noch einmal die Welt erlöst
Und nicht dafür gekreuzigt wird.

Diese Verse wurden von jenen Blättern deshalb aufgezeigt, weil sie — „Ärgernis erregen". Es muß für gewisse Leute eine diabolische Lust sein, literarische Dinge, die nach ihrer Meinung Ärgernis erregen — möglichst zu verbreiten. Das Gedicht wurde zuerst verstümmelt, dann kritisiert und beschuldigt der Polemik gegen das Kreuz, während es doch an dem ganzen Gedankengange klar zu ersehen ist, daß seine Polemik gegen den Undank der Menschen sich richtet. Aber nun höret! An dem Gedichte haben die „gewissenhaften Kritiker" die erste Hälfte gestrichen, d. h. unterschlagen, wodurch die beabsichtigte Stimmung wesentlich beeinträchtigt worden ist. Das Gedicht findet sich unverstümmelt in meiner Sammlung „Gedichte", Leipzig, L. Staackmann, 1891. Dort steht es auf Seite 144 unter der Überschrift: „Mir pflanzet einen jungen Baum".

Aber dieses Gedicht hat noch mehrere ältere Fassungen. Der älteste Gedankengang, neu bearbeitet, soll hier mitgeteilt werden für solche, denen die bisher veröffentlichten Verse nicht deutlich genug erscheinen.

Letzter Wunsch.

Was wäre wohl mein letzter Wunsch,
Wenn ich dereinst zur Grube fahr'?
Auf lichter, kühler Bergeshöh'
Eine traute, einsam stille Bahr.

Ich: Sehr richtig, man muß nicht von allem haben wollen. Auch dürfen wir ja euren Papst mit benutzen.

Der Schuster: Natürlich dürft ihr das, Signor, selbstverständlich! Der Papst ist für die ganze Welt, und ich bin ein Esel, daß ich gefragt habe.

Die ganze Gesellschaft war selig vor Vergnügen, daß der intelligente Mann sich einen Esel gescholten hatte. Um die Scharte wieder auszuwetzen, verfiel er auf die Idee, seine Kenntnisse über Deutschland und speziell Berlin an den Tag zu legen. Das machte er so:

Der Schuster: Berlin, mein Herr, ist äußerst waldreich.

Ich: Wieso?

Der Schuster: Nun, es besitzt viele Wälder.

Ich: In der Nähe meint ihr?

Der Schuster: Nicht doch! Es liegt mitten in einem dichten Wald und ist gewissermaßen selbst ein Wald.

Ich: Nun ja, es gibt da einen großen Garten.

Der Schuster: Ach, mein Herr, Sie müssen nicht glauben, daß wir Nolaner außerhalb der Welt wohnen. Wir wissen wohl Bescheid über Berlin. Woher käme der Reichtum der Deutschen (vor lauter Hochachtung sagt er germani statt tedeschi) wenn nicht aus ihren ungeheuren Wäldern?

In diesem Augenblicke wurde er gewahr, daß ich aus Leder geflochtene Schuhe anhatte. Er betrachtete sie aufmerksam und hob plötzlich einen Fuß von mir hoch und zeigte ihn der erstaunten Menge: „Seht, solche Schuhe tragen sie in Berlin. Nicht einmal ich kann solche Schuhe machen.“ Und zu mir gewandt: „Davon kostet das Paar mindestens zwölf Lire, Signor ich wette darauf!“ „Ihr habt die Wette gewonnen!“ „Zwölf Lire hört ihr's? Und dabei schimpft ihr auf meine Preise. Geht nach Berlin, Idioten, dort wird man es euch beibringen, was ein paar Schuhe kosten!“ — Dann lief er plötzlich nach der anderen Seite, wo meine Frau saß und inspizierte ihre Fußbekleidung. Da sie einen fußfreien Rock anhatte, sah er, daß sie hohe Stiefel trug. Das versetzte ihn in Ekstase: „Bei allen Heiligen, die Signora hat auch Stivaloni an! Da sieht man's, was für reiche Leute diese Deutschen sind; selbst die Damen tragen Stivaloni, und noch dazu aus braunem Leder. Dieses Leder ist so fein, daß ich nach dem Preise gar nicht fragen will.“ In diesem Augenblicke schob sich ein junger Mann durch die Menge und hob einen jungen, sehr hübschen Jagdhund hoch: „Signori, nehmen Sie diesen Hund mit nach Berlin! Es ist ein Jagdhund, und Signora ist eine Jägerin. Zwei Lire kostet er für Sie, und ich gebe ihn nur her, damit er Automobil fahren kann.“ Großes Gelächter ringsum. Ich dachte schon, der Jüngling wollte mich uzen. Es war aber sein Ernst. Er setzte den Hund in den Wagen und rief: „Und wenn es bloß eine Lira ist: nehmen Sie ihn. Sie werden sehen, daß Sie ihn in den Berliner Wäldern brauchen können!“ — „Aber in Berlin ist kein Wald, wenigstens nicht zum Jagen!“ — „O Signor, warum machen Sie sich lustig über mich? Wir alle wissen, welche Wälder es bei Ihnen gibt.“ — Es kostete mich Mühe, dem jungen Manne klar zu machen, daß ich keinen jungen Jagdhund von Nola nach Berlin im Automobil mitführen könnte. „Sie werden es bereuen“, war sein letztes Wort, „solche Hunde gibt es nicht in Berlin, und mag es sonst auch alles dort geben.“ — Jetzt erblickte der Schuster unsern photographischen Apparat, und kaum, daß wir erklärt hatten, was das sei, stand die ganze Gesellschaft Pose; eine junge Frau, die ihr Kind säugte, wurde galant nach vorn gelassen; hinten erhob einer eine Katze, damit auch sie aufs Bild käme; wer ein Taschentuch hatte, ließ es im Winde wehen.

gut zu denken; siehe, ein Adlerwagen steht in meinem Schuppen, und mein nächstes Klavierkonzert mit Orchester behandelt die Wollust einer Laufwagenreise.

Wozu ich bloß Amen sagen werde, das heißt auf deutsch: Ja wohl, so sei es!

Damit Sie aber schneller auf diesen einzig wahren Standpunkt kommen, gedenke ich Ihnen auf den folgenden Zeilen mehr kurz als gut, unsere Fahrt zu erzählen, die heute in Sorrent begonnen hat und morgen in Rom enden soll.

Um die greuliche Straße nach und die nicht ganz angenehme Fahrt durch Neapel zu vermeiden, haben wir unsern Weg an der Ostseite des Vesuvs vorbei genommen und sind über Angri, Sarno, Palma, Nola, Cancello, Caserta nach Capua gefahren, was zwar ein großer, aber sehr lohnender Umweg ist, denn er führte uns durch Gegenden, die, weil sie von der allgemeinen Fremdenstraße fern liegen, erfreulich viel von ihrer Ursprünglichkeit bewahrt haben. Freilich wären wir dadurch fast in Benzinverlegenheit gekommen, denn sowohl in Sarno wie in Palma gab es von dieser Essenz nur eben genug, um ein paar Kleider damit zu reinigen, und schon sahen wir das Schicksal vor uns, in Nola sitzen zu bleiben, als bis wohin wir gerade noch Kraft genug im Wagen hatten.

Nun ist ja, wie Sie sicher wissen, Nola historisch genommen ein sehr merkwürdiger Ort, denn nicht allein, daß der Kaiser Augustus hier gestorben ist, wurde Giordano Bruno hier sogar geboren, aber das reichte doch nicht hin, in uns den Wunsch zu erwecken, hier zu übernachten. Zum Glück war es nicht nötig. Wir fanden in einer Drogerie wenigstens soviel Benzin, daß wir hoffen konnten, damit bis Caserta zu gelangen. Ja wir hatten in Nola sogar ein lustiges Intermezzo. Während wir nämlich vor dem Laden des Drogisten hielten, bis unser Führer gefaßt und gefüllt hatte, eilte halb Nola herbei, uns zu betrachten und mit uns zu konversieren, denn hier war noch keine „Benzina" durchgekommen, und so genossen wir das Hochgefühl, als Nouveauté behandelt zu werden, und es ging ein andächtiges Gemurmel durch die Menge. Der Hauptsprecher des Ortes war, wie wir schon an dem Leisten sehen konnten, den er, der flugs vom Werktische aufgesprungen war, in der Hand hatte, ein Schuster. Lassen Sie mich den Dialog zwischen mir und ihm hier wiedergeben.

Der Schuster: Darf man fragen, woher die Herrschaften kommen?

Ich: Von Sorrent.

Der Schuster: Nicht so! Ich meine (mit einer Daumendeutung nach hinten) woher aus der Fremde?

Ich: Aus Berlin.

Der Schuster (mit um die Hälfte vergrößerten Augen und den Leisten mir auf den Schoß legend): Aus Berlin! Ist es die Möglichkeit? Aus Berlin! (Die Hände wie ein Schallrohr an den Mund legend und über die Menge hinrufend): Aus Berlin kommen die Herrschaften! Aus Berlin!

Und es ging ein ehrfurchtvolles Gemurmel durch die Menge: Da Berlino! Ah! Da Berlino!

Der Schuster: Berlin, Signor, ist größer als Neapel?

Ich: Ja, es ist größer als Neapel.

Der Schuster: Ah, größer als Neapel! Größer als Neapel! — Und ihr habt dort einen Kaiser, wenn ich nicht irre?

Ich: Jawohl, einen Kaiser, einen ganz richtigen Kaiser!

Der Schuster: Hört ihr? Einen richtigen Kaiser haben sie, die da, die Leute aus Berlin. Aber einen Papst habt ihr wohl nicht?

Ich: Nein, einen Papst haben wir nicht; das ist uns zu teuer.

Der Schuster: Sehr begreiflich! Und wenn man schon einen Kaiser hat, wozu dann?

Bauernglück.

Aus abendblauem Schluchtgeriffe gellt
Des Eisaks Brandungsschrei vom Kunterswege.
Und Zacken dräun ob dämmerschwerer Welt,
Wie das Gezähne einer Riesensäge.

Ein glutgewordner Reckensarkophag
Hebt in den Abend sich der Rosengarten . . .
Noch spielt ein müder Lichttraum um den Hag
Und letztes Gold tropft aus den Mauerscharten.

Des Pfirsich Blütenwolke, veilchenrot,
Zerflattert flockenleis auf Beet und Gitter . . .
Am Giebel ist der Abendbrand verloht,
Ein Läuten stirbt mit klingendem Gezitter . . .

Du wunderklares Glück im Heimherdbann!
Grünseiden hüllt die Rebe deine Scheuer,
Um deinen Nelkensöller singt der Tann,
Ein Goldkreis, flammt um dich das Saatenfeuer.

Dein Feld ein Wunder, das sich stets erneut,
Durch deines Ackers Atem glüht die Frühe,
Sein Leuchten hat der Mittag ausgestreut
Wie einen Schimmersegen deiner Mühe.

So wird der Werktag weit im Höhenhauch!
Glückselig, wen ein Trank, urkraftentquollen,
In ruhiger Reinheit, fern vom Städterauch
Geheiliget zum Tempeldienst der Schollen.

Paul Rossi.

Gipfelglück.

Selige leuchtende Weiten
Öffnet das Wolkentor,
Tragt zu Unendlichkeiten
Erdengeschaffne empor.

Über die Tale zu schauen,
Gibt es süßeren Wahn
Und zu versinken im blauen
Schwebenden Ozean!

Nieder in endloser Fülle
Lebenslose verstreut,
Kraft in wechselnder Hülle,
Die sich ewig erneut.

Artur Wallpach.

Bildung und Anspruch.

Interessante Nachrichten aus norwegischen Zeitungen mit Berichten über das dortige Stadium des Frauenstudiums und im Zusammenhang damit geplante Maßnahmen der Behörden werfen charakteristische Streiflichter auf die Zukunft, der auch wir möglicherweise entgegengehen. Die tatsächlichen Angaben, die wir einem Artikel der „Münchener Neuesten Nachrichten" entnehmen, sind kurz folgende:

„Norwegen zählt zu jenen Ländern, in denen die grundsätzliche Gleichstellung der beiden Geschlechter in der Studienfreiheit zuerst offiziell eingeführt und zu gleicher Zeit dem weiblichen Staatsbürgertum der Zugang zu den meisten öffentlichen Berufen erschlossen worden ist.

Infolgedessen hat sich eine derartige Steigerung der akademischen Frequenzziffer bemerklich gemacht, daß allein in den philologischen und medizinischen Disziplinen beim Ausgange des letzten Prüfungstermines der Bedarf an

Aber wir kamen nicht zum Photographieren, denn plötzlich fuhr die Menge auseinander. Von hinten war ein Stadtpolizist erschienen, der, indem er fortwährend rief: „Largo! Largo!“ ohne viel Federlesens mit seinem Stock auf die Menge einhieb. Ich wollte schon ärgerlich werden über diese Brutalität, aber die Leute lachten bloß und liefen unter ironischem Huhu! auseinander. Man nimmt, scheint es, hier die Polizei nicht tragisch, auch wenn sie Stockprügel austeilt.

Wahrscheinlich hatte der Mann mit dem obrigkeitlichen Knüppel uns für was äußerst Respektwürdiges gehalten, denn er salutierte auf ungemein feierliche Manier. Die Menge aber schrie: Evviva Berlino! der Jüngling mit dem Jaghunde: Una Lira! Una Lira! die junge Mutter hob ihr Kind hoch, damit es uns ja noch einmal genau sehen möchte, und wir fuhren mit der Empfindung davon, daß wir diesen braven Leuten ein sehr angenehmes Gratisschauspiel geboten hatten.

Bergbrevier.[1]

Entschluß.

Ich will in Sturm und Wetter geh'n, —
Mir ist der Sonnenschein verhaßt!
Dem Grauen in das Auge seh'n
Und unter Felsen halten Rast.

Und wenn die Hochwelt bebt und stöhnt,
Vielleicht schweigt in der Seele still,
Wenn es der Donner übertönt,
Was nicht zur Ruhe kommen will.

Anton Renk.

Höhenluft.

Bergwald und Bergstrom rauschen mir wieder,
An meinen Bergen seh' kaum ich mich satt.
Bergluft umweht mir so stählend die Glieder,
Die mir erschlafften in Winter und Stadt;
Rosen schon pflückt' ich und trag' sie am Hute,
Rosen der Liebe nicht, Rosen der Höh'n,
Hei! wie gar wonnig war's gleich mir zu Mute,
Als ich des Donnergotts Kelche sah stehn!

Bleib in der Tiefe, wen nied're Luft kettet,
Wen's nie zur Höhe zog, Hohem geweiht,
Mögen, auf Torheit von Knechten gebettet,
Schwätzer und Schwindler regieren die Zeit —
Nur für die Höhen bin ich geboren,
Fremd blieb ich immer des Alltags Geschrei,
Fühle mich näher der Ewigkeit Toren,
Schreit' über Höhen ich heiter und frei.

Alexander Burckhardt.

Leuchtende Landschaft.

Ein weißes Segel in Sicht.
Auf azurnem Grunde
Über den Wellen flieht die Stunde
Ein Lächeln ins wallende Licht.

Die Pappeln regen sich nicht.
Der Stämme schlanke Reih'n
Streben hoch ins Blaue hinein,
Draus des Lichtes Fülle bricht.

Seehauch kühlt meine Stirne feucht.
Luftig ragt der Pappeln Zelt,
Zwischendurch schau' ich die Welt
Wie ein weites Geleucht.

Karl Dallago.

[1] Aus dem tiefpoetischen Büchlein „Bergbr vier“, Berglieder aus Tirol von Anton Renk, Alexander Burckhardt, Karl Dallage, Paul Rossi und Artur Wallpach. (Innsbruck. A. Edlinger. 1905.) Wir hoffen, die Dichtergruppe Jun tirol, deren Bedeutung immer lauter spricht, gelegentlich näher würdigen zu können.
Die Red.

den Hoffnungen steckt, die errungene Bildung müsse notwendig auch zu einem „gebildeten" Lebensberufe führen und der Staat müsse jeden, der studiert hat, als berechtigten Anwärter auf seine Stellen betrachten.

Das aber ist es, was Norwegen nicht leisten kann, was wahrscheinlich kein Staat der Welt auf die Dauer wird leisten können. Nicht die vermeintlich mißgönnte Bildung ist die Schwierigkeit; Bildung ist etwas Geistiges und unser Staat etwas recht Reelles. Die Ansprüche sind es, die direkte Umsetzung von erlangter Bildung in Geld, Gehalt, Pension, die er nicht befriedigen kann. Ohne diese durchaus nicht selbstverständliche Folgerung liegt gar keine Schwierigkeit vor.

Denn es ist kein reiner Drang nach Kenntnissen, Wissenschaften, Bildung, der eine große Anzahl dieser vermeintlich Weisheitsdurstigen an die Hochschule treibt. Nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck ist ihnen die Wissenschaft. Sie wollen durch und mittelst der Bildung in die sogenannten höheren Klassen aufsteigen, ein von Handarbeiten freies geistreicheres Leben führen, zu den Mandarinen gehören, nicht mehr zum niederen Volke. Auch dieser Trieb ist keine Schande und zeugt von Charakter und Begabung, aber dieses Begehren ist es, was der Staat zuletzt nicht mehr erfüllen kann. Reiner Bildungstrieb käme nie mit ihm auch nur in Kollision; Bildung ist wie die Gedanken wirklich zollfrei. Aber nicht der Anspruch auf Staatsstellen, deren es eben in jedem Staate nur eine beschränkte Anzahl geben kann.

Würde dieser Anspruch nicht stillschweigend und selbstverständlich von Männlein und Weiblein miterhoben, so möchten doch so viele Menschen die Hörsäle der Universitäten füllen, als diese nur fassen können. Wenn dann die Weiblein sich nicht für zu gut und zu hoch hielten, trotz ihrer Bildung gute Hausfrauen und Mütter zu werden, und die Männlein nicht zu stolz und zu bildungsgeschwollen wären, einfache praktische Tätigkeiten zu ergreifen und sich nebenbei und in den Mußestunden ihrer Bildung zu erfreuen, — dann sehe ich nicht, wo die Kalamität herkommen sollte. Nur daß sich dann das für die „Bildung", das Wissen, das Studium aufgewendete Kapital an Zeit und Geld allerdings nicht direkt lohnt — aber dem ist eben eine tatsächliche Grenze gesetzt. Positiv gewendet: Ich kann mir ernsthaft und realistisch, nicht utopistisch, einen gesellschaftlichen Zustand denken, in dem die Hausfrau mit ihrem Kindermädchen vierhändig spielt und die Köchin abends Goethes Faust liest; vielleicht sitzen dann gar die Familien mit dem „Gesinde" wie in alter Zeit, nur jetzt „in Bildung vereinigt", wieder um einen gemeinsamen Tisch! Mit meinem Friseur politisiere ich jetzt schon beim Rasieren. Und der Schneider mag wissenschaftliche Abhandlungen lesen, der Bäcker für Richard Wagner schwärmen — wenn jener nur außerdem einen gut sitzenden Rock macht und dieser ordentliches Brot. Sie alle können Bildung haben, so viel ihr Herz begehrt, aber ohne Ansprüche! So lange sie diese nicht großenteils von vornherein aufgeben, wird man bald überall ratlos händeringend vor Tausenden von „Staatsanwärtern" stehen, wie jetzt schon in Norwegen. „Hochland."

Volk und Sprache.[1])

Das Buch der Sprache zu lesen ist nicht ohne weiteres jedem vergönnt; man muß dies Lesen erst lernen, man muß sozusagen die Sprache erst erlernen, die die Sprache spricht. W. H. Riehl, ein vorzüglicher Kenner des Volkes, sagt in seinem

[1]) Wir entnehmen diesen Abschnitt dem Buche von Polle „Wie denkt das Volk über die Sprache", das soeben in einer Neubearbeitung von Professor Weise im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschienen ist.

qualifizierten Staatsstellenanwärtern auf den Zeitraum von mindestens 20 Jahren überreichlich gedeckt erscheint.

Die Universität Christiania ist im ganzen auf einen Zugang von 800 bis 900 Studierenden eingerichtet, zu dem tatsächlich noch weitere 600 bis 700 meist weibliche Studierende hinzukommen, so daß das Aspirantenheer alljährlich um 1500 bis 1600 Köpfe vermehrt wird. Die ganze norwegische Nation zählt knapp zwei Millionen Köpfe.

Die von einer starken Mehrheit des akademischen Kollegiums erörterten und geplanten Maßnahmen neigen in der Richtung einer administrativen Erschwerung des Universitätsbesuches. Positive Schritte begegnen jedoch großen Schwierigkeiten und stehen noch im weiten Felde, zumal in Norwegen keine Kollegientaxe erhoben wird und diese Gerechtsame sogar verfassungsgemäß verbrieft ist."

Diese statistischen und psychologischen Tatsachen geben nach mehreren Richtungen zu denken. Wenn die Zahlen richtig sind, so wird Norwegen in zwanzig Jahren zirka 30.000 Studierte beiderlei Geschlechtes beherbergen, die Anwartschaft auf eine Staatsstelle haben und keine bekommen; also 1·5 Prozent der ganzen Bevölkerung! Ungerechnet ihre Familien, die an der Kalamität teilnehmen, und vorausgesetzt, daß die geplanten Maßnahmen dagegen nicht zustande kommen. Werden diese aber zur Ausführung gebracht, so ergibt sich die psychologische Tatsache, daß man in einem so „freisinnigen" Lande schon nach relativ kurzer Zeit in der Frage des Frauenstudiums gezwungen war, nur durch die Macht der daraus folgenden Zustände, zu „reaktionären" Bestimmungen seine Zuflucht zu nehmen.

Weiter aber muß man sich sagen, daß es, ganz abgesehen von dem Frauenstudium, auch schon mit dem Studium der Männerwelt und seinen Aussichten übel genug bestellt ist: denn wenn auch gar keine Frauen in Norwegen künftig studieren wollten, ist der Bedarf an Staatsanwärtern doch jetzt schon auf zwanzig Jahre hinaus gedeckt. Wie ist aus diesem Dilemma ein Ausweg zu finden? Jedenfalls nur dann, wenn man sich einmal über die zweifache Ursache dieses Mißstandes klar wird, die schon in dem statistischen Zahlenmaterial verborgen steckt. In diesem werden nämlich Studierende und Staatsstellenanwärter einfach gleichgesetzt, als dasselbe behandelt. Da liegt der wunde Punkt der ganzen Frage.

Sowohl die Frage des Frauenstudiums als die noch viel weitere der sogenannten Volksbildung überhaupt wird meist sentimental-psychologisch behandelt. Denjenigen, die warnen und Bedenken haben, wird zugerufen: Ihr egoistischen Männer gönnt den unterdrückten Frauen das Studium nicht, und ihr hochmütigen Gebildeten gönnt dem armen Volke die Bildung nicht! Ja, wenn es nur auf Großmut und Wohlwollen ankäme!

Was aber begehren die Frauen, was erwartet das Volk vom Studium beziehungsweise von der Bildung? Erfüllung von Ansprüchen, die sie damit erworben wähnen? Und darunter ist vor allem der eine große, zweifellose Anspruch, vom Moment des vollendeten Studiums an sein Leben nur mehr in gebildeter, geistiger, standesgemäßer Tätigkeit und Umgebung verbringen zu dürfen. Anspruch an den Staat, ihnen Stellungen zu verschaffen, Anspruch an die Gesellschaft, sie nicht mehr zu erniedrigen und von der errungenen Höhe herabzustoßen. Ansprüche aller Art und Form.

Bildung allein, wirklich allein, lediglich als Bereicherung des Einzelgehirns gefaßt, warum sollte man die nicht in unmeßbarer Menge verbreiten und darreichen? Nur daß damit niemand zufrieden ist. Nur daß der Trugschluß in all

Handelte es sich in den letztgenannten Fällen um geschriebene und gelesene Fremdworte, so gilt dies in noch höherem Grade von solchen, die nur mündlich, auf dem Wege durchs Ohr zur Kenntnis des Volkes kommen. Sie werden sehr häufig an den deutschen Wortschatz angelehnt.

Überhaupt gehören hierher viele von Volksethymologien oder Umdeutschungen. Sie beruhen auf der Tatsache, die Goethe mit folgenden Worten ausspricht: „Niemand hört, als was er weiß; niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginieren und denken kann." Das Volk strebt danach, sich Wörter und Wortteile, die ihm fremd sind, verständlich zu machen aus dem ihm geläufigen Wörterschatze, und in diesem Streben nimmt es mit solchen Wörtern unwillkürlich kleinere oder größere Änderungen vor, durch die sie ihm mundgerechter werden und eine Form erhalten, in der das Fremde als deutsch, das Unbekannte als bekannt erscheint. So hat Armbrust weder mit Arm noch mit Brust etwas zu schaffen, sondern ist aus dem lateinischen arcuballista „Pfeilschleuder" entstanden; so kommt Sündflut nicht von Sünde, sondern von Sinflut (= große Flut), Friedhof nicht von Friede, sondern von Freithof, was eingehegter Hof bedeudet.

Wenn der Mann aus dem Volke aber gar nichts an das Deutsche Anklingendes aus den gesprochenen Fremdwörtern herauslesen kann oder von Ausländern mit seiner deutschen Sprache nicht verstanden wird, dann zeigt er sich oft ungehalten und dieser Unwille macht sich in verschiedener Weise Luft. Die eine Art wird veranschaulicht durch folgende Anekdote: „Sag, Mädel, warum hast du denn vorhin den Herrn am Nebentisch so angeschrien? Ist der Arme taub?" „O nein, taub ist der nit, aber an Engländer ist er und ka Wort Deutsch versteht er." Die andere Art ist Verhöhnung und Verspottung derer, die sich unverständlich ausdrücken oder Deutsch nicht kennen. So rührt von der Sitte der Humanisten und ihrer Nachfolger, lateinisch zu schreiben und lateinisch zu sprechen, die Abneigung des Volkes gegen die Gelehrten her, die sich in Aussprüchen kundgibt wie „Gelehrt, verkehrt" oder „Juristen böse Christen" u. a. So traute man auch denen, die sich auf Latein oder eine andere fremde Sprache verstanden, nicht bloß die Fähigkeit, sondern auch das Bestreben zu, hinterlistig zu betrügen. Im Spanischen heißt saber muccho latino (= viel lateinisch verstehen) verschlagen sein, im Französischen bezeichnet grec nicht nur unverständlich (c'est du grec pour lui, das kommt ihm sonderbar vor), sondern auch so viel als betrügerisch, pfiffig, in Thüringen ist polnisch nicht nur unverständlich, sondern auch falsch, tückisch. Auch lacht sich der gewöhnliche Mann ins Fäustchen, wenn er sieht, daß der Gelehrte mit seinen Kenntnissen nichts ausrichtet und sich im praktischen Leben unerfahren zeigt. Selbst die Schrift mit lateinischen Buchstaben ist nicht nach dem Sinne des Mannes aus dem Volke; sie macht ihm Mühe und darum ist er schlecht darauf zu sprechen. So erklärt sich die Äußerung des Fuhrmannes, der, nachdem er mühsam ein frisch mit Steinen beschüttetes und noch nicht geebnetes Stück Landstraße zurückgelegt hat, aufatmend ruft: „Das waren ein paar lateinische Zeilen."

Singvögel.

Herzensfrieden.

Im Winter oft, wenn morgens ich
Im Bett noch bin gelegen,
Da weckte vor dem Fenster mich
Ein bettelndes Sichregen;

köstlichen Wanderbuche, er pflege sich auf seinen Wanderungen fleißig mit Leuten aus dem Volke zu unterhalten; er erwarte aber keine direkte Belehrung von ihnen, sondern veranlasse sie nur zum Reden: denn er wolle nur hören, wie die Leute sprechen. Und in der Tat sprudelt in ihren Worten ein Quell frischen Lebens. Denn ihre Ausdrucksweise ist nicht gekünstelt, sondern naturwahr, durchtränkt mit ihrem Denken, Fühlen und Empfinden, darum lebendig und anschaulich, „gleichsam ein ausgeschnittenes Stück Leben, mit photographischer Treue und Greifbarkeit festgehalten“.

Aber nur das gesprochene Wort hat diese Wirkung. Denn wenn der Mann aus dem Volke die Feder in die Hand nimmt, wird er meist nur gelegentlich und gegen seinen Willen so sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; vielmehr glaubt er hier auf Stelzen einhergehen zu müssen. Und bei vielen Gebildeten ist es wenig anders. Wenige von denen, die da schreiben: „ich beehre mich Ihnen anzuzeigen“ oder „eine neue Sendung Zigarren ist angekommen und offeriere ich Ihnen dieselben“ u. a. würden jene nichtssagende Redensart oder diese geschmacklose Wortstellung „offeriere ich“ in mündlicher Rede gebrauchen. Ja, man hat beobachtet, daß der gemeine Mann, der sonst nur seine Mundart spricht, sich abmüht, hochdeutsch zu reden, sobald er durch den Fernsprecher verkehrt; es ist ihm in diesem Falle offenbar zumute, als ob er die Feder in der Hand hätte. So erklärt sich auch der Zeitungsstil, so auch die vielen verunglückten Zeitungsanzeigen. In diesem Sinne pflegt ein Dresdener Gelehrter völlig treffend zu sagen: „Am richtigsten spricht die Butterfrau.“

Und wie mit dem Sprechen ist es mit dem Verstehen. Schlich- und Umwege sind der großen Menge verhaßt, sie liebt den geraden Weg, das ehrliche, offene Wort; darum will sie auch von Ironie nichts wissen, darum faßt sie oft wörtlich auf, was anders gemeint ist. Die Neigung, sich an den äußeren Wortlaut zu halten, hat das Volk dichterisch ausgestaltet in seinem Eulenspiegel, von dem Goethe sagt: „Alle Späße des Buches beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.“ Darin besteht auch der Witz vieler apologetischer Sprichwörter Niederdeutschlands, z. B. „So kommt das Wort Gottes in Schwung, sagte der Teufel, da warf er die Bibel über den Zaun“; oder: „Alles mit Maß, sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle“; „Was kommen soll, kommt doch, sagte die Großmutter, da kroch ihr der Iltis in die Nachtmütze“; „Aller Anfang ist schwer, sagte der junge Dieb, da stahl er einen Amboß.“

Auch der fremden Sprache steht das Volk so naiv und harmlos gegenüber, daß es sich gern an den Wortlaut hält und das ausländische Wort womöglich deutsch auffaßt. Eine ungeheuerliche Entstellung der eigenen Sprache ist ihm daher weit glaublicher, als das Vorhandensein einer wirklich anderen Sprache. Ein Fremder fragte in Wiesbaden einen jungen Burschen nach der Post. Dieser antwortete: „Gehen Sie nur hier um die Ecke; dort sehen Sie angeschrieben: Hôtel des Postes“. Er sprach aber das des Postes deutsch aus; des Postes als Genitiv etwa von „das Post“. Es war ihm handlicher, eine solche Wortmißgeburt anzunehmen, als eine fremde Sprache. Ein Feldwebel, der sich bei der Anrede an einen Bekannten stets richtig ausdrückte, d. h. „Lui“ sagte, las bei der Kontrollversammlung, wo er das Wort geschrieben sah, jeden so Benannten „Luis“ vor. Das s stand da, es mußte also nach seiner Ansicht auch gesprochen werden. Unsere Soldaten waren nicht wenig erstaunt, den wohlbekannten Namen Maier in jedem französischen Dorfe und merkwürdigerweise gerade bei dem Gemeindevorsteher wiederzufinden, über dessen Haustür die Aufschrift maire prangte. Ebenso ist bekannt, daß die Arbeiter, wenn sie das englische Wort strike geschrieben finden, es in gleicher Weise wie das deutsche „Stricke“ lesen und demgemäß auch sagen: „Sie machten Stricke“.

Jetzt aber ziehn die Herden mit friedlichem Geläut,
Den stummen Wald durchschreitet der Wandrer ungescheut;
Denn in dem hohen Rüstsaal — trotz Helm und Partisan —
Da waltet jetzt in Milde ein ernster, stiller Mann.

Er späht von seiner Warte mit Augen, adlergleich,
Weit durch die Heimatgaue, weit durch das Deutsche Reich;
Er späht und steht getreulich auf himmelnaher Wacht,
Nichts bleibt im Menschenherzen verborgen seiner Acht.

Allwo mit finstrer Tücke Gewürm der Nacht sich hebt
Und wo ein Geist voll Sehnsucht hinauf zur Sonne strebt
Und wo ein Herz in Trauer einsam des Weges wallt
Und wo aus Zecherrunde vergnügtes Lachen schallt:

Da hält er in Bereitschaft Gewaffen, Mann und Roß,
Da rüstet sich der Recke und ruft durchs Felsenschloß!
Ein wundersames Rauschen in den Gemächern tönt,
Vom Grundstock bis zur Flagge der starre Bau erdröhnt.

Es saust wie fernes Wetter, es lockt wie Maienwind,
Klangvoll wie Stahl an Schilder, wie Mutterhände lind;
Das sind des Herren Knappen, wenn er die Fehde ficht,
Das sind des Herren Boten, wenn er in Minne spricht.

Im raschen Sturmesfluge braust hoch der Troß landein
Und überall ein Klingen von Flöten und Schalmei'n!
Da funkelt helle Sonne, der Freude Wimpel wehn,
Das kleine, dumme Tränlein bleibt ganz verwundert stehn.

Wohlauf, vieledler Herre, fahr singend durch die Welt,
Das deutsche Liedergärtlein hast wacker du bestellt!
Wohlauf und poch ans Pförtchen — weit öffnet's das Gemüt,
Frisch neben Ros' und Nelken im Haus dein Liedlein blüht.

Adolf Hainbiegg.

Walter Scott und seine Hunde.

Wie Lord Byron, der seinem Hunde ein Grab und Monument errichten ließ und dessen Tugenden in begeisterten Versen verherrlichte, war auch sein nicht minder berühmter Zeitgenosse und Freund, Walter Scott, ein großer Freund der Hunde. Während seines Lebens war er stets von einigen dieser treuen Genossen umgeben. Er behandelte seine Lieblingshunde wie Glieder der Familie und redete mit ihnen, als wären sie vernünftige Wesen. Als Dichter verherrlichte er sie in seinen weltbekannten Romanen und Poesien, und noch in den späteren Jahren seines Lebens erzählte er, wie sehr er sich gefreut, als er in einem Gewölbe in Münschen eine Dose zum Kauf ausgestellt sah, auf welcher sein Lieblingshund abgebildet war.

Die Liebe des großen Dichters zu den Hunden war übrigens nicht eine einseitige Vorliebe für diese besondere Art Tiere, eine krankhafte Laune oder Sentimentalität, sondern sie war in dem milden Naturgefühl Scotts begründet, mit welchem er alle Geschöpfe der Tierwelt achtete und liebte.

Als schottischer Landedelmann war Scott von frühester Jugend teils durch Ackerbau und Viehzucht, teils durch die Jagd mit der Tierwelt in mannigfache Berührung gekommen und hatte Gelegenheit gehabt, die Tiere des Hauses und des Feldes zu beobachten und ihr Wesen kennen zu lernen. Als er später ein eigenes großes Gut, Abbotsford, sich erworben hatte, war es für ihn eine große Freude, Pferde, Zugtiere und Hunde zu besitzen und mit ihnen nicht sowohl als Herr denn

Viel Vöglein flogen hin und her
Und pickten an die Scheiben —
Da konnte ich nicht rasten mehr,
Mocht' nicht im Bette bleiben.

Hab' denken müssen, daß sie fort
So hungrig könnten fliegen,
Und auch an einem andern Ort
Kein Bröslein fänden liegen.
Da fand ich nimmer Rast und Ruh —
Ich mußte Futter streuen
Und sah den kleinen Gästen zu
Und tat mich herzlich freuen.

Zuweilen in des Tages Hast,
Da hab' ich das Verlangen,
Daß mich der Feierstunde Rast
Beglückend mög' umfangen;
Und wenn sie kam und selig ich
Darin mich wollt' versenken,
Da war es dann, daß leise schlich
Ins Herz mir ein Bedenken.

Verlockend eine Stimme spricht
Mir wohl im Herzen drinnen:
„O, kümm're dich um and're nicht
Und richte dein Beginnen,
Wie es dir Wohlsein, Nutzen bringt,
Du hast für dich zu schaffen," —
Doch mahnend eine and're klingt:
„Du wirst dich selber strafen.

„Sieh, unweit hängt ein Kettenhund,
Den niemand heut' betreute
Und den noch jetzt in später Stund
Ein warmes Futter freute."
Da mußt' ich hin und wenn dann satt
Zur Ruh das Tier gegangen,
Dann erst in stiller Stunde hat
Auch mich das Glück umfangen.

Bist lieblos du, so wird die Reu'
Dir Glück und Segen rauben,"
Und immer wieder muß auf's neu'
Dem Warnungswort ich glauben.
Und wenn ich überwunden mich
Und tu den Schritt, den schweren,
Dann fühl' den Herzensfrieden ich,
Den Weg mir mild verklären.

Rosa Fischer.

Großstadt.

Eine Reihe grauer Dächer,
Graue, schwarzgerauchte Schlote,
Ziegeldächer, alte, rote
Und des Rauches träger Fächer;

Silberdrähte summen leise
Großstadtwind kühlt meine Schläfen,
Draußen in den düstren Häfen
Ziehen Dampfer ihre Kreise.

Trunken braust das Stadtgetriebe,
Menschen hasten, ringen, streben,
Da ist gluterfülltes Leben:
Eifersucht und Haß und Liebe.

Doch hier oben weht es reiner.
Andachtsvoll dem Herrn der Räume
Weihe ich die stillen Träume;
Und nach unten zieht mich keiner.

W. G. Proskowetz.

Untreu.

Dein Kämmerlein ist still und öd
Und weinend sprichst du dein Gebet.

Ob wohl dein Liebster auf der Wacht?
Ob er verblutet in der Schlacht?

So bangst du für den Liebsten dein
Und schließest in's Gebet ihn ein.

Er aber seufzt nicht herzenswund
Nach seinem Liebchen diese Stund.

Er steht nicht kämpfend im blutigen Feld;
Er hat sich ein anderes Lieb erwählt.

Hans Mittendorfer.

Ein Steirer an einen Steirer.[1])

Noch türmt sich in die Wolken, wie ehdem wild und keck,
Die Burg der Ritterräuber und trotzt auf ihrem Eck;
Noch hält sie waffenschwanger ihr droh'ndes Luginsland,
War einst des Kaufherrn Hölle, dem Landmann fluchbekannt.

[1]) Ottokar Kernstock.

mir viel größere Freude macht, die Vögel lustig in freier Luft über mir herumfliegen zu sehen."

Während die Tiere, die wir erwähnt haben, Pferde und Zugtiere, mit Scott nur zeitweilig in Berührung kamen und seine liebevolle Behandlung empfanden, so war es dagegen den Hunden und einer Lieblingskatze vergönnt, den großen Dichter fortwährend zu umgeben und seiner Huld sich zu erfreuen. Sie waren Zeugen seines Familienglückes und Zeugen seiner dichterischen Arbeit, deren Erfolge die Welt mit seinem Ruhm erfüllten; denn im Hause, wie im Freien, am Mittagstische und im Kreise der Seinigen, wie in der stillen Studierstube war er stets von den treuen Freunden umringt. Das Hinscheiden eines der guten Tiere wurde wie ein Trauerfall in der Familie betrachtet.

Im Anfang des Jahres 1809 hatte Scott den Schmerz, seinen Lieblingshund Camp zu verlieren. Der Hund war alt und schwach, hatte aber von seiner großen Intelligenz nichts verloren. Wenn der Diener den Tisch deckte, sagte er zu dem Hunde: „Camp, der Sheriff kommt über den Berg!" und das treue alte Tier schleppte sich dieser Weisung gemäß entweder durch den vorderen oder hinteren Eingang des Hauses seinem geliebten Herrn entgegen.

Der Hund starb im Jänner und wurde bei Mondschein in dem kleinen Garten hinter dem Hause in Edinburg begraben, gegenüber dem Fenster, an welchem Scott zu schreiben pflegte. Der Dichter hatte für den Tag eine Einladung zu Mittag angenommen, ließ aber absagen, weil ihm ein alter treuer Freund gestorben sei.

Dieser Lieblingspintscher Scotts ist auf den früheren Gemälden des Dichters mit abgebildet und sein Herr sprach nach seinem Tode stets von dem treuen Hunde wie von einem verlorenen Freund.

Ein später oft erwähnter Lieblingshund Scotts war Maida. Wer den Dichter in seinem schloßähnlichen Landsitze Abbotsford bei Edinburg besuchte und in seine Studierstube eingelassen wurde, der fand ihn umgeben von Büchern und seinem Lieblingshunde Maida und dessen Genossen, deren Namen Nimrod, Braun Spice oder Hamlet lauteten, und unter ihnen die Hauskatze. Diese, Hinz von Hinzfeld, nach einem deutschen Märchen so benannt, saß auf der oberen Stufe einer Bücherleiter, die an das Büchergestelle angelehnt stand. Hinz von Hinzfeld war ein ehrwürdiger Kater, nicht mehr sehr beweglich, und bewachte gewöhnlich die Bewegungen seines Herrn und Maidas mit würdevollem Gleichmut. Beliebte es letzterem, die Gesellschaft zu verlassen, so gab er seine Neigung zu erkennen, indem er mit seiner Pfote ebenso vernehmlich an die Türe klopfte, wie nur irgend ein fashionabler Lakai, und Scott stand sogleich auf und öffnete ihm mit höflicher Eile; alsbald kam Hinz schnurrend von seinem behaglichen Sitze herab und bezog die Wache am Fußstühlchen, da Maida auf Urlaub abwesend war. Was für ein Gespräch auch gerade im Gange war, es ward von Zeit zu Zeit durch irgend eine an diese vierfüßigen Freunde gerichtete Apostrophe unterbrochen. Scott sagte: sie verständen alles, was er mit ihnen spreche.

Kienzls „Don Quixote".

Wir haben vor kurzem in Graz die Oper „Don Quixote" von Wilhelm Kienzl gesehen. Dieser Don Quixote ist, nach meinem Verstehen wenigstens, von seiner Zeit und seiner spezifischen Satirenaufgabe, wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich, losgelöst und ins allgemein Menschliche übertragen. Er zeigt in einem drastischen Bilde den Gegensatz, der zwischen dem kindlichen Idealisten und der brutalen Welt

als Freund umgehen zu können. Er trat zu ihnen in ein wahres Herzensverhältnis. Eine Äußerung Scotts möge dies beweisen. So schrieb er.

„Ich esse nie das Fleisch eines Geschöpfes, das ich lebend gekannt. Ich hatte einst ein prächtiges Gespann Ochsen, die wir, mit der gewöhnlichen landwirtschaftlichen Dankbarkeit, für die Tafel töteten; sie sollen das schönste Fleisch in den vier Grafschaften gegeben haben; ich aber konnte nie einen Bissen essen von Gog und Mavoy, die ich am Pfluge so sehr zu bewundern pflegte. Als ich noch Landwehroffizier war und mein Pferd selbst zu satteln pflegte, machte ich Bekanntschaft mit einer Herde weißer Truthühner und warf ihnen dann und wann eine Handvoll Hafer zu, wenn ich aus dem Stalle kam. Mit wahrem Verdruß sah ich, wie ihre Zahl sich verminderte, und nie versuchte ich davon zu essen, ohne daß mir übel wurde. Und doch habe ich so viel von dem Rauhen und Kraftvollen an mir, als notwendig ist, alle Pflichten des Lebens ohne viel sentimentales Leidwesen zu ertragen."

Die Gefühle, die in diesem Bekenntnisse niedergelegt sind, machten den Dichter der Landwirtschaft abgeneigt und seine Lieblingsbeschäftigung war die Pflege der Bäume und die Anlage neuer Pflanzungen. Als begeisterter Baumpflanzer sagte er zu einem Freunde:

„Ein Baumpflanzer ist wie ein Maler vor seinen Staffeleien, in jedem Augenblick sieht er neue Effekte hervorkommen. Keine Kunst oder Beschäftigung ist hiermit zu vergleichen. Man genießt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich. Die eigentliche Landwirtschaft ist mir verhaßt. Viehmästen und Viehschlachten ist meine Sache nicht, und das Korn wachsen lassen, bloß um es wieder abzumähen, mit den Händlern wegen der Preise feilschen und stets von der Witterung abhängig sein, das alles sind Dinge, deren der Baumzüchter überhoben ist, der seine Mühe immer belohnt sieht."

Auch die folgenden Tatsachen mögen hier angeführt werden, um die Tierfreundlichkeit Scotts zu beweisen. Er ging an jedem Morgen vor dem Frühstück in den Stall, um sein Lieblingsreitpferd selbst zu füttern, und eines derselben, der Braune Adam, ließ sich von niemandem als von ihm selbst das Futter reichen. Auch durfte kein anderer Reiter als Scott es besteigen. Wollte Walter Scott ausreiten, so wurde das Pferd vollständig gesattelt und gezäumt und dann die Stalltüre aufgemacht. Sogleich trabte das verständige Tier allein bis zu dem Steine, dessen der Dichter seiner Lahmheit wegen zum Aufsitzen sich bediente: hier stand es still und regungslos wie von Stein, bis der Reiter gehörig im Sattel saß, dann wieherte es ein paarmal vor Freuden und begann in lustigen Bogensprüngen seinen Lauf.

Nach dem Gebrauche des Landes war Scott in der Jugend ein Jäger gewesen; er folgte hierin mehr dem Brauche seines Landes und Standes als dem eigenen Gefühle, das sich am Ende stärker als der Zwang der Nationalsitte bewies. In späteren Jahren entsagte er nämlich gänzlich der Jagd, die er doch nur mit einer Art geheimen Unbehagens oder Gewissensvorwurf gepflegt hatte. Er sagte zu dieser Zeit:

„Ich gehe jetzt nicht mehr auf die Jagd, obgleich ich früher ein ganz guter Schütze war, aber in gewisser Art befand ich mich nie ganz wohl bei diesem Vergnügen. Es war mir stets ganz unheimlich zu Mute, wenn ich so einen armen Vogel getroffen hatte, der dann sein sterbendes Auge auf mich richtete, wenn ich ihn aufhob, als wollte er mir seine Ermordung vorwerfen. Ich will mich nicht sanftmütiger darstellen, wie andere Leute sind, aber keine Gewohnheit konnte dies Gefühl der ausgeübten Grausamkeit bei mir vertilgen. Jetzt, da ich meiner Neigung folgen kann, ohne Furcht, mich lächerlich zu machen, sage ich frei heraus, daß es

So depeschierte der Gymnasiast zum Beginn der Ferien nach Hause. Große Freude. Ein Vorzugschüler! Da müssen die zwei flinkesten Schimmel an den Wagen. Rasch das Haustor bekränzt, eine Tafel darüber: „Willkommen!“ Auf den Tisch von des Jungen Zimmer eine Hundertkronennote: „Dem Verdienst seine Kronen!“ und so weiter. — Der Student war, als er dem einige Minuten vor der Zeit einfahrenden Train entstieg, ganz verblüfft über den festlichen Empfang, und als Papa und Mama ihn mit Jubel umarmten — da freute er sich sehr, daß sie die Sache so leicht nahmen. Mit „Vorzug“ war er freilich gekommen, weil zu Ferienanfang ein Vortrain des Personenzugs eingeschoben worden und er schon mit diesem reisen konnte. In Wahrheit war der gute Robert bei der Prüfung — durchgefallen.

Kleines Mißverständnis. Bäuerin: „Da schau nur amal her, Michel, wie sich unser Bua an einem rostigen Nagel g'rissen hat!“ — Bauer: „Um Gotteswill'n, leg' eahm nur g'schwind a recht a großes G'wicht nauf! I hab erst neulich g'lesen, daß a Mann, der sich 'nen rostigen Nagel 'neing'stoßen, an Blutvergiftung hat sterben müssen, weil er kein großes Gewicht drauflegte.“

Im Eisenbahncoupee. Ein junger Mann steht auf und bietet einer eben einsteigenden Dame seinen Sitz an. Sie okkupiert ihn, ohne sich irgendwie für die Galanterie zu bedanken. Er: „Wie meinen Sie, Madame?“ — Sie: „Ich? Ich habe nichts gesagt.“ — Er: „Pardon! Ich dachte Sie hätten sich bedankt.“

Ein guter Junge. Meister (zum Lehrjungen): „Warum warst du denn beinahe drei Stunden lang aus nach der Ziehungsliste, du miserabler Lausbub?“ — Lehrling (verlegen): „Ich wollte Sie halt länger in der Hoffnung leben lassen!“

Afn Gsangasinga-Seppl.

(Prof. Josef Pommer zum 60. Geburtstag.)

Seppl, mir hobn a schens Hoamatlond,
Schen is s af da Hech und in Grobn,
Toan mir zwen singan und juchazn,
Weil ma däs Hoamatl hobn.

Seppl, mir san a por Sechzgabuam,
Owa nouh ollaweil jung.
's Tirndlliabn hobn mar im Herzen drein,
Gelt jo — und s Gsong af da Zung.

Seppl, mih zimp, ih mechts Steiralond
Holsn und bussln in da Ghoam,
Owa gstot daß ih mei Hoamat hols,
Hols ih — mei Tirndl dahoam.

Seppl, die ondern megn dischbadiern,
Raunzn und raffn dabei,
Mir lossn d Herzn zan Himel fliagn,
Singan, wia d Vegerln in Mai!

Der Olmpederl.



Unser Schiller. Von Friedrich Polak. Zur 100. Wiederkehr von Schillers Todestage, herausgegeben von der Vereinigung der deutschen Pestalozzivereine. (Liegnitz. K. Seyffarth. 1905.)

Ein wahres deutsches Volksbüchlein. Allen Schulbibliotheken, allen Volksbibliotheken, allen Volksbildungsanstalten, Jugendvereinen und Jugendfreunden rufen wir zu: Kaufet dieses Büchlein. Es ist billig und es bereitet so schön vor auf das Schillerfest, das die deutsche Nation im nächsten Mai begehen wird. H.

Liebeswirren. Erzählungen aus Südtirol von Richard Bredenbrücker. Illustriert von K. Liebich. (Stuttgart. Bonz & Co.)

Zwei Geschichten erzählen die Entwirrung verwickelter Brautstände. „Der Stiefliebste“ enthält köstliche Kinderszenen, ist voll hübscher Einzelheiten, aber umständlich und etwas mühsam in der nicht ganz konsequenten Charakterzeichnung. In der zweiten Erzählung „Die Furcht vor der Unterirdischen“ entwickelt der vielgerühmte Autor alle Vorzüge treffender realistischer Darstellung und die volle Schlag=

herrscht. Ich hatte vorwegs gefürchtet, es könnte auch in der Oper ein banausischer Mittelalterhumor, der unseren schlimmsten Kleinbürgerulken ähnelt, zu sehr in den Vordergrund treten und der Held selbst mehr lächerlich als rührend erscheinen. Wie glücklich war ich zu sehen, daß der Kienzlsche „Don Quixote" eine tief menschliche, innig sympathische Gestalt ist, die der ungeheuerlichen Verhöhnung groß und rein gegenübersteht. So groß und rein, daß durch sie die brutalen Späße vor unseren Augen die schwerste Verurteilung erfahren. Je toller sie es mit ihm treiben, je mehr grotesker Unsinn zum Lachen herausfordert, je betrübter werden wir, je größer wird unser Mitleid mit diesem reinen Toren, der ob seines inneren Anbildes alle äußeren Erscheinungen übersieht oder mißversteht. So sehen wir — von stimmungsvollster Musik getragen — in dieser Oper ein Symbol dessen, wie es auf dieser Welt zugeht, wie der einfältige Idealist mit dem glühenden treuen Herzen genarrt wird von seinem Mitmenschen, ja selbst von der Natur.

Wenn wir die Idealisten, Weltverbesserer und großen Kinder aller Art betrachten, wie sie auch heute unter uns herumgehen und dem Ideale ihres Herzens mit leidenschaftlichem Ernste nachstreben, sind es nicht lauter Don Quixote im tieferen Sinne? Sind es in den blöden Augen der All- und Eintagsleute nicht Ritter von der traurigen Gestalt, von deren Bestrebungen sich nichts „ababeißen" läßt, die für künftige Zeiten arbeitend heute Not und Spott leiden? Wohl denjenigen unter ihnen, die so einfältig sind, all die Verhöhnungen, die ihnen täglich in allen Formen angetan werden, gar nicht zu merken. — Das Tragische an Don Quixote ist, daß er's endlich gemerkt hat. Mich dünkt, dieses große Kind verdiente es, in der Vollempfindung seines Ideals aus dem Leben zu scheiden, ohne die grenzenlose Falschheit und Grausamkeit der Menschen durchschaut zu haben. Solcher Menschen, unter denen noch ein dummer Sancho Pansa der beste ist!

Über dieser Tragödie schwebt die herzergreifende Klage einer wundersamen Musik, in deren Lachen und Weinen der deutsche Humor sich herrlich offenbart.

Da die Mehrzahl der Leute für den angedeuteten tiefen Gedanken kein Verständnis hat, so dürfte die Oper nie ganz „populär" werden, selbst wenn sie überall eine so vollendete Aufführung erlebte wie in Graz, wo ein feiner Geschmack mit vorzüglichen Kräften ganz Einziges leistet. Aber Kienzls „Don Quixote" wird aus der deutschen Kunst auch nie mehr verschwinden, weil er die große Leidessymphonie der Welt um einen ergreifenden und reinen Widerhall vermehrt hat. R.

Lustige Zeitung.

Vater (im Zigarrenladen): „So, du Schlingel, du kaufst zehnräppige Zigarren, während ich nur solche für drei Rappen rauche." — Sohn: „Weißt du, Vater, wenn ich eine so große Familie hätte wie du, so würde ich gar keine rauchen."

Schrecklich. Einem Sohn, der das elterliche Haus verläßt, ruft der Vater am Schlusse einer längeren Rede zu: „Drum raste nie, doch haste nie — dann haste nie Neurasthenie."

Taktik. Ein Adjutant weckt seinen General: „Herr General, der Feind macht eine Bewegung!" — „So?" antwortete der General: „Dann sagen Sie ihm, daß ich auch eine gemacht hätte." Damit legte er sich aufs andere Ohr, um wieder einzuschlafen.

Recht und billig. Jener Lebenskünstler sagte: „Ich esse gern gut, trinke gern gut, dafür aber will ich auch meine Ruh' haben."

Der Vorzugschüler. „Lieber Papa! Schicke Wagen auf den Bahnhof, ich komme mit Vorzug. Robert."

Das Kochbuch von Christine Schuster ist ein stattlicher Band von über 700 Seiten und wurde vom Verleger mit großem klaren Druck, schönen Abbildungen und einem geschmackvollen Einband ausgestattet. Erschienen 1905 in H. Zeidners Verlag und Buchhandlung, Kronstadt, Siebenbürgen. J. Hlawatschek.

Herz und Natur. Neue Gedichte von Heinrich Rembe. (New-York. Ernst Kaufmann.) Schlichte Gedichte von naturwahrer Innigkeit, damit ist dieses Büchlein gut gekennzeichnet. M.

Fritz Reuters Ausgewählte Werke in die niederösterreichische Mundart übertragen von Franz Scherer. (Wien. Kratz, Helf & Co. 1905.) — So weit man aus dem Probeheftchen klug wird, dürfte der Wurf gelingen, wozu wir dem Übertrager und den österreichischen Freunden des norddeutschen Humoristen Glück wünschen. H.

Büchereinlauf.

Sagenkränzlein aus Tirol. Von Martinus Meyer. (Innsbruck. Wagnersche Verlagshandlung. 1905.)

Was die Heimat erzählt. Sagen, geschichtliche Bilder und denkwürdige Begebenheiten aus Sachsen. Von Fr. Bernh. Störzner. Mit vielen Bildern von O. Seyffert und F. Rowland. (Leipzig. Arwed Strauch.)

Die vernarrte Prinzeß. Ein Fabelspiel in drei Bildern von Otto Julius Bierbaum. (München. Albert Langen. 1904.)

Alt-Innsbrucker Hanswurstspiele. Nachträge zum „Göttinger Peterlspiel". Herausgegeben von A. Rudolf Jnewein. (Innsbruck. Wagners Univ.-Buchhandlung. 1905.)

Markgraf Waldemar. Ein Schauspiel von Otto Heinrich Böckler. (Berlin. Wilhelm Bruhn. 1904.)

Im Ehrenwams. Dramatisches Schauspiel (sic!) in drei Aufzügen von Rudolf Stephan Bayer. (Brünn. R. St. Bayer & Co. 1904.)

Für Herz und Gemüt der Kleinen. Sechsundfünfzig biblische Geschichten von Max Paul. (Leipzig. Ernst Wunderlich. 1904.)

Aus meinem Leben. Ein Spiegelbild meines Lebens, meines Tuns und Lassens, Erinnerungen, Mediumistisches, Humoristisches 2c. von Adelina Vay. 2 Bände. (Berlin. Karl Siegismund.)

Von Strand und Straße. Gedichte von J. Loewenberg. (Hamburg. M. Glogau. 1905.)

Briefe vom Meer. Von Heinrich Berger. (Leipzig. C. F. W. Fest. 1905.)

Robert Hamerling. Eine Monographie im Russischen von W. Tschechichin. (Petersburg 1904.)

Detlev von Liliencron. Von Dr. J. Loewenberg. Mit Bildnis Liliencrons. (Hamburg. Gutenbergverlag Dr. Ernst Schultze. 1904.)

Aus Bismarcks Familienbriefen. Auswahl für die Jugend zusammengestellt und erläutert von G. Stelling. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung. 1905.)

War Jesus ein Nasiräer? Von W. Winsch. (Berlin. Selbstverlag. 1904.)

Die Lösung der Abendmahlsfrage. Von W. Winsch. (Berlin. Max Breitkreuz.)

Ist das Dogma von dem stellvertretenden Sühnopfer Christi nachhaltbar? Von Ludwig von Gerdtill. (Stuttgart. Max Kielmann. 1905.)

Grundzüge der allgemeinen Wirklichkeitstheorie. Von Wilhelm Maria Frankl. (Dresden. E. Pierson.)

Zionismus und Deutsche Fortschrittspartei. Offener Brief an Herrn Dr. Karl Eppinger, Prag, von Emil Margulies, Dr. jur., Teplitz, Böhmen. (Teplitz-Schönau. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Auf zum Kampfe gegen die Alkoholseuche! Von kais. Rat Dr. A. Buchmüller. (Donawitz. Selbstverlag.)

Der Alkohol und seine Gefahren. Von Heinrich Quensel. (Berlin. Mäßigkeitsverlag.)

Alkohol und Verkehrswesen. Von Eisenbahndirektor a. D. de Terra. (Berlin. Mäßigkeitsverlag. 1905.

Die höhere Schule und die Alkoholfrage Von Professor Dr. Hartmann, Leipzig, und Privatdozent Dr. med. & phil. Weygandt, Würzburg. (Berlin. Mäßigkeitsverlag. 1905.)

Der Flagellantismus und die Flagellanten. Eine Geschichte der Rute in allen Ländern. Von Wm. M. Cooper. In das Deutsche übersetzt von Hans Dohrn. Mit zahlreichen Illustrationen. (Dresden. H. R. Dohrn. 1903.)

Töchteralbum. Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemütes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Neue Folge. 7. Band. Herausgegeben von Berta Wegner-Zell. Mit vielen Bildern. (Glogau. Karl Flemming).

Deutschnationales Taschenbuch mit Zeitweiser auf das Jahr 1905 = 2018. Herausgeber Karl Habermann. (Innsbruck.)

Musikalische Stillehre für Lehrerseminare von Robert Handke. (Meißen. H. W. Schlimpert. 1905.)

Deutsche Zeitungswelt. Zeitschrift für die sozialen, materiellen und alle sonstigen Standes- und Fachinteressen der deutschen Schriftleiter und Schriftsteller, sowie für diejenigen der gesamten deutschen Zeitungswelt. (Wien. Stähelin & Lauenstein.)

kraft seines Humors. Gestalten und Sprache sind von köstlicher Echtheit. H. F.

Rede auf Schiller von Jakob Grimm. Mit einem Bildnis Schillers von Gerhard von Kügelgen. 32 Seiten. (Hamburg. Gutenbergverlag Dr. Ernst Schultze. 1904.)

In der Tat hat niemand mit beredterem Munde Schillers Bedeutung geschildert, niemand mit feinerem Geiste das Verhältnis der Schillerschen zur Goetheschen Dichtung aufgezeigt. So klingt der prächtige Schwung der Grimmschen Rede auf Schiller noch in unsere Zeit herein. Nicht nur ein wundervolles Denkmal ist sie, das einer unserer Geistesgroßen einem anderen gesetzt — sie mag auch unserer über manches Ideal erbarmungslos hinwegschreitenden Zeit ins Gewissen reden und die Erkenntnis zurückrufen helfen, daß ein Volk wie das deutsche seine idealen Güter nicht ungestraft vernachlässigt. V.

Novellen. Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Die wohlfeile im Cottaschen Verlage erscheinende Ausgabe von Paul Heyses Novellen liegt uns jetzt bis zur 20. Lieferung vor, welche den dritten Band abschließt und gleichzeitig den Anfang des vierten Bandes bringt. Der dritte Band führt den Titel „Moralische Novellen" und enthält folgende Stücke: „Die beiden Schwestern", „Lorenz und Lore", „Vetter Gabriel", „Am toten See", „Anfang und Ende", „Die Blinden", „Franz Alzeyer", „Das Seeweib". V.

Fürstliche Autoren. Einer der begeistertsten und überzeugtesten Anhänger der Kneippschen Naturheilmethode ist der 71jährige Erzherzog Josef von Österreich, der durch den berühmten Pfarrer von Wörishofen von einem hartnäckigen, schweren Leiden vollständig geheilt worden ist. Aus Dankbarkeit hierfür hat sich der hohe Herr entschlossen, dem „großen Lehrmeister der Wasserheilkunde" ein Denkmal eigner Art zu errichten. Dasselbe besteht in einem **„Atlas der Heilpflanzen"** (Regensburg. W. Wunderling). Auf 230 farbigen Tafeln sind alle jene Pflanzen naturgetreu abgebildet, die Pfarrer Kneipp wegen ihrer Heilkraft verwendete. Die künstlerische Darstellung der Pflanzen ist das Werk der Erzherzogin Margarete, Fürstin von Thurn und Taxis in Regensburg, einer Tochter des Erzherzogs Josef, die auf dem Gebiete der Blumenmalerei eine hohe, künstlerische Stufe einnimmt. Jede Tafel trägt einen von dem Erzherzog geschriebenen kurzen Text, der den botanischen und deutschen Namen, die synonyme Bezeichnung, das Vaterland und die praktische Anwendung der betreffenden Pflanze enthält. V.

Neuer deutscher Kalender auf das gemeine Jahr 1905. Erster Jahrgang. In der Manier alter Bauernkalender, durch seine kleinen zahlreichen Heiligen-, Himmelszeichen- und Wettervignetten erinnernd an den steirischen „Mandelkalender". Aus dem Leben der Heiligen werden bezeichnende Schlagworte angegeben. Einzelne Jahrestage, besonders Festtage sind mit guten alten Sprüchlein versehen, auch mit Bauernregeln. Die Monatsbilder sind von kräftigem Schnitt. Herausgegeben ist dieser anheimelnde Kalender vom Vereine „Heimat" in Kaufbeuern. Er hätte das Zeug populär zu werden, wenn der Preis von 72 Hellern nicht zu hoch wäre. M.

Das Kochbuch von Christine Schuster „Küche und Haus" ist ein ausgezeichnetes Handbuch für jede Hausfrau, ob jung oder alt, einfach bürgerlich oder anspruchsvoll. Da die Verfasserin selbst lange Jahre als Leiterin einer Haushaltungsschule tätig war, so weiß sie besonders auch jenen beizustehen, die noch nicht viel eigene Erfahrung im Haushalt erworben haben. Ebenso wird sich aus diesem Grunde das Buch prächtig für den Unterricht an Haushaltungsschulen eignen.

Die große Menge und Vielseitigkeit der Kochrezepte zeichnet sich durch klare und genaue Angaben aus, und das Voranstellen der Art und Menge der Zutaten bei jedem Rezept erleichtert der Kochenden die Übersicht. Eine ganz besondere Eigenart dieses Buches dürften wohl die Rezepte der Siebenbürger Küche bilden, die, durch Sternchen bezeichnet und mit ihrem sächsischen Namen benannt, so manchen Freunden des „Palukes" und der „Vertram-Kächen" willkommen sein werden. Die Abbildungen vervollständigen das Buch zu einem richtigen Lehrbuch. Wir sehen die besten Fleischstücke des Rindes mit allen üblichen Benennungen naturgetreu wiedergegeben, dazu die ergänzende Ansicht des Schlachtochsen selbst; das Kapitel „Fische" enthält in Bildern alle in der Küche verwendbaren Exemplare, eine große Farbentafel veranschaulicht die eßbaren und giftigen Pilze, und im Text eingestreut finden wir häufig die Darstellung praktischer und neuer Küchengegenstände. Eine Aufzählung der notwendigsten Kochgeräte, die Zusammenstellung vieler Speisezettel mit besonderer Berücksichtigung der vegetarischen Küche, ein Bericht über die für Kranke und Genesende geeigneten Speisen und zwei Tabellen über den Nährwert der verschiedenen Nahrungsmittel machen das Buch zu einem für alle Kreise der Gesellschaft höchst geeigneten Ratgeber.



Der Lachenmacher.

Eine Zeitlegende aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Nach Stockwiesen müssen wir. Dort geht's heute lustig zu. Über den Giebeln des Dorfes surrt die Luft, so sehr wogt es und treibt es in den Gassen und auf dem Kirchplatze. Alle Sträßlein, die zum Dorfe führen, sind bestreut mit dunklen und bunten Gestalten, die sich dem stattlichen Orte Stockwiesen zu bewegen. Der Kirchturm winkt auch so freundlich. Der hat zu seinem obersten Fenster, über der Uhr, ein weiß-rotes Fähnlein ausgesteckt. Es flattert an der Stange, wie ein Fetzlein Freude, das in alle Welt fliegen möchte und nicht los kann. Die Glocken singen schon Willkommen den Herbeieilenden, die sich aber unterwegs bei Krämerständen, Schaubuden und Schänken verweilen, auf dem großen Platze sich herumdrängen, plaudern, feilschen, kaufen oder verkaufen oder plump und starr dastehen im schiebenden Gedränge und ihre Pfeifen rauchen. Bis zum weit offenen Kirchtor dringen die wenigsten vor, obschon aus dem Innern Lichter heraus funkeln und die Orgel summt. Die evangelische Kirche, die in einer Häusergruppe jenseits der Ach steht, ist zugeknöpfter. Auf ihrem Turme flattert kein Kirchweihfähnlein, aber das Kirchentor hält auch sie heute offen, wer etwa von den Katholiken kommen und sehen wolle, wie es in dieser Kirche gehalten wird und ob es ihnen nicht etwa besser gefiele, als drüben. Indes kümmerten sich die Leute mit wenigen Ausnahmen

Für die Wiedererbauung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein

sind neuerdings bei Rosegger in Graz eingelangt in Kronen: Gustav, Karl und Fritz Weigend 15·—, Gustav Rohn 1·—, Johanna Schmidinger 10·—, M. Gold 5·—, 3. Sammelergebnis der Friseurstube Dunst 22·—. **Gesamtsumme 5053 Kronen.**

Graz, am 15. Februar 1905.



Warnung! Wer ein Autograph von mir haben will, oder irgend so etwas, der nehme sich in acht! Jeder, der mir nahekommt, wird angebettelt. Ich weiß kümmerlich dotierte Waldschulhäuser, arme Bergbauernkinder, abgebrannte Kirchen, notleidende Volksbüchereien . . . ! Wer mich in Ruhe läßt, dem tue ich nichts. Wer mir aber auch nur den Ärmel streift, den bettle ich an. Rosegger.

J. W., Graz. Die unverstümmelte Zustimmung zur Gorki-Demonstration lautet:

Leidenschaftlich danke ich euch, geehrte Herren, daß ihr für Maxim Gorki eintretet. Wir müssen das Allermöglichste tun, müssen Erd' und Himmel in Bewegung setzen, um die Kämpfer für Menschenrecht in Rußland zu retten. Besonders den edlen Gorki, der in bewundernswertem Idealismus den größten Einsatz hinwarf, um sein Volk befreien zu helfen. Es gilt unsere Kameraden, es gilt unserem höchsten Lebens- und Wirkensziel. Wir treiben beständig Reform, weil wir die Revolution fürchten und hassen. Gorki führte eine Reformdemonstration, die mit dem ersten Kosakenschusse zur Revolution ward.

Möchte unser Mitleid den höchsten Herrn Rußlands erinnern können an sein eigenes Mitleid mit denen, die er liebt, und auch erinnern daran, daß die unwiderstehlichste Macht der Fürsten über ihre Völker in der Güte und in der Liebe besteht.

Möge, geehrte Herren, unsere Kundgebung, der sich Millionen anschließen werden, gesegnet sein! Peter Rosegger.

* Ein Heimgartenleser lacht uns deutsche Idealisten aus, daß wir durch papierene Demonstrationen den Zar bestimmen wollen, Maxim Gorki freizugeben. Derselbe Leser meint, wir sollten lieber unter gutherzigen Leuten Geld sammeln für eine ausgiebige Bestechung und es an die richtige Adresse leiten, dann würde Gorki bald frei sein.

Wenn der Wiener Bürgermeister Dr. Lueger meint, daß die russische Reformbewegung (und eine solche war es doch ursprünglich) von den Juden angestiftet sei, so sagt er damit den Juden ein Lob, wie sie ein so schmeichelhaftes von Antisemiten noch selten gehört haben werden.

W. H., Hirschberg. Kaum anderswie können Sie einen besseren Begriff von einer Luftballonfahrt bekommen, als wenn Sie in den „Grenzboten" Nr. 1 und 2 (1905) die köstliche Beschreibung lesen: „Von der Reichshauptstadt nach dem Riesengebirge durch die Luft." Von Johannes Poeschel.

W. F., Linz. Katholische Schriften werden im „Heimgarten" gerade so gut und gerne angezeigt als evangelische. Weil grundsätzlich alles, was eingeschickt wird, zur Anzeige kommt.

J. W., Graz. Ohne Belegexemplar nimmt kein Blatt in den redaktionellen Teil Besprechungen auf.

J. K., Wien. Sie wollen wissen, wie Goethe und Schiller auf mich gewirkt haben? Goethe hat mich klüger, Schiller glücklicher gemacht. R.

F. L., Wien. Zu wenig ursprünglich und eigenartig.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Februar 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Peter Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Bierfaß steht er und fiedelt so lebhaft, daß alle Glieder des alten Spielmanns zucken und schnellen.

„Je, der Brosel!“ ruft hell ein Bursche aus, „der Lachenmacher ist auch da! Lustig wird's heut, zum Lachen gibt's. Und tanzend werden wir allmiteinand. Gelt, Schatzerl!“ Ein rundes rotwangiges Dirndl hatte der Bursch' am Arm gepackt und mit dem anderen Ellbogen sich durch die Menge eine Gasse bohrend strebt er dem Bäckenwirtshaus zu.

Der Brosel, wer ist denn das? Seht ihr nicht, daß alle lachen, die ihn bemerkt haben? Die Milzreichsten dürfen gar nicht hinschauen auf den geigenden Spielmann und seine Geberden, sonst müßten sie sich in Lachkrämpfen zusammenkauern und winden, und dazu fehlt im Jahrmarktsgedränge schlechterdings der Raum. Der Lachenmacher war von den Wirten abonniert für Sonn- und Feiertage, einmal bei diesem, einmal bei jenem. Wenn aus einem Wirtshaus das brüllende Lachen der Gäste gehört wurde, daß man fürchtete, es platze das Haus — da wußte es jeder auf Platz und Gasse, der Brosel war drinnen, sang seine Schelmenliedeln, sagte seine Sprüchlein und erzählte seine Schnurren, wo möglich alles in zierliche Reime gebracht: denn nicht bloß das liebe Leutgesindel, der Gescheite wie der Narr, auch die Sprache müsse tanzen zu Paar und Paar. Im Texte lag's übrigens gar nicht, die Liedeln, die Sprücheln, die Geschichtlein waren keinem neu. Aber der Gesichtsausdruck, mit dem sie vorgebracht wurden, war über alle Beschreibungen lächerlich. Darum beschreibe ich ihn auch nicht. Denke man sich ein rührsames Männlein mit einem runzeligen verkniffenen Gesicht, das in alle Formen gezogen wurde — in die Länge wie eine Gurke, in die Breite wie ein Kürbis. Jetzt waren die Augen glotzig wie zwei Pflugräder, jetzt zwinkernd und dünn wie zwei Kohlraupen. Die Nase jetzt dick wie eine Kaiserbirne, jetzt schmal wie ein Bockshörndl. Der Mund jetzt ein Schnitt von einem Ohr zum anderen, jetzt wieder ein kleinwinziges Nullerl zwischen aufgepfauchten Wangen. Dabei wackelte das Kinn, über den Stirnknochen glitt behendig die Haut auf und nieder, die grauen Haarbüscheln sträubten sich oder zuckten munter hin und her und die Ohren trieben dabei ihre besonderen Spiele. Auch mit den Gliedmaßen brachte er allerlei zuwege, es war, als seien keine Knochen in ihnen, als sei der ganze kleine Kerl aus Kautschuk. Man behauptete, der Brosel brauche bei seiner Kammer keinen Schlüssel, er schlüpfe durch das Schlüsselloch wie ein dünner langer Regenwurm und bedürfe dazu fünf Minuten. Die Geige, setzten solche Witzbolde bei, müsse er freilich zum Fenster hineinwerfen, denn die ließe sich nicht spinnen. Übrigens könne er sie auch draußen hängen lassen, er brauche nur die Beine zum Fenster herauszustrecken, er geige mit den Zehen gerade so gut, als mit den Fingern. Auch solche, die sonst sich über keines

heute um keine Kirche, denn es war ja Kirwa, das heißt, es war Jahrmarkt, Wirtshaustag und Tanzmusik. Kirwa bedeutete ihnen einen Tag der Lustbarkeiten aller Art; daß das Wort eigentlich Kirchweih hieß, wer dachte daran, als höchstens der katholische Pfarrer und sein Kirchendiener. Dieser letztere, ein kleines grämliches Männlein, stand nach dem spärlichen Gottesdienste ebenfalls auf dem Kirchplatze herum, aber nicht um sich zu belustigen, sondern um sich zu ärgern. Das Ärgern schien ihm lieber zu sein, denn er hatte doch die Wahl zwischen beiden. Er schnitt ein Gesicht, als ob er Kalmuswurzeln kaute. Er sah in der Menge allzuviele solche, die heute nicht hergehörten. „Was geht den Lutherischen unsere Kirchweih an!" schnurrte er. „Bei der heiligen Meß' ducken sie sich weit ab, aber beim Handeln und Schandeln und Lumpen sind sie dabei. Da wollen sie zu uns gehören. Heim geht's! ihr habt's keine Kirchweih, heim geht's!" Das sagte er ganz freimütig gegen die Evangelischen hin, die überall unter den „Christen" herumstanden, so daß man immer fürchten muß, die „Unseren" werden angesteckt. Aber der Mann sagte die abweisenden Worte ganz leise, daß es nur ein paar der nächsten Katholiken hören konnten. Auf diese Weise kann der Mensch freimütig sein, ohne daß es ihm schadet. Denn der Mensch ist nicht bloß Kirchendiener, sondern auch Schneider, und wenn die lutherischen Bauern nicht mehr bei ihm schneidern lassen, dann — wird die Kalmuswurzel, an der er kaut, noch bitterer. Das Schlimmste war nur, daß man es den Leuten gar nicht anmerkte, ob sie „christlich" oder „lutherisch" waren. Sie plauderten, handelten und scherzten miteinander, als ob sie lauter gut' Freund' wären, und wenn die herlebigen Burschen sich nach munteren Dirnlein umsahen, so dachten sie gewiß an alles andere eher, denn an die Kirchenzugehörigkeit. Schau! Steht dort beim Büchelkrämer nicht der Pastor? Der neue, den wir erst frisch vom Sachsenlande hereingekriegt haben. Hat einen Schnurrbart wie ein Husar und will Geistlicher sein. Na, zugeht's auf der Welt! Er schaut wohl nach, ob der Büchelkrämer auch lutherische Bibeln hat.

„Oh Pardon!" sagt der Pastor, denn er ist im Gedränge jemandem auf die Zehen getreten. Und steht neben ihm der katholische Pfarrer. Der macht ein freundliches Gesicht und versichert, es sei nichts geschehen. Dann verlieren sich beide unter der Menge.

Aus dem Gesumme hört man von allen Buden her die Marktschreiereien. Metallgießer schwingen ihre Glöcklein, Pfeifenschneider versuchen ihre Pfeifen, Spielwarenhändler lassen ihre Trommeln und Kindertrompeten hören, mit singendem Gekreische künden diese Krämer — die noch keine Zeitungsreklame haben — ihre allerbesten und allerschönsten und allerbilligsten Waren aus. Zwischen durch hört man den dünnen, grellen Ton einer Geige. Vor dem Bäckenwirtshaus auf einem leeren

vor dem Abendgebetläuten durfte nicht getanzt werden. Der Herr Pfarrer saß beim Bäckenwirt im Extrastübel, da hieß es strenge nach der Verordnung vorgehen, und höchst sittsam. Übrigens war es im Wirtshause schon sehr laut geworden. Als auch der neue Pastor kam, um bei der schönen Gelegenheit Ortsbekanntschaften anzuknüpfen, fand er in der großen Stube keinen Platz und der Wirt, sein grünes Käppchen lüpfend, erinnerte höflich, daß der Hochwürden Herr Pastor ohnehin ins Extrastübel gehöre. Mir nix, dir nix saßen sie plötzlich nebeneinander, der Herr Pastor und der Herr Pfarrer. Anfangs waren heute auch das zwei Spielleute, machten zum bösen Spiel gute Miene, bedachten, daß manches auf dem Spiele stünde, und besprachen in überlauter Gemütlichkeit das schöne Wetter, den belebten Jahrmarkt und das gute Geschäft. Man muß sich in der Nachbarschaft denn einmal miteinander abfinden, dachte jeder für sich, und sie nahmen, um hübsch wohlgemut zu bleiben, ihre Zuflucht zum weltberühmten Herzstärker, dem Weine. Der Wirt hatte einen guten Tropfen und, wie er im Vertrauen versicherte, nicht bloß einen. Der Pastor entschuldigte sich beim katholischen Pfarrer, daß er noch nicht Gelegenheit gefunden, im Pfarrhause seinen Antrittsbesuch zu machen.

„Oh, nix entschuldigen," lachte der Pfarrer, „werd's leicht erwarten. Hab' keine große Sehnsucht."

„Das glaube ich," sagte der Pastor und lachte auch. Es war ein ungutes Lachen beiderseits. Es war keins, das der Brosel gemacht hatte.

Endlich war es dunkel geworden auf der Gasse und licht in den Wirtsstuben. Das Gebetläuten war vorüber, die Hüte flogen wieder auf die Köpfe und die jungen Leute auf den Tanzboden.

Der Brosel setzte sich an den erhöhten Spielleutetisch im Winkel und strich seine Saiten mit Geigenharz und drehte an den Stimmschrauben. Er drehte das Spiel um einen Ton höher, Tanzmusik darf nicht brummen, die muß jauchzen. Ganz erfüllt von der Würde seines Berufes machte der Alte ein ernstes Gesicht. Die Stirn runzelte sich immer mehr, die Augensterne traten immer tiefer hinter die Lider zurück, die Nase wurde immer länger und die Mundwinkel dehnten sich immer tiefer übers Kinn hinab, so finster ernsthaft, daß die Leute in helles Lachen ausbrachen. Da zog er plötzlich andere Muskeln an und sieben Taler hätte einer wetten mögen, daß es ganz entschieden nicht dasselbe Gesicht war, als früher, daß zwei Köpfe in dem Manne stecken mußten, wovon er je nach Belieben einen oder den andern wie die Schildkröte hervorreckte. Übrigens jetzt ist's zum Tanzen. Ein gemütlich langsamer Steirischer klang los, die Paare hielten sich um die Mitte und die Gesichter der Tanzenden, die männlich trutzigen, die weiblich hingebenden, die verliebten und die kosenden — alle spielten auch im kleinen Rund-

Menschen Ausgeschau lustig machen wollen, über dem Brosel seine Grimassen konnten sie lustig lachen, denn er tat sie deswegen. Das hatte er sich ja zur Lebensaufgabe gesetzt auf dieser traurigen Welt, die Leute lachen zu machen. Es gibt Schuhmacher und Kammmacher und Knöpfelmacher, warum soll's keine Lachenmacher geben? Das Gewerbe ernährt seinen Mann. Es war eigentlich ein Nebengewerbe für den Brosel. Seines Zeichens war er Spielmann und schon als solcher geboren worden, denn sein Vater — behauptete er — habe nur gespielt. Allerdings mit Tarockkarten, wobei er sein Gütchen verloren, so daß der Sohn sich einen anderen Beruf wählte. Dieser entschied sich für die Chirurgie bei den Haustieren. Das tat er jahrelang. Endlich aber ward ihm der Beruf, der so vielen Geschlechtern der Zukunft vorwegs das Leben abschnitt, zuwider, er dachte eher an Gegenteiliges und wurde Spielmann. Schon in der Volksschule hatte er gelernt, die Geige zu beunruhigen; jetzt trat er mit mehr Liebe an sie heran und sie kreischte nicht mehr, wenn er den Fiedelbogen strich, sondern gab bisweilen einen lieblichen Ton; Hauptsache war der Takt, den er extra noch mit dem Fuße trat und zu dem sich tanzen ließ. In Zeiten, da man nicht tanzen wollte oder durfte, unterhielt er die Leute mit seinen „Faxen“ und lachen tat mancher noch lieber als tanzen, was mir durchaus einleuchtet. Es gibt zwar Holzapfelseelen, die das Lachen einfach lächerlich finden; ich weiß mir auf der weiten Welt keinen größeren Spaß, als ein herzliches Gelächter.

Nun aber war dem lustigen Brosel nicht zu trauen. Er sprach und sang Zwetschken. Hinter dem süßen Fleische barg sich manchmal ein bitterer Kern. Wer ihn aufbiß, der glaubte daran. Auf solchen Schleichwegen brachte der Alte manche heilsame Wahrheit an den Mann und nahm noch Kleingeld dafür ein und allerhand Wohlwollen. Fühlte sich vom Kerne einmal einer getroffen, so tat er nichts dergleichen und lachte mit den anderen. Man hätte es frei nicht glauben mögen, daß der pudelnärrische Spielmann insgeheim ein so kluger Beobachter war und wohl merkte, in welches Holz die Nägel einzuschlagen waren, und sie stets auf den Kopf traf.

Jetzt also stand der Spielmann auf dem Bierfasse und geigte die Kirchtagsleute in das Bäckenwirtshaus hinein. Er geigte den ganzen Nachmittag und schaukelte sein geschmeidiges Körperlein dabei und schnitt seine Gesichter dazu. Damit diese umso deutlicher und ausdrucksvoller wurden, hatte ihn der Bäckenwirt glatt rasieren lassen; sein braunes Hochzeitsgeigengewandel hatte er auch an und so hätte er können bei jedem König an den Stufen des Thrones als Hofnarr sitzen.

Aber er stand an den Stufen des Tanzbodens, auf dem Ihre Majestät die Freude herrscht. Noch stieg er aber nicht hinauf, denn

Geige, in der Hand schwang er den Fiedelbogen, als hätte er damit außer den Tanzboden auch noch das übrige Haus und die Welt zu regieren.

Im Extrazimmer war der Sturm zwar vorüber, nun stand es so, daß die beiden Geistlichen kein Wort und keinen Blick mehr für einander hatten; jeder stellte sich gleichmütig und rief seine Gemeindeangehörigen. Die Schafe sollten sich von den Böcken trennen und den Hirten folgen. Aber die Scheidung mißlang. Protestanten wie Katholiken blieben untereinander sitzen wo sie saßen und schauten betroffen auf die beiden Herren hin, die da plötzlich einen solchen Unfried erhoben hatten. Der stattliche Bäckenwirt stand am Gläserkasten und befürchtete nur eins, daß es den Schäflein am Ende doch beikommen könnte, dem Rufe des Hirten zu folgen. Aber alles blieb fest sitzen und mancher tat heimlich schmunzeln über den Auftritt, den sie erlebt hatten.

Jetzt drängten die Tanzbodenleute in die Gaststuben herein und zwischen durch der Spielmann. Der blieb in der Tür des Extrazimmers stehen und fiedelte zum Gruß die Weise: „Da streiten sich die Leut' herum." Dann ließ er seine Gesichter spielen, so daß alles lachte und die beiden Herren in ihrem Ärger nicht recht wußten, was jetzt zu machen sei. Hinaus konnte weder der eine noch der andere, so gaben sie sich den Anschein des Lässigen; der Pastor steckte seine Hände in die Tasche und blickte mit überlegenem Humor auf das possierliche Männlein; der Pfarrer machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, gleichsam, solche Narreteien kenne er zur genüge, und setzte sich an sein Weinglas.

Da zuckte der Brosel sein Spiel ab, tat ein äußerst gemütliches Gesicht hervor und begann halb sagend halb singend eine Rede, dieselbe manchmal mit einer drolligen Grimasse oder mit einem Fiedelstrich künstlerisch mildernd.

„Verzeiht, ihr Herren, es währt nit lang, ich will euch singen ein altes Gesang, von zweien Hochgeweihten, die taten gar bitterlich streiten. Oho! — Der eine tat sagen: Dein Luther ist ein Fresser; der andere: Dein Papst ist auch nichts besser. Der eine: Dein Luther ist Trug und Spott, der andere: Dein Papst ist auch kein Gott. Aha! — Du bist falsch und ich bin wahr! — Ich bin gescheit und du ein Narr. Hehe! — Da kommt ein alter Spielmann herein: Ihr Herren, ihr kunnt's schon g'scheiter sein, wollt's streiten, so steigt's auf die Kanzel hinauf, im Wirtshaus gibts ein' anderen Brauch, da ist eine Kirchen allgemein, kann jeder reden und lustig sein. Hehe! — Die Leut auseinanderzanken dahier, was ist denn das für eine Manier? Könnt ihr nit schweigen, so kauft euch Geigen. Mehr Leut als ihr mit Disputieren, hab' ich mit Fiedeln und Musizieren zusammengebracht und glücklich gemacht. Haha! — Mich g'freuen die Leut' in Fried' und Freud'. Ich

gesichte des Spielmannes, so daß in ihm gleichsam das ganze Seelenleben des Tanzbodens Stelldichein hatte.

Von den Gaststuben kamen immer mehr Leute herauf, auch ältere, die sonst auf dem Tanzboden nicht mehr viel zu suchen haben. Unten sei es heute nicht gemütlich, im Extrastübel täten sie streiten. Von wegen des Glaubens ginge es her. Der Herr Pfarrer, meinten sie, solle gescheiter sein. Er täte ja sonst bei solchem Diskurs nicht mit und solle auch nicht mittun, aber der Pastor habe immer Wasser auf die Mühle geleitet.

Der Spielmann verzog sein Gesicht sehr in die Länge.

„Sollen Fried geben", murrte ein hagerer, grauköpfiger Bauer, „wir von hüben und drüben der Ach vertragen uns ja auch."

Der Spielmann zog sein Gesicht in die Breite und fiedelte. Ein flotter Walzer. Jedes Paar eine Erdkugel, die sich um sich immer selber drehend einen großen Kreis macht um den lodernden Sonnenball der Liebe. Und Brosel der Spielmann war's, der dieses kreisende Sonnensystem leitete mit seinen Fiedelbogen. In Wirbeln flog der Staub über den Köpfen. Wein- und Schweißdunst erfüllte das Haus mit Kirchtagsstimmung; halberschöpfte Tanzpaare taumelten in die Winkel hin und frische stürmten in die Reihen hinein. Manches Paar stieß im Gewirbel unsanft an ein anderes, das gab weiter keinen Weltuntergang; war der Bursche schneidig, so schmetterte er einen Fluch hin, war er sanft, so tat er einen Lacher und wenn ihm der Schweiß vom Gesichte troff, so fuhr ihm das Dirndl mit rotem Handtüchel über Stirn und Wangen und flüsterte ihm ins Ohr: „Tapperl, mußt du dich denn gar a so plagen? A bissel stader!"

Da hebt er zur Stärkung das Weinglas: „Vivat! Sollt's leben allmiteinander!"

So ging es toll und toller — aber es war eine köstliche Tollheit — durch den Abend hin. Da kam plötzlich der Wirtsjunge die Treppe heraufgesprungen: „Leut', geht's helfen. Der Herr Pfarrer und der neue Pastor sind raufend worden!"

Der Spielmann zuckte ab mit dem Fiedeln und hatte ein sehr langes Gesicht. Als sei die Feder gesprungen, so stockte das tanzende Rad, stand still und fiel auseinander.

„Raufend? Wer? Die Herren?" Was Platz hatte in der Treppe, das drängte hinab; und hinten drein, aber ganz weichmütig gelassen, Brosel, der Spielmann. Seine Äuglein zwinkerten, seine Stirnhaut zuckte auf und nieder und der gekniffene Mund bog sich im Halbkreis weit in die roten Wänglein hinein. So lacht der boshafte Vollmond auf die Erde herab, wenn in lockenden Nächten leidenschaftliche Menschen in allerlei Unglück rennen. Unter dem Arm trug der Spielmann seine

versahen. Die ältere zählte die verschiedenen Stücke vor, und die jüngere, die vor einer Ampel an dem großen Tisch saß und einen Bogen Papier vor sich hatte, schrieb einem jeden das Empfangene auf. Heute war ein großer Tag für alles, was unterhalb der Weinsteig in Schwaben lebte, denn es war der letzte Tag des großen Herbstmanövers, das bei Kornwestheim in der Nähe von Ludwigsburg gehalten wurde, oder eigentlich der Tag der letzten Heerschau. Die Leute, die das Brot hier in Empfang genommen hatten, trugen es eben hinaus in das Lager, wo sie es an die Soldaten, noch mehr aber an die zahlreich versammelten Zuschauer aus allen Gegenden des Herzogtums verkaufen wollten. Sie erhielten von jedem Gulden des Erlöses drei Kreuzer für sich. Die letzte Frau, die den Korb gefüllt erhalten hatte und ihn eben auf den Kopf hob, sagte zu der am großen Tisch Sitzenden:

„Wie, Frau Hauptmännin? Soll ich nichts ausrichten an den Herrn Hauptmann, wenn ich ihn sehe?"

„Ja wohl, Frau Schöllkopfin," erwiderte die Frau, und es lag ein Ausdruck in ihrem Ton, der etwas Anheimelndes hatte; „ja wohl. Saget ihm, daß ich Gott sei Dank gesund sei, frisch auf, aber ich könne nicht, wie ich versprochen, zu ihm kommen. Ich darf's nicht wagen . . ."

„Da habt Ihr Recht; es wäre nicht brav, wenn Ihr in den Lärm und in die Gaukelfuhr hineinginget; da ist man ja seines Lebens allein nicht sicher, und wenn man nun gar noch ein anderes Leben unter dem Herzen trägt. Ja, ja, in der ganzen Stadt hört man nicht anders sagen, als: So eine brave, getreue Biederfrau wie die Frau Hauptmännin, so eine gibt's nicht mehr, und sie ist noch jetzt, wo sie doch stolz sein könnt', gerade so wie damals, da sie des Bäckers Lisabeth geheißen hat, und man hat's ihr immer angesehen, daß aus ihr einmal was Besonderes wird, sie hat immer so was apart Feines gehabt."

„Ihr müßt mich nicht so viel in's Gesicht hinein loben," wehrte die jüngere Frau ab.

„Warum nicht?" fuhr die Redselige fort, zu der älteren Frau gewendet. „Man findet nicht so leicht noch eine, die so als rechtschaffenes Eheweib tragen wird, was sie zu tragen hat. Da geht der Mann in den Krieg und läßt die Frau daheim, und in's Winterquartier kommt der Mann, und im Sommer kommt ein Kind."

Streng erwiderte die jüngere Frau: „Frau Schöllkopfin, die anderen sind alle schon weit voraus, Ihr müßt eilen, wenn Ihr ihnen nicht das Beste vom Markt lassen wollt." Sie stand auf und brach das Gespräch kurz ab.

„Ja, ja. Ich will machen, daß ich fort komme," schloß Frau Schöllkopfin im Fortgehen; „aber ich gehe ohnedies nicht mit den anderen, die gehen über den Berg, Ludwigsburg zu, und ich gehe lieber auf der

kenn euch einen, der's auch so tut meinen, dem Brüderlichkeit das liebste ist, sein Name heißt Herr Jesu Christ." — Als der Brosel das gesagt, streicht er eine leise liebliche Melodie und sein Gesicht nimmt einen natürlichen, rührend innigen Ausdruck an und schaut so treuherzig, fast flehend auf die beiden Seelenhirten hin.

Der Pfarrer hat seine gewohnte gemütliche Art wieder erlangt. Bei den närrischen Sprüchlein des Spielmanns muß man ja lachen — und er lacht. Dem Pastor ist nicht so wohl zumute. Denn als der Brosel sein lieblich Spiel — wie ein Wiegenlied war's so zart — geendet hat, da lachen die Leute nicht. — Niemand hat diesmal zum Spruch des Lachenmachers gelacht! Ein andächtiges „Vergeltsgott" sagten sie im Chore, wie es nach jeder guten Predigt üblich ist. Über die zwei Streitenden hatte ein Dritter den Sieg davongetragen.

Die Stille in den Wirtsstuben wäre beinahe unheimlich geworden, da tat der alte Spiemann plötzlich einen flinken Hopser, jauchzte dazu und führte dann seine Gemeinde wieder auf den Tanzboden.

Die beiden Geistlichen waren, jeder für sich unauffällig nach Hause gegangen. Aber am nächsten Tag, als sie sich zufällig auf der Achbrücke begegneten, blieb der Pastor stehen und sagte: „Ich glaube, Herr Amtsbruder, wir sind gestern ein wenig zu weit gegangen. Die Sache wäre beinahe lächerlich geworden. Mein Wunsch wäre, daß wir uns miteinander vertragen."

Der Pfarrer sah auf dem Boden ein Steinchen liegen, das wollte er mit der Spitze des Spazierstockes beiseite schnellen, traf's aber nicht. Dann gab er's auf.

„Herr Pastor", sagte er, „Sie haben es leicht. Aber ich!"

Friedrich der Große von Schwaben.

Eine Geschichte von **Bertold Auerbach.**

I.

Freitag den 9. November 1759, bevor es tagte, war geschäftiges Treiben im Hause des Bäckermeisters Kodweiß am Marktplatz zu Marbach. Die Stube im Erdgeschoß war voll von Weißbrot aller Art, Laugenbretzeln (Fastenbretzeln), Mütschele (Buttergebäck) und Wecken. In der dunkeln, nur durch das Schiebfensterchen erleuchteten Einfahrt standen Männer und Frauen mit leeren Körben und redeten hin und her. Eines nach dem andern wurde in die Stube gerufen und jedem verschiedene Sorten Backwerk vorgezählt und in den Korb getan, soviel als hineinging. Es waren zwei Frauen, die das Geschäft der Verteilung

Die einzige Tochter des Bäckermeisters Kodweiß hatte einen aus dem Remstal gebürtigen Wundarzt geheiratet, und die Beiden vereinte nicht nur innige Liebe, sondern auch Streben nach edlerer Erfassung des Lebens. Sie suchten sich jene Freuden des Geistes anzueignen, die allverbreitet sind wie das Sonnenlicht, und nicht erst durch Reichtum oder besondere gesellschaftliche Stellung sich erwerben lassen. Beide Ehegatten kamen sich verkümmert in ihrer Geistesentwicklung vor; die Frau trug dies leichter als der Mann, denn in häuslicher Begrenzung wurde sie minder an die Mangelhaftigkeit ihres Wissens erinnert als der Mann draußen in seinem Beruf und im Streben nach Erreichung höheren Ranges. Des Bäckermeisters Lisabeth galt schon frühe bei ihren Gespielen als ein Mädchen von besonderer Begabung, aber man hielt sie auch für eine Schwärmerin; sie las nicht nur mit Eifer die Dichtungen von Uz, Gellert und Klopstock, sie spielte auch die Harfe und sang dazu allerlei ungewohnte Lieder. Was man indes ehedem des Bäckers Lisabeth verdacht hatte, wurde jetzt für die Frau Hauptmännin als wohl anstehend betrachtet.

Die Festigkeit, mit der sie sich im Leben bewährte, zeigte auch, daß sie nicht nur von mächtigen Empfindungen ergriffen werden konnte, sondern auch mit starker Seele an allem Echten festhielt. Ihr Harfenspiel und ihre Bücher schienen sie nicht zu hindern, ja es ihr zu erleichtern, auch in Haus und Feld emsig mit Hand anzulegen. Sie hatte immer etwas Gewecktes, sie kam zu jeder Arbeit, wie wenn sie eben erst frische Kraft gesammelt hätte.

Der junge Mann, der schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahr als Feldscher im österreichischen Erbfolgekrieg bei einem bayrischen Husaren-Regiment in den Niederlanden gedient hatte, fand den Beruf des Wundarztes in der kleinen Stadt nicht genügend, und beim Beginn des siebenjährigen Krieges hatte er sich wiederum anwerben lassen. Er wurde Fähnrich und Adjutant in dem württembergischen Regiment Prinz Louis, das gegen Friedrich II. von Preußen zu Felde zog, und stieg nachmals zum Hauptmann.

Selbst als der Mann aus dem Krieg zurückkehrte, zog die Frau nicht mit ihm nach der Garnisonsstadt.

Es ging zur damaligen Zeit eine Empörung durch die Gemüter, die als verhaltener Groll nur eine Schutzwehr gegen die Entsittlichung war. Die wahnwitzige Verschwendungssucht der kleinen Höfe, Bestechung und Stellenhandel, die ganz offen betrieben wurden, und das Hinwegsetzen über die gewohnten Schranken der Sitte hatte eine Auflösung zur Folge, die den engbürgerlichen Kreisen sich noch am schärfsten dadurch darstellte, daß in die Städte und Dörfer, die solcher Hofhaltung angrenzten, allerlei abgesetzte Gestalten ausgeworfen wurden.

Landstraße. Man findet leichter ein Fuhrwerk, wo man aufladen kann, oder man verkauft auch schon unterwegs ein gut Teil. Ihr könnt Euch drauf verlassen: an den Herrn Hauptmann werde ich alles ordentlich ausrichten. Behüt's Gott beisammen."

Es war jetzt nach dem vorübergegangenen Lärm um so stiller in der Stube, und auch von der Straße hörte man nichts, als bisweilen an den Nachbarhäusern einen Fensterladen öffnen und an den Riegel legen. Die Mutter — denn das war die Bäckersfrau — sagte nach einer Weile zu der jüngeren Frau: „Geh' hinauf und leg' dich noch ein paar Stunden schlafen. Es ist nicht recht von dir gewesen, daß du dir den Schlaf gebrochen; der Vater ist ein alter Bäcker, der hätt' den Schlaf am hellen Tag zu jeder Stunde, wann er will, nachholen können; aber du, du bist ja von den Neumodischen, die immer so allerlei im Kopf haben, daß sie am Tag gar nicht schlafen können. Lösch' das Licht aus, es brennt ein Loch in den Tag hinein. Geh' hinauf, mach' die Laden zu und schlaf' noch ein paar Stunden."

„Mutter, wenn ich wach bleibe und etwas arbeite für die Meinigen, derweil sie schlafen, das tut mir besonders wohl: da schläft mein Kind, mein Mann, mein Vater, sie wissen nichts von sich und nichts von mir, und ich tue derweil etwas für sie. Ich bin in einer andern Welt als die Meinigen jetzt, und bin doch bei ihnen und jede Minute können wir uns haben. O Mutter, mir ist als wär' ich beständig getragen und gar nicht auf der Erde, und mir lacht immer das Herz, als käme in der nächsten Minute eine Freude, wie sie noch nicht auf der Welt war."

„Halt' dich nur ruhig," sagte die Mutter, „du brauchst Ruhe. Und ich sag' dir's gern, so lange wir noch Gottlob gesund und in Ruhe bei einander sind. Ich prophezeie dir's: du wirst große Freude an deinen Kindern erleben. Wer so wie du an seinen Eltern Gutes tut, dem wird's von den eigenen Kindern vergolten. Brauchst nicht abzuwehren. Laß dir's ruhig sagen. Es tut mir wohler als dir, daß ich's sagen kann. Geh' aber jetzt hinauf in deine Stube, und wenn du Kaffee willst, ruf's nur durch den Boden herunter, aber bück' dich nicht dabei. Ja, was ich dir noch hab' sagen wollen? Aber nein, geh' nur."

Die Mutter drängte immer mehr zum Gehen, und konnte doch des Redens nicht satt werden; denn wie die Kinder am Abend, so sind alte Leute gern des Morgens gesprächsam.

Die junge Frau ging und die Mutter nickte noch mehrmals hinter ihr drein, als die Tür bereits ins Schloß gefallen war. Und wie sie jetzt sinnend vor sich hin starrte, dachte sie wohl: „Seltsame Welt! Der Mann draußen unter Waffen, jede Stunde bereit, Leib und Leben dem Tode zu stellen, und derweil kann ihm stündlich daheim ein Kind geboren werden . . ."

flatterten die Tauben auf und nieder, jetzt kamen einige herunter und stellten sich auf den Rand des großen Marktbrunnens, der aus drei Röhren helles Wasser sprudelte. Nun aber knallte es von der inneren Stadt herauf. Der Vaihinger Bote kam mit seinem Einspänner auf seiner regelmäßigen Fahrt nach der Hauptstadt, die Tauben flogen vom Brunnenrand auf, setzten sich gleich wieder, aber nicht lange, denn jetzt trieb der Nachbar, der Schmied Daiber, seine beiden Kühe zur Tränke an den Brunnen, und ein Kälbchen, das hinterdrein kam und verwundert und zaghaft blökend in der Ferne stehen blieb, machte plötzlich übermütig lustige Sprünge. Nun kamen auch Mädchen zum Brunnen, sie trugen große, mit Kupferreifen beschlagene Kübel und stellten sich plaudernd zusammen bis die Kübel voll waren, und eben als der Schäfer mit seiner blökenden Herde herankam, rief eine Stimme aus dem Innern des Hauses:

„Lisabeth, was stehst du noch so da?"

Es war die Stimme des Vaters, der an der Tür der Backstube stand. Die Frau erwachte wie aus einem Traum, sie hatte all dem Treiben des Morgens zugesehen, als wäre sie eben jetzt neu auf die Welt gekommen. So traumverloren dreinstarren, alles sehen, an alles anknüpfen, und doch von nichts wissen — das war seltsam! Jetzt erwachte sie und sagte:

„Guten Morgen, Vater. Es gibt heute einen schönen hellen Tag."

„Ist mir lieb, ich muß Holz verladen."

Die Frau ging hinauf in die obere Stube, hier schlief noch ihr zweijähriges Töchterchen. Sie sah nach dem Kinde, deckte es zu und setzte sich dann an das Fenster; aus der untern Backstube herauf zog durch eine im Fußboden angebrachte Öffnung angenehme Wärme. Die Fenster trieften, die Frau machte die Scheiben hell, dann setzte sie sich still nieder, aber es schien ihr einsam, ihr Herz war zu voll, sie mußte jemand haben, der mit ihr sprach, und — da ist ja ein freundlicher Zuspruch, der ist allzeit bereit und wartet still bis man ihn ruft. Sie nahm ein Buch auf, es war sehr zerlesen, denn es waren die Lieder und Oden von Gellert. Sie las darin, aber nur ein einziges Lied, dann schloß sie das Buch, und wieder saß sie lange still. Es war ihr so voll und genügend zumute, daß sie nicht wußte, ist es Abend, ist es Morgen, ob sie Speise zu sich genommen hatte, ob sie je deren bedurft habe oder noch bedürfe, und doch nährte sie ein zweites Leben in sich und ihre Seele schien die Sonne zu fragen, die jetzt ihre ersten Strahlen auf den Ritter am Marktbrunnen warf: „Du Sonne! Wie wirst du uns sehen, wenn du morgen wieder scheinst?"

Da rief das Kind aus dem Bett, mit halb deutlichen, aber der Mutter vollkommen verständlichen Worten: „Der Vater soll kommen!"

Auch in dem kleinen Städtchen Marbach lebten solche Persönlichkeiten, die ehedem in der kleingroßen Residenz Ludwigsburg eine kurze Zeit geglänzt hatten, und von den rauschenden Balleten und Opern, die da drüben aufgeführt wurden, sahen die umgrenzenden Städte und Dörfer nur andern Tags die übernächtigen Gesichter und die abgerissenen Fetzen von all der Herrlichkeit.

Da droben auf der Festung Hohenasperg saß die ehemals gefeierte Sängerin Marianne Pirker, eine geborene Württembergerin, gefangen. Sie hatte der Herzogin, die vor drei Jahren ihrem Mann entflohen war, allerlei Nachrichten gegeben, und nun saß sie im dunkeln Kerker auf der Streu, und man erzählte, daß sie im Wahnsinn sich Kränze aus Stroh flechte und aufs Haupt setze.

Erst im Juli dieses Jahres war der edle Moser auf die Festung Hohentwiel gefangen gesetzt worden, und der rücksichts- und gewissenlose Montmartin beherrschte das ausgesogene Land und die italienische Sängerin Gardela den jugendlich schönen Herzog.

Gegen all dies Treiben hatte sich im gesamten Volk und vor allem in der Frauenwelt eine stille, aber um so entschiedenere Verwerfung festgesetzt.

Darum wollte auch die Hauptmännin hier nichts von Übersiedelung nach der neuen Trutz-Residenz wissen, und nach kurzer Auseinandersetzung mußte ihr der Mann Recht geben, da es vorerst auch nicht nötig schien, und man keinen Tag sicher war, daß er nicht mit seinem Regiment aufbrechen mußte. Dennoch lag etwas Entfremdetes in der Art, wie die Frau allein lebte. Aber sie konnte sich nicht bemeistern, daß sie täglich das zügellose Leben mit ansehen und dazu still sein sollte.

Sie blieb bei ihren Eltern, und diese Heimkehr als verheiratete Tochter ins elterliche Haus, die sonst manche Unzuträglichkeit mit sich führen konnte, wurde durch die eigentümliche Hoheit ihres Wesens zu einer besonderen Ehrenstellung.

In der Art, wie jetzt eben die Mutter die Tochter behandelte, sprach sich eine Hochhaltung aus, die über das Gewöhnliche hinausging, und in der Tat hatte die junge Frau bei aller herzhaften Rührigkeit etwas so ergreifend Mildes, daß man ihr für alles doppelt danken mußte, da es schien, als gehörte die rauhe Arbeit gar nicht zu ihr und sie übernehme sie nur als freien Liebesdienst. Und doch war sie immer bereit und war ihr nichts zu gering; die Eltern hatten nur zu wehren, daß sie nicht alles allein vollführte.

Die Frau Hauptmännin hatte die Stube verlassen und stand eine Weile unter dem offenen Hoftor und schaute hinaus auf den Marktplatz in den erwachenden Tag. Der Färber im Hause gegenüber hängte in langwallenden Fahnen das blaugefärbte Zeug aus. Auf dem Dach

Bruch und keinen Stoß; kannst was daran lernen, daß du auch so ordentlich wirst und auch alles so ordentlich hältst. Heute hast du zum letztenmal Milch daraus bekommen, bis du selber bei Verstand bist und darauf acht gibst. Ich schließ' es von heute an weg."

Die Hauptmännin lächelte. Es war, als ob sie frohe Kindererinnerungen mit hinabschluckte und neu genoß, indem sie jetzt mit großem Appetit zwei ganze Wecken verzehrte. Man muß daran erinnern, daß sie zur damaligen Zeit fast doppelt so groß waren als heutigen Tages.

„Dein Bub hat gottlob Hunger," sagte die Mutter, zufrieden nickend, denn sie konnte sich auch nicht erwehren, immer an einen Enkelsohn zu denken. „Iß nur recht viel, so oft du Lust hast; wenn deine Stunde kommt, kriegst du ohnedies lange nichts mehr und mußt mit Wassersuppe vorlieb nehmen. Soll ich dir noch ein Mütschele holen?"

Sie hatte das noch nicht gesagt, als sie schon das Kind vom Schoß absetzte, hinab in die Stube eilte und mit einer Schürze voll Brod und Bretzeln herauf kam.

„Das soll ich doch nicht alles essen?" fragte die Hauptmännin lächelnd.

„Nein, du sollst auch was zum Aufwarten haben, wenn der eingefrorne Student kommt. Kirschwasser hast du ja noch im Schränkchen."

Der Student ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein Mann schon gegen Ende der Zwanziger Jahre, der aber noch immer ein frohgemuter Jüngling war, und er sagte bald nach dem Willkomm:

„Ich bin eben zu früh dran. Ich glaube immer, die Zukunft sei da, und sie läßt noch auf sich warten. Da will ich Gevatter sein, und es fehlt an einer Nebensache, an einem Kind dazu; und wenn's nur gar eine virgo wäre? Frau Base, den Schimpf würde ich Ihnen mein Lebenlang nicht vergessen. Ich bleib' jetzt da als Gevattersmann-Einquartierung; ich hab' jetzt einmal Ferien gemacht, und weil ich noch nichts bin in der Welt, will ich doch wenigstens Gevatter sein."

Er ließ sich die Aufwartung wohl schmecken, vertilgte ein Gläschen nach dem andern und knabberte wohl ein Dutzend Bretzeln dazu. Endlich erhob er sich und sagte: „Ich will doch einmal hinausgehen, Benningen zu, und mir den Ort betrachten, wo man hier römische Altertümer ausgegraben hat. Es ist doch brav von dem Städtchen Marbach, daß es einem Gelehrten wenigstens einige Merkwürdigkeiten aus der Römerzeit bietet. Ihren Sohn, liebe Frau Hauptmännin, wollen wir Romanus taufen, er soll ein Römer werden, eine freie große Seele, erhaben über den Gamaschendienst unseres Jahrhunderts. Zu Mittag bin ich wieder da, Frau Gevatterin, und sagen Sie Vater Kodweiß, ich will erproben, ob sein Marbacher Heuriger das Lob verdient, das er ihm spendet."

Die Mutter erschrak fast über diesen Ausruf. Das Kind gedachte des Abwesenden sonst nie. Aber so ist's: Kinder vergessen leicht einen Entfernten und haben in Anschauung des Gegenwärtigen tagsüber nicht Veranlassung nach Abwesenden zu fragen, am Morgen aber aus dem Schlafe heraus kommt plötzlich ein Erinnern über sie.

„Der Vater wird kommen," sagte die Mutter und nahm das Kind aus dem Bett: seine Wangen waren so warm und rot. Nun hatte sie doch ein wirkliches Leben zu herzen und verlor sich nicht ins Unendliche.

Jetzt, indem sie dem Kinde vom Frühstück sprach, wurde sie inne, daß sie selbst hungerte; sie setzte das Kind auf den Boden nnd sagte ihm die Worte vor, die es der Großmutter durch die Öffnung in die untere Stube hinabrief. Die Großmutter kam bald. Sie hatte viel zu berichten: „Weißt, wer heut Nacht angekommen ist und drüben im Hirsch wohnt? Er ist schon da gewesen und hat dich sprechen wollen, aber ich hab' gesagt, du schläfst."

„Ja, wer ist's denn?"

„Der Vetter von deinem Mann, der das Schloß zur Examens-tür nicht aufmachen kann, der eingefrorene Student, oder wie er sich selber lieber heißt: der ewige Studiosus."

„Was will er denn hier?"

„Denk' nur! Hat man dem berichtet, du seist schon niedergekommen mit einem Buben (Knaben), und er ist nun da, um Gevatter zu stehen. Was nur die Leute haben, daß sie sich so Märchen ausdenken? Du gehst doch noch herum, und da berichten die Leute schon ...."

„Ja, immer heißt es von einem Buben, und auch mein Mann will von nichts anderem hören. Ich mein', es wäre Versündigung."

„Jetzt wein' nicht, ist gar nicht nötig. Du hast dich doch sonst nicht so viel darum gekümmert, was die Leute reden. Du hast gewußt, was aus deinem Mann wird, bevor sich's vor aller Welt gezeigt hat. Ja, und ich sag's jetzt selber, er ist ein feiner und herzlicher Mensch."

Die Mutter wußte, daß sie ihre Tochter nicht besser erheitern konnte, als wenn sie deren Mann lobte.

Die Großmutter nahm ihr Enkelchen auf den Schoß und gab ihm aus einem mit zwei Henkeln versehenen Schüsselchen Milch zu trinken und brockte ihm Weißbrot ein. Das Kind wollte immer das Schüsselchen selbst in die Hand nehmen, aber die Großmutter willfahrte nicht und sagte:

„Ich hab' dir schon oft und oft erzählt, das Schüsselchen ist ein Erbstück, wie's keins mehr gibt. Aus diesem Schüsselchen hat deine Mutter von ihrem ersten Jahr an bis zu ihrer Verheiratung tagtäglich ihr Frühstück genossen und es ist noch ganz. Schau, es hat keinen

gekehrt, und die Empfindung dieses Wiedersehens nach banger Trennung hatte die Frau in bräutlicher Glückseligkeit erfaßt und im Worte festgehalten. Und jetzt sang sie zu einer alten Melodie das von ihr selbst gedichtete Lied:

O hätt' ich doch im Tal Vergißmeinnicht gefunden,
Und Rosen nebenbei! Dann hätt' ich dir gewunden
Im Blütenduft den Kranz zu diesem neuen Jahr,
Der schöner noch als der am Hochzeitstage war.

Ich zürne, traun, daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es ist mein liebend Herz,
Dein ist es, teilt mit dir die Freuden und den Schmerz!

II.

Die Besuche schienen indes heute, wie man sagt, einander die Tür in die Hand zu geben. Gegen Mittag kam ein Bernerwägelein angefahren, hielt vor dem Hause still, und ein Bäcker, am grauen Kleide kenntlich, stieg ab. Er nestelte den einen Strang des Pferdes los, grüßte die alte Frau Kodweiß, die zum Schiebfensterchen im Erdgeschoß heraussah, und fragte:

„Ist der Bruder nicht zu Haus?"

„Ei, Ihr seid's, Herr Schultheiß?" rief Frau Kodweiß und kam auch alsbald auf die Straße, dann sagte sie: „Nein, er ist beim Manöver, es ist ja heute der letzte Tag; Ihr müsset bleiben bis er kommt. Wie wird der sich freuen! Er ist gar anhänglich an die Seinen und besonders an den Bruder Schultheiß."

„Tut mir leid, kann nicht bleiben, muß spätestens morgen früh daheim in Bittenfeld sein. Wie geht's der Frau Schwägerin? Ist sie noch wohlauf oder komme ich recht zur Kindtaufe?"

„Grüß Gott, Schwager!" grüßte die Hauptmännin zum Fenster des oberen Stockes heraus, „kommet doch herauf."

„Ja, ja, komm' gleich."

Der Schultheiß warf zuerst seinem Pferd ein Bund Heu vor, dann ging er mit der Mutter hinauf in die obere Stube, schüttelte der Schwägerin wacker die Hand und sagte scherzhaft: „Da ist noch alles gut beieinander und sie sieht prächtig aus; aber jetzt nur diesmal einen Prinzen, Frau Schwägerin, dann soll ein Tag werden, an dem sich ganz Bittenfeld freut, denn bei mir daheim ist doch eigentlich der Urstamm."

In ihrer Verlegenheit bat die Hauptmännin, man möge nach dem Vater schicken.

„Wo ist er?"

„Draußen am Neckar beim Holzverladen."

Es war wiederum still in der Stube und seltsam still auf Marktplatz und Straße. Auf dem ganzen Städtchen schien etwas zu liegen wie verhaltene Sehnsucht nach dem nahen glänzenden Feste. Das ganze Städtchen schien still lauschend den Atem anzuhalten, und jedes rechnete sich's als Verdienst an, daß es der so verzeihlichen Lockung nicht nachgab, zu dem nahen Feste zu eilen. Man hörte jetzt am hellen Tag den Brunnen am Marktplatz rauschen, wie sonst nur in stiller Nacht. Beim Schuster gegenüber, von wo man sonst allzeit Lederklopfen und Liedersingen hörte, war's heute still; Meister und Gesellen hatten sich einen außergewöhnlichen blauen Montag gemacht, und der Klempner drüben am Marktplatz, dessen gellende Schläge weithin drangen, schien auch zu feiern, und die Gießkanne an eiserner Stange, die blinkend im Sonnenschein vor seiner Werkstätte hing, blinzelte wie lustbegierig nach Ludwigsburg hinüber.

Der Färber schaute zum Fenster heraus, und der Schlosser Weigle, der sonntäglich geputzt daher kam, fragte ihn:

„Gehst nicht auch mit hinüber nach Ludwigsburg?" Und er antwortete: „Nach dem Mittagessen. Zum Feuerwerk komm' ich schon noch zeitig genug, und das ist doch die Hauptsache."

Und wieder war alles still. Die Hauptmännin dachte sich auch hinüber und wäre auch gern zu ihrem Mann. Aber wie? Wenn sie dem Herzog und seiner Umgebung begegnete, wenn sie von ihnen angesprochen würde! Sie hatte soviel gegen sie in Gedanken, hatte so oft gegen sie gesprochen; es schien unmöglich, daß sie ihre Zunge halten und alles das nicht plötzlich den Leichtfertigen ins Gesicht hinein werfe, daß sie vor Scham in den Boden sinken müssen. „Nein, nein, du mußt zu Hause bleiben!" sagte sie laut. Und doch konnte auch sie eine Unruhe nicht los werden. Jetzt noch, nach zehnjähriger Ehe, sehnte sie sich nach ihrem Mann wie nach dem Bräutigam, ja noch mehr, sie wußte, wie wohlig sich's in gelassener, friedsamer Gemeinschaft lebt, und es schien ihr unfaßlich, daß eines fern vom andern und nicht im stündlichen Beisammen das Dasein erfülle. Sie belohnte sich für ihr Daheimbleiben nun dadurch, daß sie sich jetzt, mitten in der Woche, ihre liebste Freude gönnte. In der Ecke der wohlgeordneten Stube stand eine Harfe, die Hauptmännin ergriff sie und erging sich in allerlei Tonverbindungen. Sie konnte in dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen kein Lied finden, das in Worten ihr innerstes Empfinden ausdrückte. Jetzt erglänzte plötzlich ihr Antlitz und sie spielte mit einer von innen quellenden Begeisterung und Leidenschaft, denn sie dachte, wie sie selbst zum letzten Neujahr in melodisch gefügten Worten dem Gatten ihr liebend Herz erschlossen; sie sah noch, wie er sie betrachtete und dann in die Arme schloß. Er war damals erst vor wenigen Tagen aus dem Feldzug heim-

kennen zu lernen, und hier war es noch die eigene Schwiegermutter, die aus der Ewigkeit heraus ihr zugesellt wurde.

Frau Kodweiß, die keine Bewirtung mit Worten gelten ließ, rief in die untere Stube, man möge etwas zum Imbiß heraufbringen, worauf der Schultheiß entschieden sagte, daß er nichts nehme; er wolle warten bis zu Mittag, er müsse dann gleich fort und fahre hinüber ins Lager.

Die Hauptmännin, ihr kleines Töchterchen an der Hand führend, geleitete den Schwager hinaus an den Neckar zum Vater.

Auf dem Heimweg hielt man sich noch kurz bei der Patin des Töchterchens auf; denn in der alten Zeit der Gastlichkeit gehörte ein Verwandtenbesuch auch alsbald den Freunden, ja fast dem ganzen Städtchen. Die Frau Kollaboratorin — sie war die Witwe des Kollaborators Ehrenmann — gehörte zu den nächsten Freundinnen der Hauptmännin; sie geleitete dieselbe mit ihrem Besuche bis zum elterlichen Hause. Von allen Seiten wurden sie freundlich begrüßt, und viele sagten, daß es schön sei, daß der Herr Schultheiß auch zum Manöver komme. Die Kollaboratorin, die viel einsam denken mochte, bemerkte darauf: „Die Menschen bleiben doch ewig Kinder, jedes denkt nur an sein neues Spielzeug und meint, wer aus der Ferne kommt, muß auch davon wissen und wegen nichts anderem daher gekommen sein."

Der Schultheiß sah die Kollaboratorin betroffen an. Wo ist denn die daheim, daß sie so von oben herunter redet? mochte er denken. Er gab sich indes keine Mühe, das zu erklären.

Das Essen war fertig, es läutete elf Uhr von der Alexanderkirche, und der alte Kodweiß befahl, daß man anrichte, obgleich der Student noch nicht da war: „Der kommt zum jüngsten Gericht zu spät," sagte er, „auf den kann man nicht warten."

Man saß bereits bei Tisch, als der Student ankam, mit zwei Männern, die einen großen Stein auf der Bahre trugen und in der Einfahrt abluden; in der Stube verkündete der Student sogleich laut, daß er einen Stein gefunden habe, der offenbar Überbleibsel des römischen Castrums in der Gegend sei, es sei nichts mehr und nichts weniger als ein Altar des Vulkan, dessen Erklärung ihn berühmt machen werde in der ganzen Welt, und der Junge, der jetzt geboren werde, den setze er gleich auf den Altar.

„Der Stein könnte doch ein bißchen zu kalt sein für das junge Kind," entgegnete der alte Kodweiß, „und setzt Euch, Herr Student, sonst fliegen die Leberspatzen da alle davon in unsern Magen. Aber jetzt ist's gut, Ihr kommt von einem Lager ins andere. Ihr seid draußen im Römerlager gewesen und jetzt fahrt Ihr heute mit ins Württemberger Lager hinüber. Ja alle, die wir da sind, fahren wir nach Tisch

„Wie geht's mit dem Holzhandel? fragte der Schultheiß, der sich nicht lange bei sogenannten Gemütlichkeiten aufhielt, „wie ich höre, soll's gut gehen, aber es ist doch ein gefährlicher Handel," fuhr er sogleich fort.

„Ja, ja," ergänzte die Mutter, „mein Mann ist leider Gottes so eigensinnig. Er hat sich da eine Holzniederlage errichtet, sie ist geschickt, aber alle Leute sagen, und ich meine es auch, sie sei gefährlich. Wenn einmal ein rechtes Wasser kommt, kann es — Gott bewahre uns davor — in einer Nacht unser Hab und Gut mit fortschwemmen. Und es ist doch keine Kleinigkeit, wenn man denken muß: jetzt regnet's schon lang, oder, jetzt kommt der Eisgang und nimmt einem den Boden unter den Füßen weg. Helfet nur, Herr Schultheiß, daß er vorsorglicher wird, Ihr geltet viel."

„Da kann ich nichts machen," sagte der Schultheiß. Er mischte sich nicht gern in fremde Händel; er blieb für sich und ließ andere auch für sich.

Als die Hauptmännin ihm jetzt ein Glas Kirschwasser einschenken wollte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß der Student bereits alles vertilgt hatte. Die Hauptmännin wollte es verbergen, Frau Kodweiß aber merkte es und sagte: „Der Vetter Student ist heute dagewesen, und wo der eingekehrt ist, da ist hinter ihm der Garaus. Ja, wenn man die Wissenschaften auch so trinken könnte, wie Bier und Wein und Kirschwasser, wäre der der Gelehrteste so weit man schreibt."

Die Hauptmännin suchte den Studenten zu verteidigen. Sie erkannte, daß das hochtrabende Gebaren des Studenten auch aus einer gewissen höheren Natur, die ihm innewohnte, hervorging, und sie sagte: „Es ist etwas Reines und Gutes in dem Vetter Student, das eben noch keine rechte Heimat in der Welt hat."

„Ja, ja," sagte die Mutter halb scheltend, „du siehst in einem Jeden was Besonderes." Hocherrötend erklärte die Hauptmännin, daß sie dafür auch glücklich sei in der Welt, und daß sie sich's nicht nehmen lasse, daß überall, wohin man schaue, wenn man nur auf den Grund gehe, sich Herrlichkeiten auftun, die die Welt zum Paradies machen."

„Die Frau Hauptmännin hat etwas von unserer Mutter selig," sagte der Schultheiß, „die hat auch immer nur Gutes von allen Menschen geredet, an das Gute in jedem Menschen geglaubt, und hat auch tausendmal gesagt: Glaubet nur dran und ihr werdet sehen, es kommt heraus! Schade, daß Ihr, Frau Schwägerin, und unsere Mutter selig einander nicht gekannt haben. Ihr hättet rechtschaffen Freud' an einander gehabt."

Das Antlitz der Hauptmännin strahlte, denn es gibt für ein reines Gemüt nichts Beglückenderes, als eine Genossenschaft für seine Zuversicht

fahrenden: sie harrten pflichtgetreu aus, sonst wäre ja das ganze Städtchen wie ausgestorben; nein, sie ließen sich nicht verleiten, auch der Lustbarkeit nachzurennen, obgleich ihnen von allen denen, die jetzt ruhig dahinziehen können, niemand dafür Dank wußte, und gewiß niemand daran denkt, ihnen für ihr Wächteramt auch nur eine Kleinigkeit mitzubringen. —

Die Hauptmännin befahl noch der Magd, daß sie zwei Bündel Stroh hinten in den Wagen lege.

„Zu was soll das?“ fragte der Vater rückwärts gewendet.

„Ich kenn' Euch ja, Vater,“ sagte die Hauptmännin, „Ihr lasset doch bei der Heimfahrt manchen, dem der Weg zu viel ist, mit auf sitzen, und da sollen sie wenigstens gut sitzen können und nicht auf der harten Wagenleiter hocken.“

„Unsere Frau Hauptmännin ist eine große Seele,“ rief der Student, „wohltätig für die Nachkommenden, für die Zukunft. Das will ich dem Sohn, der geboren wird, berichten, daß er dessen würdig sei.“

„Wartet bis dahin, und ich bitte jetzt um ein wenig Ruhe; ich meine, ich sollte doch zu Hause bleiben,“ entgegnete die Hauptmännin.

„Nein, nein, jetzt wird nicht mehr abgestiegen!“ rief der alte Kodweiß. „Hü! in Gottes Namen,“ und fort rollten die beiden Gefährte.

Man war kaum eine halbe Stunde gefahren, als die Hauptmännin anzuhalten bat, aber jetzt im Gehen wurde es ihr wieder wohler. Der Student war mit ihr abgestiegen und war überaus zart und aufmerksam gegen sie, und die Hauptmännin sagte, es sei ihr so wohl zumute, sie könne es gar nicht aussprechen, und überhaupt fühle sie sich jetzt gar nicht beschwert, vielmehr als ob sie immer nur schwebe.

Der Student erklärte, daß, wenn ein großer Gedanke uns bewege und in uns lebe, wir nichts von unserem Körper fühlen, es ist, als ob der Gedanke uns banne und hochhielte, wie viel höher muß es darnach sein,' wo ein wirkliches zweites Leben sich in einem regt, das muß tragen und heben. Er erzählte die Legende von Maria, die über den Berg ging und so ruhig atmete, als ob sie still sitze, denn das Kind unter ihrem Herzen trug die Mutter.

„Sie haben doch auch viel Schönes im Kopf,“ sagte die Hauptmännin; dann sprachen beide lange nichts mehr, bis man in der Ferne Signale hörte und Staubwolken aufwirbeln sah. Jetzt rief der Vater, die Hauptmännin solle aufsitzen, er fahre nur noch im Schritt. Sie mußte willfahren, und der Vater stieg selber ab und führte die Pferde an der Hand, damit sie nicht von dem Trommeln, Schießen, Blasen und Pfeifen wild würden.

hinüber nach Ludwigsburg. Der Hauptmann wird schauen, wenn er auf einmal Revue über seine ganze Familie halten kann."

„Ich kann nicht mit," sagte Frau Kodweiß. „Und es muß doch eines das Haus hüten."

„Und ich möchte auch daheim bleiben," setzte die Hauptmännin hinzu, „ich hab's wohl meinem Mann versprochen, daß ich zu ihm komme, aber ich mein', es wäre nicht recht, wenn ich's täte."

„Du mußt mit" sagte der alte Kodweiß, und der Schwager und der Student baten ebenfalls, und selbst das kleine Töchterchen rief: „Ja, Mutter, wir wollen zum Vater und zu seinen vielen Soldaten."

Während sich der Student Leberspatzen und Sauerkraut und dazu den Marbacher Heurigen wohl munden ließ, führte er mit guter Laune den lustigen Vergleich aus, was man im Gegensatz zu einem römischen Lager von einem heutigen Lager in künftigen Tagen ausgraben werde: da werde man finden eine zerbrochene Flasche, eine Puderbüchse, einen Frisiermantel und einen abgerissenen Zopf, eine Weste ohne Hinterteil und eine kunstreiche Wade von Watte — und über diese Herrlichkeiten werden sich die Altertumsforscher künftiger Jahrhunderte die Köpfe zerbrechen.

Alles rüstete sich zur Abfahrt und der Student hatte schließlich keine weiteren Zuhörer mehr als den Schultheiß von Bittenfeld. Aber es war ihm gleich, wem er seine erhabenen Gedanken mitteilte, wurde er ja doch von niemandem verstanden in der ganzen weiten Welt, und es war ihm nur darum zu tun, sich mit den gehörigen Kraftausdrücken kund zu geben inmitten dieser erbärmlichen Welt, die einen Geist wie den seinen nicht fassen und keinen Raum für ihn haben konnte.

Der Schultheiß nahm dem Student alles, was er sagte, geduldig ab, denn er rauchte dabei behaglich eine Pfeife; und es läßt sich gar nicht sagen, was man alles anhören kann, wenn man dabei raucht.

III.

Der alte Kodweiß hatte zwei Pferde von einer Holzfuhre genommen und an das doppelsitzige Bernerwägelein gespannt; er saß mit dem Enkelchen auf dem Vordersitz und versprach der Mutter, die es bei sich haben wollte, gut auf dasselbe acht zu haben. Der Student und die Hauptmännin nahmen den zweiten Sitz ein. Der Schultheiß mit seinem Einspänner hielt hinter ihnen. Die Nachbarn standen umher und schauten zu. Diejenigen, die auch in das Lager wollten, schauten fragend auf, ob sie der Bäcker nicht aufsitzen heiße, und die daheim bleiben mußten, betrachteten mit einem wehmütigen Tugendgefühle die Weg-

Verstoßen.

Eine Mühlviertler Geschichte aus der Vergangenheit von **Luise Seidl-Derschmidt.**

Wo die Giftpflanzen wachsen, dort hat der Teufel seinen Garten, darum wichen alle Leute der engen Felsschlucht aus, aus der ein helles Bächlein entspringt und die sonst einem aufmerksamen Auge gewiß nur Schönes bietet.

Das Wasser, zeitweilig von einem künstlichen Schwemmteiche oberhalb der Schlucht geschwellt, durchrauscht in zahlreichen kleinen Wasserfällen das steinige, von Granittürmen und Nadelwald umsäumte Bett und verschwindet gurgelnd in einem Wirrsale von Blöcken und Gerölle, die überwuchert sind von Himbeer- und Brombeergebüsch, Farnen und sattgefärbten Blumen. Hier wächst der Eisenhut wild, Germer, Einbeere, Tollkirsche, Stechapfel und Bilsenkraut bilden einen Gegensatz zu dem Reichtum an eßbaren Beeren und den korallenroten Früchten des Traubenhollunders.

Noch unheimlicher ist der Ort den Leuten, weil die „Teufelsmühle“ hier klappert. Wohl wollen es manche mit den Aufgeklärten halten und sagen, daß es das gute, harmlose Bächlein sei, das ihnen sonst zum Holzschwemmen und Sägetreiben dienstbar sein muß; dieses plätschert in seinem unterirdischen Laufe an die Steine. Allein die abergläubische Furcht läßt sich nicht so leicht aus dem Herzen des Volkes treiben, zumal die Klamm wiederholt zum Schauplatze dunkler Ereignisse geworden ist.

Es war nichts Seltenes, daß Verbrecher hereinflüchteten, um sich selbst und verräterische Zeugen ihrer Tat hier zu verbergen.

Darum wird der Weg durch die Schlucht noch mehr gemieden und die Kirchgänger wählen lieber die staubige, sonnige Straße, die im weiten Bogen die Klamm umschließt, hügelauf, hügelab führend, statt des viel näheren schattigen Felsensteiges.

Als ich das erstemal den letzteren durchwanderte, fiel mir eine natürliche Felsenhöhle auf, aus mehreren Granitblöcken gebildet, mit deutlichen Anzeichen, daß hier einst Menschenhände geschaffen hatten. Drei Blöcke bildeten die Wände, ein darüberliegender Stein die Decke eines kleinen Raumes. An letzterer zogen schwarze Rauchspuren aufwärts und bei näherer Betrachtung bemerkte ich, daß dieselbe roh behauen war und Reste von Nägeln darin steckten. An der Hinterwand im Innern hing ein auf Glas gemaltes grelles Heiligenbild, von einem Kränzlein umwunden, in den Winkeln der Höhle waren Kohlenreste zu entdecken und nicht weit davon rieselte eine Quelle vom Bergeshang, die in eine Holzröhre gefaßt war und aus dieser in dickem Strahle in ein mit Steinen ausgelegtes Becken floß.

Man war endlich am Lagerplatz angekommen. Unabsehbar weit reihte sich Zelt an Zelt; wo sonst nur das Korn wogte, waren jetzt Tausende von flüchtigen Menschenwohnungen, und in großen und festen Reihen zogen die Soldaten auf unter klingendem Spiel, und dort hielt der Herzog mit seinem Generalstab. Die Reihen salutierten und riefen Hurrah. Der Herzog grüßte wieder.

Man hatte die Pferde an einen Baum gebunden, und Vater und Tochter und Enkelchen standen auf dem Wagen und schauten zu; der Student hatte sich alsbald unter die Menge verloren.

„Jetzt kommt das Regiment, bei dem dein Vater ist," rief die Hauptmännin und hielt ihr Kind fester an sich und schaute erhabenen Blickes aus. Ihr Blick hatte etwas Allmähliches, nicht rasch, nicht blitzend, aber man sah's, er erfaßte und durchdrang das Angeschaute. Und es gibt einen Blick des Auges, der gleich dem Sonnenstrahl die Dinge erwärmt, die er bescheint. Sie war eine schöne Gestalt, hoch aufgewachsen, mit schlankem Hals, mit weißem Antlitz, das die Sommersprossen nicht entstellten, sondern eher dessen Glanz milderten; sie hatte rötlich blonde gelockte Haare, und alles an ihr bekundete die Mutterhoffnung. Jetzt erglänzte ihr hellblaues Auge noch heller, denn sie sah ihren Mann an der Spitze seiner Schar daherkommen, gemessenen Schrittes, und alles klang und sang, und jetzt vor dem Herzog riefen sie alle Hurrah, und der Vater schwenkte den Degen und er blitzte im Sonnenschein, jetzt schwenkte er ihn nochmals, und sie hatte gewiß nicht unrecht gesehen, er hatte sie bemerkt, der Gruß galt ihr. Er konnte nicht aus der Reihe treten, ihr nicht zurufen, nicht die Hand reichen. Er grüßte zum drittenmal deutlich und nickte dabei, er sah freudig aus jetzt an der Spitze seiner Schar, denn sonst war der eben erst 36 Jahre alte Mann oft verdrossen und hatte viel zu klagen, daß er eigentlich nicht zu dem käme, was er im Leben sein könnte. Er fühlte einen Trieb nach Wissenschaft, nach großer Betätigung in sich. Nun aber, in dieser Stunde, sah er doch so freudig aus, so froh gespannt, und als müßte er's hören, als müßte er's fühlen, was sie sprach und empfand, sagte sie in die weite Luft hinaus: „Gottlob! Gottlob, daß du so glücklich bist." Sie wußte sich nicht zu helfen, sie hob ihr Kind auf und küßte es inbrünstig.

Der Vater war wieder verschwunden, nicht mehr zu erkennen in der großen Masse derer, die gleich ihm bekleidet waren, und die Frau setzte sich nieder und hielt die Hand vor die Augen. Sie wollte nichts mehr sehen, alles andere kümmerte sie nicht, und in ihr regte sich's wunderbar.

(Schluß folgt.)

Eine große Neuigkeit regte alle Gemüter auf: Der Kerblerhans, ein Hiesiger, ein braver, tüchtiger Maurergeselle, hatte sich zur Ehe versprochen mit einer „Draußtigen". Schrecklich!

Dieselbe war mit dem Dienstgefolge des reichsdeutschen Jagdherrn gekommen in fremdartiger Tracht, sie sprach mit norddeutschem Klange und verstand kaum, was die Holzhauer und Geschäftsleute zu ihr sagten, wenn sie mit ihnen verkehren mußte. Schrecklicher!

Sie bekannte sich zum evangelischen Christentum. Am schrecklichsten!

Sie mußten in zwei Kirchen getraut werden, mußten geloben, alle Kinder im katholischen Glauben erziehen zu lassen, sonst hätte die Ehe gar nicht gestattet werden können.

Bis diese Neuigkeit gebührend durchgesprochen wurde, dauerte es eine geraume Zeit.

Und es war eine harte Zeit für den Kerblerhans. Die besten Freunde fingen an, ihn zu meiden, die Kundschaften unterließen ihre Aufträge.

„Mit einem, der eine Lutherische hat, kann man sich nicht einlassen. Die macht ihn leicht gar auch noch lutherisch; so was dulden wir nicht in unserer Gemeinde, da heißt es zusammenstehen und das räudige Schaf fernhalten von der Gesellschaft der Reinen."

Das war so im allgemeinen das Endergebnis der vielen Besprechungen in allen Wirtshäusern und Heimstätten der Königsauer Bürger und Bauern.

Hans merkte trotz seines jungen Liebesglückes doch bald, wie sich die Volksgunst vermindert hatte, und er verlegte sich auf gute Worte.

Da er ein unermüdlicher Schaffer war und ihm keine Arbeit zu schlecht schien, gelang es ihm doch hier und da, Verdienst zu erhalten, besonders, wenn die Arbeitskräfte mangelten. Mancher Nachbar hatte es versucht, ihm die Heirat auszureden, aber dafür hatte er nur ein Lachen.

So vollzog sich trotz aller bösen Prophezeiungen doch das Unerhörte, die Ausländerin war ein Gemeindemitglied geworden.

Die schöne Else — sie wollte auch ihren Namen nicht mit dem landesüblichen „Liesl" vertauschen — galt für stolz, weil sie, ungewohnt der Sprache und Gebräuche, nicht viel Verkehr mit den Nachbarinnen anbahnte. Sonntags las sie einsam ihre Predigt, die ihr der Pastor aus der nächsten evangelischen Pfarre pünktlich zusandte, und so lebte das junge Paar eine Zeitlang ärmlich und mühselig, aber doch ziemlich friedlich dahin.

Anders wurde es, als sich das kleine gepachtete Anwesen unter Elsens fleißiger Hand zu heben begann. Sie betrieb Gemüsezucht und

Ich dachte an nichts anderes, als daß diese Höhle Zimmerleuten, Jägern und Holzflößern zum vorübergehenden Aufenthalte diene, denn es führte durch die Klamm eine lange Wasserrinne zum Zwecke der Holzschwemme. Wochenlang gab es da oft Arbeit, um die Hochwasserschäden auszubessern. Im Frühling dagegen wurde das Bächlein in die Rinne geleitet, vom oberen Teiche gespeist und man sah dann Hunderte von Männern und Weibern bei der Holzschwemme helfen.

Das war die einzige Zeit, in welcher Leben in jene Schlucht kam, sonst lag über ihr stets ein schauriges Schweigen.

Einmal traf ich dort einen graubärtigen, städtisch gekleideten Mann, der nachdenklich in der hochragenden Holzrinne stand und dem Geklapper der Teufelsmühle zu lauschen schien. Er mochte sich wohl auch wundern, mich in dieser verrufenen Gegend zu treffen, schien aber erfreut darüber, denn er zog den Hut und sprach mich an.

„Krieg' ich einen Kameraden? Oder wollen Sie nicht weiter ins Tal hinauf?"

Ich schloß mich an und sagte zu dem alten Manne, daß ich ihn recht gerne begleiten werde.

„Da oben gibt's die schönsten Forellen," erklärte er mir, „die haben ihren gewissen Stand unter den Winkeln des Gesteins. Und man sollt's nicht glauben, wie der Mangel an Sonnenlicht auf die Färbung der Fische einwirkt. Diese Höhlenforellen sind ganz schwarz oder doch dunkelgestreift, nicht so silbern wie die im freien sonnigen Gewässer."

Ich ließ mir noch mancherlei erzählen von versteckten Fuchslöchern und Eulenhorsten, von dem nächtlichen Gekreisch der Waldkäuze, die hier hausen sollten, und gewann die Überzeugung, daß mein Begleiter diese Schlucht besser kennen müsse als ein zufällig hierherkommender Naturfreund.

Was er mir erzählt hat, wird den Lesern freilich nicht den mächtigen Eindruck machen, den ich gewann, denn nicht nur *er* erzählte, es sprach die ganze Umgebung mit, das Waldrauschen, das mühlenartige Geräusch des unterirdischen Baches, selbst die stummen Granitfelsen schienen zu bestätigen: Ja, wir haben es selbst erlebt und mitangesehen, was in unserem stillen Winkel geschehen ist.

* * *

Im Markte Königsau war das Hochamt aus. Die Leute standen in Gruppen umher und steckten die Köpfe zusammen oder sie trachteten ins Wirtshaus und manche eilten nach Hause, als ob sie besondere Eile hätten.

„Wenn uns der Pfarrer nicht hilft, so müssen wir uns selber helfen," sagten nun die erbosten Königsauer, „es wird sich schon eine Gelegenheit schicken, daß wir die lutherische Hexenwirtschaft los werden."

Eine „Gelegenheit" ergab sich nur zu bald. An einem heißen Julitage war's, gegen die Mittagszeit, die Sonne versteckte sich eben hinter einem kleinen, dunklen Wölkchen, die Schnitter rasteten ermüdet und betrachteten die grellen Ränder der blaugrauen Wolke. Und ehe sich eins hätte träumen lassen, daß dies ein Gewitter geben sollte, fiel ein knatternder Donnerschlag, eine Feuerkugel senkte sich aus den Lüften und rollte über ein schimmerdes Schindeldach — das des Nachbarhauses vom Kerblerhans. Schon nach einigen Augenblicken stand auch das betreffende Haus in hellen Flammen, die, durch plötzlich einsetzenden Sturm gehetzt, sich nach der Marktrichtung verbreiteten und in die dürren, vom Sonnenbrande ausgetrockneten Holzteile der Häuser griffen, so daß bald der ganze Ort einem Flammenherd glich. Fast alle Bewohner waren beim Kornschneiden beschäftigt, daher nicht zu Hause, und als sie dahin eilten, herrschte schon in den Gassen eine solche Gluthitze, daß sie kaum etwas Nennenswertes retten konnten.

Das Häuschen des Kerblerhans aber blieb verschont, weil es am Ende des Ortes stand und die Windrichtung eine für dasselbe günstige war.

Und zur selben Zeit, als sich das Gewitter entlud und Königsau fast gänzlich in Flammen aufging, begann ein neuer Mensch seinen Leidensweg, zur selben Stunde schenkte Else einem Knäblein das Leben.

Es wurde, wie dies vorher bestimmt gewesen war, in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen.

Gleich einer Lawine aber wuchs im Volke der Argwohn gegen die Kerbler Else.

Die halbnärrische Stelzer Mirzl begegnete den Vater mit dem Täufling, der keinen anderen Paten gefunden als die notgedrungen anwesende Hebamme, als alle drei zur jungen Mutter zurückkehrten, und schrie: „Schaut's Leut', da ist das Kind von der Wetterhex'! Die ist schuld an dem Brandunglück!"

Dieses Wort einer Närrin fand brausenden Widerhall bei der aufgeregten Menge. Eine Rotte der Empörten zog schreiend und schimpfend zum Hause der Wöchnerin, zertrümmerte die Fensterscheiben und wäre vielleicht zu weiteren Gewalttätigkeiten geschritten, wenn nicht die plötzliche Nachricht, es fange am anderen Ende des Marktes, wo Schule und Pfarrhof so ziemlich heil stehen geblieben waren, wieder zu brennen an, der wilden Wut Einhalt getan hätte.

Im Pfarrhofe und in der Schule waren ja die Notquartiere der meisten Abgebrannten, da galt es, schnell zu sein und zu retten.

brachte unbekannte Samen her, zog fremdartige Pflanzen auf, von denen sie manches nach einem naheliegenden Badeorte verkaufte; sie konnte ein Paar Geisen halten und freute sich, wenn die ihren viel blanker und gerundeter aussahen als die der Nachbarn.

Aber auch die Nachbarn beobachteten dies mit Neid und Argwohn.

„Die muß was können!“ raunte eins dem andern zu. „Ihr Grund ist nicht besser als der unsere. Warum hat sie immer den ersten und besten Salat? Warum werden ihre Krauthäuptel so dick und ihre Erdäpfel so viel, warum kriegt sie die prächtigsten Karfiolrosen, wo bei uns nur Blotschen worden sind? Und woher kennt sie all die anderen Wurzeln und Kräuter in ihrem Garten, die wir nie gesehen haben und nicht wissen, zu was sie taugen? Wer weiß, was für einen Zweck die haben? Sie verkauft's für gutes Geld. Auch Kräuter sammeln geht sie in den Wald, bringt ganze Kraxen voll heim und verkauft's in den Apotheken und selber hat's ganze Büschel auf dem Dachboden hängen.“

Und langsam, aber stetig befestigte sich die Überzeugung im Volke, die lutherische Else sei mit dem Teufel im Bunde, sei eine Kräuterhexe.

Einige wagten es sogar, dem Pfarrer diese Angelegenheit in aller Ergebenheit vorzutragen und um seinen Rat zu fragen.

Der aber fuhr sie grimmig an: „Wißt's nicht, daß der Aberglaube gegen das erste Gebot ist? Seid ihr noch so weit hinten, daß ihr an Hexen glaubt? Schaut, daß ihr mir aus dem Gesicht kommt, ich will von der Sach' nichts hören!“

Er wußte wohl, warum. Es war ihm keineswegs angenehm gewesen, als die „Lutherische“ in seine Pfarre eingeheiratet hatte, und er war eindringlich bemüht gewesen, den Bräutigam zum Rücktritt zu bewegen.

„Bet'“ hatte er gesagt, „bet', Hans, daß dir ein anderer Sinn kommt. Das tut sein Lebtag kein gut, wenn Eh'leut' nicht eins sind in Religionssachen. Ein Ärgernis gibst und ich prophezei' dir's derweil, wenn du nicht abstehst, kriegst noch manche harte Nuß zum Aufbeißen. Die Lieb' vergeht und hinterher kommt die Reu'!“

Gut hätt' er's gemeint, der Herr Pfarrer. Aber sei's, daß der Hans nicht genug oder nicht mit dem nötigen Ernst gebetet hatte — es kam ihm kein „anderer Sinn“, er ließ nicht ab von der blonden Else und hatte es auch bisher noch nicht bereut.

Daß aber der Herr Pfarrer nicht Stellung nahm gegen die Evangelische, als die Anfeindungen begannen, mochte zum Teile daher kommen, weil der Jagdherr, der deutsche, selbst evangelische Herzog, Patronatsherr von Königsau und mancher umliegenden Pfarre war und eine Unduldsamkeit gegen seine Glaubensgenossen und Landsleute schwerlich verziehen hätte.

„So sind wir auf die Straßen gesetzt mit dem neugeborenen unschuldigen Kind. Ist das euer Christentum?“

„Das mußt ja einsehen, daß der Hausherr das Häusl für den Augenblick selber braucht, wo er doch abbrennt ist. Und in den Nachbarspfarren, mein Hans, werden's noch weniger Freud mit dir haben. Die lassen dich nicht hineinkommen!“

Hans wußte kaum, wie er es Elsen mitteilen sollte. Als er's endlich zaghaft und stückweise hervorbrachte, was ihnen drohe, zeigte sich das junge Weib über Erwarten gefaßt und sagte nach einer Weile:

„Wenns nichts anders ist, so wird wohl für uns noch ein Plätzchen zu finden sein, wo wir leben können. Überdies will ich, sowie ich aufstehen kann, es selber nochmal versuchen, ob ich nicht das harte Herz der Menschen erflehen kann. Ich gehe zur Bürgermeisterin. Die gilt für ein braves Weib und ist selber eine Mutter, ich will doch sehen, ob der Kleine da nicht einen Fürbitter macht.“

Hans wollte es seinem Weibe nicht sagen, daß eben gegen *sie* der Hauptgroll gehegt werde und daß er sich von ihrem Gange wenig Erfolg hoffe. Sie, die anders erzogen war und anders dachte, würde auch die Wahrheit kaum geglaubt und begriffen haben.

Nach einigen Tagen konnte sie es wagen, samt ihrem Kleinen in den warmen Sonnentag hinauszugehen. Sie richtete ihren Gang nach einem nahen Bauernhause, wo die Familie des Gemeindevorstandes Wohnung genommen hatte. Der „Bürgermeister“ hatte nämlich außer dem nun abgebrannten Hause im Markte noch zwei Bauerngüter im Besitze und war nun bei seinem Pächter zu Gast.

Else fragte um die Frau Bürgermeisterin. Die sei mit den Kindern fortgereist zu einer Muhme, hieß es, aber der Herr Bürgermeister sei oben in der Stube.

Else zögerte. Zu einer Auseinandersetzung mit dem als geizig und hart verschrieenen Manne hatte sie sich nicht vorbereitet und ihr Mut begann zu sinken. Endlich erstieg sie doch die Treppe und klopfte an die ihr bezeichnete Tür.

Der dicke Mann im ledernen Lehnstuhle, der sie eintreten hieß, schien nicht wenig erstaunt über den Besuch, und anfangs zeigte seine Stirne tiefe Falten. Während Else mit stockender Rede ihre Bitte vortrug, hellte sich die Miene ihres Gegenübers merklich auf, ja ein seltsames Lächeln erschien auf den steinernen Zügen. Er ließ sie ausreden und schaute ihr dabei scharf in das Gesicht, auf welchem die Farben wechselten. Dann sagte er langsam, wie um sich zu vergewissern, daß er richtig verstanden habe?

„Also ich soll dir Herberge geben oder verschaffen, vielleicht gar da in meinem eigenen Haus? Weiberl, das ist eine zwidere Sach! Die

So eilten denn die Erschreckten weg und ließen ab vom Zerstörungswerke, um löschen zu helfen.

Als aller Hände bemüht waren, Wasser zu tragen, stand auch ein Bäuerlein gemächlich dabei, dessen Anwesen von einem nahen Berge friedlich und unversehrt herabschaute.

„Die Lutherische, meint ihr, sei schuld am Unglück“, sagte er, als der neuerliche Brand gedämpft war und die Männer in seine Hörweite kamen — „Leut! Ich meine, da seids irrig dran. Wenn ihr der Teufel geholfen hat, so hätt euch der Herrgott helfen können, wenn's ihm der Mühe wert gewesen wäre. Aber zu schlecht seids ihr Marktler, ein unchristlich's Leben tuts führen, darum ist der Wetterschlag ein Fingerzeig Gottes! Und noch zu wenig streng ist das Strafgericht!“

So sprach der Stocklehner. Einer der also gescholtenen Marktler aber riß ihn am Ärmel und zerrte ihn laufend zur Feuerspritze.

„Saubauer, verfluchter, schlecht reden möchst uns auch noch, wo wir in der Not sind und schaust zu mit der Pfeifen im Maul wie's brennt. Da! Hilf die Spritzen hineinziehen oder ...“

Er mußte dran, denn die Stimmung der Königsauer Marktler war drohend.

Doch es schien, als sollte er Recht behalten, denn am nächsten Tage zündete abermals der Blitz, doch das „Strafgericht Gottes“ entlud sich diesmal nicht auf die Marktler, sondern auf ein schönes, alleinstehendes Bauernhaus, welches bis auf die kahlen Steinmauern niederbrannte.

Es war dasjenige des Stocklehners.

* * *

Die Mitglieder der Gemeinde Königsau faßten einen einstimmigen Entschluß: Der Hausherr müsse dem Kerblerhans die Wohnung künden. Nicht nur, daß er das Häuslein jetzt selber brauche; er könne sich auf alle Bauern und Bürger berufen, sie wollten die Familie nicht mehr im Markte dulden, und die umherwohnenden Bauern auch nicht, weil das Ärgernis einmal da sei und die Mäuler sich nicht stopfen ließen.

So viel Nächstenliebe hätten sie alle miteinander schon, daß sie so lange zuwarten wollten, bis sich die Kindbetterin heraustrauen könnte, aber dann sollten sie schauen, daß sie weiterkämen.

Der Kerblerhans verlegte sich aufs Bitten: Sie sollten doch warten, bis er irgendwo anders eine Wohnung gefunden hätte. Allein man entgegnete ihm: „Du hast dir die Suppen selber einbrockt, hättest eine Dasige genommen, statt der hergelaufenen, lutherischen Menschin, so wär' alles anders gekommen.“

So schafften Hans und Else ihr bescheidenes Gerät Stück für Stück in die Klamm, wo es natürliche Höhlen gab, groß genug, um sie unterzubringen. Der Grund hier war herrschaftlich, daher ließ Hans beim Herzoge durch dessen Forstbeamte anfragen und bitten, ob er hier seinen Aufenthalt nehmen dürfe; und der Verwalter, der inniges Mitleid mit seiner Landsmännin hatte, sagte, Hans könne sich dort ruhig ansiedeln und wenn er wolle und könne, den Waldgrund urbar machen, so weit es für seine Bedürfnisse nötig sei. Auch versprach er, nach seinen Kräften für Hansens Verdienst zu sorgen, beim Herzoge werde er die Sache schon verantworten.

So hieß es nun fürs erste, die Höhle zur menschlichen Wohnung umzugestalten. Da Hans Maurer war, fiel ihm dies nicht allzuschwer; dem Zugwinde zum Schutze wurde jede Spalte mit Moos verstopft und vermauert, vorn zimmerte Hans ein breitvorspringendes Dach an den Deckstein der Höhle und erweiterte dieselbe durch einen hölzernen Vorbau.

Fast vergnügt wurden die jungen Eheleute in ihrer Waldeinsamkeit bei der Vorbereitung zum Einwintern, denn hier störte sie kein Spottwort, beleidigte sie kein Verdacht, kränkte sie keine Mißgunst.

Und es gab der Arbeit viel bis zum Eintritte der kalten Jahreszeit, zumal Hans nicht immer bei den Seinen bleiben konnte, sondern in herrschaftlichen Diensten arbeiten mußte.

Das Paar blieb in der Verbannung eine Reihe von Jahren.

Else gebar noch drei Söhne in der Felsenhöhle und freute sich ihres Gedeihens und ihrer munteren Spiele, die ihnen in der unbeschränkten Freiheit des Waldes niemand störte. Im Sommer durchsuchten die Kinder, als sie größer wurden, das Steingelände und die Wälder nach Beeren und Pilzen, die getrocknet und eingesotten einen Wintervorrat gaben, halfen der Mutter beim Anlegen und Bestellen des Gartens, den sie mühsam den dürren Grasplätzen abgerungen hatte und trieben die Ziegen aus, die in einer Nebenhöhle einen sicheren Stall bekommen hatten. Im Winter suchten sie einen abhängigen Platz, um auf kleinen Holzschlitten zu fahren, und wenn die Weihnachtszeit kam, fehlte auch der strahlende Christbaum nicht in der winzigen weltfernen Behausung. Durch das Wehen der Schneestürme, begleitet von dem Rauschen der knarrenden Fichten, tönten die hellen Kinderstimmen in die Winternacht: Vom Himmel hoch, da komm ich her! Und: Stille Nacht, heilige Nacht!

Als es galt, die Söhne etwas lernen zu lassen, wuchs doch in Hans der Entschluß, der Welt wieder näher zu treten. Aber nicht nach Königsau zurück, auch nicht in die Nachbarschaft dieses Ortes wollt er, obwohl jene alten bösen Geschichten im Laufe der Zeit halbvergessen waren. An jene schrecklichen bitteren Tage wollte weder er noch Else erinnert

Leut kennst, die würden's mir groß für übel haben. Gleichwohl hab ich schon ein Wörtl zu reden, denn ich bin der Bürgermeister. — Es würd' halt von dir abhängen, ob wir uns vertragen könnten."

Wieder schaute er Elsen unverwandt ins Gesicht, daß dieser unter dem stechenden Blicke unbehaglich wurde.

„Ach", sagte sie endlich, „ich wollte mich gern mit jedermann vertragen, wenn nur mich die Menschen in Ruhe ließen. Wo ich ein rauhes Wort gesagt habe, tat ich's ja nur zur Wehr."

„Mußt mir halt schön 's Goderl kratzen," fuhr der Gemeindevorstand fort, dann leg ich ein gut's Wort bei der Gemeinde für dich ein, daß niemand was dawider haben kann, wenn ich dich behalt."

Er war ganz nahe an das junge Weib herangetreten und hatte ihr die letzten Worte ins Ohr geflüstert.

„Und über den Zins, hehe!" lachte er weiter, „den du mir zahlen mußt, werden wir schon handelseins werden, schöns Weiberl, wennst gscheit bist. Ein Kerl bist schon zum hineinbeißen!"

So wenig beherrschte sich der alte Sünder, daß er Elsens Antwort gar nicht abwartete, sondern mit beiden Händen ihren Kopf faßte, und sie auf Wangen und Mund küßte.

Das erschrockene Weib konnte sich nicht wehren, da sie den schlafenden Säugling mit beiden Armen hielt. Der brutale Angriff hatte auf die kaum vom Schmerzenslager Erstandene fast lähmend gewirkt.

„Wenn's so gemeint ist", brachte sie endlich hervor, dann möcht' ich keine Wohnung bei Euch, auch geschenkt nicht."

Auf dem Angesicht des Bürgermeisters war wieder der gewohnte starre Ausdruck zurückgekehrt.

„Ja siehst, wenn's richtig ist, was alle Leut sagen, daß du eine hoppertatschige unverträgliche Person bist, mit der niemand auskommen kann, dann mußt dir halt wo anders ein' Unterstand suchen. Ich hätt's gut gemeint mit dir."

Die letzten Worte erreichten das Ohr derjenigen nicht mehr, an die sie gerichtet waren, denn dieselbe hatte mit ihrem Kinde bereits Stube und Haus verlassen.

Daheim sagte sie zu ihrem Gatten: „Hans, die Menschen haben kein Herz und kein Heim für uns. So packen wir unsere Siebensachen zusammen und gehen. Wie machen's denn so viele wandernde Zigeuner? Wald und Felsenhöhle sind ihre Wohnung — und doch bestehen und gedeihen sie. Ihre Kinder sind gesünder und abgehärteter als andere. Hannes, wir gehen in die Wildnis."

„Hast Recht, Weib! Vielleicht sind Füchs und Nachteulen bessere Nachbarn als die boshaften Leut."

Einige Kreuzgedanken.

Von **Anton August Naaff.**

Kreuz? — Was sagt die „reale", „exakte" Wissenschaft darüber? Sehr wenig. „Kreuz, lateinisch Crux, ist ein aus zwei sich schneidenden Balken gebildeter Körper". Ein Holzkreuz z. B. besteht also aus zwei einander querenden Hölzern (Balken). Dieses „Ding an sich" ist somit ungemein einfach. Und doch hat dieses Einfachheitsmuster, dieses „Simplicissimum" für die Geschichte der Menschheit eine so langewährende, so weite und sie tief bewegende Bedeutung erlangt. Das Christuskreuz hat die Völkermengen in zwei große Hälften geschieden: In die Kreuzverehrer, Kreuzlehrer, Kreuzkämpfer, Kreuzfahrer und in die Kreuzfeinde, Kreuzwehrer, Kreuzstürmer u. s. w. Doch das Christuskreuz ist wohl eine der idealsten Formen des Kreuzes, aber es ist nicht das Kreuz der Urgeschichte selbst. Die Kreuzesform ist älter als das Christentum. Sie muß urgrundtief und vom Uranfange in der Gesamtentwickelung dieses Erdenlebens begründet sein; sie könnte sonst nicht so häufig im gesamten Naturleben, nicht so entscheidend und zwingend als Grundzeichen der notwendigen Gegensätze hervortreten. Die meisten Pflanzen kommen nach dem ersten Keimen und Auftreiben aus dem Samenei in die Form des Kreuzes. Aus der Wurzel steigt das Stämmchen empor, und das erste Blätterpaar links und rechts bildet die zwei Arme des Lebenskreuzes. Die Urtriebe streben durch die Form des Kreuzes der Vollendung des Lebens zu. Das vollkommenste Lebenskreuz bildet der Menschenleib selber. Streckt er links und rechts seine Arme aus, so stellt er ein lebendiges Kreuz in vollendetem Ebenmaße dar. Die Gesamtmenschheit ist durch das Kreuz und Kultursinnbild ebenfalls in die Kreuzesstellung gekommen. Die eine Hälfte der Menschheit, die stetig aufstrebende, kämpfende, bildet den großen Strebebaum, die andere, die an ihn gefesselte, leidende, den fast gleich großen Querbalken.

Das Kreuz ist das Urbild der stets sich kreuzenden Gegensätze des Lebens. An ihm leidet das Leben seit jeher und wird leiden, so lange es ein höheres Leben gibt. An ihm wird es von dem Übermaße, von den Leidenschaften u. s. w. erlöst, vom Niedrigen befreit, geläutert, erhoben. Das allgemeine Lebenskreuz der Natur ist etwas Grundnötiges. Das Lebenskreuz ist ein naturewiges und lebensnötiges. Aber das Massen-Kulturkreuz — das Todeskreuz?! — Es ist auch ein notwendiges, ein sühnendes, heilendes Maß- und Haltgebendes! Es soll hier nicht von einem besonderen kirchlichen Standpunkte aus gesprochen werden. Diese Betrachtung gilt dem Allkreuze. Im Anfange war das Urnaturkreuz. Aus seinen Gegensätzen, aus den Urkreuztrieben gestaltete

sein, darum wandte sich die Familie nach der ferneren Hauptstadt, wo Hans in den letzten Sommern schon monatelang Verdienst gefunden hatte.

Die Söhne lernten ein Handwerk und wurden tüchtige, zufriedene Menschen — der jüngste, welcher mir die Geschichte erzählt hat, fand später eine Anstellung als Lokomotivführer bei der Eisenbahn. Alljährlich aber fand sich das eine oder das andere Familienglied in der unvergessenen gastlichen Schlucht ein, die den unschuldig Verbannten eine Heimat und der Söhne einziges Kindheitsparadies geworden war.

Nach und nach wurden die Besuche seltener, denn die Eltern waren alt und mühselig geworden, die Geschwister zerstreuten sich in die weite Welt.

„Heute“, schloß mein Erzähler, „bin ich allein übrig geblieben und wie lang wird's dauern, so geh' ich auch dorthin, wo meine Leut mir vorangegangen sind. Dann wird wohl niemand mehr ein Kränzlein aufhängen an das Heiligenbild, das wir als letztes Andenken an unser Heimatl hier gelassen haben; wenn dann, wie's jetzt neue Mode ist, die Sommerfrischler sich die vergessensten Erdenwinkel aussuchen und einmal in diese Schlucht hereinfinden, dann werden sie wohl stehen und schauen mit staunenden Augen über die wilde Pracht der Natur, aber, was mir das Erdenfleckel ist, das kann's keinem andern auf der Welt mehr sein.“

* * *

Wir traten gemeinsam den Heimweg an. In der Holzrinne fortschreitend, gelangten wir an einen Punkt, wo die rechts und links sich türmenden Felsen den Blick auf die Königsauer Kirche mit ihrem roten spitzen Turme freiließen.

Mit anderen Augen sah ich nun den freundlich gelegenen Ort an, seit mir ein dunkles Blatt aus seiner Geschichte lesbar geworden war.

Während wir schweigend abwärts schritten, kam uns eine Schar lustiger junger Städter entgegen, ausgerüstet mit Rucksäcken, photographischen Apparaten, Bergstöcken. Die Kleidung derselben war mannigfaltig: Sowohl des Gigerls langer Schnabelschuh nebst Einglas, als auch die schöne steirische Landestracht, das Touristenkostüm der eleganten Städterin und das „Dirndlgwand“ der Badeorte waren vertreten. Lautes Schwatzen, Lachen, Singen, Witzereißen!

Der alte Kerbler stand still und sah ihnen fast wehmütig nach. Dann trafen sich unsere Blicke zu einem langen verständnisvollen Anschauen.

Andre Zeiten, andre Vögel,
Andre Vögel, andre Lieder!

Ur- und Allkreuz mit gewissen Kirchenkreuzen. Über diese zu sprechen, ist hier nicht der Ort. Der Zweifel hat schon oft an ihnen gerüttelt und wird immer wieder seine Kräfte versuchen. Der Zweifel ist so alt fast als das Kreuz selbst. Er bildet mit dem Glauben selber ein ewiges Kreuz der geistigen Gegensätze. Und durch die Spannkraft dieser Gegensätze erhalten sich beide: Der Glaube und der Zweifel. Ich suchte diesen Zweifel einstmals in folgendem Bilde darzustellen:

Mir träumt' von einem Talweg lang,
Der führt' mich hin zum steilen Hang,
Er glich dem grauen Felsenstrand;
Ein großes Holzkreuz rechter Hand
Im Zwielicht stand.

Es schien so alt, so morsch und greis,
Dran raschelt's hoch im dürren Reis;
Ich sah empor und rief frisch aus! —
Und schüttelte: Herab — heraus —
Matz oder Maus!"

Es wankt' das Kreuz, es rauscht' das Reis:
Draus sprangen nieder — rasch und leis'
Zwei Mäuslein frisch! mir an die Brust,
Wo ich sie lassen — leiden mußt — —
Dort nagt's mit Lust ...

Die nagenden Zweifel um das Glaubenskreuz sind in der Neuzeit groß und größer geworden. Der moderne Materialismus nährt sie ins Üppige. Der Zug der Jetztzeit wendet sich gegen das Glaubenskreuz und veranstaltet förmliche moderne Kreuzzüge — gegen das Kreuz. In Frankreich z. B. haben die Führer des Freistaates alle Christuskreuze aus den Amtsstuben entfernen lassen. Des Glaubenszeichens sind sie ledig, doch nicht des Kreuzes selbst! Es herrscht unentfernbar auch in der menschlichen Rechtspflege. Frankreich ist übrigens bekannt als das Land der starken Gegensätze. Dort haust völlige Ideallosigkeit, schärfste Gottesverneinung hart neben „fanatischer" Wundergläubigkeit altchristlicher Frommheit des Altadels und eines Teiles des noch geschlossenen Bauerntums neben der „frivolsten" Entartung des Pariser Montmartre- und Kabaretgesindels! In Frankreich liegen: der Wallfahrtsort Lourdes und — der Pariser Allfreiheitsplatz — auf welchem vor hundert Jahren einst jede „Religion" abgesetzt und die sogenannte Göttin der Vernunft ausgerufen wurde ... Gerade in Frankreich ist also das Kreuz des Lebens und Ringens sehr — sehr groß, und die Kreuzigungen in anderer Form sind auch heute noch sehr in Übung. Ob mit, ob ohne Kirchenglauben — Kreuz und Kreuzigung bestehen fort. Menschliches Unmaß, menschliche Leidenschaft machen das Natur- und Lebenskreuz immer wieder zum Leidenskreuze und Todeskreuze, ob sie heidnisch oder christlich sich geben! Auch das christliche Glaubenskreuz, das den Menschen als geweihtes Sinnbild der größten

sich das All zu bestimmten Formen. Aus dem Naturkreuze erwuchs das sogenannte „Heiden"kreuz. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Mensch ist ein Kreuz, ein Lebenskreuz! Erst durch die Ausartungen der Menschen wurde aus dem grünenden blühenden Stamme das Todeskreuz, das dürre, traurige, fürchterliche Marter- und Strafholz. In Asien, wo die heiße Sonne die wildesten Leidenschaften und die mildeste sinnigste Lebensweisheit und ruhige Beschaulichkeit reift, in Asien, das man gerne die Wiege der Menschheit und die Urstätte des Paradieses nennt — wurden zwei gekreuzte Pfähle und Balken nach geschichtlichen Überlieferungen zuerst dazu gebraucht, Mitmenschen, die sich gegen menschliche Satzungen vergangen hatten, daran zu strafen, sie durch Aufesselung an das Kreuz zu Tode zu martern. Von den Asiaten nahmen die in allen damals bekannten Erdteilen die Länder erobernden Römer das Todeskreuz auf. Unter ihrer Vorherrschaft, mit ihrer Duldung wurde auch Jesus von Nazareth zu Jerusalem auf Betreiben der jüdischen „Schriftgelehrten und Pharisäer" ans Kreuz geschlagen. Das war eine so ungeheuer große Kreuzesstellung im damaligen Kulturleben, daß von ihr die großartige Völkerbewegung des Christentums ausging.

Auf der einen Seite die im „Materialismus", „Scholastizismus" und „Intelligentissimismus" entartete Menschheit der letzten Pharisäerherrschaft, auf der anderen die erhabene Lehre der All-Liebe, der idealsten Selbstlosigkeit und göttlich verklärte Reinheit des Predigers Jesu — welch ein Riesenkreuz der Gegensätze!

Jesus litt und starb (als „Verbrecher" gegen die „Materialisten"- und „Intelligentissimisten-Kultur") auf dem heidnischen Römerkreuze, und von dieser Stunde an wurde das Christuskreuz (an dem der höchste Idealismus triumphierte) zum Sinnbilde einer ungeheuren Kulturbewegung. Dieses eine Christuskreuz ist seit fast zwei Jahrtausenden millionenfältig zum Kreuzesbilde für die in Gegensätzen ringende Menschheit geworden. Begeistert kämpften, litten, starben die Christen der ersten Jahrhunderte für das Christuskreuz, Kreuzzüge und Kreuzkriege setzten später die Völker abermals in Bewegung, und die ganze damalige Kulturerneuerung wurde aus dem großen Kampfe um das Kreuz geboren.

Das Marter- und Todeskreuz der Asiaten und Römer ist einst zum Lebenskreuze der abendländischen christlichen Kultur geworden. 1900 Sonnenjahre hat es als Christenwahrzeichen seine Macht bewahrt. Es hat Herrliches vollbracht. Es wurde von menschlicher Leidenschaft auch zu Übergriffen und Ausschreitungen mißbraucht. Die Geschichte hat all das verbucht und gerichtet.

Nun aber will es alt, grau, morsch werden — sagen die modernen „Materialisten". Sie verwechseln in einseitiger Auffassung das

Als ich einst diese Dichtung formte, rang ich selbst noch rastlos mit den harten Gegensätzen des Lebens und die übliche Form des Kreuzes und seine oft so einseitige Auffassung verletzten mich. Das floß aus idealer künstlerischer Anschauung. Im Ringen nach dem vollkommenen harmonischen Maße des Lebens ist das Kreuz mit seinen starren starken Gegensatzbalken und seinem Marterbilde der durch alle Leidenschaften gekreuzigten Erlösungssehnsucht dem nach dem göttlichen Ebenmaße alles Schönen und Guten Ringenden immerhin eine noch selber der Erlösung bedürftige Entwickelungsform. Alles Unmaß, sagte ich mir damals — ist unhaltbar, verderblich, straft und vernichtet sich selbst. Im richtigen Maße nur liegt das Glück, erblüht die Erlösung. Das Kreuz, wie wir es nehmen, ist geistig und natürlich aufgefaßt — schon ein Unmaß an sich. Und es soll ein höchstes Maßzeichen für die gesamte Menschheit sein! So weit kam ich damals im Drange eines idealen Auftriebes. Das Durchschnittskreuz quälte mich fast. Ich hätte am liebsten gewünscht: Alle Holz-, Stein- und Eisenkreuze auf Erden verwandelten sich für die Menschheit unter der Allmacht göttlichen Ebenmaßes wiederum in die Blüten- und Fruchtbäume des Paradieses, auch das Naturkreuz mit Blüten überwindend, damit der vollkommene Mensch nicht mehr sich selbst noch die anderen zu kreuzigen brauchte, wie er es vom Anfange her bis heute übt. Nach immer neuen, weiteren und tieferen Erfahrungen kam ich zu dem weiteren Erkennen: Die Urgestalt des Kreuzes ist für die Menschheit in unabsehbaren Zeiten nicht zu entbehren! Wer sich so weit vervollkommnet und dessen fähig ist, mag sich das Allgemeinkreuz dieses Lebens zu künstlerischem Ebenmaße ausbilden, er mag es mit Edelblüten kränzen, mit Liebe umsonnen, es der Sonne zuschwingen, daß es etwa zum ins Ewige deutenden „Hacken"kreuze und endlich zum Lebensringe und Kreuze seligster Höchsterhebung werde — aber die Massenmenschheit wird das Kreuz in der überkommenen Form noch undenkbar lange behalten müssen! Schafft sie es als Kirchenkreuz vielleicht auch da und dort ab, so lebt es ihr als Naturkreuz fort und der „Materialismus" wird ein neuestes Riesen-Marterkreuz daraus machen, daran ganze Völker und Erdteile schwer leiden werden. Es soll hier keiner der vielen Kirchen, Christen, Unchristen, Gläubigen, Ungläubigen zugunsten oder Nachteil gesprochen — sondern nur nach der Wahrheit getrachtet werden — aber das eine steht fest: Das Kreuz werden sie alle und alle nicht überwinden, niemals los werden!

Liebe und idealsten Selbsthingebung gelten soll, wird allzu häufig nur als das Marterholz der Entsagung und zu weit gehenden Selbstabtötung aufgefaßt und verliert dadurch das ideale Maß. Das Christenkreuz soll als Lebenskreuz aufgefaßt werden und nicht als starres Todeskreuz und darum muß es das Zeichen des göttlichen Maßes sein, wie die Lehren Christi an sich ja auch der Ausdruck des heiligen Dranges nach dem Ebenmaße der reinsten Vollkommenheit sind, welche der edelsten Liebe entspringt und von ihr ins höchste verklärt und beseeligt wird.

Vielleicht beleuchtet die folgende Dichtung des Verfassers aus dem Jahre 1888 das kurz Angedeutete besser und eindrucksamer als eine weitere Sonderdarlegung:

Die Tauben am Kreuze.

(Vor der Heilands(Gelöbnis)kirche in Wien 1888.)

Auf des hohen Domtors Krönung,
Wo, mit Kunst in Stein gehauen,
Tront das Bild der Weltversöhnung,
Mußt' ein seltenes Bild ich schauen.

Tauben, unschuldsvolle Tauben,
Regten sich im Nebelgrauen
Ließen sich das Glück nicht rauben,
Hoch am Kreuz — ihr Nest zu bauen!

O du holde, heil'ge Liebe,
O du paradiesisch Regen:
Über allem Wahngetriebe
Waltest du mit mildem Segen!

Menschenjammer hat's erfunden,
Dieses Kreuz als Lebenskrönung.
Und ihr lehrt in Unschuld droben:
Durch die Liebe — Weltversöhnung!

Halt! Ihr Welt- und Kirchenkinder,
Blickt empor zu diesem Bilde!
Merkt den Weltengeist dahinter:
Seid natürlich-fromm und milde!

Kreuz und Qual soll ewig sühnen,
Was auf Erden wird gesündigt?
Lieb' erlöst das Kreuz! — Mit kühnen
Worten sei es Euch verkündigt!

Lieb' erlöst das Kreuz und bauet
Überall sich Paradiese!
Arme Menschen, kommt und schauet
Wie am Kreuz selbst Glück ersprieße!

Macht nicht selber Euch das Eden
Dumpf zum Pferch voll Qual und Mängel,
Wandelt nicht zum Kreuze jeden
Früchtebaum und Blütenstengel!

Lieb' erlöst das Kreuz! O schmücke
Fromm und still dir Paradiese
Daß aus jedem Kreuzesstücke
Neues Erdenglück ersprieße!

Wenn ein vorwitziger Junge an diesen Tagen, trotz der vom Küster sorgfältig verschlossenen Turmtür, ein Loch findet und hinaufsteigt die dunklen Treppen, zwischen Spinnengeweben, um zu sehen, wie es im Glockenhause ist, wenn die Glocken nicht daheim sind — siehe, da hängen doch die Glocken wie immer in dem Gebälk! Dann brummt der Küster unwirsch, man solle nicht so dumm sein und glauben, die schweren Glocken könnten in den Lüften davonfliegen. Nur die Glockenseelen seien es, die zur Osterzeit nach Rom ziehen.

Mit den kleinen Glöckchen, die in der Kirche an der Sakristeitür und an den Altarstufen sind, ist es auch so: ihre metallenen Leiber sind da, aber ihre Seelen sind in Rom. Deshalb können auch diese Glöcklein nicht läuten und statt ihrer ist die Karfreitagsklapper da, ein hölzernes Hämmerlein, das bei den Zeremonien der Ministrant mit schwingender Hand ins Klappern bringt. Dieses Ratschen und Klappern statt des gewohnten Glockenklingens weckt in den Herzen der Andächtigen eine feierlich traurige Stimmung auf, ob des Unerhörten, was da geschehen. Wenn ein Mensch stirbt, da läutet Metall, wenn Gott stirbt, da läutet das Holz!

Aber dieses Ratschen und Klappern am Karfreitag bleibt nicht in der Kirche allein. Es pflanzt sich fort, hinaus auf die Gassen und in die Häuser des Dorfes. Armer Leute Kinder sind es, die mit kleinen Handratschen zu den Gebetzeiten auf die öffentlichen Plätze gehen und von Haus zu Haus überall ihr geräuschvolles Werkzeuglein schwingen. Dabei singen sie den Spruch:

„Wir ratschen, wir ratschen
Den englischen Gruß;
Damit die Leut' wissen,
Daß man beten muß.

Kniet's nieder, kniet's nieder
Auf euere Knie,
Bet's drei Vaterunser
Und drei Ave Marie.
Gelobt sei Jesus Christus!"

Die Leute nehmen das für Mahnruf und Segen. Die Jugend kommt hervor aus den Häusern, um dem seltsamen Spiel zu lauschen; die Alten kommen hervor, um an die „Ratschenbuben" kleine Gaben zu verteilen. Einspruch gegen das ohrenzerreißende Geräusch erhebt vielleicht nur ein aufgeschreckter Säugling oder ein feinfühliger Köter. Trotzdem ist es eine weihevolle Stunde, wenn die „Ratscher" vor dem Hause stehen.

Bei jedem Hause ratschen sie nicht! Denn zu gewissen Zeiten halten im Dorf die Armen Gericht über die Reichen. Wenn diese im Lauf des Jahres roh oder geizig gewesen oder wenn Leute sonstwie sich

Das Karfreitagratschen.

Ein Volksbildchen aus Steiermark von **Peter Rosegger.**

Am Gründonnerstag um 9 Uhr früh haben auf dem Kirchturm die Glocken noch geläutet. Alle zusammen — fast weich und wehmütig tönend. Und dann nichts mehr. Es kam der Mittag — kein Läuten. Es kam die Vesperstunde — kein Läuten. Es ward Abend, es kam die Zeit des Avemarialäutens — keine Glocken. Die Glocken waren gar nicht da, sie waren auf die Reise gegangen nach Rom, zur großen Glockenversammlung am Karfreitag. Die Glocken aller katholischen Kirchen der Welt, die kleinen wie die großen, waren zusammengekommen, damit der Heilige Vater ihren Klang erprobe, sie alle untereinander harmonisch stimme und sie mit seinem Segen wieder heimschicke in ihre Gemeinden. Darum an den letzten Kartagen in keiner Kirche, auf keinem Turm ein Glockenklang!

Aber Gott ist heilig, kein Tag kann vergehen, ohne ihn zu preisen, und wenn es die metallenen Zungen unterlassen, so müssen es die hölzernen tun. Die Menschen irren ab Tag für Tag, und wenn die metallenen Zungen nicht mahnen und warnen, so müssen es die hölzernen tun.

Der Küster hat auf dem Turm eine hölzerne Vorrichtung in Bereitschaft. Man treibt daran den Hebel, daß das dünne, federnde Brett auf der gekerbten Walze klappert und „ratscht", so laut und grell, daß es zu hören ist über das ganze Dorf hin in der Gegend ringsum. Das ist die „Karfreitagratschen" und sie vertritt die Kirchenglocken, während diese in Rom sind. Sie ratschen zur Morgenstunde, zur Mittagsstunde, zum Gottesdienst und wenn es Abend wird, die Zeit zum Avemarialäuten — „sie ratschen, sie ratschen den englischen Gruß". Wer an diesem Tage zu Grabe wandern muß, den begleitet kein Glockenklingen, und wenn mächtig die Flamme auflodert über den Dächern, so schweigt es auf dem Turm? Die Glocken sind ja in Rom.

Allein — der Schlag der Uhr verrät es zu jeder Stunde, daß die Glocke noch im Turme hängt. Der Kirchendiener von St. Barbaradorf nahm daran Ärgernis. Er umwickelte den Uhrhammer mit einem Lappen und das gab einen guten Effekt. Dumpf, ganz hohl und dumpf, als käme der Ton aus der Ewigkeit herüber oder er sei bloß der Widerhall des Stundenschlages in Rom, so war es. Das hat Stimmung gemacht in St. Barbaradorf, aber doch weiter keine Nachahmung gefunden.

Aber es gibt auch Glockenforschungen.

Ostergesang.

Von Hans Mittendorfer.

I. Schwalbenlied.

Es irrt so scheu durch meinen Sinn
Eine traumverspätete Schwalbe hin
Aus schöner, ferner Jugendzeit.

Sie singt ein Lied von Lieb' und Leid
In weltfremd-wundersamer Art
Vom menschgewordenen Gottessohn,
Von Krippe, Kreuz und Dornenkron'.
Und wie ihm das Herz durchstoßen ward:
Wie die Frau geweint, die das Leben ihm gab
Und wie sie ihn senkten ins Felsengrab . . .

Wann singst du mir, Schwalbe, was weiter geschehn,
Das Lied vom glorreichen Auferstehn?

„Längst flogen die Schwestern all über das Meer;
Leb' wohl, leb' wohl — wenn ich wiederkehr!"

II. Ostermontag.

Süß ist das Jesusbild,
Da er die traurigen Jünger lehrt.

Seine edlen Züge, leidverklärt,
Wie leuchten sie so göttlich mild,
Da er sie lehrt, dem Worte frommer Frauen
Vom auferstandenen Christ zu trauen
Und tiefer Dinge Grund verstehn,
Als sie ins liebe Aug' ihm sehn.

Verstehn, daß Leiden göttlich sei.
Göttlich wie ein Wonneschrei
Zu leiden für der Menschheit Glück.

Verstehn, daß gewaltig der Tod,
Das gemeinsame Menschengeschick,
Wenn in Liebesnot der Welterlöser stirbt
Und sterbend um das Leben wirbt.

Das goldne, siegende Leben
Berührt mit dem Fuße den schweren Stein
Über dem dunklen Grab.
Donnerndes Stürzen das Tal hinab.

Die frommen Frauen sahen
Aufgehender Sonne Schein
Und wagten nicht sich zu nahen . . .

Sie sahen unsterbliches Leben
Göttlich schön
Aus dunkler Gruft sich erheben
Über die leuchtenden Höhn.

Ihre staunenden Lippen fanden
Unbewußt das Wort:
Christ ist erstanden!
Und trugen es unbewußt
Zu den Jüngern fort.

Sie tragen es ewig in liebender Brust,
Das Wort vom unsterblichen Leben,
Das sie immerdar siegen sehn;
Das sie den Männern gegeben,
Selbst aber nicht verstehn . . .

Süß ist das Jesusbild,
Wie er verklärt und göttlich mild
Die Jünger lehrt.

III. Reich Gottes.

Du bist so gut, du blickst so mild,
Du trägst der Lieb Erlösungszeichen.
Aus deinen Augen wird das Bild
Des Ebenbildes niemals weichen.

Millionen Hände umklammern das Kreuz.
Du aber sendest die Flammen des Leids
Zu scheiden aus trüben Erzen
Den Goldgehalt der Herzen.
Du gießest den Balsam unsäglicher Lust
In die tief wunde Menschenbrust.

Unehrenhaftes zu schulden kommen ließen, dann gehen die armen Kinder an deren Häusern vorüber. Sie gehen vorüber am Allerheiligenfest, wenn sie im Dorf Allerheiligenstritzel sammeln. Sie gehen vorüber zu Heiligendreikönig, wenn sie, als die morgenländischen Fürsten verkleidet, im Dorf ihr „Heiligendreikönigsingen" halten. Und sie gehen vorüber an den Kartagen und ratschen vor solchen Häusern nicht den englischen Gruß. Es ist eine Ächtung, vor der auch die Mächtigen des Dorfes heimlich zittern. Aber das ist heute auch vorbei. In früheren Zeiten soll es manchmal vorgekommen sein, und mit einem Hause, an dem die „Heiligen drei Kini" oder die „Ratscher" schweigend vorübergegangen, wollten die Nachbarn nichts zu tun haben. Heute ist das Rückgrat der Armen im Gebirge noch weicher geworden als es je gewesen; man betrachtet ortweise solche Umzüge auch mehr als Ulk denn als heilige Handlung und so hat die Sache ihre tiefere Bedeutung verloren. Sie ist — unter Ausnahmen — ziemlich zu einer Bettelei herabgesunken. Hat schon der Gemeindevorstand das gewöhnliche Betteln verboten, so benützen die Armen solch alte Gebräuche, um hier und da einen besseren Bissen oder ein seltenes Münzlein zu erhaschen.

Daß dann tüchtig um die Gaben gebalgt wird, daß man gelegentlich die Ratschen sich um die Köpfe schlägt, das ist bei den herlebigen Jungen naturgemäß. Die Güter der Erde wollen nicht bloß ersungen und erklappert, sondern auch errungen sein. Wenn arme Leute auch vor den Besitzenden sich ducken, untereinander stehen sie fast immer auf Kriegsfuß und das — dünkt mich — ist an der Armut noch das Allerbetrübendste.

Am Karsamstag des Morgens klappert es noch in der Kirche, ratscht es noch auf dem Turm und im Dorfe herum. Da ist es um die neunte Stunde, während in der Kirche Gottesdienst gehalten wird, daß plötzlich — die Glocken klingen. Sie sind von Rom zurückgekehrt, sie klingen hell und rein — es sind die Osterglocken.

Die Ratschen und Klappern haben Ruhe wieder für ein ganzes Jahr und werden aufbewahrt in ihren Winkeln. Die Ratschenbuben widmen sich anderen Aufgaben. Sie gehen von Haus zu Haus, um rote Ostereier zu sammeln. Die Bevorzugteren unter ihnen werden bei der Auferstehungsfeier zum Glockenläuten oder zum Fahnentragen oder zum Weihrauchfaßschwingen oder zum Osterfeuerherrichten verwendet und das frohe Fest verwischt auf ein paar Tage den Unterschied zwischen arm und reich. Aber die Armen erhoffen von jeher eine Zeit, da jeder Tag ein Christtag oder ein Ostertag sein wird . . .

„Und der angerichtete Schaden?“ erlaubte ich mir zu fragen.

„Ach was,“ entgegnete er lachend, „wer wird denn von der Anrichtung eines Schadens reden!“

Ich schloß das Geschäft noch während des Besuches ab und Herr Machuron willigte ein, mich am nächsten Tage bei einer Auffahrt mit sich zu nehmen.

Ich habe die Erinnerung an die entzückenden Empfindungen, die mein erster Versuch, mich in die Lüfte zu erheben, mir verursachte, mit vollkommener Klarheit bewahrt.

Ich langte frühzeitig schon im Luftschiffahrtspark von Vaugirard an, um nichts von den Vorbereitungen zu versäumen. Der Ballon, der einen Inhalt von 740 Kubikmetern hatte, lag flach auf dem Rasen. Auf Anweisung des Herrn Lachambre ließen Arbeiter Gas einströmen. Die unförmliche Masse entwickelte sich alsbald zu einer mächtigen Kugel, die in der Luft ihre volle Rundung annahm.

Um 11 Uhr waren die Vorbereitungen beendigt. Die Gondel schaukelte lustig unter dem Ballon, den ein frischer Windhauch umfächelte. Die Abfahrt kaum erwarten könnend, stand ich in einer Ecke der engen Gondel aufrecht da, einen Sack Ballast in der Hand. „Alle loslassen!“ kommandierte von der anderen Ecke aus Herr Machuron.

Plötzlich hörte der Wind auf zu wehen. Die Luft schien rings um uns her unbeweglich. Wir hatten uns erhoben und die Luftschicht, die wir durchschnitten, teilte uns ihre Geschwindigkeit mit. Es gab daher für uns keinen Wind mehr. Das ist die erste wichtige Tatsache, die man mit den Kugelballons beobachtet. Diese Bewegung, bei der man nichts von einem Fortschreiten oder Aufsteigen verspürt, hat etwas unendlich Angenehmes an sich. Die Illusion ist vollständig; es kommt einem nicht so vor, als ob der Ballon sich bewege, sondern als ob die Erde weiche und unter uns versänke.

In dem untersten Teile des Abgrundes, der sich schon in einer Höhe von 1500 Metern unter uns höhlte, bot die Erde, statt erhaben rund wie eine Kugel zu erscheinen, den Anblick einer hohlen Schüssel dar nach einer Brechungserscheinung, die den Augen des Luftschiffers fortwährend den Kreis des Horizonts enthüllt.

Dörfer und Wälder, Wiesen und Schlösser gleiten unter uns wie Wandelbilder dahin, über die die Pfeifen der Lokomotiven ihren schrillen und fernen Schrei ertönen lassen. Nebst dem Bellen der Hunde ist das das einzige Geräusch, das man in diesen Höhen vernimmt. Die menschliche Stimme dringt nicht bis zu ihrer endlosen Einsamkeit. Die menschlichen Wesen sehen aus wie Ameisen auf den weißen Linien, als die die Straßen erscheinen. Die Häuserreihen machen den Eindruck von Kinderspielzeug.

Du rufest,
Den du schufest;
Du liebst,
Dem du Herzschlag und Atem gibst;
Du hebst,
Für den du ewig lebst,
Der sich in dunkler Nacht verlor,
Zum süßen, lenzsonnigen Licht empor.

Im Reiche der Lüfte.

Der Sohn eines brasilianischen Plantagenbesitzers schwärmt für die Luftschiffahrt und wird den lenkbaren Luftballon entdecken. Das Buch „Im Reiche der Lüfte“ von A. Santos-Dumont, übersetzt von L. Holthof, mit zahlreichen Abbildungen und Skizzen, erschienen in der deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart, erzählt höchst anregend von den Luftfahrten, Erfindungen, Abenteuern und Erfolgen des kühnen Mannes. Jeder dürfte mit Spannung die erste Luftschiffahrt lesen, die der Jüngling in Paris unternommen.

Er war vorher zu mehreren Aeronauten gegangen, um über die Bedingungen einer Mitfahrt zu verhandeln. Da sagte der eine:

„Mein Honorar beträgt 1200 Franken. Dann aber müssen Sie noch einen Kontrakt unterzeichnen, in dem Sie die Verantwortung für den Schaden übernehmen, der für Ihre und meine Person, für unbeteiligte Dritte sowie für den Ballon und sein Zubehör entstehen kann. Außerdem müssen Sie die Kosten für unsere Rückfahrt mit der Eisenbahn und die Zurückbeförderung des Ballons und seiner Gondel von dem Orte, wo wir landen werden, bis Paris tragen.“

Andere sagten Ähnliches. Dumont fand die Forderungen zu hoch. Er erzählt, was er weiter tat:

„Ich beschloß bei meiner Ankunft in Paris, die Luftschiffer beiseite zu lassen und mich an die Erbauer zu wenden.

Es war mir ganz besonders darum zu tun, Herrn Lachambre kennen zu lernen, der den Andréeschen Ballon konstruiert hatte, und ebenso Herrn Machuron, den Verfasser des Ballonbuches. Ich muß rückhaltlos anerkennen, daß ich bei ihnen alles fand, was ich erwartet hatte. Als ich Herrn Lachambre fragte, was eine kleine Spazierfahrt im Ballon wohl kosten werde, setzte seine Antwort mich derart in Erstaunen, daß ich ihn ersuchen mußte, sie zu wiederholen.

„Was einen Aufstieg von drei bis vier Stunden anlangt, so wird Ihnen ein solcher alles in allem auf 250 Franken zu stehen kommen, die Kosten für den Rücktransport des Ballons mit der Eisenbahn einbegriffen.“

war verschwunden. Auf diese Weise hatten wir einen Augenblick die eigentümliche und in ihrer Art einzige Empfindung, als schwebten wir im Leeren einher, ohne jede Stütze, als hätten wir das letzte Gramm Schwere verloren, als seien wir gewissermaßen von einem dunklen Nichts umfangen.

Nach einigen Minuten eines Absturzes, dem wir durch Auswerfen von Ballast entgegenwirkten, befanden wir uns unter Wolken, etwa 300 Meter vom Erdboden entfernt. Ein Dorf floh unter uns dahin. Wir bestimmten den Ort und verglichen unsere Karten mit der riesigen natürlichen Landkarte, die sich vor unseren Augen entrollte. Bald konnten wir mühelos die Straßen, Eisenbahnen, Dörfer und Wälder bestimmen. Alles das lief vom Horizont so schnell wie der Wind selbst auf uns zu.

Die Wolke, die unseren Absturz verursacht hatte, war das Anzeichen eines Witterungsumschlages. Kleine Windstöße begannen den Ballon von rechts nach links und nach oben und unten zu treiben. Ab und zu berührte jetzt das Leitseil — ein starkes, 100 Meter langes Tau, das von der Gondel herabhing — den Boden. Die Gondel selbst streifte denn alsbald auch die Wipfel der Bäume.

Das, was man „mit dem Leitseil fahren" oder kurzweg „leitseilen" (guideroper) nennt, stellte sich mir auf diese Weise unter besonders lehrreichen Umständen dar. Wir hatten in unserem Handbereich einen Ballastsack; stellte sich unterwegs ein besonderes Hindernis ein, so warfen wir einige Händevoll Sand aus; dann hob sich der Ballon und das Hindernis war überwunden. Über 50 Meter Leitseil schleiften auf dem Boden hinter uns her. Das war mehr, als erforderlich war, um uns in einer Höhe von weniger als 100 Metern über dem Erdboden zu halten, und wir waren gewillt, bis zum Ende der Fahrt keine größere Höhe mehr zu nehmen.

Diese erste Auffahrt ließ mich die Nützlichkeit dieser bescheidenen Zutat zu der Ausrüstung eines Kugelballons in vollem Umfange erkennen; ohne sie würde das Landen meist ernste Schwierigkeiten bereiten. Wenn aus irgendeinem Grunde — Feuchtigkeitsniederschlag auf der Ballonhülle, Windstoß von oben nach unten, gelegentlichem Gasverlust oder häufiger noch Vorüberziehen einer Wolke vor der Sonne — der Ballon mit beunruhigender Geschwindigkeit sinkt, so entlastet das Leitseil, indem es zum Teil über den Boden schleift, das ganze System um einen Teil seines Gewichtes und hemmt oder verlangsamt doch den Absturz. Im entgegengesetzten Falle, wenn der Ballon die Neigung zu allzu raschem Steigen verrät, wird dieser Neigung durch das Einziehen des Leitseiles entgegengewirkt, weil dadurch von seinem Gewichte dem etwas zuwächst, was das schwebende System vorher gewogen hatte.

Mein Blick stand noch unter dem fesselnden Banne des Schauspiels, als eine Wolke an der Sonne vorüberzog. Der auf diese Weise gebildete Schatten führte einen Wärmeverlust bei dem Gase im Innern des Ballons herbei, der, weil er sich zusammenfaltete, zu sinken begann, anfangs langsam, dann aber mit zunehmender Geschwindigkeit. Um dagegen anzukämpfen, warfen wir Ballast aus. Und nun kam die zweite der großen Wahrnehmungen, die man bei Kugelballons macht: einige wenige Kilo Sand genügen, um einen zum Herrn der gewünschten Höhe zu machen.

Wir fanden unser Gleichgewicht über einer Wolkenschicht wieder. Hier, in einer Höhe von 3000 Metern, genossen unsere Augen ein ganz wunderbares Schauspiel. Auf einen Schirm von blendender Weiße warf die Sonne den Schatten des Ballons und die Umrisse unserer Gestalt erschienen, phantastisch vergrößert, inmitten eines Regenbogens. Weil wir nichts von der Erde mehr sahen, war die Bewegungsempfindung für uns vollständig aufgehoben. Wir hätten mit der Eile des Sturmwindes dahinsausen können, ohne es zu merken. Es gibt kein Mittel, die Richtung zu erkennen, die man genommen hat, wenn man nicht absteigen und die Ortsaufnahme machen will.

Ein lustiges Glockenspiel drang zu unserem Ohr. Von den Dörfern ertönte die Mittagsglocke. Wir hatten ein solides Frühstück mitgenommen: harte Eier, kaltes Roastbeef und kaltes Geflügel, Käse, Eis, Obst, Kuchen, Champagner, Kaffee und Chartreuse. Es gibt nichts Entzückenderes als ein derartiges Frühstück hoch über den Wolken in einem Kugelballon. Welcher Speisesaal könnte eine wundervollere Dekoration aufweisen? Da die Sonnenhitze die Wolken in Wasserdampf auflöste, ließen sie rings um den Speisetisch in allen Regenbogenfarben schillernde Strahlen gefrornen Dunstes aufsteigen, die sich wie riesige Feuergarben eines Feuerwerks ausnahmen. Wie durch ein Wunder stob Eis allenthalben in Gestalt von kleinen weißen Flitterchen einher. Im Nu bildeten sich Schneeflocken wie von selbst vor unseren Augen, bis in unsere Trinkgläser herein!

Ich trank gerade ein Gläschen Likör, als der Vorhang sich plötzlich über diese wundervolle, von der Sonne, den Wolken und dem blauen Himmel geschaffene Szenerie senkte. Das Barometer fiel rasch um fünf Millimeter, was auf eine plötzliche Störung des Gleichgewichtes und einen jähen Absturz hindeutete. Der Ballon mußte sich mit mehreren Kilo Schnee belastet haben; er sank in eine Wolke herab.

Der Nebel umhüllte uns mit nächtigem Halbdunkel. Wir konnten noch unsere Gondel, unsere Instrumente und die nächsten Teile des Tauwerks erkennen, aber das Netz, das uns mit dem Ballon verband, war nur noch bis zu einer gewissen Höhe sichtbar; der Ballon selbst

packten ihn in die Gondel, das zusammengewickelte Seil neben ihm unterbringend. Das Fleckchen Erde, das wir uns zum Landen ausgesucht hatten, erwies sich als zu dem Parke des im Besitze des Herrn Alphonse von Rothschild befindlichen Schlosses von La Ferrière gehörig. Einige Arbeiter von einem benachbarten Felde wurden in das nächste Dorf geschickt, um dort einen Wagen aufzutreiben. Eine halbe Stunde später langte ein Break an. Wir brachten auf diesem unser gesamtes Gepäck unter und fuhren nach dem etwa vier Kilometer entfernten Bahnhofe. Dort verursachte es uns viele Mühe, den Korb mit seinem Inhalte vom Wagen zu schaffen, denn er wog 200 Kilo. Um halb 7 Uhr waren wir wieder in Paris. Wir hatten 100 Kilometer zurückgelegt und fast zwei Stunden in der Luft verbracht."

Über weitere Eindrücke plaudert A. Santos-Dumont wie folgt:

„Die Luftschiffahrt hat bei Nacht ihren ganz besonderen Reiz. Man ist allein in der dunkeln Leere, im Bereich der Finsternis, in der man gewichtlos, außerhalb der Welt einherzuschweben scheint. Die Seele befreit von der Last der Materie! Man ist gleichwohl glücklich, wenn von Zeit zu Zeit irdische Lichter erscheinen. Man sieht fern vor sich einen Punkt erglühen. Nach und nach wird er größer. Da, wo vorher nur ein Lichtschein vorhanden war, tauchen bald unzählige leuchtende Flecken auf. Sie verlaufen linienförmig, hier und da mit einer Anhäufung von hellen Stellen. Man weiß, daß man über eine Stadt dahinfährt.

Oder aber man schwebt über verlassene Felder einher. Kaum zeigt sicht hier und da ein roter Schein. Wenn der Mond aufgeht, unterscheidet man gelegentlich einen dünnen, grauen Bandstreifen, der sich hin und her windet; es ist ein Fluß, in dem das Nachtgestirn oder die Sterne sich widerspiegeln. Ein Blitz teilt das Dunkel, man vernimmt schwach ein heiseres Pfeifen; es ist ein Zug, der vorüberfährt; das Feuer der Lokomotive beleuchtet zweifelsohne den Rauch über ihm.

Oder aber man wirft vorsichtshalber noch weiteren Ballast aus; man erhebt sich durch die düstere Wüste der Wolken hindurch zu der entzückenden und glänzenden Lichtsphäre eines Sternenhimmels. Dort, allein mit den Sternbildern, erwartet man das Morgenrot! Und wenn das Morgenrot kommt in einem Glorienschein von Gold, Rot und Purpur, erfaßt einen fast ein Widerwillen dagegen, daß man die Erde aufsuchen soll. Indes, auch das Ungewisse der Landung bereitet Vergnügen, wenn man nicht weiß, in welchem Teile Europas man ankommt. Für viele Leute hat die Luftschiffahrt keinen höheren Reiz. Der Luftschiffer wird zum Entdecker. Bist du ein junger Mann, der von dem Verlangen beseelt ist, in die Welt hinauszuziehen, Abenteuer kennen zu lernen, das Unbekannte zu erforschen, mit dem Unerwarteten zu rechnen,

Indes, gleich allen menschlichen Erfindungen hat das Leitseil wie seine Vorteile so auch seine Mißstände. Weil es über ungleiche Flächen dahinstreicht, über Felder und Wiesen, über Berg und Tal, über Straßen und Häuser, über Hecken und Telegraphendrähte, teilt es dem Ballon heftige Erschütterungen mit. Es kommt vor, daß es sich, wenn es sich verschlungen hat, zu rasch wieder entschlingt, daß es an irgendeiner Unebenheit des Bodens haften bleibt oder sich um einen Baumstamm oder die Äste eines Baumes wickelt. Es sollte nicht an einem Zwischenfall fehlen, der meine Belehrung in dieser Hinsicht zu einer vollständigen machte.

Als wir über eine kleine Baumgruppe dahinfuhren, warf ein etwas stärkerer Stoß mich in der Gondel nach rückwärts. Der Ballon machte, nachdem er einen Augenblick stillgestanden, vom Winde getrieben, die furchtbarsten Schaukelbewegungen, weil das Ende des Leitseils sich in die Spitze eines Eichbaumes verwickelt hatte. Wir wurden hin und her geworfen wie eine Salatschleuder und konnten uns nur dadurch loslösen, daß wir eine Handvoll Ballast auswarfen. Der freigewordene Ballon machte einen entsetzlichen Satz und schoß dann wie eine Kugel davon, den Wolken entgegen. Wir liefen Gefahr, in Höhen zu geraten, die uns bei dem geringen Vorrate von Ballast, über den wir noch verfügten, hätten gefährlich werden können. Es war die höchste Zeit, zu dem letzten Rettungsmittel zu greifen, die Ventilklappe zu ziehen und Gas ausströmen zu lassen.

Es war das die Sache einer Minute. Der Ballon begann zu fallen und das Leitseil erreichte wieder den Boden. Es blieb uns nun nichts übrig, als unserem Ausfluge ein Ziel zu setzen: wir waren mit unserem Sandvorrate beinahe zu Ende.

Jeder, der vorhat, Fahrten in einem Luftschiff zu unternehmen, sollte vorher zu seiner Übung einige Landungen in einem Kugelballon mitmachen, damit er einsehen lerne, wie leicht man bei einem unvorsichtigen Landen alles aufs Spiel setzen kann: Ballon, Kiel, Motor, Steuer, Propeller, Wasserballast (mit Wasser gefüllte Zylinder) und Benzinkannen.

Zu diesem letzten Manöver zwang uns der ziemlich stark wehende Wind, eine geschützte Stelle aufzusuchen. Vom Ende der Ebene her erstreckte ein Ausläufer des Waldes von Fontainebleau sich auf uns zu. In wenigen Augenblicken hatten wir um den Preis der letzten Handvoll Sand den Saum des Waldes erreicht. Die Bäume schützten uns nunmehr gegen den Wind. Wir warfen Anker und öffneten zugleich die Ventilklappe vollständig, um das Gas bis auf den letzten Rest ausströmen zu lassen.

Wir machten von dem in den letzten Zügen liegenden Ballon einige Momentaufnahmen; dann falteten wir ihn zusammen und ver-

zu unserer Zeit noch spricht. Und **wie** spricht! Es ist, als ob dieser Unsterbliche Frankreichs uns einlüde, um ein wenig mit uns Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts zu plaudern. Findet er doch vieles jetzt noch siebeneckig, was ihm in seiner Zeit zu denken und zu schaffen gab. Hören wir, was Montesquieu z. B. unter anderem über Frauen sagt.

Frauen.

Neulich hatte ich meinen großen Spaß in einer Gesellschaft, in der ich war. Es befanden sich dort Damen in jedem Alter; eine von achtzig, eine von sechzig und eine von vierzig Jahren, die eine Nichte von zwanzig bis zweiundzwanzig hatte. Ein gewisser, verständlicher Instinkt trieb mich zuerst in die Nähe der jüngsten. Da flüsterte sie mir zu: „Was sagen Sie von meiner Tante, die in ihrem Alter noch nach Liebesabenteuern ausschaut und die Hübsche spielt?“ — „Sie tut darin unrecht“, erwiderte ich, „solche Absichten stehen nur Ihnen an.“ Einen Augenblick darnach befand ich mich neben ihrer Tante, die zu mir sagte: „Was sagen Sie von jener Frau, die mindestens sechzig Jahre alt ist, und dabei heute mehr als eine Stunde mit ihrem Putz zugebracht hat? — „Das ist verlorene Mühe“, sagte ich, „man muß Ihre Reize haben, um an so etwas denken zu dürfen.“ Dann ging ich zu jener bedauernswerten Sechzigjährigen und beklagte sie in meiner Seele, als sie mir ins Ohr flüsterte: „Gibt es was Lächerlicheres? Sehen Sie nur die achtzigjährige Dame dort mit ihren feuerroten Bändern; sie möchte jung aussehen, und das gelingt ihr auch wirklich, denn das grenzt an Kindlichkeit!“

Lieber Gott! sagte ich zu mir selber, bemerken wir denn Lächerlichkeiten immer nur an anderen? Vielleicht ist es ein Glück, fügte ich hinzu, daß wir in den Schwächen anderer einen Trost finden. Jedoch, einmal im Zuge, beschloß ich, meine belustigende Wanderung einmal umgekehrt zu machen und mit der Ältesten anzufangen: „Gnädige Frau, Sie sehen der Dame, mit der ich eben gesprochen habe, so ähnlich, daß man Sie für Schwestern halten möchte, und ich glaube, Sie sind wohl ungefähr gleich alt?“ — „Allerdings“, sagte sie zu mir, „wenn die eine stirbt, wird die andere einen Schreck bekommen dürfen. Ich glaube kaum, daß wir im Alter um zwei Tage verschieden sind.“ Sobald ich diese Altersschwache festgelegt hatte, ging ich zu der Sechzigjährigen: „Sie müssen eine Wette entscheiden, gnädige Frau! Ich habe gewettet, daß Sie und jene Dame“ — damit zeigte ich auf die Vierzigjährige — „gleichaltrig wären.“ „Ich glaube allerdings“, sagte sie, daß wir kaum ein Halbjahr auseinander sind.“ Schön! Weiter! Und nun ging ich zu der Vierzigjährigen. „Gnädigste Frau, sagen Sie mir doch gütigst, ob es ernst zu nehmen ist, wenn Sie das junge Mädchen da am anderen Ende des Tisches Ihre Nichte nennen? Sie sind ebenso jugendlich wie sie; sie

aber bei seiner Familie und seinen Geschäften zurückgehalten wird, so vertraue dich dem Kugelballon an. Mittags frühstückst du ruhig mit den Deinigen. Um 2 Uhr fährst du mit dem Ballon ab. Zehn Minuten später bist du nicht mehr ein gewöhnlicher Erdenbürger, sondern ein Forschungsreisender, ein Abenteurer der Wissenschaft, und das ebenso gewiß, wie diejenigen, die ausziehen, um in den Eisbergen Grönlands zu frieren oder vor Hitze auf den Korallenriffen Indiens zu vergehen.

Du weißt nur unbestimmt, wo du bist; du kannst nicht wissen, wohin du gehst; aber das hängt zum großen Teile von deinem Willen ab, ebenso wie von deiner Geschicklichkeit und deiner Erfahrung. Du hast die Wahl, wie hoch du steigen willst; es steht bei dir, ob du in einer Luftströmung bleiben oder eine höhere aufsuchen willst. Du kannst durch die Wolken dringen, zu den Regionen gelangen, wo man den Sauerstoff der verschlossenen Glasröhren atmet, und den Anblick der Erde verlieren, die im Handumdrehen unter dir verschwindet, so daß du jede Richtungsbestimmung verlierst; oder du kannst wieder herabsteigen, der Oberflächengestaltung des Bodens folgen und dich deines Leitseils und einer Handvoll Sand bedienen, um mühelos Riesensprünge über Wohnstätten und Bäume zu machen.

Ist der Augenblick der Landung gekommen, dann genießt man in vollen Zügen die Freude des Forschungsreisenden, wenn man unter fremden Menschen einherwandelt wie ein seiner Maschine entstiegener Gott. In welcher Sprache, auf deutsch, russisch oder norwegisch, wird man Antwort erhalten? Mitglieder des Aeroklubs haben es erlebt, daß Schüsse gegen sie abgefeuert wurden, wenn sie gewisse europäische Grenzen passierten. Andere haben, von irgendeinem Bürgermeister oder Militärgouverneur angehalten, anfangs die schimpfliche Beschuldigung der Spionage über sich ergehen lassen müssen — bis der Telegraph die ferne Landeshauptstadt von ihrer Verhaftung benachrichtigte — um dann den Abend beim Schäumen des Champagners in der begeisterten Stimmung eines Militärkasinos zu beschließen! Noch andere haben sogar an weltentlegenen kleinen Orten gegen die Unwissenheit und Unduldsamkeit ländlicher Bevölkerung zu kämpfen gehabt. So verhängt es das Geschick der Winde."

Zu Gaste bei Montesquieu.

In den Büchern der Weisheit und Schönheit, die bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart erscheinen, begegnen wir einem braven und geistvollen Franzosen, dem alten Montesquieu. Aus dessen Schriften, vor zweihundert Jahren entstanden, sind jene Teile gezogen, in denen er auch

Beschränktheit des Urteils.

Neulich war ich in einem Hause, wo eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft war. Die Leitung der Unterhaltung fand ich von zwei alten Damen beansprucht, die den ganzen Morgen gearbeitet hatten, um sich zu verjüngen. „Man muß gestehen," sagte die eine, „daß die heutigen Männer sehr anders sind, als die unserer Jugendzeit. Die waren höflich, liebenswürdig, gesellig. Aber die jetzigen finde ich von einer unerträglichen Rücksichtslosigkeit." „Alles ist verändert", sagte da ein Herr, der sich vor Gicht kaum bewegen konnte, „die Welt ist nicht mehr dieselbe wie vor vierzig Jahren. Damals war alle Welt gesund, man war beweglich, man war heiter, man dachte nur an Tanz und Lust: jetzt ist alle Welt von einer unerträglichen Trübseligkeit." Einen Augenblick später kam das Gespräch auf Politik. „Weiß Gott," sagte ein alter, würdiger Herr. „Man versteht ja heute nicht mehr zu regieren. Nennen Sie mir heutzutage einen Minister wie Colbert! Ich kannte Colbert sehr gut, er gehörte zu meinen Freunden. Er ließ mir immer meine Pension vor allen andern auszahlen. Damals herrschte noch Ordnung in den Finanzen und alle Welt hatte Geld. Heute bin ich am Bettelstab." „Mein verehrter Herr," sagte da ein Geistlicher, „Sie sprechen da von der wunderbarsten Zeit unseres unbesiegbaren Monarchen. War ihm ein Opfer zu groß, wenn es galt, Ketzerei zu zerstören?" „Na, und rechnen Sie die Abschaffung der Duelle für nichts?" warf ein anderer ein, der bis dahin geschwiegen hatte. „Die Bemerkung ist sehr begründet," flüsterte mir jemand ins Ohr. „Dieser Herr ist über das Duellverbot entzückt. Er beobachtet es so genau, daß er vor einem Halbjahr hundert Stockhiebe hinnahm, um es nicht zu verletzen."

Es scheint mir, daß wir beim Beurteilen der Dinge im geheimen immer nur auf unsere ganz besonderen Eigentümlichkeiten Bezug nehmen. Ich bin nicht erstaunt, daß die Neger den Teufel als von blendender Weiße schildern und ihre Götter als kohlschwarz. Man hat sehr richtig bemerkt, daß, wenn die Dreiecke sich einen Gott machten, sie ihm drei Seiten geben würden.

Mein Lieber, wenn ich sehe, wie diese Menschlein, die auf einem Atom, genannt Erde, herumkrabbeln, das im Weltall nur ein Staubkorn ist, sich geradezu als Maß für die Weltleitung hinstellen, so weiß ich nicht, wie ich solche Kleinheit mit solcher Überschätzung zusammenreimen soll.

Wahre Tugend.

Ich habe Leute gesehen, bei denen die Tugend so natürlich war, daß sie sich nicht einmal bemerkbar machte: sie erfüllten ihre Pflicht, ohne sich darunter zu beugen, und taten sie wie aus Instinkt. Weit entfernt, durch viel Gerede auf ihre seltenen Eigenschaften aufmerksam zu machen, schienen

hat sogar etwas Verblühtes in den Zügen, das Sie nicht haben, und Ihre lebhaften Farben ..." — „Warten Sie", sagte sie. „Ich bin allerdings ihre Tante; aber ihre Mutter war mindestens fünfundzwanzig Jahre älter als ich — wir stammten nicht aus derselben Ehe. Ich habe meine verstorbene Schwester sagen hören, daß ihre Tochter und ich im selben Jahre geboren sind." — „Na, das dachte ich mir, gnädige Frau, und ich hatte also nicht unrecht, mich zu wundern!"

Bücherschreiber.

Man gibt sich hier viel mit den Wissenschaften ab, aber ich weiß nicht, ob man sehr gelehrt ist. Wer als Philosoph an allem zweifelt, wagt als Theologe nichts zu leugnen: solch widerspruchsvoller Mensch ist immer mit sich zufrieden, wofern man nur seine beiden Qualitäten auseinanderhält und gelten läßt.

Die Manie der meisten Franzosen ist, geistreich sein zu wollen, und die Manie derer, die geistreich sein wollen, ist, Bücher zu schreiben.

Doch das ist ein so übler Einfall, wie nur möglich: die Natur scheint weise Vorkehrung getroffen zu haben, daß die Dummheiten der Menschen vergänglich sein sollten, und die Bücher verleihen ihnen Unsterblichkeit. Ein Dummkopf sollte sich damit begnügen, seine Zeitgenossen gelangweilt zu haben: nein! er will auch noch künftigen Geschlechtern beschwerlich fallen; er will, daß seine Dummheit über die Vergessenheit triumphiert, deren er sich gerade so gut hätte erfreuen können wie seines Grabes; er will, die Nachwelt soll davon unterrichtet sein, daß er gelebt hat, sie soll wissen auf alle Ewigkeit, daß er ein Dummkopf war.

Von allen Bücherschreibern verachte ich keine mehr als die Kompilatoren, die von allen Seiten her die Fetzen von den Werken anderer zusammentragen und sie zusammenkleistern wie Rasenbatzen auf einem Beet. Sie stehen nicht viel über den Buchdruckergehilfen, die die Typen aufreihen, die, zusammengestellt, auch ein Buch bilden, zu dem sie aber nur die Hand geliehen haben. Ich wünschte, daß man die Originaltexte respektierte, und es scheint mir eine Art Entweihung, einzelne Stücke aus dem Heiligtum, in dem sie sich befinden, herauszuziehen, um sie einer Verachtung auszusetzen, die sie nicht verdienen.

Wenn ein Mensch nichts Neues zu sagen weiß, was hält er nicht den Mund? Was soll man mit diesen Wiederholungen anfangen? „Aber ich will in Altes eine neue Ordnung bringen! — Jawohl!

Ich schreibe das, weil ich über ein eben aus der Hand gelegtes Buch empört bin. Es ist so dick, als wenn es die gesamte Wissenschaft umfaßte, aber es hat mir nur den Kopf schwirren gemacht, ohne mich etwas zu lehren.

starke Hoffnung auf meine ewige Glückseligkeit, und auf diese Hoffnung möchte ich nicht verzichten.

*
* *

Ein Mann, der gut schreibt, schreibt nicht, wie man schreibt, sondern wie er schreibt, und oft, wenn er schlecht spricht, schreibt er gut.

*
* *

Ich sagte einmal zu einem Menschen: „Pfui doch! Sie haben so niedrige Gesinnungen wie ein vornehmer Herr!"

*
* *

Ich liebe die Bauern. Sie sind nicht gelehrt genug, um unlogisch zu denken.

*
* *

Ich habe immer beobachtet: um in der Welt Erfolg zu haben, muß man wie ein Narr aussehen, aber weise sein.

*
* *

Man beachte einmal: die Mehrzahl der Dinge, die uns Vergnügen machen, sind unvernünftig.

*
* *

Die Unterschiede zwischen den Menschen sind zu geringfügig, um darauf eitel zu sein: die einen haben Gicht, die anderen ein Steinleiden; die einen sterben, die andern werden sterben. Sie haben alle eine Seele während der ganzen Ewigkeit, und diese Seelen sind nur eine Viertelstunde lang verschieden, nämlich solange sie mit einem Körper verbunden sind.

*
* *

Spott ist eine Rede zugunsten seines Geistes gegen sein gutes Herz.

*
* *

Scham steht aller Welt gut. Aber man muß es verstehen, sie zu überwinden, ohne sie je zu verlieren.

Eine Plauderei über das Schlafen.

Von **Peter Rosegger.**

Von meiner Mutter hörte ich einmal sagen, sie müsse ihr Abendgebet stehenden Fußes beten, denn liege sie einmal im Bette, so schlafe sie auch schon. Von der knieenden Stellung mochte sie wohl auch wenig erwartet haben, weil sie den alten Knecht Markus nie so selig schlummern sah, als wenn er im Wandwinkel kniete, um sein Abend-

sie selbst ihrer gar nicht gewahr zu werden. Solche Leute lieb' ich, nicht solche tugendhaften Menschen, die immer über ihre eigene Tugendhaftigkeit erstaunt zu sein scheinen und die eine gute Handlung wie ein Wunderbegebnis betrachten, dessen Mitteilung Überraschung hervorrufen muß.

Wenn für die, denen der Himmel große Gaben verliehen hat, die Bescheidenheit eine unerläßliche Eigenschaft ist, was soll man von diesen Eintagsfliegen sagen, die einen Stolz zu zeigen wagen, der die größten Menschen verunzieren würde?

Ich sehe allerseits Leute, die unaufhörlich von sich selber reden. Ihre Unterhaltung ist ein Spiegel, in dem ihr aufdringliches Gesicht sich immerwährend zeigt. Sie werden mit dir von den geringsten Kleinigkeiten reden, die ihnen begegnet sind, und verlangen, daß das Interesse, daß sie daran nehmen, sie in deinen Augen wichtiger erscheinen lasse. Sie haben alles gemacht, alles gesehen, alles gesagt, alles gedacht. Sie sind ein allgemein gültiges Vorbild, ein unerschöpfliches Thema zu Vergleichen, eine Quelle von Beispielen, die nie versiegt. Oh wie fade ist Selbstlob!

Vor einigen Tagen plagte uns ein derartiger Mensch mit Erörterungen über sich, seine Verdienste, seine Talente. Aber da es nirgends in der Welt eine ununterbrochene Bewegung gibt, so hörte er auch einmal zu reden auf und wir konnten das Wort ergreifen.

Und das taten wir. Einer, der ziemlich ärgerlich schien, beklagte sich über die Langweiligkeit der Unterhaltungen: „Was! Immer Narren, die nur sich selbst bespiegeln und alles nur auf sich beziehen." „Sie haben recht," begann plötzlich unser Dauerredner wieder. „Man muß es so machen wie ich. Ich lobe mich niemals. Ich bin reich, bin von vornehmer Geburt, weiß mein Geld auszugeben, meine Freunde sagen mir, daß ich geistig etwas vorstelle. Aber von alledem spreche ich niemals. Wenn ich gute Eigenschaften habe, so ist meine Bescheidenheit mir die wertvollste."

Aphorismen.

Gott ist wie ein Monarch, der mehrere Völker in seinem Reiche hat. Alle bringen ihm ihren Tribut, und jedes spricht zu ihm in seiner Sprache, seiner Religion.

* * *

Wenn die Unsterblichkeit der Seele ein Irrtum sein sollte, würde es mir schmerzlich sein, nicht daran glauben zu dürfen. Ich gestehe, daß ich nicht so bescheiden bin wie die Gottesleugner. Ich weiß nicht, wie sie denken, aber meinesteils möchte ich die Vorstellung von meiner Unsterblichkeit nicht gegen eine ephemere Glückseligkeit eintauschen. Es befriedigt mich tief, mich so unsterblich zu glauben, wie Gott selbst ist. Unabhängig von den hohen Gedanken, geben mir die metaphysischen Ideen eine sehr

der Schlaf will nicht kommen. Solche stille Nachtstunden in trauter Selbstschau wären ja an sich keine verlorene Zeit, aber der Schlaf ist ein Muß! Wie sollst du morgen Kraft und Lust für deine Pflichten haben, wenn du nicht geschlafen hast? Der Körper reibt sich auf ohne Schlaf, der Geist wird matt oder ungesund erregt, wenn man zu wenig schläft. — Solche Gedanken fangen an, den Wachenden zu quälen. Er denkt an den Schlaf zu viel, zu ungeduldig, daß er doch endlich kommen müsse — als daß er kommen könnte. Erst gegen Früh sind ein paar Stunden der Bewußtlosigkeit und der Morgen findet ihn erschöpfter als der Abend.

Recht vielen von uns geht es so; ich persönlich weiß es aus reichlicher Erfahrung und will zu Trust und Trost der Leidensgenossen ein wenig davon sagen. Mein Schlaf ist sehr ungleichmäßig, selbst bei normalem Wohlbefinden und in gewöhnlichen Lebensläufen. Da gibt es eine Reihe von Nächten, in denen ich kaum drei bis vier Stunden schlafe. Das dauert manchmal wochenlang. Und plötzlich eine Nacht, die mir sieben oder acht Stunden langen, ununterbrochenen und erquickenden Schlaf mit leichter, freundlicher Traumumsäumung bringt. Gewöhnlich folgen dann mehrere solche Nächte nacheinander. Aber siehe, die Tage nach Nächten mit wenig Schlaf oder mit viel Schlaf sind nicht so unterschiedlich, als man meint. Ein paar Stunden Schlummer machen mich für den nächsten Tag oft gerade so frisch, als acht Stunden Schlaf, die mir nicht selten einen dumpfen Kopf hinterlassen, während wenig Schlaf merkwürdigerweise bei mir regere Eßlust zur Folge hat, als müsse der zu Schaden gekommenen Kraft durch größere Nahrungszufuhr Ersatz geleistet werden. Elend ist der Tag nur nach einer völlig schlaflosen Nacht. So bin ich im ganzen zur Anschauung gekommen: Es ist gar nicht nötig, so viel zu schlafen; in deinem Alter genügen wenige Stunden. Dann natürlich kommt als Tröster auch Napoleon, der nicht mehr als drei Stunden täglichen Schlafes bedurft und doch einiges geleistet hatte. Und seitdem ich mir nichts mehr daraus mache, wenn in der Nacht der Schlaf nicht kommen will, seither kommt er lieber.

Eine völlig schlaflose Zeit habe ich auf Reisen. Vollends im Eisenbahnzug — auch wenn man sich's die Nacht über bequem machen kann — schließe ich kein Auge. Anscheinend ist das Interesse an der Strecke zu rege. Ich liege da, denke an die Stationen, an die Gegenden, die Städte, die der Zug berührt. Ich beobachte die Fahrgeschwindigkeit, beobachte nach den Sternbildern die Richtung des Zuges, die Flucht der Stunden und erwarte also zwar widerwillig, aber gewissenhaft das erste Morgendämmern durchs Fenster. Man hat mir geraten, trotzdem zu reisen und das mit den schlaflosen Nächten so lange zu treiben, bis der Schlaf sich endlich mit Gewalt einstellen würde.

gebet zu verrichten. Und dann die Ahne einmal sprach: Wer nach hartem Tagwerk bei der Abendandacht einschläft, für den beten die Engel.

So nahe ist bei den Leuten körperlicher Arbeit Wachen und Schlafen beisammen — der nervöse Stadtmensch wird's nicht glauben wollen. So lange tätig sein, bis man sich vor dem Schlafe nicht mehr erwehren kann — o redliches Tagwerk, o köstlicher Lohn! Im Waldbauernhause ging man um 9 Uhr schlafen und stand, auch im Winter, des Werktags um 4 Uhr auf. Die sieben Stunden wurde aber auch ordentlich geschlafen. Man lag am Morgen noch auf derselben Seite, auf die man sich am Abend hingelegt hatte. Wer des frühen Morgens den Vater weckte, das kann ich nicht sagen, wahrscheinlich er sich selbst; zur gleichen Minute war er allemal wach. Dann weckte er die übrigen. Er hatte ein Scheit und stieß damit an die Wand der Mägdekammern und an die Stubendecke, den Knechten, die im Dachboden schliefen. Die Antwort war ein Knurren. Trat nach demselben sofort wieder Ruhe ein, so pochte der Vater noch heftiger und unerbittlich fort, so lange, bis er hörte, wie sie aus dem Bette stiegen und sich anzuziehen begannen. Mich unterwies meine Mutter, wie man aufsteht: „Wenn du nach dem Gewecktwerden geschwind aus dem Bett springst, so kriegst Kopfweh, und wenn du ein Eichtl noch liegen bleibst, schlafst wieder ein. Deswegen mußt du dich gleich ruhig aufsetzen, ein Vaterunser lang sitzen bleiben und nachher in Gottesnamen aufstehen.

Wenn ich gesagt habe, daß die sieben Stunden ordentlich geschlafen wurde, so ist dabei nicht der Samstagnacht gedacht. Das ist bisweilen eine verhexte Nacht und hat's einmal einer so ausgelegt: Wer stark ist, der ist so schwach, daß er aufsteht, und wer schwach ist, der ist so stark, daß er liegen bleibt. Aber die jungen Burschen sind manchmal nicht stark genug, um liegen zu bleiben.

Von glücklichen Menschen sagt man, daß ihnen das Aufwachen am Morgen lieber ist, als das Einschlafen am Abend. Auch bei mir ist es in der tätigsten Zeit meines Lebens so gewesen. Noch glücklicher aber muß man den preisen, dem auch die Stunde des Einschlafens so lieb ist, als die des Aufwachens. Das ist der Fall bei dem gesunden Menschen, der in richtig wechselnder Tätigkeit und Ruhe sein Genügen findet. Wie anders, wenn einer den Abend fürchten muß und die Nacht, weil er nicht schlafen kann! Er ist müde den ganzen Tag und wenn endlich die stillen Stunden der Ruhe kommen, fühlt er sich angeregt zur Arbeit. Doch legt er sich endlich ins Bett und wartet auf den Schlaf. Er liegt ganz bequem, hat keine Schmerzen, keine Sorgen. Gedanken gleiten zwanglos leicht und lind über seine Seele dahin, Erinnerungen, Vorstellungen, Pläne und Hoffnungen ziehen sachte und anmutig vorüber. Manchmal freilich auch ernstere Geister. So vergehen Stunden um Stunden und

Neigung zum Einschlafen. Meiner Absicht am nächsten kam noch leichter Schlafpunsch, aber für die Länge traue ich dem Gesellen nicht. Narkotische Pulver und Tropfen habe ich in Zeiten völliger Schlaflosigkeit, aber auch dann stets mit Mißtrauen versucht; ihre Wirkung bestand unter wenigen Ausnahmen in Magenunbehaglichkeiten und Kopfschmerz. Sogar zum uralten Hausmittel, das bei den Bauern angewendet wird, habe ich zurückgegriffen: Beim Liegen in stiller Nacht still einen Rosenkranz für die armen Seelen zu beten oder auch langsam bis Tausend zu zählen. Auch diese Mittel haben versagt. Vielleicht, daß zu wenig Andacht dabei war oder zu viele Erwartung mitspielte. Es ist einmal so, je lebhafter der Schlaf aufgefordert wird zu kommen, je länger läßt er warten.

Ein bewährtes Schlafmittel soll sein, abends im Bette deutsche Dichter zu lesen, besonders Volksdichter. Auch das habe ich manchmal versucht und einen Band Rosegger zur Hand genommen. Entweder ich freute mich oder ich ärgerte mich darüber, in beiden Fällen von Schlaf keine Spur. Das erinnert mich nebenbei an einen Poeten, der Bücher von Kollegen las, um sich unter allen Umständen daran zu freuen. Waren sie gut, so freute er sich, weil sie gut waren, und waren sie schlecht, so freute er sich noch mehr.

Zu Zeiten schlafspärlicher Nächte kommt ebenso bei der Mittagssiesta kein Schlaf, während nach wohlgeschlafener Nacht auch das Tagesschläfchen sich gerne einstellt. In jüngeren Jahren bin ich von der Mittagsruhe, wenn ich ihrer ausnahmsweise pflegte, mit Unbehagen aufgestanden. Dem Sechziger ist sie ein angenehmes Bedürfnis, ob er nun dabei schläft oder nur schlummert oder liest. (Letzteres ist eine schlechte Gewohnheit. Wenn man sich schon auf die Bank legt, so soll man auch ruhen an Körper und Geist.) Aber die Mittagsruhe sei kurz. Was über eine halbe Stunde ist, erfrischt nicht mehr, sondern macht träge.

Ein bedenkliches Zeichen unseres Kulturlebens ist es jedenfalls, daß so viel vom Schlafe gesprochen wird. Daheim bei meinen Bauern spricht man von ihm nur, wenn man schläfrig ist, und dann auch nicht lange, eben weil man schon schläft. Es ist etwas Selbstverständliches, ein Gut, das man nicht erwerben muß, das umsonst kommt, weshalb wir es wenig schätzen, bis es — ausbleibt.

Man dankt dem Himmel für Speise und Trank, für alles mögliche, aber für den guten Schlaf dankt nur das Kind, wenn diese Danksagung zufällig im Morgengebete vorkommt. Und doch gibt es auf der Welt nichts Besseres, Süßeres, Kräftigenderes und Verjüngenderes als den Schlaf. Der Mensch, sagt man, soll des Morgens um einen ganzen Zoll größer sein als am Abend. Und vom Leben verloren hat er auch

Und ich versuchte das; es stellte sich allerhand anderes ein — Abgespanntheit, Nervosität, Asthma, aber nicht der Schlaf. An solcher Schlaflosigkeit nun scheitern meine Reisen. Wären mir für jede Nacht vier oder fünf Stunden guten Schlafes geschenkt, so würde es mein übriges Befinden vielleicht gestatten, meine Lieblingsreisen, die bisher nur auf der Karte gemacht wurden, in Wirklichkeit auszuführen. Bei dem Umstande, als auch in fremden Ländern mancher Freund mir deutsche Heimat entgegenbringt und in allen Gewässern der Erde sich gleichsam unsere deutschen Alpen wiederspiegeln, weil diese überall ihre sehnsüchtigen Verehrer haben — bei solchem Umstande dürfte selbst mein kindisches Heimwehherz ein wenig vernünftiger geworden sein. — Es ist also scheinbar nicht viel, was ich von der ärztlichen Wissenschaft verlange: Vier Stunden Schlaf für jede Nacht. — Und doch scheint ihr das Verlegenheit zu bereiten. Sie riet kalte Waschungen; aber die machen mich nervös und katarrhalisch. Sie riet mir viel freie Luft und körperliche Bewegung; diese Dinge taten mir sehr wohl, verminderten aber eher den Schlaf, als ihn zu vermehren; zur Sommerszeit bei Aufenthalt im Freien, bei Landpartien habe ich weniger Schlaf, als im Winter bei der Zimmerhockerei. Ob das zufällig ist oder andere mir verborgene Ursachen hat — ich weiß es nicht. Daß gute Luft und mäßige Bewegung den Schlaf unter Umständen sollte kürzen können, ist mir unfaßlich. Ferner riet man kalte Kopfumschläge, nasse Socken in der Nacht, auch Abschaffung des Abendessens. Und ich muß sagen: Nach guter Sättigung schlafe ich fast eher ein als mit leerem Magen.

Es hat Zeiten gegeben, da ich die Ergebnisse der Wissenschaft praktisch ausnützen wollte. Aber die Schlaumeierei war zu groß. Da las man, daß der Schlaf durch Blutleere des Gehirns bedingt sei. Gut. Das Blut muß also aus dem Kopf geschafft und talwärts gelockt werden. Ich erwärmte am Ofen oder mit heißen Ziegeln die Füße, damit durch Erweiterung der Adern dem Blute dort unten Raum und warme Plätzchen geschaffen würden. Aber es kam nicht herab. Ich nahm ein erkleckliches Abendmahl ein, damit das Blut um den Magen zusammenlaufen soll, um mitzuessen. Aber es blieb zumeist doch im oberen Stock, weil ihm als echtem Idealisten geistige Arbeit lieber war als Schlemmerei. Dort oben setzte es auch im Schlafe, der endlich wohl spärlich kam, seine „geistige Arbeit" fort durch lebhaftes Träumen.

Es ist zum Bangewerden, daß es nicht will stimmen. So kann ich zum Beispiel weniger einschlafen, wenn mich Freudiges bewegt, als wenn ich ein Herzleid habe. Vorausgesetzt, daß das Herzleid ein unschuldiges ist und nicht etwa von Gewissensvorwürfen erregt wird. Auch der tapfere Trunk ist schon versucht worden — die Folgen waren eher ungünstig als günstig. Denn die aufgepeitschten Geister haben keine

Haus- und Ackergeräte des Älplers.

Von **Karl Reiterer.**

Ein oberflächlicher Beobachter des Landlebens wird kein Auge für das haben, was dem Bauer eine kleine Welt für sich ist. Werfen wir jedoch nur einen Blick auf die einzelnen Haus- und Ackergeräte des Älplers, so finden wir beispielsweise schon in diesen eine Vielseitigkeit, Ursprünglichkeit und Nutzanwendung, die bei näherer Betrachtung bewunderungswert ist. Jedes einzelne Gerät hat uralte Traditionen, wenn zwar nicht geleugnet werden kann, daß die Neuzeit auch schon in dieser Beziehung nivellierend ins Bauerntum eingedrungen ist, denn selbst im letzten Gebirgsgraben trifft man bereits Dreschmaschinen, Zentrifugen, Futterschneidmaschinen u. dgl. Trotzdem sind einzelne Haus- und Ackergeräte, welche sich durch maschinnelle Einrichtungen nicht ersetzen lassen, bis auf den heutigen Tag in Ehren geblieben. Im nachstehenden soll von den wichtigsten dieser Geräte die Rede sein, indem wir auf ihre eigentümliche Benennung, die Art ihrer Herstellung, ihrer Verwendung und Zusammensetzung hinweisen.

Wir unterscheiden Haus- und Ackergeräte, welche nur von männlichen, von männlichen und weiblichen oder nur von weiblichen Dienstboten benützt werden. Im heutigen sei von jenen die Rede, welche nur von männlichen oder von männlichen und weiblichen Dienstboten in Verwendung kommen. Von jenen Geräten, welche nur unsere Bauernmägde in die Hände nehmen, wollen wir nächstens sprechen.

Der Pflug, die Egge, die Sense, der Rechen, die Sichel, der Wagen, Schlitten, die Drischel, Gabel, Heuraffer, Heutreter, Beile, Sägen, Schaufeln, Bohrer, Krampen, Reitern, Vorstecken, Ketten, Klampfen, Seile, Sandgader, Schotterdruhen, Winden, Haarbrecheln und Haarhacheln erregen unsere besondere Aufmerksamkeit. Es gibt zwar noch eine Unzahl anderer Haus- und Ackergeräte, allein wir müssen des beschränkten Raumes halber davon absehen, an dieser Stelle eine erschöpfende Darstellung aller einschlägigen Objekte zu bieten.

Der Pflug, sagt der Bauer, dient zum Brachen und Bauen. „Gebracht“ wird im Herbste, „gebaut“ im Lenze. Es gibt hölzerne und eiserne, einfache und Doppelpflüge. Die hölzernen Pflüge fertigt sich der Bauer meist selbst an. Jeder Pflug besteht aus dem Gret (Gerädevordergestell) und dem eigentlichen Pflug, bei dem die Hauptbestandteile Sech und Arling — sind. Der Pflugreitel ist aus Eisen und hat einen hölzernen Stiel. Es wird bei ländlichen Raufereien auch als „Verteidigungsmittel“ angewendet, denn vor wenigen Jahren erst las ich in einem steirischen Blatte von einer Gerichtsverhandlung, bei der zur Sprache

nichts, selbst wenn er noch so fest schlief. Denn die Seele schläft nicht, sie bleibt wach, hat ihr Traumleben, das nicht auslischt und nur über das Erwachen hinaus in der Erinnerung selten haften bleibt. Ich habe ein Kreuzköpfel im Hause. Das darf am Sonntag um eine Stunde länger schlafen als an Werktagen. Damit es davon auch etwas hat, ist die Magd ein- für allemal gebeten, es um die gewöhnliche Aufstehzeit zu wecken. Da fühlt es, wie süß das Schlafen ist, kann liegen bleiben und wieder einschlummern. Das nenne ich Lebenskunst haben!

Mit Willen einschlafen, das ist eigentlich ein Selbstmord auf Widerruf. Man gibt sein Leben freiwillig auf, man ergibt sich einem Zustand, in dem man nichts mehr von sich weiß, einem Zustand, der sich bloß nicht mehr zu ändern braucht, und alles ist aus. Es wäre gestorben ohne viel Umstände. Es wäre zur besten Zufriedenheit gelöst. Aber man legt sich hin mit Vorbehalt des Aufwachens — als ob das so sicher wäre. Wenn der Mensch wüßte, daß er eines Tages nicht mehr erwachen würde, er wäre kindisch genug, sich seiner Tage lang vor dem Einschlafen zu fürchten. — Das Geheimnis des Schlafens ist unser süßestes Geheimnis, darum strebt ihm zeitweilig alles zu, was lebt, darum ist mancher so betrübt, dem der Schlaf das süße Geheimnis nicht will anvertrauen.

Diese Plauderei ist entstanden aus Anlaß einer Zuschrift, in der sich jemand über Schlaflosigkeit beklagt und den Heimgärtner um Rat bittet. Hier ist gezeigt, daß der Heimgärtner sich selber keinen weiß als den, die Sache nicht allzu tragisch zu nehmen. Geistig rege Menschen sind einmal keine Murmeltiere. Übrigens schlafen auch solche, denen es vorkommt, die ganze Nacht wach zu liegen. Die körperliche wie geistige Tätigkeit ist ausgespannt, sie ruhen. Und besonders, wenn sie ihr Leben möglichst vernünftig einrichten, ihr Gemüt möglichst gelassen halten und ihre Angst vor der Schlaflosigkeit fallen lassen, dann kommt der Frieden. Der Schlaf ist ein Bräutigam, der vor stürmischen Bewerbungen zurückweicht und leise nur den Gelassenen naht. Allnächtlich sieben Stunden lang mögen wir für ihn bereit sein, dann, wenn er zu flüchtig oder vielleicht einmal gar nicht erschienen, aufstehen und sich der Mahnung erinnern: Wirke, so lange es noch Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Denn allmählich führt uns der Schlaf, sei es mit leichter, sei es mit derber Hand, seinem berühmten Herrn Bruder zu, in dessen Herberge sich noch niemand beklagt hat, daß er schlecht schliefe.

beim Woaf. Jeder Mäher hat einen Wetzstein im Kumpf. Letzterer ist aus Holz oder Horn und wird vom Knechte beim Fürtuchbandel oder Hosenriemen neben der „Tabaksblader“ getragen. Den Wetzsteinkumpf fertigt sich der Bauer meist selber an.

Im Oberlande traf ich das scherzhafte Wetzsprüchel:

Ih wetz, ih wetz
Und mach' a Schneid',
Ih mah' und mah'
Und kim nit weit.

Einen schlechten Mäher nennt der Waldbauer einen „Filling-mahder“. Fillinge sind Eierschwämme. Man will zu einem schlechten Mäher also sagen: „No, wenn du Schwämme mähen würdest, so kämest du weiter. Das Grasmähen aber geht dir nit vonstatten.“ Auf Kirchtagen steht der Hansel oder Michel stundenlang beim „Wetzstoankramer“, um sich einen Stein auszusuchen, der a Schneid macht, wia a Gift. Ein „woacha“ Stein ist nichts nutz, heißt es. In früherer Zeit trugen Hausierer Wetzsteine ins Gebirge. In Tirol kommt das heute noch vor.

Rechen gibt es mehrere Arten: Heurechen, Ramrechen und Eisenrechen. Die Heurechen sind feiner und breiter gearbeitet als die Ramrechen und dienen zum Heuen. Die Ramrechen benützt man zum Reinigen der Felder und Wiesen im Lenze, „ramen“ nennt dies der Ennstaler. Die Eisenrechen sind bis auf den Stiel aus Eisen und werden zu Gartenarbeiten verwendet. Die Rechen aus Holz macht sich der Bauer selbst. Zur Herstellung der Zähne benützt man ein eigenes Holz: 's Rechenzähnholz. Auf Kirchtagen verkaufen bäuerliche Rechenmacher einen Rechen um 60 bis 80 Heller.

Die Sichel dient nicht nur zum Getreideschnitt, sondern die Sennerin auf der Alm verwendet sie auch zum Gleck-, d. i. Grünfutterschneiden auf den Berghängen. Beim Getreideschnitt „wetzt“ der Untermar die Sicheln der Schnitter. Ein bäuerliches Scherzwort besagt, die Sennin brauche einen Liebhaber zum Sicheltängeln und Schuhnageln auf der Alm.

Es gibt Leiterwägen und zweiräd'rige Karren. Letztere werden im Gebirge des steirischen Oberlandes „Budahenn“ genannt, weil diese Wagenart „abgehackt“ erscheint, wie eine „Budahenn“ (Butterhenne).

Bin von Stol aussagonga,
Hon a Budahenn' g'fonga,
Schön zuschart hot sie,
Wia's gfongen hon ih,

sang der Einleger Markus Mühlbacher, vulgo alt' Kaltenbrunner in Donnersbachwald gern. Die Leiterwägen haben Holz- und Eisenachsen und dienen zum Heimschaffen des Heu's, Getreide oder Stroh's. Im Ennstale traf ich folgende Schlittenbenennungen: Halbschlitten, Zagschlitten, Keiblschlitten, Schlittdruhen, Reitschlitten, Handschlitten und

kam, wie der Angeklagte mit einem Pflugreitel auf seinen Gegner losschlug. Der Reitel blieb im Kopfe des Getroffenen stecken und als man ihn herausziehen wollte, brach der hölzerne Stiel ab. So tief stak das Gerät im Schädel des Burschen. Ich bewunderte dabei zweierlei: Erstens, daß der Getroffene dabei mit dem Leben davon kam; zweitens, daß der Attentäter noch den Mut fand, sein Verteidigungsmittel in Sicherheit zu bringen. — Die Pflugwiden hält Gret und Pflug zusammen. Es gibt eiserne und hölzerne Pflugwiden. Die letzteren fertigt sich der Landwirt selbst aus Birkenreisig an, sie haben die Form eines Kranzes und ähneln den Zaunringen. Eine heikle Sache, sagt der Bauer, ist das Pflugkeilen, nämlich das Befestigen des Pflugsechs. Bei hölzernen Pflügen sind auch Sech und Schar aus Holz. Die eisernen Sech werden vom Bauer im Lenze vor dem Pflügen alljährlich zum Dorfschmied getragen, damit dieser das Pflugmesser schärfe. Das Pflugschar nennt der Ennstaler Arling. Ist gepflügt, säet der Landwirt. Dem Säen folgt das Eggen des Ackerbodens. Die Egge nennt man im steirischen Oberlande und in Kärnten Arn. Die Arn ist aus Holz, mit Eisen beschlagen. Ebenso sind die Eggenzähne aus Eisen. Beim „Z'reißen" legt man ein Rad oder einen Holzblock auf die Egge, beim Eineggen des Samens jedoch nicht. Die Beschwerung der Arn erfolgt, damit diese fest auf den Boden gedrückt wird.

Es gibt Streusensen, Heusensen und Strohsensen. Die Streusensen sind kürzer als die Heusensen. Die Strohsensen werden beim Strohstock angeschraubt. Der Sensenstiel heißt im Oberlande Woab, im Sulmtale Woaf, im Mürztal Weafel. Das Sensentängeln ist Sache des Knechtes. Jeder hat seine eigene Sense zu tängeln. Ich traf in Obersteier ein eigenes Tängellied, welches ich noch nirgends gedruckt fand. Ich will ein paar Strophen des Liedes, das aus meinem Wohnorte Weißenbach bei Liezen stammt, bringen:

Sie:

Mein Mann, der tongelt wuhl,
Aber nit wia er sull,
Er mocht mir holt ollmol
'n Tongel viel z'schmol.

Er:

Hiaz wirds mir ah scho z'viel,
's wogelt der Hommerstiel,
Hiaz konn oba tongeln,
Konn tongeln wer will.

Den Rand an der Sensenschneide nennt man im Ennstale 'n Tongel. Beim Tongeln hat man den Tangelstock, Tangelhammer und die Sensenloater. Auf den Tangelstock wird die Sense gelegt, die man tängelt. Mit dem Tangelhammer, dessen Stiel, wie es oben im Liede heißt, nicht „wogeln" darf, wird die Schneid hergestellt. Auf die Sensenloater legt man den Sensenwoab. Im Sulmtale traf ich nirgends eine Sensenloater, wohl aber im Ennstalerischen. In letzterer Gegend bleibt die Sense während des Tängelns am Stiel, im Unterlande beläßt man sie

Brennholzes ist das Kliabhackel da, das Zaunhackl wird bei kleineren Arbeiten, wie z. B. beim Zäunen benützt. Die Fleischhacke wird nur dann hervorgeholt, wenn der Bauer schlachtet. Die Spann- (Spaun-)Sag' und Ziehsäge findet man sowohl im Ober- als auch im Unterlande. Die Spaunsag' kann einer handhaben, bei der Ziachsag müssen immer ihrer zwei da sein. Der Sagfeiler schärft diese Sägen. Bei meinem letzten Aufenthalte in Graz (Dezember vorigen Jahres) bemerkte ich auf dem Jakominiplatze in einem Hüttchen aus Holz einen eifrigen Sägefeiler, den ich ein Weilchen beobachtete, denn ich dachte sogleich an den lustigen Sägefeiler Billinger im Ennstale, ein Männlein, das wegen seiner Schnurren volkstümlich geworden ist.

Schaufeln sind entweder aus Holz oder Eisen. Aus letzterem sind die Spitz- und Broatschaufeln; Spitzschaufeln verwendet man bei Erdarbeiten, z. B. beim Grabenstechen. Die Broatschaufeln haben eine mehr viereckige Form; sie dienen zum Auflegen lockerer Erde oder Sand.

Den Bohrer nennt der Ennstaler Neiger. Die größten Bohrer sind die Brunneneiger, oft einige Meter lang. Die Tippel- und Scharneiger dienen zu Zimmermannsarbeiten. Die Scharneiger sind die kleinsten Bohrer. [1])

Der Vorstecken ist aus Eisen; er wiegt oft zwanzig Kilo. Der Bauer macht mit ihm Löcher in den Erdboden, wenn Pflanzen oder Zaunstecken zu setzen sind. — Alle diese bisher genannten Geräte findet man im „Zeugkammerl" des Bauers oder in der „Schneggerhütte", zum Teil auch im „Treidkasten". Ebenso werden dort aufbewahrt: die Mistkral, der Krampen, die Roseln, Seile, Ketten, Klampfern, Keile, von denen noch kurz die Rede sein soll.

Die Mistkral ist dreispießig; sie dient zum Düngerableeren, der Krampen wird bei Steinarbeiten und Erdgrabungen verwendet. Der Mistbracker ist aus Holz und wird auch Mistpritscher genannt.

Die Reitern (Siebe) hörte ich in Donnersbachwald Roseln nennen. Im genannten Orte nennt man auch eine verschwenderische Bäuerin eine Rosel. Die Waldbauern kennen Haferroseln, Kornroseln und Linsertroseln. Die Haferroseln haben weites Geflecht aus feinen Haselschienen. Das Geflecht ist auch aus Metalldraht. Aus Flitsch (Krain) oder Wällischtirol kommen „Reiterträger." Bei bäuerlichen Arbeiten gelangen verschiedene Seile in Verwendung: 's Rumpelsoal, Vordersoal, Bindsoal, Heuziehsoal und Dungsoal. Letzteres ist sehr stark und lang. Es dient zum „Kotaufführen" oder „Düngeraufführen" bei steilen Äckern. 's „Rumpelsoal" ist bei der Rumpel angebracht. Beim Heuwagen ist vorne ein Wagensoal, rückwärts ein Bindsoal. Mit diesen beiden Seilen wird der Bindbaum (im Sulmtale Wißbam genannt) niedergebunden. Der Kreuzer-

[1]) In der nordöstlichen Steiermark wird der Bohrer „Awinger" oder „Mawwinger" genannt, im Sulmtale „Nawer".

Rumpeln. Letztere haben nur das Aussehen eines Schlittens, sind aber kein eigentlicher Schlitten; sie dienen auch nicht als Vehikel im Winter, sondern man verwendet sie im Sommer auf steilen Leiten zum Heimfahren des Alpenheues. Der Halbschlitten wird beim Transport der Baumstämme benützt. Zum Gebäckfahren dient der Keiblschlitten; die Schlittdruhe hat, wie der Name besagt, eine Druhe, der Reitschlitten ist ein Paradestück des Bauers; man bedient sich dessen bei einer Spazierfahrt. Vorne auf dem Bocke sitzt der Hansel und kutschiert, rückwärts hat sich mit seiner „Bäuerin“ behäbig der Herr des Hofes breit gemacht. Der Bauer macht selten eine Spazierfahrt, allein wenn er eine solche unternimmt, will er auch was repräsentieren ... Der Handschlitten dient dem Bauer zum Heu-, Streu- und Graßziehen. Unter'm „Graß“ versteht der Ennstaler Fichten- und Tannenreisig.

Die Drischeln in der Tenne sind aus Holz. Das Leder zu den Drischelriemen bezieht der Älpler vom „Weißgerber“, dem er eine Hundehaut zum „Arbeiten“ gab. Im Ennstalerischen haben die Drischeln kurze Schwingeln, im Gurktalerischen (Kärnten) traf ich Drischeln, bei denen der Schwingel aus einem unförmigen Prügel aus hartem Holz bestand. Auch der Drischelstab ist aus hartem Holz, zumeist Buchenholz.

Gabeln können aus Eisen oder Holz sein. Heugabeln, Mistgabeln und Broatgabeln sind — bis auf den Stiel — aus Eisen. Die Futtergabeln werden aus Holz hergestellt; sie sind drei- oder vierspießig. Die Broatgabeln dienen zum Düngeranstreuen auf dem Felde. Zum Fassen der Getreidegarben ist die Spießgabel da.

Der Heutreter ist ein halbmondförmiges Messer aus Eisen, innen schneidig und an der Außenseite mit einem Stiel aus Holz, an dem sich ein „Tritt“ befindet, versehen. Mit dem Heutreter wird das Heu vom Heustock im Futterbarren geschnitten. Das Heutreten nimmt täglich der Halter im Winter vor; wenn kein Halter da ist, übernimmt diese Verrichtung die Sennin.

Vom Heutreter zu unterscheiden ist der Heuraffer, ein harpunenartiges Instrument aus Eisen mit einem kurzen hölzernen Stiel.

Der Futterstock hat eine Sense. Ein Futterstock, mit dem das Pferdestroh geschnitten wird, heißt Kackstock. Der das Kack schneidet, wird Kackschneider genannt. Im Bezirke Liezen nennt man auch den Wachtelkönig „Kackschneider“.

Jeder Bauer hat beim Hause Asthacken, Graßhacken, Schneidhacken, Broathacken, Kliabhacken, Zaunhackel und Fleischhackel. 's Asthackel dient beim Holzen zum Entästen der Bäume, die Graßhacke ist nichts anderes als ein Beil, mit dem man die buschigen Tannenäste ('s Graß) zu Streu verkleinert, die Schneidhacken benötigt man bei Zimmermannsarbeiten. Vielfach nennt man die Schneidhacke auch Broathacke. Zum Zerkleinern des

„Sei still, hast selber Boll'n in der Sonn'!" was gleichbedeutend ist mit dem Spruche: „Kehre vor deiner eigenen Tür!"

Die Haarbrechel (Haar = Flachs) ist aus Holz, die Haarhechel hat eiserne Spitzen. Das Volk erzählt: Als unser Herrgott mit dem heiligen Petrus noch auf der Erde war, kam er zu einer geizigen Bäuerin, die ihn abwies. Die Nachbarin dieser nahm die beiden auf und hatte dafür Glück und Segen. Als unser Herrgott wieder einmal bei der Geizigen Einkehr hielt, war sie freigebig. Der Herr erlaubte ihr drei Wünsche. Ja, eine neue Haarhechel brauch' ich halt, meinte das Weib unbedachtsam. Sogleich war das gewünschte Hausgerät zur Stelle. „Du Dudl," sagte der Bauer ärgerlich zum Weibe, „hast nix Gescheiteres gewußt'? Ich wünschte, daß dir die Haarhechel beim . . . sitze . . ." Sogleich war der zweite Wunsch erfüllt. Es blieb nun nichts übrig, als zum dritten den Wunsch auszusprechen, die Haarhechel möge von der unliebsamen Stelle entfernt werden. Und so geschah es auch.

Über Sechter, Brentln, Milzeug u. s. w. ein anderesmal.

Bauerngsangln aus Oberösterreich.

Von Gregor Goldbacher.*)

Mö i' sing?

Mö i' sing, fragnt mi d' Leut,
Mö i' dicht', sagt da oan?
Ja dö Frag, dö is groß,
Und dö Antwort is kloan.

Und i' sing, weils mi g'freut,
Weil sö 's Liadl selm richt',
Und ös is sinst koan Grund,
Mö i' sing, mö i' dicht'.

Wen's nöt gfallt, der soll gehn,
Und wen's liabt, der soll bleibn,
Und für dön wia i öfta
Frischö Liadln noh schreibn.

Derfts ma's glaubn, ös is wahr;
Hat ma viel gnutzt schon gwiß',
Daß i' gsunga und dicht' han,
Bis da Ath'n ausbliebn is!

Mein Hoamat!

I woaß da a Landl
— Fixkreuzdividandl —
Dös is wia a Stern;
Ös glitzert und funkelt,
Wia d' Sterndl, wanns dunkelt,
An iada hats gern.

Dö Bama tan wispeln
Und d' Grashalmel lispeln,
Wann d' Sunn aba brennt,
Und 's Bacherl durchn Rasen,
Wo d' Kuahln schön grasen —
Frei g'schäfti hinrennt.

Wia schen san dö Bergn,
Dös san koane Zwergn,
Dö san wohl schen hoch
Und zoagn wia dö Finga
Zan Himmel — dö Dinga,
Und ruafen nu' nach:

Schauts her da, ös Leutln,
Der drobn braucht nur beutln,
Is förtö dö Pracht.
Bei ins aba hat a,
Da liabö Gott Vada,
Was extra feins gmacht.

---

*) Aus „Gmüatlichö Sach'n". Gedichte von Gregor Goldbacher. (Steyr. Sandböksche Buchhandlung.) Gerade kein Stelzhamer und kein Fraungruber und kein Mittendorfer, doch immerhin ein Talent, das manchen Leuten Spaß machen dürfte. Die Red.

strick ist ein dünnes Geflecht. Man sagt im Ennstale zu einem abgefeimten Menschen: „A Kreuzerstrick ist recht draht, aber so drat nit wie — du.“

Ein Vierzeiliger lautet:

Hiaz geh ih zum Soalerer
Und kaf mir an Strick
Bind' mei Dirndl am Buggl,
Aft han ih mehr Glück.

Einen „Strick“ nennt der Volksmund denjenigen, der allerlei tolle Streiche macht; auch einen abgefeimten Menschen.

Zu den bäuerlichen Hausgeräten, die unentbehrlich sind, gehören auch die Ketten. Es gibt Reißketten, Kuhketten Holzketten, Reißzotteln u. s. w. Die Reißketten dienen zum Einschleifen bei Schlitten; sie werden auch Sperrketten genannt. Die Holzketten sind nicht etwa, wie man aus dem Namen vermuten könnte, aus Holz, sondern sie dienen nur zum Niederbinden des Holzes, das auf Wägen oder Schlitten verladen wird. Mit den Kuhketten wird das Vieh „ang'hefft“, lautet ein volkstümlicher Ausdruck. Die Reißzotteln oder Holzzotteln heften das Stammholz aneinander; so daß man zwei bis drei Stämme mit einem Halbschlittten schleifen kann.

Beim Holzschneiden bedient man sich der langen Klammern, beim Holzfahren der kleineren Klammern, welche hufeisenförmig sind und auch „Klampfern“ genannt worden.

Unter „Klampferln“ versteht der Ennstaler Spitznamen. Ein Vierzeiler aus dem Ennstalerischen lautet:

Am Sonntag is Kiata,
Hab'n s' Klampferlen soal,
Brauch' koane mehr z'kriag'n,
Hon eh schon mein' Toal.

Die Eisenteile nennt man vulgär „Scharen“. Sie dienen, deutet man sich aus, zum Holzmiseln (Verkleinern). Radlböcke und Radldruhen sind Transportmittel mit einem Rade. Im Waldlande hörte ich das Wortspiel:

Schubgarnradl, Schubgarnradl,
's Dirndl hat koane Wadl;
Schubgarnradl, Schubgarnradl,
Wadl, kriag s' erst — morgen.

Das Sandgader besteht aus einem Drahtgeflecht, versehen mit einem Holzrahmen. Es dient zum Sandauswerfen. Die Schottertruhe ist viereckig, auf einer Seite zum Öffnen. Kraniche nennt man vulgär Winden. Die Haarriffeln sind zum Bollenabreißen. Der Älpler sagt: „Still, 's sind Boll'n[1]) in der Sonn'“. Zu einem Vorlauten wendet sich der Bauer:

[1]) Samenkapseln des Flachses.

Heimgärtners Tagebuch.

Ein Dichterschädel.

Wenn jemand in seinem Testamente besondere Verfügungen treffen will, etwa in bezug auf seine Leiche, auf die Art der Bestattung und dergleichen, so möge er das erst wohl bedenken. Bedenken, ob es den Angehörigen auch zugemutet werden könne, ob es mit ihrer Empfindung und Gemütsverfassung, mit ihren Mitteln und Möglichkeiten übereinstimme. Nicht etwa so, wie jener Mann in Agram, der kurz und bündig in seinem Testament die Bedingung stellte, daß man seine Leiche nach Gotha überführe und verbrenne. Diese Manipulation wurde gewissenhaft ausgeführt, aber sie verschlang die ganze Hinterlassenschaft, so daß die Witwe mit dem Kinde vor dem Aschenkruge stand — als Bettlerin.

„Wenn ich tot bin, so macht mit mir, was ihr wollt“, hörte ich einen Bauern sagen zu seinem Weibe. Im ersten Augenblick kam mir das roh vor, und doch war es das Richtige. Wer die Seinen redlich und ohne Eitelkeit lieb hat, der wird ihnen für den Fall seines Todes gar keine derartigen Vorschreibungen aufstellen (oder nur in Form von Ratschlägen), damit sie es so machen, wie's das Herz und die Verhältnisse verlangen. Das ist nicht etwa so gemeint, als solle man gar kein Testament machen. Die vorherige schriftliche Bestimmung über die Hinterlassenschaft sollte nie versäumt werden.*) Nein, hier ist die Rede von der Leiche und ihrer Bestattung. Ob einer da oder dort liegen, kirchlich oder unkirchlich begraben, einfach oder mit Pomp bestattet werden wolle. Mensch, was geht dich das an, wenn du tot bist! Da sind einzig nur die maßgebend, die dabei sind, es leisten müssen, die dafür einzustehen haben, die unter Umständen darum leiden. Das einzige, was man ihnen raten kann: Gebt mich ruhig und fromm der Mutter Erde. — Jener Dorffreigeist war in seinem Geiste so unfrei, daß er sich vor dem kirchlichen Begräbnis fürchtete und in seinem Testament ein unkirchliches verlangte. Er hatte es nicht bedacht, was seine Familie darunter zu leiden bekam von den Dorfinsassen, wie sie jahrelang verachtet wurde darob, weil der „alte Gottesleugner wie ein Hund verscharrt“ worden war. Nicht deine Rechthaberei, nicht deine Leidenschaft, nicht deine Eitelkeit soll dich überleben, wohl aber deine Liebe. Die Liebe zu den Deinigen, denen du dein Sterben und Begrabenwerden so milde als möglich machen solltest. Sie werden mit deinem Andenken tun, was sie wollen, so lasse

*) Siehe „Heimgarten“, XIX., Seite 124.

Ös mächtign Riesn,
Ös lachatn Wiesn
Und du, liaba See,
Ös Gamsal, ös reschn,
Ös Dirndln, ös feschn,
Dort drobn in da Heh,

Ös sads meinö Zeugn,
I wills nöt vaschweign,
Ös is ah koan Schand:
„I tausch mit koan Kaisa,
Nöt um fünftausend Häusa,
Möcht i furt aus mein Land.

Und kimmt ah a Kumma
— Dös alles geht umma —
I bleib bei mein Stern!
Mei Landl, dös liab i,
Für d' Hoamat da stirb i,
Wanns sein muaß, recht gern!"

Da gfährlichö Schild.

Zwen Umaziaga kemman z'samm
Am Stadtplatz va Weichstetten
Und gspürn, daß 's wögn da großen Hitz
Hübsch Durst und Hunga hätten.

„Wo kehrn ma ein?" moant da da oan.
„Na 's Wirtshaus steht vor deina!"
Sö löf'n ön Schild, sö schaun sö an
Und koana geht nöt eina!

Den auf den Schild steht groß druckt drauf:
„Gast- und Fleischhauerei des Kaspar Oberreina."

A Dispatat in Wirtshaus.

Herr Pfarra, was sagns denn da dazua?
Kimmt va da Schul heunt hoam mein Bua;
„Du Voda", schreit a volla Freud,
„Du, woaßt ös schon dö Neuigkeit?
D' Sunn steht und d' Erden geht —
Insa Lehra sagts und der irrt sö nöt!"
— So rödt da Müllna in Wirtshaus af d'Nacht;
Natürli hat dö ganz Extrastubn glacht.
Öbn da Pfarra tuat sein Brilln af 's Hirn
Und a Pris ganz ernst in d' Nasen führn.
Van Ofn loant da Wirt hindan,
Schaut zwinzad ön Herrn Pfarra an.
Na und weil der nöt a bissal lacht,
Hat er ah koan Schmunza nimma gmacht.
Da Müllna aba macht an Trunk
(Er hat wia a Mehlsack so an Schlunk)
Und dispatiert glei wieda weida:
„Dös gibts nöt, er is ah nöt gscheida.
All Tag kan dös da Lehra segn
Und allweil is's schon a so gschegn,
Daß d' Sunn ban Dorfend affakimmt
Und abnds ban Blahberg roazaus nimmt.
Und d' Erdn bleibt doh ruawi stehn,
Da moant da Lehra, sie tat gehn."

Da Pfarra putzt sö d' Brilln und moant:
„In dön Fall hat da Lehra recht,
I sag dösselbi und a so is's grecht.
Schau, Müllna. fahrst af da Eisenbahn
Und schaust dur's Fensta d' Gögnad an,
Da siagst vabeifloign Feld und Bam.
Daß d' afa selm floigst, gspürst doh kam.
Grad wia's di da irrst, irrst di dort,
Ja, Müllna, d' Erden draht sö fort."
Hiatz ham dö Bauan d' Köpf z'samgstöckt.
Daß's da Pfarra ah glaubt, dös hats gschröckt.
Und wia er furt is, moanand all:
„Heunt hat da Müllna recht amal. — —"
— Ös fahlt nöt viel af Mittanacht;
Da Müllna hat sö hoamzua gmacht
(A bissal dampfi is er schon),
Da gögnt eahm grad ban Brunn herdan
Da Lehra, der grad hoamgeht ah.
Ön Müllna reißts zan Brunn hin gah.
— „Herr — Lehra —" moant er aft ganz stad,
— „Hiatz — glaub — i's, — daß — sö — d' Erden — draht!"

Wochen von den Schlachtfeldern und Revolutionsherden der Welt gebracht haben, war diese Meldung vom Gardasee das Widerwärtigste.

Schillerfeier.

Ich singe das alte, unbeliebte Lied. Wir sollten weniger Dichter feiern, mehr Dichter lesen. Daß unsere Generation einen Schillertag feiert, ist verdächtig. Jeder für Poesie empfängliche Mensch sollte sein Schillerdezennium haben, diesen Dichter alle zehn Jahre einmal ganz und mit Andacht genießen. Besonders im gegenwärtigen Gedächtnisjahre lese jeder seinen Schiller. Wer ein übriges tun will, der kaufe ein zweites Exemplar und schenke es einem unbemittelten bildungsbeflissenen Menschen oder einer Volksbibliothek. Schillers sämtliche Werke sind billiger als ein bürgerliches Mittagessen für eine Person. Seit vielen Jahren schon stehen Schillers Gedichte und eine Knackwurst gleich im Preise. Aber die Deutschen hatten sich mit Vorliebe für die Knackwurst entschieden. Und eine Wurst ist durchaus nicht das richtige Festessen zur Schillerfeier!

Reformträume katholischer Priester.

Vor kurzem war bei einer Katholikenversammlung in Wien von der Katechetenfrage in den Volksschulen die Rede. Da sollen katholische Priester, Volksschulkatecheten, bedeutsame Reformvorschläge gemacht haben. Und zwar so erfreuliche, daß sie schwer zu glauben sind.

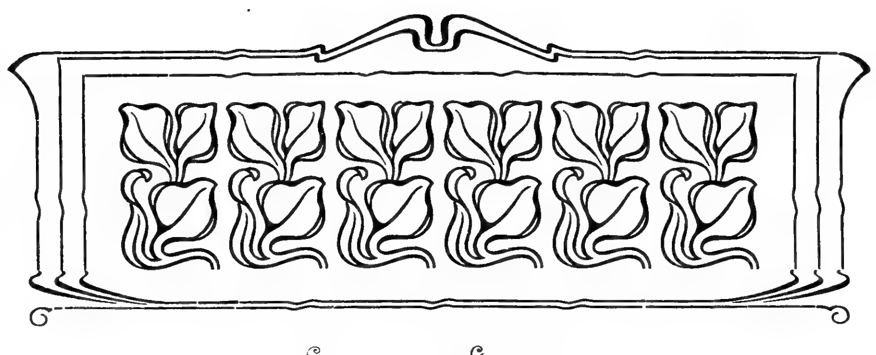
Es wurde vorgeschlagen, daß beim Religionsunterricht das viele und dadurch törichte Auswendiglernen abkommen solle, daß man die Religion weniger in den Kopf als in das Herz prägen, also mehr aufs Gemüt wirken solle und daß man sich mehr, als bisher geschehen, ans Evangelienbuch, an biblische Auszüge halten müsse. Ferner wurde zu bedenken gegeben, ob die jetzige Behandlung, beziehungsweise Außerachtlassung der Geschlechtsfragen in den Volksschulen das Richtige sei. Daß es vielleicht besser sei, die Geschlechtsverhältnisse freimütig zu besprechen, aber nicht vom Standpunkte der Sünde aus. Alles was „Sünde" heißt, sei manchen Kindern gerade deshalb interessant. Wirksamer in pädagogischem Sinne sei es, die Krankheitsfolgen geschlechtlicher Verirrungen zu beleuchten. Dann wurde die Frage aufgeworfen, ob es gut sei, beim Religionsunterricht die ewigen Höllenstrafen zu betonen. Es gäbe schon Kinder, die offen gestehen: daß der gütige Gott so grausam sein könne, das glaube ich nicht. Warum erschafft der allwissende Gott solche Menschen, die ewig verdammt werden müssen? — Endlich wurde der Wunsch ausgesprochen, daß beim Religionsunterricht alle Ausfälle gegen andere christliche Konfessionen vermieden werden; denn derlei Ausfälle schadeten heutzutage mehr als sie nützten.

sie auch mit deinen Resten tun, was sie wollen, ihr Herz wird sie dabei am besten leiten und der Kultus, den sie deinen Manen leisten, wird ein ungezwungener und wahrer sein.

Zu diesen Bemerkungen veranlaßten mich die überaus törichten Prätensionen eines Todeskandidaten. Vor kurzem ist am Gardasee der Dichter Otto Erich Hartleben gestorben. In seinem letzten Willen fand sich folgendes: An seinem Leichnam sei der Kopf vom Rumpf zu trennen. Der Rumpf sei zu verbrennen und die Asche im Garten seiner Villa am Gardasee beizusetzen. Der Kopf sei als Rarität aufzubewahren und einer anthropologischen Sammlung einzuverleiben. So das Vermächtnis. Gegen den ersten Teil wäre nach meiner Meinung nicht viel einzuwenden, besonders wenn er die Asche in alle Winde hätte zerstreuen lassen. Denn es waren zwei Frauen da, eine rechtmäßige und eine unrechtmäßige, und die hätten sich weder am Grab noch an der Aschenurne gut miteinander vertragen. Unter solchen Verhältnissen ist das völlige Verduften und Verluften das beste. Nun aber der Kopf. Hartleben hat manches feine Gedicht und ein interessantes Schauspiel geschrieben, doch eine Rarität ist deshalb sein Kopf noch lange nicht. Um so weniger, als auch die Schädelbildung eine ganz gewöhnliche ist. Nun gut, der Mann ist Herr seines Kopfes, er kann sich ihn aufsetzen, er kann ihn verlieren, er kann ihn aber auch nach Belieben verschenken. Er kann nach seinem Tode darüber verfügen. Wenn aber die Verfügung nicht eingehalten wird? So ist weiter auch kein Kläger da. Ein toter Mann ist schwächer als eine lebendige Frau und so kommt des Dichters rechtmäßige Frau, die seit langem geschieden von ihm in Berlin lebte, und sagt: Halt! Wenn ich schon auf den Mann verzichten mußte, so will ich wenigstens seinen Kopf haben, vorausgesetzt, daß in ihm nicht mehr — die Nebenbuhlerin steckt. Es war zwar verordnet, daß der Kopf so lange in der Erde liegen müsse, bis darin und daran alles Fleischliche verwest sei. Doch so lange wollte die Frau nun nicht warten, sie kommt zur Totenfeier, nimmt die Asche mit sich und verlangt auch, den Kopf, trotzdem er noch lange nicht abgewest ist, ihr mit möglichster Beschleunigung einzuhändigen.

So wird der Dichterkopf aus seinem Behälter gehoben, einem Lazarettgehilfen übergeben, der die Fleischteile, so gut oder schlecht es geht, von den Knochen löst, das Gehirn aus dem Schädel spült, diesen dann in ein Zeitungsblatt wickelt und der trauernden Witwe überbringt.

So las man es in den Blättern. Da weder Widerruf noch Berichtigung erschien, so muß man es für wahr halten. Während der hohle Schädel gewiß mit Pietät aufbewahrt wird, liegt das ausgespülte Dichterhirn vielleicht in einer Lache am Gardasee. Und mit Recht fügt das „Neue Wiener Tagblatt“ bei: Von allem Grausigen, das uns die letzten



Kleine Laube.

Das Schillerjahr und der deutsche Schulverein.

Der Mai des Jahres 1905 bringt uns zwei deutsche Feste, die einen freudigen Morgengruß an unsere Tore pochen werden. Das Schillerfest und das Deutsche Schulvereinsfest zum Gedenken des 25jährigen Bestehens dieses Vereines. Das letztere geht besonders die Deutschen in Österreich an. Der Deutsche Schulverein allein hat seit 25 Jahren mehr bei uns ausgerichtet als alles andere, was sonst versucht wurde, die Deutschen in Österreich zu schützen und zu stärken. Daß er gegen zehn Millionen Kronen für Schulzwecke ausgegeben hat — wisset ihr was das heißt? Daß der Deutsche Schulverein in vielen Tausenden von Versammlungen und Festen den deutschen Geist genährt, das deutsche Herz ermutigt, das deutsche Leben gefördert, immer wieder die Deutschen in Österreich zum Zusammenhalten, zur nationalen Opferwilligkeit ermahnt und sie zur Besinnung auf ihre staats- und kulturerhaltende Aufgabe gebracht hat — wisset ihr was das bedeutet? Das Erbe der großen deutschen Dichter und der nationalen Weiser, der Deutsche Schulverein hat es angetreten, um es in unserem Lande fruchtbar zu machen. Das große deutsche Schillerfest, dem jetzt schon Millionen Herzen entgegenbrennen, bei uns sollte es im Deutschen Schulvereinsfeste den Höhepunkt erreichen. Unter der Sonne Schillers hat dieser deutsche Seelengarten reiche Früchte getragen und unter der Sonne Schillers wird er sein Erntefest feiern.

Während gewisse Spielarten der Deutschen durch Schimpf und Geschrei das Deutschtum in unserem Lande retten wollen, vollführt der Deutsche Schulverein still in emsiger Arbeitsamkeit seine aufbauenden Taten. Seine Ziele heißen menschliche Gesittung, nationale Bildung und Freiheit. Das ist Friedrich Schillers Geist. Nimmermüde Arbeit für sein Volk, unausgesetztes Bemühen, es zu erheben und zu erleuchten, in der Jugend die heiligen Ideale zu entzünden, und freudiges Glauben an die sittliche Weltmission des Deutschen: das ist Schillers Geist. — Nun aber eins: Ich bitt euch Freunde, feiert das Festjahr nicht mit Phrasen. Jeder, dem es um unsere große Sache ernst ist, bringe ihr ein Opfer. Sei es eine persönliche Tat, sei es eine Spende, eine Stiftung, ein Vermächtnis — jeder soll in Wirklichkeit etwas leisten für sein Volk, und damit auch andere Völker sehen, wie die Deutschen Feste feiern. Im Hinblick auf die ungeheuere Gefahr, von der wir Deutsche in Österreich bedroht sind, habe ich einmal vorgeschlagen, daß jeder Deutsche, dem es um die nationale Sache ernst ist, den zehnten Teil seines Vermögens derselben widmen solle. Vielleicht hätte ich auch ein wenig handeln lassen, ich lud meine strammen Volksgenossen ein, die Frage weiter zu entwickeln. Ausgekniffen sind sie. Zwei einzige Personen, ein kleiner Beamter und ein Volksschullehrer, haben erklärt,

Ein Landpfarrer, der an dieser Versammlung teilnahm, sprach sich auch über die Schillerpredigten in Bremen aus, die in der evangelischen wie katholischen orthodoxen Welt jetzt so viel Aufregung verursachen. In der Miteinbeziehung großer Dichter und Denker bei Predigten und Christenlehren könne er nichts Ungebührliches finden. Es wäre vielmehr zu wünschen, daß alle großen Geister der Welt mit dem Maßstabe Christi gemessen würden. Man dürfe sich ja nicht vorstellen, daß in Bremen auf der Kanzel Schiller neben Christus gestellt werde. Es werde vielmehr Schiller unter Gottes Wort gestellt. Es werde gezeigt, was an dem Dichter christlich ist, inwiefern er von der Lehre Christi beeinflußt worden ist, inwiefern also seine Dichtungen auf uns christliche Rückwirkung haben können oder nicht. Könne man das moderne Geistesleben anziehender mit dem Geiste Christi durchsetzen? Unsere alte Predigerform sei längst leer geworden, sie wirke nicht mehr. Man müsse das alte Licht auch einmal in das neue Leben werfen. Das bedeute eine Neubelebung des Interesses an dem Christentum durch den Zeitgeist und noch mehr eine Heiligung des Zeitgeistes durch das Christentum.

Ähnliches mehr soll bei jener Katholikenversammlung in Wien gesprochen worden sein. Ich verdanke diese Mitteilungen einem geistlichen Freund, und es ist insofern kein Grund vorhanden, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Ich verbuche es mit tausend Freuden.

Was die „Schillerpredigten“ anbelangt, verstehe auch ich nicht die Entrüstung gegen dieselben. Bei evangelischen Predigten hat man ja seit jeher auch große Dichter und Denker zitiert, besonders aber uralte jüdische Dichter, die lange vor Christus gelebt und nichts Christliches an sich haben. Will man in den Sängern des alten Testaments denn mehr Christentum finden, als in den großen Dichtern der christlichen Zeit? Dann wäre das Erscheinen des Weltheilandes ohne Erfolg gewesen. Und erst die katholischen Predigten! Man höre einmal eine Volksmissionspredigt. Vollgepfropft von Mythen, Legenden, Anekdoten, Bonmots und Geschichten aus neuesten wie aus ältesten Zeiten. Zumeist recht weltliche Sachen, die oft nur ganz unlogisch und gewaltsam zu Christus in Beziehung gebracht werden. Man flicht derlei Dinge ein zur Bekräftigung Gottes. Warum sollte nicht auch unser Schiller, in dessen sittlicher Größe Gott sich offenbart, einen Predigtstoff abgeben können! Oder sind diese Nörgler und Eiferer so kleingläubig, daß sie fürchten, Christi Geist könnte neben Schiller verdunkelt werden? Nein, der wahre Christ ist sich dessen sicher, daß Gotteswort die Sonne ist; jeder Stern, der von ihr das Licht hat, verkündet immer aufs neue ihre Glorie.

Lerne das Erziehen nicht erst an deinem eigenen Kinde!

*
* *

Warum ist die „neue Welt", Amerika, so tatkräftig? — Weil nur energische, unternehmungslustige, freie Köpfe aus dem alten Europa ausgewandert und hinübergesegelt sind.

Singvögel.

Ein Traum.

Mir träumte jüngst ein eig'ner,
Ein seltsam toller Traum:
Ich stand auf einem Hügel
Im endlos dunklen Raum.

Und neben mir da sah ich
Ein uralt Männlein steh'n,
Das war so mild, so freundlich —
So schaurig anzuseh'n.

Es blickte tief ins Auge
Mit starrer Zaubermacht
Mir jener Unbekannte
Und sprach: „Nun gib wohl acht!

Ich zeige dir die Tränen
Erpreßt vom Erdenweh" —
Da quoll zu meinen Füßen
Empor ein weiter See.

„Nun zeig' ich dir die Seufzer,
In weiter Welt getan" —
Da brauste durch die Lüfte
Ein wütender Orkan.

„Und jetzo sollst du sehen
Der Erde Niedertracht" —
Da zog ein Heer von Teufeln
Vorüber durch die Nacht.

„Nun laß ich dir zum Schlusse
Der Erde Dummheit schau'n" —
Da wuchs empor ein Riese,
Mich faßte wildes Grau'n.

Und bebend sprach zu jenem
Ich angstvoll, tief betrübt:
„Nun zeig' mir doch das Gute,
Das man auf Erden übt!"

„Wohlan, du sollst es sehen" —
Erklang es neben mir,
„Doch schärfe wohl dein Auge,
Blick' hin, ich zeig' es dir!"

Da kam ein zierlich Zwerglein
Gegangen querfeldein,
Das trug in seinen Händchen
Ein Töpflein winzig klein.

Und lachend sprach der Alte:
„Sieh hin, mein Sohn, sieh hin,
Dort in dem kleinen Töpfchen —
Da liegt das Gute drin!" ...

Er sprach's und war entschwunden
In dämmerdunkler Nacht,
Von fern klang noch sein Lachen —
Da bin ich aufgewacht.

Alfred v. Wurmb.

Frühlingssturm.

Den ersten Gruß vom Frühling
Hat heut der Sturm gebracht!
Zersplittert brach der Schneeburg Tor,
Aus Ketten sprang die Erd' empor
Und jauchzte durch die Nacht.

Aufreiß' ich meine Fenster —
Mein Lieb, o wilde Lust!
Ein Weilchen noch, dann blüht das Land,
Dann hält kein Zauber mich, kein Band,
Ich stürm' an deine Brust!

Adolf Hainschegg.

Auf stäubender Schneeflut reiten die Föhne.*)

Auf stäubender Schneeflut reiten die Föhne,
Wühlen am Wall der firnkalten Brüste
Und fallen ins Tal mit heißem Gestöhne
Trunkener, langverhaltener Lüste.

---

*) Dieses herrliche Gedicht entnehmen wir der „Deutschen Alpenzeitung".

den zehnten Teil des Wenigen, was sie besitzen, dem Volkstum opfern zu wollen. Nach solchen Leuten, wie diese zwei, dürfte Friedrich Schiller ausblicken, wenn am 9. Mai der Huldigungszug der Deutschen mit Lorbeerkränzen und Jubelreden an seinem Denkmal vorüberziehen wird. Und Schiller wird seinen festfrohen Deutschen nachschauen, was sie vier Tage später bei dem fünfundzwanzigsten Wiegenfeste des Deutschen Schulvereines machen werden.

Möchte das Schillerjahr 1905 auch ein Jubeljahr unseres Deutschen Schulvereines sein.

Rosegger.

Ein- und Ausfälle.

Von Franz Goldhann.

Überall stinkt es nach — Leuten . . .

* * *

Die weibliche Jugend von heute ist vergnügungs- und bleichsüchtig.

* * *

„Die Zigarre ist meine beste Freundin," sagte Fritz und spie, nachdem er sie übermäßig genossen hatte.

* * *

Mehr als der Wein berauscht oft das — Fleisch.

* * *

Nacktheit ist keine Sünde, sonst hätte ja der Herrgott die Menschen angezogen erschaffen.

* * *

Wie kann man aus Religion eine Wissenschaft machen wollen? — Wenn man es so nimmt, daß du in deinem Innern, in deiner Seele *forschest*, dann lasse ich's noch gelten.

* * *

Nicht nur die Verbrecher werden von Gendarmen bewacht, sondern auch die mächtigsten Fürsten der Erde.

* * *

Allen Menschen steht die Zeit zur Verfügung, nur bleibt dem Arbeiter wenig Zeit zum Nichtstun, den Nichtstuern wenig Zeit zur Arbeit übrig.

* * *

Die moderne Krankheit mancher Kulturstaaten heißt: *Neubildung* des Kabinetts.

* * *

Ein Römerfund in Krieglach-Alpel.

Schon im Jahre 1903 hatte Professor Stowasser die Hypothese (vorläufig muß sie so genannt werden) aufgestellt, daß Krieglach-Alpel einst eine hellenische Niederlassung gewesen sei. Auch habe der Ort ursprünglich höchst wahrscheinlich Griechela geheißen, woraus später ein gewalttätiger Deutschnationaler Krieglach gemacht hätte. Dem genannten Gelehrten war es auch beschieden, in Griechela eine Papyrusrolle aufzufinden, auf Grund derer er den Nachweis zu erbringen vermeinte, daß Roseggers bekanntes Gedicht „Därf ih s Dirndl liabn?“ nichts anderes sei, als ein keckes griechisches Plagiat. Die angeblich aufgefundene griechische Urschrift wurde zugleich mit einer deutschen Übersetzung im I. Geburtstagshefte des „Heimgartens“ vom 31. Juli 1903 der Öffentlichkeit übergeben.

Und nun sind wir in der Lage, ein weiteres Dokument aus vorgermanischer Zeit mitzuteilen, das den wahrscheinlichen Beweis erbringt, wie Griechela-Alpel nicht bloß eine griechische, sondern später auch eine römische Kolonie gewesen ist.

Gelegentlich des Schulhausbaues daselbst wurde die alte Alpelstraße verbreitert. Bei der Abgrabung des Berges, die zu diesem Behufe unternommen werden mußte, ist man nun auf uralte Steine gestoßen. Darunter ein an den Tag gelegter Felsblock (ungefähr fünfzehn Klafter vom Schulhause entfernt), der eine unregelmäßige Form hat, dessen der Straße zugekehrte Seite eine glatte, ursprünglich wie es scheint, geschliffene Fläche zeigt. Diese Fläche in der Ausdehnung von kaum einem Quadratmeter, zum Teile verwittert und an der oberen linken Ecke durch den Spaten eines Arbeiters leider beschädigt, trägt folgende Inschrift:

HIN TERA HVLASTA
VX HOCIA FV
XV
AS TECC . T.

Nun ist aber an dieser Inschrift das Merkwürdige, daß sie, obwohl unzweifelhaft lateinisch, schwer deutbar ist. Möglicherweise fehlt ein Teil oder einzelne Wörter sind so verwittert, daß sie nicht richtig gelesen werden können, kurz, die Gelehrten sind sich über den Text nicht ganz einig. Durch gründliche Untersuchungen, die in neuester Zeit an Ort und Stelle stattgefunden, kamen philologische Kapazitäten zu der Meinung, daß die Schrift durch Vermengung mehrerer Sprachen oder durch eine uns fremde Mundart entstellt worden sein konnte, erklärten aber die wissenschaftliche Forschung über den interessanten Römerfund damit nicht für abgeschlossen. Die optimistische Vermutung eines bekannten Archäologen, daß durch diese fragmentarische Inschrift ganze Geschichtsperioden des Altertums aufgehellt werden würden, können wir zwar kaum teilen, immerhin aber dürfte die Bedeutung des Fundes nicht zu unterschätzen sein. Vielleicht vermag einer oder der andere unserer sprach- und altertumskundigen Leser irgendwie Aufschluß zu geben. Selbst Vermutungen und sonstige Anregungen in bezug auf diese Urkunde sind der Forschung wertvoll.

Lustige Zeitung.

Student: Lieber Onkel, ich habe dir eine Mitteilung zu machen.“ — Onkel: „Gut, aber fasse dich so kurz wie möglich.“ — Student: „Dreihundert Franken!“

Erklärung. Gattin: „Du, was ist eigentlich ein Phänomen?“ — Gatte: „Das ist eine Frau, mein Schatz, die mit ihrem Wirtschaftsgeld auskommt.“

Sie reißen dem linnenblanken Gehänge
Wütend aus wehrlos bebendem Arme
Die schlafende Schneebraut mit ins Gedränge
Gräßlichen Falls im stürzenden Schwarme.

Die Zirbel im Zaushaar duckt sich erschrocken,
Lautlos versinkt im Wirbel die Fichte,
Der bräunlichen Heimstatt warmes Verlocken
Splittert im furchtbar jüngsten Gerichte.

O bleib nur im Tal! — Die Götter der Erde
Darfst du nicht allfort kühnlich bejagen:
Es reiten auf rachedonnernder Herde
Föhne vom Berg, . . . sie siegen und schlagen! —

Innsbruck. Marie Reinthaler.

Kann der Sozialdemokrat Christ sein?

Der „Türmer“ bringt einen Aufsatz von Walter Moelke: „Kirche, Religion und Sozialdemokratie,“ dem wir folgende Bemerkungen entnehmen:

Wie ich ein guter Deutscher und ein guter Christ sein kann, so kann ich auch ein begeisterter Sozialdemokrat und dabei doch überzeugter Christ sein. Ein Sozialdemokrat **kann** Christ sein; und umgekehrt: ein Christ kann Sozialdemokrat sein, so gut wie er Republikaner oder Kanalfreund sein und die Bilder der Sezessionisten bewundern kann. Hat er innerlich ein aufrichtiges Verhältnis zu Gott und Christus gewonnen, dann ist er Christ, ganz gleich, ob ihn die Kirche als solchen anerkennt oder nicht. Die Entscheidung, ob jemand wirklich Christ sei oder nicht, die steht Gott zu; hier hört die Kompetenz der Kirche auf.

Es hat dem Christentum keinen Abbruch getan, daß es das Kopernikanische Weltsystem, freilich nach langem Sperren und Spreizen, anerkannte. Wohl aber hat es schwersten Schaden erlitten dadurch, daß die Kirche der wissenschaftlichen Haupttat des 19. Jahrhunderts, der Darwinschen Hypothese, sich so schroff und feindlich gegenüberstellte. Nicht als ob sie die Darwinsche Vermutung von der Entstehung der Arten und des Menschen nun gleich hätte feierlichst sanktionieren sollen. Aber sie hätte sich doch strikt neutral verhalten sollen, hätte der wissenschaftlichen Überzeugung des einzelnen seine Stellung zum Darwinismus überlassen sollen. Sie hat es nicht getan und dadurch bei vielen die Anschauung wachgerufen, als handle es sich hier um ein: entweder Wissenschaft — oder Religion, und Tausende wählten die Wissenschaft. Damals blühte der Weizen des Materialismus, und seine Wald- und Wiesenprediger, die Ludwig Büchner, Karl Vogt, Jakob Moleschott, machten mit ihren Flachkopfelaboraten die Straßen unsicher, predigten staunenden Ohren im Drommetenton ihre „Barbiergesellenphilosophie“, wie der grobe Schopenhauer sagte. — Heute ist diese Begeisterung für die „erfahrungsmäßige Wissenschaft“ längst abgeflaut; man hat gesehen, daß sie keinem Jünger den Schlüssel zum Rätsel der Welt in die Hand drückt. Auch bei den Arbeitern tritt langsam Ernüchterung ein; zwar lesen sie auch heute noch vorzugsweise naturwissenschaftliche Schriften und holen sich manche Waffe daraus zum Kampf gegen das Christentum, wie sie es verstehen, aber der Hauptgrund ihrer Feindschaft gegen die Religion ist ein andrer. Er liegt in der Feindschaft gegen die Kirche und in der Verwechslung von Kirche und Religion.

50 Fr. das Tier . . . Sind Ew. Majestät diese Bedingungen recht?" Der König warf wieder einen Blick auf die Leinwand und überschlug in Gedanken: „Es sind 10 bis 12 Schafe . . . 500 bis 600 Fr. ist wirklich nicht teuer für das Bild!" Nach drei Tagen wurde die Hammelherde in das Schloß Laeken gebracht. Man zählte die Tiere, worauf der Maler auf einen Haufen kleiner weißer Punkte im Hintergrunde wies und ernsthaft sagte: „Vergessen Sie die ja nicht! . . . Es sind wenigstens tausend???" „Aber ist das nicht Staub?" warf Leopold verdutzt ein. „Nein, Sire, das sind Hammel." „Ihr Wort darauf?" „Mein Ehrenwort." Und so bezahlte der König der Belgier, ohne mit der Wimper zu zucken, 50.000 Franken, während das Bild mit 1200 bis 1400 Franken reichlich bezahlt gewesen wäre.



Bücher.

Ratschläge zur Schillerfeier

bringt das „Dürerblatt", das vom Dürerbunde herausgegeben wird. Praktische Arbeit will es leisten. Nach zwei Seiten hin, aber nach beiden Seiten für ästhetische Kultur. Es mahnt, den Sinn der Feier so zu gestalten, daß die sehnsuchtsstark um ästhetische, um harmonische Entwicklung ringende Persönlichkeit Schillers in den Vordergrund gelangt und dann, daß recht eindrücklich betont wird, wie sehr gerade in dem ästhetisch gerichteten, fest mit der eigenen Zeit verbundenen Ringen dieser Persönlichkeit die lebendige Bewegung individueller Gegenwartskultur ihre Vorbildung findet. Denn das gibt uns den Quellpunkt, von dem ein neuer Strom frischlebendiger Einwirkung Schillers auf die Gegenwart und ihre nächste Zukunft ausgehen könnte. Schiller als Erzieher zur willenskräftigen, in sich selbst bestimmten Persönlichkeit, als Menschenbildner — so sollte die Parole der Schillerfeier lauten. Ästhetischer Kultur dienen, aber auch — fügen wir hinzu — die ethische Seite des großen Menschen und Dichters nicht vergessen!

Renaissance. Monatsschrift für Kulturgeschichte, Religion, schöne Literatur. Herausgeber Dr. Josef Müller, München, Holzstraße 11/IV. 6. Jahrgang.

Anläßlich dieser interessanten und vortrefflichen Zeitschrift schreibt ein Reformkatholik:

„Vielfach wird über die Reformbewegung innerhalb der katholischen Kirche der Stab gebrochen, geringschätzig geurteilt, weil der Erfolg scheinbar sehr gering ist. Mir scheint ein solches Urteil nicht zutreffend. Der Erfolg ist sicher größer als man meint. Ein schöner Erfolg, den man hoch schätzen muß, liegt gewiß schon darin, daß Männer, katholische Geistliche, es wagen — trotz den drohenden schlimmen Folgen den Ruf für eine zeitgemäße Reform zu erheben. Der Ruf verhallt nicht wirkungslos. Die maßgebenden kirchlichen Kreise müssen mit dieser Bewegung, mit dieser geistigen Strömung rechnen. Der kirchliche Bureaukratismus muß sein Gebaren vielfach modifizieren. Manches muß er unterlassen, vieles dulden oder sogar befördern, was der Seelsorge sehr zustatten kommt. Es ist gar nicht möglich, den wirklichen Erfolg genau zu beurteilen. Man gründete ja keine neue Konfession, keine neue religiöse Gesellschaft. Wir bleiben Katholiken. Was mit dem Christentum nicht vereinbar, was die Wirksamkeit der Kirche beeinträchtigt, was gebildete und denkende Katholiken abstößt, was sie in den Augen ihrer Gegner mit Recht entstellt, will der „Reform-Katholizismus" beseitigen. Die Furcht vor allem, was nicht ein streng katholisches Gepräge hat, die Abschließung von jeder Berührung mit Andersgläubigen, die Scheu vor jeglicher Kritik kirchlicher Zustände macht uns förmlich in den Augen anderer zum Gespötte. Der „Reform-Katholizismus" übt unerschrocken an den eigenen kirchlichen Zuständen freimütige Kritik, so weit sie derselben bedürfen und entzieht somit den Gegnern das Recht zum Spotte.

Zu bedauern ist, daß namentlich die Laienwelt nicht mehr für die Sache tut. Die Buchhandlungen sollten für die Verbreitung der Schriften des „Reform-Katholizismus" viel mehr tun. Namentlich sollte auch die unabhängige Presse dafür einstehen. Die strengkatholische Presse nimmt — gewiß zum Schaden der Kirche — eine ablehnende Haltung ein. Man anerkennt, daß die freimütige Kritik der Presse das staatliche Leben wohltätig beeinflußt. Warum will man das nicht gelten lassen bezüglich des kirchlichen Lebens?"

Neue Entfettungsmethode. Rentier: „Helfen Sie mir, Herr Doktor, von meinem Fette?“ — Arzt: „Gerne, pachten Sie sich eine Jagd und schwören Sie sich, nur Selbsterlegtes zu essen.“

Verlegenheit. Näherin: „Nein, was die Herrschaften für Ideen haben! Da läßt mir die Gräfin durch den Bedienten sagen, ich solle die Hemden ungesäumt säumen. Wie soll ich das denn machen?“

Druckfehler. „Dem gestern verunglückten Arbeiter mußte heute das vorletzte Bein abgenommen werden.“

Szene in einer Krankenkasse. Verlegen den Hut zwischen den Händen drehend, tritt in das Ordinationszimmer einer Bezirkskrankenkasse, wo eben ein junger Spezialist für Augenkrankheiten ordiniert, ein altes Männlein. Der Arzt hat Eile, denn eine Menge Patienten warten noch im Vorzimmer, und tritt dem Alten mit den Worten entgegen: „Na, wo fehlt's, Alterchen?“ — „Ja, das ist halt so, Herr Doktor,“ beginnt der Patient. „Ich bin schon dreißig Jahre Portier in der Xschen Fabrik . . .“ — „Schon gut, schon gut,“ unterbricht ihn der Arzt, „und was wollen Sie?“ — „Ja, sehen Sie, Herr Doktor, der Mensch plagt sich bei Tag ab und abends, wenn ich Zeit hab', da möcht ich doch gern wissen, was in den Zeitungen steht?“ — „Aha, Sie wollen ein Paar Augengläser?“ — „Ja, ja,“ nickte freudig der Alte. — „Also, setzen Sie sich her, so!“ Der Arzt zieht mehrere Tabellen mit verschiedenen Buchstaben aus dem Kasten und hängt sie an die Wand. „Können Sie das lesen?“ fragte er hierauf und zeigt auf ein „N“. — „Nein,“ kommt es gedehnt zurück. — „Und das?“ — „Auch nicht.“ — „Und das?“ — Eine stumm verneinende Gebärde. — „Donnerwetter, Mensch, das werden Sie doch lesen können,“ ruft der Arzt ungeduldig und weist auf einen „Überbuchstaben“ von einem „O“. — „Nein, Herr Doktor.“ — „Ja, können Sie denn überhaupt lesen?“ — „I — woher denn?“ lachte der Alte. — „Ja, was brauchen Sie denn dann überhaupt Augengläser zum Zeitunglesen?“ — „Ja, die braucht meine Alte, Herr Doktor, sie liest mir vor!“

Übertrieben. Die Frau des Malers stürzt ins Atelier und schreit ihm wütend zu: „Ich weiß alles, ich weiß alles!“ — Er blickt sie gelassen an und entgegnet: „Ich wette, daß du nicht weißt, wann Raffael geboren wurde.“

Gelehrten„deutsch“! Die „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereines“ bringt folgende Probe von Gelehrtendeutsch: Die kürzlich erschienenen „Untersuchungen zur Gegenstandstheorie“ und „Psychologie“ mit Unterstützung (!) des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht in Wien, herausgegeben von A. Meinong, enthalten auch einen Aufsatz von Ernst Mally: „Untersuchungen zur Gegenstands„theorie“ des Messens.“ Hierin heißt es Seite 136: „Jedes Wassein „koinzidiert“ (!) also mit einem Wiesein vom Quale (!) seines bestimmenden Gegenstandes; und jedes Wiesein „koinzidiert“ mit einem Wassein (!), dessen „Quid“ (!) das „Quale“ (!) des Wieseins ist.“ In ähnlicher Weise ist der ganze Aufsatz geschrieben. Wer mag das verstehen? Die Spitzbuben gebrauchen bekanntlich unter sich eine eigene Spitzbubensprache; wollen die Gelehrten es auch bis zu einem vollständigen Spitzbuben„deutsch“ unter sich bringen?

Der König und der Maler. Eine Anekdote von König Leopold von Belgien und einem Maler erzählt die „Revue hebdomadaire“: In einer Ausstellung vor zehn Jahren war dem König ein kleines Bild aufgefallen, das eine Hammelherde beim Sonnenuntergange auf einer Wiese darstellte. Er ließ den Maler rufen und sagte ihm, daß er gern das Bild erwerben möchte. Als nun die Preisfrage behandelt wurde, meinte der Landschaftsmaler mit der Miene eines Biedermannes: „Ew. Majestät werden mir einfach meine Hammel nach ihrem Fleischwert bezahlen . . .

Lieder Hans Ohnesterns des Gottsuchers. Von Walter Kinkel. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1905.)

„Daß so etwas Herbes und Schönes“ — schrieb ein feinsinniger Kritiker, dem das Manuskript vorgelegen — „eine so kraftvolle Predigt vom Evangelium der Tat in unserer zum Teil recht verweichlichten und unmännlichen Zeit entstehen konnte, ist mir der deutlichste Beweis, daß es trotz mancher morschen Zustände mit unserem Volkstum nicht rückwärts, sondern vorwärts geht“. V.

Hört's zua a weng! Eine Auswahl ernster und heiterer Vortragsstücke in der Volksmundart. Von Leopold Hörmann. (Wien. Szelinski & Comp.) Mit farbigem Titelbilde von Karl Fahringer und dem Porträt des Verfassers.

Der Humor behält in dem Buche entschieden die Oberhand, zumal Hörmann auch dort, wo er das Charakteristische des Volkes hervorkehrt, das Leben „ernst aufzufassen und heiter wiederzugeben versteht“. V.

Verpflichtung des Staates, die außereheliche Vaterschaft festzustellen. Von Fritz Reininghaus. (Zürich. Orell Füßli. 1905.)

Dieses tapfer für eines der wichtigsten Menschenrechte eintretende Schriftchen, das sich besonders an die Schweizer wendet, wäre auch unseren Gesetzgebern angelegentlichst zu empfehlen. Es fordert nichts geringeres, als daß ein uneheliches Kind den Namen seines außerehelichen Vaters erhalte. M.

Das bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinende volkstümliche Prachtwerk „**Die Tiere der Erde**“ von Professor W. Marshall ist mit der soeben erfolgten Ausgabe der Lieferungen 45 bis 50 komplett geworden und wird mit den drei stattlichen Bänden, in die es zerfällt, jeder deutschen Hausbibliothek zur Zierde gereichen. Der Verfasser, bekanntlich einer der ersten Fachmänner auf dem Gebiete der Zoologie, hat in seiner Arbeit mit seltenem Feingefühl die Forderungen der Wissenschaft und des belehrungsbedürftigen Laien zugleich zu befriedigen verstanden; die Darstellung ist ebenso exakt und gediegen wie lebendig und anregend, so daß man „Die Tiere der Erde“ als das Muster eines modernen populärwissenschaftlichen Werkes bezeichnen darf. Was dieser Tierkunde aber noch einen weiteren besonderen Wert verleiht, ist das reiche, über 1200 Abbildungen und 25 farbige Tafeln umfassende Illustrationsmaterial, das ausschließlich auf Naturaufnahmen beruht und die ganze Fauna der Erde in denkbar größter Anschaulichkeit und Lebenswahrheit vorführt. V.

Büchereinlauf.

Das Lebenswunder. Eine göttliche Komödie in fünf Aufzügen von Emmerich Eiben. (Dresden. Otto Schuhknecht. 1904.)

Küß' mich! Schwank in einem Aufzug von E. Eiben. (Dresden. Radebeul. Deutscher Originalverlag.)

Ein Stück Leben. Schauspiel in zwei Aufzügen von Karl Oscar. (Leipzig. Oswald Mutze. 1905.)

Der Freihof. Schauspiel in vier Aufzügen von Josef Schmid-Braunfels. (Wien. Verlag „Neue Bahnen“. 1904.)

Aus dem Reiche der Leiden. Einakterzyklus von Fritz Hellmuth. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Wir alle. Nach dem allegorischen Schauspiele „Everyman“ aus dem Englischen von Wilhelm v. Gunrard. (Leipzig. Kurt Wigand. 1905.)

Lust- und Schauspiele. Von Conimor. Erster Band. (Wien. J. Eisenstein u. Ko. 1905.)

Ein Liebeswunder. Von Gustav Adolf Müller. (Leipzig. G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung.)

Schiller-Gedenkbuch. Von Paul Risch. Schiller und sein Leben und Wirken. Unter der Schillerlinde. Festspiel zur Schillerfeier. (Berlin. Paul Kittel. 1905.)

Goethe und Schiller im Werden der Kraft. Von Julius Burggraf. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Ut mine Stromtid. Von Fritz Reuter. Hochdeutsche Ausgabe von O. Heidemüller. (Wismar. Hinstorffsche Verlagshandlung. 1905.)

Gedichte in Vers und Prosa. Von Paul Kunad. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Luise, Gräfin von Montignose, ehemalige Kronprinzessin von Sachsen, als Dichterin. (Leipzig. Deutscher Volksverlag.)

Plato. Ein populärwissenschaftlicher Vortrag von A. Riehl. (Halle a. d. S. Max Niemeyer. 1905.)

Richard Wagner. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien von Guido Adler. (Leipzig. Breitkopf u. Härtel. 1904.)

Don Quixote und sein Dichter. Eine Einführung von Dr. Benno Diederich. (Stuttgart. Robert Lutz. 1905.)

Karl Hauptmanns „Bergschmiede“. Ein Wort zur Einführung und Einstellung von Georg Muschner. (München. Georg D. W. Callwey. 1905.)

Geschichte des deutschen Romans. Von Dr. Hellmut Mielke. (Leipzig. G. J. Göschen'scher Verlag. 1904.)

In der Gewalt Jesu. Ein Jahrgang Predigten von G. Benz, Pfarrer zu Sankt Matthäus in Basel. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Benz ist als religiöser Schriftsteller in weitesten Kreisen bekannt und geschätzt. Seine Betrachtungen „Wohin sollen wir gehen?" und „Ein Stück eigen Land" sind in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Aber nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Kanzelredner genießt Benz einen wohlbegründeten Ruf. Die Predigtsammlung enthält Predigten aus den Jahren 1900 bis 1905. Es liegen denselben, wie in der Schweiz üblich, frei gewählte Texte zugrunde. Sie sind in einer städtischen Arbeitergemeinde und aus Empfindungen, Eindrücken und Erfahrungen eines Pfarrers heraus gehalten, der unter der Arbeiterbevölkerung lebt; sie nehmen deshalb auch auf die Verhältnisse und Anliegen derselben Bezug. Mit Absicht sind auch die Anknüpfungen und Anspielungen auf Zeitereignisse nicht ausgemerzt. Um dem Buche eine große Verbreitung zu sichern, wurde eine Ausgabe in Lieferungen gewählt. V.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von D. A. H. Braasch. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Wer die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, der erkennt, daß das religiöse Interesse in raschem Wachsen begriffen ist. Die Fragen der Kirchenpolitik und des Kultus, der theologischen Wissenschaft und besonders der religiösen Anschauung bewegen die Gemüter. Aber allerdings ist es nicht leicht, sich über die religiösen Strömungen zu orientieren, die bedeutendsten Seiten der gegenwärtigen religiösen Lage kennen zu lernen. Da leistet das Büchlein von D. Braasch die besten Dienste. Es führt in das geschichtliche Verständnis dieser Lage ein und zeigt, warum es gerade so und nicht anders aussieht, und andererseits legt es die Richtung klar, welche die künftige Entwicklung voraussichtlich einschlagen dürfte. V.

Rebellen. Ein sozialer Roman von Karl Morburger. (Wien. Moderner Verlag.)

In diesem interessanten Buche verstimmte mich der phrasenhafte Titel, der im schroffen Gegensatze zur feinen Charakteristik der Gestalten des Werkes steht. Es werden von Morburger Züricher Studentenverhältnisse geschildert, russische Emigranten und Flüchtlinge, die ihr Wissen und Können, ihr Lernen und Streben in den Dienst ihres Volkes stellen. Das Thema ist aktuell geworden; die Verhältnisse im Zarenreiche, der Aufschrei nach Reformen — alles das kann vom Fernestehenden kaum richtig verstanden werden, wenn wir nicht die treibenden Kräfte des „Volkes" kennen. Morburgers Roman gibt uns einen Einblick in das Denken und Fühlen der idealistischen Revolutionäre, und deshalb verzeihen wir dem Schriftsteller auch den stellenweise „süßlichen Ton". H. R.

Der Überkater. Roman von Joh. Rich. zur Megede. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Werk ist eine Tagebücherkombination zweier Damen, eines Herrn — und eines machiavellistisch gebildeten Katers. Eine kühne Zusammenstellung, die mir gelungen erscheint. Die Stärke des Romanes liegt weniger in seiner Fabel — einer nicht gerade originellen, wenn auch spannenden Liebesgeschichte —, sondern in der klaren, tiefgehenden Charakteristik moderner Gesellschaftsmenschen, wie sie eben nur Megede geben kann. Die Schilderungen der Wüste sind unvergleichlich; wer die Wüste selbst gesehen, fühlt sich in sie mit ihrer herben Größe zurückversetzt, wer sie nicht gesehen, dem muß die Darstellung, so meine ich, das denkbar klarste Bild verschaffen, das die Feder von der Natur entwerfen kann. Sprache und Ideen sind vornehm. H. R.

Maxim Gorki ist nun auch bei den Deutschen zur bekannten Persönlichkeit geworden. In Rußland sind seine Schriften im Boudoir der Salondame so gut wie im Quartier des ärmsten Studenten oder im Stübchen des schlichten Fabrikarbeiters anzutreffen. Eine Auswahl seiner Erzählungen ist in vorzüglicher Übersetzung von August Scholz in den „Büchern der Weisheit und Schönheit" erschienen. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.) Der hübsch ausgestattete Band enthält zugleich einen Abriß des überaus seltsamen und bewegten Lebens des Dichters. V.

Beaumont. Von Karl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Bleibtreu hat zur lückenlosen Vervollständigung der Serie für nötig gehalten, auch jenen interessanten Überfall bei Beaumont darzustellen, dessen Folgen die Sedankatastrophe herbeiführten. Hier bot das eigenartige Gepräge des Gefechts, die Überrumpelung der Franzosen mitten in ihrem Lager, besonderen Anlaß zu buntbewegten Bildern. V.

Sing=Sang. Gedichte von Karl Wagner. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Formgewandtheit und leichter Humor, das sind die hervorragendsten Eigenschaften dieser Sammlung. H.



Den Gefilden des Frühlings
Sang ich Lieder — —
Und, der unglücklichen Freundin
Dir! tiefer Ruhe im Grabe!
Und deiner sanften Schwester;
Der blassen Schwermut,
Die ich Gefährtin nenne,
Seit meinen denkenden Tagen. —

Aber heute führte mich
Ein leuchtender Genius — —
Schön und stolz — —
Kühn und hehr — —
Wie mir noch keiner erschien,
Aus den Gefilden des Frühlings,
Aus den Zypressen der Schwermut.

Ich bebe, da mein Blick
Seinem großen Winke folgt,
Und den Lichtpfad siehet,
Den auf zu Dir
Wallen soll mein leises Lied.
Ich stehe
Wie der Schwache am Felsengange
Der zu Höhen führt,
Wo unsterbliches Wehen
Ihm die seligen Gefilde verkünden.

Das Deutsche Reich als Nationalstaat. Von Ernst Hasse. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Imago = Picta. Eine farbige figürliche Formenfolge von J. P. Krawutschek. (Zürich. Kreutzmann.)

Was sagt die Heilige Schrift über die Hölle? (Elberfeld. Verlag der Wachtturm-bibel- und Traktatgesellschaft.)

Heimgefunden. Geschichte eines Menschenkindes, nach einem alten Originalberichte dem christlichen Hause erzählt und ausgelegt von Nathanael Jünger. (Dresden. C. Ludwig Ungelenk. 1905.)

Die Lösung der sozialen Frage durch die Boden- und Geldreform. Von Prof. Aug. Rohling. (Wien. Verlag des Bildungs- und Geselligkeitsvereines „Gesunde Menschen". 1905.)

Das Elend des deutschen Bauernstandes. Seine Rettung von dem drohenden Untergang und **Das sichere Ende aller Not.** „Der einzig mögliche, unfehlbare Weg zur Befreiung des Bauernstandes von seiner drückenden Verschuldung, von Bodenzins, Staatssteuern, Gemeinde- und Armenumlagen, Kreis- und Distrikts-umlagen, Real- und Komplexlasten aller Art und zu Wohlstand und Glück für alle." Von Werner Stauffacher. (Weißenburg i. B. Gustav Stegersche Buchhandlung.)

Deutschösterreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Lieferung 27 des ganzen Werkes. Lieferung 10 des Schlußbandes. (Wien. Karl Fromme. 1905.)

Heut' wird 's Geld am Schädel g'haut. Marschlied von Rudolf Kronegger. (Wien. Karl Mück.)

Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform. Herausgegeben von der Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung.

Jugendblätter. Gegründet von Isabella Braun. 51. Jahrgang. (München. Verlag der Jugendblätter.)

Häusliche Selbsthilfe. 400 erprobte und bewährte Rezepte und Ratschläge von Gabriele Berg und Johanna Titus. (Berlin. Th. Hoffmann.)

☞ Vorstehend besprochene Werke zc. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".



* Der Dilettantenzudrang zu den Redaktionen steigert sich von Jahr zu Jahr und ist eine wahre Kalamität geworden. Vielerorts sinnt man nach Abhilfe von dieser Plage. Abweisende Notizen erfüllen ihren Zweck nicht; wirkliche Talente lassen sich abschrecken, hingegen glaubt jeder Stümper, weil die Menge zurückgescheucht, würde er um so leichter ankommen und schickt tapfer ein. In Deutschland glaubt jetzt jeder, der schreiben kann, schreiben zu können, schriftstellern und dichten zu können; und so hat der Dilettantismus die Literatur nahezu erstickt.

C. R., Pilsen. Aus Gefälligkeit abgedruckt. Soll nicht wieder geschehen.

W. J., Graz; J. H., Brünn; A. M. und **S. S. O., Wien.** Ungelesen ins Verlags-magazin gelegt.

* **Für die Kalhreiner Kirche.** Verbuchen hier den Empfang von 2 K aus Berlin unter „Wenig, aber herzlich".

J. J., Graz. Keine Spur, daß im „Heimgarten" Nr. 5 sich etwas auf Sie oder eine andere bestimmte Person bezieht.

L. L., Wien. Im Menschen die Seele und ihre immerwährende Ichheit endgiltig nachzuweisen, das wird nicht Sache der Philosophie, sondern der Naturwissenschaft sein.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. März 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

finden, der von einem nordischen Fürsten ein Gnadengehalt annehmen muß, um leben und sich seinen dichterischen Arbeiten hingeben zu können — das erweckt ja nur unser Mitleid. Wie viele werden sich lustig gemacht haben über — „das verkannte Genie!“ Als jedoch seine Dichtungen immer glühender und reiner — wie Gottesfunken — aus seinem Haupte sprangen, da hat er am Herzogshofe zu Weimar zwei mächtige Freunde gefunden: den edlen Herzog Karl August und Wolfgang Goethe. Merkwürdig genug, daß es Fürsten waren, die diesen demokratischen Freiheitsstürmer in seinem Streben schützten und unterstützten. — Nun war Schiller geborgen, nun bekam er Rang und Würden, die wohl nicht ihn erhoben, sondern die er erhob. Nun konnte seine wunderbare Seele sich frei und rein entfalten.

Der große Dichter muß vor allem ein großer Mensch sein. Sonst bleiben seine Ideale hohl. Die Dichtungen mögen noch so formenschön und geistreich sein, sie wirken nicht nachhaltig, weil ihnen die innere Wahrheit, die sittliche Seele fehlt, ohne die es nach meiner Meinung auch keine Schönheit geben kann. Die vollkommene Form des Guten, das ist die Schönheit. Nach den Berichten jener, die Schiller persönlich gekannt haben, war er die edelste, vornehmste Charaktergestalt, die je auf dem deutschen Parnaß gestanden. Seine Gestalt entsprach zwar nicht dem Ideal eines Dichterheros. Der schlanke Körper war ein wenig nach vorne geneigt, sein langes üppiges Haar war rötlich und sein Gesicht mit Sommersprossen besäet. Und der Mann, der den Deutschen die schönste Sprache gab, konnte keinen Satz rein hochdeutsch sprechen; die gemütliche schwäbische Mundart hat er an der Universität zu Jena wie am Hofe zu Weimar gesprochen sein Lebtag lang. Um so erhabener und herrlicher sprach sein Auge — dieses blaue Auge mit dem göttlichen Feuer. Sein Herz war so groß als sein Geist. Voll ernster Hingabe für alles Wahre und Schöne, voll Begeisterung für das Hohe und Heilige, aber auch voll Haß gegen alles Ungerechte und Falsche. Im Umgange zutraulich und offen, redlich und ohne Zwiespalt in Wort und Wirken. Sein Leben war so einfach, wie etwa das eines schlichten Bürgerschullehrers von heute. Zu jedermann freundlich und ohne Stolz, keine würdevolle Zurückhaltung, niemals eine selbstgefällige Hervorkehrung seines Ranges, seiner Überlegenheit. Ein heiterer Gesellschafter, ein grundverläßlicher Freund, ein schweigsamer Dulder im Leide. — So wird uns der Mann geschildert, den das deutsche Volk zu seinem Lieblinge gemacht hat und den es auch zu seinem Vorbilde machen möge.

Am 9. Mai 1805 abends um die sechste Stunde wird es hundert Jahre, seit der Professor und Hofrat zu Weimar gestorben ist. Friedrich Schiller aber lebt und ist bei uns in dieser festlichen Zeit, nicht als

Hoch schlägt sein Herz — —
Heißes Verlangen nach oben! — —
Freundlich und stärkend neigt sich zu mir
Die hohe Gestalt
Die meine ersten Schritte zu dir geleitet,
Lispelnd mir traulich:
Singe das Lied dem Großen!

Siehe, der Wandrer im tiefen Tale
Singet
Dem hoch über ihm aufgegangenen
Schönen Gestirne,
Dessen Strahlen ihm
Auch in der Ferne des Tals glänzen,
Sein leises Lied —
Richtet seinen Blick in die leuchtende Höhe,
Vergißt die schwindelnde Tiefe
Und denkt nicht mehr
Der Finsternis seines Ganges.
Schwebe denn auf, mein Lied!
Dem Manne,
Dessen Strahlengang meine Seele erquickt!
Töne ihm innigen Dank!
Für jeden Schauder,
Den seine unsterblichen Gesänge über mich strömten —

Flüstre ihm leiser,
Daß ich ihn liebe.

S. Albrecht.

Friedrich Schiller.

Der Todestag eines Unsterblichen gibt keine Ursache zur Trauer. Er ist vielmehr ein Wiegenfest und ein Ostertag. Eine Wiedergeburt des Geistes, der frei wird, verklärt wird, der ein Führer, der nun erst ein Schutzgeist wird für die Menschheit.

Was bedeutet das persönliche Leben des schlichten Professors zu Jena und Weimar? Es hat kaum 46 Jahre gewährt, was ist es im Vergleich zur geistigen Unsterblichkeit, die nun die ganze Welt durchleuchtet und die wir — Friedrich Schiller nennen!

Der arme Feldscheersohn aus Schwaben, den die Natur weder mit besonderer Schönheit noch Gesundheit begabt hat, der sich um seine schon in der Jugend aufstrebende Persönlichkeit zu wehren hat gegen einen gewalttätigen Landesherrn, der aus der Heimat fliehen muß, um in der Fremde Schutz für sich und Förderung seiner ersten Dichtungen zu

dann fliegt sie hoch und tut es mit mächtig pathetischen Flügelschlägen. Daher ist Schiller ihr Mann. Und das Rauschen des Schillerschen Flügelschlages vor allem ist es gewesen, das auch mich in meiner Kindheit so sehr zu ihm gezogen hat.

Später in der Stadtschule hatte der Lehrer mir zur Gedächtnisübung aufgetragen, das Lied von der Glocke auswendig zu lernen. Noch heute kommen mir in der Umgebung von Graz jene Wald- und Wiesenwege heilig vor, auf denen ich beim Auswendiglernen der Dichtung hin- und hergegangen war. Es waren wahre Stunden der Andacht. Und doch hatte ich zur Zeit das Gedicht noch nicht einmal ganz verstanden. Erst im Laufe der Jahre, als ich das Lied von der Glocke fast in allen Teilen persönlich selbst erlebt hatte, wurde mir schon aus diesem einen Gedichte heraus recht bewußt, was das heißt: Friedrich Schiller!

Sachte trug er mich empor von Dichtung zu Dichtung, die ich, geizend mit diesen Schätzen, nur in besonderen Feierstunden las. Trug mich empor bis zur höchsten Höhe, deren mein volks- und freiheitsfrohes Herz fähig ist — bis zu Wilhelm Tell.

Dieses einzigartige Bauerndrama der Deutschen ward mir eine Offenbarung, noch ehe ich unter einer sehr langsamen Entwicklung seine volle Größe sah. Die wunderbaren Gedanken im Texte, die kein Menschheitslehrer tiefer fassen, die Musik der Sprache, die kein Künstler packender wiedergeben kann, hatten mir's angetan, noch lange bevor ich die Erhabenheit dieses gewaltigen Freiheitssanges eigentlich recht empfand. Beim ersten Lesen war mir alles bloß selbstverständlich. Der Märchenidealismus des Bauernknaben mußte weite Strecken durch eine banale und niedrige Welt wandern, bis er den richtigen Maßstab fand für die Größe der Heimatsluft, der Freiheitsliebe, der Treue und des Opfermutes, dargestellt in Wilhelm Tell.

Im Laufe meiner Heranbildung hatten sich allerlei Kritiker, Fehlerschnürfler und Ausleger zwischen mich und Wilhelm Tell drängen wollen. Solche Leute haben mir nur allzuoft an Kunstwerken das Schönste weggeschulmeistert. Die weisen Herren, die es immer so gut wissen, wie man es besser machen kann, ohne es uns auch nur einmal praktisch zu zeigen, ich schob sie höflich bei Seite. Mir war Friedrich Schiller gut genug. Allerdings, einmal kam auch mir eine Zeit, da ich eine Umformung von Wilhelm Tell nicht bloß wünschte, sondern auch versuchte. Wohl nicht, um ihn besser zu machen, als vielmehr, um ihn dem Volksverständnisse anzubequemen. In der Literatur war der „Naturalismus“ aufgestanden. Die Leute in der Dichtung mußten nicht bloß den Rock ihres Standes genau mit allen seinen Nähten, Knöpfen, Falten und Flicken tragen, sondern auch die Sprache ihres Kreises, ihres Wohnortes unter Umständen stottern, lallen oder gröhlen. Nun

einer, der persönlich gefeiert werden will, sondern als einer, der gemeinsam mit uns die Ideale des Guten und des Schönen feiert.

Als im Jahre 1859 Friedrich Schillers hundertster Geburtstag begangen wurde, da hat es sich zum erstenmal elementar gezeigt, wie tief dieser Dichter im Herzen der Deutschen wurzelt, wie treibend und fruchtend in der sittlichen und nationalen Entwicklung dieses Volkes er geworden ist. Und der Schillertag dieses Jahres — man merkt es überall — erfüllt die Zeit und die Welt weitum mit seinem Geiste.

Als ich einst, ein Kind, halb zufällig und unbewußt in das unsicher dämmernde Geistesleben des steirischen Bauerndorfes eingetreten, was fand ich vor? Friedrich Schiller. Jeder, der lesen konnte, wußte von Schiller. Und wo einmal — selten genug kam es ja vor — von Dichtern und Gedichten die Rede war, da fiel das Wort: Schiller. Er war der Begriff für Dichter überhaupt. Nur wenige Gedichte von ihm waren bekannt. Bestimmt erinnere ich mich bloß des Liedes „An den Frühling", das in irgend einem Büchlein stand und von Kindern auswendig gelernt worden war. Sie leierten es nur so herab, wußten kaum, was sie sagten, aber der Rhythmus, bei dem es sich so munter hopsen ließ, gefiel ihnen. Freilich, der Dichter war ihnen gleichgiltiger, als das Gedicht. Übrigens, daß Schiller ein großer Dichter ist, das stand fest und war selbstverständlich. Man nahm es hin, wie das Blühen im Mai. Wann ich Schillers Bildnis das erstemal gesehen, ist mir nicht erinnerlich, aber es war mir wie ein von Ewigkeit her bekanntes Gesicht — das ist Schiller, so sieht er aus und nicht anders kann er aussehen. Und schwer ist uns Deutschen eine Zeit denkbar, die das Lied von der Glocke nicht gehabt haben soll. Wenn man nachdenkt, wie es kommt, daß gerade dieser Dichter das Tiefste und Eigenste der deutschen Seele wachgerufen hat, um sie mit demselben ganz zu erfüllen und zu sättigen, so fällt einem ein Riesenbaum ein, dessen Wurzeln weitum aus dem Erdreiche Kraft und Saft ziehen, um sie als herrliche Blüte, als köstliche Frucht zutage zu fördern. Aus dunklen Tiefen des Volkes ist es genommen und in lichten Höhen dem Volke ist es gegeben.

Als Handwerker schon habe ich die „Räuber" gelesen. Siehe, da ist ja alles drin, was die Ahne oder der alte Knecht Markus in langen Winterabenden erzählt hatte von edlen Räubern, die den Reichen das Geld wegnehmen, um es den Armen zu schenken, die den Heuchler entlarven und arme Sünder zu Gnaden aufnehmen, die in wilder Leidenschaft ihre Seele dem Teufel verkaufen, um dieselbe mit dem eigenen Blute wieder zurückzugewinnen. Es ist auffallend, wie im Bauernvolke die Räubersage mit der Faustsage sich verschlingt und wie es gerade in diesen Gestalten seine Hoffnung und seinen Glauben an die Rettung der verlorenen Menschenseele bekennt. *Wenn* die Volksseele einmal zu fliegen anhebt,

Es gibt Leute — und unter den deutschen Kritikern recht viele — die sich eine Wesenheit an sich nicht vorstellen können, die ganz handwerksmäßig eine Persönlichkeit an einer anderen messen müssen, um zu wissen, wie sie darüber zu urteilen haben. Wenn diese Deutschen nur einen einzigen Dichter hätten, sie wüßten mit ihm nichts anzufangen, sie könnten nicht sagen, ob er „groß" oder „klein" ist, und er hätte für sie somit weiter kein Interesse. Sie messen die Poesie mit dem Zollstab. Und so ist der Streit heute noch nicht ausgetragen, wer größer sei, Schiller oder Goethe. Nein, wer die Dichtung so beurteilt, der verdient keinen Dichter. Die Bedeutung eines Dichters ist gar keine an sich feststehende, über diese Bedeutung entscheidet die Wirkung des Dichters auf seine Leser oder Zuhörer. Je nach dem Alter, dem Bildungsgrade, dem Gemüte, der Erfahrung, dem Zeitgeiste u. s. w. wirkt der Dichter verschieden; gleichwohl das Große ewig groß bleibt. Goethe wirkt mehr auf den feineren, Schiller auf den größeren Teil des Volkes. Goethe ist mehr für gewordene, Schiller für werdende Menschen. Durch letztere wird der Einfluß auf das Ganze größer sein können.

Einmal saß ich mit Freunden im Kaffeehause und es war davon die Rede, welcher der beiden Dichter im Volke populärer sei. Es ihrer, die meinten Goethe müsse es sein, weil er alle Kreise des Lebens und alle Tiefen der Menschenseele ergründet und behandelt habe. Da ließ ein anderer den Zweifel laut werden, ob zum Beispiel unsere Kaffeehausaufwärter Goethe überhaupt dem Namen nach kennten. Gut, eine Probe. Zuerst wurde der ältere gefragt. „Goethe?" antwortete er nachdenklich. „Ist schon seit längerer Zeit nicht mehr dagewesen." — Der jüngere Aufwärter war weiter. Als wir auch den fragten: „Sagen Sie mal, junger Freund, kennen Sie Goethe?" antwortete er rasch: „Ja, mein Herr." — „Wer war denn das?" — „Ein Dichter." — „Schön, und was hat er denn gedichtet?" Der Junge dachte ein wenig nach und sagte: „Schillers Glocke."

Wir hatten von diesen Kaffeehausdienern mehr gelernt, als sie von uns. Wir hatten gelernt, daß in diesen Kreisen mit Namen überhaupt nichts zu machen ist und daß jedenfalls Schillers Dichtung im Volke tiefer sitzt, als Goethes Name. Dem Volke unbewußt, möchte ich sagen, pulsieren beide Dichter im deutschen Blute. Sie werden pulsieren und treiben, wenn längst die Werke großer Fürsten und Staatsmänner vergangen sind. Das ist die unvergängliche Gewalt des Geistes. Des echten, lebendigen Geistes, der in Tat und Gestalt, in Fleisch und Blut übergehen kann.

Vielen erscheint es auf den ersten Blick, als wolle Schiller vor allem Künstler sein. Sein Lebtag, vom achtzehnten Jahre an, als er

aber sprechen in Wilhelm Tell die Schweizer Bauern ein Hochdeutsch, wie so schön noch kein Professor der Erde eines gesprochen hat. Sollte man das, wenigstens für die Volksbühnenaufführung nicht ändern? Sollte man den Tell und den Stauffacher und den Walter Fürst und die anderen nicht das Schwizer-Dütsch sprechen lassen? Oder für die Aufführungen in Süddeutschland ihre Sprache ins Oberbaierische übersetzen? So wie ja jedes Volk das Recht hat, die großen Menschheitsdichtungen in seine Sprache zu übertragen. Dann erst wären es die richtigen Bauern und müßten auf der modernen Bühne einen gewaltigen Effekt erzielen. Ich versuchte es bei Tell also mit unserer Bauernredensart. Kam aber nicht gar weit. Nein, das ging nicht. An einzelnen Personen und Stellen nahm sich die Volksmundart recht natürlich und possierlich aus; aber als es, besonders bei Attinghausen, Melchthal, Rudenz und Tell darauf ankam, Schillers einzig herrliches Pathos zu brechen, da verzagte ich. Es wäre ein Frevel, diese Sprache in die Niederung des gewöhnlichen Lebens herabzudrücken. Den Gedankengehalt würde man ja meist zur Not, wenn auch gar banal wiedergeben können, nicht so aber die Stimmung, die Begeisterung, die aus der Sprache Musik macht und uns ins höchste, reinste Menschentum emporreißt. Da habe ich die Feder hingelegt und mir gedacht: Preisen wir uns glücklich, daß der Dichter für die Empfindungen der Volksseele den höchst vollendeten Ausdruck gefunden und ziehen wir nicht in den Staub, was er in den heiligen Äther gehoben hat. Da begann ich mich zu schämen und habe der Büste Schillers, die in meiner Stube steht, längere Zeit nicht ins Gesicht zu blicken gewagt. Ja, das mögen sich alle merken, die da glauben, mit der Verdichtung des Alltäglichen und Gemeinen zur naturalistischen Plastik habe der Dichter das Seine getan.

Auf Erden ist ein großer, fast ununterbrochener Werktag geworden. Menschenleib und -Geist brauchen sich auf in Arbeit und Habsucht, in Genuß und Ehrgeiz. Das Herz ist einsam geworden. Es verlangt zeitweilig heiß nach einem feierlichen Hochschwung, sei es in der Religion, sei es in Kunst und Dichtung. Darum auch unsere unlöschbare Liebe zu Friedrich Schiller. Und geradezu leidenschaftlich ist diese Liebe geworden in einer Zeit, da das, was man doch ganz unrichtig den Naturalismus nennt, uns so niederträchtig beschmutzen wollte, beschmutzt hat. Auch Schiller ist bei der Natur geblieben, aber er hat sie geadelt. Er ist selbst der Gemeinheit, der Roheit, dem Zynismus nicht aus dem Wege gegangen, wie besonders die Räuber, Kabale und Liebe und manch anderes zeigen, aber er hat diese Mächte gebändigt und durch das Große und Schöne überwunden. Er ist aus Nacht und Staub zur reinsten Klarheit emporgestiegen, als einer der Halbgötter, die der Menschheit den Weg weisen.

ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet; der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang!" Und den Verzagten, den Mutlosen und Trostlosen, deren es heutzutage mehr gibt als je, jauchzt der Dichter zu: „Froh, wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels weiten Plan, wandelt, Brüder, eure Bahn, freudig, wie ein Held zum Siegen!" Zu den Materialisten, die in der Welt nur den Zufall, in dem Menschen nur das Tier sehen, spricht Schiller: „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt, wie auch der menschliche wanke; hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke!" — Heute der heftige Kampf um gesellschaftliche Gleichheit, der Neid gegen die Reichen und Mächtigen. Aber Schiller mahnt: „Ungleich verteilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flüchtigem Geschlecht; aber die Natur ist ewig gerecht. Uns verlieh sie das Mark und die Fülle, jenen ward der gewaltige Wille — sie führen aus, was dem Herzen gelüstet, füllen die Erde mit mächtigem Schall. Aber hinter den großen Höhen folgt auch der tiefe, der donnernde Fall!" Und allen, die da rücksichtslos gegen die Mitmenschen, oft sogar über die Leichen derselben hinweg nach einem reichen, genußvollen Leben jagen, ruft der Dichter zu: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld!"

So ließen sich zahllose Lehren und Mahnrufe anführen, die an ihrer Stelle in der Dichtung oft noch einen viel tieferen Sinn haben und die doch ganz wie in unsere Zeit hereingerufen sind. Seit hundert Jahren und länger keimt und reift Schillers Wort im Herzen des deutschen Volkes und seine Früchte sind offenbar.

Könnte man in die geheimsten Abgründe der Ursachen und Wirkungen steigen! Wenn Friedrich Schiller nicht gewesen wäre, die Deutschen hätten heute vielleicht eine andere Gemütskultur und das Reich hätte eine andere Form. Wäre ohne diesen wie Sonnenglut alles durchdringenden Feuergeist das Volk reif gewesen für die Befreiungskriege, für die Kulturkämpfe, endlich für Bismarck und Moltke? Goethe mag dem deutschen Geiste eine bestimmte, erhöhte Richtung gegeben haben, Schiller ist ein Haupturheber deutscher Taten. An dem deutschen Siege hat Schiller gewiß einen großen Anteil gehabt, mittelbar natürlich, wie alle Urgründe wirken.

Die Menge hat es vielleicht nicht begriffen, wohl aber geahnt und das deutsche Volk von den höchsten bis zu den niedrigsten Schichten empfindet es: Ich gab ihm mein Blut, er gab mir seinen Geist. — Es ist was Großes um den Dichter, der aus der Seele seines Volkes die halb unbewußten, unklaren Stimmungen und Ahnungen, Empfindungen und Sehnsuchten in sich aufnimmt, sie verdichtet und gestaltet und sie dann wie eine selbständige Wesenheit wieder hinstellt vor das Volk, auf daß dieses sehe, was es ist, will und kann. Zuerst wird die Dichtung

die Räuber schrieb, bis zum letzten Lebensjahre, in dem Wilhelm Tell vollendet ward, sehen wir den Dichter bemüht um das Theater. Als ob er ein Theatermensch gewesen wäre etwa in dem Sinne der Ergötzung, des Ehrgeizes oder gar des Gelderwerbes? Wie unmöglich! Er wandte sich der Bühne deshalb zu, weil sie der Dichtung die höchste Vollendung gestattet, vor allem aber, weil er in ihr das beste Mittel sah, seine Lehre ins Volk zu bringen.

Seine Lehre? Ja. Ich glaube, Schiller fühlte sich als Lehrer, Prophet und Richter seines Volkes. Er deckte die Abgründe der Verworfenheit auf und wies die Ziele der höchsten Gesittung. Seine glühende Empörung gegen die Niedertracht — es entstanden die Räuber, Kabale und Liebe. Sein Warnen vor den Irrlichtern in des Menschen Brust — es entstanden die Braut von Messina, Wallenstein. Sein leidenschaftlicher Hang nach Menschenwürde, sein gewaltiger Befreiungsdrang — und es entstanden Don Karlos, Wilhelm Tell. Lehren höchster Menschenkultur sprechen zu uns in den Gedichten: Die Glocke, Der Spaziergang, An die Freude, Würde der Frauen, Die Künstler. Ach, man müßte ja alle zählen. Für jedes große Wort, das er zu sagen hatte, wählte er eine große Form, in der es unvergänglich bleibt. Die Kunst war ihm nicht Selbstzweck, wie den verweichlichten Schöngeistern unserer Zeit, sie war nur ein gefälliges Kleid für das Ernste und Erhabene, das er zu sagen hatte. Zu sagen für alle Zeiten. Jetzt ist das dritte Jahrhundert, in dem der Name Schiller klingt. Und ist es nicht, als ob er ganz besonders zum gegenwärtigen Geschlechte spräche? — Heute das wahnsinnige Jagen nach Geld, Glanz und Genuß; dann die Verzweiflung, wenn's mißlingt oder das Erworbene zugrunde geht. Was sagt Schiller? „Nicht an die Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. Wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz." — Heute die Flucht vor dem Landleben in das wilde, ruhelose Treiben der Städte, wo die meisten an Seele und Leib vorzeitig verkommen müssen. Und Schiller: „Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen, der in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verworrenen Kreisen kindlich liegt an der Brust der Natur!" — Heute, wie leichtsinnig wird der Scholle vergessen, die Heimat verlassen, um irgendwo in der Fremde Geld und Gut zu erwerben. Wo es mir gut geht, da bin ich daheim! sagen sie. Und Schiller: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!" — Und wer ist es, der uns den um die nationalen Güter Ringenden zuruft: „Seid einig, einig, einig!" — Heute das leichtsinnige Schließen von Ehen, ohne Rücksicht auf persönliche Harmonie, meist nur praktischer Vorteile wegen. Und Schiller: „O prüfe, wer sich

hab' im Gedräng einen falschen Sechser für gut eingenommen, den müsset ihr mir für voll einrechnen, und nicht wahr, ihr tut's?"

„Ja, ja," versprach die Hauptmännin, und Frau Schöllkopf ging, ihre Ware anpreisend, weiter.

Jetzt endlich kam der Hauptmann; er sah schmuck und stattlich aus, wie er sich den Tressenhut vom Kopf nahm und den Schweiß von der Stirne trocknete. Er war von kleiner gedrungener Gestalt und seine Stirne war hochgewölbt. Dabei hatte er nicht nur heute, sondern immer eine soldatisch straffe Haltung. Er küßte das Kind und hob es von dem Wagen herab, der Frau aber reichte er hier vor den Augen aller nur die Hand. Er ließ durch einen Soldaten einen Stuhl aus dem nahen Schenkzelte holen und half der Frau absteigen, was nur mühsam geschah. Als sie auf dem Boden stand, sagte sie: „Zürne nicht, lieber Mann, daß ich es gewagt habe, jetzt zu dir herauszukommen; ich mache mir schon selber Vorwürfe genug, aber dein Bruder und der Vetter Student haben mir keine Ruhe gelassen."

„Du bist ein stark Soldatenweib," erwiderte der Mann; „und was wir noch bekommen sollen, mit Gottes Hilfe soll's auch stark werden und nicht verweichlicht."

Nun reichte der Hauptmann dem Bruder beide Hände und schüttelte sie ihm wacker, dann führte er Bruder, Schwiegervater, Frau und Kind nach seinem Zelte.

„Du siehst wohl aus!" sagte der Bruder, „das Soldatenleben scheint dir doch jetzt mehr Freude zu machen."

Ja, ja, an solchen Tagen macht's lebendig. Aber Bruder, du hast das bessere Teil erwählt, bist daheim geblieben im elterlichen Hause, baust deinen Acker, bäckst dein Brot und hast nach niemand in der Welt was zu fragen und brauchst nicht zu warten, bis man dir deine Ehre gibt. Wenn man sich von dem täglichen Leben mit seinen Geschwistern lossagt, sollte man die ganze Welt dafür gewinnen. Wenn man nicht was Rechtes, Großes wird in der Welt, ist's am besten, man bleibt daheim in den alten beschränkten Verhältnissen. Ich spür's, ich hätte was Ganzes werden können in der Welt, aber ich werde es nie. Meine Jugend ist verpfuscht worden. Und als verheirateter Mann erst einen Beruf suchen und sich darin zu was Rechtem machen wollen, das heißt noch selber wachsen wollen, während man schon Kinder hat. Jetzt gehört das Wachsen den Kindern und der Vater bleibt wie er ist. Ich lasse aber doch nicht ab, bis ich etwas finde, woran ich sehe, warum ich da bin. Mir wäre jetzt das liebste, wenn ich nichts als Bäume pflanzen könnte auf der Welt."

Etwas verdrossen sagte der Schultheiß: „Du weißt ja, man hat an dir getan, was in unserem Stand ebenso erschwinglich war.

fruchtbar im einzelnen, dann in der Familie, dann wirkt sie bestimmend mit zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und des Staates. Was hat Homer für Griechenland bedeutet, Dante für Italien, Shakespeare für England, Rousseau für Frankreich? Was bedeuten für das deutsche Volk Goethe und Schiller! — Und was bedeuten alle zusammen für die Menschheit?

Ja, wunderbar ist es, wie die sichtbarsten Dichter aller Zeiten und unterschiedlichster Stämme, sie mögen noch so fest auf ihrer Scholle, in ihrem Volke wurzeln, beseelt sind von dem großen Gemeinsamen, das die Menschen immer näher zusammen und immer höher emporführt. Sie sind die Schmiede, im Feuer der Poesie die Menschheit hämmernd zu einem goldenen Ring um den Erdball.

Und ein solcher Meisterschmied — Dank und Ehre seinem Andenken! — ist unser Friedrich Schiller. R.

Friedrich der Große von Schwaben.

Eine Geschichte von **Bertold Auerbach.***) (Schluß.)

IV.

„Neubackene Mütschele, Bretzeln, Wecken kauft! Sind die brävsten, sind vom Bäcker Kodweiß von Marbach! Kaufet! Kaufet!“ so wurde die Hauptmännin angerufen. Sie schaute auf und Frau Schöllkopfin, der sie zuletzt noch den Auftrag gegeben, stand vor ihr; sie war aber durchaus nicht freundlich, denn sie rief laut: „Was? Was ist denn das? Sag' ich vor einer Stunde dem Herrn Hauptmann, daß die Frau Liebste nicht kommen kann; und jetzt ist sie da und macht mich zur Lügnerin? Das nächste Mal gebt euren Auftrag einem anderen, aber nicht mir. Und man soll's nicht wünschen, aber Spaß wär's doch, wenn das Kind da mitten in dem Durcheinander auf die Welt käme. Hui! das wäre lustig! Und dort geht der Herzog und die Hauptitalienerin mit der anderen, sie haben blaue Schuhe an, das ist ihre Uniform, die kämen gleich daher und täten Gevatter stehen!“

Die Hauptmännin wehrte ab und beruhigte endlich Frau Schöllkopf, indem sie ihr versprach, daß sie auch mit heimfahren dürfe.

„Und das bleibt fest!“ rief Frau Schöllkopfin. „Ich bin müd' wie ein Jagdhund. Ich kann mich nicht dazu bringen, wie die anderen still auf einem Flecke zu sitzen, ich muß mit meinem Kram herumlaufen; und seht, es ist auch besser so, ich bin bald beim Kehraus. Aber ich

*) „Zur guten Stunde.“ Gesammelte Volkserzählungen von Bertold Auerbach. (Stuttgart.)

Die Wiedererweckung vergangenen Jugendlebens tat dem Hauptmanne und seiner Frau gleich wohl, und der alte Rodweiß drückte sein Behagen nur damit aus, daß er einem jeden mit den Augen winkte, auszutrinken, und dann wieder frisch einschenkte.

Endlich kam der Student und rief mit vollem Lachen: „Mir geschehen die besten Abenteuer.“

Er konnte vor Lachen kaum anfangen, bis er endlich berichtete: „Wie wir ankommen, denke ich: ich muß mich doch unter das Getümmel mischen, und suche nach einem Platze, um alles gut zu überschauen. Da sehe ich ein paar Ludwigsburger Neuresidenzler, sie kommen heran, wohl versehen mit Speis und Trank, und haben eine Leiter und steigen damit an einem Baume in der Allee hinauf. Kaum hat aber der Letzte den Ast erfaßt und will die Leiter nach sich ziehen, ja, profit Mahlzeit! da ziehe ich ihm die Leiter weg, lege sie an einen anderen Baum an und steige auch hinauf. Die Spießbürger schimpfen was sie können, aber das kümmert mich nicht, das erlustigt mich nur. Aber hinter mir drein steigen auch noch andere auf meine geraubte Leiter, ich muß nur machen, daß ich auf den Baum komme; und richtig, noch eine dritte Partie macht es mir nach und stiehlt uns die Leiter, sie legen die Leiter an einen dritten Baum und ihnen gelingt es, dieselbe nachzuziehen. Jetzt hättet ihr das Schimpfen hören sollen von einem Baume zum anderen, und unwillkürlich stellte sich ein Stück Griechentum, ein Stück olympisches Fest mitten in eine durchlauchtigste herzoglich württembergische Zopfparade hinein: Drunten der griechische Chor der Volksmenge, der die Empfindungen der auf der Höhe des Daseins Hangenden und ihre Wechselreden mit klassischen Betrachtungen ausdeutete; sie klatschten und pfiffen, je nachdem die antiken drei Schauspieler auf den Bäumen einander gut heimbezahlten. Wir spielten auf einer wahrhaft hohen Bühne ohne Wechsel der Dekorationen. Eine Weile wurde es still, so lange die Heerschau an uns vorüberzog, die Musik ertönte und salutiert wurde; auch wir von den Bäumen schrien Hurrah! und Hoch! Und die Spießbürger auf dem ersten Baume schwenkten ihre Flaschen. Als aber die Heerschau vorüber war, da ging der dreifache Chorus aus den Bäumen von neuem los.“

Der Student ahmte das Schimpfen, Schelten und Schreien der verschiedenen Gruppen und dabei die vielfachen Zurufe des Volkes aus der Tiefe so glücklich nach und wußte namentlich die Stimme eines Kropfigen so lächerlich geschickt wiederzugeben, daß die Frau Hauptmännin rief: „Um Gotteswillen, haltet ein, ich halt' es nicht aus vor Lachen.“

Nun erzählte der Student rasch zu Ende, wie dann alle drei Gruppen mit Hilfe der Polizei, die allen Zauber löst, von ihrem Banne

Und der Hauptmann erwiderte: „Ich mache keinem einen Vorwurf, es hat dabei niemand anders gekonnt, aber daß ich eben Chirurg, Barbier war, das geht mir mein Lebenlang nach. In mir wollt' ich's schon verwinden, aber meine Kameraden vergessen's nicht, sie spötteln noch immer gern darüber, und es ist nicht gescheit von mir gewesen, daß ich daheim in Kriegsdienst gegangen bin. Sind Sie nicht ein Vetter von dem und dem? Das ist die erste Frage, die man in unserem Schwabenländle immer hört. Ich hab' mich meiner Verwandtschaft Gottlob nicht zu schämen, aber die Leute möchten mit den Fragen doch einem immer gern den Rock ausziehen und einen anderen antun. In einem anderen Lande hätte ich's weiter gebracht. Aber genug! Jetzt bin ich froh, daß ich dich bei mir hab', und ich hab' das beste auf der Welt: ich hab' eine rechtschaffene Frau. Brauchst die Augen nicht niederzuschlagen, Elisabeth! Vor meinem Bruder darf ich mich doch meines Glückes rühmen. Jetzt bleibst du aber auch ordentlich bei uns, Johann. Ich kann mich erst recht freuen, wenn ich weiß, wie lange ich eine Freude habe."

„Ich muß noch heute Abend heimezu. Ich habe Leute nach Waiblingen bestellt und die warten auf mich."

„Nun gut, so wollen wir die paar Stunden lustig sein. Hast du nicht gesagt, Frau, daß der Vetter Student auch da sei?"

„Ja, aber er ist verschwunden, wie wir angekommen sind."

Der Hauptmann wollte seinen Burschen nach Speise und Trank schicken, aber der alte Kodweiß sagte: „Heut' kriegt man nichts Ordentliches hier, darum habe ich von unserem roten Schalksteiner mitgebracht, und da ist auch ein gut Essen."

Man saß wohlgemut beisammen, die Brüder erzählten einander von ihrem Leben und der Hauptmann konnte nicht genug rühmen, wie tapfer sich seine Frau benehme, sie habe ihn, trotzdem sie nichts auf der Welt mehr liebe als ihn, schon zweimal in den Krieg ziehen lassen, nur damit er es höher bringe, denn die Ausübung der Wundarzneikunde hatte ihn in Marbach nicht genährt und auch seinem Streben nicht genügt, und er hatte nichts mehr zu wünschen in der Welt, als daß ihm die Vorsehung einen Sohn schenke, dem er das einbringen wolle, was an ihm verfehlt worden sei.

„Ja, ja," sagte der Bruder Schultheiß, „du hast dein Lebenlang immer Pläne gehabt; du lebst in der Minute nur gut davon, wenn du dir ausdenkst, wie's immer weiter wird, immer schöner, immer größer." Er erzählte nun der Frau, wie der Bruder Kaspar in dem kleinen Dorfe Bittenfeld bei Waiblingen, als der Vater schon früh gestorben war, sich allerlei Abenteuerliches ausdachte, was man in der Welt ausführen könne.

zuteilte; sie mochten fühlen, daß es in jeder Lebenslage und in jedem Zeitgewande gegeben ist, die echte in sich gediegene menschliche Kraft zu bewähren.

Der Bruder Schultheiß verabschiedete sich und auch der alte Kodweiß drängte zur Heimfahrt. Er wollte nicht beim Feuerwerk bleiben. Als die Hauptmännin sich zum Fortgehen anschicken wollte, fiel sie ihrem Mann um den Hals, verbarg ihr Antlitz an seiner Brust und sagte: „Um Gotteswillen, Mann, ich fürchte, ich fürchte, ich kann nicht mehr heim; ich fühle mich Mutter werden.“

Der Hauptmann erblaßte, er hieß alle anderen hinausgehen, da hörte man plötzlich vor dem Zelte die Stimme der Frau Schöllköpfin, sie rief: „Meister Kodweiß, das Geschirr ist leer, es gibt morgen schön Wetter! Euer Brot steckt in hundert Magen und Eure Tochter hat mir versprochen, daß ich mit Euch heimfahren kann. Gehts denn nicht bald fort?“

„Ruf mir die Frau herein,“ sagte die Hauptmännin drin im Zelt. Der Hauptmann ging hinaus, er stand eine Weile erbebend bei dem Vater und dem Vetter. Bald kam Frau Schöllkopfin wieder aus dem Zelt und sagte: „Schnell anspannen! Es kann noch gut werden. Aber es ist höchste Zeit! O! Ihr Männer! Ihr Männer! Was tun nicht die Weiber um Euch. Geht die gute Frau in solchen Umständen noch daher, um ihren Mann zu sehen, und er, er lauft, wenn die Trommel gerührt wird, wie's ihm einfällt, nach den Niederlanden und nach Böhmen in den Krieg. Was steht Ihr da, wie die Kuh vor dem neuen Tor? Machet, daß der Wagen herkommt, sonst hat das arme Kind nicht einmal einen Ort, in dem es geboren und heimatberechtigt ist.“

„Ein im Feldlager geborener Sohn, das wäre herrlich!“ rief der Student; aber niemand hörte auf ihn. Der alte Kodweiß eilte nach dem Wagen, und der Hauptmann, der das Töchterchen dem Vetter übergab, zu seinem Oberst. Der Oberst Friedrich von der Gablenz erteilte dem Hauptmann gern den Urlaub, da andern Tags nur noch die Entlassung der zu den Herbstmanövern Einberufenen zu bewerkstelligen war. Ja, der Oberst versprach, als Taufpate zu erscheinen, wenn das Neugeborne ein Knabe sei.

V.

Es war ein milder Novemberabend, wie er in den schwäbischen Rebländen sich auch manchmal noch im Spätherbst einfindet. Die Nacht war schnell hereingebrochen. Unter dem Schutze des Dunkels wurde die Hauptmännin ohne Aufsehen auf den Wagen gebracht. Das Stroh, daß sie für andere vorsichtig mitzunehmen befohlen, kam ihr jetzt zustatten. Die Zeltdecke wurde darüber gebreitet und sie mit einer anderen Decke zugedeckt, so daß sie fast wie in einem Bette lag. Eine Hauptsorge war, das

auf den Bäumen befreit wurden, und wie die große Menge sie mit Jubel begrüßte und noch lange verfolgte.

Die Erzählung dieses Zwischenfalles brachte neue Heiterkeit in das Zelt und der Hauptmann fragte den Studenten, ob er noch immer sein Examen nicht gemacht habe.

„Ich glaube, ich werde unexaminiert sterben und von den vier Fakultäten im Jenseits auf einmal zum Doktor gemacht. Aber ich bleibe auch nicht in dem kurzbeinigen, gestauchten Schwabenländle, wo hinter jeder Pfarrscheuer ein eingebildetes Genie hockt, das da glaubt, die ganze übrige Welt mit Geringschätzung über die Achsel ansehen zu können.“

Die Hauptmännin, die sich eine „gute Schwäbin“ nannte, verteidigte indes das schöne Heimatland mit seiner unverwüstlichen Bürgertugend und seinen tiefen Quellen inniger Gemütserquickung. Sie nannte es undankbar, wenn man, weiteren Zielen zustrebend, das geringschätze und vergesse, was die Heimat uns ins Herz gepflanzt. Ihre Wangen glühten, da sie dies sprach, und nicht ohne Geschick wußte sie dabei nach Frauenart auch zugleich die früheren Unmutsäußerungen ihres Mannes zu widerlegen. Er fühlte das und faßte nur still nach ihrer Hand.

Der Hauptmann war indes auf seinen Lieblingsgedanken gekommen, und das war, daß ihm keine Mühe, kein Opfer zu schwer wäre, um sein mangelhaftes Wissen zu ergänzen. Er erzählte, daß er da, wo er bei dem Chirurg in der Lehre war, eine Lebensbeschreibung Alexanders von Macedonien gefunden habe, an der die letzten Bogen fehlten, und wie ihn das gequält habe; und fast so sei sein Leben und Wissen auch: es fehlten die letzten Blätter und sie wären nicht mehr zu ergänzen. Der Student gab ihm in spöttischer Weise Recht. Er konnte das Streben des Mannes nicht recht begreifen. Denn wer den regelmäßigen Gang durchlaufen, wer die niederen und dann die höheren Schulen besuchte und methodisch geleitet wurde, der versteht nur schwer den Heißhunger nach Wissen, wie er sich in dem ausbildet, der sich allein und aus der Hand des Zufalls Wissenschaft und Erkenntnis erobern muß: wie da ein Buch, das ihm plötzlich zukommt, zu einem alleinigen und doch fremdartigen Führer wird, es fehlt der Zusammenhang, in dem es im Reiche des Wissens steht, und der einsam Arbeitende und Denkende knüpft an das Vorliegende die abenteuerlichsten Erlebnisse und glaubt sich wunder wie groß in seinem Besitztum; erst später erkennt er, welch einen dürftigen Ausschnitt aus dem großen Reiche des Wissens er übersah und durchforschte.

Der Schalksteiner kam der Laune des Studenten wohl zu Hilfe und er gefiel sich wiederum darin, einen Vergleich des Zeltlebens vor Troja mit dem jetzigen zu machen. Der Hauptmann und seine Frau nickten lächelnd, als er ihnen die Rollen von Hektor und Andromache

Sternenpracht, und der Hauptmann schaute still hinauf; da sagte der Student, der neben ihn saß:

„Der Bursch wäre zu beneiden, wenn er heute, am Vorabende des Luthertages, wie Luther selbst unter freiem Himmel geboren würde.“

Der Hauptmann antwortete nichts und hielt dem Vetter nur die Hand auf den Mund, daß er doch fortan schweigen möge.

Singend und jauchzend zogen manche vorüber, die aus den Lustzelten von der Heerschau heimkehrten. Der Hauptmann hätte gern, wie dem Studenten, so allen Menschen den Mund zugehalten, daß sie seine Frau nicht aufwecken und beunruhigen möchten; sie fühlte das, was der vor ihr Sitzende dachte, denn sie sagte leise zu Frau Schöllkopfin: „Saget meinem Mann, daß das Singen und Schreien mich gar nicht stört; ich bin wohl und wach, nur darf ich mich nicht rühren.“

Der Hauptmann küßte still den Trauring an seiner Hand, als ihm Frau Schöllkopfin diese Worte berichtete.

Man fuhr still dahin. Die Frau, die mit offenen Augen in dem Wagen lag, schaute hinein in das zahllose Heer der Sterne, und sie fühlte sich hineingehoben in das All und wußte nicht mehr, wer sie war, woher sie kam und wohin sie strebte. Die ganze Welt war eins, ein Mutterherz pochte im All.

Mutterseelenallein! Wenn du das Wort hörst, wenn du es empfindest, berührt es dich wie Glockenklang den tief im Walde Verborgenen; Wehmut und Genügen, Verlangen und gestillte Sehnsucht begegnen einander in diesem Wort, und die Welt ist in dir und du in der Welt, es gibt keine Trennung mehr, und doch bist du allein, aber das All ist im Einen.

Der Student auf dem Vordersitz sagte jetzt leise zu dem Hauptmann: „Der griechische Philosoph Plato behauptet in seinem Phädon: all unser Lernen sei nur Erinnern, und die Tatsache, daß wir im Leben oft Dinge wahrnehmen, betrachten und inne werden, die wir schon einmal gesehen, erlebt und geträumt zu haben glauben — komme daher, weil sich die Seele eines Vorlebens erinnere, daß diesem unserem jetzigen Dasein vorausgegangen sei. Ich möchte aber sagen, daß es nichts ist als das Erwachen der Gedanken, Träume und Phantasien, die die Mutter hatte, derweil sie das Kind unter dem Herzen trug. Es läßt sich nicht fassen, wie das einwirken mußte auf das ganze Dasein des Kindes, und auch das Samenkorn still in der Erde entwickelt und entfaltet sich unsern Blicken ungesehen. Wir wissen nur das, was außerhalb im Licht erscheint. Und jetzt, wie geht die Unendlichkeit vor uns auf, die Unendlichkeit der Welt und des Menschenlebens! Da ist die Erde, da droben das zahllose Heer der Sterne, die große unendliche Welt. Alles das wartet auf ein Menschenkind, das morgen aufschaue und alle diese Herrlichkeit und

Töchterchen zu beschwichtigen, das immer weinte und schrie, da es mit der Mutter so fremd hantieren sah.

Bis man das Gelärme hinter sich hatte, gingen die drei Männer neben dem Wagen, um Neugierige und Störende abzuhalten. Frau Schöllkopfin saß neben der Hauptmännin. Als das Toben und Lärmen nur noch von ferne erscholl, tat es der alte Kodweiß nicht anders, die Herren — der Hauptmann und der Student — mußten auch auf den Wagen sitzen. Er selber führte die Pferde an der Hand, denn dort vom Lager her prasselte und knatterte es und manchmal stiegen Raketengarben, feurige Bienenkörbe und buntfarbige Leuchtkugeln zum Sternenhimmel hinauf.

„Mit dem, was dieses Feuerwerk kostet, könnten Tausende sich diesen Winter erwärmen," sagte der Student, „aber das dumme Volk gafft zu und denkt nicht daran, daß man ihm seine warme Stube in die Luft schmeißt. Doch nein, ich habe Unrecht, ich habe heute ein Lied gehört, das in vier Zeilen die ganze Last zusammenbündelt, die auf unserem Volke lastet:

O lieber Tod von Basel,
Was haben wir denn tan,
Daß du uns arme Schwaben
Willst nimmer leben lan?"

Der Hauptmann bat dringend und streng um Stille. Er beugte sich hinüber zu seiner Frau und fragte, wie es ihr ergehe.

„Gut!" erwiderte sie leise; „sei nur nicht so ängstlich, sei nur ruhig, und jetzt dank auch der Vorsehung, daß du das geworden bist, worüber dich deine Kameraden, wie du glaubst, scheel ansehen; das gibt mir jetzt besondere Beruhigung, und sieh, von dem Tag an laß dich's nicht mehr verdrießen, und was auch wahr oder nicht wahr daraus kommt, denke nur: daß ich jetzt deswegen auch ruhig bin, das ist ein Segen, dem nichts gleichkommt. Gelt, Kaspar, du bist nie mehr betrübt darüber? Sag' mir das jetzt und ich bin glücklich!"

Er faßte schnell ihre Hand, küßte sie, und sie fuhr fort: „Wie ich vorhin ein wenig eingeschlafen bin, da war mir's, als sähe ich dich, wie du im vorigen Jahr in Böhmen warst; und einmal habe ich dich gesehen als Leutnant und einmal als Feldarzt und einmal als Feldgeistlicher. Du bist ja auch alles auf einmal gewesen, wie sie dir alle nachrühmen. Danke der Vorsehung für die vielen Gaben, die du hast, und laß uns still beten, daß sie solche auch unserm Kinde schenke."

„Red' jetzt nicht so viel," sagte der Hauptmann. „Ich weiß alles, ich kenne deine innersten Gedanken. Halte dich nur recht ruhig."

Er setzte sich wieder still auf den Vordersitz und ein Glücksgefühl ohne Gleichen kam über ihn. Er sah, was er an seiner Frau hatte, und sein einziger Wunsch war, daß ihn Gott das noch lange sehen und erkennen lassen möge. Der ganze Himmel glitzerte und flimmerte in

und Anklammern an Fernabliegendes nur um so ungestörter im Innern an das bebende Ereignis selber denken.

Der Student zwang den Hauptmann, ihm von dem letzten Feldzug in Böhmen zu erzählen, wie er mit dem österreichischen Heere gegen Friedrich II. gestritten und wie sie jämmerlich zerschlagen und zerstreut und von Seuchen heimgesucht wurden.

Der ganze Widerstreit von Erhebung des Gemüts, und namentlich von der Zwiespältigkeit der Empfindung, die in denjenigen deutschen Ländern waltete, die weder unter das österreichische noch unter das preußische Szepter gehörten, alles das tat sich hier in der kleinen Bäckerstube am Marktplatz zu Marbach auf. Es war noch dazu gefährlich, über Friedrich II. zu sprechen, denn noch erinnerte man sich, wie vor wenigen Jahren die zum Dienste gepreßten Soldaten unter dem Rufe: „Wir ziehen nicht gegen die Preußen!“ revoltiert hatten, die Kaserne anzündeten und auseinanderstoben; und wie sie dann später nochmals am Eingang des Eybachtales bei Geißlingen revoltierten und siebzehn auf der Stelle füsiliert wurden.

Der Student hatte ebensoviel Hohn dafür, daß Friedrich II. eben in diesem Jahr schlechtes Geld hatte prägen lassen, als daß die kleinen deutschen Fürsten, die ihre Truppen für das Deutsche Reich ins Feld stellten, von Frankreich große Geldunterstützungen bezogen, um damit ihre aberwitzige Hofhaltung auszustaffieren. Er war indes noch rücksichtsvoll genug gegen die Uniform des Hauptmanns, um nicht kurzweg nach Ludwigsburg zu deuten.

Der Hauptmann hatte nur leichthin erwähnt, daß auch der englische Minister Pitt im vorigen Jahre ganz offen im englischen Parlament Friedrich II. den Helden des Protestantismus genannt hatte, und fast willenlos sprach er seine Begeisterung für den Preußenkönig aus. Der Student wollte nicht viel davon wissen; er behauptete: Friedrich II. sei wohl ein Held, aber er sei es auch hauptsächlich dadurch, daß die, die gegen ihn kämpfen, nicht mit voller Seele gegen ihn streiten. Er machte es gar spaßig, wie er erklärte, daß die Gegner Friedrichs schon halb besiegt in die Schlacht gehen; er kämpfe daher mit lauter Ein-Armen, denn der Mißmut binde jedem Soldaten den einen Armen auf den Rücken. Der Student, der schon sonst immer einen gewaltsamen Übermut hatte, überbot sich jetzt noch und gab sich selber zum Besten, um den anderen über das Bangen dieser Stunde wegzuhelfen.

Der Hauptmann nickte, er sprach und hörte wie im Halbtraum, denn er horchte immer wieder hinaus, ob noch nichts verkündet würde. Er behauptete, daß Friedrich II. durch die verlorene Schlacht bei Kunersdorf noch nicht vernichtet sei, er behauptete das stark und fest und wußte doch kaum, daß er es tat. Er sprach das, was er sagte, wie aus der Erinnerung, wie etwas Auswendiggelerntes, und jetzt deklamierte der

Größe in sich aufnehme, und hier eine Mutter, und in dem Worte Mutter ist die Unendlichkeit der Menschheit“ . . .

Der Student wurde in seinen gehobenen Betrachtungen unterbrochen, denn: „Gott Lob und Dank! Schau dort, da sind die Lichter von daheim,“ rief der alte Kodweiß, der bisher kein Wort gesprochen hatte, jetzt laut und froh aus erleichterter Brust. Die Hauptmännin richtete sich auf und atmete tief, sie sah die Lichter aus der Heimatstadt flimmern. Wie weit, weit war sie gewesen, wohin war ihre Seele getragen worden — sie fand sich wieder in der wirklichen begrenzten Welt. Unter der Decke faltete sie im Dankgebet die Hände, daß sie wohlbehalten heimkäme.

Den Hauptmann verdroß die Härte jedes Steines, als man über das Pflaster fuhr; er fühlte doppelt und dreifach, wie wehe das seiner Frau tue.

Als man zum Marktplatz kam, sah man just über dem Giebel des Hauses ein flimmerndes Doppelgestirn, und der Student rief mit lauter Begeisterung: „Schaut dort, wie auf den Giebel gesetzt, das Brudergestirn Castor und Pollux, die Unzertrennlichen. Im Hausflur mein Altar des Vulkan und über dem Giebel das Sternenpaar! Sei gegrüßt, du neuer Weltbürger.“

Der Hauptmann konnte nicht anders, er umarmte still den Studenten.“

Man brachte die Hauptmännin glücklich in das Haus, und jetzt im Elternhaus war sie plötzlich wieder munter, sie öffnete alle Schränke und gab der Mutter an, wo man alles finde. Über die Harfe in der Stube breitete sie die Decke, sie wußte, daß sie sie lange nicht mehr berühren werde. Die herbeigerufene Wehmutter erklärte, daß man noch ruhig sein könne. Die Hauptmännin schlief bald ein. Die Kollaboratorin war aus dem Bett geholt worden, sie wachte nun bei der Freundin. Man trennte sich still, bereit, dem ersten Rufe zu folgen.

VI.

Am Morgen — vom Färberhause gegenüber flatterten heute lustige rote Fahnen im hellen Sonnenschein — da war unruhiges Leben im Hause des Bäckers Kodweiß. Die Frau Kollaboratorin hatte eine große, mit Brustlatz versehene Bäckerschürze angetan und ging ordnend im Hause hin und her. Nachbarn und Verwandte gingen fragend und dienstanbietend aus und ein; auf dem Tische stand immer wieder frischer Kaffee und Butter und Brot, ungefragt griff jedes zu, und der alte Kodweiß und dessen Frau nickten freundlich dabei, denn wenn die Freude in ein Haus einzieht, so ist es, als ob eine Blume aufbreche und ihren Duft, den sie bisher in sich gehalten, ausströme zur Erquickung aller.

Die Männer waren in die untere Stube gebannt und sprachen allerlei fremde Sachen, als wollten sie durch Aussprechen von Fremdem

Als der Hauptmann in den untern Hausflur kam, sah er den Studenten auf dem von ihm so benannten Altar des Vulkans sitzen, und der Student hielt eine große Anrede an den Neugebornen über ihm und hieß ihn Götterwaffen schmieden.

Der Hauptmann lächelte und sagte: „Alles auf der Welt kann man sich ausdenken, aber das nicht, das ist ganz anders, ganz anders, wenn es da ist. So dastehen und seinen Sohn lebendig in den Armen halten, sein eigen Leben, sich selbst und doch ein anderes. Und das schaut mich an mit den Augen der Mutter ....“

„Hat er auch Sommersprossen und gelockte rötliche Haare wie die Mutter?“ fragte der Student, und der glückliche Vater fuhr ohne auf die Unterbrechung zu achten fort: „Solch einen Augenblick erlebt zu haben, solch einen Blick der Augen gesehen zu haben, das heißt ewig gelebt!!“

Der Student erwiderte: „Der Junge bringt ein Stück Heidentum mit auf die Welt. Nicht umsonst habe ich gestern den Altar des Vulkan gefunden und ins Haus gebracht. Sieh, Vetter, die Mutter mit dem Kinde — es ist das Bild der ewigen unauflöslichen Liebe im Heiligtum der Natur und des Menschenherzens. Die Griechen haben aber auch den Vaterblick zu einer Göttererscheinung geschaffen. Es ist die hehre Gestalt des Silen, des derben lustigen Pädagogen, der den neugebornen Bacchus auf den Armen hält und ihn als eigen und doch gegeben begrüßt. Dein Junge ist erkoren, beide Elemente zu vereinigen. Wenn der Bursch nur schon so weit wäre, daß ich ihn unterrichten dürfte.“

„Ja, wenn du noch in der Gegend bist, mußt du mir helfen, ihn erziehen. Das ist jetzt meine höchste Lust, mein schönstes Glück, daß ich denken kann, so Gott will, an meinem Sohne einzubringen, was an mir versäumt worden ist. Ich habe schon, da ich noch nicht volle zehn Jahre alt war, meinen Vater verloren, und ich mußte mich durchschlagen mit aller Not in der Welt. Ich kann nicht mehr das werden, was ich meine, daß ich hätte werden können. Aber ich weiß doch so viel, daß ich's an meinem Sohn einbringen kann, und jetzt ist alles versöhnt und gut; er soll mein Leben fortsetzen, besser als ich's kann.“

„Immer weiter hinaus!“ entgegnete der Student lachend. „Hast auch du den alten Philistertrotz, den Transport der Lebensrechnung auf Konto des Sohnes zu übertragen? Es geht nicht! Jeder kriegt ein frisches Folio und jeder muß von vorn anfangen zu buchstabieren.“

Der Hauptmann antwortete nichts, er fühlte, daß ihn ein Gedanke belebte, den er nicht im Widerspruch mit einem andern zurechtsetzen konnte, er riß sich los von allen, die ihm Glück wünschten und ihn bestürmten. Er konnte jetzt niemand mehr sprechen, er schickte Boten nach Vaihingen zu dem Bürgermeister Hübler, der Gevatter stehen sollte, und nach Lud-

Student eines der Kriegslieder von Gleim, die damals als fliegende Blätter durch alle Lande flogen und mit neuem, ungewohnt hellem Klang überall ertönten. Er verwahrte sich indes dagegen, daß er, wie der Hauptmann und so viele andere, von Friedrich II. eine Erneuerung deutscher Kraft und Reichshoheit erwarte.

„Wir Schwaben," rief er mit gewaltiger Stimme, „können uns nicht daran gewöhnen, daß von der Burg Hohenzollern bei Hechingen da droben die deutsche Reichshoheit wieder ausgehen soll!"

„Die Burg der Habsburger am Vierwaldstädter See ist nicht größer," erwiderte der Hauptmann und wußte kaum, daß er es sagte.

Plötzlich rief eine unsichtbare Stimme von der Decke herab: „Ein Sohn! Ein Sohn!" Und von der Treppe, von der Hausflur, in der Küche, überall rief es: „Ein Sohn! Ein Sohn!"

Der Hauptmann eilte die Treppe hinauf, aber auch hier noch mußte er eine Weile warten. Endlich durfte er eintreten. Auch das Schwesterchen, das ganz verscheucht in der Küche gehalten war, trat jetzt mit dem Großvater ein und stand verwundert und furchtsam an der Wiege und schaute auf das Brüderchen, von dem so oft die Rede gewesen war; die Großmutter legte dem Vater das Kind in die Arme, er faßte es behutsam, küßte es leise auf die Stirn, es schlug die blauen Augen auf. Er gab das Kind der Großmutter zurück und nun kniete er am Bett der Mutter nieder und sagte: „Danken wir der Vorsehung, daß unser höchster Wunsch erfüllt ist. Und dir verspreche ich: ich will nicht ablassen und alles dafür hingeben, damit ich aus dem Kriegshandwerk heraus und zu dem komme, was mein Herz begehrt: große Baumpflanzungen machen und die Welt verschönern und nähren helfen. Ich will dich und unsern Sohn pflegen, daß er Wohlgefallen finde vor Gott und den Menschen."

„Das nehme ich an, aber das erste nicht," erwiderte die Frau, indem sie die Hand auf die Stirn des Vaters legte. „In solcher Stunde darf man kein anderes Versprechen geben und keins annehmen. Du sollst dich in nichts übereilen."

„Jetzt wird nichts gemeint und nicht viel gesprochen," sagte die Großmutter, und der Hauptmann mußte die Stube verlassen. Noch im Fortgehen nickten Mann und Frau einander fröhlich zu, denn von der Straße herauf hörte man heimziehende beurlaubte Soldaten singen:

Mein Vater hat's g'sagt,
Und mein' Mutter hat's denkt,
Ich gäb ein'n Soldat
Zum Leib-Regiment."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Hoffentlich nicht." Die Mutter nickte ihm zu und ergänzte: „Es ist doch schön, unser Sohn hört gleich singen."

aber im Herzen beruhigte es ihn wie eine stille Tat. Er hatte heute die tiefste Erlösung gefunden, er wollte nichts mehr für sich; was er im Leben noch wünschte und erstrebte, wollte er nur um seines Sohnes willen.

Aus der Stadt kamen Burschen und sangen mit heller Stimme:

„Der rechte Kukuk, der bin ich ja schon!
Kukuk!
Bin ich meines Vaters sein einziger Sohn!
Kukuk!"

Der Hauptmann staunte und erschrak fast, als die Singenden, mit weißen Bündeln auf dem Rücken, jetzt näher kommend, stehen blieben und ihn militärisch begrüßten. Er wußte kaum mehr, daß er noch etwas anderes war als der Vater eines Sohnes, und das hier waren heimziehende Soldaten und er war ihr Hauptmann. Die Soldaten aber kannten das Wesen des Hauptmanns heute auch kaum mehr. Er, der sonst immer so straff militärisch, kurz und knapp im Worte war, reichte einem jeden die Hand und segnete sie, daß sie das Glück hätten, ein jeder dem Vater jetzt wieder die volle Sohnesfreude heim zu bringen.

Sie sahen ihn staunend an und marschierten weiter, und aus der Ferne sangen sie:

„Wilhelm bin ich der Telle,
Voll Heldenmut und Blut,
Mit meinem G'schoß und Pfeile
Hab ich die Freiheit gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei,
Einen festen Bund geschworen
Haben unsre Gesellen Drei."

Der Hauptmann schaute ihnen lange nach, und jetzt gewahrte er, wie weit er stromauf gegangen war. Er sah hier vor sich den Fluß seines Heimattales, die Rems sich in den Neckar ergießen. Er stand lange betrachtend, dann kehrte er um, heim zu seinem Sohne. Der tiefste Herzenswunsch des Vaters hatte auf diesem Gange einen Ausspruch gefunden. Nun konnten alle Leute wieder reden, was sie wollten, er hörte ihnen geduldig zu.

Er wurde in der Stadt oft angehalten und beglückwünscht, er dankte herzlich.

Als er heimkam, sagte ihm der Schwiegervater, daß die Frau aus einem guten Schlaf erwacht, nach ihm verlangt habe. Er ging hinauf. Freudestrahlend erglänzte jetzt das Auge der Mutter, und sie sagte zu dem Nähertretenden: „O guter Mann, du bist gewiß weit draußen gewesen. Du bringst so frische Feldluft mit. Geh zu dem Kinde, laß es sie einatmen."

* * *

wigsburg zu seinem Oberst, und ihm selbst war's, als müßte er ins Weite, ins Ungemessene, um sein übervolles Herz auszuströmen und die ganze Welt mit Glückseligkeit zu erfüllen. Aber trotz aller Bewegtheit des Gemütes war der Soldat in ihm so stark, daß er sich zunächst ganz ordonnanzmäßig kleidete, und das geschah fast willenlos. Untadelig, als ginge es zur großen Parade, verließ er das Haus, und ihm selber war es jetzt beim ersten Ausgang nach der Geburt seines Sohnes, als wäre auch er jetzt neu geboren; er grüßte die gewohnte Welt wie eine neue.

Er ging hinaus vor die Stadt, den Neckar entlang, rasch, lange, als strebte er einem Ziele zu, und wußte doch nicht wohin, nicht wonach.

Er sehnte sich, jetzt in dieser hohen Glückseligkeit etwas fest gründen, etwas tun zu können, das dem Kinde für seine ganze Lebenszeit zu gute käme, eine Tat, die zur nie versiegenden Quelle werde.

O, wer die Kraft hätte, die ein Ausfluß jener göttlichen Macht, die durch das Werde die Welt schuf! Wer in einem Worte fassen und geben könnte den Pulsschlag des Herzens, daß es fortlebt in einem andern, zu seinem Heile! Du kannst es nicht! Du bist ein lallendes Kind, dem die Sprache gebricht, in dir regt sich's dunkel, aber die Macht des Geistes fehlt dir . . .

Das Gute, das du vermöchtest, läßt sich in seiner ganzen Ausbreitung nicht in einem Augenblick gründen, es muß gepflanzt und gepflegt werden in fortgesetztem Tun. Und willst du deinem Sohn einen Segen geben, der ihm sicher ist, so mache dich selber immer mehr zum rechtschaffenen Menschen — in dir selbst liegt sein Quell zum Guten. Wolle fortan nicht mehr für dich, wolle es nur, um andere damit zu beglücken; laß gestillt sein all dein Sehnen, du hast nichts mehr für dich zu bitten, ihm, ihm sei alles.

Er stand plötzlich still, faltete die Hände auf der hochklopfenden Brust und rief: „Du Wesen aller Wesen, zu Dir bete ich, daß Du meinem Sohne an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte.“ Und als hätte er eine Antwort erhalten vom unendlichen Geiste, so still beschwichtigt und befriedigt ging er dahin. Er sah den Strom, die Berge, den Himmel mit neuen Augen, denn seinem Sohne gehörte das auch, und er hätte ihm gern ein Zeichen, einen Gruß gebracht aus der freien Natur, ihm gern eine Blume in die Wiege gelegt; aber es blühte jetzt keine mehr ringsum. Und das eben ist ein Wahrzeichen der neuen Welt, daß sie sich an dem unmittelbaren Gedanken allein genügen muß, und es ist immer mehr die Aufgabe der Menschheit, den Gedanken des Ewigen, ohne Bild und Zeichen rein und klar zu erkennen und auszubreiten. Im Herzen des Vaters stieg der Vorsatz auf, daß, wenn sein Sohn mit Geistesgaben begnadet würde, er Geistlicher werden sollte. Er sprach das nicht aus,

Schillers religiöse Anschauungen.

Von **Fritz Jonas.***)

Schiller war, mit einem Ausdrucke seines Vaters zu reden, in „unbezweifeltem Glauben" erzogen worden und hatte schon als Kind in frommer Ehrfurcht vor dem Heiligen andächtig aufgehorcht, wenn die Mutter den Kindern von dem Heilande erzählte oder der Vater in häuslichen Erbauungsstunden Gebete und Abschnitte aus der Bibel vorlas. Selbst einmal ein Geistlicher zu werden, war der Lieblingswunsch des Knaben, den er nur mit schwerem Herzen aufgab, als der Herzog den Vater drängte, ihn der militärischen Pflanzschule anzuvertrauen, in der die Vorbildung für künftige Theologen ausgeschlossen war. Die Begeisterung für Klopstocks Dichtungen nährte in seinen Jugendjahren noch seine kirchlich-religiöse Stimmung, die sich auch in seinen Erstlingsgedichten noch deutlich aussprach. Auch in den erhaltenen Briefen an die Jugendfreunde Scharffenstein und Boigeol, die vermutlich in das Jahr 1778 gehören, zeigt sie sich lebhaft in der Art, wie er ihnen in schwerem Seelenkampfe die Freundschaft aufkündigt. Er klagt, daß sie ihn fälschlich beschuldigt hätten, seine Empfindung sei nur vorgegebene Empfindung, was er in seinen Dichtungen von Gott, Religion, Freundschaft rc. geredet habe, sei nur Phantasie, „alles bloß vom Dichter, nicht vom Christen, nicht vom Freunde herausgequollen", und in tiefster Erregung ruft er wieder und wieder Gott zum Zeugen, zum Richter an, daß er aufrichtig sei.

Aber kurz darauf vollzog sich eine völlige Umwandlung seiner religiösen Anschauungen, zunächst wohl unter dem Einflusse des ärztlichen Studiums, sodann durch die Bekanntschaft mit Rousseaus und Lessings Leben und Schriften. Eine tief religiöse Natur ist er zwar immer geblieben, und nie hat er den Glauben an Gott verloren. Aber er suchte Gottes Walten nicht mehr, wie in seiner Kindheit, in jedem Schicksal der einzelnen Menschen zu erkennen, glaubte nicht mehr, daß die göttliche Vorsehung in die Freiheit des einzelnen Menschen eingreife, sondern er sieht jetzt die Größe und Erhabenheit Gottes gerade darin, daß in seinem Reiche die unbedingte Freiheit des einzelnen herrsche und sein großer Schöpfungsplan eine ewige Entwicklung des Menschengeschlechtes aus der Sinnlichkeit zu immer wachsender Geistigkeit bei völliger Freiheit des einzelnen vorgesehen habe: „Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung."

---

*) Aus dem neuen Buche: „Schillers Seelenadel" von Fritz Jonas. (Berlin. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.) Das Buch trägt zum besseren Verständnisse des Dichters außerordentlich bei. Es kann nicht genug empfohlen werden. Die Red.

Sonntag den 11., am Tage nach seiner Geburt, wurde der Knabe getauft und erhielt die Namen Johann Christoph Friedrich. Der Vetter Student, der sich als Gevatters-Einquartierung tapfer bewährt hatte, erhielt natürlich eine Patenstelle, nicht minder „Frau Sophia Ehrenmännin, verwittibte Kollaboratorin von hier," aber neben dem Bürgermeister von Vaihingen und dem aus dem Städtchen selber, stand auch ein Mann mit vielen Orden, denn der Oberst von der Gablenz war von Ludwigsburg herübergekommen in voller Uniform, und hielt den jungen Täufling.

Beim Taufschmaus in der untern Stube ging's hoch her. Der Student verkündete wiederholt in den höchsten Ausdrücken, daß der Täufling ein Weltgenie werden müsse, denn der Nährstand — „und nicht wahr, der Bäckerstand ist doch wirklich der Nährstand?" schaltete er lachend gegen Kodweiß ein — „also der Nährstand in euch, der Lehrstand als in mir, und der Wehrstand hier in dem Herrn Oberst haben an seiner Wiege gestanden!" Da sagte der alte Kodweiß: „Ich weiß nicht, was Ihr von dem Buben wollt. Warum muß er gerade was Besonderes werden? Sein Großvater väterlicherseits und mütterlicherseits waren Bäcker; daß der Herr Sohn Hauptmann geworden, das geht nicht so fort; es ist recht und billig, daß der Enkel wieder Bäcker wird."

„Und der Mensch lebt nicht vom Brot allein," schaltete der Student dazwischen. Es wurde kaum gehört, denn der Oberst von Gablenz ergriff das Glas, stieß mit Kodweiß zuerst an und rief dann laut: „Hoch lebe der neugebackene Bäckermeister!"

Alles stimmte fröhlich mit ein.

Der Student aber ließ sich das Wort nicht nehmen: „Vetter Hauptmann," fragte er, „dein Sohn hat so viele Namen, wie wirst du ihn denn rufen?"

Der Hauptmann sah betroffen drein, sein Auge glänzte, er wagte aber vor seinem Oberst — obgleich dieser in der Neigung für Friedrich II. vielfach mit ihm übereinstimmte, — doch nicht im Beisein anderer seiner Verehrung Worte zu geben. Ohne daher zu sagen, an wen er dabei gedenke, antwortete er nur mit freudiger Stimme: Friedrich!"

„Sei's denn! rief der Student. „Und mein Spruch heißt: Hoch lebe Friedrich der Große von Schwaben!"

*
* *

Sein Name aber ist

F r i e d r i c h S c h i l l e r.

der Kirche in diesem Gedichte angreift, so begeistert preist er in ihm andererseits die Himmelstochter Religion:

„Welten werden durch dich zu Geschwistern,
Und der Liebe sanfte Odem flüstern
Um die Fluren, die dein Flug begrüßt."

Kirchentum und Religion erscheinen ihm so wenig identisch, daß er sie öfters geradezu in Gegensatz stellt:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

Die Kirchen schienen ihm die Religion, indem sie sie in Dogmen zu fassen suchten, zu verknöchern und in Fesseln zu schlagen: „Wir können bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insoferne sie Fortschreitung der Kultur befördern oder nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen: beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas Stillstand auferlegen. Ein Gesetz zum Beispiel, wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet."

Die unbedingte Freiheit des menschlichen Geistes, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden zu wählen, sah er aber auch gerade darin, daß er von vornherein nicht zum Bösen neige, daß seine Sinne ihn zwar in Versuchung führen, Böses zu tun, er aber das Böse nie um des Bösen willen tue, wohl aber von Natur das Gute um des Guten willen liebe.

Er sah das Böse als eine Krankheit des Menschen an, als einen Widerspruch mit seiner eigentlichen Natur: „Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: der Mensch neige sich ursprünglich zum Verderblichen, ich glaub' es nicht."

Was aber endlich Schiller besonders an der Kirche seiner Zeit verdroß, war die beständige Hinweisung auf Vergeltung im Jenseits, auf die Höllenstrafen und auf ewigen Lohn. Ihm hatte die Tugend eigenen Wert, und das Gute war in seinen Augen nur gut, wenn es aus freier Liebe zum Guten getan wurde, ohne den eigennützigen Zweck, damit zugleich Lohn im Diesseits oder Jenseits erwerben zu wollen.

Denselben Gedanken hatte er schon in den philosophischen Briefen ausgedrückt: „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Gedanken

Nur im ganzen der Natur, im ganzen der Geschichte der Menschheit suchte er von jetzt ab Gott zu erkennen oder zu ahnen, und die höchste Vollkommenheit, das höchste Glück des Menschen schien ihm mit Adam Ferguson zu sein: die Absichten der göttlichen Vorsehung im ganzen zu begreifen. So beginnt seine erste Prüfungsarbeit „Philosophie der Physiologie" mit den Worten: „So viel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plane. So wie es itzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann und alle Kräfte wirken und ineinander wirken gleich Saiten eines Instrumentes, tausendstimmig zusammenlautend in einer Melodie: so soll der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach und Absicht, aus dem Zusammenhange der Ursachen und Absichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plane den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen; oder kürzer, erhabener klingend in unseren Ohren: der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blicke umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt — Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen."

Diese Worte sind gewiß nicht irreligiös, aber sie zeigen doch klar eine Lossagung von der herrschenden Kirche. Was Schiller ihr entfremdete, war im wesentlichen, glaube ich, ein vierfaches: erstens die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der Hierarchie, die ihm zuerst wohl in Rousseaus Verfolgungen vor die Seele getreten war, zweitens die starre Dogmatik der Kirche, die der menschlichen Vernunft Schranken setzen und die Freiheit der Forschung hemmen wollte, drittens die Annahme eines bösen, gottfeindlichen Prinzipes im Menschen seitens der Kirche, während er überzeugt war, daß die Liebe zum Guten eigentlich dem Menschen das Natürliche, allein Gemäße sei, und endlich viertens ließ sein Begriff der Tugend nicht zu, daß sie durch Aussicht auf Lohn oder Strafe im Diesseits oder Jenseits angereizt werden dürfte.

In der Darstellung der Inquisition sollte sein Don Carlos „die prostituierte Menschheit rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen". Die spanische Inquisition erschien ihm als eine „Schändung der Vernunft", als „Mord der Geister". Auch in seinem Jugendgedichte „Rousseau" brauchte er die stärksten Ausdrücke über die Verfolger des „großen Dulders", denen zum Trotz er ihn einen Christen nennt. Aber so heftig er die Vertreter

Den wahrhaften Körner konnte auch dieser letzte Trumpf nicht abschrecken, dem übereilten Worte des Freundes hier auf das entschiedenste zu widersprechen. Sicherlich gilt für den Prediger in gleicher Weise, was Schiller von dem echten Volksdichter rühmt, daß er die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringen, Kopf, Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft im harmonischen Bund beschäftigen und, bei aller Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, gleichsam den ganzen Menschen wieder in uns herstellen könne. Gewiß werden wahre Volksdichter, wie wahre Volksprediger zu allen Zeiten selten sein, aber gerade beim Lesen Schillerscher Schriften habe ich oft im stillen erwogen, in wie hohem Maße er es verstanden haben würde, gewaltig zu predigen, wenn der Lieblingswunsch seiner Kinderjahre ihm gewährt worden wäre, ein Geistlicher zu werden. Denn durch seine Schriften weht der Schwung des gottbegeisterten Redners mehr als durch die Werke irgendeines anderen deutschen Dichters, und sein hohes Pathos und die unzähligen bewußten oder unbewußten Anklänge seiner Sprache an die Sprache der Bibel sind dem Tone der Predigt verwandt. Und trotz seiner Unkirchlichkeit, die ich nicht verschleiert habe, die aber in Wahrheit gar kein Gegensatz zur Religiosität ist, war er im tiefsten Grunde des Herzens eine hervorragend religiöse Natur, voll wahrer Demut vor dem erhabenen Gott, voll innigster Liebe zu seinen Mitmenschen und voll unablässigen Eifers, in sich selber das Göttliche darzustellen und dem Vollkommenen nachzujagen. Sein wahrhaft frommes Streben war darauf gerichtet, die Gottheit in seinen Willen aufzunehmen und sich dem Gotte, den er meinte, zu nähern. Und diesem Ziele ist er, soweit Menschen richten können, so nahe gekommen, wie wenig Sterbliche.

Die Freiheit des Geistes, der Vernunft, scheint ihm das eigentliche Wahrzeichen des Menschen zu sein, sie galt ihm als das größte Geschenk Gottes an die Menschheit und zugleich als das Siegel der Erhabenheit der göttlichen Schöpfung:

„Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich
Ist sie durch Freiheit!"

In der Abhandlung über das Erhabene heißt es: „Die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Übeln ist für edle Gemüter ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerkes

an Unsterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung das nämliche Opfer wirkt."

Nicht verschweigen mag ich, daß Schiller freilich nicht ganz folgerichtig diesen Gedanken vertreten hat. Wer unter den Menschen wäre auch in der Darstellung seiner Religion bis auf jedes Wort konsequent! Die wechselnden Stimmungen ringen miteinander, und alte liebe Bilder der Kinderzeit steigen wieder auf, gewinnen wieder Bedeutung, und nicht minder wirkt der Kreis derer, zu denen man spricht, in deren Seele man sich hineindenkt.

Natürlich sind Stellen aus den Dramen immer nur behutsam als Belegstellen für des Dichters eigene Gesinnungen heranzuziehen. Oft drücken sie naturgemäß nur die Meinung des bestimmten Charakters der dramatischen Person aus. Wenn zum Beispiel die Himmelskönigin der Johanna d'Arc verkündet: „Die hier gedienet, ist dort oben groß", oder wenn Pastor Moser dem Franz Moor die Schrecken des himmlischen Gerichtes beweisen will, so sind ihre Worte aus der Situation heraus, nicht als Ansichten des Dichters gesprochen. Anders aber steht es wohl mit dem Gedichte „An die Freude", das vielleicht sogar in bewußtem Gegensatze zum oft mißverstandenen Gedichte „Resignation" gedichtet worden ist. Hier heißt es geradezu:

„Duldet mutig, Millionen,
Duldet für die bess're Welt.
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen."

Schillers Gottheit ist Huld und Erbarmen. In der Freude erst glaubt er ihren sanften Odem zu spüren, in ihr erst fühlt er dankbar, daß Gottes Wesen nur Liebe sei, daß er allen Sündern vergebe, daß keine Hölle mehr sei, daß die Liebe in alle Ewigkeit alle Menschen zur Glückseligkeit führen müsse.

Auch äußerlich war Schiller nicht kirchlich. Als er in Weimar noch einmal wieder den Gottesdienst besucht hatte, um Herder zu hören, schrieb er an Körner: „Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen — aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Das Publikum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und zu ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könnte, und er darf den schwächlichen Teil nicht ignorieren, wie der Schriftsteller. Was kommt also heraus? Entweder er gibt dem Menschen von Sinn Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem blödsinnigen opfern muß — oder er muß diesen skandalisieren und verwirren, um den ersten zu unterhalten. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler."

zu erreichen. Nur in der Liebe ihm wenigstens nachzueifern, ist dem Menschen freigegeben, und aus den Banden der Wirklichkeit, aus der Angst des Irdischen in das Reich des Ideals, in das Reich des rein Geistigen zu dringen. Nicht Herr, Herr zu sagen, noch einzelne gute Werke zu tun, sondern in Gott zu leben, zu weben und zu sein, Gott in sich selbst Mensch werden zu lassen oder den Menschen in sich zu Gott hinaufzuläutern, heißt ihm Religion.

Treffend sagt Schillers Biograph Hoffmeister: „Viele tragen den größten Teil ihrer Religion im Gedächtnis, im Lehrgebäude, in übernommenen Worten — aber wessen ganzes Leben von Religion durchdrungen und geweiht ist, was braucht der noch all das? — An religiösen Ansichten ist unter uns allenthalben Überfluß und auch an dem rechten Glauben fehlt es nicht, hier aber haben wir eine religiöse Natur, und zwar im Bunde aller sonstigen Kräfte, und nicht auf Unkosten der Eigentümlichkeit."

Die Aufhebung der Pflicht durch die Neigung gilt Schiller als Religiosität:

„Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O, dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir.
Jenes Gesetz, das mit eh'rnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt."

So wirkte Schillers eigene Persönlichkeit auf alle Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, wofür man schon oben viele Zeugnisse erbracht hat, von denen ich nur das des jungen Heinrich Voß hier wiederhole: „Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste." Und noch ein Wort Karoline von Wolzogens will ich hinzufügen: „Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugnis, das eigentliche Leben seines Geistes, der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemütern die Überzeugung zurückließ, wenige seien edler gewesen, wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt, wie er."

Das letzte Drittel seines Lebens war er dem Leiden, war er dem Tode vertraut, dem er mehr als einmal gefaßt entgegensah. Eine feste Hoffnung auf ein jenseitiges Leben in nachgesprochenen Vorstellungen erleichterte ihm die Todesgedanken nicht. Einen Lohn für seine Leiden hier oder auch nur eine Ausgleichung zu erwarten, lag ihm fern. Und

herabsetzt. Das letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Produkt oder glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höheren Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reigen anzuführen.

Und eben weil die Liebe auf der Freiheit ruht und nur freie Hingabe ist, stand ihm die christliche Religion, die Religion der Liebe, hoch über allen anderen Religionen: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir nur deswegen so niedrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantschen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion."

Es drängt sich mir die Frage auf, ob nicht die christliche Kirche wohl daran getan hätte und wohl daran täte, diese Auffassung der christlichen Religion zu der ihrigen zu machen und anstatt den Glauben an eine Lehre als Maßstab zu nehmen, die freie Neigung zur Nachfolge Christi, die schöne Sittlichkeit als Kennzeichen des wahren Christen anzuerkennen. Schiller war mit Lessing der Ansicht, daß Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhänge. Er war ein Christ wie kaum ein besserer Christ gewesen ist, nur daß er zu seinem Christentum durch sein Gefühl für das Sittlich-Schöne und nicht durch die Kirchenlehre geführt worden ist.

Die Bibel hat zuerst die Gefühle für das Erhabene und für die Liebe zum Guten in ihm erweckt, und dauernd hat er sie mit Ehrfurcht angesehen, wenigstens in den Abschnitten, wo sie naiv ist. Seine Gesinnung wie seine Sprache sind von der Bibel bis in die tiefsten Tiefen beeinflußt worden. Theologischen Problemen nachzugrübeln, lag ihm fern. Eines aber stand ihm fest:

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."

Diesen Gott, eben weil er hoch über der Menschen Gedanken webt, zu begreifen, gab er demütig auf, aber er fühlte ihn und strebte darnach, vollkommen zu werden wie er, wenn auch mit der Gewißheit, seine Totalität nie

geben. So hoch hat er die sittlichen Ziele der Menschheit gestellt, daß alles Gemeine hinter ihm bleibt und er nur auf der Menschheit Höhen wohnt. Und so hebt er seine Hörer und Leser von dem Gemeinen stets ins Geistige und ins Göttliche hinauf. Goethe erinnerte er an Christus und an den Sämann, der ausging zu säen.

Was er von der Glocke gerühmt hat, erfüllen uns auch seine Dichtungen. Sie leihen, wie eine Stimme von oben, nur ewigen und ernsten Dingen Ausdruck, begleiten mit dem gewaltigen Schwunge ihrer Klänge des Lebens wechselvolles Spiel und lehren uns, daß nichts bestehe, daß alles Irdische verhallt; und alle seine Schriften quollen hervor

„Aus jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Eine Predigt über Schillers Räuber.

Gehalten in der Ansgariikirche zu Bremen.

Joel 3, 1: — und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.
2. Kor. 3, 6: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Der Herr, in dessen Namen wir hier versammelt sind, der heilige Christusgeist voll Licht und Kraft und Frieden weihe uns diese Stunde der Andacht.

Liebe Gemeinde! Schillers Räuber-Dichtung auf der Kanzel? — — so mag heute vielleicht mancher fragen, der neulich für das Gotteswort in seinem Gedichte „Die Künstler“ wohl ein Ohr gehabt hat. Dieses aus leidenschaftlich erregter Jünglingsseele unter Donnern und Wettern hervorgebrochene Erstlingsdrama mit all dem Ungeklärten, was die schäumenden Fluten an Derbheiten aus dem Brausesinn und der Kraftsprache der Karlsschüler und aus dem ans Zynische grenzenden Gedankenaustausche der jungen Mediziner mit sich führen, der Inhalt einer Predigt? Es ist diese Jugendpoesie ja gewiß eine Großtat des Genius gewesen und bei allem, was man im einzelnen dagegen einwenden mag, ist und bleibt sie eine Offenbarung gewaltiglicher Schönheit. Aber ist sie damit schon ein Wort Christi an das deutsche Volk? Ein Ausdruck heiliger Glaubenswahrheit für Herz und Leben seiner Gemeinde? Ist denn dieser Karl Moor in seinem Tun und Lassen irgendwie ein das sittliche Streben ansprechendes Vorbild für unsere Jugend?

In seinem Tun und Lassen sicherlich nicht. Gott behüte unsere junge Männerwelt vor dieser Nachfolge! Eine mit übermütigen Jugendstreichen, zwar in Harmlosigkeit, aber auch in Zwecklosigkeit vergeudete

doch lehnte er den Gedanken nicht ab, daß wir zu etwas Besserem geboren seien und ein unvergängliches Haus unser warte, nur eben nicht als Lohn:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schöner'm Los."

„Der Tod", sagte er zu Karoline von Wolzogen, „kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist." Und der Allgemeinheit, der Allheit, dem Ganzen des großen Weltplans Gottes anzugehören und zu dienen, war ihm der eigentliche Zweck des Lebens. Das Edle, das Treffliche, rankt sich mit seinen Taten an das Leben an, und so ist „jedem Verdienst eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte." Und so wollte er unsterblich leben als ein Glied im großen, unendlichen Ganzen:

„Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt."

Als Friedrich von Stolberg in seiner starren Orthodoxie Schillers Götter Griechenlands mißverstanden und den Dichter zu einem Gottesleugner gestempelt hatte, war Schiller empfindlich bewegt. Nie hat er dem Stolbergschen Angriff eine Berechtigung zuerkannt, aber wie er mit den Jahren immer duldsamer und milder wurde, überarbeitete und tilgte er bei der Sammlung seiner Gedichte die schroffen Stellen des Gedichtes, um das Heilige in keinem Menschenherzen zu verletzen.

Ebensowenig aber wie mit der Orthodoxie konnte er mit der nüchternen, verstandsmäßigen Aufklärung sympathisieren. Sie schien ihm die Religion, die ihren Ursprung im Gefühle und nicht im Verstande hat, zu vernüchtern und zu ertöten. Daher wünschte er, daß der Gottesdienst durch die Kunst, durch die Musik, wieder vergeistigt werde: „Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens, ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen. Es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es zu sein bestimmt ist."

Von solcher religiösen Freiheit und Wärme aber sind Schillers Schriften voll und übervoll. Alles Wirkliche, Vergängliche weiß er in das Ideale zu erheben, zu vergeistigen und zu verklären, und ob er selbst auch allem Mystizismus fern stand, wußte er doch, wo er das Mystische der Religion, wo er die Wunder und Sakramente erwähnt und darstellt, wie vor allem in der Jungfrau von Orleans und in der Maria Stuart, dem Heiligen eine unübertreffliche Würde und Weihe zu

harte und dabei nur das eigene jugendliche Ich zum Maßstabe nehmende Auffassung der Menschen und Dinge, dies alles so genommen, wie es da steht, wäre eine gefährliche Irreleitung. Wollte sich einer davon bestimmen lassen und so oder so Karl Moors Wegen folgen, der verfiele dem Elend und dem Verderben. Der Buchstabe tötet. Aber ist denn dieser Buchstabe schon die Gestalt? In selbiger nichts sehen als den Räuber mit seinen Verfehlungen und Verkehrtheiten, als wäre das der ganze Inhalt dieser dichterischen Schöpfung, ist Kleingeisterei, seelische Kurzsichtigkeit. Man muß imstande sein, durch alle diese Verzerrungen hindurchzusehen auf das innerste Wesen des jungen Grafen, ja mehr noch, hindurch durch das innerste Wesen des Helden mit all seiner Unfertigkeit, Übereilung und Selbsttäuschung, überhaupt durch alles Anstößige und jugendlich Unbändige dieser Räuberdichtung hindurch, auf das, was hinter dem allem steht als der Geist der Dichtung, auf den alles durchatmenden Sinn und Geist der jungen Dichterseele — dann gewahrt man in der Tragödie der Selbstzerstörung ein lebensgewaltig Triumphierendes: ein großes Gesicht, das dem jungen Schiller aufgegangen ist, als er, der noch Weltferne, doch schon mit dem Tiefblicke des Propheten hineinschaute in das Leben und Weben der deutschen Volksseele.

Meine Freunde! Der Römer Tacitus hat einst vor 1800 Jahren in seiner „Germania“ dem in ausschweifender Weltseligkeit abgelebten Wesen seines Volkes das seelisch noch so frische Wesen unserer Vorfahren gegenübergestellt. In der Furcht und in der Bewunderung des Feindes hat er darin verschiedentlich auch das Aussehen der jungen Germanen geschildert. Und da ist es gezeichnet, als ob er unseren Schiller vor sich gehabt hätte: der mächtige Wuchs, die ragende Gestalt, der lange Hals mit dem stolz erhobenen Herrscherhaupte, das rötlich blonde Haar, die blauen Augen und, was dem Römer am meisten auffiel: die oculi truces. Wir schlagen das lateinische Wörterbuch nach, da lesen wir: der trotzige Blick der Augen. Ja, aber der Trotz ist doch nicht der vollgenügende Ausdruck für das, was der Römer dunkel fühlte, als er von den oculi truces seiner Feinde sprach. Und dunkel konnte er es auch erst fühlen. Denn um was es sich hier handelt, das führte damals noch ein gebundenes Dämmerleben in der deutschen Brust. Es ist erst recht lebendig geworden, hat Kraft und Inhalt gewonnen, hat reich und schön sich entfaltet, seitdem der Heiland der Welt seine Verbindung eingegangen ist mit germanischem Wesen. So nun hat es dann unser Schiller geschaut, er, dessen Sinn und Herz, von dem christlich frommen Lebensgeiste seines Hauses geweckt, sich lange an dem Urmächtigen, Siegstarken, Welttrotzenden des Klopstockschen Messiasbildes genährt hatte. So hat er es in sich erschaut, sein eigenes Wesen, das Geist vom

Studienzeit. Ein leichtsinniges Dahinleben in völligem Vergessen der Seinen und in tollem Schuldenmachen. Auf der Flucht vor seinen Bedrängern dann in phantastischen Plänen ein abenteuerndes Herumtreiben, berauscht von großen Gefühlen und schönen Freiheitsworten ohne Vernunft des Handelns, ohne ernstes Streben. Aus diesem höheren Vagabundentum in den böhmischen Wäldern, das einige seinesgleichen mit ihm teilen, wird nun im Handumdrehen durch den Einfluß eines bösen Elements unter ihnen Gewalttat, Raub und Mord. Bei Karl Moor allerdings nicht aus gemein verbrecherischen Motiven, sondern aus Erbitterung gegen das Unrecht der Menschen, besonders gegen den Vater, der — nach dem Lügenbriefe des Bruders — den flehentlich Abbittenden grausam verstoßen hat. Er redet sich hinein in die Rolle eines göttlichen Werkzeugs, berufen, den Frevel einer faul gewordenen Gesellschaft zu rächen. Die Vorsehung habe den verwickelten Knäuel ihres Geschickes zu großen Zwecken aufgerollt, ihr Räuberhandwerk geadelt und sie zu den „schrecklichen Engeln seines finsteren Gerichtes“ erkoren. Von solchen Wahngefühlen getragen, paart er Wohltaten edler Gesinnung mit Vernichtungstaten blutigen Zornes. Auf der abschüssigen Bahn kommen ihm da wohl Augenblicke der Ernüchterung, wo er in die Untiefen der nicht gewollten Folgen seines Unterfangens blickt, und seine Seele leidet oft unter diesem Treiben. Aber das erhitzt ihn nur noch mehr. Unter dem unentrinnbaren Zwange der Verhältnisse verrennt er sich immer weiter, bis er endlich vor dem Sonnenblicke des höchsten Glückes zum klaren Bewußtsein über sich selbst erwacht. Seine Taten stehen fluchend wider ihn auf: er wollte „die Welt durch Greuel verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht halten“, er ist zerfallen mit der sittlichen Weltordnung — ein verfehltes Leben, ein heillos verwüstetes Dasein!

Und trotz dieser traurigen Verirrung, die ja jeder verurteilen muß, blickt, so oft das Drama über die Bühne geht, unsere deutsche Jugend — gerade der beste Teil derselben — zu dem Räuber auf in unverkennbarer innerer Zustimmung. Es ist doch etwas an ihm, was ihr Empfinden magnetisch zu ihm hinzieht. Was sie bewundert, was sie an ihm liebt und verehrt. Ein verwandter Zug, ein naturbedingtes Großes und Herrliches, wie ein göttlich Gewolltes sie anmutend. Hier trifft das Pauluswort zu, auf das im voraus hingewiesen wurde: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.

Ja, was in der Dichtung unmittelbar vor uns steht, die Handlungsweise des Jünglings und die ihr zugrunde liegende Welt der Gedanken und Stimmungen so, wie sie eben in ihm sich verkörpert, führt zum Untergange. Dieser überspannte Freiheitsbegriff, solche verwegene Selbsthilfe, seine zuchtlose, zornige Leidenschaft, seine ungerecht

Räuberschar, und doch so reich in dem, was seine Brust erfüllt. Verstoßen und verachtet, gering und niedrig, nichts bedeutend, würde er es bei seinen Geistesgaben mit Leichtigkeit in der Hand haben, bald viel zu bedeuten, wenn er nur lassen wollte diesen Protest gegen die unidealische Welt. Doch der ist ja gerade sein Seelenadel! Nein, nimmermehr! — das sagen diese Trotzaugen des deutschen Jugendidealismus.

Es sind das wohl Träumeraugen. In Welterhabenheit die Augen des Adlers, der in die Sonne schaut. Da zieht unten das Leben hin, manches wird nicht ausgenutzt, manches Notwendige versäumt, Pflichten der Liebe bleiben unerfüllt, Karl Moor in Leipzig. Aber weltverloren sind diese Augen nicht, sie spinnen sich nicht in sich selber ein. Wenn der Adler sich satt getrunken hat an dem Lichte des Himmels, regt er seine Schwingen der Erde zu: der hohe Seelensinn wird zum großen Tatensinne. Es ist zu viel Kraft in ihm, als daß er sich entschließen könnte, Welt und Leben sich selbst zu überlassen. Zu viel frische Regsamkeit, um es zu dulden, daß nach dem Wunsche der Lässigen, die sich nicht anstrengen möchten, und nach dem Willen der Berechnenden, die dabei gut fahren, alles beim Alten bleiben sollte. Zu viel auch von dem heiligen Ernst, der sich nicht zu beruhigen vermag mit den schönen und dabei so unfruchtbaren Redensarten eines schreibseligen Zeitalters. Dieser Tatensinn ist ein Feind derer, die, Reformatoren mit dem Worte, ein Besserwerdenmüssen immer im Munde führen, aber zu kräftigem Eingreifen sich nie aufraffen. Zuwider sind ihm die Menschen mit dem Vergangenheitsblicke für gewesene Größe, aber ohne Geist und Mark zu neuer Wertbildung. Er haßt die Kampfscheuen, die Blut und Wunden nicht mit ansehen, aber am Unglücke ihres Nächsten sich weiden können. Zornmütig blickt Schiller im Karl Moor auf alle träge, energielose Wesen, auf ein unmännliches, zum Schaffen unfähiges Geschlecht, wo die Seelenkraft erlahmt ist im Staubgewühl nach Kleinigkeiten. Mit dem Zorne des Schöpferwillens blickt er auf seine Gegenwart hin, mit dem Schöpfergrimme, der das Starre, Tote nicht ertragen kann, der es schütteln und aufrütteln möchte wie Lenzessturm und es beleben möchte mit dem Odem seiner ungeheuren Kraft, mit dem, was sprühend im eigenen Innern arbeitet. Ja, das tobt, das gärt in ihm, ein ungestümes Leben, manch Ungereiftes, Unfertiges, ein ungeduldiges Wollen ohne Maß und Einschränkung, ohne den Glauben, der sein Werk bei allem Dransetzen seines besten Vermögens doch in stiller Gelassenheit dem Walten der Vorsehung anheimstellt. Und dennoch ein Glaube, ein gewaltiger, herrlicher Glaube! Ein vertrauensfroher Glaube an das Große, daß es werden und gelingen muß! Ein selbstgewisser Glaube an den Gott in der Brust, an die eigene Größe und Schöpfer-

Geiste dieses deutschen Christus war, und hat es in seine Jugenddichtung, in seinen Karl Moor hineingeliebt — oculi truces — die heiligen Zornaugen des deutschen Jugendidealismus.

Das ist nach dem Dichter ein Dreifaches:

Zunächst der hochgemute Seelensinn, der, ob er auch in schäumender Jugendlust eine Zeitlang durch die Nichtigkeiten des Lebens dahinschwärmt, als fände er daran sein Genüge, sich doch nicht zufrieden gibt mit der materiellen Welt, ihren Gütern und Genüssen, daß dieses leere Treiben wirklich sein Höchstes, sein Alles werden könnte. Der sich auch nicht gefangen gibt dem brutalen Machtgebote der Konvention, die unbedingte Unterwerfung fordert unter das, was nun einmal Sitte und Brauch der Gesellschaft geworden ist, daß er etwa willenlos alles mitmachen, feige alles gutheißen sollte, was in diesen Lebenseinrichtungen roh, hart und ungerecht ist. Der Sinn, der sich nicht täuschen läßt vom blendenden Schein, hier von feiner Bildung und vornehmem Wesen, dort von Tugendgeschwätz und heuchelndem Frommtun, und der die Fäulnis fühlt, die darunter liegt und auch ihn hineinziehen will in ihre Sumpftiefen. Der aber ebenso wenig sich beirren läßt von dem Schlechten im eigenen Kreise, und brächte es ihm auch noch so viele Vorteile. Er weiß, daß aller Erdgewinn kein Ersatz ist für den Schaden an der Seele. Und meine Seele will und muß ich mir behaupten! Die soll die Welt nicht unterkriegen. Die sollen die Menschen nicht hineinzerren in ihre Erbärmlichkeiten! Es soll ihnen nicht gelingen, mich zu einem der blutlosen Schatten, diesen lebendig Toten zu machen, den armseligen Massenexistenzen ohne Persönlichkeitswert und Selbstgehalt! Und versucht man es, dann leuchten der Seele Augen auf, und mit diesen oculi truces der inneren Empörung stößt der bessere Sinn das Weltgewirr, das glänzende, lockende, der Jugend Torheit, des Lebens Versuchung von sich und stemmt sich gegen sich selbst und seine Umgebung an und schnellt sich mächtig empor, daß er siegreich darüber zu stehen komme.

Seht, das ist Karl Moor, nicht sein äußeres Sichgeben, aber ein Bild seines inneren Wollens, Sehnens und Ringens — das ist die Stoß- und Schnellkraft der Seele, die der Eleve der Karlsschule im Dichten dieser Gestalt gewonnen hat — ein Glaubensbekenntnis, aus Jesu tiefster Tiefe stammend, ein Lebendigwerden seines Glaubens. Was liegt daran, daß in diesen Tagen so mancher dogmatische Glaubenslehrsatz ihm hinfällt? Sein Glaubenssinn richtet sich kräftig auf. Und in dieser Stellung hoch über Versumpftheit, Oberflächlichkeit und Unwahrheit, die den ins Leben Hinaustretenden dann umgeben sollte, stand er da so arm wie seine Studenten in den böhmischen Wäldern, bald ein Flüchtling, der alles verloren hat, gehetzt und umhergetrieben wie seine

immer mehr die Oberhand, reißen ihn im Taumel fort zu Taten, die seiner nicht würdig sind, und nun, in des Räubers Angesicht, beginnen die oculi truces zu erlöschen. Wohl steht er auch jetzt noch da mit trotzigen Augen, aber das ist nicht mehr der Trotz des heiligen idealen Sinnes.

Doch ob diese Augen der Seele auch erloschen zu sein scheinen, erstorben sind sie nicht. Sie haben ihren Sehnerv tief drinnen im Gemüt. Dieses Gemüt kann zwar wie in Todesschlaf versinken, aber ehe man sich's versieht, wacht es wieder auf. Denk an die herrliche Szene an der Donau! Das Bild der lieblichen Natur, der Friede der Wälder, die reichen Kornfelder, die untergehende Sonne, — das faßt den Räuber an, und seine Brust zerfließt in Wehmut. Es zieht ihn unwiderstehlich hin ins Elternhaus. Tritt aber der Deutsche wieder in sein Vaterhaus, tauchen die Erinnerungen der Jugend in ihm auf, werden die Gestalten seiner Lieben ihm wieder lebendig, dann ist es bei ihm geschehen um die Ruhe und Sicherheit des verhärteten Sinnes, dann hat der Böse in ihm die Schlacht verloren. Wildheit, Trotz, Groll und Auflehnung, die uneinnehmbaren Schanzen, brechen vor diesen Mächten aus der Tiefe in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Aus seinem Gemüt heraus ist der Räuber überwältigt! Und aus seinem Gemüt heraus leuchten nun die verdunkelten Augen wieder auf, aber nun nicht mehr wie früher hinein in die unidealische Welt, nun brennen sie zornfunkelnd hinein in die eigene Welt: der Idealismus wird zum ernsten Richtersinn! In diesem Feuer der Gewissensprüfung erglüht des Lebens ganzer, weiter Umkreis, und nichts bleibt im Schatten verborgen, alles wird licht; nichts bleibt in der Vergessenheit vergangener Tage zurück, alles wird lebendig, unmittelbare, über ihn herfallende Gegenwart. Alle Unterlassungen und Vergehungen drängen hervor und werfen den Schleier schöner Verhüllung, freundlicher Entschuldigung, täuschender Berechtigung von sich. Nennen sich nun nicht mehr Tugend, Verdienst, erlaubtes und notwendiges Vornehmen, Ergebnis der Lage, Zwang der Verhältnisse, Ausführung dessen, was nicht anders sein konnte, erfüllte Aufgabe, kühnes Durchgreifen, Heldentat. Sie zeigen sich jetzt in ihrer wahren Gestalt, armseliges, törichtes, unlauteres Menschenwerk im unversöhnlichen Widerspruch zu dem Gottesgesetz des Innern, eine furchtbare, bis in die Lebenswurzeln reichende Verletzung dieses Innern. „Da stehe ich am Rande eines entsetzlichen Lebens!" Das die Summe von Karl Moors Dasein, ein niederschmetterndes Ergebnis, das ihm in weher Reue die Brust zerreißt, alles darin zerwühlt, nicht bloß sein bisheriges stolzes Hochgefühl, auch alle Lebenskraft und weitere Lebensfähigkeit vernichtet: in solcher Sünde hält er es nicht aus, in dem, was er geworden ist, kann ein Mensch wie er nicht mehr existieren! Nur eine Möglichkeit gibt es für ihn noch,

kraft, daß ihr die Zukunft übergeben ist, daß sie bestimmt ist, das Werdende aus dem Chaos zu rufen — das ist es, was da jauchzend aufleuchtet aus den oculi truces des deutschen Jugendidealismus!

Freilich ein sehr gefährliches Gut dieses starke Selbstgefühl, dieses nach Taten drängende Berufungsbewußtsein. Wehe, wenn es sich nicht mit Demut paart! Und hier scheiden sich nun die Wege Schillers und Karl Moors vollständig! Ein anderer der, der da dichtete, ein anderer der, den er gedichtet hat. Mit Ehrfurcht erfüllt uns der Anblick seines Arbeitens an diesem Drama, eine wahre Demutstat. Das war kein leichtes, schnelles Hinwerfen, wozu der reichbegabte jugendliche Geist wohl hätte versucht sein können. Vielmehr durch das ganze letzte Jahr hin unter den so viel Zeit und Kraft fordernden Aufgaben seines Studienabschlusses, neben und unter all diesen Pflichten, bei Tag und Nacht, wo er ging und stand, ein Bohren und Heben, ein Graben und Umwälzen in heißester Seelenmühe. Getragen von der Verantwortlichkeit seiner Dichtung, beseelt von dem Meisterdrang des Vollkommenheitsstrebens sein ganzes Innenleben in Spannung, in tiefster Erregung — erregt durch das unablässige sittliche Ringen mit sich selbst und durch das Hineinbilden der immer mehr sich aufklärenden Persönlichkeit in sein Werk — so hat er in edler Hingabe, fortwährend dem heiligen Werdewillen des Genius lauschend, nur darauf bedacht, der hohen Stimme zu gehorchen, und deshalb alles Widersprechende und Widerstrebende seines Wesens zum Opfer bringend, sich den schöpferischen Gottesgewalten eingeordnet. Solch ein Schaffen des Künstlers ist wahrlich eine Tat frommer Gottesunterwerfung!

Von dieser Demut weiß Karl Moor nichts. Da ist kein Streben, sich dem großen Auftrag, den er in sich zu finden glaubt, in ernsten Charaktertaten sittlicher Selbstzucht entgegenzuläutern. Kein Achten auf höheren Willen, daß er erst fragen sollte, was denn die schöpferischen zeitgestaltenden Mächte vorhaben und vorschreiben und wie sie in den ewigen Gottesordnungen aus dem Alten das Neue herauszubilden lehren, — daß er es sich nun angelegen sein ließe, mit diesen Weisungen der leitenden Vorsehungsgedanken in enger Fühlung zu bleiben und ihnen sein Tun und Lassen unterzuordnen. Ohne jegliche Berechtigung eigenen inneren Vollbringens macht er sich zum Gebieter über das Leben, will richten, strafen, lenken und gestalten, will stürzen und erneuern, wo er noch nichts ist, nichts an sich selbst geleistet hat. Und was noch schlimmer ist, ohne irgend welche Geneigtheit, sich dem Walten des schöpferischen Geistes als gefügiges Organ einzugliedern, rollt er vielmehr alles und jedes Gesetz unter seine Füße. In solcher frevelhaften Überhebung verfinstert sich seine Seele. Infolgedessen brechen die bösen Geister der Zerstörung ein. Verbitterung, blinder Haß und wilde Leidenschaft gewinnen

du, deutsches Jugendherz, dein Heiligstes, die Bedingungen deiner Kraft, deiner Tüchtigkeit, deines Glückes an ihn verlieren? Im Namen Schillers, des Dichters deiner Liebe und Verehrung, rufe ich dir zu: Besinne dich auf dein Bestes, auf jenen Idealismus, den heute sein Jugendwerk dir in die Seele sprach. Laß in ihm deine Augen hell und trotzig aufflammen, daß nichts dieses Feuer erstickе, diese Gottesglut. Zünde es wieder an und suche, daß unter dieses Jahres weihevollem Gehalt es reich und schön wieder auflodere, falls Welt und Zeit es dir sollten überschüttet haben. Sei und werde wieder ein Idealist in Schillers Sinne. Das heißt fürwahr nicht ein Schwärmer sein, der auf Wolken wandelt, ein Romantiker und Phantast, ein für das praktische Leben unbrauchbarer Mensch. Dabei kannst du vollständig ein Realist sein, aufgeschlossen den Anforderungen und Notwendigkeiten des Daseins, den irdischen Interessen dieser Kaufmannsstadt, strenger, ernster Wissenschaft und auch den naturwahren Kunstbestrebungen der Gegenwart, ganz ein Moderner, und doch ein Herzensmensch von reiner, hoher Seele und ein Gewissensmensch mit gesundem, auf das Göttliche und Ewige gerichtetem und aus diesem schaffensfreudig sich entfaltendem Willen. So widersetze dich dem falsch-realen, naturalistisch-geistlosen Wesen, daß du, der Väter würdig, stark bleibest, so welttrotzend und weltüberwindend wie dein Dichter; daß du deines Gottes Heil und Leben in dir erfahrest und nicht auch einmal, gleich diesem Franz am Ende seiner Tage zusammenbrechen müßtest vor dem zerschmetternden Gerichte Gottes, wie er in der Frivolität seines Sinnes nicht mehr imstande, die rettende Hand zu ergreifen!

Auch unser Volksberuf fordert die Bewahrung dieser oculi truces des Schillergeistes. Nur ein Volk des Idealismus kann der Hort jener geistigen Kulturgüter sein, die Gottes Sohn der Welt geschenkt hat. Ohne Überhebung dürfen wir es wohl sagen: wir haben, durch unsere Naturanlage dazu begünstigt, der Vorsehung so lange diesen Dienst geleistet und auch wo wir es einmal nicht mehr wert waren, hat die Gnade unsers Gottes den Leuchter, den sie uns anvertraut hatte, nicht von uns genommen. Aber wunderbare Dinge geschehen in der Zeit. Im fernen Osten steht ein Volk auf, das, ob auch in einem vielfach uns fremdartigen, so doch durchaus echten Idealismus, großartige Krafttaten der nationalen Entfaltung vollbringt. Japan, längst dem Christentum aufgetan, wird in zwei bis drei Jahrhunderten, vielleicht noch viel eher, ein christliches Volk sein. Da wollen nun schon manche aus dem Nebel, der vor uns liegt, die Frage des Himmels vernehmen: Wer soll in Zukunft der Träger meiner Geistesschöpfung, meiner Lebensentwicklung sein, — in euch auch fernerhin der Germane oder aber einst der Mongole durch Japan? Vielen freilich klingt das seltsam, ein unmöglicher Gedanke, stehen wir ja doch gerade jetzt in einer seelenkräftigen Blüte des herrlich

wieder zur Freiheit zu erstehen, seine Persönlichkeit wieder herzustellen, Frieden und Versöhnung zu finden: „Gnade! Gnade dem Knaben!“ — ruft er zum Himmel empor und liefert sich freiwillig als ein Sühnopfer seiner Taten dem Schwert der irdischen Gerechtigkeit aus. So stirbt der Germane an den Feueraugen seines Idealismus.

Das ist das gewaltige Lied von den oculi truces der Schillerschen Räuberdichtung, das so erhebende und tief ergreifende Lied von den heiligen Zornaugen des deutschen Jugendidealismus. Steht es auch nicht in der Bibel, so ist es dennoch eine Christustat, eine Geistesoffenbarung des Herrn, der der Lebendige ist in der Seele unseres Volkes. Von ihm hat es der Dichter im genialen Schauen empfangen. Christus ist es, der in dem großen Gesichte dieser Poesie auch zu der Jugend unserer Tage reden will. Und fast möchte ich sagen, daß es für diese noch viel mehr bestimmt ist, als für das Jugendgeschlecht jener Zeit, daß der Geistessame, den der Heiland des deutschen Christentums darin ausgestreut hat, erst jetzt ganz ausgewachsen und ausgereift ist. Denn das Gegenbild des deutschen Idealismus, das Schiller hier aufstellt, dieser Franz Moor, dem in der rücksichts- und skrupellosen Frechheit seines Sichselbstdurchsetzens nichts, absolut nichts mehr heilig ist; der den Bruder vom Vaterherzen reißt und ins Elend stürzt, um sich in die Vorteile des Majorats zu bringen, und der, um möglichst schnell den Gewinn seiner Untat einzuheimsen, selbst den Vater noch grausam hinmordet; der in der zu Gemeinheit gewordenen Nüchternheit seines Sinnes den Vorhang wegzieht, den der Schöpfer vor die Vorgänge seiner heiligsten Werdetaten gebreitet wissen will; dem das Gewissen nur ein Lumpenmann ist, eine Vogelscheuche, die Sperlinge von den Kirschbäumen zu schrecken: — diese naturalistisch-materialistische Lebensanschauung, die auch keine Spur von idealistischen Regungen mehr hat, die über Glaube, Religion, Sittlichkeit, Liebe ihre Schmutzfluten gießt, den Menschen zum widerlichsten Genußtiere macht, sich selbst als Scheusal bewundert und den Kanon aufstellt: „Wozu ich mich machen will, das ist ganz meine Sache“, da bin ich keinem Rechenschaft schuldig, jeder hat das Recht, zu sein und zu werden, was ihm beliebt; „Anspruch wird an Anspruch, Trieb an Trieb und Kraft an Kraft zernichtet; das Recht wohnt beim Überwältiger und die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze“ — diese brutale Herrenmoral ist ja damals nur die mehr still gehegte und vorsichtig ausgesprochene Auffassung einzelner gewesen. Heute ist sie die Macht des Tages geworden, die Weisheit, die von den Dächern gepredigt wird, der Geist, der durch die Massen wütet und an den Wurzeln der jungen deutschen Manneskraft frißt.

Und nun im Namen deines Schillers frage ich dich, Jugend der Gegenwart, willst du von diesem Geiste dich überwältigen lassen? Willst

Die berühmte Frau.

Gedicht von Friedrich Schiller.*)

Beklagen soll ich dich? Mit Tränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? weil deine Ungetreue
In eines Andern Armen sucht,
Was ihr die deinigen versagen?
Freund, höre fremde Leiden an,
Und lerne deine leichter tragen.

Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
Ein Zweiter teilt? — Beneidenswerter Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
Vom Belt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterstadt der Moden,
Wird sie in allen Buden feil geboten,
Muß sie auf Diligencen, Paketboten
Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muß sie der Brille des Philisters stehn,
Und wie's ein schmutz'ger Aristarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte!
Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf,
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte.

Dein Weib — dank den kanonischen Gesetzen!
Weiß deiner Gattin Titel doch zu schätzen.
Sie weiß warum? und tut sehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninons Mann.
Du klagst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
Erscheinst du, alle Zungen zischen?
O Mann des Glücks? Wer einmal das von sich
Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beschert mir endlich eine Molkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine stolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päcken;
Signiert: An die berühmte Frau.
Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!"
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt auf Rezensionen.
Das schöne blaue Auge — mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier,
(Laut hört man in der Kinderstube weinen)
Sie legt es endlich weg, und fragt nach ihren Kleinen.

*) Dieses wenig beachtete Gedicht führt uns den großen Klassiker als einen fast modernen Satiriker vor. Eins der wenigen Gedichtedenkmale von Schillers sarkastischem Humor. Die Red.

hervortreibenden Lebens wie noch nie. Aber eine Blütenwelt kann eine Nacht verwüsten, und die Kulturgeschichte zeigt manches Beispiel für die durch eingefallenen Frost schnell abgestorbenen Lebenstriebe großer Völker. Der Frost kann bald da sein, wenn wir uns nicht in unserer besseren Natur behaupten, wenn wir an idealer Trutz- und Widerstandskraft einbüßen, wenn wir nicht das Schöne und Große unseres deutsch-christlichen Wesens mutig geltend machen wider die materialistische Flut im Engen und Weiten unserer Kulturwelt und dazu all unseren idealistischen Reichtum, ob er biblisch und kirchlich sei oder nicht, zusammenraffen, auch diesen Schillerschen Idealismus heilig sprechen und all das hüten als unser großes deutsches Glaubensgut.

So wollen wir uns denn von neuem fest und entschlossen um unseren Führer drängen. „Ach, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte!“ tönt es durch die Räuberdichtung. Wir wissen einen, der mehr ist, als der Cheruskerfürst im Teutoburger Walde. Und der ist kein Toter, kein Flämmchen in der Asche — des Arminius großer Zeitgenosse, wie er auferstanden ist aus Israels Schranken; wie auch er Herr geworden ist der Römer, und nun der Unserige sich nennt; wie wir ihn dann, als er, aus dem Bann des Dogmas herausgetreten, sich uns zu erkennen gab als der Wirkende und Mächtige in unseres Volkes besten Geistern, nun erst von Herzen als den Unsrigen empfanden. Um diesen Christus wollen wir uns scharen. Sein sind wir, wenn wir in der heiligen Schrift vor dem Bilde des Meisters voll Andacht stehen; sein aber sind wir auch, wenn wir, wie in dieser gottesdienstlichen Stunde, uns von Deutschlands edlem Dichter wieder haben reicher machen lassen an hohem Seelensinn, an großem Tatensinn, an ernstem Richtersinn.

Und so rufen wir dich an, du Herzog unseres Lebens, ziehe dein Schwert, dieses Schwert, das keine Wunden schlägt im Kampfe der Zwietracht, das aber mächtig scheidet der Menschen Gedanken und Sinne. Richte es wider uns, wo im Herzen noch Leben ist, das, dir fremd und feindlich, böse, kalt und unwahr, kein rechtes, kein ewiges Leben ist. Ertöte in uns den alten Menschen, daß wir ganz die Deinen werden und in Liebe und Treue zu dir stehen und dein Reich dir bauen in unserem Volke, in aller Welt. Gib uns deinen Geist, deinen guten, heiligen Christusgeist, daß deine Ältesten Träume haben, in der Kraft deines idealen Lebens Träume unvergänglicher Jugend, und unsere Jugend laß deine Gesichte sehen. Amen.

Julius Burggraf.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist, und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgetanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
So sah ich sie, die Herzenfeßlerin,
Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;
Das süße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare —
So führt' ich sie zum Traualtare,
O wer war glücklicher, als ich!
Ein Blütenfeld beneidenswerter Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an;
Mein Himmel war mir aufgetan.
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen.
In ihrem Kreis die Schönste sie,
Die Glücklichste von allen sie,
Und mein durch Seelenharmonie,
Durch ewig festen Bund der Herzen,
Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen!
Ein großer Mann — ein schöner Geist.
Der große Mann tut eine Tat! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

Wen hab' ich nun? — Beneidenswerter Tausch!
Erwacht aus diesem Wonnerausch,
Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
Dem schöneren Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
Aus Cythereas goldnem Buch*) gestrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

Der Geburtstag des Deutschen Schulvereines am 13. Mai 1905.

Von **Viktor v. Kraus.**

Oftmals, bittend, mahnend, manchmal auch ohne böse Absicht verwundend, habe ich im langen, nun zur Neige gehenden Leben für die Sache meines Volkes gesprochen und geschrieben. Aber ich gestehe offen, niemals hat mich die von wohlwollenden Freunden mir zugeschobene Geschicklichkeit der Feder so sehr im Stiche gelassen, als jetzt, wo ich vor dem lieben Geburtstagskinde ein wirksames Segenssprüchlein stammeln soll. Mir ist zumute, wie einem warmfühlenden Kinde, das die Genossen auf eine große blumige Au hinausführen. Dort soll es die duftigen Gaben einzeln, ohne Wahl, auflesen und zu einem prächtigen Blumenstrauß

*) Goldnes Buch; so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichnis genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen.

Die Toilette wartet schon,
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
Ein mürrisch ungeduldig Drohn
Gibt der erschrocknen Zofe Flügel,
Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
Und Mietlakaien springen von den Tritten,
Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Briten,
Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Großing und Kompagnie, dem Z** Wundermann
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
Und Ehmann heißt, wird vornehm angeblickt.
Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel wagen?
Der dümmste Fant, der ärmste Wicht,
Wie sehr er sie bewundre, sagen;
Und darf's vor meinem Angesicht!
Ich steh dabei, und, will ich artig heißen,
Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Not,
Da geht es über meine Flaschen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
Mein schwer verdienter Bissen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige, vermaledeite
Unsterblichkeit ist meines Niersteiners Tod!
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meinst du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,
Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen —
Errätst du's nicht? O ich versteh's genau!
Daß diesen Brillant von einer Frau
Ein solcher Pavian davon getragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr ist der Frühling wonneleer.
Die Sängerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit ist so schön — zum Reisen.
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont sein!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch sie ist dort — in jenen bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doktorenkragen
Zelebritäten aller Art,
Vertraulich, wie in Charons Kahn, gepaart,
Zur Schau sich stellen und zu Markte tragen,
Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerriss'ne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort, Freund — o lerne dein Verhängnis preisen!
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

diesen konniventes Regime, der Groll über langatmige Reden, über Verwahrungen, über den künstlich inszenierten und in seiner Harmlosigkeit von Taaffe ganz richtig eingeschätzten Entrüstungsresolutionsrummel auf deutscher Seite, dem niemals eine Tat zur Abwehr der ersten Sprachenverordnung folgen sollte, uns in den Kellerräumen der Maximilianstraße zusammenführte. Unter dem Zeichen dieses Gegensatzes, unter der vollen Erkenntnis von der Wertlosigkeit der deutschen Phrase, der man nichts als harte, ehrliche, wenn auch langsam aufwärtsführende Arbeit, nötigenfalls auch den Mut unbeugsamen Handelns, die aufrichtige Neigung, alle Deutsche ohne Unterschied des politischen Glaubensbekenntnisses zur Abwehr aufzurufen und den Kampf gegen alle die unterschiedlichen Cliquen, Salons und Kasinos, wie diese Bollwerke eines eigenartig privilegierten Deutschtums hießen, entgegenzusetzen habe, ist am 13. Mai 1880 der Deutsche Schulverein geboren worden. Daß ein Häuflein junger, völlig unbekannter Männer damals zeigte, daß man trotz aller Anfechtungen von rechts so gut wie von links mit dem Einsatz voller Tatkraft auch unter Deutschen etwas Erhebliches zu leisten vermöge, bleibt das unbestrittene Verdienst der Gründer des Schulvereines. Wir haben die Wege zur Arbeit in nationalen Dingen gefunden, und wenn die Summe des Vollbrachten hinter der Größe der Aufgabe weit zurückgeblieben ist, der Geist, der über der Gründungsstätte des Schulvereines schwebte, trägt wahrlich nicht die Schuld daran. Wir haben ohne Hintergedanken alle Deutsche, in welchem Lager sie auch sonst standen, das wiesen wir selbst in den Tagen des parlamentarischen eisernen Ringes zu Taaffes Zeit nicht ab, zu unserer dem Volke geweihten Arbeit aufrufen wollen. In einer Sommernacht bis zum Morgengrauen habe ich die Briefe an die Bischöfe und Erzbischöfe deutscher Zunge geschrieben, um ihre Unterschrift unter den flammenden Aufruf und unter die goldenen Worte: „Tausende und tausende von Kindern deutscher Eltern gehen dem deutschen Volke verloren . . . . da haben wir Deutsche, ohne Unterschied der Partei, die Pflicht zu helfen, zu helfen nicht durch unwürdige Klagen und erfolglose Proteste, sondern durch frische Tat“, zu erlangen; ich habe, indem ich den verlassenen Kuraten Mitterer auf dem Nonsberg als ein lebendiges Beispiel nationaler Warmblütigkeit vorführte, den Weg zu ihrem deutschen Herzen gesucht, leider aber — nicht gefunden! Das war die erste große Enttäuschung! Und im hohen Hause gingen die Konservativen unter Taaffes Zügelung tapfer weiter mit den Polen und Tschechen!

Dann kam, als wir das Werk mühselig etwas vorwärts gebracht hatten, alle Verdächtigungen der nationalen Gegner uns nichts anhaben konnten, geheime ämtliche Erlässe nicht zum gewünschten Auflösungsziele führten, die trübe Periode der Spaltungen im eigenen Lager des Schulvereines. Doktrinär ist der Deutsche in allen Lagern. Doktrinarismus

formen, zu einem sinnigen Geburtstagsgeschenke. Aber die Pracht ringsum blendet mich, die Hand weiß nicht, wo sie zuerst einbrechen soll in diese bunte Mannigfaltigkeit, ich versinke in einen traumhaften Zustand, in welchem die Schemen der Erinnerung an einstige glückliche Stunden, denen so viele Augenblicke der Entsagung und Enttäuschung folgen mußten, an meiner bangen Seele vorüberziehen. Fast fürchte ich, ich werde nichts heimbringen, als ein paar lose zusammengeraffte Blüten, um sie wortlos mit übervollem Herzen in den Schoß des Geburtstagskindes zu werfen.

Ein volles Vierteljahrhundert ist am 13. Mai ins Land gezogen, seitdem sich in den Kellerräumen des Grand Hotels in der Maximilianstraße zu Wien eine kleine Schar von Gesinnungsgenossen zu gerne gepflogenem Gedankenaustausch zusammenfand. Die Erinnerung an die Einzelheiten des schönen Frühlingsabends steht heute noch so lebendig vor meiner Seele, wie so manche an sich nichtssagende Szene aus den Tagen des großen deutschen Erhebungskrieges. Wir alle, zumeist von der Hochschule her burschenschaftlichen Verbänden angehörend, waren mit offenem Sinne der Entwicklung der großen politischen Fragen, wie sie seit 1864 bis zur neuerstandenen Einheit Deutschlands 1871, rasch nacheinander ins Rollen gekommen waren, mit reger Teilnahme gefolgt. Sich bei der damals noch allgemein herrschenden Sinnesverwirrung schlankweg als Deutschen zu bekennen, dazu gehörte schon einiger Mut. Mehr als mit den Verdächtigungen des slavischen Nachbarn hatte man mit dem seit 1866 im stillen fortwuchernden Groll über das Mißgeschick des Jahres 1866 und auf allen Straßen Wiens mit dem Vorwurf der Preußenseuchlerei sich zurechtzufinden, ein Ruf, der vielfach geflissentlich von recht unreinlichen Publizisten in die große Menge geworfen, zum kleinen Teil einem zwar wohlgemeinten, aber angesichts aufliegender Tatsachen recht nebulosen Österreichertume entsprang. An allen Ecken und Enden reckten und dehnten sich die Nationen und Natiönchen Österreichs und Graf Taaffe war leichten Sinnes an das Werk der allgemeinen Völkerbefriedigung geschritten. Ein großer — Sanguiniker ist er sich zeitlebens über die Tragweite seiner Maßnahmen nicht klar geworden. Der Auftrieb des Slaventums, der Geist der öffentlichen Verwaltung, ein großer Teil der Publizistik stand unserem nationalen und politischen Empfinden feindselig gegenüber. Indes vermochte alles dies nur unseren jugendlichen Kampfesmut zu erhöhen. Was wir aber mit Bitterkeit empfanden, das war die nach unserer Meinung durchaus verkehrte Art, mit der die uns zunächst stehenden Kreise der sogenannten verfassungstreuen und deutschfortschrittlich gesinnten Elemente und deren Vertretung im Parlamente die Sache des Deutschtums inmitten der immer lauter tosenden slavischen Umflutung verfechten zu müssen glaubten. Ich weiß, daß in diesen Frühlingstagen 1880 mehr als der Kampfesmut gegen die Slaven und mehr als ein

im Süden unter gleichverbindenden Pflichten zugewiesenen Aufgabe. Je mehr Gaue entstehen werden — jüngst ist als siebenter rühriger Genosse der westböhmische dazu gekommen — desto stärker soll das gemeinsame Zentrum werden: Richtung gebend, von allen respektiert, in Einzelfragen ausgleichend, wenn nötig auch abwehrend, bei auf natürlichem Wege erstarkender Einsicht innerhalb der Verbände von dem großen Wert einer allumfassenden starken und schirmenden Gewalt. So soll die Arbeit im kleinen den Sinn für das große Ganze schärfen und beleben!

Der Deutsche Schulverein ist ein Lehrmeister geworden für die Art, wie man den Kampf wirksam für sein Volk zu führen hat. Wir haben niemals den nationalen Gegner herabgesetzt, ihn niemals verhöhnt, die Ehre seiner Waffen, dieweil wir die eigenen hochhalten, niemals zu beflecken unternommen. So niedrigen Beweggründen auch manchmal Form und Inhalt gegnerischer Angriffe entsprangen, wir haben das Zahlen mit gleicher Münze stets von uns gewiesen. Wir wissen, was wir vom Gegner zu lernen haben und haben uns — dafür zeugen alle offiziellen Berichte — an Schillers Wort gehalten:

„Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll."

Immer klarer wird es selbst den Sorglosen — wir ahnten es richtig in den Maitagen 1880 — daß nach Sedan, dem großen marathonischen Tage, des Erdteils Geschicke eine folgenreiche Wendung erlitten haben. Freudig und schmerzlich zugleich erfahren wir es täglich, daß an diesem Tage auch unser Schicksal mitbestimmt wurde. Das große deutsche Volk wendet sich auf verengtem Gebiete staatlich, kulturell und wirtschaftlich immer mehr dem Westen zu. Dahin ziehen seine Schiffe, dahin seine Gedanken. Immer vereinsamter bleiben wir im Osten. Wir müßten bei solcher Lage verkümmern, wenn uns die Kraft, uns selbst zu helfen, verläßt. Darum allein wollen wir hier als Deutsche in Ehren weiter leben und darum sei jede deutsche Schöpfung, in welchem Lager immer, gesegnet, die im Geiste des Schulvereines die Arbeit rüstig aufnimmt und weiterführt. Der Deutsche Schulverein und alle in seinem Geiste geführten Schöpfungen dürfen niemals um die dem Wandel unterworfene Richtung der Staatsraison fragen. Der Deutsche Schulverein hat von keiner Staatsraison jemals etwas zu erwarten. Die Quellen seiner Kraft ruhen bei dem Volke, sie schwellen an mit jeder Bemühung, die den einzelnen von der Stadt zum Dorf, vom Hohen zum Niedrigen, vom erfahrenen Alter zur vorwärtsstrebenden Jugend als getreuen Erwecker unseres nationalen Gewissens und als Fürsprecher für ausdauernde Arbeit treibt. Hoffen wir Deutsche in Österreich im Geiste des Schulvereines niemals etwas von dem huldvollen Lächeln eines Mächtigen. All die Völker, die um uns und gegen uns im Wettstreit stehen, werden im Sturmlauf weder

hat Spaltungsfragen zur Unzeit aufgeworfen, Doktrinarismus hat das herzhafte Beschreiten des einzig gangbaren Weges gegenseitiger Verständigung um des großen Ganzen willen viel zu lange verhindert. Daß wir uns, auf beiden Seiten fügend, endlich wieder gefunden haben, ist ein Zeichen der wachsenden Einsicht in die Größe der uns bedrohenden Gefahren. Allein die Wunden, die dem Volkskörper einmal geschlagen wurden, vernarben nur langsam.

Es freut uns, sagen zu können: Niemals hat es uns gereut, der deutschen Frau von Anfang an freundlichen Zutritt in unserer Mitte zu gewähren. Von Anfang an hat das deutsche Weib, mildernd unsere Sitten und durch vorlebendes Beispiel uns zum Maßhalten und zur Verträglichkeit ermahnend, unter uns eine achtunggebietende Stellung behauptet. Der ersten Frauenortsgruppe zu Graz 1884 sind dann viele andere gefolgt. Ohne Frauen gibt es Gott sei Dank kein öffentliches Tagen mehr, undenkbar ist für alle Zukunft eine Hauptversammlung ohne den Kranz ernstgesinnter, lieblicher Frauen. Wie viele sehe ich im Geiste unermüdlich bei der Arbeit, die einen in Ausschüssen beratend und beschließend, treue Pflegerinnen unserer Schulschöpfungen, die anderen durch Veranstalten von Festen die leeren Kassen füllend, die dritten arme frierende Kinder kleidend und den Christbaum in das entlegenste deutsche Dorf tragend. Was ihr alle während eines Vierteljahrhunderts in emsigem Bemühen für deutsche Kinder getan, dessen seid zur Stunde herzlichst bedankt! Des Himmels Segen beschere euch deutschen Müttern dafür ein recht kräftiges Geschlecht, Söhne mit scharfblickendem Auge, mit Mark in den Knochen, mit unbeugsamen Nacken und einer sehnigen Faust dazu!

Nur langsam und vorsichtig hat man sich im Zentrum zu einer Änderung der für die ersten Jahre dringend nötigen, alles in einem Sammelpunkte zusammenfassenden Arbeitsorganisation entschlossen. Der Deutsche hat aus alten, trüben Zeiten staatlicher Zerfahrenheit als Erbe ein Übermaß von partikularem Empfinden herübergenommen. Leicht kommt ihm bei der Fürsorge innerhalb der engsten Umgebung der auf das große Ganze gerichtete Blick abhanden. Darum war auch Vorsicht und jahrelanges Beobachten vonnöten. Vor zehn Jahren endlich hat die Tüchtigkeit unserer deutschen Brüder rechts und links von der deutschböhmischen Elbe die Fortentwicklung unserer Arbeitsorganisation ermöglicht. Der erste Schulvereinsgau mit dem Sitz zu Aussig entstand und entwickelte sofort eine segensreiche Tätigkeit. Niemals griff er gewaltsam an den Nerv, der seine Lebensfrische nur von dem unseren Gesamtkörper durchströmenden Blute empfängt. In näher gerücktem Gebiete unter näher stehenden Personen gut, ja besser vorarbeitend steht seine Arbeit stets unter der Weihe des großen Gedankens der uns allen im Norden wie

die der Bajonette ist und daß der großartigste Fortschritt in der größten Vollkommenheit der Menschenmordmaschinen besteht.

Gewiß ..... es gab und gibt Kriege, die kulturelle Großtaten sind, da sie die heiligsten Güter der Menschheit gegen barbarische Feinde verteidigen, es gab und gibt Fälle, in denen nach Schillers schönen Worten eine Nation nichtswürdig ist, wenn sie nicht alles, also auch das Leben, an ihre Ehre setzt; aber, da bekanntlich das Bessere überall der Feind des Guten ist, so wird und muß einmal die Zeit kommen, in der jeder Mensch auch den guten, gerechten Krieg als ein großes Übel empfindet und den bessern Frieden vorzieht.

Wenn die fortschreitende Geistes- und Herzensbildung den Menschen nicht diese Wertschätzung des beglückenden Friedens, wenn sie nicht endlich einmal eine Verbrüderung der Menschheit zustande bringt, dann verzichte ich auf alle Kultur und ziehe mich in ein einsames Bergtal und in mein Schneckenhaus zurück, um bei Eichelkost und Wassertrunk den Friedensbringer Tod zu erwarten.

Darum eben bin ich ganz wütend, wenn ich höre und lese, wie Leute, die außer dem bei Lustfeuerwerken verpufften Pulver noch keines gerochen, die von den Schrecken des Schlachtfeldes keinen blauen Dunst haben, die sicher hinter dem warmen Ofen sitzen, in Wort und Schrift dreinhauen und dreinstechen und dreinschießen, als ob sie die ganze Welt mit all ihren armseligen Lebewesen zerstückeln wollten. Es ist, bei Gott, eine Gemeinheit, wenn einer im Wirtshause zwei friedliche Leute gegeneinander hetzt, daß sie sich krumm und blau schlagen, indes der Hetzer sich den übrig gebliebenen Wein schmecken läßt, und es ist eine bodenlose Gemeinheit, wenn Volksberücker die Völker gegeneinander hetzen und dann, eine gute Zigarre im Munde und den Sekt auf dem Tische, in sicherer Redaktionsstube die Kriegsberichte schreiben!

Da vergeht mir völlig die Friedensstimmung, meine Muskeln zucken und meine Hände ballen sich zu Fäusten, um....... den Kriegsfreund zu bekriegen.

Ach, welch entsetzliches Unheil liegt doch im Worte „Krieg“!

Fragt nur einmal den Krankenpfleger, der das Schlachtfeld nach Verwundeten absucht, fragt den Arzt, der in den Baracken seine hilfreiche Blutarbeit verrichtet, ob sie es für gar so schön halten,

„Unter freiem Himmel
Stürzen in das Schlachtgetümmel“,

wie wir dummen Buben allweil gesungen haben, ohne uns dabei auch nur das Geringste zu denken!

Fragt die Eltern, die ihre Söhne in der Vollkraft der Jugend gegen den Feind sandten, fragt die Frauen und Kinder, die den Gatten, den Vater dem Moloch Krieg opferten und nun im Elende verkommen,

beflügelt noch gehemmt durch das Machtwort eines Großen, innerlich wirkende Kräfte treiben sie vorwärts. Wirksam widersteht ihnen nur der Einsatz der aus der Tiefe des deutschen Volkstums sich stetig erneuernden Volkskraft.

Am 13. Mai 1905 wird auf jeder vom Deutschen Schulverein ins Leben gerufenen Schöpfung zum Zeichen, unter welchem Geiste sie geboren wurde, die deutsche Fahne flattern. Unter ihrem Schatten soll sich die Jugend sammeln und dankbar der wenigen Lebenden gedenken, deren Warmblütigkeit sie durch die Tat vom 13. Mai 1880 die Erhaltung ihrer Volkesart verdanken. An dem Grabe der Dahingegangenen — schon wächst der Friedhof der Schulvereinskämpfer, die aus unserer Mitte vor der Zeit dahingegangen — an dem Grabe unserer Genossen: Bobies, Bondy, Groß, Haindl, Heilsberg, Hoffer, Dresnandt, Ferstel, Fuß, Grübl, Graf Kinsky, Rechbauer, Pichler, Pohlidal, Promber, Schandl, Seutter, Schaub, Schwingenschlögl, Stingl, Stöger, Wedl, des Brüderpaares Eckel und vor allem unseres unvergeßlichen Weitlof — werden sie mit uns geloben, unbekümmert um die Zukunft auszuharren bei unserem Volke mit Hand, Herz und Mund, in Züchten und in Ehren!

Wahrlich, es sind nur wenige lose aufgeraffte Blumen vom Felde, mit denen ich den Weg unseres Geburtstagskindes heute tiefbewegt bestreue. Den Jüngling aber, dessen einstige Manneskraft unserem Volke voll und ganz gehöre, segne ich zur Stunde mit des Dichters Wort:

„Doch dieser Bau, den eure Liebe schuf,
Sei fürder eures Volkstums Gotteshaus,
An dessen Schwelle jede Zwietracht schwindet,
An dessen Schwelle jede Selbstsucht schweigt,
Und der noch künftigen Geschlechtern kündet,
Wie ihr die Mutter liebet, die euch segnet!"

Der frische, fröhliche Krieg.

Von **Josef Wichner**. (Nachdruck verboten.)

Obschon ich nicht die geringste Aussicht auf den von Alfred Nobel gestifteten „Friedenspreis" habe, so bin und bleibe ich doch ein begeisterter Anhänger der Friedensidee und freue mich ganz kindlich eines jeden, auch des kleinsten Erfolges, den die wahrhaft gute Sache erringt.

Ich kann nun einmal trotz mancher gegenteiliger Erfahrungen und trotz des entsetzlichen Krieges, der eben in Asien wütet, nicht alle Menschen für mörderische Bestien halten, ich kann nun einmal der Weltgeschichte, insoferne sie mit Blut geschrieben ist, keinen Geschmack abgewinnen, ich kann nun einmal beim besten Willen nicht glauben, daß die höchste Kultur

Also 635.000 der kräftigsten, gesündesten Männer haben innerhalb fünf Monaten den gräßlichsten Tod gefunden, 635.000 Familien haben zum Himmel hinaufgeweint, zu eben dem Himmel, den stets beide Parteien, den Namen Gottes eitel nennend, für sich in Anspruch nehmen!

Was ist da so ein Theaterbrand wie der in Chicago, wo gegen 800 Menschen, was ein Erdbeben von Lissabon, wo 30.000 Menschen einen schnellen Tod fanden, für ein Kinderspiel!

Und nun weiß der Briefschreiber, der in Marienburg wohnte, über den Rückzug des armseligen Restes des so großen, so stolzen, so siegesgewissen Heeres zu berichten, wie folgt:

Marienburg, den 28. Dezember 1812.

Bester Freund!

Ein schreckliches Bild der Verwüstung haben wir seit 8 Tagen; am schrecklichsten aber haben wir es die 4 letzten Tage gehabt, und noch ist es so viel, daß diese Nacht 100 Divisions und andere Generals, zwischen 900 bis 1000 Officiers und viele 1000te Gemeine übernachteten; die Einwohner mußten aus ihren Häusern, in den Kellern liegen, 7 bis 8 Officiers zusammen, und die Straßen sind gestopft voll von Menschen und Pferden. Ach Gott, in welchen Zustande! Die Officiers vom ersten Range, nicht zu unterscheiden von ihren Knechten, flehen, weinen um einen Platz beym Ofen sitzen zu können. Ein Bett ist eine unerhörte Wohlthat, — viele Sterbende, die weiter müssen, und die grümigste Kälte! machen, daß die meisten erfrieren. — Von allen, die hier durchpassiert sind, haben vielleicht nur einige einen Körper, der nicht erfrorne Theile hat; zu 4 bis 6 Officiers waren in Schlitten gepackt, denen man wegen Fäulniß die erfrorenen Theile oder Beine hatte abnehmen müssen, die Gesichter waren erfroren und zum Theil abgefäult, — alle diese Unglücklichen schrieen: Ach! ins Hospitall, eine Stube; ich will gerne sterben, o des Jammers!

Es waren aber Tausende, die schrieen, wer kann helfen? Sie kamen mit atlassenen Chaloppen und Capisphons, einen Helm mit Pferd-Schweifen, die meisten in Bauern-Kitteln oder Pelze, in Lumpen oder mit einer Art Schall um die Mütze gebunden. — Die Dragoner mit bloßen Füßen, die ganz durch Frost schwarz aussahen, führten sie zu 3 und 4 in dieser Kälte die Nächte hindurch und fanden selten Obdach! Gestern ging die ganze sächsische Cavallerie hier durch, sie bestand aus 3 Schlitten voll Officiers in Betten gepackt ebenfalls mit erfrorenen Gliedmaßen und zum Theil schon abgenommen, und 13 Gemeine; es waren bekannte Officiers von uns, — von den Würtembergischen Truppen, die 15.000 Mann stark waren, kamen ungefähr 10 Officirs und 100 Gemeine verstümmelt zurück. Es waren einige Officirs bey uns, unter andern ein gewisser Obrister Carnott

fragt die stummen und doch so beredten Leichen, die in den Schachtgräbern vermodern, fragt die zahllosen Krüppel, die mit dem Leierkasten die Höfe abfechten, wie schön der Krieg sei!

Einer nur freut sich des Krieges unbändig, Gevatter Tod mit seinen Zutreibern, der Pest, der Cholera, dem Fieber, dem Hungertyphus; denn da füllen sich seine Vorratskammern in der Erde, wenn er nach Herzenslust mähen kann, bis die Sense stumpf wird.

Wer im Kriege nur das Siegesgeschrei und die Triumphgesänge hört, dem fehlt eines seiner Ohren, und wer nur auf den rückkehrenden Sieger schaut, dem aus allen Fenstern Kränze zufliegen, dem fehlt eines seiner Augen; horcht doch auch dem Todesröcheln und schaut doch auch das Blutmeer und die zerfetzten Menschenleiber, wenn ihr ganze Menschen mit gesunden Sinnen und einem fühlenden Herzen sein wollt!

Leset doch die Werke eines Staatsrates Bloch, einer Suttner oder das Schlachtenbild in Frenssens „Jörn Uhl“ und betrachtet die Kriegsbilder Wereschagins . . . vielleicht dämpft sich euere Kriegsbegeisterung doch etwas ab!

Es bedarf oft gar nicht einmal der eingehenden Schilderung all der Greuel des Krieges, um ..... genug zu bekommen; oft reicht ein Blitzlicht aus, und wenn es auch nur den kleinsten Teil des Kriegsschauplatzes für einen Augenblick taghell erleuchtet.

So ein Blitzlicht ist mir vor kurzem geworden und ich will es auch den Lesern leuchten lassen.

Brachte mir da ein Schüler einen alten, schmierigen, moderfleckigen Brief. Er stammt aus dem Kriegsjahre 1812, der Zeit des entsetzlichen Winterfeldzuges gegen Rußland, und ist, wenn ich richtig lese, am 28. Dezember geschrieben.

Der geschichtskundige Leser weiß, daß dieser Feldzug durch die Ungunst der Witterung, die eigenartige Kriegsführung und energische Verfolgung durch die Russen mit dem Untergange der großen Armee endete und, was mit all dem Jammer einigermaßen aussöhnt, der Anfang vom Ende Napoleons, dieses genialen Massenmörders, war.

Obschon ich meines schwachen Gedächtnisses halber kein Freund von Zahlen bin, mögen hier doch einige Zahlen als lehrreich und überzeugend angeführt werden:

Die „große Armee“ Napoleons zählte am 24. Juni 1812, dem Tage, da er die russische Grenze überschritt, 450.000 Mann, am 19. Oktober 100.000, am 9. November 40.000 und am 28. November 15.000 Mann!

Und die siegreichen Russen verloren in diesem Feldzuge auch gegen 300.000 Mann!

sie wie ein Tag. Und das Erinnern des alternden Mannes ist flinker als seine Beine, es überspringt mit Leichtigkeit sechzig lange Jahre, um wieder dort zu sein, wo es am nettesten gewesen ist — in der Kindheit, voll Sonnenschein und voll Dämmerung zugleich.

Ich bin nun aber gar nicht mehr auf die Erinnerung angewiesen, es ist auch kein Verlaß auf sie, man wird so oft auf Abwege geführt von ihrer leichtfertigen Freundin der Phantasie. Ich brauche nur ein paar Stunden auf der Eisenbahn zu fahren und stehe als alter Mann leibhaftig vor mir, dem kleinen Rockerl-Buben. Wenn dieses Wunder ein einzigmal geschehen wäre, kein Mensch würde dran glauben — aber es geschieht millionenmal, es geschieht täglich; da denkt man, 's ist halt natürlich und geht zur Tagesordnung über. Die Tagesordnung aber ist nichts anderes, als immer wieder: Vater, Sohn, Enkel und so fort in ewiger Dreieinigkeit.

Wenn ich vor meinem Enkerl knie, so geschieht das ja freilich nicht in Anbetung, sondern weil es so klein ist. Als eines Tages der große Zar und dieser kleine Knabe um mich rangen, wer hat gesiegt? Zu Mürzzuschlag auf dem Bahnhofe war ich gestanden, um mit lebhafter Neugierde den russischen Kaiser zu erwarten, der von der Mürzsteger Jagd zurückfuhr. Da fiel mir plötzlich das Enkerl ein, das in einem Stündlein auf ein Stündlein zu erreichen war, den Zar ließ ich Zar sein und lief dem Kinde zu.*) Damals war der Großherrscher noch nicht einmal durch Japaner geschwächt und ist doch das Kind stärker gewesen. Zu Großen kommt man am besten mit Geschenken und so auch zu Kleinen. Doch wie ich meinen Kindern nie etwas mitzubringen pflegte, so halte ich es auch bei meinen Enkeln. Sie sollen mir in die Augen schauen, anstatt auf die Hand, ich will den Empfangsjubel für mich haben, nicht für meine Tasche. Daher frägt auch keines je: Großvater, was hast du mir mitgebracht? Und in Ermanglung eines anderen Spielzeugs spielen die kleinen Saggra mit meiner Nase, mit meinen Ohrläppchen, mit meinem Schnurrbart — mit meinem Herzen. Manchmal habe ich mich schon gefragt, ob wir Erwachsenen und Alten die Kinder nicht bisweilen wie Spielzeuge behandeln, anstatt wie junge, lebendige Menschen. Recht oft von unserer Stimmung und Laune hängt es ab, wie wir zu ihnen sind, was wir mit ihnen treiben, und gar selten bedenken wir, ob das den kleinen Wesen wohl auch immer gut und angemessen sei. Und trotzdem sind wir, besonders wir Großelternleute, mit Haut und Haar die Beute dieser Kinder. Die Liebe zum Enkel ist eine so wonnesam süße, lumpige Liebe! Lumpig deshalb, weil es eine Liebe ohne Sorgen ist; denn diese überläßt man den Eltern. Alte Leute fühlen, wie es um sie

*) Siehe „Heimgarten" XXVIII, Seite 180.

ist 5 Tage bey uns geblieben, sich auszuruhen; er war ganz unkennbar, abgehungert und zerrissen, ich habe ihm mit Wäsche versehen; dieser behauptet, es seye ein vergeblicher Versuch jemanden das Leiden zu schildern, was sie erdulteten. — Einige Fragmente waren hinreichend, uns zu überzeugen; sie haben nicht allein Pferde-Fleisch, sondern die Leichen ihrer Cameraden gegessen. Auf der Strassen nach Kowno, wo kein Einwohner und kein Obdach zu finden war, lagen die Erfrorenen so viel aufeinander, daß man über sie den Weg nehmen mußte. Die halb Todten, nackt ausgezogen; der Anblick, wie diese gegen das Entkleiden sich noch zu währen suchten, soll so gräußlich gewesen seyn, daß Carnott versichert, er würde nie schlafen können, ohne daß ihn dieses Bild erschrecke. Gestern wurde ich unterbrochen von einem Bauern, der mich um Gotten Willen bath, einen Officier, der nicht weiter könne und ein Deutscher war, für eine Nacht aufzunehmen; ich habe Rath geschaft. Er ist ein Herr von Röhder, ein Sachse, 19 Jahre alt, wie ein Scellet ausgehungert, schwer plessiert, begleitet von einem Bedienten, er ist ganz außer sich, und sagt nichts als: laßt mich sterben. Gott! Die Unglücklichen! Hier haben wir eine so große Noth, daß kein Fleisch, Brot, Milch, Butter 2c. nicht zu bekommen ist; ich war so glücklich heute ein halbes Comis-Brot für Frau und Kinder zu erhalten. Leben Sie glücklicher, daß wünscht Ihr Freund N. N.

Ich meine, dieser Brief, dessen etwas eigenartige Schreibweise und veraltete Ausdrücke ich absichtlich nicht im mindesten geändert habe, der aber einen ebenso gebildeten wie wahrhaftigen Mann verrät, spricht für sich, wenn er auch nur, wie ich bereits erwähnt habe, einen winzig kleinen Teil des gesamten Kriegsschauplatzes beleuchtet.

Wer angesichts des fürchterlichen Elendes, das selbst abgestumpfte Krieger mit Grauen erfüllt, dem Kriege noch leichtfertig das Wort reden kann und der Friedensbewegung mit billigen Witzen zu spotten vermag, der ist ein Verbrecher an der Menschheit!

Der Walterbub.

Eine Großvatersplauderei von **Peter Rosegger.**

Vor wenigen Tagen noch war ich selbst so ein Junge, wie jetzt mein zweieinhalbjähriges Enkerl ist. Es kann nicht viel länger her sein, zählen doch nach der heiligen Schrift tausend Jahre wie ein Tag. — Freilich nicht, so lange sie währen, denn da gibt es Tage, die wie eine Ewigkeit sind — aber wenn tausend Jahre vorüber sind, dann zählen

ist lautere Ewigkeit. Das Enkerl ist im Haupte des Großvaters drinnen, es sieht dort sich selbst wieder! — Allerdings nur so lange, bis in unsäglicher Herzensseligkeit helles Wasser die alten Augen verschleiert. Was du da fühlst, wenn das Enkerl dir so treuherzig ins Auge schaut und auf einmal sagt es lachend: da drinnen ist der kleine Bub! — Das hat noch kein Lied ausgesungen. Und mit den Gedanken, die darob uns aufsteigen, könnte man ein Buch füllen und das Buch könnte heißen: Der seligste Augenblick, wenn nicht ein herrlicherer und tieferer Titel dafür gefunden werden sollte.

Aber die Feierlichkeit hält nicht lange an. Über eine halbe Minute lange Ruhe hat es (außer in der Schlafenszeit) der Walterbub überhaupt noch nicht gebracht. Er will, daß man ihm Lieder singe, Sprüchlein lese, Geschichten erzähle — jedoch länger als eine halbe Minute darf die Nummer nicht dauern, oder er zieht mir die Uhr aus dem Sack, um dem Ticktack zu horchen und mich zu bewegen, sie aufzumachen; oder er zerrt den Spielkorb herbei, damit ich ihm mit den Bausteinen einen hohen Turm baue; oder er macht mich, durchs Fenster zeigend, auf den „Personsug" oder den „Gütersug" aufmerksam, der drüben an der Berglehne vorbeirauscht. Aber gleich darauf bittet er wieder: „Vom Vogel sagen!" „Vom sim Fanzl" sagen!"

„Aber du bist ja nicht ruhig!"

„Vom sim Fanzl sagen!"

„Gut, ich will dir vom schlimmen Franzl erzählen, wenn du mir vorher ein Lied singst. Aber schön langsam, nicht hudeln!"

Er sperrt sich eine Weile, verlangt immer mit der gleichen Gelassenheit: „Vom sim Fanzl sagen!" bis er wie immer seinen Willen durchsetzt. Ich bin mit meiner Geschichte noch nicht zu Ende, so langt er schon wieder nach der Uhr oder hat etwas anderes vor.

„Pst! Die Uhr mache ich dir erst auf, wenn du mir das Lied gesungen hast."

Während er sein Ovalgesichtlein nach allen Seiten hin wendet, den Ofen anschaut und mit dem Spielkorb raschelt und allerhand andere Verlegenheits- oder Zerstreutheitsbewegungen macht, singt er ganz korrekt nach der Volksweise:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie gün sin deine Bätter.
Ni bos zur senen Sommerseit,
Ol auch im Wint — en's schneibt —"

Das übrige ist schon wieder so gehudelt, daß man nichts versteht; die letzte Silbe kaum gemurmelt besteht er auf seinem Schein. Das funkelnde Rädchenwerk der Taschenuhr kann er sich nicht genug angucken und sein Zeigfingerchen spitzt sich, um die Rädchen zu berühren, und das um so angelegentlicher, je strenger es verboten ist. Allzuschnell wird das

immer kühler und stiller und einsamer wird. Aber sie dürsten nach Liebe, die keiner, der Liebe kennen gelernt, je wieder entbehren will. Und wenn nun im Nachsommer die zweite Ernte aufgeht, die Enkelschar, da ziehen die Alten aus, um mit Lusten und Listen noch einmal ein Stück süßer Liebe zu ergattern. Und ist ihnen kein Mittel zu schlecht. Wo die Eltern ernst sein müssen, haben die Großeltern kindische Zärtlichkeit; wo die Eltern abhärten wollen, möchten sie verweichlichen. Wo die Eltern ängstlich für die Gesundheit der Kleinen sorgen, kommen Großeltern und überladen ihnen die Mägen und ersticken sie fast in übermäßig geheizten Stuben. Wo die Eltern systematische Zucht anstreben, da arbeiten die Großeltern immer daran, diese Zucht zu durchbrechen, den Kindern alle Begehren zu erwirken, zu erlauben und hinter dem Rücken der Eltern sogar kleine Übertretungen anzuzetteln. Alles aus Liebe zu den Enkelkindern? Nein. Vieles aus Liebe zu sich selbst. Eine Großmutter kennt kein größeres Glück auf Erden als wenn sie beim Fortgehen sieht, wie das Enkerl ihr nachweint. Und ein Großvater weiß nichts Lustigeres, als im Vereine mit dem lockeren Enkel dem strengen Papa oder Lehrer einen Schabernack zu spielen. Alles, um eifersüchtig den größten Brocken Liebe für sich zu gewinnen. — Diese Gattung von Großeltern hat der Walterbub zum Glücke zwar noch nicht kennen gelernt, wenn nicht vielleicht ich selbst mich einmal auf einer solchen kleinen Herzensgaunerei ertappt habe.

Sie sagen, daß ich keines vernünftigen Wortes fähig wäre, daß ich auf ganz ernsthafte Fragen gar keine oder nur traumhafte Antworten gebe, wenn ich beim Enkerl bin. Aber das soll nur erst einer erleben. Das Buberl, wie es den ihm trautsam gewordenen Alten mit leuchtenden Braunäuglein anschaut, ganz andächtig, mit ruhigem Behagen, und halblaut vor sich hinspricht: „Goßvater!“ — Und nach einem Weilchen wieder: „Peterosegger-Goßvater!“ (Zur Unterscheidung von einem anderen, dem „Sener“-Großvater.) — Und wieder nach einer Pause: „Goßvater!“ — Und er dann mit dem weichen Händchen leicht und ein wenig schämig meine Wange streichelt und mir forschend ins Gesicht lugt und das Wort sagt: „Adiar!“ — Das heißt: Augengläser — und nun fassen seine Fingerchen auch schon die Spange und zerren die Brillen über die Nase herab. Und als dieser Fremdkörper beseitigt ist, blickt der Kleine neuerdings mit stillem Vergnügen in mein Gesicht und sagt wieder ganz leise „Goßvater!“ — Und bei dieser Beschaulichkeit hat der Junge eines Tages etwas entdeckt. „Walterbub! — Walterbub!“ jubelte er, denn in meinen Augen hatte er sein winziges Köpfchen gesehen und erkannt. — Nun bitte ich einmal auf etliche Minuten lang alle Uhren stillstehen zu lassen, alle Werkstätigkeit der Welt einzustellen, selbst deinem Herzschlag zu gebieten, daß er ganz leise poche, denn was jetzt ist, das

Am Rande der Beete standen Mohnstämme mit Knospen, die sich noch nicht entfaltet hatten. Nun riß der Knabe eine solche Knospe ab, gab sie mir in die Hand und verlangte, daß ich „Manderl mache". Ich bog die grüne Umhüllung der Knospe auf, da kam das zarte, rote Blütenknollchen zum Vorschein und das war das „Manderl". Ein paarmal tat ich ihm den Spaß, dann sagte ich, nun wäre es genug mit dem Manderlmachen und er solle keine Mohnstämme mehr abreißen, denn sie würden bald selber anfangen, Manderl zu machen, ihre Knospen zu entfalten, und dann gäbe es große rote Blumen, die weit schöner wären, als das armselige Manderl. Aber der Walterbub achtete nicht darauf, sondern brach Stamm um Stamm und warf sie weg. — Na nu, das war Trotz! Er war ungehalten, daß nicht mehr „Manderl" gemacht wurde, er riß die Mohnstämme ab und warf sie weg.

Woher nur jetzt geschwind ein strenges Gesicht nehmen! Es war schon da und ein beinahe echtes noch dazu. „Walter, jetzt bin ich bös! Ich habe gesagt, du sollst nicht abreißen, und du folgst mir nicht. Siehst du, jetzt ist der Großvater sehr bös! Sehr bös!" Damit wendete ich mich ab, ließ ihn stehen und ging den Zaun entlang gegen das Gartentor. Der Knabe kümmerte sich wenig darum, riß noch ein paar Stämmchen ab und warf sie auf den Sandweg. Dann stand er so herum, ging ein paar Schritte weiter, machte sich mit einem Steine zu schaffen, aber alles mit einer Gelassenheit, die zu seiner sonstigen Hast in Gegensatz stand. Für mich hatte er nicht einen Blick, als ob ich so ganz und gar nicht da wäre. Ich aber stand an einem Setzling, scheinbar untersuchend, wie der an den Stab gebunden wäre, und tat, als ob es auf der ganzen Welt keinen Walterbuben gäbe. Heimlich aber beobachtete ich den Knaben. Der stand in seinem weißen Kleidchen und mit seinem kirschroten breitkrempigen Hute dort, wie ein kleiner heiliger Vater, ein ganz kleiner. Mir den Rücken zugewendet, stand er am Strauche und tat, als ob er Blätter pflücken wollte, pflückte sie aber nicht. Dann wendete er sich sachte und als er merkte, daß ich nicht mehr da war (weil ich mich hinter die Hausecke versteckt hatte), schaute er mit seinen großen runden Augen auf die Stelle hin, wo ich gestanden. Stand unbeweglich da und schaute hin. Endlich ging er langsam dem Hause zu. Vor der Türe stand er wieder still wie eine kleine Bildsäule und blickte auf seine Schuhspitzen hinab. — Armes Menschenkind, die erste Schuld, deren du dich bewußt bist. — Wir begegneten uns dann im Hause. Ich trug auf meiner Zunge schon das Wort: „Komm her, Walter! Großvater ist wieder gut!" und meine Arme zuckten schon darnach, ihn an die Brust zu schließen. Aber der Walterbub ging tief unten zu meinen Füßen vorüber, als ob ich nicht vorhanden wäre, er zeigte weder Reue noch

Werklein wieder geschlossen, übrigens nicht einen Augenblick der Zeit versäumt. Denn Großvater bleibt nie länger als eine Stunde. Der Kleine schleppt also seine Bilderbücher herbei, daß ich ihm den Struwwelpeter verlästere oder die kleine Taubenfütterin belobe, oder ein Liedel vorlese von den Schneeballenwerfern oder von der Maus, der ganz kleinen Maus, die plötzlich mitten im Zimmer saß, mit hellen Äuglein dreinguckte und schwupps weg war — ein Lieblingsstück, das sich monatelang auf dem Repertoire erhielt!

Ein paar Minuten solcher Kunstgenüsse und es ist die Zeichenstunde da. Der Kleine legt irgend ein zerknittertes Papier auf, gibt mir den Bleistift in die Hand: „Goßvater, Vogel machen! Hundi machen! Bubi machen!" Solche Zeichnungen werden dann von ihm eigenhändig mit Korrekturen versehen.

Draußen vor den Fenstern ist der Garten, er ist noch so jung, daß die Winterschneedecke gerade ein wenig wellig erscheint über den niedrigen Sträuchern. Nur ein einziges Fichtenbäumchen steht dunkel aus dem Schnee empor, von dem der Walterbub behauptet, es wäre der Christbaum, der einmal in die Stube gekommen war und an dem die vielen Lichter gebrannt haben. Als es apert, will der Knabe mit ihm nähere Bekanntschaft machen, vielleicht um zu untersuchen, ob unter seinen Ästen nicht etwa noch Bleisoldaten, Mundharmoniken oder wenigstens Lebkuchen verborgen lägen. Aber da gibt's Verdruß — der Baum sticht; weinend kommt das Buberl zu mir, hält mir das weiße Händchen vor, um die Wunden zu zeigen. Aber es ist keine dran und der schreckliche Schmerz ist auch fort, man weiß nicht wohin, und der Kleine lacht mit noch nassem Auge. — Ja, mein kleiner Walterbub, derlei kann dir noch öfter passieren, da darf man nicht wehleidig sein. Stiche, wo du sie am wenigsten vermutest, Schmerzen, die plötzlich kommen und ebenso plötzlich wieder fort sind, ganz wie die kleine Maus — schwupps sind sie weg! — Komm, wir gehen selbander zum schlimmen Bäumerl. Aber das ist ja gar nicht schlimm, siehst du, wie ich es anfasse und es sticht ja gar nicht. Es tut nur schön streicheln, schau einmal. Es hat dich nur streicheln wollen und nicht stechen, nein, das mußt du nicht von ihm denken, vom lieben Christbaum. Komm, greife ihn einmal an, greif' ihn nur fest an, er tut dir nichts!" Der Knabe wollte nicht, er wimmerte vor Angst, als ich sein Händchen an die Fichtennadeln führte, und er lachte auf, daß es nur kitzelte, daß es eigentlich gar nicht wehe tat. Ganz gerührt streichelte er dann — aber doch mit einiger Vorsicht — die benadelten Zweige: „Du guter Baum! Du lieber Baum! Du bist ja so viel bav!" — Und seither herrscht das herzlichste Verhältnis zwischen Baum und Buben.

Hingegen hat sich einige Tage später in demselben Garten das Verhältnis zwischen dem Walterbuben und dem Großvater etwas getrübt.

erfreust du dich, kleiner Walter! Da ist die Doppelsonne der Eltern, da sind die Nebensonnen der Großväter und Urgroßväter, der Großmütter und Urgroßmütter, da sind die Wandelsterne, wechselnden Monde und Kometen der Freunde und Bekannten. Alles strahlt dir Licht und Liebe zu. Ein wahres Glück, daß jüngst ein munteres Brüderlein erschien, mit dem der Walterbub wird fürder teilen müssen.

Als ich das erstemal an der Wiege des Neuangekommenen stand, der gleich ganz unbefangen ins Licht der Welt blickte, da kam eilig Walter herbei, zerrte mich am Beinkleid, daß ich mit ihm komme und er mir seine Arche Noahs zeigen könne. Ich aber hob den kleinen Schlaumeier auf, zeigte ihm das Kindlein und sagte: „Schau, da haben sie einen Bruder gebracht, der gehört dein." Alsogleich begann er sein neues Eigentum zu streicheln und lieb zu haben, und wenn man es recht kost und herzt, so hat er gar ein vergnügtes Gesichtlein, ist es doch *sein*. Sein „Bü fein". Und von Eifersüchtelei keine Spur. „Bü fein" heißt „Brüderlein fein". Der Walterbub ist ein Freund von Abkürzungen. Wenig Worte, viele Tat! Das ist sein Grundsatz.

Schweigend ist er ununterbrochen beschäftigt, sein Spielzeug zu verbessern, indem er den hölzernen Pferden und Eseln die Beine wegschlägt, den Bleisoldaten die Köpfe umbiegt, der Trommel das Fell durchstoßt, im Bilderbuch die Gemälde mit dem Bleistift vervollkommt, sie dann herausreißt und dem „Bü fein" bringt. Hellfried schmunzelt ihn an, als wollte er sagen: „Warte nur, Bruder, bis ich dir helfen werde!" Unsere auf dem Markte gekauften Spielzeuge sind ja alle so schrecklich fertig und vollendet, daß ein schaffenslustiger Junge mit ihnen nichts anderes anzufangen weiß, als sie zu zerbrechen. Gib so einem dreijährigen Knaben einmal eine Taschenuhr. Glaubst du, daß er sich begnügen wird, sie in die Tasche zu stecken und manchmal nachzusehen, wie viel Uhr es ist? O nein, er wird sich bald dranmachen mit einer Tischgabel, das Räderwerk zu prüfen, es wo möglich in rascheren Gang zu bringen, die Zeiger kreisen zu lassen, ein Rädchen ums andere loszukriegen, bis schließlich die Uhr in Scherben ist. Damit hat der kleine Mensch sich die Aufgabe geschaffen, die Uhr wieder zusammenzubringen. Erfolgreiche Tätigkeit ist es, was das Kind braucht. Just so wird auch mit dem Spielzeug verfahren und wer dem Kinde fertiggestellte Spielereien gibt mit dem Gebote: „Aber zerbrich es nicht!" der ist kein Kinder- und wohl auch kein Menschenkenner.

Gar allerhand wüßte ich vom Walterbuben. Heute gedenke ich nur noch eines Herzleides, das mir lange nachging. Bei einer munteren Balgerei auf dem Fußteppich war unversehens sein Schuhabsatz meinem Auge etwas stark nahegekommen. Ich stand auf, legte ein feuchtes Tuch an die Schläfe, hielt es, am Tische sitzend, mit der Hand fest und sagte

Freude, ging an seinen Spielkorb und begann die Bausteine auszukramen. Alles wie sonst, wenn er allein war, nur ganz schweigsam und um ein paar Grade ruhiger. Dieser Stolzheit konnte ich meine Verzeihung nun freilich nicht vor die Füße werfen. Der Abschied nachher. Da war nicht das Anklammern mit beiden Ärmchen an meinen Nacken, nicht das fast unwiderstehliche: „Nicht fortdehn, Goßvater. Bei Walterbub beiben!“ Kühl ließ er das Handlein, als ich danach langte. Dann blieb er stehen, wo er stand, und begleitete mich nicht zur Türe. Ich hätte lachen und weinen mögen über den kleinen verstockten Sünder. Als ich von der Straße nochmals zurückblickte auf die Fenster, war in keinem derselben das dunkellockige Köpfchen meines Walters.

Mein nächster Besuch verspätete sich zufällig um Wochen und war bei mir jener Konflikt längst vergessen. Es hatte überhaupt sonst niemand um ihn gewußt. Kaum wieder in der Stube, hob ich den Knaben wie gewöhnlich aus seiner Niederung empor, daß das Kleidchen flog, küßte ihn auf die Stirne, auf die Wangen, und fragte lustig: „Na, Walterbub, Schatzhaufen, was treibst du? Grüß dich Gott!“ Nicht wie gewöhnlich sagte er sein leises: „Goßvater! Peterosegger-Goßvater!“ Er war ganz still und schaute mich forschend an. Und plötzlich hob er sein Händchen, als wolle er meine Wange streicheln, und fragte beklommen: „Goßvater bös?“

„Aber nein, mein Kind, ich bin nicht böse. Warum sollt' ich denn böse sein?“

„Walterbub Manderl abreißen,“ erinnerte er leise.

„Ach ja so. Na, das wirst du ja nicht mehr tun. Nein, ich bin nicht böse, mein Buberl, komm her!“

„Goßvater wieder gut“, sagte er, streichelte mich und über sein Gesichtlein ging die lichte Freude.

Aber noch Monate später, wenn ich kam, fragte er mich manchmal forschend, ob ich böse sei.

Derbere und vielleicht manchmal sogar handgreifliche Verweise der Seinigen nimmt er nicht so tragisch. Wenn er den Verboten zuwider auf das Fensterbrett hinaufstieg, um den flatternden Falter zu erwischen, oder auf den Waschtisch kroch, um dort des Vaters Rasiermesser zu versuchen, oder zwei Stühle übereinandertürmte und auf dieselben kletterte, um von der Wandleiste den geladenen Revolver herabzuholen, da gab's ja manchmal abscheuliche Donner- und Hagelwetter, doch wie das im lieben Menschenmai schon geht, in einer halben Stunde, manchmal schon nach fünf Minuten scheint die Sonne wieder. Und Sonnenschein, hellen, warmen Sonnenschein braucht es ja, das junge Herz. Die feinsten Früchte reifen im Sonnenlande und im Schatten wachsen die Giftpflanzen. Welch eines wonnigen Lichtsternenhimmels er-

Wann alls recht war, was ma toa wollt,
Zeit und Glegnheit gabats gnua;
Aba na, da losi Stoa rollt
Gar so leicht da Tiafn zua
Und da Zuafall gibt eahm d' Richtung,
Zoagt eahm 's Platzl, das a triafft;
Schau — und drunt is gegn d' Vanichtung
Neamd vasichert und vabriaft.

Halt dei Züngerl fest im Zügl,
Laß koa Wort, koa giftigs, aus!
Da Valeumdung wachsn Flügl
Und sie fliagt von Haus zu Haus,
Baut a Nest zum Unglückbrüatn —
D' Unglücksbruat is Load und Schmerz;
Und für dö muaß still vablüatn
Oft und oft a Menschnherz.

*
* *

D' Leut — laß 's reden wia's wolln und denk da:
I bi koa Altweibaknecht;
Hängt da Apfl drobn, so hängt a,
Fallt ar aba, mir is 's recht.

Wann was gmacht wird oda z'rissn,
Stöckan's d' Ohrn zsamm, groß und kloa.
Was mi angeht, sagt ma 's Gwissn.
Und dös gilt für mi alloa.

Was i toa muaß oda lassn
Tua i oda laß i sein,
Wolln's a druntn auf da Gassn
's Gwissn drobnat übaschrein.

*
* *

Selba willst dei Häusl zimmern?
Guat, so lerns und gib halt acht,
Wann an andra wo aus Trümmern
Still und ernst das seini macht.

Schaff da Tisch und Stuhl und Kastn
Erst, wann baut is Haus und Herd;
's Bett zum Ausruahn und zum Rastn
Is das Letzt, das eini ghert.

*
* *

Wird dei Himml niedagrissn
Und dei Lebnsglück, wird's da graubt:
Tua, was d' toa derffst, was da 's Gwissn
Ohne Widaspruch valaubt;
Tua koan Unrecht, koan benachteiln,
Gspürst a nix als Trug und Gfrett . . .
D' Reu, dö sitzt si wiar a Nachteuln
Üba 's Stroh- und 's Himmlbett.

*
* *

Wer nachtragt, wird müad;
Denn a höllische Last
Is das rachschwari Gmüat,
Is a Herz, das lang haßt.

Heimgärtners Tagebuch.

Babylonisches.

Nach einem ehrwürdigen Buche hat es eine Zeit gegeben, da die Menschen nur einerlei Sprache gehabt und sich wohl verstanden. Sie lebten auf dem Lande, betrieben Jagd, Viehzucht und Feldbau.

nichts. Der Bub stand ein paar Schritte hinter mir, ganz bewegungslos, die Händchen ließ er aneinander geschlungen niederhängen und schaute mich an. Eine Holzfigur kann nicht unbeweglicher und schweigsamer dastehen. Und auf einmal tat er einen tiefen, hörbaren Atemzug. Ein Seufzer unermeßlicher Ratlosigkeit. — Dieser tief schmerzhafte Atemzug des unschuldigen Kindes hat mir länger wehe getan, als die Beule am Auge.

Wenn man mich fragte, was mein Augenlicht ist, das Auge in meinem Kopf oder dieser Junge . . .

Guate Wort gebn.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

Tua di um, tua di um,
Oda i mua di um
's Sitzleda fragn:
Wann i da stehn bleibn muaß
Und bei dir antreibn muaß,
Kanns da was tragn!

Fisch ohne Gratn kriagst —
Ghern für dö Stadn, siagst,
Für dö Stingfäuln.
Daß d' a weng laufn lernst,
Dei Kraft vakaufn lernst,
Derfst di schon eiln!

Zeit und Weil hast ja gnua:
Eifer und Lust dazua,
Ernst und Vastand!
Wann's von an Menschn hoaßt:
„Stingada Lenzl" — woaßt,
Das is a Schand.

Wann ma vom Grabla rödt —
Wir a koa Strabla nöt,
Der nix vollendt,
Der schon vorm Anfanga
Schier is davan ganga,
Kreuzelement!

D' Welt is so liacht und schen,
Guat muaß's dar überall gehn,
Wann's d' dazua tuast.
Lust und Liab allawärts,
Aba, jungs Menschenherz,
Arbeitn muaßt!

* * *

Stra aufs Feld an guatn Sam aus
Nach'n Ackern, nach'n Eggn
Und aft rast di in Gottsnam aus
Und er bleibt nöt aus, da Segn.

D' Sunn wird schein, da Regn wird netzn,
Wia's da liabi Himml will;
Aus ar Handvoll wird a Metzn
Mit da Zeit aft in da Still.

* * *

Zwischn d' Tropfen durischliafn
Wirst nöt kinna, wann's wo regnt:
Di wird a dei Unglück triaffn,
Wias an iadn Menschn gegnt.

Last und Kumma druckt an iadn
Jabl nieda volla Weh;
Siagst wo kraftlos liegn an Müadn,
So an Menschn richt in d' Heh!

Hilf eahm auf — und wann's vollbracht is,
Wirst eahm nu a Trostwort sagn
Und aft leichta bis daß 's Nacht is,
Selm dei Binkerl weita tragn.

* * *

weniger, daß diese babylonischen Türme in den Himmel hinauf, als in die Hölle hinab gebaut werden.

Jetzt verstehen wir Sie erst!

Ein vielgereister Mann erzählte mir folgendes:

Nach längerem Aufenthalte in Griechenland kehrte ich in meine österreichische Heimat zurück. Mit demselben Schiffe reisten auch drei Griechen, die den Kontinent besuchten und mit denen ich schon in Athen bekannt geworden war. Nun auf der See fragte mich eines Tages einer von ihnen auf französisch: „Mein Herr, was sagen Sie zu Griechenland, wie hat es Ihnen gefallen?“

„Ein hoch interessantes Land,“ war bereitwillig meine Antwort „Welche Geschichte, welche Denkmäler! Welches Klima! Nur die Landschaft ist für meinen Geschmack zu kahl, zu wenig grün, zu wenig bewaldet.“

Lebhafte Befremdung, fast Entrüstung bei den Griechen. Sofort nannten sie mir eine Menge Gegenden, die fruchtbar sind und Bäume haben.

„Das sind Gärten, große wohlgepflegte Gärten“, sagte ich. „Mit verehrunggebietendem Fleiß sind solche Gebiete dem Gestein abgetrotzt, künstlich bewässert und mit schwerer Mühe gehegt und gepflegt. Aber ich meine, die Naturwälder, die üppigen Triften, die fruchtbaren Felder, die unübersehbaren Wälder, die sich über Berg und Tal hinlegen durchs ganze Land, die fehlen Ihrer sonst so schönen Heimat.“

Sie schüttelten den Kopf, sie verstanden mich nicht.

Wir hatten die gleiche Reiseroute genommen über Triest nach Wien, unterwegs aber kaum weitere Gelegenheit gefunden, miteinander zu verkehren. Da war es auf dem Bahnhofe in Mürzzuschlag, während ich eine Tasse Kaffee trank, als einer jener Griechen zu mir trat, mich erregt und leicht am Arm betastete und sprach: „Mein Herr! Jetzt erst verstehen wir Sie! Jetzt erst verstehen Sie!“

Es war zum Einsteigen und in meinem Coupé hatte ich Muße, über seine Worte nachzudenken. Die Griechen hatten auf der Fahrt durch Krain und Steiermark gesehen, was ich meinte mit den üppigen Triften, fruchtbaren Feldern und unbegrenzten Wäldern, die über Berg und Tal sich breiten hin über das ganze Land. —

So mein Reisender. Und derlei stimmt uns zum Nachdenken. — Ob nicht nach einigen hundert Jahren Reisende aus dem Norden von unseren Ländern dasselbe sagen können, was wir heute sagen von Ägypten, Palästina, Griechenland und anderen Gebieten der alten Welt, die von einer mehrtausendjährigen Kultur abgenagt und ausgesogen worden sind?

Aber wie sie wanderten, kamen sie auf eine schöne flache Ebene, wo es ihnen so sehr gefiel, daß sie sich niederließen. Des Wanderlebens und des Zerstreutseins müde, beschlossen sie, auf dieser Ebene sich zu versammeln und eine große Stadt zu bauen. Vor allem auch einen Riesenturm, den man weithin in den Ländern sehen, und der das Wahrzeichen sein sollte für andere zerstreute Wanderer, damit auch sie kämen, um zum großen Volke vereinigt zu werden. Dieses feste Zusammenhalten war sehr brüderlich, aber dem Herrgott hat es nicht gefallen. Es scheint, dachte er, daß sie in der Gemeinsamkeit alles können, was sie wollen und daß sie — ohne mich zu fragen — den Turm schnurgerade in meinen Himmel hinaufbauen könnten. Aber mir steht das nicht an. Der Himmel kann nicht mit Ziegelsteinen erworben werden. Und während die Menschen gerade durch einen solchen Bau unter sich eine feste Einigkeit erzielen wollten, entzweiten sie sich in der Sprache. Sie waren nämlich so klug geworden, ihre schlichte Umgangssprache zu erweitern, zu verfeinern, spitzfindig und gelehrt zu machen. Und das trieben sie so bis aufs äußerste, daß die dünngewalzte Sprache auseinanderfiel in viele Stücke, daß sie auf einmal unter sich verschiedene Sprachen hatten, in denen sie einander nicht mehr verstanden. Und das, heißt es, sei durch den Willen Gottes so geschehen.

Was konnte er dabei für Absichten gehabt haben? Wir, diewir das Unglück großer Städte empfinden, können es uns wohl denken. Es sollte nicht sein, daß die Menschen in ungeheueren Haufen beisammen wohnen; aus Liebe zueinander tun sie's ja doch nicht, vielmehr um sich gegenseitig auszubeuten. Und man weiß: je näher sie beisammen leben, je *weniger sie sich verstehen.* Darum sollten sie über die weiten Landschaften zerstreut sein, Naturbau betreiben und so nicht im Gedränge und nicht in der Einsamkeit, sondern in einer leichtgebundenen Nachbarschaft in Ruhe und Arbeitsamkeit der Hände glücklich leben. — Andere mögen den mißlungenen Bau Babels deuten wie sie wollen, ich verstehe ihn so, daß Gott ihn verhindert hat als ein Feind großer Städte, der er war und sicherlich noch ist, weil man in den Städten unvergleichlich mehr Verwirrung, Torheit, Unverträglichkeit und Gottverlassenheit findet, als draußen auf dem Lande.

Und doch möchte heutzutage jedes Dorf ein Marktflecken, jeder Flecken ein Städtchen, jedes Städtchen eine Stadt, jede Stadt eine Großstadt, und jede Großstadt eine Weltstadt sein. Und jede Weltstadt setzt ihren Stolz drein, die andere an Millionen der Einwohner zu überbieten. Man glaubt, es sei ein Vorzug von Wien oder Berlin, wenn es zwei Millionen statt einer hat. Paris prahlt, daß es deren vier habe und London hat sechs! — Ist diese Begier nach ungeheueren Menschenhaufen nicht schon an sich eine babylonische Verwirrung? Ich glaube

von denen die Straße „gesäubert" werden mußte, als das Gefühl des Zornes über die Torheit. Jemand, der neben mir stand, bemerkte: Es ist ja ein kleines Vermögen, das da in Grünzeug hinausgeschleppt wird! — Ja, gedenket der Toten, aber vergesset darob der Lebenden nicht.

Eine moderne Heiligenlegende.

Am 17. Februar ist in Moskau der Großfürst Sergius ermordet worden, als einer der vom russischen Revolutionskomitee zum Tode Verurteilten. Der Mord war schon längere Zeit vorher geplant, konnte aber nicht ausgeführt werden, weil dem Großfürsten immer sein Schutzengel zur Seite stand. Dieser Schutzengel war seine Gemahlin, die deutsche Prinzessin Elisabeth. Diese Frau war wegen ihrer Güte und Barmherzigkeit, als Helferin der Armen, Kranken und aller Notleidenden im Volke so sehr beliebt, daß man die Bombe nach dem Fürsten nicht schleudern wollte, wenn sie an seiner Seite war. An jenem Nachmittage machte Elisabeth einen Krankenbesuch, während der Großfürst, um eine seiner politischen Gewaltmaßregeln zu betreiben, allein ausfuhr und auf der Straße von der Bombe in Stücke zerrissen wurde.

Der Täter, selbst verwundet, wurde festgenommen. Er verweigerte die Angabe seines Namens, seiner Herkunft, doch gestand er in freudiger Begeisterung, mit aller Absicht zum Wohle des Volkes den Tyrannen getötet zu haben, und ebenso begeistert drückte er seine Freude aus darüber, daß die Großfürstin nicht mit in das Verderben gezogen werden mußte. Ruhig blickte der Mann seinem eigenen Tode entgegen; er habe sein Werk getan. Er beklagte nur das Leid, daß er der edlen Großfürstin habe antun müssen. Wenn er noch einen Wunsch für dieses Leben habe, so sei es der, Elisabeth um Verzeihung anflehen zu dürfen.

Anfangs fanden seine Richter dieses Verlangen empörend dreist; dann überlegten sie, ob das nicht am Ende doch zu einer Aussprache des sonst ganz verschlossenen Mörders führen könnte, zu einem Aufschluß über das Komplott, zu einer Angabe der übrigen Verschwörer. Es wurde also der Großfürstin das Verlangen des zum Tode Verurteilten hinterbracht. Elisabeth aber sagte: „Nie werde ich mich zu einem Polizei- und Gerichtsorgan hergeben, um den Mann auszuforschen. Aber besuchen will ich ihn."

Als sie in seine Zelle trat, kniete der Mörder nieder vor der schönen, erhabenen Frau, deren verschleierte Gestalt vor ihm stand, rang stumm die Hände und begann endlich zu schluchzen. „Unglückseliger Mensch!" sagte die Großfürstin tief erschüttert, „warum hast du mir das angetan?"

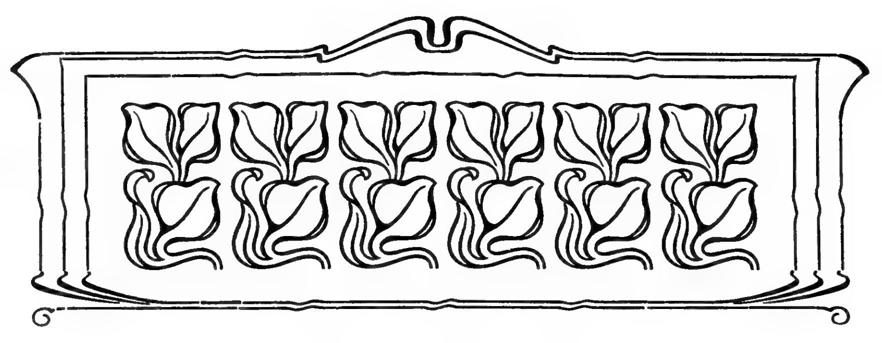
Da stieß er es laut weinend hervor: „Unser russisches Volk! Weil wir es retten müssen aus seinem Elend. Weil wir erzwingen

Ich fürchte, daß auch an uns die Reihe kommen wird und trotz gegenwärtiger Anpflanzungsbemühungen der Karst sich einmal erstreckt über die ganzen Alpenländer hin bis an die Donau.

Totenopfer.

Die Blumen brechen, sie ihres schönen Lebens berauben, das nennt man: die Blumen lieben! Diese Blumenleichen auf Särge und Gräber legen, wo sie in wenigen Stunden welk, in wenigen Tagen Heu sind, das nennt man: die Toten lieben. Eine wohlfeile Liebe, kostet das Büschel eine Krone. Ein ganzer Kranz kostet entsprechend mehr. Aber doch immer noch nicht so viel, als das: dem Gedächtnisse des Toten zuliebe einer armen braven Familie für eine Woche lang Nahrung zu geben, oder notwendige Kleider zu verschaffen. Dieses Opfer ist schwerer, und eben deshalb gäbe es Zeugnis von unserer größeren Liebe zu dem Heimgegangenen. Bei der Liebe kommt es gar nicht darauf an, daß sie poetisch sei, sondern daß sie gut ist. Schön mag das Blumenopfer sein, und dem geliebten Toten eine Rose auf die Brust zu legen ist ein Bedürfnis unseres Herzens, darüber kann gar nicht gestritten werden. Aber es gibt Leute, die sich mit solchem Blumenopfer von größeren Opfern der Liebe loskaufen wollen, die über den Totenkultus der Nächstenliebe vergessen. Daß die Gärtner und Kranzbinder auch leben wollen, ist freilich wahr. Aber dann könnte man gerade so gut den Leichen Gedichte oder Gemälde mit ins Grab geben, denn leben wollen auch die Dichter und Maler, deren notleidende es in jeder größeren Stadt gibt. In bezug auf Wohltätigkeit möchte ich es beinahe mit dem Kalchas in der „Schönen Helena“ halten, der sich über die Opfer beklagt: „Blumen und nichts als Blumen! Bringet doch auch einmal Butter und Schinken!“ — Ich bin ein prosaischer Knoten und würde es nicht für sehr pietätlos halten, statt dem Toten einen prunkhaften Kranz auf den Sarg zu legen, einen Korb voll Brot, Butter und Schinken armen Leuten zukommen zu lassen. Und weil es leider schon sein muß, daß von dem Ehrenopfer für den Toten auch dessen Angehörige erfahren, da es ja zumeist diesen zuliebe gebracht wird, so kann man die Armenspende ja in Gottesnamen in die Zeitung drucken lassen. Gerade schön ist das nicht, am wenigsten wenn derlei etwa gar aus Eitelkeit geschieht; andererseits jedoch mahnen solche Veröffentlichungen andere — desgleichen zu tun. Und im ganzen wird damit etwas menschlich Gutes geleistet.

Gestern erst sah ich an meinem Fenster einen Leichenzug vorübergehen, der nicht weniger als zwei schwere vollgepfropfte Kranzwagen mit sich führte. Voran ging ein Polizist und „säuberte“ die Gasse, wo sich — verwahrloste Kinder herumgetrieben hatten. In diesem Augenblick empfand ich zwar weniger das Gefühl der Liebe zu den armen Kindern,



Kleine Laube.

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus.

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus;
Es klingt in den Lüften und klingt nie aus;
Es rauscht in den tiefen Gewässern.
Es ruht in der Erde und keimt empor,
Es blüht aus den holden Maien hervor
Und glüht in den Herzen der Bessern.

Es leuchtet und tost ein gewaltiger Strom
Dahin durch des Himmels ewigen Dom,
Daß der Erde Urgrund erbebet.
Es tönet ein zarter, süßer Gesang
Wie Saitenzittern, wie Nachtigallklang,
Der alles weckt und belebet.

Wir fühlen im Herzen der Liebe Hauch,
Das Sehnen nach Großem, die Hoffnung auch
Zu schaun einst die seligen Zonen.
Ein heiliger glühender Geist durchzieht
In Sonnenleuchten das dunkle Gemüt,
Die höchste der Religionen. —

Sein Sterben, es mach' uns ja nicht zag',
Hie Todestag — hie Ostertag!
Der Geist wird freigegeben.
Wenn große Menschen schlafen geh'n,
So ist es ein neues Aufersteh'n
Zu wahrem, wirkendem Leben.

Und wie die Glocke auf dem Turm
Durch dieses Lebens Fried und Sturm
In Freud und Leid uns läutet,
So Friedrich Schillers hehrer Sang
Dem Menschensohn auf lebelang
Viel Trost und Heil bedeutet.

Sein Lied ist es, sein Dichterwort —
Schon tönt's ins zweite Jahrhundert fort
Und hallet im dritten wieder.
Der Hirt in der Alpen Himmelsnäh',
Der Schiffer auf ferner wildwogender See
Empfindet und singt seine Lieder.

Sein Lied ist es, der schmetternde Ruf,
Der Sklaven den Drang zur Freiheit schuf
Und sie zu Menschen erkoren.
O kennt ihr des Sängers wildweckenden Schrei:
Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren!

Sein Lied ist es, das weist uns die Bahn:
Ans Vaterland, Bürger, schließ dich an,
Bleib treu deinem Lande und Blute!
Dann deutet er mahnend himmelwärts:
Nicht an die Güter hänge dein Herz!
Häng' es allein an das Gute!

Sein Lied ist es, der wonnige Hall:
Die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben! —
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht!
In ihrem heiligen Streben. —

O Dichterkönig! Du ließest zurück
Ein Gut, der Deutschen Stolz und Glück,
Ein flammendes Gotteszeichen;
Das Erbe der Nibelungen und
Die Schätze all in Kyffhäusers Grund
Sind nicht damit zu vergleichen.

So schließen wir heute zur Weihestund
Des Dichtererbes den treuen Bund,
Auf allen unseren Wegen:
In Güte treu, in Frieden frei,
Ein einzig Volk von Brüdern sei
Des deutschen Dichters Segen!

müssen, daß unsere Brüder wie Menschen leben können, in Gerechtigkeit und in christlicher Freiheit. Jeder von uns, der gewürdigt ist, für sein Volk zu sterben, danket, lobet Gott, unseren Herrn. Fröhlich wie zur Hochzeit gehe ich in den Tod. Nur eine, nur eine einzige Gnade, wenn ich mir erbitten dürfte. Aber ich weiß, o hohe Frau, du wirst sie nicht gewähren, du kannst nicht, du bist ein Mensch, wie wir alle. Wohl nicht aus persönlichem Haß, nicht aus Rachgier habe ich deinen Gemahl getötet, nur weil es eine unabänderliche Notwendigkeit war für mein teures Vaterland. Du liebst es ja auch dieses Land, du bist so barmherzig mit den Menschen. Und so will ich doch um Jesu Christi willen bitten, Fürstin Elisabeth — verzeihe mir!"

Und wie die hohe Frau diesen Menschen so vor sich liegen sah als einen, der sein junges Leben opfert, um in seinem Sinne das Volk zu retten, da rannen helle Tränen über ihr blasses Antlitz. Einen Schritt trat Elisabeth vor, legte ihre Hand auf sein Haupt und sagte leise schluchzend: „Gott mit dir!"

Die Offiziere und Soldaten, die bewaffnet an der Pforte standen, sanken unwillkürlich auf ihre Knie, als würde hier ein Meßopfer vollbracht. Die Großfürstin trat aus dem Kerker mit erleichtertem Herzen. Und von dieser Stunde an hat auch das russische Volk eine heilige Elisabeth.

Schillerpfeile.

An die gewissen Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach wie gereut's mich, zu dir.

An einen Bestimmten.

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit und schlüpfrig zu steigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

Rezension.

Sehet, wie artig der Frosch nicht hüpft! Doch find' ich die hintern
Füße um vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.

Singvögel.

In den Frühling!

Im Frühling, wenn der Morgentau
Noch Blitze sprüht, bald weiß, bald blau,
Metallgrün, rot und lila,
Wenn in den Gärten hier und da
Schneeglöckchen blüh'n und Primula,
Windröschen, Crocus, Scitta,
Verlasse ich das enge Haus
Und wand're in die Welt hinein
Und breite Herz und Seele aus
Im Sonnenschein!

Dann wird die Welt zum Märchenland.
Der Quelle schmales Silberband
Umblühn viel tausend Glöckchen;
Hier fliegt ein brauner Falter auf,
Da zeigt ein Käferchen im Lauf
Sein grünes Panzerröckchen!
Dort zittert eine Lerchenbrust
Und schwingt sich bis ins tiefste Blau
Und tränkt mit ihrer Liederlust
Die Blumenau!

Drum, wenn vorm Tor der Frühling lacht
Und dir's im Stübchen bange macht,
Laß alle deine Sorgen
Und werde wieder frisch und frei —:
Die allerbeste Arzenei
Gibt doch ein Frühlingsmorgen!
Verlaß das enge dumpfe Haus
Und wand're in die Welt hinein
Und breite Herz und Seele aus
Im Sonnenschein!

Otto Promber.

Lenzfahrt.

Und singt allein der heisre Rab'
Auf tiefverschneitem Grunde,
Dann greif' ich meinen Herrscherstab
Und gebiete dem Trotz der Stunde.

Herbei, getreuer Dienerhauf,
Ihr flügelschnellen Träume!
Es breche der reichste Frühling auf
Und schmücke die Gärten und Bäume!

Von Blumen schwelle mein Lustrevier,
Von Mailaub und grünen Moosen!
Die heiße Stirne kränz' ich mir
Mit tauigen Erstlingsrosen.

So weit der weite Himmel blaut,
Erglänzen die Gelände;
So weit mein fürstlich Auge schaut,
Ist meiner Macht kein Ende!

Auf! Rappen vier, die Feuer sprühn,
Gespannt an die Silberkarosse!
Zur Lenzfahrt auf! Die Linden blühn
Und rauschen vor dem Schlosse.

Da blitzt vorbei der Lerchensang,
Das Land mit Strom und Seen;
In Glück und Sehnsucht, Duft und Klang
Das Herz mir will vergehen!

Du süße Brust! Wohlhin, wohlhin,
Daß dran mein Haupt sich berge!
Ich fahr' zu meiner Königin
In die wälderbrausenden Berge . . .

Adolf Hainschegg.

Heimkehr.

Mich litt's nicht in der Fremde
Bei fremder Lieb und Art;
Zu knapp saß mir das Hemde,
Mir das Hemde,
Verwildert schoß der Bart.

Was sollte ich mich grämen
Bei falschen Frauen viel?
Hier will mein Haus ich nehmen,
Haus ich nehmen,
Hier wohnt mein Herzgespiel.

Hier stört nicht das Getriebe
Der Welt des Glückes Rast;
Die Heimat und die Liebe,
Und die Liebe,
Die laden mich zu Gast! —

Da strich durch Busch und Hecken
Gelinder Frühlingshauch.
Dich segnet, Mann am Stecken,
Mann am Stecken,
Die liebe Heimat auch.

Karl Krobath.

Schiller spricht:

Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte!

Ernster, guter Wille ist eine große, die schönste Eigenschaft des Geistes. Nur die Absicht gibt dem Aufwande von Kräften Wert. Und so erheben wir uns über Lob und Tadel der Menschen.

Es ist nichts als Tätigkeit nach einem bestimmten Ziele, was das Leben erträglich macht.

Die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Überall nehmen wir Schönheit wahr, wo die Masse von der Form und von den lebendigen Kräften völlig beherrscht wird.

Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas allgemeines ist.

In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen.

Unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen.

Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behilflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen.

Der Mensch hat noch ein Bedürfnis mehr, als zu leben und sich wohl sein zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule und ihr hat er alle nützlichen Künste des Lebens abgelernt.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat.

Denke dir die Menschen, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast; aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst.

Der höchste Genuß ist die Freiheit des Gemüts in dem lebendigen Spiele aller seiner Kräfte.

Nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

Das Leben regt sich gern in üppiger Fülle; die Jugend will sich äußern, will sich freun.

Der Mensch besitzt nicht, was er neu in seiner Seele empfindet. Er muß es herausstellen in das lebendige Sein und außer sich anschauen.

Es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Höhe die Höhe des Himmels zeigen.

Jede feige und kriechende Tat ist uns widrig durch den Kraftmangel, den sie verrät.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären.

Der Charakter eines ganzen Volkes ist der treueste Abdruck seiner Gesetze, und also auch der sicherste Richter ihres Wertes oder Unwertes.

ist menschliche Kritik. Darum muß einem das Buch wert sein, trotz der Faustschläge, die unsere Überzeugung manchmal ins Gesicht bekommt.

Kienzl führt seinen Kampf gegen alles Abgebrauchte und für das Neue, seine Leitsterne sind vor allem Hauptmann und Ibsen. Der letztere ist so ziemlich sein Höchstes. Mit der alten Sitte will er brechen. In der alten Weltanschauung sieht er fast nur Heuchelei, ohne uns überzeugen zu können, daß sie der neuen Weltanschauung fremd sei. Wie ein gläubiges Kind stürzt er sich in das Neue, das noch nicht erprobt ist! So menschlich gerechtfertigt alles Subjektive ist, so bedenklich ist es, dem Subjektiven alles zu opfern. Die Kunst will freilich subjektiv, das Leben aber möglichst objektiv erfaßt sein. Nicht immer paßt der Maßstab des eigenen Wesens und Glückes auch für andere. Nicht aus der Selbsterfüllung, sondern aus der Selbstbeschränkung erwächst der Altruismus. Und diesem strebt anderseits unser Autor doch mit allen Flügeln zu, diesem hat er viel geopfert. In der Wahl, sein großes literarisches Talent auf ruhigem Boden organisch ausreifen zu lassen oder im Kampf um sein Ideal aufgerieben zu werden, hatte er sich längst für das letztere entschieden. Und das ist es, was uns bei diesem Buche einfällt. Denn ich glaube, daß dieser Mann als Kritiker der Kunst und des Lebens sein Talent nicht erschöpft hat. Wer das Buch „Dramen der Gegenwart“ durchdenkt, wird empfinden, daß sein Verfasser eine starke Künstlernatur ist. R.

Männertracht.

Der englische Dichter Shaw wird befragt, wie er über die jetzige Herrenmode denke. Shaw findet sie verrückt und begründet das in folgender Weise: „Ich liebe es, mich rein zu fühlen, und meine Meinung über Kleider ist, daß sie bequem und sauber sein sollen, so weit das in London eben möglich. Aus diesem Grunde verabscheue ich Stärke; ich könnte keine Sachen tragen, die, nachdem sie sauber gewaschen sind, mit einem weißen Schmutz beschmiert und dann zu einer garstigen Masse gebügelt werden. Solch ein Wäschestück auf meinen Körper zu bringen, es zu tragen, drin zu arbeiten und zu schwitzen, ist für mich etwas Schreckliches. Die glänzenden weißen ‚Tuben‘ um die Handgelenke, den glänzenden schwarzen Zylinder auf dem Kopfe, die glänzende weiße Front des Oberhemdes, die glänzenden schwarzen Schuhe, die Beinkleider, die wie Regenröhren aussehen, das ist Ihr modern gekleideter Mann, er hat das Aussehen eines kalten, angeschwärzten Ofens! Die große Tragödie in dem Leben eines solchen Mannes ist, daß die Natur sich weigert, auf dieses zylinderartige Ideal einzugehen, und wenn in seinen ‚Zylindern‘ die Knie und Ellbogen beginnen sich zu markieren, fängt er an, sich zu schämen.“

Man braucht eigentlich gar kein Weiser zu sein, um auf das zu kommen. Die meisten Männer, die halbwegs mit Vernunft begabt sind, stimmen solcher Ansicht heimlich bei, aber es fehlt ihnen Mut, Wandel zu schaffen. Wir haben genug Courage, um den Gegner niederzuschlagen, unter Umständen das Glück anderer zu zerstören, aber wir sind zu feige, unsere Sitten, z. B. unsere Tracht so zu reformieren, wie sie uns taugen würde. Wenn einmal ein „Naturmensch“ unter uns umgeht, der sich nach seiner Weise vernünftig kleidet, was ist das für ein Gaffen und Spötteln! Aber selber das Vernünftige nachzumachen wagen wir nicht, aus Angst ausgelacht zu werden. Unsere Furcht vor der öffentlichen Meinung ist die moderne Geisterfurcht, nur daß von einem Geiste da noch viel weniger zu spüren ist, als einst zur Gespensterzeit, die wenigstens anregend für die Phantasie gewesen war. Wann wird die Zeit kommen, da es wieder Persönlichkeiten gibt, die innerhalb der gesellschaftlichen Schranken jeder sich kleiden mag, nicht wie es anderen gefällt, sondern wie

Dramen der Gegenwart.

Betrachtet und besprochen von Hermann Kienzl. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1905.)

„Kunst ist Standpunktfrage", sagt der Verfasser in der Vorrede. Befruchtende Kunstkritik könne nur eine aufrichtig subjektive sein, ohne Gelehrsamkeit und Theorie, nur aus der Empfindung, dem Herzen heraus. Im Namen anderer zu urteilen, Gesetze geben zu wollen, sei anmaßend. Anfang und Ende alles Kunsturteils sei: Wie ich es schaue, wie ich glaube. „Darum", so setzt Kienzl bei, „ist in diesem Buche nichts geschrieben, was der Schreiber nicht empfunden hätte." In diesen Sätzen liegt für das Buch die beste Kennzeichnung und das würdigste Lob. Wenn schon offizielle Kritik sein muß, so ist auch nach meiner Meinung diese, die subjektive, die einzig richtige, freilich auch die gefährlichere. Wer mit eigenem Rößlein seinen Gast fährt, der hat größere Verantwortung als der, welcher sich und ihn dem öffentlichen Eisenbahnzug anvertraut. Die Prinzipkritik ist so ein Eisenbahnzug, der auf den Schienen der Theorie, so rostig und brüchig sie auch sein mögen, langweilig dahinklirrt. Während diese Herren Prinzipienkritiker sich einbilden, mit Aufwand hoher Intelligenz die Führer zu sein, sind sie die vom alten Eisen Geführten.

Einmal hörte ich den Ausspruch, Kritik müsse deshalb sein, weil auch die Rezensenten leben wollen. Daher richten sich die Kritiken Solcher nur darauf hin ein, daß sie gerne gelesen, also gut bezahlt werden. Ob sie dem Kunstwerk gerecht werden oder nicht, das ist den Rezensenten einerlei; das Kunstwerk geht sie weiter nichts an, sie interessieren sich nur für ihren Kritikaufsatz. Wie ein Jäger auf das Wild lauern sie auf Fehler, Schwächen, überhaupt auf Stellen im Werke, die irgendwie Gelegenheit bieten, ihren Witz, ihre Bosheit zu üben. „Es gibt", sagt Hermann Kienzl, „gerne gelesene Rezensenten, die bereit sind, für einen witzigen Einfall Vater und Mutter zu verkaufen, um so lieber einen armen Dichter."

Von dieser Art Kritik ist in dem Buch wohl nicht eine Seite zu finden. Durchwegs der klipp und klare Ausdruck persönlicher Empfindung und Meinung über dramatische Werke, über Kunst-, Geistes- und Sittlichkeitsrichtungen unserer und anderer Zeit. Zwar manches, was in dem Buche steht, muß ich ebenso aus persönlicher Überzeugung zurückweisen, wie es aus einer solchen heraus aufgestellt wurde. Aber das tut nichts, ja ist eben nach dem oben ausgesprochenen Grundsatze selbstverständlich. Unter allen Umständen ist die unbestechliche Redlichkeit, der unbeugsame Freimut dieses Kritikers zu achten. Die Redlichkeit vorausgesetzt, tut selbst ungerechte Kritik nicht so weh. Aber das ist es ja nicht allein. Die gründliche Durchdringung des Stoffes, die geistvolle, bisweilen geradezu künstlerische Art der kritischen Behandlung wirkt wie ein selbständiges Werk belehrend und anregend. Die Dramen, die dieser Theaterkritiker sah, waren nicht bloß gesehen, sondern gleichsam mitgelebt, mit dem eigenen Herzen an der eigenen Gesinnung, an dem eigenen Leben gemessen — und dieser Umstand gibt den im Laufe der Jahre für Blätter verfaßten Kritiken das volle Recht, hier gesammelt im Buche vor die Öffentlichkeit zu treten. Es ist das Bekenntnis einer scharf ausgeprägten Individualität.

Alle namhaften deutschen Theaterstücke der Gegenwart und auch die bedeutendsten des Auslandes, soweit Kienzl Gelegenheit hatte, sie auf der Bühne zu sehen, sind in dem Buche einer philosophischen Betrachtung unterzogen. Wie knapp und klar weiß er — und schon das ist eine Kunst — den Kern der Fabel hervorzukehren. Mit welch hellen, manchmal grellen Schlaglichtern beleuchtet er die Charaktere der Bühnengestalten, mit der gleichen Leidenschaft in Vernichtung des ihm schlecht und unecht scheinenden, wie mit der begeisterten Glorifizierung des ihm groß dünkenden. In einem leidenschaftlichen Verhältnisse steht er den Werken gegenüber — hassend oder liebend. Das

1000 Einwohnern alljährlich 27 bis 30 der Tod ereilte, waren von dessen Geschick im letzten Jahrzehnt nur mehr 22 bis 25 getroffen. Ein Blick auf die Gestaltung der Geburtenziffer in den gleichen Zeitabschnitten zeigt ein Sinken von 42 auf 36.

Der Tod ringt immer schwerer seine Beute dem durch moderne hygienische Einrichtungen, durch soziale Schöpfungen, durch eine wohlhabendere Lebenshaltung bis zu den untersten Schichten herunter gestärkten und gefeiten Volkskörper ab. Paralysierend, teilweise aufhebend, tritt diesen glücklichen Folgen zur Seite eine Schwächung in der verminderten Erzeugung neuer Volkskräfte. Und darin kristallisiert sich das moderne Bevölkerungsproblem: in der sinkenden Geburtenziffer; das gilt nicht nur für Frankreich, nein, ebensogut für Deutschland; in Berlin ging die Geburtenziffer in dem kurzen Zeitraume von 1884 bis 1893 von 37 auf 30 zurück. Die allerorts bei reger Arbeit vorwärts schreitenden Bestrebungen für Volkswohlfahrt und Volksgesundheit mögen die Sterblichkeitsziffer noch etwas weiter herunterdrücken; der Arbeit wird immer mehr werden, der Kraftaufwand wird immer größer werden müssen, wie bei einem elastischen Körper, dessen Zusammendrückbarkeit bestimmte Grenzen gezogen sind. Das Hauptaugenmerk verdient die sinkende Geburtenziffer.

Uns darf nicht bange sein, daß uns sobald eine Bevölkerungsentwicklung droht, wie wir sie in Frankreich vor Augen haben. Aber auch bei uns sind Klagen nicht mehr selten über langsames Schwinden der Heiratslust, speziell in den besser situierten Kreisen. In unserer heutigen Genußwelt wird der Sinn für das Familienheim immer mehr abgestumpft. Der Surrogate sind so traurig viele. Neue Genußreize überbieten sich, zumal in Großstädten. Ablenkungen, Zerstreuungen findet man in Fülle. Einfacheren Lebensverhältnissen entfremdet man sich zusehends. Der erzwungen übertriebene Lebensaufwand, der in höheren Gesellschaftskreisen gefordert wird, schreckt. Der weiter um sich greifenden Familienflucht in höheren Kreisen wirkt noch ausgleichend entgegen der Kinderreichtum der Arbeiterbevölkerung. Als ob auch hier die großen Gesetze der Völkerentwicklung gelten sollen: Eine kaninchenhafte Fruchtbarkeit auf den niedrigsten Kulturstufen. Auf dem Gipfel der Kultur beginnt das Absterben. Wenn die Blüte in ihrer schönsten Pracht steht, fehlt ihr die Lebenskraft, sich weiter zu entfalten; sie muß welken, absterben. Dr. Hans Schorer.

Heitere Schillergeschichten von der Karlsschule.*)

Daß Herzog Karl von Württemberg nicht nur der „Tyrann" war, als den ihn eine voreingenommene Auffassung hinzustellen sich immer bemüht, sondern daß er seine Pfleglinge oft auch durch recht humorvolle Einfälle erfreute, dafür diene folgendes Beispiel: Der Herzog hatte von Schillers Gabe, Personen nachzuahmen, vernommen, da forderte er ihn eines Tages auf, auch einmal an ihm selbst sein Talent zu erproben. Trotz aller Weigerung des nicht gerade angenehm Überraschten bestand der Herzog auf seinem Verlangen. Da bat ihn Schiller um die Überlassung seines Stockes, nahm Geberden und Redeweise seines Herrn an und begann diesen ins Verhör zu nehmen. Der Herzog ging auf den Spaß ein und gab Antworten, mit denen der markierte Inquisitor nicht zufrieden sein konnte. Darauf fuhr dann Schiller auf, ganz nach der Art des Herzogs: „Potz tausend Sackerment, Er ist ein Esel!" bot dabei der in seiner Nähe stehenden Gräfin von Hohenheim den Arm

* Aus dem neuen Büchlein: Schiller-Anekdoten von Theodor Mauch. Stuttgart, Robert Lutz. 1905. Der Inhalt hält mehr, als was der Titel verspricht, er bietet in kurzer Fassung das Wichtigste aus Schillers Leben. Die Red.

es ihm gefällt. Diese Schablonenleute sind doch allzukläglich; eine falsche Kultur hat sie entmannt, hat Affen aus ihnen gemacht, die sich gerade so gehaben, wie alle anderen, die zwar Eitelkeit und Selbstsucht, aber keinen schöpferischen Willen haben. M.

Übervölkerung.

Das moderne Bevölkerungsproblem veranlaßt das „Hochland" zu einer interessanten Betrachtung, der folgendes entnommen ist:

60,000.000 Deutsche! Als die amtliche Statistik im September vorigen Jahres dieses Ereignis bekannt gab, jubelierte man auf „Germania, die Übermutter"; schnippische Seitenhiebe setzte es dabei ab auf die „schöne Nachbarin" über dem Rhein mit ihren knappen 38 Millionen. Etwas mehr als ein Jahrhundert früher waren die Rollen vertauscht. Das Frankreich Ludwig des XIV. bis zur Revolution konnte sich rühmen, stärker bevölkert zu sein als irgend ein anderer europäischer Staat; im Jahre 1789 war es von 25 Millionen Menschen bewohnt, während man im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches im Jahre 1792 nur 14 Millionen zählte. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts trafen in Frankreich 49 Bewohner auf den Quadratkilometer, in Deutschland nur 26; am Beginne des 20. Jahrhunderts dagegen hier 104, dort 72; über dem Rhein drüben immer lauter werdende Klagen über Bevölkerungsminderung — bei uns sich mehrende Sorgen ob der wachsenden Volkszahl.

München, 17. November 1903. Friedrich Naumann, der glänzende Redner und feinsinnige Vertreter des national-sozialen Gedankens, spricht in dicht gedrängtem Saale über die wirtschaftlichen und politischen Folgen der Bevölkerungsvermehrung. Im Bannkreise der Zuhörerschaft liegt eine schwere, fast dumpfe Stimmung; es ist, wie wenn ein drohendes Ungeheuer, immer größer werdend, immer erschreckender sich auswachsend emporstiege. Das deutsche Volk, zu Zeiten der Großväter noch ein Volk der Bauern, der kleinen Städte mit stabiler Agrarverfassung, mit lokalem Absatz, ist zu einem Volke der Riesenstädte, der großen Betriebe, des Fernverkehrs, der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung, voll von Spekulation und Projekten, geworden. Die Menge der Menschen steigt. Etwas gewachsen ist sie ja immer, auch in vergangenen Jahrhunderten. Aber der Tod hielt eine reichere Ernte; die Pest kam, die Greuel der alten Hungersnöte kamen; es kamen jene Menschen aufzehrenden Kriege, und so verging Jahrhundert auf Jahrhundert, und in all der langen Zeit steigt die Bevölkerung langsam bis zu jenem Jahre 1816, wo feste Berechnungen einsetzen. 24 Millionen Menschen waren es damals auf dem heutigen deutschen Gebiete, 56 Millionen sind es 1900 im Reich. Und das wächst und wächst weiter, und in jedem Jahre werden zwei Millionen Kinder geboren und 1,200.000 Menschen sterben. 800.000 werden jährlich neu in das deutsche Gebiet hineingeworfen, das als Land nicht wächst, das seine festen Grenzen hat. Wird nach dem seitherigen Gange gerechnet, so werden im Jahre 1925 an 80 Millionen Menschen auf diesem Boden sein. Für die wachsende Masse den Konsum zu beschaffen, das ist die fabelhaft große Aufgabe, die als Folge des Bevölkerungswachstums zunächst herantritt . . .

Baut Schiffe, erwerbt Kolonien! wendet sich Schmoller an die Nation. Und von derselben Grundidee aus proklamiert Naumann als Quintessenz der deutschen Wirtschaftspolitik den Exportindustriestaat, da dieser allein imstande sei, dem neuen Volkszuwachs Brot und Hülle zu geben.

Das neuerlich raschere Tempo in der Volksvermehrung ist nicht so sehr durch die Geburtsziffer verursacht als vielmehr durch die sinkende Sterblichkeitsziffer. Und in der Tat, während im Deutschen Reiche in den Siebzigerjahren noch unter je

Zum Schillertage.

(Eine Zuschrift.)

Ein Vierteljahrhundert blättert der Mensch zurück im Buche seiner Erinnerung: Er hört die letzten Klänge des Liedes „An die Freude“ verhallen, gesungen von frischen Knabenstimmen. Schlußfeier war an der Volksschule und die Kinder eilen der Freiheit entgegen, die sie schon lange ersehnt, es beginnt für sie die Zeit der Freude.

Des Kindes Geist kann den Inhalt dieses Sanges nicht erfassen, er ahnt nur seine Größe; die klangvolle Melodie ist aber dem Kinde geblieben, es singt das Lied im fröhlichen Beisammensein mit Spielgenossen weiter. Dann lernen wir wieder, kommen früher oder später auf die Schule des Lebens, in der wir heranreifen durch schwere Prüfungen, bis uns der Tod das Abgangszeugnis gibt.

Wenn man denkt, daß dieses Lied vor hundertzwanzig Jahren dem offenbarenden Geiste entsprang, aus der schaffensfreudigen Seele eines Jünglings, so wird man des Wertes erst vollkommen bewußt — seine Kraft muß sich ewig erhalten.

Drei Jahre zurück in der Erinnerung: Auf den Spuren Viktor Scheffels erreicht ein Wanderer Schaffhausen. Dort steht ein riesiger Turm am Rhein; seine Plattform, die für viele hundert Menschen Platz bietet, ist durch ein Tell-Denkmal geschmückt, und kommst du in das Kämmerchen des Türmers, erblickst du auf einem Wandregal die Werke Schillers und Körners. Das ist eine Freude! Gehst du dann zum Münster, zeigt man dir im ruhigen Kirchenraume die zersprungene Schiller-Glocke und da schweigst auch du, Menschenherz.

Bist du ein ernster Mann geworden, so wirst du im Liede „An die Freude“ das ganze Leben erschauen können. Als Kind sangst du die erste Strophe, heute begeistert dich die letzte mit ihrer Milde und Kraft. In diesem Liede hast du alles für deine menschliche Betätigung, es zeigt sich dir der Weg zur Freude selbst, zur Freude an deinen Taten. Vollbringe sie im Geiste des Dichters, denn er ist es unter uns, durch den sich die Gottheit offenbart, er wohnt ja im Himmel, weil er zu spät kam zur „Teilung der Erde!“ Johannes Just.

Die rätselhafte Inschrift in Krieglach-Alpel gelöst!

Soeben ist unserer Redaktion folgende Depesche zugekommen:

Perchtoldsdorf, 23. März 1905.

„Löbliche Redaktion! Nach eingehender Prüfung ist es mir auf Grund vergleichender Sprachwissenschaft gelungen, die rätselhafte Inschrift aus Heft 7 zu entziffern. Dieselbe entstammt jedenfalls nicht den Römern, sondern den Ureinwohnern des Murlandes, welche mit dem germanischen Volksstamme große Verwandtschaft zeigen; sie lautet im Urtexte: „Hinter a Hulastaun hot si a Fur vasteckt“, was sich in „Hochdeutsch“ übertragen, ungefähr so gestaltet: „Hinter einem Holunderstrauche hat sich ein Fuchs versteckt.“

In dem angenehmen Bewußtsein, der Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen zu haben, zeichnet der löbl. Redaktion ergebenste L. Arnold.“

Merkwürdigerweise gingen uns zu gleicher Zeit auch andere Entzifferungen zu, die genau mit dieser übereinstimmen. Und ein Beweis, daß wichtige Entscheidungen in der Kulturgeschichte wirklich gleichsam in der Luft liegen, ist uns die folgende Zuschrift eines allem Anscheine nach schlichten Mannes aus dem Volke:

Mei Jagdhund hot's außabrocht, hot a weng zuwig'schmeckt:
„Hinter a Hollastaun hot si a Fur vasteckt!“

und gab sich den Anschein, als wolle er mit ihr davon laufen. Da rief der joviale Herzog mit Humor auf die von ihm heraufbeschworene Situation eingehend: „Hör' Er, laß Er mir die Franzel!"

* * *

In der Karlsschule durften die Schüler am Sonntag die Weste*) nur mit drei Knöpfen schließen, um das Jabot breit herausstehen zu lassen; in der Woche mußten sie vier Knöpfe an der Weste schließen. Die putzsüchtigen unter den jungen Leuten knöpften aber auch an den Schultagen nur drei zu und freuten sich über den weitausgelegten Busenstreif. Einst wurde Schillers Nebenmann von dem vorgesetzten Offizier darüber zurechtgewiesen und entschuldigte sich mit dem Vorgeben, der Knopf sei zufällig aufgesprungen. Am anderen Tage war Sonntag; Schiller hatte gedichtet und kam unbekümmert um die militärische Regel mit geschlossener Weste zur Parade. Hauptmann Schmeckenbecher machte ein finsteres Gesicht. „Schiller!" — „Herr Hauptmann?" — „Was ist heut' für ein Tag?" — „Hm — Sonntag." — — „Mit wieviel Knöpf' ist das Gilet am Sonntag geschlossen?" — „Hm — mit drei." — „Wieviel hat Er zu?" — „Ich? — Eins — zwei — drei — vier." — „Wie kommt das?" — „Ah — 's ischt mir einer zugesprunge!"

* * *

Nach einer Beförderung Schillers schreibt dessen Vater an den Herzog:

„Solitude den 17. Dezember 1780. Hauptmann Schiller's tief unterthänigste Entschuldigung und Anzaig der Ursache, daß er anheute nicht mit seinem Sohn sich unterthänigst praesentiren — und seinen tiefsten Dank zu Füßen legen kann.

Durchlauchtigster Herzog. Gnädigster Herzog und Herr!

Die vorgestern Abends erhaltene Nachricht von der noch unerwarteten allergnädigsten Placirung meines Sohnes, hat mich und die meinigen zu heißen Thränen des Danks gegen Gott und Euer Herzogliche Durchlaucht gerührt und ganz trunken vor Freude habe ich mich gestern nach Stuttgart begeben, in der wärmsten Absicht, durch ungesäumte Anschaffung zweier anständigen ganzen Kleidungen diesen meinen Sohn zur unterthänigsten Praesentation und Erscheinung im Publico in den Stand zu setzen. Nach der Parade, da schon die Kleider in Arbeit gewesen, erfuhren wir, daß Euer Herzogliche Durchlaucht gnädigst befohlen hätten, mein Sohn solle die Uniform eines Regiments-Feldscherer tragen. Eine solche bis heute Mittag zu verfertigen, das wolte unter edlichen Schneidern keiner übernehmen, ich werde sie aber heute so gewiß bestellen lassen, daß sie bis Morgen Mittag fertig ist. Da ich aber mit den beeden andern Kleidern, in deren einem er sich heute hätte sehen lassen können, in der besten väterlichen Absicht, einen Aufwand von —: 120 fl. — gemacht: so erkühne ich mich, andurch Euer Herzogliche Durchlaucht tief unterthänigst zu bitten, daß mein Sohn außer seinen Verrichtungen beim Regiment, bei dem Bestreben nach einer Praxi in der Statt oder auf dem Lande, diese Kleider anziehen darf. In der freudigsten Hoffnung, daß ich morgen das gnädigste Angesicht Euer Herzoglichen Durchlaucht anschauen, und sodann den höchsten Dank für alle mir und meinem Sohn erwiesene übergroße Gnade, nach Vermögen erstatten darf, bin ich in der tiefsten Erniedrigung

Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigst treu gehorsamster

Hauptmann Schiller."

Hierauf erfolgte den nächsten Tag, 18. Dezember 1780, die auf der Eingabe selbst angefügte herzogliche Entschließung: „Sein Sohn soll Uniform tragen."

---

*) Die Uniform der Karlsschüler war: Hell(stahl)-blauer Rock mit schwarzen Aufschlägen und Kragen, weiße Weste, weiße Beinkleider, ein dreieckiger Hut mit silbernen Borden und einem Federbusch, dazu Degen und Stulpstiefel, im Nacken ein langer Zopf, an den Schläfen steifgedrehte Locken. — Durch silberne Achselschnüre unterschieden sich die Adeligen von den Bürgerlichen.

Das Leben eines Priesters in unseren Tagen. Selbstbiographie von Dr. Josef Müller. (Augsburg. Theodor Lampart.)

Das Büchlein an sich schon von Interesse, tritt es uns noch durch den Umstand näher, daß sein Verfasser der bekannte Reformkatholizismus-Müller ist, der Herausgeber der „Renaissance". Ein redlicher, gescheiter aber unkluger Mann, dessen Mißerfolge vielleicht weniger der Sache als der Person zuzuschreiben sind. Ein unruhiger, verbitterter und streitlustiger Charakter, dem man aber die Achtung nicht versagen kann. Es gibt nicht allzuviele Männer von so großem Rechtssinne, daß sie ihre Stellung, ihre Existenz der Überzeugung opfern. Die Selbstbiographie Müllers trägt sehr bezeichnende Züge und ist der Schlüssel zum besseren Verständnisse der Reformschriften dieses katholischen Priesters. M.

Kunst auf dem Lande. Ein Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. (Bielefeld. Velhagen & Klasing.)

Den Bestrebungen des deutschen Vereines für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, der neben anderem vor allem Erhaltung der ländlichen Eigenart und des bäuerlichen Volkstums auf seine Fahne geschrieben hat, dient das vorliegende Buch, zu dem sich eine Anzahl hervorragender Fachleute vereinigt haben. Es wendet sich nicht sowohl an das Landvolk selbst, als namentlich an alle die Personen, welche in den behandelten Fragen Einfluß auf dem Lande besitzen. Dem interessanten, aus der Feder von Männern stammenden Text, die auf den einzelnen Gebieten tiefgehende Spezialstudien gemacht haben, ist eine sehr reiche, vielseitige Illustrierung beigegeben. Wohnhäuser, Einrichtung, Dorfkirche, Kirchhof, Dorfschule, Dorfgarten, Tracht und Schmuck sind berücksichtigt. Wenn bei einer nächsten Auflage der Bauern-Bildnerkunst in den Alpen, als z. B. den „Martertafeln" und den Bildschnitzereien in Tirol ein eigenes Kapitel gewidmet würde, so wäre das zur Vollständigkeit des schönen Werkes sehr wertvoll. M.

Was ist Kinderschutz? Mit einer kleinen Flugschrift dieses Namens eröffnet Lydia von Wolfring, die Begründerin der „Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft" und des „Pestalozzivereines zur Förderung des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge" in Wien, eine „Rechtschutz der Jugend" betitelte Reihe populärer Abhandlungen in Fragen und Antworten über die wichtigsten Punkte der neuen sozialen Bewegung. V.

Schiller-Bildnis. Heliogravüren nach Ludovike Simanowiz. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.)

Dieses überaus sympathisch gehaltene Bild unseres großen Dichters empfehlen wir gelegentlich des Schillerfestes mit besonderer Wärme. J. R.

Büchereinlauf.

Das Modell. Pariser Künstlerroman von Paul Brulat. Bibliothek Mignon. (Berlin. Dr. P. Langenscheid.)

Ausgewählte Werke von Honoré de Balzac. Übersetzt von Alfred Brieger (Berlin. Dr. Franz Ledermann.)

Lores Beruf. Novelle von Martin Richard Kabisch. (Stuttgart. Strecker & Schröder. 1905.)

Aus Schillers Jugendzeit. Zwei dramatische Szenen von Alfred Auerbach. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Schwobastreich'. Zwei ländliche Komödien von Alfred Auerbach. „D' Erbschaft." „D'r Weltontergang." (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Sonnenfalter. Gedichte von Kurt Warmuth. (Leipzig. Johannes Cotta Nachf.)

Unser Schiller. Festgabe zur hundertsten Wiederkehr des Todestages Friedrich Schillers (9. Mai 1905). Dem Volke dargeboten von Prof. Dr. Karl Brunner. Mit einem Bilde des Dichters. (Pforzheim. Otto Rieckers Buchhandlung. 1905.)

Cervantes Leben und Werke. Von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Mit einem Bildnis des Dichters. (Leipzig. Max Hesse.) Eine kritisch ausgearbeitete Biographie des unsterblichen Dichters Cervantes und eine Würdigung seiner Werke, mit besonderer Berücksichtigung seiner Meisterschöpfung, des „Don Quixote".

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Otto Lyon. Die Heftchen 15–20: Paul Heyse, Franz Grillparzer, Theodor Storm, C. F. Meyer, Wilhelm Raabe, Adalbert Stifter.

Voltaires Beziehungen zu der Markgräfin Karoline Luise von Baden-Durlach und dem Karlsruher Hofe. Von Dr. Karl Obser. (Heidelberg. Karl Winter. 1903.)

Marie, Fürstin-Mutter zu Wied, ein Lebensbild von M. Kremnitz. (Leipzig. F. Haberland.)

Feldkirchen, Kalsdorf, Pfarr- und Kommunalgeschichte mit Darstellung der allgemeinen Entwicklung des Verwaltungs-, Gerichts-, Steuer-, Schul-, Sanitäts-, Verkehrs- und Gewerbewesens in Steiermark mit einem Anhange über das Geldwesen in Steiermark. Verfaßt von Ignaz Heinrich Jocherl, Pfarrer in Feldkirchen bei Graz. Mit einer Karte und 19 Illustrationen. (Graz. „Styria". 1905).

Die Erneuerung des Dramas. Von Alfred Rossig. Erster Teil. (Berlin Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Lustige Zeitung.

Ah so! Onkel: „Sag', Hänschen, welche Stunde macht dir am meisten Vergnügen?" — Hänschen: „Die Gesangstunde!" — Onkel: „Und weshalb denn?" — Hänschen: „Von der bin ich dispensiert."

Ein Philosoph. Cohn: „Warum weinst du?" — Maier: „Ach, hier steht: Du bist gemacht aus Staub und wirst wieder Staub." — Cohn: „Nun also, was weinst du? Das macht dir doch keinen Schaden."

Im Theater. Michel und sein Weib haben sehr gerührt der Aufführung eines Theaterstückes beigewohnt. „Sie", wenden sich beide nach Schluß des Stückes an den Billeteur, „i' bitt', wann is denn die Leich'?"

Zweigespräch: Norddeutscher: Die Süddeutschen scheinen gemütlich, sind es aber nicht. Die Norddeutschen scheinen nicht gemütlich, sind es aber. — Süddeutscher: Dies scheint geistreich, ist es aber nicht. — Norddeutscher: Dies scheint grob und ist es auch. — Süddeutscher: Dies scheint richtig, ist es aber nicht.



Eine wohlfeile illustrierte Schillerausgabe. Unter den zahlreichen Ausgaben von Schillers Werken hat sich die glänzend ausgestattete, von den ersten deutschen Künstlern illustrierte Prachtausgabe der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart als eine der besten und schönsten einen bevorzugten Platz errungen und weite Verbreitung im deutschen Volke gefunden. Der reiche, vornehme, des Dichters würdige Bilderschmuck dieser Ausgabe, der in echt künstlerischer Weise die jedem Gebildeten vertrauten Gestalten, Episoden, Gedanken und Stimmungen aus den unsterblichen Dichtungen Schillers verlebendigt, trägt in hervorragendem Maße dazu bei, die geistige Gemeinschaft des deutschen Volkes mit dem großen Künder alles Schönen und Edlen rege zu erhalten und zu vertiefen. V.

Paul Heyse, Novellen. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Am 15. März feierte Paul Heyse seinen 75. Geburtstag. Mit unverminderter Geistesfrische waltet der Dichter seines hohen Berufs, seine fleißige Feder überrascht uns immer aufs neue mit Schöpfungen, die nichts von Ermüdung verspüren lassen und seine formvollendete Kunst in hellstem Lichte zeigen. Paul Heyse gehört bekanntlich zu unseren vielseitigsten Dichtern. Als Lyriker und Dramatiker wie als Übersetzer hat er hervorragendes geschaffen, als sein hauptsächlichstes Lebenswerk gelten aber seine Prosaschöpfungen, die Romane und Novellen, von denen eine wohlfeile Ausgabe im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung erscheint. Die erste, die Romane umfassende Serie, liegt bereits in acht Bänden vollständig vor, von der zweiten, den Novellen, sind uns soeben die Lieferungen 21—26 zugegangen, mit denen der vierte Band abgeschlossen ist. V.

Jesus. Ein Roman von Pierre Nahor. (Emilie Lerou.) Aus dem Französischen ins Deutsche von Walter Bloch. (Berlin. B. Behr. 1905.)

Vielleicht hat es der Verfasser dieses Buches klüger gemacht, als der Verfasser des I. N. R. I. Der letztere hielt sich an die Evangelien und wollte doch auch sein Persönliches hineinlegen. Das mußte Konflikte mit der theologischen Kritik geben. Der Verfasser des vorliegenden Romanes hingegen hat die Evangelien beiseite geschoben, um aus sich frei einen Helden zu gestalten, den er „Jesus" nennt. Dieses Buch werden die Dogmatiker hoffentlich in Ruhe lassen, denn es geht sie nichts an. W. H.



Die verkaufte Seele.

Eine Geschichte aus blauer Vorzeit von **Peter Rosegger.**

Die merkwürdige Geschichte, die hier erzählt werden soll, hat sich zugetragen in jenen alten Zeiten, als das Land, durch das die Mur fließt, noch nicht wie heute die grüne Mark genannt wurde, und als die Täler, durch die sie rinnt, noch Wildnis waren.

Auf einer weiten Ebene, die mit Urwald und wilden Büschen bewuchert und von Sandhalden durchzogen war, ragte ein steiler, felsiger Berghügel auf, an dem der klare, tiefe Alpenfluß langsam vorüberzog. Am Fuße dieses Bergleins, knapp an die Felswand gerückt, standen Jäger- und etliche Fischerhütten und ein Hirtenhaus, dessen Bewohner seine Rinderherde auf der Matte weiden ließ, die er sich am Rande des Flusses hin selbst gerodet hatte. Auf der Höhe des Felsenberges aber stand eine feste Ritterburg, deren weiße Türme wie ein Sternbild hinausleuchteten über den dunklen, unendlichen Wald, der über die Ebene hin wie ein schwarzer See dalag und der weiter hin an den Hügeln und Berghängen hinaufstieg, über denselben in andere Täler kroch und Berg und Schlucht und das ganze Land übergoß mit Urwald und mit schwarzblauender, grenzenloser Wildnis.

Auf der Ritterburg lebte ein Edelmann. Seine Vorfahren waren aus den Ländern der Sonne gekommen und hatten sich, teils um grimmen Feinden zu entfliehen, teils um freier Weidmannslust zu pflegen, auf

Österreichische Strafanstalten. Von Stephan Großmann. (Wiener Verlag. 1905.)

Als Österreich zerfiel . . . 1848. Von einem Anonymus. (Wien. C. W. Stern. 1905.)

Der Überschuß an Knabengeburten und seine biologische Bedeutung von Dr. A. Rauber. (Leipzig. Georg Thieme.)

Weibliche Auswanderung und ihr Verhältnis zu einer biologischen Bevölkerungspolitik. Von Dr. A. Rauber. (Leipzig. Georg Thieme.)

Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterrichte. Herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. (Leipzig. Dürrsche Buchhandlung. 1905.)

Das neue Weltalter und seine Propheten. Von einem Protestanten. (Dresden. E. Pierson.)

Großstadt-Dokumente: **Das goldene Wiener Herz.** Von Max Winter. (Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger.)

Brieflicher Unterricht des Wissens für die breiten Schichten des Volkes zum Selbststudium in leichtfaßlicher, jedermann verständlicher Form. Herausgegeben von Rudolf Höfler. In zirka 52 Briefen mit 1000 Illustrationen und einem geographischen und historischen Atlas, sowie einem alphabetischen Sachregister, oder in drei Bänden. (Wien. Hof-Verlags-Buchhandlung Karl Fromme.)

Einige Worte über den vielgeschmähten, doch auch oft gepriesenen Tabak und sein Opferfest: **Das Rauchen.** Von Ing. chem. A. Gawalowski. (Tannwald. Apoth. Nachtmanns chem.-techn. Laboratorium. 1905.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte von Konstanze v. Franken. 11. Auflage. (Leipzig. Max Hesse.)

Von **Meyers großem Konversationslexikon** ist soeben der 9. Band erschienen. Er geht bis zum Artikel Jonicus. (Leipzig. Verlag Bibliographisches Institut.)

Schiller-Porträt. Von Karl Bauer. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Im Kampfe gegen den Alkohol. Von Dr. med. Ludwig Reinhardt. (Neuwied. Heusers Verlag. 1905.)

Neurasthenie, Wesen, Heilung, Vorbeugung. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von A. Baumgarten, Dr. med. und prakt. Arzt. (Wörishofen. Buchdruckerei und Verlagsanstalt.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



K. W., Wr.-Neustadt. Mit allzu „tiefgründiger" Philosophie wissen die Menschen nichts anzufangen. Mein Vater, der Pflüger, sagte einmal: Wer tiefer furcht als einen Schuh, der kommt auf unfruchtbaren Boden. R.

F. G., Graz. Ihre Meinung ist die unsere und die allgemeine. Jener Berliner Gelehrte, Dr. P. L. (weiter hat er sich nicht vorgewagt), hätte mit seiner Weisheit über die Persönlichkeit Robert Hamerlings seine Berliner anplauschen können. Wir Grazer kennen diesen Dichter doch ein wenig besser als dieser gründliche Spree-Literat.

A. P. Hilty lebt in Bern (Schweiz). Brief aus Amerika nur, wenn er Wichtiges enthält und zeitgemäß ist.

F. R., Marburg. Man kann an vielen Leuten die Erfahrung machen, daß das viele Lesen gelehrter theologischer und dogmatischer Schriften religiöse Gemüter abkühlt und skeptisch macht. Die Religion ist eben keine Wissenschaft und der Glaube bedarf, ja verträgt keine Beweise.

M. S., Linz. Leider mißverstehn viele, die jetzt Schillerfeste veranstalten, die Bedeutung des Dichters. Die Bedeutung Schillers liegt nicht darin, daß wir über ihn Festreden halten, sondern darin, daß er zu uns spricht.

Zur Wiedererbauung der Kirche Sankt Kathrein am Hauenstein haben noch gespendet Baumeister Habersack 10 K und Holzhändler Stein 10 K.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 12. April 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Köck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

es auf seinem Schoße eingeschlummert war, küßte er es mit aller Glut und dann legte er das braunlockige Köpfchen an seine Brust, so in den Achselwinkel hinein, daß es bequem konnte ruhen. Und er schaute von der Zinne aus ins Land. Es ist so wundersam still in der weiten Welt. War es nun der dunkle Wald, der wie ein unermeßliches Meer das Eiland umgab; war es die Sonne, die ihr grünes Gold niederlachte auf die Ebene und auf die Berge; waren es die feuchten Bläschen des Nebels, die alles — Wald und Himmel — mit dem gleichen Grau verhüllte; waren es die blendenden Lichtspiele des Winters oder die Hochgewitterschauer des Sommers, oder die großen heiligen Sternennächte, da aus dem Schweigen nur das Raunen des Wassers heraufdrang — der Edelmann schaute hinaus und alle Wonnen der Einsamkeit und der Liebe waren in ihm. Wenn dann der Knabe erwachte, hob er das Haupt und schaute in das Auge des Vaters, in dem die weiche, die heiße, die sinnende Seele stand.

Aber allmählich ward es so, daß die süße Wehmut sich löste, wie Nebelbläschen in der Sonne, daß im Auge des jugendlichen Edelmannes ein unruhiges Feuer flackerte und daß die Einsamkeit auf dem Bergschlosse anfing, sachte wehzutun. So übergab er eines Tages den Knaben der Obhut des Verwalters, stieg auf seinen Rappen und ritt davon. Baldar war in den ersten Tagen überall umhergegangen im Schloß und in den Weiten, wo sein Vater sonst zu sehen gewesen, und als er ihn nirgends fand, setzte er sich im Baumgarten auf die Erde hin und war betrübt. Und als ihm das Betrübtsein zu langweilig ward, ging er in die Mulde und baute aus grauem Lehm eine Gestalt auf. Als der Verwalter einmal vorüber kam und fragte, was das sei, antwortete der Knabe nicht. Denn die Gestalt war sein Vater, und darüber brauchte nicht gesprochen zu werden. Aber dieser Vater stand starr da, bewegte sich nicht, sagte nichts und seine Augen waren zwei Löcher und kein Baldar schaute heraus, so lang und so scharf man auch hineinblicken mochte.

Der Knabe vertiefte mit seinem Holzmeißel noch den Mund, aber die Gestalt blieb stumm. Einmal hatte er einen Fischerjungen gesehen, der einer Forelle, die aus dem Wasser geschleudert, bewegungslos auf dem Rasen lag, scharf in das Maul blies, worauf das Tier wieder lebendig wurde. So stellte er sich nun an den Lehmmann hin, legte ihm die Arme um den Hals und blies in den Mund. Aber die Gestalt blieb tot und starrte mit ihren Löchern in das Nichts. Da wurde der Knabe sehr traurig, kniete vor einen blühenden Hollunderbusch hin und betete zu Gott, daß sein Vater lebendig werde.

Und da war es zur Zeit, daß der lang abwesend gewesene Vater auf seinem Rappen wieder in den Schloßhof einritt. Neben ihm aber

diesem Felskegel angesiedelt. Der Edelmann war noch jung, lebte aber, von wenigen Reisigen beschirmt, einsam auf seinem Schlosse. Nur sein Söhnlein war um ihn, das er, seit dessen Mutter auf der Jagd von einem Eber getötet worden war, in blutiger, seliger Liebe hegte und erzog. Seit dem Jagdunglücke war ihm das Weidwerk verhaßt und die nur von reißenden Tieren bevölkerte Wildnis ein Greuel. Er rief aus fernen Gegenden heimlose Leute herbei, die den Hag roden sollten, und Hütten bauen und Feldwirtschaft betreiben. So entstand um dem steinigen Berg eine freundliche Lichtung, durch die der helle Fluß zog und auf der Haus um Haus entstand, so daß nach wenigen Jahren an den Fels ein lebhaftes Städtchen sich schmiegte.

Über dem ersten Einfahrtstore der Burg, zwischen den Ketten, an denen die Zugbrücke hing, war in Stein das Bildnis des heiligen Thomas eingemeißelt, des Schutzpatrons dieser kleinen Veste, die nach ihm den Namen Thomasburg trug. Über dem höchstgelegenen, klobigen Erker des Gebäudes ragte eine Turmzinne himmelan.

Der Edelmann stand gerne auf dieser Zinne und schaute hinab auf das fleißige Treiben der Ansiedler, die die Wildnis von Jahr zu Jahr ein wenig weiter zurücktrieben, so wie tapfere Soldaten einen zähen Feind. Oft, wenn er so hinausschaute über das dunkle Land, hielt er seinen Knaben auf dem Schoß und wie gerne wollte er zu ihm sprechen darüber, daß es die Aufgabe seines Lebens sei, diese wilde Gegend allmählich ähnlich zu machen jenen Paradiesen, aus denen die Ahnen gekommen waren. Aber der Knabe verstand das noch nicht. Der hatte ein anderes Vergnügen im Sinn, als solches, Paradiese zu schaffen. Das kommt erst später. Wenn der Vater den Kleinen so recht herzhaft an seine Brust zog, krabbelte sich dieser los, stellte sich mit den winzigen Füßen auf des Ritters Oberschenkel und sagte mit seinem weichen Stimmchen: „Vater, laß mich den Baldar anschauen.“ Da hielt ihn der Vater mit beiden Händen um die Mitte, machte die Augen weit auf und der Knabe schaute andächtig in diese Augen hinein und sah das winzige Köpflein des Baldar, denn das war er selbst.

„Wenn du so eitel bist und dich immer sehen willst“, sagte der Vater, „so kannst du in den Wassertrog schauen.“

„Nein“, antwortete Baldar, „ich schaue da hinein.“ Und er blickte voll inniger Andacht in das Auge des Vaters.

„Hast du mich lieb, Baldar?“

„Ein großes Pferd, ein großer Reiter und ein großer Federbuschen, der bis zum Mond reicht — so groß habe ich dich lieb.“

Wenn der Edelmann sein Kind auf den roten Mund küßte, da schaute es ernsthaft drein. Es wußte nicht, warum man das tut. Um so fester schlang es sein Ärmchen um den Hals des Vaters. Erst, wenn

zurufen. Dann begann auf demselben Berge, etwas niedriger gelegen, als das alte Schloß, der Bau einer stattlichen Burg. Der Edelmann hatte nicht mehr Zeit, seinen Knaben auf dem Schoß, von der Zinne aus hinzuschauen ins weite Leben und Weben der Natur. Er hatte nicht mehr Zeit, sich hohen Gedanken und seligen Träumen hinzugeben, er mußte befehlen und schaffen, ohne Unterlaß schaffen und sorgen, bis nach Jahr und Tag das Werk vollendet war.

Stolz wie ein Königsschloß ragte die Burg, mit allem Prunke eingerichtet. Gewaltige Festungsmauern wurden aufgeführt, breite Straßen angelegt talwärts und eine Schar von Knappen angestellt, um zu wachen und zu erhalten. Als das alles fertig war, hatte der Edelmann fahle Wangen und ein müdes Auge. Er hatte erwartet, seine schöne Frau nun zufrieden und froh zu sehen. Aber das war sie nicht. Nun klagte sie über die feuchten Nebel und die rauhen Lüfte, und es fehlte nicht viel, daß sie ihren Mann verantwortlich gemacht hätte dafür, daß an den Hängen des Schloßberges nicht der Lorbeer grünte und die Zitronen blühten. In ihm selber war die Sorge und die Unruhe, das Geschaffene instand zu halten, den Wohlstand zu vermehren, die Macht zu vergrößern. Denn was nicht steigt, das sinkt, und arm geworden sein ist unvergleichlich schrecklicher, als arm geblieben sein. Wieder dachte er an das Roden der Wildnis, aber nicht mehr aus dem Grunde, um vielen Menschen ein Fruchtland zu schaffen, als vielmehr um der Pracht seines Hauses zu genügen. Und doch machte ihm dieses Haus keine Freude. Er wußte nicht wie, es war sein Vertrauen dahin. Wenn er nach den Geschäften des Abends in die Wohngemächer kam, war er abgehetzt und abgespannt, war gefühllos für einen heiteren Frieden des häuslichen Lebens, der freilich auch von der stets unruhigen und unzufriedenen Genossin nicht gefördert wurde. Wenn der blinde Lautenspieler, dem der Schloßherr früher oft gelauscht hatte, vor der Tür sein Ständchen brachte, winkte er ab — er könne das klägliche Gesumme nicht hören. Vor dem Glanze, der ihn überall umgab, begann ihm zu ekeln. Das kindliche Geplauder des Knaben, das ihn früher selbst zum glücklichen Kinde gemacht, verursachte ihm Kopfweh. Sein Liebstes war der Schlaf — und der wich ihm aus. Und allmählich versank der Mann in eine grenzenlose Traurigkeit.

Wenn Baldar den Vater begleiten wollte auf seinen planlosen Gängen in den Wildgärten und im Walde, wies er ihn barsch zurück, er wolle allein sein. Da überkam auch den Baldar, der zu einem schlanken sinnigen Knaben heranwuchs, eine schwere Kümmernis. Je mürrischer ihn der Vater von sich wies, je unermüdlicher und eifriger folgte er ihm von ferne auf den unsteten Wanderungen. Eines Tages holte er ihn ein beim schwarzen Tümpel, der in der Ausmündung einer finsteren Schlucht

ritt auf einem Schimmel eine junge, schöne Frau. Ihr Haar war schwarz wie gekochtes Pech, ihr Kleid war von himmelblauem Samte und hatte goldene Spangen. An den feinen Füßchen trug sie rotseidene Schuhe, und als der Edelmann ihr die Hand reichte, daß sie vom Pferd auf den Boden steige, tat sie das nicht, sondern ritt in die Halle. Denn der Boden des Hofes war nicht mit Quadern gepflastert, sondern aus rauher, staubiger Erde. Der Edelmann hob seinen jauchzend herbeigeeilten Knaben zu sich an die Brust und stellte ihn der neuen Mutter vor. Sie war freundlich und gab dem Jungen einen Kuß, worauf sie dieser verblüfft ansah.

Dem Edelmann fiel es nun auf, daß seine Thomasburg nicht so stolz und glanzvoll war, wie die Schlösser im fremden Lande, und war doch hier — so dünkte ihm — mehr gearbeitet worden als dort. Er dachte, notwendiger als die Wildnis roden, wäre noch, die Burg herrlich auszubauen. Dieser geheimen Neigung kam nun auch die der neuen Herrin entgegen und bald begann es im Schloß lebendig zu werden. Allerlei Dienerschaft zog ein, neue Gemächer wurden angelegt und glänzend ausgestattet, aber als die schöne Frau auch einen großen Tanzsaal verlangte und ein Bad aus Marmor gebaut, da gestand der Edelmann, es gebreche ihm an Geld. Darob wurde die Schloßherrin mißmutig und bedauerte laut, daß sie ihre schöne Heimat verlassen hatte und ihm gefolgt war in dieses Barbarenland. Der Edelmann war deß betrübt und er suchte auf alle Wege Mittel aufzutreiben, um der Ehegenossin den Aufenthalt fein und ergötzlich zu machen. Aber die Wildnis war unergiebig, lieferte nur das, was Barbaren brauchen, und die Gewerbsleute des Städtchens waren ungeschickt und konnten den Ansprüchen der italischen Frau nicht genügen. Der Edelmann war bisweilen in die Keller hinabgestiegen, wo die Vorfahren ihren Notpfennig aufbewahrt, aber die eiserne Truhe war leer und der Schloßherr sann Tag und Nacht, was er anfangen solle, um den Wünschen seiner prachtliebenden Frau zu entsprechen. Fleißige Arbeit in der Wildnis würde ja Mittel schaffen, aber erst nach vielen Jahren. Und eines Abends, da er wieder in die Keller niedergestiegen war, entdeckte er eine halbverschüttete Steintreppe, die noch tiefer hinabführte in das Innere des Berges.

Der Knabe Baldar hatte lange nicht einschlafen können an jenem Abende, er wollte den Vater erwarten. Als der Schlaf endlich kam, war er unruhig und ein Traumgesicht schreckte ihn wieder auf. Es war Mitternacht, aber sein Vater war noch nicht da.

Am nächsten Morgen war er da. Doch schien er ihm anders als sonst. Der Edelmann war übermütig und laut; er umarmte seine Frau. Er traf lebhaft und herrisch allerlei Anordnungen und sandte Boten aus nach dem Sonnenlande, um Kostbarkeiten einzukaufen und Künstler herbei-

hervor wie ein Räuchlein, und dieses Räuchlein gestaltete sich zu einem übergroßen Mann mit Fledermausflügeln, und er war fast durchsichtig, so daß man hinter ihm noch die schründige Felswand sehen konnte. Dieser Mann schaute auf den Edelmann her und sprach mit einer glockenhellen Stimme: „Freund, du suchest Geld. Deiner Vorfahren blutige Münzen sind alle vertan, ihrer suchest du vergeblich. Es war ein Fluch daran, sie entstammten dem Raube. Ich weiß, dir behagt das nicht, denn du bist ein tugendhafter Mann. Du gibst dich lieber selbst, als daß du anderen etwas nimmst. Du willst mit dem Gelde nur glücklich machen, dich und dein schönes Weib. Das ist ein löblicher Vorsatz und ich kann dir Geld verschaffen auf viel arglosere Art, als es deine Ahnen getan. Wie viel willst du haben? Da meinte der Edelmann, ein Fäßchen Goldstücke möchte wohl taugen. Hierauf der blaue Riese: Sage nicht ein Fäßchen, sage ein Faß. Und plötzlich vor seinen Augen stand ein großes bauchiges Faß, das ihm bis zu den Achseln reichte — und als er versuchte, ob es auch wirklich sei und sich schieben lasse, stand es wie eingemauert, denn es war von unten bis oben voll von Goldstücken. — Es gehört mein? fragte der Edelmann freudig überrascht. — Es gehört dein, sagte der Blaue mit einer sehr liebenswürdigen Gelassenheit, nur mußt du mir dafür ein kleines Vergnügen bereiten. Ich habe nämlich eine Schwäche für Handschriften. Ich besitze eine Handschriftensammlung und möchte die Handzeichnung eines so wohledlen und tugendhaften Herrn durchaus nicht missen. Hierauf zog er aus sich ein handgroßes Häutchen hervor, das sehr zart und fein war, und eine spitze Feder, die er dem Edelmann in die Hand gab: Wir machen keine Umstände. Du ritzest dich mit der Feder ein klein wenig am Arm und schreibst mit der roten Tinte hierher den geehrten Namen. Der Edelmann konnte von dem Fasse Auge und Herz nicht mehr wenden, ohne weiters schrieb er mit seinem Blut den Namen auf das Häutchen. Schön Dank! sagte der Blaue, das Häutchen hastig hinter seinen Ohren verbergend, die plötzlich in zwei langen spitzen Lappen aufgewachsen waren. Unterhalte dich gut. In zwanzig Jahren sehen wir uns wieder. Deine Seele nehme ich in Empfang. Der Ordnung wegen. — Meine Seele! stammelte der Edelmann erschrocken. — Du brauchst sie doch nicht mehr, Freund, du hast Geld. Ich stärke dir hingegen die Sinne, um wacker zu genießen, das ist in deinem Falle mehr wert. Es hat mich gefreut, deine Bekanntschaft zu machen. Wir werden noch viel miteinander zu tun haben. Du kannst dich auf mich verlassen. Leb wohl. — So unheimlich fremd war das, dieser Mann, sein Verlangen und sein Gespräch. Fernen Zeiten waren die Worte entnommen, als ob er Herr wäre der Ewigkeit, aus deren geheimen Laden er einmal dies einmal das hervorzog, Vergangenheit und Zukunft in tollen Schnörkeln miteinander verquickend.

stand. Heute war der Tümpel nicht schwarz, denn drei herbstrote Ahorne standen am Rande und spiegelten ihre Feuer im stillen, tiefen Wasser. Der Edelmann stand zwischen stumpfkantigen Steinen und starrte in den Tümpel. Da trat der Knabe hin, schaute zu ihm auf und sagte: „Vater!" — Leise und voll tiefer Betrübnis war das Wort gesprochen.

Der Vater warf einen unruhigen Blick auf ihn und wendete sich ab.

Baldar nahm seine Hand und sagte: „Vater, du bist krank. Was fehlt dir?"

Den Knaben fuhr er unwirsch an: „Was weißt du! Was soll mir denn fehlen?"

„Lieber Vater!" sagte der Knabe innig.

„Laß das dumme Wort sein. Lieb, was heißt lieb? Ich weiß nichts von lieb, alles ist erlogen, will nichts davon hören. Geh, und laß mich allein."

Da sagte der Knabe mit fester Entschiedenheit: „Nein, Vater. Allein lasse ich dich nicht mehr länger. Ich gehe nicht fort, bist du mir gesagt hast, was dir ist."

Da senkte der Mann sein Haupt und schaute den Knaben an. Es war wieder das Auge wie in früheren Zeiten — aber erfüllt von einer grenzenlosen Traurigkeit. Fast flehend sagte er: „Frage mich nicht, mein Kind."

Doch Baldar ging nicht davon und fragte immer wieder, bis der Mann ausrief: „So heb dich weg. Ich will kein Menschengesicht mehr sehen!"

Da erfaßte den Knaben ein Grauen und er sagte: „Vater, was hast du vor? Denke an deine Seele!"

Und jetzt lachte der Edelmann laut auf: „Ich habe keine Seele!"

Nun klammerte sich der Knabe an den Vater und sprach: „O mein Vater, was hast du für eine gute Seele, ich weiß es. Was hast du für eine treue, für eine große Seele!"

„Ich besitze sie nicht mehr, Kind. Ich habe meine Seele verkauft!"

— — Er hat seine Seele verkauft.

Da dieses Geständnis gefallen, erschrak er selbst davor. Aber dann begann er stockend und erzählte, wie es hat sein können. Er blickte dabei den Knaben nicht an, er starrte leer in die Luft hinaus und die Worte waren kalt und lallend, als wären sie im Traum gesprochen. — In jener Nacht, als er hinabgestiegen war in die Keller, um Reste des Notpfennigs zu suchen, hatte er die halbverfallene Steintreppe entdeckt, die noch tiefer in das Innere des Berges führte. Da war er in eine Höhle gekommen, deren Wände einen blauen Schimmer hatten wie morschendes Holz. Dieser Schimmer stieg fort und fort aus der Wand

Oder ob er ihm die Ampel leihen wolle, um die Treppe zu suchen.

„Twatsch“, sagte der Alte. Und setzte mit schwerer Zunge die Frage bei: „Junger Herr, wollt ihr es euerem gnädigen Urheber nachmachen? Ja? — Ich weiß es wohl. Ich sage euch, es ist blauer Dunst.“

„Ich will dorthin, wo mein Vater war,“ sprach der Knabe.

„Ach, dort seid ihr ja. Euer Vater war im Weinkeller und nirgendwo anders.“

„Mein Vater trinkt nicht.“

„Wer spricht vom Trinken. Hier säuft man.“

„Mein Vater hat Größeres zu tun. Und ich gehe seine Seele zu suchen?“

„Junger Herr, euer Vater ist krank. Im Keller wird man immer krank. Ich bin auch krank. Aber so viel weiß ich wohl, seit sechsundzwanzig Jahren bin ich hier Kellermeister und kenne alle Spundlöcher und alle anderen und alle Winkel im ganzen Schloß. Aber von einer Steintreppe, die in die Unterwelt führt, weiß ich nichts, das ist blauer Dunst. Ich sage euch, euer Vater ist krank. Ich bin sehr betrübt darüber, daß unser gnädiger Herr so krank ist. Ihr sagt, er trinkt nicht. Eben deshalb. Er leidet an dickem Blut. Ihr müßt zum Magister gehen.“

Nach diesen Worten war der Kellermeister eingeschlafen. Und Baldar wurde nun nachdenklich. Krank? Dickes Blut? Magister? Das leuchtete ihm fast ein. Der Magister, das war ein hochgelehrer Doktor drüben auf dem Grat, wo eingewanderte Bajuwaren gerodet hatten. Er verstand aus den Wurzeln und Kräutern des Gebirges Lebenssäfte zu brauen und durch Schlagen der Ader krankes Blut abzuführen. Einen Knappen des Schlosses hatte er vor kurzem von der Fallsucht geheilt. Von einem besessenen Fischerweibe hatte er den bösen Geist ausgeschworen. Vielleicht kann dieser Mann dem Teufel doch auch die Seele des Vaters wieder entwinden. Denn der Vater ist nur krank, weil er die Seele verloren hat. — Der Knabe ging zum Master.

Es war ein harter Weg durch Strupp und Gegräße, über Stein und Gefälle, aber am Abende war er auf dem Grat. Im Hause des Magisters war ein betäubender Geruch von all dem trockenen Gewürze und Gekräute, das da an den Wänden aufgestapelt war oder niederhing. Darunter auch Grasbüscheln für die Ziegen, die an dem gelehrten Doktor, seiner alten Frau und seinem jungen Gehilfen die Nährmutterwürde vertraten. Als der Knabe sich dem Doktor vertraut hatte — nicht verschwiegen des Vaters schwere Müdigkeit und tiefe Traurigkeit, hob der schlanke hagere Greis die Arme gegen Himmel und sprach lateinische Worte. Dann schlug er feierlich, wie der Priester bei der Messe ein Buch mit uralt heiligen Zeichen auf und las in tiefer, oft wie vor

— Als der Edelmann hierauf in seinem Keller erwacht war, griff er sich an die pochenden Schläfe und dachte: Gott sei Dank, daß es ein Traum gewesen. Aber es war kein Traum gewesen. Prickelnd schmerzte ihn noch die Wunde am Arm, die er sich mit der Feder geritzt. Und was war das für ein bauchiges Ungetüm, an dem er lehnte? Es war das Faß mit den Goldstücken. — Und dann kam die Zeit ohne Gemüt. So lange die Schaffenslust und die Glückshoffnung währte, wurde der Mangel nicht empfunden, aber als die Müdigkeit folgte und die Enttäuschung, da besann der arme Mann sich seiner Seele — und fand sie nicht mehr.

„Sie ist in Ewigkeit dahin", murmelte er und sprang einen Schritt gegen den Tümpel.

Der Knabe hielt ihn zurück und sagte: „Vater, gehe heim und warte. Ich will dir die Seele zurückbringen."

Das war so fest und zuversichtlich gesprochen, daß der Edelmann das Haupt hob. Schlank und stramm wie ein kleiner Held stand Baldar auf dem Rasen und seine Wangen und seine Augen glühten so lebhaft, daß dem Vater flüchtig ahnte, es könnte vielleicht doch noch einmal warm werden in seiner Brust.

Er ging mit dem Knaben zurück aufs Schloß. Unterwegs schwiegen sie. Aber als der Vater in sein Gemach trat, blieb Baldar an der Tür zurück und sagte: „Warte, ich bringe dir die Seele."

Da war es eines Tages, daß Baldar, als nach der lateinischen Lehrstunde der Lehrer ihn verlassen hatte, heimlich in die Keller hinabstieg. Zuerst war es um ihn ganz dunkel, allmählich sah er die hoch oben angebrachten blassen Fensterlein, in deren unsicherem Schein er die halbverfallene Steintreppe suchte. Er ging durch mehrere Gewölbe und fand sie nicht. Er kam zu großen Fässern, die ihn zuerst erschreckten, weil er glaubte, sie wären voller Goldstücke. Aber sie standen nicht aufrecht sondern lagen in Gestellen auf dem Bauch. Und weit hinten in einem Winkel glühte ein rotes Lichtlein. Dem ging er zu und fand hinter dem letzten Faß einen alten Mann liegen. Der lehnte das Haupt an die Mauer, streckte die Beine gabelförmig von sich, hielt die Arme kreuzweise hingelegt und hatte in jeder Hand einen Becher. Einer derselben war so schief gehalten, daß die letzten Tropfen auf die Erde sickerten, den anderen leitete der Alte gegen sein Gesicht und fand den Mund nicht. So goß er den Wein über die Wangen und knurrte dabei über die Unhandlichkeit dieser römischen Trinkbecher. Es war der Kellermeister.

Als er den Knaben sah, wollte er sich aufrichten; aber es gelang nicht und so ließ er sich liegen. Baldar fragte ihn, wo denn die halbverfallene Steintreppe sei, die in das Innere des Berges führe.

„Twatsch", antwortete der Alte.

Wellen. Baldar mußte über das Gebirge. Je höher die Berge, je lichter und freier der Boden und auf den Hochrücken und Kuppen war es glatt zu wandern, daß sein Fuß leicht und sein Sinn noch leichter wurde. Der Gedanke, daß er von daheim ohne alles so fortgegangen war, belastete ihn nicht. Mutter vermißt ihn nicht, und dem Vater ist alles eins. Vor wilden Tieren bangte er auch nicht, ebensowenig vor bösen Menschen, denn Furcht hatte er nicht kennen gelernt. Sein hochgemuter Vater hatte in jenen glücklichen Jahren stets nur von Sieg und Glück erzählt, niemals von Unterliegen und Elend. Er sah im Gebiete seiner rauhen Pfade den fletschenden Bären und den grimmen Wolf und den Adler, der mit schwerem Flügelschlag über seinem Haupte kreiste, immer näher, immer tiefer herab, um dann irgend auf ein Tier sich zu stürzen. Sein Bündel am Rücken schritt er mit dem leichten Haselstock munter aus. Auf den Almjöchern wollte ihn manchmal der Sturm zurückjagen, indem er ihm Sand und Eiskörner ins Gesicht warf, er drang durch. Aus fliegenden Nebeln sprangen Blitze auf und ab, hin und her und beschrieben ungeheuere Trudenkreuze — Baldar drang durch und fürchtete nichts. Einmal in der Nacht eines solchen Wettersturmes flüchtete er in ein dichtes Gewebe von jungen Fichten und legte sich auf zerknülltes und zerwühltes Moos. Da knisterte es in den Zweigen und unter Blitzschein sah er zwei riesige Bären, die plump tastend hereinkamen zu ihrem Lager. Als sie den Eindringling merkten, grölten sie, stießen ein paarmal ihre Schnauzen an seinen Kopf. Dann legten sie sich hin und die drei Wesen schliefen friedlich nebeneinander die ganze Nacht. Gegen Morgen allerdings bedachte Baldar, wie das werden könnte, wenn die Bettgenossen mit gutem Appetit auf ein Frühstück erwachten. Er wollte heimlich unterhalb des Gestrüppes davonkriechen, da brüllten die Bären und erhoben sich rascher, als es sonst ihre Art ist. Baldar hatte sich aufgerichtet, so standen sie da und schauten sich an. Die wilden Tiere schienen von seinem Auge gebannt zu sein, sie rührten sich nicht. Endlich senkten sie ihre borstigen Köpfe, tappten durch das Dickicht hinaus und trotteten knurrend davon.

Baldar war gar nicht erstaunt über das Wunder, das geschehen. Er wußte auch nicht, daß die Macht seines seelenvollen Auges die Bestien gebändigt hatte. Er dachte immer nur an die verkaufte Seele.

Am dritten Tage seiner Wanderschaft kam er in ein breites, von Menschen bewohntes Tal und in den Weiler, genannt Sankt Marein. Der Rechtswalter bewohnte ein stattliches Blockhaus. Er hatte einen großen Kahlkopf, aber seine Gestalt ragte nicht höher als die des Knaben Baldar. Über die tränenden Augen hatte er eine grüne Blende gebunden, so stand er schiefschulterig da und studierte in Pergamenten, die aufgerollt von der Wand niederhingen. Die Sache des fremden

Staunen stockender Stimme. Dann hob er mit derselben Würde eine Schale und einen Mörser vom Gestelle, nahm ein Büschel dürrer Kräuter, schlug seine Arme kreuzweise über die Brust und redete in lateinischer Sprache. Endlich schritt er langsam zur Tür hinaus und zog den Saum seines schwarzen Mantels hinter sich her.

Baldar wendete sich zum jungen Gehilfen, der mit einem breiten Messer Wurzeln in einen Trog schnitt, und sprach mit fragendem Blick: „Ich weiß nicht, was er gesagt hat."

„Du brauchst es auch nicht zu wissen", antwortete der Gehilfe. „Der Meister wird nun Salben rühren und Tränke brauen und Pulver mischen, wird sie deinem Vater schicken, schwere Goldstücke dafür verlangen und versichern, daß der Kranke gesund werden würde. Dein Vater wird aber nicht gesund werden von diesen Medizinen, denn ihm fehlt zum Leben die Seele."

Da erschrak Baldar, denn von der verkauften Seele hatte er nichts gesagt.

„Ich habe", fuhr der Gehilfe fort zu sprechen, „deinen Vater vor kurzem im Walde begegnet. Er saß auf dem Pferde und ließ dieses gehen, wohin es wollte. Er saß wie ein Leichnam oben und das Roß ging langsam über Stock und Stein und so gewegen, daß er nicht herabfiel. Aber wie eine Bremse an seine Backen flog, da zuckte er doch mit der Hand danach, weiter nichts, sein Auge blieb gestockt wie Eis."

Nun mußte Baldar wohl bekennen, der Vater habe seine Seele dem Teufel verschrieben.

„Das habe ich mir gedacht", sagte der Gehilfe ganz ruhig. „Er hat gewiß des Geldes bedurft. Aber siehe, das ist kein ärztlicher Fall, das ist ein Rechtsfall. Da mußt du zu einem Rechtswalter gehen, daß er den Prozeß übernehme. Es ist ein schwieriger Fall, aber so ein Rechtswalter ist oft schlauer wie der Teufel. Ich wüßte dir auch einen. Er lebt im oberen Tale der Mur, wo es heißt Sankt Marein. Er ist mein Meister gewesen früher, denn wisse, ich bin ein Studiosus, der alle Fakultäten durchprobieren will. Bei der, wo es mir am besten geht, bleibe ich stehen. Wenn du in Sankt Marein zum Rechtswalter kommst, so sage einen Gruß vom Jünger Klarbold, und er möge sich deiner Sache annehmen."

Nun hat Baldar nicht gewartet, bis der Magister zurückkehrte von seiner lateinischen Küche, sondern ist unter schönem Dank fortgegangen und hat sich auf die Wanderschaft begeben ins obere Tal der Mur. Aber dahin war es weit und unheimlich. Dem Flusse entlang führte kein Steig; da hingen links und rechts von den Hängen herab die gebrochenen Waldstämme in das Wasser und an den Felsen filzten sich grünliche Flechten nieder und legten ihre langen Bärte wiegend auf die

Sechsundzwanzig und Eine.

(Erzählung von **Maxim Gorki**.*)

1.

Wir waren unser sechsundzwanzig Mann — sechsundzwanzig lebendige Maschinen, die in einem feuchten Keller eingeschlossen waren, wo wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend Teig kneteten und Brezeln und Kringeln machten. Die Fenster unseres Kellers gingen auf eine Nische hinaus, die vor ihnen freigelassen und mit vom Alter grün gewordenen Ziegelsteinen ausgelegt war; die Fensterrahmen waren von außen mit einem dichten Eisengitter versehen, und das Licht der Sonne vermochte nicht, durch die mit Mehlstaub bedeckten Scheiben zu uns hindurchzudringen. Unser Meister hatte die Fenster mit Absicht so verbarrikadieren lassen, damit wir den Bettlern oder irgend einem arbeitlosen, hungernden Kameraden nicht ein Stück von seinem Brot hinausreichen könnten; unser Meister nannte uns Spitzbuben und gab uns zu Mittag statt Fleisches verdorbene Kaldaunen zu essen . . .

Eng und stickig war unser Aufenthalt in dem steinernen Kasten unter der niedrigen, schweren Decke, die voll Ruß und Spinngewebe war. Schwermut und Ekel lastete auf unserem Gemüt in diesen dicken, von Schmutz und Schimmel bedeckten Mauern . . . Wir standen um fünf Uhr des Morgens auf, ohne ausgeschlafen zu haben, und setzten uns um sechs Uhr stumpfsinnig und gleichgiltig an den Tisch, um aus dem Teig, den die Arbeitskollegen während unserer Schlafzeit für uns angerührt hatten, Kringel zu formen. Und den ganzen Tag, vom Morgen an bis zehn Uhr abends, saßen die einen von uns am Tisch, rollten mit den Händen den elastischen Teig aus und wiegten sich dabei, um nicht steif zu werden, hin und her, während die andern Mehl und Wasser mischten. Und den ganzen Tag brodelte eintönig-melancholisch das siedende Wasser in dem Kessel, in dem die Kringel gebrüht wurden, und die Schippe des Bäckers schurrte heftig und rasch gegen den Herdboden, indem sie die glitschigen, frisch gebrühten Teigstücke auf die glühenden Backsteine warf. Vom Morgen bis zum Abend glühten auf der einen Seite des Ofens die brennenden Holzstücke, und der rote Widerschein der Flamme zitterte an der Wand der Backstube, wie wenn er im stillen sich über uns lustig machte. Der ungeheure Ofen glich dem mißgestalteten

*) Aus Maxim Gorki: „Auswahl aus seinen Schriften“, herausgegeben von August Scholz. Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. Diese Auszüge aus Gorkis Schriften reichen hin, um die kraftvolle Eigenart der Schilderung des russischen Schriftstellers zu kennzeichnen. Erzählt wird im Buche stets von armen Leuten, die nahe am Rande des Verbrechens stumpf dahinleben und deren Gesellschaft einem bald zuwider werden müßte, wenn die Milieuschilderung und Charakterzeichnung nicht so fesselnd wäre. Die Red.

Knaben, der die Seele seines Vaters wieder zurückgewinnen wollte, hörte er mit Gelassenheit an. Dann drang er darauf ein, ob der Edelmann mit eigener Hand und mit eigenem Blute seinen Namen unterschrieben, und ob der blaue Riese die Schrift auch sicher zu sich gesteckt habe. Als dieses Baldar nach der Erzählung seines Vaters bejaht hatte, schob der kleine Herr seine breiten Achseln in die Höhe und sprach: „Mein lieber Junge, da wird sich schwer etwas machen lassen. Es sind alle Punkte beobachtet, der Vertrag ist rechtsgiltig."

„Aber der Vater hatte doch nicht geschrieben, daß er seine Seele verschreibe", wagte Baldar zu bemerken.

„Das tut nichts. Unter dieser Form würde niemand ins Garn gehen", antwortete der Rechtswalter. „Wer den Schatz an sich genommen, der hat sich verpflichtet." Als Beispiel erzählte er gesprächig, daß unweit von Sankt Marein ein kluges Bäuerlein gelebt, das sich dem Teufel um einen Hut voll Silberlinge verschrieben habe. „Er schrieb nichts als seinen Namen, aber um den Teufel zu überlisten, setzte er mündlich hinzu: Mit diesem Namenszug verschreibe ich dir meinen Nachbarn Gamsold, der mir immer meinen Grenzstein verrückt. Was geschah? Nach sieben Jahren kam ein grünes Männlein, forderte dem Bauern die Seele ab. Und der andere, der Nachbar Gamsold lebt heute noch. Ja leider, wer mit dem Teufel zu tun hat, der verliert gewöhnlich. Ich könnte ja den Prozeß übernehmen, aber die Sache ist kostspielig, sie kann bis zum jüngsten Tage währen. Und schließlich, um aufrichtig zu sein: Was bliebe euch übrig? Weder Geld noch Seele."

Weil Baldar auf solchen Bescheid tief niedergeschlagen war, so setzte der Rechtswalter bei: „Ob es in diesem Falle nicht klüger ist, mein Junge, du gehst zu einem Priester? Diese Herren können mit dem Teufel besser umgehen. Es ist ja eines Versuches wert. Vielleicht könnte ich dir den Abt des Klosters Taubenhausen empfehlen. Das ist nur wenige Stunden von hier entfernt und der Abt ist ein sehr angesehener Prälat bei Großen und Kleinen. Sollte mich wundernehmen, wenn nicht auch der Teufel vor ihm Respekt hätte. Wenn Einer die Seele deines Vaters zurückbekommt, so ist es der hochwürdige Abt von Taubenhausen."

So verließ der Knabe den kleinen alten Mann und ging talaufwärts, so lange, bis ihm die weißen Mauern des Klosters entgegenleuchteten. Und er hatte gute Hoffnung, daß der hochgeweihte Herr ihm helfen werde, die verkaufte Seele seines Vaters zu retten. (Fortsetzung folgt.)

nehmen noch ein paar weitere Stimmen das Lied auf — gleich einer Woge schwillt es an, wird stärker und lauter und dringt hinaus durch die feuchten, schweren Wände unseres steinernen Gefängnisses . . .

Bald singen alle sechsundzwanzig Mann; die lauten, längst eingesungenen Stimmen erfüllen die Werkstatt; dem Liede wird's zu eng in dem niedrigen Raume: es flattert an den steinernen Wänden entlang, es stöhnt und weint und erregt einen leisen, kitzelnden Schmerz im Herzen, öffnet alte Wunden und erregt die Sehnsucht in ihm . . . Die Sänger seufzen tief und schwer; der eine und andere hört plötzlich auf zu singen und horcht lange, wie die Kameraden singen, um dann von neuem in den Chorgesang einzufallen. Ein anderer stößt mitten im Gesang ein klagendes „Ach!" aus — mit geschlossenen Augen singt er weiter, und die breite, volle Flut der Töne erscheint ihm vielleicht wie ein Weg, der irgendwohin in die Ferne führt, leuchtend, voll hellen Sonnenscheins, ein breiter Weg, auf dem er sich selbst daherwandeln sieht . . .

Die Flamme im Ofen flackert immer noch, immer noch schurrt die Schippe des Bäckers über die Ziegel, brodelt das Wasser in dem Kessel, zittert, uns still verlachend, der Widerschein des Feuers an der Wand. Wir aber singen uns mit fremden Worten die bittere Pein vom Herzen, den dumpfen Gram lebendiger Menschen, die der Sonne beraubt sind, den Gram der Sklaven. So lebten wir sechsundzwanzig in dem Keller des großen, steinernen Hauses, und unser Leben war uns so schwer und drückend, als ob das ganze dreistöckige Haus unmittelbar auf unseren Schultern erbaut wäre.

2.

Außer den Liedern jedoch hatten wir noch etwas anderes, schönes — etwas, das wir liebten und das uns vielleicht die Sonne ersetzte. Im zweiten Stockwerk unseres Hauses befand sich eine Werkstatt für Goldstickerei, und dort lebte außer den zahlreichen Arbeiterinnen auch das sechzehnjährige Stubenmädchen Tanja. Jeden Morgen schmiegte sich ein kleines, rosiges Gesichtchen mit munteren blauen Augen an das Glas des Fensterchens, das in die nach dem Hausflur führende Tür unserer Werkstatt eingelassen war, und eine helle, freundliche Stimme rief uns zu: „Heda, ihr Arrestantchen! Kringelchen her!"

Sobald die uns bekannte helle Stimme erklang, wandten wir uns alle um und blickten freudig und gutmütig auf das Mädchengesicht, das uns vergnügt zulächelte. Es war uns zur angenehmen Gewohnheit geworden, das gegen die Glasscheiben gedrückte Näschen und die kleinen weißen Zähne zu sehen, die zwischen den rosigen Lippen des lächelnden Mundes hervorschimmerten. Hals über Kopf beeilten wir uns, ihr die

Riesenschädel irgendeines sagenhaften Ungetüms, der gleichsam aus der Erde emporstarrte und aus seinem weitgeöffneten, feuergefüllten Schlunde uns anfauchte, während die schwarzen Öffnungen der Luftlöcher starr auf unsere endlose Arbeit zu blicken schienen. Diese beiden tiefen Öffnungen erschienen wie die Augen — die mitleidlosen, kalten Augen des Ungeheuers: sie schauten auf uns stets mit demselben düstern Blick, als ob sie es müde wären, Sklaven zuzuschauen, von denen sie nichts Menschliches erwarteten, und für die sie nur die kalte Geringschätzung überlegener Weisheit hatten.

Tag für Tag rollten wir in dem Mehlstaub, dem von unseren Füßen aus dem Hofe hereingetragenen Schmutz und der stickigen, übelriechenden Luft den Teig aus und machten daraus Kringel, die wir mit unserem Schweiße netzten. Und wir haßten unsere Arbeit mit bitterem Hasse, wir aßen niemals das, was aus unseren Händen hervorging, und zogen den Kringeln das einfache Schwarzbrot vor. Wir saßen an einem langen Tische einander gegenüber, auf jeder Seite neun Mann, und bewegten viele, viele Stunden lang mechanisch unsere Arme und Finger, und wir waren so gewöhnt an unsere Arbeit, daß wir auf unsere Bewegungen gar nicht mehr achtgaben. Und wir hatten einander schon so bis zum Überdruß oft angeschaut, daß jeder von uns alle Falten und Runzeln auf den Gesichtern der Arbeitsgenossen kannte. Es gab nichts, worüber wir hätten sprechen können, aber wir waren hieran schon ganz und gar gewöhnt und schwiegen die ganze Zeit, wenn wir uns nicht gerade zankten — denn es gibt ja stets Gründe genug, mit einem Menschen zu zanken, namentlich mit einem Arbeitsgenossen. Aber wir zankten uns auch nur selten — worin kann es schließlich ein Mensch versehen, wenn er halbtot ist, wenn er einem steinernen Götzenbilde gleicht und sein ganzes Gefühlsleben durch harte, schwere Arbeit erstickt ist? Das Schweigen aber ist nur für diejenigen qualvoll und schrecklich, die schon alles gesagt und nichts mehr vorzubringen haben; für Menschen jedoch, die überhaupt noch nicht zu sprechen begonnen haben, ist das Schweigen eine einfache, leichte Sache . . . Bisweilen jedoch sangen wir, und unser Gesang begann also: mitten in der Arbeit seufzte plötzlich irgendeiner von uns tief auf, wie ein müder Gaul, und stimmte eins jener melancholischen Lieder an, deren sanft klagendes Motiv stets die schwere Last, die auf der Seele des Singenden ruht, erleichtert. Einer von uns singt, und wir anderen hören zuerst schweigend seinem Einzelgesange zu, der gleichsam unter der niedrigen Kellerdecke verlöscht wie ein kleines Steppenfeuer in kalter Herbstnacht, wenn der graue Himmel gleich einem bleiernen Dache über der Erde hängt. Dann gesellt sich zu dem Sänger ein zweiter, und die beiden Stimmen schweben leise und traurig durch die dumpfe Schwüle unserer engen Höhle, und plötzlich

gewesen wäre als sie, und niemand außer ihr schenkte uns, die wir in dem Keller da unten hausten, irgendwelche Beachtung, niemand von all den vielen, vielen Menschen, die in dem Hause wohnten . . .

Endlich aber — und das scheint mir die Hauptursache — betrachteten wir sie als eine Art Eigentum, als etwas, das einzig und allein dank unseren Kringeln existierte; wir hatten es uns zur Pflicht gemacht, ihr frische, heiße Kringeln zu geben, und das ward für uns gleichsam zu einem täglichen Opfer, das wir unserem Idol darbrachten. Es wurde uns förmlich zu einem heiligen Brauch und kettete uns mit jedem Tage fester an sie. Außer den Kringeln gaben wir Tanja auch noch viele gute Ratschläge — sich wärmer anzuziehen, nicht so eilig auf den Treppen zu laufen, keine schweren Holztrachten zu schleppen. Sie hörte unsere Ratschläge lächelnd an, antwortete lächelnd und folgte uns nie. Doch waren wir darum nicht weiter böse: wir wollten ihr ja nur beweisen, wie sehr wir um sie besorgt waren.

Oft wandte sie sich an uns mit dieser oder jener Bitte, bat uns zum Beispiel, ihr die schwere Kellertür aufzumachen oder Holz zu zerkleinern, und wir taten alles, was sie von uns verlangte, mit Freuden, ja sogar mit einem gewissen Stolze.

Als aber einer von uns sie bat, ihm doch sein einziges Hemd auszubessern, fuhr sie ihn verächtlich an und meinte: „Was dir einfällt, das Hemd flicken — fehlte mir gerade noch! . . .“

Wir lachten den sonderbaren Kauz gehörig aus und — baten sie nie mehr um irgend etwas. Wir liebten sie, damit ist alles gesagt. Der Mensch will stets irgend jemand seine Liebe zuwenden, wenn auch diese Liebe bisweilen dem andern lästig wird und sein Leben beschmutzt oder gar vergiftet. Aber danach fragt eben die Liebe nicht. Wir mußten einfach Tanja lieben, da wir sonst niemand hatten, den wir lieben konnten.

Manchmal begann der eine oder andere von uns zu räsonnieren:

„Warum verwöhnen wir eigentlich das Mädchen so? Was ist denn an ihr so Besonderes — wie? Wir machen schon gar zu viel Umstände mit ihr . . .“

Wir brachten den Verwegenen, der solche Reden zu führen wagte, sehr schnell nnd energisch zur Vernunft. Wir mußten eben irgend etwas lieben: wir hatten dieses Etwas gefunden und liebten es, und die Tatsache, daß wir alle sechsundzwanzig miteinander es liebten, mußte für jeden einzelnen unantastbar sein wie ein Heiligtum. Wer in dieser Frage gegen uns stand, war einfach unser Feind. Vielleicht war der Gegenstand unserer Liebe dieser Liebe gar nicht wert — aber wir waren unser sechsundzwanzig, und darum wollten wir, daß das, was uns teuer war, auch allen andern heilig sein sollte.

Tür zu öffnen, und nun tritt sie vor uns hin, so munter und lieb, und steht da mit vorgehaltener Schürze, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, steht da und lächelt und lächelt. Der lange, dicke, kastanienbraune Zopf hängt über ihre Schulter hinweg auf die Brust. Und wir schmutzigen, finstren, ungeschlachten Burschen schauen zu ihr auf — denn die Türschwelle, auf der sie steht, ist um vier Stufen höher als der Fußboden — schauen sie an mit erhobenem Kopfe, wünschen ihr einen guten Morgen und sagen ihr ein paar Worte von ganz besonderer Art, wie wir sie nur für sie allein bereit haben. Wenn wir mit ihr reden, werden unsere Stimmen sanfter und unsere Scherze harmloser. Alles, was sich auf sie bezieht, nimmt in unsern Augen diesen ganz besonderen Charakter an. Der Bäcker holt aus dem Ofen eine Schippe voll der bestgerösteten und schönstgebräunten Kringel und schüttet sie geschickt in Tanjas Schürze.

„Sieh nur zu, daß du dem Meister nicht in die Quere läufst", warnen wir sie jedesmal. Sie lächelt schalkhaft und ruft und vergnügt zu:

„Lebt wohl, Arrestantchen!" — und huscht rasch wie ein Mäuschen davon.

Das ist alles . . .

Aber lange noch, wenn sie fortgegangen, plaudern wir miteinander so gern von ihr — und immer sagen wir dasselbe, was wir gestern und vorgestern gesagt haben, weil sie sowohl wie wir und alles rings um uns genau ebenso geblieben ist, wie es gestern und früher war . . . Überaus qualvoll und niederdrückend ist's, wenn der Mensch so dahinlebt und um ihn her sich gar nichts verändert; und wenn dieser Zustand seine Seele nicht vollends tötet, wird das ewige Einerlei seiner Umgebung mit der Zeit für ihn immer qualvoller . . . Wir sprachen sonst von den Weibern in einem Tone, daß unsere schamlos rohen Reden uns selbst bisweilen zuwider wurden, was leicht begreiflich ist, da jene Art Weiber, die wir kannten, es kaum besser verdienten. Von Tanja jedoch sprachen wir nie etwas Böses, keiner von uns hätte es je gewagt, sich ihr gegenüber einen lockeren Scherz zu erlauben, und noch viel weniger, sie zu berühren. Vielleicht lag das nur daran, daß sie immer nur ganz kurze Zeit bei uns blieb, sie flitzte gleichsam an unseren Augen vorüber wie ein Stern, der vom Himmel fällt, und verschwand sogleich wieder; oder vielleicht auch daran, daß sie so klein und hübsch war, und weil alles Schöne selbst die rohesten Gemüter zur Achtung zwingt. Und dann kam noch eins in Betracht: obwohl unsere elende Tretmühlenarbeit uns zu stumpfsinnigen Lasttieren herabwürdigte, blieben wir doch immer Menschen und konnten wie alle Menschen nicht ohne irgend etwas leben, das wir verehrten. Wir hatten eben niemand, der besser

blau, mit aufgestickten Blumen, und schimmerte ganz eigentümlich; die Knöpfe daran waren aus roten Steinchen gefertigt. Auch eine Uhrkette hatte er . . .

Ein hübscher Bursche war er, dieser Soldat, so hochgewachsen, gesund, mit roten Backen, und die großen, hellen Augen blickten so gutmütig-freundlich und klar. Auf dem Kopfe hatte er eine weiße, steif-gestärkte Mütze, und unter der saubern, nicht ein einziges Fleckchen aufweisenden Schürze guckten die Spitzen der modischen, glänzend gewichsten Stiefel hervor.

Unser Bäcker bat ihn respektvoll, doch die Tür zuzumachen; er tat es, ohne sich besonders zu beeilten, und begann uns dann über den Meister auszufragen. Wir beeilten uns um die Wette, ihm zu sagen, daß unser Meister ein ganz abgefeimter Spitzbube, Gauner, Halunke und Quälgeist sei — kurz alles, was man nur irgend von einem Meister sagen kann und sagen muß, was sich jedoch hier nicht alles niederschreiben läßt. Der Soldat hörte sich's an, bewegte seinen Schnurrbart und sah uns mit freundlichen, klaren Blicken an.

„Mädels habt ihr hier die schwere Menge“, begann er plötzlich.

Etliche von uns lachten ehrerbietig, andere schnitten eine lüsterne Grimasse, und einer berichtete dem Soldaten, daß ihrer neun Stück im Hause seien.

„Ist was zu machen? . . .“ fragte der Soldat, mit den Augen zwinkernd.

Wir lachten wieder, nicht sehr laut und ein wenig verlegen . . . So mancher von uns hätte wohl gern dem Soldaten als ein ebenso schneidiger Bursche, wie er selbst war, erscheinen mögen, doch keiner von uns hatte eben das Zeug dazu. Und einer gestand's ihm und sagte leise: „Wie können wir an so was denken! . . .“

„Hm — ja, das ist nichts für euch“, meinte der Soldat selbstbewußt, indem er uns aufmerksam musterte. „'s ist nicht viel los mit euch . . . die richtige Haltung fehlt euch, das Äußere sozusagen. Die Weiber lieben nun mal das Äußere am Menschen, sie wollen vor allem 'nen strammen Körper . . . alles akkurat! Und namentlich haben sie Respekt vor der Kraft . . . vor dem starken Arm . . .!“

Der Soldat zog seine rechte Hand aus der Tasche, hob den bis zum Ellbogen nackten Arm mit dem aufgestreiften Hemdärmel empor und zeigte ihn uns . . . Es war ein weißer, kräftiger, mit goldigschimmerndem Flaum bedeckter Arm.

„Beine, Brust, alles muß fest gebaut sein . . . Und dann muß sich der Mann auch danach kleiden, wie's eben die Sache verlangt . . . Mich zum Beispiel lieben die Weiber. Ich ruf' sie nicht, ich lock' sie nicht — sie fliegen mir von selbst an den Hals, zu fünfen auf einmal . . .“

Unsere Liebe ist unter Umständen nicht weniger lästig als unser Haß . . . Darum behaupten wohl auch gewisse stolze Naturen, daß unser Haß ihnen noch schmeichelhafter sei als unsere Liebe . . . Aber wenn das wirklich der Fall ist — warum fliehen sie uns dann nicht? . . .

3.

Außer der Kringelbäckerei hatte unser Meister auch noch eine Feinbäckerei; sie befand sich in demselben Hause und war von unserer Höhle nur durch eine Wand getrennt. Aber die Feinbäcker — es waren ihrer vier Mann — hielten sich von uns fern, da sie ihre Arbeit für reinlicher hielten als die unsere und daher auch sich selbst als etwas besseres ansahen. Sie kamen nicht in unsere Werkstatt und lachten geringschätzig über uns, wenn sie uns auf dem Hofe begegneten; auch wir gingen nicht zu ihnen: der Meister hatte es uns verboten, da er fürchtete, daß wir ihm etwas von dem Feingebäck drüben stehlen könnten. Wir liebten die Feinbäcker nicht, weil wir sie beneideten: ihre Arbeit war leichter als die unsere, sie bekamen einen besseren Lohn als wir und auch bessere Kost; sie hatten eine große, helle Backstube und waren alle, im Gegensatz zu uns, so gesund und sauber. Wir sahen alle so merkwürdig gelb und grau aus. Sie kleideten sich an Feiertagen und in der arbeitsfreien Zeit fein in Jackets und knarrende Stiefel, zwei von ihnen waren im Besitz einer Harmonika, und sie pflegten alle im Stadtgarten spazieren zu gehen. Wir dagegen trugen zerlumpte, schmutzige Kleider und altes Schuhwerk oder Bastschuhe an den Füßen; uns ließ die Polizei auch nicht in den Stadtgarten hinein — konnten wir da wohl diese Feinbäcker lieben?

Eines Tages nun erfuhren wir, daß drüben in der andern Werkstatt der Bäcker, der am Ofen arbeitete, zu trinken begonnen habe und vom Meister fortgejagt worden sei — dieser habe schon einen andern Bäcker angenommen, einen gedienten Soldaten, der eine Atlasweste und eine Uhr an goldener Kette trug. Wir waren sehr gespannt, einen solchen Stutzer zu sehen, und liefen in der Hoffnung, ihn zu Gesicht zu bekommen, immer einer nach dem andern auf den Hof hinaus.

Aber er kam selbst in unsere Werkstatt. Mit einem Fußtritt stieß er die Tür auf, ließ sie offen stehen und sagte zu uns, während er lächelnd auf der Schwelle stand:

„Gott helf' euch! Guten Tag, Jungens! . . .“

Die kalte Luft, die in einer dichten Dunstwolke hereindrang, umwogte seine Füße, er aber stand auf der Schwelle und sah von oben her lächend auf uns herunter, wobei unter dem hellblonden, keck aufwärts gedrehten Schnurrbart seine großen gelben Zähne sichtbar wurden. Seine Weste war in der Tat von ganz besonderer Art — sie war

mit ihr über den Soldaten zu sprechen, aber sie nannte ihn ein „glotzäugiges Kalbsgesicht“ und sonst noch ähnlich, und das beruhigte uns. Wir waren stolz auf unser Mädchen, zumal wir sahen, wie die Goldstickerinnen sich um den Soldaten rissen. Tanjas Verhalten ihm gegenüber hatte gewissermaßen auch für uns etwas Schmeichelhaftes, und ermutigt durch ihre absprechende Meinung über ihn, begannen auch wir, ihn geringschätziger zu behandeln. Sie aber ward uns nur noch lieber, treuherziger und freudiger begrüßten wir sie an jedem Morgen.

Eines Tages kam der Soldat ein wenig angeheitert zu uns, setzte sich und begann vor sich hin zu lachen, und als wir ihn fragten, weshalb er denn lache, erzählte er uns:

„Denkt euch nur — da haben sich zwei meinetwegen geprügelt, die Lidka und die Gruschka! . . . Herrgott, haben die sich zugerichtet — ha ha! In die Haare kriegten sie sich zu fassen, und auf'm Boden im Hausflur haben sie sich gewälzt. Immer eine über die andere weg . . . ha ha ha! Die Gesichter haben sie sich zerkratzt und die Kleider zerfetzt . . . zum Kranklachen! Daß das Weibervolk sich nie auf anständige Manier prügeln kann! Warum kratzen sie sich denn immer, he?“

Er saß auf der Bank, so gesund, so sauber und vergnügt — saß da und lachte in einem fort. Wir schwiegen. Uns wollte er diesmal nicht so recht gefallen.

„Nein, was ich bei den Weibern für Glück habe! Wie? Zum Kranklachen! Nur ein Blick — weg ist sie! Weiß der Teufel!

Er hob seine weißen Arme empor und ließ sie mit lautem Klatschen auf die Knie zurückfallen. Er sah uns dabei mit so freudig überraschten Augen an, als ob er selbst über sein unglaubliches Glück bei den Weibern erstaunt wäre. Sein volles, rotes Gesicht glänzte vor Selbstzufriedenheit.

Unser Bäcker schurrte ärgerlich und heftig mit der Schippe über den Herd des Backofens und sagte plötzlich in spöttischem Tone:

„Um kleine Tannen auszureißen, dazu bedarf es keiner großen Kraft! Aber versuch's doch mal mit 'ner kräftigen Fichte . . .“

„Was — das sagst du mir?“ fragte der Soldat.

„Wem denn sonst? . . .“

„Was meinst du denn damit?“

„Nichts weiter . . . 's ist mir nur so entfahren.“

„Nein, Bruder, wart mal — wovon redest du? Was für 'ne Fichte meinst du?“

Unser Bäcker antwortete nicht, sondern machte sich vor dem Ofen zu schaffen: er schob die gebrühten Kringeln hinein, zog sie fertig heraus und warf sie geräuschvoll auf den Boden, worauf sie von den Lehrburschen auf Bastschnüre aufgereiht wurden. Er tat, als ob er den

Er hatte sich auf einen Mehlsack gesetzt und erzählte uns des langen und breiten, wie sehr ihn die Weiber lieben, und wie tapfer er mit ihnen umspringe. Dann ging er, und als die Tür sich kreischend hinter ihm geschlossen hatte, schwiegen wir lange und dachten über ihn und seine Reden nach. Und dann begannen alle plötzlich auf einmal zu sprechen, und es zeigte sich, daß er uns allen gut gefallen hatte. So einfach und so nett war er — kommt, setzt sich hin und plaudert los! Niemand kam sonst zu uns, niemand sprach mit uns so, in freundschaftlicher Weise ... Und wir redeten nur immer von ihm und von seinen zukünftigen Erfolgen bei den Goldstickerinnen, die jedesmal, wenn sie einen von uns auf dem Hofe trafen, verächtlich die Nase rümpften und uns auswichen oder gerade auf uns losschritten, als ob wir für sie Luft wären.

Wir aber konnten uns an ihnen nicht satt sehen, wenn wir sie auf dem Hofe trafen oder wenn sie an unseren Fenstern vorüberschritten — im Winter in allerhand originellen Mützchen und Pelzchen, und im Sommer in blumengeschmückten Hütchen, mit bunten Sonnenschirmen in den Händen. Dafür redeten wir dann, wenn wir unter uns waren, von diesem Mädchen in einem Tone, daß sie vor Scham und Empörung außer sich geraten wären, wenn sie uns gehört hätten.

„Daß er nur nicht etwa ... unsere Tanjuschka verdirbt“, sagte plötzlich in besorgtem Tone unser Bäcker.

Wir schwiegen alle, ganz betroffen durch diese Worte. Wir hatten unsere Tanja völlig vergessen: es war, als ob der Soldat mit seiner großen, stattlichen Figur sie in den Schatten gestellt hätte. Dann begannen wir laut zu diskutieren: die einen sagten, Tanja würde sich nicht so weit vergessen; die andern behaupteten, daß sie vor dem Soldaten nicht standhalten würde, noch andere drohten, dem Soldaten, falls er mit Tanja anbändeln sollte, alle Rippen im Leibe zu zerbrechen. Schließlich beschlossen wir alle, auf den Soldaten wie auf Tanja ein scharfes Auge zu haben und das Mädchen vor der drohenden Gefahr zu warnen ... Und dieser Beschluß machte unserem Streit ein Ende.

4.

Ein Monat vielleicht war vergangen. Der Soldat buk seine Semmeln, trieb sich mit den Goldstickerinnen herum und kam oft zu uns in die Backstube, doch erzählte er nichts weiter von seinen Siegen über das weibliche Geschlecht, sondern drehte nur immer seinen Schnurrbart und schmatzte lüstern mit den Lippen.

Tanja holte an jedem Morgen bei uns ihre Kringeln und war munter, lieb und freundlich gegen uns, wie immer. Wir versuchten es,

„Zwei Wochen — dann ist alles gemacht!"

„Ach du . . . Scher dich jetzt, sag' ich!"

Unser Bäcker wurde plötzlich wütend und holte mit der Schippe aus. Der Soldat fuhr ganz verblüfft vor ihm zurück, sah uns schweigend an und verließ die Werkstatt, indem er schadenfroh vor sich hin murmelte: „Na, wartet mal!"

Während die beiden miteinander stritten, hatten wir alle schweigend und voll Spannung zugehört. Sobald aber der Soldat gegangen war, begannen wir lebhaft und lärmend durcheinander zu reden.

„Hast da 'ne schöne Geschichte eingerührt!" rief einer von uns dem Bäcker zu.

„Arbeite, kümmere dich nicht!" versetzte dieser grimmig. Wir fühlten, daß der Soldat sich an seiner Ehre gefaßt fühlte, und daß Tanja eine Gefahr drohte. Wir fühlten das sehr deutlich, zugleich aber wurden wir alle von einer lebhaften, uns angenehm kitzelnden Neugier ergiffen. Was wird nun werden? Wird Tanja sich gegen den Soldaten halten? Und fast alle riefen überzeugt:

„Tanjka? Die wird fest bleiben! Die läßt sich nicht so mit bloßen Händen fangen!"

Wir waren ganz erpicht darauf, die Echtheit und Zuverlässigkeit unseres Abgottes zu prüfen, wir suchten uns gegenseitig eifrig davon zu überzeugen, daß er stark und mächtig sei und als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen werde. Es schien uns beinahe, daß wir den Soldaten gar nicht scharf genug aufgehetzt hatten, wir fürchteten, daß er die Sache vergessen könnte, und glaubten seine Eitelkeit noch mehr anreizen zu müssen. Wir lebten seit diesem Tage in einer eigentümlich nervösen Spannung, wie wir sie nie gekannt hatten. Beständig disputierten wir miteinander, wobei wir alle geistig reger, klarer und sprachgewandter wurden. Es war uns zumute, als spielten wir ein kühnes Spiel mit dem Teufel, in dem unserseits Tanja den Einsatz bildete. Und als wir von den Bäckern drüben hörten, daß der Soldat unsere Tanjka „scharf aufs Korn genommen habe", ward uns ganz seltsam wohl zumute, und so sehr gingen wir in dieser Sache auf, daß wir nicht einmal merkten, wie der Meister, unsere Aufregung benutzend, uns täglich an die vierzehn Pud Teig mehr zu verarbeiten gab. Die Arbeit schien uns gar nicht mehr zu ermüden. Tanjas Name kam den ganzen Tag nicht mehr von unseren Lippen, und jeden Morgen erwarteten wir sie mit höchster Ungeduld. Wir stellten uns vor, wie sie eines Morgens bei uns eintreten, aber nicht mehr die frühere Tanja, sondern eine ganz andere sein werde.

Wir sagten ihr jedoch nichts von dem stattgehabten Streite. Wir fragten sie auch nach nichts und begegneten ihr ganz so liebenswürdig und freundlich wie früher. Aber schon hatte sich in unsere Beziehungen

Soldaten und das Gespräch mit ihm ganz vergessen hätte. Der Soldat aber war mit einemmal in lebhafte Aufregung geraten. Er stand von seinem Platze auf und ging auf den Ofen zu, wobei er um ein Haar mit der Nase auf den Schippenstiel gestoßen wäre, der heftig in der Luft hin und her fuhr.

„Nein, sag's nur immer — wer ist sie? Du hast mich beleidigt! ... Mir kann keine widerstehen! Und du sagst mir hier solche kränkenden Worte ..."

Er schien in der Tat allen Ernstes beleidigt zu sein. Offenbar suchte er seine Ehre darin, die Weiber zu verführen; vielleicht war dies das einzige lebendige Interesse in ihm, das ihm in seinen Augen das Anrecht gab, sich als Mensch zu fühlen.

Es gibt Menschen, die irgendein geistiges oder körperliches Gebrechen, an dem sie leiden, für das Köstliche und Beste halten, das sie im Leben besitzen. Ihr ganzes Leben lang schleppen sie sich damit herum, leben nur dadurch, leiden dadurch, beklagen sich vor den andern darüber und lenken einzig auf solche Weise die Aufmerksamkeit ihrer Mitmenschen auf sich. Dafür ernten sie dann das Bedauern der letzteren, und das ist alles, was ihnen in ihrem Dasein eine Freude macht. Weiter besitzen sie nichts. Nimmt man ihnen ihre Krankheit, heilt man sie davon — dann werden sie unglücklich sein, da sie hinfort ihres einzigen Lebensinteresses beraubt sind und arm und nackt dastehen. Bisweilen ist das Leben des Menschen so armselig, daß er wohl oder übel gezwungen ist, sein Gebrechen als ein Gut und eine Quelle des Lebens zu schätzen.

Der Soldat war, wie gesagt, tief gekränkt — er rückte unserem Bäcker auf den Leib und schrie ihn an: „Nein, jetzt mußt du's sagen — wer ist's?"

„Muß ich's wirklich sagen?" versetzte der Bäcker, indem er sich plötzlich zu ihm umwandte.

„Versteht sich ... Na, also wer? ..."

„Kennst du die Tanja?"

„Na — und? ..."

„Versuch's doch mal bei der! ...

„Ich?"

„Ja — du!"

„Das ist mir — pah! ... 'ne Kleinigkeit!"

„Wollen wir erst sehen!"

„Wirst schon sehen, he he!"

„Bist du ein Prahlhans, Soldat!"

„Zwei Wochen! Ich will's euch schon zeigen! Was ist sie denn großes, diese Tanjuschka? Pah!"

„Na, mach jetzt, daß du fortkommst! ... Stehst uns hier im Wege."

Der Bäcker ergriff seine Schippe und sagte ruhig, indem er sich dem Ofen zuwandte: „Sie ist also fertig! . . . Hast gewonnen, Soldat! . . . Gemeiner Schuft . . . Halunke . . .“

Wie eine Hammelherde gingen wir, einander stoßend und drängend, an den Bäckertisch, setzten uns schweigend hin und begannen unlustig zu arbeiten.

„Vielleicht ist sie doch noch . . .“ sagte jemand unsicher.

„Laß schon sein! 's lohnt nicht, drüber zu reden“, fuhr der Bäcker ihn an.

Wir wußten alle, daß er ein verständiger Mensch war, klüger als wir alle. Wir nahmen seine Worte als den Ausdruck der Überzeugung, daß der Soldat gesiegt hatte . . . Traurig und bitter ward uns ums Herz . . .

Punkt zwölf Uhr, als wir zu Mittag aßen, kam der Soldat zu uns herein. Er sah sauber und stutzerhaft aus wie immer und blickte uns wie immer offen in die Augen. Uns aber war es peinlich, ihn anzuschauen.

„Na, meine werten Herren, wenn ihr wollt, dann zeig' ich euch mal, was soldatische Bravour heißt“, sagte er und lachte siegesbewußt. „Geht in den Hausflur und guckt dort durch die Ritze . . . verstanden?“

Wir gingen hinaus und drängten einer hinter dem andern nach einer Spalte in der Bretterwand des Flurs, der nach dem Hofe führte. Wir brauchten nicht lange zu warten . . . Bald eilte mit hastigem Schritt und ängstlichem Gesichte, die schmutzigen Schneehaufen und Pfützen überspringend, Tanja über den Hof. Sie verschwand hinter der Tür, die zum Keller führte. Dann kam, sorglos pfeifend, die Hände in den Taschen und die Schnurrbartspitzen bewegend, der Soldat daher. Er folgte Tanja in den Keller . . .

Es regnete, und wir sahen, wie die Regentropfen in die Pfützen fielen und deren Oberfläche sich kräuselte. Es war ein feuchter, grauer, unfreundlicher Tag. Auf den Dächern lag noch der Schnee, die Erde jedoch zeigte schon dunkle, schmutzige Flächen. Auch der Schnee auf den Dächern war von einem braunen Schmutzanflug bedeckt. Langsam und traurig rieselte der Regen herab. Fröstelnd standen wir da und warteten . . .

Zuerst kam der Soldat aus dem Keller heraus. Er schritt langsam über den Hof, die Hände in den Taschen, den Schnurrbart bewegend — ganz derselbe, der er immer war.

Und dann kam Tanja. Ihre Augen . . . ja, ihre Augen strahlten vor Freude und Glück, und ihre Lippen lächelten, und sie ging wie im Traum daher, schwankend, mit unsicheren Schritten . . .

Das konnten wir nicht ruhig ertragen. Alle auf einmal drängten wir nach der Tür, rannten auf den Hof hinaus und begannen zu pfeifen und wild und höhnisch auf sie loszuschreien.

zu ihr etwas Neues gemischt, das unsern alten Gefühlen fremd war — und dieses neue war eine Neugier, so scharf und kalt wie ein Messer von Stahl . . .

„Heute läuft seine Frist ab, Brüder“, sagte eines Morgens der Bäcker, als er an seine Arbeit ging.

Wir wußten es, auch ohne daß er uns daran erinnert hätte, doch zuckten wir gleichwohl bei seinen Worten zusammen.

„Guckt sie nur recht scharf an . . . sie muß gleich kommen“, fuhr der Bäcker fort.

„Man kann ihr doch so nichts ansehen!“ sagte jemand in mitleidigem Tone.

Und wiederum begannen wir lebhaft und lärmend zu streiten. Heut' sollten wir endlich erfahren, ob dieses Gefäß, in das wir unser Bestes hineingelegt hatten, wirklich rein und wider den Schmutz gefeit war. An diesem Morgen kam es uns zum erstenmal so recht zum Bewußtsein, wie groß der Einsatz war, den wir wagten, und daß wir bei dieser Lauterkeitsprobe unsere Gottheit für immer verlieren konnten. Während all der letzten Tage hatten wir gehört, daß der Soldat Tanja aufs zudringlichste verfolge, merkwürdigerweise jedoch hatte niemand von uns sie gefragt, wie sie sich zu ihm verhalte. Nach wie vor erschien sie pünktlich an jedem Morgen in der Backstube, holte sich ihre Kringeln und war ganz dieselbe wie früher.

Auch an diesem Morgen vernahmen wir ihre Stimme:

„Heda, ihr Arrestantchen! Ich bin da . . .“

Wir beeilten uns, ihr die Tür zu öffnen, als sie jedoch eingetreten war, begegneten wir ihr ganz wider unsere Gewohnheit mit Stillschweigen. Wir sahen sie alle starr an und wußten nicht, was wir mit ihr sprechen, wonach wir sie fragen sollten. In finsterer, schweigender Gruppe standen wir vor ihr. Sie war sichtlich erstaunt über diesen ungewöhnlichen Empfang — und plötzlich sahen wir, daß sie erbleichte, daß sie unruhig und verlegen wurde.

„Was ist denn? . . . Wie seid ihr denn heute?“ fragte sie mit gepreßter Stimme.

„Und wie bist du denn?“ versetzte der Bäcker finster, ohne seine Augen von ihr abzuwenden.

„Ich? Wie soll ich sein?“

„Schon gut . . .“

„Na, gebt nur rasch die Kringeln . . .“

Nie hatte sie es früher so eilig gehabt.

„Wirst schon noch zurecht kommen“, meinte der Bäcker; er sah sie immer noch durchdringend an und rührte sich nicht vom Fleck.

Da machte sie plötzlich kehrt und verschwand hinter der Tür.

Der Pfingstkönig.

Ein Bauernschwank von **Karl Krobath.**

I.

Vor Gericht standen der Feidelbauer und sein Eheweib. Die Klage auf Trennung von Tisch und Bett war im besten Zuge .... ob gegenseitiger Abneigung der Feidlerischen.

„Hoha Herr G'richtshof," hub der Feidelbauer gerade wieder an, „konn mit meiner Olten nit mehr leb'n; 's gonze Johr kocht sie mir bloß Ritschat und Polent'n. Und dobei sollt' i nit gelb wer'n wia a Kanarievog'l!"

„Nix is wohr, Herr G'richtshof — ka Sterb'nswörtel!" fiel gleich die Feidlerin ihrem Mann in die Red. „Der Feidler lugt, so oft er 'n Mund aufmacht, der Lugenschippl. He ... schaugt er wohl aus wia a Kanarievog'l — b'sunders bei der Nosen? Is wohl nit von Polent'n so runkelrubenrot worden, dö, sundern vom Nochbor Wirt sein' Giftwosser."

„Glabst wohl, i könnt's den den gonzen longen liaben Tog anhör'n, wia du an- ums ondermol sogst und sumperst: Hätt' i nar den nit g'heirot, den Feidler mit seiner zerlumperten Keuschen; der sauft jo wia a Ochs und nit wia a Mensch! ... Waßt, Olte, as G'wohnheit sauf' i nit — i sauf' as V'rzweiflung, weil i a söchtenes Weib kriagt hob', wia du's bist. A sölchtene Sechterin!"

Da fuhr die Feidlerin in die Höh, als hätte sie ein Skorpion gestochen. Ihre Stimme erhob sich in ungeahnter Stärke und ihre Oberlippe kräuselte sich in die Höhenlage der Nasenspitze, als wolle sie vor Jerichos Mauern Posaune blasen.

„Ung'rotens Monnsbild, ormseliger Feidler, Weiberkittel du: frog' di, wos wärst 'worden, wennst nit mi kriagt häst? Wia a Schutzeng'l hob' i di imma z'rückg'holt'n, wonn den ondern Weibsbildern nochg'lofen bist und af den Schwur vor'm Oltor vergess'n host! Wia hob' i di außerg'putzt, domit a bissel a G'sicht kriagt host in der Eh'! Wia hob' i di g'tippelt mit Schmolzraunken und Speckknödeln, doß dei spindeldürrs G'sicht a gonzer Vollmond 'word'n is! Wia hob' i af di g'schaut — mehr ols du selber, du Eh'brech'r — du — du — holt oll's Mögliche, bloß nix Nutzes!"

„Beruhigung, Feidelbäurin!" gebot nun der Richter mit scharfer Stimme. „Sie lieben also ihren Mann nicht mehr?"

„Ka G'spur, Herr G'richtshof!"

Warum haben Sie ihn denn zum Mann genommen? Hat er seine schwachen Seiten nicht schon früher hervorgekehrt?"

Sie erschrak heftig, als sie uns sah, und stand wie angewurzelt in dem Schmutz zu ihren Füßen. Wir umringten sie, beschimpften sie wütend, ohne jede Rücksicht, mit den unzüchtigsten Worten und sagten ihr die schamlosesten Dinge.

Wir taten es nicht laut, ohne alle Hast, denn wir sahen, daß sie uns nicht entkommen konnte, daß sie rings von uns eingeschlossen war und wir ganz nach Herzenslust unsern Hohn über sie ausgießen konnten. Ich weiß nicht, warum wir sie nicht auch schlugen. Sie stand mitten unter uns, drehte den Kopf bald dahin, bald dorthin und hörte unsere Beleidigungen an. Wir aber bewarfen sie immer toller, immer leidenschaftlicher mit dem Schmutz und Gift unserer Worte.

Alle Farbe war von ihrem Antlitz gewichen. Ihre Augen, die noch eine Minute vorher so glücklich gelächelt hatten, waren weit geöffnet, ihre Brust atmete schwer, und ihre Lippen bebten.

Und wir umringten sie und nahmen unsere Rache an ihr, denn sie hatte uns beraubt. Sie gehörte uns, wir hatten ihr unser Bestes gegeben, und obschon dieses Beste nur aus den Brosamen von Bettlern bestand, so waren unser doch — sechsundzwanzig, und sie war eine, und darum war keine Pein, die wir ihr antaten, groß genug, um ihre Schuld auszutilgen. O, wie haben wir's ihr heimgezahlt! . . .

Sie aber blieb stumm, sah uns nur immer mit verstörten Augen an und zitterte wie im Fieber.

Wir lachten, heulten, brüllten . . . Andere Leute waren herzugeeilt . . . Einer von uns zog Tanja am Ärmel ihres Leibchens . . . Da plötzlich begannen ihre Augen zu funkeln; sie hob langsam ihre Hände zum Kopfe empor, und während sie ihr Haar zurechtstrich, sagte sie laut, doch ruhig uns gerade ins Gesicht: „Ach, ihr unglücklichen Arrestanten!"

Und sie ging gerade auf uns los, als ob wir überhaupt gar nicht da wären und ihr den Weg versperrten. Und wirklich trat auch keiner von uns ihr in den Weg.

Als sie unsern Kreis verlassen hatte, rief sie, ohne sich nach uns umzuwenden, laut und mit unbeschreiblicher Geringschätzung:

Ach, ihr Lumpenpack . . . Gesindel! . . ."

Und sie ging davon.

Wir aber blieben mitten im Hofe stehen, in Schmutz und Regen, unter dem grauen, sonnenlosen Himmel . . . Dann gingen auch wir schweigend zurück in unsere feuchte, steinerne Höhle. Wie vorher, sah auch jetzt die Sonne nie in unsere Fenster hinein, und auch Tanja kam nie wieder zu uns herunter . . .

Mann des Gesetzes, dem das Gekeife der Feidlerin das Blut in Wallung gebracht hatte, aus voller Lunge.

Erschrocken ob dem unverhofften Donnerwetter zuckte die Gemaßregelte zusammen. Nur ihre Zunge fibberte noch leise: „Ka G'spur, ka G'spur . . . is aber dös a g'strenger Herr, der G'richtshof! Dös is halt ganz a and'rer wie der Feidler, der Weiberkittel!“

„Sie geben also als Scheidungsgrund gegenseitige Abneigung an, Feidelbauer?“

„Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!“

Er gab seine stereotype Redensart, die ihm für ein kleines Trinkgeld ein gefälliger Gerichtsdiener eingepaukt hatte, nicht etwa als Bestätigung des ihm unverständlichen „gegenseitige Abneigung“, sondern nur deshalb zum besten, um in einer so wichtigen Stunde sich vor seiner zu entledigenden Ehehälfte nicht eine Blöße zu geben.

„Und gegenseitige Abneigung ist auch Ihr Scheidungsgrund, Feidelbäurin?“ inquirierte der Richter weiter.

„Ka G'spur, Herr G'richtshof!“

„Was sagen Sie da, Feidlerin . . . Sie mögen also den Feidler doch noch leiden, wenigstens halbwegs?“

„Wer sogt dös? I sullt' ihn leid'n könn'? . . . Den Feidler? . . . Schon gor ka G'spur, Herr G'richtshof! Oba wia hobt's g'sogt — 's Wörtel von früher man' i —“

„Gegenseitige Abneigung.“

„Jo, jo . . . wos dös do g'sogt hobt's, dös hob' i nit — ka G'spur!“

„Sie haben also keine Abneigung, Bäurin?“

Weil ihr Mann „Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!“ auf die „gegenseitige Abneigung“ gesagt hatte, sagte sie justament, um ihn zu ärgern, ein recht gedehntes, kerniges: „Kaaa G'spurrr!“

„Mag der Teufel sich bei Euch beiden auskennen, ich nicht!“ rief äußerst aufgebracht der Justitiär und sprang mit einem Ruck von seinem Sitz auf, so daß der Talar weite Bauschen schlug: „Ich vertage die Verhandlung, und zwar zum Zwecke der Einvernahme unparteiischer Zeugen über Euer eheliches Zusammenleben. Dann will ich den Rechtsspruch in Eurer Sache fällen. Ich möchte Euch aber noch einen Rat geben und den sollt Ihr beherzigen: In kurzer Zeit ist Pfingsten und da betet zum heiligen Geist, daß er Euern Verstand bis zur nächsten Tagfahrt etwas mehr erleuchte. Jetzt geht!“

Sie gingen aber noch nicht, sondern der Feidler lehnte sich zutraulich mit beiden Ellbogen auf den Richtertisch und forschte wißbegierig, weil ihm das vom heiligen Geist nicht einleuchten wollte:

„Wia mant's denn eigentlich dös, hoha Herr G'richtshof? I glab', i hob' enk und den heilig'n Geist nit recht verstond'n.“

„Ka G'spur, Herr G'richtshof!"

„Sie wollen also keinenfalls mehr mit ihm zusammenleben?"

„Ka G'spur, Herr G'richtshof!"

„Und willigen also in die Ehescheidung ein?"

„Ka G'sp— . . . Jo, jo und no 'mol jo, Herr G'richtshof!"

„Und nun zu Ihnen, Feidelbauer! Was für Anlaß hat Ihnen das anwesende Eheweib zur Scheidung gegeben?"

„No, wos denn schon? . . . So viel' Onläß' doß mir z'eilig nit 'mol aner einfollt. Z'wegenst dem Ritschat und dem v'rbrennten Türkenmus holt b'sunders!"

„Sie beklagen sich also über unzureichende Kost?"

„Hob' ihn jo in da letzt'n Zeit eppas kleber holten müaff'n, is wohr. Oba sunsten, wonn er gor so gut g'mästet is, laft er mir no mehr den andern z'nichten Weibsbildern nach!"

„Schweigen Sie, Bäurin, bis ich Sie fragen werde!"

„So a Lug, hoha Herr G'richtshof! I, der Feidelbauer, konn von mir selber sog'n, doß i ka Weibsbild nit schmeck'n mog."

„Hobt's g'hört, Herr G'richtshof? . . . Ka Weibsbild! Alsten mi a nit, Sakramenter von an' Feidler?"

„Di schon gor nit und host mir a den Gusto af die onder'n Weibsbilder g'nommen!" So der Bauer darauf.

„Zur Sache, Ihr beiden! Auf solche Art würden wir in Ewigkeit nicht fertig. — Der erste Punkt Ihrer Scheidungsbegründung, Feidelbauer, ist also der, daß Ihr Weib Sie nicht genügend ernährt?"

„Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!"

„Der zweite Grund?"

„Sie schimpft mi immer so sakrisch, hoha Herr G'richtshof."

„Notieren Sie, Schreiber: Sie beschimpft ihn fortgesetzt."

„Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!"

„Ka G'spur, Herr G'richtshof! Umkehrt is a g'fahr'n!" meldete sich da wieder die Bäurin.

„Haben Sie noch etwas vorzubringen, Feidelbauer?"

„I? . . . Freili no 'wos und 's Schiachste no dozua: mei Olte hot mir a Watsch'n geb'n, doß i sie heunt no g'spür und die Sunn' selb'n zwamol in an' Tog aufgehn g'sehn hob'."

„Oba schon gor ka G'spur, Herr G'richtshof! D' Hond is mir bloß a bissel ausg'rutscht und so a Tatschele nennt so a Feidler schon a Watsch'n! . . . Überhaups — a Mannsbild, dös sich a Watsch'n geb'n laßt, is nit mehr wert, wia recht a föste!"

„Schweigen Sie, sage ich nochmals, bis Sie gefragt werden; sonst lasse ich Sie auf der Stell' in den Arrest abführen!" schrie der

den Feidler beim Nachbar Wirt, wo er wenig sprach und meist nachgrüblerisch den Kopf in beide Hände stützte, sann und dann wieder aufs neue sann. Er machte dazu ein griesgrämiges Gesicht, wie einer, dem etwas im Leben nicht recht zusammenpassen will, und brummte wohl zeitweise auch einige unzusammenhängende Worte über den Bart hinaus, die kein Mensch verstand.

Wie war's denn eigentlich so gekommen zwischen der Feidlerin und ihm? Die ersten Jahre ihres ehelichen Zusammenlebens waren sie so prächtig ausgekommen miteinander und kein Wölklein hatte den Himmel des häuslichen Friedens getrübt, wenngleich die junge Bäurin die Zügel ihres häuslichen Regimentes allgemach immer straffer anzog und von ihm — unbedingtes Schweigen in allen Angelegenheiten, wo schon sie ein Wort gesprochen, forderte. Er schwieg im Anfang auch immer. Im dritten Jahre aber kam er auf den Einfall, nicht immer zu schweigen und zeitenweis zur Wahrung seiner männlichen Autorität auch ein entscheidendes Wörtel zu sagen. So kam es denn zu kleineren Zwisten und dann zu größeren und das Merkwürdige daran war wieder, daß immer er nachgeben mußte und sie immer recht behielt. Den häuslichen Groll suchte er mit geisthaltigen Schlücken hinunterzuspülen, goß dadurch aber erst recht Öl ins Feuer. Seine Ehehälfte begann ihn nun mit Eifersüchteleien zu quälen und kaum ein Tag verstrich ohne geharnischte Standreden. Erwiderte er etwas, so wurde der Krawall so arg, daß er dann gerne wieder stillschwieg und sich ins Unabänderliche fügte. Nur in einer Sache gab er nicht nach; und das war die:

Vor Jahren schon, als er noch nicht ans Heiraten gedacht, hatte er ein elternloses Mädel, das armen Verwandten zur Last fiel, als Schafehalterin und zur Verrichtung leichterer Arbeiten ins Haus genommen und mit väterlicher Sorgfalt für die Kleine gesorgt. Diese lohnte ihm das durch rührende Anhänglichkeit und durch hunderterlei kindliche Dankesbezeigungen. Auch als er dann heiratete, blieb das Mädchen im Haus und aus der Kleinen wurde im Laufe der Zeit eine Große, der die Götter als Ersatz für das, was sie ihr sonst vorenthalten, ein gut Stück Schönheit auf den Lebensweg mitgegeben hatten. Diese blühende Jungfer, Trudi war ihr Name, war nun ein Hauptärgernis der guten Feidlerin, denn — sie war eifersüchtig auf dieselbe. So unglaublich es klingen mag, es war Tatsache. Sie bedachte nicht den Altersunterschied zwischen den von ihrer Eifersucht Verfolgten und mißdeutete die Gefühle, die selbe für einander hegten. Zudem verletzte es ihren Ehrgeiz, daß Trudi an ihrer Seite mit den Rechten einer Familienangehörigen walten und schalten konnte. Und vielleicht kam noch etwas dazu: daß sie kinderlos und eine Fremde und Verhaßte Stelle eigener Sprößlinge einnahm. Daher drang sie oft und immer wieder auf deren Entlassung.

Über das strenge Antlitz des Gerichtsbeamten huschte auf Augenblicke ein Schein des Lächelns. Er tippte mit dem Zeigefinger auf die Stirn des Feidlers, als er sagte: „Kauft Öl und einen Docht, damit Ihr wenigstens ein Nachtlicht im Kopf habt. Jetzt aber marsch! — Eine andere Partei herein, Schreiber!

„Bitt' schön, hoha Herr G'richtshof!" . . . . murmelte noch der Feidler und die Feidlerin: „Ka G'spur von an' Verstand bei dem Mensch'n, dem Feidler. I hob's wohl verstond'n, was der Herr G'richtshof g'mant hot!"

Dann trollten sie sich aus dem Gerichtsgebäude,

„Hiaz waß i's, hiaz — geg'nseitige Obneigung is 's, doß mir mei' Olte a so a g'schmolz'ne Watsch'n geb'n hot!" dachte sich der Bauer, und die Bäurin dachte sich: „Alsten zwegenst der ‚Geg'nseitigen' oda wia sie schon haßt, schaut der Feidler so tiaf ins Glasel und laft den ondern Weibern noch!"

Und sie meinten in ihrer dumpfen Weise, die „gegenseitige Abneigung" sei ein grimmes Untier, das in der Welt umgehe, um Uneinigkeit und Hader unter die Menschen zu bringen.

Obwohl sie sich keines Blickes würdigten, der Mann rechts und das Weib links schaute, gingen sie doch ganze fünf Stunden weit Schulter an Schulter gemeinsamen Weges nach Hause.

II.

Durch volle vierzehn Tage gab's mockige Gesichter bei den Feidlerischen. Der Bauer gab der Bäurin kein gutes Wort und diese ihm erst recht nicht, denn ihrer Würde wollte sie beileibe nichts vergeben.

„Küah füttern!"

„Du a guat dozua!"

„Rockknöpfel onnah'n!"

„Tuas selber, Lott'r!"

So wurde der Feidler abgetrumpft. Er blieb aber auch nicht die Antwort schuldig, wenn die Feidlerin etwas wollte.

„Mist führ'n!"

„Tua i nit!"

„Holz kliab'n!"

„Will i nit!"

„Af's Feld orbeit'n geh'n!"

„Mog i nit!"

„Loß's steh'n selb'n, Holbochs!"

Solcherart waren die spärlichen Auseinandersetzungen der beiden... kurz und grob. Diese Stimmung lastete wie ein Alp auf dem Hause. Traurig schleppte sich das Zusammenleben hin. Öfter denn je fand man

So kam Pfingsten heran und am Samstag war's der Bäurin glücklich gelungen, ihren Mann, weil sie ihm wieder angebrannte Polenta vorgesetzt, einmal ordentlich in Hitze zu bringen, so daß er schon gleich nach Mittag ins Gasthaus gelaufen und abends mit einem recht artigen Räuschchen heimgekehrt war, seiner Ehehälfte zum Trutz. Ahnte nicht, der Feidler, daß diese, während er beim kühlen Schoppen saß und simulierte, einen besonderen Entschluß faßte und Ränke schmiedete ... ihm erst recht zum Trutz.

III.

Die Glocken riefen schon längst zum Festgottesdienst. An den Häusern standen allüberall Birkenstämmchen mit geschäftig raschelnden Blättern, hingestellt in dem frommen Glauben, daß dann der heilige Geist nicht vorüberziehe, sondern Einkehr halte in das Haus. Die erste Kuh, die auf die Weide getrieben worden war, hatte man mit einem schönen Blumenkranz, die letzte — mit einem Krötenkranz geschmückt und Brennnessel auf sie geworfen, um dadurch den fleißigen und pflichteifrigen Halter zu ehren, den trägen aber zu verhöhnen. Vor Sonnenaufgang hatte man schon den heilsamen Pfingstmorgentau mit großen Pfannen eingesammelt, sich dann stattlich zum Kirchgang herausgeputzt (der heilige Geist mag unreine und zerlumpte Leute nicht leiden) und erwartete nun mit Spannung, wer dieses Jahr als Langschläfer zum „Pfingstkönig" gekrönt werden sollte nach alter Sitte. Dabei raunte man sich etwas zu und des Feidlers Name war in aller Mund.

Wirklich lag der Feidler noch mit bleischwerem Haupte im Bette und schnarchte gottlästerlich. Die Feidlerin aber stand schon geraume Zeit am Fenster und hielt Auslug. Ihr Gesicht strahlte, ihre Finger zuckten und ihre ganze Gestalt streckte sich, als gelte es eine Schlacht zu gewinnen. Mit der Trudi hatte sie über etwas gesprochen. Diese hatte Gegenvorstellungen gemacht zu dem „Etwas", mußte aber nachgeben, als die Bäurin sie schroff anfuhr und gereizt sagte: „No bin i Frau im Haus und tua, wos i will! Nocha konnst du weg'n meina onschoff'n wia's dir in den Kopf kimmt. Hiaz oba no nit!"

So hatte sie sich das Oberkommando wieder einmal gewahrt ... und wartete nun auf das Kommende. Bevor sie aus dem Hause ging, wollte sie den Feidler noch einmal in tiefster Demütigung sehen — zur Erleichterung ihres schadenfrohen Herzens. Und dazu hatte sie schon Schritte getan.

„Hiaz kiman's!" rief sie mit einemmale ganz laut und hüpfte vor Freuden, etwa wie ein fetter Truthahn, in die Höhe.

Der Feidler schlug einen Augenblick verwundert seine schlafumflorten Lichtsterne auf, ließ ein Brummen hören, drehte sich dann aber auf die andere Seite und schnarchte friedlich weiter.

Aber so willfährig im allgemeinen der Feidler ansonst war, in diesem Stücke gab er nicht nach. Er hatte so seinen stillen Plan. Sollte der Feidlerbesitz nach dem Tode des letzten Feidlers in fremde Hände übergehen, an der Stelle, wo er sich Jahrzehnte lang abgerackert, fremde Leute wirtschaften? War ihm die Trudi nicht lieb wie ein eigen Kind? Sie sollte seine Erbin sein — so war sein Sinnen schon seit langer Zeit her. Der Feidlerin aber sagte er hiervon kein Sterbenswörtel, denn das hätte ihre ohnehin rege Eifersucht ins Unermeßliche gesteigert.

So standen die Verhältnisse bis zu der Zeit, da die Feidlerin nach einer gewaltigen Eifersuchtsszene ihrem Mann, was bis dahin noch nicht vorgekommen, eine schallende Ohrfeige versetzte und überdies noch zu Gericht lief, um Klage auf Scheidung der Ehe einzubringen. Da war denn auch der Feidler nicht mehr zurückgestanden und hatte in die Scheidung eingewilligt, obwohl er ein gar eigen Gefühl dabei hatte. Ist's doch nicht etwas einfaches, sich eines Kreuzes zu entledigen, das man schon volle fünfzehn Jahre getragen hat! Und doch mußte es so sein, weil ja sie, die Feidlerin, selbst es so wollte. So war es denn zu der Verhandlung und deren Vertagung gekommen. Nach Pfingstzeit sollten die ehelichen Bande dann gelöst werden und die Feidlerischen zwei auseinandergehen, wie sie einst zusammengekommen waren.

Wenn nun der Feidler außer Haus beim Wirt oder anderswo war, rumorte es auch im Kopf der Feidlerin nicht wenig herum. Wollte es sich selbst kaum eingestehen; aber auch ihr wurde es weicher ums Herz, wenn sie an die bevorstehende Trennung dachte. Nicht des Feidlers willen, wirklich nicht — redete sie sich ein. Aber wer würde dann an ihrer Statt am Feuer stehen und kochen, wer des Viehes warten und Feld und Garten pflegen? Wer durch die Wohnstube stolzieren und wer die Blumen dort am Fenster begießen und dabei den Kopf hinausstrecken, um den Gruß der Vorübergehenden zu erhaschen? . . . Wohl die Trudi. O, die!

Solche Gefühle hatte sie nicht gehabt, als sie zu Gericht gegangen, hatte sie auch nicht, wenn ihr Mann zu Hause war; aber wenn er fort war — und das war jetzt häufig — hatte sie dies seltsame, wehmütige Empfinden.

„Jo, wonn er a Monn warat, wia sich's g'hört. Oba hot ka Hos'n on, er!“ sagte sie sich und dann schnauzte sie den Feidler an, daß er erschrocken zusammenfuhr und ehemöglichst wieder das Weite suchte. Und wenn er fort war, ärgerte sie sich, daß er so feige floh und ihrem Anprall nicht standhielt. Sie liebte das Energische und war eine entschiedene Gegnerin von Weichlichkeit und Nachgiebigkeit. Leute brauchte sie um sich, von denen keiner etwas ablieߟ von seinem Recht; dann hätte vielleicht — sie nachgegeben.

Sie war begierig, was er noch weiter sagen würde. Furcht hatte sie keine — was würde ihr wohl so ein zaghafter „Weiberkittel" antun! — wohl aber machte es ihr groß Vergnügen, ihn noch mehr zu reizen. Deshalb sagte sie recht ruhig:

„Won i di a v'rroten hob'! Laugn 's gor nit . . . is gor nit wert, z' laugnan, Herr Pfingstk . . ."

Weiter aber kam sie nicht, denn es regnete und hagelte plötzlich auf ihren Rücken nieder, daß sie über den Sturmguß des Niederschlages jedes weitere Spötteln vergaß. — Der Feidler prügelte nach fünfzehnjähriger Ehe und knapp vor der Scheidung zum erstenmal sein Weib windelweich durch . . .

* * *

Seit diesem Tage war die Feidlerin wie umgewandelt. Mit blaugeflecktem Rücken hatte sie sich wuterfüllt und rachesinnend, in ein Nachbarhaus geflüchtet. Tagelang, wie geknickt im innersten Wesen, blieb sie dort und ließ das Hauswesen beim Feidler gerad und krumm gehen, dachte auch nicht an eine Rückkehr. Allgemach aber legte sich die Hochflut der Erregung und gerade eine Woche nach der Krönung des Feidlers zum Pfingstkönig sagte sie zur Trudi, die sie besuchen gekommen war:

„Is wohl a recht a schiacher Lotter, der Feidler. Aber a Monn is er do. Hiaz hob i's g'seh'n und vaspürt!"

Noch eine Woche später kam sie in das Feidlerhaus zurück und tat, als wäre nie etwas vorgefallen.

Und seit dieser Zeit hörte man auch nichts mehr davon, daß die zwei Feidlerischen Leutchen an gegenseitiger Abneigung leiden.

Vermächtnisse.

Von Franz Karl Ginzkey.

Großvater.

Gern bin ich zu Gast in des Reichtums Haus,
Wo sich Leib und Seele erfreu'n am Schmaus.
Es schmaust der Leib Pasteten und Wein,
Und es schmaust die Seele den funkelnden Schein,
Die strahlenden Lichter, den Überfluß,
Schönheit und lachender Augen Gruß.
Doch wird mir bei allem oft seltsam zu Mut —
Mir liegt wohl noch Großvaters Armut im Blut.

Er war, wie man damals tausende fand,
Ein hungernder Weber im Böhmerland.
Er saß am Webstuhl vom Morgengrau'n
Bis zur sinkenden Nacht, ohne aufzuschau'n.
Sein Schlaf war dumpf und von Träumen leer,
Selbst zum Träumen besaß er die Kraft nicht mehr.
Die Not, die er fühlte als hungernder Knecht,
Sie zittert noch fort bis ins dritte Geschlecht.

Ja, sie kamen, ein langer Zug Leute, gerade auf die Feidlerbehausung zu. Leise traten sie ins Haus, ebenso behutsam in die Stube und wechselten verständnisinnige Blicke mit der Bäurin, die mit triumphierender Handbewegung auf das Bett wies, in dem der gute Feidler weltvergessen „Holz sägte" und keine Ahnung von dem heranschleichenden Unheil hatte.

Zwei Burschen traten nun ganz nahe an die Liegerstatt heran und fürwahr, eine selsame Zier hielten sie in den durch Wollhandschuhe geschützten Händen ... einen Kranz von noch lebenden Kröten; und die in Todesnöten zappelnden Tiere waren mit Brennesseln zu dem eigenartigen Gewinde gebunden.

Auf einmal riefen die Burschen mit Vollgewalt der Stimmen: „Hoch und dreimal hoch dem Herrn Pfingstkönig! Der Pfingstkönig soll leb'n ... Der Pfingstkönig!"

Und sie fingen zu singen, jodeln, schreien, stampfen, springen und zu stoßen an, daß schließlich keiner mehr das eigene Wort verstand in diesem Teufelssabbat.

Jetzt schlug der Feidler wohl endgiltig die Augen auf, und richtete sich empor, verwirrt und entsetzt. Aber schon sauste der liebliche Kranz von Kröten und Brennesseln über sein Haupt und legte sich weich und wonnig um den Hals des Beglückten.

Wütend sprang er nach der ersten Überraschung in Hemd und Unterhosen aus dem Bett, der Feidler. Aber schon waren seine Quälgeister enthuscht und nur vor dem Hause schrieen sie noch unablässig: „Pfingstkönig ... hui, pfui! Schlof' weiter schön ruhi. 's Kranzel host jo schon. Hui, pfui, Herr Pfingstkönig!"

Zuerst tanzte der neugebackene „Pfingstkönig" einigemal durch die Stube, wie einer, der nicht weiß, was er in seiner Wut und Erniedrigung tun soll: die Welt auf den Kopf stellen oder sich selbst. Dabei heulte er vor Schmerz und schimpfte wie ein Rohrspatz. Schließlich riß er seine seltsame Morgengabe nach einigem vergeblichen Bemühen vom Hals herunter und dabei taten die Nesseln ihr Möglichstes zur Erhöhung seines Wohlbehagens.

„A schön's G'schenk, der Kronz! Pfingstkönig kon holt a nit jeder sein! Gelt, Olt'r?" höhnte die Feidlerin, die der Anblick ihres Mannes natürlich sehr heiter gestimmt hatte.

Nun trat aber der Feidler vor sie hin, in Hemd und Unterhosen, wie er war, und machte ein Gesicht, wie sie ein solches noch nie an ihm gesehen.

„Du host mi verrot'n Hex — host g'plauscht, doß i no schlof!" schrie er und bebte am ganzen Leibe. „Wort, dös will i dir für a ondermol schon austreib'n!"

weite Reisen nicht und kamen aus entlegenen Provinzstädten nach Berlin, um Ellen Key zu sehen und zu hören. Es waren dies meist nach innen gerichtete, einsam lebende Menschen, die bei Ellen Key den besten Ausdruck ihres stillen Fühlens fanden. Manche davon standen schon länger in Briefwechsel mit ihr und wollten nun den Eindruck ihrer Persönlichkeit empfangen. So war ihre Zuhörerschaft die denkbar gemischteste; neben den Leuten, die immer und überall dabei sein müssen und die auch hier nicht fehlten, sammelte sich um sie ihre Gemeinde, die wunderlich genug war. Neben alten, weißbärtigen Professoren sah man Scharen junger Seminaristinnen, neben der jungen Mutter, die gekommen war, um atemlos lauschend das Beste für ihren Liebling zu lernen, saß das in einem Beruf einsam gealterte Mädchen, das längst gelernt hatte, den Schleier der Resignation über sein Innenleben zu breiten, neben dem frischen, lebensfrohen Studenten die ernste Frauenrechtlerin mit den klugen, kritisch scharf beobachtenden Augen. Sie alle erhoben Ansprüche an Ellen Key und dank der Vielseitigkeit ihres Wesens konnte sie allen etwas geben. Diese nordische Frau mit der gedankenreichen Stirn, den klugen, energischen Zügen, dem zärtlichen Mund, den klaren, von Güte gleichsam durchsonnten Augen ist eine reich und harmonisch entwickelte Persönlichkeit. Von Natur Individualistin, hat sie sich zur originellen, rücksichtslos unerschrockenen Denkerin entwickelt; aber ihr angeborener Gerechtigkeitssinn und ihre Menschenliebe veranlaßten sie, sich zur Sozialistin zu erziehen. Am liebsten hätte sie bei ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Natur ihr Leben in ländlicher Stille, in träumerischem Grübeln über Gott und Welt und sich selber verbracht; sie nennt das ihre „Versuchung“. Aber das Leben rief sie mit seinen Mißständen und Ungerechtigkeiten zum handelnden Denken auf und so ward sie zur Neuformerin, die, wie eine Wiener Zeitung treffend sagt, „die Saat ihrer Gedanken in die Winde streut und einmal Menschen ernten wird“. Wie die großen Dichter ihres Vaterlandes, wie Björnson und Ibsen, kämpft sie einen heißen Kampf gegen die Lüge, Ungerechtigkeit und Äußerlichkeit unserer Zeit, aber im Gegensatz zu diesen männlichen Denkern ist ihr Empfinden ein durchaus weibliches. Obgleich sie nie Kinder geboren und nie eigene Sprößlinge erzogen hat, kann man doch Ellen Key mit Recht die „mütterlichste Frau“ unserer Zeit nennen. Ihre Liebe umfaßt die gesamte Jugend aller Länder germanischer Kultur. Dieser Jugend möchte sie den Pfad zu einem reineren Glück und höheren Menschentume weisen.

Dies tiefe mütterliche Gefühl veranlaßte Ellen Key, den Essay „Mißbrauchte Frauenkraft“ zu schreiben, indem sie alle die Arbeiten als Kraftverschwendung ansieht, die die Frau ihrer heiligsten Aufgabe, der Mutterschaft, entfremden oder sie an ihrer Erfüllung im höchsten

Die Mutter.

Sie ließ so früh mich schon allein,
Die Mutter, die ich nie gekannt.
Wo mag jetzt ihre Seele sein?
In welchem Land, an welchem Strand?

Die so mich ließ zurück, verwaist,
Wo mag sie wachen oder ruh'n?
Begleitet mich ihr milder Geist,
Betrachtend mein verworr'nes Tun?

Oft ist es mir, als wär' sie da,
Als könnt' ich ihre Seele schau'n,
Als wär' ihr lichter Geist mir nah:
Im Auge aller andern Frau'n.

Als hätte sie, die müd' entflohn,
Zu ihrer Schwestern Schar gefleht:
Seid alle Mutter meinem Sohn,
Der sonst verwaist durchs Leben geht!

Mich dünkt, was sie erfleht, geschah.
Oft grüßt mich meiner Mutter Geist,
Wenn tief ein Aug' in meines sah,
Und niemals fühlt' ich mich verwaist!

Das Vöglein.

Mir winkt aus tausend Büchern
Die Weisheit vieler Welten,
Die Sehnsucht vieler Völker,
Ihr Frühling und ihr Tod,
Doch hat mir all dies Wissen
Nicht viel an Trost geboten
In Nächten, da die Seele
Aufschrie in ihrer Not.

Dagegen hat ein Vöglein
Auf einem Ast im Walde
Mir jüngst ein Lied gesungen,
So töricht schlicht und klar,
Daß alle Zweifel schwanden
Aus meiner wunden Seele
Und mir so wohl zu Mute
Wie einem Kinde war.

Das dünkt mir wirklich seltsam!
Wie kann ein kleines Vöglein
Mir mehr an Tröstung bieten
Als all die weise Welt?
Das wird nur jener wissen,
Von dem die Frommen sagen,
Daß seine Hand die Sterne
Und die Geschicke hält.

Ellen Key.

Eine Vorkämpferin der Frauen- und Erziehungsreform.

Von **Anna Plothow**.

Zu den literarischen Ereignissen des Berliner Winters gehörten die Vortragsabende von Ellen Key. Der warme Enthusiasmus, den man der nordischen Denkerin entgegenbrachte, ging weit über das Maß der üblichen Modebegeisterung hinaus, es war ein herzlicher Unterton darin, der zeigte, wie groß die Anhängerschaft der schwedischen Schriftstellerin in Deutschland ist. Fast will es scheinen, als würde sie bei uns besser verstanden als in ihrem eigenen Vaterlande. Ihr Buch „Das Jahrhundert des Kindes“ ist für die moderne Pädagogik geradezu grundlegend geworden.

Kaum hatten die Tagesblätter sie angezeigt, so waren die Eintrittskarten zu ihren Vorträgen bereits vergriffen. Man drängte sich dazu wie zu einem Erlebnis; viele Frauen und selbst Männer scheuten

Generation bieten. Die Liebe muß vollständig frei sein, jeder Zwang ist ihr Tod; voll entwickelte Menschen sollten keines äußeren Zwanges bedürfen, um das Band ihrer Liebe fest und dauernd zu machen. Doch soll man unter Freiheit der Liebe niemals die Freiheit erotischer Genüsse verstehen.

Ellen Key kennt wie einer die menschliche Schwäche und das wahre Gesicht unserer Zustände; sie weiß, daß die Menschen von heute, ja auch die von morgen noch der Gesetze und Schranken bedürfen. Aber die gesellschaftliche Heuchelei, die die Monogamie als einzige Eheform anerkennt und ruhig das unausgesetzte Sündigen dagegen duldet, empört sie. In ihrem letzten Buche „Über Liebe und Ehe" (S. Fischers Verlag, Berlin) tritt sie deshalb für eine Reform der Ehegesetze ein. Sie verlangt Erleichterung der Eheschließung, aber auch Erleichterung der Scheidung, um jene Ehen, die den Namen nicht mehr verdienen, auf die beste Art lösen zu können. Sie will die unehelichen Kinder besser versorgt und vor dem Gesetze gleichberechtigt wissen. Nach ihrer Ansicht sollte es vor der öffentlichen Meinung keine ehelichen und unehelichen oder wie man in Schweden sagt, keine echten und unechten Kinder mehr geben, sondern nur gleichwertige Kinder, die alle das Recht haben, zu tüchtigen Menschen erzogen zu werden. Wird man auch nicht mit allen Vorschlägen Ellen Keys einverstanden sein, so doch mit ihrer Überzeugung von der Notwendigkeit der Reformen auf diesem Gebiete und man wird ihr Dank dafür wissen, daß sie durch das unerschrockene Hineinleuchten in die finsteren Abgründe das soziale Gewissen schärft.

Was Ellen Keys Religion angeht, so ist sie eine durch und durch religiöse Natur, die allerdings für sich selber über den Zwang des Dogmas hinausgewachsen ist. „Religion", sagt sie, „ist ein Glück, deshalb kann man sie die Kinder nicht lehren, am allerwenigsten durch das Auswendiglernen von dogmatischen Lehrsätzen. Man muß sie dies Glück erleben lassen, indem man religiöse Stimmungen in ihnen erzeugt". Man sieht, die Schwedin sagt da eine Meinung, der wir im „Heimgarten" oft begegnet sind. Vor allem möchte Ellen Key das Leben der Menschen wieder mehr verinnerlichen, und eine reichere Entwicklung des Seelenlebens scheint ihr der Weg dazu zu sein. Diesen drei Grundgedanken in Ellen Keys Wirken: Erziehung der Kinder zu harmonischen Persönlichkeiten, Reinigung und Vertiefung des Liebeslebens und Vervollkommnung der Menschheit durch eine Bereicherung der Seelenkräfte, waren auch ihre Berliner Vorträge geweiht. Sie gab darin nicht nur einen Extrakt aus ihren Büchern, sondern entwickelte neue Gedankengänge in jener reichen, durch glücklich gewählte Bilder belebten Ausdrucksweise, die der Vorzug ihrer besonderen Begabung ist.

Sinne hindern. Gerade dies Buch hat Ellen Key viele Angriffe eingetragen, weil eng denkende Frauenrechtlerinnen darin einen Angriff auf die Frauensache und die Errungenschaften der Bewegung erblickten und Ellen Key vorwarfen, sie wolle die Frau zu dem früheren erniedrigenden Zustand zurückführen, in der „stillen Welt des Heimes eingemauert zu sitzen und auf einen Mann zu warten". Ihnen antwortete Ellen Key im „Kvinnlig Psychologi": „Man sollte meinen, in einer Zeit, wo der Kampf ums Dasein eine solche Höhe erreicht hat, daß die Mehrzahl der Frauen die Wahl hat, entweder zu hungern oder irgendeine Arbeit zu ergreifen, würde diese Ansicht keinem denkenden Menschen mehr zugetraut werden können. Am allerwenigsten denen, die wie ich an eine Zukunft glauben, in der kein einziges Mitglied der Gesellschaft sich der Arbeitspflicht mehr entziehen darf. Ohne zu arbeiten, erreicht die Frau ebensowenig wie der Mann eine allseitige, intellektuelle und ethische Entwicklung, und die Frau bedarf deshalb der Arbeit weit mehr als die Arbeit der Frau bedarf. Die zur Arbeit untaugliche Frau gerät immer in irgendein erniedrigendes Abhängigkeitsverhältnis, und das erniedrigendste ist die Ehe, aufgefaßt als Versorgung. Die arbeitunlustige Frau füllt die Leere ihres Lebens aus mit einem Kultus des Dilettantismus, der Bagatellen und Abenteuer, von denen das gefährlichste die Ehe ist, aufgefaßt als Zeitvertreib. Ich wende mich also nicht gegen die Arbeit der Frau.

— — — Es ist ein großer Irrtum der Frauenemanzipation gewesen, daß sie das Hauptgewicht auf die Arbeit der Frau gelegt hat und nicht auf ihr Arbeitsgebiet — — —

Ich bedaure die Frauen, die nicht wählen können, sondern aus Brotnot gezwungen sind, die erste beste Arbeit zu ergreifen, die sich anbietet, wie wenig Neigung sie auch dazu verspüren. Aber ich richte mich gegen die Frauen, die sich, völlig frei, ihren Lebensberuf aussuchen können und die dennoch mit keinem Gedanken daran denken, so zu wählen, daß das Weibliche in ihrer Natur in der Arbeit Verwendung findet."

Auch von anderer Seite hatte Ellen Key Angriffe zu erdulden. Da ihr furchtloses Zuendedenken weder vor erstarrten Moralbegriffen noch vor kirchlichen Dogmen Halt macht, so nannte man sie eine Verführerin der Jugend und eine Atheistin. Was das erstere betrifft, so stellt Ellen Key allerdings die Glücksmoral über die Pflichtmoral, aber sie gibt der Jugend die höchsten Begriffe von Glück und lehrt sie, zur Erreichung eines solchen die stärksten Ansprüche an sich selber stellen.

Freilich sieht sie in der heutigen Ehe keinen Idealzustand. Die Liebe sollte der einzige Grund der ehelichen Verbindung sein, da nur aus dieser geschlossene Ehen den rechten Nährboden für die werdende

Mit unsern Kompromissen und Halbheiten schaffen wir nur Schwächlinge und keine Charaktere. Nichts sollte hinfort dem Verstande aufgezwungen, nichts seinem Gefühle abgezwungen werden. Die wahre Frömmigkeit, die jedes Kind mitbekommen soll, ist Andacht vor allem Großen und Schönen, vor der Unendlichkeit des Weltenraumes, vor der Herrlichkeit des Geschaffenen, vor der ewigen Erneuerung und Umgestaltung des Lebens. Harmonie der Seele mit sich selber, mit Gott und der Welt, das ist das Reich Gottes.

Im Verein „Frauenwohl" sprach Ellen Key über den „Wert der Liebe für die Gesellschaft". Sie ging davon aus, daß die Bedeutsamkeit des erotischen Gefühls als Kulturwert noch nicht genugsam erkannt sei. Und doch sei die starke und reine Geschlechtsliebe berufen, nicht allein das Glück des Einzelnen zu erhöhen, sondern damit das Glück der Gesamtheit zu vergrößern und die Entwicklung der Menschheit überhaupt zu steigern. Für Ellen Key ist die liebende Vereinigung von Mann und Weib etwas Hohes und Heiliges; sie glaubt, daß Kinder, in Liebe erzeugt und erzogen, bessere Menschen sind und daß durch glückliche Ehen die Liebesmacht in den Seelen der Kinder eine ungeahnte Erhöhung erfahren könne. Während die Rasseverbesserer die gesundesten, stärksten und schönsten Menschen miteinander vermählen möchten, um eine Steigerung des Menschenmaterials zu erreichen, hofft Ellen Key, dieser Fortschritt der Menschheit solle im wörtlichen Sinne hervorgeliebt werden. Mit reinen Händen möchte sie den Eros all jener häßlichen Hüllen entkleiden, mit denen Sinnlichkeit und Niedrigkeit der Menschen, falsche Prüderie und kalte Berechnung sein leuchtendes Wesen bedeckt haben. Auch das Liebesleben der Menschen untersteht Gesetzen, und diese gilt es zu erkennen, um aus der erotischen Zersplitterung der Zeit herauszukommen. Wer das Physische vorherrschen läßt, hat sein Leben ebenso erotisch verspielt wie der, welcher nach leichten Liebeleien zum Philister wird und aus konventionellen Rücksichten oder Geldgier eine liebeleere Ehe schließt. Die Kinder jener Ehen sind dann die mattherzigen, unlustigen Geschöpfe, von denen keine Erhöhung der Gattung Mensch zu erwarten ist. Gewiß gibt es tüchtige Leben ohne Liebe — aber reicher wären sie mit Liebe und wir haben keine Statistik über die durch unglückliche Ehen geschaffenen Lebenshemmungen.

Dem gegenüber hat die beste Jugend das Ideal bereits in sich, aus dem eine neue Sittlichkeit sich aufbaut. Viele Männer und Frauen zeigen eine tiefere Eigenart und sie bringen einander besseres Verständnis und höhere gegenseitige Wertschätzung zu. Sie sind nicht nur Liebende, sondern Freunde und Kameraden, und wenn diese organische Einheit unter den Liebespaaren wächst, so wird eine neue Jugend Hand in Hand glücklichere Heime und eine bessere Gesellschaft schaffen.

Mit dem ihr eigenen glücklichen Humor verwahrte sich Ellen Key in dem Vortrag über „Kindes-Individualität“, den sie im Verein „Mädchenhort“ hielt, gegen den Vorwurf, den ihr manche Leute machten: sie hätten ihr Kind ganz nach ihren Prinzipien erzogen, und nun sei ein unnützes Ding daraus geworden. Hier seien Prügel am Platze, aber nicht für das Kind, sondern für dessen unvernünftige Eltern. Individuell erziehen heißt nicht, einem Kinde alle Unarten seines Alters oder seiner Natur durchgehen lassen; das Kind ist ein kleiner Wilder, aus dessen Chaos erst ein Kosmos geschaffen werden muß. Die Erziehung muß die Triebe zügeln und das Gute in der kindlichen Natur zu organischem Wachstum bringen, damit das Rechte von innen heraus geschieht, nicht aus äußerlich aufgezwungener Disziplin. Zuerst muß das Kind aufs Wort gehorchen lernen, dann soll man ihm den Grund zu dem Befehl mit diesem geben und schließlich muß man es dahin bringen, selbst an seiner Erziehung mitzuwirken, indem es der besseren Einsicht mit bewußtem Willen folgt. Man stärkt es dazu, indem man nach seiner Veranlagung eine Auswahl von Gewohnheiten in ihm befestigt, die es das Notwendige mit Lust tun lassen. Es werden dadurch Ideenassoziationen in der Kindesseele geschaffen, die zur Erkenntnis des richtigen Handelns führen.

Der Hauptfaktor der Erziehung liegt nicht in der Masse von Geboten und Verboten, sondern in Hinwegräumung der Hindernisse, die die freie Entwicklung des Kindes hemmen. Mit dem Prügelstock kann man äußerlich gut parierende Kinder erziehen, aber auf Kosten der innerlichen Verarmung. In jedem Kinde sind eine Fülle von ererbten Instinkten als Gedächtnis vergangener Generationen aufgespeichert. Die guten Instinkte, insbesondere Zärtlichkeits- und Tätigkeitsdrang sind gegen die schlechten in Bewegung zu setzen, damit sie diese beherrschen lernen. Die besondere Begabung des Kindes ist herauszufinden. Auch der Unbegabteste bringt für irgend etwas eine Veranlagung mit zur Welt, und dies, wa ser besser kann als alle andern, muß man zu entwickeln trachten; so wird er wenigstens in einem Punkte etwas leisten, das über den Durchschnitt hinausgeht.

Ein Hauptübel in unserer modernen Erziehung liegt in dem Dualismus zwischen Glauben und Wissen, in der herrschenden Halbheit der religiösen Anschauungen. Das Kind muß entweder einen kirchlichen Glauben mit aller Tiefe, aller Inbrunst, allem Ernst erhalten, oder man muß es von vornherein auf den Boden moderner Weltanschauung stellen. Da sich Religion eben nicht lehren läßt, so ist der dogmatische Religionsunterricht in der Schule von Übel. Man sollte den Kindern nur Religionsgeschichte geben. Es schadet nichts, wenn sie erfahren, daß es über die letzten Dinge verschiedene Meinungen gibt, nur müssen sie auch erfahren, daß es Menschen gibt, die für ihre Meinung leben und sterben. Kein Zweifel in der Kindesseele sollte gewaltsam unterdrückt werden.

fachgelehrte, aber halbgebildete Examenslumen zu sein. Sie hat von den älteren wie von den neuen Typen etwas gelernt. Aber sie gleicht keinem von ihnen, denn nur des Lebens Fülle ist für sie des Lebens Sinn."

Nicht nur ein Zukunftsbild ist es, das Ellen Key malt, sie selber stellt eine solche Persönlichkeit dar. Daß sie dazu werden konnte, dazu halfen ihr ihre angeborene Anlage und ihr Schicksal. Wer sich für ihr persönliches Leben interessiert, dem sei eine eben erschienene treffliche Biographie Ellen Keys aus der Feder von Luise Nyström empfohlen. (E. Haberland. Leipzig-Reudnitz.) Die ihr eng befreundete Verfasserin schildert Ellens glückliche Jugend auf dem ihren Eltern gehörigen Landgut Sundsholm in Südschweden. Dort wuchs das Kind inmitten eines reichen Geschwisterkreises im vertrautesten Umgang mit der Natur auf, als erster Sprößling einer überaus glücklichen Ehe zwischen der schönen Gräfin Sophie Posse, in deren Adern das Blut des alten Königsgeschlechts der Wikinger floß, und Emil Key, dem berühmten schwedischen Parlamentarier, der aus einem alten keltisch-schottischen Geschlechte stammte. Von diesen Vorfahren hat Ellen Key den Hang zu romantischen Träumen, die stolze Weite des Blicks, aber auch das unbestechliche Gerechtigkeitsgefühl und das ritterliche Eintreten für alle Unterdrückten geerbt. Ihr gütiges Herz ist ganz ihr eigen.

Als erwachsenes Mädchen begleitete Ellen Key, die sich durch unermüdliches Lesen und Denken selbst gebildet hatte, ihren Vater nach Stockholm. Sie trat in den Kreis seiner politischen Freunde ein und gewann schon damals die lebensandauernde Freundschaft Björnsons. Als ihr Vater wenige Jahre darauf durch eine wirtschaftliche Krise sein Vermögen verlor, übernahm die schon als glänzende Schriftstellerin gefeierte Tochter eine bescheidene Stellung als Lehrerin an einer Mädchenschule. Später hielt sie vor einem größeren Kreise Vorlesungen über Geschichte und Literatur und war dann zehn Jahre lang als erste Frau Dozentin an dem von Anton Nyström begründeten Arbeiterinstitut in Stockholm, einer Art Volkshochschule. In Schweden wie in Finland gilt Ellen Key als begeisternde Volksrednerin. Oft trat sie in Wort und Schrift für das Recht der Unterdrückten ein und Unzählige suchten bei ihr Trost und Rat. Der Erfolg ihrer Bücher ist ein ungeheurer, aber ebenso oft war sie maßlosen Angriffen ausgesetzt. Sie ertrug beides mit derselben gelassenen Größe, aber innige Freude empfindet sie, wenn ihre Ideen wirken. Vor einigen Jahren hat sie alle Stockholmer Verpflichtungen gelöst und ist aufs Land, das sie so sehr liebt, zurückgekehrt. Dort lebt sie im Hause ihres Bruders, im Kreise seiner Kinder, mit der Abfassung eines Werkes beschäftigt, dem sie den Titel „Lebenslinien" gab und das ihre gesamte Weltanschauung enthalten soll. Der erste Band ist bereits

Auch hier ist Ellen Keys Ziel Erhöhung der Menschheit und Steigerung des Lebens von innen heraus. Um aber die Menschen dazu fähig zu machen, bedarf es einer Bereicherung des Seelenlebens. Ellen Key glaubt an die Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Seele und baut darauf eine neue Kultur auf. Im „Verein Berliner Presse" entwickelte sie ihre Gedanken über „die Evolution der Seele" und ihr letzter Vortrag in Berlin war eine Wiederholung und ein weiterer Ausbau dieser Gedanken. Sie spricht von einer „Seelenvollheit", die den Menschen zum „Lebenskünstler" — nicht zu verwechseln mit Lebensgenießer — machen soll. Nicht das Genie ist es, das immer den größten Seelenreichtum hat, denn oft wird das Genie auf Kosten der Seele groß. Aber von diesen „Seelenvollen" finden sich immer mehr, weit verstreut durch die Länder und Nationen, einander erkennend an kleinen, unscheinbaren Zeichen. Der Reichtum ihres Innenlebens schließt neue Seelengeheimnisse ein und führt zu innigen Gemeinschaften und zu Fernwirkungen, wie sie früher unerhört waren. Für diese neuen Menschen gibt es keine anderen Eroberungen als Seelenerorberungen, sie kennen kein Schicksal und keine Armut. Sie sind bereit zu jeder Begegnung mit dem Leben in Schmerz wie in Freude, wenn ihnen nur das Leben etwas zu sagen hat. Nur von Nichtigkeiten wenden sie sich weg, ja mit dem Instinkt des Tieres lehnen sie ab, was ihrem Wesen fremd ist, hüten sie sich, ihre Kräfte an falscher Stelle zu vergeuden. Bewußt oder unbewußt folgt der Lebenskünstler denselben Gesetzen wie der wirkliche Künstler. Sein Leben macht den Eindruck der Notwendigkeit und hat deshalb etwas vom Ewigkeitswert des Kunstwerkes an sich.

Den Menschen der Seele stehen als ewige Feinde die Verstandesmenschen gegenüber, die materialistischen Kulturdiener, die nicht wissen, daß die Seele der höchste Kulturwert ist. Wie von ihnen so wird auch im allgemeinen der Wert der äußeren Verhältnisse weit überschätzt, die Beglückung kommt nur aus inneren Quellen. „So hat auch der Rechtskampf der Frau die Seelen der Frauen, ihre Kraft, Tiefe und Eigenart nicht vergrößert, aber die neue Frau, die diesen Kampf hinter sich haben wird, wird hoffentlich die Lebenskunst, die die Frauen früherer Zeit in engem Kreise auszuüben verstanden, in freieren Formen wiederfinden."

Und wie sich Ellen Key das Weib der Zukunft denkt, das hat sie in ihrem Buch „Über Liebe und Ehe" so ausgesprochen: „Mensch und Weib, Mitbürgerin und Persönlichkeit — weniger darf die Gesellschaftsmutter der Zukunft nicht sein! Sie hat alle Brücken abgebrochen, die sie zu dem Frauenideal früherer Zeiten zurückführen könnten: zu der kräftigen, aber kleinsinnigen Hausmutter, der gedankenlos nachgiebigen Ehefrau. Aber sie hat auch nichts mit der kurzsichtigen Frauenrechtlerin gemein, die ihre Ehre darein setzt, die rastlose Arbeitsmaschine oder das

Ein strickender junger Mann.

Der Aufseher öffnet die Zellen sehr rasch, so daß die Sträflinge sich nicht erst vorbereiten. Hinter der Tür, die jetzt auffliegt, sitzt ein junger, kräftiger, gesund aussehender Mensch, der eben mit vollem Munde Brot kaut, in der Hand hält er einen — Strumpf und strickt.

„Ist das die Beschäftigung des Sträflings?“ frage ich den Direktor.

„Ja.“

Die Tür wird wieder geschlossen. Ungestört kann der junge Mann weiter kauen und stricken.

„Gibt es für einen jungen, kräftigen Menschen“, frage ich ganz erstaunt, „keine andere Beschäftigung in der Anstalt als — Strümpfe stricken?“

„Wir bedauern es selbst! Aber was sollen wir tun? Wir bekommen keine andere Arbeit!“

„Glauben Sie, Herr Direktor, daß das Fürsorge vom Staate ist? So einem jungen Menschen sollte man hier ein Gewerbe beibringen, der sollte hier eine Arbeit erlernen, damit er, wenn er hinauskommt, weiß, auf welche Weise er sich nun redlich sein Brot verdienen kann!“

Der Direktor antwortet erst nach einer Pause: „Dieser Stricker gehört übrigens zu den Gebesserten! Er rangiert in die Kategorie jener Jugendlichen, die eigentlich schon durch das Gerichtsverfahren, durch die Verhandlung, durch das Urteil gebessert sind! Tja . . . ich muß ihn dennoch hier halten . . . ich muß mich noch mit ihm beschäftigen, trotzdem ich ihn ja schon kenne und weiß, der kommt wohl nicht wieder . . . Und diese klaren Fälle nehmen einem die Zeit, die man zur Erforschung jener Sträflinge braucht, deren Wesen nicht so leicht zu erkennen ist!“

„Eine Bestie.“

„Jetzt werde ich Sie zu einem der Gefährlichsten in der ganzen Anstalt führen, ein Raubmörder, der zu „Lebenslänglichem“ verurteilt ist. Passen Sie auf, der Mann wird von gar nichts reden, als nur vom Fressen. Es ist übrigens ein gewalttätiger Bursch, den ich aus der Gemeinschaftszelle wegnehmen mußte, weil er einen riesigen Anhang drüben hat und fortwährend aufzuwiegeln sucht.“

Der Aufseher schließt die Zelle auf. Ein Sträfling tritt uns entgegen, der Verbrechertypus, wie ihn Lombroso beschrieben hat. Sein ganzes Wesen ist mißtrauisch, störrisch, aufbegehrend. Eine niedere, jäh zurückfliegende Stirn, tiefliegende stechende Augen, vorspringendes Kinn.

„Na, wie geht's?“ fragt der Direktor.

„Wie soll's denn gehen? Was fragen S' denn?!“

erschienen und unter dem Titel „Über Liebe und Ehe“ ins Deutsche übersetzt; der zweite Band wird die „Evolution der Seele“ behandeln.

Ellen Key gehört zu den Persönlichkeiten, die überall einen tiefen Eindruck hinterlassen. Aber die höchsten Werte, die sie uns zu geben hat, kommen nicht aus ihrem glänzenden Geist und nicht aus ihrer poetischen Gestaltungskraft, sondern aus ihrem reichen Gemüt. Es ist die in ihr so mächtig zum Ausdruck kommende Eigenart der weiblichen Psyche, die Mütterlichkeit, deren Vertiefung sie dem Genius der Zeit als Kulturgabe darbringt.

Österreichische Strafanstalten.

Vor kurzem ist ein schreckliches Buch erschienen. Stellenweise drehts einem das Herz im Leibe um. Leider keine verbesserte oder verschlechterte Wahrheit. Bloß erbarmungslose Wahrheit an sich. „Österreichische Strafanstalten“ von Stephan Großmann. Wiener Verlag. 1905. Der Verfasser hat, abgesehen von einem Blick nach Karthaus, sechs Strafanstalten, Garsten, Pankraz, Repy, Stein, Neudorf und Göllersdorf, persönlich besucht. Der Minister Körber hat, wohl zum Ärger mancher Strafhausbeamten, dem Schriftsteller die Besuche bewilligt. Ich glaube, er hat es nicht zu bereuen, denn seine Nachfolger können Nutzen schöpfen aus der Darstellung dieser Anstalten, in die das Justizministerium wohl selten einen so klaren Blick zu werfen Gelegenheit hat, als es durch diese Schilderungen ihm möglich wird.

Der Verfasser nimmt natürlich Partei für jene Gefangenen, die zumeist als Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse oder natürlicher Abnormalität in die Strafanstalt kommen, in der sie dann körperlich und geistig so zugerichtet werden, daß sie nach einer etwaigen Freiwerdung kraftlos, hilflos auf der Straße stehen und wieder rückfällig werden müssen, um nicht zu verhungern, zu erfrieren. Trotzdem ist die Schrift mit wohltuendem Maße und Takte geschrieben; weniger Personen wird die Schuld gegeben, als dem verrotteten Systeme. Dieses allerdings greift der Verfasser scharf an. Mancher wird aus Neugierde, wie die gefangenen Verbrecher in ihren traurigen Mauern leben, wohnen, essen, arbeiten, dulden und verkommen, zu dem Buche greifen, aber die „Neugierde“ wird bald tieferen Gefühlen weichen.

Ein paar Bilder aus dem Strafhause Stein, das als Musteranstalt gilt, seien hier mitgeteilt, nicht als ob sie die drastischesten wären (ich wähle sogar ein paar „Idyllen“), vielmehr weil sie das normale Milieu solcher Gefängnisse andeuten.

„Nein, das ist die sogenannte Mittelkost. Die ist für geschwächte, herabgekommene Sträflinge, die eigentlich nicht krank zu nennen sind. Zirka hundert Leute kriegen das. Einmal Gulasch, einmal eine Milchspeise in der Woche.“

Ich habe diese vernünftige Institution der „Mittelkost“ in keiner anderen Anstalt in Österreich mehr angetroffen.

Wir kommen zu den Arbeitssälen der „Gemeinschaftlichen“. Hier ist unter anderem eine Druckerei eingerichtet. Eine Presse mit Handbetrieb. Sträflinge als Setzer, Sträflinge als Einleger. Auch eine Stereotypie ist installiert. Die Platten, die ich sehe, sind mäßig gelungen. Erzeugt werden hier nur Drucksorten für Gerichte. In einem anderen Saale ist eine Schneiderei. Zwanzig Leute sind hier, schneiden zu, nähen, bügeln. Der Direktor nimmt ein Gilet zur Hand, an das ein Sträfling Knöpfe genäht hat.

„Na, die Knöpfe sind aber nicht sehr schön genäht, Fock!“

Flink fliegt dem Direktor die Antwort zu: „Um zwei Kreuzer (des Tages) kann man keine schöneren Knopflöcher machen.“

„Aber um einen Fasttag!“

„Dann werde ich einen Fasttag und Sie keine Knopflöcher haben!“

Wie wir draußen sind, sagt der Direktor: „Sehen Sie, das macht die Gemeinschaftshaft. Ein gefährliches Volk! Da heißt es: sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen, streng und gerecht bleiben! Und unter die muß ich, weil ich zu wenig Einzelzellen habe, manchen halbwegs besseren stecken! Ich sortiere mir zwar die Leute so gut ich kann, aber ich hab' halt doch zu wenig Einzelzellen.“

„Vogelhäuserln.“

In einem Saal der Gemeinschaftshaft bei den Schustern hör' ich's auf einmal zwitschern. Was ist denn das? denke ich. Siehe, da hängt an der Wand ein Vogelbauer neben einem anderen. Ein kleines Stück Zucker steckt zwischen den Sprossen. Die beiden Kanari hüpfen herum und ihr Gezwitscher tut wohl ... Der Direktor erklärt mir später: „Wenn einer, der eine lange Strafe hat, sich brav verhält, so gestatte ich ihm so ein Vogelhäuserl. Das kann für einen braven Sträfling mehr sein, als Sie sich vielleicht vorstellen! Er hat ein lebendiges Wesen neben sich, um das er sich kümmert, für das er sorgt, das er neben sich spürt!“ Diese Idee ist eine so einleuchtend richtige, psychologisch verständige, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Es hat in Stein Sträflinge gegeben, die so ingrimmig menschenfeindlich waren, daß sie mit niemandem in Frieden eine Zelle teilen konnten. Der Zwist, der Krieg gegen alle, ist ihnen unversöhnbar ins Nervensystem übergegangen ... Einen kleinen Vogel aber haben sie mit aller liebenden

„Wollen Sie nicht lieber in Frieden arbeiten? Schauen Sie, Sie sind für lebenslänglich hier. Machen Sie sich's nicht selbst schwerer."

Der Sträfling wirft zornig ein: „Für mich gibt's nebst dem Essen nur eines: Hinauslassen!"

„Das darf ich doch gar nicht!"

„Ah", erwidert der Lebenslängliche, den Mund höhnisch verziehend. „Sie könnten scho'! Der Justizminister möcht' mi scho' begnadigen. Er will's ja. Aber Sie woll'n net!"

„Besser wär's, Sie würden wieder arbeiten."

„Na, ehnder arbeit' ich nix, eh ich nicht bessere Kost krieg'."

„Ich kann für Sie keine Extrakost machen."

„Na aber", zwinkernd, „Sie wissen scho'!"

„Ah so, ich soll durchschwindeln lassen?"

Mit blitzenden Augen ruft der Sträfling: „Natürli! Bei der Kost kann ma net leben!"

Wir gehen. Etwas Instinktives, Tierisches liegt in dem ungebrochenen Wesen dieses „Lebenslänglichen". Aber, daß er gegen die Kost in den österreichischen Strafanstalten wütet, ist nicht gar so „bestialisch" ... Bei dieser Gelegenheit habe ich übrigens, wie in jeder Anstalt, auch hier den Direktor gefragt, wie viel abnormale, geistig nicht ganz intakte Individuen in Stein seien.

„Nach meiner Schätzung — zirka zwanzig", war hier die tröstliche Antwort.

Die Kost.

In der Küche ist schon angerichtet. Der Direktor ist so liebenswürdig, mich zum Versuchen mit der Krankenkost — die normale Sträflingskost krieg' ich hier nicht zu sehen — einzuladen. Da koste ich einen Löffel von einer wässerigen, mit ein paar Fettringen verzierten Suppe und wieder habe ich ein entsetzliches Gefühl der Schalheit, der Geschmacklosigkeit am Gaumen. In diese Suppe verirrt sich wohl nie ein kleinwinziges Stück Gemüse. Das Rindfleisch, etwas zäh, ganz ausgesogen, flachsig, aber, mein Gott, für eine Strafanstalt ... Wie aber muß die normale Sträflingskost, die in anderen Anstalten dem Direktor wohl auch zur Probe vorgesetzt wird, schmecken?

Ich koste auch das Brot. Es ist wirklich gut und ich sage es auch.

„Ja, das Brot muß gut sein", erklärt der Direktor, „es ist ja die hauptsächlichste Nahrung der Sträflinge, denn die Hülsenfrüchte täglich, die verträgt der Verdauungsapparat nicht! Einen Monat schmeckt es den Leuten, dann wird es ihnen verhaßt!"

In einem großen Kessel vor uns ist — Gulasch.

„Ist das auch für die Kranken?" frage ich.

Ich lese:

An Wohlgeboren Herrn Johann Wihlsdorfer Ich mache Dir zu wissen daß bin ich in Gollersdorf und Dir bekann daß ich 3 Jahre Eingeb eingesperrt bin und Dich gehalten haben oder nicht schreibe Ich schreibe das mir sehrgut geh und schreibe abst Du noch in die Farbrik gehst oder nicht Ich schreibe mein Schreiben mit villen grüsten und schreibe wo der Johann am 3. Speber 1905 ist . . . Schiege mir ein bar Seife.

„Manchmal begreift man gar nicht“, erzählt der Geistliche, „wenn man so einen jungen Sträfling bloß aus der Anstalt kennt, wie er draußen ein so gräßliches Verbrechen begehen konnte. Seit zwei Jahren haben wir zum Beispiel einen gewissen Reichenstein hier. Er führt sich tadellos auf, er ist sehr intelligent, er läßt sich nicht das kleinste Verschulden zukommen, und als achtzehnjähriger Mensch ist er wegen — Raubmordes zu zehn Jahren Kerker verurteilt worden. Übrigens ist er krank, er ist tuberkulös, er hat Blutbrechen gehabt . . .“

„Ich habe ihn aber nicht im Tuberkulösenzimmer gesehen?“

„Nein“, erwiderte der Direktor, „so arg ist sein Zustand nicht.“

Der Direktor fühlt meine stumme Frage: Ist Blutbrechen noch nicht arg? und kommt rasch mit einer Antwort zuvor: „Jetzt arbeitet er draußen im Garten.“

Der nächste Akt gilt dem Sträfling Karl Schöpf. „Er war noch nicht achtzehn Jahre, da ist er vom Innsbrucker Schwurgericht wegen Raubes zu zehn Jahren schweren Kerkers verurteilt worden.“

Entsetzt fahre ich zurück: „Zehn Jahre?“

„Ja. Der dumme Bub ist so leicht zu beeinflussen, er hat eben auch eine geschwächte Willenskraft. Schlecht ist er nicht. Wenn man ihn ermahnt, stehen ihm gleich die Tränen in den Augen.“

„Wie ist denn der Raub geschehen?“

Der Geistliche blättert in der Anklageschrift: „Seine Eltern lebten im Ausland, da hat er sich einem alten Haderlumpen angeschlossen, mit dem hat er zusammen in einem Wirtshaus getrunken, dann ist er hergegangen und hat einen Vorübergehenden beim Kragen gepackt und geschrien: ‚Ein Sechserl gib her!‘ Er war jedenfalls angetrunken.“

Zehn Jahre für diese eine verbrecherische Minute!

Neben den Opfern des menschenverschlingenden Raubparagraphen stehen die Opfer des Brandstiftungsparagraphen.

Der Geistliche erzählt: „Der Hermann Prinz — das ist auch einer, der geistig nicht normal ist. In der Anstaltsschule ist er der beste Schüler, aber dann wird er plötzlich wieder ganz sonderbar störrisch. Er kommt mir so ähnlich vor wie ein Quartalsäufer. Schon seine Kindheit ist merkwürdig. Seinen Eltern lief er weg, weil er nach Eggenburg in

Inbrunst, die unbehoben in ihrer Brust gelegen, gehegt und gepflegt. Ich kenne den Fall eines jungen, im Umgang mit Menschen höchst gewaltsamen Burschen, der fast die Hälfte seiner wenigen Heller Arbeitsprämie für Vogelfutter ausgab, seinen „Kanari“ täglich badete, fütterte, behutsam in die Hände nahm, streichelte, hochhielt, damit er frische Luft einatme und der . . . einen Zellengenossen mit einer Eisenstange niederschlug, sich aufs neue für Jahre den Zuchthausaufenthalt sicherte, weil der andere das Fenster unvorsichtig geöffnet hatte, so daß der einzige gute Gefährte des jungen Burschen, sein „Kanari“, ins Freie entfloh . . .

Ferner einige Verbrechertypen aus der Strafanstalt Göllersdorf.

Der Verfasser schreibt:

Da saß ich nun mit dem Direktor und dem Gefängnisgeistlichen an einem Tisch und wir sahen miteinander die Personalakten der Sträflinge durch. Der Geistliche, der — zu seinen Gunsten sei's gesagt — die Geschichte jedes einzelnen ziemlich gut im Kopf hatte, erzählte von ihnen, später sah ich dann die, die mich am meisten interessierten.

Ein ganzer Stoß Akten gilt Jugendlichen, die wegen öffentlicher Gewalttätigkeit verurteilt wurden. „Das ist das Landesverbrechen“, sagt der geistliche Herr. „In den Weingegenden wird an den Sonntagen gezecht und gesoffen, dann wird gerauft, dann wird gestochen und dann kommen die jungen Bauernburschen zu uns her. Gerade die ‚Gewalttätigen' sind hier die Bravsten! Ohne diese Weinkellergelage würden sie ihr Lebtag aus dem rechtschaffenen Leben nicht herausgerissen werden.“

Der Geistliche nimmt einen anderen Pack Personalakten. „Das ist eine andere Sorte: die Schleiferbuben. Das sind Kinder der Schleifer, die durchs Land ziehen. Wir haben jetzt zwei hier, die kein Geschäft gelernt haben, die ohne Mutter aufgewachsen sind, niemals ordentlich in die Schule gegangen sind, nicht recht lesen und nicht recht schreiben können, oft vom Vater zum Diebstahl angehalten worden sind. Von den zweien heißt einer Wihlsdorfer. Mit siebzehn Jahren ist er wegen Notzucht zu drei Jahren schweren Kerkers verurteilt worden. Ich halte ihn übrigens für nicht ganz zurechnungsfähig.“

„Jedenfalls nicht ganz normal“, verbesserte der Direktor.

Der geistliche Herr sagt nachdenklich: „Normal sind hier die wenigsten. Ich bin ein Anhänger jener Psychiater, die das Gros der Verbrecher im allgemeinen für geistig abnorm halten. Ich sehe es an unseren Jugendlichen hier. Ganz in Ordnung sind nur wenige, zumindest ist die Willenskraft erschlafft und krank . . . Da lesen Sie zum Beispiel einen Brief, den Wihlsdorfer an seinen Bruder geschrieben hat. Ist das logisch geordnet?“

gewesen, Fasten, hartes Lager u. s. w. u. s. w., infolgedessen sind sie gestorben. Geschwächte Naturen sind es ja meistens, durch Ausschweifungen hergenommen, die halten eben nicht viel aus und sterben früh."

Der Direktor fügt phlegmatisch ein: „Na ja, einer war dazu veranlagt." (Einer! . . .)

Der Priester beendigt seine Erklärung: Jetzt haben sie alle Angst in der C-Abteilung."

„Der Fall Stogar." Der Geistliche greift zum nächsten Akt. „Auch ein merkwürdiger Fall. Denken Sie sich: Ein Sträfling, der von hier aus, von der Anstalt aus, seine Mutter unterstützt! Er könnte die paar Kreuzer selbst brauchen, er sieht nicht besonders aus, er könnte das bissel Geld zur Kostaufbesserung schon benötigen. Aber er schickt es der Mutter! Und doch ist er — unverbesserlich."

„Weshalb sitzt er denn?"

„Immer wegen einer Gewalttätigkeit. Achtmal ist er vorbestraft. Da ist eben auch ein psychischer Defekt im Spiel. Wenn er aufgeregt wird, wird er unzurechnungsfähig. In seinem Jähzorn muß er wie ein Tier gebändigt werden. Am nächsten Tag ist er wieder still und bereut alles. Der Willen, der Willen ist eben krank! . . .

Noch ein Opfer des Brandlegungsparagraphen: der Bauernknecht Alois Grübler. Als Sechzehnjähriger hat er einmal an einem Sonntag zu viel Most getrunken. In der Trunkenheit legte er einen Brand. „Damit ich einmal ein großes Feuer sehe", das war seine Verantwortung, als ihn die Richter fragten, warum er gegen den vernichtenden § 166 gesündigt habe. Für diese Brandlegung gab ihm ein Provinzgericht — sechs Jahre schweren Kerkers. Pyromanie, wie die Psychiater diese krankhafte Brandlust nennen. Der Begriff ist Provinzrichtern wohl noch nie in den Sinn gekommen. „Hier in der Anstalt ist Grübler sehr brav. Ich habe ihn jetzt zu meinem Ministranten gemacht, das hat sein Selbstgefühl natürlich sehr gehoben."

Ein hübscher, aufgeweckter Junge ist der Friseurlehrling Johann Schmitt, der wegen Diebstahls sitzt. „Nur ein bissel größenwahnsinnig ist er", meint der Direktor. — „Warum?" — „Er wollte als Schreiber in die Kanzlei . . . Auch dichtet er Theaterstücke."

Der Direktor fragt ihn: „Sie schreiben Theaterstücke?"

„Dank Ihrer Gütte", erwidert Schmitt in eingelerntem Ton (alle Sträflinge, die der Direktor vor mir fragt, erwähnen pünktlich seine „Gütte"), „kann ich in der freien Zeit Stücke komponieren."

„So? Wieso können Sie denn das?"

„Ich hab' draußen schon angefangen."

„Kann man denn das als Friseur lernen?"

die Besserungsanstalt wollte. Dort ist er sieben Jahre gewesen. Als er hinauskam, rannte er in die Hofburg, um vom Kaiser die Erlaubnis zu holen, nach Eggenburg zurückzukehren. Mit siebzehn Jahren machte er einem Mädchen Liebesanträge. Das Mädel wies ihn ab und er ging her und zündete das erstbeste Haus eines wildfremden Menschen an, den weder er noch das Mädchen kannte. Dafür hat er drei Jahre schweren Kerkers bekommen."

„Manchmal ist er gegen Ermahnungen ganz stumpf", meint der Direktor.

„Aber dann ist er wieder ganz weinerlich", fügt der Geistliche hinzu. „Einmal wollte er hier einen Selbstmord begehen. Aber da war im selben Zimmer einer, dem ein Selbstmord mißglückt ist. Der hat ihm zugesehen, wie er das Leintuch zu einem Strick zusammengewunden hat, hat beobachtet, wie er sich alles zurecht gerichtet hat. Im richtigen Moment ist er dazwischen gefahren und hat ihm gesagt: ‚Wenn ich mich nicht hab' umbringen können, brauchst du dich auch nicht zu erhängen'. Der hat ihn dann die ganze Nacht belauert . . . Er ist nicht normal, der Prinz, er hat auch so einen irrsinnigen Blick."

Ich habe den armen Jungen später gesehen. Auch ein blaßliches Gesicht mit großen, wässerigen, starren Augen . . . Der Direktor hielt ihm, da er offenbar gerade eine „Krise", wie der Geistliche es nannte, überstanden hatte, eine mahnende Ansprache. Nach meinen genauen, sofort gemachten Aufzeichnungen lautete sie: „Führen Sie sich brav auf, Prinz, sonst werden Sie die Strafe nicht überstehen. Sie sehen eh schlecht aus, Sie haben nicht viel zuzusetzen . . ."

„Auch ein geistig Abnormaler ist der Josef Probst." Mit diesen Worten beginnt der Geistliche die Schilderung des nächsten Falles. „Das ist ein Analphabet. Wir haben ihn jetzt schon zwei Jahre hier in der Anstaltsschule und er kann noch nicht lesen. Der Herr Lehrer hat mir unlängst erst erklärt, daß das bei ihm nicht Indolenz ist. Er kann auch keinen längeren Satz normal aussprechen. Er verwechselt die Buchstaben, nennt die letzten zuerst und die ersten vergißt er. Vielleicht beruht das auf einer Anormalität der Sprachwerkzeuge."

Der Direktor unterbricht: „Aber boshaft ist er sehr! Was hab' ich den strafen müssen! Da haben Sie das Verzeichnis. Von Februar bis November dreizehn Disziplinarstrafen. Jetzt ist es besser, seit er in der C-Abteilung ist." (Die C-Abteilung ist die strengste, am ärmsten an Vergünstigungen.) Sofort fügt der geistliche Herr die Erklärung hinzu, warum Probst in der C-Abteilung sich zusammennimmt. Auch diese Erklärung, so befremdend, ja entsetzlich sie klingen mag, zitiere ich nicht aus dem Gedächtnis, ich habe sie sofort notiert: „Wissen Sie, in der C-Abteilung sind ein paar gestorben. Vorher sind sie streng bestraft

Bildersprache des Volkes.

Nach **Dr. Friedrich Polle.***)

Ein Hauptunterschied zwischen der Sprache des Volkes und der Gelehrten ist, daß jene eine größere Anschaulichkeit als diese aufzuweisen hat. Wohl kennt auch der Volksmund viele Wendungen und Wörter, deren ursprüngliches Gepräge verwischt ist, die daher wie abgegriffene Münzen umlaufen, aber im allgemeinen ist der Ausdruck durchsichtiger und greifbarer als in der Schriftsprache. So werden geistige Eigenschaften und seelische Vorgänge von der großen Masse mit Vorliebe durch die äußeren Begleiterscheinungen wiedergegeben. Während der Gebildete von stolzen und großprahlerischen Menschen redet, bezeichnet der Mann aus dem Volke einen solchen als geschwollen oder aufgeblasen, sagt, er tue dick, sitze auf dem großen Pferde, werfe sich in die Brust oder trage die Nase hoch; wo jener das Wort verdrießlich gebraucht, setzt dieser Wendungen ein wie: er macht ein saures (oder ein schiefes) Gesicht oder gar ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter; statt er ist erstaunt heißt es: er sperrt Mund und Nase auf, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, macht große Augen, macht ein langes Gesicht, macht einen langen Hals. Und wie oft hört man, daß sich jemand den Mund verbrennt, alle zehn Finger nach etwas leckt, einem die Zähne zeigt, sich mit Händen und Füßen gegen etwas wehrt, etwas aus den Fingern gesogen hat, einer Sache den Rücken kehrt, einem ein Bein gestellt oder einen Knüppel zwischen die Beine geworfen hat? Wie viele beißen nicht die Zähne zusammen, wenn sie Schmerz empfinden, sehen einen andern über die Achseln an, spitzen die Ohren, zerbrechen sich den Kopf, springen deckenhoch vor Freude? Lauter Redensarten, die den Nagel auf den Kopf treffen und so plastisch geformt sind, daß sie uns den betreffenden Vorgang deutlich vor die Augen stellen.**)

---

*) Aus „Wie denkt das Volk über die Sprache?“ Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes von Prof. Dr. Friedrich Polle. Dritte, verbesserte Auflage von Prof. Dr. Oskar Weise. (Leipzig. B. G. Teubner. 1904.)

**) Mit Recht sagt daher O. Streicher in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereines XV, S. 118 f.: „Eine erstaunliche Menge allgemein gebräuchlicher Redewendungen ist aus der Zeichen- und Bildersprache hergeleitet, die der menschliche Körper durch unwillkürliche oder willkürliche Bewegungen spricht. Mit dieser Sprache ist besonders der gemeine Mann vertraut. Er liebt die Redensarten, die den äußeren, sichtbaren, körperlichen Bewegungen entnommen sind, ebensosehr wie er die eigentliche Benennung des Inneren, Unsichtbaren, Geistigen vermeidet. So liegt ihm fern, z. B. die abgezogenen Begriffe Stolz und Verachtung, Herzlichkeit, Mut, Verdruß, Verwunderung mit Namen zu nennen, er erfaßt dagegen die körperlichen Erscheinungen, durch die sie begleitet zu werden pflegen, und durch diese bezeichnet er nun in seiner Sprache jene. Er bittet nicht herzlich, warm oder innig, sondern fußfällig oder händeringend, er fühlt sich nicht von Sorge frei, sondern atmet auf, er em-

Auf diesen forschenden Vorhalt hätte auch ein Schlagfertigerer nicht rasch antworten können. Der Direktor läßt den Anstaltlehrer rufen, der die Stücke gelesen hat. „Wie sind seine Komödien?“ „Ganz schlecht“, erwidert der Anstaltslehrer, „er kann das nicht. Bei einem Theaterstück muß doch eine Schuld entwickelt werden, dann muß der Knoten geschürzt werden und das Ganze muß doch ein Resultat haben. Das kann er nicht. Er teilt auch die Szenen noch in Akte ein, das geht ja auch nicht.“

„Natürlich“, brummt der Direktor, „ich habe mir ja gleich gedacht, daß er das nicht kann, das ist ja sehr schwer.“

„Hammerschlag Julian.“ Der Geistliche nimmt den Nächsten vor. „Das ist der Schlechteste, den wir hier haben.“

„Vorbestraft?“ frage ich.

„Nein. Zum erstenmal bestraft. 1886 geboren. Ein Halbgebildeter. Ein Sozialist.“

„Wieso das?“

„Er hat selbst gesagt, daß er an nichts glaubt.“ Der Direktor sagt: „O, der ist keck. Wie er hereingekommen ist, hab' ich ihn zum Rohrflechten verwendet. Wissen Sie, was er gesagt hat? ‚Meine Finger sind zu zart' und er hat wirklich eine andere Arbeit verlangt.“ Das Rohrflechten, nebenbei bemerkt, ist eine sehr schwere Arbeit, bei der sich, wenn man nicht daran gewöhnt ist, die Haut schmerzhaft herunterlöst, bis die Fingerspitzen eine neue harte Haut kriegen.

„Verfehlte Erziehung“, erklärte der Geistliche, „die Eltern sind geschieden.“

„Ich glaub', der Vater war sogar ein Jud'“, fügt der Herr Direktor erklärend hinzu.

„Das würde ja nichts machen“, korrigiert der Geistliche rasch, „er hat eine unverdorbene Weltanschauung.“

„Dabei hat er nicht einmal eine schöne Schrift“, sagt der Direktor und legt mir aus seinem Akt eine Schriftprobe vor. Man ließ den „Sozialisten“ kalligraphieren: „Die Religion ist der beste Schutz des Menschen.“ Ja, in Göllersdorf fängt man das Bessern pfiffig an . . .

Mit diesen Mitteilungen soll aber das Interesse des Lesers an dem Werke nicht etwa gesättigt werden, ganz im Gegenteil, so sehr verstärkt, daß er zum Buche greift. Denn es gilt, das Gewissen der Menschen, der Gesellschaft aufzurütteln, daß es einmal Nachschau halte, wie es jenen armen Unseligen geht, von welchen gar viele nicht schlechter, nur unglücklicher sein mögen, als wir anderen. Der heilige Ernst, mit dem Stephan Großmann seinen Gegenstand behandelt hat, zielt auf nichts Geringeres ab, als auf eine Reform unseres Strafwesens.

uns umgebende Natur als Quelle, aus der geschöpft wird. Je näher der Gegenstand liegt, je häufiger man damit in Berührung kommt, um so besser und fruchtbringender. Aus den Tausenden von hierher gehörigen Formeln verzeichne ich nur eine kleine Auswahl: Er geht drum herum wie die Katze um den heißen Brei, ist geputzt wie ein Pfingstochse, hüpft wie ein Füllen, ist bekannt wie ein scheckiger Hund, ist munter wie ein Maikätzchen, ist neugierig wie ein Spitz, ist geduldig wie ein Lamm; er hat Augen wie ein Luchs, rennt wie ein Wiesel, hat Hunger wie ein Wolf, ist verliebt wie eine Ratte, schläft wie ein Ratz, liegt da wie ein geprellter Frosch, ist falsch wie eine Schlange, ist munter wie ein Fisch im Wasser, ist giftig wie eine Kröte, ist still wie ein Ohrwürmchen; ist arm wie eine Kirchenmaus, singt wie eine Heidelerche, schimpft wie ein Rohrsperling, stinkt wie ein Wiedehopf, ist rot wie ein Zinshahn, ist dahinterher wie ein Geier; er hat Geld wie Heu, ist gesund wie eine Ecker, zittert wie Espenlaub, blüht wie eine Pfingstrose, hängt sich an mich wie eine Klette; schwitzt wie ein Braten, fliegt hin wie eine Mütze, ist so lang wie eine Bohnenstange, so groß wie ein Scheunentor; es regnet wie mit Ackerleinen, wie mit Bindfaden, wie mit Mulden; er paßt auf wie ein Heftelmacher, läuft wie ein Faßbrenner, säuft wie ein Bürstenbinder, schreit wie ein Zahnbrecher, hat Courage wie ein Leiermann, ist klug wie ein Torschreiber; er ist betrübt wie ein Lohgerber (dem die Felle weggeschwommen sind), lacht wie ein Töpfer (der umgeworfen und nichts zerbrochen hat).

Dieselbe Kraft lebendiger Veranschaulichung haben Personifikationen, an denen die Volkssprache gleichfalls ziemlich reich ist. Ich erinnere an Ausdrücke wie Ladenhüter für ein lange auf dem Lager befindliches Warenstück, Tröster für den Stock, mit dem man dem unfolgsamen Knaben Schläge androht, Rachenputzer oder Krätzer für den sauren Wein, der beim Trinken im Halse ein Gefühl des Kratzens hervorruft oder an volkstümliche Wendungen wie Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste, Lügen haben kurze Beine, Hunger ist der beste Koch, der Nagel will nicht in die Wand, denn er hat seinen Kopf für sich, die Zeit vergeht mit Riesenschritten, der Wolf geht im Korn (das hohe vom Winde bewegte Korn schlägt Wellen), der Wolf jagt die Schäfchen (dasselbe), Not geht an den Mann, die Wut packt mich, sie war die Güte in Person (oder die reine Güte, die Liebenswürdigkeit selbst). Und wie plastisch ist nicht die Bedeutung in Verben mit metaphorischem Sinne ausgeprägt nach Art von maikäfern, mausen, storchen, sich mopsen, ochsen, büffeln, schnauzen, schnüffeln u. a.?

Eine gleichfalls zur Erhöhung der Anschaulichkeit beitragende Gewohnheit der Volkssprache ist es, scheinbar überflüssige Beiwörter zu Substantiven zu stellen, die zu dem Gedanken im Satze nichts Neues

Bei solcher volkstümlicher Bildersprache laufen oft ziemlich starke Übertreibungen unter, die den Zweck haben, die Sache recht drastisch darzustellen und dadurch große Wirkung zu erzielen. Dahin gehören folgende Wendungen: sich die Lunge aus dem Halse schreien, die Augen aus dem Kopfe heulen, ganz Ohr sein, sich die Beine ablaufen, die Beine unter den Arm nehmen, sich für einen Groschen ein Loch in den Bauch bohren lassen, einem auf der Nase herumtanzen, Holz auf sich hacken lassen, das Blaue vom Himmel herunterlügen, er hört das Gras wachsen, hört die Flöhe husten, sie können sich nicht riechen, sie möchten sich vergiften, der ganze Kerl ist nichts als Haut und Knochen, er ist um den kleinen Finger herumzuwickeln, ich möchte gleich aus der Haut fahren, vor Ärger gleich schwarz werden, ich will gleich Gift draufnehmen, ich will mich gleich hängen lassen, ich lasse mir gleich den Kopf abschneiden, wenn das nicht wahr ist, es zieht einem die Stiefel aus, wenn man das mit ansieht, er kriecht einem hinten und vorn hinein, ich habe mich bald zu Tode geärgert, lauf mir den Buckel hinunter, er lacht sich buckelig, er hat ihm die Hucke vollgelogen, man kann sich gleich auf den Kopf stellen, es wird nicht besser, da lacht einem das Herz im Leibe, ich habe mich gewälzt vor Lachen, er sieht den Himmel für eine Baßgeige an, er ist keinen Schuß Pulver wert, er kann nicht bis drei zählen u. a.*)

Mit besonderer Vorliebe bewegt sich das Volk auch in Vergleichen; denn sie wirken am unmittelbarsten und geben das klarste und treffendste Bild von dem, was gemeint ist. Dabei dient die ganze

pfängt den Gast nicht mit Herzlichkeit, sondern mit offenen Armen, beweist seine Geringschätzung dadurch, daß er den Widersacher mit Füßen tritt. Statt in der Not guten Mut behalten, sagt man den Kopf oben behalten oder hoch tragen, statt standhaft einen Schmerz erdulden oder verleugnen: ohne mit den Wimpern zu zucken oder sich auf die Lippen beißen ... Man legt seine Hand aufs Herz, wenn man jemand etwas stark beteuern will, und doch könnte es sein, daß es uns sehr in Verwunderung setzte, wenn uns jemand auf die Aufforderung: „Hand aufs Herz!“ mit der wörtlichen Ausführung dieser Bewegung, also unseres eigenen Verlangens, antwortete. Ganz ähnlich, wenn ein vorlautes Kind die Zurechtweisung der Mutter: „Zupf dich an deiner Nase!“ buchstäblich befolgen wollte. Wir bezeichnen es als eine besondere Eigentümlichkeit, daß ein freimütiger Mensch kein Blatt vor den Mund zu nehmen braucht, und würden uns trotzdem höchlichst verwundern, wenn es einer täte. Wir behaupten ganz keck, einem den Zahn oder Puls gefühlt zu haben, stellen mit Befriedigung fest, daß der Mann das Herz auf dem rechten Flecke, oder mit Bedauern, daß er einen harten Kopf oder keine Ader von seinem gutherzigen Vater habe, ja daß er dickfellig, steifnackig, hartnäckig und halsstarrig sei, und kein Mensch fragt danach, ob wir denn auch die nötigen Kenntnisse besitzen, um Puls, Zähne, Nacken, Herz und Haut sachverständig zu beurteilen. Hochnäsig soll jemand sein und hat doch ein gang regelrechtes Stumpfnäschen, soll ein ungewaschenes Maul haben und davon ist doch das Gegenteil ersichtlich. Man sagt von einem, der im Spiele oder sonst empfindliche Verluste erleidet, er habe Haare lassen müssen, und vielleicht hat der alte Herr keins mehr auf dem Kopfe.“

*) Schröder sagt in seiner Schrift vom papiernen Stil: „Der papierne Mensch ahnt nicht, daß der Stallknecht und die Viehmagd in einem Jahre mehr Tropen und Redefiguren anwenden als er in sämtlichen Literaturwerken der Welt je auffindet.“ Dies ist zwar stark übertrieben, legt aber beredtes Zeugnis für die Neigung des Volkes ab, sich bildlich auszudrücken.

große Erfindungsgabe des Mannes aus dem Volke zu bewundern, denn an Abwechselung fehlt es wahrhaftig nicht. So beginnt in „Foltgens Klopfan" ein solches Gedicht mit den Worten: Ich wünsche dich so lang gesund, bis eine Lins' wiegt hundert Pfund und bis ein Mühlstein in Lüften fleugt, eine Flieg' ein Fuder Weines zeucht und bis ein Krebs Baumwolle spinnt und man im Schnee ein Feuer anzünd't. Ähnlich verhält es sich mit folgenden volkstümlichen Versen: Gott lasse dich so lang gesund, unz (bis) eine Rose gelt' ein Pfund. Gott erhalte euch gesund, bis ein Krebs erlauf' ein'n Hund oder bis daß ein Has' fäht (d. h. fängt) einen Hund oder bis einst schwarzer Schnee fällt und die Laus ein'n Taler gelt.

Auch Beteuerungen und Versicherungen der Treue werden häufig in dieses Gewand gekleidet. Daher finden sich nicht selten in Briefschlüssen Verse folgender Art: Viel eher soll der Rhein über die Alpen laufen, viel eher soll der Main den Odenwald ersaufen, viel eher soll zergehn die Erd' und 's Firmament, eh' gegen Rosalind' mein' Treu' soll nehmen ein End. Dem entspricht der noch gegenwärtig im sächsischen Volksmund verbreitete Spruch: Wenn der Mühlstein trägt Reben und daraus fließt süßer Wein, wenn der Tod mir nimmt das Leben, hör' ich auf, dein Freund zu sein; oder das im Altenburgischen bekannte Wort: Unsere Freundschaft die soll blühen, . . . bis der Bock einst Junge kriegt. Diese und andere Formen der Art stehen auf einer Stufe mit dem Wortlaute eines Friedenstraktates, der im Jahre 985 zwischen dem Zaren Wladimir und den Bulgaren geschlossen worden ist und wo es heißt: Der Friede soll gelten, bis der Stein beginnt oben zu schwimmen und der Hopfen unterzusinken, oder mit den Worten, die Konrad von Würzburg an die Jungfrau Maria richtet: Eher werden Edelstein und Marmor mit einem Halm und der Diamant mit weichem Blei durchbohrt, ehe ich die Höhe des Lobes erreiche, das dir gebührt.

Da sagt man in Tirol: wenn dir das Dummsein wehe täte, da hörte man dich bis nach Amerika schreien. Daher ist dies auch eine beliebte Form der Schnaderhüpfeln, z. B.: Wenn es Taler tät regnen und Dukaten möcht' schnei'n, tät ich den Herrgott schön bitten, es möchte 's Wetter so bleib'n. Aber auch sonst im Volksliede begegnen wir dieser Erscheinung oft. Von den zahlreichen Beispielen greife ich nur einige heraus: Und wenn der Himmel papieren wär' und jeder Stern ein Schreiber wär' und schrieb ein jeder mit sieben Händ', sie kämen mit meiner Liebe nicht zu End'.

hinzufügen, aber den Ausdruck plastischer gestalten. Hierher ist es zu zählen, wenn das Volkslied so gern vom grünen Klee und vom weißen Schnee*), von den goldenen Sternen und der finsteren Nacht spricht oder wenn die große Masse so gern Wendungen gebraucht wie keinen roten Heller mehr haben, einen blanken Taler ausgeben, schweres Geld haben, etwas bei hellem, lichtem Tag besehen u. a. Verwandter Art ist die Zufügung von adverbialen Bestimmungen, die den Zweck haben, eine Handlung recht greifbar vorzuführen wie: ich habe es in meine eigenen Ohren hinein gehört, schäme dich in dein Herz hinein, er hat Augen im Kopfe wie ein Luchs, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, er ist verrückt im Kopfe.

Dem entspricht die große Neigung der Volkssprache zur Wortwiederholung. Nicht nur liebt es das kindlich harmlose Gemüt, von einem tiefen, tiefen Wald oder von einem weiten, weiten Wege zu sprechen statt von einem sehr tiefen Walde und von einem sehr weiten Wege, sondern auch sonst wird ein Wort gern wieder aufgenommen, wo sich die Volkssprache der Pronomina bedient. Die Anwendung des gleichen Wortes in gleichen Zwischenräumen, die beim Lesen den Eindruck der Armut oder der Nachlässigkeit macht, verliert beim Sprechen das Anstößige und erleichtert sogar die Auffassung.

Zum Ausdruck einer Steigerung bedient man sich aber nicht bloß der anschaulichen Wortverdoppelung, sondern man ersetzt oft auch das farblose matte „sehr" durch kräftigere und durchsichtigere, weil sinnfälligere Wörter. Der Schwabe sagt für es ist sehr fein: das isch arg fei, elend fei, saumäßig fei, der Berliner verwendet im gleichen Sinne klotzig, klobig, eklig, haarig, lausig, blödsinnig (z. B. schwer), der Thüringer spricht: es ist verdammt, grimmig, mordsmäßig kalt, verflucht, verflixt, verteufelt leer, der Weg ist schauderhaft, schaurig, abscheulich glatt. Ebenso heißt es beim Verb es regnet furchtbar, fürchterlich, schrecklich, es schneit gräßlich, jämmerlich, gottserbärmlich. Oft werden die Adverbien nicht zu den Eigenschaftswörtern hinzugefügt, sondern damit zusammengesetzt; statt sehr schwarz heißt es da pechschwarz, kohlschwarz oder rabenschwarz, statt sehr alt hornalt oder steinalt, statt sehr leicht kinderleicht oder federleicht; ein Mensch ist totmatt oder sterbensmatt, kreuzlahm oder lendenlahm, splitternackt oder fasernackt. Doch werden von solchen, die sich recht sinnfällig ausdrücken wollen, oft auch mehrere dieser Begriffe zu einem Worte verbunden, z. B. pechkohlrabenschwarz, totsterbensmatt, splitterfasernackt u. a.

Dann Naturunmöglichkeiten bei Neujahrs- und Geburtstagsgratulationen. Hier hat man auch Gelegenheit, die blühende Phantasie und die

*) Z. B. im Rosengarten will ich deiner warten, im grünen Klee, im weißen Schnee.

da ist's halt nit gangen. Verzeihst mir's halt — bist ja alm a guete Haut g'wesen."

Die Wettl ist nachher, wie sie gewußt hat, daß sie der Menigil doch nicht zum Weib nimmt trotz allem und allem, auf und davon gegangen, weiter als der Himmel blau ist, mit dem Kind unterm Herzen.

Und der Menigil hat die reiche schieche Agnes, die schon als Diandl so zuwider war, geheiratet. Die ist jetzt Bäuerin in der Gruben — die hat ihm kein Kind gegeben, aber bissige Worte und Schläg' zum Ermerken. Also da ist's auch gabach gangen.

Zu den Soldaten haben sie ihn auch nicht brauchen können; andere sind froh, wenn sie Staatskrüppel werden; — er aber hätt' wenigstens, wenn sie ihn b'halten hätten, die Schneid gelernt, die für die Grubenbäuerin notwendig ist. — Also alles gabach.

Der Vater hat ihn wollen studieren lassen; die alte reiche Bas Vev hätt' schon die Taler aus dem Schatzstrumpf springen lassen, denn so ein geistlicher Herr Vetter ist ein gewaltiger Staffel in den Himmel; — aber im Gymnasium haben die Professer gleich gesagt: „Der ist zu dumm."

„Lieber war i schon a Geistlicher ohne Weib, als der Grubenbauer mit dem Drachen" — philosophiert der Menigil: „all's gabach."

Die Professer aber haben's damals nicht verstanden; damals ist's gabach gangen, weil er so viel dumm war; — und wie er sich hat zur Ruhe setzen wollen und von allen Geschichten nix mehr wissen hat wollen, haben sie ihn in den Gemeinderat gewählt, weil er so viel g'scheid ist!

„Jez die Plag für die alten Täg. Alle Tag was anders: Feuerspritzen, Klauenseuch', Kunstdünger, Totenb'schau, Murverbauung, Kirchenstiftung . . . . man woaß nimmer, wo oan der Kopf steht. Da ist's mir a gabach gangen", sinniert der Bauer in der Gruben weiter: „Herrgott, finster ist's und a stickete Luft und a Wehtoan in alle Glieder."

Es dauert ihm zu lang, bis der Morgen kommt, und jetzt schreit er: „Alti, steh' au!"

Der Menigil krabbelt um und findet seine Alte nicht; er kennt sich überhaupt nicht aus, wo er liegt.

„Jesses, amend — weil i nit woaß, wie's gangen ist, bin i überhaupt nit hoamkemmen!"

Dieser schreckliche Gedanke fährt dem Bauern durch den Sinn und findet seine Bestätigung darin, daß der Menigil, als er nach seiner Uhr sucht, merkt, er sei nicht ausgezogen. Er sucht die Uhr und findet sie nicht, er sucht die Zündhölzeln und findet keins, er sucht die Geldtaschen und findet sie nicht; — aber er greift die Silberzwanziger und weiß, daß er noch den Sonntagsrock anhat, den er am Kirchtag getragen.

Vom Menigil, dem's alleweil gabach ganga is.

(Eine Schalkheit von **Anton Renk.***)

Der Grubenbauer Menigil liegt auf seinem Buckel, wie sich's gehört, in der Gruben und schlaft nach dem Kirchtag, wie sich's gehört. Er schlaft aber schon gar lang; — das kann ja nach dem Kirchtag leicht vorkommen.

Endlich wacht der Bauer in der Gruben auf; aber es muß noch zu früh sein, weil's noch gar so kreuzteufelsrabenstockschwarzfinster ist. Also denkt sich der Bauer: „No' ist's z'früh" und dreht sich mit einem Achezer auf die andere Seiten, denn 's Bett ist heut gar so hart.

Am Bett wird's amend nicht fehlen, steckt halt noch der Kirchtag in den Gliedern; — alles zur Ehr' des heiligen Rochus; der gute Kirchenpatron ist das bißl Wehtun schon wert.

Der Grubenbauer probiert und probiert einzudosen — er betet einen Rosenkranz, da schlaft er sonst alleweil ein; — heut' aber nützt alles nix, er kann nimmer einschlafen; dann schreit er: „Alti, mach die Balken auf, es mueß schon Tag sein!"

Aber die Bäuerin rührt sich nicht und der Menigil denkt sich: „Ah recht, sonst gang grad glei wieder 's Gepretzig an wegen den Kirchtagrausch, den i hoambracht han."

Und nun möcht der Bauer wissen, wie er eigentlich heimgekommen ist... aber mei, man wird halt älter und da laßt's Gedächtnis aus... er weiß nimmer, wie er heimgekommen ist — aber schon gar nicht.

„Wozu no lang sinnieren, da bin i?" denkt sich der Bauer und dreht sich auf die andere Seiten, weil er gar so hart liegt.

Dem heiligen Rochus sind an seinem Tag respektierliche Ehrenräusch' ganz recht, aber die Agnes — die Grubenbäuerin, kann die Räusch' halt gar nit leiden und sieht nit ein, daß der Bauer in der Gruben, der erste Gemeinderat, auch was springen lassen muß an dem Tag.

Wenn man so hart liegt in der finsteren Nacht, kommen allerhand Gedanken und lang nicht die gescheidesten und lang nicht die lustigsten.

So sagt der Bauer in der Gruben, indem er auf sein Leben zurückschaut, zu sich selber: „Ja Menigil, dir ist's eigentlich alleweil gabach gangen."

Diesen Satz sucht er nun zu beweisen. Zuerst fällt ihm die Wettl ein. Ja, die Wettl war blond und lieb und treu — Gott hab' sie selig, wenn sie nimmer lebt. Die Wettl hat er so gern gehabt, aber: „O mei Wettl — du hast nix g'habt — um und um nix, und

*) Aus „Kraut und Ruebn". Kleine Geschichten aus Tirol von Anton Renk. (Linz. O.-ö. Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft. 1904.) Dieses Beispiel derben urfrischen Bauernhumors dürfte wohl die Lust nach dem Büchlein selbst erwecken.

Die letzten Gedanken hat der Bauer in der Gruben, der jetzt wirklich in der Gruben ist — in seiner Heimat — seinem Weibe gewidmet. Da wurde er so ruhig und sagt ergeben im Sarge: „Ist eh gescheider!" — und dreht sich um und schlaft ein.

Und im Schlaf sagt er noch: „Dösmal ist's nit gabach gangen!" Und er schläft und wacht nimmer auf.

Trotzdem ist's ihm aber gabach gangen, weil's eben so Leut' gibt, denen alles gabach gehen muß.

Während der Menigil so ruhig da unter der Erde lag, erwartete seine Witwe so sehnsüchtig das Ablaufen des Trauerjahres, denn sie hatte schon mit dem Rechenmacher und Bindermeister Jodok angebandelt. Aber das Jahr verging so langsam und im Haus war's so still, daß es die Grubenbäuerin nicht ausgehalten hat. Und weil sie niemand g'habt hat, mit dem sie hat streiten können, ist sie auch noch, vor das Trauerjahr aus war, gestorben.

Ja wenns dem Menigil Zeit lassen hätten mit dem Sterben und ihn nicht scheintoter eingraben hätten, dann hätt' er sicher eine G'schrift aufg'setzt und seiner Frau eine schöne Grabstatt gestiftet — recht weit von der seinigen . . . .

Aber jetzt liegt sie gleim neben ihm — ist ihm also nach dem Tod auch noch alles gabach gangen — es gibt schon so Leut'.

Auf dem schmiedeisernen Kreuz über dem Grabhügel aber steht der Vers:

„Hier liegt der Bauer in der Gruben,
Gar bald nach ihm starb auch sein Weib,
Sie stritt mit ihm in Feld und Stuben,
Das war ihr liebster Zeitvertreib.
Nun liegt sie neben ihm begraben,
Wird er die ewige Ruh' nun haben?"

D' aufgsagt Liab.

Von Hans Mittendorfer.

„Pfüat di Gott", hör i 's Dirndl sagn,
„D' Liab is iazt gar;
's Herz laß i da nöt,
Is mei bössani War.

Um a Haus, um a Geld
Und um halbwegs a Lebn,
An iads Dirndl auf da Welt
Wird sei Herz dafür gebn.

Und i brings so guat an!
Was i kriag, is ma gnua:
A schens Haus, häufti Geld
Und an Ehmann dazua." —

*

Mei Dirndl, mei Dirndl,
Dei Herz um a Haus —
Wohl, d' Fensta san liacht,
Aba 's Glück fliagt dar aus.

Aba 's Glück fliagt dar aus,
Wann's glei Geld einiregnt:
An Eh' ohne Liab
Hat da Teufl zsammgsegnt.

Mit da Liab muaßt di gebn,
Ohne Liab bist nix wert,
Wiar a Fisch ohne Wassa,
A Haus ohne Herd.

„Jesses, was es heut' für schlechti Leut' gibt. Niederg'schlagen habens mi und ausgrabt und in a Loch g'worfen! Vielleicht habens mi' blendet. Jesses Maria und Josef! Hilfe! Hilfe!"

Er will aufstehen und stößt mit dem Schädel an, daß es grad schöldert — er sucht noch einmal in allen Taschen — und streift wieder an die Silberzwanz'ger — „ja warum hab'n denn die Räuber dö nit abg'schnitten?" und endlich findet er ein Zündhölzel, das sich im Schilee-leiblwest'ntaschl verschloffen hat.

Er ripst es am Hintern an — o wie das schwefelt — und jetzt weiß er — alles.

Und sein erstes Wort, das er mit schwacher, entsetzter Stimme stottert, ist: „Jesses, mir geht aber all's gabach!"

Und der Bauer schreit und strampelt und jessesmariaundjoseft, aber er beruhigt sich mit der Zeit mit seinem Spruch: mir geht all's gabach.

Er denkt und sinniert weiter nach, da fällt ihm eine Gemeinde-ratssitzung ein.

„Jesses, hätt' i dös nit tun!" ächzt er auf. „Jez bin i für'n Gmoandrat a no' z' dumm und dös will viel hoaßen! Mir geht schon all's gabach; — wie der Würlerjörgele im Gmoandrat g'sagt hat, man soll nimmer die alte Zeggerzenz, dö so guat docktern kann und so prächtigi Mittel woaß für'n Knilling, für'n matt'n Tisel, für'n Ummergang — für's Vieh ist sie a recht z'brauchen g'wes'n — solls nimmer für die Totenb'schau b'halten, weil sie nimmer recht siecht und nix mehr hört und ganz unverläßlich ist, da bin ich dadazu auftreten. Der schundige Tuifl hat wölln um a Sündengeld sein Vetter — der Fallot ist Docktor wor'n statt Geistlicher — dö Stöll' verschaffen. Ja, da hat der Menigil g'sagt, mir wer'n öpper weg'n den oan Scheintoten, der vielleicht alle fufz'g Jahr amol eingraben werd, alle Jahr das Heidengeld zahl'n! Die alte Zegger-zenz versteht ihr' Sach' schon, sie hat schon viel'n, dö nit g'storb'n sein, 's Leben gerettet, drum mueß man ihr dankbar sein, und überhaupt brauchen mir koane sölln liberal'n Neuerungen. Und die ganze Gmoand hat mir damals recht geb'n — dö Esel!" schreit der Menigil, „mir, dem Bauern in der Gruben, weil er sov'l g'scheid ist!" —

„Mir geht schon all's gabach — iez bin i der erste Scheintote, dens eingrab'n hab'n, weil die Zeggerzenz es nit kennt hat, daß dös a besserer Kirchtagrausch ist. Für'n Gmoandrat bin i a z'dumm g'wesen!"

Zuerst schreit und betet der Bauer und verlobt sich zu allen Heiligen und will den Sargdeckel sprengen. Aber da ist Chrysam und Tauf' verloren, drum macht er Reu' und Leid . . . und ganz sicher ist jetzt die Gnad über ihn kommen, denn er wird so still und ruhig, daß man nicht meinen möcht', daß ein lebendig Begrabener so still und ruhig sein könnt'.

Sie huben an, auf mich einzurufen, zu schreien, ich hörte es wie Stimmchen aus einem schlechten Telephon. Meine Frau hatte schon ein ernsthaftes Gesicht und ich verstand: „Mach keine Torheiten, Vater!"

Ich machte ja keine. Ich war taub geworden.

Anfangs kam mir die Sache fast possierlich vor. Dann wurden die Ohren bearbeitet, Versuche angestellt mit allerhand Geräuschen. Die gröbsten davon hörte ich wie einen Lärm aus der Ferne und die lebhaftesten Gespräche um mich waren, als kämen sie durch die geschlossene Tür eines Nebenzimmers. Und das Forte des Klaviers zirpte klanglos wie ein verbrauchtes Spinett aus dem achtzehnten Jahrhundert.

„'s hat dir halt 's Gehör verschlagen", urteilten sie, „das kommt bei der Influenza oft vor und in zwei Tagen ist alles vorüber." Dann kamen die Hausmittel dran. Als es in acht Tagen nicht vorüber war, ging ich zum Arzt. Der untersuchte und erzeugte allerlei Geräusche und Klänge um die Ohren, um den Kopf herum. Der blieb ziemlich verstockt und da sagte mein Arzt: „Ich würde mich freuen, wenn Sie in den Ohren recht große Schmerzen hätten!"

Diese deutlich gesprochenen Worte verstand ich wohl mit den Ohren, aber sonst verstand ich sie nicht. Den Doktor hatte ich doch immer als einen guten mitfühlenden Menschen gekannt. „Wenn Sie Schmerzen hätten", setzte er bei, „wenn eine Entzündung vorhanden wäre, so könnte es in wenigen Tagen vorüber sein. Aber ich sehe, daß es ein veraltetes Leiden ist und daß Sie sich mit dem Gedanken werden vertraut machen müssen —"

Das weitere sagte er leiser, aber ich verstand schon.

„Was eben noch möglich ist, das müssen wir zu retten trachten."

Dann begann die Kur. Fast täglich operative Eingriffe mit Sonde und Schlauch in das Innere des Kopfes. Da gab es wahre Orkane im Schädel, doch nach denselben war allemal wieder alles still.

Und so währte es Tag um Tag. Ich hatte sonst den Gesprächen der Hausgenossen, soweit sie nicht gerade mit mir geführt wurden, wenig Aufmerksamkeit geschenkt, sondern mich gern für die Sammlung in mich selbst entschieden. Jetzt aber, da mein Ohr nicht hörte, war ich neugierig geworden. Sah ich sie sprechen, so wollte ich auch wissen, was sie sich so angelegentlich zu sagen hatten. Es kam mir manchmal vor, als wären es Geheimnisse, die ich nicht wissen sollte, weil sie so leise miteinander murmelten. Dann ging ich ein wenig verstimmt auf mein Zimmer.

Dort ruhig im Lehnstuhl sitzend, hörte ich in den Ohren zeitweilig den Wiederhall des Herzschlages. Anders kann ich das regelmäßige Pochen des Pulses, das an die Schläfe und ans Trommelfell schlägt, nicht bezeichnen. Aber zumeist war auch dieser Wiederhall nicht zu spüren und dann war es still — still um mich, wie in der ewigen Ruh'.

Ohne Liab — aba na,
Dir kimmt's andarsta für;
Geh zua — wann's d' nix wert bist,
Was tat i mit dir?

*

's Dirndl hat gsagt:
„D' Liab is gar, pfüat di Gott!"
Dö Röd kimmt ma für,
Wiar a Lästrung, a Spott.

Mit an kloan „Pfüat di Gott!"
So oanfach, so oarm,
Unsa Liab is ja grad
Wiar a Bettlkind gstoarbn!

D' Liab gstoarbn — herst as klopfn
Im Herzn, is's wahr,
Vanagln die Tischla
Da drin iazt dö Bahr?

*

Begrabn habn sie's, d' Liab.
Und i kanns nöt dafragn
Wo's liegt — bei ihrn Grab
Habns koa Kreuz nöt eingschlagn.

*

Hast wo in an Haus
Schon die Totnuhr ghert,
Wia's hammerlt und klopft
Bis wer kimmt unta d' Erd?

Klopf-klopf — bei da Nacht
Schlafst nöt ein bis in d' Früah,
Es kimmt da so angstli
Und unhoamli für . . .

A Zeit is ma gwön
Es muaß d' Totnuhr sein,
Was im Herz a so klopft
Und es grabn mi bald ein.

*

Aba d' Augn han i aufgschlagn
Amal in da Früah —
Sunnliacht dö ganz Welt!
Mi hat ziemt, wia nu nia.

Mi hat ziemt, wia nu nia
Wird da Tag herrli schen
Seitdem her i nia mehr
Dö Totnuhr gehn.

Heimgärtners Tagebuch.

Als ich taub war.

Schon seit längerer Zeit war es mir aufgefallen, daß unsere Oper so schlecht besetzt ist. Das Orchester dünn, keine frischen Stimmen. Und so seelenlos. Es war manchmal nicht anders, als ob ein Phonograph spielte.

Dann kam die Influenza. Sie war nicht schwer. Husten, Schnupfen und Kopfsausen. Und siehe, eines Morgens verschlief ich die Aufstehstunde. Es war ja alles so ruhig gewesen, kein Wagengerassel auf der Straße, kein Geräusch im Nebenzimmer. Selbst die Uhr war stehen geblieben. Beim Aufstehen stieß ich von ungefähr den Kerzenleuchter vom Kästchen, er fiel auf den Holzboden, und doch fiel er wie auf Wolle, so geräuschlos. — Was ist es denn, daß heute alles so sanft und weich anmutet? Draußen das Straßengewoge wie gewöhnlich, aber alle Wagen waren „Gummiradler". Im Zimmer griff der Pendel der Wanduhr weitaus. Plötzlich stand mein Töchterlein da und hatte ich doch nicht wahrgenommen, daß es hereinkam, jetzt schnäbelte es lebhaft mit den Lippen, jetzt zog es das Gesichtchen breit, jetzt faßte es mich an der Hand und zerrte dran. Im Nebenzimmer saßen die anderen beim Frühstück, ich sah sie löffeln und lachen und zu mir reden. Und ich hörte nichts.

Über Nacht war ich taub geworden.

die beschütze mir, mein gütiger Gott. Deine Schöpfung will ich sehen — und nicht in der Anhörung, sondern in der Anschauung Gottes, sagt die Schrift, liege die Seligkeit.

Ach, da denke ich an die lieblichen Lieder des Volkes, an die Klänge Beethovens, Mozarts, Wagners, Verdis, Kienzls, Löwes. War hier die Anhörung keine Seligkeit? Dann noch etwas. Landschaften, bildende Kunstwerke u. s. w. kann der Blinde sich (wenn er überhaupt je einmal gesehen) nach Beschreibungen zur Not vorstellen. Geht das auch mit der Musik? Kann man sich ein Tonstück beschreiben, erzählen lassen? Anderes hat verschiedene Wege, um in uns einzugehen, die Musik hat nur einen . . .

Der Mensch hat eine treue Freundin an der Gewohnheit. Wird er in ein dauerndes Mißgeschick verschlagen, sofort — schon am dritten Tage — beginnt sie zu schlichten und umzugestalten, um die Last erträglicher zu machen. Zuerst hofft man eine Weile aufs Besserwerden und bis man dessen müde geworden ist, hat die Gewohnheit ihre Arbeit vollführt. Doch bei mir kam es gnädiger. Die Taubheit ging allmählich in Schwerhörigkeit über und diese in einen noch geringeren Grad. Ich höre wieder, etwas dumpfer und stumpfer zwar, aber taub bin ich nicht. Daß ich's einmal ein Weilchen gewesen, war ein sehr wirksamer Wink, auch für den Schall, für den Klang, besonders aber für die warme Menschenstimme dankbar zu sein. Daß wir das Wort lieber Menschen, wie sie es täglich zu uns sprechen, nicht genug schätzen, das wird uns erst klar, wenn wir es nicht mehr hören.

Versuchung.

„Zu Ihnen hätte ich Vertrauen", sagte er weichmütig, während es schien, als schäme er sich dessen. „Das Beichtengehen habe ich mir schon lange abgewöhnt. Gibt aber halt doch Sachen, die man mit der Zeit nicht ertragen kann. Etwan weil sie schwerer werden oder weil unsereiner schwächer wird. — Aber ein schönes Zimmer haben S'." So unterbrach er sich, als ob ihn der augenblickliche Eindruck des Zimmers das schwere Anliegen schon vergessen ließe.

Ein mir wohlbekannter Grobschmied aus dem Murtale war's, der wegen einer geschäftlichen Angelegenheit auf ein paar Tage nach Graz gekommen war und bei dieser Gelegenheit mich besuchte. Er hatte in der Stadt mancherlei Gänge gehabt und dabei war der Grobschmied, der seine Kraft mehr in den Armen als in den Beinen hatte, etwas müde geworden und hatte sich gedacht, er besuche den „Herrn Dichter". Es sei ihm bei diesem Herumgehen nämlich eine alte Geschichte eingefallen, die sich mit ihm früher einmal in Graz zugetragen, die ihm in schlaflosen Nächten zu schaffen mache und die er gern vom Gewissen haben möchte.

Also wieder ein Tor zugeschlossen zwischen der unendlichen Außenwelt und dem Pünktchen, das man Ich nennt. Die Einsamkeit ist ja doch dein Fall, tröstete ich mich. Taubheit ist fast das einzige Leiden, das man nicht spürt, wenn man allein ist. Nur auf deine zwei Fensterlein gib acht, durch dieselben ergötze dich an dem stummen Marionettenspiel, das dich umgaukelt. Bist du taub, so ist die Welt stumm. Und ein ewiger Feierabendfrieden ist dein.

Aber wenn der Frühling kommt, kein Vogelgesang, kein Gewitterdonnern, kein Sturmbrausen, kein Wasserrauschen. Das Rauschen des Gebirgsbaches zu hören, dafür wollte ich alle anderen Töne, Sänge und Klänge verschmerzen. Ei doch noch eins: Bei dem Gedanken daran: Du wirst das Plaudern deiner Enkel nicht mehr hören! ist mir bitter weh geworden.

Nun begann ich auf allen Wegen den Menschen auszuweichen, besonders den Bekannten und Freunden. Von all dem Guten, was sie mir sagen wollten, verstand ich ja doch nichts. Und auf meine Bemerkung, daß ich schwerhörig sei, lachten sie oder schrieen mir die Worte ins Gesicht wie einem Kretin, um in der nächsten Minute wieder zu flüstern und verblüffte Gesichter zu machen, wenn man unrichtige Antworten gab oder schwieg. Die mehr mit mir zu tun hatten, wurden nervös aufgeregt und pikiert, wenn sie laut sprechen mußten und Mühe hatten, mir etwas beizubringen. Es ist oft die Tatsache bemerkt worden, weshalb schwerhörige Leute unliebenswürdiger und mürrischer wären, als etwa blinde. Ich glaube die Ursache liegt nicht sehr tief. Der Taube merkt an den Leuten das Unbequeme und das Unbehagen im Verkehr mit ihm; er empfindet es, als ob er in Gesellschaft zur Last wäre, ja daß man sich geradezu über ihn lustig mache, das scheut ihn zurück und verbittert ihn allmählich.

Diese und ähnliche Leiden hatte ich noch nicht einmal erfahren, aber ich empfand sie bereits. Ich dachte nach, wie nun, gleichsam im neuen Gefängnisse, hinter verschlossenen Toren des Gehörs, mein Leben einzurichten wäre. Das Unvermeidliche gelassen zu ertragen, das stand fest. Mich von der Welt und den Menschen ganz zurückzuziehen, jedoch sie um so mehr zu achten, je weniger Schlimmes ich über sie zu hören bekam, das lag auch nahe. Man hört ja doch nichts Gutes. Durch die Ohren kommen weniger Freuden in uns, als durch die Augen; freilich die Zeitungen ausgenommen, aus denen unsere Augen täglich Ärger, Zorn, Jammer und Elend saugen. Ein optimistischer Phantast, der taub und und blind ist, verliert nichts, ja gewinnt eine herrliche Innenwelt, die vom äußeren Lebensgetriebe, so trostlos es auch sei, kaum zerstört werden kann. — Aber ja. Die ewige Stille will ich ertragen, will sie, wenn möglich, zum Frieden des Gotteshauses machen. Nur die zwei Fensterlein,

worden ist. Wie ich aber hinschau' — o du heilige Mutter Anna! — zwei Sicherheitswachmänner haben ihn dazwischen und legen ihm Eisen an die Hände — und ist's der Soldat, der Donatl, meines Bruders Sohn. Seine Mütze tief über die Augen herab und schnappen ihm die Knie ein. Wem was gestohlen worden, der soll sich melden! wird ausgerufen. Ich schau', daß ich durch den Wartsaal hinauskomm' zu meinem Eisenbahnzug. Da haben sie mich aber aufgehalten und geschrien: Der ist's, dem hat er die Brieftasche aus dem Sack gestohlen und der Wachmann, der es auch gesehen, sagt: Wahr ist's. Aber ich stoß' mit den Ellbogen die Leut' weg und sag': Laßt's mich einsteigen, ich weiß von nichts. Ein dummer Spaß ist's gewest, sonst nichts. Und wie sie den Soldaten zu mir führen, sag' ich ihm's ins Gesicht: Wegen einer Wett' ist's hergegangen, gelt, Donatl! Sind ja Vettern zusamm' wir zwei — und werden einander bestehlen! Zum Lachen ist's! Daß ich's nicht wahrnehm', haben wir gewettet, wenn er mir einmal spaßeshalber so flugs heimlich — — gelt Donatl? Ist ja eh kein Knopf drinnen, sag' ich, schauts nur einmal nach in der Brieftaschen! — Na ja, da haben sie ihm freilich die Eisen wieder abgenommen und der Wachmann hat uns noch belehrt, ein andermal sollten wir solche Späße unter uns allein treiben und nicht unter den Leuten zum Ärgernis. Ich spring' in meinen Wagen und ist's mir lieb gewest, daß der Zug abfährt."

„So ist ja alles noch ganz nett abgelaufen," warf ich ein.

„Auswendig," antwortete der Grobschmied. „Einwendig freilich wohl nicht. Der Donatl hat's halt wohl recht gut gewußt, daß wir nichts verabredet haben und daß ich's weiß, daß er mich allen Ernstes hat bestehlen wollen. Und daß ich ihn nur schandenhalber herausgerissen hab. Hat sich mir auch nimmer unter die Augen getraut, sein Lebtag nimmer. Ist überhaupt nimmer heimgekommen. Nach einem Manöver haben sie ihn tot auf dem Felde gefunden. Erschossen. Aus Unvorsichtigkeit oder wie. Man hat nichts rechtes erfahren können. — Und das ist die ganze Geschichte."

Dieser Schluß war mir gerade genug. So hatte ich's nicht erwartet. „Und da denken Sie halt manchmal dran," sagte ich.

„Das glaub' ich, lieber Herr, daß ich daran denke! Schier alle Nacht. Ist sonst ein braves Bürschel gewest, man hat nichts Schlechtes von ihm gehört. Aber leicht zu wenig Geld, wie es lustigen Soldaten schon geht. Und meine Dummheit hat ihn in Versuchung geführt wie der Teufel selber. Und ich fürcht' halt alleweil, die Geschicht' ist Ursach', daß er ist gefunden worden — die Kugel durch den Hals. Weil er wohl gar gemeint hat, ich hätt' die Sach' seinen Eltern erzählt, so hat er sich nimmer heimgewagt. Aber man weiß nichts rechtes. In unserer ganzen Freundschaft (Verwandtschaft) ist so eine Unehr' nie vorgekommen."

— Ob ich mich nicht erinnern könne, wie ihm dazumal auf dem Grazer Bahnhof die Brieftasche gestohlen worden ist?

Nein, davon wisse ich nichts.

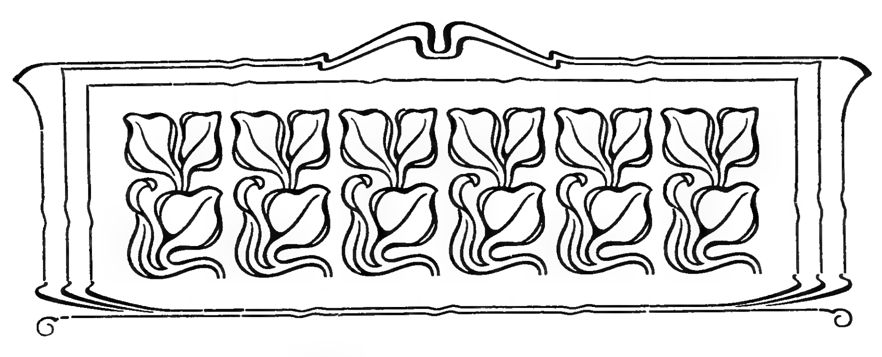
„Es ist geredet worden davon", sagte der Schmied. „Nur die Ursache weiß niemand als ich. Ist es Ihnen recht, wenn ich die dumme Geschicht' erzähle?"

„Aber natürlich. Wollen Sie sich dazu nicht eine anstecken!" und schob ihm das Zigarrenkistchen vor.

„Vergelt's Gott. 's ist nicht der Brauch, daß der Mensch beim Sündenbekennen Tabak raucht."

„Nun, also legen Sie los."

Der Alte neigte sich vor, stützte seine Ellbogen auf den Tisch, legte die flachen Hände an die Stirn und begann — heiser zu lachen. „Wir Obersteirer tun immereinmal gern Leut' foppen", sagte er dann. „Bin auch so einer gewest, aber seit neun Jahren foppe ich nimmer, hab' mir's abgewöhnt. — Na, gewest ist die Geschichte so. Bin dazumal nach Graz gefahren, eines Eisengeschäftes wegen war's. Hab' mich selben noch nicht so ausgekannt in der Stadt und hat mich der Donatl herumgeführt. Von einem meinigen Bruder der Sohn, der beim Militär ist gewest und für die paar Tage Urlaub bekommen hat. Ein gutmütiges Bürschel, ein wenig von der leichten Seiten, und die Zeit ist einem bei ihm nicht lang worden. Sind auch ins Theater miteinand, ins Wirtshaus und überallhin. So gut wie dazumal hab' ich mich selten unterhalten in der Stadt. Am dritten Tag ist's die höchste Zeit, daß ich heimfahr', schier 's ganze Geld ist beim Teuxel gewest. Da fällt's mir im Vorwitz ein: Halt, heut' foppest einen Spitzbuben! Zieh aus dem Leibelsack die leere Brieftaschen, ein alter Fetzen, und stecke sie auswendig in den Rocksack, so daß sie ein bissel herausschaut. Will doch einmal sehen, ob's wirklich so schlimm ist mit den Taschendieben in der Stadt. Unterwegs zum Bahnhof schau' ich mir noch den Zirkus an, kauf' mir nachher ein Glas Bier und auf dem Bahnhof stellt sich mein Soldat nochmals ein, um sich bei mir zu verabschieden und mir Grüße an seine Leute daheim mitzugeben. Hernach schieb' ich mich durchs Gedränge gegen den Schalter hin, um die Fahrkarte zu kaufen, zahle sie mit Silbergeld aus dem Lederbeutel, stecke den wieder in die Hosentasche und denk': So, alte Grazerstadt, jetzt schau dir den Schmiedmeister Reffelbacher von hinten an. Nun höre ich auf einmal ein Getrappel in der Halle und die Leute fahren durcheinander. Was ist denn geschehen? frage ich. — Ein Taschendieb! heißt es, der Sicherheitswachmann hat einen Taschendieb abgefangen. Ich taste nach meiner Brieftasche, richtig — die ist glücklich weg. Und hab' heimlich keine schlechte Freud' darüber, daß ein Langfinger in den billigen Köder geschnappt hat und dabei erwischt



Kleine Laube.

Der Präsident spricht!

Wie die Deutschen einen modernen Kaiser haben, der kühn und bewegend mit seinem Worte und seiner Person sich für die großen Zeitfragen einzusetzen pflegt, so haben die Amerikaner einen weisen Präsidenten. Und ein Mann auf solcher Höhe kann nicht bloß der politische Führer, er kann auch der Lehrer und Prophet seines Volkes werden.

Auf dem Nationalkongresse amerikanischer Mütter, der vor einigen Monaten in Washington abgehalten wurde, hielt Präsident Roosevelt eine bedeutsame Rede. Diese Rede begann mit einem Hinweise auf die mit unserer modernen Zivilisation verknüpften Gefahren. Zu diesen Gefahren rechnete er u. a. das überaus große Wachstum der städtischen Bevölkerung, denn gerade die Landbevölkerung mit ihrem ungetrübten Familiensinn gäbe dem Staate seine besten Kräfte. Das wichtigste Fundament des Staates sei ein gesundes Familienleben; ohne ein solches sei jede Anhäufung von Reichtümern, jeder Glanz künstlicher Entwicklung einfach nichts wert. Mann und Frau müßten gemeinsam tüchtig arbeiten und mutig kämpfen, vor allem aber die Kinder gut erziehen. Sie sollten sie erziehen im Gedanken an den Ernst des Lebens. Alle diese Gedanken führte der Präsident ganz klassisch durch und schloß sodann mit gehobener Stimme folgendermaßen: „Es gibt viele Familien, denen das Glück, Kinder zu besitzen, versagt ist, und man muß ihnen die größte Teilnahme entgegenbringen, aber man muß auch den Mann oder die Frau, welche absichtlich dem Kindersegen aus dem Wege gehen, wie feige Deserteure verachten. Frauen dieser Klasse bilden eine der unangenehmsten und ungesundesten Erscheinungen unseres modernen Lebens und die Statistik zeigt uns, daß im amerikanischen Leben diese Erscheinungen durchaus nicht selten sind. Aber die Statistik zeigt uns auch, daß die Ehescheidungen in geradezu entsetzlicher Weise zugenommen haben und zu einem Fluch der Nation geworden sind. Diese ungesunden Punkte des modernen amerikanischen Lebens werden auf das schlagendste durch die Bemerkung eines (presbyterianischen) Geistlichen charakterisiert, welcher erklärte, es sollte, von den Reichen ganz abgesehen, das Bestreben eines jeden sein, bloß zwei Kinder aufzubringen, um diesen „die Freuden des Lebens zu kosten zu geben.“ Auch das kürzeste Nachdenken sollte jenem Manne gezeigt haben, daß bei dieser Zweikinderwirtschaft die Nation in zwei oder drei Generationen an dem Punkte des Aussterbens angelangt sein würde. Und ein solches Resultat wäre nicht zu beklagen, denn eine Nation, welche zu solchen Mitteln greift, welche zum Rassenselbstmord greift, verdient auszusterben und sollte einem Volke Platz machen, welches noch nicht die ersten Naturgesetze vergessen hat.“

Während dieser Erzählung war der Mann immer betrübter geworden, nun saß er eingeknickt da, hielt seine Hände vors Gesicht und schluchzte.

Die Begebenheit war wohl Ursache, daß im Laufe der Zeit sich bei dem Alten eine Gemütskrankheit herausgebildet, an der er bitter schwer zu tragen schien.

Das war klar, daß ich nun etwas sagen mußte. So sagte ich, freilich recht unsicher: „Lieber Meister, wenn hier eine Schuld vorliegt, so glaube ich, ist sie nicht bei Ihnen, sondern bei Ihrem Neffen. Er hat dem Willen nach den Diebstahl wirklich begangen. Es mußte in ihm also wohl doch eine Schwäche nach dieser Seite hin vorhanden gewesen sein. In diesem Fall war Ihre Versuchung, wie Sie sagen, und was damals auf dem Bahnhof gefolgt ist, nur geeignet, ihn aufzuwecken und zu retten."

„Aber mein Gott, wenn er sich deswegen sollte getötet haben!"

„Wer weiß das. Bei Manövern ist schon mancher verunglückt. — Daß Sie ihm verziehen, das hat er damals ja erkennen müssen."

Diese und ähnliche Worte schienen dem Manne wohlgetan zu haben. Er bat noch, ob er für mein Waldschulhaus und die armen Waldbauernkinder etwas dalassen dürfe, was ihm sehr gerne gestattet worden. Wie er sich weiter mit seinem Gewissen abgefunden, ist mir nicht bekannt. Heute ruht er schon.

Zuwarten! Zuwarten!

Sie gestehen, in Ihrer Ehe unzufrieden zu sein und fragen, ob Sie sich nicht scheiden lassen sollten.

Ich hatte einmal folgenden Traum: Hoch auf dem First eines Kirchendaches saß ein Ehepaar und war sehr glücklich. Nach einer Weile jedoch fühlten sie das Bedürfnis, sich ein wenig zu strecken. Der Mann legte seine Beine nach der einen Seite des steilen Daches, das Weib die ihren nach der anderen Seite hinab. Doch saßen sie nahe beisammen, hielten sich mit den Armen umschlungen und freuten sich des Sonnenlichtes. Allmählich aber wurde ihnen diese Lage unbequem, sie rückten hin und her, machten sich's damit nur noch unbehaglicher und endlich wollten sie voneinander loslassen. Da rief vom andern Giebel ein Storch herüber: Zuwarten! Zuwarten! Nicht loslassen! Näher zusammenrücken und fest zusammenhalten! Dann sitzet ihr wieder gut! Aber die Ehegatten hörten nicht darauf, rückten sich immer und immer unbequemer, lockerten sich immer mehr und zogen endlich die Arme voneinander zurück. Und als sie sich losgelassen hatten, rutschte jedes an seiner Seite die *schiefe Ebene* hinab.

oft von einem ungeahnten Erfolg begleitet ist, so ist jedermann verpflichtet, vor Eintreffen der Feuerwehr sein Möglichstes zu tun. Dazu gehört vor allem Mut und Besonnenheit und Vertrautheit mit den eventuellen Rettungsarbeiten sowie mit der Behandlung und den Gewohnheiten der Tiere.

Man hat gewiß schon die Beobachtung gemacht, daß bei einem Brande die Tiere, wenn sie aus dem Stalle herausgebracht wurden, sofort wieder in denselben zurückkehren. Dies hat seine natürliche Ursache in der ungewohnten Helle der Flammen, wodurch die Tiere erschreckt und entsetzt, instinktmäßig Schutz und Zuflucht suchend, an den gewohnten Ort zurücklaufen. Ebenso hat man gewiß auch schon die Beobachtung gemacht, daß die Tiere, sobald sie nicht fest oder gar nicht angebunden, bei Feuers- oder sonstiger Gefahr sich losreißen und zu einem Knäuel zusammendrängen und nicht mehr auseinander zu bringen sind, besonders die Schafe und Pferde. Durch die ungewöhnliche Erscheinung des Feuers werden sie unruhig und beängstigt und die nahende Gefahr drängt sie zusammen, sich in Verteidigungszustand zu setzen. Aus den gleichen Ursachen erklärt sich der Umstand, daß die Tiere bei einem Feuer instinktmäßig die dem Feuer entfernteste und dunkelste Ecke im Stalle aufsuchen und nicht von der Stelle zu bringen sind.

Man beachte daher folgendes: 1. Binde nicht alle Tiere auf einmal los. 2. Verbinde denselben die Augen und führe dieselben einzeln heraus, besonders bei Pferden. 3. Nur im äußersten Notfalle lasse man sie alle los, indem man gleichzeitig ein Tier davon gewaltsam hinausschleppt und die anderen mit Stößen und Schlägen nachtreibt. Am vorteilhaftesten ist es, wenn sich auch im Stalle mehrere entgegengesetzte Türen befinden, damit man die Tiere auf der dem Feuer entgegengesetzten Seite hinaustreiben kann. Im Notfalle kann man dies auch durch ein schnell gemachtes Loch in der Wand bewerkstelligen. Federvieh fängt und steckt man in Säcke oder sperrt es an einem andereren sicheren Orte wieder ein. Schweine lassen sich am schwersten retten und müssen direkt gebunden und herausgetragen werden.

Am öftesten werden die Bienenstöcke vergessen und die Bienen gehen daher infolge der Hitze und des Rauches zugrunde. Man verstopfe die Fluglöcher und trage die Stöcke möglichst sacht an einen geeigneten Platz, jedoch vergesse man nicht, die Fluglöcher sofort wieder zu öffnen, damit die Bienen nicht ersticken.

Bei allen Rettungsarbeiten vermeide man jeden Lärm, auch jedes laute Rufen und Schreien. Man arbeite ruhig und stets auf die eigene Sicherheit Bedacht nehmend, am besten in Gesellschaft von zwei bis drei rüstigen Personen. Bei der Rettung von Tieren ist es gut, wenn man den Pfleger der Tiere zur Hand hat, da sie seine Stimme kennen und sich von ihm besser leiten lassen.

Ein großer Übelstand ist es, wenn die Türen des Hauses nach innen zu öffnen sind. Diesem Baufehler sind schon unzählige Menschen und Tiere zum Opfer gefallen. Alles strömt bei einem Unglücksfalle naturgemäß auf einmal dem Ausgange zu und infolge des gewaltigen Andranges werden die Türen zugedrückt und wehe denen, die noch drinnen sind. Wenn nicht von außen Hilfe kommt und die Türen mit Gewalt gesprengt werden, so gibt es kein Entrinnen mehr und das Schrecklichste aller Schrecken muß ein solcher Verbrennungstod sein.

Schiller dem Volke.

Wer seinem Volke die geistigen und sittlichen
Güter vermittelt, der gibt ihm das Beste.

Die unzähligen Feierlichkeiten, zu welchen der Säkulargedenktag an den Tod unseres großen Schiller in allen Ländern deutscher Zunge Anstoß gab, hatten das

Das sind große, harte aber gerechte Worte. Was die Ehescheidung betrifft, berührte sie der Präsident wohl in dem Sinne, daß sie den Leuten nicht zu leicht gemacht werde, und doch wohl auch, daß sie nicht unmöglich sei. Die leichte Lösbarkeit, sowie die völlige Unlösbarkeit der Ehe führen zum Ziele der Sittenlosigkeit.

Donner und Blitz in der Natur und Sprache.

Von Th. Vernaleken.*)

Das auf einen Blitz folgende laute Geräusch, der Donner, entsteht durch die plötzliche Erschütterung der Luftteilchen durch den elektrischen Funken. Das öftere Rollen desselben hat seinen Grund in der Zurückwerfung des Schalles von den Wolken und der Erdoberfläche, das mitunter mehreremale sich wiederholende Anschwellen darin, daß der vorhergegangene Blitz aus mehreren elektrischen Entladungen zwischen verschiedenen Wolken besteht, so daß die von ihnen ausgehenden Erschütterungen der Luft das Ohr erst nacheinander gleichzeitig erreichen. In verwandten Mundarten finden wir auch Dunder, lateinisch tonitru. Es wird oft auch bildlich gebraucht und in zusammengesetzten Wörtern, z. B. Donnerblitz.

Das Wort elektrisch spielt bei uns jetzt eine große Rolle, sogar bei den Fahrwagen, die sich ohne Pferde fortbewegen. Elektrizität ist das Vermögen gewisser Körper, z. B. des Bernsteins, infolge des Reibens leichtere Körper anzuziehen und bei Annäherung anderer einen knisternden Funken zu erzeugen.

Blitz steht für Blikz und ist verwandt mit blinken und blicken. Es ist der leuchtende Schein am Himmel. Blitzen dient zur Bezeichnung höchster Geschwindigkeit.

Donner (Donar) ist auch in unserer Mythologie vertreten und der Donnerstag ist sein Tag. Donar hieß einer der mächtigsten deutschen Götter. Nicht gegen die Menschen kehrt er seine Blitze, sondern gegen die Riesen, denen er das Haupt spaltet mit seinem Hammer; wegen des Blitzstrahles sagt man, er habe einen roten Bart. Sein zermalmender Hammer kehrt zu ihm zurück.

Die Rettung von Haustieren aus Feuersnot.

Über diese wichtige, aber höchst selten besprochene Frage finden wir in der „Landwirtschaftlichen deutschen Rundschau" (Mähr.-Weißkirchen) Mitteilungen von Alois Riedl, einem in Feuerlöschsachen erfahrenen Praktiker, die wohl verdienen, weithin bekannt zu werden. Alois Riedl schreibt:

Beim Ausbruch eines Feuers überstürzt sich oft der vernünftigste Mensch in seinen Handlungen, besonders wenn sein eigenes Heim in Gefahr steht, der Vernichtung anheimzufallen. Angst und Schrecken spielen da eine große Rolle und selten wird wohl ein Mensch, dem sein Haus brennt, die Rettung seiner Habe sowie der Haustiere unternehmen und vollbringen können. Zwar ist es in erster Linie Sache der geschulten Feuerwehr, das Rettungswerk einzuleiten und unter größtmöglichster Ausdauer und Ruhe auch durchzuführen, aber immer und jedesmal kann sie beim besten Willen und noch so erprobter Schlagfertigkeit nicht rechtzeitig am Platze sein und kommt es auch vor, daß sie manchmal zu spät eintrifft. Da aber ein rasches Erscheinen am Brandplatze und ein rasches, tatkräftiges, sachverständiges Eingreifen

*) Der 94jährige Autor, der immer noch geistig rege sich beschäftigt, sendet uns diese kleine Skizze, die manchem zur Auffrischung seiner Naturkenntnisse willkommen sein dürfte. Die Red.

Nachbarliebe.

Nach einem Gedichte des R. Grafen Hoyos.

Unser Haus und Nachbars Haus
Steh'n so eng beisammen,
Daß, wenn's in dem einen brennt,
Beide Häuser flammen.

Nachbars Fliederbäumchen sproßt
Durch des Zaunes Latten,
Unser alter Lindenbaum
Gibt dem Nachbar Schatten.

Tauben flattern hin und her
Und des Nachbars Kätzchen
Hat auf unserm Fensterbrett
Längst sein Ehrenplätzchen.

Ist es da ein Wunder, sprich,
Wenn ich Nachbars Liese,
Abends, wenn es dämm'rig wird,
In die Arme schließe?

Daß wir übern Lattenzaun
Uns die Lippen reichen,
Bis sich Wang' an Wange preßt
Innig ohnegleichen? . . .

Otto Promber.

Der ungeschickte Hinz.

Mirza und Martha waren zwei Schwestern — jung, hübsch und brav. Beide waren sich ähnlich in allem, bis auf den Namen.

Hinz und Hans waren zwei Brüder, aber sich darin unähnlich, daß der Hinz um eine Faust höher war als der Hans, hingegen der Hans um einen guten Kopf größer als der Hinz, damit ich euch weise, welcher der längere und welcher der Gescheitere war.

Da ereignete es sich, daß Hinz die Mirza heiratete, über die Flitterwochen hinaus recht zufrieden war, dann aber —

Und da ereignete es sich ferner, daß der Hans sich mit der Martha verlobte. Da ging Hinz zu seinem Bruder und sagte: „Recht sauber von dir, Bruder, daß du gleich mir in den heiligen Ehestand treten willst, aber — nichts für ungut, wenn ich's dir brüderlich sag': eine andere hättest dir wählen können. Das sind Schwestern!“

„Was, Schwager, bist du mit der Deinen nicht zufrieden?“

„Wohl, wohl, rechtschaffen ja, ein saggrisch braves Weibel hab' ich erwischt,“ sagte der Hinz und walgte mit der Hand an seiner Hutkrempe, „aber halt — weißt Bruder, 's ist halt so eine eigene Sach' — die Hosen will sie mir nit lassen.“

„Unter den Pantoffel bist geraten?“ lachte der Hans — „nu, Hinz, hör' mal, ich will dir etwas sagen: Das Weibervolk muß ganz absonderlich behandelt werden; willst gelegentlich mit mir kommen zu meiner Braut, so sollst Wunder erleben, wie ich das versteh', daß mir die Hosen bleiben und ihr der Pantoffel.“

Und richtig, als es gelegentlich war, ging der Hinz mit dem Hans zu seiner Braut.

Martha kam ihrem Bräutigam schmollend entgegen: „Du garstiger Hans, wo bist so lang gesteckt?“

„Das geht vorderhand keinen Menschen was an,“ entgegnete Hans barsch.

„Aber, ich meinte nur —“

„Was denn, was denn?“

„Ich hätte wohl ein Recht zu fragen, und ich frage dich, wo bist so lang gewesen, Hans, ich will es wissen!“

Gute für sich, daß sie der Menge den erhabenen Geist des Dichters, wenn auch nur vorübergehend, nahebrachten.

Sobald die Blütezeit vorbei ist, fängt die Frucht an zu treiben. Dieses Naturgesetz macht sich auch hier geltend.

Da und dort, in Deutschland, in der Schweiz, in verschiedenen Ländern, auch in Österreich, haben Land, Staat, Gemeinden, Städte, Vereine u. s. f. einmalige Schenkungen gewidmet (Schillerwerke, oder Geld zur Anschaffung von Schillerbüchern), oder dauernde Schillerstiftungen geschaffen, die den Zweck verfolgen, Schillers Geist ins Volk und in die Schule zu tragen.

Es gelangt somit in der weiten deutschen Heimat nach und nach ein Gedanke zur Verwirklichung, den der „Heimgarten" schon seit Jahren anregt: Statt Dichter persönlich zu feiern, lieber ihre Werke zu verbreiten.

Hieraus ist auch in Hamburg die große „Dichter-Gedächtnisstiftung" entstanden, die besonders jetzt für die Verbreitung der Schillerwerke arbeitet.

Je mehr der Geist wirklich guter Bücher ins Volk dringt, umso höher steigt dieses empor. Und wenn man einen Dichter ehren will, so lese man auch seine Werke.

Wer ernstlich bestrebt ist, für das geistige und sittliche Gedeihen seines Volkes zu arbeiten, der findet auf diesem Felde schönste Betätigung.

Das Schillerjahr kann zu einem wahren Jungbrunnen werden für die geistigen Bedürfnisse unbemittelter, bildungsdurstiger Menschen, so die Freunde des Volkes und der Jugend ein wenig Opferwilligkeit an den Tag legen wollen.

Es gibt ja überall Wohlhabenheit und guten Willen — warum sollte nicht auch bei uns in Deutschösterreich, etwa in Wien oder in Graz, eine „Schiller-Gedächtnisstiftung" nach dem Muster der Schwestervereinigung in Hamburg erstehen?

Ebenso wäre die Schaffung von Bücher-Sammelstellen anzustreben, überall dort, wo sich das Bedürfnis nach solchen geltend macht.

Tausende von Familien haben Schillerwerke und auch andere gute Bücher ähnlicher Tendenz — niemandem zunutz — im Schrank daheim liegen, die, befreit aus ihrer Gefangenschaft und dem Gemeindewohle zugeführt, segenbringend wirken könnten.

Darum nicht lange gezögert — frisch zur Tat und rasch ans Werk!

Es ist immer noch Zeit in diesem Schillerjahre. — Die Durchführung der Sache könnten literarische, auch volkserziehende Vereine besorgen, als Verweser der einfließenden Gelder (Spenden, Stiftungen Vermächtnisse), oder als Sachwalter des sich ansammelnden Bücherschatzes, der nur an würdige Personen, an Volksbibliotheken, an Schulen — auch mit der Bestimmung: „für Prämien!" — an Spitäler, Gefangenen-, Armen-, Irrenhäuser u. s. f. abgegeben werden darf.

Selbstverständlich steht es jedem Spender frei, Bücher oder andere klingende Liebesgaben, ohne Vermittlung, direkt den Volksbüchereien, Schulen, Vereinen (das im Zeichen Friedrich Schillers stehende Jahr 1905 ist auch das Jubeljahr unseres Deutschen Schulvereines, was sich jeder Deutsche besonders zu Gemüte führen mag), die seinem Herzen nahestehen, zu übermachen.

Der Vermittlungsapparat ist ja nur Mittel zum Zweck. Hauptsache ist und bleibt, daß man sich überhaupt rühre.

Welche Dimensionen das Schillerjahr noch annehmen kann, wird sich zeigen. Die bisherigen, erfreulichen Anzeichen deuten auf Gutes.

Franz Goldhann.

Lustige Zeitung.

Mißglückte Galanterie. Frau Z. hat die Leidenschaft, Theater zu spielen Am Schluß einer Vorstellung ergeht sich Stöffel ihr gegenüber in Komplimenten. „Ach," sagt Frau Z., sich zierend, um die Rolle recht gut spielen zu können, müßte man jung und schön sein!" — „Sie sind der Beweis für das Gegenteil!" antwortet Stöffel.

*
* *

Höchste Frechheit. Staatsanwalt: „ . . . . Als besonders erschwerend für den Angeklagten muß es bezeichnet werden, daß er, beim Einbruchsdiebstahle ertappt und vom Eigentümer mit den ärgsten Schimpfnamen belegt auch die letzteren ohne weiteres einsteckte."

*
* *

Aus dem Examen. Professor (nachdem ihm der Kandidat keine einzige Frage beantworten konnte): „Vielleicht werden Sie mir wenigstens die Frage beantworten können, was Sie eigentlich hier wollen?" — Kandidat schweigt.— Professor: „Ich muß hier allerdings um Entschuldigung bitten, denn jetzt habe ich Ihnen eine Frage gestellt, die ich selber nicht beantworten könnte."

*
* *

Aus der Schule. Schüler (liest): „Die alte Frau ernährte sich und ihren Sohn kümmerlich mit Spinnen. — Lehrer: „Was fällt dir bei dieser Satzbildung auf, Michel? — Michel: „Daß der Junge die Spinnen gegessen hat; das hätte ich nicht getan."

*
* *

Zweideutig. Knecht: „He, Inspektor, draußen ist der Fleischer und will den großen Ochsen sehen." — Inspektor: „Ich komme gleich."



Bücher.

Caritas. Von Karl Schönherr. (Wiener Verlag. 1905.)

Das schreckliche Buch! „Caritas" nennt es sich, mit diesem einen Worte nur erinnernd, daß es auf der Welt noch etwas anderes geben sollte als Toren und Teufel. Was war Zola dagegen, der plaudersame Ausmaler menschlichen Elends! Was ist Gorki dagegen, der resignierte Schilderer armer Leute! Was sind sie im Vergleiche zu dem leidenschaftlichen Zorn, mit dem Karl Schönherr vor die Kultur- und Moralschäden der Gesellschaft hintritt! Sie geradezu vernichtend, ohne auch nur mit einem Worte zu moralisieren. Caritas nennt er sein Buch, welches sieben Erzählungen enthält, die zeigen, wie furchtbar mißverstanden Nächstenliebe und Wohltun geübt wird. Die einen wollen leben; sie werden zugrunde gerichtet, durch Torheit und Lieblosigkeit gemordet. Die anderem möchten dem grenzenlosen Jammer entfliehen, sie werden gewaltsam daran verhindert, sie werden brutal im Leben zurückgehalten, bis sie noch elender zugrunde gehen oder bis sie so schuldig werden, daß man sie hinrichten kann. Ich muß gestehen, solche Anklagen gegen die Art moderner Caritas bisher noch nicht gelesen zu haben. Nicht etwa Freude an der Elendschilderei kann es sein, die dem Dichter dieses Buch abschmeichelte; es ist vielmehr — und man merkt's auf jedem Blatte — ein Produkt der Entrüstung. Erquicklich ist, trotz der großartigen Darstellungskunst, die Lektüre nicht, hingegen bleibt, was man da liest, im

„Grob will ich nicht sein, liebe Martha, aber du wirst es bereuen, wenn du mich böse machst."

„Ich lasse es darauf ankommen," sagte das Mädchen trotzig und hub an zu eifern und zu geifern. Der Hans ging ruhig in der Stube auf und ab, dann nahm er den Blumenstrauß, der auf Marthas Nähtisch in einer Vase stand, und zerknitterte ihn. Das war Feuer ans Dach und ein wildes Wortwetter hagelte über ihn nieder aus dem Munde der holdseligen Braut. Er ging wieder ruhig die Stube auf und ab, dann nahm er den Strauß nochmals und warf ihn zum Fenster hinaus. Das war Öl ins Feuer, die Braut wütete. Der Hans ging wieder eine Weile ruhig die Stube auf und ab und da die Ergießungen nicht enden wollten, nahm er bedächtig die zierliche Blumenvase und warf sie auch zum Fenster hinaus.

Darüber fiel die Martha in Ohnmacht. Gegen solche Ohnmachten aber wußte der Hans ein Mittel, er nahm den weißen Seidenstoff, an dem das Mädchen für die Hochzeit gearbeitet hatte, und wischte sich damit gelassen die Stiefel ab. Das brachte die Dahingesunkene wieder zum Bewußtsein und sie begann kläglich zu weinen.

Eine kläglich weinende Braut aber war dem Hans nicht genehm, er streckte also seine Hand aus, um das zierliche Tischchen zu zertrümmern, da fiel ihm Martha um den Hals und zärtelte und küßte ihn und bat ihn unter tränendem Lächeln, er möge gut sein.

Da sagte der Hans: „Ich bin ja gut, du liebes Herzchen, aber das ist nur so meine Art Zeitvertreib, wenn mich jemand ärgert."

„O, ich will dich gewiß nie, nie ärgern, du guter Hans!" rief die Braut aus und dann war Gruppe.

Dem Hinz, der das alles mit angesehen, war ein Licht aufgegangen. „Aha," murmelte er zu sich, „jetzt weiß ich, wie man das macht."

Nach einigen Tagen, als der Hinz wieder zu seinem Bruder kam, hatte er so geschwollene Backen und Wangen, daß kaum die Äuglein herauszugucken vermochten.

„Oho, Hinz!" rief der Hans, „hast die Gicht? tun dir die Zähn' weh'?"

„Beileib nicht," entgegnete der Hinz, „mein Weib tut mir weh. Weißt, Bruder, das ist halt so gewesen: Komme ich gestern ein wenig verspätet nach Haus, brummt mein Weib. Brumm' ich auch. Brummt sie noch mehr; geh' ich her, wirf ihr den Kochlöffel und die Krautgabel zum Fenster hinaus; hebt sie fürchterlich zu keifen an, heb' ich an und hau' ihr die Schüsseln und Hafen in Scherben. Jessas und Josef! da wird sie wild, fährt auf mich zu und — das weitere steht da auf meinen Backen geschrieben."

Der Hans lachte, daß er sich den Bauch halten mußte und rief: „O, du ungeschickter Hinz!"

Da begehrte der andere auf: „Der Teufel hol' dich mitsamt deinem dalkerten Lachen! Hast es ja selber so gemacht und deine Braut ist dir um den Hals gefallen. Den Herrn hab' ich ihr zeigen wollen nach deiner Art."

„Ja, lieber Freund," sagte der Hans, als er sich vom Lachen etwas erholt hatte, „ich habe ja nicht gesagt, daß du mir's nachmachen sollst. Das Verfahren mag schon was taugen, aber 's ist ein großer Unterschied, ob man es vor oder nach der Hochzeit tut!"

macht in einer bei Hermann Böhlaus Nachfolgern in Weimar soeben erschienenen Denkschrift den Vorschlag, eine Nationalbühne für die deutsche Jugend zu schaffen. Und zwar soll das so geschehen, daß das Weimarische Hoftheater alljährlich in der Ferienzeit vom 1. Juli bis 15. August einen Zyklus von sechs hervorragenden Dramen der Weltliteratur aufführt, zu dem die Schüler der oberen Klassen aller höheren Lehranstalten aus ganz Deutschland einzuladen wären. Dieser Zyklus soll sechsmal wiederholt werden und da das Hoftheater jeden Abend 1000 Plätze für die Schüler zur Verfügung zu stellen hätte, könnten also im ganzen 6000 Schüler alljährlich teilnehmen. Bartels schreibt: „Es ist von unendlicher Bedeutung für ein Volk, in jedes Jugendleben ein großes Ereignis und Erlebnis hineinzubringen, das mit dem Höchsten der Menschheit zusammenhängt und das man sein Leben lang nicht vergißt," er will eine ideale Ferienfahrt und erwartet auch von dem Eindruck der klassischen Stätten Weimars, die zu kennen zur deutschen Bildung gehöre, Bedeutendes. V.

P. P. Rubens. Des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Ad. Rosenberg. [Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. V. Band.] (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1905.)

Auf das überaus schätzenswerte Unternehmen, die Werke der hervorragendsten und berühmtesten Künstler der Welt in Reproduktionen aller ihrer Meisterwerke vorzuführen und einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, wurde hier schon einigemale empfehlend hingewiesen. Die Verlagshandlung hat nun den bisher erschienenen Bänden eine Sammlung der Schöpfungen des großen vlämischen Meisters der Farbe und der Komposition, Peter Paul Rubens, angegliedert. Wir erhalten in dem vorliegenden Bande in guter, vielfach ganz vortrefflicher Wiedergabe alle Gemälde, welche der weltberühmte Künstler geschaffen, die Porträts, Landschaften und großen Darstellungen aus der heiligen und profanen Geschichte, aus der Mythologie u. a. Es ist bekannt, daß Rubens die Schönheit seiner zweiten Frau Helene, welche er in vorgerückten Jahren geheiratet, auf vielen seiner späteren Bilder der Nachwelt überliefert hat, indem ihm die Gattin als schönstes Modell für mythologische Darstellungen und Kompositionen diente, in denen die Frauenschönheit verherrlicht wurde. Durch diese Bilder hat er der Frau zur Unsterblichkeit verholfen. Man findet sie alle in der vorliegenden Sammlung wiedergegeben. Wenn auch die herrliche Farbe des Meisters in der Reproduktion seiner Gemälde nicht zur Geltung gebracht werden konnte, so können wir doch die geniale Vielseitigkeit seines großen Talentes hier in der Zeichnung bewundern, seine reichen Kenntnisse auf allen Gebieten, welche mit der Malerei in Verbindung stehen, und seinen beispiellosen Fleiß, der sich sowohl in der bis ins einzelne genauen Ausführung der Bilder als auch in der Zahl derselben zu erkennen gibt. Die biographische Einleitung A. Rosenbergs zu diesem Bilderschatze ist eine wertvolle Zugabe, welche zum Verständnisse des einzelnen überaus viel beiträgt und ein schönes Bild des Lebens und Wirkens des berühmten Künstlers bietet. Auch die praktischen Beigaben von verschiedenen Registern, unter denen sich eines der Orte befindet, woselbst Werke von Rubens zu finden sind, erscheinen für den Besitzer des trefflichen Buches schätzenswert. Dr. A. Schl.

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom „Kunstwart". XIX. und XX. Folge. (München. Georg D. W. Callwey.)

Großes Verdienst um die Ausprägung der Kunst in gangbare Münze erwirbt sich der Verlag von G. D. W. Callwey in München durch die Herausgabe der „Meisterbilder fürs deutsche Haus", womit dem Bedürfnis nach guten und billigen Kunstblättern entgegengekommen wird. Die Blätter sind mit erlesenem Geschmacke ausgewählt und technisch ganz vorzüglich. Die Herausgeber beschränken sich nicht auf die Werke der alten Meister, sondern greifen in die Schätze aller Zeiten, aus denen das Schönste ausgesucht wird. St. P.

Die geistige Ermüdung der Schüler. Von Hans Leiser. (Berlin. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.)

Der Verfasser hat das Übel an der Wurzel angefaßt und gibt Mittel und Wege an, die geistige Ermüdung der Schüler, die eng damit zusammenhängende Nervosität unserer Kinder, zu beseitigen. V.

Nach Steiermark! Jahrbuch des Landesverbandes für Fremdenverkehr. Nachweisung von Sommerstationen. (Graz. Verlag des Landesverbandes für Fremdenverkehr. 1905.)

Dieses Jahrbuch mit seinen für Touristen und Sommerfrischler sehr brauchbaren Angaben und seinen zahlreichen Bildern, die aber besser gedruckt sein sollten, nähert sich doch immer mehr dem guten Vorbilde, das man sich von einem solchen Preisbuche des Landes macht. Der erste Teil ist poetisch, belletristisch: in demselben hat die Redaktion einige Stellen durchgehen lassen, die den Fremdenverkehr des Landes nicht fördern werden. Daß z. B. Mariazell die Fremden ausbeute, ist nicht wahr; im Gegenteil, das ist vielleicht die billigste von den berühmten Stätten des Landes. Ferner eine Anzahl flüchtiger Reiseeindrücke von Ausländern, die zwar gut gemeint, aber nicht immer richtig sind. Um so wertvoller

Gedächtnisse eingebrannt. Es ist gut, daß Bücher geschrieben werden, die gewalttätig am Gewissen der Zeit rütteln, aber es ist auch gut, daß deren nicht zu viele geschrieben werden, sonst könnten sie leicht die Gewissen wieder abstumpfen. M.

Novellen aus Italien und der Heimat. Von Hans Grasberger. (München. Georg Müller. 1905.)

Seit einigen Monaten findet man in Blättern des Deutschen Reiches würdigende Aufsätze über unseren Österreicher Hans Grasberger. Von diesem deutschen Dichter begannen nämlich bei Georg Müller in München die ausgewählten Werke zu erscheinen. Erster Band: Novellen aus Italien und der Heimat. Wäre es nicht am Ende auch Sache der österreichischen Blätter, den Landsmann nach seinem Verdienste zu würdigen? Nach seinem Verdienste, sage ich, denn geschenktes Lob hat dieser Mann nie angenommen. Zu einer solchen Würdigung nun gäbe Grasbergers Novellensammlung Gelegenheit. Unsereiner, der sich unter den zeitgenössischen Dichtern mehr als erquicklich umsehen mußte und also den Unterschied kennt, hat über diesen Poeten und Erzähler keine geringe Meinung, die man aber niemandem aufdrängen will. Mein Wunsch wäre, daß Leser von Bildung und Geschmack zu Grasbergers Novellenbuch griffen, um sich fürs erste einen Genuß zu verschaffen und fürs zweite sich darüber ein Urteil zu bilden. Es dünkt mich fast unmöglich, daß der Leser das Buch gleichgiltig aus der Hand legt. Er dürfte sich vielmehr fragen: Wie kommt es, daß man von diesem feinen Geiste so wenig hört, daß heimische Blätter, die so manches Nichtige aus der Fremde oft laut klingend anpreisen, über Hans Grasberger schweigen? Ist es das Schweigen der Ehrfurcht? Oder das Schweigen der Mißgunst? Das Schweigen der Nachlässigkeit ist es vielleicht, oder das Schweigen wegen Überbürdung. Um die großen Feinheiten recht zu erfassen, dazu mangelt dem immer gehetzten Zeitungsmenschen die Stimmung und Hingebung. Wer aber einmal eine so recht behagliche, beschauliche, genußfähige Stunde übrig hat, der tue mir und sich selbst den Gefallen und lese aus dem vorliegenden Buche die Novelle: „Maler und Modell“. Das weitere ergibt sich dann. R.

Hans Heinzlin. Erzählung von Wilhelm Fischer. (München. Georg Müller. 1905.)

„Hans Heinzlin“ stellt eine Gestalt dar, die im Leben von unsichtbaren Banden gefesselt ist und deshalb selbst nie die Stellen kennt, wo sich die Wunden seines Daseins befinden. Er lauscht oft in sein Inneres, aber sein Ohr ist zu wenig fein dazu, die innere Stimme zu hören, die ihm den rechten Lebensweg zeigen könnte. So geht er meist den unrechten Weg und lebt mit den meisten in Unfrieden, zumeist aber mit sich selbst, da ihm der Glaube an sich fehlt. In dieses Dasein fällt jedoch ein heller Sonnenstrahl. Das Beste, was ihm sein Schicksal geschenkt, ist seine Tochter. In ihr sieht er sein ganzes Wesen verklärt, er lebt in ihr und so fällt von hier ein Schimmer auf seine widerspruchsvolle Persönlichkeit, der uns mit ihm versöhnt. So viel über das Buch für heute. V.

Opfer der Zeit. Von Emil Ertl. Zweite, vermehrte Auflage. (Leipzig. L. Staakmann. 1905.)

Über die erste Auflage dieses Buches, die der „Heimgarten“ seinerzeit angekündigt hat, schreibt unter anderem die „Wiener Abendpost“:

„Wie vieles wandert mit der Bezeichnung ‚Aus dem Wiener Leben‘ durch die Welt, aber nur weniges kann sich mit diesen Novellen Ertls an spezifischem Wienertum messen. Das ist der echte Realismus, dessen nur jene fähig sind, die des Lebens Untiefen nicht mit dem scharfen Blick des Beobachters allein messen, jene einzig, die mit der Wünschelrute des Poetenblickes unter dem Wuste der Erscheinungen den Lebensnerv der Erscheinungen ersehen.“

Die neue Auflage, ein stattlicher, vornehm ausgestatteter Band mit seinem noch reicheren Inhalte, wird die Würdigung, die das Buch bisher gefunden, noch erhöhen. H.

Friedrich Schiller als Humorist. Von Dr. Adolf Kohut. (Groß-Lichterfelde. E. Eißelt. 1905.)

Vieles, was Friedrich Schillers Humor, Witz, Frohlaune, Ironie, Satire, Parodie und Travestie hell zu beleuchten imstande ist, findet sich hier in volkstümlicher und anziehender Sprache zusammengestellt. Nicht nur die gesammelten Schriften des Dichters, sondern auch seine noch vielfach zerstreuten prosaischen und poetischen Werke und Briefe, sowie Memoiren und Berichte seiner Zeitgenossen und andere unanfechtbare Zeugnisse und Quellen, auf die hier Bezug genommen wird, bieten einen unwiderlegbaren Beweis für die Behauptung, daß unser volkstümlichster Nationaldichter nicht nur einer der gewaltigsten Poeten der Weltliteratur, sondern auch einer der gemütreichsten und espritvollsten Poeten und Menschen gewesen, die je auf Erden gewandelt. V.

Eine Nationalbühne für die deutsche Jugend. Der bekannte Literaturhistoriker und Dichter Prof. Adolf Bartels in Weimar

1 Krone. Der gesamte Reinertrag ist für den Jubelfonds des Deutschen Schulvereines bestimmt.

Alkoholvergiftung und Degeneration. Von G. v. Bunge. (Leipzig. Johann Ambrosius Barth. 1904.)

Wider den Alkohol. Gesammelte Reden und Abhandlungen von Dr. med. G. Bunge. (Basel. Friedrich Reinhardt. 1903.)

Drei geistliche Lieder. Für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung komponiert von Ad. Stolz. (Ludwigsburg. Eduard Ebner.)

Führer durch das steirische Ennstal und seine Umgebung. Von Karl Reiterer. Mit einem Einleitwort von Dr. G. v. Wißmann. (Aussee. Anton Grill. 1905.)

Schmids Führer durch Abbazia und die weitere Umgebung. (Abbazia. Franz J. Schmid.)

Das große Handarbeitsbuch. Praktische Anleitung zur Anfertigung sämtlicher weiblicher Handarbeiten in 2 Bänden mit sehr deutlichen Illustrationen, erläuterndem Text und vielen verwendbaren Mustern von Hermine Steffahey. I. Band. (Leipzig. W. Vobach & Komp.)

An die Verehrer Adolf Pichlers.

In unvergeßlicher Erinnerung bleibt mir der Tag, da wir den 80. Geburtstag des Altmeisters Tirols feierten.

Eine endlose Schar deutscher Männer mit brennenden Fackeln in der Hand zog durch die Straßen Innsbrucks.

In die Wohnung Adolf Pichlers wurde die schwarz-rot-goldene Fahne gebracht, unter der unser Dichter als junger Akademiker einst gegen die Welschen zu Felde zog.

Wie pochten unsere Herzen vor Begeisterung, wie mächtig erscholl unser Heilgruß zu seinem Fenster in der Müllerstraße empor!

Jahre sind seit jenem bedeutungsvollen Tage vergangen.

Der treue Alte ist nicht mehr. Im städtischen Friedhofe zu Innsbruck liegen die Gebeine Adolf Pichlers in einem einfachen hölzernen Sarge, wie es sein letzter Wille war, begraben.

„Seine Werke aber sind in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet!"

Nicht wahr, das sollte man glauben? Allein die große Volksbegeisterung war leider zu wenig andauernd. Man ehrt zwar nach wie vor den Freiheitsdichter, aber sein literarischer Nachlaß findet verhältnismäßig nur wenige Freunde.

Der Verleger hat erklärt, das begonnene Unternehmen nicht durchführen zu können, wenn nicht eine genügende Anzahl von festen Beziehern vorhanden sei.

Bei der dichterischen Bedeutung Pichlers und bei dem Umstande, daß er doch einer der hervorragendsten Führer der nationalen Bewegung — in Tirol geradezu der Führer — war, müßte man es doch als Schmach und Schande für die Deutschen bezeichnen, wenn sie ihm der Vergessenheit anheimfallen ließen.

Ich mahne die Verehrer Adolf Pichlers, die bei Georg Müller in München erscheinenden gesammelten Werke Adolf Pichlers in irgend einer Buchhandlung zu bestellen.

Die Werke erscheinen in etwa 100 vierzehntägig erscheinenden Lieferungen à 60 h oder in 16 Bänden zum Gesamtpreise von 60 K.

ist der zweite Teil des Jahrbuches mit seinen Reisetouren, mit seiner knappen Charakterisierung hervorragend schöner Ortschaften, mit seinen Hotel- und Sommerwohnungverzeichnungen und vielfach mit den Preisangaben, aus denen zu ersehen, daß wir Steirer für das, was wir zu bieten haben, nicht die unbescheidensten sind. E. G.

Adolf Pichlers Leben und Schaffen. Von S. M. Prem. (München. Georg Müller. 1905.)

Ein ganz vortreffliches Büchlein für jeden, der sich über den Tiroler Dichter kurz und gut unterrichten will.

Büchereinlauf.

Friedrich Halms ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Anton Schlossar. Mit Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftproben. (Leipzig. Max Hesse.) Inhalt der vier Bände: Gedichte. „Griseldis." „König und Bauer." „Der Sohn der Wildnis." „Verbot und Befehl." „Der Fechter von Ravena." „Wildfeuer." „Begum Somru." „Die Marzipanliese." „Die Freundinnen." „Das Haus an der Veronabrücke."

Freie Bahn. Roman von Anna Behnisch-Kappstein. (Dresden. Karl Reißner. 1905.)

Sensitive Novellen. Von A. de Nora. (Leipzig. L. Staakmann. 1905.)

Gregorius Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart von Arthur Achleitner. Erster Band. Der Dorfpfarrer. (Mainz. Kirchheim & Co. 1905.)

In der einzig schönen Ausgabe „Bücher der Weisheit und Schönheit" von Grotthuß. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer) sind neuerlich erschienen:

Beethovens Briefe. Auswahl, herausgegeben von Dr. Karl Storch.

Lucian. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Freiherrn v. Grotthuß. 2 Bände.

Dichtungen. Von Karl Freiherr von Fuchs. Herausgegeben von Grotthuß.

Der Herzog von Mailand. Tragödie in 5 Akten von Philipp Mallinger. Frei bearbeitet von H. Konrad.

Brüder Grimm. Auswahl, herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch.

Vom Karnickel, das immer anfing. Briefe Pierrots an seine Kolombine. Gesammelt und herausgegeben von Ralph Leather. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Schiller als Heiliger. Volksschauspiel mit Gesang in 3 Aufzügen von Heinrich Hugendubel. (München. Salvatorstraße 18.)

Ein Feiertag. Drama in drei Aufzügen von Richard Fellinger. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Der Zeuge. Drama in einem Akt von Richard Fellinger. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Wintersturm. Ein Sang von der Ostsee. Von Ludolf Weidemann. (Hamburg. Alfred Janßen. 1905.)

Ein Liederstrauß. Von Jus Overbeck. (Dortmund. Koeppersche Buchhandlung. 1904.)

Deutsche Literaturdenkmäler des XVI. Jahrhunderts. II. Hans Sachs. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. (Berlin E. S. Mittler & Sohn.) 3. Heft.

Karl Stieler. der bayerische Hochlandsdichter von A. Dreyer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. Von Max Vancsa. Erster Band. Bis 1283. (Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von K. Lamprecht. Dritte Abteilung: Deutsche Landesgeschichten. Herausgegeben von Armin Tille. 6. Werk. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1905.)

Germanen-Bibel aus heiligen Schriften germanischer Völker. Zweite Auflage in Heften. Herausgegeben von W. Schwaner. (Berlin N. 54, Brunnenstraße 10.)

Das Reich Gottes unter den Slawen. Von Reinhold Urban. I. Heft: Die Wenden. (Striegau. R. Urban. 1905.)

Schillerrede. Gesprochen am 10. November 1863 in Leipzig anschließend an die letzte Feier des 50jährigen Gedenktags der Leipziger Schlacht von Emil Palleske. (Stuttgart. Karl Krabbe. 1905.)

Schiller-Album. Zum 100jährigen Todestag. (Dresden. J. L. Stange.)

Schiller-Brevier. Von Hugo Oswald. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Von Prof. Dr. O. Weise. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner. 1905.)

Dem deutschen Schulverein. Selbschriften-Album, herausgegeben zur Jubelfeier des Deutschen Schulvereines vom Vorstande der Ortsgruppe Margareten-Wien. Preis



Die verkaufte Seele.

Eine Geschichte aus blauer Vorzeit von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Das Kloster lag in einem weiten Talkessel, der von kahlen Bergen umgeben war, in dem aber fleißiger Landbau Wiesen bewässert und weite Felder fruchtbar gemacht hatte. Zwei hohe Türme ragten aus dem weitläufigen Gebäude hervor, das umgeben war von einer Schutzmauer aus unbehauenen Steinen. An der Eintrittspforte standen Heiligengestalten aus Sandstein und ein Mönch in langem Rock aus weißer Wolle, der am Nacken eine niederhängende Kapuze hatte. Das Gesicht des Mönches war bartlos, der Kopf kurz geschoren. Da dieser Pförtner mitten im Eingange stand, so sprach ihn der Knabe höflich an, ob er eintreten dürfe, er suche den Abt.

„Was willst du von Seiner Gnaden?“

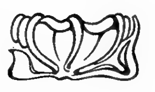
Baldar blickte ihn zagend an, er konnte es nicht sagen. Da kam über den Hof ein anderer Klosterbruder und berichtete, der Herr sei jetzt nicht in seinen Gemächern, wer mit ihm zu sprechen habe, der möge ihn suchen. Der Knabe wurde durch das Tor gelassen und nun sah er, daß ihm das Kloster und der Garten und die Kirche freigegeben waren, um den Abt zu suchen. Er ging durch den Kreuzgang, an dessen Wänden die dunkelnden Bilder verstorbener Äbte hingen. Er ging durch die Kastanienalleen des weiten Gartens, vorüber an Rosen=

Deutschösterreich! Setze dem Altmeister Tirols ein literarisches Denkmal! Helfe sein Lebenswerk in einer Gesamtausgabe erscheinen zu lassen!

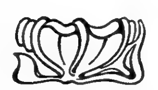
Sei treu dem, der dir treu war!

Triest, am 30. April 1905. Paul Pogatschnigg.

Nicht immer nur Denkmäler setzen, an denen bald alles achtlos vorübergeht, sondern Dichters Werke anschaffen und lesen; das und nur das allein heißt die Dichter ehren. Sollte sich nicht in Tirol ein Verein bilden zur Verbreitung von A. Pichlers Werken? Die Red.



Postkarten des „Heimgarten".



* Ein wenn auch selten, aber gerne gesehener Mitarbeitergast des „Heimgarten", J. K. Lecher, ist am 28. April in Wien gestorben. Er war ein Publizist nach gutem altem Schlage, einem vorarlbergischen Bauerngeschlechte entsprossen. Reich an Wissen, unbestechlich, freimütig, knorrig, verläßlich, herzensgut. Der Heimgärtner bewahrt ihm ein treues Andenken.

F. St., Graz. Über Schillers Glaube sagte Jakob Grimm in seiner Rede an Schillers hundertstem Geburtstage ein gutes Wort: Vielfach ist der Glaube unsrer beiden großen Dichter schnöde verdächtigt und angegriffen worden von seiten solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Frieden zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht. Zu den Tagen der Dichter war die Duldung größer als heute. Welche Verwegenheit heißt es, dem, der blinder Gläubigkeit anheimfiel oder sich ihr nicht gefangen gab, Frömmigkeit einzuräumen und abzusprechen; der natürliche Mensch hat, wie ein doppeltes Blut, Adern des Glaubens und des Zweifels in sich, die heute oder morgen bald stärker bald schwächer schlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter ist, auf deren Sprossen empor und hinunter, zum Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten. In welcher Brust wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgestiegen, und wer hätte nicht auch mit anderen Mitteln Ruhe sich zu verschaffen gesucht als denen, die uns die Kirche an die Hand reicht?

St. O., Wien. Wenigstens zweimal im Leben soll man die Klassiker lesen. In der Jugend zur Bildung des Geschmackes und im Alter, um sie zu verstehen.

H. L., Marburg. Der „Heimgarten" hat wiederholt angeregt, daß statt der epidemischen Denkmalsetzerei für Dichter zur Verbreitung von deren Werken mehr getan werden möchte. Gegenwärtig beginnt das Erscheinen der neuen ausgewählten Ausgabe von Hans Grasbergers Werken. Sie leidet Not, man geht im Heimatlande des Dichters gleichgiltig an ihr vorüber. Ähnlich auch mit Pichlers Werken. Solange wir nicht für die Verbreitung der Werke unserer Dichter etwas getan, haben wir gar nicht das Recht, unsere Städte mit deren Bildnissen zu schmücken und zu ehren.

K. L., Wien. Da tuen wir nicht mit. Die größte Gotteslästerung dünkt mich zu sein der Gesetzparagraph — gegen die Gotteslästerung.

F. St., Wien. Dank für die übersendeten 100 K, wovon wir nach Ihrer Weisung 50 K an den Deutschen Schulverein und 50 K an die Deutsche Schillerstiftung abgeliefert haben. Eine echte Schillerehrung!

* Frau Marie Frank in Wien hat zur Wiedererbauung der Kirche in St. Kathrein am Hauenstein die hochherzige Spende von 100 K gemacht. Ferner spendete für den gleichen Zweck H. Gondolatsch, Görlitz, 10 K.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 12. Mai 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Pöck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Seele dem Teufel verschrieben. Ich meine, liebes Kind, so ist es und du solltest heimkehren und deinen Vater zu bewegen trachten, daß er die höllische Last von sich werfe, sich von den Ketten des Satans befreie und sich wieder dem Guten und Schönen des Lebens zuwende. Daß er so seine Seele wieder finde, will ich für ihn beten. Und du, sein Kind, das er einst so innig geliebt hat und das ihn noch jetzt so rührend liebt, du sollst deinen Vater erlösen helfen."

Als der greise Priester noch so sprach, begann auf dem Turm eine Glocke zu dröhnen. In langsamen Schlägen sang sie ein ernstes und doch so sanftes Lied. Der Abt erhob sich, faltete über der Brust die Hände und betete schweigend. Auch Baldar versuchte zu beten, aber ihm war zu wehe im Herzen. Es war ja so schön und fromm gewesen, was der hohe Herr gesprochen, und doch konnte er es nicht verstehen. Was ihm der Vater erzählt, das hatte er klar verstanden und deutlich gesehen, das konnte nicht anders als wahr sein, weil es der Vater gesagt. Der geistliche Herr, meinte er, könne nicht so wissen, wie es der böse Feind treibt mit den schwachen Menschen.

Als die Glocke ausgeklungen hatte, bog der Prälat den Arm des Knaben in den seinen und sagte: „Und jetzt wollen wir sehen, daß wir eine Suppe bekommen."

Der junge Edelmann war eingeladen zum Mittagstisch und der Prälat führte ihn unter kleinen hastigen Schritten die weiße Marmortreppe hinauf in den Speisesaal, der schneeweiß getäfelt und an den Gesimsen mit roten Figuren geziert war. Da gab's Gottessegen, da ging's heiter zu und der zunächstsitzende Mönch suchte auch den Knaben zu ermuntern. Dieser aß wenig und blieb schweigsam.

„Dir gefällt es doch bei uns, junger Prinz?" fragte der launige Mönch.

„Wenn ich meinen Vater erlösen soll, so müßte ich etwas anderes sehen," antwortete der Knabe. „Ich wollte fasten und mich mit Geißeln schlagen, wenn ich meinen Vater erlösen könnte."

„Es ist ein guter Standpunkt. Aber dann mußt du zum Einsiedler in die Rauhlos gehen, da kannst du fasten genug."

„Was ist das, der Einsiedler in der Rauhlos?" fragte der Knabe.

„Das ist ein frommer Mann. Er ist so fromm, daß er nichts Irdisches genießt, daß ihm jeden Tag der Engel die Speise vom Himmel bringt."

Baldar blieb auch noch den Rest des Tages im Kloster und für die Nacht wurde ihm ein freundliches Gemach angewiesen. Aber er konnte nicht schlafen. Tausend Gedanken peinigten sein Gehirn, wie er es denn anfangen solle, die Seele seines Vaters zu retten. Ein Einsiedler, der alles Weltliche von sich geworfen hat, der alles Geld

sträuchern und Glashäusern, er ging bis zu dem Fischweiher und zu dem Lusthause. Mancher Priester begegnete ihm, der wie eine weiße wandelnde Säule war und in seinem Breviere las; aber den Abt sah er nicht. Er kam zu dem weiten Sandplatze zurück, trat in das Münster, das rötliche Marmorpfeiler hatte und in den schmalen hohen Fenstern dunkelglühende Glasmalereien, und neun Altäre, an deren einem der Küster eben zwei Kerzen auslöschte. Noch wehte vor den vergoldeten Bildnissen der Weihrauch von der Messe, die eben zu Ende gegangen. Auch in der Kirche fand der Knabe den Prälalen nicht. Er ging wieder in den lichten Tag hinaus und auf dem Wege dahin, der gegen die Wirtschaftsgebäude führte. Unterwegs sah er abseits den kleinen Friedhof, der auf dem grünen Rasen eine Menge schwarzer schiefstehender Holzkreuzlein hatte, und rückwärts einen kleinen Bau, der zum Teil Kapelle und zum Teil Beinhaus war. Und dort, mitten unter den Totenschädeln saß ein gebückter Greis, der eben dasselbe weiße Kleid trug und das kahle Haupt, doch über der Brust an goldener Kette ein Kreuz hängen hatte. Das war der Mann, den Baldar suchte. Als der Knabe sein Hütlein abziehend herantrat, stand er auf und ging ihm tief gebückt und am Stock gestützt ein paar Schritte entgegen. In seinem hageren rötlichen Gesichte war ein gütiges Auge, so daß Baldar Mut faßte und ihm sofort seine Geschichte und sein Anliegen vortrug.

Der Greis hörte ihn an, ernsthaft und freundlich, und dann fragte er: „Hat dein Vater sich seinem Beichtvater vertraut?“

Davon wußte der Knabe nichts.

„Wie ist dein Vater gegen seine Untergebenen?“

„Früher war er gut und hat sie nicht gedrückt und den Armen alles geschenkt. Seither aber, als er sich verschrieben, ist er anders.“

Der Abt nahm auf einer Steinbank Platz und bedeutete dem Knaben, daß er sich neben ihn setze. Dann sagte er: „Mein Sohn! Dein Vater hat dir also erzählt, daß er seine Seele an den Teufel verloren hätte. Sollte diese Vorstellung nicht von einem bösen Gewissen kommen? Der Schatz, zu dem er gekommen, ist wohl auf unredlichem Wege erworben worden, das hat seine Seele belastet. Vom Gelde besessen, hat er sich ganz dem Irdischen hingegeben. Die Sorgen, die ihn um Erhaltung und Vermehrung der zeitlichen Güter hetzen und verfolgen, haben sein Herz betäubt. Er hat kein inneres Leben mehr als das, nach Schätzen zu jagen. Er kann sich nicht mehr freuen an unschuldigen Menschen, nicht mehr an der Schönheit der Schöpfung, er hat kein Verlangen nach Gott und Unsterblichkeit, alles in ihm ist wüst geworden, leer und kalt. Aber er hat die Erkenntnis, daß ihn ein gieriger Wille verleitet, und nun kommt es ihm vor, er habe seine

Darauf antwortete der Knabe, er möchte am liebsten immer beten, denn er habe ein großes Anliegen und das trage er schwer herbei zu dem frommen Manne, daß er ihm helfe.

„Ach", sagte der Einsiedler, „du hälst mich wohl auch, wie so viele, für einen Zauberer, der auch Krankheiten abbeten oder wohl gar Liebestränke bereiten soll. Weißt du, bei wem du bist? Was steht hier geschrieben?" Er zeigte an die Buchstaben auf dem Stein.

„Rette die Seele!" las Baldar und sagte dann: „So bin ich doch beim Rechten. Mein Vater hat sich an den bösen Feind verloren und ich bin weit hergekommen, um euch zu bitten, daß ihr uns ratet und helfet, wie wir die Seele wieder zurückretten könnten."

Darauf antwortete der Einsiedler: „Was geht mich dein Vater an. Meine Seele rette ich."

Aber der Knabe ließ sich nicht damit abweisen, sondern erzählte die Geschichte seines Vaters. Nun wurde der Einsiedler zornig und sprach: „Wer hat dir denn die Torheit gesagt, daß du mit dieser Teufelsgeschichte zu mir kommen sollst? Wisse, ich habe mit dem Teufel nichts zu tun, ich lebe nur mit Gott, der mir die Speise vom Himmel schickt."

Weil der Knabe auf diesen Bescheid sehr betrübt und ratlos war, so fuhr der Einsiedler fort zu sprechen: „Wenn du einen Teufelsbeschwörer suchst, so mußt du zu Leuten gehen, die mit dem Teufel vertraut sind. Gehe doch zum Räuberhauptmann Schwarzblut, der ist gut Freund mit dem Luzifer und dreihundert Teufel müssen ihm dienen Tag und Nacht. Der Schwarzblut hat der Hölle schon so viele arme Seelen zugeführt, daß er wohl das Recht hat, eine zurückzubegehren. Die Räuberbande findest du in den Dustergräben, durch die der Weg in die Donaulande geht. Du darfst es wagen, du bist stärker als ein König mit allem Gefolge, denn — wie mich dünkt — dir können sie nichts nehmen. Und gegen den Hauptmann mußt du recht artig sein. Er hat die artigen Knaben gerne. Wenn's je einer kann, dieser Geselle ist schlecht genug, den Teufel zu überlisten. Gehe zu."

Nun faßte Baldar wieder Mut und er wollte am liebsten gleich weiterziehen gegen die Dustergräben. Aber es dunkelte schon der Abend und er mußte bitten, in der Grotte übernachten zu dürfen. Der Einsiedler war noch hinausgegangen in den Sonnenschein, um — wie er sagte — sein himmlisches Mahl zu sich zu nehmen. Baldar kaute an einer Krume Brot, die er noch in seinem Bündel fand und legte sich dann auf das Binsenstroh. Gegen Morgen, als ihn fröstelte, versuchte er schüchtern einen Zipfel des großen Pelzmantels über sich zu ziehen, mit dem der neben ihm liegende Einsiedler zwiefach zugedeckt war. Aber der Einsiedler knurrte und riß den Lappen wieder an sich.

und jede Lockung des Teufels verachtet und der so fromm ist, daß ihm der Engel die Speise vom Himmel bringt! Das ist der rechte Mann für meinen Vater.

Und am nächsten Morgen, als die schmale Mondsichel über dem dunklen Streifen des Waldlandes niederging, nahm Baldar sein Bündel und seinen Haselstab und wanderte. Man hatte ihm gesagt, dem Monde müsse er immer nachgehen, da würde er in die Gegend kommen, genannt: In der Rauhlos. Er wanderte einen Tag und noch einen. Ohne Mond und Sonnenlauf hätte er den Weg nicht gefunden, weil keiner war. Aller Feldbau war zurückgeblieben, die üppigen Wiesen waren zurückgeblieben, und der wuchernde Wald. In eine baum- und strauchlose Heide war er gekommen, die doch wieder keine Heide war. Der Rasen zitterte unter seinen Füßen, und war es auch grüne Oberfläche, so sank er doch tief in den Morast mit jedem Schritt, und wenn er den Fuß herauszog, schmatzte das Loch zähe zusammen und der Rasen zitterte weithin. Germenfächer und Büscheln von hohen Binsen, an denen weiße Wollflöckchen prangten, sonst war nichts auf dem weiten Moore, aber mancher fremde Vogel schoß kreischend dahin, ohne daß man sah, wo er aufflog und wo er sich verbarg. Ein dünner Nebelschleier verhüllte alle Ferne und verhüllte den Himmel, und es war so furchtbar öde und traurig, daß es dem Knaben einfiel: So muß es im Lande der verlorenen Seelen sein.

Gegen Abend des zweiten Tages, als der erschöpfte Knabe sich hinlegen und sterben wollte, wurde der Boden fest und trocken und es begann eine steinige Heide. Zwischen weißen Felsrücken, die ein wenig aus der Erde ragten, wuchs Wachholdergesträuch und dort und da stand eine blaue Enziane. Und plötzlich hörte Baldar etwas klappern, als ob in regelmäßigem Takte zwei harte Holzstückchen aneinanderschlügen. Dieser Schall kam von einer Steingruppe her, wo wuchtige Felsplatten schräge aneinandergelehnt waren, so daß zwischen ihnen sich ein hohler Raum ergab. Was mußten das für Wesen gewesen sein, die einst von ferner Felswand diese Riesenblöcke losgerissen, um damit hier ein steinernes Zelt zu bauen! An einer der Platten waren schlecht hingemalt große Buchstabenzeichen. Im Halbdunkel des Raumes stand ein Mensch, der an einem Stricklein zog und damit über den Steinen zwei Brettchen aneinanderschlug. Als Baldar nahekam, sah er, daß der Mann in der Steinzelle das Gesicht voller Haare hatte und eine Tierhaut um den Leib trug, der die Wolle nach innen kehrte. Es war der Einsiedler in der Rauhlos. Er läutete seine Holzglocke nun noch emsiger, aber als der Knabe ungeschickt dastand, ließ er los und sagte mit einer kehlhohlen Stimme: „Wer bist du, daß du nicht betest? Bist du ein Heide? Du siehst doch, daß ich die Vesper läute?“

Was? Dieser Mensch glaubt doch nicht, ich wolle mich zur Bande schlagen? dachte Baldar und blickte hinter sich. Der Jüngling war nicht mehr da. Plötzlich erschienen und plötzlich verschwunden. Baldar erschrak. Am Ende ist das der Engel des Einsiedlers gewesen. Der Knabe trocknete die Füße mit Steinflechten und wollte die Schuhe anziehen. Und siehe, die waren auch nicht mehr da, waren mit dem „Engel" verschwunden.

Nun mußte der Knabe barfuß weiter über das rauhe Gestein. Aber rasch ging es dahin. Ein heftiger Jochwind stieß ihn nach vorwärts. Er sehnte sich ordentlich nach Räubern und Mördern. Bei diesen Tugendhaften mit dem kalten Herzen war kein Erbarmen. Da wollte er schier lieber mit dem leidigen Teufel anbinden. Er wollte in Mördergruben steigen und wenn es sein müsse, in die Hölle hinab.

Als er auf dem Grate stand, ging etwas Sonderbares vor, er blickte in ein Land seltsamer Dämmerung. Eine Dämmerung, wie er sie noch nie gesehen. Schwarz lag die Niederung bis hinaus zum Gesichtskreis, wo die Zacken der Waldbäume den Himmel schnitten. Der Himmel war ein dunkles sternloses Blau. Und nach einer Seite hin stand hinter den Waldzacken ein fernes Gebirge, das war rot wie matte Glut. Es hauchte fast einen rosigen Widerschein über den finsteren, unendlichen Wald. Die Luft war schwül und still — reglos und klanglos alles.

Ohne daß es ihm jemand gesagt, wußte es Baldar, da müsse er hinab. Und dann ging eine breite Straße durch den Wald. Nur weil sie weiß war, schimmerte sie in der Dunkelheit. Ein Zug von Männern kam darüber. Sie hatten zwischen sich eine Truhe mit Kostbarkeiten, die sie auf wagrechten Balken trugen. Sie gingen eilig und suchten jedes Geräusch zu vermeiden auf dem Wege. Sie hatten die Laternen ausgelöscht. Da war ein greller Pfiff, von mehreren Seiten schossen Gestalten herbei, Blendlaternen zuckten auf, Beile krachten dumpf an den Köpfen. Nach kurzem Kampf waren die Reisenden besiegt und die Straßenräuber brachten wild johlend ihre Beute in Sicherheit.

Baldar schloß sich heimlich dem Zuge der Räuber an und kam glücklich durch zwei riesige Eisentore, die eine ungeheuere Felsenhöhle bewachten. Als er in einem hohen Raume war, der von mehreren Pechfackeln beleuchtet wurde, so daß an den feuchten Wänden betäubender Rauch niederwirbelte, stellte der Knabe sich fest auf den Fuß und verlangte vor den Hauptmann geführt zu werden.

Da schaute ein rußiger Recke zu ihm nieder und sagte lachend: „O kleine Kröte du! Willst du uns den Hauptmann gefangennehmen! Dann mußt du ein wenig warten, er hat eben Besuch."

Am nächsten Morgen schaute Baldar über die Heide hin. Sie war gesprenkelt mit kleinen Schneestreifen und Schneeflecken — das waren die weißen Steine, die aus dem Boden hervorschimmerten. Weiterhin dämmerte der Nebel wie gestern.

Und Baldar wanderte. Fand er schon bei weisen und frommen Männern keinen Erlöser für seinen Vater, so wollte er es mit Toren und Sündern versuchen.

Noch in der Niederung der Rauhlos hatte er einen reisenden Knappen begegnet, der aus heimatlicher Gegend kam und zu sagen wußte, daß der gnädige Herr auf der Thomasburg sehr krank geworden sei. Er wandle auf einsamen Wegen unheimlich dahin und seit Tagen hätte kein Mensch ein Wort von ihm gehört. Man könne nicht mehr sagen, daß er traurig sei, ganz stumpf und dumpf sei er geworden. Er lebe von rohen Früchten, reiße sich manchmal das Gewand vom Leibe und sei gierig wie ein Tier; aber kein Lachen und kein Weinen mehr. So habe es auch sein Ehegespons nicht länger bei ihm ausgehalten, sondern sei den Weg geritten, den es gekommen.

Diese Nachrichten waren wie Peitschenhiebe, die den armen Jungen weiterjagten, um irgendwie und irgendwo Rettung zu finden. Ein Gebirge hatte er zu übersteigen, das hin und hin mit stacheligem Strupp und scharfem lockeren Gestein bewuchert war. Seine Kleider und seine Haut hatten Risse bekommen in den widerhakigen Büschen. In einem kahlen Kar stand ein Wassertümpel, eines jener Augen, mit denen das wilde Gebirge himmelwärts starrt, wie ein Toter, dem keine liebende Hand die Lider zugedrückt. Hier rastete Baldar und zog seine Schuhe aus, um die wunden Füße im kühlen Wasser zu baden. Da stand hinter ihm, so plötzlich, daß er erschrak, ein Jüngling, dem hingen lange Haarsträhne über die Achseln herab und an der Seite hatte er eine Ledertasche hängen. Bekleidet war er spärlich. Er blickte lächelnd auf Baldar und dieser fragte, ob es durch das Kar hinauf recht sei in die Dustergräben. Der Jüngling war erstaunt und fragte: „Was willst du in den Dustergräben? Dort wirst du ja abgeschlachtet. Dort reist kein Kaufmann mehr ohne Soldaten. Und gar mitsamt den Soldaten werden sie erschlagen. Weißt du denn nicht, daß in den Dustergräben der Schwarzblut sein Unwesen treibt?“

„Zum Schwarzblut will ich ja“, antwortete Baldar.

Der Jüngling schaute ihn an, schüttelte den Kopf und sprach mit leiser, fast ängstlicher Stimme: „Das sollte man dir nicht ansehen. Führe uns nicht in Versuchung! Hast du dich wohl schon versucht im Handwerk? Ein bissel heimlich wegnehmen, das ist keine Kunst, aber rauben und morden, mein Lieber! Gott schütze dich vor dem Henker!“

doch auf weiteres kann ich mich bei dem besten Willen nicht einlassen, ohne mich selbst zugrunde zu richten."

„Ohne dich zugrunde zu richten!" lachte der Hauptmann wild auf. „Teufel, sei kein dummes Schaf! Und erinnere dich daran, wie viele hundert Seelen ich dir schon zugeschickt habe seit fünfundzwanzig Jahren — männliche und weibliche. Lasse mich das einträgliche Geschäft für dich doch wenigstens zehn Jahre noch besorgen."

„Ich will nicht schmeicheln, Hauptmann, aber es ist so. Deine einzige Seele ist mir mehr wert, als tausend Philisterseelen. Dazu stehst du im Verdachte des Fluchtversuches und schmiedest heimlich Ränke, um mir zu entkommen. Das ist undankbar. Ich habe es, seit du dich meiner bedienst, an nichts fehlen lassen. Ich habe deine Schatzkammern gefüllt, habe dir immer wieder Mark in die Knochen gegossen, habe dir handfeste Kameraden zugeführt, und ergötzliche Genossinnen, und habe — ach wie oft — deine Feinde geblendet, wenn sie dich halb schon hatten. Nun ist die Zeit aus und verlängert wird nicht mehr. Komm, du bist mein!"

Aus der winselnden keifenden Stimme war ein schmetterndes Schreien geworden. „Komm, du bist mein!" Die schwefelgrünen Nebel qualmten dicht heran, allerlei Augen, Klauen und Mäuler streckten sich aus demselben hervor, das Männlein schnellte den Schwanz und holte aus zu einem Sprung auf den Hauptmann — in diesem Augenblicke schoß Baldar wie ein Pfeil zwischen beide, so daß der Grüne mit einem abscheulichen Gekreisch zurückfuhr und mit seinem Gefolge verschwand.

Sprachlos und blaß stand der Hauptmann da und blickte auf den fremden Knaben, der wie vom Himmel gefallen nun ruhig vor ihm stand.

Und so waren sie zusammengekommen, der grimme Schwarzblut und der fromme Knabe aus der Thomasburg. Und als der Räuberhauptmann das Kind befragte, woher es komme und wohin es wolle, bekannte Baldar seinen Kummer. Er erzählte die Geschichte seines Vaters, erzählte von der weiten Wanderung und den Gefahren derselben, von allen mißlungenen Versuchen, die verkaufte Seele zurückzubekommen und sagte, daß er entschlossen sei, bis ans Ende der Welt zu wandern, ja in die tiefste Hölle hinabzusteigen, um seines Vaters Seele zu retten.

Der Hauptmann stand völlig starr vor solchem Bekenntnisse. Endlich sagte er: „Kind, wie mußt du deinen Vater lieben! Gibt es denn das noch auf dieser Welt?"

Und nun begann Baldar einzugestehen, daß er geradeswegs hergekommen sei zum Ritter Schwarzblut, weil er wisse, daß der ihm bei seinem Werke helfen könne und werde.

Eine dritte eiserne Türe war da, hoch und schmal und verrostet. Hinter derselben hörte man eine volle zornige Bruststimme und ein näselndes Gekeife und Gejammer, das ununterbrochen bald laut klagte, bald leise wimmerte, als geschehe jemandem ein fürchterliches Unrecht.

„Mir scheint, heute setzt er ihm verteufelt zu“, sagte einer der Räuber zum anderen

„Ich fürchte nichts“, sagte der andere, „er klopft sich wieder heraus. Wir wollten dem Schwanzkerl auch weidlich den Kragen einbiegen, und wenn er neun Katzenleben in sich hätte.“

Der eine setzte aber bedenklich bei: „Wenn der Hauptmann marschiert, dann marschieren wir alle. Ich bin nicht neugierig.“

Und sie drückten sich durch die Höhlen weiter.

Baldar wartete, aber das Gezänke drinnen wollte kein Ende nehmen. Das ward ihm langweilig und er versuchte, ob die eiserne Türe kein Schlüsselloch habe. Als er, um zu gucken, sich daranlehnte, wich sie ein wenig zurück, er sah, daß sie offen war und schlüpfte hinein. Im dunlen Winkel blieb er unbemerkt stehen und sah und hörte alles. Ein derber Mann stand da mit rotem und wüstem Haar und Bart. Er trug ein Ritterwams und hatte an der Seite ein breites Schwert, nach dessen Griff er wiederholt fuhr während seiner heftigen Rede. Es war der mit dem Brustton. Vor ihm war ein zierliches Männlein, das immer hin- und hertrippelte und mit seinen grünen Glühaugen flackerte, wie zwei Lichtlein, in die der Nachtwind bläst. Es hatte kein Kleid an, sein Leib war grünlich beschuppt und der Schwanz am Steißbein schnellte ringelnd hin und her, während es jammerte und kneifte. In dem Augenblicke schien das Männlein von etwas Besonderem beunruhigt zu sein, so daß es mehrmals ängstlich erregt gegen den dunklen Winkel glurrte, im dem sich Baldar geborgen hielt. Drüben dort im Hintergrunde stiegen schwefelgrüne Nebel auf, die durcheinanderwogten und allerlei ungeheuerliche Gestalten bildeten, welche immer aus dem Schwefeldunst hervorzustreben schienen gegen den derben Mann, und die doch nicht vom Fleck kamen.

„So weiche endlich von mir, in drei Teufels Namen!“ fluchte der Räuberhauptmann und stieß mit dem Fuße zornig in das Steinpflaster. Da grinste der Grüne, kam ihm nur noch näher, legte seine Tatze an die Hand des Ritters und wollte sie streicheln. Der Mann zog sie zögernd zurück, er wurde seiner Sache immer unsicher, wenn der Grüne ihn berührte.

Dieser rollte mit kundigem Griff einen Schein auseinander und sagte sehr tief geneigt und demütig: „Es ist richtig, Herr Ritter, sieh dir doch nur einmal deinen Schriftzug an und den Tag. Genau kannst du's sehen. Zweimal haben wir den Termin schon verlängert,

diesen Säulen her manchmal ganz leise ein klagender Ton käme, der sogar einmal wie Menschensprache klang. — Nimmer — nimmer! so schien es zu klagen: Der da hinabsteigt, nimmer kehrt er zurück!

Ritter Schwarzblut streckte seinen Arm aus, da sprang das Tier zu Boden und hüpfte, sich mehrmals über das Stäbchen schwingend, übers Geklüfte hinab zum Tümpel. Dort begann der Affe mit dem Stab, der — wie es Baldar schien — immer länger und länger wurde, im Wasser zu plätschern, zu bohren und zu rühren, wobei das Tier sich dehnte in die Länge, in die Breite, daß es endlich war wie ein Riesenungeheuer, so mit einem Mastbaum im Tümpel wühlt. Wie in einem Kessel quirlte und strudelte das Wasser ringsumher und schäumte übers Ufer hinaus. Auf dem ganzen Tümpel kochten die Schäume, gelbliche Dämpfe brachen hervor und tanzten über den brodelnden Wellen und es zischte und winselte und es kam ein betäubender Gestank und es trubelte immer wilder und heftiger aus dem Tümpel auf.

Ritter Schwarzblut ergriff die Hand Baldars und sagte: „Was du nun auch sehen und erfahren wirst, mein Kind — dir kann nichts geschehen.“

(Schluß folgt.)

Das Henkermahl.

Von **Karl Schönherr.***)

Die Tage wurden allgemach wieder länger und die Wärmekraft der Sonne mehrte sich von Morgen zu Morgen. Da saß der rote Jörg eines Abends beim Speisen — in der Armensünderzelle des Kreisgerichtes.

Diese unscheinbare, aber stimmungsvolle Bude war vor einigen Stunden der Schauplatz eines seltenen Ereignisses gewesen. Mehrere schwarz gekleidete Herren waren nämlich erschienen und hatten laut und feierlich verkündet, man habe der Gerechtigkeit freien Lauf gelassen.

„Also morgen! Präzise 7 Uhr wird aufgebrochen .. ob schön, ob Regen!“ Der Jörg möge sich bereit halten.

Der Jörg hatte sich zu guter Letzt noch einen gebackenen Karpfen bestellt und eine Portion Erdäpfelsalat mit viel Zwiebel; denn es war Freitag. Hernach gedachte er noch einige Solokrebse zu wählen. Warum sollten nicht vorher mindestens noch ein paar niedere Krustentiere ihr Leben lassen, bevor er, der hochorganisierte Jörg, an die Reihe kam!

Mein Gott! Gar so eine schwere Untat hatte er nach seiner eigenen Ansicht nicht verübt. Er hatte halt ein Weibsbild geheiratet; dann wäre

*) Aus dem ganz merkwürdigen Büchlein „Caritas“ von Karl Schönherr. (Wiener Verlag. 1905.) Siehe Bücher.

„O Knabe!“ rief der Hauptmann, „weißt du denn nicht, wer ich bin? Ich bin ein großer Missetäter, bin selber dem Teufel verfallen und kann dir nicht helfen, deinen Vater zu retten.“

„Und du wirst mir doch helfen“, sagte der Knabe treuherzig, „du bist mit dem Teufel gut bekannt, er ist dein Knecht, du kannst ihn zwingen und ich weiß gewiß, daß du es tun wirst.“

Da faltete der Räuberhauptmann bewegt die Hände und rief: „Ein solches Vertrauen ist mir noch nicht vorgekommen. Diese Liebe und dieses Vertrauen!“ — Und dachte bei sich: Nun erst weiß ich, weshalb der Teufel hat abfahren müssen, als der Knabe dazwischen trat. Diese Unschuld und diese Liebe!

„Mein Sohn“, sagte er. „Wenn jemand die Seele deines Vaters zurückgewinnen kann, so bist du es selbst. Ich will dir dazu nach meiner schwachen Kraft behilflich sein, denn in diesem Augenblick herrsche ich noch über die Hölle. Einstweilen erfrische dich und ruhe dich aus.“

Dann wurde der Knabe in ein Gemach geführt, wo auf einem goldenen Tische Speise und Trank bereitstand, und daneben ein Ruhebett aus Seide und feinem Pelzwerk. Aber eine rote Ampel, die vom Gewölbe niederhing, spielte so, als ob alles mit Blut übergossen wäre. In den ersten Stunden der Nacht schlief er friedsam und träumte, wie er als Kind auf dem Schoß seines Vaters sitze, sein Köpflein an dessen Brust gelehnt .... Dann wachte er auf und hörte leise eine arme Seele weinen.

Am nächsten Tage — es war immer die blauende Dämmerung und auf den schwarzen Waldwipfeln lag der leichte Widerschein, wie von einer fernen Feuersbrunst — führte der Hauptmann Schwarzblut den Knaben hinaus. Diesem fiel es auf, daß der Ritter in seinem Armwinkel ein rötliches Tier trug mit einer Art von Menschenantlitz, das Grimassen schnitt. Es hatte auch eine haarige Hand, die ein graues Stäbchen trug und mit demselben manchmal ungebürlich gegen das Gesicht des Hauptmannes stach, der es sich gefallen ließ. Zwischen den hohen Stämmen des Waldes schritten sie dahin, der Boden war so glatt, daß man kaum den Schritt hörte. Es war ein großes Schweigen und nichts regte sich weitum. Endlich kamen sie hinaus in eine Lichtung. Kahler steiniger Boden, der in eine Schlucht niederging. Er war ganz rot beleuchtet von einem glühenden Gebirge, das im Hintergrunde der Hochebene zackig zerrissen aufragte. Sie stiegen den Hang hinab und kamen in der Schlucht zu einer trichterförmigen Einsenkung, in der ein schwarzer Tümpel lag, ähnlich jenem Gebirgsauge, an dem Baldar auf seiner Wanderung die Füße gebadet hatte. Aber an diesem Tümpel standen blasse halbverwitterte Steinsäulen auf, die wie Menschengestalten aussahen. Und da war es, als ob von

Da hub der Delinquent auf einmal gewaltig zu räuspern und würgen an.

„Mensch, was ist Ihnen?“ fuhr der Scharfrichter besorgt vom Sessel auf. „Reden Sie doch! Haben Sie am Ende gar eine Gräte geschluckt? Wirklich? Um Gottes willen!“

Er klopfte dem räuspernden Jörg den Rücken ab und erteilte seine Ratschläge.

„Stecken Sie einen Finger in den Rachen! Vielleicht geht dann die Gräte herauf! Essen Sie einen Bissen Brot, vielleicht geht dann die Gräte mit hinunter!“

Dazu jammerte er in allen Tonarten: „Da haben wir die Bescherung! Aber lieber Herr! Wer wird auch an einem solchen Tage Karpfen essen! Sind Sie verrückt?“

Bald war der Gefängnisarzt zur Stelle.

„Eine Gräte geschluckt? Was? Gut!“

Dann schob er sich die Manschette ein wenig zurück und tastete mit dem Finger den Rachen ab, rechts und links, oben und unten.

„Na! Wo steckt denn das Luderchen?“

Mit Hilfe des Spiegels entdeckte er die Gräte endlich in einer Schleimhautfalte nahe dem Kehlkopfeingang.

„Gut! Jetzt den Grätenfänger her!“

Der Grätenfänger ist ein Stäbchen, dessen Spitze einen kleinen Schwamm trägt. Beim Einführen dieses Instrumentes in den Rachen soll sich angeblich die Gräte in dem Schwämmchen verfangen. Dann und wann trifft dies zu, häufiger aber löst sich bei solchem Beginnen vom Stäbchen der kleine Schwamm los und sucht sich neben der Gräte zu etablieren. Der Schwamm wird dann meist mühelos wieder heraufbefördert.

Inzwischen stürzte schon bleich vor Aufregung der Gefängnisdirektor herfiel.

„Herr Doktor, was hör' ich! Der Delinquent eine Gräte geschluckt! Bitte die Gräte... die Gräte...“

„Gleich! Gleich! Ich führe soeben den Grätenfänger ein!“

„Ja! Also...“

Es folgte ein Augenblick höchster Spannung. Endlich kam der Grätenfänger wieder ans Tageslicht.

„Also, Herr Doktor! die Gräte... wo ist die Gräte?“

Der Arzt besah sich den leeren Grätenfänger und meinte dann, kaltblütig auf Jörgs Hals deutend: „Da drinnen!“

„Um Gottes willen,“ stöhnte der Direktor. „Meine Stellung... das ist ja furchtbar... die Gräte... die Gräte...“

Der Doktor ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er ging mit dem Grätenfänger ein und aus, aus und ein.

er sie wieder gerne los gewesen, weil ihm eine andere besser gefiel. In der Stadt weiß man sich in einem solchen Falle noch zu helfen, aber auf dem Lande sind die Moralbegriffe stärker, da werden die Ehen recht und schlecht nur durch den Tod geschieden. Nun eben; da hatte halt der Jörg in gutem Glauben ein bißchen nachgeholfen. Das war aber auch alles.

Weiß der Himmel, wieso das Gericht zur Ansicht kam, daß für den Jörg eine „Luftentziehungskur" das beste sei.

An dem Verteidiger lag die Schuld entschieden nicht. Der hatte, wie man so sagt, die Sache des Jörg zu der seinen gemacht. Aus den verborgensten Löchern und Schlupfwinkeln kitzelte er die psychologischen Entlastungsmomente heraus und verwertete sie zu einer packenden Schilderung furchtbarer Seelenkämpfe, die der Angeklagte bis zum Augenblicke der Tat durchgemacht haben mußte.

Der Jörg war zuerst geknickt und bekümmert dagesessen; wie er aber den Verteidiger so sprechen hörte, begann er verwundert den Kopf höher und höher zu heben, und endlich blickte er stolz, mit unsäglicher Verachtung umher. Wer von allen, die da saßen, hatte so ein reichverzweigtes vielgestaltiges Seelenleben aufzuweisen?

Aber kaum war der Verteidiger zu Ende, da stand gleich wieder an einem andern Nebentischchen so ein Stänkerer auf. Der war schon früher dem Jörg durch sein teuflisches Lächeln und Kopfbeuteln in der unangenehmsten Weise aufgefallen. Der Jörg hatte sich noch darüber gewundert, daß der Präsident diesen notorischen Hetzer und Ruhestörer nicht schon längst hatte aus dem Saale weisen lassen. Der borgte sich nun den Angeklagten noch einmal aus — nur auf ein Viertelstündchen, wie er sagte — und nach kaum zehn Minuten hing an dem ganzen Jörg kein guter Faden mehr. Da begann sein Haupt wieder zu sinken, tiefer und tiefer; und endlich bekam er vor sich selbst einen solchen Grausen, daß er entrüstet ausspuckte und murmelte: „Pfui Teufel! Hängt ihn auf! Der Haderlump verdient den Strick redlich!"

Also morgen präzise 7 Uhr.

Der Scharfrichter hatte soeben vorgesprochen und seinen Besuch auch richtig zu Hause getroffen.

Der Jörg saß gerade bei seinem letzten Mahl und aß sich mit wütendem Behagen immer weiter in den Karpfen hinein. Der Scharfrichter wollte ein Gespräch in Gang bringen, aber der Jörg war nicht dafür zu haben.

„Lassen Sie mich in Ruh!" schrie er. „Sie sind für mich Luft."

Der Scharfrichter hätte auf diese Bemerkung vielleicht manche nicht ganz unbegründete Einwendung machen können; aber nicht wahr, man will doch nicht immer gleich zu fachsimpeln anheben. Also schwieg er, und drehte schüchtern verlegen seine beiden Daumen umeinander herum.

nicht aus der schwellenden Schleimhaut heraus, aber die kühne Art und Weise, wie er sie durch anderthalb Stunden hindurch unter den Verzweiflungsrufen der Gerichtsherren drinnen ließ, war schon an und für sich ein technisches Meisterstück und wirkte überwältigend.

Endlich zog sich Jörgs bosbafte Rachenschleimhaut vollends über der Gräte zusammen und entrückte sie so allen Späherblicken.

„Kalte Umschläge! Rasch!“ ...

Jörgs Schleimhaut schwoll, der Atem ging schwer. Die Uhr schlug Mitternacht, schlug eins.

„Eisumschläge! Rasch! Rasch!“

Jörgs Schleimhaut schwoll. Der Atem ging pfeifend. Die Uhr schlug zwei, schlug drei.

„Der arme Mann muß Luft bekommen ... koste es, was es koste! schrie der Präsident und raufte sich die Haare.

„Ein Professor muß her!“ befahl der Staatsanwalt. „Ist auf der Stelle vorzuführen!“

Der Professor kam selbstverständlich ohne Instrumente und behielt, wie es bei Professoren, so üblich, die Hände hartnäckig in den Hosentaschen. Er sprach die Ärzte boshaft lächelnd mit den Worten St. Petri an: „Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, was, meine lieben Herren Kollegen?“

„Entschuldigen, Herr Professor,“ wollte der bewegliche Spezialist scharf erwidern, doch jener unterbrach ihn in jovialstem Tone: „Lieber Kollega! Gehn Sie, lassen Sie den Professor weg! Tun Sie mir den Gefallen, ja? Schauen Sie, ich geb' nichts auf solche Äußerlichkeiten!“

Dann wendete er sich zu dem kranken Jörg.

„Der Mann ringt nach Luft! Sehen die Herren Kollegen diese Cyanose ... diese inspiratorischen Einziehungen ...“

„Was Sie sehen, sehe ich auch, Herr Professor!“ erwiderte der Spezialist gereizt über diesen Kathederton. „Ich seh' überhaupt alles und noch mehr!“

„Gehn Sie, lassen Sie den Professor weg,“ bat dieser wieder in jovialstem Ton und erklärte dann weiter: „Da gibt's kein Besinnen, meine Herren Kollegen ... oedema glottidis ... Da ist sofort der Luftröhrenschnitt vorzunehmen, verstehen Sie ...“

Der Spezialist lächelte noch, aber in seinem Gesicht leuchtete und sprühte die helle Wut.

„Gewiß versteh' ich! Gewiß! Gewiß! Zufällig habe ich sogar schon meine Instrumente für die Operation vorbereitet! Also ich danke gütigst für ihre Belehrung! Wir sind hier nicht auf Ihrer Klinik!“

Schon eilte der Präsident herbei. Man hatte den alten Herrn aus dem Schlaf geklopft. Dann der Vizepräsident und der Staatsanwalt. Beide in höchster Aufregung.

„Schöne Geschichten das! Herr Doktor, die Gräte... die Gräte... die verdammte Fischgräte," schnaubten sie.

„Ein wenig Geduld, meine Herren! Sie steckt halt an einer etwas schwer zugänglichen Stelle! Gehe soeben wieder mit dem Grätenfänger ein!"

„Ja ... also ..."

Der Arzt hatte kaum das Instrument aus dem Hals zurückgezogen, da wurde er auch schon umringt und umtobt: „Herr Doktor, die Gräte ... die Gräte ... wo ist die verfluchte Fischgräte?"

Der Arzt untersuchte den Grätenfänger und deutete dann mit bewunderungswürdiger Seelenruhe auf Jörgs Hals: „Da drinnen!"

Der Direktor wimmerte; der Präsident wischte sich den Angstschweiß von der Stirn; der Staatsanwalt starrte mit hochgezogenen Brauen den Grätenfänger an. Sein scharfes Auge mußte daran etwas Ungehöriges entdeckt haben.

„An diesem Stäbchen war soeben noch ein Schwämmchen dran," stänkerte er den Doktor an. „Wo ist jetzt auf einmal das Schwämmchen hingekommen?"

„Auch da drinnen!" lächelte trübe der Doktor und förderte nun wenigstens das Schwämmchen aus Jörgs Rachen zutage. Er kannte diese Grätenfänger zur Genüge.

Jörgs Rachenschleimhaut begann zu schwellen. Die Aufregung wuchs.

„Da gibt es kein langes Besinnen. Ein Spezialist muß her! Rasch! Nur rasch! Koste es, was es koste!"

Der Spezialist kam mit einer riesigen Instrumententasche herangerast.

„Herr Dozent ... wir sind in Verzweiflung ... die Gräte ... die Gräte ..."

Um den Spezialisten herum lagerte ein dichter Dunstkreis von Zuversicht und Selbstvertrauen.

„Aber, meine Herren!" tröstete er nach allen Seiten. „Seien Sie heiter, seien Sie fröhlich! Es wird alles gut! Ich bin ja da! Ich, der erste Spezialist für Kehlkopf, Hals und so weiter! Bin schon da!"

Aus den Tiefen der Riesentasche wurden die Instrumente hervorgeholt und reihenweise auf dem Tische ausgebreitet. Er führte ganz andere Sonden als sein Kollege, ganz anders konstruierte Spiegel und vor allem viel höher entwickelte Grätenfänger. Er machte auch ungleich raffiniertere kompliziertere Handgriffe. Die Gräte bekam er zwar auch

Und der Vizepräsident — er scheint ein sogenannter „guter" Richter zu sein — schärfte dem Arzte ein: „Herr Doktor, sorgen Sie ja dafür, daß der Mann ordentlich herausgefüttert wird ... erstklassige Verpflegung natürlich ... Kraftbrühen ... gute Weine ... damit wir ihn möglichst bald wieder auf die Beine bringen! Es koste, was es koste!"

Eine von Jörgs Wärterinnen, die beim Verbandwechsel zu assistieren pflegte und sich dabei einmal eines kleinen Versehens gegen die Regeln der Antiseptik schuldig machte, wurde auf der Stelle entlassen. Umsonst war ihr Bitten und Flehen.

„Gehen Sie, Frau! Da hilft kein Bitten, wo es um Menschenleben geht! Denken Sie nur, wenn durch Ihre Nachlässigkeit Jörgs Halswunde in Eiterung überginge, und der Mann daran stürbe! ... Entsetzlich ... der Gedanke ist nicht auszudenken! Gehen Sie, Frau, gehen Sie ... Sie sind entlassen!"

Als nach wenigen Tagen die kleine Halswunde geheilt war, machte man sich sogar noch an die Massage der Narbe.

Und als sich der Jörg endlich infolge der aufopferndsten Pflege bei Tage und bei Nacht so pudelwohl und kerngesund fühlte, wie noch nie in seinem Leben, da wurde er eines Morgens, präzise um 7 Uhr, zu einem kleinen Spaziergang eingeladen.

Nicht weit, hieß es. Nur die paar Schritte über den Korridor, vier bis sechs Stufen hinunter und dann durch ein kleines Türchen hinaus in den kleinen, dreieckigen Galgenhof. Dort wurde der Jörg bereits feierlich erwartet. Sie waren alle da, die kürzlich über seine verlegten Luftwege in so aufrichtige Verzweiflung geraten waren. Auch der Präsident. Der schob nun feierlich den Delinquenten einem schwarzgekleideten Herrn zu; es war derselbe, den der Jörg gelegentlich seines Besuches mit der törichten Phrase: „Herr, Sie sind für mich Luft!" so unfreundlich abgetan hatte.

Damals, als dem Jörg die Fischgräte im Halse stak, hatte der Präsident verzweiflungsvoll ausgerufen: „Der arme Mann muß Luft bekommen ... es koste, was es koste!"

Und jetzt schaffte er: „Der Mann da darf keine Luft bekommen! Walten Sie Ihres Amtes!"

Der Jörg schüttelte nur den Kopf, als ob er manche Dinge ganz und gar nicht verstünde.

Und der Scharfrichter tat, wie ihm geheißen. Das Luftentziehen war so sein Lebensberuf.

Der anwesende Gefängnisarzt untersuchte den baumelnden Jörg zweimal, als ob er nicht wüßte, was ihm fehle; aber er schnitt ihn nicht vom Stricke, sondern ärgerte sich, daß das Herz nicht und nicht aufhören wollte zu schlagen. Ein merkwürdiger Arzt ... nicht wahr?

Dieser Ton empörte nun wieder seinerseits den Professor.

„Herr Spezialist," replizierte er schärfstens. „Ich denke, Sie dürfen schon noch ein Wort annehmen von einem Professor, der . . ."

Da unterbrachen aber der Spezialist und der Gefangenarzt, wie aus einem Munde, den Professor in jovialstem, bittendem Tone: „Gehn Sie, lassen Sie den Professor weg! Tun Sie uns den Gefallen . . ja? Schauen Sie, wir geben nichts auf solche Äußerlichkeiten!"

Der keuchende Jörg wurde rasch zurecht gelegt. Der Spezialist war in seinem Element. Seine Haare sträubten sich vor Wichtigkeit. Im Nu hatte er sich des Rockes entledigt und die Hemdärmel aufgestülpt. Er entwickelte in der Ausführung der Operation eine Geschicklichkeit und Fixigkeit ohnegleichen. Und dabei fand er noch Zeit, den Professor mehrere Male mit dem Ellbogen äußerst sanft und elegant beiseite zu schieben.

„Wenn mir der Herr Professor ein wenig Raum lassen möchten . . . so, danke. Genügt schon!"

Auf eins, zwei hatte der Jörg den Lufröhrenschnitt appliziert, und auf drei saß ihm die Kanüle bereits tadellos im Röhrenschlitz. Pfeifend strömte die Luft ein. Nun mochte über dem Kehlkopfeingang die Schleimhaut schwellen wie sie wollte; der Jörg atmete frank und frei durch die Kanüle. Rasch war die Cyanose verschwunden.

„Gott sei gelobt! Der Mann hat Luft bekommen," jubelte der Präsident. Der Direktor weinte Freudentränen. Stiegen auf und nieder, durch alle Korridore hallte die frohe Kunde: „Der Mann hat Luft bekommen!"

Sogar der ewig dräuende Staatsanwalt sah nun versöhnlicher drein und senkte auf einen Augenblick mildbewegt die hochgezogenen Brauen.

*
* *

Nun ging nach dem Befinden des Jörg Tag für Tag ein Gefrage los; ein hoher Gerichtsfunktionär nach dem anderen kam vorgefahren: „Wie geht es ihm? Was macht er? Hat er Fieber? Hat er eine gute Nacht gehabt? Wie steht es mit dem Appetit?"

Der Arzt vermochte kaum mit den auf ihn einstürmenden Fragern fertig zu werden. Solange die Welt steht, hat man sich noch niemals so eindringlich um das Befinden eines Kranken aus so niederer Sphäre erkundigt. Ja, wenn halt einmal hohe Herren menschenfreundliche Zustände bekommen, dann tun sie gewiß des Guten zu viel!

„Herr Doktor, schreitet die Besserung fort?" fragt der Präsident; und der Staatsanwalt mit inquisitorisch hochgezogenen Brauen: „Sagen Sie mir, Herr Zeuge . . . will sagen Herr Doktor, wie lange kann es dauern, bis wir den Patienten endgültig heraushaben?"

„Das heißt natürlich, du freust dich, weilst da bist!" versetzte Nickl scherzend. „Na, das tun wir auch! Übrigens, wennst ein' Ulk mitmachen willst, dann geh' mit uns krebsen!"

„Guat, i bin dabei; aber z'erscht muaß i mi urndli stärk'n!"

Gallas setzte Pfriem ein Viertel Wein vor und sagte: „Mir brech'n so erscht um neuni auf und derweil kannst dir noch an Rausch antrink'n!"

„Na, na, das wär' mir z'viel für an Gspoaß, aber — wann i unsern Binder an Streich spiel'n könnt', tät i's mit der größt'n Passion!"

„Hat er dir leicht was tan?" fragte Lichtl.

„Na, das g'rad nit; aber — er will immer g'scheiter sein wiar i und das vertrag' i nit!"

Alle lachten laut auf und Nickl, der schon manchen Schelmenstreich „verbrochen" hatte, sagte heiter: „Na, da werd'n wir ihn halt einmal — aufs Eis führen!"

Gegen neun Uhr rüstete man zum Aufbruche. Gallas brachte eine Laterne und einen Handkorb zum Aufbewahren der Krebse und die Gäste standen auf und griffen nach ihren Hüten. Da trat der Tatscher-Binder in die Gaststube und fragte verwundert, was da los sei.

Pfriem stieß den Organisten heimlich mit dem Ellbogen, worauf Nickl ganz ernsthaft sagte: „Wir geh'n — an Fischotter fangen!"

„Sakradie noch amol! Da geh' i mit!" rief Tatscher rasch entschlossen. „Aber was für a Viech is denn das eigentli?"

„So, das woaßt du gar nit und willst sonst so g'scheit sein?" sprach der Schuster. „Na, dann darfst dir auf dein G'scheitheit eh a nit viel einbild'n!"

„Ah was, g'scheit hin und g'scheit her! Ollas kann koa Mensch wiss'n und a da g'scheiteste nit! Aber wannst scha dein' Papp'n so weit aufreißt, na so beschreib' ma halt so a Rab'ngas, wannst 's in Stand bist!"

„Na, das wiar i doch epa noch z'sammbringen!" versetzte der Schuster mit schlauem Lächeln. „Olsa a Fischotter, muaßt wiss'n, mein Mensch, is a schreckli wild's Viech, halb Fisch und halb — Otter, hat an Schwanz wiar a Karpf'n, Krall'n wiar a Katz', Zähnt wiar a Wulf und a Gfriß wiar an Aff', lebt bald auf'n Land und bald im Wossa und is nur bei der Nacht zan derwisch'n!"

„Und damit 's uns drrauß'n beim Hollerbach nit unsrre Krrebs'n all z'sammenfrrißt, woll'n mirr's jetzt abfangen odrr umbrringen!" sprach Hölzl, welcher die Gewohnheit hatte, das „r" etwas scharf auszusprechen.

„Sakradie noch amol! Aber wia kriag'n ma das Luada?" rief der Binder.

„Da müssen wir natürlich all bewaffnet sein!" sagte Nickl. „Na, was ist's, Gallas, hast die Sachen schon gerichtet?"

Hernach als alles gut vorüber war, betete der Anstaltsgeistliche, — mit Ausnahme der Philosophie waren sämtliche Fakultäten offiziell im Galgenhofe vertreten — das übliche Vaterunser. Und als er zu der Stelle kam: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, da gab es dem Jörg, obwohl er schon ganz tot war, noch einen Riß.

Die Honorarforderung des Halsspezialisten für den erfolgreichen Luftröhrenschnitt und die submisseste Rechnung des Scharfrichters für die von Amts wegen durchgeführte Luftentziehung liefen gleichzeitig bei einem hohen Präsidio ein, und wurden auch beide unter einem prompt liquidiert.

Der Fischotterfang.

Ein Schelmenstreich aus der Oststeiermark von **Adolf Frankl.**

Es war „im wundersamen Monat Mai, als alle Knospen sprangen" und die Leute gern — beim warmen Ofen hockten; denn von Ungarn herüber wehte ein recht ungemütliches Mailüfterl, ein echter „Kaltenbrunner" und für die kommende Nacht ward allgemein ein „schrecklicher Reif" befürchtet. Aber der Himmel hatte glücklicherweise ein Einsehen und verhüllte sich gegen Abend mit dichten Wolken, so daß die in herrlichstem Blütenschmucke prangenden Obstbäume in Berg und Tal vor dem drohenden Unheil verschont blieben und das Landvolk erleichtert aufatmete.

Auch der Pfriem-Schuster flüsterte ein „Gott sei Dank!" und ging in freudiger Stimmung auf ein Paar Viertel zum Gallas, einem der fünf Dorfwirte. Ein gutes Obstjahr war für Pfriem auch ein gutes Schuh- und Stiefeljahr und machte ihm schon im vorhinein einen guten „Hamur", der oft die merkwürdigsten Blüten zeitigte. Beim Gallas traf er den Organisten Nickl, den Wagnermeister Bierer und zwei Eisenbahner, den Lichtl und den Hölzl. Pfriem setzte sich vergnügt zu ihnen und sagte schmunzelnd: „Hiaz lacht mir wieder 's Herz; denn so schön wia heuer hab'n die Bam scha lang nit mehr blüaht, und auf der Höh' is 's ganz külbi.*) Himmel, heut' wär' i wieder amol zu aner recht'n Hetz' aufg'legt! Was stell'n mir nur glei an?"

„Raf' mit dir selber und schmeiß di aft außi, dann is die Hetz' firti!" rief der kleine, aber bärenstarke Wagner.

„Kinnt ma nit einfoll'n!" erwiderte der Schuster heiter. „I bin mir selber durchaus nit feind und freu' mi über mein Dasein!"

---

*) bewölkt.

So zogen denn die sieben Helden wie seinerzeit die sieben Schwaben zu einem rechten Schwabenstreiche aus und Nickl konnte mit Recht dem Binder zurufen:

„Hannemann, geh' du voran;
Du hast die größten Stiefel an!"

Denn Tatscher hatte in der Tat zwei gewaltige „Treter" an den Füßen, die seinem breitspurigen Gange eine merkliche Schwerfälligkeit gaben, aber sonst ganz gut zu seiner kräftigen, gedrungenen Gestalt paßten.

„Aber wo geh'n ma denn eigentlich hin?" fragte der Binder.

„Geg'n an Ziaglstadl, zan Hullerbach umi!" rief Gallas und trat mit seiner Laterne an die Seite Tatschers, der, die Mistgabel stramm geschultert, rüstig vorwärts schritt.

Der abenteuerliche Zug bewegte sich, von der Straße nach links abschwenkend, vorsichtshalber durch eine Hintergasse nach dem nahen Ziele, damit nicht etwa ein Unberufener oder gar „das Auge des Gesetzes" in der Gestalt eines herumstreifenden Gendarmen den lustigen Streich in unliebsamer Weise störe.

Nach kurzem Marsche war man bei der gemauerten Brücke vor der Ziegelei angelangt und die Männer stiegen linker Hand zum lustig murmelnden Hollerbache hinab.

Wäre der Tatscher-Binder über den Körperbau und die Lebensweise des Fischotters nur ein bißchen unterrichtet gewesen, so hätte er sofort wissen müssen, daß in diesem unscheinbaren Bächlein kein solches Tier vorkommen könne; so aber ließ er sich von seinen Begleitern ahnungslos an der Nase herumführen und brannte förmlich vor Begierde, sich bei diesem seltsamen Fischotterfange möglichst hervorzutun.

Lautlos schlichen die sieben Helden an dem dichten Ufergesträuch vorbei bachaufwärts, bis sie zu einer Stelle kamen, die gebüschfrei war und für den „Fang" besonders geeignet schien.

„Hier vollend' ich's!" sprach Nickl mit drolligem Ernste und blieb stehen, worauf auch die übrigen anhielten.

„Oana muaß hiaz in 'n Bach drin pass'n", rief der Schuster, „sonst kinnt uns der Fischotter bald auskeman!"

„I geh' scha eini!" versetzte Tatscher rasch. „Denn meine Stiefel san wossadicht!"

„Ja, du bist a da richtige Mann dazua!" sagte Bierer. „Bist stark und hast a Schneid und um was d' di annimmst, das führst a durch!"

„Ah halt ja" erwiderte Tatscher geschmeichelt und stieg in den Bach, indes der still in sich hineinlachende Schuster sofort herbeieilte und seinen zusammengelegten Futterbogen mit der Rundung nach unten vor Tatschers Knien in den Bach stellte, worauf der Binder den Bogen

„I han leider noch ka Zeit g'habt!" erwiderte der Wirt. „Aber i denk', es is am besten, wanns glei mit mir mitgehts und si a jeder selber was aussuacht!"

Im nächsten Augenblicke war das Gastzimmer leer und erst nach geraumer Zeit kamen die „Helden" wieder zum Vorscheine. Zuerst erschien der Tatscher-Binder mit einer Mistgabel, die er im Kuhstalle aufgegriffen hatte; dann kamen der Reihe nach der Wirt mit einem großen Bierschlegel, Lichtl mit einem Knüttel, Bierer mit einem Hetsch*), Hölzl mit einem alten Nachtwächterspieß, Pfriem mit einem Futterbogen und Nickl mit einem — Kuhhorn.

„Aber zu was brauchst denn an Fuadabog'n?" fragte Tatscher den Schuster.

„Daß ma 'n Bach abspiern kinan!" erwiderte Pfriem.

„Und das olti Kuahhorn durt?"

„Das werd'n S' gleich sehen!" sagte Nickl. „Gallas, bring' schnell ein Baumsagl!" Dieses war bald zur Stelle, worauf Nickl die Spitze des Hornes absägte, die Öffnung reinigte und sachkundigen Blickes prüfte und endlich befriedigt hineintutete; dann sprach er mit großem Ernste: „Ja, mein lieber Binder, so hat alles auf der Welt seinen Zweck und seine Bestimmung und wie man zum Beispiel einen Gimpel oder irgend einen anderen Vogel durch gewisse Locktöne herbeilocken kann, so kann man dies auch beim Fischotter mit so einem Kuhhorn bewerkstelligen!"

„Da schaut ma her!" rief Tatscher verwundert.

Gallas warf in diesem Augenblicke seinen Bierschlegel in den Korb, nahm diesen und die Laterne und schritt heiter zur Tür.

„Aber zu was brauchst denn a Körbl?" fragte der Binder lachend.

„Daß i mein Schlegl leichter ertrag'n mag! antwortete der Wirt.

„Geh', fopp' an andern, aber nit mi; denn i bin ka heuriger Has nit!"

Gallas lachte in sich hinein und sprach: „Olsa Spoaß beiseits, das Körbl han i zan Krebs'nfangen mitg'nommen!"

„Aber mir geh'n ja doch an Fischotter fangen und nit krebs'n!"

„Selbstverständlich!" rief Pfriem. „Aber woaßt, das is so: Für den Fall, daß der Nickl mit sein Kuahhorn das Rab'ngas epa doch nit derlock'n sollt kinan, dann stell'n mar a Körbl Krebs'n zan Bach und wann der Fischotter überhaupt in der Nägst is, so schmeckt er's sofort und schiaßt dir drauf los wiar a Geier auf a Henn!

„Und hiaz vorwärts, marsch!" rief der Wagner, dem als ehemaligem Unteroffizier das Befehlen noch immer recht geläufig wahr.

*) Hacke.

Gallas und Bierer oblagen indessen dem Krebsfange und machten reiche Beute und die beiden Eisenbahner saßen am Waldrande gemächlich im Grase und lachten nach Herzenslust.

„Abrr jetzt müss' mrr doch wiedrr ein Lebenszeichen von uns geb'n, sonst könnt err bald glaub'n, mirr sein durchbrennt!" sagte Hölzl, sprang auf, schleppte einen großen Lehmklumpen zum Bache, warf ihn mit aller Wucht ins Wasser und rief: „Horrch, da ist err drrein! Da ist err drrein!"

„Meinertreu, da is er! Da is er!" schrie Nickl und schlug mit seinem Knüttel in das Gebüsch, daß man es weithin hörte; dann rief er plötzlich: „O du Luder! Jetzt is es mir auskommen!"

Hölzl schleuderte abermals etwas ins Wasser und schrie: „Err schwimmt schon nach abwärrts!" Dann warf er sich wieder ins Gras und stimmte mit Lichtl ein Lachduett an, zu welchem Nickls Kuhhorngetute die angemessenste „Begleitung" lieferte.

Tatscher war freudig erregt wie ein Weidmann, dem zum erstenmal ein Rehbock vor den Gewehrlauf kommt. Er beugte sich tief zum Wasser hernieder, damit ihm ja nichts entgehe und stieß dann plötzlich die Mistgabel mit aller Wucht in den Bach. „I han ihn! I han ihn!" rief er jubelnd und Nickl tutete auf seinem Kuhhorn ein freudiges Halali.

„Laß schau'n!" schrie der Schuster und stürzte neugierig herbei.

„Sakradie noch amol! Was is das!" knurrte der Binder erregt und schleuderte einen dunklen Gegenstand über Pfrimers Kopf hinweg in den nächsten Kornacker.

Auch Nickl war sofort zur Stelle und fragte den Binder, was er erbeutet habe.

„Woaß da Guggu!" rief Tatscher erbost. „Das Glump hat oana von die zwoa Eisenbahner einig'schmiss'n; aber wann dö glaub'n, daß mi für'n Norr'n holt'n kinan, da s' an an Unrecht'n keman!"

„Kreuzbomben und Schuastapech! Machts koane Tanz da drüb'n!" schrie Pfriem gegen Norden gewendet. „Mir san zum Fischotterfangen da und nit zum Unsinnmachen!"

Nickl gab sich alle Mühe, den aufgebrachten Binder wieder zu beruhigen und sagte endlich: „Na den Zweien werd' ich jetzt meine Meinung sagen, daß sie sich's gemerkt sein lassen! Und jetzt passen S' nur wieder recht gut auf, daß wir nicht umsonst da herumrennen! Denn Sie müssen wissen, so ein Fischotter ist ein überaus seltsames Tier und wenn Sie sich heut' recht auszeichnen, dann können S' sogar in die Zeitung kommen!"

„Und der Frankl macht am End' noch a ganze G'schicht draus und du wirst über Nacht a — berühmter Mensch!" sagte Pfriem.

mit der Linken niederhielt, während er mit der Rechten die Mistgabel stoßbereit in die Höhe schwang und halblaut vor sich hin sprach: „So, hiaz sull ma das Luada na keman!"

Gallas ließ nun den Schein der Laterne voll auf den mistgabelschwingenden Recken fallen, der in diesem Augenblicke einen wahrhaft „überwältigenden Anblick" bot, so daß sich die übrigen die größte Gewalt antun mußten, um nicht in ein „homerisches Gelächter" auszubrechen. Den Schuster schüttelte es am ganzen Körper und die zurückgedämmte Heiterkeit fuhr ihm schließlich derart in die Beine, daß er buchstäblich umfiel und krampfhaft in das Gras pfugerzte. Nickl preßte sich das Sacktuch auf den Mund; Bierer fuhr mit den Händen nach der Bauchgegend und kauerte sich nieder; die beiden Eisenbahner jedoch drückten sich auf die Seite und „kugelten" sich vor Lachen, während Gallas die Zähne fest zusammenbiß und wie ein „Linsertfuchs" grinste. Und der Hollerbach murmelte und rauschte so munter dazwischen, als wenn auch ihn der tolle Streich, der heute in seinem Bereiche ausgeführt wurde, auf das höchste ergötzte und die Weidengebüsche, Erlen und Traubenkirschensträucher an seinem Ufer schüttelten verwundert ihre Laubfülle und mengten ihr frohes Blättergeflüster in das lustige Rauschen des Wassers, um das verdächtige Gekicher und unterdrückte Gelächter der sechs losen Schelmen möglichst zu übertönen.

„Auweh!" rief auf einmal der Schuster und krümmte sich ächzend im Grase.

„Na, was hast denn auf amol?" fragte der Wagner möglichst barsch.

„Ach, gehts zan Teixel, weh tuat ma oll's, als wann i die Kolik hätt'!" antwortete Pfriem und stöhnte, um nicht laut auflachen zu müssen.

Da tutete Nickl so stark als nur möglich in sein mißtöniges Kuhhorn und gab damit das Zeichen zur — beginnenden „Jagd".

„Gehts, geh'n mrr trreib'n, daß mrr das Rrab'nvieh bald krrieg'n!" rief Hölzl, worauf Lichtl bemerkte, daß man das Licht verbergen möge, da alle Raubtiere — Feinde des Lichtes seien.

Gallas barg seine Laterne unter einen Rockflügel und ging mit Bierer bachabwärts gegen die Brücke. Lichtl und Hölzl strichen nordwärts dem Walde zu, indes Nickl und Pfriem in des Binders Nähe blieben, um sich, so weit es die Dunkelheit zuließ, an seinem Anblicke zu weiden.

Tatscher stand geduldig im Bache, schaute scharf in das unter ihm dahinfließende Wasser und achtete auf jedes verdächtige Geräusch in seiner Umgebung. Nickl stieß von Zeit zu Zeit ins Horn und Pfriem schlich sich ein paarmal an den Binder heran, um ihm die größte Wachsamkeit einzuschärfen.

„Aber wann der Binder dahinterkimb, daß mir 'n so gfoppt hab'n, dann hab'n ma nix z' lach'n!" bemerkte Bierer.

„Nur ka Angst nit!" erwiderte Gallas. „I bring' ihn schon wieder auf die Gleich!"

Bald waren sie im Dorfe angelangt und hielten in Gallas' Gasthaus fröhliche Einkehr.

Und Tatscher stand draußen im Hollerbach mit der Mistgabel in Händen und träumte von einem seltsamen Tiere, „halb Fisch und halb Otter", von dessem glücklichen Fange, von Ruhm und Ehre und — Zeitungen!

Hölzl und Lichtl verließen endlich auch ihren „Posten" und gingen am Friedhofe vorbei dem Dorfe zu; während sich aber Hölzl zu Gallas begab, eilte Lichtl zur Brücke zurück, um von dort aus erlauschen zu können, was der Binder noch weiter beginnen werde.

Auf dem nahen Turme schlug es elf Uhr; aber Tatscher wich nicht von der Stelle. Von Zeit zu Zeit pfiff er, um sich zu überzeugen, ob noch jemand in seiner Nähe weile und Lichtl antwortete stets pflichtschuldigst mit einem Gegenpfiff . . . Es schlug Viertel und „Halber" und der Binder „paßte" und lauerte und spähte und pfiff und es schlug Dreiviertel und der Geduldsfaden war ihm noch immer nicht gerissen . . . Als aber die Glocke die Mitternachtsstunde verkündete und Tatscher angestrengt lauschte und pfiff und wieder lauschte und abermals pfiff und er nichts hörte als das Murmeln des Baches und das Rauschen der Gebüsche und des nahen Waldes, da wurde er doch stutzig und schrie aus Leibeskräften: „Sakradie noch amol! Wo seid's denn?"

„. . . seids denn?" äffte ihn der Widerhall vom Walde her.

Und Lichtl saß lachend auf der Brückenmauer und hörte das Pfeifen und Rufen, aber antwortete nicht mehr, um dem Scherze ein Ende zu machen.

Der Tatscher-Binder war mit einem mächtigen Satze ans Ufer gesprungen, schwang die Mistgabel drohend in die Luft und knurrte: „Haderlumpen, nichtsnutzige! Hiaz haben s' mi gar in Stich lass'n!" Er riß den Futterbogen aus dem Wasser und schleuderte ihn weit von sich; dann rannte er mit seiner Gabel zur Brücke, die Lichtl bereits verlassen hatte und eilte hinauf zur Straße. Da erblickte er drüben an der Bahn das Licht und rief verwundert: „Ah, durt san s'!?" Rasch verließ er die Straße und lief neben dem Bache dem Bahndamme zu, war aber nicht wenig erbost, als er nur die auf dem Rainsteine brennende Kerze erblickte. Er führte einen wuchtigen Tritt darnach, daß sie sofort erlosch und stampfte schimpfend und scheltend querfeldein wieder zur Straße zurück. Dort setzte er sich in scharfen Trab und rannte schnurrstracks nach Gallas' Gasthaus.

„Ja, wonn ma das Rob'ngas na kriagat'n!" versetzte Tatscher, der nun wieder ganz „Feuer und Flamme" war. „I will mein Möglichstes tuan! Aber Sö, Herr Nickl, sullt'n halt a bissel öfter ins Horn einirähr'n und die andern sullt'n a wenk fleißiger zuatreib'n!"

„I wia s' a bissel aufmisch'n!" sagte der Schuster und ging lachend der Brücke zu, während Nickl sich fröhlich tutend zu den Eisenbahnern begab und ihnen belustigt erzählte, was sich soeben abgespielt hatte; dann begannen sie ebenfalls zu krebsen, stießen aber zeitweise Rufe aus, als wenn sie eifrig nach dem Fischotter fahndeten und Nickl ließ sein Kuhhorn möglichst oft erschallen. Endlich eilte der Organist wieder zu Tatscher, der mit bewunderungswerter Geduld im Bache stand und sich nach dem Fischotter fast die Augen aus dem Kopfe schaute.

„Ist Ihnen nicht langweilig?" fragte Nickl.

„Bis dato noch nit und wann i 'n Fischotter erwisch'n kinnt, wollt' i meinetweg'n bis in die Fruah da im Wossa drin steh'n' Aber dann verdienert i wirkli, daß s' mi in die Zeitung druck'n!"

„Ja, das verdienen Sie!" sprach Nickl und hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen. „Aber jetzt werd' ich schau'n, was die da unten machen! Der Lichtl und der Hölzl suchen nämlich weiter obenaus und die andern werd'n jedenfalls mehr abwärts geh'n müss'n! Und wenn der Fischotter wirklich da ist, dann treiben wir 'n Ihnen zu. Also nehmen S' Ihnen nur zusammen; denn von unserem Fischotterfang werd'n vielleicht die Leut' noch reden, wenn uns schon längst kein Zahn mehr weh tut und immer wird es heißen: „Ja, der Tatscher-Binder ist es gewesen!"

Bei diesen Worten fühlte sich Tatscher förmlich größer werden, und der Gedanke, durch diesen Fischotterfang vielleicht geradezu eine „Berühmtheit" zu werden, gab ihm frischen Mut und erhöhte Ausdauer.

Nickl eilte lachend zu Gallas, Pfriem und Bierer, die noch immer fleißig krebsten und, wie die zwei Eisenbahner im Norden, den Binder durch mancherlei Rufe in seinem Fischotter-Wahne bestärkten. Allmählich wurden sie aber stiller, übersetzten endlich mit Nickl an der Spitze die Straße und gingen den Bach entlang bis zum Bahndamm. Dort tutete Nickl noch einmal gewaltig ins Horn.

„Und hiaz geh'n ma neb'n der Bahnstreck'n hoam! rief Pfriem heiter.

„Aber unser Liacht lass' ma da!" sprach Gallas, nahm die brennende Kerze aus der Laterne und klebte sie auf einen Grenzstein. Dann schlichen die vier Männer sachte dem Dorfe zu und Pfriem sagte mehrmals still vor sich hinlachend: „Na, so a Hetz' hab' i mein Lebtag noch nit mitg'macht!"

davong'laufen ist, derweil ich noch draußen war und paßt und paßt hab'! . . . Ja, ja, schau mich nur an; aber es ist so! Ich hab' mir draußen beim Bach die Augen fast ausg'schaut und meine Loser ang'strengt, daß mir ja nichts entgeht — und auf einmal — denkt euch, ich steh' grod hinter an Gebüsch und gib acht wie ein Haftelmacher — da hör' ich was laufen . . . Ich duck' mich und schau — do rennt's knapp an mir vorbei und ich mit meinem Knüttel gleich hinterdrein . . .

„Sakradie noch amol! War's leicht gar der Fischotter?“ sagte der Binder ganz verdutzt.

„Na, was denn sonst? Und wenn du nur ein wenig gewartet hättest . . .“

„Häst 'n derwischt — 'n Fischotter?“ rief der Schuster.

„Ich sag' euch — so wahr ich hier steh' — ich hätt' ihn erwischt! Aber auf einmal fall' ich her — da schaut mich nur an, wie ich ausschau . . .“

„Meiner Treu, der ‚reinste‘ Mistkäfer! Und sogar am Buckl bist voll Schmutz!“ bemerkte Nickl schmunzelnd.

„Es ist auch kein Wunder! Und wie ich wieder aufsteh', war er weg! Wart', Binder, hab' ich mir gedacht, wann ich mit dir z'sammenkomm', reib' ich dir's gehörig unter die Nas'n! So und jetzt red', wennst dich traust!“

Tatscher war ganz kleinlaut geworden und sagte nichts als: „Sakradie noch amol!“ Endlich setzte er sich mit den andern an den Tisch und suchte sich für den mißlungenen und doch so gelungenen Fischotterfang an dem schäumenden Biere zu entschädigen; aber die losen Schelme verleideten ihm auch diesen Genuß und hatten ihn fortwährend „in der Arbeit“ und als der Schuster einmal lachend bemerkte: „Na, mein lieber Tatscher, hiaz halt i auf dein G'scheitheit a nit mehr viel!“ Da rief der Binder selbstbewußt: „Du sei na schön still; mit dir nimm i 's noch allemal auf! Und i sag' hiaz na so viel: Wann der Fischotter überhaupt zan erwischen is — kriag'n tuar i 'n, so woahr als i a Mensch bin!“

Die anderen schauten ganz verwundert auf den stämmigen Binder, dessen rotes Gesicht ein selbstbewußtes Lächeln verschönte. Pfriem schnitt jählings Grimassen, als wenn er Zahnweh hätte; Nickl hüllte sich in eine Wolke von Zigarettenrauch; Hölzl hatte plötzlich einen Hustenanfall bekommen; Bierer schneuzte sich, als wollte er die Mauern von Jericho zu Falle bringen; Gallas hielt sich hinter Tatschers Rücken beide Hände vor das lachende Gesicht und nur Lichtl bewahrte seine volle Ruhe und fragte den Binder, wie er es anfangen wolle, um den Fischotter zu bekommen.

„Das verrat' i hiaz nit!“ erwiderte Tatscher und lachte still in sich hinein.

Und Lichtl, der sich hinter einem Gesträuch versteckt hatte, folgte in sicherer Entfernung dem ergrimmten Binder.

Nickl, Hölzl, Pfriem und Bierer saßen noch gemütlich bei Bier und Wein und lachten noch immer über das jüngste Abenteuer, als plötzlich von der Straße her ein wuchtiges „Trab, Trab, Trab!“ erscholl.

„Der Binder kommt!“ rief Gallas und im nächsten Augenblicke waren auch schon die vier Helden samt ihren Biergläsern durch die Küchentür verschwunden.

Tatscher stürzte mit der Mistgabel in Händen wutschnaubend ins Zimmer und auf Gallas zu. „I bring' di um!“ knurrte er den Wirt an.

„Ja, bist denn verruckt?“ fragte dieser verwundert.

„Wo san d' andern?“

„Jedenfalls — in der Hos'n!“

„Mach' mi nit wild! I will wiss'n, wo s' san?“

„Ja, wonn du's nit woaßt, i woaß 's a nit!“

„So! — Und wia kannst du hiaz Liacht hob'n, wann koane Gäst da sein?“

„Aber sei doch nit so rar! I han mir doch denk'n kinan, daß' nach'n Fischotterfang enk stärk'n und vielleicht sogar a großes „Jubel“-Fest veranstalt'n werd'ts!“

Da ging die Küchentür auf und Nickl und Genossen traten wieder ins Zimmer.

„Da habts den Narr'n; hiaz is der schon da!“ rief der Schuster mit gut gespielter Verwunderung.

„Na, wo kembs dös her?“ schrie der Binder sie an.

„Na, va hinten; das seh'n S' ja so!“ erwiderte Nickl, worauf ein lautes Gelächter erscholl.

„Was, auslach'n wollt's mi a noch! Sakradie noch amol, das leid' i nit!“ rief Tatscher und schwang seinen „Dreizack“ — ein moderner, soeben den „Fluten“ entstiegener Neptun. Aber Gallas riß ihm die Waffe sofort aus der Hand und bedeutete ihm, daß er sich jetzt in einem Gastzimmer und nicht auf der Fischotterjagd befinde.

„I pfeif' enk was auf enker Fischotter!“ schrie der Binder. „Steht ma da stundenlang im Wossa und dann lass'n S' an schandmäßig im Stich!“

Lichtl hatte dies alles vor dem Fenster mit angehört, warf sich dann plötzlich in übertoller Laune in den Straßenstaub, wälzte sich lachend in demselben und stürmte hierauf in das Gastzimmer; zornig packte er den Binder an den breiten Schultern, schüttelte ihn derb und rief: „Was, du willst noch aufbegehren? Du bist derjenige, der —

„Aber wo san denn die groß'n Schar*) und die Schwanzeln?“ fragte der Binder nach einer Weile.

„Ja, woaßt, dö hab'n ma halt selber g'essen!“ antwortete Pfriem. „Übrigens da is ja noch a ganzer Krebs; versuach's halt, wiar er tuat!“

Der Binder griff sofort darnach; da ihn jedoch niemand belehrte, wie er hierbei verfahren müsse, so aß er auch Dinge mit, die selbst seinem durchaus nicht verwöhnten Gaumen etwas „gspoaßi“ vorkamen. „Na, es g'hört halt an eigener Gusta dazua!“ meinte er, wischte sich den Mund ab und trank eine erkleckliche Menge Bier, um den „gspoaßig'n G'schmachn“ hinabzuspülen.

„Geht's nit mehr?“ fragte der Wirt.

„Na, hiaz han i gnua!“ versetzte Tatscher mit etwas kläglicher Miene; aber dann leuchtete sein dunkles Auge plötzlich hell auf und heiter sprach er: „Aber morg'n, wann's guat geht, ess' ma an Fischotterbraten, das hoaßt, wann das Viech überhaupt zan ess'n is!“

„Na, war nit schlecht!“ rief Pfriem. „Es is sogar a Dölikateß!“

„Halt ja!“ sprach Nickl. „Und ich freu' mich schon drauf!“ Die Innenteile essen wir mit Essig und Öl, die Schinken lassen wir selchen und den Rumpf braten; den Schwanz aber muß uns die Frau Gallas am Freitag aus dem Schmalz herausbacken.“

Am Freitag? Aber da soll ma doch ka Fleisch nit ess'n!“ bemerkte Tatscher.

„Aber der Fischotterschwanz ist ja — Fischfleisch!“ erwiderte Nickl.

Der Binder schaute ganz verblüfft darein; aber man ließ ihm keine Zeit, über diese merkwürdige Sache weiter nachzudenken, sondern lenkte seine Gedanken gleich wieder auf den Fischotterfang und Pfriem und Bierer bemühte sich angelegentlich, herauszukriegen, auf welche Weise Tatscher des Fischotters habhaft zu werden gedenke, um vielleicht noch einen Schabernack spielen zu können, aber der Binder schüttelte lachend seinen Kopf und sagte endlich: „Aber so seids doch nit gar a so neugierig; ös werd'ts es schon g'seg'n!“

Und früh am nächsten Morgen wanderte er frohgemut über „fünf Berg' und vier Gräb'n“ nach Fürstenfeld, um einen ihm wohlbekannten Weidmann aufzusuchen. „Denn“, dachte er, „wenn im Hullaboch wirkli a Fischotter is, so wird 'n a Jager am erscht'n dawisch'n!“

Der Jäger, ein alter, erfahrener Nimrod, erklärte sich sofort bereit, mit Tatscher dem Fischotter nachzuspüren und hoffnungsfreudig trat der Binder in Begleitung des Weidmannes den Rückweg an, verschwieg aber klugerweise das nächtliche Abenteuer, da es ihm dünkte, daß sein „Passen“

*) Scheren.

Gallas fand es nun geraten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand zu lenken, damit nicht durch einen übel angebrachten Heiterkeitsausbruch der tolle Fischotterfang ein vorschnelles Ende fände; er holte daher rasch das Körbchen mit den Krebsen aus der Küche, hielt es dem Binder unter die Nase und sprach: „Da schau her, ganz umsonst sein ma doch nit auszog'n!"

„Sakradie noch amol! Dö habts all g'fangen? Aber daß 's der Fischotter nit — g'schmeckt hat?"

„Es is holt wahrscheinlich der Wind verkehrt gangen!" versetzte Pfriem . . .

So ging es noch eine Weile fort.

Da ließ vom Stalle her ein vorlauter Hahn sein etwas verfrühtes Kikeriki erschallen und mahnte die losen Schelme — an die Vergänglichkeit der Zeit.

Gallas machte noch seine Einladung zu einem am nächsten Nachmittage stattfindenden Krebsenschmause, zu welchem alle ihr Erscheinen zusagten, worauf man endlich ans Heimgehen dachte.

Und vierzehn Stunden später fanden sich alle bis auf Tatscher wieder bei Gallas ein und ließen sich die Krebse trefflich munden. Natürlich sprach und lachte man wieder viel über den „gelungenen Fischotterfang".

„Ich bin sonst kein Freund von solchen Foppereien", sagte Lichtl, „und ich möcht' es kan raten, mit mir so an Spaß z' machen; aber dieser Binder ist ein so gelungener Kauz und hat sich bei der ganzen Dummheit so köstlich gestellt und so ahnungslos foppen lassen, daß es wirklich ewig schad' wär', wenn wir die Hetz' nit mitg'macht hätten!"

„Ja, das sag' i a!" sprach Pfriem. „Und i wiar lach'n, so oft i na dran denk' oder 'n Binder g'siach!"

„Aber, wenn err drrauf kommt, wirrd's guat sein, sein Zurrn mit ein paarr Litrr Bierr zu dämpfen, sonst prrügelt er uns am End' all miteinandrr durrch!" bemerkte Hölzl.

„Sel wird nit schad'n! meinte Bierer, „denn er is oft . . ."

Da erschien der Binder, setzte sich zwischen Pfriem und Nickl und fragte, ob sie ihm wohl noch etwas übergelassen hätten.

„Viel G'scheit's is nit mehr da!" sagte Gallas und stellte ihm die Krebsenschüssel hin.

„Ja, aber wia ißt ma denn das Zeug eigentli?" fragte Tatscher. „I han mein Lebtag noch koan Krebs'n g'essen!"

Nickl reichte ihm ein Kopfbruststück und sagte: „Das, was da drin ist, müssen Sie essen!" und der Binder aß mit sichtlichem Wohlbehagen all die sonderbaren „Leckerbissen", die ihm Nickl und Pfriem mit ausgesuchtester Liebenswürdigkeit vorlegten.

Tatscher tat einen bedächtigen Zug aus dem frisch gefüllten Glase, setzte es dann ruhig auf den Tisch, strich sich mit der Linken den kräftigen Schnurrbart zurecht und rief mit eigentümlichen Lächeln: „Moan S'? Na, mir kinnt'n ja an Versuach mach'n! Wer geht mit?"

Aber niemand verspürte Lust dazu und ein jeder hatte eine Ausrede.

„Is schad' drum!" sprach der Binder und setzte seine geballten Fäuste lachend auf den Tisch. „Sakradie noch amol! Heut' hätt' i 's enk scha zoag, wo der Fischotter steckt und wia ma's ba so an Fang anstell'n muaß! Und 'n Schuasta und 'n Nickl hätt' i in 'n Bach einitunkt, daß sa si leicht gar für a poar Karpf'n g'halt'n hätt'n!"

„O na!" erwiderte Pfriem. „Der Karpf'n bist ja du selber und mir wär'n höchstens — die Hecht'n g'wes'n!"

„Ja, ja, Hecht'n seids eh' all mitanond!" rief der Binder lachend und alle lachten herzlich mit.

Die gefürchtete Auseinandersetzung mit Tatscher war glücklicher abgelaufen, als man sich hätte träumen lassen und nun ging die Hetze erst recht los. Der Fischotter, der ja heute hätte verzehrt werden sollen, war nun trotzalledem — in aller Munde und schließlich wartete der Binder selber mit den „saftigsten Bissen" auf, indem er wahrheitsgetreu und mit gutem Humor gewürzt erzählte, was für Gedanken und Gefühle ihn bei dem ganzen Fischotterfange erfüllten und wie ihm zumute war, als die Mitternachtsstunde schlug und am Hollerbach „ka Seel" zu hören und zu sehen war.

„Da hätten Sie also mit Fug und Recht singen können: Ich bin allein auf weiter Flur!" scherzte Nickl.

Und als dann der Binder noch erzählte, daß er sogar einen Fürstenfelder Jäger herausbemüht habe, um den Fischotter zu erjagen, da erreichte die Heiterkeit den Höhepunkt.

„Ja abrr, jetzt sag'n S' mirr einmal, wie hab'n S' Ihnen denn so schrrecklich können fürr'n Narr'n halten lassen?" fragte Hölzl.

„Ja, han i 's denn schmeck'n kinan, daß ös solche Lug'nbeutel seids?" rief Tatscher. „So was is mir ja mein Lebtag noch nit passiert und wanns mi noch irger anbeilt hätt'ts, so hätt' i 's a glaubt!"

Der Binder griff wieder zum Glase und trank — und das tat er noch ziemlich oft; nebenbei vernebelte er so manche „Kuba", aß dann zur Abwechslung wieder einmal ein Schnitzel und schloß endlich mit ein paar Glas rumreichen Tees.

Die Tischgenossen stießen sich heimlich mit den Ellbogen oder nickten sich lächelnd zu; denn sie wußten ganz gut, was dies zu bedeuten hatte.

Endlich erhob sich der Tatscher-Binder von seinem Sitze und sprach mit lallender Zunge: „So g'essn, trunkn und gracht han i, was Platz

im Bache mit Futterbogen und Mistgabel doch wohl nicht ganz — weidgerecht war.

Als aber der verblüffte Jäger vor dem kleinen Hollerbache stand, da schaute er den Binder vorerst scharf an, ob der nicht etwa scherze und sagte dann kopfschüttelnd: „Na, mein Lieber, mit dem Fischotter hat man Ihnen einen gehörigen Bär'n aufbunden!"

„Sakradie noch amol! Das wird doch nit sein?" rief der Binder erschrocken und wurde glutrot im Gesicht.

„Ja, ja, da können S' Gift drauf nehmen! Und wenn S' in dem Bacherl an Fischotter finden, dann gibt's in der Feistritz — Krokodil und Haifisch!"

„Sakradie noch amol! Da bin i nobel aufg'sessen! Aber — das zahl' i iahna hoam, so woahr als i a Mensch bin!"

Und das hat er auch wirklich getan, und zwar noch an demselben Tage.

Als der größte Ärger verwunden war, ging er zu Gallas und ergab sich dem „stillen Suffe". Der Wirt merkte gleich, daß etwas los war und hütete sich wohlweislich, des Fischotterfanges auch nur mit einem Worte Erwähnung zu tun. Tatscher trank ein Viertel um das andere und als man meinen sollte, jetzt müßte er genug haben, ließ er sich einen Rostbraten bereiten und trank ruhig weiter. Dann begann er plötzlich zu singen:

„Gscheintaler sein mar,
Loß ma uns nix sag'n'
Z'sammhalt'n tan mar,
Wiar an olta Schrag'n!"

„Hiaz is 's nit mehr g'fährlich!" dachte Gallas und schickte nach Nickl und Genossen. Dieselben ließen nicht lange auf sich warten und setzten sich mit den harmlosesten Gesichtern von der Welt zu dem bereits angeheiterten Tatscher.

„Wia kimb's denn, daß du blau machst?" fragte ihn Pfriem. „Heut' is doch nit Maunti?"

„Ah was, is 's wia da wöll — heut laß i mir halt amol guat g'scheg'n! He, Gallas, hast koane Kuba!"

„Halt ja und Havanna und Britanika a, wannst as willst!" rief der Wirt und brachte scherzeshalber eine Handvoll — „Kurze". „Da suach dir s' glei selber aus!"

Der Binder nahm in seinem Dusel wirklich eine Anzahl „Kurze" für Kuba, steckte eine in Brand und rauchte wie ein Schornstein. „So a Kuba is halt doch an anders Rach'n!" meinte er schmunzelnd; dann leerte er sein Glas und bestellte wieder ein Viertel.

„Ja, wenn Sie so viel trinken, dann werd'n Sie den Fischotter heut' schwerlich mehr erwischen!" bemerkte Nickl in scherzendem Tone.

schwarz und in dieser unermeßlichen Nacht stand der funkelnde Sonnenstern in seiner schweigenden Gewalt. — Wie süß zu schlummern . . .

„Oho!“ rief plötzlich der Führer, hatte mich am Rockkragen gepackt und mich rücklings gerissen. Denn ich soll in meiner Versunkenheit das Haupt und den Oberkörper sachte nach vorn und immer mehr nach vorn geneigt haben. „So was tut man nur, Herr, wenn's sonst keinen Ausweg mehr gibt. Derweil soll's ja noch bergwärts und wenn es dem Herrn recht ist, so pack' ich was zum Essen aus.“

Er hatte Brot, Geräuchertes, Käse und eine Flasche gekochten Kaffees bei sich. Während des Essens ein gemütliches Plaudern und sagte auf einmal der Führer: „Bin ich doch begierig, ob wir ihn in der Höhle treffen!“

Nun muß ich sagen, weshalb wir diesen rauhen Felskegel eigentlich bestiegen. Die Bergwelt war's nicht allein. Ich hatte an diesem Tage eigentlich eine andere Spitze besteigen wollen. Da war am Abend zuvor im Touristenhaus die Rede von einem sonderbaren Menschen gewesen.

An demselben Tage war ich durch die endlos langen Engtäler der Räckel hereingekommen in das Hochgebirge. Unterwegs hatte ich große, uralte Forste durchwandert und war an Holzhauerhäusern vorübergekommen, in denen die kräftigen Männer wohnen, die von fernen Gegenden zusammengezogen waren, um diese Urwälder zu roden. In einem der Holzhauerhäuser nun lebte jener sonderbare Mensch. Er war nicht selbst Holzhauer, sondern erwarb sich seinen Bedarf mit Schleifen von Äxten, Beilen und Hacken und mit Feilen von Sägen, wie sie solche Werkzeuge bei ihm zusammentrugen. Denn jedem steht es nicht an, nach schwerem Tagwerk noch selber das Werkzeug für den nächsten Tag herzurichten. Auch hatte er eine Ziehharmonika, mit der er den Holzern die Feierabende vollmusizierte und die Gelenkigeren zum Tanzen aufmunterte, besonders wenn sich auch die Köhlerinnen und Almerinnen der Umgebung einfanden. Und wenn er die Paare reigen sah, da ward wohl auch in ihm selber die Lust so groß, daß er ein Dirndl um die Mitte nahm, mit ihm sachte herumtanzte, während er hinter ihrem Rücken noch mit beiden Händen die Harmonika zog. Leichter wie die anderen durfte der „Sagfeiler-Veitl“ sich die fetten Nocken, den Wachholdenen, den türkischen Tabak gönnen, länger als die Holzhauer konnte er des Morgens auf seinem Haferstroh liegen bleiben und unbedenklicher konnte er einmal eine frische Dirn um die Mitte nehmen, denn sein Schleifstein und seine Feile, vor allem seine persönliche Unabhängigkeit gestatteten es ihm. Der Veitel führte also die Woche über ein ganz lebenswertes Dasein. Hingegen, sagten die Leute, der Sonntag! Das war der Bußtag, da wollte er sich für seine arme Seele etwas kosten lassen. Um diesen Preis mochte er nicht fette Nocken essen, Wachholdenen

hat g'habt und hiaz — hiaz zahlts, ös Saggara! Und wanns vielleicht amol wo a Rhinozeros z'fangen gibt — i bin dabei!" Hierauf torkelte er lachend zur Tür, mußte sich aber plötzlich am Türstocke festhalten, um nicht umzufallen. „Sakradie noch amol!" rief er belustigt. „An Fischotter han i fangen woll'n und — an Aff'n han i derwischt!"

Der Raufriffel und sein Einsiedler.

Eine Bergwanderung von **Peter Rosegger.**

Ein welliges Hochland, ungefähr zweitausend Meter über dem Meer. Und mitten hineingestellt eine ägyptische Pyramide. Aber mindestens dreimal so groß als dort die größte am Nil. Und noch ungleich verwitterter, ruinenhafter. Die Felsabsätze sind im ganzen stufenartig, aber unregelmäßig, zerfurcht, zerschründet, hier eine wagrecht liegende Klobe, dort eine schiefe Platte, dann wieder senkrechtes Gewände bis zum nächsten Absatz, so daß man alle möglichen Körperübungen anwenden muß, um mit Hilfe des Führers hinaufzukommen. Von unten hinan sind die Vorsprünge noch stellenweise bewachsen mit Knieholz und Alpenrosensträuchern, weiter oben wuchert in den Ritzen kurzes Gras und Moos und endlich ist nur mehr das kahle Gestein, glattgeschliffen von Wasser und Eis.

Von der Achsel des stämmigen Führers hinangehoben, durch sein Seil hinaufgezogen oder mittelst seines wagrecht eingekeilten Bergstockes emporgestiegen, stehe ich auf einer der Riesenstufen und schaue hinab. Weithin liegt das hügelige Hochland mit Schnee, mit Eis, mit Steinkaren, mit kleinen Felsriffen. Und in den Mulden die braunen Flecken der Gezirme und die schwarzen Wassertümpel, die mein Führer Gebirgsaugen nennt. So wie dort unten der Winter lag, so glühte an unserer Felspyramide der Sommer. Aber ein Wüstensommer. An windgeschützten Stellen waren die Steinplatten so heiß, daß — als wir auf einer saßen — die Lederhose meines Führers anfing von dem Schweinefett zu duften, mit dem sie eingefettet zu werden pflegte. Weil wir uns nicht gerade schmoren lassen wollten, so stiegen wir weiter, um wenige Stufen höher von einem scharfen Winde gepeitscht zu werden.

„Nach Sommer und Winter muß doch auch wieder einmal ein Frühjahr kommen!" sagte der Führer, und noch einige Absätze höher war ein sonniges Plätzchen, nicht heiß und nicht windig. Und da wollten wir rasten. Bis zum Gipfel war es wohl noch eine Stunde. Ich saß auf dem Felsvorsprunge und schaute träumend in die Tiefe. Eine liebliche Stille war, nur in meinem Kopf ein ganz zartes Klingen. Das Bergrund ringsum in starrer Leblosigkeit, die Tiefe des Himmels fast

der am Rand eine Brüstung von übereinandergelegten rohen Steinen hatte. Von diesem Söller war in den Berg hinein eine Spalte, die unten eine Klafter breit sein mochte, oben sich verengte und in eine trockene Rinne sich verlor. Das war die Höhle des Einsiedlers.

Mein Führer trat zuerst hinein, machte in seinem mitgebrachten Laternchen Licht und winkte mir, ihm zu folgen. Die Höhle war so hoch, daß wir ganz aufrecht gehen konnten, und sie krümmte sich seitlings, so daß in diesen Teil kein Tageslicht eindrang. Aber ein rotes Sternlein glühte uns entgegen. In einer Art Kapelle standen wir. An der schwarzen feuchten Felswand ein rohes Holzkreuz, unterhalb desselben, auf der Vorsprungskante liegend, ein Totenschädel, der uns gutmütig anfletschte.

Auf dem niedrigen Holzbrett, das als Tisch, Bank und Betschemel dienen mochte, lag ein Stück Brot, stand ein irdener Plutzer. „Da ist er!“ schmunzelte mein Führer, entstoppelte den Plutzer und roch hinein; aber etwas enttäuscht: „'s ist wirklich nur Wasser!“ Dann spähten wir in den Winkeln der Höhle herum, fanden aber nichts mehr als den Bergstecken, der an der tropfenden Wand lehnte. „Heroben ist er,“ wiederholte der Führer. „Aber da ist er nicht.“ Wir traten wieder ins Freie und entdeckten nun ein schmales Steiglein, das vom Söller am steilen Hange weiterführte. Nur wenige Schritte und wir standen vor dem Büßer. Er lag zwischen Blöcken auf einer sonnigen Platte. Er lag auf dem Rücken, die Knie himmelwärts, die Arme unter Haupten, mit dem Filzhute das Gesicht verdeckt. Er schnarchte.

Der Führer legte seine Hände über dem Bauch zusammen, schaute andächtig den Schlafenden an und sagte leise: „Es ist rührend! Wie hart der tut bußwirken! Er ist wahrscheinlich just verzückt. Wir wollen ihn nicht stören.“

Dann schlichen wir zurück, krochen durch den Schlurf und in der Absicht, auf dem Rückweg nochmals bei diesem Anachoreten zuzusprechen, stiegen wir vollends zur Spitze des Berges hinan. Da pfiff ein heftiger Wind und zwischen den schwarzen Felsblöcken war geschliffener Marmor. So sah im ersten Augenblicke sich das Eis an, das in den Klüften und Kesseln eingebettet lag und das so hart war, daß unsere Stockspitzen davon abprallten. Da wir die Hände gebrauchten, um uns noch über einige Blöcke zu schwingen, mußten rasch unsere Hüte auf dem Kopfe festgebunden werden. Der Führer band den seinen mit einem Lederriemen, ich den meinen mit dem Taschentuche. Endlich auf der höchsten Spitze! Dieselbe besteht in einem mächtigen Felsblock, der die Form eines Amboßes hat und nach einer Seite überhängt. Wir hatten gerade beide darauf Platz und stemmten uns aneinander fest. Der

trinken und frische Dirndln um die Mitte nehmen, daß er etwan nachher — später — dort hinten drüben in der anderen Welt sollte Unannehmlichkeiten haben. In der Art, wie die Holzhauer derlei vorbrachten, war zu merken, daß sie den Mann ganz gern hatten, wohl auch deshalb, weil er einer von solchen zu sein schien, die sich willig zur Zielscheibe des Spottes hergeben. — Hoch oben auf dem Rauhriffel über Schnee und Eis war im Gestein eine Höhle, in der vor Zeiten einmal ein frommer Einsiedler gehaust haben soll. Einer schweren Sünde wegen hätte er nach Rom pilgern müssen zum Heiligen Vater, um Lossprechung zu erbitten. Weil er aber krumme Beine gehabt haben soll, die leichter dreitausend Meter bergwärts stiegen als dreimalhunderttausend Meter auf den Heeresstraßen dahinzuwandern, und weil er auch in Ängsten war wegen der harten Buße in Rom, so wollte er sich auf eigene Faust erlösen. Und weil auch die Sage ging, daß vom Rauhriffel aus an besonders glücklichen Tagen die Kuppel der Peterskirche in Rom gesehen werden könne, so soll jener Sünder da oben ein jahrelanges Einsiedlerleben geführt haben, bis ihn eines Tages die Engel in den Himmel trugen. — Diese Höhle nun hatte der Sagfeiler-Veitel in Besitz genommen, um sonntägig dort seinen Bußübungen zu obliegen. Zur Sommerszeit allemal Samstags am Feierabend nahm er seinen Wettermantel und seinen Bergstecken und stieg in den Schründen hinauf zum Hochplateau und von dort auf den Rauhriffel. Keine Minute durfte er stehen bleiben unterwegs, wenn er's in drei Stunden ermachen wollte.

Derlei hatte ich im Holzhauerhause sagen gehört, halb ernsthaft und halb schalkhaft über den Veitel. Und so entschloß ich mich, an diesem Sonntage den Riffel zu besteigen, um vielleicht mit dem Manne zusammenzutreffen. Da es hieß, daß der Veitel schon allemal am Vorabende hinaufstieg, machte ich mich mit meinem Führer am Sonntage auf. Schon vier Stunden unterwegs bis zur Stelle, wo wir den Imbiß nahmen und wo nun der Führer sagte: „Bin doch begierig, ob wir ihn in der Höhle treffen!"

Dann begann wieder das Klettern über die klobigen Trümmer, die ineinander kein festes Gefüge mehr zu haben schienen, sondern wie ein Riesensteinhaufen in losen Blöcken übereinander dalagen. Zwischen dem Gestein aus Runsen und Löchern gähnten dunkle Hohlräume. Der Führer wich von der Richtung ab und wir kletterten quer hin, bis auf einmal vor uns ein Riff niederging, wie eine Kante an der Pyramide, die alles Vordringen unmöglich gemacht hätte, wenn in ihm nicht eine enge Scharte gewesen wäre. Bei irgend einem Erdbeben schien der Fels dort gespalten worden zu sein und durch diesen Schlurf mußten wir kriechen. Hinter demselben war eine Art Söller. Ein ebener Vorsprung,

Aber das war ein noch junger hübscher Mann. Große runde und gescheite Schwarzaugen, blasses Gesicht, dunklen schütteren Vollbart und den Mund voll weißer Zähne. Sein älplerischer Anzug unterschied sich kaum von dem meines Führers. Dieser hatte sich schon gefreut, ihn zu fragen, wo er eine Stunde zuvor, als wir in der Höhle zugekehrt, gewesen sei. Da würde er sich mit weiß Gott was für einer Bußübung rühmen. Aber der Veitel antwortete ruhig, er sei drüben zwischen den Steinen in der Sonne gelegen und habe ein wenig geschlafen. Es war etwas Zutrauliches, Gutmütiges an diesem Einsiedler, nichts Fanatisches. Als ich ihn einlud, uns den Rest des Imbisses verzehren zu helfen, dankte er gelassen, er habe schon seinen Teil. Wir hatten aber nichts gesehen, als Wasser und Brot.

Die Rede hatte sich allmählich so ergeben, daß ich die Frage nicht für zu ungeschickt hielt, was er denn so ganz allein auf diesem hohen Berge mache?

„Was nützt's, wenn ich's erzähle“, antwortete er. „Mir glaubt's ja niemand. Wenn ich sage, daß ich zeitweilig ein Einsiedler sein will, und den ganzen Sonntag beten und fasten und mich mit einem Strick auf die nackte Haut schlagen, so glauben sie's, weil's mein Vorgänger auch so gemacht hat. Der hat freilich noch andere Geschichten gemacht. Auf den spitzigsten Steinen hat er geschlafen, nur in eine Schafhaut eingewickelt. Nächtig ist er aufgestanden und hat da drinn vor dem Kreuz Psalmen gesungen. Zur Almerin auf der Sieleralm ist er jeden Tag hinabgegangen um Milch, hat aber vorher einen Stein in den Mund genommen, damit er mit ihr nicht reden konnte, und hat sich mit einem Lappen die Augen so weit verbunden, daß er nur auf seine eigenen Füße sehen konnte. Da hat sich der Teufel mit ihm einmal einen Spaß gemacht. Ein Sofa hat er ihm in die Höhle gebracht. Das Sofa hat der Einsiedler in den Abgrund geworfen, doch wie er am nächsten Tage wieder die Milch holen will, liegt die Almerin darauf und ist eine Versuchung geworden, wobei man alle Augen verbunden und den Mund voll Steine haben kann. — Ja, wenn ich den Leuten solche Geschichten erzähle, da lachen sie dazu und glauben es. Und wenn ich ihnen von mir selber so was vormach', da glauben sie's auch und das macht mir Spaß. Wer gut Leutanplauschen kann, den hat man überall gern. Gelt, Seppel, du hast dich auch allemal gern anplauschen lassen?“

„Dir glaub' ich gar nichts“, lachte der Führer.

„Nun, nachher mag ich ja still sein“, sagte der Veitel, rauchte vergnüglich die Pfeife und beguckte die schönen Rauchringlein.

Mir tat's leid, daß es verspielt war. Von dem hätte ich mich gerne noch weiter „anplauschen“ lassen.

Wind hätte uns nicht in den Abgrund geschleudert, nur in eines der Eislöcher. Doch wir standen fest und schauten: Im Westen stand eine breite rötliche Wolkenmasse auf, es war aber die Gletscherwelt, die sich viele Meilen weit gegen Sonnenuntergang hinzieht. Im Norden und Osten ein unentwirrbares Gemenge von Felswänden, Bergspitzen und Wällen, gespalten von dem blauenden Engtal der Räckel, durch das ich am Vortage hereingekommen war. Gegen Süden hin sah man über viele Berggipfel hinaus wieder andere Höhen und hinter denselben eine mattgraue Fläche, die man schon für das Firmament hätte halten können, wenn nicht einzelne weiße Punkte und Streifchen darin gelegen wären, von denen mein Führer sagte, es seien Ortschaften auf der lombardischen Ebene. — Die Kuppel der Peterskirche? Da mußte man freilich ein ganz anderes Auge haben als wir mit unseren natürlichen und auch noch künstlichen Sehorganen zusammenbrachten. Ein Auge, das vielleicht auch etwas um die Ecke sehen könnte, um die Bauchung der Erdoberfläche.

Mein Führer zog aus einer Felsenhöhlung ein Eisenblechkästchen hervor. Da drin war ein Fremdenbuch — ich sollte meinen Namen hineinschreiben.

„Wozu? Sind wir denn Nachtwächter, die kontrolliert werden sollen?" — Wahrlich, wenn sich auch noch unsere höchsten Berghäupter als Autographenbettler entpupen, dann werden sie meine Achtung verlieren. Der Führer tat das Kästlein unverrichteter Sache in das Steinloch.

Länger als fünf Minuten war's auf der Spitze nicht auszuhalten. Der Sturm fegte uns gleichsam die Luft vom Munde weg, so daß wir kaum atmen konnten. Die Wangen brannten von den feinen Eisnadeln, die er uns ins Gesicht steckte. Erst unterhalb der Spitze konnten wir uns niederlassen, um den Ausblick nach Süden genießen zu können, aber nicht auf lange. Über die Steine her kam dünner Nebel geflogen, im Nu hatte die Sonne einen Schleier und zwei Augenblicke später waren wir mitten im Schneegestöber.

Einige Minuten nachher standen wir vor dem lang hinabgezogenen Felsriffe und krochen durch. Knapp hinter dem Schlurf saß der Einsiedler. Als er uns bemerkt hatte, tat er seine Pfeife aus dem Munde, und rief: „Wer da!" Lachte aber dabei, so daß wir wissen sollten, unser Eindringen durch den Schlurf gehe nicht auf Leben und Tod. Wir saßen bald auf dem Stein neben seiner. Das also war der Schleifer-Veitel aus dem Räckeltal. Ich hatte mir ihn anders gedacht. Mehr sonderlingartig, einer jener einfältigen und zugleich verschmitzten „Halbpelzer", wie sie im Gebirge nicht selten zu finden.

nicht schlecht taugen. Wenn er im reinen Sonntagssonnenschein da oben hinausschaut in die weite Welt, oder in den Felsen braust der rasende Sturm und schleudert sein Eis und seine Fluten in die Höhle und über Häupter hinweg donnern die Steinlawinen, da ist ihm wohl; oder wenn er in der Samstagnacht da oben über dem Wetter steht, das im Tale siedet und kocht und manchmal einen Blitz himmelwärts zucken läßt — da ist es ihm, als ob seine Seele rein gebadet würde. Und alle Wochen wenigstens einmal nimmt jeder ordentliche Mensch ein Bad. Und die rote Ampel oben vor dem Kreuz, die noch von jenem Einsiedler herrührt, er speist sie bisweilen mit Öl, so als ob bei allem weltlichen Reigen und Ringen und Naturschauen doch ein stilles Herz erglühte für den, der uns durch Welten und Ewigkeiten geleitet.

So hält der leblustige Waldbursche am Samstag seinen heimlichen Gottesdienst.

Aber wie er das Bedürfnis nach Einsamkeit hat, so hat er zur andern Zeit auch das der Mitteilsamkeit. Seinen Wohngenossen, scheint es, mag er sich nur in der Hülle des Scherzens und des Foppens mitteilen — dem Fremden aber, den er nie zuvor gesehen und den er wahrscheinlich auch nie wiedersehen wird, hat er ein klein bißchen tiefer in seine Seele gucken lassen. Sollte ich im nächsten Jahre den Wildeiskamm besteigen, so will ich trachten, in jener Gegend den Veitel nicht wieder zu begegnen. Man soll bei allen Leuten dort stillstehen, wo sie einem gefallen, nicht weiterforschen, weil man dabei leicht in unerfreulichere Tiefen geraten kann. Mir ist mein Veitel gerade so recht, wie ich ihn jetzt kenne.

Wie schön sind die stillen Wege durch's Korn!

Wie schön sind die stillen Wege durch's Korn!
Da blüh'n mir Gedanken auf einsamen Bahnen.
Am Saume grüßt mich der Hagedorn
Und zwischen den Halmen Mohn und Cyanen.
Hier klingt mir des Rebhuhns Schriller an's Ohr;
Dort steigt eine Lerche in's Blaue empor.
Und sticht mich auch hin und wieder ein Dorn —
Wie schön sind die Wege durch's schaukelnde Korn!

Doch lieber wär' mir's dann immer noch,
Ich säh in zwei Augen, die strahlen müßten.
„. . . ich liebe dich ja!“ — „. . . so küsse mich doch!“
„Du höre, wenn das die Leute wüßten!“
Wir wären zwei jauchzenden Kindern gleich
Und in uns läge das Himmelreich
Zwar wand're ich gern durch's Korn allein —
Doch köstlich muß es zu Zweien sein!

Otto Promber

Der Führer wagte es noch einmal: „Was mag er denn lauter für eine Sünde begangen haben, dein Vorgänger, daß er so schwer hat büßen müssen?"

„Geh' eini und frag' ihn", antwortete der Veitel. Erst später habe ich erfahren, daß er den Totenschädel meinte, der in der Höhle lag und der einst jenem sagenhaften Einsiedler angehört haben soll.

Die Schneewolke oben hatte sich längst im Himmelsraum verflockt und es war wieder Sonnenschein. Aber die Sonne hatte sich hinter die Riffelwände verzogen, deren Zacken sich unten auf den Schneeflächen im Schatten zeichneten. Die Zeit zum Abstieg war gekommen. Der war kaum weniger beschwerlich im steilen Gestein, als der Aufstieg. Auf der Sieleralm, wo vom Kar die letzte Eiszunge niedergeht, stießen wir an den Fußsteig ins Räckeltal. Hier konnte ich den Führer entlassen, der auf der anderen Seite absteigen wollte, zu einem Jägerhause, von wo aus er am nächsten Tage eine Partie auf den Wildeiskamm zu führen hatte.

„Im nächsten Jahr, wenn Gottes Will'", rief ich ihm noch scheidend zu, „gehen wir zwei auf den Wildeiskamm."

„Ist recht!" sagte er. Und noch einmal rief er mir nach: „He! Wenn der Herr unten zum Bildstöckel kommt, sich fein linkerhand halten!"

Aber nachher beim Bildstöckel — es dunkelte der Abend — war ich schon wieder zu zweien. Der Veitel hatte mich eingeholt und mit dem wanderte ich noch eine Stunde lang bis zum nächsten Holzhauerhaus.

Als ich dort zurückblieb, war mir alles bekannt. Das ist freilich zu selbstverständlich, als daß es Alltagsmenschen leicht glauben können. — Veit Rafelsberger, der Werkzeugschärfer, geht ins Hochgebirge hinauf, weil er bisweilen mit sich allein sein will. Mit sich und der wilden Allmacht, und weil er manchmal einen Gedanken denken will. Wenn schon, meint er, das eiserne Werkzeug der Holzer stumpf wird in der Woche, warum nicht auch die Menschenseele? Auch die muß alle Wochen einmal geschärft werden. In die Kirche nach Karlstetten hat er noch weiter als ins Gebirge, so nutzt er die Sommersonntage und steigt auf den rauhen Riffel. Wenn man sechs Tage dahockt und schleift und feilt, laufen sich am siebenten die Beine gern einmal aus. Wenn man sechs Tage lang ausgiebige Nahrung nimmt und nicht allzuselten einen Schluck nasses Feuer dazu, kann am siebenten Brot und Wasser nicht schaden. Wenn man sechs Tage lang mit übermütigen Gesellen allerhand Dummheiten schwatzt und wie ein herlebiges Tierlein sich's gut sein läßt, mag am siebenten eine stille Besinnung auf sich selber

— S. Nikolaus (6. Dezember) ist Patron der Schiffer; er beruhigte auf einer Reise nach Palästina einen wilden Meeressturm und wird gewöhnlich mit drei goldenen Kugeln auf einem Buche abgebildet. — S. Laurentius (10. August) ist Patron der Köche und Kuchenbäcker, weil dieser Märtyrer unter Kaiser Valerian lebendig auf einem Roste gebraten und mit einem solchen dargestellt wird. — S. Krispinus (25. Oktober), ein Märtyrer aus der diokletianischen Zeit, fertigte für die Armen Schuhe und ist deshalb Patron der Schuster. Von ihm sagt ein Volksspruch:

Krispin machte für die Armen Schuh
Und stahl das Leder dazu.

Eine sehr sympathische Erscheinung in unserem Gebiete ist die S. Notburga. Zwar ist sie erst 1862 von Pius IX. heilig gesprochen worden, aber schon lange vorher hat sie das Volk hoch verehrt und in Sachen der Landwirtschaft, der Geburten und bei Krankheiten des Viehes angerufen. Hauptsitz ihrer Verehrung ist das Unterinntal, wo sie auch zu Hause war und ihre einfache, aber schöne Lebensgeschichte sich abspielte. In dem malerischen Rattenberg am Inn zeigte man mir in der Hauptstraße ihr Geburtshaus, wo sie 1267 das Licht der Welt erblickt haben soll und an dem ihre Legende abgemalt ist. Da ist, analog der Legende von der heiligen Elisabeth, gezeigt, wie Brot, das sie Armen gegen den Willen ihrer Herren darbringt, in Hobelspäne verwandelt wird, da hängt ihre Sichel, ihr Attribut, schwebend in der Luft, womit sie bewies, daß man nach der Abendglocke nicht mehr arbeiten solle, da ist auch abgebildet, wie ihr Sarg von Ochsen durch den Inn gezogen wird, der sich beiderseits zurückzieht und der Heiligen eine trockene Durchfahrt gestattet. Zu Eben im Achental liegt sie bestattet; dort wurden 1718 ihre Gebeine ausgegraben, schön geschmückt und auf dem Altar zur Verehrung ausgestellt. Oft ist sie auf den Häusern des Unterinntales mit dem Sichelwunder dargestellt und der Münchener Maler Eduard Grützner hat sie bei Rotholz am Eingange des Zillertales, auf einem schönen Bildstöckel verewigt, als fromme Magd in der Landestracht, mit den Zöpfen um das Haupt gewunden und mit der Sichel in der Hand.

Häufig ist im Unterinntal auf den Hausbildern zu S. Notburga der h. Isidor gesellt, der auch als Schutzpatron der Bauern gilt. Als ihn sein harter Herr einmal zwang, ein steinhartes Feld zu ackern, tat dieses für ihn ein Engel mit einem Gespann schneeweißer Rinder. Begreiflich, daß ein solches Ackerverfahren in den steinigen und bergigen Alpenlandschaften Anerkennung und dem Heiligen zu seinem Patronate verhelfen mußte.

S. Barbara ist eine berühmte Heilige und Märtyrerin; sie stammte aus Nikomeda in Kleinasien und ihr Tag ist der 4. Dezember; mit

Unser Volk und die Heiligen.

Nach **Richard Andree.***)

Das Volk hofft von den erwählten Schutzheiligen, daß in den besonderen, ihnen durch Gebet nahegelegten Angelegenheiten sie durch ihre Fürbitte bei Gott einflußreich sein können, sie sind also Vermittler zwischen Gott und den Menschen. Letzteren bieten sie Gewähr für den Einfluß bei Gott dadurch, daß sie einst zu Lebzeiten ähnliche Leiden, wie der Bittsteller, ausgestanden und dadurch für sein Anliegen Verständnis haben. Trifft die gewünschte Erfüllung der Bitte, eine Heilung oder dergleichen, ein, so steigt natürlich das Ansehen des Heiligen. Ist dieses nicht der Fall, was wohl noch öfter als die Erhörung sich ereignen dürfte, dann ist weiter keine Rede davon oder die Fürbitte eines anderen, kräftigeren Heiligen wird angerufen.

Für jede Not hat das Volk seinen besonderen Heiligen, dem es Kirchen und Kapellen erbaut, in denen es dessen Bild aufstellt und dem es Opfer darbringt. Hier, an geweihter Stätte, wirkt der Heilige besonders kräftig, hier ist er zu Hause, fühlt sich das zu ihm betende Volk ihm nahe, hier tritt es gleichsam in persönlichen Verkehr zu ihm, beschenkt es ihn gern mit Gaben, die ihn günstig stimmen sollen, oder löst es Versprechungen, Gelübde ein, die in Zeiten der Not, der Krankheit, der Schlacht, während eines Unglücksfalles dem Heiligen im Falle seiner Hilfe gemacht wurden; hier sind auch massenhaft die Opfergeschenke aufgestapelt, Zeugnisse, daß der Heilige Erhörung gewährte oder ihm Bitten vorgetragen wurden.

Dabei wird einem und demselben Heiligen, gleichsam als ob er aus verschiedenen Personen bestände, an seinen verschiedenen Kultstätten eine verschieden große Kraft zugetraut. Man spricht vom Ditramzeller, vom Aigener, vom Siegertsbrunner Leonhard wie von verschiedenen Heiligen. Von all den zahllosen Marien, die verehrt werden, sind jene zu Altötting, Einsiedeln, Mariazell die kräftigsten und man kann hören, wie ihre Verdienste gegeneinander abgewogen werden.

Von den Schutzpatronen einzelner Stände und Gewerbe führe ich hier eine Anzahl namentlich in Süddeutschland verehrter an. Bekannt ist S. Hubertus (3. November) als Schutzpatron der Jäger. Durch die Erscheinung eines Hirschen mit strahlendem Kreuze zwischen dem Geweih, den er an einem Sonntag erlegen wollte, wurde Hubertus von seinem sündhaften Leben bekehrt und starb 728 als Bischof von Maastricht.

*) Aus dessen Werk „Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland.“ (Braunschweig. Friedrich Vieweg u. Sohn. 1904.)

darum ist er auch Schutzherr der Krieger. — S. Wendelin (20. Oktober), ein schottischer Pilger aus vornehmem Hause, lebte als Hirt in der Gegend von Trier und starb 617. An seinem Grabe entstand die Stadt St. Wendel. Er wird stets als Jüngling mit Hirtenstab und Tasche abgebildet, zu seinen Füßen eine Krone, seine hohe Abkunft andeutend. Er ist Patron der Schäfer. — S. Joseph (19. März), der Pflegevater Christi ist wegen seines Handwerkes Patron der Zimmerleute. — S. Lukas (18. Oktober), Patron der Maler, weil von ihm die Sage geht, er habe Bilder des Heilandes und der Mutter Maria gemalt, was schon im VI. Jahrhundert erzählt wurde. — S. Zäzilia (22. November), Patronin der Musiker, wurde aber erst seit dem XV. und XVI. Jahrhundert mit musikalischen Instrumenten, namentlich der Orgel, dargestellt. — S. Gertrud (17. März), eine Brabanterin aus vornehmem Geschlechte, starb 659, ist Schutzpatronin der Gärten, denn an ihrem Tage beginnen die Gartenarbeiten. Sie wird abgebildet mit ihrem Äbtissinnenstabe, an welchem eine Maus emporkriecht, weil sie auch gut für die Abwehr der Feldmäuse ist. — S. Sebastian (20. Januar), der fromme christliche Krieger, den Diokletian durch mauretanische Bogenschützen erschießen ließ, ist Patron der Schützen. Dieses ist sein bekanntestes Patronat. Früher galt er namentlich als Schutzpatron gegen die Pest, neben dem h. Rochus und aus jener Zeit stammen auch noch die Sebastianspfeile, die man an alten Rosenkränzen (sog. Beten) noch sehen kann. Mit diesen kleinen Metallpfeilen berührt man die Stirn, um gegen ansteckende Krankheiten, namentlich die Pest, geschützt zu sein. Im Sebastiansliede von 1707 heißt es:

Die solche Pfeile tragen
Nicht nach der Peste fragen.

Als Schutzpatron der Liebenden gilt der h. Antonius von Padua und daher ist sein in so vielen Kirchen und Kapellen befindlicher Altar eine gern besuchte Andachtsstätte, an welcher viele Täfelchen hängen, auf denen gedruckt steht: „H. Antonius hilf" oder „Antonius hat geholfen". Ein Gebet beginnt:

Heiliger Antonius, ich flehe dich an,
Schick mir einen braven Mann.

„Es werden (in Tirol) von den Verliebten geradezu schriftliche Eingaben in der Form beschriebener Zettelchen gemacht, die hinter das Bild des Heiligen gesteckt werden und die an Deutlichkeit des Hinweises auf den geliebten Gegenstand nichts zu wünschen übrig lassen. Daß hierbei der danebenstehende Opferstock nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich."

S. Johannes der Täufer hat verschiedene Patronate zu versehen. Weil er sich in der Wüste sein Kleid selbst aus Fellen machte, haben ihn die Schneider erkoren und da er die ersten Steine zum Bau

S. Katharina und S. Margareta gehört sie zu den 14 Nothelfern und dargestellt wird sie entweder mit einem Turm oder einem Kelche, über dem eine Hostie schwebt. Diese Heilige ist die Schutzpatronin der Artillerie, Arsenale, Pulverkammern und der Bergleute. Die milde Heilige kam dazu, daß Schießpulver unter sich zu haben, „weil man sich gelobte, nur einen heiligen Gebrauch davon zu machen zur Ehre Gottes, was nun leider nicht immer der Fall gewesen. Auf französischen Kriegsschiffen hieß die Pulverkammer S. Barbe und in der Kapelle des Arsenals zu Wien wird an ihrem Tage feierlicher Gottesdienst gehalten, zu dem die Artillerie ausrückt. Da die Bergleute viel mit Sprengpulver zu tun haben, so erwählten auch sie S. Barbara zur Patronin und feiern sie noch heute. Wiewohl Schwaz in Tirol als Bergwerksstadt von seiner einstigen Blüte sehr herabgestiegen ist, haben die dortigen Knappen ihr doch erst 1901 ein Standbild gesetzt, mit folgender Inschrift:

Und fragt ihr, warum Wache hier,
S. Barbara sollt halten?
Wohl ist ihr Bild die rechte Zier
Auf diesem Platz, dem alten.
Wie sich die Knappen ihr geweiht
In ruhmesreichen Tagen
Soll heut und in der Zukunft Zeit
Das Schwazer Herz ihr schlagen.

S. Katharina (25. November), eine Märtyrerin, die gerädert werden sollte; aber das Rad zersprang und mit dem zerbrochenen Rade wird sie dargestellt. Sie ist Patronin der Wagner und Müllner, die mit Rädern zu tun haben, aber auch der Universitäten wegen ihrer Gelehrsamkeit. — S. Eligius (1. Dezember), von den Franzosen S. Eloi genannt, ursprünglich ein fränkischer Goldschmied, wurde 640 Bischof von Noyon. Da er, an sein Gewerbe erinnernd, mit Hammer und Zange abgebildet ist, wurde er Schutzpatron der Schmiede. Man findet ihn daher auf Schmieden abgebildet, gewöhnlich in der Art, daß er einem Pferde das abgebrochene Bein wieder anheilt. Ich verweise hier auf eine recht hübsche Darstellung über der sehr alten Spiegelschmiede in Brixlegg (Tirol), wo ein Bauer in Landestracht dem Heiligen das dreibeinige Pferd vorführt und er den vierten Fuß anheilt. Das Bild scheint aus dem XVIII. Jahrhundert zustammen. — S. Georg (23. April). Die Geschichte dieses berühmten Heiligen ist dunkel, man weiß wenig von ihm und sein Dasein ist angezweifelt worden. Trotzdem ist er einer der verbreitetsten und verehrtesten Heiligen geworden, der als Ritter und Drachenkämpfer dargestellt wird. Er ist Schutzpatron der Kavallerie, der Waffenschmiede und Büchsenmacher. — S. Martin (11. November), Bischof von Tours, gestorben 397, ein sehr großer Heiliger, der in seiner Mildtätigkeit einem Bettler die Hälfte seines Mantels schenkte und daher Patron der Bettler wurde. Er sitzt als Krieger auf weißem Schimmel,

schmerzhaften Muttergottes zu Neuötting erbauten Kapelle erkennen, wo ein Bildnis der h. Kümmernis hängt mit der Unterschrift: „O du glorwürdige Martyrin heilige Jungfrau Kümmerniß! Du kennst mein Anliegen, hilf mir in vieler Qual und Kümmerniß, um dieses bittet dich deine Verehrerin M. Z. Neuötting.“

Nach der Legende, die erst im XV. Jahrhundert aufgekommen ist und zuerst 1419 bezeugt wird, war Wilgefortis oder Comeria eines heidnischen sizilianischen Königs Tochter, der sie an einen heidnischen Fürsten vermählen wollte. Sie aber war Christin geworden und verschmähte den Heiden, weshalb ihr Vater sie in den Kerker werfen ließ, wo sie so lange schmachten sollte, bis sie sich seinem Willen fügte. Die Jungfrau aber bat Gott, er möge sie so entstellen, daß kein Mann sie mehr zum Weibe begehre. Da ließ ihr Gott einen Bart wachsen, worüber der Vater so ergrimmte, daß er die Tochter kreuzigen ließ. So erscheint sie auch auf den Bildern, mit einer Krone auf dem Haupte, bärtig, im langen, bis zu den Füßen herabhängenden Gewande ans Kreuz genagelt. Diese vielfach variierte Sage ist also nicht sehr alt und an sie schloß sich eine zweite: Ein armes Geigerlein wandte sich um Hilfe an die Heilige für seine in Not befindliche Familie und spielte ihr seine schönste Weisen. Da warf ihm die Heilige einen ihrer goldenen Schuhe herab. Als dieser bei dem Geiger entdeckt wurde, glaubte man, er habe ihn gestohlen und wollte ihn hängen. Da erbat er sich als letzte Gnade, noch einmal vor der Kümmernis geigen zu dürfen, die ihm nun zum Zeugnis, daß er unschuldig, auch den zweiten goldenen Schuh herniederwarf. So oder ähnlich hat die Kümmernissage eine weite Verbreitung.

Ein echter Volksheiliger, bei dem man an keine historische Person anknüpfen kann und der nur in der Legende existiert, ist der Christusträger, der h. Christophorus, der auch zu den 14 Nothelfern gezählt wird und dessen Bildnis, riesengroß, man noch häufig außen an den Kirchen (Füssen, Tölz u. s. w.) angemalt sieht, wie er das Christkind durch das Meer trägt, zuweilen begleitet von der Frage:

S. Christoph trug Christum
Und Christus die ganze Welt,
Nun rate, wo Christoph
Seinen Fuß hingestellt?

So steht das Volk zu seinen Heiligen. Der Glaube ist felsenfest und es fragt sich nur noch, wie er begründet ist.

Gegenüber den tausenden und abertausenden von dankerfüllten Tafeln, welche die Wallfahrtskirchen schmücken und in oft rührender Weise den Heiligen bekennen, wie die Weihenden sich durch Heilungen beglückt fühlen, daß deren Fürbitte bei Gott geholfen und ein Wunder an

der unsichtbaren Kirche beitrug, wurde er Patron der Maurer und infolge dessen auch der Freimaurer, die am Johannistage ihr größtes Fest feiern.

Groß ist die Zahl jener Heiligen, die in besonderen Krankheiten angerufen werden. Sie treten geradezu an die Stelle der Ärzte und wenn auch bei einer Krankheit ein Arzt zugezogen wird, so kommt doch oft dem Heiligen an erster Stelle das Verdienst zu, die Heilung bewirkt zu haben, wie vielfach die Inschriften der Votive bezeugen.

Die am meisten in Unglücksfällen und Krankheiten angerufenen Heiligen faßt man zusammen unter der Bezeichnung der Vierzehn Nothelfer (8. Juli); ihre Verehrung soll in Deutschland im XIV. Jahrhundert während der Pest aufgekommen sein und ihnen sind eigene Kirchen geweiht, unter denen die berühmteste jene zu Vierzehnheiligen oder Frankental am Main ist. Unter den vierzehn Nothelfern versteht man folgende Heilige: Georg, Blasius, Erasmus, Pantaleon, Vitus, Christoph, Dionysius, Cyriacus, Achatius, Eustachius, Ägidius, Margareta, Barbara, Katharina. Also elf Männer und nur drei Frauen. Die letzteren sind aber auch, abgesehen von Maria, die drei wichtigsten heiligen Frauen, was in Altbayern auch durch einen Spruch anerkannt wird.

Barbara mit dem Turm,
Margareta mit dem Wurm,
Katharina mit dem Radel
Sind die drei heiligen Madel.

Nicht ohne Einfluß auf die von den Heiligen zugeschriebenen Wirkungen ist die Volksetymologie geblieben. Stimmt der Name des Heiligen nur ungefähr mit der Bezeichnung einer Krankheit, so wird er zum Helfer gegen diese erkoren. So kommt es, daß sich die Epileptiker, die an der fallenden Sucht Leidenden, an S. Valentin wenden, Augenkranke an S. Augustin und der h. Blasius heilt durch Blasen, ein Brauch, der an seinem Tage (3. Februar) in den Kirchen durch die Geistlichen ausgeübt wird. S. Gallus, auf seinen Namen anspielend, wird mit einem Hahn dargestellt und ist Schutzpatron der Hühner.

Von verschiedenen solcher „Heiligen," und diese sind die wichtigsten unter den nicht anerkannten, weiß man aber gar nicht, von wannen sie kommen, wie sie in den Geruch der Heiligkeit gelangten. Die Forschung hat da in der mühsamsten Weise eingesetzt, um über das Wesen solcher Heiligen ins Klare zu kommen, so daß über einzelne eine ganze Literatur entstand. Das gilt zunächst von der viel besprochenen h. Kümmernis, die mir in zahlreichen Kirchen und Kapellen begegnete, in der höchsten Verehrung steht, ja wiederholt der Mutter Gottes und anderen hohen Heiligen vom Volke gleichwertig an die Seite gestellt wird. Man kann dieses in der 1883 von dem Ehepaar Leingartner der

ins Zimmer. Angstvoll beobachtete der Kranke die Gattin, als sie die Briefe durchsah. Da rief sie freudig aus: „Von Dr. Rullmann!“ Gott sei Dank — jetzt war die Pein zu Ende! Und frohe Botschaft war es, was der Brief brachte! Dr. Rullmann schrieb, daß der Roman „Fritz Reinhardt“ ein voll gelungenes Werk sei, das er dem Verleger Zwißler mit gutem Gewissen zur Annahme empfehlen könne. Nur diesen Satz hatte der Kranke vernommen, da umfing ihn tiefer, ohnmachtähnlicher Schlummer, aus dem er nur hin und wieder auf einige Augenblicke erwachte. In diesen kurzen Zwischenpausen hat ihm seine Gattin nach und nach den Brief noch vorgelesen, dessen Inhalt ihn so glücklich machte. Am anderen Morgen ist Heinrich Schaumberger zum ewigen Frieden eingegangen.

Ein schlichter Dorfschullehrer aus Thüringen war es, der in dem fernen Davos nach jahrelangem Leiden sein junges Leben beschloß. Nur dreißig Jahre alt ist er geworden; noch hatte er der Welt nicht das leisten können, was ihm selbst als Ziel vorschwebte. Und doch hat das, was er in den letzten beiden Jahren seines Lebens als Schriftsteller geschaffen, hingereicht, um seinem Namen einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur zu sichern. Seine Werke lassen einen Schluß auf das zu, was Schaumberger dem deutschen Volke hätte werden können, und es erfüllt uns mit tiefer Wehmut, daß ein herbes Schicksal diesem urkräftigen Talent die volle Entfaltung versagte.

Ein Landsmann Otto Ludwigs ist Heinrich Schaumberger und wie dieser zeigt er eine ausgeprägte Eigenart. 1843 in Neustadt an der Heide geboren, verlebte er seine Jugend in dem Kirchdorfe Weißenbrunn vorm Walde, wohin sein Vater, der Lehrer Fritz Schaumberger, 1849 versetzt ward. Schon auf die Kinderzeit Schaumbergers fiel ein tiefer Schatten: seine Mutter, an der er mit ganzer Seele hing, starb, als er eben erst zehn Jahre alt war, an einem langwierigen Kehlkopfleiden. Der Vater fürchtete — und die Tatsachen haben ihm recht gegeben — daß der Sohn die Krankheitsanlage der Mutter geerbt habe, und er gestattete darum anfangs nicht, daß Heinrich Lehrer wurde, wie es sein heißester Wunsch war. Er sollte Landwirt werden, das sei ihm gesünder, sagte der Vater. Das paßte dem wissensdurstigen Jüngling aber nicht und er setzte es auch durch, daß er von 1861 bis 1864 das Lehrerseminar in Coburg besuchen durfte. Nach wohlbestandenem Examen amtierte er von 1864 bis 1866 in Einberg, von 1866 bis 1869 in Ahlstadt und nach dem 1869 erfolgten Tode seines Vaters als Lehrer in seinem Heimatsdorfe Weißenbrunn. Schon 1866 zeigten sich bei ihm die Spuren eines Halsleidens. Dieses kehrte immer öfter wieder und veranlaßte ihn, 1871 in Davos Heilung zu suchen. Er fand sie nicht. In die Heimat zurückgekehrt, blieb ihm nichts

ihnen geschehen sei, dürfen wir uns nicht einfach ablehnend verhalten und alles in das Bereich der Selbsttäuschung oder Fabel verweisen. Wir glauben weder an die Fürbitte noch an die Wunder und haben als Student auch das Lied von der Freifrau von Droste-Vischering gesungen, die 1844 zum heiligen Rock von Trier wallfahrtete und dort, trotzdem sie auf allen vieren kroch, „das Laufen wiederkriegte.“ Das sind die Anschauungen der Menge; aber trotzdem liegt etwas Wahres in diesen Wunderheilungen, das wir begreifen lernen, wenn wir psychische Einwirkungen auf Kranke in Betracht ziehen. Psychische Einflüsse können, indem sie quälende Symptome beseitigen und die Widerstandskraft des Organismus erhöhen, auch die Heilung herbeiführen.

Ein deutscher Volksdichter.

Lebensbild.

In dem „Schlößli“ zu Davos rang am 15. März 1874 ein Schwerkranker mit dem Tode. Nach monatelangem Kampfe schien endlich der Todesengel den Qualen des Leidenden ein Ziel setzen zu wollen. In seinen Fieberphantasien war der Kranke schon in den Gefilden der Seligen, wo ihn die geliebten Menschen, die ihm dahin vorangegangen, erwarteten. Mühsam entrang sich der Atem der gequälten Brust und die brennenden Lippen, die schon seit Jahresfrist kein lautes Wort mehr sprechen konnten, flüsterten immer und immer wieder bittend: „Wasser!“ Seine treuen Pflegerinnen durften es ihm aber nicht reichen, denn ein Tropfen genügte, um die fürchterlichsten Erstickungsanfälle hervorzurufen. Der Fiebertraum gewährte ihm, was ihm die Wirklichkeit versagte: Er führte ihn zurück in die thüringische Heimat, in das heimatliche Dorf, an die Quelle, an der er sich so oft gelabt . . . In vollen Zügen trank er sich satt und ein Gefühl köstlicher Labung durchströmte ihn . . .

Als der Kranke aus diesem erquickenden Traume erwachte, suchten seine Blicke das Antlitz der jungen Gattin, die an seinem Bette saß. Auf die stumme Frage, die sie in seinen Augen las, schüttelte sie leise den Kopf. Seit Wochen wartete er auf einen Brief, der ihm sagen sollte, ob die letzte große Arbeit, die er mit Aufwand aller seiner Kräfte vollendet hatte, gelungen sei oder vergebens war. Nur die Sehnsucht nach dieser Entscheidung war es, die das verlöschende Leben des Kranken noch erhielt. Der Gedanke, daß ihn die Botschaft nicht mehr am Leben treffen könnte, verursachte ihm wahre Höllenqualen.

Auch diesmal wandte er schmerzerfüllt das Haupt zur Seite. Da klopfte es an die Tür und der Postbote reichte verschiedene Briefschaften

er das Amt des Vaters erhielt und nun in der geliebten Heimat leben und wirken durfte. Sein Gemütszustand wurde vielmehr noch düsterer als vorher. Da führte ein gütiges Schicksal ihm einen Mann an die Seite, der ihm Freund und Vater im edelsten Sinne des Wortes werden sollte.

Wenige Monate nach Schaumberger zog in Weißenbrunn Pfarrer Oskar Bagge als neuernannter Seelsorger ein. Bagge, ebenso bewandert in den Wissenschaften wie in den schönen Künsten, kam in seiner gütigen, liebreichen Weise dem jungen Lehrer so herzlich entgegen, daß dieser seine sonstige Zurückhaltung bald vergaß und sich dem neugewonnenen Freunde rückhaltlos anschloß. Ein neues Leben ging dem Einsamen auf, als er bei dem Pfarrer und seiner Familie alles das fand, was er bisher so schmerzlich entbehrte — nicht bloß Teilnahme für sein schweres Geschick, sondern auch Verständnis für seine Eigenart und Förderung seiner geistigen Interessen. Bagge stand ihm in der Schule hilfreich zur Seite, er musizierte und malte mit ihm und vor allem ermunterte er ihn zur Fortsetzung seiner literarischen Versuche. Der Pfarrer, selbst ein geachteter Volksschriftsteller, erkannte das starke Talent, das in dem jungen Lehrer ruhte, und war eifrig bemüht, es in die rechten Bahnen zu leiten. Bei diesem Bemühen ließ er es an der nötigen Offenheit nicht fehlen; er lobte wohl, was zu loben war, sparte aber den Tadel noch weniger und ruhte nicht eher, bis Schaumberger besserte, was nach seiner Ansicht anders sein mußte. So entstand zwischen den beiden an Alter so verschiedenen Männern ein Freundschaftsbund, wie er edler nicht gedacht werden kann.

Schaumberger hätte von neuem glücklich sein dürfen. Fand er doch auch in der Liebe zu Magdalene Bagge, der dritten Tochter des Pfarrers, Ersatz für sein verlorenes Herzensglück. Aber das Schicksal griff wieder mit rauher Hand in sein Leben ein. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich zusehends. Trotzdem hoffte der Kranke, als er im Juni 1871 nach Davos ging, dessen Ruhm damals im Aufsteigen war, noch sicher auf Genesung, daß er es wagte, bei dem Pfarrer um Magdalene zu werben.

Als Schaumberger nach acht Monaten in die Heimat zurückkehrte, war er nicht genesen, dennoch kam er als ein anderer zurück. Fern von der Heimat und den Seinen, unter schweren Leiden des Leibes und der Seele, begann sich sein poetisches Talent mehr und mehr zu entfalten. Die erste Arbeit, die er nach Hause sandte, die Erzählung „Vater und Sohn“, fand zwar bei Pfarrer Bagge keine Gnade, ja, er verurteilte sie so rücksichtslos, daß Schaumberger entmutigt das Schriftstellern ganz aufgeben wollte. Bagge aber mahnte und tröstete und riet so liebevoll und sachverständig zu weiterem Schaffen, daß der Gekränkte von neuem

weiter übrig, als sein Amt aufzugeben. Er beschloß, sich fortan ganz der Schriftstellerei zu widmen, die er bisher nur zu seinem Vergnügen getrieben, und da ihm das heimatliche Klima nicht mehr zusagte, siedelte er ganz nach Davos über. Dort ist er nach fast dreijährigem schweren Leiden am 16. März 1874 gestorben.

So kurz und schlicht dieser Lebenslauf erscheint, er barg doch eine Fülle von Arbeit, von Freuden, vor allem von bittersten Leiden in sich. Mit dem frühen Tode der Mutter begann die Tragik, die Heinrich Schaumbergers Leben überschattete. Das Glück war damit für ihn aus seinem Elternhause gewichen und seine Jugend wäre eine freudlose geworden, wenn er nicht bei den Großeltern mütterlicherseits, die in Weißenbrunn ansässig waren, die Liebe gefunden, die er daheim entbehrte. Seine Jünglingsjahre wurden ihm dadurch verbittert, daß er wie ein Bauernknecht arbeiten mußte, während alles in ihm nach Wissen, nach einem Studium drängte. Als er dann Lehrer geworden war, fand er in dem so heiß erstrebten Berufe nicht so schnell die erhoffte Befriedigung, wie er geglaubt, trotzdem er mit heiligem Eifer seine pädagogischen Ideale zu verwirklichen strebte.

Im Sommer 1866 schien ihm endlich das höchste Glück beschieden zu sein. Er vermählte sich mit Klara Bauer, einer jungen, anmutigen Lehrerstochter aus dem benachbarten Seidmannsdorf. Wolkenlos wölbte sich der Himmel über dem Schulhause zu Ahlstadt, in dem das junge Paar ein glückseliges Dasein führte. Am 8. Februar 1868 ward ihnen ein Sohn geboren und am 18. Februar 1868 ist die junge Mutter gestorben. Der Sturz aus den Höhen des Glücks in den Abgrund tiefsten Schmerzes drohte den jungen Mann zu vernichten. Alle Trostmittel, von den Seinen angewandt, versagten. Es schien, als werde er der Gattin bald im Tode folgen. Um seinem Schmerz für Augenblicke zu entrinnen, nahm er endlich die literarischen Studien wieder auf, die er seit seiner Seminarzeit eifrig getrieben, und dabei kam ihm das Verlangen, verschiedenes niederzuschreiben, was in seiner Erinnerung lebte: Szenen aus dem Dorfleben seiner Heimat, aus den Lehrerkreisen, die ihm bekannt waren, und besonders aus dem Leben der Weißenbrunner Dorfmusikanten, die seit seiner Kindheit zu seinen besten Freunden gehörten. Die lustigen Streiche der letzteren wiederzugeben, machte ihm bald große Freude und so entstanden damals die Grundlagen für die „Bergheimer Musikantengeschichten“, daneben auch für die Erzählung „Vater und Sohn“ und den Roman „Fritz Reinhardt“.

Die Ruhe, die bei diesen Arbeiten allmählich in sein Gemüt einzog, sollte nur zu bald gestört werden. Ostern 1869 starb plötzlich sein Vater, der ihm in seinem Herzeleid treu zur Seite gestanden hatte. Sein Schmerz über diesen Verlust ward dadurch nicht gemildert, daß

fertiggestellten Manuskripte verschiedenen Verlegern angeboten, aber immer erfolglos. Er war eben ein unbekannter Mann, dessen Arbeiten man nicht der Beachtung wert hielt. Auch Bagge bemühte sich vergebens, die Erzählungen unterzubringen. Nach langen vergeblichen Versuchen war endlich das Eis gebrochen: Dr. W. Rullmann, damals Feuilletonredakteur der „Frankfurter Presse", nahm die Erzählung „Vater und Sohn" für das Feuilleton dieser Zeitung an. In den Tagen, da es diesen Erfolg erleben durfte, traf das junge Paar in Davos ein neuer schwerer Schlag: Pfarrer Bagge schied am 31. März 1873 durch einen Schlagfluß plötzlich aus dem Leben. Schaumberger war völlig vernichtet. Verlor er doch nicht bloß den geliebten Vater und Freund, den Mentor bei seinem dichterischen Schaffen, er hatte auch gehofft, daß nach seinem Tode die Seinen an dem Vater einen Schutz und einen Berater haben würden. Vergebens! — Mannhaft rang der Kranke mit seinem Schmerz; dann aber raffte er sich auf, um an seinem Teile noch für die Seinigen zu wirken, solange er die Feder zu halten vermochte. Ja, er fand sogar noch Trostesworte für die Lieben in der Heimat, denen mit dem Heimgegangenen alles genommen war.

Nachdem Schaumberger durch Dr. Rullmanns Entgegenkommen mit der Erzählung „Vater und Sohn" den ersten Schritt in die Öffentlichkeit getan, fand sich auch ein Verleger für dieses Erstlingswerk. Julius Zwißler in Wolfenbüttel erklärte sich bereit, die Erzählung als Buch herauszugeben und eventuell auch andere Schriften Schaumbergers in seinen Verlag zu nehmen. Dr. Rullmanns freundlichen Bemühungen gelang es auch, andere Verleger für den kranken Dichter zu interessieren, so z. B. Eduard Hallberger in Stuttgart, der sowohl die „Bergheimer Musikantengeschichten" als auch „Zu spät" für seine Zeitschriften („Über Land und Meer", „Romanbibliothek" rc.) annahm und in nobelster Weise honorierte.

So erfreulich sich die Aussichten für die Zukunft in dieser Richtung im Laufe des Sommers 1873 gestalteten, mit Schaumbergers Gesundheitszustand ging es unaufhaltsam abwärts. Fieberhaft arbeitete er unter den unerträglichsten Schmerzen, um den Roman noch zu Ende zu bringen, auf den er große Hoffnungen setzte. Als im August 1873 seine Schwägerin Elise Bagge Schaumbergers damals fünf Jahre alten Sohn Karl nach Davos brachte, fand sie den Kranken bereits in einem ganz hoffnungslosen Stadium. Mit Beginn der rauher werdenden Jahreszeit konnte er sein Schmerzenslager nicht mehr verlassen. Trotzdem zwang er die ermattende Hand, den Bleistift zu führen, bis das letzte Wort des Romans „Fritz Reinhardt" auf dem Papiere stand. Am 11. November konnte er ihn vollendet seiner geliebten Gattin auf den Geburtstagstisch legen.

die Feder zur Hand nahm. Die zweite Arbeit, die Novelle „Umsingen“, bewies auch schon, daß Bagges „literarische Doktorei“ vortrefflich anschlug, und fortan lernte der angehende Schriftsteller so rasch auf eigenen Füßen stehen, daß Bagge bald erklärte, er bedürfe seiner nicht mehr.

Angesichts seines traurigen Gesundheitszustandes wollte Schaumberger seiner Braut ihr Wort zurückgeben, denn er wollte nicht ihr junges, blühendes Leben an sein dahinsiechendes ketten. Magdalene erklärte aber, daß sie ihr Wort nicht zurücknehme, sondern treu an Heinrichs Seite bleiben wolle, solange Gott sie beisammen lasse. Sie hoffte in ihrem Herzen, daß es ihrer aufopfernden Pflege gelingen werde, den Geliebten dem Tode abzuringen.

Die Eltern wehrten es der jungen Braut nicht, die schweren Pflichten auf sich zu nehmen, die sie nun einmal für die ihr von der Vorsehung bestimmte Lebensaufgabe hielt. Im Mai 1872 vermählte Pfarrer Bagge das junge Paar und dann begannen sie sich zu der Reise nach Davos zu rüsten. In jenen letzten Wochen, die er in der Heimat, in dem trauten Schulhause zu Weißenbrunn an der Seite seiner jungen Gattin verlebte, schrieb Schaumberger die Erzählung „Im Hirtenhaus“, die von der Kritik als sein bestes Werk gepriesen wird.

Ein schwerer Abschied war es, als das junge Paar am 10. August 1872 Weißenbrunn verließ. Alles, was ihnen lieb war, auch den kleinen Karl, Schaumbergers Sohn aus erster Ehe, ließen sie in der Heimat zurück und trübe waren die Aussichten, die ihnen die Zukunft bot. Sie wußten alle, es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen, nur Magdalene hoffte noch immer. Sie hoffte noch, als schon der Tod seine Hand nach dem geliebten Manne ausstreckte . . .

Es sei hier nicht näher auf das Martyrium eingegangen, das Schaumberger noch beinahe drei Jahre ertragen hat, ehe ihn der Tod erlöste. Der Heldenmut, mit dem er es getan, und die geradezu beispiellose Aufopferung, mit der er bis zum letzten Atemzuge für die Seinen dachte und schuf, sind geradezu bewundernswert und erwecken in jedem Herzen innige Teilnahme. Es war ein fortwährendes langsames, qualvolles Sterben und dabei schrieb der Mann noch in diesem letzten Abschnitt seines Lebens acht starke Bände voll trefflichster Erzählungen! Zu den bereits genannten („Vater und Sohn“, „Umsingen“, „Im Hirtenhaus“) kamen noch drei Musikantengeschichten, der Dorfroman „Zu spät“ und als letztes der große Lehrerroman „Fritz Reinhardt“. Diesen hat er, schon ans Bett gefesselt, nur mit größter Anstrengung vollendet; er wollte den Seinen noch etwas hinterlassen, was ihnen eine größere Einnahme bringen konnte. Lastete doch die Sorge um das tägliche Brot gar schwer auf dem Kranken! Von 150 fl. Ruhegehalt konnten sie nicht leben. Schaumberger hatte daher seine

den sie alle lieb hatten und der so lange und heldenhaft gelitten, ehe er sein müdes Haupt zur Ruhe legen durfte.

Frau Magdalene Schäumberger kehrte mit ihrem Stiefsohne Karl zunächst nach Coburg zurück und suchte sich durch Errichtung eines Mädchenpensionates eine Existenz zu gründen. 1882 siedelte sie nach Dresden über, wo sie noch heute eine Fremdenpension leitet. Schaumbergers Sohn, der unter ihrer mütterlichen Sorgfalt zu einem prächtigen Jünglinge herangewachsen war, besuchte nach absolviertem Gymnasium die Bergakademie zu Freiberg i. S. In seinem 22. Lebensjahre erkrankte er an einem Halsleiden, das sich bald als unheilbar herausstellte, da es auch die Lunge in Mitleidenschaft zog. Am 29. August 1890 ist er, 22½ Jahre alt, in der Dr. Brehmers Lungenheilanstalt zu Görbersdorf gestorben, demselben Verhängnis erliegend, das schon seinen Vater und dessen Mutter in jungen Jahren dem Tode zuführte.

Wenn Heinrich Schaumberger gehofft hatte, daß seine Werke für die Seinen eine andauernde Einnahmsquelle bilden sollten, so hatte er nicht damit gerechnet, daß ein Anfänger es ohne durchgreifende Reklame allezeit schwer hat, in dem üppig verwachsenen deutschen Dichterwald emporzukommen, wenn er vollends selbst nicht mehr imstande ist die Ellenbogen zu rühren. Dann hat er noch den Wettkampf mit der ausländischen Literatur zu bestehen. Der Herausgeber des „Heimgarten" sagte 1883 in dieser Zeitschrift gelegentlich einer Besprechung der Biographie Schaumbergers: „Wir wundern uns nur über das eine, daß man aus fremden Literaturen Jahr für Jahr eine Unzahl von armseligen Machwerken für das deutsche Volk zu übersetzen für nötig findet, während manche, aus dem Herzen der eigenen Nation entstandene gediegene Werke in dämmernder Vergessenheit daliegen. So ist's mit Stelzhamer, J. G. Lentner, Kürnberger und vielen anderen. So ist's bisher auch mit Heinrich Schaumberger gewesen. Soll denn das so bleiben, du großes, geistesstolzes deutsches Volk?"

Die äußeren Umstände lagen also nicht günstig, und dennoch haben sich Schaumbergers Werke langsam aber sicher den Weg gebahnt in die Häuser und die Herzen des deutschen Volkes. Die Lehrerwelt ward zum beredten Anwalt für den einstigen Berufsgenossen, der in seinem Roman „Fritz Reinhardt" unerschrocken für die Freiheit des Lehrerstandes eintrat und in dem Helden dieses Romanes eine Lehrergestalt zeichnete, wie sie einzig in unserer Literatur dasteht. Haben sich doch von jeher der Spott und die Persiflage gern Lehrergestalten ausgesucht, wenn sie im Roman oder auf der Bühne komische Figuren darstellen und Lacherfolge damit erzielen wollte! — Von den Lehrerkreisen ward Schaumbergers Werken der Weg ins Volk gebahnt, und so haben sie zunächst dort Fuß gefaßt, wohin sie nach des Dichters Absicht dringen sollten.

In den letzten Monaten seines Lebens drängten sich die frohen Ereignisse für den Sterbenden in ungeahnter Weise zusammen. Im November erschien „Vater und Sohn" als Buch. Auch die Erzählung „Im Hirtenhaus" befand sich bei Zwißler in Druck. An seinem dreißigsten Geburtstage, d. i. 15. Dezember 1873, erhielt Schaumberger die Zusicherung, daß ihm die deutsche Schillerstiftung eine Unterstützung gewähren würde, und am 30. Jänner 1874 ward ihm dieselbe auf Grund des Buches „Vater und Sohn" in ehrenvollster Form zugestellt. Hallberger erbot sich, Schaumbergers neue Arbeiten in seinen Zeitschriften abzudrucken; von den verschiedensten Seiten kamen Anträge mit glänzenden Honorarbedingungen und günstige Urteile über „Vater und Sohn". Alles zu spät!

Anfang Februar hatte der Kranke die Durchsicht des Romans „Fritz Reinhardt" beendet und das Manuskript an Dr. Rullmann senden lassen, von dessen Urteil der Verleger Zwißler die definitive Annahme des Werkes abhängig gemacht hatte. Ende Februar hatte der Dichter noch die Freude, die Erzählung „Im Hirtenhaus" als Buch vor sich zu sehen und Anfang März ersuchte ihn die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" unter rühmendster Anerkennung seines Schaffens um Manuskripte unter so vorteilhaften Bedingungen, wie sie nur Schriftstellern ersten Ranges zugebilligt wurden.

Schaumberger hatte sein schweres Geschick bisher mannhaft ertragen. Als sich nun der so lange vergeblich ersehnte Erfolg mit einemmale einstellte und die Zukunft ihm wahrhaft glänzende Aussichten bot, da empfand er die Grausamkeit des Schicksals, das ihm an der Schwelle des Todes so verlockende Bilder zeigte, wohl recht bitter; aber mit der weltüberwindenden Entsagung, zu der er sich in seiner langen Leidenszeit durchgerungen, trug er die Bürde seines Daseins weiter bis ans Ende. Die wachsenden Erfolge freuten ihn, weil sie ihn hoffen ließen, daß seine Werke den Seinen noch eine Zeitlang Frucht bringen würden, und in diesem Sinne waren seine letzten Tage erfüllt von der Sehnsucht nach dem Urteil, das sein gütiger Helfer und Gönner Dr. Rullmann über „Fritz Reinhardt" fällen würde. Beglückt durch dessen günstige Kritik und seine freundlichen Worte ist Schaumberger hinübergeschlummert in die Ewigkeit.

Dicht an der Kirche zu Davos ward Schaumberger zur Ruhe gebettet. Die Stätte ist aber heute schon nicht mehr zu finden. Man hat Promenadenwege über den Friedhof gelegt und dabei eine große Anzahl Grabhügel beseitigt. An der Kirchenmauer lehnt noch das Marmorkreuz mit Schaumbergers Namen, Geburts- und Todestag, das ihm die Seinen auf seinen Wunsch setzen ließen. Noch manchen gibt es aber in Davos, der von dem schlichten, liebenswürdigen Thüringer zu erzählen weiß,

Das deutsche Volk hat an Heinrich Schaumberger viel gut zu machen. Jetzt — nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist — sind seine Werke bei C. Grumbach in Leipzig in einer neuen Gesamt- und Einzelausgabe erschienen, die sich ebenso durch feine, gediegene Ausstattung wie durch billigen Preis sehr vorteilhaft empfiehlt. Ein ausführliches Lebensbild des Dichters und zahlreiche interessante Illustrationen, darunter Originalzeichnungen Schaumbergers, erhöhen den Wert dieser Ausgabe beträchtlich. Mögen Schaumbergers Werke nun in den deutschen Familien die Anerkennung und Verbreitung finden, die sie um ihres poetischen Wertes und um ihrer gesunden, erquickenden Eigenart willen verdienen!

Neinsagen.

Eine Wiener Skizze von **Fritz Stüber-Gunther.***)

Dem Herrn Privatier Neubauer haben sie heute wieder ordentlich zugesetzt alle miteinander: Die Gattin, das Fräulein Tochter und sogar der Herr Sohn, der Mistbub, der alle Tag' frecher wird. Die Jahreszeit wollen sie ausnützen! Landpartien soll der Vater mit ihnen machen! Das Herumsitzen im Kaffeehaus erklären sie für einen Skandal! . . . Na, so hat ihnen 's halt der Herr Neubauer, damit die arme Seel' eine Ruh' hat, versprochen, daß sie am nächsten Sonntag mit dem Vergnügungszug auf den Semmering fahren. Und jetzt kann er sich endlich wieder in sein geliebtes Kaffeehaus verfügen.

Dort kommt ihm schon sein dicker Freund und Spezi, der Möbeltischler Seifert, mit lautem Halloh entgegen:

„Hörst, wo bleibst denn heut' so lang? Mir passen auf di wie auf ein' Bissen Brot. Waßt, was mir für'n Sunntagna'mittag ausg'macht hab'n? A Heurigenpartie nach Klosterneuburg außi. Der Postl, der Schrammel und der Huber halten mit, der Mayerhofer gibt uns sei' Zeugl. Um Zwa fahr'n m'r von sein Haus weg, wird fesch werd'n. Alsdann, du bist natürli' dabei?"

„I?" erwidert Herr Neubauer verlegen. „Am Sunntag na'mittag? Ja, eigentli' —"

„Was, eigentli'! Da gibt's nix, mir hab'n b'stimmt auf di' g'rechnet. Sei ka fader Kerl und sag' ja!"

*) Unerschöpflich wie das Wiener Leben sind die Wiener Skizzen, die Jahr für Jahr erscheinen und uns immer, wenn auch nicht neue Seiten des alten Wienertums, so doch stets lebenswahre Gestalten darbieten. Man müßte sich über manche erzählte Eigentümlichkeit ärgern, wenn uns der Humor des Erzählers nicht statt dessen lachen machte. So ein fröhliches Büchlein ist „Das Durchhaus" von Fritz Stüber-Gunther, welches vor kurzem bei Robert Mohr in Wien erschien.

In den deutschen Volksbibliotheken gehören sie zu dem „eisernen Bestand", der amtlich vorgeschrieben ist, und immer wieder kann man von den Lesern das Bedauern aussprechen hören, daß es nicht mehr von Schaumberger zu lesen gibt.

Schaumberger ist aber nicht bloß ein Schriftsteller für das Publikum der Volksbibliotheken. Er verdient es, in den weitesten Kreisen bekannt und gelesen zu werden. Ist doch die Dorfgeschichte, zu deren Meistern er gehört, seit Auerbach salonfähig geworden. Auch Schaumberger ist ein ausgezeichneter Erzähler, ein trefflicher Schilderer von Land und Leuten und dabei ein Humorist ersten Ranges. Darüber ist die Kritik längst einig und die Literaturgeschichte hat ihr Urteil in diesem Sinne gesprochen. Was seinen Werken einen besonderen Wert verleiht, ist der Grundton, auf den sie gestimmt sind: bei allem Realismus der Darstellung, die oft stark modern anmutet, wird Schaumberger nie frivol oder zweideutig, denn hoher sittlicher Ernst, eine ideale, geläuterte Weltanschauung, ein unbestechlicher Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne sind die Grundzüge seines Wesens und seines Dichtens. So unterhaltend er sein kann, er läßt dabei nie sein verborgenes Ziel aus den Augen, den Leser anzuregen zu edlem Denken und Tun. Er will wie Rosegger zur Humanität erziehen, den einzelnen und die Völker. Darum kämpft er an gegen alles Faule und Schlechte, gegen Unnatur und Laster, gegen Aber- und Unglaube; darum klingen in seinen Erzählungen, besonders in „Im Hirtenhaus" und „Vater und Sohn" schon soziale Fragen an, die damals noch nicht so akut waren wie heute; darum ist der Lehrerroman „Fritz Reinhardt" ein ausgesprochener Tendenzroman geworden, der deshalb viel Anfechtung, aber doch noch mehr begeisterte Zustimmung gefunden hat. In dem Dorfroman „Zu spät" zeigt sich Schaumberger als ein Meister psychologischer Entwicklung und es gibt viele, die dieses Werk noch höher stellen als „Im Hirtenhaus". Am schnellsten gewinnt sich der Dichter die Herzen durch die „Bergheimer Musikantengeschichten", die geradezu übersprudeln von unerschöpflichem Humor. Man fragt sich überrascht, ob das derselbe Schaumberger ist, der so tiefernste, tragische Szenen zu zeichnen versteht, wie sie in seinen anderen Erzählungen zahlreich vorhanden sind. Er hatte eben alle Farben auf seiner Palette, von den dunkelsten bis zu den sonnenhellsten. Und doch sind die Werke, die wir von ihm besitzen, nur das Ergebnis seiner ersten Werdezeit. Acht starke Bände schrieb er in zwei Jahren und dabei war er ein kranker Mann. Es ist nur zu bewundern, daß seine Erzählungen trotzdem von einer beneidenswerten Frische und Kraft sind. Eine Fülle von Entwürfen lebte noch in seiner Seele. Zu welcher Höhe würde er wohl emporgestiegen sein, wenn ihm das Schicksal Gesundheit und die Zeit zur Entfaltung seines Talentes gegönnt hätte?

„Es ist sehr edel von Ihnen, Herr von Neubauer, daß Sie niemandem eine Freude verderben wollen. Aber Sie tun's ja doch. Und gerade, indem Sie die unvermeidliche Enttäuschung hinausschieben, machen Sie sie dem Betroffenen umso schmerzlicher. Begreifen Sie das?"

Jetzt glauben wir den Herrn in die Enge getrieben zu haben. Aber siehe, er ist gar nicht peinlich berührt, sondern wirft nur den Kopf zurück und brummt:

„Ah, was, das is mir Wurst. I kann halt net naa sag'n!"

Jetzt wissen wir's. Herr Neubauer kann tatsächlich nicht „nein" sagen, wenn man ihn um etwas ersucht, beim besten Willen nicht. Das ist einfach ein organischer Fehler. Herr Neubauer hat ihn, und die andern leiden darunter. Denn nicht immer sind die Verbindlichkeiten, die er eingeht, so ganz bedeutungslos, nicht in jedem Falle ist ihre Erfüllung oder Nichterfüllung gleichgültig. Er hat schon manchen Leichtgläubigen in recht unangenehme Lagen gebracht. Der gerät dann freilich in Wut und versteigt sich etwa gar zu Vorwürfen. Aber dagegen ist der Herr von Neubauer gewappnet. Am liebsten heuchelt er plötzliches Wiedererinnern:

„Jessas, Jessas — jetzt fallt's mir ein — natürlich, ich hab' Ihnen ja versprochen — wie man nur so zerstreut sein kann! In 'n Tod 'nein vergessen hab' i, meiner Seel'. No, machen S' Ihnen nix draus, aufg'schob'n is net aufg'hob'n. Geduld'n S' Ihnen halt no' bis morgen oder übermorgen, dann is alles in Ordnung, Sie können Ihnen verlassen."

Dieses Manöver wiederholt er mit größter Gemütsruhe so oft, bis der Gefoppte endlich stillschweigend auf sein Verlangen verzichtet. Tut er's aber nicht, nun, dann greift Herr Neubauer zur stärksten von seinen Künsten — er wird grob:

„Das soll i g'sagt hab'n? Mei' liaber Herr, Sie werd'n Ihner irr'n. Da hätt' i viel z' tuan, wann i allen Leuten die G'fälligkeiten machen sollt', um die s' mir kommen. Ah naa, da müassen S' Ihnen scho' an' Dümmern suchen, als wie i bin."

So schön! denkt sich der Angeflegelte; wenn der Herr von Neubauer doch lieber gleich im Anfang nein gesagt hätte! . . . Aber wir haben ja schon gehört, das kann er nicht, er kann's wahrhaftig nicht.

Falls ihn irgendein Subjekt um ein Darlehen von tausend Gulden, eine unentgeltliche Jahreswohnung in seinem vierstöckigen Hause und als Draufgabe um die Hand seiner Tochter ersuchte, er würde sie ihm nicht verweigern; ob du ihn um seine gütige Verwendung beim Statthalter bittest, dem er einmal flüchtig vorgestellt worden ist, oder um die beim Ministerpräsidenten, den er nie im Leben gesehen hat — er verspricht dir beides von Herzen gern; ja, wenn ihn ein zum Tod Verurteilter

Der Herr von Neubauer bedenkt sich einen Augenblick, aber wirklich nur einen Augenblick; dann sagt er laut und vernehmlich: „Ja!“

Wie er abends seinem Heim zustrebt, begegnet ihm ein Bekannter, der Rechnungsrat Wimhölzl.

„Hab' die Ehre, Herr von Neubauer“, ruft er, „das is g'scheidt, daß i Ihnen triff'! I hab' g'rad' zu Ihnen geh'n woll'n. Meine Frau schickt mich nämlich, i soll Ihnen und Ihre werte Familie für'n Sonntag um viere in unsere Villa nach Weidlingau einladen, auf a Schalerl Kaffee und an' g'mütlichen Plausch. I kann ihr doch ausrichten, daß Sie sicher kommen?“

Herr Neubauer zaudert mit der Antwort. Seine bessere Hälfte kann die Wimhölzlschen nicht leiden und hat schon oft geschworen, nie mehr im Leben einen Fuß über deren Schwelle zu setzen. Der Rechnungsrat fährt fort: „Also gelt'n S', Sie machen uns die Freud'?“

„Aber freilich!“ sagt Herr Neubauer, läßt sich von dem andern kräftig die Hand schütteln und begibt sich nach Hause. Das Dienstmädchen überreicht ihm eine Postkarte folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr! Am nächsten Sonntag, nachmittags drei Uhr, findet im Gasthause ‚zum reichen Fischzug' eine außerordentliche Vorstandssitzung unseres Spar- und Vorschußvereines statt. Da sehr w i c h t i g e Angelegenheiten auf der Tagesordnung stehen, so wird auf Ihr Erscheinen z u v e r s i c h t l i c h gerechnet. Sollten Sie absolut v e r h i n d e r t sein, so bitte ich d r i n g e n d um s o f o r t i g e Verständigung. Hochachtungsvoll: Müller, Obmann.“ Herr Neubauer liest die Karte einmal, zweimal, dreimal, wirft sie dann in den Papierkorb und — läßt sie unbeantwortet . . . Für den nächsten Sonntag hat er also vorläufig diese Verpflichtungen übernommen: Zeitig früh eine Reise auf den Semmering, nachmittags zwei Uhr eine Heurigenfahrt nach Klosterneuburg, um drei eine Vereinssitzung in Wien und um vier einen Besuch in Weidlingau. Vorausgesetzt, daß nun keine Einladung mehr kommt, die Herr Neubauer zweifellos auch noch akzeptieren würde — wie lassen sich jene vier Dinge vereinigen? Natürlich gar nicht. Weiß das der Herr von Neubauer? Ja, weil er nicht schwachköpfig ist. Wird er also drei seiner Zusagen brechen? Mindestens; wenn es aber sein kann, sogar alle vier. Ja, um Himmelswillen, warum hat er sie dann gegeben?

„Weil i a guater Kerl bin“, würde er antworten, wenn jemand den Mut fände, ihn geradezu darum zu fragen. „Weil i niemandem a Freud' verderb'n will.“

Momentan sind wir verblüfft und entwaffnet. Aber wir haben uns nun einmal die schwierige Aufgabe gestellt, dieses merkwürdige Gefühls- und Gedankenleben ganz zu ergründen:

Zwiesprach beim Fensterl.

Wer will ma denn nehma
Mein Schlaf und mei Ruah?
Woher bist denn kemma,
Geh, sag ma 's do, Bua!

Von obn oda untn,
Was fragst denn lang nah?
Ön Weg han i gfundn
Zum Fensterl her da.

Dös siag i und her i,
Wia kimmst ma denn für:
An Antwort begehr i,
Wer anklopft bei mir!

Es wird halt a Bua sei;
Er hat di recht gern —
Und sollt's da nöt gnua sei,
So nimm a Latern.

Geh aba und schau ma
Heraußt bei da Tür
Jn d' Augn gschwind und trau ma,
J lüag da nix für.

Wann's d' Wahrhat sagst, nimm i
Nöt erst a Latern;
Zum Hoftürl kimm i,
Daß's d' Hausleut nöt hern.

Do — bist nöt da Gwissi,
Ast trau da nöt hi . . .
Da Haushund is bissi,
J hetz'n auf di!

J trau ma schan, freili,
J wart da schan drent —
Da Hund hat mi neuli
Ja eh a schon kennt.

Das tanznarrisch Dirndl.

Toni, wann i ohne deina,
Auf'n Tanzbodn müaßat gehn,
Nahm mi wer da wöll wegn meina,
Ohne deina gangs nöt schen.

Drahn wia du und zuwadrucka,
Toni, koana kanns a so;
Mecht mi um koan oanzign bucka,
Aba — tanzn tat i do!

Toni, zwö tanzst denn nöt
Rundumadum?
Toni, und wann's d' den nöt
Tanzst, is's ma z' dumm!

Nimmst da du d' Lini her,
Tanz i mit'n Franz —
Heut geht's wia winni her,
Toni, geh, tanz!

*

J muaß an Tanza habn!
Toni, heut kannst
Mi als a Ganza habn,
Wann's d' mit mir tanzst!

's Trauderl von Hollabah.

's Trauderl von Hollabah,
Dö is mei volla Gschmah,
's Dirndl is liab und guat,
Js a jungs Bluat.

Äugerl wia dunkle Nacht;
O du rabnschwarze Pracht!
Drin dö zwoa feurign Stern,
Dö siag i gern.

Leuchtn so wunderliab,
Nia is da Himml trüab;
Mecht a Sterngucka wern
Wegn dö zwoa Stern!

's Trauderl von Hollabah,
Lacht's, is da Sunnschein da,
Singt's wiar a Nachtigall,
Klingt Berg und Tal.

Sing wiar a Fink am Bam,
Sing oft laut auf im Tram;
Wann mir erst 's Trauderl ghert,
Gibt's a Konzert!

*

's Trauderl von Hollabah
Geht mit mir auf und a;
Willst uns wo sehgn und hern,
Nimm a Latern:

Leucht hin, wo's finsta is;
Findst uns — i woaß's nöt gwiß . . .
Willst uns leicht singa hern
Mit da Latern?

anginge, mit ihm zu tauschen, er könnte ihm diesen letzten Wunsch nicht abschlagen. Selbstverständlich denkt er nicht im Traum daran, fremden Leuten Geld zu leihen oder zu schenken, unangenehme Protektionen von zweifelhaftem Wert zu übernehmen, sich aus Gefälligkeit für einen andern aufknüpfen zu lassen. Aber Versprechen und Halten ist schon nach einem bekannten Wiener Sprichwort zweierlei. Jenes ist Herrn Neubauers Leidenschaft, dieses macht ihm kein Kopfzerbrechen.

Er sitzt natürlich auch — habe ich das noch nicht erzählt? — im Gemeinderat und ist dort eine Zierde der festgefügten Mehrheit. Er ist der unerschütterlichen Überzeugung, daß Wien die richtige Insel der Glücklichen sei und daß es Vermessenheit wäre, an ihrer mustergültigen Verwaltung etwas ändern zu wollen. Aber ganz ausnahmsweise findet er doch einmal, daß ein Antrag, der von maßgebender Seite empfohlen wurde, eigentlich abzulehnen wäre. Dann möchte er wohl gerne nein sagen — aber er ist es nicht imstande. Und er sagt wiederum ja. „Hätt' ich nur lauter solche Gemeinderäte", soll unser verehrter Herr Bürgermeister unlängst im Rathauskeller gesagt haben, „wie den Neubauer, dann wär's schon recht."

Auf dieses Lob ist Herr Neubauer ebenso stolz, wie auf sein echtes goldenes Wiener Herz. Das meint er in einem ganz besonders schönen Exemplar zu besitzen. Und er hat auch nicht Unrecht mit dieser Meinung.

Glaube mir, Fremdling, der du nach Wien kommst: Ersuchst du hier jemanden um eine Leistung, einen Dienst, eine Gefälligkeit, und er antwortet dir offen und ehrlich: „Nein! Das kann ich nicht" oder: „Nein! Das will ich nicht" — dann bist du kaum an einen echten Wiener geraten. Das war wahrscheinlich ein aus der Art Geschlagener oder gar „a Zuag'raster". Der wahre Wiener sagt „ja" und denkt sich „nein". Ich muß das wissen. Denn ich bin ja selber nicht viel anders.

Dorfgsangln.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Mehr.

Bei an Wöda varnimmst oft
Mehr Dunner als Blitz;
Und dö Dirndln habn meistns
Mehr Liab als wia Witz.

Mehr Erdn als Sand
Drum wachst was im Land;
Es gibt ohne Lüagn
Mehr Kinder als Wiagn.

Mehr bucklat als flach
Is 's Land und sei Sprach;
Mehr „geh weiter!" als „beit!"
Muaß ma sagn zu dö Leut.

kamen und umarmten den protestantischen Sänger begeistert mit der Versicherung, daß Schiller der allerüberzeugteste Katholik geworden wäre, wenn er länger gelebt hätte. Wie um jenen großen Griechen sich sieben Städte stritten, als er ihnen keine Kosten und Unannehmlichkeiten mehr verursachen konnte, so suchten nun die politischen und sozialen Parteien aller Farben Friedrich Schiller in ihr Lager zu lotsen. Und dieser Zank, so lächerlich klein an sich, war vielleicht der echteste Verkünder Schillerscher Größe. Man verzeiht ihm vieles, denn alle lieben ihn. Weil er es nie mit einer bestimmten Richtung oder Partei gehalten hat, weil er nur in sich selbst stand und aus seiner reichen Wesenheit allen spendete, so lieben ihn alle.

So wie die Zeitungsschreiber an diesem Schillerfeuer ihr Sondersüpplein kochten, so taten es auch manche unter den Festrednern. Daß hie und da einer die gute Gelegenheit wahrnahm, um im Himmelsglanz des Fixsternes wenigstens als flüchtiger Komet oder gar nur als fallender Meteor zu strahlen, darf uns ja nicht arg wundern. Andere wieder ergriffen die gute Gelegenheit, um als Festredner ihren literarischen Parteistandpunkt zu predigen und mit wirklichen und eingebildeten Gegnern zu polemisieren. Mancher hat sein Mäntelchen von der Objektivität in der Kritik flott abgeworfen, um sein persönliches Mütchen zu kühlen. Hinter Schillers Schilde ist so was schon zu wagen. Solche Festredner — sonst längst vergessene Dichter kultivierend — konnten plötzlich von einer so kannibalischen Schillerbegeisterung erfaßt werden, daß sie Menschenopfer brachten, ihm zu Ehren alle neuen Dichter abschlachteten. Obs wahr ist, weiß ich nicht, einer der Zuhörer will bei solcher Massenschlächterei eines Festredners gehört haben, wie hinten im Winkel die lorbeerbekränzte Schillerbüste leise zu sprechen begann: „Das sind die Karrner, so trieben sie es schon vor Zeiten; die Toten scharren sie aus, die Lebenden graben sie ein.“

Braucht es denn erst einer akademischen Festversammlung, um feierlich zu konstatieren, daß die Dichter von heute gegen den Adler Schiller armselige Grasmücken sind?

Lasse man bei den Großen doch die Kleinen aus dem Spiele, oder gebe man wenigstens zu, daß es auch unter diesen nicht lauter Lumpen und Honorarfresser gibt, daß auch unter ihnen ein ernstes literarisches und altruistisches Streben sein kann. Ein klein wenig an Honorar hat wohl auch Schiller denken müssen, denn Professorengehalt und Hofratspension waren damals noch nicht so erklecklich wie heute.

Abgesehen von derlei Taktlosigkeiten und gallichten Verunreinigungen des Schillerfestes war es doch eine erfreuliche Zeit. Am besten hat es freilich jener Mann gemacht, der am 9. Mai mit dem Buche hinaus-

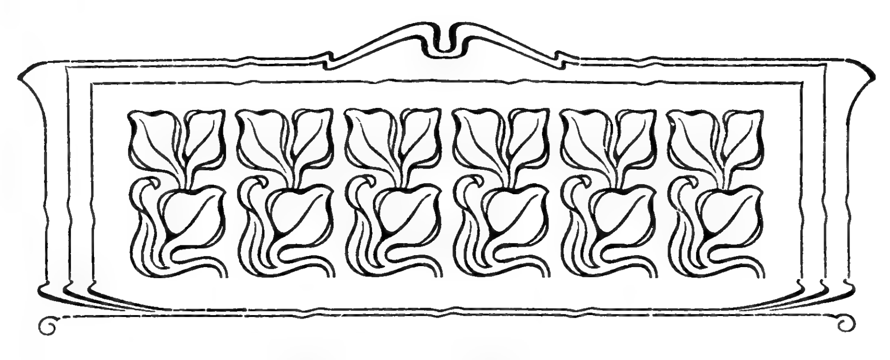
Heimgärtners Tagebuch.

Nach dem Schillerfeste.

Hand aufs Herz, mein Leser, hat das Schillerfest nicht ein bißchen Katzenjammer bei dir zurückgelassen? Ja, wenn bei einer solchen Feier die Festlichkeiten nicht wären, das Äußerliche, das Gemachte und Geheuchelte nicht, wenn sie eine rein innere Erhebung des Volksherzens sein könnte! Heutzutage gibt es ja gar nichts Trivialeres mehr, als ein Fest mit Fahnen, Schauzügen, Denkmalstiftungen, Festessen und Reden. Dergleichen kommt alle Wochen ein paarmal vor, es ist schon nahezu lästig. Das Schillerfest, das wir erlebten, glaube ich, das entsprang tieferen Quellen. Wie erhaben wäre es gewesen, wenn nicht gestern der berühmte Meier ebenso gefeiert worden wäre und morgen der große Schulze ebenso gefeiert werden würde. Wenn es im Jahrhundert für sich allein stünde, wie Schiller selbst. — Gewiß, das Schillerfest war recht. Sonst aber müssen wir uns diese Festwütigkeit abgewöhnen, wir werden komisch. Zwar pflegen wir unsere Opferherde nur mit Stroh zu heizen, aber immerhin wird dabei noch zu viele Wärme verschwendet, für die wir bessere Verwendung hätten.

Ich möchte jetzt nur wissen, wie viele Schillerbücher gelegentlich des Festes gekauft worden sind, wie viele davon gelesen, und wie viele von den gelesenen lebendige Früchte tragen! Es ist wahrscheinlich, daß zehn Millionen Deutsche sich jetzt wieder auf Schiller besonnen haben, daß Unzählige geklärt und erhoben wurden, es ist ganz wohl möglich, daß diese neue Schillersaat in Dichtung und Leben der Deutschen Früchte trägt. Dann, Schillerfest, sei mir gesegnet!

Wir sahen in diesen Tagen ja manch echte Begeisterung flammen und manch hohes Werk vollführen, manches Zeichen der Einkehr und Umkehr erscheinen — aber etwas spärlich waren diese Zeichen doch. Im ganzen fand der Dichterheros wieder sein kleines Geschlecht. Tausendfach zwar wurde betont, daß Schiller allen gehöre, daß alle in ihm sich zum großen Gemeinsamen finden können, aber jeder blieb an dem großen Strom in seinem Waschkübel stehen und plätscherte mit seiner Wäsche. Jeder wollte den Dichter für seine Partei haben, für sein Bekenntnis, für seinen besonderen Zweck. Und keiner wollte ihn dem Gegner gönnen. Sogar fremde Völker reklamierten ihn. Die Franzosen erinnerten an Schillers republikanischen Freiheitsgeist. Die Polen behaupteten, die so schauderhaft materialistisch gewordenen Deutschen wären dieses göttlichen Idealisten nicht wert und selbst die katholischen Blätter



Kleine Laube.

Schip, schip, schip!

Eine Geschichte für Groß und Klein, erzählt von einem Sonntagskind.

's ist ein rechtes Glück, wenn ein's mehrere Sprachen versteht, man kommt leicht überall durch und vermag viel zu lernen von fremden Zungen. Ich bin ein Sonntagskind und habe als solches eine ganz besondere Eigenschaft, ich verstehe die Vögel im Wald, und was sie singen und sagen. Ja wohl!

Einmal am ersten Maitag zur Frühe saß ich im Bergwald und lauschte, was denn die Natur allfort so treibt, während die Menschen unten verkrochen liegen unter ihren Decken, oder in Hast und Tagesmüh' dem täglichen Brote nachlaufen, das sich oft schier nicht will erwischen lassen.

Wie ich so dalag im Moose, da wurden nach und nach im Gezweige des Tanns alle Vögel wach, und riefen einander zu: „Guten Morgen, guten Mai!“ Dann huben sie an und erzählten sich Geschichten.

Ein Ammer und ein Spatz sind sich gegenüber gesessen auf hohen Zweigen. Der Ammer birgt seinen Kopf zwischen den Flügeln, als schliefe er noch oder habe Herzleid. Der Spatz hingegen ist stolz und lustig und erzählt in übermütigen Worten, wie er über den Winter in einem herrlichen Lande gewesen, weit im Süden, und wie er dort göttlichen Sanges gepflegt, und König war unter den Sängern. „Mit der Lerche bin ich geschwebt im Himmelsblau, schier hinauf bis zu den Sternen und für den Abend hat mich die Nachtigall besucht, und wir haben zusammen gesungen. Das war ein Land und eine Zeit! Und so ein miserabler Faulenzer zieht es vor, sein bißchen Gehirn in diesem frostigen Norden vollends einfrieren zu lassen, anstatt zu erglühen im Süden für das Schöne, für die Kunst?“ — Oh, der konnte schwatzen!

Der Ammer hat kein Wort entgegnet. Krampfhaft hat er seine Klauen um ein Ästlein gepreßt, die Federchen sind ihm wirr aufwärts gestanden und haben sich nicht wollen glatt legen, so wie beim Sperling. Endlich hat er doch seinen Kopf ein wenig gehoben und mit heiserer Stimme gesagt: „Schau mich einmal an, Spatz!“

„Schip, schip, schip, Sperling, Sperling heiß' ich!“ fällt der andere beleidigt ein, „wahrlich, ein bißchen Fremde möchte Ihnen nicht schaden, lieber Ammer, Ihre Ausdrucksweise ist höchst unartig, pöbelhaft. Merken Sie sich das!“

„Ich red' halt, wie mir der Schnabel gewachsen.“

„Ein simpler Gelbschnabel, vraiment!“

Nach einer kleinen Pause entgegnet der Ammer: „O, wie tausendmal gern wär' ich im letzten Herbste mit den anderen ein wenig gegen Mittag gezogen.

ging auf den stillen Waldanger und sich dort die Festrede — von Schiller selbst halten ließ.

So weit ich sehen konnte, waren für das Volk die Festreden und die Schillervorträge im ganzen zu hoch gegriffen. Man schätzte den Zuhörer der Menge wieder einmal zu hoch ein, auch in den Städten, ja vielleicht besonders in den Städten. Will man in literarischen und philosophischen Dingen vom „Volke“ verstanden werden, so kann man gar nicht niedrig genug antragen. Freilich soll man ihm Höheres bieten, aber stets in einfachster Form, und große Gedanken populär auszudrücken, dazu tut's kein gewöhnlicher Festredner, das hat jener Tramwaykondukteur besser verstanden. Als der von einem mitfahrenden Gaste befragt wurde, wer denn dieser Schiller eigentlich gewesen sei, daß man mit ihm so Geschichten macht, antwortete er: „Ja, der Schiller, das ist der, der die Freiheit erfunden hat. Wissen S', in früherer Zeit ist's einmal so gewesen, daß der Grazer Bischof jeden beliebig hat auf die Bank legen und fünfundzwanzig hat herabmessen lassen können. Das hat sich aber der Schiller nit gefallen lassen und hat auch den andern gesagt, daß sie sich's nicht sollen gefallen lassen.“ Ein etwas drastisches Beispiel, aber besser für den Mann aus dem Volke, als die Versicherungen der Festredner, daß Schiller der Sänger der Menschenwürde gewesen. Mit der „Menschenwürde“ wissen die gemeinen Leute nichts anzufangen. Wie anders steht dieser Kondukteur da im Vergleich zu jenen Universitätsbediensteten. Als der eine die Fahne aushing, fragte der andere: „Was ham s' denn wieder die Leut', daß gar a so flaggen?“ Darauf der eine: „Verstengen S', vor hundert Jahren ist halt einmal so ein Verein gewesen.“ Weiter kam er nicht in seiner Belehrung, denn er wußte nichts mehr. Das war anläßlich der Schillerfeier in den Räumen der deutschen Universität zu so und so. Ist es da zu verwundern, wenn jener Institutszögling auf die Frage, wie in seiner Anstalt die Schillerfeier vor sich gegangen, zur Antwort gab: „Sehr schön. Zwei Faßl Bier haben wir ausgetrunken.“ „Und weiter?“ „Ja, der Professor hat auch was vorgelesen.“ „Was denn?“ „Das weiß ich nit mehr.“

Verhundertfacht könnten solche Beispiele werden. Ja, wir sind halt das Volk der Dichter und Denker!

„Zuweg sitzest ihnen auf!“ ruft der naseweise Sperling, „wenn ich in der weiten Himmelsluft bin, so erwischt mich kein solcher Junge. Zum Auslachen bist noch!“

Der Ammer ließ das Köpfchen sinken.

„Aber wie? — jetzt bist denn doch wieder da,“ sagte der Sperling.

„Ja, da bin ich wohl wieder, aber das Sterben wär' mir das Gesündest' gewesen.“

„Bist ein langweiliger Kopfhänger, du. Hörst, wie die anderen singen im Hall und Schall, und es geht just die Morgenröt' auf.“

„So, die Morgenröt' geht auf?“ sagt der Ammer traurig, „an demselben Tag, wo meine Mutter auf dem kalten Stein ist gelegen, hab' ich meine letzte Morgenröt' gesehen. Hat das Bübel nachher mein Gefängnis in die finstere Stub' getragen, und dort bin ich blieben den ganzen Winter. Oft freudige und traurige Stund' hab' ich gesehen, wie sie die Menschen in der Winterstub' miteinander haben. Eine Krankheit ist gekommen, und die Leut' sind gelegen auf den Strohbetten herum, und die Fenster sind all' verhangen gewesen, daß schier kein Tageslicht hat hereingeschaut zu dem Elend. Die Stubentür ist ein einzigmal weit aufgegangen, und da haben sie das alt' Mütterlein hinausgetragen in den Wintertag. Zu derselbigen Stund' ist das einzig' Licht hereingefallen in die Stub'. Wie nachher der Tag wieder angehebt hat zu wachsen, da sind die anderen aufgestanden von ihrer Krankheit, aber das Bübel, dem ich hab' zugehört, ist gar zum Erbarmen arm gewesen — das ist in der Krankheit völlig um sein Augenlicht gekommen. Keine rechte Freud' hat's mehr gehabt, wie das Frühjahr ist dagewesen. Da hat es mich wieder zwischen seine großmächtigen Händ' genommen, daß ich hab' gezittert an allen Federchen, hat mich hinausgetragen, hat mich freigelassen in der sonnigen Luft. — Spatz, da hab' ich wieder das Fliegen probieren wollen, aber das ist nur ein armseliges Flattern gewesen und überall bin ich angestoßen. Wie ich die Augen aufmachen will und den Maitag ansehen — daß Gott erbarm! — da hab' ich kein Fünklein Licht mehr gehabt — blind bin ich geworden — blind wie der Bub! — Schon eine Weil' sitz' ich da auf dem Ästlein grün — kann mir mein Brot nimmer suchen. Die Kräfte haben mich verlassen, der Frost geht mir bis ins Herz, und das Liedlein vom Mai — ich weiß es nimmer.“

Dies alles hatte das Vöglein hervorgeweint, dann war es stumm geworden. Tiefer hatte es das Köpfchen eingezogen, und breiter und wüster haben sich die Federchen gesträubt.

„Schip, schip, schip!“ zwitschert der Sperling.

Da hat der Ammer das Köpfchen noch einmal gehoben und gesagt: „Zisi — zisi —“ Das war sein Letztes gewesen. Bald darauf ist das ärme Vogerl herniedergefallen in das junge, tauige Gras.

Da wird auch dem Sperling langweilig und gar ein wenig unheimlich, er erhebt die Flügel und flattert davon. Er mischt sich unter die Sänger und zwitschert fort und fort: „Schip, schip, schip!“

Sonst weiß er nichts.

Aber die Amsel und der Fink und die Schwalbe wollen ihn nicht leiden, weil er so hochmütig ist und weil er durch sein albernes Gezwitscher den Gesang verunglimpfe, und sie haben mit dem Sperling keine Gemeinschaft.

Das wurmt diesen gottsträflich, und er schwirrt hinab in das Erlgesträuche, wo er in einer Holzleiste eine volle Haferrispe schaukeln sieht. Schadenfreudig, daß die andern das gedeckte Tischlein nicht sehen, hüpft er hin, da — klappt über ihm ein Brettchen zu und er ist — gefangen.

Ganz ins Welsche hinein, du weißt, das ist unsere Sache nit. Aber ein bißle gegen Mittag. — Du meine liebe Welt, wie ist's mir doch im letzten Herbste gar so unselig ergangen! — Schau' mich einmal an; mit mir wird's bald vorbei sein. — Ein bißle gegen Mittag. Wie hab' ich mich im Spätsommer schon so gefreut! Mein Vater, meine Mutter haben sich schon zusammengestellt, haben mir die Federn gestrichen, und 's ist alles fertig gewesen zum Abfliegen. Noch am letzten Tag hab' ich mich im Bauernhof drüben ein klein Randl im Obstgarten umgeschaut, rechtschaffen süße Butterbirnen, mein' ich! Neben unten aber ist so ein Brettl gewesen und ein Semmelkieferl darauf gelegen. Ist dir zuletzt gar ein ganselgelber Guglhupf, denk' ich, den mir der lieb' Herrgott zu einem Fortgehessen schickt — und hüpf' aufs Brettl. — Ei, mein Eid, hätt' ich das nicht tan! wie ich hinhüpf, schnapp, fällt über mir ein Deckel zu, und ich bin in der Klemm' und kann nicht mehr davon."

Der Ammer schweigt.

„Und dann?" fragt der Sperling kichernd.

„Dann? — brauchst just nit neugierig zu sein; 's kommt nit viel Gutes. Ein Bübel ist gekommen zu derselben Stund'; und wie mich der klein' Hupfauf in der Fallen hat gesehen, da hat er einen so hellen Jauchzer tan, daß ich hab' gemeint, ach Jeß ja! — Das Bübel hat mich nachher zwischen seine zwei Händ' genommen und hat mich so druckt, so druckt hat es mich, daß die Trud dagegen so fein wie ein Blühblattel gewesen wär' — hat mich darauf ins Bauernhaus tragen und in einen vergitterten Kasten tan, daß das lieb' Tageslicht völlig von mir abgeschnitten gewesen. — Was hab' ich denn angestellt, um Gotteswill, daß ihr mich so einsperrt in einen Kerker! — Das Bübel hat sich noch die schauderhaft großen Händ' gerieben und gotteslästerlich gelacht. Zum Fenster hat es mich darauf gestellt, und da hab' ich mögen hinausschauen, wie meine Brüder und Schwestern lustig fortgetanzt sind, wohl in der freien Himmelsluft gegen Mittag hin. Meine Mutter aber — dasselb' vergess' ich nimmer, wie die zu meinem Fenster ist gekommen mit einem grünen Zweig, wie sie mich hat angeschaut so traurig und gar bis zum Sterben betrübt — und wie sie nimmer weggeflogen ist von dem Platz, und wie sie nachher verhungert und erfroren hinabgefallen ist auf den kalten Stein. Mutter, dasselb' vergess' ich dir nimmer" . . .

Das Vöglein schweigt und schlägt ein paarmal mit den struppigen Flügeln. Dann streckt es das Köpfchen gar tief in die Brust, als wollte es gar nichts mehr sagen.

„Bist ein armer Teufel, meiner Seel'!" lacht der Spatz, „hast's halt dumm angestellt; jetzt ist's vorbei und das Klaggeschrei weckt die Toten nimmer auf. — Nu, und weiter?"

Der Ammer rührt wohl wieder das Köpfchen.

— „Nußkern' und Wasser haben sie mir bracht und ein Stück Zucker haben sie mir durch die Eisenstangen gesteckt. Man meint, sie sollen es wissen, die kindischen Leut', daß ein's zu solcher Stund' kein' Hunger und Durst hat, und daß eine solche Lebensbitterkeit ganz was anderes will, als ein eitel Stück Zucker zwischen den Stangen. Der Tausend, was sie da allweg schreien von Freiheit und Licht, und ein armes Vöglein, das ihnen seiner Tag nichts Böses tun hat mögen, halten sie in der Finsternis gefangen, und lachen und freuen sich bei seinem Weinen und Klagen. Der Wurm und der Schneck' und all die Tier' auf der staubigen Erden können die Gefangenschaft nicht so empfinden, wie das Vöglein von der freien, weiten, lichten Himmelsluft herein. Daß sie kein Herz für uns haben, das ist gar bös' von den Leuten, gar bös'."

Ponthätung

zu der herrschaft Pürg, welche alle jar zu der gewöndlichen stüft verlesen werden soll — nemblichen:

Zum ersten alle grunt und güeter, die unter die herrschaft Pürg gehörig, brief und sigl darumben haben, noch laut irer inhaltungen.

Item die selbigen grunt, güeter und herrligikaiten sollen behalten und gehanthabt werden mit allen freihaiten, recht und gerechtigkaiten, wie von alter herkomen.

Item es sol niemonts auf der herrschaft gründen wilt jagen, vederspül abfahen, gestel abhacken oder vernichten; und wer das uberfur, der ist in schwörer straf. wer auch mit urlaubnuß fux, mäder, lux, tär oder piber zu handen bräht, der soll die pölg der herrschaft zubringen, dem soll eß nach billigkait bezahlt werden. auch alleß anders Wildpräth, so den reißgejait untergehörig, solle geen hoff herain, nirgend anders hingebracht werden.

Item es sollen alle waag, gewicht und maß beschaut, gehalten nnd gemerkt werden. welche aber das geverlich ubertretten, und nit recht hielten, der ist als oft fünf und sechzig pfunt pfenning verfallen.

Item die weinschenk oder leitgeben sollen rechte lantmaß inner und außerhalb dem hauß geben und guete, redliche, unvermischte trank haben, sich an gleichen gewinn beniegen lassen und die leut nit überschäzen bei vermeidung der herrschaft grosen straff.

Item es sol niemants kain viech, auch weder schmalz noch irgent waß anderß an erlaubnuß auß der herrschaft treiben, hingeben, oder verkaufen. und welche sollicheß uberfaren, der ist alß oft 65 pfunt pfening verfallen.

Item welche aigne holzer oder forst zu iren güetern haben, die sollen darauß nichts hingeben oder verkaufen dann allein waß sie zu zeinen, prennen und zu ires hauß notturft bedürfen; deß mügen sie geniessen und nicht weiter. die alten außgezaigten schön sachen sollen ausgenommen sein, und wellicher darwider handelt, sol umb den stam ainen Ducaten peen erlegen.

Item ob ainer den andern bei seinem holz findt und daß auslegen wolt, so soll der deß das holz ist dem andern pfant nemen und im sein schaden bezallen und darnach in der straff sein.

Item es sollen alle feuerstaet viermalen im jar zu jeder quatember ainsten nottdurftiglich beschaut werden.

Item es sein alle ungewöndlich werg und steeg frembden, unkunten und verdachten leuten verpoten. das soll keiner uber den andern verschweigen bei der straf.

Item es soll auch niemants ungelaiten oder sonsten fremden leut ane vorwissen inhalten oder beherbrigen, frauen oder mannen, und wer das uberfuer, der ist darumben an leib und guet zu straffen.

Es soll niemantß dem andern fröhlich unter sein tachtropfen nachvolgen noch schlachen, auch im verpotene wort nit zuesezen, und wer daß überfüer, der ist in der herrschaft schwören straf und dem andern alle seine sprüch verfallen.

Item die so käß dienen sollen gewarnet sein, hiefüran der gebür, noch solliche zu bringen; wo nit, sol der selbige umb alle die, so er zugegen, entlichen gestraft werden.

Item es sollen alle zehnt getreulich geben und gereicht werden.

Item da hifüran die alten gesezten rotarbeiten, alß das haigen auf der der Stuetering, holz schlagen und flezen nit treulichen wurden verrichtet und mit starken gambarn laiten versorgt werden, solle der selbige umb den schaden so durch das ungewitter ervolgen würt unableßlichen gestrafft, dem arbaiter zugleich kain speiß geraicht werden. und welcher hinfurän saumig in raichung aller herren forderungen

Wohl beginnt er nun im Häuschen fürchterlich zu flattern, und es fliegen die Federn heraus durch die Fugen.

Ich sehe dem Spatzen eine Weile zu und denke daran, wie er nur harte Worte gehabt für das arme Vöglein, das so kläglich hat sterben müssen, zugrunde gerichtet von den Menschen.

„Und du bist doch nur ein Spatz,“ sagte ich dann, „und du kannst nichts anderes sein.“

Ich hebe mit meiner Hand das Brettchen der Falle, und der Sperling schwirrt wild heraus und empor in die Geäste der Lärchen. Und auf dem Zweig, auf welchem vorhin der Ammer gesessen, läßt er sich nieder, und blickt gar traurig hinab auf die kleine Leiche im tauigen Grase, und anstatt sein: „Schip, schip, schip,“ schreit er, bis die Sonne aufgeht: „Vergib, vergib, vergib!“

Also sprach —?

(Epigramme von Satiricus.*)

Entweder — oder.

Glaubst du, den Klugen und Wissenden spielen zu können,
Bist du ein Großmaul;
Läßt man dich aber die geistige Übermacht fühlen,
Wirst du ein Feigling.

Vom Großmaul zum Feigling? Das nimmt mich nicht sonderlich wunder;
Denn Großmauligkeit
Und Feigheit entsprießen demselben verkümmerten Boden
Der Geistesbeschränktheit.

Blech.

Glaube nicht gleißenden Worten, und glatten Manieren mißtraue:
Gold ist nicht alles, was glänzt; blendet doch manchmal gar — Blech.

Verstanden.

Was du auch hörst, und was du auch liesest, stets hast du's verstanden.
Wenn man nur wüßte, was du unter Verstanden verstehst.

Wahr.

Was manchem klugen Kopfe
ist ohne Verständnis
und sonderbar,
Erscheint dem dummen Tropfe
in voller Erkenntnis
und sonnenklar.

Eine steirische Gesetztafel aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Rudolf Wernbacher, Oberlehrer in Irdning, teilt in seinem Werke „Geschichte des Bezirkes Irdning und seiner Schlösser“**) ein „Bantaiding“ der Herrschaft Pürg mit, das uns guten Einblick in die ländlichen Rechtsverhältnisse jener Zeit gewährt und folgenderweise lautet:

*) Dresden, E. Pierson.
**) Verlag Johann Walik. Gröbming. 1905.

muetig weren, so soll man die ringeln oder kempen. und welcher das nit thuet, der ist des viechs verfallen.

Item ain jeder so auf der herrschaften grunt angesessen oder sich darin auf gemein und und andern genieß enthelt, der soll zu allen und jeden zeiten, alß oft ime angesagt wirdt, unwaigerlichen erscheinen; und ob er selbß nit mocht, so soll er sein poten haben und ehehaftig not reden. welicher daß nit thuet und an urlaub aussen blib, der ist zu pueß ainen ducaten verfallen. welcher ducaten dem urbas ambtmann weegen forderung, das die persann ungehorsamblichen sich erzaigt, in ansehung soll zur peßrung angehendigt und fur aigenthomb werden. und da der ungehorsamb auf angedeute gelegenhaiten sich der straf waigern wolte, ist hier über der obrigkait für ain ducaten zwen zu erlegen ime hier mit zur vätterlichen wahrung solches vorangedeutet.

Item welcher ainen den andern unrechtlichen vor der obrigkait verklagt, der ist auch zur pueß verfallen zwen ungerisch Dukaten.

Eß sollen auch hinfüran aller offentlicher ehebruch und zugleich alle unzucht so durch ledige und angesessne personnen beschiecht, die verprecher sambt irem haußherren, wan er sie wißentlich in seiner behausung haien und vertättigen wolte, andern zu ainem exempel, hart gestraft werden.

Es ist auch verlassen und beschloßen, wen man aufs wolfs- pern- oder hirschengejait auf peut, welcher nit gehet, der soll schilling pfenning geben und die gehorsamben so erscheinen einnemen und vertrinken.

Item welcher solcher hievorgeschrieben stuk und articel ainen oder mer uber den andern verschwig, sollich einfall und eingrif der herrschaft nit anbracht, der ist, pueßfellig und strafbar.

So solle man auf heut nach alter gewohnhait auch sezen und ordnen ainen urbarßambtman, rathleit, walt- und vorstmaister, jäger und andere fürsehung thuen in allen notwendigen sachen, damit das urbar bei seinen alten wierden, löblichen herkomen und bei krefften unter der gemain erpaut und wie urbarßleut erhalten werden.

Und zu wasserlei ambt ain jeder beruefen und dargestellt worden, der soll an aideß stat angeloben, daß er dem selben treulehist ist wolle vor sein und außwarten, damit der herrschaft nichtig verschwerzt, verkumert noch veruntreut werde.

Da aber jemants auf dergleichen ambtsverwalter allerlei gefar, mißgunst und andere bese nachreden, so ime zu verklienerung seiner er geraichen theten, werfen wurde oder ime vertailen wolte, der soll neben getaner abbet umb ainen ducaten gestraft, sollicher alßbald dem belaidigten auch zum besten hinumb gegeben werden.

Item auch nach dem oftmallenß loßzunichter, fitschlfätschlhändel, als maulporn, märlreden und dergleichen, hin und wider getragen werden, dar durch die obrigkait, und behelligkeit, und wan dem grunt nachgeforschen wierdet, sich durchauß das widerspüll befindet, derowegen und wan sich dergleichen mer zuetreget und begiebt, so solle gewißlichen dißeß urtl gefelt sein: da eß durch ein manßpersonn beschiecht, solle derselb niemants außgenommen 14 tag mit wasser und brodt in der keichen, ist es dan ein weib, 3sontag nacheinder mit der prechl gestraft werden.

Dann so sollen die herbriger, die nit angevoget, durchauß ab- und außgeschafft sein.

Item das diensttrail solle zur stüft richtig oder doch liechtmessen aufs lengist hernach, sauber und vleissig, mit guetn schönen trait geschüttet werden, welcher aber das hinder, schlechtest traid wurde bringen und nit von gemeinen, grossen, haufen, der soll nach billigkeit gestraft werden. Item das niemant alß unterthan sich selbst

wiert erfunden, sol vermüg seines kaufsbriefs, in welchen diser articl eingeleibt, gestraft oder zuerzustüften verursacht werden.

Item eß soll auch ain jeder nachpaur gegen dem andern friden und zainen, welcher das nit taett, der ist in der straf; so auch ainen durch sein aigen zaun schaden ergieng, des entgelt er.

Item ob ainer an die gemain oder ander pau icht zeug het, der solt zeunen. thät er daß nicht und geschäch etwo schäden durch denselben zaun, deß entgelt der deß der zaun ist. und geschücht jemant schaden darbei, den selben soll er auch erben.

Item ob ain luken ainß zaunes zuegemacht wär, und ain anderer auch recht dardurch zu faren hette, denn soll das verkündt werden. will im aber der andere durch solliche zu farren nit gestatten, der wär in der straf. aber der so recht hiet da durch zu farren, der soll wider zue zeunen, das kein schadt geschech dem andern. beschücht schadt, der ist in der straf und den andern sein schaden abzulegen.

Item wer auf der gemain grebt oder reuter mit der grundobrigkait willen schlecht, der soll die friden, zeun und nach lantgewohnhait inhalten. wellicher daß ueberfuer, der ist in der herrschaft straff.

Item so ainer den andern auf der gemain mit viech uberschlecht und deß nit recht hat, der ist in der pueß.

Item es soll ainer uber deß andern willen in sein rechten oder erlaubten reutern nit graisen oder arbaiten. wer daß uberfuer, der wierdt darumben schwörlich gestrafft.

Item wer an der gemain viech halten oder holz schlachen will und nit angesessen ist oder des recht hat, der soll es haben mit willen der herrschaft oder er ist in der straff.

Eß sol kainer dem andern sein anger noch zeun nit aufprechen, auch sein rain, anger oder egärten über sein willen nicht etzen noch abschneiden, und wer das uberfert der ist in der straff.

Item wellicher den andern ubermäet, zeunt oder uberpaut, der ist pueßfellig.

Item wellicher dem andern sein marchstain oder gemerkt aufbricht der ist der herrschaft verfallen leib und guet.

Item es soll jeder nachpaur dem andern sein weeg und steeg, darzue er recht hat zu faren, nit wehren. und welcher darwider tätt, der ist in der straff.

Item ob ainer ain acker oder wisen an der andern ackern und wisen hat, so soll der, der zeitig korn oder hei hat, ainen weeg in deß andern frucht abscheiden oder mäen, ob er darüber zu faren recht hat, und dem andern solch garben oder hei so er abgemäet nach billichen widerlegen. und wer darwider fart, der ist in der straff.

Item wen ainer wasser laiten wil und des zu laiten recht hat, der soll das dem andern an schaden bei tag und nacht laiten im soll auch solches laiten. der ander nit weren. und wellicher das uberfuer, der ist in der herrschaft straff.

Wann ainer dem andern sein zaun oder gattern an wisen, ackern oder andern aufhackt, thuet er das bei tag, so ist er der herrschaft verfallen 65 pfunt pfening; thuet ers bei der nacht, so ist er leib und guet verfallen.

Item wen ainer sein halter weist oder heist, er soll das viech auf seines nachbaurn oder andern zu schaden treiben und wil sich nit abweisen laßen, findt in der ander in sein schaden, so soll er in pfenten und der herrschaft nit verschweigen. und der den schaden gethan hat, soll dem andern denselben ablegen und ist in der straf darzue.

Item soll man das viech halten, damit niemants weder wisen, anger, acker, und felder mit wüllen noch andern nicht schaden beschech, und so etliche schwein zu

„Nehmt, esset! Nährt vom Brot des Abendmahles
„Zum Frühmal euch am heil'gen Weihnachtstag.
„Des Menschensohnes Licht — einmal erstrahl' es
„Auch euch! ob nachher komme, was da mag!"
So sprach der Predikant und teilte
Dem Rabenvolk das Brot des Altars aus.

Wie sich aber später dieses Mannes Liebe zur Kreatur vertieft und erhöht, vom Tiere bis zum Menschen, davon handelt das wundersame Schattenspiel, welches der Pfarrer Lux den beiden Scholaren vorstellt: Der Heilige und die Tiere. Ein biblisches Schattenspiel. Der Menschensohn in der Wüste sieht in den Tieren das Elend der Kreatur und wird von grenzenlosem Mitleid ergriffen. Glühende Wüstenbilder, Fabeln von wunderbarer Stimmung und Schönheit, dann der böse Feind Asasel, der Mephisto, der den Menschensohn durch das Mitleid zum Tiere niederziehen will. Durch das ausschließliche Mitleid des Menschensohnes mit dem Tiere der Menschen zu vergessen, immer tiefer zum Tiere hinab — das plant Asasel. Im letzten Gesange „Auf dem Berge der Versuchung" klären sich die phantastischen Bilder zu dem einen großen Gedanken. Asasel stellt den Heiligen, dem Menschensohne, vor, wie sie beide mit dem Vater zu dreien auf der Höhe sitzen:

Auf Jaspissäulen ruht der stolze Bau,
Wir auf drei goldnen Stühlen mitten innen,
Mit grenzenloser Weltenüberschau.
Und dann — an eines denke der Gemächer,
Ein Purpurvorhang schied ringsum es ganz
Von all den andern offnen Himmelsräumen,
Denn in dies Kabinett zog sich zurück,
Der, den wir „Vater" nennen, um „zu träumen".
Doch — du erinnerst dich — er schrieb sein Stück...
(da der Heilige eine abwehrende Bewegung macht)
Der Alte findet nun mal drin sein Glück,
Ein tragisch Drama, das ihn ganz erfüllt,
In einem schweren Pathos abzufassen,
Von dem die Erde stöhnt, das Weltall brüllt.
Denn, was er sinnt und schreibt, bleibt nicht papieren,
Stürzt sich in Fell und Federbalges Haft,
Fliegt, kriecht, läuft schreckensbang davon auf Vieren.
Da in ihm gärt der heiße Lebenssaft.
Wir damals, vor dem Vorhang stehend, lachten,
Wobei dein Lachen freilich bitter klang,
Indem wir zu dem Werke Glossen machten,
Das drinnen alle Tage neu mißlang.
(da der Heilige sich die Ohren zuhält)
Nein! höre noch. Du brauchst dich nicht zu schämen,
Daß du nicht schwiegst zu jenem Schaffen still;
War doch in deinem Spott ein leidvoll Grämen.
„Warum nicht statt Tragödien ein Idyll?"
So riefst du zürnend aus und standst in Gluten,
Wie wenn des Himmels Hälfte wetterblitzt.
„Warum nur soll im Heldenspiel verbluten,
„Was weder Heldensinn noch -kraft besitzt?
„Wie bitter ernst um wenig Tropfen werben
„Vom Honigseim des Glücks die Armen all,
„Und müssen wie Heroen leiden, sterben,
„Ein jeder Mückentod ein Schicksalsfall!
„Und alles immer nach demselben Schema:
„Der Hunger, der die Zähne fletscht und wetzt,
„Und jenes andere verlogne Thema,
„Die Brunst, die Fleisch auf Fleisch unendlich hetzt?"

noch deren kinter und hausgesint ohne vorwissen der geist- und weltlichen obrigkait sich thue verheirathen bei der straf.

Dannen auch so solle deß Sölckhners, Stäpfl und Stainuß holzschachen in bedenkungen, daß man zu fürfallenden nöten holz haben kan, auf das vleissigest so imer möglichen gehaiet und verschonet werden.

Der Heilige und die Tiere.

Steht J. V. Widmann offiziell nicht schon unter den Ersten der deutschen Dichter der Gegenwart? Wenn nicht, dann muß er sich bequemen, endlich vorzutreten. Selbst, wenn er sonst nichts als dieses Lied vom Heiligen und den Tieren*) gesungen hätte, müßte er in allererster Reihe stehen. Jeder echte Dichter schreibt einmal seinen Faust. Widmann hat den seinen uns jetzt gegeben, und zwar einen von Goethescher Unbefangenheit und einer Tiefe, die mit einmaligem Lesen kaum ergründet wird. Das Lied singt vom Menschensohn in der Wüste. Schon die Einleitung ist von einer Frische und Plastik, die bei aller Ursprünglichkeit an die Klassiker erinnert. Zwei Scholaren, ein süddeutscher und ein norddeutscher, kehren ein beim Pfarrer Lux von Everdinge, einem entzückenden Sonderlinge, der bei seinem Gottesdienste einmal folgendes Stücklein aufgeführt hat:

Im Kanton Zürich war's zur Weihnachtszeit,
Bei hartem Winter, alles tief verschneit.
In seinem Dorfkirchlein am Weihnachtsmorgen
War nach der Predigt Pfarrer Lux dabei,
Den Dienst des Abendmahles zu besorgen
Nach Zwinglis Ritus, wo der Pfarrer frei
Von Bank zu Bank so Brot wie Wein austeilt.
Nachdem er erst im Kirchenschiff verweilt,
Muß zu den Leuten nun er aufs Empor;
Doch keine Treppe führt dorthin von innen.
So tritt er mit dem Brot vors Kirchentor,
Zum Lettner hier den Aufstieg zu gewinnen.
Da liegt vor ihm in Eis und Schnee begraben
Das weite Land bis fern zum dunkeln Forst,
Weiß, kalt und still, ein Tischtuch ohne Gaben,
Kein Hauch des Lebens! — Nur aus ihrem Horst
Sind Krähen dort ein Trüpplein zugeflogen.
Sie hocken längs der Kirchhofmauer still,
Wie Seelen, die das Leben hat betrogen
Und die nun warten, wann es enden will.
Drum denken sie auch nicht mehr an Entweichen,
Als jetzt des Pförtleins Knarren mahnt: Gefahr!
Vielleicht auch scheint er ihnen ihresgleichen,
Der junge Mann im schwarzen Amtstalar.
Der steht und schaut und sieht die armen Schächer,
Und plötzlich flammt sein Antlitz purpurrot
Wie in der Morgenglut des Dorfes Dächer.
„Ah!“ ruft er aus, „hat Gott für euch kein Brot?
„Da! da! kommt alle, alle, nehmet, esset!
„Das ist der Leib des Mannes, der geglaubt,
„Daß, ob ihr auch nicht Korn in Scheunen messet,
„Gott Vater doch zu leben euch erlaubt.
„Der gute Mann, er hofft es wohl von Herzen!
„Und Optimist ist auch sein Weihnachtsbaum,
„Der, wenn er abends strahlt von hundert Kerzen,
„Vergessen hat des Waldes finstern Traum.

*) Huber & Ko. Frauenfeld. 1905.

Hier trieft, das durch die ganze Schöpfung schneidet,
Am blutigsten — das fürchterliche Schwert,
Hier ist die Kreatur, die schuldlos leidet,
Und die allein drum des Erbarmens wert.
Wer, wenn er retten kann, hilft Bösewichten,
Statt zu befreien eine fromme Schar,
Die schon seit Ewigkeit mit Bleigewichten
An hartes Felsgestein gekettet war?
Der Menschen Volk laß für sich selber sorgen,
Dem hilft kein noch so heiliges Panier,
Dieselben sind sie gestern, heute, morgen;
Der Mensch ist besten Falls das schlimmste Tier.
Du kannst es, wenn du Lust hast, selbst erproben,
Doch widerrat' ich das Experiment;
Sie haben Martern, die im Himmel droben
Man selbst mit ein'gem Schauder teuflisch nennt.
Nein, diese Brut wird nie und nimmer besser,
Wie seit Äonen gilt in Zukunft auch
Krieg aller gegen alle bis aufs Messer,
Und immer bleibt ihr höchster Gott der Bauch.
Geh hin, versuch' es ihrem Tun zu wehren,
Sag' ihnen, Liebe sei das Hauptgebot,
So schlagen sie, ich wette, dir zu Ehren
Mit neuer Lust und List einander tot.
Wie anders diese willenlosen Scharen
Im Reich der Luft, des Wassers, im Gefild,
Die still und redlich ihre Straße fahren,
Ein jedes treu dem eingebornen Bild,
Das seines Wesens Kern enthält und Schranken;
Wie ernst erfüllen sie die enge Pflicht
Und sind in ihren träumenden Gedanken
Ganz, was sie sollen, einfach, harmlos, schlicht.
Sie sind die Heil'gen, sie, die kein Verschulden,
Auch wenn sie andern Wunden reißen, trifft,
Denn auch ihr zorn'ger Zahn ist ein Erdulden
Und eingeimpfte Galle nur ihr Gift.
Hier gilt es drum, vom unverdienten Bösen,
Von eines grauenvollen Fluches Last
Die einzig wahrhaft Guten zu erlösen;
Und das ist, was du selbst beschlossen hast,
Als du dich schwangst herab aus Himmelshöhen.

Dieser Versuchung des Bösen tritt der Engel entgegen, der sich an den Menschensohn wendet:

Gabriel (hinzutretend).

Und deine Zeit nunmehr ist auch gekommen.
So wende zu den Brüdern deinen Blick.
Nur ihnen kann dein heilig Mitleid frommen.
Und schlimmer, glaube mir, ist ihr Geschick
Als derer, die in diesen Einsamkeiten
Nach regem Leben faßt ein jäher Tod.
Oft sah'n sie seinen finstern Schatten gleiten,
Doch ihre Seele litt davon nicht Not.
Erst, wenn den Griff sie spüren seiner Klammer,
Dann gellt ihr sterbensbanger Schmerzensschrei,
Ein voller, aber bald geschweigter Jammer,
Ein Augenblick der Hölle — doch vorbei!
Sie aber, die jetzt deine Brüder heißen,
Ach! wie von Sorgen ist ihr Herz erfüllt.
Wie sie in Ängsten an dem Schleier reißen,
Der gnadenvoll das Kommende verhüllt!

Ich seh' es noch, wie du Verachtung schnobst,
Und es geschah, daß du den Vorhang hobst,
Dein Finger hat ihm auf die Schrift getippt:
„Mit roter Tinte werd' ich's korrigieren!"
Riefst du und wolltest ihm das Manuskript
Mit einem sonderbaren Kreuz verzieren.

Der Heilige (nach langer Pause des Grauens).

Entsetzlicher! — Wer nur gibt dir Gewalt,
In deines Atems Pesthauch mich zu bannen?
Ist's, weil ich fahren ließ des Glaubens Halt,
Als Mitleidstränen mir vom Auge rannen?
Verfluchte Worte fürchterlichen Sinns,
Der mich erbeben macht, sprach deine Zunge.
Den du als Gottes Sohn begrüßt — ich bin's,
Jetzt fühl' ich's an dem Riß, dem wehen Sprunge,
Der mir das Herz will in zwei Hälften teilen,
Wie eines Hohenpriesters Kleid zerreißt,
Da du mir Wunden schlugst, die nie zu heilen,
Mit deinem Lästerwort, verfluchter Geist!

Asasel.

„Verfluchter Geist?" — Wie eng doch diese Rinde
Des Erdenleibes dir den Sinn gemacht!

Der Heilige.

Und du — was bietest du dem Gotteskinde,
Verworfner? — daß den Vater es verlacht!

Asasel.

So nenn' es denn „beweint", wenn das dir lieber,
Und was ich „dichten" nannte, nenne „krank".
Der Vater träumt die Welt in schwerem Fieber,
Der Sohn zog aus und sucht den Heilungstrank.
Magst du mich „Satan", „Geist der Hölle" schelten —
Du bist doch da, hierin ist doch kein Trug,
Und fühlst es selbst, du kamst aus andern Welten
Mit einer Sendung her. Das ist genug.
Nur mußt du auf die Sendung dich besinnen:
Der Geist hat in die Wüste dich geführt,
Hier, bei den Tieren, muß dein Werk beginnen,
Nachdem ihr Jammer dich zumeist gerührt.

Der Heilige.

Auf einen Irrpfad möchtest du mich leiten;
Zu meinem Volke nur ward ich gesandt
Und hab' in diese Wildnis mich gewandt,
Den Geist zum Werk in Stille zu bereiten.

Asasel.

Und diese Stille — hast du sie gefunden?
Hast du der Wüste Stimme nicht gehört,
Den steten Tropfenfall aus tausend Wunden,
Den Schrei der Angst, der sich zu Gott empört?
Er drang im Himmel schon durch jede Wolke,
Wie dicht den Erdkreis sie umschloß, zu dir.
Was willst du bei dem sünd'gen Menschenvolke?
Hier gilt's, die Heilung zu versuchen, hier!

nicht lebensfähig ist, unser Zeitalter aber in seiner falschen Humanität hegt und pflegt das Minderwertige. Baut nur den Verbrechern Villenkolonien, gebt barmherzige Schwestern hinein, sammelt durch Preisausschreiben die besten und edelsten Frauen und verheiratet sie dann mit euren Trunkenbolden und seht euch die Sache in zehn Jahren an — ihr werdet staunen über das Resultat, das eure Humanität gezeitigt hat. Und nun, ihr lieben, jungen Leidensgenossinnen, die ihr mich steinigen wollt, wartet damit noch einige Jahre; wenn ihr dann findet, daß ich zu hart geurteilt oder übertrieben habe, dann möget ihr mir einen Denkstein setzen mit der Inschrift: ‚Sie war eine nichtswürdige Lügnerin.‘ Ich war auch einmal jung wie ihr, auch voll Liebe, Glaube und Hoffnung wie ihr, auch voll Opfermut und Selbstverleugnung wie ihr und meinte, ich könne das Laster, von dem ich vorher nichts ahnte, durch Liebe bezwingen; was habe ich erduldet und ertragen, von dem ihr vielleicht heute noch keine Ahnung habt! Was wissen die Außenstehenden, wie man sich in Sehnsucht verzehrt nach reiner Luft, in dieser Atmosphäre von Lüge, Verstellung und Heuchelei — und — und anderem, von dem ein stolzes Weib nichts merken darf. (Denn eine Sünde zieht die andere nach sich, und wer auf unrechten Wegen geht, muß heucheln.) — Wollt ihr wissen, wie es kommt? — Die Liebe stirbt! Und je aufrichtiger und tiefer sie gewesen ist, desto langsamer und schmerzvoller ist der Todeskampf. Wie die Liebe tot ist, tritt an deren Stelle das Mitleid, wenn aber auch das Mitleid von der Verachtung allmählich erstickt wird (und es kommt so, es muß so kommen, denn wir sind keine Götter und keine Engel, sondern Menschen), wenn auch das Mitleid tot ist, dann wird die Ehe zur Unsittlichkeit! Und dann macht die Frau, die Charakter besitzt — Schluß — wenn das Schicksal nicht vorher ein Einsehen hat. Und darum rufe ich euch nochmals zu: Rettet euch! Lasset euch nicht von falschem Mitleid betören, höret nicht auf die, die nie im Leben ähnliches durchgemacht haben, die also nicht darüber urteilen können. Warum ich Wunden aufreiße und die Feder in Herzblut tauche? Nicht meinethalben, mir ist nicht mehr zu helfen, mein Schicksal muß sich erfüllen — vielleicht, daß mancher von euch durch meine Aufzeichnungen ein elendes Leben erspart bleibt.“

Lustige Zeitung.

Ein gewissenhafter Mensch. Stephen Marshall, der Vertreter eines großen Londoner Handelshauses in Reykjavik, der die Insel Island sehr gut kennt, erzählt ein hübsches Beispiel dafür, daß niemand mehr Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes haben kann, als der Isländer. Marshall kam vor etwa zwei Jahren durch das Land zwischen Reykjavik und Akureyri; da traf er einen Mann, der auf seinem Pony zur Hauptstadt ritt. „Wie heißt du?“ fragte Marshall. „Stephan“. „Wessen Sohn?“ „Thorsteinsohn“. „Wohin gehst du?“ „Ins Gefängnis.“ „Weshalb?“ „Weil ich Schafe gestohlen habe.“ „Bringt dich niemand hin?“ „Nein, der Richter war beschäftigt und schickte mich mit dem Vollziehungsbefehl allein hin.“ Darauf boten sie sich gegenseitig eine Prise an und trennten sich. Als Marshall nach vier Tagen zurückkehrte, traf er seinen neuen Bekannten wieder, er befand sich augenscheinlich auf dem Rückwege. „Was,“ rief Marshall überrascht aus, „Stephan Thorsteinsohn! Du sagtest doch, daß du ins Gefängnis gingest.“ „Ja, das habe ich auch getan, aber man hat mich nicht hineingelassen.“ „Warum nicht?“ „Ich verlor den Vollziehungsbefehl, und der Richter in Reykjavik sagte, ohne diesen könne er mich nicht aufnehmen.“ „Aber warum bist du nicht schon wieder zu Hause? Du hättest die Reise

Wie keinen Augenblick sie rein genießen,
Weil in die Gegenwart, die sie umfängt,
Begier und Wünsche nach dem nächsten fließen
Und in der Stunde Glück sich Zweifel mengt.
Und zu der Sorgenlast, was alles dräue
In Monden, Jahren, kommt die andre Pein,
Die rückwärts blickende, die bittre Reue,
Der leere Wunsch: O! könnt' es anders sein!
Der Tierheit Fluch liegt auch auf ihrem Fleische
Und an des Weges End' im Erdental
Steht, daß den Zoll er auch von ihnen heische,
Der fahle Tod und harrt am Henkerpfahl.
Sie haben ihn von weitem schon gesehen
Und, wenn auch meist mit abgewandtem Blick,
Sie müssen immer näher, näher gehen
Den einen Weg, erfüllend ihr Geschick.
Mühselig wankend und beladen schreiten
Sie ihren Pfad, wie keine Kreatur,
Berufen zwar zu hohen Seligkeiten,
Doch um so ärmer, sehnsuchtsbanger nur.
Sei denn ein Führer dieser irren Herde,
Die bald verzagt, bald trotzig sucht ihr Heil.
Das Tier erfüllt sein Dasein auf der Erde,
An jenen hat die Welt der Geister teil.

Der Gedankengröße dieser Dichtung hält ihre Kunstgröße die Wage. Schon in den wenigen Auszügen sieht man die geniale Leichtigkeit, mit der schwerstes Innenleben schön und klar zum Ausdrucke kommt. Und noch höher stelle ich des Dichters Phantasie, die uns Niegeschautes zeigt.

Josef Viktor Widmann ward geboren im Jahre 1842 zu Nonnwitz in Mähren und lebt seit vielen Jahren in der Schweiz zu Bern als einflußreicher Publizist. Er redigiert den „Bund". Als Reiseschilderer und touristischer Schriftsteller hat er seit langem sich einen Ruf geschaffen, so auch als Philosoph. Als Dichter wird er zu den feinsten Geistern des deutschen Parnasses gezählt. Aber das bezeichnet bei weitem noch nicht die Bedeutung, die er sich erworben durch dieses Buch „Der Heilige und die Tiere". Ein Buch, das man mit keinem anderen vergleichen kann. R.

Deutsche Jungfrauen, heiratet keine Trinker!

Der „Berliner Lokalanzeiger" veröffentlicht den Notschrei einer mit einem Trinker verheirateten feinfühligen Frau:

„Wenn ich zu dem traurigen Thema ums Wort bitte, so muß ich vorausschicken, daß ich ergraut bin im Kampfe gegen den Alkohol, daß ich es mir zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die Trunksucht bei einem mir ehemals teuren Menschen zu heilen, und zwar nicht mit Vorwürfen und bösen Worten, sondern mit Liebe, und darum, liebe, junge Leidensgenossinnen, die ihr noch frisch und unverbraucht seid, rufe ich, gestützt auf meine langjährigen Erfahrungen, euch zu: Rettet euch! — Rettet euch, so lange es noch Zeit ist. Zerstört euer junges Leben nicht, denn ihr habt auch Pflichten gegen euch selbst. Ihr rettet keinen Trinker! — Es wird so viel von ‚Rassenveredelung' und ‚Zuchtwahl' geschrieben und gesprochen. Man könnte damit einen großen Schritt vorwärts tun (und es kommt vielleicht noch so weit), wenn der Staat jedem Trunksüchtigen das Heiraten verbieten würde; denn die Nachkommen, die aus einer solchen Ehe hervorgehen, dienen wahrlich nicht zur Veredelung des Menschengeschlechtes. Die Natur in ihrer Weisheit zerstört, was



Freie Bahn. Roman von Anna Behnisch-Kappstein. (Dresden. Karl Reißner. 1905.)

Liebe, Künstlertum und Frauenfrage. Ich wüßte kein Buch der neuesten Literatur, in dem dieses irrlichternde Dreigestirn so meisterhaft behandelt wäre, als in diesem Zeitbilde. Es tut wohl, besonders bei einem weiblichen Erzähler, wenn er so unbefangen und frisch ins reale Leben greift, als es hier geschieht, ohne jedoch edlen Frauenidealismus zu verleugnen. Diese prächtigen Wahrgestalten der beiden Schwestern! Die eine, leichtfertig angelegt, nimmt die Welt, wie sie eben einmal ist, macht sich keine Gewissenskruppeln, gibt sich, handelt, wie es beliebt wird, greift munter zu, wo es was abgibt, und kommt prächtig durchs Großstadtleben. Die andere Schwester ernst, von strengerer Weltanschauung, mit Frauenstolz und sittlicher Tiefe, wird ebenfalls von der Liebe in moderne Bereiche, in Künstlerkreise gezogen; sie möchte den freien Anschauungen dieser Kreise genügen und doch auch den Halt der alten guten Sitte nicht aufgeben. An diesem Zwiespalt geht sie nach tapferem Kampfe auch zugrunde, aber so, daß ihr reiner Idealismus sieghaft bleibt. Um diese Hauptpersonen gruppieren sich zahlreiche andere Gestalten, die nicht bloß geschildert, sondern auch geschaut sind und also von dem Leser wieder geschaut werden können. Die Darstellung des Großstadtkünstlertums, des Lebenskampfes solcher Großstadtmenschen ist durchwegs vortrefflich. Der Gang der Handlung bewegt sich nicht in jenen nervösen Sprüngen, wie es bei vielen unserer Erzähler vorkommt, wohl oft in der Absicht, um lebhaft hinzureißen, noch öfter aber aus dem Grunde, weil ihnen die Selbstbeherrschung mangelt. Hier schreitet die Handlung in epischer Gemächlichkeit voran, den Leser gleichmäßig anregend, spannend und befriedigend. R. H.

Alt-Innsbrucker Hans-Wurst-Spiele. Nachträge zum „Höttinger Peterlspiel". Herausgegeben von A. Rudolf Jenewein. (Innsbruck. Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. 1905.)

Ein tüchtiger Brocken Volksdichtung ist diese Sammlung. Bauernderbheit und Witz mit eingreifender Wirkung. Aber nicht für den Familienkreis. Das Buch enthält auch die in ihrer Art geradezu wertvollen Bauernstücke „Don Juan" und „Doktor Faust". Als Hauptperson darf in allem die Nebenperson des Hans Wurst gelten, dessen oft urdrollige Einfälle auch den Feingebildeten ein lautes Lachen abgewinnen könnten, wenn das laute Lachen nicht zu sehr gegen den Anstand ginge. In dem Stücke „Die Brautwahl oder des Teufels Anteil" zeigt der lustige Naturphilosoph drastisch, wie man den Teufel, dem man sich halbwegs verschrieben, schließlich um seinen Teil betrügt, indem man ihm „seinen Teil" abläßt. E.

Sedan. Von Karl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Unter allen Schlachtbildern Bleibtreus dürfte dies großartige „Sedan" wohl das bedeutendste sein. Die Kämpfe bei Bazeilles, die Todesritte der Franzosen und alle wechselvollen Episoden dieser merkwürdigsten Schlacht sind mit malerischer Glut und düsterer Gewalt der Tragik dargestellt. V.

Gegen die Schundliteratur zieht der bekannte Leipziger Literarhistoriker Prof. Dr. Georg Witkowski in einem Vortrage zu Felde, der unter dem Titel: **„Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen?"** in Max Hesse's Verlag in Leipzig im Druck erschien. Der Verfasser warnt auf das eindringlichste vor den sogenannten Kolportage-Romanen und führt aus, daß die Preise dieser Romane geradezu unverschämt hohe seien und daß man für diesen Betrag schon eine hübsche und wertvolle Sammlung guter Volksbücherei-Bändchen erwerben könne. Man möge doch immer wieder in erster Linie zu den Werken unserer Klassiker greifen, denn „. . . die große Gesinnung, die feurige Begeisterung für alles Edle und Hohe und die reine, leicht verständliche Form lassen die Werke unserer Klassiker noch immer als die beste, als die unentbehrliche geistige Nahrung für das deutsche Volk erscheinen. Gerade weil sie uns weit von den Kämpfen und dem Lärm der Gegenwart hinweg in einen Bezirk reiner Schönheit führen, bieten sie uns die Gewähr, daß unser Genuß durch keinen Ton aus der Alltagswelt gestört wird. Und dabei ist das, was sie uns sagen, der Ausfluß unseres deutschen Empfindens, in ihnen lebt ein unerschütterlicher Freiheitssinn, das Gefühl für die Menschenwürde eines jeden, auch des Geringsten". Wir möchten unseren Lesern die Anschaffung und Lektüre dieses billigen Büchleins auf das wärmste empfehlen. V.

Los von Rompredigten aus der evangelischen Bewegung. Von P. Klein, Stadtpfarrer in Mannheim. (München. J. F. Lehmann.)

doch gut in zwei Tagen machen können!" Und nun stellte sich heraus, daß Stephan zwei Tage vergebens nach dem Vollziehungsbefehl gesucht hatte, der ihn ins Gefängnis bringen sollte! Wunderbar bleibt nur, daß ein so gewissenhafter Mensch Schafe überhaupt gestohlen hatte.

*
* *

Mit oder ohne. „Trinken Sie Ihren Tee mit oder ohne Rum, Herr Meier?" — „Ich trinke ihn am liebsten ohne Tee, gnädige Frau."

*
* *

Vater und Sohn. Vater: „Schon wieder ein schlechtes Zeugnis?" – Sohn: „Ja, Papa, du mußt schon ein ernstes Wort mit dem Lehrer reden, sonst macht er immer so fort." — Vater: „Diesen Monat ist deine Zensur schlechter als im vorigen und du bist auch der zweite geworden. Willst du mir nicht die Freude machen, daß du der erste bist?" — Sohn: „Ja, siehst du, ein anderer Vater will doch auch eine Freude haben."

*
* *

Auch ein Urteil. „Schon wieder ein Bild fertig, mein Fräulein?" — „Wie Sie sehen!" — „Aber das geht ja bei Ihnen wie geschmiert!"

*
* *

Gut getroffen. „Ach, Herr Pfarrer, ich wünschte, ich könnte mein Geld mitnehmen," sagte ein alter reicher Mann, als es ans Sterben ging. — „Es möchte schmelzen," erwiderte ruhig der Geistliche.

*
* *

Vornehm. „Nun, meine Herren, schon wat jefangen?" — „Was glauben Sie denn, wir angeln doch nur zum Vergnügen!"

*
* *

Einem Gerichtspräsidenten wurde die Bemerkung gemacht, er möge die Entscheidung eines Prozesses verschieben, weil dadurch dem Ministerium ein wichtiger Dienst geleistet würde. — „Wir sprechen hier Urteile," erwiderte der brave Mann, „aber wir leisten keine Dienste."

*
* *

Noch schlimmer. „O wie schrecklich muß es sein, wenn die Sängerin merkt, daß sie ihre Stimme verloren hat!" — „Gewiß, aber noch schlimmer ist es, wenn sie's nicht merkt."

Das Moordorf. Kulturroman in zwei Büchern von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.)

Aus Suomiland. Erzählungen von Anselm Heine. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Buckelmajor. Erzählung von Georg Hondrey. (Dresden. E. Pierson.)

Myrten und Cypressen. Zwei Geschichten, Dichtung und Wahrheit von Karl Weislein. (Dresden. E. Pierson.)

Wenn die Träume erwachen. Eine Geschichte aus der Jugend von Robert Müller. (Straßburg. Gritz & Mündel.)

König Fjalar. Von Johann Ludwig Runnberg. Aus dem Schwedischen von Rudolf Hunziker. (Zürich. Schultheß & Co. 1905.)

Ein Stück aus dem Leben. Volksstück in fünf Akten von Heinrich Wacha-Wachtl. (Dresden. E. Pierson.)

Göttliche Liebe. Drama in drei Aufzügen von Alfred Nossig. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Amor generilis. Von Hanna Grube. (Wien. Akademischer Verlag. 1905.)

Waltharilied. — Der arme Heinrich. — Lieder der alten Edda. Übersetzt von den Brüdern Grimm. (Hamburg. Gutenbergverlag. 1905.)

Erntesegen. Gedichte von M. Fersche. (Hannover. H. Fersche. 1905.)

Gedichte. Von R. Eckert. (Dresden. E. Pierson.)

Lieder. Von Peter Lohmann. (Leipzig. J. J. Weber. 1905.)

Lautes und Leises. Ein Liederbuch von Robert Palten. (Leipzig. Modernes Verlagsbureau. 1905.)

Kunst, Leben und Natur. Lieder und Gedichte von Robert Palten. (Leipzig. Moderne Verlagsanstalt. 1905.)

Spielmannsklänge. Dichtungen von E. Spielmann. (Wiesbaden. Heinrich Staadt.)

Irdische Engelchen und Bengelchen. Kinderbilder von Marie Hermes v. Baer. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Repertoire. Von Gisela Schneider-Nissen. Komponiert von Paul Mittmann. Album schlesischer Lieder. (Striegau. A. Hoffmann.)

Paul Mittmanns ausgewählte Lieder. (Striegau. A. Hoffmann.)

Friedrich Schiller. Zum 100. Todestage. Von H. Behlen-Marbach. (Bielefeld. A. Helmich.)

Schillerbüchlein für Schule und Haus. Von Prof. Dr Ernst Müller. (Wien. F. Tempsky. 1905.)

Schillers pädagogische Bedeutung. Von Ernst Schreck. (Bielefeld. Verlag von A. Helmich.)

Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zur Musik und zu den Musikern. Von Dr. Adolf Kohut. (Stuttgart. Nationaler Verlag.)

Die Literatur. Herausgegeben von Georg Brandes. Die griechische Tragödie. (Berlin. Bard. Marquardt & Co.)

Das letzte Evangelium. Vom Tröster. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1905.) [Pathologisch nicht ohne Interesse.]

Die Entstehung des Christentums. Von Prof. Dr. Pfleiderer. (München. J. F. Lehmann.)

Von den Quellen des Lebens. Sieben Aufsätze von Dr. Johannes Müller. (München. F. H. Beckscher Verlag. 1905.)

Die Symbolik der Lunation. Von der Entstehungsursache des Sprach- und Sagenschatzes der Gesamtmenschheit. Von Bernhard Marr. (Dux. E. Scheithauer. 1905.)

Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. Von Dr. Julius Petersen. (München. J. F. Lehmann. 1905.)

In der Heimat Mirza Schaffys. Von Stanislaus Lucas. Kulturbilder aus dem Kaukasus. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Deutsch-Südwest-Afrika jetzt und später. Von Dr. Joachim Graf v. Pfeil. (München. J. F. Lehmann.)

Die Kunst und die Natur. Von Viktor Cherbuliez. Deutsch von G. Weber. (Ascona. C. v. Schmidts. 1905.)

Die „Wiederkunft des Gleichen" in der Malerei. (Wien. Gerlach & Wiedling. 1905.)

Über Sonnenuhren. Beiträge zu ihrer Geschichte und Konstruktion nebst Aufstellung einer Fehlertheorie. Von Dr. Hans Löschner. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1905.)

Kunstgeschichte. Bearbeitet von Dr. Max Schmid, nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und Oper von Dr. Clarence Sherwood. (Neudamm. J. Neumanns Verlag.)

Schillerbildnis. Von Karl Bauer. (Leipzig. B. G. Teubner. 1905.)

Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffelbundes für 1904. Geleitet von Oskar Pach. (Wien. Verlag des Scheffelbundes. 1905.)

Über Kindererziehung. Erlebtes und Gedachtes von Otto Baumgartner. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1905.)

Liebhaberkünste, ein Leitfaden der häuslichen Hand- und Kunstfertigkeiten. Von Wanda Friedrich. (Leipzig. J. J. Weber.)

Die Bauernlegung in den Alpentälern Niederösterreichs. Agrarische Erhebungen und Reformvorschläge von Ferd. Ritter v. Pantz. (Wien. Manzsche Verlagshandlung. 1905.)

Herr P. Klein, früher Vikar in Turn in Böhmen, hat als der erste Vikar der großen Los von Romgemeinde Turn diese Predigten erscheinen lassen. Sie sind ein Denkmal aus der Zeit des wiedererwachenden Protestantismus in Österreich. Sie widerlegen durch sich selbst am besten den Vorwurf, als sei die Bewegung bloß eine politische Mache; aus ihnen weht der warme Hauch fester Frömmigkeit; sie betonen mit nachdrücklicher Kraft: Eins ist not, nämlich das Evangelium Christi zu haben. Wohl auch der Katholik kann es haben, und wohl auch dieser ist einverstanden mit des Verfassers strenger Forderung, daß aus dem Glauben auch im kleinen alltäglichen Leben die sittlichen Folgerungen gezogen werden; der Frau im Hause, den Kindern, den Jünglingen, den Arbeitern, den Fabrikanten, den Geistlichen legt er verständlich, eindringlich in schlichter Sprache dar, wie jeder in seiner Stellung als Christ sich zu bewähren habe.
D. Meyer.

Schillerbildnis. Von Leo Samberger, herausgegeben vom Dürerbunde. Kleine Ausgabe im bekannten Meisterbilderformate, große Ausgabe im Bilderformate. (München. Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.)

Da ein wirklich befriedigendes Schillerbildnis noch immer fehlte, wandte sich Ferd. Avenarius im Namen des „Dürerbunds“ an den nach Lenbachs Tode bedeutendsten deutschen Bildnismaler der Gegenwart wegen eines solchen. Prof. Samberger kam der Anregung mit Begeisterung entgegen und hat nun ein Schillerbildnis geschaffen, das endlich einmal die ganze Geistesgröße Schillers ohne jedes falsche Pathos und seine seelische Schönheit ohne jede Sentimentalität darstellt. V.

Leni Wutki und andere Geschichten nebst einem verdeckten Beigericht. Von Dr. K. Elm. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Besonders aufmerksam machen wollen wir bei diesem Büchlein auf das „verdeckte Beigericht“: Unter uns! Wer die rote Hülle entfernt, dem steht eine Überraschung bevor! M.

Unsere Haustiere ist ein von Professor Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof herausgegebenes illustriertes Werk betitelt, das soeben bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart zu erscheinen begonnen hat. Auf 20 Lieferungen berechnet. Der Text ist in durchaus gemeinverständlichem Ton gehalten und schildert in kurzweiliger Form und mit liebevollem Eingehen die Herkunft, die verschiedenen Rassen, die Lebensweise und Eigenart der einzelnen Haustiere, ihre Aufzucht, Pflege, Dressur und Züchtung. V.

Geschichte des Bezirkes Irdning und seiner Schlösser. Von Rudolf Wernbacher. (Gröbming. Johann Walik. 1905.)

Ein dankenswertes Buch, in dem Interessantes und Wesentliches aus allen Bereichen jener schönen Gebirgsgegend und Ortschaften mit Fleiß und Geschick zusammengetragen sich findet. Nebst den Hauptzügen der Geschichte, der Naturverhältnisse, des Volkslebens gibt es eine Menge Einzelnheiten, Persönliches und Örtliches, um das Bild zu vervollständigen, besonders zu gedenken mehrerer Urkunden, die auch ihrer Spracheigentümlichkeiten wegen von Interesse sind. Das inhaltsreiche Buch ist auch mit Bildern versehen. Der vaterländischen Geschicht- und Landesforschung wird mit ähnlichen Büchern ein großer Dienst erwiesen. Das Werk des braven Oberlehrers Wernbacher in Irdning darf für Landlehrer und Geistliche zur Nachahmung empfohlen werden, denn der ungehobenen Schätze in unserer alten Mark gibt es noch viele. H.

Panorama von der Goldhannwarte auf dem Frauenkogel. Mit einem Geleitwort von Franz Goldhann. Zeichnung von Rupert Gutmann. Höhenbestimmungen von Rud. Wagner. (Sektion Graz des Österreichischen Touristenklubs. 1905.)

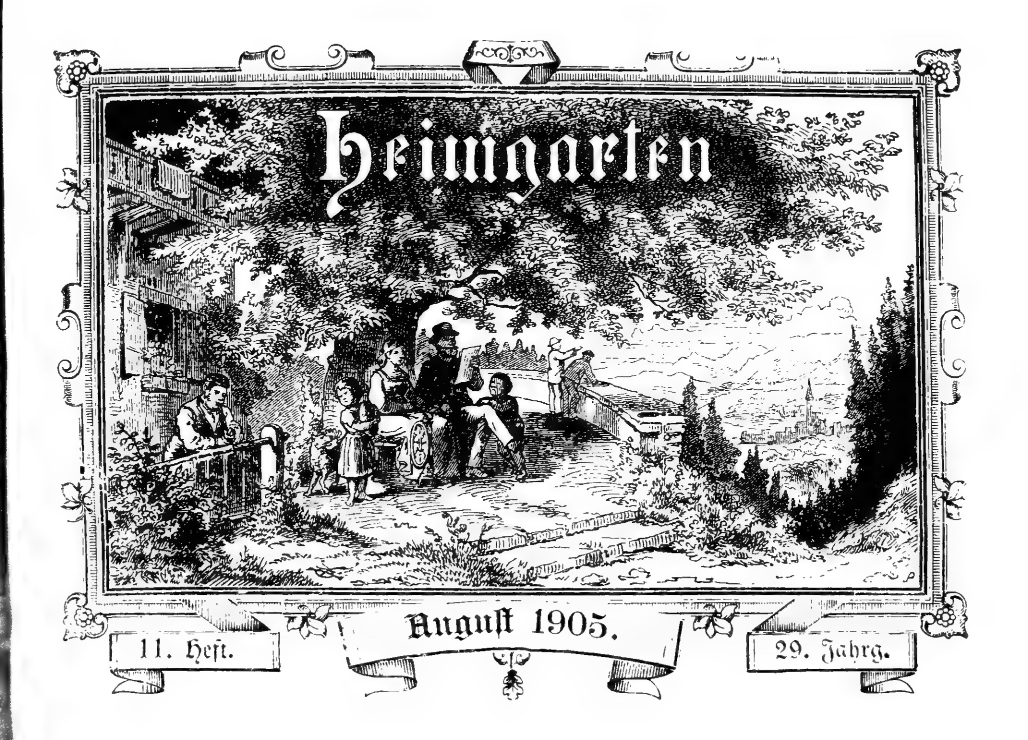
Die auf den Namen des Menschenfreundes, besonders auch für das Touristenwesen so verdienten Franz Goldhann getaufte Aussichtswarte auf dem Frauenkogel ist ein Lieblingsziel der Grazer. Der Aussichtspunkt ist zwar nur 693 Meter hoch, bietet aber nach Westen und Norden eine überraschend schöne Fernsicht. Wenn man mit einem Nachmittagszug von Graz nach Judendorf fährt, dort seinen Kaffee trinkt, dann durch Buchen- und Fichtenwald den schönen Schlangenweg, höchstens eine Gehstunde lang, zur Warte hinaufsteigt, dort mit Behagen das weite Alpenlandschaftsbild bewundert, hernach über die teilweise ausgeblößte Waldhöhe hinausgeht und den sachten Abstieg zur Ruine Gösting nimmt, wo sich im Abendsonnenscheine das herrliche Bild von Graz darbietet — so hat man den Nachmittag auf die allerschönste Weise zugebracht. Diese Alpenbesteigung können sich auch Frauen, Kinder und Greise leisten — ich rate ihnen dazu. R.

Büchereinlauf.

Spuk. Roman von Peter Baum. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1905.)

Waldspuk. Von Rudolf Baumann. (Zürich. Schultheß & Co. 1905.)

Springtanz. Roman aus dem nordischen Bauernleben von Emil Frithjof Kullberg. (Hamburg. Adolf Janssen. 1905.)



Die verkaufte Seele.

Eine Geschichte aus blauer Vorzeit von **Peter Rosegger.**

(Schluß.)

Die gelben, immer auseinanderquellenden und immer sich ineinander verballenden Dunstwolken verdichteten sich zu Gestalten. Bauchige Drachen, ringelnde Schlangen, flatterndes Gevögel mit speienden Mäulern und glotzenden Augen quollen auf und aus ihnen hervor wuchs ein dünnes Männlein mit einem grünlichen Schuppenleib und gelber Schaum bildete auf seinem Haupt ein Diadem. Als dieser Aufgetauchte den Räuberhauptmann herrisch über sich stehen sah, krümmte er sich demütig zu einem Halbringe; doch konnte sein schielender Hakenblick die Tücke nicht verleugnen, die er gegen diesen Mann hegte, der ihm gestern schnöde entschlüpft war, den er aber doch in allernächster Zeit auf seine Fleischbank zu bekommen hoffte. Vielleicht heute schon — wenn das Kind nicht bei ihm wäre. Nun legte er die Hände — sie waren wie Froschpfoten — über der Brust zusammen und fragte mit wimmerndem Stimmlein, womit er dem gnädigen Herrn zu Diensten sein könne.

„Kennst du den Edelmann auf der Thomasburg?“ fragte der Hauptmann.

„Gnädiger Herr, den kenn' ich gut.“

„So hast du ihn verführt, daß er dir seine Seele verschrieb?“

„Gnädiger Herr, das habe ich nicht.“

Atlas der Heilpflanzen. Verfaßt von Erzherzog Josef von Österreich, bildlich dargestellt von Margarete Klementine Fürstin v. Thurn und Taxis. Heft 2—9. (Regensburg. W. Wunderling.)

Die Kultur der Pflanzen im Zimmer. Von L. Gräbener. Mit Abbildungen. (Stuttgart. Eugen Ulmer.)

Der Zahnschmerz und die Pflege der Zähne. Von Dr. S. Scherberl. (Lissa i. P. Friedrich Ebberka. 1905.)

Die Krüppel in der Schule. Von Dr. Otto Heine. (Bielefeld. A. Helmich.)

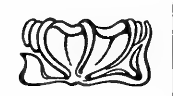
Die Nassauische Simultanschule. Historisch-kritische Betrachtung von einem inaktiven katholischen Schulmanne Nassaus. (Bielefeld. A. Helmich.)

Der Grazer Schloßberg. Von Dr. Franz Zistler. (Graz. Leykam. 1905.)

Jahresbericht des Grazer Schutzvereines für das Jahr 1904. (Graz. Grazer Schutzverein.)



Postkarten des „Heimgarten".



H. H., Graz. Sie legen mir eine schwere Frage vor, doch habe ich darüber oft nachgedacht. Um von den großen seelischen Konflikten, die den Menschen allzeit beunruhigen, erlöst zu werden, gibt es zwei Mittel. Entweder wir alle leben genau nach der Lehre Jesu, dann ist Frieden und Harmonie auf Erden; oder wir schaffen alle Gesetze ab, schaffen den Begriff Sünde ab, so daß es in jedes Belieben steht, zu tun was er will, dann gibts kein peinigendes Gewissen, keinen Zwiespalt mehr. Aber wahrscheinlich jeden Tag viele tausend Erschlagene. — Das erste ist nicht möglich, das zweite nicht denkbar. Die Gläubigen haben noch ein drittes Mittel den Konflikt zu beseitigen — die Erlösung Christi ohne unser Verdienst. Es ist wohl zu verstehen, daß so viele dieser Beruhigung sich zuwenden. R.

B. K. L., Berlin. Ihr Aufsatz darüber, daß Asketen kein frohes freudiges Leben führen können, ist theoretisch sehr hübsch ausgearbeitet, aber — wie es sehr oft geht — praktisch bewährt sich Ihre Theorie nicht. Wie oft kann man beobachten, daß gerade solche Menschen, die sich viele sinnliche Lebensgenüsse freiwillig versagen, ein viel froheres und zufriedeneres Leben führen, als die Weltlinge, die alles für sich haben und genießen wollen. Solche sind die ersten, die des Lebens überdrüssig werden. Zur weisen Lebenskunst gehört das Entsagen zur rechten Zeit und aus irgend welchen idealen Gründen. Der Artikel harrt im Manuskriptkasten unseres Verlages Ihrer Verfügung.

* In der „Neuen metaphysischen Rundschau" (1905, 2. Heft) gelegentlich einer Besprechung des „I. N. R. I." steht eine Bemerkung, die für manche sehr interessant sein wird. Da heißt es, daß das buddhistische Nirwana nicht, wie man gemeiniglich annimmt, das Erlöschen der individuellen Existenz, das Nichtsein bedeutet, das wir Tod nennen, sondern vielmehr soll Nirwana heißen das Nichtsein von Leiden und Veränderung. Der vollkommen gewordene Mensch ist also bleibend, ewig lebend, aber das Leid und die Veränderlichkeit ist dann nicht mehr. Nirwana ist demnach nicht ewiges Nichtsein, sondern ewige glückselig empfundene Ruhe. Uns ist diese Erklärung neu.

B. J., München. Von allen Seiten dringen religiöse Probleme so lebhaft heran, daß, wenn wir alle Fragen und Anregungen berücksichtigen wollten, der Heimgarten eine ausschließlich religionsphilosophische Zeitschrift werden müßte. Das aber will und kann er doch nicht sein.

A. H., Wien. Gegenstand prächtig, aber uns mangelt für längere Zeit der Raum. Besten Dank.

* **Zur Wiedererbauung der Kirche in St. Kathrein am Hauenstein** beigetragen von L. L., Wien, 20 Kronen.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 12. Juni 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

er den gekreuzten Stab, mit der anderen faßte er den Arm des Knaben: „Bei diesem Zeichen und bei diesem Kinde beschwöre ich dich!"

Als sei in den Tiefen des Tümpels eine ungeheuere Bombe geplatzt, so flog das Wasser jetzt in einem ungeheueren Springbrunnen gegen Himmel, und man sah nieder in den Rachen der Erde, aus dem träger Rauch stieg.

Der blaue Riese kauerte im Geklüfte, mit den Fledermausflügeln angstvoll flatternd — so hilflos wie ein unflügges Vöglein, das aus dem Nest gefallen. Mit diesen Flügeln, mit den Armen, mit der einen Wange sich ans Gestein schmiegend, kegelte er das eine Auge hervor und stotterte die Worte: „Wohl besitze ich den Schein, aber ich habe ihn nicht bei mir. Tief unten in der Hölle ist er verwahrt und es liegt nicht in meiner Macht, ihn herauf zu holen. Willst du mitgehen mit mir hinab, so werde ich dir den Schein ausliefern."

Jetzt stutzte der Räuberhauptmann. — Mitgehen hinab? Wie konnte er das, er, der in der Hölle die Heimat hat. Er würde nie wieder die Erdoberfläche betreten, sondern mitsamt dem Edelmann der Thomasburg dahin sein. Kleinlaut wollte er dem Teufel antworten, mitgehen werde er nicht, da rief Baldar laut und hell: „Ich will mit hinab und den Seelenschein meines Vaters holen!"

Der blaue Riese tat mit den Flügeln zwei zornige Schläge aufs Gestein. Wenn das Kind mit ihm geht, dann ist alles verloren. Dem Kinde, das sich so für seinen Vater einsetzt, muß er sonder Rank und Trug den wertvollen Schein ausfolgen.

„So komm ein andersmal", sagte der Blaue.

„Ich gehe jetzt mit dir!"

Der Blaue gröhlte in tiefem Unmut einen Fluch.

Baldar nahm den zerbrochenen Stab an sich, dankte dem Ritter Schwarzblut und verabschiedete sich, um in Begleitung des Riesen niederzusteigen in die Schrecken der ewigen Unterwelt.

Der Hauptmann hielt noch seine Hand und wollte ihn kaum lassen.

„Lebt wohl, Ritter", sagte der Knabe, „ich komme wieder zurück."

„Dann melde dich bei mir, du tapferer Knabe."

Durch unterirdische Höhlen dahin und immer dahin. Dem Knaben einige Klafter voran ging der Riese mit den schweren Fledermausflügeln, die er manchmal weit und heftig ausschlang, daß es knatterte. In der Hand trug er eine Laterne, in welcher ein geflügeltes Tier flatterte. Es war wie ein zackenflügeliger Schmetterling, der bläulich leuchtete, so daß ein matter zuckender Schein die Wanderer begleitete durch die Nacht. Aber plötzlich war dieser Schmetterling ausgelöscht und da trat aus der Dunkelheit allmählich eine ungeheuere Stadt hervor, die ins Unermeßliche sich dehnte. Ihre Zinnen und Türme standen in dunkler

„Ich befehle Dir, daß du den Schein herausgibst. Der Mann wollte nie etwas mit dir zu tun haben. Er ist überlistet worden. Gib den Schein heraus!“

Da wimmerte das Männlein erbärmlich, er habe es nicht getan und wisse nicht, wer den Schein besitze.

Der Räuberhauptmann streckte sich und nahm eine grimmige Miene an: „Zischrauch! Meine Herrschaft währe noch kurz oder lang, aber so lange sie dauert, wirst du mir ohne Trug gehorchen, oder ich —“ Er entriß dem Knaben den Wanderstab, brach ihn mitten entzwei, legte ihn in Kreuzesform und hielt diese vor dem Grünen hin. Dieser barg sich jämmerlich ächzend in die Dampfwolken und winselte daraus hervor: „Ich hab' ihn nicht, ich hab' ihn nicht. Aber ich rufe den, der ihn hat.“

Dann gellte ein schriller Pfiff und bald hernach entstieg dem Qualm des kochenden Tümpels ein Schock schwefelgelber Teufelchen, halb Mensch, halb Tier.

„Hat einer von euch den Schein des Edelmannes von der Thomasburg?“

„Nein!“ zischten sie und verwirbelten im Qualm.

Nach einem zweiten Pfiff kam ein Schock rötlich schillernder Teufel, bei welchen sich immer einer hinter dem andern zu ducken versuchte.

„Hat einer von euch den Seelenschein des Edelmannes von der Thomasburg?“

„Nein!“ kreischten sie und lösten sich in Dunst.

Ein dritter Pfiff. Der Tümpel kochte wild und warf wilde Blasen auf. Und wie sie barsten, züngelte aus jeder eine blaue Flamme, die in phosphorschimmerndem Qualm erstickte; und aus dem Qualm grinsten Larven gegen den Hauptmann und Baldar, die im Geklüfte standen.

„Hat einer von euch den Schein des Edelmannes von der Thomasburg?“

Schweigen. Nur das Wasser brodelte unter dem Qualme.

„Wer ihn hat, der steige herauf!“

Jetzt Pfauchen, Gröhlen und Stöhnen. Da stand aus dem Dunstbrocken hervor ein übergroßer bläulicher Mann mit Fledermausflügeln, und er war durchscheinend, so daß hinter ihm das Quirlen der Rauch- und Dunstwolken zu sehen war.

„Sums, du hast den Schein! Gib ihn heraus!“

Mit grellem Gekreisch lachte der Teufel auf.

„Ich beschwöre dich, gib ihn heraus!“

Das Gelächter wiederholte sich hundertfältig im schäumenden Kessel.

„O nein!“ rief der Hauptmann, nicht bei mir und meiner Seele beschwöre ich dich, verfluchter Höllenhund!“ Mit der einen Hand hob

Schleier. Ihre Arme breitete sie aus, daß der Knabe, der keine Braut hat, an ihrem Busen ruhen möchte.

Baldar stieß seinen Wanderstab derb in den Boden und ging vorüber.

Jetzt begann der blaue Riese kläglich zu wimmern, da er sah, daß alles umsonst war. Und nun begann der Gang durch die feurige Stadt. Zwischen schwarzen Palästen stand und rann das Feuer wie geschmolzenes weißglühendes Eisen und auf diesen Kanälen ruderten schnaubende Teufel kleine Schifflein mit den verdammten Seelen, die erbärmlich stöhnten und ächzten. Nicht die Gluten, die an seinen Leib schlugen, taten dem Knaben so wehe, als das Winseln dieser armen Seelen. Ein vieltausendstimmiges Wehklagen war's aus diesem unermeßlichen Pfuhl, Baldar sah, wie die Verdammten die Teufel anflehten um Schonung, um einen Augenblick der Ruhe. Aber die Ungetüme in den widerlichsten Gestalten peinigten mit allen erdenklichen Werkzeugen die Seelen, die jeden Augenblick in Stücke zerrissen, zu Krusten verbrannt und jeden Augenblick wieder zusammengewachsen und lebendig waren. Und Baldar sah, wie in Glost und Qualm die Verdammten miteinander rangen in Verzweiflung. Männer und Weiber, Eltern und Kinder, Vorgesetzte und Untergebene, Arme und Reiche, Priester und Laien, klagten einander der Schuld an und der Verführung zur Hölle. Wie ein Sturmwind, einmal in dumpferen Senkungen, einmal in furchtbaren Stößen, dann in unbändigen Schallfluten fortwogend, so brauste der verlorenen Menschheit Jammer ununterbrochen dahin — grenzenlos und endlos. An Marteranstalten unbeschreiblich und ohne Zahl führte der Weg vorüber. Baldar hielt sein Herz fest eingeschlossen in seinen Willen, es sollte nur an den Vater denken. Aber als er zu einer großen glühenden Fleischbank kam, neben welcher zwei Teufel mit feurigen Haken standen, ohne daß ein Opfer zu sehen war, mußte der Knabe doch denken: für wen kann das bereitet sein?

„Das will ich dir sagen", sprach, ohne befragt zu sein, der blaue Begleiter. „Auf dieser Bank wird Ritter Schwarzblut, der Räuberhauptmann, durch alle Ewigkeit in Stücke zerhauen werden, wenn seine Zeit aus ist."

Schaudernd eilte Baldar vorüber. Weiter unten sah er einen Kessel, unter welchem drei Teufel mit dreizackigen Gabeln das Feuer schürten und in welchem Schwefel und Pech kochte. Der Knabe getraute sich kaum zu denken: für wen wird das bereit stehen? Da kam der Blaue so nahe, daß sein übelriechender Atem dem Knaben ins Gesicht schlug: „Wenn du es nicht verrätst, so will ich es dir sagen. Dieser Kessel wartet auf einen heiligen Mann. Der ist so heilig, daß ihm der Engel die Speise vom Himmel bringt. Es ist der Einsiedler von der Rauhlos. Er wird bald kommen."

Glut, aus der ein roter, erstickender Qualm strömte und die unabsehbare Gegend überflutete. Das Stadttor war königlich hoch und breit und hatte goldene Riesensäulen an beiden Seiten und auf seiner Zinne wehten zwei Flammenfahnen. Auf breiter Straße diesem Tore zu wogte lachend und tanzend eine unabsehbare Menschenmenge, und sie drängte sich zum Tore hinein.

Baldar war hinter seinem Führer wohlgemut einhergeschritten und den Riesen, der manchmal Miene machte, abseits zu verschwinden, ließ er nicht aus den Augen.

Ein altes Weib begegnete ihnen, mit seinen dürren Beinen und Armen griff es zähe und spinnenartig aus. Der blaue Riese flüsterte ihm verzweifelt sein Mißgeschick zu, diesen Menschenknaben durch die Hölle führen, ihm den Schein seines Vaters ausfolgen und ihn dann wieder auf die Erde bringen zu müssen. Er sei dazu genötigt ohne Wahl, denn das Kind habe eine unbezwingbare Gewalt.

Dem entgegnete zischelnd das alte Weib: „Und da weiß sich der Lümmel wieder einmal nicht zu helfen. Ein wenig Kenntnis, wie man Menschenkinder behandelt, hättest du dir, mein Sohn Sums, die tausende von Jahren her schon aneignen dürfen. Du bist und bleibst der alte Stümper. Wer wird einen solchen Gast den Weg durchs Feuer fahren! Es gibt ja einen viel angenehmeren. Lasse mich vorausgehen, ich wette mit dir Großbritannien, die unbezwingbare Gewalt deines Schützlings wird bald gebrochen sein."

Seitlings am Weg stand ein falbes munteres Pferdlein mit glattem Sattel und goldenen Steigbügeln.

„Feiner Knabe Baldar, willst du nicht deine wunden Füße schonen und das schöne Reitpferd besteigen, das für dich bereitet ist?"

Der Knabe tat, als höre er es nicht und schritt gerade aus, der glühenden Stadt zu. In ihm mahnte eine Stimme: der gerade Weg zum Ziele geht durch das Feuer.

Ein wenig später tat sich rechtshin ein kühler Hain auf, aus dem eine liebliche, eine wunderbar süße Musik erklang.

„Willst du nach so langer, beschwerlicher Pilgerfahrt hier nicht ein wenig rasten?"

Der Knabe schritt geradeaus.

Am großen Stadttore, wo das Volksgedränge war, flüsterte die Alte etwas zum Blauen.

Da wurde dieser besonders freundlich und wollte den Knaben durch ein Nebenpförtlein geleiten. Hier war ein stilles dämmerndes Gemach, mit prickelnden Wohlgerüchen erfüllt. Auf seidenem Ruhekissen lehnte eine schöne junge Frau, und ihr weißer Leib war verhüllt mit einem zarten

dachte seines Vaters, den er nun oder nimmer aus ewigem Grabe hervorscharren soll, den er dem Leben, dem Glücke, der Seligkeit wiedergeben will. Glühend heiß wurde ihm in der Brust, er grub und grub und als aus seinen Fingern das warme Blut zu rieseln begann, da schmolz das Eis, daß die Bäche rannen. Es krachte und es sprang in Stücken auseinander, unter Strömen sank es in sich zusammen und plötzlich fühlte Baldar, daß etwas an seiner Hand klebe. Als er hinblickte, was das wäre, sah er ein zähes Häutchen, auf dem in blassem Rot der Name seines Vaters stand.

In diesem Augenblicke quoll der blaue Riese auf wie eine Dunstblase, tat ein häßliches Gekreisch und zerplatzte. Da begann in den Tiefen ein Beben und Rollen, da hub ein grauses Wirbeln an. Baldar fühlte sich hingeschleudert, emporgestoßen — und er lag am Felsentümpel zwischen den Steinen. Als er das Auge auftat, sah er über sich die lieben Himmelssternlein. Und in seiner krampfig geballten Faust lag der Schein seines Vaters.

Als hätte es die Flügel der Lerche bekommen, so leicht, frei und hoch schwang sich nun des Knaben wonniges Herz. Kein Sturmwind war ihm zu wild, der ihn heimtrage nach der Thomasburg. Aber er hatte dem Ritter Schwarzblut versprochen, daß er auf der Rückkehr sich bei ihm melde.

Der Räuberhauptmann saß allein in seinem Gewölbe unter den Truhen der Schätze. Die Pechlunte war herabgebrannt, er zündete eine neue an. Seine Diener hatte er fortgeschickt, seine Raub- und Mordgesellen hatte er entlassen. Er brütete starr vor sich hin und sein roter Bart war fahl geworden.

Als er den Knaben sah, stand er auf und rief: „Baldar! Bist du es? Bist du wirklich zurück?“

„Und habe den Schein meines Vaters da!“ sprach der Knabe und schlug die Hand ans Herz, wo die kostbare Beute verborgen war

„So setze dich auf diesen Teppich“, sagte der Ritter und ging, um ihm Speise und Trank zu holen, dem der Knabe mit irdischer Tapferkeit zusprach. Und als er sich genährt und ausgeruht hatte, rückte Schwarzblut an ihn heran und bat ihn, zu erzählen, was er auf seiner Wanderung durch die Hölle gesehen und erfahren habe. So erzählte nun Baldar von den langen, finsteren Höhlen, von den lockenden Irrwegen, von der glühenden Stadt und der durch das Höllentor strömenden Menge. Erzählte von den Feuerströmen, auf denen die Schifflein verlorener Seelen schaukeln, von den schaudervollen Eisnächten, dem Tränenhagel und dem Eisberge, aus dem er den Seelenschein seines Vaters gegraben hatte. Als er dann schwieg, fragte der Ritter: „Und sonst weißt du nichts mehr?“

An alldem und anderem, das so schaudervoll ist, daß es kein Mensch beschreiben könnte, und wären auch alle Eichenblätter Papier und alle Fichtennadeln des Waldes Federn — war der Knabe Baldar unversehrt vorübergekommen. Immer weiter wanderte er durch die Hölle, und immer weiter. Da änderte sich die Gegend. Das Feuer erstickte in Rauch, der Rauch stockte zu Nebel und der Nebel zu Eis. Gewaltige Eissäulen ragten auf, stützten in ungeheuerer Höhe ein Gewölbe von Eis, aus dem eisige Vorhänge und Zacken und Zapfen niederhingen. Von solchen Gebilden ging ein wässeriges Licht aus. Ein Urwald von Eis war, aber wie in der feurigen Stadt die Flammen aufwärts gestiegen, so wuchsen hier die eisigen Stämme von oben herab. Die Wärme strebt zur Höhe, die Kälte zur Tiefe. Und hier in dieser starren eisigen Dunkelheit, so dünkte es dem Knaben, hier erst war der Ort der trostlosesten Verdammnis. Da wurde ihm sehr bange. Er blieb stehen vor dem blauen Riesen, stieß seinen Stab heftig in den Boden und rief: „Wohin führst du mich?"

„Willst du nicht dahin, wo der Seelenschein deines Vaters aufbewahrt liegt?" entgegnete der Teufel mit dünnem Stimmlein.

„Warum hast du den Schein so tief herabgetragen?"

„Weil dein Vater so tief wohnen wird."

Da ging ein Schauer des Entsetzens durch das Herz des Knaben und er rief: „Vorwärts!"

Und wieder wanderten sie dahin — dahin. Stellenweise rasselten von der Höhe Eiskörner nieder und schlugen hart an die Schollen des Bodens. Was ist das? dachte der Knabe und da sagte der Blaue: „Das sind die heißen Tränen, die auf Erden geweint werden um die ewig Toten."

Endlich stand Baldar vor einem Eishügel. Er war hoch wie ein Haus und ein kalter Dämmerschein lag über ihm. „Lege deine Hand hin", sagte der Teufel.

Der Knabe tat es. Das Eis war hart wie Stein und die kalten Schauer gingen ihm durch Mark und Bein. Aber als er die Hand zurückzog, hing ein Wassertropfen daran. Und nun sagte der blaue Riese: „Unser gestrenger Herr, der Ritter Schwarzblut, hat mir befohlen, dir den Schein beizustellen, auf dem uns dein Vater seine Seele verschrieben hat. Das soll des Räuberhauptmanns letzter Befehl gewesen sein, von nun an tut er keinen mehr. — Nun Knabe, siehe diesen Eisberg. In seiner Tiefe begraben ist der Schein deines Vaters. Hole ihn heraus, wenn du kannst." Mit hämischem Grinsen sagte er das, denn er hatte an Baldars warmer Hand den Wassertropfen nicht gesehen.

Da der Knabe sich endlich an der Stelle wußte, erwachte in ihm aller Mut. Mit den Fingern begann er zu graben im Eise. Er ge-

Der Räuber sagte: „Mit jedem dieser Messer habe ich einen Menschen umgebracht.“ Dann faßte er langsam die Hand des Knaben: „Mein Kind! Ich habe dir einen Gefallen getan, habe dir geholfen, daß du den Schein deines Vaters wieder zurückerlangen konntest. Und nun mußt du mir auch einen Gefallen tun.“

„Mit tausend Freuden!“ rief der Knabe aus.

„Baldar, du mußt mich erlösen!“

Froh und mutig leuchteten die Augen des Knaben.

Der Hauptmann sprach: „Von all den Messern, die in dieser Kiste sind, mußt du jedes in die Hand nehmen und mit jedem mußt du mir ein Stück Fleisch aus dem Leibe schneiden.“

„Herr, das kann ich nicht, davor bewahre mich Gott!“ sagte der Knabe entsetzt.

„Und du mußt es doch tun“, sprach der Räuberhauptmann ruhig und feierlich. „Ich habe die Schuld zu büßen, soweit es dem Menschen möglich ist.“

„Ich soll meinen Wohltäter zu Tode martern? Nein, das tue ich nicht!“

„Du sollst ihn zum ewigen Leben führen. — Du frommes, treues Kind!“ Er sank vor dem Knaben auf beide Knie, er rang zu ihm die Hände: „Rette mich! Du hast es selbst gehört, wie nahe mein Verderben ist. Noch in dieser Stunde können sie erscheinen, um mich abzuholen. Rette mich!“

Was nun in dem Herzen des armen Knaben vorging, das ist nie ausgesprochen worden. Noch in derselben Stunde hat sich unter den uralten Fichten das beispiellose Blutopfer vollzogen. Als der letzte Messerschnitt ans Herz gekommen war, hat dieses noch gezuckt. Und dann entstieg diesem Herzen ein schneeweißes Täublein, das emporflatterte zwischen den schwarzen Ästen und Wipfeln, und leicht und frei zum blauen Himmel hinanschwebte. Jetzt noch ein schimmerndes Blättchen, jetzt ein funkelndes Sternlein — und dann dem irdischen Auge entschwunden.

— — — — — — — — — — — — —

Was zurückgeblieben, das begrub Baldar unter den Fichten und dann machte er sich auf die Heimreise. Er wanderte über das Gebirge und die Beschwerden und Drangsale der Reise fühlte er kaum. Als er in die Gegend der Rauhlos kam, ging ein schweres Gewitter nieder und er suchte Schutz im steinernen Zelte des frommen Einsiedlers. Dieser war nicht zu Hause.

Schon tagszuvor war der Einsiedler bei seinen Psalterandachten unruhig geworden, denn er hatte Hunger. Es zögerte diesmal der Engel mit der Himmelsspeise. Oft hatte der Einsiedler Ärgernis

Da sprach Baldar auch von den gräßlichen Peinen und dem unermeßlichen Jammer der Verdammten, und als er von den Marterwerkzeugen erzählte, und von den Vorbereitungen für solche, die erst kommen sollten, auch von dem brodelnden Kessel für den Einsiedler, da brach er stockend ab. Aber der Ritter drang in ihn, er ahnte, der Knabe wisse noch etwas, das er nicht sagen wolle. Er müsse es aber sagen, sei es was immer.

Und nun gestand der Knabe, eine glühende Fleischbank habe er gesehen, an der zwei Teufel mit feurigen Haken stünden.

„Für wen ist das bereitet?"

„Er war nicht da, sie warten noch auf ihn."

„Auf wen warten sie?"

„Mein Führer kann mich belogen haben", sprach der Knabe zagend. „Der sagte, für den Ritter Schwarzblut?"

Da saß der Ritter lange unbeweglich da und schwieg. Endlich sagte er ganz leise: „Also, das hast du gesehen." Dann versank er in sich. Dem Knaben war gar wehe ums Herz.

Wie aus einem Traum aufschreckend, rief plötzlich der Hauptmann: „Junger Mensch! Du gehst durch Himmel und Hölle und es kann dir nichts geschehen. Deine Schutzengel sind Unschuld, Liebe und Vertrauen. Einmal — aber es ist lange her — haben diese Engel auch mich geleitet. Sie haben mich frühzeitig verlassen, denn ich habe nur Schlechtes erfahren von den Menschen. Der Vater hat mich verleugnet, der Freund verraten, das Weib betrogen. Länger als zwanzig Jahre treibe ich seither das blutige Handwerk. Nur aus Haß und Rache. So habe ich mich dem Teufel ergeben. Im Bunde mit der Hölle habe ich mich an der Menschheit gerächt und der Hölle habe ich hunderte von Seelen, die durch Mörder in der Sünde starben, vorgeworfen. So haben mir die bösen Geister gedient. Die Leute, die ihre Schuld immer mit fremder decken wollen, meinen, ich sei Missetäter des Goldes wegen. Ja, hier in diesen Truhen habe ich Gold gesammelt. Sieh einmal, Knabe, wie viel ich davon besitze." Er öffnete die Truhen, eine nach der andern. Sie waren leer. „Alles habe ich — als sie fortzogen, den Kameraden zur Beute gegeben. Das Gold wird ihr Gericht sein. Ich besitze aber einen anderen Schatz und den will ich dir zeigen."

Als der Räuberhauptmann so gesprochen hatte, führte er den Knaben aus der Höhle und hin in den grünen Wald. Einen Spaten nahm er mit sich und unter uralten Riesenbäumen begann er zu graben. Mit Emsigkeit grub er, bis ihm der Schweiß vom Gesichte rann. Dann war die Grube offen, in der eine eiserne Kiste stand. „Hier ist mein Schatz verborgen", sagte er und öffnete mit drei Schlüsseln die Kiste. Sie war von unten bis oben voll mit scharfen Messern. Den Knaben schüttelte ein Schauer.

Der Einsiedler wütete bei diesem Wort und kreischend schrie er es heraus: „Ehe ich mit nur einem Engel in den Himmel fahre, will ich mit neunundneunzigtausend Teufeln in die Hölle fahren!"

Kaum dieses Wort gesprochen, begann der Erdboden des Moores sich in Wellen zu bewegen. Aus den Löchern pfiff und sprudelte Morast hervor, der Engel hob sich vom Boden wie ein weißes Wölklein, der Einsiedler versank im Sumpfe.

— — — — — — — — — — — — —

Nun wanderte Baldar noch der Tage drei oder vier, da glänzte über der dunklen Waldebene her im Abendsonnenschein die Thomasburg.

Dort war es mittlerweile still und öde geworden. Der Burgherr wandelte planlos umher, gleichgültig für alles. Überall Einsamkeit, seitdem sein Sohn verschwunden war und seine Frau ihn verlassen hatte. Er trauerte nicht und freute sich nicht, war tatlos und willenlos, stumpf und verloren. Die Leute wichen ihm aus und sagten, er sei ein wandelnder Leichnam. Schon seit langem war er nicht mehr auf der Burgzinne gesessen, aber nun stieg er einmal hinauf, um noch mehr allein zu sein, denn die mitleidigen Blicke seiner noch übrigen Dienerschaft waren ihm zuwider. Er legte sich auf die steinerne Bank. Dieses kalte, lichtlose Leben wollte er am liebsten verschlafen.

So war es, als plötzlich sein Sohn Baldar vor ihm stand. Anfangs erkannte er ihn nicht, denn der Knabe hatte sich unerhört verändert. Das Gewand zerfahren und zerrissen, das Haar verzaust und rötlich versengt, die Hände verschwielt und verschrammt, die nackten Füße voller Wunden. Die ganze Gestalt abgehetzt und erschöpft. Aber das Gesicht! Dieses schöne, freudenverklärte Gesicht, diese leuchtenden Augen, deren warmer Strahl das welke Wesen des Edelmannes ein wenig belebte. Er erinnerte sich an die Zeiten, da er, dieses Kind am Arm, auf derselben Steinbank gesessen und selig hinausgeblickt hatte in die große Natur Gottes.

Baldar breitete die Arme aus, sprang ihm an die Brust und rief: „Vater, jetzt habe ich dich wieder!"

Und dann erzählte er die Reise und die Abenteuer, wie sie in diesen Blättern mitgeteilt worden sind. Während er davon sprach, wie der Schein aus dem Eisberg geholt worden, zog er das an seiner Brust geborgene Pergament hervor. Als der Edelmann dieses Blättchen mit seiner Blutschrift sah, sprang er auf und rief gellend laut: „Kind! Kind! Und das hast du für mich getan? O du armes, du tapferes, du liebendes Kind!" Er weinte vor Mitleid, er lachte vor Wonne.

Er hatte seine Seele wieder.

genommen an Leuten, die den immerwährenden Gottesdienst außeracht ließen und weltlichem Erwerb nachgingen. Jetzt fand er sich selbst fast in die Lage versetzt, Nahrung zu erwerben, sei es, daß er Wurzeln grabe, sei es, daß er ein Tier erlege. Die nächtliche Mette wollte schon gar nicht mehr anschlagen. Und als an diesem Morgen der Engel auch noch nicht erschien, nahm er einen Knüttel und ging aus, um Nahrung zu suchen. Wilde Früchte gab es nicht auf der Heide, aber weiterhin im Moor hatte er manchmal Fasanen gesehen. Dahin ging er nun, und wenn er bis aufs Knie in den Morast versank, so schoß manchmal aus seiner Brust ein Fluch, den er wohl rasch mit einem Stoßgebete gutzumachen suchte: Herrgott, strafe diesen pflichtvergessenen Engel!

Doch siehe, plötzlich stand der Engel vor ihm mit dem Speisekorb.

„Warum bist du gestern nicht gekommen?“ herrschte ihn der Einsiedler an, während er bis über die Knöchel im Sumpfe stand.

„Gestern habe ich keine Zeit gehabt“, antwortete der Jüngling mit den weißen Fittichen bescheidentlich.

„Keine Zeit gehabt? Da möchte ich schon wissen, was einem Boten wichtiger ist, als der Dienst seines Herrn!“

„Und das sollst du auch wissen“, sprach der Engel. „Gestern ist bei uns oben ein großes Fest gewesen. Es ist der Räuberhauptmann Schwarzblut in den Himmel gefahren. Da ist großer Einzug gewesen und haben wir Engel alle beisammen sein müssen.“

„Der Räuberhauptmann Schwarzblut in den Himmel gefahren?“ fragte der Einsiedler verblüfft und entrüstet. „Dieser Räuber und Brandstifter, dieser Schänder und Mörder, diese Ausgeburt der Hölle in den Himmel gefahren?“

„So ist es. Er kam rein wie ein Kind.“

Anfangs konnte sich der Einsiedler nicht fassen. So erregt war er, daß er nicht merkte, wie seine Beine immer tiefer in den Morast sanken. Dann faltete er die Hände über der Brust und sagte mit weihevoller Würde: „Gott ist ja langmütig und barmherzig, aber das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, daß ein so gottloser Mensch in den Himmel kommt und so festlich empfangen wird. O, welch ein großes Fest wird es erst sein, wenn der fromme Einsiedler, der viel Jahr und Tag ein heiligmäßiges Leben geführt hat, in den Himmel einzieht. Da werden alle Heiligen in Reihen stehen an der Straße, da werden die neun Chöre der Engel nicht genügen.“

„Sie werden genügen“, antwortete der Engel, „wenn dieser fromme Einsiedler in den Himmel einzieht, da wird ein gar geringer Zusammenlauf sein, da gedenke ich es allein zu richten.“

Der Einsiedler wütete bei diesem Wort und kreischend schrie er es heraus: „Ehe ich mit nur einem Engel in den Himmel fahre, will ich mit neunundneunzigtausend Teufeln in die Hölle fahren!"

Kaum dieses Wort gesprochen, begann der Erdboden des Moores sich in Wellen zu bewegen. Aus den Löchern pfiff und sprudelte Morast hervor, der Engel hob sich vom Boden wie ein weißes Wölklein, der Einsiedler versank im Sumpfe.

— — — — — — — — — — — — —

Nun wanderte Baldar noch der Tage drei oder vier, da glänzte über der dunklen Waldebene her im Abendsonnenschein die Thomasburg.

Dort war es mittlerweile still und öde geworden. Der Burgherr wandelte planlos umher, gleichgültig für alles. Überall Einsamkeit, seitdem sein Sohn verschwunden war und seine Frau ihn verlassen hatte. Er trauerte nicht und freute sich nicht, war tatlos und willenlos, stumpf und verloren. Die Leute wichen ihm aus und sagten, er sei ein wandelnder Leichnam. Schon seit langem war er nicht mehr auf der Burgzinne gesessen, aber nun stieg er einmal hinauf, um noch mehr allein zu sein, denn die mitleidigen Blicke seiner noch übrigen Dienerschaft waren ihm zuwider. Er legte sich auf die steinerne Bank. Dieses kalte, lichtlose Leben wollte er am liebsten verschlafen.

So war es, als plötzlich sein Sohn Baldar vor ihm stand. Anfangs erkannte er ihn nicht, denn der Knabe hatte sich unerhört verändert. Das Gewand zerfahren und zerrissen, das Haar verzaust und rötlich versengt, die Hände verschwielt und verschrammt, die nackten Füße voller Wunden. Die ganze Gestalt abgehetzt und erschöpft. Aber das Gesicht! Dieses schöne, freudenverklärte Gesicht, diese leuchtenden Augen, deren warmer Strahl das welke Wesen des Edelmannes ein wenig belebte. Er erinnerte sich an die Zeiten, da er, dieses Kind am Arm, auf derselben Steinbank gesessen und selig hinausgeblickt hatte in die große Natur Gottes.

Baldar breitete die Arme aus, sprang ihm an die Brust und rief: „Vater, jetzt habe ich dich wieder!"

Und dann erzählte er die Reise und die Abenteuer, wie sie in diesen Blättern mitgeteilt worden sind. Während er davon sprach, wie der Schein aus dem Eisberg geholt worden, zog er das an seiner Brust geborgene Pergament hervor. Als der Edelmann dieses Blättchen mit seiner Blutschrift sah, sprang er auf und rief gellend laut: „Kind! Kind! Und das hast du für mich getan? O du armes, du tapferes, du liebendes Kind!" Er weinte vor Mitleid, er lachte vor Wonne.

Er hatte seine Seele wieder.

genommen an Leuten, die den immerwährenden Gottesdienst außeracht ließen und weltlichem Erwerb nachgingen. Jetzt fand er sich selbst fast in die Lage versetzt, Nahrung zu erwerben, sei es, daß er Wurzeln grabe, sei es, daß er ein Tier erlege. Die nächtliche Mette wollte schon gar nicht mehr anschlagen. Und als an diesem Morgen der Engel auch noch nicht erschien, nahm er einen Knüttel und ging aus, um Nahrung zu suchen. Wilde Früchte gab es nicht auf der Heide, aber weiterhin im Moor hatte er manchmal Fasanen gesehen. Dahin ging er nun, und wenn er bis aufs Knie in den Morast versank, so schoß manchmal aus seiner Brust ein Fluch, den er wohl rasch mit einem Stoßgebete gutzumachen suchte: Herrgott, strafe diesen pflichtvergessenen Engel!

Doch siehe, plötzlich stand der Engel vor ihm mit dem Speisekorb.

„Warum bist du gestern nicht gekommen?“ herrschte ihn der Einsiedler an, während er bis über die Knöchel im Sumpfe stand.

„Gestern habe ich keine Zeit gehabt“, antwortete der Jüngling mit den weißen Fittichen bescheidentlich.

„Keine Zeit gehabt? Da möchte ich schon wissen, was einem Boten wichtiger ist, als der Dienst seines Herrn!“

„Und das sollst du auch wissen“, sprach der Engel. „Gestern ist bei uns oben ein großes Fest gewesen. Es ist der Räuberhauptmann Schwarzblut in den Himmel gefahren. Da ist großer Einzug gewesen und haben wir Engel alle beisammen sein müssen.“

„Der Räuberhauptmann Schwarzblut in den Himmel gefahren?“ fragte der Einsiedler verblüfft und entrüstet. „Dieser Räuber und Brandstifter, dieser Schänder und Mörder, diese Ausgeburt der Hölle in den Himmel gefahren?“

„So ist es. Er kam rein wie ein Kind.“

Anfangs konnte sich der Einsiedler nicht fassen. So erregt war er, daß er nicht merkte, wie seine Beine immer tiefer in den Morast sanken. Dann faltete er die Hände über der Brust und sagte mit weihevoller Würde: „Gott ist ja langmütig und barmherzig, aber das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, daß ein so gottloser Mensch in den Himmel kommt und so festlich empfangen wird. O, welch ein großes Fest wird es erst sein, wenn der fromme Einsiedler, der viel Jahr und Tag ein heiligmäßiges Leben geführt hat, in den Himmel einzieht. Da werden alle Heiligen in Reihen stehen an der Straße, da werden die neun Chöre der Engel nicht genügen.“

„Sie werden genügen“, antwortete der Engel, „wenn dieser fromme Einsiedler in den Himmel einzieht, da wird ein gar geringer Zusammenlauf sein, da gedenke ich es allein zu richten.“

wärts wendet und zu geheimnisvollem Tun hinter derselben hastig verschwindet, um nach dunklem Schaffen und Wandern einige Meter tiefer auf der gegenüberliegenden Gebäudeseite in ruhigem breiten Fluße wieder unter einer Holzverschalung hervorzutreten, steht, den Gebäudekomplex meines Vaterhauses abschließend, eine Brettersäge.

Ihre Holzwand ist nach der Westseite zu in Blochlänge und Mannshöhe durchbrochen und zu dieser Öffnung, über welcher die nebeneinanderhängenden Falltüren nur als Symbol angebracht worden zu sein scheinen, da sie nie geschlossen werden, führen starke Laufbäume empor, worüber die Rundhölzer aufwärts gewunden werden. Unter der Fletze aber, auf welcher der langgestreckte schmale Bindewagen mit dem Schnittbloch in einem Schienengeleise dem aufrechtstehenden Sägegerüste entgegenrollt, an welchem wieder das Sägegatter als Träger der Säge in unermüdlich stoßender Schiebung auf- und niedergleitet, so daß zwei sich kreuzende Bewegungen in rastlosem Zusammenwirken und Schaffen sich ergänzen, wie innere und äußere Arbeit, wie die Tätigkeit von Mann und Weib in einem Haushalte — unter diesem Werkboden also befindet sich, halb noch über der Erde, halb schon unterirdisch, die Transmission der Kräfte vom Wasserrade zum Kampantrieb des Werkes mit der lautlos, aber unheimlich rasch rotierenden Schwungwelle und dem schweren, aber doch in fliegender Eile sich bewegenden Stangenkolben, der dabei ein regelmäßiges, unterbrochenes Geräusch erzeugt, das sich anhört, wie die eindringlich aufreizenden, unablässig wiederholten Worte: „Pack' an, pack' an!", worauf die Säge ebenso regelmäßig wie mit zustimmendem Nicken sich abwärtsschiebend etwas gezogenen Tones, dem man die Anstrengung der Arbeit anmerkt, bei kleinen Hölzern frischer, lauter, bei größeren ernster, dumpfer, immerdar antwortet: „Durch! Durch!" — Die eintönige Melodie der Zerstörung des Gewordenen zugunsten neuen Werdens, die Melodie der ewigen Notwendigkeit: „Durch! Durch!"

Wenn ich später gerichtlichen Obduktionen von Todeshand gefällter Mitmenschen beiwohnte und das entblößte Knochengerüste angesägt wurde, hörte ich dieselbe Melodie, wie einst als Kind in meines Vaters Säge, nur daß sie in meiner Knabenzeit mich jauchzen machte, weil ich ihren Sinn noch nicht verstand, so wie die ersten Menschen in ihrer Paradiesesunschuld nicht wußten, daß sie nackt waren, bis sie vom Baume der Erkenntnis aßen, vom Baum des Leids — und heute hallt das Lied so ernst mir in der Seele nach: „Durch! Durch!"

Der kleine Holzplatz vor den Laufbäumen dient dem Tagesbedarfe. Der Anstreif- und Hauptlagerplatz für die Rundhölzer liegt jenseits des Baches, denselben gegen Norden zu leicht überhöhend, und fällt mit der natürlichen Steigung einer kleinen Erdwelle gegen ihn ab.

Seine Engel wachen.

Skizzen von **Hans Mittendorfer.**

Die Ferne hat den Mantel weit geöffnet, ihre blauen Augen winken grüßend. In leuchtenden Wolken rollt ihr sonniges Goldhaar über den Nacken nieder. Die Luft ist klar und liegt schimmernd über den Tiefen der Vergangenheit. Ich höre Glocken läuten — Vineta meiner Kindheit, deine Glocken!

Wie schön war es doch, durch jene Jahre zu wandern, die nun versunken sind! Um wie viel kleiner meine Schritte waren, um so viel größer war mir die Welt. Und Sonnenschein gab es und Schatten: die Tage erschienen mir glänzender als jetzt, die Nächte dunkler, die Sterne größer, näher. Aus jedem Busche sprangen die Wunder hervor, unbefangene, helläugige Kinder, am blühenden Wegrand zu spielen. Flogen ihnen nicht die frohen Sonnenstrahlen wie zahme Vöglein auf die Schulter? Oder trugen sie selber goldene Flügel? Waren sie Englein?

Je weiter ich ging, desto ferner blieben sie menschlichen Spuren, desto seltener sah ich sie. Oder ich kannte sie nicht mehr und hielt sie für Kinder des Dorfes.

Einen Schutzengel aber habe ich nie gesehen. Er spielt wohl nicht am Wege, er ist zu ernst dazu. Er hat ja viele Sorgen, und Sorgen verleiden das Spiel und machen ernst. Wenn ein Kind verunglückt, so geschieht es nur, weil Gott ihm keinen genug erfahrenen Engel zur Seite gab, sondern einen Neuling, der noch nicht lang seine Dienste versieht. Seine Engel wachen. Es heißt, daß Gott sie verantwortlich macht für alles Übel, das ihrem Schutze anvertrauten Kindern geschieht, wenn das Unheil nicht von böswilligen Menschen kommt; solches nämlich könnten die Schutzengel nicht verhindern. Für jene Menschen aber wäre es besser, wenn sie mit einem Mühlstein um den Hals so tief versenkt würden, daß der Posaunenschall am jüngsten Tage sie nicht mehr erreichte, als dereinst vor Gericht erscheinen zu müssen; denn die ihnen bestimmten Strafen sollen schrecklich sein.

Die größten Schädlichkeiten lauern tückisch in stillem Hinterhalte. Darum wohl hat es Gott gefügt, daß auch die größten Wohltäter der Menschheit im Verborgenen tätig sind. Seine Engel wachen!

*
* *

Senkrecht zur Front des massig gebauten Mühlentraktes und von diesem durch den aus westlicher Richtung kommenden Bach getrennt, der sich erst knapp vor der Kulisse einer Bretterwand viertelkreisförmig süd-

aber hatte ich keine Zeit. Ich stand mit dem Gesichte zur anderen Seite gewendet und dorthin lief ich auch. Schon hatte ich einige Sprünge gemacht und war im Begriffe, die Mitte des gefährdeten Raumstreifens zu erreichen, da — ein Schreckensruf: „Hieher! Mein Gott!“ Es war die Stimme meines Vaters. Warum hemmte ich den Fuß nicht zur Umkehr, warum schwankte ich nicht einen Augenblick, sonst gewohnt, seinem leisen Winke zu gehorchen? Vorwärts, vorwärts, wie vom Sturm getragen! Mit rasender Wucht wälzten sich, stürzten die Hölzer heran. Am rechten Fuß, der gerade in der Sprungbewegung nach rückwärts sich hob, fühlte ich eine leicht streifende Berührung und hinter mir ging die donnernde Lawine einer unaufhaltsamen Woge gleich vorüber, schlug sämtliche Stegbäume des Baches durch und brauste darüber hinweg. Nur die letzten Nachzügler blieben drinnen liegen. Da empfand ich: Hätte ich auf den Anruf des Vaters hin die Flucht unterbrochen, ich wäre von den stürzenden Klötzen zermalmt worden.

Langsam, müden Schrittes ging mein Vater an der Außenseite des noch immer ansehnlichen Blochhaufens zu mir herüber und nahm mich stillschweigend bei der Hand. Warum war sein Gesicht so blaß? Warum zitterte seine starke Hand? Langsam, wie von einem Feiertagsspaziergange um die blühenden Felder, führte er mich ins Haus zurück. An diesem Tage hat er kein Bloch mehr abgestoßen.

*

* *

Heiß brennt die Sonne auch im späten August, glühend heiß. Backofenhitze bergen die steinernen Stufen, die zur Haustüre emporführen, und das granitene Türgericht. An den Sohlen spürt man's, wenn man barfuß geht, und mit den Händen kann man's fühlen an den blaugrauen Kanten. Wohl ist die goldene Erntelast schon eingeheimst, frühreif in unserer reichen Gegend; wohl streift das Auge schon bedeutsam häufig über brachgewordene Felder und frischgewendete schwarzbraune Ackerschollen zwischen schmalen Angerstreifen: aber es liegt trotzdem noch keine duldende Todesmüdigkeit im sonnigen Grün der Wiesen, der breiten Erlenblätter und der dunklen fernen Fichten, sondern eine gesättigte Kraft. Das Jahr steht noch auf der Sommerhöhe, sein Atem glüht.

Kühl fließt der Bach durch die Erlen, lockend kühl. Doch wer hört auf sein Rauschen untertags? Glückliche Kinder nur. Die Erwachsenen müssen im Schweiße des Angesichtes Brot verdienen. Sie kommen erst abends, die müden Glieder sich zu kühlen.

Sorglos wie ein Maientag und mit meinen sieben Jahren noch unbekannt mit der Arbeit Last und Lust, durfte ich die süß wiegende

Ein heller Frühlingsnachmittag. Hochgeschichtet lagern die Stämme übereinander, teils noch mit Rinde bekleidet, teils glatt geschält und mattgelb schimmernd im Sonnenschein. Die Leute waren beschäftigt, mit eisenbeschlagenen Hebebäumen aus Eichenholz Unruhe in die Holzmasse zu bringen, Bloch für Bloch aufzuwiegen und den Hang hinunterkollern zu lassen, so daß diese mit dem gewonnenen Anlauf den Weg über den Bach hinüber bis an die Laufbäume vor dem Aufzuge zur Säge nehmen mußten. Mein Vater leitete die Arbeit, ich durfte zuschauen. Hei, war das eine Lust, ein Gepolter! Als müßten die von Menschenhand bezwungenen, derben Söhne des Waldes laut brummend und scheltend über die unwillkommene Störung aus der wochenlang geübten Trägheit sich entrüsten, als müßten sie sich beeilen, eine neue Rast zu finden. Aber ihre Ruhesehnsucht sollte vorläufig ungestillt bleiben, sie mußten dran — schon in den nächsten Tagen. Dann mochte es ja wieder Ruhe geben für des zerschnittenen Stammes neue Daseinsform, für die langen, schmalen Bretter oder — in denselben!

Die ersten Läufer schwenkten von selbst parallel zur Säge ein, sobald sie mit dem nächsten Rande an den vordersten Laufbaum stießen; die folgenden bedurften der Nachhilfe.

Wenn nun der eine oder der andere von diesen niederrollenden Riesen besonders übermütig oder boshaft war, hob er im richtigen Momente das Kopf- oder Fußende, um es sodann gerade in der Mittellinie des Baches mit wuchtigem Schlage auf die stegbildenden Balken niederfallen zu lassen, und einmal gelang es so einem Unband wirklich, in den Bach einzubrechen und dort klatschend einen Sprühregen auszuwerfen und eine ungeheure trübe Wolke aufzuwühlen. Dann blieb er gemächlich liegen wie ein Betrunkener in einem Straßengraben, rührte sich nicht mehr und überließ seine Befreiung aus dieser Lage fremder Sorge.

Der Sonnenschein und die schwere Arbeit hatten den Leuten heiß gemacht. Ein frischer Trunk wurde gebracht und der Vater übergab den Arbeitern den tiefbauchigen Krug, worauf diese seithalb des Stoßendes der Blochschicht zu kurzer Rast zusammentraten.

Ich entfernte mich einige Schritte von ihnen. Was mich trieb, weiß ich nicht; ich befand mich nur mit einemmale auf halbem Hange zwischen dem hoch sich auftürmenden Rundholzhaufen und dem ersten Stegbaum. Da plötzlich ein dumpfer Schlag, einem beginnenden Donner ähnlich — der aufgeschichtete Berg, dessen feste Lagerung man durch Abzwängen einzelner Stämme gelockert hatte, kam ins Rollen. Der Donner setzte sich fort. Mit jeder Viertelsekunde wuchs die Gefahr — ich war den kollernden Klötzen gerade im Wege. Ein paar Schritte den Leuten zu und ich wäre in Sicherheit gewesen. Dies zu denken

zuscheiden, die gesunden Halme parallel zu schlichten, zu handlichen Garben festzubinden und die Halmenden glatt zu stutzen.

Ein von der Wand bis knapp an die Linie des oberhalb den Köpfen der Arbeiter quer über den Futterboden laufenden Bindebalkens der Dachstuhlzimmerung breit gebetteter Stoß von Garben zeugte für den Fleiß dieser Gruppe, unter welcher sich auch die laute Rosl befand, eine ältere Taglöhnerin, die auch Windmühle, Klapperschlange und Waschploi genannt wurde, weil ihrer Zunge die Gabe der Beredsamkeit in hohem Maße verliehen war. Sie war aber auch eine tüchtige und unermüdliche Arbeiterin. Heute lebt sie, zur gebrechlichen Greisin geworden, als Gemeindearme in meinem Heimatsorte in drückender Not.

Die laute Rosl leitete meine Heilsbotschaft unverzüglich an die Dachdecker weiter, die mit ihrer Arbeit befaßt, gerade über den Futterboden auf den Dachlatten wie auf einem Bratroste lagen und mit ihrer Leibeslänge ein gutes Stück vom blauen Himmel verdunkelten. Rief da der jüngere von den beiden Lazarussen herunter:

„Das muß uns der Bub selbst sagen! Dir glauben wir's nicht!"

„Wenn ihr noch keinen Hunger habt, dann habt ihr auch das Mittagmahl noch nicht verdient," war die trockene Antwort der Klapperschlange. Mich aber reizte der Scherz und ich schrie aus Leibeskräften:

„Dachdecker, zum Mittagmahl!"

„Jessas, meine Ohren!" entsetzte sich die Windmühle. Von droben aber ließ die Stimme sich abermals vernehmen:

„Von da drunten versteht man nicht, was du sagst, wirst schon weiter heraufkommen müssen, wenn's uns angeht!"

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, trotzdem die alte Rosl scheltend warnte. Flugs die Heubodenstiege hinauf, von dort behend auf den Verbindungstram hinüber und denselben entlang wie ein Seiltänzer, furcht- und schwindelfrei, wie ich es später nie mehr konnte. Ich vermochte mich auch bald nachher, als sich Gelegenheit hiezu ergab, auf dem Dachfirste nicht frei aufzurichten, während mein Bruder bodenfest auf dem Schornsteindache stand, gleich einer Statue auf dem Sockel. Und in der Folge mußte ich auch den äußersten Rand der offenen Laternenfenster unseres Kirchturms meiden und schroff abstürzende Wände in den Bergen. Damals aber kannte ich den verhängnisvollen Zug in die Tiefe noch nicht und lief über den schwebenden Tram hin, hurtig wie ein Wiesel. Nach spielender Überwindung des Hindernisses, das ein senkrechter Strebebalken mir bot, stand ich mit ein paar weiteren Schritten vorwärts hoch über den Köpfen der Schaubmacher, knapp unter den Füßen der Dachdecker, zur linken Hand den

und spülende Wohltat nach Wunsch und Laune genießen. Der Bach mit seinem dichtbelaubten Gefolge von Erlen war mir Spielkamerad und Freund.

Eben war ich froh von ihm gegangen, denn es war Mittagszeit. Da erhielt ich den Auftrag, die Dachdecker und die übrigen Arbeitsleute zu Tisch zu rufen. Wenn wir nämlich fremde Handwerker im Hause hatten, was ohnedies vielleicht den größten Teil des Jahres der Fall war, so aßen sie in der Regel mit den Hausleuten. Nur mit den Näherinnen, die gleichfalls samt Zubehör ins Haus kamen, wurde eine Ausnahme gemacht. Für sie wurde besonders gekocht, weil sie von der Frau des Hauses, deren Sonntagsschönheit von ihrer Kunst nicht unwesentlich abhing, für eine ganz eigene Art von höheren Wesen gehalten wurden und überdies im Rufe standen, ganz besonders empfindliche Mägen und — Zungen zu haben.

Ich mußte also die Dachdecker und die übrigen Arbeitsleute verständigen, daß das Mittagsmahl bereitet sei. Das tat ich gerne, weil ich wußte, daß es frohe Botschaft wäre. Überdies war ich den Strohdeckern ganz ausnehmend gewogen, die auf der Schattenseite des Wirtschaftsgebäudes streifenweise nach außen zu vorrückend das alte, schwarzgraue, morschgewordene Dachstroh samt den darauf gewachsenen Moospolstern seelenruhig und ohne sichtbare Regung der in meinem Knabenherzen bei diesem Anblick ungestüm lodernden Zerstörungslust herunterrissen, so daß der blaue Himmel neugierig auf die Randziegel des Heubodens und auf den tiefer liegenden kleineren Futterboden hereinschauen konnte, wo der Schneidestock stand und die Schlauchöffnung war, in welche ich mit Vorliebe das kurzgeschnittene Dürrfutter solange einräumte, bis drunten im Stalle die Futterkrippe überlief. Diese Schlauchöffnung wurde durch einen Holzdeckel abgeschlossen und machte mir dann immer den Eindruck eines mit der Hand verhaltenen gähnenden Mundes.

Außer ihrer Berufsbeschäftigung des Zerstörens und kunstreichen Wiedererneuerns, die mit einem idealen Herumklettern auf den Dachsparren in unzertrennlicher Verbindung stand, imponierte mir von jenen zwei merkwürdigen Männern mit den stacheligen Bartstoppeln in den braunroten Gesichtern auch in nicht geringem Maße der bastgeflochtene Werkzeugzegger und das kurze Spitzleiterchen, das mit einem Stahlhaken gleich dem ins phantastische verlängerten Hauzahn eines Ebers versehen war.

Die hohe Leiter von der Tenne zum Futterboden stand unsicher. Das war kein Hindernis; flink war ich droben. Dort fand ich mehrere Personen beschäftigt, Dachgarben zu bereiten. Eine ganz nette Arbeit. Es gilt nämlich, aus dem langen, frischen Kornstroh das Gewirre aus-

mich antwortete: „Wenn er nicht so einen guten Schutzengel und so einen harten Kopf hätt', könnt's Unglück groß geworden sein. Vor dummen Leuten soll man die Kinder sorgsamer behüten als vor Feuer und Wassergefahr."

Für die nächsten Ereignisse fehlt mir jede Erinnerung. Bangend sehnte ich mich nach der Heimkunft des Vaters. Ein paar Tage darauf war ich auf den Tod krank.

*
*　　*

Perlen, gestreut, um zu glänzen. Lichtfarbige Bänder rauschen. Wir fahren zu viert in den Sommertag.

Rein und sonnig blau die Höhe, kristallgrün, klar die Tiefe. Luft und Wasser warm und weich. Von der Traunsteinspitze winkt das Wetterkreuz, dem freien Auge fast zu fern. Hier Schlinggewächse, üppig, unerfreulich in ihrer Einförmigkeit. Aber sie streben zum Licht! Sie schwanken in der Wellenhöhe, berauscht von der Sonne. Es liegt eine traurige Hoffnungslosigkeit in diesem Schwanken, ein müder Irrglaube und eine lähmende Furcht: die Sonne ist groß und kann töten. Die Schwankenden fürchten den Tod.

Ernst blüht die Seerose. Emporgewachsen aus dem Herzen eines Ertrunkenen, Gesunkenen, als dessen letzte Hoffnung, kann sie nicht lächeln. Nur wo die Wasser allzu tief sind und wo allzutief das Leid war, das sie decken, dort treiben keine schwachweißen Blumen mit mattgrünem Kelche empor, um an der Sonne gläubig sich zu wärmen: tiefstes Leid und tiefste Herzen sind verschwiegen.

Vielleicht blühen ihre stillen Rosen farbenfroh in einer anderen, schöneren Sonnenglut, schweben badend auf noch reineren Fluten als wir ahnen. Oder es ist ihre Seligkeit, zu ruhen: immerfort, ohne Blüte, ohne Traum, süß und tief. Der See birgt Rätsel wundersamster Art.

Wenn man die bleiche Blume der Wellen bricht, trägt man Unglück mit nach Hause. So weiß es der Volksmund. Und ich pflückte ahnungslos deren so viele, einen vollen Strauß! Ich freute mich daran. Ich war ja zum erstenmale auf dem See und jene Sage war mir unbekannt. Tausend Hoffnungen sprangen mir jubelnd ins Herz, dessen Pförtner Frohsinn heißt. Das war eine Verschwörung all dieser beschwingten jungen Hoffnungen, eine lachende, lustige. Ihr Asyl wollten sie emportragen in die blauen Höhen, hoch über das Traunsteinkreuz hinaus. Leicht ward mein Herz und leise schon gehoben: da brach ich wieder eine Wasserrose. Eine Hoffnung mußte sterben. Nun ließen sie ab von ihrer Schelmerei, ihr Lachen verstummte.

Garbenstoß, zur rechten die Tiefe mit dem gedielten Boden. Eben wollte ich den Mittagsruf wiederholen, als der ältere Dachdecker, der mir am nächsten lag, den Arm durchstreckend mit einer Bindestange gegen mich eine schlagdrohende Bewegung machte. Unwillkürlich ausweichend, verlor ich auf dem schmalen Balken das Gleichgewicht. Nun hätte ich wohl auf den Garbenstoß fallen können. Aber einesteils kam von dieser Richtung her der Schlag und beugte ich mich naturgemäß nach der anderen Seite, anderenteils bin ich in meinem Leben nie auf die Butterseite gefallen. Ich stürzte also kopfüber auf die Diele . . .

„Gott sei Dank, jetzt schlägt er die Augen auf," hörte ich sagen. Die laute Rosl war's Und schon sah ich die Arbeitsleute alle, die Dachdecker dabei, mit unbeholfener Neugierde um mich herumstehen. Das war mir lästig, zudem ich gerade auch an den nahen Spuren bemerkte, daß ich eben unbewußt eine Art Seekrankheit überstanden haben mußte und ein unbestimmtes Gefühl der Verlegenheit und Beschämung darüber empfand. Darum stand ich auf und ging zur Leiter . . .

Tief stand die Sonne, als ich erwachte. Ein kleiner Streifen des Rasens neben mir, den mein schmaler Schatten gedeckt haben machte, fühlte sich feucht an. Es hatte doch nicht geregnet? Nein, keineswegs. Wo war ich denn überhaupt? Richtig. Ein paar Schritte vor mir der Bach mit den Stegbäumen oberhalb der Säge. Ein paar Schritte hinter mir ein Berg von Rundhölzern, der sich seit ein paar Monaten wieder erhöht hatte — seit dem Tage, als ich an der gleichen Stelle mit knapper Not dem Tode entging, als es die stürzenden Stämme so plötzlich gelüstete, ein schwaches Büblein zu zerdrücken.

Wie war ich nun hieher gekommen? Was war geschehen von dem Momente an, da ich die Leiter betrat, um zur Tenne niederzusteigen? Ich wußte von nichts.

Wie im Traum ging ich umher. Der Vater war nicht daheim. Schon seit frühmorgens war er fort. Im Hause hatte mich offenbar niemand vermißt. Man war ja voller Arbeit. Mir war nicht wohl. Ich ging wieder hinaus, aber ich schlief nicht mehr ein im Freien. Als ich sah, daß die Leute Feierabend gemacht hatten, suchte ich die Stube auf. Sie saßen beim Nachtmahl. Der jüngere Dachdecker war nicht unter ihnen. Der ältere fragte mich: „Bist einmal ausgeschlafen heute?" Ich sah zum Lächeln verzogene Gesichter und antwortete nicht. Er wandte sich nochmals an mich: „Ich habe dir ein Schaff Wasser über den Kopf gegossen; hast du nichts gespürt?"

Mir war es peinlich, Gegenstand dieser harmlosen Grausamkeiten zu sein. Mir war nicht zum Lachen. Ich verließ die Stube. Im Hinausgehen hörte ich noch, wie die laute Rosl dem Dachdecker für

drusses ging wolkentragend über das schmalspurige Geleise auf seinem Angesicht.

Jetzt überholen uns auch keine schwalbenschlanken Boote mehr. Wir sind einsam geworden, trotzdem wir uns nahe dem Ufer, nahe der Stadt befinden. Hier blühen auch keine Wasserrosen; der Grund scheint tief zu liegen. Ich kann mich nicht satt sehen an diesen grünen Wassern. Wie eilen wir! Auch scheint die Strömung uns zu tragen. Gewiß. Es kann keine Täuschung sein: ich sehe, wie kleine Gegenstände, Halme, Hölzchen — ein Windstoß beim Nahen des letzten Nachtgewitters mochte sie in den See getrieben haben — einem langsamen, allgemeinen, mächtigen Zuge der stillen Wasser folgen, gegen die Spitze der sich verjüngenden, schimmernden Fläche hin, gegen das Ufer zu.

Als ich den fachkundigen Gefährten nach der Ursache dieser merkwürdigen Strömungserscheinung fragte, zeigte er sich überrascht. Erst wandte er sich um, dann ließ er die Ruder wie in plötzlicher Ermüdung sinken, und sagte, indem er sich wieder zurecht setzte: „Es zieht uns in die Klause hinunter.“ Eine merkliche Aufregung lag in seinen Worten nicht, aber eine tiefe Mutlosigkeit. Die unbewegten Augen teilnahmslos offen, die Miene starr, schien er eben aus einem versteinernden Traume zu erwachen, oder in denselben zu versinken. Hätten sich nicht seine Lippen entfärbt, wären nicht die charakteristischen Linien in seinem Gesichte um einen Schatten schärfer hervorgetreten, wer hätte geahnt, daß Todesangst in seiner Seele lag! Die Ruder rührte er nicht wieder an; schlaff hängend streiften sie dem treibenden Booten in den Wellen nach.

Die Veränderung in unserer Lage war auch den Markensammlern nicht entgangen. Verdrossenheit malte sich in ihren Gesichtern. An die Ruder wagte sich keiner. Der eine blieb ruhig, als ginge ihn die Sache überhaupt nichts an. Ich glaube übrigens, er verstand sich besser auf das Sammeln fremder Briefmarken als auf das der eigenen Gedanken. Der andere aber schalt den Freund Becker einen Dummkopf.

Nach raschem Umsehen hatte ich den Ernst und die treibende Gefahr unserer Lage erkannt. Der See mußte einen Abfluß haben: die Traun. Also dort! Ein instinktives Wissen durchzuckte mich. Ein Angstgefühl hatte ich dabei nicht, sondern nur eine unerklärliche, geradezu übermächtige Neugierde, was die nächsten Sekunden bringen würden, aber ohne eine Beimischung irgendwelcher quälender Gedanken. Vielmehr erfüllte mich eine frische Lust, wie man sie auf schwindelnder Berghöhe empfinden mag, wenn das Auge die rätselhaften Fernen mißt und im Herzen eine Ahnung aufquillt von der Wahrheit einer schönen Sage, von der Heimat eines süßen Traums . . . .

Und doch ist es eine Lust, Blumen zu brechen und Hoffnungen; eine Wollust, die Hand immer wieder einzutauchen in die weiche, kostbare Flut. Sehnsüchtig beneiden die Augen die spielende Hand um diese Wonne; sehnsüchtig klopft das Herz der lockenden Kühle entgegen. Warum darf es seinem Empfinden nicht folgen? Weil der Kahn so rastlos gleitet? Oder weil es nur farbige Knospen trägt, heiße, rote, keine weißen, blassen im dunkelgrünen Kelche des Entsagens? Voll bricht die Freude nieder, strahlend, herzkräftig lachend der Sonnenschein.

Ferienzeit! Sonnenschein! O Freunde, welche Lust!

Das war nach der zweiten Gymnasialklasse. Ferienzeit, Sonnenschein, Freundschaft und weltfrohe Wanderlust hatten uns zusammengeführt, vier heitere Gesellen. Seekundig war von meinen Gefährten nur ein einziger, ein Einheimischer. Es war der Sekundaner Becker, dessen trotz seiner Knabenjugend greisenhaftes Aussehen durch zwei lange, symmetrische Faltenlinien hervorgerufen wurde, welche seinen Zügen den Schein einer merkwürdigen Unbeweglichkeit verliehen. Unsere kollegiale Liebenswürdigkeit behauptete deshalb, er trage die Lambach—Gmundener Bahn in seinem Gesichte herum und leide an Verspätung der Gedanken. Allerdings beeilte er sich auch nie mit der Beantwortung einer Schulfrage. Die Ziele seines Ehrgeizes lagen im Hügellande, nicht im Hochgebirge. Aber ein guter Junge war er und das Doppelruder handhabte er mit Meisterschaft. Dabei arbeitete er mit der Regelmäßigkeit und Ausdauer einer Dampfmaschine. Die schlanken Seelentränker freilich überholten uns, schwalbengleich fliegend. Was lag daran, wir genossen dafür unser Glück zu viert. Der eine im Rudern; die zwei anderen im Gespräche von ihrer Briefmarkensammlung; ich in einem unbeschreiblichen Lustgefühl. Ich brachte das Boot zu leichtem Schaukeln und wiegte mich wohlig. Welcher Genuß! Vor uns die weite, hellgrüne Wasserfläche, leuchtend im Sonnenglast mit wechselnden Lichtern. Die schlafende Griechin drüben. Wunderlich wilde Bergformen nach rechts hin. Rückwärts Gmunden, hügelansteigend, herrlich gelegen. Und links, stolz aufragend, schroff und mächtig der König Traunstein, dem eine helläugige Büßerin, die junge Schönheit des Sees demütig die Füße wäscht.

Unser Boot hat den ursprünglichen Kurs längst mehrfach geändert. Von selbst. Das Steuer wurde kaum geführt, nur die Ruder, der Bewegung halber. Wozu auch; es ist ja doch überall schön, wunderschön! Wir hatten den Turm von Traunkirchen gesehen. Wir waren bei Schloß Ort unter der Brücke durchgefahren. Wir hatten das Leben im Schilfe belauscht, wir hatten das Schweigen der Tiefe gefühlt. Er war wirklich unermüdlich, unser freiwilliger Fährmann, der glückliche Anwohner all dieser Herrlichkeiten, und kein Zug des Ver-

dazumal gemacht wurden, so schossen doch die Zweiungen reichlicher und lustiger ins Kraut. Auf beiden Seiten standen mannhafte und streitbare Helden, die ihr heißes Blut in etwas abkühlen wollten. Also beschlossen sie den Krieg und schickten einander Absagebriefe, die fein langsam und deutlich geschrieben waren.

Damals aber war in deutschen Landen ein sonderlicher Brauch: wenn zween Teile miteinander stößig wurden und ein Krieg zwischen ihnen anging, so griffen sie, ehe denn sie das Schwert zogen, zu mancherlei vorgängigen Tathandlungen, um warm zu werden und förderlich in Harnisch zu geraten. Die Beutelspacher fingen's züchtig an: sie fuhren hin, hieben den Bopfingern ihre Bäume um und zogen wieder heim. Da gingen die Bopfinger auch nicht müßig, rückten her und schnitten den Beutelspachern die Weinberge aus, trieben auch ihre Ziegen hinein, welche die jungen Schösse fressen mußten fürs kommende Jahr; dann zogen sie gleichfalls wieder heim. Nun war es den Beutelspachern schon ein wenig heiß um die Leber geworden; sie machten sich auf, legten sich in einen Hinterhalt nicht weit von einer Aue, wo die Frauen und Töchter der Bopfinger lustwandelten, fielen in sie und schleppten dieselbigen gefangen hinweg, einen ganzen Schwarm; ihrer etliche aber ließen sie ohne Gürtel wieder ziehen, darum, daß sie, wie sie fürgaben, böse Mäuler hätten. Solches verdroß die Bopfinger über alle Maßen sehr; sie brachen den Beutelspachern in ihre Landschaft und sengten und brannten, daß die Vögel aus der Luft gebraten herunterfielen und die Engel im Himmel ihre Füße hinaufziehen mußten. Dieses Fürnehmen war den Beutelspachern unleidlich, sammelten ihr Volk und jagten mit einem reisigen Zuge den Bopfingern nach, legten eine Wagenburg um ihre Stadt und Gezelte und begunnten sie zu belagern und schwerlich zu berennen.

Die Bopfinger aber hielten sich stattlich und ließen die Feinde nicht hinein, außer wenn sie mit ihren langen Haken über die Mauern in die Stadt zogen, und selbige wären lieber draußen geblieben bei den Ihrigen. Die Beutelspacher wurden auch nicht laß und wollten nimmermehr von dannen weichen, bis daß sie die Stadt bezwungen hätten. Am Ende gedieh es dahin, daß auf beiden Seiten alles, was die Zähne brechen oder malmen konnten, aufgezehrt war und eine Wurst nicht für Gold zu haben gewesen wäre, weder im Lager, noch in der Stadt. Da versah man sich wohl, wer den anderen niederhungern könnte, würde Meister sein. Die Bopfinger aber waren gar zäh, schnürten sich Stricke um den Leib, auf daß sie den Magen, wenn er knurrte, in der Botmäßigkeit erhielten, und tat ihnen der Hunger allzuweh, so machten sie grimmige Gesichter von ihren Mauern herunter, wie vor lauter Streitlust. Die Beutelspacher dagegen hatten

Ein jäher Entschluß! Ich schnellte empor, riß das nach rückwärts schleifende Ruder aus dem rechtsseitigen Widerlager und stemmte es aufrecht stehend mit mächtigen Stößen gegen die Flut. Unwillig schäumte sie auf. Ihre Wirbel verschlangen meine Wasserrosen — Blumen des Todes.

„Dort! Das Floß!“

Spannung lag in Beckers Blicken; Ausdruck, Leben in den Linien seines Gesichts. Sein ausgestreckter Arm, die ganze sich dehnende Haltung seines rippenreichen Knabenkörpers wies mit dem gewaltigsten Hoffnungsdrange des Willens nach vorwärts in der Laufrichtung der Zille. Hatte ich quer links, schräg vor uns, den mächtigen Piloten bemerkt und das Floß, das nahe am dunklen Ausgang des Sees darangeseilt hing? Hatte ich unwillkürlich das Boot in die Richtung gezwungen? Es schnitt die Strömung. Wir erreichten das Floß.

Ich sprang hinaus auf die Stämme, an welche sich meine Gefährten festklammerten, bis ein Rettungsboot uns wegholte . . . .

Zwei Stufen von mächtiger Höhe. Geborstene Wogen zerstäuben weißwirbelnd nach dröhnendem Sturz. Aufkochen, sich regend, bewegend, polypenarmig die Wasser — das ist die Klause der Traun.

Wehe dem Sterblichen, der ihre Tücke nicht kennt, die leise strömend zur Tiefe führt! Wehe! Donnergesang empfängt ihn; doch das ist ewiger Gruß. Menschenohren macht er taub. Aus Edelgestein ist ihr Schloß gebaut; sie trägt einen Gürtel von Perlen. Menschenaugen erblinden dran. Sie legt den Finger an die Uhr der Zeit: da steht der Herzschlag stille . . . .

*

* *

Die Glocken der Kindheit verklingen. Ich höre das Rauschen der Flut. Die Engel ziehen ungern ins Meer hinaus. Doch segnen sie das Schiff, das sie verlassen. Weit über die Wellen klingt ihr: „Fahr wohl!“

Ein kräftig Wort, das Stürme bricht!

Den Galgen! sagt der Eichele.

Eine Geschichte von **Hermann Kurz**.

Item, einstmals hatten die Beutelspacher und die Bopfinger einen Span miteinander. Derselbige hatte sich erhoben wegen eines Zolles, mit welchem die Bopfinger den Beutelspachern den Weg verlegt hatten. Nun wäre es zwar das beste gewesen, wegen solchen Zolles eine Einung miteinander aufzurichten; allein so viele Einungen auch

selbe hatte der Herr Stadtmeister ihm in seine Obhut und Fürsorge gegeben, weil er bekannt war für einen tapfern und zuverlässigen Mann. Das junge Herrlein war aber sehr unmüßig und fürwitzig und suchte sich allenthalben vorzudrängen in seinem grünen Wappenröcklein, so daß der Eichele seine liebe Not, Mühe und Arbeit mit ihm hatte. Da wurde er mit eins von den zween Herolden angerannt, die er mit Unehren von der Stadtmauer fortgewiesen hatte, und während er sich gegen dieselben zur Wehr setzte, wischte das Herrlein von ihm weg, um auch mit jemand auf dem Blachfelde anzubinden. Da stieß es auf einen langen Beutelspacher, der stand mitten im Feld allein, hatte Feierabend und sah dem Getümmel zu. Das Herrlein machte sich an ihn, begann höhnisch mit geschwungenem Schwert um ihn herumzutanzen und rief: „Du langes Krokodil, beiß in mein Schwert und bück' dich nicht!" — Diese Rede war dem Reisigen beschwerlich und er hob seinen Streitkolben, der mit spitzigen Stacheln beschlagen war. „Du kleiner Grashupfer, küß meinen Morgenstern und streck dich nicht!" sagte er und schlug das Herrlein zwischen die Ohren, daß es erbärmiglich zappelnd auf den Boden fiel. Unterdessen entstrickte sich der Eichele seiner beiden Widerwärtigen und gedachte dem Stadtmeisterlein beizuspringen, aber er kam zu spät, seinen Freund, der ihm anvertraut war, zu erledigen, und konnte nichts weiter als den langen Schlagetot zu ihm in den roten Klee werfen, was er auch mit einem einzigen Hieb zuwege brachte. Das arme Herrlein reichte ihm vom Boden herauf die Hand, radbrechte noch ein paar Worte, befahl ihm einen letzten Gruß an seinen Vater und löste sein Halsgeschmeide, um es seinem getreuen Schirmer und Rächer in Gedächtnisweise zu verlassen.

Dieser drückte ihm die Augen zu und eilte in das Getümmel zurück, wo er ungebärdig unter die Feinde schlug. Es war aber alles vergebens. Da der Tag sich neigte, neigte sich der Sieg auf die Seite der Beutelspacher, die Bopfinger samt ihren Eidgenossen wurden aufs Haupt geschlagen und flohen eilends heim, ein jeglicher in seine Hütte. Doch brachten sie ihre Toten ehrlich von der Walstatt mit hinweg und ließen den Feinden nichts denn einen alten, wollenen Kappenzipfel, welchen ein Pfahlbürger auf der Flucht verlor. Der durfte wohl des Fersengeldes nicht sparen vor den Beutelspachern, denn wenn sie ihn gefangen hätten, so hätten sie ihm beide Augen ausgestochen, weil er ihnen zuvor verbürgert war, und hatte ihnen geschworen, war aber ein unverrechneter Amtmann, der sich nicht getraute, seine Rechnung abzulegen, und hatte sich darum von ihnen entfremdet und war Pfahlbürger worden bei den Bopfingern. Die Beutelspacher aber hielten den erbeuteten Kappenzipfel gar hoch als ein großes Siegeszeichen, ja nicht weniger denn wie wenn sie ein ersiegtes Fähnlein zuhanden ge-

größere Mägen denn die Bopfinger, darum geschah ihnen vom Hunger zwier soviel weh, konnten sich auch zuletzt nicht mehr fristen, sondern beschlossen, ihr Letztes zu wagen, einen erschrockenlichen und sorgfältigen Sturm. So taten sie auch, aber der Sturm geriet ihnen übel, denn sie fielen aus Magenschwäche wie auch von den Stößen der Bopfinger haufenweise die Leitern herab und sahen, daß sie diese harte Nuß unzerschroten lassen müßten.

Da hielten sie einen Kriegsrat und wurden eins: weil die Feinde müde und hinfällig sein würden vom Streit, so wollten sie versuchen, ob sie dieselbigen nicht durch Schrecken und Überfahrung des Gemüts bezwingen könnten. Schickten also zween Herolde unter die Mauern und ließen sie auffordern, von Stund an ihre Stadt einzugeben, sonst wollten sie stürmen, daß man den Schall und Tos bis vor Gottes Thron hören müsse, wollten auch des Kindes im Mutterleib nicht schonen, und noch andere grausame Reden mehr. Die Bürger aber ließen sich nicht bedräuen, riefen von den Mauern herab, sie wollten die Stadt nicht übergeben, nicht einen Stein; und einer von ihnen, er hieß Eichele, ein kecker, frohmütiger Gesell, der allezeit gar fromm unter den Vordersten gestritten hatte, schrie spöttlich hinunter: „Ja, den Galgen, den könnet ihr han!"

Die anderen riefen's ihm nach und lachten die Herolde aus.

Damit ritten die Herolde wieder davon und berichteten im Lager getreulich, was ihnen abseiten der Stadt anbefohlen worden war. Die Beutelspacher konnten's nunmehr mit Händen greifen, daß sie für diesmal das Spiel verloren hätten, und schickten sich ohne fernere Umschweife zum Abzug an. Wie sie aber am Galgen vorüberkamen, der im freien Felde stund — die Bopfinger hatten vergessen, eine Schildwache bei ihm zurückzulassen — da gedachten sie der Antwort, die ihre Herolde überbracht hatten, und deuchte ihnen geraten, solch ehrlich Erbieten nicht von der Hand zu weisen. Trugen also den Stock und Galgen ab, um doch nicht ganz unpreislich heimzukommen, sondern wenigstens ein Denkmal mitzubringen, und richteten ihn hernach in ihrem eigenen Gebiete wieder auf.

Nachdem sich aber beide Teile in etwas gestärkt hatten, brachen sie von neuem gegeneinander hervor. Die Bopfinger hatten ihre Helfer versammelt, eine weidliche Schar; die Beutelspacher hatten auch ihre Bundesgenossen um Hilfe gemahnt; und so trafen beide Heerhaufen auf einem Felde zusammen am Tage Allerseelen und stritten miteinander den ganzen Tag. Da gab es ein großes Geschläg. An diesem Tage kämpfte auch der Eichele mit, der den Beutelspachern den Galgen zum Schmerzensgeld angeboten hatte, und ihm zur Seite stund ein Söhnlein seines Stadtmeisters, so nannte man den Bürgermeister; das-

vorzubringen, um seine Aussage unglaublich zu machen. Die Herren vom Rat, da sie sahen, daß der Stadtmeister von seinem Willen nicht lassen und dem Eichele an Leib und Leben gehen wollte, so ließen sie der Sache ihren Lauf. In der Gemeinde dagegen hatte er viele Freunde, die auf seine Unschuld schwuren und mit Gut und Blut zu ihm stehen wollten. Es war ohnehin eine Spaltung zwischen der Bürgerschaft und ihrem Rat entstanden; denn die Zünfte, die bei den unaufhörlichen Kriegsläuften in Wehr und Harnisch freisam geworden waren, wollten sich die Herrlichkeit der Geschlechter, die im Gericht und Rate saßen, nicht allewege mehr gefallen lassen. Die Mißhellung wurde je länger, je größer, und wußte man oft kaum mehr zu sagen, ob es ein Rechtshandel sei des Stadtmeisters mit dem Eichele oder eine Sache zwischen Rat und Bürgerschaft.

Darüber verzog sich der Entscheid, aber der Rat, der im langen Herkommen des Regiments gewitzt war, machte sich den Frieden zunutze, um sich zu befestigen, und wie er allmählich seine Macht wieder erlangt hatte, so wagte er's doch zuletzt und sprach das Todesurteil, daß der Eichele wegen ehrbrüchiger Bestehlung eines Kampfgefährten zwischen Himmel und Erde an seinen Hals gehenkt werden solle.

Da nun das Armensünderglöcklein grillte, machte sich alles Volk auf und zog zum Tor hinaus, um den Eichele auf seinem letzten Gange zu begleiten. Niemand unterstand sich, ihm zu helfen, aber sie riefen ihm Abschiedsgrüße zu und sahen ihn traurig an, denn er war ein treuer, kühner, fröhlicher Gesell. Fröhlich und aufrecht schritt er auch bei diesem sauren Gang einher, also daß sich männiglich über ihn verwunderte; ja es schien zuweilen, als ob er sich Gewalt antun müßte, um das Lachen zu verbeißen. Zu seiner Rechten ging ein Pfaffe, zu seiner Linken sein Prokurator und Rechtsanwalt, der seine Sache vor Gericht geführt hatte.

Endlich, als sie zur Richtstätte gelangten, sah sich alles Volk um, still und verwundert; aber bald brachen sie in ein großes Gelächter aus, denn es war ihnen auf einmal klar, warum ihr Freund solche fröhliche Zuversicht blicken ließ. Die Bopfinger hatten, erst über dem Kriegslärmen, dann über dem Rechtshandel, ganz und gar vergessen, was mit ihrem Galgen vorgegangen und wie ihnen derselbige von den Beutelspachern weggebrochen worden war. Nun erst, als sie im Eifer daherkamen und ihn nicht mehr auf seinem Platze sahen, gedachten sie daran und waren die Gerichts- und Ratsherren fast sehr erbost und befahlen, daß alsbald ein neuer Galgen aufgerichtet werden solle. Da trat Eicheles Prokurator hervor und sprach: „Mitnichten, edle Herren, das wäre wider Recht und Gesetz; habt ihr den Galgen nicht mehr, so habt ihr auch die Gerechtigkeit verloren, denn sonst könnte ein jeg-

bracht hätten, setzten ihn auf eine Stange und verwahrten ihn in der Kirche, wo sie ihre Toten begruben, und in der Inschrift zu deren Häuptern, worin Tag und Stunde geschrieben stand, wann diese Biedermänner ehrlich und ritterlich erschlagen worden, denen Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, gedachten sie auch des Kappenzipfels mit den Worten: „Und auf die Stund wurd dieser Kappenzipfel in Fähnleinsscham den Feinden abgewonnen.“

Es waren aber bei der Geschichte auf beiden Seiten viele Gefangene gemacht worden. Und obwohl die Bopfinger feldflüchtig geworden waren, so war es doch nicht not, daß ihre Gefangenen mit ihnen geflohen wären, denn damals war es Brauch, wer im Streit zu Gefängnis gedrungen worden war, der leistete Feldsicherheit und konnte ohne weiteres auf freiem Fuß zu den Seinigen kehren. Nach der Schlacht aber wurden von beiden Teilen diejenigen, die sie auf solche Weise gefangen und gesichert hatten, bei ihren Eiden eingemahnt und mußten sich bei dem Feinde stellen und in offener Herberge bei ihm verbleiben mit starkem Leidwesen und allda ihr Hab und Gut verzehren, und durften ohne sein Wissen und Willen nicht von dannen kommen. Da erhub sich auf beiden Seiten groß Wehklagen der Weiber und Kinder von Armuts wegen, auch erkannten beide Teile, daß ihnen dieser Krieg in vieler Weise schädlich gewesen sei, und ließen es zu, daß Freunde dazwischen traten mit wohlbedachtem Mute und gutem Willen, die schieden und verrichteten und vertrugen den Streit und machten zwischen beiden eine friedliche Stallung, und wurde auch zuletzt ein steter und fester und ewiger Friede geschlossen, mit dem Beding, daß sie ihn halten sollten, so lang' es ihnen anstehen würde. Denn das war der Brauch in deutschen Landen dazumal.

Wer sich aber des Friedens wenig zu erfreuen hatte, das war der Eichele. Der wurde von dem gestrengen Herrn Stadtmeister gar übel empfangen und hart angelassen, darum daß er seines Söhnleins nicht besser gewartet habe. Er wollte ihm den Kopf vor die Füße legen lassen; da aber namhafte Zeugen gesehen hatten, wie er angegriffen wurde und ihm das Herrlein derweil entlief, so mußte der Stadtmeister von solchem Vorhaben zurückstehen. Er erdachte also einen anderen Weg, um seinen unversöhnlichen Grimm zu sättigen, und da der Eichele das geschenkte Halsgeschmeide frei öffentlich sehen ließ, wie er auch mit gutem Gewissen tun konnte, so zog er ihn vor Gericht und klagte ihn an, daß er seinem Söhnlein freventlich einen alten unveräußerlichen Erbschmuck abgestohlen habe. Dagegen schwur zwar der Eichele hoch und teuer, das Herrlein habe ihm den Schmuck zu eigen gegeben, aber niemand von seinen Freunden war zu der Stunde im Streit an seiner Seite gewesen, und der Stadtmeister wußte vieles

Da wurde der Rat des Sinnes, an den Kaiser zu gehen und eine neue Galgengerechtsame von Vollkommenheit kaiserlicher Macht und Gnade zu erwirken; denn der Kaiser war für alle Schäden gut, wenn man an ihn kommen konnte. Nur war er nicht leicht zu finden, denn er zog das ganze Jahr im Reich umher und war bald da, bald dort. Also rüsteten sie mit großen Kosten Gesandte aus, die zogen dem Kaiser nach und fragten allenthalben nach ihm. Es währte aber lang', bis sie ihn fanden. Und als sie ihn gefunden hatten, konnten sie nicht gleich vor ihn kommen, denn es waren Botschafter und Verordnete aus allen Landen da, und jeder wollte etwas von ihm und hatte ihm etwas zu klagen, also daß er viel zu richten und zu schlichten hatte. Da blieben sie einstweilen bei ihm, bis daß sie Gehör erlangen sollten, und zogen mit seiner Hofhaltung von Ort zu Ort durch das ganze Reich. Und weil sie auf solche Weise ihren Reisepfennig verzehrten, so mußten sie jeweils einen aus ihnen gen Bopfingen heimschicken, um neue Wegzehrung für sie zu holen. Auch mußten sie allen die Hände schmieren und salben vom untersten Diener bis zu den obersten Erzämtern hinauf, um endlich zu dem Kaiser durchdringen zu können; und auch vor dem Kaiser selbst durften sie nicht mit leeren Händen erscheinen. Solches dauerte jahrelang, und haben die Bopfinger viel Gelds und Guts dabei zusetzen müssen.

Unter dieser Zeit begab sich's einmal, daß ein fremder Dieb zu Bopfingen auf handhafter Tat ergriffen wurde. Da saßen sie über ihn zu Gericht und er bekannte ihnen frei, daß er um dieser und anderer Taten willen den Galgen reichlich verschuldet habe. Sintemal sie aber nicht hatten, woran sie ihn henken konnten, schämten sie sich sehr, gaben ihm fünfzig Gulden und sagten, er solle sich anderswo einen Galgen suchen. Der Dieb meinte, sie hätten das aus Verachtung seiner getan, ward sehr erbost, lief hin zu ihrer sauren Nachbarschaft, den Beutelspachern, und bot diesen die fünfzig Gulden, so sie ihm zu seinem Recht verhelfen wollten. Die Beutelspacher aber pochten und sprachen: „Was bedürfen wir eines Fremden? Dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder." — Ließen ihn mit diesen Worten wieder laufen. Der zog auch lang' umher im Reich und konnte nicht zu seinem Rechte kommen, bis er zuletzt nach Westfalen geriet und der heiligen Feme in die Hände fiel. Dieselbige erbarmte sich sein, henkte ihn an den nächsten Baum, wie es ihre Weise, Handhabung und Gewohnheit war, und steckte ihr Messer dazu. Denn dieses Gericht übte großen Fleiß und nahm sich aller femwrogigen Missetaten an, die sonst in den Landen deutscher Zunge ihr Recht und ihren Strick nicht finden konnten.

Den Beutelspachern erwuchs inzwischen auch mancher Segen von ihrem Galgen. Sie hatten ihn an einem ungereimten Ort aufgerichtet, und als sie auf einen Tag etliche Diebe, weiß nicht eigene

licher, der etliche Balken aufeinander zu zimmern vermag, den Blutbann ausüben; wollet ihr aber henken nach wie vor, so müsset ihr entweder das eurige bei den Beutelspachern oder aber einen neuen Freibrief für Galgen und Stock und alles Hochgerichte, auch was das Blut und Leib und Gut betrifft, bei dem Kaiser holen."

Was der Prokurator gesprochen hatte, das wurde von dem ganzen Volke mit einer Stimme für Recht erkannt, und der Rat mußte sich, wiewohl mit widerhärigem Herzen, darein fügen. Der Stadtmeister wollte zwar den Eichele als einen stinkenden Ruffianer, der den Blutbann meineidig, ehrlos, loblos, treulos an den Feind verraten habe, von der ganzen Gemeinde zu Tode steinigen lassen, konnte aber nicht durchdringen, sondern der Eichele wurde dieser Schuld halber freigesprochen. Auch legten seine Freunde eine große Sicherheit und Bürgschaft für ihn dar, daß er bis zu Austrag der ganzen Sache auf freien Fuß gestellt werden mußte.

Nun wurmte es jedoch den Geschlechtern und Zünften und allem Volk und auch dem Eichele selbst, daß die Beutelspacher ihren Stock und Galgen haben sollten. Schickten demnach zu ihnen und ließen ihr dreibeiniges Eigentum zurückfordern. Die Beutelspacher lachten und antworteten, sie seien nicht gewohnt, ein geschenktes Gut wieder herauszugeben; wenn man den Galgen mit Gewalt holen wolle, so sei solches nicht verwehrt; in Minne aber werden sie ihn nun und nimmer lassen. Dabei verwiesen sie auf den Richtungsbrief, der bei der Sühne aufgesetzt worden war, laut Urkund dessen die aufgewandten Kriegskosten jedem der beiden Teile an seinem Part zur Last fielen, dagegen aber auch beide Teile alles das behalten sollten, was sie in diesen Spänen und Stößen, Zweiungen, Kriegen und Aufläufen mit Gewalt zuhanden gebracht und sich zugeeignet, und sollte auch aller Unwille ab und tot sein und kein Teil dem anderen nichts geahnden noch geäfern, weder Mord, noch Brand, noch Raub und Nahme, wes Namens es auch sein möge, weder mit Worten, noch mit Werken, noch mit Raten, noch mit Getaten, weder heimlich, noch öffentlich, noch in irgend einer Weise, ohne alle Arglist, ohne alle Gefährde.

Wäre es nun den Bopfinger Herren nach ihrem Sinn ergangen, so wäre abermals der Krieg entbrannt, und auch der Eichele hätte sich gern wieder frisch gehalten vor dem Feind, um die Scharte auszuwetzen, und hätte es ihn auch nachher den Hals gekostet; aber die Zünfte wollten keinen neuen Krieg und sagten, der vorige sei nur aus Eigennutz der Herren angesponnen worden, die die meisten Weinberge hätten und mit ihrem Zoll den Beutelspachern den Weinhandel hätten abstricken und für sich allein behalten wollen. Also waren die Herren genötigt, von ihrem Fürnehmen abzustehen.

Über solchen Protest entstand ein unermeßliches Frohlocken in der Bürgerschaft und der Eichele ward mit lachendem Munde von der Leiter herabgeholt. Der Rat wollte sich zwar dagegensetzen, aber er mußte die Satzung und den Rechtsbuchstaben ungescholten lassen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf ein oberstrichterliches Erkenntnis anzutragen, bis zu dessen Findung und Fällung der Malefikant abermals gegen Bürgschaft seiner Freunde auf freien Fuß gesetzt werden mußte. Die Sache kam vor das löbliche Kammergericht, das jegliches Unrecht von Herzen scheute und darum ein Urteil in keinerlei Weise übereilte. Endlich aber erließ es doch sein Mandat und erkannte, daß der Rat allerdings den Kaiser erst um ein besonderes Privilegium, sich des Stricks zu bedienen, bitten müsse, und daß er, bevor ihm sotanes Privilegium erteilt sein würde, sich eines peinlichen Halsgerichtes, wobei auf den Strick erkannt werde, in alle Wege zu enthalten habe.

Da nun der Spruch, nach welchem der Verurteilte den dürren Baum reiten sollte, nicht mehr zu ändern war und seine Widersacher sich nicht unterstehen durften, ihn mit einer anderen Strafe anzusehen, so zogen die Gesandten wieder dem Kaiser nach und mit dem Kaiser im Reich umher; weil jedoch der Herr bei dem großen Drang des Regiments nicht gern von derselbigen Sache zweimal hören wollte, so hatten sie nun mit dem Strick noch viel mehr Kummer, Aufhalt und Hindersal, denn sie zuvor mit dem Galgen gehabt hatten. Da sie aber zuletzt doch ihre Werbung vollbracht hatten und mit der Gerechtigkeit des Stricks als alte eisgraue Männer nach Hause kamen, da fanden sie die Geschlechter vertrieben, die Zünfte in Rat und Gericht eingesetzt und die ganze Ordnung umgekehrt. Sie legten der neuen Obrigkeit Rechenschaft von ihrer Sendung ab, überlieferten die besiegelte Urkunde und erlangten freien Abzug, worauf sie eilends weiterreisten, um ihre alten Freunde aufzusuchen.

Der unversöhnliche Stadtmeister war am Tage, wo die Zünfte über den Rat obsiegten, vor Leid und Unmut gestorben, und auch der Eichele schlief schon längst, aller Todesangst überhoben, unter einem schönen Grabstein, den ihm seine Freunde aus den Zinsen des Bürgschaftsgeldes hatten setzen lassen. Nach alter Sitte war der Inschrift beigefügt: Ascensionem exspectans, und heißt das zu deutsch: Er harret seiner Erhöhung.

Auf solche Weise sind die Bopfinger endlich wieder zu ihrem Galgen und Strick gekommen. Es hat sich aber davon viele hundert Jahre lang in Bopfingen und Beutelspach ein Sprichwort erhalten. Nämlich wenn einer von einem anderen etwas Unbilliges, oder was diesem unbillig schien, begehrte, und der es ihm recht nachdrücklich abschlagen wollte, so schlug er's ihm ab mit den Worten:

„Ja, den Galgen!“ sagt der Eichele.

oder fremde, daran gehenkt hatten, so trug es sich zu, wenn die Sonne dahinter stand, daß die Schatten der Gehenkten in die Häuser hereinfielen, an den Wänden hin und wieder spielend, und die Weiber, die mit einem Kinde gingen, zum Schaden ihres Leibes an dem Schattenspiel erschraken. Da besorgten sie sich schwerer Gefahr für ihre Nachkommenschaft, ja sie fürchteten gar, es möchten von diesen Dingen mit der Zeit Erbdiebe unter ihnen aufkommen; brachen daher den Galgen wieder ab und führten ihn an einem gelegeneren Orte auf, also, daß er ihnen auch nicht wenig Unlust, Zeit und Geld gekostet hat.

Nachdem nun die Gesandten der Bopfinger viele Jahre mit dem Kaiser umhergefahren waren, erdrangen sie endlich einen Brief von ihm, worin ihnen die Freiheit und Gewalt erteilt wird, einen neuen Stock und Galgen aufzurichten und sich desselbigen zu gebrauchen. Und alsbald, da sie das Pergament mit dem kaiserlichen Siegel nach Hause brachten, ließ der Rat den Galgen zimmern und den Eichele hinausführen, um das vergilbte, aber noch rechtskräftige Urteil nunmehr durch die Hand des Meisters Hämmerling an ihm zu vollstrecken. Und abermals zog die Gemeinde traurig mit und getraute sich nicht, ihren Freund zu erretten. Der aber war betagt und lebenssatt, und als sein Prokurator im Hinausziehen zu ihm sprach, diesmal werde ihm nicht mehr zu helfen sein, so antwortete er, es liege ihm nicht viel daran, und doch, so lang' er noch nicht von der Leiter gestoßen sei, könne sein Heil noch blühen und hätten seine Feinde keine Ursache, sich zu freuen. Da er nun auf der Leiter stund, so verlas ein Ratsherr mit lauter Stimme den kaiserlichen Freibrief vor der Gemeinde. Der Eichele hörte aufmerksam zu und bei einer Stelle gab er seinem Prokurator einen Wink; dessen Gesicht aber sah mit einmal ganz freundlich aus, wie ein Herbsttag, wenn sich das Gewölke verzieht. Der Ratsherr, da er zu Ende war, wollte den Befehl zur Hinrichtung geben, und der Henker griff schon zu; da trat aber der Prokurator hervor und sprach: Edle, gestrenge, feste, wohlweise, fürsichtige Herren, ihr habt zwar von kaiserlichen Gnaden die Freiheit erlangt, Holz im Walde zu fällen und einen Galgen daraus zu zimmern, selbigen auch aufzurichten, nebst Bewilligung anderen Zubehörs an Eisen, Klammern, Nägeln, Leiter und mehr, aber die Hauptsache ist von kaiserlicher Majestät übersehen und vergessen worden, nämlich die Gerechtigkeit, einen Strick an dem Galgen zu haben, da doch sonsten in dem Privilegio aller Punkten gar besonders gedacht wird und kein Jota mangelt, nur allein den Strick ausgenommen; bin derhalben gänzlich der Meinung, ihr müsset den Kaiser noch einmal beschicken und des Strickes wegen um ein vollständiges Privilegium einkommen, anheute aber und bis auf ein weiteres euch vorhabender dieser Exekution bemüßigen.

zu lernen wäre, gerade auch von seiner religiösen Eigenart. Von Lessing! Wir sahen, wie seine religiöse Toleranz mehr Gleichgültigkeit als geschichtliche Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionen in sich schloß und so auch heute die Indifferenz bestärkt. Das Schwergewicht im Leben der beiden so engverbundenen Dichterheroen Schiller und Goethe fiel nicht auf die religiöse Seite. Sie waren nicht in erster Linie religiös gestimmt und gerichtet, sondern ästhetisch und humanistisch. Das Schöne und das menschlich Edle, das war ihre hohe Losung. Und das haben sie in ihren unsterblichen Dichtungen so groß aufgefaßt, so rein und gewaltig dargestellt, daß sie als Dichter zugleich die Bannerträger der edlen Humanität geworden sind mit einer ganz ungemein tief in die Herzen gehenden Gewalt und Autorität. Beide nahmen in religiöser Beziehung im großen ganzen selber nur eine unsicher schwankende Stellung ein, waren selber suchende, vom religiösen Geist und der Kirche ihrer Zeit nicht befriedigte Menschen — (selbst Herder konnte Goethe nicht in die Kirche ziehen!). Trotzdem kann man es wahrnehmen, daß die beiden Gewaltigen auch mit ihren religiösen Aussprüchen einen außerordentlichen Einfluß noch heute ausüben. Die Herzen kommen solchen Geistesheroen eben in allen Dingen mit einem außerordentlichen Vertrauen entgegen. Man darf wohl sagen, beide waren zu tief, als daß sie nicht oft auch religiös empfunden hätten. Ich erinnere an Schillers „Drei Worte inhaltsschwer", an seinen idealen Schwung, sein inneres Schauen einer seligen und himmlischen Idealwelt, an sein sittliches Pathos, das durch seine Dichtungen flammt. Das alles darf man getrost christlich bei ihm nennen, eben weil es zugleich rein menschlich ist im edelsten Sinne. Daneben aber hören die der Religion im Herzen Entfremdeten noch heute umso lieber sein wenigstens mißverständliches Bekenntnis: „Ich habe keine Religion aus Religion" und breiten es aus in Volksversammlungen mit dem Hinzufügen: So glaubte Schiller! Und dem entspricht doch auch die Klage des Dichters in den Göttern Griechenlands:

> Einen zu bereichern unter allen
> Mußte diese schöne Götterwelt vergeh'n!

Vollends Goethe hatte in seinem Leben Zeiten eines starken Gegensatzes gegen das Christliche. Er wollte selbst als ein entschiedener Nichtchrist angesehen sein. Im „Faust" ringt und kämpft schon lange vor Nietzsche ein Übermenschentum, das sich auch des überkommenen Sittlichen zu entledigen sucht. Freilich hat es bei Goethe in der Tragik seiner Opfer ein starkes Gegengewicht. Wird aber nicht auch das berühmte Faustbekenntnis noch immer von vielen als Gipfelpunkt aller Weisheit und alles religiösen Tiefsinns gepriesen?

Die Religion und die Dichter.

Von **A. H. Braasch.***)

Will man das Leben einer Zeit erkennen, so darf man an dem Reiche der Poesie nicht achtlos vorübergehen. Kommt doch dem Dichter eine Doppelstellung zu seinen Zeitgenossen zu. Er ist nicht immer produktiv im eigentlichen Sinne, d. h. er hat nicht immer die Gabe, durch kraftvolle Originalität den Geist seiner Zeit wesentlich beeinflussen und umbilden zu können. So mächtig einst Schiller unser Volk ergriff, der Kern seiner Gedankenwelt stammt doch von Kant. Der Philosoph erscheint hier als der Schöpfer neuer Lebensanschauungen, der Dichter nur als sein Prophet und Interpret. So erscheint der Dichter zunächst als ein lebendiger Spiegel des geistigen Lebens seiner Zeit. Was Geist und Herz des Volkes bewegt, bringt er zu einem volkstümlichen Ausdruck. Die Probleme seiner Zeit stellt er in seinen Schöpfungen den Zeitgenossen vor die Augen. Aber auf der anderen Seite bringt er auch oft, was erst halb unbewußt die Gemüter beherrscht, zum vollen Bewußtsein, wie das in hinreißender Weise Schiller in seinen „Räubern“ getan hat. Dadurch bricht er neuen Geistesbewegungen unwiderstehlich Bahn. Ja, vielleicht ist er selbst auch der originale Träger neuer, zukunftsschwangerer Anschauungen und Ideen, wie das von Goethe gesagt werden kann.

Auf das religiöse Leben angewandt, bedeutet das: einerseits spiegelt sich der allgemeine Stand desselben vielfältig bei den Dichtern wider, anderseits wirken sie kräftig auch auf das religiöse Empfinden, Denken und Leben ihrer Zeitgenossen ein.

Wenn wir es aber nun unternehmen wollen. unter diesen beiden Gesichtspunkten die lebendigen Einflüsse der Poesie auf die Religion unseres Geschlechtes aufzusuchen, so kann das hier natürlich nur skizzenhaft geschehen. So können wir nur die prägnantesten Beispiele herausgreifen, um das zu illustrieren, was wir zeigen wollen. Und oft bleibt bei der gewaltigen Fülle dichterischer Leistungen es mehr Sache des Zufalls als der Notwendigkeit, ob wir gerade diesen oder jenen Dichter in unsere Betrachtung mit hineinziehen sollen.

Ich beginne mit einem Wort über unsere Klassiker.

Klopstock ist ganz zurückgetreten. Sein Messias wird von der heutigen Jugend längst nicht mehr gelesen. Auch von Herder darf man wohl sagen, daß er trotz des Herderjubiläums 1903 unserem Volke nicht wieder wirklich nahegetreten ist, so vieles auch heute noch von ihm

* Aus dessen trefflicher Schrift: Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Leipzig. B. G. Teubner. 1905.

Lande"! Sein Wunsch war: „Hätte die Welt doch nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!" Und Heine wollte das Kreuz vollends umstoßen. Voltaire habe mit seinen Scherzen und Spöttereien nur den sterblichen Leib der christlichen Religion geritzt. Er wolle die Seele töten. Durch sein Lied geht ein heiserer Ton des Hasses:

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührotschein das Bild des Manns,
Den man ans Kreuz geschlagen.
Mit Wehmut erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Vetter,
Der du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, du Menschheitsretter!

Dieser Stellung des „jungen Deutschland" zum christlichen Glauben entsprach auch seine Stellung zur Sittlichkeit, ich möchte fast glauben als Erklärung für jene. Es predigt die Freiheit der Instinkte, die freie Liebe als neues Evangelium. Es legte die Hand an jede sittliche Scheu und keusche Scham und wollte Bahn machen für die Emanzipation des Fleisches.

Unsere besten Männer haben gleich gegen die verderbliche Lehre energisch Front gemacht. Karl Hase wandte sich, als sie ihr dreistes Haupt emporhob, gleich an seine studentischen Zuhörer: „Ihr teueren Jünglinge, welche die Wissenschaft in diesen freundlichen Tälern versammelt hat, entreißet jenen, welche eine abgestandene Weisheit aus Paris geholt haben, durch euern Glauben und euer Leben den täuschenden Namen eines „jungen Deutschland"! Die wahren Dichter der deutschen Jugend, das sind Ludwig Uhland, der die heimlichsten Gefühle eines schwäbischen und eines deutschen Herzens in Lieder gebracht hat, und Friedrich Rückert als der Urheber der Wunderlieder, in denen die ewigen Gefühle der Menschheit eine Blumensprache reden, deren Worte er auf deutschen Bergen, in der Naturfülle des Morgenlandes und in geheimen Zaubergärten gepflückt hat."

Freilich werden auch die dringendsten Warnungsrufe so getreuer Männer es nicht verhindert haben, daß die reichlich ausgestreute Saat auch in vielen Herzen aufgegangen ist. Tatsächlich ist doch namentlich Heinrich Heine eine Zeitlang einer der am eifrigsten gelesenen und am höchsten gefeierten Autoren gewesen. Seine Schriften wurden von vielen mit Heißhunger verschlungen und seine Lieder, unter denen manche echte Perlen sich befinden, wurden gesungen im deutschen Volke.

Eine neue Epoche deutscher Literatur mit einer starken Beimischung skeptischen und antichristlichen Geistes tritt uns endlich auch in der modernen Dichtung entgegen. Allmählich trat der Einfluß Auerbachs mit seinem aus Spinoza geschöpften Pantheismus und derer um Gutzkow

Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles,
Name ist Rauch und Schall umnebelnd Himmelsglut.

Diese schönheitsvolle Stelle kann nun aber offenbar ihrem Inhalt nach ebensogut ganz religionslos, rein ästhetisch, als ganz pantheistisch ins Nebelhafte zerfließend, als auch wirklich fromm verstanden und ausgelegt werden. Es ist daher wohl begreiflich, daß es viele gibt auch unter den Hochgebildeten, die sich an Goethe gerade als den „alten Heiden" am liebsten halten, um sein Heidentum zu teilen und ebenfalls als „dezidierte Nichtchristen" zu leben.

Doch sind die schönsten, tiefsten Klänge im „Faust" dem Christlichen entlehnt, doch geht durch die „Iphigenie" ein Hauch milden und tiefen christlichen Friedens, und wer Eckermanns Gespräche mit Goethe einmal durchgelesen hat, wird zwar auch hier mancherlei sich widersprechende Äußerungen nacheinander finden können, aber es tritt ihm unabweisbar entgegen, wie religiöse Gedanken in dem abgeklärten Geist des großen Dichters ihr Heimatrecht behaupten und ein denkender Glaube mit christlichem Inhalt und christlichen Hoffnungen sich füllt.

Immer bleibt es eine ungemein tragische Verkettung unserer Geschichte, daß unsere klassische Dichtung und mit ihr unsere gesamte geistige Kultur sich so weit hinweggestellt haben von dem Geiste der christlichen Religion, dem sie doch selbst ihr Wertvollstes durchaus verdanken und ohne welche sie schließlich Maß und Halt verlieren müssen.

Weit schärfer noch als in der klassischen Literaturperiode sollte freilich in der Folgezeit so mancher Dichter gegen die Religion zu Felde ziehen. Es blieb in den Vierziger- und Fünfzigerjahren nicht bloß bei dem Kampfe gegen das Muckertum, den wir besonders in den politischen Liedern vertreten sahen. In dieser Zeit erhob sich auch die neue Dichterschule, die sich mit dem stolzen Namen des „jungen Deutschland" schmückte. Ludwig Wienbarg hatte den Namen gegeben, indem er seine „ästhetischen Feldzüge" dem „jungen Deutschland" widmete. Gutzkow, Laube, Wienbarg, Theodor Mundt, Börne, vor allen Heinrich Heine, der glänzende lyrische Dichter, gehörten in diesen Kreis. Eine Zeitlang beherrschten sie die deutsche Journalistik und beeinflußten schon dadurch in weitreichender Weise die Lebensanschauungen und Lebensrichtung des deutschen Volkes. Für uns kommt, indem wir ihre sonstige literarische Bedeutung beiseite lassen, ganz allein ihre Wirkung auf das religiöse Leben in Betracht. Und das Urteil darüber kann nicht zweifelhaft sein. Die Tatsachen führen hier eine zu deutliche Sprache. Hat doch der sonst gerne mit seinem Wissen prunkende Gutzkow sich nicht gescheut, Christus einem Thomas Münzer gleichzustellen und seine Jünger als einfältige, leichtgläubige Menschen geschildert, als „Gottes Wort vom

Herodias und der schamlosen Salome. Salome ist die Hauptperson. Das Jenseits von Gut und Böse sieht man in ihr verkörpert: „Ich bin eine Rose im Tal und eine Blume zu Saron. Wer mir danken will, der pflücket mich ab. Ich fürchte mich vor keinen Männern. Sie sind mir recht, so wie sie sind."

Max Kretzer läßt uns in seinem „Gesicht Christi" lehrreiche Blicke tun in das Großstadtelend Berlins, in die sozialdemokratische Arbeiterwelt, auch in die religiöse Stimmung und Gedankenwelt der Sozialdemokratie. Die Darstellung aller anderen Lebenskreise zeigt uns Härte, schmutzigen Egoismus, gemeine Verkommenheit. Die Visionen Christi aber, wie sie immer wieder in den Gang des Romanes eingreifen, sind unpsychologisch, schwarmgeisterisch. Und die Art, wie sie einmal in eine widerlich lang ausgesponnene, rohe Verführungsgeschichte hineingezogen wird, hinterläßt den bestimmten Eindruck, daß hier vor allem auf die Lüsternheit der Leserwelt spekuliert wird und wirkt doch direkt abstoßend und verletzend. Nebenbei ist dieser Roman vielleicht typisch zu nennen in bezug auf die Bibelkenntnis mancher unserer Modernen. Da lernen wir eine neue Seligpreisung kennen: „Selig sind die Einfältigen, denn sie werden das Reich Gottes sehen", und einen neuen Spruch: „So du an mich glaubst, will ich dir die Krone des Lebens geben." Und eine Dame der Heilsarmee droht mit dem Fegefeuer. Eine tiefere Ahnung taucht aus der nervösen Gesamtstimmung doch empor: „Wenn wir alle so weit gekommen sein werden, die Leibesnot der Erde verbannt zu haben, dann wird ein anderes Elend beginnen, das die Sehnsucht nach dem Himmlischen erweckt."

Die Beispiele ließen sich mit leichter Mühe vermehren. Es hätte sich auch an Hauptmanns „Versunkener Glocke" zeigen lassen, wie Meister Heinrich nichts anderes als ein Stück Übermensch sein will oder wie die Hauptheldin von Ibsens Nora dabei anlangt, daß sie zuletzt nicht mehr weiß, was gut und böse ist und daß sie ganz am Ende ist mit ihren religiösen Anschauungen. Und in der modernen Kunst ließen sich leicht verwandte Erscheinungen nachweisen. Vielleicht, daß sich aus all dem noch eine gewisse Ehrlichkeit und ein Wahrheitsenthusiasmus herausarbeitet und den Boden für höheres Schaffen bereitet. Sowie die „Moderne" im großen und ganzen uns anmutet, ist sie für die Verjüngung und Läuterung des religiösen Volkslebens nicht angetan. Vielmehr birgt sie dauernd schwere Gefahren in ihrem Schoß. Sie zieht nicht hinauf in ideale Höhe, sie kettet an die Erde und belastet die Seelen mit Erdenschwere. Sie bricht heilsame Schranken und notwendige Normen nieder, unterminiert die religiöse Anschauung von tausend Angriffspunkten aus, ohne etwas anderes wiedergeben zu können, als Überhebung, frostige Zweifel, künstliche Probleme, Unsicherheit des

mit ihrem allgemeinen und verschwommenen Aufklärungsstreben zurück. Nun machten die Schopenhauer und Nietzsche und mit ihnen zugleich Dichter des Auslandes, die Tolstoi, Ibsen und Zola ihren Einfluß in der deutschen Literatur geltend, abgesehen davon, daß eine Reihe von russischen, französischen nnd skandinavischen Romanen auch in deutscher Übersetzung eine große Verbreitung fanden. In vielen dieser fremden Dichtungen waltete auch ein deutschfremder, auflösender, zersetzender und vergiftender Geist vor. So hat Ibsen leider einen viel zu großen Einfluß besonders durch die Bühne erlangt. Er bietet uns in oft harter Unschönheit meist Bilder ungesunder, schiefer und verrotteter, heuchlerischer Zustände und Charaktere. Der schweizerische Dichter Josef Widmann hat einmal treffend gesagt, Ibsen gleiche einem Spechte, der so lange an die Rinde eines Baumes klopfe, bis er eine faule Stelle unter derselben entdecke. Zola schildert mit sinnlicher Anschaulichkeit die Sünden des Fleisches. Er läßt sie sich freilich auch mit unerbittlicher Folgerichtigkeit oft genug tragisch auswirken. Und in den russischen Romanen ist das oft nicht weniger der Fall. Und doch liegt, wenigstens in einem großen Teile dieser modernen Literatur, keine reinigende und erhebende, begeisternde Kraft. Der Leser wird nicht von reiner Freude durchströmt, vielfach im Gegenteil nur vom schleichenden Gifte der Lüsternheit ergriffen. Und damit spekulieren vielfach die modernen Dichter. Insoferne knüpft die moderne Dichtung kräftig an das „junge Deutschland" wieder an, ja geht noch über dasselbe hinaus. Otto von Leixner hat daher in der „Täglichen Rundschau" mit Rücksicht auf Dr. Paul Gräbers „Liebeslieder moderner Frauen" einen sehr ernsten Warnungsruf zu erheben sich gedrungen gesehen. Das sei „Dirnengeist in Frauenlyrik", verderbliche „Giftmischerei", und man müßte beklagen, daß man gegen die Urheberinnen nicht die Geißel anwenden könne. Sodann spukt, wie gesagt, besonders Nietzsches Geist durch die moderne Literatur. Unsere Modernen predigen nicht direkt wie das „junge Deutschland" die Emanzipation des Fleisches, sie stellen sie aber dar in lebensvollen Gestalten, wodurch sie vielleicht noch verderblicher wirken.

So schildert Sudermann in seinem „Johannes" zunächst meisterhaft mit wenigen Strichen geschichtlich treu die Gesetzesangst der Pharisäer und die ganze religiöse nnd politische Situation. Dafür ist Johannes um so mehr karikiert: ein teils mystisch unklarer, teils modern-sentimentaler Mensch. Seine Gestalt schwankt — höchst ungeschichtlich — zwischen dem Bußprediger, der freilich zur dürren Gemütlosigkeit verhärtet erscheint, und dem politischen Volksführer und Aufrührer. Auch die Art, wie Christus — wenn auch ganz im Hintergrund bleibend — in das Stück mit hineingezogen wird, ist wesentlich sentimental. Die Anziehungskraft ruht auf der Dekadenzfamilie des Herodes mit der ehebrecherischen

unter Kaiser und Reich heraufzog, stimmte Fritz Reuter, der die ganze Misere der Vierziger- und Fünfzigerjahre am eigenen Leibe so bitter empfunden hatte, seine Leier zum reichen, köstlichen, von der Sonne echten Humors durchwärmten Volksgesang. Ein Erzählertalent ohnegleichen erquickt, rührt und läutert dieser echte Dichter nicht nur durch seinen urgesunden Humor, sondern auch durch seine lautere Frömmigkeit noch heute Tausende durch seine unvergänglichen Werke. Gleich im Eingange seiner „Stromtid" stellt er uns in Havermann ein ergreifendes Beispiel echten und großen Gottvertrauens, wie dann weiterhin das Idealbild eines evangelischen Pfarrhauses vor Augen. Es ist aber zugleich sehr charakteristisch, wie viel Kritik Reuter auch aufzuwenden nötig hat gegenüber der unter seinen Augen vollzogenen Wendung der kirchlichen Entwicklung im Protestantismus, wie deshalb Bräsig, der Mann mit dem goldenen Herzen, der beste Freund des Pfarrhauses, doch nichts weniger denn ein Kirchenmann ist und erst recht ein abgesagter Feind der „Jesuwiter und Pitisten" und welche Typen Reuter z. B. in seinem „Hannenüte" bei der Taufe zur Verfügung hat im Konsistorialrat Truthahn und seiner frommen Anhängerin, der augenverdrehenden Gans. Das ist eine bittere Beigabe zu seinem echt frommen Sinn, die auf wunde Stellen in der neueren Gestaltung der evangelischen Kirche nur zu drastisch hinweisen muß.

Einen Einblick in den Reichtum der rein religiösen Dichtung, namentlich lyrischer Gattung, welche uns im ganzen Verlaufe des letzten Jahrhunderts bis in diese Stunde begleitet, gewährt uns Nippold in seinem „Christuslied".

Eine eigentümliche Tatsache, die er mit Recht betont, ist es, daß speziell in der ultramontanisierten, neueren katholischen Kirche das Christuslied verstummt ist. Aber eine andere bemerkenswerte Tatsache ist es auch, daß es eine sehr große Anzahl von Namen solcher religiöser Dichter evangelischer Herkunft gibt, die völlig der Vergessenheit anheimgefallen sind.*) Es bleibt doch eine stattliche Reihe solcher übrig, die wir alle kennen. Ich nenne als die älteren Vertreter dieser vielbegehrten religiösen Lyrik Spitta und Knapp. Ihnen folgen Julius Sturm, Gerok und noch mehr als humorvoller populärer Erzähler Emil Frommel. Ihre Schriften haben in den ausgesprochen christlich gesinnten Kreisen eine ungemein reiche Verbreitung, Anerkennung und Bewunderung gefunden. Sie leben und wirken noch heute in Segen. Eine missionierende, erobernde Kraft scheint ihnen aber nicht innezuwohnen. Sie pflegen und stärken das religiöse Empfinden, wo es schon vorhanden ist, sie setzen aber den Glauben voraus und werden da als tote Schaustücke in den Salons aufliegen, wo man dem modernen Geist der Skepsis

*) Es gibt auch namhafte katholisch-religiöse Dichter, die nicht vergessen werden sollten.
Die Red.

Gewissens. Die ungezählten Bühnen niederen und niedersten Ranges vollenden das Werk, tun, wie mit Recht gesagt worden ist, hochverräterische Arbeit an unserer Jugend, ziehen den Geist des Volkes hinab in gemeine Sinnlichkeit. Und das eben dürfte die Hauptwaffe zugleich des modernen religiösen Unglaubens sein, er öffnet die Türe zum Genuß, er macht frei zur Sünde.

Zum Glück dürfen wir aber auch noch eine ganz andere Linie unserer literarischen Entwicklung verfolgen, auf die wir mit Freude und Hoffnung blicken.

Das sind die glücklichsten und gesundesten Zeiten, wenn der Strom der Poesie zugleich Wogen warmbegeisterten, nationalen und religiösen Empfindens treibt, zugleich sinnige Volkslieder und innige Kirchengesänge aus sich heraus gebiert, wenn das allgemein und rein Menschliche mit der Religion harmonisch sich zu vollen Akkorden verschmilzt. So war es in der Zeit der Freiheitskriege. Vor 100 Jahren sang Uhland (1805) sein Lied von der Kapelle und Schäfers Sonntagslied, 1814 die Siegesbotschaft: Es rauscht und singt im gold'nen Licht, der Herr verläßt die Seinen nicht. Ernst Moritz Arndt, Körner, Schenkendorf, Novalis stimmen zugleich innig gläubige und lodernd patriotische Gesänge an. Noch heute tönen sie fort im Herzen des deutschen Volkes, ein reines Echo jener weihevollen und drangvollen Zeiten. Nach dem großen Krieg 1870 haben wir wenigstens noch einen Nachklang von dem allen erlebt. Emanuel Geibel, Rosegger, Riehl sind voll von patriotischer und zugleich frommer Empfindung, Geibel zumal darf auch als der Sänger einer wiedergeborenen freien Kirche des Geistes gepriesen werden. Auch die uns schon bekannten politischen Liederdichter haben manchen herzerfreuenden Ton gefunden. Hoffmann von Fallersleben wollte nicht nur ein politischer Muckerfresser sein, er gab uns auch seinen gemütvollen Abendgesang!

So in deinem Streben bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben wahre Abendruh.

Und ins Herz des Volkes klang sein Trost:

Bist du auch hienieden
Gar gering und arm,
Herz, gib dich zufrieden,
Laß den Gram und Harm!
Denn die höchsten Gaben
Sind auch dir nicht fern,

Weil wir alle haben
Einen Gott und Herrn,
Einen Herrn und Meister
Und ein Himmelreich;
Alle guten Geister
Sind auf Erden gleich.

Robert Prutz schenkte uns das köstliche Weihnachtslied: „Heil'ge Nacht, auf Engelsschwingen nahst du leise dich der Welt.“ Das war die Kehrseite zu seinem Spott: „Das Volk muß glauben — glauben oder doch so tun!“ oder zu Herweghs: „Reißt die Kreuze aus der Erden!“ Dann als schon das Morgenrot der ersehnten deutschen Volkserneuerung

seits der ungarischen Grenze." Dennoch öffnet man allmählich die Tür und Große und Kleine treten hinaus, um die Ankömmlinge zu sehen und zu hören.

Zwei Buben sind's, einer groß, einer klein — einer gut, einer schlecht gekleidet — beide „käst'nbraun". Der gutgekleidete Große hat einen neuen Buckelkorb auf dem Rücken, der schlechtgekleidete Kleine ein dunkles Bündl in der Hand. So gehen sie von Haus zu Haus und singen ihre Lieder. Lieder? Ach, Lieder sind es nicht, nur Weisen — Weisen, die sie mit gutem Gehör wiederzugeben wissen, indes der Text ihnen nur bruchweise im Gedächtnis bleibt und in recht bunter Ergänzung vorgebracht wird. Zum Beispiel:

Mei Tirndl is von Grumboch,
Von Kloanschlag is s' dahoam,
Schöni Häusl auf der Höh',
Duliö, duliö.

Hot scha sechsi g'schlog'n,
Steht holt noh nit auf,
Holba Neuni is da Brauch.

Hot scha sechsi g'schlog'n,
Steht holt noh nit auf,
Holba Neuni is da Brauch.

Auch von einer Sennerin singen sie:

Mach die Tür auf, laß mich hinein,
Ein Einundzwanz'ger Jäger
Wird der Rechte sein.

Ein Wallfahrtslied können sie auch, freilich nur ein Bruchstück, aber mit unendlicher Sehnsucht verstehen sie es zu singen:

Pfüat dih Gott Mariazellerin
Nimms uns an zu deine Tienerin,
Daß mir's glaub'n tuan an Gott,
Is das erste Gebot,
Is das erste Gebot.

Sie sprechen auch von einem zweiten, dritten und vierten Gebot, aber so unklar, nur in dem Verlangen, immer und immer wieder singen zu können:

Pfüat dih Gott Mariazellerin,
Nimms uns auf zu deine Tienerin.

Ein anderes, glücksehnsüchtiges Lied, das sie schmelzend und jauchzend singen, lautet:

Schau ih's die Blüamelein,
Lacht's in mein Herzerl drin,
Siach's holt mei Tirndl drin,
Liegt mir im Sinn.

Möcht ich's zum Pforrer geihn,
Beim Herrn Oltor niederknian,
Möchst du's mei Weiberl sein,
Ih g'hör dein, du g'hörst mein,
Fix auf der Olm.

oder der Indifferenz sich ergeben hat. Unter den erzählenden Talenten haben seit Mitte des Jahrhunderts besonders der Bremer Pastor Funke und die schwäbische Pfarrfrau Ottilie Wildermuth zahlreiche Leser gefunden. Dann haben wir einen bemerkenswerten Zustrom englischer Literatur erlebt. Am tiefsten dürften Robertson und mit seinen glanzvollen und gedankenmächtigen Romanen Kingsley in unser Geistesleben eingedrungen sein.

Das Lutherjahr 1883 brachte wieder einmal eine kleine spürbare Woge patriotischer und religiöser Erhebung. Ihre schönste Frucht waren die verschiedenen Lutherdichtungen, unter denen O. Devrients Lutherfestspiel durch populäre Kraft am meisten hervorragt. Es hat einen Triumphzug bis über Deutschlands Grenzen hinaus gemacht und ungezählte Tausende ergriffen und wenigstens auf Augenblicke vor die höchsten Fragen gestellt. Es ist noch heute jung und stark.

Aus der Flut der literarischen Erscheinungen der letzten Jahre ragen Gustav Frenssens, des holsteinischen Pastors wahrhaft dichterische Schöpfungen, vor allen Jörn Uhl, nun in 170 Auflagen erschienen, hervor. Diese Dichtungen vertreten zugleich einen freien und innigen religiösen Standpunkt. Es fehlt auch hier nicht ganz, wie bei Reuter, die Kritik der gegebenen kirchlichen Wirklichkeit. Aber die Leser sehen inmitten all der Nöte des Lebens, all der menschlichen Irrungen und Schwachheiten das Licht eines Glaubens, der schlicht, anspruchslos und tiefgewurzelt ist. Und auch Naumann steht unter den religiösen Schriftstellern als ein Dichter mit machtvollen, klaren Worten unter seinen Zeitgenossen und auch um ihn scharen sich ungezählte, eifrige Leser. Man braucht nicht zu erwarten, daß diese beiden die Kraft haben, eine neue religiöse Zukunft herbeizuführen. Aber das machen sie offenbar, daß das religiöse Bedürfnis auch heute trotz aller modernen und minderwertigen Literatur noch lange nicht aus den Herzen getilgt ist. An ihnen hat es sich neuerdings vielfach neubelebt, wohl auch geläutert und vertieft. Noch ist das Zeitalter Nietzsches und des naturalistischen Monismus lange nicht gekommen. Vielleicht darf man hier Zeichen eines sich anbahnenden tieferen Umschwunges zu sehen wagen.

Ein armes Volk.

Gestalten aus deutsch-ungarischem Grenzgebiete von **Rosa Fischer.**

Vor der Haustür tönt Gesang — Gesang von zwei Stimmen, eine hoch, eine nieder — Kinderstimmen mit fremdartigem, langsam fallendem Klang. Das Hinausschauen, um zu wissen, wer es ist, hätte gar nicht not, denn schon bei dem ersten Ton, der erklingt, weiß man im steirischen Bauernhause: „Zigeuner sind draußen, Zigeuner von jen-

sein in ihrer Art, das können sie wohl, nämlich sie kommen zu Personen, die freundlich mit ihnen sind, recht oft wieder. Und da sind es dann nicht die zwei Buben allein und ihre Kameraden, von denen sie manchmal einen mitbringen, es stellen sich auch „Große“ ein. Nicht gerade erwachsene Männerleute — die gehen nur vereinzelt mit Ketten aus oder manchmal einer mit einer Harmonika, denn Schmiede und Musikanten sind sie alle — aber junge und ältere Weiber sind es, die kommen, insbesonders Mütter, die ihr Kleines in einem Tuch auf den Rücken gebunden tragen.

Wenn die wo eine junge Hausmutter wissen, die selber Kinder und ein gutes Herz hat, da werden sie wohl nicht müde, zu betteln, „daß die Frau a weng schau'n tat, ob's nit a bisserl a Gwond find, a Hematerl oder a Kloaderl für dös ormi Kint, den 's so viel kolt is.“

Tatsächlich schupft die braune Mutter die kleine Ware ein wenig höher und nackte Gliederchen kommen zum Vorschein, und tatsächlich geht dann die weiße Frau und sucht in Laden und Körben unter ihrem Kindergewanderl herum, bis sie dies und das findet, was dem kleinen braunen Weltbürger paßt. Sie freut sich selber und die Zigeunerin freut sich auch; die lacht und die dunklen Augen glänzen und das Kindlein im Rückentuch lacht auch, wenn's nicht etwa gerade weint.

Sonst heißt es eigentlich, die Zigeuner nähmen so wie so nichts wahr von der Kälte; die würden ja schon von klein auf „g'hirtnt“ [1], nämlich die neugeborenen Kinder im Schnee „abgrüplt“ [2], im Sommer aber mit Rindschmalz „ang'schmiert“ und in die Sonne gelegt, damit sie schön braun werden. Es wird aber wohl nicht ganz richtig sein, was die Leute so erzählen, denn erstens kommen nicht alle Kinder im Winter zur Welt, wo Schnee da wäre, um sie damit abzureiben, und zweitens ist dann nnd wann so ein Würmlein zu sehen, das trotz alles Anstreichens mit Rindschmalz und Liegens in der Sonne nicht so braun aussieht wie seine Kameraden, weil — weil halt die Mutter zu viel unter den weißen Leuten umgegangen ist. Zuweilen kommt das vor — oft nicht.

Wie aber so eine Zigeunermutter ihr Kind liebt und wie sie zufrieden ist mit ihrem Los und dem Kleinen auch kein anderes wünscht, ist eigentlich rührend. Stand da einmal in der warmen Küche des Bauernhauses so eine dunkeläugige, zerlumpte Schöne mit einem sehr hübschen heiteren Gesicht und mit einem sehr hübschen heiteren Kind im Rückentuch. Da sagte man ihr, weil das Kind, ein Mädchen, gar so lieb war und strahlende Augen hatte, sie solle es hergeben, es würde sich jemand annehmen darum. Die Zigeunerin

[1] Gehärtet.
[2] Abgerieben.

Unwillkürlich haftet der Blick in mitleidiger Frage auf den braunen, von der Gesellschaft der „ordentlichen“ Leute ausgeschlossenen Kindern; kommen sie in die Kirche? Sie scheinen Sehnsucht darnach zu haben. Auf die ausgesprochene Frage schütteln sie traurig die Köpfe: „Mir hob'n koan Gwond.“

„Müßt's euch holt eins verdienen, arbeit's was,“ ist wohl die Antwort darauf und zu hundertenmalen können die Buben die unwirsche Rede hören: „Geht's in Dienst, seid's groß gnug zum Kühhalt'n.“

Darauf erwidern sie eintönig: „'s nimmt ins niamd auf“ — oder auch der Große beteuert, ohnehin im Dienst gewesen zu sein; da habe er sein Gewand verdient und die starken Stiefel, aber im Winter behielten ihn die Bauern nicht, da hätt'ns eh Leut' gnua.[1]

Und wie sie so fertiggemurmelt haben, fangen sie an in ihrem langsam bettelnden Ton: „Mir tat'n recht schein bitten um an olt's G'wond; won's hätt'n eppa a worm's Tüachl oder a paar olte Schuach oder a Hemad.“

Und wenn sie um das nicht bitten, so halt um etwas anderes: „A wengerl a Mehl oder a Bröckerl Fleisch, oder a bisserl a Gmacht[2], wanns ins gabatn,[3] tat'n ma recht schein bitt'n.“

Die Bäuerin, wenn es eine hitzige, junge, arbeits- und sparsame ist, jagt sie wohl mit einem Stückl Brot davon: „Schauts, daß weiter kommts, faule Zigeuner!“ oder schlägt ihnen, wenn sie gerade miß-gelaunt ist, wohl gar die Tür vor der Nase zu. Die Buben murmeln und murren, gehen langsam weiter und kommen nächstens wieder. Inzwischen hat die junge Hausfrau vielleicht bereut, daß sie so heftig war und gibt ihnen diesmal etwas mehr; oder sie wissen eine Tür, hinter der ein Menschenkind weilt, das von Jugend auf und von den Eltern her gewohnt worden ist, jedem Bittenden etwas zu geben, und das auch im braunen, rechtlosen Zigeunerkind den Menschen erkennt.

Dann heißt es wohl, wenn die Kälte recht groß ist draußen: „Geht's eina, warmt's euch an“, und langsam ziehen sich die Buben herein. Sie singen dann wohl, was sie können, und geben auf verschiedene Fragen auch Antwort, aber wortkarg. Geläufig plaudern sie nur in ihrer Sprache, die unsereins nicht versteht, sonst sind sie nicht gewohnt, in langen Diskurs verwickelt zu werden — es fordert sie nicht leicht jemand dazu auf.

Verübelhaftig[4] sind die Zigeuner nicht; dazu sind sie schon zu sehr ans Ausgescholten- und Fortgejagtwerden gewöhnt, aber dankbar

[1] Ohnehin Leute genug.
[2] Schmalz.
[3] Wenn Sie uns gäben.
[4] Empfindlich, Groll nachtragend.

Ein nächstesmal ist das Weib wieder da, an einem Sonntagvormittage, da die Herrenleute in die Kirche gegangen sind und nur ein Mädl und der alte Hausvater „hüat'n“ [1] daheim. An das erstere macht sich nun die Zigeunerin heran, will ihm Kartenaufschlagen und Wahrsagen, wenn es ihr ein Stückl Fleisch gibt, und geht endlich, als sie von der Anwesenheit des alten Vaters hört und daß er sie fortjagen will für ihr Freveln an einem Feiertag, mit finsterem Gesicht und unwirsch brummend davon.

Aber sie kommt nächstens wieder und diesmal in Begleitung einer jungen Dirne, der sie einen Kranz aufgesetzt und eine lichte Schürze umgebunden hat, denn sie ist Braut, wie die Alte erzählt. Ob's wahr ist, weiß man freilich nicht, aber auf dem braunen Gesicht des jungen Dinges liegt so viel Fröhlichkeit und in den Augen so viel Glänzen, daß man wirklich Mitgefühl hat und sich der Jugend und des Glücklichseins des armen Dirndls freut. Mag's auch erlogen sein, was sie vorspiegelt, mag ihre Freude nur dem Aufputz gelten und dem Faschingscherz — Geschäft macht sie, nämlich im Einheimsen von allerlei leichten und seichten Scherzen und auch von Geld und Nahrungsmitteln.

„Wen heiratest denn,“ fragt einer der anwesenden Männer. „Auch einen Zigeuner? Du kriegast ja einen andern auch.“

Die Dirne lacht und schweigt.

„Gelt'ns,“ vermittelt eines der Mädeln, „wenn Ihnen halt just ein Zigeuner g'fallt. Wenn's nur den gern hat“ — und das braune Mädchen schaut mit einem dankbaren Blick auf die Sprecherin und lacht wieder, ganz glückselig.

Ein anderesmal kommt die alte Zigeunerin wieder allein. Es ist in der Fastenzeit, nahe vor Ostern, und diesmal hat sie ein besonderes Anliegen. Sie möchte gern am schmerzhaften Freitag nach Pinkafeld [2] in die Kirche gehen, denn dort sei es an dem Tage so viel schön und feierlich, und ein Ablaß zu gewinnen und sie, die so gern mitmachen möchte, könne nicht hin, weil sie „koan Gwant nit hot“. Ob ihr, der so sehr wegen ihrer Lügen Bekannten, jemand traute und im Hinblick auf ihre dargestellte Frömmigkeit das erbettelte Sonntagsgewand schenkte, ist wohl sehr zweifelhaft, gewiß aber, daß sie sich deshalb nicht abschrecken ließ und ein anderesmal wieder kommt.

Diesesmal bringt sie eine große Neuigkeit. Sie sei mit ihrer Tochter gestern in dem Haus „durt drent ban Wolt, wos do uma schaut“ [3], über die Nacht geblieben und „da is die Tochter nieterkeman und hots Kint nit af d' Welt bringan mög'n und is sie

---

[1] Haushüten.
[2] Ein größerer Ort jenseits der ungarischen Grenze.
[3] Dort drüben beim Wald, das da herüberschaut.

lachte, lachte so schön, daß ihre weißen Zähne schimmerten und die dunklen Augen glänzten und sagte dann: „Ehnder wullt ich's mit die Zähnt umtrog'n, ols daß ih mei Kint hergab."

Später freilich, wenn einmal mehr sind, da könnte sie sie nicht mehr mit den Zähnen umtragen und auch nicht auf dem Rücken, wo das halbnackte Kleine noch immer genug Wärme erhielt, und da kommt dann die Not heran. Und von dieser Not getrieben, wagen sich die Kinder über die Grenze, auf die Gefahr hin, von den „Gstondarn"[1] erwischt und eingesperrt zu werden, was eigentlich gar nicht lustig sein soll. So viel wie möglich weichen daher die Buben den belebteren Wegen aus und aus diesem Grunde geh'n vielleicht die halbwüchsigen Dirndln nicht so leicht über die Grenze heraus, denn ein bißl mehr Schüchternheit haben sie doch, trotzdem sie braune Zigeunerinnen sind.

Andere freilich wieder fürchten sich nicht, wenn sie auch zum schwachen Geschlechte gehören und an falschen Vorspiegelungen und Lügen hat's keinen Mangel, insbesonders wenn eine bejahrtere und erfahrene Führerin zur Seite ist.

Da ist so eine braune dicke Wutschk'n[2], die sich bei ihrem Erscheinen alle möglichen Keckheiten mit den Hausbewohnern erlaubt. Einmal will sie einen Kittl oder ein Fürtuch — ihre Tochter sei zum Krankwerden und hätt' nicht a Fetzerl, daß künnt' as Kint eindrah'n.[3] Mitleidig gibt ihr die Bauerntochter eine neugewaschene Schürze und einige Kreuzer. Das Geld steckt die Alte ein, die Schürze, die schon rissig ist, hält sie an's Licht und fängt dann an: „Däs is jo scha hin; mit den kunn mar koan Kint nit eindrah'n" — und noch allerhand dazu, bis sie davongejagt wird.

Nächstens kommt sie wieder; braun und häßlich glurrt[1] sie zur Küchentür herein, hinter welcher die junge Hausmutter mit dem Fleischschneiden für die beim Essen sitzenden Hausleute beschäftigt ist.

„Frau, ih tat recht schein bitt'n, geb'ns mar a Stückl Fleisch."

„Ja, freilich," erwidert die Hausfrau, die die Alte gut kennt uud nicht mag, „für euch hab' ich gleich ein Fleisch; mög'ns eh die Arbeitsleut'." Sie ist entschlossen, der widerwärtigen Person das Verlangte nicht zu geben. Da sagt die Alte noch einmal: „Geb'ns mar oans — mir is der Hols a darnoch."

Da schaut die junge Frau die dicke Wabi an — dann lacht sie: „Na, daß der Jockerl kein Mal nit kriegt," und damit stellt sie der dem Anscheine nach ein Kleines erwartenden Person das erbettelte Selchfleisch hin.

---

[1] Gendarmen.
[2] Unförmliche Person.
[3] Eindrehen, umwickeln.
[4] Glüht, guckt.

Bruder. Oder irrt man sich nur in den braunen Gesichtern, die sich doch mehr oder minder ähnlich sind? Gewiß ist es, daß einmal ein rundgesichtiger braunäugiger Bursche, ein ganz kleiner Knirps noch, vor der Türe stand und sang, und so herzig, daß man ihn lieb haben mußte, und erst, als er so hieß, wie der kleine Bub im Haus — Tonerl — man doppelt mitleidig mit ihm war. Nach Jahr und Tag aber, als noch immer der Tonerl in gutem Andenken stand und der kleinste der braunen Buben als derselbe angesprochen und reichlicher beschenkt wurde, da stellte sich plötzlich heraus, daß der Tonerl schon der hochaufgeschossene Große mit den guten Stiefeln, der langsamen Sprechweise und den oft traurigen Augen war, der heute mit dem neuen Buckelkorb vor der Türe steht.

Also den hat er sich schon erwirtschaftet! Es ist gewissermaßen interessant, zu betrachten, wie so ein Mensch auch vorwärts kommt. Zuerst stand er als kleiner hilfloser Bub, zerlumpt und verfroren mit den größeren vor den Türen fremder Leute, noch nicht imstande, ein Bündel zu tragen, sondern nur dazu mitgenommen, um durch Mitsingen und Lachen und durch den Anblick seiner kleinen Erscheinung das Mitleid rege und das Almosen reichlicher zu machen. Später trug er ein zerlumptes Bündel oder einen schmutzigen Sack und jetzt hat er schon gar einen neuen Buckelkorb.

Mit dem „g'schlaunts“ [1] freilich — mit dem bringst du wohl auf einmal so viel heim, daß ihr zu Haus die ganze Familie wochenlang vor dem Hungern bewahrt seid, aber sag', Toni, wie lang wirst du den neuen Buckelkorb benützen? Schon hast du dir den Sommer über durch Arbeiten ein gutes Gewand und starke Stiefel verdient — schon steigt es dir heiß ins Gesicht, wenn eine Flut von Vorwürfen über deinen jetzigen Müßiggang sich über dich ergießt und traurig können deine schönen Augen blicken, traurig auch, wenn man dich im Guten zum Arbeiten und Bravsein ermahnt. Wirst du dich nicht bald, recht bald schämen, bettelnd durch das Land zu ziehen?

Freilich, wenn die Leute so hineinschauen könnten in die Verhältnisse dieses armen Volkes, das so verachtet ist, und in die Herzen, die doch auch menschlich fühlen, vielleicht würde man den Kindern verzeihen, daß sie betteln geh'n, weil daheim Mutter und Geschwister am Hungertuche nagen, und vielleicht würde man manchem armen Weibe, das mit Bürden und oftmals mit einem Kinde beladen mühselig ihres Weges geht, noch die Muttersorge und Liebe zugute halten, wenn man sich nur ganz flüchtig an ihre Stelle dächte. —

[1] Beschleunigt — gibt es aus.

g'storb'n — just wias zwölfi gläut' hob'n, hots 'n letzt'n Rothnzug gemacht und 's Kint lebt noch in ihr."

Und wie sie das erzählt, ist es kaum ein Uhr und die Alte ohne eine einzige Träne, eher voll freudiger Aufregung, daß sie eine so große Neuigkeit zu berichten weiß.

Ein helles Auflachen ist die Antwort. „Lugnats Weibsbild auch, ist ja so alles nicht wahr."

Sie tut, als ob sie nichts hörte, und erzählt wichtig weiter: Der Herr von den Haus is scha in d' Stodt gongnen za dar Herrschoft; ich woaß nit, wias tuan wern, begrobns as in der Stodt oder wirds huam eini g'führt ins Ungarisch?!"

Sie geht hin und her, tut als ob sie taub wäre, wenn ihr vorgeworfen wird, daß die ganze Erzählung erlogen sei, und rückt endlich mit der Bitte um Wäsche und Kleider heraus, weil das, was die Verstorbene anhabe, alles „derzog'n"[1] sei und man sie doch nicht so aufbahren und in „die g'weicht Erd'n" legen könne.

Als sie noch keinen Glauben und keine Gabe findet, erblickt sie eine lichte Schürze, die am Stiegenpfeiler vor der Haustür hängt; die erbettelt sie sich und sagt freudig, die passe schon für die tote Tochter, weil sie „a Jungs"[2] sei und damit geht sie aus dem kleinen Häuschen ins nahe große Bauernhaus hinunter, wo sie mehr Glück hat, denn die junge Frau daselbst, die selber Mutter ist, fängt an, die erschütternde Geschichte zu glauben, und schenkt der Zigeunerin für ihre so unglückliche Tochter, die halt auch in diesem Falle trotz aller sonstigen Abhärtung Hilfe gebraucht hätte, manches Stücklein guter Kleidung. Die Folge davon ist, daß man später erfährt, alles, alles sei erlogen gewesen, und daß von nun an die junge Hausfrau aus Zorn über ihre Leichtgläubigkeit und die unverschämte Lügnerin jedesmal die Tür zuschlägt, so oft bettelnde und singende Zigeunerbuben davor stehen.

„Ich mag das G'sindel nicht, seitdem mich das alte Mistvieh so angelogen hat," ist die Erklärung, und so kommen halt wieder einmal Unschuldige für eine Schuldige zu leiden.

Daß sie gar so unschuldig seien, kann man nun von den Buben freilich auch nicht behaupten; wenigstens kommt es einem manchmal vor, als ob die Namen, die sie tragen, nicht immer gleich auf den und den verteilt seien, Michl, Toni, Seppl, Hiasl, wie sie einmal angeben, sondern ein anderesmal wieder anders, und daß auch die Verwandtschafts- und Verbrüderungsgrade nicht immer genau stimmen.

„Däs is mei Bruader," sagt der Große und deutet auf den Kleinen und das nächstemal ist wieder der Kleine nur einem Dritten sein

[1] Umhergezogen, beschmutzt.
[2] Ein junger Mensch.

Vor einer Türe kauerte ein altes Weib, eine echte Zigeunerin, mit einem häßlichen Gesicht. Die warf uns böse Blicke zu und murmelte etwas vor sich hin, das wohl eine Verwünschung sein mochte. Dieses Weib war die einzige alte Person, die wir sahen; sonst war alles jung — Mütter und Kinder.

Burschen und Mädchen sahen wir keine, die mochten irgendwo im Tagwerk arbeiten; nur als wir uns zum Fortgeh'n richteten, war plötzlich eine Musikbande da — drei, vier Mann mit Trompeten und Klarinetten. Sie spielten uns frohe Weisen, und wie die Klänge weithin ins Feld drangen, kam vom Wald her aus allen Richtungen eine junge Schar gesprungen: halbwüchsige Dirndeln und Buben mit Schwarzbeer-Häferln in den Händen und Schwarzbeer-Malen im Gesicht. Und als die Musik verklang und die Spielleute ihren Lohn in Empfang nahmen, ging von neuem der Tanz los, der Bettelreigen: „Bitt' gar schein, Herr, bitt' gar schein, schneeweiße Frau, bitt' gar schein, mir, mir." Ungezählte Hände streckten sich uns entgegen — wir konnten nur schauen und geben und als das Kleingeld zu Ende ging, nachdenkend erwägen, welches der Bittenden am ehesten einer Gabe würdig, oder welches ohnehin schon doppelt und dreifach beschenkt war.

Da war ein Kind auf der Mutter Arm, blaß, trotz der dunkelfarbigen Abkunft, und traurig und still. „Derbarmens Ihna über däs kranki Kint," bettelte das Weib und streckte die Hand des Kleinen bittend aus. Andere hatten ihre Sprößlinge gewaschen dort bei den irdenen Wasserhäfen und wischten ihnen mit Schürzen- und Kittelzipfen die Gesichter ab, so daß wir lachen mußten, weil nun auch Zigeuner „weiß" gewaschen wurden. Und so schön waren einzelne dieser Gesichter und so wohlgeformt die halbnackten Leiber und so unschuldig die glänzenden Augen, daß einem der Gedanke kam: „Armes Volk. Warum, warum müßt ihr in solchem Elend geboren sein."

Das Lachen war uns vergangen; wie eine Königin stand eine der mit uns gekommenen Damen unter der sich drängenden, bettelnden braunen Schar, in Gedanken versunken und in Gedanken auch wir anderen, selbst die Männer, die vergessen hatten, sich über die vielen Kinder lustig zu machen.

Als wir gingen, geleiteten uns die Musikanten mit einem „Tusch" und als der schon verhallt und wir schon im freien Felde waren, sprangen noch immer kleine und größere halbnackte Kinder neben uns her wie beim Auszug der Israeliten aus Ägypten um die Pauken- und Trommelschläger.

Wir haben an diesem Tage an mehreren Orten über die Zigeuner sprechen gehört und meistens mit sehr wenig Freude. Die Leute ärgern sich über die braune Gesellschaft, die sich immer vermehrt, und

Eine Gesellschaft, bei der auch Schreiberin dieses war, hat einmal gelegentlich einer sommerlichen Spazierfahrt nach dem ungarischen Grenzorte Alhau das Zigeunerdörfl, das als eine Sehenswürdigkeit mit seinen niederen, spießig und verwittert gedeckten Hütten draußen im Felde liegt, besucht.

Stille war's, als wir uns nahten; aber kaum von einem kleinen oder großen Bewohner der urweltlich erscheinenden Menschenansiedlung bemerkt, wurden wir mit einem großen Lärm empfangen. Kinder kamen nackt und halbnackt uns entgegengesprungen, die Hände ausgestreckt, bittend und verlangend. „Bitt' gar schein, schneeweißer Herr, um an Kreuzer; bitt' gar schein, schneeweiße Frau, mir, mir, bitt' gar schein, an Kreizer oder a Stückl Zigarrn. Bitt' gar schein, schneeweißer Herr, bitt' gar schein, Frau, ih hon no nix kriagt — bitt' gar schein, bitt' gar schein."

Hinter den Kindern standen die Mütter, jung, braun, lachend, und sie hatten Kleine auf dem Arm oder drängten die anderen ihnen gehörigen vor und streckten auch die Hände und baten auch: „Bitt' gar schein, bitt' gar schein."

Als sich der erste Sturm gelegt hatte, verlangten wir, in die Häuser gehen zu dürfen, was uns bereitwilligst gewährt wurde. Ein seltsames Lager! Mitten im Umkreis der Hütten, auf einem freien Platz, stand eine große Anzahl mächtiger, irdener Häfen, gefüllt mit gelblichbraunem Wasser, auf ebener Erde um eine Feuerstätte. Da mochten sie gemeinschaftlich kochen zur Sommerszeit, und heute, dachten wir, hätten sie Lauge aufgestellt zum Waschen. Aber unsere hausfrauliche Ader und weißfarbige Idee wird wohl auf dem Holzwege gewesen sein und die gelblichbraune Flüßigkeit in den Häfen eben Lehmwasser, geholt aus irgendeiner Lache, und bestimmt, das Nachtmahl oder Mittagessen der braunen Schar weich zu kochen.

Wäsche sahen wir keine — nicht an den braunen Leibern und nicht auf den strohgefüllten Betten, wie wir wenigstens je eines in jeder der Hütten trafen. Aber etwas sahen wir, worauf wir nicht gerechnet hatten: Heiligenbilder an den Wänden, in guten Rahmen, und das Kruzifix. Schier angeheimelt hat einen der christliche Hauch.

Tisch und Bänke waren auch da, eine Herdstelle ebenfalls, wo sie im Winter heizen und insbesonders in einer der Hütten, die dem Richter, dem sogenannten „Manzi" gehört, erschien es fast gut bäuerlich, sowie auch die Frau, die uns empfing, etwas frauenmäßig Anständiges an sich hatte. Wir empfanden schließlich etwas wie Scheu, in noch mehrere Wohnungen zu dringen — es erschien uns doch zu keck.

Gewaltmaßregeln, die manchmal angewandt oder geplant werden, wohl nicht das Richtige.

Man erzählt, daß ungarische Gendarmen oder sonstige obrigkeitliche Personen die Zigeuner schlagen wie die Sklaven, und Vorschläge werden gemacht, daß man Männer und Weiber trennen oder sonst was anstellen soll, um ihre Vermehrung zu hintertreiben, am liebsten wohl die ganze Brut aus der Welt schaffen. Und doch sind Abkömmlinge dieses Stammes besonders in ungarischen Städten, wo die Zigeuner berühmte Musikanten sind, zu Vermögen und Gesittung gekommen.

Und wie stolz die Leute dort sein können, so stolz, daß sich manches weiße Dirndl in so einen braunen Kavalier verschaut, und wie stolz auch schon ein ganz einfacher Musikant sein kann, wenn er auch noch nie in Sälen und Salons gespielt hat, sondern sich nur in einfachen Kreisen sein Brot verdient, aber halt doch v e r d i e n t.

Fuhr da einmal auf der Eisenbahn so ein brauner Bursche mit seiner über die Achsel gehängten Ziehharmonika. Und Leute waren im Coupé, die kamen von einer Hochzeit, waren angeheitert und verlangten, der Zigeuner solle spielen. Er tat es nicht. Sie machten ihre „Moasenbinkl" [1] auf und hielten dem Burschen verlockend süße Spagatkrapfen hin; er spielte nicht, denn die Leute hatten ihn zuvor zum Besten gehalten, ihn wegen seiner Abkunft geneckt und nun vergalt er mit Trotz. Nur erzählt hat er, daß eine Prinzessin einen Zigeuner geheiratet habe und das erfüllte ihn mit frohem Stolz.

Die Zurücksetzung, die Mißachtung, die Niedrigkeit, die ihnen anhaftet, ist gar manchem aus dem Stamme schmerzlich bewußt, und gläubiger als mancher Weiße hält sich so ein Rechtloser an die Verheißung von einem besseren Jenseits.

„Ja, ja," sagte der kleine Kettenschmied mit dem keck gedrehten Schnurrbärtchen, den listigen Augen und dem lästigen, nie versiegenden Redeschwall, mit dem er von Haus zu Haus seine im schwarzen Buckelkorb mitgetragenen „Kättan" anpreist, „wenn mar amol g'storb'n san, sän mar olli gleich, der Zigeuner wia die onan Leut."

Von einem katholischen Pfarrer — in Kitzladen [2] — wird erzählt, daß er so überaus gütig gegen die Zigeuner sei; daß er sie aufsucht in ihren armseligen Höhlen, sie belehrt, ihnen Unterstützung bringt und kostenlos die Verstorbenen einsegnet und christlich begraben läßt. Von diesem Pfarrer nun muß man die braunen Leute reden hören.

„An sölichen Herrn," sagt der Toni mit den schönen, ernsten Augen, „gibt's mehr gor nit, so brav wia der is." Und ein Schimmer

[1] Bündel mit Backwerk.
[2] Eine ungarische Ortschaft an der Grenze.

wissen nicht, sie los zu werden. Die Wirtin, bei der wir Einkehr hielten und die als nächste wohlhabende Nachbarin wohl am meisten heimgesucht werden mag, erzählte uns, daß derzeit einige Wöchnerinnen im Zigeunerdörfl seien und wie die Leute überhaupt so viel Kinder hätten; sie täten ja nichts als wie liegen. Aber soviel sie auch greinte, was blieb ihr, der wohlhabenden und gutherzigen Frau, sonst übrig, als immer wieder mit warmer Suppe und wohl auch mit manchem anderen sich der armen Weiber zu erbarmen.

Besonders heuer, hieß es, sei es gar so arg mit der Bettelei; sonst hätten sie, die Zigeuner, halt aus dem benachbarten Wolfau — einem katholischen Pfarrdorf — allwöchentlich einmal große Packe heimgetragen, aber da habe unlängst der Hagel alles zusammengeschlagen und nun waren die Almosen spärlich geworden. Wer sollte denn nun helfen?

Es ist überhaupt über diese Frage nachgesonnen worden. Die Zigeuner sind katholisch, Alhau aber, zu welcher Gemeinde die gehören, welche wir besucht hatten, zum größten Teile evangelisch mit einer konfessionellen Schule. Die braunen Kinder wachsen darum auf ohne jeglichen Unterricht, denn eine andere Gemeinde ist nicht verpflichtet, sie, die kein Schulgeld zu zahlen vermögen, aufzunehmen. Wie nun soll eine Besserung der armen Gesellschaft zu erwarten sein, wenn sie von Kindheit auf von den übrigen gesitteten Menschen abgeschlossen aufwachsen wie die Bäume im Wald? „Unsere sind ohnehin noch anständig," meinte die Wirtin. „Aber droben in Leopersdorf laufen ja die Großen umeinander halbnackt wie die Wilden."

Wie die Wilden? Wer hätte das nicht schon gedacht, wenn er in manchen Gegenden, z. B. bei Neustift, Grafenschachen, die ungarische Grenze passierte. Wenn da die braune Kinderschar nackt und halbnackt gleich hungrigen Wölfen hinter dem dahinrollenden Wagen herläuft: „Schneeweißer Herr, bitt' gar schein, an Kreizar oder a Stückl Zigarrn," und wenn sie sich lärmend um eine hingeworfene Münze raufen oder ein erhaschtes Zigarrenstückl in den Mund stecken, als sei es Brot. Und wenn Weiber ihren Säuglingen gekauten Tabak und Pfeifensatz als vielgeliebten „Motschka" ins Mäulchen geben und wenn sie verlottert und zerlumpt ihre Wege gehen und wenn sie in ihrer fremden Sprache reden — wenn manche lügen und betrügen und stehlen, oder wenn Wagen voll fremden braunen Gesindels, das allerdings nicht von der Grenze, sondern viel ferner her kommt, durch das Land fahren — wer soll da erkennen können, daß dieses Volk dem weißen ebenbürtig und vom Schöpfer her verbrüdert sei?

Und wenn sich diese Gesellschaft für die Gemeinden, wo sie ansässig ist, zu einer wahren Landplage gestaltet und als ein Schandfleck betrachtet wird, wer könnte das nicht begreifen? Und doch sind die

Die gemeindeämtliche Bewilligung.

Aus Karl Morres Leben.

Erzählt von seinem Neffen Peter Morre in Feldkirchen.

Es war zu Anfang der Achzigerjahre, als sich der gefeierte Dichter Karl Morre nach den großartigen Erfolgen, mit welchen sein Volksstück „'s Nullerl" auf den meisten deutschen Bühnen zur Aufführung gebracht wurde, entschloß, sein liebes Graz zu verlassen, um nach den vielen Aufregungen, denen sich seine sensitive Natur nicht zu entziehen vermochte, auf dem Lande Erholung zu suchen, die er dort, fern von Gesellschaft und Stadt, bei Enthaltung jedweder geistigen Anstrengung und angemessener landwirtschaftlicher Betätigung zu finden hoffte. Aus der Wertschätzung der bäuerlichen Arbeit hatte er schon längst kein Hehl gemacht und aus der Liebe zum Bauernstande schöpfte seine scharfe Beobachtungsgabe den Stoff für die ländlichen Charaktergemälde, deren Erfolge ihm nun die Mittel an die Hand gaben, einen langgehegten Herzenswunsch zu verwirklichen und sich einen kleinen ländlichen Besitz käuflich zu erwerben. Die Wahl traf eine unansehnliche Realität in der Nähe des Marktes Leibnitz an der Straße nach Leitring und zur letzteren Gemeinde gehörig. Sie bestand aus mehreren Jochen Ackerland, entsprechend großen Wirtschaftsgebäuden und aus einem ebenerdig gebauten Wohnhause, das, in einem Garten gelegen, nach der Straßenseite hin den auf schlanken Mauerpfeilern getragenen Zaun ungleich überragte. Die niedlichen Fenster umrahmten Rebzweige und Blätter im üppigen Grün und nur wenige Stellen der weißgetünchten Mauer blickten, durch die Strahlen der wärmenden Sonne erleuchtet, wie Äuglein aus dem Blätterwalde hervor. An der Giebelseite des Hauses, von Garten und Straße durch dichtes Gebüsch geschützt, klommen die sich hastig mehrenden Stengel des wilden Weines an ein zierliches Gartenhäuschen und beschatteten mit ihren weichen Blättern ringsum die freundliche Laube, während von oben die überhängenden Äste eines Kastanienbaumes der Sonne den Zutritt verwehrten.

Diese Laube war an schönen Sommertagen der Lieblingsplatz des Dichters; hier konnte er von der Straße aus nicht beobachtet werden, wohl aber erwünschtenfalls die Vorgänge auf derselben überblicken. Die Straße, oder besser gesagt der Gemeindeweg, stellt die bequemste Verbindung der Gemeinde Leitring und der Triester Reichsstraße mit dem Markte Leibnitz her und wird von den Kindern des östlichen Schulsprengels von Leibnitz als Schulweg benützt. So wanderten denn an Schultagen die Kinder von Leitring, große und kleine, einige schnellen Schrittes oder laufend, andere wieder langsam schleichend vorüber an Morres Heim. Obzwar selbst kinderlos, war Morre doch ein großer

liegt auf dem dunklen Gesicht — Verehrung, Dankbarkeit, Glück, daß man unwillkürlich mit Liebe an den unbekannten Priester denken muß.

Auf die Frage, ob sie eine Schule besuchten, schütteln die Buben die Köpfe. „Mir nit; oba es gengnan scha oan."[1] Und nun erzählen sie, dem einen, dem Seppl oder Hiasl seine Schwester gehe in die Schule und so viel lernen täte sie, und ordentlich freuen tun sich die Buben und unsereins sich mit ihnen.

Ein andersmal freilich kommt wieder eine Dirne mit — halbwüchsig und frech — und ein Kind an ihrer Seite — ein Mädchen weiß und schüchtern — ein Kind, das seinem Vater, einem Bauer, nicht zuzugehen wagt, und das seine Mutter, die einen anderen geheiratet, verloren hat — ein Kind, das nicht singt, weil es trauert um seine vor Wochen verstorbene Ahne; und an diesem Kind, das niemand hat daheim als einen alten Großvater und das so herbe schuldlos blickt und doch treu und dankbar „Gelts Gott" sagt für die erhaltene Gabe, haftet der Blick, wie es so zartgliederig dahingeht in dem armen Kleidchen, dahin mit der frechen Dirne und den bettelnden Buben und wieder wird die Frage wach im Innern: „Warum mußt du so verkommen — warum wachst Ihr auf ohne Halt, ohne Unterricht? —"

Denn wie sollte eine Besserung, eine sittliche Hebung des Volkes möglich sein, wenn nicht von unten auf, vom Kindesalter an? Es ist ja zu verwundern, daß diese Leute, so verachtet und verwahrlost, nicht viel schlechter sind, daß sie nicht rauben und morden und untergehen in Sittenlosigkeit. Daß sie noch glauben können trotz ihrer Verlassenheit, daß sie noch singen können trotz ihrer Armut, daß sie noch danken können mit lachenden Lippen und glänzenden Augen, bekundet eine harmlose, schönheitsfrohe und unverdorbene Seele, und daß sie trotz allen Ausgestoßenseins von der übrigen menschlichen Gesellschaft doch arbeiten lernen, sei es als Taglöhner, als Ziegelmacher, als Schmiede, verrät, daß ein gesunder Kern in ihnen wohnt.

Vielleicht, wenn gleich dem Pfarrer von Kitzladen und vereinzelten einsichtsvollen Persönlichkeiten das Gros der Gesellschaft, vor allem eine hochmächtige Regierung sich daran machte, durch guten Schul- und Religionsunterricht die Kinder zu ordentlichen Menschen erziehen zu lassen, würde dieses Volk, das heute ärmer ist als die Neger und Indianer in fremden Weltteilen, aufhören, eine Schande für das stolze Königreich Ungarn und das österreichische Vaterland zu sein.

[1] Es gehen schon welche.

di amol, du S . . . . ., du Ka . . . .!“ schrie er ihr ins Gesicht. „Wie oft soll i denn no wegen deiner eing’spirrt werd’n? Ha! Sag’s! Sag’s! Was hab i dir denn tan, daß d’ mi alleweil in der Schul’ verklagst? Ha! Na heut’ werd’ i dir’s amol zag’n!“ und rucks! lag das Mädchen im nahen Straßengraben, wobei er selbst zum Falle kam. Tasche und Kanne entglitten den Händen des Mädchens und klirrend kollerte die leere Kanne über die staubige Straße. Nun schickten sich auch die zwei Kleinen an, dem Rächer beizustehen und tapfer hieben alle drei mit ihren Fäusten auf das arme Mädchen los. In diesem Augenblicke stand Morre mit einer Hundspeitsche hinter ihnen. „Halt!“ rief er mit kräftiger Stimme. Die Knaben fuhren erschrocken zusammen und blickten um. In den Gesichtsausdrücken des empörten Herrn das Gefährliche der Situation erkennend, sprangen sie rasch auf und schickten sich an, das Weite zu suchen. Von gerechter Entrüstung übermahnt, erfaßte Morre den größeren Knaben und gebot den kleineren, sich nicht von der Stelle zu rühren. Ängstlich, auf den Knien rutschend, weinend und flehend baten sie um Verzeihung, während Morre den Großen mit zornig erhobener Stimme fragte: „Wer ist dein S . . . . ., wer ist deine Ka . . . .?“ und dabei die Peitsche in schnellen Zügen über die straff gespannte Hose schwang. Je ärger der Knabe schrie, desto rascher folgte Schlag auf Schlag. Mit Armen und Beinen suchte sich der Knabe der Gewalt seines Richters zu entwinden, umsonst, unbarmherzig folgte Streich auf Streich, „So, jetzt geh’ und sag’s deinem Vater, wer heut’ dein Richter war. Und euch Zweien die Zeugengebühr!“ Sagt’s und erfaßte beide. Sst, sst! pfiff die Peitsche einigemale durch die Luft, jämmerlich schrien die Kleinen. Kaum losgelassen, trabten sie auf der Straße dahin, daß die Staubwolken hinter ihnen links und rechts über die Felder streiften. Anders der größere. Weinend vor Zorn und Schmerz ging er langsamen Schrittes weiter und schrie mit drohend erhobenen Armen so laut er konnte: „Sö hab’n mi gar nix z’ schlagn’, Sö net und koa Mensch, der Lehra net und neamd. I sag’s meiner Muatta, dö muaß Ihna klag’n geh’n, ja klag’n muaß sie Ihna, daß eing’spirrt wern.“ Das Mädchen, welches indessen vom Boden aufgestanden war und ihre Kleider, sowie die zerzausten Zöpfe in Ordnung gebracht hatte, weinte bitterlich. Sie holte Schultasche und Kanne und schickte sich an, fortzugehen. Morre tröstete das arme Kind und fragte es nach dem Namen des rohen Jungen. „Geh’ nur schön nach Hause“, sagte er, „in Zukunft wird dir so etwas wohl nicht mehr geschehen“ und reichte dem Mädchen ein Geldgeschenk.

Aufgeregt und erhitzt, der Schweiß rann ihm von der Stirne, schritt nun Morre in den Hof und befahl seinem Knechte, sogleich einzuspannen und eine Viertelstunde später rollte der Wagen zur Behausung

Kinderfreund und seine mildtätige Hand hat sich gar oft aufgetan, um armen dürftigen Kleinen die Not zu lindern; wiederholt stellte er sich in den Dienst der Öffentlichkeit, um durch humoristische Vorträge auf Kassenerfolge zu wirken, welche der armen Schuljugend zugute kommen sollten. Und in Freundeskreisen! Wo immer Morre Kinder fand, der bejahrte Mann wurde selbst zum Kinde und konnte so zu ihnen herabsteigen, daß es immer ein Vergnügen war, ihm zuzuhören. Schlagfertigkeit und Witz der Kleinen ergötzten ihn ebenso wie ihre Unbeholfenheit und Angst. Von der Schuljugend aber verlangte er Art und Manier und richtete auf das Verhalten derselben auf der Straße strenges Augenmerk. In dieser Beziehung war nun die Leitringer Schuljugend ein wahres Muster. Lärmend, pfeifend und schreiend zogen, zumal die Knaben, nach dem nachmittägigen Unterrichte die Straße entlang, scheuten sich nicht, die impertinentesten Schimpfwörter zu gebrauchen und selten verging ein Schultag, an welchem auf der Straße nicht auch gerauft wurde. Alle persönlichen Zurechtweisungen und Drohungen Morres halfen nur kurze Zeit oder gar nicht und selbst die Maßregeln der Schule, welche über Morres Intervention erfolgten, hatten nicht den gewünschten Erfolg.

So verging denn Monat auf Monat. Die Bewohner von Leitring hatten während dieser Zeit wiederholt Gelegenheit, die Leutseligkeit und das gute Herz des neuen Gemeindeinsassen kennen zu lernen, denn Morre liebte es, mit Bauern Gespräche anzuknüpfen, und gar oft traf man ihn, mit der gewohnten Zigarre an einem Gartenpfeiler lehnend, in eifriger Diskussion mit Bauern. Zunächst war es der Gemeindevorsteher Trummer von Leitring, ein Mann, der ob seines biederen Charakters bald zu Morres Freunden zählte, welcher wiederholt bei Morre vorsprach, sei es, um irgendeinen Rat einzuholen oder um Morres Einflußnahme bei Durchführung gemeindeämtlicher Aktionen zu erbitten. Daß Morre anläßlich solcher Besuche betreffs der Leitringer Jugend ernste Klage führte, ist wohl selbstverständlich, doch wurde es, wie gesagt, nicht viel besser, es mußte anders kommen.

Eines Nachmittags war Morre in ziemlich übler Laune in die Laube getreten, in der Absicht, sich dort ein wenig auszuruhen, als er in unmittelbarer Nähe ein Geräusch vernahm. Er bestieg rasch die Ruhebank und konnte nun bemerken, wie sich drei Knaben, ein großer und zwei kleinere, zwischen einer Pappel und dem Zaune in lauernder Stellung zu verbergen suchten. Es dauerte nicht lange, da näherte sich der Stelle ein Schulmädchen, welches mit Schultasche und einer Milchkanne auf dem Heimwege begriffen war. Wie ein Tiger auf seine Beute, stürzte der größere Knabe auf das ahnungslose Mädchen los, erfaßte es zornig an beiden Armen und riß es zur Seite. „Hab' i

bis mi so kreuzschichtig macht, daß i mein Mittaream obanimm und meina Alten samt den Buam links und rechts a paar übri wisch. Wannst 's net glaubst, geh hin und frags. I bin furt, sonst müaßt i rein no gröber wern, als i 's eh schon gwen bin."

Morre war über diese unerwartete Handlungsweise des Hellbauer mehr als überrascht. Noch ehe er etwas sagen konnte, trat der Gemeindevorsteher lächelnd auf ihn zu, ergriff seine Hand und sprach mit einiger Wärme: „No, siehst es, Herr Morre, wann d' Leitringer a an oder 'n andern schlimman Buabn hab'n, so segn's ein und tuan nix dagegen, wann so a Kerl von gscheiten Leut'n gleich gricht wird, drum nimm dei Wort zruck, tua uns das Load net an und bleib' bei uns zur Ehr und zum Segen der Gemeinde." Morre achtete nicht auf seine Worte, sondern wandte sich an Hellbauer: „Aufrichtig gesagt, ich hätte es nicht vermutet, in der Gemeinde einen Vater z' finden, der früher glaubt als hört. Wenn euer Bua heute auch unerwartet mehr erhalten hat, als vielleicht notwendig war, so ist 's wohl auf den richtigen Ort kommen; Strafe verdient hat er. Haltet es nur immer so und unterstützet auf gleiche Weise die Bemühungen der Lehrer, dann wird der Segen eurer Kinder an euch nicht ausbleiben. B'hüat Gott!" Morre machte einen Pfiff nach seinem Hektor und schlug die Richtung zum Wagen ein. Der Gemeindevorsteher, der noch einige Worte mit dem Hellbauer wechselte, kam bald nach, klopfte dem Freunde auf die Achsel und sprach vergnügt: „No, ich glaub, jetzt wirst mit uns do z'frieden sein und auf dein heutigen Grüßgott vergessen hab'n. Übrigens", meinte Trummer weiter, „damit du aber siachst, was die Bauern von dir denken und wia alle mit deinen Ratschläg'n und Handlungen einverstanden sein, will i dir demnächst was Schwarz auf Weiß bringen." Sie hatten den Wagen erreicht. Morre lud den Vorsteher ein, mit ihm zu fahren und gab dem Knechte den Befehl: „Zum Flucher!" Flucher besaß und besitzt noch heute ein kleines Gasthaus an der Reichsstraße, war damals Gemeinderat und ebenfalls ein getreuer Anhänger Morres. Im Gasthause lenkte Morre das Gespräch auf die verschiedenen Tagesfragen und kam auch auf die jüngste Feuersbrunst in der Gemeinde zu sprechen, bei welcher drei Inwohner um ihr Hab und Gut, einer sogar um seine Kuh gekommen waren. Obschon er zu einer eingeleiteten Sammlung bereits einen Beitrag geleistet hatte, versprach er, in Kürze in Leibnitz zugunsten der Armen eine Wohltätigkeits-Vorstellung zu arrangieren (die auch stattfand und ein namhaftes Erträgnis abwarf), welcher der Gemeindevorsteher und Flucher bestimmt beiwohnen müßten. Damit nahm er Abschied und fuhr nach Hause.

Mehrere Tage darnach, Morre saß eben wieder in der Laube, wurde der Gemeindevorsteher gemeldet, der ihm die gewiß seltsame Mit-

des Gemeindevorstehers. Rasch trat Morre in die Stube. Ohne darauf zu achten, daß Trummer eben mit einer Partei verhandelte, sprach er ihn kurz und bündig an: „Grüß dich Gott! Ich komm' dir sagen, daß ich nicht länger in eurer Gemeinde bleib', morgen verkauf' ich meine Keuschen und zieh weg, denn in einer Gemeinde, die so ausgelassene Kinder, solche Ausbünde von Menschen aufzieht, will ich nicht länger als Bürger bleiben." „Ja um Gotteswillen, was soll's denn, was war denn g'schech'n?" fragte verwundert der Vorsteher und blickte den aufgeregten Herrn groß an. Morre erzählte kurz den ganzen Vorfall und verlangte nun, Trummer möge mit ihm zum Vater des gezüchtigten Knaben gehen. „Aber laß das sein, Morre, meinte er, i werd' die Gschicht mit 'n Hellbauer schon allan ausmachen. Du bist ja ganz aus'n Häusl. Erspar dir an Weg und dann wird's ja nia so haß gess'n als kocht." Alle Einwendungen des Gemeindevorstehers, Morre möge sich doch weitere Aufregungen ersparen und die Sache als abgetan betrachten, waren vergebens, Trummer mußte die Partei für künftigen Tag bestellen und wohl oder übel mit zum Hellbauern. Sie mochten sich kaum einige hundert Schritte vom Hause entfernt haben, da zeigte der Gemeindevorsteher mit der Hand nach der einen Seite und sagte: „No schau, wia g'wunschen, da kümmt ja der Hellbauer selber, aber laß mi zerscht mit ihm alloan reden."

Der Hellbauer, ein kräftiger Mann in den Vierzigerjahren, schritt vielleicht rascher als sonst auf die beiden Männer zu, grüßte freundlich und antwortete auf die Frage des Vorstehers, wohin er gehe, ruhig aber entschieden: „Eigentlich ninderscht, aber a weng vom Haus fort." „Deine Wort' san seltsam, dö versteh' i net", meinte Trummer. „Nöt? No du sollst 's glei inne wern", versetzte der Hellbauer und sah dabei auf Morre, der, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Seite getreten war. „Vor oaner halben Stund kümmt mei Hansl von der Schul hoam, fleant und schreit, daß eham der Herr Morre so dign gschnoat hätt, daß er frei niama gehn künt. Mei Alte schaut 'n Buam an und ruaft mi. Na gnua kriagt hat er schon, moan i in der Still, aber 's wird net umsist gschehn sein. ‚I hoan nix ton', schreit der Bua, ‚als die Stanhauer Nani a weng beutelt, weils mi in der Schul allwal vaklagt und i wegen ihr immer eingspirrt wir. Meiner Alten fallts Herz in Kittel, sie fangt mit'n Buam z' hean an und valangt von mir, daß i standapedi mit'n Hansl zum Dokter soll und mit an ärztlichen Zeugnis den Herrn Morre klag'n. Hör' ma auf, sag i, i kenn den Herrn Morre z'guat, er hat für d' Armen und Deanstleut so a guat's Herz, wie viel Guat's tuat er für d' Kinda, so oft's nur a G'legenheit gibt, fürs Vieh hat er schier a besseres Herz als manche Leut für d' Menschen, umsist wird er den Buam net prügelt hab'n. Mei Alte gibt net nach, endli will's selber furt. A Wurt gibts andere,

mehr zu unnötigen Aufregungen und öfter als einmal klagte er seinen bäuerlichen Freunden, daß er die Freude zur Wirtschaft der Dienstleute wegen ganz verloren habe. Und doch war es nicht dies allein, weshalb er seine Besitzung auf Knall und Fall verkaufte. Morre hatte Scherz und Ernst in einem Sacke und war bereit, aus allem seine Konsequenzen zu ziehen. So brachte es denn der Besuch zweier Freunde, welche sich mit ihm anläßlich einer bevorstehenden Reichsratswahl einen Witz erlauben wollten, dahin, daß Morre Scherz für Ernst nahm, kandidierte und auch zum Abgeordneten des Leibnitzer Städte- und Märktebezirkes gewählt wurde.

Diese neue Stellung, die ihn zwang, wochenlang dem Hause ferne zu sein, bestimmte nun endgültig seinen Beschluß, Morre verkaufte und übersiedelte wieder nach Graz.

Fünf oder sechs Jahre mochten verflossen sein, als der Abgeordnete eines Tages nach Leibnitz fuhr und in dem von Oleandern begrenzten Vorgarten des Kaffeehauses am Marktplatze Platz nahm. In Gedanken vertieft, saß er bei einer Tasse Kaffee, rauchte eine Zigarre und erwartete den Bürgermeister. Eine Viertelstunde dürfte vergangen sein, da näherte sich dem Kaffeehause ein kräftig aufgeschossener Bauernjunge mit mehreren Milchkannen, deren Inhalt jedenfalls für die Gastwirtschaft bestimmt war. Schon wollte er beim Vorgarten vorbei die Hausflur betreten, als Morre, durch die Schritte ermahnt, aufblickte. Stracks stellte der Bursche die Kannen zur Erde, nahm rasch den Hut vom Kopfe und grüßte freundlich: „Küss' die Hand, Herr von Morre!" „Guten Abend", dankte Morre, „ja woher kennst Du mich denn?"

„Du mein Gott, i wer Ihnan net kennen! Sö haben mi'" dabei fuhr er sich mit beiden Händen in die Haare, „Sö haben mi amal so prügelt, ach Gott, daß i glaubt hab, i stirb. Alle Heiligen han i vor den Augen gsegn und nachher dahoam der Vater, heut gspür is no, wann i drauf denk, richtig wahr." „So, also du bist der Hellbauer-Hansl, no und hat's dir was gschadt?" „A beileib, i sag's Ihna, wann's mi selm net prügelt hätten, meiner Sex", seine Stimme erstickte völlig, „i war no a Rauba wurn." Mit vergnügtem Lächeln entgegnete Morre: „So, so, nun es freut mich, daß du's so bald einsehen g'lernt hast, daß dir damals nicht unrecht geschehen ist, und auf das hin will ich dir heute ein kleines Schmerzensgeld geben. Wann's dir wieder einmal einfallen sollte, so roh und grob zu werden, so denk halt an Herrn Morre und an deinen braven Vater. Bleib recht brav und jetzt b'hüat dich Gott!" „Ich bedank mi vielmal, Herr von Morre, küss' d' Hand. Selbe is schon sicher, daß is mein Lebtag net vergessen wer. Küss' d' Hand!"

Ehevor ich mich entschloß, diese Erzählung, die ich teilweise aus dem Munde meines seligen Onkels hörte, niederzuschreiben, machte ich

teilung überbrachte, daß die Gemeindevertretung in ihrer gestrigen Ausschußsitzung einstimmig beschlossen habe, Herrn Morre das Strafrecht an allen Schulkindern der Gemeinde zu bewilligen. Er führte aus, daß die Gemeinde durch diesen Beschluß ihr unumschränktes Vertrauen ihm gegenüber zum Ausdrucke bringen will und legte ihm diese gemeindeämtliche Bewilligung schriftlich vor. Morre nahm die heitere Mitteilung noch heiterer auf, war diesmal überhaupt in besonders guter Laune und versprach — in Leitring zu bleiben.

Zunächst war Morre nun neugierig, zu erfahren, welchen Einfluß die ihm übertragene Kardinalgewalt auf die Kinder ausüben werde, aber Tage und Wochen vergingen, man sah kein Kind mehr auf der Straße; ruhig war es früh, ruhig war es nachmittags. War denn keine Schule? Die Geschichte vom Hellbauer Hansl und von der gemeindeämtlichen Bewilligung hatten die Kinder des Dorfes rasch erfahren und sie zogen es nun vor, den Schulort auf Feldwegen zu erreichen und wichen dem gefürchteten Hause und dessen Besitzer links und rechts aus, bis sie endlich, durch schlechte Witterung gezwungen, den alten Schulweg wieder aufsuchten. Da traf sich's nun, daß Morre eben durch den kleinen Park schritt, der sich in einem spitzen Winkel von der Laube weg längs der Straße hinzieht, als zwei Knaben im eifrigen Gespräche von der Schule nach Hause gingen.

„Du“, sagte der eine zum anderen, „woaßt, wann mir ban Morre vorbeigeh'n, muaßt ganz still sein. Ja, der Vater hat g'sagt, der Lehra und der Geistli dürfatn uns net schlag'n, aber da Morre. Ja, mei Liaber, der hat die gemeindeämtliche Bewilligung.“ Hi, hi, hi, lachte es im Parke und die Knaben, der Meinung, sie hätten schon zu laut gesprochen, liefen über Hals und Kopf davon. —

Nichts wird auf Erden leichter mißbraucht, als allzugroße Güte. Diese Erfahrung mußte auch Morre in Leitring machen, aber nicht von seinen Bauern, sondern von seinem Dienstpersonale. Um sich eines braven Knechtes für Jahre hinaus zu sichern, baute er seinem Philipp anstoßend an das Wirtschaftsgebäude ein Stöckel und richtete, da Philipp verheiratet war, die Wohnung dementsprechend ein. Philipp diente als Knecht, sein Weib als Taglöhnerin, und beide hätten sich wahrlich kein angenehmeres Dienstverhältnis wünschen können. Ein Jahr ging es gut, auch ein zweites, aber nicht länger. Die allzu höfliche Art und Weise, wie Morre mit seinen Dienstleuten verkehrte, die vielen Rechte, die er ihnen einräumte, züchteten Geringschätzung und Sorglosigkeit, und so kam es, daß sich Morre gezwungen sah, entweder Philipp zu entlassen, oder, wie er schon meinte, seine Keuschen zu verkaufen. Die bagatellmäßige Durchführung oder wohl gar Unterlassung seiner Aufträge, Befehle konnte man es kaum nennen, brachten den guten Herrn immer

Acht Spötta auf oa Schand,
Siebn Kinige ohne Land.
Fünf Grafn auf oan Schloß,
Drei Reita ohne Roß,
Vier Fensta für oan Buam,
Sechs Hachln auf zwoa Ruabn,
Neun Treffa nebna Ziel —
Zum Merka is das oanmal z'viel!

*

Da Pfingsta!
Wann's d' arbeitst, so gwingst da
Da brauchst di nöt z'rantn,
Zum Lebn und zum Gwandn
Was not tuat.
Wia schmeckt da das selm gwunga Brot guat!
An Appatit bringst da
Vom Buckln und Schindn allmal hoam,
Bist lusti und singst a,
Und seltn nur tragst dar a Gall hoam.

*

Da Freita
Is a Fasttag leida.
Da kimmt's halt auf d' Bäurin an,
Obs was Guat's kocha kann:
Mäultaschn, Rahmstrudl,
Bunkl und Rohrnudl,
Krapfn warn a nöt schlecht
Wann si's na bacha mecht!

Da Pfarra und ön Baurn sei Bua
Kriagn gleichi Speis, an iada gnua:
Dö Köchin stellt dö bachan Fisch
Ön Freita auf'n Herrntisch;
Da Bua kriagts ohne Gratn glei —
Forelln san aba koa dabei!

*

Ön Samsta
Sagt d' Wocha: „Ghorschamsta
Deana, pfüat Gott!" —
D' Wangerl glüahrot
(Das macht das jung Bluat)
Und dö Bussln so guat
Und d' Augn, wia's leuchtn
Mit an Glanz, mit an feuchtn,
Wia d' Sternderl in ar warma Nacht,
So liabli, daß oan 's Herz frei lacht!
Ja, dö Dirndln san liab;
Und nöt alls is a Diab,
Was si einschleicht ins Haus
So hoamli, wia d' Katz zu da Maus.
Es spricht da Bua
Beim Dirndl zua
Und denkt voll Lust
Daweil er's bußt:
Di hat da Herrgott uns z'liab g'macht,
Du hoamligi, herrlichi Samstanacht!

Heimgärtners Tagebuch.

Nun heben die Glocken zu läuten an.

Der Kirchenbau zu St. Kathrein am Hauenstein schreitet tüchtig vor, so groß nach dem Brande (im Juli 1904) die Mutlosigkeit auch gewesen war. Zuerst wurde der erhalten gebliebene Teil mit einem Bretterverschlag von der Brandstätte abgegrenzt, damit noch zur Not Gottesdienst gehalten werden konnte. Die Verzagtesten meinten, das würde nun wohl jahrelang so bleiben. Aber sachte begann die Tatkraft der Bevölkerung zu erwachen und schon im Herbste wurde das morsche Mauerwerk des ganzen rückwärtigen Kirchenteiles abgetragen und mit frischem Materiale aufgeführt. Dann konnte noch vor dem Schnee, der dies Jahr in jener Gegend so beispiellos massenhaft gewesen war, die ganze Kirche eingedeckt werden, sie erhielt ein Dach aus Schiefern, die weit aus dem Oberösterreicherlande eingeführt werden mußten. In diesem Frühjahre wurde sofort der Turm in Angriff genommen, dessen Gemäuer massig ist und zu dessen Ausbau ein umständliches und hohes Gerüst nötig war, an dem sechs Zimmerleute fünf Wochen lang bauten. Der Turm war von unten bis oben ausgebrannt wie ein Schornstein.

eine Fahrt nach Leitring. Ich wollte in Erfahrung bringen, ob sich's, was die gemeindeämtiche Bewilligung betrifft, tatsächlich so zugetragen hat. In den zwanzig Jahren, die seither verflossen, haben jedoch die meisten Mitglieder der damaligen Gemeindevertretung das Zeitliche gesegnet und Herr Flucher konnte sich an alles nicht mehr genau erinnern, bekräftigte aber wiederholt, daß es in Leitring nie so brave Kinder gab, als zu der Zeit, wo ihr Ehrenbürger Karl Morre zu den ihrigen zählte.

D' Landleut-Wocha.

Oberösterreichisch von Hans Mittendorfer.

I han eng's neuli vasprocha,
I vazöhl eng ebbs von da Wocha;
Na, so gehn ma's halt an
Mit'n Sunta voran:

Ön an Sunta
Is's frei a Wunda,
Wia's dahersteign, wia sauba,
D' Arbeits-Urlauba:
D' Manna und d' Weiba,
D' Menscha und Buama,
Dö heiligna Leiba
Zum Himmelsturma
Randi beinand
Im Feirtagwand.

Mit Singa und Betn
Toans in da Kira ön Herrigott netn,
Daß a nöt abaschaut,
Daß ar eah traut —
Daweil speazln dö Buam a weng
Umi auf d' Menschabenk
Und derfst ma's wohl glaubn,
Wia „peck-peck!" bei dö Taubn
Gehts von da Weibsbildaseit „guck-guck!"
Krumpaugat herum auf d' Buama zruck.
Dö richt si das schwarzseida Tüachl;
Dö tuat, als lesats im Büachl;
Dö wicklt um d' Finga ön Rosnkranz
Und denkt, i mecht wettn! an'n Kirtatanz —
So a Tanzn, dös hat schan an Gwalt,
So lusti i's halt!
Und daß a nöt ganga war bald ....
Da Franzl, der is schon a Kund a —
A schena Tag is da Sunta!

*

Ön an Monta
Is ma d' Arbeit ungwohnta
Als sunst.
War a Kunst!
Nah Sunta und Feichta
Gang 's Nirtoan schan leichta
Als hebn und tragn
Und schindn und plagn
Und schwitzn und rackern
Auf Wiesn und Ackern!
Das schlechta Gwandl
Hat's anglegt, 's Nandl;
Zum Stallgehn wirds,
Ma gspürts!
Sie woaß's, daß's ar im Küahstallgwandl
Kreuzsauba is; drum halt's a Standl,
A hübsch a langs mit'n Nachbarn-Xandl —
Den hats im Bandl, 's guati Nandl!

*

Da Eritag
Is ar a Weritag,
Denn Weritag hat sechsi grad
A Wocha, dö koan Feichta hat
Als wiar den siebentn,
Den bstimmtn.

A Fleisch, a gräuckts, gibts auf Mittag
Und nachn Essn zoagt da d' Wag --
Probiers amal und wög's genau
Dö ganzn Baurnleut von oan Haus
(Du kennst di mit dö Gwichtar aus) —
Mehr Schwarn um a halbe Sau!

*

Da Miricha —
Dö Aussprach wird iazt gschicha;
Habn netta nu dö altn Leut
Damit a Freud,
Wiar a koa Mensch mehr „Mirl" hoaßt;
(„Marie" und „Miaz" is schena, woaßt!)
Grad bei dö Jungfraun, bei dö altn,
Hat si der Nam bis heut dahaltn.
Da Miricha hoaßt iazt Mittwoch!
Neun Knödln in oa Loch,
Neun Kegln auf oa Schanz,
Siebn Spielleut und koan Tanz,
Fünf Löffln auf oa Brüah,
Neun Hahna in da Früah,

den Leuten war, als wäre die Kirche eben fertig geworden. Die zwei kleineren Glocken waren bereits auf dem Turm, die große wurde auf bekränztem Wagen, vom Pfarrer, von einer Schar Kranzeljungfrauen und einer großen Menschenmenge bei klingendem Spiel den Berg heraufbegleitet. Vom nahen Wäldchen her krachten die Pöller. Der Hügel vor dem Turm war gefüllt mit Menschen, viele Hunderte an der Zahl. Man hörte nicht jenes vorwitzige Hin- und Herreden, welches sonst in solchen Volksmengen vorkommt; schweigend oder nur leise und ehrerbietig flüsternd sahen alle zu, wie nun vermittelst Flaschenzuges die Glocke durch die Öffnungen des Gerüstes langsam emporschwebte, während sechs junge Burschen in Steirertracht ohne Gepolter und Geschrei, ruhig und ernst, von einem Monteur unauffällig angeführt, den Aufzug durch das Gebälke leiteten. Viele der Zuschauer, so schien es, haben in diesen Augenblicken aufs Atmen vergessen. Da stieg vor ihren Augen, die so etwas noch nie gesehen, die Glocke auf, die hinfort ihre Freuden- und Leidenstage mit ihrer Stimme erfüllen soll und die sie einst ins Grab läuten wird!

Und als die Glocke endlich im Turmfenster verschwunden war, da erreichte die Spannung den höchsten Grad. Man wollte miteinander sprechen, aber getraute sich nicht recht, als müsse die ganze Stille und Feierlichkeit dieser Frühlingsnachmittagsstunde den metallenen Zungen vorbehalten bleiben. — — Plötzlich der erste klingende Schlag der kleinen Glocke. „Es ist schon gewonnen!“ rief ein Bauer aus. „Sie bimmelt nicht, wie die alte.“ Sie läutete ein paar Minuten lang. Dann kam die zweite dran. „Die läutet schon so tief, wie früher unsere größte!“ sagten einige. „Sollt' man nit beten, statt schwatzen?“ bemerkte eine behäbige Bäuerin. „Darauf ein vorlauter Bursche: „Nix schwatzen und nix beten — nur losen.“ — So begann nun in langsamen Schlägen feierlich die große Glocke zu läuten. Da machten die Leute weite Augen. Ein solcher Klang war in diesen Bergen noch nicht gehört worden. Nach ein paar Minuten schwieg auch sie. Dann setzte wieder die kleine ein und nun läuteten alle drei zusammen. Den Leuten rannen die Tränen über die Wangen. Es half nichts, wenn sich einer deren schämte, weinen mußte er doch. Das alte liebe Geläute, das vor einem Jahre für immer verstummte, war vergessen, denn in dieser hellen schönen Harmonie, in dieser feierlichen Getragenheit hatten die hundertjährigen von damals nicht geklungen. Alle Bergwälder ringsum grüßten zurück und schluchzend sagten die Leute zueinander: „Jetzt haben wir wieder eine Kirche!“ Eine solche hatten sie freilich noch lange nicht, aber die Glocken hatten sie. Und an diesem Tage ist es mir erst recht klar geworden, was die Glocke bedeutet: Sie ist die Seele der Gemeinde. Die Glocke hat eine soziale Bedeutung. Weit über den Bau der Kirche klingt sie hinaus in die Welt zu allen. Sie spricht Menschliches und Göttliches zu den

Als nun in demselben die Stockwerke und Treppen fertig gezimmert waren und hoch oben auch der wie für eine Ewigkeit gebaute Glockenstuhl feststand, schrie alles nach den Glocken. Nicht der Kirchenraum, nicht die Bänke, nicht Chor und Orgel waren so schwer vermißt worden, als die Glocken. Weihnacht und Ostern, die Marienfeste und Patronsfeste ohne Glocken. Allerseelen, die Beerdigungen der Toten ohne Glocken, kein Aveläuten, das sonst jeden Tag dreimal die weitverstreute Gemeinde an ihre menschliche und religiöse Zusammengehörigkeit erinnert. Nach dem Glockenklang hatte alles ausgehorcht seit Menschengedenken, und jetzt auf einmal der unaufhörliche Karfreitag. „Das ist wohl traurig bei uns jetzt, daß man keine Glocke hört!“ Diese Klage war die allerhäufigste in St. Kathrein seit einem Jahre, „wenn nur wieder die Glocken läuten, nachher sind wir schon getröstet.“

Daher hatte man beim Glockengießer in Wiener-Neustadt die drei Glocken auch rechtzeitig bestellt, und als nun der Turm so weit fertig war, kamen sie eines Tages auf drei schweren Wagen angefahren. Die Gemeinde kann sich von der Form der alten Kirche nicht trennen, alles soll möglichst wieder so werden, als es die Vorfahren geschaffen hatten und als es ihr Auge gewohnt worden zeitlebens. Sicher wäre eine schlanke Turmspitze schöner gewesen, aber die Gemeinde entschied sich für ihre alte Kuppel, die freilich ausnehmend stilvoll und anmutig gewesen war und die nun der Baumeister mit Fleiß wieder nachzuformen sucht. Ich kann der Gemeinde das Festhalten an den alten Bauformen um so weniger verdenken, als ich ja selbst noch so sehr an dem Aussehen der Kirche meiner Jugendzeit hänge. Nicht einmal das Auge will sich das Seine, das Altgewohnte nehmen lassen, während uns doch unter den Füßen und über dem Haupte alles Alte allmählich und unerbittlich weggezogen wird, so daß wir endlich auch selbst andere sind, als wir gewesen. Als nun aber die Leute von St. Kathrein statt des alten Schindeldaches das schöne glänzende Schieferdach sahen, und nun die stattlichen Glocken, die mit ihren Gebilden im Sonnenschein wie Gold funkelten, da waren sie's gar wohl zufrieden und planten nur danach zu hören, wie sie klingen werden.

Der Christihimmelfahrtstag war zum Glockenaufzuge erlesen, und an diesem lieblichen Frühlingstage war die ganze Gemeinde ein einziges erhobenes Herz geworden. Aus allen Gräben und von allen Höhen waren sie herbeigekommen im Festgewand und mit leuchtenden Augen, die Männer wie die Weiber, die Greise wie die Kinder. Das Kircheninnere lag noch voller Schutt und der Kirchhof ringsum war verrammelt mit Gerüsten, Stein- und Bretterwerk. Trostlos zerfahren sah alles noch aus, es kostet noch monatelange Sorge und Arbeit und große Opfer, bis es recht sein wird. Aber auf hohem Turmgerüst wehte die Festfahne und

Ein Spaziergang in Wien.

An einem Maimorgen, als auf den steirischen Bergen Neuschnee lag, kam es mir an — ich will einen Spaziergang durch die Wienerstadt machen. Seit vielen Jahren ist ein solcher schon nicht mehr geschehen; meine kurzen Wiener Aufenthalte pflegen stets ausgefüllt zu sein mit gewöhnlichen kleinen Angelegenheiten, so daß man zum Großen nicht kommt, zum ziel- und zwecklosen Dahinschlendern ganz allein durch die Lebensbrandung dieser herrlichen Stadt. Es ist dabei das Gefühl, als ob man durch stürmische Hochwaldwildnis wanderte, nur daß die Mißlichkeiten im Walde nicht so groß sind, als die in der Stadt, wo der arglose Landwanderer, um das nächstliegende zu sagen, jeden Augenblick unter irgend ein Rad zu kommen in Gefahr ist.

Vier Stunden Eisenbahnfahrt, und ich war dort. Auch mitten in der Stadt interessiert mich vor allem — die Landschaft. Der Verkehr, das unendlich hin- und herwogende Leutegemenge, vollends die kostbaren Dinge und das Getrödel in den Auslagekästen vermögen mein Auge weniger zu fesseln, als die Straßenprospekte, die Gebäude, die Monumente mit Umgebung. Maler rechnen, glaube ich, derlei ja zum Landschaftlichen.

Wem das alte Wien noch so hell und bunt im Gehirnkasten nachdämmert, der weiß sich im neuen Wien nicht zu fassen. Zum Eintritte: Der Stolz der Kärntnerstraße erschrickt ihn fast. Aber der alte Stefel, dem ich aus treuer Anhänglichkeit vor allem zugehe, ist noch ganz derselbe wie vor vierzig Jahren. In den dunklen Hallen dieser Kirche saß ich eine halbe Stunde lang. Von draußen dröhnte das Branden des Lebens wie ein Sturmgetöse dumpf an's Ohr, was den Frieden des Gottesdienstes fast noch erhöhte. Ich betrachtete die schwere düstere Pracht und dachte an die kleine, durch Feuer zerstörte Kirche in der Waldheimat, die trotz allen Sorgens und Kümmerns so hart wieder zu errichten ist. Mit dem Wert eines einzigen Kronleuchters, einer einzigen Fensterrose, eines einzigen Meßgewandes hier könnten wir die weiße Kirche im Waldland erbauen. Ach, wenn man das wollte, wenn man so rechnen dürfte, dann würden die Sachen ja ausreichen in der Welt. Aber nichts Großes käme zustande. Ich glaube, hunderte von Dorfgemeinden in Österreich würden ihre kleinen Kirchtürme opfern, wenn es sich handelte, damit den Stefansturm zu erhalten. Dieser Turm, dieser Dom ist der Stolz des ganzen Reiches. Und ich bin so, daß ich mich als persönlicher Miteigentümer aller öffentlichen Gebäude der Reichshauptstadt fühle. Also ein reicher Mann!

Dann die Wollzeile hinab, das ist ein Gang durch Altwien, da schauen sie gleichsam noch zu den Fenstern heraus oder schreiten den ruppigen Bürgersteig entlang, Kürnberger, Anzengruber, Grillparzer,

Weltkindern der Städte, die nie eine Kirche besuchen, sowie zu den Landleuten, die in Feld und Wald und in den einsamen Höfen sind. An diesem Nachmittage war freilich alles herbeigekommen, was Füße hatte, und die Jährlinge ließen sich tragen und die Achtzigjährigen kamen in Steirerwäglein; doch immerhin waren auch Menschen zurückgeblieben in den einsamen Berghäusern, um den Hof zu hüten. Die standen vor der Haustür Stunde um Stunde und schauten und horchten gegen die Kirche hinab, die manchem von Wald oder Berg verdeckt war, und horchten und horchten sehnsüchtig nach der Stimme des Rufenden in der Wüste. Die Sonne sank tiefer und tiefer, es blieb still. Endlich, endlich! Es hallten die ersten Schläge und das Glockengeläute kam weich und lieblich in den Lüften heran.

Seit die Gemeinde besteht — und sie besteht schon lange — wird selten ein solcher Freudentag gewesen sein als an diesem Himmelfahrtsfeste, so daß jemand die Bemerkung machte: „Wenn das Unglück nicht gewesen wäre, hätten wir heute keinen solchen Freudentag!"

Aber es kam auch die Stunde der Wehmut. Es kam die Stunde, da nun für alle geläutet wurde, die während der glockenlosen Zeit ins Grab gesenkt worden waren. So als ob die Toten des Jahres mit dem Einschlafen gewartet hätten, bis sie von den Glocken zur ewigen Ruhe gesungen würden.

Doch — zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich auch ein ernstes Wort. Das war während der Feier nicht gesprochen worden. Als ich nachher mit Freunden im Almhofe mitten unter Bauern saß, habe ich aus der Tasche meinen Schiller hervorgezogen, habe den Leuten gesagt, daß wir dieses Glockenfest nun noch extra mit dem allerschönsten Gedichte feiern wollten, das vor länger als hundert Jahren gedichtet worden sei von Friedrich Schiller. Es heiße „Das Lied von der Glocke". Es schildere einen Glockenguß und stelle während desselben Betrachtungen an über das menschliche Leben, und was die Glocke für das Menschenleben bedeute. Sie seien also eingeladen zuzuhören. Hierauf hat Freund Toni das Gedicht mit edler Begeisterung zum Vortrage gebracht. Die Bauersleute hörten so andächtig zu, als vorher den Glocken. Wohl steht zu vermuten, daß es auch hier vorwiegend — der Klang gewesen ist, der gewirkt hat. Glocken werden ja nicht verstanden, nur gehört und empfunden. Man sah es den Leuten wohl an, wie gehoben sie sich fühlten, daß sie eingeladen worden zu einem Geistesmahle, dessen Göttlichkeit sie freilich mehr ahnen als verstehen konnten.

Bei diesem Glockenfeste zu St. Kathrein in der Waldheimat bin ich mein altes Bauernherz wieder einmal recht inne geworden. Ja, gottlob, es ist noch vorhanden! Am nächsten Tage fingen freilich wieder die Sorgen an, wie wir den Bau dieser Kirche zur guten und schönen Vollendung führen werden.

vor diesem Denkmal eine frische, gehobene Hochgebirgsstimmung — man fühlt sich auf der Höhe.

Hier endete ich meinen Spaziergang und fuhr auf der Tramway dem Bahnhofe zu. Aber lange hat diese kleine Stadtwanderung schön in mir nachgewirkt. Was doch für das Praktische und Schöne geschehen ist, die lzeten Jahrzehnte in Wien! Und was in idealer und ethischer Beziehung geleistet wurde! An den Riesenwerken, die im Jahre 1858 begonnen wurden mit dem Entschlusse zur Stadterweiterung, hatte das damalige Geschlecht nichts als die Arbeit, die Greuel der Zerstörung. Den Genuß davon haben wir, die heutigen. Und ebenso wird jetzt wieder viel begonnen, wovon den Genuß erst spätere Geschlechter haben werden. Dieser Zug unserer Zeit, uneigennützig für die Zukunft zu arbeiten, von der wir persönlich doch nichts mehr haben können, ist groß und ethisch. Aber freilich, wir vererben mit den Riesenwerken unseren Nachkommen auch die Riesenschulden! Jetzt ist schon die Rede von einem Wald- und Wiesengürtel, der um ganz Wien angelegt werden soll, so daß die Zweimillionenstadt eine Stadt im Walde sein wird. Wahrlich, dieses moderne Wien ist ein merkwürdiges Beispiel, wie schön sich mit geistigem Stillstand materieller Fortschritt vereinigen läßt. Übrigens sieht man das nicht bloß in Wien, auch schon anderwärts. Man hat halt die Erfahrung gemacht, daß bei dem sogenannten geistigen Fortschritt, wenn er nicht nach dem Ethischen hin gerichtet ist, nicht viel herauskommt. Er wird noch aus der Mode kommen. Der öffentliche Zank über Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion u. s. w. wird mehr und mehr verstummen. Die positive Arbeit im sozialen Leben wird Geist und Hand beschäftigen und anderseits wird auch die Erholung und Ruhe wieder eine ersprießlichere werden, als sie es in unseren nervösen Tagen ist. Hat nur erst das Gemüt wieder einmal seinen Halt gefunden!

Mitten im Ewigen.

Halte nichts für klein,
Was da ist,
Du wirst ewig sein,
Weil du bist. R.

Raimund, und sie alle, alle die Dichter und Denker, die Künstler, die Techniker, die Staatsmänner, die uns Unstete mit der Vergangenheit noch verankern.

Es lichtet sich. Ich bin am Stubenring, ich komme auf den Platz, wo der Ring um die innere Stadt noch nicht fertig geschmiedet ist. An der Stelle der abgetragenen Franz Josefskaserne und ihres Exerzierfeldes entfaltet sich, da die Straßen noch nicht gelegt sind, ein scheinbar planloses Gewirre von neuen und noch unfertigen Zinshäusern. Jedes ringt für sich nach neuen Variationen, aber alle Formen sind abgebraucht und das mit noch so anspruchsvollen Absonderlichkeiten aufgeführte und gezierte Haus steht schließlich da wie jedes andere. Unter all dem Auffallenden fällt nichts mehr auf. Nun der Franz Josefskai! Er ist endlich ausgebaut. Seine Riesenkurve am Donauarme hinauf, in der ein Prachtbau sich an den andern reiht; seine glatten Bürgersteige, die so breit sind, daß bei einigem guten Willen die Völker Österreichs gemächlich aneinander vorbeikommen, ohne Ellbogen gebrauchen zu müssen; seine am Donauufer sich dahinziehenden Gartenanlagen — im Hintergrunde dann der Kahlenberg — es ist glänzend, es ist, meint der Provinzler, wohl einer der großartigsten Stadtstraßenprospekte des Kontinents. Aber die Sache steigert sich.

Es kommt der Schottenring. Der Rathausplatz und seine Umgebung in der Maiensonne, in der grünen Frische seiner Anlagen, nach Regentagen in staubloser, rosenduftender Luft — schon dieses eine Bild ist wert, von den Schneebergen herabzukommen und aufzujubeln darüber, daß es so viel Macht, Reichtum und Städteschönheit gibt. Um so heller aufzujubeln, da man — in nächster Stunde schon wieder heimkehren kann in die stille Waldlandschaft zu den bescheidenen Hütten!

Mein zweckloser Spaziergang hatte schließlich aber doch ein Ziel. Wenige Wochen vorher war das Anzengruber-Denkmal enthüllt worden. Ganz unwillkürlich haben meine Schritte der kleinen Parkanlage zugestrebt, die hinter dem Parlamentsgebäude grünt. Dort steht der eherne Ludwig — auf der Alpe. In wuchtiger Überlebensgröße, derb und in rauhem Gewand steht er auf rohbehauenem Stein. Der Hügel ist aus grauen, verwitterten Bergfelsen, an denen Knieholz wuchert, dazwischen Steinnelken und auch Edelweiß. Eine kleine Schutthalde zieht vom Denkmal herab und verliert sich sachte im grünen Anger. An dieser Schutthalde lehnt der Steinklopferhans, der über Gott und Welt nachdenkt „beim Steinerschlag'n", und dem nichts geschehen kann, weil er sich schuldlos im Schoße der Vorsehung ruhend weiß. Der Steinklopfer, ebenfalls aus Erz, ist ungefähr lebensgroß und macht im Verhältnis zur riesigen Hauptgestalt vielleicht den Eindruck des Zwerghaften. Im ganzen überkommt einen

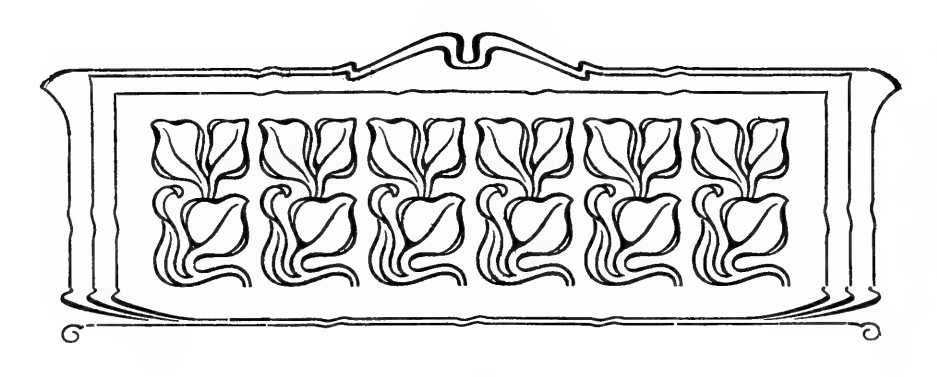
Protestanten ist das in mancher Beziehung erleichtert. Können wir im einzelnen Katholiken den Mitchristen erblicken, so können und müssen wir auch in seiner Weltkirche, so schwer sie es uns macht, die Schwesterkirche achten und damit erweisen, wie fern uns die Gesinnung der Zanktheologen des siebzehnten Jahrhunderts liegt, die uns gelegentlich zugeschrieben wird. Dabei wissen wir sehr wohl, daß es sich natürlich nicht um eine Versöhnung der Prinzipien handelt, die ewig unvereinbar sind, sondern um einen modus vivendi, d. h. eine Möglichkeit, trotz dieser Unvereinbarkeit nebeneinander zu leben und sogar in tausend wichtigen Dingen miteinander Hand in Hand zu arbeiten. Ein solch ungeschriebener Vertrag fordert Opfer von beiden Seiten.

Daß die beiden Kirchen aneinander Kritik üben, das ist gut und wird nicht abzuschaffen sein. Aber wir können unserer Kritik den Stachel des Erbitternden nehmen, indem wir nicht spotten und höhnen oder in gehässiger Weise schelten und schimpfen, sondern aufklären. Dies wird am besten geschehen in der Form historischer Belehrung. Dadurch wird die unvermeidliche Polemik auf den Ton gestimmt werden, der im Streite der Geister der allein würdige ist und der allein mögliche sein sollte.

Wir können der durch die Unfehlbarkeit der römischen Kirche geschaffenen Sachlage Rechnung tragen und dürfen nicht verlangen, daß uns offiziell Prinzipien geopfert werden. Die Unfehlbarkeit ist ja doch das schwerste Joch, das auf dieser Kirche lastet, denn sie bürdet ihr eine 2000jährige Geschichte mit allen ihren Sünden auf und gibt ihr keine Möglichkeit, auch nur ein Jota davon abzuschütteln. Die Genfer Calvinisten durften ein Sühnedenkmal für die Hinrichtung Servets errichten; die schottische United Free Church konnte ein Glaubensbekenntnis der Väter aufgeben, weil sie einzelne Sätze darin als unerträglich empfand; die römische Kirche kann nie etwas zurücknehmen, was sie einst gebilligt, nie etwas gutheißen, was sie einst verdammt hat. Sie kann nur in Vergessenheit geraten, praktisch außer Kraft treten lassen, was unhaltbar geworden. Daß sie sogar dies sehr häufig nicht will, liegt mir fern zu bestreiten; aber wenn sie dazu bereit ist, sollen wir uns damit zufrieden geben. Wir müssen unsere geschichtliche Einsicht und Bildung auch dadurch beweisen, daß wir für die geschichtliche Entwicklung der Papstkirche, selbst wenn wir sie mißbilligen, Verständnis zeigen.

Wir brauchen die vergangenen Sünden der römischen Kirche nicht so stark zu betonen und unseren katholischen Zeitgenossen immer wieder vorzuhalten, wie es vielfach geschieht — vorausgesetzt allerdings, daß auch jene sich entschließen, von Reformation und Reformatoren in einer Weise zu sprechen, die für uns erträglich ist. Inquisition und Ketzerverfolgungen, Albigenserkriege und Bluthochzeit und all die anderen Ausgeburten des religiösen Wahns sind und bleiben Schandflecke in der Geschichte der Kirche, und wer Beruf hat, hiervon zu reden, soll keinen Zweifel daran lassen. Wir aber haben es mit dem Katholizismus und der Kirche der Gegenwart zu tun, und für die Gestaltung unseres Verhältnisses zu diesen dürfte es nicht förderlich sein, allzulebhaft die Erinnerung an jene Greuel wachzurufen, die, das dürfen wir denn doch wohl annehmen, wenngleich in der Theorie nicht verworfen und von einzelnen beschränkten Fanatikern noch jetzt gebilligt, dennoch Vergangenheit sind und bleiben werden.

Endlich sollen wir diejenigen Richtungen im Katholizismus, die sich uns irgendwie nähern und Bereitwilligkeit zur Versöhnung an den Tag legen, fördern und stärken, denn sie arbeiten mit uns an der Herbeiführung des ersehnten Friedens. Wir sollen von ihren Vertretern auch nichts verlangen, was katholisch eben unmöglich ist. Wir sollen z. B. nicht über F. X. Kraus schimpfen, weil er nicht zur evan=



Kleine Laube.

Der Kirchenzank.

Wenn in einem langwierigen Kriege eine Partei sich erschöpft fühlt, so fängt sie an von Verständigung zu sprechen und zeigt sich bereit zu Friedensverhandlungen. Es hat nun wohl nicht den Eindruck, daß die evangelische Kirche in Deutschland im Streite mit der katholischen erschöpft und dem Unterliegen nahe wäre. Und doch wird von dieser Seite immer wieder der Wunsch laut, es möchten die durchaus unchristlichen Feindseligkeiten, wie sie gegenwärtig zwischen den beiden Kirchen Unheil stiften, sich mildern und schlichten, es möchte in unserem deutschen Volke nicht immer das Trennende der beiden Kirchen betont werden, sondern vielmehr das Einigende. Die beiden Kirchen mögen ja ihre Türen offen halten und jede für sich ihre Glocken läuten, im übrigen es aber den Leuten freigestellt lassen, in welche sie treten wollen.

Die „Christliche Welt" veröffentlichte vor einiger Zeit einen Aufsatz: „Der evangelische Bund. Eine Selbstkritik und ein Programm" von Fritz Friedrich, dem wir einiges entnehmen wollen.

Wir Deutschen, sagt der Verfasser, haben uns mit einer geschichtlichen Entwicklung abzufinden, wie sie auch nur annähernd keines der europäischen Kulturvölker aufzuweisen hat. Das Heimatland der Reformation ist das einzige, in dem weder diese, noch ihre Gegnerin den unbedingten Sieg errungen, sondern tödliche Erschöpfung beide Konfessionen genötigt hat, unbezwungen in annähernd gleicher Stärke (2 : 3) neben= und miteinander weiterzuleben. Wenn anfangs der Grundsatz ‚Cuius regio, eius religio' wenigstens die konfessionelle Geschlossenheit der deutschen Einzelstaaten gewährleistete und diesen ihre durch den Westfälischen Frieden geheiligte Selbständigkeit auch eine selbständige Kirchenpolitik ermöglichte, so haben politische und wirtschaftliche Ursachen im neunzehnten Jahrhundert die Verhältnisse völlig verändert: die Gebietverschiebungen der napoleonischen Zeit haben fast überall die konfessionelle Geschlossenheit gesprengt und konfessionell gemischte Staaten so sehr zur Regel gemacht, daß von den größeren wenigstens heute nur noch das Königreich Sachsen so gut wie rein protestantisch, kein einziger rein katholisch ist. Freizügigkeit und Eisenbahnen wirbeln die Konfessionen unausgesetzt noch mehr durcheinander. — Dies ist die Lage, mit der wir uns abzufinden haben. Ändern wird sie sich in absehbarer Zeit sicherlich nicht.

Müssen wir uns also vertragen, unbedingt, um des Lebens willen, so müssen wir uns auch auf religiösem Gebiet zu ertragen und zu vertragen lernen. Uns

wohl selbst ihrer Mängel und Verfahrenheiten. Sollte der Kirchenzank der Führer aber fortdauern, Zwietracht zu säen in unserem Volke, dann käme eine schreckliche Zeit, die nur darum nicht das äußerste, wie im dreißigjährigen Krieg, erreichen dürfte, weil das Volk, gerade der edlere Teil desselben, sich massenhaft von allem Kirchentume überhaupt loslösen würde.

Die beharrlichen Schwalben.

Zu dem Aufsatz „Lose Stubengenossen", den der „Heimgarten" in seinem 23. Jahrgang veröffentlichte, wird uns folgendes Geschichtchen aus dem Leben der Schwalbe mitgeteilt:

Im vergangenen Sommer nistete in einer Ecke meiner Loggia ein Schwalbenpaar und brachte glücklich vier Junge zur Welt, deren Fütterung, Flugversuche usw. uns viel Freude verursachte. Da uns das Nest in der Ecke nicht genierte und Vorkehrungen getroffen waren, daß die Loggia nicht beschmutzt wurde, waren wir in froher Erwartung, das Pärchen diesen Sommer wieder begrüßen zu können — Schwalben sollen ja Glück bringen. Und richtig! Ende April kam unser Schwalbenpaar wieder; das alte Nest war tadellos erhalten und wir warteten, daß es in diesem froh, der Arbeit des Bauens enthoben zu sein, wieder Platz nehmen würde. Unser Erstaunen war daher groß, als das Schwalbenpaar plötzlich in der Mitte des etwa 20 cm breiten Bogens der Loggia an freier Wand zu bauen anfing. Das paßte mir aber durchaus nicht in meinen Kram, denn gerade darunter befand sich mein Eßtisch und „Schutzvorkehrungen" waren da oben an dem schmalen Bogen nicht zu treffen; ich entfernte daher, trotz der Entrüstung meiner ganzen Familie, das zu einem Viertel fertige Nest. Nach zwei Tagen ist das Nest wieder an derselben Stelle im Entstehen; ich entferne es diesmals heimlich ohne Wissen meiner Familie abermals und befestige an einem Nagel einen flatternden Bogen starken Schreibpapieres, überzeugt, die Schwalben würden davor scheuen und mich nun weiter nicht beehren. Da sehen wir am nächsten Tage, daß beide Schwalben mit aller Kraft bemüht sind, den Bogen Papier zu entfernen; sie beißen sich hinein einzeln und zu zweien, und zerren und ziehen so lange, bis der ziemlich starke Bogen glücklich zerrissen und entfernt ist. Allgemeines Gejubel meiner Familie; in mir aber der feste Entschluß, dem frechen Schwalbenpaar doch einmal zu zeigen, wer „Herr im Hause ist" und daß es seinen „dicken Kopf" denn doch nicht durchsetzen kann. Als niemand meiner Familie, die mich himmelhoch gebeten hatte, doch nun genug des grausamen Spieles sein zu lassen, in Sicht war, kletterte ich schnell die schwindelnde Höhe hinauf, nahm einen Leinwandlappen von etwa 25 cm im Quadrat und befestigte ihn mit drei Nägeln fest an der Wand. Erlassen Sie mir es, die Empörung meiner Lieben zu schildern, die „Empörung" des Schwalbenpaares zu sehen, war jedenfalls interessanter. Unter fortwährendem Gekreisch und Gezwitscher umkreisten sie erst den lustig flatternden Lappen, dann aber machten sie wütende Attacken auf denselben, zerrten an ihm, hingen sich mit dem Schnäbeln an ihn und versuchten ihn auf diese Art, ebenso zu entfernen, wie den Papierbogen. Aber er hielt stand, alle Mühe war umsonst! Nun zwei Tage Hin- und Herflattern, Begucken und Überlegen des Schwalbenpaares. Da — ich traue meinen Augen kaum — fangen diese Frechdachse an, den freischwebenden Leinwandlappen mit feuchter Erde zu beklecksen, und ihr Nest an diesen zu bauen. Nun fühlte ich ein menschlich Rühren. Ich werde meinem Tisch einen zwar etwas unbequemeren, anderen Platz geben und den Schwalben ihren Willen lassen; ich bin dadurch in den Augen meiner

gelischen Kirche übergetreten ist, sondern uns freuen, daß die römische einen solch evangelischen Christen erzeugt und ertragen hat. —

Man sieht, dieser Aufsatz betont strenge den evangelischen Standpunkt, ohne der katholischen Kirche tatsächlich nahezutreten. Dasselbe Recht mag gewiß auch die katholische Kirche ausüben, wie es hin und wieder wirklich geschieht, ohne unwürdige Polemik zu treiben. Das leidenschaftliche und würdelose Eifern gegen die evangelische Kirche ist durchaus unklug, es setzt sich damit ins Unrecht, es reizt die Gegner und mit solchem Geschimpfe ist schon mancher Christ aus der katholischen Kirche hinausgeekelt worden. Aber auch viele Protestanten zeigen durch ihr beständiges und gemütloses Protestieren, daß bei ihnen der religiöse Friede nicht daheim ist, den mancher so sehnsüchtig sucht.

Was beiderseits gesagt werden mußte, ist nun einmal gesagt. Ich selbst habe in früheren Zeiten nach meiner Überzeugung die Mängel und Ausartungen der katholischen Kirche scharf behandelt, und zwar die der katholischen Kirche, weil wir in unserem Lande es gerade mit dieser zu tun haben. Ich stand nicht einen Augenblick an, auch die großen Fehler und Ärgernisse der evangelischen Kirche zu verurteilen, wo sie in meinen Gesichtskreis traten. Wäre es nicht geschehen, so müßte es erst noch geschehen, denn dazu zwingt einfach das Gewissen. Möchte ich mich nicht mehr gezwungen fühlen, krassen Aberglauben, heuchlerische Formreligion, herzlose Unduldsamkeit, pharisäischen Hochmut rücksichtslos rügen zu müssen; der sichtbare Erfolg ist ja doch nicht so groß, als die Verbitterung, die damit erzeugt wird. Aus Verbitterung keimt keine Liebe, und ohne Liebe gedeiht keine gute Tat. So wie die einzelnen Menschen nur durch Nachsicht und Güte miteinander auskommen können, so und nicht anders ist es auch bei den Kirchen. Allerdings ein himmelweiter Unterschied besteht doch in der Art, wie beide Teile gegeneinander vorgehen. Der evangelische Bund setzt in öffentlichen, kontrollierbaren Schriften seinem Gegner oft scharf zu, aber das ist nicht zu vergleichen mit den Wutausbrüchen katholischer Kanzelredner, deren Wiederlegung in der Kirche verboten, bei dem bigotten Pöbel unmöglich und bei den Gebildeten überflüssig ist. Ich war in früheren Zeiten über solche Tobsuchtsszenen im Gotteshause oft auf das äußerste empört, weil sie die Religion in Mißkredit bringen und dem anständigen Priester den Beruf erschweren; jetzt haben die schaumwütigen Predigten für mich mehr pathologisches Interesse. Ich deute die Erscheinung, die in neuester Zeit noch an Übermaß zugenommen hat, nur an als eine Ursache der Übertritte und der trostlosen Feindschaft, die zwischen den beiden gottgewollten Kirchen herrscht. Diese Kirchen sind gottgewollt, denn sonst könnten sie nicht so lange bestehen, sonst könnten sie die menschliche Kultur nicht so mächtig leiten. So muß auch die Kirchen ein solcher achten, der für seine Person der Kirche nicht mehr bedarf. Wenn wir alle mitwirken sollen, die Kirchen zu vergeistigen, zu verinnerlichen, zu vervollkommnen, so braucht ja das gerade nicht den Kirchen zuliebe zu geschehen, wohl aber den Menschen zuliebe, unserem Volke zuliebe. Jedes Scheit, das wir zwischen die Brüder werfen, ist ein Scheit in das höllische Feuer der Zwietracht. Ja gewiß, die Gewissen dürfen wir nie zur Ruhe kommen, nie versumpfen lassen, die müssen immer aufgerüttelt werden zum sittlichen Bewußtsein. Der Streit um das so äußerliche Glaubensbekenntnis aber möge doch endlich verstummen in unserem geistig sonst so hoch stehenden deutschen Volke. Haben die Kirchen einmal nicht ihre ganzen Kräfte aufzubieten, um sich voreinander zu wehren, dann werden sie mehr für ihre innere christliche Entwickelung tun können. Im Kampfe hat keine Kirche Zeit, ihre Fehler abzulegen, denn sie muß dieselben ja fortwährend verteidigen. Kommt sie erst zur Ruhe, dann besinnen sich ihre Mitglieder, die im Grunde ja doch moderne und zumeist sittlich denkende Menschen sind,

Mein Hartberg.

Am Kirchturme glitzert die goldene Zier
Im glutigen Sonnenglanze
Mauerschwalben ziehn hin mit lautem Geschwirr
In lustig kreisendem Tanze.

Tief drunten da blühet ein duftiger Flor
Am gartenbesäten Damme,[1]
Rosen blühn selbst an Hausecken empor
Am kletternden alten Stamme.

Am Fuße des Karners[2] wächst Ehrenpreis
Mit zartem, zitterndem Herzen,
Im Gotteshaus drüben duftet es leis,
Wie Rauch verglommener Kerzen.

Drüben am Damme der alte Turm steht
Mit Schießscharten und mit Luken,
Stückweise hin noch die Ringsmauer geht,
Wo sonnend Eidechsen ducken.

Im Stadtteiche plätschert des Springbrunnens Strahl
Nieder auf grünliche Wogen,
Wo wohl vor Zeiten einst Graben und Wall
Treu schützend die Stadt umzogen.

Dem Bergbach, der herbraust durch Wald und Gestein
Unter gepflasterten Gassen,
Hier ist ihm am Damme im sonnigen Schein
Offen das Bett nun gelassen.

Und weithin dann dehnt sich das fruchtbare Land
Mit Wiesen, goldenen Feldern,
Nach Norden des Ringes[3] grünschimmerndes Band
Besät mit Häusern und Wäldern.

So sah ich, mein Hartberg, vor Jahren dich stehn,
Umsäumt von rauschenden Bäumen,
Da fühlte den Frieden, die Treue ich weh'n
Und kindliches Glückesträumen.

Hier hab' ich gelernt und gespielt und gelacht,
Hab' manche Heimstatt betreten,
Sah schaffen die Bürger, und wenn's Werk vollbracht,
Sie ruhen, genießen und beten.

Hier hat mir die Glocke treu mahnend getönt
Wenn stille Stunden vergangen,
Und hat wohl am Sonntag gar mächtig gedröhnt
Zum Kirchgang im Sonnenprangen.

Und hat wohl geklungen, wenn an dem Altar
Bräute empfingen den Segen,
Und gesungen, wenn mit dem Kränzlein im Haar
Mädchen im Sarge gelegen.

[1] Einstiger Wallgraben.
[2] Romanischer Bau, einstiges Taufhaus.
[3] Der Berg.

Lieben von dem Ansehen eines **„grausamen Wüterichs"** rehabilitiert und Ruhe und Frieden herrscht in dieser Beziehung in meiner Familie und bei dem Schwalbenpaar. Jetzt ist das Nest beinahe fertig, die jungen Schwalben bekommen eine famose, schaukelnde Wiege. Ich frage aber, was staunenswerter ist: die Ausdauer der Schwalben, ihr Nest trotz viermaliger Störung genau an derselben Stelle zu bauen, oder die Kunst, ein Schwalbennest an einen freischwebenden Leinwandlappen zu kleben.

Singvögel.

Unser Abschied.

Wir sah'n beim Abschiedgeben,
Mit bangem Weh
Zwei Lilien sich heben
Aus tiefem Schnee.

Es bebte all mein Sinnen
Ins Wort hinein:
„Das traurige Beginnen —
Muß es denn sein?"

Sie kehrte ab, die Reine,
Das Angesicht.
„Für deine Art, die feine,
Da taug' ich nicht!

Ich kann nicht zu dir stehen,
Du Mann der Welt.
Mein Hoffen soll verwehen —
Auf dich gestellt!"

Die Sonne, rot und trübe,
Schien uns so bang,
Als ging — wie unsre Liebe —
Sie letzten Gang.

Wie war mir klar geworden
Der harte Schluß:
Dein eigen Herz nun morden,
Ach, bitt'res Muß!

Denn unsres Liebens Sterne
Sind blank und weit;
Voll Segnung in der Ferne,
Im Nahn voll Leid.

Wir reichten uns die Hände
So leicht und kalt;
Die Jugend ging zu Ende,
Das Herz ward alt.

Schneelilien, gerötet
Von Sonnenglut:
Wie bleicht ihr, wie getötet,
Und schwimmt — in Blut!

Karl Krobath.

Gebet.

Herr, ich will ja sonder Klage
Durch den grauen Alltag schreiten,
Neidlos meine Blicke senken
Vor des Lebens Festlichkeiten.

Aber schenk nur hin und wieder
Mir ein Stündlein der Erhebung,
Daß nicht ganz der Sinn verdorre
In der Nüchternheit Umgebung.

Gib mir ab und zu ein Wünschen
Mit auf meine Wanderwege,
Wie so oft in alten Tagen,
Sehnsuchtsstark und hoffnungsrege.

Schenk mir dann und wann ein Träumen
Von entschwund'nen lieben Zeiten . . .
Gib mir das — und ich will gerne
Durch den grauen Alltag schreiten.

Alfred v. Wurmb.

erstem Bande ich allerdings weniger Reiz abzugewinnen vermochte als dem zweiten, ferner die von Romantik durchtränkten Novellen „Unter altem Himmel“ und die satten Renaissance-Bilder, die in dem Bande „Der Mediceer“ gesammelt sind. Neuestens wird eine größere Erzählung „Hans Heinzlin“ allenthalben gerühmt, und zugleich mit ihr konnte der Verleger auch das erste Drama Fischers auf den Büchermarkt bringen, die „Königin Hekabe“. Die ergreifende Tragödie, die im Gewande einer edlen Jambensprache einherschreitet, führt uns ins Griechenlager vor Ilion, unmittelbar nachdem Priams Feste gefallen. Widrige Winde verhindern die Heimkehr der Achäer und zugleich zeigt sich nächtlicher Weile über dem Grabe Achills der Schatten des gefallenen Peliden. Niemand weiß die Zeichen zu deuten, nur Kalchas kennt den Sinn der unheilkündenden Erscheinungen und verlangt, daß Hekabe, die zur Sklavin gewordene Königin, ihr Letztes und Liebstes, die Tochter Polyxena geschmückt in den Hain der Persephassa geleite und den Griechen überliefere. Da Neoptolemos, des Achilleus Sohn, Polyxena liebt, so erwacht neues Hoffen und neues Vertrauen in der Königin gebrochenem Herzen, und sie führt die Tochter freiwillig in den Hain. Aber der düstere Kalchas weiß, daß diese dem Tode geweiht ist. Denn Achilles selbst hat Polyxena geliebt, und als er ihrethalben in Ilion eindrang, traf ihn meuchlings der Pfeil von Polyxenas Bruder. Dieses sein Wissen enthüllt der Seher dem leidenschaftlichen Neoptolemos, der Polyxena für sich zu retten hoffte. Jetzt opfert der Jüngling selbst die Geliebte und Braut dem Vater zur Sühne, und Hekabe stirbt an der Leiche ihrer Tochter. — Die Weltanschauung, aus der die Voraussetzungen dieser Handlung stammen, mag mit ihrem starren Schicksalsbegriff, ihrer unerbittlichen Sühne und Rache an einer Schuldlosen unserem Fühlen vielleicht fremd geworden sein — die Empfindungen, Hoffnungen und Leiden, die der Dichter aus diesen Voraussetzungen ableitet, sind so menschlich und von ihm zu so echtem, warmem Leben erweckt, daß sie in ihrer antiken Vereinfachung mächtig zum Herzen dringen. Besonders schön gegeben ist die wiedererwachende Hoffnung Hekabes, durch ihr Leid die Götter versöhnt zu haben, besonders packend der ausgezeichnete Einfall, den Geist der Negation, der an nichts Gutes, nichts Edles, an kein Gelingen und kein Erlösen glaubt, den Geist des Unvertrauens und der Lieblosigkeit, in die Gestalt des Thersites zu bannen. An seiner Seite steht edler und finsterer, aber mit derselben Tendenz, wenn auch aus anderen Motiven, der Seher Kalchas, der „den Groll im eigenen Busen Gott nennt“, als Vertreter des — Pessimismus, möchte ich fast sagen, denn wenn mich nicht alles trügt, sind Spuren wohl längst überwundenen Schopenhauerschen Geistes in dem Werke nachweisbar; und endlich neben Thersites und Kalchas als dritter im zufälligen Bunde der Wächter Kateus als Vergifter der vertrauenden Seele. (S. 108/9.) Zwei wunderschöne Gegenfiguren zu diesem Kleeblatt hat der Dichter mit ansehnlicher Kraft der Charakteristik in dem Jüngling Neoptolemos geschaffen, in dem der Wille zum Leben sich so feurig als edel verkörpert, und in der Hauptgestalt der Hekabe, deren Lebensinhalt nach vollstem Verzicht auf eigenes Glück die Mutterliebe geworden ist. Aber schließlich scheint doch die Weltanschauung zu siegen, die wie das hieratische Haupt der Meduse erstarren macht: „Der Gottheit Macht erkenn' ich an, doch ihre Güte nicht.“ Wird uns da nicht etwa kalt und brauchen wir nicht alle doch ein ganz klein wenig Güte? Und soll denn wirklich Thersites Recht behalten? . . . Fast schiene es so, dürften wir nicht die freiwillige Hinopferung Polyxenas und seiner selbst durch Neoptolemos als jene vergeistigende Entsagung deuten, die immer etwas Erlösendes und Emporleitendes hat, wie in mancher anderen Tragödie der Liebestod, dem Ziele vor der Seele schweben. Dr. Emil Ertl.

Viel Menschen, die stolz einst und viele, die gut,
Hat hier zu Grab man getragen,
Und andere wieder mit strebendem Mut
Hat fern das Schicksal verschlagen.

Und Fremde dann kamen, die niemand gekannt,
Kinderchen wurden geboren,
Bist du nun, Alt-Hartberg, das mein ich genannt,
Bist Heimat du mir verloren?

Ach siehe, wo munter dahin wir geeilt
Auf sonnigen Kindeswegen,
Und wo schützende Liebe treu hat geweilt
Und segnendes Händeregen.

Siehe, da tändeln im buntschimmernden Kleid
Kinder, die harmlos sich freuen,
Und Bürgersinn, Liebe und brennendes Leid
Allzeit sich treulich erneuen.

Ist viel auch vergangen, was teuer uns war,
Vieles blieb glücklich erhalten,
Noch eint sich um uns eine heimische Schar
Und Fremde ehrenwert walten.

So seh' ich, mein Hartberg, wie einst ich dich sah,
Mit Frieden in meinem Innern,
Nur manchmal da kommt es wie Wehmut mir nah,
Wie fernen Glückes Erinnern.

Dann seh' ich im Geiste die Rosen aufblüh'n,
Die weißen und roten Rosen,
Und kühle Düfte, die die Gassen durchziehn,
Des Ehrenpreis' Herzlein kosen.

Und sehe den Kirchturm im Sonnenglanz steh'n
Und schwirrende Schwalben kreisen,
Und fühle die Gräser des Friedhofes wehn
Im Winde, im heimatlich leisen.

Rosa Fischer.

Königin Hekabe.

Trauerspiel in fünf Akten von Wilhelm Fischer. München, Müller, 1905.

Wiederholt ist es mir vergönnt gewesen, in diesen Blättern auf die eigenartige literarische Persönlichkeit Wilhelm Fischers aufmerksam zu machen, noch zu einer Zeit, wo er zu den ungelesensten Autoren Deutschlands zählte und erst ganz wenige sich geneigt zeigten, über die Sprödigkeit seines künstlerischen Wesens hinweg dessen Ehrlichkeit und Festigkeit gebührend zu schätzen. Inzwischen ist sein Name durch den Roman „Die Freude am Licht" weiten Kreisen rühmlich bekannt geworden, und seine Weltanschauung, die in dem Werke „Poetenphilosophie" niedergelegt und von maßgebenden Beurteilern als ebenso edel wie tief bezeichnet worden ist, dürfte manchem Suchenden zur Belehrung und Erhebung gedient haben. Auch die älteren erzählenden Dichtungen wurden jetzt zum großen Teil wieder neu aufgelegt, so die poetischen „Sommernachtserzählungen", die „Grazer Novellen", deren

Landes und der Reichshauptstadt. Dann Schöffels Tätigkeit im Reichsrat, als Bürgermeister von Mödling und als Mitglied des niederösterreichischen Landes-Ausschusses. Es ist recht und billig, wenn ein bedeutender Mann, dessen wenn auch noch so große Verdienste sehr bald in Gefahr kommen, von den dankbaren Zeitgenossen vergessen zu werden, am Rande des Lebens noch einmal mit ruhigem Ernste daran erinnert, was er für sein Volk geleistet hat. Das Buch aber hat durchaus nicht allein diese persönliche Bedeutung; es ist, wie schon bemerkt, ein Beitrag zur Geschichte Österreichs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Und welch ein lehrreicher Beitrag! Viele von uns haben ja die im Werke geschilderten Zustände und Geschehnisse noch miterlebt, aber ein klares Bild des Erlebten wird ihnen erst in diesem Buche vor Augen geführt. Der Brustton des Verfassers: Das habe ich geleistet! ist ein so ruhiger und ehrlicher, daß diese Memoiren nirgends den Eindruck eitler Selbstbespiegelung machen. Dazu ist alles mit Namen, Zahlen und Dokumenten belegt, was den Leser einfach zwingt, Unglaubliches zu glauben. Diese Schöffel-Erinnerungen sind eine gar gesunde Lektüre für alle, die in Staat und Gesellschaft etwas zu sagen haben, und noch mehr für solche, die — nichts zu sagen haben. „Ich lebe nun", so schließt Josef Schöffel seine Schrift, „in der Hoffnung, daß eine neue Sündflut die zum Himmel stinkende Kloake der Korruption auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft hinwegschwemmen wird, was nicht ausbleiben kann!" M.

Der Zeuge. Drama in einem Akte von Rich. Fellinger. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1905.)

Die Mache meisterhaft, die Mundart vortrefflich, der Stoff trostlos. Man läßt sich auf der Bühne eine solche Geschichte ausnahmsweise ja einmal gefallen, aber daß die Modernen gar nichts mehr anderes dichten können als Lumperei und Elend, das ist auf die Länge unerträglich. Dann kommt schließlich eine „Lösung" heraus, die der Dichter gar nicht wagt auszusprechen. Er schickt den Leser oder Zuschauer mit dem Ungewissen unbefriedigt heim; der ist ärmer um einen Abend und reicher um einen abscheulichen Eindruck. M.

Nansen und die norwegische Krisis. Nansen ist nicht nur ein kühner Polarforscher, sondern auch ein heißblütiger Patriot. Sein Vaterland ist in Gefahr, steht vielleicht am Vorabend blutiger Ereignisse, vielleicht der Beseitigung der Königsmacht — da tritt Nansen auf den Plan. Man hat ihn berufen, vor der ganzen zivilisierten Welt den Nachweis für die Berechtigung der Ansprüche seines Vaterlandes zu führen. In der soeben bei Brockhaus erscheinenden Schrift „Norwegen und die Union mit Schweden" bekämpft mit den Waffen des Geistes der Mann, den man schon einmal den „ungekrönten König von Norwegen" genannt hat, die Übergriffe des schwedischen Bruderstaates. Nie waren die demokratischen Norweger Freunde der aristokratischen Schweden. Nun haben die Norweger die schwedische Vormundschaft plötzlich abgeschüttelt und wollen das Geschick ihres Staates selbst leiten, wollen zu einer Zeit, wo von Rußland nichts zu befürchten ist, die völlige Gleichberechtigung und Unabhängigkeit Norwegens erzwingen. V.

Politik und Geistesleben in Wien. Ein Mahnruf von Dr. Wolfgang Madjera. (Wien. Karl Konegen. 1905.)

Die Übertragung der politischen Fehde und Kampfesweise auf das Gebiet des Geisteslebens wird in diesem Schriftchen scharf, doch maßvoll gerügt. Denn in Wien und wohl auch weiter um in unserem lieben Österreich werden die Leistungen der Gelehrten und Lehrer, der Schriftsteller, der Bildner, Musiker, Schauspieler u. s. w. zumeist vom Parteistandpunkt aus geschätzt und das führt allmählich in eine abscheuliche Korruption. Lueger, der wirtschaftlich für Wien Bewundernswertes leistet, hat, um nur eins zu erwähnen, vor allem die Lehrerschaft sich nach seiner Partei zugeschnitten. So muß er sich's gefallen lassen, wenn sein an sich gewiß bedeutendes Wirken auch von anderer Seite nur mit dem Maßstabe politischer und sozialer Parteien gemessen wird. Und solches ist das Verderbliche, das Zersetzende in unserem Staate, besonders aber in Wien. Möchten wir doch endlich gescheit werden. Gescheit kommt von unterscheiden können. Wir müssen unterscheiden lernen zwischen der politischen Meinung und der tatsächlichen Leistung auf den Kulturgebieten. Wir müssen es in der Bildung wenigstens so weit bringen, daß eine gegenseitige Achtung der Meinungen aufkommt, sei es in Politik, Religion, Wissenschaft, Kunst oder im Sozialismus. Das verlangt die Schrift Madjeras, aber sie nicht allein. Das verlangt jeder vernünftige Mensch, das verlangt das Wohl der Gesellschaft. M.

Marterln und Votivtaferln des Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel. Zu Nutz und Frommen der verehrlichen Zeitgenossen herausgegeben von Rudolf Greinz. Mit Buchschmuck von Arpad Schmidhammer. (Leipzig. L. Staackmann Verlag.)

Mit seinem Tuifelemaler Kassian Kluibenschädel hat Rudolf Greinz eine der köstlichsten und populärsten Figuren der Münchner

Lustige Zeitung.

Ein kluger Junge, der eben auf dem Felde einen bösen Streich gespielt hatte, erblickte den Feldhüter und nahm alsbald Reißaus.

„Höre, Männchen," rief der letztere ihm nach, „komme einmal her, ich muß dir etwas sagen."

Der Kleine roch Lunte und antwortete: „O, so junge Leutchen wie ich, brauchen nicht alles zu wissen."

* * *

Merkwürdiges Zusammentreffen. A.: „Im Vorjahre sind einmal vier Monate zusammengetroffen."

B.: „Wieso?"

A.: „Da schenkte August im Februar der Juli(e) Maiglöckchen."

* * *

Berechtigte Frage. Reisender: „Unsere Weine sind von einem Chemiker auf ihre Echtheit geprüft."

Kunde: „Ist auch der Chemiker auf seine Echtheit geprüft?"

* * *

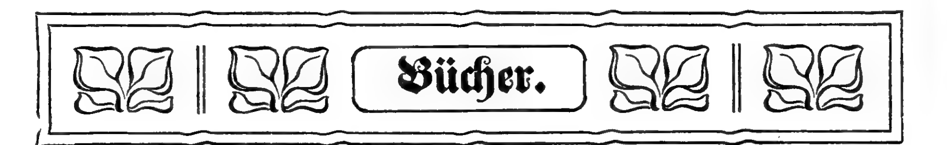
Aus der Instruktionsstunde. Feldwebel: „Ich habe Ihnen die ganze Einrichtung des Gewehres erklärt; jetzt sagen Sie mir, aus welchem Grunde saust die Kugel mit so immenser Geschwindigkeit aus dem Rohre?"

Rekrut: „Aus Angst vor dem Pulver."

* * *

Boshaft. Wirt: „Da haben Sie aber einen feinen Gänsebraten; ich sage Ihnen, vor dem können sie den Hut abnehmen!"

Gast (nachdem er gekostet hat): „Stimmt, das Alter soll man ehren."



Erinnerungen aus meinem Leben. Von Josef Schöffel. (Wien. Jahoda & Siegel. 1905.)

Zur Geschichte der Korruption in Österreich — das wäre eigentlich der richtige Titel für dieses Buch, welches ein Mann geschrieben hat, dessen Alter, Redlichkeit und Verdienste ihn berechtigen, ja verpflichten, ein herbes Urteil zu sprechen über eine Zeit, die so grenzenlos verrottet und verkommen war und der er durch seine Weisheit und Energie doch so viel Rechtschaffenes abzuringen gewußt hat. Josef Schöffel beim Militär. Da geht wieder einmal ein Licht auf, wie es noch vor fünfzig und vierzig Jahren bei uns zugegangen ist und — nach den Behauptungen des Verfassers — vielfach noch zugeht. Dann kommt Schöffels berühmter Kampf um den Wiener Wald, der als Staatsdomäne anfangs der Siebziger-Jahre zum Behufe völliger Abholzung hätte verschleudert werden sollen und der durch das tapfere Eintreten, durch ein jahrelanges, geradezu heldenhaftes Ringen des Volksmannes erhalten blieb zum Wohle des

Frau Marias Sohn. Von Wolfgang Burghauser. (Rostock i. M., C. F. E. Volckmann [Volkmann u. Wette]. 1905.)

Um den Wegzoll. Von Timm Kröger. (Hamburg. Alfred Janssen 1905.)

Glücksklee. Vier Sommergeschichten von Käthe Beeker. (Hinstorffsche Hofbuchhandlung. Wismar.)

Die zehn Gebote. Sagensammlung aus Passek und Umgebung von Rudolf Krill. (Olmütz. Friedrich Grosse. 1905.)

Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg 1905: Heft 9. Woans ick tau ne Fru kamm. Von Fritz Reuter. Der blinde Passagier. Von Max Eyth.

„'s Franzerl" von Phm. Lauris (Jos. Wratitsch), Wiener Volksstück in vier Aufzügen.

Friedwald. Ein Sang aus Böheims deutschen Bergen von Adolf Wildner. (Diessen, Bayern. C. Huber.)

Bardenlied. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage von Julius Schuldes. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1905.)

Das letzte Märchen. Ein Idyll von Paul Keller. (München. Allgemeine Verlagsgesellschaft.)

Lieder des Wanderers. Von J. Horschick. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Herzensklänge. Gedichte von Gottwalt Mensch. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Friedrich Schiller. Ein Gedenkblatt für die studierende Jugend von Emil Soffé. (Brünn. Zweigverein „Brünn" der deutschen Schillerstiftung. 1905.)

Was versteht der Katholik und was der Protestant unter „Kirche"? Die römische Grundlehre gemeinverständlich dargestellt und nach dem Evangelium beleuchtet von Pfarrer Friedrich Stober. (Leipzig. Carl Braun. 1905.)

Luthertage in Frankfurt am Main. Ein Festspiel von Dr. H. Dechant. (Frankfurt a. M. Elsingen u. Lange.)

Ludwig Ganghofer. Ein Bild seines Lebens und Schaffens von Vinzenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1905.)

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Professor Dr. Oskar Weise. Zweite, verbesserte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung. Skizze von Richard Graf du Moulin-Eckart. (Berlin. Verlag der „Deutschen Stimmen". 1905.)

Auf dem Wege zur Künstlerin. Von Heinrich von Poschinger. (Leipzig. G. Müller-Mann'sche Buchhandlung.)

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Von Dr. Wilhelm Rudeck. (Berlin W. 30. Verlag H. Barsdorf. 1905.)

Wider den Saufteufel. (Leipzig. H. F. Adolf Thalwitzer.)

Alkohol und Kaffee in ihrer Wirkung auf Herzleiden und nervöse Störungen. Von Dr. Hans Stoll. (Leipzig. Reichs-Medizinal-Anzeiger. 1905.)

Kulturschäden oder die Zunahme von Nerven- und Geisteskrankheiten. Von Dr. L. Gelpke. (Basel. Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung. 1905.)

Deutsche Kolonialreform. Von einem Auslanddeutschen. (Zürich. Zürcher u. Führer. 1905.)

Die Photographie im Hochgebirge. Praktische Winke in Wort und Bild von Emil Terschak. (Berlin. Gustav Schmidt. 1905.)

„Rechts und links der Eisenbahn." Neue Führer auf den Hauptbahnen im Deutschen Reiche. (Gotha. Justus Perthes.)

Glossen und Gedanken einer Mutter und Erzieherin über den Raubmord der geprüften Lehrerin Klein und andere Opfer unseres Bildungsschwindels. Der Bankerott des herrschenden Erziehungs-Humbug und der ihr zugrundegelegten philosophischen Seelenlehre. (Wien. Verlag der „Jugendwelt". 1905.)

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148.000 Artikel und Verweisungen auf über 18.240 Seiten Text mit mehr als 11.000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Für die Massenverbreitung guter Volksschriften hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung soeben eine eigene Abteilung errichtet. Die Stiftung setzt sich bekanntlich zur Aufgabe, hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen und dadurch gleichzeitig der schlechten Literatur den Boden abzugraben. Jetzt ist die Tätigkeit fest genug gegründet, daß die Stiftung ihrem von Anfang an gehegten Wunsch, auch der Massenverbreitung besonders billiger Volks-

„Jugend" und zugleich ein völlig neues Genre der zeitgenössischen Satire geschaffen. Der Tuifelemaler Kassian Kluibenschädel, dessen satirische Geißel die Schäden und Lächerlichkeiten unserer Zeit empfindlich genug trifft, hat es zu echter Volkstümlichkeit gebracht. Arpad Schmidhammer, der Zeichner der Münchner „Jugend" hat den Buchschmuck des Bandes besorgt. Seine launigen Zeichnungen verkörpern mit wahrer Genialität den Stil der Marterln. Man wird selten eine derartige Harmonie zwischen Künstler und Dichter finden. V.

Der süße Willy. Die Geschichte einer netten Erziehung. Von Otto Ernst. 2. Auflage. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.)

Ein boshafteres und ein heilsameres Buch läßt sich kaum denken. In seiner lustigen Satire wirksamer als jede pathetisch gehaltene Erziehungslehre. M.

Die Gruppe des Hochlantsch. Von Rudolf Wagner. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

In einem halben Tage kann der Grazer einen Ausflug ins Felsengebirge voll interessanter Punkte und malerischer Schönheiten machen! Das Lantschgebiet. Durch die vor wenigen Jahren hergestellte Hochstiege in der Bärenschützklamm (siehe Heimgarten, XXVII., Seite 541) ist der Anstieg ein geradezu pikantes Vergnügen geworden. Auf beträchtlicher Alpenhöhe finden wir die Sommerfrischkolonie der Teichalm, mehrere Touristenhäuser, unter denen seiner romantischen Lage wegen das am Schüsserlbrunn das bemerkenswerteste ist und den 1722 Meter hohen Berggipfel mit seiner Hochgebirgsaussicht. Die Schrift führt gut und gründlich Buch über alle Besonderheiten dieses Bergstockes, über seine verschiedenen Aufstiege, Rast- und Pflegestätten. Wir dürfen dem Schriftsteller Rudolf Wagner, der das Büchlein verfaßte, sowie dem Grazer Alpenklub, der es herausgegeben hat, Dank sagen. Das sehr brauchbare Büchlein ist mit 16 Bildern und einer Touristenkarte versehen. H.

Der Grazer Schloßberg. Von Dr. Franz Zistler. (Graz. Leykam. 1905.)

Nach einer Wahrscheinlichkeitsrechnung hat Schreiber dieser Zeilen den Grazer Schloßberg mindestens dreitausendmal bestiegen und gerade nicht mit verbundenen Augen. Und doch hat er manches Interessante nicht gesehen und nicht gewußt, was dieses Büchelchen von dem merkwürdigen Berge, seiner Geschichte, seinen Sagen, seiner heutigen Gestalt zu erzählen weiß. Hat man diese Schrift gelesen, so wird sich bei den nächsten Schloßbergbesteigungen ein gewisses Gefühl der Ehrerbietung einstellen, besonders vor den Resten der alten Festung, aber auch vor dem gemeinnützigen Geiste derer, die den Schloßberg zu einem so einzigartigen Erholungsgarten gemacht haben. Das so fleißig gearbeitete Werkchen enthält auch 12 Abbildungen verschiedener Gegenstände des Schloßberges. Nur vermissen wir das Bild des Schloßberges selbst. Auch wünschten wir bei einer neuen Auflage ein Kärtchen oder einen Plan des Schloßberges, seiner Bauten und seiner Anlagen. Es gibt gewiß viele Grazer, die ihren Schloßberg noch gar nicht kennen und froh überrascht sein werden ob der vielen mannigfaltigen Spazierwege und Ruheplätze, mit deren Begehung man reichlich einen halben Tag genußreich zubringen kann. Aber man sollte solche Geheimnisse, die man bisher mehr oder minder für sich allein gehabt hat, eigentlich gar nicht verraten. R. H.

Führer durch Laßnitzhöhe und Umgebung. Herausgegeben vom Verschönerungsverein Laßnitzhöhe. 1905.

Es muß auf Erden immer noch wundersam reizende Örtlichkeiten geben, die in keinem Bädeker stehen, damit auch noch Raum und Gelegenheit für Überraschungen da ist. Eine solche Örtlichkeit ist Laßnitzhöhe, elf Kilometer von Graz entfernt, nahe der Station Laßnitz an der ungarischen Westbahn liegend, 550 Meter über dem Meere. Ein sonniger Sommerfrischkurort mit frischer Wald- und milder, herrlicher Höhenluft und überraschender Fernsicht über das Hügelland und Mittelgebirge hin bis ins ferne Hochgebirge. Weiteres erzählt der obengenannte Führer. M.

Büchereinlauf.

Die Jäger. Von L. Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1905.)

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. In vier Romanbänden. Dritter Band: Im engen Kreis. (Rich. Bong, Berlin.)

Der Schwedenleutnant. Von Wilhelm Kotzde. (Berlin, Schall & Rentel.)

Zur Freiheit. Roman von Paul Oskar Höcker. (Berlin. W. Vobach & Co.)

Seelenwanderungen. Novellen von Karl Frank. (Dresden. E. Pierson.)

Die Finsternis und ihr Eigentum. Von Anton von Perfall. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Das rote Lachen. Von Leonid Andrejev. (Berlin. Verlag „Snanije".)



Susanna, nit wana!

Eine Waldbauerngeschichte von Peter Rosegger.

Zu jener Zeit mußte noch geschlagen werden, um Funken zu erzielen. So steht Susanna am Herd und schlug Feuer, bis der Schwamm gloste. Mittagessen kochen für den Vater.

Das Mädel hält noch den anglosenden Buchenschwamm zwischen den Fingern, als zur Tür der Bursche eintritt. Der kernige Sandbichlersohn.

„Muß schaun, wer daheim ist in dem Haus da.“ So grüßt er.

„Ja schau nur.“ So dankt sie.

„Feuerbetteln möcht ich bei dir.“

„Hast selber keins?“

„Die Pfeif'n ist mir ausgangen.“

Sie hat den Schwamm unter ein Häuflein dürrer Zündspäne gelegt und bläst nun drein, bis es lichterloh brennt. „Na greif halt zu!“

Rasch legt er seinen Arm um ihre Mitte.

„Oha, Helm!“ sagt sie in der Redeart und schleudert den Arm von sich. Denn sie ist eine von besonderer Art.

„Hast ja gsagt,“ lacht er, „daß ich zugreifen soll.“ Und setzt dann bei: „Kanns eh so auch machen,“ nimmt einen Spann und zündet die Pfeife an. Und als sie brennt und als er saugt und zwischen den Lippen

hefte sich zu widmen, näher treten kann. Die Stiftung beschränkt sich daher auf die Herausgabe sehr billiger „Volksbücher" in vortrefflicher Ausstattung. Zunächst sind 10 Volksbücher in Aussicht genommen worden. Besonderes Gewicht legt die Stiftung darauf, sich nicht auf die neueste Literatur zu beschränken, obwohl auf diese ein besonderes Augenmerk gerichtet werden soll — sondern auch aus der älteren Literatur solche Werke herauszuheben, die sich durch dichterischen Gehalt oder durch spannende Erzählung zur Massenverbreitung besonders eignen. Eben sind erschienen: Ausgewählte Briefe von Friedrich von Schiller, ausgewählt und neugeleitet von Dr. Eugen Kühnemann, 2 Bände, und Novellenbuch mit Novellen von C. F. Meyer, E. v. Wildenbruch, Fr. Spielhagen, Detlev v. Liliencron.

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



* Am 19. Juni ist zu Oberdrauburg unser lieber Freund und Mitarbeiter Friedrich Marx in seinem 75. Lebensjahre gestorben. Als Dichter war er einer der edelsten Ausläufer der alten Schule. Die früheren Jahrgänge des „Heimgarten" enthalten manches wertvolle Gedicht dieses so vornehm angelegten Dichters und Menschen. Im Leben bekleidete er einen hohen Offiziersrang, den die Schlichtheit seines Wesens und die innige Zartheit seines Gemütes nur noch mehr adelte. Nach einem schönen, inhaltsreichen Leben ruht er nun in seinem heimatlichen Hochgebirgstal, zu dem er aus den Fernen der Welt, in die er zeitweilig verschlagen wurde, immer wieder mit der Anhänglichkeit eines treuen Kindes zurückgekehrt ist. Die Liebe seiner Familie, die Verehrung seiner Landsleute bewachen das Grab.

* Der „Heimgarten" brachte vor kurzem eine prächtige Charakterisierung der Ellen Key als Vorkämpferin der Frauen- und Erziehungsreform. So wollen wir nun auch auf einen Artikel aufmerksam machen: „Bedenken gegen Ellen Keys Ansichten über Liebe und Ehe" von Dr. Fr. W. Foerster, Zürich, im Juniheft 1905 der „Deutschen Rundschau". Wir freuen uns besonders der loyalen Art, in der eine strenge Kritik über die Lehre der schwedischen Reformatorin ausgesprochen ist.

Z. J. H., Wien. Das nützt Ihnen nichts. Üben Sie die Wohltaten im Stillen, so werden Sie für geizig gehalten, und tun Sie auch dort mit, wo die Gaben öffentlich bestätigt werden, so wird man sagen, daß Sie vor Eitelkeit platzen. Am besten wird es sein, Sie kehren sich nicht nach der Leute Reden, sondern tun, was Sie für richtig halten.

E. F. K. Alle eingelaufenen Bücher werden kurz angezeigt, aber die allerwenigsten — selbst sehr viele gute nicht — können näher besprochen werden. Der „Heimgarten" ist keine kritisch-literarische Zeitschrift und es mangelt an Kräften, Zeit und Raum, um alle Erscheinungen zu würdigen. Der Heimgärtner selbst kann sich, unter wenigen Ausnahmen, mit Bücherbesprechungen gar nicht mehr befassen; auch bildet er sich nicht ein, daß seine Meinung maßgebend sei. Und daß er für Reklamezwecke arbeiten soll, wird wohl nicht von ihm verlangt werden.

F. K., Graz. Dem denkenden Leser dürfte doch nicht allzu unwahrscheinlich vorkommen, daß es in der Erzählung „Die verkaufte Seele" auf Seite 725, Zeile 7 von unten, statt „Sonnenschein" heißen muß „Mondenschein".

* Zur Wiedererbauung der Kirche in St. Kathrein am Hauenstein von Frau Arendt 10 K.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 20. Juli 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Köck**. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Gern hat er dich, sagt er. Ihm stehen zehn für eine, wenn er will. Wohl auch angesehene Bräut. Dich hätt' er halt so viel gern, sagt er. Und — mir wollt's auch taugen, wenn ich mir's in alten Tagen ein eichtel leichter geschehen lassen kunt."

Da schaut sie auf. Traurig und müd ist sein Gesicht. Alt und zusammengeknickt sitzt er da, der sein Lebtag fleißig gewesen ist und noch im weißen Haar für ihn, für sie das Brot soll herschaffen.

„Wenn er noch einmal fragt, in Gottesnamen Vater — sag halt ja."

Er hält im Essen ein, schaut sie von der Seite an. „Wenn's g'rad nur meinetweg wär', Sanna! Das dürft auch wieder nit sein. Das möcht' ich nit verantworten."

„Deinetweg und seinetweg. Zwei gelten mehr als eins."

Und noch an demselben Abend ist's, sie liegt schon im Bette, klopft der Holzknecht an ihr Fenster. Schade, daß es schon finster ist und man nicht mehr sieht, was das für ein schöner Mensch ist. Susanna zieht die Decke über ihr Haupt. So herrisch sie gegen alle andern ist, aber vor dem vermag sie sich nicht zu schützen. Sie fürchtet sich vor ihm und — vor sich selber.

„Warum tust denn heut so, Dirndl?" flüstert er durch das Fenster.

„O mein Siegi, mit uns zweien ist's aus."

„Du Narrl," lacht er, „mit uns zweien hebts erst an. Gestern bin ich Holzmeisterknecht geworden. Um einen ganzen Gulden mehr Wochenlohn. Wenn du willst, können wir jetzt ernst machen?"

„Mein Gott!" schluchzt sie, „ich hab mich einem anderen versprechen müssen."

„Geh' mach' keinen dummen Spaß."

„Behüt dich Gott, Siegmund! 's kann nit sein bei uns. Behüt' dich Gott!"

„Was b'hüt dich Gott? Wie b'hüt dich Gott? Geh, mach' auf, 's ist Schad um die Zeit."

Da geht im Fenster der Holzschuber zu.

Er hat lange geklopft und gebettelt und geschmeichelt und geflucht. Verschlossen ist das Fenster geblieben und still hinter demselben, als wäre alles abgestorben. Bergwärts ist er gegangen gegen seinen Hochwindschlag und hat sich unterwegs mit der Faust an den Kopf geschlagen, weil er sich vor seiner selbst hat geschämt. Denn wie ein Kind weinen hat er müssen. Nur weiß er nicht, aus Zorn oder aus Liebe. Dumm ist beides — ganz dumm. „Jetzt — jetzt, wenn ich die nit krieg, ist mir alles eins. Eine Freud muß der Mensch doch haben. Ein nixnutziger Kerl will ich

einen bläulichen Rauchstrahl sprüht, setzt er sich an den Rand des Herdes und sagt halblaut: „Hast schon nachdenkt drüber? Weißt eh.“

„Da brauchts kein Nachdenken. Was ich g'sagt hab vorig Sonntag, dabei bleibts.“ Emsig legt sie Scheiter über das Feuer.

„G'scheit wärst nit,“ sagt er. „Einem Dirndl wie dir, hätt' ich gemeint, müßt's taugen — Großbäurin werden.“

„Aussuchen kann ich mir's, die Bauernhöf', wenn mir drum ist. Alle Tag feilt mir ein anderer einen an. Ich mag nit und ich mag einmal nit.“

Der Bursche stellt sich auf die Füße. „Wie du halt glaubst. — Laß deinen Vater schön grüßen. Und mit dem Kornmalen wird's derweil nix sein auf meiner Mühl. 's ist zu kalt. 's ist frei zu kalt. 's hat das Wasser vereist.“ — Aber sogleich tritt er sie zärtlich an: „Saggrisch leid tut's mir wohl um dich. Weil ich mir keine Liebere weiß, ich weiß mir keine. Wenn du's nur tätest sagen, was für einen großen Fehler ich hab' — daß d' mich so kannst fortschicken!“

„Was für einen Fehler? Zu schön bist mir. Zu brav bist mir. Zu reich bist mir auch.“ Hell lacht sie zum Spott. Und der Sandbichlersohn ist fortgegangen.

Als das Mittagessen gekocht ist, schiebt sie ein Glasfensterlein seitlings und tut durch die Lücke hinaus einen hellen Pfiff. Vom Strohdach, die Leiter herab, steigt ein betagter Mann. Der Dachdecker Karl, der heute einmal den Schopf seiner eigenen Hütte ausgebessert hat. Der kleine Tisch ist weiß gedeckt, eine Schüssel dampfender Milchsuppe, ein Topf mit Erdäpfeln, ein Salzgefäß und ein Laib Brot. Das Brotmesser zieht der Karl aus seinem Sack.

„Sanna,“ sagt er während des Essens, „heut früh, wie ich Weiden schneiden geh, ist mir der Tonhofer begegnet. Und — er hat mich wieder gefragt. Und will auf den Abend noch einmal anfragen. — Sanna, was darf ich ihm denn sagen?“

Schon wieder einer! denkt sich das Dirndl.

„Was meinst denn von wegen seiner?“

„Ich hab's schon gesagt.“

Der Alte schält einen Erdapfel, tunkt ihn in Salz. „Daß d' gar so trutzig magst sein,“ sagt er heiser und schiebt den Erdapfel in den Mund.

„Wenn ich nit mag. Wer kann mich zwingen?“

„Zwingen — kein Mensch. Aber leid wird's dir einmal tun, wenn du dein Glück bei der Tür hinausjagst. Wohl, wohl — bei der Tür hinausjagst, nit anders. Das klemmige Kummerörtel da. Und dort der prächtige Bauernhof, überall Sachen zum hernehmen. Und der Mensch ist ja auch nit z'wider.“

„Wem er gefallt!“

Die Susanna ist still. Aber als sie in ihre Schlafkammer geht, muß sie doch ganz laut aufkreischen: „Jesses, diese Mannerleut. In alles tun sie sich drein und alleweil denken sie auf sich selber und von der Lieb wissen sie nix.“ Wer in derselbigen Nacht gehorcht hätte an ihrem Fenster. Der Alte hat's ganz zufällig gehört und bei sich gesagt: „Daß sie wieder so viel Zahnweh hat, die arme Dirn! Und kunt sonst jetzt so lustig sein!“ — Aber am nächsten Morgen hat sie sich die Augen mit kaltem Wasser gewaschen. Kein Mensch merkt es.

Eine Woche später, an einem kühlen Aprilmorgen, sind sie früh aufgestanden. 's ist über zwei Stunden weit ins Kirchdorf und auch der Tonhofer wird sich dort einfinden. Dann wollen sie in den Pfarrhof zum „Versprechen“.

Unterwegs auf dem kiesigen Waldweg fallen dem Karl rote Flecken auf und zerrupfte Vogelfedern. Er hebt eine auf und sagt: „Sanna, schau einmal her. Da ist heut schon ein Schildhahn geschossen worden.“

„Wegen meiner,“ sagt sie und geht ihren Schritt weiter. 's ist ihr alles gleichgültig. Wird noch nicht ausgeschlafen haben, denkt sich der Alte. Oder sollt' sie doch so verschossen sein in den Zukünftigen, daß sie alles andere übersieht und überhört, wie der Hahn auf der Pfalz? Bei den Weiberleuten kennt sich eins frei nit aus.

Im Kirchdorf beim Bräuer müssen sie warten. Er ist noch nicht da. — Es wär' schon Zeit, kunt schon da sein. Hat auch nit weiter, wie wir, sinniert der alte Karl. Die Kirche läutet zur Messe. Man sollt' doch zu Meß' gehen an so einem Tag. Sonst wird sich der Pfarrer was Schönes denken von so Brautleuten, die den Herrgott beiseite schieben, just wenn man ihn am notwendigsten zu brauchen haben möcht'. — Der Alte wird unruhig. Der Tonhofer! Wenn er sich's überlegt hätt'! Kriegen tät so ein Großbauer jede. Auch gar angesehene. Daß ihm seine Blutsfreund' abgeredet hätten: Ein Tonhofer wird eine Häuslerin nehmen! Das wär' schon gar schön. So unruhig wird der Karl, daß er gar nicht mehr sitzen bleiben kann bei seinem Bierglas. Er geht hinaus und schaut die Dorfstraße hin, ob er nicht endlich daher steigt. Die Susanna denkt: Was soll eins da auch noch hersitzen wie ein angemal'ner Kineser. Als ob man ihn schon nit möcht' derwarten. So einen! Ich geh' lieber in die Meß'.

Und auf dem Weg zur Kirche hinauf, im kleinen Birkenschachen, steht auf einmal der Holzknecht vor ihr. Er ist im lodenen Werktagsgewand und ein wenig verstört. „Sanna!“ sagt er, zischt es fast nur, „komm' ein bissel mit mir!“

werden." Damit will er sich trösten und schleicht jenem Dickicht zu, wo er unter Moos und Steinen seinen Kugelstutzen versteckt hat. Das Dirndl hätte ihn zurechtbringen können von seiner alten Leidenschaft. Wenn's nicht sein kann, muß der Mensch halt zugrunde gehen.

Der Tonhofer, wie er von dem Alten hört, er dürfe kommen, da steht er auch schon vor der Haustür. Ein dicklicher, gutmütig dreinschauender Bursche, nicht mehr gar jung, so daß er — wenn's nicht sein muß — den Hut ungern vom Kopf tut. Es muß auch nicht sein. Aber, als er zum Suppenessen eingeladen wird und der alte Decker Karl das Tischgebet ruft, da muß es doch sein. Es ist nicht anders, beinahe bis an den Scheitel geht sie hinauf, die Glatze. Der Susanna macht die gerade nicht viel. Sein süßliches, untertäniges Girren und Schleichen um sie herum ist ihr viel zuwiderer. Zwingen muß sie sich zur Freundlichkeit und was die Hütte in Vorrat hat, das kocht und brät sie und bringt es auf den Tisch. So lange er ißt, hat sie Ruh vor seinen läppischen Schmeicheleien. Und denkt weiter: Die so viel essen, die leben nicht lang, und am liebsten wäre ihr, seine Glatze ginge auch noch hinten hinab, so daß seitlings nur ein paar weiße Haarschüberln stünden und er keinen Zahn mehr im Mund hätte und er bucklig und hustend und treusend auf dem Stecken herumwanke — da wollte sie ihn am liebsten nehmen, da wollte sie ihn sogar recht liebreich hegen und pflegen — lange könnt's ja nachher nicht dauern und sie säße mit ihrem guten Vater allein auf dem schönen Tonhof.

Nach dem Abendessen streichelt der Tonhofer die Sanna am Arm — weiter hin wagt er sich noch nicht, spricht aber vom Dableiben.

„Fragst halt den Vater!" rät sie ihm, das weiß sie wohl, der Alte winkt ab, denn er ist sehr streng in solchen Sachen. Der Karl hat für diese Strenge seinen besonderen Grund. Wenn so ein Großbauer einmal weiß: Dableiben kann ich so auch, dann verschiebt er das Heiraten. Solche Leut' muß man brav aushungern lassen, bis sie dazukommen, die Hochzeitstafel zu decken. Also heimgehen, Tonhofer! Und wenn du willst, daß wir zum Pfarrer gehen — wir sind allzeit bereit. Gelt, Sanna!"

„Na freilich!"

So ist er willig heimgegangen.

„Einen kamoden Mann kriegst!" sagt der Karl zu seiner Tochter. „Jetzt derweil hältst ihn fest, verstehst und daß er dir nit auskommt. Daß ich dir sag, ein bissel könnt'st just schon zutunlicher sein mit ihm, weißt, es gibt auch noch andere Weiberleut, die nach ihm angeln. Nach der Hochzeit nachher ist's nit mehr so heikel — kannst dich schon besser gehen lassen wie du willst. Froh bin ich halt wohl, daß die Heirat zustande kommt. Jetzt sind wir auch einmal wer. Das taugt."

„So, so," sagt der Sandbichlersohn, „der Hahn ist dir abgeschossen worden. Nachher schau nur, Jager, daß du den Wilddieb nit derwischest, sonst kommst auf zehn Jahr ins Zuchthaus."

„Ich?"

„Freilich du. Weil du ihn niederschießest."

Dann gehen sie auseinander.

In der Dachdeckerhütte ist der Sandbichlersohn nicht eingelassen worden am selbigen Abend. Er hat auch kein Begehr danach gehabt. Denn drinnen ist ein wildes Schreien und Fluchen und Weinen gewesen. — Wenn der Vater frägt: Du Sanna, der Tonhofer hat lang auf dich gewartet beim Bräuer, daß er mit dir zum Pfarrer geht. Wo bist du denn gewesen? — Vater ich bin mit dem Holzknecht Siegmund beim Pfarrer gewesen — so ist ein solches Zwiegespräch vergleichbar mit einem Zunder, den man ins Pulverfaß legt.

Das Unwetter hat gedauert die halbe Nacht, dann sind sie müde gewesen vor Schreien und Weinen, haben sich in ihre Betten gelegt und hat jedes für sich gesagt: In Gottesnamen! — In Gottesnamen! sagt die Susanna, ich nehm den, der mir gefallt. — In Gottesnamen! sagt der alte Karl, bleib' ich halt mein Lebtag ein armer Teufel Ist vielleicht eh' g'scheiter, so.

Erfahrene Leute wissen zu sagen, daß manch' ein großes Glück, welches viele Jahre lang mit allen Sehnsuchten herbeigefleht, mit allen Kräften angestrebt wurde, wenn es plötzlich da ist, nicht die große Freude verursacht, die man von ihm erwartet hat.

Sollte das auch dem Holzmeisterknecht Siegmund so ergehen? Seit dem Tage, da er sich mit seiner Herzallerliebsten versprochen hat, ist er nicht mehr lustig. Er tut ihr alles, was er kann, zulieb, aber er ist oft in sich versunken, schweigsam und nicht mehr lustig Susanna weiß sich das nicht zu reimen, mag ihn aber auch nicht fragen nach der Ursache. Am Ende — denkt sie — ist es gar, daß ihm der Schlag weh tut, den er ihr damals in der Aufregung versetzt hat. Mein Gott, dieser Schlag ist es ja gerade gewesen, der sie zu ihm hingerissen hat. Nach einem heißen Menschen hat's ihr ja immer verlangt. Weichmütige Leute, die haben sie nur zum Trotz gereizt. Aber dem Mann, der sie geschlagen hat, weil sie nicht hat lieben wollen, dem hat sie ja sagen müssen.

Die Trauung wird angesetzt für einen Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienst. Aber just noch vor diesem Gottesdienst hat der Holzknecht die Braut in eine Ecke der Kirchhofmauer geführt und gesagt: „Oder was meinst, Sanna, ob wir's nit etwa auf ein paar Wochen verschieben sollten?" Ihre Antwort: „Siegmund, ich versteh dich nit!" Da ist er mit ihr in die Kirche gegangen.

„Ich geh' in die Kirchen", sagt sie, „wenn du mit willst, wird dir auch nit schaden."

Er faßt sie am Arm und zerrt sie mit gelassener Gewalt zwischen den Birken und Erlensträuchern hin. Sie weiß nicht wie ihr geschieht. So hat sie noch kein Mensch in seine Kraft genommen.

Er steht still, läßt sie los und fällt vor ihr auf beide Knie: „Sanna!" Er ringt die Hände: „Sanna! Ich weiß, auf wen du wartest. Um deines und meines Lebens und Sterbens Willen, das darf nit sein."

„Was das dich angeht, will ich wissen!"

Da nimmt er sie heftig an beiden Händen, zieht sie nieder an sich: „Du gehörst da her! Zu mir gehörst du! Zu mir gehörst du!"

Sie wehrt ab, will sich losreißen, da versetzt er ihr einen heftigen Schlag an den Kopf. — —

Nach dem Schlage stehen beide bewegungslos da. Er hat sie ja losgelassen, er hat sie geschlagen — und sie bleibt vor ihm stehen, ohne Trotz und Zorn. Ihre Augensterne werden so groß, daß sie das Weiße ausfüllen. Dann kommt eine Thräne hervor. Er verdeckt mit den Händen sein Gesicht und sein Leib schüttert.

„Siegmund," sagt sie in einem gar innigen Ton. „Wenn du mich so unsinnig gern hast, daß du mich schlagen mußt — —! Ich hab' ja auch keinen so gern, als wie dich. Keinen Menschen auf der ganzen Welt. — Führ' du mich, wohin du willst."

Der Tonhofer war freilich zu spät gekommen. Im Bräuhause haben die beiden Männer gewartet, dann sind sie hinausgegangen und haben gesucht und gerufen. Derweil sind die Susanna und der Holzknecht Siegmund oben im Pfarrhof gewesen und haben sich versprochen.

Wie der Holzknecht nachher allein hinübergeht in seinen Hochwindwald, begegnet ihm der Sandbichlersohn. „Was ist's, Holzknecht?" ruft er diesem zu, „verkaufst mir deinen Schildhahnschwanz?" Das ist kein kleiner Schreck für den Siegmund. Aber ganz unbefangen stellt er sich und sagt: „Geh, Sandbichler, was du nit plauschest!"

Der Sandbichler macht einen Ruck mit der Achsel, gleichsam: Ich kann schweigen, kann dich aber auch verraten. Dann geht er seines Weges. Er hat die Absicht hinein ins Tal zur Dachdeckerhütte zu gehen und es nochmals zu versuchen mit der Susanna. Warum just dieses Fleisch und Blut von Stein sein sollt, das möcht' er wissen. Unterwegs, nicht weit vom Forsthause, begegnet er dem gräflichen Oberjäger. Der ist in einer wütenden Erregung. Seine Gnaden, der Herr Graf, kommt in einer Stunde von der Stadt daher auf den Hahn. Morgen sollt' Jagd sein und heute früh ist der Hahn abgeschossen worden!

alles vorbei, wird auch das nit stehen bleiben. Etliche hätten gerne gewußt, ob sie ihn liebt oder haßt. Andere haben gemeint, jetzt wäre sie vielleicht billiger zu haben. Der Sandbichlersohn machte einen Versuch, der abscheulich mißlang und der Tonhofer war froh, daß er unbeweibt geblieben. Eines Abends gehen drei Burschen an der Hütte vorüber und singen spottweise: „Susanna, nit wana!" — Und sie weint ja auch gar nicht. Sie verliert über den durchgegangenen Bräutigam kein Wort, kein gutes und kein schlechtes. Weil aber der Vater doch immer anfangen will, seiner zu fluchen, so ist ihr die Zeit am liebsten, da er in der Arbeit aus ist und sie ihr wehes Gedenken still für sich hat. Wenn er aber Samstags heimkommt, so ist's halt doch immer wieder die Frage: „Und kannst dir's denn gar nit denken, Sanna, warum er's hat getan?" Blickt sie nicht von ihrer Arbeit auf, zuckt die Achseln und sagt trocken: „Wird ihm halt g'rad so gepaßt haben."

Da ist eines Tages der Brief gekommen. Verknittert, schlecht zugeklebt, mit gelblich blasser Tinte, von einer Hand, die besser das Holzbeil führt als die Feder:

„Liebe Susanna!

Bitt' um verzeichen, indem ich dich so in Unehr. Ist schlecht aber hat nicht andersch Sein können und dich vor den leuten in unehr hab gebracht. Jetz mus ich wol hart Büssen und in 5 Wochen dir vor Augen treten kann."

Das ist alles. Kein Ort, kein Datum, kein Name. Aber sie weiß es ja doch. Und sie schweigt. Als ob nichts wäre, so arbeitet sie in der kleinen Wirtschaft ihre Tage dahin.

Der Brief muß lange gegangen sein, denn noch vor der angegebenen Zeit steht er bei der Hütte am Brunnen. Er hat sein Gewand an wie damals. Sein Gesicht ist ein wenig schmäler und blasser geworden, aber gut rasiert. Seine Augen schauen größer aus, so wie nach einer Krankheit. Er nimmt einen Schluck Wasser. — Sie sieht ihn, geht langsam hinaus und reicht ihm die Hand. Er hält sie fest, schaut sie an und sagt nichts. Sie führt ihn in die Hütte, setzt ihm eine Schüssel mit Milch vor, legt ein Stück Brot daneben hin und einen Löffel.

„Ich tu' lieber trinken," sagt er und führt den Rand der Schüssel zum Mund. Jetzt, da sie sieht, wie gierig er die Milch austrinkt, kann sie ihr Herz nimmer verhalten. „Aber, Siegmund!" schreit sie weinend heraus, „warum hat denn das so sein müssen?!"

Er fährt sich mit seinem zerknüllten blauen Sacktuch über das Gesicht und tut ein kurzes heiseres Auflachen.

„Wenn's dich gereut hat mit mir, weswegen bist denn jetzt wieder da?" fragt sie.

„Du weißt es halt nit, Sanna," sagt er. „Du hast es halt nit wahrgenommen. Wie wir in die Kirche sind gegangen und am Tor das

Die Anwohner des Gottesdienstes sind nach demselben alle sitzen geblieben. Bei dieser Trauung wollten sie doch dabei sein. Wenn eine arme Häuslersdirn reiche Bewerber ablaufen läßt, einen um den andern und einen notigen Holzknecht auserwählt — ein solches Brautpaar muß man sich doch anschauen. In ihrem einfachen Sonntagsgewand kommen sie daher. Er hat im Knopfloch eine blasse Nelke, sie hat in das gescheitelte Haupthaar ein schütteres Rosmarinstämmlein gewunden — anders unterscheiden sie sich nicht von den übrigen. Der Altar trägt keine Zier, der Pfarrer hat den einfachen Chorrock an und eine abgeblaßte Stola. Im Gebettone liest er aus dem Buch eine kurze Traurede, dann schreitet er zur Trauung. Dann kommt, wie es im Lande herkömmlich, die dreifache Frage. Den Bräutigam frägt der Priester, ob es sein ernstlicher und ungezwungener Wille sei, diese anwesende Braut zum Weibe zu nehmen. Er säumt mit der Antwort und murmelt ein unentschlossenes ja. Sie macht es bei derselben Frage kräftiger. Der Priester fragt das zweitemal, ob er ihr treu bleiben wolle und all Freud und Leid mit ihr teilen, bis sie der Tod trennt. Er zögert — dann antwortet er kaum vernehmlich ein zagendes ja. Dabei neigt er sein Haupt über die Brust hinab und ein Zucken geht durch seinen Körper. Susanna möchte versinken vor Angst und denkt: Er stirbt mir. Aber sie bleibt starr auf ihrem Stein stehen. So frägt ihn der Pfarrer, und zwar mit nachdrücklicher Stimme, das drittemal um seinen Willen, den ewigen Bund abzuschließen. Siegmund steht unbeweglich und schweigt. In derselben Sekunde ist kein Atemzug getan worden in der ganzen Kirche. Da richtet der Bräutigam sich plötzlich in die Höhe und ruft laut: „Nein! Jetzt nit! Ich kann nit!“ und eilt durch die Sakristeitür davon.

Das Volk in der Kirche ist auf und fährt murrend und fast laut sprechend durcheinander. Der alte Dachdecker Karl, der hinter dem Paare gestanden, streckt beide Arme empor wie einer der im Ertrinken ist und schnappt nach Luft. Aber nur ein paar Augenblick so, dann duckt er sich unter die Menge. Der Pfarrer ist rasch dem Flüchtigen in die Sakristei gefolgt. Die Braut steht vor dem Altare unbeweglich wie eine Säule. Da steht sie nun. Die reichsten und angesehensten Werber hat sie heimgeschickt. Und der arme mißachtete Holzknecht hat sie verschmäht. — — Endlich wendet sie sich — und geht auch hinaus.

Aber den Flüchtling hat niemand eingeholt. Die Dorfgasse lief er hinab, dann hat ihn keiner mehr gesehen.

Die Susanna steht wieder am Herd ihrer Hütte und schlägt mit Stahl und Stein Feuer, um ihrem Vater die Suppe zu kochen. Arme Leute sind abgehärtet. In Gottesnamen, denkt sie, auf der Welt geht

wachsenen Schweinespeck witterte, den der Tischler für sein Leben gern aß.

Soweit war an ihm noch alles lot- und winkelrecht; nur mit dem Munde haperte es — ja, der Mund hatte einen Baufehler. — In der Form eines umgestürzten Torbogens durchquerte er das Gesicht, so daß es fast aussah, als wäre er an den Ohrzipfeln aufgehangen. Und öffnete sich dieser weitbogige Mund zum Sprechen, dann kamen breite, holperige Worte heraus.

„Der Tischler poddert,“ sagten die Ravensberger. Mit „poddern“ bezeichneten sie eben jene bullerige Sprechweise, die sich anhörte wie das Rollen eines Bächleins über Grand und Kiesel.

Als August Rabe war der Zimmermann vor einem halben Jahrhundert ins Rabensbergische gekommen, wo er sich inmitten der Heide ein kleines Hüttchen gebaut hatte. Aber der schwarze Name hatte nicht lange vorgehalten: gar bald war ein Jüstken Poddert daraus geworden. Das ärgerte ihn mächtig; jedoch konnte er nichts daran ändern. Er war Jüstken Poddert und blieb Jüstken Poddert, als der er sich schlecht und recht durchs Leben quälen mußte.

Nur ein Trost war ihm geblieben. Die Staatsobrigkeiten und die Hausobrigkeit nannten ihn nach wie vor bei dem ihm angeborenen Namen.

Die Hausobrigkeit verkörperte seine Rieke, ein schmächtiges Mütterlein mit tränichten Augen, das zu ihm in einem Größenverhältnisse stand wie der Zollstock zum Metermaß. Dennoch war sie nicht weniger wetterfest als er, hatten doch beide miteinander schon die goldene Hochzeit gefeiert.

Jetzt aber war Rieke krank — sterbenskrank, wie Poddert meinte. Letzte Nacht hatte sie sogar phantasiert und bei wachen Augen von einem neuen Backtrog gesprochen, den er ihr machen sollte.

Wie konnte sie nur an einen neuen Backtrog denken, da es mit ihr zu Ende ging?

Poddert krabbelte aus der Dönse,* schob die grobknochigen langen Beine durch die steife Manchesterhose und sah durch die kleinen flaschengrünen Fensterchen hinaus auf die kahle Heide.

Draußen schneite es. Und gleich wie die Schneeflocken in der eisigen Morgenluft wirbelten, so durchschwirrten allerlei Gedanken seinen grauen Kopf.

„Rieke, der Herrgott wirkt das Totenhemd,“ bullerte er. „Es dauert gewiß nicht lange mehr, dann wanderst du aus der Heidehütte in die Kirchhofskuhle.“

* Bett.

Gedräng' ist, streicht mich der Sandbichlersohn an und raunt mir ins Ohr: Mußt dich schleunen mit der Koplation, in einer Stund' sind die Schandarm da! — Da weiß ich, er hat mich verraten. Weil ich den Schildhahn hab' geschossen und der Sandbichler hat mich dabei gesehen."

„Und was denn weiter?" fragt sie.

„Jetzt kannst dirs ja wohl denken. — Hätt' ich dir's leicht antun sollen, daß mich die Schandarm vom Altar wegtreiben? Da geht einer schon lieber so. Schnurgerade zum Land'sgericht bin ich, hab' mich gestellt und mein' Sach' abgebüßt."

Susanna steht da, hält die Hände über der Brust gefaltet und schweigt. Nach langem Schweigen endlich: „Eines Schildhahns wegen!"

„Ungeschickt genug, daß ich so bin davongelaufen. Und dir eine andere Schand gemacht, derweil ich dir die eine hab' ersparen wollen."

„Und auf mein Leid hast nit gedacht?!"

Jetzt bricht sie in ein heftiges Weinen aus.

Er reißt sie an sich und herzt sie und küßt sie.

„Und wenn's gutzumachen wär', Susanna. Freilich hab' ich des Hahn's wegen auch meine Holzmeisterstell' verloren. Bin halt gar nix jetzt . . ."

„Ich frag' nit nach Schand und Ehr und Holzmeisterstell'. Vier gesunde Händ' haben wir und wenn du ordentlich ja sagen kannst, so woll'n wir's halt noch einmal miteinander probieren."

Ist aus den zwei armen Leuten ein zufriedenes Ehepaar geworden. Und ist's ihnen am liebsten, wenn sich fremde Leute nicht weiter um sie kümmern.

Wie Jüstken Poddert seinen eigenen Sarg machte.

Westfälische Dorfgeschichte von **August Hagedorn.**

„Wer im Ravensbergischen wohnen will, der darf keinen merkbaren Baufehler an sich haben, sonst kann er leicht um seinen guten Namen kommen."

Der das sagte — jedem sagte, der's hören wollte — war ein alter Tischler und Zimmermann. Seinem äußern Menschen nach hätte er ebenso gut ein Klosterinsasse sein können. Ein weiter, um die Hüften von einer Schnur zusammengehaltener blauleinener Kittel umflatterte den langen Körper, auf dem ein vollmondblanker mächtiger Kopf saß, der von welligem, aschgrauem Haar umkränzt wurde.

Aus dem allsonntäglich glattrasierten Gesichte sahen zwei große, von düsteren Brauen überschattete wasserblaue Märchenaugen gutmütig in die Welt, während die Habichtsnase überall geräucherten, rotdurch-

„Aber Poddert,“ versetzte die Bauersfrau, „Ihr könntet dennoch mit dem Sargmachen wenigstens so lange warten, bis Eure Altsche gestorben ist.“

„I bewahre! Vom Sterbetage bis zum Grabgeläut kriege ich den Kasten nicht mehr zurecht, dazu bin ich selbst schon zu gebrechlich. Und wißt Ihr, mit 'nem Sarg muß man's halten wie mit 'ner Wiege. Die steht in manchem Hause auch schon auf'm Boden, ehe der langhalsige Rotbein über's Dach geflogen ist und 'nen kleinen Schreihals abgeladen hat.“

Die Bäuerin schwieg. Auch auf ihrem Boden stand seit Jahren eine bisher unbenutzt gebliebene Wiege.

Poddert war's schon recht, daß die Eschbäuerin nichts mehr sagte, er brauchte dann nicht zu antworten und konnte um so besser dem schönen Speck zusprechen, von dem ein ansehnliches Stück auf einem irdenen Teller vor ihm stand.

— — — — — — — — — — — — —

Ticktack — und noch ein leises tick—tack! Die Schnur war abgelaufen. Das Bleigewicht sank kraftlos auf den Estrich. Sie stand mit einemmal still, die alte Stubenuhr, an der nur noch der Stummel eines Stundenzeigers die Vergänglichkeit verkündete. Mancher Sprung und Riß war ihr in langen, wechselreichen Jahren durch Seele und Leib gegangen — schon manchesmal ihr Gehvermögen zu Ende gewesen. Aber immer wieder hatte sie neue Lebenskraft erhalten — Kraft von Rieke Rabes Kraft.

Sie stand still — die Uhr, an deren gleichmäßigem Gang Mudder Rabe oder „die Podderſche“, wie die Leute sagten, so gewöhnt war, daß sie durch das plötzliche Verstummen des Pendelschlages aus dem Schlaf aufschreckte.

Besaß Rieke noch so viel Überschuß an eigener Stärke, daß sie die Uhr wieder in Gang bringen konnte?

Wo ein Wille ist, da ist auch Kraft! Der Wille hatte Rieke durch all die schweren Lebensjahre nicht verlassen. Sie erhob sich vom Krankenlager, zog die Uhr auf und setzte den Perpendikel in Bewegung.

Ticktack! Der Zeiger begann von neuem seinen Kreislauf.

Nun hätte Mudder Rabe wieder schlafen können; doch die aufgewandte Kraft forderte Ersatz.

Was für Jüstken Poddert der rotdurchwachsene Speck — das bedeutete für Rieke ein Schälchen Kaffee — und war's auch nur eine Brühe von gerösteten Moorrüben, die ihr den kostspieligen Bohnenkaffee ersetzen mußte.

Sie schleppte sich mühsam nach der Hüttendiele, an deren oberem Ende einige mit Lehm zusammengehaltene Backsteine die Stelle des Herdes vertraten.

Sie warf ihm einen düstern Blick zu.

„Laß mich in Ruhe!“

„Rieke,“ fing er von neuem an, „du bist wahrhaftig wie die Hülskrappe (Stechpalme) im Märchen vom Waldgeist, die auch mit keinem was zu tun haben wollte und zuletzt —“

„Elendig umkam,“ ergänzte Rieke. „Aber schweig mir still von deinem Märchen. Mach', daß du zu dem Eschbauern kommst und deine Arbeit verrichtest, damit du ein paar Groschen verdienst. — Zum Sterben habe ich niemand nötig; wenn's sein muß, kann ich das ganz allein!“

Das klang freilich nicht wie das Phantasieren einer Todkranken. Dennoch stand bei Poddert fest, daß Rieke bald „abrutschen“ würde.

An Gehorsam gegen seine Ehehälfte gewöhnt, warf er den blauen Kittel über, steckte die Füße in schwere Stülpenholzschuhe und suchte das Handwerkszeug zusammen. Das hing er an einem Lederriemen über die Schulter, stützte sich auf den drei Fuß langen Maßstock und stapfte dem Bauernhofe zu. Dort hatte er den bretterverschalten Scheunengiebel, Wagenflechten und brüchige Jauchetonnen zu flicken.

Die Arbeit wollte ihm jedoch gar nicht von der Hand gehen. Schwere und wichtige Gedanken mußten es sein, die ihn beschäftigten. Er überhörte sogar die helle Stimme der Eschbäuerin, die ihn zum Frühstück rief. Erst als sie die Aufforderung wiederholte und hinzufügte: „Poddert, der Speck wartet auf Euch!“ da kam er wieder zu rechter Vernunft; denn der Speck ging ihm doch über alles.

„Was macht die Altsche?“ fragte ihn die Bäuerin.

„Ach, der geht's wie 'ner Wassermühle im trockenen Sommer, die nur noch langsam klappert und jeden Augenblick in Stillstand kommen kann. Über heute oder morgen wird Rieke sich kaum hinwegschleppen. — Stünde nur erst der Sarg für sie parat. Die Sache macht mir viel Sorge! Schon den ganzen Morgen habe ich darüber nachgegrübelt, wie ich den Kasten rechtzeitig fertigkriege, ohne daß sie's merkt. Das beste wird sein, ich scharwerke des Nachts daran, wenn sie schläft. Denn 'nen schönen Sarg aus Eichenholz soll sie haben — den hat sie verdient.“

„Ach, du lieber Gott,“ seufzte die Bäuerin, „Ihr sprecht ja vom Sterben so gleichgültig, als handle es sich um das Absägen eines dürren Baumes.“

„Na ja! Wer es an Jahren so weit gebracht hat wie meine Rieke, von dem ist nicht mehr viel zu hoffen. Hat doch noch am vorigen Sonntag unser alter Diestelkamp gepredigt, daß des Menschen Leben siebzig — höchstens achtzig Jahre dauert. Und Rieke ist nun schon achtzig Jahre und sechs Wochen alt!“

so war Rieke dadurch erst recht im Schlafe gestört worden. Allein sie sagte nichts. Denn als sie das Scharren der Säge und das Quitschen des Hobels vernahm, da beschäftigte sie nur der eine Gedanke: daß Jüstken ihr endlich den lange gewünschten Backtrog zimmere und sie damit überraschen wolle.

Hie Backtrog, hie Sarg!

Am frühen Morgen nach der zweiten durcharbeiteten Nacht stand der Sarg nebst Deckel fertig auf der Diele. War's auch nur ein schlichter Sarg ohne jegliche Verzierung, so war's doch ein dauerhafter Sarg aus schönem Eichenholz. Nur der schwarze Anstrich und der blanke Blechbeschlag fehlten noch — Kleinigkeiten, die sich zwischen Sterbetag und Grabgeläut schnell nachholen ließen.

Nicht ganz ohne Rührung betrachtete Poddert das Erzeugnis seines nächtlichen Fleißes. Jetzt konnte er nach seiner Meinung ruhig den kommenden Stunden oder Tagen entgegensehen!

Behutsam trug er die untere Sarghälfte auf die Bühne über dem Ziegenstall und den Sargdeckel auf den Hühnerwiemen. Beide Hälften überdeckte er sorgfältig mit Stroh, damit sie den Augen anderer verborgen blieben.

„Nach vollbrachtem Werk deinen Körper stärk'!" murmelte er.

Bis dahin, daß er das Tagewerk beim Eschbauern wieder aufnehmen mußte, hatte der abgebrochene Uhrzeiger noch die Zeitmaße einiger Stunden am Zifferblatt zu durchlaufen. Währenddessen wollte Poddert sich ausruhen.

Es dauerte nicht lange, da sägte es dicht neben Rieke in einer Art, die von des Tischlers gesundem Schlafe redete.

Für die Poddersche war das Geräusch unerträglich. Aber sie gönnte ihrem Manne die Ruhe, deshalb ließ sie ihn ungestört weiter sägen.

„Der mag sich mächtig abgeracktert haben!" dachte sie. „Vielleicht hat er gar den Backtrog fertig gekriegt? Schön wär's — wir könnten dann endlich mal wieder selbst gesäuerten und eigengekneteten Pumpernickel essen. Appetit darauf hätte ich schon! Wahrhaftig — die Lebensgeister sammeln sich allmählich, ich glaube, ich rapple mich noch einmal hoch und mache noch ein paar Jährchen mit!"

Sie war mit ihrem Selbstgespräch noch nicht zu Ende, da stand sie schon, in Rock und Tüchern gehudelt, auf der kalten Diele, warf dem Zickchen einige Göbschenvoll Heu in die Raufe und bereitete das sogenannte „Imt", bestehend aus Mehlsuppe mit Brotbrocken.

Ja, Rieke verspürte nicht bloß Appetit auf selbstgebackenen Pumpernickel — sie bewies überhaupt Eßlust. Das war ein gutes Zeichen — ein untrüglicher Beweis dafür, daß sie sich tatsächlich erholt und gesund — geschlafen hatte.

Eine Handvoll Hobelspäne wurde zusammengerafft, mit Stahl und Feuerstein ein Fünkchen im Zunderkasten entfacht — und bald züngelte ein munteres Flämmchen unter dem singenden Kaffeekessel, dessen Inhalt Riekes Labsal werden sollte.

Ein Wärmegefühl durchrieselte ihren von Fieberfrost zitternden Körper, als sie ein Schälchen des kastanienbraunen Rübenkaffees getrunken hatte und in den kleinen, rauchgeschwärzten Raum zurückgekehrt war, der Wohn- und Schlafzimmer in sich vereinte.

„Ob ich wohl noch einmal wieder gesund werde?“ sprach sie für sich hin.

Ticktack! antwortete die Stubenuhr — ticktack, als wollte sie damit sagen: Sehet mich an, wie ich gekräftigt und munter geworden bin. Kriecht nur wieder in die Dönse, dann schlaft ihr euch gesund; ich werde für euch wachen!

Rieke trank noch ein Schälchen und ein letztes Schälchen. Denn als sparsame Hausfrau durfte sie nichts umkommen lassen. Dann aber suchte sie die Dönse auf, kroch bis an die Nase unter das schwere, mit Hühnerfedern gefüllte Oberbett und verfiel beim Gesumme einer letzten Stubenfliege und gleichmäßigem Ticktack der Uhr in einen erquickenden langen Schlaf.

So traf sie Poddert an, als er am Abend nach Hause kam. Leise strich er mit der schwieligen Hand über ihre tief durchfurchte Stirn, die von leichtem Schweiß genäßt war.

„Ach — ja, 's ist, wie's ist: sie macht nicht lange mehr! Schade, daß ich sie verlieren muß; aber die Natur verlangt ihr Recht und die Gottheit auch.“

Er zündete den Trankrüsel*) an, der an einem hölzernen Ständerpflock der Hüttendiele hing, an deren unterem Ende die Hobelbank mit Handwerkszeug stand. Alsdann suchte er die zum Sarge nötigen Eichenbretter zusammen, die er zunächst der Länge nach maß.

„Hm, hm! Die Rieke brauchte eigentlich bloß knappe fünf Fuß, aber ein akurater, regelrechter Sarg muß doch seine sechs volle Fuß lang sein.“

Jetzt ging es ans Klopfen und Sägen, Hobeln und Bohren, als gelte es, einen doppelten Arbeitslohn zu verdienen. Poddert war mit solchem Eifer bei der Arbeit, daß er das Geräusch seiner eigenen Werktätigkeit nicht merkte und deshalb auch glaubte, seine Rieke würde von alledem nichts hören. Doch — er täuschte sich.

Hatte das nächtliche Hantieren schon die Hühner auf dem Bühnenwiemen und das Zickchen im Stalle unruhig und aufrührerisch gemacht,

*) Kleine blecherne Öllampe.

verging. Um so gewaltiger aber arbeitete das Gehirn unter Podderts blaugestreifter Zipfelmütze. Und womit beschäftigte es sich? Nicht mit Sturm und Schnee — ja, nicht einmal mit dem rosigen Rauchspeck. Nein, das Gehirn arbeitete an dem Sarg — an dem Kasten auf dem Hühnerwiemen.

Und Rieke? Rieke sann über den Backtrog nach und dachte an das schöne Schwarzbrot, das nun bald die armselige Hütte mit köstlichem Duft erfüllen sollte.

Während Poddert auf hoher Dachleiter am Scheunengiebel des Eichbauern die „klaterigen" Bretter durch neue ersetzte, kletterte Rieke an der wurmstichigen Dielenleiter auf die Bühne über dem Ziegenstall und forschte neugierig nach dem Werke der nächtlichen Arbeit ihres Mannes. Sie brauchte nicht lange zu suchen. Ein so hoher Strohhaufen, wie sie ihn vorfand, hatte dort zuvor nicht gelegen. Der mußte künstlich hochgebauſt sein! Sie warf etliche Strohbunde beiseite — und richtig, da kam er zum Vorschein, der begehrte neue Backtrog.

Freilich — ein bißchen zu lang und ein wenig zu niedrig war er geraten. Dabei hatte aber vielleicht die Rücksichtnahme auf die Bohlen ein Wörtchen mitgesprochen — die schönen astfreien Eichenbretter, die Jüstken nicht gerne allzusehr zerstückeln wollte. Schadete auch nichts! Besser ein etwas unförmlicher Backtrog als gar kein Backtrog!

Rieke war zufrieden und seelenvergnügt.

Mühsam schleppte sie ihren erfüllten hölzernen Wunsch in die kleine Stube, wo er mit Ticktack von der alten Uhr begrüßt wurde.

* * *

„Ach, du lieber Gott — ach, du lieber Gott! Leute, Menschenkinder, kommt — Hilfe!"

Die Eichbäuerin war's, die das rief und mit hochgespreizten Armen im Scheunentor stand.

Sie hatte das Vieh gefüttert und plötzlich gehört, wie draußen etwas mit dumpfem Schall auf das Hofpflaster niederfiel. Nichts Gutes ahnend, war sie hinausgeeilt. Was bot sich ihrem ängstlichen Auge? Vor ihr lag wie ein Häufchen Unglück der stöhnende — Jüstken Poddert.

Der Schneesturm hatte in der luftigen Giebelhöhe ihm die Glieder erstarrt und den Halt genommen, so daß er mit den glitschigen Holzschuhen von den Leitersprossen abgerutscht und in die Tiefe gestürzt war.

„Is was kaput? Hat er Schaden gekriegt? Lebt er noch?" Das waren die bangen und neugierigen Fragen des auf der Bäuerin Ruf zusammengeströmten Haus- und Hofgesindes.

Da trat der Eichbauer hinzu.

Was würde Jüstken sagen, sähe er sie unverhofft so schalten und essen?

Einstweilen sagte Jüstken Poddert rein gar nichts — vorläufig schnarchte er mit Unterbrechung weiter, unbekümmert um die Stellung des stümmeligen Uhrzeigers, der freilich bedenklich auf eine vorgerückte Morgenstunde deutete.

Als indes Rieke einen Blick auf das Zifferblatt geworfen hatte, da konnte sie sich nicht länger halten.

„August, Poddert, Jüstken, Rabe!" rief sie in einem Atemzuge. „Menschenkind, willst du denn gar nicht aufstehen, sondern den ganzen lichten und teueren Tag um die Brenne schlagen?"

Das half. Die Stimme seiner Hausobrigkeit wirkte auf ihn wie das Geschmetter von Donner und Hagel. Hastig zog er sich an der über dem Bette hängenden Quaste in die Höhe, rieb sich die Augen und sah verstört umher.

„Wa—wa—was ist denn das?" stammelte er. „Um Himmelswillen, Rieke, du bist hoch und wieder munter? Das geht beileibe nicht mit rechten Dingen zu!"

Über das runzelige Gesicht der Achtzigjährigen huschte ein überlegenes Lächeln.

„Nicht mit rechten Dingen zu? Sieh, du alter Schwarzseher — gesund geschlafen habe ich mich, weil ich 'ne gesunde Natur habe, die sich nicht so leicht unterkriegen läßt! Hoffentlich bist du nun von deiner unsinnigen Podderei kuriert, mit der du mich schon nach Küsters Kampe*) bringen wolltest. Nä, Männeken, erst backen wir noch ein paarmal Brot, ehe ich ins Gras beiße!"

Poddert war ganz verdutzt. — Der Sarg — der Sarg! Es verging ein Weilchen, bis er seine Sinne in Ordnung und der Wirklichkeit anbequemt hatte. So — jetzt war er damit fertig! „Rieke", sagte er, „es ist doch gut, daß du wieder ‚kontant' und ‚mobil' geworden bist. Wärest du hinübergegangen zu Petrus, so hätte ich dich sicherlich vermißt. Denn warum? Weil man so besser sein Recht — wollte sagen: seine Pflege im Hause kriegt. Nu aberst wird's nachgerade Zeit, daß ich dem Eschmeyer seinen Scheunengiebel ausflicke, damit's ihm nicht noch mehr ins Korn schneit."

„Äch—he, äch—he!" keuchte er. — Schweren Trittes schlug er den Weg nach der Arbeitsstelle ein.

Hui! Wie der Novembersturm ihm den eisigen Schnee um den alten Kopf peitschte, so daß ihm Sehen und Hören, ja, fast der Atem

*) Friedhof.

Bald hatte sie jedoch den zerrissenen Gedankenfaden wieder zusammengeknotet.

„Jüstken, dir ist schlecht!“ sagte sie. „Du bist matt und elend. Ich will dir flink Brotsuppe mit Ei kochen, damit du wieder zu Kräften kommst!“

Erregt ging sie an den Herd und richtete die Suppe vor. Dann stieg sie auf den Hühnerwiemen, um die nötigen Eier herbeizuholen.

Doch was war das? Sie stieß mit den beholzschuhten Füßen an einen hohlen Gegenstand, der einen dumpfen Klang gab. Gewohnt, nichts ungeprüft zu lassen, warf sie das Stroh auseinander. Sie hatte genug gesehen! „Ein Sargdeckel!“

Hastig griff sie nach ein paar Eiern, die sie in die Schürze tat. Kaum war sie damit unten, da entglitten die Schürzenzipfel ihrer zitternden Hand, und die Eier lagen zerbrochen zu Riekes Füßen.

„Es soll nicht sein!“ murmelte sie, ließ vorläufig Suppe — Suppe sein und eilte, von Unruhe und Sorge getrieben, wieder ins Stübchen.

Der Bauernknecht wollte gerade ein Vaterunser beten. Er hatte die Pudelmütze abgenommen und hielt sie zwischen den gefalteten Händen.

„Poddert is dote; er atmet nicht mehr“, sagte er, als spräche er mit den Worten zugleich Beileid und Trost aus.

„Herr, du meine Güte, Gott im Himmel!“ seufzte Rieke. „Er ist tot — wirklich gestorben? Ach — ach! Wir haben uns immer so gut verstanden. Nur zuletzt — wegen des Kastens da in der Ecke sind wir verschiedener Meinung gewesen. Ich glaubte, es wäre ein Backtrog für mich, und es ist doch wirklich und wahrhaftig ein Sarg — ein Sarg für ihn, den er sich selbst gemacht hat. — Gott sei dem guten, fleißigen Mann gnädig! Sein Leben war köstlich, weil es Mühe und Arbeit gewesen ist.“

Der vorwitzig geweckte Cupido.

Eine Erzählung von **Hans Malser.**

Auf einer meiner Reisen durch Deutschland habe ich eine Begegnung erlebt, die wert ist, aufgemerkt zu werden. Ob man alles ohne Vorbehalt drucken lassen kann, das war zu überlegen.

Es war in einer kleineren Stadt, nach dem Theater. Die üblichen Vorstellungen mit den üblichen Artigkeiten und auch wirklich warmen Begrüßungen waren vorüber. Schon vorher hatte ich einen kleinen alten Herrn bemerkt mit dichtem weißen Haar und einem Gesicht, in welchem greisenhafte Züge mit jugendlichen auffallend ineinandergeprägt

„Papperlapapp! Angefaßt — in die warme Stube getragen! Dann wird sich zeigen, ob die Knochen heil geblieben sind oder ob er sonst was abgekriegt hat!“

Äußerlich ließ sich kein erheblicher Körperschaden wahrnehmen. Aber aus dem Munde des Tischlers ergoß sich ein dunkler Blutstrom, der auf eine schwere innere Verletzung deutete.

In diesem Zustande konnte und sollte er nicht im Bauernhause bleiben!

Wohin mit Poddert?

„Nach der Heidhütte zu seiner Altschen!“ lautete die kurze Anordnung des Eschbauern, dem noch nie ein Glied am Leibe wehgetan hatte.

„Wenn der Bauer befiehlt, hat das ganze Haus zu gehorchen!“ Das war gleichsam das erste Gebot auf dem Eschhofe, das auch jetzt widerspruchslos befolgt wurde.

Schnell war ein Bündel Heu auf einem Mistwagen ausgebreitet, in das man den Verunglückten bettete.

„Fritze, hüh!“ trieb der Knecht die vorgespannte Kracke an — und langsam rollten die Räder durch den knisternden Schnee.

Die Poddersche war gerade mit dem Einsäuern des Brotteiges fertig, als sie das Klappern des Wagens hörte und ihn herannahen sah.

In die einsame, unwegsame Heide kam nur selten ein Gefährt, zumal bei solch ungestümem Wetter. Das mußte eine besondere Bewandnis haben! Ei — ei! war das nicht das Gespann des Eschbauern?“

Rieke überkam ein ängstliches Gefühl — ein kalter Schrecken durchfuhr sie, dessen Ursache ihr sofort erklärlich wurde, als sie die kümmerliche Gestalt ihres Mannes erblickte.

Der handfeste Knecht trug ihn in die Hütte und setzte ihn sachte im Stübchen auf die hölzerne Ofenbank.

„Gott im Himmel, was ist passiert?“ fragte Rieke.

„Der Alte is vom Giebel gestürzt; hat sich was verstaucht und inwendig was verrenkt“, sagte der Knecht, während Podder nach Atem rang, und seine großen Märchenaugen verwundert auf dem in der Stubenecke stehenden Kasten mit dem Mehlgemenge ruhten.

Der Sarg als Backtrog! Das schnitt ihn mit Messerschärfe in die Seele — dazu konnte er unmöglich schweigen! Mit Aufbietung aller Kräfte stöhnte er: „Rieke — Rieke, wie kannst du bloß in einem Sarge Brot backen wollen, bist du denn ganz verkehrt geworden?“

Weiter kam er nicht.

Rieke sah erst ihn und dann den vermeintlichen Backtrog an. Sie war bestürzt und wußte im Augenblicke nicht, was sie sagen sollte.

Ihrer Mitmenschen. Ich habe ein Anliegen, ein Geheimnis, eine Sünde, oder wie man's nennen mag. Ich trage sie seit Jahren mit mir herum und muß sie endlich wem mitteilen. Sie sind gekommen und gehen wieder fort, wir kennen uns nicht und werden uns auch kaum je wieder sehen. Und doch sind Sie mir so nahe gekommen, ich weiß nicht wie, kaum durch die Kunst allein. Weiß nicht, wie es kommt, daß ich zu Ihnen das große Vertrauen habe und Sie von Herzen bitten möchte, mein Freund, mein Beichtvater zu sein. Schenken Sie mir morgen eine Stunde."

So hatte er gesprochen und wartete nun auf Antwort. In solcher Weise war mir noch kein Mensch nahegetreten. Ich war gefesselt, nicht etwa von Neugierde, sondern von der wunderlich sensitiven Art, mit der dieser weißhaarige Mann vor mir, dem weit jüngeren, stand.

„Von acht Uhr morgens an bis in den späten Abend", so antwortete ich, „währt morgen das vom Komitee entworfene Programm. Die Proben wären noch nicht das Schlimmste dabei. Ein Vormittagsausflug und ein Festessen. Das Joch ist süß — aber die Bürde ist schwer. So bleiben uns nur die Morgenstunden. Wollen Sie etwa um sechs Uhr zu mir ins Hotel kommen!"

„Pflegen Sie nicht einen Morgenspaziergang zu machen?" fragte er entgegen. „Die Au am Flusse entlang ist sehr schön. Da wären wir ganz unbehelligt."

„Also gut. Holen Sie mich um sechs Uhr zum Spaziergang ab."

Dann gab er mir seine Visitenkarte und empfahl sich kurz. — Den Namen habe ich nicht zu sagen. Von Beruf war der Mann Mathematiklehrer an einer Mittelschule der Stadt. Was konnte der mir zu sagen haben? Es hat mir ja mancher schon sein Leben angeboten, um darüber ein Drama zu schreiben oder Rollen zu studieren. Nun kann ich aber fremde Leben für solchen Zweck nicht brauchen. Alles, was ich schaffe, muß irgendwie durch mein eigenes Leben gehen. Zudem sah mir der Mann nicht danach aus, als ob er eitel wäre und mit dem, was er zu geben hatte, sich hervortun wollte. Es ging doch die halbe Nacht dran in dem Denken und Sinnen, welch ein Anliegen der alte Herr mir am nächsten Morgen vorzutragen haben würde. Erraten hätte ich es in hundert Jahren nicht.

Noch vor sechs Uhr früh, als ich aus dem Frühstücksalon trat, stand er an der Türe. Sein Anzug schien mir noch feierlicher als gestern. Zylinder, weiße Krawatte und weiße Handschuhe, die er in der linken Hand hielt.

„Also, Herr Professor, nun führen Sie mich, wohin Sie wollen. Ich werde Ihnen folgen."

waren. Er stand an der Tür und schien warten zu wollen, bis der Leuteandrang vorüber wäre. Als dann die Letzten — da ja doch das Gespräch bei solchen flüchtigen Begegnungen keinerlei Vertiefungen erfahren kann, sondern auf der flachen Höhe der Phrase bleibt — sich zögernd und unbefriedigt entfernt hatten, trat der alte Herr vor. Es war zuerst nichts Besonderes, er könne es nicht unterlassen, mir die Hand zu drücken und zu danken für die Kunstabende, die er — einen wie den anderen — mitgenossen. Mit ziemlich lebhafter Geberde zog ich meinen Überrock an und nahm den Hut, um in mein Hotel zu fahren. Aber er stand ganz ruhig und sagte: „Sie haben in Ihren Gestalten sich uns, Ihrem Publikum, ganz hingegeben. Wir wissen, wie Sie sind und durch Sie, wie wir sind. In Ihrer Kunst opfern Sie sich persönlich auf. Wie sollen wir uns Ihnen geben? Und möchten es doch tun."

Das klang schon eigentümlich und ich sagte: „Ich habe Vieles gegeben. Aber wer kann wissen, ob auch das Wesentliche?"

„Das werden Sie wohl selbst nicht wissen können", entgegnete der Mann. „Es ist so Vieles in uns, was wir selbst nicht überschauen, obschon es uns vielfach bestimmt. Gerade die inneren Mächte, die uns am meisten beeinflussen, können wir am wenigsten nennen. Also sind alle Bekenntnisse, ob in Kunst oder Person, so wahr sie gemeint sein mögen, ganz unzulänglich, wir täuschen leicht andere und uns selbst damit. Und doch —?" Er stockte und blickte mich mit seinem lebhaft leuchtenden Auge an. Seine scharfgeschnittenen Lippen bewegten sich, als übten sie sich in einer Form, in der das Folgende zu sagen wäre: Und doch drängt es uns zur Mitteilung. Nicht jeder bedarf sie und ich preise den Mann, der mit sich allein fertig wird. Ich kann es nicht mehr. Der Feder bin ich ungewohnt, man würde es nicht lesen. Beichtväter haben wir Protestanten auch nicht. Und Freunde findet man so wenige, die uns ihr Vertrauen schenken. Und wer sich mir nicht ganz gibt, dem kann auch ich mich nicht geben. Sie haben sich mir gegeben, so weit — möchte ich sagen — als Sie selbst über sich verfügen. Ich glaube, Sie kennen den Menschen so weit, daß Sie alles begreifen und somit auch verzeihen können. Sie wären mein Mann. Und deshalb, geehrter Herr, hätte ich eine sehr große Bitte."

Ei, dachte ich, wie der abgeschwenkt hat! Am Ende hat er den sattsam bekannten Dolch im Gewande. Ein Drama. Oder gar lyrische Gedichte, und will sie mir beibringen. Das Mißtrauen wurde beschämt.

„Wie ich höre", fuhr er fort, „sind Sie morgen noch in unserer Stadt. Tun Sie bei dieser Gelegenheit ein gutes Werk an einem

verzerrt, als ob er einen Schmerz empfände. Endlich kam er doch ins Erzählen.

„In meiner Jugend sah es aus, als würde ich heil entkommen. Als Mittelschüler hatte ich einen Freund, der um einige Jahre älter war als ich. Wir bewohnten zusammen ein Zimmer und lasen mitsammen die Klassiker. Er war ein bildschöner schwärmerischer Jüngling. Wenn er des Abends in seinem Bette laut Liebesgedichte oder Liebesromane las, da wurde seine Stimme unsicher und erstickte fast. Dann hielt er Nachtwanderungen, die mich so schlaftrunken fanden, daß ich nicht schwören könnte, ob sie wirklich gewesen sind. Dann kam eine Zeit, daß er sich ein besonderes Zimmer nahm und seine eigenen Wege ging, ich wußte nicht welche und kümmerte mich wenig darum. Ich stellte damals meinen Ehrgeiz darauf, zwei Studienjahrgänge in einem Jahre zu machen, um meinem Vater die Last zu verkürzen. Eines Tages besuchte mich der Freund, um, wie ich glaube, ein paar Bände Shakespeare zurückzubringen, die er von mir entlehnt hatte. Dann stand er noch eine Weile schweigend herum, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Und dann sprach er plötzlich: daß ich dir mal was sage, Louis! Er sagte aber nichts weiter, sondern ging langsam zur Türe hinaus. Als er draußen am Fenster vorüberkam, denn ich war ebener Erde, klopfte er an die Scheibe. Als ich aufgetan hatte, sagte er: Hüte dich vor der Liebe! Und dann ist er die Straße dahingegangen. Am nächsten Tage hat er sich erschossen. Ich weiß nichts weiter, wir haben nichts rechtes erfahren können. Ich habe es nur erzählt, weil ich von derselben Zeit an über meinem Schreibtische den Spruch geschrieben hielt: Hüte dich vor der Liebe! Übrigens war ich in jenen Jahren durchaus nicht geplagt von dieser Sache. Das Weibervolk bekümmerte mich wenig, mein Kopf hatte anderes vor. Wenn der Tag mit den Studien, mit den Reitpartien und Fischfängen, die ich leidenschaftlich pflegte, vorüber war, fiel mein Blick manchmal noch auf den Spruch: Hüte dich vor der Liebe! dann legte ich mich hin und schlief ein. Da war es einmal, daß mein Geographie-Professor, ein schlanker, gütiger und ernsthafter Herr, aus irgendeiner Ursache in mein Zimmer kam und den Spruch sah. Er schüttelte den Kopf und sagte: Diesen Spruch sollten Sie wegtun, Louis. Er erinnert Sie zu sehr an das, wovor er Sie warnen will. An Liebe soll man denken so wenig als möglich. So habe ich den Spruch ausgelöscht. Die Sache interessierte mich überhaupt wenig. Was die Leute da für ein Aufhebens von der Liebe machen — ich verstand es nicht recht. Ich lebte meinen Studien, meinen körperlichen Übungen. Ich war der Erste in meiner Klasse und nach vollendeten Schuljahren erhielt ich bald eine schöne Lehrstelle in einem Gymnasium. Später kam ich in diese Stadt und habe eine

Er blickte mich lange an, um dann ganz leise zu sagen: „Das wäre schade.“ Erst später habe ich verstanden, wie das gemeint. Die Mauern der Stadt waren hell von der Morgensonne beschienen, die meisten Fenster geschlossen, die Straßen noch unbelebt. Wir kamen bald zum Wasser und zu den Bäumen. Schütter, aber unabsehbar dahin standen alte Eichen, zwischen denen ein leichter, feuchter Nebelhauch strich. Dem Wasser entlang ging ein schöner breiter Weg, an dem von Strecke zu Strecke Sitzbänke waren. Auf eine solche setzten wir uns und schauten hin über den stattlichen Fluß, der herkam von einer weiten Ebene, hinter der ein blasses Gebirge aufstand. Er glitt ganz still und ruhig daher.

„Er kommt aus jenen Bergen hervor“, sagte mein Begleiter. „Dort gibt es rauschende Bäche und stürmische Wasserfälle. Der Fluß hat eine bewegte Jugend und ein ruhiges Alter. Bei Leuten kann es auch umgekehrt sein.“

Das war die Einleitung und dann suchte er anzufangen. Aber es kam ihm nicht leicht an. Ich mußte noch sagen: „Wenn Sie mir etwas erzählen wollen, Herr Professor, es ist gewagt. Denken Sie, daß ich ein geschwätziger Komödiant bin, ja zeitweilig sogar so ein Schreibersmensch, die sich zum Beichtgeheimnisse nicht verpflichtet halten.“

„Wenn Sie es verbreiten, so wird das zwar wenig nützen, aber auch nicht schaden. Nur den Namen nennen Sie nicht. — Sehen Sie, es ist sehr merkwürdig, lieber Herr, wie wir jetzt hier beisammen sitzen und ich will Ihnen etwas heben, was sich eigentlich doch nicht heben läßt. Gestern abends glaubte ich, es gar reinlich hervorschälen zu können. Aber es ist doch alles zu sehr verwachsen. Ich habe mir jetzt oft gedacht: Der Mensch sollte ja nur darauf sehen, daß alle seine Eigenschaften und Neigungen sich gleichmäßig entwickeln. Sobald eine bestimmte Neigung gewaltsam zurückgedrängt wird, kann sie einmal ebenso gewaltsam hervorbrechen. Und anderseits, wenn eine Neigung besonders gepflegt wird, so kommt die Zeit, da sie uns beherrscht. Die unschuldigste Anlage — übermäßig bevorzugt — kann zum Laster, zum Verbrechen werden. Denken wir an — kurz gesagt — an die Liebe.“

„Ja, ja, guter Herr Professor. Aber das sind alte Sachen, derentwegen man doch nicht um fünf Uhr aus dem Bette steigt.“

„Merken Sie mir denn wirklich nichts an? Man müßte es einem ja anmerken. — Kurz und gut, Herr!“ rief er plötzlich aus, während er das Gesicht von mir abwendete, gegen den Fluß hin: „Ich bin ein alter Luderskerl!“

Das sonst schier gemütlich dreinschauende Herrchen war in diesem Augenblicke völlig anders, sein Blick war gleichsam flüchtig, sein Gesicht

das Beste versäumt hätte? Und als ob da neben untergeordneten Lebensaufgaben gerade die höchste unerfüllt geblieben wäre. Und als ob solcherart die immer mit Sehnsucht erhoffte Unsterblichkeit unmöglich geworden sei. Am empfindlichsten traf den alten Knaben der Vorwurf der geschlechtslosen Moral und gleichzeitig begann es mir klar zu werden, daß immer noch die besten Bedingungen vorhanden wären, Versäumtes so weit nachzuholen, um die Ehre zu retten. Schon eine Weile hatte mir eine Hauptmannswitwe den kleinen Haushalt geführt, nun sah ich sie einmal daraufhin an, ob sie hübsch sei. Zum Donner, das war sie eigentlich, trotz ihrer vierzig Jahre. Und dann, eines Abends, habe ich sie gefragt, ob ihr noch nie was eingefallen sei? „O, sehr oft!“ lachte sie. Da bekam ich Angst und hub an mich vorzusehen wie einer, der sich nicht recht auf sich verlassen kann. Schließlich war das überflüssig, der Vorwitz riß mich immer weiter. Ein paar Wochen später erwog ich theoretisch schon den Unterschied, der wohl bestehen muß zwischen einer vierzigjährigen Witwe und einem jungen Weibe, und da das Exempel einmal aufgestellt war, so mußte es auch gelöst werden. Dann konnte ich ja wieder zurückkehren in meine einsame Studierstube. Beim Satan, jetzt hatte ich auf einmal gemerkt, daß die Studierstube einsam ist, daß die Umherlaufereien an den Wässern, in den Wäldern langweilig sind. Andererseits schien es mir, daß wie alles, so auch Liebesglück geübt werden müsse und einer Steigerung fähig sei. Ich horchte unauffällig aus nach Andeutungen und Gesprächen, die mich früher angewidert hatten, ich las Liebesgedichte und derlei Bücher, lernte da zwischen den Zeilen und Gedankenstrichen zu lesen und fand auf einmal alles reizend. Auch auf die Körperpflege hieß es nun bedacht zu sein; wenn ich sonst den alternden Jahren Rechnung getragen, nun gab ich mich dem Schneider und dem Friseur völlig frei, und sie machten etwas so Leidliches aus meiner Wenigkeit, daß ich mir im Spiegel mit großer Sympathie entgegenlachte. Der Friseur pflegte meinen Haarboden und behauptete, daß der Bart um rund fünfundzwanzig Jahre jünger sein müsse als das Haupthaar, was schließlich auch stimmen dürfte. Mit süßem Schauer wurde es wahr, daß die Liebe jung mache. Das Überraschendste war mir zuerst die Leichtigkeit der Siege; selbst schwerere Aufgaben bei ehrenwerten Ehefrauen und sittigen Mädchen gelangen auf das verblüffendste. In Gesellschaft wie auf der Straße, in der Kirche wie im Konzert sah ich nur nach Liebe aus und wurde nicht müde, glücklich zu sein. Zur großen Verwunderung der Stadt zeigte ich mich mit meiner Hauptmannswitwe, zu ihrem Entsetzen gelegentlich auch einmal schäkernd mit einem blühenden Mädchen. Man konnte nicht einmal vom Johannistriebe witzeln, weil ein dem notwendig vorhergegangener nicht zu beweisen war. Freilich merkte ich glühend, daß

Weile die Leitung der Realschule geführt. Das nährte gar angenehm meinen Ehrgeiz, um so mehr, als einige mathematische Werke, die ich schrieb, in den Gelehrtenkreisen Aufsehen erregten. Nebenbei beschäftigte ich mich mit Kunst, malte Landschaftsbilder und versuchte mich in der Dichtung. Sorglos und froh war mein Leben, so recht harmonisch ausgefüllt mit Nützlichem und Schönem. So frisch und rege war mein Wesen, daß ich mir an geistiger Arbeit gar nicht genug tun konnte; schwere Aufgaben löste ich ohne Schwierigkeit. Jetzt darf ich das ja sagen. In späteren Jahren kam eine große Naturfreude in mich, Wanderungen über Berg und Tal, Reisen zur Ferienzeit in die Alpen, nach Italien, auf dem Mittelländischen Meere machten mich zu einem größeren Menschen, dessen Ebenmaß und Kraft ich immer mehr empfand. Wenn je ein Mensch glücklich genannt werden kann, so war es ich. Und weil ich dementsprechend leicht heiter und freundlich sein konnte, so bin ich überall gerne gesehen worden. Meine Schüler liebten mich und in Gesellschaft unterhielt ich mich ebenso gerne mit trefflichen Männern, als mit anmutigen Frauen. Nachher habe ich erfahren, wie manches heiratslustige Dämchen, wie manche schöne Frau ihre Schlingen nach mir ausgeworfen hätten; ich habe nicht viel darauf geachtet, war stolz auf meine Freiheit."

Nun schwieg er, nickte mit dem Kopf und lachte hell auf. Dann stand er von der Bank auf und sagte: „Wir könnten ja einmal weitergehen."

Wir schritten den leise wogenden Fluß entlang. Er streifte die weißen Handschuhe an die Finger. „Es kommt bald der feierliche Moment", sagte er. „Ich gestehe nur, daß mein fünfzigster Geburtstag mich noch in diesem ruhigen und schönen Glücke fand. Es mußte aber erst einmal eine Blamage kommen. Um dieselbe Zeit schrieb ich für eine bekannte Monatsschrift einen Essay des Inhalts, daß nicht jeder Mann des Weibes bedürfe, daß es für den geistig Schaffenden, der persönlicher Vollkommenheit zustrebe, geraten sei, sich nicht zu vermählen. In meinem Alter glaubte ich mich als Beispiel anführen zu dürfen." Plötzlich riß er sich die Handschuhe von den Fingern, knüllte sie zusammen und warf sie in weitem Bogen ins Wasser. — „Kurze Zeit später war ich der tollste, dümmste Liebeshahn von Europa."

„Jener Aufsatz", so fuhr er fort, sich zu entwickeln, „hatte mir nämlich statt Ehre Widerstreit und Spott eingetragen. Man sprach von einer geschlechtslosen Moral, die das Lebenswerteste dieser Welt verlästere. Da fiel es mir einmal auf, daß dieses Lebenswerteste eigentlich überall und immer so lebhaft anerkannt wurde. Daß die größten Leidenschaften gerade um dieses Beste wüteten. War es denn auch danach? Und ich fragte mich selbst, ob ich denn am Ende wirklich

mehr daran, dieser Vorsatz ist schon hundertmal gemacht und gebrochen worden. Ich glaube, ich bin verloren. Es wird wohl das klügste sein, jenem Jugendfreunde zu folgen. Er war doch gewiß unschuldiger als ich. Aber ich bin ein bißchen feige. — Wenn mich jemand da von rücklings ins Wasser stoßen wollte. Es ist nicht um das allein, daß ich gemein geworden bin, ich habe unglücklich gemacht. Es geht ein blasses Mädel um in der Stadt, dessen Blick mich verdammt macht. Es gehen andere Leute um. Wer die giftige Sünde wenigstens für sich behielt. Ich bin ein Scheusal!"

Nun begann er mir wirklich unheimlich zu werden. Weit war mein Verstehen mit ihm gegangen, nun wollte es zurückbleiben. Eigentlich verkommen sah er ja nicht aus, das war kein geknickter Wüstling, das war noch lohes Feuer in den Augen. Man konnte doch an aufgespeicherte Jugendkraft denken, nur die Willensschwäche wollte sich dazu nicht reimen. Und wohin denn, wenn die wilde Bestie keinen Bändiger hat!

Als die Stunde kam, die uns — wohl fürs Leben trennen mußte — wußten wir beide nicht, was zu sagen war. Das von ihm vielleicht erwartete Pathos war ausgeblieben; seinen jüngeren Beichtvater, dem er wohl die Gewalt eines hochgemuten Wortes zugemutet hatte, sah er gedrückt und stumm. Mit schlecht gesetzten Worten entschuldigte er sich; als ich ihm die Hand gab, legte er nur die Fingerspitzen hinein, dann ging er wie flüchtig davon.

Ich konnte mich zum mit anderen verabredeten Stelldichein um acht Uhr nicht einfinden. Ging lange planlos in der weiten Au umher, das Herz voll Unbehagen.

Hatte sich denn gar kein gutes Wort finden lassen? Ein fremder Mensch kommt im Vertrauen und schenkt dir das Intimste, was er hat, seine Sünde. Und du bist kalt wie ein Stein, und doch empfindest du sein Elend mit, die Verzweiflung wie die Lust. Dann die Frage ins Leere hinaus: Wenn ich mit einem solchen Bekenntnisse zu ihm gekommen wäre, was hätte e r antworten können? Ebenfalls nichts. Das ist eine stumme Schose. Die muß jeder mit sich allein ins Reine bringen. Aber wissen möchte ich es erst, ob dieses Naturphänomen unentwegt seinen Lauf in den Abgrund nimmt. Ist es eine notwendige Folge seiner Entwicklung? Sollte ein fremdartiger Zwang so spät in sein Leben eingegriffen haben? Schließlich dachte ich mir: Es ist der alte Adam. Wir kennen ihn alle. Aber für die Öffentlichkeit ist das nichts.

Und doch habe ich es hier vor aller Welt erzählt. Es hat sich nämlich noch etwas zugetragen, und das ändert die Sache. Jetzt m u ß sie unter die Menschen. Von meinem Mathematikprofessor hatte ich nichts

es längst nicht mehr äußere Beweggründe waren, sondern daß es mir angetan sein mußte. Auch wenn ich auf der Jagd war oder in den Bergen, immer und überall fiel mir die Liebe ein. Ich konnte keinen Menschen ansehen, sei es Weib oder Mann, ohne an Liebe zu denken. Wie ich in den Blättern sonst nur die Rubriken der Geisteskultur beachtet hatte, so spähte ich nun nach gewissen Inseraten. An pornetischer Kunst und Literatur ergötzte ich mich heimlich, während in der Öffentlichkeit natürlich geheuchelt werden mußte. Meine literarischen und beruflichen Arbeiten tat ich lässig, weil mir die Liebe im Kopfe war und in den Nächten floh mich der Schlaf, ich dachte an Liebe, ein heißes Gift fluidete durch alle Glieder und machte alle Behaglichkeit unmöglich. Erst dachte ich in der Tat, es sei eine Hexerei mit im Spiele und es würde vorübergehen. Aber, mein Herr! Jetzt währt das schon Jahre! Meine Freude an der Kunst ist lau geworden, mein Vergnügen an Sport und Reisen ist matt geworden, meine wissenschaftlichen Arbeiten gehen nicht vorwärts, ich bin kein eifriger Lehrer mehr und die Leitung der Anstalt entglitt meinen Händen. Immer und immer muß ich mit geringen Unterbrechungen an die Weiber, an diese Weiber denken und es scheint, das will sich noch immer steigern, jetzt am Beginne der Sechziger. Was ist denn das? Eine Luderei. Hart an der Schwelle des Irrenhauses! — Junge Leute lieben nicht so. Nein, s o lieben sie nicht. Wohl wenige werden es erfahren, wie naturwidrig dämonisch das ist, wenn's erst in späten Tagen losbricht. Gestern abends war ich kühl, so faßte ich den Entschluß, Ihnen meine Not zu gestehen, daß von allen Menschen doch einer sei, der es wisse, wie mir ist. Aber in dieser Nacht hätte es mich beinahe wieder reuen mögen. Doch ich w i l l nicht untergehen in diesem Elende. Mensch will ich wieder werden, meine Seele will ich wieder haben. Sagen Sie, was soll ich tun?"

Es ist wohl kein Wunder, daß ich diesem Ausbruche des alten Mannes, der ihn unheimlich machte, mit aller Spannung zugehört hatte. Und nun meine Antwort: „Aber, lieber Herr Professor, das ist doch leicht gesagt. Heiraten müssen Sie!"

„O Herr, das habe ich ja getan!" rief er aus. „Seit fünf Jahren schon bin ich mit der Hauptmannswitwe verheiratet. Das ist es ja, daß dieses Feuer nicht zu löschen ist! Daß mir der Satan in allen Arten zusetzt. Ach, vorwitzig habe ich leicht den Amor wecken wollen, und jetzt umgaukeln mich die Faune und ziehen mich hinab. — Sie ist mir nicht genug!"

„Es ist eine Krankheit", sagte ich.

„Knabe, das weiß ich. Will auch keinen Namen dafür. Mir ist nur, daß ich's einem Menschen habe sagen können. In diesem Augenblicke steht mein Vorsatz wieder fest: Umkehr! Aber ich glaube nicht

Einem Wünschenden.

Geh kühl vorüber an des Reichtums Stätte.
Der die Welt hat, ist ärmer,
Als der sie -- gern hätte.

Franz Stelzhamer als Prosaist.

Studie von **Leopold Hörmann.**

„Wen die Narrheit befallen, dem steckt sie in allen Gliedern; und wer ein Dichter ist, verrät sich in jeder Form." Stelzhamer.

Daß ein so reich bewegtes, abenteuerliches Leben, wie es das unseres gefeierten Volks- und Dialektdichters Stelzhamer, des hochstudierten Bauernsohnes aus Großpiesenham, gewesen, sich nicht bloß in allerlei Verslein und Liedern ausspielte, sondern oft auch umfassenderen schriftlichen Ausdruck suchte und fand, wird jedermann erklärlich scheinen. Wer aber Stelzhamer, der im Jahre 1874 das Zeitliche segnete, näher kannte, den muß es sehr befremden, daß er, der in persönlichem Verkehre ein ganz eminentes improvisatorisches Plaudertalent entfaltete, so daß man ihn in dieser Beziehung vielfach als ein literarisches Wunder anstaunte, als Prosaschriftsteller über ein kleines Stammpublikum hinaus wenig bekannt wurde. Freilich, in der Blütezeit seines Dichterruhmes, anfangs der Vierzigerjahre, buhlten die gelesensten Wiener Zeitungen um seine Mitarbeiterschaft, und die solchen Aufforderungen entsprungenen feuilletonistischen Arbeiten wurden gerne gelesen. Man weiß es ja: das, was in der Zeitung steht, ist meist nur für den Tag geschrieben und verflüchtigt in der Regel auch mit diesem. Stelzhamer begnügte sich auch nicht mit diesen journalistischen Eintagsfliegen, er lieh seiner erzählenden Kunst bald mächtigere Fittiche, indem er in der kurzen Frist von zwei Jahren allein ein halbes Dutzend Bände hochdeutsche „Prosa" erscheinen ließ. Bücher haben ihre Schicksale und seine Bücher hatten unter dem Vorurteile des Publikums zu leiden, als dürfe er, der berufene Dialektdichter, nun nichts anderes als nur Dialektgedichte schreiben. So oft der „Franz von Piesenham" mit einem Dialektwerke erschien, waren Kritik und Publikum mit Lob und Beifall hinterher; wie aber der glatte Name Franz Stelzhamer sichtbar wurde, verstummte die erstere und verlief sich das letztere. Stelzhamer beklagte sich darüber bitter; in seinem Buche „Sebastian der Spaziergänger" (gleich dem „Gedankenbuche" und den „Novellen" 1815 bei Manz in Regensburg verlegt; zwei Bände „Heimgarten" und ein Band „Jugendnovellen" erschienen 1846 bei Heckenast in Pest), gewidmet seinem „ältesten und

mehr gehört. Da war es einige Jahre später, daß aus jener Stadt in Deutschland ein Pastor nach Wien kam und mich in meinem Hause besuchte. Bei dem erkundigte ich mich nach Bekannten in seinem Berufsorte, besonders nach dem Professor.

„Der ist schon lange tot“, war die Antwort. „Das ist ein wunderbarer Mensch gewesen. Er ist verbrannt mitsamt seiner Frau.“

„Verbrannt? Mitsamt seiner Frau? Was soll das heißen?“

Und hat mir nun der Pastor die traurige, nein, die herrliche Geschichte erzählt.

In jener Stadt war eine Epidemie der schwarzen Pocken gewesen. Und eines Tages, als der Professor von seiner Schule nach Hause kommt, findet er seine Frau nicht mehr. Von der Seuche ergriffen, war sie rasch auf die Isolieranstalt gebracht worden. Der Mann überlegte es sich nicht einen Augenblick, folgte ihr in das Seuchenlazarett und pflegte sie Tag und Nacht, inmitten der Schwerkranken und Sterbenden. Sie genas, hatte aber das Augenlicht eingebüßt. Nun gab der Professor seine Stelle auf, seine literarischen Arbeiten, alle seine Passionen, um ganz der armen Frau leben zu können. Er besorgte persönlich den Haushalt, die Küche, die Kleider; unterhielt sie mit Lesen und Erzählen. Ihr das schwere Geschick erträglich zu machen, war sein einziges Bestreben. Er wich nicht von ihrer Seite. Er führte sie ins Freie, in die Kirche, ins Konzert und ein junger Bräutigam — bemerkte mein Pastor — könne nicht zärtlicher mit seiner Braut sein, als es der alte Professor mit seinem blinden Weibe war. Nachbarn wollten auch bemerkt haben, daß er Notwendiges sich selbst abkarge, um ihr besonders Musikgenüsse zu verschaffen. Anfangs hatten vorwitzige Leute gespottet, das ging allmählich in stille Bewunderung über. Man suchte ihm heimlich Vorteile zuzuwenden, so daß zum Beispiel durch vertrauliche Beizahlungen seiner alten Kollegen und Schüler scheinbar die Pension erhöht wurde. Aber das dauerte nun nicht mehr lange. Dann kam das Ende. Eines Tages, während der Alte in das Kasseamt ging, um seine vierteljährige Pension zu holen, brach in dem Hause seiner Wohnung Feuer aus. Es griff rasch um sich, die blinde Frau konnte sich nicht retten, sie stand, während über ihrem Kopfe schon der Schwalch herausschlug, am Fenster und rief nach ihrem Manne. Dieser eilte durch Rauch und Brand die Treppen hinauf und — ist nicht mehr zurückgekehrt.“

Das war die letzte Kunde.

„Die Grasmücke, Schwalbe, Drossel, Amsel und alle edleren Sänger umher halten es gar nicht der Mühe wert, mir um eine Brosame ihre Aufwartung zu machen; fröhlich singen sie im Busch, als ginge es ihnen noch so gut, und hungern lieber einen Tag, als daß sie dem Erdmagnaten — Mensch ein Kompliment machten. Der uns singen heißt und dem wir gerne singen, sagen sie, erhält uns schon doch. Behalte nur, du stolzer Mensch, deinen Bissen für dich oder verschenk' ihn an deinesgleichen, an die Schmeichler und Bettler von Profession, ihr höchstes Glück ist ein voller Magen, unseres aber — ein lustvolles Herz!"

Man lese nun folgende, freilich aus dem Zusammenhang gerissene Verse:

„Frei bin i, frei blei i,
Mag wiadavöll wern,
Und du, Mensch, kannst mein' Singar
Unzahlta zuahern!

Frei g'löbt und frei g'storib'n,
Frei g'sunga sei G'sang,
Und nöt a Weil b'sorig'n,
Währt's kurz oder lang.

Währt's lang oder kurz
Und geht's schlecht oder guat —
So a Vogel is a Vogel,
As liegt schon im Bluat. — —

Das wertvollste Stück der Sammlung, vielleicht von Stelzhamers „Prosa" überhaupt, ist die Novelle „Die Mechaniker". Es ist eine mächtig ergreifende Geschichte, wie sie Gottfried Keller nicht besser und eindringlicher geschrieben hätte. Ein schlichter Mann aus dem Volke, ein Tischlermeister, ist von einer brennenden Leidenschaft zur Mechanik erfaßt worden, er grübelt an einer neuen Erfindung. Meister Johannes will einen Automaten herstellen, der es den Lebewesen gleichtun soll. Jahrelang spekuliert der Mann und raspelt und feilt an seiner „Puppe" herum, zu deren Vollendung es vielleicht nur mehr eines Rädchens, eines einzigen Griffes bedarf — vergebens! Eben diesem beseelenden Hauche steht er ohnmächtig gegenüber — und das bringt ihn zur Verzweiflung. Der Mann wird wahnsinnig, nachdem ihn schon vorher seine Passion finanziell zugrunde gerichtet hat. Meister Johannes hat nun einen Sohn, der in der Rheingegend seinem, vom Vater erlernten Handwerk freudig nachgeht, bis er plötzlich von einer quälenden Ahnung, von einer mächtigen Sehnsucht nach der Heimat erfaßt wird.

Schwer läßt Meister Feinschnitt den kunstfertigen Gesellen ziehen; des Meisters Töchterlein, dessen Herz in heller Liebe für den hübschen Burschen entbrannt ist, weint ihm bittere Tränen nach. — Bernhard wird daheim die traurige Mitteilung von des Vaters Geschick. Nun

treuesten Freunde ‚Niemand', Ritter keines Ordens, Mitglied keiner gelehrten noch sonstigen Gesellschaft", heißt es in der Vorrede:

„Euer Nichtgeboren! waren von jeher ein ganz anderer Mann als meine jüngeren Freunde und Verehrer, welche ein Teil in ihrer Frömmigkeit und Sanftmut glauben, ich könne außer meinen obderennsischen Liedern nichts schreiben; der andere aber aus Klugheit und Vorsicht meint und mir inständig anrät und einschärft: ich solle ja doch — den allwöchentlichen Waschzettel etwa ausgenommen — nichts Hochdeutsches schreiben, um mein erlangtes Nämchen nicht zu erschüttern und ihr dünnes, mir spendiertes Stimmchen nicht unnötigerweise zu zwiespalten. Klug geraten und wohlgemeint! Aber, liebe Freunde, warum rietet ihr denn nicht, gleichviel der Wiese oder dem Paradiese, als Gott die unermessene Fülle der Dichtkunst — ihren Frühling über sie ausgoß und hinströmte, daß sie entweder lauter Lotos und lauter Rosen oder lauter Krauthäupter und Runkelrüben ansetzten und ausschossen?!"

Auch sonst ist „Sebastian"-Stelzhamer auf seine lieben Mitmenschen nicht gut zu sprechen. In der einleitenden „biographisch-genealogischen" Skizze „Sebastian" (das Buch ist ein Novellenzyklus) wimmelt es von Ausfällen auf das Provinzphilistertum. Man kann sich beiläufig denken, wo die in dem Buche angezogene Stadt „Sauerhausen" (Sebastian notiert: „sie liegt unweit China und wird auch größtenteils von Chinesen bewohnt") — in Wirklichkeit liegt. Der Leser kann übrigens aus folgender Äußerung „Sebastians" selbst erwägen, wohin die Lanze gerichtet ist: „Ich traf Menschen, von denen ich wahrlich nicht wußte, ob sie nicht albern oder sinnig genug seien, um mich zu verstehen; ich stieß auf glatte Gesichter, hinter denen ein heimtückischer Geist hauste, der mich dann allenthalben verfolgte, am allerleidigsten aber fiel mir der dicksteißige Spießbürgersinn und die wasserköpfige, lautmäulige Gelehrtheit auf, das fand des Rümpfens und Tadelns kein Ende und trübte den lauteren Spiegel meines Gemüts, erfüllte mit Argwohn und Zweifel mein Herz und gab meinem Gesange einen neuen, aber leider keinen schöneren Klang."

Wie nicht bald ein Buch Stelzhamers, ist „Sebastian der Spaziergänger" von subjektivem Empfinden durchströmt, fast auf jeder Seite finden und erkennen wir den „Franz von Piesenham" wieder, den wir aus seinen obderennsischen Liedern so lieben gelernt haben. Oder klingt aus dem folgenden Satze, der sich in der reizenden Skizze „Ein Frühstück im Freien" findet, nicht ganz dieselbe Stimmung heraus, die dem Dichter das reizende Gedicht „'n Vogel sein Fruahlingsg'sang" diktiert hat? Der „Spaziergänger", der sein Frühstück mit dem kecken Spatzen, „den verdienstlosesten aller Vögel", liebevoll teilt, resumiert:

Wirkung nicht beeinträchtigt wird und der Leser einen überwältigenden Eindruck gewinnt. Doch auch die „Ausgewählten Dichtungen“ enthalten einige Erzählungen (vor allem die prächtige Geschichte „Franz Gipfel und seine Familie“), die, um mit Robert Hamerling zu reden, der auch den Schriftsteller Stelzhamer zu schätzen wußte, von „hohem Werte und von frappantester Eigentümlichkeit sind“.

Originelle Auffassung und interessante Durchführung muß übrigens allen Prosaarbeiten Stelzhamers zugesprochen werden. Und alle Töne stehen dem Dichter zur Verfügung, vom übermütigen Frohsinn bis zur tiefsten tränenumflorten Trauer. Welch reicher Stimmungswechsel von dem „Märlein vom Rausche“ bis zu den Skizzen „Hundert Gulden“, „Das tote Herz“ und dem Nachtstück „Sohn und Mutter“!

Der selige Dr. Märzroth hat Stelzhamers novellistische Art „Jean-Paulisierend“ genannt; nicht ganz unbegründet. Unser Dichter hat etwas von dem „Zettel“-Wesen und der Vor- und Nachwort-Manier des großen „Humoristen“ an sich. Wir behaupten aber daneben mit aller Entschiedenheit: Stelzhamer war auch als Novellist kein nachahmendes, sondern ein ureigenartiges Talent. Wenn wir ihn mit Jean Paul nahe in Beziehung bringen, so tun wir es darum, weil er mit diesem vollends die gleichen vorzüglichsten Eigenschaften des echten Dichters gemein hat: Humor, Gemüt und Geist. Man lese des Dichters „Gedankenbuch“ und man wird diese Behauptung vollauf gerechtfertigt finden.

Als Lockspeise setzen wir ein paar Aphorismen aus dieser Sammlung hierher: „Wer alle Menschen liebt, der liebt keinen recht; wer aber einen recht liebt, der liebt alle.“ — „Wer nicht ein paar Grobheiten vertragen kann, ist nicht einer Höflichkeit wert.“ — „Unser Verstand vermag nur die allerleichtesten Rätsel aufzulösen; die Bedeutung der schwereren finden oder doch ahnden wir durch den feinen Sinn des Herzens.“ — „Schöne Gestalten sind nackt am schönsten; aber sie können nur Naturmenschen und ganz Gebildeten ohne Gefahr gezeigt werden — so ist es mit der Wahrheit auch.“ — „Das Leben ist eine Last, die mit jeder anderen Last, die man trägt, das gemeinsam hat, daß sie immer schwerer wird.“ — „Unter allen wildwachsenden Blumen der Erde ist keine schöner als das sanfte Veilchen der Augen, die Glutrose der Wangen und der Lilienflor des Leibes; und unter allen wilden Früchten im ganzen weiten Gottesgarten schmeckt keine süßer als die Erdbeere der Lippen.“

Wir wollen diese Blütenlese aus vorgenanntem Buche noch um einige Prachtstücke aus dem Blumengarten der „Ausgewählten Dichtungen“ Stelzhamers, auf die hinzuweisen ja mit der Zweck dieser Skizze ist, vermehren: „Ihr werdet mir's nicht glauben wollen, aber der kürzeste Weg zum Himmel geht schnurgerade durch die Hölle.“ —

erleuchtet aber Bernhard, der von seinem Vater die Leidenschaft für Mechanik geerbt hat, ein Gedanke: den Versuch zu wagen, zur Rettung seines irrsinnigen, von ihm heißgeliebten Vaters die Puppe fertig zu stellen! Der liebe Herrgott muß dabei im Spiele sein — denn es gelingt ihm!

Hören wir den Erzähler: „War ich denn jählings nach Lilliput verzückt worden oder in eine Gnomenhöhle oder war es bloß Sinnentrug von einem bösen Zauberer? Die ganze Stube wimmelte von niedlichen Menschlein in bunten Flitterstoffgewändern, die sich auf das possierlichste drehten und schwenkten; sie winkten mit ihren kleinen Händen, nickten traulich mit den Köpfen und trieben unter sich die harmloseste Kurzweil von der Welt; aber eines tat sich vor allen übrigen hervor durch die ausgelassenste Lustigkeit und die tollste Drollerie. Allenthalben hatte es zu tun und zu gucken, mit jedem mußte es ein Wörtchen tauschen und entblödete sich nicht, auf mich schauderhaften Riesen anzutrippeln und mit vielen Bücklingen, Handwedeln und wackelndem Kinne mir seinen Respekt und sein Wohlwollen zugleich kundzutun." Es war der Klein-Käsperle, wie ihn sich Meister Johannes gedacht hatte.

Man muß das letzte Kapitel dieser Geschichte, das „im Irrenhause" spielt, lesen; es dem Meister nacherzählen, wäre von dem Jünger eine Verwegenheit.

Bernhard mit seinem „Automaten" als Seelenarzt ruft den Vater aus der Nacht des Wahnsinns wieder ins lichterfüllte Leben zurück. Das gibt eine Szene, wie sie nicht großartiger erfunden werden kann.

Der Dichter sagt: „Das sah ich und mußte es eine gute Weile ansehen, weil des allernatürlichsten, reinbäurischen Herzensergusses kein Ende werden wollte; aber ich gestehe, es wurde mir die Zeit nicht lang, wie oft bei den wohlgesetzten Phrasen der hochgebildeten Menschen, die sich gegenseitig ihr entzücktes Herz auswörtern."

Wie schade, daß diese Novelle (aus Verlagsrücksichten wohl?) nicht in den „Ausgewählten Dichtungen" enthalten ist! Wollen wir hoffen, daß in die vom „Stelzhamerbund" verheißene Ausgabe der Prosaschriften Stelzhamers diese für die Erkenntnis der Novellistik des Dichters so charakteristische Arbeit Aufnahme finde. Mit ihr allein wäre der Beweis erbracht, daß Stelzhammer ein ganz außerordentliches novellistisches Talent besessen, das leider nur verkümmert und nicht genügend gepflegt und aufgemuntert wurde. Auch die im dritten Bande „Prosa" enthaltene Geschichte „Die drei Schlemmer", die am Kalvarienberge beginnt und am Schaffotte endigt, fehlt leider; gleich den „Mechanikern" ist sie voll grellphantastischer Farbe, die aber durch die Realistik der Darstellung wieder leise abgetönt erscheint, so daß die

mal die Schnur vom Rade: damit der Ganggerl, wie man glaubt, beim Haar nicht sein Spiel treibe und das Spinnen mehr ausgibt am nächsten Tage.

Auf dem Lande gibt es eigene Spinnradelmacher; im Gebirgsdorfe Donnersbachwald lernte ich seinerzeit den Spinnradel-Naz kennen, den man ortsüblich den Spinnradeldoktor nannte. Wenn die Allerheiligen herankamen, ging dieser Mann von Hof zu Hof fragen: Bäuerin, hast koan kronks Spinnradel? Wohl, wohl, lautete hie und da die Antwort: dem meinen fehlts beim Tritt, der Bua is mir auf'm Bod'n drob'n im Sommer drüber kemm'. Woaß ma eh, kloane Kina loss'n nix in Fried . . . Wenn der Flachs gesponnen ist, macht die Bäuerin den Zwirn. Auf diese Arbeit deutet der Gasselspruch hin, den der Bub zur nächtlichen Stunde den weiblichen Dienstboten hineinruft:

Dirndl, Dirner,
Stehts auf Zwirner,
's kimmt der Schneider vom Oberland,
Macht Enk a schöns neu's Sunntogg'wond,
Hint' und vorn oans vull Folten.
Ha, möcht's mih nit über Nocht do g'holten?

Der Bauer unterscheidet Happkörbe, Buckelkörbe, Brotkörbe, Erdenkörbe u. s. f. Der Sulmtaler nennt die Brotkörbl auch Loazkörbl. Der Oberländer fertigt die Happkörbe aus Holzschienen an, der Sulmtaler kennt nur Körbe aus Stroh und Weidenholzschienen. Die Buckelkörbe werden auf dem Rücken (Buckel) getragen, daher ihr Name, die Happkörbe nennt man in St. Peter im Sulmtale, wo ich meine Jugend verlebte, einfache Tragkörbe. In dieser Gegend kennt man auch den Ausdruck Erdenkörbe; diese Korbart dient zum Eintragen des Düngers auf steil gelegene Weingärten, wie ich es in Fröhlichberg, Riemerberg, Kreuzberg und Aichegg traf. Der Ausdruck: „'s Körbel is g'macht" ist auf folgende Volksüberlieferung zurückzuführen: Es lebte einst ein Korbflechter, der jedesmal, wenn er einen Korb fertig hatte, sagte: Gott Lob und Dank, 's Körbel is g'macht. Er wollte, daß dies auch sein Weib nach beendeter Arbeit sage, doch die Halsstarrige tat es nicht, weshalb sie vom Manne Hiebe erhielt. Dies wurde im Dorfe bald erzählt. Der Bürgermeister sagte es seinem Weibe. Dieses meinte: Recht hatte die Korbmacherin, ich an ihrer Stelle würde mir das vom Manne auch nicht vorschreiben lassen, was ich nach Beendigung meiner Arbeit zu sagen habe. Was, schrie das Gemeindeoberhaupt seine Ehehälfte an, du wolltest mir auch nicht gehorchen? Nein. Und nun klopfte der Mann sein Weib so lange, bis sie sagte: 's Körbel is g'macht, ja, ja, 's Körbel is gmacht.

Es gibt Schmalzkübel, Rahmkübel, Butterkübel. Den Namen Rahmkübel traf ich im Gebirgsdorfe Wörschach sogar als Hausnamen.

„Wenn Gott Gerechtigkeit übt auf Erden, so bedient er sich dazu gewöhnlich eines ungerechten Menschen.“ — „Wer weiser ist als ich, der sei mein Meister, wer besser ist, mein Herr.“ — „Wenn ich ein Urteil über meine künstlerische Leistung vernehmen will, so ist mir einer genug, mehrere sind mir zu wenig.“

„Bei manchen der Aphorismen Stelzhamers ist uns, als würfe der Dialektdichter den Bauernkittel ab und träte in angeborener geistiger Vornehmheit vor uns hin“, sagt der schon erwähnte Hamerling in seinen „Bemerkungen über Stelzhamer“ äußerst zutreffend.

Und auch wir schließen mit seiner Aufforderung: „Willst du den Unterschied kennen lernen zwischen einem genialen Poeten, der sich einer Volksmundart bedient, und einem ordinären Reimeschmied in Hemdärmeln, so laß beide sich hinsetzen und ein halbes Dutzend hochdeutscher Aphorismen von dieser Sorte niederschreiben.“ (Lechners Mitteilungen.)

Haus- und Küchengeräte der Älplerin.

Von **Karl Reiterer.**

In Ergänzung meines Aufsatzes „Haus- und Ackergeräte des Älplers“, „Heimgarten“, 29. Jahrgang, Heft 7, Seite 539—545, sei in Nachstehendem einiges über jene Haus- und Küchengeräte gebracht, deren sich die Älplerin bei verschiedenen bäuerlichen Arbeiten bedient, es sind dies: das Spinnrad, der Haspel, der Schüttspieß, allerlei Körbe, Kübeln, Tröge, Brentln, Butten, Milchwirtschaft- und Alpenwirtschaftsgeräte u. s. w.

Beim Spinnrade unterscheidet die Älplerin des Enntaler Gebietes ein Haarradel und Werkradel, je nachdem der „Haar“ oder das „Werk“ damit gesponnen wird. Dem Baue nach gibt es Stockradel und Stehradel; erstere sind mehr breit, letztere mehr hoch konstruiert. Die Stehradel sind immer nur für den „Haar“, die Stockradel für „Haar“ und „Werk“. Die Haspel dient zum Abwickeln des Spinnfadens von der Spule. In der Volkssprache nennt man unter einem „Haspel“ auch einen unbeholfenen tölpelhaften Menschen. Ich hab' mih g'haspelt, sagt der Älpler, wenn er sich stolperte. In diesem Falle geht der Bauer noch einmal zurück und passiert die Stelle ein zweitesmal. Der Schüttspieß ist aus Holz und dient dazu, das Werk zu lockern, damit es leichter gesponnen werden kann.

Der Volksglaube lehrt: zu Martini muß die bäuerliche Magd (Dirn) bereits drei Strähne gesponnen haben, sonst darf sie im Fasching nicht auf'n Tanz gehn. Auch nimmt die Bäuerin nach dem Spinnen jedes-

kommen. Im Ennstalerischen kennt man auch eine Krapfmultern, das Holzgefäß, in welches der Teig für die Roggenkrapfen kommt.

Andere Holzgefäße sind noch die Butten: Schmalzbutten und Weinbeerbutten. Erstere dienen den Schmalzpaters zum Rindschmalzsammeln bei den Bauern, letztere werden bei der Weinlese benützt, was ich nur nebenbei erwähne.

Nun zu den Küchen-, Milchwirtschafts- und Almwirtschaftsgeräten. Zu ersteren zählen wir unter anderem das Nudelbrett, den Sechter, zu letzterem den Kupfer- oder Kaskessel, die Kesselrait oder Kesselheang, das Schottuch, die Schottwiag'n, die Milchtötzeln, Milchbrenntln, Milchseihe, Milchloater, Milchspriedel, Butterkübel, die Buttermodel und den Rahmzweck.

Das Nudelbrett ist sehr populär geworden. Es ist von demselben sogar in einem Volksliede die Rede, das ich schon vor 36 Jahren von einem Schneidergesellen namens Wilhelm Meißl singen hörte. Es beginnt im Wiener Gassenhauerton:

Hiaz woaß ih, wos ih tua,
Hiaz woaß ih, wos ih tua,
Hiaz geh' ihs in die Stodt hinein,
A Köchin will ih's sein, hots gsogt,
Hiaz geh ih's in die Stodt hinein,
A Köchin will ih's sein.

Ich fand das Lied auch in der obenerwähnten Stieg'schen Sammlung mit der Überschrift „Die Köchin".

Es gibt Gsottsechter, Milchsechter, Wassersechter u. s. w. Die Gsottsechter dienen zum Abbrennen der Heublumen mit siedendem Wasser, wozu ich bemerke, daß die Heublumen im Sulmtale „Ohm", die abgebrannten Heublumen im Ennstalerischen „'s Gsott" heißen.

Der Kaskessel kann kleiner oder größer sein. Bei Großbauern hat er oft einen riesigen Umfang.

Der Waldbauernbub singt übermütig:

's Dirndl auf d'r Olm
Is in Kaskessel gfoll'n,
Hot sih die Kniascheibn broch'n
Und 'n . . . . 'n holbn.

Es kommt eben vor, daß die Käsekessel in der Tat so groß sind, daß darin ein Mensch ganz gut Platz hätte.

Der Kessel hängt an der Kesselrait, die auch Kesselheang genannt wird. Diese dient dazu, den Kessel oberhalb des Herdfeuers beliebig hin und her zu bewegen. Das Schottuch dient zum Abseihen des Schottenkäses. Es ist zumeist aus grober Leinwand, für den Topfen aus Rupfen; für den Schotten aus Hawern (Reistenleinwand).

In dem Schmalzkübel befindet sich das Rindschmalz, in dem Rahmkübel die Sahne und in dem Butterkübel die Butter. Mit dem Rahmkübel, vom Ennstaler auch Sahntruhe genannt, fährt der Bauer im Sommer auf die Alm, um die Butter oder Sahne heimzuschaffen. Im Gebirgsdorfe Vorberg soll vor Jahren ein Bauerssohn beim „Sahnführn" den Wagen mit dem Butterkübel vor einer Almhütte stehen gelassen haben. Während der Bub mit der Sennerin schäkerte, kamen die im Freien sich befindlichen Schweine über d' Sahntruhe und „wirtschafteten" fürchterlich. Der vulgo Klüftl-Urberl in Lassing, ein Volksdichter des Ennstales, brachte das „Dorfereignis" witzig in Verse und das Lied wurde viele Jahre lang in den Bezirken Irdning und Liezen gesungen. Herr Landtagsabgeordneter und Realitätenbesitzer Franz Stieg in Alt-Irdning hatte die Güte, mir ein Liederbuch zu überlassen, in welchem ich jene Volksdichtung unter dem Titel „Der Schmalzführer", Seite 83, traf. Es kommt in demselben die Stelle vor:

So a Sau kunnt ma essen
In an Fosttog a glei,
Bei a sölchen Sau is
Jo viel Rindschmolz dabei.
Wer a so a Sau ißt,
Wird koa Fosten brecha,
Aber 'n Bichler in Loantschern
Wird d' Seiten stecha.

Im Oberlande nennt man die Kübeln auch Brenntln, wenigstens ist eine Brenntl ähnlich gebaut wie ein Kübel. Man unterscheidet speziell Waschbrenntln, Milchbrenntln, Schottenbrenntln. Im Kaskai, auch ein Holzgefäß, wird der Steirer- oder Stinkkäse geformt; er hat Ähnlichkeit mit einem Kegelstutz. Den Brenntln ähnlich sind die Bottiche, nur sind diese größer als jene. Der Krautbottich dient zum Aufbewahren des Sauerkrautes, das von den Hausleuten genossen wird. Der Krautstiber ist nichts anderes als ein Riesenkrautbottich. Man gräbt in die Erde ein Loch und zimmert es mit Lärchenholz aus. Das Sauerkraut erhält sich im Stiber zwanzig Jahre lang genießbar. Krautmesser, Krauthacken und Krauthobel dienen zum Verkleinern der Krautköpfe. Über das Kraut als Volksnährmittel habe ich bereits seinerzeit mehreres veröffentlicht. Ebenso schrieb ich über „Krauthackg'sangeln" aus St. Martin a. d. S. bereits im „Heimgarten".

Der Backtrog, im oberen Murtale Backtesen genannt, ist das Holzgefäß, in dem der Brotteig angemacht wird. Wenn es am Sonnenwendtag regnet, so regnet es, lautet ein Spruch, der Bäuerin in die Backtesen. Im Sulmtalerischen vernahm ich, daß man den Backtrog die Bachmultern nennt, wozu ich bemerke, daß kleinere Backtröge allerdings mehr multenförmig aussehen, während größere tatsächlich einem Trog gleich-

Oder:

Auf Gott vertraut,
Ist wohlgebaut.

Die Sennin, wenn sie auf die Alm fährt, hat auch eine Gaisglöckel bei sich, das ist ein Lärminstrument zum Herbeilocken der Ziegen von der Weide. Es ist gleichsam eine Glocke, welche aus einem einzigen Stück Holz, mit einem Griff versehen, besteht, und wenn die hölzerne Kugel, welche daran hängt, fest geschwenkt wird, so gibt das einen weithin vernehmbaren Ton. Dem interessanten Hausgeräte dieser Art wurde in der „Festschrift" des Vereines für österreichische Volkskunde, Jahrgang 1904, eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und wir finden darin Seite 184 auch eine gute Abbildung davon.

Außer den Gaisglöckeln der Senninnen gibt es auch Eßglöckeln, welche die Hausglocke vertreten. Jedenfalls erinnern diese Instrumente sehr alter Herkunft an längst entschwundene Kulturperioden, an Zeiten, wo es noch keine Metallglocken gab.

Kommt der Bäuerin der Schuhmacher oder der Weber ins Haus, so richtet sie ersterem 's Schneidbrettl und 's hülzern Glachter, letzterem den Webstuhl und 'n Ellenstab her. 's hülzern Glachter besteht aus den Keilen zum Aufleisten der Schuhe.

In den meisten obersteirischen Bauernhöfen ist auch ein Branntweinofen oder Branntweinkesserl, ein Boaßfassel zur Maische und ein Kühlapparat, die die bäuerliche Hausmutter das ganze Jahr über in Verwahrung nimmt, damit es ja keinen Anstand gibt, wenn die Finanzwachorgane zur Brennzeit den Bauern kontrollieren kommen.

Der leichtlebige Bua singt:

Der Bronntwein is dick beim Boden,
D' Strümpf san vom Bauernloden,
D' Schuach san vom Fliaßpopiar,
Guat geht dös niar.

Oder:

Der Bronntwein is guat,
Brauchat scho längst 'n grean Huat,
Wenn der Bronntwein nit wa(r),
Hätt' ih längst 'n Huat ah.

Über den Älpler und den Branntwein habe ich bereits einiges geschrieben und veröffentlicht. Seitdem erfuhr ich von einem bäuerlichen Schnapsliebhaber unserer Gegend den klassischen Ausspruch: Wenn der Irdninger Kirchturm eppes niedriger und die Schnapsglaseln um dös höher wären, war's glei recht.

Außer dem vorigen hat jede Bäuerin noch eine Flickschachtel (Nähschatulle), eine Wage älteren Datums, Kürbishacken, Sympathiemittel, verschiedene Besen u. s. w.

Das Schottuch wird über die Schottwiege gebreitet. Diese hat Sprossen und liegt über einer Brenntl.

Der Triefuß ist aus Eisen. Auf denselben wird die Kochpfanne gestellt, auch das Einbrennpfandl oder die Wasserpfanne. Zuweilen hat man anstatt der Pfanne ein Kesserl; auf drei Füssen stehend, dient es zum Knödelsieden, es vertritt das „Knödelhäfen".

In einem Gasselspruche kommt die Stelle vor:

> Nachten is oaner vorbeigrennt
> Ham eahm d' Heansch 'n Tobak onbrennt.
> Da Hohn zünd't eahm a oan on,
> Han, Dirndl, host nix wahrg'nomm' davon?
> Und 's Knödelhäfen fongt ah on z'prachten,
> Woaßt heut' neama so viel z'lüag'n wia nachten?

Die Rüben- und Rettichschoaber sind aus Holz, ebenso der Krapfwalker, welcher dem Nudelwalker nicht unähnlich ist, nur ist letzterer viel größer als ersterer; kleiner und kürzer hat er auch an den Enden keinen Griff wie der Nudelwalker.

Die Milchstötzeln sind aus Holz, seltener aus Ton oder Blech. In dieselben kommt die süße Mich, in die Milchbrenntl die sauere. Der Älpler sagt: im Winter möcht er ein Ofeng'lander und im Sommer eine saure Milchbrenntl sein.

Zum Seihen der Milch bedient man sich des Milchseihers. Damit ein Milchstötzel auf das andere gestellt werden kann, hat man die Milchspriedel, linealförmige Holzstücke, von denen je zwei auf ein Milchstötzel gelegt werden. Auch die Milchloatern ist aus Holz, auf dieselbe kommt die Milchseihen, sie hat die Form eines Totenschragens.

Die Butterkübeln sind aus Holz und entweder zum Treiben (Rühren) oder zum Stößen; letztere werden Stehkübel genannt. Der Buttermodel und Rahmzweck sind zwei weitere unentbehrliche Geräte zur Milcharbeit des Älplers. Ersterer dient dazu, die Butterknollen mit Verzierungen zu versehen, mit letzterem wird die Sahne, der Rahm, abgehoben, wozu ich bemerke, daß der Ausdruck „Zweck" ein Stückchen Holz bedeutet. Alte Bauern nennen auch die Zündhölzchen „Zweckln" und wenn ein Bauer den andern um ein Streichholz bitten will, so hört man oft im Gebirge den Ausdruck: „Geh, gib mir a Zweckl!" Sowohl der Buttermodel als auch die Rahmzwecken werden von bäuerlichen Naturkünstlern mit Verzierungen, Sprüchen oder Buchstaben verziert, öfters findet man ornamentale Verzierungen origineller Komposition auf Buttermodeln.

Ein Sprüchel, in einen Rahmzweck geschnitzt, kann lauten:

> Mit Gott fang' an,
> Mit Gott hör' auf,
> Das ist der schönste Lebenslauf.

Ein unentbehrliches Hausgerät für jede Älplerin ist der Birchbesen und Wisch. Ersteren machen Besenbinder aus Birkenreisig, letzteren aus Tannenreisig. Zu Martini, sagt man, ist's zum Wischbrocken. Je mehr Besen in einem Bauernhofe zugrunde gehen, desto besser. Wenn einerseits der Seifeverbrauch ein Bildungsgradmesser ist, so kann man anderseits an dem Besenverbrauch messen, wie es in einem Bauernhofe zugeht.

Ein alter Bauernspruch lautet:

Am Wisch und am Besen
Und an der Schmalzdesen
Kannst da Bäuerin ihrn Hausstond
Allzeit obalesen.

Geheimnisvolle Warnungen.

Ein Stückchen alter Volkspädagogik von **Karl Birnenstein.**

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß Menschen, welche nicht die nötige Erkenntnis- oder Urteilskraft besitzen, um eine ihnen nützliche Maßregel einzusehen, zur Befolgung derselben am ehestens gebracht werden können, wenn sie ihnen in der Schale des Geheimnisvollen gereicht wird.

Mit Vergnügen erinnere ich mich da eines meiner Freunde, eines Arztes im österreichischen Gebirge, der es ganz ausgezeichnet verstand, die Bauern zu ihrem eigenen Nutzen zu dupieren. So sehr auch das Naturheilverfahren, das den Hauptwert auf die Anwendung des Wassers legt, in den Kreisen der Gebildeten Anklang gefunden hat, so wenig fand es bei dem Bauern Verständnis. Das vollständig farb-, geschmack- und geruchlose Ding, das dazu noch kalt ist, als Heilmittel zu betrachten, dazu kann er sich nicht herbeilassen. Er will eine Medizin haben, deren Zusammensetzung er nicht kennt, die Farbe, Geruch und womöglich einen unangenehmen Geschmack hat. Hatte nun mein Freund einen Patienten, dessen Krankheit er durch Abreibungen mit kaltem Wasser beizukommen hoffte, so gab er ihm ein kleines Fläschchen einer vollständig harmlosen Medizin und befahl ihm, davon eine bestimmte Anzahl von Tropfen, beileibe aber nicht mehr oder weniger in ein Schaff mit kaltem Wasser zu gießen, hierauf das Wasser etwa eine Stunde stehen zu lassen und sich dann mit demselben abzureiben. Dieses Rezept wurde ebenso gerne befolgt, als es nicht befolgt worden wäre, hätten nicht die geheimnisvollen Tropfen dem Wasser erst ihre vermeintliche Heilkraft mitgeteilt.

Wie hier mein schlauer Freund den Bauern seiner Praxis gegenüber verfuhr, so hat es der Volksgeist schon vor Jahrhunderten hauptsächlich den Kindern gegenüber getan und Gesundheits- und Wohlverhaltungsregeln, gegen die er immer wieder sündigen sah, in das Gewand

Wenn die Flickschachtel einer Magd, heißt es, voll ist, kommt ein Freier. Im Innern der Nähschatulle ist beim Deckel gewöhnlich ein Spiegel angebracht, damit sich eine Schöne darin beschauen kann, und nicht selten mag ein eitles Bauernmoidele wohl auch fragen:

Spiegelein, Spiegelein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen — Dorfe?

Beim Maß und Gewicht hält sich die Bäuerin zumeist nach dem Alten. Die Kilo und Deka verwirren sie nur.

In einem von mir aufgefundenen Volkslied, betitelt „Maß und Gewicht", heißt es:

Und kauft ma hiaz a halbes Pfund,
Was hat das für'n Nam'?
Sö leg'n das neue G'wicht auf d' Wag'
Dös hoaßt ma Dekagramm.
Kilogramm und Dekagramm,
Dös ham mir als dabei,
's Pfund is hiaz halt schwächer word'n
Bei dera Maßerei!
Der Geldpreis oba bleibt sich gleich,
Koa Teixl will nit zruck,
Der Arme därf ja eh nix sog'n,
Dens do am meisten druckt,
Den Großen liegt do ah nix dron,
Dö schwärzen durchanond,
Was frag'n denn dö nach unser Klass'
Wenn wir nix z'essen hobn.

Das kennzeichnet so recht, mit welchem Unbehagen der Älpler die Einführung des Metermaßes entgegennahm. Zu den Hausgeräten der Älplerin, welche Sympathiemittel sind, kann gezählt werden: die Fraisbeten, das Trudenmesser, der Peststein, Gallizenstein, Salmtegel, Honigtegel u. dgl. Fraisbeten und Trudenmesser werden dem Kinde in die Wiege gelegt: damit es nicht von der Trud gedrückt wird und keine Fraiskrankheit bekommt. Der Gallizenstein vertritt den Lapis (Höllenstein); mit ihm brennt sich der Bauer „'s wilde Fleisch" bei den Wunden weg.

Die Sennin auf der Alm hat einen Sennspiegel und ein Kräutertrüherl, in dem sich Einhaken, Bibernell, Bitterwurz Bilsen, Borresch*) und anderes befinden. Wenn ein Tier erkrankt, muß die Brenntlerin gleich nach eigenem Ermessen doktern, denn fürs erste kann sie vom Vieh nicht weg, fürs zweite ist es oft schon viel zu spät, wenn ein Bauernarzt oder ein g'studierter Viehdoktor herbeikäme. Sorglos „walgt" die Magd beim Vieh auf der Alm herum, heißt es ja doch im Liede:

Und wia i auf die Alma kimm,
Da hats mir ah glei gfolln'n
Da siach i halt die Senderin
Bei d' Kuahla umawolg'n.

*) Siehe „Steirischer Wortschatz", Seite 194, 81, 84, 104.

kauen sehen, wohl aber solche, die gerne über allem und jedem brüten, die Grübler, die Sinnierer und jene, die sich mit sogenannten „schwarzen“ Gedanken tragen. Der Nägelkauer also, wenn er überhaupt nicht direkt Schlechtes sinnt und plant, raubt sich selbst die naive Daseinsfreude, er greift nicht kräftig zu, wo ihm das Leben ein Glück entgegenbringt, sondern erwägt und grübelt, ob es doch wert sei, genommen zu werden und so verpaßt er die schönste Gelegenheit und wenn er dann vielleicht zugreifen will, ist die Kugel des Glückes schon längst fortgerollt. Außerdem ist das Nägelkauen immer mit Untätigkeit verbunden und wer über nutzlosen Grübeleien das Handeln verpaßt, der wird gewiß das Glück nie an seine Seite zwingen. Auf das Kind aber wirkt der Spruch mit der Macht des Geheimnisvollen. Erstaunt betrachtet es seine Nägel, an denen das Glück hängen soll, von dem es doch keinen klaren Begriff, wohl aber die dunkle Vorstellung hat, daß es die Summe alles dessen sein müsse, was es sich wünschen könne. Und wenn es sich wieder einmal vergißt, im rechten Augenblick fällt ihm die Warnung ein und scheu zieht es den Finger vom Munde.

Ein Mädchen, in dem eben die Eitelkeit erwacht, steht vor dem Spiegel und kann sich an seinem eigenen Bilde nicht satt sehen. Da hört es sagen: „Wer lange in einen Spiegel sieht, dem sieht der Teufel entgegen.“ Das Mädchen zuckt zusammen und wie es noch einen scheuen Blick in den Spiegel wirft, da vermeint es wirklich schon eine höllische Fratze mit zwei glühenden Augen sich entgegenblicken zu sehen. Der Volksgeist hat das Schreckbild des leibhaftigen Beelzebub an die Wand oder besser gesagt: in den Spiegel gemalt, um mit ihm den Teufel der Eitelkeit und Hoffart auszutreiben. Vor dem Spiegel steht nur, wer sich schön findet und wer sich schön findet, der fühlt sich auch berechtigt, vom Leben ein höheres Ausmaß von Gaben des Glückes zu verlangen, denn die Schönheit will die ihr entsprechende Folie haben. Von diesem Verlangen nach der Folie des Reichtums, des Ansehens u. s. w. geht der Weg nach abwärts; er führt zu den Abgründen der Schande, des Lasters, zum Verrat an Eltern, Geschwistern, Gatten, Volk und Vaterland. Und das ist der Teufel, den der gesunde Geist unserer Altvorderen aus dem Spiegel sehen sah.

Auf der Straße spielen die Kinder und der Großvater sieht ihnen von der Bank unter dem großen, schattigen Nußbaum aus zu. „Wer kann das?“ ruft ein kleiner Knirps und geht, so schnell er kann, rückwärts, bis er plötzlich über einen Stein stolpert und sich platt auf die Erde setzt. „Ja, siehst du“, meint der Großvater, „rückwärts gehen soll man nicht. Wer rückwärts geht, geht dem Teufel in die Arme“. Der Kleine macht große Augen. Der Teufel, das ist ja der furchtbare Mann, schwarz wie ein Kaminfeger, mit einem langen Schweif,

des Geheimnisvollen gehüllt, das nun weit sicherer wirkt, als die eindringlichste und beweiskräftigste Belehrung jemals imstande gewesen wäre. Einige derselben, die im österreichischen Gebirge gang und gäbe sind, mögen hier Platz finden. Sie dürften nicht nur an und für sich von Interesse sein, sondern mehr noch dadurch, daß sie zeigen, welch tiefe psychologische Erkenntnis unbewußt in der Volksseele schlummert, und weil sie vielleicht auch der Pädagogik wertvolle Winke geben, indem sie beweisen, von welchem Erfolge eine Erziehungsmaßregel begleitet ist, wenn sie sich in erster Linie an das Gemüt wendet.

Es ist z. B. ein alter Erfahrungssatz aus dem Gebiete der Gesundheitslehre, daß das Baden unmittelbar nach dem Mittagessen nicht nur schädlich, sondern auch gefährlich ist, da durch die rasche Abkühlung eine Zusammenziehung der Gefäße bewirkt wird, welche nicht nur schwere Verdauungsstörungen und Erkrankungen, sondern sogar tödliche Schlagflüsse zur Folge haben kann. Nun aber war der Tag sehr heiß, die Erntearbeit vormittag schon schwer und hat den Körper mit einer juckenden Schichte von Schweiß und Staub überzogen. In der Pause nach dem Mittagessen wäre gerade Zeit für ein Bad und so gut müßte das sein, ach, so gut! Mahnend erhebt sich die Stimme der Vernunft: „Das Baden unmittelbar nach dem Essen ist gefährlich!" aber sie wird übertäubt durch die lockende Stimme des Verlangens, die beruhigt: „Oh, dir macht das nichts, du bist ja gesund und stark!" Der Verstand müßte kapitulieren, käme ihm nicht die geheimnisvolle Warnung zu Hilfe, welche einer uralten Tradition nach spricht: „Nach dem Essen darfst du nicht baden, denn zwischen 12 und 1 Uhr spielt das Wasser." Das sagt eigentlich nichts und doch so viel. Still fließt der Fluß dahin. Kleine Wellen plätschern am Ufer und in kräuselnden Ringen wallt es weiter draußen aus der Tiefe auf. Woher kommt das? Gewiß: Unten auf dem Grunde, da spielen die Wassergeister, die Nixen und der Wassermann. Auch sie hatten tagsüber Arbeit, mußten Mühlen treiben und Schiffe tragen, nun aber ist auch ihnen ein Freistündchen gewährt zu Spiel und Scherz und sie würden sich an dem Sterblichen, der es wagte, sie darin zu stören, schwer rächen. Leise schleicht der Bauernbursche, das Bauernkind fort, einen Blick heimlichen Grauens auf die schillernde, aber so heimtückische und unheimliche Flut zurückwerfend. Das Wunderbare hat gesiegt.

Ein Kind sitzt da und kaut an den Fingernägeln. Die Mutter gibt ihm einen leichten Klaps auf die Hand und meint: „Beiß nicht an deinen Nägeln, du beißt dir das Glück ab." Die Mutter weiß selbst nicht, warum sie das sagt, sie hat es gehört und sagt es nun nach. Und doch steckt gerade in diesem Ausdruck eine so tiefe psychologische Erkenntnis. Man hat noch keinen fröhlichen Menschen an den Nägeln

werden und gewiß dereinst auch für Erwachsene berechnet waren, einiges anzuführen und auf seine wahrscheinlichen Entstehungsursachen zu untersuchen. Nüchterne Verstandesmenschen werden freilich darüber den Kopf schütteln und sich über den Aberglauben entsetzen, der so in den Kindern großgezogen werde. Nun, sie mögen sich trösten: Der reifende Verstand besorgt schon ganz von selbst die nötige Korrektur. Solange aber die Vernunft nicht ausreicht, wird man wohl schwerlich etwas dagegen einwenden können, daß die Mächte des Gemütes aufgeboten werden, um Dinge hintanzuhalten, welche ein Menschenleben vernichten können.

Anzengruber-Geschichten.

Aus alten Erinnerungen von **Peter Rosegger.**

Anzengruber und der Rezensent.

Herrjeses! Wenn ein Rezensent Stücke beurteilt, die er nicht gehört und gesehen hat, wie soll er da ein Urteil abgeben können, das sich hören und sehen lassen kann!

So schrieb mir Anzengruber damals, als ein Theaterkritiker in Graz seinen „Meineidbauer" abgetan hatte. „Wieder die alte Leier von zweien Liebesleuten, die sich heiraten möchten, und von den Alten, die nicht wollen. Ein zweites Mal wird das Haus füglich leer bleiben, denn unsere Bevölkerung hat Besseres zu tun, als sich darum zu bekümmern, ob der Großknecht des Kreuzweghofbauers die Vroni kriegen wird oder nicht?" So ähnlich hatte jene „Kritik" gelautet, die für das betreffende Blatt von einem literarisch bestrebten Studenten allerdings aushilfsweise geliefert worden war.

Ein paar Wochen nach dieser kaltblütigen Hinrichtung eines der gewaltigsten deutschen Dramen kam Anzengruber nach Graz. Wir machten zusammen einen Spaziergang durch den jungen Stadtpark, der damals seine dünnen schlanken Gerten aufreckte, wo jetzt die knorrigen Bäume stehen. Anzengruber war noch nahe zuvor auch so ein Reis gewesen, das jenes Rezensentlein mit einem einzigen Handgriff ausrupfen wollte im Garten der deutschen Literatur. Aber siehe, schon stand die Rieseneiche da, die den ganzen Dichterwald überragte.

Wir unterhielten uns lustig über jene Rezension, aber weil ich zur Zeit magenleidend war, so ging mir stellenweise der Humor aus.

„Ärgerlich sind solche Zeitungsgeschwätze," sagte ich.

Er blieb stehen, durch die funkelnden Brillen, die ihm auf der scharfgebogenen Nase saßen, guckte er mich an und sagte: „Ärgerlich? Steht dieses Wort in Ihrem steirischen Volkswörterbuch? Ich glaube

glühenden Augen, einer langen, feurigen Zunge und Hörnern auf dem Kopfe, der die schlimmen Kinder mitpackt, um sie wohl gar aufzufressen. Puh, mit dem will er nichts zu tun haben; soviel ist das Vergnügen des Rückwärtsgehens gewiß nicht wert. Der Großvater sieht mit Vergnügen, wie seine Worte gewirkt haben, obwohl er sie sich selbst nicht deuten kann. Das Mahnwort dürfte sich weniger auf den verwerflichen Rückschritt als Gegensatz des Fortschrittes beziehen, man wird es vielmehr vom Standpunkt der Religion aus zu erklären haben. Wer nach rückwärts geht, ist, da man, wie das Sprichwort sagt, „hinten keine Augen hat", allen Gefahren ausgesetzt. Er kann in ein daher sausendes Gespann laufen und von den Hufen der Pferde zertreten werden, er kann aber auch über ein Hemmnis einen derartig unglücklichen Fall tun, daß er ihm das Leben kostet. Und da der Mensch ein sündiges Wesen ist und wohl nur in Ausnahmsfällen von schwerer Gewissenslast frei ist, so kann ihn ein rascher Tod, der ihm keine Zeit läßt, sich mit Gott auszusöhnen, dem Teufel in die Arme werfen. Denn die Kirche lehrt, daß einer, der mit schwerer Sünde behaftet stirbt, nicht in das Himmelreich eingehen kann.

Da sich die Kinder scheuen, nach dieser Ermahnung des Großvaters das Spiel mit dem Rückwärtsgehen zu betreiben, sinnen sie auf anderes und sie beginnen, Steine in die Luft zu schleudern. Aber auch das geben sie sofort auf, als sie der Großvater belehrt: „Wer einen Stein in die Luft wirft, trifft einen Engel." Und das wollen sie schon gar nicht. Hätte der Großvater gesagt, die Steine träfen den Teufel, dann würde die Mahnung wohl nicht viel genützt haben, denn die Kleinen sind überzeugt, daß der garstige Schwarze ein paar blaue Beulen immerhin verdient. Aber mit den Engeln, das ist was anderes. Die sind ja ihre Lieblinge und denen wollen sie beileibe kein Leid zufügen. Wie schön sind die Engel in ihren weißen Kleidchen und mit den goldenen Flügeln und wie gut sind sie noch dazu. Unsichtbar sind sie den Kindern in jeder Stunde zur Seite, um sie zu beschützen, in der Nacht halten sie treulich Wache an ihren Bettchen und das Brüderchen oder Schwesterchen, das vor einem Jahre gestorben ist, ist ja nun auch ein Engel und wie würde es weinen, wenn es von einem Steine getroffen würde. Nein, unter solchen Umständen wollen sie keine Steine mehr werfen. Auch mit dieser Warnung hat also der Großvater sein Ziel erreicht. Er lächelt. Vielleicht ist er sich selbst seines unschuldigen Betruges bewußt und denkt daran, daß ein Stein, der einmal aus der Hand gelassen ist, zum Schicksal werden kann, indem er einem harmlosen Wanderer den Tod bringen, dem Schleuderer aber für sein ganzes Leben die furchtbare Gewissenslast einer Blutschuld aufbürden kann.

Im vorstehenden wurde versucht, aus dem reichen Schatze geheimnisvoller Warnungen, wie sie noch heute in unserem Volke angewendet

„Wenn Sie sich mit ihm unterhalten wollen," antwortete Anzengruber, „ich will derweil hinten drein gehen mit meinem Freunde Gruber." Ludwig Gruber war anfangs nämlich des Dichters Deckname. Unter diesem Namen war er auch als fahrender Komödiant in den Schmieren zu erfragen gewesen.

Ich überließ ihn also „seinem Freunde Gruber", machte mich an den kleinen Zeitungsschreiber und begann mit ihm ein Gespräch über das neue Bauerndrama. Anfangs wollte er auskneifen, um auf einen anderen Gegenstand überzuspringen. Ich aber ließ gerade einmal nicht locker. Da erklärte er rundweg, er sei kein Freund von dieser rührseligen Schnupftücherdramatik, man habe schon an der Birchpfeifer genug, wenn nun auch diese Dorfgeschichtenverzapfer anfingen, mit ihren blöden Bäuerinnen und bigotten Bauern, Stalldunggeruch auf die Bühne zu bringen, dann müsse man den Musentempel einmal gründlich ausräuchern, und zwar mit starkem Kraut.

Hinter uns hörte ich ein Nasenschnauben, das wir später bei Anzengruber so oft zu hören bekamen, wenn ihm etwas Besonderes anstieß. Ich ließ meinen Rezensenten weiter an: Ob denn dieser „Meineidbauer" wirklich so unter aller Kritik sei? Da wäre man doch begierig, wenigstens die Fabel zu hören.

„Herr, es ist wirklich nicht der Mühe wert!" versicherte der junge Mann.

„Aber die Wiener Presse hat ja mit größtem Respekt, sogar mit Begeisterung dieses Stück besprochen."

„Die Wiener Presse — ich bitte Sie! Das ist ja alles Coterie untereinander."

Hinten schnob es stärker.

„Im vierten Akt soll eine so großartige Szene sein," sagte ich.

„So lange bin ich gar nicht geblieben," antwortete der Rezensent leichthin. „Wissen Sie, ich sprang an dem Abend nur für den Dr. K. ein, der verhindert war. Und offen gesagt, nach den ersten Szenen hatte ich genug. Ich ging zu meinem Bier."

Nun war der von hinten uns an der Ferse. Der kleine Zeitungsschreiber war erschrocken, als dieser Mann mit dem mächtigen Haupt und der auffallenden Adlernase neben ihm stand. Anzengruber hielt ihm die Hand hin und sprach sänftiglich: „Junger Mann, Ihre Aufrichtigkeit ist eines Handschlages wert. Sie waren gar nicht in meinem Stück, das Sie kritisiert haben!"

Nicht oft habe ich ein so jämmerliches Gesicht geschaut, wie dieses vom strengen Rezensenten jetzt war, als er merkte, vor ihm stünde der Dichter des „Meineidbauers". Eine Menge Sätze der Entschuldigung begann er zu sagen, kam aber bei keinem über die ersten Silben

nicht. Das Wort sollte ein Volksdichter gar nicht kennen." Anzengruber war anfangs nicht gerade leicht zum Sprechen zu bringen, aber wenn er einmal sprach, langsam, mit seiner Fistelstimme scharf betonend und pointierend, dann war es der Mühe wert, ihm zuzuhören.

„Drei Dinge kujonieren uns," fuhr er fort, „physischer Schmerz, Kummer und Ärger. Die ersteren sind Löwen, letzterer ist ein Windhund. Und doch belästigt uns dieser am meisten, wenn man das Mistvieh nicht auspeitscht. Nein, für das Beest muß man nicht zu haben sein. Man laßt was gehen und wendet sich ab. Sie ärgern sich da über einen grünen Jungen, der in Ermanglung eigener Fechsung auf fremden Felde nach Strohhalmen späht. Lieber Freund! Da kann man in Wien ganz andere Sachen erleben."

In Wien, meinte ich, könne er mit den Zeitungskritiken doch zufrieden sein. Dem Hamerling ginge es dort viel schlechter. Jedes neue Werk von diesem müsse durch die Wollzeile (Zeitungsgasse) Spießruten laufen.

„Die Zeitungen schaden dem Buche nicht viel," antwortete Anzengruber, „außer das beständige Loben macht dem Publikum einen Autor langweilig, das heißt man einen Dichter auf warmem Wege auflesen. Übrigens hat die Lesewelt lange Hände und greift um den bissigsten Zeitungsrezensenten herum nach dem Buche. Beim Theater ist das anders; da kann Ihnen ein einziger Lump den ganzen Weg zum Publikum verstellen. Die Operettenleute jetzt, wie sie huschen und zischeln und Ränke schmieden, um den Volksstückdichter nicht aufkommen zu lassen. Was es beim Theater für Trugschleicherei gibt, davon haben Sie keine Ahnung."

„Wie halten Sie es mit einem Rezensenten, der Sie so recht mit aller Bosheit oder Dummheit zerfetzt?" fragte ich.

„Hi hi, mit einem solchen halte ich's gar nicht," lachte er. „Es gibt unter den schlechten Kritikern ja zweierlei Gattung: die ehrlichen und die hundsföttischen. Den ersteren kann man, ist man just wohlgelaunt, einmal schreiben, ihnen ihre Mißverständnisse und Fehler vorhalten. Wenn man sie achtet. Ist aber besser, man tut's nicht. Niemand ist so empfindlich gegen Kritik, als — der Kritiker. Die hundsföttischen, nun — die schweigt man tot. Sie sind ja bald hin. Sie setzen schon auch instinktiv nichts anderes voraus, als — das Schweigen der Verachtung.

Während dieses und ähnlichen Gespräches ging vom „Café Promenade" her ein junger Mensch an uns vorüber, der mich grüßte. Ich erkannte in ihm den grimmen Rezensenten des „Meineidbauer" und teilte das meinem Begleiter mit. Ob er nicht seine Bekanntschaft machen wolle? fragte ich neckend.

er mit Manuskriptelesen beschäftigt gewesen. Als Redakteur des „Figaro" mußte er wöchentlich ein paarmal einen „Schippel" österreichischer Politikwitze, Tschechen-, Juden- und Pfaffenwitze durchlesen und wohl auch selber fabrizieren — eine reizende Beschäftigung! Es war kein Wunder, als wir später Ankommenden an unserem Freunde ein wütendes Gesicht mit geschwollenen Stirnadern, rollenden Augen und der zuckenden Nasenspitze vorfanden. Wir taten auch noch ein Übriges, bittere Bemerkungen machend über die Plackereien eines Witzblattredakteurs, der seine Zeitgenossen mit dem Phosphoreszieren politischer Fäulnis ergötzen muß, während er Blitz und Donner schleudern sollte. Der Dichter aß und trank und aß und trank. Dann beugte er sich nach vorne mit dem Ellbogen auf den Tisch gestützt, rauchte seine lange dünne Zigarre, schnob manchmal durch die Nase und war schweigsam. Sonst hatte er im Freundeskreis seine Vergrämung scheinbar vergessen, heute blieb er in sich versunken und gab zu unseren Gesprächen nur selten seinen beistimmenden Brummer. Spät nach Mitternacht gingen wir in ein Kaffeehaus. Dort griff Anzengruber nach einem Morgenblatte, das schon erschienen war, las die Theaterzettel und schnob. Dann nahm er das Blatt langsam in die Faust und schob es über den Tisch hin, als wäre es ein Stein. Saß wieder schweigsam da und rauchte. Plötzlich hob er sein Glas Knickebein, trank es auf einen Zug leer, stieß das Glas auf den Tisch und rief mit dünner, scharfer Stimme: „Die Kanaillen! Wenn sie's nicht wüßten!"

Bald darauf brachen wir auf, um nach Hause zu gehen. Mich begleitete einer der Freunde zum Hotel. Unterwegs sprachen wir über des „Kirchfelders" schwere Verstimmung und ich fragte, was er denn mit seinem Ausrufe im Kaffeehause etwa gemeint haben mochte.

„Denken Sie einmal", entgegnete mein Begleiter. „Anderen Dichtern passiert es, daß sie einfach nicht erkannt werden. Man weiß nicht, was sie bedeuten, man läßt sie verkümmern und zugrunde gehen. Erst nach ihrem Tode rührt sich's, man sieht ihre Größe, man baut ihnen Denkmäler, man reiht sie zu den Unsterblichen. Anders bei Ludwig Anzengruber. Schon mit seinen ersten Dramen hat er alle Welt überzeugt von seiner großen Art und die Blätter haben tausendmal seine Größe gerühmt. Die Wiener besonders wußten, was sie an ihm hatten, aber die lüsterne Operette schmeckte ihnen allmählich wieder besser als die herbe Gestaltung und Weisheit Anzengrubers; sie ließen ihn links liegen, die Blätter fingen an ihn geringschätzig zu behandeln und vergaßen sein, während es bei ihrem Einfluß gewiß ein Leichtes wäre, ihn zu halten. Anzengrubers Stücke finden keine Bühne; als Zeitschriftenredakteur, wie es schließlich jeder Journaljüngel zusammenbringt, als Macher eines Witzblattes muß er sein Auskommen suchen. Die Witze, die er für den

hinaus. Sein Antlitz spielte fleckig in allen Farben. Da befiel den Dichter ein menschlich Rühren. Er legte ihm die Hand auf die Achsel und sagte freundlich: „Lassen Sie sich einen guten Rat geben, mein Herr. Bleiben Sie beim Bier."

Damit war der Kleine wohlwollend entlassen. Er scheint den Rat des Dramatikers beherzigt zu haben, wenigstens hat man auf geistigem Gebiete nichts mehr von dem Manne gehört.

Aus einer Zwiesprach.

Einst, auf einem Spaziergang mit Anzengruber. Wir plauderten über dichterisches Schaffen und über dichterische Stoffe. Da äußerte ich, daß er viel in Oberbayern gelebt, mit oberbayerischen Bauern verkehrt haben müsse. Denn seine Bauerngestalten und deren Mundart erinnerten an diesen Schlag.

Er setzte seinen funkelnden Zwicker auf die scharfgebogene Nase und sagte: „Oberbayern? Nein. Ich habe eigentlich mit Bauern überhaupt nie verkehrt. Wenigstens nicht näher." Als er darüber meine Verwunderung merkte: „Ich brauche das auch nicht. Mir ists zur Anregung genug, wenn ich so einen Bauersmenschen von weitem sehe, ein paar gleichgültige Worte von ihm höre oder irgend eine Geste an ihm beobachte. Dann kenne ich den ganzen Kerl aus- und inwendig."

Mir war das sonderbar.

„Lieber Freund," sagte er. „Sie wissen es ja selber. Alle äußeren Gelegenheiten und Anlässe sind nur Hebammen. Gebären muß der Dichter aus sich heraus. — Nun ja, Bauern. Ich bin ein Großstadtmensch. Aber wenn ich, wie sie sagen, besser bauerndichten, als stadtleutdichten kann, so mag das wohl im Blut stecken, oder irgendwo in den Knochen — wie eine vererbte Gicht. Meine Vorfahren vaterseits sind oberösterreichische Bauern gewesen. Na, und so was rumort halt nach."

„Ein großer Teil von Oberösterreich hat vor nicht langer Zeit noch zu Bayern gehört," sagte ich, „da sind Sie am Ende doch von bayerischer Abkunft."

„Von bayerischer oder von bäuerischer, oder von beiden — ganz wie Sie wollen. Alles in Gnaden bewilligt."

Damit war die Sache abgetan. Ein ganzer Mensch, wie er war, legt auf „Abkunft" nicht viel Gewicht. Er stammt von allen und ist für alle.

Die Kanaillen! Wenn sie's nicht wüßten!

Eines Abends waren wir wieder einmal in der Birn gesessen, einem Gasthause in der Mariahilferstraße zu Wien. Anzengruber hatte sich als der erste eingefunden und um sich die Zeit zu vertreiben, war

gegen jene Behörden und Organe, deren Nachlässigkeit das unerhörte Unglück verschuldet hatte.

Dann kam Anzengruber. Langsam und behäbig schritt er zwischen den Tischen heran, den weichen breitkrempigen Filzhut auf dem Kopfe, den Stock fest in den Boden stemmend. Dann hing er seinen Hut an den Ständer und den grauen Überrock, putzte mit dem Sacktuch seine schwitzenden Augengläser, stülpte sie auf die scharfgebogene Nase und blickte fast trotzig um sich. Er setzte sich an unseren Tisch, bestellte Bier und ließ sich den Speisezettel geben, den er von oben bis unten aufmerksam studierte. Im übrigen war er wortkarg, bis Schlögl ihn anließ mit der ganz leise gesprochenen Frage; „Was sagen Sie dazu?" — „Jetzt san mer fertig mit der Komödiespielerei!" rief Anzengruber. Nach einer Weile fand er seinen ruhigen, sarkastischen Ton und mit hoher dünner Stimme sagte er: „Da hätten mer a Krematorium für Theaterbesucher. Jetzt können's alle ihre Buden zusperr'n."

Schlögl ließ sich die Zeitungen kommen und machte auf mehrere Leitartikel aufmerksam, die in geradezu revolutionärer Weise Sühne forderten. Die Anklagen gegen jene leitenden Persönlichkeiten, ja selbst gegen die Bevölkerung von Wien waren so ungeheuerlich, daß ich mein Bedenken dagegen aussprach. „Soll denn die Bevölkerung, die ohnehin kopflos ist, an diesem Tage noch mehr aufgeregt werden?"

Da hieb Anzengruber mit schwerer Faust in den Tisch und schrie: „Ja, und tausendmal ja! Bis zum Wahnsinn sollen die Leute getrieben werden, bis zur Empörung! Anders ist dieser österreichischen Schlamperei nicht beizukommen. Wenn die Zeitungen Feuer, Schwefel und Petroleum haben, jetzt sollen sie's über die Dächer dieser Stadt ausschütten — natürlich nur gleichnisweise," setzte er in gutmütiger Weise gegen mich gewendet bei, „das sei zum Troste unseres friedliebenden Freundes gesagt".

„Also, die Zeitungen sollen noch mehr zetern und hetzen?" fragte ich.

„So viel sie vom Mund oder von der Feder bringen können. Den Herrschaften muß einmal die Wahrheit gesagt werden, aber so, daß sie ordentlich durch die hohlen Schädel schallt."

„Das mögen sie ja tun, aber jeden Tag. Nicht bloß heute und morgen."

„Einverstanden."

„Heute und morgen ist es ein ohnmächtiges Gejammer, das nur noch mehr verwirrt. Heute ist Beruhigung am Platze —"

„Der Teufel hole alle Beruhigung!" rief Anzengruber, „er kann Hofräte daraus kochen, aus der Beruhigung."

Und ich: „Gestern haben wir ein Zeichen gesehen, das nie und mit nichts überboten werden kann. Glauben Sie, daß dieser Brand,

„Figaro" machen muß, dürften kaum je gesammelt werden. Wie viele herrliche Dramen hätte uns dieser Mann in den letzten zehn Jahren geschrieben, wenn man ihm das Leben und Dichten möglich gemacht hätte. Ein verhängnisvolles Versäumnis, besonders von der Wiener Presse, von den Bühnenleitern, von jenen weitmäuligen Gesellschaftsgrößen, die sich immer als Kunstfreunde, als Träger des liberalen Geistes ausspielen. — Die Kanaillen! Wenn sie's nicht wüßten!"

Ihn erkennen und fallen lassen. Das war an jenem Abende so bitter durch des Dichters Seele gegangen. In mein Hotelzimmer gekommen schrieb ich ins Notizbuch:

Der größte Tragiker seiner Zeit,
Er muß ein Witzblatt machen,
Ein tragischer Witz, bei meinem Eid,
Man möchte Tränen lachen!

Ein Sturm.

Anzengruber und ich waren in vielem ganz verschiedener Meinung. Wie es zwischen Freunden schon zu gehen pflegt. Natürlich. Die gleiche Meinung zweier Menschen in allem fördert keinen und wird nach beiden Seiten hin langweilig. Die Verschiedenheit der Anschauungen hatte zwischen Anzengruber und mir manches ernste, tiefergehende Gespräch zur Folge, aber auch manche neckische Plänkelei. Ernstlich ereifert haben wir uns gegeneinander nie — mit Ausnahme eines einzigen Falles.

Das war im Dezember 1881, am Tage nach dem Ringtheaterbrande. Ich hatte die rauchende Brandstätte gesehen und die schwarzen verkohlten Gegenstände, die Polizeileute und Feuerwehrmänner aus dem Schutte hervorgeholt, in Schubkarren oder auf der Achsel davongetragen haben — Gegenstände, die nichts anderes waren, als verbrannte Menschen! Ich hatte die furchtbar aufgeregte Bevölkerung von Wien gesehen, die wild-leidenschaftlichen Reden im Gemeinderate gehört, bei denen ratlos und heftig unter gegenseitigen Anschuldigungen darüber verhandelt wurde, wie man die vielen hundert Leichen bestatten solle. Wien war wie im Fieberdelirium. Mir bangte und ich wartete dem Abend entgegen, da eine Zusammenkunft mit ein paar Freunden in der Treherischen Bierhalle (Operngasse) verabredet war. Diese Freunde waren Ludwig Anzengruber und Friedrich Schlögl. Letzterer saß schon hinter dem Pfeiler an dem für uns bestellten runden Tisch. Er konnte kaum sprechen, hatte Tränen im Auge und sagte ein ums anderemal: „Armes Wien!" Ich empfand ihms nach, mich erbarmte Wien an diesem Tage unsagbar. „Was noch lebt, das zerfleischt sich," murmelte Schlögl, auf die erregte Gemeinderatssitzung und auf die leidenschaftliche Sprache der Presse hinweisend, die ihre furchtbaren Anklagen erhob

wechselung im Essen, an Herberge und sammelt sich einen kleinen Vorrat an Fleisch, Speck, Mehl, Schmalz, von jedem etwas, um daran — in die Einlege zurückgekehrt — sich heimlicherweise einen Leckerbissen zu gönnen. Es ist schon geschehen, daß so ein armer Einleger seinen Hausbesitzer eingeladen, mitzuhalten, gemeinsam die gesammelten Kostbarkeiten zu verzehren, und daß der Besitzer als Gast des Bettlers ein besseres Mahl genoß, denn der Bettler als Gast des Bauers. Das Störende bei solchen „Ferienwanderungen“ sind die Gendarmen. Weil der Staat die Armen nicht abbringen kann, will er die Bettler abbringen. Aber der Gendarm, der so einen Vagabunden anhält, wird nicht immer sehr ernst genommen, so martialisch derb er auch nach dem Wanderbuche fragt.

„'s Wanderbuch? Was für ein Wanderbuch?“ tut der Bettler mit einfältiger Miene zurück. „Ah, ja so, 's Büchel wöll'n S' haben. Ich bitt', gleich, gleich. Da ist's ja schon. Oha, das ist ein Stückel Brot. Hat mir die Grübelschusterin geschenkt. Ein braves Leutel, die Grübelschusterin.“

„Das Wanderbuch will ich sehen!“

„Aber ja, Herr Justizrat!“ Er sucht in seinem zerfahrenen Rocke, in allen Säcken umher. „Werden's ja gleich haben. Wenn der Mensch so viel Säckel hat! Da ist's ja. Noch nit? Der Teuxel, jetzt hab' ich wieder 's Betbüchel derwischt.“

„Betbüchel? Zeigen Sie her! Das sind ja Spielkarten!“

„Richtig, Herr Standar, das sind Spielkarten. Geh'n S', sein S' gut. Setzen wir uns zusamm' da im Schatten, machen wir ein Bot (Spiel) miteinand'.“

„Ich will das Wanderbuch sehen!“

„So muß es im Leibelsack sein, das narrische Büchel!“ Der Bettler greift in die innere Westentasche, und zwar so tief, daß unten die Finger hervorgucken, macht ein verdutztes Gesicht, tut einen Pfiff und sagt langsam: „Ah, das ist jetzt gut. Der Leibelsack hat ein Loch.“

Die Reise wird unterbrochen. — Doch diese Fälle sind im Gebirge selten. Weit abseits steht die Warnungstafel: „Das Betteln ist verboten!“ Aber das Leutheimsuchengehen wird doch erlaubt sein! Und wenn einer dem andern was schenken will, das wird wohl auch keine Todsünde sein. Also die Bahn wäre frei, nur die Häuser und Herzen sind nicht immer offen. Die muß der Sammler zu öffnen verstehen, und auch hierin macht Übung den Meister. Er ist kein Bettler, so will er nicht genannt sein, er ist nur Sammler, der für „den kalten Winter a bissel was sammeln tut bei den lieben, seelenguten Hausmutterln in Berg und Tal“.

Wie der Alte dann, gebückt unter dem Rückkorb, in dem er seine Habseligkeit trägt, mit dem Stecken vorsichtig tastend, daß er von der

dieser grausige Hekatombenherd keine Wirkung haben wird? Dann wirkt das Zeitungsgeschrei erst recht nicht. Jetzt ist alles auf, jetzt ist der Weckruf überflüssig. Wenns wieder zur Ruhe gekommen sein wird, in wenigen Wochen wird ja alles wieder vergessen sein und der Schlendrian schläfrig und dumm weitertrotten, dann sollen die Zeitungen mahnen und warnen, jeden Tag, den Gott vom Himmel gibt."

Nun schien auch Schlögl sein Mitleid mit den Wienern vergessen zu haben, er stellte sich brummend an die Seite Anzengrubers, denen beiden die journalistische Zuchtrute über Wien nicht heftig genug geschwungen werden konnte. Da wurde ich plötzlich unangenehm, nannte sie Freunde der Krakehlerei zu unrechter Zeit, Leute, die in gewöhnlichen Zeitläuften leichtsinnig in den Tag hineinleben, die Schlamperei als Wiener Gemütlichkeit preisen und nachher in den Tagen des Unglückes nicht genug raisonnieren können. Dann stand ich auf und ging fort.

Am nächsten Tage kreuzten sich zwei Briefchen zwischen mir und Anzengruber. Gegenseitig baten wir um Verzeihung wegen der Heftigkeit, aber wer recht hatte oder ob keiner recht hatte, oder beide, das wurde nicht entschieden. Die nächste Zusammenkunft war wieder in alter Herzlichkeit und Fröhlichkeit.

Bettlerhumor.

Flüchtige Gestalten aus dem alten Volksleben. Von **Peter Rosegger.**

„Junger Bauer, alter Bettler!" rief jener Knecht auf dem Wege nach der Fabrik in den Hof zurück.

„Hol' dich der . . .!" schrie der Bauer und warf ihm den Dreschflegel nach, aber so, daß er nicht traf. Der Knecht hat eigentlich recht, dachte der Bauer, ich wollt' auch davonlaufen, wenn's sein kunnt.

Wird es schon bei den Hausbesitzern oft wahr: Junger Bauer, alter Bettler! bei den Dienstboten stimmt es fast immer. Werden sie alt oder sonst arbeitsunfähig, so kommen sie in die Einlege, das heißt, sie werden behördlich der Gemeinde „eingelegt" und von dieser in den Gehöften abwechselungsweise verpflegt. Das ist aber eine gebundene Marschroute und platzweise ein erzwungener Aufenthalt, der manchem Armen nicht behagen will. Dann tut er etwas, das wir eine Urlaubsreise oder eine Ferienwanderung nennen könnten — er nimmt seinen Buckelkorb und seinen Stecken und geht einmal ein wenig in die Fremde. Dort hat er „bissel was zu tun". Er tut's auf eigene Faust, nach eigener Wahl der Gegend und der Häuser, bei denen er zuspricht. Das ist unterhaltlicher, man lernt dabei Land und Leute kennen, hat Ab-

anheischig zum Kinderwiegen, was allemal ein Zeichen ist, daß sie in demselben Hause gern ein paar Tage Rast halten möchten, etwa über Sonn- und Feiertag oder gar, wenn ein häusliches Fest bevorsteht, bei dem köstliche Abfälle zu verhoffen sind. Da hat denn manche Bäuerin ihre liebe Not, solche Bettler unter allerhand Ratschlägen und Redensarten fortzubringen. „Ich denk', Leutl, du gehst zum Nachbar, dort hast es ruhiger. Bei uns weiß ich dir keine Liegerstatt und die Knecht' sind immer einmal auch so viel grob auf ein armes Leut. Gelt, du tust am allergescheitesten, du nimmst dein Körbel auf den Buckel und gehst um ein Häusel weiter. Auf's Jahr nachher komm' halt wieder einmal, wenn wir 's Leben haben."

Da weiß es sich aber manches „arme Leut" so einzurichten, daß sie es nicht fortlassen wollen. Und gibt es ganz abgefeimte Schlaucherln, die es im „Bauernablausen" zu einer glänzenden Fertigkeit gebracht haben. Lebte vor Jahren in der Oststeiermark ein alter Bettler. Man sah ihn jahraus, jahrein in einer blauen Kommißhose. Er war, wie er gern dartat, ein Wiener Soldatenkind und selbst lange beim Militär gewesen, hatte die Revolution niederwerfen, die Ungarn bändigen helfen und war in den Jahren Neunundfünfzig und Sechsundsechzig dabei gewesen, die Katzelmacher (Italiener) aus Österreich hinauszujagen. „Alsdann, weil die Wälischen sich alleweil an Haus Österreich angeklettet haben, aber Haus Österreich hat gesagt: Ich mag euch nit, denn weil ich eh mit meine Leut' genug zu tun hab'. Zwei blutige Feldzüg' hat's kost', bis wir sie los'kriegt haben." Und wenn der Kommißblaue dann von seinen persönlichen Leistungen erzählte! Bei der Wiener Revolution habe er den Kaiser Ferdinand gerettet, durch die Flucht in einem unterirdischen Gange, der nur ihm allein bekannt gewesen. In Ungarn habe er, der Doktor Kossuth und der Vater Radetzky den Räubern die ungarische Königskrone weggenommen; nachher hätte sie der Kossuth haben wollen und der Radetzky auch; sie wären raufend worden, wenn er sich nicht ins Mittel gelegt und entschieden hätte: Um die Kron' wird nit gerauft, die gehört dem Kaiser König! In Italien habe er es mit dem roten Garibaldi zu tun bekommen. Der habe nämlich den alten Radetzky aufgefordert zu einem Buckelringen (Ringkampf); für den General wollte er einspringen, da sei der Rote davongelaufen. — Derlei erzählte der alte Soldat mit martialisch finsterem Gesichte den verwunderten Bauersleuten, die ihn darob mit allem Respekt zu ihrem Tische luden. Einmal hatte ihn aber doch ein Hausvater gefragt, wie es denn komme, daß er trotz seiner Heldentaten betteln gehe.

„Ja, das glaub' ich, daß du fragst!" rief der Alte. „Majestät haben mich eh zum Grafen machen wollen, aber ich hab' höflich gedankt für den Titel ohne Mittel. Den Freiherrn hab' ich mir ausgebeten

Vorkammer in die düstere Küche nicht über die Schwelle stolpere, wie er so ins Haus tritt, da ruft er laut: „Gelobt sei Jesu Christi! A bissel abrasten, Mutterl, wenn ich tat dürfen, mit Verlaub. Hab' just eure Wuzerln und Zarterln gesehen, da draußen; saubere Kinder habt's, Bäuerin, so viel saubere Kinder! Allemal han ih Freud', wenn ih eure Kinder tu sehen. Frisch wie neu'back'ne Wecken und wolter brav gezüchtet. A Freud', solche Kinder!" Das sagt er mit metsüßer Stimme und zieht sein runzlichtes Gesicht in ein liebliches Viereck auseinander, obschon es gerade dieselben Rangen sind, die ihn vorher hinter dem Wäldchen drüben mit Spottgeschrei gehetzt, auf ihn hergesprungen und von seiner Jacke den Schößel losgerissen haben. Wenn er mit diesem losgetrennten Lappen in den Hof gekommen wäre, murrend: „Jetzt heft' ihn mir nur wieder an, Bäurin, deine Kinder haben's tan, die Lausbuben!" so wäre ihre Antwort gewesen: „Werd' dir gleich anheften zeigen, Lotterer, du alter! Schau, daß du weiter kommst; von so einem Landstreicher lass' ich meine Kinder nit schimpfen. Soll ich dir hinaushelfen beim Loch?" und die entsprechende Geste mit der Ofengabel dazu. Die „sauberen, frischen, wohlgezüchteten Kinder" hingegen, mit denen er „allerweil a Freud' hat", bringen ihm ein Stück Speck ein und die freundliche Erlaubnis, sich auszurasten auf der Bank und zu warten, bis die Rahmsuppe fertig gekocht ist. Deshalb hat der Alte die süße Sanftmut gewählt; das ist die Waffe der Armen und Schwachen. Wollten sie den Weg des Rechtes betreten, so würden sie immer noch tiefer ins Unrecht gesetzt werden, und wenn bei solchen Leuten das Maß des Elends einmal voll ist, dann nehmen sie alles nur für „Spaß", auch wenn sie geschlagen und getreten werden; sie machen ihr viereckiges Gesicht dazu, was nach außen hin wie ein gutmütiges Lächeln spielen soll — wie ihnen inwendig ist, das verdecken die Spinnweben.

Viel schlauer als der Bettelmann macht es das Bettelweib. Diese verachtet das grobe, durchsichtige Gewebe der Schmeichelei, sie spinnt feiner. Anstatt die Kinder des Hauses gerade zu loben, weiß sie denen der Nachbarn allerhand Zweifelhaftes nachzusagen, und das erweckt in der Bäuerin erst ein rechtes Behagen. Nachbarsleute durchhecheln, das kommt mancher Hausmutter so unterhaltsam vor, daß sie dem Bettelweibe recht gern Unterschlupf gewährt, um diesem Gelegenheit zu geben, einmal Wasch- und Flicktag zu halten. Und wenn dabei das Bettelweib von einer Nachbarsbäuerin weiß, die schmutzig und geizig ist, stellt die Hausmutter zum Wasch- und Flicktage noch lieber Seife und Zwirn bei.

Andere Bettelleute zeigen sich gern gefällig und trachten, sich nützlich zu machen. Sie bringen Waldbeeren mit für die Kinder, Pilze für die Bäuerin oder Reisig für Hausbesen oder Zunderschwamm, um Herdfeuer zu machen, wenn etwa einmal das Feuerzeug versagen sollte. Sie schnitzen dem Halterbübel Peitschenstecken oder Rohrpfeifen, machen sich

er ist von Jesu Christ geschickt, hat einen Sack voll Unglück und einen Sack voll Glück. Weil der Herr halt selber nit kommen kann, so schickt er her mich armen Mann; und was ihr den lieben Armen tut, das kommt dem Jesu Christ zugut. Gesundheit ins Haus und Krankheit hinaus, Unglück hinaus und Glück herein, und Leut' und Vieh sollen gesegnet sein. Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!"

Es ging die Rede, mit diesem kräftigen Türspruche habe der Mann sich einen Strumpf voll Maria Theresientaler zusammengesungen. Dieser Wirkung wegen hatten andere Bettler ihm den Spruch abgelernt und sangen ihn ebenfalls vor den Haustüren, aber die Bauern hielten zu Paulus fest wie die Korinther und sagten: „Wenn's der Paulus nit ist, so soll er's Maul halten!"

Noch übertrumpft wurde der Paulus durch den „Bettler-Hiesel". Das war ein schlanker, hagerer und gebückter Greis, der zur Zeit meiner Jugend in unseren Bergen umherstieg. Sein schmales, langes Gesicht hatte immer graue Bartstoppeln; seine blutlosen Lippen, seine lange, dünne Nase, vollends sein blödes, glanzloses Auge hatte etwas Leichenartiges; anstatt des Hutes trug er eine schwarze Zipfelmütze, deren Quaste immer das kleine Köpflein umbaumelte, das einzig Lebendige um das erstarrte Haupt. Der Mann war nicht in der Gegend zuständig, sondern aus einem fremden Tale. Unser Ortsrichter hatte sich jahrelang vorgenommen, den Bettler-Hiesel abzuschaffen, aber so oft dieser vor seine Tür geschliffelt kam, fehlte dem Richter der Mut dazu. Es war bedenklich. Der alte Bettler pflegte sich vor die Haustür zu stellen, sein grauleinenes Bündel zur Erde zu setzen, es aufzuschnüren und zu warten, was da kommen würde. Man konnte also gar nicht einmal sagen, daß er bettle, ganz starr und stumm stand er da, manchmal stundenlang, grüßte nicht und bat um nichts, sondern wartete. Bäuerinnen, die ihn kannten, ließen ihn allzu lange nicht warten, kamen mit Speck oder Butter oder einer anderen Naturaliengabe und legten sie auf das Bündel. Der Alte packte die Sache gelassen ein, schnürte zu, dann trat er in die Tür und hub mit dumpfer, halblallender Stimme langsam und eintönig an, so zu sprechen: „Vergelt's Gott, Bäurin! Hundertmal vergelt's Gott, Bäurin! Glück in dein Haus und Stall, über Kinderln und Kälberln all. Vergelt's Gott, Bäurin! Deine arme Seel' soll in den Himmel fahren. Deine Vater und Mutter in den Himmel fahren. Deine Blutsfreund in den Himmel fahren. Vergelt's Gott, Bäurin! Der Erzengel Michael soll dein Kutscher sein. Der Erzengel Gabriel dein Diener sein. Im ersten Himmel ist dein Bräutger. Im zweiten Himmel ist dein Hochzeitsmahl. Im dritten Himmel wird dein Eh'bett sein. Gott Vater krönt dich. Gott Sohn halst dich. Gott heiliger Geist ist dein Freund in Ewigkeit, Amen. Vergelt's Gott, Bäurin!"

und daß ich in ganz Österreich frei herumgehen und meine Sach' einheben, darf. Den Frei- und Schirmbrief, wer ihn sehen will!" Er zeigte das stark abgegriffene Papierstück, den „Abschiederbrief", mit Stolz und rühmte sich des Rechtes, in ganz Österreich seine Sach' einheben, das heißt betteln zu dürfen. Überall wäre er gut aufgehoben, aber am liebsten gehe er doch ins schöne Steirerlandl zu den braven Bauern . . . Man kann sich denken, daß der Mann keine Not litt, daß er in den meisten Höfen gern gesehen wurde. Wo es ihm gerade gefiel, blieb er tagelang und wenn Gefahr war, fortgeschickt zu werden, dann erzählte er an den Abenden Ritter-, Räuber- und Hexengeschichten in Fortsetzungen, allemal dort abbrechend, wo sie am spannendsten waren, ein Verfahren, das seit Scheherazade auch die Zeitungen unter dem Strich mit Erfolg anwenden.

Also war dieser Fabelhans auch in meinem Vaterhause einmal stark überflüssig geworden nach tagelangem Aufenthalte und meine Mutter, die sonst nicht leicht hart wurde gegen Arme, geriet über den Schwätzer einmal in Zorn und rief: „Morgen, wenn er nit selber geht, schmeiß ich ihn hinaus!" Das hat ihr aber nichts geholfen. An demselben Abend begann er die Geschichte vom Robinson oder wie der Mann sagte: „Robelsum", und als dieser nach schrecklichem Schiffbruche sich auf die wüste Insel rettete, sagte der Erzähler: „Leut', es ist Zeit zum Schlafengehen. Morgen tun mer weiter." Am nächsten Morgen legten wir Kinder bei der Mutter glühende Fürbitte ein, den Geschichtenerzähler um Gotteswillen nicht fortzuschicken, wie konnte man jetzt den armen Robelsum allein lassen auf der schrecklichen Insel! Am letzten Tage versuchte er aber noch eine Erpressung. „Heut' wirst mir wohl einen feisten Brennsterz müssen kochen, Bäuerin," sagte er, „wenn ich den Robelsum wieder glücklich soll heimbringen zu seinen Eltern".

Für uns Kinder war dieser Alte, wir nannten ihn den „Geschichten-Bettler", ein helles Entzücken gewesen. Er kam jedes Jahr ein paar Mal und blieb, besonders im Winter, allemal mehrere Tage lang. Plötzlich blieb er aus und kam nicht wieder. Da vermutete unser Knecht Markus, der Kaiser würde ihn in den Grafenstand erhoben und ihm dazu ein „Gschloß" geschenkt haben.

Viel schlichter als dieses Wiener Soldatenkind, oder wenn man will noch vornehmer, gab sich ein anderer Bettelmann. Das war der Paulus. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Gewand, Stock und Bart wie der Apostel Paulus auf der Kirchenwand zu tragen, und seine ehrwürdige Wesenheit wurde noch erhöht durch einen weihevollen Spruch, den er vor jeder Haustür mit heller, halb singender Stimme auszurufen pflegte. Ungefähr hat das so gelautet: „Paßt auf mit Fleiß, ihr Christenleut', und hört und hört: Es kommt ein frommer Bote daher,

Bauernbluat.

Oberösterreichisch von Hans Mittendorfer.

Wer z'erscht kimmt.

Wer z'erscht kimmt, der mahlt z'erscht,
Sagt da Müllna zum Bau'n;
Koa Radl lauft g'schwinda
Du selm laß da schlaun.

Du selm laß da schlaun,
Wann's mit 'n Mühlfahrn pressiert,
Wann's in Brotkar und Mehltruha
A-gehad wird.

Koa Radl lauft g'schwinda,
Koa Wasserl taucht mehr,
Kam iazt Pabst oda Kini
Mit an Gmalta daher.

*

Das is dö groß Mühl,
Wo an iada laßt mahln,
Mag'n 's Wartn vadriaßn,
Mag eahm 's Gmalta nöt gfalln.

Wer z'erscht kimmt, der mahlt z'erscht,
Ob 's di gift oda gfreut,
Denn alls will sei Ordnung,
Sei Weil und sei Zeit.

Da Früahling bringt d' Rosn,
Da Summa ön Schnitt
Und da Herbst nimmt für'n Winta
Dö Zipflhaubn mit.

Da Uhrzoaga lauft
Allweil fort in oan Kroas,
Zoagt an iadn sei Stünderl,
Wer d' Uhr kennt, der woaß 's.

Der woaß 's, wann sei Troad
Zwischn d' Stoan einirinnt
Und halt auf seini Säck,
Steht an andra schan hint.

Hast gschlafn und tramt
Und dei Mahlzeit vasamt,
Kannst dein Es'l hoamtreibn
Mit an Sackerl voll Kleibn.

*

Drum eil di und weil di
Mit 'n Nixtoa nöt z'lang,
Dei Gerstn is aufgschütt,
Halt unta und fang!

Halt unta, fang auf,
Greif zua und hab fest;
Das erst Glück, das daherrinnt,
Is das letzt oft und best.

Und is 's a das best
Und das letzt nöt — dei Haubn,
Dei Hüaterl halt unta
Und laß dar 's nöt raubn.

*

Nur d' Arbeit nöt scheucha,
Alls toa z' rechta Zeit,
Aft hast, i woaß gwiß,
Mit dir selbar a Freud.

Aft beim Tisch nöt lang schaun
Und nöt lang gschami toa,
Denn dar Ersti hat 's Fleisch
Und dem Letztn bleibn d' Boa.

„Wer z'erscht kimmt, der mahlt z'erscht“,
Sagt a 's Nanderl beim Roa;
Und: „Dar Ersti hat 's Fleisch
Und dem Letztn bleibn d' Boa.“

*

Drum munta und schneidi,
Dei Troadl is zeiti,
Dei Wieserl zum Mahn
Und dei Hahn tuat schan krahn.

Da Müllna is launi
Und 's Dirndl, das brauni,
Hat sei Herzerl schan bstimmt
Für den, der z'erscht kimmt!

D' Ruah.

Wann wohl dö Unruah drin
Stehn amal bleibt,
's Herz, woaßt, dö Dampfmaschin,
Dö 's Schifferl treibt?

Bin zu an Schlößl gfoahrn;
Dort geht's da zua!
Glei bin ig's inna woarn,
Da gibt's koa Ruah.

Auf und ab, aus und ein
Schier Tag und Nacht —
Was mag denn dös wohl sein,
Wann ma's betracht?

Drin sitzt a großa Herr;
Der is 's schan gwehnt,
Daß ma um Geld und Ehr
Betteln hirennt.

Dann wendete er sich, hob das Bündel auf, steckte die Arme in die Bänder und siffelte langsam davon. Sein Gesicht blieb starr, ohne Schatten von Freude, wäre die Gabe auch groß gewesen.

Dieser Bettelspruch wirkte, besonders auf den, der ihn von diesem Manne das erstemal gehört, ganz unheimlich. Aber der Bettler-Hiesel hatte einen noch kräftigeren, der übrigens selten zur Anwendung kam, denn darauf ließen es die Leute nicht ankommen. Das „in die Höll' hinabbeten", das fürchteten alle. Wenn er nämlich stundenlang vergeblich vor einer Tür gestanden war oder gar, wenn ihn übermütige Buben neckten oder spotteten, dann stellte er sich ebenso auf die Schwelle und begann leise und langsam mit derselben dumpfen Stimme eintönig und feierlich also zu beten: „Vergelt's Gott! Vergelt's Gott den harten Herzen! Der Himmel Herrgott verflucht das Haus. Er wird es sengen. Er wird es brennen. Er wird die Leut' in die Höll' hinabdrängen. In die erste Höll'. Vergelt's Gott! In die zweite Höll'! In die dritte Höll'! Ganz hinab in die neunte Höll'! In die feurige Pein! Vergelt's Gott den harten Herzen! Vergelt's Gott in aller Zeit und Ewigkeit, Amen!" Dann ging er eben so ruhig und gelassen davon und sein schmales Gesicht blieb starr, ohne Spur von Zorn oder Groll. Niemandem tat dieser Greis etwas Übles, ja er war so kraftlos und siech, daß er bei jeder lebhaften Bewegung vor allem selber umgefallen wäre, und doch gab es in der ganzen Gegend keinen gefürchteteren Menschen, als den Bettler-Hiesel. Und auch kaum einen lieber Gesehenen bei jungen Bäuerinnen und alten Jungfrauen, die ihm etwas schenkten und die er bis in den dritten Himmel hinaufbetete, wo das Ehebett steht.

So hat jeder von ihnen und mancher von uns, wenn er betteln geht, seine besondere Geberde und sein besonderes Sprüchlein. Es ließe sich noch manches darüber reden und erzählen. Der großartigste Bettler, der mir je begegnet, war ein baumstarker, lustiger Landstreicher, der mich vor kurzem auf der Straße um eine „gute Gabe" anging. Ich natürlich war sofort mit meinem gute Rate da, er sei jung und kräftig, er solle arbeiten.

„Arbeiten? Pfui!" Mit wahrer Verachtung ins Gesicht lachte er mir diese Worte und setzte dann gutmütig belehrend bei: „Wie Sie mir so etwas zumuten mögen, lieber Herr! Arbeiten! Sie wissen doch, daß arbeiten eine Strafe ist. Eine entehrende Strafe, mein Herr! Für die erste Sünde. Im Schweiße deines Angesichtes und so weiter. Mich geht das nichts an, bin bei der ersten Sünde nicht dabei gewesen. Bin noch unbestraft."

Ich, als lebenslänglicher Galeerensträfling der Arbeit, wie kläglich stand ist da vor dem, der noch „unbestraft" war, das heißt, sein Lebtag noch nichts gearbeitet hatte, sondern frisch und frei sich durch die Welt bettelte — stolz, ein hoher Herr.

Die drei guten Dinge.

Bosnisches Volksmärchen, mitgeteilt von **Milena Preindlsberger-Mrazović.***)

Ein Mann hatte zwei Kühe, die sein und seiner Mutter einzige Habe waren. Aus der Milch bereitete der Mann Käse, den er verkaufte, und für das Geld erstand er Maismehl, denn sie aßen jahraus, jahrein Maisbrei.

So lebten sie. Einmal im Frühlinge trieb er die braven Kühe in das Gebirge auf die Weide. Die Kühe kauten und kauten; er schaute ihnen dabei zu, und da er sonst gar nichts zu tun und zu denken hatte, so schlief er ein. Als er erwachte, waren die Kühe fort! Nun hatte er gleich etwas zu tun und zu denken, lief bergauf, bergab, rief und lockte, aber die Kühe blieben verschwunden.

Wie er so angstvoll umherirrte, bemerkte er unten auf der Ebene drei Männer, die miteinander erbittert kämpften. Er lief zu ihnen hinab und sah, daß alle drei schon aus vielen Wunden bluteten. „Was wollt ihr denn nur von einander, ihr Männer?" fragte er, weshalb schlagt ihr euch so grausam?" — „Wir sind Brüder," erwiderten sie, „und wenn Brüder uneins sind, so ist es schlimmer, als zwischen Fremden. Wir können uns nämlich wegen dreier Dinge, die wir untereinander zu teilen haben, nicht einigen."

„Welche wären denn dies?" fragte der Mann. Sie erwiderten: „Ein Kupferkessel, eine eiserne Keule und ein Paar Stiefel. Das sind aber nicht Sachen, wie man sie tagtäglich findet; denn sagt man zu dem Kupferkessel: „Zaundilindi, zaundilind, koch' mir einen Brei geschwind!" so ist er voll mit fettem Reisbrei; kann man jemanden nicht leiden, so sagt man zu der Keule: „Lauf' hin und erschlag' ihn!" und die Keule tut es; und will man schnell vorwärtskommen, so zieht man einfach die Stiefel an und diese tragen einen im Nu dorthin, wo man sein will. Du siehst also, daß es schwer ist, sich beim Teilen solcher Dinge zu einigen."

Der Mann dachte lange nach und dann sagte er: „Das beste von den drei Dingen ist sicherlich der Kessel, denn alles auf der Welt dreht sich ums Essen. Gut ist auch die Keule, denn ein jeder Mensch hat seine Feinde; die Stiefel wären noch am leichtesten zu entbehren, denn überall ist es gut, daheim aber am besten. Darum meine ich, ihr solltet einen Wettlauf unternehmen; wer zuerst ankommt, nimmt sich den Kessel, der zweite nimmt die Keule und der letzte die Stiefel!"

---

*) Aus dem bei A. Edlinger in Innsbruck erschienenen Büchlein: „Bosnische Volksmärchen" von Milena Preindlsberger-Mrazović. Mit Illustrationen von Ewald Arndt. Diese eigentümlichen Märchen von orientalischer Phantasie, in gutem Deutsch schlicht erzählt, sind für Gelehrte wie fürs Volk von großer Anziehung. Die Red.

's Geld is 's und Eitelkeit,
Was d' Menschen jagt —
Leicht ums Herz, meinerzeit,
Gar koana fragt?

Kimmt mar a kam in 'n Sinn;
D' Liab baut a Haus,
Baut, bis da Dampfmaschin
's Feua geht aus ....

*

Bin von dö hundert Narrn
Gschwind wia nu niar
Mit Volldampf weitagfahrn,
Dirndl, zu dir!

Du bist ja, wia ma hert,
Schen und gar guat;
Bist as alloani wert,
Daß 's Schifferl ruaht.

Allweil da Nasn nah
Kunnt ma nöt taugn:
Will mi varankern da,
Schau mar in d' Augn!

Augn wiar a Himmelsgruaß,
Grundtiaf und blau —
's Weitafahrn wird a Buaß,
Wann i lang schau.

*

's Herz hat koa Ruah nöt gebn,
Allweil hat's gwerkt,
Bis i, daß 's d' Anka hebn,
Z'letzt han bemerkt.

D' Liab is in 's Wassa gfalln;
Bhalt's eng's, wer's findt:
Häufti Glück, häufti Qualn
Bringt eng da Wind. -

Dort steht a Kreuz hidann,
Dem fahr i zua;
Nebn da Gruab leg i an,
Dort find i d' Ruah.

D' Falschheit vaziagt si dort;
Auslöscht dö Gluat.
Dort is das letzte Wort:
O da is 's guat!

D' Ursach.

Dirndl, was hast denn heut,
Is da nöt guat?
Freili is Wintarszeit —
Gfrert's da leicht 's Bluat?

Kannst mi denn nöt anschaun,
Bin ig's nöt wert?
D' Äugerl so dunklbraun
Bohrn sie in d'Erd.

Liegt denn dei Herzerl so
Tiaf unterm Schnee?
Aba vatrau ma do,
Dirndl, dei Weh!

Dirndl, geh, sag ma's, ganz
Hoamli derf's gschehgn:
Han i di leicht beim Tanz
Gar übasehgn?

Dirndl im Übafluß.

Dirndl im Übafluß,
Lauta liab Nam,
Gratn wia d' Haslnuß,
Schen wiar a Tram.

Auf und auf volla Putz,
Gfallns da denn nöt?
Aba nix nutz, nix nutz,
Das is a Gfrett!

Wann's na koa Teufl fiagt,
Glegnheit macht Diab:
Wias an da Angl ziagt!
's Wasserl wird trüab!

's Fischerl hat 's Würml gsehgn,
's Fischerl hat blangt;
Hat schan gschnappt, is schan gschehgn,
's Fischerl is gfangt!

Hat a schens Dirnderl gmoant:
„'s Fischerl is dumm".
Nacha hat 's bitta gwoant,
Woaß nöt warum.

geschehen." Sie trat also ins Zimmer und als sie der Kaiser fragte, was sie wolle, sagte sie: „Ich grüße dein weißes Antlitz und mein Sohn schickt mich, damit ich für ihn um deine Tochter werbe. Ich sage es dir und du entscheide dich, wie du willst. Im übrigen wäre mein Sohn ein tüchtiger Bursche." — Der Kaiser lachte und sagte: „Komm' näher, Alte, ich will dir etwas vom Fenster aus zeigen. Siehst du dort im Hofe die Viehtränke? Wenn sie dein Sohn ganz mit Dukaten anfüllen kann und wenn er überdies von seinem Hause bis zu dem meinen einen Pflastersteig von gelben Golddukaten baut, dann kann er meine Tochter haben und ihr könnt schon heute beginnen, die Hochzeitsgäste einzuladen."

Die Alte bedankte sich für die Auskunft und berichtet alles getreulich ihrem Sohne: „Der Kaiser läßt dich grüßen und du mögest in seinen Hof kommen und dort die Tränke mit Dukaten anfüllen; dann mögest du von unserem Hause bis zu dem seinen einen Pflastersteig von reinen Golddukaten bauen. Vermagst du das, so kannst du den Brautzug entsenden und das Mädchen abholen lassen." — Der Bursche ging nun zu der Viehtränke und schüttelte über dieser drei Tage lang unaufhörlich das Beutelchen. Wären nicht lauter Dukaten herausgefallen, so wäre es recht langweilig gewesen. Als der Kaiser am dritten Tage das Fenster öffnete, da blinkte es ihm aus seinem Hofe wie die Sonne selbst entgegen. Der Bursche baute nun auch den goldenen Steig und führte auf diesem die schöne, liebreizende Kaiserstochter heim.

Heimgärtners Tagebuch.

Die Weltgeschichte ist das Weltgedicht.

Vor etwa einem halben Jahre erhielt ich einen Brief aus Petersburg von einem Deutschen, der angeblich die Vorgänge in Rußland genau beobachtete und die deutschen Zeitungen las. Dieser Mann versicherte mich mit leidenschaftlichen Worten, daß wir in Deutschland und Österreich auch nicht die Ahnung hätten von den Tatsachen in Rußland und Ostasien, daß wir durch die Presse auf das unerhörteste irregeführt würden, daß nicht ein Wort der Zeitungsberichte wirklich wahr sei, daß es ganz und gar (das ganz und gar dreimal unterstrichen) anders sei, als uns gemeldet werde.

Diesen Brief merke ich bloß an, weil man selbst die Empfindung, daß uns in vielen wichtigen Geschehnissen die Wahrheit vorbehalten bleibt, nicht los wird. Wer noch fünfzig Jahre lang lebt und warten kann, bis die Archive sich öffnen, der wird vielleicht das Richtige erfahren. Vielleicht auch dann noch nicht. Die Zeitgenossen verstehen die Geschichte nicht, weil sie der Nähe wegen die großen Tatsachen nicht zu überschauen

Dieser Vorschlag sagte den drei Brüdern sehr zu und sie baten den Mann, bei den Sachen zu bleiben, worauf sie sich entfernten, um sich zum Wettlaufe aufzustellen. Sie gingen weit, weit weg, denn ein jeder wollte die Gegner schon in voraus ermüden. Als sie der Mann nicht mehr sah, nahm er schnell Kessel und Keule, zog die Zauberstiefel an und befahl diesen, ihn zu seinen Kühen zu tragen. Im Nu war er in einem schönen Tale, wo er die Kühe auf einer saftigen Kleeweide fand. Er trieb sie nach Hause, wo ihn seine Mutter halbverhungert erwartete. „Wo bleibst du nur so lange, Söhnchen, und lässest deine alte Mutter darben?“ schalt sie jammernd. „Sei nur still und schau,“ antwortete er vergnügt; stellte den Kessel vor sich hin, sagte das Sprüchlein her und der Dampf eines herrlichen Pilaw*) durchdrang die Hütte. Drei Tage lang taten sie sich gütlich. Als er dann die Kühe wieder ins Gebirge trieb, sagte ihm die Mutter: „Nimm nur den Kessel mit, dann kannst du essen, so oft dich hungert.“ Er tat also, und als er sich abends am Wegrande niederließ, kam ein Hadschi**) vorbei und sprach zu ihm: „Hast du, o Hirte, nichts zu essen? Ich sterbe Hungers.“ — „Setze dich nur,“ sagte der Mann, und schon dampfte in dem Kessel der Pilaw. „Das ist eine sehr gute Sache,“ meinte der Hadschi; „ich habe auch etwas, was nicht schlecht ist: einen kleinen Beutel, aus dem jedesmal, so oft man ihn schüttelt, ein Dukaten herausfällt. Dein Kessel gefällt mir aber besser, und wenn du willst, so tauschen wir. Sieh' selbst, ob es wahr ist.“ Und der Hadschi reichte dem Manne das Beutelchen. Dieser schüttelte es fünf-, sechsmal und es fielen richtig fünf, sechs Dukaten heraus. Das gefiel ihm. Er gab also dem Hadschi den Kessel, dieser setzte sich auf und ritt weiter. Nach einer Weile sagte der Mann zu der Keule: „Geh' hin und erschlag' ihn!“ Die Keule verschwand. Dann zog der Mann die Stiefel an und wünschte sich zu dem Hadschi. Dieser lag bereits tot am Boden und neben ihm die Keule. Nun nahm der Mann wieder Kessel und Keule an sich, wünschte sich zu seinen Kühen und trieb sie heim.

Zu Hause sagte er zu seiner Mutter: „Geh' du, Mutter, zum Kaiser und freie seine Tochter für mich.“ — „Das getraue ich mich nicht,“ sagte die alte Frau. Aber der Sohn ermutigte sie: „Geh' nur zu, der Kaiser wird dir nichts tun!“ Sie nahm also den Rucksack, tat ein großes Stück Aschenbrot hinein und ging. Vor des Kaisers Türe verlor sie aber wieder den Mut und ging um das Haus herum, wie die Katze um den heißen Brei. Da fragten sie des Kaisers Diener: „Worauf wartest du denn eigentlich, Alte?“ Sie erwiderte: „Ich möchte gerne des Kaisers Tochter für meinen Sohn freien, aber ich traue mich nicht!“ — „Tritt nur ein,“ sagten sie, „es wird dir nichts

*) Türkisches Nationalgericht, gekochter Reis mit Zutat.
**) Bezeichnung jedes Moslims, der als Pilger in Mekka war.

Mann ging vor mir her, der einen stattlichen Hund bei sich hatte, mit dem er „Apportel" spielte. Er brach vom Gesträuch dürre Ästlein und warf sie über die Wiese hin. Der Hund schoß wie ein Pfeil drauf los und schlug sich allemal über, ehe er den Ast erhaschte. Dann brachte er ihn dienstfroh herbei und hielt ihn schweifwedelnd in der Schnauze bereit, bis ihn der Bursche wieder an sich nahm und neuerdings hinauswarf. So ging es eine Weile fort und je erregter und hastiger der Hund apportierte, je köstlicher schien der junge Mensch sich zu ergötzen.

Dann brach er ein schwereres Ästlein, schwang es gegen den Fluß gewendet im Rade und warf es hinaus mitten auf die Mur. Der Hund nahm einen Ansatz, bellte laut und sprang nicht ins Wasser. Von der Schneeschmelze im Hochgebirge war der Fluß trübe und reißend, der Bursche aber schalt den Hund einen Feigling. Ein neues Ästlein brach er und warf es ins Wasser, nahe am Ufer, wo es seicht war. Der Hund sprang sofort hinein, fing es heraus und schüttelte sich, daß die Tropfen ringsum stoben. Der Bursche brach wieder einen Ast und warf ihn in den Fluß, aber etwas weiter hinein. Der Hund stürzte sich ins Wasser, schwamm hin, kehrte mit der Beute ans Land zurück und schüttelte sich und lechzte vor Begierde. Der Bursche brach einen Ast und warf ihn noch weiter in den Fluß hinein. Der Hund stürzte ins Wasser, arbeitete sich mühsam durch die Wellen, kam endlich zur Stelle, hob den Kopf, schnappte nach dem dahinwogenden Holz, erhaschte es und brachte es ringend ans Land. Der Bursche schmeichelte das schnaubende Tier, das sich schüttelnd mit eingezogenem Schweif an seine Beine schmiegte, als graue ihm vor der Gefahr, der es entkommen. Er tätschelte den Kopf, nannte den Hund einen tapferen Kerl und als dieser sah, daß der Bursche noch einen dürren Ast brach, begann er zu winseln. Jener aber schwang das Holzstück und schleuderte es in großem Bogen weit in den Fluß hinaus. Der Hund ins Wasser, schwimmt mit aller Anstrengung dahin, wird von den Wellen abwärts getrieben, hebt den Kopf, um das Holz zu erspähen, ringt krampfig mit den Fluten, in denen er verschwindet, um sich wieder emporzuarbeiten. Das wiederholt sich einigemal, dann nichts mehr als Wellen. Zwei Beine schnellen noch empor, der Kopf taucht wieder auf, noch einmal und ein drittesmal — nicht mehr.

Der junge Mensch am Ufer ruft laut: „Sultan! Sultan!" Als ob ein im Wasser Versunkener etwas hören könnte! Und als der Sultan nicht mehr auftauchte und kein Sultan mehr war und wedelte ringsum — da schaute der Bursche dumm und stumpf drein. Stand da und starrte drein.

Ich hatte ihm vorher zugerufen: „Nicht ins Wasser hetzen, es ist reißend!" Er hatte es nicht beachtet. Nun wendete er sich um und als er sah, jemand käme ihm nahe, bekam er Beine und lief davon.

vermögen und weil ihnen aus politischen Gründen vieles verschleiert und gefälscht wird. Und künftige Geschlechter verstehen die Geschichte nicht, selbst wenn ihnen die abgeschlossenen Akten zur Verfügung stehen, weil ihnen das Milieu fremd geworden ist, weil sie nicht mehr imstande sind, den engsten Zusammenhang der Ereignisse mit den längst vergangenen Zuständen zu erfassen. Aus ähnlichen Erwägungen ist mir die Geschichtschreibung immer ein wenig zweifelhaft vorgekommen. Mangels persönlichen Überschauens muß der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung allzuoft durch subjektive Erwägungen, durch künstliche Verbindungen, ja sogar mit Philosophieren und durch Dichtung ersetzt werden. „Die Weltgeschichte ist das Weltgedicht."

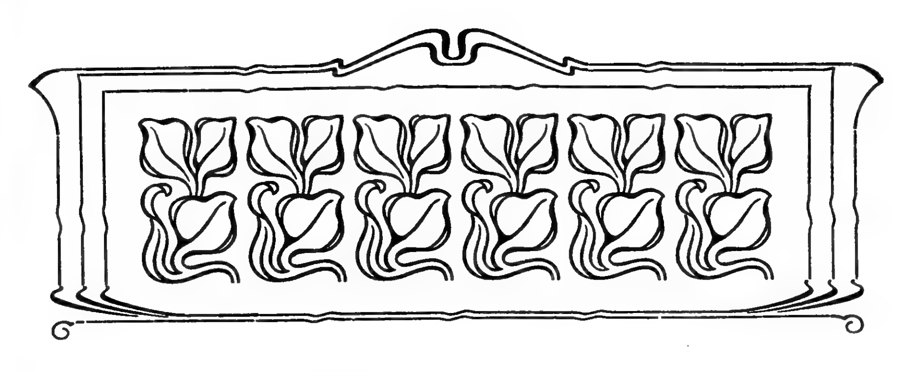
Wenn aber ein Ereignis plötzlich, beispiellos und betäubend auftritt, wie das Revolutionsschiff „Potemkin" auf dem Schwarzen Meere, dann haben die politischen und journalistischen Redakteure nicht Zeit, die Weltgeschichte zu korrigieren und man erfährt die Wahrheit. Auf dem russischen Riesenkriegsschiff „Potemkin" beklagen sich Matrosen wegen ungenießbarer Kost, ein Offizier schießt den wortführenden Matrosen nieder, es erhebt sich eine Meuterei, die führenden Offiziere werden niedergemacht, die Mannschaft bemächtigt sich des gewaltigen Schiffes, bedroht damit Odessa, erzwingt von dieser Stadt eine großartige Leichenfeier für den erschossenen Matrosen, zieht vom Land Revolutionäre an sich, verbindet sich mit anderen meuternden Kriegsschiffen, zieht auf die hohe See hinaus, bedroht verschiedene Häfen, um Lebensmittel und Verteidigungsmittel zu erbeuten und Europa steht verblüfft vor einer unerhört sich entwickelnden feindlichen Kriegsflotte. Die Meuterer sind über Nacht zu einer politischen Seemacht geworden, die unter der roten Flagge und entschlossen zu sterben von Rußland die Freiheit verlangen.

So weit ist das Ereignis von antiker Größe. Aber nun kommt das Moderne. Den hundert Helden stehen auf dem Schiffe siebenhundert Schwächlinge gegenüber, die wollen leben. Sie wollen sich unterwerfen und um Gnade bitten. Im Bunde mit der Hungersnot zwingen sie die Minderheit, die schließlich auch wieder so modern ist, anstatt das Schiff in die Luft zu sprengen, dasselbe an Rumänien auszuliefern, das dafür der ganzen Mannschaft Schutz gewährt. Das Schiff geht an Rußland zurück, die Leute zerstreuen sich als abgeschaffte Meuterer in der Welt.

Welch ein Anschwung der Tragödie und welch eine Talentlosigkeit der Klio im letzten Akte! Ja, die Weltgeschichte ist das Weltgedicht. Aber das Weltgedicht ist stümperhaft.

Apportel!

Eines Abends ging ich spazieren zu Graz, der Mur entlang gegen Judendorf. Der Strandweg war köstlich menschenleer. Nur ein junger



Kleine Laube.

Unser wackerer Franz Goldhann.

Ein lieber Mitarbeiter des „Heimgarten", ein begeisterter Freund der Natur, des alpinen Volkstums, ein opferfroher Förderer alles Guten und ein treuer Kamerad in jeder humanitären Bestrebung — Franz Goldhann, begeht dieser Tage das Gedächtnis seines fünfundzwanzigjährigen Wirkens als Schriftsteller. Wenn wir uns auch nicht so oft an seinen sinnigen Naturschilderungen, an seinen meist so treffenden Aphorismen erfreut hätten, so müßten wir doch dem Menschen und Freund heute unseren wärmsten Jubiläumsgruß senden. Franz Goldhann hat aber durch seine Bücher: „Streifzüge in den Alpen", „Feiertagswanderungen im steirischen Oberlande", „Alpenzauber", und durch die Herausgabe von seines Oheims, des Dichters L. Goldhanns Leben und Gedichten, einen geachteten Platz in der heimischen Literatur zu beanspruchen. Der schlichte Mann hält sich stets bescheiden im Hintergrunde, doch muß er sichs nun einmal gefallen lassen, daß wir bei dieser Gelegenheit öffentlich dankbar seiner gedenken.

Der Heimgärtner.

Wie der Dichter Ganghofer zu seiner Frau kam.

In dem liebenswürdigen Büchlein „Ludwig Ganghofer, ein Bild seines Lebens und Schaffens",*) das Vinzenz Chiavacci gelegentlich des 50. Geburtstages des bayerischen Dichters herausgegeben hat, findet sich auch die herzige Geschichte, wie Ganghofer zu seiner Frau kam.

Zu Anfang der Achtzigerjahre fanden die ersten Aufführungen des „Herrgottschnitzers" am Wiener Ringtheater statt. Bei diesem ersten Volksstück Ganghofers hatte eine junge Sängerin mitgewirkt, Katinka Engel, ein zierlich modelliertes, bewegliches Figürchen. Aus dem runden, blühenden Gesichte, unter blonden Flechten, lachten ein Paar heiter glänzende Augen — ganz der Typus der gut geratenen Wienerin — doch manchmal mit einem ernsten sinnenden Schatten um die Stirne — ein Zug, der an den Wienerinnen nicht oft gefunden wird. Schon die erste Begegnung bei der Leseprobe war entscheidend für dieses junge Menschenpaar. Aber der heiße Boden des Theaters war dem Zusammenfinden ihrer Herzen eher feindlich als günstig. Hinter den Kulissen sind Zweifel und Mißtrauen heimisch. Doch es kam eine Stunde der jähen Aussprache — sie kam mit einer Nacht in Flammen und Rauch, mit einer Nacht des Schreckens und der Verzweiflung — mit dem Brande des Ringtheaters!

*) Adolf Bonz & Comp. 1905.

Wer der junge Herr war? Ich weiß es nicht. Ob er in der darauffolgenden Nacht sehr gut geschlafen hat, weiß ich auch nicht. Es ist aber wahrscheinlich . . .

Das Leichlein.

Heute besuchte ich die junge kranke Arbeitersfrau mit den vier kleinen Kindern. An der Haustür kam sie mir entgegen, dumpf lachend: „'s is schon gestorben!" In der Nacht war das drei Monate alte Kind verschieden. Es war brustkrank gewesen, wie es die Mutter ist. Im sonnigen Zimmer war das Leichlein auf dem Tische aufgebahrt in einem weißen Bett, mit einem gestickten Schleiertüchlein zugedeckt. Daneben im Glassturz ein messingenes Kruzifix, das Erbstück der Familie von Geschlecht zu Geschlecht. Zur Linken des Heiligtums eine Ampel, in der das Lichtlein zart und lieblich glimmte. Zur Rechten ein Glas mit Weihwasser und ein junges Eichenblatt eingetaucht, daß man damit den Leichnam besprenge. Die Mutter schlug das Tuch zurück. Selten habe ich eine Kindesleiche gesehen, die so beredt schwieg. Daß auf einem so kleinen Gesichtlein soviel Leiden geschrieben stehen kann! Sonst sind es runde helle Engelsgesichtchen, die dem Leben schon alles verziehen und vergessen haben. Aber dieses Körperlein hatte noch nicht vergessen. Die tief eingefallenen halb offenen Augen, der Zug um die dünnen Lippen war ein schweigendes Klagen. Ist's denn nötig gewesen, daß ich gerufen ward um nichts, als um zu sterben? — Auf dem dünnen Haar des Hauptes lag ein weißes Kränzlein. Wozu mir den Kranz? Mutter, hättest du ihn bewahrt, mir wär's erspart geblieben. — Aber die winzigen schmalen Fingerchen falteten sich über dem Brüstlein, gleichsam in Ergebung und Vergebung: Es ist ja schon vorbei. — Die Mutter lachte grell auf. Weinen könne sie nimmer.

„Und die anderen drei Kinder," wurde sie gemahnt „die müssen Sie jetzt weggeben. In Kostorte. Es wird schon beglichen werden. Sie können die Kinder nicht pflegen und dürfen es nicht."

„Die Kinder laß ich nicht von mir!" rief sie herb aus. „Wenn ich mich für meine Kinder nicht darf aufbrauchen, dann tragt mich gleich mit dem da hinaus!" Ein hohles Husten folgte den Worten. Dieser Anfall brachte sie zur Besinnung und sagte ihr das, was ich nicht sagen wollte. „Der Kinder wegen, freilich — der Kinder wegen!" sprach sie in sich hinein. „In Gottesnamen, soll mir noch das einzige versagt sein — ihrer zu warten. Leben und die Kinder meiden müssen!" Die Hände rang sie vor dem starren Leichlein: „Lieserl, nimm mich mit auf den Freidhof!"

französischen Forscher Flourens, der ein interessantes Buch über „das lange Leben der Menschen“ geschrieben hatte, zur Annahme, die normale Lebensdauer des Menschen müsse hundert Jahre betragen. Diesen Gedanken Flourens' erweiterte Professor Elias Metchnikof, dessen Namen in der letzten Zeit anläßlich der Prüfung des Doyenschen Serums wiederholt genannt wurde, zu einer ganzen Theorie. Die Wissenschaft müsse es dahin bringen, meint der berühmte Bakteriologe, durch Vermeidung sämtlicher Schädlichkeiten das frühe Absterben der einzelnen Zellen zu verhindern und den Menschen wieder glücklich zu machen. Durch Disharmonie seiner Organe sei er zum Unglücke geboren. Der Tod stehe ihm wie ein Schreckgespenst vor den Augen, statt ihm wie eine natürliche, selbstverständliche Sache zu erscheinen. Der Todesinstinkt sei der Menschheit verloren gegangen. Die Wissenschaft werde es sicherlich dahin bringen, diese Disharmonien aufzulösen, die Zellen zu kräftigen, so daß jeder Mensch eines natürlichen Todes sterben werde — notabene, nach hundertjährigem glücklichen Leben und darüber hinaus. Diese Ideen sind in einem interessanten Buche, „Studien über die Natur des Menschen (Eine optimistische Philosophie)“ zusammengefaßt, das berufene Philosophen die Bibel des modernen Optimismus genannt haben.

Selbstverständlich wollte sich der geistreiche französische Gelehrte überzeugen, ob die Praxis auch seine theoretischen Schlüsse bestätigen würde. Er suchte mühevoll nach Hundertjährigen, durchforschte ihre Biographien. Wie lebten Sie? Wie starben sie? In Todesangst oder mit dem natürlichen Todesinstinkt, wie er das naturgemäße Sterben bezeichnet? Leider sollte er nur in den Büchern Bestätigungen seiner Theorie finden. Die Bibel läßt ihre Patriarchen im hohen Alter sterben und fügt die charakteristische Bezeichnung „lebenssatt“ hinzu. Aber die Greise, die Metchnikof beobachten konnte, waren teils kränklich, teils geistesschwach, nicht jene idealen Greise, die er sich vorstellte, denen das Leben eine Lust, das Alter ein Vergnügen und der Tod eine Freude war.

Ein Königreich — ein bakteriologisches Königreich für einen normalen lebenden alten Menschen über hundert Jahre. Was nützt ihm seine schöne Theorie, wenn eine hundertjährige Dame in Rouen auf den ersten Blick verriet, daß sie im Laufe ihres langen Lebens ihren Verstand verloren hatte? Wenn der berühmte Chemiker Chevreul mit hundertdrei Jahren, entgegen seiner Theorie, noch nicht das geringste Verlangen nach dem Tode äußerte, wobei freilich seine intellektuellen Fähigkeiten sehr gesunken waren.

Der Zufall sollte ihm die Erfüllung seiner Wünsche bringen. Er erfuhr, daß Paris eine hundertfünf Jahre alte Dame besitzt, Frau Robineau, welche Zeit ihres Lebens nie krank gewesen und sich im vollen Besitze ihrer geistigen Kräfte befinden sollte. Diese Frau mußte er kennen lernen. Er ließ sie um eine Zusammenkunft bitten und über Ursache und Absicht dieser Bitte unterrichten. Frau Robineau ging gerne darauf ein und ließ ihm sagen, sie werde sehr erfreut sein, ihn zu sehen; er könne sie fragen, was ihm beliebe.

Diese Zusammenkunft schildert der „Daily Telegraph“ in sehr ergötzlicher Weise. „Professor Metchnikof wurde zuerst von dem jungen Sohne der Patriarchin, einem Manne von achtzig Jahren, und seiner liebenden siebzigjährigen Gattin empfangen. Dann erschien die Mutter dieses jungen Paares, sich auf einen Stab stützend, an ein Mädchen leicht gelehnt. Sie ist eine entzückende alte Dame, das Gesicht weiß wie Wachs, mit schneeweißen Locken unter einer zierlichen schwarzen Haube, mit stolzen blauen Augen, die freilich im Laufe der Jahre viel von ihrem Glanze eingebüßt haben müssen.“ Frau Robineau wartete gar nicht, daß Metchnikof auf das ihn interessierende Thema eingeht, sondern informierte sich erst mit klarer,

Es war ein Feiertag, dieser furchtbare 8. Dezember. Ganghofer hatte den Nachmittag am Schreibtisch zugebracht — das Volkstück „Der zweite Schatz“ war im Entstehen. Gegen 7 Uhr abends machte er sich auf den Weg ins Theater, wo „Hoffmanns Erzählungen“ zum zweitenmale gegeben werden sollten. Wie er zum Schottentor kommt, sieht er eine Rauchwolke über dem Dach des Ringtheaters, eine Flammengarbe schlägt in die Luft — das Theater brennt. Bei allem Schreck des Augenblicks durchzuckt ihn auch eine qualvolle zitternde Sorge des Herzens — Katinka hatte die Absicht ausgesprochen, der Vorstellung am Abend beizuwohnen. Ganghofer will in den Zuschauerraum eindringen — Polizisten und Feuerwehrleute verwehren ihm den Eintritt: Es wäre niemand mehr im Hause — „alles gerettet!“ Er stürzt zum Bühneneingang; Schauspieler in den Kostümen des Abends und Bühnenarbeiter fliehen über die Treppe herunter, niemand gibt ihm Antwort auf die Frage, ob Katinka Engel im Hause wäre. Er eilt hinauf zu den Garderoben, findet sechs Menschen, die in ihrem Entsetzen wie blind umherrennen, sieht in einer Garderobe eine Schauspielerin im Hemd, gelähmt und besinnungslos vor Schreck. Ganghofer hüllt die Zitternde in seinen Winterrock ein und will die sieben Ratlosen führen. Eine Bühnentüre, glühend geworden, bricht aus den Pfosten heraus — die ganze Bühne ein Flammenmeer, dessen strahlende Hitze die Haut, das Haar und die Kleider versengt. Ganghofer, bei seiner genauen Kenntnis des Hauses, findet den Weg zur Unterbühne und zum Hofraum, den schon erstickender Qualm erfüllt. Das ins Freie führende Tor ist versperrt. Mit Aufgebot aller Kräfte wird es von Ganghofer eingedrückt und die kleine Schar ist im Freien. Auf der Straße schreien Tausende erregt durcheinander. Man hat in den Gängen des Zuschauerraumes die ersten Toten gefunden. Im Korridor der Galerie liegen ganze Wälle von Leichen.

Ganghofer hat in dem schreienden Gewühl, das die Ringstraße erfüllt, einen Wagen erhascht und jagt in die Nibelungenstraße, wo Katinka, die ihre Eltern früh verloren hatte, in der Familie ihres um die Schwester treubesorgten Bruders lebte. Sie hatte die Vorstellung besuchen wollen, aber ein Söhnchen ihres Bruders war erkrankt und hatte die „Tante Tinka“ gebeten, bei ihm zu bleiben und Märchen zu erzählen. Dieser Liebesdienst hat ihr das Leben gerettet und ein junges, keimendes Glück beschirmt. Während sie am Bettchen des Kindes sitzt, kommt eine Magd hereingestürzt: der Herr Doktor wäre draußen, ganz bleich, ohne Hut und Winterrock, und könnte nicht reden und wäre wie ein Verrückter. Katinka eilt in den Flur hinaus, zwei zitternde Arme umklammern sie, und in einem Schrei der Freude, mit Schluchzen und Küssen, spricht sich alles Stumme aus.

Es war eine Nacht des Schreckens für Wien. Gegen 400 Tote wurden zwischen den rauchenden Trümmern des Theaters gefunden.

Und diese Nacht erschuf ein junges Glück, das in reiner Sonnenhelle durch ein ganzes Leben dauern sollte. In Katinka Engel fand Ganghofer nicht nur eine Frau von seltenen Herzenseigenschaften, von ruhelos sorgender Treue für den Gatten und die Kinder, sondern auch eine ernste, mit unbestechlichem Urteil begabte Beraterin seines Schaffens. Wer weiß, ob ohne diese Frau der Lebensweg Ludwig Ganghofers, bei seinem heißblütigen Naturell und der lachenden, optimistischen Art, wie er das Leben zu nehmen pflegte, so gleichmäßig, so ruhig und sicher zur Höhe des Erfolges gestiegen wäre? — Am 7. Mai 1882 fand die Vermählung statt.

Wie man hundert Jahre alt wird.

An Tieren konnte man beobachten, daß die Wachstumperiode des Organismus ungefähr den fünften Teil der gesamten Lebensdauer ausmache. Das führte den

herzurichten. Sobald der Müller dieses Beginnen bemerkte, wurde er selbst ärgerlich und zerstörte die angefangene Arbeit mit einer Stange. Er glaubte, die Schwalben würden nun ihr Bemühen infolge davon einstellen. Aber schon am nächsten Tage mußte er gewahr werden, daß die Tierchen ihren Versuch erneuerten. Der Müller wiederholte sein Zerstörungswerk und an diesem Tage blieb das Schwalbenpärchen untätig. In der darauffolgenden durch Mondschein erhellten Nacht wacht der Müllerssohn auf und hört vom Hofe her das Gezwitscher einer großen Anzahl Vögel. Da er es nicht der Mühe wert hält, aufzustehen und nachzusehen, was das für Vögel sind, so schläft er bald wieder ein. Als er am frühen Morgen zum Kaffeetrunk in die Wohnstube kommt, fragt er seine Mutter, ob sie nicht auch das Gezwitscher in der Nacht gehört habe, es müsse etwas ganz besonderes los gewesen sein. Die Mutter hat es ebenfalls gehört. Der Sohn geht dann auf den Hof und blickt auf das von der Morgensonne beschienene Haus. Da sieht er mit Verwunderung, daß an derselben Stelle, an welcher die Schwalben unter dem Schutzbrett den Nestbau begonnen hatten, ein neues Nest fix und fertig hängt. Das Schwalbenpaar hatte demnach die Stammgenossen in der ganzen Nachbarschaft ersucht oder aufgefordert, ihnen bei dem Nestbau in der Nacht behilflich zu sein, welcher Aufforderung dieselben auch nachgekommen waren. Daher also auch das vielstimmige Gezwitscher in der Nacht. Die Müllersleute ließen nach Erkenntnis der Tatsache das Schwalbenpaar unbehelligt und erkannten ihm Heimatrecht und Schutz unter dem Schirmbrett für immer zu.

Singvögel.

Sehnsucht.

Es liegt eine Sehnsucht im Glockenton,
Hör' ich die Rufenden klingen,
Ich möcht' mich aufwärts schwingen,
Weit über Berg und Tal davon.

Den Sterblichen winkt ein göttliches Land
Hoch über allen Sternen
In wundersamen Fernen;
Wohl möcht' ich es schauen an Traumeshand.

Das Herz ist doch wie ein töricht Kind!
Es lauscht dem Märchensange
Und glaubt dem Glockenklange
Und setzt sein Hoffen auf Well' und Wind.

Hans Mittendorfer.

Heimweg.

In meiner Seele ringt ein Klang,
Wie nie er noch zum Lichte rang.
Mit tausend Dornenkronen gekrönt
Hat mich so lang die Welt gehöhnt —
Bis endlich den wahren Weg ich fand. —

Es ist ein heilig ewiges Land.
In Wunderstunden ersteht es dem Blick,
Und wer einmal dort, kommt nie mehr zurück,
Doch hält ihn keine Fessel gebannt.

Ich Armer, ich Blinder die Pfade fand,
Die sonst so labyrintisch in Nacht —
Doch führte mich keine Wundermacht.

Ich selbst, ich führte mich an der Hand
Ins ewig, uralte Wunderland,
Ins eigene Ich —

Hans Legenstein.

lauter Stimme über sein Begehren. Endlich konnte er verschiedene Fragen an sie richten. Wie sie gelebt habe? Ein ruhiges stilles Leben ohne Krankheiten und Sorgen. Ob sie die Last der Jahre drücke? Nein. Arbeiten könne sie freilich nicht mehr. Aber sie plaudere so gern und es fehle ihr nicht an Freunden, sie zu besuchen. Wie es mit ihrem Gedächtnisse stehe? Sehr gut, aber am deutlichsten blühen ihr die Erinnerungen ihrer Jugend. Und nun erzählt sie von der Zeit Napoleons I., von Louis XVIII., den Orleans u. s. w.

Das Gespräch kam auf ihre jetzige Lebensweise. Sie klagte darüber, daß sie zeitweilig nicht mehr den richtigen Geschmack der verschiedenen Speisen empfinde. Trotzdem trinke sie ihre Chokolade des Morgens und schlürfe mit Behagen des Abends eine Suppe. Und ob ihr das Metchnikof glauben wolle, gerade die Suppe habe sie als kleines Mädchen nicht vertragen können. Sei das nicht komisch? Sonst esse sie noch einige trockene Biskuits — Brot vertrage ihr Magen nicht — ein Stückchen saftiges Hühnerfleisch, Hirn, Reis und Oberschaum. Ihr Getränk sei ein „rötliches Wasser", d. h. Wasser mit ein bißchen Rotwein.

Metchnikof brannte darnach, zu vernehmen, ob sich die Dame vor dem Tode fürchte oder den natürlichen Todesinstinkt besitze, der das Ende eines glücklichen Lebens bedeute. Leise richtete er diese Frage an eine Enkelin. „O," rief diese laut aus, so daß es die Hundertjährige leicht hören konnte, „wir sprechen sehr häufig vom Tode. Großmama schreckt der Sensenmann nicht." Und Madame Robineau fügte ernst hinzu: „Wenn man zu nichts mehr taugt, muß man ja an den Tod denken. Laß ihn kommen, wann es ihm beliebt, ich werde darüber nicht böse sein."

So endete diese denkwürdige Zusammenkunft, die für Metchnikof von größter Bedeutung war. Hatte sie ihm doch die Bestätigung seiner Theorie vollauf gebracht. Wir wollen hoffen, daß auch seine anderen Ausführungen sich bestätigen werden; daß alle Menschen mit Hilfe der Wissenschaft in voller Gesundheit und Lebenskraft ein ganzes Säkulum leben werden und daß ihnen der Tod gleich den Eintagsfliegen im Rausche der Liebe und des Lebens nicht als Erlöser, sondern als Vollender erscheinen wird. Nur möge sich die Wissenschaft ein wenig beeilen. Wir Lebenden möchten auch, wenigstens einen Bruchteil dieser herrlichen Zeit mitgenießen.

(„N. W. T.")

Die beharrlichen Schwalben.

Zum gleichnamigen Aufsatz im Augustheft erhalten wir noch folgende Zuschrift: Kluge Schwalben, ähnlicher Art, wie sie dort geschildert wurden, habe auch ich kennen gelernt. Ich wohnte früher in der Nähe von Eisenach. Eine Stunde westlich von dieser Stadt liegt im Hörseltale das Dorf Stedtfeld. Der Mühlenbesitzer H. daselbst hatte einen erwachsenen Sohn und zwei Töchter. Die Töchter ließen sich vor den Fenstern des Wohnzimmers an der Giebelseite des Hauses Blumenbretter anbringen, auf denen sie ihre Lieblingsblumen sorgsam pflegten. Leider wurde ihnen die Freude, die sie darüber empfanden, häufig dadurch getrübt, daß ihre Pfleglinge durch die Schwalben, welche sich an dem oberen Teile des Hauses angesiedelt hatten, beschmutzt wurden. Die jungen Mädchen klagten ihr Leid ihrem Vater und baten ihn, die Schwalben zu vertreiben. Dieser erklärte ihnen aber, man dürfe die Nester der Schwalben nicht zerstören, da dies nach allgemeinem Volksglauben den Hausbewohnern Unglück bringe; er wolle aber dem Übelstande auf andere Weise abhelfen. Er ließ nun oberhalb der Fenster an der ganzen Hausseite ein breites, sogenanntes Schirm- oder Schutzbrett anbringen. Kaum war dieses jedoch einen Tag angebracht, als auch ein Schwalbenpaar es geeignet fand, sich unter ihm eine geschützte Wohnung

Dem Schnitt entgegenreifen.

Schon liegt der erste braune Strich
Im Felde auf den Ähren,
Sie heben sich, sie wiegen sich
Im sonnigen Begehren.
Und mag die Sichel auch zur Frist
Die Halme niederstreifen,
Der ganze Sinn des Lebens ist,
Dem Schnitt entgegenreifen.

Was hilft es, für den andern Tag
Sein Körnlein Glück verscharren
Und in dem raschen Stundenschlag
Auf Schicksalszeichen harren?
So hoch das Sehnen sich vermißt,
So tief die Wünsche greifen,
Der ganze Sinn des Lebens ist
Dem Schnitt entgegenreifen.

Friedrich Beck.

Lebenselixir.

In der Tage Gewalt
Ward ich stark, ward ich alt —

In der Nächte Gefild
Ward ich klar, ward ich mild —

Mit der Liebe Geleucht —
Hab' ich alles erreicht.

Hans Legenstein.

Alte Schule.

Lesen, schreiben und rechnen, mehr bedarf der Mensch nicht, um glücklich durch die Welt zu kommen.

Er soll es verstehen, das Schöne und Gute an seinem Lebenswege für sich aufzulesen.

Er soll es verstehen, wenn's schief geht, sich manchmal auch selbst die Schuld zuzuschreiben.

Er soll es verstehen, stets mit den Tatsachen zu rechnen. R.

Marterln und Votivtafeln

des Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel von Rudolf Greinz. (L. Staackmann in Leipzig.)

Daraus folgende Proben:

Marterl auf einen Prinzgemahl.

Unter diesem steinernen Totenmal
Fand seine ewige Ruhe ein viel geschundener Prinzgemahl —
War Seine königliche Hoheit im übrigen eine Null bei Hof und in der sonstigen Welt.
Lediglich zur baldmöglichsten Züchtung eines Thronerben bestellt,
Nachdem man endlich hatte den sehnlichst erwarteten Knaben,
Konnte man seinen Erzeuger als vollständig überflüssig begraben
Seine Anschaffung war ohnedies nur höchst verdrießlich —
Aber auf den Bäumen wachsen die Kronprinzen eben auch nicht schließlich.
Gott verleihe eine lange und glorreiche Regierung seinem hochgebornen Samen
Und lasse ihn selbst inzwischen in Gnaden vermodern. Amen.

Grabschrift auf das veraltete Weib.

So du durchwandelst die Verwesungsflur, betracht' mit Wehmut auch dies Totenmal.
Hier unter'm grünen Rasen ruht das gute, liebe, herzige Weib von Anno dazumal.
Veraltet und überholt mußt' sie blühend jung im Tode jäh erbleichen
Und zu Ende des letzten Säkulums dem modernen Überweibe weichen.

Erdentreue.

Und pocht auch die Sorg' an Tor und Tür
Und stirbt das silberne Scherzen;
Wir lachen doch noch für und für,
Selbst mit gebroch'nem Herzen. —

Und macht auch die Nacht uns verblüht und blind,
Quillt über der Krug auch der Tränen:
Wir bleiben treu, wir bleiben Kind,
Noch mit versengten Sehnen. —

Und blüh'n uns zwei Kreuze, zwei Hügel nur
Und nichts sonst auf trauriger Erden:
Wir haben genug und bleiben klug —
Sollten wir treulos werden?

Hans Legenstein.

Sommerfäden.

Wolkenlose Sonnentage
Wandeln mit gedämpftem Schritt;
Mildes Heute wie das Gestern,
Das gelind vorüberglitt.

Blanke Fädlein seh ich blitzen
Auf der Erde silberklar,
Schlingen sich wie weiße Härchen
Ihr ins dunkle Blätterhaar.

Träumst du, Erde? . . Eine Göttin
Hör' ich in den Lüften geh'n —
Halm und Hütte, Lust und Leiden
Still wie Rauch vor ihr verweh'n.

Adolf Hainschegg.

Der Bergsee.

An Margarete v. T.

Als ich zum erstenmal dich sah
Nach langem, frohen Wandern —
Bergsee — dich, du Himmelsspiegel,
Da ward so eigen mir zumute! —
Von Felsen eingeengt, von Wald umgrünt,
Warst du ein Bild des Friedens. —
Die Alpenrose und der Enzian
Und noch manch and'res Blümlein,
Sie werden selten dort gepflückt
Am Obersee, beim alten Dürrenstein. —*)
Die Stille war's und jene große Macht
Der Schöpfung, die mein Fühlen so erfaßt',
Die Macht der herrlichen Natur,
Die sich vereint' zum schönen Kranze hier
An jenem hellen Sommertage. — —
Und als am Uferrand ich weiterschritt,
Da war ein Zauber wohl gescheh'n:
Die Ruhe wurde mir so schwer, —
Ich wollte jauchzen; doch umsonst!
Das Wasser hielt gefesselt mich
Mit seiner Reinheit, seiner Tiefe,
Als wollt' es sagen: „Störe nicht
Den Gottesfrieden hier!" — Und ich
Blickt' lange noch ins Aug' der Erde,
In dich mein See hinein und sah
Die Reinheit und die Tiefe deiner Seele,
Du zaub'risch schöne Frau — Natur!

Johannes Just.

*) Der Dürrenstein bei Lunz, der einen so prächtigen Ausblick auf das Hochgebirge des steirischen Oberlandes bietet.

Ein arabisches Sprichwort. Wer nichts weiß und nicht weiß, daß er nichts weiß, der ist ein Tor, vor dem man sich hüten soll. — Wer nichts weiß und weiß, daß er nichts weiß, der ist bescheiden und den soll man belehren. — Wer etwas weiß und nicht weiß, daß er etwas weiß, der ist ein Träumer, den man aufwecken soll. — Wer etwas weiß und weiß, daß er etwas weiß, der ist ein Weiser, dessen Umgang man suchen soll.

*
* *

Auch eine begründete Klassifikation. Ein alter, würdiger Herr in Berlin wurde auf einem Spaziergange von einem übermütigen Straßenjungen geneckt, so daß er endlich — da kein Schutzmann sichtbar war — zu einem Steinchen griff und dasselbe auf den Schlingel warf. „Sie olles Säugetier!" ruft dieser zurück. Dem Alten ist diese naturgeschichtliche Klassifikation völlig neu und er verspricht daher dem Jungen Amnestie, wenn er ihm den dunklen Sinn der Rede aufkläre. „Na," sagt der Bengel, „jewiß sind Sie 'n Säugetier, Sie werfen ja lebendige Jungen!"

*
* *

War ko mich zwing! Die Ansicht Friedrichs des Großen, daß man jeden nach seiner Art selig werden lassen möge, ist bekannt. Ein zwölfjährioer Junge in einem Dorfe Böhmens handelte darnach. Diesen wollte der Kaplan wegen des Nichtbesuches der Kirche züchtigen. Als ihn der eifrige Gottesdiener erfaßte, sträubte sich der Junge und rief im Dialekt: „War ko mich de zwing, wenn ich nu nich in Himm'l kumm will.', Sprach's, riß sich los und jagte zur Schultür hinaus.

*
* *

Das Bier=B. **B**rauchbare **B**ier**b**rauer**b**urschen **b**ereiten **b**eständig **b**itteres, **b**raunes **B**ier, **b**ekanntlich **b**esonders **b**illiges **B**edürfnis **b**egnügsamer, **b**rüderlich **b**ehaglich **b**eisammen **b**leibender **B**ürger. **B**etörte **b**ierfeindliche **B**acchus=**B**rüder **b**ehaupten **b**isweilen **b**estimmt: **B**ayerisches **B**ier **b**erausche **b**ald, **b**efriedige **b**loß **B**auern, **b**eraube **b**esseren **B**ewußtseins, **b**eschränke **b**lühende **B**ildung, **b**egründe **b**reite **B**äuche, **b**efördere **b**linden **B**lödsinn. — **B**egeistert **B**acchus **b**esser, **b**leibt **b**eim **B**esseren; **b**esingt **B**urgunder, **B**ordeaux, **B**rausewein, **b**eschimpft **b**oshaft **b**ayerisches **B**ier. **B**iedere **B**iertrinker, **b**evor **B**eweise **B**esseres **b**ewähren, **b**leibt **b**eigestellt **b**eim **b**raunen **B**echerblinken, **b**leibt **b**ayerische **B**ierfreunde **b**eim **b**aierischen **B**ierwirte!

*
* *

Das Wein=W. **W**enn **W**estwinde **w**ehen, **w**andern **w**ahrhaft **w**ürdige **W**iener, **w**ohin **W**einweiser **w**onnig **w**inken. **W**o **w**eißer, **w**ild **w**allender, **w**ürziger, **W**eidlinger **W**ein **w**ächst, **w**erden **w**ahnwitzige **W**ürger **w**eich **w**ie **W**achs, **w**erden **w**ohl**w**achsame **W**elt**w**eise **w**ie **W**eiden**w**ipfel **w**ankend, **w**einende **W**eiber **w**ie **w**ider**w**ärtige **W**ähler **w**illig, **w**eichen **w**üste **W**ühler **w**ie **w**ütende **W**ölfe, **w**enn **W**affen **w**irksam **w**alten. **W**ehe **w**indigen **W**einwirten, **w**elche **w**ahren, **w**eißen **W**eidlinger **W**ein **w**ässern. **W**er **w**ünscht **W**asser, **w**enn **W**ein **w**onnig **w**inkt? **W**enig **W**ichtiges **w**ürde **w**erden, **w**enn **w**enig **W**ein **w**üchse; **W**ein **w**eckt **W**itz, **w**irkt **w**ohltätig, **w**ärmt, **w**andelt **w**onnig **w**ildes **W**eh!

*
* *

Pius X. Unlängst kam ein Pfarrer aus Oberitalien zum zweiten Male innerhalb Jahresfrist mit einem Pilgerzuge aus seiner Gemeinde und ihrer Umgebung nach Rom und zum Papst. Nach beendeter Audienz hielt der Papst den Pfarrer noch etwas zurück: „Du hast wohl keine Armen in deiner Gemeinde, mein Sohn?" fragte ihn jetzt der Papst. — „O ja, Heiliger Vater, viele." — „Und Kinder

Was sie uns war, wird wohl in Ewigkeit ganz unersetzbar bleiben,
Drum laßt ihr glänzendes Verdienst in goldnen Lettern hier auf diesen Stein uns schreiben!
O daß dich verscharrt des Totengräbers grausamscharfer Spatel!
Wer wird uns künftig Strümpfe stoppen? wer kochen Knödel, Krapfen und saftige Bratel!
Kein voller Busen wogt uns mehr unter'm reizenden Korsettel —
Wer soll unsere Kinder säugen, dieweilen Milch noch nie ergab ein bloßes Brettl!
Dem Molligen hat die schlimme Madam' Mod' in arger Tück' das G'nack gebrochen,
Hans Mors trieb ein verkehrtes Spiel, erwürgt' das Fleisch und ließ lebendig uns die Knochen!
Tabaksgeruch vertritt die von den Dichtern vielbesungenen Rosenlippendüfte,
Und längst zur Fabel ward der Zauber einer schöngeschwung'nen runden Hüfte,
Die als des Hauses Zier man einst gepriesen in begeisterten Liedern und Psaltern,
Sie prangt mit Schreibärmeln und Tintenfingern anjetzo an aller Ämter Schalter.
Die Kindlein hat gewiegt zu sanftem Schlaf in diesem Erdentale,
Sie tritt im Schweiß des Angesichts hoch zu Stahlroß die wirbelnden Pedale!
Und trug sie Hosen je, so war dies ehedem zu verstehen nur figürlich,
Doch heute wird diese schöne Metapher bereits zu einer Tatsach' unnatürlich.
O pflanzet auf dieses Grab statt einer trauernden Zypresse oder schlanken Pinie
Zum Warnungszeichen des fin de siècle-Überweibes sezessionistische Haarstrich-Linie —
Dann hat die Sonne Zutritt, um diese Ruhestätte zu vergolden:
Sintemalen, gleich weiland Peter Schlemihl, keinen Schatten werfen unsere Holden.
So leicht vom Körper sie, machen sie uns doch schrecklich fühlbar dieses Lebens Schwere —
Domine Deus nobis miserere!

Lustige Zeitung.

Wie einer seine Zeit benützt. Der Paukenschläger im Orchester eines Stadttheaters in Bayern trank mitunter gerne ein Schnäpschen. Während einer großen fünfaktigen Oper verspürte er einen ganz gewaltigen Appetit nach einem Kümmel, denn nahe an zwei Stunden hat er nun geschmachtet. Da kommt für ihn ein Lichtpunkt, im vierten Akt, wo er als Tympanist 60 Takt Pause hat. Dieser Moment ist für ihn zu günstig, um nicht davon Gebrauch zu machen, denn die Restauration oder vielmehr die Kümmelapotheke befindet sich nur wenige Schritte vom Theater. Kaum hat er an der betreffenden Stelle ausgewirbelt und den letzten Schlag getan, da legte er seine Paukenklöppel hin, schießt, wie wenn ihn ein unaufschiebbares Bedürfnis dränge, durch die Tür und geht, seine Pausen zählend, 1, 2, 3, 4, im Marschtritte dem Kneipchen zu; 5, 6, 7, 8, 9, 10 — tritt er — 11, 12, bei dem Wirte ein, 13 schön guten Abend — 14, 15, einen Kümmel — 16, aber schnell, 17 — 18 — 19, hier! danke (er trinkt) — 20 — 21 — 22 23 (er trinkt), Prr! 27 — 28, hier, 29, mein Sechser! 30 — 31, noch einen! 32 — 33 — 34 (der Kümmel kommt), 35 (er trinkt), 36 — 37 — 38 — 39 — 40, hier ist, 41 — mein Sechser! 42 — 43 — gute Nacht — 44 — schlafen Sie — 45 — 46 — mir recht — 47 — schön wohl — 50 — 51 — 52 marschiert er wieder nach seiner Stelle im Orchester, ist mit Zählung 59 in Positur und — Bumm! fällt er, als er gezählt, in das volle Tutti der Instrumente wieder ein. Das heißt seine Zeit benützen!

*
* *

Gefährliches Mittel. A.: „Ist denn das Haarfärben wirklich so gefährlich, wie die Ärzte immer sagen?“ — B.: „Gewiß! Darauf kannst du dich verlassen! Erst kürzlich hat es ein Onkel von mir versucht und in drei Wochen war er mit einer Witwe mit vier Kindern verheiratet!“

*
* *

(S. 373), darum könnte mancher polemische Hieb, der die Sache des positiven Christentums doch gar nicht fördert, wegbleiben. — Solche Bücher arbeiten an dem wichtigsten Werke, das jetzt für unser Volk nottut, an der inneren Einigung derer, die den Herrn Jesum lieb haben. Darum zu tausenden hinein in das Volk! **Irenaeus Euthyphron.**

„Briefe einer Mutter.“ Von Max von Weißenthurn. (E. Pierson. Dresden. 1905).

Das Glück der Zukunft liegt in der Erziehung der Gegenwart“, diese Wahrheit steht am Anfang des Buches und gibt dessen Grundton an. „Unsere Töchter, unsere Frauen, unsere Mütter“, so ist das erste Kapitel überschrieben. Dann folgt die Idealschilderung einer guten Mutter. Diesem Lichtbilde gegenüber das traurige Kapitel der verwahrlosten Kinder. Die Erziehung zur Ehe bildet den Gegenstand eines der wichtigsten Briefe. Nach des Autors gesunder Anschauung bleibt die Ehe, bleibt die Familie doch immer der naturgemäßeste und beglückendste Beruf des Weibes. Wir sehen, daß Max von Weißenthurn in erster Linie die Erziehung des weiblichen Geschlechtes im Auge hat — aber damit ist zugleich die Frage der Regeneration und des ethischen Fortschrittes an der Wurzel berührt, denn die Erziehung der Frau ist auch die Erziehung der Menschheit. V.

Über Sonnenuhren. Beiträge zu ihrer Geschichte und Konstruktion nebst Aufstellung einer Fehlertheorie. Von Dr. Hans Löschner. Mit 59 Abbildungen. (Graz. Leuschner und Lubensky. 1905.)

Von diesem Werke kann man dreist sagen, daß es in der wissenschaftlichen Literatur eine Lücke ausfüllt. Die Menschheit hat vor Erfindung der mechanischen Uhr großen von uns selten bedachten Scharfsinn aufwenden müssen, um die Zeit, besonders die Tageszeit, zu bestimmen. Zumeist geschahen solche Zeitbestimmungen mittelst Schattens, die einerseits, wenn die Konstruktion gut war, viel genauer sein konnten, als etwa die der Wasseruhren, die Sanduhren anderseits bei sonnenloser Zeit aber versagten. Der Verfasser, der in seinem Buch eine große Gelehrsamkeit entwickelt, hätte das Werk leicht noch mit Beispielen über die Art der Zeitbestimmungen im Gebirgsvolke bereichern können, das an hohen Bäumen, Bergspitzen u. s. w. seine natürlichen Sonnenuhren hat. Der Schwerpunkt des Buches liegt in den geistreichen mathematischen Fehleruntersuchungen der Sonnenuhren, stets vor Augen, daß die Erkennung des Fehlers zur Vollkommenheit führt. Vielleicht hat das Buch eine neue Kultivierung der so poetischen Sonnenuhr zur Folge. Wir freuen uns, daß dieses Werk, welches dem Herrn Grafen Clary und Aldringen, Statthalter von Steiermark gewidmet ist, in unserem Lande erschien. H.

Griasnocka, foaste und spere, wias ös wöllts. Mundartliche Dichtungen. Von Karl Meyer. (Linz. Vinzenz Fink. 1905.)

Oberösterreich ist seit jeher das klassische Land der Dialektpoesie. Unter den jüngsten Mundartdichtern dieses Landes finden wir zwei auffallend tüchtige Kräfte. Hans Mittendorfer ist den Lesern des Heimgarten bereits lieb geworden. Karl Mayer führt sich mit seinem oben genannten Buche vielversprechend ein. Seelen- und Charakterbilder aus ländlichen Kreisen, aber auch anekdotenhaftes, das indes vielfach seine besondere Art hat, man kann sich freuen an den Stoffen und freuen an dem volkstümlichen Humor. Allzu unsicher nur ist der Verfasser in der Mundartschreibung, hierin hat er auf Grund der Volksaussprache und Betonung sich erst bestimmte Regeln zu setzen. R. H.

Schiller, sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger. In zwei Bänden. (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. München. 1905.)

Das neue Schillerbuch teilt die Eigenart der Bielschowskyschen Goethebiographie: Die Darstellung ruht durchaus auf Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, ohne die Leser in deren Mühen und Probleme mithineinzuziehen. Der Autor hat sich liebevoll in die Geschichte seines Helden versenkt, ohne irgend welchen Anlauf zum Panegyrischen zu nehmen; wir kommen dem Geschilderten ganz nahe und empfinden doch in jedem Augenblick seine höhere Natur. So mögen sich die Deutschen jetzt freuen, daß sie zwei einander ergänzende Biographien besitzen, in denen die Dioskuren ihnen segnend zu Häupten stehen. V.

Mit ganz besonderer Freude wird jeder Schillerfreund nach der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden und erst unlängst hier angezeigten **Illustrierten Volksausgabe von Schillers Werken** greifen. Es liegen uns jetzt die Lieferung 2—6 vor. Sie enthalten die Fortsetzung und den Schluß der „Räuber“, den Anfang der „Verschwörung des Fiesko zu Genua“, erstere von Ferdinand Piloty, letztere von C. Schraudolph mit herrlichen Illustrationen geschmückt, ferner eine Anzahl der Gedichte sowie einen großen Teil der von Professor Dr. H. Kraeger verfaßten Biographie Schillers mit nicht weniger wie 27 Illustrationen, namentlich zahlreichen Porträts von Zeitgenossen des Dichters.

Poesie im Zuchthause. Gedichte von Verbrechern. Von Dr. Johs. Jaeger. (Stuttgart. Max Kielmann.)

Es sind hier Gedichte von 30 Gefangenen gesammelt und mit orientierenden Notizen

in deiner Gemeinde hast du auch?“ fragte der Papst weiter. — „Gewiß, Heiliger Vater.“ — „Dann, mein Sohn,“ sagte der Papst ernsten Blickes, „veranstalte weniger Pilgerzüge; verwende das Geld, das sie kosten, für die Armen deiner Gemeinde, und die Zeit, die sie brauchen, für mehr Unterricht der Kinder.“ Sprach's und entließ den Pfarrer.



Der Eiskaplan. Eine Erzählung von Artur Achleitner. (Mainz. Kirchheim und Ko. 1904.)

Wenn dieses Buch nicht die prächtigen Naturschilderungen enthielte, würde ich es ohne rechten Genuß durchgelesen haben. Die Menschenschilderungen halten jener nicht stand. Die Älplergestalten sind mehr schematisch gehalten und nicht gerade von ihrer besten Seite dargestellt. Der Held des Buches, der Eiskaplan, ist eine asketisch veranlagte Natur, soll eine ideale Priestergestalt sein. Falls damit dem katholischen Klerus ein Kompliment gemacht werden will, wird dieser darüber nicht außerordentlich erfreut sein können. Der Eiskaplan ist zu sehr Prinzip und zu wenig Mensch, als daß er uns hinreißen oder gar bekehren könnte. Daß er von seinem anfangs so streng kirchlichen Leben, in dem er manch achtunggebietendes Werk vollführt, allmählich sich der weltlichen Volkswirtschaft zuwendet, bis er endlich ein Hochgebirgserschließer wird, ist zu wenig psychologisch begründet und macht eher den Eindruck, als geschehe es aus Willensschwäche, denn aus Liebe zum Volke. Der Verfasser scheint für diese Gestalt ein reales Vorbild gehabt zu haben, es ist nur die Bearbeitung ein wenig gar zu theoretisch ausgefallen und wohl auch zu absichtlich kirchlich, als daß sie poetisch eine größere Wirkung hervorbringen könnte. Achleitner hat schon besseres geleistet.

K. H.

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Von Dr. Wilhelm Rudeck. (Berlin. H. Barsdorf. 1905.)

Auch solche Bücher müssen geschrieben werden und gelesen von solchen, die den Menschen recht kennen lernen wollen. Obschon das Buch vor der Jugend abzuschließen ist, wie das Zündholz vor dem Pulver, kann es gereiften, ernsten Männern nicht schaden. Das umfangreiche Werk erzählt, wie es unsere Vorfahren in Geschlechtsangelegenheiten öffentlich gehalten haben. Das Badewesen, die Prostitution, die Kleidung, die Vergnügungen, Feste und Spiele, die Jugenderziehung, die Sprichwörter und Volkslieder, Kunst, das Kirchenlied, die Predigt, der Hexenglaube, die Literatur u. s. w., alles wird vom Gesichtspunkte des Sexuellen aus einer Betrachtung mit kennzeichnenden Auszügen und Proben unterzogen, vielfach auch mit alten Bildern illustriert. Es ist in der guten alten Zeit lange nicht immer bei den „naiven Derbheiten“ geblieben, es waren oft rechte Schweinskerle-Sitten. Vielleicht ist das hierin ein wenig besser geworden. Wenn sich aber an Stelle roher Schweinigeleien die heimlich lüsterne Prüderie setzt, die das im Verborgenen reichlich bejaht, was sie öffentlich verneint, so wird von einer tatsächlichen Besserung nicht allzulaut gesprochen werden dürfen. Der Mensch ist ein trefflicher Schauspieler, er kann allerlei Mienen machen und allerlei erbauliche Sprüche sagen — im Grunde bleibt er der alte Adam.

M.

In der Gewalt Jesu. Ein Jahrgang Predigten von Gustav Benz, Pfarrer zu St. Matthäus in Basel. (Basel. Reinhardt. 1905.)

Es gibt heute nicht viele Leute, die gerne Predigten hören oder lesen. Der Grund wird zu gleichen Teilen bei den Leuten und bei den Predigten liegen. Wem aber die kraftvolle Art des als Erbauungsschriftsteller schon im Auslande berühmten Pfarrers („Wohin sollen wir gehen?“ „Ein Stück eigen Land“) nichts bietet, der muß die Gründe seiner Indifferenz in sich finden. Benz lebt mit den Nöten und Fragen seiner Zeit, aber auch voll und innig mit den Heilstatsachen des Evangeliums. Darum kann er auf die harten Fragen der Gegenwart eine positive Antwort geben. Man nehme nur z. B. den Gedankengehalt der Predigten „Die Brotfrage“, „Vom Müdewerden“, „Frei von Todesfurcht“ in sich auf. Das tröstet nicht nur auf eine Stunde, das erhebt und kräftigt wirklich für das Leben. Das volle, kräftige Glaubensleben des Predigens spiegelt sich in der klaren, einfachen und doch sehr geglätteten Sprache. Für die geistigen Bewegungen in der katholischen Kirche hat er ein aus den Grundgedanken des Evangeliums heraus begründetes Verständnis

Verein für das Fortbildungsschulwesen. 5. Band. (Leipzig. Verlag B. G. Teubner. 1905.)

Gerade bei der Lesewut, die dem jugendlichen Alter eigen ist, kommt es in hervorragendem Maße darauf an, diesen Trieb in die richtigen Bahnen zu lenken. Proben aus den besten Werken der Gegenwart und Vergangenheit eröffnen den Zugang zu unserer schönen Literatur. V.

Aus der wohl bereits in allen Kreisen bekannten **Sammlung von Künstler-Steinzeichnungen**, durch deren Herausgabe B. G. Teubners Verlag sich ein bleibendes Verdienst um die Hebung unserer künstlerischen Kultur erworben hat, liegt heute eine Anzahl neuer Blätter vor, die so recht zeigen können, was Heimatskunst zu schaffen vermag. Entzückt folgen wir dem Künstler nach dem stillen Weiher im Holze nahe der Stadt, erfreuen uns an der lieblichen Stimmung auf den anmutigen Höhen unseres Mittelgebirges und bewundern die überwältigende Kraft der alpinen Gletscherwelt. V.

Büchereinlauf.

Das Gelübde einer dreißigjährigen Frau. Roman von Marie Gräfin Tihanyi-Sturza. (Leipzig. Arthur Cavael.)

Ferien in Gossensaß. Von Ludwig Hirschfeld. Ein Buch für den Landaufenthalt. (Leipzig. Arthur Cavael.)

Erika. Roman von Maria Otto. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Zu stolz. Erzählung von Henriette v. Meerheimb. (Dresden. E. Pierson. 1904).

Das zerrissene Bild und andere Novellen. Von L. Leser. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Die da gefallen sind . . . Eine Geschichte aus den Niederungen von Karl Morburger. (Wien. Szelinski & Co.)

Ehescheidung. Roman von Paul Borget. Übertragung von Walther Eggert-Windegg. (Mainz. Kirchheim & Comp. 1905.)

König Nero. Eine Hofgeschichte von Franz Xaver Müller. (Regensburg. G. J. Manz. 1905.)

Von Hermann Kiehne sind erschienen: **Lenzfahrt.** Gedichte. (Dresden. Hoffmann.) **König Hübich.** Erzählende Dichtung. (Nordhausen. Henri Fischer.) **Die Dorfprinzeß.** Erzählende Dichtung. (Nordhausen. Hausbuch-Verlag.) **Aus Bodos Reich.** Novelle. (Berlin. H. Friedrich.) **Wandern und Weilen.** (Nordhausen. Selbstverlag.)

„Sonnenweib“. Ein Stück Menschenseele. Von Rega Seca. (Dresden. E. Pierson.)

Lyrische Blüten. Von Oskar Eisner. (Dresden. E. Pierson.)

Nach Sonnenuntergang. Gedichte von ***. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Wien nach 1848. Aus dem Nachlasse von Moritz Edlen von Angeli. Mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Fredjung. (Wien. W. Braumüller. 1905.)

Kepler und die Theologie. Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Von Ludwig Günther. (Gießen. Alfred Töpelmann. 1905.)

Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft. Ein Weck- und Notruf an unsere Zeit von Franz Mach. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Rußlands Dichter und Schriftsteller. Von G. S. Petrow. (Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.)

Fritz Reuters Meisterwerke. Hochdeutsch von Dr. Conrad. I. Aus der Franzosenzeit. — Wie ich zu 'ner Frau kam. II. Aus meiner Festungszeit. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Walhalla. Bücherei für vaterländische Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte. Begründet von Dr. Ulrich Schmid. Erster Band. (München. Georg F. W. Callwey.)

Das große ABC der übermenschlichen Lebensharmonie. Von Josef Schmall.

Die Abhärtung der Willenskraft. Von Josef Schmall. (Leipzig. Edm. Demme.)

Italienisches Konversations- und Taschenwörterbuch Von Giuseppe Brombin. (Ravensburg. Otto Maier.)

Das Volksheim in Hamburg. Bericht über das vierte Geschäftsjahr. (Hamburg. J. F. Richter. 1905.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“ Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten“.



* Viel geklagt wird über die große Säuglingssterblichkeit, die in Österreich größer sei als in anderen Ländern. Eine Hauptursache dieser Erscheinung sei die künstliche Ernährung des Kindes. Nur ein Drittel der Mütter reicht dem Kinde die Mutterbrust. Auch dort, wo die Fähigkeit dazu vorhanden ist, nicht bloß bei Arbeitern, auch in „höheren“ Kreisen, wird das kleine schwache Wesen gar oft an — die Kuh gewiesen. Hätten da nicht die Ärzte etwas zu tun? Aber gerade die Geburtsärzte sind es, die, um die Frau

über die einzelnen Verfasser herausgegeben. Die Gedichte sind völlig unbefangen, rein privater Natur und darin liegt ihr Wert. Sie liefern einen interessanten Beitrag zur Psychologie des Verbrechers. V.

In der bekannten Hessischen Volksbücherei erschien soeben wieder eine Reihe neuer Bändchen, deren Anschaffung wir unseren Lesern empfehlen möchten. Zwei Erzählungen aus der Feder Wilhelm Jensens: Im Frühlingswald. Eine Schachpartie. Mit Bildnis. Henrik Ibsen, Gedichte. Übertragen und eingeleitet von Dr. H Neumann. Mit Bildnis. Droste-Hülshoff, Gedichte in zwei Bänden. Herausgegeben von Eduard Arens. Mit Bildnis. Die Vierzeilen des Omar Chijam. Nach der englischen Übersetzung von Fitzgerald ausgewählt und metrisch übersetzt von Rud. C. Gittermann. Mark Twain: Die 1.000.000 Pfundnote und andere humoristische Erzählungen und Skizzen. Mark Twain: Tot oder lebendig und andere humoristische Erzählungen und Skizzen. Clemens Brentano: Romanzen vom Rosenkranz. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Max Morris. Droste-Hülshoff: Das geistliche Jahr. Geistliche Lieder. Herausgegeben von Eduard Arens. Mit einer Abbildung des Denkmals in Münster. Georg Herwegh: Gedichte eines Lebendigen. Herausgegeben und erläutert von seinem Sohne Marcel Herwegh. Mit Bildnis, Handschriftprobe und biographischer Einleitung von V. Fleury.

Der Meister von Bayreuth. Neues und Intimes aus dem Leben und Schaffen Richard Wagners. Von Dr. Adolf Kohut. (Berlin. Richard Schröder. 1905.)

Dr. Adolf Kohut hat in seinem neuesten Werke unter dem obigen Titel gleichsam eine Lücke in der Wagner-Literatur ausgefüllt, denn er veröffentlicht nicht allein viele ungedruckte bedeutsame Briefe des Meisters von Bayreuth aus den verschiedensten Epochen seines Lebens sowie über wichtige Momente seines Erdenwallens, sondern gibt auch interessante Aufschlüsse über die einen oder die anderen noch nicht ganz aufgehellten Momente in dem Lebenslaufe Richard Wagners. V.

Alpine Gipfelführer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die „Alpinen Gipfelführer" sind für diejenigen Alpenreisenden bestimmt, die nicht um große Entdeckungen zu machen oder Rekords in Kletter- und Eistouren zu brechen ins Gebirge gehen, sondern den einen oder andern der bekannten und berühmten Berge besteigen wollen, um dort Aussicht zu genießen, vom Mittelpunkt einer größeren Gruppe eine Übersicht über diese zu gewinnen, und die unterwegs und am Ziele vom Bergführer möglichst unabhängig zu sein wünschen. Von der Sammlung sind soeben die ersten vier Bändchen erschienen, in denen behandelt sind: 1. Die Zugspitze von Eugen Peter (mit 16 Abbildungen und 2 Karten). 2. Die Elmauer Haltspitze von F. Bohlig (mit 15 Abbildungen und 1 Karte). 3. Der Ortler von Dr. Niepmann (mit 17 Abbildungen und 1 Karte). 4. Der Monte Rosa von Dr. F. Hörtnagl (mit 21 Abbildungen und 1 Karte). V.

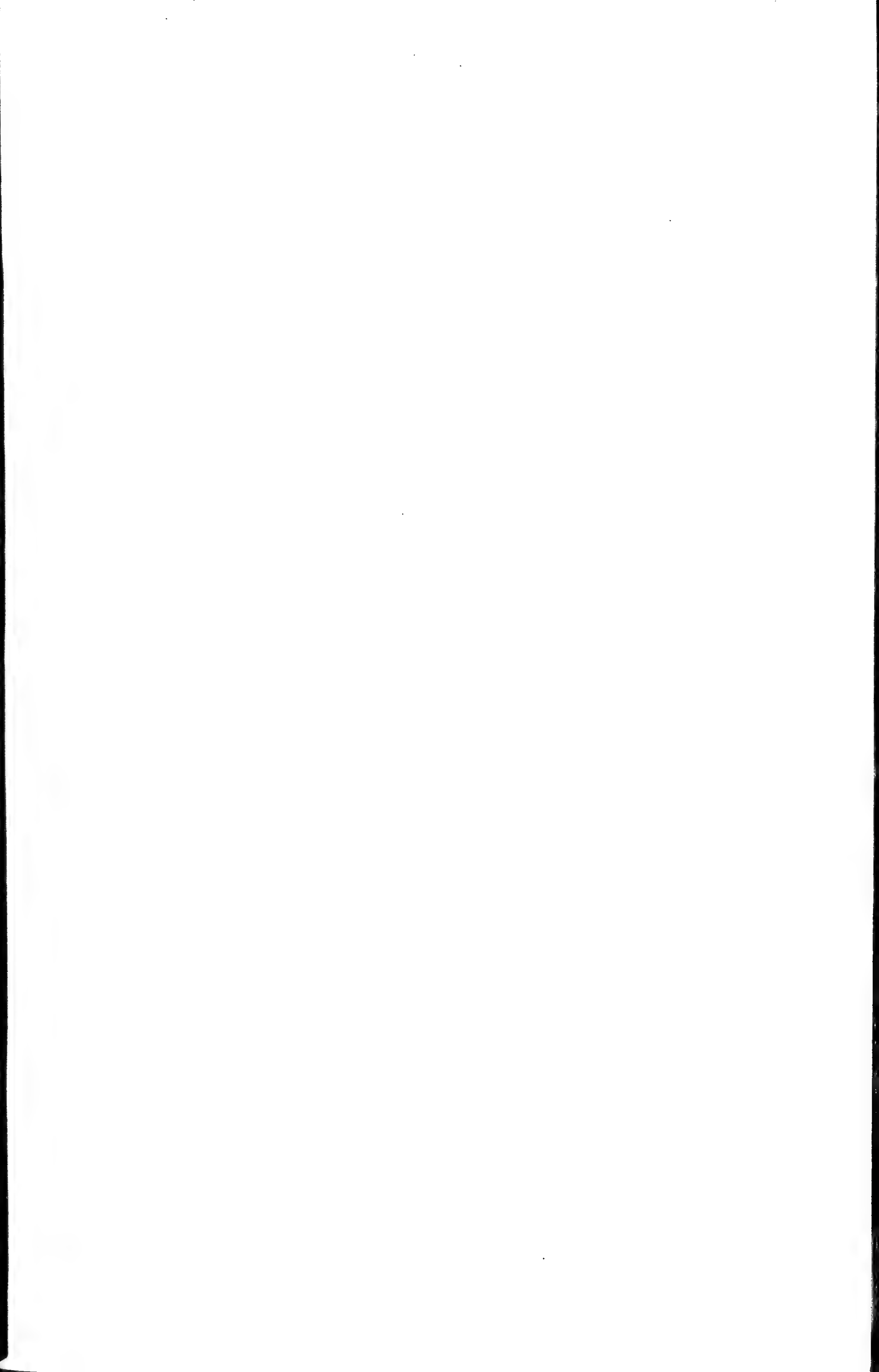
Alpenflora von Dr. Hegi und Dr. Dunzinger. Mit 220 naturgetreuen Abbildungen nebst erklärendem Text. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Diese schönste und beste aller Taschen-Alpenfloren enthält naturgetreue Abbildungen aller wichtigen Pflanzen der bayrischen, österreichischen und der Schweizer Alpen. Der Text gibt in knapper Form die nötige Auskunft über Verbreitung, Standorte, Blütezeit u. a. Außerdem enthält er die nötigen Angaben zum Bestimmen der Pflanzen. V.

Rosenbuch für Gartenliebhaber. Von Dr. Julius Hoffmann. (Stuttgart. J. Hoffmann. 1905.)

Für Freunde der Rose — und wer ist nicht ein Freund dieser königlichen herrlichsten Blume — ist jüngst ein schönes Werk erschienen, das wir hier auf das angelegentlichste empfehlen. Es bietet nicht nur eine wissenschaftlich allgemein verständliche Einteilung der Rosen, sondern auch erprobte fachkundige Mitteilungen über deren Zucht und Pflege, Angaben über deren Vermehrung, über Okulieren und die Züchtung neuer Rosen, über die wichtigsten Rosenschädlinge und manches andere, was dem Rosenzüchter zu wissen unentbehrlich ist. Das ganze schön ausgestattete Buch durchzieht eine gewisse Begeisterung für diese schönsten der Blumen und ist darnach angetan, die Freude an derselben auch bei anderen zu wecken. Wer auch nur ein kleines Gartenfleckchen sein eigen nennen kann, wird nach den klaren Ausführungen und Belehrungen des Verfassers sich einen Rosenflor anlegen können, welcher ihm und und jedem Beschauer Auge und Herz erfreut. Eine besondere Zierde des Buches bilden die Tafeln mit den Prachtexemplaren der schönsten Rosengattungen in jenem mustergiltigen Farbendruck ausgeführt, durch den sich J. Hoffmanns Verlagsbuchhandlung stets auszeichnet. Man glaubt bei der Betrachtung dieser vortrefflichen Abbildungen der hell- und tiefroten, weißen, gelben und anderen Rosenblüten in allen Abtönungen den Duft zu spüren, welchen sie aushauchen. Dr. A. Schl.

Der deutsche Jüngling. Blätter zur Unterhaltung und Belehrung für die erwerbstätige Jugend. Herausgegeben vom Deutschen



von Leiden oder Unbequemlichkeiten zu bewahren, dem Kinde das Eigenste, was es hat, die Mutterbrust verbieten. Bei der ersten kleinen Störung an Mutter oder Kind sind so viele Geburtsärzte (natürlich nicht alle) gleich mit dem Rate da: Mutterbrust abstellen, Amme oder verdünnte Kuhmilch! — Wirksamer kann man die physische und moralische Degeneration kaum unterstützen.

J. W., Klagenfurt. Die betreffenden Schnaderhüpfeln sind im „Deutschen Volkslied“ (Wien) erschienen. Daraus eine Probe:

In Lölinger Grab'n
Tuat a Wachtele (ein Hämmerlein) schlag'n,
Wann i 's Wachtele hör'
Bin i's schlafrig nix mehr.

Meine Schuach san aus Fuchs-
Löd'r, Fuchslöd'r g'macht
Und sie schlaf'nt pan Tag
Und geant aus pei d'r Nacht

Und i han d'rs schon g'sagg,
Wia ma's Türle aufmacht,
Daß dö Muat'r nix hört,
Wann du kimst bei d'r Nacht.

D'r Kaiser hat einar'gichrieb'n
Um dö schean Leit,
Dö Diarndlan hamp außigichrieb'n:
's hat kan'r Zeit!

Und wann i's meine Diarndlan panand'r hiat,
Stölat i's auf nach d'r Zeil;
Sö glangat'n d' Sunnseit'n aufe
Und d' Schattsei'n a no a Weil.

Prag. Benedeks Witwe starb in Graz in ihrer Villa, Beethovenstraße Nr. 6, am 15. September 1895.

M. Z., Graz. Die Zeitschrift „Politik“ von Paul Pacher in Salzburg erscheint monatlich und bringt politisch erziehliche Aufsätze. Der Leitspruch des Blattes sind Bismarcks Worte: „Die Politik ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst!“

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

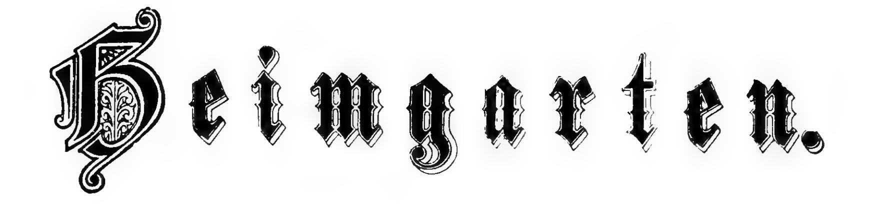
An unsere Leser.

Es war immer unsere Absicht und unser Stolz gewesen, mehr zu halten, als was wir versprochen haben. Der Umstand, daß der Heimgarten mit dem nächsten Jahrgang sein drittes Jahrzehnt vollendet, ist wohl dazu angetan, unsere Kräfte ganz besonders anzuspannen, um den Zielen, die dieses Blatt sich von allem Anfang an gesteckt hat, möglichst nahe zu kommen. Die Alpen und die Älpler sind ja unerschöpflich in ihren Eigenschaften. Fröhliches, Versöhnendes, Erhebendes wächst überall auf Gottes schöner Erde. Davon wollen wir sammeln und in unserem Garten züchten. Mit keinem Stacheldrahtzaun soll dieser heimliche Garten umgeben sein, allen ist der Eingang offen und jeder soll sein Lieblingsplätzchen finden. Eine Übervölkerung fürchten wir nicht, dazu geht's bei uns zu wenig weltmodisch her. Wir verlegen uns weniger auf äußere Herrlichkeiten als auf inneres Schauen. Bei dem Wandel alles Lebens weiß der Heimgärtner nicht, wie lange es noch dauern wird. Auf dem Herzen hätte er noch vieles, um zu singen, zu beschreiben, zu erzählen, zu bekennen. Und Lust zum fabulieren hat er auch noch immer. Und treue Kameraden, die dort, wo seine eigene Kraft versagt, frisch und froh weiter arbeiten. — Für jeden Fall möchten wir unser vieljähriges Bemühen um Gutes und Schönes im dreißigsten Jahre gern mit besonderer Teilnahme der Leser belohnt sehen.

Redaktion und Verlag.

(Geschlossen am 15. August 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Heimgarten.



Eine Monatsschrift

gegründet

von

Peter Rosegger.

XXX. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1906.

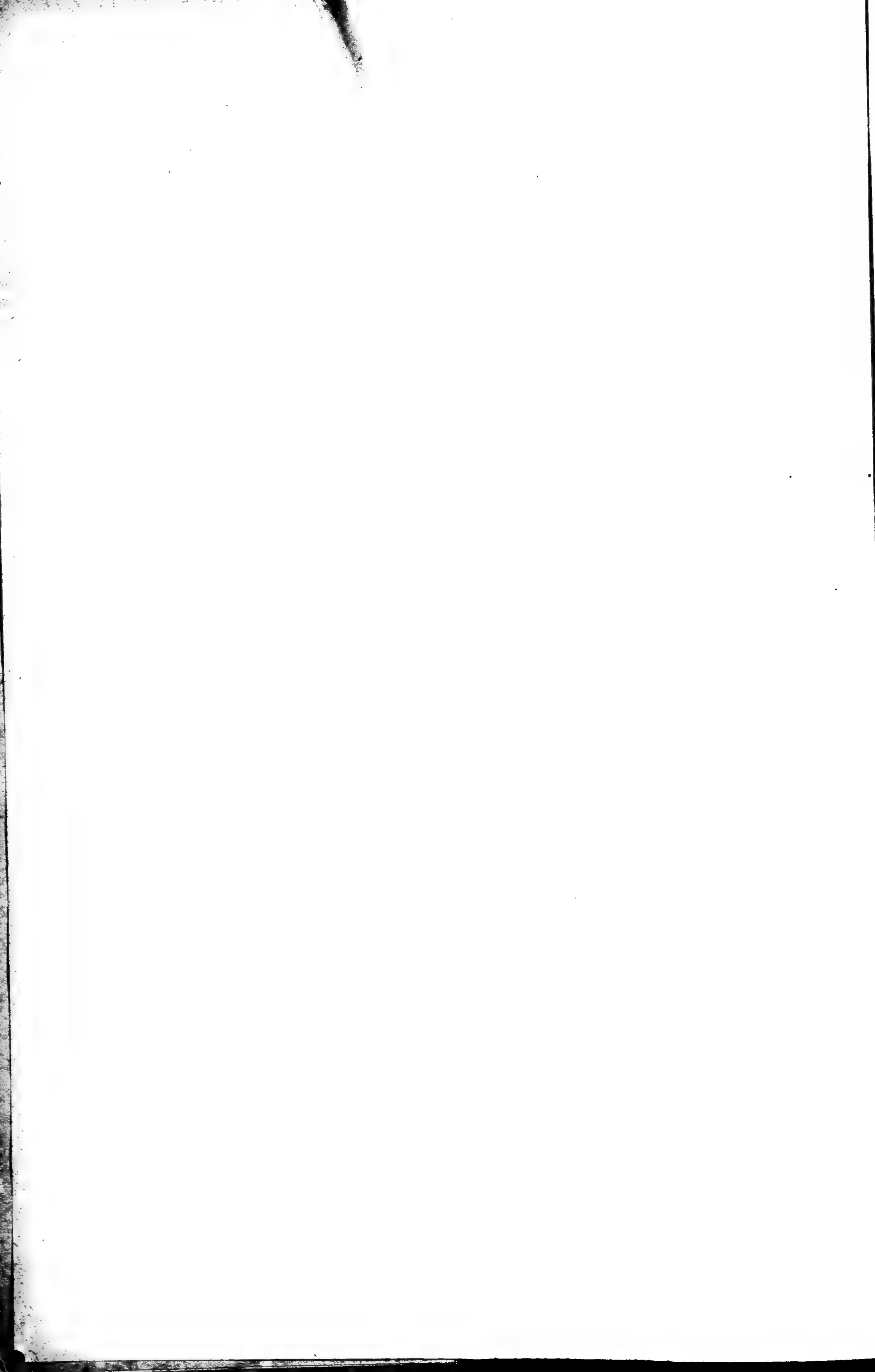
Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXX. Jahrgang.

Erzählungen.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.



*

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.



Pfarrer Bischof, wo bist du?

Ein Bild aus den Alpen von **Josef Wichner-Krems.**

Als ich eben erst daran dachte, ein Grieche zu werden, da brach der schreckliche Krieg aus, der Krieg mit Preußen im Norden und der Krieg mit Italien im Süden, und wir Studenten wurden ... wenigstens bis zur ersten Niederlage ... ganz gewaltige Patrioten.

Die alten großen Studenten, die eben die schriftliche Maturitätsprüfung hinter sich hatten, meldeten sich freiwillig zum Kampfe und scheuten, da ihnen die Erlassung der mündlichen Prüfung in Aussicht gestellt wurde, weder Tod noch Teufel, und wir grünen Jungen von 12 bis 16 Jahren beneideten die Helden, daß wir grün und gelb wurden, und lieferten einstweilen den mit Schmieröl durchtränkten Fabriksbuben jeden Tag eine Schlacht .... oft siegreich, oft aber auch besiegt ... gerade wie die großen Österreicher.*)

Damals fielen mir schon zwei alte Knaben auf, die sich gleichfalls zum rauhen Kriegshandwerke meldeten, die Feder mit dem Bajonette vertauschten und auf dem Felde der Ehre die Matura bestanden, die ihnen ohne diesen glücklichen Zufall zweifellos mißglückt wäre.

Es waren die Gebrüder Bischof, Söhne der wilden Berge, weit drin und droben im kleinen Walsertale, beide Hirten und Sennen bis

*) Vgl. Wichner: „Im Studierstädtlein", 3. Aufl., S. 144 ff.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke, Anekdoten, Sprüche.

Verschiedenes.

Und so geschah's, obwohl die Geschichtsschreiber von dieser Hauptursache des Krieges zwischen Österreich und Italien im Jahre 1866 nichts wissen wollen, und so wurden dann die zwei guten Bischöfe, da sie, von einigen Vorposten in den Pässen Süditaliens abgesehen, vom Feinde weder Staub noch Floh erblickten und daher auch nicht auf dem Felde der Ehre fallen konnten, reif ohne Prüfung und stellten sich dem Fürstbischof von Brixen zur Verfügung.

Lange Jahre habe ich von den beiden Brüdern nichts mehr gehört. Dann sagte man mir, sie seien bereits Pfarrer, der eine in M., der andere in B., beide hoch droben auf der Alm, weitab von jeder Kultur, die sie eigentlich trotz ihrer mühevollen Studien nie angenommen hatten, und damit sei auch ihre Karriere für dieses Erdenleben abgeschlossen.

Innerlich seien sie Priester, kindlichgläubige, sittenreine Priester, äußerlich Bauern, gleich denen, deren Seelen sie zu betreuen hätten, und das sei in solchen fernab gelegenen Berggemeinden eben das richtige.

Wird wohl auch so sein. Nur der verbauerte Priester kann ganz mit dem Bauern fühlen, Freude und Leid mit ihm teilen, ihm verständlich reden, mit einem Hungerlohn nicht verhungern, nur der verbauerte Priester kann es eigentlich in jenen Höhen aushalten, die, den größten Teil des Jahres vom Sturm umtost, von Schnee und Eis bedrängt, in den kurzen Sommermonaten mit spärlichem Graswuchs sich bedecken und bald mit Lawinensturz, bald mit Murbruch das arme Menschenleben gefährden.

Bei dem Bergbauern, der keine Glaubenszweifel kennt, bedarf der Priester keiner großen Bücherei, wohl aber eines großen Herzens, das Raum hat für alle, auch für die hie und da recht eckigen und bockbeinigen Naturen, und jenes Todesmutes, der aus Liebe zu Gott und aus Pflichtgefühl jeder Gefahr ruhig ins Auge blickt. Bei dem Bergbauern bedarf der Priester keiner Glaceehandschuhe, wohl aber hie und da derber Fäuste und einer unverwüstlichen Gesundheit, und der fingerdicke Lodenrock ist auf diesen eisigen Höhen eine geeignetere Kleidung als der feine, glänzende Talar des Stadtprälaten.

Meine Hochachtung vor dem Priester, der in den Bergen oben der ihm anvertrauten Seelen wegen zum Bauern wird. In der Stadt unten, da spielt er freilich in seinem altmodischen verschossenen Gewande, mit seinem linkischen Gebaren und seiner Menschenscheu ähnlich dem Matrosen, der nach jahrelanger Fahrt auf hoher See wiederum festen Boden betritt, eine klägliche Rolle; aber in den Bergen oben, da ist er in seinem Elemente, und wenn er da äußerlich unter Bauern ein Bauer geworden ist, so kann er sich den Spöttern gegenüber ja auf den lieben Heiland berufen, der es nicht verschmähte, unter Menschen ....

zur Bartreife und bis ihnen auf einmal der Gedanke kam: „Ich pfeife auf die Kühe und die Schweine, ich gehe nach Feldkirch und werde ein Student und dann einmal ein Pfarrer!“

Und sie setzten es als dickköpfige Walser durch, daß man sie trotz ihres vorgeschrittenen Alters aufnahm, sie setzten es durch, daß sie von den guten Bürgern Feldkirchs umsonst verpflegt wurden, ja sie kamen mit etlichen da capo endlich in die achte Klasse, und zwischen ihnen und dem „Kasten“ (so hieß das Priesterseminar in Brixen) war nur noch der breite und tiefe Graben der entsetzlichen Schlußprüfung, vor der sich ihre Haare allweil so sträubten, daß sie völlig zwei erbosten Igeln glichen.

Aber es war auch keine Kleinigkeit; denn in der Mathematik stolperten die Gebrüder Bischof regelmäßig über alle Wurzeln, unter ihren griechischen Akzenten war die reinste Anarchie ausgebrochen und in der Physik brachte sie das kleinste Hindernis zur Entgleisung.

In diesem bejammernswerten Zustand sahen wir die zwei Bischöfe monatelang mit ihrem Bücherpack dem Gymnasium zuschreiten, und da sie sich nur selten gegenseitig rasierten und dann mit schartigem Messer tüchtig schnitten und Zunder auf die Wunden klebten, hätten wir keine Rangen sein müssen, wenn wir ihnen nicht allweil nachgelaufen wären und höhnisch nachgeschrien hätten: „Gicks, ihr dreckigen Bischöfe, ihr fallt durch bei der Prüfung!“

Nun, wenn sie uns erwischten, dann teilten sie gleich dem „Mädchen aus der Fremde“ jedem eine Gabe; aber für gewöhnlich hatten wir schnellere Füße, und uns zu verzünden, war nicht ihre Art; sie waren im Grunde gutmütige Burschen und begnügten sich mit gelegentlicher Lynchjustiz.

Neben ihren Studien, denen sie sich mit großem Eifer und geringem Erfolge widmeten, waren sie auch Musiker bei unserer Studentenkapelle. Der eine, der lange Bischof, blies die quitschende Klarinette, der andere, der dicke Bischof mit dem Blähhals, die Trompete, und als Trompeter oder Hornist ist er denn auch in den Krieg gezogen gegen die Italiener, die wir denn auch richtig geschlagen und ihnen dafür, sozusagen als Pflaster auf ihre Wunden, das schöne Venetien gegeben haben.

Auf daß ich nämlich zum Anfang meiner Erzählung zurückkehre, so mag der Leser wissen, daß die Angst der beiden Bischöfe gleich dem Thermometer, wenn der Sommer kommt, von Tag zu Tag stieg und schließlich so groß wurde, daß der gute Herr Kaiser Mitleid empfand und sich's überlegte: „Was soll ich nur tun, daß mir die zwei Bischöfe nicht geworfen werden? Ich meine, es ist das Gescheiteste, ich fange mit den Italienern Krieg an, und wenn die Bischöfe dann freiwillig einrücken, so wird ihnen die Prüfung geschenkt und sie können ungehindert Theologie studieren.“

Noch origineller war der dicke Bischof. Vorab seine Predigten waren weit und breit berühmt; denn er gehörte gleich dem Tiroler „Stöffele“*) der Schule Pater Abrahams an, und so erzählt man sich heute noch, da der Pfarrer von M. bereits mit den Engeln musiziert, in meiner Heimat mit Vergnügen von seiner urwüchsigen Art, zu dem Volk zu reden.

Es kommt in meiner Heimat wohl heute noch vor, daß zwei, so sich begegnen, folgende Wechselrede halten:

„Pfarrer Bischof, wo bist du?“

„Melde gehorsamst, hier bin ich! Herr, was ist dein Begehr?“

Und sie lächeln in der Erinnerung an des dicken Bischofs Predigt, so er einst am 24. Sonntage nach Pfingsten gehalten haben soll.

Der dicke Bischof war nämlich mit der sittlichen Haltung seiner Pfarrkinder nicht recht zufrieden; denn viele lebten den Sommer über nach dem Grundsatze „Auf der Alm, da gibt's ka Sünd“, und pochte auch im Frühjahr die Schande und die Reue an die Haustüren, so war es im folgenden Sommer beim Nachwuchs um kein Haar besser. Gute Worte und ernstliche Vorstellungen fruchteten bei den hitzigen Naturmenschen wenig, und so beschloß der Pfarrer, seinen Leuten einmal ordentlich einzuheizen.

An einer Kirchenwand, der Kanzel gegenüber, war ein altes Freskogemälde, das jüngste Gericht darstellend, in der bizarren Phantastik des Mittelalters, das sich namentlich in der Ausmalung der Höllenstrafen und der Darstellung zahlloser Teufelsgattungen nie genug tun konnte.

In der rechten Ecke unten, vom Beschauer aus gerechnet, war die Hölle als weit aufgesperrter Rachen eines ungeheuren Drachenviehes dargestellt. Die ganze Rachenhöhle, von hundert spitzen Zähnen eingerahmt, war ein Flammenmeer, in dem bereits viele Menschenkörper brieten, indes die garstigen Teufel mit dem Fleiß des Landmannes zur Erntezeit für neue Zufuhr sorgten. Zum Rachen des scheußlichen Ungeheuers, aus dessen Nüstern zwei gewaltige Rauchsträhne emporqualmten, hatten sie nämlich von der Erde einen Steg gelegt, und auf dem führten sie die zur ewigen Qual Verdammten in Schubkarren zur Hölle.

Dieses eines Höllenbreugels würdige Bild nahm der Pfarrer zum Gegenstande seiner Predigt und sprach:

„Meine .... sogenannten Christen und .... leider meine Pfarrkinder!

Wir wollen einmal das Bild da drüben recht betrachten ... vielleicht steigen euch dann doch einmal die Grausbirnen auf und ihr tut eurem Sündenleben Einhalt.

---

*) Vergl. Achleitner: Stöffele, Lebensbild eines tirolischen Heldenpriesters. Wien. Kirsch. 1904. S. 8 ff. die „Schrofelochpredigt.“

ein Mensch zu werden, was gewiß eine noch viel größere Demütigung und Erniedrigung ist.

M. und B. liegen fast an der Schneegrenze. Es sind armselige Bergdörfer, und doch waren sie auf ihrem Herrn Pfarrer nicht wenig stolz; hatte ja jedes Dorf seinen Bischof ganz allein für sich, B. den langen und M. den dicken, den ehemaligen Hornisten im Kriege gegen Italien, den der Herr Kaiser eben dieser Bischöfe wegen angezettelt hatte.

Einmal ging es, wie ich mir erzählen ließ, dem langen Bischof während eines furchtbar strengen und über alle Maßen langen Winters schon erbärmlich schlecht. Der Schnee hatte gar kein Einsehen, er fiel und fiel und fiel und deckte die Häuser bis zum Kamin zu.

Der Pfarrer mußte sich mit Pickel und Schaufel einen Tunnel vom Widum zur nahen Kirche graben und bei der heiligen Messe wochenlang sein eigener Ministrant sein. Als echtes Kind Gottes hatte er auch kindliche Einfälle. Er band sich eine Schelle an den rechten Fuß und läutete damit bei der heiligen Wandlung gar tapfer, ob schon außer der alten Häuserin nicht eine menschliche Seele in der eiskalten Kirche war. Das Angebot seiner Wirtschafterin, ihm bei dem Meßopfer zu dienen, wies er entrüstet zurück, stand ja in der Schrift zu lesen: mulier taceat in ecclesia . . . in kirchlichen Dingen haben die Weiber ein für allemal nichts drein zu reden!

Da der Winter kein Ende nehmen und der Schnee nicht schwinden wollte, ging ihm der Holzvorrat aus und so blieb ihm nichts übrig, als sich mit Säge und Axt über die Kirchenstühle her zu machen. Als auch diese verbrannt waren, kamen die hölzernen Heiligen an die Reihe. Das kostete den guten Pfarrer wohl einen schweren Seelenkampf; aber . . . die Gefahr des Erfrierens war zu groß, und so mußte einer nach dem andern in den Ofen wandern. Doch bevor er eine Statue zersägte, betete er immer mit aufgehobenen Händen gar andächtiglich: „Heiliger Antonius, heiliger Aloisius, heilige Barbara, heilige Appollonia, verzeiht mir's, daß ich euch verbrennen muß!“

Endlich . . . donnerten die Lawinen am Berghang, endlich hauchte ein warmer Föhn auf die Schneemassen, daß sie in sich zusammensanken wie die Butter, die die Bäuerin auf dem Herd im Topfe zerläßt, und nun kamen die Bauern aus ihren Gehöften schön langsam dahergeschritten, um zu sehen, ob ihr Bischof noch lebe, und . . . sie schauten mit langen Gesichtern den Greuel der Verwüstungen der Kirche.

Aber sie trugen es dem langen Bischof nicht nach. Bald waren neue Kirchenstühle und neue Heilige da und im nächsten Herbst, da brachten sie ihm soviel Holz, daß die lieben Heiligen gewiß nichts mehr zu befürchten hatten.

Es dauert eine Weile, da ertönt wieder und noch viel lauter die gewaltige Stimme: „Pfarrer Bischof, wo bist du?!“

„Aha“, denk' ich mir, „jetzt wird's ernst; aber ... auf den dritten Ruf laß ich's doch noch ankommen.“ Und leg' mich auf die andere Seite.

Da erdröhnt's, daß die Felsen zerspringen: „Pfarrer Bischof, wo bist du?!“

Na, Leute, ich war nicht umsonst beim Militär und weiß, was Subordination heißt. Mit einem Sprung bin ich aus dem Grab, stehe kerzengrad da, die linke Hand an der Hosennaht, die rechte Hand am „Birett“ und salutiere und sage: „Melde gehorsamst, hier bin ich! Herr ... was ist dein Begehr?“

Da wird der Herr ein bitterböses Gesicht machen und mich anfahren: „Pfarrer Bischof, wo sind die Schafe, die ich dir anvertraut habe?“

Ich aber bleibe, wie sichs gehört, ruhig stehen und sage: „Herr, nicht Schafe hast du mir anvertraut, sondern Böcke!“

Und dann ... darauf könnt ihr euch verlassen, erzähle ich ihm alles haarklein, was ihr ang'stellt, wieviel Verdruß ihr mir bereitet habt, und jeden werde ich beim Namen nennen, wenn ihr euch nicht bekehrt und bessert; denn, daß ihr's wißt, am jüngsten Tag, da gibt's kein Beichtgeheimnis mehr, da wird alles offenbar werden.

Und dann ... ja dann wird der Herr einsehen, daß ich das meinige getan habe und nichts dafür kann, wenn ihr g'rad extra kopfüber in d' Höll wollt, und er wird gar freundlich zu mir sprechen: „Pfarrer Bischof, gehe ein in die Freude der Gerechten!“

Und g'schwind wie der Wind werden zwei Engel vom Himmel herabstürmen mit einer schönen weichen Wolke, und darauf werden sie mich setzen, weil ich im Leben so alleweil hart bin g'sessen, und mit mir hinaufschweben ins himmlische Jerusalem ... gerade wie ihr's auf dem Bild sehen könnt, wo die Seligen von den Engeln in den Himmel getragen werden.

Dann aber wird sich der Herr mit dem furchtbaren Angesicht des strafenden Richters zu euch wenden und rufen: „Da ihr dem Pfarrer Bischof nicht gehorsam waret, so seid nunmehr verflucht und geht ein in das höllische Feuer . . . ist wahrlich nicht schad' um das G'sindel!“

Na ... und nun werden's die grauslichen Teufel gar g'nötig haben mit euch unverbesserlichen Kerlen und euch leichtfertigen Menschern.

Schaut nur, o schaut, geradeso, wie sie dort auf dem Bild die aus dem Boden Erstehenden mit ihren glühenden Gabeln aufspießen und auf den Schubkarren laden und auf dem Brett hinaufführen und umleeren in den Höllenrachen, so werden sie's euch auch machen.

Wahrlich, es wird kommen die Zeit, da der Herr in den Wolken erscheint, zu richten die Lebendigen und die Toten .... gerade wie ihr ihn da drüben seht in seiner furchtbaren Majestät, in großer Macht und Herrlichkeit, wie es im Evangelium heißt.

Ich habe euch das heutige Evangelium zwar vorgelesen, aber ich wette meinen Kopf, daß ihr's nicht verstanden habt; denn einmal schlaft ihr meist noch, bis ich ordentlich poltere und fest auf die Kanzel schlage, und dann kann ich auch nicht so gut lesen, wie die Jesuiten in Feldkirch drunten. Da muß ich's euch schon ausdeuten und ausdeutschen, und also vernehmet mich mit Geduld und Aufmerksamkeit — aber das sage ich euch, wenn mir einer wieder die ganze Predigt hindurch nickt und tunkt wie der alte Jochum am letzten Sonntag, dem werfe ich heilig 's Birett an den Kopf!

Also .... der Menschensohn kommt, zu richten die Lebendigen und die Toten. Eigentlich sind dann schon alle tot und die ganze Erde ist nur ein großes Leichenfeld; denn wie es das Evangelium meint, das versteht ihr euer Lebtag nicht und so lassen wir's gut sein.

Da fliegen aber die Engel mit ihren Posaunen nach allen vier Ecken der Erde und blasen und blasen, daß es die Toten hören und daß sie heraus müssen aus ihren Gräbern, sie mögen wollen oder nicht.

Ihr seht da drüben die Engel mit den dicken Backen und den fliegenden Haaren und ihr seht auch, wie die Toten überall herauskommen aus dem weiten Felde. Da steckt einer neugierig den Kopf heraus, dort ist einer schon mit halbem Leibe aus dem Boden geschlüpft, dort ist einer, der möchte wieder hinein, da er die gräßlichen Teufel erblickt, und dort hebt einer, der auf den Knien liegt, die Hände zum Himmel und betet, viel andächtiger, als er je einmal auf der Welt gebetet hat.

Ja ja, Leute, wenn einem 's Wasser in den Mund rinnt, wird's einem schon ernst ... wenn's dann nur nicht zu spät ist!

Natürlich müßt auch ihr heraus ... nützt alles nichts. Der Herr, der euch im Leben alleweil so gnädig ist gewesen und eurer Dummheit gar soviel zugute hat g'halten, der läßt beim jüngsten Gericht nicht mit sich handeln — also: „Herraus da, oder ich will euch!“ spricht der Herr.

Ich, euer Pfarrer muß natürlich auch heraus, so gern ich noch eine Zeit lang liegen bleiben und schlafen tät'; aber das sag' ich euch, zuerst kommt ihr dran und dann erst ich!

Ich also bleib liegen und tu', als ob mich der ganze Handel nichts anging.

Auf einmal ertönt eine gewaltige Stimme: „Pfarrer Bischof, wo bist du?“

„Na“, denk' ich mir, „wird nit gar so g'nötig sein ... und bleib' schön ruhig liegen und dusle weiter.

Bauersleute halten nicht viel auf Schmuck mit natürlichen Blumen. Solche wachsen auf der Wiese und sind für die Kinder zur Kurzweil und fürs liebe Vieh. Und selbst wenn es Gartenblumen sind, was ist viel dran, sie wachsen ja selber. Es müßte nur des Duftes wegen sein, wie bei der Nelke oder bei der Resede oder beim Kohlröserl, dann steckt man sich wohl einmal auch etwas „frisches“ auf den Hut. Für die Hochzeit jedoch waren zu jener Zeit natürliche Blumen und Rosen viel zu ordinär! Die Hochzeitsgäste und der Altar waren geschmückt mit Blumen aus roter oder weißer oder blauer Leinwand. Die grünen, fein gekerbten, glänzend lackierten Blätter waren aus Papier, zierlich gezähnt. „Gewachsen“ waren sie beim Dorfkrämer in großen Schachteln. Dorthin war denn auch das schwarzhaarige Dirndl gegangen und hatte für seinen Bräutigam ein „Büscherl“ ausgesucht. „Es soll gar nit groß sein, aber schön rot und grün und gut schmecken soll's.“ Gut schmecken (riechen) eine gemachte Blume? „Gewiß, du liebherzige Braut, wir haben schon auch schmeckende!“ Und der Krämer nestelte ihr aus der Schachtel ein niedliches „Büscherl“ hervor; wie ein volles Heckenröslein war es anzuschauen und auf den Blättern, deuchte ihr, zuckten Tautropfen und am Stengel lauerten zwei Dörnlein und stachen sie zärtlich in den Finger. Und wie sie das halb entfaltete hellrote Leinwandröslein an die Nase hebt, da duftet es wie Nelken. Denn dort drinnen im Blumenherzlein, wo sonst die Staubgefäße sind und das Fruchtknötlein, steckt ein braunes „Gewürznagerl“ und gibt würzigen Hauch der Nase, so oft sie davon haben will. — Und so kam es, daß selbst ich es noch habe erfahren können nach vielen Jahren, wie schön rot das Brautbüscherl war und wie gut es „schmeckte“.

Selbst zur Zeit, als der Jungbub schon anfing, nach schönen „Büscherln“ auszulugen, um jemandem damit heimlich den Busen zu schmücken, hat Vaters Bräutigamsbüscherl immer noch geblüht, freilich schon recht blaß und blind, aber immer noch stak es am schwarzen, weichwolligen Hut und immer noch dünkte dem Vater, es sei völlig neu und leuchte und rieche so, wie einst am Hochzeitstage. Daher verwahrte er — wenn er von einem „heiligen Tage“ heimkam — den Hut mit großer Fürsorge in seinem Kasten, hing ihn ganz an den obersten Nagel, daß ja keines von dem kleinen Gezücht über sein Büscherl komme. Die Mutter hatte an jenem weit verwichenen Hochzeitstage den Rosmarinkranz bekommen, aber der fand sich schon lange nicht mehr. Dem dritten Kinde hatte sie ihn um seine weiße Totenstirne geschlungen.

Der Vater hatte bei diesem Leichenbegängnisse und bei späteren und bei Hochzeiten und bei Kindstaufen und bei Osterbeichten seinen schwarzen Rock getragen und seinen Hut mit dem Büscherl. Ob inwendig Trauer war oder Freude oder Übermut oder Andacht — auswendig

Ich aber werde oben wie ein König auf meiner Flaumenwolke sitzen und hinabluegen, und wenn dann die Teufel so hineinfahren mit euch und mit den langen Schwänzen dazu schnalzen, dann werde ich nach meinem Horn greifen und euch das Marschlied blasen:

Tätaradä, da, Tätaradä,
Tätaradä, daridum . . . Amen!"

Das ungefähr war die Predigt des dicken Pfarrers Bischof, von der man sich in meiner Heimat heute noch erzählt. Ist sie auch nicht bis ins einzelne wortgetreu, so ist sie doch sinngemäß und entspricht vollkommen der gutmütig-derben Art des originellen Bauernpfarrers.

Das Büscherl auf dem Hut.

Eine Erinnerung aus der Heimat.

Ungefähr wie ein jugendlicher Landpfarrer. Ein schwarztuchener Gehrock, der ziemlich schwerfaltig um die Knie pendelte und oben einen hochaufgebauten Kragen hatte. Schwarze Hose, die an den Knien in hohen Stiefeln stak, deren Röhren glänzend gewichst waren. Die Weste ebenfalls dunkel, aber mit rotbräunlichen Sternchen durchsetzt und mit einer Reihe schwarzer Hornknöpfe. Der breit übergelegte weiße Hemdkragen vorne mit einem kirschroten Seidentuche lose zusammengehalten. Der schwarze Filzhut fast zylinderartig hoch und mit breiten, gerade ausstehenden Krempen. Es war ein „Hasenhaarener" und seine wolligen Flächen waren weich wie Seide und hatten einen zarten Glanz. Im schwarzen Hutband linkerseits stak ein buntes „Büscherl". Wenn der Mann an einem Bildstöckel vorüberkam, da lüpfte er den Hut und da sah man schön das rötliche Rundgesicht mit dem falben Haar, das über die halbe Stirn herabgekämmt lag, sah den offenen, freundlichen Blick der runden grauen Augen, sah die munter hervorspringende nicht zu lange Nase, sah unter den Ohren die blonden Bartschöpfchen und auf der Oberlippe den leichten Schnurrbart, der sich von der Hautfarbe so wenig unterschied, daß man den Mann von gewisser Entfernung wirklich für einen bartlosen Pfarrer halten konnte — der er aber durchaus nicht gewesen ist. Die Bräutigamstracht und Art war's, nach damaliger Sitte.

Ich war nicht dabei, als mein Vater von seiner Hochzeit heimkam; aber so ungefähr mußte er ausgesehen haben, als er in sein Waldbauernhaus das junge Weib einführte, das nachher meine Mutter geworden ist. Denn zehn Jahre später hat er an hohen Festtagen noch genau dasselbe Gewand getragen. Ja, der feierlich lange Bräutigamsrock und der würdige schwarze Hut mit dem „Büscherl" ist noch nach zwanzig Jahren und länger in Ehren gestanden.

seinem Büscherl zu erkennen. Aber nun merkte ich erst, daß heute jeder Hut sein Büscherl hatte, wie es am Morgen dem Hochzeitsgast an den Hut oder ins Mieder gesteckt worden. Wo war jetzt der meines Vaters mit dem Gelde? Nachdem ich eine Menge Hüte, wie sie an den Nägeln hingen oder in den Winkeln umherlagen, über- und übergedreht hatte und schier ratlos war, welchem man hinters rote Seidenfutter greifen durfte, fiel mir endlich ein gar verblaßtes Büscherl auf, das neben dem heutigen an einem alten Hute stak. Der war's. Und jetzt erst merkte ich, wie treu das Büscherl mir Wegweiser gewesen, aber auch wie armselig und verblichen es war und wie schäbig der Bräutigam- und Festhut meines Vaters geworden. Freilich hätte mir auch einfallen sollen, daß er schon zwanzig Jahre und länger die Freuden und Leiden meines Vaters behütete.

Für die gewöhnliche Zeit hatte der Vater ja sein graues Lodengewand, in den besten Jahren die Knielederhose mit blauen Strümpfen und starkbenagelten Bundschuhen getragen, einen roten Brustfleck auch, darüber den grünen Hosenträger, und mancherlei Gattung von Hauben und Hüten. Aber Blumen oder Sträuße trug er keine dran, weder gewachsene noch gemachte. Er verschmähte an den Jacken die grünen Aufschläge, er trug nie einen grünen Steirerhut mit Hahnenfeder und Gemsbart. Ich weiß auch nicht, daß er eine Taschenuhr gehabt hätte oder einen Fingerring oder sonst ein Behängsel. Dünkte es ihn wie Hoffart? Oder hatte sein rosiges freundliches Gesicht mit den hellen Rundäuglein alle weitere Zier überflüssig machen sollen? Dieses ernstfrohe Antlitz mit den noch in späteren Zeiten goldigschimmernden Blondhaaren, mir war es freilich wohl lieber gewesen als Gesträuße und Geschmeide. Es veränderte sich auch kaum. Während der langen Jahre, als ich ihn kannte, war er aus einem jugendlich schlanken Manne zu einem runzeligen Greislein zusammengeschrumpft, aber dieses stand noch ziemlich gerade aufrecht und hatte immer noch das rosige Rundgesichtlein.

Dann kam jener Tag, als sie ihm sein Weib forttrugen aus dem Waldhause. Er ging fröstelnd hinter dem Sarge drein, faltete die Hände und betete. Da stieß meine ältere Schwester mich am Ellbogen und flüsterte: „Wir müssen uns frei schämen, was der Vater heute für ein Gewand an hat! Hab's in der Früh nicht beachtet, so hätte ich ihn nicht mit der Mutter gehen lassen." Er war zwar ganz in Schwarz. Oder vielmehr, diese verschabte Hose, dieser faltige Gehrock, dieser Hut waren einmal schwarz gewesen. Jetzt waren alle Fäden bloßgebürstet und der „Hasenhaarene", der sonst eine so zarte Wolle gehabt, hatte das letzte Härchen längst verloren. Aber im halbzerfransten Bande stak das Büscherl. Das verknitterte, schier farblos gewordene Büscherl.

„Vater, ihr hättet doch euer besseres Lodengewand anlegen sollen."

blieb er gleich, im Gewande und im Betragen, und das bunte Büscherl auf dem schwarzen „Hasenhaarenen" war wie ein Sträußchen Gleichmut und Ergebung in allen Wandel. Nur alljährlich, wenn vor Ostern die „schwarze Woche" kam und in der Kirche alle Kränze und Fahnen abgenommen und alle Bildnisse mit blauen Tüchern verhüllt wurden, da hielt der Vater — und es mochte sein was da will — den Hut mit dem roten Büscherl im Verborgenen des Kastens. Am Ostersonntag hingegen bürstete er die weichen glänzenden Hasenhaare glatt, blies mit gebauchten Wangen heftig in das Büscherl hinein, um den Staub auszujagen, und dann ging der Mann mit dem roten Flämmchen auf dem Haupte gemessenen Schrittes kirchwärts.

Der große Hut hatte aber auch noch inwendig seine Geheimnisse. Am unteren Rande war er mit einem drei Finger breiten Lederstreifen besetzt. Weiter in der Huthöhlung war ein rotseidenes Futter, das am oberen Rande mittelst eines Schnürchens in Falten so zusammengezogen werden konnte, daß es sich der Kopfform anpaßte. Hinter diesem zusammengezogenen Seidenfutter war dann ein leerer Raum, in welchem der Vater manchmal sein Sacktuch barg oder eine Semmel, die er uns Kindern mit heimbrachte, oder eine „Herrschaftsschrift", wenn er beim Amte zu tun hatte, oder wohl gar die Brieftasche mit Geld. Im Gewande hatte er ja seine Säcke, aber das Obergeschoß dünkte ihm am sichersten, zumal der Hut, außer wenn man an der Wegsäule dem Herrgott begegnete, nicht von der Stelle gerückt wurde. Und nun hat es sich einmal gezeigt, wozu auf diesem Hute das immerwährende Büscherl gut war.

Es war eine Nachbarshochzeit, zu der auch Vater und Mutter und ich geladen wurden. Die Eltern als Ehrenpersonen, ich als Brautführer, dessen Beruf übrigens mit dem Augenblick der Trauung zu Ende ist. Ins Wirtshaus eingezogen, legen die Dirndln kürzere Kittel an, die Burschen werfen ihre Röcke weg und in weißen Hemdärmeln, aber den Hut auf dem Kopfe, heben sie den Tanz an. Dann drängt sich alles in den Speisesaal, aber so klobig und umständlich, daß manche Zehe ihren plumpen Fußtritt, manche Rippe ihren Ellbogenstoß bekommt, bis die Leute ihre Hüte und Hauben hinlegen, das laute Gebet sagen und sich in langen Reihen zu Tische setzen. Als wir nun an jenem Tage unter kurzen Unterbrechungen sieben Stunden lang getafelt hatten und die Musikanten mit grellen Klängen anfingen, ihre Tellerliedeln zu spielen, was so viel bedeutet, als: Jetzt, Hochzeitsgäste, zahlt eure Zeche! — Da tastete mein Vater in seinen Rocktaschen umher und winkte mit einem krummen Finger mich zu ihm. Seinen Hut solle ich suchen, er habe die Brieftasche drin.

Gut, den Hut, den werden wir bald haben. Es gab zwar viele ähnliche „Hasenhaarene" im Saale, doch der des Vaters ist leicht an

so mancher hin- und herflattert, um zu gucken, ob sich im Laub nicht doch irgendwo schon ein rotes Knötlein zeige. Auf den Samelsberg, so steil er ist, denkt der Bürgermeister von Knodlach. Während er aber bloß hinauf denkt, gehen andere hinauf.

Der Kringstam-Franzl! Auf dem Kirchweg hatte er sie einmal flüchtig, nur so über die Achsel hin, ganz leise, aber schreckbar glühend, gefragt, ob er in der Samstagnacht kommen dürfe! — „Kommen", das erlaubt jede. Erstens, weil sie's nicht verbieten kann, zweitens, weil sie's nicht verbieten will, dieweilen es kein übler Aufputz ist für ein Dirndlkammerfenster, wenn am Gitter frische Büblein hängen. Gasseln! Fensterln! In unserem Heimatland ein uralter Brauch, ein schöner, lustiger, gar sündhafter Brauch, weshalb er auch nimmer abkommen wird, solange das Obst nicht umsonst zu haben ist. Grußstanderln! Besuchsstünderln! Probenächte! Wem zugetraut werden kann, daß er nachher ernst macht mit dem Heiraten, der wird so leicht nicht abgewiesen. Schmilzt die heiße Liebe schon nicht das Fenstergitter, so kommt ein Flüstern heraus, wie man um die Hausecke gehen und die Türklinke drücken muß, daß es aufgeht. Die Eltern oder der Vormund mögen es wahrnehmen, aber sie brauchen die Augen nicht erst zuzudrücken, weil sie bei der Nacht ohnehin selten offen stehen. Also hinein, junger Kerl, wenn du willst! Aber, Lump, wenn du sie nachher sitzen läßt! — Wenn es jedoch Probenächte sein sollen, auf die unsere klugen Altvordern schon so viel gehalten, dann muß man's auch d'rauf ankommen lassen. Allerdings, daß ich erinnern mag: In der Probenacht besteht manches rechtschaffen, was nachher in den langen Ehejahren nicht immer Stand hält. Deswegen, Dirndl, gewagt ist's, wenn du dem Buben verrätst, wie man die Türklinke drückt, daß sie aufgeht!

Der Amrei Lise beim Kern auf dem Samelsberg braucht man solcher Sach' wegen keine Mahnung zu geben. „Die Tür in mein Stübel," sagt sie, „sperrt nur der Kirchenschlüssel."

„Was hilft dir dein Klocken (Klopfen),
Deine pickfüße Red'!
Das G'schloß is von Eisen,
Das Herz aber net!"

Wäre er nur erst in der Kammer, dann kunnt sie sich wohl selber nimmer stark genug sein. Aber an die Wand kommen mit dem Leiterl, das hat sie ihm gestattet, da will sie wohl 's Fenster aufmachen, daß sie selbander mögen plaudern.

Schwer zu glauben ist es nicht, daß der Franzl nun Samstagnacht um Samstagnacht auf dem Leitersprießel sitzt, vor ihrem Fenster. Liebliche Ansprach' kann hinein, die Hand kann hinein, daß sie langt an die Ringlein ihres Haares, der Kopf kann so weit durch das

Er schaute drein. Was war denn da nicht in Ordnung? In diesem gleichen Festgewande war er doch auch vor just dreißig Jahren mit der Mutter in die Kirche gegangen? Für wen soll er den schönen Rock und den guten Hut noch viel aufsparen?

Den schönen Rock und den guten Hut! Ja, so waren im Hause diese Kleidungsstücke genannt worden seit dreißig Jahren. Das treue Herz hat trotz schwerer Zeiten nicht gefühlt, daß es selbst alt geworden und hat also auch das alte Gewand noch immer in seiner einstigen Pracht gesehen. Und als unten vor der Dorfkapelle der Totenbeschau wegen die Truhe noch einmal geöffnet wurde, stand der Vater daneben und schaute auf ihr weißes Gesicht. Er lächelte ein wenig, dieweilen die Augen voll Wasser standen und sagte leise vor sich hin: „Meine Mirzel! Daß du mir so jungerheit hast sterben müssen!"

Und nachher auf dem Heimweg an demselbigen Abend, da schritt er uns voraus und setzte den Stecken bedächtig auf den Erdboden und schaute nicht rechts und nicht links. Die schwammigen Falten des Rockes pendelten ein wenig um die Knie, der große Hut saß fest auf dem Kopfe.

Und das Büscherl? Das Büscherl ist nicht mehr dran gewesen. Ich weiß nicht, wohin es auf einmal geraten sein konnte, vermute aber, daß es ihm — zufällig in ihr Grab hinabgefallen war.

Ich bin keine mehr!

Eine Geschichte aus den Alpen von **Peter Rosegger.**

Die Geschichte habe ich von ihr selber. Aber sie ist verdammt hart fürzubringen, weil die Leute darüber wieder den Kopf schütteln werden. Auch solche, die gar nicht einmal einen haben. Nun — lassen wir's drauf ankommen.

Der Bürgermeister zu Knodlach war schon in der gewissen Zeitigkeit, wo man die Haare hinten länger wachsen läßt, um sie nach vorne kämmen zu können. Und fiel es ihm jetzt ein: Heiraten könnte der Mensch eigentlich auch. — Für den Bürgermeister die Säuberste, das ist ohne weitere Erklärung zu verstehen. Aber auch eine Ehrsame muß es sein, eine ganz frische, die noch keinen Wurmstich hat. Und da ist die Auswahl freilich wohl nicht groß. In Knodlach weiß man gar keine, bei der es ganz sicher wäre. Hat eine schon keinen Wurmstich, so gewiß einen Wespenstich boshafter Umrede.

Aber beim Kern auf dem Samelsberg steht eine — so frisch wie der junge Kirschbaum. Solange solch ein grün Bäumlein noch keine Kirschen trägt, ist es sicher vor Gimpeln und Spatzen, obschon

Auf diese Bemerkung hat der Kern einen hörbaren Seufzer getan. „Wenn's einmal eine halbe Stund' Dukaten regnen tät, meine Kohlpflanzen wollt' ich gern derschlagen lassen."

„Wirst eh auch dein Anliegen haben," sagte hierauf der Bürgermeister. „Solltest einmat einen guten Freund brauchen — den Kernleuten bin ich alleweil geneigt gewest, alleweil. — Ist die Amrei Lise nit daheim?"

„Meine Tochter? Die tut mit der Mutter Krautpflanzen setzen. Wenn's regnet, muß man Kraut setzen."

„Du Nachbar — eh, was ich sagen will," der Bürgermeister tat gar zerstreut, „die — die — weißt, die Amrei Lise, die wirst mir halt müssen geben."

Lachend schlug ihm der Kern die Hand auf den Arm: „Wär' schon recht, Bürgermeister, wär' schon recht!"

„Spaß und Ernst auch. Heut' lieber wie morgen, daß ich sie wollt' mitnehmen. Platz hätten wir auf dem Wagen alle zwei. Und austrommeln (aufbieten zum Verganten) wollt' ich ihn nit lassen, meinen Schwiegervater, austrommeln nit!"

„Aber je, aber je," rief der Kern freudig aus. „Nachher wärst mir ja ein reiner Vierzehn-Nothelfer!"

Eine halbe Stunde später und sie gingen hinaus zum Krautacker. Die beiden Weibsleute waren in gebückter Stellung und eifrig bei der Arbeit, Kohlpflanzen in die feuchte Erde zu setzen. Der Bürgermeister schlich die Amrei Lise hinterwärts an, hielt plötzlich den Regenschirm über sie und rief lustig: „Die Frau Bürgermeisterin darf man nit anregnen lassen!"

Alle lachten und die Amrei Lise entgegnete, da hätt's keine Not, die Frau Bürgermeisterin tät's eh nit anregnen.

Das war die erste, noch die höfliche Ablehnung. Ein paar Tage später, als er förmlich um sie anhielt, war ihre Meinung, mit so ernsten Sachen soll man keine Späße machen. Und eine Woche später, bei der dritten Werbung, die in Gegenwart der Eltern und Verwandten geschah, bekam das Dirndl blitzende Augen. Der Bürgermeister versicherte, daß es wohl auch ihre Jugend und Schönheit sei, als noch mehr ihre Bravheit und Gutheit, die man in Gold fassen müsse und zum Vorbild hinstellen vor die Gemeinde. Gar feierlich sprach er. Aber sie wollte zur Tür hinaus. Der Vater hielt sie am Arm fest und sie würde doch nicht ihr Glück ablaufen lassen!

„Glück! Mit dem!" kreischte sie auf, „laßt mich, ich will Fried' haben!"

„'s ist nur die Schamigkeit," beruhigte der Kern, „die Schamigkeit ist's. Bist halt alleweil ein züchtig Dirndl. Daß du dir's von

Kreuzgitter hinein, daß „seine Lippen an ihr Göscherl tippen“. So viel Vorschuß gibt sie, aber nicht mehr. Und selbst das nur auf Rechnung des heiligen Ehestandes. Dem Franzl geht es also verteufelt schlecht. Hätte er sich auch für die ersten Abende begnügt, für sein beständiges Wiederkommen jeden und jeden Samstag, auch bei Wind und Wetter, schien ihm doch die Gunst zu gering. Auf dem Heimweg war er oft recht unmutig, aber am nächsten Morgen, wenn er munter ward, da lachte ihm das Herz darüber, daß er ein so starkes züchtiges Dirndl hatte. Und wenn wieder die Samstagnacht kam, stieg er wieder an ihr Fenster, in der Hoffnung, diesmal würde sie weniger stark sein, und beim Heimweg war er wieder ungut und am nächsten Morgen war er wieder froh. Es mag bei den eingezogenen Dirndeln wohl auch die Klugheit mitsprechen; sie wissen es recht gut, daß man die Hochzeit mit nichts sicherer beschleunigen kann, als mit dem Versagen vorzeitiger Gaben. Der Kringelstam-Franzl ging zum Pfarrer, des Aufgebotes wegen, und zum Wirt, daß er einen Ochsen schlachte und ein paar fette Schweine. Der Kringelstam besitzt zwar kein Anwesen, aber er will die große Klausenmühle pachten und lumpig soll's nicht hergehen, wenn er die Kerntochter heimführt.

Mittlerweile war auch der Bürgermeister einig geworden mit dem Kern auf dem Samelsberg. Es wackelte nämlich der Kernhof. Es lasteten Schulden auf ihm, von denen „niemand nichts“ wußte, als der Kern und leider auch die Gläubiger. Diesen Gläubigern begann aber die Gläubigkeit abhanden zu kommen, ob das Kerngut im Kern wohl auch gut sei und ob sie wohl auch sicher zu ihrer Sache kommen würden. Da mit stillen Mahnungen nichts erreicht wurde, so ließ einer ihrer Advokaten was fallen vom Pfänden und Verganten. Jetzt verlor der Kern den Kopf und — der Bürgermeister fand ihn. Nachdem er schon in den Gemeinderatssitzungen immer besonders beifällig genickt hatte, so oft der Rat Kern einen weisen Ratschlag getan, fuhr der Bürgermeister eines schönen Regentages im Kernhofe vor. „Schön hast es wohl da heroben,“ so begrüßte er den Bauer. „Möcht' gleich selber heroben sein, wenn ich nit unten wär'. Aber frei zum bideln (brautwerben) gehen, so regnen tut's heut'.“ An einem Regentage brautwerben oder Hochzeit halten, bedeutet künftige Reichtümer.

„Na, na,“ lachte der Kern, „der Knodlacher Bürgermeister wird bei so was wohl nit auf einen Regentag anstehen.“

„Eh nit, eh nit. Schon ehenter aufs Bideln, möglicherweis'.“

„So? Ei! Schau! Viel zu jung wärst just nit mehr dazu,“ sagte spaßeshalber der Kern.

„Und zu alt auch nit. Und 's Regnen kann der Mensch alleweil brauchen.“

anders zu helfen gewußt. Es wäre ihr nichts mehr gelegen gewesen an ihrem Ruf, nur ihm — dem Franz — wollte sie sich in Treuen bewahren. Außer ihm habe sie keinen Liebsten gehabt und werde auch keinen haben, und das könne sie noch in ihrer Sterbstunde sagen.

So hat sie gleichsam hinausgeschrien in die weite Welt. Aber keine Antwort ist zurückgekommen. Nichts und nichts hat sie mehr gehört von ihrem Franz. Nach ihrer Eltern Tod, der bald nach Vergantung des Kernhofes eingetreten, ist sie als Magd in Diensten gegangen. Bis ins Alter hat sie ihre Selbstverleumdung gebüßt und — ist Jungfrau geblieben.

Fahrt ins Glück.

Von Franz Karl Ginzkey.

„Glücklich sein, das ist die Ungeduld nach dem Glück hinter sich haben.
Maurice Maeterlink.

1. Wo noch Abendsonne liegt.

Hinter jenen fernen Hügeln,
Wo noch Abendsonne liegt,
Steht vielleicht mein Glück und wartet,
Still an einen Baum geschmiegt.

Soll ich wandern, es zu holen,
Daß es endlich werde mein?
Sehnsucht breitet schon die Flügel,
Wehmut spricht: O laß es sein!

Sehnsucht ruft: Nun will ich eilen,
Heute noch gehört es mir!
Wehmut spricht mit trübem Lächeln:
Ist es nicht schon längst bei dir?

Glück ist — schaun nach fernen Hügeln,
Wo noch Abendsonne liegt
Und das Unerfüllte wartet,
Still an einen Baum geschmiegt.

2. Stunde der Fülle.

Mich freut der Mädchen stilles Warten
Auf ihren Liebsten im Rosengarten,
Auch wenn nicht ich der Liebste bin,
Denn auch die Blume im Abendwinde
Die hin und her sich wiegt gelinde,
Bringt mir holdseligen Gewinn.

Es freut mich auch des Mannes Stärke,
Aufjubelnd vor dem Siegeswerke,
Auch wenn nicht ich der Sieger bin,
Denn wenn auf hoher Bergeshalde,
Der Sturm aufheult im Winterwalde,
Braust auch mein Traum mit ihm dahin.

Es freut mich auch des Todes Stille
Wenn schlafen geht ein müder Wille,
Auch wenn nicht ich der Müde bin,
Denn heilig blüht aus solchem Schweigen,
Wie Knospenschnee aus dunklen Zweigen,
Des Lebens tiefgeheimer Sinn.

Was kann mir fürder noch geschehen,
Wenn alle Sinne sich ergehen
In unaufhörlichem Gewinn?
Mitfreuend mich am Liebeswerke,
An Todesruh und Siegesstärke,
Bin ich beglückt, so wie ich bin.

3. Seliges Ende.

Und lieg' ich einst im Grabe,
Noch weiß ich nicht wann und nicht wo,
Es wird eine Stunde kommen,
Von der ich im Traume vernommen,
Die Stunde, die träumte mir so:

Es werden drei Wölklein ziehen,
Schneeweiß durch die sonnige Luft.
Sie kommen mit wehendem Winde,
Sie werden mir senden gelinde
Ein Leuchten hinab in die Gruft.

Es werden drei Mägdlein kommen,
Sich kaum ihrer Schöne bewußt.
Sie pflücken sich Blumen vom Grabe
Und heften die duftende Gabe
Sich still an die knospende Brust.

Drei Wandrer werden dann kommen,
Von ferne dröhnt ihr Schritt.
Es singen die bärtigen Jungen
Ein Lied, das ich selber gesungen,
Einst als ich noch liebte und litt.

deiner Mutter halt wohl einmal sagen lassen mußt, wie nach Gottes Willen zur Eva auch der Adam gehört. Und auf so ehrenhaften Schick, wie diesmal! Schau an deine Kameradinnen weitum, ob eine so ein Glück macht! Und ich bin aus der Sorg, das mußt auch bedenken, ich bin aus der Sorg, wenn du jetzt ‚ja‘ sagst. Einmal den Mund auftun, schau', das ist eh nit viel für all' Kreuz und Kummer, so die Eltern mit einem Kind haben gehabt. — Ei, sie ist nur derschrocken, sie sagt schon ja.“

„Ah na, freilich sagt sie ja!“ sprach der Bürgermeister, nach ihrer Hand tastend. „Daß sie sich tut sträuben, ich wünsch' mir kein besseres Zeichen von der Jungfrau!“

„Ich bin keine mehr!“ schreit die Amrei Lise gellend auf, reißt sich los und eilt hinaus.

Sie ging in ihr Stübel, schloß sich ein, und jetzt erst konnte sie weinen. Weinen aus Zorn, daß man sie so hatte verkuppeln wollen. Weinen aus Leid, daß sie in trotziger Erregung durch eine Lüge ihre Ehre hat verletzt, bloß um ihn abzuscheuchen.

Das Wort flog rasch hinaus und kitzelte alle Ohren von Knodlach und Umgebung. Im Hause ist Ruhe geworden an demselben Tage. Keins sprach zu ihr ein Wort; die Mutter tat am Abend beim Herde, als sie das Scheit ins Feuer warf, murmeln von der „spottschlechten Flitschen, die just einmal so ins höllisch' Feuer geschmissen wird“!

Der Bürgermeister hatte sich zurückgezogen von „so Einer“. Eine schreckliche Verbannung war auf sie geworfen und mit solchem Verlangen hatte sie die Samstagnacht noch nie erwartet als diesmal. Sie kam, aber der Franz kam nicht. Hingegen brachte ihr der nächste Tag ein Brieflein:

„Liebe Amrei Lise!

Indem ich das hab' hören müssen, wird's nichts mit dem Mühlpacht. Ich mag nimmer bleiben in Knodlach und probier mein Glück in der weiten Welt. Daß du dich vergessen hast, hätt' ich dir vielleicht verzeihen können, aber die Falschheit nicht, da kunnt ich wohl kein Vertrau zu dir mehr haben. Ich wünsche nur, daß er dich wenigstens heiratet, der Gewisse, dem du's so gut gemeint hast, dieweil du vor meiner so geizig bist gewest. Bin jetzt um ein Stückel gescheiter worden und will halt schauen, daß ich dich vergiß. Dir wird's nicht schwer ankommen.

Franz Kringelstam.“

Von dieser Stunde an ist ihr Herzleid angegangen.

Wie manchen Brief hat sie hinausgeschickt, wenn sie auf Umwegen erfahren, da oder dort sei er gesehen worden. Bei Gott und allen Heiligen hat sie ihm geschworen, daß sie jenes unglückselige Wort nur in Unüberlegtheit und Trutz herausgesagt habe, weil sie sich nimmer

sie sich gegenseitig durch unablässig wiederholte Behauptungen. So ist es allmählich ihr Grunddogma geworden, das sie fanatisch behaupten.

Wenn sie aber so hartnäckig und eigensinnig die Augen vor der tatsächlichen Lage der Dinge verschließen, so sollen sie sich nur immer wieder daran stoßen, wenn sie Menschen treffen, die Gegenbeweise ihrer Illusion sind. Denn wollen sie aufrichtig den Anspruch auf Ehrlichkeit und Unbefangenheit erheben, dann müssen sie sich zunächst einmal mit der Tatsache abfinden, daß es, und zwar heutzutage noch mehr als früher, eine große Anzahl hervorragender Geister auf allen Gebieten gibt, die wissen, daß Gott lebt, und oft gerade durch ihre Forschungen in der Natur und Geschichte zu ihrer unerschütterlichen Überzeugung seines Waltens geführt worden sind. Das soll kein Grund für Gottes Dasein sein, sondern lediglich die Behauptung des Atheismus zertrümmern, daß nur rückständige und inkonsequente, geistig minderwertige und nicht gewissenhafte Menschen an ihm festhalten. Wir verlangen, daß die Atheisten diese Tatsache ins Auge fassen und sich mit ihr abfinden, wenn ihnen an der Wahrheit und nicht bloß an ihren Dogmen liegt.

Es steht durchaus nicht in meinem Belieben, ob ich an Gott glaube oder nicht: ich muß. Mein intellektuales Gewissen zwingt mich dazu, und ich müßte das Opfer des Verstands bringen, wenn ich ihn leugnen wollte. Die Annahme, daß es keinen Gott gibt, ist mir ein ganz unfaßlicher Wahnwitz, der mir alles, was existiert, in Unsinnigkeiten und Unmöglichkeiten verzerrt. Tausende gibt es, die mir das nicht nachsprechen werden — von denen rede ich nicht — sondern es aus eigener Erfahrung wissen.

Es ist das auch kein Überbleibsel aus Schulanschauungen, noch eine unabweisliche Forderung des Gemüts. Denn unsre überlieferte Anschauungswelt aus der Jugendzeit brach in Trümmer und Schutt zusammen, und unser Gemüt befriedigte das Leben. Wir sind durch den Atheismus hindurchgegangen, er ist uns ein überwundener Standpunkt, zu dem wir ohne Selbstaufgabe nicht wieder zurück können. Und was ihn zerbrach, war der Verstand, die kälteste Nüchternheit, die unerbittliche Konsequenz bis zum Äußersten, das rücksichtslose Vordringen in alle Tiefen, die unbedingte Wahrhaftigkeit. Unser Gemüt könnte schließlich ohne die Rückbeziehung auf Gott leben, aber unser Verstand zwingt uns, ihn anzuerkennen.

Weil das der Fall ist, finden wir auch die Begründung des Atheismus, die seine Vertreter bieten, von einer geradezu erbärmlichen Kläglichkeit. Man lese Nietzsche, den fanatischsten und konsequentesten Atheisten, den es gibt, und man wird vergeblich auch nur nach einem Anlaufe suchen, seine Leugnung Gottes zu begründen. Er charakterisiert sich selbst, wenn er von Schopenhauer sagt: „Die Ungöttlichkeit des Daseins galt

Die Mägdlein werden das Singen
Vernehmen mit bräutlicher Scheu.
Das bleibt nicht den Knaben verschwiegen,
Drei Pärchen werden sich wiegen
Im Tanze und immer aufs neu.

Mein Herz wird hören im Grabe,
Bevor's zu Staub zerfällt,
Das Pochen der tanzenden Füße
Wie letzte, verzitternde Grüße
Der schönen versinkenden Welt.

Der Atheismus.

Von Dr. **Johannes Müller.***)

Früher suchte ich andere von dem Dasein Gottes zu überzeugen, jetzt weiß ich, daß man wirklich zu überzeugen nur vermag, wenn man jemand zeigen kann oder finden läßt, wovon man ihn überzeugen will. Beweise gibt es überall nur innerhalb eines Gebiets, das uns nicht mehr unbekannt ist, und nur für Erscheinungen, die unserer Erfahrung nicht mehr fern liegen. Was außerhalb unseres Erlebens steht, ist unbeweisbar.

Die Müdigkeit, die uns nach fruchtloser theoretischer Auseinandersetzung überschleicht, führt aber zu einem völligen Verzicht, wenn man hinter die Wertlosigkeit aller Theorie kommt. Dann ist es wirklich schade um die Zeit und um die Kraft, die man mit solchem Hin- und Herreden vergeudet.

Seitdem begnüge ich mich, wo ein Anlaß dazu vorhanden ist, meine Gewißheit Gottes zu bekennen, und wenn man in ungläubigem Staunen den Kopf schüttelt, zu rechtfertigen. Nicht als ob ich mir ihre Berechtigung von den Gegnern erkämpfen wollte oder nach Zugeständnissen gierig wäre. Das wäre ein Zugeständnis, das ich ihnen machte. Im Gegenteil, ich behaupte meine Stellung und habe keinen Anlaß, sie zu verteidigen, weil sie unumstößlich ist.

Die Atheisten unserer Tage bilden sich nämlich ein, daß kein normaler und aufrichtiger Mensch, der klar denkt und mit unerbittlicher Gewissenhaftigkeit Folgerungen zieht, noch an Gott glauben kann. Wenn man es trotzdem findet, so hält man es einfach für ein altes Überbleibsel aus dem dogmatischen Schulsack, zu dessen Entfernung das intellektuale Gewissen nicht sauber genug ist, für einen Widerspruch, der sich nur infolge einer Schwäche des Urteils halten kann, für eine Erweichung des Verstandes durch das Gemüt oder für eine Annahme des Unhaltbaren aus Nützlichkeitsgründen. Diese Illusion suggerieren und befestigen

*) Diesen Auszug entnehmen wir einem prächtigen Buche, welches unter dem Titel „Von den Quellen des Lebens", in sieben Aufsätzen von Dr. Johannes Müller bei C. H. Beck in München vor kurzem erschienen ist. Die sieben Aufsätze: Was ist Wahrheit? Atheismus, Glauben und Wissen, Glaube und Sittlichkeit, Die Liebe, Wer war Jesus? Wie finden wir uns selbst? enthalten von einem hohen Standpunkte aus eine Fülle tiefer und seltener Gedanken. Schon der vorstehende Aufsatz zeigt, wie unbeugsamer Ernst mit milder Gesinnung sich paart. Wir halten gerade diesen Auszug für besonders zeitgemäß. Jedem, der sich um den Aufbau seines inneren Lebens bemüht, kann das Buch auf das wärmste empfohlen werden. Die Red.

Vertreter des Gottesglaubens würden dahinter kommen, daß sie selbst dadurch der Anerkennung Gottes in der Welt am meisten geschadet haben, daß sie bestimmte Vorstellungen von ihm dogmatisch fixierten und götzendienerisch verehrten, ihnen das Opfer des Verstandes brachten und sie wider bessere Einsicht verteidigten.

Die qualvolle Unfruchtbarkeit und Aussichtslosigkeit des Kampfes zwischen Glaube und Unglaube stammt wesentlich aus der hartnäckigen Übertretung des Grundgebots der göttlichen Offenbarung: „du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis von Gott machen, es nicht anbeten noch ihm dienen.“ Das gilt nicht bloß von den Steinbildern, sondern auch von den Begriffsbildern.

Man kann den Atheisten keinen moralischen Vorwurf machen, wie es so oft geschieht, sondern nur einen intellektuellen, und auch den nicht wegen ihres Standpunktes, sondern lediglich wegen ihres unmöglichen Wagnisses, die Existenz Gottes durch Gegengründe erschüttern zu wollen. Das ist ein Mangel an Einsicht und Klarheit, wenn man es unternimmt oder sich einbildet, durch strenge Verstandesgründe zur Leugnung Gottes gezwungen zu sein.

Wie man einem Atheisten, der ehrlich von sich sagt, daß er von einem Gott nichts weiß und seine Existenz ihm undenkbar ist — ich rede natürlich nicht von denen, die es willkürlich annehmen oder sich einreden, weil es ihnen bequemer ist — einen Vorwurf aus seinem Standpunkte machen kann, verstehe ich nicht. Der ehrliche und ernsthafte Atheismus ist nicht Böswilligkeit, sondern Schicksal. Vielleicht nicht unverschuldetes Schicksal, aber doch Schicksal. Der Mensch hat es nicht in seiner Hand, sondern es kommt über ihn.

Wir müssen deshalb verstehen, wie es über ihn kommt, um ihm gerecht zu werden, und, soweit es möglich ist, helfen zu können.

Der Ursprung des Atheismus liegt in der Kindheit der Menschen. Da wird der Keim gelegt, in der Jugend geht er auf, und auf der Höhe des Lebens entfaltet er sich. Ich meine natürlich nicht nur den ernsten und ehrlichen, sondern auch den reinen Atheismus allein, nicht aber das ewige Hin und Her zwischen christlichem Glauben und absolutem Zweifel, das unglaublich viel Menschen heutzutage in sich bergen.

Die meisten Kinder erfahren ungeheuer viel von Gott, ohne jemals eine lebendige Empfindung seiner Wirklichkeit zu spüren. So prägt sich ihnen ein ganz fertiges Bild und ein fester Begriff Gottes ein, der selbst ihnen fremd bleibt. Bild und Begriff muß dann aber ganz maßlos menschenmäßig sein, um ihrem kindlichen Verständnis zugänglich zu sein. Beschäftigt sich dann das Kind innerlich damit, so macht ihn seine Phantasie zu einer Märchengestalt. Andernfalls bleibt der Gottesbegriff ein totes, bedeutungsloses Gebilde in der Welt seiner Gedanken.

ihm als etwas Gegebenes, Greifliches, Undiskutierbares; er verlor jedesmal seine philosophische Besonnenheit und geriet in Entrüstung, wenn er jemand hier zögern und Umschweife machen sah." Es ist also der nackteste und brutalste Dogmatismus, den man sich denken kann. Doch ist das begreiflich, denn sie können nichts gegen die Wirklichkeit Gottes vorbringen und verlieren deshalb allemal ihre philosophische Besonnenheit, wenn sie dazu veranlaßt werden.

Es ist immer ein Zeichen, daß wir einen unbedeutenden Vertreter des Atheismus vor uns haben, wenn er den Versuch macht, die Nichtexistenz Gottes zu beweisen, denn er ist sich dann nicht einmal darüber klar geworden, was er eigentlich will. „Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß Gott nicht existiert" ist z. B. ein exemplarischer Unsinn und könnte vorzüglich als Beispiel für die verwendet werden, die man zu korrektem Nachdenken anleiten will. Denn Gott steht jenseits der Grenze aller wissenschaftlichen Forschung. Oder die Behauptung, daß die Naturgesetze die Schöpfertat Gottes illusorisch machen, verkennt vollständig, was Naturgesetze sind. Sie sind lediglich Ordnungen, die wir dort beobachten, wo etwas geschieht, aber sie bewirken nichts, was geschieht.

Es gibt keinen Beweis, daß Gott nicht vorhanden sei. Denn alles, was man gegen seine lebendige Wirklichkeit einwendet, mag man es nun aus der Beobachtung der Natur oder der Geschichte oder des menschlichen Lebens nehmen, trifft niemals Gott an sich, sondern stets nur die Vorstellung, die sich Menschen von ihm machen. Wenn sich aber auch alle unsere Vorstellungen von Gott als unhaltbar erweisen, so ist seine Wirklichkeit davon auch nicht einmal berührt, geschweige erschüttert, und wir sind nur veranlaßt, unsere Vorstellungen als unhaltbar aufzugeben, ohne der Gewißheit seiner Existenz irgendwie verlustig zu gehen.

Davon kann man sich bei näherer Beschäftigung mit der atheistischen Literatur leicht überzeugen. Überall beobachten wir, wie man einen bestimmten Begriff von Gott hat — bald ist es der aus der Jugendzeit überkommene, bald der aus christlichen Schriften geschöpfte, bald ein für die eigenen Absichten zurecht gemachter — den man dann in seiner Unhaltbarkeit zeigt. Man löst sein widerspruchsvolles Gefüge auf oder stellt ihn in Gegensatz zu Beobachtungen und Erfahrungen oder anderen Grundvorstellungen der Menschen. Mag man aber noch so viele Begriffsbilder Gottes zerschlagen, man verhöhnt und stürzt damit nur Götzenbilder, die sich die Menschen gemacht haben, und „der im Himmel wohnet, lachet ihrer."

Wir sollten uns diese Lage der Sache auf allen Seiten recht deutlich machen. Dann kämen wir ein gutes Stück vorwärts und der Wahrheit näher. Die Atheisten würden ihr fruchtloses Bemühen einsehen und ihren Kampf gegen theoretische Nebelbilder aufgeben, und die

wollen, bedarf es eines Sinnes, der es vermag. Wem die Organe dafür fehlen, der merkt nichts, und man darf es ihm nicht übel nehmen, wenn er behauptet, nichts zu merken.

Anderseits bedarf es einer starken Weite des Blickes, die unserem kurzsichtigen Geschlecht heutzutage ziemlich verloren gegangen ist: des Sinnes für etwas Höheres, den die materialistische Anschauung und Lebensweise erstickt hat, des Sinnes für das Ganze, Große, Zusammenhaltende, der im Spezialistentume verkümmert ist, des Sinnes für das Wesentliche, zugrunde liegende, den die Oberflächlichkeit und unruhige Flüchtigkeit nicht kennt, des Sinnes für Distanz, Maße und Grenzen, den wir bei der Respektlosigkeit und beschränkten Unverfrorenheit unserer Zeitgenossen vermissen, und endlich der Fähigkeit unmittelbaren Erfassens, der genialen Intuition der Wahrheit, die durch das Übermaß von Theorie und Reflexion in dem vergangenen Jahrhundert bis zur Erschöpfung geschwächt worden ist.

So förderlich und wertvoll mir deshalb eine ruhige Auseinandersetzung mit den Atheisten und eine beiderseitige Aufklärung über die Frage nach Gott zu sein scheint, so verfehlt halte ich alle Versuche, sie von Gottes Dasein überzeugen zu wollen. Ich kann ihnen höchstens sagen, wo ich ihn sehe und empfinde, und damit meine Behauptung seiner Existenz rechtfertigen. Das wird sie aber so wenig überzeugen, wie ihre Erklärung, daß sie ihn dort überall nicht sehen, mich in meiner Gewißheit erschüttern wird.

Man kann keinen Atheisten durch Darlegungen und Beweise bekehren. Das kann nur Gott selbst, wenn er ihm das Auge öffnet. Ich kann mir auch nicht denken, daß Gott an dem leidenschaftlichen Kampfe gegen den Unglauben sonderliche Freude hat. Ich meine sogar, daß es ihm ziemlich gleichgültig ist, ob ihm viele oder wenige die Existenz zugestehen oder abstreiten. Wie ist das uns schon gleichgültig, ob man uns die Existenzberechtigung abspricht. Wir würden uns lächerlich vorkommen, wenn wir uns darüber aufregten. Und nun erst Gott, der durch die Fülle des All wie mit einem Laute spricht: ich bin.

Wenn jedes wahrhaftige Selbstbewußtsein, wo es sich unter Menschen findet, schon so wenig von mangelnder Beachtung berührt wird, noch unter der äußeren Unscheinbarkeit im öffentlichen Gewühle leidet, so kann ich mir Gott erst recht nicht eifersüchtig denken auf bloße Anerkennung seitens der kleinen Menschlein und der zeitweiligen Weltanschauung dieser Eintagsfliegen und noch weniger mißmutig kleinlich und nachträgerisch gegenüber der Blindheit solcher, die in ihrer Finsternis am Lichte verzweifeln, oder gegenüber der kuriosen Anmaßung einer gespreizten und aufgeblasenen Weltweisheit, die seine Nichtexistenz dekretiert. Das sind allzu menschliche Vorstellungen, die nur ihre Vertreter charakterisieren.

Das wäre nun ja alles nicht so schlimm, da die Ärmsten sehr viel eingeprägt bekommen, was ihrem Erleben fremd ist, wenn sie ihr Werden und Leben bald zu dem lebendigen Verständnis für Gott führte, das sie nachträglich für viele ihrer Unterrichtsgegenstände gewinnen. Wenn das aber ausbleibt, so fehlt ihnen das unmittelbare Bewußtsein des Lebens Gott gegenüber, so fest auch noch die Stellung sein mag, die er in ihrem Weltbilde einnimmt. Infolgedessen wandelt sich ihre Vorstellung von Gott nicht, sondern bleibt in ihnen wie eine Reliquie der Kinderzeit mit denselben Formen und Farben liegen, wenn sie nicht noch arg zusammenschrumpft.

Ihre ganze sonstige Vorstellungswelt aber durchläuft im Sturm und Drang der Jugend und in der Ruhe späterer Reife elementare und umfassende Wandlungen. Der Gedanke an Gott tritt meistens in dieser Zeit zurück, wenn sich der Mensch der Welt bemächtigt und zuviel mit den Oberflächen der Dinge zu tun hat, um in die Tiefe zu dringen. Früher oder später aber, wenn er einmal sein Innerstes revidiert, oder ihn Menschen und Bücher darauf stoßen, tritt ihm die Reliquie seiner Gottesidee in ihrer grandiosen Unzulänglichkeit deutlich vor Augen. Überwältigt von ihrer Unhaltbarkeit denkt er aber nicht daran, ihre versäumte Wandlung nachzuholen, sondern gibt sie leichten oder schweren Herzens auf.

Dieser Fall liegt vor, wenn wir im Gespräche über Gott Atheisten mit der kindlichsten Vorstellung eines deus ex machina operieren sehen, wenn sie den Glauben bekämpfen, Gott habe die Menschen und Dinge wie Puppen an der Strippe und lasse sie willkürlich tanzen. Das sind rückständige und verschrumpfte Kindervorstellungen, die uns bei einem ausgewachsenen Menschen ebenso anmuten, wie die Idee vom Klapperstorch.

Bei anderen reift auch die Vorstellung von Gott in der Jugendzeit heran. Sie bleiben auch nicht ohne Eindrücke seiner Herrlichkeit in der Natur und seiner Vaterliebe in Christus. Sie wenden sich zu ihm im Gebet, vertrauen ihm und fühlen sich ihm verantwortlich. Aber dann steigt allmählich ein Meer von Widersprüchen aus ihrer Welterfahrung und Naturerkenntnis gegen ihren Glauben empor. Außerstande seiner Herr zu werden, sehen sie schweren Herzens ihr Gottesbewußtsein in ihm untergehen. Statt sich durch alle Widersprüche zur Klärung und Wandlung der Vorstellungen von ihm anregen zu lassen, statt sie in ihrer Unvermeidlichkeit für unseren endlichen Verstand zu begreifen und ihnen damit ihre verheerende Wirkung zu nehmen, verliert man die Fassung und Besonnenheit. Und da der Glaube an Gott nicht die paradoxe Gewißheit tiefer Lebenserfahrung in sich birgt, gibt man ihn auf.

An Gott glauben, ist also nicht eine Sache des Wollens, sondern des Könnens. Wie bei allen Dingen, die wir in ihrem Dasein erfassen

Atelierbesuche sind zwar neuestens sehr in Mode, aber auch da wird nur Auserwählten das eben Entstehende gezeigt. Kein Unberufener braucht zu wissen, wie da geknetet und geformt wird, welche Farben gemengt werden. Und so will auch der Schriftsteller nicht, daß man in seinen Notizen spioniert und ihm neugierig über die Schulter späht, während er schreibt.

An dem Fertigen mag sich die Allgemeinheit dann ergötzen oder totärgern, das Werdende bleibt immer Geheimnis seines Schöpfers.

Nun gibt es aber zuweilen Fälle, in denen ein ausgeprägtes Verkennen künstlerischen Schaffens von Seite der Laien zutage tritt.

Dies Mißverstehen der Kunst führt nicht selten zu unliebsamer Mißdeutung und da ist nun der Künstler ab und zu gezwungen, das verhüllende Tuch beiseite zu schieben und dem Laien zu sagen: Sieh' her, so wird's gemacht.

Es ist ganz merkwürdig, wie sich Nichtschriftsteller das Schreiben vorstellen. Nicht das Schreiben an sich natürlich, sondern den geistigen Vorgang, der in unserem Innern sich abspielt und uns die Feder in die Hand drückt.

Am besten ist's noch, sie stellen sichs gar nicht vor und fragen naiv: „Sagen Sie einmal, wie machen Sie das, wenn Sie schreiben? Kommt Ihnen das so plötzlich (ungefähr wie Magenweh, meinen sie!) Oder wie ist das sonst?“

Es ist nicht leicht, eine solche Frage zu beantworten. Gewöhnlich lächelt man verbindlich zu dieser Wißbegierde und erwidert geistvoll: „Ja, ja, das kommt eben so!“

Aber, wie gesagt, die Fragenden sind lange nicht so gefährlich wie jene, die nicht fragen, sich aber dafür gleich vorweg ihr eigenes, natürlich nicht immer richtiges Urteil bilden.

Eine Hauptgefahr, die dem Schriftsteller immer wieder droht, ist die Überzeugung des Laien, daß alles, was geschrieben steht, auch positiv „erlebt“ sein müsse. Der Selbstschaffende weiß ganz gut, wie die flüchtigste Anregung zuweilen genügt, um einen schlummernden Ton zu wecken, eine vage Vorstellung plötzlich in lebendige Handlung zu gestalten.

Dem Laien aber ist immer nur das Photographische in der Kunst verständlich. Er begreift nur den prompten, technischen Vorgang, für ihn ist die Seele des Poeten oder Schriftstellers eine photographische Platte, auf der sich alle Begebenheiten seines Lebens reproduzieren. Allenfalls läßt er noch eine kleine Dunkelkammer der Überlegung gelten, in der das Erlebte ein bißchen chemisch behandelt wird — aber im allgemeinen denkt er sich das Schaffen eines Geistes nicht viel anders als einen gut funktionierenden Momentapparat.

Gott liegt allein daran, daß sein Name geheiligt werde, sein Wille geschehe, sein Reich komme, seine Herrlichkeit offenbar werde. Wo man ihn nennt und sich vorstellt, da sollen die Seelen in tiefster Ehrfurcht vor ihm erschauern und ihr ganzes Selbst und Sein dem weihen, den man in allen verborgenen Gründen seines Wesens lebendig empfindet. Wie er spricht durch das All und sich ausdrückt in der Fülle des Seins, so sollen wir ihn nennen und bekennen durch die Tat unseres Lebens, aber nicht entweihen durch religiöses Geschwätz. Denn der unendliche Drang seines Wesens hat das eine Ziel, daß sein Wille geschehe, daß Wahrheit werde in aller Welt. Wer sie verhüllten Auges gegenüber seiner Herrlichkeit tut, steht ihm näher als einer, der harthörig für die Wahrheit „Herr, Herr“ ruft, aber seinen Willen nicht tut. Jener ist Gottes, ob er es auch nicht ahnt, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß es ihm zum Bewußtsein kommt.

Sein Wille ist die von ihm geschaute Wahrheit alles Seins zumal der Menschheit, die vollkommene Verwirklichung unserer Bestimmung in uns und untereinander, die Geburt des Kosmos aus dem Chaos, die göttliche Beherrschung und Ordnung alles Seins und aller Verhältnisse. Dadurch offenbart er seine Herrlichkeit, und alles, was wir von ihm nur ahnen und dunkel empfinden, tritt hierdurch in überwältigende Erscheinung.

Das ist der Weg, auf dem die Leugner Gottes von seinem Dasein überzeugt werden sollen und können, der Weg des Lebens, des Erweises des Geistes und der Kraft, die aus Gott stammt. Der berühmte Kampf der Geister enthüllt weder Gott noch die Wahrheit. Wer es nicht glaubt, der frage die Geschichte. Wer sich also rühmt, Gott zu kennen, soll wissen, daß diese Kenntnis verpflichtet. Wer sich rühmt, mit ihm in Lebensbeziehung zu stehen, soll es durch sein Dasein beweisen, damit es gerade denkende Menschen glauben können. Wenn aber jemand vorgibt, aus himmlischen Lebenssäften zu treiben und zu wachsen, und er doch kein Gebilde anderer Art, höherer Art ist als die, denen diese Lebensquelle verborgen ist, so betrügt er sich selbst und bekräftigt die Ansicht, daß Gottes Walten eitel Illusion sei.

Deshalb trifft uns Bekenner Gottes in erster Linie die Verantwortung für den Atheismus unserer Zeitgenossen.

Wie Schriftsteller arbeiten.

Plauderei von **Sophie v. Khuenberg.**

Man sollte eigentlich nicht aus der Schule schwätzen. Jeder Schaffende hat seine besondere Art zu arbeiten und über das Werdende wirft er gern ein verhüllend Tuch, gleichviel ob er ein bildender Künstler oder ein Dichter ist.

der sich unerfreulich weiterpflanzt und in Disharmonien aller Art ausklingt.

Kürzlich erst ist in Schriftstellerkreisen solch ein merkwürdiges Geschichtchen passiert. Schrieb da ein bekannter Autor eine launige Kleinigkeit, flocht allerlei Scherze ein, wie der Augenblick sie ihm eingab, und hing dem Ganzen — damit es der Redaktion nicht etwa zu kurz erscheine — ein flink erfundenes Liebesszenchen an.

Im Grunde war der Autor gar nicht sehr erbaut von dieser kleinen Schöpfung, denn sie war eigentlich auffallend harmlos geraten. Du lieber Gott, man hat eben zuweilen seinen schlichten Tag und kann nicht immer Tragödien schreiben. Damit tröstete er sich.

Der Ahnungslose! Er sollte noch das Wunder erleben, seine simple Scherzgeschichte als ernstes Drama behandelt zu sehen. Und das kam so. Ein paar liebe Leser, die sonst nichts zu tun hatten (man sollte alle müßigen Menschen in sicheren Gewahrsam bringen, damit sie kein Unheil anstiften können!) machten eines Tages die gloriose Entdeckung, daß diese kleine Geschichte eigentlich in dem Kopfe eines jungen Bahnbeamten entstanden sein müsse.

Sie erklärten das nämlich so. Der Schriftsteller, der viele hundert Menschen kannte, kannte auch diesen jungen Bahnbeamten und verkehrte ab und zu mit ihm. Außerdem spielte die Geschichte in einer Stadt, die an der Bahn gelegen war (hört, hört!) und es war sogar von einem Stationschef darin die Rede, der eine rote Mütze trug, und von einem verliebten Kondukteur.

Nach der Meinung der lieben Leser konnten nur der Stationschef X und der Kondukteur Y, die sie zufällig kannten, darunter gemeint sein.

Und diese ganz abnormen Typen konnte nur der Bahnbeamte dem Schriftsteller geliefert haben, denn wie käme der Schriftsteller selbst auf den aparten Gedanken, daß er irgendwo einen strammen Stationschef in roter Mütze und einen in seine Braut verliebten Kondukteur gibt!

Also hatte der junge Bahnbeamte offenbar einen Verrat begangen und wichtige Geheimnisse seines Standes ausgeplaudert. Das heischte Rache. Und so gingen die lieben Leser hin und verklagten den jungen Bahnbeamten bei seinem Vorgesetzten, weil der Schriftsteller so kühn war, die Kappe eines Stationschefs zu schildern.

Ja, die lieben Leser! Man wird künftighin anfragen müssen, worüber man schreiben darf, ohne Gefahr zu laufen, daß der nächstbeste unschuldige Bekannte, der mit Schriftstellern am Wirtshaustisch sitzt, zur Verantwortung gezogen wird. Oder man wird zuweilen öffentlich eine Vorlesung halten über das Thema: Wie arbeitet der Schriftsteller?

Am schlimmsten ergeht's dabei dem Lyriker, denn da jeder Primaner schon weiß, daß die Lyrik die „subjektivste“ Dichtungsart ist, so schnuppern die Spürnasen jedem Liebeslied eifrig nach, um nur ja die Fährte aufzufinden, die zum Ursprung leitet. Ein Glück nur, daß es Tiefen und Höhen gibt, wohin auch die kühnste Spürnase dem Dichter nicht zu folgen vermag.

Und nicht nur das. Man rechnet so selten mit der einen Eigenschaft, die doch so recht eigentlich den Dichter zum Dichter macht: die Phantasie. Sie ist es, die ein armselig Körnchen Wahrheit zu üppigen Blütendolden heranreift, die aus dem Tropfen Freude ein Meer des Glückes entströmen läßt und aus einer handvoll Leben einen reichen Bau von Kraft und Schönheit bildet.

Niemand hat dies herrlicher und klarer dargesungen als Robert Hamerling in seinem unvergänglichen Gedichte „Corregio“. Den sinnenfrohen, farbentrunknen Meister kennen zu lernen, kommt der kunstfreudige, heitere Kardinal nach Parma. Er will den Maler sehen, der so entzückende Götterweiber auf die Leinwand zaubert, es muß eine Lust sein, mit diesem beglückt Genießenden eine Flasche goldigen Weines zu trinken! Und er findet Corregio als blassen, kranken Mann, der ein einförmig trübselig Leben führt, ohne Glanz und Sinnenfreude.

„Ein zänkisch Weib, ein lärmend Kinderrudel — blieb all mein Liebesglück . . .“

Aber nicht nur dem Lyriker späht man nach und möchte seine geheimsten Gefühle und Absichten ergründen, auch der Prosaist schwebt in Gefahr, von seinen Lesern ab und zu viviseziert und mißdeutet zu werden.

Natürlich nicht immer. Denn es gibt auch entzückend kluge, freisinnige Leser, die voll liebevollster Hingabe sich dem Dichter anschmiegen und sich willig und dankbar von ihm leiten lassen, wohin er will.

Zuweilen aber gibt es Leser, die selbst in das Gebotene hineindichten und deuteln. Sie begnügen sich nicht mit dem, was der Dichter sagt, sie schweifen darüber hinaus, ergänzen mit ihrer Phantasie die seine, meinen, das sei ihr gutes Recht und sie hätten den Nagel auf den Kopf getroffen.

Nun, wenn die lieben Leser in einer stillen Abendstunde ein Buch, eine Zeitung vornehmen und die Novelle zu einem Roman erweitern, die heitere Plauderei mit tragischen Konflikten durchspicken wollen, so ist das schließlich ein erlaubt Vergnügen und kann dem Schriftsteller gleichgiltig sein.

Anders wird aber die Sache, wenn der liebe Leser seine unrichtigen Beobachtungen an die große Glocke hängt und sie kühn hinausläutet ins weite Land. Da gibt es nicht selten einen schrillen Mißton,

sich ergötzt. Tiersprachenkundig ist er und erlauscht alle Sorgen der Tiere. Und wenn die Menschen in all ihrer großen Würde einhergehen, sieht er überall die kleinen Schwächen an ihnen umherkrabbeln wie Blattläuse auf Zentifolien.

Und an den Allerarmseligsten, die gedrückt an ihm vorüberschleichen, nimmt er plötzlich ein leuchtendes Königskrönlein wahr, das unsichtbar über ihrem gebeugten Haupte schwebt.

Ja, das alles vermag der Schriftsteller, wenn er nebenbei ein Dichter ist. Seine künstlerische Glückseligkeit ist oft unsagbar groß. Nur die lieben Leser machen ihm zuweilen Pein. Als mein Kollege von der Feder mir die Tragödie seiner Humoreske erzählte, da rief ich unwillkürlich aus: „Der Teufel hole die Les . . .“ — „Um Gotteswillen,“ unterbrach er mich, „sagen Sie das nicht! Die Leser sind ja doch eigentlich für uns Schriftsteller ein notwendiges Übel, ja gewissermaßen der wertvollste Menschenschlag; was täten wir ohne sie!“

Der Mann hat recht. Je mehr ihrer sind, desto besser. Nur müßte auf dem nächsten Schriftstellerkongreß ein Mittel gefunden werden, wie man aus jedem „lieben“ Leser auch einen verständnisvollen und gütigen macht!

Josef Hyrtl und seine Stiftung.

(Eine Erinnerung aus meinem Leben von **Josef Schöffel.***)

Ein sonderbarer Zufall war es, der mich mit dem weltberühmten Anatomen, dem Klassiker in Wort und Schrift, dem tiefen Denker und großen Redner, zusammenführte.

In der Nähe der Pfarrkirche in Mödling, die im XV. Jahrhundert gebaut wurde, steht ein Karner im romanischen Stile, wahrscheinlich aus dem XI. oder XII. Jahrhundert stammend. Der unterirdische Teil dieses Karners, der durch eine offene Lücke zugänglich war, war bis an die Decke mit Totengebeinen angefüllt. Rings um die Kirche und den Karner befand sich bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts der Ortsfriedhof, welcher, als die Einwohnerzahl zunahm, auf den Platz, wo einst die älteste, im Jahre 1786 wegen Baufälligkeit auf Abbruch verkaufte Pfarrkirche zu St. Martin stand, verlegt wurde.

Hinter der jetzigen Pfarrkirche zu St. Othmar standen vor dreißig Jahren Ruinen eines unbekannten Gebäudes ähnlich den noch heute in Perchtoldsdorf hinter der dortigen Pfarrkirche sichtbaren. Diese Ruinen stürzten beim Baue der Wiener Wasserleitung bis auf einen kleinen

*) Aus dessen interessantem Werke: „Erinnerungen aus meinem Leben.“ Wien. Jahoda & Siegel. 1905.

Es gibt natürlich alle Arten von Schriftstellern. Eine ganze Stufenleiter zwischen dem Dichter, der Höchstes schafft, und dem Tagesliteraten, der sein fixes Pensum liefern muß. Aber dennoch kann man sagen, daß fast jeder große Poet zuweilen ein unermüdlicher Arbeiter ist und daß auch in dem geschäftsmäßigen Vielschreiber ab und zu der Poet die Oberhand gewinnt.

In keiner Kunstart wird freilich der Begriff von Kunst so verallgemeinert, keine Kunst ist so dem Überwuchern des Dilettantismus ausgesetzt wie die Dichtkunst. Und der Sammelname „Literatur" deckt so vielerlei Kleingewerbe dieser Kunstrichtung, daß nur ein klarer, sichtender Geist das Gute von dem Mittelmäßigen und Schlechten zu sondern weiß.

In diesem kritischen Unvermögen vieler Leute liegt naturgemäß eine stete Gefahr für die Schreibenden. Unterschiedliche Verallgemeinerung der Literaten schädigt den Schriftsteller von Beruf. Namentlich in einer gewissen Kaste der Gesellschaft, die am Turf und im Variété Bescheid weiß, von Kunst und Literatur aber so gut wie nichts versteht, dominiert zum Teil eine gänzlich unrichtige Auffassung intellektueller Arbeit. Da gibt es noch immer ab und zu Leute, die naiv genug sind, den hochgeistigen, vornehmen Schriftsteller mit dem kleinen Reporter eines sensationslüsternen Schmierblättchens auf eine Stufe zu stellen.

Wirkliche Schriftsteller arbeiten eben ganz anders, als viele Leser sichs vorstellen. Sie brauchen keinen Mittelsmann, der ihnen Gedanken vorkaut und Kopierrezepte liefert. Sie machen selbst die Augen auf und schauen sich die Welt an. Und ihre Augen blicken schärfer und tiefer als die anderer Menschen, das ist selbstverständlich.

Sie haben auch feine Ohren und fangen hier und dort einen Lebensklang, einen Leidenston auf, den andere nicht hören. Für sie blitzt irgendwo plötzlich ein helles Licht von sonnigstem Humor auf, das sonst keiner sieht.

Wie der Maler, so entdeckt auch der Schriftsteller auf grauem Wege jählings ein ungeahntes Farbenmotiv. Wie der Bildhauer verhüllt er unliebsame Formen mit weichen Falten und löst alle Schleier ab, wenn er einer reinen Schönheitslinie nachspüren will.

Irgendwie, in froher Stunde, kommt ihm ein apartes Scherzwort in den Sinn und er spricht es aus. Er liest aus Gesichtern eine stumme Geschichte ab und aus einer flüchtigen Situation, die er erspäht hat, bildet er ein Leben, in das er halberträumte Gestalten pflanzt.

Er spinnt aus einem kleinen, fliegenden Faden ein feines Netz. Kieselsteine klopft er auf und findet ein Goldäderchen drin, an dem er

wenn er irgendeinen wissenschaftlichen Wert haben sollte, gütigst anzunehmen zu wollen. Hyrtl kam sofort nach Erhalt des Schädels in Begleitung seines Freundes und ehemaligen Prosektors Dr. Anton Fridlowsky nach Mödling, erklärte den ihm übersendeten Schädel als eine Rarität, untersuchte auch alle anderen im Karner vorgefundenen Schädel und bezeichnete über zweihundert als Abnormitäten. Diese Abnormitäten sind derzeit im Hyrtlschen Waisenhaus aufbewahrt und werden von Gelehrten des In- und Auslandes häufig besichtigt.

Über den ihm überreichten Schädel veröffentlichte Hyrtl eine Abhandlung, in der er mich ehrend erwähnte.

Als ich mich bei ihm für die mir erwiesene unverdiente Ehrung bedankte, lud mich Hyrtl freundlichst ein, ihn in seinem Tuskulum in Perchtoldsdorf öfter zu besuchen. Ich folgte dieser Einladung, besuchte ihn auf seinen Wunsch mehrmals jede Woche und verbrachte in seiner Gesellschaft die vergnügtesten und lehrreichsten Stunden.

Es war wirklich ein Genuß, diesen Meister der Rede, von dessen Lippen nicht wie üblich trüber Phrasenschwall, sondern wahre Geistesperlen floßen, reden zu hören und in sein durchgeistigtes Auge zu blicken.

Aus dieser Bekanntschaft, welche ein Totenschädel vermittelte, entwickelte sich mit der Zeit ein inniges Freundschaftsverhältnis, das, trotzdem wir beide von Natur höchst empfindlich und reizbar waren und Hyrtl als gesellschaftlich unzugänglich verschrien war, nie durch einen Mißton gestört wurde.

Als am 23. März 1885 Hyrtl sein fünfzigjähriges Doktorenjubiläum feierte, erschien der Rektor der Wiener Universität Dr. Hermann Zschokke an der Spitze einer Deputation, um Hyrtl die Glückwünsche der Universität und des Doktorenkollegiums darzubringen. Die Ansprache des Rektors beantwortete Hyrtl mit einer Rede in klassischem Latein und überreichte dem Rektor gleichzeitig ein Paket, enthaltend 40.000 Gulden österreichische Goldrente, mit der Bestimmung, daß die Zinsen dieses Kapitals jährlich an vier arme Studierende der medizinischen Fakultät der Wiener Universität verteilt werden sollen.

Nach Ablauf eines Jahres wollte Hyrtl jeden der vier Studenten, welche, wie er glaubte, die Interessen des von ihm dem Rektor übergebenen Kapitals bereits erhalten dürften, annoch mit einem Geschenke von 1000 Gulden Goldrente überraschen. Er schrieb daher an den Rector magnificus und ersuchte ihn, ihm die vier ersten mit seinen Stipendien beteilten Studierenden namhaft zu machen und sie zu veranlassen, sich ihm persönlich vorzustellen.

Statt der Stipendisten langte ein Brief des Rektors ein, in welchem derselbe mitteilte, daß leider die Interessen des von Hyrtl zur Unterstützung armer Studierenden gestifteten Kapitals erst nach Ablauf

Rest, der als Schweinestall benützt wurde, ein. Die vom Liechtenstein jäh abstürzenden Wässer schwemmten mit der Zeit den lockeren Boden des ehemaligen Friedhofes ab und legten die daselbst begrabenen menschlichen Überreste bloß.

Auf diesem aufgelassenen Friedhof rings um die Kirche spielten Schulkinder mit den aus dem Karner herausgekollerten und den aus der Erde herausgeschwemmten Totenschädeln Kegel. Die Schädel benützten sie als Kugel und die Arm- und Beinknochen, die sie in die Erde steckten, benützten sie als Kegel.

Als ich als Bürgermeister in Mödling mit der Aufräumung des an allen Ecken und Enden aufgehäuften Schuttes und Unrates begann, ging ich auch daran, den wüsten Friedhof um die Pfarrkirche sowie den alten Wassergraben, „Tamerlgraben" genannt, der die vom Liechtenstein abstürzenden Niederschlagswässer aufnahm und in den Mödlingerbach führte, zu planieren und mit Alleebäumen zu bepflanzen. Der ehemalige „Tamerlgraben" bildet heute die Kirchen- und Andergasse. Zugleich ordnete ich die Räumung des unterirdischen Gewölbes des Karners und die Bestattung der daselbst angehäuften massenhaften Menschenknochen hinter der Pfarrkirche an. Die Aufsicht über die Räumung des Karners übertrug ich einem Privatzeichenlehrer.

In der obersten, drei Meter starken Schicht waren Menschenschädel und Gebeine wild durcheinander geworfen, welche einst aus dem Friedhofe ausgegraben und in den Karner hineingeworfen wurden, denn sie trugen deutliche Spuren, daß sie früher lange Zeit in der Erde gebettet waren.

Unter dieser Schichtenlage fanden wir hölzerne Teller, unglasierte Tonkrüge mit eingetrocknetem Wein, Brot und dergleichen zwischen Knochen und Schädeln, die teils zertrümmert waren, teils tiefe Narben aufwiesen, zerstreut vor. Diese Schädel waren nicht, wie die in der oberen Schicht, ausgelaugt und daher nicht früher in der Erde begraben gewesen.

Es waren dies jedenfalls Überreste einer kleinen Schar Menschen, die sich bei irgendeinem feindlichen Überfall in den Karner geflüchtet hatten und daselbst vom Feinde entdeckt und niedergemacht wurden. Die letzte Schicht bestand bloß aus Knochenmehl, vermischt mit Knochensplittern und zahlreichen Zähnen.

Unter den aus dem Karner gehobenen mehr als tausend Schädeln fanden wir einen, dessen linker Ober- und Unterkiefer durch eine feste Beinbrücke so verbunden war, daß der Unglückliche bei seinen Lebzeiten den Mund nicht hatte öffnen können. Um dem Armen die nötige Nahrung einzuflößen, waren ihm die Vorderzähne herausgebrochen worden.

Ich übersendete diesen Schädel dem damals in Perchtoldsdorf wohnenden Anatomen Professor Dr. Josef Hyrtl mit der Bitte, ihn,

Pflicht, nämlich die Sorge für das Wohl seiner Untertanen, nicht erfüllt, so hat er jede Existenzberechtigung verloren! Der Staat aber, der den seinen Armen gereichten Bissen Brot vom Munde wegreißt, um ihn selbst zu fressen, sollte als Schädling vertilgt werden . . . Wenn jemand es zustande brächte, daß der Staat das, was ich zur Linderung des Elends spenden will, als ein heiliges, unantastbares Gut ansieht, an dem sich niemand, auch der Staat nicht, vergreifen darf, dann würde ich gewiß alles, was ich besitze, nur zur Besserung der Lage der Armen und insbesondere der Kinder widmen."

„Hyrtl! Ich nehme dich beim Wort!" rief ich. „Ich will es versuchen und hoffe zu Gott, daß es mir gelingen wird, die Bedingungen, die du gestellt, zu erfüllen. Es wird einen harten Kampf gegen die Borniertheit unserer Bureaukratie und die Gefräßigkeit des Fiskus kosten, allein ich werde ihn wagen."

„Versuche es", antwortete Hyrtl, „und ich halte mein Wort, fürchte aber, daß du dir den Schädel einrennen wirst."

Ich eilte nun zu meinem Freunde und Gönner, dem damaligen Statthalter Baron Possinger, trug ihm den Fall vor und bat ihn, mir den Weg anzugeben, den man einschlagen müsse, um ohne Gefahr, in die Fänge des Fiskus zu fallen, dem Willen Hyrtls Rechnung tragen kann.

„Das ist sehr einfach", erwiderte Possinger. „Sie gründen einen Verein zum Bau und zur Erhaltung eines Waisenhauses für arme verwaiste und verlassene Kinder. In den Statuten, die ich genehmigen werde, sagen Sie, daß der Verein die Mittel zur Erreichung des Vereinszweckes durch freiwillige Spenden und Geschenke beschaffen werde. Die Leitung des Vereines übernehmen Sie auf Lebenszeit und ernennen selbst eine Anzahl Personen, denen Sie Vertrauen schenken, als Vereinsmitglieder, welche keinen Mitgliedsbeitrag zu leisten haben. Wenn aus Anlaß irgend eines freudigen Ereignisses im Kaiserhause die Gebührenfreiheit für Stiftungen ausgesprochen werden sollte, lösen Sie den Verein auf und errichten aus den dem Vereine zur Verfügung gestellten Mitteln eine Stiftung."

Hyrtl erklärte sich mit diesem Vorschlage einverstanden. Ich gründete den Verein und verfaßte die Statuten, welche vom Statthalter anstandslos genehmigt wurden.

Hyrtl stellte nun dem Vereine sukzessive die Mittel zum Baue eines Waisenhauses zur Verfügung. Die Bau- und Einrichtungskosten betrugen 36.579 Gulden. In diesem Waisenhause wurden anfangs 44 Waisenkinder untergebracht. Zur Erhaltung und Pflege dieser Kinder widmete Hyrtl ein Kapital von 42.000 Gulden, das auf Wunsch Hyrtls, dem immer der Staatsbankerott von 1811 vorschwebte, zum Ankaufe von zwei Zinshäusern in Mödling verwendet wurde.

von vier Jahren ihrem Zwecke zugeführt werden können, da sie bis dahin zur Bestreitung der Staatsgebühren verwendet werden müssen.

Diese Nachricht traf Hyrtl wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er war ganz konsterniert und zog sich mehrere Tage hindurch in seinen Turm zurück, in den niemand zugelassen wurde.

Als ich einige Tage darauf nach Perchtoldsdorf kam, um ihn zu besuchen, ließ er mich in seinen Turm rufen, reichte mir den Brief des Rektors und rief: „Lies!“ Nachdem ich den Brief gelesen hatte, sprach er in großer Erregung: „Was sagst du dazu? Das ist ja Raub, begangen an armen Menschen, denen ich helfen wollte, und ein Betrug, begangen an mir, dem Geber! . . . Warum hast du mich nicht über den Stand der Dinge, die mir ganz unbekannt waren, informiert?“

„Weil du,“ erwiderte ich, „mir gegenüber niemals die Absicht geäußert hast, eine Stiftung zu machen. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich dich gewiß aufmerksam gemacht, daß nach den bestehenden Gesetzen in Österreich jede Art von Stiftung durch Staatsgebühren und Staatsgebührenäquivalenten nach und nach vom Staate aufgesaugt wird, so daß sich jeder, dem dies bekannt ist, hütet, irgend etwas zu bestimmten Zwecken zu stiften.“

Hyrtl war nun entschlossen, sein Vermögen den Universitäten in Deutschland zu vermachen. Um sicher zu sein, daß nicht auch in Deutschland Steuern und Abgaben von Geschenken und Stiftungen zu wissenschaftlichen oder wohltätigen Zwecken eingehoben werden, richtete er an den Rektor der Carola Ferdinandea in Deutschland telegraphisch die Anfrage, ob und was in Deutschland für Stiftungen zu wissenschaftlichen oder wohltätigen Zwecken seitens des Staates an Gebühren und dergleichen vorgeschrieben wird.

Darauf antwortete der Rektor lakonisch: Nihil!

Damit war es entschieden! Hyrtls Vermögen sollte teils bei Lebzeiten Hyrtls, teils nach seinem Tode nach Deutschland wandern!

Dieser Entschluß schmerzte mich, nicht des durch den Furor bureaukraticus verkommenen Staates wegen, sondern der Armen und Elenden wegen, die in diesem Staate leben müssen und durch derartige hirnrissige fiskalische Maßregeln um Unterstützungen benachteilt werden, die ihnen von Wohltätern zugedacht waren.

Ich trachtete, Hyrtl langsam von dieser Idee abzubringen, indem ich ihm vorstellte, daß die Armen und Elenden die brutale Dummheit unserer Gesetzgeber büßen sollen, was doch nicht recht sei.

Hyrtls Antwort lautete immer: „Der Staat ist verpflichtet, für den Unterricht seiner Untertanen sowie für die Pflege der Kranken, der Armen und Elenden zu sorgen. Wozu wäre er denn da? Der Staat ist ja doch nicht Selbstzweck? Wenn ein Staat seine erste und heiligste

weniger Aufträge ein bedeutendes Legat vermacht, das er ohne weiteres akzeptiert hat und ich bin überzeugt, daß der Spektabilis sich noch nebenbei durch eine fette Expensnote aus meinem Nachlasse schadlos halten wird. Du hast mir zahllose Liebesdienste erwiesen, du hast im Interesse meiner Stiftungen Zeit und Mühe verwendet, ohne dafür die geringste Entschädigung anzusprechen. Jede Arbeit verdient ihren Lohn! Jedes Verdienst seine Krone!"

„Laß mir also diese Krone, teurer Freund", erwiderte ich, „lasse mich teilnehmen an deinen Verdiensten um die Menschheit und beleidige mich nicht mit dem Anbote eines Lohnes, sei es in Form eines Geschenkes oder eines Legates! Das was ich getan und für die Stiftung noch tun werde, will ich ohne jede Entschädigung jetzt und in der Zukunft tun!" Hyrtl umarmte mich und weinte wie ein Kind!

Kurze Zeit darauf fand man Hyrtl tot in seinem Bette! Sein Lebenslicht war plötzlich, wie er es voraus gesehen und voraus gesagt hatte, erloschen! Er starb, ein Lächeln auf den Lippen, das Werk Senecas „De consolatione" in der Hand!

Seelische Ansteckung.

Von **L. Gelpke.***)

Daß Scharlach, Pocken, Cholera ansteckende Krankheiten sind, ist jedermann klar; daß aber in gewissem Sinne auch geistige Abnormitäten ansteckend sind, ist zwar den Irrenärzten nichts Neues, wohl aber dem Laienpublikum, und doch spielt dieser Faktor unter den ursächlichen Momenten der Geisteskrankheiten, besonders der leichteren Formen, den geistigen Abnormitäten eine so große Rolle, daß man mit Fug und Recht Vereine gründen könnte gegen psychische Ansteckung, wie es solche gibt gegen Ansteckung mit Tuberkulose.

Der Schreiber dieser Zeilen wohnte vor Jahren mit einigen anderen Schweizern einer Truppenschau in Versailles bei. Vor einer dicht gedrängten Zuschauermenge defilierten Infanterie, Artillerie, Kavallerie, St. Cyriens rc., empfangen vom jubelnden Beifall der Menge; uns Ausländer hätte das ganze Schauspiel mehr oder weniger kalt lassen können, trotzdem fühlten wir uns plötzlich von der Begeisterung der uns dicht umstehenden Menge angesteckt und fortgerissen und wir fingen an, so laut „Bravo" zu rufen als die Pariser. Das ist psychische Ansteckung.

---

*) Aus dem Werkchen „Kulturschäden oder die Zunahme der Nerven- und Geisteskrankheiten". Gemeinverständliche Hygienie des Nervenlebens von Dr. L. Gelpke. Basel, Beno Schwabe. 1905. — Diese vom Vereine schweizerischer Irrenärzte mit dem Preise ausgezeichnete Schrift, welche unsere geistigen Kulturschäden kurz und klar behandelt, ist sehr zu empfehlen.

Zugleich bestimmte Hyrtl, daß auf demselben Platze, auf dem einst die älteste Kirche Mödlings stand, eine neue Kirche auf seine Kosten erbaut werde, welche im Jahre 1886, also genau hundert Jahre nach Abbruch der alten Kirche, vom Erzbischof Ganglbauer eingeweiht wurde. Die Bau- und Einrichtungskosten dieser Kirche betrugen 38.000 Gulden.

Als aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers alle aus diesem Anlasse errichteten wohltätigen Stiftungen steuer- und gebührenfrei erklärt wurden, löste ich den Verein auf und errichtete aus den dem Vereine von Hyrtl zur Verfügung gestellten Mitteln die erste Josef Hyrtl-Waisenstiftung.

In seinen letzten Lebenstagen war Hyrtl von Bittstellern und Erbschleichern förmlich umlagert.

Sein Gemüt war verdüstert, er mied ängstlich jeden Verkehr mit Menschen.

Eines Tages, als wir allein waren, sagte Hyrtl plötzlich: „Lieber Freund! Meine Tage sind gezählt. Ich werde wie mein Vater plötzlich auslöschen, ‚veluti elychnion cessante oleo‘. Die Raben sitzen schon überall herum, um sich auf meinen Kadaver zu stürzen! Hier in diesem Portefeuille liegt mein ganzes Vermögen! Nimm es mit und verwende es wie ich in meinem Testamente verfügt habe. Ich kann dann ruhig erklären, daß ich nichts besitze. Wenn dann nichts mehr für meine Freunde und Verwandten zu holen sein wird, werde ich endlich Ruhe finden.“

„Ich kann, so lieb ich dich habe, deinen Wunsch nicht erfüllen. Du würdest dich durch die Übergabe deines ganzen Vermögens an das Waisenhaus von den Schmarotzern, die dich belästigen, nicht befreien, mich aber würde man sicher verdächtigen, daß ich einen Teil des mir in Bausch und Bogen ohne Zeugen und ohne Wertangabe übergebenen Vermögens für mich behalten habe. Du hast das Waisenhaus zum Universalerben deines Vermögens testamentarisch eingesetzt. Ich werde als Kurator deiner Stiftungen, wenn mich Gott nicht vor dir abruft, darüber wachen, daß dein letzter Wille erfüllt und das Waisenhaus so geleitet und verwaltet werde, wie du es gewünscht und wiederholt ausgesprochen hast. Bis dahin bleibt es beim alten.“

„Wenn du“, erwiderte Hyrtl, „meinen Wunsch, mein Vermögen, das dem Waisenhause gehört, gleich mitzunehmen, nicht erfüllen willst, so wirst du wenigstens mir die Bitte nicht abschlagen, den in diesem kleinen Paket eingeschlossenen Betrag, als minimale Anerkennung für deine viele Mühe um das Zustandekommen der Stiftungen und um den Bau der Waisenhäuser und ihre Verwaltung anzunehmen. Wenn du auch diese meine Bitte abschlägst, so lasse ich morgen den Notar rufen und vermache dir das, was du jetzt ausschlägst, als Legat! Ich habe dem Notar für Verfassung des Testamentes und für Besorgung einiger

Teufel besessen schienen, wurden die Befallenen massenhaft gehängt. Trotzdem breitete sich die Seuche aus bis nach Köln, wo 500 Individuen davon ergriffen wurden, ferner nach Straßburg und Metz und trat von da an periodisch jedes Jahr am Tage des heiligen Vitus auf. Daher der jetzt noch gebräuchliche Name St. Veitstanz.

Im Jahre 1815 machte in Basel eine spiritistische Prophetin, Juliane von Krüdener, geboren 1760 zu Riga, ungeheures Aufsehen, brachte alles in Wirrwarr, veranstaltete einen evangelischen Wallfahrtszug, an dem 20.000 Pilger teilnahmen; sie wurde den Basler Behörden schließlich unbequem; von hier vertrieben, ging sie nach Baden, wo sie auf dem Marktplatze von 4000 Personen empfangen wurde. Sie war hysterisch und hat ihr früheres, überaus genußsüchtiges und extravagantes Leben in dem Romane „Valerie" beschrieben. An ihren spiritistischen Sitzungen soll auch unter anderm Kaiser Alexander teilgenommen haben und sie nennt diesen letzteren in ihren späteren prophetischen Ergüssen und Weissagungen den weißen Engel, zum Unterschiede vom schwarzen Engel, dem ihr abgeneigten Napoleon. Juliane von Krüdener soll nach Lombroso einen großen Einfluß auf Kaiser Alexander gehabt haben (man erinnert sich an den Einfluß zweier amerikanischer Spiritisten auf den verstorbenen König von Württemberg) und sie soll sogar die Urheberin der Idee der heiligen Allianz sein.

Geisteskranke außerhalb der Anstalt. Um all das zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß die Geisteskranken nicht alle toben, um sich schlagen und sich unsinnig gebärden, sondern daß eine große Anzahl zweifellos Geisteskranker ruhig und bei oberflächlicher Prüfung vernünftig, manchmal sogar besonders witzig erscheinen, daß sie ihre Wahnideen sehr häufig geheimhalten. Es sind daher durchaus nicht alle Irren hinter Schloß und Riegel, sondern eine große Menge läuft täglich unter uns herum, nicht sogenannte „Sparrenpeter" oder Halbnarren, sondern komplett Verwirrte.

Hier nur kurz einige Beispiele. Ein älterer deutscher Ingenieur wurde dem Gerichte eingeliefert. Bei der gerichtsärztlichen Untersuchung stellte sich heraus, daß er schon viele Jahre lang an ausgesprochenen Wahnideen litt (er hielt sich für den Sohn des verstorbenen Kaisers 2c.). Draußen hatte niemand eine Ahnung von seiner Unzurechnungsfähigkeit gehabt, und deshalb hatte reich und arm sein Geld in ein unsinniges Unternehmen des Geisteskranken gesteckt und natürlich verloren. Ein anderer war Weichenwärter auf einer kleinen Bahnstation gewesen und dabei war ihm während langer Jahre jeden Morgen die Mutter Gottes auf dem Bahngeleise erschienen. Ein dritter, ein sonst stiller Handwerker, kam mit dem Gerichte in Konflikt wegen lebensgefährlicher Drohungen. Bei der ärztlichen Untersuchung stellte sich

Die gleiche Erscheinung kann man beobachten bei irgend einer anderen Volksversammlung. Irgend ein Schlagwort, irgend ein Zufall gibt der öffentlichen Meinung eine Richtung und alles wendet sich dahin, wie die Ähren eines Kornfeldes vor dem Winde. Jeder glaubt zu schieben und wird tatsächlich geschoben. Auf der gleichen Erscheinung beruht die Panik in manchen Schlachten, bei wirklichen und vermeintlichen Unglücksfällen rc. Der einzelne kennt den Grund der Gefahr nicht, vor der er flieht; er ist angesteckt von der um ihn herrschenden Stimmung.

Wahnsinns-Epidemien. Die Geschichte der Psychiatrie kennt eine große Anzahl von Beispielen epidemisch auftretender Geisteskrankheiten. So beschreibt Sikorski eine Epidemie aus der Gegend von Kiew: Ein Mann mit religiösem Wahnsinne sammelte um sich eine Anzahl, wie sich später herausstellte, unzweifelhaft geistesgestörter Anhänger, denen sich eine weitere, große Menge abergläubischen Volkes anschloß. Der Prophet verkündete seine himmlische Mission, verrichtete allerhand Wunder, und die Menge beruhigte sich erst, als die Urheber in die Irrenanstalt verbracht waren. Einen ganz ähnlichen Fall einer religiösen Bewegung, deren Anhänger auf viele Tausende anwuchs, erzählt Lombroso aus den Siebzigerjahren. Es betrifft dies den David Lazzaretti aus Arcidasso in Oberitalien, Sohn eines Trinkers, in dessen Familie mehrere Selbstmörder und Wahnsinnige vorkamen. Er hielt sich für Messias, ahmte genau das Leben Jesu nach, verrichtete eine Menge die Welt in Erstaunen setzender Wunder, so daß sogar hochgestellte geistliche und weltliche Würdenträger (Graf Chambord) den Propheten ernst nahmen. Mit einem Anhange, der nach vielen Tausenden zählte, zog er aus mit dem Stab in der Hand, um die neue Republik zu gründen, wurde aber von bewaffneter Macht aufgehalten und kam dabei ums Leben. Lombroso hat den Fall ausführlich behandelt und die Geisteskrankheit des David und seiner Anhänger genau festgestellt. Aus alter und neuer Zeit existiert eine erstaunliche Menge derartiger Beispiele: Dasjenige der Einwohner der Stadt Abdera im alten Thrakien, welche durch die Aufführung einer Tragödie in Verzückung versetzt, mit Weib und Kind auf einen Berg zogen und sich wie unsinnig gebärdeten, ist allgemein bekannt. Bekannt ist auch, daß die Neger und andere Naturvölker, dann auch die Derwische und indischen Fakire bei festlichen Anlässen massenhaft in wahnsinnige Aufregung verfallen. Dahin gehören auch die Züge der Flagellanten (Geißelwütige), die Springprozessionen, die Kinderkreuzzüge, die epidemischen Teufelsmanien des Mittelalters. Im Jahre 1374, berichtet Lombroso, verbreitete sich in den Cevennen, ausgehend von Epileptischen, eine Tanzwut, welche sogar schwangere Frauen und abgelebte Greise ansteckte; es kamen heilige Verzückungen dazu, Erscheinungen der Mutter Gottes, der himmlischen Heerscharen; es geschahen Wunder in Masse. Da sie vom

ist nichts so widersinnig, nichts so einfältig, daß es nicht sofort eine Legion von Gläubigen findet, welche darauf schwören wie aufs Evangelium und dafür durchs Feuer gehen, letzteres besonders gern; denn etwas Märtyrertum macht die Sache hier wie anderswo um so anziehender. Die Erscheinungen sind aber keineswegs so harmlos, als man meint. Die Gefahr liegt allerdings nicht darin, daß man sich beim Äpfelessen den Magen verdirbt oder daß man eine Ischias bekommt, wenn man herumläuft mit feuchtem Lehm bestrichen, sondern darin, daß man den gesunden Menschenverstand verliert, vorausgesetzt, daß man noch einen zu verlieren hat. Ein Narr macht hundert andere, sagt ein Sprichwort und wenn es sich auch hier um eine relativ gemütliche Narrheit handelt, welche nicht beißt und nicht schlägt, so ist es doch für das Gemeinwesen durchaus nicht gleichgiltig, wenn Tausende und Tausende sich auf diese Weise in Wahnideen hinein verrennen und ihrer Nachkommenschaft ein krankes Gehirn vererben.

Sektierer. Das gleiche gilt von gewissen extremen und überspannten religiösen Sekten; es ist gewiß mehr als Zufall, wenn zwei frühere Insassen einer Irrenabteilung jetzt im Vorstand der Sekte vom „jüngsten Tage" sitzen. Vor allem gilt das von dem derzeit stark überhandnehmenden, nervenmörderischen Spiritismus. Ich erinnere bloß an die famose Spiritistin Rothe in Berlin, welche in bezug auf noble Kundschaft ihrer Kollegin Juliane von Krüdener nichts nachgab. Sie selbst war eine schlaue Betrügerin, nur hysterisch, nicht eigentlich geisteskrank; sie machte aber Geisteskranke. Das Klopfen, welches diese Leute in den spiritistischen Sitzungen wahrnehmen, die Stimmen, welche sie hören, die Erscheinungen von Abgeschiedenen, welche leibhaftig vor ihnen stehen, gleichen aufs Haar den Wahrnehmungen von Klopfen, von Stimmen, den Gespenstererscheinungen, welche Patienten in der Anstalt haben; in diesem Sinne sind 80 Prozent Anstaltspatienten Spiritisten. — Ich kenne übrigens eine ganze Anzahl von Fällen, wo sich der Ausbruch von Tobsucht, Melancholie, sogar von Selbstmordwahn unmittelbar an die Beteiligung an spiritistischen Übungen oder Veranstaltungen religiöser Sekten angeschlossen hat. Auch Schüle berichtet solche Fälle.

Auf welche Weise diese psychische Ansteckung zu erklären sei, ist hier eine Frage zweiten Ranges. Krafft-Ebing spricht von einer eigentümlichen, unerklärlichen Anziehung, welche Hochnervöse aufeinander ausüben. Man denkt dabei an die eigentümlichen Erscheinungen des Hypnotismus, an das sogenannte Gedankenlesen, eine Art Übertragung von Willensimpulsen und Ideenrichtungen durch Berührung gewisser Körperstellen, z. B. Schlagader am Halse und am Vorderarm; eine Art Fernwirkung, ähnlich derjenigen des Magnets oder Funkentelegraphie.

heraus, daß er schon zirka zwölf Jahre lang an einer Unmenge von Halluzinationen (Wahnvorstellungen, Sinnesfälschungen) litt: Er hörte die Stimme Jesu und der Engel, welche ihm die Zukunft voraussagten und ihm Befehle erteilten; er sah den feurigen Dornbusch des Moses 2c.

All das ist überaus häufig und ich habe nur deshalb länger bei diesem Thema verweilt, um im folgenden darzutun, daß die Massenepidemien von Verzückungen, Tanzwut, Geisterbeschwörungen des Mittelalters nicht verschwunden sind, sondern lebhaft fortbestehen, wenn auch unter etwas anderer, weniger auffälliger Form: Dahin gehören all die extremen und fanatischen Richtungen auf religiösem, pseudophilosophischem, künstlerischem und vor allem auf hygienischem Gebiete (Gesundheitsapostel).

Ein ausländischer Kaufmann gründete in jüngster Zeit im nördlichen Jura eine sogenannte Gesundheitskolonie nach dem bekannten Rezepte der Rohkost, des Schlafens in offenen Hütten, tunlichster Entbehrung der Kleidung, dazu noch einige wunderliche Anwendungen des kalten Wassers 2c. Die Broschüren, welche der Mann herausgab, enthielten in zwar fließender Sprache das denkbar konfuseste Zeug, welches jeden denkenden Laien hätte stutzig machen sollen; trotzdem hatte der Prophet einige Jahre großen Zulauf, besonders aus Deutschland. Außerdem machte er allerlei nach seiner Meinung epochemachende Erfindungen, humanitäre Gründungen; der Mann war aber kein Schwindler, wie viele annahmen, sondern einfach ein Geisteskranker, wie sich herausstellte, als er mit der Polizei in Konflikt kam.

Eine ähnliche Kolonie, in den Alpen gelegen, habe ich selbst mehrere Male besucht. Auch diese sind „Rohkostler“, lassen Bart und Haar wachsen, tragen nur die notdürftigsten Kleider (barfuß, barhaupt, kurze Kniehosen 2c.); darunter sehr achtbare, sogar hochgebildete Leute. Das Volk nennt den Ort, welcher beiläufig gesagt wundervoll gelegen ist, „Narrenparadies“, und in der Tat machen einem die Leute durch den Ausdruck ihrer Augen, durch ihre Mienen und Gebärden den Anschein von still verzückten, überspannten Sonderlingen. Redet man aber mit ihnen, so machen sie geheimnisvolle, prophetische Aussprüche über den Weltuntergang, über die „Abnahme der Natur“ 2c. und man überzeugt sich, daß sie nicht nur überspannt sind, sondern daß viele, vielleicht die meisten, an richtig ausgebildeten Wahnvorstellungen und fixen Ideen leiden.

Ein deutscher Pfarrer empfiehlt Einreibungen des ganzen Körpers mit Lehm und Herumlaufen in diesem sogenannten Kakianzuge gegen alle möglichen Schäden: Die sogenannte Lehmkur; ein anderer Apostel macht mit Heu sogenannte Heukur; ein Schreinermeister in Sachsen erfindet die sogenannte Reibekur; kalte Sitzbäder, Reibungen des Unterleibes und Äpfelessen; seine Anhänger zählen nach Tausenden. Kurz, es

zweigt sich die Heeresstraße der Reisenden. Rechterhand geht es in das weitberufene Gesäuse, linkerhand in das weltberühmte Eisenerz. Ich weiß noch einen dritten Weg und der geht zwischen beiden in ein tiefverstecktes Hochalpental hinein. Warum das nur so sorgfältig verborgen ist? Rat' mer! schlug jener übermütige Grazer Student vor. Etwa, weil es bisher noch ein bräutliches Wildgärtlein der Ennstaler Alpen geblieben, in das noch wenige Städter ihre Kulturgelüste hineingetragen haben? Warum gehe denn ich so gerne in dieses Hochtal hinein, wo statt des prächtigen Fremdenhotels noch das alte Bauernwirtshaus steht? Rat' mer! Schwer ist es nicht zu erraten und selig Studenten, die sich noch an so harmlosen Wortspielen freuen! — Und wie heißt das Tal? Radmer.

Hinter Hieflau an der Eisenerzerbahn muß man den Seitengraben nur nicht übersehen. Hinter den unauffälligen Waldbergen ragt ein weißer Kegel empor. Man meint, es sei einer derer vom Gesäuse. Die Straße führt am Rande des Wiesentals und manchmal hart am rauschenden Bache im Waldschatten sachte anwärts, um später handeben und glatt zwischen den steilen Bergen dahinzuliegen. Das Tal hat sich bald zur Schlucht verengt, die selbst am Hochsommermittag uns nur spärlich den Sonnenblick gönnt. Der uns entgegenrauschende Alpenbach führt seinen immerwährenden Kampf mit den Steinblöcken seines Bettes, die nicht weichen, die das schreiende Wasser nach links und rechts beiseite stoßen und die tiefen glatten Wellen in die Splitter der Gischte zerschlagen. Nach Jahrhunderten werden diese harten Steinblöcke aufgerieben sein. Das Wasser aber, das weiche, das unendliche, wird immer noch rinnen und rauschen und mit anderen Steinen streiten.

Die Schlucht führt gerade einem zerklüfteten Felsenberge zu, der im Hintergrunde schauerlich wild aufragt, als hätte dort alles menschliche Bereich ein Ende, als hätte noch kein Auge geschaut, was hinter jenen kahlen, von Sturm und Nebel umtosten Hochwänden für eine unermeßliche, nie zu erschließende Wüstenei anhebt. In diesem Reize des Unentdeckten, Geheimnisvollen, des ewigen Drohens schreckbar feindlicher Mächte war mir dieses Gebirge noch gestanden vor zweiunddreißig Jahren, als mein Fuß das erstemal durch die Schlucht gewandert war. Dieser Reiz des Hochgebirges ist dahin, uns allen für immer dahin. Außer einer ist allein und verlassen in Todesgefahr der starren Natur, die keine Liebe und keinen Haß kennt, die kalt, unerbittlich vom Menschen das an sich zieht, was ihr gehört. Heute kennen wir im Gebirge jeden Winkel, haben von den höchsten Gipfeln mit Gemütsruhe die Abgründe gemessen, sprengen den Stein, bauen auf Eis unsere Pfade und Stationen, sehen in den furchtbarsten Lawinen nur inter-

Kummer und Sorgen. Wir haben anderswo von den äußeren Ursachen des Irrsinns gesprochen, den Giften, Alkohol, Morphium, den Kulturschäden, den schädlichen Einflüssen der verkehrten Erziehung ꝛc. und wollen nur noch kurz anführen, daß begreiflicherweise auch Kummer und Sorgen, heftiger Schmerz (auch heftige Freude, z. B. das Gewinnen des großen Loses) den Ausbruch des Irrsinns veranlassen können.

Einsamkeit. Auch Einzelhaft in Gefängnissen ist in dieser Hinsicht sehr unzuträglich; hierbei spielen natürlich Freiheitsverlust, Reue ꝛc. eine Rolle, aber auch der Mangel menschlicher Gesellschaft als solche. Man hat nämlich von jeher beobachtet, daß Leute, welche viel allein sind, Bewohner von einsamen Gehöften, Einsiedler, einsame, alte Junggesellen, Schwerhörige, welche infolge ihres Ohrenleidens der Gesellschaft entbehren, leicht zu geistigen Abnormitäten bis zu ausgesprochenen Geisteskrankheiten neigen. Es fehlt den einsam Lebenden das Moment der Korrektur, des „Sichabschleifens“ der Gesellschaft. Bizarrerien, welche im täglichen Verkehre mit seinesgleichen als solche erkannt und abgelegt werden, entwickeln sich unter Umständen beim einsamen Leben zu eigentlichen Wahnideen. Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, daß die „Leuteschen“ oft schon ein Zeichen, respektive Folgeerscheinung nervöser oder psychischer Verstimmung ist; trotzdem bleibt zu Recht bestehen „Anthropos est in Zoon politikon“; der Mensch ist ein geselliges Geschöpf.

Exzesse. Von jeher hat man geschlechtlichen Ausschweifungen und der Onanie eine bedeutende Rolle bei der Entstehung von Geisteskrankheiten zugeschrieben. Dabei muß man vor allen Dingen wissen, daß sehr häufig Neurastheniker, Melancholische (Schwermütige), Hypochonder die Ursache ihrer Krankheit durchaus irrtümlicherweise in längst vergangenen „Jugendsünden“ suchen, und zwar sehr häufig veranlaßt durch das Studium jener Schundliteratur, welche unter Namen wie „Ärztlicher Ratgeber gegen die Folgen geheimer Jugendsünden“ allgemein bekannt sind. Andererseits ist hartnäckige, exzessive Masturbation eine häufige Folge bestehender, ausgesprochener Geisteskrankheiten oder einer bestehenden, starken Veranlagung zu solchen. Übrigens geben die meisten Irrenärzte zu, daß andauernde geschlechtliche Exzesse das Geistesleben schädigen können, wobei auch das entsittlichende Moment in Betracht fällt.

Am Fuße des Lugauer.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Von den Donaulanden ennsaufwärts kommt man in die alte Hieflau. Die Berge und das Wasser streiten um den Raum, den fleißige Menschen so hart der Wildnis abgerungen haben für ihre Hütten. Hier

Touristen aber laufen ihm die Nachbarn des Gesäuses den Rang ab, ja diese verdecken ihn gänzlich dem Großzuge der Reisenden.

Das Radmertal sieht von diesem herrischen Patron nur das Brustbild, freundlichere Höhen mit Wald und Alm stellen sich schützend dazwischen, wenn der Lugauer seine Steine schleudert und seine Lawinen donnernd in die Tiefe fahren läßt. An einem solch heimlichen Waldberge steht das kaiserliche Jagdschloß, ein einfacher Steinbau im „Schweizerstil". Und weiter drin, von einem steilen Hügel blinkt uns die Kirche von Radmer entgegen. Sie hat zwei Kuppeltürme, die den Schuppenpanzer der Wetterschindeln tragen. Ein steilerer Weg führt rechts, am Forsthause und am Jagdschlosse vorüber, gerade zur Kirche hinauf. Die Straße geht den Bach entlang, dann halb um den Hügel herum gemach zum Dörfchen hinan, dessen altes Wirtshaus uns freundlich beherbergt. Auf dem Platze ist ein großer, zierlich gefaßter Brunnen, aus dessen Becken eine Säule aufragt, die kelchartig eine Kanzel trägt. Auf dieser Kanzel steht aus Holz, bemalt, die lebensgroße Gestalt des heiligen Anton von Padua, dem Kirche und Pfarre geweiht sind. Besonders gern trinken an diesem Brunnen die jungen Dirnlein der Radmer, und noch lieber die minderjungen. Denn während man aus dem Schöpfpfannlein trinkt und dabei unverwandt ins Wasser schaut, kann man darin ganz deutlich das Bild des künftigen Bräutigams erblicken! Wahrscheinlich muß man einen bestimmten schon so fix im Kopfe haben, daß er sich gleichsam spiegelt auf der Wasserfläche. Auch die heiratsmäßigen Burschen sollen derselben Gunst, die Braut zu sehen, teilhaftig sein und so ist's kein Wunder, daß zu Radmer die jungen Leute immer Durst haben.

Wenn wir nun in die Kirche treten, so überrascht uns eine strahlende Pracht, die eher einer Hofkirche als einer Dorfkirche angehören möchte. In altem, lachendem Barockstil leuchten die Altäre, die Kanzel, und helle Fresken zieren die Decke, Bilder aus der Legende des heiligen Antonius. Und der Vollklang der Orgel will es aufnehmen mit dem Wasserrauschen im Tal, mit dem Hallen der fallenden Bäume in den Wäldern. Nein, es klingt anders, überirdisch. Weihrauchduft und Orgelklang sind zwei Schwingen, ohne die so viele arme Seelen sich nicht himmelwärts zu heben vermögen.

Die Pfarrkirche zu Radmer ist eine Gegenreformationskirche. Als vor dreihundert Jahren Erzherzog Ferdinand mit seiner Bekehrungskommission und seinen bewaffneten Mannen durchs Land zog, um die evangelisch gewordenen Steirer scharf zu befragen, ob sie wieder katholisch werden oder auswandern wollten, mit Hinterlassung von Hab und Gut, da haben die Waldbewohner der Radmer gedacht: Er ist der Stärkere, seien wir die Klügeren. Unser Evangeliumbuch können wir

essante Naturspiele und erschrecken vor nichts mehr. Für mich hat seitdem das Hochgebirge jenen Zauber eingebüßt, den es auf den Knaben geübt, und an die Stelle des ehrfürchtigen Ahnens sind andere Interessen getreten. So weiß ich, daß der hohe Felskamm, der auf dem Wege in die Radmer vor mir starrt, der Kaiserschild heißt, daß der Kessel, der sich links auftut und in ein totes Kar hinaufführt, das Weißenbachtal ist, in welchem hoch oben der Kaiser bei den Gemsjagden seinen Stand hat. Ich weiß, daß der Berggipfel den Namen Kaiserschild davon hat, weil Kaiser Maximilian I. auf der höchsten Spitze des Felsgebirges einen vergoldeten Schild anbringen ließ, der weit in die Gegend hinausleuchtete und den Jägern und anderen Leuten ankündete, daß auf diesem Berg keine Gemse geschossen werden dürfe. Denn hier züchtete sich solches Wild, das dann weitum die Berge belebte, zur Ergötzung der höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die seit länger als dreihundert Jahren zeitweise ihre großen Jagden abgehalten haben in dieser Gegend, deren Bewohner also völlig nur von der Jagd leben. Wohl wird neben der Jagd auch Forstwirtschaft getrieben und obschon beide Betriebe einem und demselben Herrn, dem Kaiser von Österreich gehören, so sollen Forstwirtschaft und Jagdwesen doch alleweile ein wenig gegeneinander auf dem Kriegsfuß stehen. Nicht allein der Bauer im ganzen Lande beschwert sich darüber, daß Hasen, Rehe und Hirschen ihm die Feldfrüchte schädigen, auch der Forstmann beklagt sich bitter, daß bei reichlicher Wildpflege der junge Wald nicht aufzukommen vermöge, weil die Tiere alle Setzlinge abäseten oder benagten. Nun, hier geht's aus einem Säckel, da braucht man sich nicht zu ereifern. Es ist nur auffallend, daß der zu Jagdzwecken gehegte Wildstand sich nicht zu einem einzigen Zweige unseres Wirtschaftslebens reimen will. — Derlei Gedanken und Bedenken also sind an Stelle jener ehrfürchtigen und schauernden Stimmung getreten, mit der einfältige Menschen das erstemal ein Hochgebirgstal durchwandern. Aber da oben im Wildkessel der Weißenbachschlucht, der an großartigen Schauern seinesgleichen sucht, mag wohl auch den erfahrenen Alpinisten wieder einmal ein Ewigkeitsgefühl anwandeln.

Nun weiter am Wasser des Radmerbaches. Am Fuße des Kaiserschildausläufers biegt sich die Schlucht scharf nach rechts, sie weitet sich zu einem Tal mit grünen Matten, die von bewaldeten Vorbergen begrenzt werden, und hinter einem dieser Vorberge ragt wieder jener weiße spitze Felsenkegel, nur näher und massiger, als er von draußen erschienen. Es ist der 2205 Meter hohe Lugauer. Dieser hohe Herr, der urälteste Beherrscher des Radmertales, soll seinen Namen davon haben, daß er zwischen den Gebirgsscharten der Enns weit ins Donauland, ja sogar bis zum fernen Böhmerwalde hinauslugt. Bei den

Mittelalter hat dort ein Bergsturz das Tal verheert und all Menschenwerk vernichtet. So wie das Pfarrdorf mit der Kirche sich Radmer in der Stuben nennt — man sagt, wegen der stubenförmigen Eingeschlossenheit zwischen den Bergen — so heißt dieses hintere Hochtal, nach seinem Bach benannt, Radmer an der Hasel. Mich dünkt aber, daß die Abgeschlossenheit hier am Ende des Tales zwischen dem Gewände des Lugauer, der Rotwand und des Zeyritzkampels mehr stubenartig ist.

Es ist ein echt steirischer Bergwinkel, wo das helle Grün der Matten, die dunkleren Schatten der Wälder mit dem Silberweiß der Felsen überaus malerisch wirken. Hier steht auch das alte Jagdschloß der Greifenberger, wo die lutherische Kirche zuerst eingesetzt haben soll und wo nachher der mit dem Erzherzog und den Landsknechten herbeigekommene Bischof Martin Brenner von Seckau vom Schloßfenster aus die Leute zur katholischen Kirche zurückforderte. Aber die Waldsöhne waren durch die Lutherlehre, die wohl an drei Menschenalter allhier gedauert, doch nicht so verwildert worden, daß für den Prediger eine Schutzburg nötig gewesen wäre. Eher denn wilde Waldbären gehen aus diesem Hochtal gesittete Dichter hervor, womit ich auf unsere Nandl Werchota anspiele, eine Radmerin, die uns manches treffliche Volksbild in der Mundart der Heimat geschenkt hat.

Wir könnten hier umkehren und gemächlichen Schrittes das herrliche Radmertal nochmals durchwandern vier Stunden lang hinab bis zur Eisenbahnstation. Weil wir aber bei der Unerschöpflichkeit der Alpenschönheiten unseres Landes denselben Weg nicht gerne zweimal machen, so marschieren wir zum Sattel am Pleschberg hinan und jenseits abwärts ins Johnsbachtal, wo neuerdings ungeahnt großartige Naturbilder unser warten. R.

Eine Alpenwirtschaftsschule in Obersteiermark.

In früheren Zeiten, da noch keine oder nur ungenügende Verkehrsmittel gewesen sind, hat unser Gebirgsbauer seinen Lebensbedarf sich fast ganz selbst schaffen müssen auf eigenem Grund und Boden. Daher überall die gemischten Wirtschaften, die, wie bei der Leinwand-, Loden-, Leder-, Werkzeugerzeugung des Bauern, oft tief ins Gewerbliche hineingingen. So ein Bauer mußte alles Einschlägige verstehen und sehr viel können, und die Anforderungen, die damals an den Landmann gestellt wurden, haben ein vielfältig talentiertes, anschicksames Bauerngeschlecht gereift.

Später, als Handel und Verkehr auch in die Gebirgstäler und bis zu den Alpendörfern hinangriffen und die Zeiten änderten, hat es der

derweil ja verstecken. Wir haben kein Gotteshaus, keine Schule, keinen Friedhof, können zur Winterszeit unsere Todten oft wochenlang nicht begraben. Wie wilde Tiere müssen wir leben und sollen doch keine sein. Vielleicht läßt sich bei dieser Gelegenheit für uns ein geordnetes Gemeindewesen herausschlagen, wie's andere Leute haben, die auswendig ja sagen und inwendig denken, was sie wollen.

So sind die Ältesten vor den Erzherzog hingetreten und sie wollten wieder katholisch werden, wenn er ihnen eine schöne Pfarrkirche täte bauen. Weil die Gegend schon damals ein beliebtes Jagdrevier der höchsten Herrschaften war und weil die treuherzigen Hirten, Holzleute und Bergknappen den Herren gefallen haben, so ist ihnen die stattliche und prachtvolle Kirche bewilligt und erbaut worden. Und soll mancher Radmerer am Sonntag vormittag seine Messe gehört und nachmittag seine Lutherbibel gelesen haben: die Hauptsache wäre, fleißig arbeiten und ein Christenleben führen — ob's nachher papstisch oder lutherisch heißt, auf das wird's nit ankommen. Von diesem Standpunkte aus können die Radmerer jedem Kirchenkrieg mit Ruhe entgegensehen. Ihr Pfarrer, der treu das entsagungsreiche Leben des Waldlandes mit ihnen teilt, wird sich wohl hüten, zu zündeln, neuen Werbern wird freundlich begegnet, aber schwerlich gefolgt. Da unser Kaiser seit vielen Jahren gerne manchmal trauliche Tage im friedsamen Alpentale zubringt, wo er mit den einfachen Leuten freundlich verkehrt und sich mit der Jagd ein wenig zerstreut und erfrischt zu seiner unvergleichlich schweren Lebensaufgabe, so hat der Monarch, gelegentlich der Dreijahrhundertfeier vor wenigen Jahren, die Kirche durchaus neu herrichten lassen.

Im Schulhause, das hinter der Kirche scharf an der Kante des Hügels steht, ist ein Mann Oberlehrer, dem ich vor länger als vierzig Jahren das erste Höslein gemacht habe, der Sohn meines alten Eustach Weberhofer zu St. Kathrein am Hauenstein. Wir haben fröhlich daran gedacht. Aber nicht minder schön als der gemeinsame Rückblick in unsere waldesdämmernde Jugend war nun der Ausblick in den wasserdurchrauschten Talgrund und tief in den Finstergraben hinein, der, vom Radmertale abzweigend, vor uns liegt. Der Förster hat doch noch viel Wald gerettet vor den Rehen und Hirschen, hier sieht man ein dunkelndes Meer, das sich über die Bergeskuppen hinlegt. So wie man hier noch urtümliches Waldleben finden kann, so stoßen wir, das Radmertal aufwärts, westwärts verfolgend, in der hinteren Radmer auf Spuren alter Kupferbergwerke, die schon vor der Römerzeit Menschen in diese entlegenen Gebirgswinkel gelockt haben. Dort sind wir nun auch hart an den zerrissenen Wänden des Lugauer, dessen Vorstufen 500 bis 800 Meter senkrecht abstürzen und nicht geheuer sind. Im

zurückkehren und auf heimatlicher Scholle das Erlernte nützlich ausführen können. So soll der ganze Gebirgsbauernstand allmählich für die Zeitverhältnisse herangebildet und gekräftigt werden.

Der Bauer hat aber noch vielfach Mißtrauen gegen solche Anstalten. Besonders besorgt er, daß seine Kinder, wenn sie einmal „was gelernt und gesehen haben von der Welt“, nicht mehr auf ihren kümmerlichen Heimatshof zurückkehren würden. Und so werden die vom Landesausschusse für ärmere Schüler zur Verfügung gestellten Studienstipendien manchmal gar nicht ausgenützt. Von der „Welt“ sehen die Schüler des Grabenhofes außer dem herrlichen Admönterstifte nicht viel mehr, als was in jedem Gebirgstal unseres Landes zu sehen ist: Berg und Tal. Allerdings in großartigen Formen, in gewaltigen Hochgebirgsbildern, die selbst auf die Seele eines Bauernjungen einen unauslöschlichen Eindruck machen müssen. Derlei wird ihn aber wahrlich nicht hindern, nach der Schulungszeit auf seinen in mancher Hinsicht vielleicht günstiger gestellten Heimatshof zurückzukehren. Luxus und Verweichlichung wird in der Anstalt auch nicht getrieben, im Gegenteil, die Burschen werden durch gleichmäßige Arbeit, nahrhafte Hauskost, regelmäßige Pflege und Reinlichkeit körperlich gestärkt und eignen sich nichts an, was dann nicht auch in den Rahmen eines jeden Bauernhaushaltes passen würde.

Daß in der Anstalt Grabenhof auch Bauerntöchter Unterricht finden im Haushalte, im Kochen, in der Pflege der Wohnung, der Kleidung, des Viehes und wohl nicht zuletzt des Menschen — das muß noch recht laut gesagt werden; denn an solchen Unterricht für unsere Bäuerinnen denkt man am wenigsten und gerade ihr Walten im Hofe ist so wichtig und bedeutsam, daß man die Bäuerin, ohne galant sein zu wollen, als die Seele des Hofes bezeichnen kann.

Außer der praktischen Musterarbeit dieser Anstalt gibt es auch theoretischen Unterricht aus den einschlägigen Wissenschaften, leichtverständlich vorgetragen. Besonders werden Viehhaltungskurse abgehalten, die bei der Bevölkerung schon jetzt sehr beliebt sind und aus nah und fern besucht werden.

Von 1897 bis 1904 beträgt die Anzahl der Besucher und Schüler 2288, und mancher, der erwachsen einmal selbst in der Anstalt war, schickt auch seine Kinder dahin. Der Vorstand der Anstalt ist ein kerniger Schweizer, Dr. Schuppli, der mit seiner Gattin, die aus einer gebürtigen Brandenburgerin zu einer Alpenmusterbäuerin geworden ist, das Haus verwaltet. Das Verhältnis zwischen den Schülern, Volontären und dem Hausvater, der Hausmutter, ist ein schlichtpatriarchalisches; strenge wird auf Zucht und Sitte gesehen. — Die Wirtschaft wird vor allem nach schweizerischem Muster betrieben. Von Zeit zu Zeit werden Studienreisen in die Schweiz gemacht, die bisher teils vom Lande, teils von der

Bauer nicht verstanden, in die neuen Verhältnisse sich zu schicken, hat seine Wirtschaft fortgeführt in der Art seiner Vorfahren, bis er daran zugrunde ging oder noch zugrunde gehen wird. Staat und Land sehen diesem Niedergang des Bauernstandes nicht müßig zu. Seit Jahren wird dem Bauer in Schulen, durch Schriften, Wanderlehrer und Wirtschaftsanstalten gelehrt und gezeigt, wie er es machen müsse, um bestehen zu können. Unseren Gebirgsbauern wird gepredigt, den Feldbau aufzugeben, mit dem er den Wettstreit mit fruchtbaren Flachländern nicht bestehen kann, sich ganz der Viehzucht, der Milch-, Butter- und Käsewirtschaft zu widmen, bei der seine Landschaft in großem Vorteile steht. Beziehungsweise würde sich auch der Gartenbau vortrefflich lohnen. Aber unser Landwirt begreift's nicht, oder wenn ja, so fehlt ihm der Mut und oft auch das Mittel zur Änderung und überhaupt geht es ihm gegen die Natur, alte Gewohnheiten und Sitten aufzugeben. Die rationelle Änderung einer alten Bauernwirtschaft fordert nicht bloß Kenntnisse, sondern auch Geld und bedingt die Änderung der ganzen angestammten Lebensweise. Es ist tatsächlich viel verlangt, wenn man sagt, unser Bauer solle seine Wirtschaft den Zeitverhältnissen anpassen. Wenn er auch wollte. Er leugnet ja vielleicht den künftigen Nutzen nicht, aber er hat nichts dranzusetzen.

Man bleibt wohl nicht beim Verlangen allein, man sucht den Bauern, wie gesagt, auch zu unterrichten, ihn mit landwirtschaftlichen Behelfen zu versehen und ihm auf landwirtschaftlichen Anstalten praktisch zu zeigen, wie es zu machen ist. Das Land Steiermark besitzt eine vortreffliche Ackerbauschule bei Graz*) und eine Obst- und Weinbauschule bei Marburg, ferner eine große Alpenwirtschaftsanstalt im Ennstal. Auf letztere habe ich heute die Aufmerksamkeit des Lesers, der etwa ein Freund der Landwirtschaft ist, zu lenken. Es ist die Landesschule für Alpenwirtschaft Grabenhof bei Admont, die im Juni d. J. eröffnet wurde. Die Anstalt bestand schon seit zwölf Jahren bei St. Gallen, und zwar in der Steiermärkischen Landes-Molkereimusterwirtschaft Oberhof-Buchau. Seither wurden bei Admont Bauernhöfe, Wiesen, Almen und Waldungen erworben, deren Mittelpunkt nun der Grabenhof geworden ist.

In dieser Anstalt, welche von dem steiermärkischen Landesausschusse ausgiebigst gefördert wird und besonders in der Steiermärkischen Sparkasse eine treue Stütze gefunden hat, wird vorwiegend Viehwirtschaft betrieben, mit Schweine-, Geflügel- und Bienenzucht; auch Obstbau und Gemüsegartenbau. Sie soll eine Lehrstätte sein für unsere Gebirgsbauern, daß deren Söhne und Töchter dort durch Unterricht und vor allem durch praktische Arbeit ausgebildet werden, um dann mit Freuden nach Hause

*) Von der wir gelegentlich noch zu sprechen haben werden.

empor, der Zeit und Gelegenheit wahrnimmt, seine Kinder in die Lehre schickt und so seinem Geschlechte zur aufsteigenden Linie verhilft.

Dr. Schuppli, der Kenner bäuerlicher Verhältnisse in vielen Ländern, findet im steirischen Bauerntum einen tüchtigen Kern und die Bedingungen, aus ihm den rationellen Bauern der Zukunft zu entwickeln. Mir träumt aber auch, es kommt die Zeit, wo das Bürgertum sich Grund und Boden beilegen und Bauernschulen gründen wird. Und der Staat wird, um seine beste Grundlage nicht ganz zu verlieren, genötigt sein, dem neuen Bauerntum besondere Vorteile zu gewähren. Anstalten, wie diese steirischen Landwirtschaftsschulen, sind Anfänge zu jenen Bauernhochschulen, die kommen müssen. Keinem Berufe sonst legt die Natur sich so breit und tief zur Erfassung und zur Lösung dar, als dem Bauernstande, gerade ihm darf sie am wenigsten ein Rätsel bleiben.

So weit geht die Alpenwirtschaftsschule Grabenhof wohl nicht. Sie knüpft ans Bestehende an und ihre heutige Aufgabe besteht hauptsächlich darin, den obersteirischen Gebirgsbauern von der für ihn verhängnisvoll gewordenen Feldwirtschaft loszulösen und in eine rationelle Viehzuchtswirtschaft hineinzuleiten. Dazu eignet sich unser Land, dazu werden sich auch unsere Bauersleute eignen, wenn ihnen nicht fremde Eindringlinge zuvorkommen und sich der alten Anwesen und schönen Almen bemächtigen.

Das Land gibt Stipendien für unbemittelte Bauernsöhne, die in diesen Landwirtschaftsschulen tüchtig werden wollen. Die Bewerber mehren sich von Jahr zu Jahr, der Einfluß dieser Anstalten macht sich immer deutlicher bemerkbar auf den einzelnen Höfen und ich hoffe, es kommt die Zeit, da jeder steirische Bauer stolz ist auf seinen Beruf und er über sein Haustor den Spruch schreibt, der über dem Eingang des Grabenhofhauses steht: „Jeder Tag ein Tag des Segens und der Freude!“

Wegspruch.

Von Hans Mittendorfer.

Geh hin, wohin 's d' willst,
I halt di nöt auf;
Dei Schicksal dafüllst,
Gehst im Schriatt oda Lauf.

Mit sein Fluach, mit sein Seg'n
Paßt's wohl auf di auf,
Und es kimmt da entgegen,
Gehst im Schriatt oder Lauf.

Du denkst da: I suach
Zwegna Glück, daß igs fang
Und nimmst Seg'n oda Fluach
Ohne Bitt, ohne Dank.

Ohne Bitt, ohne Dank —
Ja es is ja dei Recht;
Drum frag na nöt lang,
Dö gonz Welt is dei Knecht!

Dö ganz Welt is dei Knecht
Und was d' fiagst, das ghert dein
Und nimmst da das Schlecht,
Muaß's da selber recht sein.

Du hast ja zwoa Aug'n
Daß d' alls anschaust guat gnua;
Drum, soll dar was taugn,
Machs nöt gar ebba zua!

Steiermärkischen Sparkasse bestritten wurden und an denen sich Lehrer und Schüler beteiligen. Wir haben in bezug auf Almwirtschaften und wohl auch in bezug auf ein tüchtiges, freies Bauerntum kein besseres Vorbild als die Schweiz und es wäre unserer Steiermark gar nichts inniger zu wünschen, als daß in wirtschaftlicher Beziehung, in Tüchtigkeit, in Zähigkeit, in kluger Ausnützung der Verhältnisse ein wenig Schweizertum ins Land käme.

Ich habe auf meinem Besuch in der Anstalt eine wahre Freude gehabt. Das ist wieder einmal ein zielbewußtes Arbeiten; die frischen, munteren Gesichter der jungen Leute bezeugen, daß ihnen die Tätigkeit auch Vergnügen macht. Die Liebe und Sorgfalt, die sie an die Haustiere verwenden, lohnen diese nicht bloß mit leiblichem Gedeihen, sondern geradezu auch mit einer erhöhten Intelligenz. Die Tiere gehen gleichsam verständnisvoll auf die Verbesserungen ein, und wenn Dr. Schuppli jedem Schwein seinen Abort baut, so benützt das Schwein denselben regelmäßig und erfreut sich im übrigen eines trockenen, reinlichen Strohlagers. Das wichtigste und für den Bauern interessanteste ist die Anlage der Düngergrube. Der Steirer ist stolz auf seinen Erzberg. Weiß er auch, daß die Düngergrube des Bauernhofes ein fast noch größerer Schatz wäre, wenn solcher nicht zumeist in so grenzenloser Weise vernachlässigt und vergeudet würde! — Schon das Erlernen der Düngerbehandlung allein rentiert sich dem Musterwirtschaftsschüler mit ungezählten Prozenten!

Heute ahnt es der Steirer vielleicht noch gar nicht, wie dankbar er seiner Landesverwaltung zu sein hat für diese landwirtschaftliche Anstalt, die mit ihren Schwesteranstalten in Graz und Marburg und mit denen, die etwa noch errichtet werden, eine bessere Zeit für unseren Bauer vorbereitet. Das was der Bauer in Zukunft leisten muß, läßt sich nicht mehr von seinem Vater erlernen, das muß ihm von außen beigebracht werden, von solchen, die es erfahren und erprobt haben; er kann es dann später wohl vielleicht selbst auf seine Kinder übertragen. Wenn die Landesregierung heute auf unser altes Bauerntum schaut, auf dieses verarmende, verkommende, kaum mehr zu rettende Abwesen, aus dem nichts mehr resultieren kann als eine schwere soziale Gefahr, so ist es allerdings nicht zu wundern, daß sie sich zu großen und noch größeren Opfern bereit erklärt, um unser landwirtschaftliches Leben, an dem auch so vielfach das Wohl der anderen Stände hängt, durch Berufsbildung wieder zu stärken und zeitgemäßer zu machen. Das Mißtrauen, das der Bauer heute noch solchen Instituten entgegenbringt, ist eben auch ein Zeichen innerer Morschheit. Die da in stumpfsinniger Ablehnung der Handhaben, die man ihnen bietet, in der Verrottung dahindämmern, bis sie im Armenhause oder in der Einlege versterben, sie sind verloren. Aber zwischen ihnen taucht doch mancher kluge Kopf

den Ozean gesegelt und stand nun in New-York ein wenig ratlos und verlegen mitten im Getriebe, staunte die hohen Häuser an und den ohrenerschütternden Lärm.

Da, auf einmal sehe ich eine winzige Gestalt — ich wußte nicht genau, ob Kind, ob Zwerg — über die Straße trippeln, langsam, gemächlich, den Kopf auf die Hühnerbrust gesenkt, wie wenn — und schon saust in voller Fahrt ein Automobil heran und mochte in den nächsten Augenblicken den Gnom erfassen, der Chauffeur tutet wie besessen, bremst, daß der Kautschuk schmilzt, vergebens .... weiter weiß ich dann nur, daß ich neben dem Zwerg auf der gepflasterten feuchten Straße lag, ringsum ein Schwall von Leuten, die mir auf den Schulterblättern herumklopften, meine Hände faßten und schüttelten und mir in allen Sprachen und Tonarten erklärten, ich sei ein braver Kerl, der einem Menschen das Leben gerettet hätte! Dieser Mensch neben mir stand gelassen vom Boden auf, strich — und damit war sein Reinlichkeitsbedürfnis befriedigt — ein einzigesmal mit der flachen Hand über seinen von oben bis unten kotigen Anzug und dann wandte er sich mir zu: „Servus, mein Junge!“ sagte er, die Worte piepsend, durch die Kehle pressend, in meinem lieben Deutsch, „hast dich ganz famos gedeichselt!“ Plötzlich dreht sich der Kleine zu den Zuschauern, fuhr mit den kurzkrüppeligen Armen in der Luft herum und seine Stimme schwoll zum Krächzen an: „Was gafft ihr denn da? Schert euch zum Teufel, hat euch jemand gerufen?!“ — und kurzerhand faßte er mich beim Ärmel und zog mich mit sich fort. Der Zwerg, ein solcher war das kriechende Gerippe da zweifellos, stapfte eilig durch die Straßen und Gassen und über die Plätze; ich nebenher und — kaum ging ein Mensch an uns vorüber, der nicht einen Blick herwarf — man denke: in Amerika und ein Blick, der nichts einträgt! Aber es muß auch ein launiges Bild gegeben haben: ich ein halber Riese, ausgewachsene Kleider am aufgeschossenen Leib, aus dem hilflos unendlich lange Arme und Beine baumelten — dagegen mein Begleiter ein über und über mit Straßenschmutz bedecktes Männchen, kaum über einen Meter hoch, einen Riesenhöcker auf dem Rücken, über den das gerade an dieser Stelle besonders abgeschabte und fadenscheinige Sammtröckchen straff gespannt war — dazu der Kopf, der Kopf, ein unverfälschtes Monstrum von einem Schädel, lang, breit und hoch! Dem Scheitel gegenüber lagen sporadische, lange Haare, gezählt ein Dutzend, in denen jetzt der Wind vergnügungssüchtig tollte — weiß Gott, wo der Hut für dieses Kaput war, wenn der Herr überhaupt einen besaß; in dem glattrasierten Gesichte stieß eine Runzel die andere, in Summe eine Million rundete ich ihre Zahl nach unten ab. Nase? Von Nase keine Spur, höchstens

Viel kenn i, dö druckan
Oans zua, wann's was gilt,
Daß's eah, wann's loszuckan,
Auf d'Seit'n nöt schielt.

Zwoa Aug'n san da geb'n!
Tua's auf, sobald's tagt:
Schau, drobn feiert 's Leb'n
Und druntn hetzt d' Jagd.

Zwoa Aug'n — da Vastand
Und 's Herz! Liaba Freund,
Schau, wia liab üba's Land
Heut d'Sunn wieda scheint!

Schau in die Nähat, auf d' Weit.
Schau mit Herz und Vastand;
Und wann di was gfreut,
Greif zua mit da Hand!

Aba nöt wia da Tod,
Der nix mehr laßt los.
Und aft schau: Gram und Not
Rund um di riesngroß!

Will's Glück übern Weg
Werfn's Schatten weithin —
Geh, bau eahm an Steg
Mit hilfsfreudig'n Sinn!

Denn a Schatt'n von dort
Is für's Glück wiar a Grab'n
Und es kimmt sunst nöt fort,
Muaß an Steg drüba hab'n.

Kimmt nöt fort, nöt zu dir,
Denn dö Schatt'n, dö bleib'n,
Wolltst as a — schad um d' Müah —
Mit da Peitschn vatreib'n.

Frisch nehma, leicht geb'n,
Nöt das oan — oda das —
Macht's Leb'n erst zum Leb'n,
Und straht d' Veigerln ins Gras.

Dei Pflicht wanns's d' dafüllst,
Nimmst ön Seg'n mit in Kauf. —
Jetzt geh, wohin's d' willst,
I halt di nöt auf.

Das große X.

Von **Hans Ludwig.**

Ihr seid, wie immer, die Ganzgescheiten und wollt es nicht glauben, daß das lenkbare Luftschiff erfunden war, meine laienfeindlichen Ingenieure! Auf Ehre, es war erfunden, ich habe das Ding mit eigenen Augen gesehen, bin auf ihm mit eigenem Körper gefahren! Jetzt freilich existiert es nicht mehr — ein Beispiel für den Verlust schon erworbener Kulturgüter! Lächelt ruhig euer hochnasiges technisches Lächeln weiter; die großen Männer im Buche der Erfindungen wuchsen lange nicht alle am Baume des Polytechnikums, ebensowenig wie am Knieholz der alma mater! Trotz eurer Ironie will ich die Geschichte erzählen, wie es war und nicht mehr ist — zu Nutz und Frommen der Konstruktionspatenteure!

Wie ihr wißt, bin ich mit 16 Jahren meinen Eltern, den Lehrern und den klassischen Schriftstellern kurzerhand und langfüßig durchgebrannt, weil wir uns über „Studium“ und andere Kleinlichkeiten nicht einigen konnten. Mit verschiedenen Schlichen und unter werktätiger Mithilfe meines „Privatvermögens“ — so nannten spöttisch die Meinen die paar Mark, welche ich im Laufe der Zeit durch Schulbücherverkauf mehr oder weniger mühselig zusammengehamstert hatte — genau so mühselig zusammengetragen, wie kinderleicht ich nachher die Millionen aus der Tonerde grub — kurz, mit diesen Voraussetzungen, Anfangskapital, Schlauheit und doppelt so viel Leichtsinn war ich über

drechselte, dazwischen in unendlich dicke Scharteken, voll von Zeichen und Zahlen, starrte, die er alle selbst neben saubere geometrische Figuren gekritzelt hatte.

Und auf einmal war fertig, was er wollte: das „große X“, wie er sagte, halb Drache, halb Zigarre, halb Vogel und halb Fisch mit langen Spinnenarmen oder Flügelknochen oder Forellengräten! Liebevoll strichen die mageren Greisenfinger über das kleine Gestell: „Und nun paß auf, mein Junge: jetzt fliegt er!“ Ein Druck, ein Rasseln und Rascheln, das „X“ schwebte vom Boden auf, in die Luft, drehte sich und wandte sich nach oben, nach unten, rechts, links . . . ganz wie Pix befahl! Die glimmenden Vogelaugen des Zwerges folgten jeder kleinsten Bewegung des Mechanismus und die zirpende Stimme fragte unter leisem Zittern: „Weißt du, was das Ding da ist?“ „Ein Vieh!“ stotterte ich verwirrt. „Ganz deinerseits, Junker, aber das da — ein lenkbares Luftschiff, das lenkbare Luftschiff!“ — „Sie hätten . . . . ?!“ Fassungslos starrte ich Homunkulus an; das lenkbare Luftschiff, das Träumen aller Knabenhirne, das lächelnde Achselzucken der Gelehrten, die über die Quadratur des Zirkels und das Perpetuum mobile gerade hinaus sind — das Problem gelöst, fix und fertig vor mir, in handgreiflichster Nähe! — „Hätte ich“, antwortete der Kleine grinsend, was man daran merkte, daß doppelt so viel Falten als sonst auf dem Gesichte erschienen: „Und morgen beginne ich mit der Ausführung in Lebensgröße!“

Wirklich! Im Hofe arbeiteten die Neger an dem Baume, um ein riesengroßes, ungeheures Abbild des „X“ herzustellen; sie schleppten und zimmerten, löteten und schweißten, schmolzen und härteten — Herr Pix stand ruhig dabei, die Krallenhände in den zerrissenen Hosentaschen und schalt, er lobte und schaffte an und griff hurtig zu. Zauberisch schnell nahte das Unternehmen seinem Ende. Ich mußte indessen Einladungen schreiben; alle Professoren und Ingenieure, Kaiser, Könige, Fürsten, Staatsmänner und Politiker, Theoretiker und Praktiker, Industrielle und Börsenjobber, Träumer und Tatsachemenschen der neuen und alten Welt, wer nur immer einen Namen hatte, wurden als „Wohlgeboren“ oder „Sir“ höflichst aufgefordert, dem ersten glücklichen Versuche mit dem lenkbaren Luftschiffe, dem „großen X“, beizuwohnen. Unterschrieben waren diese Kärtchen eigenhändig: F. F. X. Pix, nicht zu verwechseln mit F. F. A. Pix in Heilbronn.

Hunderttausende hatten wir eingeladen, zehntausende hatten zugesagt — mit Ironie!

Am Vorabende des großen Exhibitionstages, das Werk lag vollendet im Hofe, saßen Homunkulus und ich in der grauen Retortenstube, rauchten und tranken Brandy; Pix blickte ohne Augenblinzeln vor sich in die eisige elektrische Flamme . . . . langsam, zögernd begann er zu erzählen:

könnten Mikroskoptiker den verschwindenden Knollen, auf dem eine rundglasige Hornbrille wenig erfolgreich balancierte, so benennen. Aber die Augen unter den widerhaarigen grauen Brauen: hell und bös funkelnde gelbe Sterne, wie Linsen aus einem guten Feldstecher, so stechend und so scharf!

„Da sind wir!“ krächzte mich auf einmal die piepsende Stimme an und ich merkte verwundert, daß wir nicht mehr auf der Straße, sondern in einem großen Zimmer standen — den Weg hieher, das Haus, alles hatte ich bei Betrachtung des merkwürdigen Kauzes übersehen.

„Nimm Platz“, sagte er kurz und befehlend, ich werde mich nun waschen, was ich auch dir empfehle, dann . . .“ Der Schluß verlor sich, denn Homunkulus — so nannte ich ihn bei mir — war schon im Nebenzimmer verschwunden, aber nicht bevor er das grelle elektrische Licht ausgedreht hatte, das den gewölbten, kerkerähnlichen Raum erleuchtete. Ein Raum! ein großer Saal, eine kleine Arena mit Apparaten, Büchern, Totenschädeln, Heften, ausgestopften Tieren, Papieren, gepreßten Pflanzen, Gerippen, Eprobetten, Tiegeln, Kugeln, Öfen, Hausrat — und weiß Gott, womit noch, erfüllt.

Wie aus dem Steinboden gewachsen stand Homunkulus wieder neben mir und faßte meine rechte Hand, die, lässig hängend, gerade über seinem Kopfe baumelte. „Nochmals Servus, mein Junge, und schönen Dank — halt, daß ich nicht vergesse, mich vorzustellen: mein Name ist Pix, Ferdinand Franz Xaver Pix, nicht zu verwechseln mit Ferdinand Franz Assissi Pix in Heilbronn, einem Vetter von mir! Wo kommt Er her, mein Langer?“ Ob ich wollte oder nicht, dieser entschiedenen Manier und den stichigen Augen gegenüber gab es keine Ausflüchte — ich mußte erzählen, unheimlich wahrheitsgetreu erzählen, daß ich daheim durchgegangen war und jetzt komplett blödsinnig in Amerika allein und mittellos dastünde.

„Lauser“, urteilte Ferdinand Franz Xaver Pix kurz ab, „willkommen! Ich könnte dich mit dem nächsten Schiff zu Xenophon, Cicero und den Logarithmen heimsenden, mein Junge — keine Angst nicht, lauft Euch nur die Hörner ab, Master, wer's nicht tut, bleibt sein Lebtag lang ein Hornvieh! Hab' augenblicklich leider keine Zeit für Euch, aber in ein paar Wochen, wenn Ihr so lang bei mir da bleiben wollt, dann können wir Eure P. T. Angelegenheiten regeln!“

Ob ich dableiben wollte!! Bei diesem Unikum, das mir imponierte, diesen Retorten und Sächelchen, die mich interessierten, in diesen Räumen, die mir ein angenehmes Gruseln einjagten!

So richtete ich mich also häuslich in dieser Rattenburg ein, schlief auf der Diele, kochte für Pix und mich — Dienerschaft besaßen wir keine! — und sah zu, wie Homunkulus hämmerte und feilte und klebte und

behaglich auf die gepolsterte Bank im Innern des großen X. „Die Blamage beginnt!“ dachte ich ergebungsvoll und schaute fatalistisch die Hebel, Taster, Schrauben und Griffe vor uns an — aber es traf sich anders! Ein leiser unhörbarer Zug der spinnigen Männerfinger meines Zwerges, eine Kurbel drehte sich und das ungeschlachte Monstrum des großen X stieg empor, flog links, wenn wir auf den linken, flog rechts, wenn wir auf den rechten Knopf drückten, beschrieb eine Kurve hinab, hinauf, geradaus, zurück, schrieb Kreise, Spiralen .... ein gehorsames Geschöpf seines Meisters! Ich staunte, Pix lächelte kühl die zwei Millionen Falten im Gesichte, die versammelten Leute vom Senatspräsidenten angefangen bis zum Schuhputzjungen herab klatschten Beifall, die Neger fletschten ihre Zähne, die Ladies winkten mit den parfümierten Taschentüchern, daß der Duft bis zu uns, tausend Meter in die Höhe, stieg.

Endlich senkten wir uns langsam — genau auf die Stelle des grünen, arg zermalmten Rasens, von der wir emporgestiegen waren.

Von dem nun folgenden Umarmen, Händepressen und Lobeshymnen macht sich kein Mensch eine Vorstellung; ich bekam mindestens ebensoviel davon ab, wie Herr F. F. X. Pix, denn besonders die Damen hielten sich lieber an meine jugendliche Figur als an den genialen Krüppel im Frack; und die Damen waren am stärksten enthusiasmiert. Papa Senatspräsident stammelte von „Ruhm für das Land“, das solche Intelligenzen à la Homunkulus beherberge, die Offiziere priesen die Überlegenheit jener Armeen, die über ein solches „Ding“ verfügten, hoffnungsfreudige Aktionäre berechneten in aller Schnelle die Dividenden der spontan zu erbauenden X-Fabrik und stritten sich, ob eine Aktiengesellschaft oder eine offene Gesellschaft kreiert werden sollte, die Damen küßten mich unter Umärmelungen — nur die Herren Professoren der sich ergänzenden Hemisphären wackelten unbefriedigt mit den weisen Häuptern — die Erfindung mußte wertlos sein, da sie kein diplomierter .... und ein aufgeklärter Naturforscher kniff fragend die Augen ein: Steht Herr Pix nicht mit dem Teufel im Bunde?

Und F. F. X. Pix selbst? Er sprach bei Todesstille ein paar Schlußworte, dankte ergebenst für den guten und herzlichen Besuch; im übrigen sei noch eine Kleinigkeit an dem Werke zu bessern, dann gehöre es dem .... Das letzte Wort verhallte unverstanden in Jubelrufen, Trampeln und Fahnenschwenken. Es war wirklich ein schönes Fest daraus geworden!

Der Kran, die zwanzig Pferde, die Neger und unsere Lenkung taten das ihre und beförderten den Koloß in die Werkstätte zurück.

Sofort machten sich Pix und seine Arbeiter an die Verbesserung — der Fehler mußte tief liegen, denn sie nahmen das große X bis auf die Gedärme auseinander, bogen das Gerade krumm, das Krumme

„In meiner Kindheit lachten sie mich wegen meines Höckers aus; das war in Deutschland; als Jungen behöhnten sie mich wegen meiner Winzigkeit — in England; und als alten Mann belächeln sie mich in Amerika wegen meiner krausen Ideen. Aus der Volksschule, aus der Mittelschule, aus der Universität — überall wurde ich 'rausgeschmissen: ‚pfui, weg mit dem Greuel, dem Narren, dem Idioten'. Nie hat mir ein Mensch liebe Worte gesagt — mein Vater schämte sich für mich; nie hat mich ein Weib gut angesehen — meine Mutter starb an meinem Riesenkopf; niemals hatte ich Freunde oder auch nur gute Bekannte — nur Spötter und Feinde und Höhner .... aber du, mein Junge, hast mir das erste Gute erwiesen; das soll dir vergolten werden! Die anderen, die anderen freilich ....“ Die gekrümmten Augen unter den wulstigen Lidern gleißten scharlachrot, stichklar und haßerfüllt: „An den anderen räche ich mich — weiß Gott — ich räche mich mit dem lieben Kinde, das Geist von meinem Geiste .... mit dem großen X! Gute Nacht!“

Pix schlürfte in den Pantoffeln zum Zimmer hinaus und ich dachte: „Eine edle Rache, die Welt mit dem Langersehnten zu beschenken, wirklich eine vornehme Vergeltung.“

Am nächsten Morgen waren die Spitzen der Intelligenz im Volksgarten von New-York versammelt, um die große Blamage des kleinen Mannes zu sehen; abgeschmackt näselnde Senatoren, Beamte, Offiziere, Doktoren, Händler, Aktionäre, Professoren, Kaufleute und vornehme Damen.

Pix und ich kamen mit dem Wagen, zwanzig schwere Rösser zogen ihn, herangerattert, auf dem das „große X“ sorgsam gebettet lag. Ein stählerner Riesenkran lud das mächtige Tier ab und schwenkte es behutsam auf den tauigen Rasen. Die Leute, welche Homunkulus noch nie gesehen hatten, lachten bei seinem Erscheinen laut auf — ich stand daneben und drehte verlegen an dem Hute; „das Vieh fliegt sicher nicht“, sagte ich zu mir; und was ich in mir leise murmelte, brüllten die übrigen laut heraus.

„Ladies und Gentlemen!“ begann Pix unvermittelt von der Ballustrade seines Erfindungsungetüms: „Das Rätsel ist gelöst, das lenkbare Luftschiff ist da — hier: das große X.“

Hatte die Menge früher gejohlt, jetzt stampfte, brodelte, kochte sie vor Vergnügen über das dünne quiekende Stimmchen und die selbstrühmenden Worte, auf die der Senatspräsident hochtrabend satyrisch antwortete: „Herr F. F. X. Pix — nicht F. F. A. Pix — verehrte Ladies und Gentlemen, hat das Wunder vollbracht, das Unmögliche möglich, das Unlenkbare lenkbar gemacht. Herr Pix — bitte zeigen Sie das Gewaltige!“ Homunkulus verbeugte sich tief, warf den Zylinder, den er in Händen hielt, einfach beiseite — und wir beide setzten uns

gestorben, so hätte er mir sicher für die Lebensrettung, die ich ihm hatte zuteil werden lassen, ein kleines ergiebiges Geheimnis vermacht, etwa wie man das Perpetuum mobile herstellt, und mir wäre die Plage erspart worden, die paar schäbigen Millionen zehntausenddollarweise zu verdienen; es wurde mir oft höllisch langweilig und heiß dieses Verdienen! Gute Nacht, die Herren!

Heimgärtners Tagebuch.

Eine verfängliche Anfrage.

Eines Tages kam über den Semmering her ein junger Mann zu mir. Ein Gewerbsmann aus Westungarn. Kräftig gebaut, gesund und blühend, aber im Auge Schwermut. Er habe ein Anliegen und bat, einige Minuten mit mir sprechen zu dürfen. Das war ein anderer Fall als gewöhnlich, wenn sie von oben und unten kommen, um einige abgeblaßte Phrasen zu sagen und dann um Unterschriften auf Ansichtskarten zu bitten. Nicht etwa um eine, zumeist gleich um ein halbes Dutzend für Verwandte und Bekannte, und mitunter auch für die Autographensammler-Börse. Daß ich für jede solcher Unterschriften eine Krone haben will, um den Kindern meines Waldschulhauses zu Weihnachten einen Christbaum stiften zu können — das überhören solche Verehrer fast regelmäßig.

Diesmal war es anders. Mein Töpfermeister aus Ungarn begehrte keine Handschrift; er knüpfte an meine Schriften und wollte ein wenig über Christus mit mir sprechen. Einer jener Gottsucher, wie sie in unseren Tagen aus allen Gesellschaftsklassen auftauchen mit einer unendlichen Sehnsucht nach Gott und dem ewigen Leben. Er fühle sich sonst recht glücklich, sagte mein Besucher, aber das Liebste sei ihm die Einsamkeit und die Arbeit. Daß alle weltlichen Güter nichts bedeuten, das wisse er wohl, aber die Arbeit sei doch eine Rettung. Oft käme es vor, daß er im Evangelium eine große Freude finde oder wenn er manchen Menschen mit aller Kraft nach der ewigen Wahrheit streben sehe oder wenn edle Werke der Nächstenliebe getan würden, da sei ein überschwängliches Glück in ihm. Aber diesem Glück folge alsbald eine tiefe Traurigkeit, die er sich nicht zu erklären wisse und die nicht weichen wolle. Da mache er sich denn an seine Lehmkufe und an sein Drehrad und arbeite und arbeite, bis die Traurigkeit zutode gearbeitet wäre. — Da der Mann von mir ein gutes Wort hören wollte, so sagte ich, daß die Traurigkeit, von der er spreche, ein gutes Zeichen

brachen sie entzwei, Kessel, Batterien und Turbinen wurden zerlegt, die Teile zerschmissen, geschmolzen und verhämmert.

„Er wird schon wissen, was er will!“ Das war meine feste Überzeugung; gewiß wußte er es!

Beim Abendessen sagte F. F. X. Pix zu mir: „Eine schöne Rache, nicht?“ „Famos!“ lachte ich und trank Brandy in recht ansehnlichen Quantitäten. Nachts schlief ich sehr schlecht — war der Brandy schuld, die bösen Träume vom Schweben in der Luft, die ebensowenig wie das Wasser Balken hat, oder die infernalische Hitze im Zimmer — ich weiß es nicht! Am nächsten Morgen — im Hofe kein Neger, um die Teile wieder zu einem Ganzen zu fügen; der Kamin aus dem Schlafraume des Zwerges glühte; Homunkulus erschien nicht — gewiß die Übermüdung der überstandenen Aufregungen! — er erschien nicht um 9 Uhr — um 10 — um 11 — um 12!

Angstvoll lief ich nach einem Konstabler; ich, er und ein Schlosser sprengten die Tür zu Pix' Zimmer . . . der große Erfinder lag tot im Bette und im Ofen glosten noch boshaft flimmernd Aschenberge von verbranntem Papier — von den Büchern mit den Zahlen und Zeichen rauchten nur mehr die Einbanddeckel!

* * *

Mich schleppten sie vor den Untersuchungsrichter wegen Mordes — die Ärzte bewiesen, daß Pix an Kohlenoxydgasvergiftung gestorben sei; von mir verlangte man die Rekonstruktion des großen X, das im Hofe als ekelhafter Trümmerhaufen ein gesuchtes Spielzeug der ungewaschenen Nachbarkinder dalag, von mir wurden die Hefte und Zettel und Modellskizzen gefordert — die Psychiater bewiesen, daß ich ein vollendeter Idiot sei.

Darauf ließen die Gerichtsherren mich frei.

Unsere Professoren und Ingenieure lächelten befriedigt — der unglückliche Senatspräsident mußte demissionieren, weil er sich hatte dupieren lassen, und die Menge behöhnte ihn; heute noch logiert der arme Mann in der Gummizelle einer angesehenen Anstalt für unheilbare Tobsüchtige und behauptet fest und steif, das „große X“ sei tatsächlich eine geniale Erfindung und kein Schwindel gewesen!

Als ich etwas von „Rache“ oder so sagte, bot sich bereitwillig das Konkurrenzunternehmen des obenerwähnten Sanatoriums an, mich ebenfalls dauernd zu verpflegen. Gekränkt und niedergedrückt zog ich nach dem Westen und grub die Golddollars aus der Tonerde; das begreift jedermann! . . .

Sie sehen also, meine Herren, daß das lenkbare Luftschiff schon erfunden w a r — und wäre Herr F. F. X. Pix nicht so unerwartet

oder ob er den Eid verweigern und für seine Überzeugung die schweren Strafen leiden müsse. Was ich ihm raten möchte, das würde er tun.

Mensch! Verleugne nicht dich und nicht deinen Gott. Leide und sterbe für deine Überzeugung, wenn du stark genug bist. Sei ein Blutzeuge Christi! — So hätte leicht ein Überschwänglicher ausgerufen. Mich aber erinnerte die Frage ein wenig an jene, ob man als Jude dem römischen Kaiser den Zins geben oder verweigern müsse. Wie soll ein irrendes Menschenkind antworten?

„Will der Mann nicht Soldat werden oder will er bloß nicht schwören?“ fragte ich.

„Er will nicht Soldat werden und nicht schwören. Aber das erstere, wenn es schon sein muß, immer noch lieber, weil er im äußersten Falle untätig bleiben kann. Beim Schwören aber muß er eine ungerechte Tat begehen.“

„Und ist das seine feste Überzeugung?“

„Seine feste Überzeugung.“

Darauf sagte ich bedächtig: „Hm, hm!“

Aber dabei konnte es nicht sein Bewenden haben. Eines „Hm, hm“ wegen macht man nicht den weiten Weg von Ungarn her.

„Was sagen denn Sie dazu?“ fragte ich den Töpfer.

„Ich sage, er hat recht. Es steht in der Bergpredigt: Du sollst nicht bloß nicht falsch schwören, du sollst überhaupt nicht schwören.“

„Und was sagen seine übrigen Bekannten?“

„Ja — die sagen, daß er ein Narr ist. Und daß wir beide Narren sind. Es mag wohl möglich sein in anderen Sachen. Aber in diesen Stücken nicht, weil wir uns ans Wort Christi halten.“

„Ist schon recht. Aber Jesus verlangt, daß man statt des Schwures ja oder nein sagen müsse. Will Ihr Freund zur Soldatenpflicht und zur Königstreue ja sagen? Nicht schwören, nur ja sagen?“

„Damit sind sie nicht zufrieden,“ sagte mein Töpfer. „Sie verlangen, daß er einen Eid ablege. Jetzt, was soll er tun?“

„Gut,“ antwortete ich, „hören Sie, was ich an seiner Stelle täte. Ich würde den Eid in aller Form ablegen. Aber ich würde vorher sagen: Meine Herren! Ich tue das nur, weil ich muß. Meine Meinung ist ein einfaches Ja!“

„Herr, damit geben sie sich nicht zufrieden!“ rief der Mann aus.

„Dann habe ich meine Überzeugung gewahrt und sie sollen tun, was sie wollen.“

sei. Wer zufrieden ist mit sich und wer mit dem Evangelium ganz im reinen zu sein glaubt und in seinem Herzen ein beständiges Behagen hat, der ist flach und eitel und strebt nicht, besser zu werden. Jesus ist gekommen, um uns unruhig zu machen. Und die Trauer über unsere Schwäche und Unzulänglichkeit ist der Anlaß zum Besserwerden. Bisweilen ist es, daß wir etwas getan haben, worüber wir uns unklar sind, ob es gut oder nicht gut war. Siehe, da hebt in uns eine Unruhe an, so scheinbar eine grundlose Unruhe, und die macht es uns allmählich klar: Es war nicht gut, was du getan hast! Hat man's gut gemacht, dann schweigt der Mahner und die Ruhe kehrt ein. Viel grübeln soll man nicht, sondern getreulich arbeiten, sich der schönen Welt freuen und in demütiger Weise so gut sein als möglich. Dann endlich kommt in unsere Seele das gesunde Gleichgewicht. — So habe ich es meinem Fremden ins Herz reden wollen. Allemal, wenn ähnliche Frager kommen, habe ich Angst, ich möchte, wenn auch in bester Absicht, ein unrechtes Wort sagen, das sie mißverstehen können, das sie verwirren kann. Diesmal machte mein Beichtkind keinen Einwand mehr, obwohl grüblerische Leute sonst immer noch ein Bedenken und einen Zweifel haben. Der Besucher ward ruhig und gleichmäßig und versicherte, daß mein Zuspruch ihm wohltue. Dann rückte er noch mit einem anderen Anliegen hervor, das eigentlich der Hauptgrund seines Kommens gewesen. Und dieses Anliegen war verfänglicher Natur.

Der Besucher hat in seinem Orte einen Gesinnungsgenossen. Ein junger, sanfter, arbeitsamer und gewissenhafter Mann, der strenge nach dem Evangelium zu leben strebt. Er lebt in Güte und Wohltun für andere, ist selbst mit dem Wenigsten zufrieden, betrachtet irdisches Gut nur als Mittel, das Leben zu fristen, und das Leben nur als Mittel, um ewig selig zu werden. Er liebt das Leid als einen Engel, der vor irdischen Begierden schützt und Sehnsucht erregt nach einem göttlichen Leben des Geistes. Er verachtet die Ehre und haßt die Gewalt und wäre glücklich, als geringer Handwerker in Armut und Menschenfreundlichkeit sich erlösen zu können. So schilderte mein Besucher seinen Freund. — Und nun ist dieser Freund in einen schweren Zwiespalt geraten. Er ist assentiert worden und sollte den Fahneneid schwören. Jetzt weiß er aber, daß der Christ nicht schwören darf, am allerwenigsten für ein so großes Unrecht, als es der Kriegerstand ist. Er wird aber nächstens zum Schwur gezwungen werden und nun weiß er nicht, solle er andere das Unrecht begehen und ihn zwingen lassen oder soll er selber das Unrecht begehen und schwören. Der Freund habe viel in meinen Büchern gelesen und halte etwas auf mich. Aber in diesen Büchern finde er für seine Prüfung keinen Anhaltspunkt und so lasse er mich in aller Demut fragen, was er tun solle, ob er gegen seine Überzeugung schwören solle

legte, ob ich eintreten oder mich wieder entfernen sollte. Denn ich sah schon das ganze Treiben eines solchen Festes, den Prunk, die Wichtigtuerei, die Eitelkeit der mittuenden Personen, die hundert sich vordrängenden Sonderinteressen und die Hohlheit des Interesses an dem wirklichen Gegenstand für sich. Bedenkend jedoch, daß auch ein Fernbleiben als ein Sonderinteresse oder als persönliche Eitelkeit gedeutet werden könnte, trat ich in den herrlich beleuchteten Riesensaal, in welchem die hereinströmenden Festgäste sich nach ihren Plätzen drängten.

Um nicht gleich in der Zugluft des Einganges stehen zu bleiben, ging ich ein wenig der Wand entlang und ließ mich neben dem Strebepfeiler an einem Seitensitze nieder. Von dieser etwas abgesonderten Stelle aus konnte ich sowohl das Podium, wo das reichhaltige Festprogramm abgespielt werden sollte, als auch das Publikum recht gut überblicken, ohne daß ich viel gesehen wurde. Nun kam aber ein Festordner, nahm mich höflich am Arm und sagte, für mich wäre ein Platz in der ersten Reihe reserviert. Ich weigerte mich; hier sei es mir weitaus lieber, dorthin gehörte ich auch nicht.

„Wohin Sie gehören, Herr Doktor, das zu bestimmen müssen Sie schon uns gestatten“, sagte der Ordner. Einer so liebenswürdigen Artigkeit gab ich, obschon mit Widerwillen, nach, allerdings mit der Absicht, den mir angewiesenen Primaplatz gelegentlich wieder unauffällig zu verlassen. Es saß sich dort auf dem weichen Samtfauteuil aber nicht übel, auch leuchtete mir der Vorteil ein, mit meiner Stumpfhörigkeit so nahe der Rednerbühne zu sein. Da gerade hinter mir einige größere Persönlichkeiten saßen, so wußte ich mich im übrigen auch von rückwärts unbeobachtet, was stets angenehm ist.

Das Publikum war endlich zur Ruhe gekommen und das Fest konnte beginnen. Da eilte zwischen den Sitzreihen ein anderer Ordner herbei, ganz nach vorne, gerade auf mich zu und forderte mich mit einer gewissen Erregung auf, den Sitz zu verlassen, auf den ich irrtümlich plaziert worden sei. Für mich wäre ein anderer Platz bestimmt! — Geräuschvoll und auffallend führte er mich nun zwischen den Sesselreihen zurück bis in die vorletzte Reihe. Dort im Halbdunkel zwischen Säulen war ein leerer geflochtener Stuhl, den wies er mir an. Auch gut, dachte ich, da wird man völlig unangefochten sein, und setzte mich ruhig nieder. Aber die Leute reckten ihre Köpfe und schauten, wer es denn wäre, der sich zuerst auf den vornehmen Platz gedrängt hat und dann verdientermaßen so scharf abgeführt worden ist. Aber lange saß ich nicht, so kam ein dritter Ordner zu mir und bat um Entschuldigung des Irrtums wegen, der wieder geschehen sei. Mein Platz sei mehr vorne, so in der Mitte, ich möchte ihm gütigst folgen.

„Also doch Soldat werden? Also doch Krieg, Krieg, und doch Menschen morden?"

„Wer mich zwingt dazu, muß es verantworten."

Nun wurde der Fremde leidenschaftlich und rief: „Wenn sich niemand zwingen ließe! Dann wären die Kriege nicht möglich. Man kann niemanden zwingen. Man kann die Leute töten, aber nicht zwingen. Und man würde sie bald auch nicht mehr töten können. Wenn die Leute danach wären."

„Das ist es, Freund, sie sind nicht danach. Getrauen Sie sich's zu sagen, wer dafür die Verantwortung hat? — Im Ideale ja, da bin ich ganz mit Ihrem Gesinnungsgenossen einverstanden. Und wir arbeiten überall, daß die Menschen reif dazu werden und das Ideal sich einmal verwirklichen kann. Aber heute will ich nicht der Tor sein, Ihrem Freunde sagen zu lassen, er solle sich der Soldatenpflicht entziehen und den Fahneneid nicht leisten. — Ihr Freund hat wohl Tolstoi gelesen?"

„Das hat er. Ja, der hat ihm sehr gut gefallen."

„Nun, Tolstoi sagt auch, der Christ solle nicht widerstreben. Er solle den Mächtigen nachgeben und nur seine Seele rein halten. Über die Seele hat niemand Gewalt. Wer den Krieg abbringen will, der darf niemandem den Krieg erklären, sonst fordert er zur Gewalttat heraus und ändert nur den Kriegsschauplatz."

Ich hätte in dieser großen Angelegenheit vielleicht so dreist nicht gesprochen. Wäre mir einer vor Augen getreten mit dem festen Entschluß, nicht zu schwören, nicht Krieger zu werden, ich würde — geschwiegen haben. Aber der Mann schwankte, er machte sein Verhalten von meinem Rate abhängig. Die Helden gehen nicht erst, um zu fragen. So war es für mich in diesem Falle leicht zu reden. — Übrigens riet ich noch, der Mann solle die Militärkommission bitten, ihn auf seine Gesundheit hin zu untersuchen. Vielleicht verzichtet sie dann recht gerne auf diesen Soldaten und seinen Fahneneid.

Mein Töpfer zeigte sich nach solchen Vorstellungen wohlgemut. Er versicherte, von meinen Worten völlig überzeugt zu sein und sein Freund würde tun, wie ich gesagt hätte. So waren wohl beide beruhigt.

Ich — war es nicht.

Ein Gleichnis.

Das war an jenem Tage, als in einer deutschen Großstadt das nationale Preisfest begangen wurde. Auch ich war dazu eingeladen, ging hin, blieb aber in der Vorhalle des Festsaales stehen und über-

tum. Alle unsere Vergangenheit, zähle sie auch noch so viele Jahre, erscheint uns wie Jugend. Kurz, daß ich meine persönlichen Lebensepochen mit dreißig, mit vierzig, mit sechzig Jahren messen kann, löst in mir allemal, so oft ich daran denke, ein angenehmes Gefühl aus, dessen Begründung mir übrigens dunkel ist. Es ist das unbegreifliche Gefühl der Schönheit. Möchte wissen, ob das auch andere so haben. Aussprechen hörte ich es nie.

Klarer ist mir die Schönheit des Raumes. In einem geräumigen Zimmer zu wohnen ist nicht bloß deshalb angenehm, weil es Raum für weitere Bewegungen gewährt, vielen Platz für allerhand Sachen hat, oder weil man freier Luft schöpfen kann. Es ist noch etwas anderes, das mir in einem geräumigen Zimmer wohltut. Ich fühle mich in ihm freier und schwunghafter. Ich liebe die glatten Wände ohne viel Bilderwerk und anderen Zierat, ich liebe die freien Flächen auf Tischen und Schränken. Das Vollgeräumte, die üppigen Fenstervorhänge, das prunkhafte Meublement, die sogenannten Nippsachen sind mir ein Greuel. Es stoßt sich daran mein Auge, das glatt und frei hinfliegen will, es engt mein ganzes Wesen ein. Alles, was mir in der Wohnung überflüssigerweise den Eindruck des Raumes zerstört oder den Raum, wenn auch nur für das Auge, beengt, ist mir zuwider. Ein Zimmer, das für andere den Eindruck der Leerheit macht, wird für mich erst wohnlich, weil ich den Raum an sich wie etwas Heimliches und Schönes empfinde.

Daß uns in der freien Natur und auf hohen Bergen so wohl ist, hat viele Gründe; ein besonderer aber, der den meisten nicht bewußt wird, ist der weite Raum! Man glaubt, es sei die Luft, es seien die Naturdinge, die man in geringerer oder größerer Entfernung in verschiedenartigsten Beleuchtungen vor sich sieht. Aber das Geheimnis all dieser Schönheit ist der Raum. Hätten wir die Naturgegenstände in enger Nähe um uns herum, wie unausstehlich! Aber auch unendlich, unabsehbar darf der Raum nicht sein, um schön auf uns zu wirken. Eine unermeßliche Ebene ist für unser Gemüt belastend, wenn aber in der Ferne die blauen Gebirge stehen oder wenn hoch am Himmel die lichten Wölklein schweben oder in der Nacht die Sterne leuchten, die uns eine Begrenzung des leeren Raumes anzeigen, dann empfinden wir den Raum als Schönheit. So angenehm ein weiter Raum auf uns wirkt, so bedarf er doch der Begrenzung, um ihn als Raum zu empfinden, um in uns das Gefühl des Behagens und der Erhabenheit zugleich zu wecken. Zeit und Raum haben mit dem Schönen insoferne etwas zu tun, als sie ein wonniges Ahnen in uns wachrufen, ein Gefühl, das offenbar ins Bereich des Schönen gehört.

So recht empfinde ich — um ein Beispiel zu sagen — das Geheimnis des Raumes, wenn ich zur stillen Nacht in meinem Grazer

Ich dankte verbindlich, mir sei es hier ganz recht und ich bliebe sitzen. Da er aber nicht abließ in der Bemühung, mich wieder avancieren zu lassen, so sagte ich unwillig: „Ich bleibe nun einmal, wo ich bin, lassen Sie mich zufrieden!“ Da begann dieser dritte Ordner mit dem zweiten zu rechten wegen der Taktlosigkeit. Der zweite behauptete, die Taktlosigkeit hätte lediglich der erste Ordner begangen, so kam auch dieser herbei und nun begannen die drei Ordner laut miteinander zu zanken über die drei Plätze und den Rang, der mir gebühre. Sie stritten über meine Fähigkeiten und Unfähigkeiten, über meine persönlichen Absonderlichkeiten, Vorzüge und Fehler und wurden dabei zum Gaudium des gesamten Publikums so heftig, daß mit jedem Augenblick zu gewärtigen war, sie würden sich gegenseitig in die Haare fahren und ohrfeigen. — Ich freute mich der Gelegenheit, ohne Unart zu entkommen, und eilte geräuschlos zum Tempel hinaus.

In stiller Mondnacht ging ich durch den weiten Baumgarten dahin, sehr glücklich darüber, dort zu sein, wohin Gott mich selber gestellt hat — von aller Torheit der Leute ferne, auf mich allein gestellt.

Ich habe mich nie vorgedrängt, habe nie einen Rang begehrt, mich nie im entferntesten um eine Ehre beworben. Man muß froh sein, sich vor Angriffen, Beschimpfungen und anderen Feindseligkeiten erwehren zu können. Gegen gemachte Ehrungen bin ich immer ablehnend gewesen. Allerdings nicht aus Bescheidenheit, sondern vielmehr aus Geringschätzung all jener äußerlichen Rangierungen und Einordnungen, die von Gnaden der Rezensenten, Literaturprofessoren und anderer Festordner kommen mögen. Angenehm ist es wahrlich nicht, dieses Hin- und Hergeschobenwerden wie eine Schachfigur, je nachdem man den Herren in ihr Spiel paßt. Also bleibe ich in der Halbdämmerung meines Baumgartens und wünsche allen, die dort im Festsaale beisamen sind — einen guten Abend.

Schönheit der Zeit und des Raumes.

Die Schönheit der Zeit! Was ist das wieder für ein Hirngespinst! Wenn man von einer „schönen Zeit“ spricht, so meint man schönes Wetter, sowie man unter einer „guten Zeit“ solche Jahre versteht, in denen z. B. die Bedingnisse des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gedeihens sind. Derlei meine ich jetzt aber durchaus nicht. Ich empfinde die Schönheit der Zeit an sich. Es ist mir ein Wohlbehagen, an die Länge meiner Vergangenheit zu denken, an die vielen Jahre, die zwischen dem heutigen Ich und einem mich betreffenden Ereignisse liegen, ich empfinde dabei so etwas wie Großzügigkeit meiner Wesenheit. Wenn andere darüber erschrecken, daß sie schon alt sind, empfinde ich eine lange Vergangenheit wie einen Schatz, wie ein unveräußerliches Eigen-

nicht mehr viel zu verderben. Wenn — wie es sich bei diesem Japanerkriege beinahe gezeigt hat — die so sehr gefürchtete „gelbe Gefahr“ am Ende nur in Vaterlandsliebe, Humanität, Wahrhaftigkeit, Verläßlichkeit und Klugheit bestünde! Dann könnten wir sie wohl brauchen. Aber — ich traue auch den Japanern nicht.

Es war allerdings ein wunderlicher Instinkt der westlichen Völker, daß der Großteil derselben sich von allem Anfang an sympathisch auf die Seite der Japaner gestellt hat, obschon diese den Krieg angefangen haben. Und diese Sympathie ist gestiegen im Verhältnisse zu den japanischen Taten. Wir mußten erwägen: Vielleicht ist das nicht bloß der Feind Rußlands, sondern des Abendlandes überhaupt! Dann ist es ein ritterlicher Feind. Von den Orientalen hat das Abendland einst gelernt, verschlagen und grausam zu sein; nun kann es von ihnen die Menschlichkeit lernen. Dann — wird der Mensch des Alltagsgedankens sagen — dann kann dieser furchtbare Krieg ein Segen werden, es hat eigentlich jeder durch ihn etwas gewonnen. In Rußland hat er den Hochmut gebrochen, die inneren Kräfte geweckt, die Entwicklung gefördert. Uns, die westlichen Nachbarn, hat er vorläufig vor der Russenfurcht geheilt, Japan hat er frei gemacht und es eingeführt in die Gemeinsamkeit der Kulturvölker. — Das ist das große Resümee. Richtig oder unrichtig, jedenfalls ein Resümee, das der Berge von Menschenopfern vergißt und der Hölle von Jammer und Verzweiflung, die dieser Krieg über die Erde ausgeschüttet hat. Und dieser Jammer überdauert weit, weit die Jahre des Krieges. Nennet mir einen einzigen, unzerstörbaren Menschheitswert, der durch dieses achtzehnmonatlange Zerstören und Morden errungen worden ist. Nicht einmal auf den so schwer Geschlagenen hat er sittigend gewirkt, Rußland bleibt der alte Windbeutel.

Was man auch philosophieren möge, wie viele Vorteile des Krieges man auch aufzählt, dieser und jeder Krieg ist ein Zerstörer der Güter, der Sitten und der Gewissen, ist ein millionenfaches Verbrechen, und das einzig gute an ihm ist — der Friedensschluß.

Zimmer sitze, da ich erst wenige Stunden früher auf dem Stefansplatze in Wien gestanden war. Das Glanzmeer des elektrischen Lichtes, die hohen Gebäude ringsum, der Großstadtlärm, das Gedränge, all das spielt so lebhaft in mir nach, daß ich noch alles zu sehen, zu hören meine, und doch ist zwischen jenen Gegenständen und mir in wenigen Stunden ein Raum geworden, in dem Länder und Gebirge und weite, weite Ebenen liegen. Und diese Vorstellung erzeugt in mir ein sinnliches Behagen und ein erhabenes Gefühl.

Wie mag das bei anderen sein? Vielleicht hätten da die „Kilometerfresser" was zu sagen.

Gedanken nach dem Kriege.

Diese Japaner, das sind doch ganze Kerle. Sieg auf der ganzen Linie. Sieg weit über alle Schlachtfelder hinaus. Welcher Held ist so stark, daß er, durch furchtbare Kämpfe und schwere Opfer zu ungeahnter Macht gekommen, diese Macht nicht ausnützt, um den Feind zu vernichten oder ihn wenigstens auf das tiefste zu demütigen! Die Japaner hatten ja wohl schon vor Beginn des Krieges behauptet, sie wollten keine Eroberungen machen, wollten nur sich selbst schützen und sichern vor dem immer näher rückenden Feind. Sonst wollten sie nichts und nur darum begannen sie den Krieg. Aber wo ist der Sieger, ich weiß keinen, der dem Besiegten schließlich nicht alles wegnimmt, was möglich ist wegzunehmen! Der Mikado hat sich erinnert, weshalb er den Krieg begonnen, und hat verzichtet auf weiteres. Das ist nicht Klugheit und Großmut allein, das ist ein Sieg des Menschentums gegen das Raubtier in ihm. — Und diese Botschaft muß uns Christen von den — Mongolen kommen!

Während diese Zeilen geschrieben werden, befürchte ich, daß sie falsch sein könnten. Ich habe die Botschaft aus Zeitungen. Am Ende reduziert Japans Tugend sich doch auf die Klugheit allein. Vielleicht waren die Gelben der Meinung, man dürfe den Bogen nicht allzu straff spannen und daß es besser sei, vor der ersten Niederlage einen großmütigen Frieden zu schließen, als nach einer solchen den — erzwungenen. Vielleicht auch, daß sie von den Machtmitteln ihrer Gegner größer denken als wir, weil sie sicherer darüber unterrichtet sind. Vielleicht, daß sie die westlichen Kulturvölker sich geneigt erhalten wollten, in der Absicht, die gelbe Gefahr nicht mit Kanonendonner anzukündigen, sondern unauffällig und einschmeichelnd, vermittels friedlicher Handelsbeziehungen und Kultur, in den Westen herüberzuschmuggeln. Wenn wir ein Naturvolk wären, so würde die Hereinschleppung neuer Bedürfnisse allerdings der gefährlichste Feind sein, aber an uns ist

II.

Dem Bettler ein Stück Brot,
Dem Handschriftsammler eine Zeile,
Nun helf' euch beiden Gott,
Ich habe Eile.

An eines großen Dichters Grab.

Im Trauerchor pfaucht ein verhaltenes Jauchzen,
Sie recken und strecken behaglich die Glieder.
Jetzt sind sie es wieder!
Der Große ist tot, o lasset sie weinen
Und heimlich jubelnd trostlos scheinen,
Die Erde, sie hat wieder Raum für die Kleinen.

Erkenntnis.

Die Versicherung vom Freundeslieben
Ist recht häufig, merke dir's, umschrieben.
Doch ganz redlich ist das wilde Hassen,
Auf deine Feinde kannst du dich verlassen.

An . . . .

Da frevelt und höhnt der Wicht,
Und kratzt und beißt und sticht.
Ich laß' ihn und rühr' mich nicht.
Ich blicke aufs Zünglein der Wag,
Und denke: Du freches Gezücht,
Für dich kommt der zahlende Tag!

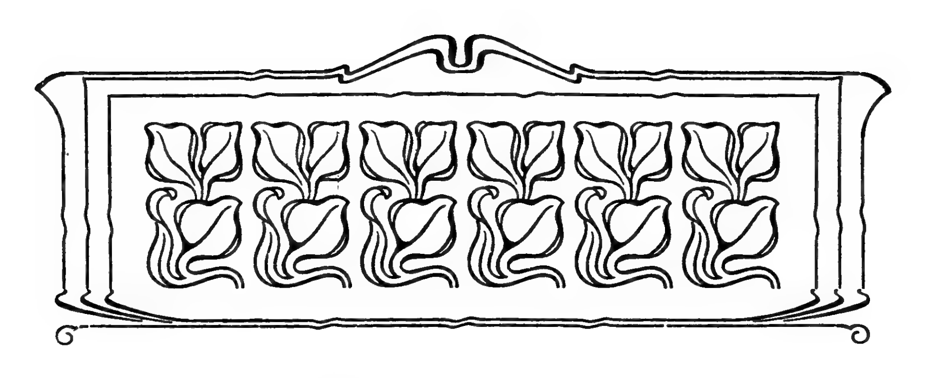
Giftige Gegnerschaft.

Laß dich nicht ein mit der Kanaille,
Die dir auf irdischer Wander
Das Leben verdirbt,
Man setzt sich mit ihr
Höflich und klipp auseinander,
Indem man stirbt.

Goethe.

Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky in 2 Bänden. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.)

Schreiber vorstehender Zeilen ist nichts weniger, als ein Büchersammler; aber dieses Werk hat er sich in zwei Exemplaren in seinen Bücherkasten gestellt. Denn alle Familienmitglieder sollen es lesen und wollen es auch lesen, und da kommt das 1260 Seiten starke Werk wochenlang nicht aus einer Hand. Von und über Goethe zu lesen ist ja für die meisten Gebildeten, Ausnahmen gibt es zwar, köstlichster Gewinn. Die beste aller bisherigen Goethebiographien hat uns nun Albert Bielschowsky gegeben. Es hat in wenigen Jahren einen Absatz von fünfundzwanzigtausend Exemplaren erlebt. „Das ist so schön geschrieben", sagen die Leute. Obschon es ein gelehrtes, ein wissenschaftliches Buch ist, so gibt es sich doch eher als ein Kunstwerk. Liegt im Leben eines großen Menschen schon überhaupt eine stete Steigerung, so hat es



Kleine Laube.

Gallapfelwein.

Entschuldigung.

Warum sollen just wir immer anmutig sein?
Auch unsere Tinte ist Gallapfelwein.

Ungelenk.

Einst, wenn der Frechling mit giftigem Schimpf uns berührt hat,
Bekam er's gar zierlich und spitz auf's Felle gebrannt;
Doch, wer dreißig Jahre den Spaten des Gärtners geführt hat,
Dem ist für feine Klingen zu schwielig die Hand.

Wir Deutschösterreicher.

Von Bismarcks und von Moltkes Werk
Beteilt man uns nicht gleich.
Der Goethe doch und Schiller
Ist auch unser deutsches Reich!

Zuchtrute.

Zur Bändigung des Pöbels, laßt mal sehen,
War höllisch schwer des Teufels zu entraten.
Der Teufel kam uns billiger zu stehen,
Als jetzt — die Legion Soldaten.

An V. S.

Atheist sein — je einmal,
Aber Christ sein — auf keinen Fall,
Das nennt man — liberal.

Den Autographenbettlern.

I.

Nicht Bild, nicht Handschrift ist Gewinst,
Nur Geist allein, der sich verzinst.
Was treibt ihr da für Götzendienst?

Übrigens läßt Bielschowsky auch Schiller alle Gerechtigkeit widerfahren und ein neues, bei demselben Verlage eben im Erscheinen begriffenes Werk „Schiller" von Karl Berger wird Schillers Bedeutung als Dichter neben die von Goethe und Schillers Bedeutung als Mensch über die von Goethe zu stellen haben.

Wie wird's nach siebenundzwanzig Jahren sein, wenn Deutschland den hundertsten Gedächtnistag des Todes Goethes begehen wird? Ob die beiden Dichterfürsten vor der Welt noch in demselben Verhältnisse nebeneinander stehen werden, als heute?

Freuen wir uns denn des neuen prächtigen Goethebuches, dessen Verfasser aber den Schluß desselben nicht erlebt hat. Mehrere deutsche Gelehrte haben das bedeutsame Werk Bielschowskys im gleichen Stile glänzend vollendet. Es ist mit zwei der bezeichnendsten Goethebildnissen geschmückt und die wahrhaft vornehme Ausstattung des Werkes hat gewiß viel zu seinem großen Erfolge beigetragen. R.

Ungalantes.

Ein schönes Mädchen, gegen das die Götter vergebens kämpfen, wird nur einen Mann heiraten wollen, der nicht alle wird.

* * *

Auch im Theater klatschen die Frauen nur hinter dem Rücken eines andern.

* * *

Ge—liebt; ver—heiratet. Ins Praktische übersetzt: ge— wonnen; ver—loren?

* * *

Gib einem Manne ein Weib und einem Weibe einen Spiegel und beide werden sich nicht langweilen. Otto Promber.

Kritik der Kritik.

Unter diesem Titel beginnt bei Schottländer in Breslau das Erscheinen einer Monatsschrift für Künstler und Kunstfreunde. Herausgegeben von A. Halbert und Leo Horwitz. Das eben erschienene erste Heft enthält unter anderem das Teilergebnis einer Rundfrage an bekannte Dichter, Schriftsteller und bildende Künstler, was diese von der Kritik im allgemeinen und von der Gegenkritik im besonderen halten. Die Meinungen sind so verschieden wie die Persönlichkeiten, unter denen sich sowohl zünftige Kritiker als auch leidenschaftliche Antikritiker befinden. Wir glauben, daß derlei Rundfragen nicht mit dem Spieße des Don Quixote, sondern am besten humoristisch behandelt werden sollen. Was den Ernst der Sache durchaus nicht ausschließt.

Hören wir, was einige der Gefragten in bezug auf Kritik und ihre Reform für Antwort geben.

Roda Roda, Berlin.

Ich begrüße Ihr Unternehmen*) mit aufrichtiger Freude. Die Zeitschrift, die Sie gründen wollen, wird Künstler und Dichter von dem Fluche befreien, nackt und stumm wie die Ware der arabischen Sklavenmärkte dastehen zu müssen, während geile, kritische Augen ihre Glieder mustern.

---

*) Die Zeitschrift „Kritik der Kritik".

der Verfasser verstanden, durch Einordnung und Zusammenstellung, durch sinnvolle Verteilung des Biographischen und des Literarischen (abgesehen von der schönen Sprache) das Werk wie eine Kunstdichtung sich steigernd, ein immer lebhafteres Interesse auszulösen. Das Kapitel über Goethes Beziehungen zu Schiller scheint mir der Kulminationspunkt zu sein, während die Abhandlung über Faust, unmittelbar vor des Dichters Tod, einen großartigen Abschluß gibt.

Die literarischen Abhandlungen über Goethes Werke, so tief und geistvoll sie sind, dürften überschlagen werden von manchem, der sich Poetisches lieber nach seiner Weise zurechtlegt, als daß er zwischen den Dichter und sich einen Cicerone wünscht. Wer jedoch einer Interpretation bedarf, der wird gerade aus Bielschowskys Ausführungen den größten Nutzen für das Verständnis der Dichtungen ziehen können. Bielschowsky gibt dem Gehalt der Goetheschen Dichtungen zumeist das größte Lob, findet aber noch öfter die Form als mangelhaft oder verfehlt, entgegen der landläufigen Meinung, daß alles, was von Goethe ist, auch meisterhaft sein müsse.

Daß dieses biographische Werk rasch so volkstümlich werden konnte, ist schon deshalb zu verwundern, weil es dem Effekte ausweicht und sich vorwiegend dem Seelischen zuneigt. Das Kleine und Äußere in Goethes Leben, z. B. seine Gestalt, seine Kleidung, seine täglichen Gewohnheiten u. s. w. sind nur flüchtig berührt, das Anekdotenhafte ist völlig ausgeschieden. Um so tiefer sind die großen Züge erfaßt und durchgeführt. So des Dichters geistige Tätigkeit auf allen Gebieten, wissenschaftlich, beziehungsweise künstlerisch gründlich würdigend, so Goethes Verhältnisse zu den Frauen, zu den Freunden, hierin besonders zu gedenken des Verhältnisses zu seinem Herzog Karl August, zu den großen Zeitgenossen, darunter auch Napoleon. Die wichtigen Wendepunkte, z. B. so, wie Goethe aus einem etwas zerfahrenen Jugendleben nach Weimar berufen wird; so seine Reisen nach Italien, wovon die erste ihn von Deutschland innerlich abwendig, die zweite ihn Deutschland wieder zugeführt hat; so Goethes Verhalten in den Freiheitskriegen, seine Gesinnungswandlungen im Laufe des Lebens. Für uns Normalmenschen durchaus nicht einwandsfrei! Nachdem, was von uns anderen gefordert wird, müßte man Goethe für einen unsittlichen, treulosen, egoistischen Menschen halten; nach seinen zeitweiligen Handlungen für einen hochmütigen Mann, verschlossen nach unten, fürstendienerisch und dazu noch verständnislos für die nationale Bewegung. Man braucht nicht gerade ein Philister zu sein, um diesem Bedenklichen teilweise nachzugeben und ich selbst muß gestehen, daß mir die sittliche Persönlichkeit Schillers bei weitem höher steht als die des Olympiers am Fürstenhofe. Aber der Biograph Albert Bielschowsky hat es mit dichterischer Verve verstanden, alle die bedenklichen Dinge zu ebnen, zu begründen, zu rechtfertigen, ja vieles, wa andere zu Lumpen machen würde, an Goethe zu glänzendstem Vorzug zu stempeln. Es waren eben die Fehler seiner einzigartigen Vorzüge, er war „der menschlichste aller Menschen".

Gerne verstehe ich den Ausspruch, daß Goethe neben Homer und Shakespeare der einzige Weltdichter ist. Aber eben diese allgemeine Wirkung kann ein Feind der besonderen, der individuellen sein. Man kann wohl behaupten, daß die Deutschen, auf die Schiller tiefer wirkt als Goethe, in größter Überzahl sind. Goethes Poesie ist etwas fürs Sinnen und Denken, Schiller aber packt das Herz und reißt fast elementar den Menschen himmelan. Als Schiller „Hermann und Dorothea" las, rief er aus: „Gegen Goethe bin und bleibe ich ein literarischer Lump!" Wenn Goethe hingegen ein anderesmal sagt: „Lumpe sind bescheiden!" so möchte ich das als eine nicht unverdiente Strafe für eine allzugroße Bescheidenheit auf Schiller beziehen. Bei aller Bewunderung für „Hermann und Dorothea" stellen wir doch „Wilhelm Tell" unvergleichlich höher.

Trotz Neid, trotz Hoffart und trotz Niedertracht: als Kern jeder Sorte Tageskritik bin ich immer wieder und wieder auf die Dummheit gestoßen! Und gegen die — als der Schwächere — kämpfe ich jetzt nicht mehr.

Otto Julius Bierbaum, München.

Wie? Die Kritik von heute sollte einer Reform bedürfen? Das kann Ihr Ernst nicht sein! Es ist durchaus wünschenswert, daß sie genau so bleibt, wie sie ist. Denn sie ist als Ganzes im höchsten Grade amüsant. (Wenn die Literatur von heute im ganzen doch nur halb so amüsant wäre!) Welche Institution ließe sich an Kurzweiligkeit mit ihr vergleichen? Wo in aller Welt erblicken Sie Schulmeister Arm in Arm mit Clowns? Wo bietet sich Ihnen das Schauspiel, daß Biedermann und Halunken friedlich beieinander hausen? Wo finden sich in einer Zunft der ehrwürdige, erfahrene Greis, mit gefurchter Stirn redlich wägend gut oder schlecht, und der muntere Tertianer, der in glücklicher Unwissenheit gleich hurtig bald Hallelujah! bald apage Satanas! schreit? — Aber Sie meinen vermutlich, dieses komische Quodlibet richte doch allerhand Schaden an: verwirre das Publikum, beleidige die Kunst und untergrabe schließlich das Ansehen der Kritik selbst. — Ich halte das für einen Irrtum. Das Publikum, das für die Kunst in Betracht kommt, hat Unterscheidungsvermögen genug, um zu erkennen, ob ein Berufener Urteile zu ihm spricht, oder ein Mensch, der sich bloß so oder so kritisch geberdet; die Kunst leidet durch törichte oder niederträchtige Angriffe durchaus keinen Schaden, denn der Ärger, den der eine oder andere Künstler empfinden mag, wenn er albern mißverstanden oder gemein beschimpft wird, hat den Wert einer gesunden Frottage — nur wird man allzubald unempfindlich dagegen; und für die Kritik in ihren echten und anständigen Vertretern ist die fortwährende Nötigung, sich von der Afterkritik deutlich abzuheben, gleichfalls ein glücklicher Umstand.

Trotzdem ist Ihr Plan gutzuheißen, denn der Kampf ist der Vater aller guten Dinge, und manchmal empfindet wohl ein jeder das Bedürfnis, sich gegen Dummheit oder Bosheit zur Wehr zu setzen. Zumal die Jugend wird Ihnen dankbar sein, deren überschüssiges Temperament jede neue Mensur begrüßt. Ich werde mich über jede Abfuhr herzlich freuen, die einem Falschmünzer des öffentlichen Urteils beigebracht wird.

Reformieren aber werden Sie gewiß nichts.

Professor Hanns Fechner, Berlin.

Auf Ihre Anfrage möchte ich Ihnen zunächst antworten, daß man in allen Kreisen, denen die gesunde Entwicklung der Künste am Herzen liegt, Ihre Reformbestrebungen mit ehrlicher Freude begrüßt. Denn sicher ist nichts einem zielklaren Wachstum schädlicher, als eine einseitige Kritik, die ihren hohen Beruf verfehlt und die im Cliquewesen versauert und versimpelt.

Hier täte eine gesunde „Sezession der Kritiker“ not; und es scheint fast so, als ob die Zeit herannahe, die geeignet ist, sie aus ihrem Senilismus aufzurütteln.

Es ist eine erkleckliche Anzahl von Jahren her, daß mein alter lieber Theodor Fontane für seine Person mit der greulichen Unsitte brach, Nachtkritiken zu schreiben, und es von da an ruhig draufankommen ließ, erst nach stillem Aufsichwirkenlassen sein Urteil abzugeben — recht im Gegensatz zu der anderen Urteilsfixigkeit. Er erzählte mir damals eine reizende kleine Episode, die er mit Frau Conrad-Schlenther erlebt hatte und die in diesem Sinne bestimmend auf ihn wirkte. Übrigens nicht Frau Conrad-Schlenther, sondern das ganz junge Fräulein Conrad, aber schon damals die ganz entschiedene Persönlichkeit echter Prägung. Also sie kam eines

Lassen Sie sich, bitte, zwei Erlebnisse erzählen — Erlebnisse, die zufällig in Wien spielen, sich aber ebenso gut auch in irgend einer anderen deutschen Kulturmetropole ereignet haben könnten.

Das erste:

Eines Tages — vor zwei Jahren — trat ein schwarzgelockter Jüngling bei mir ein. Was er von mir wollte, konnte er nicht recht sagen (er mutierte gerade), aber ein umfangreiches Manuskript, das er auf den Tisch des Hauses niederlegte, sprach Bände. Zwei Bände.

Ich war dazumal noch naiv und glaubte an das Jenseits und entdeckbare Talente. Sofort bot ich dem jungen Schwarzhaar meine Hilfe und eine Zigarre an. Von der Zigarre wurde ihm übel.

Von den Gedichten mir. — Als ich sie ihm nach drei Tagen wiederbrachte — das hatte ich ihm feierlich versprochen gehabt — lag auf seinem Pulte . . .

. . . lag auf seinem Pulte mein jüngstes Buch „zur gefälligen Besprechung" und daneben das Zeitungsblatt, worin die „gefällige Besprechung" erschienen war — Wiens bedeutendste Wochenschrift.

Der Jüngling aber war fünfzehn Jahre alt.

— — — Nun das zweite Erlebnis.

Voriges Jahr wurde ein Stück von mir aufgeführt. Eine Wiener Tageszeitung, der größten eine, brachte, wie das so üblich ist, am nächsten Morgen die Besprechung.

Wenn ich das Wort „Besprechung" höre, muß ich immer an Blutstillen und Hexerei denken — und jene Geschwindigkeit, die keine Hexerei ist.

Es wurden da verschiedene Dinge erzählt — auch der Inhalt meines Stückes. Ich traute meinen Augen nicht: die Titelheldin sollte im dritten Akte vergiftet worden sein. In Wahrheit endet sie durch Selbstmord. — Und an die willkürlich supponierte Vergiftung meiner Heldin knüpfte der Kritiker seine Betrachtungen an . . .

Das habe ich erlebt.

Nun zu Ihrem Blatte! Wenn es Ihnen gelingt, durch rücksichtslose Antikritik die Herren Kritiker zu gespannter Aufmerksamkeit, die Herren Verleger zur Verwendung möglichst tüchtiger Köpfe zu zwingen, haben Sie schon halb Ihr Ziel erreicht.

Den ganzen Erfolg aber sehe ich in der Aufklärung des Publikums; die Leute müssen erkennen lernen, daß der Kritiker nicht unfehlbar ist.

Denn — schließlich — sind die Dichter, deren Werke man aufgeführt und verlegt, in ihrem Handwerk, dem Dichten, gewöhnlich geschickter und gescheiter, als es die Kritiker in ihrer Eigenschaft als Richter zu sein vorgeben.

Arno Holz, Berlin.

Ich habe in jungen Jahren mal das nachstehende „Gedicht" verbrochen:

Drei Dinge haben hier im Leben Macht:
Der Neid, die Hoffart und die Niedertracht;
Doch wenn sie dich auch noch so schön bespucken,
Am Ende wirfst du sie zu Boden ducken!

Verloren aber bist du auf der Welt,
Wenn sich die Dummheit dir entgegenstellt:
Sie setzt Spinoza hinter Löbel Pintus
Und hat die Weisheit aller Zeiten intus!

Sie lacht wie ein Kretin dir ins Gesicht
Und lästert alles, nur sich selber nicht;
Und nichts bleibt übrig dir vor diesem Viehchen
Als sacht dich in dich selber zu verkriechen!

scharfdenkenden, vorwärtsstrebenden Nachbarvölkern treten soll! Da waren unsere Väter und Mütter noch andere Kerle. Als es sich im vorigen Jahrhundert darum handelte, die Wiener Währung in Konventionsmünze, und später diese in österreichische Währung umzurechnen, war man nach wenigen Jahren auf dem Laufenden, und welch komplizierte Verhältnisse sind damals umzurechnen gewesen! Ich glaube, unserem Volke ist die Kronenrechnung deshalb zu schwer, weil sie — zu leicht ist. Würde die Gefahr sich zu irren eine größere sein, man nähme sich mehr zusammen. Aber indem man sichs mit der Rechnung in Guldenwährung nach alter Gewohnheit leicht machen will, macht man sichs schwer. Auf jedem Stück unseres Kronengeldes steht es deutlich zu lesen, was es wert ist. Wie einfach wäre es, dem zu glauben und mit ihm zu rechnen. Aber nein, man muß sichs umständlicher machen, man muß sehen, was auf dem neuen Gelde steht und man muß denken, was es im alten wert ist. Und dieses überflüssige Denken entspringt der Denkfaulheit, die ihrem alten Trotte weitergehen will.

Der Menge, die mit Geld wenig zu tun hat, kann man diese Schlamperei weniger verdenken; ganz unbegreiflich aber ist es von unseren Geschäftsleuten, Kaufleuten, Wirten u. s. w., daß sie immer noch in der Guldenwährung rechnen. Die tun es noch zumeist mit Absicht, um den Kunden, deren Denkkraft sie über alle Maßen niedrig taxieren, Sand in die Augen zu streuen, als wäre z. B. ein Laib Brot um vierzig Kreuzer billiger, als einer um achtzig Heller! Diese Finte ist ebenso unwürdig als kleinlich. Es gibt Geschäftsleute, die auf ihren geschriebenen Rechnungen ebenso das Gulden- als das Kronenzeichen vermeiden, um unter Umständen Vorteil daraus ziehen zu können. Mancher Zahlende sitzt am Ende doch auf und anerkennt es in Gulden, was bei scharfem Aufdiekappengehen in Kronen gemeint war. Ich mache mir gerne den Spaß, im Gasthause die Kellnerrechnung von z. B. 78 mit 78 Hellern zu begleichen und eine einfältige Miene dazu zu machen, bis der Zahlkellner höflich darauf aufmerksam macht, daß 78 Kreuzer gemeint seien. Das Trinkgeld fällt dann knapp aus.

Wir zahlen mit Kronen, also rechnen wir endlich auch in Kronen. Seit vielen Jahren ärgern wir uns an dem Zwitterdinge der gegenwärtigen Verkehrsrechnungen, machen ihm aber kein Ende. Im Gegenteil, es wurde schon einmal mehr in Kronen gerechnet, als es heute der Fall ist. Mit Gesetzen ist in solchen Dingen nicht viel getan, aber unbequem sollte den Leuten die Gulden- und Kreuzerrechnung gemacht werden. Es wurde der Vorschlag gemacht, die Zweihellerstücke einzuziehen und Einhellerstücke, ferner auch Fünfhellerstücke herauszugeben. Ein guter Gedanke. Das ließe sich dann schon nicht mehr glatt in Kreuzer bringen. Vielleicht könnten zu solchem Zwecke auch Fünfundzwanzigkronenscheine ausgegeben werden, so wie die Fünfkronenstücke schon ein Schutz gegen die Guldenrechnung sind. Man muß es den Leuten schwer machen, damit sie es sich endlich so leicht machen, als die Kronenwährung in der Tat ist. Ein weiteres, in Graz versuchtes Mittel ist, daß die Marktkrämer auf ihren Waren Zetteln mit Preisangaben in Kronenwährung ausstecken müssen. Dasselbe für die Waren in den Schaufenstern.

Es gibt hundert Gründe für die praktische Durchführung der Kronenwährung, einer der wichtigsten aber ist der Fremdenverkehr. Wir haben ja gar keine Ahnung, wie lästig, unverständlich und komisch dem Ausländer unsere „Fünferl-", „Sechserl-" und guldenlose „Guldenwirtschaft" vorkommt. „Wenn jede Geldnote und Münze etwas anderes ist, als sie besagt, dann traue ich bei euch auch den freundlichen Gesichtern nicht; am Ende sind sie auch nicht das wert, was sie vorspiegeln." Dieses gepfefferte Wort sagte ein grober Schwabe einem gemütlichen Wiener ins Gesicht.

Der verneigte sich artig, ohne weiter nachzudenken, ob das eine Rüge oder eine Höflichkeit gewesen.

Z. V.

Morgens, nachdem sie seine Nachtkritik — seine letzte! — gelesen hatte, zu ihm ins Zimmer gestürmt, um ihm für seine Arbeit den Kopf zu waschen. Wenn irgend einer, dann sei er der Rechte dazu, einen ehrlich arbeitenden Künstler zu verstehen, seinen unablässigen Studien nachzuspüren, nachzufühlen, zu wissen, was für eine Summe von innerem Erleben und Gestalten vorangegangen sein müsse, ehe ihm das Spiel auf der Bühne vor die scharfen Augen kommen könne. Vor seine Augen, die Augen eines Schaffenden. „Was ich zehn anderen verzeihe, weil sie nicht wissen, was sie tun, das verzeih ich Ihnen nicht. Denn Sie gerade müssen wissen, daß ich ein ehrlicher Mensch bin, der sein Herzblut hingibt für seine Lebensarbeit. Von Ihnen will ich nicht mißverstanden werden, nicht abgespeist werden. Von Ihnen will ich eine ordentliche, ehrliche, eingehende Kritik, nicht so ein hingeschleudertes Bröckchen, wie das heute morgen." Ich sehe ihn noch, wie er mir die kleine Geschichte erzählte, die ihm so lehrreich war, die ihn so ergötzte, so tief erwärmte. Seine Augen leuchteten, er kanzelte sich selbst noch einmal mit ab. Und verteidigte sich alsdann bei ihr, so gut es ging, schimpfte auf die infamen Nachtkritiken, die man schreiben müsse, wenn man schon mit einem Auge schliefe, wenn man überhaupt keine gescheiten Gedanken mehr übrig habe. Jedenfalls keinen künstlerischen, feinen mehr. Aber er wolle es nie wieder tun. In ihre lieben kleinen Hände verspreche er ihr, keine Nachtkritik mehr zu schreiben, sondern fein schlafen zu gehen und morgens mit frischem Kopf und verständigem Herzen seine verantwortungsvolle Arbeit vorzunehmen. Er hat es gehalten.

Die Kronenwährung und unsere Schlamperei.

In Österreich wird vielfach — zwar unabsichtlich — aber nichtsdestoweniger sehr fleißig daran gearbeitet, den Fremdenverkehr zu verhindern. Ein vortreffliches Mittel dazu, etwas, das den Fremden den Aufenthalt in unseren Ländern recht arg verleidet, sind die Verhältnisse unseres kursierenden Geldes. Wir haben lauter falsches Geld. Nicht etwa, als ob unser Papiergeld, unsere Münzen mehr versprechen, als am Ende gehalten werden kann, in diesem Punkte steht es gar nicht einmal so schlecht — falsch ist unser Geld deshalb, weil es etwas anderes ist, als was es zu sein vorgibt. Daran ist schließlich allerdings weniger das Geld schuld, als wir mit unserer gedankenlosen Lässigkeit, mit unserem echt vaterländischen Schlendrian.

Seit fünfzehn Jahren ist in Österreich die Kronenwährung eingeführt, und ausschließlich diese ist im Verkehr zu finden. Und siehe: wir haben keine Zweihellermünzen, wir haben den Kreuzer. Unser Zehnhellerstück gilt fünf Kreuzer. Unser Zwanzighellerstück heißt Sechserl und ist zehn Kreuzer wert. Unser Zehnkronenschein ist ein Fünfer, unser Zwanzigkronenschein ein Zehner. — So rechnen wir's dem Fremden vor, der erstaunt die Hellermünzen und Kronenscheine anschaut und sich die Sache nicht zu reimen weiß. Die Kronenwährung hätte wohl dazu dienen sollen, um bessere Fühlung mit den Währungen unserer Nachbarn zu bekommen, mit der Mark, mit dem Franken, mit der Lira. Statt der erhofften Vereinfachung aber ist die Sache erst ins Unglaubliche kompliziert und verwirrt worden. Daß wir die Gleichwertung unserer Krone mit der Mark nicht erreicht haben, das trägt nicht schuld an dem, was ich meine. Ich meine die grenzenlose Denkfaulheit, die unser Volk immer noch abhält, in Kronen zu rechnen. Es scheint der Intelligenz dieses Volkes eine viel zu schwere Aufgabe zu sein, sich gegenwärtig zu halten, daß zwei Kronen genau so viel sind als ein Gulden. Man kann nicht rechnen, man wird ganz irre, wenn man statt in Gulden und Kreuzern in Kronen und Hellern rechnen soll! Und diesem selben Volke wird manchmal von Optimisten zugemutet, daß es in kulturellen Wettbewerb mit den klugen,

Grabschrift (nach Minsky).

Als ich des Lichtes Kreis betrat,
Wies mir ein Gott den Lebenspfad.

Mir ward sein Wille offenbart,
Seit ich des Geistes Jünger ward.

Mein glühend Herz erhob den Streit
Mit Falschheit und Verlogenheit.

Ich kämpfte für der Wahrheit Licht,
Der Liebe Kraft, den Mut der Pflicht.

Doch schliefen Fürst und Volk umher
Und träumten wirr und träumten schwer.

Wie scharf ich schlug, wie laut ich rief, —
Der Schnarcher Gleichmut saß zu tief.

Vergebens focht ich Tag für Tag,
Bis ich dem Schicksalsspruch erlag.

Des Lebens Schaffenszeit verstrich;
Wie Fürst und Volk, so schlaf auch ich.

Theo Heermann.

Abendgebet.

Ich habe zum leuchtenden Abend gebetet
Und er hat mir heilig das Antlitz gerötet,
Das bleiche, wahntrübe Angesicht.
Er streute mir seine erschauernden Strahlen
Hinein in die Sorgengebilde, die fahlen,
Da wichen sie weinend dem goldenen Licht.

Hans Legenstein.

Die weiß Opfelblüah.

In 'da steirischn Gmoansproch von Rosegger.

Selm entn ban Woldroan, nebn an Stoanhaufn steht a Hulzopfelbam. 's ma hafn guat rostn in sein Schoddn afn Mias, wan ma müad war von Ockern oder von Heuhebn und daß mar oan die weitum ausbroatt Londschoft in Sunschein amol friedsum wullt betrochtn.

Oba wunaseltn, daß mar oans sitzn oda go liegn siacht intern Opfelbam. In da Gegend geht a Mär: Wan oan va dem Hulzopfelbam a Opfelblüah aufs Haupp follad, der müad bold sterbn. — Go sar unmigla groß deafads just nit sein, die Gfohr. Da Bam is scha holb und holb ohdorrt und zoagg in Wold seini Besn für. Grad gegn d Feldseitn hin reckt er noh a por frischi Äst in d Luft aussi, und kam olli zechn Johr trogg sa sih amol zua, daß oans in Laurin dron a Blüah-röserl siacht.

Nau holt jo, sa vagessn d Leut holt noch und noch af die olt Mär und ah der olt Hapfnschloga Luis hot nit drauf denkt, wiar er it seina Hapfn und mit sein Weib zwegs kemen is, und daß eahner um's Rostn war untern Hulzopfelbam. Sei Weib is eh olli marod und wans za sein Hapfnschlogn hot singa müassn vor'n Haustürn, do hot mar ihr z tod gern a por Kreuzer oder a Lackel Suppn aussi-trogn, daß aufhörn möcht. Nau freilih wul, wan däs orm müahseli Spielmonsweib lustigi Gsanga hot gsunga, däs is go so viel trauri gwen. Hiaz untern Hulzopfel-bam hot sa sih umglegg und die Bamwurzn zan an Kopfpulsta, a so is s eingschloffn nebn seiner. Da Hapfnschloga Luis hot sei Hapfn zan Bamstom hingloant, 'n broatn Filzhuat afn Ost ghenkt, und schaut aussi in die weit, sunguldeni Welt. Und hot nochdenkt, wias dan olls aso sei muaß, und hot sei musikalisches Elend betrocht't. Do gspürt er af seiner Glotzn af oanmol wos Küahls und über d' Stirn, vorn Augnan, fledeatzt wos nieda. Für an weißn Folter hot er's zerst gholtn, is ober a Hulzopfelblüah gwen. A weißes Röserl, a kloans Grandl rötlih, as wia wan sa sih a wenk tat schoma, daß ihr zorti Jungfräulihkeit unvagebns af a Monnsbild is owagfolln.

Singvögel.

Im Kirchhof.

Sie haben mich alle nicht verwöhnt
Mit kosenden Liebesworten,
Ach, bettelnd pocht' ich an manch ein Herz
Und fand verschlossene Pforten.

Geduld! Es kommt noch einmal die Zeit,
Da wird sich's plötzlich wenden.
Wenn ich nichts mehr fühle von Not und Leid —
Dann werden sie Liebe mir spenden!

Sophie v. Khuenberg.

Unter Leuten.

Wie hab' ich mich weit von euch entfernt,
Wie vieles vergessen, wie vieles verlernt.

Ihr geht den alten, gleichen Schritt,
Mich riß der Strudel des Lebens mit.

Und oft trotz aller Sorgen Last,
Geh ich beschwingt meines Weges fast.

Weiß nicht, gab die Kunst mir ein Kräutlein ein,
Das mich bewahrt vor tiefster Pein.

Oder ist's unsrer Liebe heilige Macht,
Die mit Sternen durchleuchtet die dunkle Nacht!

Sophie v. Khuenberg.

Die Bergschwestern.

Die Sonne sank. Es schattet rings,
Ein Wolkenzug schwebt weiter,
Vor mir die Rax, die schöne Sphinx,
Der Himmel hoch und heiter.

Im Almkraut schweigt das Leben still,
Mein Blick hängt an dem Weibe,
Dem tief der grüne Mantel fiel
Von seinem weißen Leibe.

Doch horch! Da schlägt ein Stein zur Tief',
Sand rieselt und behende
Die Gemse flüchtet, die mich rief,
Damit mein Blick sich wende.

Schneealpe schaut durchs Dämmerlicht,
Die holde Bergesschwester,
Sie hält den Zirbelmantel dicht
Um ihre Schultern fester.

Sie trägt an enggeschlossener Pfaid
Gern Blum' und Blütenranken,
So steht sie da wie eine Maid
In sinnenden Gedanken.

Gebannt von ihres Zaubers Macht
Lieb' ich die Schwestern beide —
Die stolze Sphinx in ihrer Pracht
Und die im grünen Kleide.

H. Wolfram.

Wandel.

Als ich noch jünger war,
Mocht' ich dem vollen Haar
Oft eine liebe Hand
Kosend ersehnen;
Nun mir den Scheitel fast
Lichtet der Tage Hast,
Seh' ich den schönsten Strand
Einsam sich dehnen.

Damals, im jungen Wahn,
Ging ich den Himmel an,
Wollt' nur aus fremdem Schrein
Schätze zu Lehen;
Heute, dem Leid gedankt,
Weiß ich, daß alles wankt,
Wenn nicht in uns allein
Säulen bestehen!

Friedrich Beck.

Nocha geht er stad zruck zan Opfelbam. Sei Weib is scha munta, hot sih holbad aufgloant und legg d' Hond af d' Stirn.

„Host gschlofn?“ frogg er.

„Und gut a noh. Und der narrischi Tram!“

„Wos hot da den trambt?“

„Von oltn Zeitn. — Schau du, wos dos für a liabs Röserl is, do! gor sa schön weiß und röserlad, woaßt Luisl, vor a vierzg Johrn, eh's ma mit anond zan Pfarra sein gonga, wiast ma du a so a weiß Sträußl af die Brust host gsteckt, woast as noh? — Geh, steck mar on däs ah.“

„'s selbe dozamol is scha recht gwen, mei Zilli. Oba däs nit, däs nit.“

Zwischn an Fingern hot er 's Opfelblüahröserl zdruckt — und da Maiwind hot die weißn Bladla davontrogn.

Erklärungen.

Selmentn, dort drüben; hasn, beinahe; Woldroan, Waldrain; Schoddn, Schatten; oan, einem; Oana, einer; Lanxin, Lenz; Hapfn, Harfe; is eh olli marod, ist ohnehin durch und durch kränkelnd; Kopfpulsta, Kopfkissen; fledrazn, flattern; a kloans Grandl, ein klein bißchen; unvagebns, unversehens; Heschaza, Seufzer; sindln, im Schlafe wimmern und stöhnen; grechn, geradezu; Unfruad, Schmutz; Bladla, Blättchen.

Lustige Zeitung.

Richtig. Lehrer: „Aber was machst du denn da? Deine Zeichnung gleicht ja eher einer Kuh als einem Pferd.“ — Schüler: „Herr Lehrer, es ist ja eine Kuh.“

Aus dem Tirol. Lehrer: „Wer weiß, was addieren ist?“ — Schüler: „A Dirn is a Viehmagd.“

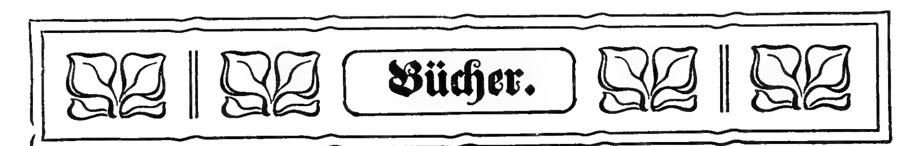
Unüberlegt. Unteroffizier: „Kerls, je mehr ich euch instruiere, desto dümmer werdet ihr!“

Gewagte Benennung. Bauer: „Nun, Herr Registrator, wie haben Sie die erste Nacht in unserem Hause geschlafen?“ — Registrator (Sommerpartei): „Miserabel genug, mein Lieber, hier wimmelt es ja vor lauter Mäusen, das ist keine Sommerwohnung mehr, das ist schon das reinste Mausoleum!“

Kneip-Ton. Studiosus A: „Weshalb hast du denn eine so hoch gelegene Bude bezogen?“ — Studiosus B.: „Um die Sonne direkt vom Faß zu bekommen.“

Erkannt. Gast: „Wo ist denn der Wirt?“ — Kellner: „Er ist zu einer Taufe.“ — Gast: „So — dann rufen Sie ihn mal aus dem Keller rauf!“

Getroffen. Er: „Sehen Sie, mein Fräulein, die Gedanken kommen wie der Blitz.“ — Sie: „Dann hat es bei ihnen noch nie eingeschlagen!“



Zur Psychologie des Bauerntums. Ein Beitrag. Zusammengestellt von A. C. Hourt. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1905.)

Man wird wohl selten eine richtigere, gründlichere, philosophisch durchgeistigtere Darstellung des deutschen Bauerntums finden können, als die in diesem Buche. Bäuerliche Gesundheit, Herkömmlichkeit, Beharrlichkeit, Verschlossenheit, Streitbarkeit, Gutmütigkeit, Gediegenheit, Naivität, Übersinnlichkeit, Reli-

Wia da Hapfnschloga Luis däs Röserl, däs 'n grod af da Hond is liegn bliebn, a so ongschaut hot — jo, do folltn die olt Mär ein: Wan oan va dem Hulzopfelbam an Opfelblüah afs Haupp follad, der müad bold sterbn. — In selm Augnblick is d Sun hinter a Wulkn gongen und olli helln Forbn af Wiesn, Gortn und Wold sein ausgloschn wiar a glüahdigi Kuhln auslischt afn koltn Herd. — Ih? frogg da Luis, und holt't 's Röserl zwischn an Fingern, ih sul scha sterbn? Und bi noh sa jung. Is dan dos an Olter — a sechzg Johr? Do is da Mensch noh in sein bestn Johrn, wan mas nimbb und wia mih zimbb. Na, ih mog noh nit sterbn. Wissad ah nit zwe worum. Bi jo pumperl gsund. 's Essn schmeckt ma — wan ih wos hon, s Trinkn schmeckt ma — wan ih wos kriag. Schlof hot da Kaiser koan bessern und wan ih guat ausgschlofn munta wiar, do schlog ih mit olla Freud mei Hapfn za da lochendn, tonzendn Welt. Geh zua, wer wird dan do sterbn!

Und wia der olt Spielmon a so hot nochgroadt, a wenk lusti und a wenk loadi, do mocht sei schlofends Weib nebn seiner an Heschaza, sindlt a pormol und schloft weita. — Da Luis draht sih stad und schauts on. — Ormi Haut. Olliweil kronk und sa bluati weh umanondgstessn wern unter 'n hortn Leutn! Host nix guats mehr af da Welt, bei Leppa nit — für dih war's schon ehnter a Glück, wan — wan d' Opfelblüah af dih war gfolln. — Won ih gach vasturb, wos sults dan onhebn, mein ormi, müahseligi Zilli? Müad jo grechn liegnbleibn af da Stroßn; da Hondwerchsbursch stupfts mit'n Stiefelspitz on: Wos liegg dan do für oani? und geht weita. Na, mei Zilli, dos nit, dos nit, do dabormast ma noh ins Grob eini. Ih muaß da bleibn. Ih kunt da dos oanmol nit ontoan, daß ih dih alloan liaß und valossn in deiner leßtn Not. Schau, mei Zilli, für dih is 's besser a so — und da Bam hot grod a wenk schlecht zielt, weil da Wind geht. — Do ghörst her, Röserl! sogg er ganz still und hoamla sogg er's: „Do ghörst her!“ und legg' d' Opfelblüah af sein Weib ihrn einbundnen Kopf.

Sie schloft ruasum und gspürt nix von Todeszoachn, däs zort und liablih af ihrer Stirn liegg.

Da Hapfnschloger Luis hot gmoant, hiaz war's in Richtigkeit und hiaz war er firti mit sein Denkn. Ober nit is er fiati gwen. — O du mei! follts 'n hiaz ein, wiar er ihr ins blassi Gsichtl schaut, ins ormi, guati Gsicht, wo Kummer und Not mit schorfn Stemeisn die vieln Runzeln und Foltn hobn ausgstemt! Is jo ah amol jung gwen, däs Gsichtl, und schön und hot blüaht wiar an Opfelbamblüah, weiß und rot. Und wia guat aß d' mas ollaweil gmoant host. Bar an iadn Bissn Brot host zerst af mih denkt, eh 's dir wos host vagunt. Vawoaselt und in Unfruat dastickt war ih ohni deina. Hiaz noh, wan gach a frischer Brockn Elend von Himmel follt af uns zwoa ormi Leut, bist du 's, de mih muaß tröstn — die Kronki in Gsundn! — Na, na, wanst du ma vasturbast, wos tat ih dan? Wos hebad ih on, muadaseelnaloan af dera traurign Welt. — Na na, Zilli, na na, dos toan ma nit, a so toan ma nit!“ — Völli zidernd greift er mit da Hond gegn ihrn Kopf und nimbb d' Opfelblüah wieda weg. Und wia 's weiß Röserl af sei Brust follt — loßt er's liegn.

Gach springg er auf, geht nochn Woldroan aussi und greift mit boad Händn noch sein Kopf. „O du mei himmlischa Herrgott!“ schreit er auf, „af dos hon ih jo noh nia denkt, af dos denkt ma jo zwenk! 's Sterbn is nit hort, oba 's Überlebn! Oans muaß do 's ander überlebn! Nit zan Ausdenken is 's! — Vasturb sie zerst, sa möcht ah ih neama weiterlebn, und blieb sie aloan zrugg, sa kunt ih nit amol in der ewign Rua a Rua findn — va lauta Daboarma. — O mei Gad, muaß denn erst von a holbvadortn Bam a frisch Blüahröserl folln, eh's mar inne wird, wie gern daß ma oanonda hot!“

Schillers Gedichte. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Schillers Gedichte sind zwar schon in unzähligen Exemplaren in den Händen des deutschen Volkes, aber noch immer gehören gute Ausgaben dieser ewig jungen Schöpfungen zu den meistbegehrten Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkte und da es auch Bücherfreunde gibt, deren Ehrgeiz es ist, noch eine besonders schön ausgestattete Ausgabe dieses poetischen Hausschatzes ihr eigen zu nennen, so darf der vorliegenden illustrierten Prachtausgabe ein glänzender Erfolg vorhergesagt werden. Die besten deutschen Illustratoren — darunter F. A. v. Kaulbach, Ferd. Keller, Edmund Kanoldt, Ludwig Burger, Alex. Wagner, W. Camphausen, W. Friedrich, W. Volz — haben zusammengewirkt, um die mit den Mitteln der bildenden Kunst darstellbaren Hauptmomente aus Schillers Dichtungen in malerischen Kompositionen wiederzugeben. V.

Büchereinlauf.

Novellen. Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

Das Duell. Ein russischer Militärroman von A. Kuprin. Übersetzung von Adolf Heß. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das ewige Gericht. Geschichten eines Menschen von Max Treu. (Berlin-Groß-Lichterfelde. Kahlenberg & Günther.)

Da hinten bei uns. Erzählungen aus dem Schwarzwald von A Supper. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1905.)

Die alte Posterin und andere Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. — **Die krumme Feder auf grünem Hut.** Ernste und heitere Erzählungen von A. Dessauer. (Beide erschienen bei A. Edlinger in Innsbruck. 1905.)

Schriften von Klementine Odendahl (Verlag Grevenbroch, Bochum): **Das Leben und der Martertod der heiligen Barbara. — Opy.** Indisches Märchen. — **Fritz.** Erzählendes Gedicht.

Ausgewählte Dichtungen. Von Heinrich Vierordt. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1906.)

Die Gleichnisse Jesu. Von H. Weinel. [„Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 46. Bändchen.] (Leipzig. B. G. Teubner.)

Marksteine für ein christliches Eheleben, aufgerichtet zu Nutz deutscher Braut- und Eheleute von Frau Marie Fischer, geb. Lette. (Dresden. Justus Naumann.)

Amerikanische Streiflichter. Von Karl Beck. (Leonhard Simon ne. Berlin.)

Roseggerstudien. I. Von „Zither und Hackbrett" bis zum „Waldschulmeister". Von Dr. Rudolf Latzke. (Korneuburg.)

Kalender des Deutschen Schulvereines für 1906. Redigiert von Hermann Hango. (Wien. A. Pichlers Sohn.)

Sächsischer Volkskalender 1906. (Dresden. Verein zur Verbreitung christlicher Schriften.)

Was soll ich werden? Praktischer Führer durch verschiedene männliche und weibliche Berufsgebiete. (Wien. Deutschösterreichischer Bürgerschullehrerbund.)

Unsere Haustiere. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof. 5. Lieferung. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die anticolämische Frühstück- und Abendkarte. Zusammengestellt von Josef Schmall. (Leipzig. Kommissionsverlag G. Vogt. 1905.)

Chronischer Magenkatarrh u. s. w. durch die Wasserkur geheilt. Dargestellt nach den persönlichen Erfahrungen am eigenen Körper von Adolf Wertisch. (Reichenberg, Böhmen. 1903.)

Kritik der Kritik. Monatsschrift für Künstler und Kunstfreunde. Herausgegeben von A. Halbert und Leo Horwitz. (Breslau. S. Schottländer.)

Vöslau. Von Wilhelm Geiger. (Vöslau. Selbstverlag der Gemeinde.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



F. K., Prag. „Was andere schon gesagt, müßte doch ich auch sagen dürfen", meinen Sie. Wir hingegen meinen, ein Schriftsteller müßte vielmehr das sagen, was andere nicht gesagt haben. Natürlich ohne Originalitätshascherei. Das was er sagt, muß nicht gerade richtig sein, aber es muß wahrhaftig sein, es muß seiner Gesinnung, seinem Wesen ent-

giosität, Moral, bäuerliches Maßhalten u. s. w. sind ausführlich behandelt, unter steter Gegenüberstellung derselben Gegenstände in der Kulturwelt. Von besonderer Eigenart und Wirkung sind die Kapitel über die „Unpersönlichkeit", die „spielende Energie" des Bauern, sowie über die „Dreiviertelkraft", mit der er arbeitet. Vielleicht, daß die vielen Exkursionen auf fremde Gebiete stellenweise das einheitliche Bild ein wenig beeinträchtigen und für manche etwa auch der ziemlich schwerfällige Stil, der aber tiefgründig und niemals langweilig ist. Was uns der Verfasser mit tiefster Sachkenntnis vorführt, es sind die norddeutschen Bauern. Und doch sind es auch die süddeutschen, die Grundzüge des Bauerntums sind hier wie dort dieselben. Der Verfasser sieht dieses alte Bauerntum entarten und zugrunde gehen — er sieht es mit wehmütigem Bedauern. Nicht so sehr als Brotgeber der Menschheit betrachtet er das Bauerntum, vielmehr kommt es ihm in Betracht als der große Vorrat physischer, geistiger, moralischer und religiöser Jugend und Gesundheit eines Volkes. Das deutsche Volk könne das Bauerntum nicht entbehren und es säge sich selber den Ast ab, auf dem es sitzt, wenn es das Bauerntum mit Kultur überzieht. — Hourts Buch ist unserer Zeit gesund, aber jedem wird es nicht schmecken, dafür sagt es zu viele Wahrheiten. R.

Religion gegen Theologie und Kirche. Notruf eines Weltkindes. Von Eduard Platzhoff-Lejeune. (Gießen. A. Töpelmann. 1905.)

Diese Schrift führt eine Sprache, wie man sie selten hören wird. Und doch steht zu vermuten, daß manche der Gebildeten über Religion, Theologie und Kirche ähnlich denken, soferne sie Christen sind. Daß sie es nicht laut sagen, hat viele Gründe. Um so vernehmlicher muß es der Berufene tun. Die religiöse Wärme, der entschiedene Freimut, die wohlwollende Behandlung auch des gegnerischen Standpunktes ist äußerst sympathisch. Mit der Auffassung der Person und Lehre Christi bin ich nicht durchwegs einverstanden, bestreite aber nicht einen Augenblick die Art und das Recht des Verfassers, so zu denken. Das ist persönlicher Standpunkt und immer allgemeiner wird zugegeben, daß jeder, der mit gutem Willen Christ ist, die Erscheinung Jesu Christi so auffassen darf und soll, wie sie gerade auf ihn in bezug auf Vervollkommnung und Glückseligkeit am ersprießlichsten wirkt. Also wird dem gebildeten Leser und wäre er auch selbst Theologe, diese Schrift nicht schaden. Und selbst einer, der im vorhinein und prinzipiell kirchlich gesinnt bleiben will, wird sich bei der Lektüre prüfen können, wo die Schwächen des Büchleins — oder seine eigenen liegen. M.

Die Liebe als Leitstern zur Lösung der Welträtsel. Ein Briefwechsel für jedermann. Von Ernst Gollnow. (Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1905.)

Es ist, sagt der Verfasser, sein Buch gut charakterisierend, in populärer Darstellung ein apologetischer Versuch, die Welträtsel auf dem Grunde der Liebe zu lösen. Was die apologetischen Bewegungen der Neuzeit (sei es in dieser, sei es in jener Konfession) Grundlegendes über die Liebe an den Tag gebracht, oder noch unausgesprochen gleichsam in der Luft der Zeit liegt, habe ich hier zusammenzustellen und in ein System zu bringen versucht. Will mir doch scheinen, daß alle Postulate der Zeit, namentlich auch die sozialen, auf eine Vertiefung der Liebe hinauslaufen, welche von der ersten Christengemeinde entsprungen — sich als das köstlichste Erbteil der Zeiten durch die ganze Geschichte der Christenheit bis in die Gegenwart durchgesetzt hat. S.

Die Friedhofsfrage. Konfessions- oder Simultanfriedhof? Ein Lösungsversuch auf Grund der Tatsachen von Eberhard Goes. (Gießen. Alfred Töpelmann. 1905.)

Das Buch führt unzählige Beispiele kirchlicher Unduldsamkeit in Friedhofs-, Begräbnisfragen u. s. w. an, die auf katholischer wie auf protestantischer Seite fort und fort begangen werden. Diese an sich über alle Maßen häßlichen Beispiele werden nicht entschuldigt, nur ein klein wenig gemildert durch ein besonderes Kapitel über die äußeren und inneren Gründe, die solche Konflikte verständlich machen. Es sind vielfach geschichtliche, geschäftliche, aber auch solche persönlicher Herzlosigkeit und Bosheit. Dann bespricht der Verfasser die Notwendigkeit und Möglichkeit gesünderer Zustände und macht „radikale Vorschläge". Uns scheinen einige dieser Vorschläge den harten Köpfen und Vorurteilen gegenüber zu zahm. Wir sehen hier keine mögliche Lösung des Knotens, er muß durchgehauen werden. Die Friedhof- und Begräbnisfrage ist eine weltliche, soziale, das kann doch kein Mensch leugnen. Und wer es grundsätzlich leugnet, der kann nicht überzeugt, der muß besiegt werden. Die Friedhöfe muß der Staat den Kirchen aus der Hand nehmen und auf denselben allen Staatsbürgern die gleichen Rechte einräumen. So lange das nicht ist, wird der Friedhof eine Quelle der Feindseligkeit sein. Denn bis die Leute so vernünftig und hochdenkend werden, auf „geweihte Erde" und kirchliche Formalitäten gelassen zu verzichten in dem Bewußtsein, daß die Erde überall Gottes und seiner Liebe ist — bis die Leute so wahrhaft religiös werden, das wird noch lange dauern. M.



Die Fahnlträgerin.

Eine fröhliche Geschichte aus dem Volke der Alpen von **Peter Rosegger.**

Am Ende leitet der Verein für Priesterschutz eine Verfolgung gegen mich ein, wenn ich wieder einmal einen schalkhaften Landpfarrer aufzeige. Ich habe an solchen Schalken im Talar halt einmal meine besondere Freude, es ist an ihnen so etwas Deutschderb-Christliches und seit Abraham Santa Clara hat mancher Eulenspiegel in der Kirche manche schläfrige Seele mit einem hellen Lachen aufgeweckt.

Da oben im Gebirge, in dem kleinen weitentlegenen Wildalpen, soll er gelebt haben, mein lustiger Pfarrer, ich habe ihn persönlich nicht gekannt, denke mir ihn aber als einen behäbigen ältlichen Herrn, der die Gaben Gottes, soweit sie in Wildalpen geboten werden, nicht verschmäht, mit derbem Wort und gerader Tat der Wahrheit die Ehre gibt und die Frömmigkeit, wenn sie ihm zu süßlich wird, gerne mit einem dreisten Spaße würzt. Von seinen Predigten spricht man noch heute, es sei ihm gerade gut zuzuhören gewesen. Weil er den Nagel stets auf den Kopf getroffen, so habe er auch bei vernagelten Köpfen etwas ausgerichtet.

Weitum war es bekannt, daß der Pfarrer von Wildalpen so possierlich predigen täte. Selbst in das neun Stunden entfernte Eisenerz hinüber war sein Ruf gedrungen. Dort kannten ihn etliche Krämer und Wirte sogar persönlich, weil er mehrmals des Jahres über das

sprechen. Dazu gehört nun freilich ein bißchen Persönlichkeit. Da sich aber niemand auf seine Gesinnung, Weltanschauung, ja selbst nicht einmal auf Erfahrung für alle Ewigkeit verlassen kann, so muß der Schriftsteller sich das Recht vorbehalten, sich irren zu dürfen, aber auch die Pflicht, erkannten Irrtum freimütig einzugestehen.

Z. M. Z., Dresden. Sie schreiben, Sie hätten Talent ohne Eitelkeit. Wir haben Ihre Novelle gelesen und Sie gestatten uns, zu sagen, daß gerade das Umgekehrte der Fall ist.

F. R., Graz. Es taugt nicht, wenn der Kritiker oder der Leser die Dichterwerke in bestimmte Gegenden und Zustände verlegen will, wo sie spielen sollen. Selbst der sogenannte „historische Roman" ist stets mehr Roman als Historie. Auch wenn der Erzähler an bestimmte Ereignisse anknüpft, wird er die also entstandene Fabel vermöge seiner künstlerischen Artung immer lieber idealistisch als geschichtlich lösen. Das ist seine Aufgabe. Die Geschichte ist eine spottschlechte Dichterin, wie oft läßt sie Dinge geschehen, die wenigstens scheinbar nicht genug motiviert sind. Da muß nun der Dichter die Geheimnisse zu lüften suchen. Das geschieht nicht so, daß er engbegrenzte Einzelfälle haarscharf dartut, vielmehr arbeitet er das typische heraus. Man kann nicht sagen, daß z. B. Roseggers „Waldschulmeister" in Mürzsteg, „Gottsucher" in Tragöß, „Jakob der Letzte" in Krieglach-Alpel, „Das ewige Licht" in Aussee spiele. Solche Stoffe sind allgemeinerer Natur und können in gewissen Zeitläuften dort und da vorkommen und vorgekommen sein. — Wenn der Leser einer Geschichte den richtigen Genuß haben will, so muß er gläubig wie ein Kind sein und mit seinen Gedanken nicht immer außerhalb der Erzählungssphäre herumlauern, ob wohl auch alle gewöhnliche Wirklichkeit mit der Dichtung stimme.

U. O., Wien.

„Mit der Fiedel sollst du pfeifen,
Mit der Pfeife geigen lernen,
Mit den Händen sollst du sprechen,
Mit dem Ohre schweigen lernen."

Wollen Sie dieses Sprüchlein deuten?

K. K., Wien. Lesen Sie den Aufsatz „Der neue Mensch" von Dr. Max Friedrichs in der „Deutschösterreichischen Lehrerzeitung". Wien. 1905.

Dr. **M. L. K., Berlin.** Ihre Anfrage benütze ich zur willkommenen Gelegenheit, meinen Lesern mitzuteilen: Meine Bücher des Oktavformates sind mit Stereotypen hergestellt, bei der nächsten Gelegenheit werden in einzelnen Bänden Änderungen Platz greifen, die mit dem Verleger bereits vereinbart sind. In „Allerlei Menschliches" wird weggelassen: „Dismas", „Der Rufer in der Wüste", „Das Meisterstück des Zimmermanns". In der „Sonntagsruhe" wird weggelassen: „Der Fischer von Bethsaida." In „Mein Himmelreich" wird weggelassen: „Vom Manne der frohen Botschaft", „Die letzte Rast", „Das ewige Leben", „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke". Diese Stücke werden aus genannten Bänden deshalb ausgeschaltet, weil sie seither in das Buch I. N. R. I., als zu diesem Werke gehörig, aufgenommen wurden. In „Allerlei Menschliches" werden ferner gestrichen die Zeitaufsätze: „Die Kreutzersonate", „Offenes Schreiben an Herrn Henrik Ibsen", da ich sie bei tieferer Einsicht nicht mehr verantworten kann. Aus demselben Grunde wird in den „Feierabenden" gestrichen: „Sankt Joseph der Zweite." In „Meine Ferien" hat der Aufsatz „Eins von Robert Hamerling" wegzubleiben, weil derselbe später in dem Büchlein „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling" mitverarbeitet wurde. Im „Höhenfeuer" bleibt künftig weg: „Zi-zii! Zi-zii", weil dieses Geschichtchen mittlerweile zur dramatischen Idylle „Verliabti Leut" („Stoansteirisch") umgewandelt worden ist. In „Allerhand Leute" wird der Aufsatz „Ein Naturfreund" gestrichen, der dem „Geschichtenbuch des Wanderers" zu eigen ist. In den „Schriften des Waldschulmeisters" wird „Die Antwort des Einspannig" einer Kürzung unterzogen. — Soviel einstweilen durch meine Bestimmung. In bezug auf Unreifes und Unzulängliches überlasse ich die Redaktion eventueller späterer Ausgaben getrost einem Manne, der dazu ein vorurteilloses Empfinden und ein scharfes Messer mitbringt. R.

M. J. K., Leoben. Nichts stumpft literarisch so sehr ab, nichts lähmt so sehr, als das fortwährende Lesen von Dilettantenmanuskripten. Also verschonen Sie uns.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. September 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Erhaltung der Feldfrüchte drei Rosenkränze beten, den freudenreichen, den schmerzhaften und den glorreichen.“ Dann kniete er wieder hin, begann das langwierige Gebet, das von der ebenfalls sich niederknienden Gemeinde eintönig nachgebetet wurde. Die Eisenerzer Herren schauten einander mit langen Gesichtern an, dann duckten sie sich noch weiter nach rückwärts, sachte dem Ausgange zu. Und wie sie abfahren wollten, war jetzt die Kirchentür zugesperrt — sie konnten nicht hinaus. Mit Entsetzen sahen sie sich verurteilt zum Psalter. Um nicht aufzufallen, mußten sie ebenfalls niederknien auf den steinharten Boden; wenn auch einer und der andere sein Sacktuch unters Knie bauschte, wenn sie auch einmal das rechte, einmal das linke Knie vorspannten, so blieben doch die Rosenkränze höchst schmerzhaft — alle drei.

Als endlich, endlich nach geendetem Gottesdienste der Küster kam und mit einem absichtlich höchst einfältig stilisierten Gesicht die Kirchentür aufsperrte, huschten die fremden Gäste hinaus und davon und waren fürder nicht mehr leckerig auf eine Predigt des Pfarrers von Wildalpen.

Solche Geschichten also werden erzählt von diesem Dorfpfarrer, der eines Abends auf dem Kirchplatz stand hinter der Linde und heimlich einem sauberen Almdirndl zuschaute. Er wird eigentlich wohl nicht so sehr gelugt haben, weil sie so frisch und sauber war, denn solche Dirndeln sind nichts Neues in Wildalpen, als vielmehr, weil sie so andächtig vor dem großen Kruzifix kniete und betete. Einen schwarzen Filzhut hatte sie auf und ein blaues Röcklein an, das hoffentlich etwas weiter hinabgehen wird, wenn sie erst nicht mehr kniet. Neben ihr auf der Erde war ein weißes Bündel mit Achselbändern. Als sie nach verrichteter Andacht aufstand, trat der Pfarrer vor und fragte sie ohne weiters: „Nau, Dirn, woher? wohin?“

„Küß die Hand, Hochwürden!“ antwortete sie, derweil sie sich zu schaffen machte, das Bündel aufzuladen. „Von der Alm herab und nach Mariazell.“ Er setzte sich auf die Kniebank hin vor das Kreuz und lud sie ein, doch auch ein wenig zu rasten. Gar weit würde sie ohnehin nicht kommen an diesem Abend.

„Wenn's halt noch bis Weichselboden tät geh'n,“ sagte sie.

„Oho! Das wirst nimmer dermachen mögen.“

„Müd bin ich noch gar nit, von der Brennalm komm' ich herab. Das Almvieh haben wir gestern abgetrieben ins Gams hinüber, wo ich daheim bin, und jetzt will ich g'rad einmal unserer lieben Frau Dank sagen gehen, daß mir meine Küh' und Kalben und Säue gesund sind verblieben über den Sommer und ich meinem Bauern hübsch ein eichtl Butter und Käs hab' können heimschicken.“

Gebirge herüberkam mit einem alten Buckelkorbe, um Kochsalz, Schnupftabak, Schreibzeug und andere Notwendigkeiten einzukaufen, die in seiner Wildnis zeitweise nicht zu haben waren. Wie ein Hochgebirgler kam er daher in Knielederhose, grünen Wadenstrümpfen und grobgenagelten Bundschuhen. Nur sein Kollare hatte er um den Hals gebunden und auch den Handküssen der Weiber und Kinder wehrte er nicht; das ist ja nicht dem alten Adam in mir vermeint, sagte er, sondern der heiligen Weih, die auch hinter der Lederhose überallhin mitgeht. Manchem halbgewachsenen Dirndl griff er ans Goderl: „Na, wie du aber wachst, Annamirl, das ist frei aus der Weis', da muß ich dir ja bald einen braven Mann suchen! Na, tu' nur schön brav bleiben; Gott behüte dich!"

Da war es einmal, daß mehrere Eisenerzer Herren sich verabredeten, sie wollten doch einmal eine Bergtour machen nach Wildalpen hinüber, um den originellen Pfarrer predigen zu hören. Und das taten sie ihrer fünf oder sechs, auch der Bergverwalter und der Rentner waren dabei, und der Zolleinnehmer, der schon seit Jahren inwendig keine Kirche gesehen und dessen Hosen immer nur beim Sitzteil, nie aber bei den Knien zu flicken gewesen, weil er wohl auf den Wirtsbänken, aber in keinem Betstuhl daheim war. Am Vorabend gingen sie bis zu einer schlechten Hütte auf der Eisenerzerhöhe, um am nächsten Tage, einem Sonntage, rechtzeitig zur Predigt in Wildalpen einzutreffen, was sie auch nach angestrengten Märschen zuwege brachten. Das Kirchlein war schon gefüllt mit Andächtigen und die vornehmen Gäste bargen sich möglichst hinter den Pfeilern, um von dem Pfarrer nicht etwa unzeitig bemerkt zu werden. Der mußte sich doch mit seinen Bauern allein wissen, um nach guter Gewohnheit loszulegen.

Daß vor der Predigt in der Sakristei der Pfarrer und der Küster die Köpfe zusammensteckten, ist dem Erzähler wohl bekannt, aber die andern wußten es nicht. Und ist zu sagen, daß die Eisenerzer Herren mit Spannung auf die Predigt warteten, obschon dem dicken Rentmeister das Stehen gleich zum Beginne sauer ankam. „Grobe Wetter dauern ja nicht lang," damit trösteten sie sich.

Endlich erschien der Pfarrer auf der Kanzel. Ganz gleichmütig las er das Evangelium, betete dann das Vaterunser, was die Herren hinter den Pfeilern für ziemlich überflüssig hielten. Dann stand er auf, zog das blaue Taschentuch hervor, schneuzte sich schmetternd, wendete sich gegen den Kirchenraum und begann:

„Meine lieben Pfarrkinder! Ich hab' mir's heut' überlegt. Was ich euch zu sagen hätt', das wißt ihr eh, befolgt nur das fleißig, was ich euch schon gesagt hab'. Heut' wollen wir statt einer Predigt um

Das Dirndl war über die ihr in Aussicht gestellte Würde ganz verblüfft. „Wenn die alte Fischerin mich kunnt brauchen!" sagte sie kleinlaut.

„Bist schon einmal mit einem Roß gefahren?"

„Das freilich wohl nicht. Aber Fahnl hab' ich auch noch keins getragen. Ich möcht' mich nicht schicken können. Die Fahnltrager müssen vorausgehen und ich weiß den Weg nicht recht gut."

„Hättest ihn für dich allein nicht verfehlt, wirst ihn auch mit der Prozession nicht verfehlen. Dein Bündel muß dir wer anderer tragen, das versteht sich. Und zehrungsfrei gehalten wirst von der Gemeinde. Ist alter Brauch."

„Um das gehts mir nicht. Etliche Sechserln hab' ich wohl selber bei mir. Aber mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß bei der Zellerprozession ein Weibsbild Fahnltragen tut."

„Gelt! Die Mariazeller werden einmal schauen, wenn die Wildalpner mit einer bildsauberen Fahnlträgerin anrucken!" rief der Pfarrer lustig aus. „Also? Abgemacht und petschiert!"

„Na, Herr Pfarrer, na. Zu tot schamen tät ich mich mit der Fahn'. Ich taug' nicht dazu. Werd's doch noch so viel ein Mannsbild zusammbringen in Wildalpen, daß er die Fahnstang' tragt!"

„Mannsbilder genug, liebe Dirn, Mannsbilder mehr als zu viel. Aber zu hoffärtig und nixnutzig sind sie mir für die Fahn'. Fuchteln um damit wie mit einem Peitschenstecken. Und nicht aufpassen. In der Veitsch drüben hat gar einmal einer frühmorgens, wie die Wallfahrer vom Wirtshaus fort sind, verschlafenerweis' statt der Fahnenstang' die Ofenschüssel derwischt; daß die Leut' heut noch darüber lachen. Na, na, Maria, die Fahn' mußt morgen du zu dir nehmen. Die Zeller Muttergottes wird uns doppelt gnadenreich sein, wenn wir mit so einer braven, demütigen Fahntragerin anrucken. Also, es bleibt dabei. Um fünf Uhr ist die Meß, nachher hebst dir dein Fahnstangel aus dem Bankhalter und wir marschieren in Gottesnamen ab."

Überredet hat er sie. Was kann ich denn machen? dachte die Almerin. Gegessen hab' ich jetzt im Pfarrhof und über Nacht bleib' ich im Pfarrhof; wenn er wahrhaftig will, daß ich's Fahnl trag', so wär's eine rechte Undankbarkeit, wollt' ich mich noch länger spreizen. Und sagt: „In Gottesnamen, Herr Pfarrer. Ich hab' den Futterkorb dertragen auf der Alm, ich werd' das Fahnl auch noch dertragen mögen."

Das war festgemacht. Dann stand schon die Haushälterin mit dem Kerzenleuchter da, daß sie das Dirndl in den Stadl hinausbringe aufs Stroh. Der Pfarrer gab der Almerin noch den Abendsegen: „Schlaf' dich aus, lass' dir was Gutes träumen und denk', wenn's wieder Nacht wird, sind wir in Mariazell."

So plauderte sie treuherzig und schaute aus dem roten Rundgesichtlein munter auf den Pfarrer hin.

„Almerin," sprach hierauf dieser: „Du bleibst heut' da und morgen gehst mit uns. Du weißt es doch, daß wir Wildalpner morgen auch nach Mariazell gehen — mit der Prozession. Müssen freilich schon mit dem Haushahn auf, wenn wir beizeiten in Zell sein wollen. Deswegen gehst bald schlafen. Magst nicht im Pfarrhof über Nacht bleiben?"

Dem Dirndl war das recht, aber die Haushälterin nachher wollte Umstände machen. „Wo tät ma's denn hin, das fremd' Weibsbild? Im Kaplanstübel sind jetzt die Hühner und das Bischofzimmer ist voller Krautgebel, wissens eh, Herr Pfarrer!"

„Ah mei, für mich ist gleich was gut!" versicherte die Almerin bescheidentlich. „Im Stadl auf ein' Schaub Stroh schlaf' ich wie ein Ratz!" —

Nachtmahl essen taten sie selbander zu dreien. Es gab Eierschöberl mit Milch, aber als der Pfarrer eine wohlverkorkte Flasche Apfelwein auftun wollte, fand die Haushälterin den Stoppelzieher nicht und erinnerte, daß die Zellerprozession am nächsten Morgen zeitlich abziehen müsse.

„Was glaubst, Dirndl!" rief der Pfarrer plötzlich und hieb seine flache Hand auf den Tisch, daß die Almerin schier erschrocken einzuckte, „bist denn so schreckig, Nandl oder Kathl oder wie du heißt. Oder bist eine schlimme Liesel?"

„Nix derraten, Herr Pfarrer," antwortete die Almerin. „Heißen tu' ich wie dieselbige, die wir morgen heimsuchen gehen." Aus Schämigkeit darüber, daß sie sich unbedacht mit der Gottesmutter verglichen hatte, deckte sie eine Wange mit der Hand zu und mit dem anderen Auge forschte sie aus, was der Pfarrer zu einer solchen Hoffart für ein Gesicht machen werde.

Dieser aber knüpfte von vorne wieder an: „Also Maria! Was glaubst, Maria, wirst uns Wildalpnern morgen das Fahnl (Fähnchen) vorantragen? Spaß und Ernst auch, wir haben keinen Fahnltrager; der Kirchenbub, der sonst mit der Fahnenstang' gegangen ist, fahrt mit seinem Rössel hintendrein, mit der alten Fischerin, die zu Fuß nicht mehr mitkommen kann. Andere Mannsbilder wird's wieder nicht viel geben. Will ja keiner mit bei der Prozession. Lauter alte Weiber. Und gleich, Dirndl, wie ich dich heut' hab' gesehen, was du für ein nutzes Stuck bist, hab' ich mir gedacht, das wär' die richtige Fahnlträgerin. Ein sauberes rotes Fahndl, ist die heilige Barbara drauf, den Wildalpnern ihre. Und recht komod zu tragen. Gar nix schwer, aber eine Ehr', wie die Leut' sagen. Dem Kirchenbuben tut's eh leid, möcht' eh lieber mit der Fahnstang' gehen, wie mit der alten Fischerin."

die einsame Wanderin stehen und horcht. Ob man am Ende nicht schon die Wallfahrerprozession beten oder singen hört hinten drein? Oder ob der Herr Pfarrer nicht etwa gar den Kirchenbuben nachschickt, um die Flüchtige einzuholen und mit Ernst zurückzuführen zu ihrer Pflicht. Dann eilt sie weiter, je heller der Tag, je schneller ihre Schritte. Nach Stunden kommt sie ins Dörfchen Weichselboden, das in einem stillen Wiesentale liegt zwischen schauerlich aufsteigenden Felswänden. Sie hätte Hunger und Durst, wagt es aber nicht, im Wirtshause einzukehren aus Angst, die Prozession von Wildalpen könnte sie einholen. Ein Stück Brot und ein wenig Käse holt sie aus ihrem Bündel hervor, an der Quelle Wasser trinkt sie, und eilt weiter. Die Straße geht bergan und talab. Holzknechte und Steinschläger, Kohlenfuhrwerke, auch Roheisenwagen begegnen ihr in der Bergwildnis, und mancher Hirt treibt seine Herde daher und ruft ihr ein munteres Wort zum Gruße zu. Marand Josef, denkt sie, wenn mich alle diese Leut' gesehen hätten mit der Fahnlstang', zu Tod hätt' ich mit geschamt, in den Erdboden hinein, und ist er auch noch so steinhart.

Hoher Mittag, da kommt sie ins Gußwerk, wo die großen Hochöfen stehen und Eisenhämmer und die weiße Kirche. In diese kehrt sie ein wenig ein, um sich andächtig vorzubereiten auf Mariazell, dem sie schon nahe ist. Dann spricht sie bei einer kleinen armen Hütte um einen Löffel Suppe zu; bei großen Häusern, denkt sie, kriegt man ja ohnehin nichts geschenkt. Rückt dann wieder ihr Bündel zurecht und wandert rasch — sich immer umsehend, ob ihr nicht etwa die Wildalpener schon auf der Ferse seien — nach Mariazell hinein, wo sie ganz verschwitzt und erschöpft ankommt.

In der großen Wallfahrtskirche bringt sie ihren Ankunftsgruß der lieben Frau und dann eilt sie wieder ins Freie, um nach der Wildalpener Prozession auszuschauen. Diese kommt erst gegen Abend an. Das rote Fähnlein mit dem funkelnden Kreuz flattert über der kleinen Schar von Weibern, Greisen und einigen jungen Burschen, die während des lauten Singens ihre Augen vorwitzig nach allen Seiten ausflattern lassen. So viele und schöne Häuser, eine so prachtvolle Kirche und so allerhand Leute sieht man in Wildalpen freilich nicht. Ein weißköpfiger Alter, der den Hut hinten am Nacken hängen hat, trägt die Fahne, sicher und würdig trägt er sie und neigt sie dreimal vor dem Kirchentor. Hinter ihm geht der Pfarrer im Chorrock, und unsere Almerin, die sich hinter eine Mauer duckt, ist es, als schaue er finster drein und strampfe mit den Füßen wie einer, der auf jemand einen großen Zorn hat.

Sie schleicht hinaus auf den Markt und kauft sieben kleine Kühe aus rotem Wachs und drei Kälbchen aus weißem. Diese trägt sie in

Also führte sie die Haushälterin hinaus ins Wirtschaftsgebäude, über eine Leiter hinauf und wies ihr einen Haufen Stroh an. Ein etwas mürrisches „Gute Nacht!“, dann ging sie mit dem Kerzenlicht über den knarrenden Bretterboden hin und dachte: Was sich unser Herr Pfarrer doch immereinmal für Leut' aufgabelt! So ein bunkig's (rundliches) Weibmensch Fahnl tragen! Und morgen früh wird sie ihren Kaffee haben wollen.. Der Herr Pfarrer hatte auch noch einen Gedanken, bevor er am selbigen Abend einschlief. Schade, daß ich's vorigen Sonntag noch nicht hab' verkünden können, was wir dies Jahr für eine Fahnltragerin haben. Da hätten sich gleich alle Burschen von Wildalpen zur Prozession gemeldet.

Die ärgsten Gedanken aber hatte unser Almdirndl auf dem Stroh. Als Kopfkissen hatte sie ihr Bündel gelegt und die Füße hatte sie ins Stroh gebohrt. Sonst war ihr warm. Aber immer mußte sie dran denken. Geradezu die Versuchung war da, ihr Wort nicht zu halten. Jetzt erst bedachte sie recht, was sie da zugesagt hatte. So ein einfältig Almdirndl, das immer nur beim Vieh gewesen, das alleweil am liebsten bei ihren Kühen und Kalben allein ist gewesen und nicht weiß, was sich schickt — das soll jetzt vor dem Leutschock her Fahnltragen! Und was sie für ein Gewand an hat! Hätt' man so was vorher gewußt, wollt' man den roten Sonntagskittel angelegt haben und die weißen Baumwollstrümpf'. Und wenn die Mannerleut' hinten drein gehen und heimlich ihr Gespött treiben! Und schon ums Kaiserg'schloß in der Radmer nicht! Sie tut's nicht. Das Fahndl soll tragen wer will, sie tut's nicht. Aber was wird der Herr Pfarrer sagen, der ihr drum so gut zugeredet hat und dem sie zugesagt hat? — Da gibt's kein anderes Mittel als durchgehen. — Kein Aug' hat sie zugetan. Die Kirchenuhr schlägt zwölf und nach einer langen Weile eins. Du liebe Welt, wie stad (langsam) die Zeit vergeht, wenn der Mensch so da liegt und keinen Schlaf hat. Endlich schlägt es zwei Uhr. Noch drei Stunden und sie muß an die Fahnenstange. Jetzt geht der Mond auf und scheint wässerig durchs Dachfenster herein. Da hebt sie sich hastig, schüttelt das Stroh von dem Gewand, nimmt ihr Bündel auf, hängt sich's auf den Rücken, steigt vorsichtig die Leiter herab. Und wie sie in der freien kühlen Nacht steht und vor ihr die Straße blaß und still dahin liegt, da läßt sie einen frischen Atemzug aufspringen und eilt wegshin — die Richtung gen Mariazell. Finsterer Wald, bisweilen blinkt ein Mondstrahl auf die Straße, dann wieder steht der Mond hinter hohen Felsen und in der Schlucht rauscht die Salza. Endlich wird der Himmel blasser über den Gebirgskämmen, kalter Wind fächelt in den Bäumen, helle Vogelstimmen werden laut — es kommt der Tag. Dort, wo die Straße durch eine stille ebene Au führt, bleibt

der Bank, nahm ihr das ohnehin zusammengeschrumpfte Bündel ab und hing ihr einen Lederriemen um die Achsel, an dem unten eine Hülse war. Dann hob er aus einem Fahnenhalter vor dem Gnadenaltar das rote Fähnlein mit dem Bildnisse der heiligen Barbara, gab es dem Dirndel in die Hände, das untere Ende der Stange in die Hülse versenkend. So jetzt war sie angeschirrt. Aber das war ja federleicht zu tragen und nahm sie sich vor, gewissenhaft und tapfer ihren Beruf zu erfüllen. Stramm voraus. Hintendrein die alten Weiber und Dirnen und Greise und Bursche — auch die zwei mit dem grünausgebrämten Lodengewand. Sie hörte flüstern und kichern. Das ist ihr jetzt schon alles eins, wenn sie sich ausgekudert haben, werden sie schon aufhören. Ihr schwarzes Hütlein hatte sie sich fest in die Stirn gedrückt. Als Frauenzimmer kann sie es auch beim Beten und Singen aufbehalten und braucht es nicht an den Rücken zu hängen. Der Herr Pfarrer guckte mit stillem Wohlgefallen auf die tapfere Büßerin und wenn Leute, die sie auf der Straße begegneten, stehen blieben und mal dreinschauten, was die Wildalpner für eine saubere Fahnenträgerin haben, war der Pfarrer nicht wenig stolz darauf und sagte sogar das Wort: „Paßt auf, der Schock wird bald wachsen. Dieser Fahne folgen auch die Waldlotter!“ Denn es hatten sich schon etliche Holzhauer und Pechschaber angeschlossen und sogar ein schmucker Jägerbursch’ ging eine Strecke mit der Prozession und surrte den Psalter, sein Auge andächtig auf die Fahnenstange gerichtet.

In Weichselboden kehrten sie ein wenig im Wirtshause zu und Maria lehnte die Fahne neben der Türe an die Wand, um die Schale Kaffee zu trinken, die sie vermöge ihres Amtes vorgesetzt bekam. Ein wenig schämte sie sich zwar darob, doch tauchte sie mutig ihre Semmel ein und genoß die wohlverdiente Sach’, immer mit dem Auge wachsam. Plötzlich sprang sie auf, eilte zur Türe hinaus und erfaßte dort einen der grünverbrämten Lodenburschen am Kragen: „Oho Bübel! Derweil gehört das Fahnl noch mein!“ Und entriß ihm das schon zusammengerollte Fähnlein, das er von der Stange gelöst hatte, in der Absicht, es ihr scherzeshalber zu entwenden. Er ließ sie nicht willig los und da im Augenblick die Ringenden sonst niemand sah, so suchte der lebfrische Bursch im Kampfe um die Fahne seinen Arm um ihren Nacken zu schlingen und ihr Rundgesichtchen an seinen Mund zu bekommen. Aber das Almdirndl wehrte sich so heldenhaft, daß er weder Fahne noch Kuß eroberte, vielmehr unter Gelächter Herbeieilender mit Schand und Spott abziehen mußte. Der Pfarrer hatte zum Glück von diesem Angriffe nichts gewahrt, sonst hätte es wohl ein höllisches Wetter setzen mögen.

Es dunkelte, es wurde finster und sie waren noch lange nicht daheim. Das Beten unterwegs hatten sie aufgegeben, stolperten und

die Kirche und an der Mariensäule, wo über einem Haufen ähnlicher Wachsgebilde viele Lichter brennen, legt sie ihre Opfer hin, und kniet davor nieder, und während die Wildalpener weit hinten an dem Gnadenaltar ihren Preisgesang tun, gedenkt die junge Almerin ihrer Herde von der Brennalm und betet in Einfalt für jede Kuh und jedes Kalb und jedes Schwein, daß die Himmelmutter, so wie den Sommer über, sie auch im Winter beschützen möge. In der Kirche, in den Winkeln und Seitenkapellen, in den Gewölben und Kuppeln dunkelt der Abend, Maria, die Hirtin, kniet unbeweglich vor dem Lichterherd und ist versunken in liebevolles Gedenken an ihre Tiere. Sonst hat sie bisher ja niemandem begegnet, der so sehr ihrer Liebe bedurfte als die guten Rinder mit den treuen großen Augen. Das Gefühl war süß, und doch ist der Maid nicht ganz wohl zumute gewesen bei dieser Andacht. Wenn sie jetzt zum Beichtstuhl gehen soll, so wird sie auch sagen müssen, daß sie eine gar weltlich gesinnte, eitle, unverläßliche Person ist. Der Beichtstühle gibt es in allen Winkeln und in jedem sitzt einer drinnen. Sie sieht, wie ein paar Wildalpnerburschen in grünverbrämtem Lodengewand an den Beichtstühlen hinschleichen und überlegen, in welchem der nachsichtigste Beichtvater sitzen könnte. 's ist ein Unterschied und mancher Knab' hat ein besonderes Bündel, das er daheim beim eigenen Pfarrer nicht gerne auspackt. Jahre alte Sachen sind drinnen, die man nur auf der Wallfahrt anbringen mag. In einer gar dunklen Nische steht ein Beichtstuhl und den wählt unser Almdirndl. Und bekennt dem würdigen Greis, der drinnen sitzt, ihre Sünden. Besonders die von Wildalpen, wie sie dort vom Herrn Pfarrer so gütig in der Herberge aufgenommen worden sei, recht tüchtig gegessen habe, wie sie das Fahnltragen versprochen hätt', dann aber in der Nacht ganz leichtsinnig durchgegangen wäre.

Und was sagte auf dieses Bekenntnis der Beichtvater? „Liebes Kind! Da du deine Sünde beichtest und bereuest, so will ich dich davon lossprechen und dir eine heilsame Buße aufgeben. Hast du das Wildalpener Fahnl schon nicht ausgetragen, so wirst es heimtragen."

Und jetzt merkte sie 's erst zu ihrem Schreck, ihr Beichtvater war kein anderer als der Herr Pfarrer von Wildalpen. — So ungeschickt! Just den zu erwischen! grollte sie zornig sich selber aus. Es muß mir rein aufgesetzt sein, daß ich Fahnltragen muß. Nau meinetwegen, Buß' ist Buß' und so eine Fahnstang' wird mich auch noch nicht umbringen.

Dann am Mittag des nächsten Tages, als alle und jedes ihre frommen Obliegenheiten verrichtet hatten, sammelten die Wildalpner sich in der Kirche, um in guter Ordnung auszuziehen, wie sie eingezogen waren. Da winkte der weißköpfige Alte die Maria aus

ab. Also ich darf ihm sagen, daß er kommen mag? Schon am nächsten Sonntag, wenn Ihr wollt', schmeiß' ich Euch von der Kanzel herab."

Mit großen Augen, fast erschrocken, schaute sie auf, was ihr da widerfahren soll mit dem Burschen, von dem sie seit der Wallfahrt immer hat träumen müssen.

„Siehst du," rief der Pfarrer, „siehst du, Dirndl, den Mann schickt dir die Zeller Mutter für's Fahnltragen!"

Kathrein sperrt den Tanz ein.

Ein Volksbild von **Luise Seidl-Perschmidt.**

Was hat denn der Herr Pfarrer predigt heut'? — fragte die alte Drischtrammerin beim Mittagessen ihre Hausleute, die um den mächtigen Ahorntisch herumsaßen und dem Sonntagsbraten eifrig zusprachen.

„Mein, was wird er predigt haben! 's Evangeli vom Samenkorn hat er fürg'lesen und drei Brautpaar' sind verkünd' worden: die Humerlehner Nani mit dem Moisenlois, die Seppenhansenliesl mit 'n Natzlböck-Schorschl und die alte Schuastarin mit 'n Wirt auf der Schneid'."

„Hat's auch noch not, dö alte Schachtel, daß 's no amal heirat," brummte der Hausvater.

„Und dö G'legenheit, hat er g'sagt, der Pfarrer, kann er nöt vorbeigeh'n lassen, ohne seine Pfarrkinder zu ermahnen, eine christliche Hochzeit z'halten, beileibe koan Tanz."

„Oje, a sitzede Hochzeit, so was Labs!" so urteilten die jungen Leute, „das is ja wie bei einer Totenzehrung!"

„Ja, der Herr Pfarrer will's Tanzen no ganz abbringen, hat er g'sagt."

„Dö Wirtsleut', die ein' Tanz zulassen, sagt er, sind verantwortli für die Sünden, die dabei begangen werd'n, und ein Segen Gottes kann auch bei so einer Hochzeit nöt sein; denn der Tanz, sagt er, ist ein Kreis, in dem inmitten der Teufel drin sitzt. An und für sich wär' er wohl keine Sünd', aber zur Sünd' verleiten tut er."

„Zu meiner Zeit," wandte die alte Hausmutter ein, „da hat tanzt werden dürfen, in allen Ehren freili, und so viel Putz und Hoffart hat's auch nit geben untern Weiberleuten wie heut', wo jed's Deanstmensch daherkommt wia a Stadtfräuln. Damals haben dö geistlin Herrn selber zuag'schaut beim Tanzen."

„Wie wird's denn aft dö Wochen," fragte die schwarzköpfige Rosi, die Bauerntochter, „därf bei uns im Haus nach dem Ruabnschäl'n und Krautschneiden nöt tanzt werd'n wie alle Jahr?"

tappten nur langsam so dahin auf schlechtem Wege. Der weißköpfige Alte hatte der Maria die Fahne abnehmen wollen, um sie einzuwickeln und die Stange bequemer über der Achsel tragen zu können. Aber das Dirndl gab sie nicht her, hoch aufrecht wie am Tage trug sie die Fahne auch in der Nacht, sie tat's ja nicht der Leute wegen und Gott hat auch in der Nacht helle Augen. Die Schar war merklich kleiner geworden und als endlich das Dörfchen Wildalpen erreicht wurde, löste sie sich schon halb verschlafen auf. Aber ehe das Dirndl noch die Fahne an den Alten abgeben konnte, war ein Augenblick, daß der grünausgebrämte Bursch neben ihr stand und ihr etwas ins Ohr flüsterte. Da schwang sie die Stange: „Soll ich Dir eins geben?!"

Am nächsten Morgen wanderte das Dirndl seiner Heimatgegend zu und es kümmerte sich niemand mehr um sie — ausgenommen der eine. Der junge Großbauer Steinschlachtiger ging eines Tages nach der Messe dem Pfarrer zu auf dem Kirchplatze und er möchte wissen, was es mit der Fahnlträgerin sei?

Schief blinzelte der Pfarrer den Grünbesämten an und sagte endlich: „Schau du! Gewundert hätt's mich, wenn du nicht gekommen wärst fragen. Hab's wohl wahrgenommen dazumal auf der Wallfahrt. Aber ich bin nicht so dumm, dir ihren Unterschlupf zu verraten."

„Meiner Seel', Herr Pfarrer, die möcht' ich heiraten!"

„Das glaub' ich dir, Franzl. Aber ich fürcht', einen solchen Lotter nimmt sie nicht."

„Mich ziemt, wenn ich die hätt', so wollt' ich brav werden."

„Das ist eine Red," antwortete der Pfarrer. Aber als dieser nachher bei einem Amtsbruderbesuch in Gams der Maria begegnete, die im schlechten Kitterl mit dem Spaten auf der Achsel ins Erdapfelgraben ging und er bei ihr gleich das Kuppeln versuchte für den jungen Burschen, antwortete sie scharf: „Er hat gesagt, wenn er mich hätt', nachher wollt' er brav werden? Ich laß' ihm sagen: Wenn er erst brav wird, nachher kann er mich haben."

Drauf ein wenig ungleich der Pfarrer: „Aber 's ist ein blutarmer Bursch', muß ich sagen. Steinerschlagen tut er und geht's halt ein bissel kümmerlich her in seiner Hütten."

„Das macht mir nix, das Kümmerliche bin ich eh gewohnt. Wenn er brav wird, so mag ich ihn."

„Jesseles, Madl!" rief der Pfarrer aus und faßte sie an beiden Händen, als ob er auf der Straße mit ihr eins tanzen wollte, „du machst ja dein Glück! Ein reicher Bauer ist er. Der größt' in meiner Pfarr'! Und brav ist er so weit auch — wenn man die verliebten Übermütigkeiten ausnimmt. Und die gewöhnen sich im Ehestand bald

Beim „Schwedischen“, einem anmutigen Reigen im Walzertakte, müssen wohl auch die Herzen höher schlagen, denn die Tänzer fragen sich mit Hinweis auf ihre glühenden Wangen:

> Glos' i leicht, glos' i leicht?
> Leicht i denn glos'?
> Leicht i denn ganz vergloſ'
> Frag' i di bloß.

Die Anzahl der ländlichen Tanzarten ist nicht klein. Immer wieder spielte der unermüdliche Knecht neue Weisen und die arbeitgewohnten Glieder der ländlichen Jugend erwiesen sich als nicht minder geschickt zum Ausführen der mannigfachsten, vielseitigsten Verbindungen der Polka- und Walzerschritte.

Aber der Vater kommt jetzt mit einem großen Mostkruge und lädt die Tänzer zum Trinken ein. „Halt's aus ein wengerl und eßt's a Stückel Brot z'erst, bevors einitrinkts.“

Als alle rastend auf den Bänken sitzen, singt ein Bursche:

> Hiatzt hab'n mar oans aberg'rissen
> Vom Rockflügel, vom Frack,
> Bei da Fersen hab'n mar ang'fangt,
> Sein auffikemma bis afs Gnack.

Das eröffnet einen lustigen Wechselgesang:

> Mir san Tirolerschützen,
> Mir hab'n an frischen Muat,
> Mir lassens Stutzerl blitzen,
> Trifft jede Kugel guat.

Auch der „Stumpfsinn“ hat seine Anhänger, z. B.:

> I und mei Vater,
> Mei Vater und i,
> I kenn mein Vater,
> Mei Vater kennt mi.

Am beliebtesten bleibt es jedoch, die holde Weiblichkeit zu besingen, je nach dem Grade der Schönheit und Tanzgewandtheit.

> Menscha, dö schen',
> Werd'n alleweil z'weng,
> Von dö wild'n is koa Röd,
> Werd'ns z'weng oda nöt.

Der schlechten Tänzerin wird gar Ungeheuerliches nachgesagt:

> Drah hinum, drah herum,
> Mei Weib hat drei Füaß.
> Wia wars denn, wia wars denn,
> Wanns mir den oan liaß?

„So, jetzt geh'n mars wieder an,“ ruft endlich der Musikant, „und daß nöt glei wieda schwitzad werd's, so machen wir an Langsamen!“

Auf seine schnell verstandene Weisung wandeln die Paare langsam im Wechselschritt in der Runde und singen dazu:

„Was nöt no!" entgegnete der Vater, „bei mir im Haus kann i do no erlauben und verbieten, was i will. A Tanzl in Ehren, weg'n was denn nöt? Wann da Pfarrer predigt gegen die Freitanz in Wirtshäusern, wo g'soffen wird und z'letzt grafft oder gar g'stochen, wo die jungen Leut' ohne Aufsicht umhupfen und hoamgeh'n, das kann ich ihm nöt verdenken. Aber bei uns daheim bin schon i da, daß i auf a Ordnung schau."

Allgemeiner Jubel erfolgte auf diese Erlaubnis. Am anderen Tage begann das Krautschneiden. Ganze Wagenladungen voll der festen runden Krautköpfe waren vom Felde heimgeführt worden und lagen bereits in großen Haufen im Hausflur.

Der Krautschneider stand schon da mit seiner Maschine, während am Ecktische die Mägde beschäftigt waren, die Krauthäupel zu putzen und zu „schrefeln", d. h. im Strunk mehrfach einzuschneiden. Andere breiteten große Grastücher über den Fußboden und nun begann die Maschine zu kreisen. Im weiten Bogen flogen die fadendünnen, weißgrünen Krautfasern auf das Tuch und bildeten immer wachsende Haufen. Hierauf kam das Kraut in die steinerne Krautbottich und wurde eingetreten. Das alles gab Arbeit für den ganzen Tag.

Abends aber nach dem Essen holte der Knecht seine Ziehharmonika hervor und gab damit das Signal zum Haustanz. Nachbarn und Nachbarinnen hatten sich eingestellt, um an dem häuslichen Vergnügen teilzunehmen.

„Wer gern tanzt, dem ist leicht 'pfiffen," sagte der Musikant, „geht's nur an, Leut'ln, und seid's lusti heut'. Buama, schaut's euch um d' Dirndln um, daß koane sitzen bleibt. I fang an!"

Er fing an, eine überaus einfache Walzermelodie zu spielen, die sich abwechselnd in zwei Tonarten bewegte. Sogleich stellten sich die Tänzer auf und die Sangeskundigen fielen mit dem passenden „G'sangel" ein. Denn es gibt zu jeder Schrittart ein Liedchen, das den strengen Rhythmus der Tanzschritte bezeichnet und den Anfängern das Takthalten erleichtern soll.

So beim gewöhnlichen Walzer im Dreivierteltakt:

Hin! Jagl, Jagl, her! Jagl, Jagl,
Stierberg und Kranzagl, Jagl,
Heang'schroa und Stoan,
I bleib a nöt alloan.

(Stierberg, Kranzagl, Hühnergeschrei und Stein sind Namen von Bauerndörfchen.)

Dagegen zur Polka im Zweivierteltakt:

I wett, i wett, i wett mit dir,
Du hast koan Kreuzer Geld bei dir!

Als ich noch so kindisch war.

Eine Erinnerung an Robert Hamerling von **Peter Rosegger.**

Vor zwanzig Jahren war ich noch ein sehr dummer Junge. Nachdem ich damals schon eine Reihe von Jahren öffentlich tätig gewesen und bestrebt war, meinem Heimatlande zu nützen, wo und wie es anging, kam hinterher natürlich auch der Teufel mit der langen, giftigen Zunge. Es hatte sich ein kleines Konsortium zusammengetan mit dem löblichen Programm, das Wirken des heimischen Poeten zu verhöhnen, zu verdächtigen und ihn persönlich zu verleumden. Ich habe ja mein Lebtag nicht nach Lob und Dank ausgeschaut, das wäre ein undankbares Geschäft; man sollte sich's im Gegenteile angewöhnen, jedem, dem man Gutes tun konnte, als seinen späteren Widersacher zu betrachten, ohne Arg und Entrüstung, weil es ja einmal so der Lauf der Welt ist. Doch jene plötzlichen, aus der Luft gegriffenen Feindseligkeiten, die mündlich, schriftlich, journalistisch, juridisch sich zu einer systematischen Verfolgung entwickelt hatten, waren mir einfach unfaßbar. Durch körperliches Leiden ohnehin herabgestimmt, wurde ich beinahe gemütskrank. Ein guter Bekannter sagte mir: „Ihr Schriftsteller habt es in solchen Fällen leicht, ihr könnt euch öffentlich verteidigen.“ Das konnte ich eben nicht, das mir zugefügte Unrecht drückte auf mich mit solcher Gewalt, die Leidenschaft der Entrüstung, des Hasses war so mächtig, daß ich nicht imstande war, weder mündlich noch schriftlich ein Wort hervorzubringen, das mir als Verteidigung auch nur im entferntesten genügt hätte. Wenn's um das Tiefste in mir ging, da hat mich mein schriftstellerisches Können ja immer im Stich gelassen, da war ich stummer, hilfloser, wie der beleidigte Bettelmann, der sich mit landläufigem Geschrei Genüge tut. Diese völlige Ohnmacht währte ein paar Wochen lang. Da war's in einer Nacht, als mich Unmut und Asthma nicht schlafen ließen, daß ich aufstand, mich an den Schreibtisch setzte und ein zorniges, wildes Wetter gegen meine Widersacher hinschrieb. In glühenden Strömen entlud sich mein so tief beleidigtes Gemüt, in heftigen Worten und mit drastischen Beispielen widerlegte ich die Entstellungen, Verdächtigungen und Verleumdungen, bewies in leidenschaftlichem Grimme, wie sehr mir Unrecht geschehen und appellierte feierlich an den Rechtssinn meiner Landsleute, der da Richter sein sollte.

Jetzt war mir leicht. Jetzt konnte ich schlafen. Am nächsten Morgen war mir gar zuversichtlich zumute und ich reiste von meinem Landaufenthalt nach Graz zu meinem Freunde Robert Hamerling. Mit ihm hatte ich natürlich über die Sache schon Briefe gewechselt; er war

Druck nur zua, druck nur zua,
Hast an Stiefel oder an Schuah.

Druck nur zua, druck nur zua,
Hast a Kaibl oda a Kuah.

Druck nur zu, druck nur zua,
Bist a Dirndl oda a Bua.

Auch andere Reime und Lieder werden gesungen, die sich nicht wiedergeben lassen. Hier ein Verzeichnis der üblichen Tänze und ihrer originellen Namen: Der Schwedische, der Bairisch Kurz—ab, der Tusch-Polka, der Radetzky-Tanz, der Hax-auf, der Schusterg'sell, Guten Morgen, Herr Fischer!, der Tiroler Schützen-Tanz, der Siebenschritt, der auslasserische Bairische, der Druck nur zu, der Marschierpolka. Außerdem die auch sonst üblichen gewöhnlichen Walzer, Polka und Mazurka. Es ist auch Sitte, daß an einem Tanzabend mindestens ein Tanz von Frauen und Mädchen allein getanzt wird — und der Anblick ist kein übler.

Aber der sorgsame Hausvater hat es nicht gern, wenn der Übermut zu weit geht. Gegen Mitternacht mahnt er zum Heimgehen.

„Morgen müßts wieder bei der Arbeit sein," sagt er, „und ein paarmal könnt's schon noch tanzen, bis der heilige Advent anhebt. Aber Kathrein*) sperrt den Tanz ein."

Bei mir muß's geh'n, wias der alte Brauch ist. Im Sommer, der uns heuer mit seiner Gluthitz sauber z'schaffen g'macht hat, habt's eng plagen müssen und ich hab' eng koan Tanz verlaubt, weils bei uns verboten ist, daß tanzt wird, derweil die Feldfrucht auf der Wurzel steht. Jetzt aber haben wir trotz der Dürr'n doch noch ein' schön' Erntesegen g'habt, die Stadeln sein voll und so sollt's auch enger Freud' haben. Hat uns ja selber auch g'freut, wie wir jung waren, dö Umhupferei, gelt Alte?"

„Ja, wenn dö jungen Leut g'scheit und ehrsam bleiben, aft is guat — aber, aber!"

Die alte Bäuerin sagt's nicht, was ihr auf dem Herzen und auf der Zunge liegt. Sie hat viel mitgemacht in ihrem langen Leben und die Jugend beobachtet. Darum ist es, daß sie bedenklich den Kopf schüttelt und sich vornimmt, noch mehr aufzupassen auf ihre schwarze Rosl und den Nachbarn-Poldl.

Ganz unrecht hat wohl der Herr Pfarrer nicht, wenn er warnt vor dem Zauberkreise des Teufels. — Wenn's auch vielleicht im besten Falle nur ein Teufelchen ist — ein heidnisches, lachendes Bürschlein mit Pfeil und Bogen — es stellt sich gar gerne ein bei dem gefährlichen Vergnügen.

*) St. Kathrinentag, am 25. November.

hähne gerade an Ihnen, dem Leidenden, Sensitiven ihr Mütchen kühlen. Wenn das deutsche Kampfesweise sein soll, dann kaufe ich mir morgen eine tschechische Grammatik, will kein Deutscher mehr sein. Aber im Grunde — gehts nicht hundert anderen, hochehrenwerten Männern ähnlich wie Ihnen? Lesen Sie doch einmal diese Fachblätter der politischen Verleumdung. Der Künstler wie der Gelehrte, der Minister wie der Richter — jeder, der nicht ins Bockshorn dieser Leute bläst, wird umgebracht. Ihre milde, versöhnende Art muß ihnen ja natürlich ein Dorn im Auge sein, und je mehr Sie im Lande an Boden gewinnen, je lebhafter müssen diese Unfriedstifter schon berufshalber Ihren Boden zu untergraben suchen. Vielleicht sollte man Ihnen zu diesen Angriffen nur gratulieren, denn dieselben sind ein vollgültiger Beweis Ihrer Bedeutung, der erste, den Sie erleben. — Und jetzt wollen Sie sich öffentlich rechtfertigen! So schmerzlich es wäre, Sie auf dem Wege solcher Demütigung zu sehen, im Grunde müßte man doch lachen über die Naivität eines Dichters, der solchen Leuten Rede stehen will. Nein, Rosegger, Sie werden sich nicht rechtfertigen, weil Sie sich nicht zu rechtfertigen haben. Sie schweigen und bleiben was Sie sind — das ist die einzig richtige Entgegnung. Und dann, glauben Sie mir, es kommt der Tag der Genugtuung. Rühren Sie keinen Finger, er kommt von selbst. — Und jetzt Freund, machen Sie Ihr munteres Gesicht. Ich will wieder einmal ein munteres Gesicht sehen."

Zu einem „munteren Gesicht" wird er mich kaum gebracht haben, damals. Aber aufgerichtet hat er mich. Ganz zu schweigen meinen Widersachern gegenüber, dazu bin ich allerdings zu schwach gewesen. Aber jene heftige Rechtfertigungsschrift wurde nicht gedruckt. Die Tage der Genugtuung sind ja gekommen. Die Theorie des Schweigens und Ignorierens bösartiger Angriffe habe ich seither beibehalten; leider oft nur die Theorie. Ein lyrischer Mensch, der sein Innenleben heraussagen, heraussingen, herausschreiben und herausschreien muß, ist so gar nicht geeignet, gerade das, was ihm am tiefsten geht, für sich zu behalten. Dazu muß man sich mit aller Selbstverleugnung erst erziehen. Hinterher, das muß ich sagen, hat das Schweigen mich nie gereut, das Reden sehr oft. Nach Goethes Rat, daß man sich erst rechtfertigen solle, bis man beschuldigt ist, silberne Löffel gestohlen zu haben, hätte ich mich damals wehren müssen, denn meine Gegner behaupteten nicht bloß, daß ich Löffel gestohlen hätte, sondern dem Volke auch die Schüssel, den Tisch, das Deutschtum und das Seelenheil.

Nun sehe ich längst ein, daß es eigentlich gar nichts Ungewöhnliches war, was mir widerfuhr. Das ist eben Parteipraktik, die — um ihre Zwecke zu erreichen, alles ausschaltet, was sonst an Wohlanständigkeit und Wahrhaftigkeit einem Kampfe den Adel verleiht. Es gibt auch andere

auf das entschiedenste an meiner Seite gestanden und hatte die Handlungsweise meiner Gegner zerschmetternd verurteilt.

Den Dichter fand ich in seinem Stiftinghause, und zwar im Bette. Unter dem Drucke seines langjährigen Leidens abgezehrt, abgehärmt, lag er da, aber in seinem Auge war noch das warme, leuchtende Feuer, und sofort wendete er sich meinem Anliegen zu. Ich wollte seinen Rat haben, in welcher Art, in welchem Blatte mein flammender Protest veröffentlicht werden sollte und las ihm denselben vor mit vor Leidenschaft fiebernder und stockender Stimme.

Als das Schriftstück zu Ende gelesen war, saß ich da und wartete, was er sagen würde. Er sagte nichts, faltete über der Brust die Hände und schaute starr vor sich hin. Endlich, auf meine Frage, was er meine, wendete er ein wenig sein ernstes Haupt zu mir und sagte: „Was wollen Sie mit diesem Aufsatz?"

„Ich werde ihn veröffentlichen."

Er schwieg wieder, dann schüttelte er das Haupt: „Veröffentlichen? Das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun. Auf gar keinen Fall."

Dieses Wort des Freundes stieß mich zu Boden. Also soll man sich zu Tode hetzen lassen von der Kanaille, schweigend, nur stöhnend wie ein armer getroffener Sünder, so daß die Leute sagen: Nicht mit einem Wort kann er sich rechtfertigen! — Diese Augenblicke, als der edle Freund meine Waffe gegen die Verfolger mir gleichsam so aus der Hand nahm, sind vielleicht die allerbittersten gewesen in jenen mir unvergeßlichen Leidenstagen. Hamerling hatte es bemerkt, wie mir war, er richtete sich halb auf, streckte mir seine abgemagerte Hand entgegen und sagte mit leiser, unbeschreiblich inniger Stimme, wie so mitleidsvoll und herzensbang ich weder früher noch später ein Wort von ihm vernommen zu haben glaube: „Rosegger! — Hab' ich Ihnen weh getan?" Er faßte meine Hand und hielt sie fest und lange und wiederholte noch einmal: „Habe ich Ihnen weh getan?" Ich war keines Wortes mächtig. Und weil er das Zittern meines Körpers merkte, so setzte er bei: „Ist es so weit mit Ihrem Gemütszustand? Ei, damit tun Sie Ihren Gegnern zu viel Ehre an. Das haben diese Herren wohl selbst nicht erwartet, daß ihr politischer Firlefanz Sie so niederschmettern würde. Über einen solchen Erfolg würden sie nur triumphieren. Sehen Sie denn nicht, daß das Ganze nur auf eine Reklame für den tölpelhaft verfahrenen Antisemitismus hinausläuft? Sie sollen Ihre Landsleute verraten haben, sollen von Juden bestochen sein, sollen Ihre Überzeugung um dreißig Silberlinge verkauft haben? Ich bin — und das habe ich Ihnen mitgeteilt und sage es allen, die in dieser Zeit zu mir kommen — ja selbst auf das tiefste empört über die niederträchtige Art, mit der diese tollen Streit-

Allein.

Auf schroffer Felsenhöh'
Steh' ich allein.

Wolken jagen vorüber,
Gewitterführende, graue,
Unter mir.
Blendend grelle Blitze
Schlagen hinab ins verhüllte Tal,
Schlagen herauf, empor
Feindselig in die lichten Höh'n,
Krallen sich ein ins Urgestein,
Kraftlos sterbend.

Und die Stürme brausen machtvoll um mich her,
Ungeschwächter Kraft sich freuend,
Rütteln am Felsen,
Zerren an meinen Kleidern,
Wühlen in den Haaren mir
Ungeduldig, wild.

Fest steht der Fels,
Unerschütterlich,
Ewig.

Ich aber freu' mich des Augenblick's,
Da ich dem dräuenden Ungewitter
Und dem wuchtigen Anprall der Stürme
Trotzen kann!

Dann aber freu' ich mich
Des sicheren Sieges der strahlenden Sonne:
Die blitzetragenden Wolken zerfließen,
Der Donner schweigt,
Die Stürme ruhen.
In feuchtem Glanze schimmert das weite Tal
Lebensfrisch, grün,
Leuchtend bis in die blaue Ferne.

Hinter dem Wäldchen dort
Qualmender Rauch —
Das hat der Blitz getan.
Arme Menschen!

Freude, die mir einsam naht.
Freude über den Sieg der Sonne;
Freude, die so sanft und gut
Fast feuchten Aug's die Stirne küßt,
Im Menschenleben ein selt'nes Glück.

Hans Mittendorfer.

Arten verneinender Geister, die nicht aus Selbstsucht oder Bosheit, sondern aus Beruf verneinen müssen. Doch von solchen Schalken rede ich nicht, die sollen „recht haben", damit ist man mit ihnen fertig. Im übrigen gibt es keine politische, keine soziale, keine religiöse, keine reformatorische und keine reaktionäre Partei, die nicht zeitweilig mein Gegner gewesen ist. Manche haben mich so lange für sie zu bekehren gesucht, bis sie sich — zu mir bekehrten. Meine konsequentesten Widersacher sind die Religions-Phariten. Sie fälschen zuerst meinen Text, entstellen meine Absichten, um mich dann als den richtigen Volksverderber und literarischen Taugenichts auf den Pranger stellen zu können. Das ist, mit Ausnahme weniger, ihre Taktik.

Das Volk hat ja instinktiv seine Dichter gern. Aber es ist ihm doch auch wieder ein heimliches Gaudium, wenn so ein wunderlich Menschenkind manchmal recht zerzaust und gegerbt wird. Man darf sich dann nur nicht wundern, wenn so ein gegerbter Kerl allmählich — ledern wird.

Ich besitze eine interessante Sammlung. Es sind zwei große Laden voll. Da drinnen gibt es in Form von bedrucktem Papier lauter Pfeile, Nadeln und Messer, womit seit fünfunddreißig Jahren nach mir geschossen und gestochen wurde. „Wir sind eigentlich", sagte Hamerling einmal, „ein paar hartgesottene Sünder. Schon so oft und gründlich hingerichtet worden und leben immer noch." Denn auch er hatte ein solches Arsenal; auf ihn hatten sie mit Kartätschen und vergifteten Wurfspießen geschossen, auch solche, die dann nach seinem Tode so jämmerlich elegisch nach einem „würdigen Denkmal für den edlen Dichter" riefen. Hamerling ist von einer unbegreiflichen, diabolisch boshaften Wut der Großstadtrezensenten zuschanden gequält worden. Und dieser Mann war es, der damals auf dem Krankenbette mir die hagere Hand entgegenstreckte: Dulden Sie. Verteidigen Sie sich nicht! Der diesen innigen Anteil nahm an meinem Leide, das ach so kindisch war. Einundzwanzig Jahre lang sind wir als gute Kameraden miteinander gegangen in Schauen und Schaffen, in Freud und Leid. Jene eine Stunde aber, am 28. September 1885, ist mir am unvergeßlichsten. Aber dann kommt mir allemal wieder der Gedanke: Diese immerwährende Duldung, ist sie das Richtige? Ist Unrecht leiden nicht Sünde? Das Unrecht tun ist Sünde, deshalb auch das Unrecht leiden, denn dieses fördert jenes. Je geduldiger man alles erträgt, je weniger die Feinde von einem zu fürchten haben, je kecker werden sie. Und auch hier weist mich wieder ein Wort Hamerlings, die Widersacher umzubringen: Tüchtiges Schaffen! Das hält auf die Dauer kein Gegner aus.

Volke einen Wert aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemacht werden kann.

Die Ebräer kamen, wie bekannt ist, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über siebzig Seelen begriff, nach Ägypten und wurden erst in Ägypten zum Volk. Während eines Zeitraumes von ungefähr vierhundert Jahren, die sie in diesem Lande zubrachten, vermehrten sie sich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen sechshunderttausend streitbare Männer gezählt wurden, als sie aus diesem Königreiche zogen. Während dieses langen Aufenthaltes lebten sie abgesondert von den Ägyptern, abgesondert sowohl durch den eigenen Wohnplatz, den sie einnahmen, als auch durch ihren nomadischen Stand, der sie allen Eingebornen des Landes zum Abscheu machte und von allem Anteil an den bürgerlichen Rechten der Ägypter ausschloß. Sie regierten sich nach nomadischer Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürst die Stämme, und machten auf diese Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch seine ungeheure Vermehrung die Besorgnis der Könige erweckte.

Eine solche abgesonderte Menschenmenge im Herzen des Reiches, durch ihre nomadische Lebensart müßig, die unter sich sehr genau zusammenhielt, mit dem Staate aber gar kein Interesse gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden und leicht in Versuchung geraten, die Schwäche des Staates, deren müßige Zuschauerin sie war, zu benützen. Die Staatsklugheit riet also, sie scharf zu bewachen, zu beschäftigen und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte sie also mit schwerer Arbeit, und wie man auf diesem Wege gelernt hatte, sie dem Staate sogar nützlich zu machen, so vereinigte sich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Lasten zu vermehren. Unmenschlich zwang man sie zu öffentlichem Frohndienst und stellte besondere Vögte an, sie anzutreiben und zu mißhandeln. Diese barbarische Behandlung hinderte aber nicht, daß sie sich immer stärker ausbreiteten. Eine gesunde Politik würde also natürlich darauf geführt haben, sie unter den übrigen Einwohnern zu verteilen und ihnen gleiche Rechte mit diesen zu geben; aber dieses erlaubte der allgemeine Abscheu nicht, den die Ägypter gegen sie hegten. Dieser Abscheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er notwendig haben mußte. Als der König der Ägypter der Familie Jakobs die Provinz Gosen (an der Ostseite des unteren Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er schwerlich auf eine Nachkommenschaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben sollte; die Provinz war also wahrscheinlich nicht von besonderem Umfang, und das Geschenk war immer schon großmütig genug, wenn auch nur auf den hundertsten Teil dieser Nachkommenschaft dabei Rücksicht genommen worden. Da sich nun der Wohnplatz der Ebräer

Die Sendung Moses.

(Eine geschichtliche Folgerung von **Friedrich Schiller.***)

Die Gründung des jüdischen Staates durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Teil der bewohnten Erde beherrschen, das Christentum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christentum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, daß wir der mosaischen Religion einen großen Teil der Aufklärung danken, deren wir uns heutigen Tages erfreuen. Denn durch sie wurde eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwicklung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Teil des Menschengeschlechts alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräische Verfassung erhielt den ausschließenden Vorzug, daß die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerspruche stand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkt betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, was man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu sein. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen und ebensowenig den großen Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt sein, dem hebräischen

*) Dieser wenig bekannte Aufsatz, der in seinem hohen Ideenfluge ein wahres Schillergedicht ist und der in seiner schlichten Darstellungsweise Gedankenrichtungen wandelt, die uns heute lebhafter beschäftigen, wird viele Leser des „Heimgartens“ entzücken.

regeln nicht anders als durch gewaltsame Mittel durchsetzen. Bestellte Mörder durchstreiften auf königlichen Befehl die Wohnung der Ebräer und ermordeten in der Wiege alles, was männlich war. Auf diesem Wege freilich mußte die ägyptische Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchsetzen, und, wenn kein Retter sich ins Mittel schlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt sein.

Woher sollte aber nun den Ebräern dieser Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Ägypter selbst, denn wie sollte sich einer von diesen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verstand, und sich gewiß nicht die Mühe nahm, zu erlernen, die ihm eines besseren Schicksals ebenso unfähig als unwürdig scheinen mußte. Aus ihrer eigenen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenschlichkeit der Ägypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Ebräer endlich gemacht? Das roheste, das bösartigste, das verworfenste Volk der Erde, durch eine dreihundertjährige Vernachlässigung verwildert, durch einen so langen knechtischen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor sich selbst erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroischen Entschlüssen, durch eine so lange anhaltende Dummheit endlich fast bis zum Tier heruntergestoßen. Wie sollte aus einer so verwahrlosten Menschenrasse ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo sollte sich ein Mann unter ihnen finden, der einem so tief verachteten Sklavenpöbel Ansehen, einem so lang gedrückten Volke Gefühl seiner selbst, einem so unwissenden rohen Hirtenhaufen Überlegenheit über seine verfeinerten Unterdrücker verschaffte? Unter den damaligen Ebräern konnte ebensowenig, als unter der verworfenen Kaste der Parias unter den Hindu ein kühner und heldenmütiger Geist entstehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorsicht, die den verworrensten Knoten durch die einfachsten Mittel löst, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Ökonomie der Natur einmengt, sondern derjenigen, welche der Natur selbst eine solche Ökonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigsten Wege zu bewirken. Einem gebornen Ägypter fehlte es an der nötigen Aufforderung, an dem Nationalinteresse für die Ebräer, um sich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Ebräer mußte es an Kraft und Geist zu dieser Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte also das Schicksal? Es nahm einen Ebräer, entriß ihn aber frühzeitig seinem rohen Volke, und verschaffte ihm den Genuß ägyptischer Weisheit; und so wurde ein Ebräer, ägyptisch erzogen, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam.

Eine ebräische Mutter aus dem levitischen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die

nicht im gleichen Verhältnis mit ihrer Bevölkerung erweiterte, so mußten sie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis sie sich zuletzt, auf eine der Gesundheit höchst nachteilige Art in dem engsten Raume zusammendrängten. Was war natürlicher, als daß sich nun eben die Folgen einstellten, welche in einem solchen Falle unausbleiblich sind? — die höchste Unreinlichkeit und ansteckende Seuchen. Hier also wurde schon der erste Grund zu dem Übel gelegt, welches dieser Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben ist; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüten. Die schrecklichste Plage dieses Himmelsstriches, der Aussatz, riß unter ihnen ein und erbte sich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langsam durch ihn vergiftet und aus einem zufälligen Übel entstand endlich eine erbliche Stammeskonstitution. Wie allgemein dieses Übel gewesen, erhellt schon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Gesetzgeber dagegen gemacht hat; und das einstimmige Zeugnis der Profanskribenten, des Ägypters Manetho, des Diodor von Sizilien, des Tacitus, des Lysimachus, Strabo und vieler anderen, welche von der jüdischen Nation fast gar nichts als diese Volkskrankheit des Aussatzes kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Ägyptern gewesen sei.

Dieser Aussatz also, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer schlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlung, die man gegen sie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Ursache derselben. Die man anfangs als Hirten verachtete und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpestete geflohen und verabscheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen also, welche man in Ägypten von jeher gegen sie gehegt, gesellte sich noch Ekel und eine tiefe, zurückstoßende Verachtung. Gegen Menschen, die der Zorn der Götter auf eine so schreckliche Art ausgezeichnet, hielt man sich alles für erlaubt und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligsten Menschenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen sie in eben dem Grade stieg, als die Folgen dieser barbarischen Behandlung sichtbarer wurden, und daß man sie immer härter für das Elend strafte, welches man ihnen doch selbst zugezogen hatte.

Die schlechte Politik der Ägypter wußte den Fehler, den sie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und gröberen Fehler zu verbessern. Da es ihr, allen Druckes ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verstopfen, so verfiel sie auf einen ebenso unmenschlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne sogleich durch die Hebammen erwürgen zu lassen. Aber Dank der besseren Natur des Menschen! Despoten sind nicht immer gut befolgt, wenn sie Abscheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Ägypten wußten dieses unnatürliche Gebot zu verhöhnen und die Regierung konnte ihre gewalttätigen Maß-

sagt, Moses sei von den ägyptischen Priestern in der Philosophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimnissen der heiligen Tiere eingeweiht worden. Eben dieses Zeugnis bestätigen mehrere, und wenn man erst einen Blick auf das, was man ägyptische Mysterien nannte, geworfen hat, so wird sich zwischen diesen Mysterien und dem, was Moses nachher getan und verordnet hat, eine merkwürdige Ähnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der ältesten Völker ging, wie bekannt ist, sehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und selbst bei denjenigen Geschlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchsten Wesen weder rein noch edel und auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einsicht gegründet. Sobald aber durch bessere Einsicht der bürgerlichen Gesellschaft und durch Gründung eines ordentlichen Staates die Stände getrennt und die Sorge für göttliche Dinge das Eigentum eines besonderen Standes geworden, sobald der menschliche Geist durch Befreiung von allen zerstreuenden Sorgen Muße empfing, sich ganz allein der Betrachtung seiner selbst und der Natur hinzugeben, sobald endlich auch hellere Blicke in die physische Ökonomie der Natur getan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrtümer siegen und die Vorstellung von dem höchsten Wesen mußte sich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zusammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchsten Verstandes führen, und jene Idee, wo eher hätte sie aufkeimen sollen als in dem Kopfe eines Priesters? Da Ägypten der erste kultivierte Staat war, den die Geschichte kennt und die ältesten Mysterien sich ursprünglich aus Ägypten herschreiben, so war es auch aller Wahrscheinlichkeit nach hier, wo die erste Idee von der Einheit des höchsten Wesens zuerst in einem menschlichen Gehirne vorgestellt wurde. Der glückliche Finder dieser seelenerhebenden Idee suchte sich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er sie als einen heiligen Schatz übergab, und so erbte sie sich von einem Denker zum andern — durch wer weiß wie viele? — Generationen fort, bis sie zuletzt das Eigentum einer ganzen kleinen Gesellschaft wurde, die fähig war, sie zu fassen und weiter auszubilden.

Da aber schon ein gewisses Maß von Kenntnissen und eine gewisse Ausbildung des Verstandes erfordert wird, die Idee eines einigen Gottes recht zu fassen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit, Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrschende Religion war, notwendig mit sich bringen mußte, so begriff man bald, daß es unvorsichtig, ja gefährlich sein würde, diese Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staates zu stürzen und sie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieser neuen Lehre

aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachstellten; endlich gab sie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freistatt bei sich zu gewähren. Die Not gab ihr eine List ein, wodurch sie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiste von Papyrus, welche sie durch Pech gegen das Eindringen des Wassers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schwester des Kindes die Kiste, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbeikam, und wo es dieser also in die Augen fallen mußte. Sie selbst aber blieb in der Nähe, um das fernere Schicksal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, so beschloß sie, ihn zu retten. Seine Schwester wagte es nun, sich zu nähern, und erbot sich, ihm eine ebräische Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzessin bewilligt wird. Zum zweitenmal erhält also die Mutter ihren Sohn, und nun darf sie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache seiner Nation und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß seine Mutter wahrscheinlich nicht versäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in seine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte und wo es nötig wurde, ihn dem allgemeinen Schicksal des Volkes zu entziehen, brachte ihn seine Mutter der Königstochter wieder und überließ ihr nun das fernere Schicksal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptierte ihn und gab ihm den Namen Moses, weil er aus dem Wasser gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter und als solcher aller Vorteile teilhaftig, welche die Kinder der Könige genossen. Die Priester, zu deren Orden er in eben dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt seine Erziehung und unterrichteten ihn in aller ägyptischen Weisheit, die das ausschließende Eigentum ihres Standes war. Ja, es ist wahrscheinlich, daß sie ihm keines ihrer Geheimnisse vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptischen Geschichtschreibers Manetho, worin er den Moses zu einem Apostaten der ägyptischen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Priester macht, uns vermuten läßt, daß er zum priesterlichen Stande bestimmt gewesen.

Um also zu bestimmen, was Moses in dieser Schule empfangen haben konnte, und welchen Anteil die Erziehung, die er unter den ägyptischen Priestern empfing, an seiner nachherigen Gesetzgebung gehabt hat, müssen wir uns in eine nähere Untersuchung dieses Institutes einlassen und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugnis alter Schriftsteller hören. Schon der Apostel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet sein. Der Geschichtschreiber Philo

Es scheint außer Zweifel gesetzt, daß der Inhalt der allerältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis während ihres unverdorbenen Zustandes, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unsterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüsse teilhaftig waren, nannten sich Anschauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Übertritt aus der Finsternis zum Lichte zu vergleichen ist, vielleicht auch darum, weil sie die neuerkannten Wahrheiten in sinnlichen Bildern wirklich unb eigentlich anschauten.

Zu dieser Anschauung konnten sie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geist erst von manchen Irrtümern gereinigt, erst durch mancherlei Vorbereitungen gegangen sein mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab also Stufen oder Grade und erst im inneren Heiligtum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchste Ursache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen. Nichts ist erhabener als die einfache Größe, mit der sie von dem Weltschöpfer sprachen. Um ihn auf eine recht entscheidende Art auszuzeichnen, gaben sie ihm gar keinen Namen. Ein Name, sagten sie, ist bloß ein Bedürfnis der Unterscheidung; wer allein ist, hat keinen Namen nötig, denn es ist keiner da, mit dem er verwechselt werden könnte. Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist," und auf einer Pyramide zu Saïs fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin alles, was ist, was war, und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben." Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder I-ha-ho — ein Name, der mit dem ebräischen Jehovah fast gleichlautend, auch vermutlich von dem nämlichen Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug; und kein Name wurde in Ägypten mit mehr Ehrfurcht ausgesprochen als dieser Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorsteher des Heiligtums dem Einzuweihenden vorsang, war dies der erste Aufschluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. „Er ist einzig und von ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig."

Eine vorläufige notwendige Zeremonie vor jeder Einweihung war die Beschneidung, der sich auch Pythagoras vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen mußte. Diese Unterscheidung von anderen, die nicht beschnitten waren, sollte eine engere Brüderschaft, ein näheres Verhältnis zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moses sie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Inneren des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräte dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter

keinen Eingang versprechen. Aber man konnte ja weder voraussehen noch hoffen, daß jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch sogleich fähig sein würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Überdem war ja die ganze bürgerliche Verfassung auf jenen Aberglauben gegründet; stürzte man diesen ein, so stürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch sehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an seinen Platz stellte, auch sogleich fest genug stehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Versuch, die alten Götter zu stürzen, so hatte man den blinden Fanatismus gegen sich bewaffnet und sich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand also für besser, die neue gefährliche Wahrheit zum ausschließenden Eigentum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Fassungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund aufzunehmen und die Wahrheit selbst, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnisvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man selbst dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine sprechende Bilderschrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zusammenstellung sinnlicher Zeichen verbarg und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es diesen erleuchteten Männern von dem Götzendienst her noch bekannt war, wie stark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken sei, so trugen sie kein Bedenken, von diesem Kunstgriffe des Betruges auch zum Vorteil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten also die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feierlichkeit in die Seele und durch allerlei Anstalten, die diesem Zweck angemessen waren, setzten sie das Gemüt ihres Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte. Von dieser Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waschen und Besprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen sinnlichen Genüssen, Spannung und Erhebung des Gemütes durch Gesang, ein bedeutendes Stillschweigen, Abwechslung zwischen Finsternis und Licht und dergleichen.

Diese Zeremonien, mit jenen geheimnisvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in diesen Hieroglyphen versteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zusammengenommen unter dem Namen der Mysterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Isis und des Serapis und waren das Vorbild, wonach in der Folge die Mysterien in Eleusis und Samothracien und in neueren Zeiten der Orden der Freimaurer sich gebildet hat.

jener unschuldigen lauteren Absichten, und eben das Institut, welches Erkenntnis des wahren und einigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutsamkeit verbreiten sollte, fing an, das kräftigste Beförderungsmittel des Gegenteils zu werden und in eine eigentliche Schule des Götzendienstes auszuarten. Hierophanten, um die Herrschaft über die Gemüter nicht zu verlieren und die Erwartung immer gespannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufschluß, der alle falschen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurückzuhalten, und die Zugänge zu dem Heiligtum durch allerlei theatralische Kunstgriffe zu erschweren. Zuletzt verlor sich der Schlüssel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz und nun wurden diese für die Wahrheit selbst genommen, die sie anfänglich nur umhüllen sollten. (Schluß folgt.)

Zum Glaubenszwist im deutschen Volke.

Von einem süddeutschen evangelischen Geistlichen.

Wer in unseren Tagen über die Lage der Konfessionen, über konfessionelle Polemik oder gar über den konfessionellen Frieden redet oder schreibt, der befaßt sich mit einer ebenso mißlichen wie undankbaren Aufgabe. Mag er auch jedes Wort auf die Goldwage legen und so vorsichtig wie möglich vorgehen, so erreicht er bei dem Gegner meist gar nichts; denn dieser zieht entweder die ihm mißfälligen Äußerungen hervor, um sich an dem Redner zu reiben und ihn der Unfähigkeit und Unduldsamkeit zu zeihen, oder der Friedensfreund wird als Kronzeuge für Anschauungen in Anspruch genommen, die ihm völlig fremd sind und deren Verteidigung ihm nicht im Traum eingefallen ist. Aber auch im eigenen Lager stößt er auf nichts als Undank, auf Verkennung und Feindschaft; er wird verdächtigt als Verräter, als Streber, als charakterloser Schwächling, er wird beschimpft als ein Vogel, der sein eigenes Nest beschmutze.

Unter solchen Verhältnissen gehört schon ein besonderer Mut dazu, ein Thema zu berühren, dessen Ausführung mit ebensoviel Widerwärtigkeiten wie Schwierigkeiten verbunden ist. Wenn wir im nachfolgenden gleichwohl den Versuch wagen, so geschieht dies darum, daß wir den Konfessionshader in Deutschland nachgerade für ein nationales Unglück halten und mit dieser Annahme nicht allein stehn. Es ist eine alte Erfahrung, daß, wer einem hohen Ziel nachstrebt, der öffentlichen Meinung auch einmal muß Widerstand leisten können. Mag diese uns hochheben, mag sie uns in den Staub zerren, was kümmert es uns? Wer eine gute Sache vertritt, der darf sich daraus nicht viel machen. Zuletzt wird sich doch die Erkenntnis Bahn brechen, daß die auf die Spitze getriebenen

diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Ursprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit sein sollte, späterhin aber, als das Institut ausartete, der Geheimniskrämerei und elenden Priesterkünsten zum Spiele diente. Diese Lade herumzutragen war ein Vorrecht der Priester oder einer eigenen Klasse von Dienern des Heiligtums, die man deshalb auch Kistophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu öffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sei.

In den ägyptischen Mysterien stieß man ferner auf gewisse hieroglyphische Götterbilder, die aus mehreren Tiergestalten zusammengesetzt waren. Das bekannte Sphinx ist von dieser Art; man wollte dadurch die Eigenschaften bezeichnen, welche sich in dem höchsten Wesen vereinigen oder auch das Mächtigste aus allen Lebendigen in einen Körper zusammenwerfen. Man nahm etwas von dem mächtigsten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigsten wilden Tier oder dem Löwen, von dem mächtigsten zahmen Tier oder dem Stier und endlich von dem mächtigsten aller Tiere, dem Menschen. Besonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchsten Wesens zu bezeichnen; der Stier aber heißt in der Ursprache Cherub.

Diese mystischen Gestalten, zu denen niemand als die Epopten den Schlüssel hatten, gaben den Mysterien selbst eine sinnliche Außenseite, die das Volk täuschte und selbst mit dem Götzendienst etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt also durch das äußerliche Gewand der Mysterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligtum selbst seiner spottete.

Doch ist begreiflich, wie dieser reine Deismus mit dem Götzendienst verträglich zusammenleben konnte, denn indem er ihn von innen stürzte, beförderte er ihn von außen. Dieser Widerspruch der Priesterreligion und der Volksreligion wurde bei den ersten Stiftern der Mysterien durch die Notwendigkeit entschuldigt; es schien unter zwei Übeln das geringere zu sein, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die üblen Folgen der verhehlten Wahrheit als die schädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie sich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Institut von seiner ersten Reinheit verlor, so machte man das, was anfangs nur bloße Nothilfe gewesen, nämlich das Geheimnis, zum Zweck des Institutes, und anstatt den Aberglauben allmählich zu reinigen und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geschickt zu machen, suchte man seinen Vorteil darin, es immer mehr irre zu führen und immer tiefer in den Aberglauben zu stürzen. Priesterkünste traten nun an die Stelle

Der Haß macht ja zu allen Zeiten blind und ungerecht. An den Ausfällen und Ausbrüchen, die fast täglich geschehen, kann man sehen, welche Fülle von Groll und Haß sich im Laufe der Jahre angesammelt hat. Wie not tut es da, die dringende Notwendigkeit konfessioneller Verständigung immer wieder zu fordern!

Treitschke beklagt einmal die rückständige Gesittung der Deutschen, die in dem politischen Gegner immer gleich auch den persönlichen sehe und sie abhalte, dem Andersdenkenden menschlich gerecht zu werden. Diese Einseitigkeit, diese Engherzigkeit hat sich bei uns nachgerade zu einem Nationallaster ausgewachsen. Wir vergessen zu leicht, daß der Kampf niemals Zweck und Endziel sein darf. Wir Volksgenossen sind doch nun einmal alle miteinander deutscher Mütter Söhne. Wir haben einen so großen Gemeinbesitz von religiösem und sittlichem Leben, daß wir wahrlich keine Ursache haben, nur immer auf die Gegensätze ein Auge zu haben und uns an ihnen zu reiben. Können auch die beiderseitigen Interessen nie ganz ineinander aufgehen, so gibt es doch genug Fragen, in denen wir Hand in Hand miteinander gehen können im Kampf für Wahrheit und Recht, für die Wohlfahrt der Gesamtheit.

Der Protestantismus insbesondere muß eine solche Fülle von Problemen und Fragen lösen, daß er sich die unausgesetzte Betonung des Gegensatzes zum Katholizismus billig ersparen könnte. Was soll es heißen, wenn sich sogar bei Festen der „innern Mission" häßliche Polemik breit macht? Wozu soll es führen, wenn man den Katholizismus dem Haß und der Verachtung zu überantworten sucht, indem man von ihm ein Zerrbild widerwärtiger Art entwirft und ihm alles an extremen Theorien aufbürdet, was zu irgendeiner Zeit von irgendwem als katholische Anschauung vertreten worden ist?

Wir wünschen keine Vereinigung der Konfessionen in einer deutschen Nationalkirche. Was der Breslauer Domherr Dr. Soltmann von Verhandlungen erwartet, deren Grundlagen die lutherischen Bekenntnisschriften und die Beschlüsse des Konzils von Trient bilden müßten, das sind Luftschlösser und Utopien. Aber das eine glauben wir von Christen, die Söhne eines Vaterlandes sind, verlangen zu dürfen, daß sie das Einigende höher stellen als das Trennende, daß sie „das Gute auf jeder Seite anerkennen und hervorheben, von einander lernen und ruhig erwägen, was geschehen soll, um die Dornen allmählich auszubrechen, an denen bis jetzt sich jeder blutig ritzt, der in Deutschland eine das konfessionelle Gebiet berührende Frage auch nur antastet." (Döllinger.)

Alle Versuche, die auf Wiedervereinigung zielten, waren müßige Zeitverschwendung. Wir können den katholischen Brüdern nicht zumuten, ihr Lager zu verlassen, und ebensowenig können die Protestanten ihren Glauben verleugnen. Eine Vereinigung kann niemand erzwingen. Diese

konfessionellen Gegensätze die wichtigsten nationalen und wirtschaftlichen Interessen nur schädigen können und daß der konfessionelle Friede ein unabweisbares Bedürfnis unserer Zeit ist. Noch läßt freilich die Hochflut konfessioneller Leidenschaft andere Strömungen, die auf gegenseitiges Sichverstehen und Sichvertragen hindrängen, nicht aufkommen. Aber gut Ding will ja manchmal Weile haben zum Fertigwerden, zur Ausreifung. Das deutsche Volk hat im großen und im ganzen keine Freude an dem konfessionellen Gezänk. Es weiß aus seiner Vergangenheit, wie sehr seine Väter unter dem religiösen Zwiespalte gelitten haben und es ist viel zu verständig, als daß es ein Wiederaufleben der alten Kämpfe begehrte. Darauf gründen wir auch unsere Hoffnung, daß die jetzigen kriegerischen Zeiten weichen und einem anderen friedlicheren Geist Platz machen werden. Zu diesem Glauben haben wir um so mehr Veranlassung, als die Religion in unseren Tagen eine ganz andere Macht repräsentiert, als dies noch vor vierzig Jahren der Fall war. Religiöse Zeitstimmungen zu betrachten und zu prüfen hat für jede tiefere Natur einen besonderen Reiz.

Wer das Atmen der Volksseele beobachten will, der muß ein scharfes Ohr haben, er muß mitten unter dem Volke stehen, er muß die Zeichen der Zeit, die Erscheinungen der Gegenwart verstehen, er muß sich gleich fernhalten von einseitigem Optimismus wie von übertriebenem Pessimismus. Erst dann erschließen sich ihm die tieferen Regungen des Volkslebens, das Atmen der Volksseele. Die deutsche Volksseele ist seit vielen Jahren voll Unruhe, eine Unruhe nach den verschiedensten Seiten hin. Durch viele Kreise zieht sich schon lange eine gedrückte Stimmung, deren Ursache in der industriellen Krisis, in dem geschäftlichen Niedergang, in der politischen Lage, in hundert anderen Dingen liegt. Es ist kein Zufall, sondern es hat einen anderen tieferen Grund, wenn in solchen Zeiten die religiösen Fragen wieder lebhafter die Gemüter beschäftigen, wieder mehr in den Vordergrund treten als vordem. Waren es vormals Politik, Wissenschaft, Kunst, Unterhaltungssucht, Erwerb und Vergnügen, die das Volk beherrschten und die Seele bewegten, so sind nun neuerdings religiöse Fragen aller Art noch dazu gekommen, vornehmlich die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis der beiden Hauptkonfessionen zueinander. Es sind, kurz gesagt, die konfessionellen Zänkereien und Streitigkeiten, die aus der Welt geschafft werden müssen, nachdem sie eine Höhe erreicht, eine Schärfe angenommen haben, daß man nicht ohne Besorgnis in die Zukunft sehen kann. Sollte es denn so ganz unmöglich sein, wenigstens das eine zu erreichen, daß man mit Anstand kämpft und die Waffen der Gerechtigkeit und der Wahrheit führt?

Das alles scheint so selbstverständlich und wird doch nur von den wenigsten beachtet; es scheint so leicht und ist doch so unendlich schwer.

benden Mächten des Unglaubens und der Zerstörung in den wichtigsten Fragen zusammengehen?

Zu keiner Zeit sind so viele Mischehen geschlossen worden wie in unseren Tagen. Wie die Dinge heute liegen, bei den sich immer mehr steigenden konfessionellen Störungen, Reibungen und Bitterkeiten werden die Gatten mit Gewalt in die religiöse Gleichgültigkeit hineingetrieben. Die Rücksicht auf ein geordnetes Familienleben, auf ihr Eheglück hält sie von der Kampfstätte fern, auch von den kirchlichen Segnungen.

Aber nicht bloß die heimatlichen Brüder nehmen vielfach Anstoß an der Berechtigung und der Wahrheit der christlichen Lehren und Anschauungen infolge des konfessionellen Haders und kehren ihrer Kirche den Rücken, sondern auch die mangelnden Erfolge der Missionen draußen in der Fremde sind auf dasselbe Schuldkonto zu setzen. Wir selber sind leider nur zu sehr an die kirchlichen Unordnungen, an den Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit gewöhnt; aber können wir es den Heiden in der Ferne im Ernst so arg verübeln, wenn sie sich wenig hingezogen fühlen zu den Anhängern von Religionsgesellschaften, die Liebe und Verträglichkeit predigen lassen, ohne sie zu üben?

Zur gedeihlichen Entwicklung jedes Hauses, zum Familienglück gehört es, daß sich die Kinder, die Geschwister vertragen, und wenn sie es nicht verstehen, es lernen. Unablässig sich mit lieblosen Worten verfolgen heißt nichts anderes, als das Glück untergraben, den Ruin herbeiführen. Protestanten und Katholiken sind aber nun einmal als getaufte Christen Geschwister eines Hauses. Darum sollen sie auch Verträglichkeit üben und sie zurückgewinnen, wenn sie sie verloren haben. Wir reden keinem falschen, faulen Frieden das Wort. Wie in der Familie zuweilen eine klare, deutliche Auseinandersetzung unvermeidlich ist, wenn die vorige Stimmung zurückkehren soll, so mag ja auch unter den Konfessionen das reinigende Gewitter rückhaltloser Aussprache ganz heilsam sein. Wenn nur die Luft danach rein und klar ist! Die schwüle Atmosphäre hält jetzt wahrhaftig lange genug an. Der Wetter sind genug niedergegangen. Zerstörungen und Verwüstungen begegnen wir an den verschiedensten Orten. Das deutsche Volk sehnt sich nach einem sonnig blauen Himmel. Mehr als drei Jahrzehnte sind es jetzt, daß die dunkeln Wolken über unserem Haupte hängen. Wir haben uns so an die zerstörenden Blitze gewöhnt, daß viele wähnen, es könnte gar nicht anders sein. Was ist das für eine verschobene Lage! Wie schwer hält es da, an der richtigen Stelle anzusetzen, damit es besser werde!

Es heißt den Riß vergrößern, den Konflikt verschärfen, wenn man immer wieder auf Aussprüche des Papstes zurückkommt, in denen er sich scharf gegen alles Akatholische wendet, wenn man aus diesem Grunde den konfessionellen Frieden für undenkbar hält. Ist es unter dem neuen

kann nur der Lenker der Geschicke herbeiführen, der sich nichts vorschreiben läßt. Und sie wird kommen, nicht heute und nicht morgen, auch nicht zu der Zeit unserer Enkel, aber sicherlich später, wenn auch viel später. Die Petrinische Kirche reicht von der Zeit der Apostel bis ums Jahr 1500, die Paulinische beginnt mit dem Zeitalter, wo eine neue Zeit eingeleitet, eine reiche Geisteswelt erschlossen wurde, und ein Fortschritt auf allen Gebieten menschlicher Geistestätigkeit erfolgte. Aber das Ende der Entwicklung ist die Johannesära, wo die bestehenden Kirchen ihre Vorzüge und Besitztümer (dort Einheit, Autorität, mystische Verinnerlichung, hier Freiheit, Geisteskraft, Weltverklärung) miteinander austauschen und so in die edelste Gütergemeinschaft eintreten werden. Bis freilich endlich jenes höchste Maß geistiger Bildung und religiöser Einsicht herausgewachsen aus dem reinen Evangelium und verbunden mit religiöser Wärme und Tiefe, erreicht ist, dazu muß aber die Kultur noch ganz andere Fortschritte machen. Es geht nicht an, daß sich zwei Kirchen, die jahrhundertelang getrennt waren, nun plötzlich in die Arme sinken wie ausgesöhnte Gatten. Dazu daß es in künftigen Zeiten zu einer Union kommt, bedarf es eines langen, langen Entwicklungsprozesses. Aber diese Entwicklung aufhalten und stören wollen, das ist verkehrt und unchristlich, ist Unrecht und Sünde. Und dies geschieht in unseren Tagen hundertfach, tausendfach. Darum sind wir auch vom Ziele ferner als jemals.

Wir können uns für keine künstlich geschaffene Zentralisation begeistern. Dies taugt nirgends etwas. Daß in Deutschland in kirchlicher Beziehung die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken so tief geworden ist, das muß aber auch darum beklagt werden, daß wir sonst durch Gemeinsamkeit der Sprache und Literatur, der Sitte, der Gesetze und der Rechtspflege, kurz durch alle Bande, die die Menschen aneinanderketten, innig verbunden sind. Diese Zustände sind auf uns gekommen, wir haben sie nicht geschaffen. Sorgen wir nur dafür, daß wir sie nicht verschlimmern, sondern wenn möglich verbessern.

Wer denkt heute noch daran, daß es eine geistige Union in beiden Lagern gibt! Eint uns nicht der Glaube an den dreieinigen Gott, an seinen Gesalbten, den Gottes- und Menschensohn Jesus Christus, in dessen Namen allein unser Heil ruht? Könnte nicht die Anerkennung des christlichen Sittengesetzes beide Teile praktisch noch näher bringen? Und wenn Gott, Christus und christliche Sitte der gemeinsame Boden sind, sollten sich nicht auf eben dieser Grundlage die Christen im Kampfe gegen Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit in allen ihren Formen brüderlich die Hand reichen? Fern bleibe religiöse Verflachung! Die trennenden Unterschiede brauchen nicht verwischt zu werden. Aber wann werden wir uns dazu aufraffen, gegenüber den riesenhaft emporstre-

auf zu dem edlen Wettstreit, bei dem sich beide Kirchen überbieten könnten, in wahrer Seelenpflege, in Verbreitung tiefer Religiosität, in treuer Erziehung und Belehrung der Jugend, in sorgfältiger Unterstützung der Armen, in uneigennütziger Pflege der Kranken, in ernstem Schaffen der theologischen Wissenschaft, in innerer und äußerer Hebung des gesamten Volkswohls. Nicht der Kirche gehört die Zukunft, die über die größten weltlichen Machtmittel verfügt, sondern der, die den tiefsten Reichtum an werktätiger Liebe zu entfalten vermag.

Wer will uns hindern, Fühlung zu suchen, in großen oder kleineren Versammlungen zusammenzukommen und Zwiesprache zu halten über religiöse Verhältnisse und notwendige Fragen der Gegenwart? Aber nicht bloß in die Öffentlichkeit hinaus gilt es Friedenskörner als Saat auf Hoffnung zu streuen, sondern auch in den Familien, in den Schulen, in privaten Kreisen, wo immer sich Gelegenheit findet, sollten wir zum Frieden mahnen. Die Heilung des Schadens kann freilich nur langsam geschehen. Einen großartigen Umschwung über Nacht erwarten wir nicht. Aber auf eine Besserung der jetzigen Zustände hoffen wir. Es ist genug gehadert, genug gekämpft worden. Was sind heute die Früchte des Kampfes? Verstimmung, Verbitterung, Verkennung. Das Volk verlangt nach Frieden, und es braucht den Frieden. Und unsere Christenpflicht ruft uns dasselbe zu. Die Religion, die Pflegerin und Hüterin der Liebe und des Friedens, muß es heute erleben, daß mit Berufung auf sie zwei feindliche Lager einander gegenüberstehen. Wir wollen kein Kapitulieren. Jeder bleibe unter seiner Fahne. Aber die Kriegsfanfaren sollen verstummen oder wenigstens ihre Melodien wechseln. Das nationale und das religiöse Leben hat lange genug gelitten unter dem Kriegsgeschrei.

Die Stellung der evangelischen Christenheit zur römischen Kirche war im Laufe der Zeit nicht immer gleich. Die Anstrengungen des Dreißigjährigen Krieges hatten gezeigt, wie ernstgemeint die Spaltung war. Es war ein Ringen auf Leben und Tod, und zuletzt hatte keiner den andern überwunden. Eine lange Ruhezeit folgte, bis in unseren Tagen der Kampf aufs neue entbrannt ist. Daß dieser Kampf bisher unblutig verlaufen ist, das ist nicht das Verdienst der Hetzer, Schürer und Agitatoren.

Es ist noch nicht lange her, daß die vaterländische und die religiöse Begeisterung, die durch die Freiheitskriege hervorgerufen war, zahlreiche Norddeutsche und Süddeutsche, Protestanten und Katholiken zusammenführte und sie in der Liebe zu der wiedergefundenen irdischen und ewigen Heimat verband. In der Nachblüte unserer großen Dichtung, in unserer aufblühenden bildenden Kunst wurden protestantische und katholische Geistesgaben ausgetauscht. Die großen philosophischen Lehr-

Papst darin schon viel besser geworden, so würde es einen noch gewaltigeren Fortschritt bedeuten, wenn Rom sich endlich dazu entschließen könnte, seine Prinzipien gegenüber dem Protestantismus einer Revision zu unterziehen. Solange Rom den Zustand des Westfälischen Friedens von 1648, der den Evangelischen Religionsfreiheit gewährt, nicht anzuerkennen beliebt, so lange werden die Reibungen nur schwer zur Ruhe kommen. Weg auch mit tatsächlichen Rechtsverletzungen, wie Taufen von Konvertiten, Versagen notwendiger Zeugnisse, weg mit den Herabsetzungen der protestantischen Trauung, mit den Verunglimpfungen unserer Reformatoren, weg mit der Weigerung, den evangelischen Kranken Seelsorger ihres Bekenntnisses herbeizurufen, weg mit dem Sicheindrängen in gemischte Ehen, weg mit der Verleitung unmündiger Kinder, weg mit dem lieblosen Vorgehen bei Bestattung evangelischer Christen in der Diaspora! Wieviel böses Blut hat dies alles gemacht im Laufe der Jahre!

Freilich läßt sich nicht leugnen: es wird nicht bloß extra muros, es wird auch intra muros gesündigt. Die Protestanten müssen aufhören, die katholische Kirche als etwas Unberechtigtes, Antinationales zu betrachten, nachdem die göttliche Vorsehung es so gefügt hat, daß die beiden Konfessionen in Deutschland beieinander wohnen sollen. Wir dürfen auch drüben nicht alles als Jesuitismus, Ultramontanismus, Vaterlandslosigkeit, als Nacht und Lüge hinstellen. Katholische Beamte für eine latente Gefahr des Staates zu erklären, ist doch ein starkes Stück. Auch die engen Fesseln, die unzeitgemäßen Beschränkungen, denen der katholische Kultus noch in einzelnen deutschen Gegenden unterworfen ist, können unmöglich dem Frieden dienen. Wie manches verletzende Wort, das nur um eines rhetorischen Effektes willen gesprochen wird, würde besser ungesprochen bleiben!

Wie viel wäre schon gewonnen, wenn man nur endlich einmal das Schweigen auf beiden Seiten lernen wollte!

Man hat ja wohl eingewandt: So gar schlimm ist die Sache doch nicht. Unsere Bevölkerung als solche ist durchaus tolerant. Zelotismus insbesondere ist keine Eigenschaft breiterer Volksschichten, und in unserem öffentlichen, wie in unserem gesellschaftlichen Leben kommen Protestanten wie Katholiken vorzüglich miteinander aus. Aber diese Schilderung trifft heute nur noch teilweise zu. Schon sind die Fälle nicht mehr vereinzelt, wo bei der Wahl des Arztes die Konfession den Ausschlag gibt. Da und dort fragt man bei Geschäften, Kaufläden, Hotels nach der Konfession der Inhaber. Sind es auch erst Anfänge, die Sache wird weiter gehen, das Ende ist der förmliche Boykott, der unvermeidlich ist, wenn nicht beizeiten der Riegel vorgeschoben wird. Soll gestritten werden, so rufe man und reize

Die Waldschule.

Von **Anna Plothow. Berlin.**

Von einer Waldschule will ich erzählen.

Nicht von der in Alpel bei Krieglach, die moderne Kultur in den geheimnisvollen Schatten der stillen Waldberge trägt und den einfältigen Hirtenjungen zum brauchbaren Bürger des Volkes macht, die den Bauern in den Hinterwäldern nützliche Kenntnisse als Waffen für den Kampf ums Dasein gibt und an das Uralt-Bodenständige das Wissen von den neuzeitlichen Errungenschaften knüpft, so daß selbst im verborgensten Winkel der Steiermark frisches Gegenwartsleben und Zukunftsstreben erblühen kann. Meine Waldschule liegt draußen im Reich, nahe bei der Zweimillionenstadt Berlin. Zwar gehört sie nicht der Reichshauptstadt selber, wohl aber ihrer Nachbarstadt Charlottenburg, die so eng mit Berlin verwachsen ist, daß sich ihre Straßen in die der Metropole hinein verschlingen, wie ein Kind sich in die offenen Arme der Mutter schmiegt.

Charlottenburg, das vor gerade 200 Jahren als Sommerresidenz der Königin Sophie Charlotte begründet wurde, hat sich in dieser Zeit aus einem Schlößchen mit ein paar Dutzend Ackerbürgerhäusern zu einer regen Industriestadt mit zweimalhunderttausend Einwohnern entwickelt. Straßen reihten sich an Straßen und so nutzte ihm seine landschaftlich bevorzugte Lage zwischen Tiergarten und Grunewald und sein alter Ruf als Gartenstadt auch nichts mehr. Es hat seine engen, schlechten Wohnungen, sein Arbeiterproletariat und seine bleichen ungesunden Kinder wie jede andere Großstadt auch.

Aber Charlottenburg ist zugleich in der Lage, für jedes öffentliche Übel auch Abhilfe schaffen zu können, denn es ist die reichste Stadt Preußens. Seine schöne Lage zog immer reiche, vornehme Bewohner an, und später wurden all seine Felder und Gärten Bauland; und zwar Bauland für vornehme Straßen mit Villen und Prachtbauten.

Und noch einen anderen Vorzug hat Charlottenburg von altersher, den man nicht immer mit dem Reichtum vereint findet, den der Wohltätigkeit. Hochintelligente Bewohner, voran die Frauen, und ein sehr rühriger Bürgermeister haben aus dieser Neigung zum Wohltun W o h l f a h r t s p f l e g e gemacht, d. h. jene moderne Fürsorge, die weniger unheilbare Schäden heilen als ihre Entstehung verhüten will. So ist Charlottenburg stets auf dem Wohlfahrtsgebiet voran und so war es gerade hier, wo naturgemäß der langjährige Traum naturfreudiger Pädagogen, d i e W a l d s c h u l e, entstehen mußte.

Man hatte mit den armen kranken Kindern allerlei versucht, sie in Ferienkolonien und Bäder geschickt. Ein Erfolg war wohl da, aber

gebäude, die auf Kant gefolgt sind, finden Nachahmung bei katholischen Forschern. Ja sogar da, wo sich der konfessionelle Gegensatz am unmittelbarsten und schneidendsten geltend machte, auf theologischem Gebiet, trat Fehde und Widerspruch zurück und Arbeitsgemeinschaft, Geistesgemeinschaft dafür ein; bei den besten deutsch-katholischen Theologen wohltuende Wärme und Innerlichkeit, Wahrheitsliebe und Geistesfreiheit, die so leicht Brücken zu dauernder, gegenseitiger Verständigung hätten abgeben können. Standen früher schon Claudius, Hamann und Jacobi auf das herzlichste mit katholischen Freunden in Münster, predigte Goßner, als katholischer Pfarrer den Rhein hinabziehend, bald in einer katholischen, bald in einer evangelischen Kirche, so lebt heute noch in vieler Mund der ehrwürdige Bischof Sailer von Regensburg, der, der Vertreter einer milden, christlichfrommen, evangelisch-katholischen Gesinnung, ein zweiter Fénélon an Gewissenhaftigkeit, Erlösungsverlangen, Liebe und Leben in Gott, sich über jede Erscheinung wahrhaft christlicher Frömmigkeit und praktischen Christentums herzlich freute, wo er ihr begegnete, und auch jenseits der Schranken der eigenen Konfession ihr gern die Hand reichte. In der Nähe und in der Ferne pflegte er mit Protestanten vielfach schriftlichen und persönlichen Verkehr, und so bahnte sich durch ihn ein näheres Verhältnis zwischen Gliedern beider Kirchen an. Noch ist die Sailer'sche Schule nicht völlig ausgestorben; aber argwöhnisch werden ihre Vertreter beobachtet, und man liebt diese Art nicht mehr.

Welches frische theologische Geistesleben bei dem edlen katholischen Münchner Philosophen Johannes Huber bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein! Welches edle hochherzige Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, nach Versöhnung von Christentum und Kultur, nach Reform, sogar nach einer kirchlichen Wiedervereinigung, wovon der außerdeutsche Katholizismus nichts wußte! Man glaubte, man hoffte, daß diese Keime einer Wiedersammlung der deutschen Geister die Verheißung der schönsten Zukunft in sich trügen! Aber wie hatte man sich getäuscht! Ist alles umsonst gewesen? Ist es zu spät? Wir glauben nicht. Weg mit den pessimistischen Klagen! Eine Kirche, die Leute wie Tauler und Thomas a Kempis, Fénélon und Pascal, Sedlnitzky, Amalie von Lasaulx hat hervorbringen können, darf nicht als des göttlichen Geistes bar hingestellt werden. Noch fehlt es nicht an Geistesverwandten in beiden Konfessionen.

Die „Grenzboten" werden es der Sache willen entschuldigen, daß wir ihnen diesen beherzigenswerten Aufsatz entlehnen, um ihn in unsere Kreise zu tragen.

zenden Sonnenstrahlen im Winkel zu fassen, stößt mit dem Schnabel an die Wand und schießt dann wieder zum Fenster hinaus. Das Stillsitzen ist hier nicht schwer, denn die Stunde währt nur 45 Minuten; dann folgen 15 Minuten Pause; auch werden nie mehr als zwei Lehrstunden hintereinander gegeben.

Die zwei Klassen müssen für 120 Kinder ausreichen; aber man teilt sie nicht etwa wie drinnen in der Stadt zu 60 und 60 ein, sondern man unterrichtet sie in kleinen Gruppen von 15 bis höchstens 20. Nicht allein die Hygiene, auch die verschiedenen Unterrichtsstufen, von denen die Kinder kommen, machen diese Teilung notwendig. Natürlich werden Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet.

Manche Unterrichtsstunden wie Rechnen, Naturgeschichte werden bei gutem Wetter stets im Freien gegeben. Einer Rechenstunde hörte ich zu, die äußerst vergnüglich war. Der Lehrer stand an einen der Holztische unter den Bäumen gelehnt; die schwächsten Kinder saßen auf einem Holzbänkchen, die andern standen dicht gedrängt um ihn. Hei, das gab ein lustiges Fragen und Antworten und einen Wetteifer unter den Buben und Mädels!

Neben dem Schulhaus liegt eine an drei Seiten geschlossene Halle, in der bei Regenwetter gespielt und geturnt, sowie die zweistündige Mittagsruhe in Triumphstühlen gehalten wird. Bei warmem Wetter legen die Kinder allerdings ihre Wolldecke direkt auf den Waldboden. Den Klassen gegenüber ist eine rings offene Halle, die nur durch ein Dach gegen die Sonnenhitze schützt. Dies ist der Speisesaal und auch die schriftlichen Schularbeiten werden hier gemacht.

Ein zweites festes Haus endlich enthält die Küche und Vorratskammer und den Baderaum für Wannen- und Duschbäder. Für dies alles muß vorgesorgt sein, denn die Waldschule soll ja zugleich Erholungsstätte sein und sie behält ihre Schüler den ganzen Tag.

Des Morgens um 8 Uhr langen sie mit der Straßenbahn, die in der Nähe vorüberfährt, an. Dann bleiben sie den ganzen langen Sommertag draußen und kehren erst abends um halb 8 Uhr mit den Lehrern und Lehrerinnen gemeinsam zur Stadt und zu ihren Eltern zurück.

Wohl das Gescheiteste ist's, daß die Waldschule auch am Sonntag ihre Schüler beruft. Nicht zum Lernen zwar, sondern zur Andacht und zum Spielen im Freien. So entgehen sie der Gefahr, den Sonntag in den engen ungesunden Wohnungen zu verleben oder gar in Bierkneipen oder zu anderen schädlichen Vergnügungen mitgenommen zu werden. Dafür haben aber die Eltern das Recht, sie am Sonntag mit den Geschwistern zu besuchen.

„Nun weiß ich wenigstens, wo ich hingehe, nun hab' ich doch auch einen Sonntag im Waldesgrün," hat da neulich ein Vater zum Lehrer gesagt.

kein nachhaltiger; allzubald verlor sich die Ferienschminke von den blassen Wangen und die alten Leiden kamen wieder zum Vorschein. Charlottenburg war die erste Stadt, die sich für die gesundheitliche Erziehung der Schulkinder Helfer gewann, indem sie Schulärzte anstellte. Die rieten dazu, die kränklichen Kinder einmal für längere Zeit hinauszuschicken, und da diese dabei ihr mühsam erarbeitetes Wissen nicht verlieren sollten, so kam man zur Gründung der Waldschule.

Die Hauptstraße Charlottenburgs führt nämlich durch die Villenkolonie Westend direkt in den Wald hinein. Da auch eine Straßenbahn hier entlang läuft, so war die Beförderungsfrage leicht zu lösen. Zwar gehörte der Wald nicht der Stadt, sondern dem Fiskus, aber die Stadtverwaltung war weitherzig genug, eine Summe auszuwerfen und dem „Herrn Fiskus", der in Preußen sehr habsüchtigen Charakters ist, ein gutes Stück Grunewald abzupachten. Das wurde mit einem Drahtzaun eingegittert und eine Baracke darauf errichtet und die Waldschule war begründet. Man begann den Versuch im Hochsommer vorigen Jahres und dehnte ihn bis Ende Oktober aus und der Erfolg war ein überraschend guter. Kinder, die sonst dreißig Tage und länger im Semester gefehlt hatten, fehlten kaum zwei Tage beim Unterrichte und ihr gutes Aussehen, ihr munteres Wesen deuteten an, daß sie ihre Kränklichkeit überwunden hatten.

In diesem Frühling wurde nun der Versuch in größerem Maßstabe fortgesetzt. Es fand sich ein Wohltäter, der die Summe von 100.000 Mark für die Waldschule spendete, so konnten weitere Baulichkeiten errichtet und das ganze System ausgebaut werden. Die Stadt Charlottenburg hat inzwischen an einer anderen Seite ein eigenes Waldland erworben und dort wird später dann die Waldschule ein dauerndes Heim finden, respektive wird man eine zweite dort errichten.

Das Terrain der jetzigen Waldschule ist sehr günstig. Es liegt in den Ausläufern der sandigen Pichelsberge, hat also coupiertes Gelände mit Hügeln und Schluchten, mit freien sonnigen Plätzen und schattigen Gründen. Zwar ist es nur die schlichte märkische Kiefer, die darauf ihre grüne Krone erhebt und den Waldboden bedecken keine üppigen Farne und Moose, aber auf dem trockenen Sandboden wächst doch Gras, Brombeergebüsch mit den vielbegehrten süßen Früchten breitet sich aus und die zarten lila Glocken des Heidekrautes wachsen auf den Hügeln. Das Schulhaus besteht aus einer Wellblechbaracke mit zwei Klassenzimmern. Die Luft darin ist ebenso rein wie die Waldluft draußen, denn die Fenster stehen immer offen und auch durch die in der Decke angebrachten Ventilationen streicht die würzige Kiefernluft aus und ein. Auch ein Schmetterling gaukelt zuweilen zur Freude der Kinder herein oder ein vorwitziges Schwälbchen sucht die tan-

zehrte, und sie haben die Ameisen beobachtet, wie sie Holzstückchen in ihren Bau trugen.

Ein kleiner Junge berichtet eifrig, daß mal dahinten im Wasserloch ein toter Hamster gelegen habe. Und die Mädchen versichern, daß sie jetzt ruhig Raupen angreifen könnten, ohne sich zu fürchten; sie wüßten nun, wie sie sich verpuppten und hätten auch schon bunte Schmetterlinge auskriechen gesehen. Und mit den Vögeln sind sie nun auch vertraut und freuen sich, wenn sie die Semmelbröckchen sich holen, die sie ihnen streuen.

Die Unterhaltung der Waldschule geschieht zwar aus städtischen Mitteln, doch müssen die Eltern nach ihrem Vermögen zur Beköstigung der Kinder beisteuern. Gutgestellte Handwerker und Arbeiter zahlen 60 Pfennig pro Tag und Kind, ärmere 30 Pfennig; für ganz Arme sind Freistellen vorhanden. Dafür erhalten die Kinder täglich einen Liter Milch, außerdem Frühstücksbrot, ein kräftiges Mittagessen mit Gemüse und Fleisch, Vesper und eine Abendsuppe. Manche Kinder haben denn auch schon eine Gewichtszunahme von 6 bis 8 Pfund aufzuweisen; bei anderen geht es langsamer, namentlich wenn sie die Erbschaft allzu schlechten Blutes von ihren Eltern überkommen haben. Aber wenn nicht gerade ein schweres organisches Leiden vorhanden ist, dürfte wohl ein wiederholter Besuch der Waldschule vom 1. Mai bis Ende Oktober genügen, um auch das schwächlichste Kind zu kräftigen.

Später wird man dann auch nicht erst die schwere Erkrankung der Kinder abwarten, um sie in die Waldschule zu senden, sondern ihr gleich bei der Einschulung die schwächlichen Kinder zuweisen, wodurch sich dann noch weit günstigere Resultate erzielen ließen.

Ja vielleicht wird die Charlottenburger Waldschule der Grundstein zu einer Reform des Schulwesens überhaupt. Zu einer Ausbreitung der Freilufterziehung, in der weitsichtige Pädagogen schon längst den einzigen Ausgleich für die von der Natur losgelöste Existenz des Großstädters erblicken, die Schulen hinaus an die Peripherie der Städte, in die Parks und Stadtwälder, damit die Jugend dort den verlorenen Zusammenhang mit der Natur wiedergewinnen kann.

Dresden ist bereits dem Beispiele Charlottenburgs gefolgt; dort hat ein reicher Mann seinen Park hergegeben, damit darin eine Freiluftschule errichtet werde. Welche deutsche oder österreichische Stadt folgt nun?

Wir brauchen starke Geschlechter, um den immer heißer werdenden Kampf ums Dasein in gutem Sinne zu kämpfen, und dazu stählen wir die Jugend in der reinen Luft unserer Wälder besser als in dem stickigen Dampf unserer Millionenstädte.

Ob die Kinder gern in die Waldschule gehen, braucht man nicht zu fragen, ihr regelmäßiges Kommen beweist es. Auch der Jubel, der einem entgegenschallt, wenn man nur die Gitterpforte zur Waldschule öffnet. Denn hier gibt es viel Spielzeit, und wie schön wird die ausgenützt! Die Lehrer und Lehrerinnen erzählten mir, daß sie nur vielleicht einmal am Tage ein gemeinsames Spiel veranstalteten, sonst die Kinder nach eigener Neigung spielen ließen, weil sie dabei augenscheinlich am glücklichsten seien. Es sei erstaunlich, wie sich ihre Phantasie dabei entfalte und ihre Fröhlichkeit zunehme.

Das ist um so bemerkenswerter, als es sich in der Waldschule doch um lauter kranke oder doch mindestens sehr schwächliche Kinder handelt, von denen viele infolge der steten Unterrichtsversäumnis auch geistig zurückgeblieben waren und von denen manche überhaupt erst das Lachen und Umherspringen lernen mußten.

Die Mädchen zeigen eine starke Vorliebe für Blumenpflege. In dem kleinen Garten, den sie sich angelegt haben, blühen bunte Sommerblumen. Die Zuckererbsen und Bohnen sind schon geerntet und sollen besonders schmackhafte Gerichte ergeben haben. Selbst einige Erdbeeren sind reif geworden. Da haben die Mädchen mancherlei gelernt, worüber sie auch gut Bescheid geben konnten.

In den Knaben, von denen viele Söhne von Bauarbeitern sind, regte sich die technische Geschicklichkeit. Sie haben an einem Hügelabhang „Gebirgszüge" erbaut. Die Anlagen zeigten ein bewundernswertes Geschick. Nach einigen vom Lehrer hergeliehenen Abbildungen hatten sie ganz richtig den Grundstock des Gebirges geformt und die einzelnen Gipfel aus feuchtem Sand gebildet, der dann mit Rasen bekleidet war. So war der Kamm des Riesengebirges und das Bodetal im Harz dargestellt; ein großer glatter Granitstein, den sie im Walde gefunden, stellte den Hexentanzplatz dar. Es fehlte so wenig an richtigen Serpentinpfaden auf diesem Berge wie an Schluchten, Höhlen, Flußbetten und Wasserfällen. Selbst ein Schienenweg mit regelrechten Tunnels fand sich und oben auf den Bergen kleine aus Holz gezimmerte Bauten. Das Schönste bei diesem Spiel ist das Rauschen der Wasserfälle; man stellt es dadurch her, daß man den Inhalt einer Wasserkanne die steinige Schlucht hinabgießt.

Auch sonst regt der Umgang mit der Natur die Kinder zum Nachdenken an. Da kommt ein Knabe angesprungen und bringt dem Lehrer einen Stein mit Moosansatz und läßt sich erklären, wieso das Moos auf dem Stein wachsen konnte. Ein anderer wieder bringt einen Käfer und fragt nach Stamm und Art.

Und alle wissen etwas zu berichten. Sie haben das rotschwänzige Eichkätzchen gesehen, wie es auf einem Ast saß und Kiefernsamen ver-

Kummer kannte, als von Mutter Natur in der Entwicklung ihrer haarigen Mannheit nicht die gewünschte Unterstützung zu finden. Unfehlbare Universalmittel zur Erzeugung martialischer Bärte schossen mit einemmal wie Pilze aus dem Boden, wurden massenhaft gekauft — und hatten die ganz gleiche Wirkung wie die heutigen.

Völlig verfehmt war der „Zylinder" als das Abzeichen freiheitsfeindlicher, reaktionärer Gesinnung. Günstigenfalls riskierte sein Träger, daß ihm das damals gehässigste Schimpfwort „Schwarzgelber" ringsum in die Ohren gellte, wenn sich nicht etwa fortschrittliche Fäuste fanden, welche die hochaufstrebende Kopfbedeckung durch einen kräftigen Schlag auf das normale Maß freiheitlicher Anschauung herabdrückten. Gegen dieses summarische Verfahren gab es natürlich keinen Rekurs, keine Nichtigkeitsbeschwerde; der von ihm Betroffene mußte es ruhig hinnehmen oder des mehreren gewärtig sein. Alles, was in jenen Tagen auf „Gesinnung" Anspruch erheben wollte, verschmähte jede andere Kopfbedeckung als den weichen Filzhut, wie ihn die Freiheitshelden aller Zeiten und auf allen Bühnen trugen. Je verknüllter der Filz, je breiter und wildherabhängender die Krempen, desto größer die Gesinnungstüchtigkeit des Trägers. Es ist überhaupt ein eigentümlicher Zug der modernen Freiheitskämpfer, daß sie sich mit Vorliebe ein mittelalterliches Exterieur zulegen und mit Attributen aus längst vergangenen Zeiten umgeben, welche doch für ihre völkerbeglückenden Ideen nicht das geringste Verständnis hatten, wohl aber bereit waren, alle derlei Agitationen auf kürzestem Wege mit Galgen und Rad anzuerkennen.

Doch wie dem auch sei — noch weit schneller als sie entstanden, verschwanden diese Abzeichen einer an sich wohl gerechtfertigten, aber auf pfadlose Irrwege geratenen Bewegung, als endlich die kaiserlichen Regimenter von allen Seiten heranrückten und Windischgrätz als Sieger in die Stadt einzog. Wie mit einem Zauberschlage vollzog sich da ein Wechsel der Szenerie, wie er selbst der modernsten Bühne unerreichbar ist. Lange Haare, struppige Bärte, Schlapphüte, Kokarden, Waffen, mit einem Worte jedes noch so unscheinbare Anzeichen einer Teilnahme an dem Befreiungskampfe waren wie in die Erde verschwunden. Die langen mit so wenig Respekt behandelten Zylinder erfreuten sich nun einer fast ehrfurchtsvollen Wertschätzung und erhielten in richtiger Würdigung der Motive, welche ihnen dazu verholfen, den bezeichnenden Namen „Angströhre". Hutmacher und Barbiere machten glänzende Geschäfte, während jene spekulativen Kaufleute, die seit März die revolutionärsten Abzeichen an Mann gebracht hatten, nun in heller Verzweiflung vor ihren gefährlichen Warenlagern standen. Die sozusagen über Nacht eingetretene Metamorphose gab Wien ein derart verändertes Aussehen, daß selbst gute alte Bekannte nun Mühe hatten, einander zu erkennen.

Das politische Schermesser.

Ein Zeitbild aus Österreich.

Unser altes Österreich, so oft in Gefahr zugrunde zu gehen, ist auf alle Weise schon gerettet worden. So lag einmal die Errettung des Vaterlandes in den Händen der Bartscherer. Ein Beweis der milden Gesinnung unserer Machthaber: Die Franzosen haben bei ihrer großen Revolution die Köpfe wegrasiert, die Österreicher bei der ihren nur den Bart. „Das Wilde abaputzen," wie der Wiener sagt, das haben nach 1848 die Bartscherer getan.

Solches erzählt uns Moritz von Angeli, ein alter Offizier, dessen Tagebuchnachlaß unter dem Titel „Wien nach 1848", mit einer Einleitung von Dr. Heinrich Friedjung versehen, vor kurzem bei Braumüller in Wien erschienen ist. Dieses Buch schildert in ungezwungenen Plaudereien die politischen, militärischen und gesellschaftlichen Zustände Wiens nach der Revolution, und zwar nimmt der Verfasser den traurigen Ernst am liebsten von der humoristischen Seite. Wir mögen es uns nicht versagen, zur Kennzeichnung jener Zeit aus dem Buch „Toiletteregeln" abzudrucken, ein Kapitel, in dem eben unsere eingangs aufgestellte Behauptung völlige Begründung findet. Also erzählt Oberst von Angeli:

Vor 1848 waren Schnurrbärte eine Seltenheit in der Zivilbevölkerung; Vollbärte aber, sowie langwallendes Haupthaar konnte man sich nur in Verbindung mit einem Schlapphute denken, und dann war der Träger solcher Abnormitäten nolens volens ein „Künstler", gleichviel ob er dichtete oder malte oder durch Reifen sprang oder nichts von alldem verstand. In jenen ruhigen Zeiten ging jeder glattrasiert seinen Geschäften nach und es galt als Unreinlichkeit, sich gegen diesen Usus zu versündigen; nur dem Backenbarte war ein vielfach beschränktes, bescheidenes Dasein gewährt. Das fast militärisch kurz gehaltene Haupthaar deckte ein mehr oder weniger glänzender „Zylinder", und wer diesen nicht zu erschwingen vermochte — so wie die unteren Stände überhaupt — fand es unter einer Schirmkappe ganz behaglich.

Nach den Märztagen änderte sich dies in überraschend kurzer Frist gründlich; die „Freiheit" äußerte sich zunächst in dem nur durch die natürliche Grenze eingeschränkten Wachstum von Haar und Bart; dies kostete nichts, verlieh dem Träger ein martialisches Aussehen und war außerdem auch noch sehr bequem. Die Furcht, als Reaktionär verschrien zu werden, wie nicht minder das eigene Gefallen an der „neuen Mode", veranlaßte schließlich auch die „Gutgesinnten", ihre Köpfe — soweit es die Verhältnisse eben gestatteten — durch einige Haarbüschel zu verzieren, während die hoffnungsvolle Jugend damals keinen größeren

menen Verhör keine anderen Sünden zutage kamen, entweder einen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen, bestenfalls aber ihren „radikalen" Geschmack mit einem entsprechenden Strafgelde büßen mußten.

Was einem auf diesem Wege alles passieren konnte, zeigt ein Vorfall, der einen gelungenen Vorwurf zu einem frohgemuten Einakter abgeben könnte und post festum auch große Heiterkeit hervorrief, zur Zeit als er sich abspielte, aber den hievon Betroffenen sicher sehr wenig belustigte.

Einer meiner Bekannten — Beamter im Grundbuchsamte — gehörte auch zu jenen, die voller Ingrimm behaupteten, es stehe niemand zu, ihn in dem zu bevormunden, was sein rein persönliches, natürliches Recht sei. Er könne sich Haar und Bart ebenso nach Belieben wachsen lassen, wie etwa die Fingernägel; die Form seines Hutes kümmere nur ihn allein, und was dergleichen weit vom Schuß geleistete Rodomontaden mehr. Endlich aber gab doch auch er — so wie alle — klein bei, ließ sich auf dem Wege nach seinem Bureau den Bart abnehmen und wollte gleicherart seinen Hutmacher aufsuchen, um dort den Umtausch des rebellischen Rundhutes gegen einen wohlgesinnten Zylinder zu bewirken. Anfänglich ging alles vortrefflich. Aalglatt rasiert und auf das konservativste frisiert, fühlte Freund X. nun auch sein k. k. Beamtenbewußtsein wieder in voller Kraft sich regen und stolzierte gemessenen Schrittes über den Burgplatz und den Kohlmarkt nach seinem „Amte" am „Alten Fleischmarkt". Doch bevor er noch seines Schlapphutes ledig geworden war, ereilte ihn das Verhängnis in Gestalt eines Polizisten, der ihm in unverfälschtem Libussadeutsch zuraunte: „Kummens mit!" Was war zu tun, als, um kein Aufsehen zu erregen, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten. Vor dem diensthabenden Polizeikommissär war es Herrn X. ein Leichtes, sich zu legitimieren und sowohl aus Kollegialität als auch weil mit Rücksicht auf sein frisch rasiertes Gesicht die beabsichtigte konservative Metamorphose glaubwürdig erschien, freien Abzug zu erhalten.

Selbstverständlich trachtete er nun der verdächtigen Kopfbedeckung baldmöglichst los zu werden und ging daher hastigen Schrittes durch die „Tuchlauben" seinem Ziele zu. Aber vielleicht ebendies, jedenfalls aber der unglückselige Rundhut, erregte am „Hohen Markt" den Spürsinn eines dort placierten „Stehpostens". Wieder ertönte es: „Kummens mit!" und wieder mußte der so „Gestellte", seiner eindringlichen Versicherung ungeachtet, daß er ja eben „von dort komme", aufs Kommissariat. Nach längerem Warten, denn er war ja beileibe nicht der einzige, empfing ihn der Gewaltige mit halbem Lächeln und bedeutete dem Wachmann, daß der Herr schon einmal da gewesen sei und daß man ihn ungehindert ziehen lassen könne.

Mitten unter diesen Schafen, die den Wolfspelz abgeworfen hatten, gab es aber doch auch solche, welche den Wechsel der Dinge entweder nicht begriffen oder eine Force darein setzten, ihm zu trotzen. Wer weiß, ein bißchen billiges Märtyrertum ist in keinem Falle zu verachten. Diese Armen im Geiste, diese Superpfiffigen, waren nun den uniformierten und nicht uniformierten Ordnungswächtern ein Wild, für das es keine Schonzeit gab. Wo immer sich im Gewühl der Großstadt ein „weicher Hut“ — es brauchte gerade kein „Kalabreser“ zu sein — wallende Locken, üppiger Bartwuchs, eine rebellische Kokarde blicken ließ, wo ein Sacktuch mit „verdächtig“ farbigem Rande aus der Tasche guckte, da stürzten sie wie Aasgeier auf den willkommenen Fraß. Ging auch ob dieser „Niederjagd“ anderes, weit wertvolleres Wild verloren, so hatte dies nichts zu sagen; man hing eben, wie herkömmlich, mit Vorliebe den kleinen Dieb und ließ die großen laufen, wenn nur der „Rebeller“ dingfest gemacht und ein Exempel statuiert werden konnte.

In letzterer Beziehung leistete man allerdings ganz Urwüchsiges, das man eigentlich komisch finden könnte, liefe einem nicht dabei die Galle über. Wahrscheinlich um einer allzu großen Anhäufung von „Arretierten“ vorzubeugen, oder auch um desto abschreckender zu wirken, war den Wachleuten die Freiheit eingeräumt, an den wegen gewisser Toilettegebrechen der Hand des Gesetzes Verfallenen die notwendige Remedur auf kurzem Wege ohne weiteres vorzunehmen.

Wer mit einem Vollbarte oder langen Haaren betroffen wurde, den führte der Polizeiwachmann sofort in die nächste Barbierstube und versicherte sich dort, daß der Inkulpat — natürlich auf eigene Kosten — nach der vorgeschriebenen Mode loyaler Denkungsart zugestutzt wurde; dann konnte er seinen Weg wieder fortsetzen! (Das Vaterland war gerettet.)

Dies klingt wohl schwer glaublich? Aber ich war persönlich Zeuge einer solchen „Arretierung“, der ein gar nicht übel gekleideter Herr am „Stock-im-Eisenplatze“ zum Opfer fiel. Manche lachten über eine solche Prozedur, die meisten aber ballten ob dieser schimpflichen Behandlung ingrimmig die Faust — im Sacke, denn die Atmosphäre war sozusagen mit „Spitzeln“ gesättigt und Kempen allmächtig.

Wie unangenehm für die Betreffenden der gewaltsame Eingriff in ihre Frisuren auch sein mochte, sie waren dennoch gewissermaßen im Vorteil gegen jene ihrer Gesinnungsgenossen, deren Kleidung keine Gnade vor dem alles nivellierenden Auge des Gesetzes fand. Denn hier war die Remedur nicht so einfach wie dort; man konnte den Inkulpaten doch nicht ohne weiteres in ein Kleidergeschäft führen und ihn dort vorschriftsmäßig adjustieren lassen; so etwas kostete Geld und hiezu war die p. t. Regierung nicht zu haben. Die auf frischer Tat Ergriffenen wurden also „zur Polizei“ geschleppt, wo sie, wenn in dem aufgenom-

Ein seltener Mensch.

„Jene wenigen Auserwählten des Glückes, jene sporadisch, vielleicht alle Jubeljahre einmal in aller Herren Ländern auftauchenden Erscheinungen, bei denen sich sprühender Geist mit seltenem Wissen und tiefem Gemüt paart, sollten zum Wohle der Menschheit der Begünstigung zuteil werden, ewig zu leben.“

Das war der Gedanke, welcher mich bewegte, als ich Kenntnis erhielt von dem Tode eines Mannes, der mir wie Ihnen, lieber Heimgärtner, ein Menschenalter hindurch nahestand. Ich spreche von Zacharias Konrad Lecher, dessen Lebenslaufbahn am 28. April d. J. überraschend schnell zum Abschlusse kam. Das „überraschend schnell“ soll nicht etwa so verstanden werden, daß er durch Absicht oder Unvorsichtigkeit sein Ende förderte. Er war im Gegenteil ein Lebenskünstler, der es, wie selten ein zweiter, verstanden hat, dem nichts weniger als dornenlosen Pfad seiner irdischen Laufbahn die besten Seiten abzugewinnen, der gern lebte, sich — ich möchte fast sagen — die unverdorbene Kindlichkeit, die Freude an der Natur, an der Kunst, an allem Guten, Schönen und Edlen bis in das hohe Alter hinein zu wahren wußte und das Leben ohne Übermut genoß; er lebte gerne.

Nach Lechers Tode haben Sie mich aufgefordert, für die Spalten Ihres Blattes eine kleine Skizze über diesen seltenen Mann zu schreiben. Ich willfahre Ihrem Wunsche gerne, aber eine gewisse Zaghaftigkeit hat mich bisher immer veranlaßt, die Erfüllung desselben hinauszuschieben; einerseits fragte ich mich bange, ob ich der Aufgabe wohl auch gewachsen sei, Ihnen ein Bild des Mannes zu entwerfen, dessen Können, Wissen und Fühlen mir stets ein leuchtendes Vorbild gewesen ist, anderseits tat es mir leid, einem anderen diese Aufgabe zuteil werden zu lassen, weil ich weiß, daß die Zahl derjenigen, welche Zacharias Konrad Lecher nach seinem vollen Werte zu würdigen wissen, keine große ist. Und ich würde bedauern, wenn jemand, der ihn nicht so gut gekannt wie ich, ein Bild von ihm entwerfen wollte, welches der Wirklichkeit nicht genau entsprechen würde, ihm vielleicht nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließe. Schließlich glaube ich, einen Ausweg gefunden zu haben, indem ich den biographischen Daten, welche Ihnen den Lebenslauf Lechers zeigen sollen, Zitate aus Briefen und Feuilletons hinzufüge, die sich in meinem Besitze befinden. Erstere sind zu den verschiedensten Zeitepochen im Laufe voller dreißig Jahre an mich gerichtet und tragen vielleicht dem Gemütsleben Lechers, welches seiner oftmals rauhen Außenseite wegen für das Gros der Menschen verschlossen blieb, am meisten Rechnung. Die Feuilletons, deren Zahl eine äußerst namhafte ist, habe ich im Laufe dreier Dezennien gesammelt. Sie zeigen

Wenn sich jetzt in Herrn X. die Galle regte, war dies nicht zu wundern, denn, abgesehen von allem anderen, hatte die zweimalige „Einladung" viele Zeit in Anspruch genommen, die „Bureaustunde" war fast schon überschritten und der Bureauvorstand seit „Wiedereinführung geordneter Zustände" in diesem Punkte überaus empfindlich. In Anbetracht dieser Umstände verzichtete Freund X. auf die Intervention seines erbgesessenen Hutlieferanten, sondern beschloß, sich beim ersten besten Hutmacher eines tadellos gesinnten Zylinders zu versichern, der ihm freie Bahn nach seinem Bureau gewährleisten würde. Vorsichtig — wie er meinte — benützte er bei seinem Abgange aus dem Polizeihause diesmal nicht den auf die „Tuchlauben" führenden Hauptausgang, sondern wählte die rückwärtige gegen den Petersplatz gelegene Türe, wo er ganz in der Nähe einen Hutmacherladen wußte. Springenden Schrittes enteilte er den unwirtlichen Hallen, umkreiste die Peterskirche — und lief einem gerade vom „Stehdienste" zurückkehrenden Wachmanne in die Hände. Zum drittenmal tönte ihm nun das fatale „Kummens mit!" in die Ohren; wieder versicherte er dem „Auge des Gesetzes" hoch und teuer, wie er schon zweimal das läuternde Feuer des Kommissariates passiert habe und nun eben im Begriffe sei, in dem nur wenige Schritte entfernten Laden einen Zylinder zu kaufen — alles war vergebens. Der charakterfeste Tscheche kannte nur seine Dienstvorschrift und diese forderte die unnachsichtliche Festnahme jedes Umstürzlers: „Se habens Kalabrese, sans Radikale, kummens mit!" Es half absolut nichts, der unglückliche X. mußte abermals den sauren Gang antreten, wieder unter einem unqualifizierbaren „Parterre von Arretierten" endlos lang antichambrieren, bis er angesichts jenes Kommissärs gebracht wurde, der ihn schon zweimal als „unverdächtig" entlassen hatte und nun mit unverhohlenem Staunen wieder vor seinem Forum sah. Das bemitleidenswerte Opfer strammen „Sicherheitsdienstes" aber war nachgerade an jener Grenze angelangt, jenseits welcher die absolute „Wurstigkeit" beginnt. In entschiedenster Weise erklärte er dem Kommissär, daß er das Amtslokal nur mehr unter Bedeckung eines Wachmannes verlassen werde, der ihn bis zu dem Kaufladen irgendeines Hutmachers begleiten würde, denn anders sähe er keine Möglichkeit, an diesem Tage noch sein Bureau zu erreichen. Dieses Verlangen wurde auch erfüllt; X. kam endlich zu seinem Zylinder und hat wohl seitdem keinen Rundhut mehr getragen.

beim „Wanderer", später bei der „Donauzeitung", die Ernst von Schwarzer, dessen Tochter Lecher dann heiratete, begründet hatte. Zu Ende der Fünfzigerjahre wurde er Mitarbeiter der von August Zang gegründeten „Presse", ging für die Dauer einiger Jahre zur „Neuen Freien Presse" über, als diese ins Leben trat, und kehrte im Jahre 1868 zur alten „Presse" zurück, bei welcher er bis zu deren Auflösung, 1896, zuerst mit in der Redaktion, später als Chefredakteur tätig war. Dann trat er ins Privatleben und verkehrte eigentlich nur mehr im Kreise seiner Familie und mit wenigen auserlesenen Freunden. Lecher war einer der Gründer des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia", Gemeinderat des 3. Bezirkes in Wien und Anreger dessen, daß zu Beginn der Achtzigerjahre infolge eines Feuilletons, welches er schrieb, der Verein „Carnuntum" ins Leben trat. Seine Frau, welche ebenfalls schriftstellerisch tätig war,*) ist ihm im Tode einige Jahre vorangegangen. Seine Kinder sind lauter tüchtige Menschen geworden, welche sich gesicherter Lebensstellungen erfreuen. Trotz seines harmonisch ausgeklungenen Lebensabends hat er viel Ernstes durchgemacht, was wohl manchen anderen, der nicht seine phantastische Frohnatur besessen, veranlaßt haben würde, die Flinte ins Korn zu werfen. Er war aber so sehr Sanguiniker, daß er über die Schattenseiten des Lebens hinwegsah und sich nur am Lichte erfreute. Er hatte leichten Sinn, ohne dabei leichtsinnig zu sein, und er war nebst allem ernsten, gediegenen Wissen, ohne Dichter zu sein, ein poetisches, feinfühlendes Gemüt. Zur Beglaubigung dessen, was ich da ausspreche, gestatten Sie mir, aus einzelnen Briefen aphoristisch und unzusammenhängend, Ihnen Stellen anzuführen, die vielleicht besser als die längste Charakteristik die Gemütsseite Lechers kennzeichnen; so schrieb er mir z. B. vor Jahren:

„Können Sie wirklich glauben, daß ich irgend wen immer seines religiösen Glaubens, seiner Herzensüberzeugung wegen verspotten, auch nur durch die kleinste ironische Glosse verletzen könnte? Und schon gar jemanden, von dem ich nicht erst seit heute, sondern schon seit Jahren voraussetze, daß seine Herzensreligion ihm der Anker im wilden, rauhen Sturm des Lebens geworden?"

„Wir Zeitungsmenschen werden durch die Übung des Geschäftes, durch den Zwang im Verkehr mit Politikern und Diplomaten erfahren zu müssen, was diese nicht sagen wollen, wie alte Kriminalrichter gewandt im Kombinieren und Erraten."

In einem späteren Briefe heißt es:

„Was ist Glück? Das Glück ruht im Herzen. Dem einen bringt Entsagen Glück, dem anderen, jenem von der vulkanischen Art, bietet

*) Siehe Luise Lecher in früheren Jahrgängen des „Heimgartens".

die Vielseitigkeit seines Wissens, die Meisterschaft seines Stiles, die Logik seiner Denkungsweise. Während ich diese Zeilen an Sie richte, sehe ich nicht nur im Geiste den markigen Charakterkopf, die gedrungene, mittelgroße, breitschulterige Gestalt, die geistsprühenden, blauen Augen des alten Mannes mit der Feuerseele vor mir, sondern es richten sich auch meine Blicke auf ein Bild von ihm, das auf meinem Schreibtische steht und in seiner lebensfrischen Ähnlichkeit dagegen Protest zu erheben scheint, daß er von uns gegangen für immer!

In wenigen Worten sei Ihnen der äußere Lebenslauf des Mannes erzählt, welcher fünfzig Jahre hindurch zu den Koryphäen der österreichischen Journalistik gehört hat und der, undankbar wie die Menschheit nun einmal ist, von dieser von dem Moment an vergessen wurde, in welchem er sich ins Privatleben zurückzog und aufgehört hat, vermöge seiner einflußreichen Stellung den zahllosen Wünschen Rechnung zu tragen, die an sein Können und Wollen gestellt wurden.

Zacharias Konrad Lecher war ein Sohn der Berge, für die er auch sein Leben lang eine große Vorliebe behielt. Im Jahre 1829 wurde er zu Dornbirn in Vorarlberg als Sohn eines Arztes geboren, wuchs in verhältnismäßig einfachen, halb ländlichen Verhältnissen auf, über die er auch in späterer Zeit häufig und gerne sprach, was mehrfach zu der Anschauung beitrug, daß ein Stück Bauernnatur in Lecher stecke. Ich möchte das nur bedingt zugeben; aus der Kindheit hat er sich jedenfalls seine außergewöhnliche Vorliebe, sein feines Verständnis, seine scharfe Beobachtungsgabe für die Natur im allgemeinen, für das Landleben im besonderen in das reife Alter mit herüber gebracht, aber mit diesen Eigenschaften, deren Keim, wie gesagt, in der Umgebung seiner Kindheit, in dem Milieu zu suchen ist, in welchem er aufgewachsen, paarte sich eine Vornehmheit der Gesinnung, eine uneigennützige Mißachtung des eigenen Vorteils, wie man dieselbe nur bei jenen wahren Aristokraten des Geistes findet, die, Gott sei es geklagt, im praktischen und nüchternen 20. Jahrhundert bald zu den sagenhaften Erscheinungen aus fernabliegenden Tagen gehören werden. Lecher war viel zu sehr Phantast und Idealist, um eine echte Bauernnatur zu sein; wenn auch die guten Eigenschaften des Bauers ihm anhafteten, der nüchterne praktische Rechensinn desselben hat ihm beispielsweise vollständig gefehlt.

Zacharias Konrad Lecher betrieb medizinische und naturwissenschaftliche Studien an den Universitäten von Innsbruck und München. Er zog im Jahre 1848 mit der Innsbrucker Studentenlegion an die italienische Grenze, war eine Zeitlang Amanuensis am Zootonischen Institut in München und kam zu Beginn der Fünfzigerjahre nach Wien. Von da an widmete er sich der journalistischen Laufbahn; zuerst

Tirol", über „die Pustertaler-Bahn", über „Leopold Kompert", über „russische Gefängnisse", über den „Arlberg" u. s. w. Die Vielseitigkeit der Themata, welche Lecher beherrschte und meisterhaft behandelte, ist geradezu verblüffend und in Naturschilderungen wird nicht bald, soweit die deutsche Zunge reicht, ein zweiter es ihm nachmachen können. Wie reizend schildert er beispielsweise einen Ausflug an den Wannsee bei Berlin, welchen er in den Achtzigerjahren anläßlich einer Berufsreise in die Spreestadt unternommen:

„Sonnwendzeit war's. St. Johannistag, als im deutschen Süd lustige Feuer auf Bergeshöhen und Waldvorsprüngen die hereinbrechende Nacht erhellten, das Jungvolk im Reigentanz um die Flammen schwebt und Paar um Paar über die Lohe springt. Sonnwendtag! Mittsommernacht, und ich sollte dieselbe verbummeln, nicht wenigstens durch Träume in Busch und Hag, wo Glühwürmer durch die linden Lüfte flattern, an das Funkensprühen der Johannisfeier meiner allemanischen Jugendheimat mich erinnernd! Eine Mittsommernacht auf der Wirtshausterrasse, am geräuschvoll lebendigen Potsdamerplatz oder unter dem Zeltvordach des Kaiserhofes hinter dem Bierkrug und dem Grogglas, in laut angeregter Kumpanei! Das wäre gotteslästerliche Freveltat! Ich wallfahrtete hinaus ins freie Land, dorthin, wo auch der Berliner eine Gegend hat, und zwar wie ich erfahren sollte, eine wundersam reizvoll schöne, an den Wannsee.

Eigentlich ist der Wannsee eine große Bucht der Havel, durch ein vorliegendes Eiland halb abgeschlossen von dem mehrere Meilen lang sich erstreckenden Seebecken, in welches der Fluß nord- und südwärts von Potsdam ausgeweitet erscheint. Es liegt dort an der Havel und östlich an der Spree, in Waldhügelzüge und Waldauen eingebettet, ein überreiches Geäder von Wasserflächen, die zusammen an Ausdehnung sämtlichen Seen unseres Salzkammergutes kaum nachstehen. Sie würden, dank der bizarren Zeichnung ihrer Uferumrisse, welche bei jeder Kahnwendung mit neuen Perspektiven überraschen, in einem landschaftlich besser als des Deutschen Reiches Streusandbüchse beleumundeten Gau ihre große Anziehungskraft auf das naturschwärmende Touristenvolk ausüben. Hätte Wien solche Seen im Marchfelde, die Hälfte der Ausflügler, die es jetzt alle in die Berge zieht, möchte sich ihnen zuwenden. Die Berliner freilich werden die Naturschönheiten, die vor den Außenwerken ihrer Stadt ausgebreitet liegen, erst voll und ganz zu genießen wagen und zu würdigen vermeinen, wenn ihnen irgend ein unfehlbarer Papst des guten Geschmackes das „tolerari potest" literarisch verbrieft hat. Zum naiven Genuß der noch nicht mit dem Doppelstern ausgezeichneten Naturschönheiten ihres engeren märkischen Vaterlandes ist der Durchschnittsberliner viel zu wohl gedrillt aus seinen guten Schulen hervorgegangen. Zur vollen Wertschätzung solch „intimer Landschaften" wie diese wundervollen

sich das Glück, indem er danach ringt, ohne die Chancen des Mißlingens zu achten. Die Energie des Empfindens liegt bei manchem in der Stetigkeit, nicht in wildem Sturm und Drang der Leidenschaft, und das ist ja auch eine Bürgschaft zufriedenen Herzensglückes. Wohl ein recht relatives Glück, dieses Glück der Resignation und des Hoffens der endlichen Einlösung des langsichtigen Wechsels, denken Sie: der gute Mensch predigt da wirklich wie ein Kapuzinerguardian, der er gerne sein möchte, über Dinge, die er noch viel schlechter versteht als seine langweilige Politik. Vielleicht haben Sie damit Recht, vielleicht aber versteht ein Mann von diesem Zeug doch auch ein bißchen etwas, der auf der Jagd nach dem Glücke, das er sich mit großer Hartnäckigkeit zu eigen zwingen wollte, auf manchen Irrwegen gegangen, in manchen Moorbruch geraten ist und auf manchen Felsen sich verstiegen hat, um zuletzt mit noch jungem Herzen im Nothafen der Resignation einzulaufen. In der Offenbarung der Liebe liegt das Glück, sei diese nun ein stilles Feuer, an dem man den Kochtopf wärmt und die Suppe gar kocht, sei sie die Flamme der Seele, sei sie ein verzehrender Glutbrand der Leidenschaft, je nach Veranlagung des Erdengeschöpfes, über das sie gekommen; sie bleibt doch das Glück in diesem irdischen Jammertal und alles andere ist Brimborium; befriedigter Ehrgeiz, materielles Wohlergehen, geistige Schwelgerei in Wissenschaft und Kunst, ja sogar blaugesottene Forellen, sie alle müssen vor diesem Köhlerglauben aus der Märchenwelt und den Kindertagen der Menschheit bescheiden in den Hintergrund treten. Pardon, Köhlerglaube — es ist nicht bös gemeint; das ist der helle Neid eines Philosophen, der sich über die Grenzen menschlicher Erkenntnis keiner Täuschung hingeben kann, ehrlich überzeugter Frömmigkeit gegenüber die im Koran, Talmud oder Neuem Testamente ihren Stab und ihren Trost gefunden."

Räumliche Beschränkung läßt es unmöglich erscheinen, eine Fülle solcher und ähnlicher Stellen anzuführen, welche geeignet sind, das reiche Gemütsleben Lechers zu charakterisieren. Halte ich Umschau unter der Menge Feuilletons, bei deren Lektüre mir das Bild des Dahingeschiedenen in voller Lebensfrische entgegentritt, so finde ich die verschiedenartigsten Themata in seltsam geistvoller Weise behandelt. Bald schreibt er über „Goethes Säkularfeier in Weimar", über „Georg Ebers Roman ‚Der Kaiser'", über den „‚Gottsucher' von Rosegger", über „das überschwemmte Welschland", über „die Buchdruckausstellung", über den „Semmering" und „Schöntalers neueste Waldidylle", dann wieder über „die Stadterweiterung von Berlin und Wien", über „das Maskenfest im Künstlerhaus", über „die Samojeden im Orpheum", über „Wallfahrten, über „Graf Harry v. Arnim", über „die Nihilisten von 1848", über „Vorarlberger Landschaften", über „Hermann Schmid und seinen Kanzler von

nicht wohl beschlagen gewesen wäre, in dem man nicht hätte von ihm lernen können; dabei war ihm die so seltene Eigenschaft angeboren, mit seinem Wissen nie zu prahlen, sein Licht nie in den Vordergrund zu drängen. Im Gegenteil! Er hat sich sein Leben lang in den Schatten gestellt und ist deshalb nie nach seinem vollen Werte gewürdigt worden. Ein oft recht lästig zutage tretender Fehler mancher Geister ist es, daß sie keine Polemik dulden, keine andere Anschauung gelten lassen als die ihrige und jedem anderen die Überzeugung aufdrängen wollen, daß sie allein klug und weise sind; von diesem Fehler war Lecher frei. Er ließ mit sich reden und hatte auch Duldsamkeit und Milde für andere Meinungen; es gehörte zu den lehrreichsten Genüssen, sich mit ihm in eine Polemik einzulassen, bei der man immer Gelegenheit zum Lernen fand. Er war ein durchaus bescheidener, einfacher Mann trotz seines leuchtenden Geistes und das erhöhte den Zauber seines Wesens.

Würde er noch unter den Lebenden weilen, würde er noch eine Machtstellung einnehmen, so könnte man vielleicht den Verdacht hegen, meine Worte rühmender Anerkennung seien so echt menschlich mit dem Hintergedanken zu Papier gebracht, daß mir irgend ein Vorteil daraus erwachsen könne. Dem Toten aber Lob zu spenden, das wird man doch wohl dürfen, ohne sich solch häßlichem Verdachte auszusetzen. Es ist nur ein Akt der Huldigung, der jenem Geiste, jenem edlen Herzen gilt, welches für immer dem Reiche des Schattens anheimgefallen, ein Akt der Huldigung, der sich mit dem Wunsche paart, der Menschheit zu erzählen, daß es zuweilen doch noch Menschen gibt, die gekannt zu haben sich der Mühe verlohnt, die Freunde genannt haben zu dürfen, man mit wehmütigem Stolze als Glück empfindet, deren Andenken heilig zu halten ein Gebot des Herzens ist, das man in Liebe erfüllt, als einziger Tribut, der über das Grab hinaus reicht.

Max v. Weißenthurn.

Leichenzeug.

Eine Umschau am Totenfeste.

Von Professor D. Dr. **A. Freybe** in **Parchim.***)

Eine alte bedeutungsvolle Sitte, welche dem Vergessen des Allergewissesten, des Todes, wehren sollte, war die, daß man noch in gesunden, lebensfrischen Jahren, „ehe die bösen Tage herzutreten", sich den Sarg oder auch das Leichenhemd anfertigen ließ, in welchem man begraben werden wollte. Ganz ausgestorben ist diese ernste Sitte auch heute noch nicht, doch erscheint sie wohl sehr vereinzelt, und der

*) Aus der vorzüglichen Zeitschrift „Das Land", Berlin. Dort unter dem Titel „Eine alte bedeutungsvolle Sitte".

Wasserpartien im Seegeäst der Havel gehört entweder ein feingeschultes Künstlerauge oder eine Unmittelbarkeit der Anschauungsfreude, die noch nicht im Kern angekränkelt ist, durch den Schlagwortblödsinn, welchen in sonst ganz ertragbar vernünftig konstruierten Gehirnen die unverstandenen Bezeichnungen „pittoresk und romantisch“ vollführen.

Deshalb bleibt der Wannsee in einer mondklaren Mittsommernacht doch schön und selbst der Weg dahin durch ein Stück der Reichsstreusandbüchse ist anmutiger, als ein von Haus her gutgewöhnter Gast vermuten mag. Hat man einmal die grünumfriedeten Landhäuser der Vororte mit ihren waldrebenumsponnenen Giebeln und Erkern, ihren jasmin- und rosendurchdufteten Gartenparterres und ihren dichtästigen, blütenübergossenen Linden hinter sich, steigt die Chaussee mäßig an.

Wohlbestellte Ackerbreiten, dazwischen ab und zu eine Baumgruppe am Wegraine, strecken sich rechts weit hin bis zum niedrigen Hügelkamm, der das Seefeld abschließt. Spärlich sind die Gehöfte auf dem wenig nährsamen Boden verstreut; klein die räumlichen, aber prosaisch kahlen Dorfanlagen an der Heerstraße. Stände das Korn dichter in der Furche, wären die Bauernhäuser behäbiger in ihrer Anlage und rührten nicht die vielen Windmühlen auf dem Hügelrücken ihre Riesenarme, man könnte sich auf das mittelfränkische Plateau, auf die bayerische Hochebene versetzt glauben. Endlich hinter Zehlendorf nimmt uns der Wald auf; ein magerer Kiefernbestand, mit Birken und Eichen besäumt, ohne Unterholz zwischen den Bäumen, ohne das üppig wuchernde Blütengestäude unserer heimischen Laubholzberge. Eine die spärliche Bodenkraft rationell ausnützende Waldhegerei duldet keinen unnützen Zehrer; nur ab und zu unterbrechen ein paar Farrenwedel das Gelbbraun des Sandgrundes. Die Straße senkt sich, die Luft atmet sich feuchter ein, der Baumwuchs wird üppiger, saftiges Laubholz verdrängt die Kiefer; eine scharfe Wendung des Wagens, etliche Schritte vorwärts und die Wellen bespülen den Wegrand.

Weithin leuchtet im Glutgold der sinkenden Mittsommertagssonne der See auf. Kühlende Nebel steigen empor, im Wald wird's finster, ein leises Lüftchen spielt im Gehänge der Birke und im Buschwerk schmettert die Nachtigall. Der Mond kommt hinter Bäumen hervor ....“

Wer Lecher nur in seiner Redaktionstätigkeit, zuerst in der Gärtnergasse, später in der Berggasse kennen zu lernen Gelegenheit fand, der dürfte sichs nimmer haben träumen lassen, wie er ein ganz anderer war, wenn er den Redaktionsärger von sich abgeschüttelt, bei dem er manchmal recht gewaltig und schonungslos, aber immer gerecht dreinwettern mochte, und in Gottes freier Natur leben, oder sich mit feinstem Verständnis einem Kunstgenusse widmen konnte. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß Lecher das lebendige Konversationslexikon gewesen ist und es kein Feld der Wissenschaft und Kunst gegeben, in welchem er

Von Kaiser Maximilian I. wird erzählt, daß er auch auf seinen Reisen seinen Sarg mit sich führte.

Bekannt ist, wie die mit Sturm und Not vertrauten Halligbewohner sich bei Zeiten auf den Tod vorbereiten. Sie haben ihre Särge oft lange genug bereit stehen. Ja, es kommt wohl vor, daß sich Leute daran gewöhnen, ihr Nachmittagsschläfchen im Sarge zu halten; so vertraut sind sie mit dem Gedanken an den Tod, ohne daß sie selbst darin etwa eine heroische Sitte sehen.

Auch in Mecklenburg, besonders im Südwesten des Landes, pflegte man sonst den Sarg, die sogenannte Rustkist (von ruste, Ruhe) lange vor dem Tode bereit zu halten. Er wurde aus schweren Eichenbohlen verfertigt. Nicht der Tischler, sondern der Bauer selbst stellte ihn her, und zwar unter Beihilfe seiner Nachbarn und „Freunde". Die Freunde sind nach altem volksmäßigen Sprachgebrauch die Verwandten, die auch mit den Nachbarn das Grab gruben, eine Sitte der Pietät, von welcher uns als letzter armseliger Rest die „drei Hand voll Erde" blieben, welche die Verwandten des Verstorbenen heutzutage ihm ins Grab nachwerfen, statt, wie es sonst üblich war, das Grab selbst zu graben.

Auch in der Magdeburger Börde hatte man sonst die Särge fertig stehen, wie dies denn noch aus den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts von zwei reichen Landwirten dem Verfasser berichtet wurde mit dem Bemerken, daß sie einstweilen als Apfelkisten benützt würden.

Aus Lüneburg schrieb Pastor B.: „Im ganzen Fürstentum Lüneburg habe ich den Brauch gefunden, daß Haus- und Hofbesitzer sich zwar keinen fertigen Sarg, wohl aber die zu einem Sarge zugeschnittenen Bretter, meist aus Eichenholz, vorrätig halten für einen Todesfall, besonders für ihren eigenen. Ich habe das mehr für eine gute Wirtschaftsordnung angesehen, um auf alle Fälle eingerichtet zu sein, worin freilich immer ein Memento mori eingeschlossen ist. Auch ist mir in diesen Tagen versichert worden, daß in der ganzen Provinz Sachsen, die sich ja vom Lüneburgschen hinstreckt, es ebenfalls Sitte sei, sich Sargbretter vorrätig zu halten. Das gilt durchgehend bei besser gestellten Leuten, bei Haus- und Hofbesitzern.

Unter den Landleuten gehört der Tod zur Ordnung in der Natur, auf die man rechnen und sich einrichten muß, wie auf Sommer und Winter, Frost und Hitze, Säen und Ernten, Tag und Nacht, so daß man also wohl sagen kann: das Memento mori durchzieht ihr ganzes Leben.

Darum ist's ihnen nur natürlich, beizeiten auch für das sogenannte Not- und Ruhholz, für die Särge der Familienglieder zu sorgen.

Ein Sägemühlebesitzer der Lüneburger Heide berichtete im „Land", daß von den Bauern in letzter Zeit mehrfach geäußert sei, in der jetzigen

Verfasser würde allen Lesern sehr dankbar sein, wenn sie ihm weitere Belege aus ihrem Heimatkreise, sowohl für die Anfertigung des Sarges wie für die des Totenkleides bei Lebzeiten, geben wollten! Was er selbst davon weiß, möchte er hier zur Anregung für andere mitteilen.

So wird von Wunibald, dem Verwandten und Gehilfen des heiligen Bonifatius und Abt von Heidenheim, berichtet, daß der Sarg, der für seinen Leichnam bestimmt war, manches Jahr in der Klosterkirche stand (Vita Wunibaldi s. 19, p. 169). Der Anblick des Sarges sollte ihn täglich an die Nähe des Todes mahnen, der im Jahre 751 erfolgte, wo dann die Leitung des Klosters Heidenheim an die heilige Walpurgis überging, die unser Volk so dankbar in Geschichte und Sage feiert. Und dieser des Todes täglich gedenkende Abt Wunibald war ein sehr fröhlicher Mann, bei dem das Gedenken des Todes nicht in Widerspruch stand mit der berechtigten und von Gott gewollten Freude am Leben.

Ebenso jener Hans von Geroldseck, von welchem die Zimmerische Chronik (I, 349) berichtet: „Der hatte einen Totenbaum, darin er nach seinem Ableben gelegt zu werden begehrte, stets in seiner Schlafkammer neben seinem Bette stehen.“ Der „Totenbaum“ ist der alemannische Ausdruck für Sarg; diesen machten die Deutschen in vorchristlicher Zeit einfach aus einem Baumstamme, indem sie ihn durchsägten die eine Hälfte aushöhlten und die andere als Deckel benutzten. Das waren die eigentlichen Baumsärge oder Totenbäume. Dieser Name hat sich z. B. im Schwarzwald bis auf unsere Zeit erhalten, wie er u. a. in den Erzählungen von Hansjakob wiederkehrt.

Auch von Nikolaus von Amsdorf, dem exul Christi und Zeitgenossen Luthers, wird berichtet, daß er seinen Sarg stets vor seinem Bette stehen hatte, so daß er im Ein- und Austreten ihn habe berühren und sich seiner Sterblichkeit habe erinnern wollen, so oft er zu Bett gegangen oder aufgestanden sei. So erzählt noch Scriver in seinem Seelenschatz (III, 5. Teil, Predigt 15) und daselbst auch von einer Greisin, welche in ihrem achtzigjährigen Leben nicht einmal recht krank gewesen, daher man hätte denken mögen, daß sie desto mehr Furcht vor dem Tode hätte haben sollen; allein sie ließ sich zehn Jahre vor ihrem seligen Heimgang ihren Sarg verfertigen, Kissen und Polster darin legen, und hielt zuweilen, sonderlich an hohen Festtagen, ihre Mittagsruhe in ihrem Sarge.

Einen Studenten, berichtet Scriver, hatte eine Verwandte von Kindesbeinen an gewöhnt, in einem Sarge zu schlafen, damit er sich mit stetiger Erinnerung des Todes in den Schranken der Furcht Gottes halte.

Die heroische Sitte, den Sarg, in dem man begraben sein wollte, schon bei Lebzeiten neben dem Bette stehen zu haben, übte übrigens noch in neuerer Zeit eine mehr als neunzigjährige Greisin in Bremen.

du bereits den Armen gegeben.“ „Doch, wo sind die Decken,“ erwiderte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurücklegte? Laß sie bringen, daß ich sie dem Enkel als Liebeszeichen auf den Weg gebe; — wer kann auch wissen, was der folgende Tag bringt? Und sollt ich sterben, so mag's so kommen, wie die Leute zu sagen pflegen: Hochzeitskleid und Leichenhemde wissen die Angehörigen schon zu finden.“ Da brachte Richburg die Decken und die Königin schenkte sie ihrem Enkel, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied.

Auch Matthesius, der Biograph Luthers, sagt von sich: „Ich habe meinen Sterbekittel und Haube mir schon zu Hand gelegt und mir mein Epitaphium und Grabschrift vor etlichen Jahren gemacht, wie ich denn auch wöchentlich mein Requiem aeternam mir bei lebendigem Leibe fröhlich und tröstlich selber singe.“

Hochzeitskleid und Leichenhemde finden sich seit alter Zeit oft beisammen als bedeutsames Memento mori, indem unser ernst gerichtetes Volk gerade auf dem Höhepunkte des Lebens, am Tage der Hochzeit, des Wortes nicht vergißt: „Alles Fleisch ist wie Gras; das Gras verwelkt und die Blume verdorrt.“ So ist's z. B. im Oldenburgschen in der Gemeinde Huntlosen nach der Mitteilung ihres Pastors noch immer Sitte, der Braut für den Ehestand beides an demselben Tage zu schenken, das Hochzeitskleid und das Sterbekleid, wiewohl das eine ein Freuden-, das andere ein Trauerkleid ist, als bedeutsame Symbole für Lebensfreudigkeit und Sterbensbereitschaft.

In anderen deutschen Gegenden schenkt die Braut am Hochzeitstage das Hochzeits- und Totenhemd. Bei den siebenbürgischen Sachsen wird das Totenhemd geradezu das Bräutigamshemd genannt, weil es ein und dasselbe ist.

So teilte dem Verfasser Herr Konsistorialrat D. Teutsch aus Hermannstadt mit: „Bei den siebenbürgisch-sächsischen Bauern ist es alte Sitte, daß die Braut am Hochzeitstage dem Manne das selbstgenähte „schöne Hemd“ überreicht, in welchem er sich trauen läßt, und das dann für das Begräbnis aufbewahrt wird. Die Frau webt sich selbst in der Ehe das Totenhemd.

So sagt bei Fronius ein alter Bauer zum Pfarrer: „Die Jahre drücken mich, es heißt nicht umsonst: achtzig Jahre Gnad vor Gott, neunzig Jahre Kinderspott. Ich wäre nun lieber unter als auf der Erde, und ich sehne mich danach, mein Bräutigamshemd wieder anzutun. Der Taler für die Leichenpredigt ist besonnen (liegt bereit).“ Ein andermal wünscht der Pfarrer seinem „lieben Honnes“ langes Leben mit den Worten: „Möget ihr das Bräutigamshemd noch lange nicht anziehen und der Taler für die Leichenpredigt noch manches Jahr ruhig im Kasten liegen!“

Zeit der teuern Holzpreise könne man es seiner Familie gegenüber schon nicht mehr verantworten, daß man sich „Notholz“ hinlege. Das erinnert, sagt der Verfasser, an den auf einsamen Dörfern Niedersachsens noch geübten schönen Brauch der Bauern, das Holz zum eigenen Sarge und zu den Särgen der Familienglieder auf dem Hausboden aufzubewahren. Dort findet man oft mächtige eichene Bohlen, die schon der Großvater hat hinlegen lassen; nur wenn ein Tödesfall eintritt, darf von diesem Holz genommen werden. Der Sarg wird dann im Hause des Bauern oder in einer Scheune — viele Bauern haben eine eigene Tischlerwerkstatt — vom Tischler fertiggestellt. Das Holz wird auch hier und da Rauholt (von rauen = ruhen) genannt.

Am Schlusse jenes Aufsatzes heißt es: In einem Kirchspiel der Heide war es Sitte, in den neuen, vom Hause mitbekommenen Schrank zuerst die Bibel und das Totenhemd zu legen. Die Sitte, ein Totenhemd zu haben, besteht noch mehrfach in der Heide, weniger geübt ist der alte Brauch, es zuweilen anzulegen und Andacht darin zu halten.

Wie im Bereithalten des Sarges ein bedeutungsvolles Wehren des Vergessens des Todes liegt, so auch in dem des Sterbekleides und des Leichentuches.

Als der heilige Bonifatius, der sich zeitig seine Begräbnisstätte in Fulda ersah, vor seiner letzten Missionsreise im Jahre 755 nach Friesland sich eine Truhe mit Büchern, die er mitnehmen wollte, füllen ließ, sagte er zu dem treuen Schüler, dem die Tränen in die Augen stiegen: „Lege auch das Linnen hinzu, in welches man meinen Leib hüllen wird.“ Dann fuhr er mit seinem Gefolge rheinabwärts, und als er am 5. Juni von den heidnischen Friesen erschlagen war, brachte man die Leiche, wie er selbst bestimmt hatte, in das Linnentuch gehüllt in seine Lieblingsstiftung Fulda, im Buchonia-Gau, wo sein Schüler und Freund Sturm, der hier als Abt waltete, sie empfing.

Auch die edle Königin Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I. und Mutter Kaiser Ottos des Großen, hatte längst die Decken zurückgelegt, die nach ihrer Bestimmung bei ihrer Bestattung verwendet werden sollten. Als ihr Enkel Wilhelm, der Mainzer Erzbischof (954—968) vernahm, daß die Großmutter zu Quedlinburg zum Tode erkrankt darniederliege, machte er sich eiligst auf den Weg, um ihr den letzten Trost zu bringen. Sie empfing ihn auf ihrem Krankenlager hoch erfreut, berichtete dem Enkel ihre Sünden und erhielt aus seinen Händen das heilige Abendmahl, um nun mit dieser Wegzehrung getrost und froh abzuscheiden. Als aber ihr Heimgang sich verzögerte und der Erzbischof sich verabschieden und aufbrechen wollte, rief die Königin ihre treue Dienerin Richburg und fragte sie, ob sie nichts wisse, was sie ihrem Enkel zum Andenken mitgeben könnte? „Nichts ist da,“ sagte Richburg, „alles hast

sehr dem gewöhnlichen Männerhemd, sind nur sehr viel länger und weiter. In das Leichentuch geschlagen wird jede Leiche, dann wird sie auf Stroh gebettet und auch mit dem Leichentuch in den Sarg gelegt. Leichenhemd und Leichentuch sind nicht mit Namen, sondern nur mit einem schwarzen Kreuze oder mit einer Krone gezeichnet, denn Namen dürfen in keinem Kleidungsstück der Leiche stehen, sonst stirbt nach dem Volksglauben die ganze Familie aus. Auch alle sonstigen Leinzeuge, Tischtücher, Handtücher, welche bei dem Leichenbegängnisse gebraucht werden, waren nur schwarz gezeichnet, diese jedoch mit Namen. Gemusterte Tisch- und Handtücher wurden am Begräbnistage nicht verwendet, sondern nur ganz glatte Leinenlaken und glatte leinene Handtücher. Das gemusterte Drellzeug wurde an dem Tage als unpassender Staat vermieden.

Von selbstgefertigten Totenkleidern erzählt uns Rocholl in seinem „Christoforus", zunächst von einer ungenannten Greisin: „Hinten in einer Ecke der Stube lag auf einem Stuhl ein Bündlein, sorgfältig zusammengelegt, ein weißes Tuch darüber gebreitet. Die Sonne warf ihren Schein darauf, durch den hohen Rosmarin am Fenster. — Herr Pfarrer, sagte sie, ich bin bereit, dort liegt mein Totenhemd! Sie war auch innerlich bereit, die gute Alte. Das Totenhemd allein tut's freilich nicht, aber das Totenhemd stand dem Erzähler noch lange vor Augen. Und warum denn?

Nun, er weiß für die fleißigen Hände, die mit Lust an ihren Staats- und Ballkleidern nähen und sticken, eine schöne Arbeit. Keine Musterzeitung wird sie ihnen zeigen, kein Modejournal ihnen diese Mode bringen. Wenn's stille ist um sie, so mögen sie einmal dieses Kleid zu machen beginnen, und wenn's still werden soll in ihnen, so mögen sie daran fortfahren. Etliche werden's mit geringem Stoff und Zeug tun, etliche werden höher hinaus wollen. Die können dazu rote Seide nehmen, wie die Gräfin Dorothea von Solms. Sie nahm zu ihrem Totenkleide rote Seide, das heißt: Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Auf dem roten Kleide stand der Vers gestickt:

> In Jesu reiner Seiden
> Will ich mich gläubig kleiden
> Und von der Welt abscheiden
> Zu meinem Gott mit Freuden.

Sollte das nicht ein schönes Kleid gewesen sein?

Aber noch ein anderes Kleidermuster für die fleißigen Hände?

Frau Helene von der Asseburg verfertigte sich's so. Sie nahm weißes Zeug zu ihrem Ehrenkleide. Dreißig Jahre vor ihrem Tode war's, da schnitt und nähte sie es schon, und nun stickte sie mit schwarzer Seide diese schönen Sprüche hinein:

Im Böhmerwalde liegt in jedem Hause das Leichenhemd, welches hier „Totenpfoad“ heißt, ebenso bereit, wie der „Laden“ oder das „Totenbett“, ein uraltes Heiligtum, das vom Scheunengerüste heruntergeholt wird, wenn ein Hausbewohner stirbt, das ausschließlich diesem Zwecke dient und auf dem schon die Urgroßeltern ihren letzten Schlaf geschlafen haben. Der Leichnam wird daraufgelegt; am Kopfende steht das Kruzifix. Auf diesem „Laden“ liegt er bis zum Tage der Einsargung. Dann wird der „Laden“ wieder an seiner alten Stelle aufbewahrt im Unterschiede von den sogenannten „Totenbrettern“, welche als Denkmal an die Wege gesetzt werden.

Das Totenhemd bei Lebzeiten anzufertigen, war früher auch in Mecklenburg Sitte, kommt aber jetzt selten vor. Sonst wurde alles, was zur Einkleidung der Leiche nötig war, lange Jahre vor dem Tode fertiggestellt und in einem Päckchen beisammengehalten. Das Totenhemd wurde jedes Jahr gewaschen und gebleicht. Ein Namenszug durfte nicht darin stehen. Wurde ein schon gezeichnetes Hemd benutzt, so mußte der Name herausgeschnitten werden; denn im Namen steckt die Person und wie der Name vergeht, so vergeht nach dem Volksglauben auch die Leiche.

Im Lüneburgschen ist die alte Sitte, Totenhemde und Bahrlaken vorrätig zu halten, besonders bei den sogenannten Häuslingen noch erhalten. Die Bahrlaken werden als Erbstück von den Eltern her, selbst von jungen Mädchen, aufbewahrt und in Ehren gehalten.

Im Braunschweigschen war's Sitte, sogar schon in jungen Jahren sein Leichenhemd und Leichenlaken anzufertigen. „Bei uns in Eitzum,“ sagt die freundliche Berichterstatterin, Frau Pastor Sch. in Eitzum bei Schöppenstedt, „haben wohl alle Personen, die über vierzig Jahre alt sind, noch heute ihr Totenhemd im Koffer liegen. Die jüngere Generation denkt an so etwas nicht mehr. Hauptsächlich aber ist der Grund dieser Unterlassung wohl darin zu suchen, daß die Flachsbereitung vollständig eingeschlafen ist und daher auch kein Leinen mehr vorrätig im Koffer liegt; fürs Leichenkleid aber vorzeitig Geld auszugeben, kommt kaum einem in den Sinn, dagegen haben die älteren Leute alle noch ihre Leichenbekleidung fertig liegen. Erst vor einigen Wochen zeigte mir eine sehr reiche, fünfundvierzigjährige Bauersfrau ihr schon lange fertigliegendes Totenhemd. Es war sehr sauber in ein feines, schwarzgezeichnetes viereckiges Leinentuch geschlagen, welches schon von ihrer Mutter und Großmutter zum gleichen Zweck benutzt war. Auch manche andere Personen verschiedenen Alters haben mir gegenüber schon von ihrem „Leichenzeug“ gesprochen. Mit diesem Ausdruck bezeichnen sie Leichenhemd und Leichentuch. Das Leichenhemd hat eine riesige Länge. Frauen- und Männerhemden haben denselben gleichen Schnitt, Halsbändchen, lange Ärmel mit Bändchen, keine Knöpfe, sondern Bänder. Sie ähneln

Heimgärtners Tagebuch.

Er will Dichter werden.

Deren gibt's alle Wochen ein paar. Aber dieser verdient eine flüchtige Erinnerung.

Kam auf dem Landhause ein junges Bürschlein zu mir. In dunklem Stadtgewand, ganz sauber, nur bei der Wäsche pflegt's in solchen Fällen gern ein wenig zu hapern. Ein Kellnerjunge aus Wien war's. Gestand mir aber sofort, daß er's nicht bleiben wolle. Er sei seinem Chef durchgegangen, denn er wolle Dichter werden. Deshalb sei er zu mir gekommen und ob er nicht gleich einstehen könne. Oder daß ich ihn studieren ließe. Ein Student werden, das möchte er wohl gern. Er sei nun einmal da. Er habe gemeint, ich lebte in Graz, aber auf der Wanderung durchs Mürztal habe er es in St. Marein erfahren, daß ich in Krieglach sei und so wäre er wieder bis hieher zurückgegangen. — Er packte gleich aus. Ein paar Klassiker aus Reklams Universalbibliothek und eine Poetik, Anleitung zur Dichtkunst. In Schulheften und losen Blättern hatte er seine Gedichte, Erzählungen, Dramen und Possen. Rechtschreibung und Stil war nicht übel, aber sonst! Alles von jenem gewissen Schlag, bei dem man die Achseln zuckt und sagt: Ist ja gut gemeint. — Wobei ich mir immer in Erinnerung rufen muß: mit fünfzehn Jahren hast du's auch nicht anders gemacht.

„Ja mein Lieber," sagte ich, „Dichter werden, das geht nicht so, wie Sie glauben. Das ist kein Handwerk. Vor allem müssen Sie sonst was werden, daß Sie leben können. Nebenbei lesen Sie fleißig gute Bücher, schauen offen in die Welt aus und in sich hinein und wenn es sein muß, dann dichten Sie manchmal was. Auf solche Art kommt bisweilen was Leidliches zustande und da könne es wohl auch einmal gedruckt werden. Nach diesen Vorlagen läßt sich gar nichts sagen." Nicht jeder, der versemachen und reimen kann, ist ein Dichter. Das Dichten kann man auch nicht lernen wie ein Handwerk; man muß dazu geboren sein." — Und was man in ähnlichen Fällen halt vorbringt. Es tut weh, wenn man's sagen, und noch weher, wenn man's hören muß. Plötzlich, als ich so sprach, lebte der Junge auf und rief, er sei schon gedruckt. Ein Wiener Zeitungsblatt nestelte er hervor aus seinen Sachen, mit zitternden Händen; der arme Junge war sehr aufgeregt. Das Blatt hatte, mit einer wohlwollenden, mitleidigen Bemerkung versehen, wundershalber vom Piccolo ein Gedichtchen abgedruckt, das in der

Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an.

Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.

Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Und noch vier andere tröstliche Sprüche stickte sie ein. Wie schön muß ihr das Kleid, da sie in ihrem Sarge lag, gestanden haben! Und — wieviel ernste und gottselige Gedanken wird sie bei dieser Stickerei, so oft sie Hand anlegte, gehabt haben!

Es gibt so manche kunstgeübte Hand, die sich in tausend Kleinigkeiten verewigen will, sollte es ihr nicht hochdienlich sein und in ihr Herz wahrhafte Gedanken der Ewigkeit bringen, wenn sie sich einmal an solche Arbeit machte? Wovon keine Modezeitung etwas weiß, was längst keine Mode mehr ist, das ist doch das gewissete Kleid, und ein Kleid, das keiner Mode unterworfen ist. Der Schnitt mag dreist derselbe sein, wie er Anno 1599 war, wo die Gräfin von Solms es anlegte und trug. Also wer sich's frühe schneidet, braucht nicht zu fürchten, daß er damit aus der Mode käme.

Wie diese Gräfin von Solms und Frau Helene von Asseburg, eingedenk des „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen", sich dies gewisseste letzte Kleid zeitig bereiteten, so auch jene Waschfrau, die liebe Alte, die es wert ist, daß wir ihrer neben jener deutschen Königin Mathilde und diesen hochgeborenen Frauen gedenken.

Von echter Lebensfreudigkeit und Todesbereitschaft predigt uns ihr Denkmal, wie es Chamisso dieser seiner alten Waschfrau in seinem bekannten Gedichte gesetzt hat; ein ebenso beschämendes wie erbauliches Lebensbild für unsere Frauenwelt. Sagt doch der Dichter in der Schlußstrophe von sich selbst:

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt, ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Was der Dichter angesichts dieser lebens- und todesfreudigen Witwe sich wünscht — wer möchte sich's nicht auch erbitten? Wie herrlich bewährt sich da das deutsche Sprichwort: „Wer an den Tod denkt, fängt an zu leben" und das andere: „Wer sich alle Tage zum Sterben schickt, den hat Gottes Gnade angeblickt."

Hand genommen und gesagt: Mein Kind, kehre um. Kehre wieder nach Wien zurück zum Vater. Ich will dich führen, wenn mein Leib auch im Grabe ruht, ich bin doch bei dir. Wir wollen gute Menschen suchen, die dich aufnehmen, daß du eine rechte Arbeit lernst und daß du auch zu deiner geistigen Ausbildung Gelegenheit hast. Und will beten für dich, daß du brav bleibst. Wäre das nicht, dann wäre alles umsonst! — So, lieber Junge, spricht Ihre Mutter, und Sie müssen ihr folgen."

Nun war er entschlossen, umzukehren. — „Ihre Sachen nehmen Sie nur wieder mit. Ich kann sie doch nicht lesen. Sehen Sie die zwei großen Kästen dort. Die sind angefüllt mit handschriftlichen Werken angehender Dichter. Vielen sind sie auch schon zurückgeschickt worden. Andere haben sie nicht angenommen, haben mich schier zwingen wollen, ihre Sachen abdrucken zu lassen. Ich habe nicht Zeit finden können, sie zu lesen, und wenn auch, ich hätte ihnen nicht helfen können. Also machen Sie, packen Sie ein! Und dann schreiben Sie einmal, wie es Ihnen geht. Und bis Sie fünfundzwanzig Jahre alt geworden sind, viel Gutes gelesen und manches erfahren haben, dann lesen Sie auch Ihre Dichtungen wieder durch. Ist eins dabei, das Ihnen selber ans Herz stoßt, dies schicken Sie nachher in die Welt."

Als der Junge noch eine kleine Spende in Empfang nehmen sollte, wollte er sie durchaus nicht nehmen. Er schäme sich zu sehr! Er wurde tatsächlich rot über das ganze Gesicht.

„Was, Sie möchten Student werden und wollen kein Moos nehmen?" — Er verstand mich nicht. „Als Piccolo müssen Sie so Kleinigkeiten ja auch gewohnt sein!"

Das verstand er. „Bekommt alles der Zahlkellner," war die Antwort. „Der nimmt's. Wir andern verdienen's bloß. Aber das hab' ich nicht verdient. Ich möchte nur meine Gedichte drucken lassen."

Als er fort war, fand ich das Geld auf dem Pulte liegen.

Ob er den Dämon Druckbuchstaben überwunden und ein bürgerliches Gewerbe mit Ernst ergriffen hat, ich weiß es nicht. Ich möchte ihm's wünschen.

Ein Ärgernis.

In dem steirischen Marktflecken St. ist es geschehen am Frohnleichnamstage des Jahres 1905. Zog die Prozession durch den Ort, kam in der Menschenmenge ein evangelischer Geistlicher vorbei und der zog nicht den Hut. — Gleich nach der ersten Nachricht habe ich das bedauert. Schon die allgemeine Menschenfreundlichkeit verlangt es, daß wir gegenseitig Achtung haben vor unserer religiösen Überzeugung. Ich neige mein Haupt vor jeder wahren Frömmigkeit und selbst wenn es jüdische oder

Form nicht schlecht, im Inhalt jugendlich-sentimental war. Und nun meinte der Kleine, es wäre erreicht. Aber ich mußte ihm sagen: Es ist nicht erreicht, es ist noch gar nicht angefangen. Erst einen bürgerlichen Beruf, das weitere gibt sich mit den Jahren. Gehen Sie nur wieder nach Wien zurück. Das wolle er aber nicht. Die Gäste täten ihn immer Schiller oder Goethe nennen und grob seien sie trotzdem.

„Sie haben wohl noch Eltern?"

Er habe nur noch den Vater, der sei Zeitungsagent in Wien. Der Vater sei gebürtiger Gottscheeber, dort in Gottschee sei auch seine Mutter begraben. Wenn ich ihn nicht brauchen könne, so wolle er nun nach Krain wandern. In Wien, sagte der Junge, habe er ein Gedicht zurückgelassen, er könne es auswendig. Das Gedicht lautete:

Die Flucht.

Warum hab ich die Flucht ergriffen?
Ich bitt' Euch, fraget nicht.
Es ist geschehn mit höherem Willen,
Weil sonst das Herz mir bricht.

Ich sah in Zukunftsbildern
Mich als einen Dichter stets,
Um dieses zu erfüllen
Ergriff die Flucht ich jetzt.

Jetzt aber muß ich eilen,
Das Wagnis, es ist schwer,
Und wenn es mir mißlinget,
Bleibt Spott und Schande mir nur mehr.

Mich treibt es fort zum Grabe
Meiner Mutter,
Die mich so innig hat geliebt,
Dort will ich weinen, will ich beten,
Auf daß mir Gott zur Seite steht.

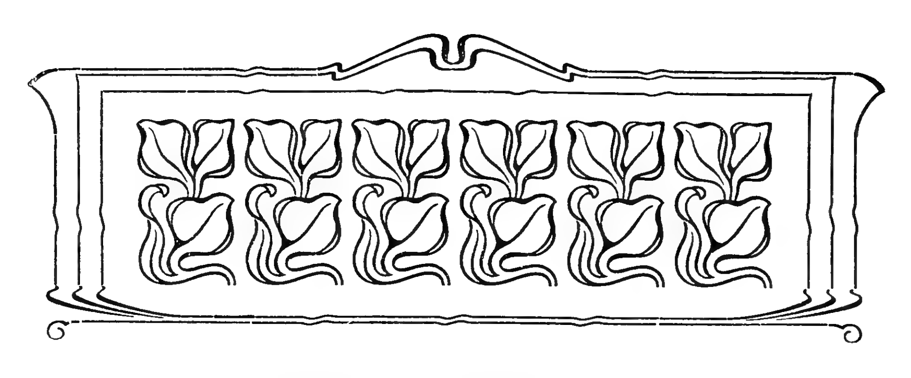
„Sie wollen den weiten Weg zu Fuß machen, nach Gottschee? Ohne Mantel, ohne Paß, ohne Geld?"

„Betteln werde ich nicht. Wo sie an der Straße Heu machen, werde ich sagen: Darf ich helfen? Dann werden sie mir Essen und Nachtherberge geben."

„Und wenn Sie endlich hingekommen sind und am Grabe Ihrer Mutter gebetet haben, was dann? Was wollen Sie dann machen?"

Da schaute mich der Junge verblüfft an. Was dann? — Übers Grab seiner Mutter hatte er nicht hinaus gedacht.

„Lassen Sie sich etwas sagen, guter Piccolo. Denken Sie, die Mutter sei Ihnen auf Ihrer Reise entgegengekommen. Auf der Straße irgendwo haben Sie sie begegnet. Darauf hat die Mutter Sie an der



Kleine Laube.

Rudolf Baumbach †.

Graben sie den Spielmann ein,
Bleibt uns seine Fiedel;
An der Donau und am Rhein
Singt man gern sein Liedel.

Einst bei Krug und Tintenfaß
War er froh gesessen;
Seiner Lieder reiches Maß
Sei ihm nie vergessen.

Hing an mancher Schönen Mund —
Liebe brennt wie Feuer.
Tat uns manches Märlein kund,
Schwänk' und Abenteuer.

Und dann klang die Fiedel drein,
Hei, das klang so helle! . . .
Ruh dich aus im Totenschrein,
Fahrender Geselle!

Leopold Hörmann.

Guckkastenreisen.

Graz, das von seinem Schloßberge aus ein Naturpanorama bietet, wie es künstlerisch kaum schöner angeordnet werden könnte, besitzt auch ein Kunstpanorama, das an Natürlichkeit unsere jetzigen Anforderungen befriedigt. Es ist freilich nicht eine jener Rundschauen, wie sie in großen Städten gebaut sind, als z. B. die Schlacht von Sedan, die Einfahrt in den Hafen von New-York oder die in Wien leider abgebrannte Kreuzigung Christi; Rundbilder von bestrickendster Wirkung. Nie versäume ich auf meinen Reisen die Gelegenheit, solche Panoramen zu besuchen und so bewahre ich wirklich den Eindruck, als wäre ich z. B. einmal in den Hafen von New-York eingefahren oder bei der Schlacht von Sedan zugegen gewesen oder wäre zur Stunde der Kreuzigung Christi auf einer Anhöhe bei Jerusalem gestanden. Die Kunsttheoretiker sagen, zur wahren Kunst gehörten solche Rundgemälde nicht. Mag sein, für mich sind sie mehr als Bilder.

So etwas haben wir in Graz allerdings noch nicht. Unser Panorama ist einer jener im dunklen Raume stehenden Rundkästen, an denen außen ringsherum Guckgläser sind, durch die viele Personen auf einmal die Bilderreihe betrachten können, die in der Runde vorüberzieht. Es sind färbige photographische Aufnahmen, mit hellem Lichte beleuchtet. Jedes Bild bleibt für jeden Beschauer etwa 25 Sekunden stehen, bis das nächste kommt. Wer sich noch erinnert an die alten Guckkasten-anstalten, bei denen der Beschauer von Bild zu Bild wandern mußte, um dann in engen Rahmen bloß farblose Aufnahmen ohne besondere Plastik zu sehen, der mag sich doppelt freuen an der Vervollkommnung, trotzdem sie die Vollkommenheit noch lange nicht erreicht hat.

Das Panorama ist täglich geöffnet von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends. Allwöchentlich einmal wird die Bilderserie gewechselt. Je eine Serie hat etwa 50 Bilder.

heidnische ist. Darf also auch das gleiche für mich fordern. Wenn mir aber die Rücksicht einmal versagt bleibt, so mache ich mir auch nichts daraus, und nicht einen Augenblick kommt mir bei, daß mein Gott erniedrigt werden könnte, weil es irgend jemandem an Anstand gebricht. — Aber die Sache in St. war schließlich ein wenig anders. Zweien Pastoren, von ihrer Berufsangelegenheit denselben Weg geführt, war es sehr peinlich, daß sie der Frohnleichnamsprozession begegneten, die nach den Begründungen des Tridentinischen Konzils vor allem als Trutzdemonstration gegen die Lutheraner gedacht ist. Nach ihrem Gewissen konnten sie also diesem Aufzug — so wenig sein ursprünglicher Zweck auch den katholischen Teilnehmern bekannt sein mochte — nicht die Reverenz bezeugen. Aber es war auch keine Gelegenheit mehr, auszuweichen, und so duckten sie, wie jene Schweizer vor dem Geßlerhut, rasch vorüber. Das war nun verständlich. Auch der Katholik, wenn er nicht juſt ein Händelsucher ist, kann es entschuldigen. Aber die evangelischen Geistlichen wurden beim Staatsanwalt verklagt, die Übeltäter sollten zur Rechenschaft gezogen und gerichtet werden. — Eine religiöse Sache wird in demselben Augenblicke, als sie den Juristen zur Entscheidnng zufällt, lächerlich. Hatten jene Protestanten auch wirklich ein öffentliches Ärgernis gegeben? Wie hat das ausgesehen? Was mag sich so ein biederer St. Bauer gedacht haben? Dort nimmt einer nicht den Hut ab! Wer ist denn das? Ah, ein lutherischer Pastor ist's. Na, nachher wird er freilich den Hut nicht abnehmen. Punktum! Unser Landvolk ist oft viel toleranter, als die Stadtleute glauben, ja als sie es selber sind. Und wenn sich wirklich einer geärgert hat über diese mit bedeckten Häuptern vorübereilenden Pastoren, so war es ein künstlicher Ärger. Das Ärgernis war genommen, ohne daß es gegeben wurde und einem klugen Richter könnte es leicht einfallen zu sagen, an einer Frömmigkeit, die von einem Hute abhängt, sei wenig zu verderben.

Merkmale.

Willst du dich zum Menschen machen,
Mußt du lieben, leiden, lachen.

Bei solchen Perspektiven dürfte das Guckkastenpanorama nicht allzulange auf dem jetzigen Standpunkte stehen bleiben. Ist die Vereinigung genannter Erfindungen für das Volkspanorama einstweilen praktisch auch schwer zu bewerkstelligen, so könnte sich's doch der Reiche gönnen, in seinem Salon zu jeder beliebigen Stunde alles zu sehen, zu hören, zu riechen und zu fühlen, was je einmal an einem bestimmten Platze zu London oder zu Singapore oder in den Urwäldern Südamerikas vorgegangen ist.

Kunst in klassischem Sinne ist das zwar nicht, Natur ist es auch nicht; doch ein höchst anregendes belehrendes Schauen kann es sein. Das Schauen ist alle Grundlage der Erkenntnis.

Stachelreime.

Religion.

Sie ist dem A ein Ideal,
Dem B ein Hirngespinst,
Dem C ein schönes Kapital,
Das herrlich sich verzinst.

Zeloten.

„Der Glaube ist in Gefahr!"
So hört man sie schnauben,
Und prüft man ihr Treiben — fürwahr,
Dann muß man es glauben.

Geschmeiß.

Daß Gott der Herr höchst gütig,
Ist nicht erdichtet,
Sonst hätt' er Euch zornmütig
Schon längst vernichtet.

Studierende Jugend.

Mit ehernem Fleiße lernt Stix darauf los,
Daß hohl ihm die Wangen und blaß sind;
Im Trinken sind wieder die anderen groß,
Daß dick sie und rund wie ein Faß sind.

Der Geldprotz.

Haus und Hof und Stall und Fluren
Zeigen seines Reichtums Spuren;
Nur mit einem steht es übel
Und das ist sein Oberstübel.

Adolf Frankl.

In schlaflosen Nächten.

Der Welt sollst du dein Herz zeigen, aber nicht geben. Das aufgezeigte imponiert ihr, das hingegebene tritt sie mit Füßen.

*
* *

Das W im Erwerben.

Der Unterschied zwischen Ererben und Erwerben besteht bloß in einem W. Dieses W liegt im Erwerben. Bedeutet es Wehe darüber, daß man um seine Sache arbeiten und sich bemühen muß, oder bedeutet es Wonne darüber, daß man seine Sache durch Arbeit und Mühe sich selbst erwerben kann?

*
* *

Beschenkt werden.

Nichts kommt teurer zu stehen, als das, was man geschenkt bekommt. Manch einer bezahlt es mit seiner persönlichen, moralischen Freiheit. Manch anderer ist so viel beschenkt worden, bis er durch die von ihm indirekt beanspruchten Gegenleistungen — verarmte. Kluge Leute werden es also möglichst verhindern, beschenkt zu werden.

*
* *

Solche Serien sind z. B. das südliche Frankreich, Rom, Ägypten, Ostindien, Tirol, die Donaugegenden, Japan, Südamerika, Steiermark, kurz, Bilder des Malerischesten und Interessantesten vom ganzen Erdkreise. Die Gletscherwelt, wie das hohe Meer, das Innere des Vatikans, wie die Gemächer des Sultans, der Niagarafall, wie die Pyramiden, der Kurort Gastein, wie die Stadt Athen — Dinge, die die meisten Leute in Wirklichkeit ihr Lebtag nicht zu sehen bekommen, hier findet sie das Auge des Beschauers, als blicke es aus einem hohen Fenster ins Weite darauf hin.

Ich kann nicht mehr ausfliegen in die weite Welt, nun, so gehe ich manchmal auf Guckkastenreisen. Selten verabsäume ich eine Serie des Panoramas, um bequem und billig die schönsten Touren zu machen. Eine Reise nach Amerika kostet dreißig Minuten Zeit und vierzig Heller Geld. Eine Reise nach Asien kostet auch nicht mehr. In Mexiko schlendert man durch die Straßen, in Port Arthur besieht man sich die Zerstörung, ohne besonders erst eines Passes vom Festungskommandanten zu bedürfen. Die Ciceroni sind gratis, so ist auch bei einer Gebirgstour auf den Großglockner oder im Himalaya der Führer schon mit eingerechnet, der als Papierschildchen uns stets die Örtlichkeit nennt. Man beobachtet in aller Welt die Gebirgsformation, die Vegetation, die Baustile, die Tierwelt und die Leute, wie sie leben und arbeiten. Man fährt auf den Schiffen, betrachtet die hohe See und läuft dann glücklich in irgendeinen berühmten Hafen ein. Alles Denkbare, was fürs Auge sich fassen läßt, ist in das leuchtende Zellchen hineingebannt und gibt sich dort wie in natürlicher Größe und bietet eine fabelhafte Fernsicht dar, „so weit das Auge reicht“. Und wenn man schließlich die paar Schritte tut, ist die Überraschung nicht gering, auf einmal wieder in der Herrengasse oder Annenstraße von Graz zu stehen. Deren Gebäude sind freilich schlichter als die Boulevards von Paris, die man erst bewundert hat, hingegen setzen die Passanten, die eilig den Fuß heben, denselben eben so eilig wieder auf's Pflaster, derweil die Pariser oder Neapolitaner des Panoramas während des Laufschrittes mit gehobenem Beine unbeweglich dastehen und in dem ungeheueren Straßentumulte der Großstadt sich nicht eine Nadel rührt. Und das wildbewegte Meer, das am Felsenstrande himmelhoch emporbrandet, ist ein regloses schweigendes Bild. Das ist der unangenehme Widerspruch bei solchen Darstellungen. Je „bewegter“ eine bildliche Darstellung ist, je mehr vermißt man in ihr die dazugehörige Bewegung. Darum sind im Panorama die Landschaften, die Bauten und monumentalen Denkmäler am vollkommensten. Der ruhige Nadelwald geht auch noch an; die Laubwälder und Sträucher jedoch scheinen wie aus Papier geschnitten, und auch die Farbe bei diesen weiß den Naturton selten zu treffen. Eben so unnatürlich zeigen sich die Bäche und Wasserfälle, während stehende Gewässer mit ihren Spiegelungen die entzückendste Täuschung bieten. Kurz, alles Lebendige, sich Bewegende erscheint auf dem Bilde unnatürlich, weil ihm Bewegung und Geräusch fehlt. Wir können es aber auch hierin bei solchen Darstellungen zur Vollkommenheit bringen. Bisher nützten wir im Guckkasten nur die Photographie allein aus. Aber es ist doch auch der Kinematograph erfunden und der Phonograph. Ließe sich das nicht so verbinden, daß wir im Panorama z. B. am Hafen von Konstantinopel sehen, wie die Menge sich schreiend untereinander tummelt, die Wägen und Karren lärmend hin- und herrollen, die Krane ächzend ihre Warenballen auf- und niederziehen, die Kähne und Schiffe aller Art auf dem Meere dahingleiten und schrille Dampfpfeifen die Luft durchschneiden? Der Hafengeruch, ein Gemenge von Düften aus faulem Wasser, Obst, Fischen und Teer, wäre künstlich leicht zu erzeugen. Allfällige Erschütterungen, wie man sie etwa auf dem Schiffe oder auf einem anderen gedachten Standpunkt spürt, sind auch unschwer zu machen, so daß alle unsere Sinne beschäftigt würden und die Täuschung vollkommen wäre. Und das wird noch kommen.

Dieser arme Leib ist es, was sich auflöst, der Schaden ist nicht groß. Was mir die wahren und reinen Freuden des Lebens gebracht hat, das kam den geistigen Weg daher, die Quelle und das Ziel meines Glückes lag in der Seele; mein Ichbewußtsein, Denken, Hoffen, Lieben, Schaffen liegt allein in der Seele. Und die stirbt nicht. Wie soll einen denn da das sogenannte Sterben bange machen können?

Es frägt sich nur, ob man, von diesem Körper und seinem Milieu losgelöst, sobald seinen trauten Wirkungskreis wieder findet oder ob man sich einen solchen neuerdings mühevoll suchen und bauen muß; ob man seinen Werken der Vergangenheit nie wieder begegnet, sie nie wieder als die seinen erkennt. Oder ob man die lieben Menschen je wieder findet, die man beim Abfallen des Körpers mit verlieren zu müssen scheint! Da wird die Sache kritisch.

Ich rechne darauf, daß die Seele in ihrem jungen, neuen Leben eine unbeschriebene Tafel sein wird, die nichts vermißt, weil sie noch von nichts weiß, und der gerade das neue Erwerben des neuen Besitzes zum Segen werden muß. Hat es sich denn in unserem gegenwärtigen Leben anders vollzogen? Wir freuten uns mehr an dem Schaffen als an dem Haben, mehr an dem Werden als an dem Sein. Darum ist die Umwandlung des festgewordenen Seins zu einem neuen Werden notwendig. Und es ist vielleicht ein verhängnisvoll ungeschickter Ausdruck, daß wir statt Wiedergeburt: Sterben sagen.

Wenn du, Freund, an meiner Bahre stehst und ins starre Totengesicht des Peter Rosegger schaust, so wirst du denken: Ach, wie hat sich der geirrt! Mausetot! Der ganze Mensch ist ausgelöscht. — Und mein Gesicht bleibt starr und ich kann dir nicht mehr widersprechen, du bist der Lebende, du hast recht.

Aber unter Gottes Sonne irgendwo und irgendwann wird irgendetwas geboren . . . Mein Ichbewußtsein hat eine neue Statt.

Nun frägst du mich wieder, warum ich mich gerade auf mein Ich von jetzt kapriziere, ob — wenn die Erinnerung ausgelöscht ist — von einem solchen Ich noch die Rede sein könne? Ob es mir denn nicht genüge, zu wissen, daß ein sich bewußtes Ich überhaupt existiere.

Das zu wissen, genügt mir auch. Aber Freund, um das zu wissen, muß man eben ein Ich sein.

Vielleicht gibt es tatsächlich nur ein einziges sich bewußtes Ich. Und jeder ist es. Diese eine große Seele ist wirklich und ewig. Die Millionen Körper aber sind nichts als Krankheitsstoffe, die sich in der Seele bilden, um immer wieder ausgeschieden zu werden. Und die Seele ist ewig, ewig.

Fühlen wir uns sicher, daß es so ist, dann ist alles gewonnen.

Singvögel.

Liebe zum Leben.

Der Jüngling:

Ich liebe das Leben! Im Frühgoldschein
Durch den blühenden Mai zu schreiten,
Wenn mit süßem Klang von Flöt' und Schalmei'n
Mich tanzende Nymphen begleiten.

Ich liebe das Leben! Im leichten Spiel
Die schwellenden Glieder zu regen.
Der rosigen Zukunft leuchtendem Ziel
Eil' ich selig lächelnd entgegen.

Ich liebe das Leben! Wenn meine Brust
Macht Frühling und Liebe erbeben,
Und ich jauchze in froher Jugendlust:
Ich liebe, ich liebe das Leben!

Ein Leitmotiv.

Warum geht uns das Leid unserer Eltern weniger nahe als das unserer Kinder? An dem Leide der Eltern sind wir nicht schuld. Die Vergangenheit ist für uns verantwortlich, wir sind es für die Zukunft.

*
*   *

Wenn mir eine Musik gefallen soll, so muß ihr Takt mit meinem Herzschlag gleichen Schritt halten.

*   *
*

In ein Stammbuch.

Was soll ich dir denn geben
Als Wahlspruch für das Leben?
Gütig und treu!
Das ist und bleibt hienieden
Für Seelenglück und Frieden
Die ganze Zauberei.

*
*   *

An die Deutschen.

Volk der Treue und der Speere,
Steh' auf heiliger Wart, bewache
Manneswort und Weibesehre,
Vaterland und Muttersprache!

*
*   *

Mahnung.

Wissen allein — ist eitel Schein.
Zum Wissen muß auch das Können sein.
Zu Wissen und Können erst noch der Fleiß,
Dann bist du stark und gewinnst den Preis.

*
*   *

Eintag.

Er ist an demselbigen Morgen
Zum wonnigen Leben erwacht,
Er liebt an demselben Abend,
Er stirbt in derselbigen Nacht.

*
*   *

Einem Angstmeier.

Mit dem Tod mußt du dich auf guten Fuß stellen.
Die Angst vor ihm kann dich um's Leben prellen.

*
*   *

Letzte Gedanken.

... Was da stirbt, ist ja nur der Körper und an dem habe ich mein Lebtag die wenigste Freude gehabt. Das Vergnügen, das er mir jeweilig gemacht, war doch allemal wieder verdorben durch den darauffolgenden Katzenjammer, abgesehen von den nie ganz ruhenden Beschwerden, die mir des Körpers Last und Gebrechlichkeit verursacht hat. Das Beste, was die Sinne mir gaben, das Sehen und Hören mußte doch erst durch die Seele gehen, um ein hoher Genuß zu werden.

Das war das schönste Schlafengeh'n,
Wenn ich noch einmal nachgeseh'n
Im Haus mit stillem Sinne,
Und wenn ich auf dem Herd' die Spän'
Gelegt, damit beim Frühaufsteh'n
Ich froh mein Werk beginne.

So wird es wohl auch jenen sein,
Die hier im Leben sündenrein
Trugen viel schwere Lasten,
Daß sie im dunklen Totenschrein
Sich auf das Wiederaufsteh'n freu'n
Und still einstweilen rasten.

Rosa Fischer.

Vom Einflusse des Wetters.

„Wettereinflüsse" betitelt sich ein in London erschienenes Buch des Professors Edwin Grant Dexter von der Universität Illinois, das die Beobachtungen über die Beeinflussung des Lebens durch das Wetter zusammenzufassen sucht. Es wird die Zeit kommen, meint der Verfasser, in der man von den Instrumenten der meteorologischen Bureaus wichtige soziologische Einwirkungen auf das Behagen und Unbehagen der Menschheit ablesen wird. Man wird sich dann wohl fragen, ob es von größerer Bedeutung für die Gesellschaft ist, daß ein Nordwind Frost bringt oder daß er eine Epidemie von Morden, Selbstmorden, Gewalttätigkeiten bringen wird. Professor Grant Dexter zeigt, daß es kaum eine Witterung in der Natur gibt, die nicht ihren unmittelbaren Reflex in den Handlungen der Menschen im Guten oder Bösen hat. So bringen beispielsweise Westwinde eine Zunahme der Verbrechen, die Anzahl der Selbstmorde wächst mit der Schnelligkeit des Windes, trockenes Wetter erzeugt Selbstmordtendenzen, Kinder befinden sich am wohlsten bei kaltem Wetter, und Knaben sind empfänglicher für Witterungsumschläge als Mädchen. Im ganzen sind 12.759 Schulkinder beobachtet worden, in welcher Weise das Wetter ihr Betragen und ihre Leistungen beeinflußt. Es zeigte sich sehr deutlich, wie beides am besten bei nassem, stürmischem und windigem Wetter war. Auch die Hitze beeinträchtige die Leistungen wie das Betragen. Gewalttätigkeiten sind am häufigsten bei heißem Wetter; vom Jänner, dem kältesten Monat, ab wächst bei Männern deren Zahl allmählich bis zum Juli und nimmt dann langsam wieder ab. Eine viel stärkere Zunahme der Gewalttätigkeiten zeigt sich bei Frauen; sie erreicht im August ihren Höhepunkt und nimmt erst dann wieder ab. Während der Londoner Nebel und an Tagen, an denen das Wetter besonders drückend ist, werden in der Bank von London gewisse Bücher weggeschlossen — da ein Fehler in ihnen verhängnisvolle Folgen haben würde — und die Angestellten werden mit weniger schwierigen und wichtigen Arbeiten beschäftigt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Prozentsatz der Fehler bei derartigen klimatischen Bedingungen stark zunimmt und daß man darauf Rücksicht nehmen muß. Dieselbe Notwendigkeit wird auch von den größeren Bankinstituten in New-York und anderen östlichen Städten anerkannt, und eine Abwechslung in der Arbeit unter stetiger Berücksichtigung des Wetters wird streng beobachtet.

Griasnocka.

Oberösterreichisches von Karl Mayer.*)

A ganz Gscheidta!

„Da hoaßts allweil, d' Stadtleut
Hand gar so vü gscheidt?"
Sagt da Thomanbaurn Jogl,
„Daweil feihlts oft weit!„

I kann enk a Gschicht vazöhln
Van vorign Jahr;
Koa Wartl is zuitan,
Allsanda is wahr.

*) Aus „Griasnocka, foaste und sperö, wias ös wöllts". Mundartliche Dichtungen von Karl Mayer. (Linz. Vinzenz Fink. 1905.)

Der Mann:

Ich liebe das Leben! Am hellen Tag
Beim Ambos den Hammer zu schwingen.
Wie das Eisen sich krümmt bei jedem Schlag,
So des Lebens Härten zu zwingen.

Ich liebe das Leben! Am heiligen Herd
Mein Weib und mein Kind zu beschützen,
Wenn mein Wort im Rate der Männer wert,
Auch dem Wohle des Landes zu nützen.

Ich liebe das Leben! Trotz Sorg' und Plag'
Will mutig mein Haupt ich erheben
Und rufen: Es komme, was kommen mag,
Ich liebe, ich liebe das Leben!

Der Greis:

Ich liebe das Leben! Wenn purpurrot
Am Abend die Berge sich säumen,
In des Weltalls mächt'ges Naturgebot,
In die Ewigkeit mich zu träumen.

Ich liebe das Leben! Wenn frischer Saft
Bringt den alten Eichstamm zum Blühen.
Ich habe gepflanzt, ich habe geschafft,
Gott lohnte mein eifriges Mühen.

Ich liebe das Leben! Ich geh' zur Ruh',
Die Seele will himmelwärts schweben.
Auf den Grabstein schreibt die Worte dazu:
Ich liebte, ich liebte das Leben!

Waldemar v. Puttkamer.

Du!

Durch meine Seele quillt
Ein leises Liebeslied.
Es klingt so müd', so müd',
So weh und wirr!
Und weißt du, wem es gilt?
Dir!

Und durch mein Herz geht leis'
Ein sehnend süßer Ton,
Er ächzt und endet schon.
Gott, deine Stimme!
Ein Funke mitten im Eis?
Verglimme!

Ludwig Winder.

Nordlicht.

Morgensonn' ist Liebeswerben;
Gluterwartend steht der Süden;
Tief im Westen winkt das Sterben
Still und schön dem Wandermüden.

Heilig aber wie die Sterne
Sei mir, flammend Licht im Norden!
Jene dunkle Rätselferne
Ist durch dich mir freund geworden.

Hans Mittendorfer.

Das Toderkennen.

Johanniskäfer fliegt hinein
In eine kleine Stube;
Schon halb verschlafen streckt sich fein
Des Friedhofgärtners Bube.

Gebetet hat er und gedacht
An buntes Kindertreiben.
Wo aber — sieh', es kommt die Nacht! —
Mag Röschen klein denn bleiben?

Blond Röschen, das schläft still und kalt —
So sagten ihm die Leute;
Wie klang dies Wort so klug und alt
Durch helles Grabgeläute.

Sie nahmen sie und trugen fort
Die kleinen, zarten Glieder.
Der Bube kennt genau den Ort
An brauner Erde wieder.

Ganz nahe starrt beim Fliederrist
Die rauhgescharrte Grube.
Und weiß doch nicht, was Sterben ist,
Der Friedhofgärtnersbube!

Da schwebt herein der Silberschein,
Das Käferchen, das traute.
Was macht dich bangen, Büblein mein,
Daß starr dein Auge schaute?

„Das ist die Rosel jetzt als Stern,
Ihr Leibchen nur muß liegen.
Ich spielte, ach, mit ihr so gern —
Und jetzt . . .! Ich kann nicht fliegen!"

Was sinnst du, Friedhofgärtnerbub,
Was stürzen Tränlein nieder?
Jetzt weißt du: Was man dort vergrub,
Das Liebste kehrt nicht wieder.

Karl Krobath.

Ruhestunden.

Das war der schönste Feiertag,
Wenn ich nach Werktags Müh' und Plag'
Die Glocken hörte läuten;
Wenn sonnenlicht die Heimat lag,
Und durch den tauberglänzten Hag
Ich sah die Leute schreiten.

Das war der schönste Abendschein,
Wenn ich vom Felde ganz allein
Bin arbeitsmüd' gegangen;
Und wenn vom fernen West' herein
Schien auf die stille Heimat mein
Der Abendröte Prangen.

Schon gspür is in mein Bluat
So rein, so frisch und guat;
So wird ma allmal, wann i
Steig af d' Höh!
Wann i zan Almbodn kimm
Und frisch a Liad anstimm
Van Edelweiß, van ewign
Eis und Schnee! —

Was is ma 's Menschenlöbn
Da draustn in da Ebn,
Was is ma d' Stadt, was is ma
Linz und Wean? —
I bin in Himmö gstiegn,
Und bin so federlgring,
Da Herrgott is um mi und
I ba eahm!

Van Fenstaln.

'S Diandl:

Heunt ba da Nacht
Han i narrisch vü glacht.
Da Bua woaß mei Fensta,
Da klopft a, da benzt a! —

Da Bua:

Und hätt is öbn gwißt,
Dast' munta gwön bist,
Aft war i nöt ganga
Ön Herzn voll Blanga;
Aft hätt i da 's gsagt,
Was mi gar a so plagt,
Und daß i wögn deina
Kriag allö Tag z' greina!

'S Diandl:

Was? — Du kriagst wögn meina
Allö Tag z' greina?
Du bist mar a feina!...
Z' greina... wögn meina!...
Geh — vazöhl ma 's do glei! —

Da Bua:

Daß i angfrer dabei! —
Denn dö Gschicht hat a Läng;
Laß mi einö a weng!...

'S Diandl:

Ah! — Hiaz woaß i aus!
Na, na! — Wird nix draus!
Was denkst' denn va mir,
Daß i ausgfeanzt wiar!

Da Bua:

Aba Nandl sei gscheidt,
Kimmt ja nix inta d' Leut!
Zwö magst mi denn nöt? —
Weil i africhtö röd,
Und weil i 's alloan
Mit dir africhtö moan! —

(Pause.)

Dapamat va Kältn
Und wirflö dabei,
Ön Aschling, a Ruckal,
Und alls war vabei!...

'S Diandl:

Es gwigatzt ja d' Stadltür.
Und nacha is 's Riegerl vür!...

Da Bua:

Juhe Dulia! —
Han koa Angst liaba Schatz;
D' Stadltür knagatzt nöt,
Netta 's Riegerl hat 's! —

Lustige Zeitung.

Aus der Kaserne. Unteroffizier: „Was trägt der Soldat an der Mütze?" — Soldat: „Die Kokarde." — Unterofficier: „Was für Farben sind da drauf?" — Rekrut: — „Grün und weiß." — Unteroffizier: „Was sind das für Farben?" — Rekrut: „Lackfarben."

Galant. Dame: „Nun, Herr Baron, für wie alt halten Sie mich?" — Baron: „Ich denke, Sie sind zweiunddreißig." — Dame: „Fünfundzwanzig, wenn's beliebt." — Baron: „Dann muß ich um Entschuldigung bitten, aber Sie sind eine so achtbare Dame, daß ich Sie nicht hoch genug schätzen kann."

Schusterphilosophie. Ja, das is alleweil a so. Mach i die Stiefel den Leuten nach die Füß', nachher sind's net nach ihrem Kopf, und mach i' s' ihnen nach'm Kopf, nachher passen's net an die Füß'.

Ein Rechenkünstler. Der Lehrer hat seinen Schülern eine Rechenaufgabe gestellt; alles rechnet eifrig, nur Fritzchen schaut gedankenvoll durchs Fenster nach dem gegenüberliegenden Hause hinüber. Plötzlich fährt ihn der Lehrer an: „Nun, Fritz, was kommt heraus?" — Fritz (erschrocken): „Die Frau Meyer!"

Da hat sö dan Nachban,
Van Haushamma Wirt,
A feinö Familie
Va Wean einlogiert.

Da altö Herr Hofrat
Und sie, dö gnä Frau,
Sand da ins umanandgstiegn
Als wiar a paar Pfau.

Dö Töchta hamd allweil
Französisch öbn grödt.
Und da ölta Herr Suhn
Hat sei Weisheit grad zött!"

Der is olli Tag
Um d' Jausnzeit
Za ins af a Glas
Guatö Müh afakreult.

Da han i mi öfta
Za eahm zuigmacht
Und han eahm af d' Hausbänk
Sei Müh aui bracht.

Allhand hat da gsprachigö
Weana aft vazöhlt:
Was mar olls kriagt
In da Stadt um sein Geld.

Wia dumm, daß mir Baurn hand,
Gögn oan va da Stadt,
Va den oft dö Gscheidtheit
Koan Platz nimma hat.

Da is 's amol gwön,
Das ön so, intan rödn
Han gfragt, ob a doh
Schon an Küahstall hat gsegn?

Na sagt a, da Weana,
Ös tat'n wohl blanga
Da bin i mit eahm
Glei hintarö ganga.

Ön Stall hams grad gmolcha,
Da hat a groß gschaut
Und sö za dö Küah
Frei nöt zuwitraut.

Danah, auf da Hausbänk,
Da hat a mi gfragt.
(Es is eh frei z' dumm,
Daß ma 's nachisagt):

Was 's Mensch tuat da
Da Kuah da int,
Da, wo d ö s W a s s a
Auarinnt! . . . .

Da han i mi nimma
Dahaltn mögn
Und han eahm a weng
Was z' küseln göbn.

Brühawarm han i gsagt,
Daß halt doh, wia mi ziemt,
Af fünf a söchs Stadtherrn
A saudumma kimmt?

Koa Wort hat a gsagt
Und is af und davon;
Er schaut mi seit den Tag
A gar nimma an.

Ön Haushamma Wirtshaus
Drunt hat as dafragt,
Daß ma za den Wassa
Kuahmüli sagt!

„Was?" — soll a gsagt ham:
„Die fließt aus dem Bauch
Der Kuh so heraus . . . .
Ist das allgemein Brauch?" —

Er mag seit den Tag
Nix mehr hörn va da Müh',
Und trinkt nöt a Tröpfl,
Es graust eahm z' vü"! —

D' Linza Häusa.

„Marand Josef! — Dö Häusa hand groß! —"
Sagt z' Linz da Tschabalbaur, recht a dumms Roß.
Sei Weibal danöbn, dö lach a weng blöd
Und deut af dö vüln Telegrafendräht:
„Schau afi Stöffel! —- Tua afischaun!
Da kinnans leicht groß Häusa baun;
Da dromad Stöffel, ön da Höh
Hands zsammg'hängt mit dö Draht, siagst eh!" —

Übast.

Schon ruckt da Wald öns Tal,
Schon klingt da Widahall
Van toten Mäuan oba,
Nehmts eng zsamm!

Schon gspür i d'Almluft wahn,
Schon hör i d' Senna mahn;
Ös sechts ja, daß ma 's leftö
Stückl ham! —

gestellt von **Franz Hutter**. Mit vielen Abbildungen. (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung. 1905.)

Dieses Buch muß doch jedem Steirer nahegehen. Es behandelt einen der interessantesten Orte des Landes, eine großartige Geschichte. Es behandelt eine Bevölkerung, die tüchtig, bieder und ursprünglich ist, im XVI. Jahrhundert aber durch ihre außerordentlichen Taten zwischen Verbrecher- und Heldentum geschwankt hat. Ausführlich schildert der Verfasser die Ennstaler und salzburgischen Bauernkriege und die Glaubensbewegung daselbst, wo seit der Reformation die Evangelischen nie mehr ausgerottet werden konnten. Die Objektivität, der er sich bestrebt, ist ihm zwar nicht durchwegs gelungen, was man aber dem katholischen Priester (ein solcher ist der Verfasser) gerne zugute hält. Schon dadurch, daß Urkunden wohl zumeist in kirchlichen Archiven gefunden werden und sich vorwiegend auch mit kirchlichen Angelegenheiten befassen, bekommen die darauf aufgebauten Werke leicht das Gepräge einer Kirchengeschichte, was hier im ganzen zwar durch Schilderung allgemeiner sozialer, politischer, wirtschaftlicher sowie auch landschaftlicher Zustände geschickt ausgeglichen worden ist. Der Verfasser wußte dem Buche so viele Vorzüge zu geben, daß es als Muster von Ortsbeschreibungen gelten kann. Möchten doch mehr solche Heimatsbücher geschrieben werden. Wenn man an der sonst ganz vorzüglichen Ausstattung etwas tadeln dürfte, so wären es die unzähligen **gesperrt gedruckten** Wörter und Stellen, die dem Auge weh tun und das, was sie hervorheben wollen, durch ihre Unmenge wieder verwischen. R.

Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassenstudien. Von A. **Harpf**. (Stuttgart. Strecker & Schröder.)

Obiges Werk ist vor kurzem im Buchhandel erschienen und verdient eine eingehende Würdigung seitens der Kritik und des Publikums. Der Autor hat uns schon in früher von ihm erschienenen Werken den Beweis geliefert, daß er ein scharfer Beobachter ist, welcher nicht nur ein sehr gutes Gesicht besitzt, soferne er die Dinge sieht und sehen kann, wie sie wirklich sind, sondern auch einen nicht minder scharfen Verstand, mit welchem er die richtig erschauten Dinge auch in origineller und geistreicher Art und Weise zu beurteilen versteht. Das vorliegende Werk beweist neuerdings die Richtigkeit des Gesagten. Es zerfällt in zwei Teile oder Bücher, von denen das erste uns vor allem eine Reise nach **Luksor**, **Assuân**, dann durch **Nubien** und den **Sudân** bis **Chartum** und **Omdurmân** schildert. Abgesehen von den sehr lebhaften Reisebildern, finden wir hochinteressante Schilderungen altägyptischer Sitten und Gebräuche, insbesonders auch über die Entstehung der dortigen Religionen, von denen der älteste monistische Materialismus, ein Sonnenkultus (die kurzdauernde Achenatenkultur unter Amenhotep IV. und dessen Mutter Teje oder Ti) besonders hervorgehoben wird. Wir finden die Entstehungsgeschichte und den Untergang der Sonnenstadt, Schilderungen aus Tell-el-Amarna und dann aus Assuân, wo das herrlichste Landschaftsbild der ganzen Nilreise bei der Vereinigung des blauen und des weißen Nils uns entgegentritt.

Der Verfasser spricht dann über die Wichtigkeit der Nilstauung bei Assuân, über den Bau des großen Stauwerkes durch die Engländer, welches sich aber als unzulänglich erwies, so daß der erhoffte Erfolg ausblieb.

Interessant und belehrend sind besonders die politischen Erörterungen und Darlegungen, welche der Verfasser an die Eroberungen der Engländer in der jüngsten Zeit knüpft. Diese Darlegungen gewähren einen klaren Blick in die afrikanischen Machtverhältnisse, in die Ursachen der Bestrebungen der europäischen Kultur- und Kolonisationsmächte, welche seit Jahrzehnten im schwarzen Weltteil beschäftigt sind und die schon öfter am Sprunge waren, sich selbst zu befehden, z. B. Frankreich und England in der Faschoda-Angelegenheit.

Der Verfasser — ich lasse ihn einmal selbst sprechen — sagt: „In Ägypten noch, das ja im Grunde der **tatsächlichen** Verhältnisse nach wie vor ein mohammedanischer Kulturstaat ist, erscheint europäische Kultur durchwegs nur nebengeordnet, dem Zwange äußerer Umstände zufolge, wenn überhaupt, auch nur rein äußerlich angenommen, obschon die englische Führung der Geschicke des Landes eine deutlich fühlbare Tatsache ist. Diese Führung besteht aber bisher nur in der Ausübung materieller Oberherrschaft, die ja für sich allein die Grundlagen einer alten, festgewurzelten Kulturart noch lange nicht berührt." — — „Noch viel äußerlicher wie an die islamitische Welt tritt aber unsere Kultur an die altindischen und ostasiatischen Kulturwelten heran, deren Wesen davon immer unberührt bleiben wird, mögen sie sich wie die Japaner immerhin die ganze Technik unserer Kriegführung samt deren Waffenerfolgen angeeignet haben oder sich anzueignen erst noch in Zukunft vielleicht bestrebt sein."

Diesen in obigen Worten dargelegten Gedanken über die eigentliche Unvermengbarkeit der beiden Kulturen finden wir in den Gegenüberstellungen und Beurteilungen des Verfassers im ganzen Werke immer wieder. Derselbe schildert dann des weiteren die ganze Art der Reichsgründung des Mahdi und findet in derselben ein anschauliches Bild der Gegenwart, welches er mit dem Siegeslauf der Horden des Propheten (Mohammed) vergleicht, obschon die Derwische des Mahdi jetzt der

Advokatentrost. Advokat (zu einer schwer geprüften Frau): „Klagen Sie nicht, liebe Freundin, handeln Sie.“ — Frau: „Ja, was soll ich tun?“ — Advokat: „Klagen Sie.“

Schmeichelhaft. „Wissen Sie, Verehrteste, daß wir heute den kürzesten Tag des Jahres haben?“ — Fräulein: „Wahrhaftig, aber Ihre Anwesenheit läßt einen das so ganz vergessen.“

Schweizerischer Volkshumor. Ein luzernischer Volksdichter sagt: Maschine zum Mähe, Maschine zum Räche, Maschine zum Säe, Maschine zum Futterbreche, Maschine zum Nähe, Maschine zum Dresche, Maschine zur Wäsche, Maschine zum Mahle, nur keine zum — Zahle.



In majorem Dei gloriam. Ein Gedächtnisbuch aus dem XVII. Jahrhundert von Wilhelm Jensen. (Dresden. Karl Reißner. 1905.)

Der dreißigjährige Krieg, der „zur größeren Ehre Gottes“ geführt worden, ist eben zu Ende, als der Roman einsetzt. Die Zeit ist so unerhört, daß der Dichter ihr auch unerhörte Geschehnisse zuschreibt. Er erzählt höchst romantische Familiengeschichten der Pfalzgrafen von Sulzbach und eines fränkischen Landmannes. Mehr als diese unwahrscheinliche Erzählung, deren Bedeutung wohl in der Kleinmalerei und Stimmung liegt, fesselt das zeitgeschichtliche Kolorit, das uns des Erzählers hohe Meisterschaft dartut. Mancher Leser dürfte zwar finden, daß in dem Buche des Epischen ein bißchen zuviel getan ist und daß besonders das Idyllische bedenkliche Längen habe. Nicht ohne Absicht wird es sein, daß der Dichter sein großes Gemälde von den Greueln eines Religionskrieges gerade heute entfaltet. Merkwürdig ist das Fazit, das er daraus zieht: Abwendung von allem Kirchlichen, Freiheit für jeden, unter Toleranz für andere, sich seine eigene religiöse Weltanschauung zu bilden. Bemerkt sei nur, daß der Verfasser mit seiner durch Lutz Fahrnbühler vertretenen Religion mitten im Materialismus stecken geblieben ist. Freilich immer noch besser als die schauderhaften Ereignisse, wenn zwei „christliche“ Kirchen sich befeinden, bekriegen, Volk und Kultur verderben und vertilgen „zur größeren Ehre Gottes“. M.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Marburg. (Halle a. d. S. Gebauer-Schwetschke.)

Den Prospekt dieses Unternehmens, das gewiß allgemeine Beachtung verdienen dürfte, leiten Verleger und Herausgeber mit den Worten ein: „Es ist eine Tatsache, daß das Interesse für religiöse Fragen in den gebildeten Schichten unseres Volkes stark zunimmt. Die Entfremdung von der Religion wird nicht mehr als Fortschritt, sondern als eine Schwäche empfunden. Mit dieser Empfindung ist aber zugleich auch der lebendige Wunsch emporgewachsen, über die Dinge der Religion zu einer klaren Erkenntnis zu kommen. Diesem Wunsche sollen die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“ des Gebauer-Schwetschkeschen Verlages dienen. Dieselben erscheinen in Heften zu drei bis fünf Bogen, zu je 30 bis 40 Pfg. Erschienen sind bisnun: 1. „Quellen des Lebens Jesu“, von Prof. Wernle. 2. „Jesus“, von Prof. Bousset. 3. „Paulusbriefe“, von Prof. Vischer 4. „Paulus“, von Prof. Wrede. 5. „Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat?“, von Lizentiat Hollmann. 6. „Das apostolische Zeitalter“, von Prof. Dobschütz. 7. „Die Entstehung des neuen Testamentes“, von Prof. Holtzmann. 8. „Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren“, von Prof. Löhr. 9. „Die Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie“, von Prof. Pfleiderer. 10. „Seelenwanderung“, von Prof. Bertholet.

Da vorliegende Zeitschrift keineswegs eine fachtheologische ist, können und wollen wir auf eine nähere Besprechung dieser „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“ nicht eingehen; es dürfte ja das Interesse für sie bereits mit der einfachen Aufzählung der bisher erschienenen Hefte genügend geweckt sein. Wg.

Geschichte Schladmings und des steirisch-salzburgischen Ennstales. Auf Grund der Quellen und seitherigen Forschungen, dar-

weiter her, aus Künstlerkreisen kam manches gute Wort. Reich mit Bildern, wovon die meisten sich intim auf Morre beziehen, ist das Heft geschmückt, das wir mit aller Wärme empfehlen können. M.

—

Eduard Mörikes gesammelte Schriften. Neue billige Volksausgabe. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Mit dieser billigen Volksausgabe wird ein neuer Schritt vorwärts getan, um die Kenntnis des hervorragendsten Lyrikers seit Goethe in immer weitere Kreise zu bringen. Denn wenn auch die Mörike-Gemeinde von Jahr zu Jahr gewachsen ist, so ist der Dichter doch immer noch leider nur zu vielen so gut wie unbekannt. In seinen formvollendeten Strophen singt und klingt alles und zu diesen herzerwärmenden Tönen tritt die herrlichste Landschaftsmalerei: mit wenigen Zeilen wird der Leser unwillkürlich der Wirklichkeit entrückt, alle edleren Gefühle werden in ihm wach. Aber auch in seinen Prosawerken bleibt Mörike immer der gleiche gottbegnadete Poet. V.

—

Jugenderinnerungen von Therese Devrient. Herausgegeben von Hans Devrient. (Stuttgart. Karl Krabbe. 1905.)

Es sind die Jugenderinnerungen einer glücklichen Frau, wie sie sie einst ihren Kindern und Enkeln erzählt und für sie niedergeschrieben hat, die hier dem deutschen Publikum geboten werden, ein Beitrag, weniger zur Literatur- und Theatergeschichte, als zur Geschichte des menschlichen Herzens, die Erzählungen der bewegten Jugendgeschichte eines Mädchens, das mit hellen Augen die Vorgänge um sich her erfaßt und so wie sie sich in ihrem warmen Gemüt spiegelten, wiedergibt. So die Franzosenzeit in Hamburg, die mit ihren Schrecken und ihrer wilden Bewegtheit ihre Kindheit erfüllten, so die abenteuerlichen Schicksale ihres Bruders, die sie Reichtum und Armut in raschem Wechsel empfinden ließ, bald in der Kaufmannswelt Berlins, bald auf dem Kohlenbergwerk Babigora in Schlesien, so das romantische Haus des alten strengjüdischen Onkels, ihr eigenes Musiktreiben und ihr Übertritt zum Christentum; besonders aber die Seelenbegegnung mit Eduard Devrient in ihren Kämpfen und ihrer Charakterentwicklung. V.

—

Das Tagebuch einer Hofdame. Roman von Hans v. Zobeltitz. (Berlin. Vobach & Komp.)

Die Geschichte eines Duodezhofstaates entrollt uns der Dichter in den Tagebuchblättern der Gräfin Edith Brock. Als Menschen zeigt er uns die Obersten der Oberen, unter deren glatten, durch Etikette und Erziehung bestimmten Außenseite ein warmes Herz schlägt, das das oberste Gesetz, die Liebe, trotz alledem nicht verleugnen kann. Wir sehen mit zwingender Notwendigkeit sich entwickeln, was schon Schopenhauer bekannte: daß zwei Menschen, die ihre Bestimmung sich hat finden lassen, entweder zueinander kommen oder zugrunde gehen. V.

—

Im Jagastübl. Gedichte in steirischer Mundart über Jäger und deren tatsächliche Erlebnisse im steirischen Oberlande von Anton Roßmann. (Graz. Verlag „Styria“. 1906.)

Der Beginn des Büchleins ist ungewandt und zaghaft. Aber schon nach wenigen Seiten fühlt der Dichter festen Boden unter sich, und sogleich auch wächst das Behagen des Lesers, das bis zum Schlusse anhält. Es sind aber auch drollige Dinge und manches geht über das Anekdotenhafte weit hinaus, indem es uns Leben und Sitten der Jägersleute zur Anschauung bringt. So das „Gamsjogd“, das in einer besonders volkstümlich beliebten Form behandelt ist. Die Mundart ist so geschrieben, daß sie auch für den nicht ganz mit ihr Vertrauten leicht gelesen wird. In Jägerkreisen dürften diese frischen humorvollen Gedichte großes Halloh erwecken. M.

—

Die Geschichte meines Lebens. Von Helen Keller. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Über dieses Buch schreibt die „Tägliche Rundschau“ unter anderem: Selten hat die Lektüre eines Buches einen so nachhaltigen und gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, selten einen so mächtigen Sturm der verschiedensten Gefühle in mir wachgerufen, als Helen Kellers Selbstbiographie. Helen Keller ist eine Geistesheldin, die durch einen mit beispielloser Energie und Tatkraft geführten Kampf zu den Höhen einer Bildung sich durchgerungen hat. Erfahren wir, daß unsere Heldin der edelsten Sinne, des Gehörs und des Gesichts, zudem auch der Sprache seit ihrer frühesten Kindheit beraubt, wissenschaftliche Leistungen vollbrachte, wie sie selbst in ihrem Buche in so meisterhafter Form uns geschildert hat, so steigert sich unsere Bewunderung.

Dr. Hermann Schweitzer in Freiburg i. B. läßt soeben im Verlag von Otto Maier in Ravensburg eine **Geschichte der deutschen Kunst** erscheinen. Leicht verständlich und in schöner Sprache, frei von allem nebensächlichen Ballast ist die künstlerische Entwicklung des deutschen Volkes übersichtlich dargelegt, und in begeisterten Worten wird der jetzigen Generation durch Wort und Bild die stolze künstlerische Vergangenheit des deutschen Volkes lebendig vor Augen geführt. V.

—

englisch-ägyptischen Macht unterlegen sind. Im nächsten Kapitel: „In Omdurmân", schildert Harpf seinen interessanten Ausflug auf das Schlachtfeld von Kerreri, auf dem die 35.000 Derwische des Mahdi 10.000 Todte und 16.000 Verwundete liegen lassen mußten.

Ich kann hier auf die stets geistreichen und immer interessanten weiteren Kapitel des Buches nicht eingehen, erwähne aber, daß Harpfs Darlegungen ebenso einen klaren Blick in die Vergangenheit der hochinteressanten Völker Altafrikas gewähren, wie auch einen solchen in die wahrscheinliche Zukunft derselben, so daß der Leser ein sehr wertvolles historisches Bild von den inneren Verhältnissen politischer und wirtschaftlicher Natur des schwarzen Weltteils gewinnt.

Das zweite Buch behandelt die „Kulturziele". Ein genaues Eingehen in den Inhalt der verschiedenen Kapitel geht hier nicht an, aber im allgemeinen will ich hervorheben, daß der Verfasser scharf eintritt für die „Rassenmoral", welche er über die „Allmenschheitsmoral" stellt. Er bespricht die diesbezüglichen Anschauungen der neueren Autoren, welche sich mit dieser wichtigen Kulturfrage beschäftigen und zieht endlich den Vergleich zwischen den Slawen und den Deutschen als Träger verschiedener Kulturen. Aus Harpfs Erörterungen geht genau hervor, wie er über das Deutschtum, aber auch wie er überhaupt über das Rassentum und die Rassenbestrebungen fühlt und denkt. Ich stimme mit seinen Erörterungen und Anschauungen größtenteils überein und will meinerseits nur besonders hervorheben, daß eine Einigung der deutschen Volksstämme, insbesonders auch auf jenen erkenntnistheoretischen Gebieten, welche das Gefühlsleben der Völker besonders tangieren, äußerst wünschenswert und notwendig wäre. Diese Gebiete betreffen Weltanschauung, religiöses Gefühl und Religion, welche ja nichts sein kann als die tiefe Empfindung des Weltprinzipes von sich selbst, in Form persönlichen Daseins.

Viele, ja die meisten Übel unserer Zeit und speziell unseres Volkstums quellen aus der Zerfahrenheit der Anschauungen auf diesen Gebieten. Und eben auf diesen Gebieten sollte im Volke der Denker, wie die Deutschen oft genannt wurden, jene Einheit herbeigeführt werden, aus welcher allein auch politische und völkische Kraft entsprießt und dauernd erhalten werden kann.

Ich schließe meine Besprechung über das Werk A. Harpfs mit der Bemerkung, daß dasselbe sehr lesenswert ist und daß jeder Leser desselben vielfältigen Stoff finden wird zum Selbstdenken, Selbsturteilen, und daß keiner dasselbe zur Seite legen wird, ohne vielfache Anregung und vielfachen Nutzen aus ihm gezogen zu haben. Anton Ganser.

Adalbert Stifter. Eine Studie von Wilhelm Hosch. (Leipzig. C. F. Amelang. 1905.)

Angehende Stifter-Freunde, und deren gibt es immer mehr und mehr, die sich über diesen großen österreichischen Dichter und seine Werke kurz orientieren wollen, finden in dem klar und schön geschriebenen Büchlein eine ausgezeichnete Einführung.

Briefe einer Mutter. Von Max v. Weißenthurn. (Dresden. Richard Lencke. 1905.)

In diesem Buche tritt eine der seltensten Intellektformen stark hervor: jener gesunde Verstand, der eine praktisch-ethische Lebensanschauung ergibt. Die so gewonnene Einsicht möglichst allgemein und vornehmlich für die heranwachsende Generation fruchtbar zu machen, ist das einheitliche Streben, das dieser Feuilletonsammlung zugrunde liegt. Wenn auch vornehmlich für Mütter bestimmt, appellieren die „Briefe einer Mutter" mit ihren pädagogischen Hinweisen doch an alle Erzieher von Kindern. Die „Herren Eltern" erfahren in ihnen eine ziemlich strenge, doch aber in vielen Fällen nicht ungerechte Beurteilung. Besonders da, wo es sich in deren mißverstehenden Liebe um das Großziehen von Egoismus, Eitelkeit und Hochmut handelt. Die Verfasserin bietet keine psychologischen Enthüllungen oder Tiefforschungen, allein eben indem sie das scheinbar klar am Tage Liegende, dennoch aber zumeist Übersehene mit ebenso rechtschaffen-warmem Gemüte wie klugem Sinne zusammengefaßt und ersichtlich macht, dürfte das nicht allein gutgemeinte, sondern auch in seinem Gehalte gute Buch in weiteren Kreisen gedeihlich wirksam werden. Um so mehr, da Frau v. Weißenthurn den guten Geschmack besitzt, nicht in lehrhaftem Tone, sondern feuilletonistisch unterhaltend auf die Gebreste unserer Gesellschaft aufmerksam zu machen, wie z. B. im „Armenstrumpf" und in mehrfachen Persiflagen üblicher Wohltätigkeitsbräuche. Sehr gut und abgelegen von schon breitgetretenen Pfaden ist der Abschnitt „Die Roheit der Glücklichen". Gar vieles in dem Buche verdient Beherzigung. W. Z.

Dem Andenken Karl Morres. Festschrift, geleitet von Max Besozzi. Herausgegeben und verlegt im Auftrage des Morre-Denkmal-Festausschusses von Dr. Alfred Gödel. Graz.

Diese für ein Volksfest zugunsten eines Morre-Denkmales in Graz gedachte Schrift ist so gediegen geraten, daß sie als eine würdige Gedenkschrift für den steirischen Volksdichter überhaupt gelten kann. Fast alles, was in Steiermark Atem hat, sang mit, um den Unvergessenen zu preisen, und auch von

tief in der menschlichen Natur begründet, ihn in die besten Bahnen zu lenken, soll unsere Aufgabe sein und dieses Problem auf dem Gebiete der Postwertzeichen löst der Verlag C. F. Lücke in ebenso glücklicher wie kunstvoller Weise. Sein Schaubek=Briefmarkenalbum, das gerade zur Weihnachtszeit eine neue Schaar Anhänger gewinnen dürfte, paßt sich durch seine verschiedenen durchwegs vorzüglichen Ausgaben allen Anforderungen an, angefangen von den bescheidenen Ansprüchen des sparsamen Anfängers bis zu den eigenartigsten Wünschen der größten Sammler.

Dr. H. L. R.

In Max Hesses Volksbücherei ist wieder eine Reihe neuer Bändchen zur Ausgabe gelangt, die vornehmlich Unterhaltungsschriften umfassen. Von dem Thüringer Dichter August Trinius ein Band Erzählungen aus dem Thüringer Walde, betitelt **Wenn die Sonne sinkt.** Von Lulu v. Strauß=Torney drei Erzählungen unter dem Titel **Hinter Schloß und Riegel.** Plattdeutsche Geschichten von Felix Stillfried: **Weddersunn'n** und **De Hex von Moitin. Martin Greif,** eine Einführung in seine Lyrik von Laurenz Kiesgen. Von Annette v. Droste=Hülshoff: **Die Judenbuche, Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl** und **Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter** von Klemens Brentano. Eine Übersetzung der bekannten Shakespeare=Fibel, **Shakespeares** Lebenslauf und Schaffen von Edward Dowden.

V.

Im Akademischen Verlag für Kunst und Wissenschaft, Wien, VI., Leimgrubengasse Nr. 17, sind erschienen: Wünsche: **Die Pflanzenfabel in der Weltliteratur** und Wilser: **Die Herkunft der Bayern** und **Zur Runenkunde.** Beide Bücher sind wegen ihres neuen und wissenschaftlichen Inhaltes der Beachtung wert.

Österreichische illustrierte Familien- und Modenzeitung. (Wien. W. Vobach u. Comp.) Ein äußerst billiges und trotzdem reichhaltiges Familien= und Modenblatt, geschmückt mit zahlreichen Illustrationen.

Büchereinlauf.

Ausgewandert. Roman von Meta Kremnitz. (Stuttgart. Alfred Kröner.)

Katholische Studenten. Roman von August Friedwalt. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer. 1905.)

Im Zauber der Wartburg. Roman von Gustav Adolf Müller. (Leipzig. G. Müller=Mannsche Buchhandlung.)

Lenas Wanderjahre. Erzählung für die Jugend von Margarete Lenk. (Zwickau i. S. Johannes Herrmann.)

Anita. Römische Novelle von A. Veldenz. (Stuttgart. Strecker u. Schröder. 1905.)

Der Primaner Pichel und andere Pennäler. Humoresken aus dem Schülerleben von Rudolf Braune=Roßla. (Leipzig. Verlag „Der Barde". 1906.)

Niobe. Drama nach der antiken Sage in zwei Aufzügen von Mary L. Mohr. (Plau. Louis Hancke.)

Blüten und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. (Halle a. S. Hermann Gesenius.)

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben Aphorismen. Herausgegeben von C. Schröder. (Hannover. Otto Tobies.)

Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben von Konrad Guenther. (Freiburg i. Br. F. Ernst Fehsenfeld. 1905.)

Der Weg zum Selbst. Ein Buch für das deutsche Volk von Otto v. Leixner. (Berlin. Emil Felber. 1905.)

Bilder aus dem Jenseits. Herausgegeben von Adelma Vey. (Wien. R. Lechners Verlag. 1905.)

Theologisches Repetitorium, zunächst als Vorbereitung auf den Pfarrkonkurs. Von Johannes Fehly. Neu bearbeitet von Dr. C. J. Vidmar, k. k. Professor a. D. (Regensburg. G. J. Manz. 1905.)

Protestantismus und Katholizismus in Irland. Von John A Bain, M. A., Deutsch von H. Wegener. (München. J. F. Lehmann. 1905.)

Apollo oder Dionysus. Kritische Studie über Friedrich Nietzsche und den imperalistischen Utilitarismus. Von Ernest Seillière. Autorisierte deutsche Ausgabe von Theodor Schmidt. (Berlin. H. Barsdorf.)

Friedrich Schiller und Königin Luise von Preußen. Von Krueger=Ottzen. (Tilsit. Artur Richter. 1905.)

Die Gesangsköniginnen in den letzten drei Jahrhunderten. Von Dr. Adolf Kohut. (Berlin. Hermann Kuhz.)

Heinrich Vierordt. Profil eines deutschen Dichters. Gezeichnet zu seinem 50. Geburtstag von Heinrich Lilienfein. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1905.)

Zur schwedisch=norwegischen Unionsfrage. Die Adresse des schwedischen Reichstages an den König. (Stockholm. P. A. Norstedt u. Söner. 1905.)

Schematischer Leitfaden der Kunstgeschichte bis zum Beginne des XIX. Jahrhunderts. Von Käthe Strunz. (Wien. Franz Deuticke. 1905.)

Gegen den Strafvollzug. Von Dr. med. Otto Juliusburger. (Berlin. Deutscher Arbeiter=Abstinentenbund, J. Michaelis.)

Illustrierter Führer durch Graz und Umgebung. Herausgegeben von Leo Woerl. (Leipzig. Woerls Reisebücherverlag.)

Die andere Ehe. Eine Quelle seelischer und sozialer Erkenntnis von Ottoma Beta. (Rudolstadt. Karl Keil.)

Ein Witwer mit Kindern, der sich noch einmal verheiraten will, möge vorher dieses Buch lesen. In demselben Fall auch eine Witwe. Es ist darum, daß man für die schlimmsten Fälle rechtzeitig die Augen aufmacht. Das Buch handelt von dem grenzenlosen Elend der Stiefkinder. Viel Wahres mag es sagen, einigermaßen ist es aber zu pessimistisch. Der Verfasser mißrät nicht eigentlich die zweite Ehe, aber mit viel zu theoretischen und unzweckmäßigen Mitteln will er die unvermeidliche Not der Stiefkinder lösen. Z. B. die Einmengung Fremder. Wenn es so ist, daß die Stiefmutter, und wäre es sonst die beste Frau, als Stiefmutter naturgemäß böse sein muß, so hilft dagegen keine Geduld, keine Liebe und kein Gesetz, als einfach das: Die Wiederverheiratung eines Menschen, der schon Kinder hat, ist verboten. Das Buch ist geistvoll gemacht, aber nicht immer von jener hochgemuten Liebe erfüllt, von der es so viel spricht. S. G.

Hütten im Hochland. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.) Dieser bietet das Lebensbild einer bergeinsamen Waldgemeinde im deutsch-böhmischen Grenzgebirge. Aus dem Leid und der Lust, aus der Arbeit und Armut der Stillen in den Hütten auf dem Berge klingen die vollen Töne des Menschheitsliedes uns entgegen. Diesmal in einer Form und Darstellung von so starker Volkstümlichkeit, daß wohl behauptet werden darf: die Reihe der wenigen Werke künstlerischer Volksliteratur ist durch die „Hütten im Hochlande" um ein Erzeugnis von dauerndem Werte bereichert worden. Die Freude des Dichters an lebensvoller Gestaltung überträgt sich rasch auf den Leser und nimmt ihn gefangen. So aus der Tiefe, so aus den Quellen des Lebens schöpft Max Geißler, daß er nicht nötig hat, durch die Mittel ungesunden Nervenreizes die tiefe Verinnerlichung zu ersetzen, die allein Gewähr für die Eindrucksmacht eines Kunstwerks ist. V.

Die Kommune. Von Karl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. (Stuttgart. Erich Gußmann.) Über keinem geschichtlichen Ereignis lastet eine solche Schicht von Legenden und Unwahrheiten wie über dem Kommunekampf. Bleibtreu unternahm es nun, die Wahrheit herauszuschälen und dies gleichzeitig plastisch zu veranschaulichen. All die zahlreichen Personen, die auf beiden Seiten in geschichtliche Aktion traten, sind redend und handelnd mit packender Charakteristik vorgeführt. Alle inneren sozialen und politischen Triebfedern der kämpfenden Parteien bloßlegend, die Verschiedenheit der bloß bürgerlich-revolutionären von den rein sozialistischen Elementen der mächtigen Bewegung sondernd, bis in jede Schattierung das selbstlos Idealistische neben dem abenteuerlich Gemeinen dieser „Diktatur des Proletariats" malend, reinigt Bleibtreu die Kommune von vielen ihr angehefteten Schandflecken, sucht nachzuweisen, daß es noch nie eine humanere, bis zur Schwäche und Torheit milde, Revolution gegeben hätte. V.

Kinderheil. Unter dem Titel „Kinderheil" tritt jetzt im Verlag Seitz & Schauer, München, eine neue Monatsschrift ins Leben, welche unseren Frauen ein treuer Kamerad bei der Erziehung der Kinder sein will: eine Zeitschrift zur Gesundung und Gesunderhaltung der Nachkommen. Herausgegeben von Johanna Elberskirchen und Max Below bietet „Kinderheil" unter Mitarbeiterschaft hervorragender Fachschriftsteller und Fachschriftstellerinnen Belehrung und Anregungen, die Segen in jedem deutschen Haus stiften können. V.

Wie man Kindern das Malen lehrt und ihnen Lust und Freude an künstlerischer Beschäftigung beibringt, zeigen die neuen „Methodischen Malhefte" von C. Hoffmann, dem Herausgeber der „Zeichenkunst." (Ravensburg. Otto Maier). Jedes Heft enthält 4 farbige Tafeln größeren Formats und ebensoviel schwarze, zum kolorieren eingerichtete Blätter. Die neue Methode dieser Hefte berücksichtigt in vollem Maße die Neigungen der Kleinen und ist ihrem jugendlichen Können völlig angepaßt. V.

Schaubeks illustriertes Briefmarkenalbum. (Leipzig. C. F. Lücke.)

Hand in Hand mit dem Anwachsen des Handels aller Staaten geht die Entwicklung der Verkehrswege, der Transporteinrichtungen und aller jener Hilfsmittel, die geeignet sind, fern von einander abliegende Länder und Gegenden miteinander in Verbindung zu bringen. Diese fortschreitende wirtschaftliche Annäherung von Staaten und Völkern, dieses Anwachsen weit über die politischen Grenzen hinaus wirkender staatlicher Macht spiegelt sich in den Briefmarken der einzelnen Länder wider. Mit ein wenig Übung in der Betrachtung von Freimarken liest man aus ihnen die ganze Weltgeschichte beinahe eines Jahrhunderts, das so reich an Veränderungen, Umstürzen und Neugestaltungen; Kriegs-, Jubiläums-, Kolonial- und Interims-Postwertzeichen registrieren solche bedeutsame Tatsachen mit übersichtlicher Genauigkeit. Daneben lehrt die Briefmarkenkunde noch Geographie, die Unterscheidung von Druckarten, Papiergattungen u. s. w., ein nicht zu unterschätzender Vorteil im Zeitalter der Industrie. Ein „Sammeltrieb" als solcher liegt



Schneeweiße Blümelein.

Erzählung von **Peter Rosegger.**

Lieblicher und friedlicher ist es nie über Land zu gehen, als an sonnigen Spätherbstnachmittagen. Wie ist der freundlichste Frühlingstag noch unstet und leidenschaftlich im Vergleiche mit solch einem Novembertage, da man den Pulsschlag der Zeit kaum mehr spürt. Nie so groß dünkt sich das fünf Schuh hohe Menschlein, als wenn es über die kahl gegrasten Matten schreitet, und sein Schatten reicht weithin wie ein gleitender Riesenbaum über Feld und Wiese. Und nie so frei und ungebunden fühlt es sich, als wenn ihm alle Zaungatter und Feldschranken offen stehen und es über das weite Feld mag schreiten, schrankenlos.

So habe ich an jenem Tag, um vielleicht meine Wanderstrecke nach Krimstein etwas abzukürzen, von der weißen Straße ausgebogen und bin hineingegangen in die Wiese, die weiterhin zur Heide ward und die eben und glatt und fast unendlich vor mir dalag wie ein stilles, blaßgrünes Meer. Kein Baum und kein Strauch, nur bisweilen die Furche einer Rainung, an der abgewelkte Grasbüschel standen. Stellenweise Pfotenspuren von Rindern, die hier geweidet haben mochten. Bisweilen tänzelte mir ein geringeltes Buchenblatt entgegen, das sich aus fernem Walde hierher verloren hatte. Dann war mir ein Mann begegnet, der ebenso planlos als ich, aber in entgegengesetzter Richtung über die

Woerls illustrierter Führer nach und auf dem **Semmering**. 1905. (Leipzig. Woerls Reisebücherverlag.)

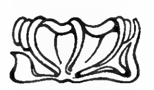
Wege nach Weimar. Monatsblätter von Fritz Lienhard. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Werde Gesund! Zeitschrift für Volksgesundheitspflege und Krankheitsverhütung. Herausgegeben von Dr. med. Georg Liebe, Leiter der Heilanstalt Waldhof Elgershausen.

Der Dorfboten-Kalender für das Jahr 1906. (Budweis. Verlag der „Moldavia“.)

Wasserräder zum Antrieb beweglicher Figuren und kleiner Apparate. Für Kinder. Von Eugen Honold. (Ravensburg. Otto Maier.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten“.



* Der Verleger von Hans Grasbergers Schriften, Herr Georg Müller in München, schrieb an einen Grazer Freund vor kurzem unter anderem folgendes: „Was nun Grasberger anbelangt, weiß ich noch nicht, ob ich dieses Werk zu Ende führe. Ich habe bis jetzt nur 110 Abnehmer und das ist zu wenig. Aber auch hier will ich noch mein Möglichstes versuchen, ob ich die Sache nicht doch so weit bringe, daß die Ausgabe zu Ende geführt werden kann. Die Deutschösterreicher lassen mich leider in meinen Bestrebungen ihrer Dichtkunst zu dienen, ganz im Stiche.“ — Mit dem Bettel für Dichterdenkmäler, Dichtergedenktafeln werden fortwährend viele hundert Leute behelligt. Aber wozu denn Dichterdenkmäler, wenn die Dichter selbst nichts wert sind! Wenn sie aber was wert sind, warum kauft man, liest man sie nicht?

J. W. Prag: Seit 40 Jahren permanente Stifterfeier. Wenn ich ein hohes Pfingstfest haben will, so ziehe ich den Sonntagsrock an, gehe hinaus zum stillen Waldrand und lese Adalbert Stifter. Zu seinem Hundertsten wollen wir einmal horchen, was andere über diesen Dichter sagen. R.

A. K. Innsbruck: Raten Ihnen den folgenden Spruch zur gewünschten Grabschrift:

> Was wir bergen
> In den Särgen,
> Ist der Erde Kleid.
> Was wir lieben
> Ist geblieben,
> Bleibt in Ewigkeit.

C. L. und M. O. L. Petersburg: Wenn Sie alle Zeitungen der Welt, die gegen die kläglichen Zustände Rußlands und über das Elend des russischen Volkes schreiben, korrigieren und Lügen strafen wollen, dann haben Sie viel zu tun. Wäre es nicht gescheiter, statt dessen in Ihrem Lande tüchtig mitzuarbeiten, daß es besser würde? Sie persönlich werden sich wahrscheinlich sehr wohl fühlen. Aber es gibt auch noch andere Leute.

J. O. Linz: Das macht nichts. Erinnern Sie daran, was Gotthilf Heinrich von Schubert sagt in seiner Selbstbiographie: man möge es ihm doch zugute halten, daß er von den Personen, mit denen er im Leben in Berührung gekommen sei, fast immer nur Gutes berichte. Sein Auge leide an dem Naturfehler, daß es bei den Menschen, die es sehe, sich mehr auf das Lichte, als auf das Dunkle richte. Was der edle, liebenswürdige Greis in kindlicher Bescheidenheit hier einen Naturfehler nennt, ist in der Tat nur ein Zutagetreten der innern Verklärung, die der Geist von oben an ihm vollzogen hat. Die Pflicht der Liebe, den Nächsten „zu entschuldigen, Gutes von ihm zu reden und alles zum besten zu kehren“, war ihm durch treue Ausübung derselben zur anderen Natur geworden.

M. A. Budapest: Jenen glänzenden Artikel über Nietzsche, von dem Sie hörten, finden Sie in der „Deutschen Rundschau“, Oktober 1905, unter der Überschrift „Aus der Werkstatt des Übermenschen“, von Julius Kaftan.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 18. Oktober 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

„Oha, oder was zwickt mich!“ lachte die dralle Kellnerin auf, da lachten alle. Denn das blaue Stübel war ihre Schlafkammer. Und solche Späße macht man im Dorfwirtshause bloß des Spaßes halber. Schließlich wurde mir die „Wallfahrerstub'n“ zugesprochen, in der ich zu jeder Stunde der Nacht in einem anderen Bett liegen könne, falls nicht noch in dieser Nacht Wallfahrer einlangten.

Die Herrschaften aus Budapest waren nun Gegenstand von Vermutungen. Wohl von der Eisenbahnstation Großpatting mußten sie kommen; da konnten sie in einer Stunde eintreffen.

Um solche Jahreszeit noch Fremde?

„Ich vermute, daß es Verwandte des Selbstmörders sind,“ sagte der Bezirkshauptmann. Das leuchtete allen ein, nur mir nicht. Ich wußte nichts von einem Selbstmörder. So ward mir erzählt, daß sich zwei Tage vorher auf der Heide ein fremder Mann erschossen habe. Er sei früher noch in Krimstein gesehen worden, ein junger schöner Mensch, habe dem Anscheine nach besseren Ständen angehört, sonst wisse man nichts. An der Leiche sei nichts gefunden worden als der Revolver und ein goldener Ring und in beiden seien die drei Buchstaben „A. M. Z.“ eingegraben gewesen. Diese Tatsachen habe man in die Zeitung gegeben und so — meinte der Bezirkshauptmann — stehe zu vermuten, daß die angesagten Fremden mit dem Unglücklichen in irgend einem Zusammenhang stünden.

„Und die Leiche des Selbstmörders?“ fragte ich ein wenig erregt.

„Wie du weißt,“ sagte nun der Wirt zu mir, „ist es hier Sitte, daß Selbstmörder am Orte ihrer Tat verscharrt werden. Gestern oder heute muß er auf der Heide begraben worden sein.

„Die Beerdigung,“ berichtete der Bezirkshauptmann, „hat an diesem Nachmittage stattgefunden. Der Beamte kam eben vorhin mit den Sachen zurück.“

Dann stand er auf, grüßte würdig und ging nach Hause, um der etwa bei ihm zuerst vorsprechenden Ankömmlinge gewärtig zu sein.

Auf der Ofenbank saß ein alter Knecht. Der hatte gekochte Erdäpfel in Milchsuppe gebrockt und löffelte sie jetzt aus. Als er den Löffel an seinem Ärmel abgewischt und neben auf die Bank gelegt hatte, begann er sich in Betrachtungen zu ergehen. „Den wird's brennen!“ murmelte er mit Behagen. „Den wird's brennen da unten! Selbstmord! Ist ja eine Sünde gegen den heiligen Geist. Lest's nur nach. Den werden wir noch oft winseln hören. Schauderlich, so ein Mensch! Schauderlich!“

„Magst nicht noch Erdäpfel essen, Lipp?“ redete die Wirtin hin, in der Absicht, ihm so auf gute Art den Mund zu stopfen.

Ebene gegangen sein mochte. Wir sagten zueinander: „Guten Nachmittag!“ und gingen vorüber. Nach einiger Zeit sah ich zwei Männer herankommen. Wir grüßten flüchtig und gingen aneinander vorüber. Die Sonne hinter mir war nahe einer schnurgeraden Wolkenbank, die über dem fernen Gebirge lag; ich konnte gerade in dem schwarzen Streifen meines Schattens entlang gehen — immer voran.

Endlich kam ich wieder zu einem Menschen und der war mit einer Erdarbeit beschäftigt. Mitten auf der Heide war eine Grube geworfen und die schaufelte er eben zu. Ich stand still und fragte den Arbeiter, was er da vergrabe. Er ließ ab vom Schaufeln, glotzte her und gröhlte etwas. Das war ein heiseres Gröhlen, wie es Kretins zu tun pflegen und das man nicht versteht. Dann grinste er mich gutmütig an und begann wieder zu schaufeln. Ich ging fürbaß.

Die Sonne war verschwunden, über die Heide strich scharfe Abendluft. Ich schlüpfte in meinen Überrock, beschleunigte meine Schritte und wunderte mich, daß ich nicht längst schon wieder an die Straße gestoßen war, deren sachte Biegung diese Gegend durchqueren mußte. Am Himmel flimmerten schon Sterne und sie flimmerten so lebhaft wie Lampenlichter, wenn der Wind dreingeht. Und wenn ich stillstand und sie lange anblickte, da funkelten sie blau und grün und schienen größer zu werden und noch lebhafter zu flackern, als ob sie näher und näher kämen.

Endlich sah ich vor mir finstere Zacken aufragen; das war Wald und nun lag auch die Straße da. Nach der Mattenwander ging sich das glatt und hart, doch nun konnte mein Ziel nicht mehr weit sein und als der Waldschachen zurückgelegt war, grüßten mich die Lichter von Krimstein. Ich suchte mein gewohntes Gasthaus auf. Das führt im Schilde den Kaiser Josef, weil dieser Fürst auf seiner Reise durchs Land einmal hier übernachtet haben soll. Mir wurde sogar wieder „sein Zimmer“ aufgesperrt, wo ich manche Heide- und Waldgeschichte geschrieben hatte. Als ich dann in der großen Gaststube froh bei Bekannten meinen üblichen Pfannenkuchen mit dem Glase Rotwein genoß, kam noch der alte Bezirkshauptmann von seiner Behausung herüber, setzte sich zu uns und zog aus der Brusttasche eine Depesche. Zum Hauswirt wandte er sich und sagte: „Sie werden heute noch Gäste bekommen. Eben habe ich aus Budapest dieses Telegramm erhalten mit der Bitte, in Krimstein für zwei Personen Unterkunft zu schaffen; sie dürften noch vor Mitternacht mit Wagen einlangen. „Es ist doch Platz bei Ihnen, Kaiserwirt?“

„Wenn es noble Herrschaften sind?“ entgegnete der Wirt und schaute auf mich her.

„Ja, ja,“ sagte ich, „das Kaiserzimmer sollen sie haben. Ich bleibe ja nur eine Nacht und nehme diesmal mit dem blauen Stübel gerne fürlieb.

„Richter!" rief der Teufel. „Du hast den Selbstmord als die Sünde genannt, die nimmer verziehen werden kann. Bleib' bei deinem Wort! Gnadenzeit hast du ihm übergenug gegeben."

Da sagte der Richter zum Sünder: „Du hast an meiner Erbarmung verzweifelt, als du daran glauben solltest, und willst jetzt an sie glauben, da du in der Verzweiflung bist. — Ich muß dich verdammen zu den grausen Höllenflammen auf ewig!"

Auf einer weißen Wolke schwebten die Heiligen heran, unschuldige Kinder und Gerechte. Sie falteten ihre Hände zum Richter: „Herr! Uns hat deine Gnade gehütet und geführt und wir hatten kein Verdienst. Wir opfern dir unsere Unschuld und unsere Tugend auf für den armen Sünder, der vergeblich nach deiner Liebe gesucht hat. Verzeih' ihm und nimm ihn an!" — Und der Schuldige flehte um Erbarmen.

„Bleib' bei deinem Wort!" kreischte der Teufel dem Richter zu. Und der Herr blieb strenge und sagte: „Auf Erden hat er der Gerechten nicht geachtet und die Unschuldigen verführt, so soll er jetzt von ihnen keinen Anteil haben. Ich muß ihn verdammen zu den grausen Höllenflammen auf ewig!"

Auf einer rosigen Wolke kamen Büßer und Märtyrer herangeschwebt. Auch sie hoben ihre gefalteten Hände bittend zum Richter: „Herr! Uns warst du gnädig, da wir doch auch Sünder gewesen. Wir haben unsere Missetaten mit Blut und Tod gebüßt. Herr, nimm es so, daß auch dieser Arme freiwillig in den Tod gegangen ist wegen seiner Sünden. Er ist geflohen aus dem Lande der Schuld, um zu dir zu kommen. Wir bitten, wir bitten, nimm ihn barmherzig auf!"

Und der arme Sünder wimmerte um Gnade.

Da zischte der Teufel gegen den Richterstuhl hinan: „Bleib' bei deinem Wort!"

Und der Herr sprach: „Er hat sich nicht getötet, um zu mir zu kommen, er hat sich getötet, um mir zu entfliehen. Er haßte meine Werke und fürchtete sich vor meiner Ewigkeit. Anstatt durch Taten der Liebe und der Sühne zu mir heranzuklettern, hat er sich aller Pflicht und Verantwortung entziehen und sich ins ewige Nichts stürzen wollen. Nun ihm das nicht gelungen ist, will er mich zum Freunde haben und es ist zu spät. Ich will ihn verdammen zu den grausen Höllenflammen auf ewig!"

Aus den Höhen nieder flogen nun die Chöre der Engel und flehten um Gnade für den Selbstmörder. Sie sangen ein Lied von dem Erlöser, der gestorben ist für die Sünden der Welt. Der Selbstmörder lag auf den Ellbogen kniend und weinte: o du Lamm Gottes . . . .!

„Mag nit meh', Frau Muatter!" antwortete der Alte. „In der ewigen Pein sitzen, 's ist kein Spaß, meine Leut'! Den werden wir noch oft winseln hören auf der Heiden!" — Also in einem fast wollüstigen Jammer versunken, erhob er sich endlich und torkelte zur Tür hinaus.

Gegen Mitternacht kam der Wagen angefahren. Die Fremden. Ein alter Mann mit langem weißen Bart und eine junge schöne Dame. Sie traten nicht in die Gaststube, sondern gingen gleich auf ihr Zimmer. Ich sah noch, wie die Dame ihr weißes Tuch vor das Gesicht hielt und heftig schluchzte. Sie hatten eben vorher bei dem Bezirkshauptmann den Ring und den Revolver in Augenschein genommen. Als der Wirt nach einer Weile von ihrem Zimmer zurückkam, sagte er zu uns: „Ja, das müssen Verwandte sein, Sie wollen morgen auf die Heide, an die Stelle, wo er liegt. Sie wünschen einen Führer, aber der Adjunkt ist amtlich verhindert und sonst ist niemand, der sie weisen könnte."

„Wenn es das ist," sagte ich, „die Stelle wüßte ich. Bin heute über die Heide hergegangen und sah, wie ein Mann das Grab verscharrte. Wenn sonst niemand ist, so will ich die Herrschaften begleiten."

Das ward verabredet und dann gingen wir zur Ruhe. In der großen Stube, die mir angewiesen wurde, stand mehr als ein Dutzend Betten, jedes mit dem Kopfende gegen die Wand gestellt wie in einem Spital. Sie waren hoch aufgeschichtet, hatten blaue Leinwanddecken und warteten auf Wallfahrer. Heute kam keiner mehr. An der Stubecke hing ein großes Kruzifix, ganz mittelalterlich, mit sehr langen Armen, scharfgebogenen Knien, reichlich mit Blut überströmt der Christus. Die Züge waren verzerrt. Vor diesem Kruzifix brannte eine rote Ampel, deren Schein an der Zimmerdecke unruhig hin- und herglitt. Ich wählte mir ein Bett, legte mich hinein, stand aber wieder auf, um die Ampel auszulöschen. Trotzdem konnte ich lange nicht einschlafen. Immer sah ich noch das verzerrte Gesicht des Kruzifixes. In den Dachbrettern polterte der Wind. An den Selbstmörder mußte ich denken. Was das für ein Schicksal gewesen sein mochte! Dann war mir, als ob in den Betten neben mir fremde Leute lägen, solche, die sich bewegten und seufzten, solche, die reglos dalagen und an den Schläfen Schußwunden hatten. Hinter einem dieser letzteren tauchte eine Gestalt auf, ich sah sie deutlich, denn es ging ein glutroter Schein von ihr aus. Sie streckte den langen, dünnen Arm, der wie ein dürrer Ast war, nach dem Toten aus, rüttelte ihn und führte ihn vor den Richterstuhl Gottes. Da oben saß Christus mit dem Kreuze in furchtbarer Majestät. Der rote Teufel zerrte die arme Seele bis an seine Stufen heran und rief dreist: „Herr, das ist der Selbstmörder. Sprich mir ihn zu!"

Dieser sank auf sein Angesicht und wimmerte um Gnade. Das Leben sei zu hart gewesen. Die Schuld wäre zu groß geworden. Da habe er ein Ende gemacht.

Wolke schwebten sie über dem dämmernden Abgrund und streuten schneeweiße Blümlein hinab. Maria saß auf grauem Stein und weinte . . .

Nach dem Erwachen fand ich mich in Schweiß gebadet. Es war schon Morgen. Ein blasser matter Tag dämmerte in der großen Stube und die Betten mit den blauen Leinwanddecken standen nach der Reihe wie gestern. Mich fröstelte. Mir graute vor dem Traume, vor der Gotteslästerung, die in diesem Traume war. Dieser rachgierige Gottrichter! Der das Ende eines armen Verirrten mit der denkbar größten unaufhörlichen Pein strafen kann. Ich fluchte dem frevelhaften Traum und betete zum gütigen Gott, daß er mir ihn verzeihe.

Dann stand ich rasch auf und sah, daß draußen die Dächer und die Bäume weiß waren und daß es schneite. Der Winter war da. Als ich in die Gaststube kam, saß dort schon der alte fremde Herr und die schöne junge Dame. Sie waren schwarz gekleidet, hatten sich Kaffee und Eier bestellt, genossen davon ein weniges, sagten zueinander manchmal ein kurzes Wort, so leise, daß ich's nicht verstand. Meinen Gruß entgegnete der alte Herr kurz und kühl wie dem eines Bedienten; dann winkte er der Kellnerin, sie möge mir das Frühstück bringen. Ich fand es zweckmäßig, zu erklären, daß ich — ohnehin den gleichen Rückweg nehmend — sie aus freiem gerne begleiten wolle. Der Hauswirt kam herein, lüftete sein grünes Samtkäppchen und ersuchte um ein bißchen Geduld. Die Herrschaft hatte nämlich einen Wagen aufgenommen; statt eines solchen mußte nun aber vom Übergeschoß des Geräteschoppens der Schlitten herabgeholt und dann dem Pferde ein Schellkranz umgehangen werden. Die Luft prickelte frisch an der Wange. Der Schnee war schon so hoch, daß er den rotwangigen Schulkindern, die auf der Straße heranwateten, bis über die Schuhe ging, und das Schneien war so nebeldicht, daß der nahe Kirchturm wie ein unbestimmter grauer Riesenblock dastand. Die Ammerlinge flogen in kreuz und krumm, ob aus Winterfreude oder aus Ratlosigkeit? Die Herrschaft setzte sich in den Schlitten, der Wirt deckte sie mit Kotzen zu. Ich saß schon neben dem Pferdeknecht, rief noch zurück: „Lebt wohl all'samt, um Weihnachten so Gott will auf Wiedersehen!"

Dann glitt es glatt dahin auf der noch pfadlosen Straße und der Schellenkranz war das einzige Geräusch, während der Flockenschleier lautlos und ununterbrochen vom Himmel sank. Ich horchte manchmal ein wenig hin, ob die Schlitteninsassen etwas miteinander redeten. Aber sie waren in ihre Wollentücher und Kotzen gemummt und schwiegen. Wir fuhren durch den Wald, die Fichtenäste hingen nieder unter dem Schnee und ein leichter Wind stäubte ihn in weißen Wölkchen auf uns herab. Hinter dem Walde, wo die Straße sachte sich nach rechts biegt, übersah ich das Brücklein nicht, das über den Graben ins Feld führt. Wir

„Bleib' bei deinem Worte!“ pfauchte der Teufel.

Der Herr blieb in seiner furchtbaren Majestät und sagte: „Ich bin gestorben für die Sünder, aber nicht für die Unbußfertigen. Der Selbstmörder ist der einzige, der alle Möglichkeit, seine Tat zu büßen, frevelnd von sich geworfen hat. Er hat sich ausgeschlossen aus meinem Reiche und den Schlüssel in die ewigen Abgründe geworfen. Ich will ihn verdammen zu den grausen Höllenflammen!

Und als alle Fürbittenden betrübt zurückwichen und der Teufel sein Opfer fassen wollte, da stand vor den Stufen des Thrones Maria, die Mutter des Herrn. In dunkelblauem Gewand, wie sie auf Erden gewandelt, mit kummervollem Gesichte, so stand sie da und faltete in Demut die Hände vor ihrem herrlichen Sohne: „Jesus, mein Kind! Weise mich Bittende nicht von dir. Gedenke, was ich habe gelitten an deiner Krippe und an deinem Kreuze. Um der sieben Schwerter willen, die mein Herz durchbohrt haben, sei ihm gnädig und lass' ihn nicht verloren sein! Der vom Vater Erschaffene, dem von Anbeginn sein Los bestimmt gewesen, er kann nichts dafür! Du Eins mit dem Vater — du bist sein Vater. Du des Vaters ewiger Sohn bist sein Bruder —“

„Höre sie nicht!“ schmetterte der Teufel auf. „Höre sie nicht, o Gerechter. Bleib' bei deinem Worte!“

Maria aber fuhr fort zu bitten: „Siehe, mein Sohn, er lebt wie alle das ewige Leben. Er hat sich nicht getötet und nicht töten können. Er wollte heim zu dir. Er liegt vor dir in Reue und Buße. Er weint in Sehnsucht zu dir. Von den Ängsten der Sünde, des Verderbens gejagt wollt er sich flüchten in deine Arme. O verstoß' ihn nicht. — O mein Sohn, du Heiligster, du Göttlicher, der du mich erkoren hast zur Mutter aller Menschen, siehe, auch dieser Unglückliche hier, er ist mein Kind. O Allerbarmer! Wegen deiner Dornenkron' und deiner Wunden, wegen deiner Nägel und deines Kreuzes, wegen deines Sterbens und Auferstehens flehe ich dich an: Verzeih' ihm. Nimm ihn auf zu deinen Büßern!“

Der Herr saß auf dem Thron in furchtbarer Majestät. Er sprach nichts mehr, seine Züge waren verzerrt. Er winkte mit der linken Hand. Der Teufel faßte den Unseligen und führte ihn hinab in die flammenden Abgründe der Hölle.

Und siehe, da stiegen die Unschuldigen und Gerechten zur Erde nieder und folgten dem Sünder in einer langen Reihe. Es stiegen die Büßer und Märtyrer herab und folgten dem Sünder zur Hölle hin. Mit Palmen fächelten sie, um den Qualm zu lindern, Thränenkrüge gossen sie aus, um die Flammen zu dämpfen. Und in den Lüften kamen herangeschwebt die Chöre der Engel und streuten schneeweiße Blümlein hinab, um den Verdammten zu erquicken. In einer rosigen

Ich habe hernach einen dreistündigen Straßenmarsch getan bis zu meinem Wohnorte. Noch ehe er erreicht war, hörte das Schneien auf, der Nebel stieg zur Höhe und vor mir lag die stille weite Schneefläche der Heide. Da dachte ich bei mir: So schön und feierlich hat die Ewigkeit noch kein Grab in Empfang genommen als dieses müden Erdenpilgers Ruhestatt. Sie hat ihn entrückt aller Liebe, allem Wahne . . .

Die Fremden sind in der Fremde so schweigsam geblieben, als sie es in dieser Gegend gewesen. Und von dem armen Lebensmüden, der sich dieses stille weltferne Land für seinen ewigen Schlaf ausgewählt hat, kann nicht um ein Wort mehr berichtet werden, als in diesen Blättern geschehen ist.

Ein halbes Jahr später, als die Erde wieder grün geworden, ging ich über die Heide, um das Grab zu suchen. Kein Hügel war zu finden und keine gelockerte Erde. Überall zartes Moos und junges Gras und Blümlein drin. Schneeweiße Blümlein — wie sie die Engel streuen.

Boxels letzter Lebenstag.

(Selbstgespräch.)

Von **Josef Wichner-Krems.**

Wu, wu, wau! Seppl, Peterl, Nessi, was rennt ihr denn wie närrisch den Berg hinab?!

„Na . . . dem Seppl und dem Peterl wollt' ich's verzeihen, sind halt noch gar so jung und dumm, gehen erst in die Taferlklasse; aber die Nessi, die heuer ausg'schult wird, die könnt' schon g'scheiter sein und d'rauf denken, daß sich ein Kettenhund nicht selber sein Futter suchen kann!

Wie die Ödbäuerin heut' früh um vier Uhr mit dem Bauern und der Magd und dem Knecht fort ist ins Mahd hinauf, da hat sie die Nessi noch extra g'weckt und hat g'sagt:

„Daß du dem Boxel sein Fressen zur Hütt'n stellst und seine Trinkschüssel vollpumpst, vor d' in d' Schul gehst . . . ja nit vergessen, Nessi!"

Selbst hab ich's g'hört, wie sie 's g'sagt hat, die Frau Mutter, sie hat ja gar so eine kreischende Stimm', daß man's fünf Steinwürf weit hören kann; aber die Nessi . . . mein Gott, was ist mit so einem halbschlafenden Mädel ausg'richt!

Auf sind sie g'sprungen alle drei, ihre lauwarme Stohsuppen haben s' ausg'löffelt und . . . hinaus beim Tempel; denn unten ist Prüfung und Schulschluß und oben hat der Boxel das Nachsehen!

fuhren darüber hin und nun ging es schnurgerade in die Heide hinein. Der Fuhrmann ließ das Pferd langsamer gehen, obschon es eben und glatt war. Ringsum schneiender Nebel, so daß wir nicht hundert Schritte weit sahen.

Ich berechnete bei mir die Strecke, wie lange ich gestern etwa von jenem Mann, der die Grube zuschaufelte, bis zur Straße gegangen sein konnte und wie lange jetzt der Schlitten bis hin zu fahren haben mochte. Es war eine gleichmäßige ununterbrochene Fläche, über die wir schnurgerade ausfuhren, aber es hatte sich schon gezeigt, daß wir das Grab nicht finden würden. Ungefähr nach einer Stunde ließ ich den Schlitten halten, stieg ab und forschte umher.

Über alles lag das glatte weiße Wintertuch — kein Hügelchen war zu sehen und der Fuß stieß an keine lockere Scholle. Weiter ließen wir den Schlitten gehen, mehr nach links und mehr nach rechts, in einem Kreise fuhren wir herum und ich watete im Schnee und tastete mit den Füßen nach einem Schutthügel, nach einer Scholle. — Wir haben das Grab nicht gefunden.

Der Greis und die junge Frau, die im Schlitten selbst fast unter Schnee begraben waren, schauten mich fragend an. Ich sagte, weit könne die Stelle nicht sein von hier. Sie stiegen ab und gingen schweigend im Schnee herum. Er zog den Hut vom Kopf, als ob er still betete; sie nahm etwas, das an ihrer Brust verborgen gewesen, beugte sich zu Boden und legte es in den Schnee. Und wie sie so dastand in der schneewirbelnden Einsamkeit und ihr Gesicht wieder mit dem Taschentuch verdeckte und wie ihre Achseln schütterten, da war es mir, als klinge leise in den Lüften ein heiliger Gesang. Beständig sanken vom Himmel die Flocken — wie weiße Blümlein, von den Engeln gestreut . . .

Der Wind war heftiger geworden und wirbelte den Schnee auf, so daß ich zur Umkehr mahnen mußte, wenn die Schlittenspuren nicht eher verweht werden und wir nicht planlos auf der Heide herumirren sollten. Mußten wir doch jetzt schon den Spuren der Kreuz- und Querfahrt nachgehen, bis wir zur Not noch die schnurgerade Furche fanden, die uns endlich der Straße wieder zugeführt hat. Dort an der Straße stieg ich vom Schlittenbock und verabschiedete mich von den Fremden.

„Der Schnee," sagte ich noch, „liegt in dieser Gegend bis in den April. Dann werden wir das Grab finden und einen Merkstab stecken." Sie sagten kein Wort, aber drückten mir die Hand, der alte Mann lange und heftig, die Dame zart und flüchtig. Dann glitt ihr Schlitten weglos hin und ich hörte noch eine Weile das zarte Rieseln der Schellen.

ein einzigesmal gekratzt. Ja . . . wenn ich so gepflegt würde, wär' ich nicht der struppige Boxel. Zwischen Hunden und Hunden ist doch ein gewaltiger Unterschied!

Na . . . und jetzt legen wir uns halt außer der Hütt'n mit dem Kopf gegen die Wand, auf daß die Sonne nicht g'rade den edelsten Teil bescheint, und versuchen wir, ein wenig zu schlummern und zu träumen . . . vom Essen und Trinken, von der Katzenjagd, von den Kindern . . .

* * *

Na . . . jetzt bin ich wieder ein wenig aufg'wacht! Nichts regt sich in Haus und Stall. Der Hahn ist mit seinen Weibern ins Walderl hinüber, Ameisen klauben, das Vieh, das Milch gibt, und das Vieh, das Schinken gibt, ist auf der Alm und geht frei herum und ißt und trinkt nach Herzenslust, nur das Vieh, das das Haus bewacht, liegt an der Kette und hat keinen Knochen, ihn zu benagen, keinen Tropfen Wasser, die brennende Kehle zu befeuchten!

Gras wär' allerdings noch da und ich könnt' 's auch erreichen; aber . . . wenn ich Gras esse, dann regnet 's und das darf heut' nicht sein, meine Herrenleute müssen das Heu trocken in die Scheune bringen.

Bleibt auch schön. Keine Wolke am Himmel, kein erfrischendes Lüftchen, die steigende Sonne ein furchtbarer Glutball; mir ist, als fahr' mir die Magd mit dem heißen Bügeleisen über den Teil, den ich der Sonne zukehre . . . schier brenzeln tut's . . . muß mich rein etwas wenden . . . es ist wirklich ein Hundeleben bei dieser Hütt'n da!

* * *

He, was knistert denn da? Was schleicht sich zum einsamen Ödhaus? Was will sachte am Boxel vorbei? O, du verfluchter Haderlump, du rotnasiger, stinkender Stromer und Landfahrer! Meine Herrenleut' willst du bestehlen und der Boxel, meinst, der schläft und du kannst zum Fenster hinein! Kerl, der Boxel hat einen gar leisen Schlaf und eine Gefahr, die wittert er sogar im Traum!

Wu, wu, krrrrr . . . gelt, du Gauner, meine Zähn', die tun gar weh' in den Waden?! Und die Hose ist auch hin . . . ist nit schad' d'rum. Au weh, jetzt hat er mir aber mit dem Knotenstock' auf den Kopf und die Pratzen g'haut, daß ich mein', es ist aus mit mir.

Aber . . . da gibt's kein Nachdenken und kein Nachgeben! Ich kenn' meine Pflicht, ich muß das Eigentum meines Herrn, des Ödbauern, verteidigen!

Kinder, Kinder, was hab' ich mir von euch nicht schon alles g'fallen lassen! Auf jeden Fremden fahr' ich los wie der leibhaftige Satan auf den Menschen, den er holen darf, euch aber hab' ich noch nicht ein einziges Mal angebellt . . . höchstens ein wenig geknurrt, wenn ihr's gar zu arg getrieben und mir in eurem Unverstand bei lebendigem Leibe die Haare ausgerissen habt. Und wie hab' ich mich von euch alleweil herumzerren lassen, wie bin ich unermüdlich dem Apportel im Teiche nachgeschwommen und hab' auf keinen Rheumatismus geachtet, nur damit ihr eine Freude habt! Wie hab' ich aufgewartet, wie bin ich immer und immer wieder über den Stock g'sprungen, wie hab' ich in aller Geduld und mit Verleugnung meiner Natur euer Wagerl gezogen!

Und nun . . . zum Dank laßt ihr mich verhungern und verdursten!

Na . . . das ist heut' wirklich eine nette Bescherung! Mein Essen steht in der Küche, meine Trinkschüssel da ist leer und vor dem Zunachten kommt heute niemand heim; denn oben müssen sie Heu machen und haben ihr Essen im Korb mitg'nommen, und die Kinder, die bleiben über Mittag im Dorfe unten . . . ist halt gar so weit in die Schul' . . . fast anderthalb Stund'!

Und eine Hitz gibt's heut', man möcht' rein glauben, die Hundstage seien schon gekommen.

Schatten hab' ich auch fast keinen, wenn ich mich nicht in die Hütt'n verkriech' . . . aber da drin ist's so dumpf und, obschon ich nicht gerade heikel bin, so unsauber!

Sind jetzt g'rad fünf Wochen her, daß mir die Magd frisches Stroh hineing'legt hat . . . da kann man sich's denken, wie's ausschaut!

Soll ich vielleicht selber ausmisten? Nein, das tu' ich nicht, das ist Sache der Menschen, ein Hund gibt sich mit so gemeiner Arbeit nicht ab.

Dafür könnt' ich zum Zeitvertreib ein wenig nach den Flöhen sehen; denn, das merk' ich schon, die Gäste haben es auch darauf abg'sehen, mir heut' das Leben sauer zu machen.

Ach, das ist ja g'rade, als hätt' mich der Knecht mit Mohnkörnern übersäet! Fällt ihnen, den Leuten, aber auch gar nie ein, mir jagen zu helfen . . . g'schieht ihnen schon recht, wenn sie von mir eine lebendige Erbschaft davontragen . . . wenigstens wissen sie, wie einem diese Hupferl, die nicht einmal die Könige verschonen, sekieren können.

Erst vorgestern ist eine Dame an unserem Hause vorbeigangen mit einem schneeweißen Hunderl auf dem Arm . . . das hat nicht

Wenn ich frei wär', ich wollt' euch . . .! Ist das eine Art, im reifenden Korn herumzuspringen und unser Brot niederzutreten?!

Aber . . . jetzt gilt's mein Leben, das merk' ich wohl, jetzt muß ich Wasser haben! Wu, wu! Hört ihr denn nicht, daß der Boxel aus heiserer Kehle um einen Tropfen Wasser fleht?!

Gottlob, sie kommen in die Nähe, Gottlob der alte Herr versteht Hundedeutsch, er sagt dem Mädel etwas, er deutet mit seinem Stocke auf mich, das Mädel nähert sich furchtsam und schaut bald auf mich, bald auf die leere Schüssel.

O, mein süßes Kind, fürcht' dich nicht . . . ich bin nicht wasserscheu, ich hab' nicht die Hundswut. Nimm die Schüssel und pump' sie mir am Brunnen hinter dem Haus voll — Gott lohn' dir's und geb' dir einen Hund, der so treu auf dich und die deinen schaut, wie ich auf das Haus meiner Herrenleute, die mich vergessen haben!

Richtig . . . sie kommt, sie nimmt die Schüssel, sie eilt zum Brunnen. Ich höre das Ächzen der Stange im Gelenke, ich höre, wie das Wasser aufgluckst und aus der Röhre sprudelt . . . bin kein Freund von Musik, aber d i e Musik ist mein Leben.

Und nun nähert sich das gute, herzliebe Geschöpf mit der Schüssel voll des Lebenstrankes und stellt sie vor mich hin . . . voll Angst, ich könnt' nach den zarten Händchen schnappen, und rennt davon . . . die wilden Buben mit lautem Hallo! hinterdrein.

Ach, um des Himmelswillen, Kind, wart', kehr' zurück!

Du hast ja die Schüssel in deiner törichten Angst zu weit weggestellt . . . ich bin ja angekettet . . . ich kann sie nicht erreichen!

Wu, wau . . . wu . . . u . . . u . . . ui! Es ist entsetzlich . . . sie hören mich nicht! Die Alten gehen gemächlich ihres Weges, die Jungen fahren wie's Wetter über Stock und Stein und durch den Busch, allmählich verschwinden sie hinter dem Hügel dort und ich . . .?

Meine Nase, mein Mund . . . eine Menschenhand weit von dem erfrischenden, belebenden Trank entfernt! Ich rieche das gute, gute Wasser, ich strecke meine Zunge nach ihm aus, daß ich sie mir in der Wurzel völlig ausrenke und die bittersten Schmerzen empfinde, und ich kann . . . ich kann's nicht erreichen!

Das ist denn doch . . . es möcht' kein Hund so länger leben!

Verdammte Hütt'n, warum bist du so schwer und warum mit Pflöcken in den Boden gerannt!

Verdammte Kette, warum gibst du nicht nach wie das Gummiband, mit dem die Kinder spielen?!

Es muß . . . es muß . . . es muß gehen! Vorwärts . . . mit aller Kraft, wenn's auch noch so würgt an meinem Hals, wenn mir auch das siedende Blut in die Augen schießt, wenn mir auch der

Merk' dir's, du hautschlechter Kerl und du Schnapsbruder, der Weg in dieses Haus geht nur über meine Leiche . . . krrrrr!

Na . . . jetzt hat er g'nug! Wie er abfährt! Wie er am Teich drüben seine Wunden auswäscht!

Ich aber . . . ich kann meine Wunden nicht auswaschen . . . ist ja kein Wasser da . . .

Na, die blutenden Füße, die kann ich ja ablecken, und der blutende Kopf, der muß von selber heil werden.

*
* *

Ein Hundereich für einen Tropfen Wasser! Es ist Mittag, das sagt mir die Dorfglocke, das sagt mir die Sonne, die zuhöchst am Himmel steht.

O, wie das brennt . . . außen und innen! Mein Blut siedet . . . meine Zunge klebt ausgedorrt am Gaumen . . . ich werde noch wahnsinnig vor lauter Durst!

Lieber Bauer, verzeih' mir, ich muß Gras fressen, und wenn das ärgste Gewitter oder selbst ein Wolkenbruch daraus entsteht!

Ist aber auch keine Feuchtigkeit im Grase mehr — ist verwelkt und vertrocknet wie das Blut auf meiner Kopfwunde.

*
* *

Jetzt habe ich in der Verzweiflung meine Hütt'n ang'fallen, ein paar schöne Stücke herausgebissen und sie verschluckt. Ich weiß, da setzt es Hiebe, wenn der Bauer heimkommt, aber ich kann nichts dafür — Not bricht Eisen. Ach, wenn ich nur das Eisen brechen und mich in den Teich stürzen könnt'! Aber so eine verhexte Kette ist schon verteufelt stark; ich kann zerren, wie ich will, sie gibt nicht nach, nur die Haut reißt sie mir auf am Hals.

*
* *

Endlich . . . Menschen . . . von weitem . . . fröhliche, singende Menschen, die nicht ahnen, daß zweihundert Schritte vor ihnen ein Geschöpf Gottes in Hitze, Hunger und Durst verschmachtet!

Sommerfrischler sind's; ein Herr mit weißem Bart, zwei Damen mit Sonnenschirmen (was gäb' ich um einen Sonnenschirm!), ein Mädchen in schneeweißem Kleid, drei wilde Buben, die jubeln und jauchzen und in die Weizenfelder hineinrennen, um Kornblumen zu pflücken.

Der Ritter ritt ins Donautal
Vom Kreuzzug heim. Mit einem Mal
Im Bergwald zügelt' er sein Roß.
Ein Städtchen und ein wehrhaft Schloß
Erglänzten drunten durchs Geäst.
„Mein Heim — du liebes deutsches Nest,
Du bist", rief feuchten Aug's der Held,
„Die allerschönste Stadt der Welt!"

Nonnenklage.

Frau Nachtigall! Frau Nachtigall!
Du willst mit deinem süßen Schall
Mein junges Herz betören.
O jauchze nicht so laut — so laut!
Bin eine zarte Himmelsbraut
Und darf auf dein Werben nicht hören.

Rot Rosenbluft! Rot Rosenbluft!
Hab' all mein Lebtag nicht gewußt,
Wie stark du zwingst die Herzen.
O atme nicht so schwül — so schwül!
Bin König Dornwunds Herzgespiel
Und darf nicht mit Rosen scherzen.

Mittsommertag! Mittsommertag!
Was reien und sich freuen mag,
Lockst du aus allen Toren.
O leuchte nicht so blau — so blau!
Bin eine fromme Klosterfrau
Und habe die Weltlust verschworen . . .

O Sternennacht! O Sternennacht!
Lösch' deiner Hochzeitkerzen Pracht!
Mich darf kein Buhle werben —
Lösch' aus geschwind! Lösch' aus geschwind!
Ich bin ein arm', verrat'nes Kind
Und möchte am liebsten sterben.

Einem Poeten.

O Freund, das arme Dichterherz
Gleicht einem Frauenzimmer.
Ertragen lernt's den tiefsten Schmerz,
Doch schweigen — lernt es nimmer.

Verstummt's am Tag, erschöpft vom Lauf,
Das Glück nicht zu versäumen —
Dann schreit's im Dunkel schmerzlich auf
Und redet nachts in Träumen.

Zwei Kreuze.

Jüngst fand ich, Herr, dein Bild in Marmorpracht
Auf einem Square der Metropole stehen.
Ein großer Meister hat es ausgedacht.
Geschäftig Volk sah ich des Weges gehen.

Der eine hielt und übte Kunstkritik,
Ein andrer eilte ohne Acht vorüber.
Ein dritter sandte einen Hassesblick
Und ein verächtlich Wort zu dir hinüber.

Das war ein rastlos Hin- und Wiederflieh'n,
Ein Wogen Armer, Reicher, Großer, Kleiner,
Ein stetes Grüßen, Winken, Hüteziehn'n!
Nur dich, Gekreuzigter — dich grüßte keiner . . .

Ich weiß ein Kreuz auf einem Bergjoch fern —
Gerank umspinnt den Stamm, den wettergrauen.
Ein schlichter Zimm'rer hat den Leib des Herrn
Aus Fichtenholz notdürftig zugehauen.

---

*) Alter Beiname der Stadt Byzanz.

Atem versagt, vorwärts . . . nur noch eine halbe Menschenhand weit . . . ah . . . oh . . . ersticken oder . . . verdursten . . . ist alles eins . . . jetzt . . . jetzt . . . a . . . u!

Abends kamen die Kinder mit den guten Zeugnissen jubelnd aus dem Dorfe herauf, die Alten, des gelungenen Tagewerkes froh, von der Mahdwiese herab fast gleichzeitig nachhause. — — —

Da lag der Boxel vor seiner Hütte . . . langgestreckt . . . mit verglasten Augen . . . mit heraushängender Zunge . . . zum Erschrecken häßlich, hart neben der vollen Wasserschüssel.

Der Seppl und der Peterl weinten laut auf. Auch die Nessi weinte; denn sie erhielt von der Mutter ob ihrer Vergeßlichkeit Schläge, aber das machte den armen Boxel nicht mehr lebendig.

Und der Bauer, der fluchte und schalt: „Die Hütt'n hat er auch noch zerbissen, der Sakra . . . das Luder! Na, der kann froh sein, daß er hin ist, sonst hätt' i ihn ordentlich karbatscht, den Kerl, den schiach'n!"

Unter der Linde.

(Gedichte von O. Kernstock.*)

Die schönste Stadt.

Ein Ritter ritt vom Donaustrand
Zur Kreuzfahrt aus ins heil'ge Land.
Ihm schwoll das Herz, da er geschaut
Venetia, die Wogenbraut.
„Meerwunder du, das auf der Flut
Wie eine Königskrone ruht,
Du bist", rief glückberauscht der Held,
„Die allerschönste Stadt der Welt!"

Doch als am Weg zum heil'gen Krieg
Byzanz aus der Propontis stieg,
Da schien's, als sei dem reis'gen Mann
Die Pforte Edens aufgetan.
„Heil dir, Constantinopolis,
Des Weltalls Herz*) und Paradies!
Du bist — jetzt weiß ich's" — rief der Held,
„Die allerschönste Stadt der Welt!"

Vom Ölberg blickte kampfesmatt
Der Pilgrim auf die Davidstadt.
Das volle Mondenlicht beschien
Des Christusgrabes Hüterin.
„Was schön ist, lernt' ich erst versteh'n,
Seit ich, o Salem, dich geseh'n.
Du bist", rief andachtsheiß der Held,
„Die allerschönste Stadt der Welt!"

---

*) Aus „Unter der Linde". Gedichte von O. Kernstock. (München. Braun und Schneider.) Wir können es unmöglich unterlassen, aus der neuen Gedichtesammlung unseres steirischen Sängers diese Proben abzudrucken. Es ist eine Freude, auf diese teils minnig milden, teils männlich herben, immer urkräftigen Lieder hinweisen zu dürfen. Vorstehende Proben einer wahrhaft herrlichen Poesie machen jede weitere Empfehlung überflüssig.
Die Red.

Es ist unbekannt, wie lange er in der Schule der Priester verweilte, aber sein später politischer Auftritt, der erst gegen sein achtzigstes Jahr erfolgte, macht es wahrscheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staates gewidmet habe. Dieser Aufenthalt bei den Priestern scheint ihn aber keineswegs von dem Umgange mit seinem Volke ausgeschlossen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenschlichkeit zu sein, worunter es seufzen mußte.

Die ägyptische Erziehung hatte sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung seines Volkes erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer sei, und ein gerechter Unwille grub sich, so oft er es leiden sah, tief in seinen Busen. Je mehr er anfing, sich selbst zu fühlen, desto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einst sah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptischen Frohnvogts mißhandelt; dieser Anblick überwältigte ihn; er ermordete den Ägypter. Bald wird die Tat ruchbar, sein Leben ist in Gefahr, er muß Ägypten meiden und flieht nach der arabischen Wüste. Viele setzen diese Flucht in sein vierzigstes Lebensjahr, aber ohne alle Beweise. Uns ist es genug zu wissen, daß Moses nicht sehr jung mehr sein konnte, als sie erfolgte.

Mit diesem Exilium beginnt eine neue Epoche seines Lebens, und wenn wir seinen künftigen politischen Auftritt in Ägypten recht beurteilen wollen, so müssen wir ihn durch seine Einsamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker seiner Nation, und alle Kenntnisse, die er in den Mysterien geschöpft hatte, trug er mit sich in die arabische Wüste. Sein Geist war voll von Ideen und Entwürfen, sein Herz voll Erbitterung, und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabischen Beduinen Jethro hüten. — Dieser tiefe Fall von allen seinen Aussichten und Hoffnungen in Ägypten zum Viehhirten in Arabien, vom künftigen Menschenherrscher zum Lohnknechte eines Nomaden — wie schwer mußte er seine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeist, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herum. Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hilfe bei der Vergangenheit und Zukunft, und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken. Alle Szenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angesehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hinderte sie jetzt, ihren Stachel tief in seine Seele zu drücken. Nichts ist einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es sein eigenes Volk ist, welches leidet. Ein edler Stolz

Die Dornenkrone ward vom Sturm entrafft.
Die Farben blichen unter Regengüssen;
Die Seitenwunde, die so grausam klafft —
Der Sonne Lichtspeer hat sie aufgerissen.

Doch zieht kein Wand'rer durch den Alpenwald,
Der hier nicht eine Weile knieen bliebe
Und zu des Heilands dürftiger Gestalt
Inbrünstig die beschwielten Hände hübe.

Kein Haupt bleibt vor dem armen Bild bedeckt,
Der starrste Nacken beugt sich untertänig — —
Am Marktplatz bleibst du nur ein Kunstobjekt,
Im Wald, Gekreuzigter, bist du ein König!

Die Sendung Moses.

Eine geschichtliche Folgerung von **Friedrich Schiller.**

(Schluß.)

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Erziehungsjahre des Moses in die blühenden Zeiten des Institutes oder in den Anfang seiner Verderbnis fallen; wahrscheinlich aber näherte es sich damals schon seinem Verfalle, wie uns einige Spielereien schließen lassen, die ihm der hebräische Gesetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunstgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltschöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Diese Lehre, welche die entschiedenste Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unsterblichkeitslehre, welche man schwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Mysterien der Isis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte; welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, Wunder zu wirken, und im Beisein des Pharao es mit seinen Lehrern selbst oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen sogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, daß er ein aufmerksamer und fähiger Schüler gewesen, und zu dem letzten höchsten Grade der Anschauung gekommen war.

In eben dieser Schule sammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, mystischen Bildern und Zeremonien, wovon sein erfinderischer Geist in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptischer Weisheit durchwandert, das ganze System der Priester durchdacht, seine Gebrechen und Vorzüge, seine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und große wichtige Blicke in die Regierungskunst dieses Volkes getan.

Dieses Instrument ist kein anderes als das Vertrauen auf überirdischen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er also in der sichtbaren Welt, im natürlichen Laufe der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er seiner unterdrückten Nation Mut machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdisches anknüpfen kann, so knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigener Kräfte zu geben, so hat er nichts zu tun, als ihr einen Gott zuzuführen, der diese Kräfte besitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu diesem Gott einzuflößen, so hat er sie stark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf diesen höheren Arm ist die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle anderen Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er sich seinen Mitbrüdern als das Organ und den Gesandten dieses Gottes legitimieren, so sind sie ein Ball in seinen Händen, er kann sie leiten, wie er will. Aber nun fragt sich's: welchen Gott soll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verschaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er selbst glaubt, den er in den Mysterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwissenden Sklavenpöbel, wie seine Nation ist, auch nur von Ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbteil weniger ägyptischer Weisen ist und schon einen hohen Grad von Erleuchtung voraussetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß der Auswurf Ägyptens etwas verstehen würde, was von den Besten dieses Landes nur die wenigsten faßten?

Aber gesetzt, es gelänge ihm auch, den Ebräern die Kenntnis des wahren Gottes zu verschaffen — so konnten sie diesen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntnis desselben würde seinen Entwurf vielmehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte sich um die Ebräer ja nicht mehr als um irgend ein anderes Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für sie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Gesetze der Natur nicht umstürzen. — Er ließ sie ihre Sache mit den Ägyptern ausfechten und mengte sich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu sollte ihnen also dieser?

Soll er ihnen einen falschen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen sich doch seine Vernunft empört, den ihn die Mysterien verhaßt gemacht haben? Dazu ist sein Verstand zu sehr erleuchtet, sein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er seine wohltätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeisterung, die ihn jetzt beseelt, würde ihm ihr wohltätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer so verächtlichen Rolle, die seinen inneren Überzeugungen so sehr widerspräche, würde es ihm bald an Mut, an Freude, an Be-

erwacht in seiner Brust, und ein heftiger Trieb zu handeln und sich hervorzutun, gesellt sich zu diesem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren gesammelt, alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, soll in dieser Wüste mit ihm sterben, soll er umsonst gedacht und entworfen haben? Diesen Gedanken kann seine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt sich über sein Schicksal; diese Wüste soll nicht die Grenze seiner Tätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das hohe Wesen bestimmt, das er in den Mysterien kennen lernte. Seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächsten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen suchen einander, und der Unglückliche wird sich am liebsten auf des Unglücklichen Seite schlagen. In Ägypten wäre er ein Ägypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Ebräer. Groß und herrlich steigt sie auf vor seinem Geiste, die Idee: „Ich will dieses Volk erlösen."

Aber welche Möglichkeit, diesen Entwurf auszuführen? Unübersehlich sind die Hindernisse, die sich ihm dabei aufdringen und diejenigen, welche er bei seinem eigenen Volke selbst zu bekämpfen hat, sind bei weitem die schrecklichsten von allen. Da ist weder Eintracht noch Zuversicht, weder Selbstgefühl noch Mut, weder Gemeingeist noch eine kühne Taten weckende Begeisterung vorauszusetzen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat alle diese Empfindungen erstickt. — Das Volk, an dessen Spitze er treten soll, ist dieses kühnen Wagestückes ebenso wenig fähig als würdig. Von diesem Volke selbst kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieses Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm also übrig? Ehe er die Befreiung desselben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieser Wohltat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menschenrechte einsetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenschaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erstickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuversicht, Heldenmut, Enthusiasmus in ihm entzünden.

Aber diese Empfindungen können sich nur auf ein (wahres oder täuschendes) Gefühl eigener Kräfte stützen, und wo sollen die Sklaven der Ägypter dieses Gefühl hernehmen? Gesetzt, daß es ihm auch gelänge, sie durch seine Beredsamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird diese erkünstelte Begeisterung sie nicht bei der ersten Gefahr im Stiche lassen? Werden sie nicht, mutloser als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptische Priester und Staatskundige dem Hebräer zu Hilfe. Aus seinen Mysterien, aus seiner Priesterschule zu Heliopolis erinnert er sich jetzt des wirksamen Instrumentes, wodurch ein kleiner Priesterorden Millionen roher Menschen nach seinem Gefallen lenkte.

Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte sie wirksamer in dieser menschlichen Hülle.

Der eitle kindische Stolz, die Gottheit ausschließend besitzen zu wollen, mußte nun zum Vorteil der Wahrheit geschäftig sein und seiner Lehre vom einigen Gott Eingang verschaffen. Freilich ist es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten stürzt; aber dieser neue Irrglaube ist der Wahrheit schon um vieles näher als derjenige, den er verdrängte; und dieser kleine Zusatz von Irrtum ist es im Grunde allein, wodurch seine Wahrheit ihr Glück macht, und alles, was er dabei gewinnt, dankt er diesem vorhergesehenen Mißverständnis seiner Lehre. Was hätten seine Hebräer mit einem philosophischen Gotte machen können? Mit diesem Nationalgotte hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke sich einmal in die Lage der Hebräer. Unwissend, wie sie sind, messen sie die Stärke der Götter nach dem Glücke der Völker ab, die in ihrem Schutze stehen. Verlassen und unterdrückt von Menschen, glauben sie sich auch von allen Göttern vergessen; eben das Verhältnis, das sie selbst gegen die Ägypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Ägypter haben; er ist also ein kleines Licht neben diesen, oder sie zweifeln gar, ob sie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß sie auch einen Beschützer im Sternenkreise haben, und daß dieser Beschützer erwacht sei aus seiner Ruhe, daß er sich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Taten zu verrichten.

Diese Verkündigung Gottes ist nunmehr dem Rufe eines Feldherrn gleich, sich unter seine siegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieser Feldherr zugleich auch Proben seiner Stärke, oder kennen sie ihn gar noch aus alten Zeiten her, so reißt der Schwindel der Begeisterung auch den Furchtsamsten dahin; und auch dieses brachte Moses in Rechnung bei seinem Entwurfe.

Das Gespräch, welches er mit der Erscheinung in dem brennenden Dornbusch hält, legt uns die Zweifel vor, die er sich selbst aufgeworfen, und auch die Art und Weise, wie er sich solche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der sie so lange vernachlässigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, dessen Namen sie nicht einmal nennen hörte — der schon jahrhundertelang ein müßiger Zuschauer der Mißhandlung war, die sie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? Wird sie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den mächtigeren halten? Dies war der nächste Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufsteigen mußte. Wie hebt er aber nun diese Bedenklichkeit? Er macht seinen Jao zum Gotte ihrer Väter, er knüpft ihn also an ihre alten Volkssagen an und verwandelt ihn dadurch in einen einheimischen, in einen alten und wohl-

harrlichkeit gebrechen. Er will die Wohltat vollkommen machen, die er auf dem Wege ist, seinem Volke zu erweisen; er will sie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er sie machen und erleuchten. Er will sein Werk für die Ewigkeit gründen.

Also darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet sein. Wie vereinigt er aber diese Widersprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil sie unfähig sind, ihn zu fassen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er diese widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er also seine Vernunftreligion und untersucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günstige Aufnahme bei seinen Hebräern zu versichern. Er steigt in ihre Lage, in ihre Beschränkung, in ihre Seele hinunter und späht da die verborgenen Fäden aus, an die er seine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfnis eben jetzt von ihm fordern. Er paßt seinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umständen an, unter welchen er ihn verkündigt, und so entsteht sein Jehovah.

In den Gemütern seines Volkes findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieser Glaube ist in den rohesten Aberglauben ausgeartet. Diesen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von seinem jetzigen unwürdigen Gegenstande ablösen, und seiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube selbst gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten stand jenes Volk unter dem Schutze einer besonderen Nationalgottheit, und es schmeichelte dem Nationalstolze, diese Gottheit über die Götter aller anderen Völker zu setzen. Diesen letzteren wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgesprochen; sie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften sie sich nicht erheben. An diesen Irrtum knüpfte Moses seine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Mysterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte sich nicht bloß, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum einzigen, und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigentum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle anderen Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bilde, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren

die Schuhe von den Füßen ziehen solle; denn er wußte sehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hilfe kommen müsse — und ein solches Zeichen hatte er aus den Einweihungszeremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. seine schwere Zunge ihm hinderlich sein könnte — er kam also diesem Übelstande zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, schon in seine Erzählung und Jehovah selbst mußte sie heben. Er unterzieht sich ferner seiner Sendung nur nach einem langen Widerstand — desto mehr Gewicht mußte also in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm diese Sendung aufnötigte. Überhaupt malt er das am ausführlichsten und am individuellsten aus in seiner Erzählung, was den Israeliten, so wie uns, am allerschwersten eingehen mußte, zu glauben, und es ist kein Zweifel, daß er seine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zusammenfassen, was war eigentlich der Plan, den Moses in der arabischen Wüste ausdachte?

Er wollte das israelitische Volk aus Ägypten führen und ihm zum Besitze der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegenstellen würden; weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieses Volkes so lange nicht zu rechnen sei, bis man ihm Selbstvertrauen, Mut, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er voraussah, daß seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavensinn der Hebräer gar nicht wirken würde: so begriff er, daß er ihnen einen höheren, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse, daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie fürs erste aus Ägyppten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht getan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muß, und weil sie dieses andere erst mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nötig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zusammenhalte, so muß er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiß er, daß die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist; er muß also den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Ägypten, als einen bloßen Feldherrn, gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muß ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staates braucht er aber den wahren Gott, denn er ist ein großer

bekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgendeinem Geschöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverständnis Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Mysterien führt. Ich werde sein, der ich sein werde. Sage zu dem Volke Israel, legt er ihm in den Mund, Ich-werde-sein, der hat mich zu Euch gesendet.

In den Mysterien führte die Gottheit wirklich diesen Namen. Dieser Name mußte aber dem dummen Volke der Hebräer durchaus unverständlich sein. Sie konnten sich unmöglich etwas dabei denken, und Moses hätte also mit einem anderen Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte sich lieber diesem Übelstande aussetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm alles lag, und dieser war: die Hebräer wirklich mit dem Gotte, den man in den Mysterien der Isis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht ist, daß die ägyptischen Mysterien schon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moses in dem Dornbusch erschien, so ist es wirklich auffallend, daß er sich gerade denselben Namen gibt, den er vorher in den Mysterien der Isis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß sich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte, er mußte sich auch als einen mächtigen Gott legitimieren, wenn sie anders Herz zu ihm fassen sollten; und dies war um so nötiger, da ihnen ihr bisheriges Schicksal in Ägypten eben keine große Meinung von ihrem Beschützer geben konnte. Da er sich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einführte, so mußte er seine Kraft auf diesen legen, und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand setzen, sowohl seine Sendung selbst als die Macht und Größe dessen, der ihn sandte, darzutun.

Wollte also Moses seine Sendung rechtfertigen, so mußte er sie durch Wundertaten unterstützen. Daß er diese Taten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moses seine Sendung kleidet, hat alle Requisite, die sie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dies war alles, was sie sollte — bei uns braucht sie diese Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wissen jetzt zum Beispiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschließen sollte, einem Menschen in Feuer oder in Wind zu erscheinen, gleichgültig sein könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erschiene. — Moses aber legt seinem Jehovah den Befehl in den Mund, daß er

und hatte Heimweh nach dem deutschen Vaterlande. Durch einen günstigen Zufall konnte ich dem angehenden Publizisten eine Stelle bei der „Triester Zeitung“ vermitteln. Damals gehörte Triest noch halb und halb zur deutschen Heimat. Bald darauf hatte ich im Schillerverein zu Triest eine Vorlesung zu halten und bei dieser Gelegenheit vergalt Dobernig mir jene Vermittlung glänzend, indem er mich mit dem Dichter Baumbach bekannt machte.

Rudolf Baumbach lebte damals als schlichter Privatlehrer in Triest. Aber er war schon berühmt, hatte den „Zlatarog“ schon geschrieben und sang den drei köstlichen W, dem Weibe, dem Weine und dem Wandern gar liebliche Lieder. Man besuchte ihn in seiner Weinstube. Um die Vormittagszeit, wenn die Erinnerung nicht trügt, gingen wir also nach jener Osteria. Es war ein schlechtbeleuchtetes, rauchiges Lokal, das eher einer geräumigen Küche ähnlich sah, als einer Wirtsstube. Es war auch schlecht besucht. Nur an einem Nebentisch saß ein Mann in schwarzer Kleidung, mit dunkelblondem Bart und einem kahlen Vorderhaupt. Es mochte wohl ein evangelischer Pastor sein, dem Aussehen nach. Er saß zurückgelehnt in den Winkel und schien behaglich vor sich hinzuträumen. Das war Rudolf Baumbach.

Bei der Vorstellung machte er nicht viel Umstände, ruhig reichte er mir seine Hand und hielt sie ein wenig fest. Da mußten die Sympathien ineinander geströmt sein, denn wir waren uns traut von diesem Augenblicke an. Gesprochen wurde bei dieser ersten Begegnung nicht viel, bloß ein wenig über den Wein. — Welchen Wein ich mir bringen lassen sollte?

„Natürlich, diesen!“ antwortete er, auf das irdene Töpfchen weisend, das vor ihm stand. Es war braun glasiert und ähnlich den Geschirren, aus welchen arme alte Frauen ihren Kaffee trinken. Als das meine kam und ich den ersten Trunk tat — na, da guckte ich einmal hinein, ob das auch Wein sei. Eine dunkelrote Flüssigkeit war's, aber leicht erholte ich mich nicht von der Überraschung. Es war ein feindlicher Überfall in der Kehle, den ich lange nicht überwinden konnte. Baumbach schlug mir lachend die Hand auf den Rücken, bis ich mich erfing.

„Freilich wohl wird er kratzen,“ sagte er, „weil Sie zu wenig getrunken haben. Der kleine Schluck reizt, der große gleicht's aus. Trinken Sie nur ritterlich, es wird schon gut werden.“

Und der Mann hatte recht. Beim zweiten Krug war's schon leidlich, beim dritten war's wonnig. Das ist der berüchtigte Ostraner, auch Terraner, der jeden festnagelt, so er nach dem ersten Zuge nicht auskneift. Auch Dobernig und ich waren feierlich geworden, aus Ehrfurcht vor dem Dichter oder vor dem Weine — ich weiß es nicht

und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfassung, die er ihnen zugedacht hat, in der Tat glücklich und dauernd glücklich machen, und dies kann nur dadurch geschehen, daß er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet. Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandeskräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Wege der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muß er sie überreden, hinreißen, bestechen. Er muß also dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenschaften geben, die ihn den schwachen Köpfen faßlich und empfehlenswürdig machen; er muß ihm ein heidnisches Gewand umhüllen, und muß zufrieden sein, wenn sie an seinem wahren Gotte gerade nur dieses Heidnische schätzen und auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, daß also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen braucht, wenn er die Begriffe verbessert, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Alle anderen Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug oder Irrtum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir gesehen haben, in Ägypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchsten Wesen hegte. Moses, der selbst aus diesem Zirkel ist und nur diesem Zirkel seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat, Moses ist der erste, der es wagt, dieses geheim gehaltene Resultat der Mysterien nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staates zu machen. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräter der Mysterien und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit teilnehmen, die bis jetzt nur das Eigentum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben.

Vom schweigenden Sänger.

Eine Erinnerung an Rudolf Baumbach.

Diese Erinnerungen an Rudolf Baumbach beginnen mit meinem alten Freunde Josef Dobernig, dem jetzigen Reichsratsabgeordneten von Kärnten. Der war in seiner Jugend nach Rußland verschlagen worden

aber klingend. Da war ich doch tapfer dabei! Mißlich ist es schon, daß ich erst jetzt, da der Gegner nicht mehr lebt, meine Rechtfertigung vorbringe, um so mehr, als die Tischgesellschaft im „Krug zum grünen Kranz“ zu Graz, wo ich wöchentlich einmal Tiroler trinke, sich nicht zu erinnern weiß, wie ich je einmal drei Krüglein hintereinander überwältigt hätte.

Baumbach selbst ist später seinem „Terraner“ untreu geworden. Der Dichter übersiedelte nach Meiningen, wo er an dem Großherzog einen kunst- und literaturfrohen Gönner gefunden hatte. Ich glaube, er hat am Meininger Hofe die Bibliothek verwaltet und war des edlen Fürsten wohlberatener Hausliterat. Seine weltheiteren Dichtungen, wovon jedes Jahr ein Bändchen erschien, waren mittlerweile so allgemein beliebt geworden, daß jene Mächte, die es sich zur Aufgabe gemacht, keinen Baum in den Himmel wachsen zu lassen, emsig einsetzten, um den beliebten Dichter möglichst herunterzuziehen. Da sich über die lebensfrischen, jauchzenden Lieder nichts anderes sagen ließ, so sagten sie, es sei „Butzenscheibenlyrik“. Man wollte damit wohl das künstlich Gemachte der modernen „altdeutschen“ Poesie bezeichnen, womit man freilich gerade bei Baumbach nicht das Richtige getroffen hat. Ich wäre vielmehr geneigt, die Butzenscheiben der Ähnlichkeit wegen auf die Bodenscheiben der Weinflaschen zu beziehen. Und daß bei einem echten Deutschen die Trinklieder nicht künstlich gemacht, sondern wirklich tief empfunden sind, das unterliegt keinem Zweifel. Auch mit den Liebes- und Wanderliedern dürfte es so sein.

Meine zweite Begegnung mit Baumbach war in Thüringen. Ich hatte in Meiningen eine Vorlesung zu halten. Auf der Hinreise kam mir in Coburg ein Brief Baumbachs entgegen. Er sei vom Großherzog beauftragt, mich am Tage meiner Vorlesung bei Hof zu Tische zu laden. Nun stand ich wieder einmal dort, wo ich mein Lebtag so manchmal gestanden. Ich besitze kein höfisches Kleid. Und weiß, wie schwer der Verstoß ist, wenn man ohne Frack und weiße Krawatte in den Salon tritt. Das Äußere ist dort ja zumeist Hauptsache. Das Inwendige kann ausschauen wie es will. Ich berichtete dem Baumbach sofort zurück, in Ermangelung eines Frackes könne ich die Einladung nicht annehmen. Aber der Bescheid ließ nicht lange warten: der Großherzog habe nicht den Frack zu Tische geladen, sondern den Rosegger, und der werde um fünf Uhr desselben Tages auf dem Schlosse erwartet. Auf dem Bahnhofe in Meiningen angekommen, war schon Rudolf Baumbach da, dessen behaglich rundliche Gestalt mir rasch entgegenkam. Er geleitete mich ins Hotel und half mir dort — die Stunde drängte — Toilette zu machen. Den schwarzen „deutschen Rock“ fand er ja ganz gut, auch das Übrige; nur der Bürste be-

mehr. Wir saßen und tranken und — schwiegen. Baumbach verstand so geistreich zu schweigen. Wenn einer sein schönes ernstkluges Auge anschaute, da dichtete es ordentlich daraus hervor, voller Wärme und Frohmut. Und war einem: Wenn er jetzt den Mund aufmacht, so springen die Verse fix und fertig auf den Tisch. Aber er machte ihn nicht auf. Als ich einer Einladung zum Mittagessen wegen fortgehen mußte, stießen wir an, dann schüttelte er mir derb die Hand und blieb sitzen.

Später habe ich schnöden Undank verlauten lassen. „Nimm eine Maß gute Galläpfeltinte und eine Maß echte Essigessenz, menge das gut durcheinander und du hast zwei Maß Terraner.“

Das konnte Baumbach auf seinem Lieblingstrank nicht sitzen lassen. Zu mir kam der folgende Sang:

Ihr habt meinen Terran geschmäht
Dafür werdet Ihr angekräht.

Sitzt am Meer ein Liederschmied,
Durstig wie ein Hummer.
Der vertreibt mit Wein und Lied
Sich des Lebens Kummer,
Singt wie Spatz und Ammerling
Auf dem Kirschbaum droben;
Selbst Herr Robert Hamerling
Tät ihn einst beloben.

Diesen jüngst ein Fremdling traf,
Gleichfalls ein Poete,
Ruhmbekannt bei Fürst und Graf
Wie bei Hans und Grete.
Und der Erste freudenreich
Zog vom Haupt die Kappe;
Vorzulesen griff er gleich
Nach der Dichtermappe.

Sprach der Gast mit ernstem Ton:
„Fort mit den Gedichten!
Eure Lieder kenn' ich schon,
Euren Wein mit nichten.
Nach des Malvasiers Genuß
Bin ich längst schon lüstern,
Den Ihr Eurem Pegasus
Träufelt in die Nüstern.“

Nach der Schenke im Verein
Zogen sie von dannen,
Wo des Karstgebirges Wein
Schäumt in irdnen Kannen.
Dunkelrot, rubinenklar
Rann er aus den Spunden. —
Nach dem ersten Krüglein war
Jäh der Gast verschwunden.

Nordwärts ihn das Heimweh trieb,
Denn es ward ihm graulich.
Was er von dem Karstwein schrieb,
Klingt nicht sehr erbaulich;
Und im Stillen spricht er so:
„Sagt nicht ein Genie wo:
Tales versus facio,
Quale vinum bibo?‘

Solches schreibt er freilich nicht,
Denn er will nicht kränken
Einen, der beim Karstwein dicht't,
Doch er tut sich's denken.
Seine Feder spritzt er aus,
Putzt sich klar die Brille,
Und zu einem andern Haus
Zieht der Dichter stille.

In den Krug zum grünen Kranz
Trägt er seinen Ärger,
Seinen Groll versenkt er ganz
In den Luttenberger
Und vergißt den Karstweinkrug
Bei dem Kleinoschegger —
Wohl bekomm' Euch jeder Zug,
Wackerer Rosegger!

Triest, 12. Jänner 1885. Rudolf Baumbach.

In diesen Versen fand ich eine persönliche Ehrenbeleidigung. Es wird dreist gedichtet, daß „nach dem ersten Krüglein war jäh der Gast verschwunden“. Das hat der Mann wider besseres Wissen geschrieben, denn beim dritten Krüglein hat er mit mir angestoßen, schweigend

Auf jeden Fall hatte er gut schweigen, weil ja seine Dichtungen für ihn sprachen.

Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Aber seine weiße Krawatte war an mir hängen geblieben, so daß sie am nächsten Tage unter Kuvert und Siegel zurückgeschickt werden mußte. Er bestätigte den Empfang mit einem launigen Vers. Noch einige Jahre, dann war, wie sein Mund, auch seine Feder schweigsam geworden. Bei meiner letzten Anwesenheit in Triest suchte ich, nach vielen Jahren, jene Osteria wieder auf, unter lärmenden Welschen die einzige deutschfühlende Brust, trank ich ein Krüglein „Terran“ und gedachte des schweigenden Sängers. R.

Thomas Koschat.

Ehrenblätter zum 60. Wiegenfeste. 8. August 1848—1905.

Von **Karl Krobath.**

Das Kärntnerlied ist der ungetrübte Spiegel der kärntnerischen Volksseele. Witzig oder gemütlich, sehnend oder trauerdurchweht, zart und ausdrucksvoll sich allen Seelenregungen anschmiegend und in unübertrefflich einfacher Weise alle Gestaltungen des ländlichen Liebeslebens schildernd, sind diese duftigen Blüten echter Volkspoesie im Rahmen heimatlicher Berge mit weißleuchtenden Gletschern, dräuenden Schutthalden und tosenden Wildbächen, in den flußdurchschlängelten Tälern und an den villenbesäten Ufern lieblicher Seen von einer Wirkung, welche an der Sangeskunst höchste Genüsse heranreicht. Kärntnerlieder, bei ungesuchter Gelegenheit von Kärntnern im Kärntnerlande gesungen, üben einen Zauber aus, dem sich auch ein nicht so sehr sangesfroh gestimmtes Gemüt kaum entziehen kann. Selbst in der für das schlichte Naturkind beklemmenden Schwüle des Konzertsaales verfehlt es, sinnreich in die Vortragsordnung eingestreut, selten seine Wirkung, die etwa jener des kühlen Bergquells gleicht, der gerade oft nach Rheinwein und Sekt am besten mundet.

Leicht ist es zu sagen, worin des Kärntnersanges Erfolge wurzeln. In seiner Einfachheit und Innigkeit liegt seine Schönheit. Aber es ist auch in seiner musikalischen Fügung eigenartig, wie kaum ein Lied des Volkes im deutschen Sangbereiche. In den sieben Tönen der Dur-Stufenleiter und ihrer Erweiterung nach oben und unten bewegen sich Melodie und Harmonie. Auf Versetzungszeichen, auf enharmonische Zusammenklänge, auf chromatische Tonfolgen und auf das Moll wird fast ausnahmslos verzichtet. Im engen Rahmen, der durch den unterlegten vierzeiligen Text gegeben ist, entfaltet sich die Melodie, zumeist im Dreivierteltakte und in

durfte es. Auch eine weiße Krawatte hatte er in Bereitschaft, die er mir eigenhändig umband. „So! Und jetzt noch das Haar ein bißchen glatt. Sie haben noch eins. Und nun, Jüngling, voran! An den Fürstenhof!“

Wir marschierten zu Fuß die Höhe hinan. Durch das erste Tor tretend, begann mein Begleiter einen weißen Handschuh anzustreifen und als er merkte, daß ich nichts dergleichen hätte, blieb er stehen. „Handschuh haben Sie auch keinen? Das ist nun ein bißchen fatal. Warten Sie, dafür habe ich ihrer zwei. Genehmigen Sie gütigst meinen rechten; die hohen Herrschaften werden uns hoffentlich mehr ins Auge schauen als auf die Hände. Verzeihen Sie mal!“ Er streifte mir den Handschuh an. „Sehen Sie, Bruder in Apollo, das geht ja spielend leicht. Aber wo ist denn —? Sie haben ja keinen kleinen Finger!“

„Hau,“ rief ich erschrocken, „der ist ja beim Zeigefinger drinnen!“

„Nein, es geht nicht,“ sagte er resigniert. „Es geht nicht. Das Futteral ist ungefähr um das zweifache zu groß,“ Und nahm den Handschuh wieder an sich.

Es ist auch ohne gegangen. Und zwar sehr gut. Es hätte mir leid getan, wenn des Großherzogs markiger Händedruck durch Katzenleder abgeschwächt worden wäre. Der Kreis war ein kleiner: Der Großherzog, seine Gemahlin die Baronin Hellburg, die Prinzessin Marie, Baumbach und Peter ohne Frack. Gesprochen wurde von der Kunst-Wandertruppe „Die Meininger“, ein für die deutsche Bühne so bedeutungsvolles Institut, das das großherzogliche Paar ins Leben gerufen hatte. Die „Meininger“ waren kurz zuvor in Graz gewesen und der Großherzog äußerte seine Freude über den mächtigen Erfolg, den sie in der steirischen Hauptstadt gehabt hatten. Dann kam bei Tische das Gespräch auf Vorlesereisen, auf Literatur und endlich auf den deutsch-französischen Krieg, aus welchem der Großherzog manche interessante Episode, manch heiteres Geschichtchen zum besten gab. Baumbach schwieg die ganze Zeit, nur wenn er um irgend eine Auskunft befragt wurde, gab er klipp und klar wie ein Konversationslexikon Antwort. Sein Gesicht blieb ein stets ruhig ernsthaftes, das sich auch bei den lustigen Anekdoten zu keinem Lächeln verzog. Baronin Hellburg bemerkte scherzend, daß der Doktor sicherlich wieder an einem Schelmenliedchen dichte, weil er ein gar so ernsthaftes Gesicht mache.

Am Abende dann, nach der Vorlesung, gab es lustige Tafelrunde im Künstlerkreise. Baumbach blieb schweigsam, war schließlich aber der, so am längsten beim Becher saß. Erst auf dem Wege in mein Hotel wurde er heiter plaudersam. Mir scheint, er war einer, „der sich nur gab zu zweien, weil mehrere Gemüt und Red’ so leicht zerstreu’n“.

welches seinen Namen in die ganze sangeskundige Welt trug und außerhalb Kärntens allgemein für ein ursprüngliches Kärntner Volkslied gehalten wurde.

Zu Beginn der Beliebtheit alpenländischer Weisen war das Kärntnerlied weit weniger vom Glücke begünstigt, wie etwa das Tiroler- und Steirerlied, das nicht nur in den Salons der vormärzlichen Aristokratenwelt ein Treibhauspflanzenleben fristete, sondern auch durch Sängergesellschaften von Ruf, wie beispielsweise durch die Familie Rainer vom Achensee, seine Weltwanderschaft antrat. Allerdings bemühte sich in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts das Mischitz-Quartett, dem Kärntnerliede in der Fremde Geltung zu verschaffen; aber der Augenblickserfolg, der sich einstellte, zog keine weiteren Kreise. Wie Dornröschen schlief das kärntnerische Volkslied in seiner Rosenhecke unbeachtet von auswärtigen Musikkennern, wenngleich es in seiner Heimat auch in adeligen und bürgerlichen Familien, von denen die Moro, Rainer, Metnitz, Herbert, Gorton angeführt seien, verständnisvolle Pflege fand. Erst das Jahr 1864, da der Wiener Männergesangverein unter Johann Herbecks Leitung drei der schönsten Kärntnerlieder, das „Lippitzbach", „Diandle, tiaf drunt im Tal" und „I tua wohl", mit durchschlagendem Erfolge einer angenehm überraschten Zuhörerschaft vorführte, trat in dieser Beziehung Wandel ein. Tonsetzer und Chorleiter überboten sich nun im Sammeln, Setzen und Arrangieren der neuentdeckten, so überaus eigenartigen Volkslieder — ohne nennenswerten Erfolg. Hingegen wurden die von Herbeck gesetzten Lieder, von denen das vierte, „Diandl, tua na lis'n-los'n", erst nach seinem Tode herauskam, von fast allen deutschen Singvereinen immer wieder unter hellem Jubel gesungen. Die weiteste Öffentlichkeit war auf das kleine Kärnten und dessen Kleinod, sein Lied, aufmerksam geworden. Nach Herbeck, dem Vorläufer, aber kam Koschat, der für das Lied seiner Heimat die erlösende Tat vollbrachte.

In dem schönen, grünen Viktring, dessen schmucke gotische Kirche und das nun als Herrschaftsschloß benützte, vom Kaiser Josef II. aufgehobene Zisterzienserkloster über die Baldachine der Obstbäume ragen, wurde am 8. August 1845 einem ehrsamen Färbermeister der Moroschen Tuchfabrik, dem „alten Thome", ein lebenskräftiger Junge geboren, der in der Taufe des Vaters Namen zuerkannt erhielt. Kaum etwas über sechs Jahre alt, lenkte er die Aufmerksamkeit der sangeseifrigen Josefine von Moro auf sich, als er, über Aufforderung, das ihr abgelauschte, damals sehr beliebte „Schicksalslied" mit heller Kinderstimme vorsang: „O Schicksal, o Schicksal, han a anzige Bitt': Oba all's kannst ma nehman, bloß mei Diandle nit." Das offenkundig geäußerte Wohlwollen des Schloßfräuleins brachte es dahin, daß er zum Altisten des Kirchenchores befördert wurde. Mit zwölf Jahren besuchte er das damals von Benediktinern geleitete Gymnasium der Landeshauptstadt, denn

zwei melodische Phrasen gegliedert. Ohne Notenblätter, ohne zeitraubende Proben wird vier- und fünfstimmig gesungen, werden durch ganz seltsame Anordnung der Stimmen überraschende, einschmeichelnde Klangwirkungen hervorgebracht. Nicht der erste Tenor führt, wie sonst Regel, die Melodie, sondern meist der Bariton, seltener der zweite Tenor. Dazu mag wohl der Umstand beigetragen haben, daß Kärnten viele gute Baritonisten, aber bedeutend weniger erste Tenöre aufzuweisen hat. Dem „Vorsänger" schmiegen sich die anderen Stimmen weich und zurücktretend an: der erste Tenor, oft an dessen Stelle auch eine Frauenstimme, gleitet als „Übersänger" oder als „Überschlager" im weichen Falsett über der Melodie wie verklärender Mondschimmer ob einer stillen Frühlingslandschaft; der zweite Tenor „schabt" die „hohe Quinte"; der zweite Baß aber macht sich regelmäßig nur drei Töne, Tonika, Dominante und Subdominante, zu eigen. Die fünfte Stimme ist entbehrlich, da sich die Vorsänger- oder die Überschlagstimme oft mit den übrigen zur vollen Harmonie notwendigen Stimmen decken. Es werden daher im Quartette gleich hübsche Klangwirkungen erzielt, wie im Fünfgesang. Der Ansänger schließt mit dem Gang vom Leitton zum Grundton, während der Überschlager von der Subdominante zur Terz schreitet. Das Zeitmaß des Vortrages ist dem feinen Empfinden der Sänger anheimgestellt. Es wechselt in dem gleichen Liede vielfach vom Andante oder einem noch getrageneren Zeitmaße zum Allegro. Auch die Abtönung vom Piano zum Mezzoforte und Forte oder schroff vom Pianissimo zum Forte ist Auffassungssache der Sänger und, wie die ganze Fassung des Liedes, nach den einzelnen Tälern sehr verschieden.

So läßt sich ein Kärntnerlied unschwer zergliedern, lassen sich seine charakteristischen Merkmale in ziemlich allgemein giltige Sätze kleiden. Wer aber vermöchte nun auf Grund aller theoretischen Einsicht ein Kärntnerlied zu „komponieren"! Wer ist so glücklich, wie jener jung dahingegangene Dr. Mitterdorfer, der das wunderbar stimmungsvolle Liedel „Diandle, tiaf drunt im Tal" ersonnen, oder wie der ältere Josef Ritter von Metnitz, dem wir das frischfröhliche „Lippitzbach" verdanken? Dachte etwa die unglückliche Ottilie Freiin von Herbert daran, ein Volkslied zu „machen", als sie vor dem Sprung in des Wörthersees dunkelgrüne Wellen Melodie und einige Baßnoten zu den tieftraurigen Worten „I tua wohl, i tua wohl, als ob mir nix war; oba drin in mein' Herzlan, da is ma so schwar" am Klavierpult in ihrem Salon zurückließ? Oder der fünfundzwanzigjährige Koschat, dem sein rehäugiges Karntnerdirndl die Lieb' kündete, weil er statt „Geist'ler" (Geistlicher) oder sonst etwas „Rechtschaffenes" Komödiant geworden, welchen anrüchigen Titel damals auch Sänger „und anderes fahrende Gesindel" zugeschnauzt bekamen? Und doch ersann er damals mit wehzuckendem Herzen sein Opus 4, „Verlass'n bin i",

Thomale als Chorsänger und Solist für kleine Baßpartien mit 50 fl. Monatsbesoldung in den Verband der Hofoper aufgenommen, dem er noch heute, zugleich Hofkapellsänger, angehört. Lange konnte ihm sein Mütterchen nicht vergeben, daß er sich nicht der Theologie zugewendet hatte. Wie es in dem Volksliede heißt, so war es eingetroffen:

„Mei Muatta saget's gern,
I sollt' a Geist'ler wer'n,
Sollt' die Diandlan lass'n,
Das war' ihr Begehr'n.

Mei Muatta folg' i's nit,
A Geist'ler wer' i's nit
Und die Diandlan lass'
I erst recht nit."

Nun er, nach ländlichen Begriffen von anno dazumal, sich einem so wenig achtbaren Berufe zugewendet hatte, weinte die Mutter erst recht; aber sie vergab dem einzigen Sohne. Das Dirndle im Kärntnerlande weinte auch, als jene für sie so betrübliche Kunde kam; aber sie hatte dafür keine Vergebung, wie das unerschöpflich reiche Mutterherz. Liebe und Leid aber gebaren wieder einmal einen Künstler.

Koschat ist Gefühlsmensch in Wort und Werk. Mit grenzenloser Liebe hängt er an der wundervollen Kärntnerheimat. Sie gab ihm das erste Lied; ihr wird er, wie doch fast alle seine Sänge „'s Hamatle", seinen Wald- und Seezauber, seine sauberen Dirndlan und seine „g'reimten" Mannsleute, seine Gemütlichkeit und seine Lieblichkeit preisen, einst wohl auch den letzten Sang weihen. Mit dem Liede der Heimat wuchs er auf und es bildete schon in Jahren, da noch Jugendlocken um seinen Scheitel wallten, eine Lebensbedingung für ihn. Dieses Lied wurde durch ihn berühmt im ganzen deutschen Sangbereiche und darüber hinaus; und umgekehrt ist auch er durch dieses Lied oder, besser gesagt, durch das diesem Liede entsprossene „Koschatlied" weltbekannt, vielgeliebt, vielgesungen und vielbesungen geworden.

Es war im Jahre 1870, da er bangend und hoffend seinem nachherigen Busenfreunde Franz Grünanger seine erste Vertonung in heimatlicher Weise, „Kärntnerliab", überreichte. In dem unwiderstehlichen Drange, in Worten und Tönen der Heimat zu singen und zu sagen, war sie entstanden. Mit schönem Erfolge wurde sie von dem Quartette Grünanger in einem Konzerte bei den „Drei Engeln" in Wien zu Gehör gebracht. Esser und Herbeck spendeten schlichte, aber inhaltsreiche Aufmunterung. 1871 wurde das erste Koschatlied zum erstenmale im Chore vom Wiener Männergesangverein „Arion" gesungen. Die Erstlingserfolge ließen aber Koschat nicht erschlaffen, täuschten ihn nicht über die Lücken in seinem tonsetzerischen Können hinweg. Eifrig wurde Generalbaßlehre studiert, mit warmem Empfinden, mit immer reicheren Mitteln der holden Kunst komponiert. Und wieder das Jahr 1871, schon das vierte kleine Tonwerk brachte Koschat zu Beginn seiner Komponistenlaufbahn einen Erfolg, wie solcher so vielen bedeutenden Männern niemals, spät oder zu spät erblüht ist. Mit dem „Verlass'n", jener

seiner Eltern sehnlicher Wunsch war es, ihr Thomale solle dereinst ein Geistlicher werden. In dieser Zeit begründete er in seinem Heimatsorte ein Quartett, das aus dem herrschaftlichen Kutscher Blase, aus den Tuchwebern Rude und Balte und aus dem Thomale selbst bestand. Kirchenchor und Kirchtagsingen wechselten mit Serenaden bei der Mehlspeisköchin und der für durstige Sängerkehlen erbarmungsvollen Frau Wirtin. Dann kamen Ständchen und festliche Gelegenheiten, bei denen sich der junge Koschat als Pyrotechniker auszeichnen und seine Sangesbrüder zu dem feurigen Liedchen „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr" anspornen konnte. Bald genügte ihm aber all das nicht mehr und er rief unter seinen Studiengenossen ein Quartett zur Pflege des Kärntnerliedes ins harmonische Leben. Dazu — „singwütig war ich," berichtet er — sang er Soli in der Benediktinerkirche und bei Studentenkneipereien, trällerte den ganzen lieben Tag zur Mußezeit bekannte oder selbstersonnene Weisen vor sich hin, als gäbe es für einen mittellosen Studenten keine Plagereien mit Lektionenerteilen, keine unangenehmen Empfindungen beim Löffeln der Studentensuppe. In Viktring war er zweiter Tenor, in Klagenfurt glänzte er als Baritonist oder als Herr tiefster Stimmregister. Für Solosingereien an stillen Fenstern war er zeitweise auch zu gebrauchen; hierbei begleitete er seine musikalischen Gefühlsausbrüche mit der Gitarre. Diese hervorragende Betätigung auf dem Gebiete des Gesanges — nicht unerwähnt sei nebstdem seine Mitwirkung an den Vorträgen des Klagenfurter Männergesangvereines — hinderte ihn aber nicht, seinen Studien mit Ernst und Eifer zu obliegen. Literaturgeschichte, Algebra und die Naturwissenschaften bildeten seine Lieblingsgegenstände: 1865 bestand er die Reifeprüfung und nahm Abschied von der fröhlichen Gymnasiastenzeit, in welche nur der Tod seines Vaters einen tieferen Schatten geworfen hatte, um sich an der Universität Wien einem Fachstudium zuzuwenden.

Physik und Chemie, in deren Geheimnisse er nun eindrang, bildeten kein Hindernis, sein heimatliches Lied auch in der Kaiserstadt zu Ehren zu bringen. Bald war unter Gleichgesinnten ein Quartett und kurz darauf ein Sextett zusammengestellt. Verschiedene Sängervereinigungen, durch den großen Einschlag der von Herbeck für Männerchor eingerichteten Kärntnerlieder für dieselben begeistert, bemühten sich, und mit Erfolg, den jungen, begabten Kärntner in ihre Reihen zu ziehen. Bald war er in diesen Kreisen eine beliebte und vielfach maßgebende Persönlichkeit. Und nun kam die Wende seines Lebens. Der Hofkapellmeister Heinrich Esser hörte den zweiundzwanzigjährigen Koschat bei einer Liedertafel ein Solo vortragen und machte ihm den Vorschlag, sich zum Opernsänger ausbilden zu lassen. Bald darauf wurde Jung-

preise er seine Gesänge in kärntnerischer Weise als echte Kärntner-lieder, wurde ins Treffen geführt. Darüber möge sich nun Koschat selbst äußern: „Ich muß betonen, daß ich nie ein ‚Kärntner-lied' oder ein ‚Volkslied' komponiert habe. Niemand kann ein von meiner Hand geschriebenes Manuskript vorweisen, das mit dieser Bezeichnung versehen ist. Aus diesem Grunde ist auch jeder Vorwurf müßig, ich hätte die Absicht, ‚Volkslieder' zu schreiben. Was Tausenden von Komponisten vorwurfsfrei erlaubt ist — Volksweisen in Phantasien und Paraphrasen zu verwenden — das kann doch mir nicht verboten werden; schließlich auch das nicht — eigene Lieder auf volkstümlicher Grundlage zu komponieren. Auch über meine Muse in Holzschuhen darf man nicht allein hinter dem Bierglase urteilen, sondern man soll meine anspruchslosen Werke vorurteils- und leidenschaftslos prüfen und zu verstehen trachten. Meine lieben Landsleute haben mir schon so viele und große Ehrungen erwiesen, daß ich diese wohl mit ihrem Urteile identifizieren darf. Das Urteil meiner Heimat dünkt mir aber ungleich kompetenter, als das nichtkärntnerischer Beckmesser."

Es soll an dieser letzten Stelle nicht verschwiegen werden, daß das Kärntnerland lange das Lied des von aller Fremde vielgerühmten Sohnes mehr oder weniger unbeachtet ließ, der Klagenfurter Männergesangverein erst im Mai 1874 das schon zweieinhalb Jahre zuvor selbst vielerorts in Amerika gesungene „Verlass'n" zum Vortrag brachte. Erst viele Mißverständnisse zur Einnahme eines weiterreichenden Standpunktes zu gerechter Würdigung des neuerstandenen Liedermeisters galt es aus dem Wege zu schaffen. Vor allem übersah man vielfach, daß das Koschatlied (das sind jene seiner Lieder, welche den Vormerk „Text und Musik von Thomas Koschat" tragen) und das eigentliche Kärntner-lied zwei streng voneinander geschiedene Sanggebiete sind. Wohl gleicht das Koschatlied der Tanne, welche ihre Wurzeln in die gleiche Erde treibt wie die benachbarte Eiche. Doch sind diese beiden deshalb das gleiche, weil sie beide Waldbäume sind? Muß das vom Kärntner Koschat zum Preis und aus dem Leben der Heimat gesungene Lied mit gleichem Maßstabe wie das bodenständige Kärntner Volkslied beurteilt werden? Etwa deshalb, weil der Text und die Melodie volkstümlichen — kärntnerischen Einschlag haben? Aber auch sonst ermangelt es nicht an Unterscheidungsmalen. Der Rahmen des Koschatliedes ist viel weiter, als der des echten Volksliedes in Kärnten. Ohne theatralische Pose werden alle Hilfsmittel moderner Kompositionskunst verwertet. Da erklingen weit mehr Saiten, als deren die einfache Harfe des Volksliedes bedarf; da zeigen sich Dur und Moll in wohlermessenem Wechsel; da treten Versetzungszeichen und Wechsel der Tonart in dem gleichen, oft nicht allzulangem Stücke auf; die Melodie geht vom

durch ihre Einfachheit und den tiefen Stimmungsgehalt ausgezeichneten Weise, welche bisher ihrem Wortlaute nach in 16 Sprachen übersetzt worden ist, hatte er sich mit jähem Rucke einen ehrenvollen Platz am Parnaß deutscher Tonkunst volksgemäßer Richtung erobert.

Was Koschat versprochen, hat er gehalten. Welcher deutsche Sänger kennt nicht das wehmutvolle „Herzlad", den ergreifenden „Abschied" (Koschats Liebling unter den Kindern seiner Muse), das in die dunklen Farben der Ballade getauchte „Röserl von Wörthersee", das lockende „Bein Fensterln", das innige „Mei Freud", das vom Weh nach der Heimat durchbebte „In der Fremd'"? Wer von deutschen Sangesfrohen beider Erdhälften hat nicht schon „Die Senner-Mitzi", den „Graus-Paule", das „Vorbei", das „Mei Zartele" gesungen oder singen gehört, wer sich nicht an des melodienreichen Meisters Märschen und Walzeridyllen erfreut? Um die beliebtesten Koschatlieder anzuführen, müßte man fast die ganze lange Reihe seiner Chorschöpfungen — bisher 140 an der Zahl — aufzählen. Fast alles Treffer! Es will nichts geringes besagen, wenn die deutschen Sängervereine jenseits des großen Wassers mit gleicher Spannung jeden neuen „Koschat" erwarten wie die Singgenossen der alten Welt. Kein gewöhnlicher Reklamepuff hält die Werke des so schlichten, so gemütvollen Künstlers, der, wo er es nur halbwegs kann, bescheiden zur Seite tritt, um unbeachtet zu bleiben. Und doch hat das Koschat-Album allein, ganz abgesehen von den Chorausgaben und den verschiedensten Arrangements, eine Auflage von ungefähr einer Million erreicht. Koschats Volkstümlichkeit ist in stetem Zunehmen begriffen. Sein Name prangt als der eines Lieblingskomponisten auf der goldenen Ehrenkette, die Kaiser Wilhelm II. den deutschen Gesangvereinen gewidmet hat. Das kaiserliche Lob aber, an den Lobsinger Kärntens gerichtet, klang in folgende Worte aus: „Mit Herz und Gemüt, Harmonie und Innigkeit erzielt man noch immer die größten Erfolge; das haben Sie mit Ihren einfachen Liedern gezeigt."

Koschats Chöre, zu denen er die Texte fast durchwegs selbst geschrieben hat, da er keinen passenden vorfand, sind in vier scharf voneinander abgegrenzte Gruppen zu teilen: in einige Vertonungen schriftdeutscher Texte fremder Dichter; in Bearbeitung ursprünglicher Kärntnerlieder für Männerchor, ohne irgendwelche Abänderung; in Kompositionen, welchen teilweise Volkslieder aus Kärnten eingeflochten wurden, und endlich — welche Gruppe vier Fünfteile der Gesamtwerke umfaßt — in Originalkompositionen. Die dritte und vierte Gruppe nun bildeten die Zielpunkte für vielfache Angriffe, besonders die letztere. „Salonkärntnerei", Verfälschung des echten Volksliedes u. dgl. wurde Koschat zum Vorwurfe gemacht. Auch von „Effekthascherei" und „falscher Sentimentalität" mußte er vieles über sich ergehen lassen; anmaßend

Traudi.

Ein flüchtig Kinderbildchen.

Die kleine blonde Wienerin hatte bei uns Sommerfrische genommen. Schon auf dem Bahnhof, beim Empfang, als sie ihr blühendes Wängelchen an mein Gesicht legte, bangte ich um meine Herzensruhe. Besonders auch, als meine danebenstehende Frau, die für derlei scharfen Instinkt hat, einen kurzen zuckenden Blick über uns hinschießen ließ. Freilich, um gleich selbst auf die junge Dame zuzustürzen und sie mit Liebkosungen zu ersticken. Schon am ersten Tag war dieser Gast der Liebling des Hauses, und ich darf wohl sagen, er wurde auf den Händen getragen. Denn zu Fuß gehen konnte die Kleine noch nicht, obschon sie es nach wenigen Tagen ihres Landaufenthaltes weg hatte, wie man das macht, daß man ein Bein vor das andere setzt und dabei nicht umfällt. Viel zu rasch machte sie das anfangs, so daß sie immer vor sich hinpurzelte. Um nicht unverrichteter Sache aufzustehen, erraffte sie am Weg allemal eine Handvoll Steinchen. Sie naschte nämlich gerne Kieselsteine — weil ihr das verboten war. Wären der Eva im Paradiese anstatt Äpfel Kieselsteine verboten gewesen, so hätte sie eben Kieselsteine gegessen. Unsere kleine Wienerin tat es mit einer solchen Blitzschnelle, daß — wenn wir ihr zuriefen: „Nit Steiner essen, Traudi!" — sie jedesmal schon längst eine Handvoll im Munde hatte. Mit der größeren Gewandtheit in den Fußwanderungen erweiterte sich auch das Reich. Alle erreichbaren Blätter und Blüten abzureißen, war gestattet, nur ein einziger Stock von roten Blumen, der mitten auf dem Rasen stand, war verpönt. Das Fräulein achtete hier gewissenhaft des Verbotes, wer aber konnte dafür, wenn es auf seinen raschen Läufen immer dort zu Boden fiel und sich am Blumenstock erfing, so daß allemal ein schönes rosenrotes Krönlein in der kleinen Hand blieb! Dasselbe war auch der Fall, wenn die Kleine aus lauter Liebe die „Bu" streichelte; diese zärtliche Vorsicht, daß ja nichts die Blumen schädige, trieb sie allemal so lange, bis die krabbelnden Fingerchen urplötzlich eine davon geknickt hatten. Da bekam sie freilich von uns die drohenden Finger: „Du! du! du!" Mit demütiger Gelassenheit ertrug sie stets den Verweis, und wenn einem von uns auch einmal etwas passierte, so daß eine Pflanze geknickt oder bei Tische ein Wasserglas umgeschüttet war, da erhob sie das Fingerchen: „Du! du! du!" — zur heilsamen Erinnerung für uns, daß niemand unschuldig durch die Gärten des Lebens wandelt. Bei solcherlei kleinen Konflikten oder wenn sie sich sonst eines, ach du mein Gott, oft wie natürlichen Versehens bewußt war, machte sie sich am liebsten in der Nähe von mir zu tun. Bei Goh — ist es doch noch am sichersten für alle Fälle.

Bariton (Vorsänger) auf den ersten Tenor (den Übersänger) in dem einen Liede über und ihr Ausdruck, obwohl trotz breiterem Fluß kärntnerisch, erinnert in fast allen Fällen an kein bestimmtes Kärntnerlied, wie auch der Takt oft genug von dem üblichen Dreiviertler abweicht. Kurz — wir haben es mit keinem Nachahmer, wir haben es vielmehr mit einem selbständig schaffenden Komponisten zu tun, der allerdings, wie im Privatleben, so auch in seinen Liedern Kärntner vom Scheitel bis zur Sohle ist. Reichlich hat die dankbare Heimat nun das einem ihrer getreuesten, einem ihrer begabtesten Söhne gegenüber Versäumte nachgeholt. Die Kärntner wissen, was ihr „Thomale" ihnen ist. Ihm hat die kleine, vorher so wenig genannte Alpenheimat so viel zu verdanken, daß kein Marmor, kein Erz, sondern nur der Heimatleute unbegrenzte Liebe des Dankes Fülle fassen kann.

Auch die deutsche Sängerschaft aller Gaue hat Koschat zu danken. Sein frischer Liederquell zauberte an Stelle vielfacher Öde in den Programmen der Liedertafeln duftige Blümlein volksgemäßen Gesanges hervor. Seine Lieder sind aber auch insoferne ein kostbares Gemeingut aller Deutschen, als sie, mit Überschreitung jeder politischen Grenze, ein ideales Band aller Stammesbrüder sind, gar oft deutsche Herzen in Treue und Gemüt erschlagen machen. In dem heiligen Quell, der uns aus der Brust des Volkes durch eines würdigen und berufenen Priesters liebliche Vermittlung strömt, möge sich jede weltkranke, den Naturkindern und ihrer schlichten, oft überwältigenden Sprache entfremdete Seele wieder gesundbaden.

Es dürfte bekannt sein, daß Koschat auch Liederspiele, wie das an der Wiener Hofoper mit vielem Beifall aufgeführte „Am Wörthersee", weiters „Aus Kärntens Bergen", „Der Bürgermeister von St. Anna", „Der Schreckschuß" geschaffen, ein Lustspiel („Aus Kärntens Sommerfrische") und drei Bücher („Hadrich", Gedichte in Kärntner Mundart; „Erinnerungsbilder", gesammelte Feuilletons und Aufsätze; „Das Kärntnerlied"), ganz abgesehen von zahlreichen Arbeiten in verschiedenen Blättern des In- und Auslandes, geschrieben hat.

Nicht mit rauschenden Festen in Wien und Klagenfurt, wie sein 50. Wiegen- und zugleich 25jähriges Tondichter-Gedenkfest, wurde Koschats 60. Geburtstag gefeiert. Umjubelt von dankbaren Sängergemeinden in den hervorragendsten Städten des Deutschen Reiches, von vielen Freunden volkstümlicher Gesangskunst begrüßt, zog er mit dem „Koschat-Quintett der Hofoper" wie ein greiser Heerführer durch die Reihen der Getreuen. In München weilte er am 8. August — der Sechzigjährige. Und doch ist er jung geblieben: in unseren Herzen, in seinen Werken.

diesen mißratenen Finger, bis er wieder ganz gereinigt war. Aber das nächstemal betupfte sie wieder die Harztröpfchen.

Gegen körperliche Schmerzen war sie gleichgültig; fiel sie hin, so stand sie wieder auf; stieß sie mit dem Kopf an den Türpfosten oder an den Lehnstuhl, so sah sie sich das Hindernis prüfend an, um ihm das nächstemal gelassen auszuweichen. Gegen kleine Zurechtweisungen war sie empfindlicher und ein im ernsten Tone vorgebrachtes: „Du schlimme Traudl, du! du! du!" schreckte sie ein Weilchen in sich zurück, um es eben gelegentlich, wenn andere was anstellen, zurückzugeben: „Du! du! du!" Sie konnte sogar die Konsternierte spielen, ohne es zu sein wenn sie ein verdrossenes Maulchen machte, um sich hinterher ins Fäustchen zu lachen. Und ein Schnutchen konnte sie ziehen, mit der aufgebauschten Oberlippe schier die Nasenlöcher verdeckend, wenn ihr etwas gegen den Strich ging. Das war aber auch das einzige Zeichen des Mißfallens. Das Zornige, Mürrische, Launische war ihr fremd. Da zerfloß sie lieber in Zärtlichkeit, streichelte, herzte und „buglte" alle Gegenstände, nicht bloß die „Gohgl", die „Evi", die „Taudl" im Spiegel, sondern auch das Milchtöpfchen, den Hut. Selbst den aus dem Rohre sprudelnden Brunnen streichelte sie und wenn dabei die Finger „britschelnaß" wurden, so machte ihr das ein stillfröhliches Vergnügen. Vor allem aber die Tiere! Jeder von uns hat's vielfach erfahren, wie zugetan die Kinder den Tieren sind, wie unbefangen und treuherzig sie an bissige Hunde, halbwilde Rinder, zornige Hähne herankommen und wie diese nicht die mindeste Feindseligkeit gegen das Kind zeigen. Die Feindseligkeiten eröffnet wohl zumeist der erwachsene Mensch. Das Kind aber wäre imstande, das paradiesische Verhältnis zwischen den Geschöpfen aufrechtzuhalten. Wenn die Traudi in den Nachbarsstall zur „Mugl" geführt wurde, wie da das kleine Menschenwesen aufging und sich nicht genug tun konnte, das klobige, vierfüßige Ungetüm zu herzen, und „Bugl" geben wollte es ihm auch an Stellen, die sonst nach allgemeiner Meinung nicht dazu geeignet sind.

Wenn fremde Kinder ins Haus kamen, so beobachtete die Kleine sie zuerst mit forschendem Blick. Merkte sie Unarten, so ahmte sie dieselben mit komischer Übertreibung nach, um sich dann allemal mit ganzer Zärtlichkeit den Kindern anzuschließen. Nachbarskinder, selbst wenn sie schon größer waren, stellten sich zur kleinen Fee gerne in ein vasallenartiges Verhältnis, das die Traudi nur insoferne ausnützte, als sie dieselben tyrannisch nach Herzenslust küßte und koste.

Traudis Vater ist ein Mann, der gerne mit den großen Kanonenschiffen auf den Meeren herumfährt, damit die fremden Länder sehen, daß auch Österreich-Ungarn ein finsteres Gesicht machen kann. Viel wird in unserem Parlament über die Kriegsmarine herumgesprochen,

Die Kleine hatte sich eine eigene Sprache hergerichtet, eine von nachgerade chinesischer Einfachheit, urfremd und urheimlich zugleich, wir verstanden sie alle. Selbst mir, dem großen Sprachignoranten, hat diese Sprache nicht die mindeste Mühe gemacht. „Ma“ heißt Mama, „Bu“ heißt Blume, „Wa“ heißt Wasser, „Bo“ heißt Brot, „Bugl“ heißt Kuß, „Mugl“ heißt Kuh, „Hogl“ — Hose, „Sogl — Schuh, „Pa pa“ heißt so viel als: hinausgehen; wird es mit einer lebhaften Handbewegung gesagt, so bedeutet es: Schau, daß du weiter kommst! Entschiedener und artiger zugleich kann man doch niemanden abschaffen, als mit dem entsprechenden Handwinken: „Pa, pa! — Pa, pa!“ Später vervollkommnete sie aus uns unbekannten Gründen das Pa pa in „Pa pag“; Nein, nein in „Nein ag“. Wenn sie früher jede ihr nicht genehme Annäherung oder Verbindlichkeit in zarter Züchtigkeit mit einem leisen, ein wenig singenden „Nein, nein!“ abgelehnt hatte, so tat sie es später mit einem ruhigen, aber entschiedenen „Nein ag!“ —

Ferner „Gohgl“ heißt Großmutter und „Goh“ Großvater.

Da ich vorhin gesagt, daß sie sich gerne zu Goh flüchtet, so ist das Inkognito kaum länger mehr aufrecht zu halten. Es ist nicht anders, die kleine blonde Wienerin ist meine dritte Jugend. Die erste Jugend erlebt man an sich selbst, die zweite an seinem Kinde, die dritte an seinem Enkel. Und dieser Enkel war ein Jahr alt und hieß Traudi — da habt ihr alles auf einmal.

Und daß man in der dritten Jugend noch am allerkindischesten wird! Des Morgens am Schreibtisch, die Arbeit mochte noch so ernst, die Sammlung noch so nötig sein, wohl alle zehn Sekunden zog's mein Auge zum Fenster hinaus, ob durch den Garten her das Wägelchen mit dem weißen Kobeldach nicht endlich komme. Ja? Dann bin ich auch schon unten. „Goh! Goh!“ sagt sie ruhig und reckt die Ärmchen entgegen, und schon saß sie am Alten, ganz oben, und streichelte das borstige Kinn: „Ei ei! — Ei ei!“ Und gleich dem „Goh“ auch ein „Bugl“, welches Wort sie mir rasch ins Gesicht pfaucht — und das ist der Morgenkuß. Dann zum „Bom“. Denn mitten im Garten steht ein Lärchbaum, an dem sie gerne die rissige Rinde betrachtete, und die Käferchen, Würmchen und Ameisen, die daran krabbelten. Ganz besonders anziehend dort waren ihr ein paar Harztröpfchen, die sie nicht „angreifen“ durfte, die sie also nur mit dem Zeigefingerchen betupfte, dann aber in Kalamitäten geriet, weil jedes Splitterchen dran hängen blieb und das Kleidchen dran kleben blieb, also daß es war, als hätte sie einen Finger, der ihr nicht gehorchte, der plötzlich mit den Dingen ganz eigenmächtig handelte und bei sich behielt, was sie fallen lassen wollte, als wäre es gar nicht mehr ihr Finger. Mit einem unbehaglichen, vorwurfsvollen Blick schaute sie auf

werdens ausgesetzt war. Auf jeden Fall konnte hier ein Bundesgenosse heranwachsen, wenn's drauf ankam. Das nebenbei. Mich entzückt ihre selbstlose Liebe zum Brüderlein und ihr ruhigfrohes in den Hintergrund Treten und sich Bescheiden und ihr wonniges Zusehen, wenn dem Brüderlein etwas Gutes geschieht.

Wie ist so ein junges Menschenkind doch rührend, wie möchte man vor ihm langsam aufs Knie sinken als vor dem reineren Wesen, an dem noch so viel von Gott lebt und webt, weil es ja erst vom Himmel gekommen. Am liebsten möchte man einen großen Glassturz darüber geben, daß die kleine himmlische Seele nicht bestaubt oder gar zerbrochen werde.

Unsere Traudi verändert sich von Woche zu Woche und hat alle Tage was Neues, lauter Kinderselbstverständlichkeiten und doch lauter kleine Wunder, die uns entzücken. Die frohe, reine Kindesseele bewahre dir Gott — du süße, kleine Traudi!

Bauerntum und Kinderwelt.

Von **A. l' Houet.***)

Gesundheit! Richtige Bauerngesundheit.

Es bedarf nur der Erwähnung, diese Eigenschaft als Charakteristikum wie beim Bauerntum so bei der Kinderwelt hervortreten zu lassen! Die nervenstarken Kinder in ihrer Unempfindlichkeit! Unempfindlich gegen Lärm, unempfindlich gegen Schmerz, unempfindlich gegen Tadel und gegen Beleidigungen!

Man denke, wenn das sonst so liebe Mädchen tagaus, tagein mit seinem Gießkännchen im Hause umherläuft, nicht ohne jedesmal ein paar Steine hineingetan zu haben, zum Entsetzen der Großeltern. Oder wenn die Kinder eine Klingel erwischt haben! Oder man denke später an den Lärm bei all den Spielen im Charakter „Räuber und Soldaten"! In einer Kleinigkeit sind beide Teile ganz auffällig gleich: In dem lauten Sprechen, wie wenn der andere Teil keine Ohren hätte! Wie oft muß jede Mutter ihrem Kinde vorhalten: Schrei nicht so, das kann kein Mensch ertragen.

Weiter! Die Unempfindlichkeit beider gegen Schmerz, gegen eigenen wie gegen fremden! Was es heißt, Schmerz erfahren, verstandsmäßig weiß ein Kind das recht früh. Nur die erste Biene braucht es zu stechen, daß es mit dem Stachel im Finger angelaufen kommt! Was

*) Aus dessen sehr beachtenswertem Buche: „Zur Psychologie des Bauerntums." (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1905.)

bisher aber noch nie erörtert der Nachteil, den Traudi durch sie hat, indem sie den Vater oft lange Zeit entbehren muß. Heute merkt sie das noch nicht so recht, aber aufgefallen muß es ihr doch sein, damals, als er wochenlang nicht da war. Denn als er eines Morgens kam, stand sie in ihrem Bettchen unbeweglich da und schaute ihn an. Plötzlich rief sie „Waterl!“ und verlangte an seine Brust. Nicht der glänzenden Knöpfe wegen, die sonst den Damen an Offizieren so interessant sind, denn die bemerkte sie zuerst gar nicht; sie blickte nur immer in sein Gesicht, drückte jählings ihr Mündchen drauf: „Bugl, Bugl!“ Das war ihr aber nicht genug, jetzt begehrte sie die junge Mutter herbei, drückte mit beiden Händchen deren Kopf zum „Waterl“ hin: „Bugl, Bugl!“ Und alle Hausbewohner, der „Han“ und die „An“ und die „Mart“ und die „Len“ und die „Evi“ und der „Goh“ und die „Gohgl“ mußten herbei, um dem Ankömmling ihre Liebe zu bezeugen.

Von Eifersucht in dem kleinen Herzen also noch keine Spur. Sie will nicht alle Zärtlichkeiten für sich haben, sie dirigiert derlei sehr oft ihren Lieblingen zu und ist still beglückt zu sehen, wie alle sich untereinander gern haben.

Damals freilich wußte sie sich der Alleinherrschaft noch sicher. Sie war das funkelnde Sonnlein, um das alles andere Gestirn des Hauses kreiste und von dem es all sein Licht erhielt. Aber auf einmal wurde es anders — ein zweites Sonnlein war da, noch kleiner und noch funkelnder. Ein Brüderlein. Daß sie es liebkost und heftiger, als es zärtliche Liebe eigentlich verlangt — es wundert uns nicht. Aber daß sie auch uns andere immer wieder an der Hand nimmt oder am Rockzipf packt, um uns zur Wiege hinzuzerren, daß auch wir den winzig kleinen Peterl herzen und küssen sollten und daß wir ihr an solchen Liebkosungen gar nicht genug tun können — das wundert uns doch ein wenig von einem jungen Frauenzimmer. Die Kinder wissen es sonst fein zeitlich, worauf es ankommt, um nicht zu kurz zu kommen — mit den spitzen Ellbogen die junge Nebenbuhlerschaft sachte beiseite und sich unauffällig in den Vordergrund drängen. Bei der Trauderl davon keine Spur. Sich selbst ganz vergessend, lebt sie nur im Brüderlein und fürs Brüderlein. Von allem, was ihr gegeben wird, muß zuerst der Peterl bekommen, und sie nötigt es ihm auf. Die Semmel sucht sie dem Säugling in den Mund zu stecken, den Strohhut will sie ihm auf das Köpflein setzen und ihm ein Kleidlein anziehen. Dafür sollte er sich auch stets zu rechter Zeit auf das weiße Porzellangeschirr begeben, und sie schien anfangs sehr verblüfft, wenn ihm erlaubt war, was ihr so scharf verboten; freute sich aber darüber, daß das Brüderchen, es mochte was immer treiben, nicht stets der Gefahr des Ausgezankt-

Und ebenso die Unempfindlichkeit der Kinder gegen Tadel, den das richtige Kind doch immer abschüttelt wie der Pudel das Wasser. Daher doch eben die Erziehung als solch große Kunst! Die Kunst, diese gefühllosen kleinen Seelen, denen mit den normalen Eingriffen in die menschliche Ehre nicht beizukommen ist, doch zu fassen! Die Kunst, solche kurze und wuchtige Worte zu finden, die etwas vom Blitzschlage an sich haben, der sich seinen Weg durch alles hindurchbahnt und auch den Unempfindlichsten empfindlich macht! Und wie die Unempfindlichkeit gegen Tadel, so ebensolche gegen alle Kränkungen und Beleidigungen überhaupt! Was sagen sich Kinder für Scheltworte! Und wie leicht sind sie vergessen und vergeben! Oder vielmehr richtiger, wie werden sie wieder überhaupt so gar nicht empfunden! Nicht vergeben. Auch nicht überhört. Gehört wird der „Esel" sehr wohl. Aber nicht empfunden wird er, überhaupt in das Innere der Seele dringt er wieder nicht ein! Es ist, wie sich zur Zeit Friedrichs des Großen seine Generäle untereinander regalierten: „Ein Hundsfott, der das nicht tut!" Man gehörte zur besten Gesellschaft, man schalt sich mit den besten Scheltworten, die die Sprache hatte, aber man empfand sie nicht! Es ist dieselbe Härte, wie sie der Bauer hat, wenn er von der Kanzel seine Lektion nicht Sonntag für Sonntag tüchtig genug bekommt und dann selbst zum Pfarrer hingeht und ihn darauf aufmerksam macht, er müßte deutlicher sprechen!

Zweitens, etwas ebenso auf der Hand Liegendes! Der Frohsinn! Der Frohsinn der Kinder bedarf keiner Beweise. Das spätere Alter denkt an ihn zurück und spricht: O selig, o selig, ein Kind noch zu sein! Es ist die Grundstimmung der ganzen ersten Jugend, wie ebenso alles Bauerntums! Nicht vielleicht auf den allerersten Blick. Das Lachen und laute Jauchzen fehlt bei ihm. Wir sind zu gewohnt, uns das Kind lachend und den Bauer ernst vorzustellen, ernst, vielleicht mit einem Scherzwort oder Spottwort auf den Lippen, zu etwas, wie lautem Lachen oder ähnlichem aber unfähig. Und doch, wie der Kaufmann sich ausdrückt, nur die Aufmachung ist verschieden, die Grundstimmung bei Bauern und Kindern ist dieselbe. Die Grundstimmung als eine innere Zufriedenheit, inneres Gleichgewicht, innere Harmonie. Das Kind ist zufrieden, ein unzufriedenes Kind, d. h. mit der Unzufriedenheit nicht als vorübergehender Erscheinung, sondern als dauernder Stimmung, ist ein Unding, das gibt es nicht. Und der Bauer ist ebenso von Natur und bei weitem in der Regel still im Inneren zufrieden, still resigniert. Nicht resigniert, wie wir es uns leicht vorstellen, nachdem alle Wege versucht, alle Mittel durchprobiert sind, verzweifelt ergeben in das Unabänderliche und Unabwendbare! Nein, man hat den Eindruck, er ist mit der Lage der Dinge zufrieden, findet sich in sie, nachdem noch

kann es da weinen und schreien! Aber wie bald ist es auch wieder ruhig! Da vom Weinen die Rede ist! Es möchte gegen die obige Behauptung ja leicht das direkte Gegenteil eingewandt werden: Das leichte und häufige Weinen des Kindes beweise gerade seine große Empfindlichkeit gegen Schmerz. Indes der Einwand dürfte hinfällig sein. Die lautlose Träne des Erwachsenen, das stille, schamhafte Hinausgehen und bitterliche Weinen des Petrus, das war Schmerz; das laute Schreien des Kindes aber ersetzt wesentlich erst noch die Sprache. Solange das Kind überhaupt noch nicht sprechen kann, verständigt es sich, wie jede Mutter weiß, überhaupt nur durch Weinen und der Mutter bleibt es überlassen, aus der Verschiedenartigkeit desselben die verschiedenen kleinen Begehrungen herauszuhören. Je mehr dann die Sprache sich einstellt, desto mehr verschwindet diejenige Art von Weinen, die bisher bloß an deren Stelle stand. Das ganz kleine Kind, wenn es müde wird, weint, das größere sagt: „Bett!" So darf man also daran keinen Anstoß nehmen, dadurch sich über den eigentlichen Sachverhalt nicht täuschen lassen, daß dieses erste Verständigungsmittel in jener Zeit so ungleich viel mehr Platz im Leben einnimmt, wie später: Es ist nicht so großartig, gewaltig und schmerzlich gemeint, wie's aussieht. Trotz des gewaltigen Schreiens empfindet das Kind den Bienenstich selbst momentan kaum so stark wie der Erwachsene, der dabei allerlei Nebengedanken hat an Blutvergiftung, an alle möglichen weiteren Stiche, denen man im Laufe des Sommers noch könnte ausgesetzt sein, und dergleichen mehr, woran alles das Kind nicht denkt; bei dem vielmehr, wenn man nicht weiter daran erinnert, es vorkommen kann, daß es selbst überhaupt nie wieder einen Blick auf die aufschwellende und abschwellende weiße Stelle am Finger tut! Es sind die gefühlsknappen Kinder! Dieselben Kinder, die in einem Augenblick sich schlagen und prügeln, wie kleine Todfeinde, und eine Minute später sich wieder in den Arm nehmen und küssen, und bei denen wir uns jedesmal sagen müssen, das ist kein leichtes, schnelles, christliches Vergeben, sondern das ist Gesundheit, ist Nervenstärke, bei der alle Feindseligkeit den Leib nur halb und die Seele überhaupt gar nicht berührt! Es ist alles dieselbe Unempfindlichkeit, die der robuste Bauer hat, den der Arzt im Krankenhause unchloroformiert operiert oder der von seinem harten und gesunden Leben aus die Schmerzen, die den verweichlichten Kulturmenschen quälen, verspottet! Dessen eigener Kranker nichts darin findet, wenn in der Ernte alles auf dem Felde draußen ist und man die Türen des Hauses schloß, damit ihn niemand stört, und im übrigen ihm einen Birkenzweig in die Hand gegeben hat gegen die Fliegen. Derselbe braucht das nicht zu vergeben, sondern er empfindet das nicht als Härte und Vernachlässigung.

Gartentür und ruft: „Heinrich!" Heinrich kommt nicht und antwortet nicht! Es ruft wieder: „Heinrich"' „Heinrich!" „Heinrich!" Heinrich kommt nicht und antwortet nicht. Es ruft noch zehnmal und jeder weiß, es kann noch fünfzigmal „Heinrich!" rufen: Eine Nachhaltigkeit bis zur Zwecklosigkeit! Oder ein Knabe klopft an die Tür und wünscht den Lehrer zu sprechen. Er hört, drin wird geredet und der Lehrer antwortet nicht und öffnet nicht, weil er im Augenblicke nicht frei ist. Aber der Knabe fährt fort, zu klopfen und zu klopfen, bis sich die Tür auftut und er den Gefürchteteten in anderer Weise zu sprechen bekommt, als er es wünscht! Oder er klingelt. Aber es ist niemand zu Haus und die Tür tut sich nicht auf. Er klingelt nochmal und nochmal. Aber er klingelt auch fort bis in Endlosigkeit: Nachhaltigkeit bis zur Zwecklosigkeit! Oder anderes! Dieselben Spiele und dasselbe Spielzeug! Jeder besinnt sich aus seiner Jugendzeit her, es dürfte gar nichts Besonderes gewesen sein, etwa fünfzig Tage hintereinander jeden Nachmittag zwanzigmal Verstecken gespielt zu haben. Mit denselben fünf anderen Kindern und denselben sechs Versteckplätzen! Man stelle sich vor: Nicht mehr und nicht weniger wie tausendmal hintereinander dasselbe Spiel: Das zuletzt, wie man sich auch besinnen wird, regelmäßig nicht abgebrochen wurde aus Überdruß, sondern aus irgendwelchen anderen Gründen! Es ist eine Lebensäußerung, ein Geschmack, der der Kultur absolut fremd ist. Man denke, an irgendeinem Theater wird eine neue Posse gegeben, fünfzig-, hundert-, fünfhundertmal. Was für eine Zumutung, ein und derselbe sollte alle fünfhundertmal sich dieselbe ansehen! Einmal, zweimal, vielleicht eines Bekannten von auswärts wegen noch ein drittesmal: Aber dann ist's sicher genug und übergenug! Oder dasselbe Spielzeug! Ein Hund! Ein alter Lederhund! Noch so oft in den Regen geraten und hinter dem Ofen wieder getrocknet und jeder weißen Stelle schon lange verlustig: zuletzt im Badewasser abgescheuert und nun rauh und struppig wie keiner; dazu aller irgendwie vorstehenden Gliedmaßen schon längst beraubt: Und bis zuletzt der erklärte Liebling des Kindes! Oder das Kind fährt sein Schäfchen im Garten spazieren. Dasselbe erliegt endlich seinen Liebkosungen, so daß nur die vier Schafbeine noch auf dem Brett stehen: Aber da werden die spazieren gefahren! Bis auch von ihnen eins nach dem andern verloren geht und das Brett allein weitergefahren wird! Irgendein Onkel denkt sich zu erbarmen und beschafft eines Tages ein neues Schaf: Er bemerkt zu seinem Erstaunen, wie das Kind ihm, dem schönen neuen, sein leeres Brett auch weiter vorzieht! Und wenn die Puppe keinen Kopf und keine Arme mehr hat: wir wollen nicht sagen, daß das Kind die neue, die ihm der Weihnachtsmann bringt, nicht nimmt! Aber es wird im Anblick der alten nicht nach der neuen verlangen. Es wird die neue mehr

lange nicht alles ausprobiert, noch lange nicht alle Mittel und Wege durchversucht waren! Und wenn ihm in dem ewigen Herbstregen die Kartoffeln auf dem Felde verfaulen und der Hafer in den Garben auswächst und die Wiesen voll Wasser stehen, daß er überhaupt nicht hinunter kann, um das Gras zu mähen, und wenn er einem versichert, bei dem Wetter würde man mutlos und verzagt: Es ist, als könnte man ihm nicht glauben! Die Klagen kommen so sachlich, so ohne Schmerz und ohne Pathos heraus, daß sie einem nicht wahrscheinlich dünken wollen. Der Mann scheint in den Tiefen seiner Seele und seiner Weltanschauung einen unergründlichen Fonds von stiller, zufriedener Festigkeit zu tragen, den in Bewegung und in Unruhe zu versetzen ganz andere Dinge dazu gehören, wie ein verdorbener Herbst.

Drittens die Naivität! Über diese Eigenschaft bei Kindern bedarf es keines Wortes weiter. Und wenn die „erwachsenen Leute" noch so oft sprechen: So etwas darfst du nicht sagen! Diese Quelle, die erst die Jahre zuschütten, liefert in dem Alter stets reichlich.

Viertens die auch wieder aufs äußerste auffallende Ähnlichkeit der spielenden Energie! Beim Bauer in zahlreichen Sitten, beim Kinde in seinen noch weit zahlreicheren Spielen sich findend, beidemale eine kaleidoskopartige, buntfarbige Welt, vom Standpunkte der straffen Hochkultur ohne eigentlichen Zweck. Beim Kinde wird sie entschuldigt, weil das Kind im Ernste noch nicht mitzählt, beim Bauern wird es zu dem mancherlei getan, was an ihm überhaupt unverständlich ist. Dem Manne der straffen Hochkultur, der seine Quadern himmelwärts türmt, ist die kurze Lebenszeit, die ihm vergönnt ist, die ihm noch vergönnt ist, zu eng begrenzt, wie um sie auf anderes zu verwenden als auf, wie wir oben sagten, organisierte Energie. Er wird gegen das Toben und Schießen in den Zwölfnächten einwenden, daß dabei schon mehr wie einmal am Ende eine zerschossene Hand oder ein verlorenes Auge das Ergebnis gewesen, und gegen die Osterfeuer, daß durch sie schon manches Strohdach in Flammen aufgegangen sei!

Noch zum Schluß zwei sehr auffallende Ähnlichkeiten: Die Beharrung und der Mangel an Individualität.

Der konservative Zug bei beiden. Beim Bauer sehen wir ihn offen zutage liegen! Daß ein Kind besonders konservativ sein soll, dünkt einem vielleicht eine absonderliche Behauptung. Und ist es doch kaum! Auch in der Kindesseele liegt in breitem Strome eine Konsequenz, eine Beharrung, eine Nachhaltigkeit bis zur Zwecklosigkeit, auch in seinem Seelenleben gehen die Gedanken wie in der Bauernseele in einfacher, großer Linienführung, in Linien, die lang und langsam ausschwingen, die nicht gern sich kreuzen, abbrechen oder abbiegen lassen durch andere dazwischentretende. Einige Beispiele! Ein Kind steht an der

Der Advent.

Von **Rosa Fischer.***)

Draußen ist es eine trübe Zeit. Oftmals kalte Nebeltage, dann Schneegetriebe — dann wieder scharf und klar — Tage, an denen das Sonnengold aufsteigt — Nächte, in denen die Sterne schimmern und der helle Mond. Und kalt, und der Sturmwind, der um die Gehöfte heult und an den Fenstern rüttelt, — der Frost, der die Menschen bis ins Herz erschauern macht.

In dieser Zeit, wo draußen alles erstarrt ist in Gottes freier Natur, alles, was sonst die Menschen beglücken konnte, in dieser Zeit des ersten Winterwehes und der farblosen Adventtage, da erwacht in den Gemütern der Menschen ein tief innerliches Glück.

Noch gibt es freilich wohl Arbeit. Noch gehen die Düngerwagen aufs Feld und im Walde schlägt die Axt; auf der Tenne tönt die Drischel und zeitweise surrt die Maschine. Die letzten Schab **) sind auszuarbeiten und die Bohnen sowie der Kleesamen zu dreschen. Eine scharfe Kälte ist dabei erwünscht, weil alles Korn lieber herausgeht, und so stehen denn die Drescher in starken Stiefeln oder Holzschuhen, die Frauenspersonen oftmals in warmen „Filzpatschen" auf dem Tenn, meistenteils noch mit „Fäustlingen" bewaffnet.

Dann wieder heißt es einmal „Haarabziehen", nämlich das feine, silberglänzende Reistenwerg vom groben Rupfenen durch scharfzähnige Hecheln herausziehen, und mit einer Spindel alles zu gleichmäßigen runden „Wickerln" formen, wie sie gerade aufs Spinnrad passen — auch eine „Tennarbeit", bei der es zuweilen aufs Kälteleiden ausgeht. Anderseits gibt es für die Hausmutter oder „Saudirn" um diese Zeit überaus viel Patscharbeit bei den Schweinen, da das „Mästen" ***) im Zuge ist, und in den letzten Wochen vor den Feiertagen geht ein gründliches Waschen und Reiben im ganzen Hause an — alles in allem noch immer eine arbeitsreiche Zeit, und doch auch eine innige, sinnige, glückliche Zeit.

Ist die letzte Tennarbeit geschehen, dann läuft einer der Drescher in die Küche, kehrt den Holzwinkel aus und schichtet auf dem Herde Häfen und Reinen, Kochlöffel und Quirl, Schmalzpfandl und Mehlschauferl auf und eilt dann flugs wieder zur Türe hinaus.

Für die Hausmutter aber, die dann das „Kripplg'spiel" auf dem Herde sieht, bedeutet es eine Überraschung und heißt soviel als: „Den Stadlhahn her," nämlich einen gebratenen Hahn als letztes Drescher-

*) Aus dem für steirische Volkskunde so wertvollen Buche: „Oststeirisches Bauernleben". Österreichische Verlagsanstalt. **) Schon einmal gedroschene Garben. ***) Fettfüttern.

eine Ansicht der Eltern wie ein Wunsch des Kindes gewesen sein und mit nichten imstande sein, ihre Vorgängerin kurzerhand zu verdrängen. Oder weiter! Stets dieselben Geschichten! In der Beziehung sind, wie jede Mutter und jede Erzählerin weiß, die Kinder konservativ trotz jedes Bauern! Eine Geschichte fünfzigmal! Aber absolut nicht, wie alle Hochkultur will, fünfzig Geschichten, jede einmal! Und auch stets in derselben Fassung! Womöglich wörtlich jedesmal dasselbe wie beim vorigenmale! Eine Änderung in der Form ist durchaus ein sachlicher Fehler, den die Kinder nicht unterlassen, scharf zu markieren! Oder dieselben Gerichte! Ein städtischer Vater geht mit seinen zwei Söhnen über Land und nachdem endlich die zwei Stunden Weges von den kleinen Beinen zurückgelegt sind, wird zur großen Freude draußen zu Mittag gespeist! Was wird sich der Vater wählen? Sicher etwas Besonderes! Und wenn da auf der Speiskarte noch etwas Absonderliches steht: „Poissons aux confitures“! Er wird bei sich denken: Was soll das gar sein? Und wird sich's geben lassen! Während seine zwei Söhne sicher den ihnen bekannten und vertrauten Eierkuchen bevorzugen werden. Durchaus in breitem Zuge ein konservativer Zug in der Kindesseele: Wie beim Bauer.

Und endlich bei beiden der Mangel an Individualität! Wie kränkt es den Herrn Tertianer, daß er allein noch Pumphosen trägt, weil die Mutter besser auf Pumphosen eingearbeitet ist. Wie oft kommt er nach Hause: „Sie haben alle schon lange!“ Und wie nimmt die ganze Klasse Anstoß an dieser Ausnahme von der Regel! Bis dann endlich die ersten „Langen“ zur Firmung die Sache wieder ins Geleise und in den Bienenstock wieder Ruhe bringen? Und wie wird ebenso in der Mädchenschule die erste auffällig gefunden, die „schon“ Sommerkleider trägt, bis dann endlich die letzten übrig sind, die „noch“ keine haben und sich nun ebenso auffällig und unglücklich vorkommen, bis die Mutter sie auch ihnen verlängert und ausplättet. Dieselbe Scheu, von der Allgemeinheit abzuweichen, dieselbe Scheu vor Individualität und Silhouette, wie beim Bauer.

Es sind alles Ähnlichkeiten zwischen beiden, Beispiele von noch zahlreicheren. Man könnte noch an das Protzen und die Gefühlsarmut, an das Maßhalten und die Übersinnlichkeit, an den Trotz und die Gutmütigkeit beider denken.

Bauerntum und Kinderwelt — die Doppelstraße der Menschennatur.

Wieder schnurren die Spinnräder wie einst und wieder ist ein Haufen Kürbiskerne zum Ausschälen auf den Tisch geschüttet. — Früh ist es noch am Abend, vielleicht sechs oder sieben Uhr, und einige Stunden traulichen Rastens, tiefen Behagens haben die Leute vor sich, ein Behagen, das noch gehoben wird, wenn vielleicht der „Stör-Schuster“ im Hause ist und längs der Wandbänke oder vor einem niederen Tischlein sich eine Werkstatt errichtet hat.

Da ist es dann so gut sein. Bei den Nägeln und Stiften, Hammer und Zangen, Schuh-Örtl und Ahlen, bei Kneip und Schusterpech und noch verschiedenen interessanten Kleinigkeiten gucken die Kinder herum, und Klein und Groß verfolgt mit Anteilnahme die Leistungen der Schuhmacher. Hat ja doch jedes sein Interesse daran — muß ja doch der „Schuaster“ jedem etwas liefern — sei es ein Paar neue Schuhe, ein Paar hochröhrige Stiefel oder ein „Doppler“, ein Vorschub, Holzschuhe annageln oder Patsch'n b'setz'n, wie es eben den Dienstleuten als „Besserung“ versprochen ist und wie die Kinderfüße samt Vater und Mutter es bedürfen.

Nacheinander stellt im Laufe der Woche der Schuster die fertige Ware der „Zeil“ nach auf, klein und groß und blank gewichst, und mit prüfendem Blicke, freudig oder leise schmollend, betrachten die nunmehrigen Besitzer ihr Eigentum. Es ist ja nicht jeder Mensch gleich zufrieden geartet, und ein sauberes Schuhwerk, kommod und stark, will doch jedes haben.

Nach der neuen Arbeit kommt dann die alte. Und Himmel, was bringen da die Leute alles daher! Die zertretensten und zerrissensten Schuhe suchen sie zusammen und fragen dann keck oder schüchtern den Schuster, ob und was da zu machen sei. Er prüft, urteilt, sagt, er werde sie schon machen und stellt nacheinander die Schuhe unter die Bank.

Diese alte Arbeit gibt aus „wie a Bettlersterz“ *) und könnte eines wohl den Appetit verlieren dabei, aber der Störschuster ist so etwas gewohnt von Haus zu Haus, und wohlgemut hammerlt und klopft, näht und pappt er darauf los und abends, wenn so die Hausleute beisammen sind und der Schuster oder der Geselle oder sonst jemand allerlei kurzweilige Geschichten erzählt, da mögen sie sich wohl nicht trennen und ihr Bett aufsuchen bis in später Stunde.

Es ist gar so wohlig in dem eigentümlichen Duft von Papp und Pech und Tabakrauch, und wenn die wassergefüllten Glaskugeln am Lampengestell einen schimmernden Lichtschein werfen auf die Arbeit von Meister und Gesell. Und so schnurren die Spinnräder und plaudern die Menschen und draußen liegt die Winternacht, kalt und still.

*) Ein nicht gutes Essen.

mahl. Stadlhahn gibt es nun meistens keinen, wohl aber sonstiges Fleisch und schmalzgebackene Krapfen.

Ein „bummelwitziges“ *) Menschenkind aber geht mit einem strohgeflochtenen oder hölzernen, meist bandgeschmückten Schlüssel zum Nachbarhause, sagt einen Spruch, daß sie daheim den Tenn zugesperrt hätten, und die Nachbarn sollten's auch tun, den Schlüssel bringe es mit — und läuft dann eiligst wieder heim. — „Tennschlüssel weitertragen“ nennt man diese Neckerei, und ist es eigentlich für die nicht so fleißigen Nachbarn eine Art Gespött, weshalb der Überbringer des Schlüssels schauen muß, daß er weiter kommt, um nicht mit einem Wasserguß oder etwas ähnlichem **) für seine Keckheit belohnt zu werden.

Im übrigen kehrt mit dem Schluß der Tennarbeit und insbesondere wenn ein tiefer Schneefall niedergeht, so recht das Behagen und die Ruhe ein ins Bauernhaus.

Kurz ist der Tag und lang die Nacht und darum werden die frühen Abendstunden schon wieder ausgenützt zur gemeinschaftlichen Nachtarbeit und traulichen Rast.

Früh wird abgefüttert und die Buben, die den Tag über vielleicht ihren Schlitten hervorgeholt haben und weit ausgefahren sind auf abschüssiger Bahn oder die „geschneebelt“ und Schneemannderl gemacht haben in kindlichem Übermute, sie drängen nun im Dunkelwerden um den warmen Herd, tun Späne anbrennen beim Feuer und schwingen sie wie glutige Räder im Kreise, bis die Mutter sie verjagt mit ihrem „Umzündeln“.

Von den Mädeln strickt vielleicht eines beim Feuerscheine des Ofens und ein anderes sitzt etwa unten im Kuhstall auf dem Melkschemel und läßt sich von der Waberl oder Mirzl eine „Gschicht'“ erzählen von Räubern und Geistern oder sonst schaurige Sachen, bis die Kuhdirne fertig gemolken, gestreut und noch einmal eingefüttert hat und nun mit mahnendem „Gehst vüri!“ ***) „Umisteh!“ †) die letzten Handgriffe macht.

Und dann, wenn die Tiere friedfertig kauen und auch die Mitzikatze schnurrend ihr Milchlackerl sich erbettelt hat, nimmt die Dirn Melksechter und Laterne, schaut noch einmal zurück auf ihr anvertrautes Vieh und geht dann über die Grede in die Küche hinauf.

Die Milch wird „g'siech'n“ ††) und gleich gestellt, und dann greift die Magd um den Laib Brot und Krug Most und setzt sich gleich den anderen Hausbewohnern zur Jause nieder. Darauf wird angerichtet und gegessen und nach dem Nachtmahl gehn Herrenleute, Kind und Gesinde in die warme Stube hinein.

---

*) Übermütiges. **) Etwa Anschwärzen mit Kohlen. ***) Gehst Du vorwärts! †) Hinüber steh! ††) Geseiht.

bet'n?" — Wie sollten sie da nicht niederknien und hastig und stockend, weinend und angstvoll zu beten anheben: „Vaterunser, der du bist in dem Himmel" bis zum „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder" — und noch mehr — den „Glauben" und die zehn Gebote Gottes, bis der Niklo abwinkt und sagt, es sei schon gut.

Dann kommen erst die Lehren und die guten Versprechungen — es kommt eine mächtige Rute, und schließlich sagt der Niklo milde, weil die Kinder so brav seien und schön beten könnten, kriegen sie jetzt was. Und aus einem mitgebrachten Säcklein nimmt er Äpfel und gedörrte Zwetschken, Nüsse und Zuckerwerk und legt es in die zitternd hingehaltenen Hände.

Damit nimmt er Abschied, sagt noch: „Schön brav sein und schön folgen und fleißig beten," und schreitet zur Türe hinaus, der furchtbare Bartl vor ihm. Die Kinder aber atmen auf, lächeln und kosten ihr Naschwerk. Schließlich werden sie gut aufgelegt und sprechen dann halblaut so manche Beobachtung aus. Der Niklo habe so rar ausgeschaut bei den Augen und ein Banderl hätte er angemacht gehabt, als ob er eine Larve anhabe, und der Bartl habe so eine Stimme gehabt wie ein bekannter Bursche aus der Nachbarschaft.

Gleichwohl geben sie sich zufrieden und die Kleineren schon gar, denen kommt kein verwegener Gedanke. Vielmehr stellen sie allesamt ihre sauber geputzten Schuhe vors Fenster, auf daß der Niklo „einlegen" soll über Nacht und im Frieden schlüpfen sie ins Bett.

Schlimmer aber schaut es dort aus, wo die Kinder schon so groß und gescheit sind, daß sie „nichts mehr glauben". Da kommt es dann wohl zum Widerstand und Kampf gegen den Niklo, bis er eines oder das andere anhängt mit der Kette und mit hinauszerrt in die Nacht. Insbesondere auch jungen Dirnen kann dies passieren, wenn sie nicht rechtzeitig flüchten, und der Halterbua, der seine Stalltüre zuspreizt mit Mistgabel und Besen — er ist auch nicht sicher, daß sie ihn hinauszerren in den Schnee, wenngleich er in den Futterbarren schlüpft und warnend sagt: „Zu meiner blaselt'n Kuh darf niemand vüra, sie stößt."

So gibt es wohl manche laute Hetze in dieser Nacht und manches helle Lachen. Allmählich aber wird es still und um die Fenster webt ein trübes Zwielicht. Zwischen den Fenstern aber stehen die Kinderschuhe der Reihe nach und behutsam legt eine sachte, gute Mutterhand Backwerk und Obst in die Schuhe ein, vor allem aber auch in jedes Paar einen schönen, lebzeltenen Niklo und einen recht „schiach'n"*) Bartl.

Und wenn dann in der Frühe die Kleinen erwachen aus süßem, sanftem Kinderschlaf, da kommt ihnen die Erinnerung an das, was

*) Häßlich, schrecklichen.

In diese Stille klingt einmal ein Ton — Kettengerassel. Es ist der Abend vom fünften auf den sechsten Dezember und — der „Niklo“ *) kommt. Das ist wohl ein Schreck.

Die ganze Woche über sind die Buben schon „duckmausig“ **) gewesen, wenn die Nacht kam, und angelegentlicher als sonst haben sich die Mädeln an die Mutter gehalten, sobald es dunkel wurde. Und heut' schon gar! Eine brennende Angst malt sich auf den kindlichen Gesichtern und das Verlangen nach der Bescherung des Nikolos wird übertäubt von der Furcht vor der schrecklichen Erscheinung.

Wie oft im Jahre, wenn die Kinder schlimm und ungehorsam waren, ist ihnen gesagt worden: „Wart's nur, wenn der Niklo kommt, er packt Euch mit!“

Wie oft ist ihnen erzählt worden, daß er droben wohnt auf der Alm, auf der „rot' Sohl'n“ ***) und daß er die schlimmen Kinder mitnimmt, hinauf in den tiefen, tiefen Schnee. Und Zell-Wallfahrer haben erzählt, daß sie den Niklo sitzen haben gesehen in seinem hölzernen Häuserl auf der „rot' Sohl'n“, mit seinem langen, weißen Bart und dem Bischof-Stab und mit den zwei „Barteln“ an seiner Seite. Und wie er versprochen hat, daß er kommen wird und fragen, ob die Kinder recht brav sind und fleißig beten.

Und jetzt ist er da. Oftmals haben die schlimmen Buben gesagt, es gibt keinen wirklichen Niklo, es tue sich nur jemand so herrichten, und sie würden nicht beten.

Und die Starken behaupteten, sie würden dem Niklo die Larve herunterreißen.

Dann aber, als der Abend kam, sind sie dasig geworden und furchtsam, und jetzt auf einmal dieser Ton. Die Größeren flüchten — wo denn hin? Unters Bett, auf den Ofen — sie kommen zu keinem Ziel. Die Kleineren klammern sich an die Mutter, bitten um Verzeihung, bitten, daß sie ihn nicht hereinlassen soll und versprechen alles Gute in fliegender Angst.

Aber schon geht die Türe auf und brummend und kettenrasselnd kommt eine furchtbare Erscheinung herein — meist weiß gekleidet, mit hoher Bischofs-Kappe und wallendem Barte, der Niklo, und hinterdrein der „Bartl“ im rauhen, schwarzen Pelz mit glutroter, heraushängender langer Zunge, mit schwarzer Larve und einem Buckelkorb auf dem Rücken, aus dem schon ein Paar Schuhe herausschauen, wie von einem kopfüber hineingesteckten Buben.

Und wie der Bartl jetzt mit der Kette rasselt und der Niklo so furchtbar gröhlend sagt: „Habts keine schlimmen Kinder? — Werds

*) Der Nikolaus. **) Demütig. ***) Ein Alpenpaß über die Hohe Veitsch.

Nacht durch die grauwogende Nebelmasse eine schimmernde Lichtsäule entgegenströmt, das Licht am Heimatherde.

Und in der Früh, wenn die Leute zur Rorate gehen, was liegt erst auf diesem Weg und über diesem Gottesdienste für eine heilige Weihe. Schon das Hinwandern zur Kirche, wie ist es schön, wenn der Mond am Himmel steht, hell und voll oder als schmale Sichel, die gegen Westen sinkt, und wenn die Sterne funkeln und blitzen, der glänzende Abendstern, der kleine und große Wagen oder die „Henndelhenn", wie man das kleine Siebengestirn nennt. Dann die Milch- oder Romstraße und die Zeilsterne.

Die Leute beurteilen nach dem Stande der Sterne die Zeit und haben ihre Freude an dem schimmernden Bilde. Und ringsum an Weg und Pfad und übers einsame Land schimmert und blitzt es auch — es ist der Reif, der Schnee, der im Mondenscheine glitzert. Übers Hügelland hinauf aber schimmert wieder ein Sternlein ums andere auf, Lichtlein im Menschenheime. Manche brennen so hoch oben am Bergkamme, wo Himmel und Erde sich einen, so daß man nimmer mehr weiß, ist's Lichtlein oder Stern, was droben scheinet.

Wenn aber die Nächte dunkel sind und dunkel der Advent-Morgen, da ist es wieder schön — schön, wenn die Leute mit Kienfackeln öder Spanleuchten von den Bergen nieder, aus den Taldörfern und von den einsamen Höfen der Kirche zugehen. Wie leuchten da weither schon die Lichter und wie schlägt der Fackelschein an die Fenster der Häuser, die nahe oder ferner am Wege stehen. Leise plaudernd und munter fürbaß gehend folgt manchmal eine kleine Schar dem Lichte und der Träger desselben räuspet zeitweise seine Leuchte auf dem Erdboden oder an einem Stamm am Wege ab.

Knisternd sprüht es wieder auf und die Funken fliegen verglühend in den Lüften. Breithin fällt der Flammenschein, ein Schein, der wiegend hinziehet. Der heimatliche Duft des Spanlichtes liegt in der Luft und hie und da auf dem Wege knistern verglühende Reste, ein Bündel niedergebrannte Späne, die die Menschenhand nimmer halten konnte. Auf dem Boden glimmen und brennen sie noch und leuchten manchem Menschenkind, das mit dürftigem Laternenlicht oder still und lichtlos seines Weges zieht.

Und dann, dann kommt das Gotteshaus und alle Lichter draußen löschen aus. Denn drinnen ist es hell, so licht und so schön, daß es den Naturkindern, den arbeitsharten Menschen wohl zuweilen ist, als gäbe es nichts Schöneres, als sei es ein unendliches Glück, mitten unter den Gläubigen knien und weilen zu dürfen, wenn die Weihrauchwolken hinziehen zum Altar und hin über die ganze Gemeinde, und wenn die Orgel tönt und die weichen Lieder klingen.

gestern war und ein Blick, jäh und schüchtern, trifft das Fenster. Dann ein Jubelruf und wieder ein schreckhaftes Bangen, bis sie allmählich in brennender Neugierde die Scheu überwinden und das Fenster öffnen, um zu schauen, was der Niklo eingelegt hat.

Und wie sie sich dann freuen und einander die Gaben zeigen, den schönen Niklo und den schreckhaften Bartl, wie sollte nicht bei so viel Süßigkeit alle ausgestandene Angst überwunden sein, trotz der zwischen den Schuhen lehnenden Rute?

Solch ein Nikolausabend mit seinem Schauder und solch eine Bescherung in graudämmernder Morgenfrühe haben etwas unendlich Reizvolles und Trauliches an sich. — —

Von dieser weltlichen und kindlichen Freude hinweg führt der Advent dann zu einem anderen Glücke, das auch in überaus reichlichem Maße die Menschenherzen erfüllen kann — zu dem in dieser Zeit so besonders schönen und beseligenden Gottesdienst.

Das Bild Marias als unbefleckte Jungfrau steht blumengeschmückt auf dem Altare, von Schleiern umhüllt, von Lichtern umschimmert. Und zu diesem Bilde heben sich die gläubigen Blicke und klingen die herzinnigen Lieder empor, sei es bei der „Andacht“ im Abenddämmern oder bei der „Rorate“ im frühen Morgengrauen.

Das sind selige Stunden für das Volk — abends meist für die Kinderwelt und für jene Erwachsenen, denen es ihre freie Zeit gestattet und ihr schönheitssehnsüchtiges Gemüt verlangt, einer herzinnigen, süßen, schimmernden Feierlichkeit beizuwohnen — morgens aber für jene ernster veranlagten Menschenkinder, denen eine heilige Messe über allen anderen Gottesdienst geht.

Wie eilen da zur Andacht im Dämmersinken die Leute der Kirche zu, indes am Himmelssaum das Abendrot verglüht; wie lehrt man die Kleinen auf dem Arme und an der Seite, aufschauen zur „Himmelmutter“, bei der die vielen Lichtlein brennen und wie freut man sich auf den Gesang, der nach der Litanei die „Andacht“ beschließt.

Freilich, oftmals ist ein Stück weltliche Schönheitsfreude und Kunstgenuß sehr nahe und auch der abendliche Spaziergang nicht ohne Reiz, und insbesondere die Schulbuben erlauben sich auf dem Heimwege viele Torheiten und Tändeleien. Da kommt es dann zuweilen unter den Angehörigen der verschiedenen Gemeinden wohl zu Streit und Raufereien, und die Kleineren und Schwachen, insbesondere die Mädeln, trachten wohl zeitlich heimzu oder schauen, daß sie jemand bekannten Großen treffen.

Und dann ist's wohl lustig, wenn sie auf mondhellen Straßen unterm Sternenhimmel heimzu wandern, oder wenn ihnen in dunkler

Lange vor Weihnachten schon wehte in den deutschen Alpenländern und in den angrenzenden Gebieten Festesluft; jedes kleine Dorf hatte in irgend einem Bauernhause sein „Krippel", das zu besuchen und an den dabei vielleicht aufgeführten Spielen sich zu ergötzen die Freude der Kinder und der Großen ausmachte. In dieser frommen, ehrfürchtigen Stimmung entstanden in dem kindlichen und naiven Volke die Weihnachtslieder, insbesondere aber die für die Alpenländer charakteristischen dialektischen Hirtenlieder. Sie wurden entweder bei den Hirtenspielen vor dem Krippel gesungen oder an dem heiligen Abende in der Familie und an den Festtagen in der Kirche selbst.

Den kleinen, armen Gotteshäusern in den Gebirgsdörfern fehlte häufig die Orgel. An deren Stelle traten bis gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts die „Kirchensinger", ernste, oft angesehene Männer der Gemeinde, welche den Gottesdienst durch ihren Gesang verherrlichten. Besonders für die Festzeit und da wieder ganz besonders für das Christfest, wurden zu den alten Liedern neue gemacht.

Dr. Hartmann sagt darüber: „Ein Kunstdichter dürfte wohl seinen ländlichen Kollegen beneiden, dessen schlichtes Werk unter so hochpoetischen Umständen in die Öffentlichkeit trat: in der heiligen Nacht, angesichts eines der höchsten religiösen Akte und selbst mit einer welterlösenden Botschaft als Inhalt, vor der aus Tal und Höhen zusammengeströmten, atemlos lauschenden Gemeinde!"

Nicht alles, was da entstand, war gut, aber nur das Gute wurde vom Volke aufgenommen, weitergesungen, abgeändert und zersungen und so zum Volksgute gemacht, während das Mittelmäßige und Schlechte rasch wieder in die Vergessenheit zurücksank.

Ein großer Teil dieser Gesänge lebt zwar heute nicht mehr im Volke — die „Kultur" hat sie zugleich mit der treuherzigen Kindlichkeit verdrängt — aber deutscher Sammeleifer hat hier besonders fleißig und erfolgreich gearbeitet und zahlreiche herrliche Blüten der Volksdichtung der Vergessenheit entrissen.

Der Gegenstand, die Geburt Christi, wurde in den verschiedensten Arten vorgetragen: Einfache, betrachtende Lieder und Lobgesänge, erzählende Lieder, Hirtenlieder, Hirtenspiele und endlich die großen Weihnachtsspiele, welche alle Ereignisse von der Erscheinung des Engels bei Maria bis zu dem Kindesmorde durch Herodes behandeln.

Wir finden in Dr. Karl Weinholds Sammlung über 40 Weihnachtslieder und -Spiele, in Dr. Matthias Lexers „Kärntnerisches Wörterbuch" 37, in der Sammlung steirischer Volkslieder von Dr Anton Schlossar 85 Lieder, in Dr August Hartmanns „Volkstümliche Weihnachtslieder aus Bayern, Tirol und Salzburg" 152 mit Melodien und in der großen, beinahe erschöpfenden Sammlung: „Weihnachtslieder

„Maria, sei gegrüßet,
Du lichter Morgenstern —
Der Glanz, der dich umfließet,
Verkündet uns den Herrn.“

Oder das alte Adventlied:

„Tauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab.“

Dann wieder die so süßen Marienlieder:

„Geleite durch die Welle
Das Schifflein treu und mild“

und:

„Es blüht der Blumen eine
Auf ewig grüner Au“

sowie das wunderbar schöne:

„Wir schmücken dir
Dein goldenes Haar
Mit Rosenzier
Und Lilien klar“

und jenes mit dem stets wiederholten Schlußsatz:

„Süße Mutter, süße Mutter,
Süße Mutter, segne uns!“

Wie sollte es da den Menschenkindern bei so viel Licht und Duft und süßem Sang und Klang nicht sein, als täte sich der Himmel vor ihnen auf?! Und mit diesem Himmelsahnen im Herzen treten sie hinaus ins graue Dämmerlicht des trüben Adventtages oder in das Morgengold, das sich von Osten her ergißt über die reifstarrende Welt. Und die Sonne kommt lieb und warm und daheim im Bauernhaus wartet ein freundlich Gesicht auf die Kirchgänger und ein gutes Frühstück.

Weihnachtslieder in den deutschen Alpen.

Von **Karl Kronfuß**.*)

Kaum irgend ein Gegenstand hat auf die Phantasie des Volkes so befruchtend gewirkt wie die Ereignisse um die Geburt des Heilands. Selbst die allbezwingende Liebe hat nicht so viele Lieder zu schaffen vermocht.

*) Aus der volkstümlich sehr wichtigen Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“. Herausgegeben von J. Pommer, Wien.

Oder als Antwort des Hirten auf die Auskunft des Engels über die Geburt Christi:

„Ei so loig, was falld dir ein,
wird g'wiß Gott so narrisch sein,
und wird g'wiß zu uns aba kema,
mecht uns ja wohl aufi nehma,
ich gieng ja mit größter Freud,
wa ma wohl der Weg nicht z'weit."

Nie wird aber das Gefühl verletzt, immer atmet trotz der Derbheit das ganze Gedicht naive, treuherzige Andacht und Frömmigkeit.

Die meisten Lieder beginnen mit dem Erwachen eines oder mehrerer Hirten und mit dem Erstaunen über die durch den Stern hervorgerufene ungewöhnliche Helligkeit:

„Was wunder hitzunder, was han i dablickt,
Stehts auf, meine Buama, und schauts, was Gott schickt,
Habs nie a so g'seha, was leicht denn so schen,
Es muß sein was g'schäha, wir müessen hingeh'n,
Dort in da Stadt Betlaham, moani daß brinnt,
Seynt fremde Leut kema, die Stadt hamt anzint."

Manchmal bewirkt der Gesang der Engel das Erwachen:

„Potztausend was hör ich für a Stimm,
Was hör ich für a Gsang,
Der Himmel, der ist ja Geigen so voll,
Es ist ein englischer Klang,
Es singen und springen und pfeifen so schön,
Trompeten und Pfeifen, die lassen 's aufgehn,
Daß ich, mein Oad, auf dieser Erd,
Kein schönere Musik hab g'hert."

Sehr drastisch wird der Unwille über die Störung der Ruhe nach der harten Arbeit ausgedrückt. Häufig erscheint der Engel, oder es wird von dessen Erscheinen erzählt.

Nun machen sich die Hirten auf, um auf Grund der Fingerzeige des Engels den Weltheiland zu suchen und ihm zu huldigen. Der Führer der Hirten ist seiner Leute nicht ganz sicher, ob sie sich angemessen benehmen werden, er gibt häufig gute Lehren:

„Pst, Pst! liebe Buama,
Blatzt nit so grob drein,
Wer 's Kindl will seha.
Muß höfla sein."

Rührend ist das Mitleid mit dem kleinen Kinde, das im rauhen, kalten Stall in hilfloser Armut gefunden wird:

„A Stall is sein' Hörberg,
Der is voller Klüft,
Es mag der Wind einiwah'n,
Wo er zutrifft;
Der Esel und Rind,
Bedienen das Kind,
A Sach', die ma nicht gleich
Wird antröff'n g'schwind."

und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol“ von Wilhelm Pailler gar an 340 solcher Spiele und Lieder. Außerdem kommen noch Weihnachtslieder vor in den Sammlungen von Süß (Salzburg), Tschischka und Schottky (Niederösterreich), Dr. Anton Werle, Rosegger und Heuberger (Steiermark) und anderen mehr. Die Anzahl der diesen Sammlungen gemeinschaftlichen Lieder ist nicht sehr groß, auch ist, trotz der größten Gründlichkeit und Ausdauer, sicher nicht alles erhalten, was gefunden wurde.

Es tritt uns hier also eine ungeheuere Reichhaltigkeit der poetischen Arbeit des Volkes entgegen und Wilhelm Pailler hat gewiß recht, wenn er sagt: „Woran die größte Dichterkraft scheitern müßte, einen und denselben mageren Stoff beinahe fünfhundertmal und stets mit eigentümlichem Zuge zu bearbeiten, das hat hier die frischquellende poetische Ader unseres Volkes geleistet.“

Der Ursprung dieser herrlichen Volkspoesien reicht bis auf die lateinischen Weihnachtshymnen der ersten Zeit der christlichen Kirche zurück, die man ins Althochdeutsche übersetzte. Im XI. Jahrhundert schließt sich das gemischt lateinische deutsche Lied an (In dulci jubilo, nu singet und seit fro) und in das XII. Jahrhundert setzt Weinhold das erste auf Weihnachten bezügliche Lied in deutscher Sprache. Von da an fließt der Born reichlicher; viele der heute noch bekannten oder in Handschriften vorkommenden Hirten- und Weihnachtslieder weisen auf das XV. und XVI. Jahrhundert zurück.

Die Weihnachtslieder sind zumeist sehr lang, es kommen Lieder mit über 30 Strophen vor; der Strophenbau ist ausgebildet, längere Strophen von sieben bis zehn Zeilen sind bevorzugt.

Die Ereignisse um die Geburt des Erlösers werden breit und ausführlich nach der Anschauungsweise des Gebirgsbewohners schlicht erzählt, aber auch schwungvolle, herrliche Bilder sind nicht selten. So heißt es einmal zur Erklärung der Jungfräulichkeit der Gottesmutter:

„Die göttliche Sonne durchscheint den Kristall,
Tritt hinein, tritt heraus und macht doch kein Mal.“

Die ferne Vergangenheit wird zur Gegenwart, der Ort der Handlung wird nach den gewohnten Örtlichkeiten der Heimat beschrieben. Jahreszeit, dann auch Sitte und Tracht wird wie in den Alpenländern aufgefaßt und dargestellt. Die mithandelnden Hirten haben durchwegs die ortsüblichen Taufnamen:

„Riepl, Jagl, Hansl, Stöfl,
Wastl, Bartl und sein Bua.“

Auch ein derber Scherz wird oft eingeflochten:

„Han ja no nie Tag hör'n leuten,
und jetz is schon so schen liecht,
daß ma jeden Floh schon siecht.“

Anderswo heißt es:

„I bring ihm a schnölla *) und a Kohlmoasen drein,
wanns anfangt zum locka, wie wird 's Kindl s' g'freun."

Die Zärtlichkeit für das geliebte Kind tritt hier bei der Geschenkwahl am meisten hervor und läßt den armen Hirten in ihrer überströmenden Zuneigung die größten Opfer bringen. Auch Josef geht nicht leer aus; er erhält einmal ein Paar „Beistling":

„Damit er ihm kan
die Händ warma dran,
wie bald wär's geschehn,
dast er dafruh der alt Man."

Häufig wird das heilige Elternpaar gescholten, daß es mit dem zarten Kinde keine bessere Herberge genommen habe:

„Was falt enk den ein,
daß mit den kloan Kind
in der Kältn da mögts sein
gehts trachts a wenigs fort,
i hab a kloans Häusl
auf an Bergl stehts dort.

A Stuberl schen warm,
geh Vata nimms Kindl,
nimms auf deine Arm,
du Mutter gehst mit,
du siehst, daß für enk da
koan Herberg net ist."

Nun wird Abschied genommen und den Eltern Sorgfalt für das Kind ans Herz gelegt. Gewöhnlich schließt ein Gebet an das Jesukind um Fürbitte für eine selige Sterbestunde oder Verzeihung der Sünden mit treuherziger Vertraulichkeit das Lied:

„So pfütt dich liebs Schatzerl, mein Herr und mein Gott,
ich bitt sey uns gnädig in Leben und Tod,
o mein Gott wie kränkent mich Sünden so sehr,
die ich hab begangen, o liebreicher Herr,
jetz wirds nimma g'schehn, ich sags mit Herz und Mund,
so du derfst dich verlassen, liebs Schatzerl, löb gsund."

Sämtliche hier angeführten Beispiele sind einer Handschrift aus dem Salzkammergute, mit der darin angewendeten charakteristischen Rechtschreibung wörtlich genau entnommen. Die Handschrift, wahrscheinlich von einem der alten, jetzt ausgestorbenen Kirchensänger herrührend, enthält über fünfzig geistliche Lieder, darunter gegen dreißig Weihnachts- und Hirtenlieder.

In einigen Orten des Salzkammergutes, auch in Schladming, werden am Christtage heute noch Hirtenlieder in der Kirche gesungen. Die Melodien der Lieder sind der passende Ausdruck der Weihnachtsstimmung und der Freude des Volkes, sie sind unlösbar mit den Worten verbunden. Gewöhnlich wird mehrstimmig nach dem Gehör gesungen, etwa: Die Führungsstimme mit der eigentlichen Weise, die Fistel- oder Frauenstimme als Überschlag und ein einfacher Baß.

*) schnöllö = ein Vogelhaus, worin mittels eines aufschnellenden Gitterchens der Vogel gefangen wird. Niederösterreichisch: Moas'ntrucha.

Tief empfunden wird hiebei die Liebe Gottes zu den Menschen, für die er dieses schwere Opfer gebracht hat.

„O Lieb', wie mächtig war dein' Gewalt,
Daß du Gott in des Menschen Gestalt
Vom Himmel hast gezogen.
Das ewige Gut,
Ist Fleisch und Blut,
Hat menschlich' Brüst gesogen."

Der packende Gegensatz zwischen dem kleinen Kindlein und dem allmächtigen Gott wird häufig behandelt:

„Dies Kindlein war der gewaltige Gott,
Der Himmel und Erden erschaffen hat,
der alle thier bekleidet,
der alles erhält,
was in der Welt,
Kein Hilf wurd ihm erzeiget."

Und später im selben Liede:

„Der sonst mit Blitz und Donner schlagt,
mit schwefel, Pech und große plag,
die Sünder pflegt zu Straffen,
der ist gar klein,
und leidet Pein,
hat jetzt kein gwer noch waffen."

Aber der praktische Sinn des Bauers beschränkt sich nicht auf das unfruchtbare Mitleid; trotz der eigenen Armut kann er ja hier immer noch helfen und Gaben für die Nahrung, Kleidung, Unterkunft, ja sogar für die Erheiterung beisteuern. Höchst mannigfaltig sind diese Geschenke und gar nicht erschöpfend anzuführen:

„Schau Schatz, da han i dir a Lagal voll Milch,
a etliche Ayrln, es sand halt nit vill,
a sechs barl Semmel,
a junges barl Henal,
und in an klain Sakel an Grieß und a Mehl,
in an Schachterl a Butta, in an gspaterl *) an Zuga,
in an Testel a Salz, in an Haferl a Schmalz."

In einer anderen Strophe:

„O mein Kind, i han dir a Lamperl zeckfoast **),
wohl von a klaren Leinwath ha i da a Pfoad."

Ein anderes Lied sagt:

„Geh Hansel, köpf gschwind a zwo Anten und Gäns,
brats, schau aban, dastas nit öppa vobrenst,
nim d' Födern und d' Pflau,
wir wölln geh g'schwind schaun,
daß ma für's kloan Buewall,
a kloans Betterl zam baun."

---

*) gespaterl = kleine Schachtel.
**) zeckfoast = dick wie ein vollgesogener Zeck.

Da hast es!

Da Lipp, der sagt zum Hiasel:
„Pfui Teufel, dummer Tapps!
Sag, schamst di du denn gar net —
Saufst alleweil nur Schnaps!"

Da schaut n an da Hiasel
So schlau und do so blöd
Und sagt zu eam ganz zurni:
„Gel, das verstehst halt net;

Wann i an Schnaps tua trinken,
Werd i a andrer Mann —
Und wann a andrer Schnaps trinkt,
Was geht denn mi das an!"

Heimgärtners Tagebuch.

Vom Wetter des Jahres.

Jetzt will ich wissen, wie in diesem vergangenen Jahre die Witterung war — aber vor Schauen habe ich vergessen zu schreiben. Und nichts vergißt man so schnell, als Sturm, Regen und Sonnenschein, wenns vorüber ist. Außer man ist jemand, dem der Sturm das Haus zerrissen, der Regen die Wiesen verschwemmt, der Sonnenschein die Ernte verbrannt hat.

Will aber doch nachsehen, was in meinem Gehirn hängen geblieben. Mir ist, als wäre das Wetter eine Freude gewesen das ganze Jahr. Es war so lebhaft, so energisch und doch so gutmütig dabei, wenigstens bei mir daheim. Im Winter hatte das Gebirgsland Schnee wie seit vielen Jahren nicht. Dachfensterchen, um die sich seit Menschengedenken niemand gekümmert hatte, als die Schwalben und die Katzen, genossen auf einmal die Ehre, als Haustür zu dienen, durch die allein man ins Freie gelangen konnte. Dann im Frühjahre kamen aus den Hochtälern die braunen, wallenden Wässer, aber selten eins sich grob am Eigentum der Menschen vergreifend. Und hernach der warme, sonnenreiche Sommer. Bis in den Juli hinein hatte er gleichwohl zu tun, um vom Hochgebirge die weiße Kruste loszulecken, aber dann kam keine Schneeflocke mehr den Sommer über. Es kamen glühend heiße Tage, am Himmel erschienen die ungeheuerlichsten Wolkenungetüme und fast jede Wolke donnerte. Aber die Wetteregen waren, mit Ausnahme einiger flüchtiger Hagelstriche, nicht schwer und zogen rasch vorüber. Trotzdem weiß ich mein Lebtag nicht so viele Elektrizitätsentladungen als in diesem Sommer. Die Zeitungen brachten Tag für Tag Nachrichten von verheerenden Blitzschlägen und ich behaupte, daß wir in unserer Gegend mindestens ein halbes Hundert Gewitter gehabt haben; aber nicht ein einziges zur Nachtzeit. Mancher Tag brachte zwei schmetternde Donnerwetter oder drei oder noch mehr. Oft eines

Diese Art geistlicher Lieder soll uns nicht nur wegen der darinnen waltenden herzerhebenden, innigen und treuherzigen Andacht wert sein, sie lassen uns unserem Volke auch ins Herz schauen. Sie sind ein Denkmal der Kultur desselben, seines Webens und Schaffens, seiner Sitten und Anschauungen und seines gesunden Humors. Sie stellen ein wertvolles Denkmal des Volksgemütes dar und in keinem deutschen Hause sollen Sammlungen derselben, wie die von Dr. August Hartmann oder von Wilhelm Pailler, fehlen. Bei der Weihnachtstanne und öfter in der Familie sollten sie wieder erklingen diese kindlichen Lieder unseres Volkes.

Bauerngspoaß.

Mundartgedichte von Ferdinand Stechauer.*)

Motto: Ma tuat halt, so is s Brauch am Land.
Statt woana — liaba lachen.

Was da Teufel is.

Da Seppel und da Lenzel,
Dö stehngan beianand
Und reden mitananda
No — so von allerhand.

Von Dokta Faust aa redens
Und von sein Höllenzwang,
Aa von dö schwarzen Teufeln,
Dem Lenzel wird fast bang.

Da fragt er dann den Seppel,
Ob wohl die Sach aa gwiß?
Aa möcht er gern es wissen,
Was wohl da Teufel is?

„I hab mit eam Bekanntschaft,"
Mant drauf der schlaue Sepp,
„Wannst d zahlst an halben Liter,
So sag i dirs, du Depp!"

„Meinswegen," sagt da Lenzel,
„Das zahl i schon dafür!" —
„No nacha greif halt eini
Da, in den Sack bei mir!"

Da Lenz, der tuats — der Seppel
Fragt: „No, was is da drin?"
„Gar nix! das is so sicher,
Als i da Lenzel bin!"

„No siehgst," sagt drauf da Seppel,
„Daß da nix drinnat is,
Das is ja ebn da Teufel —
Jatzt man i, waßt es gwiß!"

's Farbengspiel.

Ganz nah bei Wean, da hat a Bäurin
An Garten ghabt, an großen,
Was ihr da wachst, das tragts in d Stadt nei,
Drum hats alls fleißi gossen. —

Da nimmts amal ihrn Buam mit außi,
Der soll ihr s Wasser tragen,
Da siecht er s erstemal an Wirsing —
Glei tuat er d Muatter fragen:

„Was is denn das?" ‚No,' sagts, ‚a Blaukohl,
Der gar beliabt in Wean is!'
„Was schaut er denn so rot aus nacha?"
‚No weil er halt no grean is!' —

*) Aus dem Büchlein: „Was da Hias und da Hans beim Keanliacht dazählt." Heitere Dialektdichtungen zum Vortrag in geselligen Kreisen von Ferdinand Stechauer. Selbstverlag des Verfassers. Rottendorf-Landegg.

Widerschein der Birken und Lärchen, aber es war ein so warmer Ton, daß er mir nahezu das Ofenfeuer erspart hätte.

Kurze Zeit später war aus dem Gold Silber geworden. Die Stube hatte ein eisblasses Licht bis in alle Winkel hin — denn draußen wirbelte der Schnee nieder auf Baum und Strauch. Dann kam fauchender Föhn — tagelang — und brach die Bäume.

Geheime Neider.

„Das Angenehmste, was einem passieren kann, ist, beneidet zu werden," sagte mir Anzengruber einmal. „Nicht just, weil's einem dessentwegen gut gehen muß, vielmehr weil sich die falschen Freunde giften müssen. Und das ist doch auch was wert."

Hamerling hingegen wollte nicht beneidet werden. Er, der keines Menschen Feind war, wollte auch keine Feinde haben. Insofern war ihm der Erfolg sogar unbequem. Der Erfolg erzeugt Neid und der Neid macht Feinde. Und das nicht einmal ehrliche, offene Feinde, sondern heimliche, tückische, heuchlerische, die noch weit schlimmer sind. Gerade aus dem Freundeskreise rekrutiert dieses Gezücht. „Wehe den Beneideten! Es gibt Leute, die lieber das Verbrechen verzeihen als den Erfolg." Einen ähnlichen Ausspruch hat der Dichter des „Homunkulus" einmal getan.

Theoretisch halte ich's mit Anzengruber, der seinen Mißgünstigen mit Wonne den Ärger gönnt, tatsächlich aber mit Hamerling. Beneidet zu werden, das ist mir unheimlich. Nach jedem Erfolg, und selbst wenn ich daran völlig unschuldig bin, habe ich das Unbehagen: Gott weiß, wie viele dich jetzt wieder beneiden! Und gerade um das, woran mir stets am wenigsten lag, wurde ich beneidet. Denn weil es nichtige Menschen sind, so beneiden sie andere eben nur um Nichtigkeiten. An meinem inneren, moralischen Erfolg im Volke gehen sie vorüber, den verstehen sie nicht. Aber das Honorar denken sie sich so hoch, daß sie darüber nicht schlafen können. Und die Popularität, die öffentliche Anerkennung macht weniger glückliche Kollegen und Kolleginnen heimlich wütend. Nun sind aber Schlaflosigkeit und Tollwut große Übel, die ich selbst meinen besten Feinden nicht wünsche. Denen zu lieb wäre ich beinahe imstande, meine Reichtümer scheffelweise ins Meer zu werfen oder alle Kritiker und Zeitungsschreiber des deutschen Reiches, die österreichischen miteingeschlossen, persönlich zu beleidigen, damit sie jenen Armen die argen Wutanfälle ersparen. Solchen, die meine Bücher immer wieder nach der Schablone loben, habe ich tatsächlich schon verletzende Briefe geschrieben und in Lesestücken und Spottgedichten mich darüber lustig gemacht, weil sie vor lauter Anerkennung vergessen, meine Schriften

rollte stark, aber man kehrte sich nicht drum und im ganzen langen, reichbevölkerten Tale weiß ich einen einzigen Bauernhof, den der Blitz niedergebrannt hat. Er steht schon wieder, denn die Bauernschaft hält zusammen und läßt keinen ausgetilgt sein, der sich nicht freiwillig austilgt. Wenn aber einer seinen Hof an einen Jagdliebhaber verkauft und dann davonläuft, so blickt ihm die Nachbarschaft gleichgültig nach; die Klügeren mit stiller Verachtung, die Törichten mit Neid, daß er für seine Sorgenhütte Geld bekommen. — Oft purzelte der Barometer zum Erschrecken herab, am Himmel flogen die Winde und mauerten ihn mit grauen, schweren Wolken ein. Aber der tagelange feuchte West war nicht gewesen und am nächsten Morgen lagen hoch an der Schlafzimmerwand wieder die flammenden Sonnentafeln, in denen die scharfen Schatten der Birkenzweige standen, die draußen vor den Fenstern schwebten. Der Barometer war wieder hinaufgesprungen, es wurde wieder ein heißer Sommertag, gegen Abend donnerten die Wolken und die Wurfspieße der Blitze flogen quer durch die Himmel hin. In der Nacht alles ruhig und lieblich.

So viel man hörte von schwerem Gewitter und anhaltendem Regen auswärts, bei uns war es eher trocken und im August begann das Gras im Garten einmal gelb und spröde zu werden, bis der nächste warme Platzregen wieder alles auffrischte.

Im September las man in den Zeitungen Klagen über den frühen Blätterfall. In unserer Gegend entfärbte sich kein Baum und wo ein Blatt zu Boden fiel, da war's ein krankes. Sonst haben wir um diese Zeit ja auch schon die gelben Tinten in dem mit Buchen und Ahorn gemischten Lärchen- und Fichtenwald. Diesmal war noch im Oktober alles frisch und die Lärchen behielten bis nahe zu Allerheiligen ihr helles Grün. Es hatten mit Oktober rauhe Winde, heftige Stürme eingesetzt, auf den Bergen schneit es eine Woche lang wie mitten im Winter; war eine Nacht klar, so gab es Herbstreif, daß die Dächer weiß schimmerten; die Tümpel hatten Eiskrusten. Der Blätter aber fielen immer noch wenige, der Laubwald färbte sich allmählich ins Rostfarbige und Fahle, die Lärchen hielten stand, zeigten noch keine gelben Nadeln trotz Frost und Schnees.

Erst im November waren die Lärchen zu goldig leuchtenden Pyramiden geworden, deren in den Wildgärten und auf den Bergen so viele standen, daß sie im Vereine mit den roten Buchen der ganzen Gegend ein rosiges Licht verliehen. Und meine Stube, in der von den buschigen Bäumen des Gartens den ganzen Sommer über eine grünliche Dämmerung brütete, war jetzt auf einmal erfüllt von gelbem warmen Lichte, so daß an den Wänden die Goldrahmen wie in Sonnenlugt leuchteten. Es war nicht der Sonnenstrahl selbst, es war nur der

ganzen weder persönlicher Egoismus noch persönliche Willkür auf, da kommt vielmehr der praktische Durchschnittswille, das allgemein Erhaltende zur Geltung. Ob aus einem so sich selbst überlassenen Volke viel Großes, Heroisches hervorgehen kann, ist eine andere Frage, jedenfalls ist es sicherer vor gefährlicher Abenteuerlichkeit in der äußeren Politik und sicherer vor innerer Empörung.

Das russische Volk hat Revolution gemacht, und zwar eine ganz moderne. Einmal durchaus nichts zu arbeiten. Eine „trockene Revolution" hätte es sein sollen. Aber wenn man nicht arbeitet, hat man nichts zu essen, muß stehlen, rauben, da wird dreingeschossen und so ist aus der trockenen Revolution doch eine nasse geworden.

Die russischen Machthaber, die ihre Macht um keinen Preis aus der Hand geben wollen, haben die Ausrede, daß das russische Volk mit seinen zahllosen Analphabeten für die Konstitution nicht reif sei. Gesetzt nun, die große Bauernschaft ist es nicht, was wird geschehen? Sie wird den Agitationen nicht zugänglich sein und ihre Freiheiten einfach nicht ausnützen, was gibt's dabei für eine besondere Gefahr? Durch die geänderten Verhältnisse und ihre natürlichen Einflüsse wird sie schon allmählich reif werden für den freien Staat. Ist es bei uns anders gewesen? Noch in den sechziger Jahren haben unsere Bauern großenteils sich als Hörige gefühlt. Noch heute nennen sie die Behörden „Herrschaft" und manche ducken sich, als ob sie zu jeder Stunde in den Kotter abgeführt werden könnten, je nach Laune der „Herren". So müssen solche Volksschichten vom modernen Staate eben ins Schlepptau genommen werden, bis sie gelernt haben, nebenher zu rudern.

Im ganzen hat die Weltgeschichte von gestern und heute gezeigt, daß bei politischen Umwälzungen das Blutvergießen nicht immer notwendig ist. In Rußland war hauptsächlich der allgemeine Arbeiterausstand wirksam, aber die Greueltaten des Pöbels hätten bei einem Haar alles wieder verschüttet, denn sie *zwingen* eine Regierung, dreinschießen zu lassen. Die ungeheuerlichen Ereignisse in Odessa z. B. setzen den brutalsten Absolutismus, der schon abgetan schien, wieder ins Recht. Nachgerade glorreich aber hat menschliche Gesittung sich in unserem germanischen Norden erwiesen: Selbstbestimmung des Volkes ohne Blutvergießen!

Möge es auch unserem Vaterlande stets so beschieden sein!

Die Gewissenhaftigkeit als Kampfmittel.

Am 10. November.

Daß bei unserem Gewerbe und in dem öffentlichen Verkehrsleben die Gewissenhaftigkeit so arg schwinde, wie oft habe ich das beklagt! Mit Unrecht. Oder gibt es eine größere Genauigkeit, ist eine strengere

etwas eingehender zu charakterisieren, nicht daraufhin, ob sie „gut“ oder „schlecht“ sind, sondern was sie sonst sind.

Seit einiger Zeit fängt's auch an, besser zu werden. Statt zu loben tadeln sie, allerdings den Tadel so wenig begründend als früher das Lob, aber den armen Seelen im Fegefeuer des Neides ist damit doch etwas geholfen. Nun, mit der Zeit wird sich's schon machen.

Ob jene Sauerampferseelchen einen nicht auch beneiden um das wahre und reine Glück, Freunde zu haben, die einen nicht beneiden! Vielleicht können sie es nicht fassen, aber es gibt solche. So wie mir selbst der Neid eine unbegreifliche Sache ist, so habe ich Freunde gefunden, die bei allem manchmal auch kritischen Freimut ohne das leiseste Räuchlein von Mißgunst mich in Glück und Leid durchs Leben begleiten. Darunter gibt es Kollegen, die das äußere Geschick auch nicht immer gut bettet; sie lassen es nicht dem zeitweilig Glücklicheren entgelten. Sie sind und bleiben ein verläßlicher Halt. Von solchen wahren Freunden habe ich mein Lebtag keinen verloren, außer durch den Tod.

Am Ende geht's auch ohne Blutvergießen!

Am 1. November 1905.

Man könnte es fast glauben. Das heißt, wenn der rechte Wille da ist — beiderseits. Das heißt, wenn die Leute nicht toll sind. Anderswann und anderswo hätten gleich die Kanonen gekracht, die Leute wären mit Schußgewehren und Spießen aufeinander losgesprungen, wenn ein Königreich Norwegen zu einem Königreich Schweden gesagt hätte: Ich mag nicht mehr mit dir zusammengespannt sein, ich will los sein von dir und frei, und meinen eigenen König haben! — Na da möcht's ordentlich geknallt haben, da hätt's immer wieder geheißen: Was nicht so zusammenhält, das muß mit Blut zusammengekittet werden. Nun hat zwar die Geschichte tausendmal dargetan, daß Blut ein spottschlechter Kitt ist. Selbst wenn's Verwandtenblut wäre. Da gehört noch etwas anderes dazu. Hat nun das Königreich Schweden gedacht: Wenn das Andere nicht da ist, zur Liebe kann man niemanden zwingen. In Gottesnamen, Norwegen soll frei sein, soll nach Belieben seinen König haben. — Friedlich sind die beiden Völker auseinander gekommen, um friedlich und in Freundschaft nebeneinander zu leben. Es war eben eine protestantische Ehe und diese ist lösbar. Vereint hätten sie in beständigem Kriege gelebt, nun sind sie die besten Freunde und Nachbarn.

Das nennt man Gesittung. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist doch wohl das Wichtigste in der menschlichen Entwicklung. Eine Person, die völlige Freiheit hat, kann allerdings Unheil stiften, ein freies Volk aber reguliert sich immer selbst, da kommt im großen und

der das Sandkörnchen zur Lawine, die Lawine zum Bergsturz gemacht hat. Das ändert Zeiten!

Selbst die Parteien sind einig über das allgemeine Wahlrecht, ja noch mehr, sie streiten sich sogar um die Priorität — jede will es ausgeheckt und zuerst verlangt haben. Und dieses allgemeine Einsehen zeigt: die Sache ist reif. Allerdings ist es schwer zu glauben, daß bei manchem rückständigen Kopf über Nacht mit dem Wahlrecht auch die Denkkraft gekommen sein soll. Manchmal muß man mit den Wölfen nur heulen, um nicht aufgefressen zu werden. So manches Schrittchen nach vorwärts haben sie gestoßen und geschleift werden müssen und diesen Riesenschritt springen sie wohlgemut aus eigenem Anlaß mit?! Das sind Zeichen einer merkwürdigen Wandlung. Was soll denn aber geschehen? Seht doch, an unseren bisher abgesonderten Zimmern reißen wir die Wände ein, statt unserer persönlichen Bettstätten bereiten wir uns ein gemeinsames Riesenlager. Ja fürchtet ihr euch denn nicht?

Nein, sie fürchten sich nicht, sie hoffen. Was denn? Genau weiß es selber niemand.

In meiner Verschlafenheit weiß ich kaum noch, was das so recht bedeutet, das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht. Vielleicht nicht so viel, als mein Erstaunen denkt, vielleicht noch viel mehr. Wer darf nun wählen? Jeder Staatsbürger? Auch jeder bei uns lebende Ausländer? Auch die Soldaten und Mönche? Auch die Frauen und Säuglinge? Regieren wird die Mehrzahl. Die Klugen oder die Dummen, die Anständigen oder die Lumpen, wer wird die Mehrzahl sein? Hätte ich gesehen, daß bei der bisherigen Einrichtung die Braven, die Klugen, die Tüchtigen stets obenauf gewesen wären, ich würde vor dem allgemeinen Wahlrecht laufen, so weit mich die Füße tragen, wenn's ginge, bis zu den Chinesen. Aber ich bin ganz getrost. Es ist nichts mehr zu verderben. Grundsätzlich ist es ein Gebot der Gerechtigkeit, daß jeder Mensch an der Bestimmung seines staatsbürgerlichen Geschickes mitstimmen kann. Wenn's dann noch nicht geht, dann sollen die Leute sich selber die Schuld geben.

Doch, mir schwant, es wird besser gehen als bisher. Die Regierung, die nun weiß, was sie will und muß, soll nur nicht zu lang umbraten, soll nicht warten, bis der Straßenmob zum wilden Tanz geigt. Der Mob soll stimmen, aber nicht geigen.

Erfüllung der Vorschriften denkbar, als sie jetzt von den Eisenbahnbediensteten geübt wird? So schwer nehmen die braven Leute ihren Beruf, daß die Züge vor lauter Schwere gar nicht weiterfahren können; so groß ist die Gewissenhaftigkeit, daß darin die Züge stecken bleiben wie bei einem Schneefall. Die Eisenbahndirektoren, Sektionschefs und Minister haben nahezu auf den Knien die Arbeiter bitten müssen, doch um Gotteswillen weniger gewissenhaft zu sein, und durch Geld und gute Worte haben sich die Leute endlich doch bewegen lassen, etwas ungesetzmäßiger zu handeln. Und so geht's wieder.

Die Revolutionen fangen an humoristisch zu werden. Aber die drolligste Parodie kann den ernstesten Gehalt haben. Wir konnten bei dieser „Resistenz" arg bedenklich werden. Wie krankhaft doch die modernen Verkehrsbedürfnisse sind! Der Verkehr darf sich nicht einmal mehr Zeit nehmen, gesetzmäßig zu sein. Sobald er gesetzmäßig wird — stockt's. Wenn ein Eisenbahnzug fahrplanmäßig eintrifft, so ist das immer ein Zeichen, daß die Verordnungen nicht erfüllt wurden. Und so weit hat unser politisches und soziales Leben schon sich verloren in Gewissenlosigkeit, so sehr ist die Schlamperei und Unverläßlichkeit Lebenselement geworden, daß, wenn man Obstruktion treiben will, man nur — gewissenhaft zu sein braucht.

Nun, das war ein Seitenhieb auf anderes. Bei den Eisenbahnbediensteten stimmt's nicht. Ihre plötzliche und besondere Gewissenhaftigkeit in Ausübung des Dienstes war nur ein Witz. Jedermann sah klar, daß es eine Dienstverweigerung sein sollte, für die sie aber noch ihren Lohn haben und gleichzeitig einen höheren erzwingen wollten. Er sei ihnen gegönnt, wenn sie die neuen Verordnungen ebenso strenge erfüllen werden, wie sie bei den alten sich jetzt den Anschein gaben.

Das allgemeine Wahlrecht.

Am 13. November.

An jenem Abend, um die Zeit des Schlafengehens, war noch der japanische Krieg da und die ungarische Arroganz und der nationale Hader und das parlamentarische Elend. Am nächsten Morgen, als man erwachte, war von dem allen fast nichts mehr da und noch andere Zeitgespenster waren verschwunden. Dafür aber war etwas anderes da und erfüllte alle Parteien, alle Zeitungen, alle Gemüter: das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht. Über Nacht war's gekommen.

Anfangs soll es von den Herrschenden gegen die ungarischen Revolutionäre ausgespielt worden sein und schon wurde es von den Revolutionären gegen die Herrschenden ausgespielt. Das allgemeine Wahlrecht! Träume ich denn noch? Und die Regierung? Sie selbst hatte das Wort ja zuerst ausgesprochen, ein leiser, kaum ernstgemeinter Hauch,

wundersame Einleitung stimmt uns zum Trautsamsten: Innigkeit durchwärmt alles, Froheit leuchtet über allem und diese tüchtigen, treuen Menschen mit ihren großen und drolligen Eigenschaften werden einem im Verlaufe des umfangreichen Romanes so lieb, daß es mich schier wie Heimweh überkam, als das Buch fertig gelesen war. Auch die wenigen unguten Gesellen, die durch das Buch gehen, sind so, daß man ihnen nicht böse werden kann. Und welch eine Menge von Gestalten, welch ein feines Auseinandergehaltenwerden und sorgfältiges Durchführen ihrer Entwicklung, welche Plastik! Nie wird das abstrakt, immer drängt es zu unseren Sinnen. Das ist kein Sprecher, das ist ein Gestalter. Das ist endlich wieder einmal ein Erzähler, der sich Zeit nimmt zum Erzählen und dem, als echtem Webersohn, die Fäden nicht aus der Hand gleiten, ehe sie ganz verarbeitet sind. Die größte Meisterschaft bekundet er in der naturwahren Wiedergabe der Gespräche, die bei ihrer Schlichtheit, ihrem wienerischen Schollenklange oft tiefe und schlagende Weisheit dartun. Doch nie eine solche, die außerhalb des Vorstellungsbereiches jener Leute läge. Da kommen mitunter Dinge zur Verhandlung, die ganz natürlich aus jenen Verhältnissen herauswachsen und doch fast erschreckend wuchtig und tief in seelische Angelegenheiten des heutigen Menschen fallen.

Die Idylle auf dem Schottengrund, die in dem Milieu ihrer Zeit uns derart anheimelt, als gehörten wir selbst mitten in sie hinein, tritt gegen Ende aus dem Plan und wir sehen vor uns ein Schlachtenbild sich entrollen, das, ohne in eine widerliche Naturmalerei sich zu verlieren, uns die Schrecken einer Schlacht auf das gewaltigste empfinden läßt. Diese Schilderung der Vortage und des großen Tages auf dem Marchfelde riß mich hin zur hellen Bewunderung einer dichterischen Kraft, die den dröhnenden Riesenkampf bei Aspern uns mit gleicher Vollendung darzustellen weiß, als den gemütlich klappernden Webstuhl bei den Tuch- und Bandmachern auf dem Schottengrunde.

Ich hätte Lust, mich mit manchen Einzelnheiten des Romanes zu befassen, mit freundlich ernsten und mit humoristischen, mit schlauen und mit einfältigen Gestalten, mit eigenartigen Situationen und bemerkenswerten Aussprüchen, besonders auch mit der Fabel; mag aber dem Leser die Spannung nicht verderben. Aufmerksam machen muß man ihn nur, daß er einen gewöhnlichen Roman mit ungewöhnlichen romanhaften Geschehnissen nicht zu erwarten hat, daß er vielmehr mit biederem Bürgersinn und grundtüchtiger Gewerbearbeit vertraut werden wird. Er mag dann auch einen Vergleich ziehen zwischen dem Bürgertum von damals und jetzt – vielleicht aber ist es besser, er tut's nicht. Es hat freilich auch in jenen Zeiten das Gewerbe anderswo seine schweren Schicksale gehabt und wenn man Gerhart Hauptmanns „Weber" mit den Webern von Emil Ertl vergleicht, so wird aus jener Tragödie uns Trauer und Mutlosigkeit überfallen, während die Leute aus dem Guguckshaus unser Gemüt mit Sonnenschein und Zuversicht erfüllen.

Rosegger.

Zur Lebensphilosophie.

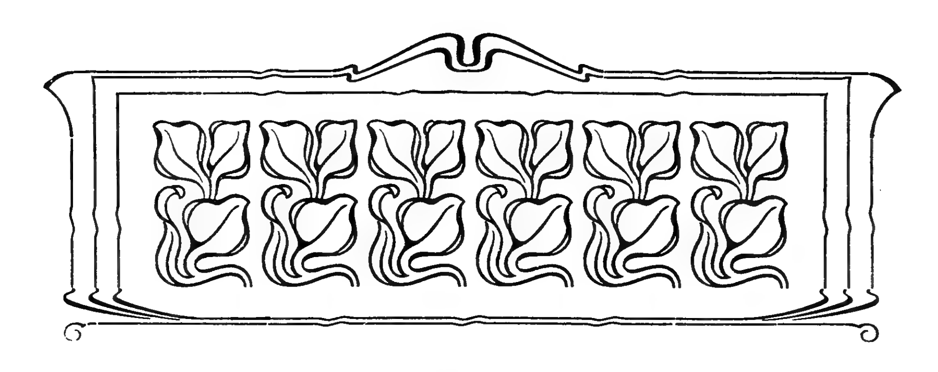
Von Friedrich Schlegel.

Eine klassische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die, welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr daraus lernen wollen.

*

* *

Prüderie ist Prätension auf Unschuld ohne Unschuld. Die Frauen müssen wohl prüde bleiben, solange Männer sentimental, dumm und schlecht genug



Kleine Laube.

Die Leute vom blauen Guguckshaus.

Roman von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann. 1905.)

Der Held dieses Buches ist die Arbeit. Da werden mir etliche Romanleser davonlaufen. Macht nichts. Solche, die bei Freytags „Soll und haben“, bei Stifters „Nachsommer“, bei Frenssens „Jörn Uhl“ standgehalten, werden bleiben und ein merkwürdiges Buch gefunden haben. Ein Buch der Heimatkunst, des Bürgerstolzes, der bürgerlichen Tüchtigkeit und der Arbeitslust. Ganz unbändiger Arbeitslust. Und zwar ist die körperliche Arbeit gemeint, bei der man sein eigenes persönliches Werk selbst sehen kann, so daß man nicht allein des Lohnes, sondern auch der Freude am Geschaffenen wegen arbeitet.

Der Roman ist nicht aus unserer Zeit und doch kann ich mir nichts Zeitgemäßeres denken, als dieses Kulturbild aus Wien vor hundert Jahren. Wer das Werk kennen lernt, wird schon verstehen, wie das gemeint ist. Es spielt bei den Seidenwebern auf dem Schottenfelde. Das sind keine großen Ereignisse und Taten, es ist vielmehr die Lebensführung und Entwicklung einiger Familien, die sich allerdings zu einem geschichtlichen Höhepunkt steigert — zur Schlacht bei Aspern. Aber dieses Kriegsbild ist gewissermaßen nur da als Gegensatz zur bürgerlichen Arbeit, es bildet den Konflikt zwischen enggefriedeter praktischer Tätigkeit und heldenhafter Vaterlandsliebe. Der Ehre des Patriotismus und des kriegerischen Heldentums wird entgegengesetzt die Berufsehre des Gewerbsmannes, die grundehrliche Leistung und das stolze Bewußtsein des Könnens auf dem Gebiete der Handarbeit. Und zwar so eindringlich, daß man sich fast schämt, Zuschauer zu sein, daß man gleich mittun möchte. Dieser Gegensatz nun und diese Darstellung des bürgerlichen Lebens und Schaffens jener Zeit gibt dem Dichter Gelegenheit zu bewundernswerter Kleinmalerei bei Schilderung der Arbeit und der Charaktere. Technisch bis aufs kleinste vertraut ist der Verfasser, selbst ein adelsstolzer Abkömmling jener Weberdynastie auf dem Schottengrunde, mit allen Werkzeugen und Handgriffen. Und in den verschiedenen Webstühlen, Stoffarten und Behandlungen weiß er so gründlich Beischeid, daß ihn der gewissenhafte Vater Guguck oder der strenge, grobe Meister Schroll sofort zum Webergehilfen freisprechen würde, wenn er nicht schon lange Meister — in der Dichtkunst wäre.

In dieser Zunft hat Emil Ertl das Meisterstück geleistet mit dem Roman: „Die Leute aus dem Guguckshaus“. Die zartesten, sonnigsten Seiden auf den Webstühlen vom Schottengrund konnten nicht kunstvoller und anmutiger gewoben werden als die Fäden der menschlichen Charakterzüge und Geschicke in dieser Erzählung. Eine

und wonnigen Stimmungen. Jeder Mensch sollte sich in seiner Jugend einen bestimmten Dichter zum besonderen Freunde machen. Im Alter, wenn alle Wiesen abgegrast sind, wenn man von allem übersättigt ist, dann kommt noch einmal der Jugendfreund mit dem milden Widerschein längst vergangener Seligkeiten. Und besonders Adalbert Stifter ist einer der treuesten. Wer sich ihm einmal hingegeben, den läßt er nimmer.

Aber diese Liebe zu Stifter machte es bei mir auch nötig, sich vor ihm zu wehren. In meine Feder schlich sich seine Art. Und obschon selbst empfunden und geschaut, mußte doch manches Blatt durchstrichen werden, weil es zu deutliche Züge Stifters trug. Es gelang mir zwar, mich vor ihm zu behaupten, aber einzelne Spuren seiner Art sind in meinen älteren Schriften nicht austilgbar. Jedenfalls ist Adalbert Stifter der Meister, bei welchem der literarische Lehrling am meisten gelernt, der große Dichter, dem der Mensch von der Jugend bis zum Alter so viele Freuden zu verdanken hat.

Rosegger.

Singvögel.

Eine Weihnachtsbescherung.

Nach dem Französischen des François Coppée.

Vorbei die Messe der Mitternacht,
Nun rasch nach Haus, schon friert der Bart;
Es funkelt die kalte Sternenpracht —
Wie ist die Christnacht diesmal hart!

Man schloß allüberall zum Schutze
Vor Frost die Türen und die Lucken
Und unter ihrer Schneekapuze
Die Häuser scheinen sich zu ducken.

Nur schlecht durchwärmte Betten winken
Und zaghaft wagt man sich hinein,
Gemalte Kirchenfenster blinken
Nicht mehr in zitternd buntem Schein.

Dann herrscht der Schlaf. Das tiefste Schweigen
Umgibt das Dörfchen wie ein Grab.
Geheimnisvoll vom Sternenreigen
Und schelmisch blinzelt es herab.

Doch stille! In der Zeit der Ruhe
Der Engel kommt vom Himmelszelt;
Jedwedes Kind hat seine Schuhe
Heut abend an den Herd gestellt.

Wie jährlich, seit uralten Zeiten,
Kommt leuchtend er auf diese Nacht,
Läßt durch den Schornstein Gaben gleiten,
Den lieben Kindern zugedacht.

Er glaubt sein gutes Werk vollendet,
Als er ein Häuschen noch entdeckt
Am Dorfesrand, vom Schnee, der blendet,
Das niedre Dach fast ganz verdeckt.

Wie kam's nur, daß im sel'gen Schweben
Die arme Hütte ihm entging?
Nun hat er alles hingegeben,
Es blieb ihm nicht das kleinste Ding.

Ein Urgroßmütterchen hier lebte,
Das, spinnend um nur kargen Lohn,
In Treuen aufzuziehen strebte
Des toten Enkels einz'gen Sohn.

Sie sind so arm, da Schrank und Truhe
Auch gar nichts mehr von Wert enthält,
Und doch hat gläubig seine Schuhe
Das Kind in den Kamin gestellt.

Die Engel haben — ach wie schade —
Nie Geld bei sich, nicht groß noch klein;
Soll nun kein Freudenstrahl, gerade
Für diesen Ärmsten, übrig sein?

O nein, denn sicherlich der Wille
Ist dies auch nimmer Gott des Herrn.
Der Seraph schwingt sich auf ganz stille
Und pflückt vom Himmel einen Stern.

Der wird, berührt vom Engelsfinger,
Zum größten Goldstück umgeprägt
Und rasch vom frohen Segenbringer
Dem Waisenknaben eingelegt.

Zur Heimat dann im ew'gen Lichte
Der gute Engel nahm den Flug,
Dort ward ihm bang im Angesichte
Der Jungfrau, die ihr Söhnchen trug.

sind, ewige Unschuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern. Denn Unschuld ist das einzige, was Bildungslosigkeit adeln kann.

* * *

Nur derjenige kann ein Künstler sein, welcher eine eigene Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat.

* * *

Es ist gleich tödlich für den Geist, ein System zu haben und keins zu haben. Er wird sich also wohl entschließen müssen, beides zu verbinden.

* * *

Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst preisgibt, ist ein unnützer Knecht.

* * *

Die Deutschen, sagt man, sind, was Höhe des Kunstsinns und des wissenschaftlichen Geistes betrifft, das erste Volk in der Welt. Gewiß; nur gibt es sehr wenige Deutsche.

* * *

Nur durch die Liebe und durch das Bewußtsein der Liebe wird der Mensch zum Menschen.

* * *

Jeder gute Mensch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden, sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten.

* * *

Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß.

Ein Adalbert Stifter-Bekenntnis.

Über Adalbert Stifter hatte ich bei seinem Gedächtnistage folgendes zu sagen: Unter allen deutschen Erzählern ist er mir der liebste. Bei dem Lesen seiner Schriften wird einem so behaglich, als wiege man sich in einer Sänfte unter dem blühenden Apfelbaume. Wenn ich mir einen feinen Seelenfesttag machen will, so gehe ich in die stillste meiner Stuben oder an den Waldrain, wo man frei hinaussieht über die Felder und Matten, und lese eines der wundersamen Naturbilder von Adalbert Stifter. So sparsam ich vorgehe mit diesem Genuß, in wenigen Jahren bin ich doch herum, und ist die letzte Erzählung gelesen, so fange ich bei der ersten wieder an. Also habe ich seit vierzig Jahren ungefähr achtmal den ganzen Stifter gelesen (mit Ausnahme des „Witiko") und, anstatt etwa langweilig, wurde er mir immer lieber. Immer findet man an ihm neue Schönheiten und ungeahnte Tiefen, so daß man manchmal nicht weiß, ist vor allem unsere Armseligkeit früherer Auffassung oder des schlechten Gedächtnisses zu beklagen oder die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit dieser scheinbar so einfachen, schlichten Dichtungen zu bewundern.

Vielleicht auch ist es, daß ich einst meine Jugend in diese Bücher hineingelesen habe, so daß sie mir nun daraus wieder entgegenquillt in allen ihren sonnigen

Und heute habe ich das Blatt
Entnommen seiner Hülle,
Weil mich ein Buch erinnert hat
An jenes Glückes Fülle,
Ein Buch auf dessen Seiten ich
Gleich Tau sah Perlen blinken
Und Märchenglück trautinniglich
Mit Frau'n und Rittern winken,
Und warme Lieb' und Wehmut geh'n
Auf Welt- und Waldespfaden,
Und doch alttreu am Wege steh'n
Das Kreuz mit Leid und Gnaden. —

Und nun weht mich ein Sinnen an,
Als ob im Waldesfrieden
Der sonnenherzig deutsche Mann,
Der uns dies Buch beschieden,
Auch etwas hätte eingelegt
Vom Heil der Lindenblüte,
Damit es den, der's liebend hegt,
Vorm Leide auch behüte,
Und in die Herzen, reich und arm,
Die Wärme Eingang finde,
Wenn sie trotz Wintersgrau'n und Harm
Ausruh'n unter der Linde.

Rosa Fischer.

Kaiserlatein.

Der Vater des Kaisers von Österreich, Erzherzog Franz Karl (bekanntlich folgte Kaiser Franz Josef seinem Onkel Kaiser Ferdinand auf dem Thron) hielt sich mit Vorliebe in der grünen Steiermark auf, wo er oft tagelang einsam, ohne jede Begleitung, in den Bergen umher wanderte. Auf einem dieser Ausflüge, in der Nähe von Mariazell, traf er eines Tages einen Älpler, mit dem er sich in ein Gespräch einließ, das dann in der Folge eine sehr vertrauliche Wendung nahm. Nachdem der biedere Sohn des Gebirges ihm über seine Familienverhältnisse sehr eingehend berichtet hatte, fragte er endlich seinen Begleiter, den er für einen Wiener Bürgersmann hielt: „Was ist denn nachher dein Vater gwest?“ — „Kaiser,“ antwortete der Erzherzog ruhig. Der Älpler warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu und erwiderte dann vertraulich: „Sag' das wenigstens nit so laut, 's könnt's a Gendarm hör'n. Bei uns haben's neulich erst einen eing'sperrt, weil er was vom Kaiser g'sagt hat. Und wenn du gar sagst, dein Vater is Kaiser g'west . . .“ — „Er ist auch Kaiser gewesen,“ erwiderte der Erzherzog immer mehr belustigt, aber sehr ernst. — „So,“ sagte jetzt mit pfiffiger Miene der Bauer, „nachher hast g'wiß auch an Bruder oder a Schwester. Was sind denn die?“ — „Mein Bruder ist auch Kaiser,“ erwiderte der Erzherzog. — Nun lachte sein Begleiter laut auf und stehenbleibend fragte er: „Hast a Kinder?“ — „Gott sei Dank, ja,“ nickte der Erzherzog. „Da ist gleich mein Franzl.“ — „Was ist denn der?“ — „Kaiser.“ — Der Steirer lachte wieder auf und stemmte die Hände in die Hüften. „Host no mehr solchene Kinder?“ — „Freilich. Mein zweiter Sohn Max —“ — „Is auch Kaiser?“ — „Das hast erraten. Der ist auch Kaiser.“ — „Na — und was bist denn nachher du?“ — „Wenn ich gewollt hätt', könnt' ich auch Kaiser sein. Aber ich hab' keine Lust dazu gehabt.“ — Der Bauer machte einen Luftsprung. Als er sich dann erholt hatte, klopfte er aber befriedigt seinem Begleiter auf die Schulter. „Schad um di,“ sagte er „hättst a Jager werden sollen! Aber wenn m'r jetzt nach Mariazell kommen, dann geh glei' beichten — du — du Kaiserlateiner du!“ — Es braucht kaum geschildert zu werden, was für ein Gesicht der Bauer machte, als er später in Mariazell erfuhr, daß der fremde Herr aus Wien ihn durchaus nicht mit Jägerlatein gefoppt, daß er im Gegenteil nur die Wahrheit gesprochen hatte, daß er der Sohn eines Kaisers, der Bruder eines Kaisers und der Vater zweier Kaiser war und daß er auch selbst hätte Kaiser werden können.

Damit der Engel sich nicht gräme,
Nahm kindlich lächelnd Jesus schnell
Aus seiner Mutter Diademe
Den schönsten Stern, erstrahlend hell.

Dann spricht er mild: „Sei ohne Sorgen"
Und reicht den schönen Stern ihm dar,
„Geh, bringe diesen vor dem Morgen
Zur Stelle wo der andre war".

Seitdem blickt mancher Hochgelehrte
Verwundert zu dem Stern empor,
Der seine Strahlen plötzlich mehrte
Und heller glänzt als je zuvor.

Verdeutscht von Wilhelm du Nord.

Die Nacht.

Nun springt am hohen Wolkenhaus
Die Silbertüre auf.
Bedachsam tritt der Mond heraus,
Löscht alle Sternenlichter aus
Und bahnt sich seinen Lauf.

Nun fällt im Herzenskämmerlein
Die Sorgentüre zu.
Leis pocht das gold'ne Hämmerlein:
„Ihr Schmerzenskinder, schlummert ein,
Geht allesamt zur Ruh!"

O milde Ruh! O süßer Traum! —
Du ernste Fee der Nacht,
Komm', pflanze in den stillen Raum
Den blütenreichsten Hoffnungsbaum
Und halt' getreue Wacht.

Otto Promber.

Tagesanbruch.

Wellengekräusel im Morgenwind,
Wenn die Sänger des Waldes erwachen
Und taugesättigt die Blumen sind,
Die wie Kinder durch Tränen lachen,
Ein zitternder Schleier auf blinkender Flut,
In deren Tiefe der Himmel ruht:
Das wechselnde Flimmern der hellen
Kleinen silbernen Wellen
Will ihn verstecken,
Verhüllen, verdecken,
Damit kein Mensch ihn suche im See —
Die ewige Wonne beim tiefen Weh.

So senkt ins Herz die tiefe Qual
Und tiefer noch die höchste Lust
Ein Traum, der Fernen unbewußt:
Die Liebe fällt, ein Frührotstrahl
Siegrufenden Lichts — und der Morgenwind
Streicht über die Wellen dir zu, mein Kind!

Hans Mittendorfer.

Unter der Linde.*)

Ein Zweiglein liegt auf meinem Tisch
Mit Blatt= und Blütentrieben;
Verdorrt ist es, nur eins ist frisch
Für mich daran geblieben:
Der Hauch von Glück zur Sonnwendzeit,
Da ich vom Lindenbaume
Das Zweiglein brach, als dunkel, weit,
Gleichwie im nächt'gen Traume
Das Waldland lag, und mitten drinn
Hochragte eine Feste,
Vor deren Tor Glühwürmchen zieh'n
Ich sah durch das Geäste.

Und wie ein andersmal ich Rast
Hab' unterm Baum gefunden,
Als Sonnengold mit Glanz und Glast
Das Waldland hielt umwunden,
Als schlanker Birken lichtes Grün
Im Sommerhauch gezittert,
Und Fichten hoch, zum Himmel hin
Geraumet, alt, verwittert,
Und wie am Berge Hütten schlicht
Ich sah im Frieden stehen,
Und wie das Schloß, alttraut und licht,
Hat weit ins Land gesehen. —

*) Bezieht sich auf Kernstocks Buch „Unter der Linde".

Kennzeichen. Gatte (zur Frau): „Du, unserem Hausarzt muß es mit seiner Praxis schon recht gut gehen, der fängt auch schon an, 's Biertrinken zu verbieten!"

Mißglückte Täuschung. Ein Ehemann kommt etwas später als es sein soll vom Wirtshaus heim. Damit seine Gattin nichts davon merken soll, zieht er seine Stiefel aus und schleicht auf den Zehen ins Zimmer. Aber o weh! — die Gattin erwacht. Schnell gefaßt, geht er zur Wiege seines Erstgeborenen, wiegt ihn und singt ein Schlummerlied dazu. — „Ja, was machst du denn, Karl?" — „Ich sitz' schon zwei Stunden da, um den Buben ruhig zu bekommen!" — „Aber Karl, der liegt ja bei mir im Bett!"

Vernichtendes Urteil. „Na ja — je dümmer einer ist, desto mehr Glück hat er. Der alte Klobig hat schon wieder 3000 Mark in der Lotterie gewonnen." — „Hm — der müßte eigentlich schon vielmehr gewonnen haben."

Revanche. Kunde: „Sehen Sie nur, wie Sie mich da geschnitten haben!" — Barbier: „Ach, entschuldigen Sie nur, verehrter Herr, das wollen wir gleich kriegen!" (Klebt ein Heftpflaster auf die Wunde.) „So!" — Kunde: „Was bin ich schuldig?" — Barbier: „Rasieren 10 Pfg., ein Heftpflaster 5 Pfg., Wundbehandlung 25 Pfg., macht 40 Pfg." — Kunde: „Weil Sie das alles eingerechnet haben, verlange ich Schmerzensgeld, und zwar 50 Pfg. Also bekomme ich 10 Pfg.!"

Stoßseufzer. Neffe (Student, nachdem er seinen Onkel angepumpt hat): „Ach, du bist doch mein einziger Onkel!" — Onkel: „Ja — leider!"

Auch eine Totenfeier. Hermann Bahr erzählt im „Weg" folgendes Geschichtchen: Da war in Czernowitz ein Sonderling von Souffleur, störrisch, versoffen, verrückt, aber ein sehr merkwürdiger und sehr begabter Mensch, der den Mitterwurzer sehr gern hatte, und dieser ihn. Als nun Mitterwurzer starb, traf es ihn furchtbar und er vertrank seinen wilden Schmerz. Abends endlich muß er ins Theater, wankt hin, da steht ein kleiner Chorsänger und dreht sich das eitle Bärtchen. Er aber: „Mitterwurzer tot! Und so was lebt!" Schreit's und haut ihm eine herunter. — Wenn ich sicher wäre — setzt Bahr bei — daß ein einziger Mensch nach meinem Tode so stark an mich denken wird, dies würde mir genügen."

Richtigstellung. Gast: „Also Sie sind Musiker? Was für ein Instrument spielen Sie denn?" — Herr: „Die erste Geige spiele ich!" — Seine Gattin (mit Betonung): „Aber nur im Orchester."

Nur nobel. Sammlerin: „Ach, wollten gnädige Frau nicht etwas für den Wohltätigkeitsverein zeichnen?" — Reiche Frau: „Ich zeichne nichts!" — Sammlerin: „Nun, dann bitte ich Sie, doch wenigstens dreißig Mark zum Schein zu zeichnen!" — Reiche Frau: „So, so, bloß zum Schein? Na, ich will nicht unnobel sein — da zeichne ich fünfzig Mark!"

Fatale Wendung. Bauer: „Ich sprach zuerst Bader Egele und der gab mir den Rat, ich soll . . ." — Arzt (unterbrechend): „Na, das wird mir ein schöner Blödsinn gewesen sein!" — Bauer: „. . . ich soll mich an Sie wenden."

Im Wirtshaus. Gast: „Wo sind denn hier Nägel oder Haken zum Rock- und Hutaufhängen?" Da kann man sich ja nicht einmal ausziehen." — Kellner: „Bitte, das Ausziehen ist unsere Sache!"

Hätte sogar fahren können. Bahnwärter (zu einem Bauern, der auf dem Bahnkörper geht): „Gleich macht Ihr, daß Ihr da herunter kommt — da oben auf der Bahn darf man nicht gehen!" — Bauer: „Was, das wär' mir schon z'dumm — i hab' ja a Billet; i hätt' sogar fahr'n könna, wenn i den Zug net versäumt hätt'!"

Das Droschkenpferd.

Ich bin ein altes Droschkenpferd
Und kaum noch hundert Märker wert;
Nein, nein, der Hafer sticht nicht mehr,
Das Leben ist auch gar zu schwer,
Es geht bergab, das geb' ich zu.
Na, und nun geht das immerzu,
Als wär es eine Hasenjagd;
Ob's einem paßt, wird nicht gefragt.
Ein bißchen Ruh', sonst weiter nichts!
Versucht es nur, daran gebricht's,
Und laßt mich bloß zwei Tage stehn,
So sollt ihr mich mal gehen sehn!
Und dann nehmt einen Kutscher an,
Der wirklich Pferde pflegen kann,
Und der nicht säuft. Denn unser Knecht,
Der ist doch manchmal arg bezecht
Und haut dann voller Gall' und Gift
In mich hinein, wo's immer trifft,
Und droht, tu ich gar einen Fall:
„Na, komm Du mir mal in den Stall!"
Und dann geht es von neuem los.
Da möcht ich eine Stunde bloß:
Ich wär' der Kutscher, er das Tier;
O, diesen Kunden langt' ich mir!
Heut ging's, wie immer in der Hast,
Nun hielten wir ein wenig Rast,
Das trock'ne Futter ist verzehrt,
O, Wasser, Wasser! Doch wer schert
Sich auch um eines Pferdes Qual!
Den Menschen ist's doch ganz egal!
Wie ich so halb im Schlafe steh'
Und alles wie im Nebel seh',
Bald tret' ich mit dem linken Bein,
Bald muß das andre Stütze sein;
Da wiehert's. Und ich wieh're mit
Nach guter alter Pferdesitt':
Und sieh', ein edler Stammgenoß,
Und jugendschönes Vollblutroß,
Ein spiegelblankes prächt'ges Tier
An einem Zweirad hält vor mir.
Schnell werfe ich das Haupt empor,
Es zuckt in mir, es spielt das Ohr.
Erinnerungen steigen auf. —
Doch fällt der Kopf gar bald darauf
Wie Blei herab und tunkt und nickt,
Daß jener da recht höhnisch blickt
Und spricht so recht von oben her,
Als wenn er etwas bessres wär,
Der Frechling, dieser Luxusgaul:
„He, Tantchen, häng' nicht so das Maul!
Und schaue mich nur einmal an,
Wie ich den Kopf schön tragen kann!"
„Herr Kamerad", sag' ich, „nur sacht!
Hab's auch einmal so schön gemacht,
Wie ich als ausgelass'nes Ding
Als Vorderpferd im Vierer ging.
Sanft wurd' ich mit der Hand geklopft
Mit guten Bissen fast gestopft,
Kein böses Wort! — Bis endlich dann
Das Alter kam und ich war dran:
Und — — bald war das Geschäft gemacht.
— — — — — — — — — — — —
Mein Freund, hast du noch nie bedacht?
Auch du wirst einmal älter werden
Und nicht entrinnst du den Beschwerden,
Im Dienst des Menschen aufgerieben."
— — — — — — — — — — — —
Drauf ist der Spötter still geblieben.

Theodor Kölling.

Lustige Zeitung.

Treffend. Kellner (im Rennbahn-Restaurant): „Denken Sie, Herr Blaschke, beim heutigen Hürdenrennen stürzte der Fuchshengst „Don Juan", brach ein Bein und mußte gleich darauf erschossen werden." — Blaschke: „Na, da können Sie gleich von morgen an Renntierbraten auf die Speisekarte schreiben lassen!"

Eine hübsche Stilblüte hat die „Tägl. Rundschau" in einer Berliner Tageszeitung entdeckt. Über Kolonialdirektor Dr. Stuebel wird da ebenso liebenswürdig wie kühn behauptet: „Alle berechtigten kolonialen Wünsche fanden bei ihm ein williges und in der Form sehr angenehmes Ohr."

Die knarrenden Stiefel. „Deine Stiefel knarren aber fürchterlich — nach einem alten Glauben ist das ein Zeichen, daß sie noch nicht bezahlt sind." — „Ach Unsinn! Weshalb knarrt mein Hut, mein Überzieher, mein Anzug nicht?"

Gewohnheit. Ein Berliner Professor, den seine Studien so in Anspruch nahmen, daß er nicht Zeit hatte, sich um das Wechseln seiner Wäsche zu bekümmern, klagte einem seiner Freunde: „Ach, lieber Doktor, Sie glauben gar nicht, wie mich meine Frau tyrannisiert; kaum habe ich mich an ein Hemd gewöhnt, so zwingt mich meine Frau auch schon, ein anderes zu nehmen!"

Entzücken lesen. Die Weihe der Schönheit und der Zuversicht liegt auf ihnen. — Wir beeilen uns, noch vor dem Weihnachtsfeste darauf aufmerksam zu machen. R.

Ausgewandert. Roman von Mite Kremnitz. (Stuttgart. Alfred Kröner.)

Dieser Roman der reichbegabten Schriftstellerin ist mehr als Unterhaltungslektüre, ist ein interessantes Kulturbild aus Rumänien. Es enthüllt uns Charakterbilder und Zustände, die einfach frappant sind. M.

Au Sonnengeländen. Schweizer Novellen von Goswina v. Berlepsch. (Zürich. Institut Orell Füßli.)

Die Novellen spielen sich in den verschiedensten Kreisen der schweizerischen Bevölkerung, ländlichen sowohl als städtischen ab. Hier spricht aus ihnen tiefer Ernst, dort Wohlbehagen, Lebenslust und gemütlicher Humor und überall zeugen sie von feinster Beobachtungsgabe. V.

Heimliches Läuten. Neue Gedichte von Franz Karl Ginzkey. (Leipzig. L. Staackmann. 1906.)

In den „Heimgarten"-Jahrgängen hat etlichemal ein Gedicht Aufsehen erregt, das mit Franz Karl Ginzkey gezeichnet war. Ein neuer Name, fast schwer zu behalten. Nicht jeder behielt ihn, aber das Gedicht fiel einem immer und immer wieder ein. Man vergaß es nicht. Einen wahren Dichter kann man nicht immer erklären, aber man fühlt ihn. Jetzt liegt von Ginzkey das „Heimliche Läuten" vor, eine kleine aber ganz exquisite Sammlung seiner Gedichte. Ein Büchlein Lyrik ist schon früher von ihm erschienen; dieses „Heimliche Läuten" dürfte viel weiter gehört werden, es läutet einen Sonntag voll Poesie ein. Ich wollte gerne, daß neue Volksanthologien die Gedichte: „Stunde der Fülle", „Der Wanderer", „Wann bricht an mein reifer Tag?" „Dunkle Stunde", „Lied zweier Mönche vor dem Bilde Mariens" u. s. w. nicht übersehen möchten, damit weiten Kreisen die Kunde wird, daß uns hier wirklich ein Lyriker von tiefer Kraft entstanden ist. Und wer kerndeutschen Humor will, der lese doch „Tani, Tani Titibu", „Kalifenlied", „Die letzte Pflicht". Da lacht einem ja das Herz. Auch die Ausstattung ist so, daß das Büchlein sich zum Festgeschenke eignet. Selten kann man einen jungen Dichter mit so rückhaltslosen Vergnügen empfehlen, als es hier der Fall ist. R.

Maria vom Schiffchen. Novelle von Adolf Stern. Mit Einbandszeichnung von Richard Lipps. München. (Hamburg-Großborstel. Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.)

Die Novelle erzählt von der reinen Entsagungskraft der unüberwindlichen selbstlosen Liebe eines Mannes aus dem Volke und ist von einem bedeutenden Literarhistoriker mit Recht als eine „Perle von dunklem Glanze" bezeichnet warden. V.

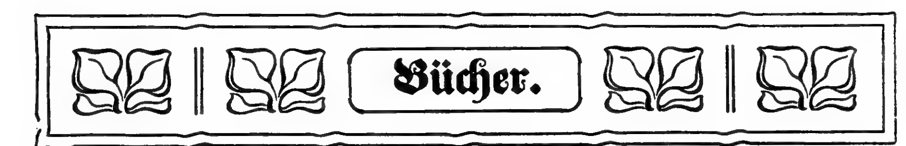
Das heilige Evangelium nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Übersetzt und erklärt von Dr. F. S. Gutjahr. Drei Hefte. Mit vielen Bildern nach Meisterwerken. (Graz. (Verlagsbuchhandlung „Styria". 1903.)

Jeder Christenmensch, ob Geistlicher, ob Laie, hat jetzt das gesteigerte Bedürfnis, sich zur Gestalt des Weltheilandes in ein persönliches Verhältnis zu setzen. Die vielen Tausende von Werken aller Art, die über den Gegenstand geschrieben worden sind, genügen nicht. Jeder glaubt noch etwas zu sagen zu haben, teils um auszusprechen, wie Jesus gerade in seiner Seele lebt und wirkt, teils um in der Heiligen Schrift größere Klarheit zu schaffen, dieselbe für alle möglichst verständlich zu machen. Zu dieser letzteren Schriftgattung gehört das genannte Werk eines unserer hervorragendsten Theologen. Der Evangeliumtext ist an sich sorgfältig übersetzt, wohl geordnet und alle Stellen, die irgendwie eine besondere Bemerkung erheischen, einer Erklärung bedürfen oder eine solche auch nur wünschenswert machen, sind mit deutlichen Auslegungen versehen. Daß diese Auslegungen im katholischen Sinne gehalten und für die Bedürfnisse der Kirche eingerichtet sind, ist bei einem katholischen Theologen selbstverständlich. Wie ja jeder, der einen Standpunkt hat, das Jesubekenntnis gerade von seinem Standpunkte aus machen soll. Auf das „Wissenschaftliche" kommt es bei der Religion ja weniger an, diese ist eine Herzensache, die nie bloß vom Buchstaben abhängig sein kann. M.

Bei Robert Mohr in Wien eben erschienen:

Eduard Pötzl: **Wiener Tage.** Inhalt: Nach Gaunersdorf. Die Bauernbahn. N. Ö. Ein Wiener Seebad. Die Landstadt. Im Automobil. Von der Jagd. Der Blütenzweig. Der Weg zum Ruhm. Allerweltstadt. Die Garderobe. Der Zeitungshypochonder. Das verschollene Wort. Der Überzug.

Eduard Pötzl: **Launen.** Neu revidierte 3.—6. Auflage. Inhalt: Regentage. Sonntagnachmittags-Konzert. Gedanken beim Haarschneiden. Der Branzino. Der Schwedentrunk. Der Verstoßene. Rauflust. Eine Fechtstunde. Ein guter Bekannter. Der neue Ton. Der Zornbinkel. Hühnerjagd. Im Polizeibureau. Potemkins Wirtshaus. Nach englischem Muster.



Bücher.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Eduard Devrient. Neuausgabe in zwei Bänden. (Berlin. Otto Elsner. 1905.)

Es ist erklärlich, daß sich schon zahlreiche Schriftsteller mit der Geschichte des Theaters, die ja mit der Geistesgeschichte unserer edelsten Geister innig verknüpft ist, beschäftigt haben und reichliche Arbeiten liegen vor, welche in dieser Hinsicht einzelne der deutschen Bühnen behandeln. Aber eine historische Gesamtdarstellung des deutschen Theaters ließ gar lange auf sich warten. Zu derselben gehörte ja nicht nur gründliches literarisches Wissen nach allen Richtungen, sondern auch eine genaue Kenntnis des Bühnenwesens überhaupt, die selbst Gelehrten zumeist abgeht. Freudig begrüßt erschien dashalb die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ von Eduard Devrient im Jahre 1848, welche mit dem 5. Bande im Jahre 1874 zum Abschlusse gelangte. Dieses epochemachende Werk hatte ein Mann verfaßt, der nicht nur die trefflichsten literarischen und theatergeschichtlichen Kenntnisse besaß, sondern als Angehöriger der berühmten Schauspielerfamilie Devrient selbst viele Jahre auf der Bühne tätig war als Darsteller, als Regisseur sowie als Vorkämpfer für die Befreiung des Schauspielerstandes von alten Vorurteilen. Devrient konnte in der zweiten Abteilung seines großen Werkes vielfach aus eigener Anschauung über selbst Miterlebtes sprechen und seiner Auseinandersetzung haftet daher der Charakter des Persönlichen an, ohne daß dabei das Sachliche in den Hintergrund gedrängt wird. Es war das erstemal, daß ein wirklicher Schauspieler auf hoher Stufe gelehrten Wissens sich bewegte und durch die Darstellung auch seinem Berufsstande eine literarische Arbeit bot, deren Bedeutung heute fast mehr noch als zur Zeit der Erscheinung dieses Werkes gewürdigt wird. Die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ aber erschien schon seit Jahrzehnten vergriffen, die wenigen etwa erhältlichen Exemplare wurden immer seltener und teuer bezahlt.

Es hat sich daher der für Theaterliteratur überhaupt so rührige Verleger Otto Elsner in Berlin bestimmt gefunden, eine Neuausgabe des für die deutsche Bühnengeschichte grundlegenden Werkes zu veranstalten und diese eben in zwei stattlichen Bänden vorgelegt. Für viele wird diese Neuausgabe überhaupt ein neues Buch sein, denn, wie gesagt, die erste Auflage kommt nur noch als große literarische Seltenheit vor. Der reichhaltige Inhalt von Devrients Werke bietet uns die Geschichte des deutschen Theaters von den ersten Anfängen, wo der Entwicklung der dramatischen Kunst (die sich zunächst aus dem Gottesdienste entwickelte) überhaupt ausführlicher gedacht wird, schildert das dramatische Leben des Mittelalters und der späteren Zeit, gedenkt auch des Ursprunges und der Herausbildung der Oper und behandelt auch die volkstümliche Dramatik. Große Aufmerksamkeit wird dem Schauspiele des 18. Jahrhundertes von der Neuberin bis auf Ackermann und Iffland zugewendet. Die Folgezeit, welche der Verfasser schon teilweise miterlebt hat, erscheint ganz besonders eingehend besprochen und findet in dem fünften Bande der alten Ausgabe „über das Virtuosentum“ ihren Abschluß in dieser Darstellung, welche im Neudrucke die Hälfte des zweiten Bandes füllt.

Auch diese Neuausgabe ist von einem Angehörigen der Familie, von Hans Devrient herausgegeben und hat der Genannte ein sehr pietätvoll gehaltenes, an biographischen Daten reiches Vorwort, welches sich mit Emil Devrient beschäftigt, dem ersten Bande beigefügt. Von außerordentlichem Werte bei dieser Ausgabe erscheinen auch die Quellenangaben des Anhanges, die im zweiten Bande befindlich sind. Dieselben bieten auf Grundlage der Untersuchungen des Herausgebers eine ungemein ausführliche Bibliographie zur Theatergeschichte, welche Werke und Aufsätze bis in die neueste Zeit berücksichtigt und verzeichnet. Auf Grundlagen dieser Angaben ist jedermann Gelegenheit geboten, nicht nur den Haupttext nachzuprüfen, sondern sich auch über die neuere Literatur zur Theatergeschichte zu belehren. Eine weitere, nicht minder wichtige Beigabe bildet das ausführliche Register, welches dieses große und bisher noch immer durch kein späteres übertroffene Werk erst auch zum eigentlichen Nachschlagewerke gestaltet. Nicht nur für Theaterfreunde, sondern für jeden, welcher sich mit dem Kultur- und Literaturleben Deutschlands eingehend beschäftigt, wird „Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ in dieser neuen verbesserten Gestalt ein wichtiges, ja unentbehrliches Handbuch bilden.

A. Schlossar.

Lebensmorgen. Erzählungen von Wilhelm Fischer in Graz. (München. Georg Müller 1906.)

Schon im Titel widerstrahlt uns der Reiz, der in diesen Märchenerzählungen liegt. Leser, die sich noch ein kindliches Gemüt bewahrt haben, werden diese Dichtung mit stillem

Von Leutchen, die ich liebgewann. Ein Skizzenbuch von Rudolf Presber. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Dreierlei Wege. Lebensbilder von Johannes Renatus. (Leipzig. Max Spendig.)

Johannes Pranka. Eine Geschichte aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Johannes Renatus. (Leipzig. Max Spendig.)

Sonnenweib. Ein Stück Menschenseele. Von Rega Seca. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Auf dem Rade von Genf bis Tunis, sowie Schweizer und italienische Reisebriefe, Reiseerlebnisse in humoristischer Fassung. Von Otto Tejaner. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Bucklige Welt. Kleine Sachen zum Weinen und Lachen. Von Fritz Stüber-Gunther. (Wien. Robert Mohr. 1906.)

Karl Eugen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Karl M. Klob. (Wien. Verlag „Neue Bahnen". 1905.)

Welt und Seele. Gedichte von Karl Oppermann. (Stuttgart. Strecker und Schröder.)

Unter der Linde. Gedichte von Ottokar Kernstock. (München. Braun u. Schneider.)

Vom Heimatherd. Lieder und Balladen. Von Emil Klein. (Stuttgart. Max Kielmann.)

Gedichte und Lieder. Von Theodor Keller. (Achen. R. Bott.)

Schüttelreime. Ein kurzweilig Büchlein. Von Regine Mirsky-Tauber. (Prag. Jos. Koch. 1904.)

Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. (Leipzig. C. F. Amelang. 1905.)

Vom Lande des Sternenbanners. Eine Blumenlese deutscher Dichtungen aus Amerika. Von Dr. Gotthold August Steff. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1905.)

Wilde Rosen. Dichtungen von Hermann Kronpelin. (Malchow. Mecklenb. Selbstverlag.)

Triumph der Liebe. Von F. E. Köhler-Haussen. (Dresden. E. Pierson.)

Im Wunderland der Liebe. Gedichte von Felix Freiherrn v. Stenglin. (Berlin. Franz Wunder.)

Griechische Götter- und Heldengeschichte. Von Professor C. Witt. (Stuttgart. Max Waag.)

Charlotte v. Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild von Hermann Mosapp. (Stuttgart. Max Kielmann. 1905.)

Beethoven. Von Emil Lucka. (Wien. C. W. Stern. 1906.)

Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. Volksausgabe. 2 Bände. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1905.)

Was alle Welt sucht. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb.

Das Größte, was wir kennen. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb.

Das deutsche Volkslied. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr, 2., verbesserte und vermehrte Auflage. (Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1905.)

Glocken. Ideales, Geschichtliches, Technisches. Von Kuhn-Kelly, St. Gallen. (St. Gallen. Zollikofer'sche Buchdruckerei. 1904.)

Mein Himmelreich. Von Peter Rosegger. Ins Böhmische übersetzt von K. Veleminského. (Prag. J. Laichter. 1905.)

Dyologie, oder die Lehre von den zweierlei Menschen. Von Leonore Sienkiewicz u. Dusnelda Vortmann-Sienkiewicz. (Bern. Selbstverlag.)

Interieurs. Allen denen, die begreifen, zugeschrieben von Dr. Richard Kühnelt. (Abbazia. Franz J. Schmid.)

Sprichwörterbuch. Herausgegeben von Franz Freiherrn v. Lipperheide. Lieferung 1. (Berlin. Expedition des Sprichwörterbuches.)

Ungarische Rhapsodien, politische und minderpolitische. Von Lutz Korodi. (München. J. F. Lehmann.)

Es sagen die Leute. Fremdländische Sinnsprüche, National-Sprichwörtern nachgebildet von Maximilian Bern. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Von R. Handmann. (Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 1905.)

Schalk- und sündhafte Plauderei nach Noten. Von Kuhn-Kelly. (St. Gallen. Zollikofersche Buchdruckerei.)

Chinesische Tautropfen. Kulturhistorische Skizzen und Anregungen von Eduard Wilhem v. Thümen. (Villach. J. Gitschthaler. 1905.)

Die Pflege des Kindes vor und nach der Geburt. Von F. Schönborn. (Berlin S. Buchhandlung und Verlag „Der Naturarzt".)

Vinzenz Prießnitz. Zur Feier seines hundertsten Geburtstages. Ein Wort an das deutsche Volk von Philo vom Walde. (Berlin. Verlag der Geschäftsstelle des Deutschen Bundes.)

Die Jugendfürsorge mit Rücksicht auf das Gesetz der Vererbung im allgemeinen und der erblichen Belastung im besonderen. Vortrag von Kuhn-Kelly. (St. Gallen. Zollikofersche Buchdruckerei. 1903.)

Ist unser Gymnasium eine zweckmäßige Institution zu nennen? Von Alexander Hinterberger. (Wien. W. Braumüller. 1905.)

Pinselzeichnen. Vorbilder und Vorlagen nebst Anleitung. 2 Hefte. (Ravensburg. Otto Maier.)

Ein sogenannter trockener Humor, ders aber doch dahin bringt, daß dem Leser manchmal die Augen naß werden vor lauter Lachen. Da es wohl schon fast die seltenste und größte Wohlthat ist, in so späten Zeiten der Menschheit noch ein urfrohes Lachen zu entlocken, so wird man die paar Wiener Humoristen, die wir noch haben, bald zu den größten Wohltätern zählen müssen. M.

Luzifer oder das Ringen der Menschen. Eine Trilogie. Von Paul Hugo. (Dresden. Richard Linke. 1905.)

Eine junge Dichterkraft, der man zuhören muß, wenn sie hier einen seltsam wuchtigen Gesang singt von Adam, Kain und Jesus. Dieses erste Wort wird kaum das letzte sein über Paul Hugo. M.

Bilder aus der Geschichte der bildenden Künste fürs christliche Haus. Von Martin Pfannschmidt. Sieben Höhepunkte der Kunstentwicklung stellt der Verfasser dar und läßt seine Leser von ihnen aus Ausschau halten über die Wege, welche die Geschichte der bildenden Künste eingeschlagen hat. Er vermittelt auf diesem Wege gründliche und übersichtliche Kenntnis, sowie Verständnis für die Kunst. Besonders in der Neuzeit mit ihrem Gewirr von Erscheinungen kann eigentlich nur solche zusammenfassende Darstellung, welche das Hauptsächliche von dem Nebensächlichen, das bleibend Bedeutungsvolle von dem zeitweis Glänzenden scheidet, wirklich orientieren. Der Verfasser — der Sohn des bekannten Malers — bringt für solche schwierige Darstellung nicht nur die nötigen Kenntnisse, sondern vor allem die noch notwendigere Klarheit des Urteils und Sicherheit des Geschmacks mit sich. Dadurch wird dieses Buch mit seinen charakteristischen Illustrationen zu einem dauernd wertvollen Schatz für das gebildete Haus, besonders zu einem trefflichen Handbuch für die Einführung der Jugend in die Kunstgeschichte. Wir wüßten kein besseres und angenehmeres Lehrbuch. M.

Gletscher. Von Hoch. Zu der Künstlerlithographie von Hoch „Morgen im Hochgebirge, das bei allen Alpenfreunden eine so gute Aufnahme gefunden hat, kommt jetzt, ebenfalls in der Wandbilder-Sammlung von B. G. Teubner erschienen, ein zweites Blatt des Künstlers. Er führt uns diesmal mitten in die Eisregion. Wir befinden uns in der Moräne eines Gletschers. Die Stimmung der Gebirgswelt findet hier ihren Interpreten. V.

Der Bauernbündler-Kalender für 1906 ist soeben erschienen. Das Jahrbuch stellt sich den Zweck, hauptsächlich der Bevölkerung des platten Landes durch Unterhaltung, Vermittlung von Wissen und Aufklärung zu dienen. Mit vielem Geschick zusammengetragen, was den Landmann interessieren kann.

Büchereinlauf.

Besiegte Sieger. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1906).

Kurt Willinger. Roman von Berta Kehren. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Lonte von Effkebüll. Roman von Thusnelda Kühl. (Jena. Herman Costenoble. 1905.)

Krauskopf. Roman von Hermann Wette. Drittes Buch. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1905.)

Der Wetterwart. Roman von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1905.)

Im Dienste der Menschheit. Roman von Heinrich Keller. (Berlin. Egon Fleischel & Ko. 1905.)

Maria-Himmelfahrt. Roman von Hans v. Hoffensthal. (Berlin. Egon Fleischel & Ko.)

Grete Wolters. Roman von Eva Gräfin Baudissin. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Lebensdrang. Roman von Paul Ilg. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Ihr führt ins Leben uns hinein. Roman von H. Walter. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Akkorde in Moll. Sechs Novellen von Berta Saturny. (Graz. Franz Pechel.)

Peter Roseggers ausgewählte Erzählungen. Russische Schulausgabe für die deutsche Sprache von Sergius Manstein. (St. Petersburg. 1905.)

Ria Larsky. Ein russisches Frauenleben von J. v. Averina. (Berlin. Hüpeden & Merzyn-Verlag. 1906.)

Eine Liebesheirat. Geschichte einer Offiziersehe für die deutsche Frauenwelt. Von H. Dalmer. (Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.)

Die fünfte Dimension. Humore der Zeit, des Lebens, der Kunst von Ludwig Hevesi. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Franz Herczeg: **Die Scholle.** Roman aus dem Ungarischen von Leo Lázár. (Wien. Karl Konegen. 1905.)

Aus dem Touristendampfer. Novellen von Alice Schalek. (Wien. Karl Konegen. 1905.)

Weihe. In drei Handlungen von Franz Rabl. (Wien. Karl Konegen. 1905.)

Lustige Gschichtlen vom Tiroler Hiesl. Erzählt in Meraner Mundart von Otto Rudl. 4. verbesserte Auflage. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1905.)



Hans Johanns Hauptsache.

Geschichte eines seltsamen Menschenkindes von **Peter Rosegger.**

Wenn ich sage, es war ein einzig guter, rührender Mensch, so legt jeder das Blatt hin und läuft davon. So sage ich lieber, er war ein Taugenichts.

Und das war er auch.

In den Schulen, wo er stets vorgeschriebene Marschroute hatte, da ging es noch an. Aber als er selbst der leitende Teil ward, als Lehrer in der Dorfschule, da ging es nicht mehr an. Die unterschiedlichen Kinder machten ihm viel zu große Sorgen, als daß er sich ihrem Unterrichte widmen konnte. Ob sie in der Fibel lesen konnten oder auf der Schiefertafel die Ziffern zusammenzählen und in einer sehr pedantischen Ordnung hinschreiben, das war Nebensache. Hauptsache war die Gesundheit. Und so kümmerte er sich, ob das kleine Volk auch warme Jöpplein hätte und Schuhe an den Füßen, ob die Kinder wohl gewaschen und gekämmt wären — und wo es mangelte, da griff er flink zu und trachtete, beim Bäcker, beim Müller, beim Fleischer, als den Großen des Dorfes, für die armen Wald- und Gebirgskinder altes Gewand zu bekommen; er nahm auch Eßwaren und ließ durchblicken, daß solche Wohltaten an ihren eigenen Kindern würden vergolten werden. Die großmütigen Spender verstanden das so, daß — wie die Kinder der Armen Not an Hemden und Strümpfen hätten, die Kinder der Reichen zumeist

Brieflicher Unterricht des Wissens für die breiten Schichten des Volkes zum Selbststudium in leichtfaßlicher, jedermann verständlicher Form. Herausgegeben von Rudolf Höfler. In zirka 52 Briefen mit 1000 Illustrationen und einem geographischen und historischen Atlas sowie einem alphabetischen Sachregister, oder in drei Bänden. (Wien. Karl Fromme.)

Reformkochbuch oder wie koche ich ohne Fleisch und Alkohol? Von Ida Spühler. Für Frauen von Vegetariern und Antialkoholisten ein geradezu unentbehrliches Handbuch. (Zürich. Fäsi & Beer. 1904.)

Bilder. Verlag B. G. Teubner, Leipzig: **Das Fähnlein der sieben Aufrechten.** Von Ernst Würtenberger. **Abendfrieden.** Von Liner. **Sternennacht** (Matterhorn). Von Wieland.

Erziehungssorgen. Wegweiser zur Heilung der Fehler unserer Jugend. Von Regierungs- und Schulrat a. D. H. Kietz. (Leipzig. Konrad Grethleins Verlag.)

Unsere Haustiere. Herausgegeben von Prof. Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Bis zur 10. Lieferung erschienen.

G. Hübner's geographisch-statistische Tabellen für 1906. Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Fr. v. Juraschek. (Frankfurt. Heinrich Keller.)

Deutscher Volkskalender für 1906. Herausgegeben von August Jekelius. 2. Jahrg. (Kronstadt. H. Zeidner.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



E. W., Wien. Seit etwa zwei Jahren schreiben Sie uns einmal sentimental, einmal kläglich und zur Abwechslung einmal flegelhaft: wir sollten Ihnen Ihr Gedicht „Sehnsucht nach dem Frühling" zurückschicken. Die Sehnsucht muß mittlerweile doch schon mehrmals in Erfüllung gegangen sein, was quälen Sie sich noch!

B. B. A., Mannheim. Den Bescheid finden Sie am Schlusse dieser Postkarten. Er gilt für alle.

C. Ch., Paris. Sie höhnen die Deutschen und gleichzeitig ersuchen Sie mich, für Ihr Blatt — zu schreiben! Ja, kann denn einer schreiben, der die Hand zur Faust ballt? R.

E. F., Nürnberg. Solche Dinge lassen sich von fremder Seite niemals schlichten, das muß sich zwischen Eheleuten vollziehen. Versorgen Sie Ihre junge Frau nur mit Liebe, die bleibt stolze Siegerin. Eifersucht ist ein schlechter Wächter, eher eine Kupplerin. In der Ehe ist das Vertrauen die Mutter der Treue.

„Einsam." Warme, frohe Liebe zu den Mitmenschen, frisches, stets heiteres Vertrauen zu sich selbst — wenn Sie es so weit brächten, dann stünde vieles anders. Ist unser Herz einmal vergrämt, dann sieht man leicht zu schwarz.

L. L., Linz. Da sehen Sie sich gerade einmal Kernstocks neues Büchlein „Unter der Linde" an und Sie werden Ihr Urteil, daß es in der neuen Literatur keine deutsche Männlichkeit und Innerlichkeit mehr gäbe, zurücknehmen.

Dr. **W. L., Paris.** I. N. R. I., frohe Botschaft eines armen Sünders, ist bisher nur in deutscher, dänischer, schwedischer und englischer Sprache erschienen. Um Erlaubnis zu einer Übersetzung ins Französische hätten Sie sich an den Verleger L. Staackmann in Leipzig zu wenden.

J. E., Wien. Es gibt keine österreichische Literatur. So wenig als es z. B. eine preußische oder eine schweizerische Literatur gibt. Wohl aber eine deutsche, eine französische, eine italienische. Literaturen gründen sich nicht auf Staaten, sondern auf Sprachen.

J. W. in E. Jenem Aufsatze nach zu schließen dürfte Johannes Müller wohl evangelisch sein.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 20. November 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

schreiben? Nachher mach halt drei Kreuzeln. Bin froh, daß du mir den Weg ersparst. Hauptsach' ist, daß das Mutterl da wieder auf die Füße kommt. Bleib schön gesund, Mathes."

Einige Wochen später kam's zutage, daß der Obergamshofer keinen Geldbrief erhalten hatte, daß ihm aber sein Weidknecht durchgebrannt war. Dieses Ereignis kostete dem Briefträger allerhand und auch den Dienst.

Jetzt hatte er Zeit, sich den Hauptsachen zu widmen, und merkwürdig — jetzt verlangte niemand darnach. Ja, es kam allmählich ungefähr so heraus, als ob für den Hans Johann nun die Hauptsache wäre, einstweilen nicht zu verhungern. Er bewarb sich also wieder um einen Dienst. Das Steueramt im nächsten Bezirksorte suchte einen Amtsboten. Aber den Johann nahm man nicht an, aus Besorgnis, er würde aus Erbarmen mit den Parteien die Steueraufträge unterschlagen. Das Bezirksgericht hatte für einen Gerichtsarrest die Profosenstelle ausgeschrieben; der Bewerber Hans Johann wurde rundweg abgelehnt; der hätte keinem Arrestanten die Tür verschlossen nach dem Grundsatz, Hauptsache bei den Menschen sei die Freiheit. Soweit war unser Johann schon in Verruf gekommen. Dann verscholl er auf einige Zeit, um später in einem Haushaltungsbureau aufzutauchen.

Hier war er fleißig und akkurat und füllte seine Stelle völlig aus. Aber es war das Haushaltungsbureau eines Siechenhauses. Seine Erholungsstunden brachte er bei den Siechenden und Krüppeln zu, um ihnen die Zeit zu vertreiben und sie aufzumuntern. Er ließ sich von ihnen ihre Anliegen erzählen; sie, auf die sonst niemand mehr hören wollte, an denen jeder gleichgiltig vorüberging, waren seiner Teilnahme so froh. Er besorgte den Ofen, wenn sie fröstelte, holte ihnen ein frisches Glas Wasser, wenn sie dürstete, schrieb ihnen Briefe an Angehörige. Dann blieb er noch länger und las ihnen erbauliche oder lustige Geschichten vor oder trieb Schwänke und Späße in eigener Person. So daß die Armen getröstet und munter wurden. Wenn er darob bisweilen seinen Bureaudienst versäumte, so dachte er, ob die Reisballen, die Strohsäcke und Bettdecken und Medizinen aufgeschrieben werden oder nicht, wenn sie nur da sind. Hauptsache sind die armen Leutle und daß sie immer einmal ein bissel Zerstreuung haben.

Da war in der Anstalt ein alter Holzhändler, so vergichtet und mühselig, daß er in der dunklen Stube bleiben mußte, wenn draußen die warme Sonne schien, weil niemand war, der ihn ins Freie führte. Als nun der Schreiber Johann erschien, der tat es gerne. Er blieb auch sitzen unter dem Kastanienbaum neben dem alten Manne und hörte geduldig seinen Klagen zu. Und eines Abends, als die übrigen Spazierhumpler und Sitzer sich verzogen hatten, weil es kühl geworden und

Not an guten Schulnoten haben, und daß der Herr Lehrer dann wohl den richtigen Ausgleich treffen würde. Hans Johann sah auch wirklich nicht ein, weshalb er die Spenden für mittellose Kinder nicht mit hübschen Fleißzetteln und ausgiebigen Fortgangsklassen der reichen Bürgerskinder schlichten sollte. Hauptsache war die Gesundheit. Und so setzte er sich auch gerne zu den Kindern auf eine Bank und gab ihnen Verhaltungsmaßregeln, wie sie gesund bleiben, ihren Körper stärken und zur Arbeit tüchtig werden könnten. Solches Bestreben war nicht fruchtlos und nach einem Jahre schon waren alle Kinder reinlich gehalten, soweit ordentlich gekleidet und von frischerem Aussehen. Der Bezirksschulinspektor aber konnte bei der Schulschlußprüfung nichts als den Kopf schütteln und die Hände ringen, und nachdem die Kinder nach überstandener Plage lustig davondrollten, stellte er sich vor den Lehrer hin, rang wieder die Hände und rief: „Aber um Gottes willen! Herr Johann!“

Sonst sagte er nichts. War auch nicht nötig. „Seh's eh ein“, sprach der Lehrer ganz gemütsruhig, „daß ich nicht recht tauge zu einem Lehrer.“

„Wenn Sie irgendwo eine Stelle als Kindsmagd bekommen können, greifen Sie sofort zu.“ Mit diesem wohlwollenden Rate ging der Bezirksschulinspektor seines Weges.

Und der Hans Johann des seinen. Denn er war erledigt. Aber nicht auf lange. In demselben Orte hatte er unschwer die Briefträgerstelle bekommen. Er hatte täglich über Berg und Tal zu gehen und den zerstreuten Vierteln die Post zu vermitteln. Das tat er auf das gewissenhafteste, und wenn ihm ein Bauer eine Post auftrug, für ihn im Dorf Einkäufe zu besorgen, oder eine Bäuerin irgend was Wichtiges zur Nachbarin zu befördern hatte, so tat ers bereitwillig, vergaß aber dabei manchmal, einen Brief abzugeben. Es war zuwider, aber Besonderes daran konnte Johann nun nicht finden. Was pflegen sich die Leute denn zu schreiben? Daß sie, Gott sei Dank, soweit gesund sind, daß der oder die geheiratet hat oder gestorben ist, daß es sonst nichts Neues gibt und daß sie schön grüßen lassen. Ob die Bauern das wissen oder nicht, Hauptsache ist, daß man ihnen mitunter eine Gefälligkeit erweisen kann. Das ging ein Jährchen so herum. Dann kam die Geschichte mit dem Geldbrief. An den Obergamshofer in Spittelberg hatte Johann einen Geldbrief zu bestellen. Aber der Weg dahin ist ziemlich weit, unterwegs hatte er ein mühseliges Bettelweib getroffen. Dem war die Fußkrücke entzweigegangen und so konnte es nicht recht vorwärts. Johann ging ins Wegmacherhaus um Werkzeug und zimmerte der Alten eine neue Krücke. Denn es war just des Obergamshofers Weidknecht des Weges gekommen, dem konnte er den Geldbrief mitgeben. „Ja richtig, Mathes“, sagte er noch, „das Blattel da mußt unterschreiben. Nicht können tust

werden müssen und wo er mitten unter ihnen leben will, um zu helfen, zu trösten, wie es nötig sein wird.

Während die weitläufigen Grundfesten zu diesem Gebäude gegraben und gebaut wurden und stellenweise schon ein Mauerwerk emporzustreben begann, half der Johann einem notigen Kleinhäusler das Heu und das reife Korn unter Dach bringen, denn das — meinte er — sei für den Bauern die Hauptsache. Inzwischen, zu den kleinen Ruhepausen, trachtete er im Heu oder auf den Garben dem Söhnlein des Kleinhäuslers das Abc beizubringen; derlei Buchstaben, sagte er, seien zwar nicht die Hauptsache, auch die Lesekunst nicht und auch die Gelehrtheit nicht, aber daß man mit solchen Wissenschaften in der lieben Welt weiterkomme und ein tüchtiger Mann werde, das sei die Hauptsache.

„Wann d' schon alleweil von der Hauptsach' redest, da hast eine!“ Mit diesen Worten versetzte ihm der Kleinhäusler eine klatschende Ohrfeige. „Garbentragen heißt's jetzt und nit schulfuchsen!“

Der Johann griff sich an sein also besachtes Haupt und schwieg. Richtig ist's eh, dachte er, wenn sie im Winter was zu essen haben wollen, muß man jetzt ernten. Daß er für sich nur Undank erntete, das war er schon gewohnt und fand es auch für selbstverständlich. So viel Tiefblick hatte er wohl, um zu wissen, daß es am besten sei, einem, dem man was Gutes getan hat, nachher in weitem Bogen auszuweichen; denn die Begegnung mit dem Wohltäter, den sie nicht mehr brauchen, ist den Leuten zuwider und der ganze Mensch wird ihnen zuwider, sie wollen am liebsten nichts mehr mit ihm zu tun haben. Außer sie brauchen ihn wieder plötzlich einmal, dann halten sie es auch für selbstverständlich, daß er ihnen neuerdings hilft, und wenn er das zufällig einmal nicht kann, so werden sie ihm weit feindseliger als einem anderen, der ihnen nie was Gutes getan. Das alles hatte Johann erfahren und er dachte weiter nicht darüber nach. Er war jedem dankbar, der sich von ihm etwas Gutes tun ließ und blieb ihm dankbar und betrachtete ihn als einen Gönner, dieser mochte oft noch so roh und erkennungslos sein. Nun, so hat den Johann auch die Ohrfeige nicht im mindesten beirrt, er half emsig Garben tragen, und abends, als der Häusler ihm freundlich eine gute Nacht zurief, schlich der Johann gerührt in seine Behausung und dankte Gott für die vielen guten Menschen, die er erschaffen hat.

Wenn Johann dann wieder hinausging, um die Fortschritte seines Baues zu beschauen und wie emsig hier brave Leute arbeiteten, um armen Kranken ein Heim zu schaffen, da freute ihn die ganze Welt. Jedoch aber! Als die dritte Auszahlung war und der Baumeister darauf drang, endlich doch auch einen Kostenüberschlag zu bestimmen, da kam für unsern Idealisten einmal eine wirkliche Überraschung. Er hatte gemeint, mit

auch Johann seinen Schützling ins Haus führen wollte, blieb der Alte sitzen, langte mit der dürren, fiebernden Hand hinter seine Brustjacke und zog ein verknülltes, vergriffenes Paket heraus.

„Herr Johann!“ sagte er leise und hastig, „das gehört Ihnen. Es ist mein Geld, sie wissen nichts davon. Ich mag nit, daß es in den großen Sack kommt, da spürt kein Mensch was davon. Sie sind der Mensch, der's recht anwendet. Es gehört Ihnen. Da, da — nur geschwind einstecken!“

Johann nahm das Paket in die Hand. „Sie meinen, daß ich's Ihnen aufheben soll.“

„Ich brauch's nimmer. Will nur, daß wer was hat davon. Erspart ist's redlich. Aber dumm dürfen Sie nit sein und es ausplauschen. Tuns es gut einschieben.“

Es schien ihm nicht weh zu tun, dem Alten, wie er nun seinen Sparpfennig hingab, an dem er wohl viele Jahre lang gesammelt hatte und an dem sein Herz gehangen war. Aber angelegentlich verfolgte sein Auge den Vorgang, wie Johann das Paket in seine Brusttasche steckte. „Schön fleißig zuknöpfeln!“ murmelte der Alte und knöpfte mit krampfigen Fingern über Johanns Tasche den Knopf ein. Bald hernach wankte er am Arm des Schreibers ins Haus.

An demselben Abend war's, daß der Direktor der Anstalt dem Hans Johann eröffnete, daß er entlassen sei. Grund gab er keinen an, war auch überflüssig. Johann wußte recht gut, daß er nicht aufgenommen worden, um die Pfleglinge zu unterhalten, sondern um die Rechnungen und Wirtschaftskorrespondenzen zu besorgen. Da er letzteres vernachlässigt hatte, so fand er seine Abdankung völlig in Ordnung.

Stärker überrascht war er nachher auf seinem Zimmerchen, und zwar von der Menge Geldes, die er im Paket fand. Dafür kann man ja ein Schloß kaufen und den alten Holzhändler in der Kalesche hineinführen! Und dann kann der Hans Johann sein Kammerdiener werden — so ist allen geholfen.

An einem der nächsten Tage, als er mit solch neuem Lebenslaufe beginnen will, ist der alte Gichtkrüppel richtig schon seit früh morgens tot. Der Johann steht wie zerschlagen da. „Was tu ich jetzt!“ Auf die Leiche verwendete er nicht viel, denn davon hat niemand was und der Hans Johann ist ein praktischer Mann. Auch Almosen teilte er nur spärlich aus; Almosen sagte er, mache Bettler; den Leuten müsse man viel gründlicher helfen. Von seinen großen Mitteln ließ er noch nichts verlauten, nur daß er ein Weilchen später im vorderen Labachtal, dort wo es windgeschützt und sonnig ist, ein Grundstück kaufte und große Erdarbeiten beginnen ließ. Eine Anstalt für Gichtleidende und Unheilbare soll errichtet werden, wo die armen Kranken besonders gut gehalten

ein halb verwitterter Grabstein gefunden wurde, der die Inschrift trug: Hans Johann, Soldat aus dem steirischen Infanterieregimente 27. Und darunter einige Worte in türkischer Sprache. Die darauf angestellten Forschungen ergaben folgendes: Hans Johann soll unter außergewöhnlichen Umständen für einen jungen Rekruten, der sehr an Heimweh litt, eingestanden sein, sei aber ein spottschlechter Soldat gewesen. Bei dem Einmarsche der Österreicher in die Herzegowina habe sich auf einem Bergpasse zwischen den Österreichern und den Türken ein Gefecht entsponnen. Johann sollte schießen, da sah er in demselben Augenblick, von einer anderen Kugel getroffen einen türkischen Soldaten fallen. Das Gewehr warf er weg und eilte hin, um dem Schwerverwundeten beizustehen. Während er ihm aus seiner Feldflasche Labung einzuflößen suchte, sank er selbst nieder, von einer österreichischen Kugel getroffen. Der türkische Soldat, der mit dem Leben davongekommen, habe den barmherzigen Österreicher mit Ehren begraben lassen und den Denkstein mit der Inschrift gestiftet. Die türkischen Worte auf demselben heißen zu deutsch: Aller Hauptsachen Hauptsache ist die Liebe.

Eine glückliche Ehe.

Von **Alice Schalek.***)

Vor dem schwarzverkleideten Portal des alten, vierstöckigen Hauses auf der Landstraße stand der würdevolle Portier der Pompes funèbres mit dem weiten, pelzverbrämten Mantel und dem hohen, schwarzen Stabe, und gab acht, daß sich die gaffende Menge zu beiden Seiten des Toreinganges nicht zu weit vordränge und dem erwarteten Trauerzuge den Weg nicht versperre. Die viersitzigen Trauerequipagen, jede mit einem Diener in schwarzer Gala hintenauf, standen in schier unabsehbarer Reihe die Straße hinunter und dicht vor dem Tore harrte der sechsspännige Leichenwagen auf die sterblichen Überreste der toten Hausbesitzerin.

Oben in den Zimmern der Verstorbenen drängten sich flüsternd die Trauergäste. Die Flurtüre der sonst so stillen Wohnung im ersten Stocke stand weit offen, schwarzgekleidete Menschen, Damen mit langen Kreppschleiern und Herren mit florumwundenen Zylinderhüten, Dienstleute und Leichenträger erfüllten die Räume, über denen ein schwüler Duft von welkenden Blumen und Lorbeerbäumen schwebte.

*) Aus „Auf dem Touristendampfer", Novellen von Alice Schalek. Wien. Karl Konegen. 1905. Wenn dies Büchlein nichts als diese kleine Erzählung enthielte, so müßte man es schon herzlich liebgewinnen. Aber es erzählt auch noch sechs andere Geschichten, die in ihrer Art ebenso trefflich und gemütsinnig sind.

seinen zweieinhalbtausend Gulden, dem Nachlasse des alten Holzhändlers, ein stattliches Krankenhaus mit den hierzu erforderlichen Stiftungen bestreiten zu können, und nun zeigte es sich, daß das Geld schon verbraucht war, während das Mauerwerk kaum noch mannshoch aus der Erde hervorstand. Da haben wir's jetzt. Der Johann griff sich an den Kopf und rief: „Deuxl, Deuxl noch einmal, daß so was so saumäßig teuer mag sein!" Nun mußte der Bau eingestellt werden und mit dem Gelde, das zu so hohen Dingen bestimmt gewesen, war nichts geschaffen als ein durchwühlter Boden mit Schutt und Steinen. Hans Johann wollte sich jetzt den Kopf wegreißen. Nicht ob der Leute Gelächter und Spott, denn hierin hatten sie ja recht, und er lachte und spottete mit ihnen — ach wie bitter bitterlich ist es, sich selbst auszulachen. Daß er aber ein so grundschlechter Verwalter des Nachlasses gewesen und kein einziger Notleidender davon auch nur um eines Hellers Wert Erleichterung hatte, das wollte ihm nicht gestatten, einen solchen Kopf noch länger auf dem Rumpfe stehen zu lassen. Jetzt wußte er endlich auch, was bei ihm die Hauptsache war. Eine grenzenlose Dummheit.

Fast schien es, als hätte er nun auch allen Kredit verloren. Wenn er jemandem auf der Straße das Bündel wollte tragen helfen, oder wenn er am geländerlosen Labachsteg schwindelige Leute hinüberführen wollte, da sagten sie dreist: „Schau du auf dich selber!" Und das war tatsächlich ein guter Rat, denn er begann leiblich zu verkommen und zu verderben. Auf der Baustelle, zwischen den Mauern und Sandhaufen baute er Erdäpfel an, aber diese wußten, daß der stolze Grund nicht ihnen vermeint gewesen, fühlten darob ihre Ehre verletzt und wollten nicht recht wachsen. Als sie im Spätherbste endlich doch so weit waren, daß sie den Spaten lohnten, dachten die Nachbarsleute: der Johann verschenkt sie ja doch! und stahlen ihm die Erdäpfel in der Mondnacht.

So ist die praktische Seite von Johanns Tätigkeit stets unpraktisch ausgefallen, während über die ideale das Fazit im Himmel gezogen wird, wir einstweilen also keinen Einblick haben. Zu jener Zeit aber behauptete ein tiefsinniger Mensch, der Hans Johann würde seinen Mitmenschen noch einmal tüchtig imponieren und er hätte das Zeug zu einer großen Heldentat. Man hörte aber nichts weiter, als daß Johann in einem Eisenwerke ein Weilchen Schichtenschreiber war. Später soll er in einem Meierhofe des Unterlandes als Taglöhner gesehen worden sein. Und dann hörte man gar nichts mehr von ihm. Er war verschollen und auf der verlassenen Baustelle, wo das große Krankenhaus hätte stehen sollen, wucherten Nesseln und Disteln.

Um so merkwürdiger ist es, daß viele Jahre später von Leuten, die darum wußten, bei Mostar in der Herzegowina auf einem Friedhof

einer anderen Freundin stattfand, aber sie wartete immer schon zu Hause mit dem Auftragenlassen auf ihn, wenn er gegen neun Uhr zum Nachtmahl heimkam. Da besprachen sie die wichtigsten Ereignisse, die Neuigkeiten der Gasse und der Bekannten und um zehn Uhr lag er allabendlich zu Bette und las das Abendblatt, während sie noch Anordnungen traf und im Hause umhertrippelte. Des Sonntags besuchten sie morgens zusammen die Kirche und nachmittags seinen Bruder, wo sich stets ein dritter zum Tarock einfand, während die Cilli bei der Schwägerin saß.

Es gab fast nie einen Streit in dieser Ehe, die allgemein für eine sehr glückliche galt. Und sie war es ja auch. Es war eine Ehe wie tausend andere, in denen der Mann sein ganzes geistiges Leben außer dem Hause lebte. Und trotz der gemeinsamen Wohnung wußten sie nach dreißig Jahren kaum mehr voneinander als die äußeren Gewohnheiten — ihre Seelen waren sich fremd geblieben.

Jetzt stand er an ihrem Totenbette. Und ein ungeheures Staunen stieg in ihm auf, wie es denn möglich sein konnte, sie so ruhig anzusehen, wie sie da vor ihm lag, tot, starr und stumm. Er fühlte nichts in seinem Innern als eine peinliche Verpflichtung, den tiefen Schmerz zu gehörigem Ausdruck zu bringen, den der Arzt, die Krankenschwester und die entsetzten Dienstleute von ihm erwarten mußten; aber er fand kein echtes Leid, kein wirkliches Weh, nicht die Verzweiflung, von der er so oft gelesen und die er bei anderen in solcher Stunde stets selbstverständlich gefunden hatte.

Eigentlich — nahe gestanden war sie ihm niemals. Er hatte die Hausbesitzerstochter geheiratet, weil ihre und seine Eltern es wollten, weil er in den Jahren stand, in denen man sich ein eigenes Heim zu gründen pflegte, weil sie eine große Mitgift bekam und weil sie ihm auch nicht mißfiel. Aber sie hatte dann nicht mit ihm, sondern neben ihm gelebt — allerdings hatte er auch nie den Versuch gemacht, sich ihr innerlich zu nähern. Es genügte ihm, ihr die Treue zu halten, aber er sah nie mehr in ihr als eine ausdauernde und liebevolle Wirtschafterin, die ihm innerlich fern stand und für die ihm nach dem täglichen Austausche geistiger Anregungen mit Freunden und Bekannten nichts mehr übrig blieb. Und auch jetzt, nach ihrem Tode, sprach nichts in seinem Herzen für sie als die Gewohnheit und er fühlte deutlich, daß die Erinnerung an ihr Wesen verwischt sein würde, noch ehe die Erde sie deckte.

Äußerlich freilich verursachte das Ereignis einen förmlichen Aufruhr in seinem stillen Leben. Alles schien ihm aus dem Geleise geraten. Seit der Todesstunde — seit jener sonderbaren Entdeckung, daß der erwartete Schmerz ausgeblieben war — ließen ihn die Vorbereitungen für den heutigen Tag keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Da mußten

In einem von der übrigen Wohnung abgetrennten, mit schwarzem Tuche ausspaliertem Raume, zu dem vom Vorzimmer ein eigener Zugang führte, lag die Tote aufgebahrt. Sechs hohe Kerzen brannten zu beiden Seiten des Katafalks. Auf dem Betschemel vor dem Sarge kniete der Gatte der Verstorbenen, Magistratsrat Vinzenz Ehrenberger. Er hielt den Kopf tief über die gefalteten Hände gebeugt und betete ein Vaterunser. Dann stand er auf, die Diener traten heran, und während die Menge zurückdrängte und eine Gasse freiließ, hoben sie den Sarg und trugen ihn hoch über dem nachfolgenden Trauerzuge zu dem harrenden Wagen hinab.

Vinzenz Ehrenberger schaute fast ängstlich zu Boden. Er fühlte die Blicke aller Anwesenden auf sich gerichtet, und noch stärker als vorher überkam ihn die seltsame Unruhe, die ihn seit der Todesstunde seiner Cilli quälte.

Bisher war sein Leben so regelmäßig wie ein Uhrwerk vorwärts gegangen, bis zu dem Tage der vorigen Woche, wo es plötzlich abschnappte, um sich in Aufregung und peinliche Ungemütlichkeit zu verwandeln. Und während er im ersten der Trauerwagen hinter dem Sarge her zur Kirche fuhr, zog diese schreckliche Zeit noch einmal an seinem inneren Auge vorüber.

Es war sehr schnell gegangen mit der Cilli, kaum daß sie eigentlich recht über Unwohlsein geklagt hatte. Ganz unvorbereitet war er eines Tages bei der Heimkunft aus dem Bureau von der entsetzten Köchin im Vorzimmer mit der Nachricht von dem Schlaganfalle seiner Frau empfangen worden.

Drinnen lag sie schon bewußtlos, als er eintrat. Der rasch herbeigeholte Arzt sagte ihm gleich, wenn auch mit aller Schonung, daß alle Hoffnung vergebens sei. Und wenige Stunden später, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, starb sie so sanft und still, daß er, der an ihrem Bette in Nachdenken versunken war, erst aufschrak, als die Krankenschwester ihr die Augen zudrückte und über die Regungslose das Zeichen des Kreuzes machte.

Vinzenz Ehrenberger war dann mit seltsamen Gefühlen bei der Leiche seiner Frau gestanden — nach dreißig Jahren einer glücklichen Ehe. Tag für Tag, all die lange Zeit hindurch, war er nach dem gemeinsamen Frühstück in sein Amt gegangen, während sie die Wirtschaft besorgte, und immer erst knapp vor dem Mittagessen nach Hause gekommen, zwischen dessen Gängen er seine Zeitung las. Dann pflegte er ein Weilchen zu schlafen, ehe er noch auf zwei Stunden ins Amt ging, und abends eilte er, so rasch er dort loskommen konnte, in sein Stammgasthaus, um bei Bier und Zigarren zu tarockieren und Politik zu machen. Die Frau besuchte indessen ihr Kränzchen, das täglich bei

nötigsten Worte mit ihm zu wechseln. Er fühlte sich wie ausgeschlossen aus seinem eigenen Kreise, weil seine Frau gestorben war. Man ließ ihn ehrerbietig, aber selbstverständlich mit seinem Schmerze allein, er aber empfand nur eine verlegene Unsicherheit, eine beklommene Unruhe, weil er sich als Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit wie herausgerissen fühlte aus seinem täglichen Einerlei durch ein Ereignis, dem er verständnislos gegenüberstand. Nur einen heißen Wunsch empfand er klar und deutlich — daß doch auch dieser schreckliche Tag endlich vorübergehen möge — — —

Er gab sich selbst einen Ruck, als der Wagen vor der Kirchentüre hielt. Dann schritt er tiefgebeugten Hauptes, den Hut in der Hand, hinter den Ministranten, die den Sarg eingeholt hatten, in das Hauptschiff hinein. Drei mit schwarzem Tuche überzogene Bänke waren auf beiden Seiten für die nächsten Leitragenden bestimmt, links für die Frauen der Verwandtschaft, rechts für die Männer. Die erste blieb für den Magistratsrat allein reserviert.

Als er eben Platz nehmen wollte, drängte sich ein altes Weiblein dicht an ihn heran. Sie schluchzte bitterlich und suchte ihm die Hand zu küssen.

„Jessas, gnä' Herr, uns're arme Gnädige! Nein, was Sie an ihr verlor'n hab'n — — —"

Das Schluchzen erstickte die ferneren Worte.

Vinzenz sah auf. Es war die alte Marie, die ehemalige Köchin, die jahrelang bei seiner Frau gedient hatte und die jetzt die Wäsche des Hauses wusch.

„Ja, ja, Marie!"

Er nickte flüchtig dankend und trat rasch an seinen Platz, weil eben die Orgel mit tiefem, brausendem Klange einsetzte.

Das Begräbnis erster Klasse mit all seinen Zeremonien — die Ehrenbergers durften sich als im ganzen Bezirke bekannte Hausherrenleute doch nicht lumpen lassen — gab nun endlich dem Magistratsrate Gelegenheit und Muße, über alles mögliche nachzudenken. Eigentlich fand er hier die erste ruhige Minute der Sammlung seit seiner Cilli Tod.

Zuerst folgten seine Blicke halb zerstreut den heiligen Handlungen, dann tönte ihm plötzlich ein eben vernommenes Wort im Ohre:

„Was Sie an ihr verlor'n hab'n — — —"

Und zum erstenmal dachte er an die Zukunft und daran, wie sich sein Leben ohne die Cilli nun gestalten würde. Er sah sich plötzlich im Geiste allein bei dem bisher so gemütlichen Frühstück. Die Cilli wußte, wie er den Kaffee liebte, nicht zu stark, nicht zu weiß, und sie saß immer so ruhig ihm gegenüber und wartete, bis er ausgetrunken hatte, um ihm noch eine halbe Tasse nachzufüllen.

die Geistlichkeit verständigt, die Aufbahrung, das Begräbnis, die Anzeigen an die Zeitungen besorgt werden, dann mußte er zur Versendung der Partezettel die Adressen seiner Bekannten erst aus dem Wohnungsanzeiger zusammensuchen. Und dabei hieß es sehr vorsichtig auf die Titel achten, denn manche waren seit der letzten Ausgabe des Buches avanciert und insbesondere bei seinen Vorgesetzten konnte das geringste Versehen leicht Anstoß erregen. Das kostete ihn viele Stunden. Dann mußte er die Parteien des Hauses verständigen, Kränze bestellen, Trauerkleider anfertigen lassen, auch für die gänzlich verstörten Dienstmädchen, er brauchte Visitkarten und Briefpapiere mit Trauerrand, mußte mit dem Advokaten Rücksprache nehmen und tausend andere kleinere und größere Angelegenheiten erledigen. Trotz seines Urlaubes vom Amte hatte er in all den Tagen kaum Zeit gehabt, im Gasthause rasch etwas zu essen, und während man seine Wohnung mit den äußeren Zeichen der Trauer ausstaffierte, war er noch nicht dazugekommen, über das, was ihm geschehen war, nachzudenken.

Bis zum Begräbnistage dauerte das unruhige Hasten, weil er alles zum Besten erledigen wollte. Derselbe Geistliche, der sie vor dreißig Jahren in der Rochuskirche getraut, sollte dort seiner Frau zum letzten Wege wieder den Segen erteilen.

Schon lange vor der angegebenen Stunde strömten die Leidtragenden in die geöffnete Wohnung. Jeder drückte dem Magistratsrate die Hand und sagte ein paar teilnehmende Worte, die dieser dankend erwidern mußte. In dem gedrückten, klagenden, halblauten Ton, den er in den letzten Tagen angenommen hatte, erzählte er immer wieder von ihrem raschen Tode, dessen Schmerzlosigkeit ihm den einzigen Trost bieten müsse, und dabei hörte er seine Stimme wie einen außerhalb seiner selbst mechanisch schwingenden Klang und hielt auf seinem Gesichte krampfhaft den ihm von der Welt vorgeschriebenen ernsten, düsteren Ausdruck fest. Dabei aber sah er jeden, der kam, vermißte jeden, der fehlte, und hörte jedes Wort, das neben ihm geflüstert wurde. Denn wenn die Neuangekommenen ihre Pflicht erfüllt und dem Witwer ihre Teilnahme ausgedrückt hatten, dann durften sie ihre Gesichter wieder in die natürlichen Falten legen und mit den an den Wänden Herumstehenden von allem möglichen leise schwatzen, unbekümmert darum, das der Tod im Hause weilte. Dieser Tod galt ja heute nicht ihnen und sorglos vergaßen sie, daß er über allen schwebe und daß keiner von ihnen wissen könne, wann ihn dasselbe Schicksal ereilen würde. Heute war eben Vinzenz Ehrenbergers Haus an der Reihe.

Und so bildete sich immer wieder eine Leere um ihn, der mitten im Zimmer stand, denn seine besten Freunde, die ihm sonst tagtäglich so froh und unbefangen begegneten, vermieden es heute, mehr als die

Limonade und wechselte die Umschläge — er aber hatte es selbstverständlich gefunden, daß sie nicht aus den Kleidern und zur Ruhe kam, wenn er litt. Und er fand es eigentlich auch heute unverantwortlich von ihr, daß sie ihn, wenn auch zum erstenmal, treulos verließ und daß er nun eben sehen mußte, wie er das Leben allein fertig brachte.

Er sah sich im Geiste krank zu Bette liegen — einsam und elend, den unverläßlichen, gedankenlosen Dienstmädchen überantwortet. Kein Mensch sorgte um ihn, keiner fragte nach ihm. Er würde des Nachts wach liegen, ohne daß ihm jemand Mitleid zollte und seine Schmerzen teilte — allein, allein — — —

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden — — —“

klang es in feierlichen Akkorden vielstimmig vom Chore herab.

Jählings riß ihn der Gesang in die Wirklichkeit zurück. Und ein plötzliches Weh kam so heftig, so machtvoll über ihn, daß Vinzenz, seine Umgebung vergessend, mit einemmal in ein lautes, schmerzhaftes Weinen ausbrach. Er barg das Gesicht in den Händen und die große, schwere Gestalt des Magistratsrates wurde von einem krampfartigen Schluchzen geschüttelt.

Der Gesang war verhallt — in der Kirche herrschte Totenstille. Jeder in der lautlos dasitzenden Menge hatte den plötzlichen Schmerzensausbruch gehört. Und die Trauergäste reckten die Hälse und blickten mitleidig zu dem Witwer hinüber.

„Zuerst hab' i g'meint, er nimmt's net so schwer“, flüsterte Frau Solinger, die Partei vom dritten Stock, ihrer Nachbarin zu, „aba seg'n S', jetzt packt's 'n freili, sie war'n halt doch soviel glücklich mitanand'.“

Wie ich meine Frau eifersüchtig machte.

Erzählung von **Hans Malser.**

So hatte an der Tafelrunde also jeder der Reihe nach das Ungewitter seiner Ehe erzählt. Nun war's an dem Ingenieur Thomi.

„Es ist daher evident, meine Herren“, begann dieser, „daß jede Ehe, auch die beste und glücklichste, ihre Stürme, ihre Hochgewitter hat. Aus den sechs eben erzählten Fällen ist es leicht zu erkennen, um was die Stürme sich drehen — eben um die beiden Pole Mann und Weib. Die Geschichten sind sich ähnlich, sind miteinander verwandt. Ich erwartete, daß eine oder die andere derselben aus der Art schlagen würde, doch ich sehe, daß es mir allein beschieden ist, etwas Außerordentliches zum besten zu geben.

Einmal — bloß einen Morgen lang — hatte sie ein Unwohlsein ans Bett gefesselt — aber an die dadurch entstandene Ungemütlichkeit erinnerte er sich ganz deutlich. Er hatte den Kaffee verschüttet, sich dabei ein wenig verbrüht und natürlich zum Nachguß zu wenig im Kännchen übrig behalten. Und so ähnlich würde es nun wohl immer sein.

Vormittags, bei einem Ärger mit dem Chef oder sonst einer Unannehmlichkeit pflegte er immer mit einem Aufatmen an das Mittagessen zu denken. Die Cilli entdeckte stets die ersten jungen Backhendel mit frischem Salat, den zartesten Spargel, die süßesten Kirschen, sie verstand es, das Essen ungewöhnlich saftig und schmackhaft zubereiten zu lassen — Leberknödel machte sie selbst, das war ihre Spezialität — und auch das sollte für immer vorüber sein! Jetzt würde er wohl selbst vor dem Fortgehen mit der Köchin den Küchenzettel machen und auf alle derartigen Überraschungen verzichten müssen.

Nach dem Essen lag stets auf seinem Sofa ein weiches Kissen für ihn vorbereitet, im Winter auch eine warme Decke, und die Cilli wachte mit unnachsichtlicher Strenge darauf, daß er im Schlafen nicht gestört werde. Am Todestage ihrer Mutter, an dem sie alljährlich nach Wiener-Neustadt zu deren Grabstätte fuhr, polterte immer gerade während seines Nachmittagsschläfchens jemand in sein Zimmer und schlug nebenan die Türe zu.

Und dann hatte die Cilli immer darüber nachgedacht, was er anziehen sollte, manchmal morgens den Pelz, mittags, wenn die Sonne herauskam, den einfachen Mantel. Sie schickte ihm seinen Schirm ins Gasthaus, wenn es unversehens zu regnen begann, sie schnitt ihm die Zeitung auf und brachte ihm abends Schlafrock und Pantoffeln; das Gabelfrühstück, das er morgens ins Amt mitnahm, lag täglich sorgsam zubereitet auf seinem Platze, die Pfeife war immer gereinigt und gestopft — zum erstenmal fiel's ihm plötzlich auf, wieviel Liebe eigentlich dazu gehöre, all diese hundert kleinen Wünsche im vorhinein zu erraten, zu erfüllen. Eine Wirtschafterin würde das niemals treffen, denn die tat bestenfalls ihre Pflicht — die wußte nichts von der liebevollen Sorge, die ihn bisher umgeben und die so still und geräuschlos gewaltet hatte, daß er gar nie merkte, wie unentbehrlich ihm die Cilli war.

Und plötzlich überkam ihn die Erinnerung an seine Krankheit im vorigen Jahre. Er hatte zwar von der leichten Influenza nicht viel zu leiden gehabt und die Tage des Nichtstuns, des wohligen Ausruhens nach dem Fieber, in denen die Cilli ihn wie einen vom Tode Erstandenen umsorgte, waren — wenn er es recht bedachte — eigentlich eher schön gewesen. Aber in den ersten Nächten, als er des Fiebers halber nicht schlafen konnte, zündete sie geduldig und unermüdlich immer wieder das Licht an und verlöschte es, wenn er es wollte, sie brachte Tee und

Sie hatte freilich leicht reden in jenen Jahren. Aber selbst, als es später besser wurde mit mir und jene Cousins längst in weiter Ferne weilten, ging sie täglich ein paar Stunden nahezu eigensinnig ihrer Wege und ließ mich die meinen gehen. Ich aber glaubte nicht an Liebe, die ohne Eifersucht ist. Ich selbst hatte ja meine Eifersucht, die immer noch heftiger wurde, mit der Liebe begründet. Ich empfand wirklich auch gar keine Neigung, meiner schönen Eva untreu zu sein, obschon sich vielfach gar bequeme Gelegenheit dazu geboten hätte. Und hätte ich mir freilich sagen können: Sie kennt dich eben zu gut, um eifersüchtig zu sein, sie hat eben das Vertrauen zu dir, das mit jeder wahren Liebe verbunden ist. Aber das sagte ich mir nicht, erklärte mir ihr Benehmen vielmehr als ein sicheres Zeichen gänzlicher Gleichgiltigkeit gegen mich. Ich fühlte mich todeselend. Und eines Tages klagte ich mein Unglück einem Freund. Es war ein Musiker, der nach meinem Bekenntnisse sachte zu pfeifen anhub. O Mensch! rief er dann aus, Mensch! Dann war er wieder ein Weilchen still, bis er anhub, gemütlich also zu reden: Thomi! Knie' nieder. Da, wo du stehst, knie just einmal nieder, und als ob du ein Katholik wärest, rutsche auf den Knien bis zur Kirche unserer lieben Frau und danke der Muttergottes unter heißen Freudenzähren, daß deine Frau nicht eifersüchtig ist! Du weißt es nicht, du glückseliges Kind. Eine eifersüchtige Frau ist ärger als ein siebendoppeltes Fegfeuer!"

Das half nichts. Ich wollte eine eifersüchtige Frau haben. Erstens sollte sie nur auch die Qual kennen lernen, die ich um sie ausgestanden. Zweitens sollte sie die Möglichkeit des Verlustes veranlassen, ihren Schatz mit größerer Sorgfalt zu wahren. Und wenn die Eifersucht auch ihre Liebe zu einer etwas temperamentvolleren Leidenschaftlichkeit entzündete, so konnte das nicht schaden. Erst mit der Eifersucht kommt's. O warte, Evchen, dachte ich, da nur meine Gesundheit wieder hergestellt ist und die Nervosität geschwunden, so daß sich alles mit ruhiger Überlegung ausführen läßt, du sollst mir noch ganz erträglich eifersüchtig werden.

Zur Zeit hatte die Nachbarin ein hübsches Küchenmädchen, das ich Tag für Tag auf der Stiege, im gemeinsamen Vorhause und an anderen Orten begegnete. Aber, dachte ich mir, mit diesem Feuer wäre doch nicht gut spielen. Lieber eine Häßliche. Erst wenn sie sieht, daß ich gar eine Häßliche ihr vorziehe, müßte sie mit Schrecken gewahr werden, wie viele Schöne ich ihr schon vorgezogen haben könnte. So begann ich mein Auge auf unser Stubenmädchen zu werfen. Das war soweit ganz nett an Gestalt, doch schon übertragen, hatte aber schielende Augen und ihren schwarzen Chignon nicht immer so an den Kopf geheftet, daß alles fuchsrote Haar verdeckt gewesen wäre. Mir graute vor ihr. Auch stahl sie in der Küche Zucker, weil sie gerne naschte. Meine Frau kündete ihr den Dienst, in vierzehn Tagen habe sie das Haus zu verlassen. Das war

Hören Sie. Ich hatte eine Frau, die nicht eifersüchtig war. Ich habe sie nicht mehr. Ich habe wohl noch die Frau, aber sie hat nicht mehr die Tugend, um die mich alle Welt beneidete. Ich habe ihr die Tugend abgewöhnt, es mußte mit Gewalt geschehen. Aber ich will nicht vorgreifen. Bald nachdem ich vor einunddreißig Jahren meine Eva geheiratet hatte, erkrankte ich an einem Magenleiden, das mich auf lange Zeit nahezu siech machte. Entkräftet und verdrossen mußte ich die meiste Zeit auf meinem Zimmer zubringen, während meine junge Frau in Konzerte, Theater, auf Volksfeste und Landpartien ging und die schöne Welt genoß. Allerdings stets in Begleitung ihrer beiden Cousins, wovon einer Offizier, der andere Studierender an der Universität war. Zwei schneidige Burschen, so daß ich mir eigentlich gratulieren konnte, meine Eva stets in sicherer Hut bei Verwandten zu wissen. Die Väter meiner Frau und ihrer Mutter waren Brüder gewesen. Aber ein älterer Freund, der mich eines Tages besucht, redete so neben Betrachtungen über meine Krankengeschichte her allerlei Menschliches, darunter auch, daß man sich selbst auf Blutsverwandte nicht in allen Fällen verlassen dürfe. Besonders zwischen Cousins und Cousinen sei — kurz .... Da brach der Freund ab, sah auf die Uhr und fand, daß er sich bereits bei mir verspätet habe. Der Floh in meinem Ohr sprang aber ganz wütend hin und her. Und abends, als meine liebe Frau wie immer froh erregt nach Hause kam, um sich wieder in die Einförmigkeit der Krankenstube zu finden, schien mir, als sei in ihrem Rundgesicht ein gewisser Widerwillen bemerkbar. Nun begann ich anzüglich zu reden, freilich fände ich es begreiflich, daß es ihr draußen bei lustigen Leuten besser gefalle, als in einer Krankenstube. Aber ich möchte sie nur erinnern, was sie beim Standesamt versprochen hätte! — Wie ich das meine? — Den Ehegatten auch in Krankheit und Not nie zu verlassen ... Jetzt blickte sie mich verblüfft an. Ob sie es hierin an etwas fehlen ließe? Ob sie mir nicht persönlich alles täte, was sie glaube, daß mir gut tun könne? Ob sie die paar Stunden, die sie außer Hause sei, nicht der Pflegerin alles einschärfe? — Das, war meine Entgegnung, hätte ich nicht sagen wollen, und weshalb sie einer geraden Antwort ausweiche? Nun, wie bemerkt, ein paar lustige Vettern seien unterhaltsamer als der kranke Ehemann! — Rasch stieß ich's heraus, in mir kochte alles, mit den Nerven war ich ja arg herabgekommen. Sie aber lachte jetzt leichthin auf und sagte: Mir scheint, du bist eifersüchtig! Da schlug ich mit der Faust auf den Tisch und schrie: Ich leid es nicht mehr länger!

Für denselben Tag war's abgebrochen. Aber schon an einem der nächsten Tage wiederholte sich Ähnliches, und da gab meine Eva ganz ruhig zu verstehen, wieso ich ihr die liebe Gesellschaft verbieten könne, da doch auch sie mir völlig freigebe, umzugehen mit wem ich wolle.

mich geglaubt, auf mich vertraut. Sie hätte gemeint, so wenig in unserer Ehe bei ihr ein Selbstvergessen, ja auch nur ein leiser Gedanke an Untreue möglich gewesen, so wenig könne das auch bei mir sein. An so etwas habe sie gar nie gedacht. Und nun das! Das! Um vor Haß und Verachtung nicht zugrunde zu gehen, müsse sie annehmen, ich sei wahnsinnig geworden. Leider auch das könne sie nicht. Meine Handlungsweise zeige die größte teuflische Schlauheit, sie so aus Absicht mit dieser Person in ihrem eigenen Hause tödlich zu beschimpfen. Ich, der ihr Einziges, ihre ganze Zuversicht gewesen! Und dann hub sie an zu weinen, wie ich in meinem Leben noch nie weinen gehört habe. Ich mag nicht dran denken. In mir aber schrie es auf: Mensch, was hast du da angestellt?! Ich war ja freilich nicht so schuldig, als sie glaubte und glauben mußte, aber ihr das zu beweisen, das war einfach undenkbar, unmöglich. Dazu jagte das Stubenmädchen der Teufel in der Nachbarschaft umher. Das Beest prahlte überall, der Herr Ingenieur Thomi habe sie seiner hochmütigen Frau vorgezogen und deshalb hätte sie natürlich aus dem Hause müssen. Das war doppelte Rache, auch gegen mich. Und ich wehrlos, wehrlos.

Jetzt, meine Herren, ist mir ein Licht aufgegangen, ein schreckliches. Was ich da in unbegrenzter Dummheit getan, das war nie wieder gut zu machen, nie wieder. Ich verübelte es meiner armen Frau nicht, daß sie es nicht glauben konnte, wie ich die Komödie in Szene gesetzt, nur um sie eifersüchtig zu machen. Das glaubte mir selbst von meinen Freunden keiner, war er nun durchtrieben oder naiv, das glaubte kein einziger.

Das Elend der darauffolgenden Zeit erzähle ich nicht. Meine Frau und ich waren zwar beisammengeblieben, aber so wie zwei aneinandergekettete Galeerensträflinge. Sie ging nicht mehr einen gesonderten Weg, sie blieb um mich; selbst zu meinen Berufsarbeiten und auf allen Reisen begleitete sie mich. Aber in sich gekehrt und kühl. Als jene ersten Stürme vorübergewesen, hat sie den Fall nicht mehr berührt, nicht mit einem einzigen Worte. Doch ich wußte, daß sie immer daran denken mußte, daß sie bei mir an gar nichts anderes denken konnte, als an meine Untreue. Es ist unsagbar, wie sehr sie mich erbarmte. Aber ich wagte es nicht, ihr Liebes zu erweisen; nur was heimlich geschehen konnte, um ihr ein Gutes zu tun, das geschah. So lebten wir nebeneinander hin. Manchmal lauerte ich, ob in ihrem Wesen nicht doch etwas zu entdecken wäre, was sie ein wenig ins Unrecht setzen und mich rechtfertigen könnte. Aber statt dessen fand ich, daß nicht ein Zug in ihr war, der meine frühere Eifersucht auch nur zum Teile entschuldigt hätte. Das kann ich wohl sagen, auch mein Leben war korrekt, aber viele Jahre hat es gedauert, traurige, endlose Jahre, bis alles vergeben

nicht ungünstig und hier setzte ich ein. Eines stillen Nachmittags, als meine Frau wieder ihrer Wege ging und ich mit dem Stubenmädchen allein zu Hause war, ging ich auf sie zu und fing an, zärtlich zu sein. Es war erschreckend, wie morsch sie stand. Mit beiden Armen mußte ich ihren Leib umfangen, um festzuhalten, daß sie nicht umfalle. Dann drückte ich rasch zwei oder drei Küsse auf ihre gestickte aber etwas ungewaschene Halskrause, ließ sie los und unter dem Vorwand mich zu schneuzen wischte ich mir mit dem Sacktuch den Mund ab. Dann griff ich in die Tasche und sagte: So, Mina, da haben Sie zwanzig Mark. Aber Sie müssen mir einen Gefallen tun. — Ach gern, gnädiger Herr! lispelte sie. — Sagen Sie meiner Frau, daß ich mit Ihnen etwas gehabt hätte. Am besten, Sie tun es im Augenblick, wenn Sie fortgehen. Verraten Sie mich, daß ich Sie umarmt, Sie geküßt hätte, sagen Sie, was Sie wollen. — Aber mein Gott, Herr Ingenieur, was glauben Sie denn von mir? — Machen Sie, daß Sie fortkommen!

Ich glaube nicht, daß sie mich ohne weiteren Anlaß verraten hätte, denn Solche sollen zumeist sehr gutmütig sein. Doch als meine Frau ihr das Dienstbotenbuch hinwarf und ihr bei dieser Gelegenheit noch einmal all ihre Schlampereien, Unverläßlichkeiten und Unsauberkeiten vorhielt, war es dem Stubenmädchen bequem, ihr einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Unsauberkeiten?! entgegnete sie giftig. Dem gnädigen Herrn bin ich sauber genug gewesen. — Die Frau: Was soll das heißen? — Das soll heißen, daß er mich, das arme Mädchen, lieber gehabt hat, wie Sie! — Na, meine Herren, das Weitere können Sie sich denken.

Ich hatte mir's zwar nicht so gedacht. Nein, so hatte ich mir die Folge meiner Machination nicht gedacht. Eva trat in mein Zimmer, gemessen und schweigend — ruhig auf mich zu, ganz instinktiv duckte ich mich. Sie rief mit ihrer gewöhnlichen Stimme — nur etwas weicher schien sie noch — ins Vorzimmer: Kommen Sie noch ein wenig herein, Mina! — Wiederholen Sie mir jetzt, was Sie früher gesagt haben! Und Mina wiederholte es, kam dabei in neue Erregung, die Eitelkeit und Phantasie ging mit der Wahrheit durch, sie sagte das Äußerste. Das schien sie wohl ihrer Ehre schuldig zu sein. Und meine Frau? Eine Minute blieb sie wie versteinert, als wäre es unfaßbar. Dann aber begann sie zu rasen und raste den ganzen Abend und die halbe Nacht. Es war gräßlich. Die erträglichsten Momente waren mir noch, wenn sie sich auf mich stürzte, mit Faustschlägen auf meinen Kopf, auf meine Wangen her. Im übrigen war ich keinen Augenblick sicher, daß sie sich selbst ein Leid antue. Noch um Mitternacht schritt sie, während ich im Bette lag, heftig das Zimmer auf und ab und hielt mir in leidenschaftlichsten Ausdrücken meine Niedertracht vor. Sie hätte so an

schickt sich nach einem monatelangen Streit gegeneinander an zu einem behaglichen Ausruhen. Und hat der Wind das letzte Blatt von den Zweigen gerissen, dann ist ja wohl der Weg wieder frei für den Frühling, der morgen die Knospen schwellt. Auch das Fest der Toten sollte man nicht begehen, wenn die Natur so in sachter, behaglicher Vorbereitung ist, sondern warten, bis in wenigen Monaten alles wieder wach wird und aufersteht. Da grüßen uns aus der Erde hervor die Toten, da lachen sie uns an in den hellen Augen der Blumen, und da empfinden wir sie wieder als traute Ankömmlinge und als neue Lebensgenossen.

Aber nein. Das ist die Stimmung des rührseligen Stadtmenschen. Das Landvolk, das lebensfrische, weiß von keinem Schlafengehen der Natur, von keiner Ruhe seiner selbst. Im Winter wird's auf dem Lande erst recht lebendig. Die Natur ist nie so übermütig als im Winter, wenn sie, anstatt in Halmen aufwärts zu wachsen, in langen dicken Eiszapfen niederwärts wächst; sie ist nie so ungestüm als im Winter, wenn der Wind in den trotzigen Bäumen tost, sie ist nie so blendend hell als im Winter, wenn die Schneefelder funkeln wie ungeheuere Silberschilder, wenn die Feuchtigkeit der Luft uns umgaukelt in wunderbaren Schneeflockengebilden, die an Schönheit keiner Frühlingsblume nachstehen. Und die Landleute? Nie sind sie so frisch und ebenmäßig geruhigt in sich als im Winter. Nie arbeiten sie munterer als unter dem Scheunendach oder im Walde unter schneebelasteten Bäumen, wenn der Frost an den Wangen prickelt. Nie spinnen sie behaglicher am Phantasierocken ihrer Seele als an langen Winterabenden beim Herdfeuer oder dem warmen Ofen. Und nie ruhen sie so gottesfriedlich als unter der Wollendecke, wenn draußen der Uhu kreischt und der Schneestaub um die Dachgiebel tanzt. Ja noch mehr. Ich glaube sogar, die Menschen sind nie so gut als im Winter, wenn nebeltrübe Tage und lange Nächte sie veranlassen, in sich selbst einzukehren, wenn der enge gezogene Weltkreis sie in ein gemütliches Gleichgewicht bringt. Das Weihnachtsfest könnte ich mir in keiner anderen Jahreszeit denken als mitten in dem hohen Winter. Und nichts bittet so eindringlich für die Armen als das Gestöber, das an den Toren der Wohlhabenden rüttelt, als der Frost, der geheimnisvolle Zeichen meißelt aufs Fensterglas. Im Sommer weist man manchen Bettler ab, der um Nachtherberge bittet, er solle im Freien schlafen oder in einer verfallenden Hütte. Wer wagt das im Winter zu tun? Der Winter führt die Leute näher zusammen und was er an äußerer Wärme nimmt, das gibt er an innerer.

Ein Winterabend im entlegenen Bauernhause! Wenn einmal ein übersatter Weltling als Jäger oder Tourist verirrt oder durch Unwetter gezwungen in einem alten Bauernhause des steirischen Gebirges Nacht-

und vergessen war. Als erst in späteren Jahren Kinder erschienen, war die letzte Spur verwischt und meine Eva ist wieder herzlieb zu mir geworden und froh. Nichts ist zurückgeblieben bei ihr, als ein klein wenig Eifersucht, die sie zwar sorgfältig zu verdecken sucht, die ich aber merke an ihrem manchmal wehmütig bittenden Blicke. Ich habe mir zur Aufgabe gestellt, noch vor meinem Alter auch diesen letzten trüben Hauch von ihrer reinen Seele zu verscheuchen."

Als Ingenieur Thomi seine Erzählung geendet hatte, fragte ihn einer von der Tischgesellschaft: „Und ist Ihnen oder Ihrer Frau in jenen Tagen nicht der Gedanke an die Ehescheidung gekommen?"

„Zum Glücke, nein. Das erst wäre die Untreue gewesen. Denn wir können ohneeinander nicht leben."

Päan.

Laß immerhin — droht auch dein Herz zu brechen —
Vom Haß und von der Bosheit dich verwunden,
Gib selbst dem Spotte preis, was du empfunden,
Und fassen laß dich stets an Deinen Schwächen.

Es werden Tage kommen, die dich rächen,
Und wenn die Feinde, wider dich verbunden,
An ihren Freunden ihren Lohn gefunden:
Dann werden selbst die Steine für dich sprechen.

Dann preist man dich, statt dich wie einst zu schmähen,
Und was man niemals ernstlich an dir prüfte,
Wird dann, bewundert, sich von selbst verstehen.

Denn so nur werden frei die Weihrauchdüfte,
Die um der Menschheit Hochaltäre wehen —
Und so nur steigt ein Phönix in die Lüfte!

Ferdinand v. Saar.

Winter.

Ein Stimmungsbild aus den Bergen von **Peter Rosegger.**

Im Herbst, wenn die Sommerfrischler nach und nach sich alle verzogen haben, wenn der Landmann seine Früchte eingeheimst hat, sitze ich noch gerne am Waldrand in der stillen, blassen Sonne, schaue hin über die kahlen Felder, auf die gilbenden Wälder, auf die Berge, die ihre blauen Ätherschleier abgeworfen haben und schier kristallklar dastehen. Ich schaue den Geheimnissen des schlafengehenden Sommers zu.

Andere Leute werden zu solcher Jahreszeit vom Todesahnen befallen. Ich nicht. Ich empfinde es wie einen stillfrohen Feierabend vor einem hohen Festtag. Die Bäume legen ihren Schmuck ab, ihre Kleider; alles

— Reh und Hirsch gedeckten Tisch finden. Da kommen aus den Wäldern, aus Schluchten und Strüppen ganze Rudel von hochgeweihigen Hirschen herbei, mit schrillem Geröhre die Luft erschütternd. An größeren Fütterungsstellen versammeln sich auch Leute wie zu einem Volksfest, aber die hungernden Tiere fürchten sich nicht, mit hastiger Gier fressen sie an dem ausgeworfenen Heu. Nach der Sättigung werden sie munter, beginnen miteinander zu scherzen, erproben einander ihr Gestämme, aber vorsichtig, daß sie sich nichts zu leide tun, belecken einander am Halse und mancher der kühnsten reckt sein Haupt über den hohen Zaun hinaus, betrachtet sich die Leute und fühlt sich sicher seines Lebens. Freilich ahnen sie nicht, weshalb sie so freundlich betraut, wozu sie so fürsorglich gefüttert werden. Es kommt der Tag, da der Jäger, der die Tiere heute so liebreich zählt, auf seinem Kerbholz anmerkt, wie viele „zur Strecke gebracht“ worden sind.

Wie der Winter in dieser Art das Zusammenkommen der Wesen begünstigt, so fördert er auch den Verkehr in anderem Sinne. Wenn der Städter glaubt, daß der Winter die einzelnen Höfe und Dörfer von einander abschließe und einmauere, so irrt er freilich auch wieder einmal. Es kommt ja bei besonderem Unwetter vor, daß Menschenbehausungen durch Schnee voneinander auf mehrere Tage abgeschnitten werden. Im allgemeinen aber ist der Schnee ein Verkehrsmittel. Er glättet die Wege wie die See. Der Sommer hat kaum etwas, das sich mit der Lust einer gemeinsamen Schlittenfahrt vergleichen ließe, und seit das Skilaufen aufgekommen ist und die Rodelschlitten wieder in ihre Rechte gesetzt sind, ist manche Gegend mit Berg und Tal ein einziger meilenweiter Festplatz geworden.

Aber wichtiger als das Spiel ist die Arbeit, und für den Fleißigen auch ergötzlicher. Monatelang hat der Baumeister Steine gebrochen, der Förster Holz geschlagen, der Hirte Heu gemacht, und dann warteten sie mit Verlangen auf den Winterschnee, der ihnen über Stock und Schründe für ihre Fracht die Bahn bereitet. Was im Sommer oft nur mit ungeheueren Anstrengungen befördert werden kann, das geht im Winter spielend, und lustig gleiten die wuchtigsten Urwaldstämme auf glatter Runse dahin an ihr Ziel, ohne daß der Holzknecht dabei etwas anderes zu tun braucht als dem Block mit der Hacke den ersten Ruck zu geben.

Aber in den Sturmtagen, wenn feiner unendlicher Schnee quer vom Himmel niederweht, wenn er vom Boden wieder auffliegt, wenn er von den Dächern, den Bäumen, den Wänden herabsprüht, wenn er durch die Wandfugen in die Kammern dringt, daß ganze Schneeberge drinn entstehen, wenn er die Fenster vermauert und die Tür, so daß ununterbrochen geschaufelt werden muß, um den Zugang zu den Ställen aufrecht zu halten, und wenn dieses Wirbeln und Brausen dauert, tage- und tage-

herberge suchen müßte, er würde vor sich in natura das deutsche Märchenbuch aufgeschlagen finden. Die wohlgewärmte Stube ist durch eine Kienspanlunte in mattem Rot beleuchtet. Das einfache, aber reichliche Mahl ist eingenommen, der große Eichentisch abgedeckt. Daran sitzt noch der Hausvater und raucht behäbig seine Pfeife. Vor ihm liegt die alte Hauspostille, aber er liest nicht, er schaut zufrieden in die Stube hin. Die Hausmutter wiegt das jüngste Kind in den Schlaf — eijo popeijo! Das größere Töchterchen strählt dem Brüderlein das blonde Haar. Die Magd flickt das Hemd des Knechtes und der Knecht beschlägt über einem Eisenleisten die Schuhe der Magd mit Nägeln. Auf dem Lehnstuhl sitzt die Großmutter beim Spinnrade und summt ein uraltes Lied. Im Ofenbankwinkel hockt ein weißlockiges Greislein und schmunzelt. Denn die Kleinen bestürmen ihn, daß er ein Märchen erzähle. Er sagt, er wisse keins mehr, dabei ist seine alte Hirnschale voll der köstlichsten Mären und Schwänke. Die Stube ist bald erfüllt von schalkhaften Geisterlein, und durch der Hausmutter und der Magd angestimmten Doppelgesang weht die Weihe des altheiligen Volksliedes durch den niederen Raum. Was da in diesem kleinen Bergwaldhause gesagt und gesungen wird — es raunt herüber aus uralten Zeiten, es ist noch das Wort und die Seele derer, die vor tausend Jahren auf diesen Schollen gewandelt sind in Lust und Leid. So führt der Winter auch die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammen.

Ja selbst das Verhältnis der Menschen zu den Tieren wird vertrauter im Winter. Im Bauernhofe werden die Haustiere oft nahezu wie Familienmitglieder behandelt. Das Gesinde rückt mit seinen Lagerstätten in die Stallwärme zu den Rindern und Schafen, und selbst in der Stube das Ehebett ist nächtlich umgeben von Tieren. Unter dem Bette schläft der Hund, der in grimmen Kältenächten von der Kette befreit ist; auf der Ofenbank schläft die Katz' und auf den Wäschestangen hocken die Hühner. Die Ammern und Gimpel, von Nahrungssorgen getrieben, kommen in die Scheunen, ja — wie es schon in der Kinderfibel steht — sogar an die Fenster und picken ans Glas, ein Almosen heischend. Und das Reh, das sich sonst ängstlich scheu von aller Menschheit ferne hält, im Winter naht es sich den menschlichen Wohnungen im Vertrauen, daß das gleiche Schicksal vielleicht doch den Erbfeind versöhnt. Und der zweibeinige Feind zieht statt der Flinte das Mitleid hervor und streut dem Tiere Nahrung in den Schnee. Und dieselben schreckigen hochbeinigen Wesen, die zu anderen Jahreszeiten mit Lust und Gier totgeschossen werden, um die Winterszeit sind sie die gerngesehenen Gäste der Menschen.

Der Jäger hat schon im Herbst vorgesorgt und in tiefergelegenen Waldmulden hölzerne Hütten gebaut, sie mit Krippen versehen und mit Heu gefüllt, damit — wenn alles sonst im hohen Schnee begraben liegt

Widmann steht seit Meyers Heimgang obenan unter den Schweizer Poeten und Prosaikern. Schon vorher wußte der Bundesrat keinen Würdigeren für den Entwurf des Glückwunsches zum 70. Geburtstag Gottfried Kellers zu wählen. Und seither ist Widmann durch sein unbefangenes, wohlwollendes Kennerwort der Vertrauensmann der Aufstrebenden, durch seine Reiseblätter und ariostischen Dichtungen der Liebling der Leser, dank seinen Verdiensten um die Schweizer Literatur Ehrendoktor der Universität Bern geworden. Widmann und die Eidgenossen dürfen miteinander zufrieden sein. Nach Erziehung und Gesinnung ist der Feuilletonredakteur des „Berner Bund" ein Musterschweizer. Nur wollen und sollen wir darüber nicht vergessen, daß Widmann seiner Abstammung nach Vollblutösterreicher ist. Vater und Mutter waren Wiener, er selbst ist am 20. Februar 1842 in dem mährischen Dorfe Nennowitz zur Welt gekommen. Reine, heiße Liebe hat die Eltern des Dichters zusammengeführt, ein im vormärzlichen Österreich unüberwindliches Ehehindernis hat sie zur Auswanderung getrieben.

„Ob und wann die Vorfahren Widmanns aus Süddeutschland in Österreich einwanderten, ist" — wie mir der verehrte Freund 1895 auf die Frage nach diesen und anderen Schicksalen seines Geschlechtes für einen in meinen Acta diurna gewürdigten „Wiener Widmann-Abend" mitteilte — „ungewiß. Ein Wappenbrief aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, österreichischen Ursprungs, der die Versicherung enthielt, der zweite Löwe auf dem Helm „mit Lorbeer" sei dem „Herrn Widmann für bewiesene Tapferkeit im Felde gegen die Türken" verliehen worden, ist vor ungefähr 12 Jahren, als er kopiert werden sollte, durch Nachlässigkeit des betreffenden Malers in Verlust geraten." Soviel ist hingegen gewiß, daß die Großeltern Widmanns väterlicher und mütterlicher Seite Wiener Bürger waren.

Der Großvater väterlicher Seite war Baumeister und soll die erste, für schweres Geschütz passierbare Brücke über den Wienfluß gebaut haben. Er starb früh (1823) infolge einer Erkältung, die er sich bei den Bauten im Fluß geholt hatte. Die Wittwe erfreute sich einer bescheidenen Staatspension, die jedoch nicht hingereicht hätte, den einzigen Sohn (Widmanns nachmaligen Vater) studieren zu lassen, zumal noch zwei (längst verstorbene) Schwestern da waren. Daß aber der fähige Knabe studieren sollte, wurde von niemand Geringerem als dem Komponisten Franz Schubert und namentlich von dessen Vater, dem Schullehrer, dessen Gemeindeschule Widmann besuchte, befürwortet. Der Komponist Franz Schubert gab zuweilen für seinen Vater Unterricht und war bei solchem Anlaß auf die wunderschöne Stimme des Knaben Widmann aufmerksam geworden. Widmann durfte in mancher von Schubert dirigierten Messe oder in anderen Kirchenaufführungen mitsingen. Schubert

lang, während die Morgendämmerung und die Abenddämmerung sich die Hände reichen zu einem Bunde ewiger Nacht — da wird es den Leuten wohl bange und sie sagen: „Was soll da werden?“ Wer geboren wird, der kann nicht zur Taufe, wer stirbt, der kann nicht zum Grabe. Aber siehe, eines Morgens leuchtet aus blauem Himmel die Sonne nieder auf eine stille, blendend weiße Schneelandschaft. Trockene Kälte ist da und über alle Flächen hin fliegen lustig die Schlitten. Auf einem sitzen musizierende Spielleute — dem Dorfwirtshause geht es zu.

Lasset sie pfeifen und tanzen. Wir genießen den Winter nach unserer Weise. Die Luft ist stahlhart und glattgefroren der Schnee. Wir gehen über die weite Heide hin, es ist alles so wundersam neu. Wo sonst die buschigen Fichten gestanden, ragen jetzt reglose Schneekegel auf; wo sonst Strupp und Strauch gewuchert, liegen weiße Riesenkissen; wo sonst der schimmernde Teich geruht, starrt jetzt das verglaste Auge des Eises. Dort und da fliegen Raben, suchen vergeblich nach Nahrung und krächzen. Dann rudern sie mit müden Flügelschlägen durch die Lüfte davon, und es ist ganz still. War da nicht der rieselnde Bach? Ja, der ist eingewölbt mit Eis und zugedeckt mit Schnee, wir gehen darüber hin und suchen ihn.

Und mitten in der Schneewüste da läutet plötzlich — aber ganz von ferne, das Glöcklein der Sehnsucht. Wie eine Lerche, so schwebt es einen Augenblick über uns, das Märchen vom Frühling. Nach wenigen Vollmonden und hier an dieser Stelle am murmelnden Bach wachsen die Primeln, die Veilchen, die Maßliebchen und die Vergißmeinnichte. Die Kirschbäume blühen in weichem lieblichen Weiß. Wie ein kreiselnder See, so wogt das Kornfeld, und die Schmetterlinge zucken darüber hin wie schaukelnde Blumen. Zarte Wölklein mit sonnigen Rändern ziehen selig durch das milde Blau. Eine unendliche Lust lebt und webt am Himmel und auf der Erde.

Wer wüßte, empfände etwas von dieser wonnigen Lust, wenn der ernste Winter nicht wäre! Alljährlich einmal muß uns der Sommer genommen werden, damit wir seinen Wert empfinden. Und alljährlich muß eine herbe Zeit den Menschen weisen zur Heimkehr in sein Selbst, damit er sich nicht verflüchtige und verliere in der weichen Üppigkeit des Sommers.

Josef Viktor Widmann und seine jüngste Dichtung.

Vor 13 Jahren schrieb der schwerkranke Konrad Ferdinand Meyer wehmütig an Josef Viktor Widmann: „Sie müssen jetzt das Banner halten. Gewiß mit Ehren.“ Das Wort war prophetisch.

und z. B. für einen Marienaltar in der Umgebung Wiens ein massives silbernes Gitter stiftete. Gleichwohl verkehrten später, als seine schönen Töchter herangewachsen waren, auch Männer von sehr freier philosophischer Denkungsart gern im gastlichen Hause Wimmers, so besonders auch der Verfasser der „Diätetik der Seele", Ernst von Feuchtersleben, ebenso Maler und Musiker.

Am stolzesten war Widmanns nachmalige Mutter mit Recht darauf, daß einst Beethoven sich für sie interessiert hatte. Er hielt sich in Mödling auf; ebendaselbst machte die Familie Wimmer einen Sommeraufenthalt. Die damals noch nach Schmetterlingen mit einem Garn emsig Jagd machende Karoline Wimmer war höchlich entrüstet über einen älteren Herrn, der ihr auf einer solchen Schmetterlingsjagd mit einem nicht sonderlich sauberen Taschentuche die schönsten Falter verscheuchte, so daß sie an jenem Morgen keinen einzigen fing. Im Ärger redete sie ihn darauf hin an. Der seltsame Herr mit dem großen Kopf und den unruhigen Augen fragte dagegen, ob denn ein artiges Mädchen sich nicht anders zu beschäftigen wisse als mit dem Morde armer Schmetterlinge. Ein Wort gab das andere. Das junge Mädchen wollte zeigen, daß es nicht die reine Barbarin sei und berichtete von ihrer Freude am Klavierspiel. Der fremde Herr wollte hören, was sie leiste. Er begleitete sie zunächst vor das einstöckige Haus, wo er stehen bleiben wollte, während Karoline oben bei offenem Fenster ihm etwas vorspielen sollte. Dies geschah, und zwar phantasierte das Mädchen frei. Plötzlich steht der fremde Herr hinter ihr, legt ihr die Hand auf den lockigen Scheitel und spricht mit freundlichen Worten sein Wohlgefallen aus. Die hinzukommende Mama erkennt zu ihrer größten Überraschung in dem Besucher — Beethoven, der von da ab mit Karoline öfter auf Spaziergängen freundlich sprach, nachdem sie ihm zuliebe auf fernere Schmetterlingsjagden verzichtet hatte.

Merkwürdigerweise hat später Karoline Wimmer von ihrem Vater den Flügel zum Geschenk erhalten, der in Beethovens Sterbezimmer stand, und, weil noch nicht bezahlt, an den Verfertiger, Hoffortepianomacher Graf in Wien, aus Beethovens Nachlaß zurückwanderte. Dieser eigens für Beethovens Schwerhörigkeit angefertigte Flügel war bis vor ungefähr 15 Jahren im Besitz des Dichters J. V. Widmann und steht nunmehr im Beethovenmuseum zu Bonn.

Die Musik war es denn auch, welche die Eltern Widmanns zusammengeführt. Karoline Wimmer hatte mit Mutter und Schwester im Sommer 1841 einige Zimmer auf dem fürstlich Liechtensteinschen Jagdschlosse bei Sparbach eingeräumt erhalten, wohin die Herren von Heiligenkreuz zuweilen ihre Spaziergänge ausdehnten. Darunter auch Bruder Otto. Da gab es denn bald gemeinschaftliches Musizieren und dann zwischen den jungen Herzen ein

war es auch, der auf sonstigen Musikunterricht des Knaben drang, so daß Widmann senior ein sehr tüchtiger Violinspieler und später im Kloster Heiligenkreuz bei Baden Regens chori wurde.

Das nämlich schien die einfachste Lösung der Frage nach den Mitteln zu höherem Studium, daß Widmann nach Absolvierung des Schottengymnasiums sich der Theologie widmete und hierdurch der Stipendien teilhaftig wurde, welche künftigen Klostergeistlichen das Studium ökonomisch erleichtern. Am 1. April 1839 legte Widmann im genannten Cisterzienserstift Profeß ab; er war damals ein 23jähriger junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit, hohem Wuchse und so stattlicher Haltung, daß die Wachen, weil sie ihn für einen Offizier in Zivil hielten, vor ihm zu präsentieren pflegten. Er nahm den Klosternamen Bruder Otto an und ist im Katalog der seit 1134 mit Namen angeführten Geistlichen dieses Stiftes der 598ste. Neben seiner erwähnten Tätigkeit als Chordirigent war er seit 1840 Gastmeister (hospitibus excipiendis praefectus) des Klosters und Professor der Theologie.

Diese letztere Stellung machte es ihm zur Pflicht, der Entwicklung der Theologie auch in deutschen Landen zu folgen. So kamen die Aushängebogen von Strauß' „Leben Jesu" in die Hände des jungen Klostergeistlichen und brachten sein Innenleben in gewaltige Aufregung. Der Geist der Kritik und des Zweifels erwachten in ihm. Nächtelang irrte er in den Kreuzgängen, wo die Babenberger in ihren steinernen Grüften ruhen, ruhelos umher, den Entschluß reifend, sich eine Lebensstellung zu schaffen, die ihm die volle Freiheit des Forschens gewähren würde, was freilich damals in Österreich nur durch Flucht möglich war.

In jene Gährungszeit fiel die Bekanntschaft mit Karoline Wimmer, der Tochter des Buchhändlers Franz Wimmer, der nachmaligen Mutter des Dichters J. V. Widmann.

Der Buchhändler Franz Wimmer, verheiratet mit einem Frl. v. Pichler, einer Verwandten der Dichterin Karoline Pichler, war selbst einigermaßen Schriftsteller. Er schrieb Seitenstücke zu Christoph Schmids einst so berühmten Jugendschriften, indem er hauptsächlich die weibliche Jugend ins Auge faßte. „Die Orangenblüten", „Wie Luise von Birkenstein zur Erkenntnis Gottes kam", „Das Mädchen von Algier", „Die gute Fridoline und die böse Dorothea", „Ludovika" u. s. w., das sind einige Titel der ebenso hochromantisch als streng katholisch gehaltenen Erzählungen Wimmers, dessen Verlag später an Karl Gerold überging. Diese Erzählungen waren beinahe alle jungen Damen aus der höchsten Aristokratie Österreichs gewidmet, deren Eltern wohl ihren Bedarf an Büchern aus der frommen Buchhandlung Franz Wimmers bezogen. Dem Buchhändler Franz Wimmer war strenge Katholizität eine so heilige Sache, daß er auch bedeutende Geldsummen an kirchliche Stiftungen verwandte

alten Sprachen und Klassiker, verdankte er seinem trefflichen Vater, daneben den Schulen von Liestal, später dem Pädagogium von Basel und den Universitäten Basel, Heidelberg und Jena. In der Musik hatten ihn beide Eltern gefördert. Seine erste Anstellung war als Organist, und zwar sowohl für den protestantischen wie für den römisch-katholischen Gottesdienst in Liestal. Pfarrer einer Gemeinde war er nie, obschon er, auf Wunsch des Vaters, Theologie studiert hatte; seine philosophische Weltanschauung gestattete ihm diesen Beruf nicht mehr. Von 1868 bis 1880 war er Direktor der städtischen Mädchenschule in Bern. Seit 1880 wirkt er als literarischer Redakteur des „Bund".

Und als rastlos und redlich fortarbeitender Künstler, der in seinen besten tragischen und humoristischen Schöpfungen die deutschösterreichische Landsmannschaft nicht verleugnet, am allerwenigsten in den beiden letzten Dichtungen, in denen Widmann die Summe seiner Existenz zieht, in der Maikäfer-Komödie und der Passionsgeschichte „Der Heilige und die Tiere". Zwei Werke, die Lust und Leid aller Kreatur in ihre Kreise ziehen, die tiefsten Wurzeln des Weltwehs aufgraben und — nach echter Wiener Art — in überraschend milden Schlußwendungen dem liebenswürdigen Gemüte des Dichters ein besseres Zeugnis ausstellen, als der fragwürdigen Philosophie des Denkers.

Im Abbild eines Tierstaates zeigt die Maikäfer-Komödie Himmelfahrt und Himmelsturz eines weltunkundigen Schwärmers. Der junge phantastische König des Maikäfervolkes verläßt, ohne der Warner, Zweifler, Spötter zu achten, im Flugjahr mit seinen Untertanen die Engerlingsgruft. Licht, Luft und der Frühlingsmost im jungen Grün berauschen anfangs die Schar. Sie kosten die Freude der ersten Liebe, jauchzen in überschwänglichem Glückstaumel auf dem Hochzeitsgelage des Herrschers, bis ein Ende mit Schrecken hereinbricht. Die Menschen jagen und morden die Maikäfer als Ungeziefer. Die Schwalben verspeisen sie bei lebendigem Leibe. Zweiräder und Bauerngäule bereiten anderen ein schmähliches Ende im Straßenkot, Fröste raffen sie massenweise dahin, der König selbst wird von einem spielenden Knaben mit einer Nadel durchbohrt. Tödlich getroffen, wird der König deshalb noch lange nicht irre an Erdenglück und Weltordnung. In allem Jammer seines martervollen Endes „verzeiht er dem König aller Könige die Welt, wie man verzeiht dem Weibe, das uns log, um seiner argen Schönheit willen". Noch mehr. In einem Todeskampf, der zum Pessimismus berechtigen, wenn nicht gar herausfordern dürfte, bekennt sich unser Maikäferkönig zum „grundlosen Optimismus": selbst wenn er künftige Geschlechter warnen könnte, tät' er's nicht.

anderes erwachendes Gefühl und den Gedanken, wie gut sie beide fürs Leben zusammenpassen würden. Und nun ein kühner Entschluß des ohnehin geistig von der römischen Kirche losgelösten Mannes. Auf Burg Wildenstein, in geschlossener Burgkapelle fand vor wenigen Zeugen die Trauung der Liebenden statt, die nach den damaligen österreichischen Gesetzen freilich ungesetzlich war, von beiden Teilen aber als heilige Gewissensehe betrachtet wurde. Einige Zeit nachher verließ Widmann das Kloster und wandte sich nach der Schweiz, um sich und den Seinen in fremdem Lande ein Heim zu schaffen, was mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden war und erst vier Jahre später gelang, als Widmann zum protestantischen Pfarrer der Stadtgemeinde Liestal bei Basel erwählt wurde. So kam es, daß der Dichter J. V. Widmann noch in Österreich, und zwar in Nennowitz (Mähren) am 20. Februar 1842 zur Welt kam, indem seine Mutter sich in jene Ortschaft zurückgezogen hatte, bis endlich die Verhältnisse in der Schweiz ihr die Vereinigung mit dem geliebten Gatten gestatteten.

Es mag hier erwähnt werden, indem es auf alle Beteiligten ein gutes Licht wirft, daß in späteren Jahren das Verhältnis des reformierten Pfarrers Widmann in Liestal zu den Konventualen des Stiftes Heiligenkreuz ein keineswegs feindseliges war. Mit mehreren der einstigen Stiftsgenossen unterhielt Widmann bis zu seinem Tode einen freundlichen, wenn auch manchmal durch Jahre gegenseitigen Stillschweigens unterbrochenen Briefwechsel. Hierauf vertrauend, besuchte J. V. Widmann, der Sohn des einstigen Zisterzienserpriesters, mit seiner Frau bei einer Reise nach Wien vor einigen Jahren Heiligenkreuz und sandte einem der ehrwürdigen Herren seine Visitenkarte hinauf, während er unten bei dem bleiernen Brunnen wartete. Sehr bald erschien der alte Geistliche. Und als Widmann ihn mit den Worten anredete, er fühle wohl, daß er eigentlich gar nicht das Recht habe, an dieser Stelle überhaupt zu existieren, fiel ihm der duldsame Priester ins Wort, indem er ihn und Widmanns Frau freundlich einlud, sich auf seine Zelle zu bemühen. Hier mußte Widmann dem einstigen Freunde des Vaters vom Tode des Vaters und sonst noch manches erzählen. Und dann führte der Geistliche Herrn Widmann in die Klosterbibliothek und wies auf ein Regal, wo J. V. Widmann zu seinem Erstaunen seine bisher erschienenen Bücher so ziemlich vollständig beisammen erblickte, ein Beweis, daß das Kloster auch die Deszendenz eines einstigen Angehörigen im Auge behalten hatte.

So viel von den Eltern Widmanns und seinen Beziehungen zu Wien und zu Österreich.

Widmanns eigenes Leben war nicht ein so bewegtes wie das seiner Eltern. Die erste Bildung, namentlich die Einführung in die

von Türfflingen" bis zum „Herrn Krattelmeyer im Tierschutzverein" ein Hauptmotiv. Keine dieser früheren Schöpfungen kann sich in der Durchbildung ähnlicher Grundgedanken mit dem „Heiligen und den Tieren" messen, einer freien und kühnen Phantasie über den Vers des Markus-Evangeliums: „Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht vom Satan und war bei den Tieren und die Engel dieneten ihm." Fernab von theologischer Spitzfindigkeit führt unsere Dichtung den in der Einsamkeit seiner Sendung nachsinnenden Mittler in die leibhaftige Anschauung des bestialischen Vernichtungskampfes aller gegen alle. Und der Versucher tritt ihn mit der Lockung an, statt der unverbesserlichen Menschen die keines Sündenfalls schuldigen Tiere zu erlösen. Der Heiland erwehrt sich der Anfechtungen des Lügengeistes. Sein Ziel bleibt unverrückt: Opfertod für die Menschenkinder. Im unvergessenen, nicht verwundenem Martyrium aller vor seinen Augen von Hunger, Elend, Martern heimgesuchten, fehllos verfolgten Tiere sieht er das Sinnbild des eigenen Schicksals: „Sich selber treu sein und unschuldig bluten." Dogmatisch glaubhaft sind diese Gedankengänge schwerlich. Und mit der Größe der darwinistischen Lehre vertragen sie sich nicht besser; „wenn wir über diesen Kampf ums Dasein nachdenken," so lautet ein großes Wort in der ‚Entstehung der Arten', „so mögen wir uns mit dem vollen Glauben trösten, daß der Krieg der Natur nicht ununterbrochen ist, daß keine Furcht gefühlt wird, daß der Tod im allgemeinen schnell ist und daß der Kräftige, der Gesunde und Glückliche überlebt und sich vermehrt." Nun hat schon Goethe das Dichterrecht gewahrt, „daß ihn kein Name täuscht, daß ihn kein Dogma beschränkt". Und keine Philisterweisheit soll dem Tragiker wehren, seinen eigenen Weg unbeirrt durch Scholastik und Naturforschung zu wandeln. Aber ist Widmann ein Tragiker? Gibt er auch im „Heiligen und den Tieren" sein Eigenstes nicht als Humorist, als echter Humorist wohlverstanden, dem wehmütige Anwandlungen niemals völlig fremd bleiben können? Töne, wie sie Widmann dank seiner fast schubertisch gemutenden Frische in den köstlichen, einleitenden, erzählenden Gesängen anschlägt, auf der Schwarzwald-Wanderung seines „Schwarzwild auf zwei Beinen", d. h. von zwei Gottesgelehrten, einem norddeutschen und einem süddeutschen Kandidaten der Theologie, trifft kaum ein zweiter unter den Lebenden. Dazu die übermütig mit der Form spielende Meisterschaft des Verskünstlers, der u. a. den neuesten Reim auf „Nietzsche" münzt: „Baselbietsche." Nicht minder gewinnend ist der Hausstand des naturfrommen, häretischen, an Franz v. Assissi in dessen grenzenloser Liebe für die Tierwelt gemahnenden Pfarrers verfestigt. Und in dem Schattenspiel, das der geistliche Wirt seinen zu lateinischer Zehrung eingekehrten Gästen aus dem Stegreif zum besten

Sei's, daß dies Leben eine Zaubermaske
Mit Augen, die erst locken, herrisch dann
Uns bannen, endlich arg und hohnvoll funkeln —
Wer einmal dem gewalt'gen Zuge folgte,
Je in den Wirbeltanz gerissen ward,
Der kann sich denken nicht, noch möcht' er wünschen,
Er wäre nicht dabei gewesen! Nein!
Wer Leben je erfuhr, muß dennoch danken,
Daß ihn der Hauch berührte, der ein Nichts
Aus dumpfem Schlafe weckt, den Staub mit Atem
Beseelt und mit Gestaltung ihn bekleidet. —
Blüht, künftige Geschlechter! blüht, wie wir,
Und tragt wie wir die Doppelfrucht des Lebens,
Die süße Lust und all das bittre Leid.

Urwienerische Lebensbejahung, urwienerische, weichmütige, gar zu weichmütige Lebensweisheit, mit der die eigentümlichsten Reize unserer heimischen Art und Kunst so unlöslich verbunden sind, wie die Altwiener typische Wehleidigkeit, die im vormärzlichen Burgtheater nur einen Lear mit gutem Ausgange duldete. Töne und Texte, die heroischen Totenmärschen elegische Trauerwalzer folgen lassen.

Herber und härter klingt Widmanns jüngste Dichtung aus „Der Heilige und die Tiere“. Wiederum weist der Dichter auf unlösbare Widersprüche der Weltordnung im Spiegel des Tierlebens hin. Aus einem der anmutigsten Gesänge der Maikäfer-Komödie wissen wir, warum Widmann seine Motive mit so besonderer Vorliebe aus diesem Stoffkreis wählt. Ein halbes Kind liest in einer Kornelkirschen-Laube Shakespeare. Mit Bleisoldaten kämpft der Knabe die Kriege der roten und weißen Rose durch. In gleichem Spieltrieb will er ein andermal Kleopatras Nilfahrt auf ihrem Prunkschiff leibhaftig nachbilden. Sein Kindertheater behilft sich mit der bescheidensten Ausstattung. Das Boot formt er aus einer Tulpe, Kleopatra stellt ein hastig eingefangener Zitronenfalter vor und an Stelle der vier gezähmten Krokodile sollen ein paar Maikäfer die Barke ziehen; da die Kerfe sich nicht willig einspannen lassen, spießt sie der kleine Theatermeister mit Nadeln auf. Die gepeinigten Tiere sausen mit einer letzten Kraftanstrengung davon, um in Qualen zu enden. Angesichts ihrer Leiden erwacht in dem Knaben Mitleid und Reue. Die Muse sieht den Weinenden und weiht ihn zu später Sühne seiner Jugendschuld. An Liebesworten und Werken für die Tierwelt hat es Widmann seit seiner Reifezeit in der Tat nicht fehlen lassen. Lang vor der Maikäfer-Komödie hat er Buddha, den Schutzgeist auch der tierischen Kreatur, zum Helden eines Epos gewählt. Auf seinen Spaziergängen in den Alpen ist sein Lieblingshündchen sein vielgeliebter, viel beschriebener, in Anwandlungen von Bergkrankheit vielbetreuter Begleiter. In seinen (1896 von der Wiener Literarischen Gesellschaft herausgegebenen) Novellen bildet seine Tierliebe von dem kleinen Esel in den „Weltverbesserern“ und den „Hasen

Reihe, und die gescheiten Brüder zerbrachen sich die Köpfe, wie es wohl am besten zu teilen wäre. Der Dumme aber meinte: „Das ist doch ganz leicht! Wir lassen das Vieh in den Auslauf und das, was dem Schober eines jeden zuläuft, ist sein.“ — Der Vorschlag gefiel ihnen sehr gut und sie ließen das Vieh aus. Dieses lief natürlich zu dem süßen Heu und zu dem Strohschober kam nur ein Ochs. Aber unser Dummerl war auch damit recht zufrieden und dachte nach, was er mit dem Ochsen anfangen solle. Schließlich meinte er, es sei wohl am besten, wenn er ihn abschlachte, denn habe er sonst nichts, so brauche er den Ochsen auch nicht. Das Fleisch verzehrte er gemeinsam mit Weib und Kindern und die Haut gedachte er in der weißen Stadt Livno zu verkaufen.

Er nahm also eines Tages die Haut und machte sich auf den Weg. Dabei mußte er über einen Berg und als er oben war und hinunterschaute, sah er in einem Tale vier Räuber hinter einem Felsblock sitzen und Dukaten zählen. Wie er das erblickte, warf er die Ochsenhaut auf den Wegrain, ergriff einen Knüppel und drosch damit die Haut, daß es nur so klatschte. Dabei schrie er: „Jao! jao! nicht mir die Prügel, sondern denen da unten, die die Dukaten zählen!“ — Als die Räuber dies hörten, erschraken sie so heftig, daß sie schleunigst davonliefen und die Dukaten liegen ließen. Er warf nun die Haut in einen Ponor*), stieg ins Tal, suchte die Dukaten zusammen und trug sie vergnügt heim, wo er sie seinen Brüdern vorzeigte. — „Wo hast du denn das viele Geld her?“ fragten diese verblüfft und er antwortete: „Ich habe meinen alten Ochsen geschlachtet, die Haut nach Livno getragen und dort jedes Haar um einen Dukaten verkauft. Schade, daß der alte Ochs nicht mehr viel Haare gehabt hat.“ — Diese Auskunft ließ die beiden klugen Brüder nicht ruhen und sie kamen überein, all ihr Vieh zu schlachten und die Häute nach Livno zu bringen. Gedacht, getan! In Livno luden sie die Häute von den Tragtieren bei einem Hadschi ab, den sie als Fellhändler kannten. — „Was kostet's, Rajah**)?“ fragte sie der Hadschi. — „Jedes Haar einen Dukaten!“ lautete die Antwort. „Ihr seid wohl Propheten, daß ihr eine ganz neue Ordnung einführen wollt“, meinte der Hadschi, ergriff dann einen Ochsenzimmer, seine Diener taten desgleichen und flugs lagen die beiden draußen auf der Straße. Sie hatten es so eilig heim zu kommen, daß sie sogar ihre Häute vergaßen. Zu Hause fielen sie über den dritten her: „Du hast uns schön angeführt; nun aber ist es aus mit dir, wir bringen dich um!“ — „Das wäre mir gar nicht

---

*) Typische Bodenschlünde in den wasserlosen Karstgegenden, die bei den periodischen Überschwemmungen die Austrittsöffnungen für das im Erdinnern angesammelte Wasser bilden, bezw. den Abfluß bewerkstelligen.

**) „Ungläubige.“ Anrede für christliche Bauern seitens der Moslims.

gibt, ergötzen groteske und lyrische Zwischenspiele, Naturbilder aus der Wüste und dem Teutoburger Walde, Tierstücke (zumal die Reinekes würdige Parodie der Sündenbock-Schicksale und die Raben-Dialoge), die ihren Schöpfer wirksamer loben als jedes fremde Wort. Auf gleicher Höhe behaupten sich, nach meinem gewiß fehlbaren Geschmack, die Begegnungen des Heilands mit Satan und Lilith nicht durchaus. Dicht neben dem herrlichen Abschiedslied der sterbenden in allem Weltleid weltfrohen Blaudrossel, vielleicht der Krone aller lyrischen Eingebungen Widmanns, stehen die Goethes Prolog und Epilog im Himmel allzugefährlich angenäherten Engelschöre. So kühn gedachte Abschlüsse wären nur in einem michelangelesken Weltgerichte oder durch die Wucht des letzten Beethoven zu bewältigen. Und Widmann ist ein Nachgeborener aus dem Geschlechte der Schubert-Schwärmer und Schwind-Jünger. Größe und Grenze der Naturgaben Widmanns bedingen Reiz und Wert genau so wie Stärke und Schwächen seiner jüngsten Künstlergabe. Trotz aller Ungleichheiten ist „Der Heilige und die Tiere" ein Werk, das Dauer verheißt und verdient. Eine Dichtung, die in Vorzügen und Schwächen so uröstereichisch ist, wie das Blut ihres Dichters. Eine Schöpfung, der heimische und reichsdeutsche Preisrichter bei guter Gelegenheit den Kranz nicht weigern sollten, der heute weit ärger und häufiger als zu Schillers Zeiten „auf der gemeinen Stirn entweiht" erscheint.*)

Anton Bettelheim.

Zwei bosnische Volksmärchen.**)

Der Dumme und seine Brüder.

Es waren einmal drei Brüder. Zwei von ihnen nahm man für so gescheit, wie es die meisten Menschen sind, aber der dritte galt für recht einfältig. Alle drei waren verheiratet, hatten Kinder und wohnten gemeinschaftlich in dem ererbten Vaterhause, wie das schon so ist. Mit der Zeit wurde aber den Frauen das Haus zu enge, besonders deshalb, weil es nur eine Haustüre hatte, und obgleich die Männer meinten, es sei genug Platz da, so mußten sie doch nachgeben und das Väterliche aufteilen, damit jeder seinen eigenen Hausstand habe. Solch eine Teilung geht nicht so schnell, wie man glaubt. Sie hatten zwei große Heuschober und einen Strohschober. Die waren bald geteilt. Die Heuschober behielten die klugen Brüder und den Strohschober gaben sie dem Dummian, der damit zufrieden war. Nun kam das Vieh an die

*) Seit der Niederschrift dieser Zeilen hat das Bauernfeld-Kuratorium Widmanns Dichtung „Der Heilige und die Tiere" mit einem Preise von 2000 Kronen ausgezeichnet.

**) Aus „Bosnische Volksmärchen", mitgeteilt von Milena Preindlsberger-Mrazović. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Verein mit seinen Dienern auf die Brüder losschlug, so daß sich diese kaum nach Hause schleppen konnten.

Der Dumme hatte nun nichts zu lachen. Sie fielen über ihn her und sagten: „Deinetwegen haben wir unsere Weiber umgebracht und bekommen haben wir nichts für sie, als Schläge. Und nun haben wir noch die Sorge, wo wir andere hernehmen. Jetzt hilft dir nichts mehr, jetzt ist die Reihe an dir, totgeschlagen zu werden. „Tut es doch lieber nicht," jammerte der arme Narr, „sondern werft mich lieber in einen Ponor." — „Gut," sagten diese, „weil du unser Bruder bist, so wollen wir's dir zuliebe tun."

Sie steckten ihn in einen Sack und schafften ihn zur Nachtzeit fort. Aber so viel sie auch suchten, sie konnten im Finstern keinen genügend großen und tiefen Ponor finden, und der Sack wurde ihnen recht schwer. So kamen sie denn überein, den Sack bis zum Morgen liegen zu lassen und dann erst weiter zu suchen. Sie warfen also den Sack hin und gingen heim, um ein wenig auszuruhen. Mittlerweile kam ein junger Hirte, der zu Sonnenaufgang seine Schafe auf die Weide trieb, an dem Sack vorbei. Er blies auf der Hirtenflöte und dachte daran, wo er wohl eine schöne, reiche Frau hernehmen könnte. Da hörte er aus dem Sacke eine Jammerstimme: „Jao, jao! Ich will aber des Kaisers Tochter nicht, ihr könnt machen, was ihr wollt!" — Der Hirt kam neugierig herbei und fragte: „Was ist denn los? Was redest du da?" Und der im Sacke zetterte: „Unten im Ponor sitzt eine Kaiserstochter und meine Brüder wollen mich durchaus hineinwerfen, damit ich die Prinzessin heirate, und ich will nicht!" Erfreut sagte der Hirte: „Wenn du nicht willst, ich will schon! Achte indessen auf meine Schafe und du sollst ein ordentliches Trinkgeld bekommen, sobald ich mit der Prinzessin wieder oben bin!" — Damit öffnete er den Sack, ließ den, der drinnen steckte, heraus und kroch selbst hinein. Der Dummian band den Sack wieder fest zu, trieb die Schafe auf die nächste Anhöhe und schaute herum. Er sah nun, wie seine Brüder gelaufen kamen. Es war schon spät und sie hatten heute noch viel zu tun. Sie hoben also den Sack ohneweiters auf, schleiften ihn schnell zu dem nächsten Ponor, warfen ihn hinein und gingen dann ihrer Wege. Abends saßen sie recht müde vor der Hütte, da sahen sie auf einmal ihren albernen Bruder eine schöne Herde Schafe zur Zauntüre hereintreiben, wobei er sich etwas auf der Flöte vorspielte. Sie rieben sich die Augen und als sie wirklich ihren Bruder vor sich sahen, fragten sie ihn, wie er daher komme und woher er die Schafe habe. Der lachte und sagte: „Werft mich nur in den Ponor, das ist mir schon recht! Man fällt wie auf Seide und tut sich gar nicht weh. Und unten ist es wunderschön; wie auf einer Alm. Leider habe ich nur einen kurzen

recht," sagte das Dummerl, „wenn ihr aber durchaus jemanden umbringen wollt, so schlagt mein Weib tot. Es ist nichts besonderes an ihr und ich bekomme schon wieder eine andere."

Die Brüder gingen auf den Vorschlag ein. Der Dummian nahm nun das tote Weib, zog es schön an, setzte es aufs Pferd, so als ob sie lebend wäre, nahm das Pferd am Halfter und ging nach Livno. Auf halbem Wege blieb er vor einer Herberge stehen, um dort zu übernachten. „Guten Abend, Hadschi," sagte er zum Wirte. Dieser erwiderte: „Möge uns Gott Gutes bescheren, Rajah!" — „Willst du uns übernachten lassen und kann mein Weib für sich eine Kammer haben?" — „Das kann sie schon haben," versetzte der Hadschi. Da es recht kotig war, nahm der Dummian das Weib auf die Schulter, so als wolle er ihren Sonntagsstaat schonen, und trug sie hinauf in die Kammer, lehnte sie dort an die Wand und sperrte die Türe. Dann ging er hinunter zu den Männern und verzehrte sein Abendessen. Hierauf gab ihm der Hadschi eine volle Schüssel und hieß ihn, sie seinem Weibe hinauftragen. Er tat das, und da er immer bei gutem Appetit war, aß er auch diese leer, trug sie wieder hinunter und sagte: „Sehr gut hat es meinem Weibe geschmeckt."

Am nächsten Morgen stand er zeitlich auf, nahm seinem Weibe die Umhüllung vom Kopfe und erhob ein großes Geschrei: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Der Wirt hat mein Weib erschlagen!" Außer sich stürzte dieser herbei: „Ich habe dein Weib mit keinem Auge gesehen, ich schwöre es dir!" Aber der andere schrie fortwährend: „Nur du kannst es getan habe, ich werde dich beim Scheriat (Gericht) verklagen." — Der Hadschi war ein ehrlicher Mann, den noch niemand verklagt hatte, und darum sagte er: „Ich gebe dir hundert Dukaten, nur verklag' mich nicht!" — Der jammernde Ehemann überlegte: „Tot ist sie jetzt so wie so, also gib her." Er nahm das Geld und das Weib und zog wieder heimwärts. Das Weib begrub er und die Dukaten zeigte er seinen Brüdern, wobei er erzählte, er habe das Geld für sein Weib bekommen. Das machte die beiden nachdenklich und sie sprachen untereinander: „Wir könnten auch unsere Weiber erschlagen; es ist nichts besonderes an ihnen und wir bekommen schon wieder andere." Und sie taten es, zogen die Weiber schön an, setzten jede auf ein Pferd, banden sie da fest und führten sie gegen Livno. Auf halbem Wege mußten sie ebenfalls bei jenem Hadschi halten, um in dessen Herberge zu übernachten und sie fragten, ob ihre Weiber wohl eine Kammer für sich allein haben könnten. „Das können sie schon haben," sagte der Wirt, „aber vorerst will ich nachsehen, ob sie gesund sind." Der Hadschi schob die Kopftücher der Weiber zur Seite, und da sah er, daß sie tot waren. Er wurde daraufhin so böse, daß er einen Knüttel nahm und im

Als der Mann nach Hause kam, fragte er: „Was hast du gemacht, Weib?“ Sie antwortete: „Da habe ich nun endlich diese Teufelspest angebracht, über die ich mich schon längst ärgerte, und habe das kleine Töpfchen auf dem Stellbrett dafür eingetauscht, und die anderen, die in der Pfütze vor der Türe liegen. Jetzt ist es wenigstens hübsch trocken vor unserem Hause.“ — Der Mann erwiderte aufgebracht: „Du bist wohl nicht bei Trost! Wenn du zwei Hörner hättest, könnte man dich auf die Weide treiben! In jenem Sacke war ja Geld, schönes, blankes, weißes Geld, für böse, schwarze Tage! Ich gehe jetzt fort in die Welt und finde ich einen noch größeren Tropf, als du es bist, so will ich umkehren und dir verzeihen; finde ich aber keinen, so werde ich dich braun und blau prügeln.“

Und so ging er fort. Er war noch gar nicht weit, so stieß er auf drei Brüder, die ein Haus bauten. Sie bestrichen einen Balken, der ihnen zu kurz war, mit Butter und plagten sich ab, ihn in die Länge zu ziehen. „Was treibt ihr denn da?“ fragte sie der Mann. Die Brüder entgegneten: „Wir haben hier einen Balken, der zu kurz ist, um von einem Ende des Hauses zum anderen zu langen. Nun haben wir ihn mit Butter geschmiert und ziehen ihn in die Länge.“ — Der Mann nahm nun einen zweiten Balken, nagelte ihn kundig an den ersten und die Brüder hatten jetzt, was sie brauchten.

„Wahrlich, diese drei sind noch größere Toren als mein Weib,“ sprach der Mann weitergehend zu sich. Dabei erinnerte er sich seines Versprechens und kehrte um, wählte aber einen anderen Rückweg. Schon vor dem nächsten Bauernhof blieb er kopfschüttelnd stehen, denn er sah, wie mehrere Männer Nüsse mit Heugabeln auf den Dachboden schaffen wollten. Er unterwies auch diese Einfaltspinsel und eilte heimwärts. Es ereilte ihn jedoch die Nacht und er mußte in einem Hause am Wege um ein Nachtlager bitten, das ihm auch gewährt wurde. In der Stube war es schon recht dunkel, als er eintrat, und nun nahm von den Hausgenossen jeder einen Gegenstand in die Hand und fuhr damit in der Luft herum, als wolle er etwas verjagen. „Was soll das heißen?“ fragte der Gast neugierig, und der Hausälteste erwiderte: „Wir machen Tag.“ Da entfachte der Mann das Herdfeuer, steckte ein Kienholz an und sagte: „So macht man es, wenn es dunkel geworden ist, und der Tag wird schon von selber kommen.“

Jetzt hatte er es satt, überall noch größere Tröpfe, als es sein Weib war, eines Besseren zu belehren. Aber als er am nächsten Tage heimkam und sie wieder sah, da kam auch der alte Zorn über ihn und er sagte ihr, um sie zu erschrecken: „Höre Weib! Von nun an hebt man auch Weiber als Soldaten aus. Willst du, daß ich dich verstecke, damit dich die Werber nicht finden?“ Bereitwillig ging sie darauf ein.

Stecken bei mir gehabt und so konnte ich bloß diese Schafe heraustreiben; wer aber einen langen Hirtenstab mitnimmt, der kann sich Ochsen holen, und wer gar eine Peitsche hat, der kann von den Pferden da unten fortführen, wie viel er will."

„Das wollen wir auch tun," riefen die klugen Brüder; „der eine nimmt einen langen Stock mit sich und der andere eine Peitsche!" — Sie konnten kaum den Morgen erwarten, um zu dem Ponor zu laufen. Der dritte ging mit ihnen. Zuerst sprang der mit dem Hirtenstab hinein und im Fallen schlug er an den Felswänden des Schlundes einigemale auf, und man hörte ihn eine Weile poltern und kollern, so daß das Dummerl rief: „Schnell, schnell, er treibt sonst alles allein weg!" Wie der mit der Peitsche das hörte, nahm er einen Anlauf und — schwupp! — war auch er in dem Ponor verschwunden.

Von diesen beiden klugen Brüdern ist aber keiner mehr wiedergekommen, so daß das Dummerl ganz allein auf dem väterlichen Grund zurückblieb, wo es ihm so gut ging, wie es weder dir noch mir jemals ergehen wird.

Die Pest im Sacke.

Es lebte einmal in einer kleinen Hütte am Waldesrande ein Mann mit seinem Weib. Obgleich er nur einen kärglichen Verdienst hatte, konnte er doch nach und nach einen Sack Geld ersparen, von dem aber das Weib nichts wußte. Als sie zufällig einmal den Sack erblickte, sagte ihr der Mann, es wäre die Pest darin, und so oft er sich vom Hause entfernte, schärfte er ihr ein, an dem Sacke nicht zu rühren, damit sie nicht pestkrank werde.

Eines Tages entfernte er sich abermals, und das Weib blieb allein. Da kam ein Töpfer des Weges mit schönen, schwarzen Töpfen, die das Weib sehr gerne gekauft hätte. Sie hatte aber kein Geld. Und wie sie so nachdachte, fiel ihr der Sack ein, und sie machte dem Töpfer den Vorschlag:

Gib du mir einen Topf, und ich gebe dir die Pest im Sacke." Der Töpfer war mit dem Handel einverstanden. Das Weib brachte den Sack herbei, und als er neugierig ein wenig hineinguckte und das viele Geld sah, gab er ihr alle Töpfe, lud den Sack auf das leere Pferd und ging vergnügt davon.

Das Weib nahm die Töpfe und tat sie sorgfältig einen neben dem anderen auf das Stellbrett. Nur für das kleinste Töpflein fand sich kein Platz. Das brachte sie in Zorn. Sie nahm ein Scheit Holz, schlug auf die Töpfe los und schrie: „Macht Platz dem Töpfchen!" Und so gingen alle in Stücke. Sie las die Scherben auf und warf sie in eine Pfütze vor die Türe.

Der Gefangene.

Wie viele bange Tage sind doch schon verflossen,
Seit ich betreten diesen Raum?!
Wie lange hat sich doch das Tor schon hinter mir geschlossen;
Es ist schon lange her, noch weiß ich's kaum!
Grau wie der Himmel ist beim Regenwetter,
So sind auch meine Stunden allzeit hier.
Wann wird erscheinen mein Erretter?
Wann wird sich öffnen meiner Zelle Tür?

O Herz, hör auf zu weinen und zu klagen,
Es ist ja nur ein arger, böser Traum!
Sei fröhlich wie in früh'ren guten Tagen;
Bald, bald sollst du die Freiheit wieder schau'n!
Blick auf zum Himmel, zu des ew'gen Vaters Thron,
Vertrau auf ihn, er meint es gut allein;
Er hat Erbarmen mit dem reu'gen Sohne,
Er will nun wieder ihm ein güt'ger Vater sein!

Hast du verloren Freiheit, Glück und Ehre,
Sei dennoch niemals traurig, ohne Mut!
Des Fleisches böser Lust und Neigung wehre,
So wird am End' noch alles wieder gut!
Hast du den Herrn nur, deinen Gott gefunden,
Laß fahren alles, was vergänglich ist!
O Herz, du kannst erstarken und gesunden,
Wenn du dem Herrn nur treu ergeben bist!

Der Tag und auch die Stunde meiner Freiheit ist gekommen,
Schon hör' ich Schritte meiner Zelle nah'n;
Schon hab' das Wort all meiner Sehnsucht ich vernommen:
„Du kannst nun gehen, bist nun frei fortan!"
Demütig knie ich nieder, Gott zu danken,
Für alle Wohltat, die er mir getan,
Gesundheit gab er mir, dem geistlich Kranken,
Gelöst hat er der Augen Bind' und Bann.

Sei mir gegrüßt, du Gottes freie herrliche Natur!
Vorüber sind die Stunden schwerer Pein;
Ich darf jetzt wieder schauen Wald und Flur,
Ich darf nun wieder fröhlich sein!
Den Schritt ich jetzo nach der Heimat richte,
Wo sehnsuchtsvoll die Mutter sich nach mir verzehrt;
Und hell erstrahlt die Zukunft mir im ros'gen Lichte,
Durch Liebe und Vergebung sanft verklärt.

(35 Jahre alt, lediger Maschinenschlosser, Franke, protestantisch. Aus ärmlichen Verhältnissen Gute Schulbildung und Intelligenz, tüchtiger Techniker. Gute Führung in der Anstalt. Gemeinsame Haft. Seit 10 Jahren entlassen. 5 Vorstrafen wegen Diebstahls und Betruges. Zuletzt 18 Monate Zuchthaus wegen Diebstahls. Seit seiner Entlassung an einer Stelle in Arbeit; fleißig, sparsam, häuslich. Seit 6 Jahren verheiratet. Arbeitet unablässig an seiner technischen und geistigen Weiterbildung.)

Auf Nußsteiners Hinrichtung in Straubing (1897).

Das Urteil gilt und keine Gnade waltet!
Zurück vom König kam es unterschrieben.
Wie sehr er auch sein Volk mag lieben,
Für Bösewichte ist sein Herz erkaltet.

Schnell der Gefängnishof wird umgestaltet —
Da nur nach Recht zwei Tag dem Sünder blieben —
Zum Richtplatz; und unter Äxte Hieben
Fügt sich die Bühn'; 'ne span'sche Wand entfaltet
Im Viereck sich um diese ernste Stätte.

Er führte sie also in den Wald, grub dort ein tiefes Loch, steckte sie hinein, verdeckte die Öffnung nur mit Astwerk, damit sie atmen könne und überließ sie dann ihrer Angst.

Kaum war er fort, so kamen Räuber, die einen Sack Geld nach der Stelle trugen, wo das Weib verborgen war. Es war derselbe Sack, den sie tags vorher dem Töpfer geraubt hatten, der singend durch den Wald gezogen war. Einer der Räuber schnallte seinen breiten Ledergurt ab, legte ihn auf das Astwerk über dem Kopfe des Weibes und nun begannen sie darauf das Geld zu zählen. Das Weib hielt den Atem an, um sich nicht zu verraten; aber schließlich konnte sie es nicht länger tun, und da es kühl war, stieg ihr Hauch wie eine Dampfwolke zwischen dem Geäste auf.

Die Räuber erschraken, denn sie vermeinten, das Geld brenne auf dem Ledergurt, und liefen davon. Das Weib aber stieg aus ihrem Verstecke, suchte das Geld zusammen, tat es in den Sack und trug ihn ihrem Manne nach Hause.

„Da hast du wieder deine Pest im Sacke," sagte sie.

Der Mann freute sich sehr, und da das Weib fortan nicht mehr so einfältig war wie bisher, lebten sie wieder glücklich miteinander.

Poesie im Zuchthause.

Herausgegeben vom Strafanstaltspfarrer Dr. Johannes Jäger.*)

Im Kerker.

Gottes Mutter voller Gnaden,
Breite deine Arme aus
Über die, so schuldbeladen
Wohnen hier in diesem Haus!
Schließe sie mit deiner Güte
An das treue Mutterherz,
Höre gnädiglich die Bitte,
Wenn sie stöhnen oft vor Schmerz!

Königin am höchsten Throne,
Liebevolles Sonnenlicht,
Bitt um Gnade Gott beim Sohne,
Wenn der Tod das Auge bricht!
Führe du sie zu dem Ziele,
Da nur reine Seligkeit,
Gottes Trost in reichster Fülle
Für die ganze Ewigkeit!

(22 Jahre alt, lediger Magazinsgehilfe, katholisch, ehelicher Geburt, Bayer. Seine Eltern Hausmeisterseheleute. Gute Volksschulbildung. Kontemplative Natur. 4 Vorstrafen wegen Betruges und Diebstahls. Zuletzt 13 Monate Zuchthaus wegen Betruges. Sehr gute Führung. Verlor während seiner Strafzeit seine einzige Schwester durch den Tod, was einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn machte. Seit 10 Jahren entlassen und brav.)

*) Das Buch betitelt sich „Poesie im Zuchthause". Gedichte von Verbrechern. Herausgegeben von Dr. Johannes Jäger, Strafanstaltspfarrer in Amberg, Bayern. (Stuttgart. Max Kielmann. 1905.) Wir ziehen aus dieser merkwürdigen Sammlung einige Gedichte, versehen mit kurzer Notiz über die betreffenden Verfasser. Das Vorwort zum Buche legt alles Weitere dar. (Die Red.)

Des kranken Dichters letztes Gedicht.

Ich soll euch Frohgedichte bringen,
Wo nehme ich den Frohsinn her?
Kein heit'rer Vers will mir gelingen:
Es geht nicht mehr!

Wo es begeistert war erklungen
Im Herzen, ist es liederleer;
Der Lyra Saiten sind gesprungen:
Es geht nicht mehr!

Ihr sagt, daß meine kleinen Lieder
Euch rührten gar oft und sehr;
Geduld! Im Jenseits dicht' ich wieder:
Hier geht's nicht mehr!

Der dunkle Engel wirft den Schatten
Nah' meinem Lebenswege her;
Der Schwung des Geistes will ermatten:
Es geht nicht mehr!

Darum ade, der Dichtkunst Muse!
Von dir zu scheiden ist so schwer;
Ade! Du sprichst mit ernstem Gruße:
Es geht nicht mehr!

(50 Jahre alt, lediger Kaufmann, protestantisch, unehelicher Geburt, Bayer. Sehr mangelhafte Erziehung bei sogenannten Zieheltern. Sollte die Kaufmannschaft erlernen, da er ausgezeichnete Gaben besaß und ein vorzüglicher Rechner war. Schon als Kaufmannslehrling wegen Kassendiebstahls bestraft. Außerdem 16mal wegen Bettels und 15mal wegen Diebstahls vorbestraft. Zuletzt wegen Fahrraddiebstahls 3 Jahre Zuchthaus. Bei seiner Einlieferung verkommen, religiös indifferent und unzugänglich. Nach und nach ging er aus sich heraus, bat um seelsorgerlichen Besuch, um „lehrreiche Bücher" und um „Paul Gerhardts Lieder". Auf seine Schiefertafel hat er viel geschrieben, täglich Neues, auch seinen Lebenslauf, der mit den Angaben im Personalakt übereinstimmte. Er bat, mit ihm zu beten, und bekannte eines Tages dem Seelsorger, er fühle, bald sterben zu müssen. Bei seiner Einlieferung war er herzleidend, aber eine Gefahr für sein Leben bestand nicht. Nach einjähriger Haft erkrankte er, sein Herzleiden verschlimmerte sich und er wurde ins Spital aufgenommen, wo er noch ein Vierteljahr leben durfte. Dort hat er sich zu einer neuen Weltanschauung hindurchgerungen. Seine Schiefertafel war seine einzige Vertraute. So oft der Seelsorger ihn besuchte, stand ein neues Gedicht auf derselben. Es war ihm ein leichtes, seine religiösen Gedanken in Versen niederzuschreiben, und was an Gedichten von ihm im vorerwähnten Buche veröffentlicht wird, hat sich der Seelsorger von der Schiefertafel des unglücklichen Mannes abgeschrieben. Nach langem Leiden erlag dieser Gefangene, der sich „heim" sehnte wie ein Kind ins Vaterhaus, einer Herzlähmung.)

Der fehlende Gulden.

Zur Zeit der Hungerjahre
Als Mesner angestellt
War einst ein armer Schlucker,
Von dem mein Lied erzählt.

Er hatte Frau und Kinder,
Die lebten all' in Not;
Vom Fleisch gar nicht zu reden —
Es fehlte auch an Brot.

Da sprach die Frau zum Manne:
„Wir halten's nicht mehr aus!
Mich zwingt die Not zum Betteln,
Ich geh' von Haus zu Haus."

Drauf sprach der arme Mesner:
„Ich ess' kein Bettelbrot!
Ich fleh' zur Mutter Gottes,
Der Helf'rin in der Not."

Er ging dann in die Kirche,
Hin zum Marienaltar
Und bat Maria weinend
Um hundert Gulden bar.

Der Pfarrer, der just hinter
Dem Hochaltare stund
Und hört die bitt're Klage
Selbst aus des Mesners Mund,

Der ging in Tränen über
Und faßte den Entschluß,
Dem Mesner jetzt zu helfen;
Er hatte Überfluß.

Er ging an seine Kasse,
Zählt' durch sein bares Geld.
Doch zu einhundert Gulden
Ihm noch ein einz'ger fehlt.

„Darauf wird's nicht ankommen!"
Und rollt die Summe ein
Und tritt hin zum Altare:
„Jetzt wird geholfen sein!"

Er stellt' sich dann dahinter.
Gleich drauf der Mesner kam;
Der war ganz außer Sinnen,
Als er das Geld wahrnahm.

Er fiel auf seine Knie,
Dankt' weinend inniglich,
Worauf er mit dem Gelde
Sich heim zum Weibchen schlich.

„Schau, liebes Weib, was hab' ich?
Schau her — die Rolle Geld!
Darin sind hundert Gulden;
Jetzt sind wir gut bestellt."

Und mitten auf der Bühn' steht die Maschine,
Am Fußend' angelehnet schon das Brette,
Daß leichter man den Sünder darauf schiene.

Wer ist's, der solche Straf' verdienet hätte?
Wünsch jeder, daß nicht *er* sie sich verdiene!

„Nußsteiner auf!" Denn hörst du wohl das Tönen
Der Sünderglock', die aufs Schafott hinauf
Dich ruft, beschließend deines Lebens Lauf,
All' deiner Morde Schreien zu versöhnen?!
All' Menschlichkeit tatst grausam du verhöhnen,
Und gleichen Lohn empfängst du jetzt darauf!
Gefangen zwar — steht Schreck' im Herz dir auf,
Und der Gedanke macht es mächtig dröhnen:
„So jung, so kräftig und schon sterben müssen!"
Die letzte Kraft hast du noch angewendet,
Hast — glücklich — auch die Eisenband' zerrissen.
Der Themis doch ist schon der Kopf verpfändet,
Magst durch Gebet dir noch den Gang versüßen!
Gleich rollt der Stahl! Dein irdisch Schicksal endet. —
Die Glock' ist stumm! Das blut'ge Amt vollendet!

Und durch die Gitter schauten wir hinaus,
Unheimlich fühlten wir im Herzen Graus.
Nicht schelten durften wir den, der geendet.
Denn ob wir niemandem den Tod gespendet,
Und nur gelebt in leichter Sünd' Gebrauch',
Wer weiß, ob auf abschüss'gem Weg im Saus
Uns nicht das Schicksal zum Schafotte sendet?

Und leise fing's im Innern an zu tönen:
„Du großer Lenker meines Schicksals droben,
Leih Kraft du mir, daß ich im Guten, Schönen
Und himmlisch Wahren mög' den Weg erproben!
Du selbst entzünd dazu ein leichtes Sehnen,
Ich bin zu schwach, wenn du nicht hilfst von oben!"

(22 Jahre alt, lediger Taglöhner, Hanoveraner, protestantisch, ehelich geboren, früher Schiffsjunge und Kochlehrling. Viermal wegen Diebstahls und elfmal wegen Bettels vorbestraft. Zuletzt wegen Diebstahls 3 Jahre Zuchthaus. Gute Volksschulbildung. Führung anfangs sehr schlecht, später hausordnungsgemäß. Meist in Einzelhaft. Die im Straubinger Untersuchungsgefängnis miterlebte Hinrichtung Nußsteiners hat ihn tief ergriffen. Da er nach seiner Entlassung nirgends Arbeit und Unterkunft fand, ließ er sich an der französischen Grenze für die Fremdenlegion anwerben, was er seinem ehemaligen Seelsorger von Marseille aus mitteilte. Seit 4 Jahren ohne Nachrichten über ihn.)

Der Gemeindearme.

Geht's schenkt's mer eppes, g'strenger Herr,
I bi so gar viel arm;
Schaugt's o den Huat, dös z'schliff'ne G'wand,
Dös Schuahwerk, Gott derbarm!

Heunt legt's Christkindl überall ei',
Zu mir, da find's nöt hi,
's muß wohl so sei, derweil i halt
Da tappet Seppei bi.

I hon kan Menschen, der mi mag,
Der Anteil an mir nimmt,
So ball's mi sehg'n, da lache's all:
„Da tappet Seppei kimmt!"

Do kenn i oan, der dengerscht wird
Für mi a Platzei ham,
Wann's in dem Armawinkel draußt
A mal mi eing'scharrt ham!

(26 Jahre alt, lediger Zementier, Franke, katholisch, unehelicher Sohn einer Näherin, nicht legitimiert. Mehrere Vorstrafen wegen Ruhestörung, Untreue, Diebstahls, dann wegen Bettels und Landstreicherei. Gute Volksschulbildung. Gewandter Stilist mit sehr hübscher Schrift. Sehr belesen und gut in der Weltgeschichte orientiert. Wegen Urkundenfälschung 2½ Jahre Zuchthaus. Führung anfangs unbefriedigend, dann hausordnungsgemäß. Amtliche Qualifikation: Hoffnung auf Besserung noch vorhanden. Seit 10 Jahren entlassen. Fand in einer schweizerischen Fabrik lohnende Arbeit. Seit 3 Jahren ohne Nachricht.)

verschiedene Menschenklassen ihre Tierkreise. Ins Allgemeine und durch dieses ins Besondere des Tierreiches tauchen die wenigsten. Die Leute können nicht beobachten, es fehlt ihnen dazu an Zeit und Geduld. Und auch an Methode. Wer es aber kann, wem die Zeitungen, Spielkarten, Sporte u. s. w. so viel Zeit übrig lassen, um sich in die Wunderwelt zu versenken, die ihn umgibt und deren üppigster Reichtum ihn fast zu ersticken droht, dem eröffnet sich ein Genußbereich, ein für seinen Geist hochersprießliches, unerschöpfliches Feld — von dem alle anderen keine Ahnung haben.

Lerne beobachten! Diese Worte sollten nicht bloß an jedem Schulhause geschrieben stehen, sondern auch an jeder Menschenwohnung. Die Natur in ihrem Wesen, ihren Gestalten und Zuständen spricht ununterbrochen zu uns und erzählt uns die wunderbarsten Dinge, die tiefsten Geheimnisse, sie hat für unsere wissensdurstige Seele die weittragendsten Berichte und Aufklärungen, wir müssen ihre Sprache nur verstehen lernen.

Zur Naturbeobachtung führen und anregen kann besonders ein neues Buch, das den Titel führt: „Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das heimatliche Tierleben von Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br. Fr. E. Fehsenfeld, 1905). Das Buch bespricht die Probleme des Lebens, löst sie aber nicht; es geht die Straßen Darwins und kommt geradewegs zu Nietzsches Herrenmenschen. Die immerwährende Auslese der Natur schafft im Laufe der Zeiten die denkbar vollkommensten Wesen. Und bis die so ungefähr fertig sind, ist auch die Erstarrung der Erde da, wo alles Leben aufhört. Eine trostlose, eine zur Verzweiflung trostlose Theorie, wenn man daran — glauben müßte. Das verlangt aber der Verfasser gar nicht, er stellt auf Grund menschlicher Wahrnehmungen und Spekulationen ein Gedankengebäude auf, nebst dem der Naturforscher auch alle anderen Theorien als eben so dem menschlichen Gehirne, also der Natur entsprossen gelten läßt. Er läßt außerhalb seines wissenschaftlichen Gedankengebäudes das Bewußtsein gelten und erkennt ihm das Recht individueller Vorstellung zu. Das heißt, jeder kann sich die Welt vorstellen nach seiner Weise, die Rätsel des Lebens lösen nach seiner Weise. Tuts doch jeder aus Natur, wohl unbewußt auf jenem Wege der natürlichen Auslese und Entwicklung, die der Naturforscher von vorneherein anerkennt. Der gelehrte Verfasser gesteht, daß die naturwissenschaftliche Weltanschauung nicht die Wirklichkeit selbst bietet, sondern nur eine Auffassung derselben, wie sie dem menschlichen Fassungsvermögen entspricht. So kann er denn auch jedes individuelle Auffassungsvermögen als berechtigt zugeben, und schaffe es auch eine Weltanschauung, die der seinen gerade entgegengesetzt wäre. Damit scheiden wir im Frieden von einer Theorie,

Die Frau erschrak zusammen,
In Ohnmacht sank sie fast:
„Sag' mir, wo du das viele,
Das viele Geld her hast?

Du hast's doch nicht gestohlen?
Dann wär' es mit uns gar!"
„Sei du nur Gott befohlen —
Ich nahm es vom Altar,

Worauf die Mutter Gottes
Für uns es hat beschert;
Ich hab' sie drum gebeten,
Und sie hat mich erhört."

Nun fing man an zu leben
Und lebt' in Saus und Braus;
Es dachte wohl der Mesner:
Dies Geld geht nicht mehr aus.

Er ging des Nachts zum Kneipen
Und trank sich toll und voll.
Dies merkte der Herr Pfarrer
Und wurde voller Groll.

„Er muß mir's wieder geben,
Das Geld lass' ich ihm nicht!
Werd' heut' es noch verlangen,
Eh' alles er verpicht.

Sein Weg führt durch den Kirchhof,
In dem viel Steine steh'n;
Da stell' ich mich dahinter,
Kann er mich nachts nicht seh'n."

Und als der Mesner nachts nun
Um zwölf Uhr trollt herein,
Da tönte eine Stimme
Hervor vom Leichenstein:

„Du liederlicher Bursche,
Du lebst in Saus und Braus:
Das Geld, das du bekommen,
Gibst wieder du heraus!"

„Wer bist denn du?" lallt jener
In ganz betrunk'nem Ton.
„Ich bin — du sollst es wissen —
Ich bin der Gottessohn!"

„Der Sohn der Mutter Gottes?
So groß hab' ich die Ehr'?
Daß ich mit dir kann sprechen,
Das freut mich um so mehr.

Geh heim zu deiner Mutter,
Mein lieber Jesu Christ,
Und sag, daß einen Gulden
Sie mir noch schuldig ist!"

(24 Jahre alt, lediger Mechaniker und Elektrotechniker, katholisch, ehelich geboren, Württemberger. Geringe Vorstrafen. Militärpensionist — wurde wegen Astigmatismus entlassen. Zuletzt wegen Betruges u. a. 14 Monate Gefängnis. Sehr gute Volksschulbildung. Bereute seine Tat aufrichtig. Einzelhaft. Sehr gute Führung. Seit seiner Entlassung brav und fleißig in der Arbeit.)

Merkwürdiges aus dem Tierleben.

Schade, daß unsere Literatur, unser Zeitschriften- und Zeitungswesen sich so wenig mit dem Naturreiche befaßt, außer der Landschaft, die von der Touristenwelt wohl berücksichtigt wird. Freilich stehen dem Menschen die menschlichen Angelegenheiten am nächsten, aber die Natur, in der er lebt, ist auch eine menschliche Angelegenheit und vielen Tausenden näher als Politik, Theater, Kunst, Gerichtssaal und Tratsch. Die Zeitungen machen so gerne Jagd auf Merkwürdiges und Kurioses. Ja, daran hätten sie in der Natur den unerschöpflichsten Vorrat, es gibt in derselben auch absonderliche Neuigkeiten, manchmal sogar sensationeller Art. Denn die Natur ist durchaus nicht erforscht, wie manche glauben; wir wissen von ihr nur das uns Nächstliegende, das Äußerliche; wir haben keine Ahnung davon, wie oberflächlich, lückenhaft und irrtümlich unser Naturwissen noch bestellt ist. Am meisten wundert es mich, daß bei der großen Mehrzahl der Menschen das Interesse an der Tierwelt so gering ist. Der Bauer lebt für seine Haustiere, der Jäger für sein Wild, der Kavalier für seine Pferde und Hunde, und so haben

Winterschläfern angelegt, ja sogar von Tieren, die keinen eigentlichen Schlummer halten. In den Spalten von Bäumen, in Büschen und in selbstgegrabenen Löchern speichert das Eichhörnchen seine Vorräte auf, um im Winter diese Kammern aufzusuchen. Und doch bringt ein strenger Winter unzähligen den Tod, denn mancher Speicher wird vergessen, zu anderen verwehrt hoher Schnee den Zugang und die entkräfteten Tiere fallen leicht ihrem Hauptfeinde, dem Edelmarder, zur Beute, vor dem sie sich im Sommer durch ihre Schnelligkeit und besonders durch Herabspringen von der höchsten Spitze des Baumes, ein Kunststück, das ihnen ihr Verfolger nicht nachmachen konnte, retteten.

Anderen Tieren ist gerade der Winter die Zeit der fetten Jahre. So hat man schon seit langer Zeit beobachtet, daß besonders in strengern Wintern in den Maulwurfsgängen Vorräte von Regenwürmern aufgeschichtet lagen, die nicht tot, sondern nur derartig verstümmelt waren, daß sie nicht fortkriechen konnten. Während man diese Speicher früher als Vorratskammern für den Winter aufgefaßt hat, ist man heute anderer Ansicht. Der Maulwurf vermag nämlich im Winter so viele Regenwürmer zu fangen, daß es ihm unmöglich ist, alle zu verzehren, und die Jagd wird ihm deswegen so leicht, weil er sein Wild in dessen Winterstarre mit geringer Mühe ergreifen kann. So hebt er sich denn das Überflüssige in den betreffenden Vorratskammern auf, die also für den Sommer angelegt werden. Daß diese Vorräte recht beträchtlich sein können, beweist die Zahl von 1280 gelähmten Regenwürmern und 18 Engerlingen, die man einmal in einem Maulwurfsbau fand.

Vom Fluge der Wandervögel.

Alle Vögel, welche von Insekten leben, und zu diesen gehören unsere besten Sänger, sind schon im Herbst in ferne Lande gezogen, wo ihnen unter ewig blauem Himmel ein neuer Sommer entgegenlachte.

Und diese riesige Reise, die von Deutschland über das Mittelmeer nach Afrika geht, dauert bei den Wanderern nur eine überraschend kurze Zeit, denn eine gewaltige Geschwindigkeit können die kleinen Tierchen entwickeln.

Schon Heinrich II., König von Frankreich, erfuhr im 16. Jahrhundert, wie schnell ein Vogel fliegen kann. Ihm war ein Falke von Fontainebleau entflohen und 24 Stunden später wurde derselbe auf Malta eingefangen. Berechnet man nun die Entfernung zwischen diesen beiden Orten, so ergibt sich für den Flug des Tieres eine Geschwindigkeit von 70 Kilometer in der Stunde, die aber sicher zu niedrig gegriffen ist, da der Falke kaum in einem Zuge und in gerader Richtung geflogen sein wird. Auch wird er sich wohl eine Beute gefangen, gefressen und in Ruhe verdaut haben.

die als einzig wahr und richtig hingestellt — uns zur Verzweiflung gebracht haben müßte.

Aber wir scheiden von dem Buche nicht bloß im Frieden, sondern mit dem Gefühle großen Dankes. Ja, wir möchten von ihm überhaupt nicht scheiden, sondern es als Handbuch bei uns behalten, zur Beobachtung der uns umgebenden Tierwelt. Denn der konkrete Teil des Buches (nicht der spekulative), der vom Naturleben erzählt, ist so überaus fesselnd und unterrichtend, daß wir es nicht unterlassen können, zur weiteren Anregung hier einige Merkwürdigkeiten aus dem Tierreiche hervorzuheben.

Die Schlupfwespen

wie sie die uns schädlichen Raupen vertilgen. Diese Wespen besitzen am Hinterleibe eine sogenannte Legeröhre, mit der sie eine Raupe anstechen. Dann lassen sie ihre Eier in das Innere derselben hineingleiten. In dem Fleisch des unglücklichen Wirtes entwickeln sich aus den Eiern die Larven der Wespe, die die Raupe nun von innen heraus langsam auffressen, was aber so lange dauert, daß dieselbe noch lange lebt und frißt, und erst vor ihrer Verpuppung kriechen die Wespenlarven aus und verpuppen sich nun ihrerseits neben oder auf der toten Hülle ihres vorherigen Wirtes.

Vom Winterschlaf.

In einem Nest, das nach außen hin fest abgeschlossen ist, in hohlen Baumstämmen oder unter der Erde, verbringen unsere Winterschläfer die strenge Jahreszeit. Hier bedürfen die Tiere gar keiner Nahrung, sie verfallen in einen totenähnlichen Schlaf und zehren langsam von ihrem Fette. Eine solche Hungerkur macht ihnen die Natur dadurch möglich, daß sie ihre Körpertemperatur um 25 Grad Celsius hinunterschraubt und sie neunzigmal weniger Atemzüge machen läßt als sonst. Bei so verminderter Lebenstätigkeit ist auch eine Nahrungsaufnahme überflüssig.

Nicht immer ist der Winterschlaf ein absolut fester. Sogar unser Siebenschläfer, der seinen Namen mit Recht führt, weil seine Winterruhe volle sieben Monate dauert, erwacht zeitweilig und zehrt wie im Traume etwas von den eingeheimsten Vorräten. Andere, wie der Hamster, erwachen in ihrem Bau, sobald die Erde aufgetaut ist, öffnen aber die verstopften Löcher noch nicht und fressen ihr aufgespeichertes Getreide auf, das gerade vom Hamster in solchen Massen im Bau aufgeschüttet wird, daß die Thüringer Hamsterfänger ihren Hauptgewinn an den Körnern haben, die sie reinigen, trocknen und dann wie gewöhnliches Getreide vermahlen. Vorratskammern werden fast von allen

gab es Reptilien. Durch die Büsche brachen in schwerfälligem Paß die riesigen Dinosaurier, unter denen der 12 Meter lange Cetiosaurus sich durch seinen lächerlich kleinen Kopf auszeichnete. Ein mächtiges Tier war auch der Iguanodon. Dem heutigen Känguruh ähnlich stützte sich das Ungeheuer auf die starken Hinterbeine und den schweren Schwanz und riß mit den kleinen Vorderextremitäten Massen von Blättern herunter, um diese seinem pferdeähnlichen Maule zuzuführen. Denn die Dinosaurier waren trotz ihrer gewaltigen Größe harmlose Pflanzenfresser. Ihre furchtbaren Feinde waren die Megalosaurier, riesenhafte Räuber, mit messerscharfen Zähnen bewehrt.

Auch das dritte Element, die Luft, war zu jener Blütezeit der Reptilien von solchen belebt. Von Baum zum Baum flogen die Pterosaurier, indem sie ihre Flughaut ausspannten, die sich von dem enorm langen fünften Finger bis zu den Beinen, ja bis zum Schwanze erstreckte. Am bekanntesten von diesen Flugechsen ist der Pterodactylus, dieser war nicht allzugroß, besaß aber Verwandte, deren Flügel bis zu 7 Metern klafterten.

Wir müssen weiter in der Erdgeschichte zurückgehen, wenn wir die Glanzzeit der Amphibien kennen lernen wollen. Zur „Permperiode“ und zur „Trias“ hatte diese Klasse ihre riesigsten Formen aufzuweisen. Es waren das die Stegocephalen, mächtige Tiere, die am Ufer der Meere in den Schachtelhalmdickichten auf ihre Opfer lauerten. Der fast meterlange Rachen des Mastodonsaurus war mit zahllosen, scharfen Zähnen bewehrt, Bauch und Schädel waren durch gewaltige Panzerplatten geschützt und außer den beiden Augen besaß dieses Ungeheuer noch ein drittes, ein Cyklopenauge, mitten auf der Stirn.

Reptilien auf ihren Jagden.

Die Reptilien zeigen schon einen gewissen Verstand, besonders die Eidechsen. Wenn vor einer solchen eine Raupe über den Weg kriecht, so weiß das Tierchen wohl, daß dieses Opfer nicht schnell entfliehen kann und folgt demselben eine Zeitlang mit neugierig klugem Auge. Plötzlich wird der Kopf senkrecht erhoben und die nach unten gerichtete Schnauze saust mit Gewalt auf die Beute. Unter kauenden Kieferbewegungen wird diese zusammengequetscht, in die richtige Lage gebracht und verschluckt und das Zünglein fährt noch längere Zeit nachher über die Nase, wie aus Behagen über den leckeren Schmaus. Ein flüchtiges Insekt, wie eine Heuschrecke, wird nicht mit Gemütsruhe betrachtet, sondern ohne Besinnen in raschem Sprunge erhascht.

Weit mehr Mühe bereitet den Schlangen das Fangen und Verschlingen der Nahrung. Die glatte Natter faßt ihre Beute, die hauptsächlich aus Eidechsen besteht, windet sich schnell in drei Windungen um

Durch genaue Beobachtungen weiß man, daß Enten über 76 Kilometer in der Stunde zurücklegen können und Brieftauben bis zu 117 Kilometer. Die größte bekannte Geschwindigkeit hat nach einem sicheren Versuch eine Hausschwalbe erreicht, die von Gent nach Antwerpen nur 12·5 Minuten brauchte, mithin 300 Kilometer in der Stunde zurücklegen konnte.

Natürlich kann der Vogel die Schnelligkeit seines Fluges vermehren und vermindern, je nach Bedürfnis. Und darum können uns auch jene beobachteten Zahlen nichts sicheres über die Geschwindigkeit des Wanderfluges sagen. Auch über die Dauer des Zuges wissen wir nur wenig. Es scheint, daß manche Vögel an geeigneten Orten Stationen machen, andere aber ihren Flug, so lange es die Witterung erlaubt, bis zum Ziel nicht unterbrechen.

Wunderbar ist es, daß ein Vogel so lange mit solcher Schnelligkeit fliegen kann, und doch hat man gerade bei den Zugvögeln nie etwas von Ermüdung wahrgenommen. Nur ein heftiger Sturm kann ihnen das Fliegen erschweren, und überrascht sie ein solcher auf dem Meere, so können Tausende von ihnen in den wilden Wogen ihren Tod finden. Übrigens können sich auch Landvögel auf ein ruhiges Meer niederlassen, ohne zu ertrinken.

Ferner weist man auch oft auf die große Anpassung des Vogels an das Fliegen hin, man erinnert an die in seinem Leibe befindlichen Luftsäcke und an die ebenfalls mit Luft gefüllten Knochen, die durch ihre Luftfüllung das Volumen des Tieres vergrößern, sein spezifisches Gewicht also verkleinern.

Was es in unserem Vaterlande einst für Tiere gab.

Vor vielen Hunderttausenden von Jahren, zur sogenannten Jura- und Kreidezeit, hielten sich auch in unseren Breiten ungeheure Mengen von mächtigen Reptilien auf. Wo heute der Wind lange Wellen über die fruchtbaren Ährenfelder jagt, wühlte er damals die Wogen eines weiten Meeres auf. In diesem Gewässer der Urzeit schwamm der Plesiosaurus einher, ein riesiges Reptil, dessen Beine zu mächtigen Flossen umgestaltet waren. Auf 7 Meter langem Halse ruhte das mit scharfen Zähnen bewehrte Haupt. Hoch schwebte es über dem Wasser, und zogen Fische nichts ahnend vorüber, so senkte sich der Kopf mit reißender Gewalt in die Tiefe, um mit der erhaschten Beute wieder hervorzutauchen.

Ebenfalls den Fischen und noch mehr den Tintenfischen, jenen polypenartigen Weichtieren, gefährlich waren die Ichthyosaurier. Den Delphinen an Gestalt und Größe vergleichbar, tummelten sich diese Reptilien in großen Scharen im Meere. Doch auch auf dem Lande

lichen Biß versetzt und vor dem Verschlingen den Tod des Opfers abwartet. Auch in die Wohnungen der Mäuse dringt sie ein und fürchterlich muß das Entsetzen der Tierchen sein, wenn sie die mordfunkelnden Augen der schrecklichen Feindin plötzlich im Bau vor sich sehen, aus dem kein Entrinnen möglich ist. Über die furchtbare Waffe der Otter, das Gift, sind viele Untersuchungen gemacht. Bei sofortiger Unterbindung und Aussaugung der Wunde ist der Biß nicht tödlich, immerhin stellen sich häufige Ohnmachten ein und erst nach sechs Wochen verlieren sich die letzten Symptome der Krankheit. Am besten wirkt ein Behandeln der gebissenen Stelle mit übermangansaurem Kali und ein altes, stets bewährtes Mittel ist das Trinken von großen Portionen von Alkohol.

Von den Fischen und Insekten.

Alle Fische kennen ihre Feinde wohl, ja man hat sogar beobachtet, daß sie ein Gedächtnis besitzen, daß Fische, zu denen man einen Tauchervogel setzte, denselben zuerst neugierig umkreisten, dann aber, nachdem er sich erst einige aus ihrer Mitte geholt hatte, sich versteckten und nun auch in der Folge äußerst vorsichtig waren. Auch den Wärter, der ihnen Futter bringt, lernen die Fische erkennen, daß sie aber auf Glockentöne sich zum Futter versammeln, beruht auf ungenauen Beobachtungen. Denn es ist höchst wahrscheinlich, daß die Fische nicht hören. Ihr Ohr dient ihnen nur zum Wahren der Gleichgewichtslage, und Fische mit herausgeschnittenem Ohr können sich nicht aufrecht im Wasser halten, reagieren aber auf Töne genau so wie gesunde. Wenn die Fische zur Fütterung kommen, so spüren sie die Tritte des Wärters an der Erschütterung und folgen ihnen oder sie sehen den Nahrungsspender. Auch die Empfindlichkeit der Haut ist bei den Fischen nicht allzu groß, sonst würden sie nicht, wenn sie sich von der Angel losgerissen haben, immer wieder von neuem anbeißen.

Groß ist die Anzahl der Verfolger der Fische, aber der schlimmste Feind ist ihnen der Mensch. Weniger sind es seine verschiedenen Fangarten, die das Geschlecht der Schuppenträger dezimieren, als vor allem seine Kultur, die ihnen durch ihr stetiges Fortschreiten schadet. Da sind es die Fabriken, die ihre giftigen Abflüsse in die Gewässer fließen lassen und alljährlich Tausende von Fischen töten.

Die Vereinigung der beiden Geschlechter ist bei den Insekten oft stürmisch. Daher flüchten sich die Weibchen der großen Libellen in offenbarer Angst vor ihren Gatten. Bei anderen Insekten ist es wieder das Männchen, das sich inacht nehmen muß. Nur zu oft kommt es vor, daß eine männliche, liebeserfüllte Grille vom gefühllosen Weibchen einfach aufgefressen wird. Ja, bei der Gottesanbeterin, jener grünen Heuschrecke, deren Vorderbeine wie zum Gebet gen Himmel erhoben

dieselbe herum, erhebt dann das Haupt und sucht nun mit weit geöffnetem Rachen den Kopf des Opfers zu umfassen. Aber auch die Eidechse weiß, was sie allein retten kann und sperrt ebenfalls ihr Maul weit auf, und stößt die Schlange hernieder, so sucht sie deren Unterkiefer zu fassen und läßt denselben nicht mehr los, wenn sie ihn erwischt hat, bis jene ihr Vorhaben aufgibt. Besonders größere Eidechsen retten sich so oft vor dem drohenden Tode.

Der wehrlose Frosch aber ist seiner Feindin, der Ringelnatter, rettungslos preisgegeben. Ist ihm eine solche auf den Fersen, so sucht er in verzweifelten Sätzen davonzukommen, wobei ihm in der Angst seine sonst wohl abgemessenen Riesensprünge versagen. Ein klägliches Geschrei entringt sich seiner Kehle und oft ergibt er sich in sein Schicksal, indem er sich niederdrückt und nun von der Schlange gefaßt wird. Erwischt diese seinen Kopf, so ist sein Ende verhältnismäßig schnell, aber oft packt sie zuerst seinen Fuß. Und nun stülpt sie sich gewissermaßen über das Bein, indem ihre Zähne immer weiter vorwärts greifen, denn diese haben bei den Schlangen nicht die Funktion des Kauens, sondern nur des Festhaltens und, weil sie nach hinten zu gerichtet sind, lassen sie die Beute wohl ins Maul hineingleiten, verhindern aber ein Herausstrampeln oder Fallen derselben. Nachdem nun das eine Bein im Rachen der Schlange verschwunden ist, sucht sie auch das andere heftig zuckende zu erwischen, ist auch dieses gelungen, dann greifen die Zähne am Körper des Frosches weiter. Furchtbar schwillt der Kopf der Räuberin an, ein letztes verzweiflungsvolles Quaken des Frosches und der Rachen schließt sich über dem lebendig Begrabenen. Man wundert sich darüber, was für große Frösche in den kleinen Kopf der Schlange hineingehen, dieser ist aber in seinem hinteren Teile ganz ungemein ausdehnungsfähig, und das hat seine anatomische Begründung darin, daß die Knochen des Unterkiefers gelenkig an denen des Oberkiefers ansitzen, welche letztere noch dazu lang nach hinten ausgezogen sind und nun, wenn sie sich quer stellen, den Schlund gewaltig erweitern.

Anders wie die Nattern verfahren die Giftschlangen. Diese üben ihre Jagd fast ausschließlich in der Nacht aus, wie sie denn überhaupt Nachttiere sind. Wer eine Kreuzotter fangen will, kommt am sichersten zum Ziele, wenn er nachts im Walde ein Feuer anmacht. Die ungewohnte Helle zieht die Ottern an, die sich verwundert nähern und neugierig in die Flammen starren. Am Tage erscheinen die Kreuzottern träge und beim Nahen des Menschen rollen sie sich zu einem Teller zusammen, über den sich der drohende Kopf erhebt. Über die Jagdmethode der Kreuzotter ist nicht viel bekannt, es ist wohl anzunehmen, daß sie der Maus, welche ihre Hauptnahrung bildet, den töd-

die Beute in eine Zelle legen, ein Ei darauf absetzen und die Zelle zudeckeln. Aus dem Ei schlüpft die Larve, die sich von dem Opfer ernährt, dessen Fäulnis eben dadurch ausgeschlossen wird, daß dasselbe nur gelähmt wurde. Oft wird sogar das Ei über dem Opfer an einem Faden aufgehängt, damit die konvulsivischen Zuckungen der Raupe die junge Larve nicht gefährden, die immer sich auf ihren Faden flüchten kann.

Vom Regenwurm.

Darwin war es, der zuerst nachwies, daß dieser Erdbewohner für die Pflanzen unentbehrlich ist. Er zeigte, daß der Regenwurm die Stelle des Pfluges in der Beurbarmachung der Erde vertritt. Denn das Tier nährt sich von den verdaulichen Stoffen der Erde und es frißt sich gewissermaßen durch diese hindurch, so daß sie seinen Darm in der ganzen Länge passieren und dann wieder entleert werden, was immer auf der Oberfläche der Erde geschieht. So werden durch die Würmer stetig die feineren Bestandteile der Erde nach oben gebracht, so daß hier nur gute Erde zu liegen kommt. Die zahlreichen Röhren, die der Wurm durch seine Wanderungen hinterläßt, lockern den Boden immer wieder auf und durch das Einstürzen dieser Gänge werden die Erdbestandteile aneinandergerieben und zerkrümeln dadurch immer mehr. Endlich werden auch Blätter und andere Körper von den Tieren in ihre Röhren gezogen, hier zerkleinert und dann wieder oben abgesetzt. So wunderbar es klingt, wir müssen annehmen, daß die ganze Masse der oberflächlichen fruchtbaren Erde durch den Darm der Regenwürmer durchpassiert ist und alle paar Jahre wieder denselben Auflockerungsprozeß durchmacht.

Man kann einen Regenwurm in zwei Teile zerschneiden, immer wird der eine Teil, öfters auch zugleich der andere, das verlorene Stück regenerieren. Zerschneidet man ihn aber in mehrere Stücke, so erhält man höchstens ein neues Tier, oft aber auch gar keines, und halbiert man ihn gar der Länge nach, so tritt ziemlich schnell der Tod in beiden Hälften ein.

Derlei Beobachtungen nun enthält Dr. Konrad Guenthers Werk, das auch in einer billigen Volksausgabe erschienen ist, zu Hunderten. Und gerade dieser Teil desselben, der Tatsachen behandelt, bietet eine Menge von Anregungen zu eigenem Nachdenken.

sind, aber nur dazu dienen, ein anderes Insekt zum Fraß einzufangen, wird das Männchen meistens während der Vereinigung, immer aber nach derselben gefressen. Ja man hat sogar bei dieser Art beobachtet, daß dem zaghaft nahenden Männchen vom Weibchen zunächst der Kopf abgebissen wurde und daß der Torso trotzdem sein Werk vollbrachte, wonach auch er dem Magen der Unersättlichen zum Opfer fiel. Auch bei den Spinnen muß das Männchen dem Weibchen, das in der Mitte seines Gespinstes sitzt, mit Vorsicht nahen, denn dieses ist gewohnt, alles Lebendige, was in sein Netz kommt, ohne lange Prüfung totzubeißen. Hier aber zeigt das Weibchen dem zitternd harrenden Männchen seine Willfährigkeit an. Es begibt sich nach unten und hängt sich mit abwärts gerichtetem Kopf an einen Faden, worauf die Vereinigung zustande kommt.

Wie die Kreuzspinne baut.

Wenn eine Kreuzspinne ihr Netz anfertigen will, so klettert sie zunächst auf einen hochgelegenen Punkt, um hier aus ihren Spinndrüsen zwei Fäden abzusondern und diese zu verankern. Dann läßt sie sich an den beiden nieder, entweder auf einen senkrecht tiefer gelegenen Ast oder auch in etwas schräger Richtung; das letztere erreicht sie durch Hinundherpendeln des Körpers. Der eine der beiden Fäden wird nun wieder verankert und straff angezogen, der andere abgebissen, so daß er vom Winde ergriffen wird und flattert, bis er sich an einem dem oberen Punkte wagrecht gegenüberliegenden Zweige verwickelt. Dahin kriecht die Spinne nun, zieht den Faden straff an und befestigt ihn. Durch Sichniederlassen bereitet sie dann den zweiten senkrechten Faden. Den noch fehlenden wagrechten sucht sie entweder auf obige Weise oder durch einen Umweg fertig zu stellen, indem sie von einem Punkt zu dem anderen immer spinnend auf dem Boden herüberläuft und diesen langen Faden mit den Vorderbeinen aufwickelt und anzieht. Ist auf solche Weise der Rahmen des Netzes fertig gemacht, so läuft sie auf die Mitte des oberen wagrechten Fadens und läßt sich senkrecht bis zum unteren hinunter, zieht also auf diese Weise den Durchmesser. Nun kommen die von der Mitte dieses Durchmessers ausgehenden Strahlen dran, diese werden an allen nötigen Stellen angezogen, nachdem die Spinne diese auf den vorhandenen Fäden erreicht hat. Zum Schlusse werden konzentrische Kreise durch Hinüberwandern von einem Strahl zum anderen geschlagen. Das ganze Radnetz wird oft in einer Nacht fertiggestellt.

Ein Schelmenstück der Raubwespe.

Diese kräftigen Tiere überfallen ein Insekt, etwa eine Raupe, lähmen diese durch einen Stich und schleppen sie in ihren Bau, wo sie

könnte, das ganze Haus stehe in Flammen. Bald herrscht in der Stube die Temperatur eines Schwitzbades, „hell zum dersticken!" Aber die Hausmutter öffnet keine Tür und kein Fenster. Nichts in ihrem ganzen Haushalte ist so wichtig, als daß beim Bachen alle Löcher geschlossen bleiben! Ein einziger Luftzug und es „geht" der Teig nicht, oder er „fallt zusamm". Es vollzieht sich die Gärung nicht und das Zeug bleibt „ein Batzen". Wenn alles recht ist, dann kommt die Magd mit den aus Stroh geflochtenen schüsselförmigen „Brotkörbeln". Es macht sich die Hausmutter ans „Auskörbeln", bei welchem der Teig klumpenweise aus dem Trog genommen, mit trockenem Mehl überstreut, dadurch die Laibform bekommt, daß jeder Klumpen in ein Körbel „gelupft" wird. Während diese Taiglaibe in den Körbeln auf Tisch und Bänken herumstehen, ist noch die allergrößte Vorsicht nötig, daß kein kühles Lüftchen in die Stube dringt. „Blattern am Leib und Brot im Körbel brauchen Hitz!" sagt die Bäuerin mehr tendenziös als geschmackvoll. Wer jetzt ein Fenster aufmachte, den würde sie sofort mit der Ofengabel durchbohren und dann vor Gericht sich bloß damit rechtfertigen: „Er hat beim Bachen ein Fenster aufgemacht!"

Nun wirds zum „Feuerherausziehen". Über dem Küchenherd ist das Ofenloch. Sonst war stets ein Blechdeckel davor gelehnt. Während des Feuers schlägt die Lohe hervor und der herauswirbelnde Rauch steigt in den „Feuerhut" auf, aus welchem er dann nach Irrgängen durch die Küche den Weg in den Rauchfang findet. Ist im Ofen der Scheiterstoß zu Asche verbrannt, dann kommt die Hausmutter mit der „Ofenkruck", an langem Stiel ein Hakenbrettchen, mit dem Kohle und Asche herausgezogen wird. Wohl geschieht es, daß dabei die Ofenkruck lichterloh zu brennen anhebt; ein Stoß in den Wasserbottich, und mit feuchtem, rauchenden Werkzeug wird der Aschenrest aus dem Ofen geschafft; vielleicht noch ein Wischer mit feuchtem Besen und das glühheiße Ofenpflaster ist bereit, das Brot aufzunehmen.

Es kommt das „Einschießen". Die Hausmutter hat an langem Stiel eine Holzscheibe, die „Ofenschüssel". Auf diese wird aus je einem Körbel ein Teiglaib gestürzt, dann führt sie ihn beim Scheine eines brennenden Spanes in den heißen Ofen, möglichst in den Hintergrund, damit all die folgenden noch Platz finden. Sind alle Teiglaibe drin, dann rasch den Blechdeckel vors Ofenloch gestülpt. — Die Arbeit der Hausmutter ist einstweilen beendet; bangend und hoffend wie der Glockengießer, der das Erz der Form anvertraut hat, wartet sie nun, was werden kann. Daß sie sich auch jetzt nicht einen Augenblick Ruhe gönnt, versteht sich. Zuckt es doch in Händen und Füßen. Wie soll sie müßig sein, während im Ofen das Wichtigste geschieht. Zuerst eilt sie an alle Türen und Fenster, um nachzusehen, ob nicht etwa doch irgendwo ein

Der Bachtag.

Ein Bild aus obersteirischem Bauernhause von Peter Rosegger.

Jener Stand, der das Brot erzeugt, kennt weder Mühlner noch Bäcker. Ein Bauer, der beim Mühlner malen läßt und beim Bäcker das Brot kauft, ist schon auf der Rutsche. Im Bauernhause vom alten Schlag ist der Hausvater Mühlner und die Hausmutter Bäcker. Der Bauer hat seine eigene Mühle mit ein oder zwei „Laufern" (Betrieben). Gibts auf eigenem Grund und Boden nicht die nötige Wasserkraft, so steht seine Mühle altrechtlich am Bache eines Nachbargrundes. Ein ordentlicher Bauer, der nebst seiner oft vielzweigigen Landwirtschaft allerlei Gewerbe verstehen und betreiben muß, mahlt sein Korn gleich einem tüchtigen Mühlner.*) Und aus gutem Mehl ein gutes Brot zu backen, daraus macht die Hausmutter sich eine Ehre.

So ungefähr alle zwei Wochen ist „Bachtag", ein gar bewegter Tag. Eine Hausmutter, die beim „Bachen" nicht „grantig" wird, hat starke Nerven. Keine ist ihrer Sache sicher. Es gibt allzuviele Zufälligkeiten, die die „Bäck" mißlingen lassen können. Die Hausmutter muß an alles denken, ihre Augen und ihre Hände überall haben, wenn auch unterstützt von mehreren Mägden, die an dem Tage in fieberhafter Aufregung sind.

Schon am Vortage wird von der Hinterkammer der große Backtrog in die Stube getragen, dann schütten sie einen Sack voll Mehl (Roggen oder auch Hafermehl) hinein, weichen es mit mehreren Kübeln voll Wasser an und versetzen es mit „Ura". Das ist der Sauerteig, der von der vorherigen Bäck übrig gelassen wurde, oder auch oft von einem Nachbarhause entlehnt werden muß. Dann möchte ich die junge Bäuerin kennen, die gleich das erstemal weiß, wie viel Salz in den Trog kommen muß, wie viel Anis oder Kümmel oder „Brotsamen". Auch ist darauf zu achten, ob das Mehl fein oder grob, feucht oder trocken, kalt oder durchwärmt ist. Aber noch schwerer als der Kopf müssen die Hände arbeiten, besonders beim „Kneten", das mit den nackten Armen eine Stunde lang so heftig geschieht, daß der Schweiß vom Gesichte rinnt. Eine Bäck hat ungefähr fünfzehn große Laibe und noch etliche „Strizel", weckenartige Gebäcke für die Hauskinder oder Armen. In dem großen finsteren Kachelofen, der zumeist vom Küchenherd aus heizbar, auch zum Durchwärmen der Hausstube bestimmt ist, wird von einem Knaben der große Scheiterstoß geschichtet. Alles das muß am Vortage vorbereitet werden.

Am Bachtage selbst wird „in aller Herrgottsfrüh" der Scheiterstoß im Kachelofen angezündet. Es knistert und schnalzt, daß man glauben

*) Ich schreibe dieses Wort absichtlich „falsch", weil es einzig nur so richtig ist.
Der Verf.

die letzte Möglichkeit verteidigt. Das „Ura" war schlecht. Das Mehl ist zu kalt von der Mühle gekommen, das Ofenholz ist feucht gewesen, von einem Fenster hat die Luft gezogen oder es ist gar eine neidische Nachbarin vorbei gegangen und hat die Bäck verhert! — Das mißratene Brot ist übrigens auch nicht wertlos; es wird — wenngleich mit einiger Vorsicht in den Suppen gegessen und der Schragelhofer ist sogar ein Freund von „derbem" Brot, er sagt, es sei der Segen Gottes dabei, denn es reiche länger und gäbe mehr aus, als ein gut gebackenes. Man kann ihm das aufs Wort glauben.

Sind nun alle Brotlaibe aus dem Ofen gezogen, so werden sie in der Küche noch vorsichtig abgekühlt, dann in den Dachboden getragen und in die Brotdrendl gestellt. Die „Brotdrendl", das ist ein zumeist frei vom Dach niederhängendes Holgestell, in welches zwischen reifenartigen Aufsätzen die Laibe so gelehnt werden, daß jeder für sich gesondert der streichenden Luft ausgesetzt ist. Das erhält das Brot trocken und schützt es vor Mäusen, wenn nicht etwa eine oder die andere so schlau ist, den Weg von oben herab am Stricke zu nehmen. Von dieser Drendl verschwindet im Laufe der vierzehn Tage ein Laib um den andern, bis die neue „Bäck" sie wieder füllt.

Wenn das Brot aus dem Ofen gezogen ist, so wird die etwa noch vorhandene Ofenhitze zu weiterem benützt. Es wird Korn, Obst oder „Hablam" in ihm gedörrt. Hablam oder Heublum' sind die Blüten- und Samenabfälle des Heues, aus denen nach dem Trocknen Mehl für Mastvieh bereitet wird.

Endlich pflegt die Hausmutter zeitweilig auch das Bettzeug der Familie in den noch heißen Backofen zu stecken, weil dieses Mittel noch wirksamer sein soll als Zacherlpulver. Zur Winterszeit wird der noch warme Ofen nächtig manchmal als Schlafstelle benützt.

Wir aber wollen von der neuesten „Bäck" nun verkosten. Einen der pfundschweren Laibe nehmen wir, bekreuzen ihn dreimal mit der Messerspitze, schneiden ein Stück ab. Und nun gesegne Gott den Bissen Brot, der auf unserem Heimboden gewachsen, durch unseren Fleiß gediehen, durch unsere Kunst geformt, Gottes und unser Werk ist. Und vergessen wir nicht des Wahrwortes: Eigen Brot macht stark!

Berglandler.

Oberösterreichisches von Hans Mittendorfer.

Mei Erbteil von da Muada her.

Mei Erbteil von da Muada her
San d' Liadln, dö i sing.
Sie hat's im Herzn drinnan tragn
Und hat's koan Menschn kinna sagn,
Hat's wiar im Gartn d' Pflanzl gsetzt
Und mitn Augnan hat sie s' gnetzt.

Sie hat ma Leib und Seel und Lebn
Und aus'n Herzn d' Liadln gebn:
Soll singa und soll glückli sein.
Und kam is's gschehgn gwön, grabn sie s' ein. – –
Mei Erbteil von da Muada san
Dö Liadln, dö i singa kann.

Lüftchen hereinwehe. Denn gerade jetzt ist die Gefahr des Erkältens fürs werdende Brot am gefährlichsten. Wer draußen ist, darf nicht herein, wer im Hause ist, darf nicht hinaus. Alles in der Wirtschaft stockt, solange das Brot im Ofen ist. Auf wie lange? Was ists auf der Uhr? Das ganze Jahr blickt die Hausmutter nicht so angelegentlich auf den Uhrzeiger als zur Bachzeit; die paar Stunden müssen genau gemessen werden, sollen die Laibe nicht „derb", unausgebacken oder zu hart geraten.

Endlich — die Zeit ist um. Die Hausmutter entfernt den Blechdeckel und zieht mit der Ofenkruck einen Laib heraus. Der hebt sich rundlich, zeigt noch die Flechtform des Körbels und hat eine bräunliche Farbe. Es scheint gelungen. So heiß er noch ist, sie nimmt ihn in den Arm, macht mit der Spitze des Tischmessers ein Kreuz darüber und schneidet ein „Scherzel" ab. Es ist gelungen. Gott Lob und Dank! Die Schmolle ist gut ausgebacken, hat ihre trockenen Blasenlöcherchen und legt sich überall gut an die Rinde.

Das Werk ist vollendet. Das Ofenloch bleibt offen. Die übrigen Laibe können herausgezogen werden oder noch ein wenig drinnen bleiben, sie können mit dem „Börstel" abgeascht werden, oder nicht, sie können mit lauem Wasser oder Milch bestrichen werden, eines schönen Glanzes wegen, oder auch nicht — jede Hausmutter hält es hierin anders.

Nun können die Haustüren auf- und zugehen, können die Fenster geöffnet werden. Nun kann die verschobene Mahlzeit gekocht, der Tisch in der Stube gedeckt werden. Nun haben wir Appetit. Das Brot aber wird an diesem Tage nicht verkostet. Es werden Erinnerungen erzählt, wie sich dieser und jener aus neugebackenem Brot die Kolik und noch Schlimmeres geholt hat. Es ist ja doch noch altes Brot vorhanden, allerdings vielleicht nur mehr ein halber Laib, und der trägt stellenweise ein graues Pelzlein. Er hatte nicht lange genug auf der „Brotdrendl" gedörrt, war zu früh in die feuchte Kammer gekommen und da glaubte der Schimmel davon Besitz ergreifen zu dürfen. Übrigens vor dem fürchtet man sich nicht. „Wer schimmeliges Brot ißt, der kriegt eine helle Stimm!" weiß man sich zu sagen. Darum können die Sennerinnen auf der Alm so hell jodeln, denn ihre Brotreste sind oft „rauch wiar a Mäuserl".

Ich getraue mir kaum zu erzählen, wie es hergeht, wenn „die Bäck" mißlang! — Wenn die aus dem Ofen gezogenen Laibe platt und gedrückt daliegen, wenn die Schmolle „speckig" ist, wenn sie „derb", d. h. noch teigig ist, wenn zwischen Schmolle und Rinde eine leere Kluft gähnt. Da habe ich manche gute Hausmutter aufstöhnen gehört, als ob ihr jählings ein Messer in den Bauch gefahren wäre. Da habe ich manche untröstlich schluchzen gesehen in die Schürze hinein. Ihre Hausehre ist hin und das Brot ist hin. Zwar die Hausehre wird bis auf

Tanzl.

Da Wetzstoan wird gnetzt,
Wann ma d' Sengst damit wetzt,
Und wann d' Sengst wieda schneidt,
Is zum Weitamahn Zeit.

*

Es is nöt zum Lacha,
Es is nöt zum Woan:
Mir toan, was ma wolln,
Und mir wolln, was ma toan.

*

's Bußlgebn kann i schan,
Und an Schatz han i schan,
's Heiratn — wann i schan
Netta muaß — gwahn i schan.

*

Wann i auf Passa geh
Und nebna Wassa steh,
Di nöt fund, schwimma kunnt,
Glei war i drunt.

Der chemische Krieg.

Von **Karl Wolf.***)

Durch den Bau der Straße, welche Sterzing mit Meran verbinden soll und eine der herrlichsten Straßen Tirols werden wird, sind die Hinterpasseirer mit den Italienern näher bekannt geworden. Passeirer Viehhändler findet man oft häufig genug in italienischen Städten, denn der Handel mit Schafen und Ziegen, für welche das Tal die prächtigsten Weiden hat, erstreckt sich beim Einkaufe weit nach Westen und beim Verkaufe hingegen tief in den Süden. Sonst kommen die Leute wenig hinaus „aufs Land", wie das Etschtal genannt wird. Nur um die Stadt anzuschauen, da lohnt sich nicht der weite Weg, denken sie sich, und was die Vergnügungen und Lustbarkeiten betrifft, welche den Leuten da geboten werden, das hat wenig Verlockendes. Ihre Späße und Unterhaltungen, für die hat der „Stadtler" kein Verständnis, und, wie ich am besten bezeugen kann, es wären nicht viele junge Leute in der Stadt, welche die Schneid hätten, mitzumachen.

An der Jaufenstraße arbeiten nun eine Menge welsche Leute, die freilich ganz abgesondert für sich leben und bei ihrer bekannten Sparsamkeit selten in den Wirtshäusern zu sehen sind. Es lohnte sich wohl auch kaum der Weg vom Hochwalde bis hinunter in das Tal, um ein oder zwei Viertel Wein zu trinken. Sie hatten ja in ihrer Bauhütte selbst einen Ausschank, wo man auch alle anderen Bedürfnisse für die Woche, einige Päckchen Tabak, Zündholz, Käse und ein trübes Öl mit Essig zum Salat kaufen konnte. Einige der Leute hatten sich sogar irgend woher eine alte Flinte beigelegt und knallten damit im Walde herum, daß die armen Eichkätzchen oder da und dort ein Häslein erschreckt ihrem Schlupfwinkel zuflohen. Diesen Jagdgelüsten machten aber die Talburschen bald ein Ende. „Man kennt sich ja schier nimmer

*) Wir entnehmen die Erzählung mit Genehmigung der Verlagshandlung (A. Edlinger, Innsbruck) dem soeben erschienenen neuen Bande „Die alte Posterin und andere Geschichten aus Tirol" von Karl Wolf.

I rant mi nöt.

Es is mei alta Ubamuat,
Es is mei jungi Freud;
Und schau, dös Ehpaar macht si guat,
Wia just zwoa rechti Leut.

Schau a dö lustign Kinda an,
Dö Gsangln frisch und gsund:
Sö singan schan, so lachan schan
Und d' Welt is kuglrund!

Und draht sie si amal danebn
Und geht's uns damisch schlecht,
I rant mi nöt, i juchz ins Lebn,
Sie kimmt schan wieda z'recht!

Dö vabotni Frucht.

D' Eva siacht 's Apferl gah,
Hat si auf d' Zehan gstöllt,
Hat's daglangt — wia's halt da
Pfarra vazählt.

Droberhalb, drunt und drent,
Wann i mi rundum wend:
Paradies überall
Und Sündenfall!

Dös kimmt von Äpfln her,
Dö so viel wachsn toan:
Abar i mag nöt mehr,
Als üabl oan.

A talentierts Dirndl.

Dirndl, wia tuast denn dann:
Stehst nebn da Krapfnpfann
Und woaßt nöt, wia und wann
's Bacha geht an?

Aba beim Zaun hidann,
Na ja, du woaßt as schan,
Wia da Bua bußln kann,
Kimmst eahm leicht dran.

Nöt daß i spöttln tua:
Hast halt koa Freud dazua;
Krapfn gibt's deßtwegn gnua,
Gunn dar a Ruah!

Gelt ja, es is halt grad,
Wia ma d' Talentn hat,
Denn dö san Himmlsgnad:
Üabs — sunst is schad!

Wann's d' as zum Bußln hast,
Bin i da neidi fast;
D' Arbeit is eh a Last —
Geh, Dirndl, rast!

D' Entrüstung.

„Das is z' keck!" ruaft 's Dirndl damisch
— Rot is 's worn vor lauta Gall —
Aba d' Augn, dö blinzln hamisch:
„Sags nu amal!"

So a Dirndl.

So a Dirndl is oarm dran,
Daß Gott si daboarm dran:
Hat gliabt, is vadoarbn dran,
Vadoarbn dran und gstoarbn dran.

Frag und Antwort.

Zwö san denn im Bach so viel Stoana?
Zwö bluahn denn im Früahling dö Bam?
Zwö geht denn a Bruck üba d' Doana?
Zwö kimmst ma denn untar im Tram? —

Zwö is denn am Fürta a Bandl?
Zwö habn denn dö Heilign an Schein?
I frag nöt lang, liabs Mariandl,
I denk halt, es muaß a so so sein.

„Gadern“ (Nerven) zusammen. Und da die „Gadern“ das menschliche Herz, wie die Reifen ein Faß, umspannen, so beutelt es den Menschen eben ab, wenn die Lunge aus dem Herzen das Blut aussaugt und die Herzwände schlapprig werden und sich erst wieder spannen, wenn die Milz und die Leber aus der Lunge das Blut wieder in das Herz zurückjagen. Da hatte den Luisl einmal ein ganz Fürwitziger gefragt: „Nachher, was haben denn die Nierndeln für an Zweck?“ Den hat der Luisl nur so von oben bis unten gemessen. „Sollen denn die Menschenfresser nit a was Gutes haben? So frische Leutnierndlen?“

Der Lixen-Luis war also über die Innsbrucker Vorgänge fürchterlich aufgeregt und dicht gedrängt hockten die Leute beim Wirt um ihn herum, so daß die Kellnerin kaum durchlangen konnte zur Bedienung. Dem Sixt und Hartl, welche auch an dieser Versammlung teilnahmen, war es durchaus nicht angenehm, daß der „Leutz'sammflicker“, wie sie den Lixen-Luis bespöttelten, daß der auf einmal das große Wort führte. Sie wollten durch eine ganz außerordentliche Tat beweisen, daß sie die erste Geige spielten im Tale: „Mei lieber Luis,“ sagte endlich der Hartl, nachdem er sich längere Zeit flüsternd mit dem Sixt verabredet hatte, „mei lieber Luis, i mein', du tust g'scheiter, wenn du in der Kuchel draußt der armen Bäuerin 'n Blutlauf wieder einrichtest. Mir aber wölln in den Streit a unsere Sach' leisten. In Schlowagien, im Böhmischen drinnen, im Krowattischen, überall sein sie teuflisch g'worden über den Streit. Mir Passeirer werden a unser Wörtl dreinreden. Jetztern, Sixt, erzähl', was dir heuer im Summer der Professor g'sagt hat, den du drei Wochen lang in die Berg ummer-g'führt hast.“

Sixt strich sich mit der rechten Hand die Haare glatt in die Stirn, mit der linken klopfte er sein Pfeifchen am Tischrand aus, dann zwinkerte er mit den Augen der Kellnerin zu, welche sofort den leeren Weinkrug fortnahm und einen frischen Tropfen brachte. „Der Professor, der hat mir in Summer kloanweis fürg'rechnet, daß die großen Herren jetztern koan Krieg mehr mit Büchsen und Banganet*), mit Kanunen und Horpinnen auf'n Meer führ'n. Alleweil derfinden sie neue Waffen. Im Japischen drin, wo s' jetztern mit die Russen rasen, haben sie a Pulver z'sammeng'setzt, dös nit lei nit raucht, sondern krachen a nimmer tuat. Und damit werd'n Büchsen g'laden, die erst nach so und so viel Stunden losgeh'n. Die Japischen sein döcht Teuflskerl. Die Russen lass'n sie stürmen und sie rennen durch wie neunundneunzig Teufl. Kreuzsaggera, jubeln die Russischen, da schauts her, Mander, ihnere Büchsen haben sie hinten lass'n, ganze Häufen.

*) Bajonett.

aus, wer schießt," sagten sie. „De walschen Flinten machen einen ganz irr. Man weiß nit, ist's a Jager oder ist's koaner."

Auch in das sonst politisch so stille Hinterpasseier waren die Nachrichten von den Untaten der Welschen in Innsbruck gedrungen. Besonders der „Lixen-Luis", ein Wunderdoktor erster Güte und als ein heller Kopf weitum bekannt, der wurde von Tag zu Tag aufgeregter. Er hatte den Feldzug im Jahre 1866 gegen Italien mitgemacht und wir standen beide bei der dritten Südtiroler Scharfschützenkompagnie. Schon damals fiel er mir durch seine tiefsinnigen Betrachtungen, durch seinen Glauben an Wunder und durch seine unerschütterliche Ruhe auf. Als wir zum erstenmal die Kugeln um die Ohren pfeifen hörten und mein Vordermann im Gliede sich unwillkürlich bückte, als er das unheimliche „ßrrrß" hörte, da sagte der Luisl ruhig wie auf einer Kegelbahn: „Du, nit bucken tust di 's nächste Mal. Wie kummt denn dei Hintermann dazu, die Kug'l zu schluck'n, die für di b'stimmt ist?" .

Der „Lixen-Luis" saß im Wirtshaus und hatte vor sich eine offene Ledertasche liegen, aus der allerlei rostige, früher aber sicher blitzblanke Zänglein, Kluppen und Messer guckten. Heute war Sonntag und da nahm er gern allerlei Operationen an Mensch und Tier vor. Sorgfältig reinigte er seine Hände am Tischtuch, denn eben hatte er den drei Schweinen des Wirtes Ringe in die Rüssel gezogen, damit ihnen das Wühlen im Stallboden verleidet werde. Jetzt wartete er auf den Weber. Der kaute vorderhand, allerdings vorsichtig, auf der rechten Kieferseite an einem Schweinebraten. Dem wollte er zwei Zähne ziehen. Dann kam die Kellnerin daran. Die hatte auf dem Rücken der rechten Hand zwei schwarze Warzen. Der Herr Steuereinnehmer hatte schon vor zwei Wochen die Operation der Warzen verlangt. Und da dieser Gast an einem Tage zwei, am anderen Tage drei Kreuzer Trinkgeld gab, hatte sich die Kellnerin an den „Lixen-Luis" gewendet. Eine solche Operation ist leicht, ein Kinderspiel. Die Warze wird mit einem Faden, welcher aus der Quaste der Totenfahne in der Kirche gezupft sein muß, unterbunden. Dann rupft man dem Patienten ein Haar aus, bindet dasselbe einer Kuh um das linke Ohr und die Warze ist fort. Allerdings kann dann eine solche Kuh leicht besprochen werden, darum muß man sich heimlich zu ihr in den Stall schleichen. Wie leicht nützt den Zustand eine feindselige Bäuerin aus und man hat dann seine vier bis fünf Liter Milch täglich weniger im Zuber.

In der Küche, hart am Herdfeuer, hockte allerdings noch eine Patientin, von Fieberfrost geschüttelt. Der war nicht zu helfen. Fieberfrost! Lächerlich, sagte der Luis. Die Bäuerin hatte sich mit einem Trunk Gletscherwasser im vergangenen Sommer während der Hochheumahd verkühlt. Von so einem kalten Trunk, da schrumpfen die

dem Wunderdoktor war, solange er nur sogenannte Hausmittel anwendete, aber damals mußte er wirklich die Anzeige machen. Das Opium wäre ja fast im Preise gestiegen, so viel verschlang der Kupferschmied, neben heißen Umschlägen, Frottage, und vorsichtigster Ernährung. Der Luis schmunzelte und kramte unter allerlei Fläschchen und Dosen in seiner Umhängtasche herum. Endlich zog er ein Fläschchen mit einem Glasstöpsel hervor. Da stand darauf „Scammonium“ und darunter gewissermaßen als Warnung: „Drastica“. Er hielt das Fläschchen gegen das Licht, musterte das Quantum und sagte trocken: „Für zwanzig Leut' und für jedweden zwölf Gäng'.“

*
* *

Der Tag des Heiligen Virgilius, des Patrons der Welschtiroler, dessen Tag feierlich begangen wird, fiel in diesem Jahre gerade auf einen Sonntag. Eine Partie welscher Arbeiter, welche an einem „Los“ zunächst des Dorfes dem „Padrone“ im Akkord viel Geld zusammenschindeten, hatte sich zusammengetan, um ihr Nationalfest feierlichst zu begehen. Sie hatten einen ganzen Schöps gekauft nebst einem erklecklichen Quantum Kartoffeln und da wollten sie beim Kreuzwirt ein Festmahl halten. Die armen Teufel schwärmten weder für ihre Nation noch für ihre Sprache, die ein echter Italiener auch kaum verstanden haben würde, denn die Leute waren aus dem Fleimstale, aus „Fleimesch“, wie sie sich ausdrückten, welches, wie Herren aus Bozen behaupteten, deutsch sei, während die Trientiner schrien: „Evviva Italia!“ Die guten, harmlosen Leute tranken den Wein beider Parteien und waren dankbar für den deutschen Kindergarten wie für die flotte italienische Uniform ihrer Dorfkapelle, aus Trient geliefert.

Am St. Virgiltage hatte man beim Kreuzwirt wirklich den Eindruck, in der Hinterstube wenigstens, in einem welschen Hause zu sein. Nach ihrer Gewohnheit hockten die italienischen Arbeiter dichtgedrängt an der langen Tafel, jedweder seinen Krug Wein vor sich. Es fiel nicht besonders auf, daß der eine oder der andere den Wein versuchte, mit der Zunge leicht schnalzend, wie es die Weinkenner machten. Der eine oder der andere behauptete auch, der Wein habe einen sonderbaren Beigeschmack, aber, du lieber Himmel, sie waren ja nicht verwöhnt. Wie oft hatte die Polenta einen Schimmelgeschmack, wenn die Mehlsäcke längere Zeit in den feuchten Bretterbuden stehen mußten. Nach wie vielerlei schmeckte der Fusel, den ihnen der „Sior padrone“ lieferte, ohne daß sie es wagten, sich beim Brotherrn zu beschweren. Und über dem lebhaften Meinungsaustausch, wonach der Wein schmeckte, vergaßen sie, daß er überhaupt einen Fehler hatte. Hingegen stach ihnen ein

So derzählt der Professer. Die Russischen haben a Gaudi und packen die Büchsen z'sammen, und hast mi nit g'sech'n, mit de japischen G'wehrer hoam in die Kasarn in Haidirlwaihai, glab i, nennt man die Ortschaft. Um neune ist Zapfenstroach, jedweder Soldat bußt*) sein Heilig'nbild und legt si schlaf'n. Um a zwölfe aber, heiligs Kreuz! Krich! Krach! Kroch! Kruch! geh'n die G'wehr ab, und weil sie g'moant haben, der Feind kummt, fangen sie a zum Schiaß'n an wie narrisch. Alle sein hing'west bis auf oan, und der ist lei derowegen übri blieben, weil er ja sonst in vorletzten Mann nit hätt erschiaß'n können! A so a Kriagführerei ist a Mord und der russische Kaiser hat a Kumitee z'sammenberuafen, daß der Pulver- und Bleikriag abg'schafft wird, und selb glei, wie er g'wonnen hat, der Russ'. Dös Kumitee hat beschlossen, in Zuakunft werden alle Kriag mit Komü ausg'führt. Jetztern schauts wieder alle drein wie die Küh, wenn der Brunnentrog neu ang'strichen ist. Komü ist a Wissenschaft, wer sie kann, weiß es, zum Beispiel: Der Feind ruckt an, sagen mir die Walschen.**) Da streu'n unsere General' auf'n Schlachtfeld a Pulver aus, und wie der Feind vorruckt, da muß er niesen wie verruckt, niesen, daß den Soldaten die Leibriemen abknatschen und den Offizieren, denen schneiden die hohen Kragen die Ohren ab. Unsere General schreien mit der Mannschaft „Helf Gott", nehmen den niesenden Feind g'fangen und die Schlacht ist g'wonnen. A so beiläufig werden in Zukunft die Schlachten g'schlagen, hat mir der Professer erklärt. Freili, hat er g'meint, Stinkbomben oder blaue Säure oder sonst was werden sie nehmen, und so ist in der Zukunft der Kriag komisch."

„Und auf die Weis'," mengte sich nun Hartl ins Gespräch, „auf die Weis' werden mir die Walschen im Tal bekämpfen. Ja, ja, Passeier soll die erste komische Schlacht erleben. Und du, „Lixen-Luis," sagte nun Hartl, „du „Lixen-Luis", du bist für desmal General!"

Luis strich sich, hochbefriedigt von dieser Erhebung, mit dem Pfeifenspitzchen den Schnurrbart links und rechts auseinander und guckte den Hartl erwartungsvoll an.

„Hast no dös Dreiwochen-Pülverle, Luis?" frug Hartl. Erstaunt blickte der Wunderdoktor auf den Redner.

„Na ja," sagte dieser ungeduldig, „selb Pülverle, wo sie di drei Wochen eing'sperrt haben nach der Kur; wie hast wollen dem Kupferschmied sein Magen ausräumen, und der ist acht Tag net ins Bett kommen. Wolten scharf mußt es derglengt haben!"

Alle lachten, denn der arme Teufel von einem Patienten war damals wirklich übel daran gewesen. So geneigt sonst der Stadtarzt

*) Küßt. **) Italiener.

Weiß der liebe Himmel, wie es kam, unten schrie man schon: „Feuer!“ Feuer!“

Gleng, gleng — gleng, gleng! klang es vom Turme, der Hornist der noch jungen Feuerwehr stürzte aus dem Hause und blies sein Traa-raa, traa-raa! An dem Tor des Spritzenhauses rissen acht Männer herum, der Schlüssel war nicht da, und es fiel niemandem ein, daß Schlüssel in fünf Nachbarhäusern deponiert waren. Nun rasselten endlich Spritze und Leitern die Straße hinauf zum Kreuzwirt. Dichter schwarzer Rauch quoll dort aus den Fenstern, denn der Köchin war vor Schrecken die mächtige Schmalzpfanne in das offene Herdfeuer gefallen, das qualmte nun fürchterlich, ohne jedoch weiteren Schaden anzurichten. Die übereifrigen Feuerwehrmänner begannen sofort das Haus zu räumen. Endlich gelang es dem Wirt, doch einigermaßen zu Worte zu kommen, wenigstens den Ort anzugeben, wo Unheil geschehen sei. Kling, kling, drrr, machten die Fenster, wo die Welschen St. Virgilius zu ehren gedachten, und ein mächtiger Wasserstrahl rauschte hinein in den Raum. Pudelnaß kam da der Rest der „Festgäste“ herausgesprungen. Gerade ganz unnötig war der Stube das viele Wasser nicht.

Endlich beruhigten sich die Leute, es hörte auf zu stürmen und man forschte nach dem Grunde des Spektakels. Das Gelächter wollte kein Ende nehmen, als der Wirt meinte: „Etwas sein wird, selb hab' i mir denkt, etwas. Den verflixten Hartl und den no verflixteren Sixt, allzwei hab' i sie g'sehen bei der Kellerstieg ummerschleichen. Die haben den Welschen den Wein vergiftet, selb lass' i mir nit nehmen.“

Die armen Teufel aber waren nicht so weit zur Besinnung gekommen, um der Sache nachzuforschen. Die Wirkung der vielleicht doch etwas zu starken Dosis Scammoniums wollte sogar bei einigen noch immer nicht nachlassen. Der lange Giovanni wandte sich allerdings an den Gemeindevorsteher, den er von den Pulverfassungen her kannte, und verlangte seinen Schutz. „Corpo di dio,“ sagte er, „der Wein sein giftig, er 'at mir gleik gebeißen in der Bauch“ — weiter aber kam er nicht. Hastig wendete er sich ab und verschwand im Gebüsche.

Der Vorsteher forschte nun der Geschichte gründlich nach, während die Nachbarn dem Wirte hilfreich zur Seite standen und die „geretteten“ Möbel wieder einräumten. Die Feuerwehr zog mit den Geräten ab und die einzelnen Leute erzählten sich gegenseitig, wo sie sich gerade befanden und was sie gerade machten, als es stürmte.

Dem Sixtl und Hartl aber wurde doch etwas ungemütlich und ebenso dem Wunderdoktor. Sie hatten sich das neue Verfahren, Schlachten zu schlagen, nicht mit so viel Spektakel gedacht, besonders, wie Hartl sich ausdrückte: „Lei a kloane Prob' haben mir vermeint.“

ganz anderes Gerücherl in die Nase. Der Schöps in der Küche über dem offenen Herdfeuer fing an sich zu bräunen und die beigelegten Kartoffeln dampften. Die Kellnerin stellte schon die hölzernen Teller auf den Tisch und warf einige Hände voll Messer und Gabeln in die Mitte desselben.

Die Weinkrüge waren unterdessen bei einigen schon zwei-, ja dreimal gefüllt worden und die Leute versorgten schon ihre Tabakpfeifen. Da stand der lange Giovanni, merkwürdig blaß im Gesichte, auf und ging hinaus. Kurze Zeit darauf folgte der Pietro, dann der Carlo. Die letzten zwei warteten ungeduldig an einer kleinen Pforte, als schon wieder ein Welscher aus der Stube kam. Kurz entschlossen sprang nun aber Carlo über das niedere Geländer des Söllers in die Wiese hinunter und verschwand. Pietro klopfte nun ärgerlich an die verschlossene Pforte; da begann aber Giovanni so heftig drinnen zu fluchen, daß Pietro auch hinunter in die Wiese sprang. Hurtig folgte der vierte, aber da kamen schon wieder drei neue aus der Stube, von denen einer zwar alle Heiligen im Himmel um Entschuldigung bat.

Schon stand der schmale, kleine Söller voll von Welschen, die Hintenstehenden vermochten sich nicht mehr herauszudrängen, und so kam es eben, wie es kommen mußte. Eine Anzahl der Leute hatte bisher in der Stube tapfer ausgehalten. Vorwiegend waren es solche, die gute Plätze am Tische hatten und die vorteilhafte Position nicht aufgeben wollten. Die überkam nun das „pressante Elend“ mit einem Schlage. Fleisch und Kartoffeln hoch aufgetürmt in der großen Schüssel, kam nun die Kellnerin herein. Der Anblick aber, der sich ihr bot, war ein so überraschender, daß sie Schüssel, Fleisch und Kartoffeln hinwarf, die Hände vor die Augen schlug und, laut schreiend, floh.

Der Wirt war drüben im Schweinestall, lobte die grunzenden Pfleglinge und erzählte ihnen anerkennend, was sie für saftige Stückerln für die Feiertage liefern würden, auch versprach er seinem Liebling, der gefleckten Sau, sogar, daß ihr Rückenstückerl nur der Herr Bezirksrichter selber bekommen sollte. Da hörte er vom Hause herüber Spektakel und Lärm. Hurtig trat er in den Hof hinaus, blieb aber vor Schrecken mit offenem Munde stehen, als er das Bild schaute.

Mit fliegenden Zöpfen rannte die Kellnerin an ihm vorbei, die Dorfstraße hinunter. „Jeß, Maria und Josef!“ schrie sie, „Jeß, Maria und Josef! Die Chollera ist ausbroch'n, die Chollera, die Chollera!“

Die schwerhörige Krämerin hielt sie an der Schürze zurück. „Marand Josef! wer hat 'brochen?“ frug sie. Die Kellnerin aber brachte nur hervor: „Die Chollera! die Chollera!“ Der Ruf wurde aufgefangen und die lange Dorfstraße hinunter pflanzte er sich weiter.

und die sich häufig zeigende Widersetzlichkeit der Obern überwunden wird. Die Seminarien jedoch und theologischen Hochschulen engen den Geist ein, anstatt ihn zu erweitern. Aus diesen Anstalten gehen nicht die Schriftsteller hervor, die es mit der ungeheuren, in alle Einzelheiten tiefgreifenden Geistestätigkeit der Welt aufnehmen könnten.

Es ist eine Kultur vorhanden, die nicht weggeschoben und nicht weggeleugnet werden kann. Der katholischen Kirche muß es gelingen, sich auf die Grundlage dieser Kultur zu stellen, den Zeitgeist, anstatt ihn zu bekämpfen, mit dem Humanismus des Christentums zu beseelen. Vermag sie das, dann wird auch das zweite Anliegen gelöst sein, die Los-von-Rom-Bewegung.

Meines Wissens das erstemal ist es bei diesem Katholikentage von einem Kleriker zugegeben worden, daß die Los-von-Rom-Bewegung auch einen starken religiösen Beweggrund hat und daß dieser anerkennenswert ist. — Ein schönes Wort! Obwohl der immer lustige Bürgermeister von Wien, der in seinem unverwüstlichen Humor bisweilen gern päpstlicher ist als der Papst, behauptete, die Übergetretenen seien lauter Pofelware, die nicht mehr zurückgenommen wird. — Na, nachher ist's ja eh recht.

Nein, Tatsache ist, daß es dem Klerus *sehr* leid tut um die 45.000 bisher in Österreich Übergetretenen und um die immer noch Nachfolgenden, die naturgemäß in Progression sich vermehren. Aber er kann die Mittel gegen den sichtbaren und *unsichtbaren* Abfall nicht finden. Letzterer ist unermeßlich bedeutender als der sichtbare! Der maßgebende Klerus — so sehr er sich auch Mühe gibt, ja zum Teile selbst einer Reform zugänglich ist — findet aus seinem alten Kreise nicht heraus; er glaubt, wenn die alten, längst versagenden Mittel nur verschärft werden, wenn der Eifer erneuert wird, dann ginge es wieder. Nein, *so* geht es nicht. Wenn die Kirche siegen will, so muß sie es ganz anders anfangen.

Aber auch manche protestantischen Pastoren sind bedenklich. „Kommt nur herüber!" rufen sie, „bei uns ist Christus!" Und wenn die Schäflein drüben sind, gestehen jene: „Unser Christus ist nur ein Mensch." (Der nicht so viel Göttliches an sich hat, wie dort der letzte Heilige!) So machen es, zwar zum Ärgernis des evangelischen Volkes, heute schon viele der Pastoren. So ist der Protestantismus gespalten: Hier der strengste Christusglaube, hier die völlige Glaubenslosigkeit. Und so unterscheiden sich die Übertretenden: Die einen wollen Christus finden, die anderen wollen ganz von ihm los sein. Wenn der katholische Klerus auf letztere hinweist, um zu warnen, so übersieht er, daß für viele die Glaubenslosigkeit nicht abschreckend, sondern anziehend wirkt.

Ich trachte täglich in der Vorstellung, mir das Leben so herzurichten, wie es mir noch am erträglichsten erscheint. Und so nehme ich

Die zwei Burschen suchten sich ihr „Bergzeug" zusammen, nahmen auch die Abschraubstutzen mit und zogen auf eine Nachsaison ins Gebirge, so auf zwei Wochen.

Der „Lixen-Luis" kam der Geschichte auf eine andere Weise aus dem Wege. Die Bäuerin, welche, von Fieberfrost geschüttelt, damals in der Küche beim Herdfeuer hockte, die hatte er in Behandlung genommen. Weiß der Teufel, da mußte er auch das verflixte Schlachtenflascherl" erwischt haben. Sie wurde fürchterlich matt und elend von dieser Gewaltkur, so daß doch noch der Gemeindearzt geholt werden mußte. Der Neidhammel, wie sich Luis äußerte, machte wieder einmal die Anzeige und just am Tage des glorreichen Sieges beim Kreuzwirt kam ein Gendarm; mit dem trank er erst einige Krügel Tiroler, dann überlegte er nach den schon in früheren Fällen gemachten Erfahrungen, auf wie lange er sich werde einrichten müssen, und wanderte dann gemütlich mit dem Begleiter zum Tale hinaus.

Beim Zollhäuserl hockte der Einnehmer mit hochgeschwollener linker Backe. „Ui je!" bedauerte er, „wie lang' werd' i denn etwan warten müssen mit mein' hohl'n Zahn?"

Der Luis schupfte die Achseln. In Gegenwart des Gendarmen konnte er keine Antwort geben. Als sie aber vorbei waren, streckte er hinter dem Rücken zweimal die zehn Finger aus. „Teufel," meinte der Einnehmer, „Teufel, sein dös jetzt Wochen oder Tag'?"

Heimgärtners Tagebuch.

Der Katholikentag.

Zwei Hauptanliegen waren es, die den fünften Katholikentag in Wien beherrschten. (Sie beherrschten i h n!) Die Unzulänglichkeit der katholischen Presse und die Los-von-Rom-Bewegung.

Zur Kräftigung und Ausgestaltung der katholischen Presse wurde Geld gesammelt und eine Agitation organisiert. Das ist wohl wichtig, doch das Allerwichtigste dabei ist wieder vergessen worden. Eine gute Presse braucht nicht bloß Geld und Abonnenten, sie braucht vor allem tüchtige, zeitgemäß gebildete Schriftsteller. Mit dem Bonifaziusblatt-Geist ist es nicht getan, damit mag höchstens der nicht gebildete Teil des Volkes noch eine Weile zufrieden sein. Aber der Kirche geht es doch darum, die maßgebenden Kreise, die aktiven Persönlichkeiten, den Zeitgeist für sich zu gewinnen. Nun, dazu muß sie Talente haben und die Talente müssen ausgebildet sein. Talente hat sie gewiß, ausgebildet werden sie auch, oftmals aber nur, wenn es privatim geschehen kann

es ist eine junge Hexe, eine wunderschöne. Noch rechtzeitig rolle ich meinen Vorhang herab und zünde eine der Kerzen an. Eine ist genug, heute kommt's ja nicht auf das schöne Licht an, sondern auf die großen Schatten, die an den Wänden huschen. Es ist, wie es im alten Waldbauernhause oben gewesen, am heiligen Abend. Kinder, nun kommt herein, wir wollen Märchen erzählen. Und ist jetzt eine jener heiligen Winterfriedensnächte, die eine Großstadt, so sonst alles denkbare ausbietet, nicht hat.

Horch, was ist das? Musik. Fenster auf. Der Riesenplatz vor dem Hause voll wandelnder Laternen in allen Farben. Rote Fahnen leuchten auf, als wären es wirkliche Flammen. Ein schwarzes, bewegtes Meer von Menschenköpfen, unter hellen Klängen, Gesängen und Hochrufen heranströmend, davonströmend, stundenlang. — Und als der schöne brausende Strom versiegt, wieder die Stille und die Dunkelheit der Nacht mit dem nahenden Schlummer.

Welch ein gemütlicher Tag, welch ein wundersamer Abend — den ich da erwartete am 28. November.

Aber er ist nicht gekommen. Als ich erwachte, war das Wagengerassel. Es kamen die Zeitungen, es kamen die Briefe und Pakete, es kamen andere Boten aus der banalen Welt. Es kam auch das regelmäßige Frühstück, Mittags- und Abendmahl mit dem elektrischen Licht wie immer. Nur daß zur Mittagszeit Arbeitermassen über den Platz zogen, schmucklos und schweigend — sonst die Prosa des Alltags. — Und das soll der 28. November gewesen sein! Es ist wirklich nicht mehr schön auf der Welt, auch solche Feste müssen einem verdorben werden.

Doch, was ich im Ernste sagen wollte, meine lieben Zeitgenossen: Ein gutes Gewissen, ein bißchen Bedürfnislosigkeit, und wir brauchen uns vor den Arbeiterstreiks nicht zu fürchten.

Den „Straßenmob" hatte man gefürchtet! Da kenne ich einen ganz anderen Mob, der mir viel widerlicher ist als die Arbeiter im Sonntagsgewand und im Werktagsgewand. Der Mob, das ist die nicht arbeitende und nicht arbeiten wollende Volkshefe — aller Stände. Wer selbst redlich arbeitet — sei es in welcher Weise immer — der braucht sich vor den Arbeitern nicht zu fürchten.

„Nieder mit den Kellnerinnen!"

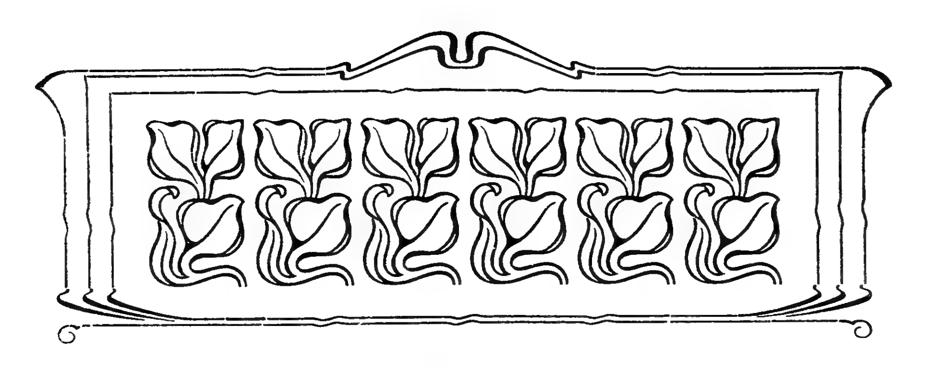
„Galant ist das nicht von euch Kellnern," sagte ich um die Zeit der Kellnerkrawalle zum Zahlkellner meines Wiener Hotels, „galant ist es nicht, daß ihr eure Kolleginnen, eurer besseren Hälften, aus ihrem Erwerbe verdrängen wollt."

auch an, daß der letzte Katholikentag folgendes Programm aufgestellt hat: Veredlung und kulturgemäße Vergeistigung der Presse (schadete auch anderen Parteien nicht); Tolerierung der aus religiöser Überzeugung zur evangelischen Kirche Übertretenden; christliche Bekämpfung der antichristlichen Propaganda.

Ferner hat der Katholikentag — und das ist Tatsache — sich zu mehreren sozialen, humanitären Werken entschlossen.

Der gemütliche Tag.

Also am 28. November! Da wird alles eingestellt werden, da wird niemand arbeiten und wer auf die Straße geht, der soll sich in Acht nehmen! — Frau, haben wir einen Laib Brot, Fisolen, Käse und Äpfel zu Hause und Sauerkraut? Na, dann sind wir versehen. Wenn man nur sonst nichts bekäme, daß ich die Lieblingsspeisen einmal ganz für mich allein hätte. Sollte die Köchin streiken, Bohnen und Sauerkraut können wir selber kochen. Ich brauche überhaupt keine Bedienung. Ich werde ein paar Stearinkerzen kaufen. Kohlen sind ja auch im Hause — nun also. Wenn sich's doch nur um einen Tag handelt. Man müßte lernen, sich wochenlang und immer allein zu behelfen. So wie sie's auf dem Lande tun. Morgens werde ich bis acht Uhr schlafen, denn es weckt mich kein Tramwaygerolle. Dann brauche ich keine Zeitung zu lesen, weil keine erscheint, keine Korrespondenz zu besorgen, weil der Briefträger ausbleibt. Keine Depesche kommt und kein Paketträger. Alle Unruhe, fortzufahren, ist weg, weil kein Eisenbahnzug geht. Da werde ich ganz mir selber gehören. Im Ofen knistert das Feuer, mit einem Band Schiller werde ich mich auf die Bank legen — solcher Festtage gibt's nicht viele in unserer Zeit. Nirgends ein Hasten und Jagen, sogar die Köchin treibt passive Resistenz und bringt Kraut und Fisolen eine halbe Stunde später als sonst auf den Tisch. Das mußte gut abgekocht werden, sagt die Gewissenhafte; sie hätte auch sagen können: damit der Appetit um so größer wird. Es war ein weniger kostbares als köstliches Mahl. Man weiß gar nicht, wie billig man leben kann bei dieser Teuerung und wie friedsam man sein Mittagsschläfchen machen kann mitten in der lebhaftesten Volksbewegung. Um vier Uhr beginnt's zu dämmern. An der Wand erscheinen nicht die lichten Fenstertafeln der Straßenlaternen, und als ich den elektrischen Reiber drehe, glüht kein Draht, flammt keine Birne. Dunkel wie in einem Waldhaus und draußen finster wie in einem nächtlichen Wald. Solche Tage erlebt man nicht oft in der Stadt, sie sind ganz märchenhaft. Gar nicht satt sehen kann ich mich an der allgemeinen Finsternis. Nur im gegenüberstehenden Hause ist ein rotes Fenster — und eine Hexe drinnen, die strählt sich das Haar. Da darf man freilich nicht zu lange hinübergucken, denn



Kleine Laube.

Jesse und Marie!

Die in Bayern erscheinende katholische Monatsschrift „Hochland“ brachte im vorigen Jahre einen Roman von E. v. Handel Mazzetti unter dem etwas seltsamen Titel „Jesse und Maria“. Da war nun zu bemerken, daß gleichzeitig mit dem Roman im Briefkasten des „Hochland“ über „Jesse und Maria“ eine Polemik einherging. Die Redaktion hatte sich über allerlei Einwände und Vorwürfe aus dem Leserkreis zu verteidigen. Es war verwunderlich, daß schon während des Erscheinens in der Zeitschrift solche Gefechte stattfanden.

Nun ist der Roman in der Köselschen Buchhandlung zu Kempten in zwei stattlichen Bänden erschienen. Ein merkwürdiges Buch! Wer es liest, wird sich über jene Polemik nicht mehr wundern. Aber er wird staunen über die Kraft der Dichterin und auch über den Mut der Redaktion einer katholischen Zeitschrift, der katholischen Welt, besonders dem Klerus, ein solches Werk darzubieten. Wenn es in diesen Kreisen vertragen wird, dann sind sie besser als ihr Ruf.

Der Roman spielt zu Pöchlarn an der Donau ums Jahr 1658. Er behandelt den religiösen Kampf einer katholischen Bäuerin gegen einen protestantischen Gutsherrn und Edelmann. Der Kampf, der sich hauptsächlich um ein Muttergottesbild (Maria Taferl) dreht, zieht weitere Kreise, steigert sich ins Tragische und endet — halt, das muß man selber erleben. Und das Lesen dieses Werkes ist ein Erleben. Der Dichter — fürwahr, diese Frau muß man als Mann vorführen, als ganzen! — hat eine Erzählungsform gewählt, wie man sie wirksamer nicht denken kann. Halb in der österreichischen Bauernmundart, halb im Chronikenstil wird eine Stimmung erzeugt, die uns ganz in jener Gegend und in jener Zeit festnagelt, so daß der Erzähler mit uns machen kann, was er will. Wir sind ihm verfallen und er schont uns nicht. Mit der Kunst einer großartigen Charakterzeichnung, in außerordentlichen und doch so natürlichen Situationen, mit grausamer Rücksichtslosigkeit wird uns durch die Geschehnisse, die bisweilen an die Wucht des Nibelungenliedes erinnern, gezeigt, wohin religiöser Wahn, Aberglaube und Fanatismus führen kann. Das spottsüchtige, oft herzlos hoffärtige Wesen des Protestantismus wird zornig gegeißelt, aber das heidnische Treiben des Katholizismus, die Kirche und die Pfaffheit bekommen soviel ab, daß etliche wohl wild aufschreien werden über dieses brutale Gericht. Es ist ein wahres Gericht. Die Roheit, der Wankelmut des Volkes, der Aberglaube, die Wundersucht, das Formenwesen, dann die Priesterschaft und ihr Vorgehen wird in allen Arten und Graden geschildert — stellenweise schier vernichtend!

Aber darunter leben einige Menschen von kindlicher Einfalt und rührender Treue. Auch die beiden Hauptgegner handeln in allerbester Absicht, der Protestant

„Das Weib,“ antwortete der Kellner ernst und gelassen, „gehört nicht in die Kellerei und nicht in das Gastzimmer, es gehört in die Küche.“

„Das ist ein Standpunkt. Aber wenn die Küche nicht Arbeit genug hat! Ihr werdet doch einmal Wirtinnen haben wollen, die auch im Gastzimmer Bescheid wissen.“

„Ja, um sich von jedem halbbesoffenen Lümmel in die Wange kneipen zu lassen! Das behagt uns nicht!“

„Ist auch ein Standpunkt.“

„Des Weibes Beruf,“ sagte mein Kellner mit erhöhter Würde, „des Weibes Beruf ist, Mutter zu sein!“

„Ja, es zur Mutter zu machen ist nicht schwer, aber es zu versorgen — das ist eine andere Frage. — Hoffentlich werde ich in der neuen Wahlepoche zum Gesetzgeber gewählt. Dann will ich trachten, daß die Junggesellensteuer eingeführt wird. Jeder unverheiratete Mann muß von seinem zwanzigsten Lebensjahre ab Krüppelsteuer zahlen. Fünfzig Prozent vom Einkommen. Mit diesem Gelde soll der Staat alle Frauen versorgen, denen die Wege zum Selbsterwerb verrammelt sind.“

„Dann, lieber Herr,“ lachte der Kellner, „werden Sie nicht gewählt, solange nicht auch die Frauen wahlberechtigt sind.“

Da dürfte er wohl recht haben.

Saufen wir uns unter den Tisch!

Die Antialkoholbewegung, die schon so erstaunlich große Erfolge erzielt hat, am auffallendsten in der Arbeiterwelt, dringt auch im Studententume immer weiter vor. Am schwersten zugänglich ist noch ein Teil der nationalen Studentenschaft. Denn die Antialkoholbewegung ist eine internationale. Wenn Tschechen und Juden dabei sind, da kann der deutschnationale Student nicht mittun. Fremde Nationen und Rassen sollen nüchtern sein, so viel sie wollen, wir Deutsche trinken. Das Trinken, das viele Trinken ist zwar ein verderbliches Laster, aber es ist ein deutsches Laster, darum trinken wir. Je mehr wir trinken, je deutscher sind wir. Die anderen sollen gesund sein, wohlhabend und stark werden, so viel sie wollen, wir sind national und trinken, wir bleiben deutsch und trinken. Saufen wir uns unter den Tisch. Heil!

Na, wenn das deutsche Volk sich einer *solchen* nationalen Jugend erfreut, dann hat's freilich keine Not. Dann ist der Sieg sicher. Aber wessen? —

Jammerseelen.

Nie haben ein Geld sie zu edleren Zwecken,
Das sehen wir immer betroffen;
Und doch gäbe Geld es in starrenden Säcken,
Wenn sie es nicht hätten versoffen.

Nicht zeitgemäß.

Die Bildungsleuchte, sie rußt und raucht,
Genügt der Zeit nicht entfernt;
Man lernt so vieles, was man nicht braucht
Und braucht so vieles, was man nicht lernt!

Kein Menschenfreund!

Er pflegt seine Meute.
Er liebt seine Pferde.
Und nur seine Leute,
Die führen Beschwerde.

Strohfeuer.

Nachwort zur Schillerfeier.

Zum Himmel auf sprangen
Begeisterungslohen,
Zu feiern den Hohen,
Zu Schiller'schem Streben
In edlem Verlangen
Uns kühn zu erheben.
Doch Reden verklangen
Und Worte verhallten
Und wir sind — die alten.

Ein Lumpensammler.

Hart am Rande des Bürgersteiges steht ein großer zweirädriger Handkarren. Derselbe enthält in malerischem Drunter und Drüber „Fetzen, Baner, Glasscherb'n". Vor dem Karren liegt der angespannte Zughund auf einer just nicht salonfähigen, jedoch dicken weichen Decke und ruht behaglich aus. Es ist ein wohlgenährtes, anscheinend gut gepflegtes, kräftiges Tier. Im Hofe eines der benachbarten Häuser steht ein alter, abgerackert aussehender Mann mit einem auch nicht mehr neuen, vielfach geflickten Sacke über der Schulter. „Fetzen, Baner, Glasscherb'n"! tönt es aus des Mannes zahnlosem Munde. Er empfängt das Gewünschte, wie auch von einer besonders gütigen Hand ein ansehnliches Stück Brot. Befriedigt verläßt er das Haus und wendet sich dem Gefährte zu. Kaum erscheint er auf der Straße, da spitzt der Zughund die Ohren, springt auf, wedelt und blickt dem Alten, seinem Herrn und Gebieter, in unverkennbarer freudiger Erwartung entgegen. Dieser schüttet zunächst des Sackes bescheidenen Inhalt zu seinesgleichen in die Tiefe des Karrens, legt den geleerten Sack obenauf und spricht sodann zu seinem Hunde also: „So, Karo; da hab'n ma a nutz's Trumm Brot kriagt; das werd'n ma uns hiazt schmeck'n lassen." Fürsorglich lockert er zuvor des Hundes Maulkorb (dieses „Schutzmittel" von höchst zweifelhaftem Werte!), so daß letzterer am Halse des Tieres herabhängt; alsdann schiebt er zunächst

für das reine Evangelium; die Katholikin, diese Betschwester, nein, dieses Prachtweib! für die Muttergottes. Alles mit der Herzlosigkeit, mit dem Hasse des glühendsten Fanatismus; darum nimmts den unseligen Verlauf. Am Ende aber, unter furchtbaren Seelenqualen, kommt die Erleuchtung, kommt die Demut, kommt die Liebe. Allzu spät!

Eine solche Predigt ist den Eiferern beider Kirchen wohl noch selten gehalten worden, als dieses zornige Erinnern an die gottverlassenen Glaubenskriege unseres Volkes. Leset doch dieses Buch, ihr Bilderstürmer und ihr Betbrüder und ihr Atheisten! — Doch diesen Kirchen, der katholischen wie der protestantischen, für die sie bluten und vergehen, ihnen wird, so scheint es, eins abgesprochen! Trotz aller Berufung auf Liebe, Barmherzigkeit, Demut: diese Eigenschaften fehlen ganz und gar, sobald zwei Bekenntnisse gegeneinander wüten. Liebe nennen sie das gierige Zerstören aller Herzensgüter, die gewaltsame „Bekehrung" der gegnerischen Bekenner aber — es ist bestialischer Wahn. Der Roman „Jesse und Maria" erzählt, was geschehen. Und die Geschehnisse sagen deutlich, diesen Kirchengläubigen zu Pöchlarn, den katholischen wie den lutherischen, fehlt als solchen die Liebe. Zwar feiert sie, die edelste Menschenliebe, zum Schluß einen herrlichen Sieg. Aber diese Liebe wird nicht durch das religiöse Bekenntnis, sondern trotz desselben lebendig. Sie wird zu den Konfessionen geradezu als Gegensatz hingestellt und eben in diesem Gegensatz liegt das Tragische. Die Liebe ist vom Kirchenglauben unabhängig, das ist der schwere Gedanke, mit dem man das Buch aus der Hand legt.

Es kann sein, daß man sagt, dieser Roman sei das Buch der Saison. Ich sage, es ist das Buch der Zeit. Habe zur Stunde noch keine persönliche Meinung über das Werk gehört, möchte aber wohl gerne wissen, was jene Leute darüber sagen, die jetzt um den „Glauben" streiten, nicht weniger hoffärtig und lieblos als „Jesse und Maria". Und doch in Friedenszeit, wieviel an Liebeswerken wird geleistet, hüben und drüben . . . .! R.

Stachelreime.

Von Adolf Frankl.

Deutsche Kampfhähne.

In grimmigem Habern und Dräuen,
Da gibt es für sie keine Grenze;
Sie gleichen wohl jenen zwei Leuen —
Die fraßen sich bis auf die Schwänze.

Geflunker.

Was soll das Brüsten mit der Väter Taten,
Wenn wir nicht geh'n auf ihren stolzen Pfaden!
Vergangener Ruhm ist nur ein ernstes Mahnen,
Uns wert zu zeigen unserer großen Ahnen.

Gefährlicher Brand.

Ein zündender Funke ins Volk gesandt,
Entfacht es zu flammender Glut;
Um wieder zu löschen den wilden Brand,
Da fließt oft in Strömen das Blut.

Der Christbaum.

Du bist's? Komm' nur herein,
Ich kenne dich als treuen Boten schon so lange.
Kommst du zu uns,
Dann zittert uns das Herz gar selig bange,
Dann steht der Feste Höchstes vor der Tür! —
Wie lieb' ich dich mit deinen grünen Ästchen!
Bist du bei uns, dann unaufhörlich strömt und zieht
Ein wohlig, harzig Duften durch das Haus,
Als ging ein Raunen, Flüstern von dir aus,
So bang und froh zugleich wie längst gekanntes Lied!
Dann ist es mir,
Als ob die Stunden Doppelflügel hätten,
Als ob befreit ich sei von Alltagsketten,
Geheimnisvoll zieht's mich zu dir.
Ich fühle, daß uns deine grüne Nähe schon
Die Herzen zu dem Feste weihte,
Als ob die Freude dich zu uns ins Haus geleite,
Klingt nun durch alle Räume deiner Feier Ton.
Bist du in unseren trauten Räumen,
Ist jenes sonst so ruhelose Hasten,
Das uns ach selten gönnt ein sinnend Rasten,
Verwandelt wieder in der Kindheit Träumen. —
Nun bist du da!
Wie lieb' ich dich und deine grünen Äste!
Ach, wie so oft muß still ich vor dir steh'n,
Um mir dein grünes Kleid aufs neue zu beseh'n,
Mit dem du unser Heim geschmückt zum Feste.
Die Ästchen, Zweige hab' ich sinnend mir betrachtet,
Wie sich am Baume immer eins zum andern findet,
Seh', wie der Ast am starken Stamme fest sich bindet,
Um weit ins Freie dann zu streben trachtet.
Und wie der schwächere dann kehrend,
Sich wieder von dem starken wendet,
Zuletzt dem zart'sten Zweige Kraft noch sendet,
Und Platz zum Wachsen ihm gewährend.
So nehmt ihr alle, stark und schwach,
Die ganze Lebenskraft vom Stamme;
Denn Zweig wie Ästchen dient euch nur als Amme,
Und liebend gebt ihr Hand in Hand euch schützend Dach. —
Wie ist's im Leben
Doch so sinnesgleich!
Im starken Stamme Menschenliebe
Liegt unsere Wurzel.
Und wer von diesem Stamm sich trennt und glaubt,
Daß Saft und Kraft,
Daß Wachsen, Bleiben,
Auch ohne starkem Stamm ihm werden könne, — —
Der wird verdorren!
An der Sehnsuchtssonne sengend,
Verzehrt sich ihm sein eigen Mark! —
Doch wie die Äste wohlig sich verbreiten,
Und weit hinaus die grünen Arme strecken,
So muß der Mensch im Lebenskampf sich recken,
Und mühend seine Ziele sich erstreiten! — —
Und wie ich sinnend noch den grünen Baum bewundere,
Da fällt mein Blick
Auf jene Stelle,
Die erst dem Baume Kraft und Halt gegeben,
Daß, wie im grünen Waldesheime aufrecht stehend,
Mit seiner Krone er gen Himmel rage,
Daß er den grünen Wipfel wieder aufrecht trage,

dem guten Karo ein mächtiges Stück von dem Brot in die Gosche; sodann steckt er ein weit kleineres Stück sich in den Mund; dann wieder ein ansehnliches Stück dem Karo, ein bescheideneres für sich und sofort, bis das „Trumm" Brot ratenweise in den beiden hungerigen Mägen verschwunden ist. Nun wird der Maulkorb wieder in Ordnung gebracht, Karo von seiner Unterlage hinwegkommandiert, dieselbe gesäubert und in den Karren gelegt. Sodann faßt der Alte nach der Zugstange, zieht kräftig an, so daß dem treuen Karo eigentlich nur das Nebenherlaufen erübrigt, und spricht: „So, Karo, hiazt fahr'n ma wieder a Häus'l weita!" Dies geschieht auch. Vor einer der nächsten Mietkasernen wird wieder Halt gemacht, dem Karo neuerdings die Decke unterbreitet, der vielfach geflickte Sack über die Achsel geworfen und — schon ist der Alte hinter der nächsten Haustüre verschwunden. Eine Minute später schallt es aus dem Hofe: „Fetzen, Baner, Glasscherb'n!" — —

Wenn man nun diesen Fetzensammler mit einem Vivisektor vergliche?

Welchem von den beiden man vom Standpunkte der Menschlichkeit, der Herzensgüte und des Seelenadels wohl den Vorzug einräumen müßte? Laab.

Wie soll man lesen?

In den Büchereien vieler Arbeitervereine Deutschlands liest man folgende Ratschläge.

Lies nur, wenn du darüber nicht deine Pflicht versäumst. Lies nicht zu lange, sonst ermüdest du deinen Geist, lies nie unaufmerksam, sonst verstehst du die Feinheiten des Buches nicht.

Lies nur gute Bücher, denn die Zeit, die du zum Lesen hast, ist kostbar; schlechte Bücher verderben den Geschmack und fördern dich nicht, während du aus dem Lesen guter Bücher einen bleibenden Gewinn ziehst.

Lies nicht, was über dein Alter und deinen Verstand hinausgeht; nicht jeder Magen kann schwere Speisen vertragen. Lies dich vielmehr allmählich zu schwerer verständlichen Büchern hinauf.

Lies solche Bücher, die dich besonders erhoben und gefördert haben, immer noch einmal wieder; du wirst ihren Wert dann immer deutlicher erkennen und wirst bei jeder Wiederholung einen größeren Genuß haben.

Lies nicht immer nur Romane, Erzählungen und Novellen, sondern auch Dichtungen; vor allen Dingen lerne unsere Klassiker kennen. Und weiter: lies auch Bücher wissenschaftlichen Inhalts — die Geschichte des Menschengeschlechts und das Leben der Natur müssen für jedermann die unentbehrlichsten Grundsteine des Wissens sein. Vieles, was dich als Kind nicht interressiert hat, hat jetzt für dich das größte Interesse.

Lies stets aufmerksam und langsam — nur so wirst du das Gold des Buches zu Tage fördern. Wiederhole nachher im Geiste den Inhalt des Gelesenen und durchdenke ihn; es kann sonst sein, als hättest du das Buch überhaupt nicht gelesen.

Halte die Bücher stets sauber und ordentlich. Benetze die Finger nicht beim Umblättern; das ist eine zwecklose Angewohnheit. Vor allen Dingen gib die Bücher nicht Kranken in die Hände, die an ansteckenden Krankheiten (Scharlach, Masern, Diphtheritis, Typhus u. a.) leiden oder sich eben erst auf dem Wege der Besserung befinden; du könntest damit leicht zur Übertragung dieser Krankheiten beitragen.

Es scheint, daß die „höheren" Stände von den Arbeitern lernen müssen, wie man lesen soll.

Am Weihnachtsfeste ist so groß das Lichtermeer,
Doch ach, wie groß sind auch die Schatten um uns her,
Die mehr denn je die schöne Welt bedecken,
Die aufgestachelt, niedre Sinnlichkeiten wecken,
Und machen Herz und Seele liebeleer! — —
Die Lichter fangen an, zu löschen,
Und eins um's andre hört zu leuchten auf.
Nur hier und da jetzt weiße Tropfen zeigen,
Daß schon der Strahlenkranz an grünen Zweigen
Vorüberging — — wie aller ird'sche Lauf! — —
Doch wenn mich auch jetzt dunkle Nacht umgibt,
Wenn auch das letzte Licht nun seinen Schein verlor;
Es bricht doch neues Licht mit neuem Tag hervor,
Und Finsternis kennt keiner, der da liebt! Ernst Ferd. Naumann.

Lustige Zeitung.

Spekulation. „Vater, was ist denn das, eine Börsenspekulation?" — „Das ist, wenn deine Mutter in Ohnmacht fällt, um einen neuen Hut zu bekommen."

Nach dem neuen Reglement. Ein Hauptmann titulierte einen Einjährigen mit: „Er Esel!" Dieser erwiderte ruhig: „Herr Hauptmann, nach dem neuen Reglement heißt es nicht: Er Esel, sondern Sie Esel."

Selbsterkenntnis. Herr (im Streit): „Wenn Sie glauben, ich sei ein Esel, so kommen Sie gerade an den richtigen!"

Ein gefährlicher Hund. „Ich hab' einen Hund gehabt, der hat die Spitzbuben von den ehrlichen Leuten unterscheiden können." — „Nun, und wo ist er denn hingekommen?" — „Ja, ich mußt ihn weggeben — er hat mich selber gebissen."

Einwand. Untersuchungsrichter: „Als Beruf haben Sie angegeben ‚Treiber', aber davon kann man doch nicht leben?" — Angeklagter: „Da kennen's unsre Jäger schlecht, Herr Gerichtsrat!"

Der zerstreute Professor. Dienstmädchen (die Geburt eines Knaben meldend): „Herr Professor, soeben ist ein Junge gekommen!" — Professor (von der Arbeit langsam aufblickend): „So, so — geben Sie ihm ein Trinkgeld und er kann wieder gehen."

Noch Einer, aus dem Restaurant tretend, betrachtet freudig den Schirm in seiner Hand: „Na, heute habe ich meinen Schirm nicht stehen lassen! — Aber merkwürdig — ein fremder Griff scheint daran zu sein!"

Unter Freundinnen. „Ich finde deine Toilette furchtbar einfach!" — „So? Und ich deine einfach furchtbar!"

Frech. Herr: „Sie bitten um ein Almosen und nehmen nicht einmal den Hut ab?" — Bettler: „Ach, lieber Herr, das tue ich nicht aus Unhöflichkeit. Da drüben steht aber ein Schutzmann, und wenn der sieht, daß ich den Hut abnehme, so denkt er, ich bettle; behalte ich ihn aber auf, so hält er uns einfach für ein paar gute Bekannte."

Mit seinen Zweigen nach dem Himmel sehend! —
Ein Kreuz half, daß die Kraft er wieder fände,
Ein Kreuz gab seinem Fuße Halt,
Als dort durch kalten Stahl, im grünen Wald
So jäh sich von dem Stamm die Wurzel trennte. —
Ach, wie gar manchmal gibt den Pilgern dieser Erden
Das Kreuz zum Leben neue Festigkeit,
Wenn sie durch irdisch Lust und Leid
Zu weit vom Ziel getrieben sollten werden.
O, Menschenherz!
Schlägst du auch deine Wurzeln
So fest und treu in' alten Christenglauben,
Wie dieser Stamm ins Kreuz bohrt seine Schrauben?
So frag' ich mich! Um nun
Die kleinen bunten Kerzen zu entzünden,
Die flackernd brennen bald ringsum im Kreise.
Im dunklen Raume zieht ein magisch Leuchten leise,
Wo Licht und Tannenduft sich jetzt zusammen finden.
Doch sieh'!
Schon hat ein Lichtchen sich zu weit genaht den grünen Zweigen,
Ein leises Knistern, eine kleine Flamme,
Die leckend schon erlosch am harz'gen Stamme,
Läßt kräftigen Tannenduft im Zimmer steigen.
Auch hier und da seh' Wölkchen ich zur Decke gleiten,
Die Kerze wollte leuchten, wollte brennen.
Um ihre volle Kraft entfalten nun zu können,
Mußt' Wunden sie dem grünen Baum bereiten. —
Oft ahnst du Menschenkind in deinem Leben
Nicht jene Wunden, die du andern schlägst.
Und wenn dein Handeln du auch noch so sorgsam wägst,
Es wird durch dich doch Schmerzen, immer Wunden geben. — —
Wie wohlig ist geworden nun der Raum!
Ich fühle, wie die kleinen Flämmchen ihn erwärmen,
So ruhig ist's, kein lautes Treiben, Lärmen —
Und vor mir steht im Lichterglanz der Baum!
An manchen Zweigen sind ihm Schatten aufgegangen,
Und hier an diesem wieder goldne Lichter hangen;
Dort aber glänzt der Kerzen zitterndes Gefunkel
Durch Ast und Ästchen —
Alles noch verschönend! — —
So tiefe, tiefe Schatten —
Welch' neue ungeahnte Helle!
Und solchen goldnen Schein warf jenes Licht,
Das einst vor Tausend und so vielen Jahren,
Mit seinem Glanze, seinem wunderbaren,
Entzündet wurde für die ganze Welt!
Sein Leuchten war so stark,
So hell sein Strahlen,
Daß zu erblinden fast die Menschheit meinte,
Die sich die blöden Augen emsig reibend,
Nicht glaubte, daß das Licht, die Schatten all vertreibend,
Von göttlicher Bedeutung war,
Und daß die Finsternis das Licht gebar! — —
Die Lichtlein flackern leise,
Bald seh' ich schief gebrannte Stümpfchen nur,
So weit schon brannten sie im Leuchten nieder.
Ein Schauer fährt mir durch die müden Glieder,
Und späte Stunde zeigt der Weiser meiner Uhr.
Ich hülle mich in meine Decke fester ein;
Doch kann ich jenem drückenden Gefühl nicht wehren,
Wenn ich der tiefen, tiefen Schatten denke,
Und meinen Blick aus diesem Raume lenke,
Um ihn hinaus in unsre weite Welt zu kehren.

ein par Stichproben machen. Und hier versagte das System. Als ich die erste kleine Geschichte gelesen hatte, packte ich sofort die letzte an, und nun war ich gefangen. Alle mußte ich lesen, mußte es. Und wer zwang mich? Wir kennen Khuenbergs frisches lyrisches und episches Talent schon lange. Aber als Humoristin voll Geist und sprudelnden Übermutes, mit dem Geschick, auch aus kleinen alltäglichen Stoffen ganz entzückende Sächelchen zu schaffen, offenbart sich diese Dichterin erst durch vorliegende Sammlung in vollem Maße. Dem Leser, der ein Freund von Humoresken ist, rate ich, aus diesem Büchlein ein Stück zu versuchen, irgendeins und es dürfte ihm ergehen wie mir — er wird mit hellem Vergnügen alle fünfzehn Geschichtchen lesen. Vom Inhalt verraten will ich gar nichts. M.

Ein Sommer-Idyll. Von Gustav Starcke. Stimmungen auf dem Schloßberg in Graz. (Graz. „Leykam". 1906.)

Was ist das für ein rührendes Lied, in dem ein „Ausländer" sein Heimweh nach der Steiermark besingt! Nein, ein Fremdling in Steiermark ist Gustav Starcke nie gewesen. Schon als er vor dreißig Jahren als junger Komödiant in unser Graz kam, grüßte den begeisterten Musenjünger, den warmherzigen Menschen, den geistreichen Gesellschafter lautere Sympathie und immer mehr empfand er, empfanden wir, daß wir zusammengehören. Längst hat sein Beruf ihn wieder fortgezogen, aber alljährlich zur Sommerszeit kommt er wieder und wohnt in seinem Kapellenhäuschen auf dem Schloßberg. Und von seiner Liebe zu dieser wunderlichschönen Wohnstätte, von der Freude an diesem Sommeridyll in unserem friedlichen Graz singt das Büchlein, das geweiht ist einem hochstehenden Manne, „der die schützende, liebende Hand segnend gebreitet ob Graz und dem steirischen Land." — Heilige Heimatsglut durchwärmt das Büchlein. Ein tiefes echtes Empfinden, eine berückende Poesie nimmt den Leser völlig gefangen. Treue Künstlerseele, du! Während du in ferner glänzender Großstadt deinen Aufgaben leben mußt, wollen wir dein Sommerheim auf unserem trauten Schloßberg redlich hüten. Komme nur bald wieder. Und komme noch oft, bis du — nach deinem letzten Willen — endlich hierbleibst.

Wie sehr du an uns festhältst, davon soll den Steirern dein Sang: „Meinem Bruder" sagen:

Ich weiß es wohl, du lachst mich aus,
Daß deinen Wunsch ich nimmer teile
Und in mein grünumranktes Haus
Auch dieses Jahr wie immer eile.
Du läd'st mich ein in Lieb' und Treu'
Hin nach dem herrlichen Ostende,
Begreifst nicht, daß ich stets aufs neu'
Nach Steiermark die Schritte wende.
„Ist dir denn nicht das ew'ge Grün,
Sind dir denn nicht der Finken Lieder,
Der bunten „Bliemchen" Glüh'n und Blüh'n,
Das stete Einerlei zuwider?
Komm doch mit mir und labe dich
An Seeluft, delikatem Essen,
Und suche, vornehm, so wie ich,
Die deutsche Plumpheit zu vergessen.
Flaniere unterm bunten Schwarm
Auf dem Parkett des glatten Strandes,
Havanna rauchend, Arm in Arm,
Freu' dich der Typen jedes Landes.
Du findest, was dein Herz begehrt:
Ehrbare Frauen und Koketten,
Auch Spieler, leidenschaftverzehrt,
Brillanten, herrliche Toiletten;
Du findest jeglichen Genuß,
An Rosenwangen, freien Blicken,
Und der Französin Grazienfuß
Wird deinen feinen Sinn entzücken;
Dann spielen plätschernd um dich her
Der Nordsee salzgetränkte Wogen,
Der Künstler hochgebornes Heer
Kommt von der Seine Strand gezogen;
Musik und Tanz und Würfelspiel,
Auch Taubenschießen wird dich freuen,
Komm, komm ins herrliche Gewühl,
Es wird dich nimmermehr gereuen." —
Hab' Dank für all dein warmes Wort,
Auch für dein schwärmerisches Locken,
Mich aber zieht's zum Grünen fort,
Zur Alpenluft, zu Heerdenglocken;
Nach buntem Tand verlang' ich nicht,
Nur Ruh' und Frieden will ich haben,
Du flatterst hin zu Prunk und Licht,
Mich soll die Einsamkeit begraben.
Kommt dann der Winter, öd und kalt,
Mit Kunstgenuß, gesell'gem Treiben,
Der uns mit zwingender Gewalt
Verwehrt, bei uns, in uns zu bleiben,
Ostendens Schöne, steirisch Grün,
Der schöne Sommertraum zeronnen,
Dann wollen wir Vergleiche zieh'n,
Wer von uns beiden mehr gewonnen.
Ich reise morgen, Gruß aufs Neue.

In alter brüderlicher Treue Gustav.

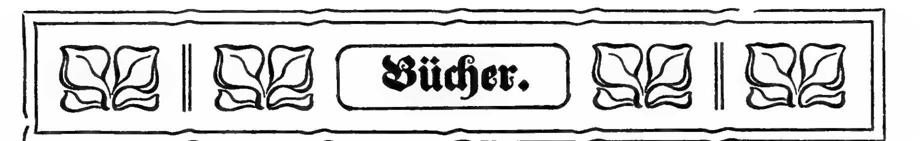
Wald und Welt. Aus dem Wanderbuche eines Naturfreundes von Franz Goldhann. (München. Georg Müller. 1905.)

„Wald und Meer" könnte das Buch füglich heißen, denn die „Welt" hat der Naturfreund ziemlich ausgeschaltet, dafür der Natur des Meeres gehuldigt. Der erste Teil ist Wald. Fast die Hälfte des Buches befaßt sich mit einem Waldpoeten. Die Überschwänglichkeiten dieses Teiles müssen wohl der allzu schwärmerischen Warmherzigkeit eines guten Kameraden zugeschrieben werden. Im ganzen erfreuen wir uns an Goldhanns neuem Buche eines schlichten kernigen Stiles, der von der banalen Ausdrucksweise literarischer Dilettanten ziemlich frei geworden ist. Diesen Vorzug wollen wir besonders betonen, weil er so vielen Schriftstellern mangelt. Die wenigsten erinnern sich daran, daß der Schriftsteller nicht bloß das Schuldeutsch zu vergessen, sondern auch die landläufigen Redensarten und abgebrauchten Sprachbilder zu vermeiden hat, daß er eine ihm eigene, seiner Natur- und seinem Stoff angepaßte Ausdrucksweise finden und hervorkehren soll. Bei dem eine solche nicht vorhanden ist, der darf sich nicht zu den

Offene Antwort. „Nun, der wievielte bist du denn in der Schule, Kleiner?" — „Wenn ich noch um einen heraufkomme, bin ich der vorletzte."

Von der Schmiere. „Müller, in diesem neuen Stück haben Sie eine überaus dankbare Rolle! Im zweiten Akt müssen Sie nämlich ein Paar „Frankfurter Würstchen" verzehren!"

Schwesterliche Entrüstung. Kleines Mädchen: „Mama komm, der Fritz ist zu unartig, er zertritt alle Ameisen im Garten." — Mama: „Wie häßlich von ihm." — Kleines Mädchen: „Ja, das habe ich ihm auch gesagt, aber er will mich auch nicht eine einzige zertreten lassen."



Hilligenlei. Roman von Gustav Frenssen. (Berlin. G. Grote. 1905).

Ein neues Buch von dem Verfasser des „Jörn Uhl", ein Jesubuch. Sein, des einstigen Theologen und des jetzigen großen Dichters Jesubuch! Da kann man schon gespannt sein. Aber es kommt manchmal vor, daß einer großen Spannung eine große Abspannung folgt.

Es ist in eine Rahmenerzählung eingekleidet, die sehr umfangreich ist aber nicht zur Sache gehört. Da wandert eine Menge sehr unterschiedlicher Personen und fragmentarischer Schicksale 300 Seiten lang bunt durcheinander. Leute und Geschehnisse, die mit dem Kern des Buches nicht das mindeste zu tun haben. Die Hauptgestalten, deucht mich, sind zwei verliebte Frauenzimmer. Die Charakteristik dieser Leute ist von großer Meisterschaft und mehrmals taucht die Eigenart des Frenssenschen Genius berückend auf. Dann kommt auch ein Mensch vor, namens Kai Jans, ein passiver, mehr innerlicher Mensch, der allerhand angeht und mit nichts eigentlich zu Rande kommt. Unter anderem ist er Matrose, dann sozialdemokratisch angereifter Arbeitergenosse und zwischendurch auch Theolog. Nach einer plausiblen Religion verlangts ihn, er findet aber keine, die ihn fördert. Auch den biblischen Jesus kann er nicht glauben, das muß anders gewesen sein. Er will ein Jesubuch schreiben, und zwar eines, das für alle paßt, womöglich auch für Atheisten. Besonders möchte er einen Heiland für die Germanen haben. Wir erwarten nun den individuellen Christus eines Dichters. Was aber tut unser Dichter? Als ob nichts in ihm wäre, geht er hin und frägt — die Gelehrten! Das ist schon das Richtige, einer, der seinen religiösen Heiland bei den Doktoren und Professoren sucht!

Nun, von diesen Herren — sie werden der Reihe nach aufgezählt — erfährt der Mann auch, was es mit Jesus ist. Und jetzt schreibt der Kai Jans darüber ein Buch. Es ist Frenssens, denn Kai Jans und Gustav Frenssen ist eins. Wir erhalten auf gelehrter Grundlage die Theorie für einen rein menschlichen Jesus, den schwärmerische Anhänger lange nach seinem Tode vergöttlicht hätten. Wir haben in diesem Buche die Überzeugung und die persönliche Wahrhaftigkeit des Verfassers zu achten. Homer aber schläft. — In einer Nacht wurde Frenssen, so erzählt er selbst, aus dem Bette gerufen, zwei Männer seien draußen und wünschten mit ihm zu sprechen. Der eine, Vater Luther, der macht ein zorniges Gesicht: „Gehst du in deinem Glauben über mich hinweg, wie über eine Treppenstufe?" Der andere ist der Alte von Weimar: „Ach, gib dir keine Mühe, du schmilzt nicht zusammen, was nicht zusammenpaßt: Christentum und deutsches Wesen!" — Goethe soll das gesagt haben? Uns sind Aussprüche von Goethe bekannt, aus denen gerade das Gegenteil hervorgeht. A. M.

Heiterer Himmel. Lustige Geschichten von Sophie von Khuenberg (Hamburg. C. H. A. Kloß. 1906.)

Die zwei Monate vor Weihnachten hatte ich 87 Bücher (viele dicke Bände darunter) zu rezensieren. Nicht zu lesen, nur zu rezensieren. Alles zu lesen, da müßte man ja Kretin werden! Aber ein bischen mußte doch was gelesen werden an jedem Buche. Das erste und das letzte Kapitel oder Gedicht, und in der Mitte einige Seiten. Bei kurzen Geschichten macht sich das besser, solche sind abgeschlossen und zeigen jede für sich, was an einem Autor ist. So wollte ich an den Humoresken dieses „Heiteren Himmels" nur

enthalten den Schluß der „Zerstörung von Troja", die Gedichte der dritten Periode, „Semele" und die ersten Szenen des „Don Carlos", alles begleitet von zahlreichen künstlerisch vollendeten Illustrationen. V.

Kaiser Josef II. in Graz. Eine Gedenkschrift zum 125. Jahrestage seines am 29. November 1780 erfolgten Regierungsantrittes als Beitrag zur Grazer Stadtgeschichte herausgegeben von Thomas Arbeiter. (Graz. Kommissionsverlag von Paul Cieslar. 1905.)

Jeder, der sein Graz liebt, wird dieses Schriftchen mit wärmstem Interesse lesen. Von unserem Kaiser Josef können wir überhaupt nicht genug hören; sind nun besonders zur Dankbarkeit hingerissen, wenn wir erfahren, mit welch liebevoller Sorge er stets unserer Stadt gedacht hat, was er verordnet hat für Schulen, Krankenhäuser und gemeinnützige Anstalten aller Art, und in welch schlichter und energischer Weise er womöglich selbst überall eingegriffen hat. M.

Buch der Eltern. Ein wertvolles Hausbuch von Dr. Karl Oppel. Praktische Anleitung zur häuslichen Erziehung der Kinder vom frühesten Alter bis zur Selbständigkeit. Fünfte Auflage. Durchgesehen und mit Anmerkungen sowie einem Lebensbilde des Verfassers begleitet von Dr. Julius Ziehen. (Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg.)

Ein Buch, das Eltern, Erziehern und Lehrern nicht genug empfohlen werden kann.

Wiener Künstlerkalender 1906. (Wien. M. Munk.)

So was Geschmackvolles und Feines in der Kalenderliteratur hat man schon lange nicht gesehen, als dieses Jahrbuch, das sowohl an Text als besonders auch an färbigen Bildern ganz bedeutendes und vielfach eigenartiges leistet. Da bringt z. B. der Monat August in einem geradezu überwältigendem Hochgebirgsbild folgendes Zeitgedichtchen:

In allen Wipfeln
Ist Ruh,
Auf allen Gipfeln
Spürst du
Kein Automobil.
Das Posthorn schmettert erhebend,
Langsam, doch lebend,
Kommst du ans Ziel.
Sorglos kutschierst du
Dahin,
Auf Bergen spürst du
Von Benzin
Kaum einen Hauch.
Die Luft ist rein auf der Halde,
Warte nur, balde
Stinkt es hier auch.

(Autor ungenannt.)

Meyers historisch-geographischer Kalender für 1906. (Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts.)

Als lieber alter Hausfreund ist der vorliegende Blattkalender für 1906 schon erschienen und bietet wieder auf jedem seiner Blätter eine Fülle von kalendarischen und belehrenden Daten. Es ist das zehnte Jahr seines Bestehens, und unser Kalender feiert daher ein kleines Jubiläum. In Familien- und Schreibstuben, beim Geschäftsmann und Gelehrten hat er sich seitdem eingebürgert und jeder, der diesen Kalender nun schon Jahre lang benützt, würde ihn ungern missen. Schon die hübschen Illustrationen des historischen, geographischen oder künstlerischen Gebietes, wohl auch reproduzierte seltene alte Kupferstiche oder Holzschnitte oder Bildnisse berühmter Männer bietend, enthalten eine Fülle belehrenden Anschauungsmaterials. Dazu kommt die Anführung der willkommenen Gedenktage auf jedem Blatte, die beigefügten Kernsprüche und alle möglichen Angaben, welche man von einem Kalender verlangt. Der Verleger hat auf dem ersten Blatte ein Gedicht in heiteren Versen vorgesetzt, aus dem wir bei der Empfehlung dieses „Blattweisers" auch unsern Lesern die Zeilen beifügen:

Laß Dein Begleiter mich sein dies Jahr,
Mags Glück Dir bringen immerdar!

Schl.

Kalender. Sie sind alle wieder da, die alten lieben Freunde, die Boten des Jahreswechsels — die Kalender für das Jahr 1906. Wie in früheren Jahren, so können wir auch heuer wieder auf die Auswahl der bei der Verlagshandlung „Leykam" in Graz erschienenen Kalender aller Art, welche dem Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungskreise Rechnung tragen, empfehlend hinweisen. Zunächst sei der altehrwürdige und jederzeit sehr willkommene „Grazer Schreibkalender" (122 Jahrg.) mit seinem reichen, alle praktischen Bedürfnisse vollbefriedigenden Inhalt genannt, ihm folgen dann die weiteren Bekannten, wie der „Tagesblockkalender", der „Wochennotizblockkalender", der kleine und der große „Wandkalender", der bequeme „Stehkalender" für den Schreibtisch, der „Elegante Taschenkalender" mit dem Bildnisse Karl Morre, dann der „Grazer Taschenkalender" mit und ohne Schuberl, die niedlichen „Portemonnaie-Kalender", broschiert, in Leder und Metall gebunden, mit den Portraits Grazer Künstlerinnen und Künstler, der praktische „Brieftaschenkalender" und das steirische Unikum „Der Mandelkalender" &c. V.

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom Kunstwart. XXII. bis XXIV. Folge, Blatt 127—144. (Verlag von Georg D. W. Callwey. München.)

Welcher Reichtum an Schönheit liegt in den bis jetzt erschienenen Blättern vor uns!

Kunstschriftstellern rechnen. Goldhann hat, seiner Liebe zum Wald und natürlichen Menschen entsprechend, die passende Ausdrucksweise gefunden. Das Schilderungstalent tritt in den Aufsätzen „Die Bärenschütz in Steiermark“, „Der Frauenkogel bei Graz“, „Ostermärchen“ hervor, die einfache Erzählungsweise in einigen Sagen aus Kärnten. Dort, wo der Verfasser in ihm neue Gebiete eintritt, bemerken wir hier an ihm einen besonderen Vorzug, nämlich eine scharfe Beobachtungsgabe und sachliche Kenntnisse, die oft von einem liebenswürdigen Humor umspielt werden. Die Artikel über die österreichische Riviera und über das Nordseebad Sylt sind so, daß wir wirklich nicht wüßten, wie man, bei so geringem Umfang der Aufsätze über Land und Leute, über die Strandnatur und deren Wandlungen besser unterrichtet werden könnte, als es durch diese Schilderungen geschieht. Und über aller Realität ruht der elegische Hauch eines reichen poetischen Gemütes. Ein besonderes Juwel des Büchleins ist die von Goldhann im Paznaunertal aufgefundene „Strafpredigt eines Tiroler Dorfpfarrers“ aus dem Jahre 1836. Scharf bezeichnend und kulturgeschichtlich interessant.

So beglückwünschen wir unseren Landsmann, daß es ihm beschieden war, das Gedächtnis seiner 25jährigen Schriftstellertätigkeit mit einer so anmutigen Gabe zu zieren. M.

Die Clari-Marie. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit der Clari-Marie, der Titelheldin seines neuen Romanes, hat Ernst Zahn uns eine neue, in ihrer herben Schlichtheit großartige Figur vorgeführt. Wie diese bäuerliche Tischlerin, Hebamme und Naturärztin, die den Schatz ihren aufopfernden Nächstenliebe unter wortkarger Verschlossenheit und strenger Kühle verbirgt, sich nach und nach in ihren Vorurteilen widerlegt, in ihrem ärztlichen Können von dem eigenen Neffen überholt sehen muß, wie sie von ihren Angehörigen die einen durch den Tod, die andern durch ihre, der Clarie-Marie, eigene Härte verliert, während sie die dritten, denen sie am festesten vertraut, als scheinheilige Verbrecher erkennen muß und wie die ganz Vereinsamte doch endlich, dank ihrer früheren Guttaten, ein neues Heim findet, das ist mit unerbittlicher Folgerichtigkeit entwickelt. Die Handlung spielt sich wieder in einem der engen Hochtäler nordwärts dem Gotthard, auf des Dichters ureigenster literarischer Domäne, ab und hält den Leser bis zuletzt in Spannung. V.

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Elf Geschichten, längere und kurze, traurig endende und froher verklingende, hat der berühmte Schweizer Dichter in diesem Band vereinigt. Die beiden umfangreichsten: „Verena Stadler“ und „Vinzenz Püntiner“ ragen auch nach ihrem innerlichen Gehalt am bedeutsamsten hervor: beide verherrlichen das Heldentum der Pflichterfüllung, das in der einen Geschichte einem einfachen Mädchen die Kraft gibt, ihr ganzes Leben in Entsagung dem Besten des von ihr geliebten, ihrer nicht würdigen Mannes zu widmen: in der andern einen tüchtigen, starkempfindenden Mann den Tod suchen läßt, weil er das Lebensglück seines Bruders nicht zerstören will. Um diese zwei großen Novellen gruppieren sich mit mannigfachen, bunt wechselnden Figuren und Szenerien die übrigen Geschichten des Bandes. Ein gemeinsamer Grundton aber hält das Ganze zusammen, und für ihn hat Zahn in der Benennung des Buches die rechte Bezeichnung gefunden. V.

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs von Max Eyth. Volksausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Jeder, der ein Interesse hat an dem Siegeszug der die Welt durch Gewissenhaftigkeit und Unermüdlichkeit erobernden deutschen Arbeit und der sich an lebendig vorgetragenen, spannenden Erzählungen von „fremden Ländern und Menschen“ zu erfreuen vermag, wird bei den „Skizzen“ Eyths auf seine Rechnung kommen. V.

Im Herrgottswinkel. Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1906.) Die geschilderten Gestalten wachsen in der markigen Kraft ihrer Bergheimat ordentlich aus den Zeilen heraus und werden dem Leser so lebendig, als ob er ihnen persönlich begegnet wäre.

Klageschrift wider das Christentum. Von Dr. Joh. Wollmann. (Bamberg. Handelsdruckerei.)

Solche Schriften sind schon tausende geschrieben worden, die christliche Kultur geht stets darüber zur Tagesordnung hinweg. Und was das echte Christentum für das Innenleben der Menschen bedeutet, das wissen am besten die Armen und Verlassenen. Gib ihnen deine Natur, deine Verhältnisse, deine Denkungsart, dann magst du es versuchen, ihnen auch deinen Unglauben zu geben. Aber erst, wenn du dich überzeugt hast, daß dieser Unglaube dich selber glücklich gemacht hat. R.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Von dieser schönen Ausgabe sind soeben die Lieferungen 13 bis 18 eingetroffen. Sie

von Otto Julius Bierbaum. Mit Zeichnungen von Arpad Schmidhammer. (München. Georg Müller.)

Neuheiten der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart:

Modeste. Roman von J. R. zur Megede.

Der verschlossene Garten. Novellen von Georg Hirschfeld.

George. Roman von Georg Speck.

Das Steinmetzendorf. Erzählung von Viktor Fleischer.

Herr von Migurac. Roman von André Lichtenberger.

Die neue Schönheit. Roman von Jean Reibrach.

Erwachen. Novelle von Emanuel von Bodmann.

Maria Magdalena. Die Geschichte einer Sünderin aus der Zeit Christi von Dietrich Vorwerk. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Harzluft. Allerlei zum Herzgesunden. Geschichten und Gedichte von Dietrich Vorwerk. (Schwerin. Fr. Bahn. 1905.)

Das Gesetz. Ein Drama in fünf Aufzügen von Wilhelm Rabius. (Dresden. E. Pierson.)

Dschemschild. Episode in drei Akten von Grete Auer. (Bern. A. Francke. 1905.)

De Heiroatsannunce, Bauernstück aus der Oberlausitz von F. Bertram. (Lauban. Karl Goldammer.)

Peterle. Märchendichtung in drei Akten von F. Bertram. (Breslau. Priebatschs Buchhandlung.)

Der arme Narr. Schauspiel in 1 Akt von Hermann Bahr. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Rautendelein. Die Geschichte einer Leidenschaft von Hermann Kienzl. (Breslau. S. Schottländer. 1906.)

Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben. Neue Verse von Karl Ernst Knodt. (Gießen. Emil Roth.)

Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter, gesammelt von Ferdinand Gregori. (Leipzig. Max Hesse.)

Deutsche Lyrik seit Liliencron. Herausgegeben von Hans Bethge. (Leipzig. Max Hesse.)

Lieder des Idealisten. Von Karl A. Bürgin. (Dresden. E. Pierson.)

Gedichte von Walter Schädelin. (Bern. A. Francke.)

Inneres Leben. Von Ludwig Schlözer. (München. C. H. Becksche Buchhandlung. 1906.)

Lieder und Gedichte von Eduard Mörike. Auswahl. (Leipzig. G. J. Göschensche Buchhandlung. 1905.)

Horst und Heide. Lieder und Balladen von Wilhelm Kotzde. (Berlin. Verlag des Märkischen Bundes. 1905.)

Gedichte von Franz Himmelbauer. (München. Georg Müller. 1906.)

Jenseits der Straße. Gedichte und Stimmungen von Albert Sergel. (Rostock. C. J. E. Volckmann. 1906.)

Wellen und Wogen. Gedichte von Marte Sorge. (Straßburg. J. Singer. 1906.)

Aus meinem lyrischen Tagebuch. Von Hanns v. Gumppenberg. (München Georg D. W. Callwey. 1906.)

Oheims Serenissimus. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Julius Albert. (Graz. „Leykam." 1905.)

Auf stillen Wegen. Von Ernst Plank. (Winterthur. Geschwister Ziegler. 1906.)

Eigenbau. Gedichte von Moriz Schadeck. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Kinderlieder für das Volk. Von Egon Hugo Straßburger. (Mannheim. Aktiendruckerei.)

Wandern und Bergsteigen. Gedichte von Erwin Riebold. (Stuttgart. Strecker & Schröder. 1905.)

Jakob Böhme: „Morgenröte im Aufgang." „Von den drei Prinzipien." „Vom dreifachen Leben." Herausgegeben und eingeleitet von Josef Grabisch. (München. R. Piper u. Ko.)

Adalbert Stifter: Eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstlers. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Josef Harmuth. (München. R. Piper & Ko.)

Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze von Dr. Albert Bielschowsky. (München. C. H. Becksche Buchhandlung. 1906.)

Schopenhauer. Von H. Richert. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.) (Leipzig. B. G. Teubner.)

Deutschtum und Christentum. Von Julius Werner. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.)

Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner. Zweite, stark vermehrte Auflage. (Berlin. Verlag des „Volkserzieher". 1905.)

Bergpredigt. Verdeutscht und vergegenwärtigt von Dr. Johannes Müller. (München. C. H. Becksche Buchhandlung. 1906.)

Der Schmerz, ein wichtiges diagnostisches Hilfsmittel. Eine Schmerztheorie von Ad. Alf. Michaelis. (Leipzig. Verlag der Monatsschrift für Harnkrankheiten und sexuelle Hygiene. 1905.)

Meine Alpenfahrt. Von W. Junk. Ein Quartband mit drei kolorierten Tafeln von Luc. Bernhard. (Berlin. Modern-Humoristischer Verlag.)

Wanderskizzen von Hans Biendl. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Ein einfacher, billiger Rahmen um ein solches Blatt — und wir haben unserm Wohnraum eine Zierde verliehen, deren sich kein Fürst, kein Künstler zu schämen brauchte. V.

Büchereinlauf.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von J. E. Freih. v. Grotthuß. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

„Was sagt Jesus?" Einleitung und Auswahl von Pfarrer Erwin Gros. „Was sagt Goethe?" Einleitung und Auswahl von Prof. Dr. Th. Achelis. „Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges und Geschichte der Unruhen in Frankreich." Einleitung und Auswahl von J. E. Freih. v. Grotthuß „Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande." Einleitung und Auswahl von J. E. Freih. v. Grotthuß. „Kants Ethik." Einleitung und Auswahl von Prof. Dr. Aug. Messer. „Mären und Satiren aus dem Lateinischen." Einleitung und Auswahl von Dr. M. Manitius. „Alexander v. Humboldts Kosmos." Einleitung und Auswahl von Paul Schettler. „Hans Sachs." Einleitung und Auswahl von Richard Zoozmann. „Montaigne". Einleitung und Auswahl von Dr. Erich Meyer. „Mozarts Briefe." Einleitung und Auswahl von Dr. Karl Storck.

Amalie Haizinger Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Louise von François und Konrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel, herausgegeben von Anton Bettelheim. (Berlin. Georg Reimer. 1905.)

Geschichten aus Wien und Steiermark. Von Hans Grasberger. (München. Georg Müller. 1906.)

Das Steinmetzdorf. Erzählung aus dem Erzgebirge von Viktor Fleischer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstatt. 1906.)

Grillparzer-Brevier von Hugo Oswald. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Bob, der Sonderling. Seine Geschichte und seine Gedanken. Von Hugo Bertsch. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlang.)

Georg Dahna. Roman von Hennig v. Melsted. (Berlin. Karl Schnabel.)

Aus Deutschlands toller Zeit. Roman aus der Mitte des 19. Jahrhunderts von Paul Hankel. (Stuttgart. Kurt Etzold. 1905.)

Das neue Geschlecht. Roman von Rudolf Nawrocki. (Stuttgart. Kurt Etzold. 1905.)

Magda. Geschichte einer Seele von Helene Christaller. (Jugendheim a. d. Bergstraße. Sueviaverlag. 1905.)

Kleine Erzählungen aus Tirol. Von Karl Domanig. (Kempten. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. Vierte und fünfte Auflage. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung.)

Tage der Kindheit. Erinnerungen einer alten Frau. Von Karoline M. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1905.)

Erzählungen aus dem Ries. Von Melchior Meyr. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1906.)

Von kleinen und großen Leuten. Von Otto Ernst. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Jerusalem. Ein Zeitbild aus der heiligen Stadt von Arthur Achleitner. (Mainz. Kirchheim & Ko.)

Gregorius Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart von Arthur Achleitner. Zweiter Band: „Der Stadtpfarrer." (Mainz. Kirchheim & Ko. 1905.)

Allerlei Soldatisches und Menschliches. Von Alfred Söhnstorff. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Aus der Provinz. Nach eigenen Erlebnissen von Karl v. Trojanowsky. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Aufwärts. Erzählungen von Marie v. Bodelschwingh. (Potsdam. Stiftungsverlag.)

Das Stör-Bramautal. Ernstes und Heiteres aus seiner Erd- und Menschengeschichte von Pastor Johann Kähler. (Stellau bei Wrist. Selbstverlag des Verfassers. 1905.)

Die letzten Menschen. Von Friedrich Jacobsen. (Leipzig. Georg Wigand.)

Soll und haben in Amerika. Selbstbekenntnisse eines Fälschers. Aus dem Englischen von Hermann Riotte. (Berlin. Deutsch-amerikanischer Verlag. 1905.)

Hinauf! Künstlerroman aus der jüngsten Vergangenheit von A. Halbert. (Breslau. S. Schottländer. 1906.)

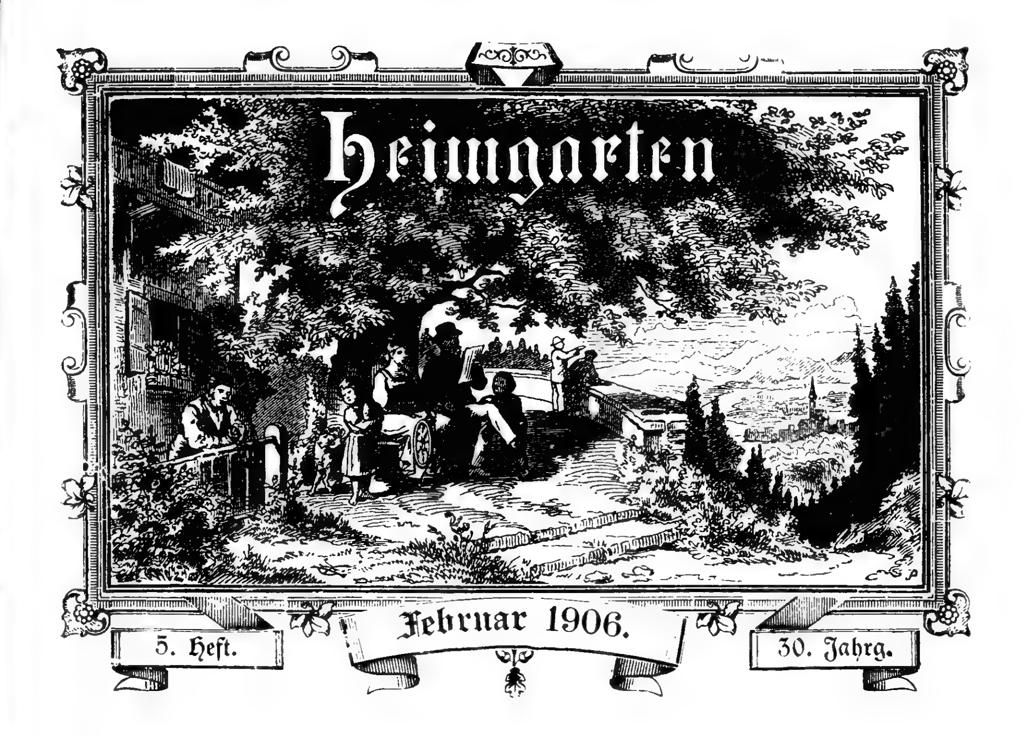
Gudrun. Für die reifere Jugend bearbeitet von Ferd. Bäßler. 7. Auflage. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Die Rolandsage. Für die reifere Jugend von Ferd. Bäßler. 7 Auflage. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Der Löwe von Vlaandern. Von Hendrik Conscience. Aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche übertragen und bearbeitet von A. Schowalter. Mit Abbildungen von Maler A. Hoffmann und O. Porsche. 2. Auflage. (München. J. F. Lehmann.)

Der Leutfresser und sein Bub. Eine Landsknechtsgeschichte aus der Zeit Georgs von Frundsberg. Von Richard Weitbrecht. Mit Abbildungen nach Originalen von Maler Anton Hoffmann. (München. J F. Lehmann.)

Zäpfel Kerns Abenteuer. Eine deutsche Kasperlegeschichte in 43 Kapiteln. Frei nach Collodis italienischer Puppenhistorie Pinocchio



Der Natzl-Gleichmann.

Eine Gestalt der Treue aus ländlichem Volke von **Rosa Fischer.**

Agatha-Natzerl nannten wir ihn, den kleinen dicken Buben mit dem Vollmondsgesicht, der da im Nebenstöckel unseres Nachbarn, im sogenannten „Häusel“ aufwuchs — Agatha-Natzerl, wobei beim Worte Agatha das erste a, beim ganzen Wort das Natzerl betont wurde.

Agatha-Natzerl — ein seltsamer Name. Woher er ihn trug? Ja, weil er halt in der Taufe Jgnaz genannt wurde und weil er der „Lindn-Agatha“ gehörte, dem blassen Mädl, das mit seiner alten Mutter, der sogenannten „Ahnlmuada“, im kleinen Ausnahm-Stöckel beim Lindn lebte. Agatha-Natzerl nannten wir ihn, und Agatha hieß er seine Mutter, wie es eben bei „ledigen“ *) Kindern zuweilen oder meistens vorkommt, denn so wie sie die Mutter rufen hören, nennen sie dieselbe, indes der Großmutter der Titel „Muada“ zuteil wird. Der Natzerl nun wußte von keinem Vater und verlangte wohl auch keinen, denn ihm ging es gut, wie es halt anspruchslosen Naturkindern meistens gut geht. Seine „Heimat“ war das Stübel in dem kleinen Häusel mit den zwei Fenstern — eins nach Ost und eins nach West — und die offene Herdküche mit der schwarzen Decke, und das Vorhaus mit der hölzernen Stiege zum Boden hinauf, und die Zwetschken-

*) Unehelichen.

Ein Rundgang durch die Salzachstadt in Reimen, ernst und heiter. Von Georg Huttegger. (Salzburg. Josef Huttegger.)

Soll der Eisenbahnbetriebsbeamte berauschende Getränke genießen? Von Hans Schöning. (Schwerin i. Meckl. Franz Gutzmann. 1905.)

Windräder und Windmotoren. Anleitung zur selbständigen Herstellung für Knaben von Eugen Honold. (Ravensburg. Otto Maier.)

Briefe eines Arztes an eine junge Mutter. Von Dr. Wilhelm Plath, neu herausgegeben von Dr. Aug. Roßmann, 8. Auflage. (Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn.)

Handbuch der gesamten Landwirtschaft, bearbeitet von vielen Fachmännern. Herausgegeben von Dr. Georg Probst. (Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 1905.)

Goethe-Kalender auf das Jahr 1906. (Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung.)

Der Kalender in gemeinverständlicher Darstellung von Walter F. Wislicenus (Leipzig. B. G. Teubner).

Mutterpflicht und Kindesrecht. Ein Mahnwort und Wegweiser von Dr. med. Eugen Neter. (München. Verlag der „Ärztlichen Rundschau".)

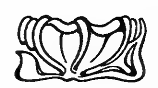
Wie man Tiere zeichnen kann und soll, das lehrt die 2. Serie von Hoffmanns Zeichenkunst „Tierzeichnen". Heft 1: Haustiere, Heft 2: Vögel, Heft 3: Wilde Tiere. (Ravensburg. Otto Meier.)

Die Gesangsköniginnen in den letzten drei Jahrhunderten. Mit ungedruckten Briefen und Gedichten vieler namhafter Menschen. Herausgegeben von Dr. Adolf Kohut. Komplett in zirka 8 Lieferungen. (Berlin. Hermann Kuhz.)

☛ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten".



H. L., Wien. Sie haben recht. Zu einer Zeit, wo Robert Hamerlings Dichtungen wieder einmal ganz ausgeschaltet erscheinen aus dem öffentlichen und literarischen Leben, sammeln die Wiener Geld für ein prachtvolles Hamerling-Denkmal in Wien. Sie wollen an hunderttausend Kronen zusammenbringen. Davon könnte man 50.000 Bände seiner Dichtungen ankaufen und verbreiten. Das würde den Dichter mit einem Schlage bekannt, volkstümlich, berühmt machen! — Wir sind begierig, ob es dem Komitee nicht wenigstens einfällt, in Wien zu gunsten des Denkmals eine Aufführung von Hamerlings „Danton und Robespierre" zu veranstalten. In Graz hat vor einem Jahr dieses Stück ein übervolles, begeistertes Haus erzielt. Der Burgschauspieler Heine war ein großartiger, unvergeßlicher Robespierre. Könnten sich so was nicht auch die Wiener leisten? Dann würden viele Leute erfahren, daß dieser Hamerling nicht bloß deshalb auf die Welt gekommen ist, um ein Bildhauermodell zu sein, daß er nebenbei auch ein großer Dichter gewesen ist.

F. W., Kapfenberg. Ob und wann in Mariazell geopferte Ohrringe, Fingerringe u. s. w. verlizitiert werden, das würden Sie sicher am besten in Mariazell erfahren können. Das gewünschte Bücherverzeichnis ist Ihnen wohl schon zugekommen, andernfalls können Sie es in jeder Grazer Buchhandlung haben.

J. W., Moskau. Wenn nicht alle Reußen striken und nicht alle Stricke reißen, wird die europäische Touristik sich bald auch bis an den Ural ausdehnen. Und mit der Touristik noch sonst mancherlei.

R. B., Wien. Sie offerieren uns eine Schreibmaschine. Und wir waren immer der Meinung, Poeten sollten nicht zu viel herumtasten, sondern eigenherzig dichten und eigenhändig schreiben. Was würden auch die Autographensammlerinnen sagen, wenn die Dichter nicht mehr schreiben, nur noch tasten wollten!

* Zur Wiedererbauung der Kirche in St. Kathrein am Hauenstein von Anton Blazizek 10 K.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 18. Dezember 1905.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Und nicht nur die der Mutter. Auch die Agatha und die Ahnlmuada wickelte er um seinen Finger; er bettelte und sie gaben; er schmeichelte und sie verziehen. So kam er für sein zeitweises Bravsein gar oft zu einem „Tatscherl",*) und für sein oftes Schlimmsein selten zu einer Strafe. Der Natzerl aber war zufrieden mit dem, was man ihm bot und stellte nichts an. Er wird ja auch nicht kürzer gekommen sein von seiten seiner Angehörigen, als der Ziehsohn, aber zurück stand er vor ihm doch, und wenn jemand die zwei Buben verglich, so sagte er wohl: „Na, der Wiener ist ein tüchtiger Düpl,**) der kommt schon fort auf der Welt; aber der Agatha ihrer ist halt „anweich", das heißt hilflos, wenn nicht gar beschränkt.

Und so kamen die Buben in die Lehre. Der Fritzl, der sich die längste Zeit beim großen Nachbarhause, wo man oftmals krankes Vieh zur Behandlung hinbrachte, mit den Buben gebalgt, die Bäume erklettert und die Hosen zerrissen hatte, wurde ein Schmied, um dereinst beim Militär oder wie es sonst ging, Tierarzt werden zu können; denn das, was er da bei den kranken Rossen anwenden sah und alles Wilde, Unbändige, Starke gefiel ihm. Der Natzerl aber, der in demselben Nachbarshaus manches Schüsserl Sterz, von Frauen- oder Mädchenhand gespendet, bescheiden im Vorhaus oder an der Küchentafel verzehrt und manchen Botengang eine halbe Stunde weit für zwei Kreuzer verrichtet hatte, wurde ein Schneider.

Ein Schneider! Manche Leute lachten. „Dazu paßt er — zu einer Arbeit wird er so nie." Sie meinten zu einer Feld- oder Vieharbeit.

Seine Mutter seufzte. Ach, er sei halt so „woa".***) Wenn er nur anhielt in der Lehre! Die Agatha selbst war ja auch eine Näherin, aber nur ganz bescheiden für weberzeugene Kittel, „Korfuhemden",†) Schürzen und Hemden und Flickarbeit dazu; der Bub aber sollte ein Schneider werden für Mannsbilder-G'wand.

Drei oder vier Jahre hat der Natzl gelernt; zuerst mußte er Kinder umtragen und Küh halten, dann Feldarbeiten machen und Vieh betreuen und zuletzt kam er in die Werkstätte zu Nadel und Faden, Fingerhut und Schere. Stoff wird er auch manchen in Händen gehabt haben, alten und neuen, und weil sein Lehrmeister zugleich sein Onkel war, so wird's auch an Lerngelegenheit und Lerneifer nicht gefehlt haben. Kurz, plötzlich stand der Bursche da — nicht mehr „Agatha-Natzerl", sondern „Natzl" und nach seinem Schreibnamen auch Gleichmann genannt, denn er war frei, und nicht mehr zaghaft, sondern mit einem Bündel in der Hand, denn er ging in d' Fremd'.

---

*) Eine in Schmalz gebackene Mehlspeise. **) Bengel. ***) Weich.
†) Lose Jäckchen.

bäume vorm Häusel und das hölzerne Ställchen daran. Dieses hölzerne Ställchen vor allem; denn da drinnen, abgeschieden durch eine dünne Wand, befanden sich zwei Ferkel, eine oder zwei große Ziegen und ein paar „Kitzerl", wie es halt manchmal war, wenn die Alten „Junge" kriegten.

Und diese alten und diese jungen Ziegen, die „Goaß'" kurzweg gesagt, waren des Natzerl Herzensfreund. Mit denen ging er zu den G'hagern und Rainen, als noch die Mutter und Ahne sie führte, und die trieb er auf die Hald, sobald er selber so groß war, daß er sie regieren konnte. Er war so verläßlich; trieb sie nicht zu schaden, nämlich nicht in fremdes Futter; jagte die Tiere nicht und ließ sie nicht aus. Er hat sie nicht ausgemolken auf der Weid', wie andere schlimme Buben es tun, und hat die kleinen Kitzerln nicht das „Stöß'n"*) gelehrt; er war brav. Dafür bekam er dann einen „Goaßmilch-Kaffee" und auch sauere Milch, die gelb war und fett, und darum hat der Natzerl gut ausgesehen, rund im Leib und voll im Gesicht.

Aber groß wurde er nicht. Warum nicht groß? Ja, die Leute haben später gesagt, er hätte eine zu kurze Liegerstatt gehabt und der Fritzl, der Ziehbruder, habe ihn „gloacht".**) Dieser Fritzl war nämlich ein „Wienerkind", das sich die Agatha aus dem Findelhaus heimgetragen hatte, um mit dem eigenen auch das fremde Kleine aufzuziehen, mit Goaßmilch zu nähren und liebend zu hegen und zu pflegen.

Sie hat es redlich getan; der fremde Knabe wuchs und da er trotz seines Jüngerseins kräftiger und unbändiger war als der Natzerl, hat er diesen „gloacht", sei es beim Essen, da er ihm sicher das Bessere wegnahm, oder beim Spielen, wo er ihn überwältigte, oder beim Schlafen in der tagsüber als Truhe dienenden Liegerstatt. Zwar erwiesen ist es nicht und böse war der Fritzl auch nicht, im Gegenteil anhänglich und nach Jahren noch dankbar, aber die Leute haben es halt gesagt, denn gesund und „ungerd"***) war der Bub.

Ein Ereignis war es für die Leute in dem kleinen Häusl gewesen, als des Fritzl Mutter auf Besuch kam. Sie war eine „Stadtdam", trug schöne Kleider, war jung und hatte das Kind „in der Ghoam", das heißt, ihre Angehörigen wußten nichts davon, aber gesorgt hat sie dafür redlich. Und die Freude, die sie hatte, als ihr kleiner Bub, der noch ein Kittelchen trug, so fürwitzig mit ihren Habseligkeiten hantierte — wie er sich mit dem Zahnbürsterl die Schuhe putzen wollte und wie er nicht müde wurde, ihr Geld und Zuckerwerk abzubetteln. Der Fritzerl verstand es schon damals, die Liebe seiner Mutter auszunützen und der Fritzl hat es in späteren Jahren auch getan.

*) Mit den Hörnern stoßen. **) Übervorteilt, verdrängt.
***) Ungeberdig.

dem er sich wohl kaum die Kost verdient hätte, griff der Gleichmann auf dem Felde und beim Vieh mit an und als sie drunten beim Nachbarhaus einen Tagwerker brauchten als Handlanger bei einem Bau und sonst überall, da stand plötzlich der Schneiderbursch mit seiner österreichischen Ausdrucksweise und den unleugbar feineren Manieren mit größter Seelenruhe am „Gmaltatrog“,*) bediente die Maurer, patschte im ärgsten Regenwetter hin und her und blieb bei Sonnenbrand und Herbststurm im Hause und getreulich an der Arbeit, bis die Leute, die anfangs ihm und seinem Arbeitsernste nicht getraut hatten, ihn gern als Kuhknecht für das nächste Jahr dingten.

Und sie haben es nicht bereut; im Stall, wo ehemals eine „wunerliche“ **) alte Magd hantiert und zeitweise gescholten hatte wie ein Türk, ging nun mit ruhigen Schritten ein vollgesichtiger junger Bursch hin und her, nicht zu schnell, nein auch dann nicht, wenn die andern Hausleute gern ein wenig Eile gesehen hätten, denn der Gleichmann meinte auf ein etwa aneiferndes Wort nur: „Ach, wer wird denn so laufen, als ob man närrisch wäre“ — aber auch niemals faulenzend, niemals die Tiere schlagend oder auch nur grob anredend, und vor allem niemals die Arbeit versäumend, zu einer Mahlzeit wegbleibend, auch Sonntags nicht — das ganze Jahr nicht.

Es hat noch manchmal eines über den Schneider gelacht, der „Küahbua“ geworden war, aber seine Herrenleute nicht; die haben nur gelächelt und haben gemeint, er habe der Stadtluft Ade gesagt und sei wieder zur grünen Natur zurückgekehrt, und sie waren es zufrieden und der Gleichmann auch. Mit so viel Gelassenheit wie der, ist wohl kaum wo ein Bursch im Stalle gestanden und mit so viel Poesie wie der ist wohl selten ein Knecht ausgestattet gewesen.

Wie der singen konnte! Jodler, Landler? Nein, das nicht. Lateinisch hat's geklungen, wie in der Kirche beim Amt oder Vigill. Und das Grablied „Fahr hin o Seel' zu deinem Gott!“ hat er gar oftmals mit schöner, tiefer Stimme gesungen, indes er bei der Stalltüre aus und einging, mit mächtigen Schritten der Futterkammer zu und mit einem Arm voll Grünfutter wieder längs der Gred zurück. Dann klang's wohl im Stall drinnen: „Steh umi, Grascheck“ oder: „Gibst koan Fried', Zinkerl?“, worauf wieder eine lateinische Weise folgte.

„Du hättest sollen ein Pfarrer werd'n, Gleichmann“, sagte dann wohl die junge Frau droben in der Küche oder das Mädchen, ihre Schwester, wenn sie von der Türe aus über den Hof hinunter schauten.

„Jawohl“, erwiderte er darauf sehr hochdeutsch und lächelte und ging wieder seiner Arbeit nach. Und höflich wie immer kam er

---

*) Mörtelbehälter. **) Unwillige.

Seine Nachbarn, die ihn damals im blau-weiß karierten Bügelhemde sahen, trauten seinem Können nicht; er war noch nicht groß, sein Gesicht glatt, kindlich, und sein Blick, den sie seines schweigsamen Wesens wegen für stolz hielten, so knabenhaft. Manche Leute, die ihn sahen, lachten. „Der geht in d' Fremd, wird lang ausbleiben", und wußten nicht, wie schwer es dem Burschen ums Herz sein mochte, da er so im Sonnenglanz des Frühherbstes dastand bei rotprangenden Äpfeln am Baum, blühenden Astern im Garten und weidenden Kühen auf den Wiesen. Und das Bündel in der Hand, und die Mutter daheim und den Bahnhof vor Augen, aus dem der Zug ausfahren sollte, der ihn in die Fremde brachte. Wortkarg ist der Natzl dagestanden und einsam ist er seinen Pfad entlang gegangen.

Es verging ein Jahr und noch eines; der Natzl war inzwischen aus Obersteier, wo er bei einem heimatsangehörigen Meister in Arbeit gestanden, wieder zurückgekehrt und bei seinem Lehrherrn als Geselle eingetreten, um nach einiger Zeit wieder auf die Wanderschaft zu gehen, Niederösterreich zu. Dieses zweitemal aber kam er nach der Behauptung seiner Bekannten nicht weiter, als bis zur nächsten Verpflegsstation, nach wenigen Wochen kam er wieder heim.

Warum er das getan, hat niemand aus ihm recht heraus gebracht, aber etwas Seltsames hatte er von dieser Wanderung mitheim genommen: eine echt österreichische Ausdrucksweise — so ein wenig „wianerisch" und ein wenig ländlich, wie halt die Leute reden, wenn sie nach längerem Aufenthalt in Niederösterreich nach Steiermark hereinkommen.

Die Bekannten lachten laut, als sie den Gleichmann, wie er nun allgemein hieß, so reden hörten, aber sie hatten leicht lachen und gut reden — der Bursche war nun plötzlich über die Zeit hinweg, da man sich an das Gespötte der Leute kehrt und auch über die Zeit der Schüchternheit; ein echt naturwüchsiger Witz war in ihm rege geworden, und wer sich erlaubte, ihn über etwas „fürn Narr'n"*) zu halten, der konnte zu seiner Überraschung mit einer in so ruhig sachlicher Weise gegebenen Abfertigung zurückgehen, daß er wahrhaftig große Augen machte und das Ausgelachtwerden auf seiner Seite hatte.

Zugleich hatte der Gleichmann sein Schneiderhandwerk an den Nagel gehängt; er nähte wohl noch so ein wenig herum bei seinen Verwandten, auf deren Heuboden er schlief und aus deren Schüssel er aß, denn das Heimatl in dem kleinen Zuhäusel war zu nichte geworden, da die alte Ahnlmuada gestorben, die Agatha aber als Kindsfrau in städtischen Dienst gegangen war. Außer dem bißl Nähen aber, mit

*) Zum besten.

wenn sie sich den Kopf zerbrachen, von wem das bunte Bildl mit den langohrigen Hasen und den schönen Eiern und dem Glückwunsch ohne Unterschrift sein könnte, und hast so nahe zugeschaut und hast es nicht eingestanden, wenngleich sie schon mit Fingern auf dich zeigten!

Und wie hast du diese Schalkheit zu Weihnachten und Neujahr weitergeführt und zungenstreckende Manderln, behörnte Mädchen, Affen als Brüder, Schneemanderl als Kameraden den verschiedensten Dirndln und Buben zugeschickt, bis auch sie sich rächten mit zungenstreckenden Fräulein, plärrenden Kindergesichtern und einem Mann, der Schläg' kriegt von einem Weib, mit dem Zusatz: „So geht es den Schweizern", nämlich den Kuhwärtern.

Aber halt sonst auch, wenn der Sonntag kam und die andern Knechte, die Werktags ihr Pfeiflein rauchten, ohne Zigarren dastanden, da war's wieder der Gleichmann, der den „Splendiden" spielte. Aus seiner lichtgrauen Rock- oder Westentasche, nahe dem weißgebügelten Hemd, guckte gewißlich ein Schöcklein Zigaretten, und da, ein Griff, ein scherzend Wort: „Schau, Gleichmann, spendier mir a Zigarrn, du rauchst eh unter der Wochen nichts", und schon war der kühne Angreifer im Besitz einer fein und weiß mit Fließpapier Umhüllten.

Der Gleichmann hat ihm's nicht verwehrt, o nein; so weit bei ihm das eigene Besitztum reichte, ist er allzeit freigebig gewesen und wo es zu Ende war, nicht unzufrieden und nicht launisch. Wie manche Gabe, sei's ein Kleidungsstück, ein Paar Schuhe, ein Trinkgeld, hat er dankend angenommen und anderseits nie den „Großlohnigen", den Geldgierigen gespielt. Bescheiden hat er sich begnügt mit dem, was seine Herrenleute als Lohn ihm zuerkannten, und als er einmal zu Neujahr das Haus verließ und in fremde Dienste trat, ist er trotz des daselbst erhaltenen höheren Lohnes wieder zurückgekehrt, weil das Herz ihn zog zu den Leuten, die in und nächst der trautgewohnten Heimstätte ihm teuer waren.

Da, Gleichmann war's wohl am „Altenjahrtag",*) als du wieder kamst, als ziehe ein guter Geist ein mit dir ins Haus. Ein Gefühl der Beruhigung hat sie beschlichen, die deine Herrenleute waren, und ein Gefühl der Freude, die dir sonst in freundlicher Gesinnung nahestanden.

Da hat in den nächsten Feiertagen der liebtraute Bekannte in mehr als einem Nachbarhaus nach höflichem Klopfen die Tür aufgemacht und ein jubelnd Rufen ihn willkommen heißen hören. „Der Gleichmann, der Gleichmann! Bist auch wieder da?! Bist du brav!" Und sie haben sich gefreut, recht gefreut über das volle, runde, etwas braune Gesicht mit den guten, ehrlichen Augen, gefreut über die Redeweise, so ruhig

*) Silvester.

dann mit seinen Melksechtern herauf, lächelte freundlich und schaute ruhig ernst und goß mit großer Sauberkeit seine weiße Ware in die Geschirre ein, nicht die Mitzikatzen vergessend, die um seine Füße schnurrten, bis er, ihr Nährvater, auch ihr Schüsselchen mit Milch gefüllt hatte.

Der Gleichmann, wo der hantierte, da konnte auch jedes Heikliche zum Milchgeschirr greifen und wohl nicht selten ist er, der allzeit Gefällige, zum Abwaschschaff gestellt worden, wohin sonst nur weibliche Gestalten gehören.

„Gleichmann, gelt, du waschst ab?! Ich möcht' gern ein bißl ausgeh'n," oder: „Ich hätt' dies und das zu tun" — wie oft wohl hat er diese schmeichelnde Bitte gehört und den Zusatz: „Kriegst nachher einen Kaffee."

„Aber ich bitte, das muß nicht sein, ich tu's ja auch so", erwiderte er sehr freundlich, summte eine Melodie und schwenkte seine untersetzte Figur ganz zufrieden herum, um Abwaschschaff und Wasser und Fetzen und Geschirr bereit zu stellen. Aber gegessen hat er den Kaffee halt doch mit viel Vergnügen und sich höflich dafür bedankt.

Und auch dort, wo keine derartig süße Belohnung in Aussicht stand, ist der Gleichmann als Helfer zur Stelle gewesen. Jedes Dienstmädchen, das im Hause weilte, hat an ihm eine Stütze gefunden, wenn's nur sein konnte, und jedes Kind, wie sie so im Laufe der Jahre sich im Hause einstellten, hat an ihm einen allzeit gütigen Kameraden kennen gelernt.

Da wurde er nicht müde, dem kleinen Buben behilflich zu sein, wenn er „sein Kalberl" füttern wollte oder ihm eine Peitsche anzumachen und einen „Schmoaß" daran, wenn er gerne „schnalzen" hätte mögen; und der Natzl hat es nicht unterlassen können, dem kleinen Dirndl im Vorübergeh'n die Hand aufs Krausköpflein zu legen und ihm ein zärtlich Wort zu sagen.

Anderseits wieder, wie viel Geld hast du, guter Gleichmann, vertragen*), um deinen Mitmenschen, kleinen und großen, eine Freude oder eine — Neckerei zu bereiten! Wie oftmals hast du „Kirta" gekauft an einem Markt- oder Festtag und dies oder jenes Dirndl mit Lebzelt oder einem Feigenkranz bedacht oder gar mit einem schönen Tüchel. Und hast wohl das Tüchel von der einen einsäumen lassen und es der anderen darauf verehrt!

Oder du hast den kleinen Buben Feigen gegeben und ihnen gesagt, im Obstgarten seien sie gewachsen, so daß sie dann sehnsüchtig, mit einem Körblein am Arm unter den Bäumen suchen gingen.

Und wie manche Osterkarte hast du geschrieben für deine Hausgenossen und sonstige gute Bekannte und hast so unschuldig dreingeschaut,

*) Vertändelt.

morgens manchmal mit Verwunderung ein Sträußlein weißer Maßliebchen, roter Lichtnelken und gelber Wiesenblumen auf dem Fensterbrette liegen sah.

Guter Gleichmann, du hast da mit deiner harmlosen Gabe ein Stücklein Frühlingsglück in ein manchmal freudearmes, glückessehnsüchtiges Herz gezaubert, und kein Sommer, kein Frühling schien in jenem Jahr gewesen zu sein, wo du ferne weiltest und deine poesieumwobenen Blumengrüße fehlten.

Aber nicht nur Blüten, nein, auch anderes hat der nächtliche, unsichtbare Fensterlgeher eingelegt: einige Hände voll Kirschen, ein paar Birnen, Zwetschken, Weintrauben, ja sogar ein Strizerl Butter, feingemodelt, wie es die Muhme des Gleichmann, eine dicke Bäuerin im Dorfe droben, ihm freundschaftlich spendiert hatte. Und nicht nur bei dem einen Fenster hat er eingelegt, ach nein, auch bei einem benachbarten Hause, wo hinter halb zugezogenen Vorhängen junge Mädchengesichter lachten. Das sei darum gesagt, daß nicht die fürwitzige Welt etwa glaube, ein verlangendes Gefühl der Liebe habe den Gleichmann zu seinen nächtlichen Gängen und „Spendaschen" bewogen — nein, nein, nur eine ganz harmlose Neckerei und scherzhafte Tändelei war es, freilich auch vermischt mit einem Gefühle der Verehrung — so eine Art poetische Ader.

Poetische Ader! Zuweilen, wenn aus dem Kuhstallfenster, das innen dicht verhängt war, lange, lange Licht hinausschien in den nachtdunklen Hof, da hat wohl die junge Frau im Haus neugierig gemeint: „Was tut denn der Gleichmann? Schreibt er was? Am Ende dichtet er." Aber der gute Gleichmann hat nichts verraten. Und hätte etwa jemand anderen Tages seine Sachen visitiert, was hätte er gefunden? Ein unordentliches Bett, in dem Kleidungsstücke, Kotzen, Leintuch und Polster achtlos durcheinander lagen*) und vielleicht die Henne ein Nest hatte im Stroh, und ein Fensterbrett, belegt mit Kamm, Seife und Spiegel, verschiedenen Tiegelchen und Fläschchen, Feder und Tinte und mehr oder weniger verrissenen Kalendern und Büchern.

Und der Gleichmann verriet nichts. Ach, der schwieg; der konnte schweigen in eigenen und fremden Angelegenheiten, im Ernst und im Scherz, so daß er ein Beichtvater hätte werden können; höchstens, daß er erzählte manchmal, wie kümmerlich und sorgenvoll die Meistersfrau in Obersteier hatte einkaufen müssen und wie man in einem Gebirgsbauernhaus, wo er Halterbub gewesen war, die Milchsuppe gesiehen habe. „Wegen der Mehlknöpperl?" „Ach nein — wegen der Rußkäfer!" Aber auch lachen, ach lachen konnte er, wenn andere ihre Torheit ausplauderten oder er Zeuge derselben war. Wie haben sie gelacht, als er

---

*) Eine bessere Decke nahm er nicht an, behauptend, in einen Stall gehöre eine „Kotz'n".

und traut, diese Redeweise, die nie, nie ein Wort des Tadels über andere Leute hatte.

Und so wie in den Nachbarshäusern ist der Gleichmann dann wohl auch eingekehrt in dem Nebenstöckel seines Diensthauses, und so wie einst den Bewohnern zugetan, als sie noch seine Vorgesetzten waren, ist er auch jetzt höflich und treu, bescheiden und anhänglich als guter Mensch eingetreten und als lieber Besucher festgehalten worden, manche traute Abendstunde lang. Ein Häuflein Federn, das auf dem Tische lag, bot ihm Arbeit; der alte Vater, der mit weißem Haar auf dem Diwan saß, wollte ihn erzählen hören, und das Mädel am Spinnrad und der junge Mann nebenan freuten sich seines Hierseins.

Ein „Stamperl“ Schnaps, ein rosiges — ein guter Geist, wie ihn der alte Vater im Glaskastel hatte, ist dann wohl hergestellt worden: „Trink, Gleichmann!“ Er lehnte ab. „O, danke, es muß nicht sein“, und trank ihn dann bis zur Neige aus. Und dann noch einen, ehe er nach geruhsamem Plaudern mit höflichem Dank und herzlichem Gutenacht langsam hinaustrat in die Winternacht und hinabging in den Stall zu seinen traulich wiederkauenden und hörbar atmenden Kühen und Kalben.

Dann hat wohl ein stilles Licht noch eine Weile hinausgeschienen in den Hof — sei es aus dem Fenster des Stalles oder aus dem Türspalt der Futterkammer, wo der Gleichmann gar oft noch in später winterlicher Nachtstunde mit Rübenhacken beschäftigt war. Er tat es ohne Murren, tat es, wenn längst schon alles im Hause schlief, oder andere schon von nächtlichen Wegen zurückkehrten. Wie oft aber hat auch dieses Licht wie ein Trostesstern einem spät arbeitenden Dirndl geschienen, wenn es einsam zum Brunnen im Hof um Wasser ging! Ein Mensch noch auf, welch tröstlicher Gedanke!

„Der Gleichmann, der mag ja so nicht schlafen“, sagten dann seine Mitdienstboten. „Der schlaft im Sommer immermal gar nicht.“ Und wahr war's wohl auch.

Wie manche schöne Nacht, wenn das Mondlicht seine zauberhaften Bilder und Schatten spann, ist der Gleichmann stille Stunden lang unterm Baum gelegen, unter sich den Rasen, über sich den Sternenhimmel, und hat den Gesängen gelauscht, die hie und da im Tal erklangen, oder dem Zirpen der Grillen am Rain.

Auf die Frage: „Ja, Gleichmann, gehst du nit lieg'n?“ hat er ablehnend gesagt: „Ach, wer wird die schöne Nacht verschlafen“, und hat weitergefeiert. Oder auch, er hat mit knarrendem Karren noch spätnächtlich mutterseelenallein Grünfutter heimgebracht, so leise auf lautlosen Sohlen gehend, daß diejenigen, an deren Fenster er vorüberkam, nicht im Schlafe gestört wurden, und das Mädel im Nebenstöckel droben

das Verlangen für einen feschen Schnurrbart gehabt hätten, sich eine „Pomade“ bringen ließen, wie dieselbe in der Zeitung angekündigt war. Wie sind sie da plötzlich wie verdonnert dagestanden, denn die Gebrauchsanweisung, die der Sendung beilag, war nicht deutsch. Was machen — sollten sie sich „anschmieren“ mit der Salbe, oder dieselbe „einnehmen?“ Verlegen ist der Seppl zu den Frauenspersonen im Haus um Rat fragen gegangen, und der Gleichmann lachte.

Und er hat gar manchesmal noch gelacht, wo er eigentlich nicht hätte lachen sollen. Ein ganzes Sündenregister ließe sich aufzählen, wie oft er sich mutwilligerweise am „alten Seppl“, dem tauben Knecht, vergangen hat. Und immer so, daß ihm nach dem „Strafgesetzparagraph“ niemand ankonnte, das heißt, daß man nie recht wußte, mit welchen Worten ihn ausgreinen.

Wenn er zum Beispiel Samstag abends seine Sonntagsschuhe neben jene der Herrenleute stellte, so daß der alte Seppl, der nicht recht sah, sie für jene des Hausvaters hielt und sauber putzte, um nach Erkennen seines Irrtums mit einem furchtbaren Scheltwetter die blank Gewichsten den jungen Knechten vor die Füße zu werfen, oder wenn sie, die Jungen, den Alten absichtlich oder doch willig in dem Wahne ließen, an einem Samstag sei Sonntag, so daß der Seppl am Abend sorgfältig die Schuhe putzte, am Morgen aber zeitlich aufstand, seine Arbeit besorgte und sein Sonntagsgewand holte, um sich für den Kirchgang anzuziehen. Dann wieder, wenn sie diesen alten Seppl angeplauscht hatten, daß der oder jener geheiratet oder einen Terno gemacht habe, oder Bürgermeister geworden wäre, und solcher nichtsnutziger Lügen eine ganze Menge, so daß der Seppl, der dann neugierig nachfragte oder plauderhaft nachtratschte, bei Innewerden der Fopperei fast absprang vor lauter Zorn. Dann wieder, wenn sie den Seppl oder sonst jemand etwas angenadelt an den Rock oder etwas in den Sack gesteckt hatten — einen Papierbausch, ein Fetzerl, eine Gurkenschale oder einen „Apfelputz“, so daß der Betroffene unverhofft einmal mit einem Schaudergefühle das an sich harmlose Ding aus der Tasche zog!

Wie oft Gleichmann, bist du unwillen dieses Übermutes ausgegreint worden — geholfen hat's nichts. Mit großen unschuldigen Augen hat er dreingeschaut und harmlos gesagt: „Ach, das ist ja nur Spaß“, oder auch: „Ich tu ja nichts“, wenn der alte Seppl auf der Hofgred stand und grandig, laut wiederholt rief: „Natzl, Gleichmann — ih woaß nit, melden tut er sih nit“, indes er, der Taube eben ein Meldewort nicht hörte und die Jungen sich nicht beeilten, in sein Seh- und Gehörbereich zu kommen.

Da hat dann der alte Hausvater, der vom Ausnahmstöckel herab mit seinem Stock durch den Hof gegangen war, wohl gar manchmal

und der fürwitzige junge Roßknecht ein Reklamebildl einer Nudelfabrik in Händen hielten — einen breitgesichtigen, weißkappigen Mann, der je nach einer Wendung einmal lachte, einmal ernsthaft sah, und wie sie diesen „Eiernudelmann“ sorgsam einkuvertierten und per Post ins nächste Dorf an ein junges Dirndl schickten! Wie aber haben sie verblüfft geschaut und der Gleichmann am allerverblüfftesten, als er, der die Adresse geschrieben hatte, nun die Sendung zurückbekam mit der Widmung:

Dieser schöne Mann wird nicht angenommen —
Wer von mir was haben will, muß selber kommen.

Wieso ein Dirndl so gescheit sein konnte und wie der „Eiernudelmann“ lachte.

Ein andermal lachte der Gleichmann wieder; er lachte, als der junge Roßknecht erzählte, wie es ihnen beiden ergangen war, als sie bei der Maurer-Sefferl, die nicht gar so jung und nicht gar so schön und zudem im Besitze eines Liebhabers war, fensterln wollten geh'n und Kirschen mitbringen. Einen Schiebkarren hatten sie unterm Fenster, das ziemlich hoch war, angelehnt, und daran wollte der Seppl, der Roßknecht hinaufkraxln; da fiel das Ding mit einem „Pumperer“ um und der Seppl mit einem „Saggara“ daneben. Die Folge war, daß leise die Tür aufging und die Buben in der Meinung, die Sefferl sei es, die sich weißgestaltig im Nachtdunkel zeigte, auf die Frauensperson in der Türöffnung zugingen.

„Sefferl, da hast Kerschn“, flüsterte der Seppl und wollte seine Gabe der Ersehnten zu Füßen oder in den Schoß legen; da erkannte er, daß die Erschienene nicht die Sefferl, sondern die Mutter derselben, die verwitwete alte Maurerin war.

„Saggra“ — er fuhr sich mit der Hand hinter die Ohren; was konnte da jetzt los sein? Jedoch die Maurerin lachte. „Gib's nur her deine Kersch'n. D' Sefferl schlaft, aber ich nimm's schon.“ Und sie raffte ihr Kleid auf und der Seppl zettelte die Kirschen hinein, indes bei der Sefferl vielleicht der Liebhaber weilte. Der Gleichmann aber lachte.

Und er lachte ein andersmal, als seine Kameraden auf einem nächtlichen Gang nichts Gescheiteres zu tun wußten, als die schweren Steine aus einem Feldwege auszugraben, nur darum, damit die Dorfinsassen bemüßigt waren, sie andern Tags wieder einzugraben. Er lachte und stand daneben und er lachte auch dann, als unverhofft der Dienstherr von einem Gang aus dem Dorfe vorüberkam und die fleißigen Gesellen erkannte.

Und so wie oft wohl bei einem Bubenstückel, da er den Zuschauer machte und bei mancher anderen Schalkheit, da er selbst beteiligt war. Zum Beispiel, als sich die glattgesichtigen Buben, die die Jahre und

die Buben, die mit so schön „g'schmierten" Haaren ins Haus hinaufgekommen waren, sie hatten vorher im Stall die mit so vieler Sorgfalt gehütete — Bartwuchssalbe verpatzt! —

Nun ja, das hat man doch schließlich eingesehen, daß der Gleichmann da nicht ruhig bleiben konnte.

Sonst aber war er nie grob. Ach nein, er war gut; gut von der Zeit an, da er als Kind die Ziegen weidete bis später, da er als Dienstbote gar manchmal geholfen hat, ein arbeitsmüdes Pferd, das frostschauernd im Freien stand, zuzudecken oder einen armen Kettenhund fütterte und tränkte, bis zu dem Tage, da der alte Hausvater, der ihn nach kränklicher Leute Art so oft ausgegreint hatte, schwer krank darnieder lag.

Wie ist da der Gleichmann mitleidig gewesen und hilfbereit und als der alte Vater tot und so reglos und so stille war, wie hat da der Gleichmann geweint. Geweint und seine Anhänglichkeit und Treue den Kindern des Verstorbenen bewahrt.

Ein halbes Jahr später, in welcher Zeit der junge Bursche fleißig gearbeitet, harmlos geplaudert und gar manchmal herzlich gelacht hatte, ist wieder eine Zeit gekommen, wo der stets Herzensgute und Zufriedene, ach, bittere Tränen vergoß. Das war, als nach erhaltener Post, seine Mutter liege krank im Spitale, er am nächsten Tage nach verrichteter Früharbeit sich ankleidete und hineinging ins Krankenhaus, um die Agatha zu besuchen — hinein ging und statt der ersehnten teueren Seele — eine Leiche fand.

Wie ihm damals zumute war — der wortkarge Gleichmann hat's nicht verraten. Geweint nur hat er, geweint, wie eben ein Kind weint, und — seine Arbeit getan. Ach, seine Kühe haben nicht gelitten, sie haben's nicht gefühlt, wie's ihm im Herzen brannte; sie haben nicht gehungert, nicht gedürstet — ihr Wärter hat sie treulich versorgt. Und ist dann an seinem Bette gestanden, an dem unordentlichen armen Bette beim Fenster, und hat das Sonntaghemd angezogen, denn er mußte Leichleute anreden gehen, und hat geweint so still für sich, daß es ihm fast das Herz abstieß. — Der Abend aber fand ihn wieder bei der Arbeit, der Morgen ebenfalls, und während andere Leute die Frage aufwarfen: „Wie wird's ihm gehen? Wird er als uneheliches Kind seine Mutter beerben, wenn kein Testament da ist? Werden nicht auch die Geschwister der Agatha Ansprüche auf ihre Hinterlassenschaft erheben?", während man so sorgte und erwog, daß die Verstorbene etwa tausend Gulden gehabt haben mochte, und wie nun der Gleichmann auf einmal zu einem schönen Vermögen käme, ist er, der so sehr Betroffene still seiner Wege gegangen, vertrauend seiner toten Mutter, vertrauend seinen Verwandten und vertrauend sich und seinem Geschicke.

greinend gesagt: „Der Gleichmann, das ist ein Spitzbub. Nichts wie für'n Narren halt'n tut er die andern, und wenn ma'n ausgreint, schaut er einen so an. Er red't nichts z'ruck, aber folgen tut er auch nicht.“ —

„Schaut er einen so an“, konnte auch einmal ein junger, feiner Mann sagen, der sich erlauben wollte, den Gleichmann, der in dem großen, gut befreundeten Hause an der Straße drinnen einen abendlichen Besuch machte, zu hänseln. Es war in der lichten Küche und das junge Mädchen, das die abwesende Magd ersetzte, stand beim Abwaschschaff am unverhängten Fenster. Da kam es plötzlich angstvoll ins Zimmer geeilt — im Hof draußen vor der Küche sei jemand — einmal husche er hervor, einmal zurück. Die Folge war, daß man hinausging und den Missetäter, in dem schon im vorhinein der Gleichmann vermutet wurde, ans Licht führte. Er hatte inzwischen den Hut in den Händen des zornigen, ihn für seine Bosheit mit allerhand Puffer abstrafenden Mädels gelassen und stand nun da, entblößt und schuldbewußt aber nicht reuig.

Ein feiner Gast des Hauses glaubte nun, den ihm unbekannten Burschen in Verlegenheit bringen zu wollen und fragte ihn deshalb gut gelaunt: „Wo werden Sie heute schlafen?“

„Wo ich heute schlafe?“ erwiderte der Gleichmann und schaute den Frager ernsthaft an. „Wollen Sie das wissen?“

„Freilich, darum frag' ich ja.“

„Also, Sie wollen das wissen? Wo ich schlafe, wollen Sie wissen?! Sie wollen das wissen!?“

„Aber ja“, erwidert der andere lachend und ärgerlich, und plötzlich schaute der Gleichmann das Mädchen an: „Soll ich es ihm sagen?“

„Jetzt schaut er mich an“, rief die Gefragte, „als ob ich es wüßte“. Und Scham und Ärger erfüllte das junge Geschöpf. Der Gleichmann aber lächelte und die anderen Anwesenden lachten — gewiß war es, daß der Schneidergeselle und Kuhbursch über den jungen und gebildeten Angreifer gesiegt hatte.

Sonst kannte der Gleichmann kein Streiten; Wirtshausgeh'n und Liebeln war nicht seine Sache und Grobsein auch nicht. Nur einmal hat der alte Hausvater wohl ernstlich gegreint und dem Gleichmann sehr gezürnt — das war gewesen, als der letztere sich hinreißen ließ, den zwei kleinen Buben, die in seiner Abwesenheit im Kuhstall gewesen waren und sein Fensterbrett visitiert hatten, einige empfindliche Ohrfeigen zu versetzen, so zwar, daß der Paulerl die Spuren der arbeitsschmutzigen Hand auf der Wange trug.

Wieso war denn das geschehen? Wie hatte der allzeit gleichmütige Gleichmann sich zu dieser Grobheit hinreißen lassen? — Ja, mein Gott,

dir liebe Leute zu beschenken; du hast kein Mißtrauen gehabt gegen andere Leute; du warst gut und gläubig und bist anderen Tags ruhig an deine Arbeit gegangen. Du traust und vertraust und bist glücklich dabei, weil du selber die Treue bist.

Der Genußmensch.

Humoreske von **Sophie v. Khuenberg.***)

Es gibt zuweilen nichts Merkwürdigeres, als einen zwischen Quinta und Septima**) stehenden Jüngling. Auf den ersten Blick hin scheint er allerdings nur eines zu sein: ein aufgeschossenes, blasses, mit den Grazien auf dem Kriegsfuß lebendes Mittelding von Bub' und Mann. Wer aber Gelegenheit hat, ihn genauer zu studieren, der entdeckt oft absonderliche, halb komische, halb rührende Eigenschaften an solch einem Longinus.

Eine mir befreundete Familie besitzt ein Unikum dieser Art — den „Eri". Seine Gestalt erinnert ein wenig an den schiefen Turm von Pisa, denn er ist aus falscher Bescheidenheit immer bemüht, sich kleiner zu machen, als er ist. Seine runde, noch völlig charakterlose Nase bildet seine stete, größte Sorge, weil sie so gar nichts von einer Heldennase an sich hat und keinen einzigen Zug ins Griechische aufweist. Schön ist er überhaupt nicht, der Eri — es ist alles unreif an ihm, groß, eckig, fast ein bißchen grotesk, nur ein paar große, kluge, dunkelbewimperte Augen unter vollgeschwungenen Brauen blicken frei und keck in die Welt, als wollten sie sagen: „Paßt auf, der wird noch!"

Neulich hat mir der Zufall sein Tagebuch in die Hand gespielt, und da man Sechszehnjährigen gegenüber noch ein bißchen indiskret sein darf, hab' ich darin geblättert und mir einiges, das mir psychologisch bemerkenswert und amüsant erschien, notiert. Ein köstlicher Kauz, dieser Eri!

3. Februar.

Die Mama ist komisch, sie hat immer Angst, daß die Stücke unpassend sind, in die mich der Papa führt. Das find' ich gar nicht; ich habe der Mama auch gesagt, daß unsere Schulbücher viel unpassender sind, z. B. der Virgil stellenweise. Den möcht die Mama gewiß gleich

---

*) Aus „Heiterer Himmel". Lustige Geschichten von Sophie von Khuenberg. (Hamburg. C. H. A. Kloß. 1906.) Freunde des Humors seien auf dieses Büchlein wiederholt aufmerksam gemacht. Die Red.

**) Häufig ist die Reihenfolge der Klassenbezeichnung eine entgegengesetzte.

Im dunklen Anzug, langsam und in sich gekehrt, ist er am regenfeuchten Morgen des Begräbnistages allein dem Krankenhause zugegangen, von wo aus der Leichenzug sich in Bewegung setzte, und still, wie er schon war, hat er geweint, als das treueste Wesen, daß er im Leben besessen hatte, mit den wachsbleichen, gefalteten Händen und dem geneigten Antlitz in der schmalen Truhe zur Erde ging.

Die Mutter ist's — begreifst du es, armes Menschenherz, das da am Grabesrande zittert und im stillen, inbrünstigen Gebete aufwärts sich wendet, dorthin, wo der Richter und die Seelen wohnen?

Ach, Gleichmann, du hast nichts gesprochen, nichts. Nur dagestanden bist du, als Fritzl, dein Pflegebruder, nach beendigtem Begräbnis im städtischen Anzug und laut und heiter sprechend unter den anwesenden Verwandten stand und einen nach dem anderen begrüßte, dabei umständlich und weithin hörbar erzählend, wies' ihm ergangen war, als er das Telegramm vom Todesfalle nach Wien erhielt, und dann während der Fahrt herein ins Steirerland, und wie es ihm leid sei, daß er, da er zu spät gekommen war, die schon eingesargte Agatha nicht mehr sehen konnte.

Du Gleichmann hast nichts gesagt; du hast so geschaut, als täte es dir weh, hier am offenen Grabe so laute Worte zu hören, und wie dann dein Pflegebruder gemeint hat, das Grab des alten Nachbarvaters, deines einstigen Dienstherrn, möchte er auch sehen, bist du mit ihm hingegangen zu dem überblühten Hügel, und während der Fritz nach einigen umständlichen Fragen den Hut zog und das Kreuz machte, bist du niedergekniet in deinem schwarzen Anzuge mit dem lichtblauen Mascherl auf der weißen Hemdbrust und hast die Hände um den abgenommenen Hut gefaltet und leise betend das Gesicht geneigt, das heute so sorgenvolle Gesicht mit dem spärlichen Bartflaum, der gebräunten Hautfarbe und den guten, treuen, stillschmerzlich blickenden Augen.

Und so wie du hier gekniet, bist du dann vom Friedhof hinausgegangen, still und in dich gekehrt, und so, wortkarg aber gut, bist du nach vollendetem Gottesdienste pflichtgemäß mit den Leichleuten im Gasthause eingekehrt, ohne viel Reden, aber herzlich und gut die große Verwandtschaft bewirten lassend.

Andere haben an deiner statt Umschau gehalten und Aufträge erteilt wegen Speis und Trank, es war dir recht; der Fritzl, der sehr heiter war, führte das große Wort, du littest es; und andere haben sich gesorgt, ob du nicht in deinem Vermögen benachteilt würdest, dein Vertrauen mißbraucht würde, du wußtest es nicht. Du warst froh, von deinem Erbe einen dem Pflegebruder zugeschriebenen Teil ausbezahlen zu können, du warst froh, imstande zu sein, mit Wäsche und Kleidern deiner Mutter

Den Brief hab' ich besorgt, aber die Geschichte kommt mir nicht recht richtig vor. Das ist gewiß der Leutnant, der immer gerade an der Ecke steht, wenn wir vorbeigehen, und so schneidig salutiert.

18. Februar.

Gott sei Dank, daß der Ball vorbei ist. Gestern sind der Papa und ich ins Gasthaus essen gegangen, weil zu Haus so ein Durcheinander war. Es war aber ganz fidel im Rathauskeller. Der Papa hat fest getrunken und ich auch; zum Schluß haben wir geraucht. Geschmeckt hat mir die Zigarette nicht besonders, aber dem Papa zuliebe hab' ich halt mitgetan. Es schaut auch besser aus.

Abends sind alle drei auf den Ball. Die Mama hat mir einen schrecklich eingeengten Eindruck gemacht, als ob ihr das Atmen weh tät, und die Ella war, glaube ich, recht schön, trotz dem Wimmerl. Der Papa war, scheint's, steinunglücklich, denn wie er mir Adieu gesagt hat (ich hab' grad griechisch präpariert), hat er gesagt: „Eri, ich beneid' dich!" Na, jetzt so was! Einen beneiden, der griechisch präpariert! Da gehört schon was dazu! Eher hätt' er den Kleinen, den Rudi, beneiden können, denn der ist gerade schlafen gegangen. Aber mich —

20. Februar.

Jetzt weiß ich's, warum die Ella für die Liebe schwärmt. Sie ist verliebt und heimlich verlobt. Der Leutnant in der Florianigasse! Na ja, diese Mädeln, wie in faden Lustspielen machen sie's. Sie hat sich mir anvertraut, damit ich ihr manchmal helfe, wenn die Mama was wittert. Denn die Mama hat sich einen Ingenieur zum Schwiegersohn gewünscht und der Papa einen Professor. Also wird die Geschichte einen scharfen Kampf setzen. Ich habe ihr meinen Schutz versprochen, dafür wird sie der Köchin einen Deuter geben, daß wir zweimal in der Woche „Schlosserbuben" bekommen; die esse ich rasend gern.

27. Februar.

Eigentlich habe ich gar nichts gegen den Leutnant als Schwager. Er ist ein ganz lieber Kerl. Gestern hat er mir durch die Ella sagen lassen, ich kann sein Rad haben, er braucht's nicht mehr, und seinen Kodak will er mir auch borgen, wenn's mir Freude macht. Mir ist's recht; mein kleiner Apparat ist schon so ruiniert und ein Radl krieg' ich vorläufig nicht von wegen der dummen Zensuren in Latein. Also werd' ich sein Anerbieten gnädig annehmen.

3. März.

Ich hab' schon oft studiert, was ich eigentlich bin. Der Papa sagt, ich bin ein fauler Strick, die Mama, die an die Seelenwanderung

abschaffen, wenn sie könnt'. Die Theaterstücke handeln fast immer von Liebe; das ist eigentlich langweilig. Ich geh' aber doch schrecklich gern ins Theater, schon wegen der Zuckerln, die ich mir in der Pause kauf'. Und dann hat der fade Tag doch so einen Abschluß. Ich schreib' jetzt auch wieder ein Stück. Die besten Sachen fallen mir immer in der Mathematikstunde ein und wenn ich dann aufgerufen werde, weiß ich nichts und der Professor alteriert sich über mich.

9. Februar.

Es muß doch so was dran sein an der Liebe. Meine Schwester Ella behauptet wenigstens, es gibt nichts Schöneres. Sie ist achtzehn Jahre alt und schaut mir gar nicht gleich, wahrscheinlich ist sie also sehr hübsch. Ich merk' das nicht so, wenn mich die Mama oder die Ella fragen, ob jemand hübsch ist, sag' ich immer, ich weiß nicht, und dann lachen sie, als ob das gar so komisch wär'. Ich finde das sehr traurig, denn ich werd' einmal gar nicht wissen, ob die hübsch ist, die ich heirate. Heiraten will ich nämlich absolut. Das hab' ich mir fest vorgenommen. Heute, zu mittag, war zwar wieder die Rede von einer unglücklichen Ehe, aber das macht nichts, meine wird schon glücklich sein.

15. Februar.

Pfui Teufel, so ein Fasching! Ich kann lernen und die anderen unterhalten sich. Mit der Mama und der Ella ist's nicht mehr zum Aushalten. Den ganzen Tag eine Frisiererei und Herumprobiererei, daß einem angst und bang wird. Die Mama hat ein neues Mieder und ist schrecklich grandig, weil sie auf einmal schlank sein will und nicht kann. Und die Ella möcht' wieder dicker sein als sie ist und heult, weil sie ein Wimmerl auf der Nase hat und morgen der Ball ist. Was soll ich denn sagen — ich hab' mehr wie ein Wimmerl und nicht einmal einen Ball! Der Papa ist auch nicht am besten gelaunt und sagt, das kostet alles eine Masse Geld. In solchen Momenten lernt er mich sehr schätzen, das tut uns beiden wohl, wir halten dann so gewissermaßen brüderlich zusammen.

16. Februar.

Der reine Laufbursch war ich heut'. „Eri, ich bitt' dich, geh' schnell zur Schneiderin, sie soll augenblicklich kommen, die Schoß ist vorn zu lang!“ schreit die Mama, wie ich kaum aus der Schul' komm' und meinen Pack hinwerfe. Und die Ella rennt mir nach und gibt mir ganz geheimnisvoll ein Brieferl und dreißig Heller für den Dienstmann und sagt: „Ich bitt' dich, Eri, gleich soll er's hintragen, vergiß ja nicht, es ist eine Überraschung für die Mama.“ Dann verschwindet sie und ich lese auf der Stiege die Adresse: Herrn k. und k. Leutnant Richard Demel, Florianigasse 18.

22. März.

Ella hat sich tüchtig ausgeweint und dann gesagt, sie will nichts mehr vom Leutnant wissen. Jetzt nimmt er mir gewiß den Kodak weg.

25. März.

Alles gerettet! Sie haben sich heute geküßt, ich hab's gesehen und hab' nichts dergleichen getan, also sind sie mir kolossal verpflichtet. Übrigens bin ich paff. Sie will nichts mehr wissen vom Leutnant und küßt ihn. Da soll sich ein Mensch auskennen. Wirklich ein sonderbares Geschlecht. Das muß ich mir merken.

3. April.

Die Ella sagt, ich sehe jetzt menschlicher aus, weil ich geschoren bin und englische Halskragen trage. Der neue Anzug steht mir halt besser, das spürt man gleich. Neulich hat mir der Papa ein Buch geschenkt, „Der Katechismus der guten Lebensart!" Sehr fad, aber ich lese es doch. Was da für Sachen drin stehen! Ich glaube, man müßte närrisch werden, wenn man sich das alles merken sollte. Z. B. das: „Wenn ein junger Mann Mutter und Tochter begegnet und grüßt, so hat er selbstverständlich erst die Mutter, dann die Tochter anzusehen." Ich passe jetzt häufig auf und merke, daß immer das Gegenteil geschieht. Unser Leutnant schaut auch immer zuerst die Ella an und dann die Mama. Ich finde das ganz natürlich und werde es künftig ebenso machen. Noch 'was steht drin. Das werde ich dem Leutnant sagen. Das kann er brauchen. „Setze dich vor allem in ein gutes Einverständnis zu deiner künftigen Schwiegermutter!" Er soll halt der Mama Blumen schicken, es stimmt sie immer ganz weich, wenn sie Grünzeug bekommt.

7. April.

Bei uns sind jetzt manchmal musikalische Abende. Die Mama trommelt Klavier und die Ella kräht im höchsten Diskant. Ich bin nur froh, daß man mich rechtzeitig als „unmusikalisch" erkannt hat, sonst müßt' ich jetzt auch mittun. Der Papa ladet krampfhaft einige jüngere Beamte ein und die Mama setzt jedesmal den Ingenieur neben die Ella. Ich muß lachen über die Kurzsichtigkeit der P. T. Eltern. Wenn die wüßten! Der Leutnant hat sich übrigens auch eingeschmuggelt und wenn die Ella singt: „Dein ist mein Herz — Dein ist mein Herz — und soll es ewig bleiben", dann steht er, an die Tür gelehnt, und macht Augen auf sie, Augen —. Übrigens hat sie ganz recht, die Ella, wenn schon so was sein muß. Der Ingenieur hat so was unangenehm Promptes, so 'was Norddeutsches, als ob er der einzige Gescheite auf der Welt wäre. „Ach wissen Sie, bei uns in Berlin, da ist das anders!" sagt er immer, und die Mama macht Buckerln

glaubt, behauptet, ich sei früher ein Schweindl gewesen (weil meine Laden und meine Kramuri ihr ewig Pein machen!) Der Rudi sagt, ich bin ein Grobian (obwohl ich ihm höchstens einmal im Tage einen Puffer gebe). Die Ella sagt (neuester Zeit), ich bin ein lieber, guter Kerl. In der Schule betrachten sie mich bald als Kamel, bald als Genie, je nachdem. Wenn ich aufgerufen werde, weiß ich meistens nichts, weil mir das Studieren eigentlich in hohem Grade zuwider ist. Dafür halt' ich ihnen oft in der Pause einen famosen freien Vortrag, deklamiere für zehn und besinge jeden Maiausflug. Ich gelte als der Dichter der Sexta. Aber ich weiß trotzdem weder was ich bin, noch was ich werden soll. Das ist ekelhaft.

6. März.

Seit gestern weiß ich, was ich bin. Ich bin ein Genußmensch! Das ist nämlich sehr merkwürdig, aber ich bin's doch. Ich genieße den Genuß der anderen und riskiere keine Seelenruhe dabei. Mit der Ella red' ich jetzt sehr oft von Liebe. Es fängt an, mich zu interessieren. Aber komisch sind die Weiber, das ist wahr. Immer möcht' sie wissen, ob „Er" an sie denkt, was er für ein Gesicht gemacht hat, als ich ihm das Brieferl gegeben habe, ob er „Ah" oder „Oh" dabei gesagt hat. Als ob das nicht Wurscht wär'. Ob die Mama auch einmal so war? Das heißt, manchmal kommt mir vor, als wenn die Mama noch immer gern so sein möcht'. Aber der Papa ist für so 'was nicht. Für den gibt's nur sein Bureau, den Rathauskeller und seine Bequemlichlichkeit. Ich glaub', die Mama tät' die Ella beneiden, wenn sie das vom Leutnant wüßte.

14. März.

Heut' war ich wieder Genußmensch. Zuerst hab' ich dem Rudi Zuckerln holen dürfen, weil er Schnupfen hat, dann wieder ein Brieferl zum Leutnant; von dem wieder ein Brieferl und ein Veilchenbüschel retourbringen, dann hab' ich die Ella ins Konzert begleitet und abends bin ich für die Mama zum Friseur gelaufen, die rotblonde Perücke holen. Die Mama geht nämlich auf die Redoute mit einer unserer zahllosen Tanten. Das ist wieder eine Toilettewirtschaft! Das ganze Haus riecht nach Puder und Parfüm — grauslich. Na, daß die Tante maskiert ist, ist ein wahres Glück, denn daß die furchtbar häßlich ist, das sehe ich sogar. Aber um die Mama ist, glaub' ich, schad'. Zur Feier des Tages lasse ich den Cicero Cicero sein und gehe über die Buchteln, die in der Kredenz stehen.

21. März.

Heute sind wir beide melancholisch, die Ella und ich. Ihr liegt der Leutnant im Magen, weil er sich einen ganzen Tag nicht gerührt hat, und mir die Buchteln.

und gleich wieder diskret verduftet ist. Die Ella sagt, ich bin ein Engel, und der Richard (ich nenn' ihn jetzt bloß Richard) sagt, ich muß Offizier werden, weil ich das Herz auf dem rechten Fleck habe. Mein Gott, man kann doch seine Schwester nicht kompromittieren.

5. Mai.

Mir scheint, die Berta wird sich auch noch verloben, mit dem Ingenieur, denn die Mama hat heute gesagt, so ein kokettes, berechnendes Mädel ist ihr noch nicht vorgekommen. Ich find' sie sehr bescheiden, die Berta, wenn sie den mag. Übrigens weht so was wie eine ewige Feststimmung jetzt durchs Haus. Alle Augenblicke wird ein Gugelhupf gebacken und Schampus getrunken. Sehr fidel. Manche Philosophen behaupten, daß es besser ist, nicht geboren zu werden. Ich kann das nicht finden. Das Leben hat eigentlich sehr schöne Momente. Wenn nur das Lernen nicht wär', das stört einem jeden Lebensgenuß. Ich laß mich von der Ella sehr oft zum Zuckerbäcker laden, der Richard schenkt mir alle Augenblicke einen neuen Film und der Rudi läßt sich ruhig durchhauen, wenn's mir paßt. Und noch was — das ist eigentlich die Hauptsache — die Berta hat mir neulich einen Kuß gegeben bei der Ella ihrer Verlobung. Ich glaub', ich werd' mir so was öfter geben lassen, es hat was für sich. Nur die Mama schimpft noch immer über meine Schlamperei und der Papa über die Zensuren.

Mein Gott — ganz kann sich der Mensch ja doch nicht ändern. Man ist halt ein Charakter!

Das Gericht im Breitschirmhof.

Eine Dorfgeschichte von **Peter Rosegger.**

Die Talstraße vom Weinlande her rasselte ein Steirerwäglein. Vorn ein flinker Schimmel und hinten, im Wagen drin, ein junger Mann. Wer wissen will, wer es ist, der muß ihm auf den Magen schauen. Dort, über dem schon leidlich gewölbten Bäuchlein schmiegt sich der breite Ledergurt, und auf demselben, mit weißen Buchstaben ausgesteppt, die Buchstaben L. B. Es sind dieselben Buchstaben, die im Resingtal von Markstein zu Markstein eingegraben stehen und an dreihundert Joch Grund und Boden umfrieden. Der Grund und Boden des Breitschirmhofes, dessen Jungbesitzer Leopold Breitschirm eben vom Weinkaufen aus dem Unterland heimfährt.

Unterwegs blickte er aus, was da für schöne Nußbäume stehen an der Straße. Und unter einem, auf schattigem Rasen, saß ein Frauenzimmer. Es war aber kein Frauenzimmer, sondern ein jungfrisches

vor ihm, als ob er der verstorbene Bismarck in Person wär'. Ein Aff' ist er, ich sag's ihm nächstens, wenn ich mich gift'.

15. April.

Die Ella sekkiert mich mit dem Institut, dem ich immer begegn', wenn ich aus der Schul' komm'. Lächerlich. Mich schaut ja doch keine an. Nur die eine, die vorne geht, die lacht immer. Wahrscheinlich komm' ich ihr sehr komisch vor, weil ich ernst dreinschaue. Aber ich werd' nicht auch lachen, wie so ein „Ganserl" von einem Mädel.

18. April.

Wir haben jetzt eine Cousine zu Besuch. Die bringt alles durcheinander. Dem Rudi hat sie eine andere Frisur gemacht, der Ella will sie zur Hochzeit verhelfen, der Mama hat sie den ganzen Salon modern arrangiert, mit'n Papa spricht sie über Politik und dem Leutnant hat sie gesagt, er soll ruhig anhalten um die Ella, Kaution wär genug da. Sie ist riesig gescheit, freilich ist sie schon zwanzig Jahre alt. Meine Hände sind ihr nicht recht, sie schaut mich überhaupt oft so an und neulich hat sie gesagt: „No, Eri, wann wirst denn du einmal ein Kavalier werden!"

22. April.

Ich hab' mir eine kleine Manikure-Kassette zum Geburtstag schenken lassen. Aber das ist noch fader als das Lernen. Ich möcht' keine Frau sein, die sich immer putzt. Eine ekelhafte Plag muß das sein!

25. April.

Aber schöner sind die Hände schon. Die Cousine hat's heute bemerkt und die Mama auch. Ich wasch' mich jetzt abends mit Zitronenwasser. Der Rudi sagt, ich bin ein Gigerl. Der Esel!

28. April.

Unsere Berta, die Cousine, ist eigentlich sehr gut. Wenn die Ella ihren Leutnant bekommt, läßt sich die Berta vom Ingenieur und den Beamten anbeten. Die Mama sagt, sie ist eine falsche Kröte, was ich sehr ungerecht finde, sie tut's doch nur der Ella zuliebe, was die Mama freilich nicht weiß.

1. Mai.

Gott sei Dank, sie sind verlobt und die heimliche Briefträgerei hat ein Ende. Die Mama war hochrot vor Überraschung und der Papa hat, glaub' ich, einen Wutanfall bekommen, aber nur innerlich, und das ist die Hauptsache. Später hat die Mama mich ins Verhör nehmen wollen, ob ich nichts von der Geschichte gewußt habe, aber ich hab' mich hinter meinen Büchern verschanzt und griechische Hexameter heruntergeratscht, daß die Mama über meinen Fleiß ordentlich erschrocken

Dann kam die ruhige, sorglose Zeit, da ihnen zumute war wie dem Landmann nach heißen, stürmischen Sommertagen, wenn das Korn in der Scheune ist.

Leopold hatte sich über seine Wahl nicht zu beklagen, die Thekla hatte alle Vorzüge eines braven Weibes. So strenge sie den Leopold damals zurückgewiesen hatte, so zärtlich war sie ihm nun ergeben. So derb sie im Falle das Gesinde anlassen konnte, so fürsorglich war sie für dessen Wohl. So reichlich sie für den Tisch sorgte, so bereitwillig sie für die Nachbarschaft war und so freigebig gegen arme Leute, so arbeitsam und sparsam war sie in der Wirtschaft. Das Achselzucken zuerst und die halben Bemerkungen, von der Straße hebe man nichts Gutes auf, waren bald überwunden, sie war nicht allein die geachtetste Bäuerin im Resingtal, sie war auch die gelobteste und die geliebteste. Leopold hatte sie so gerne, daß er ganz aus der Art schlug und außer in seiner ehelichen Kammer alles Weiblichen vergaß. Außer, daß die Thekla von Zeit zu Zeit einen Besuch machte in ihrer Heimat Sankt Martin, ging sie nie vom Hofe fort, sie war die Seele des Hauses und — wie die Leute sagten — die Seele von einem Menschen. Und als dann der Knabe und das Mädchen da waren, pflegte und erzog sie sie zu ein paar gesunden, schönen und wohlgearteten Kindern.

Sie waren schon eine Reihe von Jahren verheiratet, als eines Tages im Hause ein Betteljunge erschien. Ein zerlumptes, unsauberes Bürschchen mit scheuen, schreckigen Äuglein und tölpischem Benehmen. Die Thekla hatte ihn auf dem Feldwege aufgegriffen und in den Hof gebracht, auf daß das arme Wesen einmal gesättigt, gereinigt und mit Kleidern versehen werde. Der Kleine blieb dann eine Weile, war aber unanstellig und unverläßlich, so daß Leopold ihn eines Tages davonjagte. Die Thekla war darüber schweigsam, als ob sie mit dem Fortschicken nicht einverstanden wäre. Sie hätte den fremden, verwahrlosten Jungen wohl gerne zu einem Menschen gemacht. Wenn sie dann in das nahe Dorf ging und aushorchte, ob nirgends von jenem fremden Knaben die Rede sei und nichts vernahm; wenn sie auf dem Feldwege und am Waldraine dahinging und vergeblich ausschaute und spähte, wie verstimmt kehrte sie nachher in den Hof zurück. Ihre eigenen Kinder aber gediehen und brachten hellen Sonnenschein in das Haus. Nur die Mutter schien sich nicht recht darüber freuen zu können, als hätte sie immer an andere, an verlassene Kinder denken müssen, die heimatlos und liebelos in der Welt herumirren. Noch gütiger wurde sie gegen arme Leute.

Und eines Tages im Herbste hatte Leopold bemerkt, daß am Morgen sein Weib einen Topf Milch und ein Stück Brot hinaustrug in den Heustadl. Er sah nach, ob dort etwa ein kranker Dienstbote

Dirndl. So ließ der Leopold seinen Schimmel stehen, richtete ein paar gewöhnliche Worte an das Dirndl, fragte woher und wohin, lud es dann ein, sich zu ihm in den Wagen zu setzen und mit ihm zu fahren. Das sei ihr nicht unlieb, denn der Weg ziehe sich länger als sie vermeint habe. Und er zog sich auch von nun ab. Um ihn kurzweiliger zu machen, wurde der junge Großbauer gegen die Reisegefährtin zutunlich und wollte sie ein wenig lieben. Aber sie dankte so entschieden und herb dafür, daß er schweigend wurde und bei sich dachte: Endlich einmal auch ein Apfel, der nicht fällt, wenn man den Baum schüttelt. — Das gefiel ihm und er begann mit ihr ein anderes Gespräch.

„Also Dienst suchen willst du im Resingtal? Von Sankt Martin bist du her? Gefällt's dir denn nicht in Sankt Martin? Nachher gefällt's dir doch vielleicht im Resingtal? Probier es bei mir auf dem Breitschirmhof."

Dazu sagte sie nicht ja und nicht nein, da müsse sie erst nachfragen. Ungeschaut trete sie in keinen fremden Dienst.

„Frag nur nach", antwortete er und versuchte es noch einmal mit schmeichelhaften Zutunlichkeiten. Da spitzte sie scharf den Ellbogen und begehrte auszusteigen. Sein Besänftigen nützte nichts, sie stieg aus, sagte: „Schön Dank!" und ging einen Feldweg.

Er ließ sie nicht aus den Augen. Sie verschwand im Buchenwalde. Dann stand sie bei einem Kleinbauern im Dienste ein, war Sonntags in der Kirche zu sehen, einmal sogar beim Wirt auf dem Tanzboden. Da begehrte er sie zu einem „Steirischen".

Ein Jahr später war dieses Dirndl Jungbäuerin auf dem Breitschirmhof — zum Entsetzen aller Bauerntöchter der Umgebung. Nach der Hochzeit waren die zwei so glücklich, daß sie den ganzen Tag nicht voneinander ließen.

„Wie du gerade auf mich verfallen bist, Leopold!" sagte sie zärtlich. „Bin ja wohl nicht schön."

„Just das gefällt mir, weil du nicht weißt, daß du schön bist."

„Und bin gar ein armes Leut."

„Aber du bist was anderes und das geb' ich um viel Geld nicht her. Das hat selten eine. Schon in der ersten Stund' damals hab ich's gewußt. Ich bin so, daß ich der meinigen vertrauen muß können, und ist's just einmal meine Passion, daß ich einen Krug will haben, aus dem noch kein anderer getrunken hat."

„Ah, so meinst es", antwortete sie und schob sachte seine Hand zurück, die unversehens ihrem Rocksack nahegekommen war. Denn darin hatte sie einen Brief. Gerade am Hochzeitstag war er gekommen. Der ging ihn nichts an.

noch reicher, die Wirtschaftsgebäude mußten vergrößert werden. Besonders auf dem Anger vor dem Wohnhause wurde ein fester Blockbau aufgeführt, wo Korn, Brot, Fleisch, Fett, Leder, Wolle und andere Vorräte in Massen sicher aufbewahrt werden konnten. Die Felder und Wiesen wurden verbessert und die Marksteine mit den Buchstaben L. B. rückten stellenweise weiter nach außen hin. Der Sohn des Hauses war schon so weit, daß er in eine landwirtschaftliche Fachschule gegeben werden konnte; das Töchterlein übte sich unter Anleitung der Mutter in den häuslichen Obliegenheiten. Alles war frisch und froh, bis auf Thekla. Sie blieb gütig und milde, wurde aber immer ernster und verschlossener. Die trautsame Liebe zueinander wird bei bäuerlichen Eheleuten überhaupt nicht zur Schau gestellt; aber es war schier verwunderlich, daß dieses herzensgute Weib nicht mehr Liebe zeigte zu ihren Kindern. Ihre Schwermut steigerte sich derart, daß Leopold ihr vorschlug, zur Zerstreuung eine Reise in die Stadt zu machen. Darauf antwortete sie, in der Stadt habe sie nichts zu tun. Aber eine Wallfahrt möchte sie machen! doch nur, wenn er zu Hause bliebe und daß sie die Beruhigung haben könne, der Hof wäre derweil gut versorgt. Der Bauer sah diese Fürsorge ein, sie freute ihn und er ließ sie hinziehen die weiten Straßen, um ihre Wallfahrt zu verrichten.

Während der Zeit, als die Bäuerin fort war, schlug einmal besonders heftig der Kettenhund an, der am neuen Blockbau hing, und es wurde der Bettelbursche wieder gesehen. Er schlich hinter dem Hause im Baumgarten herum. Er war nun schon halb erwachsen, trug aber ganz unterschiedliche Kleidungsstücke an sich, eine bäuerliche Lederhose und einen schwarzen Stadtrock und eine schildlose Holzmütze, aber alles zerrissen und zerfranst und kein Stück paßte an den Leib. Schreckig spähte er zwischen den Baumstämmen her, wenn jemand über den Hof ging, um dann, da es die Bäuerin nicht war, sich allmählich wieder schnell hinter Büschen zu verstecken. Der Bauer machte kurzen Prozeß. Er ließ den Hund von der Kette, dieser raste wütend auf den Jungen hin, riß ihm einige Kleiderfetzen herab und kehrte wieder in seinen Kobel zurück, während der Bursche kreischend vor Schreck davongelaufen war.

Länger als der Leopold erwartet, war sein Weib ausgeblieben, endlich kam sie heim, abgezehrt, erschöpft und fast verstört. Das, was sie auf den Wallfahrtswegen erhofft, schien sie nicht gefunden zu haben. Wie vor und eh ging sie ihren häuslichen Verrichtungen nach, aber es geschah mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Nur wenn manchmal ein Bettelmann um Almosen zusprach, wurde sie erregt und gab so reichlich, daß mancher Empfänger erstaunt fragte: „Das alles? Das alles gehört mein? Vergelt dir's Gott, Breitschirmhoferin, an deinen lieben Leuten!"

liege und fand den fremden Betteljungen. Der war seither noch verwahrloster geworden und störrischer. So sagte die Thekla, es sei doch Christenpflicht des Wohlhabenden, ein solch armes Menschenkind aufzunehmen, es mit liebevoller Strenge zur Arbeit anzuspornen und von dem Schlechten abzuhalten. Der Bauer wollte es noch einmal versuchen. Der Bursche blieb auf dem Hof. Anfangs stellte er sich emsig zum Dreschflegel, zur Stallstreugabel, aber es dauerte nicht lange, so warf er das Geräte weg und warf sich aufs Stroh, und wenn ihn die Knechte mit den Stiefelabsätzen stießen, so stellte er sich tot oder sprang auf und lief in den Wald hinaus, wo man auf dem Moose liegen kann und nicht arbeiten muß. Manchmal schlich er sich in die Vorratskammer, naschte Butter oder Geräuchertes, und wenn der Leopold ihn darob mit der Peitsche züchtigte, so schrie der Junge so kläglich, als geschähe ihm das größte Unrecht. Je herber er mit diesem Geschöpfe wurde, je gütiger war mit ihm die Thekla. Sie begutete ihn heimlich und einmal nahm es der Bauer wahr, wie sie dem Knaben in der Flachskammer das wirre Haar strählte, ihn dann mit der flachen Hand fast zärtlich über den Kopf strich und leise sagte: „Bitt dich gar schön, Bastel, sei brav, sonst mußt wieder fort und darfst nimmermehr kommen!“

Da trat der Leopold vor: „Er soll nur gleich fort, der Taugenichts, der uns noch unsere Kinder verderben kann. Oder hast du den hergelaufenen Lumpen wohl gar lieber, als deine eigenen Kinder? Es scheint so. Eine solche Nächstenliebe ist mir zu dumm, hörst du?“

„Leopold“, entgegnete sie und schaute ihn fragend an, „solltest denn du gar keinen jungen Menschen wissen, dem du's auch gut meinen möchtest — extra gut? Ich hätte nichts dagegen . . . .“

„Hast du dich zu beklagen darüber, daß ich's unseren Kindern etwa nicht gut genug meine? Eben deswegen leid' ich ihn nicht, diesen hergelaufenen Zottel! Lernen könnten sie schon was von dem — ei ja, das schon! Er soll machen, daß er weiter kommt!“

Sie sagte nichts dagegen, nur das seufzende Wort sprach sie: „Es ist hart, daß er wieder fort muß!“

„Du kannst ja mit ihm . . .!“ rief er zornig, sprach aber das Wort nicht ganz aus. Es war doch zu schwer. Er wußte es ja nicht so genau. Er wußte nur, daß die Thekla entfernte Verwandte habe. Sie hatten sich stets ferngehalten, vielleicht war das der Stolz armer Leute. Wer weiß, ob sie nicht sehr verkommen sind, ob dieser Bettelknabe nicht der Sippe angehört?

Der Leopold sagte also nichts mehr und die Sache wurde allmählich vergessen. Auf dem Breitschirmhof nahm es den Lauf, wie auf allen reichen Höfen, wo fleißig gearbeitet wird; er wurde immer

Betteljunge. In der Vorratskammer war die Leiter gelehnt hinan zu den frischgeräucherten Schinken. Der Bauer war ganz würdevoll gelassen, er hielt die Knechte ab, die ihn mit einer abgebrochenen Zaunstange schlagen wollten.

„Das laßt nur sein!" sagte er, „der geht jetzt ins Zuchthaus. 's ist nicht um den Diebstahl. Aber das er mir das schöne Tier hat umgebracht! Vor so einem geht auch der Mensch nimmer sicher. Der kriegt sieben Jahre. So lang als möglich. Je länger er sitzt, je später wird er baumeln. Hol' mir einer den Strick aus der Zeugkammer!"

Der Junge schlug und biß um sich und schrie jetzt gellend auf.

„Leider Gottes", setzte der Bauer bei, „daß ich den Strick an dir nicht anders brauchen darf als um deine Bratzen zu binden."

Mittlerweile waren auf den Lärm Nachbarsleute herbeigekommen, das halbe Dorf zog heran, um zu sehen, was im Breitschirmhofe los sei.

„Dieser Galgenstrick!" rief ihnen der Bauer zu, der seine Wut nicht mehr bemeistern konnte, „viel Guttat hat er in diesem Hause empfangen."

Da faßte der junge Ferdinand seine Hand und zog ihn beiseite. „Vater, ich kenn' mich nicht aus, ich habe von der Mutter ein Wort gehört und weiß nicht, was es soll bedeuten."

Er redete nicht zu Ende, so kamen schon der Gemeindediener und der Nachtwächter, beide schwer bewaffnet, um den ertappten Dieb in Empfang zu nehmen. Und jetzt geschah es. Thekla, die Bäuerin trat dazwischen und rief strenge und herb: „So laß ich ihn nicht forttreiben!" Und stellte sich mitten hin zwischen die Büttel, den Dieb und ihren Mann. Sie bewahrte äußerlich die Ruhe, sie habe was zu sagen.

„Leopold", sagte sie mit ganz gedämpfter Stimme. „Ich hab' gemeint, diese Stund' wird mir erspart bleiben. Hab' ich's gleichwohl gebeichtet schon vor vielen Jahren, so ist's mir doch nicht geschenkt und muß es hart bezahlen. Daß du dir's selber nicht hast denken können, Leopold! Wie du den Bettelbuben hast fortgejagt, so kannst du's jetzt mit mir tun. — Der Bastel ist mein Kind . . ."

Aber anstatt, daß sie bei diesem Schuldgeständnisse zusammenknickte, richtete sich ihre schlanke Gestalt fast stolz auf und blaß war ihr Gesicht bis über die zuckenden Lippen hinein; so stand sie aufrecht, faltete vor ihrem Manne die Hände und sprach: „Leopold! Für mich erbitte ich nichts. Aber dem Knaben tu's noch einmal verzeihen. Ich hab' an ihm viel gutzumachen, jetzt führ' ich ihn, so weit meine Füß' mich tragen, er soll dir nimmer in dein Haus kommen."

Alles war jetzt still, nur der Gemeindediener machte Anstalt, den Jungen, der immer noch von den Knechten gehalten wurde, zu fesseln.

„Geb's Gott!" sagte sie und ging traurig ihren Arbeiten nach. In den Nächten ahnte es der Leopold nicht, wie sie im Nebenbette wachend lag. Wenn er sie seufzen hörte, mußte es wohl ein böser Traum gewesen sein.

Und in einer Nacht, da setzte sie sich im Bette plötzlich auf und sagte: „Hörst du nichts, Mann?"

„Was soll ich denn hören", entgegnete er, „es schläft ja alles."

„Dann wird's nichts sein", sagte sie, „es ist nichts, mir hat nur so geträumt. Es ist nichts, Leopold!" setzte sie mit ängstlicher Hast bei.

Er war aber aufmerksam geworden, stand auf, ging zum Fenster und sah im Blockbau Licht. Allsogleich ergriff er das Scheit, pochte an die Stubendecke den Knechten, die auf dem Dachboden schliefen: „Auf, auf, Leut! Es sind Diebe im Bau!"

„Aber, mein Gott, es wird ja nichts sein!" sagte die Thekla, von einer bösen Ahnung ergriffen.

Mittlerweile war auch Ferdinand, der Sohn des Hauses, der eben auf den Schulferien daheim, aus seiner Kammer hervorgekommen, und sah sich nach dem Schußgewehr um. Die Knechte hatten schon bemerkt, daß auf dem Blockbau einige Dachbretter ausgehoben waren und es sei ganz sicher jemand in der Vorratskammer.

„Wo ist denn das Luder von einem Kettenhund, daß es sich nicht meldet?"

Der lag neben dem Kobel und verendete. Das Tier war wahrscheinlich mit einem Steinwurf getötet worden.

Der Lichtschein, der vorher durch ein Fensterchen gedrungen, war weg. Der Dieb hatte wohl schon gemerkt, daß er entdeckt sei. Der Bau war schon umringt von dem ganzen Gesinde des Hauses. Auf dem Dache lauerten zwei Knechte, an der Türe stand der Bauer mit einer schweren Axt. Vor dem Fenster stand der Ferdinand mit gespannter Flinte. Aber seine Mutter rief zagend von der Haustüre her: „Schießen mußt nicht, Ferdel!" — Andere huschten mit Stallgabeln, Hacken und allerlei Werkzeugen immer um den Bau. Und horchten, ob von innen nichts zu hören sei. Da es still war, so steckte der Leopold den Schlüssel an und öffnete die Tür. In demselben Augenblick huschte der Dieb neben ihm heraus, so unversehens, heftig und schnell, daß der Bauer ihn nicht erhaschen konnte. Er sprang über die Stufen und eilte um die Ecke. Ferdinand ihm nach. Da eilte die Bäuerin herbei und schrie: „Nicht schießen, um Jesu Willen! Nicht schießen, Ferdel! Es ist dein Bruder!" Sie rang mit ihm um das Gewehr.

Der Dieb war der Flinte entkommen, aber den Knechten in die Arme gelaufen. Mit der Fackel kamen sie und sahen, es war der

„Er weist sie aus?“ fragten die Leute sich untereinander. „Er schickt sie fort? Er verzeiht ihr das Kind nicht? Der Breitschirmhofer! Der Leopold Breitschirm, der in seiner ledigen Zeit den schönen Spitznamen hat gehabt? Der verzeiht ihr das heimliche Kind nicht, für das sie sich so zerkümmert hat, daß sie schier hintersinnig ist worden!“

„Der Leopold Breitschirm!“ lachten manche laut auf und es ging ein Verwundern durch die Leute, die hier zusammengeeilt waren in dunkler Nacht. „Der Leopold hat's not, daß er sein Weib verjagt, deswegen! Der muß ein Gedächtnis haben wie ein luckedes Schneuztüchel.“

„Möchte doch gern wissen, was der sagt, wenn man ihn wollt' fragen, was aus seinen heimlichen Kindern geworden ist?“

„Im Weinland draußen“, sagte jemand, „ist ein kleiner Einhandel; weil er sein Brot nicht verdienen kann, ist er in der Einleg' bei den Weinbauern, aber sie wollen ihn nimmer behalten. Dem seine Mutter, eine Dienstmagd, hat auf dem Todbett angegeben, der Vater hätt' den größten Bauernhof in Resingtal.“

„Im Resingwald“, rief ein anderer, „weiß ich ein sauberes Dirndl, Gaismadl ist sie im Holzschlag. Ist noch nicht tausend Wochen alt und tun doch schon die Holzknecht um sie Karten spielen.“

Und plötzlich über den Gartenzaun her schrie eine grelle Weiberstimme: „Ich weiß auch was. Hab' mir fürgenommen, daß ich nicht sein' Schand und Spott will sein. Aber weil er so hartherzig ist —“

„Still sein!“ rief der Dorfrichter drein. „Wir haben genug gehört. „Die zwei Eheleute sollen es selber miteinander ausmachen!“

„Ja, daß geprügelt wird! Wir bleiben da, wollen's just einmal hören, wie sie's ausmachen.“

„Sie sollen sich jetzt einander ein gutes Wort sagen, nachher gehen wir schlafen.“

„Die Bäuerin soll reden!“ wurde verlangt.

„Ich hab' da nichts mehr zu reden“, sagte sie. „Was ich eben gehört hab', ist nichts neues bei den Mannsbildern; das muß eine jede wissen, die einen nimmt, und froh sein, wenn's nachher gut ist. Und meinen Buben — dem Herrgott muß ich danken, daß er mir ihn noch einmal hat zugeführt! — den verlaß ich nicht, weil er mich am notwendigsten braucht.“

Jetzt aber brach der Bettelbub auf die Knie nieder, sein ganzer Körper schütterte, er rang vor der Bäuerin die Hände. Daß dieses Weib seine Mutter ist, er hatte es das erstemal gehört.

Nun hatte der Leopold gerade genug erfahren und gehört. Bei solchen Leuten muß sich das Wesen plötzlich stürzen, oder es geschieht

Die Bäuerin faßte ihn am Arme: „Laß es sein! Ist denn niemand da, der Gottsrecht weiß? Wenn ein Kind so ganz verlassen und verachtet ist und überall getreten, da kann's nicht wissen, was recht und was unrecht ist. Und ehe ein Mensch zugrund' geht vor Hunger, eher nimmt er, was er kann erwischen. Schlecht wird er wohl noch nicht sein, aber dort, wohin ihr ihn jetzt wollt führen, müßt' er schlecht werden."

„Wenn die", sagte jetzt der Bauer mit verbissener Bitterkeit, „wenn die für ihre ehelichen Kinder einmal so gute Worte gehabt hätte!"

Stellte sie sich vor ihn hin: „Hast mir einen Vorwurf zu machen, daß ich sie lieblos behandelt, ungut erzogen hätte? Ich hab' alle meine Kinder gleich gern. Daß eine Mutter just dem Kind am meisten zuneigt, dem's am schlechtesten geht, das wirst mir wohl nicht können für Übel halten. — Und dem geht's so schlecht! So schlecht!" Mit diesen Worten riß sie den Bettelknaben an ihre Brust und herzte und küßte ihn stöhnend, laut weinend.

Die Leute ringsum hatten sich zusammengedrängt und ein Flüstern, ein Murmeln, ein Schluchzen ging um und der Dorfrichter winkte dem Gemeindediener und dem Nachtwächter, sie sollten nach Hause gehen.

„So ist's recht, so ist's recht!" riefen einige und lachten.

Der Bauer stellte sich knapp hin vor sein Weib, sagte es kalt und hart: „Und ich? Was bin denn ich? Ich bin der Gefoppte. — Verleugnet hast du mir's. Freilich, freilich, so ein Bauernhof ist schon einer Falschheit wert. Und jetzt nicht ein Wort um Verzeihung."

„So lang ich mir's selber nicht verzeihe, kann ich's von dir nicht verlangen", sagte sie. „Eines Hofes wegen mach' ich keine Falschheit, wie du's nennst, wenn ein Mädel seinen Fehltritt nicht will sagen. Wenn man einen Menschen einmal so gern hat, da ist's wohl nicht leicht, mein Lieber, das Wort hinzusagen, das zwei Leut' wie ein Messer auseinandertrennt. Nachher hätt' ich's freilich sagen sollen, aber es hätt' kein Gut getan, und weil jener Mensch, sein Vater, schon lang' in der Ewigkeit ist, so hab' ich gemeint, ich weiß allein davon und sonst soll's niemand erfahren. Unrecht ist's gewesen vor dir und vor dem Buben, ich seh' es ein. So gut ich hab' glücklich sein können, Leopold, bin ich's mit dir ja gewesen. Kein Trutz ist's, wenn ich jetzt freiwillig gehe, ehe du mich fortschaffst. Ich muß mit dem Buben, daß er nicht ganz und gar verdirbt. Meine anderen Kinder weiß ich bei dir versorgt, sie haben einen guten Vater. Und wenn es sein mag, daß ich sie immer einmal kann sehen, so wirst mir's nicht verwehren."

Er wendete sich ab, wies sie mit einer Handbewegung von sich: „Eine, die von Mann und Kind so fortgehen kann — und mit einem Diebsbuben!"

Und wirklich, sie kamen. — Auf stolzen Rossen
Voran sechs Reiter in Heroldsgewändern,
Dann Reiterinnen, mit Schleifen und Bändern,
Von lauter Seide und Samt umflossen.

Und nun das Völkchen der Bläser und Pfeifer
Mit runzlichen Stirnen und vollen Backen!
Sie alle trugen Husarenjacken
Und musizierten mit löblichem Eifer!

Und an die feurigen Musikanten
Reihten sich Schützen und grüne Jäger,
Standartenhalter und Bannerträger —
Sogar zwei riesige Elefanten!

Auf ihnen saßen vier braune Inder
Hochmütig und trotzig, wie kaum zu sagen.
Den Reitern folgte ein Galawagen
Mit Palmen und Vögeln —: wie jauchzten die Kinder!

Wie flogen aus Fenstern Bukettchen und Rosen!
Wie lachten die Herren! Wie nickten die Damen!
Selbst die, welche mürrisch zum Festzug kamen,
Labten sich jetzt an dem Lachen und Kosen.

Doch alles verrauscht! — Schon johlte am Schlusse
Die buntgewürfelte, stoßende Menge.
Und mitten im widrigen Straßengedränge
Lernte ich wieder: „So geht's dem Genusse.“

Etwas über Hamerling und seine Philosophie.

Vortrag von **Anton Ganser.**

Wenn ich mir heute erlaube, über Robert Hamerling und seine Weltanschauung einen Vortrag zu halten, so geschieht dies hauptsächlich aus zwei Gründen: ich will neuerdings (in Wort und Schrift geschah dies schon zu öfterenmalen) auf die große Bedeutung dieses Dichters und Denkers hinweisen und dann will ich auch auf jene Gegensätze und ihre Wichtigkeit zu sprechen kommen, welche auch in unseren Tagen Gemüt und Geist des Menschen bewegen und drohen, wieder Formen anzunehmen, welche dem wahren Fortschritte der Menschheit nichts weniger als förderlich sein könnten.

Diese Gegensätze betreffen Weltanschauungen und sie sind nicht neu, sondern so alt, als das Denken der Menschen selber ist. Sie laufen gewissermaßen in zwei Pole aus, deren Kampf miteinander eben in unseren Tagen sehr lebhaft geführt wird, für die Menschheit aber auch in der Tat von großem Interesse und von größter Wichtigkeit ist.

Es handelt sich um die Erkenntnis der Wahrheit auf erkenntnis-theoretischen Gebieten, um die Beantwortung von mancherlei Fragen, welche sich dem gebildeteren Menschen von selbst aufdrängen,

nie. Er besann sich nimmer. In den rechten Arm nahm er sein Weib, in dem linken zerrte er den Bettelbuben mit sich, so brachte er sie ins Haus.

Am Abende des nächsten Tages saß die schon halberwachsene Haustochter an ihrem Nähkorb. Nähte aber nicht, hielt die Hände auf dem Schoße übereinandergelegt und hatte rotgeweinte Augen. Daneben am Tische saß ihr Bruder Ferdinand, der war stumm wie sie und schnitzte mit dem Taschenmesser an der Tischkante. Da kam der Vater in die Stube und setzte sich auch hin. „Geh', Ferdel", sagte er, „bist nicht g'scheid, 's ist schad' um den Tisch!" Er sagte es in einem gar gütigen Tone, der mehr wie eine Zärtlichkeit klang, denn wie ein Vorwurf. Der Bursche klappte das Messer zusammen, steckte es in die Tasche und stand auf.

„Willst nicht noch ein bissel sitzen bleiben, Ferdel?" sagte der Vater und sein Atem war kurz, daß er die Rede nur leise und stoßweise vorbringen konnte. „Mir ist's recht, daß ich euch beisammen find', allzwei. Weil ich ein paar Wort' mit euch zu reden han. — Was gestern vorgefallen ist, das wißt ihr. Auf der Welt geht's halt immer einmal so. Sein sollt's freilich nicht. Wer dran ein Abscheuchen nehmen möcht'. 's weiß keiner, was ihm zusteht. — Und was ich sagen will. Daß die G'schicht in Ordnung kommt: Eure vier Geschwister, die wollen wir halt jetzt ins Haus nehmen. Wird euch eh auch recht sein."

Und dann wartete er auf Antwort.

Die bekam er. Ruhig, aber entschieden sagte Ferdinand: „Zwei zu vier — das möcht' uns wohl nicht taugen. Meine Schwester und ich, wir haben es schon besprochen. Wenn sie bei der vorderen Tür hereingehen, gehen wir zwei bei der hinteren hinaus."

Nach dieser Erklärung verließen die zwei jungen Leute die Stube. Der Bauer ging zur Thekla und sagte: „Weib, wir sind in allen Instanzen verurteilt. Vielleicht, daß du einmal redest mit ihnen. Ich habe genug."

Der Festzug.

Von Otto Promber.

Unter wehenden Fahnen bin ich gestanden,
Zwischen Lärmen und Lachen, Rufen und Schreien;
An Türen standen duftende Maien;
An Fenstern hingen bunte Girlanden.

Da tönte von ferne — noch dumpf und verschwommen —
Musik! . . . Ein Raunen ging durch die Massen . . .
Die Kinder wußten sich kaum zu fassen
Und alle schrien: „Sie kommen! Sie kommen!"

erkenntnistheoretischem Gebiete auftreten und daß diese Forschung, mindestens ein Teil derselben, endlich ihrerseits Weltanschauungen zu verbreiten sucht, welche mit den Lehren positiver Religionssysteme nicht immer in Einklang zu bringen sind.

Die Pole nun, von denen ich eingangs sprach, bestehen einerseits in der positiven Lehre, daß Welt und Welten die Schöpfung oder Erschaffung sei eines übernatürlichen, unerforschlichen und persönlichen Wesens (es ist der eine Pol), andererseits in der Lehre der materialistisch gesinnten Wissenschaft, daß es blinde, mechanisch-physische Kräfte oder Energien seien, welche Welt und Welten hervorbringen, und daß das menschliche Erkenntnisvermögen weder ausreicht noch berufen sei, zu erforschen und zu sagen, was diese Energien eigentlich seien und warum sie überhaupt da sind (es ist der andere Pol).

Daß diese beiden Pole von Weltanschauungen sich gegenseitig befeinden, ist aus naheliegenden Gründen selbstverständlich; zwischen diesen Polen nun aber bewegte sich von jeher die selbständige Philosophie, unter welcher hauptsächlich das Streben nach logischer Wahrheit zu verstehen ist; diese Philosophie stützte sich oft auf die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung, oft auch nicht, und bekannt ist, daß sowohl die Philosophen untereinander, wie auch Philosophie und Naturforschung, auch Vertreter dieser wieder unter sich, nichts weniger als einig waren, ja sich vielmehr gegenseitig ebenfalls anfeindeten, oder — realistisch ausgedrückt — „sich in den Haaren lagen“, wobei ich nur bitte, diesen Ausdruck nicht allzu wörtlich zu nehmen — es wurde nur sehr viel geschrieben und geschimpft, dies aber mitunter weidlich genug.

Wie verhielt nun Robert Hamerling sich zu diesen merkwürdigen Kämpfen aller Art? Er beklagte sie tief, machte sich mitunter auch über sie lustig, hielt aber mit seiner eigenen Meinung nicht hinter dem Berge; er stand ernsthaft auf der Seite der strengen Logiker, das heißt er verteidigte die Ansicht, daß der zureichende Grund von der Existenz der Welt und der Welten nur ein Triebwesen sein könne, welches als Daseinswille sich vermöge seiner ihm innewohnenden Intelligenz durch Formbildung den Boden schafft, auf welchem im Seinsgefühl die eigene Befriedigung erreicht werden kann. Von der Lehre, daß es nur blinde und nur mechanisch-physisch wirkende Kräfte seien, aus denen Welt und Welten werden, wollte er nichts wissen und er trat dieser rein-materialistischen Weltanschauung oder Lehrmeinung mit voller Entschiedenheit entgegen, schon deshalb, weil der Gedanke, die vor uns liegende Welt sei nur Folge von blind wirkenden, zufällig vorhandenen Kräften, von Faktoren, aus denen der zureichende Grund ihrer eigenen Existenz nicht abzuleiten sei, ein vollkommen unlogischer, ja eigentlich empörender sei. Tief empfindende und scharf denken wol

Fragen, von denen Robert Hamerling meint, daß sie jedem Menschen zunächst am Herzen liegen sollten. Schon in der Vorrede seines philosophischen Werkes „Die Atomistik des Willens" bemerkte er, daß er nicht zufällig oder absichtlich zur Philosophie gegriffen habe, um etwa sich auch auf diesem Gebiete zu versuchen, sondern daß es ihm ein wahres Herzensbedürfnis gewesen sei — schon von Jugend auf — sich möglichste Klarheit zu verschaffen über Welt und Welten, über deren innerstes Wesen, über den wahren Grund ihres Daseins überhaupt und insbesonders über die Stellung des Menschen gegenüber jenem Prinzipe, aus dem Welt und Welten werden.

Der Mensch — angekommen auf einer gewissen Entwicklungsstufe — will wissen und nicht nur glauben, und eigentlich entsteht dann in ihm die Frage: Können wir überhaupt „wissen" oder sind wir wirklich auf Offenbarungen übernatürlicher Art angewiesen, wenn wir Fragen wie die obigen, z. B. über den wahren und letzten Grund des Daseins der Welt, stellen? In der Tat ist diese Frage bezüglich unseres Wissens oder Wissen-Könnens berechtigt und längst haben sich bedeutende Philosophen, z. B. Hume, Locke, Kant rc. mit ihr beschäftigt, ohne aber mit einer absolut richtigen und allgemein anerkannten Lehre zustande zu kommen.

Es gibt zwar — seit Jahrhunderten — Religionen oder Religionssysteme, welche derlei Fragen über Welt und Welten zu beantworten suchen, sie auch — in ihrer Art — wirklich beantworten: allein eben der Umstand, daß diese Antworten zumeist auf ein übernatürliches und zugleich unerforschliches Wesen hinweisen, ohne aber einen allgemein verständlichen Nachweis zu liefern über die eigentliche Ursache der Weltschöpfung und der logischen Beziehungen der Menschen zu dem Schöpfer aller Dinge, bietet sehr vielen recht neugierigen Menschen den Anlaß, selbst nachzudenken, und zwar in möglichst intensiver Art. Und so war es auch in früheren Zeiten; es gab immer derlei neugierige Menschen und man nannte sie von jeher Philosophen!

In den alten Zeiten gab es eigentlich nur positive Religionssysteme einerseits, anderseits aber auch Philosophen; erstere waren zumeist zugleich auch Staatsreligionen, wie z. B. in Griechenland, im alten Rom, denen mitunter die Philosophen mit ihren Lehren entgegenstanden.

Ich kann hier, obschon es naheliegend wäre, weder auf die Ursachen und auf die Art und Weise der Entstehung der Religionen und ihrer Verschiedenheit, noch auf die einzelnen großen oder größeren Philosophen der Vergangenheit eingehen, will aber darauf hinweisen, daß seit einigen Jahrhunderten die Naturwissenschaften als Lehrmeister auf

vermögen) zweifelsohne das einzige und wirkliche Kriterion aller Wirklichkeit, aller Realität ist. Jeder Mensch kann diese Wahrheit aus sich selbst konstatieren; denn so wie er sich nur genau vorstellt, daß er nicht zu empfinden vermöchte, ist er gewiß auch bald mit der Überzeugung fertig, daß er dann überhaupt gar nicht wäre.

Dieses Seinsgefühl, mit welchem bei normalem Zustande des Individuums immer eine angenehme Empfindung verknüpft ist — daher jeder das Leben liebt und an ihm hängt — ist Hamerling auch eben deshalb der zureichende Grund zum Sein und daher auch zum Sein eines Seienden überhaupt. Dieses Seinsgefühl ist die Urtatsache, von welcher Hamerling sprach. In der Tat — betrachten wir unser Seinsgefühl, auf dem einzig und allein unser Urteil und unser Erkenntnisvermögen beruht, nicht als Basis unseres möglichen Wissens, so können wir überhaupt nichts wirklich wissen, weil uns die Basis unseres Urteiles in nebelhafte Fernen, in nebelhafte Faktoren entschwinden und sich in Fragezeichen auflösen würde. Ich komme auf diesen Punkt noch später zurück, bemerke hier nur, daß Hamerling (und ebenso auch ich selbst in früheren Abhandlungen) auch Kant den Vorwurf machte, daß er zwar ein richtiges Seinsgefühl besitze, es selbst aber nie recht zu deuten verstand. In der Tat gleicht auch sein „Ding an sich" einem solchen Fragezeichen. Ebenso auch die Begründung seiner Ethik, in der er verlangt, daß wir das Gute um seiner selbst und nur mit Rücksicht auf das Gesetz tun sollen, ohne weiter zu fragen, worauf das Gesetz selbst sich gründet.

Als die höchste Form der im ganzen Seins- und Lebensbereiche tätigen Daseinspotenz betrachtet Hamerling in der Tat das Selbstbewußtsein des Menschen, das Ich! Im bewußten Ich entsteht dem Sein und Seienden auch sein eigener Begriff, d. h. es wird sich dessen, was es wirklich ist, bewußt, bewußt als Triebwesen, als verkörperter, wirkender und wirklicher Lebenswille. Hamerling sagt damit auch, daß das, was die streng-materialistische Wissenschaft (sei es nun Naturwissenschaft oder Philosophie) mitunter als unerforschbare, ziellos wirkende Energie betrachtet und bezeichnet, in Wirklichkeit der seinwollende Wille, die Energie des Strebens nach realem Sein ist, der im Menschen als bewußter Wille zur Erkenntnis dessen kommt, was diese scheinbar nur mechanisch-physischen Kräfte und Energien sind, nämlich Strebeformen seiner selbst. Menschen und Kräfte sind doch nur Eins, nur Eins und dasselbe! So lehrt ja auch die Wissenschaft und auch die Entwicklungstheorie. Erkennt man aber an, daß das wirklich so ist, also daß der Mensch mit seinem Empfinden und Bewußtsein selbst Kraft ist, so ist es doch selbstredend, daß nicht bei den einzelnen, triebartig wirkenden Kräften, sondern nur

lende Menschen können sich in der Tat mit einer solchen Weltanschauung auch nie befreunden und Hamerling selbst gibt uns dafür — den lebendigen Beweis. Ich kann hier auf seine überaus geistvolle Widerlegung der rein-materialistischen Weltanschauung des näheren nicht eingehen, wohl aber will ich im folgenden seine eigenen logisch-richtigen Anschauungen in Kürze darlegen und bitte die Zuhörer um volle Aufmerksamkeit. Der diesbezüglich wichtigste Teil seiner „Atomistik des Willens" ist im Kapitel „Der Seinsbegriff" enthalten; da heißt es wörtlich:

„Die große allgemeine Welt und Urtatsache ist: Es gibt ein Sein — ein Sein, das sich als solches weiß. Dieses sich wissende Sein — das Subjekt des Seins — ist in allem Seienden dem Wesen nach dasselbe; aber das, als was es sich weiß, ist (der Form nach) in allem verschieden. An dieser Urtatsache hat die Philosophie, solange es Menschen auf der Erde gibt, sich mit Erklärungsversuchen abgequält, und da sie nicht weiter zu erklären ist, vielmehr erst aus ihr alles andere zu erklären ist, so hat sich die vermeintliche Erklärung des Seins immer darauf beschränkt, den Seinsbegriff in die verschiedensten Ausdrücke, Formeln und Symbole zu kleiden."

„Erklären läßt sich nur, was eine Ursache hat. Das Sein selbst kann keine Ursache haben, denn diese Ursache müßte doch auch „sein", wäre also ein Sein vor dem Sein."

Hamerling hat da ganz recht; denn der beliebte Weg des Regresses von der Wirkung zur Ursache führt, da jede Wirkung wieder eine hinter ihr liegende „Ursache" voraussetzt und sucht, ins Unendliche, nie aber zu einem wirklichen Grunde, hinter dem es dann nichts mehr zu suchen gäbe und geben könnte. Könnten wir (wir Menschen) nie zur Erkenntnis einer solchen Ursache, von der Hamerling spricht, kommen, so würden wir nie zur Erkenntnis des letzten und wirklichen Grundes vom Sein, auch nie zu einem wirklichen Wissen, welches eben darin besteht, den letzten, den zureichenden Grund eines Seins tatsächlich zu erkennen, ein Wissen, hinter dem es dann keinen anderen Grund mehr geben kann.

Hamerling argumentiert folgendermaßen; er sagt wörtlich:

1. „Ich fühle, denke, stelle vor, daß ich existiere, und zwar als Ich."

2. „Es existiert also etwas, das sich fühlt, denkt, vorstellt als existierend, und zwar als Ich."

3. „Es existiert also etwas — es existiert nicht nichts."

„Es gibt also ein Seiendes."

Hamerling legt somit auf das im „Ich" zum Bewußtsein kommende Seinsgefühl einen überaus großen Wert, meiner Überzeugung nach mit vollstem Rechte, weil die Empfindung (respektive Empfindungs-

erblickt, welches den Attributen Wille und Vorstellung als notwendiges Korrelat beigegeben ist. Eben dieses, stets unbewußt wirkende Formenprinzip ist es, welches im innigsten Vereine mit dem Willen Formen bildend, Formen umbildend und anpassend auftritt — in der Seele, in der logischen Synthesis der Daseinsbedingungen, ohne welche es nie und nirgends zu einem realen Dasein kommen könnte. Alle Anpassungen sind nur Folgen von Bedürfnissen, welche sich einerseits aus den etwa veränderten Daseinsbedingungen, andererseits aber aus Daseinsbedürfnissen des Daseienden (also z. B. irgendeiner Tierart) ergeben. Dieses Daseinsbedürfnis des Daseienden ist nun dessen Wille zum Leben; er ist und bleibt unter allen Umständen der eigentliche Motor aller Bewegung, aller Veränderung, und diese ist nur möglich durch eine x-neue Formbildung, die zwar unbewußt (nämlich ohne verstandesartige, reflektorische Erwägung) von der Natur vollzogen wird, aber immer zweckentsprechend vor sich geht, in welchem Umstande eben das, was man Anpassung nennt, besteht. Die Anpassung selbst nimmt immer die Seele vor, welche eben in der Vereinigung der logischen Attribute der Substanz in eine Einheit besteht, nicht aber eine einzelne Kraft.

Wir können die Tiefe der Seele nicht ausmessen, auch nicht ermessen, welche Daseinsformen es je — im ganzen Universum — gab, jetzt gibt und in künftigen Zeiten geben wird; allein wissen können wir, aus welchen Potenzen oder Faktoren Seiendes und Sein besteht und bestehen muß, welche Potenzen in aller Ewigkeit das reale oder wirkliche Sein herstellen; herstellen hier auf Erden oder irgendwo im ganzen All, wo es unter den Millionen und Millionen von Sternbildungen gewiß auch solche geben wird, auf denen es zum Vollbewußtsein vom Sein und seiner Empfindung kommen wird. Eben darin besteht unser wirkliches Wissen, daß wir positiv sagen können: die Substanz, wenn sie empfindungsfähig und erkenntnisfähig sein soll, muß diese Attribute und keine anderen haben.

Wenn die lebhaften Verteidiger der rein-materialistischen oder mechanischen Weltanschauung und -Lehre ihrerseits behaupten, daß es dem Geist ohne Körper ganz unmöglich sei, sich in irgendeiner Art zu äußern, daß es einen wirklichen Geist eigentlich gar nicht gäbe — so wird der strenge Logiker ihnen folgendes erwidern: ihr habt ganz recht in einer Art; die physische Welt ist eine Notwendigkeit und pure oder reine Geister gibt es nicht; gäbe es solche und könnten sie in irgendeiner Art real sein ohne physische Welt, so gäbe es gewiß diese nicht. Ich erkenne vollständig an, daß die physische Welt, also die Kausalität der Kräfte, eine Notwendigkeit, ein logisches Attribut des Seienden oder der Substanz ist: denn nur in der Durchdringung gegen-

dort wirkliches Wissen auftreten kann, wo es durch eine Synthesis von Kräften zum Bewußtsein dessen kommt, was sie sind.

Diese Synthesis der Kräfte finden wir nun vor allem in der Seele des Menschen und unbegreiflich scheint es (und erschien es auch Hamerling), weshalb die strengen Materialisten mit besonderer Vorliebe dort Aufschluß zu finden trachten, wo er nicht zu finden ist; es gibt ein Sprichwort, welches lautet: „Das Pferd beim Schweife aufzäumen wollen"; jene, welche Seinsgefühl und Bewußtsein vom Sein ignorieren oder unterschätzen, dagegen „unerforschliche Kräfte oder Energien" als alleinige Herren der Welt ausposaunen wollen — machen es ebenso. Sie zäumen das Pferd beim Schweife auf.

Bewußtsein oder Bewußtwerden wird nur möglich durch ein Vorstellungsvermögen, welches aber rein geistiger Natur, nämlich nur Fähigkeit ist, ein Vermögen, welches den Kräften zwar immanent, d. h. in ihnen vorhanden ist, welches aber nie in irgendeiner Art wäg- oder meßbar ist, sich daher der rein-empirischen Induktion entzieht.

Wille und Vorstellungsvermögen sind logische Gegensätze, doch aber Urattribute der ewigen Weltpotenz (oder der Substanz, wie unter anderen auch Ernst Häckel dieselbe nennt), sie bedingen sich aber auch gegenseitig, da der blinde Drang zum Sein ebensowenig Sinn hätte, ohne die Möglichkeit zu besitzen, sich seiner selbst vorstellig werden zu können (Gegenstand zu werden), wie andererseits die Vorstellung keinen Sinn hätte, wenn sie nicht durch Formbildung realisiert werden könnte.

Die Entwicklungstheorie der Neuzeit, d. h. die Lehre, daß alle Dinge aus beinahe unendlich kleinen Anfangsformen nach und nach sich entwickeln, ist gewiß richtig; tausende von Beweisen (wirklichen Erfahrungs- und Forschungsbeweisen) sprechen für diese Richtigkeit; aber über die überaus wichtige Frage, welche Faktoren vom Uranfange der Entwicklung wirklich tätig sind, darüber sind auch die Gelehrten noch nicht einig. Die einen wollen die Entwicklung ohne jede Mitwirkung eines Intelligenzfaktors beweisen können, die anderen wollen ohne einen solchen die Entwicklung nicht zu erklären vermögen. Ich kann hier auf die Streitfragen der Entwicklungstheoretiker untereinander des näheren nicht eingehen, muß aber bemerken, daß die Vertreter streng-logischer Philosophie (zu denen gewiß auch Robert Hamerling — ebenso auch ich selbst gehören) auf Seite jener Biologen stehen, welche der Gesamtheit der Kräfte, also der sogenannten Substanz, auch einen ihr innewohnenden Bildungstrieb, respektive ein Bildungsvermögen beimessen, einen, wie die Biologen diese Fähigkeit nennen, „Nisus formativus" und daß diese streng-logische Philosophie eben in dieser Fähigkeit (und in dem Vorstellungsvermögen) das Wirken jenes Intelligenzfaktors

Auch die modernen Vertreter der Entwicklungstheorie, wie z. B. Ernst Häckel, sind endlich genötigt, den von ihnen als kleinste Körperchen angenommenen Pyknatomen ein Streben und eine Empfindungsfähigkeit beizumessen; Ernst Häckel nennt diese Fähigkeiten in seinem berühmten und vielgelesenen Werke „Die Welträtsel" Aesthesis und Tropesis. Hiezu bemerke ich nur, daß diese Empfindungsfähigkeit eben in der den Kräften immanenten, aber stets vollkommen dunklen Seinsvorstellung ihren wirklichen Mitgrund hat. Die Pyknatome können eben nichts anderes sein als um den Vorstellungspunkt verdichtete Willenspotenz.

Der Streitpunkt zwischen reiner Empirik und streng-logischer Philosophie besteht nun darin, daß die erstere das logische Vorstellungsvermögen als geistiges, doch logisches, d. h. notwendiges primäres Attribut der Substanz anzuerkennen nicht geneigt ist, während letztere, die Logik, sagt, ohne primäres und rein geistiges Vorstellungsvermögen keine Empfindung!

Wie spricht nun Robert Hamerling über diese Dinge? Seine Ansicht geht dahin, daß das ganze Weltall aus Willensatomen bestehe (daher der Name seines Werkes), das heißt aus unendlich kleinen, mikroskopisch unsichtbaren Willenspotenzpunkten, welche als solche immateriell, doch aber wirklich sind und durch Vereinigung (Verdichtung) vieler Punkte in eine Form zu physischen Körpern werdend die Welt aufbauen. Er sagt, daß das ganze All selbst als ein lebendiges, aus Atomen bestehendes Kontinuum von Potenz (Willenspotenz) betrachtet werden muß, dessen Daseinsstreben nur realisiert werden kann, wenn es endlich und quantitativ bestimmt wird. Dieses geschieht, indem es aus seiner Einheit durch Zusammenstoß oder Zusammenfluß an örtlichen Punkten differenziert, zum Diskreten, einzelnen (Begrenzten) wird. Es entstehen Gestalten und Formen in Gruppen des scheinbar Stetigen — Elemente — (wie der chemische Ausdruck lautet) was wieder nur möglich wird durch Bildung von Gegensätzen, nämlich polarwirkender Kräfte und Energien, deren beständige Erneuerung, Auflösung und Wiedererneuerung das Leben und seinen Prozeß bildet. „Diese Polarität, sagt Hamerling, zeigt sich bei allen physischen, chemischen und auch bei allen physiologischen Erscheinungen und Vorgängen und ebenso in der sogenannt unorganischen, wie in der organischen Welt."

Hamerling hat wieder recht; ich bemerke aber hierzu, daß diese Polarität eben dadurch entsteht, daß die Willenspotenzen oder die Kräfte auf dem dunklen Vorstellungspunkte „Sein", auf die Vorstellung Sein, gravitieren, um im Festhalten der Vorstellung real werden zu können.

seitig und gegensätzlich gerichteter und sich im Vorstellungspunkte Sein endlich doch durchdringender Willenspotenzen ist die Wahrnehmung des Willens von sich selbst möglich. Nur in dieser Art kann der Wille in der immer dunklen Vorstellung vom „Sein“ sich seiner selbst vorstellig und damit auch in einem, wenn auch im Beginne unendlich kleinen Grade empfindungsfähig und bewußt werden. Schon Im. Kant sagte: „Eine Kraft kann nur gemessen werden durch den Widerstand, den sie zu überwinden vermag.“ Dieser Satz ist gewiß richtig, paßt aber auch z. B. auf den Vorgang im Gehirn eines Menschen, in welchem die Seele, die Vereinigung der Attribute den Widerstand und die Auslösung der von außen durch die Sinneswerkzeuge ankommenden Bewegungsformen besorgt, d. h. diese in Empfindung und neue Vorstellung umwandelt und auslöset. Wie immer die exakte Wissenschaft heute oder in x-späterer Zeit Physik, Optik, Anatomie, Physiologie oder auch die Psychologie diese Vorgänge schildern und zergliedern mag: den Widerstand, die Auslösung und Umwandlung in Vorstellung, respektive die Empfindung und ihr Bewußtwerden besorgt und wird immer besorgen die Seele, die oben beschriebene Synthesis der Daseinsfaktoren.

Ich habe in allen meinen eigenen Schriften auf die absolute Notwendigkeit dieses Vorganges immer hingewiesen: in ihm liegt das Wesen der Seele, das Wesen aller Zeugung und Formbildung; er bildet die sozusagen ewige Tat der Daseinspotenzen, auf der allein alle Wirklichkeit und Realität beruht. Deshalb beruht die Haupttätigkeit der Seele in der Herstellung einer Daseinsform, auch in der Erhaltung der hergestellten Form, was besonders deutlich hervortritt z. B. im Heilungsvermögen bei etwa eingetretenen Störungen in der Daseinsform und den Funktionen ihrer einzelnen Organe.

Wer diesen innerlich logischen Vorgang — er bildet den Kernpunkt alles Wissens — begreift, begreift auch genau, was die Seele ist: sie ist Form, nämlich zur Form verdichtete Wissenspotenz einerseits, andererseits Vorstellungsvermögen, welche zusammen die Empfindung ergeben — das einzige Kriterion der Wirklichkeit. Die Materialisten wird der Logiker aber weiter fragen. Sagt mir: Kann eine einzelne euerer Kräfte empfinden? Kann sie denken? Nein! Die einzelnen Kräfte oder Stoffe haben keine klare Vorstellung von sich. Der Sauerstoff, der Stickstoff, der Kohlenstoff und der Wasserstoff oder irgendein Salz, welches in unserem Körper in kleinsten Mengen enthalten ist — können diese Stoffe etwa empfinden und denken? Nein! Sie sind nur Streben nach realem Sein, Streben nach der ihnen immer immanenten, aber auch immer äußerst dunklen Vorstellung vom Sein, auf welcher schließlich doch alle Polarität, alle Affinität &c. beruht, kurz alle Tätigkeit, die in ihnen immer zu finden ist.

führt, so würde der Allsinn für sich allein zur Verneinung, zur Vernichtung des Lebens führen."

Was Hamerling da sagt, steht ganz im Einklange mit jenen Ansichten, die ich in den früheren von meinen eigenen Schriften darlegte und vertreten habe. Das einheitliche Weltprinzip, die ewig seiende Daseinspotenz, bewirkt mit Notwendigkeit Welt und Welten der Vielheit (in unendlichen Daseinsreihen), weil, würde es dies nicht tun oder bewerkstelligen, es ungeachtet seiner vielen Attribute und Fähigkeiten (ungeachtet selbst seiner Allmacht, Güte, Weisheit rc.) immer nur das Bewußtsein und die Empfindung der eigenen Identität mit sich selbst herbeiführen könnte, dabei aber ewig einsam bliebe. Ein Zustand, welcher ungeachtet der innerlichen Logik seiner Attribute nie mit Seligkeit verbunden sein könnte.

Ich frage Sie selbst — könnte ein Wesen, z. B. ein Mensch, ausgerüstet selbst mit Allmacht und Weisheit selig sein können, wenn er allein in der Welt als empfinden und denken könnende Daseinsform vorhanden wäre? Jeder von ihnen würde diese merkwürdige, gewiß aber nicht unlogische Frage schon nach kurzer Überlegung mit nein beantworten müssen. Tut er dies, so wird er aber sofort begreifen, daß eben deshalb die Welten der Vielheit der logische Gegensatz sind, der inneren Einheit des Weltprinzipes selbst. Einheit und Vielheit bedingen sich beide gegenseitig. Auch Hamerling dachte ganz ähnlich; er betrachtete auch die sogenannte physische Welt als eine Notwendigkeit, hatte aber gegen den Gottesbegriff und den Gottesglauben nichts einzuwenden, soferne man darunter die innerliche Einheitlichkeit des Seienden als oberstes Ideal des Seins und dieses ewige Sein selbst als oberstes und höchstes Gut betrachten kann und will. Auch diese Auffassung ist meiner eigenen Überzeugung nach die richtige: aus ihr lassen sich in der Tat die Liebe und ihre Gesetze in streng logischer Weise mit Leichtigkeit ableiten und — auch begründen, was in unseren Schulen bisher — leider nicht geschieht!

In dem Kapitel über „Die Schönheit" und unsere Empfänglichkeit für das Schöne sagt Hamerling folgendes: „Nur zum Teil ist unser ästhetisches Urteil über Naturwahrheit und Schönheit der Formen in der Kunst aus der Erfahrung abstrahiert. Wir besitzen in diesem Punkte einen weit feineren und tieferen Sinn, als er aus der bloßen Betrachtung und Vergleichung der Naturdinge je sich ergeben könnte. Woher rührte nun dieser wesentlichere, angeborene Teil unseres Formensinnes? Ohne Zweifel daher, daß die Vernunft, welche ästhetisch in uns urteilt, eines ist mit der Vernunft, welche unbewußt wirksam in den Gestaltungen der Natur sich betätigt."

Die ganze Kausalität muß als oberste Form des Werdens und Vergehens aller Dinge betrachtet werden, mit dem einen Ziele, die Empfindung vom Sein in unendlichen Daseinsreihen lebendiger Geschöpfe, endlich das Daseinsgefühl im Menschen mit dem immer das Gut des Lebensgefühles verknüpft ist, zu realisieren. Empfindung (und mit ihr ein Grad von Bewußtsein) sind die einzigen Kriterien aller Wirklichkeit und Realität — und daher Daseinszweck zugleich. Über den Zweckbegriff, über den Hamerling auch ein besonderes Kapitel schrieb, will ich noch einiges sagen. Die Natur wirkt im Beginne ihrer Tätigkeit sicher nicht derart, daß sie bewußte, durch den Verstand erkannte und vorgesetzte Ziele zu erreichen sucht, wie z. B. der Uhrmacher die Uhr oder der Schneider den Rock, bei deren Tätigkeit die Begriffe Uhr und Rock verstandesmäßig realisiert werden sollen: die Ziele oder Zwecke der Natur sind ursprünglich immer dunkle Vorstellungen von einem erreichbaren oder anstrebbaren, dem Bedürfnisse angemessenen Zustande, einem Seinszustande, welcher durch Formbildung realisiert werden kann, und in dem Umstande, daß diese Formbildung verwirklicht wird, liegt das Wesen des sogenannten „Nitus formativus“, nämlich die sich an den strebenden Willen anschmiegende oder aus ihm erwachsende Fähigkeit, die entsprechenden Formen wirklich zu bilden. Die Formbildung geht überall in der Natur dem verstandesmäßigen Erkennen voraus, ist daher immer in dieser Beziehung eine unbewußt wirkende Macht, die erst nach und nach in verstandesmäßige Wirkungsweise überzugehen vermag. Primär, im Beginne aller Entwicklung, ist die dunkle Vorstellung Sein und die Realisierung derselben in einen Seinszustand ist der Zweck oder das Ziel aller Bewegung.

Im bisher Gesagten habe ich nun ein einziges Kapitel aus Hamerlings geistvollem Werke besprochen; es gibt aber deren sehr viele, welche genau besprochen zu werden verdienten. Nur über drei will ich noch kurze Andeutungen machen. Im Abschnitte „Allsinn und Ichsinn“ legt Hamerling seine Grundsätze über Moral und Ethik nieder. Er begründet die Moral auf das Seinsgefühl, mit dem das Gut der Empfindung von Sein verknüpft ist, und er leitet das Gefühl der Liebe und der Nächstenliebe auch aus der Erkenntnis ab, daß in allen Dingen, insbesonders in allen Lebewesen derselbe Daseinswille es ist, welcher in uns Menschen selbst lebendig ist. Er sagt wörtlich: „Die Lösung des moralischen sowie des Glücksproblemes liegt für den Menschen darin, die strengste Abgeschlossenheit und Unabhängigkeit des persönlichen Ichs von der Außenwelt mit der unbedingtesten Selbstlosigkeit und Hingabe an das Ganze, an die Zwecke der Natur, des All's zu vereinigen. — — Wie der Ichsinn losgetrennt vom Allsinn zum Verderben

dem immer verknüpft ist, zu empfinden, zu erforschen und zu würdigen. Man muß Hamerling ganz kennen, um ihn auch ganz — auch in seinen Dichtungen — zu verstehen. Ich gehe nicht mehr weiter in der Besprechung der Hamerlingschen Philosophie, obschon jedes Kapitel wert wäre, es eingehend zu würdigen. Hamerling war auch als Denker einer der hervorragendsten Menschen aller Zeiten. Über die Wichtigkeit einer klaren und richtigen Weltanschauung, insbesonders in unseren Tagen, in denen Interessengegensätze aller Art sich immer mehr und mehr zuspitzen und aufeinanderzuprallen drohen, habe ich schon eingangs gesprochen, will aber hier am Schlusse noch besonders bemerken, daß alle Streitigkeiten in erkenntnis-theoretischen Dingen, Anschauungen und Meinungen, sei es zwischen Philosophie und Naturforschung, sei es zwischen Philosophie, Naturforschung einerseits und positiver Glaubenslehre andererseits oder sei es auch zwischen den verschiedenen Religionssystemen untereinander, auf dem Boden der Wahrheit entweder ganz zum Schweigen gebracht oder wenigstens gemildert werden könnten. Es gibt nur eine Wahrheit und folgegemäß auch nur eine Wissenschaft und nur eine Religion, und jede wirklich religiöse Empfindung der Menschen ist nur die Empfindung des Seienden — von sich selbst. Die Wahrheit immer mehr und mehr zu verbreiten ist das Ziel und das Streben aller wirklichen Denker; denn sie wissen und erkennen, daß in der Wahrheit eine Macht liegt, welche, käme sie erst voll zur Geltung, den wahren Fortschritt der Menschheit fördern, endlich die Menschheit selbst — veredeln würde! Ich hege die Hoffnung, daß das begonnene Jahrhundert ein wirklich fortschrittliches sein werde und uns Versöhnung oder mindestens Milderung der herrschenden Gegensätze bringen werde. Ich schließe mit den Worten:

Sonnen glänzen, Sterne ziehen,
Leuchtend, funkelnd, groß und hehr,
Junger Welten Flammen sprühen
In des Raumes Äthermeer.
Es ersteht im Strahl des Lichtes
Die Natur aus Nacht und Tod,
Und die Tat des Weltgedichtes
Prangt in Lebens Morgenrot.

Mit Bewußtsein zu verklären
Dunklen Dranges ew'ge Not
Ist des Geistes Tat begehren,
Zeugt der Liebe Machtgebot.
Aller Schmerz scheint nur das Stöhnen
In der Weltgeburten Schwung,
Und das All bleibt — trotz der Tränen —
Ewig schön und ewig jung!

Hamerling urteilt auch hier wieder richtig. Das Formbildungsvermögen ist, wie bereits früher bemerkt, ein wirkliches, aber rein geistiges Attribut des Weltwesens selbst, überall vorhanden, und aus ihm müssen wir sowohl die Form als auch die Gesetzmäßigkeit, respektive auch die harmonische Gestaltung der Dinge beurteilen und erklären, ebenso aber auch die Freude an der Zweckmäßigkeit, an der Harmonie der Formen, wo immer sie uns in der Natur oder in der Kunst entgegenleuchtet. Jeder wirkliche Künstler, jeder wirkliche Dichter, auch jeder wirkliche Denker kennt genau das in tiefster Seele schlummernde Gefühl für die innere Harmonie, für die Schönheit der Dinge und für die Wahrheit, für jene Wahrheit tiefster Empfindung, welche uns im Schaffen oder auch im Betrachten und Genießen innerer Harmonie immer entgegentritt und entgegenleuchtet und — erfassen wir sie ganz, geben wir uns ihr ganz hin — uns auch immer beseligt und — begeistert! Ein besonders interessantes Kapitel — ich will es hier ebenfalls nur flüchtig berühren — ist das Kapitel: „Optimismus und Pessimismus". Interessant auch mit Rücksicht auf die Dichtungen Hamerlings, aus denen manche Rezensenten herausfinden oder herausklügeln wollen, daß Hamerling eigentlich Pessimist oder gar eine in einer Art Rückbildung befindliche Natur gewesen sei, was total verkehrt ist. Dieses ganze, sehr lange 30 volle Druckseiten umfassende Kapitel ist nun nichts als eine Art Hymnus auf das Leben, auf das Daseinsgefühl selbst, mit dem Hamerling unmittelbar und abgesehen von allem und jedem, auf äußerlichen Bedingungen etwa beruhendes Schicksal, ein Gut verknüpft sieht: das Daseinsgefühl! Das Daseinsgefühl ist ihm kein indifferentes Gefühl, in welches erst ein Inhalt durch äußere Ereignisse hineingebracht wird, sondern ein unmittelbares Lustgefühl, welches alle Lebewesen empfinden. Dieses Lustgefühl ist ihm unmittelbar durch das Dasein selbst, realisierte Daseinsbestrebung, welche im Menschen zum Vollbewußtsein ihrer selbst und des Gutes vom Sein gelangt. Am Schlusse dieses Kapitels sagt er wörtlich: „Einer der höchsten Lebensreize liegt im Wirken und Schaffen. Sagt doch schon Kant, daß man des Lebens mehr froh werde durch das, was man tut, als durch das, was man genießt." — „Und dieser beste Quell des Lebensreizes kann nie versiegen. Solange wir dieses Ja dem ewigen Nein entgegensetzen, vereinigen sich tausend und abertausend Stimmen unablässig zu einem brausenden Hymnus des Guten und des Schönen, der die Welt durchhallt!" Ich frage: Spricht so ein Pessimist? oder ein mit sich selbst zerfallener Geist? Nein! So spricht nur ein Geist, ein freier und hoher Geist, dem es gelungen ist, die Wahrheit des Seins, die tiefe, schöne und innerlich logische Befriedigung, die mit reiner Empfindung und der Erkenntnis von Sein und Seien-

ohne zu wissen, was die Ursache ist. Was er etwa in der Kindheit und in den Ferienwochen der Studentenzeit an Menschenkenntnis gesammelt hat, ist so wenig, daß es eher in die Irre als zur Klarheit führt. Dem Geistlichen zeigt das Volk ein ganz anderes Gesicht, als anderen Leuten — aber selten das wahre. Besonders in gebildeten Gesellschaftskreisen. Aber auch der Bauer und Kleinbürger weiß sich arg zu verstellen. Daß unsere Landgeistlichen das Landvolk, aus dem sie hervorgekommen, mehr oder weniger kennen, darf zugeben werden. Aber in diesem Bereiche liegt ja der Konflikt gar nicht. Ich beklage nur die Unerfahrenheit, die Unkenntnis, das Vorurteil dieser Geistlichen der geistigen Welt gegenüber, mit der sich selten ein katholischer Theologe anzubinden getraut, im Gefühle ihr nicht gewachsen zu sein. So haben viele Priester (ich sage nicht alle) einen schweren Stand. Ihr ganzes Arsenal im Kampf ums Reich Gottes sind die theologischen Schriften, in denen sie allerdings oft mit bewunderungswürdiger Findigkeit Bescheid wissen. Aber praktisch richten sie damit nichts aus. Sie können damit niemand überzeugen, selbst mit der Bibel nicht mehr, weil sie sie gemeiniglich nur theoretisch behandeln und nicht mit praktischer Beziehung aufs Weltleben anzuwenden wissen. Vielleicht habe ich unrecht, aber ich kann mir nicht helfen, ich meine, daß man den Laien in Hinblick auf ihre Eigenschaften und ihren Bildungsgrad das Evangelium nahebringen soll. Ich würde mir kein Gewissen daraus machen, selbstverständlich mit Wahrung des Gehaltes, das Evangelium in andere Formen zu gießen, wenn damit sein Geist der modernen Menschheit beizubringen wäre. Unter allen Umständen muß man das moderne Leben und seine Träger kennen, um zu wissen, was zu tun ist.

Und hier eben liegt der Schaden.

In meinen jüngeren Jahren habe ich einmal einem befreundeten Professor der Theologie auf Wunsch mehrere meiner steirischen Volksschilderungen in Manuskript vorgelegt. Er machte darin eine Menge blauer Striche. Alle Frivolitäten des Volkes in religiösen Dingen, alle unkirchlichen Anschauungen der Leute, alle Meinungen der Bauern über allzuweltliche Priester und ihre Fehler, alle Sprichwörter und Spottliedeln über Unduldsamkeit, Bigotterie, Cölibatsübertretungen u. s. w. müßten unterdrückt, dürften nicht gedruckt werden. Ich wendete ein, daß doch alles wahr sei, daß ich als Schilderer unser Volk nicht zeichnen wollte, wie es sein sollte, sondern wie es ist. — Wozu? fragte der Professor, das braucht man nicht zu wissen. Ich rate Ihnen, die anstößigen Dinge wegzulassen. Und ich, war meine Antwort, will das Volk nicht fälschen, will Leser, die sich über den Charakter des Volkes unterrichten wollen, durch einseitige Darstellungen und Vertuschungen nicht irreführen. Ich lasse die Schrift drucken, wie sie geschrieben ist. — Dann,

Gehet hin und höret!

Ein wohlgemeintes Mahnwort.

In unseren kirchlichen Blättern begegnet man immer wieder der Klage, daß so viele Laien in Religion und kirchliche Dinge drein reden, ohne dafür das nötige Wissen zu haben. — Es bleibe hier dahingestellt, ob nicht doch ein sehr großes Recht vorhanden ist, nach dem auch der Laie seine Erfahrung und seine Stimmungen und Gedanken frei heraussagen darf über Dinge, die seinem Herzen so nahe stehen wie die Religion, die sein soziales und politisches Leben so scharf berühren und beeinflussen, wie die Kirche. Dann meine ich: Je weniger solche Laienäußerungen über Religion und Kirche der Gelehrsamkeit, dem „Wissen" gleichlaufen, je unmittelbarer sie aus persönlicher Erfahrung und Stimmung, aus persönlichem Glauben, aus dem Leben hervorgehen, je mehr könnte der Theologe daraus lernen. Wenn der Klerus eine Ahnung hätte, was er aus solchen Laienurteilen alles lernen könnte!

Aber, kommt das Halbwissen und Nichtwissen nicht auch kirchlicherseits vor? Reden nicht manchmal auch Priester und kirchliche Schriftsteller den Laien drein, ohne vom wirklichen Leben etwas zu verstehen? Wenn sie wenigstens so viel wüßten, daß die Welt und der moderne Mensch ganz, so ganz anders ist, als sie glauben! In den meisten Fällen haben diese Leute keine Idee davon, was in dem Geistes- und Herzensleben eines Weltmenschen vor sich geht. Sie haben noch so eine Art mittelalterlicher Vorstellung vom Menschen. Ihre Seminarien und Priesterhäuser haben zwar Fenster in die weite Welt hinaus, aber diese Fenster sind mit halb erblindetem Glase verwahrt. Von der ungeheuren Weltflut des freien Geisteslebens, das den Künstler wie den Gelehrten, endlich auch den Bauern wie den Handwerker erfaßt, erfahren die jungen Theologen nichts oder nur in vorsichtigster Auswahl und noch besonders präpariert. Die naturwissenschaftlichen Forschungen, die sozialen Bestrebungen bleiben ihnen fremd, die politischen Notwendigkeiten werden ihnen engparteiisch zurechtgeschnitten, die Klassiker und großen Denker sind ihnen zu eigenem Leidwesen verboten oder nur in kümmerlichen Ausschnitten gestattet. Alles was ihrem alten, ich möchte sagen, mittelalterlich klösterlichen Kreise nicht entspricht, wird ihnen ferne gehalten, als verderblich geschildert und abgelehnt. Sie werden, so scheint es wirklich, nur dazu angehalten, den modernen Geist zu bekämpfen, nicht ihn zu verstehen.

Dann wenn der junge Theologe in die Seelsorge hinaustritt, welche Unsicherheit, welche Enttäuschung! Nichts stimmt mit dem, was er sich gedacht; zu allem steht er in einem unharmonischen Gegensatz,

Ihr lieben Theologen! Euer Beruf ist Sprechen. Aber ihr solltet auch können hören. Verbietet den Weltleuten, wenn sie über Religion und Kirche sich äußern, nicht den Mund. Und sollten sie scheinbar oder wirklich das ungereimteste Zeug vorbringen, lasset sie reden und horchet hin. Da werdet ihr sehen, wie kompliziert die Menschenseele beschaffen ist, wenigstens werdet ihr sehen, wo es ihr not tut. Es gibt Krankheiten, die nur mit dem Serum derselben Krankheit geheilt werden können. Und aus seinem eigenen Grunde müßt ihr den Menschen aufbauen.

Darum schaut weniger in die Bücher und mehr ins Leben, damit der harte Vorwurf, ihr urteiltet, ohne das genügende Wissen und Verständnis zu haben, endlich von euch abpralle. Ob ihr dem Freunde oder dem Gegner gegenüber steht — suchet den Menschen.

*
* *

Obiges ist vor längerer Zeit geschrieben worden. Seither scheint sich in der Priestererziehung, und teilweise auch in der katholischen Literatur, eine günstigere Wendung vollziehen zu wollen. Besonders die konfessionelle Bewegung der letzten Jahre dürfte die Erkenntnis zeitigen, daß auch der Seelsorger seine Zeit und ihren Geist vorurteilsloser zu erfassen trachten müsse.

Berlin die Dreimillionenstadt.

Von **Heinrich Seidel.***)

Groß-Berlin, das heißt Berlin mit seinen Vororten, hat die Einwohnerzahl von drei Millionen erreicht, und es wohnt dort der zwanzigste Teil aller Einwohner des Deutschen Reiches. Einige Vergleiche mögen diese ungeheuerliche Tatsache noch deutlicher hervorheben. Diese Stadt hat jetzt mehr Einwohner als berühmte Königreiche, zum Beispiel 500.000 mehr als Dänemark oder Griechenland und 800.000 mehr als Würtemberg, aber es wohnen in Berlin nur zwei Drittel so viel Menschen wie im Königreich Sachsen. Genau so viele hausen dort wie in der Provinz Hannover und dem Herzogtum Oldenburg zusammengenommen, also auf etwa 400 Quadratkilometern so viel wie dort auf 44.000. Die Einwohnerschaft des Herzogtums Braunschweig läßt sich sechsmal, die des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin fünfmal in Berlin unterbringen.

*) Auszugsweise der „Gartenlaube" entnommen.

sagte der Professor, müßte ich meine Theologen dringend vor dem Buche warnen!

Ähnliche Beispiele, wie die Priesterzöglinge vor der Erkenntnis des Weltlebens gehütet werden, gibt es übergenug.

Von den Kaplänen verlangen jetzt ihre geistlichen Obern, daß sie an ihren Seelsorgestationen soziale Vereine gründen und leiten sollen. Wie manche Blamage würde den Herren erspart werden, wenn sie ein bißchen Zeitgeschichte und Sozialpolitik studiert hätten. Ich wohnte einmal einer Arbeiterversammlung bei, bei der sich so ein junger Geistlicher laut auslachen und bis aufs Blut verspotten lassen mußte, weil seine Ausführungen nichts anderes als eine gewöhnliche Kanzelpredigt waren und weil in seinen Vorschlägen sich auch nicht eine Spur von Kenntnis des realen, modernen Lebens zeigte. Mich dauerte der gute Kaplan, der wie ein begossener Pudel abziehen mußte. Das sind nicht Märtyrer der Religion, das sind Märtyrer ihrer verkehrten Erziehung.

Ja gewiß, so wie den Laien das Buchstabenwissen in kirchlichen Dingen fehlt, so mangelt vielen Theologen die Welt- und Menschenkenntnis. Daher predigen sie so oft leeren Bänken und noch öfter tauben Ohren. Die Menschen von heute dürsten ja nach Religion, die sie erwärmen, beseelen und stärken könnte, aber wenn sie aus der Kirche treten, hat mancher das traurige Gefühl, als hätte er anstatt Brot — Steine bekommen. Das was er hörte, war so hart und kalt, läßt sich so wenig in Beziehung bringen zu seinem Empfinden und Denken, zu seinen religiösen Bedürfnissen, er weiß im praktischen Leben nichts damit anzufangen. So ist eine ungeheuere Entfremdung eingetreten zwischen Kirche und Leben. Das Band der Gewohnheit ist für so viele das einzige Band, das sie noch mit der Kirche verbindet.

Eine Hauptschuld dieser Erscheinung, die nicht abgeleugnet werden kann, ist eben die Unwissenheit des niederen Klerus. Nicht die Unwissenheit im Buchstaben, aber die Unwissenheit in Natur und Leben, besonders in der Seelenkunde des weltlichen Volkes. Von jenen, die zum Beichtstuhl kommen oder die den Priester zum Sterbebett rufen lassen, ist nicht viel zu lernen. In den Herzen der Millionen, die nicht kommen, sieht es ganz anders aus. Wenn der Priester Gelegenheit hätte, solche, ihm fremde Seelen und Geister zu studieren, da würde er vielleicht mehr lernen, als aus seinen theologischen Büchern. Nicht bloß für sein Lehramt würde er gewinnen, möglicherweise auch für seine Persönlichkeit. Durch das Verstehen würde ihm manches, was er sonst leidenschaftlich verurteilt hat, bedeutsam, sittlich und religiös erscheinen. Und er würde zu seinem Troste sehen, daß in der Tat die Kluft zwischen Evangelium und Menschenideal nicht so groß ist, als es unter dem Eindruck der kalten Theorie den Anschein hat.

Berlin steht auf Fundamenten von Rüdersdorfer Kalkstein, und der Mörtel, der seine Mauern verbindet, stammt ebenfalls daher.

Die beispiellose Entwicklung Berlins von 700.000 Einwohnern in der Zeit vor 40 Jahren auf drei Millionen beginnt im Jahre 1866 mit der Gründung des Norddeutschen Bundes. Da ich in diesem Jahre nach Berlin kam und es seitdem nicht wieder verlassen habe, so habe ich dieses Anwachsen und insbesondere die riesige Entwicklung der Vororte persönlich beobachten können. Damals stand die alte Stadtmauer noch, wenn auch vielfach durchlöchert und unterbrochen, von Vororten war keine Rede, und wo heute wimmelnde Mittelpunkte des Verkehrs sind, befand man sich damals in der äußersten Vorstadt, wo die letzten Ansiedler wohnten. Etwas aber, das man sich heute kaum noch vorstellen kann, ist der Umstand, daß es keine Straßenbahnen gab und keine Fahrräder, und daß elektrische Fuhrwerke oder gar „Töfftöffs" noch im Nebel der Zukunft von Auferstehung träumten. Eine einzige Ausnahme war vorhanden, die berühmte Pferdebahn nach Charlottenburg, von der der Spottvers ging:

„Schön ist's und gemietlich
Auf die Ferdebahn,
Das eine Ferd, das zieht nich
Das andere Ferd ist lahm.

Der Kutscher ist besoffen,
Der Schaffner kann nicht gehn,
Und alle fünf Minuten
Da bleibt die Karre stehn."

Trotzdem war Berlin damals schon ein höchst bedeutender Handelsmittelpunkt und eine der größten Fabrik- und Industriestädte der Welt.

Stellen wir uns nun einmal vor, der Berliner Rathausturm, der übrigens damals noch gar nicht vollendet war, wäre so an die 300 Meter höher und wir säßen dort oben auf einem bequemen Lehnstuhl bei einem guten Glase Wein und blickten hinab auf das Berlin von 1866 und seine Umgegend, und ein gütiger Zauberer ließe das Wachstum dieser Stadt in den letzten 40 Jahren in wenigen Minuten an uns vorüber ziehen. Wir sehen hinab auf das Berlin von damals, das wegen seiner geschlossenen Bauart aus lauter hohen Häusern gar nicht so groß erscheint, wie man nach seinen 700.000 Einwohnern annehmen sollte, ein Kreis von sechs Kilometern Durchmesser würde es einschließen, und nur an den Landstraßen streckt es wie Spitzen eines Sternes lange bebaute Arme darüber hinaus. Vororte in dem heutigen Sinne gibt es wie gesagt noch nicht, nur einige der näheren stattlichen Dörfer, wie zum Beispiel Rixdorf und Schöneberg, sind schon durch bebaute Straßenzüge mit Berlin verbunden. Im Westen stößt die Stadt wie noch heut auf den Tiergarten, durch den eine schnurgerade Straße nach der kleinen Stadt Charlottenburg führt, die damals fast nur aus einer breiten unendlich langen Hauptstraße bestand. Von unserem imaginären Turme sieht man weit hinaus ins Land, wo von allen Seiten die Eisenbahnen einmünden, auf denen wie Raupen die Züge ein- und auskriechen, und

Daß Berlin sich so ungeheuerlich entwickeln konnte, verdankt es außer den später eintretenden politischen Umständen vorzugsweise seiner glücklichen Lage.

An die günstigen Wasserstraßen schloß sich das ungeheure Eisenbahnnetz an, und im Hinblick auf dieses lohnt es sich, die wunderbare Lage Berlins zu den Grenzen des Landes ins Auge zu fassen. Schon Roscher macht darauf aufmerksam, daß Berlin gerade an dem Punkte liegt, wo die beiden größten Diagonalen, die man in Preußen ziehen kann, sich kreuzen.

Zieht man auf der Landkarte eine Linie vom äußersten Südwesten von Saarbrücken über Berlin nach Memel im äußersten Nordosten, so wird diese schnurgerade Linie von Berlin in gleiche Hälften geteilt. Dasselbe ist der Fall mit der zweitgrößten Diagonale von Oderberg an der Grenze von Oberschlesien und Österreich über Berlin nach der Grenze von Schleswig und Dänemark. Nimmt man nun den Halbmesser dieser letzten Diagonale in den Zirkel und schlägt damit von Berlin aus einen Kreis, so berührt dieser die dänische Grenze bei Jütland, die holländische Grenze bei Emden in Ostfriesland, durchschneidet Frankfurt am Main, die größte Handelsstadt des Westens, berührt die österreichische Grenze bei Oderberg und geht durch Danzig, die größte Handelsstadt des Ostens. Nur die beiden äußersten Zipfel Preußens, Rheinland und Ostpreußen, stehen symmetrisch aus diesem Kreise hervor.

Ein kleinerer Kreis gleicher Entfernungen schließt Hamburg, Lübeck, Posen, Breslau und Hannover ein, und ein letzter noch kleinerer berührt Leipzig, die bedeutendste Handelsstadt Mitteldeutschlands, sowie Halle, Magdeburg und Stettin, den größten Hafenort an der Ostsee.

Alle diese günstigen Umstände ließen Berlin mit der Vergrößerung Preußens von der sandigen und sumpfigen Mark Brandenburg bis zur deutschen Vormacht ständig wachsen, und als seine Hauptstadt auch die Hauptstadt des Deutschen Reiches wurde, nahm dies Wachstum geradezu märchenhafte Verhältnisse an. Dazu kam, daß seiner Ausdehnung und Vergrößerung nirgendwo durch die Gestaltung des Geländes Grenzen gesteckt sind und, was ebenfalls nicht zu unterschätzen ist, daß die für diese Stadt so freundlich vorsorgende Eiszeit durch ihre ausspülende und anschwemmende Tätigkeit überall in der näheren und weiteren Umgebung für riesige Tonlager gesorgt hat, die sie mit Ziegeln für seine Bauten überreichlich versehen.

Als ein besonderes Glück für die bauliche Entwicklung Berlins ist es auch zu betrachten, daß in seiner Nähe in bequemer Wasserverbindung das Rüdersdorfer Kalksteingebirge steht, das diese Stadt mit seinen unerschöpflichen Vorräten schon seit Jahrhunderten versorgt. Fast ganz

Friedenau, Steglitz, Südende, Mariendorf, Lankwitz, Groß-Lichterfelde, Zehlendorf u. s. w. — denn was hier in Westen und Süden geschieht, ereignet sich auch im Osten und Norden, und es wäre zu weitläufig, alle die vielen Orte aufzuzählen — also der Kreis der näheren Vororte, die im Durchschnitt alle etwa 1½ Meilen von Berlin liegen, ist ineinander geflossen und bildet gleichsam einen Saturnring um den Hauptkörper. Darüber hinaus aber bis zu drei Meilen Entfernung vom Mittelpunkt und weiter liegt besonders im Spree- und Havelgebiet noch eine Menge anderer Vororte, die zwar nicht alle offiziell zu Berlin gerechnet werden, deren Villenkolonien aber, wie zum Beispiel Woltersdorfer Schleuse bei Erkner und Lehnitzsee bei Oranienburg, einzig nur Berlins wegen vorhanden sind. Das Berliner Adreßbuch führt die Einwohner von 42 Vororten auf. Darunter befinden sich drei Großstädte wie Charlottenburg mit 225.000, Schöneberg mit 126.000 und Rixdorf mit 120.000 Einwohnern. Die übrigen sind Dörfer oder Landgemeinden, wenn sie auch, wie Lichtenberg 55.000 oder mein Wohnort Groß-Lichterfelde 33.000 Einwohner haben, vorausgesetzt, daß die Zahlen noch stimmen, wenn dieser Artikel erscheint. Denn diese Orte haben zum Teil ein verrücktes Wachstum, und die Einwohnerzahl von Groß-Lichterfelde hat sich in den zehn Jahren, seit ich dort wohne, verdoppelt.

Eine Tat der Berliner Vororte ist noch zu erwähnen, die vielleicht für Berlin die segensreichste ist: sie haben nämlich den Grunewald für diese Stadt eingefangen. Die westlichen Kolonien haben den elf Kilometer langen und sechs Kilometer breiten Wald vollständig umklammert und umschlungen, so daß er des Tiergartens Riesenbruder geworden ist und einem hochherzigen Entschluß des Kaisers zufolge in einen Volkspark umgewandelt wird. Einen solchen Stadtpark von einer Quadratmeile Inhalt wird wohl schwerlich irgend eine andere Weltstadt aufweisen können, und wie lange wird es dauern, so liegt auch er, wie der Tiergarten, mitten in der Stadt. Dann wird das vier Meilen südwestlich von Berlin gelegene Potsdam auch ein Vorort von Berlin sein, halb und halb ist es das ja jetzt schon. Dazu wird der neue Polypenarm, den Berlin nach dieser schönen Stadt ausgestreckt hat, der Teltowkanal, dessen Ufer sich mit rasender Schnelle besiedeln, das Seine beitragen und die Viermillionenstadt wird nicht lange mehr auf sich warten lassen.

„Doch das sind Träume," sagte der freundliche Zauberer und forderte uns auf, noch einen Blick auf das in vierzig Jahren so wunderbar veränderte Berlin zu werfen, auf das unsägliche Gewimmel seiner Straßen, auf die Häusermeere und -Inseln, die sich bis an den Horizont erstrecken, auf die überall verstreuten stadtgroßen Nester von Fabriken, die ihre Gegend in Dampf und Rauch hüllen, auf die zahllosen Bahn-

fast überall blitzt Wasser auf, bedeckt mit den weißen Segeln der Spree-kähne, die breite blaue Havel und die schmalere Spree mit den eigenen stattlichen Seenketten und denen der Tahme. Und überall in der weiten Ebene verstreut Dörfer und wieder Dörfer und weite Wiesenflächen und nah und fern überall ausgedehnte Wälder mit dämmernden Hügelketten, wie ja denn noch jetzt die Umgegend Berlins ungemein waldreich ist. Platz zum Ausbreiten ist da bis ins Unbegrenzte. In den Hauptstraßen der Stadt zeigt sich ein mäßiges Menschengekribbel, vermehrt durch schläfrig dahinländernde Droschken und Omnibusse und langsam kriechende Lastwagen, und an vielen Stellen ist sie in Rauch und Dampf gehüllt, besonders im Norden und Osten, wo Fabrik an Fabrik sich ausdehnt. Unser freundlicher Zauberer aber klingt an sein Glas und erhebt seinen Zauberstab. „Es geht los!" sagt er.

Der mächtige Leib des großen Polypen beginnt zu wachsen und schiebt sich ringsum ins Feld. Die Häuserarme an seinen Landstraßen strecken sich aus und saugen sich an die nächsten Dörfer an, und diese schwellen an, langsam aber unablässig. Aber die Spitze des Polypen-armes dringt aus ihnen wieder hervor und späht weiter nach Raub.

An den Bahnen, die in die Ferne ausstrahlen, geschieht das gleiche. Wie bei Bazillenkulturen bilden sich an ihnen aus unscheinbaren Anfängen wachsende Häuserherde, die in die Runde und in die Weite schwellen, und dies nicht nur in der Nähe, sondern in der Entfernung von Meilen, überall im ganzen Umkreis tauchen solche Bazillenkulturen auf, als wäre die ganze Gegend mit Häuserimpfstoff infiziert.

Ein großes Werk wird in Berlin vollendet. Eine ungeheure viergleisige Bahnbrücke, ein Viadukt von Eisen und Stein durchquert die Stadt in der Ausdehnung von über 13 Kilometern als Längendurchmesser eines ovalen Eisenbahnringes, dessen kleinerer Durchmesser neun Kilometer beträgt, der alle einmündenden Bahnen, die neuentstandenen wie die alten, miteinander verbindet und die Riesenstadt in weitem Bogen umschlingt.

Da kommt es wie ein Ehrgeiz in den großen Polypenleib, diesen Ring auszufüllen, und Berlin selbst, sowie die inneren Vororte Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg und Rixdorf geraten in ein unglaubliches Wachstum. Charlottenburg schwillt zu einer Großstadt an und fließt mit Berlin, Wilmersdorf und Schöneberg zusammen zu einem einzigen Häusermeer, in dem der Tiergarten, ein Wald von drei Kilometern Länge und einem Kilometer Breite, wie ein grünes Inselchen liegt. Rixdorf tut an seiner Stelle das gleiche, es wächst ebenso wie Schöneberg zur Großstadt heran, und ehe man es sich versieht, ist der Riesenring gefüllt und stellenweise überschritten. Außerhalb davon ist man aber auch nicht müßig gewesen. Der Ring der Vororte Schmargendorf,

Denk' ich dein, lobesam's
Stammhaus des Bräutigams,
Denk' ich dein, Stammhaus
Der lieblichen Braut.
Segle nun frohgemut,
Schifflein, auf hoher Flut,
Unter den Sternen der Liebe und Treu'.
Ich will zu dieser Stund
Preisen der Eltern Bund,
Herrliches Vorbild der glücklichen Zwei.
Preise, mein Weihgesang,
Waldsängers Treugesang,
Preise den Schöpfer
Der künftigen Welt.
Was einst in Fleiß und Recht
Erntet ein neu' Geschlecht,
Haben weitschauende
Ahnen bestellt.

Grenzstein der neuen Zeit
Und der Vergangenheit
Ist der zur Trauung
Geschmückte Altar.
Wenn ich des Rheines Reb'
Urdeutschen Wein erheb,
Grüß' ich dich, junges,
Dich, ehrwürdig Paar.
Heil sei den Preislichen,
Die hier am häuslichen
Herde warm hocken!
Heil sei den Liebenden,
Die heut' im siebenten
Himmel frohlocken!
Euch eint, ihr Ziehenden,
Der mit dem glühenden
Hammer des Herzschlags
Geschmiedete Ring.
Haltet den Talisman,
Der Euch das Glück gewann,
Nimmer den goldnen
Hüter gering.
Segle nun, frohgemut,
Schifflein, auf hoher Flut,
Segle ins wogende
Leben hinaus.
Unsere Liebe zieht,
Paar, als dein Engel mit
Ein in dein alpen-
umfriedetes Haus.

Einem heimwehkranken Fremdling.

1895.

Laß dein Herz nicht bluten
Mein lieber Wilhelm Reimat,
Das Reich des ewig Guten
Ist unsere gemeinsame Heimat.

Gruß an Touristen auf dem Teufelsstein.

1898.

Am Teufelsstein
Bei Euch zu sein,
Das würde mich
Schon sakrisch freun.
Doch weil's, zum Teufel!
Nicht kann sein,
So liegt am Herzen mir ein Stein,
Und das, ihr Freunde,
Das ist mein,
Mein Teufelsstein!

An Alexander Girardi.

1899.

Ich gratulier zum kleinen Bubn,
Ist Glück nicht süßer noch als Ruhm?

Dem Dichter zum Siebzigsten.

1899.

Bekränzter Dichter, sollst nicht zagen,
Ein starkes Herz, ein guter Magen,
Kann Jubiläen selbst vertragen.
Heil und Freude dir, Spielhagen!

An H. M.

1899.

Ins neue Säkulum
Geht's Montag schon hinein?
Wird nicht ein wenig krumm
Die Rechnung sein?
Ob altes oder neues,
Mir ist es ziemlich gleich,
Gott geb' ein großes, freies,
Ein frohes Geistesreich!

Buchwidmung an die Schwiegermutter.

1899.

In diesem Buch man finden kann,
Wie der Schwiegersohn schön dichten kann.
Er dichtet früh, er dichtet spat,
Und wenn er just Courage hat,
So dichtet er, der tapfre Mann,
Sogar — die Schwiegermutter an.
Die Schwieger —? Wie? Gemach, gemach,
Sie ist danach.

Nachhall.

1899.

In deiner schönen Heimatstadt
Da blieb ich über Nacht,
Und als das Mühlrad rauschend ging
Und als mich milder Traum umfing,
Da hab ich deiner gedacht.

In deiner schönen Heimatstadt
Da gab es einst fröhliche Zeit,
Die Jugend hat uns angelacht,
Die erste Liebe war erwacht,
O selige Tage — wie weit!

In deiner schönen Heimatstadt
Es ewigen Frühling gibt,
Und was, o Freund, einst unser war,
Genießt heut' eine junge Schar
Und lebt und lacht und liebt.

züge, die ein und aus und durch und um die Stadt kriechen, und auf die blauen Wasserläufe mit unzähligen Segeln und Fahrzeugen, wo ein langer Zug von Riesenkähnen, durch Dampfer geschleppt, dem anderen folgt. „Berlin ist ein Wasserkopf," hat einmal jemand gesagt, der dieser Stadt nicht wohl wollte. „Ja, Berlin ist wirklich ein Wasserkopf, und daß es das vom Anfang an gewesen ist, nämlich der Kopf eines riesig entwickelten Wassernetzes, dem verdankt es nicht zum geringsten seine heutige Größe. Seine Zukunft lag auf dem Wasser." So sprach der freundliche Zauberer und schlug mit seinem Stäbchen auf das Geländer unseres Phantasieturmes. Dieser sank sänftlich in die Tiefe, wir stiegen aus, und ein jeglicher von uns ging nachdenklich durch die wimmelnden Straßen Berlins an den Ort, wo er zu Hause war, der eine hierhin, der andere dorthin. Zwei waren dabei, die wohnten 30 Kilometer oder vier Meilen weit auseinander, und doch lagen ihre Häuser beide noch in „Groß-Berlin".

Gelegenheit macht Dichter.

Gruß- und Mußsprüchlein.

Der Meisterschütz.

1889.

Einen Schuß in Ehren
Kann mir niemand verwehren,
Etwas treff' ich immer.
Treff' ich schon die Scheibe nimmer,
Schieß ich halt der Luft ein Loch,
Etwas treff' ich doch. —
Böcke schieß' ich mir zum Preis,
Fällt der Bock nicht, fällt die Gais,
Oder gar ein junges Kitz,
Treffen, treffen tu' ich immer,
Denn ich bin der Meisterschütz.

An A. B.

1890.

O, alter Freund aus junger Zeit,
Du Zeuge meiner Seligkeit
Und meiner Jugendlust.
So lange die Erinnerung
An sie noch bleibt, lebst du auch jung
Wie einst in meiner Brust.
So lang das treue Herz nicht kalt,
Ist, Alter! man gewiß nicht alt!
Wir sind noch frisch im Kern.
Das Schifflein schwimme, wie es kann,
Was an uns ist, das wird getan,
Das Weit're Gott dem Herrn!

In ein Stammbuch.

1890.

Ein Wahrwort sag ich schnell,
Zwar ist's nicht originell,
Doch nützt es dir wie mir:
Zweimal zwei ist vier!

Auf einen Wunsch, eine Neujahrsgratulation zu dichten.

1891.

Die Dichter sollen, traun, mit ihren Lichtern
Dem Volk zum neuen Jahre *gratulieren*?
O lausche, deutsches Volk, den deutschen Lyren,
Dann *gratulier dir selbst* zu deinen Dichtern.

Tafelgruß zu einer Vermählung.

1892.

So stehts geschrieben denn:
Heil sei den Liebenden,
Die heut' im siebenten
Himmel frohlocken.
Lasset nun diese Zwei
Im Paradiese frei
Wundersam süße Mai-
Blümlein brocken.
Doch ist's leicht selig sein,
Wenn uns den Himmel ein
Andrer gebaut.

An einer Wiege.

1902.

Die alten Zeiten
Kehren wieder,
Wo mir erklungen
Die süßen Lieder.

Ein kleines Kindlein
Lat ich liegen,
Nun schläft ein andres
In dieser Wiegen.

Ich seh's im Traume
Lieblich lachen,
O möcht' es nimmer
Daraus erwachen!

Wegen einer Vorlesung.

1902.

Wenn ich schon lesen soll,
Les' ich am Sonntag,
Wann wär ich gänzlich wohl?
Wann hätt' ich Schontag?

Husten und schnaufen ist
Jetzt mein Beruf,
Hoff, daß es besser wird,
Freund Toni Schruf.

Sollt' sich's verschlimmern, so
Schreibt dir der Peter,
Dann geh zum Tischl du
Als sein Vertreter.*)

Sehnsucht nach Bayreuth.

1902.

Die sitzen jetzt beim Göttermahle
Und atmen Liebe hehr und rein,
Wie möcht ich dort im Speisesaale
Beim großen Tor — der größte sein.

Der größte Tor, der größte Weise,
Der heilige Weltbesieger Christ,
Dess' Herzenskraft und Seelenspeise
Die Einfalt und die Liebe ist.

*) **Entgegnung.**

So sei denn vom Himmel die
Gnade erbeten:
Es mög' mein' Gesundheit
Dein Kranksein vertreten.

Vertreten in dir, du
Mein Herzherzensdichter,
Man hört nicht gern mir zu,
Wenn's heißt: Heute spricht er.

Und nun kömmt die Hauptsach',
(Die soll auch dabei sein)
Man hört mich wohl an, doch
Der „Eintritt" muß „frei" sein!

Dein Toni.

Zur Gipsfigur für einen Freund.

1902.

Mogst du däi Gredl nit?
Däis scheni Mädl nit?
Af an Kastenegg oubn?
Wills da scha gor nit gfolln,
Nau, sa loß s owifolln
Und die Gschicht hot sih ghoubn.

An die dritte Mutter.

1902.

Von drei Müttern, die ich hatte,
Ist mir eine noch geblieben,
Darum will ich diese eine,
Die mir blieb noch, dreifach lieben.

Wahlspruch für einen Gesangverein.

1903.

Aus Herzens Gluten
Dem Wahren, Guten,
In hellen Tönen
Dem Ewigschönen!

Hammerspruch bei einer Grundsteinlegung.

1903.

Des Menschenherzens Hammer schlage,
Stets gütig, fröhlich, frei und treu,
Daß jeder unsrer Lebenstage
Ein Tag des vollen Lebens sei.

Gräfin Frieda.

Widmung in „Goethes Lebenskunst".

1903.

Dem guten Menschen ein gutes Buch,
So gewinnen beide.
Da gibt es keinen Widerspruch,
Nur Freude.

Zur Urkunde im Schlußstein des Veitscher Schulhauses.

1903.

Wir bauen dies Haus in stürmischer Zeit,
Die Geister gären und liegen im Streit.
Sie Seelen sinken und suchen nach Licht,
Durchwühlen den Erdball und finden es nicht.
Wir weihen dies Haus dem göttlichen Geist,
Der wieder die Menschheit gen Himmel weist.

Widmung in ein Buch.

1903.

Ein seltsam Buch. Doch brauchst du's nicht
zu lesen.
Man kann auch so zur Weltweisheit genesen
Man sagt dem edlen Spender besten Dank!
Und stellt's, statt in den Kopf, bloß in den
Schrank.

Auf ein Photographiealbum.
1899.

Es sind nun zwanzig Jahre,
Seit wir uns haben, vorbei.
Aus schlimmen und guten Tagen
Stammt manches Konterfei.
Und meine Jugendschatten
Will ich dir, Freundin, weihn,
Er möge einst der Greisin
Ein treu Gedenken sein.

Zum 28. August 1900.

Du dünkst dich alt, so klagst du mir,
Und ist doch so viele Jugend in dir.
Das Klagen, das magst du sparen!
Eine vierzigjährige junge Frau,
Die gibt — ich rechne ganz genau —
Zwei Mädchen von zwanzig Jahren.

Auf die Einladung
zu einer Kirchenbaufeier auf dem „Ölberg“ in M. (1900.)

Am Ölberg sein, um Blut zu schwitzen,
Da blieb ich allwegs lieber fern,
Doch in Bethanien Festwein blitzen
Am Ostertag tät' ich wohl gern.
Indessen, wollen wir nicht warten,
Eh aus dem Hals der Stoppel springt,
Bis auf des Ölbergs hehrem Garten
Vom Thurm die erste Glocke klingt?
Zwar tät' es not, daß wir uns laben
Zu dieser kampfesheißen Frist,
Doch Feste wollen wir erst haben,
Wenn unser Werk vollendet ist.

Zu einem Schützenfest.
1900.

Wir grüßen mit Hoch- und Prositgrüßen,
Es steigt nix.
Wir schießen mit Aus-, Vor- und Pulverschüssen,
Es fallt nix.
Wir sprechen in guldenen Weisheitssprüchen,
Es nutzt nix.
Wir fluchen in allen Teufelsflüchen,
Es schad't nix.

An einen Neugebornen.
1900.

Der Storch bracht' ihn,
Der Engel bewacht ihn,
Das Geschick führ' ihn
Zu Glück und Macht hin.

An Defregger auf der Alm.
1900.

Af d' Olm bin ih gonga,
Af d' Olm hots mih gfreut,
Af d' Olm möcht ih öfter,
Aber der Weg, der is weit.

Um so höher der Berg,
Um so heller das Gläut,
Um so frischer die Luft,
Um so liaber die Leut.

Kreuzlustigi Leut
Kina juchazn oll,
Und s Traurigi is,
Das ma furt muß ins Tol.

An T. Sch.
1900.

Zu dir bin ihs gonga,
Zu dir hots mih gfreit,
Zu dir geh ihs öfter,
Koa Weg is ma z weit.
Koa Weg is ma z weit
Und koa Steg is ma z krum,
Koa Glos is ma z tiaf
Und koa Gspoaß is ma z dum.
Koa Gspoaß is ma z dum
Und koa Red is ma z gscheit,
Mei Toni, ba dir
Hots mih ollemol noh gfreit.

Schlaraffia.
1901.

Schlaraffenbrüder, lu lu!
Ich bring' Euch den Humpen, ehe!
Ihr merkt es schon, Sassen, aha!
Ich möchte ins Reich Uhu
Und kann nicht zu Euch, oho!

Der Tischgesellschaft.
1901.

Ach wie wär's im Kruge lustich,
Doch zu Hause bleiben mußt' ich,
Hab's ein bißchen auf der Brust ich.
Traun, die halben Nächte pfauch' ich
Und die andern halben hust' ich.

Einem mit dem Verdienstkreuz Ausgezeichneten.
1901.

Wer oft und treu das schwere Kreuz
Mit andern hat getragen,
Den muß man an der Ehre Kreuz
Mit goldnen Nägeln schlagen.

Rat.
1902.

Willst du ihrer Treue trauen,
Mußt du freien freie Frauen.

Eisenerzer Männergesangverein.
1902.

Deutsches Erz muß Erd bezwingen,
Deutsches Herz zum Himmel klingen.

Richard und Louise.

Zum 5. September 1905.

Die diamantne Hochzeit ist die beschwerlichste,
Weil sie so hoch in den Jahren hängt,
Die goldene Hochzeit ist die herrlichste,
Weil in dem Gold noch die Myrte prängt.

Die silberne Hochzeit ist die entbehrlichste,
Weil noch die Liebe zusammenzwängt,
Die eiserne Hochzeit ist die begehrlichste,
Weil noch das Blut in den Adern drängt.

Die hölzerne Hochzeit ist die gefährlichste,
Weil sie am leichtesten Feuer fängt.

Gruß.

Zur Eröffnung der Warte auf dem Ring in Hartberg. (1905.)

Alt-Hartberg, ewig junge Braut,
Den deutschen Alpen anvertraut,
O grüß dich Gott, du liebe Stadt,
Die den Ring am Finger hat.

Der Königin Elisabeth.

1906.

Gütige Frau und Fürstin,
Wie müßte die Krone dich drücken,
Läg' d'runter der Lorbeerkranz nicht
Auf der glühenden Stirn.

Großstadtrappel.

Unter diesem Titel veröffentlicht ein Großstadtblatt, die Wochenschrift „Zeitfragen“ in Berlin, einen treffenden Aufsatz von Th. Fritsch, dem der „Heimgarten“, der seit dreißig Jahren das gleiche predigt, folgende Stellen entnimmt.

Der „Zug nach der Stadt“.

Was lockt nun eigentlich die Leute nach der Stadt? — Es ist nicht bloß die Aussicht auf den höheren Lohn; denn der ist eigentlich nur scheinbar höher und verliert seinen Wert, wenn man in Betracht zieht, daß Mietzins und Lebensmittel in der Stadt ungleich teurer sind. Aber es spielen hier noch andere Dinge hinein. Das Stadtleben hat so viel Reizvolles, Anlockendes und Kitzelndes. Man kann sich dort als Unbekannter in der großen Menge ein Ansehen geben und eine Rolle spielen, wie zu Hause auf dem Dorfe niemals. Man kann auch vielen Vergnügungen und Ausschweifungen ungestörter nachgehen. Manche sagen ganz richtig: wenn Ihr die Leute wieder aufs Land locken wollt, so müßt Ihr dort ein Variététheater, ein Tingeltangel, eine Weinstube und eine Konditorei mit Schlagsahne einrichten.

Und alles das würde auch noch nicht genügen. Es gibt noch etwas in der modernen Menschenseele, was sie mit blinder Gewalt in die Großstadt treibt. Man könnte es einfach den Großstadtrappel nennen. Jeder kommt sich wichtig vor, wenn er in einer Großstadt lebt. Die Mutter auf dem Lande erzählt mit Stolz, daß ihr Sohn oder ihre Tochter in Berlin, Leipzig, Breslau oder Hamburg dient; und sie macht dabei ein so wichtiges Gesicht, als wären diese Städte gerade durch den Zuzug ihrer Kinder erst so groß und bedeutsam geworden. Ich habe es erlebt, daß Dienstboten hochbezahlte Stellungen in einem Villenvorort

An Ferdinand v. Saar.

1903.

Im irdischen Tal
Sind wir uns begegnet
Ein einziges Mal,
Doch das war gesegnet.

Seither entschwunden
Bist du mir nimmer
Und jene Stunden
Währen noch immer.

Einzig nur trennen uns
(Läßt sich's ereilen?)
Zehen der Jahre,
Zwanzig der Meilen.

Berliner Presse.

Mit erbetener Photographie als „Damenspende".

1903.

Wollt ihr für die Damenspenden
Mir nicht einmal Damen senden?

Auf Einladung zu einer Scheffelfeier.

1903.

Ich ehre den Dichter nach meiner Art,
Und das ist die schönste Scheffelfeier.
Weißt du, worin sie besteht, mein Treuer?
Ich lese zu Hause den „Ekkehardt".

Widmung ins „Sünderglöckel".

1903.

Wenn das Sünderglöcklein läutet,
Brauchst du, Freund, nicht zu erschrecken,
Zwar, die Schelme soll es necken,
Arme Sünder soll es wecken;
Aber keinen soll's verletzen
Und die Guten soll's ergötzen.

An F. B.

1904.

In Arbeit hart,
Im Fühlen zart,
Im Denken frei,
Den Menschen treu.

An Martinelli zum 70. Geburtstag.

1904.

Du grüßtest mich zu Sechzich,
Denn was sich liebt, das neckt sich.
Ich grüße dich zu Siebzich,
Denn was sich neckt, das liebt sich.

Einem Autographensammler.

1904.

Du gehst auf Sammlung von Namen aus,
Ich sammle Groschen für's Waldschulhaus,
Du siehst, mein Freund, ich gebe dir,
Nun — gib auch mir.

An T. Sch.

1904.

Der Pfad, der dich dir selbst entführt,
Er führt dich ins Verlorensein,
Der Pfad, der zu dir selbst dich führt,
Er führt dich an ein treues Herz
Und leitet dich durch Freud und Schmerz
Ganz sacht ins Himmelreich hinein.

Kinder Chiavaccis.

1905.

Wie soll ich sie nicht segnen,
Die mich gesegnet haben!
Wo Kinder mir begegnen
Mit ihren heiligen Gaben:
Mit ihren hellen Augen,
Mit ihrem reinen Herzen,
Da weichen alle Zweifel,
Alle Teufel, alle Schmerzen.

An Fräulein E. B.

1905.

Dein Hans ist ernannt nun zum Doktor der Rechte.
Und ist er für dich auch der Doktor, der rechte,
So reicht euch, wie's recht ist, fürs Leben die Rechte.

An A. B., Grundlsee.

1905.

Zweimal die Flügel gespannt
Nach dem Grundlseestrand,
Vor Sehnsucht trunken,
— — Zweimal die Flügel gesunken.

An die „Kritik der Kritik".

1905.

Die Kritik kritisieren?
Den Löwen beißen!
Dummes Schaf, er wird dich zerreißen.
Nichts ist so wütig, so impertinent,
Als ein kritisierter Rezensent.

Einem dramatischen Volksführer.

1905.

Das Volk bringst leicht du
Zum Lachen und Weinen,
Zum Jubeln und Greinen;
Zum launigen Spiele
Es hüpft und es kriecht;
Doch dorthin, o Dichter,
Wo du es haben willst,
Wo du es retten willst,
Bringst du es nicht.

beständig durch frischen Zuzug vom Lande, durch ländliches Blut verjüngt wird. Die deutsche Landbevölkerung wird nicht lange mehr imstande sein, aus ihrem Volksbestande den starken Zuschuß zu liefern, den die Zivilisation verbraucht.

Ein Tagebuch.

(Neue Folge von Heimgärtners Tagebuch.)

Eingang.

Nach nahezu fünfzigjährigem Tagewerk endlich müde geworden. Kluge Leute sagen: Sollte ausspannen!

Habe ausgespannt. Ein Weilchen gerastet. Das geht aber nicht. Man kann sich viel leichter krank faulenzen, als krank arbeiten. Ich will nicht an Müßiggang sterben. Hundert Geisterlein treiben wie immer und unaufhörlich im Kopf ihren Veitstanz. Ich würde meine alten Tage unangefochtener verleben, wenn sie zähmbar wären, diese Geisterlein ... Doch — gottlob, daß sie's nicht sind.

Nur möchte ich Eins noch ausführen, was mir schon so lange im Sinn gelegen. Ein Lebensjahr möchte ich aufschreiben. Alles, was so im gewöhnlichen Menschenjahre einem durch Herz und Kopf geht, will ich vermerken und — wenn's nicht zu windig ausfällt — in den Druck geben. Ob Tinte oder Druckschwärze, jetzt wird ja doch schon alles durcheinander gerührt. So wie man die intimsten Privatbriefe vieltausendfach drucken läßt und in die fremde Welt hinausschleudert, so kann anderseits ein gedrucktes Buch recht wohl Geheimnis bleiben. Im Hinblick darauf will ich auch mancherlei Heimliches diesen Blättern anvertrauen.

Wir beginnen heute zu schreiben: 1906. Das ist mein dreiundsechzigstes Lebensjahr. Zu spät für ein Tagebuch? Glaube kaum. In jüngerer Zeit tut der Mensch zu sehr mit seinen Erlebnissen flunkern, besonders wenn er ein Phantast ist. Er schreibt alles gleichsam mit großen roten Buchstaben, jeden Satz mit einem Ausrufungszeichen! Im Lebensherbst bricht man die Ausrufungszeichen über's Knie ab, wie dürre Haselstäbe und heizt sie in den Ofen, um sich die Glieder zu wärmen. Da ist kein Geschrei mehr, da ist alles gleich geworden. Nichts bewundert man und nichts verachtet man. Daran, was sie groß nennen, geht man gelassen vorüber und im kleinen findet man Offenbarungen. Alle Werte und Unwerte schätzt man richtiger, auch seine eigenen. Die Sklavenstricke der Leidenschaften hat einerseits der Zahn der Zeit, anderseits ein gestärkter Wille allmählich entzwei

ablehnten, weil es „auf dem Dorfe“ wäre und sie sich dann vor ihren Angehörigen zu Hause schämen müßten.

Und zu diesem Großstadtrappel kommt noch der Bildungskoller. Er ist eigentlich die Grundursache der ganzen Verschrobenheit. Die Halbbildung, die heute durch unser so stolzes Schulwesen bis in jeden Dorfwinkel hineingetragen wird, erzeugt dort eigentümliche Blüten. Dieses ganze Bildungswesen in seiner gewöhnlichen Form läuft ja eigentlich auf eine Mißachtung aller ehrlichen Arbeit hinaus und andererseits auf eine Überschätzung alles Wissens- und Buchkrams. Diese sogenannte Bildung erzeugt eine entsetzliche Verstandeseitelkeit. Heute will einer lieber ein Schuft heißen, als daß er für ungebildet gilt.

Aber was ergibt sich nun aus alledem? — Das Land wird entvölkert, die Stadt wird übervölkert. In der Stadt laufen Tausende mit den Händen in den Hosentaschen beschäftigungslos herum und auf dem Lande fehlt es an Arbeitern. Der Landwirt, der sein Hab und Gut nicht unbewirtschaftet liegen lassen will, muß um jeden Preis Arbeitskräfte heranschaffen; und er nimmt, was er kriegen kann. Und das sind bei uns zumeist Polen oder Ruthenen; nächstens kommen vielleicht auch Chinesen und Neger an die Reihe. Damit aber naht unserem Volke sein Verhängnis: mit der Einführung fremder Rassen und Nationalitäten beginnt eine heillose Rassenvermischung und das ist noch immer der Untergang aller Kulturvölker gewesen.

Warum verrichtet der Pole, der Slawe (bei uns auch der Welsche) noch gern eine Arbeit, die unser deutscher Arbeiter nicht mehr verrichten mag? Weil er noch einfach, unverwöhnt, unverbildet und anspruchslos in seinen Lebensbedürfnissen ist. Er hat noch nicht den Bildungsrappel. Er kommt noch mit einem Lohne aus, der dem „gebildeten“ deutschen Arbeiter unzulänglich erscheint. Ja, er spart sogar noch Geld dabei und nimmt es wieder mit nach Hause, um daselbst das heimische Leben damit zu befruchten. Das fremde Volk gewinnt also in jeder Hinsicht bei dieser Sachlage und das Deutschtum verliert.

Hier stoßen wir auf das eigentliche Kulturproblem unserer Zeit — ja auf das Kulturproblem aller Zeiten. Verbreiterte Zivilisation, Verkehr und Industrie verbrauchen die Menschen. Nur bei dem Landbau haben die Geschlechter durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende hindurch gesund und leistungsfähig bleiben können. Der Landbau ist in mehrfacher Hinsicht die eigentliche Grundlage der Staaten, Nationen und Kulturen. Er muß nicht nur den dringenden Lebensbedarf, sondern auch immer frische Menschen liefern für die höhere Kulturwelt. Es ist durch Erfahrungen und statistische Untersuchungen genügend erwiesen, daß die Stadtbevölkerung aus sich selber auf die Dauer nicht bestehen kann. Sie stirbt im Laufe von drei bis vier Geschlechterfolgen aus, wenn sie nicht

Dichter der Weltgeschichte ist nicht zu schreiben, nur zu ahnen. In seinem Namen beginne ich.

Graz, am 1. Jänner 1906.

Unter der Regierung der Weltbesiegerin Venus, am ersten Tage.

Wenn sie sagen, ich hätte mir für persönlichen Gebrauch einen eigenen Glauben gemacht, so setze ich bei: Und auch einen eigenen Aberglauben. Mir bedeutet es Glück, mit dreizehn bei Tische zu sitzen, wenn der Dreizehnte ein Hungriger ist. Mir bedeutet es Glück, gerade am Freitag etwas zu unternehmen, weil an diesem Tage das erfolgreichste Liebeswerk geschehen ist. Mir bedeutet es Glück, wenn am Neujahrsmorgen mir zuerst ein alter Mann oder ein altes Weiblein begegnet, ist es doch für uns alle verheißend, daß immer wieder auch alte Leute das neue Jahr erleben und sich der verjüngten Sonne freuen. Und bin ich doch auch selber froh, wenn mir am Neujahrsmorgen niemand ausweicht. Mir begegneten an diesem Morgen zuerst Weib und Kind. Das gibt frischen Mut. Schon um Mitternacht war ein guter Kamerad bei mir gewesen. Das widerwärtige gesellschaftliche Festtagsgetue, schon über eine Woche lang — das Verschicken und Ankommen allerlei unnötiger Pakete, überflüssiger Sachen, die nichtssagenden Feiertagsbesuche, das sinnlose Kartenschnellen der Neujahrsgratulationen, die Friedlosigkeit ohne Arbeit, die Nichtstuerei ohne Rast — all das hatte mich schon so heruntergebracht, daß ich — dem banalen, sentimentalen oder bummelwitzigen Silvesternachttreiben entfliehend — mich in meine Stube zurückzog. Schlafengehen wollte ich, doch griff meine Hand nach einem Bande von Schiller, der „vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen". Das ist mein Kamerad gewesen in der Neujahrsnacht. Seine „Drei Worte des Wahnes" waren das letzte des alten Jahres, sein Gedicht „zum Antritt des neuen Jahrhunderts" das erste, was ich las im neuen Jahre. Mit diesen großen Worten, die der Dichter ganz unmittelbar an unsere Zeit richtet, beschloß ich das Schillerjahr, in dem wir den herrlichen Sänger so hoch gefeiert und so wenig gelesen und beherzigt haben. —

Heute morgens kam die Zeitung freudestrahlend herein. Was ist's? Friede? — Ach, deshalb macht eine Zeitung kein besonders frohes Gesicht. Tante „Tagespost" hatte eine andere Freude, fünfzig Jahre alt war sie geworden! Sie gesteht's. Und das will ein Frauenzimmer sein? — Einundvierzig Jahre ist's nun her, seit jener Jüngling im lockigen Haar um sie geworben hat — mit einem Strauß von Gedichten. Sie hat ihn erhört und das vergißt er ihr nimmer. Die Jubiläumsnummer der Grazer „Tagespost", die so prächtige Streiflichter auf das letztvergangene Halbjahrhundert von Graz und sein Geistesleben wirft, hat mich fast unheimlich erinnert. Ich, als

genagt, so ist man ein wenig weltbeherrschend geworden, in bescheidener, unauffälliger Weise jenem „Übermenschen" näher gekommen, den die Jugend so wild und so vergeblich anspringt. Ein Tagebuch in solcher Zeit wird ebenmäßiger und wahrhaftiger ausfallen können, als in Tagen, da man erregt und blind sich mit den Schicksalen und ihren Treibersknechten herumbalgen muß.

Freilich stehe ich heute ebenso blind an der Stufe, über die ein geheimnisvolles Jahr herabsteigen wird zu den Menschenkindern. Mit unserem Erdteile steht es so: nicht einen Tag ist man sicher, daß die Leute zur Vernunft kommen oder daß unter ihnen ein unerhörter Wahnsinn ausbricht. Doch zuletzt ist auch das Weltgericht nicht größer als die Zerstörung eines Ameisenhaufens im Walde, und wenn ich dabei zertreten werde, so ist eine der auf dem Wege krabbelnden Ameisen weniger. Irgendwo anders aber ein Wesen mehr. Und wenn dieses Tagebuch unvollendet bleiben sollte, so wird der fehlende Teil mehr sagen, als der aufgeschriebene.

Ganz kunstlos wie der Tag ist, so soll es hergehen. An nichts will ich mich binden, als an mich selbst. Nicht wie es ist, kann's angemerkt werden, nur wie es mir erscheint. An die Ergründung jener Wahrheit, die irgendwo und überall ganz für sich sein soll, glaube ich schon lange nicht mehr. Aber alles erklärt mir und mit allem versöhnt mich die Annahme, daß jeder Mensch seine besondere Welt hat, so wie er seine besonderen Sinne hat. Daß diese Sinne und diese Welt in den unzähligen Menschen sich tausend- und tausendfach wiederholen, ändert nichts. Jeder genießt mit seinem eigenen Löffel. Nun, und mit diesem meinem Löffel will ich in die Schüssel fahren. Es ist nicht der Löffel jenes Bettelmannes, der sich von der Bäuerin einen löffelvoll Sterz erbat und dann mit einem großen Schöpflöffel in die Pfanne fuhr. Heißhungrig bin ich nie gewesen. Bringt man auf einmal nicht viel ein, so fährt man um das öfter. An manchen Tagen wird's wohl mager hergehen. Oft wird man dessen, was äußerlich oder innerlich vorgeht, sich am gleichen Tage auch gar nicht bewußt. Andererseits — wer weiß, welch' große Brocken man im Laufe des Jahres zu überwältigen hat; anheben mag man mit kleinen — wie mit einer Vorspeise, die nicht Appetit stillen, vielmehr Appetit machen soll.

Und so fange ich nun an zu schreiben, ohne zu wissen, was. Die Schrift beginnt mit dem Jahr und endet — ich weiß nicht wann. Ob und welche Entwicklung, welchen Höhepunkt sie haben wird, das bestimmt der Dichter. Der Dichter ist unter verschiedenen Pseudonymen bekannt: Zufall, Geschick, Entwicklung. Lauter falsche Namen. Der wahre

gegangen und weht's mich an beinahe wie der Schatten, wenn ein lieber Menschenkamerad davongetragen wird.

Aber siehe! Es geht wieder auswärts, über den Winternebeln hebt schon die Sonne an höher zu steigen und im Walde sehen wir uns wieder.

Am 3. Jänner.

Trüb und frostig. Und immer noch kein Schnee. Immer noch die schmutzigbraune, staubige Erde! Entweder weiß oder grün sollte sein, eine der steirischen Farben! Wie plange ich danach! Fast so wenig, wie das Schaf die Wolle, der Herd das Feuer, kann der Älpler im Winter den Schnee entbehren. Der Schnee reinigt, wärmt und leuchtet. Der lichte Schnee ist ein Ersatz für die trübe, kurze Sonne. Und erst gar, wenn man zur Kräftigung der schlappen launischen Stadtleutnerven des Wintersportes bedarf, wenn man, wie die Mürzzuschlager, nordische Spiele veranstaltet hat für den Jänner — und es liegt die kahle, sandige, gefrorene Bodenfläche da, und der Schnee hängt tausend Meter hoch in der Luft und kann nicht herab! Mir ist nichts zuwiderer, als energieloses Wetter. Es wirkt lähmend auch auf den Menschen. Die nordischen Spiele sind verschoben worden auf den Februar. Vielleicht hätten sie auch können auf den Mai verschoben werden. — Wer weiß, ob bishin nicht nordische Spiele anderer Art uns beschäftigen. —

Einen Dorfmenschen hörte ich einmal sagen: Wenn das Dorf im Westen brennt, da bleibe ich ruhig sitzen beim Tisch und löffle meine Suppe. Wenn's aber im Osten brennt, dann mach' ich Bündel und lauf' davon. Als ich den alten Schlingel fragte, warum das? antwortete er nichts als: „Der Ostwind! Der Ostwind!" Das erinnerte mich, daß uns östliche Unruhen gefährlicher zu werden pflegen, als westliche. Ist es, weil dort in den gebundenen Elementen mehr Spannkraft gesammelt ist? Oder weil wir selbst noch mehr Schicksalsgemeinschaft mit den östlichen als mit den westlichen Völkern haben? Oder weil überhaupt der Weltuhrzeiger von Ost nach West geht — das Gestirn wie die Menschheit? Mit welchem Behagen haben wir vor einem Jahr noch zugesehen, als die Russen und die Japaner aufeinander schlugen! Aber der Ostwind! Der Ostwind! In der Nachbarschaft brennt's. Schon in unserer Kornkammer brennt's! In ganz Rußland Revolution. Der Lärm dringt zu uns herüber, aber man erfährt nichts; ein ungeheures Geschrei, aber man versteht nichts. Wer hundert Jahre lang warten kann, der wird's sicher aus den Urkunden erfahren, was heute in unserer Nachbarschaft geschieht.

Gestern Erdbeben in Kroatien. Agram wesentlich geschädigt. Auch in Untersteier Erdbeben, aber so mäßig, daß der Humor dabei

Erwachsener einst in diese Stadt gekommen, habe bisweilen noch die Vorstellung, als hätte ich mich der Grazer Gesellschaft noch nicht ganz anzuleben vermocht. Dieweilen belehrt mich diese Schrift, daß die Grazer Gesellschaft meiner Zeit schon von mir weggestorben ist. Ich war hier einmal viel gründlicher daheim, denn jetzt, als alter Zurückgebliebener. Die Welt von Graz, die jetzt vor meinen Fenstern ihre Neujahrspromenade macht, war großenteils noch gar nicht geboren, als ich mit hochgemuten Grazer Freunden längst meine literarischen Allotrias trieb. Wie viele sah ich aufsteigen, wirken und wieder dahingehen, während ich wie ein ewiger Jude am moosigen Stein sitze und mit Freude oder Ärger die Vorüberwandelnden beobachte. —

Neujahrsgedanken — schon gut, schon gut. Wenn aber dieses Tagebuch eine Art von Kalender sein will, so muß auch das Wetter hinein. Das Wetter ist nämlich nicht bloß als Verlegenheits-Gesprächsstoff da, sondern auch als ein Ursprung der Menschengeschicke. Unser äußeres wie inneres Leben, Leisten und Leiden regnet's herab, windet's herab, sonnt es herab. Wenn im Oktober Winter ist, im November Frühjahrswetter und im Dezember Sonnenschein, da muß freilich auch die Menschengesellschaft aus aller Ordnung kommen. Davon anderswo. Das neue Jahr begann mit klarem kalten Sonnenschein. Der Boden ist schneelos und ein schneidiger Ost jagt weiße Staubwolken durch die Straßen. Ich lasse die Fenstervorhänge niederrollen, daß das Ofenfeuer an der Wand flackert; das soll Winter bedeuten. Dann möchte ich ein paar Tage ausruhen — von den Feiertagen.

Am 2. Jänner.

Kalt und trüb. Zur Stunde, da man im Sommer schon die Fensterbalken schließt, um sich vor Sonnenhitze und Licht zu schützen, brennt jetzt auf dem Arbeitstisch noch die Lampe. Nun ging der Christbaum fort. Zehn Tage lang war er mein Stubengenosse gewesen, buschig grün und schmucklos, ganz wie sie im Walde stehen. Die weißen Wachskrümchen der abgebrannten Kerzen waren das einzige Zeichen von dem Freudenopfer am heiligen Abend. Die Sachen, die sich um das Kreuz seines Fußes wie Schutt gelagert, waren längst davongetragen worden, die Sternenpyramide war verloschen und er stand wieder still und arm da, wie vor dem Ruhme. So, mein Tannenbaum, bist du mir auch am liebsten und so hast du, auf dem Kreuze stehend, den Feiertagsrummel überdauert, hast, wenn ich toll werden wollte über all den hohlen Förmlichkeiten und den Krimskram, mir schweigend erzählt von unserer gemeinsamen Waldheimat. Das wäre mein Ideal vom Weihnachtsfeste: den grünen Baum und die liebe Stille dazu — und nichts, nichts sonst von all dem närrischen Treiben. — — Nun die Weihnachtszeit vorbei, ist er wieder fort-

Dieser Tage ist mir von hochachtbarer Seite mitgeteilt worden, daß folgendes über mich erzählt wird. Nicht Doktor Adalbert Svoboda sei vor 41 Jahren der Urheber meiner Lebenswende gewesen, sondern der Priester (nachmalige Kanonikus) Hans Wöhr in Graz. Dieser hätte mich mit ans Licht gezogen, mir Unterricht in der Schriftstellerei gegeben und mich an Doktor Svoboda empfohlen.

Das nun ist von A bis Z unwahr. Als ich im Jahre 1864 von Krieglach-Alpel aus mich direkt an die „Grazer Tagespost“ wandte, mit dem Redakteur Doktor Svoboda unmittelbar in Verkehr trat und er mich nach Graz zog, wußte ich längst noch nichts von Hans Wöhr, und Hans Wöhr wußte nichts von mir. Erst ein Jahr später, als Svoboda mich schon versorgt und durch Rudolf Falb in der Grazer Handelsakademie untergebracht hatte, wurde ich durch meinen Heimatsgenossen, den Theologen Urban Offenlugger, mit dessen Kollegen Hans Wöhr bekannt. Ich besuchte sie etwa drei- bis viermal im Refektorium des Priesterhauses, wobei sie mich mit Bier bewirteten und mir Bücher liehen. So borgte mir Wöhr meines Erinnerns eine deutsche Poetik, die ich mit nach Hause nahm, mit der ich aber nicht viel anzufangen wußte. Auch werden wir — Wöhr war literarisch tätig — wahrscheinlich über Literatur gesprochen haben, das ist alles. Von einem „Unterricht in der Schriftstellerei“ keine Spur.

Wenn der brave Hans Wöhr noch lebte, die angeführten Entstellungen würden gewiß nicht aufgetaucht sein; wenn ich schon tot wäre, könnten sich solche Unrichtigkeiten leicht festsetzen. Das ist zu verhindern. — Undankbarkeit ist gerade nicht mein größter Fehler, obschon manches Versehen und Vergessen vorkommen mag. Würde Wöhr oder ein anderer Priester in mein Geschick werktätig und bedeutsam eingegriffen haben, ich wäre ihm ja natürlich nicht weniger dankbar, als es nach der anderen Seite hin zu sein meine Freude und mein Stolz ist.

Am 5. Jänner.

In einer kleinen Stadt Deutschlands lebt ein wohlwollender Mann, der sich in den Kopf gesetzt hat, mir zu meinen Geburtstagen, Namenstagen, Osterfesten, Neujahrstagen u. s. w. Glückwunschkarten zu schicken. Ich bin stets erfreut und geehrt, aber geantwortet habe ich ihm nie. Jetzt riß ihm endlich die Geduld und er versucht, mir Lebensart beizubringen. In einem gütigen, aber ernstgehaltenen Schreiben vom 3. dieses Monats macht er mich darauf aufmerksam, daß es bei gebildeten Leuten Sitte ist, auf jeden Gruß zu danken, jeden Brief zu beantworten und jeden Glückwunsch zu erwidern. — O lieber Freund! Das gäbe Karten hin, Karten her das ganze Jahr und ich bin doch kein Kartenspieler, vielmehr ein Mensch, der fleißig arbeiten soll! In

mithüpfte. Ein bäuerlicher Naturforscher zu Kitzeck war endlich in der Lage, das unheimliche Phänomen zu erklären: „'s Erdbiben? Wia's kimpp, willst wiss'n? Oba schau, däs is douh leicht. Va dera Kält'n hiaz. Wiast wul du ah prelln über und üba, wan da kolt ist. Nau siagst as, sa konst as da Weltkugl nit verübelnehma, wan's prellt und daß s die stoanhirt=gfron Haut amal will ohbeitln." —

Heute brachte die Zeitung in ihren Grazer und Provinzialnachrichten folgende Notiz:

Ein Selbstmord. Mit zitteriger Hand hat ein alter Mann selbst die Anzeige von seinem freiwilligen Tode geschrieben und sie uns gestern eingeschickt. Der Bogen Papier enthält in wenig Worten eine Tragödie. Psychologen werden das folgende, das wir unverändert mitteilen, zu lesen verstehen: „Unter Tagesneuigkeiten. Offenbar in einem Anfalle momentaner Geistesstörung, hervorgerufen teils durch Krankheit (Schlaganfall), teils durch die quälende Sorge ob des durch die Krankheit erfolgten Verlustes seiner Stelle und Existenz hat gestern der in den letzten 27 Jahren ununterbrochen in Graz lebende 73jährige Privatbeamte Herr Ferdinand Fruhwirth, der schon auf eine mehr als 50jährige, stets belobte Arbeitstätigkeit zurückblicken konnte, freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht. Er hat folgende Abschiedszeilen hinterlassen: Nach langem, der Arbeit gewidmeten Leben, — Muß ich zurück der Natur das ihrige geben! — Und schreite getrost, wenn auch im Wahnsinnfieber, — Zur ewigen Ruhe, zum ewigen Schlaf hinüber. — Omnibus et singulis valedico. Ferdinand Fruhwirth." Dies wörtlich die Todesanzeige. Nachforschungen haben ergeben, daß der alte Mann die Wahrheit geschrieben. Er entleibte sich gestern mittags in seiner Kammer. — Gibt eine solche Tragik des Einzelnen nicht ebenso viel zu denken als der japanische Krieg, als die ganze russische Revolution? Die Hoffnung, die Enttäuschung, das Leid, der Kampf, die Empörung, die Verzweiflung — die ganze Menschheitstragödie zusammengepfercht in das Herz eines einzigen Individuums. Und dazu der Humor des Selbstmörders, sich vorher eilig in der Zeitung zu verewigen, indem er mit seiner eigenen Todesanzeige gefälligst noch die Sensationslüsternheit der Leute befriedigt, ehe er ihnen den Rücken kehrt. Wenn die russischen Revolutionäre auch so viel Rücksicht auf die Zeitungsleser hätten, um heute mitzuteilen, was sie morgen tun werden!

Am 4. Jänner.

Ich strenge mich aufs äußerste an, um so viel als möglich von mir selber zu sprechen. Immer noch zu wenig. Daß sie von mir das Richtige nicht wissen, wäre ja kein Unglück, aber daß sie das Unrichtige glauben, ist zuwider.

unserer Bildung, unserer Berufe, unserer Weltanschauungen wurde nun das Einigende und gegenseitig Fördernde.

So war der „Krug im grünen Kranz" ein schier ersprießlicher Ort geworden, auf den man sich nach einsamer Woche freuen konnte. In diesem „Kruge" sind manche bedeutende Persönlichkeiten gesessen, deren Seelen sich noch heute bisweilen anmelden. Gegenwärtig ist die Tafelrunde so zusammengesetzt: Ein Komponist, ein Bildhauer, ein Maler, ein Schauspieler, ein Gelehrter, ein Journalist und ein paar Schriftsteller. Bisweilen kommt auch der Theologe, sowie sich anderseits Architekten, Advokaten und Offiziere bei uns nicht fremd gefühlt haben.

Gestern war die erste Sitzung des 26. Jahrganges. Fing gar würdig an, wurde immer fröhlicher und entwickelte sich zu einem so homerischen Göttergelächter, daß alle Nachbarstische mittun mußten, ohne zu wissen, warum.

Am 7. Jänner.

Ein Abendgang auf den Schloßberg. In einem Gemenge von Staub und Nebel muß man schwimmen durch den Stadtpark, und darin schweben Johanniswürmchen. Es sind aber keine, es sind die Laternflammen, die im dichten Nebel fast ersticken. Leute hasten dahin, 's ist Fasching, sie jagen nach Lustbarkeit, wollen was und wissen nicht was. Weiterhin ist der Ballsaal — der Eislaufplatz, über den hundert dunkle Gestaltlein gleiten bei Musik, aber die Funken der Bogenlampen in der Luft sind so winzig, daß kein Rand abzusehen ist von diesem modernen Ballsaal, auf dessen glattes Parkett die Mütter ihre Töchter just so gut oder besser zu Markte führen können, als im Redoutensaal oder in der Industriehalle.

Ich kaufe nichts. Steige den Schloßberg hinan, habe unterwegs die Ballmusik umsonst. Die Reigen jedoch sind versunken im Nebel, der so dicht ist, daß ich mit dem Stock immer Buchstaben und Herzen hineingravieren will. Ungefähr in der Höhe des Schweizerhauses prickelt plötzlich eine andere Luft. Frische Bergluft, und auf die Höhe des Berges gekommen, stehe ich auf einer Insel im Meere. Da unten ringsum und weithin ruht das blasse Nebelmeer und am klaren Himmel steht der Vollmond. Gegen Norden hin erheben sich Eilande. Scharf und dunkel erheben sie sich aus der weißen See und an ihren Hängen schimmern mattblasse Tafeln und über ihren Zinnen ist der reine monddurchsilberte Himmel. Isola Plabutsch, Isola Platte, Isola Schöckel. Nach Süden die unbegrenzte See, auf der ein einziges schwarzes Schifflein steht. Die Spitze eines Turmes ist es vermutlich. In den Tiefen aber tost die Brandung. Der ewige Lärm einer versunkenen, unerlösten Stadt. Wer ein Sonntagskind ist, der kann Gesichte haben, was sie da unten

festem Vertrauen, daß echtes Wohlwollen, dessen ich allerdings nicht entbehren möchte, keiner ausdrücklichen Vorstellung bedarf, bekenne ich seit Jahr und Tag, daß mir erst dann zu gratulieren ist, wenn mir nicht mehr gratuliert wird, weil ich dann weiß, daß man mich versteht. So ist's auch gelungen, die mir zu gewissen Tagen zukommenden Gratulationsschreiben auf 120 bis 100 zu reduzieren. Bei diesen Zahlen aber bleibt es seit Jahren, trotz sonstigen Wandels in den Personen und Umständen. Als ob's ein Naturgesetz wäre, daß so und so viele Leute sich hinsetzen und schreiben müßten. Es wird doch wohl auch in kleinen Dingen so sein, daß der einzelne glaubt, etwas mit freiem Willen zu tun, während es nach tiefen Gesetzen unwillkürlich getan werden muß. Und anderseits dürfte es immer wieder die gleiche Anzahl von Leuten geben, die gegen alte Herkömmlichkeiten ankämpfen und — sie doch nicht ändern können. Lauter Naturnotwendigkeiten. Wir sind ein dummes Spielzeug. —

Und das, wird man fragen, ist alles, was du an einem ganzen, langen Menschentag erlebt hast? Alles? Ist beim Tischler denn jeden Tag ein neuer Schrank fertig? An den meisten Tagen gibt's nur Hobelspäne. Sauber in den Korb damit! Brennmaterial!

Tagebuch schreiben ist nicht so leicht. Man erlebt ja nichts. Und was man erlebt, wird man nicht inne unter den tausend Nichtigkeiten, die den Tag ausfüllen, wovon sich aber doch eine oder die andere später entwickelt. Eines Tages geht man an einem Bach entlang und hat vorher die Quelle übersehen.

Am 6. Jänner.

Zum „Krug im grünen Kranz", wöchentlich einmal — seit 25 Jahren! Vor kurzem feierten wir das Vierteljahrhundertfest. Aber die Sassen von einst haben — unter zwei Ausnahmen — einer neuen Runde Platz gemacht. Ich, der damals kranke, unter dem Siegel der Verschwiegenheit aufgegebene Mensch, bin der einzige, der seit 25 Jahren ununterbrochen sitzt im Krug. Ein feines Büchlein ließe sich schreiben über die Persönlichkeiten, die in dieser langen Zeit mitsaßen, über die Lustigkeiten und geistigen Anregungen aller Art, die es da gab. In den ersten Jahren eine kühnliche Streitbarkeit, denn wir hatten Politik, Nationalismus, Antisemitismus, Kunstparteiisches und dergleichen Zunder mit in die Weinstube getragen. Da gab's manchmal ungute Stunden und oft ging ich mit einem Katzenjammer heim, der nicht von meinem Glase Wein kam, vielmehr von dem Gewissen, zu vorlaut, zu rücksichtslos und lieblos gewesen zu sein. Doch mit zunehmendem Alter wird man sogar in der Weinstube klüger. Wir begruben die Streitaxt tief im Keller, wälzten ein Faß Wein darüber und luden den Humor zu Tische. Das, was uns früher getrennt hatte, die Verschiedenartigkeit unserer Naturen,

Nun war's klar, er gibt nicht mehr. Ich lachte mich aus und nahm mir vor, so oft ich an diesem guten armen Menschen vorüberkäme, ich wollt' mir's genug sein lassen. Zehnmal! auf höhere Prozente kann man sein Geld nirgends anlegen — im besten Geschäft nicht. —

Am 10. Jänner.

Diese Rundfragen gehen mir jetzt schon bis da herauf. Was die Leute von mir nicht alles wissen möchten! Und wenn man's ihnen sagt, glauben sie's nicht einmal, denn sonst würden sie über dieselbe Sache nicht auch andere fragen. Sie fragen dich nicht in der Voraussetzung, daß du besonders klug und weise seiest. Eine je ungereimtere, lächerlichere Antwort du gibst, je lieber ist's ihnen. Man kann die Fragesteller auch frozzeln, das macht nichts, wenn's nur ergötzlich ist und nichts kostet. Sie wollen sich bloß Scheidemünze zusammenbetteln, wenn auch falsche darunter sind, den Beutel füllen sie doch und reixeln kann man auch damit. Und gibt's ein billiges Futter für ihre Blätter, die alles fressen, wenn's nur voll macht.

So kommen die Fragebogen: Welches sind Ihre Lieblingskünstler? Was denken Sie über das allgemeine Wahlrecht? Sind Sie für oder gegen die Todesstrafe? Was halten Sie von der Wollenkleidung? Ihre Meinung über die Kritik? Wir wüßten gern, was Sie über den Homosexualismus denken? Welche Lebensweise führen Sie, daß Sie so alt geworden? Welche Staatsform ziehen Sie vor, Monarchie oder Republik? Welche Bedürfnisse haben Sie, welchen Luxus erlauben Sie sich? Ihre Meinung über das Zweikindersystem, und welche Mittel hiefür? — So geht es fort, das ganze Jahr. Doch hat der Bogen nicht etwa e i n e Frage, sondern noch eine Anzahl von Nebenfragen, Unterfragen, oft ein wahres Kreuzverhör. Man müßte manchmal weitläufige Studien machen, müßte sein Leben und Wesen durchforschen, analisieren, sich mutternackt hinstellen vor alle Welt, bloß um den Nöten irgendeines Zeitungsschreibers zu genügen, der gerne sein Blatt füllen möchte, aber keine Gedanken hat.

Vor einiger Zeit hat mich ein Berliner Zeitungsschreiber in einem Bogen, der fast so groß war wie ein Bettuch, gefragt, was ich über die freie Liebe denke, ob und in wie fern ich derselbigen je gepflogen hätte, welche Erfahrungen ich dabei gemacht u. s. w. Dieselbe Frage wäre an alle hervorragenden Geister gestellt und von vielen bereits beantwortet worden. Ich ließ dem Herrn eine Antwort schreiben, die er wahrscheinlich nicht abdrucken wird. Erstens besteht sie aus nur einem Worte, füllt also nichts, zweitens ist sie verdammt grob.

Hingegen habe ich einem Hamburger Zeitungsmillionär, der in seiner Rundfrage von mir eine Gratis-Abhandlung darüber, ob Land-

treiben, die in Menschenleiber verzauberten Haie, Krebse, Polypen und Ungeheuer aller Art. Sie umwerben, erjagen und verzehren einander und machen Musik dazu. Ich aber bin auf dieser Insel wie Robinson allein. Wird jenes Schiff herankommen, um mich zu retten? — Ich tauche wieder hinab zu den unerlösten Seelen der versunkenen Stadt.

Am 8. Jänner.

Innerhalb von sechzehn Tagen sieben Feiertage! Vom Christabendsonntag bis gestern. Da ist mancher froh, wenn die normale Wochenarbeit wieder kommt, um sich von den Ruhetagen zu erholen. Warum die „Sonntagsruhe", die alles zusperrt, gerade das Wirtshaus offen läßt? Speisen kann man daheim in der Wohnung doch mit viel größerer Ruhe. Ich hätte halt gemeint, die Sonntagsruhe wäre am besten in der Familie oder mit Kunst- und Literaturgenuß zu feiern, oder in der freien Natur mit körperlichen Übungen, die lange nicht so anstrengend sind, als das — — Wirtshaus, täte ich gerne sagen, wenn nicht gerade vorgestern vom „Krug im grünen Kranz" die Rede gewesen wäre. Wenn ein Buckeliger sich über den Höcker anderer moquiert, das ist schon gar erbaulich.

Am 9. Jänner.

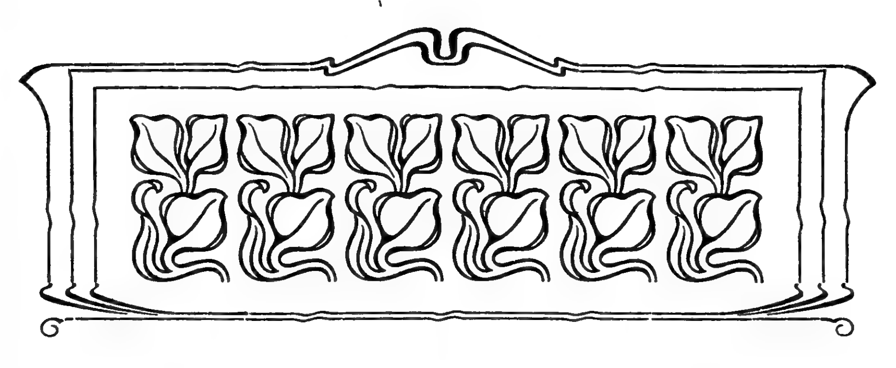
Vor etlichen Tagen. Ein Stelzfuß am Wege. Er bettelte nicht, aber den Hut hatte er abgezogen und der lag zufällig so, daß die hohle Seite nach oben gerichtet war. Man soll den Straßenbettel nicht unterstützen, oft hört man's und auch sich selber sagt man's. Erstens züchtet man damit Bettelleute und zweitens glaubt man mit den paar Kreuzern, die man gibt, sich von weiterer Pflicht wohltätig zu sein, loszukaufen. Das wie immer, es ist fast instinktiv, daß man in den Sack greift, wenn ein armer Mensch dasitzt, den Hut offen haltend.

Fünf Heller, glaube ich, daß es waren. Der Stelzenmann neigte seinen Kopf und sagte bedächtig: „Vergelt's Gott zehnmal!"

Ich ging weiter und dachte: das wären fünfzig Heller. Doch merkwürdig! Wie? man will sich mit zehnfacher Vergeltung nicht begnügen? Man tut's angeblich des Guten an sich wegen und nun findet man's seltsam, wenn einer zu den paar Kreuzern nicht Vergelt's Gott tausendmal sagt.

Eigentlich gefiel es mir, daß der Mann so schlicht bürgerlich dachte und nicht die überschwänglichen Zinsen, Wucherzinsen höchster Potenz, versprach. Doch gib ihm nur mehr, dachte ich, er wird schon!

Heute, als ich wieder vorbeikam und der Stelzfuß immer wieder so dasaß mit dem zufällig offenen Hut, war das Almosen ein wenig erklecklicher. Er neigte den Kopf und sagte: „Vergelts Gott zehnmal!"



Kleine Laube.

Schauspieler und Revolution.

In dem Buche von der Haizinger und ihrer Tochter*) wird folgende Erinnerung aus der Revolution erzählt. Es ist im Wiener Burgtheater, und es war am 13. März, während der Probe von Halms „Verbot und Befehl", als die Schauspieler durch das große Fenster der Damengarderobe vom Kohlmarkt einen geschlossenen Zug feingekleideter Herren, hinter ihnen eine Schar von Studenten, in den Burghof marschieren sahen. Auf dem Michaelerplatze stauten sich lärmende Menschenmassen. Die Probe wurde sogleich abgebrochen, das ganze Personal eilte nach Hause. Es folgten jene wildbewegten Tage, während welcher natürlich kein Mensch ans Theater dachte. Amalie Haizinger, die sich ihr Lebtag um Politik so herzlich wenig gekümmert hatte, mußte nun unter den neuen Umwälzungen nicht minder leiden wie die Nächstbeteiligten! Und es war ihr für alle Angst, die sie erlitten und noch erleiden sollte, ein geringer Trost, daß Graf Sedlnitzky, der sie einmal um eine schöne Rolle gebracht, nun abgesetzt war.

Durch neue politische Bewegungen waren die Theaterfragen in den Hintergrund gerückt. Mitte Mai begannen die Unruhen in Wien und Mutter Haizinger, die auf dem Judenplatze wohnte, war es bestimmt, alle Phasen des Umsturzes in unmittelbarer Nähe mitzuerleben. In der Nacht vom 25. zum 26. Mai, als unter dem Läuten der Sturmglocke der Bau zahlloser Barrikaden eingeleitet wurde, war es dem jugendkräftigen Schlafe Louisens, ihrer Tochter, vergönnt gewesen, all diese Schrecken zu überhören. Ihre Mutter aber hatte vor Entsetzen kein Auge geschlossen. Als sie gegen Morgen, nachdem scheinbar etwas Ruhe eingetreten war, das Fenster öffnete, wurde sie von den Barrikadenmännern mit den Worten angeschrien: „Das ist auch so eine schwarzgelbe Kanaille! . . ." Tödlich erschrocken eilte sie ins Nebenzimmer zu ihrer Tochter, die von jenen Tagen noch weiter zu erzählen wußte, wie die Barrikadenmänner in ihre Wohnung drangen und ihre Möbel zum Bauen verlangten und wie die Mutter sich mit den Worten wehrte: „. . . Was wollt ihr denn mit meinem kleinen Schreibtischle für Barrikade baue? Das isch ja zu schwach. Aber da drübe wohnt einer, der verkauft große Kischte, die passe besser dazu." Das half! Plötzlich stürzte Löwe in ihre Wohnung mit der Freudenbotschaft, er habe soeben den Grafen Dietrichstein befreit; denn der gute alte Mann war mit dem Oberkommandanten der Nationalgarde, Grafen Hoyos, in der Aula als Geisel gefangengehalten worden. Kaum war Löwe fortgeeilt, so rannte Lucas herbei und jubelte, er habe soeben den Grafen Dietrichstein befreit; als diese doppelte

*) Amalie Haizinger, Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien. K. Konegen. 1906.)

wirtschaft oder Industrie, haben wollte, auch einen Fragebogen geschickt: Wie denken Sie über mein Waldschulhaus? Sollten die armen Waldbauernkinder, die im Winter weit zur Schule haben, nicht warme Kleider und eine warme Suppe bekommen? Sollte man diesen Kindern nicht eine kleine Christbaumbescheerung herrichten? Und sollte es nicht reiche Leute geben, die dazu ein bißchen was beitragen? — Das war mein Fragebogen an den Millionär. Er hat ihn nicht beantwortet.

Vor kurzem kam an mich folgender Rundfragebogen: Was haben Sie für einen Beruf? Wie viel nehmen Sie jährlich an Geld ein? Wie viel brauchen Sie für Ihren geschäftlichen Haushalt? Hat Ihre Frau Vermögen? Wie viele Kinder haben Sie zu versorgen? — Na, das fand ich denn doch arg. Der Höhepunkt der Dreistigkeit lag im kategorischen Schlußsatz, daß diese Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten seien!

Ehe meine Faust sich krampfte, um den impertinenten Wisch zu zerknüllen, sah ich's noch. Der Fragebogen kam von — der Steueradministration.

Ah — das! Meine Muskeln erschlafften, meine Wut löste sich in Betrübnis. Ein honoriger Rundfragebogen, aber ein fataler. Den muß man beantworten. Und nicht bloß das!

Am 11. Jänner.

Wiener Arbeiterblätter gehen jetzt mit dem Dreschflegel auf mich los. Hinterdrein hüpft etwas Publikum. Schreibt mir ein Arbeiter aus Steyr: „Seit Sie Doktor sind, verleugnen Sie das Volk und hocken in den Salongs.“ Und ein Wiener Arbeiter: „Der Rosegger, der bisher immer für uns eingestanden ist, der unseren Volksbibliotheken Bücher gespendet hat, der uns so oft Vorlesungen gehalten hat (den unsere Zeitungen so gerne nachgedruckt haben, hätte er beisetzen können), er ist für uns jetzt absterbens amen.“ — Ja, was ist denn geschehen? „Der Mob soll stimmen aber nicht geigen!“ hatte ich gesagt, „Heimgarten“, Seite 227. Und jetzt verbreiten diese Herren, mit dem „Mob“ hätte ich die Arbeiter gemeint. Dank' schön für eine solche Unterstellung! Ich bin auch Arbeiter! Es könnte mir doch nicht im Traum einfallen, den Mob, das ist das arbeitsscheue Stadtgesindel mit den Arbeitern zu vergleichen. Das tun in diesem Falle nur jene Zeitungen. — Stimmen wird beim allgemeinen Wahlrecht freilich auch der Mob. Aber geigen — Einfluß auf die Regierung gewinnen — werden hoffentlich nur solche, die auch in der Arbeit was leisten.

Das edle Bemühen gewisser Demagogen, den Volksdichter vom Volke loszureißen, wird erfolglos bleiben.

einem Porträt mit einem Kopfe und drei Gesichtern dar. Die Anordnung ist eine derartige, daß das mittlere Antlitz en face dem Beschauer entgegen blickt, so daß also die drei Gesichter nur vier Augen ergeben. Die drei Gesichter sind vollkommen gleich, mit einem wallenden weißen Barte und gerader, fast griechischer Nase. Das Haupt trägt eine goldene Krone, während seitlich ein goldener Strahlenkranz es umgibt; rechts und links sind schematisch Wolken angedeutet. Die Brust ist, so weit sichtbar, mit einem rötlichen, faltenreichen Gewande bedeckt. Das ganze Bild ist reich in Farben und mit viel Gold ausgeführt, übrigens gerade kein Kunstwerk.

Die Malerei ist sogenannte Glasuntermalerei, wie sie bis gegen Ende der ersten Hälfte des letztverflossenen Jahrhunderts üblich war und jetzt noch bei vielen alten „Marterln“ und ähnlichen Heiligenbildern zu beobachten ist, deren Typus das Bild auch entspricht.

Was das Alter unseres Bildes anbetrifft, so ist durch die letzte Bemerkung einiger Hinweis gegeben; überdies fand sich, hinter den arg beschädigten Holzdeckel hineingesteckt, ein Bruchstück eines Buches, das, der Orthographie nach zu urteilen, der Zeit um 1800 entsprechen mag, so daß wir unser Bild als dieser, vielleicht auch etwas früheren Zeit angehörig betrachten dürfen (das Fragment scheint einen Teil einer naturwissenschaftlichen Abhandlung zu bilden und weist orthographische Formen auf, wie „freylich, Nahmen, Athemhohlen, Zweytes Kapitel“ 2c.).

Wie ist nun eine solche Erscheinung, noch dazu im Abendlande, zu erklären? Denn, daß dieses Bild sofort an die bekannten Darstellungen der Gottheiten im Orient — ich verweise nur auf Indien, wo die Kunst sich so ganz besonders in den Dienst der Symbolik gestellt hat — z. B. an die Bildnisse Schiwás, Indrás u. s. f., erinnert, ist einleuchtend. Wenn nun dergleichen auch im Westen auftritt, so ist es deshalb wohl nicht nötig, orientalische Einflüsse anzunehmen; im siebzehnten Jahrhunderte mußte Papst Urban (der vom Jahre 1623 bis 1644 den Stuhl Petri innehatte) die Darstellung der Dreifaltigkeit auf die oben beschriebene Weise, die damals überhandnahm, verbieten, und er ordnete sogar die Verbrennung der vorhandenen Bildnisse an.

Wir meinen, daß der Hinweis auf die keineswegs reflektierende oder in der Wahl des Ausdruckes pedante Naivität volkstümlich gewordener Vorstellungen genügt, um solche Erzeugnisse der darstellenden Kunst auch im Abendlande erklärlich erscheinen zu lassen; ein Gegenstück zu unserem beschriebenen Beispiele bietet ja die auf dem Lande oft genug zu findende Darstellung der schmerzhaften Muttergottes mit dem von sieben Schwertern durchbohrten Herzen. Otto Bukounig.

Singvögel.

Das Kind.

Immer und immer wieder neig' ich dürstend
Mich zu dir; und ich trinke ein der Mienen
Lieblich Spiel, der Augen beredte Sprache,
Trinke nicht satt mich:

Kürzlich entquollst du, eine klare Welle,
Die getrübet noch nicht von Schlamm und Erde,
Atmest Glück, sowie eine reine Quelle
Spiegelt die Sterne:

Bist du noch umwoben von der Nacht des Werdens,
Trauest, bauest auf uns're Hülfe: wüßtest
Du, wie schwach wir sind, wie wir ängstlich schleichen,
Kehrtest du um wohl.

Rettung Amalie Haizinger wieder in frohere Laune versetzen wollte, kam es zu einem Ausbruche wirklicher Heiterkeit, als bald darauf Dr. Bacher atemlos, wie die beiden anderen, freudig erregt meldete, daß er den Grafen befreit hätte!

Mutter und Tochter machten sich nun auf den Weg, um nach dem Befinden ihrer Gönnerin, der Gräfin Dietrichstein, zu fragen; die alte Dame hatte aber, gleich Louisen, allen nächtlichen Lärm verschlafen und wurde des Morgens durch das Aufreißen ihrer Bettvorhänge geweckt. Vor ihr stand ein junger Mann, mit Kalabreser auf dem Kopfe, Schleppsäbel an der Seite, und sprach: „Erschrecken Sie nicht, Exzellenz!“ „Ich bin aber schon erschrocken!“ meinte sie sehr richtig. „Ich komme, um Sie zu beruhigen.“ „Wegen was denn? und wer sein's denn?“ „Ich bin Student, komme von der Aula, wo Ihr Herr Gemahl als Geisel gefangengehalten ist, aber ich stehe dafür, daß ihm kein Haar gekrümmt werden soll!“ — Damit eilte er ab, ohne seinen Namen genannt zu haben und ließ die alte Dame sprachlos vor Schreck zurück. Nach wenigen Minuten wurde aufs neue heftig an der Glocke gerissen und der junge Freiheitsheld rasselte nochmals ins Zimmer: „Was wollen's denn schon wieder?“ klang es entsetzt aus dem Himmelbett heraus. „Entschuldigen Sie, gnädigste Gräfin“, wiederholte der Jüngling möglichst sanft, „ich hatte leider das Wichtigste vergessen; ich sollte nämlich fragen, was denn Se. Exzellenz gewohnt sei, zu Mittag zu speisen? . . .“ Dieses Erlebnis erzählte die Gräfin eben ihren Besucherinnen, als auch der Graf wirklich ganz wohlbehalten nach Hause kam.

Dann im Herbst. Das Burgtheater war in diesem Jahre schon am 25. Juli wiedereröffnet worden. Am 6. Oktober erscholl die Alarmtrommel aufs neue, aber den Wienern so wenig ungewohnt mehr, daß nicht sonderlich darauf geachtet wurde. Darum fuhr Louise Neumann auch unbeirrt an jenem schönen Herbstmorgen zu ihren Freunden Menz aufs Land, ohne ihre Mutter, die ja von „dene Länder“ nichts wissen mochte. Als sie abends nach Hause wollte, geriet sie innerhalb der Linie in einen johlenden, wütenden Pöbelhaufen, der den Livreekutscher vom Bocke reißen wollte und ein Triumphgeheul ausstieß über den begangenen Mord am Kriegsminister Latour. Vor die Unmöglichkeit gestellt, in die Stadt zu gelangen, kehrte sie zu ihren Freunden zurück, mit denen sie eine sorgenvolle Nacht verlebte. Bis zu ihnen drang, unheilverkündend, der Schall der Sturmglocken. Louise hatte sich mit vieler Mühe einen Boten erkauft, der sich in die Stadt zur Mutter wagte und der gegen Morgen die erlösende gute Botschaft brachte: „Sei ganz ruhig, geliebte Tochter! Es ist mir nichts geschehen. Ich habe vier Ritter gehabt, die Dich trotz des Jammers grüßen: Bird, Bacher, Devrient und Graf Schönfeld. Das unerhörte Verbrechen ist geschehen. Latour hängt an der großen Lampe auf dem Hof. Noch beben mir alle Glieder! Jetzt, neun Uhr, ist es ziemlich ruhig. Morgen komme ich hinaus, wenn ich kann. Sei unbesorgt für mich! Für Dich sind tausend Engel vom Himmel bereit! Grüße die guten Menz von Deiner zitternden Mutter.“

Eine merkwürdige Dreifaltigkeitsdarstellung.

Der Zufall spielte vor nicht langer Zeit dem Schreiber dieser Zeilen ein höchst interessantes kulturgeschichtliches Kuriosum in die Hand: ein verstaubtes, unscheinbares Bild aus dem finsteren Laden eines Ennser Altertumskrämers, das aber gewiß verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, als bezeichnendes Dokument zur Geschichte des Glaubens wie der Volksseele.

Das Bild stellt nämlich, um das geheimnisvolle Dogma der christlichen Dreieinigkeit in sinnenfälliger Weise zu interpretieren, die drei göttlichen Personen in

Warum?

Warum ich möcht' ein Häuschen haben,
Ein Stücklein Gottes Erd'?
Damit ich könnte Freunde laben
An meinem eig'nen Herd;
Damit ich sollte bieten können
Schutzlosen ein Versteck, —
Damit ich dürfte Nester gönnen
Den Vögeln im Geheck;

Damit ich fröhlich könnte schaffen,
So lang noch licht mein Tag,
Daß, wenn ich einstens gehe schlafen,
Das Wort erklingen mag:
„Sie war doch gut und hat hienieden
Auch mir einst wohlgetan,
So nehme sie dafür im Frieden
Der Himmelvater an."

Rosa Fischer.

Ich lass' es grüßen!*)

Wenn du das Licht der Welt erblickst,
Werd' ich schon ruhn im Gottesgarten;
Wie möcht' ich — ach und kann es nicht —
So gerne auf dich warten.

Ich möchte küssend, segnend dich,
An deiner kleinen Wiege stehen,
Wir sind uns traut in Ewigkeit
Und haben uns nie gesehen.

Ach möcht' das helle Mutteraug'
Nicht trüb' an meinem Grab' sich weinen,
Es muß ja über dich, mein Kind,
Wie eine Sonne scheinen.

Und wenn du es dereinst erfährst,
Was Menschen lassen, leiden müssen,
So lies im ernsten Mutterblick:
Der Vater läßt dich grüßen!

P. K.

*) Gedicht eines Sterbenden an sein noch nicht geborenes Kind. 1883.

Aus einem Gespräch.

„Es ist so, wie ich dir sage. Die Frau seines Freundes, der ihm schon die wesentlichsten Dienste geleistet, hat er zu Fall gebracht."

„Hat er das wirklich getan? Dann ist er ja ein Schuft!"

„Urteile nicht vorschnell. Er ist durchaus kein Schuft; denn er hat seinen Freund nicht bloß unglücklich gemacht, er hat ihn auch nachher im Duell erschossen!

„Ach so — dann ist er ja ein Ehrenmann."

(So seid Ihr! Aphorismen von Otto Weiß. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Lustige Zeitung.

Die Männer im Vorteile. Gattin: „Die Männer sind beim Heiraten immer besser daran, als die Frauen." — Gatte: „Na, wieso denn?" — Gattin: „Die kriegen doch immer die bessere Hälfte!"

Mit Vergnügen. Dem Bürgermeister einer Stadt war seine Frau gestorben, und er wünschte, daß die Beerdigungskosten aus der Stadtkasse bestritten würden. Einer der Beigeordneten trat dem entgegen, und sagte: „Im Ernste, Herr Bürgermeister, können Sie das doch unmöglich verlangen. Sie selbst würden wir mit dem größten Vergnügen begraben, aber auf Ihre Frau Gemahlin kann sich das doch unmöglich ausdehnen."

Irischer Witz. Ein Edelmann fuhr einst mit einem Irländer an einem alten Galgen vorbei. „Siehst du das Ding da, Pat?" fragte der Edelmann. — „Natürlich sehe ich's," antwortete Pat. — „Und wo wärest du wohl heute, wenn der Galgen seine Schuldigkeit getan hätte?" — „Dann würde ich allein fahren, Sir."

Ein braver Mann. Richter: „Mußten Sie denn da gleich zuschlagen? Ein paar scharfe Worte hätten auch genügt. — Bauer: No mein, beleidigen hab' i eahm net woll'n."

Vor Gericht. Präsident: „Angeklagter, haben Sie einen Grund zur Milderung Ihrer Strafe anzuführen?" — Angeklagter: „Allerdings. Ich bin schon zwanzigmal bestraft worden und noch nie hat's was genützt!"

Die wir vor lauter Wissen trüben Geistes,
Die wir selbst uns verloren im Gewühle,
Nippend hier und dort von des Lebens Honig,
Stehen bewundernd,

Staunend vor dir, der streng verschloss'nen Blüte,
Draus verstohlen die Dämmerglut hervorbricht
Und die Seele kündet, die frei vom Staube
Halb noch in Gott ruht.

Spielest mit Sonnenstrahlen; dankbar lächelst
Du entgegen dem Licht, dem gottgebornen,
Sonnengläubig jubelt dein winzig Herzchen
Selig in sich noch.

Josef Jelem.

Scheidebangen.

Ich fühl' ein Scheidebangen
Durch meine Seele zieh'n,
Das holde Glückverlangen,
Es sinkt dahin.

Das Lied, das ich gesungen,
Es ist nun bald schon aus,
Die Saiten sind zersprungen
Im Sturmgebraus.

's ist nur mehr ein Verhallen,
's ist nur mehr ein Verweh'n.
Wie war dies Erdenwallen
So traurig schön!

Josef Jelem.

Der Röslein Verderbnis.

Zwei Röslein steh'n auf stiller Heid',
Auf stiller Heid' verborgen;
Die Frühlingssonne webt ihr Kleid,
Sie wissen nichts von Herzeleid
Und lachen jeden Morgen.

Sie lachen lieb und lachen laut
Und sind sich wohlgewogen;
Wie Brautmann kosen sie und Braut,
Getränkt von Licht, von Duft betaut,
Ihr Glück hat nie gelogen.

Doch Schrecken! Kommen einst der Zwei
Aus wüstem Weltgetriebe;
Sie sehen nicht den lieben Mai,
Sie sinken hin, im Tode frei,
Und sterben — an der Liebe.

„Gar seltsam Tun, viellieber Tod!"
Sprach nun der Röslein eines;
Das and're glühte purpurrot,
Sie suchten Arg nun, fanden Not
Und auch ein Grab, ein kleines.

Karl Krobath.

Bergmanns Gruß!

Nicht ruhen die Hämmer
Und ist es auch Nacht —
Tief unten im Bergwerk
Der Bergmann noch wacht. —
Glück auf!

Es fliegen die Splitter
Aus hartem Gestein —
Es schließt ja des Fleißes
Belohnung ihn ein. —
Glück auf!

Durchzogen von Adern
Aus blitzendem Erz —
Ist reich seine Beute,
Erfreut sie sein Herz. —
Glück auf!

Und jedwede Arbeit,
Die leitet ihn ein,
Ein Gruß, nur zu eigen
Dem Bergmann allein:
Glück auf!

Und fährt er zu Tage
Und fährt er zu Schacht —
So heißt sein „Gut' Morgen"
Und heißt sein „Gut' Nacht":
Glück auf! Glück auf!

Ferdinand Stechauner.

Grillparzers, eine Ansicht seines Monumentes in Wien und ein Handschriftenfaksimile beigegeben. Für eine Neuauflage wäre etwa die Beigabe auch eines alphabetischen Registers recht empfehlenswert. Dr. S.

Hütten des Hochlands. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann. 1906.)

Ein Volksroman, scheinbar aus der guten alten Schule. Die Form ist übrigens insofern neu, als im Stile durchwegs die Halbvergangenheit vermieden wird. Unser Volk erzählt stets nur in der Form der Vergangenheit oder, wenn die Darstellung besonders lebhaft wird, in der Gegenwart. Die handelnden Personen sind eben so echt geschildert in ihrem Leben als in ihrem Ausdrucke. Es sind Waldarbeiter, Walddulder, Waldphilosophen, Waldspitzbuben. Die bedeutendste Gestalt ist der „Wenz im Kreuz“: man könnte sagen, sie trägt den Roman. Doch auch alle anderen Figuren sind von Grund auf psychologisch entwickelt, so besonders jene, die der Tragik des Waldes verfallen — dem gemeinen Verbrechen. Die Fabel hat nicht viel Neues, es kommt bei derlei alles auf die Bearbeitung an und die ist meisterhaft. Zwischen Auerbach und Frenssen ist ein weiter Weg, Geißler ist ihn gewandelt und hat etwas gelernt. Z. B.

Tolles und Trauriges. Geschichten aus dem Kärtner Waldlande von Karl Krobath. (Klagenfurt. J. u. R. Bertschinger. 1906.)

Dem schönen Kärntnerlande und seinem lebenslustigen Völklein ist wieder einmal ein Dichter erstanden. Den Heimgartenlesern ist er schon bekannt aus mancher frischen Dorfgeschichte, aus manchem trefflichen Volksbildchen. Solche Stücke bietet nun der Verfasser in diesem Büchlein. Das eine ist feinsinnig, das andere derb urwüchsig, das eine tiefernst, das andere ausgelassen heiter — wie halt das Leben selber spielt. Die Form ist ursprünglich, der Stil klar, der Sache angepaßt. Der Volkscharakter ist durchwegs gewahrt. Allen Freunden deutscher Älpler, besonders den Kärntnern, sei das anziehende Werkchen wärmstens empfohlen. M.

Kinder ihrer Zeit. Geschichten von August Sperl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mitten in die blutigen Wirren des Bauernkrieges 1525 führen uns die Schicksale des „Mitläufers“, eines jungen Bauernburschen, der von den Aufrührern gewaltsam mit fortgerissen, in seiner Einfalt und Unschuld den Zug auf Würzburg mitmachen und bei der Berennung der Feste sein Leben lassen muß, ohne nur recht begriffen zu haben, wofür er kämpfen und sterben sollte. Die trüben Friedensjahre nach dem dreißigjährigen Krieg sind der schwermütige Hintergrund für die großartige Gestalt des „Obrist“, der eine im Jugendübermut verschuldete, bitter bereute Bluttat in seinen Greisenjahren furchtbar büßen muß. Aber in beiden Erzählungen wird das scheinbar Krasse des Stoffs zu tragischer Höhe erhoben; aus der Beschränkung des vom Gelehrten klar geschauten, vom Künstler meisterhaft geschilderten Zeitmilieus fühlen wir uns herausgeführt ins allgemein Menschliche, ewig Gültige und darum Versöhnende. Und wenn die dritte Geschichte dieses neuen Bandes, „Die beiden Heiligen“, in ihrem Humor, in der keck verschlungenen Intrigue der Handlung uns wie das erheitende Satyrspiel nach jenen Tragödien anmutet, so klingt doch auch da durch das helle Gelächter ein Ton sehr ernsthafter, sehr kritischer Welt- und Geschichtsbetrachtung. V.

So seid Ihr! Aphorismen von Otto Weiß. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Leser der Weißschen Aphorismen wird herausfühlen, daß ein glänzender Causeur zu und mit ihm spricht, ein Plauderer und Beobachter, dessen Blick durch Vorurteilslosigkeit geschärft, dessen Wort durch prägnanten Witz geschliffen ist. Wenn er etwa sagt: „So viele Schuldner klagen über die Undankbarkeit ihrer Gläubiger!“ oder: „Kinder lügen nicht so viel wie Erwachsene, sie sind eben noch nicht erzogen;“ oder: „Der Aberglaube wird von vielen nicht nur gehegt — auch belächelt!“ Ob Weiß nun aber sich der Ironie oder einer anderen Form des Witzes bedient — immer darf man ihn mit seinem eigenen Wort loben: „Der wahre Witz ist der, der etwas aufklärt.“ V.

Paul Keller. Das letzte Märchen. Ein Idyll. (München. Allgemeine Verlagsgesellschaft.)

Da lebte einer, der längst ein Mann geworden war, viel gelacht und viel geweint hatte, auch viel Menschen und Bücher studiert hatte und dem doch nie die Sehnsucht nach den Wunderländern der Kindheit ganz erstorben war. In einer Neujahrsnacht gelangte er ins Land der Märchen zurück, und zwar sollte er dort gegen 20 Millionen Mark Jahreshonorar dem Volke der hochkultivierten Zwerge — die erste Zeitung gründen. Seine Schicksale und die Schicksale seiner Zeitung schildert das Buch. Die alte Kinderheimat sieht der Mann mit alten Augen in gewandeltem Licht; in den rubinroten Dämmerschein der Märchenlande weht ihm oft der scharfe Lufthauch der Satyre, aber schließlich ist ihm seine Fahrt doch das, was sie ihm sein sollte: eine Flucht zurück zur Harmlosigkeit, zur Gesundheit. K.

Die Befreiungskriege 1813—1815. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen

Rätselhafte Inschrift. Kürzlich wurde folgende rätselhafte Inschrift aufgefunden: **Ceux sans haut goût un dans du fils d'avec si laquelle si.** — Einem gelehrten Münchener Hofbräuhausstammgast gelang es, Licht in die geheimnisvolle Sache zu bringen. Er gab folgende Auflösung: „Sö, sans so gut un dans die Füß' da weg. Sie Lackel Sie!"

Boshaft. Frau: „Ich sage Ihnen, man soll stets vorsichtig sein; wenn ich mit meinem Manne zanke, schicke ich immer die Kinder hinaus." — Nachbarin: „Das ist allerdings sehr vorsichtig, aber es ist doch nicht gut für die Kinder, wenn sie den ganzen Tag auf der Straße herumlaufen müssen."

Ein Gelehrter, der zugleich ein Feinschmecker ist, wurde einst von einem wißbegierigen Gastgeber bei Tische gefragt: „Woran können Sie die alten Hühner von den jungen unterscheiden, Professor?" — „Sehr einfach; an den Zähnen." — „Aber die Hühner haben doch keine Zähne?" — „Die Hühner allerdings nicht, aber ich!"



Bücher.

Auf glühendem Boden. Dramatisches Gedicht in drei Teilen. Von Frank Sebald. (Graz. Druck und Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt. 1906.)

Das Drama behandelt eine barbarische, unserem zivilisierten Fühlen schwer verständliche Sitte des Orients. Das Recht des Gastes, des Weibes Liebe mit dem gastfreundlichen Wirt zu teilen, ist noch immer nicht ganz von der Erde verschwunden. Das Drama könnte sich auch betiteln: „Die Pflicht des Gastes". Denn nicht im „Rechte" desselben liegt hier der Konflikt, sondern in der Pflicht, die ihm im Weibe gebotene Gastfreundschaft anzunehmen. Der Held, ein deutscher Ehemann mit dem Ideale deutscher Treue, lehnt die reizende Gattin seines Gastherrn ab und soll deshalb als Entehrer des Hauses getötet werden. Ist uns schon das Angebot unverständlich, der Zwang, dasselbe anzunehmen, der schon an Notzucht grenzt, ist unglaublich. — Um so bewundernswerter ist das Geschick, sagen wir: die Meisterschaft, womit dieser heikle Stoff behandelt ist. Der Verfasser, ein Grazer, hier unter fremdem Namen hervortretend, offenbart uns in dieser Dichtung ein geradezu hervorragendes Talent. Eine klare, glänzende Diktion, eine Tiefe der Gedanken, die uns staunen macht. Nur ein Dichter von ganz unbefangenem und keuschem Gemüte konnte und durfte sich an diesen Gegenstand wagen. So ist die einzig mögliche Lösung auch gefunden worden. Zwei grundverschiedene Ursittengesetze stoßen hier aufeinander: hätte der Verfasser eines derselben siegen lassen, so wäre das Unzucht gewesen. Die richtige Folge einer objektiven Behandlung war das tragische Ende. Die Begründung jener orientalischen Sitte im Buche ist geradezu berückend. Aber durch die mit wenigen Versen scharf gezeichnete Perversität des sein Weib lüstern dem Fremden hingebenden Gastherrn vertritt der Dichter energisch genug den deutschen Standpunkt. Die eigenartige Dichtung wird noch von sich sprechen machen und wahrlich mit Recht. M.

Grillparzer=Brevier. Von Hugo Oswald. (Berlin. Schuster & Löffler. 1905.)

Die Verlagshandlung hat in der von ihr veranstalteten Brevierbibliothek einen hübschen Gedanken durchgeführt, nämlich denjenigen, die besten und gediegensten Aussprüche und Sentenzen geistig hochbedeutender Männer in je einem Bande zusammenzustellen und nach gewissen Gruppen geordnet dem denkenden Leser vorzulegen. In dieser Weise angeordnet, ist nun auch das Brevier, aus den Werken unseres großen Dramatikers Grillparzer zusammengestellt, erschienen. Tiefdurchdachte Sprüche und Sätze aus Grillparzers poetischen und prosaischen Schöpfungen erscheinen darin aufgenommen und in Gruppen eingeteilt. Diese Gruppen umfassen: Mensch und Leben, Philosophie und Religion, Kunst und Poesie, Literaturgeschichtliches, Künstler und Dichter insbesondere, Drama, Musik und andere Künste und Staat und Volk. Damit erhält der Leser eine vortreffliche Übersicht der vornehmsten und tiefsten Gedanken des Dichters und seiner Ansichten über alle Gegenstände des geistigen Gebietes. Hier sei allerdings im besonderen auf Grillparzers eigenartige hohe Würdigung Goethes hingewiesen. Dem hübsch ausgestatteten Bande sind einige sehr gute Porträts

Jos. Jak. Redinger und seine Beziehungen zu Johannes Amos Comenius. Eine historisch-pädagogische Skizze von Fr. Zollinger. (Zürich. Fritz Amberger.)

Ein Beitrag zur deutschen Erziehungsgeschichte, vielfach in alten Urkunden bestehend und mit alten Bildern illustriert. M.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 6. Bd. „Velazquez". 7. Bd. „Michelangelo". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1905/06.)

Zwei große Meister des 16. und 17. Jahrhunderts sind es, welche in der Fortsetzung ihrer „Klassiker der Kunst" die bekannte Verlagsbuchhandlung uns in der Reproduktion all dieser Meisterwerke vorführt. Zunächst ist es der bedeutendste Maler Spaniens Velazquez, dessen prächtige Kunstschöpfungen zumal auf dem Gebiete des Porträts hier in einer Sammlung von seltener Vollständigkeit geboten erscheinen. Die geniale Anlage des Spaniers wird durch diese zahlreichen vortrefflichen Reproduktionen in ihrer Gesamtheit erst recht zum Bewußtsein gebracht und die beigegebene biographische Einleitung von V. Gensel macht uns nicht nur mit dem Leben sondern auch mit der Eigenart dieses Meisters in Zeichnung und Farbe genau bekannt. — Einem der Größten aller Zeiten ist der Band über Michelangelo gewidmet. Die 166 Abbildungen weisen uns die bildnerischen und architektonischen Kunstschöpfungen, ebenso wie die herrlichen Fresken der Sixtinischen Kapelle, welche leider immer mehr der vernichtenden Zeit zum Opfer fallen und hier in vorzüglicher Wiedergabe für den Kunstfreund erhalten sind. Auch hier bildet Fritz Knopps vorausgeschickter Text eine überaus instruktive Einführung in das Verständnis dieser gigantischen Werke. Man sieht daraus, daß sich diese neuesten Bände dieser Künstlerklassiker-Ausgabe den früheren würdig anreihen als beste Führer für jeden, der sich mit allen Werken der größten Künstler aller Völker und Zeiten vertraut machen will. A. S.

Münchener Künstlerbilderbuch. (München. Jugendbildner. 1905.)

Münchener Künstler haben in ihrer so oft bewährten Opferfreudigkeit Bilder für dieses Buch zur Verfügung gestellt. Zu den Bildern wurden teils vorhandene Texte ausgewählt, teils neue gedichtet. So entstand dieses Bilderbuch. Der Reingewinn hieraus fließt ungeschmälert an den Verein zur Erbauung eines Lehrerinnenheimes in München. V.

Der Aberglaube in der Medizin. Von Prof. Dr. D. von Hansemann. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Nach einer allgemeinen Einleitung über „Aberglauben und seine Entstehung" wird der Aberglaube bei der Geburt, der Aberglaube bei den Geschlechts- und Geisteskrankheiten besonders behandelt. Dem schließen sich allgemeinere Erörterungen über „Aberglauben und Heilkunst", so über die vermeintliche Heilkraft von Blut und Knochen, von Speichel und Schweiß und über „Aberglauben und Kurpfuscherei" an. Besonders bemerkenswert erscheinen die Abschnitte, welche von der Heilung der Krankheiten und den Vorurteilen handeln, die das Publikum zu Kurpfuschern und Quacksalbern treibt. V.

Büchereinlauf.

Der Mann im Salz. Roman aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Ko. 1906.)

Suse. Eine Novelle von Liesbet Dill. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die liebe Not. Geschichte eines Frauenherzens. Von Marie Diers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Böhmerwald-Geschichten. Mit neuen Kaiser Josef-Anekdoten von Domitius Stratil. (Fulnek. Selbstverlag. 1906.)

Über Nachbars Giebeldach. Novelletten von Antoinette von Sedlnitzky. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Los von Rom. Novellen von Florentin. (Halle a. S. Georg Niemann.)

Luther in Oppenheim. Schauspiel von W. Rithak-Stahn. — **Deutsche Weihnacht.** Spiel von Walter Rithak-Stahn. (Halle a. S. J. Frickes Verlag.)

Der Demagog. Schauspiel von Otto Erich Kiesel. (Leipzig. Fr. Rothbarth. 1906.)

Mors imperator und anderes. Neue Geschichten von Otto Erich Kiesel. (Leipzig. Fr. Rothbarth.)

Das letzte Menschenpaar. Von Hermann Kunibert Neuman. (Leipzig. Hermann Lautenschläger. 1906.)

Gedichte von Leo Grünstein. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Glocken und Saiten. Ein lyrisches Buch von Peter Sirius. (Karlsruhe. Friedrich Gutsch.)

Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter, gesammelt von Ferdinand Gregori. (Leipzig. Max Hesse.)

Hügelland. Neue Verse von Hans Ludwig Linkenbach. (Dresden. E. Pierson.)

Samenkörner von E. Heisterbergt. (Dresden. A. Köhler. 1906.)

Winter. Gedanken und Stimmungsbilder von Henry D. Thoreau. Ins Deutsche von Emma Emmerich. (München. Concord.)

Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heim. Eine Dichterliebe. Mit Briefen und Erinnerungen von E. Boerschel. (Berlin. Ernst Hofmann & Ko.)

Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. Von Karl Gotthold Lenz. 2 Bände. Seltene Porträts und Illustrationen. (Berlin. H. Barsdorf.)

beider Parteien, dargestellt von **Wilhelm Capelle.** Zwei Bände. Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die Jugend. (Berlin. Hermann Paetel. 1905.)

Das Wissen des Wichtigsten in der Geschichte der deutschen Befreiungskriege wird vorausgesetzt. Dafür gewährt das Werk durch Darstellung intimerer Geschehnisse und durch Privaturkunden manchen Einblick in die seelischen Vorgänge jener Generation, die politisch so tief erniedrigt und so ruhmvoll sich erhoben hat. Bei Betrachtung dieser Kriege weist der Verfasser des oben genannten vortrefflichen Werkes darauf hin, daß es ohne Jena schwerlich ein Sedan gegeben hätte. Erst die ungeheuere Not und Demütigung hat die Deutschen aufgeweckt. So wie anderseits jetzt die Gefahr nahe liegt, daß durch Luxus und Überhebung das Volkstum wieder geschwächt werden könnte. Den Schlußakt der deutschen Befreiungskriege hat erst Bismarck geliefert, aber politische Erfolge sind nie so verläßlich, wie Kulturerfolge. Wenn wir die Ruhmesgeschichte unseres Volkes lesen, sollen wir stets daran denken, was auf dem Siegesdenkmal zu Leipzig steht: „Unserer Väter heißes Sehnen, Deutschlands Einheit ist erstritten. Unsere Brüder haben freudig für das Reich den Tod erlitten, unsere Enkel mögen walten, Heißerkämpftes zu erhalten!"

M.

Amalie Haizinger, Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. Biographische Blätter, gesammelt von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien. Karl Konegen. 1906.)

Dieses Buch hat einen ganz eigenen Reiz. Dieses alte Wien mit seinem alten Burgtheater! Und das alte Burgtheater mit seiner alten Kunst! Nicht als ob das, was aufgeführt wurde, so großartig gewesen wäre, aber wie es aufgeführt wurde! Diese heilige Begeisterung der Künstler, ihre unbedingte, kindlich-keusche Hingabe an die Kunst hat mich immer gerührt. Das vorliegende Buch bietet ein liebliches und liebenswürdiges Bild aus jener Kunstepoche des Theaters, die zum Abschlusse einer alten, zum Beginne einer neuen Zeit geherrscht hat. Amalie Haizinger! Wir brauchen nicht alt zu sein, um sie auf der Bühne gesehen zu haben, während ihre Tochter längst vor ihr der Bühne Lebewohl gesagt hat, um die Herrin eines aristokratischen Hauses zu werden.

Im ersten Teil des Buches erzählt die Herausgeberin Helene Bettelheim-Gabillon die Lebensgeschichte der Haizinger, auch die ihrer Tochter berührend; der zweite Teil besteht aus autobiographischen Aufzeichnungen der Gräfin Luise Schönfeld-Neumann. Wir können uns nicht mehr recht vorstellen, was diese beiden Künstlerinnen der Theaterwelt ihrer Zeit bedeuteten, und nicht, mit welchem Enthusiasmus sie gefeiert worden sind. Nun erzählt uns eine Künstlerstochter und eine Künstlerin in wohl gerechtfertigtem Selbstbewußtsein und in schlichter Bescheidenheit zugleich, wie das alles zugegangen ist, und die Schrift mutet uns an so lebendig und warm, daß die ganze lange Reihe berühmter Mimen an uns vorüberzuziehen scheint, uns fast mit Sehnsucht erfüllend nach einer Zeit, da die Kunst eine so große, erheiternde und erhebende Rolle im Menschenleben gespielt hat! — Drei Porträts und ein Faksimile zieren das Buch, für das besonders auch die feinsinnige Herausgeberin unseren Dank verdient.

H.

Adalbert Stifter. Eine Selbstcharakteristik des Menschen und Künstlers. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Joseph Harmuth. (München. R. Piper & Co.)

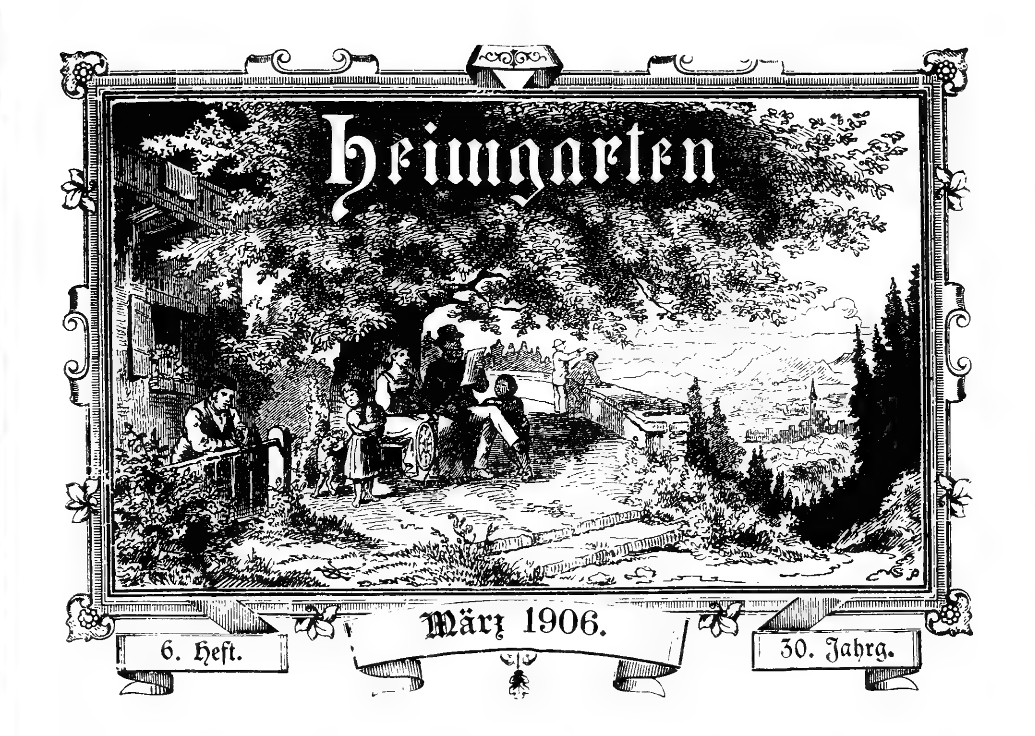
Nach einer prächtigen Einleitung folgen die für Stifter am bezeichnendsten Aussprüche von ihm selbst. Sie zeigen die Tiefe und Vielfältigkeit dieses Geistes reichlich an; zu ihrer eigentlichen Wirkung kommen sie erst im natürlichen Zusammenhang der Schriften, in denen sie entstanden. Naturblumen sollten nicht gepflückt werden zu einem Strauß, nur auf der Wiese wo sie gewachsen, sind sie das ganz, was sie sein wollen.

M.

Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen het. Vertellt von Paul Warncke. Mit vele Biller. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Eine mehr als 300 Seiten starke Biographie Fritz Reuters! Das wird mancher, der seinen Reuter kennt und von Herzen liebt, nicht ohne Kopfschütteln hören. Er wird meinen, da könne es sich nur um ein recht gelehrtes, alles Sachliche erschöpfendes Buch handeln, das mit all seiner Gelehrsamkeit und Gründlichkeit sich wie eine breite Mauer zwischen den Dichter und seine Verehrer legt. Aber wer derlei befürchtet, der sehe sich erst einmal den Titel genauer an: da wird er bemerken, daß schon der Titel plattdeutsch gefaßt ist, und wenn er dann in dem Buche blättert, sieht er, daß die gesamte Biographie in dem Dialekt geschrieben ist, ohne den wir uns Reuter nun einmal nicht vorstellen können. Und so frisch, so vertraut-intim ist das Buch geschrieben, daß es den Leser anzieht, fast als sei es ein Werk Reuters selbst. An Gründlichkeit im Herbeischaffen und Verwenden des biographischen Materials hat Paul Warncke es wahrlich nicht fehlen lassen, aber es ist alles so verarbeitet, daß wir nirgends den Eindruck eines trockenen Berichts, überall den einer ungezwungen fortfließenden Erzählung haben. Und wieviel hat der zu erzählen, der uns Reuters Leben schildern will!

V.



Die verkaufte Muse.

Eine neunundvierzigtausendneunhundertfach wahre Geschichte von **Hans Malser.**

Doktor Radegut war einer der tüchtigsten Beamten des Ministeriums. Er war sozusagen des Ministers rechte Hand, die als sein Sekretär für ihn schrieb, und er war sozusagen des Ministers linkes Bein, das alles Unangenehme und dem hohen Herrn Widerwärtige hinterrücks von sich stieß. Doktor Radegut war die Tür zum Minister und wer an ihm vorbeikam, der hatte gewonnen. Und war unbestechlich, absolut unbestechlich. Das heißt, eine verwundbare Stelle hatte er; wer die traf, dem widerstand er nicht.

Man wunderte sich oft, daß der „Stadtbock“, eine kleine Zeitung, halb Nachrichten-, halb Witz-, halb Inseratenblatt, in Staatssachen bisweilen viel besser unterrichtet war als das „offizielle Journal“. Es durfte einem nur nicht entgehen, daß im „Stadtbock“ ab und zu ein Gedicht von Julius Radegut stand. Wer also zum Minister wollte, der hatte vorher dem Generalsekretär nur zu versichern, daß er entzückt sei von dessen neuestem Gedicht im „Stadtbock“. Alles Erreichbare war damit zu erreichen.

Anfangs hatten Radeguts Gedichte überhaupt ein gewisses Aufsehen gemacht, erstens weil sie mit dem vollen Namen des ministeriellen Sekretärs gezeichnet, zweitens weil sie über die Maßen erbärmlich waren. Die Form zwar war gut, mitunter so vollkommen der Schulpoetik ent-

Tolstoi-Buch. Ausgewählte Stücke aus den Werken Leo Tolstois. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Mit Tolstois Bildnis. (Berlin. F. Wunder.)

Aus meiner Studienmappe. Essays von Emil Soffe. (Brünn. Friedr. Jergang. 1906.)

Meiner Tochter! Goldene Worte für Dein künftiges Walten als Gattin, Mutter und Hausfrau. Von Rudolf Diekmann. (Berlin. Wilhelm Pilz.)

Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben von Richard Schaukal. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1906.)

Walden von Henry David Thoreau. Deutsch von Emma Emmerich. (München. Concord.)

Die Heiratsfrage, der unverstandene Mann, ein spätes Mädchen, der Salonphilosoph und andere Typen aus der Gesellschaft. Von Emmi Lewald (Emil Roland). (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Leitfaden für den christlichen Religionsunterricht zum Hausgebrauch für Kinder altkatholischen Bekenntnisses im Seelsorgesprengel Steiermark und Kärnten. (Graz. Altkatholischer Frauenverein, Schulgasse 1.)

Das prophetische Schrifttum. Quellenkunde der israelitischen und jüdischen Religionsgeschichte. Von Karl Budde. (Halle a. S. Gebauer-Schwetschke. 1906.)

Die Religion des Volkes Israel bis zur Verbannung. Von Karl Budde. (Gießen. Alfred Töpelmann. 1905.)

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Richard Bürkner. (Leipzig. B. G. Teubner. 1905.)

Bach und Strom. Der deutsche Strom wie er wird und was er bedeutet. Gesammelt von Ernst Weber. (München. Georg D. W. Callwey.)

Biskra. Ein Oasenbuch. Von Ludwig Finckh. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

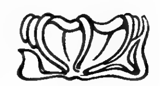
Das Rodeln. Ein Wintersport von Georges Ferry. (Graz. Paul Cieslar. 1906.)

Aus 'em Kutkatel-Gebirge. Schlesische Gedichte von Karl Klings. (Schumburg-Tannwald. „Rübezahl“. 1906.)

Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. 9. Heft. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Moderne Stickerei. (Darmstadt. Alex. Koch.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten“.



C. C., Rosenheim. Der bemerkte Briefwechsel zwischen König Friedrich Wilhelm IV. und seinem Minister Camphausen ist abgedruckt in der „Deutschen Rundschau“, Dezemberheft 1905 und Jännerheft 1906. Aus diesem lehrreichen Briefwechsel ersehen Sie, wie Monarchen mit ihren Ministern zu verkehren pflegen, wie Könige den Begriff Konstitution zu verstehen belieben, besonders aber, wie geistreich einerseits und schwachmütig anderseits König Friedrich Wilhelm gewesen ist.

* Über das Kreuz im Baumstock erhalten wir folgende nicht uninteressante Mitteilung:

In Roseggers Erzählung „Kinder der Welt im Walde“ im Buche „Neue Waldgeschichten“ fand ich auf Seite 75 folgenden Satz: „Im Walde war's nämlich damals Sitte, daß die Holzknechte in jeden Stock, sobald der Baum gefallen war, mit dem Beil ein Kreuzlein eingruben. Warum das, habe ich nie recht erfahren können.“

In Tirol, und ich glaube auch, in den anderen nördlichen Alpenländern ist die Meinung verbreitet, daß die Waldweiblein auf den derart gezeichneten Stöcken rasten, wenn sie vom wilden Gejaid verfolgt werden und daß sie nur auf den mit einem Kreuz gezeichneten Stöcken Schutz vor der wilden Jagd suchen und finden.

J. P., Wien. Mut, Freund! Die beiden Schimmel Hoffnung und Resignation, mit denen wir durchs Leben fahren, gehen zwar arg ungleich. Doch auf dem Kutschbock sitzt der rechte Lenker, auf den wir uns verlassen können.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 18. Jänner 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Aber der Doktor behauptete untertänigst, es sei ihm gerade einmal angeboren und er müsse täglich sein Quantum Verse dichten. Es sei elementar und man könne der Wolke nicht gebieten, daß ihr Blitz nicht krache und zünde. Das war wenigstens einmal ein Gedanke. Aber bei solchen Einfällen fiel es ihm wieder nicht ein, sie in schönen Versen auszudrücken.

„So dichten Sie wenigstens nur in der Nähe von Blitzableitern, daß nicht Unheil gestiftet werde", sagte der Minister halb ärgerlich. Mehr sagte er nicht, wollte er nicht sagen. Denn im übrigen war Doktor Radegut ein außerordentlich brauchbarer Beamter. Der aber fühlte es manchmal abgrundtief, wie er seinen Beruf verfehlt hatte. „Jede Ader in mir", sagte er eines Tages zu einem Freunde, „ist ein Dichter. Zeige mir just einmal einen, der schneller dichten kann als ich. Sechzig tadellose Verse in der Stunde, wenn du wetten willst! Aber, wenn man nur ein Wort der Anerkennung hörte! Kaum ein Blatt, das etliche Gramm Druckschwärze übrig hätte für die geistigen Güter der Nation, oder eine Viertelspalte für ein lumpiges Gedicht. Verleger! Gezahlt wollen sie sein, diese Gauner, dann drucken sie so viel man will. Und anstatt Aufmunterung, Anerkennung, Ehre, erlebt man Hohn und Spott von dieser Schandpresse. Überhaupt, diese Zeitgenossen!"

Nicht weiter ließ er sich aus, denn der Freund lachte schon, und lachte so ehrenrührig, daß Radegut die weiteren Eruptionen seines heiligen Zornes unterdrückte.

„Du sagst immer, es sei für dich eine Naturnotwendigkeit, zu dichten", sprach nachher der Freund, „ja so dichte doch, es hindert dich niemand dran. Es gibt ja geschützte Winkel, wo du dich gehen lassen kannst. Du bist so ehrgeizig. Sei doch auch ein bißchen stolz und dränge dich den undankbaren Zeitgenossen nicht auf; laufe ihnen nicht nach wie ein Hund mit dem winselnden Gejammer, daß sie auf dein Bellen hören sollten! Sonst könntest du leicht einmal einen Stiefelabsatz zu fühlen bekommen." Das war stark.

Antwortete Radegut: „Ihr verhängnisvoller Fehler ist, daß sie nichts lesen. Daß sie zu faul sind, meine Poesien zu lesen. Da werden die Racker natürlich nie auf den Wert kommen. Aber gib acht, ich setze mich durch! Aus allen Tagesblättern, Wochen- und Monatsschriften, aus allen Vereinsschriften und Kalendern will ich ihnen so oft entgegentreten mit meiner goldenen Lyra, bis sie endlich aufmerksam werden, daß in dem Generalsekretär noch ein Anderer steckt!"

„Es ist bei dir also nicht bloß Naturnotwendigkeit, zu dichten, sondern auch eine, dich gedruckt zu sehen? Hörst du, diese Naturkraft verstehe ich nicht mehr, die hat am Ende wohl einen anderen Namen."

sprechend, daß sie jeder Schulmeister geradezu klassisch hätte nennen können. Aber der Inhalt war Unsinn. Die meisten Leser merkten das allerdings nicht, die dachten höchstens: Hm, ein Gedicht, und übersprangen es. Aber die boshaften Geister! Die erhoben allemal ein ironisches Bravogeschrei oder Gewieher, stellten diesen „königl. ministr. Dichter“ für alle poesiebeflissenen Gymnasiasten auf zum Vorbild, wie man's nicht machen dürfe. Allmählich wurde die Sache bloß langweilig und niemand kümmerte sich mehr um den Lyriker im „Stadtbock“. Aber der Redakteur nahm sie doch auf. Denn als heimliche Entgeltung für diese Aufmerksamkeit erhielt er vom Kabinette des Ministeriums manch wichtige Neuigkeit, die Enthüllung manch politischer Maßregel, um die alle anderen Blätter den „Stadtbock“ baß beneideten. Die Sache war doch auch wieder nicht so, daß man sie Indiskretion nennen konnte, und der Minister drückte die Augen zu, weil es ihm nicht unangenehm war, auch beim radikalen „Stadtbock“ einen geheimen Stein im Brett zu haben.

Doktor Radegut war aber nicht zufrieden. Er konnte nicht begreifen, weshalb der „Stadtbock“ nicht in jeder Nummer ein Gedicht von ihm abdruckte, lag doch seine ganze Mappe „Poesie“ in der Redaktion. Und die Mappe hatte einen großen Bauch. Radegut dichtete jeglichen Tag. Nicht bloß in seinen Mußestunden, sondern auch im Bureau, wenn es freie Augenblicke gab. Andere der Beamten lasen Zeitungen, schrieben Privatbriefe, rauchten Zigaretten, Radegut schrieb Verse. Er brauchte nicht lange nachzudenken, wie bei Regen die Dachrinnen, so rieselten die Verse, plätscherten die Reime — nein, da machte ihm's keiner nach. Aber was half die betriebsame Produktion, wenn die Konsumtion fehlte.

Allmählich begegnete man seinen Poesien in verschiedenen Zeitungen, jedoch mit der ominösen Inseratennummer versehen. Aber auch da zeigte sich der Dichter in seiner ganzen Tapferkeit, mit seinem vollen Namen stand er beim Gedicht auf der Wacht, wie der Soldat beim leeren Schildhäuschen. Der Minister gab dem Sekretär einmal in jovialer Weise zu verstehen, daß er seine Perlen nicht den Säuen vorwerfen solle. Radegut verneigte sich tief. Aber — so dachte er dann — die Perlen, sie leiden ja nicht darunter, die können nichts dafür, wenn die Philister Säue sind. Er will diese Perlen — wie sie Seine Exzellenz gütigst zu bezeichnen geruht — ja bald an einer Schnur sammeln und sie in einem Band mit dem Titel „Die Perlenschnur“ herausgeben. Da sah der Minister, er müsse etwas deutlicher werden. „Wenn Sie, lieber Doktor“, sagte er eines Tages, „sich mehr konzentrieren wollten, ich meine, daß Sie die vielen kleinen Dinger in sich unterdrückten, um später einmal ein größeres Werk zu schaffen —“

lieber Doktor. Ich kann Ihnen nur raten, den Titel anzunehmen unter einer gewissen Bedingung."

„Jede, Exzellenz, die möglich ist!" schrie der Doktor und breitete seine Arme aus als ob er bereit sei, sich auf der Stelle kreuzigen zu lassen, sollte es der Geheimratstitel erheischen.

Der Minister zog ihn neben sich nieder auf das Sofa und begann leise, freundlich aber eindringlich auf ihn hin zu sprechen: „Im vorhinein muß ich um Verzeihung bitten für das, was ich zu sagen habe. Es darf Sie nicht kränken, es geht nicht anders, es verträgt sich nicht mit der Sache. Also, lieber Doktor! Sie werden die hohe und seltene Würde nur annehmen, wenn Sie sich vorher entschließen, nie mehr ein Gedicht drucken zu lassen. Wenigstens nicht unter Ihrem Namen.

Der Sekretär blinzelte nicht mit einem einzigen Auge. Sein Gesicht bewahrte den glückseligen Ausdruck. „Jawohl, Exzellenz, natürlich nicht. Wenn's gewünscht wird . . .!"

„Es wird gewünscht. Das Dichten selbstverständlich, das kann und wird Ihnen niemand verbieten. Mein Gott, wenn es Sie eben glücklich macht!"

„Nicht eine Zeile mehr, Exzellenz, nicht einen Vers mehr."

„Also, Sie ziehen den Geheimen Rat dem geheimen Dichter vor."

Der Sekretär, durch und durch berauscht, erhob sich, verneigte sich tief: „Unter allen Umständen, Exzellenz!"

„Ich glaube, lieber Doktor, Sie machen keinen schlechten Tausch."

„Auf das tiefste bin ich gerührt über die große, so unverdiente —"

„Also, ich wiederhole meinen Glückwunsch. Wollen Sie, Herr Geheimrat, sich den heutigen Tag nicht gönnen? Es liegt, glaube ich, ohnehin nichts Wichtiges vor."

Dr. Radegut ging nach Hause, nein, er schwebte. Unterwegs flogen seinen entzückten Ohren schon einige Geheimräte zu. Und als er nach Hause kam in seine stille Stube, was war sein erstes? Was glaubt ihr? Dichten?! Fiel ihm nicht ein. Sein erstes war, daß er wieder fortging in die Stadt, auf Straßen und Plätze, zu Bekannten, zu öffentlichen Geselligkeiten, denn bishin wußte schon alles von seiner Auszeichnung.

Und die Poesie, die ihm angeboren war? Die ihm eine Naturnotwendigkeit war, ohne die er nicht leben konnte? — Der Geheimrat füllte seinen Kopf und sein Herz völlig aus und es kam ihm weder bald noch später auch nicht einmal im Traume bei, daß er für einen Titel — die Muse verkauft hatte.

Die Geschichte ist zu Ende. Hat aber einen langen Schwanz. Einen abscheulich langen. Unsere fünfzigtausend deutschen Dichterlinge, denen die

Natürlich half das allmiteinander nichts. Derlei Dichter sind so groß, daß kein menschliches Vernünfteln und Raten zu ihnen hinan kann. Einsame, unverstandene Riesen, so ragen sie hoch über dem Alltagsvolk. Diese eingebildete Größe verleiht ihnen auch die nötige Dreistigkeit und jene blinde, taube, süße Eitelkeit, die nicht merkt, wie man sie hinten und vorne auslacht. Jeder wirkliche Große hat Stunden bitteren Zweifels und tieftrauriger Mutlosigkeit an sich selbst. Einer, der diesen Zweifel, diese Verzagtheit nicht kennt, das ist der unverbesserliche Stümper. Und in der unbefriedigten Eitelkeit allein liegt die Feder ihrer Dichtermechanik.

Immerhin machte von derlei Gesellen (nicht auch Gesellinnen?) Doktor Radegut eine Ausnahme dadurch, daß er über seinen „eigentlichen Lebensberuf“ nicht der Nebensächlichkeit vergaß, daß er Sekretär des Ministers war. Trotz allen geheimen Kummers über seine literarischen Mißerfolge blieb er immer der bereitwillige und gewissenhafte Beamte, in seiner Art zwar auch so mechanisch, wie er mechanischer Dichter war. Aber hier schadete es nichts.

Daher ereignete sich eines Morgens das folgende Zwiegespräch zwischen dem Minister und seinem Sekretär.

„Lieber Doktor! Gestatten Sie, daß ich der erste bin, der Ihnen gratuliert!“

„Mir, Exzellenz? Sollten im Offiziellen Journal die Sonate . . .?“

„I wo, Sonate! Da steht heute etwas ganz anderes im Offiziellen Journal. Haben Sie es denn noch nicht gelesen?“

„Exzellenz machen mich neugierig. Steht ein Feuilleton über mich?“

„Und was für eins! Ihr ganzer Lebenslauf, Ihre Beamtenkarriere —“

„Und — literarische Würdigung?“

„Daß ich nicht wüßte. Die Biographie ist anläßlich Ihrer Ernennung erfolgt. Genehmigen Sie meine Gratulation, Herr Geheimrat!“

Doktor Radegut erschrak nahe bis zum Erblassen.

„Haben wir denn einen diplomatischen Erfolg?“ stotterte er endlich, „daß Exzellenz heute so guter Laune sind?“

„Ich bin es nicht immer, nicht wahr? Nun, heute freue ich mich eben, daß das Verdienst wieder einmal seine Anerkennung gefunden hat. Seine Majestät geruht, Sie zum Geheimen Rat zu ernennen. Das waren Sie mir ja auch so oft.“

Der Generalsekretär sagte nichts mehr. Vor Freude hub er an zu stöhnen.

„Aber!“ rief der Minister, und der gehobene Ton dieses Aber war wie ein Ausrufungszeichen. „Es hängt ein Aber dran, mein

In der fünften Woche meiner von Erfolgen überreichen Tätigkeit kopierte ich die Statuten einer Eisenbahn, die zwei Dörfer in Galizien durch einen Schienenstrang zu beglücken gedachte; daß sie nach einem halben Jahre jämmerlich verkrachte, schrieb der Kanzleidiener schmählicherweise mir zu. Doch ich bin gewöhnt an Verfolgungen und trage die Mißlichkeiten des Lebens gelassen und erhaben.

Der große juridische Coup meines Daseins jedoch, der meinen Ruhm bis an die Sterne erheben sollte und mich statt dessen in die Tiefe stürzte, war dem 10. Mai 1905 vorbehalten.

An diesem schönen Frühlingstage saß ich an meinem Tische im Bureau, im Munde stak mir eine Festzigarre — Feier meiner vierteljährigen Einlogierung in den sozialen Mechanismus! — in meiner heroisch lässig hängenden Rechten ruhten Akten, die ich entziffern sollte, meine Augen schweiften auf die Straße, wo die geschäftigen Bewohner der schönen Donaustadt einen Kreislauf um den Stephansdom aufzuführen schienen . . ."

O Gott . . . man träumt . . .

„Herr Doktor", störte mich unser Sollizitator plötzlich aus meinen Phantasien, „Sie müssen zu einer Streitverhandlung zum Bezirksgericht innere Stadt."

„Sehen Sie nicht", fuhr ich auf „daß ich angestrengtest arbeite und keine Zeit . . ."

„Bitte schnell, Herr Doktor, in zehn Minuten findet die Verhandlung statt!" Dabei drückte er mir einen Papierbogen in die Hand, dessen Farbe schmutzig-braun, dessen Druck schlecht, dessen Schrift unleserlich: also eine gerichtliche Vorladung. Es half kein Sträuben, alle meine Einwendungen fanden überlegene Abfertigungen.

„Ich habe noch nie eine Streitverhandlung gesehen, Herr Sollizitator."

„Schadet nichts! Sie werden aufgerufen . . ."

„Ich habe keine blasse Ahnung von der Sache, um die es sich dreht."

„Schadet nichts, der Gegner wohnt in Czaslau und kommt auf keinen Fall — Sie verlangen einfach seine Verurteilung wegen Nichterscheinens — damit basta!"

Mein letzter Versuch: „W e n n er aber d o ch erscheint?!"

„Er kommt sicher nicht!"

Auf der Stiege dachte ich über das psychologische Phänomen nach, das sich in der Allwissenheit eines Sollizitators äußert; auf der Straße studierte ich die gerichtliche Vorladung, in die sich meine Finger krampften: „Stanislaus Swinski in Wien klagt den Wenzel Powidal in Czaslau auf Zahlung von 150 Kronen — Fakturenklage."

Poesie angeboren ist, die alle samt und sonders große Dichter werden wollen oder schon sind, nur verkannte — diese Dichterlinge! Ich glaube, neunundvierzigtausendneunhundert von ihnen würden ihre „poetische Ader“ ebenso verkaufen, sei es für Mittel oder für Titel, sei es für irgendetwas. Glücklich noch der, welcher einen Pfifferling dafür bekommt. Eine Dichterin kannte ich, die bekam für ihren ausgespannten Pegasus nicht mehr und nicht weniger als — einen Mann. Er heiratete sie nur unter der Bedingung, daß sie nicht mehr dichte. Gewissenhaft hält sie ihr Wort und ist nur zu wünschen, daß sie außerhalb des Eheringes an Cupido auch so unangefochten vorbeikommt, als an Apollo.

Mein gewonnener Prozeß.

Von **Hans Ludwig.**

„Jeder Mensch muß einen Beruf haben; Juris-Doktor ist ein Titel, aber kein Beruf — also?!“

Na also! Der Rest ergibt sich von selbst! Ich führte den stolzen Rufnamen „Doktor“, doch füllte ich bisher noch keinen Platz aus, dem eine werktätige Mithilfe beim Gange der Gesellschaftsmaschinerie zufällt. Ja, so ein wenig „schriftstellern“ nebenbei — aber meist ist das auch keine Empfehlung; im Gegenteil!

So hielt ich Umschau: der Staatsdienst lockte mich gar nicht . . . daher bleibt fast nur die Advokatur, welche mich höchstens zum Halbfreien degradierte; „halbfrei“ ist auch schon etwas!

Der unglückliche von mir in Aussicht genommene Rechtsanwalt prüfte meine Handschrift und schüttelte das in hohen Ehren ergraute Haupt, musterte meine Physiognomie und betrachtete dann die Zeiger der sezessionistischen Wanduhr intensiv; endlich meinte mein Prinzipal in spe: „Versuchen kann man es ja!“

Ich glaube, ein Schimmer von Trostlosigkeit klang aus den Worten.

Aber in Kürze widerlegte ich alle Befürchtungen meines Brotherrn aufs glänzendste: nach kaum drei Wochen führte ich schon beinahe fehlerfrei Schreibereien aus, die ein mäßig begabter Volksschüler in der halben Zeit ebenso gut verfertigt hätte, nach vier Wochen unterschied ich bereits bei angestrengtester Konzentration meiner Intelligenz „Urteile“ von „Reklamschreiben“.

Übrigens, nebenbei bemerkt, dachte ich damals daran, einen großen sozial-juridischen Roman mit weitgehenden Reformvorschlägen für Gericht und Verwaltung zu verfassen.

„Ale bitt' ich Ihnen, ich hab' keinen Vatter!“ Aber mit unaussprechlicher Freude höre ich ein Schwanken seiner Stimme.

Der Richter sucht lange nicht mehr unter den Schriften nach meinem „Beweis“, sondern hört erstaunt meiner Rede zu, die ich gehobenen Mutes fortsetze: „Lieber Wenzel Powidal: Sie sind ein Ehrenmann, Sie wollen niemanden, auch den Stanislaus nicht ins Unglück stürzen ... ich bitte Sie ... ich bitte Sie im Namen Ihrer unschuldigen, unbescholtenen Familie, deren tadellose Vergangenheit Sie durch Ihre Negation des Klagebegehrens zu beflecken im Begriffe stehen: Wenzel Powidal aus Czaslau, bitte, zahlen Sie!“

Der Richter schüttelt seinen Kopf: „Herr Powidal ... denken Sie nach!“

Lange Pause.

„Herr General“, sagt endlich der gedrückte kleine Kerl, „es gibt, bitt' ich, noch viele Powidals, warum soll ich ...“

„Aber verehrter Herr ...“ will ich von neuem die Gewissensrede beginnen, doch mein Gegner fährt fort: „Möglich, ale bitt' ich, möglich ist es schon, daß ich die Sachen bestellt habe ...“

Aha! „Sachen“!!!

„Und ... na ... ich zahle ...“

„Na, also.“

Der Rest verlief ganz glatt, abgesehen davon, daß ich den Stempel in des Richters Taschenkalender statt auf die Akten klebte, aber das ist kaum nennenswert.

*
* *

Freudig klopfenden Herzens, die 150 Kronen bar in der Hand, eilte ich in die Kanzlei ... Triumph — einen Prozeß gewinnen ohne eine Ahnung von dem „Fall“, ohne Beweise ... mein Renommee war für ewige Zeiten begründet, die Aussicht auf Gehaltserhöhung wegen „besonderer Verwendbarkeit“ stand bombenfest!

„Das war überflüssig“, begrüßte mich der Sollizitator bei meiner Rückkunft „der Wenzel Powidal wohnt gar nicht in Czaslau, sondern in Iglau ... deshalb bekamen wir auch nie eine Antwort ...“

„Herr!“ erwidere ich, voll banger Ahnung erfüllt, doch mit Würde, „Herr Powidal aus Czaslau“, ich betonte das Wort Czaslau, „war da und hat gezahlt!“

Gleichviel, man bewies mir meinen Irrtum — „Ihr Irrtum, lieber Doktor“, sagte der Sollizitator in merkwürdigem Mißverkennen der Umstände —, daß ich von einem Falschen die hundertfünfzig Kronen erpreßt hatte ...

O Wenzel Powidal in Iglau, warum hast du einen Doppelgänger in Czaslau?! Eigenhändig mußte ich einen Entschuldigungsbrief an

Warum die Leute so unverständliche Ausdrücke gebrauchen — Fakturenklage! Fakturenklage? Ja, wer das wüßte ... Mit der Nähe des Gerichtes stieg merkwürdigerweise mein Mut: „Herr kaiserlicher Rat“ würde ich zum Richter sagen, „da der Beklagte in Czaslau und nicht in Wien ist, wo er sein sollte, so verlange ich seine Verurteilung.“

Endlich, endlich begann ich in den Geist der Jurisprudenz einzudringen ...

Im Saale saß schon ein Herr im Talar, den ich sofort als den von mir gesuchten Richter erkenne ... er ruft diesen Namen, jenen Namen, Männer, Frauen, Herren, Damen treten vor, verhandeln, gehen fort ... ich formuliere im Geiste nochmals meine Ansprache: „Da der Herr Beklagte in Czaslau ...“

„Doktor Braun.“

„Hier“, antwortete ich mit fester Stimme, denn so heißt mein Advokat.

„Wenzel Powidal.“

Und das Unglaubliche, das Fürchterliche, das Entsetzliche geschieht: ein kleiner Kerl in einem schäbigen Rock meldet sich: „Hier!“

Mein Gegner ist da — ich bin blamiert ... mir wird es blau vor den Augen, denn was ich zu tun, war ...

Es bleibt keine Zeit zum Überlegen, doch mir kommt in diesem kritischen Augenblick die Geistesgegenwart wieder ..., das Leben so teuer verkaufen als möglich, ist mein Wahlspruch.

„Na?!“ wendet sich der Richter zu mir.

„Der Beklagte schuldet unserem Klienten 150 Kronen“, lese ich aus meinem Wisch mit möglichst gleichgültiger Miene, „er soll zahlen.“

„Ale bitt' ich Ihnen, nein, keine Spur, keine Idee ... ale, bitt' ich Ihnen.“

„Sie leugnen?“ fragt mein kaiserlicher Rat.

„O — ja!“ stoßt der Wenzel Powidal hervor.

„Bitte, Herr Doktor, Ihre Beweise!“

„Nja ... n ... die ... die ... müssen der Klage beiliegen ...“

Der Richter sucht.

Mir steht der Angstschweiß auf der Stirne, über den Rücken läuft ein kalter Schauer: „Herr Powidal“, beginne ich, „erinnern Sie sich doch, lügen Sie nicht! Sie schulden dem Stanislaus“, ich suche auf dem Papier unter den tanzenden Buchstaben einen Namen, „dem Stanislaus Swinski das Geld ... Leugnen Sie nicht ... Sie kommen sonst in den Schuldturm, Ihre Frau rauft sich vor Scham über den entehrten Gatten das Haar, die Kinder schreien nach Butterbrot, Ihr greiser Vater, dessen Hoffnung sein Sohn ...“

rung wartete, sondern fortfuhr zu versichern, daß er allerweil fleißig arbeite, und den Fremden mit Aufmerksamkeit betrachtete. Plötzlich unterbrach er sich und bat mit einschmeichelnder Stimme: „Geh, gib mir deine Hutschnur."

„Meine Hutschnur wollen's haben?" fragte der verwunderte Städter.

„No. Hätt so vie gern so a Hutschnur. Hätt so vie gern eine — no."

„Aber — Sie haben ja gar keinen Hut!"

„No. Hut hab' ich kein'. Aber a Hutschnur tät ich so vie gern haben. Bitt schen! Bitt schen!" Er faltete die Hände, die so massig waren, daß man es gerne glauben konnte, er tue allerweil fleißig arbeiten.

Nun wechselte in der Anrede auch der Städter das Sie gegen ein Du aus. „Also eine Hutschnur willst du haben. Aber die meine, die brauche ich selber. Da hast, kannst dir eine neue kaufen." Er gab dem Waldmenschen eine Münze, die dieser hastig ergriff und in ein leeres Zündholzschächtelchen tat. Anstatt des Dankes aber duckte er sich heran, hob seine braune Pfote gegen die Brust des Städters, wo die goldene Uhrkette hing und sagte: „Geh, gib mir deine Uhr!" Und faßte ihn am Arm: „Bitt schen, bitt schen, gib mir die Uhr?"

„O du verdammter Kerl!" rief der Städter und schleuderte den Angreifer von sich. Dieser machte sich nichts draus, kam wieder heran, langte mit den Pfoten aus: „Wei ich so vie gern eine Uhr tät haben. No. Geh, zeig mir deine Uhr, göt du! Nur zeigen. Nur zeigen, wei' ich's wissen möcht. Wei ichs wissen möcht. No."

Nun wurde dem Städter unheimlich und er eilte rasch wegshin. Rief aber noch zurück: „Einen Gendarmen werde ich dir schicken, du Waldräuber!"

Dieser schaute verblüfft drein, zog dann an seinem Strick, um den Klaubholzbund hinter sich nachzuschleifen und stimmte wieder das helle Geschrei an: „Eh eiwei fleißig arbeiten!"

Dem Städter war abscheulich zumute. In diesem ländlichen Frieden — ein Raubanfall! Die Freude am Wald, an der stillen Einsamkeit war ihm vergangen. Er kehrte ins Dorf zurück und erzählte im Gasthaus sein Erlebnis. Alle die es hörten, begannen zu lachen. „Dem Zeckel sind Sie begegnet!" sagten sie. Wer war der Zeckel? Der war ein drolliger Halbkretin, der in kindlicher Einfalt jeden, den er begegnete, um alles anbettelte, was ihm auffiel, sei es ein Stock, ein Regenschirm, ein Taschenmesser, eine Halsbinde, eine Tabakspfeife, ein Taschenspiegel. Besonders auf bunte oder glänzende Dinge hatte er es abgesehen und so ging er die Frauen um ihre Ohrgehänge und Fingerringe an, und die Männer um ihre Uhrketten und Taschenuhren. Man reichte ihm die Gegenstände, er beguckte sie von allen Seiten, verwechselte

meinen Wenzel schreiben und eigenhändig retournierte ich das mühsam erkämpfte Geld per Post — und eigenfüßig verließ ich am nächsten Tag die Kanzlei für immer, die um starrer Buchstaben willen — Czaslau oder Iglau, das ist doch ganz egal — auf den gewonnenen Prozeß verzichtet hatte. Ja — es war mein letzter siegreicher Prozeß.

Momentaufnahmen
eines nachdenklichen Landbummlers.

Der Deckel.

Sein Erstes, als er von der Großstadt auf die Sommerfrische kam, war, daß er in den Wald ging. Es dämmerte schon abendlich und der Himmel trieb seine Wolkenlämmer heim. Der Städter schritt rasch über die Felder hinan gegen den Forst des Berghangs. Der Waldhunger! Und der Durst nach Stille, nach lautloser Stille. Es war ihm fast zuwider, daß dort oben die Wipfel ein wenig rauschten, das erinnerte ihn an das dumpfe Branden, das von der Stadt herkam, wenn er seinen Spaziergang durch die Auen gemacht hatte. Tiefes Niedertauchen in die Einsamkeit einer lautlosen Natur, das war's, was seine müdegehetzte Seele suchte.

Aber das findet man nimmer.

Als er auf dem glatten Waldweg unter den dunklen Fichten dahinschritt, hörte er ein Geschrei, das von der Anhöhe herabkam, zu der sein Weg hinan führte. War es ein Zanken? Waren es Hilferufe? Es kam näher und er verstand die Worte: „Eiwei tu' ich arbeiten! Tu' eiwei fleißig arbeiten. Fleißig arbeiten. Eiwei arbeiten.“ Nun merkte er, wie ein Mann herabkam, der hinter sich einen Bund dürrer Äste nachschleifte. Seine Beine waren so verkrüppelt oder durch die Wulsten des Beinkleides entstellt, daß es schien, als habe er keine Unterschenkel und gleich an den Knien die Pfoten, die mit Lappen umwickelt waren. Der Oberkörper war regelmäßig, das hutlose Haupt hatte schwarzes filziges Haar und ein Gesicht, das fast für schön gelten konnte. Nicht schlecht gepflegter, gestutzter Vollbart und ein großes lebhaftes Auge. Als dieser Mensch den Städter herannahen sah, hielt er sein Fuhrwerk auf und rief ihm zu: „Eiwei fleißig tu' ich arbeiten. Das Holz, das hab' ich gefunden. Gelt du, das schenkst mir. Tu' eh eiwei fleißig arbeiten.“

Der Städter merkte es nun — das war ein armer Holzdieb, der ihn für den Waldherrn hielt. Der aber nicht erst auf die Gewäh-

„Ich bin nicht Ihr Herr", antwortete der Handwerksbursche verdrossen, „Sie sind mein Herr, weils den Schießprügel haben. Hätten's den nit — laufen könnt' ich wahrscheinlich besser."

Nachher marschieren sie miteinander.

Für den Burschen ist's eigentlich ein Glücksfall, es steht ihm eine sichere Herberge bevor und eine Gratisfahrt auf der Eisenbahn nach der Heimat.

Der Hausdodl.

Ignaz hieß er und alljährlich an seinem Namenstag ging er nach der Kirche ins Wirtshaus. Alljährlich einmal. So viel trug sein Bauernknechttum, um sich einmal ein Räuschchen anzutun, maßen dasselbe schon nach dem ersten Viertel Sausalerwein bemerkbar wurde. Das ganze lange Jahr hindurch arbeitete er auf dem Hofe und schwieg. Am Namenstage arbeitete er nicht, sondern redete!

Diesmal war der Namenstag auf einen Sonntag gefallen und um den Wirtshaustisch, an dem der Ignaz saß, hatten Arbeiter der großen Stahlfabrik Platz genommen. Anfangs hatten sie den alten Grauschädel nicht beachtet, dann ihre Geringschätzung gezeigt und endlich wurden sie mitleidig. Aus seinem Gespräch, das er teils mit der Kellnerin, teils mit sich selbst führte, entnahmen sie, daß er seit achtundfünfzig Jahren Bauernknecht im Ratzenrotthofe gewesen war, wohin er als kleines lediges Kind gebracht worden — denn am Namenstag muß der Mensch Rückschau auf sein Leben halten.

„Achtundfünfzig Jahre Bauernknecht!" rief einer der Eisenarbeiter, „du bist aber doch nicht gescheit!"

„Das haben mir schon viele gesagt", bestätigte der Ignaz.

„Wie viel hast denn Lohn im Jahre?"

„Gehabt, meinst? Jetzt hab' ich keinen mehr."

„Also wie viel hast du in deiner guten Zeit gehabt?"

„In meiner guten Zeit? Wart, ich rait's zusammen. Jahrlohn dreißig Gulden. Nachher zwei Gulden Leikauf. Nachher 's Lodengewand. Nachher zwei Paar Schuh und drei Hemden."

„Geh hör' auf!" spotteten sie, „ist das ein Haufen! Und was hast denn für Arbeit?"

„Was die andern nit tun mögen, das muß halt ich tun."

„Wie viel Stunden des Tages?"

„Im Winter von sechse früh bis siebene auf die Nacht. Im Sommer von viere früh bis achte auf die Nacht."

„Und Sonn- und Feiertags?"

„Ja, da tu' ich vormittags in die Kirchen und nachmittags Ochsen halten."

„Aber Mensch, du lebst ja wie ein Baron!"

aber den Gebrauch. Am Stock versuchte er, ob er nicht aufzuspannen sei wie ein Schirm, oder zum Schießen wie ein Gewehr. An der Tabakspfeife horchte er, ob sie gehe und die Uhr wollte er sich ans Ohr hängen. Wenn er dann mit den Dingen weiter nichts anzufangen wußte, gab er sie ruhig wieder zurück. Er war der Bruder eines lahmen Häuslers, der am Waldrand seine Hütte hatte. Er, der Kretin, versorgte den Bruder samt dessen Weib und Kind, denn es war wie er sagte, er arbeitete fleißig den ganzen Tag. Freilich, daß seine Arbeit nur im Sammeln von Brennholz, Reisig, verstreuten Kornhalmen und dergleichen bestand. Die Leute ließen ihn gewähren, denn er tat nirgends Schaden. Sie reichten ihm auch manche Gabe, als Brot, Gemüse und Milch, um die er nicht bat, die er dann aber doch behalten durfte für seine Leute daheim.

Als der Städter also von dem Burschen eine solche Charakterzeichnung vernommen, tat es ihm leid, daß er diesen harmlosen Menschen für einen Räuber gehalten und ihm mit dem Gendarm gedroht hätte. Das nächstemal, als er ihn in demselben Walde wieder begegnete, sammelte der Zeckel Pilze. Als der Bursche ihn sah, griff er in den Sack, zog das Streichholzschachtelchen hervor, reixelte damit und grinste vergnügt drein. Dann schob er das Schächtelchen auf, nahm mit ungeschickten Fingern die Münze hervor und gab sie dem Spender wieder zurück. Mit Geld wußte er nichts anzufangen.

Auf der Landstraße.

Ein schlanker Handwerksbursche mit falbem Gewand und falbem Schnurrbart, am Buckel den blauen Ranzen, trottet auf der Landstraße. Da sieht er dort einen Gendarmen dahergehen, der ist noch so weit weg, daß er es nicht bemerken würde, wenn er sich jetzt in die Büsche schlüge oder umkehrte und zurückginge, woher er gekommen. Ziel hat er ohnehin keins. Aber es steht ihm nicht dafür, dem Landwächter auszuweichen. Er geht also gleichgültig seines Weges weiter; wie sie sich schon nahe sind, bleibt er stehen und zündet sich eine Pfeife Tabak an. Aber der Gendarm ist kein heuriger Has, er kennt diese gespielten Harmlosigkeiten recht gut. Er tritt heran und frägt den Handwerksburschen nach woher und wohin. Und frägt ihn nach der Aufweisung. Wo wäre der reisende Bursch', der keine Aufweisung hat? es kommt nur darauf an, ob's die richtige ist. Wenn so ein Spitzhaubenmandel einmal anhebt zu fragen und zu blättern im Wanderbuche, und zu gucken und zu buchstabieren, dann ist der Neugierde kein Ende mehr und er interessiert sich so sehr für seine neue Bekanntschaft, daß er sich von ihr nicht mehr trennen will.

„Mein Herr!“ sagt der Gendarm, „Sie müssen mit mir gehen.“

Unschuld.

Das Mädel trieb die Ziegen heim. Da kam den Bergweg ein halbwüchsiger Bursche herab, schloß sich dem Dirndl an und sie gingen schweigend nebeneinander her. Nur, wenn sie die Gerte schwang und „Gscht, Gaißl!“ rief, hob auch er ein wenig den Arm und sagte: „Gscht, Gaißl!“ Sie hatten sich wohl ein paarmal gesehen früher, aber keines wußte, wie das andere hieß, und das Dirndl, als es so seitlings sein verwahrlostes Gewand und sein trauriges braunes Gesicht betrachtete, dachte: Ist gewiß ein armer Bub.

Nun stand der Bursche still, bückte sich nach einem scharlachroten, weißbetupften Pilz, der am Raine stand. Er führte ihn zum Mund und biß hinein. Da langte das Dirndl heftig danach und rief: „Bist denn nit gescheit! Der Schwamm ist ja giftig!“ Er ließ ihn fallen und murmelte seithin: „Möcht' schon gern einmal was essen.“ In stockenden Worten hat sie's dann erfahren, daß er seit länger als einem Tag nichts mehr gegessen hätte, weil die Holzknechte in der Rieselbachhütte, wo er Ziegenhirt gewesen, davongegangen wären.

„Du bist auch Gaißhalter?“ lachte das Dirndl, „das ist aber spaßig. Jetzt, so geh mit, wir werden schon was finden.“

Sie kamen zum Hof, wo das Dirndl die Ziegen in den Stall brachte. Dann gingen sie in die Stube. Da war's dunkel, dumpfig und still, denn die Leute waren in der Kirche beim Nachmittagssegen. Sie konnten wohl gar noch eine Weile aus sein. Das Mädel, obschon ziemlich schlank schon, vermochte doch nicht über das Kastengesimse hinaufzulangen, wo der Schlüssel lag. So mußte es der Bursche tun. Sie schloß den Kasten auf, hob eine der dort aufbewahrten Milchschüsseln heraus, fand dazu einen Brotlaib mit Messer und Löffel. Nun mußte er essen. Sie aß nicht, sie bekäme ja nachher ihre Abendsuppe, wenn die Leute da wären.

So hat der Bursche sich nun gesättigt, langsam und anhaltend und mit Andacht. Er war noch nicht ganz fertig, als der Bauer und die Bäuerin heimkamen. Und nun ereignete sich ein wüster Auftritt. Die beiden jungen Leute wurden als Diebe aus dem Hause gejagt und dem Ziegenmädel wurde das kleine Bündel Feiertagsgewand nachgeworfen, mit der Weisung, daß sie sich nie wieder blicken lasse.

Sie ging ganz ruhig neben dem Burschen davon. Nur das machte ihr Kopfzerbrechen, was der Bauer mit dem Schimpf: „Diebe!“ gemeint haben mochte. Sie hatte doch nichts getan, als dem hungrigen Burschen Milch und Brot gegeben, wie es im Hofe jeder bekam, der Hunger hatte. Sie redeten aber nicht darüber, denn daß die Leute sie hart behandelten, das waren sie schon gewohnt. Als sie über die Wiese hinausgingen, am Waldrande, dämmerte schon der Abend. Und als es

Der Ignaz schmunzelte.

„Die Kost ist wohl auch danach.“

„In früheren Jahren wohl Knödel und Fleisch und immer einmal ein Sterz. Jetzt halt Suppen und Erdäpfel. Weil mein Bauer abgehaust hat. Nachher ist er gestorben. Nachher hat der Herr Graf den Ratzenrotthof gekauft zum Jagen und ich bin halt dabeigeblieben. Weil ich der Hausdodl bin.“

Der Hausdodl, das ist ein halbblöder Mensch, der im Alter als Einleger auf dem Hofe, wo er sein lebtaglang gearbeitet hat, zur Not verpflegt wird.

„Na, ich dank'“, sagte einer der Arbeiter, „du hast dir dein Leben sauber verpatzt. Warum bist denn nicht in die Fabrik gegangen?“

„In die Fabrik? Wär eh gern gegangen.“

„Warum hast du es nicht getan?“

„Das sag ich nit.“

„Du hättest gewiß leicht Arbeit bekommen.“

„Arbeit hab' ih eh allerweil genug gehabt.“

„Du hättest täglich mehr als einen Gulden Lohn bekommen, nur zehn Stunden arbeiten müssen und wärst die übrige Zeit Freiherr gewesen, du wärest in der Welt herumgekommen, hättest was gesehen und erfahren, wärest mit der Bruderlade für das Gröbste versorgt.“

Da wurde der Ignaz schier weinerlich und sagte vor sich auf den Tisch hindumpernd: „Bei mir ist's nix. Ich hab mir halt nie helfen können. Arbeiten, was sie mir haben angeschafft. Und zufrieden sein damit, was sie mir gern haben geben wollen. Und bleiben, wo sie mich behalten. Ich tu' mich nienderst auskennen. Mir haben's halt nix lernen lassen. Kein' einzigen Buchstaben nit. — Muß bleiben — — muß bleiben wo sie mich behalten. Jetzt richt ich nimmer viel aus. Muß halt trachten, daß ich ihnen bald wegsterb.“

Dann legte der Alte seine Arme langsam auf den Tisch und seinen Kopf auf die Arme und schlief ein.

Die Arbeiter schauten sich an und ganz gedämpft murmelte einer: „Armer Teufel. Die Schule haben sie ihm gestohlen, so ist er in ihren Händen ein schlechtes Werkzeug geblieben.“

„Jetzt“, sagte ein anderer, „verstehe ich auch jenen statistischen Ausweis, daß zu der Rubrik der Arbeitslosen die Analphabeten die geringste Ziffer liefern. Ein Arbeiter, der nichts kostet, findet überall Platz. Aber welchen! Jetzt kann er sich freilich nicht anders mehr nützlich machen, als daß er ihnen bald wegstirbt.“

Johannes Keplers Märtyrtum.

Von **J. Hofer.**

Das Leben des großen Astronomen Johannes Kepler, der durch die Entdeckung der Planetenbewegung uns den tieferen Blick in die Natur des Sternenhimmels erschlossen hat, schlägt erfreulich und betrübend in unsere Heimatsgeschichte herein. Seine persönlichen Schicksale, sein Verhältnis zu Wissenschaft und Religion sind in unseren Tagen besonders lehrreich. Deshalb sei verwiesen auf ein neues Buch: „Kepler und die Theologie.“ (Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus der Zeit der Gegenreformation.) Von Ludwig Günther. (Gießen. Alfred Töpelmann. 1905.)

Johannes Kepler, geboren 1571 zu Weil in Württemberg, armer Leute Sohn, evangelischen Bekenntnisses, studierte Theologie in Tübingen. Er befaßte sich dort auch schon mit Astronomie, leistete eine Arbeit, die einer seiner Lehrer an den Akademischen Senat mit folgender Empfehlung einbegleitet:

„. . . Die Sache ist so neu, daß sie noch in keines Menschen Sinn gekommen ist und so sinnreich ausgeführt, daß sie sehr würdig ist, den Gelehrten bekannt zu werden. Wer faßte je den Gedanken oder erkühnte sich, es zu versuchen, die Zahl, die Ordnung und die Größe der himmlischen Sphären a priori zu beweisen und die Ursache gleichsam aus dem geheimen Ratschlusse Gottes hervorzuziehen? Dieses hat Kepler unternommen und glücklich geleistet. Er ist der erste, der in Betracht gezogen hat, daß die Entfernung der Planeten voneinander durch die fünf regulären Körper bestimmt ist. Hierdurch erscheint alles in so angemessener Ordnung und vollkommenem Zusammenhang, daß nicht das mindeste verändert werden darf, ohne den Zusammensturz des Ganzen zu verursachen. Kepler hat sich als den gelehrtesten und scharfsinnigsten Mann angekündigt.“

Seine Bedeutung wurde also früh erkannt. Trotzdem ließ man ihn fallen.

Weil seine religiösen Ansichten ein wenig abwichen vom orthodoxen Dogma, so bekam er in seinem Vaterlande keine Anstellung. Als dreiundzwanzigjähriger Jüngling mußte er in die Fremde wandern, und zwar in die ferne Steiermark, die damals evangelisch war und wo er von den Landständen eine Stelle als Mathematiker im Gymnasium zu Graz erhielt. Hier lebte er nahezu sieben Jahre lang und betrieb nebst seinem amtlichen Fache angelegentlichst die Himmelskunde. In der Stempfergasse wird heute noch der astronomische Keplerturm gezeigt. Berufshalber mußte er auch einen astrologischen Kalender fürs Volk herausgeben, der

so dunkel war, daß sie keinen Weg mehr sahen, da setzten sie sich nieder auf den Rasen zwischen Erlensträuchern, die vor dem Nachtwinde schützten. Sie waren müde geworden. Das Dirndl lehnte sich ein wenig ins dichte Astwerk des Strauches zurück. Der Bursche hatte sich nahe an sie hingesetzt, legte sein Haupt in ihrem Schoß und ihre flache Hand, die sie ihm als Kopfkissen untergelegt hatte, nahm er so zwischen seine beiden flachen Hände, daß das Kopfkissen dreifach war. Ihre andere Hand legte sie auf seinen Kopf, streichelte ein wenig das Haar, bis er eingeschlafen war. Dann nahm sie aus dem Bündel ihr großes Sonntagstuch und deckte sich und ihn damit ein.

Am nächsten Frühmorgen, als der Altknecht des Hofes, der mit der Sense auf die Wiese ging, am Waldrande dieses Lager fand, war er vor Entrüstung außer sich. Aber lüstern winkte er die anderen Knechte herbei: „Wenn ihr was Besonderes wollet sehen! — Dieses schlechte Gesindel! Da in der Stauden schlafen's beisammen!“

Pfefferkörner.

Von Adolf Frankl.

Hoch und nieder.

Einsam ziehen ihre Bahn
Künstler und Gelehrte;
Nicht dem Hehren, nur dem Wahn
Folgt die große Herde.

Undeutsch.

Gestern Tolstoi, Zola, Ibsen —
Heut' ist Gorki „unser Meister“
Und so rühmt der deutsche Michel
Immerdar die fremden Geister!

Die Deutschen.

Sie haben manchen Sparren,
Die Herren wie die Damen;
Es schätzen deutsche Waren
So viele deutsche Narren
Nur unter fremden Namen.

Eine Unsitte.

Bei Leichen und bei Taufen,
Beim Heiraten und Kaufen,
Beim Tanzen und beim Raufen —
Die Deutschen müssen saufen!

Volksverdummung.

Es droht Gefahr!
Unheimlich groß ist das Gelichter
Verdummter „Äser“.
Wir sind fürwahr
Ein Volk der Denker und der Dichter
Und der — Chineser!

Für Gesinnungslumpen.

Willst du um jeden Preis
Dem Lebensschifflein helfen
In einen sichern Hafen,
Mußt heulen mit den Wölfen
Und blöken mit den Schafen!

Mit Maß.

Willst du kritisieren,
Sei kein roher Büttel,
Sollst die Feder führen,
Aber nicht den Knüttel.

Überkultur.

Auf tiefer Stufe der Kultur
Trägt stolzen Schmuck der Mann zur Schau:
Doch auf der Bildung höchster Spur
Sind Prunk und Putz ein Recht der Frau,
Und jetzt, wir sehen es genau,
Zu aller Klugen Leide,
Jetzt putzen gar sich beide.

Allgemeines Wahlrecht.

Wer strebte es nicht gerne an
Für unsres Volkes weite Kreise!
Wär' jeder nur ein deutscher Mann,
Wär' jeder Mann nur klug und weise!

Die Arbeit hoch!

Nur Seichten kann genügen
Ein windiges Vergnügen;
Die schönsten Stunden schlagen
An arbeitsfrohen Tagen!

der Zauberei in sich trugen. Die alte Frau wurde freigelassen. — Nach weiteren Irrfahrten kam Kepler nach Regensburg, um dort vor dem Reichstag die Auszahlung seines kaiserlichen Gehaltes, dessen Rückstände auf 12.000 Gulden angewachsen waren, zu betreiben. Dem kaiserlichen Schatzmeister blieb die Summe in der Kasse. Von den beschwerlichen Reisen erschöpft, starb Johannes Kepler wenige Tage nach seiner Ankunft in Regensburg. Er war 59 Jahre alt geworden.

Die innere Geschichte des großen Mannes war kaum weniger bewegt, als die äußere, aber um so siegreicher. Wir wissen schon, wie tief sein Gemüt in der christlichen Religion wurzelte, wie ihn seine theologische Natur auch in der Forschung nie verließ, vielmehr ihre Triebfeder war, und wie er seines religiösen Standpunktes wegen verfolgt wurde von der katholischen und auch von der evangelischen Kirche. Jawohl, auch von der evangelischen. Diese Kirche, deren Theologen selbst bis aufs Blut miteinander stritten, stieß ihn herzlos zurück, weil er seinen Glauben nicht ganz und buchstäblich nach ihren kirchlichen Dogmen und Äußerlichkeiten einrichtete, sondern nach dem Wortlaute des Evangeliums, wie e r es verstand. Aber da hieß es natürlich, in Religionssachen solle er den Theologen nicht dreinreden, denken könne er sich, was er wolle. Von solchen war nun Kepler keiner. Seine Natur verlangte, die innere Überzeugung auch in Tat und Wort öffentlich zu bekennen. Aus den vielen von Keplers religiösen Schriften und Briefen, die uns nun vorliegen, bietet uns Günthers Keplerbuch interessante Auszüge. Unter anderem schrieb er an seinen katholischen Freund Pistorius über die katholische Kirche die überscharfen Worte: „Du wirst (am Tage des Gerichts) mein Zeuge sein, daß ich aus keinem Privathasse gegen Papst, Bischöfe und Priester, sondern aus reinem Eifer für Gott, aus Liebe zu den Geboten und den Unterweisungen Christi, aus Hochachtung gegen seine und der Apostel Ermahnungen (welche von mittelmäßigen Auslegern geradezu auf die römische Monarchie oder die kirchliche Tyrannei bezogen werden), daß ich, sage ich, aus diesen Ursachen in der Freiheit bestand, in welcher ich unter Gottes Zulassung geboren ward und mich niemals unter das römische Joch beugte — unter ein Joch von Leuten, welche die Christen nicht nur mit gleichgültigen Zeremonien, welche denjenigen sehr ähnlich sind, von welchen der heilige Paulus die Galater freispricht, beschweren, sondern auch die Worte und Gebote Christi und der Apostel aufs gefährlichste auslegen, sich allein das Recht der Auslegung anmaßen und den gemeinen Menschenverstand, an welchen Gott durch seine Diener zu reden pflegte, ganz gefangen nehmen, so daß die Christen nicht anders urteilen können, als daß die Auslegung zuweilen den Worten geradezu entgegengesetzt sei. Ist dieses Recht der Auslegung einmal erworben, so fehlt es auch dem wahren Antichrist selbst (von dem die Schrift sagt, daß er im Tempel Gottes sitze)

ihm sehr sauer ward, weil er darin sagen sollte, was er nicht wußte. Dieser Kalender machte Aufsehen, seine später weltbewegende Forschung blieb ungewürdigt. Dann verheiratete er sich mit der Jungfrau Barbara. Auf dem Grazer Schloßberg steht heute eine junge Linde, die Keplerlinde genannt, von derselben hat man einen Blick auf das Schlößchen Mühlegg, wo der junge Kepler seine Frau geholt hat. Sie bekam Haus und Grund mit und der Gelehrte konnte auf eine sorgenlose Zukunft blicken. Da kam die Verfolgung. Erzherzog Ferdinand war aus Loretto zurückgekehrt, wo er den Schwur getan, in seinen Erblanden den katholischen Glauben wieder einzuführen und sei es auch mit Gewalt. Wer den katholischen Glauben nicht annahm, der mußte sofort auswandern. Für Kepler gab es keine Frage, er stand felsenfest zu seinem Evangelium. Er ließ Hab und Gut zurück und zog mit seinem kränkelnden Weib neuerdings in ein fremdes Land. Er ging nach Prag, wo der Astronom Tycho Brahe lebte, bei dem er, ohne mit dem herrischen Gelehrten zu harmonieren, geduldig eine Zeitlang arbeitete. Er wurde hernach „Hofastronom" des Kaisers Rudolf II., als welcher er fachwissenschaftliche Arbeiten zu leisten hatte. Bekam aber selten und endlich gar nicht mehr sein Gehalt ausbezahlt, so daß er in häusliche Not geriet. Weib und Kind waren gestorben, er war verlassen. Aber sein Halt war das Evangelium, das er durch seine astronomischen Entdeckungen verherrlichen wollte. Die Gesetze des Sternenhimmels waren ihm nichts anderes als ein Beweis der Größe, Allmacht und Weisheit des von Jesus uns geoffenbarten Gottes. Dieser große Gelehrte hatte noch nicht gesagt, daß Wissenschaft und Christentum sich nicht vereinigen ließe, im Gegenteil, ihn führte die Religion zur Forschung und die Forschung zur Religion. Einige Jahre wirkte Kepler hernach als Mathematiklehrer in Linz, aber auch hier setzte die Glaubensverfolgung ein, er wurde neuerdings heimatlos und neuerdings begann er mit seiner Familie — er hatte mittlerweile wieder geheiratet — ein planloses Umherirren. Nach Schlesien reiste er, zu dem Feldherrn Wallenstein, der sich für die Gestirne interessierte. Aber der abergläubische Astrologe wußte mit dem wissenschaftlichen Astronomen nicht viel anzufangen, bald konnte Kepler wieder seines Weges ziehen.

Zur Zeit brach ein neues Unglück herein über den schwergeprüften Gelehrten. Seine Mutter daheim in Württemberg war angeklagt worden der Hexerei. Die Mutter dessen, der der Menschheit die Wahrheit brachte, die Himmel öffnete, sollte auf dem Scheiterhaufen enden. O du furchtbar schreckliche, du fluchwürdige Geschichte des deutschen Volkes! — Kepler eilte in die Heimat, um seiner Mutter zu Hilfe zu kommen. Er verteidigte sie mit glühender Beredsamkeit. Nicht griff er den Hexenglauben als solchen an, das hätte ihn mitsamt der Mutter vernichtet. Er bewies nur, daß die Handlungen seiner Mutter nicht die gesetzlichen Merkmale

Evangelium von der Harmonie des Weltalls und seinen ewigen Gesetzen, das seitdem alle mit Bewunderung erfüllt, die es erkennen. In diesen himmlischen Spiegel schaute er, um die religiös-sittliche Harmonie seines eigenen Wesens zu gewinnen, in diesen Tempel ging sein Geist beten, wenn die tobende Welt ihn abstieß, dort nährte er seinen Geist mit himmlischen Gedanken, wenn ihn hier unten die Menschen darben ließen, dort trank er Kraft und Begeisterung, wenn ihn die Priester hier unten von den Sakramenten zurückstießen. Kepler lehrte die Welt der Wahrheit erkennen, und die wenigen, die sich noch nach Jahrhunderten dagegen sträuben, sie schmelzen hin, wie die Schatten und Nebel vor der steigenden Sonne!

Papst Pius X.

Zwei Stimmen über den gegenwärtigen Papst, die bezeichnend sind, wollen wir hier anführen. Die eine kommt von einem katholischen Priester, die andere von einem modernen antikirchlichen Schriftsteller. Wir enthalten uns vorläufig einer persönlichen Meinungsäußerung.

In der reform-katholischen Zeitschrift „Renaissance" (München) sagt der Herausgeber Dr. J. Müller:

Pius der Reformer.

Der größte Lichtblick in unserer verworrenen Zeit ist der Mann, der jetzt das Steuer des hl. Petrus führt. Still und ohne großes Gepränge, ohne langatmige Bullen und Allokutionen arbeitet der Greis im Vatikan Zug für Zug an dem Werke der Reform, das er angekündigt. In der richtigen Erkenntnis, daß man im eigenen Haus anfangen muß, hat er die ärgerliche Trinkgelder- und Ausbeuterwirtschaft, die das Haus Petri zum Kaufhaus und zur Räuberhöhle verunstaltete, ausgerottet und sich dadurch den grimmigen Zorn derer erworben, die so etwas seit den Tagen Klemens IV. und Bonifaz IX. nun einmal als notwendige Beigabe der Statthalterschaft Christi erachteten. Pius hat auch dem geistlichen Faulenzertum der Bettelpriester (Magnozzi), über deren ärgerliches Gebaren unter Leo freilich erfolglose Klagen erschollen, gesteuert und das Herumlungern in Rom untersagt. Die Sportfeste zwischen den heiligen Mauern der Engelsburg und gar — proh dolor! — mit italienischen Nationalfarben und Orden beweisen, daß der hl. Vater kein Doktrinär und ein Freund unschuldiger Munterkeit ist. Die herzlichen Worte, die er dabei an die jungen Leute richtete, dürfte mancher deutsche Prälat, der das Rad-

an nichts mehr, um sein Reich in der Kirche aufzurichten und das Reich Christi zu zerstören.“

Innerhalb des Protestantismus aber sah Kepler (kaum anders wie Pistorius) Zwiespalt und Parteihaß, herzleeres Polemisieren und feindselige Ketzerriecherei an jedem, der das Evangelium so nahm, wie er's am besten verstand, wie es ihm am fruchtbarsten wirkte. Keplers rein evangelische Auffassung der Abendmahlfrage war Ursache, daß er vom protestantischen Pfarrer Hitzler in Linz exkommuniziert wurde. Er suchte Rechtfertigung bei dem Konsistorium in Stuttgart, das aber schickte ihm eine gehässige Gegenschrift, billigte die Exkommunikation und Kepler war durch die Ausschließung neuen Drangsalen preisgegeben. Später, als Hitzler selbst ausgewiesen wurde und ins Elend kam, hat Kepler ihn bei sich aufgenommen, hat ihn eingeladen, mit ihm den Sternenhimmel zu betrachten. Also hat der große Mann seinen Verfolgern den Himmel gegeben. Hierüber schreibt Ludwig Günther in seinem Keplerbuche:

Mit eigentümlichen Gefühlen wird man diese Urkunde von der geistlichen Vormundschaft, unter der die Lutheraner beinahe 100 Jahre nach Luthers befreiender Tat standen, lesen. Mit hierarchischer Despotie war die Behauptung der Konkordienformel an Stelle des durch die Reformation aufgestellten Prinzips der evangelischen Freiheit gesetzt. Von Haß erfüllt gegen den öffentlichen Anhänger des Copernicanischen Weltsystems, weisen die Gottesherren in Stuttgart Kepler mit harten Vorwürfen und Spott zurück, nennen den Mann, der seine Anhänglichkeit an die augsburgische Konfession mit Aufopferung fast seines ganzen Guts und Familienglücks erprobt, einen „Wolf in Schafskleidern“, der sich nur mit dem Munde zu dieser Lehre bekenne, sie bedecken den Offenbarer so großer Gotteswahrheiten, der Aufgeklärtesten und Rechtschaffensten einen, mit der Schande der Exkommunikation und speisen ihn mit der Ermahnung ab, zu der reinen gesunden evangelischen Lehre zurückzukehren und zu bedenken, daß alle schlimmen Folgen, welche entstehen würden, wenn er anderswo kommunizierte, ihm selbst zur Last fallen würden.

Wie edel und groß — so schließt Günther seine Betrachtung — steht das Bild Keplers vor uns! Mit einer fast ununterbrochenen Kette von Widerwärtigkeiten kämpfend, wie sie Wahn, Neid, Fanatismus, Krieg, Krankheit in den Weg legen — innerlich wohl einer der glücklichsten Menschen, die je gelebt! So steht er da: Der Mann voll Energie und doch voll Sanftmut, voll Herzensgüte und Gemütsfreiheit. Er bricht sich Bahn durch eigenes Genie, verstoßen und verfolgt von der protestantischen wie von der katholischen Kirche und doch ein Mann von tiefster Religiosität; verhöhnt von Gottesgelehrten, die auf die Bibel pochen, erschließt er das ewige Buch der Offenbarung, das noch kein menschliches Auge gelesen, und verkündet triumphierend der Menschheit ein neues

Milde und Ruhe verblüfft die Kirchenfeinde und ärgert sie. Besonders aber gefällt uns Pius der Politiker, d. h. der Nichtpolitiker. Tumultuarische Volksagitationen, soweit sie außer dem Seelsorgewirken liegen, weist er zurück.

Der christliche Papst.

In der Wiener Wochenschrift „Der Weg“ veröffentlicht Freiherr von Lewetzow einen geistvollen Aufsatz „Römische Götterdämmerung“. Er charakterisiert die letzten drei Päpste. Ohne mit allem einverstanden zu sein, interessiert uns das, was der Verfasser über den jetzigen Papst sagt:

Auf Leo XIII. folgt die scheinbar uninteressanteste, aber gerade individuell tragischeste Gestalt: Pius X. — der gläubige Papst: fast hätte ich geschrieben: „der erste gläubige Papst“.

Auf ihn fällt plötzlich die ganze erdrückende Last des neuen Unfehlbarkeitsdogmas; schwer wie das ganze Himmelsgewölbe auf den unglückseligen Atlas.

In ihm decken sich die Symbole und fallen zusammen, in seiner Einfalt und Einfachheit.

In der Kirche personifiziert Pius X. den primitiven, einfachen evangelischen Ideenkomplex; als Mensch das undifferenzierte, unentwickelte Element des blinden Autoritätsglaubens.

Eine tragischere Situation als die seine ist, wenn man alles wohl würdigen und begreifen will, kaum denkbar.

Der primitive Christ, der in die älteste Zeit dieser Religion gehört, wo sie noch Kommunismus war, eine Volksreligion, eine Sklaventrösterin, die den Paria zuhöchst stellte; er, der wie ahnungslos nur seinem inneren Wesen lauschend als primitiver Christ inmitten dieser Kirche lebte, an die er glaubte, die er für das hielt, was er selbst war und was sie früher gewesen, ehe sie ihre ältesten Werte umwertete und eine Religion der Macht und des Reichtums wurde; er, der als Bischof arm blieb, kaum ein paar ganzer Schuhe hatte, weil er alles verschenkte, der seinen Fischerring ins Versatzamt tragen ließ, um die Armen mit dem Erlöse unterstützen zu können, dessen unschuldige Zerstreuungen nach des Tages Mühen die naiven Spiele des untersten Volkes waren, wie er sie ererbt und von Kindheit auf geübt hatte: dieser Mann wird, als ob sich die Kirche plötzlich, zu spät, ihrer eigenen Kindheit reumütig besänne, auf den päpstlichen Stuhl gesetzt! — an die Spitze eines Hofstaates, und welches Hofstaates! — zum Halbgott erhoben.

Was er an einem anderen fernen Idol gläubig gedankenlos, in sein Dogma ergeben hinnahm, muß ihm an seiner eigenen Person wie ein Sakrilegium erscheinen.

fahren verboten, meditieren. Der Papst sagte: „Als Freund billige ich ganz euren Zeitvertreib, das Turnen, Radfahren, Fußball- und Rudersport und bewundere und segne eure edlen wie fröhlichen Kämpfe. Die körperlichen Übungen beleben den Geist, halten vom Müßiggang ab, der aller Laster Anfang ist, und nähren in uns die Übung der Tugend." — Was sagt dazu Bischof Fritzen, der das Radfahren als der klerikalen Würde abträglich findet? Wenn Körperübungen nach dem Worte des Papstes auch Tugendübungen sind, insoferne sie den Geist beleben und den Müßiggang verscheuchen und das alte Wort mens sana in corpore sano für alle gilt, warum sollen diese Übungen dem geistlichen Stand abträglich sein, der mehr als jeder andere einseitig den Geist in Anspruch nimmt? Pius X. weiß auch, daß die Politik des Schmollens die undankbarste und am meisten der Lächerlichkeit ausgesetzte ist und gibt sich nicht zu leeren Domonstrationen her. In der gefahrvollsten und schwierigsten Zeit dient er uns durch sein Gottvertrauen und seine heitere Ruhe zum erhebendsten Muster. Die pastorellen Fragen stehen ihm, dem emsigen einstigen Pfarrer und Bischof, obenan; Katechisation und Predigt, nicht Weltpolitik und Kirchenstaat sind Gegenstand seiner ernsten Hirtentätigkeit; dem Räubertum in Frankreich gegenüber bewahrt er seine Ruhe und läßt sich nicht zu eitlen Brandreden verführen, und wenn es wirklich in der Absicht des hl. Vaters liegt — wie verlautete — ein ökumenisches Konzil zu berufen, respektive das unterbrochene fortzusetzen, so dürfen wir überzeugt sein, daß es ein Reformkonzil im besten Sinne des Wortes sein wird. Man hat gesagt, der zehnte Pius sei kein Gelehrter und spielt ihm gegenüber gerne die Gelehrsamkeit Leos aus. Nun ich habe über letztere so meine Gedanken; aber selbst wenn das frivole Gerede wahr wäre, so haben wir an Pius X. eins zu schätzen: er läßt die Gelehrten arbeiten und unterbindet nicht voreilig ihr Wirken. Er hört fremde Meinungen an, unterrichtet und informiert sich von allen Seiten und sitzt nicht stets auf dem Orakelstuhl der alleinigen Weisheit. So sehr er trotz aller Milde auf schuldigen Gehorsam dringt — die slawischen Bischöfe empfanden dies — und auch Energie zu entfalten weiß, haßt er doch jenen stumpfsinnigen und den Verstand außer Kosten setzenden blinden Kadavergehorsam, der selbstgenügsam nur dem Oberen das Denken auferlegt und, wo er den Karren verfahren, gleich jenem französischen Vereinsmitglied spricht: „Ew. Heiligkeit brauchen nur zu befehlen, wir gehorchen." Mit feinem Humor erwiderte Pius: „Haben sie Kanonen?" Leo XIII. hätte jenen Mann als seinen treuesten Untertan gesegnet. Hier haben wir ein Schlaglicht, das den grellen Kontrast des jetzigen zum vorigen Pontifikat charakterisiert. Nie, auch nicht bei den härtesten Ereignissen, ein Wort des Zornes, des Verdammens. Diese ungewohnte

In einem Tiroler Passionsdorfe.

Skizze von **Ernst Keiter.**

Schon im Sommer 1891 wurde ich auf das Bauerntheater in dem Tiroler Bergdorfe Vorder-Thiersee unweit Kufstein im Unter-Inntal aufmerksam gemacht. Ich hatte damals auch die Absicht, das Dörfchen und das bäuerliche „Spiel" zu besuchen; aber es kam nicht zum Besuche, da ich zur selben Zeit auch von den Bauerntheatern in Erl und im unfern liegenden bayerischen Orte Kiefersfelden vernahm. In Thiersee wurde in jenem Sommer die dramatisierte Legende „Maria Loretto", in Kiefersfelden ein Ritterstück und in Erl ein Stück aus dem alten Testamente: „Moses, der Befreier und Gesetzgeber des Volkes Israel" aufgeführt. Mir war die Wahl nicht leicht gemacht und lange schwankte mein Entschluß, welchem Dörflein ich mich zuwenden sollte. Bis dahin waren mir alle drei Bauernbühnen fremd gewesen; nun sind sie mir alle drei aus eigener Anschauung bekannt. Vielleicht hat in jenem Sommer das Thema des biblischen Stückes in Erl den Ausschlag gegeben, vielleicht die günstige Eisenbahnverbindung dahin, da der bayerische Zug von Rosenheim gegen Kufstein direkt zur Station Ober-Audorf führt, von wo uns ein viertelstündiger Weg über die Innbrücke nach Erl bringt und man das Bereich der Eisenbahn kaum zu verlassen braucht.

So kam ich in jenen Tagen nach Erl und lernte eine durchaus interessante Vorstellung von Tiroler bäuerlichen Komödiespielern kennen. Dort brachte ich überdies einige recht angenehme Tage zu. Ein gutes Omen sozusagen schien es mir gleich beim Hinmarsch nach Erl zu sein, daß das erste Haus dieses Ortes, an dem ich vorbeischritt, das Geburtshaus eines bekannten Tiroler Dichters und Gelehrten gewesen ist. Jenseits der Innbrücke, auf der Tiroler Seite, knapp neben dem Brückenkopf, steht nämlich das österreichische Zollhaus, in dem bekanntlich 1819 Adolph Pichler das Licht der Welt erblickte . . .

Erst nach vierzehnjähriger Zwischenzeit, im heurigen Sommer, führte mich mein Urlaubsweg von Salzburg nach Thiersee, das ich anno 1891 nicht sehen sollte. Die hierortige Bauerntheater-Gesellschaft beging im verwichenen Sommer die Feier des hundertjährigen Bestandes ihres Passionsspieles, also gleichsam eine Art Jubiläum. Eigentlich hätte die Gemeinde diese Feier schon im Jahre 1902 begehen können, da die Thierseer 1802 mit ihren Passionsaufführungen begonnen haben. Seit den Fünfziger-Jahren des verflossenen Jahrhunderts wird das Leiden Christi-Spiel im Dorfe regelmäßig alle zehn Jahre dargestellt. Die letzte Passionsdarstellung fand im Jahre 1895 statt, daher einigte man sich, das Jubeljahr 1905 abzuhalten . . .

Der Freiwillig-Arme wird zum üppigsten, glänzendsten Reichtum genötigt. Die Demut des Demütigen wird auf den Tragstuhl gesetzt als lebendes Götzenbild, daß sie nicht weiß, wohin fliehen vor den satanischen, beängstigenden, schielenden Argusblicken der tausendäugigen, nickenden Pfauenwedel. Die alte, gealterte und veraltete Gehorsamkeit des Gehorsamen — soll nun befehlen; unfehlbar befehlen! — Und hämisch umstehen nun alle enttäuschten Tiaralüsternen, die seine Stelle gewollt hätten, den Thron, heischend und fordernd: „befiehl! befiehl!“ Er aber kann doch nur gehorchen und glauben. „Nimm, nimm! Reiße an dich!“ und er kann doch nur geben, sein Gut, sein Leben, sich selbst verschenken. Das begreifen aber die nicht, die ihn umstehen, und so wird der gefährliche Papst gehütet wie ein Narr, der erste wahre „Gefangene im Vatikan“. — Da flieht er denn wie ein armes geschrecktes Tier in „seine“ Gärten, um einmal ohne Etikette und Zwang ein paar Worte einfach und volkstümlich mit den Arbeitern, den Gärtnern und Maurern zu sprechen. Aber die Quäler wachen, reißen ihn aus dem Versteck und setzen ihn wieder auf den verhängnisvollen Pythiasstuhl — und heischen Orakel. Da wird dem armen Menschen vor seiner Gottähnlichkeit bange; vor seinem eigenen inneren Schwanken, seiner demütigen Entschlußlosigkeit, die zu gehorchen, nicht zu befehlen, zu glauben, nicht zu orakeln gelernt hat, bricht ihm der Glaube zusammen an das Dogma der Unfehlbarkeit, denn in seiner Grundehrlichkeit fühlt er, daß er nicht unfehlbar sein kann; — und mit diesem Dogma stürzen alle anderen.

Als man ihm seine Wahl verkündete, hat er geweint und weinend sich gewehrt: Er hatte wahrlich recht, zu weinen!

Er will nicht politisieren noch dogmatisieren; er will nur gute, gläubige Bischöfe haben, die, welche ihm schlecht dünken, vermahnen und, wenn es nötig, absetzen — aber da, o Ironie des Schicksals! eine solche Vermahnung, gleich die erste, wird der Stein des Anstoßes, daß Frankreich, das ganze Frankreich abfällt; Frankreich, das 50 Millionen Peterspfennig zahlte.

Die Kardinäle wüten — der Papst weint. Aber er weint über sich und seinen Traum; die Wichtigkeit der 50 Millionen begreift er kaum. Hatte denn Christus 50 Millionen nötig, um seine Kirche zu gründen? — Und diesmal ist er fest; denn er weiß, daß er sein apostolisches Recht, seine apostolische Pflicht ausübt.

Die Kirche fällt in Trümmer, weil der Papst ein guter Christ ist — ein demütiger, arbeitsfroher, arbeitsfreudiger, gehorsamer Mann nach dem Herzen Jesu!

oder so vorlaut, einen Kaffee **ohne** Zichorie zu beanspruchen. Dieses anmaßende Begehren brachte die schneidige Kellnerin in Wallung und sie fertigte mich ziemlich schnippisch mit der Antwort ab, sie wisse nicht, was Zichorie sei. **Einmal** habe ich dort Kaffee getrunken, aber **nie** wieder. Allerdings ist der Wiener, wenn es sich um Kaffee handelt, ziemlich verwöhnt . . .

Die Wetteraussichten für die kommenden Tage waren von den Heimischen als recht ungünstig prophezeit worden. Da nur an jedem Sonntag im Passionstheater, das sich auf einem seitwärts liegenden Hügel oberhalb der Dorfkirche erhebt, gespielt wurde, so galt es, die ganze Woche in Thiersee zu verbleiben, was bei dieser Witterungs-Konstellation durchaus nicht sonderlich erfreulich war. Man konnte ja eigentlich keinen Schritt aus dem Hause machen, denn ab und zu regnete es recht intensiv, zuweilen wieder etwas schwächer, mitunter stellte der Regengott seine feuchte Tätigkeit auch für eine Stunde gänzlich ein. Die Spitzen der Berge um Thiersee und das umschleierte Firmament waren fast ununterbrochen den ganzen Tag über Gegenstand der aufmerksamsten Beobachtung und das Thema der Konversation zwischen den Sommerfrischlern und Gästen im Seewirtshause drehte sich ausschließlich um die gegenwärtige Regenperiode. Selbst das Interesse betreffs der Situation am ostasiatischen Kriegsschauplatz war völlig geschwunden; es gab nur **ein** Verlangen, **einen** Wunsch: Zu erfahren, wie lange diese vertrackte Regenzeit noch andauern, wann die Sonne wieder zu regieren beginnen werde. Einer der Kleinmütigsten und Verzagtesten unter den Bewohnern des Hauses war sicherlich meine Wenigkeit . . .

Auf dem Lande verkehre ich lieber mit den Landleuten als mit den Städtern, die wenig Anziehendes für mich besitzen. Ich überließ daher auf der offenen Veranda draußen und im Extrazimmer die guten Stadtleute sich selbst und nahm in der Gaststube, die sich gegen Abend mit bäuerlichen Gästen füllte, mitten unter den Heimischen Platz. Ein glattrasierter Bauer in mittleren Jahren, mit einem ausdrucksvollen Gesicht, dessen Kopf der Büste eines altrömischen Imperators auf ein Haar gleichsah, fiel mir sofort auf. Der Mann verriet durch sein ganzes Wesen viel Intelligenz, so daß man seinem Äußern nach in ihm keinen Dorfbewohner vermutet hätte. Der Gastwirt hatte bemerkt, daß ich den Rasierten aufs Korn genommen hatte, brachte ihn rasch zu mir und stellte ihn als den Kreiterbauer, einen Verwandten des Christusdarstellers und Direktors des Passionstheaters Josef Juffinger, der auch Juffinger heiße, vor. Er spiele die Rolle des Pilatus, und zwar mit lebhaftem Ausdruck, würdevoll und so naturwahr, wie ihn kein Schauspieler von Beruf spielen würde. Der Kreiterbauer wußte bereits, daß ich in Thiersee zu einer Aufführung eintreffe, da ich dies von Wien aus seinem Vetter

An einem Montag mittags traf ich in dem hübschen Grenzstädtchen Kufstein ein, um rasch nach eingenommener Mahlzeit über das Pfarrdorf Zell den Weg gegen die Marblinger Höhe nach Thiersee anzutreten. Kufstein trug noch an der Stadtbrücke und den Häusern festlichen Aufputz, den Schmuck des vorhergehenden Festtages, an dem die ganze Einwohnerschaft im Banne der historischen Feier stand, welche die Gemeinde veranstaltet hatte. In nordöstlicher Richtung ging es durch Wiesengründe in die Waldungen aufwärts. Bald vernahm ich schwaches Donnerrollen, das ich anfänglich gerne für ein Geräusch von der Kufsteiner Schießstätte halten wollte, um mich zu beruhigen. Aber kurze Zeit später begann ein leiser Regen niederzugehen. Da ich bereits ein gutes Stück Bergweg zurückgelegt hatte, setzte ich den Marsch fort, wie sich auch das Wetter in der Folge gestalten mochte. Mittlerweile war es im Walde immer dunkler geworden, der Regen ward immer dichter und stärker, so daß das einsame Wandern hinauf zur Marblinger Höhe wahrhaftig just keine Annehmlichkeit gewesen ist. An einer lichteren Waldstelle unweit der Fahrstraße nach Thiersee stand ein zweispänniges Fuhrwerk mit einigen Knechten, die mit dem Aufladen von Holzstämmen beschäftigt waren. Da die ganze Waldgegend ringsum in dem gleichmäßigen feinen Regen wie unter einem grauen Schleier getaucht war, so schauten Knechte und Pferde mit sichtlicher Verwunderung auf den plötzlich auftauchenden Fußgänger, der ihnen wohl im ersten Augenblick wie hergeweht erschienen sein mochte.

Eine Strecke dahin zog sich die Straße talwärts, später jedoch ging es wieder ziemlich scharf empor. Nach einem weiteren, kaum einstündigen Marsche stand ich endlich auf einem hochliegenden Wegpunkte, von dem der Blick in den rings von walddunklen Berghöhen eingeschlossenen Talkessel von Thiersee flog, in dessen Mitte der kleine Thier- oder Schrecksee wie eingebettet lag. Jenseits des Tales hob sich, einem Riesenzuckerhute ähnlich, ganz isoliert, der 1562 Meter hohe Pendling in das trübe Regengewölk. Der Eindruck, den das Landschaftsbild des Thierseetales mit seinen verstreuten, schmucken, meist zweistöckigen Bauernhäusern auf mich machte in dieser desperaten Witterung, war ein recht trister und in meiner Brust regte sich lebhaft der Wunsch, momentan wieder im städtischen Leben Kufsteins zu sein. Ziemlich verstimmt und fadennaß betrat ich das Seewirtshaus des Herrn Koller, das bessere der beiden Gasthäuser des Ortes, wo ich knapp noch Unterkunft erhielt; denn es waren bis auf ein Zimmerchen bereits alle Wohnräume in festen Händen.

Nach einer flüchtigen Restaurierung meines leiblichen, recht reduzierten Menschen bestellte ich mir bei der dirigierenden Kellnerin eine Tasse Milchkaffee. Bald hätte ich mir da die Gunst dieses dienenden Geistes gleich bei meinem Erscheinen verscherzt, denn ich war so voreilig

vergessen, und trachten schier, in ihrer Gestalt, die sie in der Leidenstragödie des Herrn darstellen, aufzugehen . . . Während der ganzen Vorstellung, das kann ich Ihnen ehrlich und offen sagen, gibt es für mich nichts Weltliches, das meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt oder in Anspruch nehmen würde. Ich mag es deshalb auch nicht leiden, wenn Unberufene in der Spielzeit die Bühne betreten und etwa gar — wie dies zuweilen vorkommt — mich aufsuchen und mich in den Pausen sprechen wollen . . ." Und ein anderesmal äußerte sich Juffinger wieder, als ich die pekuniären Entschädigungen der Mitspieler berührte: „Niemand von unserer Gesellschaft — gegenwärtig wirken über 250 Dorfbewohner, alte und junge, an unserem „G'spiel" mit — erhält auch nur einen einzigen Heller Entlohnung. Die Einnahmen von unseren Aufführungen werden für kirchliche und Gemeindezwecke verwendet. Außer dem Mittagmahl an sonntäglichen Spieltagen, das unweit des Passionsspielhauses in verschiedenen Bauernwirtschaften eingenommen wird, gibt es keinerlei Vergütung für die nicht geringen Mühen, die uns das „Spiel" verursacht. Freilich ist die Bewohnerschaft unserer Gemeinde — und fast alle Mitwirkenden sind Thierseer — nicht arm oder dürftig zu nennen; wir haben, Gott sei Dank, alle unser Auskommen und viele sind sogar wohlhabend. Diese Verfügung unserer Theaterbestimmungen, die noch aus der Gründungszeit der Thierseer Theater-Gesellschaft herstammt, vom Jahre 1802, hat gar großen Wert. Unter den Spielern gibt's aus diesem Grunde niemals Streit, was wohl der Fall wäre, wenn Geldentschädigungen festgesetzt wären oder nach Maßgabe der Sonntagseinnahmen zur Verteilung kommen würden . . ."

„Von den heurigen Einnahmen unserer Vorstellungen, die sich brillant anlassen", setzte Juffinger fort, „wollen wir einen namhaften Beitrag der nachbarlichen bayerischen Gemeinde Schöffau für einen dortigen Kirchenbau zuwenden; denn die bayerischen Ortschaften Schöffau, Kiefersfelden, Bayrisch-Zell, die entfernteren Ortschaften Birkenstein, Agatharied, Bodenschneid und viele andere besuchen fleißig unser Passionsspiel und haben unserer Theaterkasse schon ein schönes Sümmchen gebracht . . . So ist's wohl nicht mehr als billig, den bisher kirchenlosen Schöffauern einen ausgiebigen Baustein zu einem Gotteshaus zu leisten. Dann wird uns diese Leistung auch gewiß im nachbarlichen Bayern Segen bringen . . ."

Wie aus dieser Verfügung, konnte ich aus allen Reden des Christusdarstellers und „Direktors" Klugheit und vernünftiges Schalten und Walten herausfinden. Es war erklärlich, daß ich am Samstag schon sehr begierig war, am nächsten Tage, am Sonntag, das Passionsspiel zu sehen . . .

*
* *

Josef geschrieben hatte. Zwischen uns beiden entwickelte sich alsbald ein reges Gespräch, welches er zum größten Teil führte, indem er mir über die Verhältnisse der Spielgesellschaft, der Gemeinde und des Dorfes Aufklärung gab. Er drückte sich ganz gewählt aus, ohne sich jedoch den geringsten Zwang anzutun. Als ich dann ziemlich spät meine Behausung aufsuchte, konnte ich mich des Staunens nicht erwehren, daß der Mann, der nie aus seinem Geburtsorte hinausgekommen, niemals eine andere Schule besucht habe, als seine Dorfschule, so verständig und klar zu sprechen, zu denken verstehe . . .

Erst am Donnerstag oder Freitag heiterte sich das Wetter langsam aus. Nun erhielt das Tal ein durchaus anderes, wunderliebes Gepräge. Die Sonne vergoldete die Bergwände, den Seespiegel, die Wege und Steige, die Bauernhäuser — die ganze Gegend atmete wonniges Behagen. Auf kleinen Spaziergängen lernte ich die Umgebung des Dorfes kennen. Inzwischen hatte ich die Bekanntschaft mit der Hauptfigur des Passionsspieles, dem Christusdarsteller J u f f i n g e r, gemacht. Juffinger, der auf der Höhe rechts vor Thiersee ein schönes, stattliches Anwesen besitzt, ist ein schlanker, mittelgroßer, gelenker Mann, dessen Gesicht ein rötlichblonder, kurzer Vollbart umgibt. Der Wonterbauer, wie der Vulgarname Juffingers ist, steht im Anfange der Vierzigerjahre und spielt seit drei Dezennien die führende Rolle im Passionsspiel. Im Dorfe sagen sie: Juffinger stellt die Christusfigur zum drittenmal dar. Wie seinem Vetter, dem Kreiterbauer, merkt man fürwahr auch ihm keinerlei Jargon an, und kaum ab und zu verrät ein Wort den Inntaler Bauern.

Wir kamen dann im Laufe meines Aufenthaltes in Thiersee mehrmals im Seewirtshaus zusammen und plauderten viel miteinander, über dies und jenes. So meinte Juffinger einmal auf meine Frage, w e r ihm und seinen Spielgenossen das Technische ihrer Bühnenleistungen beigebracht habe, zu mir: „Nein, weder ich noch meine Mitspieler haben Belehrungen oder Unterweisungen von einem wirklichen Theatermann erhalten, wie dies z. B. bei den Ammergauern der Fall ist. Wenn bei diesen eine neue Solokraft in einem Spieljahr eintritt, da muß der Betreffende vorher nach München hineinfahren und irgendein Schauspieler nimmt ihn in die Arbeit und bringt ihm das Sprechen, die Bewegungen und Gesten, mit einem Wort: das ganze Um und Auf seiner Rolle, für das Bühnenspiel bei. Das gibts aber bei uns nicht! Wir sind uns fast gänzlich selbst überlassen und nur bei den Proben korrigiere ich das eine oder andere, wie es mir besser dünkt. So wie ich meine Partie aus meinem Innern heraus, aus meinem Gemüt und meiner Seele spiele, mich ganz und gar in die Christusfigur versenke und immer in die Passionsgeschichte des göttlichen Heilands ergebe, so bemühen sich auch die anderen, ihre weltliche Stellung als einfache Bauern zu

überall affichiert ist, erhält. Die 500 Plätze der Halle, die eine herrliche Aussicht auf die grandiosen Szenerien des Vorderen und Wilden Kaisergebirges gewähren, sind jeden Sonntag besetzt. Leibliche Stärkung ist notwendig, denn die physische und geistige Anstrengung der Zuschauer ist ganz bedeutend. Die Vorstellungen dauern von halb 9 Uhr vormittags bis kurz vor 5 Uhr nachmittags, die verschiedenen Ruhepausen inbegriffen.

Der erste Pöllerschuß, welcher den Beginn der Aufführung anzeigt, fällt um 8 Uhr früh; der zweite knapp vor dem Präludium. Da eilen die Nachzügler den Hügelweg zum Theater hinauf. Zu der Vorstellung, welcher ich beiwohnte, hatten sich auch ein Dutzend Amerikaner und Amerikanerinnen eingefunden, unter ihnen ein katholischer Geistlicher, ein Engländer, der kein Wort Deutsch verstand, jedoch dem „G'spiel" gut folgen konnte. In den oberen und rückwärtigen Räumen sah man viele alte bäuerliche Mütterchen, die Brille auf der Nase, das Textbuch wie ein Gebetbuch in Händen. Auch die Städter in den vorderen Sitzreihen blätterten in dem grünen, umfangreichen Heftchen . . .

Nun beginnt die Musik. Das Orchester ist nicht sichtbar. Der Vorhang hebt sich. Auf der Vorbühne tritt als Erster der Prologus, der Chorführer, auf; von beiden Seiten folgt ihm der Chor der Schutzgeister. Nach der einleitenden Deklamation des Prologsprechers und dem Vorspiel, „Der Sündenfall der ersten Menschen", erfolgt die Kreuzanbetung, zu der der Kinderchor eine Art Choral singt, der die Aufführung stimmungsvoll einleitet . . .

Ich will hier nur anführen, daß die Handlung des Passionsspieles in zwei Hauptabteilungen mit je zwei Aufzügen zerfällt, und zwar vom feierlichen Einzuge in Jerusalem bis zum Verdammungsurteil durch Pilatus und vom Kreuzweg des Herrn bis zu seiner Himmelfahrt. Gleich hier sei bemerkt, daß auch der musikalische Teil der Vorstellung alle Anerkennung verdient, um so mehr, wenn man berücksichtigt, daß Orchester wie Chorsänger nur bäuerliche Dilettanten sind, welche die ganze Woche hindurch ihrer ländlichen Arbeit nachgehen. Das älteste Textbuch des „Spiels" von Thiersee stammt aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts von Ober-Audorf in Bayern, doch hat dasselbe seither viele Wandlungen erfahren. Ein neuer Text wurde 1844 geschrieben und 1873 fand abermals eine Umarbeitung statt. Die letzte Veränderung der Szenen, Arien, Chöre ꝛc. hat der Benediktiner-Ordenspriester P. Robert Weißenhofer, Professor in Seitenstetten, vorgenommen. Gekürzt mußte neuestens wiederholt werden, denn das Spiel zog sich schon in eine gefährliche Länge . . .

Über das Stück selbst soll nichts weiter mitgeteilt werden, aber über die Hauptdarsteller, ihre Eigenart und ihr Spiel. Der „Christus" des Josef Juffinger, über den ich schon vorhin einiges berichtete, fesselt

Wir sitzen außen auf der Veranda beim „Seewirt" und blicken hinüber in den klaren, an Krebsen reichen Thiersee. Eine hübsche Sage von diesem See hat der lyrische Tiroler Dichter Bartol. del Pero, der sich zufällig mit seiner Familie in unserem Gasthause aufhielt und mit dem ich manche angenehme Stunde verbrachte, in klingende Reime gebracht. Es ist Samstag abends... Von allen Seiten, auf allen Wegen ziehen die Besucher zur morgigen Vorstellung — fast hätte ich gesagt: die Wallfahrer — herbei. Sie kommen in Scharen, mit erhitzten Gesichtern, staubbedeckt, doch heiteren Sinnes, plaudernd und lachend. Die Männer meist in ihrem Nationalg'wandel, Bayern und Tiroler. Die Hüte geschmückt mit Alpenblumen und dem Adlerflaum. Die Frauen tragen einen mit Proviant gefüllten Korb; denn sie kommen von weit her und bringen sich ihre Wegzehrung und auch die für den Bauer mit. Ältere Bauernweiber schreiten mit stillem Ernst dahin und beten unterwegs ihren Rosenkranz. Im oberen Wirtshause, nächst der Dorfkirche, kehren sie ein, um Unterkunft zu nehmen. Auch in den Häusern der Bauersleute finden sie Nachtquartier. Das Kufsteiner Bier geht reißend ab, denn der Tag war heiß und der Marsch über die Berge beschwerlich. Kutschen, die meisten aus Kufstein, rollen beim Seewirtshause heran, die Gäste bringen. Bald sind die leeren Zimmer besetzt. Der Abend in den Wirtsstuben und auf der Veranda zieht sich weit in die Nacht hinein; Geigenspiel, Ziehharmonika, Gitarre und Gesang ertönt. Namentlich das junge bäuerliche Burschenvolk im Gastzimmer treibt es recht lebendig; doch auch die Städter lassen sich nicht spotten. Einigen jüngeren Münchener Herren, darunter einem Bildhauer, fliegen die Stunden lustig dahin...

Schon zeitlich früh am Sonntag ist im Dorfe alles auf den Beinen. Auch im Seewirtshause. In der Kirche oben werden zahlreiche Messen gelesen; denn es gibt viele Geistliche, Weltpriester und Klosterpatres aus der Umgebung in Thiersee. Der Weg zum Spielhaus ist stark begangen und befahren mit einspännigen Bauernwagerln. Vor dem Theatergebäude, einer umfangreichen Holzbude, haben sich Verkaufsstände etabliert, die den ganzen Sommer über da stehen bleiben. Der Platz hier hat große Ähnlichkeit mit dem Kirchenplatz in Maria-Zell oder in einem anderen Wallfahrtsorte. Da gibt es Buden mit Bäckereien und Lebzelten, Torten und Mehlspeisen aller Art, mit Ansichtskarten des Dorfes Thiersee und der einzelnen Szenen des Passionsspieles, Porträts der Hauptgestalten des Stückes, mit Wurstwaren und hunderterlei Gegenständen, Eßbarem und Tändeleien. In den kurzen Pausen der Aufführung geht es hier vor den Buden lebhaft her. Am lebhaftesten aber ist das Getriebe des Publikums in der großen Mittagspause in der offenen Speisehalle, wo man ein vollständiges warmes Mahl zu mäßigen Preisen, deren Tarif

Einer der originellsten Passionsspieler ist unstreitig der 78jährige Bauer Johann Maierhofer, der zum „sechsten Male“, wie man im Dorfe sagt, also im sechsten Dezennium, die anstrengende Partie des „Judas“ spielt. Leicht begreiflich ist der alte Maierhofer, der Nestor der Passionsspieler, vielleicht wohl aller Passionsspieler der ganzen Welt. Als Verräter Judas im Besitze seines Sündenlohnes hat der Alte, den man seine hohen Jahre nicht im geringsten anmerkt, Momente in seiner großen Monologszene, die eines routinierten Bühnenbösewichts würdig wären. Und trotz dieser Intrigantenrolle tritt doch aus diesem Judas ein warmer, milder Strahl, ein Zug von Neigung, von Liebe zu dem Meister hervor. Es ist ein eigenartiger Judas-Charakter, den Maierhofer in seiner Gestalt anlegt, doch ist er immerhin glaublich.

Die beiden Kinder des Alten haben gleichfalls hervorragende Rollen inne. Die 23jährige Tochter Elisabeth, das „Lisei“, spielt die Mutter des Herrn mit empfindungsvoller Natürlichkeit. Die ganze Woche bringt das Lisei oben auf der väterlichen Trains-Alm zu und betreut die stattliche Viehherde, schlagt vorzügliche Butter und hält die Wirtschaft wie in einem Schächtelchen so nett und Samstag abends erscheint sie im Elternhause, um Sonntag ihre Partie auf der Passionsbühne zu spielen. Montag mit dem Frühesten ist sie wieder auf dem Wege zur Alm . . . Der 29jährige Sohn des Judas-Darstellers gibt den Lieblingsjünger Johannes mit idealem Ausdruck.

Unter den Mitwirkenden im Passionsspiel zählt man nicht weniger als einundzwanzig, welche den Familiennamen Maierhofer tragen und die zum größten Teile untereinander verwandt sind, während es siebzehn Juffinger auf der Bühne gibt.

Manche Rolle vererbt sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter. Überhaupt sieht man zuweilen die Kinder einzelner Bauernhäuser auf der Wiese hinter dem väterlichen Anwesen einzelne Szenen aus dem Passionsspiel agieren und nach Jahren, wenn sie herangewachsen sind, übernehmen sie tatsächlich die eine oder andere Partie . . .

Es sind noch einige ganz interessante bäuerliche Personen in dem reichen Verzeichnis der Mitwirkenden, doch soll es an den hier erwähnten genug sein . . .

Briefe von Franz Nissel an den Heimgärtner.

Die wenigen vorliegenden Briefe werfen ein zwar flüchtiges, aber bezeichnendes Streiflicht auf den Dichter, sein Verhältnis zur Mitwelt und Literatur. Großzügig sind sie ja nicht, vielmehr befangen in jenen liebenswürdigen Höflichkeitsformeln, denen man sich halbfremden

vom ersten Augenblick seines Erscheinens auf der Bühne. Es ist eine umfangreiche anstrengende Rolle und zudem keine gewöhnliche Partie. Man mag über religiöse Dinge und Glaubenssachen, über die Menschwerdung und Göttlichkeit Jesus denken, wie immer, die Gestalt des Herrn wird hier mit so hoheitsvollem Ausdrucke, in so erhabener Ausprägung, in so eigenartigem Zauber vorgeführt, daß uns die erdentrückte Figur lebenswahr vor Augen steht. Die edlen Bewegungen, die schönen Linien und Konturen seines Körpers, die weiche, klang- und gemütvolle Stimme und die schmächtige, biegsame Gestalt geben in allen Szenen, den sprechenden und den stummen, ein Ganzes, das nirgends die Grenzen überschreitet, welche dieser Bühnengestalt gezogen sind. Nirgends drückt Juffinger seine Darstellung von der Höhe, auf der sein Christus steht, auch nur um eine Linie breit herab und dies will immerhin nicht wenig besagen; denn eine Geste, eine Wendung, ein Blick sogar, würde diesen göttlichen Menschen dem Profanen näherbringen ... So bleibt die Figur des himmlischen Herrn, des Meisters seiner Jünger bis zum letzten Augenblick in jenen Regionen erhalten, in der sie der Beschauer finden will ... Ob Christus bei Simon mit seinen Aposteln das letzte Abendmahl nimmt und während seiner Handlungen die biblischen Worte spricht; ob er im Garten Gethsemane seine Jünger mit seinen göttlichen Lehren stärkt oder mit der Rotte vor Annas erscheint; vor Pilatus oder während der Kreuzigung — immer schmiegt er sich streng der momentanen Situation an und gibt so ein ergreifendes, erschütterndes Bild des Nazareners, der auf dem Kreuze leiden und sterben soll. Ohne wahren, tiefgefühlten Glauben könnte Juffinger diese Christusfigur nimmer in derartiger Vollendung darstellen ...

Juffinger ist aber nebstbei auch ein beliebter Dramatiker im Dorfe. Er hat bereits eine Reihe von Dorfdramen geschrieben, die alljährlich von der Passionsspiel-Gesellschaft aufgeführt und beifällig aufgenommen werden. Die meisten dieser Stücke spielen in den Tiroler Bergen und in den ruhmreichen Jahren der Erhebung seiner Landsleute. Die patriotische Tendenz gewinnt natürlich überall die Oberhand; aber in jedem Stück ist das ländliche Leben der Almerinnen, der Wildschützen, der Jäger u. dgl. prächtig gezeichnet, da Juffinger dasselbe doch von frühester Kindheit an kennt ... Neben Scherz versteht unser Dorfdichter auch dem Ernst, der ergreifenden Szene gerecht zu werden, so daß manches seiner dramatischen Werke bei einiger Einrichtung vielleicht auch außerhalb der Bauernbühnen zur Aufführung gelangen könnte und Beifall erringen würde ...

Bei alldem bleibt unserem Dorfdramatiker wenig Muße für Lektüre, nach der er sich bilden könnte, und seine dramatischen Arbeiten vermag er nur in nächtlichen Stunden auszuführen ...

doch gewinnen, wie ja Ihr Beispiel zeigt. Ist doch schon Hamerlings Beifall von höchstem Wert für mich!

Unsern lieben Freund Marx habe ich leider seit dem neuen Jahre noch nicht gesehen; er ist von seinen Studien furchtbar in Anspruch genommen. Die nächste Gelegenheit aber benütze ich, Ihren Gruß zu bestellen, der ihn gewiß sehr erfreuen wird.

Ihnen nochmals herzlich die Hand drückend

in aufrichtiger Hochschätzung Ihr ergebener

Franz Nissel.

Wien, den 10. Dezember 1878.

Hochgeehrter Herr!

Durch Unwohlsein verhindert, Samstag abends der Concordia-Versammlung beizuwohnen — wie ich denn alljährlich um diese Zeit durch meinen chronischen Katarrh zur größten Schonung gezwungen bin — erfuhr ich erst gestern aus den Zeitungen, welche angenehme Überraschung Sie durch Ihren herzlichen telegraphischen Gruß und Glückwunsch auch mir zugedacht haben. Ich war darüber um so mehr erfreut, als Sie einer der wenigen waren, der meine „Agnes von Meran", die mir nun so viel Ehren eingetragen, gleich bei ihrem Erscheinen der Beachtung und Würdigung wert hielten. Ich drücke Ihnen deshalb heute nach einem Jahre abermals dankbar die Hand. Möchte doch, sowie Ihr Urteil sich bewährte, nun auch Ihre Prophezeiung, daß das Stück auf der Bühne eine mächtige Wirkung üben werde, sich ebenso schön erfüllen! Oft und mit Innigkeit gedachte ich in diesen bewegten Wochen auch unseres teueren, verehrten Hamerling, an dessen für mich so bedeutungsvoller Zustimmung und Teilnahme sich mein sinkender Mut wieder aufrichtete. Wenn Sie ihn sehen, so tun Sie mir die Liebe und bestellen Sie meinen herzlichsten Gruß an ihn. Sie selbst bitte ich, mir Ihre freundliche Gesinnung zu bewahren und versichert zu sein der aufrichtigen Hochschätzung Ihres ergebenen Franz Nissel.

Meran, 24. November 1892.

Hochgeehrter Herr!

Schon vor einigen Wochen wollte ich mir erlauben, Ihnen mein Buch „Ausgewählte dramatische Werke", welches unlängst im Cottaschen Verlag erschienen ist, zu senden. Ihre Erkrankung, die ich aufrichtig bedauert und deren Verlauf ich mit warmer Teilnahme verfolgt habe, hat mich daran gehindert, da ich Sie während dieser Zeit doch mit nichts belästigen durfte. Nun aber, nachdem Sie selbst sich in Rekonvaleszenz erklärt haben und diese seitdem, wie ich gleich vielen wünsche und hoffe, erfreuliche Fortschritte gemacht haben dürfte, will ich nicht länger zögern. Ja vielleicht ist es Ihnen gerade jetzt, da Sie sich noch schonen müssen, angenehm, sich noch mit Lektüre zu beschäftigen, ehe Sie wieder der Anstrengung eigener ernster Arbeit sich hingeben. Ich schließe also mein Buch diesen Zeilen bei. In treuem Gedächtnisse habe ich es bewahrt, wie Sie vor 15 Jahren einer der sehr wenigen waren, die meine „Agnes von Meran" (von dem uns beiden unvergeßlichen Hamerling darauf aufmerksam gemacht) bei ihrem Erscheinen der Beachtung und einer überaus günstigen Besprechung würdig fanden — und zwar ein Jahr, bevor sie den Schillerpreis erhielt. Ich glaube deshalb, daß Sie dem Dichter einiges Interesse bewahrt haben und ihn nicht ungern näher kennen lernen werden. Von den in meinem Buche enthaltenen Stücken dürfte Ihnen aber nur eines (eben die „Agnes von Meran") bekannt sein, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie mich nicht minder schätzen werden, wenn Sie auch die anderen Dramen gelesen haben. Eins davon, „Perseus von

Korrespondenten gegenüber bedient, und die in früherer Zeit auch zwischen Freunden nie außeracht gelassen zu werden pflegten. Aber das Leid über das Verkanntsein, Unbeachtetsein, während er seinen Wert wohl wußte, klingt in den Zeilen. Er dürstet nach der Labe eines warmen Widerhalls von seinen Zeitgenossen. Wir alle wissen, daß Nissel ein starkes Talent war, und wissen auch, wie selten ihm das gutgeschrieben worden und wie er die Anerkennung, deren er würdig gewesen wäre, nicht erlebt hat.

Ohne weiteren Kommentar seien hier die Briefe mitgeteilt:

Wien, den 16. November 1877.

Geehrtester Herr!

Ich erlaube mir, durch meinen lieben Freund Friedrich Marx dazu ermuntert, Ihnen gleichzeitig mit diesen Zeilen mein neuestes Werk, das Trauerspiel „Agnes von Meran", welches soeben hier im Verlage von Rosner erschienen ist, unter Kreuzband einzusenden. Ich freue mich dieser Gelegenheit, mit Ihnen in Verkehr treten zu können, wenn auch vorläufig nur aus der Ferne; denn ich habe Sie lange schon als Dichter und in Ihrem ganzen literarischen Wirken schätzen gelernt. Außerdem haben Sie schon als Freund Hamerlings, den ich wie keinen verehre, ein vollgültiges Anrecht auf meine wärmste Sympathie. Ich wünsche deshalb von Herzen, daß mein Werk einen guten Eindruck auf Sie machen und mir auch Ihre freundliche Gesinnung sichern möge. Können Sie über dasselbe ein günstiges Urteil fällen, so würden Sie mich zu wahrem Danke verpflichten, wenn Sie es nicht verschmähen, demselben in Ihrer geschätzten Zeitschrift auch öffentlich Ausdruck zu geben. Indem ich hoffe, Sie in Zukunft auch noch persönlich kennen zu lernen, empfehle ich mich Ihnen einstweilen vielmals.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Franz Nissel,

I. Bezirk, Rauhensteingasse Nr. 3, 2. Stiege, 2. Stock.

Wien, den 7. Jänner 1878.

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen vielmals für Ihre freundlichen Zeilen und insbesondere für die warmen Worte, die Sie meiner „Agnes von Meran" gewidmet haben. Auch würde ich Ihren Brief sofort beantwortet haben, wenn ich nicht gerade in diesen Tagen sehr unwohl und dabei doch von ein paar mißlichen, aber unabweislichen Angelegenheiten geplagt gewesen wäre. Wie tief verpflichtet muß ich mich allen jenen fühlen, die mein Werk der Beachtung überhaupt würdig gefunden und es nicht verschmäht haben, ihrer Anerkennung auch öffentlich Ausdruck zu geben! Zwar sagt mir mein tiefstes Bewußtsein, daß ich diese Anerkennung verdiene, daß sie nur eine gerechte sei. Aber wie oft in meinem Leben ist mir Gerechtigkeit geworden? Sehe ich nicht jetzt wieder, wie man mich besonders in meiner Vaterstadt ignoriert? Hat doch bis jetzt nur ein einziges größeres Journal Wiens (die „Deutsche Zeitung") etwas über mein Trauerspiel gebracht! Was soll ich da, als Österreicher zumal, vom deutschen „Auslande" erwarten? Ich habe mir auch von vornherein darüber keine Illusionen gemacht, freue mich aber doch, daß das Werk fertig geworden ist und nun gedruckt vorliegt; denn ich habe doch ein kräftiges Lebenszeichen damit gegeben, man kann mich nicht mehr ganz totsagen. Und einige edle Freunde wird es meinem Streben

begreife gar nicht, wo Sie Ihren Verstand haben", dann werde ich wohl denken, dem Manne fehle es an Einsicht und an Wohlwollen. Dieselbe Szene kommt aber (mit kleiner Änderung des Gegenstandes selbst) hundertmal in der Familie vor.

„Mama, sieh einmal, habe ich mein Taschentüchelchen richtig gesäumt?" —

„Warum nicht gar! Wie kommst du denn auf den Einfall, das mit Vorderstichen zu nähen? Das hält doch nicht. Wo hast du nur deinen Kopf? Das versteht sich doch von selbst, daß man das mit Hinterstichen nähen muß." — Oder:

„Sieh einmal Papa, wie schön mein Briefpapierkästchen wird!" —

„Aber, Philipp, wie kommst du nur auf den Einfall, das Kästchen rot und gelb zu überziehen? Blau und gelb, rot und grün, rot und Silber, schwarz und Gold, alles das geht; aber rot und gelb ist bauernmäßig. Ich weiß nicht, was für einen Geschmack du hast."

Wenn ich den rechten Weg gekannt hätte, wäre ich doch sicher keinen falschen gegangen; wenn Luise gewußt hätte, daß ihre Arbeit nichts taugte, hätte sie sie nicht der Mutter gezeigt; und wenn Philipp hätte ahnen können, daß sein Briefpapierkästchen „geschmacklos und bauernmäßig" würde, hätte er es ohne Zweifel nicht rot und gelb überzogen. Wozu also Form und Ton des Vorwurfes? Keines von uns dreien hat ja etwas verbrochen. Warum nicht ruhig und teilnehmend: „Nein, Herr, dieser Weg führt nach den Steinbrüchen. Wenn Sie nach Irheim wollen, müssen Sie wieder ein Stück zurückgehen." — „Das wird nicht halten; du wirst es mit Hinterstichen nähen müssen." — „Ich will dir Farben sagen, die schön zusammen aussehen: Grund rot, Einfassung Silber; Grund blau, Einfassung gelb. Wenn du einmal etwas so überziehst, das wird dir gefallen."

Eltern erleichtern sich die rechte Art des Tadels, wenn sie sich fest vornehmen, kein überflüssiges Wort zu sprechen, so kurz zu sein als nur irgend möglich. Man ruft also nicht mit Heftigkeit: „Ei, so höre denn doch aber auch einmal auf zu pfeifen! Wie kann ich denn arbeiten, wenn du in einem fort pfeifest? Der Kopf wird mir ja ganz toll!", sondern man spricht ruhig: „Höre auf zu pfeifen; es stört mich", und gebraucht sieben Wörter statt dreißig. Man spricht nicht: „Willst du sogleich aufhören, mit dem Stuhle zu schaukeln? Müssen denn mit Gewalt die Beine abgebrochen werden? Meinst du, ich finde das Geld auf der Straße, für zerbrochene Stühle neue zu kaufen?" sondern man sagt: „Schaukle nicht mit dem Stuhle; die Beine brechen sonst ab."

Verlangt das Kind noch weitere Erläuterung, so gibt man sie ihm bereitwillig; bei ernsteren Dingen, also bei Fragen der Moral, muß ihm jeden Falles der Sachverhalt vollständig klar gemacht werden, es muß

Macedonien" hat Hamerling besonders hoch gestellt und dies auch, als er über meine „Agnes" warme und edle Worte schrieb, offen ausgesprochen. Ja, „Perseus" ist es gewesen, der mir zuerst seine Teilnahme gewann. — Das Lustspiel „Ein Nachtlager Corvins" hat auch er nicht gekannt. Gern gedenke ich des Verewigten, indem ich zu Ihnen spreche, seinem besten und liebsten Freunde; denn auch ich, obgleich durch die Verhältnisse ihm ferner stehend, habe ihn verehrt, wie Sie — und wie ich nur wenige verehrt habe.

Indem ich Ihnen die rascheste Erholung und Kräftigung von ganzem Herzen wünsche und Sie bitte, die Zusendung meiner Werke auch als ein Zeichen meiner hohen Schätzung und aufrichtigen Sympathie zu betrachten, verbleibe ich, mich Ihnen vielmals empfehlend

mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

Franz Nissel.

Meran, 29. Jänner 1893.

Hochverehrter Herr!

Ich fühle mich innerlich und unwiderstehlich gedrängt, Ihnen herzlich dafür zu danken, daß Sie den edlen Friedrich Marx erwählt haben, meine Dramen in Ihrem vielgelesenen und verbreiteten „Heimgarten" zu besprechen. Mit wärmerer Teilnahme, liebevollerem Eingehen, offener kundgegebener Anerkennung hätte mich wohl niemand beurteilen können. Und ich weiß, daß er damit nur seiner innigsten Überzeugung gefolgt ist. Ich halte mich aber versichert, daß auch Sie, verehrter Herr, in allem wesentlichen wenigstens, mit ihm übereinstimmen. Denn schon Ihre Ankündigung der Besprechung im Jännerhefte ließ mich das beste erwarten, sagte mir mit wenig Worten doch deutlich, daß mein Buch einen sehr guten Eindruck auf Sie gemacht haben mußte, daß es Ihr Interesse gefesselt hat und Ihre Meinung von der Bedeutung des Dichters nicht vermindert.

Möge die Freude dieses Dichters, dessen Leben ein sehr trübes war, und sein Dank Ihnen einen angenehmen Augenblick bereiten!

Lassen Sie mich Ihnen auch sagen, wie froh ich bin, daß Sie auch den zweiten Krankheitssturm glücklich überstanden haben. Nun aber schonen und pflegen Sie sich auch, damit Ihre Gesundheit sich wieder vollends befestige und Sie uns allen, Ihren Verehrern und Freunden sowie der deutschen Dichtkunst noch viele, viele Jahre erhalten bleiben.

Mit wärmstem Gruße Ihr fortan treu ergebener

Franz Nissel.

Wie tadelt man Kinder?

Nach Dr. **Karl Oppel.***)

Wenn ich eine Gebirgswanderung mache und frage einen Landmann, welcher mir begegnet: „Bin ich auf dem rechten Wege nach Irheim?" und er antwortet mir polternd: „Warum nicht gar! Wie kommen Sie auf den überzwerchen Einfall? Dieser Weg führt ja an die Steinbrüche! Wie können Sie nur einen so falschen Weg gehen? Ich

*) Aus dessen ausgezeichnetem Werke „Das Buch der Eltern", herausgegeben von Dr. Julius Ziehen. 5. Auflage. (Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg. 1906.)

Augen. Da kommt dem Otto durch Assoziation der Ideen ein Gedanke, der ihn abschweifen läßt, plötzlich von dem brennenden Ilion nach dem Besuve führt — — er ist nicht mehr bei der Sache, er träumt, seine Blicke senken sich herab, und — ich halte plötzlich mit der Erzählung ein. In der Regel genügt das; die eintretende Stille, die plötzliche Veränderung weckt den Träumenden, führt den Abwesenden wieder herbei. „Was ist das?" denkt Otto, als er meine Stimme nicht mehr hört, sieht nach mir und merkt, daß mein Blick auf ihm ruht. Er versteht, daß ich ihm lautlos zugerufen: „Werde wach!", ist wieder bei der Sache — ich erzähle weiter, und die meisten in der Klasse wissen gar nicht, wem der stumme Zuruf gegolten.

Vielleicht aber ist Otto so sehr in seine Gedanken versunken, daß er gar nicht merkt, wie auf einmal Stille um ihn herrscht; aber die übrigen verstehen das Schweigen recht gut, und sobald es einen Moment länger dauert, sieht jeder rechts und links, wo denn der Sünder steckt, der uns aufhält, und im nu ist Otto entdeckt, sein Nachbar stößt ihn mit dem Arme, er kommt zu sich, sieht mich an und gewahrt jetzt erst, daß er abwesend war. Die Sache ist aber erledigt, ohne daß ein Wort dabei gesprochen wurde; ruhig geht die Erzählung weiter.

Oder: Die Knaben rechnen schriftlich und sehen mich also natürlich nicht an. Da stützt Hermann bei seiner Arbeit ganz gemütlich den Kopf auf den Ellenbogen. Niemand sieht es außer mir; alle sind vollauf beschäftigt. „Ellenbogen!" rufe ich; Hermann setzt sich gerade und aufrecht, ohne nur einen Blick von seinem Hefte wegzuwenden; die andern nehmen keine Notiz von dem Rufe, denn er trifft sie ja nicht — und selbst die Nächstsitzenden wissen und erfahren gar nicht, daß Hermann ungehörig dagesessen.

Oder: August spielt mit dem Federhalter. Ich klopfe mit dem Finger auf den Tisch. Halt, das bedeutet etwas! Jeder sieht fragend nach mir und August merkt, daß ich ihn ansehe, und fragt sich, warum. Schnell ist die Antwort da, er wird rot, legt den Federhalter hin — alles ist das Werk eines Augenblickes und der Unterricht nimmt seinen Fortgang.

„Alles recht, alles gut," wird mir eingeworfen, „aber ich komme auf den obigen Fall zurück: Philipp nimmt die Nadel nicht aus dem Mund; wie würden Sie dann mit ihm verfahren?"

Ich ließe ihm einen Augenblick Zeit zur Überlegung, dann riefe ich recht ruhig und nicht zu laut: „Philipp, komm einmal zu mir! Hier stell dich vor mich! — Hast du gehört, daß ich „Nadel!" gerufen habe? — Was hat dieser Ruf bedeuten sollen? — Hast du die Nadel aus dem Munde genommen? — Du hast also verstanden, daß ich dich etwas geheißen habe, und hast es nicht getan? — Schäme dich, daß

deutlich einsehen, worin es gefehlt, was es falsch gemacht hat; aber auch da darf nur im Tone der Belehrung gesprochen werden, nicht anders als vernünftigerweise der Mann hätte sprechen sollen, den ich um den Weg nach Jxheim gefragt.

Hat man etwas als verkehrt oder unrecht erläutert, so braucht und soll das nicht zum zweiten oder dritten Male geschehen.

„Hundertmal habe ich dir schon gesagt, du sollst nicht die Nadel in den Mund nehmen; du wirst sie einmal hinunterschlucken und dann haben wir das Unglück. Nachher hilft alles Jammern und Klagen nicht. Aber dir muß man alles tausendmal sagen.“

Ach, nein! Nicht tausendmal; zweimal ist schon zuviel. Ist dem Kinde ein einzigesmal deutlich und recht anschaulich erklärt, welche Gefahr damit verbunden ist, die Nadel in den Mund zu nehmen, so braucht ihm das absolut nie mehr gesagt zu werden. Nimmt es sie aber doch wieder in den Mund, so ist das nicht mehr Unkenntnis der Gefahr, sondern Gedankenlosigkeit, und es bedarf also keiner langen Rede, sondern nur der Erinnerung. „Nadel!“ rufst du, oder „Im Mund!“ und das Kind versteht die Erinnerung und tut, was es ja vernünftigerweise tun muß. Sieht es zufällig gegen dich hin, so brauchst du nur auf den Mund zu deuten und jedes Wort ist zuviel.

„Es tut sie heraus!“ höre ich einwerfen. „Oder läßt es auch bleiben. Mein Philipp ließe mich zwanzigmal rufen und behielte die Nadel doch im Munde. Bei gutartigen Kindern mag all das gehen, aber bei ungezogenen, eigensinnigen, da helfen die zarten, freundlichen Worte nicht: die wollen anders traktiert sein.“

Geduld, lieber Papa oder liebe Mama, wer du bist; diesen Einwurf wollen wir alsbald erledigen. Entweder Philipp hat verstanden, was du mit dem Zurufe „Nadel!“ sagen wolltest, oder er hat es nicht verstanden. In letzterem Falle ist die Sache ganz einfach, du erklärst es ihm und sagst ihm dazu, daß du so wenig Worte, als möglich, machst, wenn es bloß gilt, ihn an etwas zu erinnern; er muß also überlegen, was so ein Zuruf bedeutet; es ist für ihn und für dich besser, wenn nicht überflüssige Reden gehalten werden; und ist jemand Fremdes zugegen, dann empfiehlt sich's noch ganz besonders, in Signalen zu sprechen, die nur den betreffenden verständlich sind. — Das ist aber der weitaus seltenere Fall; meist wird es so sein: Philipp versteht wohl, was du willst, aber — er folgt nicht. Damit kommen wir auf ein ganz anderes Kapitel: das ist Ungehorsam. Philipp hat nicht zu gehorchen gelernt und muß das erst lernen.

Als Beispiele will ich anführen, wie dergleichen Dinge sich in der Schule bei mir erledigten. Es ist Geschichtsstunde, ich erzähle, und alle Knaben sehen, wie das so ein- für allemal festgesetzt ist, mir nach den

lang; auf die eine Stunde der Aufmerksamkeit kommen zehn Stunden, in welchen niemand das Kind durch Erinnerung unterstützt; der Vater ist untröstlich, und das Kind spielt weiter — natürlich ohne nur daran zu denken.

Für ähnliche Fälle lasse man alles andere liegen und fasse mit ganzer Energie das eine an, man bitte Lehrer und Mitschüler, auf das Kind zu achten und es zu erinnern; man lasse lieber diese und jene Arbeit im Stiche und beobachte es fortwährend; durch ununterbrochenes Erinnern wird es sicher bald geheilt. Ist den Eltern dies aber unmöglich — das geschäftliche Leben läßt ja leider gar vieles nicht geschehen, was eigentlich geschehen sollte, so ist nur noch Hoffnung auf die Zeit, da das Kind vernünftig und stark genug ist, selbst auf sich zu achten und sich zu erziehen.

Ich war zufällig zugegen, als eine Kranke ihrem Arzte klagte, sie habe entdeckt, daß sie Bandwurm habe; der Herr Doktor entgegnete mit der größten Ruhe: „Jetzt schaffen wir erst die Lungenentzündung weg; der Bandwurm kommt nachher.“ Das merke man sich, wenn es gilt, an einem Kinde mancherlei Fehler und Schwächen zu heilen; man kehre sich gegen das Wichtigste, unterdrücke erst dieses, wende seine und des Kindes Aufmerksamkeit ganz darauf; ist die Heilung gelungen, dann greife man etwas anderes an.

Philipp lügt, ist auch unreinlich und unüberlegt in allem, was er tut; hier zerbricht, dort zerreißt er etwas, und wenn irgendein Unheil angerichtet ist, sagen die Eltern sogleich: „Das wird der Philipp getan haben“, und meistens haben sie das Rechte getroffen. Der Vater weiß nicht, wie er den Knaben bessern soll; er sieht selbst ein, daß Philipp nur noch unsicher hin und her tappt, statt festen Schrittes zu gehen; es wird eben den ganzen Tag an ihm gerügt, gezankt, gestraft; zur Gemütsruhe kommt er nicht mehr. In diesem Falle ist Philipp in aller Ruhe und Güte zu belehren über seine verschiedenen Schwächen und Fehler, und ist ihm ohne Rückhalt zu sagen, daß nicht alle Krankheiten auf einmal geheilt werden können, die wichtigste und gefährlichste muß zuerst angegriffen und entfernt werden; sind wir darüber Herr geworden, dann wird sich auch alles übrige beseitigen lassen. Nachdem er nun noch speziell über Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit, Lüge belehrt worden ist und man an sein Selbstgefühl, seine Selbstachtung appelliert hat, werden andere Ungehörigkeiten zunächst gar nicht oder nur ganz kurz erwähnt, der Erziehung zur Wahrhaftigkeit aber alle Aufmerksamkeit und alle Energie gewidmet; über schmutzige Finger, Tintenflecke im Hefte und dergleichen Dinge wird kein Wort gesprochen. Dadurch wird der Knabe zur Ruhe kommen, an sich und über sich und sein Tun denken können, und haben wir ihn erst soweit, daß er nicht mehr von der Wahrheit weicht, dann ziehen Freudigkeit und Selbstgefühl in sein Herz,

du ungehorsam warst! Geh und bessere dich!" Und das genügt jedenfalls, wenn der Knabe nur einigermaßen zum Gehorsam erzogen ist; ist das aber nicht der Fall, je nun, dann lehre man ihn vor allen Dingen tun, was Vater und Mutter befehlen.

Eltern halten sich oft zurück, wollen nicht gerne tadeln, fürchten, des Tadels werde ja kein Ende, sehen „durch die Finger", um Ruhe zu haben — das muß man nicht tun. Man sieht nach seinen Kindern so viel, als nur irgend möglich ist, und tadelt alles, was tadelnswert ist, d. h. nichts taugt. Daß zu viel Hader und Unruhe daraus entstünde, braucht man nicht zu befürchten.

Es soll getadelt werden alles, was nicht ist, wie man es billigerweise verlangen kann; aber wenn es sich darum handelt, böse Gewohnheiten u. dgl. zu heilen, dann tut man wohl, eine nach der anderen in die Kur zu nehmen; man kommt schneller und sicherer zum Ziele.

Was den Eltern die meiste Mühe macht, sind die schlimmen Angewohnheiten der Kinder, denn sie sind oft sehr schwer zu entfernen. Nicht daß sie an und für sich so schwierig zu heilen wären, aber es ist nicht leicht, das rechte Mittel anzuwenden, nämlich die stete Beobachtung und jedesmalige Erinnerung.

Herr Sander hat sehr frühe seine Frau verloren; das Töchterchen groß zu ziehen, nimmt er seine Schwester zu sich, und diese tut auch an dem Nichtchen alles, was eine Pflegerin und Erzieherin zu tun vermag, aber — sie hat auch ihre Schwächen und diese lernt das Bertelchen. Der Vater ist von acht bis zwölf und von zwei bis gegen acht Uhr im Geschäft, sieht sein Kind fast nur beim Mittagessen und kann also zwar da und in den paar Minuten abends, wie nicht minder an Sonntagen veredelnd auf das Gemüt des Kindes wirken, aber er kann es nicht gewöhnen. Die Tante spielt mit Lippen und Zunge, das Nichtchen hat es ihr abgesehen und treibt nun diese Unterhaltung den ganzen Tag; fortwährend reibt es mit der Zunge an den Lippen hin, preßt diese abwechselnd leichter und fester aufeinander, stört sich mit dieser Spielerei bei jeder Arbeit, bringt sich dadurch in eine Art Träumerei, hört in der Schule nur halb, ist nie mit allen Gedanken bei der Sache, kurz, es ist ein recht schlimmes Übel. Aber wie ihm beikommen? Das Kind war sieben Jahre alt, als der Vater die Unart entdeckte; nun ist es täglich fünf Stunden in der Schule, wo auf das einzelne Kind nicht beständig eingewirkt werden kann; zwei Stunden bringt es auf dem Schulwege zu, auch da ist es sich selbst überlassen; zu Hause sitzt es an Französisch, Geographie, Rechenaufgaben u. dgl., während die Tante in der Küche beschäftigt ist oder auch mit der Garderobe zu tun hat; von halb eins bis halb zwei ist der Vater um sein Bertelchen und erinnert es jedesmal, so oft er die häßliche Gewohnheit sieht, aber — er erinnert nun jahre-

Versuch zu machen, ward nur mit der Reinhaltung von Gesicht, Händen und Kleidern begonnen. Später fing in den neuen Heften die Reinlichkeit zu herrschen an, und als das Streben sichtlich war und der Erfolg den Knaben ermutigte, brachte das Christkindchen neue Schulbücher, die also jetzt auch geschont wurden u. s. w. Die vollständige Heilung des Knaben habe ich nicht mehr gesehen; Wohnungsveränderung brachte uns auseinander. Jetzt ist Friedrich seit mindestens fünfundzwanzig Jahren jenseits des Meeres und hat dort sein Domizil aufgeschlagen: ich hoffe, er soll ein tüchtiger Mann sein. Er hatte etwas Nobles in seinem Charakter; aber es war hohe Zeit, daß er aus dem Leben steter Vorwürfe und Schmähungen erlöst ward; er wäre ganz versunken.

Zum Schlusse will ich noch einmal warnen vor der Tadelsucht, die stets etwas auszusetzen hat, mit nichts zufrieden ist. Diese Neigung zum Korrigieren muß man allen Ernstes bekämpfen; sie stört jeden Lebensgenuß.

Ich hatte bei Moritzens Eltern zu Mittag gegessen; alles war vom Tische aufgestanden, nur der Vater und ich saßen noch da und lasen in einem Buche, auf das zufällig die Rede gekommen war. Da trat dieser plötzlich an das Fenster und rief hinunter: „Moritz! Der Herr Doktor und ich lesen hier einen Schriftsteller; ich denke, du könntest doch auch noch etwas lernen, statt da unten zu flanieren.“ Der Knabe sprang sogleich herauf und setzte sich an eine Arbeit. Sechs Wochen später war ich wieder dort. Abermals waren der Vater und ich allein im Zimmer, diesmal eine Tasse Kaffee trinkend und eine Zigarre rauchend; im Nebenzimmer saß der Sohn und machte einen Aufsatz. „Sag einmal, Moritz“, fing der Vater an, „wozu habe ich denn die teuere Wohnung mit dem Garten gemietet? Daß ihr im Zimmer sitzen sollt?“ Der also Getadelte sah uns mit großen Augen an, überlegte einen Moment, dann packte er schweigend alles zusammen und eilte hinunter in den Garten. — Wir machten einen kleinen Spaziergang; der Knabe ging stets drei, vier Schritte vor uns her. „Wenn ich dich so dahingehen sehe“, sprach der Vater kopfschüttelnd, „wie einen alten Mann, Schritt vor Schritt, dann möchte ich dich immer treiben. Andere Knaben laufen und springen; in dir ist gar kein Leben.“ — Das nächstemal läuft Moritz voran, springt rechts und links über die Gräben — ich hätte mich beinahe gefreut, wenn ich nur hätte denken können, daß der Knabe auch fröhlich wäre. „Moritz!“, ließ sich der Vater vernehmen: „Was meinst du nur, wofür die Leute dich halten sollen? Du bist doch nicht der Sohn eines Holzhauers oder Kohlenträgers; du hast doch einen anständigen Vater. Kannst du dich denn nicht auch anständig betragen?“ Der Junge konnte seinem Schicksale nicht entgehen; getadelt wurde er in jedem Falle. Ich bemerke aber, daß der Vater seinen Sohn sehr lieb hatte und nur daran

und er wird aus eigener Kraft, aus eigenem Triebe arbeiten und streben, sich zu bessern.

Ein recht trefflicher Mann, den ich als Bürger, Geschäftsmann, Gatten und Vater hochachten mußte, hatte die Erziehung der Söhne ganz seiner Frau überlassen, da ihn sein Beruf (er war Eisenbahnbeamter) vollständig in Anspruch nahm; die Mutter aber hatte entweder mit der Haushaltung viel zu tun oder sie widmete sich besonders den jüngeren Kindern oder es wirkten andere, mir unbekannte Umstände mit — kurz, der älteste Sohn wurde nach und nach über die Maßen unordentlich, und der Vater erschrak, als er einstens Friedrichs Hefte und Bücher durchsah. Mit Eifer ging er nun an die Heilung; morgens, mittags und abends wurde bald die Kommode, bald der Schrank, bald der Bücherranzen durchgesehen, Hände, Hemdkragen und Kleider wurden inspiziert; es sollte durchaus alles in Ordnung kommen, und der Vater hatte in jeder Stunde, welche er daheim zubrachte, nur zu tadeln und zu rügen.

Ein Vierteljahr war vergangen; es zeigte sich keine Spur von Besserung. Der Vater war aber allmählich in eine solche Verbitterung gekommen, daß er seinem Sohne sehr, sehr böse Worte sagte; und Friedrich ließ alles über sich ergehen und war gefühllos gegen jeden Tadel und jeden Vorwurf. „Sprechen Sie doch auch einmal mit ihm“, bat der Vater; „ich weiß nicht mehr, was ich zu ihm sagen soll, und es bringt mir so heftige Aufregung, wenn ich zu dem Jungen spreche und weiß und sehe es ihm an, daß er gleichgültig dagegen ist.“

Ich tat, was der gute Vater wünschte, fand aber allerdings den Friedrich sehr unzugänglich; er ließ mich reden, aber ich bemerkte nicht den geringsten Eindruck. Also mußte die Tonart geändert werden; und endlich hatte ich ihn so weit, daß ich sah, es kämpften Gleichgültigkeit und der Entschluß der Besserung in seinem Herzen miteinander. Da faßte ich ihn an beiden Händen, blickte ihm scharf in die Augen und fragte mit einem Tone, der den letzten Widerstand brechen sollte: „Friedrich! Willst du nicht?“ Und er antwortete mir mit zitternder Stimme: „Was hilft mir's, wenn ich auch will; ich bleibe doch ein Lump.“ Der Ausdruck war schlecht gewählt, doch war nicht zu verkennen, was damit gesagt sein sollte. Es war so unendlich viel an Friedrich getadelt, gerügt, gezankt, geschmält worden, daß er sich gar nicht zu helfen wußte; dann waren die Vorwürfe in solchem Maße über ihn gekommen, es waren so heftige Angriffe auf sein Ehrgefühl gemacht worden, daß er die Arme sinken ließ und gar keinen Versuch mehr machte, sich emporzuarbeiten. Er hatte alles Vertrauen zu sich verloren. „Ich bleibe ja doch ein Lump!“

Es wurde nun ganz abgesehen von Kommode, Schrank, Ranzen, Büchern, Heften, und nachdem Friedrich sich entschlossen, wieder einen

Formsache, daß die Schule jetzt anhebt, oder daß sie zu Ende ist. Auch unsere Eltern schienen auf dieses Schulgebet kein besonderes Gewicht zu legen; sie schärften uns, wenn wir von heim fortgingen, immer ein, in der Schule fleißig zu lernen, sagten aber nicht ein einzigesmal, daß wir fleißig beten sollten. Das trugen sie uns nur auf, wenn wir in die Kirche gingen. Das Eingangsgebet in der Schule traf mich recht oft in einer bangen Stimmung, hingegen wurde das Schlußgebet in heller Lustigkeit abgeleiert, dieweilen schon Hände und Beine der Freiheit entgegenzuckten, die draußen auf uns wartete.

Der Spruch zu Beginn des Unterrichtes, den wir nach dem Kreuzzeichen alle laut und gemeinsam beteten, lautete:

„Komm heiliger Geist,
Komm zu verbreiten
Über uns dein Gnadenlicht,
Daß wir immer weiterschreiten
In Erlernung unsrer Pflicht.
Mache uns zum Lernen Lust,
Hilf, daß wir in unsrer Brust
Das Erlernte wohl behalten
Und im Guten nicht erkalten.“

Hierauf folgte ein Vaterunser und Ave Maria und das Kreuzzeichen über Stirne, Mund und Brust.

Der Spruch zum Schlusse des Unterrichtes, von uns jetzt in hopsendem Takte gesprochen, lautete:

„Vater, segne diese Lehren,
Die du durch des Lehrers Mund
Deinen Kindern machtest kund,
Uns zum Heil und dir zu Ehren
Präge sie durch deinen Geist,
Tief ins Herz, daß wir im Leben
Stets zu handeln uns bestreben,
So wie dein Gebot uns heißt.“

Noch heute wird mir bei diesen Worten lustig in der Brust; die Stimmung jener Schulzeit, jener Jugendtage ist es, die mich mit süßer Gewalt packt. Nach mehr als fünfzig Jahren empfinde ich bei dem ersten Spruch das leichte Bangen vor dem beginnenden strengen Unterricht und bei dem letzten Spruch schon die helle Freude der nun bald entfesselten Jugend! Nur ein Stimmungsgehalt also ist zurückgeblieben und mich dünkt, es wird nie viel mehr vorhanden gewesen sein.

Später bin ich in Mittelschulen und Hochschulen gesessen, da war von einem Schulgebet keine Rede mehr — nicht einmal vor und nach dem Religionsunterrichte, und es ging gerade so gut und so schlecht auch ohne. Das Gebet gehört zur Schule nicht anders, als zu jeder Arbeit. Bete und arbeite. Aber wenn es ein richtiges Gebet sein soll, so darf es nicht erzwungen sein und sollte sogar nicht in bestimmte Formen gezwängt sein, es muß frei im Herzen entstehen und aus dem Herzen

dachte, ihn so vollkommen zu machen, als irgend möglich; in seinem an und für sich gewiß sehr löblichen Eifer tadelte er aber Dinge, die absolut nicht tadelnswert waren; er wollte korrigieren und — tat's. —

Sollte dein Kind auch dich einmal tadeln, so nimm das recht ruhig auf und zeige ihm entweder (aber überzeugend, so daß es nicht meint, du wolltest dich herausreden), daß es im Irrtum ist, und du ganz recht hast, oder nimm den Tadel, d. h. die Erinnerung ruhig hin; auf diese Weise kommst du immer noch am besten dabei weg.

Du hast beispielsweise dein Söhnchen oft zu erinnern, daß es gerade, gestreckt sitzen soll; fängt aber nun Alfred einmal bei Tische an: „Papa, eben sitzest du auch ganz krumm und gebogen", dann sei nicht entrüstet, sage ihm auch nicht, er sei naseweis oder unverschämt; sondern (wenn es wahr ist) recht ruhig: „Ja, es ist recht, daß du mich daran erinnerst", richte dich auf — die Sache ist abgemacht, und Alfred sieht deutlich, daß Tadel und Erinnerung von deiner Seite auch nur sein Bestes bezwecken und weder deine Autorität ins Licht stellen, noch ihm selbst wehe tun sollen. — Das natürlich setze ich voraus, daß das Kind nicht oft Gelegenheit haben soll, dich an etwas zu erinnern oder an dir zu tadeln. Wer mit Einsicht und Hingebung seine Kinder erzieht, erzieht ja auch fortwährend an sich selbst; er will und soll ja ein Musterbild sein derer, in welchen er nach seinem Tode auf Erden weiter lebt.

Das Schulgebet.

Stehet auf, Kinder! wascht euch fleißig, legt euch an und betet euer Gebet zum heiligen Geist!" Mit diesen Worten hat uns die Mutter aufgeweckt des Morgens, wenn Schultag war. Auf dem Gebet zum heiligen Geist bestand sie besonders streng, da mußten wir uns hinknien zum Tisch, die Knie auf der Bank, die Ellbogen auf dem Tisch. So riefen wir still, jedes für sich, den Tröster und Erleuchter an, soviel mich däucht, manchmal mit Andacht. Besonders wenn die Aufgaben nicht ganz in Ordnung waren. Da haben wir vielleicht ein sehr inbrünstiges Gebet getan. War das verrichtet, dann bekamen wir erst unsere Milchsuppe und in den Schulzegger das Stück Brot fürs Mittagsmahl. Denn wir konnten vor vier Uhr nachmittags nicht nach Hause kommen. Suppenanstalten gabs damals noch nicht und war jene Schule auch eine gute Schule der Abhärtung und Verzichtung.

Zum Beginn des Unterrichtes und zum Schlusse desselben würde ja auch gebetet, ein Spruch und ein Vaterunser. Aber an eine Andacht dabei kann ich mich platterdings nicht erinnern. Es war mehr eine

sitzen sollten. Aber sie sind in der Verteidigung ihrer Sache wieder einmal nicht glücklich. Sie kommen wieder mit der längst abgebrauchten, von nur wenigen mehr geglaubten Behauptung daher, jene Leute, die das Schulgebet abschaffen wollen, seien Freimaurer (unter Freimaurer möchten sie die niederträchtigste Teufelei verstanden wissen) und wollten die Religion ausrotten! Die Religion ausrotten, heute da alles nach Religion schreit, da die Religion wieder lebendig zu werden beginnt, überall, wo sie nicht mit den Stricken äußerer Formen und starrer Dogmen geknebelt ist! Wahrscheinlicher als daß jene die Religion abbringen wollen, ist, daß diese die Schule wieder dem Staate entwinden und unter kirchliche Gewalt bekommen möchten. Fragte mich vor kurzem ein Priester, ob denn das ein so großes Unglück wäre und was die Kirche aus dem A-B-C und aus dem Einmaleins denn so viel Verderbliches machen könnte? — Es war zur Konkordatszeit, daß im Volke Flugblätter umgingen mit den Titeln: „Das katholische A-B-C“ und das „Katholische Einmaleins“. Der Inhalt ist mir nicht mehr ganz im Gedächtnisse, ich weiß nur, daß ersteres so begann: „A — Altar, B — Beichte, C — Kommunion“ u. s. w. Die Rechentabelle fing so an: 1 — ein Stellvertreter Gottes auf Erden, 2 — zweifache Wesenheit der Priester, 3 — Dreifaltigkeit, 4 — Vier Quatemberzeiten, 5 — Fünf Gebote der Kirche“ u. s. w. Mir fällt es nicht ein, für diese Elementargegenstände-Tabellen die Kirche zu beschuldigen; solche hat ein Spaßvogel gemacht, aber die Richtung deuten sie doch an, die der Unterricht in den Volksschulen ungefähr nehmen würde, wenn unser Unterrichtsministerium im Vatikan säße. Recht viele Kenntnisse und Wissenschaften würden im kirchlichen Interesse umgebogen und noch mehr derselben würden als „überflüssig“ unterdrückt werden. Ob das für das persönliche Glück gar so schädlich wäre, das ist eine Frage für sich. Jedenfalls bliebe unser Volk weit zurück in der gottgewollten Entwicklung der Kulturvölker.

Das Gotteshaus gehört der Kirche, die Schule dem Staate. Möchte doch der Klerus endlich einsehen, daß es so ist, und möchte er froh sein, daß es so bleibt. Nur durch seine fortwährenden Widersetzlichkeiten könnte es auch bei uns mit der Kirche so weit kommen, als in Frankreich. Im katholischen Volke gibt es schon zu viele helle Köpfe. Auch solche, die es klar erkennen, daß der Friede in der Schule unter Brüdern doch etwas mehr wert ist, als die mechanisch herabgeplapperte Formel auch des an sich schönsten Gebetes.

Der katholische Religionsunterricht bleibt ja doch in der Schule. Und da an demselben nur katholische Kinder teilnehmen, so steht dem Religionslehrer nicht das mindeste im Wege, zum Beginne wie zum Schlusse des Religionsunterrichtes katholisch beten zu lassen.

quellen. Das offizielle gemeinsam herabgeleierte Schulgebet ist nichts wert. Doch wäre es nicht ungeschickt, wenn der Schullehrer vor dem Unterrichtsbeginne eine feierliche Pause machte und die Worte spräche: „Kinder, jetzt schweigt und betet!" Jedes für sich, so wie ihm ums Herz ist. Vorausgesetzt natürlich, daß jedes Kind weiß, was beten heißt, und so viel wird ihm sein Religionslehrer, sei er nun katholischer Priester oder Pastor oder Rabbi, wohl beibringen. Ja, auf diese Weise kann man nicht bloß vor und nach dem Unterrichte beten, sondern auch während desselben, mit jedem guten, erhebenden Gedanken, wozu bei manchen Gegenständen Anlaß genug sein könnte.

Im weiteren ist der Schulunterricht (mit Ausnahme der Religionsstunde) vom Gebete ebenso unabhängig wie jede Arbeit.

Nun hat sich in unserem Lande ein heftiger Kampf um das Schulgebet erhoben. Den brachte nicht etwa die Willkür, den brachte die Zeit mit sich. Unser Volk ist nicht mehr ausschließlich katholisch, Die Konfessionen sind vielfach gemischt und werden es immer mehr. Da ließe sich sehr viel sagen von juridischem, humanitärem und religiösem Standpunkte aus. Die Staatsbürger haben natürlich alle das gleiche Recht, besonders auch auf die und in der Schule.

Und wenn in einer und derselben Schule das katholische Kind sein öffentliches Gebet haben soll, so müßte auch das protestantische, das altkatholische, das israelitische Kind das seine haben können. Ist das nicht logisch? Aber ist es durchführbar?

Der Schulunterricht hingegen paßt für alle gleich und ist auch allgemein, das Alphabet und das Einmaleins sind international, interkonfessionell. Nun wird aber bei uns noch aus der Zeit der politischen Kirchenherrschaft her ausschließlich das alte, katholische Schulgebet gesprochen und daraus entstehen zwischen den Anhängern verschiedener Konfessionen Feindseligkeiten. Da wir an Feindseligkeiten aller Art ohnehin keinen Mangel haben und da wenigstens die Kinder soviel als möglich vor denselben geschützt sein sollen, so gehen Volksfreunde nun daran, aus der Schule den Zankapfel zu entfernen. Das Gebet mag an sich noch so gut sein, sobald es zum Zankapfel wird, taugt es nichts mehr. Wenn das Schulgebet in den oben mitgeteilten Sprüchen bestünde, so hätten andere Konfessionen kaum viel daran auszusetzen Das Gebet des Herrn jedoch mit dem Ave Maria müßte dem Katholiken doch zu wert sein, als daß er es zu Streit und Agitation mißbraucht sehen möchte, der Mißachtung oder gar dem Spotte Andersgläubiger ausgesetzt. Für dieses Gebet hat er seine Kirche, sein Haus, sein Herz.

Die Kirchlichen aber treten mit aller Leidenschaft für Beibehaltung des katholischen Schulgebetes in den Volksschulen ein, auch wenn viele, unter Umständen die Hälfte und über die Hälfte, andersgläubige Schüler darin

Es rührt si was.

Es rührt si was — das is da Wind.
Er reit und rauscht, husch-husch, gschwind-gschwind,
Von oan zum andern Wipfl hi
Und macht sei großi Waldpartie.

Es rührt si was — das is da Quell,
Bergwasserl wia Kristall so hell.
A frischa Brunn, a junge Liab,
So mir nir, dir nir wern's nöt trüab.

Es rührt si was — a zierligs Reh,
Das wagt si aussa bis zum Klee.
Es rührt si was — und 's Reherl schaut . . .
Drunt auf da Straßn wird's iatzt laut.

Es rührt si was — das kloani Herz
Als wiar a Reh sei Woad begehrt's
Und hat's sei Liab und Lust daspächt,
So mecht sie's fordern als sei Recht.

Es rührt si was — es zuckt und kracht
Und 's Reherl hat koan Sprung mehr gmacht.
Es rührt si was — und 's Herz begehrt
Koa Lust, koa Liab mehr auf da Erd.

Es rührt si was — da Quell, da Wind
Rauscht Tag und Nacht, husch-husch, gschwind-gschwind. —
's Lebn geht voraus als wiar a Bot
Und ernst und sicha folgt da Tod.

A Sunnstrahl.

A Sunnstrahl is ganga
Vom blüahradn Feld
Auf d' Wies, übern Anga,
Dahin üba d' Welt.

A Schattn kimmt nacha
In eiladn Lauf;
Da Sunnschein und 's Lacha
Hert umadum auf.

*
* *

Ön an Stüberl voll Schein
Mag koa Fledermaus bleibn:
Und dei Herz, das soll sein
Wiar a Stüberl voll Schein.

Wiar a Stüberl voll Schein
Mit sunnliachti Scheibn,
Daß koa Nachtgviehkat hint
Wo an Untaschlupf findt.

Ein Tagebuch.

Graz, am 12. Jänner.

Der Barometer wigel-wagelt wetterwendisch auf und nieder. Und selbst in seiner tiefsten Erniedrigung erreicht er nicht mehr, als daß der Himmel teilweise sich leicht bewölkt und daß Nebelschleier über die Stadt ziehen. Das Wetter gibt sich alle erdenkliche Mühe, um die enttäuschten Schneeliebhaber, wenn auch nicht zu entschädigen, so doch zu versöhnen. Die Luft ist rein, die Sonne klar, der Himmel blau in der ganzen Runde und wenn er sich hie und da einen be-

Lehr-Liadla.

Von Hans Mittendorfer.

Auf Roasn gehn.

Auf d' Roas bin i ganga
Üban grean Anga
Bis zum Hollabam —
Weita kimm i kam.

Drentahal
Liegt a Tal;
Übazwerg
Steht a Berg;
Wiar is 's iazt gscheita!
Wo gehn i weita?

Is koa Gspoaß,
Daß i roas;
Doh bis i dös nöt woaß,
Ob i tiaf abi soll,
Oda hoch aufi wohl,
Bleib i da stehn,
Kann i nöt gehn;
Denn, is da Weg vafehlt,
Wia kimmst in d' weite Welt?

's Keglschreibn.

Neun Kegl, oa Kugl,
Dös nennt ma a Gspiel;
Dö wackln und stehn bleibn,
Dö geltn nöt viel.

Schau — 's Glück is dö Kugl,
Dö Kegelstatt 's Lebn
Und du selm bist da Scheiba,
Geht dar a oft danebn.

All neuni werns seltn,
Fünf-sechsi nöt oft;
Aba wenn's ar a Loch is,
Auf's Schanzl wird ghofft.

Bald gfaihlt und bald troffn,
Bald gwunga, bald zahlt.
Und endling wird's dunkl
Und endling wirst alt.

Und endling hoaßt's: Aufhern,
Da Polstazipf schreit!
Bist z'friedn mit dir
Oda reut di dö Zeit?

So steht nebn an Gspiel oft
Da bittari Ernst.
Mach ön Einsatz nöt z' groß,
Bevor's d' 's Triaffn nöt lernst.

A Herz ohne Wunsch.

A Herz ohne Wunsch
Is a See ohne Fisch,
Is a Herd ohne Feur,
Ohne Mahlzeit a Tisch.

A See ohne Fisch,
Ohne Welln, volla Ruah —
Wia weit muaß ma wandern,
Wann kimmt ma dazu?

A Herd ohne Feur
Hat im Aschn sei Gschicht;
Wird 's Nachlegn vasamt,
Is sei Deanst bald varricht.

Ohne Mahlzeit a Tisch,
Grad a Glaserl voll Wein —
Ma sitzt sie wohl hin,
Aba satt muaß ma sein.

das zustande bringen sollen, was dem kundigen Schriftsetzer oft kaum gelingt: die Schrift eines Schriftstellers zu lesen! Gerade die am besten schreiben, können am wenigsten schreiben. Wird das nicht ein gutes Mittel sein, den Kindern schon frühzeitig die Dichter gründlich zu verekeln? Und die andere Seite: Welch eine unerhörte Steigerung der Autographenplage, wenn nun die Schulbuchherausgeber, einer nach dem anderen, um eigenhändig geschriebene Beiträge bitten kämen! —

Die Zeitungen kommen mit der Nachricht daher, der Zar wäre von der Hofpartei bestimmt worden, den schon im vorigen Jahre bewilligten Reichsrat erst im Herbst anzufangen. Eventuell auch dann nicht. (Wo möglich gar nicht.) Man hat also noch immer nicht genug Revolution.

Oder hätten die Zeitungen wieder einmal geflunkert? Sie sollen maßlos flunkern über die Vorgänge in Rußland. Wir würden vielmehr wissen von der russischen Bewegung, würden viel leichter das richtige wissen, wenn es keine Zeitungen gäbe. —

Vor kurzem schickte mir der wackere Rathauswirt in Floridsdorf, Josef Weitzer, ein Büchlein, in dem erzählt wird, wie er vor drei Jahren persönlich mitgeholfen hat, die als irrsinnig erklärte Prinzessin Luise von Sachsen-Coburg-Gotha aus der Gefangenschaft zu befreien. Nun, gestern kam ich dazu, die Schrift zu lesen und warm ist mir dabei geworden. Ein schlichter Wiener Bürger macht zufällig die Bekanntschaft mit einer bei der bekannten Affäre beteiligten Person. Die Tatsache einer doppelten Ungerechtigkeit, besonders, daß die Prinzessin ganz grundlos wie eine Närrin gefangen gehalten wird, empört ihn derart, daß er den Entschluß faßt, alles was in seiner Macht steht, selbst sein Leben, daranzusetzen, um die Befreiung der Prinzessin zu bewerkstelligen. Wie er dann nach Sachsen reist, wo die Prinzessin in einem Hotel von Bad Elster interniert ist, und wie die Entführung glücklich durchgeführt wird — das ist köstlich zu lesen. Der nähere Fall geht ihn und mich nichts an. Aber diese Herzhaftigkeit eines schlichten Mannes aus dem Volke, der an einer Frau aus der höchsten Gesellschaft solche Heldenhaftigkeit übt, hat mir viel Vergnügen gemacht. Wer Stoff zu einem humoristischen Epos sucht, in dem die Ritterlichkeit anstatt bei den Aristokraten bei — den Bierwirten zu finden, hier ist einer.

Am 14. Jänner.

Der Biskuitfabrikant Ritter in Hamburg bäckt schon seit Jahren R.-Biskuits. Für das Recht, dieselben so zu benennen, führt er alljährlich einen Betrag zu irgend einem guten Zwecke ab. Vor zwei Jahren z. B. bekam das Waldschulhaus 50 Mark, vor einem Jahre die Kirche zu St. Kathrein ebenso viel. Und heute zeigt der wackere Mann an, daß er für dies Jahr wegen obiger Biskuits 50 Mark den notleiden-

scheidenen Schmuck gönnt, so ist es ein vergoldetes Sommerwölkchen. Der gefrorene Boden bleibt glatt und fest wie ein Bürgersteig, man geht umher in Wald und Feld, selbst die Moore sind passierbar, wie im Sommer nicht. Wahrlich, in diesem Winter ist ein gutes Wandern. Der Wanderer blickt sehnsüchtig nach den fernen Bergen mit dem leuchtenden Schnee, dabei weicht er, wo es geht, der Sonne aus und wandelt im Schatten, als sei es Juli und nicht — Jänner. —

Ein bekannter Porträtmaler ersuchte mich, ihm zu sitzen. Ich zeigte ihm eine Anzahl meiner Porträts und fragte, ob eines davon gelungen sei? Keines. „Sehen Sie, Meister, und es kann auch keines gelingen. Ich bin zu unstet. Vergleichen Sie diese Porträts untereinander!“ — „Sie haben miteinander gar keine Ähnlichkeit“, bemerkte der Meister. — „Und auch mit mir nicht.“ — „Aber der Künstler wird die verschiedenen Stimmungen und Gesichtsausdrücke zu einer Einheit gestalten. Dann wird das Porträt auch gelungen sein“, sagte der Maler. „Ich halte das Porträtiertwerden einfach nicht aus. Malen oder zeichnen Sie mich meuchlings, meinetwegen. Zu einer Sitzung kann ich mich nicht entschließen.“ Wir halten zu viel auf Bilder. Und oft ist das starre seelenlose Bild der lebendigen Erinnerung geradezu hinderlich. Wir würden uns manchmal einen Abwesenden, einen Toten deutlicher vorstellen können, wie er in Wirklichkeit war, wenn nicht ein schlechtes Bild dazwischen stünde.

Erneuerung der Südbahnkarte, die mir so viele Anregung vermittelt, daß jemand sagen konnte: R.'s Pegasus ist das beflügelte Rad. Es ist nahe dran. Oft einer wundert sich über meinen engen Gesichtskreis. Ich bitt' euch! Ohne dieses Flügelrad wäre er noch enger. Auf Bücher und Hörensagen kann man sich nicht verlassen, am besten man schaut überall selber nach. Ferner wachsen der Südbahn entlang allerhand Peterl-, Friedel- und Walter-Buben, und blondlockige Dirndln, ganz kleine, die allemal ein heiteres Geschrei anheben, wenn Großvaterl auf dem Flügelrad daherkommt.

Am 13. Jänner.

Der Schriftsteller fühlt sich mit Recht geehrt, wenn Aufsätze von ihm in Schulbücher als Musterlesestücke aufgenommen werden. Die Schulen des Deutschen Reiches sind österreichischen Schriftstellern mit solcher Ehrung nicht spröde. Nun kommen auch die österreichischen Schulmänner, aber die treiben es dicker. Will da ein Schulmann für die ersten Volksschulklassen ein Lesebuch herausgeben, zur Übung im Schriftlesen. Wendet sich an Schriftsteller um eigenhändig geschriebene Schriftstücke, die dann fürs Schulbuch faksimiliert werden sollen. Die Idee ist gut. Ein solches Schulbuch wird aber als Faksimilesammlung in der literarischen Welt größeren Anklang finden als bei den armen Kindern, die

Straßenstaub und Kohlenasche. Selbst im Zimmer hält die zudringliche Sonne uns immer die Millionen winziger Welten von Staubkörnern vor, die um uns wie ein Sternensystem wirbeln und kreisen. Und mit jedem Atemzuge verschluckt man tausend Welten. — Ich floh ins Oberland. Im oberen Mürztal Schnee, der Himmel trüb, die Berge klar und scharf und in der feuchten Luft völlig nahegerückt. Winterstimmung. Am Abend ein Spaziergang in den Pretulergraben. Schon finster, aber der Schneeweg lag wie ein blasses Band zwischen Strauch und Baum vor mir dahin. Stundenlang kein menschlich Wesen. Allein, aber nicht einsam. Der Bach hatte keine Eisdecke und rauschte am Wege. In den Baumwipfeln toste ein Föhnsturm, der stoßweise zu mir niederfuhr und mich aus dem Geleise drängen wollte. Hier wieder einmal ein Aufatmen! Es war herbe, treue, heimatliche Bergnatur. Die alte Älplerseele, die so welk und lahm geworden, in dieser Stunde machte sie wieder einmal ein paar matte Flügelschläge. Ins Dorf zurückgekehrt — Windstille, Sterne flimmern zwischen zerteilten Wolken. In die Stadt zurückgekehrt am nächsten Tage wieder Sommersonnenschein und — Aschermittwoch.

Am 16. Jänner.

Wache auf, jeden Tag, als ob es der erste wäre. Schlafe ein, jeden Tag, als ob es der letzte wäre. So frisch sollte der Mensch am Morgen an die Arbeit gehen und so resigniert soll er sich am Abend schlafen legen. Was hat man denn ausgerichtet? Wer kann am Abend den Erfolg seines Tages messen? Der Säemann muß monatelang warten, um die Früchte zu sehen, die er vorbereitet hat. „Ich habe heute ein gutes Geschäft abgeschlossen“, sagte jener Mann, als er einen Vertrag unterschrieb, der ihn später ins — Zuchthaus brachte. „Ich habe heute ein gutes Werk getan“, sagte jener, als er dem Bettelburschen fünf Kronen schenkte. Der Bettelbursche kaufte sich davon den Revolver, mit dem er auf der Straße einen Spaziergänger niederschoß, um ihn zu berauben. „Ich habe den Willen gehabt, etwas Gutes zu leisten.“ Es ist schon viel, wenn man das sagen kann.

Am 17. Jänner.

Heute fand ich an einer Schloßbergfelber das erste „Palmkätzchen“. Ja, was tust denn du schon da? Gib acht, es schlafen noch die Finken, Pensionisten füttern noch Raben. Sonst erscheint deinesgleichen erst im März und da noch im Pelz!

Am 18. Jänner.

Der Schuster Franzl zu Fischbach setzte beim Würfelspiel immer alles auf zwei Augen. Und wenn man fragte, weshalb er nicht

den Deutschen der Ostseeprovinzen und 20 Mark neuerdings dem Waldschulhause gewidmet habe. In der Tat, diese Hamburger Biskuits schmecken mir! —

Gestern besuchten mich zwei katholische Geistliche. Professor R. und Pater Ansgar Pöllmann aus Beuron, der vor drei Jahren gegen mich ein Buch „Rosegger und sein Glaube" veröffentlicht hat. Der Pater hatte in voriger Woche eine Wanderung in meine Waldheimat unternommen und sich weiter umgeschaut, wahrscheinlich um zu sehen, ob in seinem Buche wohl auch alles stimme. Heute nun gab es ein Gespräch über die kirchliche Notwendigkeit und den religiösen Schaden theologischer Studien. Ich meinte nämlich, daß Religion etwas ganz Apartes sei, das nicht wissenschaftlich betrieben werden könne, und daß ich an mir selber oft erfahren, wie sehr wissenschaftliche Religionsstudien, theoretische Gottesbeweise, vernunftgemäße Begründung der Sakramente u. s. w. das religiöse Gemüt schwäche. Die Herren gaben das bedingt zu, halten die theologische Wissenschaft als solche für den Glauben nicht notwendig, doch aber als Verteidigungsmittel des Glaubens für unentbehrlich. Zugeständnis, daß auch bei Theologen persönlich der Glaube seine Schwankungen und manchmal großen Tiefstand habe. Ich denke, selbst beim Bischof, und sagte spaßeshalber: „Aber Bischof, das möchte ich sein. Wenn nicht Landpfarrer, so wenigstens Bischof." Ein Bischof sei für seine Diözese beinahe der Papst. Was könnte er Gutes wirken heutzutage! Ich merkte an meinen werten Besuchern aber keine allzu große Geneigtheit, meine Kandidatur zu unterstützen. Aus fernerem Gespräche über Handel-Mazzettis Roman „Jesse und Maria" war zu entnehmen, daß es bei gutem Willen auch der Theologe zustande bringt, auf die Natur des Dichters einzugehen und ein Kunstwerk rein als solches zu würdigen. Speziell Pöllmann ist mehr Dogmatiker als Kritiker. Seine Blendlappen sind die kirchlichen Satzungen. Er gilt als lammfrommer Gottesminnedichter nnd als blutdürstiger Kritiker. Er ist ein junger Mann von stattlicher Gestalt mit gutmütigem Rundgesicht und ausdrucksvollen Zügen. Persönlich gibt er sich bescheiden, befangen und vorsichtig, eben wie einer, der aus der Klosterzelle zu Ketzern kommt. Pater Pöllmann möge verzeihen, ungefähr so denke ich mir den jungen Luther; die innere Ähnlichkeit wird wohl erst nachkommen müssen. Möge seine jetzige Reise durch Österreich und Italien ihn erklecklich mit der realen Welt zusammenführen, das wird dem Klostergelehrten wohlbekommen. Über sein Rosegger-Buch ist kein Wort gesprochen worden, ich hätte dem geschätzten Besucher unangenehm werden müssen.

Am 15. Jänner.

Der Sommer ist auf die Dauer unausstehlich, wenn er in den Jänner fällt. Und ist doch all' Tag Aschermittwoch, die Luft voll

Am 20. Jänner.

Heute frische, dünne Schneedecke (die erste seit Oktober) und schwerer feuchter Nebel darüber. Im Stadtpark von Baum zu Strauch flattern Raben. Ein Winterbild – in Wasserfarben. In mir erhöhte Lebensfrische trotz schlafloser Nächte und Empfindlichkeit der Augen.

Am 21. Jänner.

In einem Freundeshause Familienfest. Kinder und Enkel feierten den siebzigsten Geburtstag der Mutter und Großmutter. Wenige Freunde hatten das Glück, Zeuge dieses rührenden Kreises zu sein, dessen Mittelpunkt eine wegen ihrer Güte und Energie im Wohltun in der ganzen Stadt verehrte Frau war. Auf dem dämmernden Hintergrunde eines tiefen Leides hob sich das bunte Familienbild voll Kindlichkeit, Innigkeit und Humor wundersam ab. Der älteste Sohn des Hauses, der einen gefeierten Namen trägt, hat als Veranstalter aus dem Feste geradezu ein Kunstwerk gemacht, reich an Schönheit, sinnigen Einfällen und Überraschungen. Ein anderer Sohn, der in der Ferne weilt, war durch eine von ihm verfaßte und von den Enkeln aufgeführte dramatische Szene im Geiste anwesend und vielleicht noch näher dem Herzen der Mutter, als es durch persönliche Anwesenheit möglich gewesen wäre. Da konnte man empfinden, daß zwischen liebenden Menschen doch keine Entfernung ist oder vielmehr, daß gerade die Entfernung das engste Band werden kann. Oft fällt mir ein, daß es auch moralische Entfernungen gibt, deren Schmerz wie ein lohendes Feuer die Kette um zusammengehörige Herzen nur noch enger schmiedet. — Liebe kennt keinen Raum und keine Zeit, sie ist allgegenwärtig und ewig. Mensch, welch ein göttliches Wesen bist du mit deiner Liebe!

Am 22. Jänner.

Heute frischer Schnee, wirklicher Winter. Ich gehe im Gestöber spazieren, da schließt sich mir der pensionierte Schullehrer von M. an. Der hat andere Stürme im Kopf.

„Sind die hohen Herren jetzt entsetzt über den Sieg der Sozialdemokratie!“ beginnt er und greift mit beiden Händen sich an den Kopf. „Ja, wer hat denn mitgeholfen? Wer hat mit seinem Übermut das Volk gereizt, mit seinem Luxus die Notleidenden empört? Wer hat mit den Wildschäden die Bauerngüter locker gemacht, für die Jagdlust dieselben aufgekauft? Das nährende Land ist entvölkert, die zehrenden Städte sind übervölkert. — Jetzt wundern sie sich und sind entsetzt.“

„Lieber Freund, was hilft das Reden! Wie oft bin ich mit solchen Reden ausgelacht worden. Sie müssen es ja selber sehen. Diesmal wenigstens liegen Ursache und Wirkung offen da, wie es in der Soziologie nicht immer der Fall ist.“

einmal eine Abwechslung eintreten lassen wolle, das Glück sei doch unbeständig und möge nicht gerne immer auf die Würfelseite mit den zwei Augen fallen, es liebe wohl auch einmal andere Seiten, mit einem Auge, mit vier Augen — so antwortete er: „Gehts weita! Koan Oanaugadi mog ih nit. Und a Dreiaugadi oda gor a Fünfaugadi war nouh schiacha!“ Und begann zu singen: „Zwei Äuglein glänzen so lieblich und klar!“

Dieses launigen Schusters eingedenk bin ich heute, da es mir klar wird, daß auch ich das ganze Spiel auf zwei Augen setze. Fast alles, was ich leiste, geht durch die zwei Augen, und das meiste, was ich genieße — durch die zwei Augen. Und wenn das nun wird, wie es heute geworden, daß diese zwei Augen kein Licht vertragen können, daß sie entzündet sind, daß sie brennen, stechen und tränen, so findet man es eigentlich ganz selbstverständlich. Der Würfel hat doch auch andere Seiten, als die mit den zwei Augen. Und gleichzeitig wird's uns klar, was gestern noch für ein Tag gewesen. Wie der Fisch im Wasser schwammest du im süßen Lichte — ein Sonnenkind! Und wußtest es nicht, wie reich du warst. Heute liegst du im dunkelverhangenen Zimmer auf der Bank, mit verbundenen Augen, die kaum den Glanz eines Johanniswürmchens ertragen könnten, und siehst nichts, siehst nur eins: Wie groß und herrlich du gestern gelebt hast. — Aber das Licht ist doch noch in dir. Statt im Auge sitzt es im Gehirn und die inneren Gesichte sind unter Umständen mehr wert als die äußeren. Ich brauche überhaupt nur die Augen zu schließen und es steht die Waldheimat da, ringsherum. Die Zukunft ist ja sehr schön, eben weil man sie noch nicht sieht. Aber zu verachten ist auch der Blick in die Vergangenheit nicht. Es steht dort die Jugend.

Und manches sonst noch. Heute vor 35 Jahren ist ein großer Tag gewesen.

Am 19. Jänner.

In Rußland wird es ruhiger. Oder anders: anstatt der Revolution mordet zur Abwechslung einmal die Regierung. Und die kann's — scheint es — noch besser. In dem Maße, als es in Rußland ruhiger wird, wird man bei uns in den mittleren und höheren Kreisen kühler gegen das allgemeine Wahlrecht. Viele, die vor ein paar Monaten dafür Feuer und Flamme (Strohfeuer) waren, möchten jetzt am liebsten auskneifen und bei der nächsten Wegbiegung tun sie's vielleicht. Im Parlament sucht man die allerlängste Bank hervor, um die Wahlrechtsvorlage hinauszuschieben — womöglich hinaus bis zur Donau. — Mittlerweile graben die Sozialdemokraten ihre vor zwei Monaten ganz seicht vergrabene Streitaxt aus, um, wenn es sein muß, die lange Bank mit Gewalt abzuhacken. So das Stimmungsbild von heute.

Nun wird's bald zehn Jahre, seit in Österreich die Religionsbewegung einsetzte. Man konnte sich darüber freuen, weil es eine Bewegung war, die über träge Versumpfung einen frischen Wind brachte. Vielen ist sie zum Segen geworden. Viele haben sich besonnen, wohin sie ihrer Natur nach gehörten, und haben still zum Rechten gefunden. Die aus Herzensbedürfnis übertraten, man muß ihnen recht geben. Für Religionswechsel aus nationalen Gründen habe ich keinen Sinn. Die in unseren Ländern zerstreuten Evangelischen, darunter solche, um die sich bisher niemand gekümmert hatte, vereinigten sich zu Gemeinden, erhielten Kirchen und Geistliche. Die katholische Kirche wurde geweckt, um sich zu besinnen, in welcher Zeit sie lebt. Es begann ein regeres kirchliches Leben. Aber gleichzeitig auch auf beiden Seiten das Eifern. Auf manchen katholischen Kanzeln hörte man fast nichts mehr, als agitatorische Dogmatik und Gezänke gegen die evangelische Kirche. Auch auf protestantischer Seite Hoffart und Unduldsamkeit in Zeitschriften; die Presse beider Lager strotzte von Verunglimpfungen, Verdächtigungen gegen einander. Man suchte Unfrieden zu stiften im Staat, in den Gemeinden, in den Familien „des heiligen Glaubens wegen."

Während um diese Zeit in Literatur und Kunst eine merkwürdige Verinnerlichung im christlichen Sinne wesenhaft wurde, während die Menschen wieder zu dürsten begannen nach den Geheimnissen von Gott und Ewigkeit, was taten die Kirchen? — Sie rauften sich um des Herrgotts Bart, da doch kein Mensch wissen kann, ob er überhaupt einen trägt! — Was kann das Volk bei diesen konfessionellen Katzbalgereien gewinnen? Werden die Herzen wärmer, besser, glücklicher? Werden die allgemeinen Gegensätze geringer, wird Güte und Nächstenliebe gefördert? — O, wie sehr im Gegenteil! Seitdem die Kirchen mit einer Art Berufung auf Christus sich so wild und häßlich befehden, ist eine neue Quelle der Verbitterung und des Hasses erschlossen worden.

In meinem Garten stehen zwei Bäume, ein Apfelbaum und ein Birnbaum. Sie stehen friedlich nebeneinander da und tragen ihre Früchte. Ich habe beide lieb, es sind schöne Bäume, und das einemal esse ich gerne Äpfel, das anderemal gerne Birnen. Wenn diese Bäume aber eines Tages anhüben, mit den Ästen aufeinander loszuschlagen, ich ließe sie sofort fällen — alle beide.

Am 25. Jänner.

In Newyork ist bei Clure, Phillips & Co. eine neue englische Ausgabe meines I. N. R. I. erschienen. Sie unterscheidet sich von der Londoner Ausgabe durch Illustrationen in moderner Manier. Ich wüßte von dieser Ausgabe nichts, wenn mir ein amerikanischer Bücherfreund nicht ein Exemplar zugeschickt hätte mit dem Ersuchen: „hineinzuschreiben". Es ist

„Das nicht ein Häher?!“ flüstert der Alte und macht die Geste des Schießens. Denn aus dem Strauch ist ein Vogel aufgeflattert.

„Sie! Sie! Sie! Ziehen Sie nicht zu sehr gegen die Jäger los!“

Am 23. Jänner.

Die Augen können, wenn sie vorsichtig zwinkern, wieder Licht sehen. Klare Winterlandschaft, schneidiger Nordost, Schneetreiben. Zwischen eilenden Wolken blasser Sonnenglast. Am Bergweg tost es in den Bäumen. Fern über den Murtaler Alpen graues Gestöber. Ich suche mein Palmkätzchen und finde es nimmer. Das übermütige Ding hat zu früh ans Freien gedacht, jetzt hat ihm der Frost das Pelzel verbrannt. Weiß ich doch selber nicht, ob wir vor Beginn des Frühlings stehen, oder des Winters. —

Die Politik muß schon eine verdammt tiefe Weisheit sein, weil sie unsereiner schon gar nicht verstehen kann. Die Deutschen in Österreich wollen regieren, das verstehe ich. Aber sie regieren schon lange nicht mehr, kaum daß sie bisweilen noch ein bißchen mitregieren. Daß ihnen solches zu wenig ist, verstehe ich auch. Nun hätten die deutschen Parteien Gelegenheit, einen ihrer besten Männer ans Staatssteuer zu bringen, als einen Minister, der besonders die Vorteile der Deutschen vertreten soll. Und siehe, sie wehren sich dagegen wie die Löwen! — Das verstehe ich nicht. Nur räsonieren und nicht schaffen, das kommt mir halt vor, als ob man zur Esse wohl den Blasebalg stellte, aber nicht auch den Schmied.

Am 24. Jänner.

Gestern habe ich von einer angesehenen Persönlichkeit folgende Aussprache gehört:

Ich habe nicht die mindeste Anlage zur Religiosität. Kann auch nicht sagen, daß ich religiöse Menschen beneidete, Neid riecht zu sehr nach Mißgunst. Aber achten muß ich sie, unter Umständen verehren. Sie haben ein großes Talent, das mir abgeht. Ja, ich möchte religiös empfinden und denken können, aber wie fängt man das an? Ich glaube, es würde sich mit der Forschung, die ich treibe, ganz gut vertragen. Ich könnte vielleicht glauben an einen Gott, aber was nützte mir das, wenn's doch kalt bliebe in mir, wenn ich zu diesem Gott in kein persönliches Verhältnis kommen könnte — wenn mir das Bedürfnis danach mangelte? Ich fühle mich auch so gut aufgehoben.

Dieses Bekenntnis gibt eine Menge zu denken. Man könnte ein Buch darüber schreiben. Es ist nicht unmöglich, daß der Mann eine tiefere Religiosität besitzt, als viele „Gläubige.“ „Ich fühle mich auch so gut aufgehoben?“ Woher hat er denn das? —

nisse des Volkes ganz ferne liegen. Ich habe meines Wissens keine unsittlichen Bücher geschrieben, doch bei Auswahl für Volks- oder Schulbüchereien muß ich manchen meiner Bände zurückweisen.

Am 27. Jänner.

Heute Mozarts 150. Geburtstag. Groß und feierlich begangen. Dieser Tage wird man oft gedrängt, etwas über Mozarts Musik zu sagen. Wieso? Musik kann man singen, geigen, blasen, nur sagen kann man sie nicht. Sie nicht und den Eindruck nicht, den sie macht. Und schon gar bei Mozarts Musik! Da gibt's nur: Hören, empfinden und schweigen. — „Schweigen und selig sein!" —

Fahrt über den Semmering. Reicher Schneesegen. Wie märchenhaft wunderbar ist dieses unendliche Niedersinken der Flocken! Noch fast berückender als das Blütenwehen im Mai. — Wenn der Mensch sich sattgegessen, dann hat er sonst auch für andere etwas übrig, wenigstens ein gemütliches Wort. Ein Herr, der im Gelaß mir vorher wie ein Bulldogg gegenübergesessen, nach dem Gabelfrühstück in Mürzzuschlag wurde er gesprächig und rief aus: „Verdammtes Wetter, das!" Und saß doch so wohlgeborgen im behaglichen Koupee. Er wolle nach Wien zur Mozartfeier. Bei Mödling schien die Sonne herein. Wütend riß er den Vorhang zu, konnte auch keinen Sonnenschein vertragen. Kein Licht, keine Schönheit, keine Freude! Was der bei der Mozartfeier zu tun hat?

Mich erinnert Mozarts Musik immer an des Alplers herzfrisches Jauchzen. Meine Mozartfeier bestand darin, daß ich heute in der und für die Wiener „Urania" eine Vorlesung über den steirischen Volkshumor hielt. — Besser musizieren kann ich nicht.

Am 28. Jänner.

Vor einigen Tagen ist im Raxengraben, am Fuße der Rax, ein geheimnisvoller Mord verübt worden. Kamen drei fremde Frauenzimmer daher, blieben beim Bauernwirte Eder über Nacht und wanderten am nächsten Tage weiter in das einsame Hochtal hinein. Nach ein paar Stunden sah man zwei der Frauenzimmer wieder zurückgehen, dem Bahnhofe in Kapellen zu, dann verlor sich ihre Spur. Die dritte wurde noch an demselben Tage in der Wildnis erdrosselt und im Schnee vergraben aufgefunden. Im Gasthause hatten sie am Abende zuvor Namen in das Fremdenbuch geschrieben. Sonst keine Anhaltspunkte. Ein Mord, bei welchem man weder weiß, wer der Ermordete ist, noch wer die Mörder sind. Bei welchem auch das Warum so ganz und gar im Dunklen liegt. Ein weites Feld für die Phantasie. Wer warf solches Verbrechen in die Berge? Über deren Geheimnis heute wieder ein warmer sonniger Frühlingstag schwebt.

ein wahres Vergnügen, wie unbefangen amerikanische Verleger uns deutsche Schriftsteller bestehlen. Ich war einigemale so unbescheiden, solche Verleger um je ein Autorenexemplar zu bitten. Kein Lebenszeichen. Hingegen schickte mir ein amerikanischer Gentlemen aus Minnesota in großen Paketen meine Bücher zu mit dem Begehren, auf die dafür beigebundenen leeren Blätter jedes Bandes mit eigener Handschrift dessen Inhalt zu charakterisieren, natürlich auch Datum und Namensunterschrift. Strenge vorgeschrieben! — Hingegen versprach der Amerikaner, die Bücher in eine von ihm gegründete internationale Grand-Bibliothek einzureihen — „zu ewigem Ruhme!“ Zur Vergütung für tagelange Mühen, Postplackereien und Barauslagen ersuchte ich den Herrn um einen Beitrag für das Waldschulhaus. Aber der idealistische Amerikaner ließ es einstweilen beim „ewigen Ruhme“ bewenden.

Am 26. Jänner.

Heute nicht das erstemal, daß Gesuche um Bücherspenden für Volksbüchereien dahin ausklingen: Bitte, spenden Sie Lektüre, was es auch sei, uns ist alles willkommen! — Volksbücherei und alles willkommen?! Diese Herren sollte man doch gleich aus ihrem Amte jagen. So ganz und gar keine Ahnung zu haben, was eine Volksbücherei bedeutet und sein soll! Eingeschickt wird freilich alles Mögliche, Gutes, Mittelmäßiges, Schlechtes; gewöhnlich aber solche Bücher, die der Spender selber nicht mag. Da heißt es nun prüfen! Das Schlechte und Mittelmäßige weg. Für Leute, die wenig Zeit zum Lesen haben und sich doch selbst ausbilden wollen und sollen, ist nur das Beste gut genug. Nicht vielerlei Bücher, aber von den guten, passenden mehrere Exemplare. Bloß zur Unterhaltung der Leute gründen wir keine Volksbibliotheken; das Viellesen aus Unterhaltung halte ich sogar für sehr verderblich. Durch die Volksbüchereien wollen wir den einfachen Lesern einen weiteren Weltblick auftun und ihre Herzen empfänglich machen für Gutes und Schönes. Besonders Populärwissenschaftliches ist zu pflegen. Da soll man sich nur einmal in Arbeiterbibliotheken umsehen; an dem, was da mit Vorliebe gelesen wird, kann man was lernen. Die Prüfung von Volksbüchereien kann nicht leicht Einer besorgen, da müssen Kenntnis, Geschmack und Erfahrung mehrerer mittun. Gut und schlecht ist auch nur relativ. Das Landvolk, um das es sich in vielen Fällen handelt, braucht was anderes, als das Stadtvolk. Ich nenne für Volksbüchereien gut, was nicht außerhalb des Fassungsvermögens der normalen Leser steht, was dieselben edel anregen kann, die Humanität fördert, das Wissen bereichert und auch zum eigenen Berufe tüchtiger macht. Reisebeschreibungen, Biographien bedeutender Menschen sehr passend. — Und schlecht für Volksbüchereien sind nicht bloß unsittliche Bücher, sondern auch solche, die nur dem Zeitvertreib dienen, oder dem Interesse und dem Verständ-

kaiserlichen Statthalter bedrohten! — Daß die Kaufleute sich um ihr Geschäft auch Sonntags kümmern, ist zu verstehen. Aber daß die Kirchlichen es in dieser Sache mit ihnen halten und aus Parteiinteressen das Gebot Gottes, ja sogar das Gebot der Kirche verleugnen, ist wohl sehr merkwürdig. In die Kirche kommen freilich nicht alle, die Sonntagsruhenden, es würde ihnen nicht schaden; aber man kann doch auch draußen in heiterer Naturfreude den Feiertag heiligen. Die Sonntagsruhe hat gewiß ihre Nachteile, allein die Vorteile überwiegen weit. Auch mir persönlich ist die Sonntagsruhe anderer vielfach unbequem, doch sie ist menschlich notwendig. Der Mensch lebt nicht allein vom Geschäfte. Was wäre unserer wahnsinnig nach Geld jagenden Zeit gesünder als ein Aufatmen am siebenten Tage und ein Besinnen auf sich selbst! Wenn das größte Handelsvolk der Erde, die praktischen Engländer bei ihrer strengen Sonntagsruhe vorwärts gekommen sind, so wird sie doch nicht gar so schädlich sein. Der Anfang ist ja schwer, doch allmählich wird das wirtschaftliche Leben sich der Sonntagsruhe recht gut anbequemen. —

Klarer Sonnenschein. Nur über den nordöstlichen Bergen dunkle Schneewolken. Während unseres Mittagmahls wird es plötzlich finster und gleichzeitig wirbelt draußen ein so dichtes Schneegestöber nieder, daß die unseren Fenstern gegenüberstehenden Bäume und Häuser in kreisendem Grau versunken sind. Dem obersteirischen Schneewetter ist eine Wolke durchgegangen und die schüttet jetzt in dichten Bündeln den Schnee herab und ein tosender Sturm peitscht ihn, daß die unermeßlichen Flocken von oben nach unten, von rechts nach links, von links nach rechts, von unten nach oben durcheinander wirbeln — ein kaltes Kochen und Schäumen, und die Geister der Lüfte rühren mit hundert Windquirlen lachend den grauen dichten fliegenden Brei. — Da wird der Tanz matt, es lichtet sich, die Schleier schwinden, eine weiße Schneelandschaft liegt vor uns, das Gestöber zieht sich gegen Südwesten, über uns blauer Himmel mit leichten Wolkenfransen und — Sonnenschein. Die ganze Herrlichkeit hat kaum eine Viertelstunde gedauert. Ähnliches hatte ich nur im Gebirge erlebt, aber das währte manchmal tagelang, dafür konnten wir dann aber, anstatt durch die Haustür, durch das Dachbodenfenster hinausgehen auf den Schnee. Das war lustig! —

Am 1. Februar.

Der Waldhäusler Wenz hat ein armes Mädchen lieb. Er wirbt um ihre Hand, aber sie kehrt sich ab. Da greift er an das Bendel seiner Wanduhr und hält es auf. Und die Uhr steht jahrelang still. Der Wenz zählt die Stunden nicht mehr, sein Leben ist liebeleer — es ist keine Zeit. Das Mädchen aber hat einen anderen genommen, einen Holzknecht, und mit ihm elf Jahre lang gelebt. Nun verunglückt der

Am 29. Jänner.

Erinnerung. Eines Tages trat bei dem Schriftsteller Friedrich Schlögl in Wien (ich war just bei ihm auf Besuch) ein Jüngelchen ein und überreichte ihm mit Selbstgefälligkeit ein schön geschriebenes Gedicht: „Zur Huldigung dem großen Wiener Humoristen!“ „Lassen Sie das!“ brummte Schlögl, tat die Rolle auseinander und überflog die Verse. „Haben Sie natürlich selbst gemacht?“ „Jawohl, Herr Schlögl.“ „Treiben Sie das öfter?“ „So ziemlich.“ Schlögl zuckte die Achseln und knurrte: „Die Jugendverirrung soll Ihnen diesmal verziehen sein. Aber gewöhnen Sie sich's beizeiten ab, das Gedichtemachen!“ — Man kann denken, wie der Junge sich trollte. Ein ähnlicher Fall war heute, als ein Student mir ein Gedicht brachte. Nur noch derber war ich, als damals Schlögl. Hinterher tut's mir leid. Was kann der junge Mann dafür, daß vor ihm heute schon eine drückende Anzahl von Gedichten eingelangt ist mit dreisten Begleitschreiben und Zumutungen. Diesen war's vermeint und nicht dem bescheidenen Gymnasiasten, der wohl keine andere Absicht hatte, als mir eine Aufmerksamkeit zu bezeigen. Der Gedanke, den Jungen etwa gekränkt zu haben, verdirbt mir den Rest des Tages.

Am 30. Jänner.

„Ein Jahrl nur, wenn er noch gelebt hätt'!“ hörte ich heute jammern. Und er war schon hoch über Siebzig gewesen. Daß sie nicht satt werden können, die armen Menschen, laut zu klagen, da sie doch seit Urzeiten her wissen müssen, wie es läuft und daß alle Klage vergeblich ist. Es muß wohl so in der Natur liegen, daß der Schmerz aufschreit. Das Brausen des Wassers, wenn es in die Tiefe stürzt, sagt ja auch nichts anderes als: O weh, dieser Sturz! — Darum ist es fast was Überirdisches, wenn ein Mensch in seinem Leide einmal — schweigt. Mitleid mit der schreienden, Ehrfurcht mit der schweigenden Klage!

Am 31. Jänner.

Gestern ging es lebhaft zu vor der alten Kaiserburg zu Graz. Eine erregte Menschenmenge füllte den Platz und verlangte vom Statthalter die Aufhebung der Sonntagsruhe, die er früher durch eine Verordnung eingeführt hatte. Eine große Deputation hatte sich zum Statthalter selbst begeben, um die Aufhebung der im Katechismus gebotenen Sonntagsfeier von ihm zu verlangen. Einer der Redner verwies auf die Menge vor der Burg und daß er im Falle eines ablehnenden Bescheides die Verantwortung nicht übernehme! — — Also revolutionäre religionslose Sozi? Nee! sagt der Sachse. Es waren die „loyalen Bürger“, die eine Stunde vorher ein großes Huldigungstelegramm an Seine Majestät hatten abgehen lassen, und die jetzt den

Mitleid der Eigenliebe, das macht gar nichts, wenn es nur teilnehmend und hilfebereit ist.

Am 4. Februar.

Ein junger Mensch kam zu mir und erzählte seine Lebensgeschichte. Künstlerleben. Allerlei versucht. Nirgends eine Existenz zu finden, nirgends und mit nichts anzukommen. Er bitte um Rat, was zu beginnen.

Während ihm der Rat in die Hand gegeben wurde, sagte ich: „So, und jetzt schauns, daß Sie weiter kommen!“ Der junge Mensch schrak zusammen und stürzte zur Tür hinaus. Bis mir das Mißverständnis klar wurde, war er um die Ecke. Für einen richtigen Hinauswurf hatte er meine Worte genommen, während sie selbstverständlich nur so gemeint, daß ich wünsche, er möge trachten im Leben endlich vorwärts zu kommen.

Der merkt sich den Grobian sein Lebtag lang.

Am 5. Februar.

Ist es gut, dem Erstbesten, der von dir was will, dich zur Verfügung zu stellen? Ist es nicht vielleicht besser, dich zu sammeln und zu stärken für ein gemeinnütziges Werk, das du zu deinem Lebenswerke machen sollst? Die Alltagsgüte ist oft nur eine Schwäche oder eine Eitelkeit. Jeder lebe für sein Werk, und sein Werk sei ein den Menschen nützliches — das genügt.

Am 6. Februar.

Der Mord im Raxengraben steht im Lichte. Zwei Wiener Dienstmädchen haben ein drittes in die Einsamkeit gelockt und getötet, um sich nachher in Wien dessen ererbtes Vermögen von 10.000 Kronen anzueignen. Die Mörderinnen, beide noch jung, sind zwei Schwestern, zuständig nach Neuberg, die eben auch in der Großstadt ihr Glück suchten. Wer in den Blättern die unglaubliche Schlauheit liest, mit der der Mord verübt und die Schutzmittel, die gegen Entdeckung getroffen wurden, der muß Respekt bekommen vor der Intelligenz des Weibes und Respekt vor der Polizei, die das Mörderpaar bereits in den wohlverdienten Ruhestand gesetzt hat. — Der Vater der Mörderinnen, ein verwitweter, pensionierter Werksarbeiter in Neuberg, soll, als Gendarmen ihm die Nachricht von der Schreckenstat überbracht, ausgerufen haben: „Meine Madeln? Sie wern doch nix gstuhln hobn?! Na, däs thoan meini Kinder nit, däs nit!“ Und er lachte überlaut. Aber später: „Wan sie's sein, nacher muaß ih furt vo dera Welt, nochha hon ih nix meh z suachn do!“

Hier krampft es uns das Herz zusammen.

Am 7. Februar.

Seit dem 31. Jänner, als jene Schneesturmkartetsche über die Stadt niederging und platzte, hat das Wetter sich umgewandelt. Feuchte Luft, trüber Himmel, Schneefälle. Aber die nordischen Spiele in Mürz-

Holzknecht. Sie geht zum Wenz und legt ihm nahe, daß sie ihn jetzt wohl heiraten möchte. Da schickt er sie fort. Und als sie fort ist, richtet er langsam seine Uhr an, die seit elf Jahren stillgestanden war. Jetzt, da er einsieht, wie es mit ihrer Treue bestellt und daß sie jetzt bloß den Ernährer ihrer Kinder sucht, ist alles in ihm wieder in Ordnung, sein Leben ist nicht mehr zeitlos! Nicht sie, aber *sich* hat er gefunden. Die Uhr geht.

So ungefähr erzählt Max Geißler in seinem Roman „Hütten des Hochlands". Ja, das wäre schön, wenn Gott uns die glücklose Zeit nicht anrechnen wollte. Wie gelassen würde man die schlimmen Stunden, Tage, und wenn's auch Jahre wären, ertragen, wenn man wüßte: diese Zeit zählt nicht, die mir zugemessenen guten Jahre bleiben ungeschmälert. — Und warum nicht? Es kann ja so sein.

Am 2. Februar.

Der *Walterbub* in Langenwang befaßt sich bereits mit Studium über den Gebrauch der menschlichen Organe. Er treibts empirisch, erfahrungsgemäß. Walter, wozu hat man das Haar? „Zum Kämmen." Und die Augen? „Zum Zumachen." Und die Nase? „Zum Bohren." Und die Ohren? „Zum Putzen." Und den Mund? „Zum Lachen und Weinen." Und die Hände? „Zum Fingerwaschen." Und die Beine? „Zum Zudecken und zum Hosenanziehen."

Am 3. Februar.

Heute sah ich im Kaufmannshause die Kassierin, über ein Zeitungsblatt gebeugt, heftig weinen. Was gibt's? „Ach das Unglück gestern in Wien! In der Altlerchenfelderkirche bei einer Kinderpredigt! Panik wegen einer epileptischen Person. Viele Kinder zerdrückt, zertreten, schwer verwundet. Ein Knabe zutod getreten. Furchtbar, furchtbar!" Denselben Fall hatten vorher auf der Gasse Leute besprochen mit einer leichten, pikanten Erregung, wie man Neuigkeiten eben erzählt. Es ist eine wunderliche Eigenschaft des Menschen, daß es ihm fast ein Vergnügen macht, anderen eine Schreckensnachricht, wenn sie ihm persönlich gerade nicht zu nahe geht, mitzuteilen. Zumeist ohne Spur von Schmerz oder Mitleid. „Sie sind sehr bewegt, Frau!" sagte ich zur Kaufmannsfrau. „Wenn man selbst Kinder hat!" rief sie aus. — Sie denkt an sich selbst. Ist das *Mitleid*? Die Vorstellung, an eigenen Kindern ähnliches zu erleben! Aber in diesem Erbarmen seiner selbst liegt auch das Erbarmen für andere. Man erfährt immer wieder, daß Leute und selbst auch ärmere, die Kinder haben, für fremde Kinder viel lieber was tun, als kinderlose, auch wenn diese wohlhabend sind. Nur wer die Liebe und das Leid kennt, kann mitleidig sein. Im Grunde entspricht ja jedes

irgendeinem unüberlegten Ausdruck anhacken und Zank beginnen. Schweigen wie die Toten. Doch wie soll ein lebendiger Schriftsteller bei Ausübung seines Berufes das machen? Das Papagenoschloß! Aber man kann doch nicht zu allem, was geschieht, „hm hm!“ sagen.

Warum denn nicht? „Hm hm!“ sagt alles und regt niemanden auf. Glaubst du? Erst vor kurzem hörte man von einem Duell, das stattfand, weil jemand „hm hm!“ gesagt hatte.

Als ich heute dem Redakteur des „Heimgarten“ meine Märzheftbeiträge brachte, sagte er auch: „Hm hm!“ — Wieder Kampf! Ich weiß ja, daß viele meiner Gegner persönlich gutmütig sind, ich gehe auch nie gegen Personen los, wohingegen jene immer nach meiner Person schlagen. Aber schweigen über das, was auch mich, meine Kinder und Kindeskinder angeht — ich kann es nicht.

Am 9. Februar.

Heute hörte ich von folgendem Vorgang im Kaffeehause. Ein Student machte eine freche Bemerkung über eine Dame, deren Bruder anwesend war. „Sie müssen ihn fordern!“ redete man auf den Bruder ein. Dieser antwortete: „Gut. Aber anders, als die Herren meinen. Wer so etwas über meine Schwester spricht, der ist ein Schuft. Und mit einem Schuft schlage ich mich nicht.“ Da hatte er eine Ohrfeige. Auch die ließ ihn ruhig, er sprach: „Gestern hat mich im Stalle ein Esel geschlagen und ich war heute noch ehrbar. Heute schlägt mich ein Ochs und ich werde morgen noch ehrbar sein. So schwindsüchtig ist meine Ehre nicht, daß sie von einem Rindsbein totgeschlagen werden könnte. Bringt er mich aber um, denn ich habe weder fechten noch schießen gelernt, so hat meine Schwester keinen Bruder, der den schurkischen Verleumder vor Gericht fordern könnte.“ — Sprach's und tat das Seine.

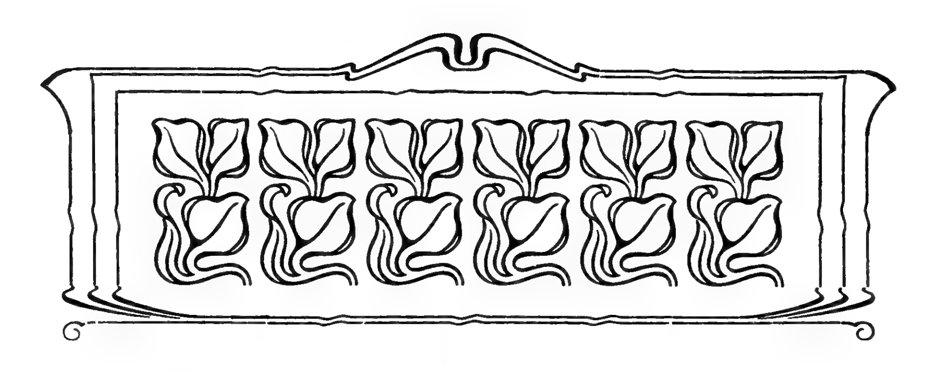
Am 10. Februar.

Freund! In deiner runden Hirnschale hast du nur eine gewisse Anzahl von Gedanken. (Oder Ideen.) Anfangs schlummern sie wie Kindlein und träumen wie Kindlein. Dann kommt das Leben und weckt sie auf. Erfahrungen und Sinnenspiele wecken sie auf, Jahr für Jahr, einen um den andern. Endlich sind alle wach und es ist die Zeit, da du die Höhe deiner Gescheitheit erreicht hast. Dein geistiges Wesen ist reif, ist fertig. Von nun ab magst du sehen, hören, lesen, erfahren, was du willst, es wird kein neuer Gedanke mehr wach, weil keiner mehr da ist; und kommt ein fremder, neuer dazu, so fressen ihn die alten auf. Um so bunter das Treiben der alten bei jeder Anregung: sie verkleiden, vermummen sich, tanzen, stehen auf einem Bein, auf dem Kopf, schneiden allerlei Gesichter, so daß du meinst, es seien immer wieder neue und neue, und man von der Weisheit des Alters spricht. Doch es ist nichts

zuschlag, die in den letzten drei Tagen stattfanden, waren immer noch reichlich um zehn Grad nördlicher Breite zu südlich gelegen. — Durch die Straßen der Stadt Graz Werbearbeit des Karnevals. Lockplakate an den Mauern. Locktafeln werden von Dienstmännern feierlich, als schleppten sie Kirchenfahnen, durch die Gassen getragen. Frauen haben bunte Bänder; wirken blau und grün nicht, so schreien sie in gelb und rot: „Ich empfehle mich Ihnen warm!“ Die Männer haben mit Vorliebe im Fasching auf ihren Hüten hohe Federnstöße oder Gemsbart, was auf steirisch soll heißen: „A Schneid han ih!“ Der Karneval-Inkarnation ist alle Welt brünstig ergeben. — Die Herrengasse entlang fährt eine vornehme Karosse, mit zwei feurigen Hengsten bespannt; langsam fährt sie, als wolle der Fürst, der drinnen sitzt, sich huldigen lassen. Sie huldigen, denn sie lachen. Es ist aber nicht der Prinz mit der Narrenkappe, es ist ein Herr in Frack und Zylinder, weiß bekrawattet und behandschuht. Mit feierlicher Herablassung grüßt er nach allen Seiten. Über ihm auf dem Stab eine riesige Tafel, aus der große Buchstaben herabrufen: „Das Kaufmannsgeschäft N. N. ist auf den Hauptplatz übersiedelt!“ Neben meiner bleibt ein Bäuerlein stehen und frägt schalkhaft, ob man vor dieser Herrschaft nicht den Hut abnehmen müsse? „Wenn ihr wollt. Aber was der Mann sucht, das ist der Geldbeutel. Mit seinen Hengsten und seiner Tafel sucht er den Geldbeutel.“ Übrigens, Bäuerlein, du erinnerst mich an ein anderes Bäuerlein, das vor etwa vier Jahren in der Sackstraße — schon Abend war's — fromm den Hut abnahm und niederkniete. Denn mit feierlichem Geklingel und hellen Lichtern kam ein hoher Kasten herangeschwebt. Das hat der tramwayunkundige Landmann für etwas Kirchliches gehalten.

Am 8. Februar.

„Was ist denn das schon wieder!“ rief die Magd aus, als diese Ansichtskarte kam. Mein Bild, am Mund ein Anhängschloß, wie es der Papageno trägt. Ich weiß freilich, wie das gemeint ist. Vor ein paar Tagen verwunderte ich mich bei jemandem über die häufigen Anrempelungen, die mir aus Parteikreisen zuteil werden. Dagegen gäbe es schon ein Mittel, meinte der jemand, aber ohne es zu verraten, ging er fort. Nun auf der Postkarte war das Mittel angedeutet: Ein Mundschloß. Warum haben die Toten Ruhe? Weil sie schweigen können. Wir mitten im Leben stehenden, jede Verkehrtheit und Dummheit Mitbüßenden, können es nicht. An der Meinungsverschiedenheit liegt es nicht allemal, sehr oft an dem Mißverständnisse liegt es. Gäbe es keine Sprache, so gäbe es wahrscheinlich viel weniger Mißverständnisse und Verdrießlichkeiten. Im Grunde meinen wir ja zumeist dasselbe. Aber da reden wir so lange darüber herum, besprechen es von allen Seiten so lange, bis es gründlich mißverstanden wird oder bis die Gegner bei



Kleine Laube.

Kleine Geschichten von Karl August.

Von dem fürstlichen Freunde Goethes und Schillers, dem von allen Deutschen vergötterten Großherzog von Weimar, erzählt Julius Schwabe unter anderem folgende kennzeichnende Geschichtchen:

Auf dem Wiener Kongresse wurde das Herzogtum Weimar zum Großherzogtum erhoben. Im ganzen waren der Veränderungen, die infolgedessen im großherzoglichen Hofhalte stattfanden, nur wenige und der Großherzog selbst blieb sich gleich in seiner Neigung zu schlichter Einfachheit im äußeren Auftreten, die er, wo es darauf ankam, so gut mit fürstlicher Würde zu verbinden wußte. Was die Kleidung betraf, liebte er, besonders in seinem höheren Alter, die Bequemlichkeit über alles. Man sah ihn selten anders als in seiner dunkelgrünen Pekesche. Mit dem Namen Pekesche oder auch polnischer Rock bezeichnete man damals ein Kleidungsstück, welches einen ähnlichen Zuschnitt wie unsere heutigen Joppen oder Jacketts hatte, nur durch sogenannten Schalkragen sich davon unterschied und auf der Brust mit Schnüren von gleicher Farbe wie die des Rockes besetzt war. Diese Pekesche bildete einen nicht unwesentlichen Bestandteil des Bildes, welches der Weimaraner von seinem „alten Herrn" im Herzen trug. Wenn Karl August hohen Besuch hatte und diesem zu Ehren sich in der Generalsuniform sehen ließ, schien es dem Publikum, als sei das gar nicht sein rechter, echter alter Herr. Wenn er aber in seiner alten Jagddroschke, die ein Hofkutscher in sehr prunkloser Livree lenkte, durch die Straßen fuhr oder angetan mit der Pekesche und auf dem Haupte die dunkelgrüne Mütze mit Goldstreif, sich in den schattigen Wegen des Parkes erging, so imponierte seine Erscheinung den ihm Begegnenden nicht weniger als wenn sie ihn mit Krone und Hermelin auf dem Throne gesehen hätten.

Je älter die Pekesche war, die Karl August trug, desto bequemer und lieber war sie ihm und es hielt oft schwer, ihn zum Anlegen einer neuen zu bewegen. Eines Morgens beim Ankleiden war er kaum mit dem einen Arm in den Ärmel des Rockes, welchen der Kammerdiener Hecker hinhielt, gefahren, als er, das Kleidungsstück betrachtend, den Arm wieder herauszog und unwillig fragte: „Was ist das für ein Rock?" — „Es ist eine neue Pekesche, königliche Hoheit!" antwortete Hecker. „Die alte war schon einigemal ausgebessert und so fadenscheinig, daß sie sich wahrlich für einen Großherzog nicht mehr schickte. Da habe ich denn eine neue machen lassen." Hecker war ein alter, treuer Diener und als solcher wohl bisweilen ein wenig dreist, was ihm sein hoher Herr in seiner Bonhomie meist ungerügt hingehen ließ. — „Du weißt," sagte der Großherzog, „daß ich neue Röcke nicht gerne trage. Jedenfalls hättest du mich erst fragen müssen. Wo

mehr, es ist der alte Kohl, der das einemal gedünstet, das anderemal gesotten, das einemal mit Öl, das anderemal mit Speck geschmalzt, das einemal mit Pfeffer gesalzen, das anderemal mit Salz gepfeffert wird, um ihn durch Abwechslung genießbar zu machen. Glaube mir, Freund, es ist der alte Kohl, der im Topf deiner Hirnschale brodelt. Du hast nur eine bestimmte Anzahl von Gedanken.

Am 11. Februar.

Ganze Bände haben sie wieder geschrieben über diesen Raubmord — Tag für Tag, wochenlang, bis die traurige Sache allgemein zur aufregendsten Sensation geworden war. Und dann wundern sie sich und rügen es, wenn „das Publikum zum Pöbel wird und die Verbrecher während des Transportes auf der Gasse mit mittelalterlichem Fanatismus aushetzt". Auf der einen Spalte der Zeitungen schöne Betrachtungen und Vorschläge über Humanität, Volkserziehung, Sittlichkeit und Religion, während auf den Nachbarspalten förmliche Verbrecherschulen etabliert sind. Haben diese Kulturträger denn wirklich keine Ahnung davon, was sie mit ihren ausführlichen Verbrecherchroniken im Volke für Unheil anrichten? Aber, durch Hilfe der Zeitungen seien die Mörderinnen doch entdeckt worden! Mag sein. Hat was für sich. Wie aber, wenn „durch Hilfe der Zeitungen" nächstens wieder neue Untaten verübt werden? — Das biedere Volk darf sich aber nicht gerade auf die Zeitungen allein ausreden. Wenn noch ein echter Kern in ihm ist, so wird es erstens diesem journalistischen Hexentanz um den Galgen nicht zujubeln und zweitens sein Vergnügen nicht suchen in der Augenweide grenzenlos unseliger Menschen, die jedenfalls ihre Sünden gründlicher abbüßen werden als manche Selbstgerechten die ihren.

Die Zeitungen haben also kein Recht, über das Treiben der Menge sich auf den hohen Richterstuhl zu setzen, geschweige, die Schilderung der Volksaufläufe gar noch zu übertreiben, solche Aufläufe selbst wieder zu einer Sensation zu machen. Wenn die Zeitungen ein gesittetes Publikum haben wollen, so müssen sie sich gefälligst eins erziehen.

Hoheit haben nichts weiter, als was Sie an sich haben, die grüne Pekesche und . . ." „Beruhige Dich, Alter," unterbrach ihn der Großherzog, „wir werden schon auskommen." Und so ging die Reise weiter und vermöge der den Postillonen gespendeten guten Trinkgelder kam der Großherzog am sechsten Tage in Mailand an. Das in der Lombardei liegende österreichische Militär aller Waffengattungen war zum Zwecke einer großen Heerschau in Mailand und nächster Umgebung zusammengezogen worden. Eine Heerschau, an der eine ganze Armee sich beteiligte, war damals ein weit selteneres Schauspiel als in unseren Tagen, und der Großherzog, der ja selbst ein tüchtiger General war, hatte sich schnell entschlossen, der ihm von seinem Freunde, dem Vizekönig der Lombardei, Erzherzog Rainer, zugegangenen Einladung zu folgen. Er setzte den Erzherzog von seiner Ankunft in Kenntnis und wurde mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, obgleich er dagegen protestierte und sein Inkognito zu wahren suchte. So kam er auch nicht darüber hinaus, der Revue anders als in einer kaiserlichen Equipage, begleitet von einem General, beizuwohnen. Dem alten Herrn in der unscheinbaren Pekesche wurden dabei die höchsten militärischen Ehren erwiesen.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Mailand ging es an die Rückreise. Hecker war wieder bei dem nur geringe Mühe erfordernden Geschäfte des Einpackens, als der Großherzog zu ihm trat und ein auf dem Tische liegendes Paket bemerkte. Er frug, was das sei. „Es ist ein Stück Leinwand," antwortete Hecker, „ich möchte doch meiner Frau etwas von Mailand mitbringen." — „Kauft man denn dergleichen hier billig?" — „Ach ja, recht billig ist der Stoff; es ist freilich nichts Feines." „Hm!" machte der Großherzog. „Geh' mal hin zu dem Kaufmann und kaufe mir ebenso ein Stück Leinen." — „Aber da muß ich doch etwas Feineres nehmen." sagte Hecker. „Doch nein," war der Bescheid des Großherzogs, „du nimmst ganz dasselbe billige Zeug!"

Als Karl August nach Weimar zurückgekehrt war und seiner Gemahlin und seinem eben anwesenden zweiten Sohne Bernhard von der Mailänder Reise erzählte, sagte er zur Großherzogin: „Da fällt mir ein, ich habe von Mailand etwas für den Haushalt mitgebracht. Hecker soll sofort das Paket bringen." Das Paket wurde gebracht, geöffnet und der Großherzog sagte: „So billige Leinwand gibt es hier nicht. Laß mir Hemden davon machen." Die hohe Frau besah die Leinwand und sagte: „Nein, das geht wirklich nicht an, dazu ist das Zeug viel zu schlecht." Als die Großherzogin hiernach das Zimmer verlassen hatte, wendete sich der Großherzog an seinen Sohn mit den Worten: „Nun, Bernhard, so will ich dir ein Geschenk mit der Leinwand machen. Du hast ja kleine Kinder, für die können Windeln daraus gemacht werden. Dazu ist das Zeug jedenfalls gut genug." — Der Prinz Bernhard hielt den Stoff prüfend gegen das Fenster und sagte: „Nein, gnädigster Papa, auch dazu ist das Zeug zu schlecht!"

Helen Keller über ihr Universitätsstudium und die Examensnöte.

In ihrem Buche „Die Geschichte meines Lebens", das soeben in 17. Auflage erschienenen ist (Robert Lutz, Stuttgart), berichtet uns die bekannte taub-blinde Helen Keller über die Enttäuschungen, die ihr der Besuch der Universität bereitete. Es ging ihr wie vielen Hunderten von jungen Studenten, die wissensdurstig, mit hohen Idealen erfüllt, zur alma mater eilen, in dem schönen Wahn, die Universität bedeute für sie ein geistiges Elysium, worauf sie nach wenigen Semestern erfahren müssen, daß auch die Quellen der Wissenschaft irdischen Ursprungs sind und die

hast du denn meine alte Pekesche?" — „Die habe ich draußen im Vorzimmer. Ich wollte sie, sobald königliche Hoheit angekleidet wären, forttragen." — „Wohin denn?" fragte der Großherzog. „Was machst du denn mit meinen abgelegten Röcken?" — „Die verkaufe ich an einen Erfurter Trödler. Die Erlaubnis dazu habe ich vom Herrn Hofmarschall." — „Wieviel bekömmst du denn für so eine Pekesche?" — „Ach, königliche Hoheit, nicht viel! Die Röcke sind ja immer so abgetragen, daß ich nur einen Taler oder, wenn's hoch kömmt, einen Speziestaler dafür erhalte." — „Na, du sollst nicht zu Schaden kommen. Hier hast du einen Speziestaler. Aber jetzt bringst du mir sogleich meine alte Pekesche!"

In der Begleitung des Großherzogs im letzten Dezennium seines Lebens erblickte man gewöhnlich den General v. Seebach, einen der vier Generale, welche das Großherzogtum gleichzeitig besaß. Seebach war ein hagerer, langer Mann von aristokratischem Aussehen, mit einem faltigen, sehr intelligenten Gesicht. Er war bekannt und beliebt durch seine große humoristische Begabung. Eine zahllose Menge zum Teil vortrefflicher Witze ist von seinen Lippen geflossen, aber leider in das Meer der Vergessenheit, denn kein aufmerksamer Memorabiliensammler stand mit dem Notizbuch hinter ihm. Was seinen witzigen Aussprüchen einen besonderen Reiz gab, war die unbewegte Miene und der trockene Ton, mit welchem er sie vortrug. Man schrieb Karl August die Autorschaft der auf Seebach gemünzten Charade zu: „Das erste ist ein großes Naß, das zweite ist ein kleines Naß und das ganze ist trocken."

Wie erwähnt, der Großherzog hatte den General Seebach gerne in seiner Begleitung. Einst reiste er mit ihm nach Leipzig. Die beiden Herren trugen sehr einfache Zivilkleidung und fuhren in der bekannten alten Jagddroschke mit Extrapostpferden. Als einzige Bedienung saß der Kammerdiener Hecker hinten auf der Pritsche. Als sie dem Leipziger Stadttor nahe waren, sagte der Großherzog zu Seebach: „Wir reisen natürlich inkognito!" Es war damals und noch lange nachher Gebrauch, daß jeder Passant an der Torwache Namen, Stand und Wohnort angeben mußte. So trat denn auch an den großherzoglichen Wagen der Sergeant der Wache und bat um die Namen. „General von Seebach aus Weimar," sagte der Großherzog. „Und Sie, mein Herr?" wendete sich der Sergeant an Seebach. „Großherzog von Weimar!" antwortete Seebach, ohne sich zu besinnen. „Aber Seebach," sagte der Großherzog unwillig, als sie weiterfuhren, „was in aller Welt fällt Ihnen denn ein?" — „Nun, Königliche Hoheit befahlen ja, daß wir inkognito reisen, und da Sie geruhten, sich meinen Namen beizulegen, war es ja ganz natürlich, daß ich den Ihren wählte. Das Inkognito ist damit gewahrt worden."

Von der schlichten Einfachheit, die Karl August liebte, sei hier noch ein Zug berichtet: Eines Tages sagte er zu seinem Kammerdiener: „Hecker, packe sogleich etwas Wäsche ein, auch für dich, wir verreisen." Hecker, in der Meinung, daß sein Herr eine der häufigen kleinen Reisen im Lande vorhabe, machte für ihn nur einen kleinen Mantelsack zurecht. In einer halben Stunde war alles fertig und der Großherzog bestieg die bekannte Droschke, Hecker setzte sich hinten auf und der Wagen rollte zur Stadt hinaus auf die nach Süden führende Chaussee. „Aha", dachte Hecker, „es geht nach Ilmenau. Doch hoffentlich nicht nach Meiningen? Da hätte ich wohl mehr Wäsche einpacken sollen." Um sich hierüber zu beruhigen, frug er, „ob Königliche Hoheit sich längere Zeit in Ilmenau aufhalten würden?" „Nein," erwiderte der Großherzog, „wir nehmen von Ilmenau an Extrapostpferde und fahren nach Mailand." — „Großer Gott, nach Mailand?" rief Hecker entsetzt aus, „und ich habe nur etwas Leibwäsche für Sie eingepackt. Königliche

berühmten Werke, die wir lesen, sondern nur gegen die endlosen Kommentare und verwirrenden Kritiken, aus denen nur das eine hervorgeht, daß es mehr Ansichten als Menschen gibt.

Aber die Prüfungen sind doch die Hauptschrecken meines Kollegelebens. Obgleich ich ihnen schon oft Auge in Auge gegenübergestanden, sie zu Boden geschmettert und in den Staub getreten habe, so erheben sie sich doch immer wieder von neuem und drohen mir bleichen Angesichts, bis ich mich ganz mutlos fühle. Die Tage, die diesen hochnotpeinlichen Verhören vorangehen, werden darauf verwandt, den Geist mit mystischen Formen und unverdaulichen Daten — unschmackhaftem Zeuge — vollzustopfen, bis man wünscht, daß Bücher, Wissenschaft und man selbst auf dem Grunde des Meeres läge, wo es am tiefsten ist.

Ich bin häufig gefragt worden, in welcher Weise ich die eigenartigen Schwierigkeiten, unter denen ich die Universität besuche, überwinde. Im Auditorium bin ich natürlich so gut wie allein. Der Professor ist so weit von mir entfernt, als ob er durch ein Telephon spräche. Die Vorlesungen werden mir so rasch wie möglich in die Hand buchstabiert, und in dem Bestreben, das Tempo innezuhalten geht mir viel von der Individualität des Vortragenden verloren. Die Worte eilen durch meine Hand wie Hunde auf der Jagd nach einem Hasen, der ihnen aber oft entkommt. Aber in dieser Beziehung glaube ich nicht, daß ich viel schlechter daran bin als die Mädchen, die sich ihre Aufzeichnungen machen. Ist der Geist mit dem mechanischen Prozesse des Hörens beschäftigt und soll man zu gleicher Zeit das Gehörte in fliegender Eile zu Papier bringen, so kann man, glaube ich, weder dem behandelten Gegenstande noch der Art des Vortrags die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden. Ich kann während der Vorlesungen keine Aufzeichnungen machen, weil meine Hände mit Aufmerken beschäftigt sind. Gewöhnlich schreibe ich mir dann zu Hause das, was ich behalten habe, nieder. Ich fertige meine Exerzitien, Aufsätze, Kritiken, die Arbeiten zu den Semester- und Jahresprüfungen auf meiner Schreibmaschine an, sodaß die Professoren keine Schwierigkeit haben, herauszufinden, wie wenig ich weiß.

Endlich naht die gefürchtete Stunde, und glücklich die, die sich gerüstet fühlt, und zur rechten Zeit imstande ist, Gedanken, die ihr in dieser höchsten Not von Nutzen sein können, zu ihrem Beistande herbeizurufen. Es kommt nur zu häufig vor, daß der Trompetenstoß ungehört verhallt. Es ist im höchsten Grade verwirrend und erbitternd, daß gerade in dem Augenblick, in dem man sein Gedächtnis und einen scharfen Unterscheidungssinn am nötigsten hat, diese beiden Dinge Flügel erhalten und davonflattern. Die Kenntnisse, die man sich mit so unendlicher Mühe angeeignet hat, lassen einem im Notfalle unfehlbar im Stich.

„Geben Sie mir einen kurzen Überblick über Huß und seine Bedeutung!" — Huß? Wer war denn das, und was hat er doch gleich getan? Der Name klingt so seltsam vertraut. Man wühlt seinen Vorrat historischer Kenntnisse um und um, genau so, als wollte man nach einem Stückchen Seide in einem Lumpensack suchen. Man ist überzeugt, es steckt irgendwo im Gedächtnisse ganz oben — man weiß, man hat es erst ganz kürzlich gesehen, als man den Beginn der Reformation betrachtete. Aber wo ist es nun? Man fischt allerhand Wissensbrocken heraus — Revolution, Schismen, Niedermetzelungen, Regierungssysteme — aber Huß, wo steckt der? Man wundert sich über das, was man alles weiß, was aber jetzt nicht in Frage kommt. In der Verzweiflung packt man seinen Sack und schüttet ihn um, und dort in einem Winkel steckt der betreffende Mann und brütet unbekümmert über seinen Privatgedanken, ohne eine Ahnung von dem Unheil zu haben, das er über unsereinen gebracht hat.

Unvollkommenheiten alles Irdischen mit sich führen. Besonderes kann uns daher Helen Keller zu dem genannten Thema auch nicht sagen. Aber gerade darin liegt der Reiz ihrer Schilderungen, daß dieses taub-blinde Mädchen, welches infolge seiner Gebrechen in einer uns sonst nahezu unfaßbaren Welt der Eindrücke lebt, uns durch die völlige Gleichartigkeit ihrer inneren Erlebnisse mit denen eines Sehenden und Hörenden, menschlich so nahe tritt. Die Kluft, die uns gewöhnlich von Helen Kellers Empfindungsleben trennt, ist hier verschwunden — hier ist Helen Keller unseresgleichen.

Lassen wir nun Helen Keller selbst zu uns sprechen!

„Der Kampf um die Zulassung zur Universität war siegreich beendet, und ich konnte nun in das Radcliffe College (Cambridge—Boston) eintreten, wann es mir beliebte. Gegen Ende 1900 ging daher mein Traum, die Universität zu besuchen, in Erfüllung.

Ich erinnere mich heute noch meines ersten Tages im Radcliffe College. Es war ein interessanter Tag für mich. Ich hatte ihn jahrelang herbeigesehnt. Eine mächtige Kraft in mir, die stärker war als der Rat meiner Freunde, stärker selbst als die Warnungen meines eigenen Innern, hatte mich dazu getrieben, meine Kräfte mit denen zu messen, die sehen und hören. Ich wußte, ich würde auf Hindernisse stoßen, aber war voller Eifer, sie zu überwinden. Ich hatte mir die Worte des weisen Römers zu Herzen genommen, der da gesagt hatte: „Aus Rom verbannt sein, heißt nur außerhalb Roms leben." — Abgeschnitten von der großen Heerstraße des Wissens war ich genötigt, meine Reise quer durchs Land auf wenig besuchten Straßen zurückzulegen — das war alles. Ich wußte, daß es auf einer Universität viele Nebenpfade gab, auf denen ich Hand in Hand mit Mädchen gehen konnte, die ebenso dachten, liebten und kämpften wie ich.

Ich begann meine Studien voller Eifer. Vor mir erblickte ich eine neue Welt, strahlend in Schönheit und Licht, und ich fühlte die Fähigkeit in mir, alles zu erkennen. In dem Wunderland des Geistes würde ich so frei sein wie jede andere. Die Vorlesungssäle schienen mir mit dem Geiste der großen Weisen aller Zeiten erfüllt, und ich hielt die Professoren für Personifikationen der Weisheit selbst.

Aber bald entdeckte ich, daß das College nicht ganz das romantische Lyceum war, das universale Athen, wie ich es mir vorgestellt hatte. Viele der Träume, die meine unerfahrene Jugend entzückt hatten, verblaßten in dem grauen Lichte des Alltags. Allmählich begann ich einzusehen, daß der Besuch der Universität auch seine Schattenseiten habe.

Man tritt hier nicht den großen weisen Männern Auge in Auge gegenüber, man fühlt nicht ihren belebenden Hauch. Zwar sind sie gegenwärtig, das muß zugegeben werden, aber sie scheinen mumifiziert zu sein. Wir müssen sie von der sie umgebenden Hülle von Gelehrsamkeit befreien, sie zergliedern und analisieren, ehe wir sicher sein können, daß wir einen Milton oder Jesaias vor uns haben und nicht nur eine geschickte Nachahmung. Wie mir scheint, vergessen viele Gelehrte, daß unser Genuß an den großen Werken der Literatur mehr von der Tiefe unseres Mitempfindens als von der Schärfe unseres Verstandes abhängt. Der Hauptübelstand ist der, daß sehr wenige ihrer mühsamen Erläuterungen im Gedächtnis haften. Der Geist wirft sie ab, wie ein Baum seine Früchte abwirft. Man vermag eine Blume zu kennen, Wurzel und Stengel und alles, ebenso den ganzen Wachstumsprozeß, und ist vielleicht doch nicht imstande, die Schönheit der frisch im Tau des Himmels gebadeten Blume zu würdigen. Immer und immer frage ich ungeduldig: „Was sollen mir alle diese Erläuterungen und Hypothesen?" Sie schwirren in meinem Geiste hin und her gleich blinden Vögeln, die die Luft mit ihren kraftlosen Schwingen zu zerteilen suchen. — Ich wende mich nicht gegen eine gründliche Kenntnis der

Röslein im Schnee.

Im Nebelmeer versinken
Nun Fluren, Wald und Höh',
Da seh ich freudig blinken
Ein Röslein aus dem Schnee.

Natur, die schon im Arme
Des kalten Todes ruht,
Hat noch in ihrem Harme
Ein Flämmchen sel'ger Glut.

Mein Herz ist vom Verderben
So ganz und gar zerquält,
Daß es nicht vor dem Sterben
Noch einmal Hochzeit hält.

Josef Zelem.

Drum lächeln sie so spät! ...

Aus Mondesstrahlen, Blütenduft,
Aus Blumenkelchen, Himmelsluft,
Aus Waldesrauschen, Wellenklingen,
Aus Elfenreigen, Engelssingen,
Aus Gärten, so wie Eden schön —
Der Kinder Seelchen auferstehn;
Und müssen geh'n durch Nacht und Dust,
Dem Leben zu in Wider=Lust,
Und müssen leiden Schmerz und Zwang
Durch dunkle kalte Monde lang — — —

Da drücken sie die Äuglein zu
Und suchen Trost in Schlafesruh'
Und suchen still Vergessenheit —
Im Dämmrungsreiche weit und weit — — —
Doch streift sie der Erinnrung Schein,
Dann huscht das erste Lächeln fein
Wie Morgenrot zur Frühlingsstund'
Um ihren kleinen Klagemund;
Weil Schmerz am Tor des Lebens steht:
Drum lächeln sie so spät, so spät!

Anton August Naaff.

Mahnung!

O hab' mich lieb!
Ist dieses Wort dir nicht recht tief ins Herz gedrungen,
Als es dereinst von deines Kindes Mund
In Liebessehnen dir ans Ohr geklungen?
Es wollte beide Arme um dich schlingen —
Da wehrtest du — als ob dein Herz nicht Liebe möchte.
Und wie die Wehrung ihm sein liebend Bitten schwächte,
Das sahst du in der Kindesseele schmerzlich Ringen!

Weißt du es auch,
Was leichten Herzens sorglos auf du gibst!
Wenn deines Kindes Seele ahnend fühlt,
Daß du es nicht mit ganzem Herzen liebst? — —
Wenn dir dein liebend Kind nicht fest mehr glaubt,
Daß tief sein Bild dir in der Seele brennt,
Dann hat sich schon sein bester Teil von dir getrennt —
Sein Liebesbaum ward ihm von deiner Hand entlaubt!

O hab mich lieb!
Wenn wiederkommen diese weiten, off'nen Arme,
Dann mache du die deinen freudig auf
So weit du kannst! Und dann erbarme
Der Kindesseele dich, der sehnensfrohen! —
Nimm an die Brust sein Köpfchen, blick ihm in die Augen,
Bis auf den tiefsten Grund der Seele mußt du tauchen —
Dort wirst du sehn des Kindes Liebesflamme lohen! —

Ernst Ferd. Neumann.

Es reut mich nicht!

Mich reut kein Scherflein, das am Weg der Arme,
Im Bett ein Kranker ungeprüft empfing;
Daß durch ein Antlitz trüb und bleich vom Harme
Wie Sonnenblick ein flüchtig Lächeln ging.

Und warf ich oftmals auch mein Brot ins Wasser,
Gott selbst im Himmel füttert manchen Wicht.
Mich macht ein Schelm noch nicht zum Menschenhasser.
Es reut mich nicht!

Karl Gerok.

Gerade in diesem Augenblick aber kündigt der Examinator an, daß die Frist um ist. Mit einem Gefühl des äußersten Ekels wirft man die Masse Gerümpel in eine Ecke und geht nach Hause, den Kopf angefüllt mit revolutionären Plänen, die die Abschaffung des göttlichen Rechtes der Professoren bezwecken, Fragen ohne die Genehmigung der Befragten zu stellen."

Aus dem Ewigen ins Ewige.

Unser Leben ist einer von den Träumen eines wirklicheren Lebens und so weiter, in die Unendlichkeit bis zu einem letzten, wahren Leben — dem Leben Gottes.

Geburt und das Erscheinen der ersten Vorstellungen von der Welt sind das Einschlummern, das irdische Leben aber der süßeste Schlaf; der Tod ist das Erwachen.

Früher Tod — man hat den Menschen aufgeweckt, doch hatte er noch nicht ausgeschlafen.

Greisentod — er hat ausgeschlafen und schlief kaum noch, ist selbst aufgewacht.

Selbstmord — ist Alpdrücken, das dadurch aufhört, daß man sich erinnert, daß man schläft, eine Anstrengung macht und aufwacht.

Jemand, der nur dieses Leben lebt und kein anderes vorahnt — das ist fester Schlaf.

Der festeste Schlaf, ohne Traumgesicht — ist ein halb tierischer Zustand.

Im Schlaf merken, was um einen her vorgeht, leise schlafen, jede Minute bereit sein, aufzuwachen — das heißt das andere Leben, aus dem man kommt, und in das man geht, wenn auch undeutlich erkennen.

Im Traum ist der Mensch stets ein Egoist und lebt allein, ohne Teilnahme anderer, ohne Zusammenhang mit andern.

In dem Leben, welches wir das wirkliche nennen, ist schon mehr Zusammenhang mit andern, ist schon so etwas wie Liebe zum Nächsten.

In dem Leben aber, aus dem wir gekommen sind, und in das wir gehen, ist diese Verbindung noch enger, ist die Liebe schon nicht mehr ein Wunsch, sondern Wirklichkeit.

In dem Leben, auf das auch dieses eben genannte Leben eine Vorbereitung ist, sind die Gemeinschaft und Liebe noch enger und größer.

Und in diesem Traum fühlen wir schon alles, was dort sein kann und sein wird.

Der Grundgedanke von allem ist schon in uns und dringt durch alle Träume.

Hieran glaube ich, dieses sehe ich unzweifelhaft, dieses weiß ich und werde mich, wenn ich sterbe, freuen, daß ich zu einer realeren, mehr liebenden Welt erwache.

Tolstoi.

Singvögel.

Ein Feiertag.

Stille war der Feiertag.
Stille. Stille. Stille.
In des Herzens Tiefen lag
Weder Wunsch noch Wille.

Sonne ging getreulich mit.
Sonne. Sonne. Sonne.
Meines Lebens Nachen glitt
Durch ein Meer von Wonne.

Friedensluft kam über mich.
Frieden. Frieden. Frieden.
's kam mir vor, als wäre ich
Lange schon verschieden;

's kam mir vor, als zög' ich weit
Auf der Wolken Flügel
In das Land der Seligkeit,
Über Tal und Hügel!

Otto Promber.

Gefälliger Unterricht. Lehrer: „Wie heißt das Meer zwischen Ostasien und dem westlichen Amerika?" — Prinz: (Schweigt). — Lehrer: „Hoheit deuten ganz richtig an; es ist der Stille Ozean."

Geistesgegenwart. „Was halten Sie von den schlechten Versen, die ich hier gemacht habe?" fragte Ludwig XIV. eines schönen Tages Herrn Boileau. — „Sire," antwortete der Angeredete, nachdem er dieselben gelesen, „Ew. Majestät ist nichts unmöglich. Sie haben schlechte Verse machen wollen und selbst dieses ist Ihnen gelungen."

Das vornehmste Geschöpf. Lehrer: „Wen hat Gott am sechsten Tage erschaffen?" Keine Antwort. „Nun, weiß es niemand? Das vornehmste Geschöpf, wer ist das?" Wieder längere Pause. Endlich steht ein kleines Mädchen auf und sagt: „Die Frau Bürgermeister!"

Will ehrlich teilen. „Lieber Herr! Eine kleine Gabe!" — „Jetzt mitten in der Nacht, lieber Mann, und an dieser unangenehmen, einsamen Stelle?" — „Na, machen Sie keine Umstände, ich will eine kleine Gabe haben!" — „Ach so, gut, würdiger Freund! Wir wollen, was ich bei mir habe, ehrlich teilen. Sehen Sie hier! Das ist ein Revolver mit sechs Kugeln. Drei will ich Ihnen geben, drei muß ich wegen der jetzt herrschenden Unsicherheit im Laufe behalten. Paßt Ihnen das?" — „Wünsche wohl zu schlafen, mein Herr! Ich empfehle mich!"

Aufsatzstilblüte aus der Sexta. „In der ozonhaltigen Luft des Riesengebirges kann man in kurzer Zeit ein hohes Alter erreichen."

Der kürzeste Weg. Sie: „Wollen wir unsere Verlobung unseren Freunden telegraphieren oder telephonieren?" — Er: „Wir wollen sie einer Dame mitteilen."

Aus einer Ortsschulratssitzung. Obmann: „Der neue Lehrer ersucht um Anschaffung einer Karte von Europa. Er sagt, eine solche sei für die Oberklasse notwendig und auch vorgeschrieben." Debatte. Schließlich ein Mitglied: „A, was brauch'n mar a solche Kart'n? Is allweil so a guat g'wes'n und wer waß, ob ans von uns're Kinder amal nach Europa kummt."

Von dem Klagenfurter Geläut stand neulich in einem Provinzialblatte zu lesen: Belauscht man die Glocken in Klagenfurt beim Grußläuten, so hört man folgendes: Das Glöcklein der Elisabetinerinnen spricht im hohen, hellen Tone: „Was gibt's neues, was gibt's neues?" Darauf die Benediktiner-Glocke: „Ein Kind geboren, ein Kind geboren!" Hierauf die Heiligen-Geist-Glocke: „Wer ist Vater? wer ist Vater?" Die Glocke der Domkirche antwortet im tiefen Baß: „Ein Domherr, ein Domherr!", wozu das hüpfende Kapuziner-Glöcklein bemerkt: „Glei' gedenkt, glei gedenkt!"

Rossini und Meyerbeer. Der amerikanische Maler Moscheles erzählt nachstehende Rossini-Anekdote, die er von seinem Vater, dem ausgezeichneten Pianisten Ignaz Moscheles, überkommen hat. Ignaz Moscheles ging einst mit Rossini über die Pariser Boulevards. Sie scherzten und lachten, als ihnen Meyerbeer begegnete. Auf dessen Frage nach Rossinis Befinden antwortete der Maestro mit Leichenbittermiene: „Furchtbar leidend, lieber Freund! Es geht mit mir zu Ende!" Moscheles traute seinen Ohren nicht. Als Meyerbeer vorüber war, raunte Rossini Moscheles zu: „Ich wollte ihm nur eine kleine Freude machen."

Tragödie.

I.

War einst ein Lamm im Blütenklee,
Das sprang so lustig, fröhlich,
Da kam ein Mensch mit dunklem Weh
So düster und unselig. —

Der riß es aus der hellen Schar
Und führt es fort am Bande,
Die Stern' am Himmel wunderbar,
Die weinten mit dem Lamme. —

Der führte es zur Schlachtbank hin,
Da knackten seine Glieder,
Doch sterbend leckte es noch die Hand
Dem Mörder und Gebieter.

II.

War einst ein Haus am grünen Rain,
Da lebt man heiter und fröhlich,
War einst ein König in blutigem Schein,
Der führte Krieg unselig. —

Der brauchte Heer- und Hilfetroß,
Der brauchte Stahl und Streiter,
Da zog die Not ins kleine Haus,
Die Jugend aber weiter. —

Und weiter, immer weiter fort,
Zu streiten und zu darben,
Sie riefen gloria Cäsar
Und sanken hin und starben.

Gespenster.

Die Hügel, welche Trauerweiden schatten,
Zu denen Treue mit den Astern wallen,
Wo liebe Leiber uns zu Staub zerfallen,
Die wir einst selig in den Armen hatten,

Sind mir nicht schauervoll gleich jenem Grabe
Das ich im tiefen, dunklen Innern trage,
Darin an schwer mit Fluch beladnem Tage
Ich eine Seele stumm begraben habe.

Ich weiß, daß diese Seele lange modert,
Ob Leben auch in jenem Leib noch lodert?
Gespenster, die am hellen Tag uns quälen,
Lebendige Leiber mit gestorbnen Seelen!

Else Schenkl.

Wien.

Wundervolle Stadt verträumter Klänge,
Walzerweisen die, im süßen Sehnen,
Wie die Mädchen lächeln unter Tränen,
Segne meine schluchzenden Gesänge.

Sieh! Ich liebe dich im Festgepränge
Deiner Kirchen, Schlösser und Fontänen,
Deiner Gärten, die sich weithin dehnen,
Deiner sonnefrohen Menschenmenge.

Stefansglocken, seltsam ernst und schwer,
Künden deine heilige Geschichte:
Reichen Glücks endlose Wiederkehr.

Durch des Abends müde, wunderlichte
Schleier zittert von den Bergen her
Still ein Hauch verdämmernder Gedichte.

Felix Braun.

Lustige Zeitung.

Selbstironie. „Sagen Sie 'mal, lieber Baron, weshalb machen denn Ihre Ahnen alle so trübselige Gesichter?“ — „Es mag Ihnen wohl nichts Gutes von mir geahnt haben.“

Es geht. Sie (während der Soiree): „Nun, sollen wir die Rosa singen lassen?“ — Er: „Bei der Mitgift kann sie's wagen.“

deckte, weit entfernt, sich vor verneinende Ergebnisse gestellt zu sehen, gerade unter dem abfallenden Gewande die Herrlichkeit des Wirklichen, gerade im Geschichtlichen das höchst Erbauliche. Die ganze Herbheit und köstliche Frische des Volkskindes, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reife Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverkünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht. V.

Christus. Episches Gedicht in dreißig Gesängen von Ferdinand Blance. (Meiningen. Karl Keyßerer. 1905.)

Wieder ein neues Jesubuch. Es ist gläubigen Sinnes geschrieben, und zwar in der Sprache von Klopstocks „Messias". Nur weniger phantastisch, vielmehr schlicht sich an die Evangelien haltend in den Hauptsachen, während die Anordnung, die Ausschmückung mehrfach auch die Deutung persönlicher Natur und Neigung des Dichters entsprang. Eine sympathische Dichtung, die in schöner Sprache uns die heilige Schrift ins Gedächtnis ruft.
M.

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. C. Krebs. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Der Vorzug des vorliegenden, von dem bekannten Musikgelehrten verfaßten Bändchens liegt darin, daß es mit wenigen, aber möglichst scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen der neueren Musikgeschichte zu geben sucht und insbesondere hervorheben will, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus eigenem hinzugebracht hat. So wird Haydn charakterisiert als der, der „alles, was im Gebiete der Musik seine Zeit bewegte, alles, was an neuen Strömungen die alten Gewässer durchfloß, an sich zog, es aufnahm und ihm den vollendetsten Ausdruck und die typische Form gab", als der, von dem Mozarts Wort gilt: „Keiner kann alles, schäkern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und alles gleich gut, als Haydn". Mozart wird als der Instrumentalkomponist nach Wagners Worten gezeichnet: „er hauchte seinen Instrumenten den sehnsuchtsvollen Atem der menschlichen Stimme ein, der sein Genius mit weit vorwaltender Liebe sich zuneigte" und als der größte Charakteristiker als Opernkomponist, „der es vermag, das Charakteristische in Melodie umzuwandeln, der in dieser Kunst ganz allein dasteht". Beethoven endlich wird als der dargestellt, der die Worte „Von Herzen — möge es wieder zu Herzen gehen", die er auf die erste Seite seiner großen „Messe" schrieb, vor jedes seiner Werke hätte setzen können. „Denn in viel höherem Maße, als irgend ein anderer Tonsetzer hat er alles, was er schuf, mit dem Blute seines Herzens erfüllt." Das Büchlein ist mit charakteristischen Bildnissen der Komponisten geschmückt.
V.

Briefe von Fercher von Steinwand. Herausgegeben von Josef Fachbach E. v. Lohnbach. (Wien. Th. Daberkow.)

Ferchers getreuer, opferwilliger Freund Fachbach von Lohnbach, der sich um die Herausgabe der Werke des verewigten Dichters ideell und materiell die größten Verdienste erworben hat, übergibt nun auch ein Bändchen Briefe des Hingeschiedenen der Öffentlichkeit. Bei einer so ganz ins Innenleben gekehrten Persönlichkeit, wie sie Fercher von Steinwand eigen war, besitzen Briefe den erhöhten Wert intimer Aussprache fast gleich einem Tagebuche. Wer den Dichter Fercher aus seinen Werken schätzen gelernt, wird den Menschen in seinen Briefen lieb gewinnen. Von dem schon selten tiefen sittlichen Ernste des Zwanzigjährigen bis zur bedachtsam wägenden Weisheit des mit dem Leben rechtenden und dieses richtenden Greises — welche Fülle vornehmer edelster Gesinnung! Eigen aber dem Jünglinge und dem Greise blieb, als bestes Kennzeichen des geborenen Dichters, eine ergreifende kindliche Einfalt, die in unbeirrbarer Begeisterung bis zum letzten Atemzuge das Ideale suchte und in sich „nichts für diese Welt hatte". Getreu diesem seinem Worte hat Fercher niemals für den Tag gelebt und muß in seinem reinen, hohen Wollen gewiß zu den durch ihre sittliche Größe Unvergänglichen gerechnet werden.

Gust. Andr. Ressel.

Geheime Miterzieher. Studien und Plaudereien für Eltern und Erzieher. Von Dr. J. Loewenberg. (Hamburg-Großborstel. Gutenberg-Verlag.)

Der Verfasser, selbst praktischer Pädagoge, blickt mit liebevollem Auge in die Kinderherzen hinein, die er vor all den unheilvollen Einflüssen behüten möchte, die ungesehen und ungewollt in der Umgebung des Kindes, auch in der Schule und dem Elternhause selbst, zu finden sind. Alle diese „geheimen Miterzieher" bekämpft er mit pädagogischem Scharfblick, und die praktischen Ratschläge, die er in leicht verständlicher schöner Sprache gibt, sind so einleuchtend, daß man wünschen sollte, alle Eltern möchten dieses Buch in die Hand nehmen. V.

Ein neues geistiges Hilfsmittel für die Arbeit gegen den Zug vom Lande bietet der

Die „gelbe Gefahr". Der japanische Gesandte Takahira hat kürzlich einigen New-Yorker Journalisten folgendes Geschichtchen zum besten gegeben, da sie sich über die „gelbe Gefahr" unterhielten: „Ich hörte, wie zwei Frauen über die Japaner sprachen. Die Japaner, sagte die erste, sollten gar nicht in unser Land hereingelassen werden. Kaum, daß die jungen Leute ihrer Nation hier zur Schule kommen, beginnen sie ein regelrechtes Betrugssystem! — Nun, wieso denn das? fragte die zweite. — Wieso? Nun, sie bezahlen ihr Unterrichtsgeld nur für einen, und dabei lernen sie für zwei oder drei!"



Heiliges Land? Als vor etlichen Monaten Gustav Frenssens „Hilligenlei" erschien, sagte jemand: „Jetzt werden wir einmal sehen, ob die deutsche Kritik ehrlich ist. Denn das Buch ist künstlerisch ‚verhaut', sittlich undeutsch und religiös unbrauchbar. Aber es ist das Werk eines berühmten Schriftstellers." — Nun, und die Kritik verhält sich, wie es zu erwarten war. Die Naturdeutschen legen das Buch mit einer ernsten Rüge aus der Hand. Die Liberalen beten es an als ein neues Evangelium, die Orthodoxen wüten.

Nach „Jörn Uhl" ist Frenssen mit einem eratischen Block verglichen worden. Da kam nun der Steinklopfer, schlug den Block zu Schotter und streute ihn auf die Straße. Dieser Steinklopfer war Gustav Frenssen selber, als er das „Hilligenlei" schrieb. Gutes Material, aber nun zerbröckelt und zerfahren. Glaubt er, daß die Deutschen gut fahren auf dieser Straße? Ein Volksbuch soll es sein? Ich weiß nicht, wie das Volk im deutschen Norden, aus dessen Kreisen der Dichter seine Gestalten genommen haben will, sich zu diesem Buche stellen wird. Das Volk im deutschen Süden weiß wenig damit anzufangen. Es stimmt ihm nicht, so ist es nicht, so fühlt es nicht. Und wenn ein Volk „sein" Buch nicht versteht, dann ist es eben nicht sein Buch. Dann ist es etwas Fremdes. Gerade vom Verfasser des „Jörn Uhl" hätte man am wenigsten erwartet, daß er mit einem so unvolksgemäßen Buche daherkommt. Unter solchen, die sich über alles ursprüngliche deutsche Empfinden hinausgebildet haben, oder unter solchen, die dieses Empfinden gar nie gehabt haben, wird das Buch sehr vielen gefallen. Für sie ist es geschrieben und sie mögen gut fahren auf der neuen Straße, die der Steinklopfer eigentlich für's Volk geschottert haben will.

Was in „Hilligenlei" die Jesugeschichte betrifft, so verstehe ich das Jammergeschrei der Theologen nicht. Solche Jesu-Erklärungen hat man schon vor fünfzig Jahren gelesen. Es ist die alte Geschichte, jeder macht sich seinen Heiland, wie er ihn brauchen kann. Die Jesugestalt steht in der Weltgeschichte so groß da, daß sie nicht bloß von religiösen Leuten gesehen wird, sondern auch von Ungläubigen; und daß sie in den Augen dieser letzteren sich anders spiegelt, als in den von überirdischen Anbildern und ewigen Sehnsuchten trunkenen Seelen, das ist doch klar.

Als ich vor einem halben Jahre gehört, der Dichter Frenssen schriebe einen deutschen Jesus, dachte ich mir es so, daß ein deutscher Dorfmensch fröhlich und stark und voller Liebe ein jesuähnliches Leben führen, daran körperlich zugrunde gehen, hernach aber in seinem sieghaften Vorbilde gleichsam vom Tode auferstehen würde. Eine deutschvolkstümliche Parallele zum evangelischen Jesus, in aller Einfalt geschrieben. Frenssen dürfte dafür der rechte Mann sein. — Leider, er ist es nicht. Man muß sogar zweifeln, ob er das Buch wohl aus seinem Wesen herausgeschrieben hat. Ob es nicht aus anderen Beweggründen entstanden ist? Die frühe Enttäuschung tut uns leid. H. N.

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches von Karl Bonhoff, Pfarrer in Leipzig. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Allzulange hat man gewähnt, die erhabendste Lichtgestalt der Geschichte dadurch zu ehren, daß man sie aus allen Zusammenhängen geschichtlichen Werdens loslöste, ihr in guter Meinung die glänzende Hülle des Dogmas überwarf und sie zu einer überirdischen Vereinzelung emporhob. Aber der geschärfte historisch-kritische Sinn, der hier wie überall zu unbefangen sachlicher Würdigung des Tatsächlichen fortschreitend, ent-

Meine Ausweisung aus Österreich. Bilder aus den Tagen der Zentrumsherrschaft in Deutschland und Österreich von P. Braeunlich. (München. J. F. Lehmann. 1905.)

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe. Bis zum 25. Heft erschienen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Unsere Haustiere. Herausgegeben von Professor Dr. Richard Klett und Dr. Ludwig Holthof. Bis zum 20. Heft erschienen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Volksschule im Dienste der Landwirtschaft. Von Georg Schegula, Volksschullehrer. (Falkenstein. Selbstverlag des Verfassers. 1905.)

Die Sozialdemokratie und das jüdische Proletariat. Von David Balakan. (Wien. Brüder Suschitzky.)

Fort mit der Vivisektion! Ein ernster Mahnruf an die Menschheit von Dr. Artur Laab. (Bund gegen die Vivisektion in Österreich. Sitz Graz.)

Die Donauhochwässer bei Wien. Neuere Ergebnisse hydrotechnischer Erhebungen von Anton Waldvogel. (Wien. Im Selbstverlage des Verfassers. 1905.)

Gedenkschrift. Gewerke Neuper in Unterzeiring bei Judenburg. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Schaffens obersteirischer Gewerksbesitzer im XIX. Jahrhundert. Von Steiner-Wischenbart. Mit vielen Abbildungen. (Oberzeiring. Selbstverlag des Verfassers. 1906.)

Erfahrungen und Aufzeichnungen eines Bauerngutsbesitzers im Punkte des Wildschadens und der Wildschadenvergütung. Von W. Reidl. (Wien. Im Selbstverlage des Verfassers. 1906.)

Meyers großes Konversations-Lexikon. Sechste, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148.000 Artikel und Verweisungen auf über 18.240 Seiten Text mit mehr als 11.000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) und 130 Textbeilagen. Der 12. Band ist soeben erschienen. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Aufruf zur Errichtung eines Stifter-Denkmales in Wien.

Das Andenken eines der größten Meister deutscher Sprachkunst in Österreich wurde seit seinem Hinscheiden von den dankbaren Söhnen des Vaterlandes in mannigfacher Weise verherrlicht. Die schönsten, bedeutungsvollsten Zeichen der sich von Jahr zu Jahr steigernden Verehrung für den unerreichten Naturschilderer sind der granitene Obelisk auf der Seewandkuppe des Blöckensteines, welches seinen Namen trägt, und das überlebensgroße Stifter-Denkmal in Linz. Wie sehr die Begeisterung für die Werke des edlen, von den lautersten Idealen erfüllten Verkünders höchster Sittlichkeit und Reinheit allerorts lebendig und wirksam ist, beweisen die neuen Stifter-Ausgaben, deren Zahl in den letzten sieben Jahren auf zwanzig gestiegen ist. Heute fehlen Stifters Werke in keinem Verzeichnisse der deutschen Klassiker und in ganz Deutschland wird der glänzende Schilderer der edlen Menschlichkeit und der ernsten Naturgewalten als einer der hervorragendsten Meister der ungebundenen Rede allgemein anerkannt. Die steigende Volkstümlichkeit seines Namens hat sich bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier seiner Geburt am 23. Oktober 1905 wieder überzeugend erwiesen in hunderten von begeisterungsvollen, den unverminderten Dichterruhm Stifters kündenden Aufsätzen. Die meisten derselben erschienen in Deutschland, sehr viele aber auch in Wien, wo die eigentliche geistige Heimat des Dichters war, wo er seine beliebtesten, am eifrigsten gelesenen Werke schrieb und wo er allzulange ein Halbvergessener geblieben ist. Die Stadt Wien hat an die Manen des Dichters eine alte Ehrenschuld abzutragen; noch fehlt ihr das Standbild des großen Meisters, dessen herrliche Werke heute mehr als je einen segensreichen, erhebenden, erziehlichen Einfluß auf die Jugend und auf einen stetig wachsenden Kreis der Lesewelt ausüben. Neben den monumentalen Erinnerungszeichen für Grillparzer, Anzen-

Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege mit dem soeben erschienenen Buche **„Das Glück auf dem Lande“**. Herausgegeben von H. Sohnrey im Verein mit Pfarrer Löber. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Der Verein bemerkt in seinem offiziellen Organ „Das Land“: Wir müssen den geistigen Kampf gegen die Landentvölkerung energischer noch als bisher organisieren, ihn systematischer und nachhaltiger gestalten. Dem positiven „Glück auf dem Lande“ hat er darum im verflossenen Jahre bereits das Schriftchen vorangeschickt „Wie es den Arbeitern in der Großstadt ergeht“. Nun sind diese Schriften besonders für das norddeutsche Bauerntum geschrieben und für uns im Süden zum „Troste“, daß es dort unten im Plattland auch nicht besser ist, vielleicht noch schlimmer mit dem Zug in die Stadt als bei uns. Mich wundert, daß bei uns nichts getan wird, weder von der Schule noch von der Kanzel, noch von der Presse, noch von der Behörde, noch von den Getroffenen selbst, den Bauern: man legt die Hände in den Schoß, schimpft und sieht zu, wie sich die widernatürliche Änderung vollzieht, wie sich das ungeheuere Unglück vorbereitet, das — wenn nicht schon auf uns — so gewiß auf unsere Kinder hereinbrechen muß. Große Vereinigungen müßten sich bilden, große Mittel müßten aufgebracht werden, um den Zug in die Stadt aufzuhalten. Weniger ums Bauerntum handelt es sich, als um das Wohl der bäuerlichen Auswanderer, wovon ein Prozent in der Stadt sein Glück findet, ein größerer Teil enttäuscht, unzufrieden und ruhelos dahinlebt, der allergrößte Teil aber frühzeitig zugrunde geht. M.

Zäpfel Kerns Abenteuer. Eine deutsche Kasperlgeschichte. Frei nach Collodis italienischer Puppenhistorie Pinochio von O. J. Bierbaum. Mit vielen Zeichnungen von Apad Schmidhammer. (München. Georg Müller. 1905.)

Dieses Buch, wenn's erst bekannt ist, wird noch das Entzücken von Leuten werden, die Freunde eines bizarren Märchenhumors sind. Eines warmen deutschen Märchenhumors, trotz des halb italienischen Ursprungs. Denn es kam ein deutscher Dichter dazu und der blies ihm die deutsche Seele ein. M.

Auf dem Rade von Genf nach Tunis, sowie Schweizer und italienische Reisebriefe. Reiseerlebnisse in humoristischer Form von O. Tejaner. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Gemäß dem Rade flüchtig in der Schilderung und doch in klaren Strichen Land und Leute beschreibend mit gutem Humor. Süd-Frankreich, besonders Spanien kommen schlecht weg, die Küste von Afrika hingegen und ihre Städte sind mit einem Entzücken geschildert, dessen man einen Berliner kaum für fähig hält. M.

Der neue Steirer-Seppl. Humoristisch-satirisches Volksblatt für Stadt und Land. (Graz. Plüddemanngasse 4.)

Nach der ersten Nummer zu schließen, hätte dieser neuerstandene „Steirer-Seppl“ vielleicht das Zeug, in humoristischer Form den Leuten strenge Wahrheiten zu sagen. Die Leute sollen darüber nicht bloß lachen, sollen sich auch „giften“, ein Beweis, daß man den Nagel auf den Kopf getroffen hat. M.

Büchereinlauf.

Novellen von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Der Kuppelhof. Roman von Alfred Bock. (Berlin. Egon Fleischel & Co. 1906.)

Das Grabesfenster. Eine Sarajevoer Geschichte aus dem Beginn der Okkupation von Milena Preindelsberger-Mrazovic (Innsbruck. A. Edlinger. 1906.)

Märchen von H. C. Andersen. Auswahl für die Jugend von Fr. Wiesenberger. (Linz. Verlag des Lehrervereines für Oberösterreich. 1905.)

Die Schildbürger. Alte deutsche Schwänke, gesammelt von Gustav Schwab. Für die Jugend ausgewählt von Fr. Wiesenberger. (Linz. Verlag des Lehrervereines für Oberösterreich. 1905.)

Oheim Serenissimus. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Julius Albert. (Graz. Verlag Leykam. 1905.)

Der Dorfschulmeister. Schauspiel in vier Aufzügen von Siegfried Knapitsch. (Wien. J. J. Plaschka. 1906.)

Die goldene Frucht. Gedichte von August Zeiß. (Dresden. Heinrich Minden. 1906.)

Gedichte von Gottfried Wilke. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Schwertschlag und Fiedelstrich. Dichtungen von Hermann Schilling. II. Band. (Potsdam. A. Stein. 1906.)

Herbstzeitlosen. Eine dichterische Nachlese von Georg Schleusner. (Wittenberg. P. Wunschmann.)

Totengespräche von Fritz Mauthner. (Berlin. Karl Schnabel. 1906.)

Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben? Von Dr. Karl Heim. (Ascona. C. v. Smidtz. 1906.)

Wenn Jesus wieder kommen würde auf Erden! Von Pfarrer F. Grussendorf. (Ascona. C. v. Smidtz.)



Die Erzählung eines Enkels.

Mitgeteilt von **Peter Rosegger.**

Zu den ersten meiner Kindheitserinnerungen gehört ein altes, kleines, rühriges Männlein. Das hatte ein rotes Gesicht, runde blaue Augen, dichtes graues Haar und einen grauen kurzgestutzten Schnurrbart. Gar lieb anzuschauen war der kleine alte Herr. Er kam von Zeit zu Zeit zu uns, ohne daß es mir einmal einfiel, zu fragen, woher er komme, was er eigentlich sei und wolle. Er tat, als sei er bei uns daheim, blieb aber selten länger als eine Stunde, dann nahm er wieder seinen breiten Filzhut, seinen Stecken und ging mit hastigen Schrittlein davon. Solange er aber dablieb, saßen wir ihm auf den Knien, mein Bruder auf dem linken, ich auf dem rechten. Er erzählte uns lustige oder grauenhafte Geschichten, machte mit dem gemütlichen Rundgesicht allerhand Grimassen, so daß wir uns vor lauter Lachen krümmten, dann hopste er mit den Knien, anfangs ganz sanft: „So reiten die Damen!" dann lebhafter: „So reiten die Herren!" und endlich so heftig, daß wir emporschnellten: „So reiten die Bauern! So reiten die Bauern!"

Wenn hernach die Mutter den Kaffee brachte, brach er die Semmel mitten entzwei, gab die eine Hälfte meinem Bruder, die andere mir. Den Kaffee schlürfte er in kleinen Zügen und dann zog er aus der Hosentasche sein gestricktes grünes Geldbeutlein hervor. Meinem Bruder einen Silberzwanziger und mir einen Silberzwanziger! Wir

gruber, Lenau, Grün, Raimund und Hamerling darf in Wien ein würdiges Denkmal für Stifter nicht fehlen.

Zur Erreichung dieses edlen Zieles ergeht hiermit an alle Verehrer des Dichters die Bitte, an der Errichtung seines Standbildes nach Kräften mitzuwirken. Jede, auch die kleinste Gabe, wird willkommen sein. Spenden sind zu richten an den Kassenverwalter des Denkmalausschusses Herrn Karl Ad. Bachofen v. Echt senior, Wien, XIX. Hackhofergasse 18, „Für den Wiener Stifter-Denkmalfonds an das Postsparkassenscheckkonto Nr. 85.912“, an die Becksche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung Alfred Hölder in Wien, I. Rotenturmstraße 13, oder an C. F. Amelangs Verlag in Leipzig, Hospitalstraße 10.

Wien, im Jänner 1906.

Der Ausschuß für die Errichtung eines Adalbert Stifter-Denkmales in Wien.

Geheimer Rat Minister a. D. Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, Ehrenpräsident.

Bürgermeister und Landmarschallstellvertreter Dr. Karl Lueger, Ehrenpräsident.

Galeriedirektor Hofrat August Schäffer, Präsident.

Schriftsteller und Redakteur Eduard Pötzl, Vizepräsident.

Professor Alois Raimund Hein, Schriftführer.

Schriftsteller Dr. Richard Kralik Ritter v. Mayrswalden, Schriftführerstellvertreter.

Karl Adolf Bachofen v. Echt senior, Kasseverwalter.

Brauereibesitzer Josef Wünsch, Kasseverwalterstellvertreter.



Postkarten des „Heimgarten“.



E. M. Hiltis herrliches Werk „Glück“ ein zweitesmal aufmerksam gelesen und Sie wissen Ihre Reihe von Fragen weit besser beantwortet, als wir es mit wenigen Zeilen tun könnten. Einstweilen denken Sie daran, daß hohe Ideale nicht da sind, um erreicht zu werden, das ist leider den allermeisten Menschen nicht möglich, sondern um ihnen nach Kräften zuzustreben.

* Demnächst begehen Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte in ihrer hohen Blüte das Halbjahrhundertfest ihres Bestehens. Wir gratulieren zu diesem Jubiläum den Monatsheften und — seinen Lesern.

* „Es gibt nur einen einzigen Grund, welcher einen Glaubenswechsel rechtfertigt, das ist die eigene Überzeugung.“ So kritisiert die katholische „Kölnische Volkszeitung“ Nr. 71 den Übertritt der Prinzessin Eugenie von Battenberg, der Braut des Königs von Spanien, zur katholischen Kirche. Man sieht, daß es doch vorangeht mit der Liberalität!

* Aus Wien wird uns eine hübsche Grabschrift mitgeteilt, die sich an der Pfarrkirche zu Pottenstein im Triestingtal auf einem Stein befindet:

„Hier liegt der Vater und der Sohn.
Ein Alter und ein Junger —
Der Tod schaut nit auf die Person
Sorgt nur für seinen Hunger —
Bald schluckt er einen Jung in sich,
Bald frißt er einen Greißen.
Oh Sterblicher — so lasse dich
Doch endlich unterweißen.“

Mozartbegeisterung.

Die ruhigste Dame
Wird flott und wild;
Die strengste Matrone
Wird zärtlich und mild,
Sobald ein Don Juan
Die Zauberflöte spielt.

H. P., Graz. Wir haben zwei Kästen voll ungelesener Gedichte von Anfängern.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Februar 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck**. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Nach der Fahrt (nicht vorher) ein Glas Bier, Fritzl Sauerwasser mit Himbeersaft beim Seewirt. Abends in der Wallfahrtkirche beten. Am 3. August über Wegscheid, den Karstriegel und Weichselboden (Mittagsstation im alten Wirtshaus) bis Wildalpen, dort nächtigen beim Zißler. Unterwegs ein Fußbad in der Salza, immer achtgeben beim Wasser! Am 4. August Sonntagsgottesdienst in Wildalpen, dann weiter bis Hieflau. Dort beim Teubler übernachten. Wasti ein Glas Bier, Fritzl ist noch zu jung, soll Wasser trinken. Nachts immer zwei Betten, in einem zusammen ist nicht gesund. Am 5. August durch das Gesäuse, zu Fuß natürlich, nie auf der Eisenbahn. In Admont Stiftskirche. In den Stiftsteich soll der Fritzl Semmelstückeln hineinwerfen, wird er sehen, wie sie schnappen."

In ähnlicher Weise bestimmte diese Vorschrift die ganze Reise über Aussee, Hallstatt, Gosausee, Filzmoos, der Radstättertauern (dort Seekarspitze besteigen), murabwärts bis Knittelfeld, über die Gleinalpe nach Graz, Weiz, Birkfeld und Fischbach zurück ins Mürztal. Eine Fußreise von zwanzig Tagen. Mittwoch den 21. August wieder zu Hause. „Sollen ihr Heimatland kennen lernen und das Reisegeld gesegne ihnen Gott." Dann noch als Nachsatz: „Auf der Gleinalpe, auf der höchsten Spitze, am 16. August, sollen sie denken: Dahier hat vor fünfzig Jahren an diesem Tag unser Großvater das erstemal ins weite Steirerland geschaut. Könnt ihn einmal leben lassen, auch wenn er schon gestorben ist. Beim Gleinalmwirt ein Flaschl mitnehmen, ein kleines, aber nicht gäh hineintrinken, immer gescheit sein, Buben!"

Als wir so weit zur Vernunft kamen, um zu begreifen, was das für ein liebreiches Testament war, wurden wir ganz begeistert für die Reise und zählten die Jahre bis dahin, hernach die Monate und endlich die Wochen. Großvater lebte zur Zeit noch, war sogar noch regsam, nur daß der Kopf stark nach vorne neigte und daß Haar und Bart ganz weiß geworden waren. Und eine Schwerhörigkeit war gekommen, die es bewirkte, daß einem alles recht sein mußte, was er sagte, weil er etwaige Widerreden gar nicht hörte.

Die Tage der schönen Fußreise kamen immer näher. Vom Schulschluß hatten wir leidliche Zeugnisse nach Hause gebracht. Nur mit der Arithmetik stand es so, daß mein Vater sagte: „Ja, mein Junge, wie soll denn das werden mit dem Reisegeld, wenn du nicht rechnen kannst!" Sogleich schlug ich zum Säckelwart den Fritzl vor, erwägend, daß er bei seinem guten Appetit nicht kargen würde, daß es sonach keine Bissen und kein Obligo für mich gäbe — ein Beweis, daß ich doch rechnen konnte! Natürlich rechnen, mit Geld schon, aber nicht mit leeren Ziffern, weil das langweilig ist. Unter uns hatten wir die Reise bereits glänzend ausgemalt. Die Vorschrift des Großvaters wollten wir ja redlich be-

hatten jeder eine eiserne Sparbüchse. In ersterer Zeit, so dünkt mich, hat es uns Spaß gemacht, die Münzen in die Spalte zu stecken, wir durften dann auch ein wenig damit reixeln. Später hätten wir uns um das Geld lieber Kirschen gekauft oder eine Mundharmonika oder ein Holzpferdlein. Aber unweigerlich mußten wir die Zwanziger in die eisernen Sparkassen stecken, zu denen wir die Schlüssel nicht hatten. Endlich hielten wir das ganze, das Beschenktwerden und das Handküssen und das in die Spalte schieben und das Reixeln für ein bedeutungsloses Herkommen.

Ungefähr um die Zeit, als die Schuljahre anfingen, hat eines Tages uns das grauköpfige Männlein gesagt, was die Zwanzigerspenden für eine Bedeutung hätten. „Ja freilich, Buben, jetzt hebts an. Und nachher, wenn ihr vierzehn und fünfzehn Jahre alt seid (mein Bruder war um ein Jahr jünger als ich), werdet ihr in den Vakanzen eine Reise machen, ihr zwei miteinander. Und in euren Sparkassen, da ist das Reisegeld."

Auch von jetzt ab kam das Männlein — es war ja unser Großvater — zeitweilig ins Haus. Manchmal erwarteten wir ihn mit besonderem Verlangen, denn wenn es Schulmißgeschick gab oder andere Unannehmlichkeiten, war der Großvater die oberste Instanz, die allemal alles zu unserem Vorteile schlichtete. Im übrigen war er stets ein brauchbarer Spielgenosse, der sowohl als blinde Kuh denn auch als Reitpferd diente, und schließlich gab's allemal die zwei Zwanziger. Die Sparkassen waren schon so voll geworden, daß sie nicht mehr reixelten, und einmal wog sie der Großvater in der Hand und schmunzelte. Das nächstemal waren sie plötzlich leicht und reixelten stark. Die alte Besatzung war in die Postsparkasse gewandert, wo sie — wie Großvater sagte — Junge bekämen, damit ihrer für die große Ferienreise recht viele wären.

Fritzl und ich hatten auch schon ausgemacht, wohin wir reisen wollten. Ins Indianerland nämlich, zu den braven Rothäutern und ihnen kämpfen helfen gegen die falschen Blaßgesichter! Aber schon ein paar Jahre später wurde dieser Feldzugsplan zerstört. Wegen Lebens und Sterbens hatte der Großvater eine Schrift hinterlegt, die unsere Reise genau bestimmte und anordnete.

„Meine lieben Enkel Wasti und Fritzl sollen in ihrem fünfzehnten und vierzehnten Lebensjahr zusammen eine Fußreise machen, und zwar nach folgender Ordnung: Am 1. August 1901 (einem Donnerstag) von zu Hause ab über Mürzsteg und den Freinsattel bis Mariazell. Dort einkehren im Gasthaus, das hinter der Kirche steht. Am 2. August morgens auf das Bürgeralpel, oben in der Schenke das Frühstück. Nachmittags zum Erlaſſee, dort eine Kahnfahrt, aber mit einem verläßlichen Ruderer.

Beim Mittagsmahl in Mürzsteg freute ich mich, meinen Beruf als Säckelwart zu beginnen, doch als ich nach der Tasche griff, sagte der Großvater: „Laß es sein, Wasti. Wir werden's schon noch brauchen. Heute zahl ich." Fühlte ich schon eine Würde von mir fallen.

Bei den Wänden zum Toten Weib wollte es mein Bruder versuchen, ob nicht wo hinaufzukommen sei, denn wir hatten gehört, daß dort oben Edelweiß wachsen soll. Großvater gestattete es nicht, wir könnten stürzen. In der Frein wollten wir alsogleich Wasser trinken, Großvater gestattete es nicht, wir wären noch zu erhitzt. Auch nicht nach Belieben seitlings laufen durften wir vom Wege, um seltene Steine zu suchen, wir würden schon noch müde werden. Zur Entschädigung nannte er uns die Schluchten und Wände und Bergspitzen, deren Namen uns aber ganz gleichgültig waren. Als wir auf dem Freinsattel angelangt, setzte er sich nieder und blickte ins Gebirge hin. „Ja, meine Kinder, so bin ich vor fünfzig Jahren auch gesessen hier und nachher auf den Studenten hinauf. Jener Felsenberg dort heißt der Student. Wollt ihr's auch wagen?"

„Aber ich möcht' eine Milch haben," sagte Fritzl weinerlich.

„Aber natürlich darfst du auch mit!" sagte der Großvater und legte ihm zärtlich die Hand aufs Haupt. „In deinem Alter steigt man am allerleichtesten. Ich dazumal war auch nicht viel über zwanzig. Stundenlang bin ich gelegen dort oben, ganz auf der Spitze, man sieht weit ins Österreicherland hinaus, gar bis zur Donau, deucht mich. Von der Donau ist eure Großmutter hergewesen, Gott laß sie ruhen!" Derlei Erinnerungen erzählte er uns immer wieder auf der Reise, wir wußten alles schon lange auswendig.

Nun, auf dem Freinsattel gelang's endlich doch, ihn talwärts zu bringen, so daß wir abends in Mariazell waren. Beim Wirt hinter der Kirche kehrten wir ein. Anfangs wunderte er sich, daß ganz andere Leute wären, dann gewahrte er doch wieder, daß ein halbes Jahrhundert dazwischen lag. Hernach führte er uns in die Kirche, wir mußten die große Weltkugel am Hochaltar bewundern und das Gold und Silber in der Schatzkammer und das Geläute auf dem Turm und er führte uns überall herum, wo er einst herumgestiegen war. Wir hätten auch gern den Christus mit dem wachsenden Bart gesehen, von dem daheim eine Magd erzählt. Da erinnerte sich Großvater, daß wohl wieder Zeit wäre, sich rasieren zu lassen. Am nächsten Tage waren wir lauflustig, Großvater war es nicht und wir mußten zu unserer Qual so langsam gehen als er. Auf dem Bürgeralpel fand er es gewagt, daß wir auf die Warte stiegen. „Man sieht auch herunten was und dazumal bin ich auch nicht hinaufgestiegen."

„Aber Großvater, damals ist sicher noch gar keine Warte gewesen."

folgen, aber beim Erlaſſee auch ſchifferlfahren, baden und ſchwimmen, im Gebirge nach Hirſchen und Gemſen jagen, den Hochſchwab und den Dachſtein beſteigen und ſonſt allerlei Unternehmungen. Fritzl kann ſo viele Semmeln eſſen, als er mag, ich morgens ſo lange ſchlafen als ich will, in bloßen Hemdärmeln und ohne ſteifen Halskragen gehen nach Belieben. Niemand redet drein und meiſtert — ganz frei, frei, über jeden Stein kann man ſpringen, auf jeden Baum klettern, die Schuhe kann man ausziehen und in der Enns fiſchen. Was wird das für ein Leben werden! Der Vater hatte jedem von uns einen grünverbrämten Touriſtenanzug machen laſſen, mit gefedertem Steirerhut und Bundſchuhen. Sogar Wollenhemden mit weichen Krägen und zwei dunkelgrüne Ruckſäcke mit Tragriemen. Ich bekam ein ledernes Geldtäſchchen mit Meſſingſchnapper; die Mutter nähte mir doch zwei große Geldnoten in das Weſtenfutter. In der letzten Nacht vor der Abreiſe konnte ich — der Siebenſchläfer — kein Auge mehr zutun und beneidete den Fritzl, der bewegungslos wie ein Sack Erdäpfel in ſeinem Bette lag. Er ſoll, wie es ſich ſpäter wies, mich beneidet und die Augen mit aller Gewalt zugepreßt haben — ebenfalls vergebens. So groß war ſchon die Begier auf die Reiſe und ihre Burſchenfreiheit.

Am Morgen mußten wir doch geweckt werden und war es der kleine alte Großvater, der uns an den Achſeln rüttelte. In einem ſchlotternden Lodenanzug ſtand er da, friſch raſiert und am Rücken hängend einen dunkelgrünen gefüllten Sack. „Na, Buben!“ rief er fröhlich, „was ſagt ihr denn dazu? Der Großvater geht auch mit!“

Wir erhoben uns raſch und ſchauten uns verblüfft an. Der Großvater geht auch mit?

„Geht auch mit! Jawohl! Mit euch zwei jungen Kerlen will er's noch einmal erleben! — Siehſt du, Mädel,“ wendete er ſich zu unſerer Mutter, „ſteinſtockſtumm ſind ſie dir vor Freud'!“ — Denn uns war jedes Wort in der Kehle verkeilt geblieben. So lieb wir ihn hatten . . .! Der unbegreiflichen Mutter war es ſogar lieb, daß er mitging, ſie hätte ſchon die größten Sorgen um uns gehabt. Sorgen! Als ob es uns nicht zehnmal beſſer gehen würde als zu Hauſe!

Eine Stunde ſpäter wanderten wir fürbaß. So zog's uns fort, daß wir den Eltern gar flüchtig adieu ſagten; am liebſten hätten wir uns auch vom Großvater und zwar recht herzlich verabſchiedet. Aber er trabte munter neben uns her und ſtieß den Stecken feſt auf die Straße. Er plauderte und ſcherzte und durch den langen Mürzgraben hinein fragte er uns wiederholt, wie uns die Gegend gefalle.

„Ein langweiliger Graben iſt's,“ antworteten wir.

„Nicht wahr?“ rief er froh, „oh, es wird noch ſchöner kommen, wartet nur!“

hatte um ein Seidel Wein, „denselben wie das vorigemal", und als niemand erschien, wurde er erst inne, daß die Hütte unbewohnt stand, daß die Leute mit dem Wein vergangen waren, der Ahorn gestürzt und die Linde gewachsen, seit er mit der Großmutter allhier gesessen.

An der Salza abwärts gab es manches Wieslein, wo Knaben Ziegen weideten. Wie gerne hätten wir mit ihnen Bekanntschaft gemacht und gefragt, wie man hierorts die Meisen fange oder die Forellen. Aber der Großvater, der selber schon recht hatschig dahinsiffelte, ließ keine Zeit. „Nur vorwärts, Buberln. Schaut euch doch einmal das G'wänd an da oben. Schauderhaft, gelt! Ist der Hochschwab. Wenn ihr brav seid, wollen wir auch einmal hinauf miteinander."

Als wir in Wildalpen einzogen, war es schon finster. Halb schlafend kamen wir an.

„Jetzt, Buben, wird der Braten schmecken!"

„Nein, nein, Großvater, nur ins Bett!"

Am nächsten Tage, als wir aufwachten, war's schon Mittagszeit; der Großvater war beim Gottesdienst gewesen und hatte uns nicht geweckt. Jetzt saß er am Fenster und schaute auf unsere Betten her — ob wohl doch keinem was fehle. Der Fritzl schrie gellend laut: „Essen! Hunger hab' ich!" Großvater kam zu mir, fragend, was der Bruder gesagt habe, und hielt das Ohr her. Ich antwortete nur dem Auge, indem ich die Miene des Essens machte.

„Na, nachher ist's schon recht!" so atmete er auf. „Bist wohl brav, Fritzl, daß du mir nicht krank worden bist. Nach dem gestrigen Marsch. Mich hat's geworfen dazumal, g'rad in Wildalpen. Hab drei Tag lang Seitenstechen gehabt."

Als wir fertig waren, gab's eine Mahlzeit. Eine richtige Großvatersmahlzeit, zum Magenverderben. Sie verdarb aber doch nichts. Wir wurden lustig dabei. Der Großvater war jetzt schweigsam und schier wehmütig. Und auf einmal sagte er: „'s ist halt nimmer so, wie dazumal. 's ist alles anders. Die Leut' sind auch nimmer so lustig. Sogar der Bach rauscht nicht und die Vögerln singen nicht. 's ist halt nimmer so. Frühere Zeit die schöne Straße; von einem Müdewerden weiß ich gar nichts. Jetzt bergauf und ab, daß einem die Läufeln weh tun. — Ich denk', Buben, bis Hieflau nehmen wir uns ein Wagerl."

„Kostet Geld!" mahnte ich wichtigtuerisch.

„Ist mein' Sach, Wasti. Seid eingeladen."

Anfangs machte uns das Fahren Vergnügen, aber nicht lange. Wir empfanden so recht das Mißgeschick, von dem alten Großvater in allen unseren Absichten behindert zu sein.

„Wenn du müde bist, Großvater, so solltest du dich in Hieflau doch lieber auf die Eisenbahn setzen und heimfahren!"

„Gelt ja! Wahrhaftig, mir scheint auch, sie wackelt. Oh, das ist nicht ratsam!“

Wir tollten aber schon hinan die Treppen.

Nachmittags beim Erlassee gab's die ersten Tränen. Der Fritzl wollte baden und bettelte gar laut eindringlich beim Großvater um Erlaubnis.

„O mein liebes Kind, schau doch das Schilf an und den Schlamm. Das größte Malheur könnte geschehen. In meiner Jugendzeit soll dahier auch einmal einer ertrunken sein.“

„So wollen wir schifferlfahren!“ war unser Begehr, denn dort am Hause schaukelten Kähne.

„Wenn einer rudern könnte, so wollte ich eine kleine Schiffahrt vorschlagen. Aber ihr habt recht, das hat später noch Zeit, wenn ihr groß seid. Gut, wir wollen einen Kaffee trinken gehen.“ Er gab uns viel Zucker hinein, aber der Fritzl salzte den seinen mit Augensalzwasser, da war er bitter.

Am nächsten Morgen mußten wir um vier Uhr aus dem Bette. „Man kann ja doch nimmer schlafen,“ sagte Großvater, „und Morgenstunde hat Gold im Munde!“

Als der Sonnenschein von den Wänden ins Tal herabgekommen, waren wir schon stundenlang marschiert in der feuchten Morgenfrische. Bei Wegscheid, wo die Straße nach Seewiesen und dem Mürztale abzweigt, fuhr ein Postwagen vor. Er war unbesetzt. Fritzl hinkte, ihn drücke ein Schuh, er wäre müde, er wolle in den Postwagen und heimfahren. „Oha, Brüderl!“ tröstete ich, „bei dir wird's schon besser werden, du wirst ja alle Tage stärker. Fahren sollten alte Leut'.“ War für den Großvater berechnet, aber er hörte es nicht. So sagte ich sehr laut: „Großvater! Wird's dir nicht zu stark werden? Sollst nicht lieber heimfahren?“

„Hast recht, Bub“, antwortete er, „wir müssen uns schleunen, sonst dermachen wir's heut' nimmer bis Wildalpen.“

So gingen wir nun schweigend hinter ihm her, völlig gebrochen. Er mußte ein wenig schnaufen, wurde aber nicht müde, mit lebhaften Worten auf die Schönheiten der Gegend aufmerksam zu machen, besonders als wir jenseits des Karstriegelpasses niederstiegen in den wilden Felskessel, die Höll genannt. Aber uns war alles zuwider geworden, wir fühlten uns wie zwei Kälber am Strick dahingeführt und der harte, unausstehliche Führer war unser lieber Großvater mit dem guten Willen. In Weichselboden angelangt, schaute er rund umher zu den Holzhütten; vor der einen war eine Linde und eine Bank, dort setzte er sich nieder und wir mußten es auch tun. „Unter diesem Ahorn bin ich einmal mit der Großmutter gesessen.“ Als er dann ins Haus gerufen

dran. Am Seeufer ein Wirtshaus. Dafür war jetzt keine Zeit. Nicht einmal den Fritzl hungerte. Dort am Strand eine ganze Reihe rot angestrichener Kähne, die sachte auf und nieder wiegten. Die Wirtin wollte uns einen Ruderer mitgeben. Entschiedenste Ablehnung. Wir nahmen einen Kahn, sprangen hinein, torkelten hin und her, weil das Zeug schaukelte. Dann ward es von der Kette losgelassen. Als die Wirtin sah, wie wir die Ruder handhabten, rief sie noch: „Nein, ich laß euch nicht fahren! Wartet, bis der Knecht kommt! Umkehren, sag' ich!"

Aber wir waren schon draußen, schöne Wogen wälzten den Kahn. Wir ruderten, da begann er sich um sich selbst zu drehen; wir ruderten anders, da machte auch er es anders, aber nicht so, wie wir wollten. Er schaukelte so stark, daß wir das Gleichgewicht verlieren wollten. Das Haus war schon weit weg, die Frau stand noch dort und winkte uns zur Umkehr. „Umkehren! Umkehren!" riefen wir einander zu, waren endlich auch daraufgekommen, wie die Ruder geschlagen und gestemmt werden müßten, daß der Kahn gehorche. Aber jetzt konnte er nicht mehr gehorchen, die Wellen rollten in großen Wulsten hintereinander heran und spritzten über Bord herein, das Fahrzeug lag so schief, daß wir uns an die Höheseite klammern mußten, um nicht umzukippen. Dann schlug es wieder auf die andere Seite, glitt über lebendige Hügel und schoß in Tiefen nieder, von allen Seiten mit Gischt begossen. Wir riefen um Hilfe, hörten aber unsere eigene Stimme kaum, waren so taub wie Großvater, denn der Sturm und das Wasser tosten schrecklich. Vom Hause her sahen wir ein Schiffchen kommen, aber es konnte uns nicht erreichen, zu rasch wurden wir über den wilden See dahingetragen, immer näher dem Felsen zu. Unsere Augen sahen nichts mehr, weil der Gischt wie ein Schleier über das Gesicht rann und auch der Regen, der niedergoß. Plötzlich warf der Fritzl sich auf die Knie, faltete die Hände gegen Himmel und schrie: „Großvater, hilf uns! Lieber Großvater, verzeih' uns!" — Dann war es wie auf dem hohen Meer, uferlos, grenzenlos, denn ein dunkler Nebel deckte uns ein, der nur von roten Blitzscheinen erhellt wurde. Als ob Himmel und Erde, die Wasser und die Berge und die Donner durcheinandergerüttelt würden, so groß war das Brausen. Da habe auch ich zu Gott und den Großvater gerufen — zum fernen, tauben Großvater um Rettung. Mit einem gewaltigen Ruck wurden wir plötzlich hinausgeschleudert. Jene Augenblicke sind mir sehr dunkel — es war so traumhaft, weiß auch nicht, ob wir noch Angst hatten. Allmählich zu uns gekommen, merkten wir Sandboden unter uns, aber einen beweglichen, denn die Wasserzungen leckten heran, wollten den Sand und uns wieder haben. Nachher lagen wir auf einer höheren Steinschicht. Ganz unbewußt mußten wir hinangekrochen

„Ja wohl, Jungen, durchs Gesäuse heißt's wieder zu Fuß marschieren. Will euch den Heustadl zeigen, wo ich dazumal übernachtet bin. Ganz in der Wildnis. Da werdet ihr einmal schauen, im Gesäuse!"

Ach, daß er gar nichts mehr hörte! In der zärtlichsten Weise redete er auf uns ein, machte Vorschläge und Anordnungen und da er von uns keinen Widerspruch vernahm, so freute er sich unseres Einverständnisses und so geschah immer, was er wollte, nie, was wir gerne gehabt hätten. Einmal legte der Fritzl aber doch die hohlen Hände an den Mund und schrie ihm aus Leibeskräften ins Ohr: „Wir möchten lieber allein reisen!"

Der Großvater schaute ihn betroffen an und sprach: „Bin ich denn taub, daß du so schreist? Natürlich laß ich euch nicht allein reisen. Ich dermach's schon noch und habe ja selber meine Freude dran, daß ich mit euch alles noch einmal sehe. Na, da macht euch nur weiter keine Gedanken. Gute Buben seid ihr."

In Hieflau überzählte ich einmal den Geldvorrat, über den ich zum Hüter gestellt worden. Er war fast noch voll; immer, wenn's zum Zahlen kam, zog Großvater sein gestricktes Wollensäcklein hervor und da reixelten Silber- und Goldstücke. Aber mir war leid, mein Säckelwartamt nicht berufsmäßig ausüben zu können. Trotzdem hänselte ich den Fritzl, wenn er bei einem Mahle fünf Semmeln aß. Beim Teubler in Hieflau, ach er hieß ja längst anders, bekamen wir zwei Schlafstuben, eine große mit zwei Betten für uns, daneben eine Kammer für den Großvater. Am Abend hatten wir von einem Nebentische her vernommen, daß der Leopoldsteinersee nicht fern sei. Das beunruhigte uns. Wir wären gern „schifferlgefahren" darauf, aber der See lag nicht an unserer Reiseschnur und da war kein Drandenken.

Am Morgen, als die Fenster anhoben blaß zu werden, sagte plötzlich der Fritzl: „Hörst du da drinnen? Wie der Alte schnarcht!"

Ich erschrak fast über den Ausdruck: der Alte. Die Studentenmanier, Vater oder Großvater den Alten zu heißen, mag ich nicht. Und besonders bei uns, wo sie so gut sind trotz mancherlei. Und doch war ich in drei Sekunden auf den Socken, als der Fritzl vorschlug, wir sollten schnell aufstehen und davongehen — zum Leopoldsteinersee!

Die Säcke auf den Buckel, die Stecken her. Fluchtartig davon. Bei einem Ständler, der schon aufgerichtet hatte, kauften wir Birnen und Semmeln, ließen uns den Weg zum See angeben und dann vorwärts. In der Schlucht, am rauschenden Wasser hinauf — drei Stunden lang. Dann lag er vor uns, ganz dunkel; rechts der Waldhang, links die Felswand, im Hintergrund ein hoher spitziger Berg, ein Nebelfetzen

Na, weil sie nur da sind." Der Großvater, hellauflachend, als er uns sah, und drohend: „Ihr Hallodri, ihr, wo seid ihr denn gewest? Was hast denn im Kopf, Fritzl? Kopfweh? Ist morgen wieder gut." Der Wirt führte ihn am Arm, denn er — naß bis auf die Haut — schüttelte sich stark und noch als er im Bette lag, zitterten die Achseln und die Lippen. Dabei tastete er mit den hageren Händen an uns herum, zankte sich noch selbst aus, daß er uns nicht gut gehütet hätte, und konnte sich an Zärtlichkeiten nicht genug tun. Nach einer Schale heißen Tees wurde er ruhiger. Laut hatten wir ihn um Verzeihung gebeten, er schlug die Hände zusammen, lachte und sprach: „Aber da schau man her!" Was er nur wieder verstanden haben mochte! Dann ist er bald eingeschlafen.

Am nächsten Morgen war keiner krank, aber keiner auch gesund — alle drei bereit — zur Heimfahrt.

„Wir machen sie im nächsten Jahr miteinand, die Reise, die schöne!" versicherte der Großvater, um uns zu trösten, die wir jetzt freilich keines Trostes mehr bedürftig waren. Woher der Fritzl die Schramme an der Stirn genommen? fragte er, wartete aber keine Antwort ab. „Ja, ja, das hat man vom Raufen, Buben! Und die Rucksäcke vertun, alle zwei! Racker seid ihr! Nun, aufs Jahr wird's schon besser hergehen."

Unser Abenteuer auf dem Leopoldsteinersee hat er nie erfahren. Vielleicht etwas ähnliches geahnt, aber nie ein Wort darüber gesprochen. Er kränkelte einige Wochen nach dieser Reise, dann war's wieder wie früher. Und so oft er zu uns kam, brachte er zwei Zwanziger mit. Nur noch drei Jahre lang, dann waren die Zwanziger alle. Und der liebe Großvater auch. Als er schön und freundlich auf der Bahre lag, baten wir ihn nochmals um Vergebung all unserer Dummheit. Er tat, als wisse er von nichts. —

Mein Bruder und ich waren mittlerweile erwachsen und machten mitsammen manche Bergwanderung. Und einmal, als wir auf einem Stein der Hohen Veitsch saßen und gerade erst noch hell gejauchzt hatten, wurde mein Bruder Fritz schweigsam und nachdenklich. Dort standen die Berge von Mariazell, lagen die Täler der Salza, dort ragte das wilde Gebirge des Hohen Schwab. Mein Bruder blickte lange hinaus. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sprach halblaut zu mir: „Weißt du, Wasti! Die Reise könnten wir wieder einmal tun, die wir mit dem Großvater gemacht haben."

„Meinst du auch — zum Leopoldsteinersee?"

„Nein, zu dem nicht. Nur wo wir mit dem Großvater sind gewesen . . ."

sein; nun wußte ich nicht, wo meine Beine waren und Fritzls Kopf war voller Blut.

An derselben Stelle haben sie zwei halb betäubte Knaben gefunden. Um den See wollte man sie tragen dem Hause zu, aber unterwegs wurden sie rege und verlangten zu Fuß zu gehen. Nachdem die Wirtin uns gereinigt, getrocknet, verbunden, gefüttert und sonst bemuttert hatte, sind wir ohne Rucksack und Hut — das alles liegt im See — mit der Eisenerzer Bahn nach Hieflau geschickt worden, auf unsere Angabe zum Einkehrwirtshaus. Es war Nachmittag, es regnete, die Nebel hingen so tief, daß man keinen Berg sah. Im Wirtshause waren sie erschrocken über unsere Binden an den Händen, am Haupt.

„Wo ist unser Großvater?"

„Der alte Herr!" riefen sie, „ach Gott, der arme alte Herr! Nach Admont hat er telegraphiert und nach Eisenerz und nach Kleinreifling und überall hin — und hell verzweifelt."

„Wo ist unser Großvater?"

„Herumgelaufen wie nicht gescheit, der alte Mann, durchs ärgste Unwetter und nirgends derfragen können. Nachher haben sie ihn da hinaufgehen gesehen, dem Gesäuse zu. Wird ja wohl wieder zurückkommen, seine Sachen sind noch da."

Auf einem Steirerwäglein sind wir ihm nachgefahren, aber das konnte bald nicht weiter. Vom Damischbachturm war eine Lawine niedergegangen, hatte den Weg verschüttet, war gerollt über den Ennsfluß, fast bis auf die andere Seite, wo die Eisenbahn geht. Wir zu Fuß hin über den haushohen Schutt, auch über alle Lachen und Wildbäche, die vom Berge niederstürzen. Der Fritzl hebt an zu weinen um den Großvater und aus Angst vor der Wildnis. Wenn er da herein ist, und die grabenden Bäche und die Lawinen! — In Gstatterboden, da ist es schon finster, regnet unaufhörlich und donnert heiser, daß es hoch in den Felsen hinrollt im Widerhall.

„Aber er ist ja gewiß schon in Hieflau", tröstete der Fritzl, da fuhren wir mit dem Abendzug nach diesem Orte zurück. Im Wirtshause wußte man noch immer nichts von ihm.

„Fritzl! Werden wir unseren Großvater noch einmal sehen?"

„Weißt du was, Wasti? Er wird gehört haben, daß wir zum See gegangen sind, und ist uns nachgegangen."

„Morgen früh wollen wir gleich hinauf."

„Ich gehe jetzt. Nicht eine Minute bleibe ich da und wenn wir ihn nicht mehr finden, sollst du sehen, was ich tue!"

Wir waren entschlossen, noch in der Nacht aufzubrechen nach dem Leopoldsteinersee. Da hörten wir draußen von der Treppe her ein Geschrei. „Da sind's?! Da sind's, die Buben? Hab' sie schon gesehen am Fenster.

seit Jahren. Na, das weißt du ja! War man noch in Quarta ein Mensch, wurde man es in Obertertia wieder — in Untertertia war man ein Tier, ein richtiges Raubtier mit bösen Instinkten. Es machte uns Freude, die Lehrer zu quälen. Erst später im Leben bin ich zu der Einsicht gelangt, daß es die Lehrer gut mit uns Jungens meinten und daß wir ihnen Dank schulden. Damals dachte ich nicht so und meine Freunde auch nicht.

Ordinarius der Untertertia war ein junger, forscher Kerl gewesen, der mit uns ganz gut fertig wurde. Er verkehrte mit uns ziemlich burschikos und das gefiel uns. Geschlagen hat er keinen. Wurde mal einer zu üppig, sah er ihn mit spöttischem Lächeln von oben bis unten an und sagte: „Nanu, wieder mal bocken wie 'n störrischer Gaul?" Na, in den übrigen Stunden entschädigten wir uns für die Zurückhaltung, die wir uns in seinen auferlegen mußten.

Dieser wurde plötzlich mitten im Schuljahr nach der Residenz versetzt und an seine Stelle kam der Oberlehrer Langrock. Wie wir später erfuhren, war es für den letzteren eine Zurücksetzung, infolge seiner Weichheit hatte sich die Disziplin in seiner Klasse so gelockert, daß er dort unmöglich wurde. Na, der kam also zu uns. Ich sage dir, das gab keine schlechte Aufregung. Mein Vater hatte mir vorgeschwatzt, Langrock sei als äußerst energisch bekannt, und ich Esel war darauf reingefallen und hatte es in der Klasse erzählt. Na, von unserem nachmittägigen Indianerspielen auf dem Klosterberge war uns ja jegliche Furcht verloren gegangen, aber bei meiner Erzählung überlief es doch manche eiskalt und der kleine Hans Müller piepte sogar: „Er wird doch nicht hauen?"

Nun, daß er nicht hauen würde, sahen wir sofort in der ersten Stunde. Er sah uns mit seinen blaßgrauen Augen so kläglich an, als wollte er sagen: „Jungens, ich tue euch nichts, tut ihr mir auch nichts." Damit hatte er bei uns freilich kein Glück. Als der Direktor, der ihn einführte, das Zimmer verlassen hatte, brummte der lange Hermann Pullrich ziemlich vernehmlich: „Was klappert denn der mit 'n Ogen? Mit Schmachtogen imponiert man Feierbranden, dem Häuptling der Irokesen, nich!" Und in der Pause nach der ersten Stunde brüllte unser Primus Oskar Hammer: „Der soll energisch sein? Ein Pampel ist's!"

Da hatte er seinen Spitznamen weg. Das war aber auch das Signal zum Kampfe. Gott, wie haben wir den armen Menschen gequält. Mit der ganzen Grausamkeit, deren ein Junge in den Flegeljahren fähig ist. Ich will nicht alle die Streiche aufzählen, das dauerte bis morgen früh. Wir haben uns in Pampels Stunden alles erlaubt, sogar geraucht und Karten gespielt. Die Zigarette wanderte von Bank zu Bank, bald stieg ein Rauchwölkchen vorn, bald hinten auf. Pampel

Wie Oberlehrer Pampel Ruhe bekam.

Von **Rudolf Braune-Roßla.***)

Na, siehst du, alter Junge, sprach mein Freund Karl Steffen, den ich seit sechs Jahren nicht gesehen hatte, da bin ich wieder. Fünf Jahre bin ich in Amerika gewesen und habe mich schlecht und recht durchgeschlagen. Reich bin ich nicht geworden, o nein, aber gelernt habe ich. Die deutsche Sentimentalität habe ich abgelegt und den scharfen Blick und den klaren Kopf gewonnen, wodurch Engländer und Amerikaner ihre großen Erfolge erzielen. Aber widerlich ist der Kampf um den Dollar und — beinahe schämte ich mich — mich packte das Heimweh. Na, sagte ich mir, hier bindet dich nichts, du fährst 'mal nach Deutschland 'nüber und suchst deine Heimat auf und deine alten Bekannten. Ich fahre also. Wie ich nach Leipzig komme, sage ich mir: Bist so lange nicht im Theater gewesen, gehst mal wieder hinein. Ich frage den Ober im Hotel, sagt der Mensch, ich solle ins Schauspielhaus gehen und Traumulus sehen. Ich gehe. Hätt's nicht tun sollen, denn was ich fünf Jahre bekämpft und scheinbar besiegt hatte, überwältigte mich wieder: die deutsche Sentimentalität. Ich hätte beinahe wie ein Schloßhund geheult und ein paarmal hab' ich mir die Augen wischen müssen. Ich verstehe nichts davon, ob das Stück gut ist, hab' mein Lebtag mit Theaterdingen nichts zu tun gehabt, aber wie der alte Gymnasialdirektor gespielt wurde . . . Höre, das muß ein trefflicher Künstler sein, möchte ihm mal die Hand schütteln. Ja, das war ja unser alter Oberlehrer Langrock, wie er leibte und lebte. Nur einen anderen Spitznamen hatte er: Pampel. Was, du kannst dich nicht so recht auf ihn erinnern? Ach so, du warst ja damals schon so'n Bücherfritze und büffeltest Tag und Nacht. Du hattest mich und den dicken Paul Hillig schmählich verlassen. Na, geschadet hat es uns nichts, daß wir hocken geblieben, mir wenigstens nicht.

Ja, also der Oberlehrer Pampel! Siehst du, das war auch so'n Träumer, ein ganz unpraktischer Mensch. Aber unheimlich klug. Griechisch, Lateinisch und allen Tod und Teufel sprach er wie Wasser. Als ob das uns Jungens imponierte! Mir imponierte nur Muskelstärke und Körperkraft. Und die besaß Pampel nicht. Er war ein alter Junggeselle, ohne Freunde und ohne Freude, und verdiente eigentlich Mitleid. Aber uns war er nur ein Objekt zum Spaßmachen. Gott, was für Narrenspossen haben wir mit ihm getrieben. Wir waren eine kolossal rauhbeinige Gesellschaft. Überhaupt die Untertertia war verrufen

*) Aus „Der Primaner Pichl und andere Pennäler". Humoresken aus dem Schülerleben von Rudolf Braune-Roßla. (Leipzig. Verlag „Der Barde". 1906.) Diese Probe dürfte genügen, um besonders die Schulwelt für das Büchlein zu erwärmen.

„Silentium!“ brüllte der Primus.

„Und dann“, fuhr Pullrich fort, „satt essen tut er sich auch nicht. Fast sein ganzes Gehalt gibt er für Bücher aus und Reisen — diesen Sommer war er ja wieder in Griechenland. Also da schenken wir ihm für zwanzig Pfennige ein Viertelpfund Leberwurst.“

„Hurra!“

„Wir sind unser zwanzig in der Klasse, da kommen auf jeden zwei Pfennige, die bringt ihr morgen mit.“

„Schön . . . Einverstanden . . . Und wer soll die Einkäufe machen?“

„Unser Primus, Hammer, und vielleicht noch . . . Hillig“, schlug Pullrich vor.

„Ne, ne“, wehrte der dicke Hillig ab, „laßt mir meine Ruhe.“ So wurden denn Hammer und Pullrich deputiert.

Am Morgen des wichtigen Tages lagen zwei Pakete auf dem Katheder. Wir fühlten uns alle innerlich gekitzelt und erwarteten einen Riesenspaß. Die beiden Deputierten hatten die Einkäufe besorgt. Keiner von uns hatte das Eingekaufte gesehen, aber Pullrich versicherte einmal über das andere, es sei alles aufs beste besorgt und es werde lustig werden. Und wir Esel glaubten ihm.

Pampel trat ein. Hammer auf ihn zu und gratuliert. Pampel strahlte und bedankte sich. Er habe so wenig Freude im Leben gehabt, immer habe er arbeiten und ringen müssen, es freue ihn, daß wir seines Geburtstages gedächten. Er wolle sich revanchieren, er habe verschiedene kostbare Bücher in seiner Bibliothek, die wolle er uns zeigen, wir sollten ihn Sonnabend nachmittag besuchen.

Uns wurde es ob seines feierlichen Tones etwas unbehaglich zumute, aber dann lachten wir, denn es war zu drollig, wie eifrig er das eine Paket aufknüpfte, darin ein zweites sorgfältig verschnürtes fand, darin ein drittes, darin ein viertes . . . Erst das fünfte enthielt die Uhrkette. Freudigen Blickes musterte er sie genau und hing sie an die Weste, indem er sich nochmals bedankte. Beim anderen Paket ging's ebenso und wieder lächelte er vergnügt, als er das Stück Leberwurst erblickte — aber dann wurde er leichenblaß, fing an zu zittern und brach in Tränen aus — beide Enden der Wurst waren mit Stiefelwichse bestrichen. Wie ein kleines Kind weinend stieß er die Worte hervor: Das hätte er nicht von uns erwartet, für so roh hätte er uns nicht gehalten . . . „An einem alten Manne übt ihr euren grausamen Witz, weil er etwas kindisch geworden ist. Wißt ihr denn, was ihn so hat werden lassen, was für Schicksalsschläge ihn betroffen haben? Sorgt euch nicht, ich will nicht mit euch rechten, werde mich auch nicht beim Herrn Direktor über euch beschweren, er würde mir doch nicht recht geben . . .

lief hin und her, um festzustellen, wer eigentlich rauche — niemand war es. Da lief er zum Direktor, um sich zu beschweren. Die fünf Minuten, bis er mit dem Direktor kam, benutzten wir natürlich. Wir rissen sämtliche Fenster auf und schlugen mit den Taschentüchern und erreichten, daß der eintretende Direktor entrüstet sagte: „Aber was wollen Sie denn, Herr Oberlehrer? Es riecht ja gar nicht nach Tabak! Herr Oberlehrer, ich glaube, Sie greifen die zarten Kinderseelen zu hart an. Nicht wahr, meine jungen Freunde, ihr tut dem Herrn Oberlehrer alles zu Liebe?"

„Ja, Herr Direktor", tönte es aus zwanzig Jungenkehlen.

Wir zarten Kinderseelen! Es war zum Radschlagen. In der Folge bewiesen wir, nachdem wir gemerkt hatten, daß der Direktor Pampeln nicht grün war, das Gegenteil. Wenn ich später daran zurückdachte, wurde ich vor Scham feuerrot. Ich bin der letzte, der dafür eintritt, die Jugend zu brutalisieren. Aber ich bin der Meinung, daß in den Flegeljahren — und die macht fast jeder Junge durch — nur rohe Gewalt nützt. Pampel hätte uns bei der ersten Ungezogenheit hinter die Ohren schlagen müssen. Was nützt es, daß in die Jungens alle möglichen Kenntnisse gestopft werden, wenn sie in der Schule nicht auch erzogen werden? Das Haus allein kann's nicht. Später im Leben sieht man's ein. Da wird man ja abgeschliffen, aber es schmerzt. Früher hätte es nicht so weh getan. Aber dazu gehören natürlich Lehrer, die ganze Männer sind, nicht nur wandelnde Bücher.

Na, es war fast ein halbes Jahr so gegangen, als der lange Hermann Pullrich, dessen Vater auch Lehrer war, uns verkündete: „Nächsten Donnerstag hat Pampel Geburtstag."

„Na", riefen wir, „was geht denn uns das an?"

„Was uns das angeht? Sehr viel. Wir schenken ihm etwas."

„Blödsinn, hat er nicht um uns verdient."

„Kein Blödsinn. Wir schenken ihm was — Ulkiges. Das gibt 'nen Hauptfez."

„Vorschläge machen."

„Na ja doch. Also hört. Eine Uhrkette hat Pampel nicht, trägt die Uhr so lose, wie leicht könnte er sie verlieren. Wie wär's, wenn wir ihm eine Uhrkette schenkten?"

„Blödsinn, zu teuer."

„Kein Blödsinn. Eine Stahlkette, bei Schuchs in der Langestraße gibt's welche für zwanzig Pfennige."

Ein stürmisches Halloh! „Na ja, läßt sich hören . . . Abgemacht . . . Weiter!" schrien wir durcheinander.

„Und dann . . . Ach bei dem Lärm versteht man ja sein eigenes Wort nicht!" murrte Pullrich.

„Ja, er spricht immer sehr . . . sehr liebevoll von ihm. Neulich erst sagte er: Wenn es doch jetzt noch so gute Lehrer gäbe — der Herr Langrock hat mich erst zum denkenden, mitfühlenden Menschen gemacht.“

Das Alibi.

(Erzählung von **A. Dessauer.***)

Anno dazumal war's, als Gnaden der Herr Landrichter von den Jagdieben, Handwerksburschen und rauflustigen Bauern noch sehr gefürchtet wurde. — Besonders der in Tölz war „a' sakrisch schiacher**) Herr“ nach Aussage aller, die das zweifelhafte Glück hatten amtlich mit ihm zusammenzugeraten. Ein ganz besonderes Augenmerk aber hatte er auf die Wilderer; nicht leicht, daß einer, der ihm unterkam, vor einem halben Jahr wieder wilderte, wenn man nicht 's Jagern auf Ratten und Mäus' ohne spezielle Erlaubnis auch unters „Wildern“ rechnete.

Gnaden Herr Landrichter hatte selbst eine Jagd, und zwar die schönste in der ganzen Gegend; er hatte den dazugehörigen Hund nebst Stutzen, den dazugehörigen Jäger und, weil's im Oberland denn halt doch nicht anders geht, auch den oder die dazu gehörigen ungebetenen Jagdgäste.

Schon dreimal waren ihm die schönsten Böcke weggeschossen worden. Der Jäger fluchte, daß der Tisch wackelte — ja, er greinte beinahe vor Wut, und der Landrichter schlug mit der Faust auf sein Pult, daß ihm die Tinte auf die weißen Hosen spritzte, und verschwor sich hoch und teuer, beim Landesherrn einzugeben, daß er den Wilderer, wenn er ihn erwische, mindestens in Öl sieden, aufhängen, vierteilen und rädern lassen dürfe.

Die armen Burschen, welche auf anderen Jagdgründen ertappt wurden, hatten auch zu dieser Zeit keine guten Tage. „Scho' so vüll ungläubig is er, der Herr Landrichter!“ war die allgemeine Klage. Es war richtig, mit Ausreden durfte ihm keiner kommen; lächerlich, ihm, selbst Jäger, vormachen zu wollen, daß einer mit dem Kugelstutzen von zwölf Millimeter Kaliber auf Spatzen hätte schießen wollen und daß der Bock g'rad' durch Zufall zwischen den Spatzen und dem Lauf durchgerannt sei!

Nur einem konnte er nicht an, und gerade auf den hatten er und sein Jäger am meisten Verdacht; das war der Bruckbauern-Seppl

*) Wir entnehmen diese Erzählung dem soeben erschienenen neuen Bande von A. Dessauer, „Mit krummer Feder auf grünem Hut“, illustriert von Richard Graef. Der vorliegende Band des als alpiner Schriftsteller bekannten Verfassers bietet prächtige Älpler- und Bergsteigerkost, an der sich insbesondere die große Gilde der Alpenfreunde erfreuen wird.

**) schiach = schlimm.

Die Wurst will ich mitnehmen . . . Essen werde ich sie nicht . . . Vielleicht . . . vielleicht nimmt sie ein Hund von mir . . .“

Die Mehrzahl von uns — einige Gefühllose ausgenommen — lag mit dem Kopf auf dem Tisch und heulte. Weinen konnte man das gar nicht mehr nennen. Und dem Lehrer rannen die dicken Tränen über die Wangen. Nach langer, langer Zeit sagte er: „Unterrichten kann ich jetzt nicht — auf die Gefahr hin, vom Herrn Direktor eine Rüge zu erhalten. Adieu.“

Als er aus dem Zimmer war, hörte man von den meisten ein Aufatmen der Erlösung. Hammer versuchte zu lachen, ich aber mit einem Satz über die Bank hinweg und ihn mit geballter Faust ins Gesicht gehauen. Er taumelte und brüllte: „Pullrich ist's gewesen, ich hab' von nichts gewußt.“

„So“, sagte ich zu Pullrich, „du bist ein Lump.“

„Wa . . . was bin ich?“

„Ein Lump. Heute nachmittag sprechen wir uns auf dem Klosterberge.“

„Schön! Wie du willst.“

„Und nun setzen wir uns hin und verhalten uns ruhig, damit der alte Mann nicht noch Unannehmlichkeiten hat.“ —

Feig war Pullrich nicht. Er stellte sich am Nachmittag ein. Er war mir an Körperkraft überlegen, aber ich war wütend und die Wut ließ mich ihn überwältigen. Er bekam Prügel, daß er de- und wehmütig um Gnade bat. Von diesem Tage an hatte Pampel Ruhe. Seinen Spitznamen behielt er, an den hatten wir uns zu sehr gewöhnt, aber im Unterricht kränkten wir ihn nicht mit einem Blick. Und als wir die Untertertia verließen, schwuren wir dem Nachschub bei allem, was einem Irokesen- und Siouxindianer heilig ist, sie zu skalpieren, wenn sie bei Pampel keine Musterschüler wären. Zitternd gehorchten sie. Leider konnte er die Ruhe nicht lange genießen. Schon im nächsten Jahre ging er zur ewigen Ruhe ein. —

Sein Gedächtnis war bei mir verblaßt. Erst nach meiner Rückkehr aus Amerika erinnerte ich mich seiner so recht wieder. Ich war eben wieder sentimental geworden. Vorige Woche suchte ich sein Grab auf, wider meine Erwartung war es gepflegt. Auf meine an den Friedhofswärter gerichtete Frage, wer sich des Grabes so liebevoll annehme, lautete die Antwort: „Herr Pullrich.“

„Pullrich?“

„Ja, der die große Drogerie am Markte hat.“ —

Ich gab dem Manne Geld, daß er einen schönen Kranz besorge, und sagte: „So, der Herr Pullrich? Den kenne ich. Das war ein Freund des Herrn Oberlehrers.“

Wie er wieder herauskommt, erwartet ihn der Sprattl von Tölz, ein reicher Gerbermeister, und redet ihn an: „Du, Seppl, hast jetzt du dem Jochenbauer die Watsch'n 'geben oder i'?"

„Mei', wirst 's scho' du g'wes'n sei'; hab' mir's glei' denkt, wie der Jochenbauer auf mi' g'schwor'n hat, weil mir zwoa do' die selbig' Statur hamm und 's gleiche G'wand! Aber i' hab' mir denkt: Dem Gerbersprattl wird's dengerscht net recht zuasag'n, bal' er, a' ang'seh'gner Bürgersmo', ins Loch muaß; nimmst 's auf di', denk' i' mir, bei dir macht 's eh nix aus, wann d' a' paar Tag brummst, und der Sprattl werd' si' erkenntli' zoag'n."

„Tuat er aa', Seppl; i' lass' mi' net lump'n!" Dann gingen die beiden zum Bräu; der Seppl aß und trank auf Sprattls Kosten zum Ersatz für die drei mageren Tage und steckte dazu noch schmunzelnd zehn funkelnde Guldenstückl ein.

Auf dem Heimweg brummte er vergnügt: „Schau, schau, der Sprattl war's; wer hätt' dös denkt! Guat is 's 'ganga!"

Zwei Tage später meldet der Jäger dem Landrichter, daß er am Leonharditag ganz bestimmt den Bruckbauer Sepp erkannt hätte, wie er auf einen Bock geschossen habe; dann sei er verschwunden und auch die sofort erfolgte Untersuchung sei resultatlos gewesen.

„Hast d' denn 'n Sepp bestimmt g'seh'n?"

„Auf mein' Eid hin, Gnaden Herr Landrichter; mei' G'hilf, der dabei war, hat ihn auch erkannt!"

Der Sepp wird vorgeladen. Der Landrichter schwimmt in Wonne; heute will er ein Exempel statuieren: „Gelt, i' hab's g'sagt, der geht mir noch ins Garn!" renommiert er schon vorher seinen Stammtischgenossen gegenüber.

„Na, Seppl! Freut mich, daß wir uns schon wieder seh'n! Wia geht 's dir denn?" spöttelt er.

„O, ausgezeichnet, Gnaden Herr Landrichter!" antwortet der Seppl, mit dem ganzen Gesicht grinsend.

„Wird dir's Lachen bald vergeh'n! Du Lump, g'wildert hast! Diesmal hilft kein Leugnen mehr; der Jäger und der G'hilf' haben dich g'seh'n — also 'raus mit der Sprach', wie war das?"

„I' hab' net g'wildert, Gnaden Herr Landrichter!"

„Jäger, wann habt ihr ihn g'seh'n?"

„Am Leonharditag um 6 Uhr, keine zehn Schritt' vor mir!"

„So, Sepp, wo warst du da, he?"

„Gnaden Herr Landrichter, da hab' i' dem Jochenbauern die Watsch'n geben — zwei Stund' und a' halbe von der Stell', wo mi' der Jaga g'sehg'n hab'n will; dafür bin i' zu Recht verurteilt word'n und hab' mei' Straf' abg'sessen, Gnaden Herr Landrichter!" — — — — —

von Lenggries, ein „Mordshallodri“, wie weit und breit keiner war. Daß er wilderte, war ein offenes Geheimnis; aber auf der Tat ließ er sich nie ertappen. Zweimal schon stand er vor dem Gestrengen, der ihn unter seinen buschigen Brauen hervor ansah, als müßt’ er ein Geständnis erzwingen — aber es war ihm nicht beizukommen.

„Ich krieg’ den Kerl schon noch amal! Den leg’ ich noch ’nein, daß er an mich denkt — so wahr ich der Landrichter von Tölz bin! Werd’t ’s sehen, Leut’, der geht mir noch ins Garn; beobachten laß’ ich ihn Stund’ für Stund’, wenn er fortgeht, der Loder, der elendige!“ so äußerte sich der Vertreter der Gerechtigkeit hie und da beim Bräu am Honoratiorentisch; und nicht lange darauf wurde der Sepp auch vorgeladen — aber von wegen ganz was anderem.

Der Sepp hatte einen Feind — das war der Jochenbauer von Oberwarngau. Die Feindschaft war aber gegenseitig und für den Jochenbauer um so weniger erfreulich, weil der Sepp die größeren Hände und die mehrere Kraft hatte. Wieder einmal hatte der Jochenbauer das fühlen müssen. Am 6. November ist in Tölz ein großer Festtag, Leonhardi. Wie der Jochenbauer so um 5 Uhr nachmittags sich auf den Heimweg macht — nicht gerade voll, aber auch nicht gerade nüchtern — kommt ihm halbwegs von Oberwarngau der Sepp entgegen und haut ihm eine links und eine rechts herunter, daß der Jochenbauer glaubt, ’s höllische Feuer fahr’ ihm aus den Augen.

So erzählt er vor Gericht und der Sepp steht dabei und schaut de- und wehmütig in den Boden hinein.

„Na, Jochenbauer, kannst d’ es auf dein’ Eid nehmen, daß ’s der Sepp war?“

„Mein’ scho’, Gnaden Herr Landrichter; den Seppl werd’ i’ wohl kenna und den seini Mordspratz’n, seine damischen g’schpür’ i’ aa’ aus hundert ander’n ’raus!“

„No’, Seppl, Hallodri elendiger, jetzt kannst d’ ’s ja wieder wegleugna; aber das sag’ i’ dir, wann d’ leugn’st, kriegst d’ fünfundzwanz’g, daß dem Jochenbauern seine Watsch’n noch gar nix dageg’n war’n! Verstehst mi? . . So, jetzt sag’: Warst d’ ’s oder warst d’ ’s nit?“ apostrophierte der Richter, der sehr volkstümlich zu sein pflegte, den Seppl. Der Seppl aber gestand zur größten Verwunderung des Fragenden unumwunden die zwei Watsch’n ein und der Schreiber schrieb ins Protokoll, daß der Sepp Bruckbauer von Lenggries „freiwillig“ gestanden habe, dem Jochenbauern von Oberwarngau am Leonharditag gegen 6 Uhr abends zwischen Tölz und Oberwarngau zwei Ohrfeigen gegeben zu haben.

Für diese Entfernungsverminderung zwischen seiner Hand und seines Feindes Wange erhielt der Sepp drei Tage Arrest.

„Du, Luzian!“ sogg der Oltgsell und schautn noch der Seitn on, „mir scheint, du host in dera Soch schon ols Lehrbua vorgorbeit't! — A Glück für deini Ohrwaschl, daß ih nit draufkema bi! A so an Rotzbuabn gengan d Weibaleut noh gor nix an, vastehst! — Ah ja sou, hiaz bist jo Junggsell.“

„Natürla, hiaz kon ih heiratn.“

„Luzl! Paß auf, wos ih da hiaz sog. Schau, daß d koani dawischt, de von Heiratn redt. Gibb ihra, de deaf ma na ban Fiatabandl zupfn — gschwind is a sou oani do mitn Heiratn. Sogg nit grüaß dih Goud und nit pfiad dih Goud, kriagst ka Guati Nocht und koan Guatn Morgn. Nix a wia: Heiratn! — Hör mar auf mit ara so an Weibsbild!“

„Jo, oba du! Hiaz hon ih ollaweil gmoant, zan Heiratn warn s do!“

Der Oltgsell tuat an Locha. Aftn schaut er n Junggselln mitleidi on.

„Hiaz woaß ih nit, wiar ih dron bin“, moant der gonz dakema.

„Luzl! Host du da schon amol unsa Frau Moasterin ongschaut?“

„Oh je!“ moant da Junggsell.

„Nan gsiachst as! Und du woaßt nit, wiast dron bist. — Ih sog da dos: Olls möcht ih in dem Haus liaba sei, wia da Herr Moasta. Der Ehherr, ha ha! — Woaßt woher der Nom kimpp?“

„Ehherr?“

„Weil er eh Herr gwesn is, eh er gheirat hot. — Ja, mei liaba Luzian, dos sein Sochn!“

Wos er weida noh hot fürbrocht, der Oltgsell, däs woaß ih nit. In Luzl hot zimbb, hiaz fongad wieder a neugi Lehrzeit on. Und nochha wia da Sunter is kema, hot er sei Lehrstückl holt probiern wölln. Zwoa Menscherla nochanonda hot er ongredt afn Kirchweg. Ba der erstn is er ohblitzt. Ba da zweitn is er ah ohblitzt. — Holt jo, denkt er eahm, in da Lehrzeit gehts schon a sou — und bandelt mit da drittn on. Zan Grüaß Goud druckt er ihr d Hond.

„Auweh!“ schreit sie, „däs tuat jo weh!“

„Mir hots nix weh ton“, moant da Luzl, „Dei Ring do mochts. Sog ma's, Sanerl, va wen host den du däs Ringerl?“

„Va wen den? Va meina selign Muada.“

„Is scha gstorbn, dei Muada?“

„Freilih.“

„Oba dei Voda lebb no, gelt?“

„Is ah scha gstorbn.“

„Ah gstorbn? — Oll zwoa gstorbn! — Däs is oba gspoasi. Nochha muaßt da schon an Liabhober onschoffn.“

Der Sepp mußte freigesprochen werden auf dies Alibi hin; der Landrichter tobte; er wußte ganz genau, daß der Sepp gewildert hatte: aber er war machtlos — er war ihm ja selbst in die Falle gegangen. — Der Sprattl aber sagte nachher zum Seppl: „Lump elendiger, also dessentwegen hast du den Charaktervoll'n g'spielt! . . Woaßt, 's Maul bal' i' net halt'n müaßt' weg'n meiner selbst, i' zoaget die ganz' G'schicht' an — nacha kunnt'st d' a Jahrl brumma, du Tropf, du eiskalta!"

Wia da Luzian zu sein Weib kimbb.

(In da steirischn Gmoansproch von **Rosegger.***)

„Nau olßa, Lutzl, hiaz sein ma's'" sogg der Oltgsell zan Junggselln. Da Jungsell, da Lutzl, is gestern noh Tischlalehrbua gwen und heint is er Tischlagsell. Olßa, derawegn sein mas.

„Wos wirst dan hiaz mochn, Luzl?" frogg der Oltgsell.

„Ih? An Gsellnhuat kaf ih ma!" sogg da Junggsell.

„Nau — und sist nix?"

„Und a Tabakpfeifn."

„Geh Norr, a Tabakpfeifn! Rach Zigarn. Dasporst as Geld für die Pfeifn. Steht oan ah besser on, die Zigarn. — Muaßt ah an Aufputz hobn."

„Wos sul ih dan für an Aufputz hobn? Bin jo ka Weibsbild."

„Lutzl, ih will da wos sogn. 's Weibsbild putzt sih mit Mascherler und Büscherler auf und s Monsbild mitn Weibsbild. Vastehst? A Madl muaßt da zualegn."

Da Junggsell gugg mit oan Aug durchn Hobel, blost a Schoatn aussi und sogg: „— Däs hon ih mar ah scha denkt. — Wons holt eppa nit gor z viel Geld kostn tat."

„Geld kostts scho!" drauf der Oltgsell. „Muaßt da holt oani aussuachn, de ihr Geld ah wert is."

„Ken mih holt noh nit recht aus."

„Sou! Kenst dih nit aus. Und willst a Tischlergsell sei. Loß da holt rotn. Erstns muaßt dar oani nehma, de da gfollt."

„Sa gscheit bin ih selba."

„Und oani, der du gfollst."

„Ho, dos warn ihra jo zwoa!"

„Um so bessa!"

„Ba mir", moant da Luzl, „gehts nochn Sprichwort: de ih kriag, mog ih nit und de ih mog, kriag ih nit."

*) Erzählung desselben Verfassers zum Vorlesen bearbeitet.

wischbelt. Va lauta Schrockn. D Waberl is s! D Feichtbarn-Tochta.
„Moasta“, sogg s Dirndl lusti, „an Orbat bracht ih.“

„Is ma nit zwida.“

„Da Voda loßt bittn, wan uns da Moasta tat a Kreuz mochn.“

Loßt er in Hobel stehn und frogg: „War wer gstorbn ban enk?“

„Na, gstorbn nit. A Sterzschüsselkreuz brauchad ma.“

Do müassns ollzwoa lochn. A so a Hulzkreuz, däs mar üba d Milchschüssel legg, daß ma d Sterzschüssl kon draufstelln.

„Tuat da Moasta nit ah gern Sterz mit Milch essn?“

„Nau!!“

„Gelt du, däs is guat! — Oba na! Hiaz hätt ih bol du gsogg zan Moasta.“ Frei schoma tuat sa sih.

Er schauts glückseli on und denkt: Hiaz, Luzl, red! — Ober in Luzl hots d Red vaschlogn.

„Wos wird dan dos?“ frogg s Dirndl und deut't afs Bret.

„Muaß s heint no sei, s Sterzschüsselkreuz?“ frogg er.

„A balei. Wan da Moasta holt just amal Zeit hot. — Wos is dan däs für a Hulz, daß sa schön glonzt?“

„Däs? Däs is a Tanenhulz. Woaßt, Dirndl — d Eheleutbeta, dä mocht mar ah aus Tanenhulz.“

„Sou? De ah?“

„Möchst nit oans hobn, Waberl, an Ehleutbett?“

„An Ehleutbett? Wa ma freilih wul z groß.“

Da Luzian draht in Zollstob ausanond und meßt s Bret.

„Suls leicht recht gleim sei, weilst sa gwegn meßt?“

„Fünf Schuach sechs Zoll.“

„Wirds leicht a so a Bett?“

„Selm wars wul a wenk z kurz — und z schmol. — Waberl, ih —“ D Sog nimbb er und schneidt a Stückl weck. Sie holt't d Ohrwaschl mit boad Händn zu.

„Gelt, däs Schoagazn! Bar an hortn Hulz schoagazts nouh mehr. Ma wirds oba bol gwohnt. D Sog und — n Tischla. Moanst nit, Dirndl? daß d n gwohnt wern kuntst, in Tischla?“

„Mir scheint, däs wird gor a Winklkastl?“ moant sie, weil er zwa Breta grod a sou stellt.

„Na. — Ober an Wäschkostn wult ih da mochn, an zirmenen! Häst ka Freud mit ara so an Wäschkostn?“

„Wul, wul, mit'n Leinzeig, däs is ollaweil mei liabast gwen.“

„Nau, siagst as! Und ih hon mar ouf und ouft denkt, wan ih amol heirat, sa muaß s a Weib sei, de mit da Leinwad a Freud hot. Sist is s ka rechts Weib.“

„Jessas, do wern ja Nägl eingschlogn!“

„Is ma nit zwida. Wan mih oana mog!“

„Ih mog dih, Sandl. Geh, gehn mar ins Wirtshaus mitanond. Trinkst gern an wormen Wein?“

„Wan er guat zuggert is.“

„Gilt scha!“ sogg da Luzl und legg ihr in Orm ums Gnack. „Hiaz sein mar a par Valiabbi, gelt? Oba du! Treu muaßt ma bleibn!“

„Wos ih ban Oltor vasprich, dos holt ih.“

„Ban Oltor, moanst. Woaßt, Sandl, dos sein oltbochni Sochn. Kemen schon oh — sein schon ohkema. Dirndl, mir brauchn koan Pfora, mir richtns aloan ah.“

„Schöna Tischlagsell!“ sogg sie, „wia gfoll ih da dan af der Seitn?“ zoagg n in Bugl und rent ins Wegmocherhäusel eini, däs nebn da Stroßn steht.

„Mih deicht, ba der — bin ih ah ohblitzt“, denkt eahm da Tischlagsell.

Afn Obnd, ums Dunklwern, is da Luzl scha wieda dahoam in da Werkstott.

„Meina Seel, ih loß s olls mitanonda sei! Dumi Dudln seins, de Weibaleut! Da wormi Wein, guat zuggert, der wär ihr recht gwen. Oba wiar ih drauf onspiel, daß ih nit heiratn will . . .“

„Host ihr dos vor oda noch n wormen Wein gsogg?“

„Natürlih onfongs, eh wen mar ins Wirtshaus hobn wölln gehn.“

Do wird der Oltgsell gonz ernsthoft, tupft mitn Finger in Junggselln af d Stirn und sogg völli feierlih: „Mei liaba Luzian! Do drinat host du lauta Hobelschoatan!“ —

Af däs kunt die Gschicht hiaz aus sei. Oba sie is noh nit aus.

In Oltgselln is mit da Zeit lonkweili worn nebn a sou an begrifffstitzign Junggselln, er hot sih frembb gmocht. Und a por Johr späda, wia da Tischlamoasta da Frau Moasterin durchgongen is und er sih vasteckt hot sechs Schuach tiaf in d Erdn eini, do hot die Frau Moasterin in Tischlagselln Luzian zan Werkführa wölln mochn und hotn z vastehn gebn, wer woaß, wos sih nit nouh olls zuatrogad! — Oba da Luzl hot für die guati Moanung schön Donk gsoggt und hot eahm in Dorf selber a Tischlerwerkstott eingricht't. Und wiar er so weit is, wos follt n wieder ein? D Weibaleut. Eigentlih nur an oanzigi, und de hot sih festgsetzt in sein Schädl, afn Hobelschoatan, und de bringg er nit weida. Die nämlichi, af de er s Sprichwort hot deut't: de ih mog kriag ih nit. — Somstas vorn Kirchwasunter is s, daß da jungi Moasta Luzian in seina Werkstott fleißi hobelt. Er hobelt a Bret.

Geht af oanmol a mudlsaubers Dirndl ba da Tür eina. Af oan Schub fohrt da Tischla mitn Hobl aussi übers Bret, daß na grod

Frühling zieht ein!

Drei Gedichte von Otto Promber.

I.

Im Lockenhaare den Veilchenkranz,
Von Drosseln und Lerchen umsungen,
So kommt durch den goldenen Sonnenglanz
Jung Frühling ins Tal gesprungen.

Er klettert die turmhohe Birke hinan
Und ziert sie mit wachsbraunen Räupchen,
Dann putzt er den rostroten Weidenstrauch an
Und schmückt ihn mit silbernen Häubchen.

Um Hecken und Büsche streut er galant
Windröschen und Primel und Sterne
Und hängt an des Baches grünleuchtenden Rand
Die goldgelbe Schmirgellaterne.

Sogar an dem Garten des Nachbars vorbei
Springt Frühling in hellem Frohlocken,
Wirft über den Zaun seine blühende Streu
Von Krokus und schneeweißen Glocken! —

Und kichert ins offene Fenster hinein:
Herr Nachbar — gut' Morgen! gut' Morgen!
Gebt acht auf das Herz eures Gretelein,
Es hält ein Maßliebchen verborgen!

II.

Jungritter Frühling blies ins Horn!
Und aus dem Goldhorn schwangen
Sich tausend liebe Vögelein
(Ich glaube, Lerchen mußten's sein)
Hoch, hoch ins klare Blau hinein
Und schmetterten und sangen.

Jungritter Frühling warf den Hut
Laut lachend durch die Lüfte!
Und weithin, über Feld und Au,
Fiel aus dem Hut weiß, gelb und blau,
Manch' Streublümlein – benetzt vom Tau,
Den Kelch voll süßer Düfte.

Jungritter Frühling küßte still
Ein Kind auf Mund und Wangen!
Und wie er ihm die Lippen bot,
Ward Hans, der Bursche, schämig rot,
Gestand der Grete seine Not
Und hielt sein Lieb umfangen.

III.

Die Sterne schlugen die Goldaugen auf.
Der Mond kam übers Gelände;
Rotblinzelnd sah er in seinem Lauf
Durch die bleigrauen Nebelwände.
Dann stieg er, einer Madonna gleich,
Empor auf der Wolkentreppe —:
Frau Luna ging durch ihr Königreich
Und Sternlein hielten die Schleppe.

Vom Turm St. Pauli schwamm durch die Nacht
Ein langgezogenes Läuten;
Vom Gartenhaus sang die Nachbarin sacht:
„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten."
Die Dächer spielten im Silberglanz;
Die blühenden Apfelbäume
Lagen als einziger Rosenkranz
Um meine seligsten Träume.

Auf einsamer Straße wandelt vorbei
Ganz heimlich ein schweigsames Pärchen
Und träumt von der Hochzeit! O Nacht im Mai —
Was spinnst du für herrliche Märchen!
Gewiß hat heute schon mancher gedacht:
Wenn es doch immer so bliebe;
Es ist, als malte die Frühlingsnacht
Eine Fata Morgana der Liebe!

„Do wern hiaz Nägl eingschlogn", sogg er und der Homer schollt, daß n Dirndl durch Morch und Boan geht. Nochha probiert ers nouhamol mitn Redn. Oba sie sogg: „Ih vaplausch mih do! Dahoam sull ih scha sei!"

Er legg in Homer weg, nimbbs ba da Hond und sogg: „Na, Waberl, ba mir sulst bleibn. Ba der Tür tritt koani mehr eina, de ih sa gern kunt hobn wia dih!"

Bluatrot wirds in Gsicht, as zidern ihr d Händ. „Oba Moasta! Wos sollt n Moasta dan ein!"

„Waberl — — sog jo!"

„Um Gouteswilln!"

„Mei liabs Dirndl! Seit Johr und Tog scha geh ih um mit der Frog. Hon mih nia traut. Oba heint! Ob hiaz! Kena tuast mih. — Sog jo!"

„Wans — mei Gad — wans wirkla scha sei sult. Luzian, däs müaßad mar uns wul — Ih woaß nit — olls z gach!"

Und hebb ihr Füater auf und woant eini.

„A sou wos deaf ma nit aufschiabn", sogg hiaz da Luzian, „sist kunts oan a sou gehn, wiar in ormen Knoppnpaul. Morgn hätt sei Hohzat suln sei und gestern hotn in Stulln a Stoan daschlogn."

„In Knoppnpaul? Oba wos d nit sogst!"

„Morgn trogn s n afn Freidhof."

„Sas Maria! Däs is jo sei Totntruchn!" schreit s Dirndl auf und stort hin af die Breta.

„Kon wul sei", sogg er gonz döwi.

„Oba na!" Böli nit dafonga kon sa sih. „Däs hät ih ma nit denkt, daß ih n Moasta bar a so a traurign Orbat sul ontreffn."

„Wias holt kimbb. Heint a Truchn, morgn a Sterzschüsslkreuz. Übamorgn a Kindawiagn . . ."

Hiaz sans still ollzwoa. Da Luzian schaut s Dirndl on, long schaut ers on und sogg af d letzt: „I moan holt, Waberl, da Mensch sul sei Lebn nit vasama. Ghoaß mas, Waberl — sog jo!"

Do wird s Dirndl af oanmol lebendi: „Na, heint sog ih nit jo. Gout behüat mih, daß ih heint jo sogad. Bar a sou an Orbat. Wons oba — wons wirkla dei goudsheiliger Ernst is, Luzian, sa — frog mih af d Wochn. Ober" — tuats gschami dazu — „vagiß nit drauf!"

———

ahnen, daß es sich da um jenes Glück handelt, welches unser Herr als Himmelreich bezeichnet hat, das der Mensch in der eigenen Brust suchen müsse. Wem darum zu tun wäre, nach allen Enttäuschungen versuchsweise einmal den Weg zu sich selbst einzuschlagen, dem möchte ich das genannte Buch empfehlen. Es gibt uns freilich nichts neues, es zeigt uns nur jene inneren Güter, die längst da sind, deren wir uns aber nicht bewußt sind und die deshalb ungehoben und unbenützt liegen bleiben.

Wie es dieser Wegweiser nach dem Selbst meint, das sollen uns einige Gedanken andeuten, die wir dem Buche entnehmen. Zuerst über das Glück.

Ein vierjähriges Kind hält ein Holzklötzchen aus einem Baukasten in der Hand und blickt es mit zärtlicher Liebe an. Es sieht darin ein Kind, das es Erich getauft hat. Stundenlang kann es damit spielen und ist glücklich. Ein junges Mädchen hat das erste silberne Armband erhalten. Sie kann sich davon nicht trennen und noch vor dem Schlafengehen küßt es flüchtig das Schmuckstück, in dessen Besitz es sich glücklich fühlt. Ein Knabe geht zum erstenmale mit hohen Stiefelchen auf die Straße. Stolz blickt er auf die blanken Röhren; sein Gesicht leuchtet vor Freude: er ist glücklich. Ein armer Mensch hat eine kleine Erbschaft gemacht; seine Not hat ein Ende, er fühlt sich glücklich. Ein Beamter hat einen bescheidenen Orden erhalten; sein Selbstgefühl hebt ihn über Hunderte, die eine solche Auszeichnung entbehren, und er meint nun, das Glück zu besitzen. Die ersten Verse eines Anfängers oder einer Anfängerin sind in einem Winkelblatte gedruckt erschienen. „Er“ oder „Sie“ lesen das Gedicht immer wieder; es scheint, als wohne jedem Worte eine noch nie dagewesene Schönheit inne, als sei nun der Eingang zur Unsterblichkeit weit offen und als liege die ganze Zukunft hell und bestrahlt von der Sonne des Glückes da. Der Feldherr reitet nach der Schlacht über das blutige Feld — der Feind ist geschlagen, der Sieg errungen. Nicht denkt der Führer jetzt an die Opfer, die der Kampf gekostet hat: mit stolzer Freude schaut er vor sich hin: er ist glücklich.

Der Forscher hat nach Jahren vergeblicher Versuche eine Entdeckung gemacht, die wichtig für seine Wissenschaft ist; vielleicht hat er ihr die Gesundheit geopfert, aber in dem Augenblick, wo vor ihm in lichter Klarheit das lange Gesuchte sich hinstellt, ist alles vergessen vor dem Gefühle des Glücks.

Das Werk eines jungen Tondichters wird aufgeführt. Mit Angst weilt der Urheber hinter der Bühne. Er erringt Erfolg; die Zuhörer klatschen und der Komponist muß vor die Rampe. Nicht um Haufen Goldes gäbe er das Glücksgefühl dieser Minuten dahin.

Der Weg zum Selbst.

An allen Straßenecken, auf allen Bahnhöfen, in allen Gasthöfen und anderen öffentlichen Orten sehen wir allerlei Wegweiser zu allerlei Gütern und Glück. Hier weist einer auf das Theaterstück des Tages, ein anderer in den Konzertsaal, ein anderer verrät, wo man gutes Bier bekommt, ein anderer lenkt die Aufmerksamkeit auf neue Fahrräder, ein anderer auf neue unfehlbare Heilmittel, ein anderer auf verkäufliche Häuser, ein anderer auf große Haupttreffer, ein anderer auf interessante Reisen und Sommerfrischorte oder Winterspiele. Lauter willfährige Wegweiser zu irgendeinem Glücke. Und in der Zeitung sind jeden Tag hunderte von ähnlichen Fingerzeigen nach den herrlichsten Dingen, nach Gesundheit, Reichtum, Lust und Genuß aller Art. Und alle Straßen dahin sind voll Suchender, dürstend, lechzend nach Glück. Aber alle Wege weisen nach außen hin und selten, o wunderselten kommt einer der Glücksjäger mit guter Beute zurück. Und glaubt er schon im ersten Augenblick, das erjagte Gut freue ihn und werde ihn glücklich machen, in kurzer Zeit ist die Illusion verraucht, es ist doch nicht das, was er erwartet, und der Enttäuschte empfindet eine größere Lücke als vorher und mit jeder Enttäuschung wird die Öde größer.

Nun bin ich aber einmal einem anderen Wegweiser begegnet. Der zeigt nicht in die Ferne hin, der kündigt keinerlei äußere Dinge an, der steht da und weist mit seinem Zeigefinger schnurgerade auf meine Brust. Und schweigt.

Es ist ein Buch erschienen, das benennt sich: „Der Weg zum Selbst". Geschrieben hat es der Denker Otto von Leixner für das deutsche Volk und herausgegeben hat es der Verleger Emil Felber in Berlin. Man kann sich's gleich denken, was das Buch will. Es will uns den Weg zeigen zu uns selbst. Und daß wir nach dem Jagen der Tage einmal heimkehren in unsere eigene Wohnung, in unser Ich, wo die Geheimnisse alles Glückes verborgen liegen. Und gibt das Buch Andeutungen, wie man am besten und sichersten zu sich selbst zurückfindet und wie jeder in sich selbst jene Kräfte hat, die alle äußeren Güter und Vorstellungen zu wirklichem Glücke zu verarbeiten vermögen. Ja, wie diese inneren Kräfte auf äußere Güter gar nicht angewiesen sind, wie sie gleichsam aus sich selbst ganz andere, gediegenere und beständigere Schätze hervorbringen. So daß der also heimgefundene Mensch zum Bewußtsein kommt, die Dinge da draußen, die so sehr angepriesen werden, haben mit dem wirklichen, dem beseligenden Glücke gar nichts zu tun; das wahre Glück ist Eigenbau. Aber das kann einer, der's nicht erlebt und erfahren hat, nach dem Worte ja nicht verstehen, höchstens

Zu diesen Erkenntnissen gelangt der werdende Mensch, wenn er nicht besonders hoch begabt oder durch eine leidvolle Jugend frühzeitig gereift ist, niemals. Er muß durch Erfahrungen, die fast immer zugleich Schmerzen mit sich bringen, belehrt werden. Falls er dieser Belehrung, die ja auch nur innen sich vollzieht, zugänglich ist. Viele Menschen bleiben bis zum Tode auf der Oberfläche des Lebens.

* * *

Dem Selbst ist keine reine Freude versagt. Es kann Menschen mit der vollen Wärme des Gemütes umfassen, darf sich ein Heim gründen und Kinderseelen lieben; es darf sich der Freundschaft hingeben und für andere sorgen und schaffen.

Kein redlicher Beruf ist ihm verschlossen; ob es in einem Königsleibe wohne oder im Körper des schlichtesten Landmannes oder Arbeiters, gilt gleich: in der höchsten Bestimmung sind sich alle gleich, alle berufen zur Kindschaft.

Genießen darf das Selbst die Schönheit der Natur, des sich stets vor den Sinnen erneuernden Wunders des Allebens. Mit Jubel im Herzen mag er das Werden des neuen Lenzes schauen, der ihm aus Blumenaugen freundlich zulächelt, mag die Erhabenheit der hochgetürmten Berge, des Meeres bewundern oder hinaufblicken zu dem nächtlichen Himmel, sich der Sterne freuen und die gute Sonne lieben. Alle die Schönheit ist ihm offen und doppelt ergreifen wird sie den Geist, wenn er erkannt hat, daß dieses selbst noch im Aufruhr entfesselter Kräfte noch schöne All eigentlich einen Teil seiner inneren Welt bildet und das Wunder seiner eigenen Empfindung ihr Farben, Licht und Glanz verleiht.

Offen steht dem Selbst die geistige Welt der Kunst und Dichtung, ob er sie nun als Schaffer hervorbringe oder im Nachfühlen genieße. Je tiefer deren Werke, je mehr in ihnen gotterfülltes Leben herrscht, gleichgültig, welche Stoffe sie behandeln, desto sicherer wird das Selbst durch sie bereichert. Nur das aus unreinem Geiste Geschaffene wird es ablehnen. Offen steht dem Selbst das ganze Gebiet menschlichen Wissens und es mag darin wandeln, soweit seine Kraft hinreicht. Aber der Gott in ihm wird es auch nicht hindern, zu forschen. Nachgehen kann er mit der verständigen Auffassung dem äußeren Entwicklungsgange der Geschichte der Menschheit und durch die Vernunft die Ereignisse innerlich zu ergreifen und zu verbinden streben. Es kann die Räume messen und den Gesetzen nachsinnen, die sich in diesen Maßen betätigen; dringen mag es in die Unendlichkeit des Weltraumes, in die Welt des Unendlich-Großen oder in die zweite, in die grenzenlose des Unendlich-Kleinen

In diesen und tausend ähnlichen Fällen liegt in der erhöhten Seelenstimmung etwas Reines, wenn auch unbewußte Ichsucht vorwiegt. Aber das Glücksgefühl kann sich ebenso gut mit einem Tun verbinden, das, vom höheren Standpunkte aus betrachtet, unbedingt als verwerflich gelten muß.

Einem schlauen Streber ist es gelungen, durch geschickt angebrachte Verdächtigungen einen Nebenbuhler zu beseitigen und durch Lügen und Ränke ein Amt, einen Vorteil zu gewinnen. In diesem Augenblicke des Sieges ist er glücklich.

Ein Wucherer hat den Leichtsinn eines Menschen benutzt und ihn auf Ehrenscheine zur Zahlung von Beträgen verpflichtet, die das geliehene Geld um das Dreifache übersteigen. Die Eltern, vielleicht nur sehr mäßig begütert, opfern alles, um die Laufbahn des Sohnes nicht vernichten zu lassen. Eine Familie ist um alles gebracht, der Wucherer aber überzählt den Gewinn und ist glücklich.

Ein leichtsinniges, putzsüchtiges Weib, dessen Gatte nicht die Mittel besitzt, das Luxusbedürfnis der eitlen Frau zu befriedigen, gerät auf Abwege, nur um die Mittel zur Befriedigung ihrer törichten Leidenschaft zu gewinnen. Wenn es dann in einem modischen, kostbaren Gewande auf die Straße oder in den Ballsaal tritt, denkt es nicht daran, daß es seine Ehre verkauft und den Mann betrogen habe, nein: es fühlt sich glücklich.

Doch wer vermöchte durch Anführung von Einzelfällen den Umfang dessen, was Menschen mit dem einzigen Worte bezeichnen, auch nur zum kleinsten Teile anzudeuten! Die Fülle ist unerschöpflich. Es gibt nun sicherlich viele andere reinere, geistigere Glücksarten. Aber wie die Menschen in ihrer Mehrheit beschaffen sind, überwiegen die minder reinen oder geradezu vergifteten Glücksempfindungen die Zahl der anderen bei weitem.

Läßt sich nun eine Begriffserklärung für das Wort Glück geben, die tatsächlich auf alle Glücksgefühle paßt? Die Antwort muß verneinend lauten. Fast jeder Mensch, vor allem jeder jüngere, hat seine Auffassung von Glück und hegt bestimmte Vorstellungen, mit denen er seine Auffassung von Glück verbindet.

Daraus ergeben sich nun mit zwingender Gewalt unabweisliche Schlüsse:

Es gibt keinen einzigen Gegenstand außer uns, der an sich das gewährte, was wir Glück nennen.

Der Mensch selbst legt, durch falsche Gefühle und Urteile verführt, gewissen Dingen der Außenwelt die Fähigkeit unter, beglücken zu können.

In gleicher Art schädigt das Übermaß an anderen öffentlichen Vergnügungen, der häufige Besuch der Schauspiele und Konzertaufführungen, die Jagd durch Sammlungen und Ausstellungen aller Art. Das Gehirn kann die Eindrücke nicht gründlich verarbeiten, es begnügt sich mit dem steten Wechsel leichter Reize. Das begründet die Oberflächlichkeit des gesamten Innenlebens und zerstört die Kraft zur Selbsterziehung.

Aber auch der überreizte Ehrgeiz, der zur Aufhäufung äußerlichen Wissens drängt, ist, besonders für Mädchen, gefährlich. Alles reizt, nichts aber wird bis in die Tiefen ausgeschöpft. Das viele Sitzen bis in die Nacht, der nie gesättigte Lesehunger, die Jagd nach dem Neuen und Neuesten schädigen das junge weibliche Geschlecht ebenso wie das männliche. Das alles führt weit ab von der Pforte, die in die Innenwelt leitet, aber es widerspricht auch der nötigen Rücksicht auf den Leib. Solche überreizte, mit dem „Neuesten“ überfütterte Menschenkinder zerstören in sich die Möglichkeit der Einheit der inneren Tätigkeiten, aus der das verborgene Selbst entspringt, für immer. Sie lernen höchstens die modische „Seelenanalyse“, die sich belauert und zerdröselt, bis die Gesundheit des Geistes für immer zerstört ist. Und dann finden sich die Nervenkrankheiten ein, mit denen die beleidigte Natur an den unglücklichen Toren Rache nimmt.

*
* *

Das sind Worte aus dem Buche. Natürlich greift der „Weg zum Selbst“ noch tiefer. Aber das kann nur der mitleben, dessen Sehnsucht nach Gott und Ewigkeit hinzieht. Im engsten Raume unseres Inneren finden wir das Weiteste, das Unendliche.

Der erste evangelische Pfarrer in Mürzzuschlag.

Vor etwa sieben Jahren trat eines Tages ein jugendlicher Mann mit einem richtigen Pauluskopf in mein Zimmer sich vorstellend als evangelischen Geistlichen aus Württemberg, der einem Rufe nach Steiermark gefolgt sei. Es war zum Beginne der Los von Rom-Bewegung. Ich erklärte ihm in dieser Sache meinen Standpunkt, sei von Haus aus Katholik, hinge auch aus ästhetischen Gründen an der Kirche, der übrigens in mancher Hinsicht eine Prüfung nicht schaden würde. Der Besucher sagte, daß er nicht gekommen sei, etwa um mich zu werben, vielmehr um meine Meinung über mancherlei zu hören, die ihm denn auch offen mitgeteilt wurde.

Ungefähr ein halbes Jahr später fand ich denselben Mann, Adolf Kappus ist sein Name, in Mürzzuschlag als evangelischen Pfarrer. Nun

Es kann aber auch die geistige Geschichte nachforschend wiederzugestalten suchen, vom Beginn menschlichen Denkens bis zu den großen Gedankenbauten, die das innere All zu umfassen streben. Der Gott wird dem Selbst niemals verwehren, vorzudringen, soweit seine Kraft reicht.

Aber je tiefer das Selbst in das Innere dringt, desto sicherer ist es, daß keine Erkenntnis ihm den Gott vernichten wird. Denn die Religion, die sich auf dem Selbst und auf die Einheit seiner Tätigkeiten aufbaut, kennt nicht die Feindschaft zwischen Glauben und Wissen. Die Kirchen können wissensfeindlich sein, das bloße Verstandeswissen, das nur äußerliche Verbindungen zu erkennen vermag, religionsfeindlich. Es ist ein Märchen, diese vorgebliche Notwendigkeit, daß Wissen und Glauben unvereinbar seien. Ein Märchen, das leider gar viele glauben, so köhlergläubig wie die Starrgläubigen irgendeiner Kirche.

* * *

Das Werkzeug, das uns ins Leben mitgegeben worden ist, mit dem wir die Ergebnisse des Innern hinausstellen müssen in die Welt der Erscheinungen, ist unser Leib. Wohnung des Selbst und ein Deutbild unserer Bestimmung, steht er auf dem irdischen Boden frei beweglich und gekrönt von dem Haupte, in dem die edelsten Tätigkeiten ihren Sitz haben. Seine Gesundheit ist nicht nur für die Arbeit und den Genuß des Tages notwendig, sondern auch für die innere Entwicklung von Wichtigkeit. Wohl vermag ein starker, sittlich erzogener Wille auch mit gebrechlichem Leibe Großes zu erreichen. Aber für die Mehrzahl der Menschen wäre diese Arbeit zu schwer.

Gesund sich zu erhalten, ist nicht nur ein Gebot der alltäglichen Klugheit, sondern, richtig gefaßt, *ein sittliches Gesetz*.

Wie viel auch unsere Zeit getan hat und tut, das Streben nach Gesundheit zu unterstützen, ebensoviel sündigt sie durch Mißbräuche aller Art. Wenn die unteren Schichten oft unter der widerchristlichen Ausbeutung der Menschenkraft schwer zu leiden haben, so die oberen durch Vergnügungssucht und durch die Überreizung des Gehirns. Denn auch für die geistige Arbeit und die geistigen Genüsse gibt es eine Gesundheitslehre, deren Mißachtung Leib und Seele gleichmäßig schädigt und die Selbsterziehung unmöglich macht.

Echte Geselligkeit, am besten im Hause, kann veredeln; sie muß sich nicht immer auf dem höchsten Gipfel des Geistigen bewegen; wenn sie harmlos heiter ist und dabei die Herzenswärme nicht fehlt, erfrischt sie Seele und Leib. Aber die Gesellschaftshetze mit ihrem Gefolge von Übermaß in Speise und Trank in den glühenden, stauberfüllten Räumen und der Überfülle erregenden Lichtes ist zu einer Krankheit geworden.

führende Element; Arbeitslust leuchtete ihm aus den Augen, Tatkraft zuckte gleichsam durch den ganzen, frischen Menschen. Über all den schweren, langwierigen Aufgaben versäumte er nicht die Seelsorge. Abgesehen von den gewöhnlichen Gottesdiensten, die er abwechselnd in mehreren Ortschaften hielt, war er zu jedem Unterrichte, zu jeder Taufe, zu jeder Trauung, zu jedem Begräbnisse, zu Krankenbesuchen, bei jeder Witterung, zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle. Dabei stets in ernst wohlgemuter Stimmung und ohne viel Getue. Wer ihn da in seinem Berufe auf dem Rade durch die Täler oder mit Ski über die Höhen eilen sah im grauen Gebirgsgewand, der hielt ihn eher für einen Förster als für einen Geistlichen. An die Stelle seines Amtes angelangt, nahm er das Paket vom Rade oder vom Rücken und in ein paar Minuten stand der würdige Geistliche im Talar da, taufte, lehrte, segnete und betete.

Große Sorgfalt verwendete er stets auf die Sonntagsrede, die er zumeist auf seinen Wanderungen durch die Diaspora ausarbeitete. Diese Predigten befaßten sich weniger mit der Glaubens- als mit der Sittenlehre. Vom Standpunkt der christlichen Grundsätze aus waren es Betrachtungen über menschliche Charaktereigenschaften und soziale Lebenserscheinungen und Ziele. So behandelte er Reichtum, Armut, Brüderlichkeit, Dankbarkeit, Vertrauen, Energie, Wahrheitsliebe, Demut im Glück, Mut im Unglücke, Vaterland, Volkstum, Lebensfreude, Lebensüberdruß, Selbstmord, Stoizismus, kurz alles, was bestimmend in unser Leben schlägt. Eine ganze Woche lang hatte man zu knuspern an einer solchen Sonntagsrede. In der Predigt ging Kappus gern so vor: Wenn er einen großen Bibelsatz zur Anwendung bringen wollte, so stellte er sich zuerst auf die andere Seite, auf die der Weltleute, und betrachtete die Sache von ihrem Standpunkte aus. Damit erwächst ihm die Aufgabe, diese Anschauung zu widerlegen und den gewählten christlichen Satz in seine Möglichkeit, in sein Recht zu heben. So sehen die Zuhörer den Widerspruch von vornherein gelöst und das Thema für das Leben anwendbar. Während der Woche stößt man dann auf manche Erfahrung, auf die sich die Sonntagspredigt anwenden läßt, kurz — wie die Leute sagen — man hat was davon. Manchem der Landbewohner mochten solche Vorträge, die recht gut auch für akademische Zuhörer gepaßt hätten, zu wenig theologisch gewesen sein; hingegen hatten diese tiefgründigen Predigten das vor vielen religiösen Betrachtungen voraus, daß sie sich im praktischen Leben als anwendbar erwiesen. Besonders ist noch zu bemerken, daß Kappus' Kanzelreden frei waren von jeder Polemik gegen andere Kirchen.

Wer diesen Mann Jahr um Jahr so beobachtet hatte, dem war es wohl kaum anders möglich, als daß er vor ihm Hochachtung gewann. Seine persönlichen und gesellschaftlichen Eigenschaften: Ver-

erst kam es zutage, daß der Kreis Mürzzuschlag, der freilich meilenweit war, nahezu sechshundert evangelische Bekenner hatte, von denen man bisher kaum etwas vernommen. Und nun begann der junge Pfarrer eine Arbeit, die erstaunlich war. Er wanderte durch die Täler, über die Berge, in die Wälder (von Bruck an der Mur bis zum 80 Kilometer entfernten Lahnsattel war das Bereich) und suchte die Evangelischen auf. Er sammelte sie zu einer Gemeinde, er unterrichtete die Kinder, besuchte die Kranken und Siechen, hielt Gottesdienste in den Häusern der Bürger und in den Hütten der Holzknechte, vermittelte Arbeitslosen Erwerb und ward bald der von vielen gesuchte und vertraute Ratgeber in geistlichen und weltlichen Anliegen. Da kam mancher herbei, um sich in die evangelische Gemeinde aufnehmen zu lassen. Aber das ging nicht so leicht. Das war nicht so, wie es ausgesprengt wurde, daß jeder „Übertretende“ dreißig Gulden auf die Hand kriege. So einem Übertrittsbeflissenen wurde ordentlich auf den Zahn gefühlt. Bei dem es mit der Gesinnung haperte, der wurde fortgeschickt. Wer in ernster Überzeugung zum Übertritte kam, mit Vertrauen und Sehnsucht zum Evangelium, der brauchte nicht erst viel Katechismus zu lernen, er wurde angenommen. Als etliche „Deutschnationale“ gerade nur als solche übertreten wollten, schickte sie der Pfarrer heim und empfahl ihnen, erst einige Fühlung mit dem Christentum zu suchen, bevor sie sich als Mitglied einer christlichen Kirche betrachten könnten. Da solche Leute aber doch einiges Verdienst um die Organisation der Gemeinde und Anregung zum Baue einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag gegeben hatten, so wollten diese nationalen Heißsporne, daß die neue Kirche Bismarckkirche heißen sollte. Mit größter Entschiedenheit wurde das abgelehnt, das neue Gotteshaus trägt den Namen „Heilandskirche.“

Wie hoch verdient hat Pfarrer Kappus sich um den Bau dieser Kirche gemacht. Wie oft unternahm er Reisen durch Deutschland, ja einmal selbst zu den Evangelischen ins russische Reich hinein, um durch Vorträge für die junge Gemeinde in Steiermark Interesse zu erwecken und Gaben zu sammeln. Als der Bau gesichert war, fehlte ja noch alles für die Glocken, für die Orgel und sonstige Ausstattung; auch an einen Grund für den Pfarrhof mußte gedacht werden, die Erhaltung und Verwaltung der Gemeinde mußte durch Beiträge und persönliche Dienste aus der Gemeinde selbst sichergestellt werden, und so gab es hundertlei Sorgen. Pfarrer Kappus war unermüdlich, überall war er hinterher, um den Bau zu beschleunigen, die Lieferungen zu urgieren, zu überwachen, alles nötige anzuordnen und endlich — was das kritischeste war — die Gemeindemitglieder zur entsprechenden Besteuerung heranzuziehen. Im Presbyterium, in dem wohl auch tüchtige Männer saßen, in den Sitzungen der Kirchengemeinde war er das anregende, leitende und schließlich zumeist auch aus-

Jesu aufgestellt werden sollte, fand der evangelische Pfarrer nichts dagegen einzuwenden.

So wurde Pfarrer Kappus dem Volke gerecht. Aber mit gleicher Loyalität auch den katholischen Amtsbrüdern der Nachbarschaft, besonders auch in der ineinandergreifenden Amtsgebarung und die katholischen Priester ihrerseits hatten über ihn wenig Klage. Freilich war es seinem nationalen Empfinden gewiß, daß der Deutsche vor allem in der deutschen Kirche dem Christentum gerecht werden könne, sowie er die politische wie sittliche Kräftigung des deutschen Volkes wieder nur aus der deutschen Kirche erwartete. Im letzten Grunde aber stellte er doch die Weltanschauung des Christentums hoch über Nationalität und andere menschliche Ideale.

Als nun so das Werk begründet war, als die Gemeinde mit mehr als tausend Seelen sicher dastand, selbst noch mit einem Vikaramte in Bruck befestigt, da empfand Adolf Kappus, er bedürfe — eines größeren Wirkungskreises. Und bewarb sich um die erledigte Pfarrei Wiener-Neustadt, die er auch erhalten hat.

Sein neuer Wirkungskreis ist gewiß noch größer, aber schwieriger kaum, als der im Mürztale gewesen. Die evangelische Gemeinde Mürzzuschlag wird ihres ersten Pfarrers dankbar zu gedenken haben.

Peter Rosegger.

Enrica von Handel-Mazetti.

Von Dr. **Johann Ranftl. Graz.**

„Etwas Großes ist die Liebe!"

I.

Gerade vor fünf Jahren erschien ein merkwürdiges Buch mit einem wunderlich-altväterischen Titel: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr." Auf dem Titelblatt stand ein Motto aus Thomas von Kempis „Magna res est amor." — „Etwas Großes ist die Liebe." Ein Bild daneben zeigte einen weichlichen, verzückt betenden Mönch vor einem Madonnenbilde und auf der letzten Seite des Buches fand ich beim zufälligen Blättern die Anfangsbuchstaben des frommen Jesuitenspruches „O. A. M. D. G." Ich konnte mich lange nicht zum Lesen entschließen, denn ich fürchtete ernstlich, daß hier nur ein salbungsvoller, gutgemeinter und dichterisch mißratener historischer Roman zur Besprechung angelangt sein könnte, dem der Kritiker nur zaghaft und mit zärtlicher Rücksicht auf die „gute Gesinnung" nahen darf, um ihm nicht gründlich wehe tun zu müssen. Endlich fing ich doch zu lesen an und nach wenigen Dutzend Seiten war ich vom Mißtrauen geheilt und vom Buche gefangen. Immer

läßlichkeit, schlichte Unbefangenheit, männlicher Freimut, gut schwäbischer Humor, wurden hie und da vielleicht mißverstanden, von seinen Freunden und näheren Bekannten jedoch wohl gewürdigt. Ich meinerseits kann von Adolf Kappus sagen: Er ist mir ein guter Kamerad geworden. Galt es in der Gegend Gemeinnütziges zu schaffen, der „Pastor von Mürzzuschlag" war dabei und die katholische Bevölkerung hat sich nie und nirgends daran gestoßen. Als es darauf ankam, in Krieglach-Alpel eine Schule zu gründen, tat Pfarrer Kappus mit; ja selbst an der Wiedererbauung der katholischen Kirche in dem nachbarlichen St. Kathrein am Hauenstein hat der evangelische Geistliche mitgeholfen, einen Beitrag vermittelt, dankbar dafür, daß sein schönes Ölbergkirchlein entstanden war und daß die katholische Bevölkerung es achtete.

In gesellschaftlichen Gesprächen war Pfarrer Kappus stets positiv, anregend und fördernd. Offen konnte man mit ihm über alles sprechen, in allen Bereichen fand er sich zurecht und hatte stets seinen gesunden Standpunkt — den christlich-sozialen; aber durchaus nicht in dem sattsam bekannten Sinne. In vielem seines Berufes angewiesen auf das Wohlwollen der reichen evangelischen Großindustriellen des Mürztals, nahm er sich doch kein Blatt vor den Mund, um sie an ihre Pflichten den Arbeitern gegenüber zu mahnen; offen stellte er sich auf Seite der Schwächeren. Hingegen gab es keinen Unbeugsameren als ihn, wenn es galt, auch die Arbeiter zu ihren Pflichten aufzufordern, sie anzuhalten zur Treue und Gewissenhaftigkeit, zur sittlichen und geistigen Ausbildung, zu der er ihnen nach Möglichkeit die Mittel schaffte und die Wege wies. In dogmatischem Sinne war Kappus liberal bis hart an die Worte Christi. In bezug auf die Liturgie in seiner Pfarrkirche sagte ich manchmal spaßeshalber, da sei er sein eigener Papst. So sehr er in Nebendingen der christlichen Freiheit huldigte, in der Hauptsache war er von christlicher Strenge. Da bog ihn nichts. Ganz fühlte er sich als opferpflichtiger Diener seiner Gemeinde und wollte als Geistlicher nichts voraushaben. Man wird auch nicht gar viele protestantische Pastoren finden, die mit so großer Objektivität und Toleranz von der katholischen Kirche sprechen, als es Pfarrer Kappus tat. Wie oft hörte ich ihn Einrichtungen der Kirche, die von anderen schwer verurteilt wurden, verteidigen und rechtfertigen! Wenn man auch selbst gelegentlich so manches an der katholischen Kirche zu rügen hat, von anderen hört man's doch nicht gern. Sie gießen oft das Kind mit dem Bade aus. Kappus trachtete stets gerecht zu sein. Er hatte seine Studien gemacht in der Kirchengeschichte, in der Dogmatik und — im katholischen Volke. Wie manches ist ihm da verständlich geworden. Als vor sechs Jahren von einem Mithelfer beim Kirchenbau der Wunsch ausgesprochen wurde, daß in der neuen Kirche das Bild der Mutter

wird, wenn er es fast niemand auf der Welt recht machen kann. Ich denke immer, es ergeht ihm wie dem allergrößten schöpferischen Autor, unserem Herrgott selbst, der mit seinen beiden großen Werken, der Natur und der Bibel, bei seinen irdischen Rezensenten, die alles besser verstehen, ebenso übel ankommt, wie jene armen Poeten. Auch er wird benörgelt und befehdet, und das mag ein Trost sein für besonders angefeindete Dichter, die es ehrlich meinen. —

Enrica Ludovica von Handel-Mazzetti wurde am 10. Jänner 1871 zu Wien geboren. Die Handel sind eine württembergische Adelsfamilie, die zur Zeit der napoleonischen Kriege in Österreich einwanderte. Der Großvater unserer Dichterin war mit der Baronesse Carolina Mazzetti di Roccanuova vermählt, einer Tochter des Mailänder Appellationspräsidenten Antonio Mazzetti di Roccanuova. Letzterer machte elegante lateinische Verse und seine „Ode an Kaiser Ferdinand" wurde seinerzeit viel gelobt. Von diesem Ahn leitet man die Begabung der Dichterin her und von ihm stammt auch der italienische Bestandteil ihres Namens. Da Antonio Mazzetti der letzte seines Stammes war, so erwarb der Großvater Enricas für seine Söhne und deren Nachkommen das Prädikat „Mazzetti". Enricas Vater war der als Militärschriftsteller namhafte Generalstabshauptmann Heinrich Hippolyt Freiherr von Handel-Mazzetti. Die Mutter Irene, eine geborene Csergheö von Nemes-Tacskánd, gehörte einer der besten und ältesten Familien Ungarns an. Sie wird geschildert als eine liebliche ideale Gestalt voll sonniger, unverwüstlicher, mädchenhafter Schönheit, als eine Frau, die von der Luft in ihrem Vaterhause nur Gutes an sich gezogen hatte, nämlich eine große innerliche Wahrhaftigkeit und einen geläuterten Kunstgeschmack. Es trifft sich daher recht schön und erscheint wie eine sinnreiche Vergeltung, daß ihr künstlerisch verklärtes Bild sowohl auf dem von Rahl gemalten Vorhang der Wiener Oper (als Proserpina) als auch in der rührenden Gestalt von Edwins Mutter im „Meinrad Helmperger" fortlebt. Die Handel waren von streng katholischer und streng konservativer Gesinnung; in der Familie Csergheö dagegen wehte liberalisierende Luft. Darum wurde auch öfters bemerkt, daß sich in Handel-Mazzettis Schaffen das Handelsche Element mit dem Czergheöschen eigenartig vermähle. Das katholische Wesen schreibe sich von den Handelschen Ahnen, die formelle Freizügigkeit von den Csergheös her. Kundige Vererbungstheoretiker mögen dieses Problem sowie die verschiedenartige nationale Mischung genauer erwägen.

Nach des Vaters frühem Tode ward Enrica von ihrer feingebildeten Mutter in das Verständnis des Edlen und Schönen eingeführt. Die Klassiker, besonders Shakespeare, wurden ihr früher als anderen Mädchen zugänglich gemacht. Besuche der Gemäldegalerien und erlesener Bühnenwerke weckten im jugendlichen Geiste den Schönheitssinn und die selbst-

vertrauter lebte ich mit dem bescheidenen P. Meinrad und mit einem vornehmen Atheisten und dessen schönem Söhnlein. Je weiter vorwärts, um so mehr entzückte mich der frische, lebendige, warmherzige Zug, das eigentümlich Packende und Glutvolle der Darstellungsweise. Denn immer mehr fühlt man das Eigenartige und Neue der Auffassung, das ernste Ausschöpfen der mannigfaltigen Situationen, und über dem ganzen schwebt noch ein leichter romantischer Hauch. Mit einem Worte: ein großes Talent, ein Buch voll Persönlichkeit entfaltete sich vor dem angenehm enttäuschten Leser, der am Schlusse auf eine farbenreiche Welt von Poesie zurückschauen durfte. Ich gab dann meiner Bewunderung mit einzelnen Einschränkungen Ausdruck und war recht neugierig, was denn die verschiedenen Kritiker mit dem „Meinrad" anfangen würden. Viele wußten in der Tat nichts damit anzufangen. Es war ihnen alles viel zu neu, viel zu wenig abgebraucht. Ängstliche Katholiken sahen in einzelnen Schilderungen eine Verunglimpfung des Klosterlebens, in anderen eine bedenkliche, verfängliche Verherrlichung eines Atheisten und sie entrüsteten sich sattsam. Die Protestanten dagegen beklagten sich über zuviel „Tendenz", über den „Zauber und die Glorie", womit im Romane der Katholizismus umgeben erscheint. Wie gewöhnlich machten auch viele kritische Medizinmänner das Unwesentliche und Nebensächliche zur Hauptsache, um dann mit dem selbstgemachten Popanz ihren lustigen oder langweiligen Unfug zu vollführen. In einem wenigstens stimmten doch alle Urteilsfähigen überein, daß nämlich das Buch eine sehr bedeutsame poetische Leistung, eine vollgültige, vielversprechende Kraftprobe einer bisher fast unbekannten Dichterin Enrica von Handel-Mazzetti sei. Allmählich beruhigten sich die Gemüter, das glänzende Bild des Atheisten verblaßte in den Herzen der Leser und das schöne Kind und der liebevolle Mönch blieben als ästhetische Sieger darin lebendig.

Vor wenigen Wochen erschien ein neuer großer Roman Handel-Mazzettis, „Jesse und Maria", der in manchem Betracht dem ersten recht tief verwandt, aber im ganzen ein weit höher stehendes Kunstwerk ist. Ich dachte, in einem halben Dezennium hätten Kritik und Publikum Zeit gehabt, sich zur Eigenart und Auffassungsweise der berühmt gewordenen Erzählerin in die richtige, verständige Positur zu stellen, damit das neue Werk zwischen der Szylla des Mißverstehens und der Charybde unnötiger Tendenzriecherei ungefährdet hindurchgelange. Allein weit gefehlt! Seit Wochen ganz der gleiche Lärm, die gleichen Mißverständnisse, dieselbe Hülflosigkeit dem neuen Buche gegenüber, wie sie vor fünf Jahren dem alten begegneten. Viele Menschen lernen eben nicht nur aus der Geschichte nichts, sondern ebensowenig aus der Beobachtung literarischer Vorgänge und Entwicklungen. Ich muß aber gestehen, daß mir ein Autor mit großem Können und redlichem Wollen gerade dann besonders wert und lieb

stadt an der Donau mit dem anmutigen Städtchen Steyr in Oberösterreich.

Bis in die Neunzigerjahre herein hatte sich Handel-Mazzetti ihre wissenschaftliche Bildung unter der Leitung von Hauslehrern erweitert und vertieft. Sie gesteht z. B., dem Philosophen und Ästhetiker R. v. Zimmermann vieles in ihrer ästhetischen Schulung sowie in der Erweiterung ihres geistigen Gesichtsfeldes im allgemeinen zu verdanken und rühmt dessen zarte Rücksichtnahme auf ihre religiöse Überzeugung, die er selbst nicht teilte. Sie schriftstellerte zugleich fleißig und diente mit ihren kleinen Erzählungen vor allem der christlichen Charitas in Wien. Mehrere derselben wurden auf Veranlassung des bekannten Kanonikus Monsignore Schöpfleuthner in verschiedenen Blättern veröffentlicht, im „Waisenboten", im „Waisenkind", im „St. Angela-Blatt" u. s. w. Öfter abgedruckt wurden die Novellen: „Vor 81 Jahren", „Der Stangelberger Poldl", „Der letzte Wille des Herrn Egler", „Des braven Fiakers Osterfreude", das Lustspiel „Pegasus im Joch" und das Schauspiel „Nicht umsonst". Es folgten „'s Engerl", „Dora" und „Talitha".

Diese meist kleinen Arbeiten sind nicht ins Weite gedrungen, obschon manche von ihnen immerhin Beachtung verdienten. Sie interessieren uns heute zunächst als kleine Vorübungen für Größeres, als ein emsiges Durchprobieren verschiedener Versmaße und Stilarten. An den kleinen Sächelchen hohe Kritik zu üben, wäre zwecklos, da die Dichterin selbst damit strenger ins Gericht geht, als ein übellauniger Rezensent. Mir macht es höchstens Freude, in diesen tastenden Versuchen den Keimen der kommenden Eigenart und Selbständigkeit nachzugehen. So freue ich mich am kleinen Weihnachtsspiel „Talitha" der Herzlichkeit und Innigkeit, mit welcher darin selige Weihnachtsfreude und frommer Glaube empfunden und ausgesprochen werden. Wenn hier feierliche Trochäen erklingen, um die stille Seelenfreude zu malen, so macht es einen wunderlich drolligen Eindruck, wenn der possenhafte, gut disponierte, aber nicht vertiefte Schwank vom „Pegasus im Joche" in vornehmen Blankversen einherstolziert. Das Stück gewann zwar nicht viel durch das bänglich enge metrische Schnürmieder, wohl aber lernte die Dichterin hier und in „Nicht umsonst" mit Vers und Sprache umgehen. Wenn Heine mit der Behauptung recht hat, daß nur derjenige gute Prosa schreibt, der auch Verse zu schreiben versteht, so darf man annehmen, daß auch v. Handel-Mazzetti gerade durch solche rhythmische Übungen das Instrument ihrer Dichtersprache sich so wunderbar geschmeidig machte, daß es ihr jetzt auf jeden Wink willig gehorcht. Das Schauspiel „Nicht umsonst" mit seinem breithinflutenden Jambenstrom weist bei allen dramatischen Mängeln schon einen schönen poetischen Überfluß auf, mit dem die Dichterin nur noch nichts Rechtes anzufangen weiß. Wir bemerken schon psychologisch feine

tätige Phantasie. Alle diese Anregungen wurden jedoch von der sorgsamen Mutter mit so feinem Takte und richtigem Ausmaße geboten, daß der kindliche Sinn nie darunter litt. Zu den Erlebnissen der Bürgerschuljahre gehören bereits die ersten poetischen Versuche. Mama entdeckte sie unter dem Puppenkram der Kleinen. Sie wurden dem guten alten Schulmonarchen und Schubertbund-Direktor Franz Mair, dessen noch heute mancher Wiener liebevoll gedenkt, vorgelegt, der sich wohlwollend äußerte: „In der Kleinen steckt etwas Großes." Von der Mutter sowie von den Lehrern aufgemuntert, angeregt und angeleitet, verfaßte die Schülerin verschiedene Gelegenheitsgedichte, poetische Erzählungen und sogar ein paar Kindertheaterstücke, welche sie mit ihren kleinen Freundinnen der guten Mama und einigen Bekannten vorspielte.

Nachdem der Unterricht in der Bürgerschule abgeschlossen war, kam von Handel-Mazzetti mit ihrer Schwester auf ein Jahr in das Institut der englischen Fräulein nach St. Pölten, woselbst eine Jugendfreundin ihrer Mutter, die geistreiche und tieffromme Gräfin Castiglione Vorsteherin war. Daß es ohne Heimweh nicht abging, versteht sich. Das Kloster übte aber einen wunderbaren Zauber auf das junge dichterische Gemüt. Was die religiöse Erziehung im Vaterhause begonnen hatte, wurde hier vollendet und hier erwuchs jene tiefe, innige, energische Glaubenskraft, die an so vielen Stellen der Dichtungen mit herrlicher Gewalt hervorbricht und heute gläubige und ungläubige Gemüter ganz seltsam überwältigt. Das dichterische Talent ruhte natürlich auch im Kloster nicht. Besonders der Verkehr mit Mater M. Franziska, der frommen und hochgebildeten Schwester des bekannten verstorbenen Wiener Ästhetikers Robert von Zimmermann, die selbst einst als Dichterin viel Anklang gefunden hatte, brachte dem reifenden Talente viele Förderung. Unter ihrer Ägide entstanden die kleine Novelle „Der Schleier der Maria Malibran" und das Jugendspiel „Des Christen Wunderschau in der heiligen Nacht". Das „Very good" der Mater Franziska machte der Verfasserin keine geringe Freude. Selbstverständlich wurde im Institute auch Theater gespielt und Baronesse Enrica trat als Madelon Friquet la repasseuse, als Sibylle von Tibur, als Mutter Kirche u. dgl. auf der Klosterbühne auf. So mischten sich allerlei kleine und große Freuden in das Heimweh. Kein Wunder, daß dann auch der Abschied vom Kloster wieder sein Tränenopfer forderte. (1887.)

Seitdem lebte Enrica von Handel-Mazzetti in Wien ein angenehmes Stilleben teils bei den Schwestern ihres Vaters, teils bei der inniggeliebten Mutter, die mittlerweile zart und leidend geworden war. Seit 4. Juli 1901 weilt letztere nicht mehr unter den Lebenden. Am Schmerzenslager der teueren Mutter wurden die ergreifendsten Szenen des „Meinrad Helmperger" geschrieben. Vor kurzem vertauschte die Dichterin die Groß-

weiches frommes Herz gebietet ihm, im christlichen Sinne „alles zu verstehen und alles zu verzeihen." Wenn er auch innig für Gottes Ehre erglüht, wenn es ihn schmerzt, wie den heiligen Franz von Assisi, daß viele Menschen Jesus und Maria nicht lieben, wie sie sollten: er verurteilt und verdammt nicht. Er wirbt nur mit liebevollen Worten, er betet und wartet geduldig „der Stunde Gottes". Welch anderer Geist wohnt in dem ritterlich edlen und schönen August Mac Endoll, dem selbstbewußten Freidenker und Atheisten aus England. Dieser hat sich ersättigt an der Philosophie der Locke, Toland, Schaftesbury und Hume und am ganzen Wissen seines Jahrhunderts. In seinen Augen hat das Christentum seine „mission historique" bereits erfüllt. Er arbeitet selbst gerade an einem Werke, das der alten Welt- und Lebensanschauung den Todesstoß versetzen soll. Wissen und Forschen ist ihm die höchste Liebe und Leidenschaft. In den hellen, kalten, geistigen Höhen der Vernunft fühlt sich sein Stolz am wohlsten. Sonst ist er ein Idealbild edler Männlichkeit, großmütig, keusch, zärtlich gegen die Seinen, hilfsbereit gegen Arme und Unterdrückte und endlich voll todesmutigen Wahrheitssinnes. Sein feiner blondhaariger Knabe Edwin, der dritte im Bunde, ist das kindliche Abbild des herrlichen Vaters. Ein geweckter, lebensprühender Junge voll kindlichen Trotzes und Stolzes. Stolz ist er auf seinen „besten und schönsten Herrn Vater", stolz auf seinen lutherischen Glauben, in dem ihn seine liebe Mutter erzogen. Dabei offen, gerade, wahrheitsliebend wie der Vater, auch mitleidig und voll tiefreligiösen Sinnes. Mag er schon keinen Mönch und Papisten leiden, die echte, innige Frömmigkeit P. Meinrads entzückt ihn heimlich. Auf den Schicksalen dieser drei Menschen beruht der umfangreiche Roman.

August Mac Endoll schickt sein Kind auf einige Zeit nach Wien, weil die Mutter schwerkrank daniederliegt. In Wien angekommen — damit beginnt die Erzählung — verwickelt sich der Kleine, den Mario Valentini, der buckelige Sekretär des Vaters, begleitet, auf der Straße in einen Disput mit den Leuten und wird wegen seiner trotzigen, ketzerischen Äußerungen bedroht. Da nimmt sich der eben vorübergehende P. Meinrad, der in Wien seine Ferien verlebt, des Kindes an. Er beherbergt es mit seinem Begleiter sogar im Stifthause des Klosters. Als es sich herausstellt, daß jener Freund Mac Endolls, zu dem Edwin eigentlich kommen wollte, bereits tot ist, nimmt Meinrad den Knaben, der ihm so ausnehmend gefällt, mit sich in das Stift Kremsmünster und erbittet sich brieflich vom Vater die Erlaubnis, Edwin längere Zeit daselbst behalten zu dürfen. Der Vater gibt es zu, verlangt jedoch in seinem Schreiben an Abt Alexander sehr energisch, daß man sein Söhnchen mit keinem Bekehrungsversuche belästige. Der Abt, ein recht tüchtiger, strenger und ehrenhafter Mann, dem nur jede zuwartende Geduld und

Stellen und allerlei kluge Menschenbeobachtung. Das bewegte Leben des dritten Aktes, die oft kühne und kräftige Sprache entgeht uns nicht. Erinnern die pathetischen Jamben an Schillers „Don Carlos", so bildet das Nachspiel einen kleinen Nachklang aus Goethes „Faust". Die Perücken- und Reifrockmenschen deuten auf das Zeitbild des „Meinrad" voraus.

Mehr als die dramatischen Versuche befriedigen uns die kleinen Erzählungen. Hier sehen wir jene Technik und Vortragsweise entstehen, mit welcher Handel-Mazzetti im „Meinrad" und in „Jesse und Maria" so überraschende Wirkungen erzielt. Hier findet die Dichterin allmählich sich selbst. Die hübsche Kindererzählung „Kleine Opfer" gestaltet nur, sie redet und moralisiert nicht und erreicht ihren sittlichen Zweck ebenso gut und vielleicht besser als die Kinderbücher mit den langen Unterweisungen. Die Wiener Novelle „'s Engerl" (1896) sehe ich als ein kleines Vorspiel des „Meinrad" an. Auch hier das liebevolle Belauschen kindlichen Seelenlebens, auch hier ein Ungläubiger mit edlem Wesen, der sich im letzten Momente unter erschütternden Erlebnissen bekehrt, auch hier zuerst ruhiger Gang und Anstieg und am Schlusse eine gewaltige Explosion mit großer, ernster Versöhnung, wie im „Meinrad". Die lebendige, geistvolle, fortreißende Erzählungsweise, die geschickte Verwendung des Wiener Dialektes, der gut getroffene Ton der wienerischen Herzlichkeit, vermischt mit harmlosem Mutwillen, rufen uns, die wir diesen Lebensgang verfolgen, das Wort des guten Schulmonarchen in Erinnerung: „In der Kleinen steckt etwas Großes". Die Geschichte des armen, totgeweihten Arbeiterkindes könnte man dem Milieu nach als kleines Gegenstück zu Hauptmanns „Hannele" betrachten.

* * *

Mit dem Jahre 1897 begann in der Zeitschrift „Christliche Familie" die Veröffentlichung des Romanes „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr".*) Sie erfolgte in Zwischenpausen und dauerte bis 1899. Es war dies aber nur die Farbenskizze zu dem Gemälde, das wir jetzt kennen. Erst für die Buchausgabe (1900) wurde die Erzählung zu ihrer jetzigen Gestalt ausgearbeitet.

Drei merkwürdige Menschen beherrschen die Erzählung, ein Mönch, ein Atheist und ein Kind. Der liebe P. Meinrad Helmperger von Kremsmünster ist die Gutmütigkeit, Einfalt, Demut und Frömmigkeit selbst. „Ein armer einfältiger Mensch mit einem liebenden und liebebedürftigen Herzen." Er weiß kaum etwas von dem, was die Philosophen, Juristen und Prediger von 1711 draußen in der großen Welt denken und verfechten. Und wenig hörte er vom neuen Humanitätsideale; nur sein

*) 5. Auflage. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft. 1906.

neu und nicht ohne weiters selbstverständlich. Die lebhafte Diskussion über Schulfragen und soziale Zustände brachte, wie es scheint, die modernen Dichter der letzten Zeit dazu, die Seele des Kindes sorgfältiger zu studieren und darzustellen, als es in früherer Zeit geschah. Dramen, Romane und Novellen, die sich mit dem jugendlichen Werden befassen, haben wir bald in schwerer Menge. Wildenbruch, G. Hauptmann, Ebner-Eschenbach, Frank Wedekind u. a. widmen ihre poetische Kunst des öfteren den Freuden und Leiden des Kindes, von berühmten Franzosen, Norwegern und Russen zu schweigen. Ganz vor kurzem erschienen hierher gehörige Bücher von Otto Ernst, Herm. Hesse und Oskar Schmitz. Ich glaube allerdings, daß Handel-Mazetti weniger durch solche literarische Tendenzen und Beispiele als vielmehr durch die lebendig wirkende christliche Charitas auf die poetischen Themen aus dem Kinderleben geführt wurde.

Die Dichterin will mit dem „Meinrad Helmperger" (nach meiner Überzeugung) keineswegs „beweisen", daß protestantische Ketzerrichter ebenso grausam sein konnten als katholische, sie wollte kein apologetisches Buch schreiben, um protestantische Leser zu „bekehren", und noch weniger eine falsch verstandene Toleranz gegenüber dem Atheismus predigen und was man seinerzeit sonst noch alles vermutete und aus der Erzählung herauslas. Sie wollte zunächst einen Roman, eine Dichtung, wenn man schon will, einen katholischen Roman schaffen. Die Bekehrung von Vater und Sohn löst unter den angenommenen Voraussetzungen in der Seele der beiden eine unabsehbare Menge von Entschlüssen, Stimmungen, Kämpfen und Widerständen aus. Diese seelischen Erlebnisse uns anschaulich zu erschließen und vor unserem inneren Schauen auszubreiten, sie organisch zu entwickeln und zu gliedern, mit einem Worte: den inneren Umwandlungsprozeß in seinen wesentlichen Stadien d a r z u s t e l l e n, ihn uns miterleben und mitempfinden zu lassen, war zunächst die dichterische und eigentliche Hauptaufgabe. In der Dichtung wollen wir ja nicht seelische Probleme logisch zergliedern, sondern wir wollen die Fragen, die den Menschen auf der Seele brennen, mit dem Dichter schauen und fühlen. Diese dichterische Gestaltung der beiden Bekehrungen im „Meinrad" ist zweifellos kühn und originell. Vor allem die Schilderung der inneren Erlebnisse des Knaben Edwin ist eine ganz hervorragende Leistung. In der Motivierung der äußeren Ereignisse könnte manches überzeugender gemacht sein. So vermißt man gerade bei der Exposition den festen, sicheren Unterbau. Die äußere Verkettung der Vorgänge entspricht hier und in anderen Erzählungen Handel-Mazzettis nicht immer der vortrefflichen psychologischen Vertiefung. Sollte Shakespeares Beispiel an dieser Sorglosigkeit schuld sein? Übrigens ist „Meinrad" das erste große Werk der Dichterin und für ein solches bedeuten die Mängel wahrlich

das feinere Verständnis eines kindlichen Gemütes fehlt, sowie auch der Prior machen nichtsdestoweniger allerlei unglückliche Versuche, den kleinen Ketzer zu gewinnen. Dieser widersteht aber mit Trotz und Festigkeit und bereitet den Mönchen arge Verlegenheiten. Während so die einen mit ihrem überstürzten Eifer nichts erreichen, faßt Edwin zum guten P. Meinrad ein ehrliches Zutrauen und läßt sich von ihm nicht ungern vom König der Gloria im Tabernakel und von der Himmelskönigin erzählen und er lauscht mit steigender Freude den schlichten Herzensworten des Mönchs beim Kommunionsunterricht. Man faßt schon Hoffnung im Kloster, als der atheistische Vater erscheint, um Edwin fortzunehmen.

Der Freidenker durchreist Deutschland von Kremsmünster bis Berlin. Gerade im orthodoxen, muckerischen Berlin von 1711 will er, allen Warnungen zum Trotze, seine gefährliche Schrift über die „ratio crucifixa“ verlegen lassen. Vertrauend auf die Macht und den Sieg seiner Sache, ahnt er nicht das kommende Verhängnis. Endoll hatte übersehen, wie sich sein häßlicher Sekretär Valentini seit langem in hoffnungsloser Liebe zu seiner Gattin verzehrte. Aus dieser Leidenschaft erwächst im heißblütigen unehrlichen Welschen ein grimmer Haß gegen seinen Herrn und dieser Haß treibt ihn zu falscher Zeugenaussage. Endoll steht bereits wegen seiner Schrift vor Gericht. Da erfüllt Valentini nur den Wunsch des Gerichtspräsidenten, eines überzeugten Carpzovianers, wenn er seinen Herrn des Teufelspaktes und schändlicher Beziehungen zu einer Hexe bezichtigt. Durch eine grausame Folter sucht man das Geständnis des Beschuldigten, der standhaft und männlich duldet, zu erzwingen. Zuletzt läßt der entmenschte Richter gar das Söhnchen in die Peinkammer schleppen, um durch dessen Marter das wahnwitzige Geständnis zu erzwingen. Da man eben an die Ausführung des Gräßlichen schreitet und das Kind rührend zu Maria betet, bricht im furchtbaren Augenblicke des Vaters Atheismus zusammen und er versucht, mit dem Kinde zu beten. Durch das Dazwischentreten einer rothaarigen Dirne, die Valentinis Lügen aufdeckt, wird das Kind von der Folter errettet. Dies empfindet der Vater als Fügung einer höheren Macht und er stirbt mit den Worten: „Ich glaube.“ Nachdem Edwin ein schweres Fieber überstanden, zieht ihn ein tiefes Heimweh nach Kremsmünster zu P. Meinrad zurück und hier wird er katholisch. Was der starre Eifer des Abtes und Priors nicht vermochten, das brachten die schlichten Worte und die Liebe Meinrads zustande, die immer und immer im Gemüte des Kindes fortklangen und heimlich wirkten. „Magna res est amor“. So geschah es im denkwürdigen Jahre von 1710 auf 1711.

Ein Kind ist der interessante Held des umfangreichen Romans, in dem die Erotik fast gar keine Rolle spielt. Diese Erscheinung ist einigermaßen

deutigen Tiefen und Fernen haben. Wie katholische Kritiker an der glänzenden Zeichnung des Atheisten Mac Endoll und an der etwas kümmerlichen Erscheinung des Mönches Meinrad daneben Anstoß nehmen konnten, ist mir schwer begreiflich. Siegt nicht der einfältige Meinrad, der rein nichts hat, als seine schlichte, innige Glaubens- und Liebeskraft, über den wissensstolzen, scheinbar so übermächtigen Atheisten? Und ist dies nicht ein schönes Symbol für das Wirken echt christlichen Glaubens und Lebens im großen und im kleinen?

Außer gelegentlichen Kleinigkeiten veröffentlichte Handel-Mazetti nach dem „Meinrad" zunächst nur zwei kurze Novellen: „Fahrlässig getötet" und „Der Verräter". „Der Verräter" gestaltet eine Figur des „Meinrad", den Verräter Valentini, weiter aus. Die Novelle ist zum größten Teile ein leidenschaftlicher Monolog, in dem mit gewandter Kunst die durcheinanderstürmenden Empfindungen von Liebe, Haß, Rachsucht und religiösen Erinnerungen, die sich in den letzten Augenblicken des Selbstmörders zusammendrängen, dargestellt werden. „Fahrlässig getötet" setzt mit einem gewaltsamen grellen Effekte ein, mit der leichtsinnigen Tötung eines Arbeiters, verschuldet durch die Laune eines herzlosen Fabriksherrn. Alles weitere ist nur das langsame Ausklingen dieses Ereignisses in den Seelen der Beteiligten. Schneidende Kontraste, scharfe und klare Zeichnung von Gewissensqual und Wahnsinn, elegisch-friedliches Ausklingen in christlichem Verzeihen. Hier und im „Verräter" eine plastische Sprache und sichere frische Erzählungsweise wie im „Meinrad"

Das Tier in Märchen, Sage und Geschichte.

Von **F. Gebhardt.**

Und Gott brachte zu ihm allerlei Tiere, und der Mensch gab einem jeglichen seinen Namen, heißt es vom ersten Menschen im Paradiese. Solange Tier und Mensch gemeinsam auf Erden leben, so lange fast besteht eine Art Freundschaft zwischen dem Menschen und zahlreichen Tiergattungen. Wer der Geschichte der Entwickelung des Menschengeschlechts nachforscht, stößt überall auf die Spuren dieses freundschaftlichen Verhältnisses — vom modernen Kulturmenschen hinab bis zum sogenannten Wilden, von der Geschichte der heutigen Zeit bis zurück in die Anfänge aller Weltgeschichte, wo diese sich ins Nebelgrau der Sage und des Märchens verliert.

Ja man könnte wohl mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß das Tier als Freund des Menschen sich in vergangenen Zeiten eher noch

wenig gegenüber dem Erreichten. Die meist geschickte fesselnde Führung der Handlung, die überraschende Plastik der Haupt- und Nebenpersonen, die Verbindung kräftigrealistischer, shakespearisierender Volksszenen und stimmungsvoller Naturhintergründe mit gewissen Hauptszenen, die jugendlich frische, farbenreiche Sprache, welche durch geschickte Anleihen bei Dialekt und Archaismus ihre Wirkung steigert, eine Sprache, die für die religiöse Empfindung wunderbar einfache und seelentiefe Töne findet, der maßvolle Auftrag des historischen Kolorites: all dies kann unserer freudigen Anerkennung sicher sein.

Die Epoche, in welche das denkwürdige Jahr fällt, ist für den Dichter keineswegs eine so dankbare, wie etwa die römische Zäsarenzeit, die Völkerwanderung oder gar die Renaissance. Wenn wir die „Blütezeit der Perücken und des Zopfes" nennen, weht es uns an wie unsägliche Öde und Langeweile. Besser und König machten steifleinene Alexandriner, Chr. Weise wässerige Romane und Komödien. Nur der verbummelte Christian Günther läßt erraten, daß es auch damals ein reicheres Gemütsleben gab. Im ganzen könnte dieses reizlose Bild kaum die Phantasie eines modernen Dichters bewegen. So möchte man glauben. Allein es gibt noch eine andere Möglichkeit. Obschon die Dichter von 1700 uns nichts Tiefes zu sagen wissen, so wäre es doch kaum zu glauben, daß in jenen Zeiten ganz Deutschland nur von flachen, seelenlosen Perückenträgern bevölkert gewesen wäre. Auch damals liebten und haßten, glaubten und zweifelten die Menschen, auch damals blühte der Frühling und breitete der Herbst seinen warmen Farbenschimmer über das Land. Die Schriften von Leibniz, Thomasius und anderen Männern sind Zeugnisse von einem gewaltigen Kampfe der Geister, der durch das Eindringen der englischen Aufklärungsphilosophie entfesselt wurde. Aber kein Gott hatte jener Generation gegeben, dichterisch zu sagen, was sie litt und strebte. Erst nach 200 Jahren zeigt uns die poetische Kraft einer Wiener Dichterin, was die tieferen Seelenregionen jener Menschen erfüllte. Was die Romane Christian Weises nicht zu sagen vermochten, wird hier im „Meinrad Helmperger" gleichsam nachgeholt.

Im großen und ganzen ist heutzutage die Kritik über die Bedeutung von „Meinrad Helmperger" im reinen. In der Auffassung von Einzelheiten braucht ja nicht jeder Leser verwandt mit dem Autor zu empfinden. Dies trifft sich schon bei Alltagsproblemen selten. Wie wäre es erst möglich bei einem so schwierigen, dunklen und vieldeutigen Thema, wie es eine religiöse Bekehrung ist? Auch im Leben vollziehen sich solche geheimnisvolle Ereignisse nicht nach einem glatten, abstrakten Schema eines schlechten Psychologielehrbuches. Wahre Dichtung ist eben ein ideales Nachbild des Lebens und sie muß daher auch ihre viel-

„Min Modder, de mi slacht,
„Min Vadder, de mi aß,
„Min Swester, de Marleniken,
„Sucht alle mine Beeniken —
„Bindt sie in ihr siden Dog
„Begräwt sie uner'n Machandelboom!
„Kiwitt, kiwitt, wat for schöner bunter Vagel bin ick!"

und nachher zum Rächer an der mörderischen Mutter wird.

Rächer der Mordschuld sind nach der griechischen Sage auch die Kraniche, welche den Tod des Sängers Ibykus gesehen, von ihm als Zeugen und Kläger angerufen werden und vor versammelter Volksmenge die Verbrecher zum unfreiwilligen Geständnis zwingen, wie Schiller in seiner Ballade „Die Kraniche des Ibykus" erzählt. Als Mahner an schwere Schuld erhebt seine Stimme der Hahn, als Petrus im Augenblick der Furcht seinen Herrn und Meister dreimal hintereinander verleugnet hat. — Verschieden ist die Tätigkeit der Raben. Bald sind sie Retter in der Not, wie bei Elias, dem sie Speise und Trank zutragen, bald Rächer, wie die Raben des heiligen Meinrad, bald üben sie Botendienste, wie bei Noah, wie im altgermanischen Götterglauben als die steten Begleiter und Weisheitsrauner des Himmelsgottes Wodan; ähnliche Bedeutung haben auch die Raben, die den Kyffhäuser nach der Barbarossasage umflattern. Die sieben Raben aus dem gleichnamigen schönen Märchen sind wohl auch alt und jung gar gut bekannt.

Ähnliche Bedeutung wiederum hat als Warner die Eule, die gleich dem Raben Unglück und schweres Schicksal verkünden soll. Ihre prophetische Begabung hat ihr bei den Griechen den gleichen Rang als Vogel der Weisheit eingetragen, den bei uns ihre vorgenannten schwarzbefiederten Stammesgenossen einnahmen. Unsere Märchen wissen von ihr nicht soviel zu sagen; freilich legt sich der kluge Schalk Till Eulenspiegel zum Zeichen seiner Absichten ihren Namen bei.

Ein Vogel dagegen, den wir oft treffen in Märchen und Sage, ist der Schwan. Von ihm erzählt das Märchen von den „sieben Schwänen" und viele ähnliche; er scheint stets geheimnisvollen, fast göttlichen Ursprungs. So auch bei der Sage von Lohengrin, dem Schwanenritter, der zum Schutz bedrängter Unschuld herbeieilt, aber seinen Ursprung nicht verraten darf. Auf der Insel Rügen erzählt man vom Schwan, daß er die kleinen Kinder bringt, wie bei uns der Storch. Schon für die alten Deutschen war dieser der Hüter der Seelen ungeborener Kinder und galt als heiliger Vogel. Als solchen nimmt ihn noch heute der Volksglaube in Schutz.

Selbst von den minder vornehmen Verwandten des Schwanes, den Gänsen, weiß die Sage, und zwar die römische Sage, halb schon vom Lichte der Weltgeschichte erhellt, zu berichten. Durch ihr Schnattern sollen sie einst das Capitol, die Burg Roms, vor dem Eindringen der

höherer Wertschätzung erfreute, als in der Gegenwart. Davon zeugen eben gerade Sage und Märchen, diese Spiegelbilder des Seelenlebens untergegangener Menschengeschlechter. Ich rede nicht von der Tiersage als solcher, nicht von der Bedeutung des Tieres in der Dichtung — das würde viel zu viel Raum in Anspruch nehmen und ins Unendliche führen. Aber man denke nur an die allbekannten Volksmärchen! Wieviel vertraute Tiergestalten grüßen uns da als alte Bekannte und liebe Genossen! Es kommt gar nicht auf Art und Gattung an — es ist sogar eine recht buntgemischte Gesellschaft im Federkleid und in Pelz, im feuchten Schuppenhemd und in glatt glänzender Haut.

Am zahlreichsten freilich sind in den Märchen die Vögel zu finden. Da sind die lieben Tauben, Aschenbrödels hilfreiche Freundinnen, die Warnerinnen vor Tücke und Bosheit und zugleich Rächerinnen der Unschuld. Tauben treten überhaupt häufig auf. Auch die heilige Geschichte erzählt von ihnen. So bei Noah, der aus seiner Arche drei dieser Tierchen ausfliegen ließ, um zu sehen, ob Gottes Strafgericht vorüber, ob die Zeit seiner Befreiung aus dem engen Kasten gekommen sei. Die zweite Taube, welche den Zweig vom Ölbaum im Schnabel brachte, zum Zeichen des wiedererwachenden Lebens auf der Erde, ist seitdem das verkörperte Sinnbild des Friedens für die Menschheit geworden. Die Taube, das Bild der Unschuld und Keuschheit, ist für die christliche Kirche zugleich die Verkörperung des heiligen Geistes. Tauben sind der Jungfrau Maria geweiht, wie sie bei den heidnischen Griechen und Römern die heiligen Vögel der Schönheitsgöttin Venus waren. Als der Kirchenvater Polykarp von den Heiden lebendig verbrannt wurde, flog der Legende nach seine fromme, reine Seele in Gestalt einer weißen Taube aus den lodernden Flammen gen Himmel. Auch die Türken erzählen in ihrer heiligen Geschichte von einem Wunder, in dem eine Taube vorkommt. Als Mohammed vor seinen Feinden von Mekka nach Medina floh und fast in ihre Hände gefallen wäre, barg er sich in einer Höhle. Die Verfolger wollten diese untersuchen, da gewahrten sie ein Nest mit einer Taube, die ruhig auf einem Ei darin saß, sowie das unverletzte Gewebe einer Spinne; sie meinten, hier könne der Gesuchte nicht sein, und gingen vorüber.

Daß Vögel rettend und warnend auftreten, findet man in Sage und Märchen ebenso häufig, wie in der heiligen Geschichte. Da wird erzählt von Vogelsprachekundigen, zu denen auch der junge Siegfried gehört, denen ihre geflügelten Freunde Rat, Warnung und Mahnung zuflüstern, ihnen Rettung aus Gefahr oder auch Reichtum und Glück zuwenden. Zu den Singvögeln gehört wahrscheinlich der „schöne bunte Vogel" aus dem niederdeutschen Volksmärchen, der über dem „Machandelboom" der trauernden Schwester das Lied vorsingt:

des Fürsten Bismarck, scheint fast so verwachsen mit dessen Persönlichkeit, wie die Windspiele Friedrichs des Großen mit diesem während seines Aufenthalts in Sanssouci. Zahllos sind die Geschichten von treuen und wachsamen Hunden. Seltsamerweise scheint dies Tier im Altertum weniger gewürdigt worden zu sein. Vielleicht aber war er dem Menschen zu genau vertraut, als daß sie es für nötig fanden, ihm im Märchen ein Denkmal zu setzen. Zuweilen tritt er als Schatzhüter auf, wozu ihn seine Wachsamkeit wohl befähigen mochte. Diese Eigenschaft läßt ihn in der griechischen Götterlehre die Stelle eines Wächters der Unterwelt in dem dreiköpfigen Höllenhund Cerberus einnehmen. Auch seiner Anhänglichkeit wird in der griechischen Sage gedacht. Odysseus, der König von Ithaka, kehrt nach zwanzigjähriger Abwesenheit als Bettler verkleidet in die Heimat zurück, und der einzige, der ihn erkennt, ist sein alter Hund. — Die Germanen erwähnen zwei Wolfshunde neben den oben genannten Raben als ständige Genossen Wodans.

Sonst begegnen wir dem Hunde ebenso verhältnismäßig selten in Sage und Märchen, wie den anderen, überall und immer gepflegten Haustieren, dem Rind, der Ziege, dem Schwein und dem Schaf. Nur die Religionen der heidnischen Völker räumen diesen nützlichen Freunden ein Plätzchen der Verehrung als „heilige Tiere" ein. So galt der Stier den Ägyptern, die Katze diesen und den Germanen, das Schwein letzteren, ebenso wie die Ziege, und Widder und Schaf den Juden gewissermaßen als heilig. Das Lamm ist es in einer Beziehung noch für das Christentum als Symbol des unschuldig gekreuzigten Heilands. Die Kuh dagegen war es allen Völkern als das Bild der Nahrung spendenden Erde oder, wie bei den Persern, der segensreichen Regen bringenden Wolken. Der Wagen der germanischen Erdgöttin Hertha wurde zum Beispiel von Kühen gezogen; Pharao träumte von den sieben fetten und mageren Kühen, die dem Nil entstiegen.

Die Tiere der Wildnis wiederum treten öfter handelnd oder doch als Freunde des Menschen in unseren Sagen auf. Wer wüßte nicht von der Hirschkuh der heiligen Genoveva, die ihr und ihrem Söhnchen in der Verbannung willig ihre Milch als Nahrung ließ! Von der Gründung der Stadt Frankfurt am Main erzählt man sich, daß Karl der Große einst während der Sachsenkriege verirrt und ratlos am Ufer des Flusses vergebens nach einer seichten Stelle zum Übergange gesucht, als eine Hirschkuh plötzlich aus dem Walde hervortrat und die Flut durchschritt. An dieser Stelle, wo Karl mit seinen Franken die Furt fand, soll die Stadt errichtet worden sein. Etwas Ähnliches erzählt man von dem ersten Kreuzheer, dem eine Hirschkuh aus der Irre den Weg wies. Eine Wölfin soll die Gründer Roms, Romulus und Remus, vor dem Verhungern geschützt haben, als ihr grausamer

feindlichen Gallier gerettet haben. Kurz die Vogelwelt, groß und klein, zeigt sich hier dem Menschen als Freund; selbst der stolze Adler, der im Märchen von den „drei Schwestern" seinem Schwager Reinhold drei Federn als Notzeichen schenkt. — Fast hätte ich noch den Kreuzschnabel vergessen, von dem die Legende berichtet, daß er mit seinem Schnabel versucht habe, die Nägel am Kreuz Christi mitleidsvoll herauszuziehen, wofür er die Kreuzform seines Schnabels und seinen Namen als Andenken erhielt; und vom Rotkehlchen heißt es, daß es seine Brust in die Wunden des sterbenden Heilandes getaucht habe.

Nicht minder zahlreich ist die Gesellschaft der Vierfüßler. Da ist es besonders das edle Roß, das naturgemäß schon einen Anspruch auf die Freundschaft und Dankbarkeit des Menschen besitzt. Oft werden ihm übernatürliche Kräfte zugeschrieben, denn mannigfach sind die Märchen von „Zauberpferden". „Falada", das sprechende Pferd der Königstochter, die von ihrer Dienerin gezwungen wird, mit ihr die Rolle zu wechseln, damit letztere den Königssohn heiraten kann, rettet noch nach seinem Tode die verratene Herrin. Wo von einem Helden der Vorzeit die Rede ist, wird auch der Name seines treuen Schlachtrosses genannt. Bekannt ist die Geschichte des blinden Rosses in der Stadt Vineta, das unwissentlich seinen undankbaren und unbarmherzigen Herrn vor die Klageglocke rief. — Wie hoch die alten Deutschen das Pferd hielten, zeigt die Verehrung desselben als heiliges Tier Wodans, deren Rest noch heut der Glaube an die glückbringende Eigenschaft des Hufeisens ist. Aber auch die Griechen ehrten es hoch. Sie sahen den dichterischen Geist verkörpert in dem beflügelten Rosse, dem Pegasus, dessen Name unvergessen noch in der heutigen Dichtkunst weiterlebt. Das Wiehern der Rosse galt den heidnischen Völkern ebenso wie die Richtung des Vogelflugs als ein Zeichen des Götterwillens vor wichtigen Unternehmungen.

Die heilige Geschichte freilich weiß von Pferden nichts zu sagen. An Stelle dieses Tieres tritt das in Kanaan gebräuchliche Reittier, der Esel, der den Heiland bei seinem Einzuge in Jerusalem trägt; ja, wie in der Geschichte der Wüstenwanderung, zum Sprecher einer göttlichen Verheißung wird. Absaloms Maultier wird sogar zum Werkzeug des Gottesgerichts, denn es läßt seinen Reiter mit dem Gelock an den Ästen eines Baumes hängen und überliefert ihn so der gerechten Strafe. — In der Weltgeschichte dagegen, sogar in der neuesten, hören wir oft von dem Mut, der Treue und Klugheit des Pferdes. Allen bekannt sind gewiß zum Beispiel die „Rosse von Mars-la-tour", die am Abend nach der Schlacht beim Appell herrenlos, zum Teil schwer verwundet, auf den gewohnten Trompetenruf sich einstellten.

Zweifellos dem Pferde gleichwertig als Genosse des Menschen steht seit alters der Hund. Der Reichshund „Tyras", der stete Begleiter

Noch mancherlei Beispiele vermöchte ich anzuführen, aber auch diese wenigen genannten mögen genügen und zeigen, wie zu allen Zeiten das Tier ein Freund und Genosse des Menschen, treuer, edler und selbstloser oft als die Menschen gewesen, und wie unsere Vorväter dies wohl empfanden und mit Dank anerkannten. Möchten auch wir nie vergessen, welchen Dank wir der Tierwelt schulden, und uns stets bemühen, diesen durch Erbarmen, Liebe und Freundlichkeit gegen die von uns abhängigen Geschöpfe abzutragen.

Guats Muats.

In oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

Jung.

I bin ja nu jung,
Drum, was wollt's denn von mir?
Mit oan Satz, mit oan Sprung
Bin i draußt bei da Tür.

Mit oan Sprung, mit oan Satz
Üba Wassa und Grabn;
Geht's gfaihlt oder g'rat's,
Mei Freud muaß i habn.

Wann wer nachkemma wollt:
Jungi Füaß ghern zum Lauf!
Hollah! D' Weltkugl rollt
Und koa Teufl halt's auf!

Aba . . .

Ringsum dö ganz Welt
Is voll Schönheit und Pracht;
Aba d' Hoamat hat Gott
Zu sein Moastastuck gmacht.

I han für an iadn
An Gruaß und an Scherz;
Aba d' Liab zu mein Dirndl
Trag i tiaf in mein Herz.

„Seli sterbn“ is a Hoffnung,
Dö 's Herz seltsam hebt:
Aba kannst seli sterbn,
Wann 's d' nöt seli hast glebt?

Das is d' Liab.

Oani moan i
Ganz alloani,
Wann i sing und röd,
Mehra nöt.

Tausnd kenn i,
Schiachi, scheni
Dirndln rund im Land
Umanand.

Hundert Krüagl
Wiar a Spiagl
Siach i dort im Schrank
Rein und blank.

Soll i olli
Als a volli
Vor mir stehn habn frisch
Auf 'n Tisch?

Oans alloani
Tuats wohl, moan i,
Wann ig's fleißi laß
Fülln beim Faß.

Her i nacha
's Dirndl lacha,
Lacht den Augnblick
D' Sunn und 's Glück.

Ihre Augerl —:
Nebna Steigerl
Spiaglt tiaf a Brunn
's Glück und d' Sunn!

Heh und Tiafn
Toan si triaffn
Drin im Herz bei ihr,
Kimmt ma für.

Erd a Trümml,
Ganz da Himml,
Aba rein, nöt trüab
— Das is d' Liab!

Großvater die Kleinen aussetzte. Und sogar von einem Löwen als Begleiter des Menschen erzählt die Sage von Herzog Heinrich dem Löwen von Braunschweig. Allerdings war es Dankbarkeit, die den König der Tiere an seinen freiwillig erwählten Herrn fesselte, wie auch in der Geschichte von dem römischen Sklaven Androklus. Derselbe hatte während seiner Flucht aus der Sklaverei einem Löwen einen Dorn aus der Klaue gezogen. Später wieder gefangen und zum Kampfe mit wilden Tieren verurteilt, sah er sich auf dem Kampfplatze seinem mittlerweile auch in Gefangenschaft geratenen Pflegling gegenüber, der ihn sofort erkannte und freudig begrüßte. Der erstaunte und gerührte Herr schenkte dem Sklaven darauf Leben und Freiheit.

Was die niedere Tierwelt betrifft, so genießt sie keineswegs geringere Achtung. Die Schlange besonders gilt in Sage und Märchen durchaus nicht immer als der arglistige Feind des menschlichen Geschlechts. Sie behütet unterirdische Schätze und verschafft erwählten Menschen Reichtum und Macht. Oft verbirgt sich im Gewande der Schlange ebenso wie unter der Hülle eines Frosches oder einer Kröte ein verzauberter Prinz oder eine Königstochter, und wer sich vor dem Kuß nicht scheut, gewinnt ihre Erlösung und sich ein glückliches Los. Den Griechen galt die Schlange als Sinnbild der Gesundheit, und auch Moses mußte in der Wüste das Bild einer Schlange, aus Erz gegossen, aufrichten, damit dem nach ihm Schauenden Genesung werde.

Selbst der stumme Bewohner des Wassers, der Fisch, ist nicht vergessen. Die Griechen wissen zu erzählen von dem Delphin, der den Sänger Arion auf seinem Rücken ans rettende Ufer trug, als seine verräterischen Schiffsgenossen ihn dem Tode überliefern wollten. Ein niederdeutsches Volksmärchen läßt „Butje in dem See", wohl auch einen Wal, aus Dank gegen den Fischer, der sein Leben schont, diesem mit gutem Rat zur Seite stehen. Allerdings sind dies ja keine eigentlichen Fische, vielmehr auch Säugetiere, die Volksmeinung betrachtete sie aber vorzeiten als erstere.

Von der Spinne, die neben der Taube als Retterin Mohammeds genannt wird, habe ich schon berichtet. Eine Spinne spielt aber auch in der Geschichte Preußens eine Rolle. Friedrich der Große wollte eines Morgens im Schlosse Sanssouci seine Morgenschokolade einnehmen, als plötzlich von der Decke des Gemaches eine Spinne mitten in die gefüllte Tasse fiel. Voll Ekels stellte der König das Getränk fort, das gleich darauf dem Hunde vorgesetzt wurde. Kaum aber hatte dieser die Schokolade genossen, als er in Krämpfe verfiel und alsbald starb. Das Getränk für den König war auf Anstiften seiner Feinde durch den Koch vergiftet worden, und die Spinne, allerdings ohne eigene Absicht, rettete so dem König das Leben.

erwachenden Gedankens merke ich an, welche Form er will. Die Seele bringt den Leib gleichsam schon mit sich; ein bestimmtes Versmaß klingt im Kopf, das manchmal ganz seiner selbst wegen da zu sein scheint und zu dem der Inhalt sich erst nach und nach einstellt. Ein anderesmal ist's umgekehrt, eine heftige Empfindung schreit nach Lied, aber das holpert, es ergibt sich das fließende Metrum nicht, der Reim nicht. Und die Empfindung bleibt eine unerlöste Seele. Wie glückselig die Stunde, wenn Gehalt und Gestalt sich spielend leicht vereinigen! Manchmal hat man solche Stunden. Da verschwindet alle Freude am Erzählen, aller Drang zum Predigen, da will man nur singen.

Am 14. Februar.

Der tschechische Abgeordnete Graf Sternberg hat im Reichsrat unsern alten geliebten Kaiser beschimpft. Das sonst so obstruktionslustige Abgeordnetenhaus hat nicht obstruiert. Nimmt man den Mann nicht ernst? Oder nimmt man Österreich nicht mehr ernst? Hoffentlich das erstere. Merkwürdig schaut's jetzt aus bei uns. Die Regierungspartei, das sind Sozialdemokraten, die Revolutionäre, das sind — Grafen! Kein Wunder, wenn Österreich sich zum allgemeinen Wahlrecht flüchtet.

Am 15. Februar.

Heute das erstemal: „Der Privatdozent". Akademisches Trauerspiel von Ferdinand Wittenbauer. Die Ernennung des tüchtigen Privatdozenten Dr. Johannes Obermayer zum Professor findet aus Familienrücksichten nicht statt. Ein Lustspiel für die Zuschauer, ein Trauerspiel für die, so es erleben müssen. Ich habe mehr als einen gekannt, die solches erlebt. — Trotz des allgemein Menschlichen, das des Stückes Rückgrat, ist es doch schwer, in kleineren Universitätsstädten es zur Aufführung zu bringen. Der Verfasser, ein Grazer, hat das Stück gerade für Graz verboten! Und die Theaterdiplomatie mußte ihr möglichstes tun, um es frei zu kriegen. Die künstlerischen Vorzüge des Stückes sowie die gute Aufführung (durch Schauspieler des Wiener Volkstheaters) konnten die bitteren Wahrheiten, die das Stück enthält, teilweise entschuldigen.

Am 16. Februar.

Eine Leiche im Hause. Ein alter Finanzrat. Ich hörte nur zufällig, so nebenbei davon und habe in schlafloser Nacht mich nicht ein einzigesmal erinnert, daß in demselben Hause, um ein paar Stock tiefer, ein toter Mensch liegt! Und einst! Wenn in der weiten Berggegend irgendwo jemand gestorben war, da zog die Erregung und Trauer von Haus zu Haus. Wenn die „Verscheidenglocke" geläutet wurde, da knieten die Leute auf Feld und Weide nieder und beteten für den

Was da gegnt.

Was da gegnt, schau freundli an,
Nöt als wiar an Essimann;
Freundli Augn strahn Sunnschein aus
Rundum und ins oagne Haus.

Doh an Essiführagsicht
Tragt ön Spruch vom jüngsten Gricht
„Bist vardammt!“ im ganzen Land
Weltvadrossn umanand.

Da Funkn.

Wann a Funkn von Freud
In dei Herz eini findt,
Gib 'n frei, daß ar ah
Bei an andern nu zündt.

Denn er stammt von an Stern,
Der nur seltn wem strahlt
Und von dem nu viel seltner
A Gluatflimmerl fallt.

Und 's Feur, das a zündt,
Tuat koan Menschn nöt weh;
Es löst na grad d' Rindn
Von Eis und Schnee,

Dö oft in an Herz,
Dem koa Freud nimma glückt,
Alli Liab und alls Lebn
Unbarmherzi dastickt.

Grüaß di Gott!

D' Augn mach auf in Glück und Not,
D' Ohrn und 's Herz:
Herst as ruafn: „Grüaß di Gott!“
Allawärts?

Gehst durch Wiesn, Wald und Feld,
Sitzt am Roa:
„Grüaß di Gott!“ wünscht alle Welt,
Groß und kloa.

„Grüaß di Gott!“ — im Sunnstrahl klingts:
Wind und Bach
Wispelns hoamli; 's Vogerl singts
Lusti nach.

„Grüaß di Gott!“ hallt's von da Wand:
Und da Tod
Winkt vom Friedhof mit da Hand:
„Grüaß di Gott!“

Ein Tagebuch.

Am 12. Februar.

Ach, mir graut vor dem Gemeinen,
Das mich stets durch neue Peinen
Und durch alte Sünden schleift.
Heimweh, Heimweh nach dem Reinen,
Nach den kühlen Friedenshainen,
Wo die Seele göttlich reift.

Ach, wo soll sie göttlich reifen!
Nur im Schwalle wüster Träufen
Lernst du das Gemeine flieh'n.
Nur mit Kämpfen kannst du siegen
Und im Fallen lernst du fliegen
Zu den seligen Göttern hin.

Am 13. Februar.

Ich muß aufpassen auf die Wünsche meiner Herren. Wenn Gedanken oder Empfindungen rege werden, so verlangen sie im vorhinein nach einer bestimmten Form. Das will erzählt sein, das will gepredigt sein, das will gesungen sein. Und wehe, wenn man die Ansprüche einmal verwechselt und predigt, was erzählt sein will, und erzählt, was gesungen sein will! Seit einiger Zeit singt's in mir wieder mehr, so „wie einst im Mai“. Schon dem ersten Hauch eines

Am 18. Februar.

Ob daraus etwas wird, wer kann das sagen? Was verpflichtet dazu? Die Pflicht liegt in sich, und der Segen liegt in der Arbeit selbst. Man sollte sich seinen Beruf stets so weit verstrengern, daß keine Zeit bleibt zum Grillenfangen. Das schwere Leben ist am leichtesten zu ertragen, wenn man sich schwere Aufgaben stellt.

Am 19. Februar.

Man hört, daß die Minister in Berlin bei Audienzen sich den Frack verbieten. Sie entscheiden sich für den deutschen Rock. Es haben seinerzeit auch bei uns in Österreich einige Ministerien den deutschen Rock eingeführt; er soll aber aus Mangel an deutschen Männern wieder aufgehoben worden sein.

Am 20. Februar.

Heute auf einer Fahrt ins Mürztal erzählte mir jemand, daß er mit seinem Pfarrer in Konflikt gekommen sei. Zuerst habe der Pfarrer gesagt: Wenn der Mensch einen Irrtum begangen hat und er sieht es ein, so soll er ihn nach allen Kräften gutmachen. Sagte darauf er: „Herr Pfarrer, deshalb bin ich eben da. Ich habe einen großen Irrtum begangen, den größten in meinem Leben, daß ich diese Person geheiratet habe. Alle beide sind wir unglücklich, sie und ich, in der Zeit und vielleicht auch in der Ewigkeit, denn wir verstehen uns nicht, leben in Unfrieden mitsammen, nicht einmal die Treue können wir einander halten. Wir passen nicht zusammen, deshalb wollen wir den schweren Irrtum gutmachen und uns scheiden lassen? — „Was nicht noch!“ fuhr der Pfarrer auf, „sind Sie auch so ein Bock?“ — „Und Sie, Herr Pfarrer, sollen uns helfen, den Irrtum gutzumachen.“ — Darauf der Seelsorger: „Gehn's lassen S' mich aus mit der Scheidung! Unsinn!“

Am 21. Februar.

Heute im Panorama. Neue Bilderserie von Graz und Umgebung. Vermittelt vom steirischen Fremdenverkehrsverein. Hörte von ein paar Guckern in der Nachbarschaft folgendes Gespräch. „Unser Antifremdenverkehrsverein ist halt immer recht fleißig.“ „Fremdenverkehrsverein wollen Sie sagen.“ — „Antifremdenverkehrsverein sage ich. Es gibt einen solchen — einen ganz heimlichen. Wissen Sie, der die Fremden abschreckt. Wir wollen unser Landel für uns allein haben. Was brauchen wir Fremde, die uns die schönsten Gegenden zuschanden bewundern, die Sachen verteuern und allerhand Unsitten ins Land bringen. Das Steirerlandel ist für die Steirer und nicht für die Sachsen, Berliner und Engländer. Deswegen der Antifremdenverkehrsverein und deswegen

„abgeschiedenen Mitbruder“. In den Nächten kamen sie stundenweit zusammen zu dem Hause, wo die Leiche unter der Bodenstiege auf der Bank gebahrt lag, mit einem weißen Tuche zugedeckt, das Kreuz und das Öllicht im Wasserglase zu Häupten. Und am Begräbnistag begleitete die Gemeinde den Sarg in die Kirche und auf den Friedhof. Und war der Verstorbene weiter auch nichts als ein Pfarrgenosse. In den Städten der Pomp und die Gleichgültigkeit, im Waldlande die Ärmlichkeit und die Teilnahme. Wie viel Mitempfindung muß einer, der vom Walde in die Stadt kommt, verlöschen lassen! In einem und demselben Stadthause kann es sein, daß gleichzeitig ein Mensch an Hunger und einer an Übersättigung stirbt. Das Herz verzetteln wir an hundert Sächelchen und in hundert flüchtigen Stimmungen. Haben oft viel weniger übrig für einen Menschen, als für eine Theaterfigur auf der Bühne oder für ein neues Bild in der Kunstausstellung.

Am 17. Februar.

In meinem Berufe gibt's tote Tage. Ja tote Wochen, Monate und — Jahre. Schreiben kann der Mensch zwar immer, sobald er gelernt hat Buchstaben zu machen. Gedanken sind auch vorhanden, sobald man nicht verschmäht, das Alltägliche oder den Kehricht wirklicher Geistesarbeit auf das Blatt zu streuen. Aber die frische Kraft zum Schaffen, sie ist ein seltenes Glück. Die rechte Arbeit, die einen ganz erfüllt, die aus Tiefen schöpft, hat mich immer gesund und munter gemacht, munter erhalten. Wenn jedoch die tote Zeit ist! Da wird man nervös, unlustig, zerfahren, unzufrieden mit sich selbst und anderen.

Seit einigen Tagen arbeite ich wieder einmal wirklich, oder es arbeitet in mir. Ein Leben für sich, eine erstandene Welt von Gesichten, gestaltlich zum Greifen. An allen Enden und Ecken des Innern lebt's, rührt sich's, entwickelt sich's; habe vollauf zu tun, die Erscheinungen festzuhalten und sitze am Schreibtisch, Tag für Tag, von früh bis abend. Und siehe, die äußere Welt, die mir sonst Sorgen, fruchtlose Arbeit und Ärger gemacht hat, sie existiert nicht. Nirgends Grund zu Bedenken, nirgends Nötigung mitzutun, nirgends Pflichten. Von Familienanliegen, Wirtschaftssorgen schon gar keine Spur. Kein Genuß, keine Freude nimmt mich gefangen, keine Auszeichnung erfreut mich, keine Bosheit verletzt mich. Eine Menge Schwächen und Fehler, die sonst an mir täglich zum Vorschein kommen, sie schlafen, vielleicht ersticken sie sogar. Alles, was mich sonst beunruhigt hat, die Vaterlandsnöte, die Welthändel, die ewigen Anliegen der Menschheit, zu Kleinigkeiten sind sie geschrumpft, die draußen bleiben müssen, die mich nichts angehen. Dieweilen ich doch ganz ihnen lebe in meiner Arbeit, in meiner Welt.

kunst, sondern Staatskunst. O du lieber Gott, wer denkt heute bei uns noch an den Staat!

Am 24. Februar.

Vor zwölf Jahren habe ich ein Steinchen in den See geworfen, das heute noch seine Kreise zieht, nur noch weitere als dazumal. Kreise, die fast zu stürmischen Wogen anschwellen. Es grollt der See! In jenen fernen Tagen habe ich gedrängtermaßen einmal einzugestehen gehabt, daß ich den Dichter Heinrich Heine nicht genug kennte, um öffentlich über ihn sprechen zu können. Über diesen Frevel, eines wie sie glauben simulierenden Ignoraten entrüsten sich nun neuerdings gewisse Blätter in Ungarn, in Polen, in Frankreich und auch solche, die deutsch geschrieben sind. Das zischt und pfeift und brodelt und schäumt im trüben Gewässer, es grollt der See und will sein Opfer haben. Das bei solchen Anlässen übliche Opfer soll dieser See haben — mit Respekt zu sagen!

Am 25. Februar.

Faschingsonntag. Ganz Steiermark voll Rodler. Aus dem Radler ist der Rodler geworden. Die Rodler kommen zwar stark herab, aber doch gerne auch immer wieder hinauf. Dem Radler die staubige Niederung, dem Rodler die frische, klare Berghöhe. An allen Lehnen und halbsteilen Wegen junge rutschende Männer. Auf den Almhöhen lustige Skifahrer. Ein zu gründender steirischer Skiverband wird alles mannbare Volk auf die schneeigen Berge locken. Und in den Ballsälen ringen Mädchen verzweifelt die Hände nach Tänzern. Warum rodeln sie nicht auch? Auf den winterlichen Bergen verliert man die Hysterie und findet die Männer. Doch gehen die steirischen Wintersportler manchmal ein bißchen zu scharf drein. Da hatte sich auf der Pretuleralpe heute einer beim Skilaufen die Hand verletzt. Als der Doktor ihm den Verband anlegte, sagte er lachend: „Sehen Sie, Doktor, da hätten wir ihn endlich beisammen, den Verband steirischer Skiläufer!“

Am 26. Februar.

Das Ideal meiner ersten dichterischen Tätigkeit war gewesen, die Leute weinen zu machen. In einer späteren Zeit fand ich, daß es besser sei, sie lachen zu machen. Genützt hat weder das eine noch das andere. Sie weinen nicht mehr und lachen nicht mehr recht, trotten dumpf und stumpf ihre dunklen Straßen niederwärts. Das Verhängnis wird sich ja erfüllen, die Leute werden noch einmal recht gründlich, recht von Herzen weinen. Einstweilen sollten wir, die bewegsamen Geisterlein der Dichtung und Kunst, es doch noch einmal versuchen, den Armen das Lachen zu lehren. Wir hätten nichts zu lachen! heißt es, und das ist

hat er auch diese abschreckenden Bilder von Graz und Umgebung machen lassen, die in zweihundert Städten der Welt aufgezeigt werden. Nachher kommen keine mehr." — Mich hatten anfangs wirklich ein paar Bilder ein bißchen geärgert, die künstlerisch zu wünschen übrig lassen, besonders in der Landschaft. Da trifft man das Naturgrün nicht, die Berge in der Ferne, die Wolkenhimmel könnten hie und da besser sein. Auch bei anderen photographischen Panoramen derselbe Mangel. Aber das Gespräch meiner Nachbarn ärgerte mich noch mehr. Denn im ganzen ist dieses Grazer Panorama wunderschön. Es gibt die Eigentümlichkeit dieser großen stillen Landstadt, die Stimmung der Umgebung mit ihren reizenden Idyllen köstlich. Den Grazer wird ein Panorama seiner Gegend nie befriedigen, nicht bloß weil er Grazer ist, der selbstverständlich über alles raisoniert, als vielmehr, weil die Schönheiten seiner Heimat unnachahmlich und unerschöpflich sind. Schilderungen naheliegender, vertrauter Dinge werden nie zufriedenstellen. Hat man einmal jemanden gesehen, der mit seiner eigenen Photographie zufrieden war? Sie müßte durch Retouche nur sehr entstellt worden sein.

Am 22. Februar.

Wenn ein Dichter literarisch wird, dann geht es schon schief. Selbst das beste in der Literatur, das Vorbild, wird für uns Halblinge zum Verhängnis. „Unter den Dichtern sind nur solche Aristokraten, die keine Ahnen haben." Dieser Gedanke aber hat einen Ahnen, mindestens einen. Er wäre mir möglicherweise selbst einmal eingefallen, wenn ihn nicht ein anderer schon hätte drucken lassen.

Am 23. Februar.

Heute hat die österreichische Regierung die Vorlage zu einem allgemeinen Wahlrechte vor das Abgeordnetenhaus gebracht. Nun wartet sie demütig, ob das Volkshaus gnädigst geruhen wird, diese freiheitliche und moderne Umgestaltung Österreichs anzunehmen. Sonst pflegen solche Freiheiten und Rechte vom Volke mit der Waffe verlangt und erstritten zu werden. Bei uns hingegen gibt es Parteien, die nicht übel Lust hätten, das von der Regierung freiwillig angebotene allgemeine, direkte Wahlrecht mit der Waffe zu verhindern. Revolution um das Alte, das wäre was Neues. Die Meisten versichern, mit dem allgemeinen Wahlrecht im Prinzipe einverstanden zu sein, stellen ihm aber ein Bein, wo sie nur können. Am liebsten möchten sie ein allgemeines Wahlrecht haben, das nur für ihre Partei allgemein wäre, alle übrigen Parteien aber von den Wahlen allgemein ausschlösse. Die Politik wird ja immer eigennützig sein müssen, wenn sie jedoch zu egoistisch wird, kann sie daran auch ersticken. Politik heißt nicht Parteikunst, nicht Stände- und Klassen-

Am 1. März 1906.

Dieses öffentliche Tagebuch befriedigt mich nicht. Man muß zu hinterhältig sein. So manche Dinge des Tages, die man äußerlich und innerlich erlebt, können nicht hinausgegeben werden. Entweder sie sind ohne Begründung, Vermittlung, ohne Verlauf und Folgen, wie sie der Tag eben hereinwirft, unverständlich, uninteressant, oder sie wären taktlos gegen sich und andere, wären Mißverständnissen ausgesetzt, könnten auch für selbstgefällig und der Eitelkeit entsprungen gehalten werden. Wenn man solcherlei nun abzieht, so bleibt das übrig, was uns allen gemeinsam ist. Und das ist für ein Tagebuch zu wenig persönlich. — Die meisten unserer Tage sind als solche unbedeutend. Erst viele Tage zusammen geben eine bedeutsame Einheit, legen in uns einen Bodensatz, mit dem wohl der Künstler, der Dichter fertig zu werden weiß. Das hier ist aber nur ein gewöhnliches Gespräch. In der Kunst darf man alles sagen, im gewöhnlichen Gespräche fast nichts.

Am 2. März.

Volksabstimmung für ein neues Gesetz zur Lösbarkeit der Ehe. Ich habe heute auch unterschrieben — zaudernd und zögernd. Aber endlich hat die Überzeugung ihr Recht verlangt. Es spricht so viel Ideales für die Unlöslichkeit der Ehe; eine goldene Hochzeit hat etwas so Rührendes und man kennt manches Ehepaar, das nach schweren, jahrelangen Stürmen miteinander zufrieden und glücklich geworden ist. Nicht aus Gewohnheit allein. Die gemeinsamen Freuden und Leiden haben ihre Herzen allmählich geläutert, aus reizbaren Liebesleuten sind treue Freunde geworden. Viele Stürme, die nachweisbar sich besonders im dritten Jahre der Ehe zu erheben pflegen, können zumeist überdauert werden. Dann folgen friedliche Jahre. — Und doch! Die allgemeinere Erfahrung, die Vernunft spricht schrecklich laut: Die Ehe muß löslich sein. Nicht leicht, nicht sobald es dem Ehepaare gerade einfällt — aber im schlimmsten und letzten Falle muß sie löslich sein. Gewiß, schon die Kinder und ihr Schicksal werden in den allermeisten Fällen die Eltern bestimmen, beisammen zu bleiben, obschon man Fälle weiß, da eine uneinige, unsittliche Elternehe den Kindern zum Verderben wird. Und dann muß die Möglichkeit vorhanden sein, daß die Getrennten, Geschiedenen sich wieder verheiraten können. Schauen wir auf die Länder hin, wo es so ist. In den meisten Fällen bleiben die ersten Ehepaare auf lebelang beisammen, und es gibt bei den Protestanten auch goldene Hochzeiten. Aber schon die Möglichkeit der Lösung läßt das schwere Band erträglicher erscheinen und ein freiwilliges Sicheinanderopfern führt inniger zusammen, als ein erzwungenes. Wo Eheleute sich aber doch trennen und andere Verbindungen eingehen, da ist's im schlimmsten Falle nicht schlechter, zumeist aber weit, weit besser, als die sündenstrotzende Hölle in

nicht wahr. Schauen wir doch um uns, ist nicht so vieles was jetzt geschieht, was wir selbst treiben — höchst lächerlich?

Am 27. Februar.

Faschingdienstag.

Trotz aller Mühe gescheit zu sein
Fällt mir heute keine Narrheit ein.
Gehöre nicht zu der Toren Zunft,
Gehöre nicht zu der Weisen Zunft.
Nur in gemeiner Philistervernunft
Verrinnen meine Tage.
Es ist eine Hundeplage.

Am 28. Februar.

Grazer Glockenspiel. Schöne, reine Klänge, jeder für sich. Aber wie es schon geht bei uns in Österreich, zusammenstimmen will nichts, nicht einmal die Volkshymne. Mit der Zeit wird es sich schon machen, aber Geduld kostet's und die ist ja unsere stärkste Seite. Mir steht bei diesem Klingelreia auf unserem Fliegenplatz das Salzburger Glockenspiel im Wege, das vor nun nahezu vierzig Jahren in die jungen Ohren geklungen war. In feierlicher Reisestimmung eines Burschen, der das erstemal in der wunderschönen Stadt an der Salzach stand, im Angesichte des Unterberges. Der große lichte, stille Platz dort, die Umgebung, die Erinnerungen der alten Bischofsstadt. Das wirkt mit. Da kommt unser Glockenspiel am engen, versteckten und doch geräuschvollen Fliegenplatz nicht auf. Wenn es wenigstens auf dem Schloßberg stünde! Das ließe sich hören! Etliche böse Mäuler sagen, es sollte nur ein Geschäftsreklamegeklimper sein. Man muß aber nicht alles aus der Niederung des Spießbürgers beurteilen. Ich kann mir recht wohl denken, daß der Stifter des Grazer Glockenspieles der Stadt damit ein schönes und sinniges Kleinod spenden wollte und daß es tatsächlich einen idealeren Sinn haben kann. Das tanzende Steirerpaar in den Fenstern amüsiert ein erstes- und zweitesmal recht lustig, dann wird der Spaß öde. Abgesehen davon, daß diese Tanzenden den Takt nie mittreten. Wenn aber das Glockenspiel zu den drei Tageszeiten, am kühlen frischen Morgen, zur schwülen, träumerischen Mittagsstunde und am stillen Abend liebliche und erhebende Weisen spielt — alter deutscher Volkslieder Art, dann kann's gar feierlich und wonnesam werden im Gemüte des andächtigen Horchers, der auf dem Fliegenplatz oder auf dem Bischofsplatz oder auf dem Mehlplatz oder auf dem neuen Kaiser-Kronplatz wandelt. Wenn über dem Gerassel, Geknarre und Gepolter der Stadt auch manchmal Töne wie Gaudeamus igitur, In einem kühlen Grunde, Hoch vom Dachstein, Gott erhalte unsern Kaiser, Deutschland, Deutschland über alles, dahinklingen, so finde ich das gar nicht übel. Jedenfalls mag ich unser neues Glockenspiel für die wohlfeilen Witze, die bis lange darüber gemacht werden, nicht hergeben.

sich einbilden, in seinem Innern sich so ein bißchen überirdische Welt herrichten, daß er ein seliges Wärmen und Leuchten habe — ich meine, das würde auch den Körper erfrischen und stärken.

Am 5. März.

Heute waren ihrer drei da. Der eine sah aus wie's Leben, hatte aber zweifelhafte Wäsche; der kam aus dem Spital. Der andere brachte einen Empfehlungsbrief mit von einem Bekannten, der seit etlichen Jahren nicht mehr existiert; er roch nach Fusel. Der dritte will mit mir in die Schule gegangen sein in — Nieder-Alpel, wo nie eine Schule bestanden hat. Zwei von ihnen wollten ja nichts geschenkt, bloß was geborgt. Man weiß nur nicht, wie man am besten dran ist. Schenken kann man wenig, borgen muß man mehr. Aber dem man einmal was geschenkt hat, der kommt immer wieder. Dem man was geborgt, den hat man das letztemal gesehen. So wird's ziemlich aufs Gleiche hinauskommen. Will über die Herrschaften weiter kein Tagebuch führen. Hingegen habe ich eine Sammlung angelegt der fabelhaftesten Bittgesuche, die meinen Nachkommen dokumentieren sollen, für wie einfältig meine Zeitgenossen mich gehalten haben.

Am 6. März.

Was glänzen doch dem die Augen so hell?
Und birgt in der Brust eine dämmernde Seel'.
Und hüllet in staubige Spinnenweben
Geheimnisvoll sein glosendes Leben.
— Weiß es einer, wie wohl sie tut,
Die einsame Glut?

Was brennen doch dem die Wangen so rot?
Er ist ja kalt, er ist ja tot!
Er scherzt nicht mit Freunden, er kost nicht mit Frauen,
Er kann keine lustigen Leute schauen.
— Weiß es einer, wie weh kann sein
Die einsame Pein?

Und weiß es einer, wie wohl es tut,
Wenn glühend das Herz in sich selber ruht,
Und weiß es einer, wie weh es kann sein —
Der schleiche vorüber und lass' ihn allein,
Den Mann in seinem allseligen Leid
Der Einsamkeit.

Am 7. März.

Das wahrhaft Gute ist eine Winterfrucht. Gerade die besten Sämänner erleben selten ihre Ernte. Rascher Erfolg kann nur demütig machen, denn er ist ein zweifelhaftes Zeichen. Stolz zu sein auf den Segen einer großen Arbeit, das ist fast immer erst den Nachkommen beschieden.

Am 8. März.

In dieser Woche habe ich wieder einmal ein theologisches Werk gelesen, eins, das sehr anempfohlen wird. Aber derlei Lektüre bekommt

einer unglücklichen und unlöslichen Ehe. — Sollte das Gesetz für Lösbarkeit der Ehe bei uns nicht durchgehen, dann kämen gute Zeiten für die Los von Rom-Bewegung. Dann würden viele vor Verheiratung das Protestantischwerden für eine kluge Vorsicht halten.

Am 3. März.

Die Menschheit will sich verjüngen, ihr verlangt's nach — der Mutterbrust. In Wien und Berlin hat sich eine Bewegung erhoben mit dem Bestreben, alle Mütter zu bewegen, beziehungsweise es ihnen möglich zu machen, ihre Kinder an eigener Brust zu stillen. Mütter aus ärmeren Klassen zahlen vorher geringe Beträge ein, die dann erhöht zurückkommen, wenn die Mutter entsprechende Nahrung braucht, und das Kind zu stillen ist. Auch Hebammen werden prämiiert, die Selbststillungen veranlassen und fördern. Die Ärzte mit ihrer künstlichen Kinderernährung haben viel gesündigt. Sie müssen endlich doch zugeben, daß in den meisten Fällen Selbststillung das beste Mittel ist, um Mutter und Kind gesund zu erhalten oder gesund zu machen, um die Hysterie zu bekämpfen und ein starkes Geschlecht zu erziehen. In moralischer Beziehung sind wir moderne Leute zwar so schamhaft geworden, daß wir nicht einmal Bilder, wie eine Mutter das Kind an enthüllter Brust säugt, mehr vertragen können, ohne sittlich verletzt, das heißt geil zu werden. Um so notwendiger ist die Mutterbrust, damit ein künftiges Geschlecht natürliche Kräfte gewinne und gesündere Empfindungen erziele. Ich habe dem betreffenden Vereine in Wien — er sucht Autographen, um sie für den Zweck zu Gelde zu machen — auch mein Sprüchlein geschrieben:

Aus Mutterbrust und Heimatscholle
Quillt das Leben dir, das volle.
Der erste und der letzte Frieden
Sei in diesen Ruhestätten,
Erdenpilger, dir beschieden.

Am 4. März.

Heute war an einem Krankenbette davon die Rede, daß der Kranke sehr viel zu seiner Heilung beitragen könne durch den festen Willen, gesund zu werden. Es müsse das leidenschaftliche Wollen zur Genesung da sein, und man gesunde. Ich wendete ein, mit dem Gegenteil immer dasselbe zu erreichen. So oft ich krank war, meine Mithelferin sei die Resignation gewesen. Eine gelassene Gleichgültigkeit trage zur Sammlung der Kräfte wohl mindestens so viel bei, als die mit dem leidenschaftlichen Gesundheitsverlangen verbundene Unruhe. Allerdings steht bei mir im Hintergrunde das große Verlangen nach Leben, nach ewigem Leben. In Erwartung desselben liegt einem an diesem gegenwärtigen Leben weniger. Ein gutes Lebenselixier ist Wille und Hoffnung wohl auch. Und dann noch was. Der Mensch sollte sich immer schöne, hochgemute Vorstellungen machen, sollte stets nur wohltuende, frohe Dinge

ihrem Beten und Predigen den Himmel so stark in Mißkredit, daß der Besuch von Jahr zu Jahr abnimmt. Wenn's so weiter geht, muß ich Konkurs ansagen. Es sind schon auch die Regiekosten zu groß, was sie jetzt im Himmel alles verlangen! Die Menge muß es machen und wenn du für die wieder einmal recht lustige Sachen weißt, dann kannst du kommen. Selbst mitten in der Unsterblichkeit wollen sich die Leute totlachen. — So wärest du abgewiesen worden. Dann hättest du geschwinde die ‚Wildlinge' geschrieben und die ‚Brüder Nixnutz', da soll dir jetzt der Petrus schon alleweil entgegenlachen und winken: Nun, wenn du willst — ich hab' offen!"

„Aber Narr!" mußte ich entgegnen, „wenn ich Spaß machen will, wie er den Leuten gefällt, da stehe ich auf den Himmel nicht an, da haben sie mich auch auf der Welt gerne. 's ist nur erfreulich, daß Sankt Peter auch einen Spaß versteht."

Es werd scho togalat . . .

(Kärntnerliedel.)

Es werd schon togalat, es werd schon togalat,
Es werd schon togalat, mein liawar Bua;
Werst miaß'n aufstiahn, werst miaß'n hamgiahn,
Z'sämmariam'ln deine Schuah!

Biawle steh auf, steh auf, Biawle, steh auf, steh auf.
Biawle steh auf und lög dei Zanggerle an!
Ban Pederl z' Weitensfeld, z' Weitensfeld,
Z' Weitensfeld läutn se schon!

Diandle, was war heunt Nacht, Diandle, was war heunt Nacht,
Diandle, was war heunt Nacht! hat d' Muat'r g'fragt.
„Hat glei a Floh in Stroh, Floh in Stroh,
Floh in Stroh a Hupferle gmacht!"

mir nicht gut, ich ziehe mir damit allemal eine Erkältung des Herzens zu, und einen moralischen Schnupfen. Je mehr ich Theologie lese, je kälter wird mein Glaube; und wenn dieser erfroren ist, wozu dann noch Theologie? Wenn wir wieder recht kindlich sollen glauben können, so müssen wir alle gelehrten Werke über Gott — zum Teufel werfen.

Am 9. März.

Im Februarheft des „Türmer" steht mein Aufsatz: „Mein Wildpfad zu Gott". Kommt mir zerfahrener vor als er im Manuskript geschienen. Einerseits heißt es, daß ich viel Streit über Religionssachen geführt und daß solcher Streit mich immer glaubenssicherer und wärmer gemacht hätte. Anderseits heißt es, das Theologisieren hätte mein Herz stets bedenklich erkältet. Widerspruch. Aber nur scheinbar. Meine religiösen Gespräche und Selbstverteidigungen waren nie theologischer Natur, sie kehrten sich vielmehr gegen das kirchlich Theologische und Dogmatische. Stets nach dem Grundsatz, daß Religion wohl Empfindungs- und Charaktersache, nie aber eine Wissenschaft sein könne, eben weil Religion, wissenschaftlich betrieben, das Herz zu bedenklich erkältet. Nur Religionsgeschichte kann wissenschaftlich behandelt werden. Religion als solche nie. — Wer von Religion verlangt, daß sie verständlich, vernünftig sei und logisch wie jede weltliche Angelegenheit behandelt werden müsse, der hat keine und findet keine. Im gewöhnlichen Sinne ist Religion etwas Antinatürliches, Übernatürliches. Im höheren Sinne ist sie etwas durchaus Natürliches, sonst könnte sie nicht bei allen Völkern vorkommen. Alle menschlichen Sehnsuchten, die über das Irdische hinausfliegen, sind natürlich; und das zu glauben, was wir wünschen, daß es sei, ist geradezu der kindlichste Kernzug der menschlichen Natur. Das kann der Freisinnige unserer Tage sich nicht oft genug vor Augen halten, um auch dem religiösen Leben gegenüber — freisinnig, duldsam zu sein. Wohlverstanden, solange die religiösen Angelegenheiten der einzelnen und der Körperschaften verinnerlicht, wirklich religiös bleiben und nicht nach weltlicher Art in fremde Bereiche eingreifen.

Am 10. März.

„Du Rosegger!" so sprach mich heute jemand an, „man hört, daß der heilige Petrus dich das letztemal, als du anklopftest, nicht in den Himmel gelassen hätte. Ist das wahr?" — „Das mag schon sein. Ich hab' allzuviel pudelnärrisches Zeugs geschrieben und das können sie im Himmel nicht brauchen." — „Im Gegenteil!" rief mein Plauderkamerad, „seit du Bußprediger geworden bist und das biblische Buch geschrieben hast, will er dich nicht hineinlassen. Pfaffen, sagt er, gäb's eh schon zu viel drinnen. Die bringen mir, sagt er, ohnehin mit

Und der Morgen stieg zur Erde;
Unter laub'gem Blütenbaum
Ruht die Sennin; ihre Herde
Weidet rings am Bergessaum.

Horch! Im Talgrund Büchsenknalle,
Daß, aus seinem Morgentraum
Aufgeschreckt vom rauhen Halle,
Bang und zitternd lauscht der Baum!

Aus der Krone losgerüttelt
Taumeln Blütenflocken hin,
Tropfen Tau's, wie Tränen, schüttelt
Er aufs Haupt der Sennerin!

Und entsunken sind zur Stunde
In dem Tale, grün und frei,
Einem roten Jünglingsmunde
Wohl der blüh'ndsten Rosen zwei.

Anastasius Grün.

Zwei Heimgekehrte.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? Erzählt einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehen? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Der andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Anastasius Grün.

Der alte Komödiant.

Der Vorhang rauscht und fliegt empor,
Ein alter Gaukler tritt hervor,
Mit Flitter sattsam ausstaffiert,
Sein ehrlich Antlitz rot beschmiert.

Du alter Mann mit dem weißen Haar,
Wie dauerst du mich im Herzen gar,
Der du vorm Grabe gaukelnd springst,
Damit du vom Pöbel ein Lächeln erzwingst!

Ein Lächeln über ein greises Haar
Und über die nahe Totenbahr'!
Dies eines Lebens höchster Preis!
Des deinen, armer, armer Greis!

Des Greises Hirn ist schwach und alt,
Der Liebsten selbst vergißt er bald;
Du aber zwängst mit Müh' und Pein
Noch eitlen Floskelkram hinein.

Des Greises Arm ist abgespannt,
Man sieht nur noch die müde Hand
Zum Segen für Kind und Enkel erhöht
Und fromm gefaltet zum Gebet.

Doch deine Hand schlägt fort und fort
Den tollen Takt zu wüstem Wort.
Und all' die Mühe, armer Mann,
Damit der Pöbel lachen kann!

Und schmerzt dich auch dein morsch Gebein,
Ei was, 's ist längst ja nimmer dein!
Du magst wohl weinen, alter Mann,
Wenn nur die Menge lachen kann!

Der Greis sich in den Lehnstuhl setzt,
Ei, wie das seine Glieder letzt!
„Der macht sich's auch bequem, fürwahr!"
So murmelt's spöttisch durch die Schar.

Mit leisem abgebrochnen Ton
Beginnt er mühsam seinen Sermon.
„Der hält nun auch kein Schlagwort mehr!"
So zürnt es strafend ringsumher.

Der Greis lallt nur manch tonlos Wort,
Die Stimme bebt, es will nicht fort;
Noch ist sein Spruch nicht ganz heraus,
Da schweigt er, als ging sein Atem aus.

Das Glöcklein schellt, der Vorhang sinkt,
Wer ahnt's, daß ein Totenglöcklein klingt?
Die Menge trommelt und pfeift dabei,
Wer ahnt's, daß ein Leichenlied dies sei?

Der Alte lehnt im Stuhle tot,
Doch Leben heuchelt der Schminke Rot,
Die auf dem Antlitz blaß und kalt,
Wie eine große Lüge, prahlt.

Sie blieb auf des Alten Angesicht,
Wie eine Grabschrift, die da spricht,
Daß alles Lug und Trug und Dunst,
Sein Leben, Treiben, seine Kunst!

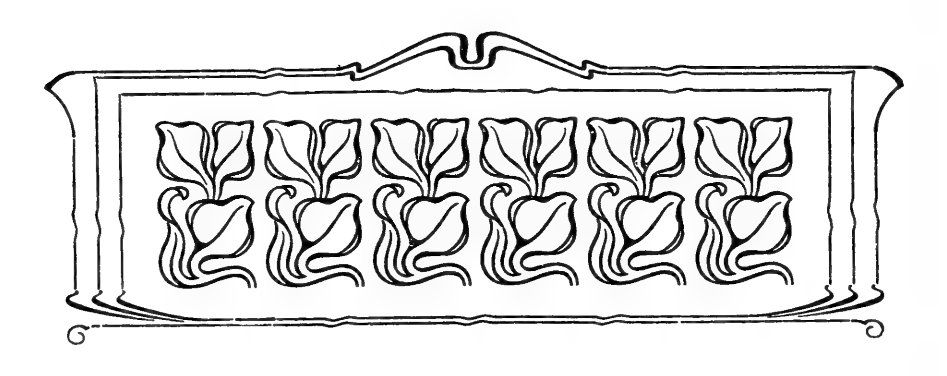
Sein Wald, gemalt auf Leinwand grün,
Rauscht über sein Grab nicht klagend hin!
Es ist sein ölgetränkter Mond
Um Tote zu weinen nicht gewohnt.

Die Kunstgenossen umstehn den Greis,
Und einer spricht zu seinem Preis:
„Heil ihm, denn, traun, ein Held ist der,
Der auf dem Schlachtfeld fiel, wie er!"

Ein Gauklerdirnlein als Muse gar
Legt dann dem Greis ins Silberhaar
Den grünpapiernen Lorbeerkranz,
Vom vielen Gebrauch zerknittert ganz.

Zwei Männer sind sein Leichenzug,
Die sind, den Sarg zu tragen, genug:
Und als sie ihn zu Grabe gebracht,
Hat niemand geweint und niemand gelacht.

Anastasius Grün.



Kleine Laube.

Zum hundertjährigen Gedächtnisse Anastasius Grüns.

Der Deserteur.

Auf der Hauptwacht sitzt geschlossen
Des Gebirges schlanker Sohn,
Morgen frühe wird erschossen,
Der dreimal der Fahn' entflohn.

Heute gönnten mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Prasserkost;
Doch in seiner Mutter Armen
Gibt und nimmt er letzten Trost:

„Mutter, seht, die närr'schen Leute
Heischten Treu' und Eid mir ab,
Die ich doch, und nicht erst heute,
Meiner lieben Sennin gab!

Soll mein Blut dem Fürsten geben,
Mag wohl sein ein guter Mann;
Doch er fordre nicht mein Leben!
Was blieb' euch, o Mutter, dann?

Eures Hauptes Silberflocken,
Acker schirmen, Hof und Haus
Und der Liebsten goldne Locken,
Füllt's nicht schön ein Leben aus?

Hoch von langen Stangen wallten
Fetzen Tuchs, drauf sie recht fein
Ein geflügelt Raubtier malten;
Und da sollt' ich hinterdrein!

Dem Gevögel Adlern, Geiern,
War ich doch mein Lebtag gram;
Schoß manch einen, der zu euern
Und der Liebsten Herden kam!

Über eine blanke Schachtel
Spannten sie ein Eselsfell:
Welch Gedröhn, statt Lerch' und Wachtel,
Die im Korn einst schlugen hell!

Trommellärm trieb mich von dannen,
Alphorn rief mich zu den Höhn,
Wo die grünen, duft'gen Tannen,
Meine echten Fahnen, wehn!

Unserm Küster lauscht' ich lieber
Mit dem tapfern Fiedelstrich,
Während vom Gebirg herüber
Süß'rer Klang mein Ohr beschlich!

In zweifarbig Tuch geschlagen,
Knebelten mich Spang' und Knopf,
Einen Höcker sollt' ich tragen
Und als Hut solch schwarzen Topf!

Besser läßt, das sieht doch jeder,
Mir der grüne Schützenrock,
Auf dem Hut die Schildhahnfeder,
Stutzen auch und Alpenstock!

Wachtstehn sollt' ich nachts vor Zelten!
Lullt mein Wachen sie in Ruh?
Legt der Herr den mir geschmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?

Besser als durch mich geborgen
Stellt' in Himmels Schutz ich sie; — —
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand als Ehrenwacht ich früh.

Morgen, wenn die Schüsse schüttern,
Mutter, denkt, daß fern von euch
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erschlug ein Wetterstreich!

Besser will mir's so behagen!
Kann doch auf den Lippen treu
Euren, ihren Namen tragen,
Wie der blüh'ndsten Rosen zwei!"

ihre Wälder und sauft ihre Wässer aus. Was sie übrig läßt, das verdirbt sie, daß sogar des Wassers urangestammter Bewohner, der Fisch, darin verenden muß. Die Industrie verbraucht Bauholz, Kohlenholz, Papierholz in Unmengen und was unsern der Essen und Schlote an Wald noch stehen bleibt, das verdirbt, erstickt unter Kohlenrauch. Die Industrie, die unsere politischen und sozialen Verhältnisse von Grund aus ändert, wird auch unser grünes Heimatland ändern, wird eine Mondlandschaft aus ihm machen.

Von gewissen alten Völkern, die heute ruhige und zufriedene Landwirtschaft treiben, träumte mir, daß sie auch einmal eine große Industrie mit allen Vorteilen der Technik gehabt hätten, daß sie aber, die Gefahr derselben erkennend, diese Industrie abgeschafft haben und die Technik absichtlich wieder in Verfall kommen ließen. Sie würden sonst nicht mehr vorhanden sein.

Die Industrie macht reich, arm und — unzufrieden. Reich zumeist den Unternehmer, arm den Arbeiter, unzufrieden beide. Der Arbeiter, der keine Scholle hat, der im unsteten Einerlei des Rades sein Dasein zubringen muß, er geht zugrunde vor Unruhe, vor Haß gegen andere, die es besser haben, vor Gier nach äußeren Gütern, nachdem die inneren verloren gegangen. Menschen, rettet die Arbeiter, rettet das Land, rettet die Kultur! Die Industriearbeiter, sie wissen, daß sie heute das einflußreiche, bewegende Element sind, sie wollen deshalb die Herrschaft; und können sie doch nicht haben, nicht behaupten, weil ihre Richtung, die ausschließliche Industrie, eine verderbliche ist. Die Herrschenden sind stets auf der breiten, festen Scholle gestanden, nicht auf dem kreisenden Rade. Von der Scholle aus haben sie ihre Eroberungszüge gemacht und auf die Scholle haben sie ihre Beute vereinigt. Das Rad macht nur immer die Runde in staubiger Niederung, da erhöht sich nichts, steigt nichts aufwärts, wie der Kornhalm und der Baum.

Was können wir tun? Die Arbeiter können wir nicht schelten, sie sind ein Produkt der Verhältnisse, die *wir* geschaffen haben. Aber das Übermaß der Industrie können wir vernichten. Die Arbeiter streiken, teuer und bitter haben sie jeden Streik zu erkaufen, aber sie *müssen* streiken. Erlösen wir sie von dieser Notwendigkeit. Streiken auch wir!

Wenn wir, die besser Situierten, die „Bourgeois", die Aristokraten der Kulturländer und Staaten, uns einmal zehn Jahre lang enthalten von all dem überflüssigen Zeug, von den Luxusdingen, in denen jetzt viele nachgerade ersticken, wenn wir uns nur das Nötige, das wahrhaft Nützliche anschaffen, eine einfache Lebensweise annehmen — in zehn Jahren ist die Industrie reduziert und ins richtige Verhältnis zum Staatsorganismus gebracht.

So bekämpft man die Sozialdemokratie. So ganz allein, und mit Erfolg. Und zwar zum Wohle der Arbeiter, wovon dann viele wieder ihre Scholle suchen und ihre Zufriedenheit finden werden.

Acht Zehntel der Zeitgenossen werden sagen, diese Gedanken seien unrichtig. Und ich empfinde, daß sie in der Hauptsache richtig sein müssen — im Hinblick auf die natürliche Entwicklung der Menschheit. Unsere übermäßigen Bedürfnisse, unsere krankhafte Lüsternheit nach allerhand Neuem, das wir gar nicht brauchen, dessen Gebrauch wir uns oft sauer angewöhnen müssen, sind die Ursache der übergroßen Industrie, und diese Industrie ist die Ursache der Sozialdemokratie. Daher müßte die drohende Sozialdemokratie, die Arbeiterschaft wieder Ursache unserer Regeneration werden. Damit regeneriert sich auch der Wald und das Wasser.

Es gibt aber auch noch einen anderen Weg, um zu Wald und Wasser zu kommen. Man läßt eine große Revolution reifen, einen ungeheuren Bürgerkrieg, einen Krieg aller gegen alle entstehen. Das dezimiert die Bevölkerung und die un-

Bildhauer.

Habt mich mit Speis' und Trank gelabt,
Gern dankt' ich's durch die Tat, Herr Abt,
Will drum zum Abschied nicht verschweigen,
Welch Schatz euch unbewußt zu eigen.
Der Stein, den ich im Hof dort schaue,
Ein Rest wohl noch vom Klosterbaue,
Der Marmorblock ist's, den ich meine;
Es steckt, weiß Gott in diesem Steine
Ein prächt'ger Christus fix und fertig,
Des tücht'gen Armes nur gewärtig.
Laßt, wenn ich rückkehr, mich verdienen
Nebst eurem Lob ein paar Zechinen,
Und bei des Klosterkellers Tropfen
Will ich ihn gern heraus euch klopfen."
Ein Künstler sprach's im Sammetrock,
Sah scheidend noch zum mächt'gen Block,
Voll Lebenswärme ward die Quader,
Voll edlen Bluts die blaue Ader.

Das „Klopfen" und die „Tropfen" klangen
Im Ohr des Abts und blieben hangen.
Er denkt: Ei, die Zechinen kann
Ersparen schier ein kluger Mann!
Er winkt dem Kellermeister leise
Und wählt dann aus der Brüder Kreise
Der stämmigsten Gesellen vier:
„Wohlauf! Ihr seht den Steinblock hier,
Drin steckt, des tücht'gen Arms gewärtig,
Ein prächt'ger Christus fix und fertig;
Den sollt ihr jetzt heraus mir klopfen,
Gestärkt von diesen goldnen Tropfen!"

Hei, an ein Hau'n und Hämmern ging's!
Die Stücke flogen rechts und links,
Das dröhnt und hallt wie ein Gewitter,
Dem Abbas sprang ins Aug' ein Splitter,
Den Mönchen dampft das Haupt von Schweiß,
Vom Staub sind schon die Kutten weiß,
Der Block wird kleiner, immer kleiner,
Den prächt'gen Christ doch sieht noch keiner!
Nur frisch drauf los! Von ihrem Klopfen
Verschwinden Stein und goldne Tropfen,
Zum Bröcklein schmilzt die Quader ein,
Kein Christus doch entstieg dem Stein!
In Splittern liegt die Marmormasse
Verstreut als Bauschutt auf der Straße;
Der Abt verwünscht die Künstlerbluse,
Er selbst ein Steinbild der Meduse.

Und als der Mann im Sammetrock
Rückkehrt und späht nach seinem Block,
Ach, er erkennt vom Lieblingssteine
Ringsum die bleichenden Gebeine,
Und edlen Zorns und Unmuts schwer
Den frommen Predigern predigt er:
„Mein Heiland, seh ich, ist erstanden,
Hat selber sich befreit aus Banden,
Dabei doch Hals und Bein gebrochen,
Und ihr zerschlugt ihm Haupt und Knochen!
Weh über euch! Doch merkt euch das:
Wess' Aug nicht klar, gleichwie durch Glas,
Sein Werk schon fertig sieht im Stein,
Der lasse nur das Bilden sein!
Wess' Hand nicht fest und zart zugleich,
Sich weiß mit wucht'gem Hammerstreich
Um geist'gen Umriß weich zu schmiegen,
Der lass' den Schöpfermeißel liegen!
Zerfallen mußt' in plumper Hand
Selbst euer Christ zu Straßensand;
Statt Bildner wär't zum Hohn der Lacher
Ihr leidlich gute Wegemacher.
Nur Geist zeugt Geist! Die Höhn umkreist,
Zur Tiefe taucht der Sehergeist,
Und weckt auf kaum betretnen Bahnen
Zur schönen Tat ein träumend Ahnen;
Wer sein entbehrt, der sitz' am Raine
Und klopf' im Tagwerk ihm die Steine."

Anastasius Grün.

Wald und Wasser.

Häufiger wird in Zeitungen die Klage, daß auf unserer Erde das Wasser weniger werde. Man denkt dabei nicht an das stellenweise Zurücktreten der Meere, die ja wieder an anderen Stellen weiter vorgreifen, man denkt ans Landwasser. Die Flüsse werden kleiner, die Niederschläge werden unregelmäßiger, der Tau wird seltener, Quellen versiegen. In den Städten gehört die Wassernot lange schon zu den brennenden Fragen, die nicht gelöscht werden können. Nun melden sich auch die Landbewohner. Die Gebirgsflüsse weisen immer schmalere Rinnen und immer breitere Schutthalden auf. Die Wasserkräfte für Mühlen und andere Gewerke werden immer umstrittener, nicht allein wegen größeren Bedarfes, wohl auch wegen geringer Menge. Die Wiesen vertrocknen. An manchem Hofe, wo früher der Hausbrunnen kräftig gesprudelt, rinnt er nur in einem dünnen Faden oder tröpfelt bloß. Was ist die Ursache?

Ursache wie an so vielem Elende ist auch hier die Industrie. Die übergroße, gefräßige Industrie. Sie frißt nicht bloß die Bauersleute auf, sondern auch

seinen Andreas Hofer besitzt und verehrt. Frühzeitig der Eltern durch den Tod beraubt, kam der kleine Toni in die Obhut braver Verwandter. Toni Renk besuchte in Innsbruck das Gymnasium und die Universität und jene in Wien und Zürich. Nach Absolvierung derselben war er eine Zeit Supplent in Bozen, widmete sich dann aber ganz dem Schriftstellerberufe, der seinem Freiheitsdrange am besten zusagte.

Seine hauptsächlichsten Werke: Zunächst erschien im Jahre 1894 ein Band Gedichte unter dem Titel „Ranken". In den folgenden Jahren kamen dann heraus: die Novelle „Küsse", die Dramen „Die Schneekönigin" und „Ins neue Land", die kulturgeschichtliche Monographie „Im obersten Inntal", ferner „Von der Feiertigschul bis z' Hoachzatroas", „Ein Narr", „Pax vobiscum", „Unter zwei Sonnen", „Tod in den Alpen", „Tiroler und Buren", „Über den Firnen, unter den Sternen". Außerdem schrieb Renk noch eine große Anzahl von Aufsätzen kulturhistorischen Inhalts, die in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften Österreichs und Deutschlands erschienen, nicht zu gedenken zahlreicher Novellen und Skizzen, die bisher noch unveröffentlicht sind.

Renks Dichtercharakter ist am kürzesten dargestellt, wenn wir sagen, daß er wesentlich Lyriker war, auch in seinen Novellen und Einaktern, ein Lyriker, der sich mehr der rhetorischen Art Freiligraths näherte, als etwa der Uhlands, mit dem er andererseits die Einfachheit der Form gemein hatte. Man könnte sagen, er stehe in der Mitte zwischen Gilm und Pichler, zwischen dem unübertrefflichen Stimmungszauber von „Allerseelen" und dem grandiosen Plastiker der „Hymnen". Tiroler durch und durch, sind auch seine Vergleiche fast durchaus seiner Heimat, die er liebte und kannte wie wenige, entnommen. Insbesonders lieferte ihm das Hochgebirg mit seinen Schroffen und Karen und eigenartigen Tierleben eine große Menge von Motiven, die Renk höchst eigenartig bearbeitete.

Renks Hauptcharakteristikum in seinem Leben wie in seinem Dichten war eine vollkommene unbedingte Ehrlichkeit. Er hielt es nie mit dem Halben und Plausiblen, sondern strebte immer nach dem Ganzen und Vollen. Einmal zur Erkenntnis gelangt, daß er zum Dichter geboren sei, warf er nach dem Worte Christi alles weg, was diejenigen, welche sich mit Fleisch und Blut beraten, hochhalten, um sich allein dem zu widmen, was er als das Rechte für sich erkannt hatte. Er konnte sich ein ruhiges, behagliches Leben in sicherer Stellung wählen mit Weib und Kind, aber er verzichtete, mochte sich auch das Kreatürliche in ihm manchmal schmerzvoll dagegen aufbäumen.

Doppelt hart für ihn, da er ein weiches, durch jeden Nadelstich leicht zu verletzendes Inneres besaß. Sein Herz war in der Tat ein feines, zartbesaitetes Ding, das bei dem leisesten Luftzuge fibrierte und das er daher gerne mit dem Stachelzaune eines kaustischen Witzes umwehrte, um es so vor jeder fremden Berührung zu schützen: was ihm freilich nicht immer gelang — denn auch ihm blieben die eisigen und sengenden Wirbelstürme dieses Lebens nicht erspart, auch über ihn breitete die Enttäuschung ihren nachtschattigen Flügel. Dazu die fürchterliche Einsamkeit, in die sich jedes edlere Herz zur Strafe dafür, daß es sich als Individuum von dem großen Troß losgerissen hat, geworfen fühlt. Kein Wunder, daß sein liederreicher Mund mit dem schmerzvollen Zug um die Winkel noch wenige Tage vor dem Tode in den erschütternden Ruf ausbrach: „Ich habe keine Freunde", während er doch richtiger hätte sagen können: „Ich habe keinen Feind!"

Dabei lag über seinem Wesen ein Hauch tiefschwarzer Melancholie, einer Melancholie, die ihn so gern sich mit dem Gedanken an den Tod beschäftigen ließ, und ihn so häufig auf die stillen einsamen Landfriedhöfe mit den im Winde leise knarrenden Kreuzen hinausführte. Das seltsam ergreifende:

bewohnten Gegenden werden zur Wildnis. Wilder Wald sammelt Feuchtigkeit und führt sie seiner Scholle zu, es entstehen wieder die sprudelnden Quellen und die reinen Wässer.

Aber dieses Verfahren ist das kostspieligere. R.

Ein Tiroler Sänger.

Es ist noch nicht gar lange her, daß in die Stube des Heimgärtners ein Fremder eintrat. Noch jugendlich, untersetzt, mit dunklem Haar und einem ernsten, melancholischen Auge. Er war in halb ländlicher, halb städtischer Kleidung, mit einer Reisetasche an der Seite. Ein wenig unbeholfen, ein wenig wortkarg und doch endlich treuherzig plaudernd, mit Anklängen an die tirolische Mundart. Ich erkannte ihn nun von Innsbruck her, es war Anton Renk, der Dichter, dem auch der „Heimgarten" manches ergreifende Lied verdankt. In seiner Tasche hatte er Bücher und Handschriften. Mir kam dieser reisende Sänger so rührend wehmütig vor. Er erzählte einiges von dem literarischen Leben seiner Heimat und vom Kampfe mit der harten Welt. Dann ging er bald wieder fort. Selbst das stille Graz schien dem an Einsamkeit gewöhnten Alpensohn zu weltstädtisch laut zu sein.

Es war ein vorüberziehender Mensch. Am 2. Februar dieses Jahres starb er zu Innsbruck, seiner Vaterstadt, erst fünfunddreißig Jahre alt. Seine Tiroler Freunde weihen ihm ein treues Erinnern. Von einem derselben, dem genial veranlagten Franz Kranebitter, kam dem „Heimgarten" der Nachruf zu, der hier aufgestellt sein soll, gleichsam als ein Martertaferl zum Gedächtnis an einen, der flüchtig, still, aber schön im „Heimgarten" gewandelt war.

Das Leben eines jeden Menschen, heiße er wie er wolle, bedeutet eine Tragödie, an deren Ende der bittere Tod steht, wie er mit kalter, anteilloser Hand dem abtretenden Helden die Augen zudrückt und ihn als zeitliche Erscheinung vernichtet. Freilich nur als solche, denn über das innere Wesen des Menschen, sofern es sich in seinen Taten offenbarte, hat er keine Gewalt. Im Gegenteil, er macht vielmehr alles, was früher noch schwankend und unruhig war, fest und klar, so daß das hin und her fließende Nebelbild des Helden, wie es sich den Augen der Mitwelt darstellte, mit einem Male wie in Marmor gehauen mit festen, unverrückbaren Zügen für alle Ewigkeit vor uns steht, soweit ein solches Phänomen die menschliche Erkenntnis überhaupt fassen kann. Denn, gestehen wir es uns nur, auch der Nächste, der Liebste, den wir kennen, heiße er nun Vater, Bruder, Freund oder Geliebter, bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln. Es gibt kaum ein oder das andere matterhellte Fenster, durch welches wir einen Blick in das Innere unseres Nebenmenschen tun können. Das Wenige nun, was wir so erhaschen können, der Mit- und Nachwelt darzulegen und zu zeigen, wie die Umwelt auf ihn und er auf die Umwelt und Nachwelt eingewirkt hat, wäre eigentlich die Aufgabe der wahren Biographie, eine Aufgabe, die freilich schon darum nicht zu lösen ist, weil diese Wirkung vermöge der menschlichen Kurzsichtigkeit erst oft zehn, ja zwanzig und noch mehr Jahre nach dem Tode des Helden beginnen, dann sich aber auch auf die Jahrtausende erstrecken kann. Wegen dieses Gesetzes der Distanz nun, das nicht nur bei dem Maler, Architekten und Bildhauer Geltung hat, ist es so schwer, über erst kurz Verstorbene ein Urteil zu fällen, das mehr als problematische Geltung hat. So mögen denn auch diese schlichten Zeilen über unseren allzufrüh verstorbenen Dichter Anton Renk nur wie Fragmente zu einer Skizze seines Lebens und Werdeganges aufgenommen werden.

Anton Renk war am 10. September 1871 in Innsbruck geboren. Er war der Enkel Anton Wallners, jenes Volkshelden von 1809, in dem das Land Salzburg

Untergange zu bewahren. Hatte er sie aber gefunden, so hüllte er sie nicht selten mit mütterlicher Hand in ein neues glänzendes Kleid, um sie dem neuen Geschlechte wie ein erlöstes Dornröschen vorzuführen und angenehm zu machen. Dieser engere Patriotismus war das Herz seiner Liebe zum deutschen Volke, das er in zahllosen Liedern besang und dem in seiner Weise zu dienen er immerdar bereit war.

Ein guter Mensch, ein wahrer Freund seiner Freunde, ein treuer Mitbruder und Mitstreiter aller Menschen.

Die Beseelung der Natur in der Volkssprache und in der Poesie.

Von Prof. Dr. O. Weise.*)

Natur und Geist stehen in ewiger Wechselbeziehung des Gebens und des Empfangens. Weil die um uns befindliche Außenwelt ahnungsvolle Bezüge in uns weckt, so wird sie zum Symbol unserer Innenwelt, so glauben wir in dem Unbeseelten unser Seelenleben wiederzufinden. Eine Landschaft, ein Farbenton, der uber uns ausgespannte Himmel kann unser Gemüt fröhlich oder trübselig stimmen und wird daher selbst heiter oder melancholisch genannt. Der Fels ragt trotzig in die Höhe, und der Baum streckt seine Arme sehnsüchtig gen Himmel. Mit kühnem Gedankenschwunge können wir im Märchen Pflanzen und Steinen Sprache verleihen und allen Gegenständen der Sinnenwelt Eigenschaften geben, die sonst nur Menschen oder Tieren zukommen. Ein großer Teil der griechischen Götterlehre verdankt dieser Naturbeseelung sein Dasein. Denn, um mit Schiller zu reden, „wo jetzt nur, wie unsere Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen gold'nen Wagen Helios in stiller Majestät. Diese Höhen füllten Oreaden, eine Dryas lebt' in jenem Baum, aus den Urnen lieblicher Najaden sprang der Ströme Silberschaum. Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe, Tantals Tochter schweigt in diesem Stein, Syrinx' Klage tönt' aus jenem Schilfe, Philomelas Schmerz aus diesem Hain. An der Liebe Busen sie zu drücken, gab man höhern Adel der Natur, alles wies den eingeweihten Blicken, alles eines Gottes Spur." Daher verkörpert Goethe in seiner von griechischem Geiste durchwehten Iphigenie die Gewissensqualen nach hellenischer Art in die uralten Töchter der Nacht, die sich in ihren schwarzen Höhlen rühren, während aus den Winkeln ihre Gefährten, der Zweifel und die Reue, leise herbeischleichen; ja, er macht ebenda die Erfüllung zur schönsten Tochter des größten Vaters, dessen Haupte sie wie Athene entsprungen sei.

Am einfachsten und natürlichsten ist der Hergang der Beseelung, wenn die betreffende Erscheinung wenigstens eine gewisse Lebenskraft zeigt, also sich regt und bewegt, wie z. B. die Wolken des Himmels, der Wind und das Feuer. Das dahinjagende Gewölk gleicht dem wütenden Heere des wilden Jägers Wotan, der Wind, „das himmlische Kind", erhebt sich und legt sich wieder wie ein gewaltiger Riese, das Feuer bricht aus und frißt um sich nach Art eines heißhungrigen Tieres, der Bach stürzt sich ausgelassen wie ein mutwilliger Knabe den Berg herab. Selbst in dem von der Luft bewegten Getreidefelde sieht die erfinderische Einbildungskraft des Volkes das Walten eines lebenden Wesens; denn es sagt, z. B. in Thüringen, der Wolf geht im Korn oder der Wolf jagt die Schäfchen. Aber auch dann, wenn ein Gegenstand starr und regungslos dasteht, vermag ihn der Mensch als lebendig aufzufassen oder wenigstens in mancher Hinsicht mit sich ähnlich zu finden. Die Bergriesen schauen mit ihrem schneeweißen Haupte stolz ins Land hinaus und setzen ihren Fuß in Seen,

*) O. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Ich komm, weiß nicht woher,
Ich geh, weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich noch fröhlich bin

könnte von ihm gedichet sein. Es bezeichnet wie nichts Zweites die Stimmung, aus der heraus die besten seiner Gedichte entstanden sind. Ein anderes Element, das als die Grundbedingung jeder Größe in ihm lag, war eine kindliche Frömmigkeit, die sich nicht selten in ergreifender Weise äußert und von der auch seine Lieder durchtränkt sind. Überall, in den schneeigen Karen der Hochalpen, wie in rosenerfüllten Tälern Hisperiens fühlt er sich von dem Hauche der Gottheit umwittert, erschauert er gleich dem Veilchen, das vor dem Herrn, der im lauen Abendwind herannaht, demütig das Köpfchen senkt. Diese selbe Pietät, wie dem Unerforschlichen gegenüber, bewahrt er aber auch gegen seine eigene Kindheit, sie bildet für ihn in allen Stürmen des Lebens den sicheren Port, in dem er sein Boot anlegen und verankern kann, bis sich die Wogen und wilden Wasserstrudel wieder geebnet. Weil er aber so gerne in die eigene Jugend sich versenkt, hat er auch die Kinder so gerne; Kinderaugen sind ihm immer und immer wieder ein wunderbares Symbol für jene Zeit, wo Sollen und Wollen noch nicht auseinandertritt und Unschuld und Reinheit ein Zustand sind. Selbst fast ohne Leidenschaft, liebt er auch das stark Leidenschaftliche mit seinen grellen und schneidenden Affekten nicht. Der Boden, aus dem seine Dichtungen erwachsen, gleicht vielmehr der warmen mütterlichen Erde, in die der Landmann im Lenz vertrauensvoll seine Saaten senkt. Das hindert natürlich nicht, daß er nicht auch, fröhlich mit dem Fröhlichen, einmal in die ungefügen Noten der „Dörper-Tanzweise" ausbricht, um dann freilich, gleichsam über sich selbst erschrocken, bald darauf wieder der tiefen, beschaulichen Art eines frommen Beters sich zuzuwenden. So findet er nach anfänglichem kurzen Irrlichtelieren bald seinen eigenen Ton, nach Augenblicken des schillernden Impressionismus das ruhige, ungebrochene Weiß, in dem er uns in seinen besten Dichtungen erscheint. Diese Gebundenheit seines Wesens, dieses feste Fußen in sich selbst, verleiht denn auch allen seinen Schriften den eigentümlichen Erdgeruch, der sie auszeichnet und das ist, was man bei einem Schriftsteller Charakter nennt.

Renk ist eigentlich nicht reich an poetischen Vergleichen und Bildern, aber wo er sie gebraucht, sind sie nicht selten von einer eigentümlichen Schlagkraft und Schärfe, namentlich diejenigen, welche er der Natur seines Heimatlandes entnimmt. Hierin hat er einige Ähnlichkeit mit Gilm, dem er auch in der kunstvollen Zuspitzung des politischen Liedes mit bestem Erfolge nachstrebte. Eines darin fällt allerdings für den, der Renk kannte, merkwürdig auf. Es ist dies der völlige Mangel jenes Witzes, der ihm sonst im Leben so reichlich zu Gebote stand. Ich wüßte nun freilich nicht zu sagen, ob ihn unser Dichter, weil ihm die Sache zu heilig schien, mit Absicht unterdrückte, oder ob er ihm beim Schreiben nicht in dem Maße zufloß, wie beim lebendigen Verkehre.

Sein Stoffkreis war auch sonst nicht allzu weit, doch wenn nach den Worten Thomas' der richtige Malerkünstler mit wenigen Grundfarben auskommt, so war auch darin Renk ein Dichter im vollen Sinne des Wortes, denn er wußte mit den Tönen, die auf seiner Palette lagen, Dichtungen voll des wunderbarsten Stimmungszaubers hinzusetzen, Dichtungen, die in ihrer Einfachheit und Klarheit auf ein empfindliches Gemüt immerdar ihres Eindruckes gewiß sind.

Patriot durch und durch, fühlte er sich mit jeder Faser seines Seins mit dem Lande verknüpft, das sein Land und das Land seiner Väter war und das er kannte wie nur wenige. Geschichte und Sage desselben, insbesondere die letztere, hielten ihn immerdar in ihrem Bann. Ihr stieg er, wie der Knabe dem glänzenden Falter, bis in die höchsten und entlegensten Berghöfe nach, um sie zu erhaschen und vor dem

Reaktion.

Weis' ich eine arme Mücke,
Die das Feuer noch nicht kennt,
Von dem Lichte lind zurücke,
Eh' die Flügel sie verbrennt,
Rufen sie mit barschem Ton:
Reaktion! Reaktion!

Wenn ein Knab' auf dünnem Eise
Turnt und mit dem Prügel ficht
Und ich ihm dies Spiel verweise,
Weil das Eis ganz sicher bricht,
Rufen sie mit barschem Ton:
Reaktion! Reaktion!

Ja, Reaktion, Ihr Herren!
Überstürzt sich wo ein Kopf,
Scheint's mir Christenpflicht, zu zerren
Freundlich ihn an Bart und Schopf,
Schreit er auch mit barschem Ton:
Reaktion! Reaktion!

Ganz dasselbe Spiel schauen wir heute, nur daß unserere Zeiten der Gemütlichkeit, die immer noch aus Kerners Versen spricht, vollständig entbehren, daß der Haß gegen die vermeintlichen Reaktionäre so stark ist, daß man ihnen die Köpfe einschlagen und sie ins Irrenhaus sperren möchte. An eine Bekehrung der verhetzten Massen ist einstweilen gar nicht zu denken, aber trotzdem soll man einmal genau untersuchen, ob wir zurzeit denn wirklich Reaktion haben, ob die Anklagen gegen die Regierungen und die sogenannten herrschenden Klassen berechtigt sind. Zu dem Zwecke muß man sich zunächst den Begriff Reaktion einmal genauer ansehen.

An und für sich ist Reaktion ja ein so unschuldiger Begriff wie irgendeiner, er bedeutet nur Gegenwirkung, „im Gegensatze zur Aktion, durch welche beide Worte die Wechselwirkung alles Körperlichen aufeinander bezeichnet wird", sagt das Konversationslexikon und fügt noch hinzu: „Die Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung (Aktion und Reaktion) ist eines der Grundgesetze der Mechanik." Unter Reaktion im politischen Sinne versteht man — ich lasse hier ebenfalls zunächst das Konversationslexikon sprechen — „den Gegendruck gegen irgendwelche ausschreitende Kraft, insbesondere das Bestreben, veraltete öffentliche Zustände an die Stelle der besseren neuen wieder herzustellen." Aus diesen Definitionen geht zunächst einmal hervor, daß die Anwendung des Begriffes immer auf einer bestimmten Willkürlichkeit beruht. Was ist Wirkung was ist Gegenwirkung, Aktion oder Reaktion? Jede Aktion ist doch auch Reaktion auf ihr Vorangegangenes, ein Gegendruck gegen eine irgendwie ausschreitende Kraft und muß sich also den ihr selbst nachfolgenden Gegendruck selbstverständlich auch gefallen lassen, da er naturgemäß ist. Aber wir wollen einmal die Erklärung mit „insbesondere" annehmen, wollen die Reaktion als das Bestreben, veraltete öffentliche Zustände an die Stelle der besseren neuen wieder herzustellen, gelten lassen. Ja, da ergibt sich doch sofort die Frage: Sind die neuen Zustände immer die besseren, können es nicht auch die älteren gewesen sein? Hat nicht jedes Volk, jeder einzelne oft genug die Erfahrung machen müssen, daß etwas Neues schlecht war? Und wer bestimmt denn nun, ob etwas veraltet und schlecht, ob etwas Neues gut ist? Die Entscheidung liegt, so viel ich weiß, zunächst bei den politischen Parteien und diese sind immer, ihrer Natur nach, parteiisch, keine von ihnen hat die volle Wahrheit, die absolute Gerechtigkeit, alle haben höchstens teilweise recht und manchmal sehr unrecht.

sie springen in die Höhe und fallen schroff ab, als wären sie mit Leben begabt. Zwei Gipfel des Berner Oberlandes bezeichnen wir als Mönch und Jungfrau, ja, Heine besingt einen Felsen am Rhein, die Lurlei (= Lauerfels), mit den Worten: „Die schönste Jungfrau sitzet dort oben wunderbar, ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldnes Haar."

Auch sonst sind die Poeten große Freunde der Naturbeseelung, ja, sie haben diese als schönstes Erbteil ihrer Kunst von der „Zauberin Phantasie" erhalten. Je stärker sie mit dem herrlichen Geschenk wuchern, desto besser steht es um ihre Schöpfungen. In der Personifikation erreicht die dichterische Kunst der belebenden Veranschaulichung ihren Höhepunkt. In ihr wird die Poesie gewissermaßen im eigentlichen Sinne schöpferisch. Am häufigsten kommt die Belebung im Beiwort oder im Prädikate vor, jenes z. B. in den Verbindungen das tückische Meer, der blutgierige Krieg, der männermordende Kampf, eine reizende Gegend, ein anziehender Stoff, eine verlockende Aussicht, dieses in den Sätzen: Der Schmerz wühlt in meinem Innern oder nagt an meinem Herzen, der Verrat schielt, das Schwert lechzt nach Blut, der Bach spricht seinen Morgensegen. Im Volkslied warnt die Haselstaude das Mädchen, klagen verwüstete Schlösser ihr Leid u. s. w., im übrigen finden sich die schönsten und kühnsten Naturbeseelungen bei Heine, Lenau und Goethe. Da liegt die Mutter Erde in stillem Morgenschlummer, und der Mutter Sonne Scheideblick brütet die Beeren des Weinstocks (Goethe); da schauen sich die Sterne mit Liebesweh an, flüstern die Blumen, träumt der Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh' von einer Palme, die einsam und schweigend trauert auf brennender Felsenwand; oder der Tannenbaum pocht mit grünen Fingern an das niedere Fensterlein, und der Mond, der stille Lauscher, wirft sein goldnes Licht hinein (Heine); der Krieg und der Hunger schweifen heulend, die Pest durchtappt die Finsternis (Lenau).

So haucht der Dichter der ganzen Natur seinen lebendigen Odem ein und erweitert so, mit Goethe zu reden, sein eigenes Sein zu ihrem Sein.

Reaktion.

Darüber plaudert in der Berliner Wochenschrift „Zeitfragen" Adolf Bartels unter anderem wie folgt: Wenn jemand die Frage aufwürfe, wie viel Kenntnisse und Berechnungen denn dazu gehörten, die Masse zu lenken, da müßte die Antwort lauten: Gar keine, denn, um die Masse zu lenken, bedarf es nur der Worte, der Schlagworte, und es ist ganz erstaunlich, wie wenige dazu nötig sind, wohlverstanden, wie wenig verschiedene Worte; denn dieselben Worte ewig zu wiederholen, ist ja eben die ganze Kunst der Demagogie.

Das Lieblingswort unserer modernen Volksverhetzer ist „Reaktion", mit diesem und etwa noch der schönen Bildung „Scharfmachertum" reichen sie so ziemlich für ihre ganzen Bedürfnisse und können sogar noch den freisinnigen Politikern die beiden Worte leihweise überlassen. Es ist für den ruhigen Beobachter des politischen Tagestreibens geradezu hochkomisch, wie oft man über Reaktion schreit, was man alles unter diesen Begriff bringt. Und das geht in Deutschland nun schon mehr als fünfzig Jahre lang, seit dem Scheitern der achtundvierziger Bewegung, schon damals warf man das Wort nicht nur den Gewalthabern, sondern selbst ganz harmlosen konservativen Naturen, die nicht im Traume daran dachten, die Entwicklung aufzuhalten, als Schimpfwort entgegen. Einer von ihnen, der Weinsberger Dichter und Geisterseher Justinus Kerner, der mit den Manteuffel und Windischgrätz doch schwerlich etwas gemein hatte, schrieb damals das folgende Gedicht:

Nun aber zur lehrreichen Geschichte unseres Meisters Pochvagel. Er war just nicht mehr jung, und wären seine Bürsten nicht besser geleimt gewesen wie seine Locken, es hätte kein gutes Haar mehr an ihnen gehalten.

Sein Meisterstück war eine Bürste von der Größe eines Kanapees. Es gab nichts Bequemlicheres mehr, als diese Bürste; man legte sich darauf, kehrte sich zweimal um und war ausgebürstet.

Nach Vollendung dieses Meisterstückes, auf das er gerechterweise nicht wenig stolz war, verließ Pochvagel den Schauplatz seines mühevollen Lehrjungen- und Gesellentums, um sich in einer anderen Gegend seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Er zog tief ins Land hinein und kam endlich in ein Städtchen, dessen Lage ihm wohl gefiel; auch fand er dort in großer Anzahl die Stütze seines Geschäftes, die köstliche Sus scrofa. Sofort beschloß Meister Pochvagel, sich in dem Städtchen niederzulassen, um daselbst seine rühmliche Kunst auszuüben.

Aber in dem Städtchen heimste bereits ein Bürstenbinder, ein ehemaliger Stubengenosse unseres Meisters. Der hatte einen Gesellen in seiner Werkstatt, der ihm nichts verdiente und viel kostete, weil er stetig voll war. Es war ein hoher, bauchiger Bierkrug. Das Geschäft mußte so viel abwerfen, um diesen Hausfreund zu ernähren. Als der alte Meister nun aber seinen vormaligen Genossen als neuen Konkurrenten zum Stadttor hereinwandern sah, machte er ein gar merkwürdiges Gesicht; denn das Städtchen war zu wenig Stadt, als daß es genug Staub gehabt hätte für zwei Bürstenkünstler. Die Haare des bereits Angesiedelten regten sich also auf zu sehr steifen Borsten und er schwor bei sich: „Dich bürst' ich noch weg, dich, darauf kannst du dich verlassen!"

Im Hause des Bürgermeisters mietete sich Meister Pochvagel ein, und zwar im ersten Stocke, um dort seine Werkstatt — aus Bescheidenheit wollte er nicht sagen: Atelier — zu eröffnen. Schon am ersten Tage nach seiner Ankunft bürstete er sich so glatt, daß er sich selbst als Reklame für die Vortrefflichkeit seines Erzeugnisses aushängen konnte. Und er tat es auch, er stülpte sich auf das Fensterbrett und blickte im Bewußtsein eines gerechten Künstlerstolzes auf die Gasse. Es war, als ob ihn die Vorübergehenden schon kannten, sie lächelten ihm freundlich zu. Zuletzt kam gar der Briefträger über die Treppe gestolpert, klopfte ehrfurchtsvoll an die Türe und erkundigte sich höflichst, ob hier Meister Pochvagel wohne. Dann übergab er mit tiefer Verbeugung einen Brief. Der Brief enthielt folgende Zeilen: „Wohlgeboren! Ich kann mir die kleine Indiskretion nicht versagen, Euer Wohlgeboren darauf aufmerksam zu machen, daß man derselben zur Ankunftsfeierlichkeit für ausgezeichnete Verdienste am heutigen Abende eine festliche Serenade bringen wird. Ein Verehrer."

Tränen der Rührung vergoß Pochvagel bei Lesung dieser Zeilen, und er sagte zu sich: „O du lieber Gott, wie hätte ich eine solche Auszeichnung verdient, ich bin ja nur ein schlichter Bürstenbinder!"

Jedoch, als es Abend wurde und als Meister Pochvagel sein Flanelljäckchen anzog und sich noch für die morgigen Anknüpfungsbesuche seine Glacehandschuhe wusch, da war auf der Gasse vor seinem Fenster plötzlich ein Leuchten und Musizieren. Er sah die zahlreichen Pechfackeln lodern, er hörte die Trommeln und Trompeten, und die ganze Gasse war voll von Menschen. Also wirklich die Serenade! Unserem guten Meister schwindelte der Kopf, er schoß im Zimmer umher wie ein losgelassener Kreisel und rannte an alle Möbel. Seinen Frack, um Gotteswillen! er hatte ihn noch verpackt im Felleisen. Er raffte ihn hervor, er stürzte nach der Hutschachtel, schier hätte er in der Eile diese auf den Kopf gestülpt, anstatt des Zylinders. Er suchte nach den Handschuhen, die er eben gewaschen hatte, er zertrümmerte den

Was einem so durch den Kopf geht.

Von Franz Goldhann.

Traubenblut fordert zuweilen Menschenblut.

* * *

Die Kinder denken richtig und scharf, erst der trübe, reißende Lebensstrom übt seine „nivellierende“ Wirkung aus.

* * *

Ein von seinem Vorgesetzten viel gequälter „Tiroler Schütz“ (Jäger-Soldat) kniet vor dem gekreuzigten Heiland nieder und spricht die vielsagenden Worte: „Herrgott, du hast viel gelitten, aber — „Schütz bist do kaner gwen (gewesen)!“ . . .

* * *

Dreißig Ärzte wirken im Kurorte X. — Die Friedhoffrage ist akut geworden.

* * *

Widerspruchs g e i s t wird leicht zum Schreck g e s p e n s t.

* * *

Im Reinen mit sich sind die Gebildeten und die Ungebildeten, nie aber die Halbgebildeten.

* * *

Wo Moral längst in die Brüche gegangen, schützt noch der Anstand.

* * *

Ein Bauer befragt, warum er immer alle Fenster geschlossen hält, antwortet: „Für was wären denn die Fenster da als zum zumachen? Sonst brauchet man ja koane Fenster — da kunnt ja an offen's Loch a da sein!“

Der gefeierte Bürstenbinder.

Er war nur ein schlichtes Bürstenbinderlein und hat die Unsterblichkeit errungen.

Pochvagel hieß er mit Namen. Den Namen hatte er von seiner Mutter geerbt, das Bürstenbinden von seinem Vater. O, wer kennt nicht die Bedeutung der Seifensieder und Bürstenbinder! ohne Seifensieder keine menschenwürdige Kultur, ohne Bürstenbinder keine Zivilisation. Jeder Handwerksbursche muß eine Konfession haben und eine Bürste. Der Bürstenbinder muß Kenntnisse besitzen, er muß wissen, in welchen Gegenden die borstigsten Schweine wachsen. Der Bürstenbinder ist der Todfeind jedweden Staubes, obwohl er davon lebt, aber es ist merkwürdig genug, daß nur die Haare der von dem bösen Leumund als unreinst verschrieenen Tiere den Menschen musterhaft reinigen können.

Die Obstruktion in der Kirche. In einer Berggemeinde bei Bregenz sind die Gläubigen mit ihrem Pfarrer unzufrieden, weil er sich in die intimsten Verhältnisse seiner Pfarrkinder einzudrängen versucht und auch auf ihre politische Gesinnung einen inquisitorischen Druck ausübt, der um so peinlicher ist, als der Text der Sonntagspredigten sich zumeist mit persönlichen Angelegenheiten der Gemeindemitglieder befaßt. Da ein Versuch, den Pfarrer durch eine Beschwerde beim Bischof fortzubringen, fehlschlug und auch ein geplanter Boykott des Gottesdienstes nicht die erwartete Wirkung hatte, beschloß eine Anzahl Männer, in neuer Form zu obstruieren, nämlich durch — „Totbeten des Pfarrers". Als dieser sich anschickte, seine Predigt mit den gewohnten persönlichen Ausfällen zu beginnen, wurde seine Rede sofort von lautem Gebete übertönt. Seine Gegner beteten die Litanei mit solcher Vehemenz, daß er nach mehreren Versuchen, in den Pausen zu Worte zu kommen, die Kanzel verlassen mußte, ohne die Predigt gehalten zu haben. Da hat er die „Rebellen" wegen Religionsstörung verklagt.



Bücher.

Die Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung in München machte sich seit einiger Zeit an das sehr dankbare Unternehmen, die Weltgeschichte in Charakterbildern zu schildern, und betraute eine Anzahl Fachmänner mit der Ausführung dieser Aufgabe. Der uns soeben zugesandte neue Band der Sammlung enthält die wertvolle Monographie: **Prinz Eugen** und rührt von dem königl. bayr Generalleutnant z. D. Karl Ritter v. Landmann her, der bereits das Werk **Napoleon** für die Kollektion geliefert hat. In einer kurzen Einleitung bespricht der Verfasser den Zustand des heiligen römischen Reiches deutscher Nation im XVII. Jahrhundert, die Gefahren, die dem Hause Habsburg von Frankreich und der Türkei drohten, und übergeht dann zu dem Manne, der an der Großmachtstellung Österreichs-Ungarns in ähnlicher Weise beteiligt ist, wie Hellmut v. Moltke zu unserer Zeit an der Errichtung des neuen Deutschen Reiches. Ein umfangreicher Abschnitt handelt von den Türkenkriegen bis 1688, von dem Schrecken, den die Türken seit 1453 im südöstlichen Europa verbreiteten, wie sie Ungarn bedrohten, 1529 gegen Wien vordrangen, und den neuerlichen Kämpfen auf dem Boden Ungarns, um dessen Herrschaft jetzt der Sultan mit Ferdinand I. rang. In knapper, aber gut orientierender Weise werden dem Leser die nun folgenden Ereignisse mitgeteilt, die sich in Ungarn abspielen, bis ihm in der zweiten Belagerung Wiens (1683) sozusagen der Höhepunkt des Kampfes mit dramatischer Lebendigkeit vorgeführt wird. Der Verfasser führt nun auch den Prinzen Eugen ein und schildert dessen Lehrjahre. Die nächste Abteilung handelt von dem Kriege gegen Frankreich (1689—96); Ludwigs XIV. für Deutschland unheilvolle Tätigkeit wird zuerst besprochen, dann werden die Maßregeln der gegen den Franzosenkönig vorgehenden alliierten Mächte behandelt. Prinz Eugen erscheint noch immer als Unterführer, er lernt von Freund und Feind. In dem nächsten Kapitel sehen wir Eugen bereits als Oberbefehlshaber: die Schlacht bei Zenta und der Friede von Karlowitz sind die Hauptpunkte dieser Abteilung. Der Abschnitt „Am Kaiserhof in Wien" hat kulturhistorischen Wert, er handelt von Prinzen Eugen, dem Privatmanne. Eine umfangreiche Partie der Monographie ist die Besprechung des spanischen Erbfolgekrieges gewidmet. Dann folgt die sehr spannend geschriebene Schilderung des Türkenkrieges von 1716–1718. In den Schlußkapiteln tritt uns Eugen als Staatsmann entgegen; sein Verhältnis zur pragmatischen Sanktion, sein Anteil an der Verwaltung der Monarchie, an der Bestrebungen der materiellen und geistigen Kultur wird in kurzen, aber erschöpfenden Umrissen gegeben. Endlich werden noch die kriegerischen Ereignisse, die sich in den letzten Lebensjahren des Prinzen abspielten, einer Besprechung unterzogen und in einem kurzen Abschnitte seine letzten Tage und sein Tod behandelt. Das Werk, das mit 103 Abbildungen geziert ist, ist klar und übersichtlich geschrieben. Der Verfasser ist mit Liebe an seine Aufgabe gegangen: er hat sich für seinen Helden begeistert,

Wasserkrug und das Waschbecken, bevor er es merkte, daß er die nassen Handschuhe vom Waschen her noch an den Fingern trug. Endlich war die Toilette fertig, der Schweiß rieselte ihm von den Backen, gleichzeitig schwieg draußen die Musik.

Da nahte der große Moment. Meister Pochvagel stellte sich ans Fenster und mit vor Rührung fast erstickter Stimme sprach er folgendes:

„Meine Herren! Ich finde keine Worte, um Ihnen meinen Dank zu sagen. Sollte mir das Geschick auch ein langes Leben verleihen, so werde ich diesen heutigen Tag nicht mehr vergessen! Meine Herren, Sie zeichnen mich aus mit einer Auszeichnung, die ich wahrlich nicht verdiene. Ich bin ein schlichter Bürger, meine Herren! was ich bisher für die Mitwelt zu leisten Gelegenheit hatte, ich gestehe es, gering ist es zu nennen, und ihre Güte, meine Herren, beschämt mich, doch, sie muntert mich auf, derselben in Zukunft —“

Weiter sprach er nicht, denn seine Rede wurde unterbrochen von einem ungeheuren Gelächter und in demselben Augenblicke dankte aus dem Fenster des zweiten Stockes der Bürgermeister mit heiteren Worten für die Gratulation zu seinem Geburtstage.

Da sank unser armer Meister Pochvagel vernichtet zurück vom Fenster auf einen Stuhl. Das nennt man, sich blamieren, und da gab es keine Bürste, die imstande gewesen wäre, diesen Flecken wegzuputzen.

Noch in derselben Nacht zerknitterte Meister Pochvagel den anonymen Brief zu einem formlosen Bausch und schnürte wieder das Felleisen, und noch vor dem Tagesgrauen zog er aus dem Tore des Städtchens und schwor sich: Sie mögen tun was sie wollen, eine Dankrede halte ich nimmer!

Lustige Zeitung.

Verblümtes Attest. Frau: „Sage Mann, was soll ich denn unserer Auguste ins Dienstbuch schreiben? Sie hat uns doch bestohlen!“ — Mann: „Schreibe: Sie ging uns über alles!“

Nicht abzuweisen. „Herrgott, wieder ein Reisender! Ich habe schon drei Ihrer Kollegen hinauswerfen lassen!“ — „Sehr liebenswürdig von Ihnen, mir Ihre werten Aufträge reserviert zu haben!“

Übertriebene Höflichkeit. „Der Herr Professor ist zu Hause?“ — „Ja, mein Herr.“ — „O, da will ich ihn nicht stören, dann besuch' ich ihn lieber ein anderes Mal!“

Schlechte Reste. Bedienter: „Nu, Anna, wie bist du mit deiner neuen Herrschaft zufrieden? — Dienstmädchen: „Die? Die läßt immer mehr zu wünschen übrig als zu essen.“

Unbewußter Selbsttadel. Frau Renne: „Die junge Frau unseres lieben Assessors Laufert muß aber gar keine häusliche Frau sein, ihre liebste Beschäftigung ist, auf der Straße herumzulaufen. Heute Morgen bin ich ihr viermal an verschiedenen Stellen der Stadt begegnet.“

Zwei Hiebe. Arzt: „Nun, Sie machen wohl wieder ein Geschäftchen und wollen ein Testament aufnehmen?“ — Notar: „So, haben Sie wieder einen so weit?“

welche sich auf den Gegenstand seiner Arbeit beziehen und die Notwendigkeit einer wirksamen Fürsorge für die verwahrloste Jugend in Österreich beleuchten. Seine Arbeit will die wissenschaftliche Erkenntnis fördern. Dieselbe soll aber auch auf die öffentliche Meinung einwirken, das öffentliche Gewissen aufrütteln und die Nutzanwendung durch die Gesetzgebung anregen. K.

Bucklige Welt. Von Fritz Stüber-Gunther. (Wien. K. Mohr.)

Bald nach seinem „Durchhaus", einer Sammlung trefflicher Wiener Skizzen, läßt der gewandte Schilderer des Volkslebens an der blauen Donau ein Bändchen lustiger Geschichtlein folgen, allerliebster kleiner Kabinettstücke voll Humor und Sarkasmus auf dem Goldgrunde warmer Zuneigung zur Vaterstadt. H. F.

Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. (Leipzig. C. S. Amelangs Verlag. 1905.)

Julius Sahr hat sich an die lohnende Arbeit gemacht, aus den Gedichten Martin Greifs jene auszuwählen, die das Herz und Gemüt der heranwachsenden Jugend besonders anregen und erschüttern. Greif ist unter den Lyrikern und Epikern der Zeit vielleicht derjenige, bei dem sich die naive Ursprünglichkeit am meisten bewahrt hat. Einzelne seiner Gedichte, wie „Das Kind von Fehrbellin" und „Das klagende Lied" zeigen reinen Volksliedton. Es liegt in der Ballade Greifs, wie in seinem sangbaren Liede einfache Natürlichkeit, es liegt darin jedoch auch Idealismus und das ist der Grund, warum sich der Dichter bei der Jugend so viele Freunde erworben hat. Vergessen darf auch nicht das pädagogische Moment in seinen Gedichten werden, das sich dem ästhetischen ebenbürtig anschließt. Diese für die Jugend bestimmte Auswahl verdient die große Verbreitung, deren sie sich erfreut. Möge sie in immer weitere Kreise dringen! E. S.

Mutter und Kind. So betitelt sich eine neue Halbmonatschrift für Kinderpflege, Erziehung und Frauenhygiene, die in Wien bei Robert Coën bereits im zweiten Jahrgange erscheint. Elternsorge und -Freude und Kinderglück pulsiert durch diese einzigartige Zeitschrift, die für Kinderfreunde überhaupt ein wahres Labsal bietet. Die Glücksucher und Gottsucher unserer Zeit, sie fänden ihr Ziel, wenn sie das Kind fänden. M.

Kinderheil. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Max Bilow. (München. Fritz Schauer.) Allen Müttern, die auf das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder bedacht sind, bietet „Kinderheil" die Hand, um ihnen bei der Pflege und Erziehung ein treuer Kamerad zu sein. In der den Forderungen und Errungenschaften der Jetztzeit entsprechenden Weise will „Kinderheil" die Gesundung und Gesunderhaltung von Geist und Körper unserer Nachkommen fördern, zum Heile der künftigen Generationen. V.

Neue Lieder für ABC-Schützen. Von Josef Könne. (Krottendorf, Österreichisch-Schlesien. Selbstverlag.)

Es sind reizende, kleine, leichte Sachen, meist sehr charakteristisch, melodiös, frisch und lebendig. V.

Büchereinlauf.

Timm Kröger. Von Gustav Falke. (Hamburg. Alfred Janssen. 1906.)

Flut. Roman von Jakob Wiedmer. (Frauenfeld. Huber & Ko. 1905.)

Kleine Leut. Geschichten aus der Heimat von Wilhelm Kotzde. (Berlin. Verlag des märkischen Bundes.)

Recht der Rechtlosen. Von Olga von Werther. (Wien. Georg Szelinski.)

Übermenschen. Drei Einakter von Robert Misch. (Berlin. Harmonie.)

Wunderliche Gesellen. Humoresken von Christian Ehrgott Noeldichen. (Berlin, Hufelandstr. 21. Rudolf Leppin.)

Der Hauptmann von Capernaum im Olymp. Humoristische Erzählung von Ferry. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Schatten und Träume. Fragmente eines irrenden Lebens von Karl Thumser. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Guido, der Findling. Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von H. Böhlje. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Humoresken aus dem Leben. Von Erich Zingel. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Elisabeth von Brandenburg. Evangelisches patriotisches Volksfestspiel aus der Reformationszeit in fünf Aufzügen von Dr. B. Liebermann. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Monogramme. Gereimtes und Ungereimtes von Chr. Hübscher. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

Mein Kaiser und mein Vaterland. Lyrisch-epische Worte an jung und alt von O. Wittner. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

Ungarische Dichtungen in deutsche Sprache übertragen von Dr. Lajos Brajser. (Leipzig. E. Kempe. 1906.)

Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Von Julie Adam. (Wien. Wilhelm Braumüller.)

aber diese Begeisterung hinderte ihn nicht, objektiv zu urteilen und sich stets nur von gerechter Würdigung leiten zu lassen. E. S.

Modeste. Roman von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Megede ist zweifellos ein hervorragender deutscher Romancier, ein Erzähler, der seinesgleichen sucht. Er steigt nicht in die Arbeiterschichten des Volkes herab, um hier seine Themen und seinen Jargon zu suchen, er zeigt — ohne Tendenz, und ich liebe gerade in der Zeit der Tendenzliteratur den rein künstlerischen Roman, der sich nicht an eine akute Idee hängt, um mit ihr emporzukommen — er zeigt Bilder aus dem Leben der „Gesellschaft", die, sollte man den „Russen" und den mitteleuropäischen Milieuisten glauben, nur flach, uninteressant und deorefit ist. Daß die „Gesellschaft" so scheint, haben die Schreiber — nicht die Dichter! — verschuldet, die die Tageszeitungen mit Lesefutter überfüllen. Ich will nicht falsch verstanden werden: Die Masse „oben" und „unten" ist etwas Schäbiges, aber einzelne Individuen „unten" und „oben" sind interessant und fesselnd; Megede weiß sie zu zeichnen als Meister fein psychologischer Darstellung.

„Modeste" gehört zu dem Besten, was er geschrieben; der Pessimismus des Dichters klingt gedämpfter, als in seinen früheren Werken — inhaltlich reiht sich der Roman würdig an seine Vorgänger. H. L. R.

Der Dorfschulmeister. Schauspiel in vier Aufzügen von Siegfried Knapitsch. (Wien. Literaturanstalt „Austria".)

Um ein Schauspiel völlig würdigen zu können, muß man es ja auf der Bühne sehen, denn der Dramatiker trägt seine Farben nicht für den Leser auf, sondern für das Theaterpublikum, das alles unter dem grellen Schein der Rampenlichter sieht. Der „Dorfschulmeister" erträgt wohl auch eine Buchbesprechung, denn die Zeichnung der Charaktere ist eine so glückliche, daß man sie auch ohne Darstellung versteht und was mehr ist — mit ihnen fühlt.

Der Verfasser ist noch jung und sein Stück ein Erstlingswerk; das merkt man an der starken Tendenz, die immer das künstlerische Niveau eines Werkes drückt, und das merkt man auch an den manchmal zu hellen oder zu dunklen Tönen, die die Feder anschlug. Das beeinträchtigt, wie gesagt, den Kunstwert, aber die Vorzüge des „Dorfschulmeisters", der schon von mehreren Bühnen angenommen worden sein soll, überwiegen diese kleinen bei der Jugend des Verfassers so begreiflichen Sünden. H. L. R.

Aus meiner Studienmappe. Essays von Emil Soffé. (Brünn. Friedr. Irrgang. 1906.)

Emil Soffé, Professor in Brünn, ist bekannt als geistreicher Plauderer. Was er ansieht, betrachtet er mit dem Auge des Künstlers und was er uns dann als Produkt seiner geklärten Weltanschauung in brillant geschriebenen, wohldurchdachten Abhandlungen zum besten gibt, sind kleine literarische Kunstwerke vornehmer Art. — Wie fein kennzeichnet Soffé beispielsweise unseren Schiller als Volksdichter in der Skizze: „Das Volksstück Schillers" (Kabale und Liebe). Überaus interessant für den Freund der modernen Richtung sind des Autors Betrachtungen über den naturalistischen Aufbau dieses Volksstückes im großen Stil. Vom Inhalt wird nichts verraten, doch wollen wir feststellen, daß der gewiegte Autor auch in den anderen acht Skizzen, als Jacques Callot, Daniel Nikolaus Chodowiecki, George Cruikshank, Jud Süß, der Geisterbanner Schrepfer und Schiller, der Müller und sein Kind, ein Grillparzermythus in Mähren und Kunstpflege am Hofe der Tudors den ästhetischen Geschmack seines Publikums — eines erwählten Kreises — stets angenehm anzuregen und zu fördern versteht. G—n.

Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend. Von Dr. Heinrich Reicher. Zweiter Teil: Pflegschaftsschutz und Besserungsanstalt in Österreich. (Wien. Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung.)

Der vorliegende Band bildet die Fortsetzung eines Werkes, das in seinem ersten Teile in drei Bänden die Gesetze und Einrichtungen des Deutschen Reiches, insbesondere des Großherzogtums Baden, von England, Frankreich, Belgien und der Schweiz darstellt.

Der zweite Teil: „Pflegschaftsschutz und Besserungsanstalt in Österreich" zerfällt in sechs Abschnitte, deren erster, allgemeiner Teil, sich mit dem Begriffe und den Ursachen der Verwahrlosung befaßt. Die folgenden Abschnitte besprechen de lege lata und de lege ferenda die privat- und öffentlich-rechtlichen Grundlagen der Fürsorge für die verwahrloste Jugend, das System der Maßnahmen zum Schutze gegen drohende Verwahrlosung und zur Bekämpfung der tatsächlichen Verwahrlosung, die Privatwohltätigkeit im Dienste der Fürsorge für die verwahrloste Jugend und die Statistik der Verwahrlosung in Österreich.

Das Schlußkapitel hat die Nutzanwendung zum Inhalt.

Der Verfasser, der ein Vierteljahrhundert im Kampfe gegen Verarmung und Verwahrlosung steht, bringt im Anhange Wahrnehmungen, Erfahrungen und Erhebungen,



Traum des fröhlichen Greises.

O schöner Traum, den mir gebracht
Ein guter Gott in tiefer Nacht!
Ich werde träumen kaum
Noch einen schönern Traum,
So viel' mir auch an schönen Träumen sind noch zugedacht.

Mir träumt', daß ich gestorben war
Als Alter, mit schneeweißem Haar,
Und saß, der Erde fern,
Im Paradies des Herrn,
Wo alles war ein Rosengarten, wild und wunderbar.

Ich saß in lauter Purpurlicht.
Ein Rosenflor umspann mich dicht.
Doch saß ich nicht allein.
Wer tät denn bei mir sein?
Zwei Mägdlein saßen mir zur Seit' mit holdem Angesicht.

Sag an, mein Traum, wie hießen sie?
Wohl Margarete und Marie?
Agathe und Sophie?
Gertrud und Bärbeli?
Ach schweige, Traum der Jugend, still, sonst endest du wohl nie.

Genug — die beiden Mägdelein
Sie täten minnig bei mir sein,
Und silberhell erscholl
Ihr Lachen, süß und toll,
Und hellauf lachen mußt' auch ich, da lachten wir zu Drei'n.

Wir lachten, lachten immerzu,
Wir lachten ohne Rast und Ruh.
Es wiegte sich gelind
Der Rosenbaum im Wind,
Vielleicht, daß unser Lachen auch ihn wiegte ab und zu.

Rings sah ich wogen um mich her
Ein unermeßlich Rosenmeer.
Wenn eine Wolke zog,
Wenn eine Taube flog,
Sie schienen wie von Rosenglut durchtränkt und purpurschwer.

Gott-Vater aber sprach zu mir:
So lohn' ich deine Treue dir.
Du hast an mich gedacht
In mancher tiefen Nacht
Und hast gepriesen Weib und Ros', die meiner Schöpfung Zier.

So sei dir, der du mein gedacht,
Mein königlicher Dank gebracht:
In Paradieses-Au'n
Sollst du auf ewig schau'n,
Wie Schönheit ohne Ende lacht, gehüllt in Rosenpracht.

Franz Karl Ginzkey.

Charlotte Niese. Eine literarische Skizze von Hermann Krüger-Westend. (Altona. Chr. Adolf. 1906.)

Deutsche Literaturdenkmäler des XVI. Jahrhunderts. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Julius Sahr. (Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Die gute alte Zeit. Von Ferdinand Wahrberg. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei. 1906.)

Die Geige in Wahrheit und Fabel. Von A. Ehrlich. (Leipzig. A. H. Payne.)

Von der in Lieferungen erscheinenden **Illustrierten Volksausgabe von Schillers Werken** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) sind soeben weitere sieben Lieferungen (26—32) ausgegeben worden, womit jetzt die beiden ersten Bände vollständig vorliegen.

Gedenkbuch zu Wilhelm Steinhausers 60. Geburtstag, 2. Februar 1906. (Konstanz. Karl Hirsch.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Neue Reihe. Herausgegeben vom „Kunstwart". XXV. u. XXVI. Folge, Blatt 145—156. (München. Georg D. W. Callwey.)

Ein Sommernachtstraum, Fallstaff und seine Gesellen, Schattenbilder von Paul Konewka. Neu herausgegeben vom „Kunstwart". Mit Begleittext von Ferdinand Avenarius. (München. Georg D. W. Callwey.)

Methode Schliemann zur Selbsterlernung der englischen Sprache. Mit einem Plane von London, einer englischen Münztafel und anderen Beigaben. 22. Hefte. (Stuttgart. Wilhelm Violet.)

Bericht über die Tätigkeit des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Steiermark im Jahre 1905. (Graz. Landesverband für Fremdenverkehr.)

Das sechste Heft der Zeitschrift: **Kritik der Kritik** (Herausgeber: A. Halbert, Breslau, Leo Horwitz, Berlin, — (Breslau. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender) hat folgenden Inhalt:

Bilanz: „Die Herausgeber". — Robert Breuer: „Des Kritikers Rüstung und Handwerkszeug". — Rudolf Kurtz: „Die Berliner literarische Kritik". — S. Hoechstetter: „Zum ästhetischen Urteil". — Karl Bleibtreu: „Glossen zur kritischen Krisis". — Leo Berg: „Zur Richtigstellung". — A. Halbert: „Kritik als Kunst". — Ernst Schur: „Der Fall Meier-Graefe". — Kurt Werdermann: „Zur Wedekind-Kritik". — Selbst- und Gegenkritik: Dr. Ed. Stilgebauer: „Götz Krafft und die Kritik"; Johannes Schlaf: „Beweisunkräftige Dokumente"; René Schickele: „Ringelspiel"; Erich Mühsam: „Die Hochstapler"; Karl Röttger: „Das Leben, die Kunst, das Kind"; Franz Blei: „Der Amethyst". — Wahrheiten: Leo Horwitz, Hermann Einsheimer, Viktor Kemperer, Ott. Stauf v. d. March. — Redaktionelle Notizen.

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

M. A., Graz. Die Sendungen der letzten Wochen sowie auch die der vorhergehenden hat Rosegger an die Redaktion des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, übergeben. Der Genannte ersucht uns, mitzuteilen, daß er nicht in der Lage ist, Manuskripte anzunehmen.

M. J., Leoben. Wenn's Ihnen Vergnügen macht, recht gerne Ihr „Loses Gespiel":

„Ich beneide die reichen Städter, weil sie sich manches vom Schönen gönnen können." —

„Junge Tänzer und Tänzerinnen beobachte ich gerne, nach Frohsinn und anderer Jugend Tugend lugend."

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. März 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Der Schusterpratz-Vater war nämlich schon mehrere Tage lang im Hofe nicht mehr gesehen worden. Es hieß, er sei schwer an der Herzgicht leidend und er müsse eine Hungerkur gebrauchen. Als die Bäuerin den Schneidern das mit Besorgnis mitgeteilt hatte, soll der Meister die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen haben: „Aber du liebester Gott, warum ist er denn nicht dageblieben? Da tät ich ihm doch auf der ganzen Welt kein gesünderes Haus wissen, als den Schusterpratzhof!“ Der Bader in Rattau hatte in Anbetracht der Kränklichkeit des alten Bauers von der Notwendigkeit einer strengen Hungerkur gesprochen und der Schusterpratz-Vater war also fort. Es hieß, im Ausgedinghäusel, das oben am Waldrande stand, betreibe er seit drei Tagen mit großem Fleiß die Hungerkur. Und die Leute sagten, jetzt werde das zaundürre Krüsperl bald hin sein. So redet man höchstens von einem Tier und kann ich derlei grobe Reden überhaupt nicht leiden. Ging nun zwischen Lichten der Lehrling hinauf, um zu spähen, ob der Alte wohl auch im Häusel sei und ob ihm am Ende nicht etwas widerfahren wäre. Es kann bei so einem Jungen natürlich nur die reine christliche Liebe gewesen sein, nicht etwa Neugierde oder Vorwitz!

Als er hinaufkam zum Ausgedinghäuslein, sah er im Fenster schon den Lichtschein. Der Junge trat leise in das dunkle Vorgelaß. Da roch es wie beim Ochsenwirt zu Rattau am Sonntag. Er tastete nach einer Tür und klopfte höflich an; denn Schneider sind gebildete Leute. Er mußte ein zweitesmal klopfen, da rief drinnen eine rasselnde Stimme: „Nau! Ist eh offen!“ Vor lauter Hungerkur mußte der Patient das Zusperren vergessen haben.

Ist der Zenzl bescheidentlich eingetreten und was hat er gefunden? Bei einer Ölfunzen am Tisch sitzt, die langen Ellbogen fast behaglich auseinandergespreizt, der alte Schusterpratz. In der rechten Hand hat er die Gabel, in der linken das Messer — und ißt, daß die Wangen bauchen und die Lippen schmatzen. Vor ihm stehen in Schüsseln und Töpfen Mehlklöße mit Speckgrammeln, Rauchfleisch mit Sauerkraut, Weißbrot mit Butter. Und ein großer, braunglasierter Krug, der kleine Tröpflein schwitzt.

„Oh, das Schneiderbübel ist's“, sagte der Alte. „Das ist brav, daß du mich einmal heimsuchst. Seid's alleweil noch nit fertig bei mir unten? Arm seids dran. Geh her, halt mit ein bissel. Wirst gewiß was mögen.“

„Mögen“, antwortete der Junge schüchtern, „mögen tu ich schon was.“

„Wart, wir tun noch ein paar Scheiter in den Ofen!“ Und als das Feuer frisch brüllte, bekam der Junge Eßzeug vorgelegt, doch bevor

Die Hungerkur.

Erzählung eines Schneiders. Angemerkt von **P. Rosegger.**

Als ich vor fünfzehn Jahren bei dem Schneidermeister Johann Ölzl in die Lehre getreten war, wurde mir mitgeteilt, daß der Meister vor mir einen gar anstelligen, gescheiten und braven Lehrjungen gehabt und daß er denselben — verjagt habe. Das ging mir nahe. Der Ölzl war als gerechter Mann bekannt. Wenn er schon die Gescheiten und Tüchtigen verjagt, wie wird's erst mir ergehen? „Tröste dich", sagte ein guter Bekannter, „vielleicht sind ihm die Ungeschickten und Dummen lieber." Mich hat er tatsächlich nicht verjagt. Indessen hat es mir damals keine Ruhe gelassen. So ging ich eines Sonntags ins Dorfgassel hinüber, wo jener Lehrling bei einem andern Meister eingestanden war und fragte dreist, weshalb ihn der Johann Ölzl fortgeschickt habe.

Der Junge — Zenzl hieß er, ein hübscher, helläugiger Bursche — machte ein pfiffiges Gesicht und antwortete: „Das will ich dir wohl sagen. Der Hungerkur wegen ist's hergegangen."

„Was? der Hungerkur wegen? Beim Ölzl hat man doch alleweil genug zu essen!"

„Beim Ölzl schon. Aber beim Schusterpratz nit", sagte der Junge. Jetzt, so weit verstand ich. Der Schusterpratzhof in der Pfarre Rattau war den Handwerkern bekannt, daß bei ihm ein gewisser Schmalhans Küchenmeister sei. Der hätte berichtigen können; erstens war in der ganzen Gegend kein Schmalhans bekannt, zweitens war derselbe unbekannte Schmalhans nie beim Schusterpratz im Dienst gewesen, ja es war nachgewiesen, daß der Schusterpratz nie einen Küchenmeister gehabt habe. Wohl aber eine sehr tugendhafte Bäuerin, deren Tugend in der Sparsamkeit bestand. Schöner kann man über eine Abwesende doch nicht mehr sprechen.

Nun war es einmal an einem Winterabend zwischen Lichten. Zwischen Lichten, so nennen die Handwerker jene halbe Stunde der Arbeitsrast zwischen dem Taglicht und dem Nachtlicht. Es dämmert schon, ist aber doch noch nicht dunkel genug, um die Lampe anzuzünden. Da legt sich denn der Handwerker ein wenig auf die Ofenbank, oder er geht ins Freie und schlenkert ein paarmal ums Haus herum. Ist er fromm, so betet er ein paar Vaterunser, ist er nicht fromm, so schäkert er in Stall und Scheune mit Dienstmägden herum; dabei vergeht die halbe Stunde schnell, bis es Zeit wird, beim Lampenlicht die Arbeit fortzusetzen. — In einer solchen Zwischenlichten-Stunde nun war es damals beim Schusterpratz, wo die Schneider auf der Ster saßen, dem Lehrjungen Zenzl eingefallen, er wolle den Hausvater aufsuchen.

Braun ist's. Und schmecken tut's alleweil besser. Lustig wird's! Das hat er sich gar nit gedacht, daß es da heroben im einschichtigen Ausnahms-Häusel so lustig sein kann.

„Aber wenn du mich verraten tust, Bub!" gab der alte Bauer mit ernsthaftem Kopfnicken zu bedenken.

„Eh' wenn ich euch verrat", versicherte der Zenzl, „eh' lass' ich mich vom Teufel bei den Füßen im Rauchfang aufhängen."

„Nachher — hätten's in der Höll auch was Geselchtes", kicherte der Alte.

Wurde der Lehrjung kecklich: „So viel hungerleiden werden wir kaum da drunten, als wie bei der Schusterpratz-Mutter."

„Gelt? Gelt ja! Ein gscheit's Bübel bist! Und wenn ich nit eher verraten werd', so bleib ich da, bis die ganze Vorratskammer aufgegessen ist. Die Butter ist eh' schon ranzig und der Schunken dorten beim Uhrkasten. Wegschmeißen muß man ihn, modeln (stinken) tut er. Sag, Bübel, was denkst du über die Schusterpratz-Mutter? Ist es Sparsamkeit oder Neid?"

„Neid!" schrie der Junge auf.

„Siegst es!" rief der Alte und patschte beide Hände auf die Oberschenkel, „uns muß der gleiche Floh gebissen haben, weil wir die gleichen Gedanken haben! Trink!"

Zur Zeit schlug die Uhr.

„Schon fünfe?" fragte der Zenzl.

„Ja und eins dazu.

„Sechse? Nachher werd' ich schön stad gehn müssen", sagte der Junge, während er schon eine ganze Stunde versäumt hatte. „Mein Meister wird nix sagen", setzte er vergnüglich bei; in solchem Zustande ist beim Menschen ja alles so leicht geschlichtet. Darum ist der Zustand so beliebt; aber der Lehrjunge wußte nichts davon, er meinte, die ganze Glückseligkeit käme davon, weil es beim Alten im Ausnahms stübel halt gar so gemütlich sei. Als er lachend zur Tür hinaus stolperte, trug ihm der Bauer auf, der Zenzl möcht am Samstag, wenn er nach Rattau käme, dem Ochsenwirt sagen, er sollt' den mit der Hungerkur nicht vergessen.

Gelenkig wie ein Reh hüpft der Zenzl über das Schneefeld hinab in der Mondnacht. Jauchzen, so viel nur vom Munde geht! 's ist gar zu lustig auf der Welt! — Morgen abends wird er wieder hinaufgehen zum alten Schusterpratz, da oben ist's so viel gemütlich! Er kommt herab zum Hof, er tritt ins Haus. Als er durch die Küche geht und sieht, wie die Schusterpratz-Mutter just das Nachtmahl kocht — in der großen Pfanne die Wassersuppe, da lacht er hell auf. So viel Spaß hat ihm eine Wassersuppe sein Lebtag nicht gemacht als

er anhub, schaute er dem schon wieder schmausenden Bauern mit Verwunderung zu.

„Na also, pack an, pack an, Kleiner! Wird dir auch gut tun, die Hungerkur."

„Die Hungerkur?" lachte der Junge.

Da lachte auch der Alte und sprach: „Wenn das keine Hungerkur ist, Speckknödel, Rauchfleisch und Butter, nachher weiß ich nit, was eine Hungerkur ist."

Nach seinem bisherigen Dafürhalten war dem Lehrjungen diese Auffassung neu, aber nicht dumm. Er begann zu essen.

„Gelt du, die Schusterpratz-Mutter ist brav", sagte der Alte plötzlich.

„Warum meint der Vater?"

Er rieb mit der umgekehrten Hand seine grauen Bartstoppeln und antwortete: „Weil sie dir einen so guten Appetit hergerichtet hat. Mir hat sie schon auch einen hergerichtet, schon lang alleweil. Bis der Mensch die Herzgicht kriegt. So hab ich mir's da heroben kamodt g'macht. Bei der Nacht geh ich immereinmal hinab, siehst du, da! — Mußt mich aber nicht verraten, Kleiner!" Aus der Pelztasche zog er, vorsichtig um sich blickend, einen großen, rostigen Schlüssel. „Ist lange verloren gewesen, der. Sie weiß nichts, daß ich ihn gefunden hab' und bei der Nacht die Vorratskammer aufsperren tu! Was glaubst denn! Wenn ich auf das anstünd', was sie mir heraufschickt, da wurd mein Hunger schwerlich kuriert werden. Wenn's nit anderwärts gute Leut tät' geben! Der Ochsenwirt verlaßt mich ja auch nit. — Geh', Bübel, jetzt pack einmal den Krug an!"

Der Zenzl würgte, um dem Wunsche des Schusterpratz-Vaters prompt nachzukommen, rasch den Brocken hinab, faßte den stattlichen Krug mit beiden Händen und nahm einen Schluck . . . Wasser war das nicht. So ein wenig hantig und ein wenig zuckerig und schneidig auf der Zungen!

„Was ist denn das im Krug?" fragte er.

Das ist was Gutes, weißt wohl. Ein Ungarischer. Schadet dir nit."

So nahm der Junge einen ausgiebigeren Schluck, da „verkutzte" er sich, daß ihm der Alte auf den Buckel klopfen mußte.

„Stark ist's," stotterte er.

„Ist gesund. Brennt das Geselchte und die Knödeln sauber zusamm im Magen, daß wieder was Platz hat. Schau nur dazu, iß dich satt für die Wochen."

Der Junge war ein sehr folgsamer Lehrbub. Als sein Eifer im Essen endlich doch nachließ, guckte er einmal wissenshalber in den Krug.

Dachspalte und sah, wie sein hinkendes Mütterlein mit Korb und Stecken ausging ins „Tagewerk". Er zeigte sich nicht auf, sie braucht von nichts zu wissen, bis die Falte wieder ausgebügelt ist. Und zwar, ohne daß er den Loden versengt! Er wusch sich am Brunnen das Gesicht und ging hinaus ins Dorf Gasel, wo er bei dem ehrenwerten Schneidermeister Matthias Schreckenberger eine neue Statt gefunden hat.

Ich hatte mich beim Zenzl dann noch erkundigt, welchen Verlauf beim alten Schusterpratz die Hungerkur genommen hat. „Das kannst dir wohl denken", war seine Antwort.

Ich kann mir 's aber nicht denken. Als ich beim Meister Johann Ölzl in die Lehre trat, war der Schusterpratz bereits glücklich zu Tode kuriert.

Das fremde Kind.

Eine Erzählung von **E. T. A. Hoffmann.**

Der Herr von Brakel auf Brakelheim.

Es war einmal ein Edelmann, der hieß Herr Thaddäus von Brakel und wohnte in dem kleinen Dörfchen Brakelheim, das er von seinem verstorbenen Vater, dem alten Herrn von Brakel, geerbt hatte und das mithin sein Eigentum war. Die vier Bauern, die außer ihm noch in dem Dörfchen wohnten, nannten ihn den gnädigen Herrn, unerachtet er wie sie mit schlicht ausgekämmten Haaren einherging und nur sonntags, wenn er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, Felix und Christlieb geheißen, nach dem benachbarten großen Dorfe zur Kirche fuhr, statt der groben Tuchjacke, die er sonst trug, ein feines grünes Kleid und eine rote Weste mit goldenen Tressen anlegte, welches ihm recht gut stand. Eben dieselben Bauern pflegten auch, fragte man sie: Wo komme ich denn zum Herrn von Brakel? jedesmal zu antworten: Nur immer vorwärts durch das Dorf, den Hügel herauf, wo die Birken stehen, da ist des gnädigen Herrn sein Schloß! Nun weiß doch aber jedermann, daß ein Schloß ein großes hohes Gebäude sein muß mit vielen Fenstern und Türen, ja wohl gar mit Türmen und funkelnden Windfahnen, von dem allen war aber auf dem Hügel mit den Birken gar nichts zu spüren, vielmehr stand da nur ein niedriges Häuschen mit wenigen kleinen Fenstern, das man kaum früher als dicht davor angekommen, erblicken konnte. Geschieht es aber wohl, daß man vor dem hohen Tor eines großen Schlosses plötzlich still steht und, angehaucht von der herausströmenden eiskalten Luft, angestarrt von den toten Augen der seltsamen Steinbilder, die wie grauliche Wächter sich

heute. Er tritt in die Stube. Beim Tisch mit der Lampe sitzt der Meister Ölzl, näht am Loden und hat ein finsteres Gesicht.

„Ist der junge Herr endlich da?“ frägt er mit einer ausgehöhlten Geisterstimme.

„Ein bissel verweilt“, antwortet der Lehrjunge heiter, „das macht ja nix“.

Der Meister läßt die Nadel ruhen und starrt auf den Jungen.

„Ja, was ist denn daaas?“ frägt er. Die Gegenred ist ihm was Neues.

„Gehns, gehns, Meister, tuns nit a so!“ lacht der Junge. „Wegen einer halben Stund da. Der Mensch lebt eh nur einmal. Wenn's beim Meister einmal so lustig ist, wird er auch um eine halbe Stund' länger ausbleiben. Mich g'freut's halt just einmal. Ist was zum bügeln? So viel schon hat der Meister g'näht derweil? Brav ist er g'west. Geltns, Meister, wir wollen nett sein miteinand, 's ist halt gar so viel lustig!“

Dieweilen er aus dem Küchenfeuer das Bügeleisen holt, kann sich der Meister Ölzl immer noch nicht fassen. — Ja, was hat er denn heut? Ist er verruckt worden? Oder gar b'soffen?

„Gut ist's gebraten!“ sagt der Junge und hält das Bügeleisen hin, daß der Meister sehen soll, wie es fast glüht. „Wenn die Schusterpratz-Mutter so gut Bratel braten kunnt, wie Bügeleisen braten! Also her mit der Hosen!“ Er spannte sie über die Tischecke und in dem Augenblicke, als das munter hingestoßene Bügeleisen den Loden berührte, stieg der blaue, brenzelige Rauch auf.

Jetzt sprang wie ein Löwe der Meister empor, riß ihm das Bügeleisen aus der Hand und schleuderte es in den Stubenwinkel hin, daß die Wand krachte.

Einen Augenblick Totenstille. Dann hob sich der Meister Johann Ölzl zu einer würdevollen Haltung und sprach leise aber nachdrücklich die Worte: „Vinzenz, geh jetzt ins Nest. Morgen früh will ich dich aber nimmer sehen. Wir zwei sind fremd.“

Als der Junge solches vernahm, war er plötzlich nüchtern geworden. Beleidigt ist der Meister? Aufgekündet hat er mich? Ja, warum denn? Wahrscheinlich hab ich was Dummes gemacht. Um Verzeihung bitten? Ja freilich, ich werd um Verzeihung bitten, weil 's einmal lustig ist g'west!“

Er packte seine Sachen in den Ranzen und den Ranzen auf den Rücken. „B'hüt Gott!“ würgte er noch hervor und dann ging er davon.

Nicht ins Nest ist er gegangen. Im stillen Mondlicht ist er dahingegangen über Berg und Tal, bis er um Mitternacht vor der Hütte seiner Mutter stand. Dort stieg er von außen die Leiter hinan und legte sich auf dem Überboden ins Heu. Am nächsten Tage guckte er durch eine

doch als nun vollends der große Hofhund, Sultan geheißen, klaffend und knurrend vor dem Fenster herumsprang, eine Strecke nach dem Walde hinlief, wieder umkehrte und aufs neue knurrte und bellte, als wolle er dem kleinen Felix zurufen: Kommst du denn nicht heraus in den Wald? was machst du denn in der dumpfigen Stube? da konnte sich Felix nicht lassen vor Ungeduld. „Ach, liebe Mama, laß mich doch nur ein paar Schritte hinausgehen!“ So rief er laut, aber die Frau von Brakel erwiderte: „Nein, nein, bleibe nur fein in der Stube. Ich weiß schon, wie es geht; sowie du hinausläufst, muß Christlieb hinterdrein und dann husch husch durch Busch und Dorn, hinauf auf die Bäume! Und dann kommt ihr zurück erhitzt und beschmutzt und der Onkel sagt: Was sind das für häßliche Bauernkinder? So dürfen keine Brakels aussehen, weder große noch kleine.“ Felix klappte voll Ungeduld das Bilderbuch zu und sprach, indem ihm die Tränen in die Augen traten, kleinlaut: „Wenn der gnädige Herr Onkel von häßlichen Bauernkindern redet, so hat er wohl nicht Vollrads Peter oder Hentschels Annliese oder alle unsere Kinder hier im Dorfe gesehen, denn ich wüßte doch nicht, wie es hübschere Kinder geben sollte als diese.“ „Jawohl“, rief Christlieb, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, „und ist nicht auch des Schulzen Grete ein hübsches Kind, wiewohl sie lange nicht solche schöne rote Bandschleifen hat als ich?“ „Sprecht nicht solch dummes Zeug“, rief die Mutter halb erzürnt, „ihr versteht das nicht, wie es der gnädige Onkel meint.“ — Alle weiteren Vorstellungen, wie es gerade heut so herrlich im Wäldchen sei, halfen nichts, Felix und Christlieb mußten in der Stube bleiben und das war um so peinlicher, als der Gastkuchen, der auf dem Tische stand, die süßesten Gerüche verbreitete und doch nicht eher angeschnitten werden durfte, bis der Onkel angekommen. „Ach, wenn er doch nur käme, wenn er doch nur endlich käme!“ so riefen beide Kinder und weinten beinahe vor Ungeduld. Endlich ließ sich ein starkes Pferdegetrappel vernehmen und eine Kutsche fuhr vor, die so blank und mit goldenen Zieraten reich geschmückt war, daß die Kinder in das größte Erstaunen gerieten, denn sie hatten dergleichen noch gar nicht gesehen. Ein großer hagerer Mann glitt an den Armen des Jägers, der den Kutschenschlag geöffnet, heraus in die Arme des Herrn von Brakel, an dessen Wange er zweimal sanft die seinige legte und leise lispelte: „Bon jour, mein lieber Vetter, nur gar keine Umstände, bitte ich.“ Unterdessen hatte der Jäger noch eine kleine dicke Dame mit sehr roten Backen und zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, aus der Kutsche zur Erde hinabgleiten lassen, welches er sehr geschickt zu machen wußte, so daß jeder auf die Füße zu stehen kam. Als sie nun alle standen, traten, wie es ihnen von Vater und Mutter eingeschärft worden, Felix und Christlieb hinzu, faßten jeder eine Hand des langen

an die Mauer lehnen, alle Lust verliert, hineinzugehen, sondern lieber umkehrt, so war das bei dem kleinen Hause des Herrn Thaddäus von Brakel ganz und gar nicht der Fall. Hatten nämlich schon im Wäldchen die schönen schlanken Birken mit ihren belaubten Ästen wie mit zum Gruß ausgestreckten Armen uns freundlich zugewinkt, hatten sie im frohen Rauschen und Räuseln uns zugewispert: Willkommen, willkommen unter uns! so war es denn nun vollends bei dem Hause, als riefen holde Stimmen aus den spiegelhellen Fenstern, ja überall aus dem dunklen, dicken Weinlaube, das die Mauern bis zum Dach herauf bekleidete, süßtönend heraus: Komm doch nur herein, komm doch nur herein, du lieber müder Wanderer, hier ist es gar hübsch und gastlich! Das bestätigten denn auch die Nest hinein, Nest hinaus lustig zwitschernden Schwalben und der alte, stattliche Storch schaute ernst und klug vom Rauchfange herab und sprach: Ich wohne nun schon manches liebe Jahr hindurch zur Sommerszeit hier, aber ein besseres Logement finde ich nicht auf Erden und könnte ich nur die mir angeborene Reiselust bezwingen, wär's nur nicht zur Winterszeit hier so kalt und das Holz so teuer, niemals rührt ich mich von der Stelle. — So anmutig und hübsch, wenn auch gleich gar kein Schloß, war das Haus des Herrn von Brakel.

Der vornehme Besuch.

Die Frau von Brakel stand eines Morgens sehr früh auf und buk einen Kuchen, zu dem sie viel mehr Mandeln und Rosinen verbrauchte als selbst zum Osterkuchen, weshalb er auch viel herrlicher geriet als dieser. Währenddessen klopfte und bürstete der Herr von Brakel seinen grünen Rock und seine rote Weste aus und Felix und Christlieb wurden mit den besten Kleidern angetan, die sie nur besaßen. „Ihr dürft“, so sprach dann der Herr von Brakel zu den Kindern, „ihr dürft heute nicht herauslaufen in den Wald wie sonst, sondern müßt in der Stube ruhig sitzen bleiben, damit ihr sauber und hübsch aussehet, wenn der gnädige Herr Onkel kommt!“ — Die Sonne war hell und freundlich aufgetaucht aus dem Nebel und strahlte golden hinein in die Fenster, im Wäldchen sauste der Morgenwind und Fink und Zeisig und Nachtigall jubilierten durcheinander und schmetterten die lustigsten Liedchen. Christlieb saß still und in sich gekehrt am Tische: bald zupfte sie die roten Bandschleifen an ihrem Kleidchen zurecht, bald versuchte sie emsig fortzustricken, welches heute nicht recht gehen wollte. Felix, dem der Papa ein schönes Bilderbuch in die Hände gegeben, schaute über die Bilder hinweg nach dem schönen Birkenwäldchen, in dem er sonst jeden Morgen ein paar Stunden nach Herzenslust herumspringen durfte. „Ach, draußen ist's so schön“, seufzte er in sich hinein.

Wie es weiter bei dem vornehmen Besuche herging.

Der hagere Mann, Cyprianus von Brakel geheißen, war zwar der leibliche Vetter des Herrn Thaddäus von Brakel, indessen weit vornehmer als dieser. Denn außerdem, daß er den Grafentitel führte, trug er auch auf jedem Rock, ja sogar auf dem Pudermantel, einen großen silbernen Stern. Deshalb hatte, als er schon ein Jahr früher, jedoch ganz allein, ohne die dicke Dame, die seine Frau war und ohne die Kinder, bei dem Herrn Thaddäus von Brakel, seinem Vetter, auf eine Stunde einsprach, Felix ihn auch gefragt: „Hör' mal, gnädiger Herr Onkel, du bist wohl König geworden?“ Felix hatte nämlich in seinem Bilderbuche einen abgemalten König, der einen dergleichen Stern auf der Brust trug, und so mußte er wohl glauben, daß der Onkel nun auch König geworden sei, weil er das Zeichen trug. Der Onkel hatte damals sehr über die Frage gelacht und geantwortet: „Nein, mein Söhnchen, König bin ich nicht, aber des Königs treuester Diener und Minister, der über viele Leute regiert. Gehörtest du zu der gräflich von Brakelschen Linie, so könntest du vielleicht auch künftig einen solchen Stern tragen wie ich, aber so bist du freilich nur ein simpler Von, aus dem nicht viel Rechtes werden wird.“ Felix hatte den Onkel gar nicht verstanden und Herr Thaddäus von Brakel meinte, das sei auch gar nicht vonnöten. — Jetzt erzählte der Onkel seiner dicken Frau, wie ihn Felix für den König gehalten, da rief sie: „O süße, liebe, rührende Unschuld!“ Und nun mußten beide, Felix und Christlieb, hervor aus dem Winkel, wo sie unter Kichern und Lachen den Kuchen verzehrt hatten. Die Mutter säuberte beiden sogleich den Mund von manchen Kuchenkrumen und Rosinenresten und übergab sie so dem gnädigen Onkel und der gnädigen Tante, die sie unter lauten Ausrufungen: „O süße, liebe Natur, o ländliche Unschuld!“ küßten und ihnen große Düten in die Hände drückten. Dem Herrn Thaddäus von Brakel und seiner Frau standen die Tränen in den Augen über die Güte der vornehmen Verwandten. Felix hatte indessen die Düte geöffnet und Bonbons darin gefunden, auf die er tapfer zubiß, welches ihm Christlieb sogleich nachmachte. „Söhnchen, mein Söhnchen“, rief der gnädige Onkel, „so geht das nicht, du verdirbst dir ja die Zähne, du mußt fein so lange am Zuckerwerke lutschen, bis es im Munde zergeht.“ Da lachte aber Felix beinahe laut auf und sprach: „Ei, lieber, gnädiger Onkel, glaubst du denn, daß ich ein kleines Wickelkind bin und lutschen muß, weil ich noch keine tüchtigen Zähne habe zum Beißen?“ Und damit steckte er ein neues Bonbons in den Mund und biß so gewaltig zu, daß es knitterte und knatterte. „O liebliche Naivität“, rief die dicke Dame, der Onkel stimmte ein, aber dem Herrn Thaddäus standen die Schweißtropfen auf der Stirne; er war über Felixens Unart ganz beschämt

hageren Mannes und sprachen, dieselbe küssend: „Seien Sie uns recht schön willkommen, lieber, gnädiger Herr Onkel!“ Dann machten sie es mit den Händen der kleinen dicken Dame ebenso und sprachen: „Seien Sie uns recht schön willkommen, liebe, gnädige Frau Tante!“ Dann traten sie zu den Kindern, blieben aber ganz verblüfft stehen, denn solche Kinder hatten sie noch niemals gesehen. Der Knabe trug lange Pumphosen und ein Jäckchen von scharlachrotem Tuch, über und über mit goldenen Schnüren und Tressen besetzt, und einen kleinen, blanken Säbel an der Seite, auf dem Kopf aber eine seltsame rote Mütze mit einer weißen Feder, unter der er mit seinem blaßgelben Gesichtchen und den trüben, schläfrigen Augen blöd und scheu hervorguckte. Das Mädchen hatte zwar ein weißes Kleidchen an wie Christlieb, aber mit erschrecklich viel Bändern und Spitzen, auch waren ihre Haare ganz seltsam in Zöpfe geflochten und spitz in die Höhe heraufgewunden, oben funkelte aber ein blankes Krönchen. Christlieb faßte sich ein Herz und wollte die Kleine bei der Hand nehmen, die zog aber die Hand schnell zurück und zog solch ein verdrießliches, weinerliches Gesicht, daß Christlieb ordentlich davor erschrak und von ihr abließ. Felix wollte auch nur des Knaben schönen Säbel ein bißchen näher besehen und faßte darnach, aber der Junge fing an zu schreien: „Mein Säbel, mein Säbel, er will mir den Säbel nehmen!“ und lief zum hageren Mann, hinter dem er sich versteckte. Felix wurde darüber rot im Gesicht und sprach ganz erzürnt: „Ich will dir deinen Säbel nicht nehmen — dummer Junge!“ Die letzten Worte murmelte er nur so zwischen den Zähnen, aber der Herr von Brakel hatte wohl alles gehört und schien sehr verlegen darüber zu sein, denn er knöpfelte an der Weste hin und her und rief: „Ei, Felix!“ Die dicke Dame sprach: „Adelgundchen, Hermann, die Kinder tun euch ja nichts, seid doch nicht so blöde!“ Der hagere Herr lispelte aber: „Sie werden schon Bekanntschaft machen“, ergriff die Frau von Brakel bei der Hand und führte sie ins Haus, ihr folgte Herr von Brakel mit der dicken Dame, an deren Schleppkleid sich Adelgundchen und Hermann hingen. Christlieb und Felix gingen hinterdrein. „Jetzt wird der Kuchen angeschnitten“, flüsterte Felix der Schwester ins Ohr. „Ach ja, ach ja“, erwiderte diese voll Freude. „Und dann laufen wir auf und davon in den Wald“, fuhr Felix fort, „und bekümmern uns um die fremden, blöden Dinger nicht“, setzte Christlieb hinzu. Felix machte einen Luftsprung, so kamen sie in die Stube. Adelgunde und Hermann durften keinen Kuchen essen, weil sie, wie die Eltern sagten, das nicht vertragen könnten, sie erhielten dafür jeder einen kleinen Zwieback, den der Jäger aus einer mitgebrachten Schachtel herausnehmen mußte. Felix und Christlieb bissen tapfer in das derbe Stück Kuchen, das die gute Mutter jedem gereicht, und waren guter Dinge.

werde. Unterdessen war die schöne Kutsche wieder vorgefahren. Der Jäger trat mit zwei großen Schachteln hinein, die nahmen Adelgunde und Hermann und überreichten sie der Christlieb und dem Felix. „Lieben Sie Spielsachen, mon cher? Hier habe ich Ihnen welche mitgebracht von der feinsten Sorte", so sprach Hermann, sich zierlich verbeugend. Felix hatte die Ohren hängen lassen, er ward traurig, selbst wußte er nicht, warum. Er hielt die Schachtel gedankenlos in den Händen und murmelte: „Ich heiße nicht Mon schär, sondern Felix und auch nicht Sie, sondern du." — Der Christlieb war auch das Weinen näher als das Lachen, unerachtet aus der Schachtel, die sie von Adelgunden erhalten, die süßesten Düfte strömten wie von allerlei schönen Näschereien. An der Türe sprang und bellte nach seiner Gewohnheit Sultan, Felixens getreuer Freund und Liebling, Hermann entsetzte sich aber sosehr vor dem Hunde, daß er schnell in die Stube zurücklief und laut zu weinen anfing. „Er tut dir ja nichts", sprach Felix, „er tut dir ja nichts. Warum heulst und schreist du so? Es ist ja nur ein Hund und du hast ja schon die schrecklichsten Tiere gesehen. Und wenn er auch auf dich zufahren wollte, du hast ja einen Säbel?" Felixens Zureden half gar nichts, Hermann schrie immerfort, bis ihn der Jäger auf den Arm nehmen und in die Kutsche tragen mußte. Adelgunde, plötzlich von dem Schmerze des Bruders ergriffen oder Gott weiß, aus welcher anderen Ursache, fing ebenfalls an, heftig zu heulen, welches die arme Christlieb so anregte, daß sie auch zu schluchzen und zu weinen begann. Unter diesem Geschrei und Gejammer der drei Kinder fuhr der Graf Cyprianus von Brakel ab von Brakelheim und so so endete der vornehme Besuch.

Die neuen Spielsachen.

Sowie die Kutsche mit dem Grafen Cyprianus von Brakel und seiner Familie den Hügel herabgerollt war, warf der Herr Thaddäus schnell den grünen Rock und die rote Weste ab und als er ebenso schnell die weite Tuchjacke angezogen und zwei- bis dreimal mit dem breiten Kamm die Haare durchfahren hatte, da holte er tief Atem, dehnte sich und rief: „Gott sei gedankt!" Auch die Kinder zogen schnell ihre Sonntagsröckchen aus und fühlten sich froh und leicht. „In den Wald, in den Wald!" rief Felix, indem er seine höchsten Luftsprünge versuchte. „Wollt ihr denn nicht erst sehen, was euch Hermann und Adelgunde mitgebracht haben?" so sprach die Mutter und Christlieb, die schon während des Ausziehens die Schachteln mit neugierigen Augen betrachtet hatte, meinte, daß das wohl erst geschehen könne, nachher sei es ja wohl noch Zeit genug, in den Wald zu laufen. Felix war sehr schwer zu überreden. Er sprach: „Was kann uns denn der alberne pumphosigte Junge mitsamt seiner bebänderten Schwester Großes mitgebracht haben?

und die Mutter raunte ihm ins Ohr: „Knirsche nicht so mit den Zähnen, unartiger Junge!“ Das machte dem armen Felix, der nichts Übles zu tun glaubte, ganz bestürzt, er nahm das noch nicht ganz verzehrte Bonbon langsam aus dem Munde, legte es in die Tüte und reichte diese dem Onkel hin, indem er sprach: „Nimm nur deinen Zucker wieder mit, wenn ich ihn nicht essen soll!“ Christlieb, gewohnt, in allem Felixens Beispiel zu folgen, tat mit ihrer Tüte dasselbe. Das war dem Herrn Thaddäus zu arg, er brach los: „Ach, mein geehrtester, gnädiger Herr Vetter, halten Sie nur dem einfältigen Jungen die Tölpelei zugute, aber freilich auf dem Lande und in so beschränkten Verhältnissen — ach, wer nur solche gesittete Kinder erziehen könnte wie Sie!“ — Der Graf Cyprianus lächelte selbstgefällig und vornehm, indem er auf Hermann und Adelgunden hinblickte. Die hatten längst ihren Zwieback verzehrt und saßen nun stumm und still auf ihren Stühlen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne sich zu rühren und zu regen. Die dicke Dame lächelte ebenfalls, indem sie lispelte: „Ja, lieber Herr Vetter, die Erziehung unserer lieben Kinder liegt uns mehr als alles am Herzen.“ Sie gab dem Grafen Cyprianus einen Wink, der sich alsbald an Hermann und Adelgunden wandte und allerlei Fragen an sie richtete, die sie mit der größten Schnelligkeit beantworteten: Da war von vielen Städten, Flüssen und Bergen die Rede, die viele tausend Meilen ins Land hinein liegen sollten und die seltsamsten Namen trugen. Ebenso wußten beide ganz genau zu beschreiben, wie die Tiere aussähen, die in wilden Gegenden der entferntesten Himmelsstriche wohnen sollten. Dann sprachen sie von fremden Gebüschen, Bäumen und Früchten, als ob sie sie selbst gesehen, ja wohl die Früchte selbst gekostet hätten. Hermann beschrieb ganz genau, wie es vor dreihundert Jahren in einer großen Schlacht zugegangen und wußte alle Generale, die dabei zugegen gewesen, mit Namen zu nennen. Zuletzt sprach Adelgunde sogar von den Sternen und behauptete, am Himmel säßen allerlei seltsame Tiere und andere Figuren. Dem Felix wurde dabei ganz angst und bange, er näherte sich der Frau von Brakel und fragte leise ins Ohr: „Ach Mama! liebe Mama! Was ist denn das alles, was die dort schwatzen und plappern?“ „Halt's Maul, dummer Junge“, raunte ihm die Mutter zu, „das sind die Wissenschaften!“ Felix verstummte. „Das ist erstaunlich, das ist unerhört! In dem zarten Alter!“ so rief der Herr von Brakel einmal über das andere, die Frau von Brakel aber seufzte: „O mein Herr Jemine! O, was sind das für Engel! O, was soll denn aus unseren Kleinen werden hier auf dem öden Lande!“ Als nun der Herr von Brakel in die Klagen der Mutter mit einstimmte, tröstete beide der Graf Cyprianus, indem er versprach, binnen einiger Zeit ihnen einen gelehrten Mann zuzuschicken, der ganz umsonst den Unterricht der Kinder übernehmen

Was sich mit den neuen Spielsachen im Walde zutrug.

Tags darauf fingen die Kinder es wieder da an, wo sie es abends vorher gelassen hatten: das heißt, sie holten die Schachteln herbei, kramten ihre Spielsachen aus und ergötzten sich daran auf mancherlei Weise. Ebenso wie gestern schien die Sonne hell und freundlich in die Fenster hinein, wisperten und lispelten die vom sausenden Morgenwinde begrüßten Birken, jubilierten Zeisig, Fink und Nachtigall in den schönsten, lustigsten Liedlein. Da wurde es dem Felix bei seinem Jäger, seinem kleinen Männchen, seiner Flinte und Patrontasche ganz enge und wehmütig ums Herz. „Ach", rief er auf einmal, „ach, draußen ist's doch schöner! Komm, Christlieb, laß uns in den Wald laufen!" Christlieb hatte eben die große Puppe ausgezogen und war im Begriff, sie wieder anzukleiden, welches ihr viel Vergnügen machte, deshalb wollte sie nicht heraus, sondern bat: „Lieber Felix, wollen wir denn nicht hier noch ein bißchen spielen?" „Weißt du was, Christlieb", sprach Felix, „wir nehmen das Beste von unseren Spielsachen mit hinaus. Ich schnalle meinen Hirschfänger um und hänge das Gewehr über die Schulter, da seh' ich aus wie ein Jäger. Der kleine Jäger und das Harfenmännlein können mich begleiten, du, Christlieb, kannst deine große Puppe und das Beste von deinen Gerätschaften mitnehmen. Komm nur, komm!" Christlieb zog hurtig die Puppe vollends an und nun liefen beide Kinder mit ihren Spielsachen hinaus in den Wald, wo sie sich auf einem schönen grünen Plätzchen lagerten. Sie hatten eine Weile gespielt und Felix ließ eben das Harfenmännlein sein Stückchen orgeln, als Christlieb anfing: „Weißt du wohl, lieber Felix, daß dein Harfenmann gar nicht hübsch spielt? Hör' nur, wie das hier im Walde häßlich klingt, das ewige Ting-ting Ping-ping, die Vögel gucken so neugierig aus den Büschen, ich glaube, sie halten sich ordentlich auf über den albernen Musikanten, der hier zu ihrem Gesange spielen will." Felix drehte stärker und stärker an der Schraube und rief endlich: „Du hast recht, Christlieb! Es klingt abscheulich, was der kleine Kerl spielt, was können mir seine Dienerchen helfen — ich schäme mich ordentlich vor dem Finken dort drüben, der mich mit solch schlauen Augen anblinzelt. — Aber der Kerl soll besser spielen — soll besser spielen!" Und damit drehte Felix so stark an der Schraube, daß krack-krack der ganze Kasten in tausend Stücke zerbrach, auf dem das Harfenmännlein stand, und seine Arme zerbröckelt herabfielen. „Oh — oh!" rief Felix. „Ach, das Harfenmännlein!" rief Christlieb. Felix beschaute einen Augenblick das zerbrochene Spielwerk, sprach dann: „Es war ein dummer, alberner Kerl, der schlechtes Zeug aufspielte und Gesichter und Diener machte, wie Vetter Pumphose" und warf den Harfenmann weit fort in das tiefste Gebüsch. „Da lob' ich mir meinen Jägersmann", sprach er

Was die Wissenschaften betrifft, i nun, die plappert er gut genug weg, aber erst schwatzt er von Löw' und Bär und weiß, wie man die Elefanten fängt und dann fürchtet er sich vor meinem Sultan, hat einen Säbel an der Seite und heult und schreit und kriecht unter den Tisch. Das mag mir ein schöner Jäger sein!" „Ach, lieber guter Felix, laß uns doch nur ein ganz kleines bißchen die Schachteln öffnen!" So bat Christlieb und da ihr Felix alles nur mögliche zu Gefallen tat, so gab er das in den Wald Laufen vorderhand auf und setzte sich mit Christlieb geduldig an den Tisch, auf dem die Schachteln standen. Sie wurden von der Mutter geöffnet, aber da —. Nun, o meine vielgeliebten Leser! Euch allen ist es gewiß schon so gut geworden, zur Zeit des fröhlichen Jahrmarktes oder doch gewiß zu Weihnachten von den Eltern oder anderen lieben Freunden mit allerlei schmucken Sachen reichlich beschenkt zu werden. Denkt euch, wie ihr vor Freude jauchztet, als blanke Soldaten, Männchen mit Drehorgeln, schön geputzte Puppen, zierliche Gerätschaften, herrliche bunte Bilderbücher u. a. m. um euch lagen und standen! Solche große Freude wie ihr damals, hatten jetzt Felix und Christlieb, denn eine ganz reiche Bescherung der niedlichsten glänzendsten Sachen ging aus den Schachteln hervor und dabei gab es noch allerlei Naschwerk, so daß die Kinder einmal über das andere die Hände zusammenschlugen und ausriefen: „Ei, wie schön ist das!" Nur eine Düte mit Bonbons legte Felix mit Verachtung beiseite, und als Christlieb bat, den gläsernen Zucker doch wenigstens nicht zum Fenster herauszuwerfen, wie er es eben tun wollte, ließ er zwar davon ab, öffnete er die Düte und warf einige Bonbons dem Sultan hin, der indessen hineingeschwänzelt war. Sultan roch daran und wandte dann unmutig die Schnauze weg. „Siehst du wohl, Christlieb", rief Felix nun triumphierend, „siehst du wohl, nicht einmal Sultan mag das garstige Zeug fressen!" Übrigens machte dem Felix von den Spielsachen nichts mehr Freude als ein stattlicher Jägersmann, der, wenn man ein kleines Fädchen, das hinten unter seiner Jacke hervorragte, anzog, die Büchse anlegte und in ein Ziel schoß, daß drei Spannen weit vor ihm angebracht war. Nächstdem schenkte er seine Liebe einem kleinen Männchen, das Komplimente zu machen verstand und auf einer Harfe quinkelierte, wenn man an einer Schraube drehte; vor allen Dingen gefiel ihm aber eine Flinte und ein Hirschfänger, beides von Holz und übersilbert, sowie eine stattliche Husarenmütze und eine Patrontasche. Christlieb hatte große Freude an einer sehr schön geputzten Puppe und einem sauberen vollständigen Hausrat. Die Kinder vergaßen Wald und Flur und ergötzten sich an den Spielsachen bis in den späten Abend hinein. Dann gingen sie zu Bette.

in den bunten Flügeln finden wollen.“ Es rauschte im Röhricht, da legte stracks Felix seine hölzerne Flinte an, setzte sie aber in demselben Augenblicke wieder ab und schaute nachdenklich vor sich hin. „Bin ich nicht auch selbst ein törichter Junge?“ fing er dann leise an, „Gehört denn nicht zum Schießen Pulver und Blei und habe ich denn beides? Kann ich denn auch wohl Pulver in eine hölzerne Flinte laden? Wozu ist überhaupt das dumme hölzerne Ding? Und der Hirschfänger? — Auch von Holz — der schneidet und sticht nicht. Des Vetters Säbel war gewiß auch von Holz, deshalb mochte er ihn nicht ausziehen, als er sich vor dem Sultan fürchtete. Ich merke schon, Vetter Pumphose hat mich nur zum besten gehabt mit seinen Spielsachen, die was vorstellen wollen und nichtsnutziges Zeug sind.“ Damit schleuderte Felix Flinte, Hirschfänger und zuletzt noch die Patrontasche in den Teich. Christlieb war doch betrübt über den Verlust der Puppe und auch Felix konnte sich des Unmutes nicht erwehren. So schlichen sie nach Hause und als die Mutter frug: „Kinder, wo habt ihr eure Spielsachen?“ erzählte Felix ganz treuherzig, wie schlimm er mit dem Jäger, mit dem Harfenmännlein, mit Flinte, Hirschfänger und Patrontasche, wie schlimm Christlieb mit der Puppe angeführt worden. „Ach“, rief die Frau von Brakel halb erzürnt, „ihr einfältigen Kinder, ihr wißt nur nicht mit den schönen, zierlichen Sachen umzugehen.“ Der Herr Thaddäus von Brakel, der Felixens Erzählung mit sichtbarem Wohlgefallen angehört hatte, sprach aber: „Lasse die Kinder nur gewähren, im Grunde genommen ist's mir recht lieb, daß sie die fremdartigen Spielsachen, die sie nur verwirrten und beängstigten, los sind.“ Weder die Frau von Brakel noch die Kinder wußten, was der Herr von Brakel mit diesen Worten eigentlich sagen wollte.

Das fremde Kind.

Felix und Christlieb waren in aller Frühe nach dem Walde gelaufen. Die Mutter hatte es ihnen eingeschärft, ja recht bald wiederzukommen, weil sie nun viel mehr in der Stube sitzen und viel mehr schreiben und lesen müßten als sonst, damit sie sich nicht gar zu sehr zu schämen brauchten vor dem Hofmeister, der nun nächstens kommen werde. Deshalb sprach Felix: „Laß uns nun das Stündchen über, das wir draußen bleiben dürfen, recht tüchtig springen und laufen!“ Sie begannen auch gleich, sich als Hund und Häschen herumzujagen, aber so wie dieses Spiel erregten auch alle übrigen Spiele, die sie anfingen, nach wenigen Sekunden ihnen nur Überdruß und Langeweile. Sie wußten selbst gar nicht, wie es denn nur kam, daß ihnen gerade heute tausend ärgerliches Zeug geschehen mußte. Bald flatterte Felixens Mütze, vom Winde getrieben, ins Gebüsch, bald strauchelte er und fiel auf die

weiter, „der schießt einmal über das andere ins Ziel.“ Nun ließ Felix den kleinen Jäger tüchtig exerzieren. Als das eine Weile gedauert, fing Felix an: „Dumm ist's doch, daß der kleine Kerl immer nur nach dem Ziele schießt, welches, wie Papa sagt, gar keine Sache für einen Jägersmann ist. Der muß im Walde schießen nach Hirschen, Rehen, Hasen und sie treffen im vollen Lauf. — Der Kerl soll nicht mehr nach dem Ziele schießen!“ Damit brach Felix die Zielscheibe los, die vor dem Jäger angebracht war. „Nun schieß ins Freie!“ rief er, aber er mochte an dem Fädchen ziehen, so viel als er wollte, schlaff hingen die Arme des kleinen Jägers herab. Er legte nicht mehr die Büchse an, er schoß nicht mehr los. „Ha, ha!“ rief Felix, „nach dem Ziel, in der Stube, da konntest du schießen, aber im Walde, wo des Jägers Heimat ist, da geht's nicht. Fürchtest dich auch wohl vor Hunden und würdest, wenn einer käme, davonlaufen mitsamt deiner Büchse, wie Vetter Pumphose mit seinem Säbel. — Ei, du einfältiger, nichtsnutziger Bursche!“ Damit schleuderte Felix den Jäger dem Harfenmännlein nach ins tiefe Gebüsch. „Komm, laß uns ein wenig laufen!“ sprach er dann zu Christlieb. „Ach ja, lieber Felix“, erwiderte diese. „Meine hübsche Puppe soll mitlaufen, das wird ein Spaß sein!“ Nun faßte jeder, Felix und Christlieb, die Puppe an einem Arm und so ging's fort in vollem Laufe durchs Gebüsch den Hügel herab und fort und fort bis an den mit hohem Schilf umkränzten Teich, der noch zu dem Besitztum des Herrn Thaddäus von Brakel gehörte und wo er zuweilen wilde Enten zu schießen pflegte. Hier standen die Kinder still und Felix sprach: „Laß uns ein wenig passen, ich habe ja nun eine Flinte, wer weiß, ob ich nicht im Röhricht eine Ente schießen kann, so gut wie der Vater.“ In dem Augenblicke schrie aber Christlieb laut auf: „Ach, meine Puppe! Was ist aus meiner schönen Puppe geworden!“ Freilich sah das arme Ding ganz miserabel aus. Weder Christlieb noch Felix hatten im Laufen die Puppe beachtet und so war es gekommen, daß sie sich an dem Gestrüpp die Kleider ganz und gar zerrissen, ja beide Beinchen gebrochen hatte. Von dem hübschen Wachsgesichtchen war auch beinahe keine Spur, so zerfetzt und häßlich sah es aus. „Ach, meine Puppe, meine schöne Puppe!“ klagte Christlieb. „Da siehst du nun“, sprach Felix, „was für dumme Dinger uns die Fremden mitgebracht haben. Das ist eine ungeschickte, einfältige Trine, deine Puppe, die nicht einmal mit uns laufen kann, ohne sich gleich alles zu zerreißen und zu zerfetzen. — Gib sie nur her!“ Christlieb reichte die verunstaltete Puppe traurig dem Bruder hin und konnte sich eines lauten Schreies: „Ach, ach!“ nicht enthalten, als der sie ohneweiters fortschleuderte in den Teich. „Gräme dich nur nicht“, tröstete Felix die Schwester, „gräme dich ja nicht um das alberne Ding, schieße ich eine Ente, so sollst du die schönsten Federn bekommen, die sich nur

Der Elmsteiner und sein Weib.

Eine Geschichte aus den steirischen Bergen.

Ein Bekannter von mir ging in Geschäften nach der Kreisstadt. Der Weg führte ihn über die Alpe. Vor einer verfallenen Schwaighütte setzte er sich ein wenig auf den Brunnentrog und aß sein Stück Brot. Da holte ihn ein Mann ein, der sehr eilig über die Höhen hergekommen war. Er erkannte in ihm einen Kleinbauern, dem er mehrmals Holz abgekauft hatte. Zuerst, als dieser Bauer den Händler sah, schien es, als wollte er ihm ausweichen und rasch hinter der Hütte gegen das Kar hinabeilen, dann wendete er sich und ging auf den Brunnen zu.

„Bist auch durstig worden, Elmsteiner?" fragte der Geschäftsmann, den ich Ernest nenne. „Wo willst denn so schleunig hin?"

„Ich geh in die Stadt", sagte der Bauer.

„Nachher gehen wir miteinander."

„So, gehst du auch? — An mir wirst halt keinen unterhaltlichen Kameraden haben. Laufen muß ich auch."

„Hat's was? Gehst zum Arzt oder was?"

„Weißt, Ernest — wem zuvorkommen will ich. Schnurg'rad zum Gericht."

„Ist was geschehen?" fragte der Geschäftsmann.

„Ja, mein Lieber, das glaub' ich, daß was geschehen ist. Ich muß dir's schon sagen, ich muß es wem sagen — kann's nimmer aushalten. Wie ich jetzt dran bin!"

„Aber mein Gott, was hat's denn?"

„Ja, was wird's haben? — Heut' früh hab ich mein Weib derschlagen."

Dem Ernest fällt Brot und Messer zur Erde und er hebts und steht auf. Der Elmsteiner hat's so unheimlich ruhig und gelassen herausgesagt, daß es wahr sein muß. Und doch spricht der Ernest: „Red' keine Narrheiten, Bauer!"

Dann sind sie miteinander gegangen. Schweigend zuerst und hastig. Dann fragte der Elmsteiner, wie jetzt der Holzpreis stehe und der Viehpreis. Er wolle verkaufen. Und kamen dann zu sprechen über das Unglück.

„Wir haben halt wieder gestritten", erzählte der Bauer. „Gut zusammengeschaut haben wir schon lang nicht mehr. 's ist halt eine dumme Heirat gewest. Wenn sich zwei Leut' einmal nicht verstehen. Kann ja nicht sagen, daß sie ein schlechtes Weib wär' g'west. Jeder Mensch hat seine Fehler. — Jetzt", leise murmelte er es wie für sich, „jetzt liegt sie hinter dem Ofen — unter'm weißen Tischtuch".

Nase im besten Rennen, bald blieb Christlieb mit den Kleidern hängen am Dornstrauch oder stieß sich den Fuß am spitzen Stein, daß sie laut aufschreien mußte. Sie gaben bald alles Spielen auf und schlichen mißmutig durch den Wald. „Wir wollen nur in die Stube kriechen", sprach Felix, warf sich aber, statt weiter zu gehen, in den Schatten eines schönen Baumes. Christlieb folgte seinem Beispiel. Da saßen die Kinder nun voller Unmut und starrten stumm in den Boden hinein. „Ach", seufzte Christlieb endlich leise, „ach, hätten wir doch noch die schönen Spielsachen!" „Die würden", murrte Felix, „die würden uns gar nichts nützen, wir müßten sie doch nur wieder zerbrechen und verderben. Höre, Christlieb! — die Mutter hat doch wohl recht — die Spielsachen waren gut, aber wir wußten nur nicht damit umzugehen und das kommt daher, weil uns die Wissenschaften fehlen." „Ach, lieber Felix", rief Christlieb, „du hast Recht. Könnten wir die Wissenschaften so hübsch auswendig, wie der blanke Vetter und die geputzte Muhme, ach, da hättest du noch deinen Jäger, dein Harfenmännlein, da läg' meine schöne Puppe nicht im Ententeich! Wir ungeschickten Dinger, ach, wir haben keine Wissenschaften!" und damit fing Christlieb an jämmerlich zu schluchzen und zu weinen und Felix stimmte mit ein und beide Kinder heulten und jammerten, daß es im Walde widertönte. „Wir armen Kinder, wir haben keine Wissenschaften!" Doch plötzlich hielten sie inne und fragten voll Erstaunen: „Siest du's, Christlieb? — Hörst du's, Felix!" Aus dem tiefsten Schatten des dunklen Gebüsches, das den Kindern gegenüberlag, blickte ein wundersamer Schein, der wie sanfter Mondesstrahl über die vor Wonne zitternden Blätter gaukelte, und durch das Säuseln des Waldes ging ein süßes Getön, wie wenn der Wind über Harfen hinstreift und im Liebkosen die schlummernden Akkorde weckt. Den Kindern wurde ganz seltsam zumute, aller Gram war von ihnen gewichen, aber die Tränen standen ihnen in den Augen vor süßem, nie gekanntem Weh. So wie lichter und lichter der Schein durch das Gebüsch strahlte, so wie lauter und lauter die wundervollen Töne erklangen, klopfte den Kindern höher das Herz, sie starrten hinein in den Glanz und ach! sie gewahrten, daß es das von der Sonne hell erleuchtete holde Antlitz des lieblichsten Kindes war, welches ihnen aus dem Gebüsch zulächelte und zuwinkte. „O, komm doch nur zu uns — komm doch nur zu uns, du liebes Kind!" so riefen beide, Christlieb und Felix, indem sie aufsprangen und voll unbeschreiblicher Sehnsucht die Hände nach der holden Gestalt ausstreckten. „Ich komme, ich komme!" rief es mit süßer Stimme aus dem Gebüsch und leicht, wie vom säuselnden Morgenwinde getragen, schwebte das fremde Kind herüber zu Felix und Christlieb.

(Schluß folgt.)

„Warum?“ wiederholte der Elmsteiner. „Aus lauter Hoffärtigkeit. Aus lauter Trutz. — Es geschieht mir schon recht. — Sauber ist sie ja gewesen, sauber. Wie die Fliegen beim Honigtopf, so sind nächtig Stund die Nachbarsbuben bei ihrem Fenster herumgeschwänzelt. Und wie ich selber einmal hingeh', hat mich der Rackel-Franz mit seinen Kameraden gedroschen. — Na wart! hab' ich mir gedacht, Rackel-Sepp, du kriegst die Veva schon lang' nit. Die muß mein sein! Und just, weil sie der haben will und weil sie so viele haben wollen, werde ich ihnen zeigen, wer zuletzt der Stärkere ist. Wohl, wohl, der Stärkere bin ich gewesen und das Mädel ist mir in der Hand geblieben. — Oft genug hat sie mir's vorgehalten, daß ich sie nicht aus Lieb', nur aus Trutz geheiratet hätt' und so — hat sie sich auch für den Trutz eingerichtet. Ja, ja. — Wohl, wohl. — So ein Leben ist immereinmal wohl recht hart. Bin ich einmal zum Herrn Pfarrer gegangen und ob wir denn gar nicht auseinandergehen dürften, ich und mein Weib. Um Gottes willen! hat der Pfarrer gesagt, Elmsteiner, tu' mir das nicht an! Mach' mir kein Ärgernis in der Gemeinde. Freilich wohl, denk' ich und hab's halt doch wieder probiert mit ihr. Alles umsonst. Kein gutes Wort, kein gutes Aug'. Kein Gernhaben und gar nix. Ist wohl eine Sünd', so eine Ehe. Aber daß es so weit sollt' kommen . . .“

Nach einer Wegbiegung sahen die beiden bedächtig hinschreitenden Männer ins Tal hinab und die Türme der alten Kreisgerichtsstadt. Der Elmsteiner stand still, schaute ins weite Bergland hinaus und sagte mit fast singender Stimme: „Wie wird's sein, bis ich wieder einmal da heroben steh'?“

Je näher sie der Stadt kamen, je zögernder wurde sein Gang. Aber als sie über den großen Platz schritten, fing Elmsteiner fast zu laufen an, gleichsam als wolle er mit Gewalt einen Widerwillen besiegen. Mit vorgebeugtem Oberkörper eilte er rasch durch das Tor des Gerichtsgebäudes. Ernest blickte ihm nach und dachte: Armer Teufel! Wie du noch jung bist. Wer weiß, wie es dir gehen wird! —

Es war eben Gerichtstag, die Beamten hatten zu tun. Der Torwart fragte den verstörten Ankömmling, was er wolle.

„Um meine Straf' tät ich bitten. Weil ich heut' früh mein Weib derschlagen han.“

Der Torwart übergab ihn einem Gerichtsdiener. Derselbe führte ihn vor Beamte, bei denen er sein Geständnis wiederholte. Sie blickten ihn scharf an, stellten dann ruhig und trocken ein paar Fragen wegen seines Namens und Standes und ließen ihn abführen in den Kotter. Da saß der Bauer und guckte einmal drein. Mit dem Gericht hatte er noch nie zu tun gehabt. So hatte er gemeint, sie würden derb auf ihn losfahren. Nicht viel anders als beim Steueramt war's gewesen.

„Aber Elmsteiner, sag' mir doch gescheiterweise, wie das her gegangen ist."

„Ist halt wieder ein Unfried gewest. Wie's angehebt hat — ich weiß es nicht einmal genau. Ich bin noch im Bett gelegen, sie schon auf. Daß ich gestern so spät heimkommen wär', hat sie mir vorgehalten. Und mein Trinken und so. — In aller Früh hebt sie an, hab' ich mir gedacht, und nachher dauert das Köppeln den ganzen Tag bis in die spat Nacht. Da kann eins eine Freud' haben zu so einem Weibsbild. Wo bleibt denn heut' wieder die Milchsuppen? — Koch dir s' nur selber, wenn du eine haben willst, sagt sie. — Auf das komm' ich in Zorn, spring auf, derwisch den Milchsechter*) und schmeiß ihn ihr an den Kopf."

„Na und? Hast sie gejuckt (verletzt)? Hast sie schlecht getroffen?"

„G'fahlt ist's!" sagt sie noch, taumelt ein paar Schritt' hin. Bei der Tür fallt sie zusammen. Maustot."

Heiser ist seine Red', aber ruhig, als erzähle er ein fremdes Geschehnis. Ernest verstand diese Art wohl und daß es tiefer sitzt, als wenn man es schreit.

„Elmsteiner", sagt er und denkt nichts als an die Strafe, „das wird nicht so schlimm. Das ist nur ein Totschlag."

„Ist es was der will. Mit mir ist's aus."

„Beim Gericht wirst du gefragt werden, was du für eine Absicht gehabt hast."

„Was hilft das Reden. Sollen machen mit mir, was sie wollen."

„Ich versteh's, mein Mensch, daß du verzagt bist. Aber 's ist eh am gescheitesten, daß du selber zum Gericht gehst. Wenn du nicht ungeschickt aussagst, mehr als acht oder zehn Monate wird's dir nicht kosten."

Der Bauer tat eine Bemerkung, als wäre es, daß ihn nicht die Trennung reue, vielmehr die Vereinigung. Er starrte vor sich auf den steinigen Weg und schüttelte fortwährend den Kopf. „'s ist halt ein Unsinn gewesen, so eine Heirat ist ein Unsinn."

„Wie lange bist denn mit ihr verheiratet gewesen?"

„Der Schulmeister hat erst am letzten Sonntag von unserem siebenjährigen Krieg gesprochen. Hat's ja die ganze Nachbarschaft gewußt. Wir sind uns halt einmal nicht angestanden. — Meine Mutter, Gott tröst' ihre Seel'' Wie oft hat sie gesagt: Michel, die hättest nit sollen nehmen! Wenn du nur die nit hättest genommen! — Keine Lieb' und keine Gutheit und kein Geld — nix ist dag'west."

„Und warum hast du sie denn geheiratet?"

*) Kleiner Holzzuber für Milch.

ballte die Faust: Na wart', dir will ich's zeigen! Aber taumelig war ihr wirklich und der linke Kopfteil so geschwollen, daß sie das Auge nicht öffnen konnte. Das ist ihr schon recht. Je schlimmer sie ausschaut, je länger wird er sitzen!

Ihr Haupt mit Tüchern kreuzweise verbunden, einen Stecken in der Hand, so machte sie sich auf den Weg zum Gericht. Wenn ihr jemand begegnete, ging sie gar schwankend, kümmerlich gebückt und murmelte: „So schlagen! Aber so grob schlagen!“

So kam sie in die Kreisstadt und so torkelte sie in die Gerichtsstube, wo sie gleich ohnmächtig wurde. Doch war es bald wieder so weit, daß sie sprechen konnte und nun verklagte sie ihren Mann. Der habe sie totschlagen wollen und sie verlange, daß er sieben Jahre lang eingesperrt werde. Während sie derlei vorbrachte, band sie die Tücher von ihrem Kopfe los, um das geschwollene Auge und die blutbekrustete Wange zu zeigen.

„Wer seid Ihr denn? Und wie heißt Euer Mann?“

„Michel Elmsteiner in der Breitlechen.“

„Ah, da wissen wir schon von ihm“, sagte der Richter und blickte schmunzelnd nach seinem Kollegen hin. „Sieben Jahre lang wollt Ihr ihn einsperren lassen. Na, werden halt sehen, was sich machen läßt.“

„Oder wenn's möglich wär', zehn Jahr lang?“ meinte sie. „Denn er ist ein Unding. Wer ihn nicht kennt, der glaubt's nicht, er ist ein Unding! Wie er mich derschlagen hat, ist er fort und hätt' mich mir nix dir nix versterben lassen. Nachher hat er sich geflüchtet, der hautschlechte Lump! Tät wohl recht schön bitten, daß gleich die Schandarm ausgeschickt werden. Auf der Alm soll er gesehen worden sein. Jesses, wenn sie ihn nur täten derwischen!“

„Werden ihn bald haben“, sagte der Richter, „geht derweil nur da hinein ins Nebenzimmer, Frau. Wir werden's schon machen.“

Wie sie im Nebenzimmer ist, wird der Elmsteiner vorgeführt. Und wie sie mit dem im Verhör so weit sind, als vorhin erzählt worden, und wie der Richter sagt: „Elmsteiner, wir haben Grund anzunehmen, daß Ihre Aussage, als hätten Sie Ihr Weib erschlagen, nicht auf Wahrheit beruht; es ist eine glaubwürdige Zeugenschaft dagegen. Sie soll hereinkommen!“ — Wie der Richter das sagt, wird das Weib in den Gerichtssaal geführt.

So sind sie sich nun gegenüber gestanden.

„Haben s' dich schon, du Rabenaas!“ kreischt sie auf und es war, als wollte sie ihm mit den Fingern ins Gesicht fahren. „Haben s' dich erwischt?“

Darauf der Richter: „Wir haben ihn nicht erwischt. Er ist freiwillig gekommen, um seine Schuld reumütig einzugestehen.“

Oder sollte das doch die Gerichtsverhandlung gewesen sein? Und wäre er am Ende schon verurteilt? Der Raum, in dem er saß, kam ihm gar nicht so uneben vor. Ein ganz hübsches Zimmer soweit. Aber dicke Fenstergitter. Er versuchte es einmal mit der Tür. Nein, da gab nichts nach. Nun setzte er sich auf eine Bank, stützte den Kopf auf die Hände und dachte: Wie ist es gestern gewesen um diese Stunde! Lustig beim Taubenwirt. Was ist seither geschehen? Wie wird's morgen sein? — Dann versank er in ein traumhaftes Hinbrüten.

Am selben Abend noch wurde Elmsteiner zum Verhör geführt. Das ging einfach vor sich. Wie er es unterwegs dem Ernest erzählt hatte, so sagte er vor Gericht aus und dabei blieb er. Kein Klagen, kein um Gnade Bitten, dumpf und stumpf kauerte er da, ein gebrochener Mann. Da die Herren viel hin und her redeten und wiederum allerlei fragten und alles aufschrieben, so stand der Bauer von seiner Bank auf, legte die zwei Fäuste aneinander und sagte: „Nit viel Umständ'! Mir ist ja eh alles eins, bei mir ist's verspielt. Macht mit mir, was ihr wollt, nur unser Herrgott, wenn er mir kunnt verzeihen!"

„Nicht so verzagt sein, Elmsteiner!" sagt hierauf einer der Richter. „Wir haben Grund, anzunehmen, daß Ihre Aussage nicht auf Wahrheit beruht."

„So wahr mir mein Gott helfen soll!" rief der Angeklagte.

„Wir zweifeln ja nicht an Ihrer Wahrheitsliebe. Aber im Irrtum werden Sie sein. Denken Sie doch einmal nach, ob nicht auch andere Möglichkeiten sein können. Ich glaube, Sie sind kein Mörder, Elmsteiner, nicht einmal ein Totschläger. Es ist eine glaubwürdige Zeugenschaft dagegen. Gut." Er winkte dem Diener. „Man rufe sie herein."

Ging eine Nebentür auf, stand sein Weib, die Veva, da.

* * *

An jenem Morgen in der Elmsteinerhütte, als das Weib, vom Sechter getroffen, hingefallen war, dachte es: Jetzt bleib' ich liegen und rühr' mich nicht. Daß ihm der Graus aufsteigt. Das Blut soll nur recht herabrinnen über das Gesicht. — Er sprang zu ihr hin und rief laut ihren Namen und schüttelte sie. Aber die Veva dachte: Bleib jetzt nur maustot — und lag hingestreckt in ihrem Blute. Da ging der Mann langsam zur Tür hinaus und kam nicht wieder zurück. Sie wartete lange, er kam nicht. Dann riß sie sich die Schürze vom Leib, um die Kopfwunde zu verbinden. Dann lag sie wieder dahin, aber er kam nicht und das wurde ihr endlich langweilig. So stand sie auf,

Sepp: Bitt, bin ich da recht, geht's da in Himmel eini?

Petrus: Obst am rechten Weg bist, muß sich erst erweisen. Wie heißt du?

Sepp: Sepp Untersberger, vulgo Steirersepp.

Petrus: (Im Schuldbuch blätternd, Steirer wartet geduldig, den blumengeschmückten Hut in den Händen.) Das ist auch eine vertrakte Einführung mit die zwei Namen. Da weiß man nie, soll man beim U nachschlagen oder beim S. U—u—u—u— hartes t oder weiches?

Sepp: Hartes.

Petrus: Unters — Untersberger aus Landl.

Sepp: Ja, der bin ich.

Petrus (lesend): Bild dir nit zuviel drauf ein.

Sepp: Bitt, sein Sie vielleicht der heilige Petrus?

Petrus: Ja.

Sepp: Küss' die Hand.

Petrus: Da stehen ja allerhand hübsche Sachen: jähzornig, alleweil verliebt, singt unflätige G'stanzln — oha! oha! — hat am 13. Oktober 1901 den Vinzenz Kerschbaumer, natürlich wieder vulgo Oberstampfer, (mit erhobener Stimme) mit seinem Messer nicht unerheblich verletzt! (Steirer kratzt sich hinterm Ohr.) Kratz dich nur! Nein, mein lieber Josef, mit dem Taschenfeitel sperrt man sich den Himmel nicht auf.

Sepp: Ich bin ja dafür auch drei Wochen g'sessen.

Petrus: Mit blutige Händ' willst in Himmel? Erst laß' dir im Fegfeuer die Flecken wegbrennen und so nach a tausend Jahr kannst wieder einmal anfragen.

Sepp: Aber ich bitt euer Gnaden, tausend Jahr, das halt ich ja nit aus.

Petrus: 's Herzerl hat ja schon allweil geglüht, bald für die Vroni und die Moni, bald für die Steffi und die Pepi. Jetzt soll zur Straf' auch einmal das andere G'lump ins Feuer.

Stpp: Ich hab damals im Zorn zugestoßen, und rauschi war ich a.

Petrus: Du hast als Mensch und Christ nicht zornig zu sein, verstanden? — und rauschi, das soll wohl eine Entschuldigung sein? Du wirst dich noch mit die Entschuldigungen in die Höll reden.

Sepp: Wer kommt denn nachher in den Himmel? A jeder Mensch hat seine Fehler.

Petrus: Hab' ka Maul, mein lieber Josef, hier ist nicht der Ort dazu.

„Das ist nur Komödie", sagte sie. „Er hat recht gut gewußt, daß sie ihn so wie so derwischen und daß er besser drauskommt, wenn er sich selber angibt. Nur abstrafen! Nur scharf abstrafen! Ei, ei, mein Kopf!" Mit beiden Händen hielt sie ihn, als ob die Schmerzen sehr groß wären. Einer der Richter aber stand rasch auf und rief dem Weibe zu: „Jetzt macht, daß Ihr weiterkommt!"

Und der andere Richter sagte: „Euren Mann werden wir ein paar Tage dabehalten."

Trat der Bauer, die Fäuste bittweise aneinander gehalten, gegen den Tisch hin: „Ich bitt', Herr Richter, so lang' als möglich!"

— — Jetzt ist die Geschichte eigentlich schon aus. Wie es weiter gehen wird, das kann man sich denken. Als nach einigen Tagen der Beamte den Elmsteiner heimgehen hieß, legte er ihm die Ehescheidung nahe. Der Bauer schüttelte traurig den Kopf: „Das kann ich dem Pfarrer nicht antun."

Vor der Himmelstür.

Eine Legende von **Fritz Baron Holzhausen.**

Personen: Heil. Petrus. — Der Steirersepp (in Nationaltracht, blumengeschmücktem Hut, Rucksack). — Graf Stolz (eleganter, grauhaariger Aristokrat, Ordensstern). — Monika (ein altes, armes Bauernweibl). — Eine Diakonissin (jung, schwarz gekleidet, mit weißem Häubchen). — Ein 7jähriges Mädchen (zierlich, nett gekleidet). — Ein 14jähriger, armer bleicher Junge.

Der Hintergrund stellt eine aus mächtigen Steinstufen sich aufbauende Wand dar, in welcher die „Himmelstür" eingeschnitten ist. Petrus (mit Schlüssel, Brille, blauem Sacktuch, Schnupftabaksdose) sitzt rechts von der Tür auf der untersten, bankhohen Stufe; vor ihm ein Steintisch mit einem mächtigen, aufgeschlagenen, schrägstehenden, mit Schließen versehenen Buche.

Petrus: So ein Augenblick Ruh tut einem wohl. Es ist kein leichtes Amt, der Pförtner vom Himmel zu sein. Alle wollens 'nein, keiner will a Schuld haben und schuldig sind doch alle. Wenn man aber so seine 2000 Jahre, wie ich, immer dasselbe Lamento hört von Haß und Liebe und Not und Leid, verliert man die Schärfen, man verliert sie völlig. (Man hört aus der Ferne Jodlerklänge. Petrus hebt sichtend die Hand vor die Augen.) Natürlich kommt schon wieder einer. Wie der über die Wolken hupft! Scheint gar, der singt? Na, der muß ein leichtes Gewissen haben. Holla dari, daro! a Steirer! — sind ein gut's, lustig's Völkl, ich mag's leiden. Fang nit selber wieder die Leut zum loben an! G'sindl sind's alle miteinander, G'sindl! Na, wart mein Sepperl! Dir werd ich die Höll heiß machen. (Erhebt sich.) Wie aber heut wieder die Sonn sticht! (Niest) Habtschi!

Sepp: Helf Gott!

Petrus: Dank schön.

Petrus: Aber auch nur die letzte Stund. (Monika, ein altes Mutterl, armselig, wankend, Rosenkranz, Stock. Schleicht an beiden vorbei.)

Petrus: Wohin denn, Mutterl?

Monika (in höchster Erschöpfung): Wohin ich will? Mein guter Herr, das trau ich mich gar nicht zum sagen. So lange ich gelebt hab', war mei einzige Bitt: Lieber Gott, laß mich dereinst das Himmelstürl finden, gönn' mir a ruhiges Platzl in deiner Seligkeit. Jetzt bin ich endlich verstorben und find den Weg nicht. Ich komm' nimmer hin, ich bin viel zu müd'. (Sinkt erschöpft an der Himmelstür nieder, das Haupt tief gesenkt. — Petrus und Sepp betrachten sie mitleidsvoll.)

Petrus: Siehst, mein lieber Sepp, bei der brauch ich erst gar nicht lange im Liber scriptus blatteln, die gehört zu denselbigen, von denen der Herr sagt: Kommet, die ihr müde seid und beladen.

Sepp: Man sieht's ihr an (tritt näher an die Alte heran). Mir is, als wann ich's kennen müßt, ob's nicht die Monika, die Spandl Monika aus Gams is?

Petrus: Die Art Leut schaun sich alle ähnlich, das Elend macht gleich.

Sepp: Wenn ich nur ihre Nasen schauen tät. Wie ich a Bua war, ich erinner mich noch genau, hat ihr ein Heger die Nasen ein gehaut, weils im gräflichen Wald Holz und Beeren g'sammelt hat.

Petrus: So schön!

Sepp: Lang ist's im Siechenhaus gelegen, nachher hat ihr der Graf die Erlaubnis zum Holz- und Beerensammeln zug'standen.

Petrus: Ist nit viel, aber immer was.

Sepp: Ich wer' mich nicht täuschen, sie ist's. Ich kenn's immer nur, wie's im Wald auf allen Vieren umkrochen ist, wie a schwarzer Hund, nur daß s' nicht gebellt hat, aber oft geseufzt. Monika!

Monika (müd, verträumt): Laßt's mich schlafen.

Sepp: Siehst, ich hab' recht, sie ist's.

Petrus: Tu s' nicht wecken, der Himmel lauft ihr nicht davon, und zu einem großen Glück und zu einer großen Freud, wie's ihr bevorsteht, muß man bei Kräften sein, wenn man's ganz genießen soll.

Sepp: Schau, lieber Petrus, die Kraft, a großes Glück zu ertragen, die hätt' ich. Geh sei so gut und laß mich hinein. Was hab' ich denn auch so Schreckliches verbrochen, dem Vinzenz a bisserl zur Ader gelassen, war eh so vollblütig.

Petrus (halb abgewendet): Mit deine Kräft' wirst auch die hundert Jahr Fegfeuer aushalten.

Sepp (bewegt, freudig erstaunt): Wie, wie — was sagst — hab' ich recht gehört — hundert?!

Armer blasser Junge (von rechts, ängstlich): Gelobt sei Jesus Christus.

Petrus: In Ewigkeit. (Faßt den Schlüssel wie selbstverständlich und läßt den Knaben hinein. Lichtfülle, ferner Orgelklang.)

Sepp: O mei, da ist's schön drin, ich bitt sehr, sein's gut, Herr Petrus, lassens mich a eini, was kann denn ich dafür, daß ich nicht schon als unschuldiges Kind gestorben bin.

Petrus: Bettl' nicht und geh'. Je früher du dei Straf antrittst, um so früher kommst 'raus.

Sepp (weinerlich): Aber ich bitt, tausend Jahr, das kann ich gar nicht denken — mir ist jetzt schon ganz hoaß. Na, ins Fegfeuer geh' ich nicht, da bleib ich holt a Ewigkeit da steh'n.

Junge Diakonissin (kommt schwebenden, erregten Ganges von rechts, wendet sich flüsternd an Petrus).

Petrus (gütig): Wie? Marie? (Sie flüstert ihm den Namen ins Ohr. Petrus schaut im Buch nach, Sepp schaut auch hinein.)

Petrus (polternd): Was ist denn das für eine Art. Gehört sich das, fremden Leuten ins Lebensläufel neinzuschau'n? (Sepp zieht sich zurück, Petrus liest.)

Petrus: Brav, Mariedl. (Geht auf sie zu und streichelt sie). Sehr schön, alle Achtung.

Diakonissin: Und meine Sünde?!

Petrus: Macht nichts. Kranke und Gesunde sind deine Fürsprecher. Komm — ich sperr dir auf. (Führt sie an der Hand.)

Marie (zitternd): Ist es auch drin?

Petrus: Wo soll's denn sein, als im Himmel (Marie hebt ekstatisch, voll Erwartung die Hände. Petrus öffnet die Tür. Marie stürzt mit einem Jubelschrei hinein.)

Petrus (zum Steirer): Siehst, so geht's einem braven Mädel!

Sepp: Warum hat's denn so aufgejuchzt?

Petrus (ernst): Weil's jetzt wieder ihr Kind hat.

Sepp (kichernd): A brav's Madel mit an Kind!

Petrus: Siehst, was du für a schlechter Kerl bist. Aus dem willst eine Schuld machen und bist alleweil selber fensterln krochen. Grad so ein Lump ist auch zu ihr kommen und hat gebettelt und geschworen und hat's dann in Schand und Elend sitzen lassen. Das Kind ist gestorben, sie aber hat von der Stunde an ihr blutiges Herz den Kranken geschenkt und sie gepflegt und mit ihnen gebetet. Für solche Leute steht der Himmel offen, aber nicht für Rauf- und Saufbrüderln, wie du einer bist.

Sepp: Ich hab auch mein Vater in der letzten Stund gepflegt.

Sie gegen die zehn Gebote verstoßen haben? Sie werden sich vielleicht noch erinnern: du sollst nicht töten, du sollst nicht begehren deines Nächsten . . .

Graf: Diese Formeln sind ja ganz vorzüglich, aber Sie sind doch nicht für den Grafen Stolz und seinesgleichen, das sind Volksgesetze.

Petrus: Volksgesetze! Nein, Herr Graf, die Gebote sind für alle Menschen die gleichen, ob adelig oder nichtadelig.

Graf: Sie sind Sozialist!

Petrus: Nein, aber Christ!

Graf: Zu Ihrer Beruhigung, der bin ich auch. Ich habe die Kirche regelmäßig besucht und ihre Feste mitgefeiert. Ich habe namhafte Summen für Kirchenbauten und Klöster gespendet, ich habe bei keinem Wohltätigkeitsfeste gefehlt, ich habe für mein Personal und meine Diener freigebigst gesorgt und war für die Armut nicht unzugänglich.

Petrus (auf- und abschreitend, verzweifelt): Aber ja, aber ja, die Geschichten kenne ich ja, sind immer die gleichen. (Auf Sepp losfahrend): Steh' nicht da, wie a Aufpasser, vertandl nicht deine Zeit, schau lieber, daß d' deine Straf' antrittst.

Sepp: Ich geh schon — aber nit zu weit. (Ab).

Petrus (gegen den Grafen): Aber der Himmel verlangt mehr. Er gibt sich nicht mit Standesvorurteilen und falschen Ehrbegriffen zufrieden. — Innerlichkeit will er!

Graf (stolz, sich zum Gehen wendend): Genug der Belehrungen! Wo habe ich mich hinzuwenden, um zu Meinesgleichen zu kommen?

Petrus: Herr Graf werden's wohl nicht so eilig haben — a Ewigkeit ist lang. (Begütigend): Schauen wir jetzt einmal nach, was auf der guten Seite steht.

Graf: Interessiert mich nicht.

Petrus (für sich): Wenn einem da das Heferl nit übergehen soll. Na, na, vergiß nit, Petrus, daß d' a Heiliger bist. (Tritt ans Buch und liest schnell): War ein treuer Diener seines Fürsten, rettete einem Kameraden in der Schlacht das Leben, (gegen den fortgehenden Grafen): so wartens doch noch a bisserl, Herr Graf! (Weiterlesend:) Bezahlt die Schulden seines Freundes, erlaubt einem alten Weib in seinen Forsten — —

Monika (erwachend): Träume ich noch? Das ist ja der gnädige Herr Graf, ich kenn' ihn ja, hab' ihn oft im Wagen gesehen. Euer Gnaden! (Kriecht auf ihn zu.)

Graf: Was will sie?

Monika: Die Händ küssen, Euer Gnaden, Sie waren ja der einzige Mensch, der was Gutes für mich tan hat. Dank, Euer Gnaden, tausendmal Dank. (Küßt kniend seine Hände.)

Petrus: Was hast denn, was redst denn?

Sepp (Petrus' Hand erfassend): Du bist, ich fühl's, a wahrer Heiliger, du hast a Einsehen für unsere Schwächen, du hast a Herz voll Güte für uns Menschen.

Petrus: Ich war ja selber lang genug drunten, ich weiß, wie's zugeht.

Graf Stolz (von links): Äh, sehr beschwerlicher Weg. (Zu Petrus.) Sind Sie der Pförtner?

Petrus: Petrus, der Pförtner.

Graf Stolz: Graf Stolz. Wollen mich Eure Heiligkeit anmelden. Hier meine Karte. (Während Petrus, die Karte in der Hand, im Buche nachschaut, betrachtet der Graf durch sein Lorgnon den Sepp und das Mutterl.)

Graf: Eine sehr zweifelhafte Gesellschaft.

Petrus (über das Buch gebeugt, sich hinter dem Ohr kratzend): Mit die Herren hab ich immer das größte G'frett.

Graf: Nun?

Petrus: Herr Graf, schauens gefälligst selber her. Die linke Seite ist Soll und die rechte 's Haben; stimmt die Rechnung oder stimmt's nicht?

Graf: Äh, eine Art Seelenbuchführung, was?

Petrus: Überzeugen Sie sich selbst.

Graf (durchs Lorgnon): Ich lese: adelsstolz.

Petrus: So steht's geschrieben.

Graf: Und das soll ein Fehler sein? Habe doch allen Grund dazu, auf meine Vorfahren stolz zu sein. In vier Jahrhunderten keine Mesalliance. Alle in hohen Stellungen gewesen.

Petrus: Ja wissens, Herr Graf, was Ihre Ahnen geleistet haben, das kann man füglich Ihnen nicht gutschreiben.

Graf: Ich habe stets im Geiste meiner Vorfahren gelebt und gehandelt, im übrigen bin ich heut selbst Ahne.

Petrus (lächelnd): Das ist ja richtig, freilich.

Graf (weiterlesend): Hält üppige Gelage. Ja, hätte ich mich bei meinem Vermögen von Heuschrecken nähren sollen? Man hat doch als Graf Stolz gesellschaftliche Verpflichtungen. (Liest wieder): Duelliert sich und verwundet seinen Gegner. Das war ein Gebot der Ehre! (Liest): Schwört, mit der Gräfin Laura Krasch — aber wie kann man denn nur Namen nennen, horrible! — keine intimen Beziehungen gehabt zu . . .

Petrus: Na, ich denk', das Sündenregister ist lang genug.

Graf: Als Aristokrat konnte ich nicht anders handeln.

Petrus (abgewendet): Ich sag's ja, mit die Herren hab' ich mein größtes Kreuz. (Zum Grafen :) Ja sehen Sie denn nicht ein, daß

Sepp: Ich bitt', wo ist denn die Monika und der noble Herr hin, mit dem's so viel zu reden g'habt haben?

Petrus: Wo's hingehören — in den Himmel.

Sepp: So — —, also bin i der einzige schlechte Kerl von die drei?

Petrus: Wann du's nur einsiehst.

Sepp (aufblickend): Je, schaun's nur, Herr Petrus, was da kommt, so a lieb's Dirndl (6—7jähriges Mädchen kommt von links, singend „Schlaf, Kindchen" 2c., eine Puppe im Arm), das wird a schön's Engerl geben.

Petrus: Das Pupperl hat's aber bei dir gut.

Mädchen (vertraulich an Petrus und Sepp herantretend): Das ist mein Kinderl, heißt Elsa, schau was es für lange Haare hat und so kleine Schucherln.

Sepp: Das Pupperl ist freilich schön.

Mädchen: Hat mir das Christkinderl gebracht, weil ich so brav war.

Petrus (sich setzend, Sepp neben ihm): Wie heißt du denn, Mäderl?

Mädchen: Schönbauer Steffi, Rathausgasse Nr. 18, 2. Stock.

Sepp: Steffi, so a lieber Namen!

Petrus: Erinnert er dich an dein verliebten Erdenwandel, was? (Zu Steffi:) Und wohin willst denn, Steffi?

Mädchen: Ich geh mit der Elsa spazieren, ja; ich war so krank. Mutter hat so viel geweint und der Papa auch — ja, aber jetzt bin ich wieder gesund, ganz gesund (tanzt singend mit ihrer Puppe):

Tanze, Püppchen, tanze,
Was kosten deine Schuh?
Laß mich nur immer tanzen,
Du gibst mir nichts dazu!

Petrus: Wie schön du singen kannst.

Mädchen: O, ich kann viele schöne Lieder. Die Mutter hat immer gesagt, die Steffi singt am allerschönsten, der Hans kann nicht so schön singen.

Sepp: Wer ist denn der Hans?

Mädchen: Das ist doch mein Bruder, der ist immer so schlimm, ja.

Petrus: Hast du ihn nicht gern?

Mädchen: Wenn er mit mir spielt, dann hab' ich ihn lieb, wenn er mich aber zwickt und stupft — dann hab' ich ihn nicht lieb.

Petrus: Das soll der Hans freilich nicht.

Mädchen: Schau, wenn ich so mach, macht die Puppe die Augen zu, und wenn ich so mach, wieder auf.

Graf: Für was dankt sie denn, ich kenne sie nicht, sie ist mir keinen Dank schuldig.

Petrus (dem Grafen auf die Schulter klopfend): Doch, Sie haben diesem armen Weibe das Sammeln von Holz und Beeren in Ihren Forsten gestattet.

Graf: Nun und was ist dran!

Petrus: Mehr als Sie glauben — der Himmel, Herr Graf.

Graf: Hängt das an so Geringem?

Petrus (auf das Buch weisend): Es braucht, wie Sie gehört haben, nicht viel um Vieles gutzumachen.

Graf (stürmisch): Dann aber lassen Sie mich wenigstens für die arme Frau sorgen — hier (durchsucht seine Taschen), hier, diese Goldrolle — wie? Wär's möglich — man hat mir mein Geld genommen!

Petrus: Sie hat Ihre Wohltat nimmer nötig, Herr Graf, die ist jetzt ebenso reich, wie Sie. Steh' auf, Monika (hilft ihr auf), brauchst ka Holz mehr zu sammeln und ka Beeren mehr zu brocken, höchstens noch Himmelsschlüsseln, wann's dich freut.

Monika: Is wahr, is wahr? — komm ich in Himmel? O, das dank ich gewiß nur Euer Gnaden, der mir schon so viel Gutes im Leben erwiesen hat.

Graf (erschüttert, abgewendet): Nein, mir nicht! — Wie wird mir so weh! — —

Petrus (die Himmelstür öffnend): So, jetzt ist's Türl offen!

Monika: Is möglich, die Ehr'! Zu gleicher Zeit mit dem gnädigen Herrn Grafen.

Graf (mit einer Handbewegung gegen die offene Tür zu Monika): Bitte . . .

Monika: Na, na — ich weiß schon, was sich gehört . . .

Graf: Bitte doch, die Damen haben den Vortritt. (Beide ab.)

Petrus (die Tür verschließend und sich niedersetzend): Weh' und weich is ihm ums Herz worden, dem stolzen Herrn. Daß den Leuten die Augen erst immer aufgeh'n, wenn sie's für immer schließen. So a armer Mensch kann eigentlich nit viel dafür, wie er ist. Entweder liegt's im Blut oder es ist anerzogen, das Schlechte wie's Gute. Ich wunder mich nur, daß ich wegen meiner Nachsicht noch kein' Verweis kriegt hab'; am End denkt der liebe Gott grad so wie ich. (Sepp tritt wieder vor.) Was, allweil bist noch da?!

Sepp: Ich kann mich nit entschließen, ich denk' immer noch, Sie werden mir in Ihrer Gutheit auch noch die hundert Jahr Fegfeuer nachseh'n.

Petrus: Wenn man einem a Brot schenkt, gleich will er a Butter drauf.

Wie wird's unseren Brüdern im fremden Land ergehen?

Zum Gedenktage des Allgemeinen deutschen Schulvereines.

An wetterschönen Sonnabenden, wenn die Werkswoche vorüber ist und das Fest der Geisteserhebung beginnt, finden sich die Leute gerne zusammen auf dem Rasenplatz bei der Linde in deutschen Städten. Die Alten sitzen auf der Rundbank, sehen den spielenden Kindern, den schäkernden Burschen und Mädchen, den in froher Ernsthaftigkeit sich ergehenden Männern und Frauen zu; so zieht in einem bunten und lieblichen Wandelpanorama ihre eigene Vergangenheit neuerdings zu zu ihnen herauf. Und wenn dann vom Turm die Abendglocke läutet, mit dem trautsamen Klang das Lied vom freien deutschen Vaterland singend, dann kommt es in die Herzen wie Heimatsandacht.

Aber mitten in diesem Abendfrieden des Städtchens sehe ich Männer und Greise ernsthaft vor sich hinschauen, und es schluchzen Frauen. Bis eine von ihnen die auf dem Schoße gefalteten Hände hebt, sich damit über das Gesicht fährt und einen tiefen Atemzug tut.

Fragt sie der vertraute Nachbar: „Woran denkst du, Elisabeth, daß du so schwer mußt seufzen?"

„Da wirst du nicht lange zu raten brauchen, Vater. An die Unsern habe ich gedacht. Wie es ihnen wohl ergehen wird im fremden Land!"

Denn ein Jahr vorher waren viele aus diesem Städtchen fortgezogen. Daheim fehlte der Erwerb, in fernen Ländern lockten Wohlstand und Glück, dort wollten sie hin und sich eine neue Heimat gründen. Auf diesem Lindenplatz sind wenige anwesend, die damals nicht einem Bruder, einer Schwester, einem Sohn, einem Vetter nachzuwinken hatten mit dem weißen, tränenfeuchten Tüchlein.

Seither waren allerhand Nachrichten heimgekommen, von schönen Ansiedlungen, gutem Erwerb, von Enttäuschungen und Heimweh, von Wohl- und Mißgeschick verschiedener Art. Nun, das ist wie überall auf der Welt. Das Bedenklichste war ein anderes, das in Briefen oft und öfter laut ward: Ihre Sprache verlernten sie unter fremden Völkern, ihre Sitten und Gewohnheiten müßten sie aufgeben, denn es fehle an Mitteln, um in Schulen, in Kirchen und im Leben die deutsche Art zu behaupten.

An das vor allem hat jene seufzende Frau gedacht. An dem Tage, als ihr Sohn in die Fremde zog, war ihr nicht zumute gewesen, als verliere sie dieses, ihr Kind. Aber als dann der Brief kam, sie hätten keine deutsche Schule, keine deutsche Kirche, keine deutschen Bücher, sie müßten die fremde Sprache lernen, da gab's ihr im Herzen einen Stich. Jetzt erst hatte sie ihr Kind verloren. Ihr Kind und ihre Kindeskinder.

Sepp: Wirst uns nix vorsingen, Dirnderl?

Mädchen: Was soll ich singen: Guten Abend, gute Nacht?

Petrus: Komm zu mir, Steffi, und sing das Lied: Guten Abend, gute Nacht. (Nimmt sie auf den Schoß.)

Steffi: Aber die Puppe auch.

Petrus: Also sing.

Steffi (singt): „Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt, schlupf unter die Deck. (Petrus drückt das Kind an sich und streichelt es.) Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt — morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt."

Petrus: Das hast du schön gesungen.

Sepp: Brav Dirndl, brav!

Mädchen (auf Sepps Hut weisend): Schau, was der Mann auf dem Hut hat.

Sepp: Blümerln sind's von der Alm, willst's? Geh nimm's (reicht ihr sie) und sing noch ein Liedl, noch eins.

Mädchen: Soll ich singen: mein Steirerland?

Sepp: Was Dirndl, das kannst? Sing's, ich bitt schön.

Petrus: Weißt Steffi, das ist ein Steirer.

Mädchen (singt, Petrus brummt mit): „Die Berge hoch, an Erzen reich, mit weißen Kronen silbergleich, die Felsenbrust —" u. s. f.

Sepp (aufspringend): Aber — aber, ich hab's ja mit (wirft den Rucksack ab, holt diverses: Pfeife, Tabaksbeutel, und schließlich eine Zither hervor und begleitet den Gesang des Kindes, zum Schluß singt er seelenvergnügt und laut den Jodler mit).

Sepp: Gibt's was Schöneres als das Lied, als so an Jodler! — Ich merk's, ich bin nit weit vom Himmel. (Sich an Petrus anschmiegend): Guter, lieber, heiliger Petrus, gelt, du schickst mich nimmer fort.

Petrus (zum Mädchen): Soll ich den garstigen Mann wegschicken?

Mädchen: Das ist kein garstiger Mann (nimmt den Sepp um den Hals), den Mann hab' ich auch lieb.

Sepp (das Kind dem Petrus entreißend und in seinen Armen hochhaltend): Heiliger, guter Petrus, mach uns auf, das Dirndl gehört in Himmel, ich trags eini. (Petrus erhebt sich und öffnet die Tür. — Lichtfülle, Orgelklang.)

Petrus: Das Dirndl gehört hinein, das ist g'wiß. Aber du kommst gleich wieder zurück.

Sepp (überglücklich — das Kind fest an sich drückend): Na! Juch — juch, juch!!!

wendet wird. Eine solche Feier lasse ich mir gefallen, statt klingender Phrasen klingende Münze und die übertragen in geistige und sittliche Werte. Es sieht ernst aus um die Deutschen in Österreich, aber noch ungleich trauriger sähe es aus, wenn im Laufe der Zeit nicht die zehn Millionen Kronen des deutschen Schulvereins an den umstrittensten Punkten Bollwerke errichtet hätten! — Und nun begeht im Norden der Allgemeine deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland den Gedenktag seines fünfundzwanzigjährigen Bestandes. Das ist die deutsche Mutter, die bei allem Glück und Segen in deutscher Heimat kummervoll ihre Hände über der Brust faltet: Wie wird es meinen Kindern ergehen in der Fremde! Und das ist der deutsche Mann, der zur Wehr greift. Aber nicht zum Schwert, das etwa die nationalen Rechte fremder Völker verletzen wollte; vielmehr zur eigenen inneren Kräftigung durch deutsche Kultur und Geistesbildung. Die so mächtig erwachten Selbsterhaltungsbestrebungen fremder Nationen will der Deutsche nicht bekämpfen, er muß sie vielmehr ehren, sie sind ihm ein Vorbild, eben mit derselben Entschiedenheit auch für sein Volkstum, für seine Scholle einzutreten. Was da die Natur entfaltet, nicht ein Vernichtungskampf soll es sein, sondern ein Wettstreit, und das Volk, das an geistiger Kultur und Gesittung das stärkste, für seine Stammeskinder das opferfähigste ist, wird Sieger bleiben.

Aber das ist noch die gelindere Seite der Frage, die prinzipielle. Viel weher tut die andere — die menschliche. Ihr mitten im lieben deutschen Land da draußen habt es nie erfahren, wie das ist, wenn man geglaubt, mit seinen Kindern auf deutscher Heimatsscholle fest für alle Zeit gesichert zu sein, und sachte, aber unaufhaltsam wie das Meer bei immer wachsender Flut rückt ein fremdes Volkstum näher und näher. An der Sprachgrenze fällt eine deutsche Ortschaft um die andere, die Städte halten noch stand, über das flache Land von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof greift's heran. Immer mehr fremde Laute hört man, immer mehr fremdsprachige Namen liest man auf den Hausschildern. Die behördlichen Verordnungen, seit Urvaters Zeiten deutsch, werden zweisprachig. Die Straßentafeln zweisprachig, die Ämter zweisprachig, die Postdrucksorten zweisprachig, die Lehranstalten zweisprachig. Damit ist aber die immer weiter und weiter ausgreifende fremdsprachige Bevölkerung nicht zufrieden, sie will Einsprachigkeit haben, ihre Sprache allein. Sie verlangt durchaus ihre einsprachigen Schulen, Kirchen, Ämter. Und schrecklich korrekt sagt der Staat: jedes Volk hat das Recht auf seine Sprache. Die Deutschen haben vorher den Fehler begangen, fremdsprachige Arbeiter und Dienstboten ins Land zu rufen, weil sie billiger und williger waren als die deutschen Arbeiter, die alle hoch hinaus wollen. Und derweilen sie hoch hinaus wollen, nisten sich im

Und wie diese Frau, so empfanden andere im Städtchen. Viele trugen es heimlich, mit schwerem Gewissen, denn sie hatten zur Auswanderung geraten, hatten anfangs mit den günstigen Erwerbsnachrichten der Ihrigen geprahlt. Manchen war bange, ohne daß sie wußten warum, und andere waren völlig betäubt, weil es so unerhört ist, daß ein Mensch seine Muttersprache in sich muß absterben lassen und eine fremde Zunge annehmen für sich und sein künftiges Geschlecht.

Jetzt aber, da das Wort gesprochen ist: „Wie es ihnen wohl ergehen wird im fremden Land! Bei fremden Völkern!“ Da widerhallt die Frage in allen Gemütern, da wird das bange Leid laut auf dem Lindenplatz. Die Schwalben um den Giebel singen auf einmal anders als gestern, und die Glocken auf dem Turm reden von den Ausgewanderten, deren deutsche Seele im fernen Lande sollte sterben müssen.

Da springt einer der Ältesten auf die Lindenbank — ganz jugendlich flink springt er hinauf — und ruft ein schallendes Wort über die Menge hin: „Heimatgenossen! Unsere Brüder unter fremden Völkern dürfen wir nicht verlassen. Ihr weltlich Gut, das sei ihre Sorge allein. Aber ihre deutsche Seele, die müssen wir ihnen helfen schützen und erhalten. Die Hauptsache daran, die Treue, die müssen sie selbst halten. Wir können nur für äußere Kräfte sorgen, und das soll geschehen. Ich rufe zu dieser Stunde die Wackersten unserer Stadt. Wir wollen morgen hinaustreten in den weiten Gau und das Volk aufrufen, daß es mithelfe, die Mittel spende, unsern Brüdern im Auslande das Ahnenerbe zu bewahren!“

Dieses Städtchen nun, es steht hundertmal im deutschen Land. Und wenige Wochen nachher rollt über die Grenzen, über die Ebenen, über die Alpen, über die Meere das Geldstück. In diesem prosaischen Wertzeichen hatten die Deutschen daheim ihre Dankbarkeit zu den Vorfahren, ihre Liebe zu den Nachkommen, ihre Treue zur Nation lebendig gemacht. Und in diesem Zeichen sind viel tausend Keime deutschen Lebens zu den Stammesgenossen ins Ausland gekommen. Ebenso gern wie dem groben Genuß und der Gemeinheit, dient das Geld hohen, idealen Zwecken. An vielen Orten der Welt, wo Deutsche beisammenwohnen, konnten nun deutsche Schulen und Kulturanstalten aller Art befestigt oder neu gegründet werden. Und dort, wo Deutsche in Gefahr sind, von ihrer Väter Scholle verdrängt zu werden, ergeben sich Mittel, wirtschaftlich und national wieder festen Fuß zu fassen und geistig zu erstarken.

Im vorigen Jahre haben die Deutschen in Österreich den fünfundzwanzigjährigen Bestand des deutschen Schulvereins damit gefeiert, daß sie durch Spenden im großen und kleinen eine Jubiläumssumme von 600.000 Kronen zusammenbrachten, die zur Kräftigung des deutschen Geistes und Sinnes in ihren national schwerbedrängten Gegenden ver-

Enrica von Handel-Mazetti.

Von Dr. **Johann Ranftl.** Graz.

II.

In jenem unterirdischen Zauberlande, das Paul Keller in seinem „letzten Märchen“ gar anmutig schildert, erzählt jemand von den Schriftstellern der Menschenwelt: „Es sind wenig Schriftsteller bei uns, die ihr Buch jahrelang im Herzen tragen, die mit Fleiß, Treue und Beruf daran schaffen . . .“ Als rühmliche Ausnahme hat auf jeden Fall Handel-Mazzetti zu gelten, die erst fünf Jahre nach dem „Meinrad“ ihren zweiten großen Roman „Jesse und Maria“*) herausgab, der im verflossenen Jahre im Münchener „Hochland“ erschien und gleich mit den ersten Kapiteln eine erregte Polemik hervorrief, wobei man sich nicht um künstlerische Fragen stritt, sondern um gewisse angeblich „antikatholische“ und „unsittliche“ Szenen in der Erzählung. Der nutzlose Streit hatte vielleicht das eine Verdienst, daß er dem Romane manchen Leser zuführte, der sonst ferngeblieben wäre. „Jesse und Maria“ ist „Meinrads“ jüngerer, kräftigerer Bruder und verleugnet nirgends die Familienähnlichkeit. Wieder ist es ein historischer Roman, der uns in die Zeit des Barock und der Perrücken zurückführt. Wieder sehen wir den Zusammenstoß entgegengesetzter Weltanschauungen und in diesem Kampf wird mit geistlichen und weltlichen Mitteln leidenschaftlich gekämpft. Der Schauplatz ist auch in „Jesse und Maria“ Österreich, wie er es in der ersten Hälfte des „Meinrad“ war. Nur tritt an die Stelle von Kremsmünster das sagenberühmte Pechlarn und seine Umgegend. Ein glänzend gezeichneter Held, der die anerkannte Kirche befehdet und für seine Überzeugung Verfolgung und Tod leidet, spielt in jedem der beiden Werke eine große Rolle. Überall begegnen uns grelle, gewaltsam erschütternde Szenen; jedesmal entfaltet sich das tragische Geschick der Menschen innerhalb eines „denkwürdigen Jahres“ und die altertümlich gefärbte Darstellungsweise ist gleichfalls dort und hier ganz ähnlich verwertet. Es hätte schier etwas gefehlt, wenn das neue Buch nicht ebenso erregt umstritten würde, wie sein Vorgänger. Ich will es nun versuchen, den Eindruck des Donauromanes auf mich sine ira et studio zu schildern.

In dem Wallfahrtsbüchlein der allen Donaufahrern wohlbekannten, malerisch gelegenen Kirche Maria Taferl liest man die Überlieferung von der Entstehung dieses Gotteshauses. Im Jahre 1642 kaufte der fürstbischöflich Regensburgische Förster Alexander Schinagl, der seit sechs Jahren an schwerer Melancholey litt, beim Pechlarener Schulmeister und

*) Kösel. München und Kempten. 1906.

Untergrund sachte die Fremden ein, klammern sich an die Scholle, die der Deutsche oft so leichtsinnig verläßt, sind arbeitsam und sparsam und — fruchtbar, und auf einmal sind sie im Land die Mehrzahl. Der Ursachen solchen Vordringens gibt es viele. Die Deutschen sind nicht ohne Schuld! Um so verzweifelter ist ihre Lage. Nun aber denkt euch einmal, wie einem deutschen Familienvater, der wohl auch tüchtig war und vielleicht unschuldig muß mitleiden, wie ihm zumute sein muß, wenn der deutsche Boden gleichsam unter seinen Füßen ihm weggezogen wird, wenn er sieht, wie seine Kinder und Kindeskinder aufgehen müssen in einem fremden Volk, das keinen Goethe und Schiller hat! — Auswandern? Zu Deutschen wandern? Ja, wenn das Heimatgefühl nicht doch noch stärker wäre als das Stammesgefühl! Auch die wirtschaftlichen Ketten zwingen ihn nieder auf seine Scholle, und das nationale Wesen hebt rasch an zu verkümmern. Von stumpfer Verzagtheit wird es gelähmt, aus praktischen Gründen wird es verleugnet, aus Unterrichtsmangel wird es vergessen — und so geht eine deutsche Familie um die andere unter im fremden Element. — Wie soll man da helfen?

Ist Geld die Hilfe? Ist mit Geld allein wirklich was getan? Geld ist Mist, sagt der Philosoph, und der Bauer fügt bei: durch Mist wächst die Frucht. Wer persönlich beispringen, moralisch aufrichten kann, der leistet freilich noch das bessere Teil. Aber auch das Geld, es gründet deutsche Wohnstätten, baut deutsche Schulhäuser, bildet deutsche Lehrer, unterstützt deutsche Studenten, schafft deutsche Bücher, bringt deutsches Leben. Und wie sehr stärkt solcher Beistand des Muttervolkes das Selbstvertrauen jener bedrohten Kinder! Wie sehr nährt eine solche Gemeinsamkeit hüben und drüben die Liebe zu dem großen Volk der Deutschen!

Ihr glücklichen Freunde im Reich! Greifet jetzt wieder einmal in euer Herz — und zwar in jene Kammer, wo der Geldsack ist.

Es gibt schreckliche Zeitläufte, da man für sein Volk Blut und Leben einsetzen muß. Wie froh sollten wir sein, nun auch mit milden Geldspenden, wenn ihrer nur recht viele sind, Erkleckliches leisten zu können. Wer in den Büchern des deutschen Schulvereins blättert, der wird sehen, wie erstaunlich viel er seit fünfundzwanzig Jahren geleistet hat. Viele Hunderte von Familien sind durch ihn dem deutschen Volk erhalten geblieben. Und wer die Zeit versteht und die Tatsachen beobachtet, der sieht, wie erstaunlich viel immer wieder geopfert, geleistet werden muß. Inmitten des furchtbaren Ringens aufstrebender Gegner, die nicht bloß das politische, mehr noch das kulturelle Deutschtum bedrohen, darf keiner von uns auch nur einen Tag lang sorglos leben, ohne für die heilige Sache der Nation etwas zu tun. Peter Rosegger.

lehrer aus Melk, erwidern alle Mahnungen der Kommissäre mit souveränem Stolz oder mit übermütigem Spott. Zwischen dem Kommissär Kohlweis, dem Abt von Lilienfeld und Jesse kommt es zu erregtem Wortwechsel. Als der Richter das unschuldige Weib und die Verwandten des Angeklagten bedroht, weiß dieser seinen jähen stolzen Mut nicht mehr zu meistern, sondern verwundet durch einen Pistolenschuß seinen Gegner am Gerichtstische. So wird Jesse kriminalistisch und zur Aburteilung nach St. Pölten gebracht, woselbst er sein Todesurteil und den Todesstreich empfängt. In der Seele von Jesses Feindin Maria geschieht aber mittlerweile ein Merkwürdiges. Früher sah sie in Jesse nur den Feind ihres Glaubens und ihres häuslichen Glückes, den höhnischen lutherischen „Bueben". Jetzt aber, da seine Sonne sinkt und das Unheil eine unvorhergesehene Gestalt annimmt und unschuldige Menschen mithineingerissen werden, erwacht in Maria ein edles, menschliches Mitleid, eine opferwillige Barmherzigkeit und Liebe. Sie möchte Jesses Leben retten schon um seines jungen Weibes willen, des unschuldigen „Mäusls", welches das erste Kind erwartet. Leider kann sie nur der armen Wöchnerin allein noch ihre Liebe bezeugen und dem Gefangenen die Nachricht in den Kerker bringen, daß sein Büblein gekommen und gesund sei. Dieser Liebesdienst aber, den Maria dem Weibe und Kinde Jesses erweist, versöhnt den gehässigen Lutheraner mit der Papistin. Ein Aufleuchten edelmenschlichen gegenseitigen Verstehens und eine heilige christliche Liebe und Barmherzigkeit verklärt die schaurigen Schlußszenen.

Wir stehen mitten im XVII. Jahrhundert, zehn Jahre nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges, dessen trübes Sündflutgewässer eben im Verlaufen ist. Aber Deutschland ist noch schwach und gebrochen und Österreich bangt vor der beständigen Türkengefahr. Selbstsucht, Unentschlossenheit, Gleichgiltigkeit gegen Kaiser und Reich, ein beklagenswerter Mangel an Gemeinsinn verhindern die Reichstände an einem kräftigen Zusammenhalten. Von materiellem Wohlstand kann nach den langen Kriegswirren keine Rede sein. Und mit der äußeren Verarmung hielt der geistige und sittliche Niedergang gleichen Schritt. Mit den Wissenschaften stand es selbstredend nicht gut. Schale Vielwisserei und toter Buchstabendienst bilden ihre Signatur. Als Ausnahmen fallen etwa Johannes Arndt, Valentin Andreä und einige andere auf, die nach einem tieferen Christentum strebten. Rohe Verwilderung und stumpfe Gleichgiltigkeit beherrscht sonst zumeist die Gemüter. Prunk, Schwelgerei, wüste Üppigkeit, Nachäffung alles Fremdländischen waren auf vielen Schlössern des Adels zu Hause und dieses importierte à la mode-Wesen dringt bald auch in die Bürgerkreise der großen und kleinen Städte. Die Schriften von Grimmelshausen und Moscherosch und Logaus Sinngedichte führen uns die traurigen Bilder aus dem verwüsteten Deutsch

Bildschnitzer Franz Reuß ein Holzbild der schmerzhaften Gottesmutter. Er nahm es mit nach Hause und vermeinte hierauf in einer schlaflosen Nacht die Stimme zu hören: „Alexander, nimm dies Bild und trag' es in die Eiche zum Taferl hinauf, wenn du gesund werden willst.“ Am nächsten Morgen nahm Schinagl das Bild, trug es auf den Taferlberg und setzte es in die Nische des alten Eichenstammes. Von da an schwand sein böses Leiden. Die Sache wird bekannt und die Andacht zum Bilde immer größer und allgemeiner. Bald erzählt man auch von Wundern und Erscheinungen und Prozessionen wallen den Gnadenberg hinauf. Erst ersteht eine Kapelle, und später die große Wallfahrtskirche. Es heißt aber auch, daß sich schon in der ersten Zeit Widerspruch erhob, daß viele das Außerordentliche für Überspanntheit des leichtgläubigen Volkes ansahen und daß „Feinde Mariä“ aufstanden, um der Wallfahrt entgegenzuarbeiten, daß jedoch „Gott ihre Werke vereitelt habe“.

Solche und ähnliche Überlieferungen, die in der Gegend von Pechlarn und Maria-Taferl noch heute lebendig sind, bildeten den Keim, aus dem in der Phantasie der Dichterin der mächtige Baum einer tragisch erschütternden Romanhandlung erwuchs. Der Nachhall der österreichischen Gegenreformation ist darin noch deutlich genug vernehmbar. Handel-Mazzetti erzählt also in „Jesse und Maria“ von einem jungen adeligen Protestanten Jesse Velderndorff, der auf dem Schlosse Krummnußbaum mit seinem Bruder Hans Adam haust und mit glühendem Eifer die Propaganda für seine protestantische Lehre unter dem katholischen Volke betreibt. Vor allem hat er es auf den braven, biederen Förster Schinagl abgesehen. Jesse weiß diesen auch freundlich und geschickt zu umgarnen, indem er ihm zunächst zu jedem Dienste gefällig ist. Dann schiebt er ihm Luthers Bibel in die Hand. Es gilt nur noch, die letzte und am tiefsten greifende Wurzel katholischen Wesens aus dem Herzen des einfachen Mannes zu reißen, nämlich die Liebe und Andacht zum Gnadenbilde auf dem Taferlberg. Mit immer tieferem Schmerze verfolgt Schinagls Weib, die ernstfromme Maria, die Irreführung ihres Mannes und sie sucht mit ganzer Herzenskraft Jesse abzuwehren, der wie ein prächtiges Raubtier immer näher und näher schleicht. Durch sein bestrickendes Wesen, durch geistige Überlegenheit und unritterliche Ausnützung von Schinagls Notlage glaubt sich der Velderndorffer schon am Ziele, als Maria ihre ganze opfermutige Kraft zur Gegenwehr sammelt, ihren Mann und ihr liebes Marienbild zu retten. Sie schafft mit größter Anstrengung das nötige Geld und ruft gegen den Feind ihres Glaubens eine Reformationskommission herbei. Vor dieser haben sich Jesse und alle der Ketzerei Verdächtigen zu verantworten. Alle Wankenden kehren leicht zu ihrem angestammten Glauben zurück, nur der Ritter Velderndorff und sein getreuer Landersperger, ein Schul-

XVII. Jahrhunderts ihre Erklärung finden, so möge immerhin betont werden, daß der Roman keine Lektüre für die unreife Jugend ist, welcher übrigens auch das Verständnis für die Hauptprobleme mangeln würde.

Ist ein so intensiver religiöser Kampf, wie ihn die Dichterin schildert, in der öden Zeit von 1659 möglich? Ich glaube, daß die Geistesgeschichte jener Zeit für die innere Berechtigung desselben genügenden Anhalt gibt. Als freundliche Oase in der damaligen Literatur erfreut uns bekanntlich die geistliche Lyrik. Hier hören wir echte, reine Herzenstöne von katholischen und protestantischen Dichtern und Dichterinnen. Hier ist nicht gelehrte Künstelei das Vorherrschende, auch nicht die Poesie eines bestimmten Standes, sondern Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, Männer und Frauen betätigen sich erfolgreich auf diesem Felde. Die Namen Paul Gerhardt, Simon Dach, Friedrich von Spee, Jakob Balde, Angelus Silesius sind jedem Literaturfreunde wohlbekannt und manches ihrer schlichten Lieder erfreut noch heute im Gesangbuche das religiöse Gemüt. Das merkwürdige Phänomen, daß gerade in dieser traurigen, wilden Zeit so innigfromme Seelenrufe vernehmbar werden, beweist, daß noch nicht alles in unserer Nation verwüstet, daß noch hüben und drüben im Volke ein geheimer Schatz tiefer Religiosität vorhanden war und daß die niederen Schichten des Volkes, die sich am Kirchenliede erbauten, vielfach treu an der altüberlieferten Sinnesart festhielten. Mochte man auch nationales Fühlen, vaterländischen Stolz, wissenschaftliches Streben und anderes Edle verlernt haben, die Religion war und blieb für manches schlichte und tiefe Gemüt eine „heilige Seelenlust", eine tröstende, herzerwärmende Macht, nicht zuletzt für die Gemüter des niederen, teilweise noch weniger verdorbenen Volkes. Ich erinnere da nochmals an ein Wort von Moscherosch: „. . . bey unseren redlichen Bauersleuten allein sind verae antiquitatis veterisque simplicitatis rudera (Reste alter Einfalt und Biederkeit) unterweilen noch zu spüren." Wer sich diese Lage der geistigen Dinge vergegenwärtigt, wird die Dichterin von „Jesse und Maria" im vollen Rechte finden, wenn sie gerade einen religiösen Konflikt zum Hauptnerv ihres Romans aus dem XVII. Jahrhundert macht und wenn sie das religiöse Fühlen des Volkes als eine gewaltige, wenn auch vielfach getrübte Macht erscheinen läßt. Ein feinentwickeltes religiöses Fühlen werden wir bei dem Volke nach dem dreißigjährigen Kriege schwerlich erwarten dürfen. Daß aber in den rohen Herzen der wankelmütigen beschränkten Masse die Liebe zum Marienkult noch wie ein freundliches Lichtlein brennt, ist ein schöner und richtiger poetischer Einfall. Im übrigen sind ja, wie wir hörten, die Keime der Romanhandlung, die Geschichte und Bedeutung des Gnadenbildes vom Taferl, die Anfeindungen der Andacht zu dem-

land während und nach dem großen Kriege in drastischer Holzschnittmanier vor Augen. Moscherosch, der soviel von Greueln und Untaten berichtet, betont noch obendrein: „So greulich, als etliches lautet, so ist es doch nur obenhin erzählet; wann alle Umstände hätten beobachtet werden sollen, würden es die Anhörer nicht ohne Schauder haben vernehmen können.“

Nicht alle Schrecknisse und schlimmen Erscheinungen der Zeit zeigten sich im gleichen Maße in unseren österreichischen Landen. Allein recht fühlbar drangen die Wellenschläge der Unglücksjahre auch ins Donautal herein. Im Zeitbild, das wir in „Jesse und Maria“ schauen, weisen verschiedene Züge deutlich und treffend auf die Zeit von 1659. Ardtstätter mit der französischen Konkubine und der wüste Weinmaister stammen aus der vornehmen Welt von damals. Diese beiden sowie die adeligen Herren und Frauen, die Mitglieder der Reformationskommission, die predigenden Pastoren zeigen sich nicht bloß in ihrer Tracht, in ihrem zeremoniösen Wesen, mit dem sie durch die „more Italo“ dekorierten Barockzimmer spazieren, sondern auch in ihrem ganzen Denken und Reden, in ihren schwulstigen Tiraden und ihrer Sprachmengerei als Menschen, welche die Bildung des XVII. Jahrhunderts genossen haben. Durch viele kleine Einzelzüge, die geschickt in Rede und Handlung des Romans eingewoben sind, wird das altertümliche Kolorit gut und unauffällig verstärkt. Die Proben von Poesie, die uns in „Jesse und Maria“ öfters begegnen und die bei manchem Leser Unwillen erregen, müssen noch mit einem Worte gestreift werden. Das Hochzeitsfestspiel vom ägyptischen Josef, allerlei andere Fest- und Gelegenheitspoemata und manche drastische Derbheit in der Rede berühren den heutigen Geschmack allerdings unsanft. Aber diese Züge sind in einem ernsten, unverfälschten Kulturbilde des XVII. Jahrhunderts nicht zu umgehen, mag es uns lieb oder leid sein. Die meisten Leser haben vom erschrecklichen Tiefstand der Dichtung jener Tage kein greifbares Bild. Allein der mit jener Zeit näher Vertraute kennt die Leistungen der damaligen Gelegenheitspoeten und weiß, wie z. B. in den Hochzeitsgedichten oft genug Plattheit und Nüchternheit mit Roheit und Schmutz wetteifern und daß ein Zeitgenosse diese Machwerke mit Fug als „rechte Saudisteln“ benamsen durfte. Die üppige Alexandrinersprache, der gelehrte Götterkram, die schäferlichen Liebesphrasen gehören zum weiteren Inventar dieser Verse. Der Kenner des XVII. Jahrhunderts wird daher den Ton der poetischen Einlagen in Handel-Mazzettis Roman nur bescheiden, diskret und sehr gedämpft nennen dürfen. Ganz abgesehen davon, daß alles im künstlerischen Gesamtbau des Werkes seine berechtigte Stelle hat. Wenn also die nörgelnden Angriffe auf das „Rohe“ und „Unsittliche“ in „Jesse und Maria“ nur in der Unkenntnis des wirklichen

Klar und lichtvoll ist der Aufbau des Ganzen. Der Angelpunkt, um den sich der Konflikt dreht, ist das Marienbild vom Taferl. Jesse verfolgt es mit dem ganzen Ingrimm seines protestantischen Hasses, Maria verteidigt es mit der tiefsten Liebe der treuen Katholikin. Maria siegt, aber ein herrliches Menschenleben geht dabei zugrunde und die Seele der Siegerin leidet bei diesem Untergange endlose Qualen. Mit dieser Gegenüberstellung sind die Grundlinien der Komposition, die hier weit strengliniger durchgeführt ist als im „Meinrad", angedeutet. Eine mächtig große Summe von dichterischer Kunst ist aufgewendet, um das allmähliche Heranreifen des düsteren Geschickes in allen Phasen mit klarer, sicherer Anschaulichkeit vor unsere Phantasie hinzustellen, uns alles so eindringlich und wirksam sehen und miterleben zu lassen, daß wir nicht mehr die bedruckten Blätter vor Augen haben, sondern die Menschen selbst mit ihrem Lieben und Hassen, mit ihrem idyllischen Gekose und zärtlichem „Mz! Mz!" und ihren grimmigen Schmerzensschreien, mit ihrem dumpfen Zweifel und ihrer heißen Gebetsinbrunst. Wie reißt uns gleich die Exposition in das Werden der Ereignisse hinein, indem sie uns die Hauptpersonen, die Örtlichkeit, den keimenden Konflikt mit festen Strichen hinzeichnet. Das ahnende Gemüt fühlt dann das Gewitter näher und näher kommen, indem der scharfe Widerstreit der religiösen Mächte wächst und in der Mitte des Buches zum elementaren Sturme anschwillt. In den ausmalenden Nebenszenen, in den Gemütern der Hintergrundfiguren spiegeln sich stets die Hauptereignisse. Kontrastwirkungen im großen und kleinen beleben die Erzählung. Es begegnen uns allerdings auch Motive, die sonst zu den abgebrauchten gehören, wie die 100 Dukaten des Jesuitenrektors oder die Ausbeutung von Schinagls Notlage durch Jesse. Aber auch solche Dinge werden neu und voll kräftigen Lebens unter den Händen dieser Dichterin, die eben auch hier tiefer in die Seelen schaut und in anderer Sprache redet als der gewöhnliche Romanfabrikant. Mit großer Treffsicherheit ist — um nur auf ein Beispiel hinzuweisen — die Gerichtsszene durchgeführt. Allgemeine Stimmung und Vorbereitungen. Ängstliche Ahnung, religiöse Momente, Derbhumoristisches in richtiger Mischung. Vortreffliche Steigerung auf den Höhepunkt hin. Und ebenso fein der Ausklang der ungeheuren Tat bei allen Beteiligten, den das gespenstische Abendbild auf der Donau glücklich zusammenfaßt, während Marias innerer Zwiespalt auf das Kommende hinweist. Man könnte Szene für Szene analysieren und würde dabei erst des Zusammenwirkens des Einzelnen zum Ganzen vollständig inne werden. Manchmal wäre mir noch ein verdeutlichender Pinselstrich willkommen gewesen. So könnte Pfarrer Wolf uns mit ein paar Sätzen sagen, warum er nicht selbst die Kommission rief. Der lebhafte Hinweis auf den „neuen Kaiser" weist auf ein entscheidenderes Eingreifen von dessen Seite vorwärts, als es

selben, auch die Konflikte zwischen den Katholiken und Protestanten teils historisch, teils durch die Überlieferungen der Pechlarener Gegend für den Dichter bereit gelegt. Das Schicksal der Hauptpersonen Jesse und Maria ist natürlich freie dichterische Gestaltung. Allein beides, Personen und Schicksale wachsen, wie von selbst aus dem alten Boden, als ob die Natur und nicht dichterische Kunst sie erzeugt hätte.

Fünf Jahre Arbeit forderte dieser historische Roman. Mit unermüdlichem Fleiße wurden alte Urkundenbücher, Städtechroniken, alte Bilder und Kupferstichwerke, die eine genaue Anschauung von den Orten, Trachten und Personen des XVII. Jahrhunderts vermitteln, durchsucht, und selbst ungedruckte Aktenstücke und Pfarregesten nicht unbeachtet gelassen. Hier lernte Handel-Mazzetti nicht nur die Kulturverhältnisse und ihre charakteristische Färbung, sondern auch die alte Sprache und den Dialekt der Bauern eingehend kennen, welch letzterer übrigens mit dem in der Donaugegend noch heute lebendigen im wesentlichen übereinstimmt. Mit solch intimem Anschlusse an die Traditionen einer heimischen Gegend dient „Jesse und Maria“ wohl auch den Idealen Richard von Kraliks, der seit Jahren die Dichter nachdrücklichst auf die kostbaren heimischen Überlieferungen mit Recht verweist. Dieser Roman ist so einerseits echte Heimatkunst, die tief in einem bestimmten Erdenwinkel wurzelt, und er ist doch wieder Kunst mit weitem geistigen Horizonte, da sich auf dem engen Schauplatz ein Jahrhunderte währender Streit der Religionen austobt. Daß ferner die gewissenhafte Dichterin, die seit Jahren ihre Sommermonate im schönen Maria-Taferl verlebt und dort jeden Weg und Steg kennt und liebt, über alle alten Details in Kirchen, Schlössern und Dörfern der Gegend und nicht minder in Krems und St. Pölten genauestens Bescheid weiß, braucht kaum gesagt zu werden. Der Leser merkt es auf jeder Seite ihres Romanes. Sie machte sich mit ihrer Phantasie und ihrem Empfinden unter den alten Pechlingern ebenso heimisch, wie sich seinerzeit Meister Scheffels Geist im St. Gallen des X. Jahrhunderts häuslich ansiedelte. Nach den zwei letzten Büchern Handel-Mazzettis scheint es nicht mehr zweifelhaft, daß ihr das Denken und Empfinden in alten Formen, das schöpferische Neubeseelen vergangener Kulturen geradezu angeboren, daß es für sie die natürliche Aussprache ihres dichterischen Wesens ist. Und damit ist bei ihr eine hohe Vorbedingung für den historischen Roman erfüllt.

In der Luft des XVII. Jahrhunderts, welche das ganze Buch erfüllt, entwickelt sich nun in einem Dreivierteljahr das tragische Ungewitter, das sich über dem schönen, bösen Helden Jesse und seinem Hause entladet und dessen Donnerschläge auch die Seele Marias bis auf den Grund erschüttern und läutern. In der Darstellung der Menschen und ihrer Schicksale zeigt sich erst die eigentliche hohe Kunst der Dichterin.

An ihm wie am polternden Pfarrer Wolf von Pechlaren nahmen auch viele Anstoß, obwohl die sympathische Seite des letzteren schon im ersten Kapitel angedeutet und sein schönes Teil von Güte und Mitleid später so glänzend herausgearbeitet ist. Die mannigfaltigen Charakterköpfe von Pechlaren, Krems, St. Pölten, die edlen und pedantischen Mitglieder der Kommission sind mit wenigen, aber vieles sagenden Strichen hingeworfen. Daß an den Katholiken alles schwarz gemalt sei, kann nur ein Farbenblinder behaupten. Er muß außer Maria und dem idealen P. Maury auch die kleinen guten Leute wie den frommen Meuß, Aichensperger und Idolf Maurer, die brave Köchin Schmoll u. s. w. übersehen. Um den Ruhm jener Tendenzromane, wo die schablonenhafte, bequeme Antithese: „Katholische Engel" — „lutherische Teufel" oder umgekehrt herabgewerkelt wird, ist es Handel-Mazzetti kaum zu tun. Daß auch Ketzer und Atheisten mit Opfermut für ihre Überzeugung eintraten und selbst den Tod erlitten, ist eine Tatsache, die man nicht umgehen, sondern erklären soll. Und ich frage: ist es nicht auch im Roman für den Katholizismus ehrender, wenn das eine Mal („Meinrad") Mac Endoll, ein dämonisch herrlicher Atheist, durch die schlichte, ehrliche Glaubens- und Liebeskraft des einfältigen Mönches innerlich überwältigt wird oder wenn wiederum in „Jesse und Maria" die wundervoll hervorbrechende Liebe und Barmherzigkeit der einfachen katholischen Bäurin dem weit höher gebildeten Feind ihres Glaubens Achtung, menschliches Verständnis und Versöhnlichkeit mit sanfter Hand abnötigt? Ist diese Macht des demütig Kleinen uns nicht vom Evangelium her ein vertrauter Gedanke? „Guet seyn ist baß denn schön seyn", lautet ein Leitspruch Mariens. Und so wird auch das ästhetisch unschöne Marienbild vom Taferl zum Symbol für den innersten Gedanken des Buches. Es geht darin ähnlich zu, wie beim roh und unbeholfen geschnitzten Wallfahrtsbilde, das für das ungläubige Ästhetenauge zunächst ein häßlicher Greuel ist und welches doch in tausend Gemütern gnadenreich die edelsten Regungen weckt und oft sogar den Feind und Spötter plötzlich mit seltsamen Ahnungen überrascht.

Eigenartig, so ganz von der Schablonen- und Klischeesprache der gewöhnlichen Romane abweichend, muten uns auch Sprache und Stil in „Jesse und Maria" an. Ein kräftiger, alter Chronikenton schlägt überall durch und macht sich in den ersten Abschnitten, wo sich der Leser noch nicht an den fremdartigen Ton gewöhnt hat, vielleicht sogar etwas zu stark geltend. Die Sprache setzt sich aus dem von Fremdwörtern übersäten, eckigen, aber kräftigen Deutsch des XVII. Jahrhunderts und aus dem österreichischen Volksdialekt zu einer sehr gediegenen, klangvollen und farbenkräftigen Legierung zusammen, die aber erst aus dem starken Empfinden der Dichterin selbst ihr inneres Leben erhält. Mundartliche

in Wirklichkeit dann erfolgt. Und beim Abschluß des Ganzen wird man das Gefühl einer gewissen Disharmonie, das sich aus mancherlei Faktoren zusammensetzt, nicht los. Doch diese und ähnliche Einwendungen gegen einzelnes wollen angesichts des wirklich Geleisteten wenig besagen. Denn im ganzen wird jeder vorurteilslose Beurteiler bewundernd sehen, daß jede Handlung überzeugend aus dem Charakter der auftretenden Personen erwächst und daß sich umgekehrt die Charakterbilder leicht und natürlich aus dem Tun und Denken der Menschen herausformen.

Die Mißverständnisse mancher Beurteiler heften sich mit Vorliebe an die Charaktere des Romans. Der blonde Ritter mit den dämonischen Blitzaugen, mit dem leidenschaftlichen mutigen Eintreten für seine Überzeugung, dieser „schöne, stolze und lustige Herr“ wurde ängstlichen Katholiken sehr zuwider, denn sie sahen in ihm nur eine ungebührliche Verherrlichung des Protestantismus. Allein sie lasen leider mit halbverbundenen Augen und hörten nicht Jesses lauten, anmaßenden Hohn, seine satyrmäßig kichernde Ironie, seinen schäumenden Fanatismus gegen die Marienverehrung, sie sahen nicht die unedle Ausnützung der Notlage des armen Schinagl. Welche künstlerischen Gründe die Dichterin bewogen, ihrem Jesse den rührend treuen Schildknappen Landersperger, den braven, aber unbedeutenden Bruder Hans Adam, den bescheidenen Leisetreter Fabricius und das „Mäusl“, die zarte Liebes- und Sehnsuchtsblüte, an die Seite zu geben, darüber mögen sich die Hilflosen in den ästhetischen Analysen Goethescher und Shakespearescher Werke und in ähnlichen alten Büchern unterrichten. Besser ergeht es im allgemeinen Jesses Gegnerin Maria, die eine große Leistung in der Charakterzeichnung bedeutet. Diese tiefe, innige Frömmigkeit, durch die es oft wie eine übernatürlche Macht und Gnade hindurchschimmert, der naive religiöse Sinn, der sich gegen jeden noch so überlegenen Feind siegesgewiß erhebt, der kluge Frauensinn, der alles gleich „heraus hat“, der überall instinktiv richtig ahnt und kombiniert, vor allem, wenn es sich um den geliebten Mann und um das teure Gnadenbild handelt, der mütterliche Sinn, der das tragische Geschick des Feindes und seines jungen Weibes so edel und menschlich mitleidet: dies alles ist selten schöner und mit mehr Liebe gezeichnet worden als hier. Mariens Gestalt erscheint um so anziehender, als auch ihre Fehler und Schwächen nicht verschwiegen sind und weil sie erst nach schweren Erfahrungen betend und opfernd das große Gebot der Liebe und Barmherzigkeit rein und voll erfaßt und dadurch die guten Keime im Herzen des Feindes zum Leben ruft. So gehen Jesse und Maria, jedes in seiner Weise, den Weg der Läuterung im Höchsten, in Religion und Liebe. Wie Jesse der interessante Mann eines bescheiden zurücktretenden Frauchens ist, so ist Marie das bedeutende Weib eines braven und biederen, aber doch unbedeutenderen Mannes.

fahren und ein kräftiges Wörtlein sagen möchte. Allein ich lasse hier gerne jede Polemik beiseite und gebe dem Leser nur ein paar Wünsche oder Ratschläge mit auf den Weg zu Handel-Mazzettis Romanen. Vor allem wünsche ich dem „Meinrad“ sowie „Jesse und Maria“ langsame, aufmerksame Leser. Diese finden ohne Kritik und Polemik den richtigen Weg zum Verständnis. Jene „philologischen“ Leser sollen es sein, die sich Nietzsche für seine „Morgenröte“ ersehnte. „Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, bei Seite gehen, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden — als eine Goldschmiedekunst und -Kennerschaft des Wortes, die lauter feine, vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht. Gerade damit ist sie heute nötiger als je, gerade dadurch zieht sie und bezaubert sie uns am stärksten, mitten in einem Zeitalter der ‚Arbeit‘, will sagen der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit allem gleich ‚fertig werden‘ will, auch mit jedem alten und neuen Buche: — sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt gut lesen, das heißt: langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen . . . Meine geduldigen Freunde, dies Buch wünscht sich nur vollkommene Leser und Philologen: lernt mich gut lesen! —“ Ein solcher langsamer und umsichtiger Leser merkt auch ohne tendenziöse Wegweiser und Warnungstafeln, welchen Zielen Handel-Mazzetti mit ihrem Dichten dient. Wohl nur jenem edlen, großen Ziele vor allem, das im Motto des „Meinrad“ ausgesprochen ist: „Magna res est amor.“ Es liegt nicht in ihrem Wesen, gleich den Israeliten beim Tempelbau in der einen Hand die Kelle, in der anderen das Schwert zu führen. Sie will mit beiden Händen bauen und nur positiv schaffend Gewalt über die Herzen bekommen. Solche positive Geister tun unserer negativen, hyperkritischen Zeit besonders not. „Mehr Aufbauen und weniger Einreißen! Im Kampfe mehr auf die Stärkung der eigenen Position als auf die Schwächung des Feindes sehen! Das Licht des Gegners nicht auslöschen, sondern überstrahlen u. s. w.“ ruft einmal R. von Kralik aus. Und je länger man sich im Leben umsieht und bei geistiger Arbeit mittut, um so besser begreift man diese Wahrheit. Das Herz der ganzen Dichtung Handel-Mazzettis ist jene große, reine, christliche Liebe, von der St. Paulus in so hinreißenden Worten spricht. Der Leitspruch des „Meinrad“ könnte recht gut über ihrem ganzen Schaffen stehen. Ob ein Schulmädchen aus christlicher Liebe „kleine Opfer“ bringt, ob ein Sozialist für seinen sterbenden Liebling, für das „Engerl“ den Priester holt und dabei sein Leben einbüßt und Gott findet: immer bildet dieselbe heilige Liebeskraft den tieferen ethischen Lebensgrund für die Dichtung. Dieselbe Liebe siegt in „Nicht umsonst“, im „Meinrad“, in

Ausdrücke und Wendungen mit ihren vielfachen Färbungen durchsetzen Handel-Mazzettis Sprache, ähnlich wie etwa das Steirische Roseggers Romansprache. Wenn man auch nicht für jedes Wort einstehen mag, so freut man sich doch an der urwüchsigen Kraft und Frische des Ganzen. Bilder und Vergleiche sind mit natürlichem, richtigen Kunstgefühl aus der Zeit, aus der nächsten Umgebung der Sprechenden oder aus der Bibel und dem religiösen Gebiet entnommen. Auch eine erfreuliche Knappheit und Gedrungenheit der Darstellung sticht höchst vorteilhaft von der verwässernden Geschwätzigkeit so vieler Frauenromane ab. Der Beobachter stilististischer Eigentümlichkeit wird hier und im „Meinrad" die immer bewegliche Sprachkunst anstaunen, mit welcher die Erzählerin selbst zwischen ihre Menschen tritt. Sie lebt auch hier ganz in ihnen, die sie bis in die letzten Falten kennt. Sie weiß mit ihren Zwischenbemerkungen leicht und geschickt die unausgesprochenen Gedanken und Empfindungen der Sprecher anzudeuten, den vorausgehenden oder kommenden Reden die richtige Nüance zu geben. Die Dichterin denkt uns gleichsam laut vor, was die anderen verschweigen, verschweigen müssen. Und so werden auch wir Leser beständige Zuschauer des ganzen Innenlebens. So verbinden sich Dialog und Erzählung zu einem lebendigen Strom, der die Seele des Lesers unwiderstehlich trägt. Dieser prägnante altertümliche Stil duldet nur kurze, keine breitausgemalten Naturbilder. Allein wie glutet es in Phantasie und Gemüt hinein, wenn es an richtiger Stelle heißt: „Im Osten zeigte sich schon ein Blutstreifen" oder: „Der Himmel glühte wie Feuer und Blut". Und diese gedrungene, vollgehaltige Sprachweise gehorcht stets willig ihrer Herrin, sei es, daß sie ein kräftiges Genrebild aus dem Straßen- und Wirtshausleben in derben Strichen entwirft, sei es, daß sie den ironisch kichernden Zorn des schönen Jesse oder das fromme Seelenglühen Marias malt, sei es, daß sie ein leises Lächeln oder Trauern der Seele erraten läßt. — —

Als drüben in Spanien P. Louis Colomas berühmter Roman „Lappalien" erschien, befaßte sich die lebhaft erregte Kritik in seiner Heimat weniger damit, das Kunstwerk in seinem Ernst, in seiner Tiefe und persönlichen Kraft zu erfassen, sondern man rechnete demselben alle kleinen Ungenauigkeiten und nebensächlichen Irrtümer fleißig nach, ja man fahndete nach unrichtigen Assonanzen, Kakophonien und doppelsinnigen Ausdrücken. Fast ebenso „spanisch" benimmt sich ein Teil unserer deutschen Kritik „Jesse und Maria" gegenüber. Ein unerfreulicher Zeitungskampf um das Buch — das nur versöhnen möchte! — hat bis heute nicht aufgehört. Manche Kritiker, die sich mit Leidenschaft an das Einzelne ohne Rücksicht auf das Ganze heften, die zuweilen mit einem blinden Heroismus dreingehen, der selbst den Fluch der Lächerlichkeit nicht fürchtet, machen einem öfters die Finger kribbeln, daß man nach der Feder

manch idealer Schwärmer wurde ernüchtert – dadurch, daß man ihm zumutete, für die Verwirklichung seiner Ideen Geld auszugeben. — Diesem und jenem wird es übel genommen, daß er nicht so dumm ist, als er scheint. — Nichts fällt dem Illusionsmenschen schwerer, als sich in seine eigne Lage hineinzuversetzen. — So viele schätzen die Menge gering, ohne zu ahnen, daß sie ihr angehören! — Gewisse Eltern können's ihrem Kind nie verzeihen, daß es illegitim zur Welt kam. — Es hat noch keiner die Reise durchs Leben fahrplanmäßig gemacht! — Verhandlungen scheitern zuweilen daran, daß einer der Beteiligten plötzlich von der Hauptsache zu sprechen beginnt. – Viele Professoren meinen allen Ernstes, der Mensch werde dadurch humaner und klüger, daß er lateinische Worte und Regeln auswendig lernt. — Bedauere nie, etwas getan zu haben; bedauere lieber, daß du's nächstens wieder tun wirst! — Religiöser Fanatismus schwächt zwar den Geist – verhärtet aber das Herz. — Die Stiche der Neidischen nie gefühlt zu haben, das muß schmerzlich sein! — Manche Patienten fühlen so viel Dankbarkeit gegen ihren Arzt, daß sie nicht einsehen, warum sie ihn auch noch bezahlen sollten. — Um knapp zu schreiben, muß man über viele Worte verfügen. — Der Schüler bekommt oft die Strafe, die sein Lehrer verdient. — Eher gibt eine ältere Frau noch zu, daß sie schön war, als daß sie's nicht mehr ist. — Es gibt kühne Sportsleute, denen das Leben andrer ebenso wertlos erscheint, als das ihrige tatsächlich ist. — Wie viel studiert und gelesen wird: 's ist eine Freude! Wie wenig gedacht und gewußt wird: 's ist ein Jammer! — Ich wollte, die Völker hätten nur halb so viel Verstand, wie ihre Sprichwörter! — Männer und Frauen gibt's – so sinnestoll, daß sie keiner Liebe fähig sind. — Je unverdorbener ein Mädchen, desto lieber möchte es Mutter werden. — Schon mancher nahm sich das Leben, weil er diejenige nicht erlangen konnte, der er ein Jahr später untreu geworden wäre. — Das einzige Unglück mancher Menschen ist – daß sie nicht wissen, wie glücklich sie sind. — Ausspruch vieler, die ins praktische Leben treten: „Die Schulzeit ist vorüber; nun heißt's lernen!" — Eine Frau klagte: „'s ist schwer, sich mit einem Gatten zu vertragen, der nie zanken will!" — Der Geizige braucht viel Geld, um mit wirklichem Genuß den Genüssen des Lebens zu entsagen. — Mancher bekennt seine Fehler so freimütig – man merkt, er hat nicht die mindeste Absicht, sie abzulegen! — Wenn mehrere Geistvolle beisammen sind, da fühlt schon ein gewöhnlicher Mensch sich unbehaglich – nun erst ein geistvoller! — Allgemein beliebt ist der Versuch, einen kleinen Mißgriff durch einen größeren gutzumachen. — Aus einem Gespräch: „Es ist so, wie ich dir sage. Die Frau seines Freundes, der ihm schon die wesentlichsten Dienste geleistet, hat er zu Fall gebracht." – „Hat

„Fahrlässig getötet“, in „Jesse und Maria“. Der Mangel derselben führt den „Verräter“ zu seinem tragischen Ende. Aus dem Glauben an die Macht dieser erhabenen Liebe stammt der ruhig heitere Blick, mit dem die Dichterin auch für das Düsterste und Grausige noch einen versöhnenden Lichtstrahl findet. Dieses sichere, liebende Vertrauen weiß nichts von jener Verdrossenheit, die wie ein giftiger Mehltau auf weiten Strecken moderner Dichtung liegt. Mögen der anklagende Haß und Pessimismus manchmal Großes in Satire und Verneinung wirken, Größeres und Herrlicheres schafft der auf Gott und Menschen vertrauende, zu Taten und Arbeit fortreißende Optimismus.

So sind wir!

Zwar überschrieb er sein Buch dreist: „So seid ihr!“ aber so nehmen wir's nicht an. Wenn er nicht auch einer von denen ist, dann kennt er uns zu wenig, um dreinreden zu dürfen. Aber er kennt uns recht gut, und wie anders, als durch sich selber? Der Leser wiederum weiß aus sich selber, wie richtig der Mann auch die andern einschätzt.

Ich spreche von dem Buche: „So seid Ihr!“ Aphorismen von Otto Weiß. Mit einem Vorworte von Georg Brandes. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1906. Diese Aphorismen in Mehrzahl verdienen, daß man von ihnen das Allerbeste sage — sie sind konzentrierte Lebensphilosophie. An rechter Stelle hat jeder dieser Aussprüche recht, auch solche, bei denen der Leser unwillig ruft: Das ist nicht wahr! Es ist wohl doch wahr, wenn auch nicht immer an dem Leser, so doch anderswo, an anderswem. Deshalb braucht man nicht gleich pessimistisch zu werden. Mancher der Sprüche auch ist liebenswürdig, ist nutzbar zu machen. Möchte deshalb dem Leser raten, manche der feinen Rutenhiebe für sich selbst in Empfang zu nehmen, er braucht ja nicht so laut „auweh!“ zu schreien, daß die Nachbarn es hören. Die bekommen schon auch ihr Teil ab. Das ist ergötzlich. Doch zur Ergötzung allein jagt kein Satiriker die Fehler der Menschen auf der Gasse herum. Das wäre mir eine schlechte Unterhaltung. Es wird wohl eine tiefere Absicht vorhanden sein. Lassen wir den lustigen Moralisten einmal selbst vor. Und wem das Rütlein hier zu dünn gebunden ist, der möge zum dickeren greifen, zum Buche selbst.

Ein Pessimist: „Der Mensch hüte sich vor trüben Stimmungen, denn wenn die über ihn kommen — dann erscheint ihm die Welt so wie sie ist.“ — Das Glück macht viel mehr Leute hochmütig als glücklich. — „Das war vorauszusehen!“ sagt so mancher, wenn das Gegenteil von dem eintrifft, was er prophezeit hat. — Schon

Mann – sie verlor ihn auch zu spät. — Wie gern wär man oft feige! – doch fehlt einem der Mut dazu! — Nur mit den größten Geldopfern gelingt es diesem und jenem Vater, aus seinem Sohn einen Taugenichts zu machen. — Wer sich alles merkt, was er je gelernt, ist ein Schwachkopf. — Schon mancher beging, um seinen guten Namen zu retten, eine große Gemeinheit. — In jedem Parlament sitzen Leute, die davon überzeugt sind: „Das beste Gesetz ist jenes, das die Starken stärkt und die Schwachen schwächt." — Zu den herbsten Enttäuschungen des Lebens zählen oft – die erfüllten Wünsche! — Ich kenne Leute, die in ihrer Familie europäische Berühmtheiten sind. — Was manche Regierungen so unwirsch macht: daß das Volk sich in seine eignen Angelegenheiten mengt. — Wer sich nicht duelliert, ist ehrlos; das ist klar. Das Gesetz aber fordert, daß wir ehrlos seien; das ist auch klar. Warum aber beides klar ist, das ist unklar. — Manche Mutter nimmts ihren erwachsenen Töchtern übel, daß diese jünger sind als sie. — Schon mancher hat so wahr gesprochen – daß er Abbitte leisten mußte. — Man wirft den Kranken oft Egoismus vor. Mit Verlaub: ist denn der Egoismus ein Vorrecht der Gesunden? — Was vielen Kritikern fehlt: ein Kritiker.

Dichter und Kinderfreund.

Zu Wilhelm Fischers 60. Geburtstage.

Von **Thomas Arbeiter**.

Echte, ursprüngliche, frische, frohe Kindlichkeit — und es gibt Gott sei Dank noch eine solche — trotz allen neuzeitlichen Bildungsgötzendienstes — erscheint jedem edeldenkenden und feinfühlenden Herzen allzeit als eine der schönsten, holdesten und am höchsten zu schätzende Blüte am lebend grünen Baume der Menschheit, und des innigsten Dankes darf jeder schaffende Geist gewiß sein, der in Farbe, Gestaltung, Ton oder Wort, den Weihedienst des Schönen dem Paradiese des Lebens, der holden Kindheit, widmet.

Ein solcher Gottbegnadeter, der wie so viele unserer deutschen Denker und Dichter die schönsten Früchte seines Geistes und Herzens der Kinderwelt weihte, ist Wilhelm Fischer in Graz, dessen 60. Geburtstag wir mit diesem neuen Frühlinge begrüßen. Möge es Berufeneren anheimgestellt sein, auch bei diesem Anlasse des Dichters Wilhelm Fischer schon so vielfach und weithin in deutschen Landen anerkanntes Schaffen neuerdings gebührend zu preisen — dem Jugenderzieher aber sei es vergönnt, dem warmherzigen Kinderfreunde Wilhelm Fischer ein bescheidenes Dankesblümchen zu dessen 60. Wiegenfeste

er das wirklich getan? Dann ist er ja ein Schuft." – „Urteile nicht vorschnell. Er ist durchaus kein Schuft; denn er hat seinen Freund nicht bloß unglücklich gemacht, er hat ihn auch nachher im Duell erschossen." – „Ach so, – dann ist er ja ein Ehrenmann!" — 's ist durchaus kein Fehler, wenn die Poesie poetisch, die Malerei malerisch und die Musik musikalisch ist. — Die Originalität liegt weniger in der Richtung als in der Persönlichkeit. — Ein Kunstwerk soll mit mehr Anstrengung geschaffen als genossen werden. — Mehr Männer, als man glaubt, haben ein zartes Schamgefühl: nur schämen sie sich, es vor Frauen zu zeigen. — Große Heiterkeit erregt mancher Witz dadurch, daß ihm die Pointe fehlt. — Wir alle wünschen uns ein langes Leben, in dem die Zeit rasch dahineilt! — Wodurch man sich sehr unbeliebt machen kann: wenn man oft recht hat. — Die ärgste Sklaverei wäre wohl die: wenn jeder die Freiheit hätte, zu tun, was ihm beliebt. — Kopfschüttelnd sagte ein Zeitungsleser: „'s ist merkwürdig, wie oft wir am Vorabend großer Ereignisse stehen, die nie stattfinden." — Ein Coiffeur hat es gesagt: „Eine schöne Frisur verleiht dem Frauenkopf oft größeren Wert, als alle Gedanken, die darin sind." — Wichtigste pädagogische Frage: „Wie erzieht man die Kinder so, daß sie ihren Eltern nicht zu sehr gleichen?" — „Wenn mir nichts einfällt," so äußerte ein Komponist, „dann instrumentiere ich's brillant, und das Meisterwerk ist fertig!" — Wie drollig das ist: wenn bei gewissen wohltätigen Sammlungen eine Menge Leute zu freiwilligen Beiträgen gezwungen werden! — Mag einer noch so ärgerlich über sich selbst sein – zu Tätlichkeiten kommt's doch nicht. — Was den Kampf gegen Korruption erschwert: es zetern so viel Korrupte gegen sie. — Man wirft gewissen Leuten vor, sie beteiligten sich an öffentlichen Sammlungen nur, um in der Zeitung genannt zu werden. Nun, ich wollte, jeder, der spenden kann, besäße diese Eitelkeit. Übrigens erheben solchen Vorwurf nur jene Begüterten, die ganz im stillen nichts hergeben. — Die Medizin ist eine große, weitverzweigte Wissenschaft. Ein kleiner Teil davon heißt: die Heilkunst. — Fachmännischer Ausspruch: „Um Prinzipien zu haben, dazu braucht eine Zeitung vor allem – Inserate." — Wehe dem Land, das einen unersetzlichen Staatsmann besitzt! — Pedanterie ist: Gründlichkeit im Unwesentlichen, Oberflächlichkeit im Wesentlichen. — Gewöhnlich ist der Dekadente auf seine Entartung so stolz, daß er all jene gering schätzt, deren Geist, Geschmack und Moral gesund ist. — Theaterdirektoren gehen manchmal in ihrer Rachsucht gegen strenge Kritiker so weit – daß sie deren Stücke aufführen. — Gereiftere Menschen begehen keine Dummheit, ohne sie vorher genau überlegt zu haben. — Gewisse Politiker halten lebenslänglich an Grundsätzen fest, die sie nie besaßen. — Witwe X. fühlt sich doppelt unglücklich: denn sie verlor nicht nur ihren

den Musen lebend, baute er sich in seinem Innern selbst einen frohen Tempel zum Dienste für die höchsten Gedanken des Wahren, Schönen und Guten. Was ihm an beseligenden Anregungen und tiefsinnigen Betrachtungen aus den Lehren des Christentumes, der Weltweisen aller Zeiten und Völker, der herrlichen Gotteswelt und guter, fröhlicher Menschen — ganz besonders der lieben Kinder — erwuchs, das strömt in reicher Fülle als sonnenlichter Widerschein in seine Werke und strahlt aus ihnen wieder hell und freudig, tiefsinnig und sinnig den Lesern ins Herz.

Ja, die Kinder in Wilhelm Fischers Werken! Gottlob, daß es noch solche Kinder gibt, wie sie der Dichter uns schildert! Bunte, fröhlich-gaukelnde Schmetterlinge, denen noch nicht der rauhe Sturm des Lebens oder die täppisch-rohe Hand der After-Kultur-Erziehung den schillernden Staub von den Flügeln der Seele gestreift und sie frühzeitig leiblich und geistig fluglahm und siech gemacht hat. Noch nicht ausgestoßen aus dem Paradiese der Unschuld, der anspruchslosen Zufriedenheit und der reinen Herzensfreude, tummeln sie sich frisch, fromm, froh und frei in den Gärten, Wäldchen und Wiesen, in Berg und Tal herum voll jugendlichem Übermut und Schalkhaftigkeit, aber auch voll naiver Lust an der Schönheit der Natur, voll urwüchsigen, phantasiedurchglühten Forschungstriebes und inniger Herzensfrömmigkeit. Noch nicht durch die unselige, friedlose Überhast der Zeit frühzeitig alt gemacht, um nur zu bald zu Kindisch-Alten herangewachsen zu sein, zeigen sie noch alle die schöneren Regungen unverdorbenen jugendlichen Denkens und Fühlens, für welche Fischer ein ebenso tiefblickendes Auge, wie eine lebenswarme Wiedergabe hat. So weiß er uns alle die freundlichen Äußerungen des Kindeslebens mit meisterlich innerer Treue, wo es angeht, ihrer oft roheren Zeitauswüchse entkleidet, zu schildern. Wo es aber die Lebenswahrheit erheischt, da eben nichts in der Welt immer nur voll eitel Sonnenscheins ist und auch die lieben Kinder oft nichts weniger als holde Englein sind — da läßt uns Fischer auch die dunkleren Schatten durch die rosigen Brillen seines schalkhaften Humors oder im versöhnenden Lichte des reinsten Mitleides erscheinen. Auch in der Schilderung der Kinderwelt ist Fischer Verist in des Wortes bester Bedeutung, und zwar nicht nur der inneren sachlichen Wahrheit nach, sondern auch in der sprachlichen Darstellung des kindlichen Ausdruckes in seiner natürlichen Einfalt und dabei oft witzig-scharfsinnigen Schlagfertigkeit.

Alle Werke Wilhelm Fischers durchweht der hohe sittlich-reine Hauch einer unverdorbenen Kinderseele voll innerer Glückseligkeit und seligen Gottesfriedens. Auch ihm erklang des Heilands göttlich-erhabenes, verheißungs- und liebevolles Segenswort: „Lasset die Kinder zu mir

zu weihen, wie er ihm schon als dem „Dichter von Altgraz" seinen Ehrenzoll der Heimatliebe entrichten konnte.

Wilhelm Fischer ist am 18. April 1846 in dem Städtchen Czakathurn auf der Murinsel geboren. Gewiß war seine Jugend eine ebenso innerlich glückliche, wie die Robert Hamerlings, Peter Roseggers und der meisten der geistigen Lieblinge unseres Volkes. Ja, innerlich glücklich, trotz oder vielmehr gerade wegen aller anscheinend äußeren engbegrenzten Abgeschlossenheit, die früh schon Geist und Herz vor müßig-oberflächlicher Zerstreuung und Zerfahrenheit bewahrte, sie dafür aber zu tieferer Sammlung, genauerer Beobachtung, herzlich-innigerer Anteilnahme für die nächste Umgebung, und so zu langsamer aber naturgemäß-gesunder Ausreifung aller Kräfte führte.

Wenn der Gießbach, kaum aus dem Wolkenschoße geboren, schon in ungestüm-toller Hast zu Tal stürzt, um dort nur zu früh schon oft verderblich, stets freudlos und ungenützt im heißen Sonnenstrahle zu versiegen, so ist es dem stillen Waldquell beschieden, verborgen in der Erde Grund stetig seine Kräfte zu sammeln, an des Berges Schwelle als munteres Bächlein zutage zu treten und ruhigen Laufes durch Flur und Au weithin seinen Weg zu nehmen, alle segnend, allgesegnet. Möchte doch dieses herrliche Bild und Gleichnis Altmeister Rückerts endlich wieder mehr Beachtung und Wertschätzung finden bei allen berufenen und unberufenen Erziehern unserer Tage, die schon die Kinderwelt nicht früh genug in all den Wirrwar und Taumel der Zeit glauben hineinzerren zu sollen. Gewiß aber bereitet nur eine in friedvoll-einfachem, naturgemäßem Geleise sich bewegende Kindheit das künftige, an Leib und Seele gesunde, zielbewußt vorwärts strebende, rüstig schaffende Geschlecht der Erwachsenen!

Wilhelm Fischer hat die alle seine Werke durchleuchtende frische, frohe Jugendlichkeit sicher zumeist seiner still und beschaulich verlebten, doch nicht verträumten Kindheit zu danken. Diese gab ihm mit ihrem lachenden Frohsinn in ihrer tiefen, seelischen Innigkeit das freundlich-holde, sichere Geleite durch die Jahre seiner Universitätsstudienzeit in Graz und blieb ihm als treuer Genius durch die mehr als drei Jahrzehnte seines dichterischen Schaffens in unserer lieben Murstadt zur Seite, die ihm, wie so vielen anderen aus der Ferne hier angesiedelten, schaffenden Geistern bald zur neuen lieben Heimat geworden war.

Die eigene still-frohe Kinderzeit bewahrte ihm zeitlebens noch in der Abgeklärtheit der reiferen Mannesjahre die innige Herzensfreude und den ungetrübten Glauben für alles Hohe und Edle, und ließ ihn den geistigen Blick offen für die Äußerungen desselben auch in den unscheinbaren Erscheinungen des Alltagslebens seiner nächsten Umgebung. Fernab vom Getriebe des Tages, still für sich den Wissenschaften und

dienst“ Rudi, des Stadecker Burgherrn blondhaariges fürwitziges Knäblein, ein frischerer Geselle zu Ritter Götzens verhätschelten kleinen Karl, in Goethes Schauspiel von Berlichinger mit der eisernen Faust. Wie rätselhaft blickt uns der kleinen Diemut dunkles Träumerauge in dem herrlichen Hoheliede der Nächstenliebe: „Das Licht im Elendhause“ an. Wir sehen voll Rührung den heiligen Kultus der Erinnerung, den das scheue und doch so liebliche Waisenmädchen dem Andenken der früh-verstorbenen Mutter in den von ihm als Bild derselben über alles verehrten St. Katharinen-Bildchen weiht. Dem Wissenden aber erscheint es als klar, wie aus dem kleinen sinnigen einsamen Kinderherzen in dem Schlupfwinkel des alten Faßes hinter den Dauben-Pyramiden ihres Ohms, des ehrsamen Grazer Bindermeisters Klaus Ferlinger, die opferfreudige, selbst die Schrecken des Pesttodes nicht scheuende Heldin der christlichen Barmherzigkeit heranreift.

Eine wahre Weihestunde war es, als der Verfasser dieses Aufsatzes seinen Schülern unter deren atemloser Spannung jenen Teil der Erzählung „Frühlingsleid“ vorlas, der von des kleinen Thiebald wunderlichem Traume berichtet, in welchem dieser, im Fluge die Luft durchmessend, einem frohen Vöglein gleich, seine schöne Heimatstadt mit dem Schloßberge gar klein und tief unter sich erblickt. Der erwachsene Leser aber folgt voll reger Teilnahme dem kindlichen Herzensroman des kleinen Träumers mit René, dem verwöhnten einzigen Töchterchen des reichen Kaufmannes Enzenbrunner bis zum frohen Wiederfinden des so lange schmerzlich entbehrten Vaterherzens.

Im Jahre 1802 erschien Fischers bisher einziger Roman: „Die Freude am Licht“, nicht nur dem Umfange, sondern seinem Gehalte nach des Dichters herrlichste Schöpfung, in der sich Land und Leute unserer engeren Heimat in der daseinsfrohen, künstlerisch verklärenden Dichterseele wiederspiegeln und die allwärts in Heimat und Fremde herzlichste Aufnahme fand. Das Schönste an all dem Schönen dieses Werkes ist aber wieder die Schilderung der Kindheit des Helden in demselben, Zenz Paltram, der uns in seinem selbstbewußt überschäumenden jugendlichen Kraftgefühle, doch dabei voll edlerer Großmut gegen den Schwächeren an der Spitze der dörflichen Knabenschar entgegentritt. Dieses stolze Kraftbewußtsein führt ihn über die unverschuldete Tragik seiner Abstammung siegreich zum Ziele einer in tatkräftigem Ringen und Schaffen beglückten Männlichkeit. Im Gegensatze zu ihm hat „Hans Heinzlin“ in des Dichters Lebensbilde aus der steirischen Eisenmark (1805) bis an sein Lebensende an der inneren Zerfahrenheit und Unrast seiner wunderlichen Knabennatur zu tragen.

Und — das beste zuletzt: Fischers neuestes Werk „Lebensmorgen“, das so ganz der goldenen Kindheit geweiht ist. Wie lebt es darin

kommen und wehret ihnen nicht, denn für solche ist das Himmelreich!" Ja ein heiterer Himmel strahlt uns aus seinen Liedern und Romanzen (1884) entgegen. Der Erde froher Jugendzeit, dem holden Frühlinge tönen seine innigsten Gesänge, voll Lerchenjubel und Maienlust schallt es darin: „Der Winter ist vorbei" und: „Es kam die Sonn in Treuen nun wieder uns zurück." Die Wunderblume des goldenen Märchenzaubers ist „die Christnachtsblume" in des Dichters eigener Brust und ihm selber gilt seines Liedes Wort: „Die blaue Blume blühte — und wie sie licht erschloß — den Kelch, durch sein Gemüte — ein holder Friede floß." — Berg und Tal und Wald und Welle beleben sich dem Dichter mit den holden und hehren Lichtgestalten deutschen Sagens und Singens aus frohem Kindermunde, nicht zu eitler Lust allein, sondern zu tiefsinnig-ernster Lehre, und so klingt es bedeutsam aus seinem Liede, „Der goldene Saal": „Doch wer die Höhe hat einmal — mit reinem Aug' erblickt — den traf ins Herz ein Himmelsstrahl — kein Erdenleid ihn drückt". — Süß und lieblich tönt es aus dem treuen Muttermunde in seinem Wiegenliede: „Englein steigen auf und nieder — schlaf, Kindlein, schlaf!"

Die Überzahl der herzensfrohen Lieder Fischers erwecken in ihrer schlichten Einfachheit und Gemütstiefe den innigen Wunsch, daß dem Worte die gleichgestimmte Singweise sich geselle, damit sie so erst recht eine Quelle edelsten Genusses für Jung und Alt würden. Wie in allen Dichtungen Fischers erwächst auch in seinen Liedern aus dem frohen Jugendsinne die tatkräftige, schaffensfrohe Männlichkeit. Dieser sind die schönsten Blüten in seinen „Vermischten Gedichten" geweiht, von denen hier nur erwähnt seien: „Lied der Idealisten", „Unglimpf", „Lichtboten", „Heil'ge Stärke", „Der Genius der Entbehrung", „Arbeit", „Verjüngung", „Nun dien' der Heiterkeit, Gesell!", „Hinüber" u. a. m., die alle eine Fülle wahrer und fruchtbringender Erzieherweisheit bieten.

„Anakreon", ein Frühlingsidyll (1883), leitet der Dichter mit den Worten ein: „Wie zu der Kindheit heiter lichten Stunden — kehr' ich zu dir, o Griechenland, zurück!" und sein farbenreiches Menschheits-Epos „Atlantis" (1880) lauscht er der Muse ab „Zu ihren Füßen — so wie ein Kind der Mutter lauscht — in Sommerabends Dämmerstund'". — Fischers zumeist märchenhaft-didaktische Erzählungen aus der Vergangenheit: „Unter altem Himmel" (1891), deren eine von der „Rebenbäckerin" in unserer lieben Grazer Stadt spielt, sind ihrem Inhalte nach wohl nur für große Kinder geschrieben, in ihrer Form aber bieten sie ein treffliches Muster des echten Deutschen: „Es war einmal", wie es unsere Kleinen seit je so gerne vernehmen.

Eine Reihe der freundlichsten Kindergestalten führen uns aber seine weithin bekannten „Grazer Novellen" (1898) vor, voran im „Frauen-

Mozart.

Ein Gedenken von Karl Teutschmann.

Ein stilles Heim, wohl eine Treppe höher
Als sonst die Reichen wohnen, ganz entrückt
Dem Lärm der undankbaren Mitwelt, näher
Dem Himmel als der Erde, dies ist Mozarts.
Wie schmucklos, ärmlich fast, und doch wie traulich!
Geöffnet steht am Fenster das Spinett,
Rings Musikantenhausrat, Instrumente
Und Pulte, Notenbücher, Rollen, Blätter,
Mit rascher Hand beschrieben, säuberlich
Dabei, fein deutlich, denn er liebt das Nette.
O, welchen Schatz birgt dieses kleine Reich!
Welch Tonmeer schlummert nur im Schranke dort!
Und doch ist all dies nur ein kleines Teil
Von seiner Schöpfung. Draußen in der Welt
Verstreut, in fremden Händen ruht das and're,
Ist nicht mehr sein. Denn losgelöst vom Geist
Des Schöpfers, lebt das Werk sein eig'nes Leben,
Bewegt und rührt die Herzen, oder stirbt.
Nur in der Seligkeit des Schaffens findet
Der Meister sein Genügen, es durchströmt
Ihn ganz, indem es wird; doch wenn's geworden,
Hält er's für halbgetane Schuldigkeit,
Und setzt sich hin zu weiterem Vollbringen,
Zu neuer Arbeit, rastlos, Tag und Nacht.

So schafft er nur, um and're zu beglücken.
Ihn selbst verzehrt das Feuer. Unerbittlich
Treibt ihn der Genius, als wäre nur
Ein Werkzeug seiner Hand der schwache Körper –
Treibt ihn die Not .... denn kärglich lohnt sein Handwerk.

O seht! Dort im Alkoven dieses trauten
Geheiligten Gemachs, im schlichten Bette,
Von Fieberschauern überrieselt, bleich,
Schweratmend, todkrank liegt der junge Meister.
Und kummervoll an seiner Seite sitzt
Das treue Weib, von Tränen überströmt,
Und lauscht mit Bangen, ob das Herz noch schlägt,
Das liebevolle, gold'ne Mozart-Herz.
Arglos, kein Unheil ahnend, spielen ihr
Zu Füßen Karl und Wolf, die blonden Knaben.
„Still Kinder, keinen Lärm! Brav sein! Der Vater
Will schlafen. Und wer gibt euch Brot, wenn er —"
Sie kann's nicht denken, kann's nicht sagen, kann nur
Still vor sich weinen.

Das ist Mozarts Heim! –
Wie träge schleichen die Minuten hin
Angstvollen Harrens auf ein Besserwerden,
Indes der Winter draußen stürmt und saust.
Noch gestern schrieb er, heut versagt die Hand,
Und manches Wirre sprach er schon im Fieber.

Da schellt es draußen. Ach! nun kommt der Fremde,
Geheimnisvolle schon, sein Requiem
Zu holen. Und es ist noch nicht ganz fertig:
Nur heute noch —! Gottlob, zwei Freunde sind's,
Zwei Schüler, treuergeb'ne Seelen. Sorgvoll
Gespannt empfangen sie Bericht, und schütteln
Beim Anblick des Verehrten stumm die Häupter.
Dann setzen sie sich schweigsam an des Betts
Fußende, sinnend, doch gefaßt, weil doch
Nicht ganz von aller Hoffnung abgewendet.

Denn wirklich hat sich jetzt ein milder Schlummer
Herabgesenkt auf seine heiße Stirne.
Er atmet ruhiger, auf seinem Antlitz
Ruht jetzt ein Strahl gewohnter Heiterkeit.
Geschlossen sind die Augenlider; doch
Er schläft nicht ganz, er träumt, nach innen horchend,
Die leis' erwachten, immer heller, voller
Erblühenden Klänge seiner Wunderkunst.
Nun einmal doch ein Ausruh'n, Sich-Genießen!
Sein ganzes, unermeßlich Tagewerk —
Vielstimmig wogt's in dieser Dämmerstunde
Zu einer großen Sinfonie zusammen:
Ein Werk, so eigen schön, daß, wenn es fehlte
Die Welt an Freuden ärmer und eine Lücke
Geblieben wär' im Plan der Schöpfung.

Zuerst der Jugend luftige Tongebilde,
Des Wunderkindes erste Schaffensproben,
Jedoch den künftigen Großen schon verratend.
Daneben ernstere Weisen, fromme Kunst,
Doch unverdüstert, wie ein Weltkind fromm ist.
Und höher, immer höher schwillt das Meer
Der Harmonien, Rythmen, Melodien.
Was er berührt, verwandelt sich in Wohllaut
Und sprechsam, wie Gesang von Menschenstimmen,
Ertönen die beseelten Instrumente.
Das Weltall singt und klingt, das Erdenleben,
Der Leidenschaften Kampf, der Liebe Wonnen
Und jener ewigen Sehnsucht nach dem Glück
Durch alle Herzen zitterndes Verlangen — —
Doch nie Verzweiflung, nie ein wildempörter
Aufschrei von Weltschmerz! Alles strebt in ihm
Zurück zur Sonne, in den Schmelz getaucht
Der Anmut und der reinen Schönheit.

Schwungvoll
Hallt's wie von Chören aus „Idomeneus".
Drein jubiliert sein Bräutigamsgedicht,
Belmontes und Konstanzens Minnesieg,
Keck, schalkhaft, sprühend-lustig: „Die Entführung."

von mutwillig munteren, waghalsig-trutzigen, mitunter auch ungestüm-derben Knaben, von freundlichen, neckischen, wohl auch fürwitzigen Mägdlein. Aber auch an still-sittsamen, sinnigen Kindern voll Mitleids und Dienstfertigkeit, wie an jenen armen Kindergestalten fehlt es nicht, die durch ihr Geschick zu kurz gekommen sind bei der Verteilung der schöneren Gaben des Leibes wie des Geistes. Sie alle sehen wir sich immer neu sich regen in frohem Jugendtreiben beim heiteren Spiele oder sinnig-ernst hineinschauend in all die Wunder der Schöpfung oder teilnahmsvoll-aufmerksam lauschend auf die mannigfaltigen Stimmen in Natur und Menschenleben. Der Schauplatz all des bunten Treibens aber ist die „im Grünen versunkene" freundliche Gartenstadt an der Mur mit dem lieben Schloßberge darein, und ihre herrliche Umgebung: der sonnenhelle Ruckerlberg, der freundliche Rosenberg mit dem Waldkirchlein Ulrichsbrunn, der hochragende Göstingerberg mit der alten Burgruine, die waldgekrönte Buchkogelhöhe mit dem Kirchlein von Johann und Paul und die blumigen Auen an der Mur. Alle diese Stätten froher Jugendlust oder stillen Kindesleides, wie solches des Schicksals rauhe Hand oder der Erwachsenen Unverstand und Roheit wohl auch dem sonnigen „Lebensmorgen" bereitet, durchweht der Zauberhauch der holden Gestalten der kindlichen Phantasie und, wie es so treffend im Märchen „Das Schloß der Frau Sonne" heißt: „Alles regte sich, was Geist besaß: Blumen, Bäume und Menschen, bis zum blauen Himmel wo die Wolken schwammen und stimmte mit ein." Hier lebt der alte selige Märchentraum auf aus Schillers „Götter Griechenlands": „Da ihr noch die schöne Welt regieret — An der Freude leichtem Gängelband — Selige Geschlechter noch geführet — Schöne Wesen aus dem Feenland."

Fischers duftiger Märchenstrauß „Lebensmorgen", eine der schönsten Geistes- und Herzensblüten der reichen wunderbaren deutschen Fabeldichtung, wird unseren Kindern ein stets freudig sprudelnder Quell reinsten Genusses, den Erwachsenen ein reicher Segensborn der Betrachtung echter und reiner Kindlichkeit sein, der ihnen im heiteren Gewande der Dichtung nicht minder tiefe Erkenntnisse über die Kinderseele offenbart, wie des Dichters tiefgehaltvolles Werk „Poetenphilosophie" (1904) sie besonders in den Betrachtungen über „Bildung" und „Charakter" allen Eltern, Erziehern und Freunden der Jugend bietet.

Möge es uns und besonders der Kinderwelt gegönnt sein, noch an manch neuem schönen Gebilde des dichterischen Schaffens Wilhelm Fischers sich zu erfreuen, des so reichbegnadeten wahren Gotteskindes, das sich durch seine Werke selbst ein unvergängliches Denkmal dankesvoller Erinnerung in den Herzen aller für das Wahre, Schöne und Gute empfänglicher Menschen errichtet hat.

vom Schöckel her ein brutal kalter Wind und durchsägt alle Sonnenstrahlen, so daß sie wie dünne Eisfäden zu Boden fallen. Staubwolken und Schneeflocken geraten scharf aneinander, der eisige Sturm heult dazwischen und die Sonne schleudert immer wieder ihre glänzenden Speere gegen den nordischen Bären. Im Frühjahre siegt die Wärme und nur im Herbste der Frost. Und das sind Winterseelen, die da immer nur meinen, daß die Rauheit, die düstere Gewalt siege. Frühlingsherzen glauben an den Sieg der Milde und des Lichtes.

Am 12. März.

Lebhafte Theatersaison. Sogar mich packt's, trotz Kurzsichtigkeit und Stumpfhörigkeit und allerlei anderer Hindernisse. In alten Tagen noch ein Theaterhabitué zu werden! Aber Sommerstorff! Nur ein wenige Wochen dauerndes Gastspiel und dieser Liebling der Grazien ist auch der Liebling der Grazerinnen geworden. Und nicht bloß der Grazerinnen! Sein „Hamlet", sein Marquis Posa, sein Doktor Martius („Wohltäter der Menschheit"), sein „Sherlock Holmes". Das sind für den Zuschauer Erlebnisse. Zwei sich scheinbar entgegengesetzte Momente, die mir diesen Schauspieler so interessant machen. Einerseits ist es genau die vom Dichter gemeinte Gestalt, die er uns stets treu übermittelt, ein glückliches Erfassen und Verstehen und klassisch einfaches Wiedergeben. Andererseits ist es in seinen klaren Bühnengestalten das Durchleuchten seiner eigenen Persönlichkeit. Ich vermag mir schwer eine gute Rolle Sommerstorffs zu denken, die nicht ungefähr mit seiner wirklichen Persönlichkeit zusammenstimmt. Könnte er uns den Franz Moor so glaubhaft machen, wie den Karl Moor? Den Mephisto so glaubhaft machen, wie den Faust? So viel ich weiß, widerstreben ihm Bösewichter und Verwandtschaft, widerstreben ihm Intriganten, Hanswurste, Dummiane und alle Rollen, die den Schauspieler seiner Art zum Komödianten machen. Ist das die Grenze des Talentes? Beeinträchtigt es die Größe eines Dichters, eines Bildhauers, eines Künstlers überhaupt, wenn er nur edle, vornehme Gestalten schaffen mag und den anderen möglichst ausweicht? Man muß doch auch zur Darstellung des Gemeinen und Häßlichen Talente haben. Und wir haben sie auch. — Wenn mein Oheim Franz, der sich einst ein paar Wochen lang in Graz aufgehalten, auf der Straße einen Schauspieler sah, den er im Theater als Bösewicht oder Lumpen gesehen, so ging er mit einer gewissen Geringschätzung an ihm vorüber, während er den Pfarrer von Kirchfeld oder den Wilhelm Tell oder Nathan den Weisen mit größter Hochachtung grüßte. Dem Theaterbesucher, wenn er die Naivität nicht ganz eingebüßt hat, geht's manchmal nicht viel anders. Der Träger der Lieblingsrollen wird auch persönlich der Lieb-

Dann zieht herauf „Die Hochzeit Figaros“,
Des Übermuts veredeltes Triumphlied,
Des lautern Wohlklangs unerreichtes Fest.
Jetzt aus der Farbenpracht des „Don Giovanni“ —
Dämonisches, Erhab'nes, Lieblichstes.
Und, wie ein fernes Zukunftparadies
Der Menschheitunschuld und des Kindersinnes,
Geht auf die Märchenwelt der „Zauberflöte“.

Doch weiter, in das Reich der Symphonien,
Trägt ihn der Genius, der feiernde.
Welch neue Herrlichkeit enthüllt sich da,
Für sich allein des Lorbeerkranzes wert!
In holder Grazie schwebt die Es-Dur,
Ein Hauch von Wehmut gleitet durch die zarte
G-Moll, und mächtig wie ein Bergstrom rauscht
Heran die königliche „Jupiter!“

Da, im Erinnern schwelgend seines Tuns –
Was ist das plötzlich für ein eig'nes Bangen,
Was für ein wonnig und unnennbar großes,
Und doch mit tiefstem Wehe ringendes
Empfinden? — Kündet so — der Tod sich an,
Der Abschied vom geliebten Leben? Ist's
Das Grau'n vor Unsterblichkeit? . . .

Er schlägt die Augen auf, er sieht die Seinen,
Die Freunde; seltsam lächelt er den Trauten.
„Wie ist dir, Wolfgang?“ — „O mein Herz, recht wohl!“
Und leise summt er, leise vor sich hin
Den „Vogelfänger“.
„Aber nun was Ernstes!
Macht Licht! Wir müssen heute noch einmal
Das Requiem probieren. Auf, ihr Freunde!“

Kein Widerspruch erhebt sich. Alle stehen
In seines Geistes Bann. Die Freunde singen,
Konstanze spielt Klavier, die Kinder falten
Andächtig kleine Hände, und er selber
Singt mit, solang' er seiner Stimme Herr ist.

So heiße Andacht ward noch nie gehalten!
So bitt'res Leid noch niemals überwunden!
So feierlich noch nie gegrüßt — das Ende!

* * *

Tod nennt ihr's? Mozart wäre tot? Er lebt!
Er streifte nur das Endliche von sich,
Des Staubes Knechtschaft, der Erscheinung Fessel.
O tröstliches Geheimnis solchen Sterbens!

Er harrt des Wortes. Wollt ihr ihn vernehmen?
Wollt ihr die Herzen öffnen seiner Botschaft?
Sein lichter Geist schwebt über uns, der Geist
Der Freude, der die Welt im Klang versöhnt,
Die liebeleugnend auseinanderstrebt.
Wem nur ein Spiel und hübscher Tand Musik,
Ein Abbruch nur der öden Langeweile,
Für den ist Mozart — Schall. Doch wer in ihr
Mit ahnungvoller Seele jener tiefer
Stammenden Offenbarung lauscht, der hat
Auch teil an seinem Wesen, den bezwingt
Ein Göttliches mit sanfter Allgewalt,
Dem schlägt in unsres Meisters reinen Tönen
Ans Ohr der Künste hohes Lied: „Kurz ist
Das Leiden, ewig der Triumph des Schönen!“

Ein Tagebuch.

Am 11. März.

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus!“ sang ich vom 5. bis 8. März. Den Sommeranzug an die Knochen — aber er war zu warm; der Wärmezeiger wies 20 Grade und schmunzelte dazu, weil er wußte, daß es ein Aufsitzer ist. Im Stadtparke begannen schon alte Männer, auch jüngere mit dem gleichen Tempo, den Rasen abzurechen. Sie begannen von früh bis abends. Die Knospen der Laubhölzer waren glänzend geworden und ließen schon grüne Spitzen hervorgucken. Die Finken schmetterten um die Wette, wer's am lautesten und lustigsten kann. Arme Blumenmädchen hielten Primeln und Märzenveilchen feil und Eriken und Palmkatzeln. Die Parkwege waren am Morgen glatt und trocken und dann, als sie auftauten, klebrig und lehmig. Man brachte viele Heimatserde mit in die Stube. Heute schneidet

Unglücksstätte marschiere. Hier zeigen sich die Deutschen neuerdings als Helden, und zwar vor dem Erbfeinde der Menschheit, dem wilden Elemente. Ein Krieg, der nicht abkommen darf, nicht abkommen wird. Dieser Krieg ist der Kräftiger und Erzieher der Menschen und auf diesem Schlachtfelde erringen die Völker den gemeinsamen Sieg. Das Wohlwollen für den Nachbarstaat ist höchst wahrscheinlich die klügste Politik, und Beistand in der Not der sieghafteste Feldzug. Wilhelm II. ist doch ein großer Feldherr.

Am 15. März.

„Ist es nicht humaner, ein Pferd bei Stierkämpfen den Heldentot sterben zu lassen, als es am Lastkarren langsam zu Tode zu schinden?" Heute hat jemand diese herrlich tönende Phrase gesprochen. Sie tönt deshalb so herrlich, weil sie hohl ist. Nur eine Gegenfrage: Wann stirbt ein Tier würdiger, wenn es einer Existenznotwendigkeit hingegeben wird oder wenn es einem bestialischen Hange zum Opfer fällt?

Am 16. März.

In der heutigen Nacht ist mir folgendes Volkslied erschienen:

Es waren einmal drei Knaben,
Die zogen des Morgens aus,
Weiß' Federn auf dem Hute,
Mit frischem Herzensmute,
Und kamen nimmer nach Haus.

Der erste, der ist begegnet
Des Königs Herrlichkeit,
Die tat mit Laub ihn zieren,
Und ihn aufs Schlachtfeld führen,
Wohl in den Todesstreit.

Der zweite, der ist begegnet
Gar einem falschen Mann,
Der hat ihm Kraft und Wehre
Und Fröhlichkeit und Ehre
Mit Golde abgetan.

Der dritte, der tat begegnen
Wohl einer schönen Frau,
Der mußt' in Lieb' erblinden
Und konnt' den Weg nit finden,
Zurück ins Vaterhaus.

Ist das ein wirkliches, halbvergessenes Volkslied, oder ist es nur ein Traum? — Wer hilft mir aus dem Traume? Für jeden Fall reizt das zu einer Schlußstrophe:

Die zweie taten sich kümmern
Beim Liebchen und beim Schrein
Viel böse Tag und Stunden.
Und hat das Glück gefunden
Nur einer von den drei'n.

Am 17. März.

Über dem Hilligenlei-Zank, der in den literarischen Kreisen dieses Jahres allerorts ganz kindisch laut ist, ragt ein sachlich verwandtes Werk gewaltig auf, von dem fast niemand spricht. Und überragt doch turmhoch alles, was heute über Kirche und Religion geschrieben wird. Es sind eigentlich zwei Werke, aber es ist *eine* Seele, und was für

ling. Und wenn sich's herausstellt, daß er wirklich auch im Leben derselbe vornehme und liebenswürdige Mensch ist, als den man ihn von der Bühne kennt, dann ist der Zuneigung und Verehrung kein Ende.

Am 13. März.

Ein oberländischer Gutsbesitzer hat im vorigen Herbste einen Zigeunerjungen aufgenommen, ein hübsches, intelligentes Bürschchen. Er wurde sofort neu gekleidet, dann in allem verpflegt, in die Schule geschickt. Sein Ziehvater ließ ihm, wozu er besondere Freude zeigte, Violinunterricht erteilen. Er wurde bald der verhätschelte Liebling des Hauses und hatte Aussichten wie Moses am Hofe des Pharao. In diesen schönen Märztagen nun ist der Junge durchgebrannt. Heute kam der Gutsbesitzer entrüstet zu mir und bat, ich möchte über die Undankbarkeit dieses Gesindels etwas schreiben. Das werde ich mir erst überlegen, abgesehen davon, daß die Zigeuner kaum Abonnenten des „Heimgarten" sein dürften. Als ob so einem kleinen Kerl an solchen Gutsbesitzersvorteilen etwas läge! Weshalb soll ein Zigeunerjunge nicht Heimweh haben dürfen? Er hat doch eine weit schönere Heimat, als ein Bauer im Oberlande. Er hat eine köstliche Heimat — die freie, weite Welt. Für Zigeuner habe ich was übrig an romantischem Gefühl — solange sie mich nicht bestehlen. Übrigens, ist nicht unsere ganze Kulturentwicklung verzigeunert? Bauern verkaufen ihre Güter und ziehen in fremde Gegenden. Bauernknechte gehen zur Industrie und von einer Fabrik zur anderen. Bürger und Aristokraten wandern in die Berge, nach Tirol, in die Schweiz. Wer's tun kann, der macht Reisen nach Italien, nach Norwegen, nach Amerika, nach Ostindien, Japan u. s. w. Ganze Gesellschaften wandern aus nach fernen Kolonien. Und die Städter, die noch daheim bleiben, werden sich bald transportable Sommerhäuser bauen lassen, bessere Kobelwägen, um damit in beliebigen Gegenden Sommerfrische zu nehmen. Zigeunerei in großem Stile.

Am 14. März.

Während der schweren politischen Verhandlungen in Marokko sind die Deutschen in Frankreich eingerückt. Aber nicht um Menschen zu töten, sondern um tote Menschen bergen zu helfen. In den Bergwerken zu Courrières (nördliches Frankreich) sind durch schlagende Wetter und Brand an 1200 Bergarbeiter zugrunde gegangen. Man kann das Feuer nicht stillen, kann die Toten nicht herausbekommen. Wahnsinn in der Bevölkerung, Ratlosigkeit im ganzen Departement, Verwirrung in ganz Frankreich. Da hat der deutsche Kaiser angeordnet, daß aus dem westfälischen Kohlenrevier eine Rettungsexpedition an die

Liebe ist; der furchtbare lutherische Exzellenzherr in Berlin mit seinem unbändigen Haß, der protestantische Ritter und Selbstüberwinder Wolf; Gretl, die Maria Magdalena von Berlin, diese kaum glaubhafte und doch so meisterhaft motivierte Gestalt. Und es sind vor allem zu mir gekommen der liebe, schöne Knabe Edwin, voll evangelischer Glaubensinnigkeit und stolzen Trotzes, und endlich sein Vater, der stolze, schöne englische Ritter, ein Edelmensch in reinstem Sinne. Diese und noch andere Bewohner des Handel-Mazzettischen Romans: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“ sind zu mir gekommen. Das Buch wird beiden Kirchen gerecht und schildert ihre Vorzüge, erzählt aber von unerhört furchtbaren Leiden, die ein Vater und sein Söhnlein durch fanatische Priesterhärte und grenzenlose Grausamkeit „im Namen Christi“ haben leiden müssen. Das Dichterherz hängt an den Schönheiten und Gemütswerten der katholischen Kirche, wer aber ist der gloriose Held des Buches? Der englische Ritter — der leidenschaftliche Atheist. Ein Atheist, praktisch voll Duldsamkeit für alle wahrhaft religiöse Art, prinzipiell ein stahlharter Fanatiker der Wahrheit, der er sein Kind, sein Leben opfert. Dieser Atheist, der mit seiner Schrift alle Kirchen und alles Christentum und allen Gottesglauben zerstören will, er ist der gloriose Held, dem die Heilandsehre widerfährt, daß er als unerschrockener Bekenner seiner atheistischen Lehre unter ähnlichen Umständen wie Christus gekreuzigt wird. Gekreuzigt von den Lutherischen und selig gesprochen von katholischen Mönchen, worin, nebenbei gesagt, eine willkürliche Tendenz liegt. Das läßt sich eben so gut umgekehrt machen. Der Sinn wird wohl so sein, daß die Kirchen nach Belieben verdammen und selig sprechen können. Das Wort „Ich glaube“, das der gepeinigte sterbende Atheist stammelt, kann nach der ganzen Artung dieses Mannes nicht als „Bekehrung“ gelten. Und warum läßt die Dichterin diesen Atheisten so göttlich sieghaft sein? Weil sein Denken, Wollen und Leben rein und voller Menschenliebe ist. — Die Göttlichkeit und Allmacht der Liebe! Von allen Lippen tönt das Wort, aus allen Federn träufelt es. Aber so überwältigend hat keiner von uns die Liebe gestaltet als diese merkwürdige Frau. — Jetzt möchte ich, daß meine Freunde dieses Buch lesen und dann mithelfen zu seiner Verbreitung.

Am 19. März.

Nach diesem Stahlbade wieder die literarischen Abspülwässer der talentierten Dilettanten und talentschwachen Dichter. Jeder Tag bringt Manuskripte und Bücher, wovon nicht eines geschrieben worden wäre, wenn's nicht auch andere täten oder getan hätten. Nur vorbildliche Marmorgestalten spülen sie ab und verzapfen das Wasser für Naturwein. Keine innere Nötigung, keine ursprüngliche Kraft, die sich betätigen will und muß, nur Nachahmungssucht, Poeteneitelkeit und

eine! Zwei Romane mit ziemlich ungeschickten Titeln, auch der Name des Verfassers ist noch nicht geläufig. Er heißt E. von Handel-Mazzetti. Soll eine noch jüngere Dame sein, eine Österreicherin, die gegenwärtig in Stadt Steyer lebt. Nie ist ein Roman mit einer männlicheren Kraft geschrieben worden, als diese zwei stahlharten, glutsprühenden Bücher, voll künstlerischer Einheit, Konsequenz und Objektivität. Keinen Mann der gegenwärtigen Literatur wüßte ich, der genannte Eigenschaften in so hohem Grade besäße, als diese Frau. Und doch ist gerade das Allergrößte in diesen beiden Büchern mehr weiblicher als männlicher Natur: die Liebe. Wohl nicht die Geschlechtsliebe, ohne die unsere Männlein und Weiblein sich einen Roman kaum denken können. Handel-Mazzettis herbe, fast möchte ich sagen, zornige Erzählungen sind ein leidenschaftliches hohes Lied der Menschenliebe, wie es noch selten gesungen worden. (Die beiden umfangreichen Werke werden im „Heimgarten" an anderer Stelle besprochen.) Das eine: „Jesse und Maria" las ich vor etlichen Monaten mit größter Spannung. Das zweite: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" las ich in diesen Tagen. Es war für mich ein wahres Ereignis. Nie noch hat mich ein Buch so wild mit sich fortgerissen, das Gehirn so sehr gespannt, das Herz so sehr erschüttert, als dieses „denkwürdige Jahr". Es hat ja natürlich auch seine oft recht empfindlichen Fehler. Es mag literarisch tiefer stehen als das neuere: „Jesse und Maria", dichterisch steht es doch höher. Vor 200 Jahre läßt es die Ereignisse geschehen, teils in Oberösterreich, teils in Norddeutschland. Ein „historischer" Roman des XVIII. Jahrhunderts; und doch durchleidet das deutsche Volk gerade in der Gegenwart denselben Konflikt, und sucht und schreit nach Lösung — die unsere Dichterin gefunden hat. Die Kirchen rufen marktschreierisch sich selbst als das Heil aus. Auch unsere Dichterin ist so kirchlich gesinnt, daß sie im Kürschner ein k (katholisch) vor ihrem Namen hat; und doch ruft sie es in ihren Werken laut in die Welt: Das Heil liegt nicht in den Kirchen, in diesen als solchen liegt die Unduldsamkeit, der herzlose Fanatismus, der Haß gegen andere Bekenntnisse. Man mag diesen in der Natur der Sache liegenden Haß hundertmal „Liebe" nennen, er bleibt doch was er ist. Die Lösung unserer religiösen Konflikte zeigt die Dichterin klar: Milde, fremde Überzeugungen duldende Menschenliebe. Insoferne die Kirchen in ihrem Streite gegeneinander sich davon entfernen, sind sie das Verderben. — Handel-Mazzettis Bücher sollten durch eine billige Volksausgabe im deutschen Volke weit verbreitet werden.

Am 18. März.

Dieser Haß und diese Liebe brennen sich einem in die Seele. Heute zur Nacht sind sie auf Besuch gekommen: Der harte Abt von Kremsmünster; der kindlich fromme Pater Meinrad, der die lautere

Solchen Leuten ist es ein Glücksfall, wenn einer stirbt, dem sie Böses getan haben. Sie glauben sogar, daß die Sache damit abgetan ist . . .

Am 22. März.

Gespräch mit einem ultramontan-politischen Zeitungsschreiber aus M. Er bemerkte, die klerikalen Blätter hätten es viel leichter, eine einheitliche Politik und Weltanschauung zu vertreten, weil ihnen diese Politik und Weltanschauung stramm vorgeschrieben sei und weil solche immer gleich bliebe. Die kirchenpolitischen Journalisten könnten ganz gut Augen und Ohren verschließen vor der modernen Welt und den Ereignissen der Zeit und würden ihre Politik doch ganz trefflich einhalten können, denn hinter ihnen steht wer, der ihnen alles einsagt. Insofern „feit sich nix". Aber eine andere Mißlichkeit sei vorhanden, die den kirchenpolitischen Zeitungsschreibern die Stellung so sehr erschwerte. Allzuviel unvernünftige Dinge müßten sie behaupten und vertreten und das sei ein verdammt hartes Brot.

Am 23. März.

Daß die Dichterdenkmalsetzerei und die Dichterverehrung miteinander nicht immer was zu tun haben, beweist folgender Fall. In Innsbruck soll ein Denkmal für den Dichter Adolf Pichler errichtet werden. Dazu hat das Kultusministerium einen Beitrag gezeichnet. Dasselbe Kultusministerium hat zu gleicher Zeit denselben Dichter Adolf Pichler abgelehnt, als es sich darum handelte, dessen Werke den Lehrerbüchereien zur Anschaffung zu empfehlen. Nun kennt man sich wieder einmal nicht aus. Ist der Dichter so unbedeutend oder gefährlich, daß man ihn nicht der Lehrerschaft in die Hand geben darf, wozu baut man mit bei einem Denkmal? Und ist der Dichter so bedeutend, daß man ihm ein Denkmal setzt, weshalb vorenthält man ihn den Lehrern? Jener Witzbold sagte: „Manchen Leuten ist halt nur darum zu tun, daß der Dichter — ausgehauen werden soll. Damit ist er abgetan."

Am 24. März.

Heute las ich, daß ein geistreicher Kritiker mich mit dem Kardinal Nikolaus von Cunes verglich, um durch solchen Vergleich haarscharf nachzuweisen, daß wir nichts miteinander gemein hätten mit Ausnahme der Absicht, und selbst diese wäre bei Kardinal Nikolaus eine andere gewesen, als bei mir. — Und so was nennt der Mann ein Vergleichen.

Am 25. März.

Die Natur entzweit uns mit der Pflicht, die Erkenntnis mit dem Frieden. Die Kunst versöhnt uns mit dem Leben, die Religion mit dem Tode.

Gelüste, der strengen Arbeit zu entfliehen, um durch leichten Schriftstellererwerb — wie sie sich das einbilden — leben, und gut leben zu können. — Und ich selbst? Mich hat das Stahlbad eines großen Meisterwerkes noch selten gestärkt, eher geschwächt. Zu sehen, was andere wahrhaft Geniale können, macht mich leicht mutlos. Wenn der Rohbau meines vor längerer Zeit begonnenen Romans nicht schon nahezu fertig wäre, ich würde ihn jetzt einstellen müssen und solange wieder Schund lesen, bis mir neuerdings die Courage käme, doch Besseres zu leisten.

Am 20. März.

Kaum die Winterstürme, die Kämpfe zwischen Frost und Sonnenglut vorüber sind und die milde, gleichmäßigere Jahreszeit eintritt, beginnen meine katarrhalischen Leiden. Wer erklärt mir das? Solange die kurzen Tage waren, das Wohnen in den Stuben, die nicht ordentlich zu lüften sind, manchmal übermäßig erwärmt werden, die täglichen zwei Stunden Ausgang in Kälte, Schnee, Regen und Wind, so lange war mit einiger Vorsicht alles gut, ich fühlte mich frisch, kräftig, arbeitslustig. Jetzt, wo man sich ruhig im Freien ergehen kann, mit Fleiß gegen Temperaturwechsel und andere etwa schädliche Einflüsse sich wahrt, jetzt sind diese Leiden da. Sie steigern sich oft bis zu Bronchitis und Athemnot und weichen nicht mehr ganz, bis im November die schlechte Stubenluft kommt und draußen das trübe nasse Wetter, die Zeit der rauhen Stürme. Dann ist mir wieder wohl. Das ist doch gegen alle Regel und ärztliche Begutachtung, das ist einfach naturwidrig, möchte ich sagen, wenn es überhaupt irgend etwas Naturwidriges gäbe in der weiten Welt. Ist es dann aber ein Wunder, wenn man das Sonnenqualmen haßt und die herben Wetter liebt? Beinahe hasse ich auch die Leute, die nur das „schöne" Wetter angirren und bin sehr froh, daß sie's nicht nach Belieben machen können. Sonst hätte man das ganze Jahr Sonnenschein und würde die Erdkugel nicht einmal alle heiligen Zeiten gebürstet und gewaschen werden.

Am 21. März.

Wohnte dem Begräbnisse eines guten Bekannten bei, dem ein Nachbar die Jahre her viel Tort und Unrecht angetan hatte. Diesen Nachbar beobachteten jetzt viel Leute und meinten, nun würde er gewiß zerknirscht sein und im Angesichte des Todes seine Bosheit bereuen. Der Mann stand aber aufrecht und wohlgemut da und mit einem gewissen Behagen schaufelte er dem von ihm oft Gequälten eine Scholle auf den Sarg. Das ist doch erklärlich, meinte ein anderer, daß dieser Herr jetzt in guter Stimmung ist. So lange der Arme lebte, mußte der Bosnickel eine scharfe Vergeltung befürchten, jetzt ist diese Sorge gegenstandslos.

Menschen bewundert. Unfrieden ist sein Ideal. Na, dem kann's nicht fehlen auf dieser Welt. „Unfrieden heißt Leben“, sagte er, „und Frieden heißt Tod.“ Er war gekommen, um mich zum Mitarbeiter zu werben für seine „Opposition“. „Mich? Aber ich schriebe Ihnen ja den Tod hinein.“ — „Er wird schon lebendig werden“, antwortete der Mann ganz glimpflich. „Ich werde ihn so lange jucken, zwicken und stechen, bis er lebendig wird.“ — „Sie würden mich, Ihren Mitarbeiter, in Ihrem eigenen Blatte bekämpfen?“ — „Bis aufs äußerste, mit allen Mitteln. Das darf Ihnen eben nichts machen, es gehört zum Handwerk.“ Gewiß, man kennt ihn als solchen. Seine besten Kameraden verhöhnt und verleumdet er, ihre Bestrebungen stört er, ihre Schöpfungen zerstört er. Was er anfangs billigt, vielleicht selber vorschlägt, sobald es zu entstehen beginnt, bekämpft er es. „Eine nagelneue Welt muß geschaffen werden!“ rief er begeistert aus. „Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht! Goethe. Und Sie müssen mit zur Opposition!“ — „Sofort, mein Herr! Ich mache Ihnen Opposion. Ich schreibe nicht eine Zeile für Ihr Blatt.“

Eine Geste gegen mich, die ein Meer von Verachtung ausdrückte. Damit trat er ab.

Am 28. März.

Frühjahrsspaziergänge aufs Land hinaus. Landleute, die ihr Anliegen, ihre Not klagen. Es hilft zwar nichts, aber wir sind allzumal lyrische Wesen. Heute hat mir ein Dorfbürger blutige oder besser staubige Tränen geweint. Er hat ein stattliches Haus im Dorfe, knapp an der Reichsstraße. Vor zehn Jahren verkaufte er Wald und Felder, die nichts mehr trugen, und baute sich an der Straße ein zweites Haus. Sehr schmuck, mit Veranda und Vorgärtlein, und waren seine beiden Häuser stets mit Sommerfrischlern besetzt. Jetzt auf einmal bleiben die Sommerfrischler aus, es sei ihnen die Luft zu schlecht. Sie gingen sonst aufs Land der guten, reinen Luft wegen. Das Dorf ist nämlich seit der Automobilära ein Staubmeer geworden. An schönen Tagen sieht man kilometerlange Staubschlangen kriechen, eine nach der anderen; oder bei Wind das ganze Tal in einen Staubschleier gehüllt. Die Häuser an der Straße sind durchwegs entwertet, deren Besitzer wieder einmal ein Opfer des Sportes geworden. Vom Walde vertrieb die Leute das Jagdwesen, von der Straße vertreibt sie das Automobil. — Aber Freund, entgegnete ich solcher Klage, das Haus an der Reichsstraße sollte doch den Staub gewohnt sein. Vor der Eisenbahnzeit bei den hunderten von Fuhrwerken wird's wohl noch vielmehr gestaubt haben. Der Verkehr bringt Staub und auch Geld. — Geld? lachte mein Mann ungut auf. Früher, ja, da ist an der Straße Gewerbe und Handel gewesen. Die

Am 26. März.

Der Literaturprofessor Erich Schmidt hat — wie diese Herren schon immer streng wissenschaftlich sind — seinerzeit über Robert Hamerling ein unantastbares Urteil gefällt. Er hat gesagt: „Ich mag ihn nicht.“ Damit hat der Gelehrte sehr gründlich und geistreich charakterisiert, nicht zwar den Dichter Hamerling, sondern — sich selbst. Eben so gediegen ist das Urteil desselben Professors über einen anderen Dichter, über Heinrich Heine: „Trotz allem Geschrei ist Heine der größte Dichter seit Goethe.“ Das ist wissenschaftlich präzis und künstlerisch schön gesagt. Der „Frankfurter Zeitung“ war aber das noch zu wenig, daß Heinrich Heine bloß seit Goethe der größte Dichter sein sollte: der Professor hätte müssen sagen: Heine war der größte Dichter aller Zeiten! — und zwar bedingungslos! Der brutale Germane hatte seinem Urteile nämlich auch die Meinung beigefügt, daß Heine für die schlimmsten seiner Schimpfworte eine Tracht Prügel verdient hätte. Nun bemerkt die „Frankfurter Zeitung“ zu dieser Äußerung: „Wir gestehen offen, daß uns alle antisemitischen Entrüstungsversammlungen harmloser dünken, als diese erstaunliche Roheit eines deutschen Literaturprofessors und angeblichen Verehrers von Heinrich Heine.“ — Nun also! „Den größten Dichter seit Goethe“ haben die Herren der „Frankfurter Zeitung“ gnädigst akzeptiert, die Prügel aber hat — der deutsche Literaturprofessor bekommen.

Am 27. März.

Heute war ein Mann bei mir, der von Unfrieden lebt. Er sagte, ohne Unfrieden wäre es gar nicht auszuhalten. Er macht stets in Opposition, so in Politik, in Volkswirtschaft, in Religion, in Gesittung, in Kunst und Literatur, kurz, in jeder Branche. Mehrmals ist er mit seinem Unfrieden schon zugrunde gegangen, doch in größtem Vertrauen versucht er's allemal wieder mit einem neuen. Erst war er aus einer parlamentarischen Körperschaft ausgeschieden worden, weil er alles bekämpft und durcheinander gebracht hatte, jetzt will er ein Blatt gründen: die Opposition. Er weiß noch nicht, gegen was er kämpfen wird, aber er wird kämpfen. Was die Zeit auch bringt, Schlechtes oder Gutes, er wird es bekämpfen mit allen seinen Kräften. Auch das Gute. Besonders das Gute. Denn, sagt er, es gibt nichts Niederträchtigeres, als das sogenannte Gute. Was die Leute einmal gut nennen, das ist schon deshalb nicht wert, daß es bestehe. Der Mann sah nicht anders aus, als andere Leute, ein gedrungener Mensch mit etwas aufgedunsenem, gerötetem Gesichte. Aber ich konnte mich an ihm nicht satt sehen. Die Antipoden sind immer interessant. Mit einer gewissen Schwärmerei mußte man ihn betrachten, wie man einen von Herzensgrund glücklichen

meisters. Sei aber damit ganz abscheulich aufgesessen. Er wollte diese Gemeinde unterstützen und unterrichten mit Wort und Beispiel, wollte ihr Ratgeber und Freund sein, wollte den Leuten Sinn für die heutige Zeit und ihre Forderungen beibringen, wollte sie religiös anregen und zu einer opferwilligeren Gemeinsamkeit miteinander erziehen. Er opferte solchen Bestrebungen sein kleines Vermögen, opferte der Gemeinde sechs Jahre seines Lebens, um endlich einzusehen, daß alles umsonst ist. Die Leute sind stumpf gegen alles Edlere, interessieren sich nur für Kartenspiel, Trinken und Lottern und kommen von Jahr zu Jahr mehr herab zu Kriechern, Bettlern, Lügnern, Frechlingen, Dieben und noch schlimmerem. Das stimme nicht mit den Resultaten des Waldschulmeisters Andreas Erdmann, der also eine unwahre Gestalt sein müsse. Und seien doch die Leute, mit denen er, mein Briefschreiber, es zu tun gehabt, im vorigen Jahrhundert noch eine wohlgeordnete, wohlhabende und achtenswerte Gemeinde gewesen, ehe sie anfing, in Genuß und Schlendrian sich gehen zu lassen. — Ja, mein Lieber, darin liegt es eben. Der Waldschulmeister Erdmann hatte es zu tun mit halbwilden, naiven Menschen, die im Stadium der Entwicklung waren, du hattest es zu tun mit herabgekommenen Leuten, die ihre Kultur schon hinter sich haben, die im Stadium des Verfalles sind. Der rohe Apfel kann reif werden, der überreife aber, wenn er einmal abfällt, geht in Fäulnis über und da hilft alle Gärtnerkunst nichts. Daraus spinnen sich trübe Gedanken. Wer will sie in einem neuen Waldschulmeister gestalten?

Auferstehung.

Es springt durchs Land der Frühlingssturm,
Der Wildbach gurgelt dumpf,
Es stöhnt der alte Kirchenturm,
Es knarrt der Weidenstumpf.

Durch weite Ackerfurchen bebt
Der Drang nach neuer Saat,
Und Keim an Keim zum Lichte strebt:
Die Auferstehung naht!

Im Friedhöflein beim Bauerndorf
Erzittern Grab und Gruft,
Durch Moos und Holz und Stein und Schorf
Der Frühsturm weckend ruft.

Manch alter wackrer Bauer dann
Hebt tief im Grab die Hand,
Als gings zur Saat mit Roß und Mann
Ins neue Frühlingsland!

Es klappern sacht die Knöchelein,
Es regt sich Hand und Fuß; —
Und kann er nicht mehr Sämann sein — :
Er schickt den Segen-Gruß!

Anton August Naaff

durchreisenden Herrschaften haben Geld dagelassen, die durchrasenden Herrschaften lassen nichts zurück als Staub. Ein paar Großwirtshäuser mögen etwas davon haben, die anderen im Dorfe haben nichts als Nachteile. Auf der Gasse Gefahr für Menschen und Vieh. Im Hause bei geschlossenen wie bei offenen Fenstern auf den Möbeln jede Stunde eine frische Staubschichte, so daß man mit dem Finger zehnmal des Tages frisch kann draufschreiben: Hol' euch der Teufel! — So sollte, war meine Meinung, die Gemeinde halt fleißig die Straße reinigen, den Staub wegfegen, tüchtig aufspritzen. — Geschieht, so gut es möglich ist, antwortete mein Landmann, wir armen Teufel bereiten den durchrasenden Millionären kostenlos die Straße durch das Dorf. Aber was gibt das aus, wenn die übrige Strecke ein Staubstrom ist, der über das ganze Tal hingewirbelt wird. Wir haben kein Mittel gegen diese neue Landplage, keinen Fürsprecher, kein Gesetz. Sind aus dem Walde vertrieben, werden von der Straße vertrieben, jetzt bleibt uns noch das Meer. Wir wandern aus.

Am 29. März.

Wenn man plötzlich jemand was ins Stammbuch schreiben soll, kommen oft gottlose Einfälle. So schrieb ich heute einer gar schmeichlerisch drängenden Dame hinein: „Bettelst du mich an, bettle ich dich an, weil ich für mein Waldschulhaus und anderes jahrein jahraus Bettelgroschen brauchen kann.“ Beschämen tat sie mich. Ein Goldstück gab sie. Da mir die Sorge für ein zweites Schulhaus auftaucht, so gedenke ich die Praxis fortzusetzen.

Am 30. März.

Vor kurzem ist von Berlin aus wieder einmal eine Rundfrage ergangen an Deutschlands Geister: „Bedürfen wir noch des Pfarrers?“ Von den gerufenen Geistern erschienen viele nicht, von den erschienenen waren die einen gegen, die anderen für den Pfarrer, so daß wir wieder auf demselben Standpunkte stehen. Hierin ändert auch die beste der Antworten nichts, nämlich, die von Wildenbruch. Der sagte: Ob wir noch eines Pfarrers bedürfen? „Nein — wenn der Pfarrer ein Pfaffe ist! Ja, und hundertmal ja, wenn er ein Priester ist.“ — Nur schade, daß diese Begriffe so schwankend sind. Wie mancher, der dem einen ein Priester ist, ist dem anderen ein Pfaffe.

Am 31. März.

Heute erhielt ich von einem Schulmeisterlein aus dem Gebirge einen Schreibebrief. Der Mann teilt mir mit, daß er eine wirtschaftlich und sittlich ganz herabgekommene Gemeinde wieder zurechtbringen und heben wollte, und zwar nach dem Vorbilde meines Waldschul-

Menschen wird ein angeborenes Wissen nie sehr deutlich, weil sein Handeln und Reden auch auf das zurückgeführt werden kann, was andere Menschen ihm mitgeilt haben. Aber oft genug gewahren wir auch beim Menschen ein „instinktives" Handeln, das wir auf eine angeborene Kenntnis, z. B. einer Gefahr, zurückführen möchten. Und das „Gewissen" ist ein angebornes Wissen in sittlichen Dingen, wenn es auch wohl mehr als das ist. Da wir von unseren Vorfahren nicht nur Blut und Knochen, sondern auch Charaktereigenschaften und Talente haben, warum sollten wir nicht auch einen Auszug des von ihnen Gelernten und Erlebten erben? Manche Menschen haben uns bezeugt, daß es ihnen zuweilen vorkomme, als ob sie früher schon einmal dagewesen seien und dies und jenes erlebt hätten. Auch Goethe gehört zu ihnen. Und wahrlich: wenn auch einige Erinnerungen unserer Voreltern auf uns übergingen, so würde dadurch das Wunder der Fortpflanzung um nichts wunderbarer. Goethe behauptete bekanntlich auch, daß dem Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. Sein „Götz" sei ein Beispiel, daß ein poetisch begabter Jüngling mannigfache menschliche Zustände richtig darstellen könne, ohne sie schon in eigener Person durchlebt oder beobachtet zu haben. Ein andermal äußerte er sich genauer: „Die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung, und wie die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, ist dem Dichter angeboren und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist ihm aber nicht angeboren, wie man Gericht hält oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiserkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen, muß der Dichter sie aus Erfahrung oder aus Überlieferung sich aneignen. So konnte ich im ‚Faust' den düsteren Zustand des Lebensüberdrusses im Helden sowie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Antizipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu sagen:

> Wie traurig steigt die unvollkommene Scheibe
> Des späten Monds mit feuchter Glut heran,

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur." Als Eckermann hierauf antwortete, es zeuge doch jede Zeile im „Faust" von Lebenserfahrung und Weltdurchforschung, antwortete der Dichter: „Mag sein; allein, hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz totes und vergebliches Bemühen."

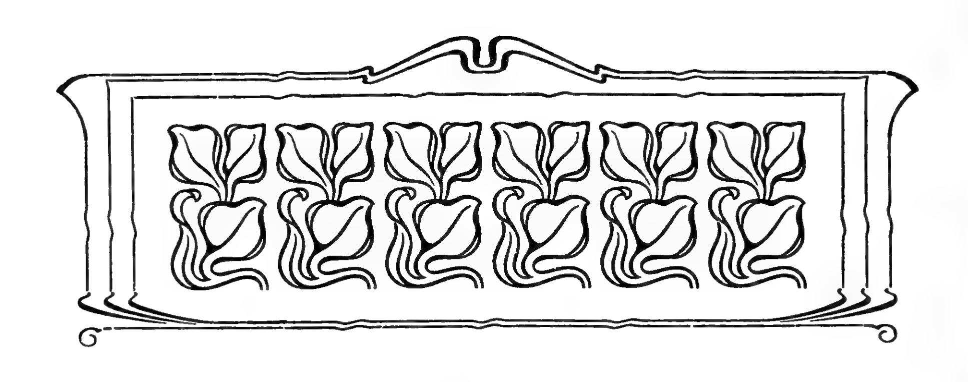
Eine bemerkenswerte Bestätigung erhält Goethes kühne Behauptung durch Äußerungen Anzengrubers, die Rosegger in der „Jugend" wiedergibt. Rosegger bemerkte zu seinem Freunde, er müsse viel in Oberbayern gelebt und mit oberbayrischen Bauern verkehrt haben, denn seine Bauerngestalten und deren Mundart erinnerten an diesen Schlag.

Anzengruber setzte seinen Zwicker auf die scharfgebogene Nase und sagte:

„Oberbayern? Nein. Ich habe eigentlich mit Bauern überhaupt nie verkehrt. Wenigstens nicht näher." Als er darüber meine Verwunderung merkte: „Ich brauche das auch nicht. Mir ist's zur Anregung genug, wenn ich so einen Bauersmenschen von weitem sehe, ein paar gleichgültige Worte von ihm höre oder irgend eine Geste an ihm beobachte. Dann kenne ich den ganzen Kerl aus- und inwendig."

Mir war das sonderbar.

„Lieber Freund", sagte er, „Sie wissen es ja selber. Alle äußeren Gelegenheiten und Anlässe sind nur Hebammen. Gebären muß der Dichter aus sich heraus. — Nun ja, Bauern. Ich bin ein Großstadtmensch. Aber wenn ich, wie Sie sagen,



Kleine Laube.

Mißratener Fluch.

Vor zwei Jahren, zu Sankt Marten
Habe ich in Nachbars Garten
Einen schweren Fluch gesäet.
Rachedürstend wollt' ich warten,
Bis er in die Halme geht,
Und im sonnenfrohen Lenze
Den verhaßten Hof umkränze
Strüppedicht mit Dornenranken.
Sieh', und als am Maienbronnen
Alle Lebewesen tranken,
Haben Blüten sich gesponnen
Um das Haus des Nachbars Jocken,
Der mir wollt' die Braut entlocken.
Linde weiße, rote Blüten,
An der Stirn des Hauses glühten:
Rankten hold sich um die Dächer,
Stiegen leis' in die Gemächer,
Alles zart in Rosen hüllend
Und mit süßem Hauch erfüllend —
Grau'nerregend wonnesam! —
Als die Zeit der Reife kam,
Welch ein seltsam Früchteprangen!
An den grünberankten Zweigen,
Die sich um die Fenster neigen,
Schwere gold'ne Äpfel hangen . . . .
Doch, was seh' ich auf der Erden
Schlangenähnlich sich gebärden!
Unheildeutend grause Zeichen!
Wüste Dorngestrüppe schleichen
Meinem, meinem Hause zu! —
Sachte wird es eingewoben
Von dem Erdgeschoß bis oben,
Wo der Fahne stolzer Prang
Glück verkündet jahrelang.
Wild umstrickt das Haus zum Hohne
Mit der kahlen Dornenkrone. —
Als sich so das Los gewendet,
Klopft es leise an der Tür,
Kommt der Nachbar Jock und spendet
Tröstend eine Rose mir.
Eine jener süßen großen
Rosen, die dem Fluch entsprossen.
— Ach, wie mir der Rose Gluten
Meine arme Seele sengten!
Und wie mir die milden, guten
Worte, weh das Herz bedrängten! —
Was dir, Mensch, auch mag begegnen,
Nimmer sollst du Rache suchen.
Bist ein Stümper doch im Segnen
Und ein größerer noch im Fluchen.

Peter Rosegger.

Die angeborene Kenntnis der Dichter.

In seiner ebenso geist- als lehrreichen Sammlung „Stunden mit Goethe“ sagt der Herausgeber Dr. W. Bode folgendes:

Was man früher Instinkt nannte, erscheint uns jetzt ein angeborenes Wissen. Das eben geborene Kätzchen, das seine Augen noch nicht öffnen kann, sucht sofort die Zitzen der Mutter, als ob es wüßte, daß es nichts nötiger braucht als seine Nahrung. Und wenn ein Tier zum erstenmale Junge wirft, benimmt es sich vorher und nachher so zweckmäßig, als habe es die größte Erfahrung in solchen Sachen. Der menschliche Säugling ist täppischer und hilfloser und auch im Leben des erwachsenen

Frau Muse.

Als ich ein junger Geselle war,
Mit blitzendem Aug' und wallendem Haar,
Hat hold die Muse manche Nacht
Im Dachstüblein mit mir gewacht.
Das waren Märchenstunden! . .
Plötzlich war sie verschwunden.

Ein Weilchen später schlich statt ihr
Heimlich das Glück in mein Quartier.
Da setzt' ich mich aufs hohe Roß
Und hielt mir einen Dienertroß
Gefräßiger Leidenschaften,
Die Geld und Gut wegrafften.
Oft schickt' ich nach Frau Muse aus,
Doch sie besuchte nie mein Haus.

Nun zog ich trotzig in den Kampf,
Wo scharfe Schwerter blinken,
Da schaut' ich aus dem Pulverdampf
Die Muse huldreich winken.

Nach manchem tollen Todessturm
Warf man mich in den Hungerturm.
Das war gewiß nicht ritterlich. —
Ich weinte damals bitterlich.
Sehnsuchtsvoll frug ich jeden Tag:
„Ob wohl die Muse kommen mag?"
Da klirrte hell ein Schlüsselbund.
Ganz leise trat sie strahlend ein
Und küßte Stirne mir und Mund:
„Jetzt bin ich wieder dein.
Komm, laß uns glücklich sein!"

J. M. Toscalio.

Letztes Hoffen.

Hat einst ein stolzer Knabe
An meine Tür gepocht;
Weiß Gott, warum ich damals
Nicht auftun mocht'.

War doch, viellieber Knabe,
Mit Leib und Seele dein,
Drum hofft' ich, du rissest vor Liebe
Die Bretter ein.

Die Hoffnung mag mich geleiten
Ins frühe Grab.
Mir ist, ich säh' dich noch kommen,
Du stolzer Knab'.

Hans Rudorff.

Wozu?

Wozu? Das ist die Frage,
Die uns im Leben plagt,
Auf die uns aber keiner
Genaue Antwort sagt!

Wozu das Hasten, Treiben,
Das Jagen sonder Ruh',
Deckt einst uns ja doch alle
Die gleiche Erde zu.

Wenn es in lichten Sphären
Gibt je ein Wiederseh'n,
Es wär' das Sterben leichter,
Wär' nur ein Vorwärtsgeh'n.

Wenn in den fernen Welten
Von neuem man vereint
Mit jenen, die auf Erden
Man heiß und treu beweint.

Max v. Weißenthurn.

Sei wieder gut!

Von Wilhelm Hermann.*)

Ich fleh' dich an bei aller Sehnsucht Gluten;
Ich fleh' dich an bei aller Treue Mut.
Soll so mein Herz in Reue still verbluten?
Ich fleh' dich an, mein Lieb, sei wieder gut.

Vergiß die traur'ge unglücksel'ge Stunde,
Da Leidenschaft verführt mein rasches Blut.
Ein bitt'res Wort erpreßte meinem Munde,
Ich fleh' dich an, mein Lieb, sei wieder gut.

Ich fleh' dich an beim ewig-heil'gen Borne,
Draus sich erneut der Liebe reiche Flut.
Bei des Geschickes strafbereitem Zorne,
Ich fleh' dich an, mein Lieb, sei wieder gut.

Ich fleh' dich an beim Glanz der gold'nen Tage,
Da uns das Glück zur schönsten Hoffnung lud,
Bei meines Herzens tränenschwerer Klage,
Ich fleh' dich an, mein Lieb, sei wieder gut.

*) „Jugendpfade." Gedichte von Wilhelm Hermann. (Kronstadt. Joh. Gött u. Sohn. 1905.)

besser bauerndichten als stadtleutdichten kann, so mag das wohl im Blut stecken oder irgendwo in den Knochen — wie eine vererbte Gicht. Meine Vorfahren vaterseits sind oberösterreichische Bauern gewesen. Na, und so was rumort halt nach."

„Ein großer Teil von Oberösterreich hat vor nicht langer Zeit noch zu Bayern gehört", sagte ich, „da sind Sie am Ende doch von bayrischer Abkunft." — So weit Rosegger.

Danach wäre es also Erinnerung aus der Vorfahren Leben heraus, was Goethe nicht eben glücklich „Antizipation" nannte. Und aus seinen Gretchen und Klärchen heraus redeten seine weiblichen Vorfahren. — Aus den Zeitungen sehen wir, daß über diesen ebenso wichtigen wie schwierigen Gegenstand jetzt ein sehr gelehrtes Buch erschienen ist: „Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens" von Prof. Richard Semon.

Um übrigens die Vergleichung mit Anzengrubers Aussage noch zu steigern, sei ein weiterer Ausspruch Goethes hinzugefügt:

„Es liegt in den Charakteren eine gewisse Notwendigkeit, eine gewisse Konsequenz, vermöge welcher bei diesem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewisse sekundäre Züge stattfinden. Dieses lehrt die Empirie genugsam; es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntnis davon angeboren sein. Ob bei mir Angeborenes und Erfahrung sich vereinige, will ich nicht untersuchen; aber soviel weiß ich: wenn ich jemand eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden lassen."

Singvögel.

An den Unendlichen.

Juble, o Mensch, verbannt auf winz'gem Staubkorn,
Daß er stammeln dich lehrt voll tiefen Staunens,
Daß den Sang er senkte in deine Seele,
Wert seiner Größe.

Juble, o Geist, daß du auf seiner Spur ziehst,
Daß der Abglanz dich seiner Werke letzet,
Jauchze, daß dich, schwankendes Mücklein, lenkt und
Hält seine Weisheit.

Juble, o Herz, daß du ein Hauch von ihm bist,
Daß ein Fünklein du seiner Inbrunst loderst,
Jauchze, daß du ahnen ihn darfst in seiner
Endlosen Liebe.

Juble, o Seele, daß dich wärmt und weitet
Holde Freude und namenlos Entzücken,
Jauchze, daß ein Aug' er dir schenkte für den
Strahl seiner Schöne.

Schauernd ich dein gedenke, Unermess'ner,
Wenn sich abends die Ampeln all' entzünden,
Selig hülle ich mich ins weiche Lichtmeer,
Herr, deiner Güte!

Josef Jelem.

derbar kühl herüber -- kurz, es ist ein reizendes Verweilen da. Wer Phantasie hat, kann sich sogar einbilden, er sei in seinem eigenen Lustpark.

Man trinkt ein Mineralwasser: heute Karlsbader, morgen Marienbader, übermorgen Franzensbader u. s. w., damit man seinen Leib wider alle Krankheiten stärkt, während man in den Kurorten immer nur einseitig verfahren kann: entweder Karlsbader oder Marienbader u. s. w. Mit diesem Trank im Leibe geht man eine Stunde spazieren, das heißt: es braucht nicht so genau genommen zu werden. Den letzten Becher Wasser trinkt man nach der eigenen Uhr, das Frühstück bestellt man nach der Uhr des Kursalons, die immer um eine Viertelstunde vorausgeht. Auf diese Weise kommt man früher zu dem Imbiß und kann doch in seinem Gewissen beruhigt sein. Das Frühstück ist ja immer die schönste Mahlzeit am Tage; während des Urlaubs in Wien wird es zu einer weihevollen Handlung. Alle gute Milch, alle gute Butter wird nach Wien verschickt, wie man auf dem Lande immer erzählen hört. Dazu guter Tee, frisches Gebäck (keine aufgewärmten ländlichen Mammutskipfel), frische Zeitungen, schließlich eine Morgenzigarette — es ist einfach himmlisch.

So schwelgt man sich in den Vormittag hinein, bis der zweite Teil der Kur beginnt. Regnet es aber am Morgen — um so besser. Dann freut man sich des langen Schlafens, des gemütlichen Kaffeehauses und gedenkt, indessen der Regen an die Spiegescheiben klatscht, der Mitmenschen, die in den Kurorten sind: pfui Teufel, haben die heut' ein Hundewetter!

Der Vormittag. Dieser bringt die Badekur. Was ist die Nordsee, die Atlantis gegen das Holzersche Strombad! Vom Wind abhängige Lachen, die nach Jägerhäringen schmecken, wenn man — Gott behüte — einen Mundvoll schluckt! Das Donaubad beim Holzer aber ist die Krone aller Bäder: das scheuert dem Menschen durch den feinen Sand, den das reißende Wasser mit sich führt, alle Gebresten aus dem Leibe.

Kein Wunder, daß die Donaukarpfen so stark und gesund sind, da sie sich doch jahraus, jahrein in diesem Elemente tummeln. Gefräßig sind sie auch. Begreiflich; denn der Hunger nach einem solchen Strombad ist einfach unstillbar. Daher kommt es, daß die Mageren nach dem Gebrauch dieser Bäder dick werden. Die Dicken hingegen werden mager. Warum? Das weiß ich nicht.

Der Mittag. Zu dieser Tageszeit wird der dritte Teil der Kur; die reichliche Nahrungsaufnahme in einem guten Speisehaus, gründlich erledigt. Wenn man sich hierzu eine Tischgesellschaft wählen kann, in der keine unbarmherzigen törichten Schwätzer oder gar rücksichtslose Spucker vorhanden sind, wird die Kur sicherlich doppelt so gut anschlagen. Ein Mineralwasser bei Tisch, vornehmlich mit etwas Sekt gemischt, wird von guter Wirkung sein, wenn die Mittel dazu reichen.

Nach dem Kaffee und der Zigarre begibt man sich unverweilt nach Hause, um die heißesten Stunden, aller überflüssigen Kleidungsstücke entledigt, in dem kühlen, dämmerigen Zimmer auf dem Ruhebette zuzubringen. Ist man imstande, dabei die Augen offen zu halten und zu lesen — gut. Wenn nicht, so ist ein bißchen Duseln auch eine wohlgefällige Sache, die noch niemand umgebracht hat. Die Ärzte sagen das Gegenteil; das tun sie aber bei allen guten Dingen. Wenn es auf diese Herren ankäme — es möchte kein Hund so länger leben.

Der Abend. Dieser muß der Luftkur gewidmet sein. Man fährt abwechselnd auf den Kahlenberg, nach Sievering, Grinzing, Hütteldorf, Pötzleinsdorf*) u. s. w., die Liste ist unerschöpflich. Um möglichst lange die gute Luft da draußen genießen zu

*) Jetzt schon zu Wien gehörige waldreiche Ausflugsorte.

Auf Urlaub in Wien.

Von Eduard Pötzl.*)

Ein merkwürdiger Einfall für einen Wiener: seinen vierwöchentlichen Urlaub in Wien zuzubringen. Und doch so übel nicht, wie man bei näherer Beschreibung der Lebensweise während dieses Urlaubes gleich sehen wird. Nur der Entschluß, am Orte zu bleiben, fällt schwer. Hat man ihn aber einmal gefaßt, so kann sich daraus ein Urlaub entwickeln, so genußreich und wohltuend, wie ihn keine der üblichen Badereisen zu bieten vermag.

Was darf man von einem Urlaub verlangen?

Zunächst Ruhe, verbunden mit Zerstreuung, wenn ich sie haben will, nicht, wenn sie mich haben will; dann Bequemlichkeit, gesunde Luft, ein erfrischendes Bad und zuträgliches Essen.

Es läßt sich unschwer beweisen, daß ein Urlaub, in Wien zugebracht, nicht nur das alles zu bieten vermag, sondern für Kenner sogar in einem Maße, wie es von den wenigsten Kurorten erreicht wird. Der Übersichtlichkeit wegen sei die Lebensweise während dieser Urlaubszeit in Wien nach den Tageszeiten hier wiederzugeben.

Die Nacht. Es ist eine alte Erfahrung, daß man nirgends so gut schläft, wie in seinem eigenen Bett. Zur sommerlichen Jahreszeit kann man ohne jeden Nachteil sämtliche Fenster im Schlafzimmer über Nacht offen stehen lassen. Das ergibt am Morgen eine Temperatur von 17 bis 18 Grad Reaumur, wie ich an den heißesten Tagen gemessen habe. Während des Urlaubs hat man auch Zeit, die Regulierung der Temperatur in der Wohnung selbst in die Hand zu nehmen.

Dienstboten machen das immer schlecht. Sie glauben schon die Hüter der modernen Hygiene zu sein, wenn sie im Sommer beständig die Fenster offen lassen. Im Winter bringt sie ohnehin keine Macht der Erde dazu, ein Fenster zu öffnen. Nun ist es aber bekanntlich nur zweckmäßig, in der heißen Jahreszeit die Fenster bei Nacht zu öffnen, am Tage aber zu schließen und gegen die Sonne zu verhängen. Tut man das konsequent, läßt alle Verbindungstüren offen und bringt zwischen ihnen vielleicht noch ein paar in kaltes Wasser getauchte und dann ausgewundene Tücher an, so hat man es herrlich kühl und dabei doch behaglich; denn man ist, wie der Franzose sagt, dans ses meubles. Die Teppiche sollen nur auch bleiben, denn sie sind schlechte Wärmeleiter. Nicht umsonst behängen die Orientalen ihr Heim mit den Erzeugnissen von Smyrna.

Man schläft also in der gewohnten Umgebung und in der Sicherheit, am Morgen nach Gefallen faulenzen zu können, wunderbar. Das ist an und für sich schon ein großer Gewinn für die zimperlichen Nerven.

Der Morgen. Es gibt nichts Angenehmeres als einen Morgen, an dem man nicht genötigt ist, in das Amt oder in eine ähnliche Zwangsarbeitsanstalt zu gehen. Immer ist Sonntag während dieser vier Wochen. Man kann „brodeln" während des Ankleidens, sich mit dem köstlichen kalten Wasser unserer Wasserleitung waschen (im Hotel ist immer lauwarmes Wasser in den Krügen) und dann seine Kur im Stadtpark nehmen, wenn es schön ist. Eine entzückende Landschaft, dieser Park, von der Terrasse des Kursalons gesehen. Am Morgen duftet noch alles, die Luft ist weich und doch nicht erschlaffend, in den Sträuchern singen die Vögel, von den wie Samt kurz geschnittenen Wiesenplätzen haucht es nach der Bespritzung wun=

*) Aus den demnächst erscheinenden „Gesammelten Skizzen" von Eduard Pötzl. Ausgabe in 18 Bänden. (Wien. Robert Mohr.)

Erkannt. Bocher (armer Jude): „Herr Kommerzienratleben, hab' ich gekannt Ihre Tanten und Ihren Herrn Onkel, hab' ich sehr gut gekannt Ihren Herrn Papa und Ihren seligen Herrn Groißpapa . . ." — Kommerzienrat: „Sagen Se mer lieber gleich, was Se woll'n, aber klettern Se mer nir auf meinem Stammbaum herum."

Schicksalstücke. Wenn ein kleiner Postbeamter seiner Braut ein Los schenkt, diese den Haupttreffer macht und sodann, weil sie die nötige Kaution besitzt, einen Leutnant heiratet.

Angenehme Enttäuschung. Schusterlehrling: „Ach, wie wird sich die Mutter über meine ersten Nachrichten aus der Fremde freuen! Gottfried — hat sie gewiß hundertmal zu mir gesagt — Gottfried, du wirst dein Lebtag keinen Meister bekommen . . . und jetzt hab' ich in acht Tagen schon fünf."

Boshaft. Kommerzienrat (während der Soiree): „Herr Doktor, setzen wir uns dort unter die Palme und tauschen wir Gedanken aus!" — Schriftsteller: „Aber, Herr Kommerzienrat, Sie wollen doch immer ein Geschäft machen!"



Die Krisis im Christentum und die Religion der Zukunft. Ein Weck- und Notruf an unsere Zeit. Von Franz Mach, vormals Professor am k. k. Staats-Obergymnasium in Saaz. (Dresden. E. Pierson. 1905.)

„Besser ist es, daß ihr mich haltet für verwogen, toll und anmaßend, als daß ihr tuet, was Gott mißfällt." Dieses Wort des heiligen Chrysostomus*) hat der dem Kirchenhistoriker wohlbekannte Weihbischof Nikolaus Hontheim von Trier seinerzeit sich vor Augen gehalten und hat dann unter dem Pseudonym „Febronius" sein vielbekämpftes Werk de statu ecclesiae geschrieben, diesem Buche eben angeführten Ausspruch des griechischen Kirchenvaters und Lehrers als Motto voransetzend. Ohne Zweifel hat auch der Verfasser der „Krisis im Christentum" sich gedacht: „Besser ist es, daß ihr mich für tollkühn, wahnsinnig und anmaßend haltet, als daß ich euch so weiter tun lasse, was unmöglich Gott gefällig sein kann" und hat dann — nicht etwa pseudonym, sondern mit seinem wahren und vollen Namen — dieses sein neuestes Buch geschrieben und herausgegeben, das er, entsprechend seinem hochwichtigen und bedeutsamen Inhalte, einen „Weck- und Notruf an unsere Zeit" nennt.

Dieselbe, als materialistisch, ideallos und nüchtern-geschäftlich geltend, ist Zeuge einer geistig-religiösen Renaissance, wie sie seit der mittelalterlichen Reformation keine andere Epoche der Geschichte gesehen. Das Interesse an theologisch-philosophischen Fragen, an der Aneignung einer richtigen, vernünftigen Lebens- und Weltanschauung wächst, die Bewegung zur Religion, das Sichsehnen und Suchen nach Wahrheit und religiöser Aufklärung schwillt an und insbesondere treten Bestrebungen zur Wiedervereinigung und Versöhnung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse auf gemeinsamer Grundlage hervor. Immer tiefer bricht sich die Überzeugung Bahn, der gegenwärtige Zustand der christlichen Welt sei unhaltbar, die theologisch-christliche Dogmatik beruhe selbst in ihrer Grundlage auf Irrtum und Mißverständnis. Von der Voraussetzung ausgehend, daß ein dauernder religiöser Friede sowohl im Leben der Menschheit wie in dem Herzen des einzelnen nur auf dem festen Boden der Wahrheit möglich ist, sucht er zunächst diese unparteiisch und rückhaltslos zu erforschen. Er läßt alle Richtungen und Anschauungen zum Worte kommen und fällt das Urteil, wie es ihm ehrliche Überzeugung, Recht und Gewissen vorschreiben. Schon vor drei Jahren hat der Verfasser, Herr Professor Mach, ein diesbezügliches Werk veröffentlicht: „Das Religions- und Weltproblem. Dogmen-

*) Homil. IV. in Ep. ad. Hebr. Opp. tom. XII. pag. 50. nov. edit: Melius est, ut vos me suspicemini audacem, saevum, et arrogantem, quam ut vos faciatis, quae Deo non placent.

können, darf es einem auf ein paar Gläser Wein oder Bier mehr nicht ankommen. Die Luft ist die Hauptsache; das Bier oder der Wein sind nur die Mittel zum Zweck. Bringt es der Urlauber über sich, den letzten Stellwagen oder den letzten Zug zu versäumen und dann die ganze Strecke in der würzigen Nachtluft bis nach seiner Wohnung zu Fuß zu laufen, so ist jede Bürgschaft dafür zu leisten, daß er nach Ablauf seines Urlaubes gesünder ist, als alle diejenigen, die aus den teuersten Bädern zurückkehren. Fährt er aber nach Hause, so ist dies jedenfalls wesentlich angenehmer und wird ihm auch keinen Schaden bringen.

Bei zweifelhaftem Weter kann man es mit den Konzerten im Prater versuchen und dort die verschiedenen neuen Lieder mitsingen, wie es just der Brauch ist. Stimme und Gehör sind nicht notwendig, die andern Leute haben's auch nicht. Das ganze dient ja bloß zur Aufheiterung des Gemütes; es mag einer dabei heiser sein wie ein Rabe, das macht nichts ... Darauf aber schön brav schlafen gehen! (Siehe oben.)

*

* *

Ist das nicht ein wonnevolles, friedsames, nervenstärkendes, gesundes Leben während eines solchen Urlaubs in Wien?

Gewiß!

Nur schade, daß niemand so vernünftig ist, dies zu tun.

Ich auch nicht.

Lustige Zeitung.

Jemand suchte einst einen Arzt auf, um ihn wegen eines Rheumatismus, der ihn sehr plagte, um Rat zu fragen. Der Arzt nahm sofort einen Streifen Papier und schrieb ihm ein Rezept. Als der Kranke weggehen wollte, rief ihn der Arzt zurück und sagte: „Noch eins, Bester! Seien Sie doch so gut, es mich wissen zu lassen, wenn mein Mittel Ihnen Erleichterung verschafft. Ich selbst leide schon seit zwanzig Jahren an ähnlichen Schmerzen wie Sie und habe bis jetzt vergeblich nach einem wirksamen Mittel gesucht."

Schulhumor. Lehrer (diktiert): „Der Verfolgte floh, sank erschöpft unter einer Eiche nieder und schlief ein." — Lieschen (schreibt): „Der verfolgte Floh sank erschöpft unter einer Eiche nieder und schlief ein."

Im Sinfoniekonzert. Tochter (beim Adagio): „Jetzt drückt Beethoven in seiner Musik die wehmütige Sehnsucht nach dem verlorenen Glück aus!" — Mutter (beim Maestoso): „Das ist jetzt die Klage über das traurige Menschenlos!" — Der folgende Teil wird durch einige Paukenschläge eingeleitet. Vater: „Und jetzt wird frisch angezapft!"

Förster: „Nun, meine Herren, wer hat sich denn heute auf der Jagd am besten amüsiert?" — Ein Jäger (verlegen): „Ich glaube — die Hasen."

Entweder — oder. Straßenräuber: „Das Geld oder das Leben!" — Angefallener: „Bitte, dann nehmen Sie sich lieber das letztere!"

Seine hochfreiherrliche Gnaden, unser Gutsherr, will ja nur euer Bestes", sagte ein Amtmann zu den in der Kanzlei versammelten Bauern. — „Ja freilich", sagte einer, „will er nur unser Bestes, wir wollen's aber nicht hergeben."

Aus der Schule. Lehrer: „Nun, Karlchen, kannst du mir eine Stadt in Deutschland nennen, deren Name mit einem R anfängt?" — Karlchen: „Erfurt!"

wofür die geistreichsten Männer unseres Volkes, insbesondere Kant und Schleiermacher, von der deutschen Geistesarbeit erwarteten: Die reformatorische Umbildung und Germanisierung der aus dem Oriente stammenden christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Wer immer ein Interesse hat an den kirchlich-religiösen Tagesfragen und verläßliche Orientierung über die Religion der Zukunft, lasse das von uns hier kurz besprochene neueste Buch Professor Machs nicht unbeachtet und nicht ungelesen liegen. Wg.

Schlaraffenland. Neapolitanischer Sittenroman von Mathilde Serao. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

In der ausgezeichneten Sammlung ausländischer Erzählungsliteratur, welche die Deutsche Verlagsanstalt verlegt, nimmt das „Schlaraffenland" einen ersten Platz ein. Mathilde Serao schildert in fesselnder Weise die Spielleidenschaft, der ganze Familien und Stämme zum Opfer fallen. Die psychologische Entwicklung der Charaktere geht Hand in Hand mit einer meisterhaften Milieuschilderung, die ein farbenprächtiges und markantes Bild süditalienischen Lebens bietet. H. K.

Lebensdrang. Roman von Paul Ilg. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Hauptpersonen des Romans, der alte gewissenlose Güterspekulant, seine von ihm seelisch mißhandelte Frau, ihre oberflächlich-anmutige Tochter und vor allem der „Held" des Ganzen, ein junger Streber, in dessen Seele edle und niedere Instinkte merkwürdig neben- und gegeneinander stehen — das sind Figuren, die wirklich zu leben scheinen. Ein Zeichen schriftstellerischer Sicherheit ist es, wie Ilg es völlig verschmäht, im äußeren Gang der Handlung den Forderungen der „poetischen Gerechtigkeit" Konzessionen zu machen. Aber wir fühlen, daß das Leben jener Schuldigen im innersten Kern gebrochen ist. V.

Grete Wolters. Roman von Eva Gräfin Baudissin. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Vom Werden und Reifen einer Frauenseele berichtet Gräfin Baudissin in diesem Buch. Einer Frauenseele, die in ihrer echten Naivität und im Adel ihrer Unschuld lange heimatlos im Leben steht; deren Reinheit und stolze Keuschheit auch aus den Händen eines gewissenlosen Verführers unbefleckt hervorgeht und die endlich, als sie den ohne Schuld begangenen Fehltritt ihrer Mädchenjahre durch freiwilligen Tod sühnen will, durch die zum Verständnis erwachte Liebe eines tüchtigen Mannes dem Leben zu dauerndem Glück wiedergeschenkt wird. V.

Ihr führt ins Leben uns hinein. Roman von H. Walter. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Schon bei ihrem Vorabdruck in der „Deutschen Romanbibliothek" hat diese Arbeit eines bislang noch ganz unbekannten Verfassers ganz hervorragendes Interesse gefunden. Ein junger Offizier, ein ernster, lauterer Charakter, ist mit einer in unglücklicher Ehe lebenden Frau in Beziehungen gekommen, die er durch Selbstmord zu sühnen gezwungen wird. Die Seelenkämpfe, die dem Ende vorausgehen, sind mit Innerlichkeit geschildert: dem Unglücklichen wird der Abschied vom Leben nicht leicht gemacht. Aber die Verwicklung, in die ihn die Rachsucht einer von ihm zurückgewiesenen Koketten hineinstürzte, ist unlösbar und auch Motive rein innerlicher Natur lassen den tragischen Ausgang trotz der scheinbaren Willkür, mit der noch zuletzt der Zufall hineinspielt, als unvermeidlich erscheinen. V.

Rinnender Sand. Ostseegeschichten von Karl Rosner. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

An der Ostsee spielen die beiden Geschichten, in denen Rosner sich als Meister in der Schilderung feinsinniger Menschen und ihrer Seelenkämpfe zeigt. Und nicht äußerlich ist in diesen „Ostseegeschichten" das Verhältnis der Menschen und Dinge zur See, die sie umrauscht. Mit feinfühliger Kunst sind hier der ewige Sang der Wellen und die Schicksale der Menschen, die wir am Strande wandeln sehen — die Hände nach dem Glücke strecken und entsagen — zu einem einzigen starken Klang gestimmt. V.

Die Kunst und das Leben. Es ist Tatsache, daß nicht nur auf dem Gebiete der Literatur, sondern auch auf dem der bildenden Künste Schundware existiert, die infolge ihres billigen Preises und ihrer äußeren, den Nichtkunstverständigen leicht blendenden Gewandes großen Absatz findet und so die guten Erzeugnisse, die in vielen Fällen nicht einmal teurer sind, verdrängt. Der Leipziger Universitätsprofessor Dr. Georg Witkowski hat kürzlich über dieses Thema einen für das große Publikum berechneten Vortrag gehalten, der in Max Hesses Verlag in Leipzig unter dem Titel „Die Kunst und das Leben" im Druck erschienen ist. Von der im gleichen Verlage früher erschienenen Broschüre desselben Verfassers „Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen?" wird soeben das 21. bis 25. Tausend ausgegeben und damit der Beweis geliefert, wie sehr das große Publikum für solche von maßgebender Seite verfaßte Aufklärungsschriften empfänglich ist. Auch dieser Schrift hat der Verfasser eine von neuem vermehrte „Liste empfehlenswerter

kritische und naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit", das im Vorjahre bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Allein dieses Werk, zwei Bände stark, ist zu umfangreich und dessen Preis (15 Mark) zu hoch, als daß es sich in breite Schichten hätte Eingang verschaffen können; auch ist es streng wissenschaftlich gehalten und darum für den gewöhnlichen Mann des Volkes nicht leicht verständlich. Kaum, daß es erschienen war, hatte man in streng katholisch-kirchlichen Kreisen eine Widerlegung in Aussicht gestellt, die man aber auffallenderweise bis heute noch schuldig ist, vermutlich aus keinem anderen Grunde als dem einen, weil die Behauptungen und Ausführungen des Verfassers, so ungelegen sie auch sein mögen, wahr und zutreffend sind und darum auch nicht widerlegt werden können.

Das von ihm in seinem „Religions- und Weltproblem" Gesagte wiederholt er vielfach in allgemein verständlicher Sprache und Darstellung in seiner neuen, vor kurzem erst herausgegebenen Schrift: „Krisis im Christentum", deren Vorrede in die Worte ausklingt: „Möchte meine schwache Stimme im Lärme des Zeitstreites nicht ungehört verhallen und die Aufnahme dieser Schrift der reinen Absicht und der warmen Hingebung entsprechen, mit der sie geschrieben wurde." Das Buch selbst zerfällt in folgende Hauptstücke und Unterabteilungen: 1. Unsere religiöse Zeitlage: α) die kirchliche Zeitlage; β) unsere sittliche Zeitlage; 2. Der Weg zur Einigung und Heilung. 3. Die Bibel im Lichte wissenschaftlicher Forschung: α) die alttestamentliche; β) die neutestamentliche; γ) Wunder und Weissagungen. 4. Welche Weltanschauung ist das Ergebnis vernünftig-wissenschaftlicher Betrachtung? α) Materialismus? β) Spiritismus oder Idealismus? γ) Dualismus? Nein, sondern δ) der Monismus, die einheitlich-natürliche Weltanschauung. 5. Der Gottesglaube und das religiöse Gefühl. 6. Jesus und sein Werk. 7. Die derzeitigen christlichen Bekenntnisformen und die Lehre Jesu. 8. Die Religion der Zukunft.

Es ist schwer zu sagen, welchem dieser acht Kapitel der Vorzug vor den anderen gebührt. Es ist eben eines so interessant und wichtig, wie das andere. Am populärsten gehalten sind wohl die kritischen Untersuchungen über die Bibel, die von ihr erzählten Wunder und Weissagungen über Jesus und sein Werk und die dabei mitberührte kirchliche Lehre über die angeblich von Christus gestifteten sieben Sakramente. In dem Schlußkapitel, das schon durch seine Überschrift die Aufmerksamkeit auf sich zieht, geht der gelehrte und scharfsinnige Verfasser auf vielerlei Religionen des Morgen- und Abendlandes ein, weist als Ergebnis seiner Prüfung und Untersuchung die dringende Notwendigkeit wie zeitgemäßer kirchlicher Reformen so auch einer festen religiösen Grundlage der sittlichen Gesellschaftsordnung nach und kommt schließlich zu dem Resultate, daß diesen Forderungen nur der Geist Jesu und des Evangeliums, das sogenannte r e i n e Christentum entsprechen, dieses darum auch allein nur die Religion der Zukunft sein kann und sein wird.

Die Rückkehr zu diesem wahrhaft „evangelischen", kirchlich und parteimäßig-konfessionell nicht beschränkten Christentum würde keine grundstürzende Änderung der in den christlichen Völkern eingelebten Ideen und Anschauungen erfordern, sie würde an Bekanntes und Gewohntes anknüpfen und wäre nicht gewaltsame „Revolution", sondern berechtigte, vernünftige „Reformation". Die Kirchenreformation am Ausgange des Mittelalters, zu der Luther und die übrigen Reformatoren dankenswert wertvolle Bausteine geliefert, könnte ausgebaut und vollendet, das Christentum fortentwickelt und a r i s c h - g e r m a n i s c h e r Lebensanschauung angepaßt werden. Wie nachgewiesen, läge der Schwerpunkt dieses „reinen Christentums" nicht in Glaubenslehren, sondern in einer allgemein menschlichen S i t t e n l e h r e, zumal die Glaubensvorstellungen des Urchristentums über Gott, Engel, Teufel, Himmel, Hölle, Welt, Seele, Mensch, Auferstehung ꝛc. dem engen Bildungskreise jener Zeit entsprachen und großenteils so naiv und mystisch-phantastisch waren — man denke nur an die als unmittelbar bevorstehend erwartete Wiederkunft Jesu vom Himmel bei Matth. 16, 28, Mark. 13, 30, II. Thessal. 2, 1 f. oder an die Schilderung der Auferstehung in I. Thessal. 4, 14—16, gemäß welcher die Lebenden dem in den Wolken sitzenden Christus entgegen in die Luft entrückt werden — daß sie später selbst von gläubigen Bekennern des Christentums fallen gelassen werden mußten. Was in dieser Sittenlehre des Evangeliums mangelhaft oder unvollkommen ist, könnte leicht ergänzt, was übertrieben und durch morgenländisch-asketische Beimengungen getrübt ist, ohne Schwierigkeit beseitigt werden, wie dies ja eigentlich schon im „Heliand" geschieht, dem ersten Versuch, „christlichen" und „germanischen" Geist in Einklang zu bringen. Auf diesem festen Boden sittlicher Grundsätze könnte sich dann eine reine religiöse und ideale Weltanschauung aufbauen, eine wahre Verehrung der Gottheit im Geist und in der Wahrheit, ohne Dogmenzwang und ohne alles und jedes Opfer des Verstandes und des Gewissens."

Es würde damit zuglich die Forderung H e r d e r s erfüllt sein, welcher warnt, daß wir in dem, was das Christentum uns j e t z t sein soll, nur eine Terminologie jüdischer Worte und Gebräuche oder aber eine ewig fortzuführende Terminologie mißverstandener jüdischer Worte erblicken und es wäre erreicht,



Der Spaß des Holzhändlers.

Eine Wirtshausgeschichte.

In einem Touristenhause war's, wo der Poet mit seinem alten Schulkameraden Stoffel Breihauser zusammenkam. Da gab's allemal des schalkhaften Geplauders eine Menge, wenn die beisammensaßen. Aus alter Zeit, aber auch aus neuer. Sie waren seit der Schulbank ziemlich verschieden ausgewachsen; der Stoffel neckte den Poeten damit, daß dieser ein „hoher Herr" geworden, und der Poet schalt jenen, den Holzhändler, einen reichen Mann.

Der Holzhändler hatte ein paar Jahrgänge Realschule studiert, war dann Handelsmann geworden und nun, während der Poet im Gebirge herumstieg, um Geld anzubringen, ging er auf Handel aus. Den Wald, den der eine so überschwänglich pries, kaufte der andere um Bargeld, setzte natürlich, wie er den Bauern klagte, bei jedem Geschäfte zu, und das schon so lange und beständig, bis er durch solch schlechten Geschäftsgang ein steinreicher Mann geworden war. Wenn er die Holzhauer im Lohn drückte, so sagte er gerne, das Holz sei teuer und die Leute seien billig geworden. Das Holz geht unter Sturm und Schneedruck zugrunde, Leute wachsen immer — auch in größten Mißjahren. Dafür zahlte er, wo sie im Wirtshaus zusammenkamen, für den alten Jugendkameraden immer die Zeche, fragte gern, was der Poet wieder für ein Büchel in der Arbeit hätte und spielte sich auf

Bücher" beigegeben, die bei der Auswahl der Lektüre und bei Zusammenstellung von Haus-, Vereins- und Volksbibliotheken ausgezeichnete Dienste leistet. V.

Büchereinlauf.

Rojenica. Eine Erzählung aus dem Krainer Hochgebirge von Irene v. Schellander. (Dresden-Blasewitz. Hof-Verlag R. v. Grumbkow. 1906.)

Eine Vernunftheirat. Ein Epos von Bernhard Bosch. (Dresden, E. Pierson. 1906.)

Aus Bühnenduft und Städtequalm. Novellen von Karl Gober. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Die Dornenkrone. Drama in vier Aufzügen von Jakob Fürth. (Wien. Stern & Steiner. 1905.)

Biblische Impressionen. Von Karl Felner. I. und II. Stück. Vor Sonnenuntergang. Der Pharisäer und die Ehebrecherin. (Berlin. Schuster & Löffler. 1906.)

Gedichte einer Frau aus dem Volke. Verfaßt von Luise Nickel, geb. Hoffmann. (Freienwalde a. O. Im Selbstverlage der Verfasserin.)

Gedichte. Von Albert Kohl. (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Lustige Leut'. Neue Scherzgedichte in Nassauischer Mundart von Rudolf Dietz. (Wiesbaden. Verlag des Verfassers. 1906.)

Kroatische Lieder. Übersetzungen von Eduard Koller. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Prinz Eugen. Von Karl R. v. Landmann. Mit 103 Abbildungen. (München. Kirchheimscher Verlag 1905.)

Biblische Orte. Einzelbilder von einer Orientreise von Alwin Schenk. (Breslau. Priebatsch's Buchhandlung.)

Das moderne Christentum. Herausgegeben von Theodor Kappstein. Erste Serie: Bedürfen wir des Pfarrers noch? Ergebnis einer Rundfrage. (Berlin. Hüpeden & Merzyn.)

Märkische Skizzen. Von Anna Plothow. Mit mehreren Bildern. (Berlin. Schall und Rentel.)

Kaschuben. Kleine Bilder aus der Heimat von Paul Hermann Joseph. (Berlin. Schriftenvertriebsanstalt.)

Südtiroler Alpengold. Kulturgeschichtliche kurze Skizzen, Aperçus und Anregungen von Eduard W. v. Thümen. (Villach. J. Gitschthaler.)

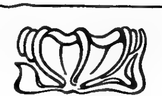
Die Zigeuner und das Evangelium. Von Reinhold Urban. (Graz. Reinhold Urban.)

Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde. Herausgegeben von Herm. Berdrow. (Teschen. Karl Prochaska. 1906.)

Die Mimik des Denkens. Von Dr. Sante de Sanctis. Autorisierte Übersetzung von Dr. Johannes Bresler. Mit Abbildungen. (Halle a. S. Carl Marhold.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".



L. Sch., Graz. Aber gewiß. Der „Heimgarten" hat sehr oft auch katholische Priester und Seelsorger mit derselben Wärme geschildert, als den ersten evangelischen Pfarrer von Mürzzuschlag. Aber, wenn ein wohlwollender, duldsamer, für die sittliche und geistige Vervollkommnung seiner Gemeinde ernst besorgter katholischer Pfarrer dargestellt wird, sagt die klerikale Kritik, wir schilderten nicht wirkliche katholische Priester, sondern — Josefiner.

Diese Kritik meint ultramontane Politiker, wir meinen christliche Priester. Da kann's freilich ewig keine Verständigung geben.

* In neuester Zeit häufen sich die Fälle, daß von uns abgelehnte Manuskriptpakete ein zweitesmal, ja nach unserer wiederholten entschiedenen Ablehnung und Retournierung sogar ein drittesmal uns zugeschickt werden. Wir erklären, daß solche Zudringlichkeiten ganz vergeblich sind. Unaufgefordert eingesandte Manuskripte können bei uns keinerlei Berücksichtigung finden. Wir sind keine Versuchsstation für Dilettanten, die sich von Woche zu Woche in erschreckender Weise mehren.

(Geschlossen am 10. April 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Als er auch das Streichholz gerieben und das Glas frisch gefüllt hatte, rückte er dem Poeten näher und fing mit ziemlich leiser Stimme an, diesem den Romanstoff mitzuteilen.

„Kennst du den Michel im Rain zu Altersbach? Den lustigen Alten mit dem schönen grauen Haar und dem treuherzigen Rundgesicht? Ei, du mußt ihn ja kennen. Der immer seine grauen Kniehosen an hat und die grünen Strümpf, weil er alten Steirerbrauch in Ehren halten will. Am Fronleichnamstag trägt er allemal die große Fahne. Ja — der nämliche. Weißt, der uns die Forellen immer hat ausgeweidet und gebraten, die wir beim Ochsenhalten aus dem Bach haben gestohlen. Mensch, wie die Zeit vergeht! Jetzt hat der Michel schon einen erwachsenen Sohn. Der Hansel, ein Prachtbursch, wie die Tann im Wald. Merkt's auch schon und lauft auf allen Vieren im Heiraten um. Und denk' dir, er findet keine, die für ihn paßt. — Ob er so anspruchsvoll ist, fragst du. Na, die erstbeste nimmt er freilich nicht, aber die beste will er haben. Der Häuterin ihre Tochter. Vermögen hat sie keines, aber sauber ist sie und die tät ihm gefallen. Jetzt, die Heirat duldet sein Vater nicht. Sein Vater ist ein sittenstrenger Mann. Die kannst nit nehmen, Hansel, hat er gesagt. Aber warum nit, Vater? Brav und fleißig ist sie und weiß keine Untugenden und die gefällt mir. Ist ja rechtschaffen von dir, daß du ans Heiraten denkst, daß alles sauber abläuft in Zucht und Ehren. Aber ich sag' dir's noch einmal, die Häuterische, die kannst nit nehmen, Hansel! Ja, Vater, wegen was denn nit? Ihr seid doch sonst nit so, habt mit den Häuterischen alleweil ein gutes Zusammenschauen gehabt. — Das wohl, das wohl, Hansel! — Besser zu Willen, hab' ich gemeint, kunnt ich euch's nit machen, als wenn ich die Häutererdirn nehm. — Hast schon mit ihrer Mutter geredet, Hansel? — Na, sagt der Bursch, mit der hab' ich noch nit geredet. Aber sie sagt ja, das weiß ich gewiß. — Hansel, sie sagt nein, das weiß ich noch gewisser. Weißt, Bub — der Michel am Rain faßt seinen Sohn am Rockflügel, zerrt ihn hinter die Tür in den Winkel und zischelt ihm ins Ohr: Weißt, man sagt's nit gern, wenn man's nit sagen muß. Aber damit du weißt, wie du dran bist, die Häutererdirn, die Agerl, ist —". Und sagte es ganz leise. „Kannst dir denken, daß der Hansel still geworden ist und nichts mehr gesagt hat."

„Und das", begehrte der Poet auf gegen den Holzhändler, das soll ein Stoff für meinen Roman über die eheliche Treue sein?"

„Ah beileib", sagte der Stoffel Breihauser, „das möcht' wohl ein bissel zu mager ausschauen für einen Roman. So was soll ja drei Bände haben, glaub' ich. Bin mit meiner Geschichte auch noch nicht fertig." — Der Wochen sechs oder sieben und der Hansel kommt wieder zu seinem Vater, und jetzt hätte er halt die Rechte gefunden.

einen Dichterschutzherrn aus. Wenn es mit dem Holzhandel, meinte er, einmal gar nicht mehr ginge, dann werde er sich auch aufs Büchelschreiben verlegen, wenn's darauf ankäme, ein bissel fabeln könne er auch. Das wußte man wohl. Nicht just, daß die armen Waldbäuerlein sein Fabeln manchmal mit gutem Geld zu büßen hatten, unterhielt er mit seinen Schwänken oft ganze Gesellschaften.

Diesmal, im Touristenhause, waren sie recht ernsthaft, dem Poeten tat's um den Wald leid, den in der ganzen Gegend der Schneedruck des vorigen Winters gebrochen hatte und der Stoffel Breihauser weinte fast über das Unglück, das die Bauern getroffen. Der Poet schaute ihm andächtig ins Gesicht und empfand allerlei Achtung vor dieser Verstellungskunst. Denn der Schneebruch war für diesen Holzwurm ein Glücksfall erster Güte.

Dem Stoffel Breihauser mochte daran gelegen sein, den Poetengeist vom Holze ab- und auf das Papier zu leiten. So fragte er den alten Schulkameraden wieder einmal, was er für Dichterarbeiten unter der Hand hätte? Im Augenblicke war dieser auch schon ganz der einfältige Poet, dem das Herz immer voll ist und immer ungebärdig pocht und immer ein wenig weh tut vor dem, woran es schmiedet.

„Eingesetzt ist etwas", antwortete der Dichter, „was es wird, das weiß ich noch nicht. Wahrscheinlich ein Roman. Ein Bauernroman. Seit Jahren geht es mir schon nach, daß man nicht immer der Liebe, sondern auch einmal der ehelichen Treue ein hohes Lied singen müsse."

„Der ehelichen Treue", sagte der Holzhändler. „Der ehelichen Treue ein hohes Lied. So, so."

„Dich geht das nichts an!" rief der Poet übermütig.

„Nein. Mich geht das nichts an", antwortete jener sehr gelassen. „Aber — du weißt, ich verstehe nichts, nur wissen möchte ich, weswegen das just ein Bauernroman sein soll."

„Weil gerade bei den Bauern die eheliche Treue noch so weit daheim ist."

„Ei, ja richtig!" sagte der Holzhändler, „die ist bei den Bauern daheim. Wird schon sein. Wird schon sein." — „Du!" rief er plötzlich, „da tät' ich dir einen guten Stoff wissen, wenn du einen Bauernroman schreiben willst von der ehelichen Treue."

„Gut ist's. Pack' aus."

„Kellnerin! Oder Fräulein, wie man sagen muß auf der Alm. Füllen S' noch einmal nach!" Er hielt ihr die leere Weinflasche hin. „Derweil stecken wir uns jeder eine ins Gesicht." Er reichte dem Kameraden die Zigarrentasche. „Du liebst geistlose, o bitte, nikotinlose wollte ich sagen. Nimm eine lichte. Die tut nichts."

so tun sie auch nicht. Ich gebe zu, daß es Untreue gibt, aber dann geht's anders zu und so klar liegt's überhaupt nicht und so gewissenhaft sind sie auch nicht. Die Lumpen, die es einmal sind. Pack' nur ein mit deinem Witz, für Ernst darfst du ihn nicht auftischen, sonst wird aus dem Spaß eine Lüge. Erst beschummelst du die Leute um ihr Holz, dann, wenn's just leicht geht, um ihre Ehre."

„Aber, mein Gott", sagte der Stoffel Breihauser, „was du da für ein Wesen machst, wenn man einen Spaß erzählt, eine alte Anekdote."

„Und sie auf den Michel am Rain und sein Weib anwendet. Das ist's, mein Lieber. Wem angedichtet hast du den alten Schwank, das ist's!"

„Aber man hört ja von dieser Familie mancherlei", verteidigte sich der Holzhändler, „und da habe ich gemeint, wäre die lustige Geschichte hübsch angebracht."

„Man hört von gar mancher Familie mancherlei und gewisse Leute bringen recht gerne solche Märchen auf, um ihre eigenen Unreinlichkeiten zu verdecken. Wenn man über dich solche Sachen aufbrächte, Stoffel!"

„Wen's freut! Ich mache mir nichts draus. Was gilt's, ich erzähl' nächstens dieselbe Geschichte in einem anderen Wirtshaus und wende sie auf mich selber an. Warum denn nicht? Weib und Kinder habe ich ja auch. Hat man's mehr als einmal, um so besser. Der Mensch muß halt einen Spaß verstehen. Übrigens wenn man bei einem Brautpaar allemal wollte nachforschen von wegen der Verwandtschaft, da möchte wohl manches Hochzeitskalb umsonst geschlachtet worden sein."

„Herr Breihauser", sagte der Poet, „von dir kann ich mich nicht mehr weiter verköstigen lassen, nicht mit Wein und Zigarren und nicht mit Romanstoffen." Damit stand er auf, nahm Mantel und Stecken, ging davon und dachte: Jetzt erst recht, daß ich es schreiben muß, das hohe Lied von der Treue. M.

Das fremde Kind.

Eine Erzählung von **E. T. A. Hoffmann.**

(Fortsetzung.)

Wie das fremde Kind mit Felix und Christlieb spielte.

Ich hab' euch wohl aus der Ferne weinen und klagen gehört, sprach das fremde Kind, und da hat es mir recht leid um euch getan, was fehlt euch denn, liebe Kinder?" „Ach, wir wußten es selbst nicht recht," erwiderte Felix, „aber nun ist es mir so, als wenn nur du uns gefehlt hättest." — „Das ist wahr," fiel Christlieb ein, „nun du bei uns bist, sind wir wieder froh! Warum bist du aber auch so lange ausgeblieben?" — Beiden Kindern war es in der Tat so, als

Zu allen anderen Vorzügen wäre sie auch reich, bekäme einmal den ganzen Hof mit, weil sonst kein Geschwister da sei. — Die Lackenhofer-Tochter wäre es. — Wer, die Mariel? frägt der Vater. Wir haben uns schon versprochen, sagt der Bursche. — Wird doch das nit sein, Hansel! Ist doch aus der Weis', daß du allemal die Gefehlte findest. Da kann ich wieder nit ja sagen. Ich kann nit, es geht nit. — Ja, warum nit, Vater? — Red' mit der Mutter, Hansel! Nit mit deiner. Mit der Mariel ihrer. Mit der Lackenhoferin. Wenn sie ja sagt, dann wegen meiner. — Denkt sich der Hansel, das ist meine geringste Sorg, die Lacknermutter sagt ja. Sie hat mich alleweil gern gehabt. Und geht zu der Lackenhoferin. Und denke dir, die schlägt die Hände über den Kopf zusammen, wie sie sein Anfragen hört, und hebt an zu weinen und nimmt den Burschen mit beiden Armen um den Hals und flennt so arg, daß seine Wangen naß werden und sagt endlich, sie könne nicht reden, sie dürfe nicht reden. Sein Vater würde ihm alles sagen. Geht er wieder zum Vater. Der hat nur einen Deuter gemacht, da wußte der Hansel alles, mit der Lackenhoferischen war's wie mit der Häuterischen. — „Mir scheint, Alter, du kannst nicht rauchen", unterbrach sich der Holzhändler. „Dir lischt die Zigarre immer aus. Oder hat sie keinen Zug? Nimm eine andere. Immereinmal werden sie mir feucht bei dem Umhergehen im schlechten Wetter." Er lachte, als ob feuchte Zigarren ein Spaß wären.

„Erzähle weiter", sagte der Poet, aber zum Lachen war ihm nicht. „Möchte schon wissen, was der Hansel jetzt gesagt hat."

„Freund! Der hat jetzt keinen schlechten Zorn entwickelt. Was hat ihm der Vater nicht alleweil für Sittenpredigten gehalten! Und jetzt schaut 's so aus! Schaut 's aus, als ob in der ganzen Gegend kein Dirndl wäre, das er heiraten dürfte! Gewohnt ist er, all seine Schmerzen immer zu seiner Mutter zu tragen, so geht er auch mit diesem Anliegen zu ihr."

„Sei still!" rief der Dichter, „das kann er der Mutter doch nicht sagen!"

„Sie macht sich nichts draus", spricht der Holzhändler. „Wie ihr der Hansel erzählt, daß er erst die Häuterische habe heiraten wollen und nachher die Lackenhoferische, und wie der Vater gesagt hätte, das dürfe nicht sein und auch gesagt, warum nicht — da lacht die Mutter und sagt: Mein Bübel, mach' dir nix draus. Nimm von den zweien, welche du willst. — Aber Mutter, die Blutsfreundschaft! — Sagt sie ganz heimlich zu ihm: Er ist ja gar nit dein Vater.

„Jetzt ist's aber genug, Holzhändler!" ruft der Poet und wirft den Zigarrenstummel weg. „Es ist nicht wahr, du verschandierst die Leute. Deine Geschichte ist erdichtet. So reden die Bauern nicht und

und Felix riefen: „Wo sind die Puppen, wo sind die Jäger?“ Das fremde Kind sprach: „O die stehen euch alle zu Gebote, die sind jeden Augenblick bei euch, wenn ihr nur wollt; aber möchtet ihr nicht lieber jetzt ein bißchen durch den Wald laufen?“ — „Ach ja, ach ja!“ riefen beide, Felix und Christlieb. Da faßte das fremde Kind sie bei den Händen und rief: „Kommt, kommt!“ Und damit ging es fort. Aber das war ja gar kein Laufen zu nennen! Nein! Die Kinder schwebten im leichten Fluge durch Wald und Flur und die bunten Vögel flatterten laut singend und jubilierend um sie her. Mit einem Mal ging es hoch — hoch in die Lüfte. „Guten Morgen, Kinder! Guten Morgen Gevatter Felix!“ rief der Storch im Vorbeistreifen! „Tut mir nichts, tut mir nichts — ich freß' euer Täublein nicht!“ kreischte der Geier, sich in banger Scheu vor den Kindern durch die Lüfte schwingend. Felix jauchzte laut, aber der Christlieb wurde bange. „Mir vergeht der Atem — ach, ich falle wohl!“ so rief sie und in demselben Augenblick ließ sich das fremde Kind mit den Gespielen nieder und sprach: „Nun singe ich euch das Waldlied zum Abschiede für heute, morgen komm' ich wieder.“ Nun nahm das Kind ein kleines Waldhorn hervor, dessen goldene Windungen beinahe anzusehen waren wie leuchtende Blumenkränze, und begann darauf so herrlich zu blasen, daß der ganze Wald wundersam von den lieblichen Tönen widerhallte, und dazu sangen die Nachtigallen, die wie auf des Waldhorns Ruf herbeiflatterten und sich dicht neben dem Kinde in die Zweige setzten, ihre herrlichsten Lieder. Aber plötzlich verhallten die Töne mehr und mehr und nur ein leises Säuseln quoll aus den Gebüschen, in die das fremde Kind hingeschwunden. „Morgen — morgen kehr' ich wieder!“ so rief es aus weiter Ferne den Kindern zu, die nicht wußten, wie ihnen geschehen, denn solch innere Lust hatten sie nie empfunden. „Ach, wenn es doch nur schon wieder morgen wäre,“ so sprachen beide, Felix und Christlieb, indem sie voller Hast zu Hause liefen, um den Eltern zu erzählen, was sich im Walde begeben.

Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde sagten und was sich weiter mit demselben begab.

„Beinahe möchte ich glauben, daß den Kindern das alles nur geträumt hat!“ So sprach der Herr Thaddäus von Brakel zu seiner Gemahlin, als Felix und Christlieb ganz erfüllt von dem fremden Kinde nicht aufhören konnten, sein holdes Wesen, seinen anmutigen Gesang, seine wunderbaren Spiele zu preisen. „Denk ich aber wieder daran,“ fuhr Herr von Brakel fort, „daß beide doch nicht auf einmal und auf gleiche Weise geträumt haben können, so weiß ich am Ende

ob sie schon lange das fremde Kind gekannt und mit ihm gespielt hätten und als ob ihr Unmut nur daher gerührt hätte, daß der liebe Spielkamerad sich nicht mehr hat blicken lassen. „Spielsachen,“ sprach Felix weiter, „haben wir nun freilich gar nicht, denn ich einfältiger Junge habe gestern die schönsten, die Vetter Pumphose mir geschenkt hatte, schändlich verdorben und weggeschmissen, aber spielen wollen wir doch wohl.“ — „Ei, Felix,“ sprach das fremde Kind, indem es laut auflachte, „ei, wie magst du nur so sprechen. Das Zeug, das du weggeworfen hast, das hat gewiß nicht viel getaugt, du sowie Christlieb, ihr seid ja beide ganz umgeben von dem herrlichsten Spielzeuge, das man nur sehen kann.“ — „Wo denn? Wo denn?“ riefen Christlieb und Felix. — „Schaut doch um euch,“ sprach das fremde Kind. — Und Felix und Christlieb gewahrten, wie aus dem dicken Grase, aus dem wolligen Moose allerlei herrliche Blumen wie mit glänzenden Augen hervorguckten und dazwischen funkelten bunte Steine und kristallne Muscheln und goldene Käferchen tanzten auf und nieder und summten leise Liedchen. — „Nun wollen wir einen Palast bauen, helft mir hübsch die Steine zusammentragen!“ so rief das fremde Kind, indem es, zur Erde gebückt, bunte Steine aufzulesen begann. Christlieb und Felix halfen und das fremde Kind wußte so geschickt die Steine zu fügen, daß sich bald hohe Säulen erhoben, die in der Sonne funkelten wie poliertes Metall, und darüber wölbte sich ein luftiges goldenes Dach. Nun küßte das fremde Kind die Blumen, die aus dem Boden hervorguckten, da rankten sie im süßen Gelispel in die Höhe und, sich in holder Liebe verschlingend, bildeten sie duftende Bogengänge, in denen die Kinder voll Wonne und Entzücken umhersprangen. Das fremde Kind klatschte in die Hände, da sumste das goldene Dach des Palastes — Goldkäferchen hatten es mit ihren Flügeldecken gewölbt — auseinander und die Säulen zerflossen zum rieselnden Silberbach, an dessen Ufer sich die bunten Blumen lagerten und bald neugierig in seine Wellen guckten, bald ihre Häupter hin und her wiegend auf sein kindisches Plaudern horchten. Nun pflückte das fremde Kind Grashalme und brach kleine Ästchen von den Bäumen, die es hinstreute vor Felix und Christlieb. Aber aus den Grashalmen wurden bald die schönsten Puppen, die man nur sehen konnte, und aus den Ästchen kleine allerliebste Jäger. Die Puppen tanzten um Christlieb herum und ließen sich von ihr auf den Schoß nehmen und lispelten mit feinen Stimmchen: sei uns gut, sei uns gut, liebe Christlieb. Die Jäger tummelten sich und klirrten mit den Büchsen und bliesen auf ihren Hörnern und riefen: Hallo! Hallo! zur Jagd, zur Jagd! Da sprangen Häschen aus den Büschen und Hunde ihnen nach und die Jäger knallten hinterdrein! Das war eine Lust — alles verlor sich wieder. Christlieb

zücken laut aufjauchzten. Lustig und sehr hübsch zugleich war es, daß das fremde Kind während des Spielens so zierlich und gescheit mit den Bäumen, Gebüschen, Blumen, mit dem Waldbach zu sprechen wußte. Alle antworteten auch so vernehmlich, daß Felix und Christlieb alles verstanden. Das fremde Kind rief ins Erlengebüsch hinein: „Ihr schwatzhaftes Volk, was flüstert und wispert ihr wieder untereinander?“ Da schüttelten stärker sich die Zweige und lachten und wispelten: Ha, ha, ha — wir freuen uns über die artigen Dinge, die uns Freund Morgenwind heute zugeraunt hat, als er von den blauen Bergen vor den Sonnenstrahlen daherrauschte. Er brachte uns tausend Grüße und Küsse von der goldenen Königin und einige tüchtige Flügelschläge voll der süßesten Düfte. O schweigt doch, so unterbrachen die Blumen das Geschwätz der Büsche, o schweigt doch von dem Flatterhaften, der mit den Düften prahlt, die seine falschen Liebkosungen uns entlocken. Laßt die Gebüsche lispeln und säuseln, ihr Kinder, aber schaut uns an, horcht auf uns, wir lieben euch gar zu sehr und putzen uns heraus mit den schönsten glänzendsten Farben Tag für Tag, nur damit wir euch recht gefallen. — „Und lieben wir euch denn nicht auch, ihr holden Blumen?“ So sprach das fremde Kind, aber Christlieb kniete zur Erde nieder und streckte beide Arme weit aus, als wollte sie all die herrlichen Blumen, die um sie her sproßten, umarmen, indem sie rief: „Ach ich lieb' euch ja allzumal!“ — Felix sprach: „Auch mir gefällt ihr wohl in euren glänzenden Kleidern, ihr Blumen, aber doch halt' ich es mit dem Grün, mit den Büschen, mit den Bäumen, mit dem Walde, er muß euch doch schützen und schirmen, ihr kleinen bunten Kindlein!“ Da sauste es in den hohen schwarzen Tannen: „Das ist ein wahres Wort, du tüchtiger Junge, und du mußt dich nicht vor uns fürchten, wenn der Gevatter Sturm dahergezogen kommt und wir ein bißchen ungestüm mit dem groben Kerl zanken.“ — „Ei,“ rief Felix, „knarrt und stöhnt und sauset nur recht wacker, ihr grünen Riesen, dann geht ja dem tüchtigen Jägersmann erst das Herz recht auf.“ Da hast du ganz recht, so rauschte und plätscherte der Waldbach, da hast du ganz recht, aber wozu immer jagen, immer rennen im Sturm und im wilden Gebraus! Kommt, setzt euch fein ins Moos und hört mir zu. Von fernen, fernen Landen, aus tiefem Schacht komm ich her — ich will euch schöne Märchen erzählen und immer was neues, Well' auf Welle und immer fort und fort. Und die schönsten Bilder zeig' ich euch, schaut mir nur recht ins blanke Spiegelantlitz — duftiges Himmelsblau — goldenes Gewölk — Busch und Blum und Wald — euch selbst, ihr holden Kinder, zieh' ich liebend hinein tief in meinen Busen! — „Felix, Christlieb,“ so sprach das fremde Kind, indem es mit wundersamer Holdseligkeit um sich blickte,

selbst nicht, was ich von dem allen denken soll." — „Zerbrich dir den Kopf nicht, o mein Gemahl," erwiderte die Frau von Brakel, „ich wette, das fremde Kind ist niemand anderer als Schulmeisters Gottlieb aus dem benachbarten Dorfe. Der ist herübergelaufen und hat den Kindern allerlei tolles Zeug in den Kopf gesetzt, aber das soll er künftig bleiben lassen." Herr von Brakel war gar nicht der Meinung seiner Gemahlin, um indessen mehr hinter die eigentliche Bewandtnis der Sache zu kommen, wurden Felix und Christlieb herbeigerufen und aufgefordert, genau anzugeben, wie das Kind ausgesehen habe und wie es gekleidet gewesen sei. Rücksichts des Aussehens stimmten beide überein, daß das Kind ein lilienweißes Gesicht, rosenrote Wangen, kirschrote Lippen, blauglänzende Augen und goldgelocktes Haar habe und so schön sei, wie sie es gar nicht aussprechen könnten; in Ansehung der Kleider wußten sie aber nur so viel, daß das Kind ganz gewiß nicht eine blaugestreifte Jacke, eben solche Hosen und eine schwarzlederne Mütze trage wie Schulmeisters Gottlieb. Dagegen klang alles, was sie über den Anzug des Kindes ungefähr zu sagen vermochten, ganz fabelhaft und unklug. Christlieb behauptete nämlich, das Kind trage ein wunderschönes leichtes, glänzendes Kleidchen von Rosenblättern; Felix meinte dagegen, das Kleid des Kindes funkle in hellem, goldenen Grün wie Frühlingslaub im Sonnenschein. Daß das Kind — fuhr Felix weiter fort — irgend einem Schulmeister angehören könne, daran sei gar nicht zu denken, denn zu gut verstehe sich der Knabe auf die Jägerei, stamme gewiß aus der Heimat aller Wald- und Jagdlust und werde der tüchtigste Jägersmann werden, den es wohl gebe. „Ei Felix," unterbrach ihn Christlieb, „wie kannst du nur so sagen, daß das kleine Mädchen ein Jägersmann werden soll. Auf das Jagen mag sie sich auch wohl verstehen, aber gewiß noch viel besser auf die Wirtschaft im Hause, sonst hätte sie mir nicht so hübsch die Puppen angekleidet und so schöne Schüsseln bereitet!" So hielt Felix das fremde Kind für einen Knaben, Christlieb behauptete dagegen, es sei ein Mädchen und beide konnten darüber nicht einig werden. — Die Frau von Brakel sagte, es lohnt gar nicht, daß man sich mit den Kindern auf solche Narrheiten einläßt, der Herr von Brakel meinte dagegen: „Ich dürfte ja nur den Kindern nachgehen in den Wald und erlauschen, was denn das für ein seltsames Wunderkind ist, das mit ihnen spielt, aber es ist mir so, als könnte ich den Kindern dadurch eine große Freude verderben, und deshalb will ich es nicht tun." Andern Tags, als Felix und Christlieb zu gewöhnlicher Zeit in den Wald liefen, wartete das fremde Kind schon auf sie, und wußte es gestern herrliche Spiele zu beginnen, so schuf es vollends heute die anmutigsten Wunder, so daß Felix und Christlieb ein Mal über das andere vor Freude und Ent-

Dann, nachdem es einige Augenblicke geschwiegen, fing es an: „Ach, liebe Kinder, warum fragt ihr nach meiner Heimat? Ist es denn nicht genug, daß ich tagtäglich zu euch komme und mit euch spiele? — Ich könnte euch sagen, daß ich dort hinter den blauen Bergen, die wie krauses, zackiges Nebelgewölk anzusehen sind, zu Hause bin, aber wenn ihr tagelang und immer fort und fort laufen wolltet, bis ihr auf den Bergen stündet, so würdet ihr wieder ebenso fern ein neues Gebirge schauen, hinter dem ihr meine Heimat suchen müßtet, und wenn ihr auch dieses Gebirge erreicht hättet, würdet ihr wiederum ein neues erblicken und so würde es euch immer fort und fort gehen und ihr würdet niemals meine Heimat erreichen." — „Ach," rief Christlieb weinerlich aus, „ach, so wohnst du wohl viele hundert, hundert Meilen von uns und bist nur zum Besuch in unserer Gegend?" — „Sieh nur, liebe Christlieb," fuhr das fremde Kind fort, „wenn du dich recht herzlich nach mir sehnst, so bin ich gleich bei dir und bringe dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimat mit und ist denn das nicht ebenso gut als ob wir in meiner Heimat selbst zusammensäßen und miteinander spielten?" — „Das nun wohl eben nicht," sprach Felix, „denn ich glaube, daß deine Heimat ein gar herrlicher Ort sein muß, ganz voll von den herrlichen Dingen, die du uns mitbringst. Du magst mir nun die Reise dahin so schwierig vorstellen wie du willst, sowie ich es nur vermag, mache ich mich doch auf den Weg. So durch Wälder streichen und auf ganz wilden verwachsenen Pfaden Gebirge erklettern, durch Bäche waten, über schroffes Gestein und dorniges Gestrüpp, das ist so recht Weidmanns Sache — ich werd's schon durchführen." — „Das wirst du auch," rief das fremde Kind, indem es freudig lachte, „und wenn du es dir so recht fest vornimmst, dann ist es so gut als hättest du es schon wirklich ausgeführt. Das Land, in dem ich wohne, ist in der Tat so schön und herrlich, wie ich es gar nicht zu beschreiben vermag. Meine Mutter ist es, die als Königin über dieses Reich voller Glanz und Pracht herrscht." — „So bist du ja ein Prinz! So bist du ja eine Prinzessin!" riefen zu gleicher Zeit verwundert, ja beinahe erschrocken, Felix und Christlieb. — „Allerdings," sprach das fremde Kind. — „So wohnst du wohl in einem schönen Palast?" fragte Felix weiter. — „Jawohl," erwiderte das fremde Kind, „noch viel schöner ist der Palast meiner Mutter als die glänzenden Schlösser, die du in den Wolken geschaut hast, denn seine schlanken Säulen aus purem Kristall erheben sich hoch — hoch hinein in das Himmelsblau, das auf ihnen ruht wie ein weites Gewölbe. Unter dem segelt glänzendes Gewölk mit goldenen Schwingen hin und her und das purpurne Morgen- und Abendrot steigt auf und nieder und in klingenden Kreisen tanzen die funkelnden Sterne. — „Ihr habt, meine lieben Gespielen,

„Felix, Christlieb, o hört doch nur, wie alles uns liebt. Aber schon steigt das Abendrot auf hinter den Bergen und Nachtigall ruft mich nach Hause.“ — „O laß uns noch ein bißchen fliegen,“ bat Felix. „Aber nur nicht so sehr hoch, da schwindelt's mir gar zu sehr,“ sprach Christlieb. Da faßte wie gestern das fremde Kind beide, Felix und Christlieb, bei den Händen und nun schwebten sie auf im goldenen Purpur des Abendrotes und das lustige Volk der bunten Vögel schwärmte und lärmte um sie her — das war ein Jauchzen und Jubeln! — In den glänzenden Wolken, wie in wogenden Flammen erblickte Felix die herrlichsten Schlösser von lauter Rubinen und anderen funkelnden Edelsteinen: „Schau, o schau doch Christlieb,“ rief er voll Entzücken, „das sind prächtige, prächtige Häuser, nur tapfer laß uns fliegen, wir kommen gewiß hin.“ Christlieb gewahrte auch die Schlösser und vergaß alle Furcht, indem sie nicht mehr hinab, sondern unverwandt in die Ferne blickte. „Das sind meine lieben Luftschlösser,“ sprach das fremde Kind, „aber hin kommen wir heute wohl nicht mehr!“ — Felix und Christlieb waren wie im Traume und wußten selbst nicht, wie es geschah, daß sie unversehens sich zu Hause bei Vater und Mutter befanden.

Von der Heimat des fremden Kindes.

Das fremde Kind hatte auf dem anmutigsten Platze im Walde zwischen säuselndem Gebüsch, dem Bach unfern, ein überaus herrliches Gezelt von hohen schlanken Lilien, glühenden Rosen und bunten Tulipanen erbaut. Unter diesem Gezelt saßen mit dem fremden Kinde Felix und Christlieb und horchten darauf, was der Waldbach allerlei seltsames Zeug durcheinander plauderte. „Recht verstehe ich doch nicht,“ fing Felix an, „was der dort unten erzählt, und es ist mir so, als wenn du selbst, mein lieber, lieber Junge, alles, was er nur so unverständlich murmelt, recht hübsch mir sagen könntest. Überhaupt möcht' ich dich doch wohl fragen, wo du denn herkommst und wo du immer so schnell hinverschwindest, daß wir selbst niemals wissen, wie das geschieht?“ — „Weißt du wohl, liebes Mädchen,“ fiel Christlieb ein, „daß Mutter glaubt, du seiest Schulmeisters Gottlieb?“ — „Schweig' doch nur, dummes Ding,“ rief Felix, „Mutter hat den lieben Knaben niemals gesehen, sonst würde sie gar nicht von Schulmeisters Gottlieb gesprochen haben. — Aber nun sage mir geschwind, du lieber Junge, wo du wohnst, damit wir zu dir ins Haus kommen können, zur Winterszeit, wenn es stürmt und schneit und im Walde nicht Steg, nicht Weg zu finden ist.“ — „Ach ja,“ sprach Christlieb, „nun mußt du uns fein sagen, wo du zu Hause bist, wer deine Eltern sind und hauptsächlich, wie du denn eigentlich heißest.“ Das fremde Kind sah sehr ernst, beinahe traurig vor sich hin und seufzte recht aus tiefer Brust.

purpurroten Vögel, so herrlich er auch ist, zu ertragen, so daß er ihnen das Herz zerreißt und sie augenblicklich sterben müssen. Andere, die gar zu keck auf den Regenbogen rennen, gleiten aus und stürzen herab, und manche sind sogar albern genug, im besten Fliegen dem Goldfasan, der sie trägt, weh zu tun. Das nimmt denn der sonst friedliche Vogel dem dummen Kinde übel und reißt ihm mit seinem scharfen Schnabel die Brust auf, so daß es blutend aus den Wolken herabfällt. Meine Mutter härmt sich gar sehr ab, wenn Kinder auf solche Weise, freilich durch ihre eigene Schuld, verunglücken. Gar zu gern wollte sie, daß alle Kinder auf der ganzen Welt die Lust ihres Reiches genießen möchten, aber wenn viele auch tüchtig fliegen können, so sind sie nachher doch entweder zu keck oder zu furchtsam und verursachen ihr nur Sorge und Angst. Eben deshalb erlaubt sie mir, daß ich hinausfliegen aus meiner Heimat und tüchtigen Kindern allerlei schöne Spielsachen daraus mitbringen darf, wie ich es denn auch mit euch gemacht habe." — „Ach," rief Christlieb, „ich könnte gewiß keinem schönen Vogel Leides tun, aber auf dem Regenbogen rennen möchte ich doch nicht." — „Das wäre," fiel ihr Felix ins Wort, „das wäre nun gerade meine Sache und eben deshalb möchte ich zu deiner Mutter-Königin. Kannst du nicht einmal den Regenbogen mitbringen?" — „Nein," erwiderte das fremde Kind, „das geht nicht an und ich muß dir überhaupt sagen, daß ich mich nur ganz heimlich zu euch stehlen darf. Sonst war ich überall sicher als sei ich bei meiner Mutter, und es war überhaupt so, als sei überall ihr schönes Reich ausgebreitet, seit der Zeit aber, daß ein arger Feind meiner Mutter, den sie aus ihrem Reiche verbannt hat, wild umherschwärmt, bin ich vor arger Nachstellung nicht geschützt." — „Nun," rief Felix, indem er aufsprang und den Dornstock, den er sich geschnitzt, in der Luft schwenkte, „nun den wollt' ich denn doch sehen, der dir hier Leides zufügen sollte. Fürs erste hätt' er es mit mir zu tun und dann rief ich Papa zu Hülfe, der ließe den Kerl einfangen und in den Turm sperren." — „Ach," erwiderte das fremde Kind, „so wenig der arge Feind in meiner Heimat mir etwas antun kann, so gefährlich ist er mir außerhalb derselben, er ist gar mächtig und wider ihn hilft nicht Stock, nicht Turm." — „Was ist denn das für ein garstig Ding, das dich so bange machen kann?" fragte Christlieb. — „Ich habe euch gesagt," fing das fremde Kind an, „daß meine Mutter eine mächtige Königin ist und ihr wißt, daß Königinnen sowie Könige einen Hofstaat und Minister um sich haben." — „Jawohl," sprach Felix, „der Onkel Graf ist selbst solch ein Minister und trägt einen Stern auf der Brust. Deiner Mutter Minister tragen auch wohl recht funkelnde Sterne?" — „Nein," erwiderte das fremde Kind, „nein das eben nicht, denn die

ja wohl schon von Feen gehört, die, wie es sonst kein Mensch vermag, die herrlichsten Wunder hervorrufen können, und ihr werdet es auch wohl schon gemerkt haben, daß meine Mutter nichts anderes ist als eine Fee. Ja! das ist sie wirklich, und zwar die mächtigste, die es gibt. Alles, was auf der Erde webt und lebt, hält sie mit treuer Liebe umfangen, doch zu ihrem innigen Schmerz wollen viele Menschen gar nichts von ihr wissen. Vor allem liebt meine Mutter aber die Kinder und daher kommt es, daß die Feste, die sie in ihrem Reiche den Kindern bereitet, die schönsten und herrlichsten sind. Da geschieht es denn wohl, daß schmucke Geister aus dem Hofstaate meiner Mutter keck sich durch die Wolken schwingen und von einem Ende des Palastes bis zum anderen einen in den schönsten Farben schimmernden Regenbogen spannen. Unter dem bauen sie den Thron meiner Mutter aus lauter Diamanten, die aber so anzusehen sind und so herrlich duften wie Lilien, Nelken und Rosen. Sowie meine Mutter den Thron besteigt, rühren die Geister ihre goldenen Harfen, ihre kristallenen Zimbeln und dazu singen die Kammersänger meiner Mutter mit solch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor süßer Lust. Diese Sänger sind aber schöne Vögel, größer noch als Adler, mit ganz purpurnem Gefieder, wie ihr sie wohl noch nie gesehen habt. Aber sowie die Musik losgegangen, wird alles im Palast, im Walde, im Garten laut und lebendig. Viele tausend blank geputzte Kinder tummeln sich im Jauchzen und Jubeln umher. Bald jagen sie sich durchs Gebüsch und werfen sich neckend mit Blumen, bald klettern sie auf schlanke Bäumchen und lassen sich vom Winde hin und her schaukeln, bald pflücken sie goldglänzende Früchte, die so süß und herrlich schmecken wie sonst nichts auf der Erde, bald spielen sie mit zahmen Rehen — mit anderen schmucken Tieren, die ihnen aus dem Gebüsch entgegenspringen; bald rennen sie keck den Regenbogen auf und nieder oder besteigen gar als kühne Reiter die schönen Goldfasanen, die sich mit ihnen durch die glänzenden Wolken schwingen. „Ach das muß herrlich sein, ach nimm uns mit in deine Heimat, wir wollen immer dort bleiben!“ So riefen Felix und Christlieb voll Entzücken, das fremde Kind sprach aber: „Mitnehmen nach meiner Heimat kann ich euch in der Tat nicht, es ist zu weit, ihr müßtet so gut und unermüdlich fliegen können wie ich selbst.“ Felix und Christlieb wurden ganz traurig und blickten schweigend zur Erde nieder.

Von dem bösen Minister am Hofe der Feen-Königin.

„Überhaupt,“ fuhr das fremde Kind fort, „überhaupt möchtet ihr euch in meiner Heimat vielleicht gar nicht so gut befinden als ihr es euch nach meiner Erzählung vorstellt. Ja, der Aufenthalt könnte euch sogar verderblich sein. Manche Kinder vermögen nicht den Gesang der

tönendsten Gesänge anstimmten, so daß die Königin den häßlichen Pepser weder sah noch hörte, noch seinen vergifteten übelriechenden Atem spürte. In dem Augenblick auch faßte der Fasanenfürst den bösen Pepser mit dem leuchtenden Schnabel und drückte ihn so gewaltig zusammen, daß er vor Wut und Schmerz laut aufkreischte, dann ließ er ihn aus der Höhe von dreitausend Ellen zur Erde niederfallen. Er konnte sich nicht regen und bewegen, bis auf sein wildes Geschrei seine Muhme, die große blaue Kröte herbeikroch, ihn auf den Rücken nahm und nach Hause schleppte. Fünfhundert lustige kecke Kinder erhielten tüchtige Fliegenklatschen, mit denen sie Pepsers häßliche Gesellen, die noch umherschwärmten und die schönen Blumen verderben wollten, totschlugen. Sowie nun Pepser fort war, zerfloß der schwarze Saft, womit er alles überzogen, von selbst und bald blühte und glänzte und strahlte alles so herrlich und schön wie zuvor. Ihr könnt denken, daß der garstige Pepser nun in meiner Mutter Reich nichts mehr vermag, aber er weiß, daß ich mich oft hinauswage und verfolgt mich rastlos unter allerlei Gestalten, so daß ich ärmstes Kind oft auf der Flucht nicht weiß, wo ich mich hin verbergen soll, und darum, ihr lieben Gespielen, entfliehe ich oft so schnell, daß ihr nicht spürt, wo ich hingekommen. Dabei muß es denn auch bleiben und wohl kann ich euch sagen, daß, sollte ich es auch unternehmen, mich mit euch in meine Heimat zu schwingen, Pepser uns gewiß aufpassen und uns totmachen würde." — Christlieb weinte bitterlich über die Gefahr, in der das fremde Kind immer schweben mußte. Felix meinte aber: „Ist der garstige Pepser weiter nichts als eine große Fliege, so will ich ihm mit Papas großer Fliegenklatsche schon zu Leibe gehen, und habe ich ihm eins tüchtig auf die Nase versetzt, so mag Muhme Kröte zusehen, wie sie ihn nach Hause schleppt."

Wie der Hofmeister angekommen war und die Kinder sich vor ihm fürchten.

In vollem Sprunge eilten Felix und Christlieb nach Hause, indem sie unaufhörlich riefen: „Ach das fremde Kind ist ein schöner Prinz! — Ach das fremde Kind ist eine schöne Prinzessin!" Sie wollten das jauchzend den Eltern verkünden, aber wie zur Bildsäule erstarrt blieben sie in der Haustüre stehen, als ihnen Herr Thaddäus von Brakel entgegentrat und an seiner Seite einen fremden verwunderlichen Mann hatte, der halb vernehmlich in sich hineinbrummte: „Das sind mir saubere Rangen!" — „Das ist der Herr Hofmeister," sprach Herr von Brakel, indem er den Mann bei der Hand ergriff, „das ist der Herr Hofmeister, den euch der gnädige Onkel geschickt hat. Grüßt ihn fein artig!" — Aber die Kinder sahen den Mann von der Seite an

mehrsten sind selbst ganz und gar funkelnde Sterne und andere tragen gar keine Röcke, worauf sich so etwas anbringen ließe. Daß ich's nur sage, alle Minister meiner Mutter sind mächtige Geister, die teils in der Luft schweben, teils in Feuerflammen, teils in den Gewässern wohnen und überall das ausführen, was meine Mutter ihnen gebietet. Es fand sich vor langer Zeit ein fremder Geist bei uns ein, der nannte sich Pepasilio und behauptete, er sei ein großer Gelehrter, er wisse mehr und würde größere Dinge bewirken als alle übrigen. Meine Mutter nahm ihn in die Reihe ihrer Minister auf, aber bald entwickelte sich immer mehr seine innere Tücke. Außerdem, daß er alles, was die übrigen Minister taten, zu vernichten strebte, so hatte er es vorzüglich darauf abgesehen, die frohen Feste der Kinder recht hämisch zu verderben. Er hatte der Königin vorgespiegelt, daß er die Kinder erst recht lustig und gescheit machen wollte, statt dessen hing er sich zentnerschwer an den Schweif der Fasanen, so daß sie sich nicht aufschwingen konnten, zog er die Kinder, wenn sie auf Rosenbüschen hinaufgeklettert, bei den Beinen herab, daß sie sich die Nasen blutig schlugen, zwang er die, welche lustig laufen und springen wollten, auf allen Vieren mit zur Erde gebeugtem Haupte herumzukriechen. Den Sängern stopfte er allerlei schädliches Zeug in die Schnäbel, damit sie nur nicht singen sollten, denn Gesang konnt er nicht ausstehen, und die armen zahmen Tierchen wollte er, statt mit ihnen zu spielen, auffressen, denn nur dazu, meinte er, wären sie da. Das Abscheulichste war aber wohl, daß er mit Hilfe seiner Gesellen die schönen funkelnden Edelsteine des Palastes, die bunt schimmernden Blumen, die Rosen und Lilienbüsche, ja selbst den glänzenden Regenbogen mit einem ekelhaften schwarzen Saft zu überziehen wußte, so daß alle Pracht verschwunden und alles tot und traurig anzusehen war. Und wie er dies vollbracht, erhob er ein schallendes Gelächter und schrie, nun sei erst alles so wie es sein solle, denn er habe es beschrieben. Als er nun vollends erklärte, daß er meine Mutter nicht als Königin anerkenne, sondern daß ihm allein die Herrschaft gebühre und sich in der Gestalt einer ungeheueren Fliege mit blitzenden Augen und vorgestrecktem scharfen Rüssel emporschwang in abscheulichem Summen und Brausen auf den Thron meiner Mutter, da erkannte sie sowie alle, daß der hämische Minister, der sich unter dem schönen Namen Pepasilio eingeschlichen, niemand anders war, als der finstere mürrische Gnomen-König Pepser. Der Törichte hatte aber die Kraft sowie die Tapferkeit seiner Gesellen viel zu hoch in Anschlag gebracht. Die Minister des Luftdepartements umgaben die Königin und fächelten ihr süße Düfte zu, indem die Minister des Feuerdepartements in Flammenwogen auf und nieder rauschten und die Sänger, deren Schnäbel gereinigt, die voll-

achtete aber der Magister Tinte für gar nichts, sondern meinte, das alles wäre nur dummes Zeug. Ach! Nun war an kein in den Wald Laufen mehr zu denken! Statt dessen mußten die Kinder beinahe den ganzen Tag zwischen den vier Wänden sitzen und dem Magister Tinte Dinge nachplappern, die sie nicht verstanden. Es war ein wahres Herzeleid! Mit welchen sehnsuchtsvollen Blicken schauten sie nach dem Walde! Oft war es ihnen, als hörten sie mitten unter den lustigen Liedern der Vögel, im Rauschen der Bäume, des fremden Kindes süße Stimme rufen: „Wo seid ihr denn, Felix — Christlieb, ihr lieben Kinder! Wo seid ihr denn? Wollt ihr nicht mehr mit mir spielen? Kommt doch nur! Ich habe euch einen schönen Blumenpalast gebaut — da setzen wir uns hinein und ich schenk' euch die herrlichsten buntesten Steine — und dann schwingen wir uns auf in die Wolken und bauen selbst funkelnde Luftschlösser! Kommt doch! Kommt doch nur!" Darüber wurden die Kinder mit allen ihren Gedanken ganz hingezogen nach dem Walde und sahen und hörten nicht mehr auf den Magister. Der wurde aber dann ganz zornig und schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch und brummte und summte und schnarrte und knarrte: „Pim — Sim — Prr — Err — Knurr — Krr. Was ist das! Aufgepaßt!" — Felix hielt das aber nicht lange aus, er sprang auf und rief: „Laß mich los mit deinem dummen Zeuge, Herr Magister Tinte, fort will ich in den Wald — such' dir den Vetter Pumphose, das ist was für den! — Komm, Christlieb, das fremde Kind wartet schon auf uns." — Damit ging es fort, aber der Magister Tinte sprang mit ungemeiner Behendigkeit hinterher und erfaßte die Kinder dicht vor der Haustür. Felix wehrte sich tapfer und der Magister Tinte war im Begriffe, zu unterliegen, da dem Felix der treue Sultan zu Hilfe geeilt war. Sultan, sonst ein frommer, gesitteter Hund, hatte gleich vom ersten Augenblick an einen entschiedenen Abscheu gegen den Magister Tinte bewiesen. Sowie dieser ihm nur nahe kam, knurrte er und schlug mit dem Schweif so heftig um sich, daß er den Magister, den er geschickt an die dünnen Beinchen zu treffen wußte, beinahe umgeschmissen hätte. Sultan sprang hinzu und packte den Magister, der Felix bei beiden Schultern hielt, ohne Umstände beim Rockkragen. Der Magister erhob ein klägliches Geschrei, auf das Herr Thaddäus von Brakel schnell hinzueilte. Der Magister ließ ab von Felix, Sultan von dem Magister. „Ach wir sollen nicht mehr in den Wald," klagte Christlieb, indem sie bitterlich weinte. So sehr auch der Herr von Brakel den Felix ausschalt, taten ihm doch die Kinder leid, die nicht mehr in Flur und Hain herumschwärmen sollten. Der Herr Magister Tinte mußte sich dazu verstehen, täglich mit den Kindern den Wald zu besuchen. Es ging ihm schwer ein. „Hätten Sie nur, Herr von Brakel," sprach

und konnten sich nicht regen und bewegen. Das kam daher, weil sie solch eine wunderliche Gestalt noch niemals geschaut. Der Mann mochte kaum mehr als einen halben Kopf höher sein als Felix, dabei war er aber untersetzt; nur stachen gegen den sehr starken breiten Leib die kleinen ganz dünnen Spinnenbeinchen seltsam ab. Der unförmliche Kopf war beinahe viereckig zu nennen und das Gesicht fast gar zu häßlich, denn außerdem, daß zu den dicken braunroten Backen und dem breiten Maule die viel zu lange spitze Nase gar nicht passen wollte, so glänzten auch die kleinen hervorstehenden Glasaugen so greulich, daß man ihn gar nicht gerne ansehen mochte. Übrigens hatte der Mann eine pechschwarze Perrücke auf den viereckigen Kopf gestülpt, war auch von Kopf bis zu Fuß pechschwarz gekleidet und hieß: Magister Tinte. Als nun die Kinder sich nicht rückten nnd rührten, wurde die Frau von Brakel böse und rief: „Potztausend ihr Kinder, was ist denn das? Der Herr Magister wird euch für ganz ungeschliffene Bauernkinder halten müssen. Fort, gebt dem Herrn Magister fein die Hand!" — Die Kinder ermannten sich und taten, was die Mutter befohlen, sprangen aber, als der Magister ihre Hände faßte, mit dem lauten Schrei „O weh, o weh!" zurück. Der Magister lachte hell auf und zeigte eine heimlich in der Hand versteckte Nadel vor, womit er die Kinder, als sie ihm die Hand reichten, gestochen. Christlieb weinte, Felix aber grollte den Magister von der Seite an: „Versuche das nur noch einmal, kleiner Dickbauch." — „Warum taten Sie das, lieber Herr Magister Tinte," fragte etwas mißmutig der Herr von Brakel. Der Magister erwiderte: „Das ist nun einmal so meine Art, ich kann davon nicht lassen." Und dabei stemmte er beide Hände in die Seite und lachte immerfort, welches aber zuletzt so widerlich klang wie der Ton einer verdorbenen Schnarre. „Sie scheinen ein spaßhafter Mann zu sein, lieber Herr Magister Tinte," sprach der Herr von Brakel, aber ihm sowohl als der Frau von Brakel, vorzüglich den Kindern, wurde ganz unheimlich zu Mute. „Nun, nun," rief der Magister, „wie steht's denn mit den kleinen Krabben, schon tüchtig in den Wissenschaften vorgerückt? Wollen doch gleich sehen." — Damit fing er an, den Felix und die Christlieb so zu fragen, wie es der Onkel Graf mit seinen Kindern getan. Als nun aber beide versicherten, daß sie die Wissenschaften noch gar nicht auswendig wüßten, da schlug der Magister Tinte die Hände über den Kopf zusammen, daß es klatschte, und schrie wie besessen: „Das ist was Schönes — keine Wissenschaften! Das wird Arbeit geben! Wollen's aber schon kriegen!" Felix sowie Christlieb, beide schrieben eine saubere Handschrift und wußten aus manchen alten Büchern, die ihnen der Herr von Brakel in die Hände gab und die sie emsig lasen, manche schöne Geschichte zu erzählen, das

Vogel, daß er zum Tode verstummt von dem grünen Zweige herabfiel. Nun konnte Felix sich gar nicht mehr halten. „Ei du abscheulicher Herr Magister Tinte," rief er ganz erbost, „was hat dir der arme Vogel getan, daß du ihn totschmeißest? — O wo bist du denn, du holdes fremdes Kind, o komm doch nur, laß uns weit, weit fortfliegen, ich mag nicht mehr bei dem garstigen Menschen sein; ich will fort nach deiner Heimat!" — Und mit vollem Schluchzen und Weinen stimmte Christlieb ein: „O du liebes, holdes Kind, komm doch nur, komm doch nur zu uns, ach, ach! — rette uns, rette uns, der Herr Magister Tinte macht uns ja tot wie die Blumen und Vögel!" „Was ist das mit dem fremden Kinde?" rief der Magister. Aber in dem Augenblicke säuselte es stärker im Gebüsch und in dem Säuseln erklangen wehmütige herzzerschneidende Töne wie von dumpfen in weiter Ferne angeschlagenen Glocken. — In einem leuchtenden Gewölk, das sich herabließ, wurde das holde Antlitz des fremden Kindes sichtbar — dann schwebte es ganz hervor, aber es rang die kleinen Händchen und Tränen rannen wie glänzende Perlen aus den holden Augen über die rosigen Wangen. „Ach," jammerte das fremde Kind, „ach ihr lieben Gespielen, ich kann nicht mehr zu euch kommen — ihr werdet mich nicht wiedersehen — lebt wohl! lebt wohl! Der Gnome Pepser hat sich eurer bemächtigt, o ihr armen Kinder, lebt wohl — lebt wohl!" — Und damit schwang sich das fremde Kind hoch in die Lüfte. Aber hinter den Kindern brummte und summte und knarrte und schnarrte es auf entsetzlich grausige Weise. Der Magister Tinte hatte sich umgestaltet in eine große scheußliche Fliege und recht abscheulich war es, daß er dabei doch noch ein menschliches Gesicht und sogar auch einige Kleidungsstücke behalten. Er schwebte langsam und schwerfällig auf, offenbar um das fremde Kind zu verfolgen. Von Entsetzen und Graus erfaßt, rannten Felix und Christlieb fort aus dem Walde. Erst auf der Wiese wagten sie empor zu schauen. Sie wurden einen glänzenden Punkt in den Wolken gewahr, der wie ein Stern funkelte und herabzuschweben schien. „Das ist das fremde Kind," rief Christlieb. Immer größer wurde der Stern und dabei hörten sie ein Klingen wie von schmetternden Trompeten. Bald konnten sie nun erkennen, daß der Stern ein schöner in gleißendem Goldgefieder prangender Vogel war, der, die mächtigen Flügel schüttelnd und laut singend, sich auf den Wald herabsenkte. „Ha," schrie Felix, „das ist der Fasanenfürst, der beißt den Herrn Magister Tinte tot — ha ha, das fremde Kind ist geborgen und wir sind es auch! — Komm Christlieb — schnell laß uns nach Hause laufen und dem Papa erzählen, was sich zugetragen.

(Schluß folgt.)

er, „einen vernünftigen Garten mit Buchsbaum und Staketen am Hause, so könnte man in der Mittagsstunde mit den Kindern spazieren gehen, was in aller Welt sollen wir aber in dem wilden Walde?" — Die Kinder waren auch ganz unzufrieden und die sprachen nun wieder: „Was soll uns der Magister in unserem lieben Walde?"

Wie die Kinder mit dem Herrn Magister Tinte im Walde spazieren gingen und was sich dabei zutrug.

„Nun? — Gefällt es dir nicht in unserem Walde, Herr Magister?" So fragte Felix den Magister Tinte, als sie daherzogen durch das rauschende Gebüsch. Der Magister Tinte zog aber ein saures Gesicht und rief: „Dummes Zeug, hier ist kein ordentlicher Steg und Weg, man zerreißt sich nur die Strümpfe und kann vor dem häßlichen Gekreisch der dummen Vögel gar kein vernünftiges Wort sprechen. „Haha, Herr Magister," sprach Felix, „ich merk' es schon, du verstehst dich nicht auf den Gesang und hörst es auch wohl gar nicht einmal, wenn der Morgenwind mit den Büschen plaudert und der alte Waldbach schöne Märchen erzählt." — „Und," fiel Christlieb dem Felix ins Wort, „sag' es nur Herr Magister, du liebst auch wohl nicht die Blumen?" Da wurde der Herr Magister noch kirschbrauner im Antlitz als er schon von Natur war, er schlug mit den Händen um sich und schrie ganz erbost: „Was sprecht ihr da für tolles albernes Zeug? Wer hat euch die Narrheiten in den Kopf gesetzt? Das fehlte noch, daß Wälder und Bäche dreist genug wären, sich in vernünftige Gespräche zu mischen, und mit dem Gesange der Vögel ist es auch nichts; Blumen lieb' ich wohl, wenn sie fein in Töpfe gesteckt sind und in der Stube stehen, dann duften sie und man erspart das Räucherwerk. Doch im Walde wachsen ja gar keine Blumen." — „Aber Herr Magister," rief Christlieb, „siehst du denn nicht die lieben Maiblümchen, die dich recht mit hellen freundlichen Augen angucken?" — „Was, was," schrie der Magister, „Blumen? Augen? — ha ha ha — schöne Augen — schöne Augen! Die nichtsnutzigen Dinger riechen nicht einmal!" — Und damit bückte sich der Magister Tinte zur Erde nieder, riß einen ganzen Strauß Maiblümchen samt den Wurzeln aus und war ihn fort ins Gebüsch. Den Kindern war es, als ginge in dem Augenblick ein wehmütiger Klagelaut durch den Wald; Christlieb mußte bitterlich weinen, Felix biß unmutig die Zähne zusammen. Da geschah es, daß ein kleiner Zeisig dem Magister Tinte dicht bei der Nase vorbeiflatterte, sich dann auf einen Zweig setzte und ein lustiges Liedchen anstimmte. „Ich glaube gar," sprach der Magister, „ich glaube gar, das ist ein Spottvogel?" Und damit nahm er einen Stein von der Erde auf, warf ihn nach dem Zeisig und traf den armen

Sergej Iwanowitsch hob den Kopf und blickte den Bruder neugierig an.

„Das heißt, wie meinst du das? Ganz so, wie die Bauern, den ganzen Tag?“

„Ja, das ist sehr angenehm“, sagte Ljewin.

„Es ist als körperliche Übung gewiß sehr zu empfehlen, nur glaube ich, daß du es kaum aushalten wirst“, versetzte Sergej Iwanowitsch ohne jeglichen Spott.

„Ich habe es schon versucht. Im Anfang geht es schwer, nachher gewöhnt man sich daran. Ich denke, daß ich nicht zurückstehen werde ...“

„Schau einer! ... Aber sag' doch, was meinen die Bauern dazu? Die müssen doch wohl darüber lachen, daß der Herr so wunderliche Streiche macht.“

„Nein, das glaub' ich nicht; und dann ist es auch eine so fröhliche und zugleich so schwere Arbeit, daß man keine Zeit hat, sich dabei irgendwelchen Gedanken hinzugeben.“

„Wirst du auch mit ihnen zu Mittag essen? Dir eine Flasche Château Lafitte und eine gebratene Pute hinschicken zu lassen, das wird doch wohl nicht gut gehen.“

„Nein; während ihrer Ruhestunde komme ich nach Hause.“

Am folgenden Morgen erhob sich Konstantin Ljewin früher als gewöhnlich, doch die Wirtschaftsangelegenheiten hielten ihn auf, und als er auf die Mahd hinauskam, gingen die Mähder bereits an die zweite Reihe.

Vom Gipfel des Hügels aus erblickte er bereits am Abhange die schattige, schon zum Teil abgemähte Wiese mit den grauen Streifen und ein paar schwarzen Haufen; das waren die Kaftans, welche die Schnitter an dem Platz abgelegt hatten, wo sie den ersten Strich begannen.

In dem Maße, wie er näher kam, entdeckte er die in lang ausgezogener Linie einer hinter dem anderen einherschreitenden Schnitter, die in verschiedenem Schwunge mit den Sensen ausholten. Die einen hatten ihre Kaftans anbehalten, die anderen waren im Hemd. Er zählte zweiundvierzig Mann.

Sie bewegten sich langsam auf dem unebenen, niederen Teil der Wiese, wo ein alter Damm stand. Ljewin erkannte einige seiner eigenen Bauern. Da war der alte Jermil in einem ungewöhnlich langen weißen Hemde, der sich beim Mähen tief vornüber beugte; da war der junge Wassika, der bei Ljewin als Kutscher gedient hatte, der nahm jede Reihe mit einem Streich. Da war auch Tit, ein kleines, mageres Bäuerlein, Ljewins Lehrmeister im Mähen. Er schritt als erster voran, und ohne sich vorzubeugen, mähte er, als ob er mit der Sense nur spiele, seine breite Reihe ab.

Tolstoj als Mäher.

(Ein Junibild von **Leo Tolstoj**.*)

Im vergangenen Jahre war Ljewin einmal zu den Schnittern hinausgefahren und hatte sich dort über den Verwalter geärgert; darauf hatte er sein Beruhigungsmittel angewendet — nämlich die Sense eines der Bauern ergriffen und zu mähen begonnen.

Diese Arbeit hatte ihm so sehr gefallen, daß er sie mehrmals wieder aufnahm; er hatte die ganze Wiese vor dem Hause abgemäht, und sich in diesem Jahre gleich zu Beginn des Frühlings vorgenommen, mit den Bauern zusammen tagelang zu mähen. Seit der Ankunft des Bruders war er im Zweifel, ob er mähen solle oder nicht? Es erschien ihm als unpassend, den Bruder ganze Tage lang allein zu lassen und dann fürchtete er auch, daß der Bruder ihn verspotten würde. Aber als er über die Wiese gegangen war und sich der Empfindungen erinnerte, die ihn beim Mähen überkommen waren, da war er beinahe entschlossen, seinen Vorsatz auszuführen. Nach dem aufregenden Gespräch mit dem Bruder war ihm sein Vorhaben wieder eingefallen.

„Ich brauche körperliche Anstrengung, sonst leidet mein Charakter ganz entschieden", dachte er und beschloß, mit den Bauern zu mähen, so peinlich ihm dies auch vor dem Bruder und vor den Leuten sein würde.

Am Abend ging Konstantin Ljewin in die Verwalterstube, traf Anordnungen betreffs der Arbeiten und schickte in die umliegenden Dörfer, um für den morgenden Tag Schnitter zu bestellen und die Kalinow-Wiese, die größte und beste von allen, abzumähen.

„Ach ja, schicken Sie, bitte, auch meine Sense zu Tit, damit er sie dengelt und morgen mit herausbringt; ich werde vielleicht selbst mitmähen", sagte er, bemüht, seine Verlegenheit zu verbergen.

Der Verwalter lächelte und sagte:

„Wie Sie befehlen."

Abends beim Tee sagte Ljewin es auch dem Bruder.

„Es scheint, daß das Wetter beständig bleibt", begann er. „Morgen fange ich an zu mähen."

„Ich habe diese Arbeit sehr gern", sagt Sergej Iwanowitsch.

„Ich habe sie furchtbar gern. Ich habe bisweilen schon mit den Bauern zusammen gemäht, und morgen will ich den ganzen Tag mähen."

---

*) In dieser der „Anna Karenina" entnommenen Schilderung, übersetzt von R. Löwenfeld, verlegt von Franz Wunder in Berlin, gibt unser großer Zeitgenosse, Graf Leo Tolstoj, ein Bild seiner eigenen persönlichen Arbeit mit seinen Bauern.

ein Büschel Gras, wischte die Sense ab und begann sie zu wetzen. Ljewin trat zu ihm, reckte sich und blickte sich tief atmend um. Hinter ihm kam ein Bauer, der sichtlich gleichfalls müde war, da er sofort, ohne bis zu Ljewin heranzukommen, stehen blieb und seine Sense zu wetzen begann. Tit wetzte seine und Ljewins Sense, und dann ging es wieder an die Arbeit.

Bei der zweiten Reihe ging alles in derselben Weise. Tit schritt bei jedem Strich vorwärts, ohne stehen zu bleiben und ohne müde zu werden. Ljewin folgte ihm, bestrebt, nicht zurückzubleiben, und es wurde ihm immer schwerer und schwerer: dann kam ein Augenblick, wo er fühlte, daß seine Kraft zu Ende sei, und gerade in diesem Augenblick blieb Tit stehen und begann wieder zu wetzen.

So mähten sie die erste Reihe durch. Und diese lange Reihe erschien Ljewin besonders mühsam: aber als sie am Ende angelangt waren und Tit die Sense über die Achsel warf, um langsamen Schrittes auf den Spuren zurückzugehen, die seine Stiefelabsätze auf den abgemähten Streifen hinterlassen hatten, da ging auch Ljewin ebenso auf dem von ihm gemähten Streifen zurück. Und obgleich ihm der Schweiß in Strömen über das Gesicht rann und von der Nase tropfte, und sein ganzer Rücken so naß war, als wäre er aus dem Wasser gezogen — war ihm dabei doch sehr wohl zu Mut. Ganz besonders freute er sich darüber, daß er jetzt wußte, daß er es bis zu Ende würde aushalten können.

Seine Freude wurde nur dadurch beeinträchtigt, daß seine Reihe nicht gut ausgefallen war.

„Ich will weniger stark mit dem Arm ausholen, mehr mit dem ganzen Körper aufliegen“, dachte er, als er den schnurgerade gemähten Streifen von Tit mit seiner verstreuten und ungleichmäßigen Reihe verglich.

Bei der ersten Reihe war Tit, wie Ljewin bemerkt hatte, besonders rasch zu Werke gegangen, wahrscheinlich hatte er den gnädigen Herrn auf die Probe stellen wollen, und die Reihe war sehr lang. Bei den folgenden Reihen ging es schon leichter; aber Ljewin mußte trotzdem alle seine Kräfte anspannen, um nicht hinter den Bauern zurückzubleiben.

Er dachte an nichts, er wünschte nichts, außer dem einen, nicht hinter den andern zurückzubleiben, und seine Sache so gut wie möglich zu machen. Er hörte weiter nichts als das Schwirren der Sensen und sah nur die sich entfernende stramme Gestalt Tits, den ausgebogenen Halbkreis der abgemähten Fläche, die langsam und wogend sich neigenden Gräser und Blumenhäupter an der Schneide seiner Sense und vor sich das Ende der Reihe, wo die Ruhepause eintreten würde.

Ljewin stieg vom Pferde, band es am Wege an und gesellte sich zu Tit, der unter einem Busch eine zweite Sense hervorholte und sie ihm übergab.

„Sie ist fertig, Herr; das reine Rasiermesser, sie schneidet von selbst“, sagte Tit, indem er lächelnd die Mütze abnahm und ihm die Sense reichte.

Ljewin nahm die Sense und schickte sich an, in Reih' und Glied zu treten. Die schweißbedeckten, fröhlichen Mäher, die eben ihre Reihe zu Ende gemäht hatten, kamen einer nach dem andern auf den Weg heraus und begrüßen lächelnd ihren Gutsherrn. Sie sahen ihn alle an, aber keiner sagte ein Wort, bis ein hochgewachsener, mit einem Schafsfellkittel bekleideter Alter mit runzligem und bartlosem Gesicht, auf den Weg heraustrat und sich mit den Worten an ihn wandte:

„Gib acht, Herr! Hast du dich 'mal eingespannt, so zieh' auch gut“, sagte er, und Ljewin hörte ein unterdrücktes Gelächter unter den Mähern.

„Ich werde mir Mühe geben, nicht zurückzubleiben“, gab er zur Antwort, stellte sich hinter Tit auf und wartete, bis die Arbeit beginnen würde.

„Gib acht“, wiederholte der Alte.

Tit machte einen Platz frei und Ljewin folgte ihm. Das Gras am Wege war niedrig, und Ljewin, der lange nicht gemäht hatte, und den die Blicke, die alle auf ihn gerichtet hatten, verlegen machten, mähte im Anfange schlecht, obgleich er stark ausholte. Hinter ihm ertönten Stimmen:

„Die Sense ist schlecht angesetzt, der Griff ist zu hoch; sieh', wie er sich bücken muß“, sagte einer.

„Du mußt stärker auf der Ferse aufliegen“, meinte ein anderer.

„Tut nichts“, 's ist gut, er wird sich schon machen“, meinte der Alte. „Schau, wie er draufgeht . . . Nimmst einen zu breiten Strich, wirst bald müde werden . . . Der Herr plagt sich für sich selber! Na, schau, ob das in gleicher Reihe gemäht ist! Dafür hätte unsereiner gleich eins über den Buckel weg.“

Das Gras wurde weicher, und Ljewin, der wohl zuhörte, aber keine Antwort gab, bemühte sich, so gut wie möglich zu mähen und folgte Tit. Sie waren etwa hundert Schritt weit gekommen. Tit ging immer vorwärts, ohne Halt zu machen und ohne die geringste Müdigkeit zu verraten; Ljewin aber wurde bereits bange, daß er es nicht aushalten würde, so müde war er schon geworden.

Er fühlte, daß er die Sense mit der letzten Kraft schwang, und war schon entschlossen, Tit zu bitten, inne zu halten. Aber in demselben Augenblick blieb Tit von selber stehen; er bückte sich, nahm

Sergej Iwanowitsch Zeit gehabt hatte, sich umzukleiden und ins Eßzimmer zu kommen.

Nach dem Frühstück kam Ljewin in der Reihe schon nicht mehr an seinen vorigen Platz zu stehen, sondern zwischen einen lustigen Alten, der ihn aufgefordert hatte, sich zu ihm zu gesellen, und einen jungen Bauern, der sich erst im Herbst verheiratet hatte und in diesem Sommer zum erstenmal auf die Heumahd gegangen war.

Der Alte schritt in gerader Haltung voraus, indem er mit seinen etwas nach auswärts gedrehten Füßen gleichmäßig und breit auftrat, und mit genauer und regelmäßiger Bewegung, die ihm anscheinend nicht mehr Mühe kostete, als wenn er die Hände beim Gehen hin und her schlenkerte, legte er gleichsam spielend eine hohe, immer gleichmäßige Reihe nieder. Es war, als ob nicht er arbeite, sondern die scharfe Sense ganz von selbst über die saftigen Gräser sauste.

Hinter Ljewin ging der junge Mischka. Sein ansprechendes, junges Gesicht, mit dem um das Haar geschlungenen Bündel frischen Grases, schien ordentlich vor Anstrengung mitzuarbeiten; aber sobald man ihn nur anschaute, lächelte er. Er war sichtlich entschlossen, eher zu sterben, als einzugestehen, daß es ihm schwer falle.

Ljewin schritt zwischen den beiden aus. Jetzt zur Zeit der größten Sonnenglut erschien ihm das Mähen nicht so mühsam. Der an ihm herabströmende Schweiß kühlte ihn zugleich, während die Sonne, die ihm Rücken, Kopf und die bis zum Ellenbogen entblößten Arme versengte, ihm auch Kraft und Ausdauer bei der Arbeit verlieh; und immer öfter wiederholten sich jene Augenblicke des halb unbewußten Zustandes, in denen seine Gedanken von seiner Tätigkeit losgelöst waren. Die Sense schien wie von selbst zu schneiden. Das waren glückliche Augenblicke. Noch glücklicher fühlte er sich, wenn er an den Fluß kam, wo die Reihen zu Ende gingen und der Alte dann seine Sense mit dem nassen, dichten Grase abwischte, ihren Stahl in dem frischen Wasser des Flusses abspülte, den Wetzsteinbehälter voll schöpfte und Ljewin einen Trunk anbot.

„Da! Was sagst du zu meinem Kwaß?*) Gelt, der schmeckt?“ sprach er, mit den Augen zwinkernd. Und in der Tat, Ljewin hatte noch nie einen solchen Trunk getan, wie dieses warme Wasser mit dem darin schwimmenden Grün und dem von dem blechernen Wetzsteinbehälter herrührenden Rostgeschmack. Und dann begann jene selige, langsame Wanderung mit der Sense im Arm, wobei man den herabrinnenden Schweiß abwischen, aus tiefster Brust Atem schöpfen und die ganze sich ausdehnende Reihe der Schnitter und das, was ringsum in Wald und Feld geschah, betrachten konnte.

*) Kwaß = ein säuerlich-süßes durch Gärung aus Brot bereitetes Getränk.

Ohne zu begreifen, was das eigentlich zu bedeuten habe und woher es komme, hatte er plötzlich mitten in der Arbeit das angenehme Gefühl der Kühle an seinen heißen, schweißbedeckten Gliedern. Er blickte zum Himmel auf, während die Sensen gewetzt wurden. Eine niedrig hängende schwere Wolke war heraufgezogen, und es regnete in großen Tropfen. Einige der Bauern gingen zu ihren Kaftans und zogen sie an; andere zuckten wie Ljewin unter der erfrischenden Nässe nur freudig mit den Schultern.

Wieder arbeiteten sie sich durch eine Reihe, der wieder eine andere folgte. Es trafen sich lange und kurze, mit gutem und mit schlechtem Grase bestandene Reihen. Ljewin hatte jede Fähigkeit der Zeitbestimmung verloren, er wußte nicht, ob es spät oder früh sei. In seiner Arbeit begann jetzt eine Veränderung vor sich zu gehen, die in ihm das höchste Wonnegefühl hervorrief. Mitten in der Arbeit überkamen ihn Augenblicke, in denen er völlig vergaß, was er tat: es wurde ihm leicht zu Mut, und gerade in diesen Augenblicken wurde seine Reihe fast so gleichmäßig und schön wie die von Tit. Sowie er aber daran dachte, was er tat, und sich Mühe geben wollte, es noch besser zu machen, wurde ihm auch sogleich die ganze Last der Arbeit fühlbar, und die Reihe fiel schlecht aus.

Nachdem wieder eine Reihe abgemäht war, wollte er an die folgende gehen; aber Tit blieb stehen, trat auf den alten Bauern zu und sprach leise mit ihm. Beide schauten nach der Sonne. „Wovon mögen sie sprechen, und warum beginnt er keine neue Reihe?“ dachte Ljewin, ohne daran zu denken, daß die Bauern nunmehr ununterbrochen nicht weniger als vier Stunden gemäht hatten, und daß die Frühstückszeit herangekommen war.

„Frühstückszeit, Herr“, sagte der Greis.

„Schon? Dann wollen wir also frühstücken.“

Ljewin gab Tit seine Sense und ging mit den Bauern, die sich zu ihren Kaftans begaben, um sich das Brot zu holen, das sie mitgebracht hatten, über die leicht vom Regen benetzten Streifen der langen, abgemähten Fläche zu seinem Pferde.

Jetzt erst begriff er, daß er sich im Wetter getäuscht hatte und daß sein Heu vom Regen durchnäßt worden war.

„Das Heu wird zugrunde gehen“, sagte er.

„Tut nichts, Herr, schneiden im Regen, im Sonnenschein legen“, erwiderte der Alte.

Ljewin band das Pferd los und ritt nach Hause, um Kaffee zu trinken.

Sergej Iwanawitsch war eben erst aufgestanden. Nachdem Ljewin gefrühstückt hatte, ritt er wieder auf die Mahd hinaus, noch bevor

sammelten sich — die entfernteren unter den Fuhren, die in der Nähe befindlichen unter dem Baumkleebusch, über den sie ein paar Arme voll Gras geworfen hatten.

Ljewin setzte sich zu ihnen; er mochte noch nicht nach Hause.

Jede Spur von Befangenheit vor dem Herrn war schon längst geschwunden. Die Bauern trafen ihre Vorbereitungen zum Essen. Die einen wuschen sich; die kleinen Kinder badeten im Fluß; andere suchten sich ein Ruheplätzchen, banden die Brotbeutel auf und öffneten die Krüge mit Kwaß. Der Greis bröckelte Brot in eine Schüssel, zerdrückte es mit dem Löffelstiel, goß aus dem Wetzsteinbehälter Wasser drauf, schnitt sich noch mehr Brot zurecht, schüttete Salz drauf und wandte sich dann gegen Osten, um zu beten.

„Na, Herr, versuch' 'mal von meiner Tjurka!“ *) sagte er und hockte sich vor die Schüssel auf die Knie.

Die Tjurka war so schmackhaft, daß Ljewin seine Absicht, zum Mittagsessen nach Hause zu fahren, aufgab. Er aß mit dem Alten und ließ sich mit ihm in ein Gespräch über seine häuslichen Angelegenheiten ein, an denen er den lebhaften Anteil nahm. Dann erzählte er ihm auch von seinen eigenen Angelegenheiten, und teilte ihm alles mit, was für den Alten von Interesse sein mochte. Er fühlte sich ihm näher als seinem eigenen Bruder, und die Zärtlichkeit, die er für diesen Mann empfand, verlieh seinem Gesicht unwillkürlich einen lächelnden Ausdruck. Als der Alte wieder aufstand, sein Gebet verrichtete und sich dann unter dem Busch zum Ausruhen niederlegte, nachdem er sich ein Bündel unter den Kopf geschoben hatte, tat Ljewin dasselbe; und er schlief trotz der klebrigen, in der Sonne besonders zudringlichen Fliegen und Käfer, die seinen schweißbedeckten Kopf und Körper kitzelten, sofort ein und erwachte erst, als die Sonne auf die andere Seite des Busches gelangt war, und ihre Strahlen auf sein Gesicht zu fallen begannen. Der Alte schlief schon lange nicht mehr und saß aufrecht da, während er die herbeigekommenen Kinder von der Sense abwehrte.

Ljewin sah sich rings um und vermochte den Ort nicht mehr zu erkennen: so sehr hatte sich alles verändert. Die ungeheure Wiesenfläche war abgemäht und erglänzte mit ihren schon duftenden Grasreihen in den abendlichen, schrägen Sonnenstrahlen in einem besonderen, ungewohnten Glanz. Die ringsum freigemähten Büsche am Fluß und der Fluß selbst, der vorher nicht sichtbar geworden war, jetzt aber wie Stahl in seinen Windungen glänzte, die sich nach der Ruhepause erhebenden und tummelnden Leute, und die steile Graswand auf dem noch nicht abgemähten Teil der Wiese und die Habichte, die über dem kahlen

*) Tjurka = Brot in Kwaß gebröckelt.

Je länger Ljewin mähte, desto öfter kamen diese Augenblicke des Selbstvergessens über ihn, wobei nicht mehr die Hände die Sense schwangen, sondern diese sich von selbst bewegte, wie ein bewußter, lebenerfüllter Körper, und die Arbeit, ohne daß er an sie dachte, wie durch Zauberwerk, gleichmäßig und sichtbar vor sich ging. Das waren herrliche Augenblicke.

Schwer wurde ihm die Arbeit nur dann, wenn er diese unbewußt gewordene Bewegung unterbrach und zu denken begann; wenn er rings um einen Erdhaufen herum mähen mußte oder an einen nicht ausgejäteten Sauerampferstengel kam. Der Alte tat dies ganz mühelos; kam diesem ein Erdhaufen in den Weg, so änderte er nur ein wenig seine Bewegung und schlug bald mit dem Stiele, bald mit dem Ende der Sense den Erdhaufen von beiden Seiten mit kurzen Hieben zusammen. Und während er das tat, sah und beobachtete er alles, was ihm unter die Augen kam: bald riß er ein eßbares Kräutlein ab, aß es auf oder bot es Ljewin an; bald warf er mit dem spitzen Ende der Sense einen Zweig zur Seite; bald betrachtete er ein Wachtelnest, aus dem das Weibchen fast unter der Sense aufflog; bald fing er eine kleine Schlange, die ihm in den Weg kam, hob sie wie auf einer Gabel mit der Sense in die Höhe, zeigte sie Ljewin und warf sie dann beiseite.

Sowohl Ljewin, wie dem jungen Burschen hinter ihm fielen diese Änderungen der Bewegung schwer. Sie waren beide, nachdem sie sich einmal der angestrengten Bewegung angepaßt hatten, mit ganzer Seele bei der Arbeit und waren außerstande, ihre Bewegung zu ändern und zu gleicher Zeit zu beobachten, was sich vor ihnen befand.

Ljewin bemerkte nicht, wie die Zeit verging. Wenn man ihn gefragt hätte, wie lange er schon mähe, so würde er vielleicht gesagt haben: eine halbe Stunde, und doch näherte man sich bereits der Mittagszeit. Als man an eine neue Reihe gehen wollte, lenkte der Alte Ljewins Aufmerksamkeit auf eine Anzahl kleiner Mädchen und Knaben, die von verschiedenen Seiten her, kaum sichtbar, durch das hohe Gras und auf dem Fußwege, auf die Schnitter zukamen und in den allzu schwer belasteten Händchen Bündel mit Brot und in Lappen eingewickelte Krüge mit Kwaß trugen.

„Schau, da kriechen die Käferchen!“ sagte er, auf sie hindeutend, und schaute unter der vorgehaltenen Hand nach der Sonne.

Noch zwei Reihen mähten sie ab, dann blieb der Alte stehen.

„Na, Herr, jetzt ist Mittagszeit!“ sagte er entschieden. Und beim Flusse angelangt, schritten die Schnitter über das abgemähte Gras zu der Stelle, wo ihre Kaftans lagen, und wo die Kinder, die das Mittagsbrot gebracht hatten, saßen und auf sie warteten. Die Bauern ver-

Bauer, der sich als Mäher eines besonderen Rufes erfreute, voran. Er durchschritt die Reihe, machte kehrt und holte mit mächtigem Schwunge aus. Und am Fuße des Hügels, im Hohlweg, auf der Anhöhe und am Rande des Waldes pflanzten sich nun alle in gleicher Linie mit ihm auf und legten los. Die Sonne verschwand bereits hinter dem Walde; es fiel schon der Tau. Nur die Mäher auf der Höhe des Hügels waren noch in der Sonne; unten aber, wo schon feuchte Dünste aufzusteigen begannen, und auf der anderen Seite schritten sie im frischen, tauigen Schatten aus. Alle arbeiteten mit fieberhaftem Eifer.

Das saftige, würzig duftende Gras zischte bei jedem Schnitt und legte sich in hohen Reihen auf die Seite. Die Mäher drängten sich in den kurzen Reihen von allen Seiten; bald hörte man das Klappern der Wetzsteinhülsen, bald das Aneinanderklirren der Sensen, bald das Zischen der Wetzsteine an den Sensen, bald die fröhlichen Zurufe der einander anfeuernden Mäher.

Ljewin mähte noch immer zwischen dem jungen Mäher und dem Alten. Dieser hatte seinen Schaffellkittel wieder angelegt und war noch immer ebenso lustig, so scherzhaft aufgelegt und so ungezwungen in seinen Bewegungen wie vorher. Im Walde traf man beständig auf Birkenpilze, die in dem saftigen Gras aufgeschossen waren und nun von den Sensen zerschnitten wurden. Aber der Alte bückte sich jedesmal, wenn er auf einen Pilz traf, hob ihn auf und verwahrte ihn hinter dem Brustlatz. „Da hab' ich was Schönes für meine Alte“, meinte er.

So leicht es auch war, das nasse und weiche Gras zu schneiden, so beschwerlich wurde es, auf dem steilen Abhang des Hohlweges hinab- und hinaufzusteigen. Aber den Alten focht das wenig an. Mit demselben gleichmäßigen Sensenschwung schritt er mit den kleinen, festen Schritten seiner in großen Bastschuhen steckenden Füße langsam den Hügel hinauf, und obgleich er am ganzen Körper zitterte und ihm die Hosen unter dem Hemd herabgeglitten waren, ließ er doch auf seinem Wege keinen Grashalm, keinen Pilz stehen und scherzte mit den Bauern und mit Ljewin wie vorher. Dieser ging hinter ihm her und dachte oftmals, daß er unbedingt herabstürzen müsse, wenn er mit der Sense einen steilen Hügel hinanstieg, der auch ohne Sense schwierig zu erklettern gewesen wäre; aber er kam doch glücklich hinauf und tat, was nötig war. Er fühlte sich wie von einer von außen kommenden Kraft getrieben.

Die Maschkinhöhe war gemäht: die letzten Reihen wurden beendet, die Kaftans angezogen, und dann machte sich alles fröhlich auf den Heimweg. Ljewin bestieg sein Pferd, nahm mit Bedauern von den Bauern Abschied und ritt nach Hause. Vom Hügel aus schaute er sich

Felde ihre Kreise zogen – alles dies erschien ihm als etwas völlig Neues. Vollkommen munter geworden, begann Ljewin jetzt abzuschätzen, wie viel schon abgemäht sei und was heute noch getan werden könnte.

Für die Zahl von zweiundvierzig Arbeitern war außerordentlich viel geleistet worden.

Die ganze große Wiese, an der früher zur Zeit der Leibeigenschaft dreißig Mann zwei Tage lang zu mähen hatten, war bereits abgemäht. Es blieben nur noch die Ecken mit den kurzen Reihen übrig. Aber Ljewin hätte gern so viel wie möglich an diesem Tage zustande gebracht und ärgerte sich nun darüber, daß die Sonne so schnell herabsank. Er fühlte keine Müdigkeit; er hatte nur den Wunsch, immer schneller zu arbeiten und so viel wie möglich zu leisten.

„Na, was meinst du, mähen wir heute noch die Maschkinhöhe ab?" wandte er sich zu dem Alten.

„Wie Gott will, die Sonne steht nicht mehr hoch. Wenn's Branntwein für die Leute gibt."

Während der Mittagspause, als alle sich wieder zur Ruhe gesetzt, und die Raucher ihre Zigaretten angesteckt hatten, hatte der Alte den Männern eröffnet: „Wenn die Maschkinhöhe heute noch abgemäht wird, gibt's Branntwein."

„Das wäre noch schöner, wenn wir das nicht fertig brächten. Auf, Tit! Das machen wir flink! Kannst dich heute Abend vollessen. Vorwärts!" . . . ertönten mehrere Stimmen, und die Schnitter stellten sich, ihr Brot zu Ende kauend, wieder in Reih und Glied.

„Na, Kinder, haltet euch tapfer dran!" rief Tit und begann fast im Trab als erster.

„Vorwärts, vorwärts!" rief der Alte, der hinter ihm hereilte und ihn mühelos einholte, „nimm dich in acht, ich mäh' dich ab!" Und jung und alt mähten um die Wette drauf los. Aber so sehr sie sich auch beeilten, sie verdarben das Gras nicht, und die abgemähten Reihen legten sich ebenso sauber und gleichmäßig hin wie vorher. Die noch übriggebliebene Ecke war in fünf Minuten abgemäht. Noch waren die letzten Mäher mit ihrer Reihe nicht zu Ende, als die ersten schon ihre Kaftans auf die Schultern warfen und über den Weg zur Maschkinhöhe gingen.

Die Sonne senkte sich schon zu den Baumwipfeln herab, als sie mit den Wetzsteinhülsen klappernd zum waldigen Hohlweg der Maschkinhöhe kamen. Das Gras reichte in der Mitte der Schlucht bis zum Gürtel; es war zart, weich und saftig und hie und da im Walde mit wilden Stiefmütterchen bunt besprenkelt.

Nach kurzer Beratung — ob man der Länge nach oder querüber mähen sollte — ging Prochor Jermilin, ein riesenhafter, dunkelhaariger

vier Kärntner Poeten aber, mit den Beziehungen von Friedrich Marx zum „Ahasver"-Dichter wollen sich vorliegende Zeilen beschäftigen.

Wir wollen diese Beziehungen Hamerlings zu Marx so eingehend dartun, als es uns in erster Linie der Briefwechsel der beiden ermöglicht. Will man darum das Folgende schlechthin kommentierte Briefe nennen, so können wir nichts dagegen einwenden. Denn man wird auf keine ästhetische Vergleichung der Poesien Hamerlings zu denen von Marx stoßen. Auch die kritische Beleuchtung von Marx liegt nicht im Rahmen unserer Arbeit. Eine solche haben zudem bereits Berufenere besorgt als wir. Wir könnten unsere Arbeit nicht beginnen, ohne zweier aus diesen in wärmster Bewunderung zu gedenken. Wer über Marx' Bedeutung als Dichter ein richtigstes Urteil lesen will, den verweisen wir auf einen früheren Jahrgang des „Heimgarten", in dem Hofrat Ernst Gnad (noch zu Lebzeiten von Marx) in einem geradezu klassisch geschriebenen Essay die Dramen und die Lyrik unseres Dichters einer eingehenden Beleuchtung unterzog, die Glanzpunkte von Marx' Poesie gebührend hervorhob, ohne aber die Grenzen von Marx' Können zu verschweigen. (Dieser Aufsatz findet sich auch in der „neuen Folge" von Gnads „Essays".) — Nach dem Tode von Marx ist viel über ihn geschrieben worden — den schönsten Lorbeer flocht ihm aber in der „Österreichischen Rundschau" der Dichterkomponist Wilhelm Kienzl. Wilhelm Kienzl ist der zweite, den wir meinen. Wilhelm Kienzl versteht also nicht bloß zu komponieren und zu dichten, er teilt sich auch mit seinem Bruder Hermann in den Lorbeer des stilbeherrschenden Kritikers. — —

Friedrich Marx wurde geboren am 20. September 1830 zu Steinfeld in Oberkärnten. Er besuchte das Gymnasium zu Laibach, doch setzte er die Studien nicht fort, sondern widmete sich schon früh dem Militärstande. Bereits in den ersten Jünglingsjahren war Marx dichterisch tätig, trat aber erst anfangs der Sechzigerjahre mit einem selbständigen Bändchen Gedichte, der ersten Auflage von „Gemüt und Welt", ans Licht der Öffentlichkeit. Dieses Bändchen sandte Marx dann an Hamerling nach Triest, wodurch die Beziehung zwischen den beiden Männern eingeleitet ward. Aus einem Briefe von Marx an den verdienstvollen Hamerlingforscher Herrn Böck-Gnadenau in Wien erfahren wir darüber das folgende kommentierende Detail: „Als ich im Jahre 1860—61 in Krems a. d. Donau als Gendarmerieoberleutnant in Garnison stand, spielte der Zufall mir Robert Hamerlings „Ein Schwanenlied der Romantik" und „Venus im Exil" in die Hände, aus welchen mir sofort die Bedeutung des Dichters für die zeitgenössische Poesie klar wurde. Begreiflich war daher mein Wunsch, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Ende 1861 sandte ich ihm aus Graz einen Band der ersten

noch einmal um: sie waren in dem aus der Niederung aufsteigenden Nebel nicht mehr zu sehen; nur die fröhlichen, rauhen Stimmen drangen noch zu ihm, das Lachen und der Schall der aneinanderprallenden Sensen.

Hamerling und Marx.

Mitteilungen von **Michael Maria Rabenlechner**.

Vor vier Jahren starb Fercher von Steinwand, tief betrauert nicht bloß von seinen engeren Landsleuten, sondern von allen denen, die seine Poesien kannten und denen ideale Lebensziele heilig. Vor etlichen Monaten folgte dem Dichter Fercher von Steinwand Friedrich Marx im Tode nach und das österreichische Kronland Kärnten ist auf dem deutschen Parnasse vorläufig nur noch vertreten durch den tiefsinnigen Ernst Rauscher und den ganz auf klassischem Boden fußenden Fritz Pichler. (Diesen Fritz Pichler hat vor kurzem ein archäologisches Fachblatt den „Mommsen Österreichs" genannt. Seine Bedeutung als Numismatiker und Archäologe hat nämlich die allgemeine Anerkennung in Fachkreisen bereits gefunden. Als Dichter ist er bisher noch viel zu wenig nach Verdienst geschätzt.) Diese vier Männer standen sämtlich zu Robert Hamerling in freundschaftlichen Beziehungen. Hamerling gedenkt ihrer und ihrer dichterischen Größe in wärmstem Empfinden in seinen „Stationen", und wer mit den Werken dieser vier Männer auch nur oberflächlich sich beschäftigt, fühlt sofort die innerlich tief verwandte Grundstimmung der Poesie Robert Hamerlings zu z. B. Pichlers „Runen und Reime", Marx' „Gemüt und Welt", Ferchers „Gräfin Seelenbrand". Insonderheit Ferchers Poesie hatte Hamerling ins Herz geschlossen, vielleicht sogar etwas überschätzt und über Ferchers geniale Gedankenblitze die schwerfällige, unklare Form doch zu wenig gerügt. Hamerling überbietet sich geradezu in Bewunderung für Fercher. Diese Beziehungen Ferchers zu Robert Hamerling haben bereits Veröffentlichung gefunden, und zwar teils durch die der Öffentlichkeit übergebenen persönlichen Mitteilungen Ferchers, teils durch die Briefe Hamerlings an Ernst Rauscher, in denen viel von Fercher und seiner Originalität die Rede. Diese Briefe Hamerlings an Ernst Rauscher und der Kommentar, den Rauscher ihnen gibt, legen aber auch die Beziehungen Rauschers zu Hamerling völlig klar. Fritz Pichler — seiner poetischen Eigenart unter diesen vieren Hamerling der Nächstverwandte — wird uns den reichen Schatz seiner Hamerlingbriefe und Hamerlingerinnerungen hoffentlich nicht mehr lange vorenthalten. Wie wir hören, sollen sie in Buchform erscheinen. Mit den Beziehungen des vierten der

werde ich bis spätestens im Mai d. J. das Glück haben, Sie in Triest aufsuchen und aufrichtigst meine Freundeshand einem Manne bieten zu können, dessen Muse schon längst als ein wahrer Hoffnungsstrahl in meine Einsamkeit fiel.

Genehmigen Sie indes den Ausdruck der herzlichsten Verehrung, mit der ich mich zeichne Euer Wohlgeboren ergebener

Friedrich Marr
Oblt. im k. k. 1. Gendarm.-Rgmt., Merangasse 905.

Graz, 1. Februar 1862.

Hamerlings Antwort auf dieses Schreiben liegt uns leider nicht vor.

Die erste persönliche Begegnung zwischen Marr und Hamerling fand also zu Pfingsten 1863 in Hamerlings Wohnung in Triest statt. Aber Marr' Besuch dauerte damals nicht lange. Marr nahm beim Abschied die Gegengrüße Hamerlings für die Grazer Freunde und die Hoffnung mit, den Dichter des „Schwanenlied" bald zu längerem Aufenthalte in der Murstadt begrüßen zu können. Der Sommer desselben Jahres erfüllte diese Hoffnung. Hamerling verbrachte nämlich einen Teil der Schulferien in Graz. Marr aber hatte inzwischen nach höherem Lorbeer gegriffen und ein Jambendrama veröffentlicht, „Olympias" (Wien, 1863, bei Hermann Markgraff). Bei der ersten neuerlichen persönlichen Begegnung in Graz überreichte Marr dieses Werk Hamerling. Darauf bezieht sich der folgende Brief:

Graz, 24. August 1863.

Hochgeehrter Freund!

Ich halte Ihr Drama für ein achtunggebietendes, durchaus in edlem Stil gehaltenes Werk, ebenso trefflich in der Gliederung und Charakteristik als in der Diktion. Daß ihm die historisch-breite Anlage und der antike Stoff den Weg zur Bühne nicht erschwere, kann das Votum der Kritik hindern. In diesem Sinne spricht sich auch beifolgender Brief an Kuh aus. — Ich habe Kuh noch gebeten, mir durch Sie gefälligst mitzuteilen, in welchen Journalen Rezensionen des Dichterbuches mit Erwähnung des Germanenzuges erschienen sind. Wollen Sie sich gütigst mit diesem kleinen Auftrage befassen? Freundlichen Gruß und ein herzliches Glückauf!

Hochachtungsvoll der Ihrige

Robert Hamerling.

In diesem Briefe Hamerlings ist von einem Briefe an Kuh die Rede. Dieser war damals einer der gefürchtetsten Kritiker Wiens und Hamerling stand in diesen Tagen mit ihm noch in freundschaftlichen Beziehungen. Emil Kuh veröffentlichte ja in dem von ihm redigierten „Dichterbuche aus Österreich" (Wien, 1863) Hamerlings „Germanenzug". Das ermunterte Hamerling, seinem Briefe an Marr einen Empfehlungsbrief an Kuh beizulegen, der dann von Marr bei einem persönlichen Besuche im Redaktionsbureau der „Presse" in Wien Kuh übergeben ward. Soweit dieser — übrigens bereits veröffentlichte — Brief die „Olympias" betraf, sei er hier als Ergänzung des kurzen obigen Urteiles

Auflage meiner gesammelten lyrischen und epischen Gedichte nach Triest und erhielt von ihm ein sehr liebes, anerkennendes Schreiben, in welchem er sich über die Lyrik unserer Alpenländer überhaupt aussprach. Bei Gelegenheit meiner Hochzeitsreise, die ich im Juni 1862 von Graz aus über Triest nach Oberitalien und Tirol antrat, hielt ich mich nach dem Pfingstfeste einige Tage in Triest auf und besuchte den Dichter, dem ich Grüße meiner gemeinsamen Grazer Freunde zu überbringen hatte. Ich traf ihn etwas leidend zu Bette, mit einem seiner Kollegen vom Gymnasium Schach spielend, an. Nach freundlicher Begrüßung hatte ich Gelegenheit, den herrlichen Dichterkopf zu bewundern, an dem ich mich nicht satt sehen konnte . . ." Soweit Marx. Der folgende Brief bedarf demnach keines weiteren Kommentars. Es ist das gegen Böck-Gnadenau erwähnte Schreiben, mit dem Marx die erste Auflage seiner Gedichte an Robert Hamerlings Adresse dirigierte.

Euer Wohlgeboren!

Ich habe nur auf ein mir in Aussicht gestelltes Schreiben meines l. Freundes C. Pfeifer gewartet, um mit diesem als Geleitschein Euer Wohlgeboren mein „Gemüt und Welt" zu übersenden und dadurch dem Sänger des „Schwanenlied der Romantik", auf den nicht nur Literaturkreise, sondern das Vaterland mit schönen Hoffnungen blickt, wie ich schon lange gewünscht, ein kleines Zeichen meiner Begeisterung für Ihren Genius darzubringen.

Möge meine kleine Sendung Euer Wohlgeboren, wie sie gespendet wird, als schlichte Freundesgabe, wenn ich so sagen darf, willkommen sein.

Wenn mir die Entfaltung eines vielleicht empfangenen Talentes bei meinem ziemlich bewegten Garnisons- und Lagerleben versagt blieb, wenn ich gerade in den Jahren der Entwicklung von allem Verkehr mit deutschem Leben, deutscher Wissenschaft abgeschnitten, auf meine eigene Gemütswelt angewiesen war, so blieb doch meine Begeisterung für einmal lieb gewordene Träume eine rege, so konnte ich nicht umhin, Freunden, die ich mir auf meinen vielfachen Wanderungen erworben, mein Buch zur Erinnerung an gemeinsam verlebte Jugendjahre auf den kühlen Boden des reifen Mannesalters mitzugeben.

Wenn jedoch vorzugsweise für befreundete Kreise bestimmt, dürfte „Gemüt und Welt" wohl auch darüber hinaus in die größere Öffentlichkeit gelangen, ohne daß ich mich über die Aufnahme, die es von der Tageskritik noch zu erfahren hat, einer Täuschung hingeben könnte. Dient es dazu, mir unter den Jüngern der wahren Kunst auch nur e i n e n Freund zu erwerben, so bin ich im voraus gegen die Urteile, die meiner allerdings zu geringen Selbkritik bevorstehen, gestählt genug und werde sie, der ich die Grenzen meiner Kräfte zu kennen glaube, leicht verwinden. Desto größeren Wert lege ich auf das aufrichtige teilnehmende Wort eines Freundes und nehme es, wie es auch lauten möge, wenn es nur den Standpunkt berechtigter Kritik vertritt, gerne hin. Euer Wohlgeboren würden mich daher durch die ganz unumwundene Wiedergabe des Eindruckes, den meine Art zu fühlen und zu dichten auf Sie macht, nur herzlich verpflichten.

Mit Ihren beiden Freunden Pfeifer und meinem l. Landsmann Fritz Pichler habe ich oft und viel über Sie gesprochen und beiden den Wunsch ausgedrückt, mit Ihnen in freundschaftlichen Verkehr treten zu können. Da jedoch die Berufspflicht und Jahreszeit Euer Wohlgeboren von Graz noch eine Weile fernhalten dürfte, so

In das Kuvert war von Marr mit diesem Briefe ein besonderes Blatt beigeschlossen worden mit einem von ihm aus dem Englischen des Longfellow übersetzten Gedichte. Dieses lautet:

Der Judenfriedhof in Newport.

Wie seltsam muß, wie fremd er uns gemuten –
Der Judenfriedhof in der Hafenstadt!
Die Gräberruh am tosenden Gestad',
Hier ew'ger Friede, dort ruhloses Fluten!

Hoch an den Bäumen weht in grünen Falten
Ein Vorhang, der im Hauch des Südens schwoll,
So daß die Schläfer hier geheimnisvoll
Den Exodus des Todes mögen halten.

Grabsteine braun verhüllen rings wie Flaggen
Des Todes und des ew'gen Friedens Reich,
Sie scheinen Tafeln des Gesetzes gleich,
Die Moyses einst an Sinais Fuß zerschlagen.

Aus jener Zeit, von allen Völkern stammen
Die Worte, die ich les' von Grab zu Grab,
Alvares und Rivera wechseln ab
Mit Jakobs, Abrahams ehrwürd'gen Namen.

„Gott sei gelobt, der uns den Tod gegeben“ –
So schrieben Trauernde „im Tod ist Ruh“,
Und glaubensselig fügen sie hinzu,
„Ja, daß nie enden soll das wahre Leben!“

Kein Davidspsalm erklingt an diesen Stätten,
Geschlossen ist das Tor der Synagog,
Kein Rabbi mehr verliest den Dekalog
In der gewalt'gen Sprache der Propheten.

Die Lebenden sind fort, die Toten blieben!
Doch Liebe hat mit unsichtbarer Hand
Die Gräber hier geschmückt, um ihren Rand
Des Lebens Fülle reich emporgetrieben.

Wie kamen sie hieher? Von welcher Küste
Hat Christenhaß sie und Verfolgung blind,
Die aller Welt Hagars und Ismaels sind,
Getrieben durch des Meers trostlose Wüste?

Die, eingepferchtt in dunkler Gäßchen Pfuhle,
Der Judenstraßen und der Ghettos Not,
Ein angstvoll Leben und den Feuertod
Erdulden lernten in des Unglücks Schule!

Gewohnt, mit der Verbannung Brot zu nähren
Das hungernde Herz, wie Hiob krank und bloß,
Und ausgestoßen aus der Menschheit Schoß,
Den Durst zu löschen mit dem Salz der Zähren!

Als Anathema wütend einst erschollen
Von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus Geschrei
Von jeder Tür der flüchtige Mardochai
Gleich einem Hund verjagt ward, einem tollen!

Doch stolz, ob auch demütig von Geberde,
So nahmen sie den Wanderstab zur Hand,
Zerstampft, getreten wurden sie wie Sand
Und blieben standhaft wie der Bau der Erde!

Auf dunkler Zeiten Grunde sah'n erlauchte
Propheten sie und Patriarchen mild,
Vergangenheit ward so zum Spiegelbild,
Das strahlend aus dem Schoß der Zukunft tauchte.

So scheint, was Anfang, ihnen nun das Ende,
Von rückwärts lesen sie der Zeiten Buch,
Wie Ahasvern ward ihnen auch der Fluch
Des Lebens so zur stillen Grablegende.

Was war, das schauten einmal nun die Zonen!
Die Erde stöhnt und läßt in Zeugungsmüh'n
Ein neu' Geschlecht ums andere erblüh'n —
Doch nie ersteh'n die toten Nationen.

Unter dieses Gedicht hatte Marr weiter geschrieben:

Ich erlaube mir, Ihnen eine kleine Übersetzungsprobe aus meiner Sammlung Longfellowscher Gedichte beizufügen und werde — falls sich ein Verleger für mein Werkchen finden sollte — Sie bitten, die Korrekturbogen gütigst durchzusehen, und mir Ihr Urteil freundschaftlich aussprechen zu wollen, bevor ich die Übertragung oder vielmehr deutsche Nachbildung jener Poesien in die Welt sende.

Für E. Poes Werke, die ich mit größtem Interesse zu lesen begonnen, herzlichen Dank! Seine Gedichte, besonders „The Raven“, ganz unübersetzbar, nur Meister Hamerling könnte sich daran wagen! Marr.

In jenen Tagen stand Hamerling bereits ganz im Banne des „König von Sion“. Kerssenbroicks Chronik hielt ihn völlig gefangen —

mitgeteilt: „... Die ‚Olympias' des Herrn Marx ist meines Erachtens ein achtunggebietendes, edel stilisiertes Werk, das an keiner Stelle durch Ungeschmack oder Stümperei beleidigt und dem der Weg zu den Bühnen vielleicht nur durch die historische Breite der Anlage und den antiken Stoff erschwert wird. Der Autor erscheint mir, indem er sich nach Wien begibt, um persönlich für sein Stück tätig zu sein, wie ein Soldat, der nach dem Kriegsschauplatze abgeht. Wenn ihn schon Pfeile treffen sollen, so bewahre der Himmel ihn wenigstens vor den allzu spitzigen, den zweischneidigen, den widerhakigen und den vergifteten, von deren fertiger Handhabung die Wiener Kritik dem „Dichterbuch aus Österreich" gegenüber sehr schöne Proben gegeben hat ..."

Inzwischen hatte Hamerling „Ahasver in Rom" erscheinen lassen und der große Erfolg des Epos hatte es ihm ermöglicht, seinen Lehramtsberuf aufzugeben, in Pension zu gehen und ein freies Dichterleben in Graz zu beginnen. Auch Marx' äußeres Leben hatte sich wesentlich verändert. Marx, der als Militär inzwischen Hauptmann geworden war, nahm nach der Schlacht bei Königgrätz Abschied aus dem aktiven Dienst, wählte sich ebenfalls Graz zum ständigen Aufenthaltsort und lebte daselbst als Privatmann, wie Hamerling, ausschließlich literarischen Beschäftigungen.

Ein reger Verkehr mit den alpenländischen Dichtergenossen hub nun an und das gastfreundliche Haus Marx' stand jederzeit offen. Damals beschäftigte sich Marx eifrig mit den Poesien Longfellows. Und er las sie damals nicht bloß, sondern übersetzte auch eine große Anzahl aus ihnen. Marx war ein ausgezeichneter Linguist. Er beherrschte perfekt Englisch und Italienisch. Wiederholt sprach Hamerling zu Marx über Longfellow, erklärte aber einmal — E. A. Poe noch den Vorzug vor dem „Hiawathasänger" geben zu müssen. Marx kannte den genialen Poe noch nicht, also übergab ihm Hamerling dessen Werke leihweise. Der Appendix des nachfolgenden Briefes nimmt darauf Rücksicht; die Meinung indes, betreffs der Unübersetzbarkeit des „Raben" — Marx dachte offenbar, die prächtig-düstere Sprachmalerei des Originals sei im Deutschen nachzuahmen unmöglich — ist seither von Adolf Strodtmann glänzend widerlegt worden.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Durch Freund Rauscher von Ihrer Bereitwilligkeit in Kenntnis gesetzt, einen Abend dem geselligen Vergnügen zu opfern, erlaube ich mir, Sie zu der heute 7 Uhr abends bei mir stattfindenden Zusammenkunft unserer Grazer Freunde und des werten Gastes aus Klagenfurt hiemit in meinem und im Namen meiner Frau ergebenst einzuladen. In herzlicher Hochachtung!

Ihr ergebener Fried. Marx, Hauptm.

24. Februar 1867, 10 Uhr vormittag.

Schmerzgefühl sich spiegelt, zu langweilen. Aus diesem Grunde bitte ich alle, die mich besuchen wollen, daß sie die Stunde persönlichen Verkehrs zu wählen mir freundlich überlassen mögen. Die gleiche Bitte richte ich an Sie und denke, wenn Sie darauf eingehen, zu beweisen, daß ich den Verkehr mit Ihnen aufrichtig schätze und wünsche. Morgen, längstens übermorgen hoffe ich, Sie aufsuchen zu können; wir sprechen dann auch von den norischen Dichterbundangelegenheiten. Daß Herr Pröll daran teilnehmen will, kann mir nur angenehm sein, auch sonst bitte ich, in Ihren Kreisen verwandte Seelen zu werben. Nur dürfte freilich der Zirkel sich nicht so sehr erweitern, daß die Zusammenkünfte lokale Schwierigkeiten bereiten.

Graz, 11. März 1867.

Mit herzlichem Gruße ergebenst Ihr Hamerling.

Der Wiener Verlag, dem Marx seine Übersetzungsproben angeboten, hatte inzwischen abgelehnt, so ward beim bibliographischen Institut in Hildburghausen angeklopft, der kurze Zeit vorher die Leopardi-Übersetzung Hamerlings veröffentlicht hatte. Aber auch hier fand eine Annahme nicht statt und so erschienen Marx' Longfellow-Übersetzungen schließlich als 328. Bändchen von Reklams Universalbibliothek.

Inzwischen ward eifrig weiter die Idee einer steirischen Schriftstellergemeinde ventiliert und der Plan einer bezüglichen Publikation in Form eines „norischen Dichterbuches" keimte — angeregt durch Hamerling — in diesen Kreisen.

Hochgeehrter Freund!

Da haben Sie wieder ein Pröbchen meines eigentümlichen Lebensschicksales! Nichts rächt sich schlimmer, als wenn ich mein Erscheinen für eine bestimmte Stunde verspreche. Seit gestern hüte ich meist das Bett, von einem Kopfrheumatismus geplagt. In die Schillerstraße zu gehen ist mir unmöglich. Verhandeln Sie ohne mich, ich werde mich Ihren Majoritätsbeschlüssen von Herzen gern fügen. Ich bin übrigens zufrieden, wenn nur ein Tag, etwa alle 14 Tage, festgesetzt wird, an welchem wir Befreundeten uns zwanglos gesellig zusammenfinden, das übrige macht sich dann von selbst. Dies mein Votum. Herzlichen Gruß Ihnen und allen Sitzungsgenossen von Ihrem Hamerling.

Graz, 6. April 1867 (aus dem Bette).

P. S. Haben Sie das neueste Heft der „Deutsch-österreichischen Revue" schon in Händen? Es stehen da ein paar warme Worte über Fercher. Leider kommt im selben Hefte Thaler noch einmal über Rauscher und einen andern „glücklichen Familienvater". Er scheint zu glauben, daß Poesie mit Weib und Kind nicht vereinbar ist!! Es ist wirklich an der Zeit, daß eine Ehrenrettung norischen Dichtertums hervortritt — ich beschäftige mich deswegen in Gedanken viel mit dem beabsichtigten „Norischen Dichterbuch". Vielleicht ist Hilberg als Verleger zu haben?

Ende der Fünfziger- und Anfang der Sechzigerjahre des verflossenen Säkulums stand ein großer Teil der literarischen Welt Deutschlands ganz unter dem Banne der Gedichte Hermann Linggs. Sie waren — befürwortet durch Geibel — in den Fünfzigerjahren erschienen und erregten stürmische Bewunderung. Der ersten Auflage seines Liederbuchs „Sinnen und Minnen" (Prag, bei Kober 1859) hatte Hamerling

nichtsdestoweniger erbat er sich umgehend nach Lektüre obiger Übersetzungsprobe deren mehr. Marx sandte sie ihm, indem er ihm zugleich als Ergänzung Kerssenbroicks aus seiner Bibliothek die Wiedertäuferwerke von Gresbek und Cornelius anbot.

Hochverehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen die Erstlinge meiner Übersetzungskunst, eine kleine Auswahl Longfellowscher Gedichte, mit dem Wunsche darzubringen, daß selbe Ihren Beifall erringen mögen.

Sollte der Wiener Verlag, dem ich vor Wochen bereits eine dreimal so starke Sammlung anbot, ablehnen, so würde ich Ihre Güte in Anspruch nehmen, um beim bibliographischen Institute in Hildburghausen ein günstigeres Resultat zu erzielen und dann im Vereine mit unserem Freund Rauscher die Übersetzung sämtlicher kleineren Gedichte Longfellows zustande zu bringen.

Vom Freunde Dr. Pichler hörte ich mit Bedauern von Ihrem Unwohlsein in letzter Woche und mit Vergnügen von Ihrem Plane, statt eines engeren Dichterbundes einen weiteren Literatenverein in Szene zu setzen. Mögen Sie denn der Magnet sein, der die für gewöhnlich sich fliehenden Schriftsteller-Moleküle anzieht und festhält! Gilt es doch, den literarischen deutschen Süden draußen im Reiche zu Ehren zu bringen! Darf ich Ihnen nun die Werke über Münsters Aufruhr zur Verfügung stellen?

Würde ich nicht besorgen, ungelegen zu kommen, so möchte ich öfter bei Ihnen vorsprechen, indem ich die mit Ihnen zugebrachten Augenblicke zu den angenehmsten meines Verkehres mit Freunden zähle und stets zählen werde.

Hat Sie das gestrige Feuilleton der „Gartenlaube“ aus meines jungen Freundes Pröll Feder angesprochen? Ich besitze von demselben Gedichte von großer Originalität und würde lebhaft wünschen, daß diesem vielversprechenden, wenn auch noch nicht geklärten jungen Talente der Beitritt zu dem projektierten Literatenzirkel ermöglicht werde.

Ihres freundlichen Urteils über meine Übersetzungsproben gewärtig, zeichne ich hochachtungsvoll Fried. Marx, Hptm.

Graz, 10. März 1867.

Hochgeehrter Freund!

Eine Verschlimmerung meines Befindens hat mich auch heute gehindert, den wochenlang beabsichtigten Besuch bei Ihnen auszuführen. Empfangen Sie einstweilen nur meinen Dank für die freundliche Mitteilung Ihrer Übersetzungsproben; ich fühle mich sehr davon angesprochen. Auf das Detail werde ich mündlich eingehen. Ich sende Ihnen den versprochenen Petöfi: wollen Sie die Sendung mit Gresbek und Cornelius erwidern, so wird mich das sehr erfreuen und es könnte der Überbringer dieser Zeilen gleich für mich die Bücher in Empfang nehmen, wenn sie bereit liegen. Für Ihre warmen Worte drücke ich Ihnen einstweilen im Geiste die Hand. Mit Ihnen zu verkehren, würde mir zu wahrer Freude gereichen, nur müßten Sie mir da die Konzession machen, daß i ch Sie besuche. Warum ich ein für allemal darauf verzichten muß, meine Freunde bei mir zu sehen, will ich Ihnen aufrichtig gestehen, überzeugt, daß Sie mich so weit schätzen, um mir zu glauben. Ich bleibe keinen Tag ohne Schmerzanfälle und höchst unbehagliche Zustände, die mit meinem Unterleibsleiden zusammenhängen. Ein feindseliger Zufall fügt es, daß Besuche mich meist gerade in solchen Zuständen überraschen, und es mir dann eine höchst peinliche Alternative, meine Besucher entweder um Abkürzung Ihres Besuches zu bitten, oder sie durch ein grämliches Gesicht, in welchem das gewaltsam unterdrückte und verheimlichte

Hochverehrter Herr und Freund!

Ich erlaube mir, Ihnen ein Schreiben des edlen Dichters Dr. Feodor Löwe, das eine an Sie gerichtete Bitte enthält, gegen freundlichen Rückschluß mit dem Ersuchen mitzuteilen, Ihr wertes Bild nebst Stammbuchblatt gefälligst mir zur Weiterbeförderung an Dr. Löwe anvertrauen zu wollen, wenn Sie es nicht vorzögen, sich mit demselben direkt in Korrespondenz zu setzen.

Seit drei Wochen habe ich meinen betagten Vater in leidendem Zustande hier zu Gaste, daher Sie mich freundlichst entschuldigen mögen, wenn ich mit Dr. Löwes Ansuchen nicht selbst bei Ihnen vorspreche.

In gewohnter Verehrung Ihr ergebenster

Graz, 30. Oktober 1868. Fried. Marx, Hptm.

P. S. Ein in diesem Augenblicke mir zugehendes Schreiben Paul Heyses, der sich über Poerio ausspricht, wird für Sie, den gründlichen Kenner der italienischen Literatur, den Übersetzer Leopardis, vielleicht nicht ohne Interesse sein. Darf ich mir nun Ihr eigenes Urteil über meine kleine Skizze erbitten?

„Alessandro Poerio. Ein Lebensbild mit lyrischem Anhang. Graz 1868. Selbstverlag des Verfassers“ — so lautete der Titel der Broschüre, die Marx damals herausgegeben und worauf das P. S. seines Briefes sich bezieht. Mit dieser Broschüre beschäftigt sich dann auch der folgende Brief Hamerlings.

Hochverehrter Herr und Freund!

Von all den Proben Ihrer Übersetzungskunst, die Sie bisher gegeben, hat keine mir in solchem Grade den Eindruck vollendeter Gediegenheit gemacht, wie Ihr Poerio, für dessen Mitteilung ich Ihnen mit aufrichtigen Worten danke. Abgesehen von der Freude, die mir Ihre Übersetzung als solche bereitete, fühle ich mich auch von dem poetischen Inhalte lebhaft angesprochen: er ist gedankenreich und oft eigentümlich. Dazu kommt die mir von jeher sympathische Eleganz italienischer Dichtweise. Aber geradezu rührend finde ich es, daß Sie, der dem edlen Patrioten in Venedig als österreichischer Krieger feindlich gegenüber gestanden, auf das Grab des Gefallenen einen Lorbeerkranz dieser Art legen! — Wie lang wird die Weltordnung und die Langsamkeit, mit welcher, trotz unserer fortgeschrittenen Freiheitsbestrebungen, die Politik der Völker sich von den Begriffen des ewigen Rechtes durchdringen läßt, es mit sich bringen, daß so rührende Inkonsequenzen denkbar sind?

Den Wunsch F. Löwes denke ich durch eine direkte Zusendung zu erfüllen. Wenn die Adresse „Stuttgart“ Ihrer Meinung nach nicht genügt, bitte ich um freundliche Mitteilung einer näheren.

Mit dem wiederholten Ausdrucke wärmsten Dankes

Ihr aufrichtig ergebener

Graz, 31. Oktober 1868. Hamerling.

Hochverehrter Herr und Freund!

Hier der „König von Sion“. Darf ich recht bald Ihr offenherziges Urteil darüber erwarten, womöglich mündlich?

Ergebenst Ihr

Graz, 3. Dezember 1868. Hamerling.

P. S. Mit dem ersten Exemplare des „König von Sion“.

ein Einleitungsgedicht vorangestellt, in dem sich — ein direkter Hinweis auf Lingg — die Strophe findet:

Einst wohl sing ich im Gedichte
Alles Lebens bunte Pracht,
Tauchend in der Sage Schacht,
In die Mienen der Geschichte
Und in des Gedankens Nacht.

Farbenprächtig auszumalen
Streb auch ich sodann im Lied,
Was am Meeresgrunde blüht,
Und der Tropensonne Strahlen,
Die dereinst am Pol geglüht.

Marx hatte sich bald mit Lingg befreundet und diese Freundschaft dauerte bis zum Tode Linggs innig fort. (Sein Trauerspiel „Jakobäa von Bayern" widmete Marx „seinem edlen Freunde Hermann Lingg".) 1866 war dann der erste Band der „Völkerwanderung" erschienen — und Marx war es, der Hamerling das Buch persönlich überbrachte. Fast gleichzeitig mit dem ersten Bande der „Völkerwanderung" erschien die zweite Sammlung von Linggs „Gedichten" und wieder ist es Marx, der Hamerling mit folgendem Briefe den ersten Blick in das ihm zugekommene Rezensionsexemplar gestattet.

Hochverehrter Freund!

Indem ich Ihnen Linggs „Gedichte" bis morgen mittag zur Verfügung stelle, weil ich dann gerne an die der „Tagespost" in Aussicht gestellte Besprechung gehen möchte, hoffe ich, von Ihnen das Urteil zu vernehmen, daß Lingg die Erwartung Deutschlands mit diesem zweiten Bande wo nicht übertroffen, doch sicherlich auch nicht getäuscht hat.

Viel Genuß zur Lektüre wünscht Ihnen

Ihr hochachtungsvoll ergebener

25. Dezember 1867. Fried. Marx, Hptm.

Das Urteil Hamerlings zu Marx erfolgte jedenfalls mündlich. Eine schriftliche Antwort liegt nicht vor. Wie aber Hamerling über diese zweite Auflage von Linggs „Gedichten" geurteilt, ist uns erhalten u. a. in einem Briefe an A. Möser. Diesem wollten anfänglich diese neuen Gedichte Linggs gar nicht behagen, erst nach einiger Lesung goutierte er sie. Darauf bezieht sich Hamerling: „Mir ging es gerade so. Ich war anfangs enttäuscht, kehrte aber doch wieder zu diesen edlen Gesängen zurück und erquickte mich an einer geistigen Noblesse, die in der deutschen Literatur viel zu selten ist, als daß man sie nicht schätzen sollte. Lingg ist ein Meister in stimmungsvollen historischen Situationsbildern: er ist sogar einzig darin und wer in einem Punkte einzig ist, der ist den Größten ebenbürtig. Daß Lingg in der subjektiven Gefühlslyrik, im Liebeslied, bei schönen Einzelheiten doch weniger bedeutend ist, darin haben Sie recht. Er ist oft sogar gekünstelt. Schon quantitativ treten die einfachen Lieder gegen die reflektierenden und darstellenden Stücke beinahe verschwindend zurück. Er ist doch vorzugsweise Epiker in der Lyrik; und besäße er so viel Kompositionstalent wie epischen Stil, so wäre er der größte Epiker der modernen Welt."

Einige Wochen schon nach Erscheinen der ersten war eine zweite Auflage des „König von Sion" nötig geworden.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Hier habe ich das Vergnügen, Ihnen den „König von Sion" in neuem Gewande vorzuführen. Die mitfolgenden beiden Briefe interessieren Sie vielleicht. Der eine ist vom Internuntius Baron Prokesch, der ein Exemplar des K. v. S. durch seine hier lebende Familie zugesandt erhalten zu haben scheint — ich selbst sandte ihm keines, da ich hörte, daß er auf Reisen. — Das zweite Schreiben ist die merkwürdige Herzensergießung eines einundachtzigjährigen Domherrn zu Wien, des gewesenen Dompredigers von St. Stephan, Dr. Joh. Em. Veith. Erlauben Sie mir noch eine Anfrage. Ist die englische Ausgabe von Poes Schriften noch in Ihrer Hand? Wenn Sie dieselben nicht mehr benötigen — nur in diesem Falle — würde ich Sie darum bitten, da ich, für eine kurze Zeit wenigstens, mich damit beschäftigen möchte.

Ihr hochachtungsvoll und herzlich ergebener

Graz, 25. Februar 1869. Hamerling.

Diese beiden von Hamerling erwähnten Schreiben des Baron Prokesch und Dr. Veiths sind Briefe, wie sie selten geschrieben werden. Beide sind im Hamerlingmuseum des Stiftinghauses wohl aufbewahrt. Baron Prokesch schrieb, datiert: „auf dem Nil, 23. Januar 1869": „... Ich habe soeben Ihren „König von Sion" gelesen. Mit wahrer Achtung erfüllt mich die Macht und Reinheit der Sprache sowie auch der homerische Baustil im einzelnen wie im ganzen. In ihrem Helden konnten Sie nur ein Bild geben wollen von jugendlicher Schönheit und edler Schwärmerei. Er hält das Wort für die Tat und glaubt, daß er wirklich sei, was er zu sein wünscht und denkt. Daß er mit den Elementen, die er unter den Händen hatte, ein Reich der Reinen zu gründen strebte, war ein Irrtum, worüber ihn diese Elemente bald belehrten. Sein Urteil ist nicht von dieser Welt und sein ganzes liebliches Wesen schwimmt wie ein leichter Nebel über der Wirklichkeit. Daß sie ihn scheitern machen an dem, was sich Volkswille nennt, dafür muß Ihnen unsere Zeit dankbar sein; denn sie liegt noch im Wahne, in der Wahrheit ruhe die Begabung, die selbst bei der Minderheit selten ist. Wohin dieser Wahn führt, haben Sie trefflich geschildert. Großes ist in der Welt, solange sie besteht, nur durch einzelne geschehen, welche den Volkswillen zu beherrschen verstanden. Es reiht sich diese Dichtung würdig an Ihren „Nero". Mich freut, daß die Welt sie würdigt. Ich schreibe diese flüchtigen Zeilen im Angesichte der Pyramiden, die seit Jahrtausenden das Werden und Stürzen der Reiche überdauerten, obwohl sie gleich ihnen Werke von Menschenhand und die Zeugen der Lebenskraft sind, die einer großen Idee innewohnt ..." Und aus dem langen Briefe Veiths entnehmen wir die Stelle: „... Sie haben in ‚Ahasver' das Heidnische sowie das pseudo-christliche Bild der Selbstvergötterung des

Aber über dieses Urteil von Marx und dessen Aufnahme von seiten Hamerlings vermögen wir nichts zu berichten. Ja — wenn Marx Tagebuch geführt hätte über sein Beisamensein mit Hamerling, dann würden unsere gegenwärtigen Mitteilungen sich reicher gestalten können! Daß aber Marx' Urteil Hamerling sehr befriedigt haben mußte, vermögen wir deutlich zu ersehen, da er Marx zum intimen Vertrauten seiner Äußerungen über die Kritik des „König von Sion" schuf. Es mag da interessieren, daß die kritischen Äußerungen des in Münster i. W. erscheinenden klerikalen „Literarischen Handweiser" Hamerling nicht unbefriedigt ließen. Dieser Handweiser hatte sich schon vorher eingehend mit „Ahasver" beschäftigt. Der Rezensent war der Herausgeber, ein katholischer Geistlicher, Prälat Dr. Hülskamp, gewesen. Hamerling hat ihm dafür im dritten Gesange des „König von Sion" ein kleines Denkmal gesetzt. Jetzt war es wieder derselbe Hülskamp, der auch den „König von Sion" ästhetisch sehr feinsinnig beleuchtete.

Graz, 2. Februar 1869.

Hochgeehrter Freund!

Ich sende Ihnen wieder einige charakteristische Kundgebungen über den „König von Sion". Der klerikale Handweiser behandelt mich leidlich. Der Vorwurf aber, daß ich das Lokale nicht treu wiedergegeben, steht mit anderen aus Münster erhaltenen Urteilen in Widerspruch. Auch habe ich gerade auf diesen Punkt sehr viel Mühe verwendet und nichts geschrieben, was sich nicht auf positive Angaben stützt. Die Linde des Domhofs kann ich — wenn so etwas nötig sein sollte! — chronikalisch nachweisen. Daß Kerssenbroick in der Übersetzung ungenau, ist nicht meine Schuld, so wenig als dies, daß das Werk nur in der Übersetzung zugänglich ist. Das Original ist nur teilweise gedruckt.

Vorgestern erhielt ich eine Broschüre „Tagessplitter" (Poesien) zugeschickt; ich glaubte, Fercher sei der Autor; im „Wanderer" wurde sie schmachvoll herabgerissen, mir verkündet eben die „Tagespost", das Büchlein sei von A. Grün! Wissen Sie etwas Näheres?

Herzlich ergeben Ihr Hamerling.

P. S. Ich lege auch ein paar briefliche Kundgebungen bei, die mir eben wieder unter die Hände geraten.

Über den Autor der seinerzeit Aufsehen erregenden „Tagessplitter" vermochte aber auch Marx Hamerling nichts Positives mitzuteilen. Wer derselbe war, ist bis heute noch nicht aufgeklärt — es war weder Fercher noch Anastasius Grün. Marx vermutete aber vielleicht nicht unrichtig, „daß es ein altösterreichischer Patriot, möglicherweise in hoher amtlicher Stellung, sei, die es ihm rätlich erscheinen ließ, seine überaus kräftigen zornsprühenden patriotischen Gesänge anonym zu veröffentlichen." Der Autor der „Tagessplitter" stand dann später sogar mit Marx unter einem Decknamen in Korrespondenz, bat aber bei fortgesetztem Briefwechsel, auch Marx gegenüber das Inkognito wahren zu dürfen.

Verständnis und die herzliche Teilnahme der geistigen Größen unserer Zeit und unseres Volkes Sie auf Ihrer Dichterbahn als stiller Segen begleiten!

Vielmals bitte ich um Entschuldigung, daß ich Edgar Poe seit Jahr und Tag behielt; längst habe ich mir vorgenommen, das Bändchen seiner Gedichte kommen zu lassen, dennoch entzog sich Ihr Buch meinen Blicken, bis ich nun meine Saumseligkeit verklagen muß. Sollten Sie selbst einmal „The Raven" übersetzen, so würde Lewinsky, der das Gedicht im Original deklamiert, wohl Ihrer Übersetzung den Vorzug geben.

Und nun nochmals Dank für die Beweise Ihrer großen Güte gegen mich, die mich herzlich freuen. Der Keuchhusten meiner Kinder hat sich nach sieben Wochen wieder so verschlimmert, daß ich darüber selbst in recht trüber Stimmung bin. Bis sich der häusliche Himmel aufhellt, kommt, Ihnen für Ihre Freundesgabe persönlich zu danken, Ihr Sie herzlich verehrender

Fried. Marr, Hptm.

P. S. Das „Requiem" von Tranmor wird Ihnen durch Alfred Feniers gewiß schon zugekommen sein. Ihre Ansicht darüber hoffe ich bei nächster Begegnung zu vernehmen.

Mit „Ahasver" und „König von Sion" hatte Robert Hamerling mit einem Schlage die Sonnenhöhe des Ruhmes erglommen. Die Journale brachten sein Bildnis und die Artikel der Kritik wollten kein Ende nehmen. Da faßte Feodor Wehl den Plan, die wichtigsten kritischen Stimmen über die beiden Epen als Broschüre zu veröffentlichen und diese Zeitungsartikel so dem kommenden Literarhistoriker zu retten. Diese Broschüre erschien unter dem Titel „Robert Hamerling, seine Dichtungen und deren Beurteilung" 1869 zu Berlin.

Hochgeehrter Freund!

Die Beilagen werden Sie vielleicht interessieren, obgleich die Broschüre leider fast nichts enthält als Rezensionsauszüge, die, nebenbei gesagt, durchaus nicht immer glücklich gewählt sein dürften. Ich bitte Sie, das Heftchen, sobald Sie es durchgesehen, Herrn Dr. Südenhorst zu übergeben, dem ich es versprochen. Schließlich noch ein Anliegen: Könnten Sie mir gefälligst die Photographie des Frl. Ada Christen auf ein paar Stunden zur Verfügung stellen? Es wünscht jemand von meiner Bekanntschaft sehr, dieselbe zu sehen. Sie erhalten sie heute noch zurück.

Freundschaftlichst ergeben Ihr

Graz (ohne Datum). Hamerling.

Ada Christen war eben damals zum erstenmale in die Öffentlichkeit getreten. Es war ein dünnes, kleines Bändchen in 16^{0}, 85 Seiten stark, „Lieder einer Verlorenen" (Hamburg bei Hoffmann & Campe, 1869). Mit diesem Gedichtenbändchen stellte sich die Dichterin aber sofort in die erste Reihe der dichtenden Frauen der Gegenwart und wurde so recht eigentlich die ganz einzige Vorläuferin unserer modernen Frauenliteratur. Ein heinegleiches Empfinden, das aus zahlreichen dieser Poesien entgegenatmete. Ada Christen hat dann später noch einige Gedichte- und Skizzenbändchen ediert, aber die lyrische Tiefe und dichterische Bedeutung ihrer Erstlinge hat sie nicht

einsamen durstigen Menschenichs dargestellt mit einer künstlerischen Kraft und furchtbaren Wahrheit, wie vor Ihnen niemand... Der ganze Bau des Werkes ist riesig, prachtvoll und furchtbar, durch jede Ritze der Weltlust, der Üppigkeit, der Impietät leuchtet das trübe Feuer des Rhadamant und Tartarus... Im ‚König von Sion‘, der wie ein modernes Gegenbild zu ‚Nero‘ erscheint, sind ebenfalls so viele gewaltige Umrisse, Schilderungen, Gestalten, ethische und dämonische Grundzüge, daß ich viele Seiten darüber vollschreiben müßte, um Ihnen mein Verständnis davon verständlich zu machen.. Daß Ihre Werke von vielen gesucht und gelesen werden, ist erfreulich, denn offenbar sind Sie ein Prediger in der Wüste und Ihr Wort ist wuchtig. Daß viele unter diesen vielen Ihre Absicht nicht verstehen und um etwas zu reden, die Form, den Versbau, die Farbe und den Glanz des Gemäldes loben, ist ein altes Geschick. Die Oberflächlichen werden nichts denken und beherzigen, sondern sich amüsieren. Mir fällt dabei die Anekdote von Händel ein, zu welchem nach der Aufführung des Oratoriums „Messias“ viele Lords und Viscounts hintraten und für die Unterhaltung ihren Dank aussprachen. Der Meister geriet in heftigen Zorn und schrie: ‚Nicht unterhalten, nein, bekehren wollt' ich euch.‘ Allein das lassen die Leute nicht leicht sich antun. Mich will bedünken, daß Sie eine besondere Mission von oben haben, die Sie unter bitterem Leiden und innerstem Frohlocken vollführen müssen. Wie ich das meine, vermag ich in Kürze nicht evident zu machen, auch habe ich als ein Ihnen fremder nicht das Privilegium, Ihnen ein langes und breites vorzuschwätzen und in Ihr Vertrauen mich einzudrängen. Mit prophetischem Hellblick haben Sie das Ende Neros und den Anbeginn der Gemeinde der Kain-Ahasver-Apolyon hingestellt! ... Dem Lügner und Mörder von Anfang, der Natur und Geist verderbt und vergiftet: — dem mit dem blitzenden Schwerte Ihres Genius entgegenzutreten, scheint mir Ihre Aufgabe, und ich bilde mir ein, daß Sie ohnehin eine solche Aufgabe im Sinne führen, denn müßig zu sein, ist Ihnen nicht gegeben...“

Graz, 26. Februar 1869.

Hochverehrter Herr und Freund!

Herzlich danke ich für das gütigst übersandte Exemplar der 2. Auflage des König von Sion, der nun bald die 3., 4. und 5. Auflage folgen möge, damit er mit Ahasver fleißig Schritt halte, danke für die mitgeteilten äußerst interessanten Briefe, von denen mich jener des Domherrn Veith geradezu rührte, und statte Ihnen zu solchen Beweisen des Verständnisses, der Liebe und Verehrung für Ihren Genius meinen wärmsten Glückwunsch ab. Schade, daß das Beste und Schönste, was über Ihre beiden Dioskuren geschrieben wurde, der Öffentlichkeit zur Zeit noch vorbehalten bleiben muß; mit anderen Worten, daß Männer wie Prokesch und Veith nicht mehr in unsere Literatur eingreifen. Doch ihr Zeugnis ist Ihnen ja doch geworden und muß in der zarten und rührenden Form dieser Briefe Sie noch mehr freuen, als ob es Ihnen aus lärmenden Zeitungsspalten entgegengesprungen wäre. So möge das volle

Die Rezension bringe ich morgen zurück, das Buch werde ich Herrn Dr. von Zwiedineck übergeben. Für beides herzlichen Dank.

Hochachtungsvoll grüßend, Ihr ergebenster

8. März 1869. Fried. Marr, Hptm.

Hochverehrter Freund!

Mit herzlichstem Danke für die Mitteilung des „Tagesboten“ aus Böhmen, stelle ich Ihnen nun auch Shelleys Dichtungen zurück, den Buckle nach Shakespeare für den größten Poeten Englands hält, wenn ihm auch, in der Blüte der Jahre dahingerafft, die volle Entfaltung seines Genius versagt blieb.

Hermann Lingg schrieb mir unterm 15. d. M. über Ihren „König von Sion“: „Dies neueste Epos Hamerlings ist ein bedeutender Fortschritt gegen den ‚Ahasverus in Rom‘. Vieles ist geradezu bewundernswert: so z. B. die Schlacht, das Gastmahl beim Bischof im Lager, die Schilderung der Dawert und so manches andere noch. Der Hexameter ist meisterhaft und liest sich so anmutig, wie der des Reineke Fuchs.“ Er wird Ihnen wohl, auf die Schönheiten des Gedichtes näher eingehend, unter einem geschrieben haben. In herzlicher Verehrung Ihr stets ergebener

Graz, 18. März 1869. Fried. Marr, Hptm.

Dieser von Marr vermutete Brief Hermann Linggs an Hamerling traf aber erst am 29. Mai ein. Lingg schrieb im ganzen nur drei Briefe an Hamerling, die zwei ersten beschäftigen sich mit der ersten und zweiten Auflage des „Ahasver“, der dritte, in Rede stehende, gilt dem „König von Sion“ und ist merkwürdig kurz und konzentriert sich nur zu dem freilich lapidaren Satze: „. . . Sie haben so einhellig die Zustimmung der schreibenden und lesenden Zeitgenossen über Ihr Werk vernommen, daß ich nichts mehr hinzufügen kann zu dem großen Triumph, den Sie, und mit Recht, gefeiert, nur das kann ich sagen, daß seit langer Zeit keine Dichtung einen so überwältigenden Eindruck in mir hervorgebracht hat.“

Von höchstem Interesse ist nun aber das folgende Schreiben Hamerlings, ein wuchtiges Dokument zur Beleuchtung der Kritikverhältnisse im literarischen Wien.

Graz, 29. März 1869.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Durch Hrn. Wohlfahrt erfahre ich, daß Ihnen von der in Berlin erschienenen Broschüre über mich ein Rezensionsexemplar durch den Verleger übermittelt worden. Sollten Sie wirklich gewillt sein, das Schriftchen in der „Tagespost“ mit einer kurzen Notiz anzuzeigen, so würde ich Sie bitten, gefälligst einfließen zu lassen, daß Feodor Wehl der Verfasser oder vielmehr Kompilator derselben ist. Mehr als eine kurze Notiz ist das Ganze meines Bedünkens nicht wert. — Wenn Sie sich veranlaßt finden könnten, zu sagen, die Broschüre zeige den Erfolg des K. v. S. so weit gediehen, daß einzelne hämische Angriffe schwerlich mehr viel daran ändern können, so wäre dies die beste Erwiderung des Kuhschen Schmähartikels in der „Presse“, der Ihnen gewiß bekannt geworden. Ich erwarte von daher nichts anderes. Die Redaktion der „Presse“ habe ich mir zum Feind gemacht, indem ich einige literarische Artikel für die „Neue freie Presse“ schrieb, und der wütige Ingrimm Kuhs gegen mich datiert von einem kleinen Artikel über das Wiener Feuilleton, den ich vor längerer Zeit in der „Deutsch-österreichischen Revue“ publizierte und worin ich die Arroganz Kuhs als Kritiker

mehr erreicht. Diese Lieder waren aber auch mit Herzblut geschrieben. „Lieder einer Verlorenen“ — man braucht den Titel nur zu nehmen, wie er wörtlichst lautet und der Biograph der Dichterin weiß, wo er in den Tagen jener Lieder Ada Christen zu suchen hat.

Ach, ihr wißt nicht, wie sich's lebt,
Atmet in der Trunkenheit
Einer Liebe, die befreit,
Die begeistert, die erhebt!
Ach, ihr wißt nicht, wie sich's lebt,
Atmet in Versunkenheit
Einer Liebe, die entweiht,
An der Schmach und Elend klebt.

Lebend unter Niedern und Rohen,
Zieht's mich mächtig empor zum Hohen,
Doch die Flügel beschwert mit Steinen,
Sink' ich aufs neue herab zum Gemeinen.
Müde des Ekeln und Kleinen,
Eil' ich zu Orgien aus bitt'rer Not —
Und so begeistert vom Reinen
Erstick' ich noch im Kot!

Es rauscht und schwirrt das Saitenspiel,
Sie faßten mich zum Tanz,
Hei, wie der bacchantische Kreis sich schwang
In blendendem Lichterglanz!
Sie preßten mir in die Hand ein Glas,
Bekränzten mit Rosen mein Kleid;
Ich ward in Bacchus Namen getauft
Und der Frau Venus geweiht.

Alle Herzen, alle Menschen
Hatten sich von mir gewandt
Und mit Abscheu alle Lippen
Meinen Namen bald genannt.
Da kam einer, sah ins Antlitz,
In das tränenblasse mir:
„Unter Schweinen“, sprach er traurig,
„Fand die Perle ich an dir.“

Ada Christen ist nämlich keine Verlorene geblieben. Mitleidige erkannten in der Unglücklichen die hohe Begabung und wiesen sie an L. A. Frankl, L. Fogler, Ferdinand von Saar. Aber während die zwei ersteren aus dem Wuste ihrer Manuskripte das Talent nicht völlig sicher feststellen zu können glaubten, war es Ferdinand von Saar, dem die große Bedeutung sofort klar wurde. Ohne Saar hätten wir darum heute wohl kaum eine Christen. Er hat sie so recht eigentlich entdeckt. Saar nahm sich der Handschriften des Mädchens aufs wärmste an, sichtete sie, befreite sie von größeren stilistischen und orthographischen Fehlern und ordnete, ohne indes das Geringste selbst hinzuzutun, das Bändchen für den Druck. Saar ist es auch gewesen, auf dessen Veranlassung die Dichterin den Autornamen Ada Christen annahm — ihr eigentlicher Name war Christine Friedrich. — Sie heiratete bald darauf den Rittmeister Adalmar von Breden und lebte mit ihm in der glücklichsten Ehe. Freilich ließ sie sich an ihre Vergangenheit nicht gerne gemahnen und es mag als bezeichnend hier betont werden, daß sie und ihr Gatte in den letzten Lebensjahren bei den Antiquaren die „Lieder einer Verlorenen“ so weit als möglich aufkauften, so daß dieses Büchlein gegenwärtig zu den antiquarischen Rarissimis zählt.

Hamerling hat Ada Christens Talent hochgeschätzt, mit ihr auch einige Briefe gewechselt; von einem derselben soll weiter unten die Rede sein.

Hochverehrter Freund!

Hier Ada Christens Konterfei, einmal antik, das anderemal im modernen Kostüme. Sie wird sich sehr geschmeichelt fühlen, Ihrem Wunsche um eine Photographie entsprechen zu können, und ist ganz glücklich, daß Sie so teilnahmsvoll geschrieben, über den „Ahasver“ aber ist sie vollends außer Rand und Band geraten.

den Obstbaum, das Kartoffelkraut. Da der Boden durch viel hundertjährigen Raubbau aber ausgesogen ist, wir jedoch zu wenig natürliche Dungmittel besitzen, um ihn wieder ertragsfähig zu machen, so fabriziert man jetzt Kunstdünger, indem man durch Elektrizität aus der gewöhnlichen Luft den Stickstoff zieht und den Stickstoff an Kalkstoff bindet. Stickstoffkalk befruchtet den Boden. So könne man hier schon sagen, die Industrie schaffe indirekt Nahrungsmittel. Aber die Industrie schafft bereits auch direkt Nahrungsmittel. Man hört von künstlicher Eiweißerzeugung und die Chemiker sind leidenschaftlich beschäftigt mit Versuchen, durch Elektrizität und Wärme in der Retorte Kohle, Schwefel, Wasser, Eisen zu einem schmackhaften Saftbraten zu verbinden.

Die Botschaft hör' ich wohl — halte sie aber vorläufig für ein Kunstprodukt aus der Fabrik. Vielleicht will man mit solchen Promessen auf die Zukunft der Landwirtschaftspartei Sand in die Augen streuen. Was plagt ihr euch denn mit dem armseligen Feldbau, mit der Obstkultur, so von jeder Wetterlaune abhängig ist, mit der längst nicht mehr rationellen Viehzucht! Ist es nicht viel einfacher und billiger, den Kuchen, das Gemüse, das Beefsteak, den Wein aus der Fabrik zu holen? — Manchen Wein müssen wir zwar schon lange aus der Fabrik holen, aber der schmeckt uns nicht recht und macht Kopfweh. Wir besorgen, daß es mit den anderen Nahrungsprodukten aus der Retorte auch so sein könnte. Mehl aus Gips und Milch aus Wasser hat man auch bisher schon verstanden zu produzieren, aber wir halten nichts davon. Der natürliche Mensch wird für künstliche Nahrung kaum zu haben sein. Es ist ja möglich, daß man unter Umständen einmal nahrungsähnliche Produkte chemisch herstellt und daß — wenn die Landwirtschaft ganz hin ist — die Menschen versuchen, aus Steinen Brot zu machen und von der Luft zu leben, aber dann ist Matthäi am letzten. Wie man bisher Kolonien, Gebiete in fremden Weltteilen zu gewinnen trachtet, um die überschüssigen Industriewaren abzusetzen, so wird man nachher für die fabriksmäßig hergestellte Nahrung auch die entsprechenden Mägen und die dazugehörigen Menschen in der Retorte erzeugen müssen. Haben wir einmal den Homunkelfraß, dann wird bald auch der Homunkel da sein. Wohl zu speisen!

Wir ewig Lebenden.

Aus Frankfurt am Main wird uns der Bericht einer Vorlesung über „Leben und Tod" von dem Denker Böhme zugesandt, der so recht frohmutig und klar den Ewigkeitsglauben des „Heimgartens" vertritt, weshalb wir ihn unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen.

gebührend betonte Seither verunglimpft er mich, wo er kann, in der schmählichsten Weise. Zum Glück ist's derselbe Kuh, der, als der I. Band von Linggs „Völkerwanderung" erschien, nichts darüber zu sagen wußte, als daß dem I. Band kein zweiter folge, und der eben jetzt wieder in der letzten Nummer der „Wiener Zeitung", wo er ein halb Dutzend Wiener Lyriker abschlachtet, darunter mit besonderem Behagen den Autor der „Tagessplitter", die gesamte österreichische Dichterschule (also Grün, Lenau, Beck 2c.) als geistig unvermögend und erbärmlich bezeichnet . . .*)

Ich für meine Person halte ihn dagegen für einen Menschen, der ursprünglich nicht ohne Begabung für einen feinen und geistreichen Stil, aber zum Kritiker viel zu verschroben und grillenhaft, überdies auch in Verbitterung und Gallsucht halb untergegangen ist. Freilich ist seine Kritik des K. v. S. geradezu auch gewissenlos. Wenn man die historische Gelehrsamkeit, die er über die Wiedertäufer auskramt, mit der Oberflächlichkeit vergleicht, die er bezüglich meiner Dichtung selbst verrät, so scheint es, daß es zu den Erfordernissen einer geistreichen Kritik gehört, zum Behufe derselben alle möglichen Bücher zu lesen, nur nicht dasjenige, das eben rezensiert werden soll. Daß Kuhs literarische Freunde ihn wacker sekundieren werden, zweifle ich nicht. Mit herzlichem Gruß Ihr ergebenster

Rob. Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Mit dem allerherzlichsten Danke für die liebenswürdige Spende Ihres Bildes, das in meiner Familie von Kindern auf Kindeskinder forterben soll, sende ich Ihnen ein soeben erhaltenes aus Venedig und bin in gewohnter Verehrung

Ihr stets ergebener

Graz, 18. Mai 1869. Fried. Marr, Hptm.

Das diesen Brief veranlassende Bild Robert Hamerlings galt, wie man uns berichtet, Friedrich Marx zeitlebens als ein wertvollstes Besitztum, das er vertraute Besucher gerne stolzen Empfindens voll sehen ließ.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Homunkelfraß.

Immer häufiger, immer lauter wird's gesagt, das könne nicht ewig so fortgehen, daß die Landwirtschaft verkommt und die Industrie zunimmt. Nachdem sie bald in allen Ländern anfangen werden, Industrie zu treiben, die Industrie als solche und aus sich heraus aber nicht Nahrungsmittel erzeugen könne.

Und nun hört man auf einmal auch andere Botschaften. Ja, die Industrie könne Nahrungsmittel erzeugen, und zwar aus anorganischen Stoffen, aus Elementen, wie sie überall vorkommen. Aus Erde, aus Wasser, aus Luft werde die Industrie einmal gerade so gut Zucker, Stärke, Eiweiß erzeugen können, wie es jetzt der Kornhalm kann oder der Obstbaum, und um diese Nahrung zu konzentrieren, brauche man nicht erst das Rind, das Schwein u. s. w. dazu, das besorge die Retorte des Chemikers auf viel kürzere und einfachere Weise. Vorläufig will man die natürlichen botanischen Organe noch benützen, den Halm,

*) Aus ganz bestimmten Gründen ist hier ein Satz weggelassen worden.

wußtseinswelt. Das nennt man „Sterben". Der Tod ist also ein Wechsel in der Form des Lebens. Damit kommen wir zu dem dritten Gedanken, vielleicht dem seltsamsten von den dreien: „Was geschieht mit uns nach dem Tode?" Fragt man sich dies, so muß man Bezug nehmen auf die Geburt. Es gibt hier dreierlei Anschauungen. Die einen sagen: Der Mensch beginnt bei der Geburt und hört beim Tode nicht auf. Das erscheint mir unglaubhaft und unlogisch. Die zweite Auffassung ist: Der Mensch beginnt bei der Geburt und hört beim Tode auf. Das widerspricht wenigstens nicht der Logik und dem mathematischen Denken, und die dritte Auffassung ist: Der Mensch beginnt bei der Geburt nicht und hört beim Tode nicht auf. Das ist wiederum denkbar und entspricht dem mathematischen Denken. Wir haben uns also mit den beiden letzten Auffassungen zu beschäftigen. Der Mensch beginnt bei der Geburt und hört beim Tode auf. Demnach ist unser Leben sehr kurz. Wenn ein Mensch schon fünf Tage nach seiner Geburt stirbt, so liegt das ganze kostbare Menschenleben also in dieser Spanne Frist. Wo wollen wir dann die Gerechtigkeit in unserem Schicksal finden, sieht dann nicht alles aus, wie ein blindes Würfelspiel des Zufalls? Wo bliebe die sittliche Weltordnung? Warum werden wir bei der Geburt parteiisch behandelt, der eine gesund, der andere verkrüppelt, der eine als Kind guter Eltern, der andere als Sohn von Trunkenbolden geboren? Wir sehen hier gar keine Ordnung. Die materialistische Naturwissenschaft hat daher die sittliche Weltordnung geleugnet, sie sagt: Ihr habt gar keinen Zweck. Ich kann an diese Lehre vom Leben von Geburt bis Tod auch nicht glauben, weil sich meine Wahrheitsempfindung dagegen sträubt. Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit der dritten Lehre zu, welche besagt: Der Mensch beginnt bei der Geburt nicht und hört beim Tode nicht auf. Das ist die Auffassung, die auch Kant vertritt, die Lehre von der Prä- und Posterxistenz der Seele. Betrachten wir diese Lehre, so fällt zunächst die große Länge dieses Lebens ins Auge. Aber um es zu verstehen, wie diese lange Entwicklung der Seele gemeint ist, möchte ich eine hinleitende Betrachtung anstellen. Stellen wir uns Leute vor, die weit beschränkter sind als wir, Menschen, welche nur das Bewußtsein eines einzigen Tages haben, die nichts ahnen von den früheren Tagen und nichts ahnen von den kommenden Tagen. Ein solcher Mensch würde glauben, wenn er früh morgens erwacht, jetzt fängt es an mit dem Leben, und wenn er abends einschläft, glauben, jetzt ist der Abschluß seines ganzen Daseins gekommen. Diese Leute, denen der Begriff des Wiederaufwachens am nächsten Morgen fehlt, würden sich auch sagen: Alles ist ungerecht in unserem Dasein, warum findet sich der eine Mensch, wenn er früh erwacht, in ärmlichen Verhältnissen, der andere in Luxus? Diese Men-

Drei Gedanken möchte ich Ihnen darstellen, so begann der Redner. Wir müssen wissen, was der Tod ist, und da es sich um unseren Tod handelt, müssen wir wissen, was wir selbst sind. Viele haben gesagt, daß wir nichts anderes sind, als der Körper. Das leuchtet mir nicht ein, daß ich dasselbe sein soll, als mein Körper. Ich bin mir nicht bewußt als Körper, als Knochengerüst, als Fleischmasse, als ein Zellengewebe, sondern bin mir bewußt als Willensform. Viele haben gesagt, all' unsere Lebenstätigkeit, unsere Gedanken und unser Bewußtsein sei nur ein Ergebnis des Körpers, des Gehirns. Mein Körper ist nicht imstande, zu denken, sondern der Bewußtseinsstrahl, welcher meinen Körper beseelt, ist es, der alle die Lebensstrahlen hervorruft. Wenn „Ich" nicht in meinem Körper wäre, wäre er ein unbeseelter Leichnam, der nicht einmal allein stehen könnte. Die Möglichkeit einer Selbstentleibung ist nur dadurch gegeben, daß ich nicht dasselbe will, wie mein Körper. Der Wille ist das handelnde Subjekt und der Körper das Objekt, mit dem ich etwas tue. Seitdem wir auf der Erde leben, haben wir unseren Körper durch den Stoffwechsel längst ausgewechselt, der Körper, den ich vor acht Jahren hatte, ist längst nicht mehr da, aber ich bin da, folglich bin ich nicht dasselbe, wie mein Körper. Ich bin auch nicht das, was man als „Persönlichkeit" bezeichnet. Auch diese ändert sich immer. Ich bin das „Ich bin" im Hintergrunde des Gemüts, das alle diese Veränderungen beobachtet. Das ist die Seele des Menschen, das alles umfassende höchste Bewußtsein, Gott, und wir sind Strahlen von diesem Urbewußtsein. Demnach kristallisiert sich der erste Gedanke dahin: Der Tod ist niemals ein Zustand des Vernichtetseins, denn der Wesenskern des Menschen ist unvernichtbar; der Tod ist nicht ein Zustand der Leblosigkeit, er ist nichts anderes, als ein Vorgang. Die zweite Frage, die uns beschäftigt, ist: Was für ein Vorgang ist der Tod? Es wird gelehrt, daß diese Welt, die wir so äußerlich beobachten, daß diese Sinnenwelt nicht die ganze Welt ist; es wird gelehrt, es gebe noch andere Zustände des Lebens. Was wir Welt nennen, ist nur ein Zustand des Lebens, ist nur das äußerliche Bewußtseinsreich; es gibt mehrere Welten. Die andere Welt ist nicht ein anderer Ort, sagt Kant, sondern eine andere Anschauung, ein anderes höheres Bewußtsein. Diesen höheren Arten des Bewußtseins müssen auch höhere Arten von Stoffen zu Grunde liegen, denn wo Bewußtsein ist, muß auch Stoff, muß Substanz da sein. Der uns bekannte Stoff ist nur ein Bruchteil des Stoffes, den es überhaupt gibt. Es gibt Stoff, der für uns im allgemeinen übersinnlich ist, für einzelne, besonders Ausgestattete aber nicht. Damit ergibt sich der zweite Gedanke; die Erklärung des Todes aus der Lehre von den verschiedenen Welten. Der Tod ist ein Vorgang, ein Übergang, und zwar der Übergang aus einer dieser Bewußtseinswelten in eine andere Be-

sehend. Jeder von uns ist in seinem gegenwärtigen Dasein einzig und allein das, wozu er sich selbst gemacht hat in seinen früheren irdischen Verkörperungen, und in unseren kommenden Verkörperungen sind wir keiner Willkür anheimgegeben; jeder von uns wird im „Großen Morgen" einzig und allein das sein, wozu er sich selbst jetzt macht. Sie sehen, es wird uns gar nicht zugemutet, in einem einzigen kurzen Leben das Höchste zu erreichen. Unser jetziges Leben ist nur ein einziger Schultag, wir haben ihrer viele, bis wir endlich nach ihrer Durchlebung in das göttliche Bewußtsein eingehen, welches alles in Liebe umfaßt.

Die Schüssel Kraut.

Ein Tischgericht aus dem obersteirischen Bauernleben.

Schlechten Appetit läßt sich der Steirer nicht nachsagen, „essn", sagt er, „tua ih olls, wos mih nit ißt." Zu seinen besonderen Lieblingsspeisen aber gehört das „Kraut". Nicht das Gekräute im allgemeinen, obschon er ziemlich mit jedem Gemüse in Freundschaft steht, sondern eine ganz bestimmte Gattung Kraut — der Kohl. „Kraut", sagt er, „ißt da Mensch ollaweil gern, dos wird oan nit leicht zwida. Wird nit viel Leut gebn, de s Kraut nit gern essn. Scha gor, wan a Speck dabei is. Ban an Baurn, der an großn Krautgortn und an vulln Saustoll hat, is guat Knecht sein." Und ein Kranker, dem ganz und gar der Appetit fehlt, verlangt immer noch „ein Kraut". „Nar an Löfferl vul Kraut!" Und weil es ihm abgeschlagen wird, seufzt er: „Wan ih nar endla wieda so weit war, daß ih a Kraut essn deaffad!"

Und wo es Kraut gibt, da wird es nicht hoch angeschlagen. Es ist eben Kraut auf alle Tage. Es ist ein so wohlfeiles Nahrungsmittel, daß sogar der ärmste Häusler damit aufkommt. Und doch kostet es so viele Mühe, Arbeit und Sorge! Von den zahlreichen Nahrungsmitteln, die der Bauer in seiner eigenen Wirtschaft baut und erzeugt, ist das Kraut immerhin nur ein Nebenzweig. Und ich sage es noch einmal, wie viel Verständnis, Plage und Fürsorge braucht schon diese eine geringe Frucht. Wir wollen einmal den Lebenslauf des gezüchteten Kohles betrachten von seinem Samenkörnchen an bis dahin, wo es den Weg alles Krautes geht.

Zeitlich im Frühjahr bringt die Bäuerin vom Krämer ein Dütchen voll „Krautsam" heim. Auf wohlgedüngtem und gegen Wind und Frost geschütztem Gartenbeetchen säet sie ihn aus und kraut ihn mit dem Holzrechen in die schwarze Erde und legt dürres Farngestrüppe darüber, damit die Hühner, die Vögel und anderes Getier

schen würden sich an keine große Arbeit heranwagen, denn sie überlegten ja, daß der Tag bald zur Neige gehe. Nun denken Sie, jemand von uns mit dem weiteren Horizont käme zu diesen Leuten und finge an, sie aufzuklären. Wir würden jenen sagen: Wenn ein Mensch früh morgens aufwacht, beginnt sein Leben nicht, wenn er abends einschläft, so ist dies nicht der Schluß seines Daseins, sondern Ihr lebtet schon vor dem Aufwachen und werdet weiterleben nach dem Einschlafen. Dem Heute geht vorher ein Gestern und Vorgestern, es folgt ihm ein Morgen und Übermorgen; mit einem Worte: Ihr lebt nicht nur einen Tag, sondern viele Tage. Dann würde der geistige Gesichtskreis dieser Leute erweitert. Sie sähen ein, sie sind keine Eintagsfliegen, und nun fingen sie an, sich das Schicksal aus der Vergangenheit zu erklären. Die große Lehre, die ich als dritten Hauptgedanken heute vorführen will, sagt genau dasselbe in größerem Maßstabe: wenn der Mensch aufwacht bei der Geburt, am Lebensmorgen, beginnt er sein Leben nicht; wenn er einschläft, beim Tode, am Lebensabend, dann ist das nicht der Schluß seines Lebens, sondern ein solches Erdenleben ist nur ein Tag im größeren Maßstabe. Der Mensch lebt nicht nur heute, weder in dem kleinen, noch in dem großen Maßstabe, wir leben nicht nur den heutigen „Großen Erdentag", sondern dem „Großen Heute" geht vorher ein „Großes Gestern" und ihm folgt ein „Großes Morgen". Der Mensch lebt viele solche großen Erdentage auf der Erde. Wenn wir zur Welt kommen, nachdem wir schon eine ganze Reihe von Großen Erdentagen hinter uns haben, und wir sterben, dann leben wir weiter, es folgt auf das jetzige Erdenleben ein Übergang in die nicht irdischen Welten: wir bleiben jedoch nicht immer dort, sondern am nächsten Lebensmorgen kehren wir wieder zurück zur Erde, verkörpern uns von neuem mit Hilfe der Eltern, die uns beim Aufbau unserer Körper behilflich sind, die uns aber nicht erschaffen. Dazu sind sie nicht imstande. Sie sind ja nicht imstande, einen Grashalm zu erzeugen, um wie viel weniger einen Menschen; aber sie können auf dem Wege der Ernährung dazu beitragen, daß ein Körper entsteht. Die Seele allein ist das aufbauende Moment und so werden wir noch viele solcher Körper aufbauen müssen. Denn ein Körper ist viel zu zerbrechlich, um herzureichen für die große Entwicklung, die wir zu durchlaufen haben. Diese Lehre der Wiederverkörperung dringt in der neuesten Zeit unaufhaltsam in das abendländische Denken. Bei Goethe, bei Rosegger, bei Schopenhauer finden wir Anklänge an diese Idee. Gelangen wir erst zu dieser Überzeugung, daß der Mensch viele solche Perioden durchlebe, und blicken wir von diesem Standpunkte aus herab auf unser Dasein, dann ist dasselbe viel weniger rätselhaft. Dann erklärt sich vieles. Warum der eine blind geboren wird und der andere

sich dann im Spätsommer bauchig zusammen zum „Gebel“ (Krautkopf). Aber die Sorge um den Krautgarten ruht den ganzen Sommer über nicht einen Tag. Der Hagel kann die mühsam gehegte Frucht in fünf Minuten vernichten, die Hasen oder die Hirschen können sie in einer einzigen Nacht zertreten und fressen. „Hasenschrecker“ sind aufgestellt, Popanze aus altem, mit Stroh ausgestopftem Männergewande. Für die Länge jedoch haben die Hasen keinen Respekt vor Männern, die sich nicht rühren; da tun die im Winde aneinanderklappernden Brettchen schon mehr, die dort an der Stange hängen. Aber auch diesen Spaß durchschauen die Hasen bald und fressen sich behaglich satt an dem Kohl. — Und die vielen weißen Falter, die den Krautgarten so lieblich umgaukeln! Der Bauer sinnt nach Feuer und Gift, um diese unheilvollen Weißlinge zu vernichten. Mit Unmut beobachtet er, wie die Plotschen täglich mehr und mehr Löcher bekommen. „Leut’!“ schreit er, „kemts, kemts, ’s is zan Krautwürmklaubn!“ Kinder wie Erwachsene nutzen nun jede freie Stunde, um von den Krautblättern und Köpfen die Kohlraupen zu entfernen. Mancher Gebel, der sich sonst so rund und fest und buttergelb entwickelt hätte, ist fast schwarz vor lauter Gewürme, das, fein behaart, mit seinen hundert Füßchen auf ihm herumkraucht. In Kübeln werden die kleinen Untiere fortgeschafft, weithin zu einem Steinhaufen und dort mit dürrem Strauchwerk verbrannt. Aber von vielen Plotschen ist nur noch das Gerippe vorhanden und der Bauer beeilt sich, die noch übrigen Reste seines Kohls zu retten, indem er sie abschlägt und in den Kessel bringt. Im folgenden Jahre wird wenig Kraut gegessen.

Anders, wenn der Krautgarten vor Trockenheit, Gewitter, Wildeinbruch und Raupenfraß verschont geblieben. Da kommen die Leute im Oktober mit ihren Messern, köpfen die strammen Gebel, werfen sie auf Haufen und führen sie in schweren Wagen davon. Die Krautköpfe kommen in den Kessel oder in die „Schab“. Denn hier ist der Scheideweg, wo das „Grubenkraut“ und das Sauerkraut sich voneinander trennen. Die Behandlung des Sauerkrautes ist ziemlich bekannt. Das Putzen, das Schaben, das Eintreten in Bottiche, das Jesen(Gären)lassen, das Wasserableiten, das Ausfassen — dann kommt ja endlich der Kochtopf dran. Anders die ältere Art, die Behandlung des Grubenkrautes, nur noch in vereinzelten Gegenden üblich. Da haben Ortschaften ihren „Gmoankessel“. Ein schwerer eiserner Riesenkessel, der mit sechs Ochsen oder vier Pferden von Hof zu Hof geschleppt werden muß. Jeder Hof hat seine „Kesselgruben“, einen festgemauerten schachtartigen Ofen, in den der Kessel von oben eingehangen und, während unterhalb Feuer angemacht ist, mit Wasser gefüllt wird. Wenn das kocht, werden auf den Karren die Gebel herbeigebracht und in den Kessel geworfen.

daran nicht Schaden tun können. Nach kurzer Zeit kommt der Keim mit seinen zwei zarten Rundblättchen hervor, tausendfach, daß es bald grünt auf dem Beete und ein dichtes Wäldchen von kleinen langstieligen und schmalblätterigen Pflanzen dasteht. Nun zeigt es sich um diese Zeit aber oft, daß der „Krautsam" falsch war, daß er mit allerlei Unkraut versetzt war oder daß die Bäuerin — Rübsamen gekauft hatte. Für neues Säen ist's zu spät, die Zeit zum „Krautsetzen" ist da, woher jetzt Pflanzen nehmen? Zu einer Nachbarin eilt sie, die glücklicher ist und der Kohlpflanzen mehr hat, als sie bedarf. „Ziach da nur aus, wos d' brauchst", gestattet diese, „mir gfulgn scha noh. — Wos d' schuldi warst, frogst? Geh, sei nit narasch. Leicht afs Johr, daß i h za dir muaß kema."

Einen großen Armkorb „Pflanzen" hat unsere Bäuerin ausgehoben, mit den schwarzerdigen Wurzeln und den bläulichgrünen, leicht gekerbten Blättern. Jetzt hat sie Krautpflanzen und — jetzt will's nicht regnen. Bei trockenem Wetter aber „setzt" man kein Kraut. Im feuchten Keller werden die Pflanzen verwahrt, bis eines Tages die Tropfen an den Bäumen hängen und die Nebel niederliegen an den Bergen. Der Weidbub eilt mit der schweren eisernen „Steckstang", um in dem wohlbereiteten Garten Löcher zu stechen, der Reihe nach, eins einen Schritt vom andern entfernt, weil er schon an die großen Kohlköpfe denkt. Und hinterdrein kommt die Magd mit dem Jauchenkübel; in die braune Flüssigkeit getaucht, liegen die Pflänzchen mit den Wurzeln, denn diesen kann man 's nicht gut genug meinen. Jauche stinkt überall, nur nicht auf dem Kohlgarten, dort ist sie lauteres Gold. Und Gold riecht nicht schlecht. Nun ist auch die Bäuerin da, nimmt von den Pflanzen und setzt sie Stück für Stück ins Loch. An die Wurzel ein fester Druck, an das Stämmchen lockeres Erdreich. Nun ist die Kohlpflanze in ihrem Heimatland, wo sie aufwachsen soll, wo ihr Lebensschicksal sich entwickeln wird. Die Bäuerin, wenn sie nach langem fertig ist, schaut in den Himmel, wie es mit dem Regen steht, denn junge Kinder trinken gern; aber es kommt Sonnenschein. Am zweiten Tage wieder Sonnenschein und auch am dritten, die Erde wird grau wie Staub, die Pflänzchen legen sich welk auf den Boden und gegen Abend muß im Hofe alles, was Füße hat, eilen mit Wasserbutten, als ob eine Feuersbrunst ausgebrochen wäre. Nur doch gemächlicher machen sie 's, wie sie jetzt auf dem weiten Garten von Pflanze zu Pflanze gehen, um sie zu begießen. So lange der Regen säumt, muß das Tag für Tag geschehen. Die Pflanzen verdorren nicht, allein zu wachsen heben sie erst an, wenn nasses Wetter kommt. Da entfalten und strammen sich die Blätter und bei späterem Sonnenschein breiten sie ihre gerippten „Plotschen", legen sich zuerst ins Weite und schließen

aber längst darauf gekommen, daß das Kraut am besten ist, wenn man Knödel und Selchfleisch dazu ißt. Im alten Bauernhofe aber wird das „letige" Kraut, es kommt täglich mittags und abends auf den Tisch, als ein Gericht für sich verzehrt. Erst, wenn die Krautschüssel leer ist, kommen Knödel in der Fleischsuppe und Geselchtes oder „Grünfleisch", wovon der Hausvater jedem, der bei Tische sitzt, ein kleines Stück auf den Teller legt. Da wird seine Gabel wohl manchmal mit wachsamen Augen verfolgt; wer das größere oder bessere Stück kriegt, daraus kann man schließen, welches vom Gesinde beim Hausvater in Gnade steht. Hier spielen schon Intrigen und Scheelsucht mit, während das Kraut in neidloser Friedfertigkeit verzehrt wird. Das Sprichwort „Ruben für die Buben, Kraut für die Braut" ist wohl nur des Reimes wegen vorhanden. Oder wäre nach der Volkssitte, wie am Hochzeitstage die Braut das Kraut salzen muß, doch eine besondere Beziehung zwischen Kraut und Braut? — Man müßte einen Gelehrten fragen.

Das „Grubenkraut" oder „Faßkraut", wie dieses im Aler oder Schacht aufbewahrte Kraut genannt wird, ist kerniger als das Sauerkraut und hat einen feinen Naturgeschmack, der mit nichts zu vergleichen ist. Man wird seiner nie überdrüssig und ich kenne herrisch gewordene Bauernstämmlinge, die sich nur nach Einem fast mit Sentimentalität zurücksehnen — nach dem Grubenkraut.

Das nun ist die Geschichte von der Schüssel Kraut. Und wenn dieser eine, nicht einmal der hauptsächlichste, Nahrungszweig im obersteirischen Bauernhause schon eine so umständliche Geschichte hat, wie erst, wenn wir die noch viel längere und mannigfaltigere Geschichte des Brotlaibes betrachteten! Oder des Stückes Fleisch oder der Rein Milch oder des Plutzers Öl oder des Kruges Most oder des Sackes Erdäpfel oder des Korbes Obst! Alle die Besorgung dieser und noch anderer Nahrungszweige, wie sie im Wirtschaftsjahre eines Bauernhofes neben- und ineinander gehen, hat ein einziger Kopf zu leiten, der Hausvater. Und wo ausnahmsweise ein solcher mangelt, bringt's auch eine kluge Hausmutter zuwege. Dazu kommt noch die Schaffung und Herstellung des Wohnhauses, der Kleidung, der Werkzeuge, alles muß der ganze Bauer verstehen und machen können.

Aber, um nicht zu vergessen, von dem hier gesprochen wurde, es ist der Bauer des alten Schlages, jenes Bauerntums, das jetzt abkommt, größtenteils schon abgekommen ist. Damit kommt manche Art von Lebensführung, manche Art von Kleidung und Nahrung ab; darunter auch das Grubenkraut. Und ich habe mich daran noch nicht satt gegessen! R.

Dreißig bis vierzig Gebel können auf einmal kochen, dann werden sie mit großen Seihern herausgefischt, auf den Karren gelegt und, wenn das Wasser abgeronnen ist, in den „Krautaler" gebracht. Der Krautaler ist in der Nähe des Hofes im Freien. Er ist ein etwa eine Klafter weiter und vier bis fünf Klafter tiefer Schacht; die Wand ist mit Lärchenholz stark eingefaßt und der Grund mit Stroh belegt. Da hinab werden nun die weichgebrühten Gebel geworfen. Ist der Schacht voll, dann wird das Kraut mit einem runden Deckel zugedeckt und mit wuchtigen Steinen beschwert, die es so zusammenpressen, daß die Steinlast selbst in die Tiefe des Schachtes sinkt. Somit ist das Kraut von der Luft abgeschlossen und da unten kann es nun Jahr und Tag verbleiben, ohne daß es verdirbt. Es braucht keine weitere Arbeit mehr.

Wenn aber die alten Vorräte aufgezehrt sind oder wenn das „Gebelkraut" (aus ungebrühten Gebeln im Herbst gekochtes Süßkraut) alle geworden oder die Erdäpfel, die zeitweise das Kraut ersetzen, zu Ende gegangen sind, dann wird aus dem Krautaler mit Stricken und Hebeln die Steinbelastung gehoben, der Bretterdeckel entfernt und die Bäuerin nimmt je nach Bedarf die plattgedrückten Gebel herauf. Dieses „Krautaufnehmen" geschieht von Zeit zu Zeit vermittelst Leitern und ist eine umständliche Sache, bis der Aler allemal von Steinen und Brettern befreit und dann wieder eingedeckt und beschwert wird. Über dem Krautaler ist weiters noch ein Wetterschutzdach angebracht.

Nun kommen die flachen Krautplatten ins frische Wasser und dann in die Schabe. Die mit aufgestreckten Ärmlingen emsig auf dem schiefliegenden Schabbrette schabende Magd kann's schon nicht mehr lassen, sie nimmt zwischen die Finger das feingeschabte lockere Kraut und nascht. Rohes Kraut ist gesund für den Magenkrebs. Sie hat aber gar keinen. Nun kommt die Bäuerin mit dem irdenen Kochtopf, füllt ihn mit Kraut, gießt Wasser dran, salzt, läßt es sieden und versieht es dann mit „Gmachat". Das ist das Zugehör für die Bereitung: das Kraut wird mit Speck „eingemacht", in Ermangelung eines solchen oder wenn kirchlicher Fasttag ist, mit Rindsfett geschmälzt oder mit Einbrenne (geröstetem Mehlbrei) versetzt oder es werden Erdäpfel oder Fisolen hineingekocht. In meiner Handwerkerzeit kam ich just einmal an den Herd, als die Bäuerin in Ermangelung eines anderen G'machets eine Talgkerze in den brodelnden Krauttopf steckte. Bei derselben Mahlzeit hat's den anderen recht geschmeckt, ich aber habe an der Krautschüssel nicht mitgehalten. Lebensphilosophen sagen es ja immer, daß das Wissen das Genießen verdirbt.

Nun also kommt das Kraut in einer großen Schüssel auf den Tisch, die Leute fahren mit ihren Löffeln oder Gabeln darauf los und beißen Brotschnitten dazu. Vornehmere Bauern oder Gewerbsleute sind

Müller? Er verkaufte seine Besitzungen und ging zum Theater. Da wurde er abgelehnt mit Hohn und Spott, denn er hatte nebst etlichen körperlichen Ungereimtheiten einen Sprachfehler, der ihn für jede ernsthafte Rolle unmöglich machte. Den Leuten einen Hans Wurst abzugeben, war er nicht gesonnen. So schlug er sich zu einer wandernden Truppe, wurde ihr hoher Gönner und spielte glühende Liebhaber, edle Ritter und erhabene Helden. Leuten aus dem Volke, die selbst noch so viele Märchenphantasie hatten, um die Mängel des Akteurs zu ersetzen, gefiel er. Die Gestalt und der Sprachfehler waren fast unüberwindliche Hindernisse, aber seine Begeisterung überwand sie. Es war eine geradezu andächtige Liebe zur dramatischen Kunst — und etwas, das er als reicher Industrieherr vergeblich gesucht, fand er als wandernder Komödiant — das Glück. Selbst dann noch, als sein Geld alle war und er wie jeder andere Vagabund in Scheunen schlafen und sich mit Erdäpfeln nähren mußte, fand er sich zufrieden, konnte er nur mittun in den Dorftheatern und auf Jahrmarktbuden. Die Kunst hatte ihn geküßt aber nicht gefreit; es war eine wilde Ehe — solange ich sie mit meinen Augen beobachten konnte. Endlich verschwand der wunderliche Mensch aus meinem Gesichtskreise. Einem Romanschreiber würde es nicht schwer werden, aus diesem Bretterhelden einen wirklichen zu machen und schließlich für einen wirksamen Abgang zu sorgen.

Am 3. April.

Das Studentenstück „Filia hospitalis“ von Wittenbauer. Erfreulich, daß bei der Aufführung dieses Stückes auch wirkliche Studenten, und zwar der schlagenden Couleur, mitwirkten. Und unbegreiflich, wie die „Nichtschlagenden“ und ihre Presse sich über dieses Stück ärgern konnten. Es ist ja ganz offenbar ein scharfer Protest gegen das Duell und gegen jene Studentenbrutalitäten, die auch in unserer Stadt nicht unbekannt sind. Es mögen in diesem Stück noch so schöne und scheinbar treffende Worte fallen im Sinne der „Schlagenden“, die Sache, das Geschehnis spricht klar und unzweideutig dagegen. Der kluge Dichter läßt die schlagenden Studenten sehr geschickt mit prächtigen Phrasen ihren rohen, bisweilen ans Bestialische grenzenden Standpunkt vertreten; diesen gegenüber stellt er objektiv seine Gestalten und die tragische Wirklichkeit auf, und siehe — das nichtschlagende Prinzip schlägt das schlagende. Was die ruhigen, friedliebenden und anständigen „Welfen“ sich an Hohn und Beleidigung von den unbeschreiblich rohen und frivolen Burschenschaftern gefallen lassen müssen, das hat der Dichter zur schärfsten Satyre gesteigert und stramme Burschen haben bei dieser Satyre lustig mitgetan. Und das eben freut mich, es zeigt Humor. Das Publikum applaudierte besonders jene Stellen und Szenen, in denen die Satyre am stärksten hervortrat; nur ist nicht klar geworden, ob es den Roheiten der Stu-

Ein Tagebuch.

Am 1. April 1906.

Von einer Schmiere im Dorfe die Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld“ gesehen. Tiefer auf mich gewirkt wie einst „in der Burg“. Mir hat so eine Schmiere immer etwas Rührendes. Zumeist entgleiste Existenzen, die aus Liebe zur Kunst fahrendes Volk geworden sind. In der Not verschlempern sie sich und werden arg korrupt. Wo ihnen aber Kunstfreude entgegenkommt, wo das Publikum begeistert herbeieilt und selbst angesehene Persönlichkeiten als Dilettanten mittun, da steigert sich ihr Künstlerbewußtsein, ihre Kraft, und sie leisten oft geradezu Bedeutendes. Ohne Kostüme, ohne Ausstattung, ohne genügenden Bewegungsraum, ohne alle jene Behelfe, die ein Theater jetzt haben muß, um Leute anzulocken, und ohne die selbst bedeutende Schauspieler nichts machen können, gelingt es diesen Zigeunern am Thespiskarren gar häufig, vergrämte Gemüter behaglich lachen zu machen oder kalte Herzen zu erwärmen. Freilich steht der Schmiere auch zumeist ein kindlich naiver Zuschauerkreis gegenüber, und zwar einer, der gerade bei den ernstesten, erschütterndsten Stellen — laut lachen kann. Statt weinen — lachen. Was bedeutet dieses Lachen? In den meisten Fällen freilich Roheit oder Dummheit. Auch von den Gallerien unserer großen Theater gerade bei erschütternden Szenen ist es manchmal zu hören. Solches Lachen kann aber auch bedeuten das Behagen an der Kunst. Soll in der Kunst nicht auch der Schmerz so dargestellt sein, daß er bei aller Erschütterung in uns ein gewisses Wohlgefühl auslöst? Dieses Wohlgefühl kommt bei dem kindlichen Zuschauer durch eine Art Lachen zum Ausdruck, das recht gut auch eine Art Weinen sein kann. Kinder haben ja Lachen und Weinen in einem Sackel beisammen. Wenn in meinen bescheidenen Vorlesungen bei tragischen Stellen manchmal aufgelacht worden ist, so hat mir das nur geschmeichelt; weiß ich doch an mir selbst, wie man das bisweilen drohende Aufgröhlen der Rührung in eine Art von Lachen maskiert. Das Lachen an ungehöriger Stelle dünkt uns immer noch nicht so unschicklich, als etwa das laute Aufweinen an gehöriger.

Am 2. April.

Ich weiß von einem Mühlenbesitzer, der sehr reich und sehr unglücklich war. Korn und Mehl übergenug, aber keine Gelegenheit, seine Künstlerlust zu üben. Er fühlte sich nämlich als geborener Schauspieler und übte sich in diesem Berufe. Wenn aber ein Müller den Romeo spielt, da lacht die Welt, aber nicht aus Rührung. Was tat der

geltend zu machen, daß in Zukunft solche Elementarkatastrophen nicht mehr vorkämen.

Während unsere Blicke nach Frankreich gerichtet sind, sollte in unserem Schwabenlande ein großes bewohntes Hotel durch Winden gehoben werden. Es stürzte bei dieser Prozedur zusammen, begrub Hunderte von Personen, wovon bisher mehr als fünfzig als Leichen hervorgeholt wurden. Will man dieses Unglück auch eine „Elementar"-Katastrophe nennen?

Am 6. April.

Besuch des Dichters Ottokar Kernstock. Eine behäbige Landpfarrergestalt mit markigen Gesichtszügen und sanften Augen. Seit Jahren hausend am Fuße des entlegenen Wechselgebirges auf seiner alten Festenburg mit dem Zwinggärtlein, sehnt er sich manchmal nach Menschen, die den Dichter verstehen. Zur Sommerszeit kommen ihrer viele ins alte Bergschloß, auch aus weiter Ferne, aber es kommt drauf an, ob sie bloß Neugierde und Phrasen mitbringen oder geistige Anregung. Der neue Bahnstrang Hartberg-Friedberg hat ihm die Welt um einige Stunden näher gebracht; anderseits halten ihn doch seine vierhundert Pfarrkinder zurück, denen er geistige Nahrung gibt, ohne von ihnen welche zu erhalten. Aus der Gegenwart hat dieser Dichter also nicht viel zu holen, kein Wunder, wenn er sich zur Poesie deutscher Vergangenheit flüchtet, die er uns sonach kredenzt, so frisch und fein wie kein anderer Sänger von heute es vermag. — In Steiermark und weiterhin ist eine stolze Kernstockfreude wachgeworden, die den priesterlichen Sänger noch bei Zeiten ehrt mit Akademien, Vereinen, Denkmälern, Kernstockstuben, Kernstockplätzen und -Straßen u. s. w. Das kann er sich um so leichter schmunzelnd gefallen lassen, als er ja nicht dabei sein muß, sondern weit vom Schusse ist. Während sie in der weiten Welt seinen Namen erheben und ihn zur Fahne manch edler Bestrebung machen, singt er in der Klause seiner wasserdurchrauschten Bergschlucht die hochgemuten Lieder. Ein im Naturfrieden und in der Lebenseinfachheit rührendes Poetendasein — freilich vielleicht noch poetischer für den, der es nur flüchtig schaut, als für den, der es in Einsamkeit und Entsagung durchlebt.

Am 7. April.

„Nein, nein, einen größeren Schaden für die Kultur wüßte ich nicht, als das allgemeine Wahlrecht. Die Herrschaft der Menge führt zur Gemeinheit. Die Menschheit muß aristokratisch regiert werden. Ich meine ja nicht gerade die Geburtsaristokratie, obschon nicht einzusehen ist, weshalb diese vom Regieren ausgeschlossen sein soll. Ich meine, wenn Sie wollen, die Aristokratie des Geistes, die vornehme Gesinnung, den Adel des Charakters. Die Gemeinen wählen ihresgleichen; darum

denten Beifall zollte, oder dem schneidigen Spotte des hochsinnigen Dichters. Wie man das vielköpfige Ungetüm Publikum kennt, ist ersteres zu vermuten.

Am 4. April.

Das Riesenunglück von Courrières hat noch eine Steigerung erfahren. Man hat nach drei und vier Wochen noch Menschen aus dem Bergwerke geholt, die lebendig begraben waren. Wie von Herzen ist diesen Geretteten Leben und Sonnenschein zu gönnen! Aber welch furchtbare Qualen hat das Wiedererscheinen der vierzehn Personen in den vielen hundert Familien, die ihre Toten beweinen, neuerdings aufgerüttelt! Denen war gesagt worden, die in den Bergwerken Verunglückten — man zählte deren an 1200 Personen — müßten eines verhältnismäßig raschen, schmerzlosen Todes in die Ruhe gesunken sein, in den ersten Stunden schon erstickt. Das sind die barmherzigen Unwahrheiten, mit denen Einsichtsvollere den Jammer der Hinterbliebenen ein wenig mildern wollen. Und jetzt, durch diese nach Wochen Geretteten, kommen furchtbar überzeugende Beispiele zutage, was da unten in den finsteren Tiefen vorgegangen sein muß, ja bis zur Stunde noch vorgehen kann!! Weicht das Leben zurück, so ist sonst der Tod ein Trost. Und hier — versagt auch dieser. In solch grenzenloser Verzweiflung sieht der arme Mensch erst, wie lieblich der Tod ist.

Am 5. April.

Das Unglück von Courrières, das durch die Vorstellung von noch lebendig Begrabenen über alle Maßen gräßlich geworden ist, beunruhigt auch unser Volk in hohem Grade. Eine Anzahl von Briefen ist mir zugegangen mit Vorschlägen, wie noch etwa lebendig Begrabene aus den Bergwerken zu retten seien, oder wie solchen Ereignissen in Zukunft vorzubeugen wäre. Kanonenschüsse sollte man auf der Erdoberfläche lösen, damit die unten wüßten, daß ihrer gedacht wird. Dynamit von der ganzen Welt sollte zusammengeführt werden, um eine ungeheure Explosion zu erzielen, daß die Ausgänge gewaltsam aufgerissen, oder die noch lebenden Unrettbaren wenigstens getötet würden. Auch sollte man Wassermengen in die unzugänglichen Bergwerke leiten, auf solchem Wasserwege in Kapseln Nahrungsmittel, Lichtstoffe und Nachrichten hinabbefördern. In Zukunft sollten alle Bergarbeiter mit gellenden Pfeifen versehen werden, um sich bemerkbar zu machen. Es sollten an vielen Stellen der Stollen und Schachte vorwegs Lebensmittelmagazine angelegt werden. Es sollten elektrische Signale eingerichtet und an allen Wendepunkten der Stollen Lampen und Ölvorräte angebracht und medizinische Mittel hinterlegt werden. Es sollten durch alle unterirdischen Gänge Ariadne-Fäden gezogen werden u. s. w. Ein vor Aufregung fast irrer Brief aus Graz bittet mich, solche Vorschläge nach Courrières zu telegraphieren und „meinen ganzen Einfluß“

wenn sie anonym sind, zu ignorieren. Es gehört Nervenkraft dazu. Ich bin auch manchmal schon nicht stark genug gewesen. Doch nach einiger Übung gelingts. Man darf ja nicht glauben, alle Welt erwarte vom Angegriffenen eine Entgegnung. Alle Welt hat morgen die Anrempelung vergessen. Du merke sie dir nur und schweige. Aber wenn die Zeit kommt, dann — handle.

Am 10. April.

In unseren Tagen führen katholische Priester und evangelische Pastoren gegeneinander einen giftigen Krieg. Das dürfte aber nicht mehr lange so dauern. Bekanntlich versöhnen sich kämpfende Rüden sofort, wenn der Wolf naht. Und der Wolf ist nicht mehr weit, man hört ihn schon allerorts heulen. Die moderne Behandlung der religiösen Angelegenheiten spitzt sich, deucht mich, immer mehr dahin zu: Fort mit den offiziellen Kirchen! Religion, Christentum — ja. Kirchentum — nein. Nur noch ein bischen tiefer hat diese Anschauung ins Volk zu dringen und siehe: Priester und Pastor sind einig. Die kirchlichen Gegensätze werden schweigen, der gemeinsame Kampf gegen den „Antichrist" wird beginnen. — Aber fast glaube ich, der Krieg zwischen Kirchen- und Antikirchentum wird weniger Unheil stiften, als der widerliche Zank der Kirchen gegeneinander.

Am 11. April.

Der hundertste Geburtstag Anastasius Grüns. Selbst wenn ein Dichter auch Politiker ist, sollte man nie mit politischem Maßstab seinen dichterischen Wert messen. Im Gegenteil, auch seine politischen Dichtungen darf die objektive Literaturkritik nur vom Standpunkte der Kunst aus beurteilen. Haben politische Gedichte keinen Kunstwert, dann ist ihr Verfasser eben kein Dichter. Und ist er ein Dichter, so weiß er alles, selbst die Politik, in das heilige Reich des Schönen zu erheben. Also nicht Tendenz, nur Kunst ist maßgebend. Und so wird jetzt wieder einmal dem Dichter Anastasius Grün Unrecht getan. Die politischen Parteien sitzen über ihn zu Gericht. Und weil ihn die einen als politischen Dichter verhimmeln, verschimpfen ihn die andern oder schweigen ihn tot. Und von beiden Seiten wird übersehen, daß Anastasius Grün ein edler, großer Dichter ist, der alles, was er anfaßte, also auch die Zeitgeschichte, im Lichte der Poesie verklärt hat. Und wenn man seine politischen Gedichte ganz ausschaltet, so wird man sehen, was noch übrig bleibt. Eben noch immer ein großer Dichter, voll Adel im Gehalt, voll klassischer Schönheit in der Form. — Aber Gott bewahre uns vor Dichterhuldigungen der Parteien. Die verderben alles.

Am 12. April.

Die Bewohner der Erdoberfläche erinnern sich jetzt wieder einmal daran, daß sie zwischen zwei Feuer sitzen. Während die Aprilsonne

sollten nur die Vornehmen wählen, die Starken und Edlen — so allein kommen wir weiter."

Als der Mann — im Eisenbahnzuge wars — so und ähnlich gesprochen hatte, erlaubte ich mir, daran zu erinnern, daß er vor fünf Monaten ganz anders geredet hätte.

„Natürlich, damals im November!" lachte er auf. „Damals war in Rußland die Revolution noch nicht niedergeworfen, damals drohten die Arbeiter auf der Straße, damals waren fast alle Zeitungen und alle Parteien, sogar die allerkonservativsten, für das allgemeine Wahlrecht. Da mußte man mit den Wölfen heulen, um nicht aufgefressen zu werden. Heute ist die Gefahr vorüber, die Klassen, die Parteien, die Zeitungen legen ihre Masken ab; da sieht man, wie gering die Zahl derer ist und wie machtlos sie sind, die das allgemeine Wahlrecht ernstlich wünschen. — Na ja, geschehen soll ja etwas, das gleiche allgemeine Wahlrecht soll kommen, aber es soll nicht gleich sein und es soll nicht allgemein sein, es soll wo möglich auch kein Wahlrecht sein, eben weil die Menschheit nur aristokratisch regiert werden kann?"

Nun erst habe ich den Spaßvogel gemerkt. Doch — selbst diesen Spaßvogel habe ich ein wenig im Verdacht, der Spaß könnte endlich und schließlich sein Ernst sein.

Am 8. April.

Ein Tag völliger Abspannung.

Am 9. April.

Einladung zu einem Standesgericht wegen eines neuen Schutzgesetzes gegen öffentliche Verleumdungen in Blättern. — Selbstverständlich stimme ich für die Änderung eines Gesetzes, welches einem böswilligen, lügenhaften Beleidiger gestattet, bei dem notgedrungenen Abdruck einer Berichtigung die Beleidigung zu wiederholen oder gar neue Beleidigungen beizufügen. — Allerdings lassen auch die Berichtigungen fast immer zu wünschen übrig. Abgesehen davon, daß eine solche streng sachlich sein soll, hätte sie, um wirksam zu sein, die Unrichtigkeit der vorhergegangenen Verdächtigung, Verleumdung nicht bloß zu behaupten, sondern auch zu beweisen. Wie aber darf es dem erstbesten oder erstschlechtesten Bosnickel anheimgestellt sein, durch eine willkürliche Ehrabschneidung irgendeinen harmlosen Menschen zu einem weitläufigen Beweise seiner Wohlanständigkeit zu zwingen? Kurz, das Berichtigungswesen ist überhaupt nicht viel wert, in seiner jetzigen Praxis einfach lächerlich. „Unwahr ist, daß —. Wahr ist vielmehr" u. s. w. Das kann jeder schreiben, und wer soll denn sonst leugnen, als der Schuldige? — In den meisten Fällen wäre es die würdigste Rechtfertigung, öffentliche Anrempelungen zu ignorieren. Alle anständigen Leute sollten sich verpflichten, öffentliche Beschimpfungen, Verdächtigungen u. s. w., besonders

auch sonst. Die Stimmung der äußeren Natur ist stets nur ein Spiegel unseres Gemütes.

Am 14. April.

Am 31. März erhielt ich von einem lieben Bekannten eine Ansichtskarte mit Osterblumen und Osterhasen, dazu geschrieben: „Fröhliche Ostern wünscht A. R. Walz.“ Aber das war ja reichlich noch um vierzehn Tage zu früh! Ich antwortete nicht gleich, sondern wollte meinen Ostergegengruß erst zur Osterzeit bringen. Die Osterzeit ist nun da, aber jetzt weiß ich, weshalb der Mann den Ostergruß mir so verfrüht gebracht hat. Heute könnte er ihn nicht mehr bringen, denn er ist tot. Am 5. April ist A. R. Walz gestorben. — Als Walz vor sechs Jahren in den Reichsrat gewählt wurde, gab es gegen ihn einen heftigen Kampf. Man hielt ihn für einen jener Deutschnationalen, die nur große Worte führen, aber nichts leisten. Doch Walz war wirklich ein deutscher Mann und hat seine Mandatspflicht mit der größten Treue erfüllt. Obschon er in Parlament und Leben mit unbeugsamer Energie zur deutschnationalen Politik stand, seine Haupttätigkeit als Abgeordneter bewies er doch dem kulturellen und sozialen Leben. Schule, Gemeinde-kirchliches, Wirtschaftsleben und Verkehr fanden in Walz den tüchtigsten und klügsten Vertreter. Wo es sich um das Wohl seines Volkes, seines Landes, besonders seines Wahlkreises handelte, da war er unermüdlich und schneidig auf dem Posten. Er stand mit dem gleichen Freimut vor dem Minister wie vor dem Bauer, vor dem Prälaten wie vor dem Sozialdemokraten. Seine derb-leutselige Art, sein gutmütiger Sarkasmus, seine treue Freundschaft und redliche Gegnerschaft erschlossen ihm die Herzen, sicherten ihm die Achtung aller. Anton Walz war ein Volksmann, dessen Tatkraft mit den höheren Zwecken gewachsen ist, dessen Werke und Erfolge ihn weit überleben werden. Er hat wohl redlich vorgearbeitet für die „fröhlichen Ostern“ der Deutschen in Österreich, die er uns hochgemut zurief, ohne sie selbst zu erleben.

Ostersonntag den 15. April.

Den gestrigen Nachmittag gäbe ich um vieles nicht her; auf dem Markte wäre er nicht drei Heller wert. Seit Jugendzeiten wieder einmal eine Auferstehungsfeier zu St. Kathrein am Hauenstein, und zwar die erste Begehung in der wiedererbauten Kirche unter den Klängen der neuen Glocken und Orgel. Schon der Weg dahin war österlich. Im Mürztal weißer Straßenstaub, die fahlen Grasreste des vorigen Jahres strohtrocken, die Luft schwül. An der Alpsteigstraße zu beiden Seiten metertiefer Schnee, unter dessen Eiskrusten die Schmelzwässer hervorrieselten und die Straße stellenweise in einen Bach verwandelten. Am Himmel geballte Sommerwolken mit Donner und

glühend über unseren Häuptern steht, brodelt unter unseren Füßen der Kessel Erdball, und wenn er nicht seine Schuß- und Dampflöcher hätte, so würde diese sausende Bombe nicht morgen krepieren, sondern heute. Wehe aber denen, die in der Nähe solcher Ventillöcher leben müssen! Seit ein paar Wochen wütet der Vesuv. Viele Ortschaften um den Berg herum sind von der glühenden Lava zerstört worden. Alle Kulturen meilenweit sind vom Aschenregen vernichtet worden. Wieviele Menschen dabei ums Leben kamen, das ist noch nicht annähernd festgestellt. Man spricht von Tausenden. Neapel, die herrliche Stadt, zitterte tagelang und zwar auch buchstäblich über dem beständigen Erdbeben. Viele Neapolitaner leben, die nie nordisches Schneien gesehen haben; wir wiederum können uns den gelbbraunen, knisternden Aschenschnee nicht vorstellen, der tagelang über jene Stadt niederging, in dichten Schichten liegen blieb, auf den Straßen allen Verkehr störte, Dächer eindrückte, den Himmel verfinsterte, so daß man oft nicht fünfzig Schritte weit vor sich hinsah — genau wie unser Alpenschnee; obendrein aber die Luft mit Gestank erfüllte und das Atmen hemmte. Dieses Aschenschneien und Aschentreiben hüllte alles, Gebäude, Schiffe, Pflanzen, Menschen, in eine schmutzige Schichte ein, das erregte Meer war schmutziggelb und soll stellenweise warm wie ein Schwitzbad gewesen sein. Alle Fremden reisten ab. Die Einheimischen flohen zu ihren Heiligen in die Kirchen, aber als dort die schwere stinkende Luft sie zu ersticken drohte, als über ihren Häuptern das krachende Dach zum Einsturz mahnte, rafften sie in wüster Verzweiflung sich auf, um die Flucht zu ergreifen. Etliche sollen über die ungefälligen Heiligen wütend geworden sein und sie sogar gezüchtigt haben. — Den Vesuv selbst sah man nicht, er war eingehüllt in Aschen- und Rauchwolken, aber des Nachts kündete das furchtbare Donnern und Rollen, der Schein der himmelansteigenden Feuer und der glühenden Lavaströme seine Nähe. Und als es endlich klarer ward und ruhiger in den Lüften, da stand dieser entsetzliche Berg wieder da — aber ohne Kopf. Sein Gipfel war eingebrochen, der Vesuv war — wie Blätter meldeten — um zweihundert Meter niedriger geworden. Weg war der halbringförmige graue Lavagipfel, in dessen heißen Spalten ich mir vor vierunddreißig Jahren ein Ei hartgekocht habe.

Am 13. April.

„Am Karfreitag wirst du nie einen Vogel singen hören!“ hatte einst unser alter Knecht Markus gesagt. Ich horchte daraufhin aus am Karfreitag und die Vögel sangen doch, ja sogar sehr lebhaft und hell. „So?“ sagte der Alte, „traurig für dich, wenn du glaubst, daß das ein Singen ist. Das ist ein Klagen, ein Weinen, ein Beten. Weil Jesus Christus gestorben ist!“ Jetzt erst verstand ich. In den Vogelsang legte der fromme Mensch seine eigene Stimmung. Und so ist es

Medisance, die Deutschen „Leutausrichten" nennen. Das steckt an und ich halte die Herde für eine Bestie, so anständig jeder einzelne für sich auch sein mag. Werde doch auch ich unter den Leuten blöde, banal, oder es regt sich ein unliebenswürdiger Kampfgeist gegen die Gemeinheit, wobei man allemal mehr verdirbt als gutmacht. Das und anderes. Deshalb ließ ich Ostern den Leuten und suchte auf meinem Zimmer Buße zu tun für die pharisäerhaften Anwandlungen.

Am 17. April.

Dem Tiroler Dichterkreis nach Übersendung eines Bildnisses des jüngst verstorbenen Dichters Anton Renk: Ihr lieben Tiroler Freunde! Habt Dank für das so wohl getroffene und so künstlerisch ausgeführte Bildnis unseres in Apoll seligen Freundes Renk. Ich kann dieses Bild nicht ohne Rührung betrachten. Bewegt davon, erstens daß der liebe Alpensänger in so jungen Jahren hat scheiden müssen, zweitens daß seine vaterländischen Freunde so treu seiner warten und drittens endlich, daß Ihr euch meiner immer so liebreich erinnert. Auch ich freue mich stets, gedenkend des jungen deutschen Dichterkreises in Tirol, der in fester Einigkeit und edler Begeisterung Hohes erreicht und noch Höheres anstrebt.

Am 18. April.

Franz Weidacher hat meinen Bauernroman „Jakob der letzte" dramatisiert, und zwar weit besser, als man sich es bei diesem Stoffe denken konnte. Doch dem Verfasser des Urbildes wird eine fremde Bearbeitung nie entsprechen. Trotz der eigenen Worte, denen man in der fremden Arbeit überall wieder begegnet, ist es doch ein anderes, als was man gemeint hat, und das in um so höherem Grade, als der Bearbeiter selbst Dichter ist. Besonders ist es nicht möglich, den Untergang unseres alten Bauernstandes auf den Brettern so genügend zu motivieren, daß diese unheimliche Erscheinung in ihrer vollen Tragik zum Verständnisse kommt. Karl Morre war auch mit der Absicht umgegangen, den „Jakob" auf die Bühne zu bringen, hat sich endlich aber überzeugen lassen, daß der Gegenstand nur episch annähernd gefaßt werden könne, so „dramatisch" er auch zu sein scheint. Es ist mehr Geschehenlassen als Handlung, mehr Leiden als Tat. Wenn man ein allmählich sich Entwickelndes zusammendrängt zu einem Theaterstück, so mag wohl etwas Symbolisches entstehen, doch es mangelt die Naturwahrheit und Naturnotwendigkeit. Wie weit das auch bei Weidachers „Jakob der letzte von Altenmoos" zutrifft, kann ich nicht beurteilen, da meine Abwesenheit von Graz mich die Aufführungen versäumen ließ. Von anderen höre ich mit Wärme, ja teils mit Begeisterung über das Stück sprechen.

Regensprühen. Und in St. Kathrein: Die Kirche ist erstanden! Und die Jugendzeit mit ihr. Vierzig, fünfzig Jahre sind zwischen heute und jener Idylle; das zweite, ja vielfach das dritte Geschlecht ist aufgestanden seither — und siehe, es war gestern derselbe Karsamstag, wie er einst gewesen. Ganz andere Menschen begehen die Auferstehung jetzt noch genau so, wie vor einem halben Jahrhundert. Die Enkel sehen aus, wie die Großeltern in ihrer Jugend ausgesehen haben. Die Mägdlein halten ihre gefalteten Tüchlein so in den Händen und singen mit denselben Stimmen die alten Lieder. Die Musikanten spielen auf dem Kirchenchor dieselben Hochzeitsmärsche. Junge, frische Burschen knallen auf dem Föhrenriegel dieselben Pöller los, die bei den Hochzeitsfesten ihrer Vorfahren geschallt haben. Auch das Kircheninnere, obschon zurzeit noch lange nicht fertig, hat möglichst alle dieselben Formen als vor dem Brande. Diese Beständigkeit nun in der Epoche, wo alles eilt und jagt und ihr verhängnisvolles Ideal in der Veränderung um jeden Preis sieht, diese Beständigkeit ist es, die einem wohltut und in der gleichsam unsere eigene Jugend latent ist, als sei sie jeden Augenblick bereit, wieder aufzustehen. — Jetzt wird einer sagen, es ist leicht, die Beständigkeit zu lieben, wenn es einem gut geht. Nun! Jene meine Jugend war arm und voller Verzicht und Leiden. Aber wenn sie heute aufersteht, ohne alle Bedenken gebe ich alles, was ich bin und habe, dafür hin. Übrigens, was will ich denn? In mir ist ja fast alles noch, wie es einst war, da hat sich nichts geändert. Außer daß das Unbeständige mich gelehrt hat, das Beständige zu preisen.

Am 16. April.

Nach den heißen Tagen der Karwoche leitete der Karsamstag mit Blitz und Donner das Osterwetter ein. Am Ostersonntag morgens Regen, dann schwüldunstiger Sonnenschein, gegen Abend Gewitter. Der Ostermontag ähnlich. Die Leute, die sich nicht zu weit vorwagten, kamen zufrieden nach Hause, die anderen pudelnaß. Ich bleibe an solchen Festtagen am liebsten im Zimmer. Warum? — Die Herden! Mit Vergnügen würde ich mich in die Menge der Spaziergänger mischen, wenn sie auch nur ein bißchen Naturandacht hätte. Oder wenn sie von Herzen heiter wäre, oder wenn sie freundliche und kluge Gespräche führte. Nein, ihre persönliche Eitelkeit führet sie spazieren und je eifriger manche ihre Schwächen verdecken wollen, je komischer wuchern sie auf. Anfangs sucht man sich mit Humor darüber hinwegzuhelfen, aber wenn es vierzig und fünfzig Jahre dauert und die Leute nie gescheiter werden, im Gegenteil, man in solcher Gesellschaft selbst Gefahr läuft, dümmer zu werden, dann versagt der Humor. Was muß der im Rudel eingepferchte Naturbummler hören? Zumeist das, was die Welschen

schier der jüngste an Geistes- und Gemütsfrische. Um diesen Jubilar jubilierten deshalb die anderen.

Wohl an die fünfunddreißig Jahre ist es her, seit ich mit Jugendgenossen mitternächtig das letztemal so durch die Stadt geschwärmt bin wie in dieser Nacht, und wenn man die Lebenslust messen wollte von einst und jetzt, so fände sich kein Unterschied. Oder doch? Waren jene fernen, längst versunkenen Genossen auch immer so harmlos heiter, so sonnig warm und geklärt gewesen als meine Kameraden von heute? Ist es nicht köstlicher, jetzt mit siebzigjährigen Jünglingen die Nacht durchzuschwärmen, als einst mit zwanzigjährigen Greisen?

Am 22. April.

Dieser Tage einsame Spaziergänge, wehmütig, traumhaft. Die Leute tun mir weh, ohne daß sie drum wissen.

Am 23. April.

Wieder ein ganz neuer Blick ins „Leben". Wenn gewisse Bücher nicht wären, würde mancher alte Mann — der doch auch mitten in der Welt zu stehen glaubte — als Kind hingehen. „Meine Lebensbeichte, Memoiren von Wanda von Sacher-Masoch," (Berlin, Schuster und Loeffler), heißt das Buch, das in diesen Tagen mich — verblüfft, erschreckt, entsetzt hat. Es ist, besonders gegen Ende hin, stark phantastisch gehalten, das Hauptsächliche indes scheint wahr zu sein. (?) Die Erzählung spielt vorwiegend in Steiermark, Graz, Bruck, Mürzzuschlag, unter einer Zeugenschaft, die großenteils heute noch lebt, die vieles zu wissen glaubt und von den Enthüllungen der Wanda doch „paff" sein wird. Die Frau erzählt besonders ihr eheliches Verhältnis mit dem Dichter Sacher-Masoch. Die Ehe ist eine höchst unglückliche, aber nicht gerade etwa des wirtschaftlichen Elendes wegen, daß ewig über der Familie brütet, oder weil Wanda auch im Hochsommer die schweren Pelze tragen muß, oder weil sie ihr Mann zwingt, ihn täglich mit einer sechsschwänzigen Knute bis aufs Blut zu peitschen. Nein, diese Ehe war deshalb so namenlos unglücklich, weil Sacher-Masoch immer wünschte und begehrte, daß seine von ihm abgöttisch geliebte Frau ihm mit einem andern untreu werden solle, und weil Frau Wanda das die längste Zeit nicht zusammenbrachte. So etwas ist mir absolut neu, daß ein Mann es seiner geliebten Frau zur ehelichen Pflicht macht, ihm untreu zu sein. Das Buch ist mit Grazie geschrieben, der unerhört indiskrete Stoff mit Takt und mit einer gewissen Trauer behandelt, so daß unser zeitweilig bis zum Erbrechen erregter Abscheu endlich in Mitleid umschlägt, auch für den „Helden." Wanda selbst erscheint uns in ihrer Lebensbeichte als eine gutmütige Frau, die als Gattin, Mutter und Hausfrau ihre Pflicht erfüllt und recht brave Grundsätze hat; in weiterem aber abgestumpft und willenlos ist. Nun führt sie uns durch ihr Leben und in eine

Am 19. April.

San Francisco zerstört! Durch Erdbeben, Springflut, Feuer und — Dynamit. Wenn das furchtbare Zerstörungsmittel Dynamit einmal zum Erhaltungs- und Rettungsmittel werden muß — was geht da vor? Die Nachrichten sind noch ganz verworren, darunter auch solche, die von zehntausend Toten und von der völligen Zerstörung der herrlichen Stadt sprechen. — Wenn der Erdboden nicht mehr verläßlich ist, wohin denn? Vergeistigen wir uns!

Am 20. April.

In einem Schreibebrief kommt mir der Vorwurf zu, weshalb der Verfasser des Buches „Jakob der letzte", der in diesem Werke so sehr für die Schollenständigkeit eintritt, nicht selbst auf der Scholle geblieben sei? Das wird mir von Zeit zu Zeit so oft gesagt, daß ich beinahe einmal antworten sollte. Bäuerlich genommen habe ich nie eine Scholle besessen und literarisch genommen ist selten jemand fester auf der Scholle geblieben als ich. Ähnlich wie die törichten Auswanderer von Altenmoos werden alle Dichter und Künstler bodenflüchtig, wenn sie die Heimatkunst verachten und in ihnen fremden Bereichen herumphantasieren, mit denen sie keine natürlichen Bande verknüpfen. Ein paar solch schollenflüchtiger Bücher habe auch ich geschrieben und einen darauf hinzielenden Vorwurf hätte ich demütig zu ertragen. Kritische Bemerkungen aber, daß auch mein „I. N. R. I." einer mir fremden Welt entnommen sei, sind völlig unrichtig. Im Gegenteile soll ja das Kardinalverbrechen meines Jesubuches darin bestehen, daß es zu eigenständig sei. Wenn das Evangelium durch einen sinnenden Obersteirer geht und er schreibt die Heilandsgeschichte nieder, so wird ungefähr stets dasselbe herauskommen.

Am 21. April.

Heute um Mitternacht zogen sechs Burschen durch die Grazerstadt. Sie zogen der Mur entlang. Der Strom rauschte dumpf wie eine Ache im Hochgebirge, die von den Gletschern kommt. Bei Tag hat man ihn noch nie so gehört. Die sechs Burschen zogen weiter um den dunklen Schloßberg und durch den Park im kühlen, feuchten Duft der blühenden Bäume. Kein Mensch ist ihnen begegnet, kein einziger, und als ihr helles Lachen und Scherzen unterbrochen wurde von Augenblicken beschaulicher Andacht, die bisweilen von den ewigen Himmeln tauen, da kam aus der Ferne halbverloren der ersten Stunde Glockenhall. Es geht eine Mär von der ausgestorbenen Stadt. Aber so war es nicht, es war wie der junge Hochwald, nächtig, ehe die Vögel anheben. — Die sechs Knaben zählten zusammen dreihundertsechsundzwanzig Jahre. Der mit siebzig Jahren war der älteste und zugleich

gegangen sind wie aus der deutschen, und somit hat auch keine so wenig allgemeine Wirkungen geübt wie die deutsche.

Ich finde die Ursache in dem geringen poetischen Wert der meisten deutschen Erzeugnisse. „Der echte Dichter ist wahr wie das Leben selbst", sagt Schopenhauer, und in diesem Sinne besitzen wir sehr wenig echt Poetisches. Die Tendenz, die Ideen können einem poetischen Werk im Weichbilde der eigenen Literatur immerhin zu großer Geltung helfen, in der Weltliteratur entscheidet der poetische Wert und nur dieser.

Das Dichterisch-Wahre ist zugleich das Menschlich-Wahre, möge es auch das volle Gepräge seiner Nation tragen; deshalb hat sich der durch und durch spanische Don Quixote, der durch und durch deutsche Werther, haben sich die durch und durch russischen Geschichten Iwan Turgenjews ebenso bei allen Nationen einbürgern können als die kosmopolitischen Dichtungen Lord Byrons.

Die deutsche Literatur mahnt mich an die „Perrücke von Millionen Locken", von der Mephistopheles spricht, es ist eine Literatur von Millionen aufeinandergepfropften Büchern. Der deutsche Dichter schöpft seine Stoffe, seine Menschen- und Lebenskenntnis, seine Anregungen aus Büchern, nicht aus dem Leben, er macht — um mit Kürnberger zu reden — Bücher aus Büchern und nicht, wie er sollte, Bücher aus der Natur.

In einer solchen Literatur müßte ein Talent wie das Ihre, das nicht aus der Bücherstube, sondern aus Wäldern und Bergen hereintritt, das eine seltene Ausnahme bildet, epochemachend werden und auch außerhalb dieser Literatur in ganz Europa Wirkung üben.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie es kommt, daß Sie nicht jene Stellung einnehmen, welche der Kraft und Eigenart Ihrer dichterischen Gaben zu gebühren scheint, und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß dies nur daran liegt, daß auch Sie zu viel aus Büchern geschöpft haben, daß Sie sich zu sehr an fremde Muster anlehnen.

Wenn Sie ganz nur Sie selbst wären, würden Sie rasch alle anderen überflügeln.

In bezug auf den Inhalt hat Sie die Nachahmung Stifters zu einer gewissen Harmlosigkeit, nicht in der Wahl, aber, was mir noch schlimmer scheint, in der Behandlung Ihrer Stoffe verleitet. Die Form betreffend, sind Sie auch zu keinem Ihnen eigentümlichen, künstlerischen, einheitlichen Stil gekommen.

Ich höre bald Stifter, bald Heine, bald den steirischen Landmann und dann wieder Sie selbst sprechen. Wo Sie von Ihrem Herzen weg reden, da ist der Stil einfach, naturwahr und daher schön. Um ein Beispiel zu geben, so nenne ich den folgenden Satz tadellos schön: „Sie traten in den kleinen Friedhof, schritten still zwischen den armen Holzkreuzen hin, einer grauen Statue zu, die im Dunkel eines Strauches ragte." („Stille Geschichte" pag. 66.) Hier hat alles seine naturwahre Farbe und Beleuchtung.

Wenn aber Stifter den Vollmond mit einer weißen Rose vergleicht, so ist dies weder wahr noch schön, sondern einfach affektiert.

Eine ähnliche Affektation finde ich auch da und dort bei Ihnen.

Dann macht sich wieder stellenweise der steirische Dialekt in Satzfügung und Ausdruck geltend, z. B. pag. 18: „zumeist aber schier ganz verwischt war".

Wo Sie den steirischen Landmann sprechen lassen, ist es nicht allein erlaubt, sondern geradezu geboten, seiner Rede die Farbe des Dialekts zu geben; wo aber der Dichter selbst spricht, sind derlei Anklänge störend und um so störender, als sie knapp neben jüdisch-hellenischen, dem deutschen Sprachgeist Gewalt antuenden Wort-

Mustersammlung von verrückten, verlogenen, perversen Naturen, aus denen Sacher-Masoch wie eine ungeheure Mißgeburt aufragt. Vorausgesetzt die Wahrheit — war es denn notwendig, das zu veröffentlichen? Oder will die Frau auch jetzt noch von seiner Schande leben? — Ich habe in den Siebzigerjahren mit diesem Manne doch auch verkehrt und glaubte ihn zu kennen; von all dem Widerwärtigen, was sein Herz so ganz und gar ausgefüllt haben soll, habe ich nicht die Spur bemerkt. Sacher-Masoch war ein heiterer, geistvoller Plauderer, der zwar manche überspannte Ansicht äußerte — wie das wohl vielen von uns passiert. Als kritischer Schriftsteller war er ja boshaft, auch gegen mich mehrmals öffentlich, doch persönlich hat er mir, dem damals noch unsicheren Anfänger, aus eigenem Antrieb manches gute Wort gesagt. Als Gegensatz zu dem Ungeheuerlichen, das seine Witwe Wanda von ihm erzählt, verlangt es mich, auch was Gutes von ihm darzutun. So sei ein Brief Sacher-Masochs an mich in folgendem mitgeteilt:

Bruck an der Mur, 1. Jänner 1875.

Lieber Freund!

Ich habe Ihre „Stillen Geschichten" von Westermann erhalten und bereits im „Wiener Leben", „Wiener Neuen Fremdenblatt" und der „Linzer Tagespost" besprochen, danke daher herzlich für Ihr liebenswürdiges Anbot, mir das Buch zu senden.

Es freut mich sehr, daß Sie meine Kritik so gut aufgenommen haben. Wenn Sie meinen Artikel im „Wiener Leben" über Storm gelesen haben, werden Sie wohl die Überzeugung gewonnen haben, daß ich mich bei Beurteilungen niemals von den jetzt üblichen subjektiven und persönlichen Motiven leiten lasse, sondern nur die Sache selbst ins Auge fasse und vollkommen objektiv beleuchte.

Mir ist die Kritik eine heilige Sache und ich nehme die Worte des trefflichen Abraham a Santa Clara ernst, der da sagt, der Schriftsteller möge seine Feder immer erst in sein Gewissen und dann erst in die Tinte tauchen.

Hätte ich nur meiner Stimmung Rechnung getragen, so wäre Ihrer mir lieben Person gegenüber nicht der leiseste Tadel laut geworden. Da sie aber der letztere so wenig verletzt hat, so möchte ich in dieser Richtung auch einiges hinzufügen, in der Absicht, Ihnen zu nützen.

Ich muß vor allem gestehen, daß ich seit jener Erzählung, welche Sie mir als Redakteur der österreichischen „Gartenlaube", brachten, bis jetzt nichts von Ihnen gelesen habe. Es ist mein Prinzip, so wenig Poetisches wie nur möglich zu lesen, weil ich die Überzeugung habe, daß viel Lesen die Originalität schädigt. Ich lese daher meist nur wissenschaftliche Werke.

Als ich nun Ihre „Stillen Geschichten" gelesen hatte, fragte ich mich, wie es komme, daß ein so starkes, frisches, ursprüngliches Talent wie das Ihre nicht zu größerer Geltung gekommen. Die Deutschen sind stolz auf ihre poetische Literatur, aber ich finde, daß sie wenig Ursache dazu haben.

Goethe sagt so treffend: „Ich traue meiner Nation so wenig wie mir selbst; eine Zustimmung aus der Ferne und Fremde scheint mir mehr Sicherheit zu geben." Ich kann daher in jeder Literatur nur jenen Werken eine wahrhafte Bedeutung beilegen, welche sich auch bei anderen Nationen eingebürgert haben. Nun ist es aber Tatsache, daß aus keiner Literatur so wenig Werke in fremde Literaturen über-

Am 25. April.

Es gibt Stunden, wo mancher sich darüber grämt, seinen Kindern es nicht so gut machen zu können, als es reicher Leute Kinder haben. Da sollte man gerade einmal daran denken, was Rabbi Emil Hirsch vor kurzem zu Chicago den amerikanischen Millionären ins Gesicht gesagt hat. 95 Prozent der Söhne aller reichen Leute, ihrem praktischen Werte nach geschätzt, sind Nichtsnutze. Unter dieser großen Mehrheit gibt es nur wenige, die sich mit der gewöhnlichen Wohlanständigkeit aufführen und sogar scheinbar den Grundtugenden gerecht werden; aber selbst ihre guten Eigenschaften sind höchst verdächtig. Oft werden sie gelobt nicht für das Gute, das sie vollbracht haben, sondern für das Schlechte, dessen sie sich enthalten haben. Man mag daran zweifeln, ob die Fähigkeit des Gelderwerbes ein wünschenswerter Besitz, jedenfalls ist sie eine der Eigenschaften, die sich nicht vom Vater auf den Sohn zu vererben scheinen. Herr Georg Pullmann, der amerikanische Millionär, erklärte in seinem Testamente, daß seine Söhne ihm wenig Ehre machten, und setzte ihnen deshalb nur eine Jahresrente von 14.400 Kronen aus. Selten nur vererben sich nach Ansicht des Rabbi die guten Eigenschaften reicher Eltern auf ihre Söhne, die zwar zur Schule gehen, aber nicht um zu lernen, sondern um sich zu amüsieren und mit ihrem Reichtum zu protzen. So gereicht ihr Lebenswandel oft genug ihrer Familie zur Schmach und spricht aller Wohlanständigkeit Hohn.

Glücklich die Kinder, die von ihren Eltern so viel ererben, daß sie was lernen und anständig einen Beruf anfangen können, im weiteren sich aber selbst anstrengen und ihre Fähigkeiten üben müssen. Doch wehe denen, die auf dem glatten, goldenen Boden der Eltern ihr Haus bauen und erhalten wollen. Sie versumpfen oder verlieren sich in närrische Extravaganzen und die Tüchtigkeit setzt in der Nachkommenschaft erst dort wieder ein, wo der Vorfahren Reichtum alle ist.

Am 26. April.

An dem Unglücke von San Francisco sind — wie es sich jetzt herausstellt — zum größten Teil die Zeitungen schuld. Erdbeben und Feuer haben ungefähr ein Dritteil der Stadt zerstört, die zwei Dritteile des „völlig zerstörten“ San Francisco sind durch die Zeitungen zugrunde gegangen. Diese dürften denn auch den Tod von mehr als neuntausend Menschen auf dem Gewissen haben, denn tatsächlich umgekommen sollen nicht ganz tausend Personen sein. Gutherzige Europäer wollten gleich Gelder hinüberschicken, die aber von den stolzen Amerikanern abgelehnt worden sind. „Schaut erst einmal auf euer Bettelvolk. Wir werden uns schon selber helfen.“

bildungen à la Heine stehen, wie „Heil verlassene“, pag. 66, „mit dieser zweifelumschatteten Zuversicht“, pag. 49, u. s. w.

Dieses Vermischen verschiedener Stilarten zerstört den künstlerischen Eindruck der Form.

Es ist freilich keinem Dichter möglich, nur Bedeutendes zu schaffen. Wie viel Mittelmäßiges, ja Schlechtes hat nicht Goethe neben seinen wenigen epochemachenden Dichtungen geschaffen. Das große Publikum will leichte, harmlose oder pikante Ware und blickt auf das Große und Gewaltige mit einer Art Scheu.

Ich selbst habe — wenn auch in einem ganz anderen Genre als es das Ihre ist — viel gesündigt, nämlich viel produziert, was keinen besonderen Wert hat, aber von Zeit zu Zeit muß man doch etwas Volles, etwas Großes schaffen, und dies ist nur dann möglich, wenn man jede Rücksicht auf Kritik und Publikum beiseite läßt und ganz nur seinen Instinkt, seine Eigentümlichkeit, seinen Genius walten läßt.

Der erste Teil meines „Vermächtnis Kains“ hat mir nicht allein in der deutschen, sondern in der Weltliteratur einen dauernden Platz erobert, und wenn die französische, englische und russische Kritik mich jetzt schon mit Brete Harte und Turgenjew in eine Reihe stellt, so darf ich hoffen, daß der zweite Teil meines „Vermächtnis Kains“ eine noch bessere Wirkung üben wird.

Der Zweck meines Schreibens ist nicht, eine heutzutage in literarischen Kreisen beliebte Tadelsucht zu befriedigen, sondern Sie zu bestimmen, einmal alle Rücksichten beiseite zu lassen und in einem Werke, am besten in einem Novellenzyklus aus dem steirischen Volksleben, die ganze ursprüngliche Kraft Ihres Talents zu entfalten, denn ich bin überzeugt, daß Sie Erfolge erringen könnten, wie sie weder Auerbach noch Spielhagen, weder Freitag noch Heyse, ja nicht einmal Storm zu verzeichnen haben. Aber lassen Sie vor allem Ihre Muster beiseite. Ich denke, Sie sind nun gebildet genug, um ganz wieder auf eigenen Füßen stehen zu können. Schreiben Sie aus der Natur, aus dem Leben, aus Ihrem eigenen Herzen heraus, und vor allem schenken Sie jenen keinen Glauben, welche von Ihnen verlangen, daß Sie aus dem Rahmen Ihrer Heimat heraustreten.

Man hat mir seinerzeit dieselben weisen Lehren erteilt und doch sind es gerade jene meiner Geschichten, welche in einem abgelegenen Winkel meiner Heimat spielen, die einen europäischen Erfolg hatten.

Als in der „Grünen Insel“ die von Obermüller nach Zeichnungen des Nordpolfahrers Payer angefertigten Aquarelle vorgezeigt wurden, meinte der erstere: „Es ist ein künstlerisches Wagnis, Gegenstände zu malen, die ich nicht gesehen.“

Es wäre zu wünschen, daß unsere Poeten eben so denken würden, aber sie malen ihre Bilder nach fremden Zeichnungen frisch darauf los und erstaunen, wenn man dann ihre Farben belächelt.

Sie sind diesem Erbfehler deutscher Poeten vollkommen ferne geblieben; lassen Sie sich ja nicht verleiten, den Boden Ihrer Heimat, den Kreis dessen, was Sie gesehen haben, zu verlassen.

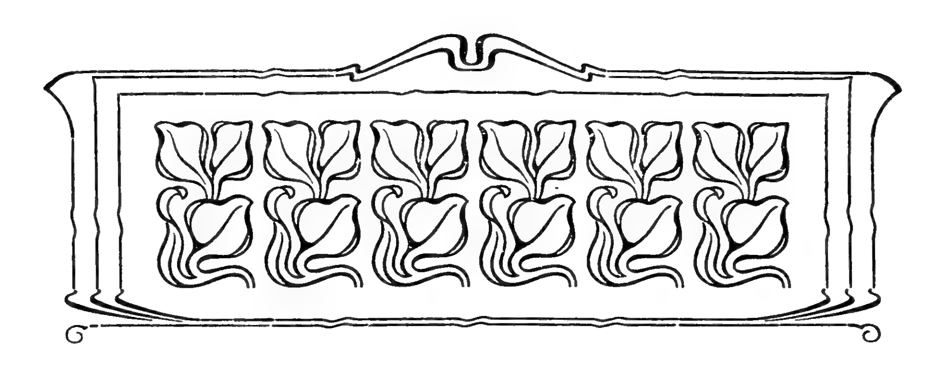
Mit bestem Gruß und Neujahrswunsch Ihr aufrichtiger Freund

Sacher-Masoch.

Am 24. April.

Alpenlust hat kein Wort,
Hat nur ein Klingen.
Was man nicht sagen kann,
Das muß man singen.

Ist auch zum Singen
Die Freude zu fein,
Dann jauchzet der Älpler
Sein Glückseligsein.



Kleine Laube.

Die Dichtergruft zu Thurn am Hart.

Eine Vision zu Anastasius Grüns hundertstem Geburtstage.

Fern an Kroatiens Grenzen hebt zu des Himmels Blau,
Bewacht von mächt'gen Türmen, sich eines Schlosses Bau,
Das alte, feste Bollwerk, wie in der Türkenzeit
Steht heut' noch kühn und trotzig, als wär' es kampfbereit.

In jenem Schloß, wo lange gehaust der Ahnen Reih',
Hat sich das Heim begründet, das traute, wieder neu
Ein edler deutscher Dichter aus gräflichem Geschlecht,
Und seine Leier tönte für Wahrheit, Freiheit, Recht.

Fast sind im Lauf' der Zeiten entfloh'n schon dreißig Jahr',
Seitdem der Sanggewalt'ge Herr jener Veste war:
Er pflegte seine Reben, der Wald hat ihn umrauscht,
In dem er manches kühne, manch' süßes Lied erlauscht.

Als Öst'reichs Volk geknechtet im tiefen Bann noch lag,
Verhießen Freiheitsklänge von dort der Geister Tag,
Sie tönten stolz entgegen den Mächt'gen, die gebebt,
Die unterdrückten Völker doch haben aufgelebt.

Ein Freiheitssturm durchbrauste gar bald das ganze Reich
Und mancher, der gewaltig, ward vor dem Volke bleich. —
Dann aber schwanden Jahre und das errungen schien,
Man hielt es für verloren, was man erstritten kühn.

Da trat im Kampf der Rede fürs Vaterland mit Macht
Hervor er, dessen Lied einst die Seelen angefacht,
Er nahm im Haus der Herren das Wort, wie Schwertesstreich
Klang's für sein Volk, den Kaiser, das teure Österreich.

Wohl haben zugejubelt, wie einstens seinem Sang,
Dem Manneswortе alle, das aus der Seele drang,
Und sie erhofften sehnend, was jener Mund entbot,
Fürs Vaterland ein glänzend verheißend Morgenrot. —

Doch für den edlen Kämpen war, ach, die Zeit erfüllt,
Das kühne Aug' hat plötzlich die ew'ge Nacht umhüllt,
Sein Werk war nicht vollendet, als sie ihn eingesenkt,
Den Toten mit Gepränge zur düstern Gruft gelenkt. —

Am 27. April.

Seit dem Ostergewitter täglich Blitz- und Donnerwetter, die sich allmählich zu einem dauernden Landregen entfalteten. Die Vegetation ist plötzlich und üppig emporgeschossen. Das Blühen der Obstbäume kam über Nacht. In weniger als zehn Tagen ist aus dem Vorfrühling der Frühsommer geworden und die Mur braust hoch und trübe aus dem Gebirge herab. Aber man berichtet über neue Schneefälle in den Alpen.

Am 28. April.

Ein gutes Wort habe ich heute im italienischen Philosophen Manzoni gefunden: „Der Schriftsteller soll nicht so von der Liebe reden, daß er dem Herzen seines Lesers die Leidenschaft näher bringt. Freilich ist die Liebe in dieser Welt ein notwendig Ding. Aber es wird ihrer immer genug geben. Sechshundertmal mehr, als nötig zur Fortpflanzung unserer ehrenwerten Rasse. Es ist also nicht die Mühe nötig, sie besonders zu hegen und zu pflegen. Man läuft damit Gefahr, sie hervorzurufen dort, wo sie von Übel ist. Hingegen soll der Schriftsteller die Güte, die Nächstenliebe, die Selbstentsagung u. s. w. zu beleben trachten. Das ist notwendiger."

Am 29. April.

Rom bricht die Persönlichkeit. Wie schwer sich unter direktem Drucke der Kirche ein Mann als solcher behaupten kann, zeigt sich besonders wieder an Pius X. Eine freiere Entfaltung seiner wahren Wesenheit war ihm als Landgeistlicher und auch noch als Patriarch möglich gewesen. Im Vatikan aber erstickt sie. Man ersieht aus allem, wie aus dem prächtigen, menschlich-warmen Josef Sarto allmählich der — Papst wird. Das Prinzip. Es ist schade, daß gerade der einzige unfehlbare Mensch auf Erden einen gebundenen Willen haben muß und nicht von der Leber weg reden darf.

Am 30. April.

Das schönste Wort von Friedrich Nietzsche ist folgendes: Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut. Das allein, Brüder, ist unsere Erbsünde! — Hierin trifft der Dichterphilosoph mit seinem Antipoden Christus zusammen, der auch die Freude verkündet hat. Die kindliche, harmlose Freude, die nur dann in uns aufkommen kann, wenn Sorgen und böses Gewissen sie nicht überwuchern. Uns selbst zu freuen und anderen Freude zu machen, welch ein schönerer Gottesdienst wäre denkbar!

Ich hab es mitgeschaffen, was du geboten kühn,
Als einst dein Lied verkündet der Freiheit Morgenglüh'n,
Als donnernd deine Rede für Vaterland und Reich
Ein jedes Herz getroffen, wie mit des Schwertes Streich.

Zum Volk hab ich die Liebe dir in das Herz gesenkt
Und echtes deutsches Fühlen als Gabe dir geschenkt:
Was edel du gewirkt hast in deiner Lebenszeit,
Ich bin ihm beigestanden in Freude und in Leid!

Laß ab von deiner Klage und zieh' zur Ruhe ein,
Für das, was du verteidigt, laß mich dein Schützer sein,
Ich werde rüstig schaffen, Deutschöst'reich bleiben treu,
Wie finster auch die Wolke, die es verhüllt, jetzt sei!"

Und wie so mild und tröstend, der Herrliche dies spricht,
Klärt sich des Schattenbildes verdüstert Angesicht,
Und aus dem Geistermunde tönt's wie ein Dankeswort,
Verschwindend sinkt der Schatten in seinen Ruheport. —

Der Jüngling aber leise den Kranz legt vor die Gruft:
Es strömt aus dem Gewinde ein süßer Rosenduft,
Der Rosen hat ja immer der Dichter so begehrt;
Und welken sie, der Lorbeer bleibt grün und unversehrt.

Dann breitet aus die Flügel des Jünglings Kraftgestalt,
Von gold'ner Gloriole erscheint sein Haupt umwallt;
Seht, wie in Feuergarben hell durch die Lüfte ihn
Jetzt weiter, immer weiter hinüber nordwärts zieh'n. — —

Der Tag bricht an, es leuchtet wie Glut der Fenster Zahl
Von Thurn am Hart, dem Schlosse, im Morgensonnenstrahl;
Beim Gruftgewölbe droben doch hell im Jubelchor
Steigt aus den Fichtenzweigen der Vöglein Sang empor!

Anton Schlossar.

Wie der Löwe gezähmt wird.

Davon erzählt der Löwenbändiger Hamburger in der Zeitschrift „The London". Ein Tier zähmen, das heißt nach ihm so viel, als es überreden, daß der Mensch der Stärkere von beiden ist, und daß es keine Macht besitzt, ihm zu schaden. Mit Gewalt vermag man kaum ein Tier zu dieser Überzeugung zu bringen; vielmehr ist eine lange, sorgfältige Vorbereitung, dann eine allmähliche Gewöhnung an den Dresseur und ein starker persönlicher Einfluß, in dem das Genie des Tierbändigers beschlossen liegt, vonnöten. Nichts ist verfehlter, als einen Löwen durch Hunger gefügig machen zu wollen. Der Löwe wird gut genährt und zunächst dient kein anderer Gegenstand dazu, ihm die ersten Begriffe von der Sinnlosigkeit seines Tuns beizubringen, als ein einfacher hölzerner Stuhl. Der wird mit großer Vorsicht in den Käfig gestellt. Mit einem Satz stürzt sich das wütende Tier auf ihn und in einem Moment ist er zertrümmert. Am folgenden Morgen steht ein neuer Stuhl da und erleidet dasselbe Schicksal. Tage reihen sich an Tage, ein Stuhl folgt dem anderen. Da endlich dämmert in dem Löwen das Gefühl auf, daß seine Wut nutzlos ist. Der Stuhl ist ewig. An dem Tage, an dem er sich zum erstenmal nicht auf den Stuhl stürzt, hat der Dresseur seinen ersten Sieg errungen. Nun wird das Tier durch ein Narkotikum in einen tiefen Schlaf versenkt und während es bewußtlos daliegt, mit starken Ketten an die Wand gefesselt. Wenn der Löwe wieder erwacht, dann sitzt der Bändiger auf dem Stuhl im Käfig. Mit einem dumpfen Ge-

Dort ob' des Schlosses Mauern, im schönen Krainer Land,
Auf waldbekränzter Höhe, wo er oft sinnend stand,
Schließt ein das Gruftgewölbe mit hoher Kuppel Zier,
Was uns von seinem Wesen geblieben sterblich hier. — —

Es sind nun hundert Jahre, da er das Licht erblickt,
Der zu dem ew'gen Schlafe ward in die Gruft entrückt,
Drin ruht er bei den Seinen, die ihm gefolgt so bald. —
Rings Stille, manchmal leise nur rauscht der Fichtenwald.

Und Mitternacht ist's, bläulich dringt sanftes Mondenlicht
Mit Silberstrahlen nieder, das durch die Wolken bricht,
Da, sieh, der Totenhalle entschwebt ein Schattenbild,
Das trägt des Dichters Züge, so treu, so ernst, so mild.

Wie klagend hebt's die Arme empor zum Firmament,
Als sucht' es Schutz beim Himmel, der keinen Jammer kennt.
Und horch, da dringen Laute aus seinem Geistermund,
Und jener Klage Deutung, sie geben Worte kund:

„O daß, wonach ich einstens gestrebt, vergeblich war!
Stolz sah' ich zieh'n die Kreise den edlen Kaiseraar,
Und denen, die er treulich genommen in die Hut,
Stets bin ich beigestanden mit meinem besten Mut.

Heut' aber, da gegönnt mir, zu seh'n dich teures Land,
Blick' ich mit Schmerz hernieder auf manch' zerrissen Band,
Die Völker rings im Streite und du, mein Volk, voran
In Öst'reichs schönsten Gauen, du bist in Acht und Bann!

Für dich hab' ich gerungen, für dich hab' ich gelebt,
Hab' dich im Lied gepriesen, dein Wohl so heiß erstrebt,
Mein Sang und meine Rede, sie waren dir geweiht,
Dir und dem Kaiserreiche! Und heut' nur Kampf und Streit!

Als Helden hast gepriesen du mich in Sang und Wort —
O daß doch die Erinn'rung daran so schnell verdorrt! —
Du hättest sollen führen der andern Völker Reih'n,
Die Fremden sah ich siegen und dich, mein Volk, bedräu'n!

Und jenes Schlosses Räume, von wo mein Lied erklang,
Wo meine Ahnen wohnten so manch' Jahrhundert lang,
Sie sind in fremden Händen, ach, keiner Enkel Schar
Weilt in der Väter Halle, die mir so teuer war!"

So tönt die Geisterstimme in düsterm Klagelaut,
Da plötzlich, horch, ein Klingen, so lieblich, hell und traut,
Wie sanfte Harfenweise, wie holde Melodie,
Die Harmoniensüße dem Hauch der Nacht verlieh!

Und aus der luft'gen Höhe sich rauschend niedersenkt
Ein Jüngling, der im Fluge dem Schatten zu sich lenkt,
Es prangt die hehre Stirne und goldner Locken Pracht,
Sie schimmert hell und glänzend durch lichte Mondesnacht.

Gesenkt des Jünglings Linke hält einen Lorbeerkranz,
Mit duft'gen Rosenblüten ist er durchflochten ganz,
Die Rechte aber hebt er dem Schatten zu im Gruß
Und spricht: „Getrost, o klage nicht Anastasius!

Als Freund bin ich gestanden stets treu zur Seite dir,
In deine Hand gegeben hab' ich mein stolz Panier,
Den mehr als ein Jahrtausend man als so mächtig preist,
Blick auf, ich bin gekommen heut', ich, der deutsche Geist!

Singvögel.

Ich wand're . . .

(Bei Schlanders und Laas in Tirol im Sommer 1903.)

Ich wand're hin auf Marmorstaub
Zu hohen Marmorbergen,
Von Marmorstaub ist weiß das Laub,
Nichts kann vor ihm sich bergen!

O, Seele mein, du willst nun ruh'n!
Was soll uns das Versteinern?
Ich träume still im Walde nun,
Befreit vom All — Gemeinern!

Und brechen sie auch Stück um Stück
Dem Marmelberg vom Leibe,
Ich wand're — bis erfüllt mein Glück,
Wer steinern sein will — bleibe!

Er bleib' bis im Reklamenstaub
Zum Denkmal er verkruste,
Ich geh' vorbei ins grüne Laub
Und hör' vom Ruhm und — huste — — —

Und schüttle ab den Marmorstaub
Auf hohle Ruhmessärge,
Ich such' den Stock im Haselnaub
Und steige in die Berge.

Anton August Naaff.

Ein Vogelsteller ist mein Schatz.

Ein Vogelsteller ist mein Schatz,
Mein Schatz ist Vogelsteller;
Er sucht sich einen grünen Platz
Und pfeift auf rote Heller.

Auf rote Heller pfeift er leicht;
Was braucht er viel am Herde?
Wenn nur sein Pfiff recht lockend streicht,
Daß guter Fang ihm werde.

Auf guten Fang hat er Bedacht,
Er kennt die Pfiffe alle;
Er lockt so lieblich, lockt so sacht
Auf Spindel, Schlag und Falle.

Auf Spindeln und im Schlage fängt
Sich mancher Vogel schnelle,
Doch in der schlimmen Falle hängt
Manch Glück an falscher Stelle.

Manch Glück an falscher Stelle hängt
Und muß als Glück verderben,
Denn was ein Vogelsteller fängt:
Verkauft wird es, muß sterben.

Muß sterben! Doch es stirbt als Glück
Und preist sich stolz im Leide.
Das macht ein kurzer Augenblick
Auf grüner Vogelweide!

Karl Krobath.

Wenn Zweie wandern.

Wie schön geht sich's zu Zweien
Durch Flur und Feld und Hain,
Wie gibt's ein herrlich Freuen,
Wenn Zwei sind so allein!

Allein zu sein zu Zweien,
Wie sehn' ich mich darnach;
Als tönten mir Schalmeien,
Als wär's mein Feiertag!

Da ist ein köstlich wandern
Am Ährenmeer feldein,
So ungestört von andern,
Mit dir so ganz allein!

Allein mit Wind und Sonne,
Wie einst am Liebestag,
Das Herz so voller Wonne,
Mit jugendfrohem Schlag!

Du weißt ja, wenn wir beide
Zum Wandern uns gesellt;
Dann sank mit ihrer Freude —
Mit ihrem Leid — die Welt!

Und wandern wir nicht wieder
Wie einst, vereint zu Zwei'n,
Dann ging die Sonne nieder
Für den — der blieb allein.

Ernst Ferd. Neumann.

brüll springt der Löwe vorwärts, die Ketten ziehen an und legen sich ihm um den Hals, so daß er, fast erwürgt, den Sprung aufgibt. Acht Tage lang sitzt der Mann jeden Morgen früh unbeweglich auf dem Stuhl und das Tier macht nutzlos seine verzweifelten Anstrengungen. Schließlich springt es nicht mehr, wenn es die fremde Gestalt sieht, und ist ruhig. Nun wird der Löwe von den Fesseln befreit und der Bändiger tritt zum erstenmal dem Tier gegenüber. Er wagt sein Leben; vielleicht sitzt ihm in dem Moment, da die Tür des Käfigs ins Schloß fällt, das Untier an der Kehle und zermalmt ihn mit seinen Tatzen; aber er tritt ohne alle Waffen bei ihm ein. In der einen Hand hält er den bekannten Stuhl, in der anderen eine einfache Heugabel. Um die Brust trägt er einen breiten Harnisch von Stroh, von dem die Klauen des Tieres am besten abgleiten. Den Löwen läßt die ungewohnte Erscheinung erstaunen; wagt er dann etwa einen Sprung gegen den vorgehaltenen Stuhl, so gleitet er von dem Stroh ab. Der Dresseur darf, selbst wenn ihm der Angstschweiß auf der Stirne steht, weder zusammenzucken noch einen Schritt zurückweichen. Er stößt die stumpfen Spitzen der Heugabel gegen die Nasenlöcher des Löwen, in denen er seine empfindlichste Stelle trifft; dann zieht sich der Löwe mit einem dumpfen Gebrüll, das diesmal nicht von Wut, sondern von Schmerz herrührt, zurück. Hat er dieses Experiment mehreremale wiederholt, dann erkennt der Löwe in ihm seinen Meister und läßt sich seine Anwesenheit gefallen. Aber das ist nur die notwendige Vorbedingung, nach deren Erfüllung die eigentliche Dressur erst beginnen kann. Der Löwenbändiger kümmert sich nun sorgsam um die Pflege des Tieres; er selbst reicht ihm die besten Bissen und ist möglichst viel um ihn. Durch ein vorgehaltenes Stück Fleisch gewöhnt er den Löwen daran, ihm zu folgen und an einer bestimmten Stelle stehen zu bleiben. Ganz langsam lernt er dann die Kunststücke, die er der Menge vormachen soll. Am leichtesten wird ihm das Überspringen von Hindernissen; aber alle schwierigeren Produktionen sind ihm nicht anders beizubringen, als wenn er vorher durch Betäubungsmittel in Schlaf versetzt und während des Schlafes mit Ketten wehrlos gemacht worden ist. Dann bringt man den Löwen durch häufige Einübung dazu, daß er erlernt, das Gleichgewicht auf einer Kugel zu halten, auf einem Wagen zu sitzen und sich auf einer Schaukel zu wippen. Ebenso kann ihm durch Gewalt das Öffnen der Kinnladen beigebracht werden, zwischen die dann der Dresseur sein Haupt legt. Aber wie leicht versagt diese mühsam beigebrachte Gewöhnung, wie leicht können die Kinnbacken zusammenklappen und es ist deshalb eines der gefährlichsten Wagnisse, wenn der Bändiger diesen Coup ausführt. Wenn das Tier viele Male im gefesselten Zustande gezwungen worden ist, das Kunststück auszuführen, dann werden ihm die Fesseln abgenommen und es gehorcht seinem Herrn. Denn nun tritt das dritte und entscheidende Moment bei jeder Tierdressur inkraft: die beherrschende und faszinierende Energie des Menschen, der das Tier in seinen Bann zwingt. Am leichtesten fügt sich der Löwe dem stärkeren Willen seines Bändigers und besonders bei Löwinnen entwickelt sich ein gewisser Sinn der Dankbarkeit und der Zuneigung; ein Beispiel für die Aufopferung einer Löwin ist die Errettung der Löwenbändigerin Pinka in Bostocks Zirkus in St. Louis, die nur dadurch vor dem Angriff eines Löwen bewahrt wurde, daß eine Löwin das Tier am Sprunge verhinderte. Tiger und Panther dagegen sind in ihren unberechenbaren Launen und der Hinterlist ihres Temperaments am gefährlichsten. Der starre Blick des Auges, der wohlbekannte Klang der herrischen Stimme, die imponierende Kraft der Gebärden, das alles verlieh berühmten Dresseuren ihre rätselhafte Macht.

Vorsitzender: „Angeklagter, Sie sind zu lebenslänglichem schweren Kerker verurteilt. Wenn Sie die Strafe gleich antreten, wird Ihnen schon der heutige Tag angerechnet."

Richter: „Angeklagter, Sie sind freigesprochen." — Angeklagter: „Ich rekurriere." — Richter: „Sie sind ja freigesprochen, wozu wollen Sie rekurrieren?" — Angeklagter: „Das Obergericht soll auch sehen, daß ich unschuldig bin."



Herzog Georg II. und die Meininger Kunst. Festschrift zum 80. Geburtstage des Herzogs, herausgegeben von den „Wartburgstimmen". (Leipzig. Thüringische Verlagsanstalt.)

Das Verdienst der vorliegenden Schrift ist es, uns ein charakteristisches Lebensbild dieses seltenen Fürsten und eine anschauliche Schilderung der künstlerischen Arbeiten zu geben, an denen sein Leben so reich war. Was diese Ausführungen über den Rahmen einer Gelegenheitsarbeit erhebt, ist der Umstand, daß die Schrift das Lebenswerk des Herzogs vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus als einen treibenden Faktor in der Entwicklung des künstlerischen Lebens unserer Zeit bewertet.
V.

Angelika v. Hörmann. Eine deutsche Dichterin in Tirol. Von Dr. Arnulf Sonntag (München. J. Lindauersche Buchhandlung. 1906.)

Der Verfasser gibt in seiner Broschüre in dankenswerter Weise zum erstenmal einen kurzen Lebensabriß der Dichterin und ist im übrigen der Hauptsache nach damit beschäftigt, das Wesen und die Eigenart ihres poetischen Schaffens, das im edelsten und besten Sinne im Charakter ihres Geschlechtes und ihrer Heimat gründet, klarzulegen. Nach den Ausführungen des Verfassers und den Proben, die er aus ihren Dichtungen mitteilt, erscheint der Wunsch, es möchten die Werke der Dichterin in recht weite Schichten des deutschen Volkes eindringen, durchaus gerechtfertigt.
V.

Allerlee Kleeniggeeten. Gedichte in sächsischer Mundart von Georg Zimmermann. (Berlin. Karl Siegismund.) Zur Probe:

In d'r Lideradurschtunde.

„Mer sin nu gegommen ze Fried.ich von Schiller —
„Da sag' mer nu mal', mei lieber Baul Miller,
„Wo gommd das vor, wo dhud er erwähnen:
„„Da werden Weiber zu Hyänen?"" —
Mei' Baulchen richded sich schtolz embor —
„Das gommd in den feinsten Familien vor."

Was braucht mein Kind? Auf diese Frage Antwort zu geben, hat B. Mercator unternommen in einer im Stiftungsverlage in Potsdam soeben erschienenen Schrift „Was braucht mein Kind?" Fragen und Antworten für Mütter von einer Mutter.

Die „Muskete" eröffnet soeben ein neues Quartal. Die „Muskete" hat ihre schon bisher mustergültige Ausstattung weiter dadurch bereichert, daß sie noch mehr farbige Bilder als bisher bringt. Dem Blatte, das im ersten Halbjahr seines Bestehens einen Siegeszug durch die deutschen Länder gefeiert, steht eine noch größere internationale Verbreitung bevor.

Grazer Tourist. Wanderungen in der reizenden Umgebung von Graz. Beschrieben von W. Ritter Gründorf v. Zebegény. Mit 2 Karten. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. (Graz. Leykam. 1906.)

Knapp vor Schluß dieses Heftes kommt uns die dritte Ausgabe zu. Wir empfehlen den „Grazer Tourist" allen Spaziergängern und Wanderern durch die mittlere Steiermark auf das beste.

Büchereinlauf.

Meine Lebensbeichte. Memoiren von Wanda v. Sacher-Masoch. (Berlin. Schuster & Löffler. 1906.)

Wie sie das Leben zwangen. Roman von Walter v. Molo. (Berlin. Deutsches Verlagshaus.)

Vom „Dr. Hons" und andere Wiener Geschichteln und Gedichteln für alle Freunde echten Wiener Humors von Robert Palten. Zwei Bände. (Berlin. Modernes Verlagsbureau. 1905.)

Didi und Konsorten. Von Josefa Metz. (Berlin. Verlag „Harmonie".)

Hand aufs Herz! Gedanken und Geschichten aus dem Leben für das Leben von Alexander Mueller. (Duisburg. Julius Müller.)

Gerichtssaal-Humor.*)

„Die Untersuchungshaft“, sagte ein Verteidiger, „beraubt den Menschen seiner Freiheit, nicht weil man weiß, daß er schuldig ist, sondern weil man es nicht weiß!“

Richter (zu einem Zeugen): „Haben Sie gesehen, daß die Ohrfeigen, welche der Mayer dem Kurz gegeben hat, sichtbare Merkmale und Folgen gehabt haben?“ — Zeuge: „Ja.“ — Richter: „Also, was waren die Folgen?“ — Zeuge: „Daß der Mayer heute angeklagt ist.“

Verteidiger: „Der Staatsanwalt hat sich in die Seele des angeklagten Kistentischlers hineingedacht, wozu er nach der Strafprozeßordnung nicht berechtigt ist.“

Vorsitzender: „Angeklagter, Sie haben also nichts gestohlen?“ — Angeklagter: „Gar nix hab' i g'stohlen. Wann i was stiehl, so sag' i's. I hab' no immer a aufrichtig's Geständnis abg'legt. Denn aner, der was anstellt und nachher nit sei Straf' absitzen will, is in meinen Augen a Feigling.“

Zu einem Verteidiger, der stets die Untersuchung des Geisteszustandes seiner Klienten beantragte, sagte ein Kollege: „Es ist merkwürdig, daß immer nur Geisteskranke Sie zum Verteidiger wählen!“

Richter: „Ist Ihnen von der Schlägerei auch etwas zu Ohren gekommen?“ — Zeuge: „O ja, zwei Ohrfeigen!“

Verteidiger: „Sagen Sie mir, Herr Sachverständiger: Muß jede Kindesmörderin im Momente der Tat sinnesverwirrt sein oder ist dies ihrem freien Willen überlassen?“

Ein Kaufmann, der Krida gemacht hatte, kündigte an: „Endlich ist es mir gelungen, Krida zu machen, so daß ich die Ware jetzt um den halben Preis geben kann.“

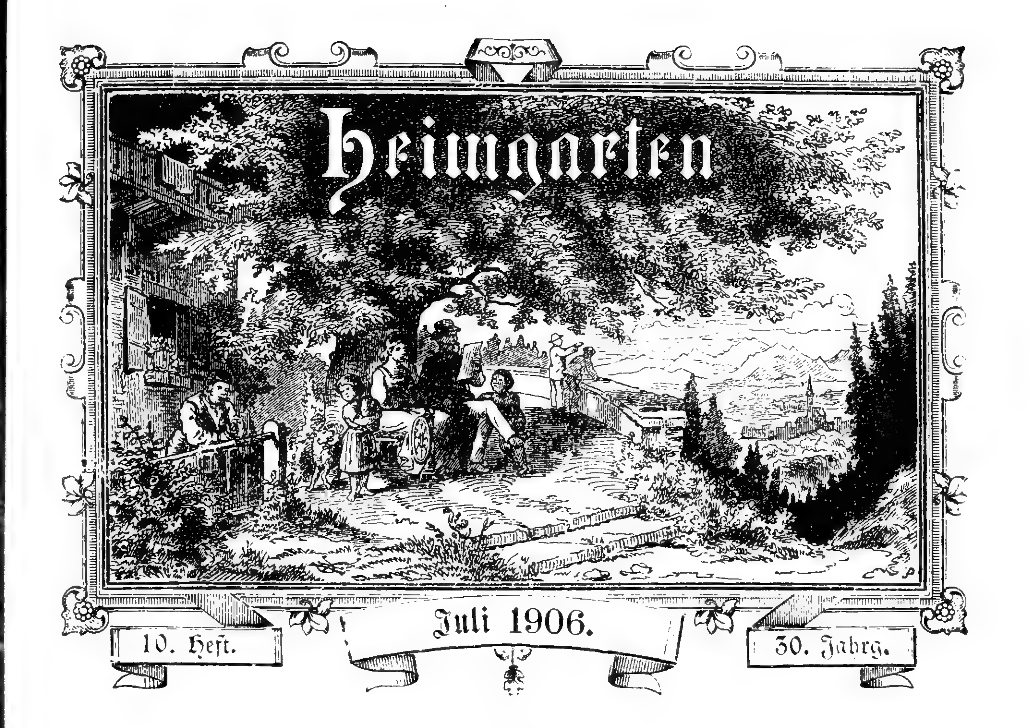
Richter: „Wie kann man aber seine eigene Frau so mißhandeln?“ — Angeklagter: „Herr Richter! Kennen Sie meine Frau?“ — Richter: „Habe nicht das Vergnügen.“ — Angeklagter: „Na, so reden Sie nix!“

Richter (zum Verurteilten): „Sie bekommen eine Geldstrafe von zwanzig Kronen oder zwei Tage Arrest.“ — Verurteilter: „Da möcht' ich schon um die zwanzig Kronen bitten.“

Verteidiger: „Es ist eine Tatsache, daß mein Klient, während er mit einem Fuße im Kriminal stand, mit dem anderen am Hungertuche nagte.“

Ein Richter, der im Verdachte der Bestechlichkeit stand, sprach einen reichen Mann trotz der gegen ihn vorliegenden Beweise frei. „Wie ist das möglich?“ sagte jemand im Saale. „Hören Sie nur erst die Begründung des Urteils“, entgegnete ihm sein Nachbar. Die Begründung begann mit den Worten: „Der Richter hat angenommen . . .“

*) Aus „Wiener und Münchner Gerichtssaal-Humoresken“, ausgewählt von Eduard Seidel und J. B. Seiler. (Wien. E. W. Stern.)



Die Einsiedler.

Eine Historie von **Peter Rosegger.**

Vom alten Hofe des Plattenbauer auf der Höhe steigt ein junges Frauenzimmer talwärts gegen die Grazerstadt. 's ist ihr schon seit etlichen Jahren vorgegangen, sie müßt' ins Kloster gehen. 's ist nichts, weltlicher Weise, 's freut sie nichts mehr, so lustig sie früher einmal ist gewesen. Bauernweis' ist allerweil arbeiten, aber der Mensch kann nicht genug beten. Immer ist ihr auch nicht so zu Mut gewesen. Aber — die lieben Leut' laufen davon oder sterben ab.

Abgestorben ist ihr Vater vor zwölf Wochen und jetzt hat sich's herausgestellt, daß sie ihrem Wunsch kann nachgehen. Zweihundert Gulden und noch was dazu hat sie Erbschaft. Jetzt hindert sie nichts mehr daran, sie kann ins Kloster gehen. Aber wie fängt man das lauter nur an? In der Grazerstadt gibt's ja Klöster genug, um den ganzen Schloßberg herum. Doch sie sagen, der Kaiser wollt' sie abstiften. 's wird nicht wahr sein, so grob wird er doch nicht sein. Wer schon einmal drin ist, wird ja sitzen bleiben dürfen. Aber halt aufnehmen werden sie niemand mehr wollen. Wie kommt sie nur in eins hinein — in ein Frauenkloster natürlich! Einen Bekannten wüßt' sie wohl, der sie könnt' weisen und der's gewiß auch gerne tät, weil er selber auch ist in die Buß' gegangen. Aber mein Eid, wo wird dieser Mensch zu finden sein. In einer Schloßberghöhle, hört man, soll er Einsiedler

Zwischen zwei Sprachen. Tragödie in vier Aufzügen von Ferd. Bernt. (Leipzig. L. Staakmann. 1906.)

Die Bilderstürmer. Eine Tragödie in fünf Akten von Cléon Rangabé. Übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Rudolf Presber. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Singen und Ringen. Lieder u. anderes von Adolf Hochenegg. (Leipzig. Max Altmann.)

Leben. Gedichte von Berta und Julius Stern. (Berlin. Karl Schnabel. 1905.)

Freude im Herrn. Gedichte von Klementine Odendahl. (Bochum. Grevenbroich. 1906.)

Ahasver in der Weltpoesie. Mit einem Anhang: Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung. Studie zur Religion in der Literatur. Von Theodor Kappstein. (Berlin. Georg Reimer. 1906.)

Mozarts Briefe. In Auswahl herausgegeben von Dr. Karl Storck. („Bücher der Weisheit." (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Die Verhochdeutschung Fritz Reuters. Eine literarische und sprachliche Zeit- und Streitfrage. Von P. Evers. (Schwerin. Ludwig Davids.)

Weg nach „Hiligenlei". Ein Wort an die Leser von Frenssens Roman „Hilligenlei" von Friedrich Manz. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1906.)

Die weibliche Gefahr auf literarischem Gebiete. Von Theodor Wahl. (Stuttgart. Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung.)

Zwölf Reden über die christliche Religion. Von Karl Girgensohn. (München. C. H. Beck. 1906.)

Der Religionsunterricht in der Schule im Urteile der Altmeister der deutschen Pädagogik und die „Freie Schule". Ein ernster Mahnruf an die Lehrerschaft von Thomas Christian Arbeiter. (Graz. Kathol. Schulverein. 1906.)

Die kulturelle Bedeutung der Musik. Von Dr. Karl Storck. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1906.)

Sehr ernste Enthüllungen zum Einheitskatechismus für die katholisch-theologische Welt, dargestellt von Dr. Stephan Lederer, Stadtpfarrer. (Augsburg. Lampart & Komp.)

Aufsteigende und absteigende Entwicklung im Sonnensystem. Von Konr. Wohlgemut. (Arbon. Albert Schläpfer. 1906.)

Familienkunde und ihre Pflege im Bürgerhause von Franz Blanckmeister. (Leipzig. A. Strauch.)

Brockhaus Kleines Konversations-Lexikon. Fünfte neu bearbeitete Auflage in zwei Bänden. I. Band: A.—K. Mit 1000 Textabbildungen, 63 Bildertafeln, 221 Karten, sowie 34 Textbeilagen. Eben erschienen. (Leipzig. F. A. Brockhaus. 1906.)

Deutschösterreichische Literaturgeschichte, herausgegeben von J. W. Nagl u. J. Zeidler. Lieferung 28. (Wien. Karl Fromme.)

Trockene Fußbekleidung für die Kinder in der Schule. Von Dr. H. Berger. (Charlottenburg. P. Johannes Müller. 1906.)

Ratgeber für Anfänger im Photographieren. Von David. (Halle a. S. Wilhelm Knapp.)

☛ Vorstehend besprochene Werke zc. können durch die Buchhandlung „Leykam", **Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



S. M., Prag. Ihr Gedicht „Patriotismus" ist nur eine Verwässerung des schönen alten Spruches:

> Nährhaft und wehrhaft
> Voll Korn und Wein.
> Voll Stahl und Eisen!
> Sangreich, gedankreich —
> Dich will ich preisen
> Vaterland mein!

F. J. L., Graz. Geduld! Das Jahr hat nur 12 Hefte, der Tag nur 24 Stunden. Wir haben nicht Raum, nicht Zeit für alles.

J. H., Wien. Unser Mitarbeiter Rosegger, der erholungsbedürftig ist, hat sich für längere Zeit aufs Land zurückgezogen. Er läßt alle seine geehrten Korrespondenten um Nachsicht bitten.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 10. Mai 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

der Markel, und bußwirken. Aber nirgends ein Weg hinauf, man sieht keinen. Die Straßen zum Schloß ist auf der anderen Seiten. Jetzt läutet die Liesel. — 's ist Mittag, die Maid steht still und betet den englischen Gruß.

Nachher steigt sie den Steig abwärts bis zu den Häusern. In einem Greislerladen fragt sie an, ob man nichts wisse von einem Einsiedler Markel; am Schloßberg soll er seine Höhl' haben!

„Wird's halt derselbig sein, der Markarius heißt und den Leuten die Schwindsucht kann abbeten. Schau hinauf einmal, dort zwischen den zwei Steinwandeln, siehst das schwarze Loch? Dort is er drinnen."

Denkt sie sich: Ist eh merkwürdig genug, daß ein Landmensch in die Stadt geht, um Einsiedler zu werden. Aber da oben, das glaub' ich, da bleibt er freilich hübsch allein. Möcht' schon wissen, wie ich da hinaufkomm'!

Zur selbigen Stund' ist es gewesen, daß der fromme Einsiedler Markarius seine Lodenkutte sich vom Leibe reißt und heftig in den Winkel schleudert: „Jetzt soll dich schon der Teufel holen — hätt' ich bald gesagt!"

Lodenhosen hat er noch an, die gehen ihm bis unter die Achseln hinauf. Hemed keins, mit nackten Armen steht er da, schier glatt und weiß. Oft scheint die Sonne nicht drauf. Ists doch das allererstemal, daß er tagsüber seine Kutte wegschmeißt. Aber das Gesicht voller Haar Der Kopf geschoren wie ein Schaf zu Micheli. Die Kapuze hängt an der weggeschmissenen Kutte.

Was ist denn das? Über dem Steinwall schaut ein Weiberkopf her. Auf allen Vieren ist sie emporgeklettert und ist rot im Gesichte und schnauft:

„Markel!"

„Katzl!"

„G'funden hab' ich dich!" lacht sie auf. „Aber jetzt mußt dein' Rock anlegen."

„Die Kutten meinst. Die leg' ich nimmer an, mein liebes Katzel!"

„Wir dürfen ja kein Fleisch mehr anschau'n. Denk dir, Markel, ich auch. Ich will ins Kloster!"

„Du?" sagt er. Dann patscht er mit den flachen Händen auf seine Schenkel: „Du ins Kloster?!" Und lacht hell heraus.

„Wenn du ein frommer Einsiedler bist worden!" erinnerte sie vorsichtig.

„Bins ja nimmer!" rief er und hob ein Papier auf, das im Schutte lag. „Da les'!"

„Mein Gott, wie kann denn ich lesen!"

sein. Aber Schloßberghöhlen gibt's viele und in etlichen, sagen sie, täten Räuber hausen. Da kann ein schwach Weibsbild doch nicht gehen suchen. Daheim die Knechte haben eh schon g'lacht. Daß man's nit tät wissen, ob der Markel ein Einsiedler sei worden oder ein Rauberhauptmann. 's ist nur G'spött, weiß doch jeder, daß es dem Markel um den Himmel geht und nit um die Höll. Wenn er die Höll hätt' wollen, hätt' er auch in Rinnegg verbleiben können und ich hätt' leicht Ursach' sein können; nein, vor dem hätt' ih mich nit lang mögen derwehrn. Aber jetzo, wenn er in der haarenen Kutten steckt — und die Raben werden ihm mit dem täglichen Brot auch nit gar zu ratlich (reichlich) sein — da wird er schon frumm Lampel worden sein. Der kunnt mir freilich raten, der Markel. Wills halt doch probieren, ob ich ihn find.

Das waren der Maid trautsame Gedanken, als sie herabstieg von der Plattenhöhe. Ein gesund Bröckel Weibsbild war's: wie alt, wie schön, das weiß man nicht genau. Sie hatte einen Stecken bei sich und um die Faust, in der sie ihn hielt, einen Rosenkranz gewunden, da war sie doch wehrhaft genug. Im Mariagrünerwald sah sie einen Hasen; er war vor ihr über den Weg gelaufen — von links nach rechts. Das hat was zu bedeuten. Bei den Elisabethinerinnen wird sie aufgenommen — sicherlich. Lauf' nur, lauf' Has', daß dich der Jäger nit derwischt! Um dich wär's schad. Oder gar bei den Ursulinerinnen! Wenn sie fromm ist und zweihundert Gulden mitbringt! Aber sie kennt sich nit aus in der großen Herrenleutstadt. Ein einzigesmal ist sie drinnen gewest mit Milch. Hat ihr einer 's Geld herausgelogen. Seitdem nimmermehr. Ganz schlechte Leut und ganz gute Leut sind beieinand in so einer Stadt. Achtgeben muß man.

Ein Obersteirer begegnet ihr, oder wer er ist. Just so gewandet mit der ledernen Kniehose und dem grünen Hut. Der lange schwarze Bart dazu, der steht nit gut. Da tät ehenter ein Schnurrbartel gehören. — Wie er vorbei ist, wendet die Maid sich um und schaut ihm nach. Der, wenn er nit so ein Bauerngewand tät anhaben. Den möcht' eins für den Mariagrüner Waldbruder halten — so ähnlich ist er ihm. Den kunnt sie eigentlich auch aufsuchen, den Waldbruder. Nein, da geht sie doch lieber zum Markel, mit dem ist sie besser bekannt. Lachen wird er schon, der, daß sie jetzt auch so was Heiliges will werden.

Wie sie über den Rücken des Rosenberges hinausgeht, sieht sie schon den Schloßberg. Der steht mitten auf aus der Eben' — wie ein Heuschober, vergleichsweise. Und um und um die Laster von Häusern. Hoch auf dem Berg steht ein großes Schloß, viel Spitztürme und graue Mauern. Der steile Berg ist nackend über und über und lauter Steinwänd' und Löcher hinein. Dort, in einer solchen Höhl' wird er hocken,

jetzt machen sollen? Arbeiten soll'ns. Gestern hättet Ihr auf der Triesterstraße ganze Scharen von Klostergeistlichen wandern sehen können, etliche noch in der Kutte, die andern schon in ihrem weltlichen Gewand und auf dem Buckel Zegger und Binkel. Die einen taten laut Rosenkranz beten, die anderen greinen und lachen, und gejuchazt haben ihrer auch ein paar, daß sie wieder in der lustigen Welt taten sein. So sind sie fort. Loschament und Arbeit suchen, wo sie sie halt finden. Euch kann ich auch nichts anders raten. Fleißig arbeiten, vor der Arbeit eins beten, nach der Arbeit eins juchzen, so wirds dem Kaiser am liebsten sein und dem Herrgott auch."

Mit diesem Bescheid hat der Bruder Markarius wieder gehen können. Unterwegs in dem Kapuzinergraben wollte er bei dem Eck-Kramerstandel für das Katzerl einen Wecken kaufen. Etliche Pfennige hatte er noch in der Wilflingjacke gefunden. Aber das Standel war heute geschlossen und die Kramerin war gestorben am Tag zuvor. Bleibt er stehen, denkt nach und geht weiter.

Vor der Kirche steht sie.

„Bist da, Katzerl?" ruft er ihr zu. „Ists dir recht, daß ich alleweil noch Katzerl zu dir sag'?"

„Wennst schon Katherl ganz und gar nit kannst sagen, muß es mir wohl recht sein. Magst 's Katzerl derleiden, mußt auch 's Kratzerl derleiden."

„Will dich Katherl nennen. Ist eh ein schöner Nam'! Weil wir zwei jitzo allein dastehen und zusamm'halten müssen."

„Was hat er denn gesagt, der Guferneer?" fragte die Maid.

„Nix. Bin nur bei seinem Schreiberknecht gwest."

„Und was hat der gesagt?"

„So viel wie nix. Das hätt' ich selber auch gewußt, daß 's jetzt arbeiten heißt. Wenn ich ein bissel Geld hätt'! Da enten beim Wildkästenbaum ist eine Kramerin g'west. Die ist gestorben. Das Standel möcht' ich gleich, da wollt' ich drauskommen. Kein schlecht's Platzl beim Kästenbaum, gehen drei Straßen z'samm!"

Da sagte sie ihm nahe ans Ohr: „Ein bissel Geld hätt' ich."

Und ist's also geworden. Sie haben sich das Kramerstandel erworben, haben gehandelt mit Wecken, Bockshörndln und Feigen, mit heilsamen Wurzeln und Kräutern und anderlei guten und nützlichen Dingen. Drüben in Geidorf haben sie sich zwei Wohnungen genommen; denn das stand fest, hatten sie auch das Geschäft gemeinsam, persönlich wollten sie Einsiedler sein und verbleiben. Und die zwei Wohnungen sind gleim nebeneinandergestanden. Die Tür dazwischen war fest zugesperrt. Hat sich also jedes in seiner Stuben ein Altarl aufgerichtet an dieser Tür und hielt jedes für sich seine Vesper ab jeden Abend, so daß es war,

„Der Kaiser hat mir schreiben lassen. Uns allen, uns Klosterleuten und Eremiten. Sollten schauen, daß wir weiterkommen, Faulenzer kunnt er nit brauchen. Alles aufgehoben. Nur die schulhaltenden und krankenwartenden Klöster hat er ausgenommen. Den Mariagrüner-Bruder sollen's auch schon abgesetzt haben. Ist aller Einsiedler um Graz Oberhaupt gewest.“

„Jesses, ich hab' 's Haupt ja laufen sehen.“

„Was für ein Haupt?“

„Nau, euer Oberhaupt. Ist schon im Steierg'wand g'west.“

„Wird mir auch nix anderes übrig bleiben. Wenn ich in drei Tagen nit weg bin von da, so kommt der Wachter. Les' nur, da steht's.“

„Was sagst denn, Markel!“ schrie sie auf. „Ja, nachher wär's bei mir auch nix. Schulhalten kann ich nit, krankenwarten mag ich nit.“

„Und mir gehts auch nit anders. Heut' steig' ih noch auffi, da ins G'schloß und red mit dem Guferneer!“

Red' für mich auch. Wenn ich nun wieder wollt' heimgehen zum Plattenbauer! Hab'ns dich nit brauchen können! möchtens sagen, und das G'lachter! — Na, heim geh ich nimmer. Ein bissel ein Kloster wird doch noch wo übrig blieben sein für unsereins. Ich zahl' ja mein' Sach' und mein Beten und Fasten und Frummsein wird doch niemand irren. Geh', Markel, tu' anfragen. Im Kapuzinergraben wart' ich, bei der Kirchen.“

So tat der Eremit Markarius seine alte Bauernjoppen wieder an und den schwarzen Strohhut auf mit dem breiten Dach und ging hinauf ins Schloß, um sich zu beschweren. Bis zum „Guferneer“ kam er zwar nicht vor, aber der Schreiber in der Kanzlei hat ihn ins Gebet genommen. „Ja, mein Lieber,“ sagte er, „jetzt ist eine andere Zeit, jetzt heißt's arbeiten. Unser Kaiser Josef ist der erste Arbeiter im Reich, der kann die Müßiggänger schon einmal gar nicht leiden, und sollten sie noch so viel Rosenkranz beten.“

„Herr Amtmann,“ antwortete der Bruder Markarius, „wenn unsereiner einmal nit mehr beten und bußwirken darf, dann wird einer ein schlechter Mensch und tut Leut' ausrauben!“

„Und wenn einer Leut' ausrauben tut,“ antwortete der Schreiber, „dann lassen wir ihn henken.“

„Beileib' nit,“ sagte der Einsiedler und zog sein bärtiges Gesicht ins Lachen, „kein schlechter Mensch, das mag ich dennoch wohl nit werden. 's ist nur so ein G'spaß gewest. Halt anfangen, wenn ich wüßt, was ich jetzt sollt!“

Hat der Schreiber die Achseln gezuckt:

„Sollt' ich etwan dem Kaiser nach Wien nachlaufen und fragen, was alle die Leut', die er aus den Klöstern und Höhlen verjagt hat,

Der Kramer verstund die Lehr' nur zu halb und am Abend räumte er das zweitemal sein Altarl weg, um die Kathel fragen zu gehen, wie des Hochwürden Ansprach' wohl gemeint sein könne? Aber der Schlüssel war umgedreht. — Ihr alter Brauch; ganz nach dem Sprüchel: „Schmecken laßt sie, anbeißen nit."

Und ereignete es sich dann, daß der Markel von seinen Bergwanderungen einmal mehrere Tage lang nicht zurückkehrte. Zwei Tage war er öfter schon ausgewesen, aber drei Tage noch nie und jetzt fiel es der Maid aufs Herz, wie die wahrhaftige Einsiedelei ganz und gar nicht zu ertragen sei. Am vierten Tage kam er. Die Kräunzen voller Krautwerk und den Mund voll wundersamer Berichte. — Er sei weiter hinteri gegangen, ganz hinteri ins Gebirg. Was es da für Wildnis gibt überall! Wald soweit das Aug' tragt. Und mitten auf steht er. Das ist ein Steinberg! Da ist der Schloßberg wie ein Schotterhäuferl dagegen. Wundershalber steigt er hinauf, schier einen ganzen Tag. Und oben Arnika, ganze Wiesen voll zwischen den Steinen. Und Speik und Gamswurzeln und sonst Wurzelwerch allerhand. Und ist er über einem schaudervollen Gewänd gewest, wohl wie zwanzig Kirchtürm so hoch, und kirchturmsteil nieder in den finstern Grund. Ist aber so ein Gamssteig zwischen den Wänden niedergangen und denkt er sich: Vielleicht sogar Edelweiß! und knorzt hinab ins Gewänd soweit er kann, und wo erst der schauderhaft Abgrund anhebt. Und findet unter der Wand ein eben Platzl und ein Wasserbründel, und darüber ein Bildnus: Unser' liebe Frau! — Fallts ihm ein: Hier ist das recht Ort für einen Einsiedler! In der Grazerstadt tun's eh alleweil spötteln. Was gilts, er packt z'samm, nimmt sein Katzl und geht hinauf in die Felsenwildnis! Ein Hüttel sei leicht gebaut, habe sich das Fallholz und die dicken Baumrinden schon ausgeschaut. Kein Mensch hätt' ein' festere Burg.

So lang und so viel erzählt er und macht alles so wunderbar, daß die Kathel zuletzt sagt: Ihr sei's schon bald recht auch. Hätt man sich das fromm Leben schon einmal vorgenommen — dort oben gibts keine spöttelnden Leut', und dem Kaiser seine Hand wird wohl auch nit so lang sein, daß er sie aus jenem Kloster reißt. — Ob sie nit vorher der Geistler sollt' zusammentun allzwei, fällt ihr ein; und lacht sich auch schon darüber aus: Verheiratete Einsiedler! Ein bissel ein' Anfechtung macht ja nix. Wo wär' denn das Verdienst, wenn's kein' Anfechtung nit hätt'! — Geht in ihre Kammer und versucht den Schlüssel, der ist in Richtigkeit.

Und eine Woche nachher: Die Waren haben sie teils verkauft, teils verschenkt und wie das Standel leer ist, rucken sie sich ihre Kräunzen mit Gewand und Werkzeug auf den Buckel und wandern ab. Einen Tag lang auf der Straßen der Mur entlang ins Gebirg. Dann

als stünden zwei Klöster nebeneinander, ein Mannskloster und ein Frauenkloster. Und just an der Verbindungstür, damit sie nicht konnte aufgemacht werden, hatten sie ihr Altärlein errichtet, sie herüben, er drüben. Und wenn sie davor knieten bei der Vesper, so knieten sie eigentlich voreinander, und ob die Andacht just immer am Altarl haften blieb und nicht bisweilen durch die hölzerne Tür ging, das getraue ich mir nicht zu entscheiden.

Beträchtlich klostermäßig ging es auch im Kramerstandel her. Das einemal saß der Markel drin, das anderemal die Kathel; beisammen nie, hätten auch schwer Platz gehabt. Die Preise waren christlich, maßen sie sich mit wenigen Pfennigen Gewinn begnügten im Erdentag. Ging ein armes Weibel vorbei, so erhielt es wohl gar den Wecken umsonst; schnaufte ein alter Mann daher, so schenkte ihm der Markel eine Gamswurzel, so für schweren Atem heilsam ist. Das alles sah sich gar erbaulich an für die Nachbarschaft, und dennoch ist der Spott laut geworden über das — Einsiedlerpaar. Ein Schustergeselle erdreistete sich sogar, das alte Volksliedel für den Markel umzubiegen:

„Der Mann auf dem G'wänd
Hat die Kutten verbrennt,
Hat die Beten verschmissen,
Ist dem Dirndl nachgrennt."

Ob solcher Kränkung wollte der Markel sich doch einmal gründlich verteidigen bei der Kathel, und eines Abends begann er das Altarl wegzuräumen, das an der Verbindungstür stand. Sie aber räumte das ihre derweil noch nicht weg, versuchte vielmehr den Schlüssel, ob er wohl sicher umgedreht war. Er war nicht umgedreht, die Tür war nicht verschlossen, was die Kathel für ein Mirakel hielt, weil sie sich alle Abend von dem Gegenteil überzeugt hatte. Fest glaubte sie das erstemal noch nicht dran; aber wenn das Mirakel ein zweites- und gar ein drittesmal geschehen sollte, dann müßte sie dem Altarl schon einen andern Platz anweisen. Aber den „Geistler" dazu?

Zur Zeit war der Markel viel auswärts und stieg mit Krampen und Kräunzen auf dem Plawutsch oder auf dem Geierkogel herum, oder gar auf dem hohen Schöckelberg, um heilsame Wurzeln und Kräuter zu sammeln, weil er sich bei derlei wohl auskannte. Solche Waren wurden von den Käufern auch belobt. Aber der Pfarrer vom Kapuzinergraben blieb eines Tages stehen vor dem Standel und fragte deutsam an, ob da nicht auch ein Kräutel für den Tod zu haben sei?

Bisher, antwortete der einfältige Markel, hab' er so eins noch nit gefunden.

„Nun also, wenn du weißt, daß du sterben mußt, was lebst denn nachher mit dem Kebsweib? Kommst ja in die Höll' mit ihr!"

ist auch nicht gemeint die Bedrängnis, wenn eins krank war oder Steinlawinen sie bedrohten. Ein anderes Bedrängnis war's, das ihnen bisweilen bitterhart hat zugesetzt. Da ist der Markarius wohl aufgestanden in der Nacht und hinausgegangen zur Quelle, um kaltes Wasser zu trinken. Und wenn er, von Frost geschüttelt, in die Hütte zurückgekehrt und auf seinem Lager zur Ruhe gekommen war, stand die Kathel auf und ging auch hinaus, um zu trinken. Einsiedler sein, meint besagte Chronik, sei nicht das härtest', aber sotane Zweisiedler sein und gleichwohl Einsiedler verbleiben wollen, das sei vergleichbar einem Fegefeuer, wo ein Mensch all' Sündhaftigkeit könnt' löschen. Und hätten es nicht erzwungen, wenn der heilige Brunn' nicht wär gewest, also, daß der Gnadenquell sich geoffenbaret. So haben sie das Klosterleben, als davon sie vertrieben worden, auf hohem Birg streng geführet, als Zeugnis, was möglich ist an starkem Willen. Sind aber sonder Rast gewest und ist solchen Anachoreten das Fleisch abgefallen von den Knochen, und doch ein Augenlicht, brennend und begehrend, so daß sie angefangen, sich voreinander zu fürchten. Und ist dem Einsiedler die heilige Jungfrau erschienen und der Einsiedlerin der heilige Jüngling Aloisius. Und haben die Anachoreten vor Verzückung einander mit Wacholdergerten gegeißelt bis aufs Blut.

Einer der Ortskundigen will aber dieser Schrift nicht Glauben schenken; sie sei aus einer alten spanischen Legende gezogen und zum Spott auf die Leutlein oben am Schüsserlbrunn angewandt worden. Wahrheit sei vielmehr solches: Eines Tages seien die zwei herabgekommen zum Kuraten von Sankt Erhard und hätten lachend erklärt, die Sach' tät ihnen auf die Läng zu dumm werden. Gar jung seien sie freilich nicht mehr, aber auszahlen tät sich's vielleicht noch alleweil. Sie hätten einmal ernsthaftig Einsiedler werden wollen, jedes für sich, seien nachher der Umstände wegen Zweisiedler worden. Und jetzo möchten sie halt wiederum Einsiedler werden, ein einziger, aus zweien einer. Aus ihrer zwei eins machen, wenn er so gut wär'.

Der Kurat war schon einer von solchen, die man später Josefiner genannt hat. Er sagte also: „Leutlein, das ist gescheit. Eins im Leib, in der Gesinnung und in der Lieb', das ist eine gar heilsame Einsiedelei."

Und lacht die Kathel auf: Was sie doch einfältig wär'! So lang' hätt' sie sich vor dem Geistler gefürchtet und jetzo tät sich das so leicht! — Der Wochen zwei und sie sind eins gewesen.

Aus einem solchen Eins kommt gerne noch Eins. An drei Jahr' später ist's, an einem Hochsommermorgen, hält der Markari ein blondhaarig Bübel auf dem Arm. Das Bübel juchzet und schlagt die Armelein auseinand, als wollt' es den Sonnenball auffangen, der

rechterhand in eine Schlucht, und dräuen die Wänd schon himmelhoch herab, daß der Maid ein Schauder durch den Leib geht. Begegnet ihnen ein Halter, hat statt der Gert eine Flinten und sagt, sollten sich inacht nehmen vor Wölfen und Bären.

„Hat mich keiner g'fressen, frißt mich keiner!" ruft der Markel — und nachher halt anwärts, steil, durch Strupp, über Gefäll und Gestein. Mit ehrfürchtiger Freud sieht es die Kathel, wie in der Wildnis überall der Tisch ist gedeckt. Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Pilze und Tierwerch zu fangen überall, wer geschickt ist. Und überall frisches Wasser, und ein Brunnen ist, der fällt so dick wie ein Startinfaß viele Klafter hoch herab und ist's kein Rauschen mehr, ist's ein Krachen, daß man sein eigen Wort nicht versteht.

Mit harter Plag sind sie endlich oben auf der wüsten Höh'. Die Kathel muß sich die Augen verhalten, so packt sie der Schwindel, wie sie in die Tiefen will schauen. Da ins G'wänd soll sie hinab? Das Gamssteigel, wo sie nachher nit weiter kunnt und nit mehr zurück! — Just einmal probieren! sagt der Markl und führt sie niederwärts in die schauderlich Felswand, bis zum Platzel, wo das Bildnis ist und das Brünnl in eine Steinschale tut rinnen.

Gott wird's mit Willen gemacht haben, daß es zurzeit wochenlang ist schön geblieben und warm Tag und Nacht. Jedes in einer andern Felskluft hat geschlafen auf Moos und des Tags haben sie gesammelt und gebaut an der Klause bei dem Brünnlein. Also, da lehnt die Hütte an der überhängenden Wand. Eine Rindentür hat sie und zwei Fensterlein und einen Steinblock zum Tisch und zwei Holzblöcke zum Sitzen und eine Steingrube für das Herdfeuer und zwei Lager aus Bergheu und Moos. Und an der Wand zwei Baumäste gequert zu einem Kreuz. Die Vorratskammer ist draußen in einer Felsspalte, und hätten sie denn alles beisammen, was der Mensch braucht, um so lang zu leben, bis er selig ist. — Seligwerden, das ist beider ernsthaftes Fürnehmen.

„Sie taten beten und arbeiten", heißt es von den beiden Menschen in einer Chronik zu Breitenau. Und ist derselben zu entnehmen, daß sie allerlei wilde Früchte sammelten, daß sie aus Kraut und Wurzeln und manchen Beeren einen „Geist" haben gebrannt, mit dem der Markarius zeitweilig in den umliegenden Tälern hausieren ging. Auch sollen sie Wallfahrern, die weit her zum Bildnisse Unserer lieben Frau auf den Berg gekommen, mancherlei Dienste geleistet und Stärkung gespendet haben. Manche Zeit der Einsiedler soll bitter hart gewesen sein. Es ist nicht gemeint die kalte Winterszeit, da sie monatelang eingemauert waren mit Schnee und den unbändigen Alpenstürmen preisgegeben. Es ist nicht gemeint der Mangel mancher Lebensmittel und es

Habe ich es ja erleben müssen, daß sich einmal — es war etwa vor zwanzig Jahren — selbst einer meiner Schulvorstände, der mir eine Musterlektion vorreiten wollte, mit der Sokratischen Methode in eine Sackgasse verirrte, und so brauche ich mich des Geständnisses nicht zu schämen, daß auch bei mir der gute Wille die Unvollkommenheit des Werkes entschuldigen muß.

Der hohe Schulvorstand also, der holte aus einem Schüler, der das Pulver nicht gerade erfunden hatte, eine geschlagene Stunde heraus, daß Kaiser Karl der Sage nach im Untersberge, Friedrich Barbarossa aber im Kyffhäuser fortlebe und der Erstehung harre. Am Ende der Stunde wollte er das Ergebnis zusammenfassen und fragte:

„Nun also . . . wo ist Karl der Große?"

Und der Schüler, in dessen Kopf es nach der Fragerei von einer Stunde von „unter" und „Häuser" und „Berg" nur so wirbelte, platzte heraus: „Im Unterkiefer."

Es drängt mich, in meiner angeborenen Bosheit zu gestehen: das war die angenehmste Inspektionsstunde, die ich je erlebt habe! Ich hatte die ganze Zeit über weiter nichts zu tun, als, so sehr ich den sonst ausgezeichneten Mann verehrte und noch verehre, als das Lachen zu verbeißen. Es tut halt einem vielgeplagten Lehrer doch wohl, wenn hie und da selbst der unfehlbare Gottsöberste aufs Eis gerät und uns armen Würmern menschlich näher rückt.

Nun . . . mir selbst ist's vor kurzem ähnlich ergangen; ich will es zur heilsamen Beschämung erzählen.

Wir waren im Geschichtsunterrichte bei Perikles, der sich nach dem Lehrbuche, kaum zum Manne gereift, gänzlich den Staatsgeschäften widmete und nur mehr auf dem Marktplatze oder im Rathause gesehen ward.

In der letzten Bank machte eines meiner zwölfjährigen Büblein beim Worte „Marktplatz" so ein glückselig-dummes Gesicht, daß ich gar nicht daran zweifeln konnte, er denke an die Äpfel und Orangen, die die Hökerinnen auf unserem Marktplatze feilbieten. Aus dem mußte ich also laut Vorschrift den „Politiker" herausholen.

„Du, Josel, wie nennt man einen M a n n, der sich gänzlich den S t a a t s geschäften widmet?"

Der Josel, der im Geiste eben einen Apfel verspeist hatte, sperrte den Mund auf, um mir darzutun, er habe nichts mehr drin, drehte den Kopf, an dem zwei große Schalltrichter saßen, gegen seinen Nachbar und antwortete: „So einen Mann nennt man einen Staatsmann."

„Vollkommen richtig, lieber Josel! Aber nun komm zum Pulte; denn ich möchte aus d i r etwas herausholen, nicht aus deinem Nachbarn, dem Vorzugsschüler!"

dort hinter den Bergspitzen aufsteigt. Und sagt der Vater: „Kerl, kleiner! Schau sie nur an. Wo sie aufgeht, dort weit hinterwärts ist die Wienerstadt. Und dort ist der Kaiser daheim. Und wenn der nit wär g'west, tätest du jetzt freilich kaum juchezen auf derer Höh'!"

Zur Zeit ist anstatt der schlechten Klausen schon ein besseres Häuslein fertig gewesen und daneben ein Ziegenstall und daneben eine Kapelle mit Turm und Glöckel. Und die Wallfahrer, wenn sie von Schüsserlbrunn heim sind gekommen, haben erzählt von den guten Leutlein, die mit gar Geringem so glückselig leben da oben auf wildem Birg. Also daß wir ohn' Sorg und Kümmernis können von ihnen scheiden.

Die Sokratische Methode.

Von **Josef Wichner, Krems.**

Nur herausholen, herausholen, meine Herren, das ist das A und O alles Unterrichtes!"

So etwa der Herr Inspektor bei den Lehrerkonferenzen.

Das hat der Herr Inspektor eigentlich dem alten Sokrates abgespickt und nun tut er groß damit:

„Nur herausholen, herausholen, meine Herren!"

Ja, wenn etwas drin ist . . . aber hol' Erdäpfel aus einem leeren Keller!

Nun, der Sokrates, der war, wie er selbst sagte, eine geistige Hebamme. Er stellte jeden Esel, so ihm begegnete, und brachte ihn durch tausenderlei Fragen zur Überzeugung, er sei eigentlich ein grundgescheiter Kerl und habe alle Weisheit mit Löffeln gefressen; nur . . . von sich geben habe er's bis dato noch nicht können.

Gewöhnlich machte dann so ein Esel, der plötzlich und ganz unvermutet seine Weisheit wie ein neugeborenes Kindlein vor sich sah, ein verdutztes Gesicht, und da der Sokrates seine Experimente ungezählte Jahre fortsetzte, wurden ihm schließlich die athenischen Esel zu gescheit und — vergifteten ihn.

Ach ja, Undank ist der Welt Lohn, davon wissen wir Lehrer auch ein Liedchen zu singen! Aber das soll uns nicht abhalten, im Schweiße des Angesichtes aus den Schülern herauszuholen, was immer in ihnen sein mag, und wenn wir sechs Ochsen anspannen müßten.

Es ist auch in der Tat, vorausgesetzt, daß der Lehrer sehr viel Zeit und sehr wenig Schüler hat, keine Unterrichtsmethode so bildend, so zum Denken anregend als die Sokratische, aber — sie ist auch eine Kunst und setzt einen genialen Künstler voraus, was aber nicht jeder Lehrer ist.

„Das freut mich! Aber sage mir: geht er auch hie und da ins Wirtshaus?

„O ja, am Sonntag immer."

„Ist ganz in der Ordnung. Wer sich die ganze Woche geplagt hat, der hat sich sein Glas Bier oder Wein ehrlich verdient. Da hat er wohl auch Gesellschaft, gelt?"

„Ja freilich . . . halt auch so Männer vom Handwerk . . . der Mechaniker Křivanek, der Schneider Steffel, der Seifensieder —"

„Laß das, Josel; ich brauche keine Namen zu wissen! Aber sage mir: was tun denn die Männer im Wirtshaus?"

„Die trinken einen Heurigen . . ."

„Und?"

„Und rauchen —"

„Und?"

„Und . . . karteln."

„Und? . . . Jetzt muß es aber heraus . . . hü, Josel!"

„Und . . . politisieren!"

„Gott sei Dank, jetzt haben wir's! Sie regieren halt auch den Staat nach ihrer Weise und bereden sich, wie man dies oder das etwa besser machen könnte, und das nennt man „politisieren." Nun weißt du aber gewiß auch das Fremdwort für Staatsmann, gelt ja?"

Die Klasse war nicht mehr zu bändigen, fünfzig Hände streckten sich aus, begierig, das Wort kund zu tun, das dem Josel auf der Zunge lag.

Und der Josel sagte groß und breit, in der Glücksstimmung des Columbus, da ihm das Ei endlich stehen blieb:

„Polierer!"

Nun gab ich's auf . . . so viel Geduld wie der selige Sokrates hatte ich nicht. Brachte es der Josel nicht zum Mund heraus, so sollte es zum Ohr hinein, und so ließ ich alle schreien:

„Politiker!"

Den Josel aber schickte ich auf seinen Platz. Er verzog sich mit gekränkter Miene und murmelte etwas zwischen den Zähnen.

„Was hat er gesagt?" fragte ich die Schüler, an denen er vorbeischlich.

Das hab' er eh schon längst g'wußt, hat er gesagt.

Also war's richtig in ihm drin! Der Fehler lag bei mir: ich war nicht der Künstler, der es herauszuholen vermochte.

Der Josel drehte sich zaghaft heraus und Sokrates fragte weiter:

„So ein Mann wie Perikles ist also ein Staatsmann — gut! Nun sage mir einmal, ist dir vielleicht bekannt, wie man einen Staatsmann mit einem Fremdwort nennt? Ich weiß bestimmt, du hast das Fremdwort, das ich meine, schon oft gehört, und also kann dir die Antwort nicht schwer fallen.“

Dem Josel fiel sie aber doch schwer. Er blickte mit verschwommenen Augen hilfesuchend zum gekreuzigten Heilande empor; der aber war nicht wie Josels Nachbar: er sagte nichts ein.

„Nun ... ich will dir helfen! Wir haben schon so viel von Athen gesprochen ... auch von der Burg mit den herrlichen Bauten ... wie heißt nur diese Burg?“

„Akropolis.“

„Richtig! Ich weiß ja, der Josel läßt mich nicht im Stiche! Akro—polis heißt diese Burg. Und was heißt denn „Polis“ in Städtenamen wie Nea—polis, Helio—polis, Hiera—polis? Wir haben das schon gelernt ... also antworte!“

„Polis heißt Stadt.“

„Beim Zeus, du machst deinem Lehrer alle Ehre! Polis heißt Stadt oder Staat. Wie heißt also „Staatsmann“ mit einem Fremdworte?“

„Akrobat.“

Nun standen mir bereits die Schweißtropfen auf der Stirne. Mein Zwerchfell aber vibrierte. O, du ahnungsvoller Engel du, dachte ich; hast eigentlich nicht so unrecht ... es gibt Staatsmänner genug, die Akrobaten sind und die verzweifeltsten Sprünge machen müssen, um sich auf ihrem Posten (Fauteuil) zu behaupten.

Die Klasse brach in ein homerisches Gelächter aus, obschon sie den tiefen Sinn der Antwort natürlich nicht erfaßte.

Ich gebot Ruhe und setzte die schwere Arbeit fort.

„Du darfst nicht den ersten Bestandteil zur Bildung des Fremdwortes benützen. Beim Worte „Polis“ hätte dir das Richtige leicht einfallen können. Wie heißt also Staatsmann mit einem Fremdworte?“

„Poli ... Polizist.“

Josels Gesicht leuchtete ... nun mußte er's getroffen haben, und — er hatte es auch ... in einem Polizeistaate wenigstens mochte es schon so sein.

Mit meiner Akropolis, Neapolis u. s. w. kam ich auf keinen grünen Zweig. Also versuchen wir's auf eine andere Art ..., ‚der Zahn muß heraus, und wenn der ganze Kopf mitgeht‘ ... hat der Bader gesagt.

„Du, Josel, was ist denn dein Vater?“

„Ein Schuster.“

hörlich, „heisa! heisa! der Fasanenfürst hat den Herrn Magister Tinte totgebissen!" — „Ach — ach, Mama," rief Christlieb atemlos, „ach, der Herr Magister Tinte ist kein Herr Magister, das ist der Gnomen-König Pepser, eigentlich aber eine abscheuliche große Fliege, die eine Perrücke trägt und Schuhe und Strümpfe." Die Eltern staunten die Kinder an, die nun ganz aufgeregt und erhitzt durcheinander von dem fremden Kinde, von seiner Mutter, der Feen-Königin, von dem Gnomen-König Pepser und von dem Kampf des Fasanenfürsten mit ihm erzählten. „Wer hat euch denn die tollen Dinge in den Kopf gesetzt, habt ihr geträumt oder was geschah sonst mit euch?" So fragte Herr von Brakel einmal über das andere; aber die Kinder blieben dabei, daß sich alles so zugetragen wie sie es erzählten und daß der häßliche Pepser, der sich für den Herrn Magister Tinte fälschlich ausgegeben, tot im Walde liegen müsse. Die Frau von Brakel schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief ganz traurig: „Ach Kinder, Kinder, was soll aus euch werden, wenn euch solche entsetzliche Dinge in den Sinn kommen und ihr euch davon nichts ausreden lassen wollt!" Aber der Herr von Brakel wurde sehr nachdenklich und ernsthaft. „Felix, du bist nun schon ein ganz verständiger Junge und ich kann es dir wohl sagen, daß auch mir der Herr Magister Tinte von Anfang an ganz seltsam und verwunderlich vorgekommen ist. Ja, es schien mir oft, als habe es mit ihm eine besondere Bewandtnis und er sei gar nicht so wie andere Magister. Noch mehr! Ich sowohl als die Mutter, beide sind wir mit dem Herrn Magister Tinte nicht ganz zufrieden, die Mutter vorzüglich, weil er ein Naschmaul ist, alle Süßigkeiten beschnuppert und dabei so häßlich brummt und summt, er wird daher auch wohl nicht lange bei uns bleiben können. Aber nun, lieber Junge, besinne dich einmal, gesetzt auch, es gebe solche garstige Dinge, wie Gnomen sein sollen, wirklich in der Welt, besinne dich einmal, ob ein Herr Magister wohl eine Fliege sein kann?" — Felix schaute dem Herrn von Brakel mit seinen blauen klaren Augen ernsthaft ins Gesicht. Der Herr von Brakel wiederholte die Frage: „Sag' mein Junge, kann wohl ein Herr Magister eine Fliege sein?" Da sprach Felix: „Ich habe sonst nie daran gedacht und hätte es wohl auch nicht geglaubt, wenn mir es nicht das fremde Kind gesagt und ich es mit eigenen Augen gesehen hätte, daß Pepser eine garstige Fliege ist und sich nur für den Magister Tinte ausgegeben hat. — Und Vater," fuhr Felix weiter fort, als Herr von Brakel wie einer, der vor Verwunderung gar nicht weiß, was er sagen soll, stillschweigend den Kopf schüttelte, „und Vater, sage, hat dir der Herr Magister Tinte selbst nicht einmal entdeckt, daß er eine Fliege sei? Habe ich's denn nicht selbst gehört, daß er dir hier vor der Türe sagte, er sei auf der

Das fremde Kind.

Eine Erzählung von **E. T. A. Hoffmann.**

(Schluß.)

Wie der Herr von Brakel den Magister Tinte fortjagte.

Der Herr von Brakel und die Frau von Brakel saßen beide vor der Türe ihres kleinen Hauses und schauten in das Abendrot, das schon hinter den blauen Bergen in goldenen Strahlen aufzuschimmern begann. Vor ihnen stand auf einem kleinen Tisch das Abendessen aufgetragen, das aus nichts anderem als einem tüchtigen Napf voll herrlicher Milch und einer Schüssel mit Butterbroten bestand. „Ich weiß nicht," fing Herr von Brakel an, „ich weiß nicht, wo der Magister Tinte so lange mit den Kindern ausbleibt. Erst hat er sich gesperrt und durchaus nicht in den Wald gehen wollen und jetzt kommt er gar nicht wieder heraus. Überhaupt ist das ein ganz wunderlicher Mann, der Herr Magister Tinte, und es ist mir beinahe so, als sei es besser gewesen, er wäre ganz davongeblieben. Daß er gleich anfangs die Kinder so heimtückisch stach, das hat mir gar nicht gefallen und mit seinen Wissenschaften mag es auch nicht weit her sein, denn allerlei seltsame Wörter und unverständliches Zeug plappert er her und weiß was der Großmogul für Gamaschen trägt; kommt er aber heraus, so vermag er nicht die Linde vom Kastanienbaum zu unterscheiden und benimmt sich überhaupt ganz albern und abgeschmackt. Die Kinder können unmöglich Respekt vor ihm haben." — „Mir geht es," erwiderte die Frau von Brakel, „mir geht es ganz wie dir, lieber Mann! So sehr es mich freute, daß der Herr Vetter sich unserer Kinder annehmen wollte, so sehr bin ich jetzt davon überzeugt, daß das auf andere und bessere Weise hätte geschehen können, als daß er uns den Herrn Magister Tinte über den Hals schickte. Wie es mit seinen Wissenschaften stehen mag, das weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß das kleine schwarze dicke Männlein mit den kleinen dünnen Beinchen mir immer mehr und mehr zuwider wird. Vorzüglich ist es garstig, daß der Magister so entsetzlich naschhaftig ist. Keine Neige Bier oder Milch kann er stehen sehen, ohne sich darüber her zu machen; merkt er nun vollends den geöffneten Zuckerkasten, so ist er gleich bei der Hand und schnuppert und nascht so lange an dem Zucker, bis ich ihm den Deckel vor der Nase zuschlage; dann ist er auf und davon und ärgert sich und brummt und summt ganz seltsam und fatal." Der Herr von Brakel wollte fortfahren im Gespräch, als Felix und Christlieb in vollem Rennen durch die Birken kamen. „Heisa! heisa!" schrie Felix unauf-

zu treffen. Ächzend stürzte er zu Boden; aber in dem Augenblick, daß der Herr von Brakel ihn mit einem zweiten Schlage treffen wollte, schwang er sich mit erneuter doppelter Kraft in die Höhe, stürmte sausend und brausend nach den Birken hin und ließ sich nicht wieder sehen. „Gut, daß wir den fatalen Herrn Magister Tinte los sind,“ sprach der Herr von Brakel, „über meine Schwelle soll er nicht wieder kommen.“ — „Nein, das soll er nicht,“ fiel die Frau von Brakel ein, „Hofmeister mit solchen abscheulichen Sitten können nur Unheil stiften, da wo sie Gutes wirken sollen. — Prahlt mit den Wissenschaften und springt in den Milchnapf! Das nenne ich mir einen schönen Magister.“ Aber die Kinder jauchzten und jubelten und riefen: „Heisa — Papa hat dem Herrn Magister Tinte mit der Fliegenklatsche eins auf die Nase versetzt und da hat er Reißaus genommen! — Heisa — heisa!“

Was sich weiter im Walde begab, nachdem der Magister Tinte fortgejagt worden.

Felix und Christlieb atmeten frei auf, als sei ihnen eine schwere drückende Last vom Herzen genommen. Vor allem dachten sie aber daran, daß nur, da der häßliche Pepser von dannen geflohen, das fremde Kind gewiß wiederkehren und so wie sonst mit ihnen spielen würde. Ganz erfüllt von freudiger Hoffnung gingen sie in den Wald; aber es war alles still und wie verödet drin, kein lustiges Lied von Fink und Zeisig ließ sich hören und statt des fröhlichen Rauschens der Gebüsche, statt des frohen tönenden Wogens der Waldbäche wehten angstvolle Seufzer durch die Lüfte. Nur bleiche Strahlen warf die Sonne durch den dunstigen Himmel. Bald türmte sich ein schwarzes Gewölk auf, der Sturm heulte, der Donner begann in der Ferne zürnend zu murmeln, die hohen Tannen dröhnten und krachten. Christlieb schloß sich zitternd und zagend an Felix an; der sprach aber: „Was fürchtest du dich so, Christlieb, es zieht ein Wetter auf, wir müssen machen, daß wir nach Hause kommen.“ Sie fingen an zu laufen, doch wußten sie selbst nicht, wie es geschah, daß sie, statt aus dem Walde herauszukommen, immer tiefer hineingerieten. Es wurde finsterer und finsterer, dicke Regentropfen fielen herab und Blitze fuhren zischend hin und her! Die Kinder standen an einem dicken dichten Gestrüpp. „Christlieb,“ sprach Felix, „laß uns hier ein bißchen unterducken, nicht lange kann das Wetter dauern.“ Christlieb weinte vor Angst, tat aber doch, was Felix geheißen. Aber kaum hatten sie sich hingesetzt in das dicke Gebüsch, als es dicht hinter ihnen mit häßlich knarrenden Stimmen sprach: „Dumme Dinger! — einfältig Volk — habt uns verachtet — habt nicht gewußt, was ihr mit uns anfangen sollt, nun könnt

Schule eine muntere Fliege gewesen? Nun was man einmal ist, das muß man, denk ich, auch bleiben. Und daß der Herr Magister, wie die Mutter zugesteht, so ein Naschmaul ist und an allem Süßen schnuppert, nun Vater, wie machen's denn die Fliegen anders? Und das häßliche Summen und Brummen." — „Schweig," rief der Herr von Brakel ganz erzürnt, „mag der Herr Magister Tinte sein, was er will, aber so viel ist gewiß, daß der Fasanenfürst ihn nicht totgebissen hat, denn dort kommt er eben aus dem Walde!" Auf dieses Wort schrien die Kinder laut auf und flüchteten ins Haus hinein. In der Tat kam der Magister Tinte den Birkengang herauf, aber ganz verwildert, mit funkelnden Augen, zerzauster Perrücke, im abscheulichen Sumsen und Brummen sprang er von einer Seite zur anderen hoch auf und prallte mit dem Kopf gegen die Bäume an, daß man es krachen hörte. So herangekommen, stürzte er sich sofort in den Napf, daß die Milch überströmte, die er einschlürfte mit widrigem Rauschen. „Aber um tausend Gotteswillen, Herr Magister Tinte, was treiben Sie?" rief die Frau von Brakel. Sind Sie toll geworden, Herr Magister, plagt Sie der böse Feind?" schrie der Herr von Brakel. Aber alles nicht achtend, schwang sich der Magister aus dem Milchnapf, setzte sich auf die Butterbröte hin, schüttelte die Rockschöße und wußte mit den dünnen Beinchen geschickt darüber hinzufahren und sie glatt zu streichen und zu fälteln. Dann stärker summend schwang er sich gegen die Tür, aber er konnte sich nicht hineinfinden ins Haus, sondern schwankte wie betrunken hin und her und schlug gegen die Fenster an, daß es klirrte und schwirrte. „Ha, Patron," rief der Herr von Brakel, „das sind dumme, unnütze Streiche, wart', das soll dir übel bekommen." Er suchte den Magister bei dem Rockschoß zu haschen, der wußte ihm aber geschickt zu entgehen. Da sprang Felix aus dem Hause mit der großen Fliegenklatsche in der Hand, die er dem Vater gab. „Nimm Vater, nimm," rief er, „schlag ihn tot den häßlichen Pepser." Der Herr von Brakel ergriff auch wirklich die Fliegenklatsche und nun ging es her hinter dem Herrn Magister. Felix, Christlieb, die Frau von Brakel hatten die Servietten vom Tische genommen und schwangen sie, den Magister hin und her treibend, in den Lüften, während Herr von Brakel unaufhörlich Schläge gegen ihn führte, die leider nicht trafen, weil der Magister sich hütete, auch nur einen Augenblick zu ruhen. Und wilder und wilder wurde die tolle Jagd — Summ — Summ — Simm — Simm — Trrr — Trrr — stürmte der Magister auf und nieder — und Klipp — Klapp fielen hageldichter des Herrn von Brakels Schläge und huß — huß — hetzten Felix, Christlieb und die Frau von Brakel den Feind. Endlich gelang es dem Herrn von Brakel, den Magister am Rockschoß

nach Hause, wo die Eltern, nicht wenig wegen des Ungewitters um sie bekümmert, sie mit voller Freude empfingen. Der Herr von Brakel sprach: „Es ist nur gut, daß ihr da seid, ich muß gestehen, daß ich fürchtete, der Herr Magister Tinte schwärme noch im Walde umher und sei euch auf der Spur. Felix erzählte alles, was sich im Walde begeben. „Das sind tolle Einbildungen," rief die Frau von Brakel, „wenn euch draußen im Wald solch verrücktes Zeug träumt, sollt ihr gar nicht mehr hingehen, sondern im Hause bleiben." Das geschah denn nun freilich nicht, denn wenn die Kinder baten: „Liebe Mutter, laß uns ein bißchen in den Wald laufen," so sprach die Frau von Brakel: „Geht nur, geht und kommt hübsch verständig zurück." Es geschah aber, daß die Kinder in kurzer Zeit selbst gar nicht mehr in den Wald gehen mochten. Ach! — das fremde Kind ließ sich nicht sehen und sowie Felix und Christlieb sich nur tiefer ins Gebüsch wagten oder sich dem Ententeich nahten, so wurden sie von dem Jäger, dem Harfenmännlein, der Puppe ausgehöhnt: „Dumme Dinger, einfältig Volk, nun könnt ihr sitzen ohne Spielzeug — habt nichts mit uns artigen gebildeten Leuten anzufangen gewußt — dumme Dinger, einfältig Volk!" — Das war gar nicht auszuhalten, die Kinder blieben lieber im Hause.

Beschluß.

„Ich weiß nicht," sprach der Herr Thaddäus von Brakel eines Tages zu der Frau von Brakel, „ich weiß nicht, wie mir seit einigen Tagen so seltsam und wunderlich zumute ist. Beinahe möchte ich glauben, daß der böse Magister Tinte mir es angetan hat, denn seit dem Augenblick, als ich ihm eins mit der Fliegenklatsche versetzte und ihn forttrieb, liegt es mir in allen Gliedern wie Blei." In der Tat wurde auch der Herr von Brakel mit jedem Tage matter und bläßer. Er durchstrich nicht mehr wie sonst die Flur, er polterte und wirtschaftete nicht mehr im Hause umher, sondern saß stundenlang in tiefe Gedanken versunken und dann ließ er sich von Felix und Christlieb erzählen, wie es sich mit dem fremden Kinde begeben. Sprachen die denn nun recht mit vollem Eifer von den herrlichen Wundern des fremden Kindes, von dem prächtigen glänzenden Reiche, wo es zu Hause, dann lächelte er wehmütig und die Tränen traten ihm in die Augen. Darüber konnten sich Felix und Christlieb aber gar nicht zufrieden geben, daß das fremde Kind nun davon bleibe und sie der Quälerei der häßlichen Puppen im Gebüsch und im Ententeiche bloßstelle, weshalb sie gar nicht mehr sich in den Wald wagen möchten. „Kommt, meine Kinder, wir wollen zusammen in den Wald gehen, die bösen Zöglinge des Magisters Tinte sollen euch keinen Schaden tun!" So sprach an einem schönen, hellen Morgen der Herr von

ihr sitzen ohne Spielsachen, ihr einfältigen Dinger!" Felix schaute sich um und es wurde ihm ganz unheimlich zumute, wie er den Jäger und den Harfenmann erblickte, die sich aus dem Gestrüpp, wo er sie hineingeworfen, erhoben, ihn mit toten Augen anstarrten und mit den kleinen Händchen herumfochten und hantierten. Dazu griff der Harfenmann in die Saiten, daß es widrig zwitscherte und klirrte, und der Jägersmann legte gar die kleine Flinte auf Felix an. Dazu krächzten beide: „Wart', wart' du Junge, du Mädel, wir sind die gehorsamen Zöglinge des Herrn Magister Tinte, gleich wird er hier sein und da wollen wir euch euren Trotz schon eintränken!" Entsetzt, des Regens, der nun herabströmte, der krachenden Donnerschläge, des Sturmes, der mit dumpfem Brausen durch die Tannen fuhr, nicht achtend, rannten die Kinder von dannen und gerieten an das Ufer des großen Teiches, der den Wald begrenzte. Aber kaum waren sie hier, als sich aus dem Schilf Christliebs große Puppe, die Felix hineingeworfen, erhob und mit häßlicher Stimme quäkte: „Dumme Dinger, einfältig Volk! — Habt mich verachtet — habt nicht gewußt, was ihr mit mir anfangen sollt, nun könnt ihr sitzen ohne Spielsachen, ihr einfältigen Dinger! Wart', wart' du Junge, du Mädel, ich bin der gehorsame Zögling des Herrn Magister Tinte, gleich wird er hier sein und da werden wir euch euren Trotz schon eintränken!" Und dann spritzte die häßliche Puppe den armen Kindern, die schon vom Regen ganz durchnäßt waren, ganze Ströme Wasser ins Gesicht. Felix konnte diesen entsetzlichen Spuk nicht vertragen, die arme Christlieb war halbtot, aufs neue rannten sie davon, aber bald mitten im Walde sanken sie vor Angst und Erschöpfung nieder. Da summte und brauste es hinter ihnen. „Der Magister Tinte kommt," schrie Felix, aber in dem Augenblick vergingen ihm auch sowie der armen Christlieb die Sinne. Als sie wieder aus tiefem Schlafe erwachten, befanden sie sich auf einem weichen Moossitz. Das Wetter war vorüber, die Sonne schien hell und freundlich und die Regentropfen hingen wie funkelnde Edelsteine an den glänzenden Büschen und Bäumen. Hoch verwunderten sich die Kinder darüber, daß ihre Kleider ganz trocken waren und sie gar nichts von der Kälte und Nässe spürten. „Ach," rief Felix, indem er beide Arme hoch in die Lüfte emporstreckte, „ach, das fremde Kind hat uns beschützt!" Und nun riefen beide, Felix und Christlieb, laut, daß es im Walde widertönte: „Ach du liebes Kind, komme doch nur wieder zu uns, wir sehnen uns ja so herzlich nach dir, wir können ja ohne dich gar nicht leben!" Es schien auch, als wenn ein heller Strahl durch die Gebüsche funkelte, von dem berührt die Blumen ihre Häupter erhoben; aber riefen auch wehmütiger die Kinder nach dem holden Gespielen, nichts ließ sich weiter sehen. Traurig schlichen sie

die man ihr gelassen. Felix und Christlieb mußten ein gleiches tun, und so zogen sie unter vielen Tränen fort aus dem Hause. Schon hörten sie das ungestüme Rauschen des Waldstromes, über dessen Brücke sie wollten, als die Frau von Brakel vor bitterem Schmerz ohnmächtig zu Boden sank. Da fielen Felix und Christlieb auf die Knie nieder und schluchzten und jammerten: „O wir armen unglücklichen Kinder! Nimmt sich denn keiner unseres Elends an?" In dem Augenblick war es, als werde das ferne Rauschen des Waldstroms zu lieblicher Musik, das Gebüsch rührte sich in ahnungsvollem Säuseln — und bald strahlte der ganze Wald in wunderbarem funkelnden Feuer. Das fremde Kind trat aus dem süßduftenden Laube hervor, aber von solchem blendenden Glanz umflossen, daß Felix und Christlieb die Augen schließen mußten. Da fühlten sie sich sanft berührt und des fremden Kindes holde Stimme sprach: „O klagt nicht so, ihr meine lieben Gespielen! Lieb' ich euch denn nicht mehr? Kann ich euch denn wohl verlassen? Nein! — Seht ihr mich auch nicht mit leiblichen Augen, so umschwebe ich euch doch beständig und helfe euch mit meiner Macht, daß ihr froh und glücklich werden sollet immerdar. Behaltet mich nur treu im Herzen, wie ihr es bis jetzt getan, dann vermag der böse Pepser und kein anderer Widersacher etwas über euch! — Liebt mich nur stets recht treulich!" — „O das wollen wir, das wollen wir!" riefen Felix und Christlieb, „wir lieben dich ja mit ganzer Seele." Als sie die Augen wieder aufzuschlagen vermochten, war das fremde Kind verschwunden, aber aller Schmerz war von ihnen gewichen und sie empfanden die Wonne des Himmels, die in ihrem Innersten aufgegangen. Die Frau von Brakel richtete sich nun auch langsam empor und sprach: „Kinder! Ich habe euch im Traum gesehen, wie ihr wie in lauter funkelndem Golde standet und dieser Anblick hat mich auf wunderbare Weise erfreut und getröstet. Das Entzücken strahlte in der Kinder Augen, glänzte auf ihren hochroten Wangen. Sie erzählten, wie eben das fremde Kind bei ihnen gewesen sei und sie getröstet habe; da sprach die Mutter: „Ich weiß nicht, warum ich heute an euer Märchen glauben muß und warum dabei so aller Schmerz, alle Sorgen von mir weichen. Laßt uns nun getrost weiter gehen. Sie wurden von dem Verwandten freundlich aufgenommen, dann kam es wie das fremde Kind es verheißen. Alles, was Felix und Christlieb unternahmen, geriet so überaus wohl, daß sie samt ihrer Mutter froh und glücklich wurden und noch in später Zeit spielten sie in süßen Träumen mit dem fremden Kinde, das nicht aufhörte, ihnen die lieblichsten Wunder seiner Heimat mitzubringen.

Brakel zu Felix und Christlieb, nahm sie bei der Hand und ging mit ihnen in den Wald, der heute mehr als jemals voller Glanz, Wohlgeruch und Gesang war. Als sie sich ins weiche Gras unter duftenden Blumen gelagert hatten, fing der Herr von Brakel in folgender Art an: „Ihr lieben Kinder, es liegt mir recht am Herzen und ich kann es nun gar nicht mehr aufschieben, euch zu sagen, daß ich ebensogut wie ihr das holde fremde Kind, das euch hier im Walde so viel Herrliches schauen ließ, kannte. Als ich so alt war wie ihr, hat es mich so wie euch besucht und die wunderbarsten Spiele gespielt. Wie es mich dann verlassen hat, darauf kann ich mich gar nicht besinnen und es ist mir ganz unerklärlich, wie ich das holde Kind so ganz und gar vergessen konnte, daß ich, als ihr mir von seiner Erscheinung erzähltet, gar nicht daran glaubte; wiewohl ich oftmals die Wahrheit davon leise ahnte. Seit einigen Tagen gedenke ich aber so lebhaft meiner schönen Jugendzeit, wie ich es seit vielen Jahren gar nicht vermochte. Da ist denn auch das holde Zauberkind so glänzend und herrlich, wie ihr es geschaut habt, mir in den Sinn gekommen und dieselbe Sehnsucht, von der ihr ergriffen, erfüllt meine Brust, aber sie wird mir das Herz zerreißen! Ich fühl' es, daß ich zum letztenmal hier unter diesen schönen Bäumen und Büschen sitze, ich werde euch bald verlassen, ihr Kinder! — Haltet, wenn ich tot bin, nur recht fest an dem holden Kinde!" — Felix und Christlieb waren außer sich vor Schmerz, sie weinten und jammerten und riefen laut: „Nein Vater, nein Vater, du wirst nicht sterben, du wirst nicht sterben, du wirst noch lange, lange bei uns bleiben und so wie wir mit dem fremden Kinde spielen!" — Aber tagsdarauf lag der Herr von Brakel schon krank im Bette. Es erschien ein langer, hagerer Mann, der dem Herrn von Brakel an den Puls fühlte und darauf sprach: „Das wird sich geben!" Es gab sich aber nicht, sondern der Herr von Brakel war am dritten Tage tot. Ach wie jammerte die Frau von Brakel, wie rangen die Kinder die Hände, wie schrien sie laut: „Ach unser Vater — unser lieber Vater!" — Bald darauf, als die vier Bauern von Brakelheim ihren Herrn zu Grabe getragen hatten, erschienen ein paar häßliche Männer im Hause, die beinahe aussahen wie der Magister Tinte. Die erklärten der Frau von Brakel, daß sie das ganze Gütchen und alles im Hause in Beschlag nehmen müßten, weil der verstorbene Herr Thaddäus von Brakel das alles und noch viel mehr dem Herrn Grafen Cyprianus von Brakel schuldig geworden sei, der nun das Seinige zurückverlange. So war denn nun die Frau von Brakel bettelarm geworden und mußte das schöne Dörfchen Brakelheim verlassen. Sie wollte zu einem Verwandten hin, der nicht fern wohnte, und schnürte daher ein kleines Bündelchen mit der wenigen Wäsche und den geringen Kleidungsstücken,

die außerordentlich niederen Beträge, die er für seine Behandlung verlangte, gleich zu erlegen. Die meisten vertrösteten ihn auf spätere Termine, auf diesen oder jenen unwahrscheinlichen Glücksfall, gaben höchstens eine kleine Anzahlung und — vergaßen bald des weiteren. Und das waren noch lange nicht die schlimmsten, die armen Teufel, die zahlen wollten und nicht konnten. Viel mehr Verlegenheit bereiteten ihm die paar „besseren“, wohlhabenderen Kunden, die zu glauben schienen, es sei für einen so jungen Arzt schon eine unschätzbare Ehre, daß sie sich überhaupt mit ihm einließen; Händler und Geschäftsleute, die ihre Waren selbstverständlich an niemanden anders als um Bargeld lieferten und die ebenso selbstverständlich vom Hausarzte unbegrenzten, stillschweigenden Kredit forderten.

Dr. Weber blickte sich in dem schmalen, matt erhellten Raume um. Wie dürftig es hier war und wie einsam! Marie, die alte, halbtaube Wirtschafterin, war eine trübselige Gesellschaft. Früher hatte er wenigstens seinen Hund gehabt, eine prächtige Dogge, das Geschenk eines glücklicheren Universitätsfreundes. Dr. Weber litt nicht an Sentimentalität, die hatten sie ihm gründlich abgewöhnt. Aber nur mit wütender Erbitterung dachte er an die böse Stunde, da er dem treuen Köter, weil er ihn weder selbst zu ernähren noch einem ungewissen Schicksal bei fremden Leuten zu überlassen vermochte, Blausäure eingab.

Hunger hatte er auch schon, der Doktor. Da kam die Haushälterin herein. Aber sie brachte statt des Abendessens eine Nachricht:

„Das klane Madl vom Steininger war schon wieder da. Der Herr Doktor möcht' glei' zum Vater kommen, es geht ihm schlechter.“

Weber wollte beinahe auffahren. Er war ja erst vor zwei Stunden beim Steininger gewesen; und helfen konnte er dem ausgemergelten, schwindsüchtigen Markör doch nicht. Aber sofort besann er sich und machte sich zum Gehen bereit.

„Wollen S' net zuerst essen?“ fragte die Alte. „Gleich is 's fertig!“

„Nein,“ erwiderte der Doktor kurz, fuhr in den nassen Überrock und ging.

Als er nach einiger Zeit zurückkam, stand das Nachtmahl bereits auf dem Tisch, ein Stück Fleisch in einer lauwarmen Tunke und ein Glas Bier. Er setzte sich, begann langsam zu essen und las dabei die Zeitung, die noch unberührt dagelegen war, wie sie der Austräger gebracht hatte. Noch war er auf der ersten Seite, da wurde an der Wohnungstür geklingelt. Bald darauf meldete die Marie:

„A junger Mensch mit einer einbundenen Hand will mit 'n Herrn Doktor sprechen.“

„Meine Sprechstunde ist von Zwei bis Drei,“ antwortete der Arzt.

Der Arzt.

Eine Skizze von **Fritz Stüber-Gunther.** *)

Von nahen und fernen Kirchtürmen zitterte das Siebenuhrgeläut durch den zähen, schleimigen Novembernebel, als Dr. Heinrich Weber von seinen abendlichen Krankenbesuchen heimkam. Er wohnte ganz draußen, zwischen Fabriken, Bahnhofgebäuden und leeren Bauplätzen, im dritten Stock einer geisterhaft-häßlichen Zinskaserne, die zu kurze Zeit stand, um nicht in allen Räumen nach feuchtem Mörtel zu riechen, und doch schon lang genug, daß die „sezessionistisch“ gemeinten Gipsverzierungen der Fassade, des Flurs und Stiegenhauses schmutzig und verwittert aussahen. Seine alte Haushälterin öffnete ihm:

„Küss' d' Hand, Herr Doktor. Das is heut' wieder an abscheulich's Wetter, was? Ziag'n S' nur glei' 'n Winterrock aus, er is ja ang'spritzt von ob'n bis unten. Und in die Stiefeln sein S' g'wiß ah recht naß. Weil S' überall z'Fuaß hinrennen, als ob's ka Elektrische net gäbet!“

Wortlos entledigte sich der Arzt des Überkleides, ging in sein Kabinett, das ihm als Ordinations-, Studier- und Erholungsraum diente, und ließ sich auf den Lederdiwan fallen. Er war schlecht aufgelegt, ganz miserabel aufgelegt. Solche üble Launen kämpfte er gewöhnlich mit aller Kraft nieder, aber manchmal, wie heute, waren sie eben übermächtig. Und todmüde war er obendrein. Mit der Straßenbahn hätte er fahren können, meinte die Marie. Freilich, das wußte er selber, doch er wußte auch genau, warum er's nicht tat. Mechanisch griff er in die Tasche nach der Börse und ließ seine Barschaft durch die Finger gleiten: Einen Silbergulden, zwei Kronen und etwa ein Dutzend Zehn- und Zwanzighellerstücke. Das bedeutete den Lohn eines besonders arbeits- und erträgnisreichen Tages. Gewöhnlich war er nicht so hoch.

Der Doktor konnte seiner verdrossenen Gedanken nicht Herr werden. Vor sechs Jahren, nach den bitteren Entbehrungen und Anstrengungen des Studiums, hatte er promoviert, dann zwei Jahre lang unentgeltlichen Spitalsdienst geleistet und seit vieren war er nun in diesem Armeleutviertel als praktischer Arzt ansässig. Über Mangel an Beschäftigung hatte er nicht zu klagen, eher übers Gegenteil. Er war sehr beliebt und gesucht in den Arbeiterfamilien. Aber mit der Bezahlung haperte es gewaltig. Wenige seiner Kunden waren imstande,

*) Aus „Bucklige Welt“. Kleine Sachen zum Weinen und Lachen von Fritz Stüber-Gunther. Wien. Robert Mohr. 1906. Diese naturwahren Wiener Skizzen, mit wohltuendem Humor entworfen, dürften vielen ein paar vergnügte Stunden verursachen. Die Red.

„Was ist denn?“

„G'rad' war a Lehrbub' vom Fleischhauer Surrm da, der klane Karl vom Surrm is krank. I hab' aber g'sagt, der Herr Doktor kann heunt' absolut nimmer kommen, ihm is selber schlecht.“

„Recht haben Sie gehabt. Ich habe mich, scheint mir, tüchtig verkühlt und wär' jetzt zu dem weiten Weg wirklich nicht fähig . . .“

„Und gar zu die Surrmischen!“ fiel die Wirtschafterin eifrig ein. „Rechnung hab'n s' no keine 'zahlt, die heurige net und die vom vorig'n Jahr ah net. Und wie i a paarmal hingangen bin mahnen, da war'n s' beleidigt und sein grob word'n, die nobeln Herrschaften. Na, is's epper net wahr, Herr Doktor?“

Der Arzt nickte. Die Alte eiferte weiter:

„So reiche Leut' und so schmutzi'! Sö hab'n Ihner Geld allerweil no' net 'kriagt — aber an' andern Hausarzt hab'n sie si' g'nommen, die Surrmischen. Nur jetzt mitten in der Nacht, da wär' wieder der Herr Doktor gut, weil wahrscheinlich kein andrer z' hab'n war. So viel ängstlich sein s' natürlich ah, wann 's um ihner G'sundheit geht. Der Bua hat halt a bißl Halsweh, da sag'n s' glei' Diphtheritis . . . Guate Nacht, Herr Doktor!“

„Diphtheritis?“ Der Arzt sprang mit beiden Füßen aus dem Bette. „Geben Sie mir meine Schuhe, Marie, aber rasch!“ . . .

Als Herr Doktor Heinrich Weber vom Besuche des Fleischhauersöhnchens Karl Surrm frierend und durchnäßt zurückkehrte und seinem Wohnhaus zuschritt, ging es bereits auf Mitternacht. Es war erfreulicherweise keine Diphtherie gewesen, nur eine Grippe. Er brauchte sich darum am nächsten Tage nicht mehr zu bemühen, das hatte ihm Herr Lorenz Surrm deutlich zu verstehen gegeben. Seinen Honoraranspruch durfte er zur alten, unbeglichenen Rechnung schreiben.

Der Hausmeister öffnete nach mehrmaligem Läuten und nahm sein Sperrgeld in Empfang:

„Dank' schön, Herr Doktor, küss' d' Hand . . . . Aber san S' net harb, i kriag' no' zwa Sechserln. Der Fleischhackerbua, der was 'n Herrn Doktor g'holt hat, hat m'r nix 'zahlt.“

Der Arzt wußte nicht, sollte er sich ärgern oder sollte er lachen. Er zog nochmals seinen schmalen Geldbeutel.

Mehrere Tage nach jenem Abend erhielt er durch die Post die neueste Nummer des „Bezirksblattes“ zugestellt, obwohl er nicht zu dessen Abnehmern gehörte. Eine Notiz darin war mit Blaustift angestrichen. Es war die Zuschrift eines „angesehenen Mitbürgers“, der sich über die Rücksichtslosigkeit und Saumseligkeit der Herren Ärzte beklagte. Als sein Sohn, schrieb er, neulich nachts erkrankte, habe er vergebens zu acht oder zehn Doktoren geschickt, alle seien entweder unwohl

„Das hab' ich ihm eh' g'sagt, aber er geht mir net weg, er hat solche Schmerzen, sagt er."

„So führen Sie ihn halt in Gottesnamen herein," rief der Doktor, würgte den letzten Bissen hinunter und schob den Teller weg.

Ein blasser, schmächtiger junger Bursch, vorortlich geschniegelt, trat ein und wies die wunde Hand vor:

„An' Schiefer hab' i mir einzog'n, an' großmächtigen. Er geht net außer, der Finger is schon ganz g'schwürig."

Der Arzt besah den Schaden.

„Das ist ja schon alt," sagte er dann. „Wann haben Sie sich denn verletzt?"

„Vorgestern in der Früh."

„Vor zweiundeinhalb Tagen, und da kommen Sie erst jetzt? Noch dazu in der Nacht statt in der Ordinationsstunde?"

„I bitt', Herr Doktor," versetzte der Patient, „ich hab' halt no' immer glaubt, es wird a so ah gut."

Der Arzt seufzte und holte seine Instrumente. Als die Operation vorbei und ein Verband angelegt war, sagte der Bursch:

„I dank' schön, jetzt is mir leichter. Was bin i denn schuldi'? — Aber i bitt', Herr Doktor, Geld hab' i jetzt keins. Am Ersten komm' i zahl'n."

„Wie heißen Sie?" fragte der Arzt und schlug ein dickes, mit Namen und Ziffern vollgeschriebenes Buch auf.

„Niedermüller, Herr Doktor, Artur Niedermüller."

„Und sind?"

„Handlungskommis."

Der Doktor notierte beides.

„Also gut, am Ersten, aber bestimmt."

Doch als der junge Mensch fort war, fiel dem Arzt ein, daß er in der Eile um dessen Adresse zu fragen vergessen hatte. Also wieder eine zweifelhafte, sehr zweifelhafte Forderung, wie sie das dicke schwarze Buch schon zu Hunderten enthielt!

Die Haushälterin räumte Geschirr und Instrumente weg.

„Geh'n S', leg'n S' Ihnen jetzt nieder, Herr Doktor," mahnte sie, „Sö schau'n heut' eh' net guat aus."

„Mir ist auch nicht besonders. Kein Wunder übrigens. Aber vor zehn Uhr geh' ich nicht schlafen, es könnt' doch noch etwas kommen."

Es kam nichts mehr. Als das Haustor polternd ins Schloß fiel, legte Doktor Weber das fachwissenschaftliche Werk, in das er sich vertieft hatte, weg und begab sich fröstelnd zu Bett. Doch kaum war er eingeschlafen, da weckte ihn die Stimme der alten Marie, die mit einem Lichte vor ihm stand.

Ada Christen zeigte diesen Brief Saar. Dieser dankte Hamerling in einem kürzeren Schreiben für solche Anerkennung, die ihn um so mehr freue, als sein „Heinrich IV.“ wenig oder gar nicht beachtet werde. Darauf antwortete Hamerling an Saar und meinte darin, er könne nicht finden, daß Saar keine Beachtung finde. Nun schrieb Saar an Hamerling einen längeren schwermütigen Brief und schloß seine Photographie bei. Darauf nimmt Hamerling in dem folgenden Schreiben an Marx Bezug.

Hochgeehrter Freund!

Ich habe nun eine Photographie von F. v. Saar erhalten, die Ihnen gewiß wie der begleitende Brief nicht weniger interessant sein wird als mir selbst. Ich sende Ihnen daher beides zur Ansicht und Kenntnisnahme. Es scheint, daß Saar als Charakter nicht weniger bedeutend und schätzenswert ist wie als Poet. Nur finde ich das aristokratisch-feine, wirklich schöne und dabei fast lebemännisch heitere Gesicht, wie es die Photographie darstellt, nicht vereinbar mit der Verstimmung und Gedrücktheit, die sich in dem, was Saar mir gegenüber bisher verlauten ließ, ausspricht. In Ergebenheit Ihr

Graz, 26. Mai 1869. Hamerling.

Hochgeehrter Freund!

Herzlich bedauere ich, gestern um Ihren lieben Besuch gekommen zu sein, und danke zugleich für die gütige Mitteilung von Saars Schreiben und wohlgelungenem Konterfei. Ich wünsche mir Glück, ein klein wenig vielleicht, wenn auch nur fast mittelbar, durch Ada Christen zur gegenseitigen Annäherung zweier Männer beigetragen zu haben, auf deren einen Österreich und Deutschland mit Bewunderung blickt, während der andere die Periode eben so schönen als berechtigten Strebens noch nicht hinter sich hat, aber von Ihrem Genius, obgleich auf einem anderen Felde, als ein Ebenbürtiger begrüßt werden darf. Wie ich Ihnen schon mündlich sagte, herrscht über Saar als Charakter in Offizierskreisen nur eine einzige Stimme des Lobes und der Sympathie, und bekanntlich sind Kameraden die strengsten Beurteiler für ihresgleichen. Daß nun aber auch Saars Lehrjahre als Dichter zu Ende gehen und er sich durch seine nächsten dramatischen und novellistischen Werke vielleicht noch im Laufe dieses Jahres den ihm gebührenden Platz in der Literatur unbestritten erringen werde, sagt mir mein Gefühl, nachdem ich mehr als einen Blick in das von Zweifel und Sorge verdüsterte Gemüt meines Freundes getan. Wer könnte wie Sie beitragen, seinen Mut, sein Selbstvertrauen, wenn es dessen noch bedarf, zu stärken, seine Zuversicht auf ein, wie ich hoffe, ganz nahes schönes Ziel, zu dem er sich so bitter durchkämpfen muß, zu beleben, und wenn er mit einem neuen Werke nun den entscheidenden Wurf tut, als Freund nach Kräften beizutragen und zu wachen, daß Unverstand oder hämische Mißgunst ihm den wohlverdienten Lorbeer nicht verkümmern! Ihrem Edelmut darf ich in dieser Hinsicht getrost vertrauen und so begrüße ich mit Freuden den Bund, den Sie geschlossen, und wäre glücklich, wenn Saar, meiner wiederholten Einladung folgend, sich entschließen könnte, sein Oberdöbling einmal mit Graz zu vertauschen.

Meinen Dank für die freundliche Mitteilung wiederholend, behalte ich mir vor, nächster Tage Ihren liebenswürdigen Besuch zu erwidern und bin in herzlicher Verehrung Ihr stets ergebener

Graz, 27. Mai 1869. Fried. Marx, Hptm.

oder außer Hause gewesen. Endlich, endlich, nach langem Zureden habe sich Herr Doktor Heinrich Weber, der zuerst auch Krankheit vorschützte, allergnädigst zur Visite bereit erklärt. Das schlage aller Humanität ins Gesicht, solche Zustände seien empörend, unglaublich und ein öffentlicher Skandal. Ob denn das Publikum wegen der Herren Doktoren da sei oder die Herren Doktoren wegen des Publikums? Unterzeichnet war die Beschwerde mit „L. S." Die Redaktion fügte hinzu: „Der Name des Herrn Einsenders ist uns natürlich bekannt."

Doktor Heinrich Weber glaubte ihn ebenfalls zu kennen.

Hamerling und Marx.

Mitteilungen von **Michael Maria Rabenlechner.**

(Schluß.)

Friedrich Marx und Ferdinand von Saar sind sich schon früh einander als Offiziere, beide von dem gleichen Dichterideal beseelt, innig nahe gekommen und förderten sich gegenseitig, soweit sie nur konnten. So vermittelten sie sich auch gegenseitig literarische Bekanntschaften. Durch Saar war Marx z. B. mit Ada Christen persönlich bekannt geworden. Marx interessierte sich für die hochbegabte Christen sofort sehr und trat bald mit ihr in regen Briefwechsel. Von der Photographie, die Marx von Ada Christen erhielt, war schon die Rede. Marx hatte der Dichterin von dem Interesse mitgeteilt, das Hamerling an ihr und ihren Dichtungen nehme und sie sandte diesem mit einem langen Briefe, in dem sie auch Saars erwähnte, ihr Bildnis. Darauf antwortete Hamerling der Christen sub 22. März 1869: „. . . Ich danke bestens für das freundlich übersandte Bild, das Sie mir überlassen, und sende das andere unverweilt zurück, damit der Eigentümer es nicht zu lange misse, obgleich er sich ja besser ans Original halten könnte . . . Sie verkehren mit Ferdinand von Saar! Halten Sie ihn hoch, er ist ein gewaltiger Poet. Sagen Sie ihm gütigst, daß ich seinen Hildebrand gelesen und daß ich bei keinem Dramatiker, bei gar keinem, weder altem noch neuem, einen so kernigen, lebens- und charaktervollen Dialog gefunden wie bei ihm. Sobald ihm die Stoffwahl völlig glückt und eine durchgehends wirksame Gliederung der Komposition, und er das Flügelroß seiner Phantasie nicht so ängstlich zum Ackergaul auf dem Felde der buchstäblich-treuen historischen Wahrheit macht, sondern ihm den Flug vergönnt, der dem geflügelten gebührt — dann steht er als der langerwartete Messias des deutschen Dramas da und ragt hinaus über Schiller und Kleist . . ."

freundschaftlichen Gesinnungen erwidere. Mit wahrer Genugtuung sehe ich Ihr schönes, gediegenes Werk in der Form, in welcher es mich auf der Bühne ergriffen, nur mit dem reinen und innigen Wohlgefallen, wie es das (immer so seltene) wahrhaft Edle erweckt, die Seele gelabt hat, jetzt in einer Ausgabe veröffentlicht, die ihm eine weite Verbreitung sichert. Die „Olympias“ hat nunmehr festen Grund und Boden gewonnen, und wenn Sie nichts gleiches mehr schaffen würden, Sie hätten nicht umsonst gelebt. Was will der Dichter mehr? Ihnen aber möge mehr beschieden sein — ich wünsche und gönne es gerade Ihnen von ganzem Herzen. Ihre frische körperliche und geistige Kraft ist eine natürliche, Ihr edler Sinn eine moralische Anwartschaft auf neue Triumphe.

Mit innigem Dank Ihr für immer unveränderlich ergebener

Graz, 26. Mai 1876. Robert Hamerling.

Spätherbst 1870 war Hamerlings Revolutionstragödie erschienen.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Mit verbindlichstem Danke stelle ich die interessanten Briefe zurück, welche Sie mir mitzuteilen die Güte hatten, und wünsche herzlich, daß die Welt binnen Jahr und Tag das Urteil dieser beiden Herren ratifiziert haben möge. Einer meiner Schwäger, ein ernster, denkender junger Mann, erklärte sich gestern zu mir, von Ihrer Tragödie in noch höherem Maße hingerissen und begeistert zu sein als von Ihren früheren Werken, und fügt bei, es sei Ihr „Robespierre“ der großartigste Charakter der neueren Bühne. Sobald Freund Nissel schreibt, teile ich Ihnen mit, welchen Eindruck Ihr Werk auf ihn gemacht. Er schreibt nun selbst wieder an einer Tragödie, die ihm gut vonstatten zu gehen scheint.

Hochachtungsvoll und herzlich grüßend, Ihr ergebenster

Graz, 15. Dezember 1870. Fried. Marr, Hptm.

Was Franz Nissel damals an Marr geschrieben, vermuten wir bereits seit längerem veröffentlicht, und zwar als „Brief an einen Freund in Graz“, abgedruckt in Nissels „Mein Leben“ (pag. 258 ff.). Nissel verehrte Hamerlings Dichtergröße überaus, und die von Rosegger erst jüngst im „Heimgarten“ edierten kurzen Briefe bestätigen dies neuerdings. Was Nissel damals über Hamerlings Tragödie an Marr geschrieben, ist wohl jener „Brief an einen Freund in Graz“ — das Dokument tiefgehendster Beschäftigung Nissels mit Hamerlings Werk . . . „Bis zum Schlusse des dritten Aktes“, äußerte sich u. a. Nissel, „blieb ich bei der Lektüre in ungeheurer Spannung, fort und fort mußte ich des Dichters Gestaltungskraft, seine herrliche Charakteristik, die Macht seines Ausdruckes anerkennen und bewundern; überall trat mir der große Dichtergeist entgegen, der Robert Hamerling unbestreitbar ist. Was Talent und Beruf betrifft, stelle ich ihn so hoch als irgendeinen. Auch fand ich echtes, dramatisches Leben, wenn auch nicht nach der heutigen Theaterschablone, von der Heinrich Laube gar nicht mehr abstrahieren zu können scheint, Heinrich Laube, der dieses Werk in höchst banaler Weise abfertigt und doch selbst nicht imstande ist, auch nur eine Szene zu schaffen, wie sich hier wohl ein Dutzend vorfinden, würdig der Feder eines

In diesen Tagen übersetzte Marx das einaktige Drama „König Nal“ von Angelo de Gubernatis. Er übersandte das in Hamburg bei Richter (1869) erschienene Büchlein an Hamerling mit folgendem Brief:

Hochgeehrter Freund!

Empfangen Sie hiemit den deutschen „König Nal“ mit der Bitte, diesem meinen kleinen Beitrag zur Kunde der neuesten Literaturbewegung in Italien Ihre freundliche Beachtung schenken zu wollen.

Da ich die Kenntnis des Originals und die Anregung zur Übersetzung Julius Schanz verdanke, so habe ich ihm das Werkchen dediziert. Möge es dazu beitragen, ihm neue Freunde der italienischen Literatur in Deutschland zu gewinnen, damit sein „Hausschatz“ endlich einmal Leben und Gestalt bekomme.

In gewohnter herzlicher Verehrung

Ihr ergebenster

Graz, 21. Juni 1869. Fried. Marx, Hptm.

Marx hatte sein Drama „Olympias“ 1863 in Wien bei Marggraff ediert. Aber in dieser Form erwies sich das Werk als nicht bühnenfähig. Marx überarbeitete es und in neuer Form ging es am Grazer landschaftlichen Theater wiederholt über die Bretter. In dieser Bühnenbearbeitung erschien es dann als Bändchen von Reklams Universalbibliothek. Zugeeignet ist diese Bühnenbearbeitung „den beiden Dichtern Robert Hamerling und Wilhelm Jordan“, „welche der ersten Aufführung meines Trauerspiels in Graz beiwohnten und mir ihre edle Teilnahme an der überraschend günstigen Aufnahme des Dramas in herzlicher Weise kundgaben“. In Reklams Universalbibliothek (Nr. 158) erschien dann auch Marx' zweites größeres Drama „Jakobäa von Bayern“, von dem bereits oben wegen der Widmung an Lingg die Rede gewesen.

Graz, 25. Mai 1876.

Hochgeehrter Freund!

Empfangen Sie hiemit das erste Exemplar der Volksausgabe meiner „Olympias“, deren Widmung Sie freundschaftlich entgegengenommen haben, mit der Bitte, die Gunst, deren dieses Werk von Ihrer Seite sich zu erfreuen hatte, mir auch bei meinem ferneren bescheidenen Dichterstreben zu bewahren. Sollte der Poet aber auch nur selten Ihres Beifalles ganz würdig sein, des Freundes Streben wird es sein, Ihre edle Teilnahme, Ihr Wohlwollen redlich und in deutscher Treue zu verdienen. Zehn volle Jahre und mehr sind um, seit das Dichtergestirn, das die Welt mit Ihrem Namen nennt, an meinem Horizonte auftauchte; möge sein Glanz auch den Rest meines Lebenspfades erhellen.

In herzlicher Verehrung Ihr treu ergebener

Fried. Marx.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Nur als einen Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung, nicht als eine dem Dichter dargebrachte Huldigung, kann ich, ohne unbescheiden zu sein, die Widmung Ihrer „Olympias“ betrachten. Aber auch wenn das Interesse, das Sie an meinen Poesien nehmen, einen Anteil an den Beweggründen Ihrer freundlichen Kundgebung hat — ich freue mich, daß ich die Anerkennung, die Sie mir als Dichter zollen, aufrichtig erwidere, in demselben Maße erwidern kann, als ich Ihre

Ihrer Dichtung geben, der den Kampf der Mächte des Lichtes mit den Dämonen der Finsternis nicht breiter ausgeführt wünschte. So ist die dritte Abteilung gleichsam das Aufblitzen des ersten Sonnenstrahles nach einer totalen Sonnenfinsternis, womit das Drama kurz abbricht, während wir uns mit dem verjüngten Geschlechte im neuen Tageslichte so gerne sonnen würden. Daß Sie dem „Sänger“ die große Sendung der Erneuerung des sittlichen Lebens im entarteten Geschlechte zuteilen, ist ein Ihnen würdiger Gedanke, ein Adelsbrief des großen berufenen Poeten, obgleich diesem Gedanken die „Wenn“ und „Aber“ der verschiedenen Lager nicht fehlen werden. Doch das ist Nebensache! Keine Kritik kann uns, kann Ihnen selbst, verehrter Freund, den Vollgenuß eines Werkes verkümmern, gegen dessen ehernes Gefüge der Zahn des Neides, wie der Zahn der Zeiten sich stumpf erweisen wird. Darum nochmals Glückauf! aus freudig bewegter teilnehmender Seele zum vollendeten Werke, das wie jede eigenste Schöpfung des Genius mit keinem Maße gemessen werden will als dem, das es in sich trägt, das sofort mit Goethes „Faust“ in einem Atem genannt werden wird, dem ich endlich die Popularität und Verbreitung Ihres „Ahasver“ prognostizieren möchte.

Ich kehre in zwei bis drei Wochen nach Graz zurück und werde von Ihnen erfahren, daß die Wirkung Ihres Poems auf jeden nicht mit Blindheit geschlagenen Leser nicht minder erschütternd und erhebend sei, als die ich davon erfahren. Stumpfsinn, Aberwitz und Neid mögen dagegen sich verschwören; das Volk aber wird sich erheben und Ihnen den vollen Kranz der Ehren reichen!

Mit herzlichem Freundesgruß Ihr treu ergebener

Fried. Marx.

Hochgeehrter Herr!

Durch besondere Verhältnisse für jetzt veranlaßt, dem Vereinsleben jeder Art mich ferne zu halten, habe ich es mir auch versagen müssen, Ihrem „steiermärkischen Schriftstellerverein“ beizutreten. Nachdem Sie mich zum Ehrenmitgliede desselben gewählt und mir dadurch die Pflichten der Kollegialität doppelt nahegelegt, sage ich Ihnen den besten Dank für die mir erzeigte Aufmerksamkeit und bitte zu glauben, daß ich, wenn auch vorderhand am geselligen Verkehr des Vereines keinen unmittelbaren Anteil nehmend, demselben mich doch geistig verbunden fühle und jede Gelegenheit gern ergreifen werde, die Interessen desselben zu fördern.

Mit freundschaftlichem Gruße an alle hochgeschätzten Vereinsgenossen bin ich, hochgeehrte Herren, Ihr hochachtungsvoll ergebener

Graz, 14. Jänner 1873. Rob. Hamerling.

Graz, 4. Mai 1874.

Hochverehrter Herr Professor!

Zugunsten des Theaterbaues in Eger wird ein Dichteralbum vorbereitet, an welchem nicht nur die in Böhmen lebenden Dichter deutscher Zunge sich beteiligen werden. Beiträge sammelt nebst dem Herausgeber auch der bekannte Dichter Herr Karl Viktor Ritter von Hansgirg, k. k. Bezirkshauptmann von Joachimsthal, der einen hohen Wert darauf legt, für das bezeichnete Album einen Beitrag von Ihnen zu gewinnen und mir in dieser Beziehung heute schreibt:

„Wenn Sie Herrn Professor Hamerling erwähnen würden, daß ein Neffe Hofrat Eberts es ist, der Sie um die diesfällige Vermittlung anging, eine Verwandtschaftsbeziehung, auf welche ich einigermaßen stolz bin, so fände der Dichter sich zu einem Beitrage wohl geneigter.“

Jedenfalls werden Sie, hochverehrter Herr und Freund, ein literarisches Unternehmen nicht mit ungünstigen Blicken ansehen, welches dazu beitragen soll, dem

Shakespeare, an den ich überhaupt oft gemahnt wurde, ohne daß ich von irgendwelcher Nachahmung reden kann...“

Graz, 19. April 1871.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Mein noch immer leidender Zustand versagt mir das Vergnügen, Ihnen das mir für Sie zugekommene „Kaisermärchen“ von Julius Große persönlich zu überbringen. Empfangen Sie zugleich die besten Grüße aus Weimar mit der Versicherung des werten Dichters, daß Ihr letztes Werk ihn im hohen Grade beschäftige. Herr Dr. Große sandte mir sieben Bände seiner gesammelten dramatischen Werke, bei J. J. Weber in Leipzig jüngst erschienen, mit denen ich mich während meines bevorstehenden Landaufenthaltes in Kärnten eingehend zu beschäftigen hoffe.

Sollte es mir nicht vergönnt sein, Sie vor meiner Abreise persönlich zu begrüßen, so empfangen Sie freundlichst dieses schriftliche Lebewohl statt eines mündlichen mit der Versicherung der herzlichen Verehrung Ihres ergebenen

Fried. Marx, Hptm.

Oberdrauburg, 28. Oktober 1872.

Hochverehrter Freund!

Aus Graz erhalte ich Ihre mich hoch erfreuende Spende „Die sieben Todsünden“ mit lieben Zeilen von Ihrer Hand zugeschickt, und beeile mich nun, nachdem ich das Werk wiederholt gelesen und vorgelesen, Ihnen, hochverehrter Freund, zur Vollendung eines der größten Geisteswerke nicht nur unserer deutschen Literatur, sondern aller Zeiten, meinen innigsten Dank und wärmsten Glückwunsch zu erstatten. Nachdem Sie uns seit Jahren durch ein Meisterwerk um das andere verwöhnt, gerade an Ihren Schöpfungen den strengsten, größten Maßstab anzulegen, Sie mit Ihrem eigenem Maße zu messen, stehen wir wieder vor einem Werke von fast inkommensurabler Größe der Anschauung, einer Gedankenmacht, wie sie uns aus den Werken der großen Tragiker Griechenlands entgegentritt, einem Anfluge des Liedes, wie ihn Pindar, Goethe, Hölderlin in ihren erhabenen Hymnen genommen. Wie Ihr „Schwanenlied der Romantik“ und der „Germanenzug“, bewegt sich auch das neue Werk, von irdischer Stoffschwere befreit, in der Ätherhöhe des reinen Gedankens und dennoch ist es ein dramatisches Massengemälde von gewaltigstem Leben, erschreckender Wahrheit und erschütterndster Wirkung, eine Tragödie der Menschen und der Völker, ein Zeitspiegel von ewig giltiger Norm für alle Zeiten, denen das Maß der Dinge abhanden gekommen. Wer könnte sich unterfangen, Musik zu solchem Texte zu schreiben! Beethoven oder, sagen wir lieber, die Tonkunst hätte durch Beethoven Ihre Dichtung musikalisch ergänzen können: an der Größe der von Ihnen gestellten Aufgabe wird die musikalische Gegenwart schier verzweifeln. Dennoch ist Herrn Goldschmidt in Wien Glück zu wünschen, daß er Ihrem Genius dieses Juwel entlockt hat, das Mutter Germania für immerdar unter ihren Kronjuwelen bewahren wird. Nur um einen andern Titel möchte ich Sie, möchte ich, wenn die Musik dazu entsteht, den Komponisten für die weihevollste Schöpfung der deutschen Literatur seit „Faust“ bitten. Was hat Ihre Geisterschlacht mit den häßlichen sieben Todsünden zu schaffen! Eine solche Bezeichnung sei dem Maler nachgesehen, der um eine passende Benennung für das farbenüppigste Gemälde der Gegenwart in Verlegenheit war. Von Ihrem Werke hätte ich diesen Titel weggewünscht, der selbst eine Sünde gegen den heiligen Geist Ihrer Muse ist.

Es mag wohl dem Gesetze der Symphonie entsprechen, daß dem kurzen Vorspiel ein ebenso zusammengedrängtes Nachspiel folge. Doch wird es *keinen* Leser

Je stiller die verborg'ne Klause,
Wo euch die Sorge oft nicht fern,
Um desto heller ging dem Hause
Nun auf des Sohnes Rumesstern.
Und zwischen Lieb' und Treu inmitten
Kam auch, von euch fast unerkannt,
Der hohe Genius geschritten,
Der bald hinweg das Dunkel bannt!

Ob er den Flug zur Sonn' erheben
Und dort ein Gott ihn krönen mag,
Kein schöner Fest in seinem Leben,
Als seiner Eltern Jubeltag.
Es scheut den Geist des Menschen Blöße,
Von seinem Flammenschwert bedroht —
Doch jedes Herz versteht die Größe
Der Kindeslieb' und ihr Gebot.

Ihr segnet ihn, wie einst den Knaben,
Auf den ihr hoffnungsvoll gebaut,
Wir aber danken euch — wir haben
Die Liebe und das Glück geschaut.
Und nun die Becher frisch geschwungen,
Das klingt im Hochzeitsglockenton,
Das ist ein Lied in allen Zungen,
Hoch! Vater, Mutter und der Sohn!

Friedrich Marr, k. k. Hauptmann.

Das andere Blatt ist in Oktav ein neunstrophiges Gedicht mit dem Titel: „Zur goldenen Hochzeit der Eltern Robert Hamerlings, mit Kränzen von Edelweiß und Alpenrosen." Das Gedicht ist nicht signiert, doch trägt das uns gehörige Blatt von Marr' Hand die Zeilen: „Beim Feste der goldenen Hochzeit von Hamerlings Eltern im Namen meiner Frau gesprochen und überreicht. F. M."

Alpenrosen, Edelweiß,
Fromme Mutter, frommer Greis,
Sendet euch vom Gletscherrand
Kärnten heut und Steierland.

So weit Gottes Sonne scheint,
Sieht, in Liebe treu vereint,
Sie kein glücklicheres Paar
Heute wo am Traualtar.

Edelweiß wohl ist sein Haupt,
Der gehofft, geliebt, geglaubt,
Und der Mutter Wange glüht,
Schön, wie Alpenrose blüht.

Heute wird es offenbar,
Was durch fünfzig volle Jahr'
Bräutigam und Jubelbraut,
Gottes Aug' fast nur geschaut.

Heute schmückt im Feierglanz
Euch der reichste Tugendkranz,
Über Euch — ihr schaut ihn gern —
Eures Roberts Dichterstern!

Euch geeint in Lust und Schmerz,
Zwischen euch des Sohnes Herz
Und das Aug', das Blitze sprüht,
Heut' nur wonnevoll erglüht.

Er, vom Volk so hochgeehrt,
Solcher Eltern ist er wert,
Eurer Liebe höchster Lohn,
Robert ist es, Euer Sohn.

Heute grüßt im Alpenland
Jedes Aug' Euch, jede Hand,
Spricht in uns'rer Berge Rund
„Gott erhalt' Euch!" jeder Mund.

Wie hoch über Schicksalsmacht
Euer Glück geborgen lacht,
Denn nur aus Vergangenheit
Strömt die reinste Seligkeit.

Hochgeehrter Freund!

Ein Krankheitsfall in meiner Familie beraubt mich des Vergnügens, Ihre verehrungswürdigen Eltern zur Wiederkehr des schönen Tages, den wir vor zwei Jahren mit hunderten, ja tausenden Ihrer Freunde und Verehrer festlich begangen haben, aus dem Grunde meines Herzens zu beglückwünschen. So bitte ich demnach Sie, verehrter Freund, Ihren lieben Eltern meine und meiner Familie innigsten Glück- und Segenswünsche auszudrücken. Gott erhalte Ihnen das würdige, edle Jubelpaar noch

altehrwürdigen Eger einen Tempel Thaliens zu schaffen und hierdurch auch das deutsche Element in Böhmen zu stärken.

In gewohnter Verehrung ihr freundschaftlich ergebener

Fried. Marx, Hptm.

Am 9. November 1874 feierten Hamerlings Eltern das Fest ihrer goldenen Hochzeit. Die kirchliche Feier bestand in der Jubeleinsegnung und einer darauffolgenden Messe in der Stadtpfarrkirche zum heiligen Blut — Rosegger war der „Brautführer" der Mutter — dann fuhr die Festgemeinde ins Hotel „Erzherzog Johann", wo die Geladenen in einem Salon zu einem Bankette sich vereinigten. Prof. Svoboda hat in einem Feuilleton der „Tagespost" vom 10. November 1874 darüber eingehend berichtet. Toast folgte auf Toast, Blumen und Zuschriften, auch solche aus der Ferne, fehlten nicht. Gedichte von Leitner, Marx, Pichler, Rosegger u. a. wurden deklamiert, die dann in besonders vornehmer Ausstattung als Privatdrucke den Anwesenden zur Erinnerung mitgegeben wurden. Zwei solcher Blätter liegen uns vor. Das eine in Großquart, ein elfstrophiges Gedicht mit dem Titel: „Dem Jubelpaare Herrn Franz und Frau Franziska Hamerling zum Feste der goldenen Hochzeit, Graz, den 9. November 1874, in herzlicher Verehrung gewidmet", lautet:

Ein gold'nes Alter gab's hernieden,
Als machtlos selber noch die Zeit,
Da herrschte Eintracht, Glück und Frieden
Und Treue und Beständigkeit.
Kein Wechsel, als der sich vom Morgen
Zu dem noch schönern Abend spann,
Daß Stund' um Stunde ohne Sorgen
Dem seligen Geschlecht verrann.

Und fromm und einfach war die Sitte,
Kein Hasten um ein täglich Brot,
Das überreich bei jedem Schritte
Der Baum, die Flur, die Herde bot;
Und weis' und hochgeehrt das Alter,
Orakelgleich ertönt sein Wort.
Da flog das Leben wie ein Falter
Von Blumen nur zu Blumen fort.

Und kein Gelöbnis ward gebrochen,
Da gab der tiefe Herzensgrund,
Bevor die Lippe noch gesprochen,
Im Antlitz sich und Auge kund
Als heil'ger Schwur ward da gegeben
Ein Handschlag noch im Mannesstolz,
Sowie ein Kuß fürs ganze Leben
Die Menschen ineinanderschmolz.

Ein friedliches Geschlecht von Hirten,
Nicht tatengroß, doch liebeswarm,
Umfing einst unterm Dach von Myrten
Natur, dein holder Mutterarm!
So ruft die Paradieseskunde
Durch finst'rer Zeiten Schuld und Schmach
Der Menschheit golden Morgenstunde
In allen Völkerherzen wach.

Doch — ist es nicht ein gold'nes Alter,
Das heut' auf eurem Antlitz blüht,
Und mit dem Dank für den Erhalter
Empor zu Gottes Himmeln glüht?
Daß jene Zeit sich uns erneue,
So machst du, teures Jubelpaar,
Ein Paradies der Lieb und Treue
Durch fünfzig Lebenssommer wahr.

Das grüne Kränzlein auf den Locken
Der blühenden, der jungen Braut,
Es ward beim Schall der Hochzeitsglocken
Von Silber, heut von Gold geschaut.
Doch sagt ihm ihres Auges Feuer
Durch einer Träne Silberflor:
„Du bist auch so der Greisin teuer,
Wie dir die Braut einst Liebe schwor."

Ja — Wahrheit haben sie geklungen,
Die Glocken an dem Hochzeitstag,
Du hast gesorgt, du hast gerungen,
So viel ein Mann nur kämpfen mag!
Kein schön'rer Kranz ist zu vergeben,
Als den die Menschheit tiefbewegt,
Du frommer Greis, für solch ein Leben
Auf deinen Silberscheitel legt!

Und denkt ihr jener noch zur Stunde,
Die einst vernommen euer Ja,
O blickt um euch, in dieser Runde
Sind euch wohl jene Zeugen nah'.
Unsichtbar mögen sie nun falten
Wie einst die Hände, euch zum Heil.
Was ihr gelobt, ihr habt's gehalten
Und mehr als Glück ward euer Teil.

wenn mir Ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort genau bekannt gewesen wäre. Im Begriffe, mich darnach zu erkundigen, erhielt ich Ihre lieben, ganz Ihrer von mir so oft erprobten edlen und freundlichen Gesinnung würdigen, nur in der Erwähnung dessen, was ich für den Verewigten bei seinen Lebzeiten tun konnte, allzu optimistischen Zeilen. Innigen Dank dafür im eigenen wie auch im Namen der Mutter! Für Einen, der in der Welt niemand hatte als seine Eltern, mußte der Verlust auch des greisen Vaters doppelt empfindlich sein. Wie lange wird mir der Himmel noch den Besitz meiner Mutter gönnen? Durch ihren Verlust würde meine Lebenslage eine totale Umgestaltung erleiden und ich stünde völlig einsam und verlassen da. Sie zählt nun auch schon 73 Jahre, ist es nicht fast allzu kühn, zu hoffen, daß auch sie ihr Leben wenigstens auf 80 Jahre bringt? — Dem nun dahingegangenen Vater wurden die letzten Monate des irdischen Daseins durch heftige Schmerzanfälle verbittert, von welchen der letzte seinem Leben ein plötzliches Ende machte. Seine kräftige Natur überstand eine zweite Lungenentzündung im Frühjahr, aber eine Herzaffektion, wie es scheint, blieb zurück und ließ ihn des Lebens nicht mehr froh werden, obgleich er das Bett verlassen konnte. Drei Monate lang pflegte ihn die Mutter Tag und Nacht und es war rührend, zu sehen, wie den beiden alten Leuten vor dem Scheiden auf ewig die Liebe und ungetrübte Herzensinnigkeit ihrer Jugendjahre zurückkehrte . . . Sie hatten den guten, heiteren Greis ja auch lieb: gedenken Sie seiner freundlich! Für alle Güte, die Sie ihm im Leben erwiesen, werde ich Ihnen ewig dankbar sein.

In treuer herzlicher Ergebenheit Ihr

Graz, 6. Juni 1879. Rob. Hamerling.

Und nun folgt freilich in den äußeren Beziehungen zwischen Marx und Hamerling eine lange Pause. Marx war wieder aktiver Militär geworden und wechselte nun begreiflicherweise häufig seinen Wohnsitz. Ein neues Leben begann für den Dichter der „Olympias". Lange Zeit ließ er Hamerling gegenüber nichts hören. Da mahnte ihn dieser in einem längeren, uns leider nicht vorliegenden Briefe, das lange Schweigen zu brechen. Umgehend antwortete Marx und versicherte ihn seiner unwandelbaren Freundschaft und Treue — daß sein Empfinden das alte herzliche geblieben sei.

Verehrter Freund!

Im Besitze Ihres Werten vom 27. d. M. und durch diesen Beweis Ihres freundschaftlichen Wohlwollens erfreut, kann ich versichern, daß in meinen Gesinnungen der Verehrung und Freundschaft für Sie seit meinem Scheiden aus Graz sich nichts geändert hat.

Seit dem Jahre 1878 kam ich einigemale, stets jedoch nur auf wenige Tage, in Familienangelegenheiten dahin, welche mich der freien Verfügung über meine Zeit beraubten, die behagliche Ruhe und den Verkehr mit lieben Freunden ausschlossen. So behielt ich es für einen nächsten längeren Besuch vor, Versäumnisse in dieser Beziehung nachzuholen, und hoffe — wills Gott! — Ihnen, verehrter Freund, noch im Laufe dieses Frühjahres persönlich die Versicherung geben zu können, daß ich Ihnen nach wie vor die alte Treue und Ergebenheit bewahre. Wie oft habe ich Ihrer gedacht, wie oft wird Ihr verehrter Name in meinem Hause genannt, wo auch hier manche literaturkundige und kunstsinnige Persönlichkeit verkehrt. Erst vorgestern machte eine solche die merkwürdige Ähnlichkeit Ihrer Hand-

eine Reihe von Jahren in rüstiger Kraft und Gesundheit und lasse es Zeugen noch vieler großer und schöner Geistessiege des geliebten Sohnes sein!

Es scheint, daß ich den heutigen Tag in den Annalen meines Hauses — will's Gott! — als einen glückbringenden zu verzeichnen haben werde, daß mir nämlich heute ein Familienzuwachs beschieden sein soll, worüber demnächst Auskunft folgen wird.

Bewahren Sie Ihr freundschaftliches Wohlwollen Ihrem ergebensten

Graz, 9. November 1876. Fried. Marr.

Im Jahre 1877 veröffentlichte Marx im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig die „dritte, um die Hälfte vermehrte Auflage" seiner 1862 zum erstenmale erschienenen Gedichtesammlung „Gemüt und Welt". Diese dritte Auflage enthält das reichste, was wir bisher von Marx in Buchform besitzen. (Wir sagen „bisher" — denn wir hoffen auf ein Bändchen Poesie aus dem Nachlasse, das uns die preisgekrönte Dichterkönigin der Kölner Blumenspiele Irene v. Schellander edieren wird.) Zahlreiche Gedichte aus dieser Sammlung „Gemüt und Welt" gingen in deutsche Anthologien, Albums 2c. über und werden den Namen Friedrich Marx sicher auf die ferne Nachwelt retten. Hamerling war damals noch immer ein Mitarbeiter der „Triester Zeitung". Alte Anhänglichkeit an dieses Blatt, dessen Theaterreferent Hamerling in den Zeiten seines Triester Aufenthaltes gewesen, ließen ihn noch länger als ein Jahrzehnt, seit er von Triest geschieden, ab und zu ein Feuilleton in dieser einzigen deutschen (noch heute existierenden) Zeitung Triests veröffentlichen. In einem solchen Feuilleton der „Triester Zeitung" (27. Dezember 1876) gedenkt Hamerling Marx und dieser dritten Auflage von „Gemüt und Welt" und die innigen, aber zugleich überzeugten Worte, die Hamerling seinem Freunde widmete, waren diesem die liebste kritische Stimme aus all den zahlreichen, die er damals über sich aus Anlaß seines Büchleins vernommen.

Graz, 17. Mai 1878.

Hochgeehrter Freund!

Eine Dame, Frau Marie Edle von Stanziewicz, k. k. Majors-Gattin, Schriftstellerin und Tochter jener aus Goethes Leben bekannten Fanny Vilmers, welche der Altmeister in einem schönen Liede verewigt hat, lebt hier und wünscht ein Autograph von Ihnen zu besitzen. Die geistvolle und liebenswürdige Frau wird Sie zu diesem Zwecke besuchen und um einige Zeilen Ihrer Hand bitten. Da ich dieses Wunsches gestern zu erwähnen vergaß, so mache ich mein Versäumnis mit diesen Zeilen gut und hoffe, daß Sie Frau Stankiewicz mit einem Autograph beglücken werden.

In verehrungsvoller Freundschaft Ihr ergebenster

Fried. Marr, Hptm.

Am 25. Mai 1879 war Hamerlings greiser Vater gestorben.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich würde nicht versäumt haben, Ihnen die Nachricht vom Tode meines Vaters direkt wenigstens durch Übersendung eines Partezettels zukommen zu lassen,

leben durch die Wahl Graz' von seiten Hamerlings zum dauernden Aufenthaltsort. Zu Hamerling gesellte sich dann eben der vornehm geschmeidige Weltmann Marx, der die Männer der Feder in Graz zu einem Schriftstellerbunde rief, den er gründete und dem er auch durch einige Jahre als Präsident angehörte. (In unseren Briefen ist von diesem Vereine wiederholt die Rede. Hamerling ward dessen Ehrenmitglied.) Damals kamen die Grazer Dichter sogar auf den Gedanken, Keils allmächtiger „Gartenlaube" in Leipzig Konkurrenz zu bieten durch eine eigene großangelegte Zeitschrift, und Sacher-Masoch und Heinrich Penn gründeten die „Österreichische Gartenlaube", deren Redakteur bald nach der Gründung der in unseren Mitteilungen wiederholt erwähnte Dr. v. Südenhorst (der heutige Grazer Universitätsprofessor Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst) wurde. Die „Österreichische Gartenlaube" vermochte sich freilich nicht zu halten — bloß die Jahrgänge 1867, 1868 und von 1869 Nr. 1 bis 17 sind erschienen — aber das Literaturleben dauerte fort und wuchs mächtig in den Siebzigerjahren an. Hamerling dichtete die reifsten seiner Werke, Marx sang die klangvollsten seiner Lieder, Pichler griff voller als früher in die Saiten seiner Phorminx, Fercher v. Steinwand weilte durch etliche Jahre in Graz und veröffentlichte von hier aus seine zornblitzesprühende „Gräfin Seelenbrand". Um diese Zeit begegnen wir auch schon den als erwachsenen Bauernburschen in die Stadt gekommenen Peter Rosegger. 1874 erstand der „Waldschulmeister", Ende der Siebzigerjahre keimt leis' ausreifend das größte seiner Werke „Der Gottsucher". Und mitten in dies frohe Treiben der Jungen blicken anspornend Anastasius Grün und Gottfried v. Leitner. Aber während in den Sechzigerjahren ausschließlich Marx die schöngeistigen Männer sammelte, gelang dies inmitten der Siebzigerjahre einem der merkwürdigsten erotischen Talente unserer Literatur, freilich nur für kurze Zeit — Leopold v. Sacher-Masoch. Namentlich war es die weibliche literarische Jugend, die Sacher um sich zu scharen wußte. „Unter seinem suggestiven Einflusse" — schildert uns Arthur Bremer — „wurden von ihnen literarische Unternehmungen gegründet, denen der Stempel der Psychopathie aufgedrückt war; sein Haus in der Normalschulgasse wurde das Zentrum für eine Strömung, welche manch ein Talent und manch eine physisch-zarte Konstitution auf dem Gewissen hatte. Ich sehe es noch vor mir, das bleiche zarte Mädchen mit den in unheimlichem Feuer glühenden Augen, die aus ihrer dunklen Umrandung hervorglühten und das krankhafte Blaß des feinen Gesichtchen noch greller hervorstechen ließen. Ich sehe die anderen ‚Idealistinnen' alle noch vor mir, von denen die Welt sich insgeheim und öffentlich allerlei Geheimnisse von sexueller Perversität zuflüsterte. Was ist aus ihnen geworden? Ich weiß es nicht. Die Literatur kennt

schrift mit jener Lenaus staunen, gestern las ich in den mir von unserem Freunde Ernst Rauscher mitgeteilten „Dioskuren“ Ihre „Drei Welten“ und drückte Ihnen dafür im Geiste die Hand. Leider mußte ich mir in meiner Weltabgeschiedenheit erst in Istrien, dann hier in dem vom geistigen Weltverkehr abseits gelegenen mährischen Landstädtchen das meiste entgehen lassen, was Sie in den letzten Jahren veröffentlichten, hoffe es jedoch in Graz in nicht zu ferner Zeit redlich nachholen zu können.

Herzlich bedauere ich mit den Meinen Ihr momentanes Unwohlsein und hoffe, daß das nahe Frühjahr Ihnen wie alljährlich auf Ihrem traulichen Landsitze Erholung und Kräftigung bringen wird.

Wie geht es Ihrer verehrten Frau Mutter? Möge der Himmel Sie Ihnen noch lange und, von den Beschwerden der Jahre abgesehen, in ungetrübter Frische und Rüstigkeit erhalten! Bitte, der verehrten Frau mich und die Meinen herzlich zu empfehlen.

Der Schreiber der mir gefällig übersandten Briefe Eduard Rauschs aus Baden ist mir vollständig unbekannt, das Manuskript, dessen er erwähnt, ist mir nicht zugekommen. Da mein militärisches Berufsleben mich hindert, auf neue Literaturerscheinungen zu achten, so ließ ich mir auch entgehen, was Rausch geschrieben, bedauere dabei den Verlust seines Manuskriptes, das mich orientiert haben würde. Leider ist weder meine Berufsstellung noch persönliche Lage darnach, daß ich dem Manne in seinen bedauernswerten Verhältnissen einen Sukkurs bringen könnte.

Nun rufe ich Ihnen im Geiste ein fröhliches Wiedersehen zu, welches jeden Zweifel an der herzlichen Verehrung und unveränderten freundschaftlichen Anhänglichkeit beseitigen wird Ihres treu ergebenen Fried. Marx, Mjr.

Mährisch-Weißkirchen, am 28. Jänner 1884.

Frühjahr 1887 hat dann Marx die letzte persönliche Begegnung mit Hamerling gehabt. Sie fand auf der Straße nächst der Leonhard-Kirche statt. Marx als Militär hoch zu Roß, Hamerling als Fußgänger mit dem traditionellen Regenschirm unterm Arm. Marx hielt zur Begrüßung des Freundes an und es entwickelte sich ein kleiner literarischer Gedankenaustausch, wie stets, wenn die beiden in früheren Jahren zusammenkamen. Bei dieser Gelegenheit sagte Hamerling zu Marx, daß dessen neueste, noch nicht gesammelte Gedichte, denen er in den verschiedensten Zeitschriften begegnete, gerade seine besten, reifsten, vollendetsten wären.

Dann schieden die beiden Männer, Hamerling zu Fuß in sein Sommerhaus, Marx zu Pferde in die Stadt. Sie haben sich nicht mehr im Leben begegnet: am 13. Juli 1889 starb zu Graz im Stiftinghause der „Ahasver“-Dichter und am 19. Juni 1905 schloß Friedrich Marx, der Dichter der „Olympias“, in seiner Kärntner Heimat die Augen für immer.

*
* *

Der Freundesbund zwischen Marx und Hamerling war ein inniger. Er fällt in die Zeit, da in Graz sich ein früher kaum erträumtes reges Literaturleben zu entwickeln begann, dessen Höhepunkt die letzten Sechziger- und Siebzigerjahre gewesen. Eingeleitet ward dieses Literatur-

originellsten Persönlichkeiten des geistigen Deutschösterreichs, Ferdinand Kürnberger. Freilich hielt er sich in seinem Stolze jeder Vereinigung ferne und manche Grazer Schriftsteller der Zeit wußten nicht einmal, daß der Dichter des „Amerikamüden“ in der Murstadt domiziliere. Und doch verdankt Kürnberger dem Graz der Siebzigerjahre, wie seine Briefe gestehen, reiche Anregung. Er nahm eben nur — aber er gab nicht. Kürnberger war zeitlebens ein großer Egoist. Ein zweiter Hebbel. Aus Egoismus war er menschenscheu. Nur im Café Seidl war er gut bekannt — „an dem kleinen Tischchen in der Fensternische, welche in die Leonhardgasse geht“. Er kam täglich dahin. „Wehe, wenn der Platz besetzt war; grimmig ging der Dichter dann vor dem Fenster auf und ab wütende Blicke auf den Eindringling werfend. Dann entschloß er sich doch, in das Kaffeehaus einzutreten. Mit wenigen Schritten stand er vor dem Frevler, pflanzte sich breit hin und fragte: ‚Wissen Sie, wessen Platz das ist? Das ist Kürnbergers Platz.‘ Die meisten ließen sich einschüchtern, standen auf und setzten sich anderswohin, um sich beim Cafetier Seidl zu erkundigen, wer der sonderbare Kunde sei. Traf es sich aber, daß der Usurpator des Kürnbergerschen Stammsitzes nicht aufstand, sondern auf seinem guten Rechte als Erstgekommener beharrte, dann eilte Kürnberger fort und schwor, er werde in ein solches Kaffeehaus, in welchem man nicht einmal die deutschen Dichter ehrt, in seinem ganzen Leben keinen Fuß mehr setzen.“

Aber noch manches andere Detail jener Grazer Literaturepoche ließe sich berichten — doch das würde ja ganz von unserem Thema ablenken und wir fürchten, wir haben ohnedies schon des Guten zu viel getan. Hoffen wir indes, daß in absehbarer Frist sich ein Literarhistoriker findet, der jene Grazer Tage zum Gegenstande seiner Forschung nimmt. Vielleicht auch läßt sich Professor Zwiedineck herbei, bezügliche Memoiren zu verfassen. Er, der damals im journalistischen Mittelpunkte stand, könnte aus seinen Erinnerungen reichlich schöpfen.

* * *

Wir sind am Ende mit unseren Hamerling-Marx-Mitteilungen.

Daß wir dieselben zu bieten vermochten, danken wir Hamerlings Erben, die uns die im Stiftinghaus-Museum aufbewahrten Marx-Briefe bereitwillig zur Veröffentlichung überließen, dann aber in erster Linie Friedrich Marx selbst, der uns in seiner vornehmen Herzensgüte vollkommen spontan den größten Teil der an ihn gerichteten Hamerling Briefe zum Geschenke machte. Schon vor zehn Jahren dachten wir an eine bezügliche Publikation, aber Marx wehrte in längerem Schreiben ab. „Bitte, von Ihrem Vorhaben abzusehen oder es bis zu meinem Abgange von der Lebensbühne vertagen zu wollen. Bin ich einmal aus

ihre Namen nicht und auch die literarische Chronik hat dieselben nicht mehr verzeichnet . . . Ein einziges starkes Talent hat sich Bahn gebrochen, einzig und allein wohl deshalb, weil es sich dem Einflusse des ‚Idealisten-Klubs' schnell genug zu entziehen gewußt hat: Franziska Kapf-Essenther; die anderen alle, wie sie da hießen, sind vergessen und verschollen. In seinem, Sacher-Masochs, Heim kamen sie alle zusammen. In der Luft, die er atmete, sogen sie das Gift ein, an dem sie zugrunde gehen sollten. Wanda v. Dunajew lebte dort, eine üppige Schönheit, der er das „Falsche Hermelin" geschrieben hat . . . Als ich zum erstenmale in das Haus trat — es war an einem heißen Augusttage — war er nicht zu treffen. Dafür empfing sie mich, ihre in reichste Pantoffeln gehüllten Füßchen auf einem Eisbärfell ruhend, sie selbst in eine rote Plüschjacke mit schwerer Pelzverbrämung gehüllt. ‚Ihr Mann werde wohl gleich kommen,' sagte sie, und als er wirklich gleich kam und sich mit an dem Gespräche beteiligte und einen Geistesfunken um den anderen sprühen ließ und seine Augen aufblitzten in dem feingeschnittenen charakteristischen asketischen Gesichte, da begriff ich den Einfluß, den der Mann auf alle in so hohem Grade übte." So Bremer. Unleugbar, er war ein echter Dichter, dieser Sacher-Masoch — und seine Muse glich, da er damals in Graz sein „Vermächtnis Kains" komponierte, einem schönen slawischen Mädchen mit lockenden, sinnlich-süß aufgeworfenen Lippen. Schade, jammerschade, daß dann später die Lippen dieser Muse immer größer und dicker sich gestalteten und sich am Schlusse von einem Saurüsselchen nicht mehr unterschieden. In seinen letzten Lebensjahren ist Sacher-Masoch ein Fabrikant der lüderlichsten Bücher unserer Tage geworden . . .

Aber noch andere junge weibliche Talente keimten, auch als Sacher-Masoch schon längst nicht mehr im Mittelpunkte stand — so die geistig hochstehende, aber exzentrische Margarethe Halm — ihr Haus in der Klosterwiesgasse sah viele Schriftsteller ersten Ranges — die lyrisch und philosophisch hochgebildete Frau Karoline Bruch-Sinn, deren Feuilletons bis heute noch zu den geschätztesten in den Wiener Journalen zählen, vor allen aber die liebenswürdige Angelika v. Hörmann, die Dichterin des „Oswald von Wolkenstein", den sie dem Andenken Hamerlings widmete.

Als dann aber auch der stets regsame Marx 1878 Graz verließ, da erstarb nach und nach das rege Streben und die ungewöhnliche Regsamkeit — der befruchtende Zusammenhang hörte auf — die größten Geister ragten einsam wie Riesengipfel empor — und gegenwärtig in unseren Tagen hat das wilde politische Getriebe der Zeit das literarische Leben in Graz fast ganz in den Hintergrund gedrängt. Einst aber, einst schien es, als sollte Graz tatsächlich das österreichische Weimar heißen. Damals polterte ja auch in Graz eine der

„So so, der Vater seid Ihr. Und kommt einmal nachschauen. Ihr werdet Euch wundern, wie es sich seither verändert hat auf der Welt. Gar nit mehr zum derkennen. Ich hab' die Veränderung mit angeschaut, um und um. Schier schwindeln kunnt einen, wenn eins sich nit beim Waldbaumstamm tät anhalten. 's ist aus der Weis!"

„Was sich um und um verändert hat, auf das gebe ich nicht viel", sagte der Ignaz. „Schon in meiner Jungheit habens geredet: Wenn jetzt die alten Leut wieder aufstunden, die täten schauen! Freilich schauen täten sie, aber das was sie suchen, nicht finden. Allerlei auswendige Veränderungen, aber inwendig bleibt sich der Mensch gleich. Oder doch nicht ganz? Je mehr Heu sie links und rechts in ihr Bett schieben, je weniger wills ihnen taugen. Schon zu meiner Zeit haben sie angefangen die Schußwaffen zu verbessern, des Feindes wegen. Und jetzt? Wo spürt mancher seinen größten Feind? Er zielt auf die eigene Brust. — Na, da verlangts mich nicht, dabei zu sein. G'rad nur meine Nachkommen auf dem Kluppeneggerhof will ich heimsuchen."

„'s ist niemand daheim", murmelte der Lorenz und ging seines Weges.

Der Ignaz stand auf dem Grund und Boden, den seine Vorfahren gerodet, den er bebaut hatte. Aber er erkannte ihn nicht mehr. Alles Wald und aufwuchernde Wildnis und auf der Höhe stand ein hinfälliges altes Holzhaus, dachlückig, fensterglaslos, unbewohnt, öde.

Ein wüstbärtiger Halter kam daher mit seinem Viehmehlsack. Den fragte der Ignaz nach dem Kluppeneggerhof.

Der Halter hielt ihn für einen Touristen.

„Der Kluppeneggerhof? Da steht er ja," antwortete er und deutete auf den halbabgebrochenen wetterbraunen Bau, der von Unkraut umwuchert, von alten Schirmbäumen noch beschützt, dastand. An diesen Schirmbäumen erkannte der Ignaz noch den Platz, wo sein Hof gestanden, der einst so ausgedehnt, stattlich und belebt gewesen.

„Kruzi Donnerwetter, was hab'ns denn da g'macht!" rief der Ignaz.

„Nix habn's halt gmacht", entgegnete der Halter. „Na ja, an dem Alten hat's nit gefehlt, fleißig und sparsam. Abgewirtschaft hat er aber doch, weil alle abgewirtschaftet haben und weil ihm seine Kinder davongelaufen sind."

„Davongelaufen? Seine Kinder? Ja, wie denn das?"

„Ja, mein Lieber, da, wenn man derzähln wollt! Nit grad davongelaufen. Wohl mit der Eltern Willen. Den Ältern, der den Hof hätt übernehmen sollen, hat der Teurel zuerst fortgelockt. Seine Geschwister sind ihm nach."

„Sind sie abgestiftet worden dahier? Oder die Buben, haben sie Soldat werden müssen?"

den Reihen der Lebenden und Strebenden abgeschieden, dann gedenken Sie freundlichst meiner, meine Kinder und lieben Landsleute in Kärnten werden Ihnen hiefür Dank wissen."

So legen wir denn heute diese Blätter als Immortellenkranz treuen Gedenkens voll auf das frische Grab des edlen Mannes.

Was Marx Hamerling nachgesungen als „Requiem" in die Gruft — heiße Liebe darf pietätvollen Herzens diese Zeilen auch dem Olympiassänger als Epitaph mit goldenen Lettern auf den Grabstein schreiben und so dem dahingeschiedenen Freunde mit dessen eigener Stimme den Panegyrikus sprechen:

Was irdisch und sterblich war,
Es fiel von dir ab
Wie die Hülle fällt vom leuchtenden Standbild,
Das sonnengeküßt
Vom ragenden Tempel
Weit über glückliche Eilande
Und blaue Wogen hinausblickt:
... Du lebst und wirkst fort.

Der Ahn.

Eine Erscheinung im Waldlande.

Der Ignaz hatte Ausgehtag.

„Aber daß du mir zum Abendläuten da bist! Um die Zeit wird das Tor geschlossen", sagte Sankt Peter.

„Glaubst, ich werde mich hinaussperren lassen? Bin froh, daß ich einmal drin bin." So der Ignaz, aber damit ihm der Himmel noch besser schmecke, wollte er nun einmal einen Spaziergang auf die Erde machen. Im Waldgebirge seinen alten Kluppeneggerhof wollte er wieder einmal sehen, und was auf demselben seine Nachkommen treiben.

Er war schon auf den Almen, da begegnete ihm ein alter Mann. Den Hut mit der einen Hand an die Brust gelegt, den Stecken in der andern Hand, mit gebeugtem weißhaarigen Kopf, so schritt er schwerfällig heran. Der Ignaz schaute ihm aufmerksam ins Gesicht und rief laut: „Schau, schau, das ist ja der Lorenz. Das ist ja mein Sohn. Aber alt bist geworden. Lang' dermachst es. Wohin denn?"

„In den Himmel hinauf", antwortete der Lorenz gelassen. „Bin ich wohl gewiß auf den rechten Weg?"

„Geh' nur schnurgerade aus, meinen Fußstapfen nach. Du kannst nicht fehlen. — Du kennst mich leicht gar nit mehr? Dein Vater, der Natz! Laß dir Zeit, ich komm nach, muß mir nur unsern Hof einmal anschauen gehen, wie tüchtig ihr ihn aufgewirtschaftet haben werdet. Du hast ihn ja nach mir übernommen."

„Ich bin ja auch mit mir nicht zufrieden, Großvater. Gewollt habe ich schon das Richtige. Aber gekonnt habe ichs allzuselten. Die Korngarbe, die mein Bruder baut, ist vollkommen. Mein Buch ist unvollkommen. Dem Bruder hat Gott die Garbe wachsen lassen. Bisweilen hat er auch mein Buch so wachsen lassen, aber nicht immer."

„Nach deines Bruders Korn, merke ich, haben die Leute nicht mehr gegriffen. Das ungarische, haben sie gesagt, wäre billiger und besser. Und um dein Buch hätten sie gegriffen? Ja, ihr Toren, kann man sich vom Buche denn nähren? Kann man sich damit kleiden? Kann man aus Büchern ein Haus bauen, he?"

„Großvater, das kann man alles. Das Buch ist den Leuten so notwendig geworden wie Speise und Dach. Mit dem Buch kann man ihnen Kräfte und Freuden geben, die oft wertvoller sind als das, was eine Korngarbe vermag."

„Aufschneiden thust!"

„Ahn, ich will Euch erinnern an den Zitherschlager-Heinrich, den Ihr — wie mein Vater oft erzählt — so gern gehabt. Wenn er kam mit seinen Saitenspielen und Liedern, alten und neuen, ernsthaften und lustigen, da habt ihr ihn gut Sach auftischen lassen, habt ihn in Ehren gehalten und es ist allemal ein Festtag gewesen. Wie dem Heinrich mit seiner Zither bei euch, so ists mir mit meinem Buch bei den Leuten ergangen. Gar etliche von ihnen habe ich frisch und fröhlich gemacht."

„Du Schlingel, und das kannst du?"

„Die Leute sagen es und gerne geben sie mir für das Buch den Lebensunterhalt."

„O du scheckige Ramsau, du! das verstehe ich ja gar nicht. Wenn's so ist, Bub, wenn du was Nutzbares leistest, und auf ehrliche Weis', dann mags ja sein. — Aber Peter, du mußt mir schon noch ein bissel still halten. Von oben herab bemerkt man allerhand. Ich glaub' dirs schon, daß dein Buch für mehrere zur Freude gewesen sei. Für andere wieder ist es zum Ärgernis gewesen!"

„Großvater, es kann nichts Neues werden, ohne daß viele dran Ärgernis nehmen."

„Teurelsbub! Was geht dich das Neue an. Für dich ist auch das Alte noch gut genug. Und sie sagen, du hättest den alten Glauben angegriffen!"

„Großvater! Ein Kornfeld mag gut sein. Aber mit der Zeit finden sich Steine drauf und allerlei Unkräuter. Diese müssen beseitigt werden. So was habe ich auch an unserem alten Glauben tun wollen."

„Du hast über vieles, was deine braven Vorfahren in ihrer Frommheit getan, dich lustig gemacht."

„Lustig? Da ich's doch im Zorn getan habe. Es war ja schon so viel Schlechtes und Falsches dabei. Ich habe es hart empfunden,

„A beilei!“ *)

Der Ignaz legte vor Überraschung die Hände aneinander: „Ja, Leut, sagts mir! Wie kann einer denn von der Heimat fortgehen? Sind's denn Narren geworden?“

„Fragt sie selber“, antwortete der Halter, „leben eh noch ein paar. Der ältere, der Peter, kommt eh noch immer einmal her in die Gegend. Auf ein paar Stunden gefallts ihm da, viel länger mag er nit bleiben.“

„Den Lorenz seinen Ältesten meinst du? Hat der wo einen andern Bauernhof?“

„A beilei! Das ist der Büchelschreiber.“

„Was sagst?“

„Der Büchelschreiber.“

„Wer?“

„Der Kluppenegger Peter.“

„Ich muß heut nicht gut hören. Die Bücheln sind schon lang geschrieben.“

„Hu hu, der Peter macht neue. Nix Heiliges nit. Narrisch Fabelwerk. Ich han eins.“

„Nicht zu glauben! Ja, aber von was lebt er denn?“

„Das weiß ich nit. Stehlen, davon hört man nix.“

„So geht er betteln!“

„A beilei! Ist ja ein herrischer Leut' worden!“

„Na, zu dem, wenn ich einmal komm! Der hat nichts zu lachen!“ rief der Ignaz erbost.

„Er lacht aber schon“, sagte der Halter, denn es stieg den Bergsteig langsam herauf ein mageres Männlein, das blieb manchmal stehen, schaute über das sonnige Waldland hinaus und lachte.

Der Ignaz vergaß seiner Würde als Himmelsbürger und ging ihm rasch entgegen.

„Peter!“ sagte er und mußte bremsen, daß die Worte nicht zu stark herauskamen: „Kennst du mich? Ich bin der Ignaz, dein Großvater.“

„Grüß Gott, Großvater. Ich hab' euch nie gesehen. Ihr seid fortgegangen, lang eh ich geboren wurde.“

„Leider Gottes. Sonst wärest du mir nicht auf den Abweg geraten. Dein Vater ist zu nachgiebig gewesen. Du hast den Kluppeneggerleuten keine Ehr' gemacht. Anstatt des ehrsamen Bauersmann's ein Büchelschreiber! Schämst dich denn nicht? So ein windiger Schreibersmensch! Das ist ja noch gar nicht vorgekommen. Peter, Peter, wer hat dich so verhext?“

*) Ach, beileibe nicht.

daß wir da hinauskommen. Das ist keine Kirche, das ist ein lutherisches Bethaus! Mein Vater deutete auf das Christusbild am Altar und antwortete: Unser Herrgott ist auch da!"

„Kruzi Donnerwetter noch einmal, das hätte ich ihm nachgemacht!" rief der Ignaz aus. „Oder habe ihm's vielleicht einmal vorgemacht. Sicherlich steckt in uns noch ein Blutstropfen von der Lutherzeit her."

„Den haben auch meine Kinder stark verspürt", sagte der Peter.

„Oho, die sind ja gar ausgetreten!"

„Ausgetreten eigentlich nicht, denn sie sind nie ganz drinnen gewesen. Solange man die kleinen Kinder noch im Hause hat, da geht's, da kann man ihnen den lieben Jesus schon beibringen, daß ihnen die Äuglein leuchten und die Herzlein rascher schlagen. Aber nachher, wenn sie in die Schule kommen! Ach, dieser Religionsunterricht! Es wird ja auch das Echte und Wahre gelehrt und ortweise warm und herzinnig gelehrt, aber was noch dazukommt! Großvater, Ihr werdet Euch das schwer denken können, Ihr seid nie in die Schule gegangen und habt nie einen wissenschaftlichen, theologischen Religionsunterricht gehört. Wissenschaftlich und theologisch nennen sie das und das Herz vertrocknet dabei wie eine Rübe unterm Strohdach. Wer ein bißchen Religion hat, der soll nur recht viel zopfigschulmeisterlichen Unterricht nehmen und sie wird bald verduftet sein. Nun, meine Kinder, als sie aus den Schulen traten, war all religiöses Empfinden und Bedürfnis glücklich weg, die eiskalten dogmatischen Bekenntnisse, die kirchlichen Übungen waren ihnen zuwider geworden, sie fühlten nichts mehr dabei — sie waren Atheisten."

„Na du, das geht über den Spaß!"

„Das habe ich empfunden. Da kam in unser Land die protestantische Bewegung und da sagen eines Tages meine Kinder, sie wollten evangelisch werden. Und wie ich sehe, daß sie zum wörtlichen Evangelium greifen und sich mit Ernst hineinzufinden trachten — ach, es war ihnen ja völlig neu! — da war mir, als müßte ich nach Mariazell wallfahren und der Mutter Gottes danken dafür, daß meine lieben fünf Kinder den Weg gefunden haben."

Auf dieses Bekenntnis mußte der Ignaz auflachen, aber es war in allem Ernste gesagt.

„Ich glaube, mein guter Peter, du willst katholisch und evangelisch zugleich sein."

„Und russisch-griechisch noch dazu. Warum denn nicht? In der Hauptsache kommt's auf eins hinaus. Allgemein christlich will ich sein und sofern mir das gelingt, könnt Ihr mich christkatholisch nennen."

„Christkatholisch, wie unsere Vorfahren alle noch gesagt haben", setzte der Ignaz bei. „Nun aber sage mir noch eins, mein Enkel. Ist

mir hat's die Freude an dem Glauben verbrennen wollen. Da hat's Zusammenstöße gegeben zwischen Vater und Sohn. Die Alten können nicht anders und die Jungen können nicht anders. Solcher Zwist ist bei jedem Ruck nach vorwärts und endlich tut der Sohn doch nichts anderes, als was der Vater unbewußt vorbereitet hat und an Stelle des Sohnes selbst getan hätte. Es ist dieselbe Leiter, nur können sie — die Unterschiedliches erleben — nicht auf gleicher Stufe stehen. Ahn, ich sage es Euch, wenn ihr erfahren hättet, was ich erfahren habe, wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, Ihr wäret geworden, wie ich bin. Unsere Familienart strebt von Geschlecht zu Geschlecht nach dem gleichen Ziele hin Mit Euch, Großvater, kann man darüber ja wohl sprechen. Ihr seid im Himmel und überschaut mit einem Blicke alles, was bei den Menschen Religion, Gottessuche und Ewigkeitssehnsucht heißt. Unser Geschlecht diente in vielen Sitten und Lebensanschauungen noch den alten Göttern unserer Ahnen. Die kirchliche Unduldsamkeit ist auf dem Kluppenegger-hofe wohl schweigend angehört, aber nie praktisch geübt worden. Wenn ein Hilfsbedürftiger kam, ist nie gefragt worden, wessen Religion er sei; daß er Mensch war, ist genug gewesen. Damals, als jener Hausierjude auf unserem Hofe seinen Sabbat hielt und seine Bräuche mit den Waschungen und Gebetsriemen ausführte, ist er zwar verlacht worden von den Knechten und Mägden, aber die Mutter hatte ihm die Bodenkammer angewiesen, wo er ruhig seinen Gottesdienst vollführen konnte. Und ein andermal, als ein alter Mann in die Gegend kam, der seines freien Denkens wegen von der Nachbarspfarre, wo er Schullehrer gewesen, ausgewiesen worden, da war mein Vater unter jenen Männern, die diesen Ausgewiesenen aufgenommen und zum Lehrer ihrer Kinder gemacht haben."

Hierauf sagte der Ignaz: „Du führst das alles an, um dich zu rechtfertigen. Bist du, mein Sohn, wohl auch darüber mit dir im Reinen, daß du als katholischer Christ den Evangelischen eine Kirche gebaut hast?"

„Vom Himmel auf die Erde ist es weit, mein Großvater. So habt Ihr wohl nicht genau gesehen. Ich habe den Evangelischen ja doch keine Kirche gebaut. Die Evangelischen selbst haben sie einer ihrer armen Gemeinden erbaut. Ich habe nur einen Handlangerdienst getan. Und daß er gelungen, danke ich Gott bis an mein Ende."

„Es gibt aber doch Leute, mein Kind, die gar ärgerlich fragen, was zu diesem Handlangerdienst deine Eltern sagen würden, wenn sie noch am Leben wären!"

„Einst hat mein Vater eine Reise nach Naßwald gemacht zu einem Arzt. Weil er dort auf den Arzt, der nicht zu Hause war, warten mußte, so ging er in die Kirche, um zu beten. Als sein Begleiter das sah, flüsterte er ihm ins Ohr: Du, Lorenz, schaun wir,

Defreggergestalten, die dem Rahmen seiner Bilder entlaufen sind, obschon umgekehrt der Maler sie aus dem Leben in seine Rahmen eingefangen hat. Schon vor sechsunddreißig Jahren, als ich das erstemal im Lande war, sind die beiden Tiroler meine Weggenossen gewesen. Und dem einen bin ich besonders nahegetreten. So kam ich eines Abends nach Dölsach, dem Bauerndörfchen bei Lienz, wo vom Drautal die Straße über den Paß, genannt die Wacht, hinüberführt in die Großglocknergegend. Im Einkehrhaus waren Ortsinsassen in lebhaftem, fast erregtem Gespräch begriffen — über Franz Defregger. Der war noch wenige Jahre früher als Bauer ihr Nachbar gewesen und jetzt ein berühmter Mann, von dessen Meisterwerken die Zeitungen nicht genug sagen konnten und nach dem jeder Fremde, der durch das damals noch gar entlegene Alpental kam, Nachfrage hielt. Ich tat's auch. Und dann ging's an: „Da auf der Bank ischt er gesessen, wie oft! Und den Herrgott da auf dem Altarle hat er angemalt, und das Muttergottesbildl, schauns es just amol an, das hat er geschnitzelt. Und die g'spaßigen Mandeln da auf der Wand hat er auch gemalt. Ischt soviel ein freundlacher Mensch g'west, gel Mirtel? Und gleich da auf dem Berg oben steht sein Hof, der Ederhof, den hat er verkauft und ischt fort auf Sprugge (Innsbruck), auf Münikeu, noch weiter sagen sie, was weiß ich. Ja, lieber Herr, der Ederfranzl hat sein Glück g'macht. Ganze tausend Gulden soll er kriegen für so ein Gemal (Gemälde)."

„Fallt halt auch beim Ederfranzl der Himmel nit aba," sagte ein anderer. „Mir sein schon meine zwei gesunden Füß lieber als ein Tausender."

Defregger hatte damals mit einem argen Fußleiden zu tun, von dem ihn kein Innsbrucker und Münchner Arzt heilen konnte; ein alter Dölsacher Bauer meinte: „Der Franzl wird wohl müssen draufgehn, 's kommt halt nacher der Brand dazu! Alsdann ischt's gar."

Am nächsten Morgen begleitete mich der Herr Oberlehrer von Dölsach zum Geburtshaus des Künstlers, das hoch an der steilen Berglehne in seinem breit hingelegten Schweizerstil mit den dunkelbraunen Holzwänden behaglich und heimlich dasteht. Ich brachte für Defreggers Bauernkindheit ein gewisses Verständnis mit und habe die Hinterkammer, in der er geboren, die Stuben und Schuppen, in denen er seine Schulaufgaben gemacht und Holz gehackt, die Hochmatten, auf denen er das Vieh gehütet und aus Zirmholz Figuren geschnitzt, vielleicht mit etwas weniger romantischen Augen angeschaut als der Stadtmensch, der in solchen Verhältnissen ein Märchenidyll zu sehen pflegt. Wir saßen nun auf der Matte, schauten hin auf die wildzerklüfteten Unholde, die jenseits des breiten Drautals aufragten, und mein Oberlehrer erzählte

dir nicht bange geworden, daß du dich von dem Wege deiner Eltern und Voreltern ein wenig entfernt hast?"

„Nicht einen Augenblick. Denn mir ist nicht, als hätte ich mich von ihrem Wege entfernt, mir ist vielmehr, als wäre ich ihn mit größerem Bewußtsein gegangen. Noch einmal, Ahn, wenn die Vorfahren an meiner Stelle gewesen wären und das gewußt hätten, was ich weiß, sie wären, denke ich, mit Bewußtsein denselben Weg gegangen."

„Du hast in diesen hochwichtigen Dingen nach keinem anderen Beweggrunde gehandelt, als nach dem der Überzeugung?"

„Großvater, nach meiner Überzeugung! Das sage ich vor Vater und Mutter und vor allen meinen Ahnen! Und in den Augenblicken, da ich gut bin, weiß ich mich eins mit meinen Eltern."

„Dann muß es schon gut sein, mein Kind. Von einem, der die Bauernerde verlassen hat, kann man nicht viel mehr verlangen."

In den Lüften war ein leises Klingen, wie von Ewigkeitsfernen, so weit . . .

„Saperlot, das Abendläuten!" rief der Ignaz. „Enkel, komm' mir gut nach. Und sein bald!"

Der Peter blickte um sich. — Wo war er denn? War nicht der Großvater Ignaz dagewesen? Und jetzt niemand als der alte Hirt mit dem struppigen Bart.

„Sage mir, Mensch. Es war der alte Kluppenegger da, der ganz alte, der vor siebzig Jahren gestorben ist? Hast du ihn nicht gesehen?"

„A beilei!"

Bei Leibe habe zwar auch ich ihn nicht gesehen, aber das Gespräch mit meinem Ahn hat doch stattgefunden. Wachend oder träumend — es kommt aufs gleiche hinaus. R.

Franz Defregger.

Eine Plauderei von **Peter Rosegger.**

Auf meinen Wanderungen in Tirol sind es zwei große Landessöhne, die mich stets begleiten über Berg und Tal. Andre Hofer, der Bauerngeneral, und Franz Defregger, der Bauernkünstler. Man findet kaum ein Einkehrhaus ohne Hoferbild und kaum ein Tal ohne Hofersage. Doch es ist Vergangenheit. Defregger aber geht in Tirol noch lebendig um, nicht bloß in seiner Person, auch in seinen Gestalten. Wenn man die kurzbehosten Bauern sieht, wie sie bedächtigen und doch raschen Schrittes die unwirtlichsten Alpensteige nehmen, die Weiber mit den breitkrempigen Hüten oder dem um das Haupt kranzartig geflochtenen Haarzopf, die dunkeläugigen Kinder, da denkt man:

„Die Brautwerbung“, „Feierabend auf der Alm“, „Der Salontiroler“ und eine Menge Porträte und Typen aus dem Tirolerleben voller Frische und Humor. Dieser Künstler hat den Deutschen etwas gegeben, das sie noch nicht hatten, und wir sind stolz darauf, zu sehen, wie unser Genremaler auch bei allen anderen Kulturvölkern hochgeschätzt, ja geliebt wird. Den Reproduktionen seiner Bilder begegnet man in den Schaufenstern von New-York, Kalkutta und Sidney gerade so wie in den Läden von München, Berlin und Wien. — Aber ich habe mir da vorgegriffen, das alles kann mir mein Schullehrer Weißkopf auf dem Anger vor dem Defreggerhaus nicht erzählt haben. Er hatte von den Anfängen gesprochen und schloß mit dem Seufzer: „Tut uns halt allweil noch leid um unsern Ederfranzl.“

Der Franzl ist nachher aber wieder heimgekommen. Sein Fußleiden trieb ihn, nachdem alle Wissenschaft der Ärzte nicht hatte helfen können, auf die Suche nach Naturärzten. Sogar mit einem Winkeldoktor hätte er fürlieb genommen, denn zu verlieren war nicht mehr viel, zu gewinnen alles. So kam er in seine Heimat, wo er einen „ärztenden“ Bauer fand, der ihn nach kurzer Zeit von seinem Leiden gänzlich befreit hat. Auf dem Kirchhof zu Dölsach sieht man heute noch den Grabstein, den der Genesene seinem Erretter dankbar gesetzt hat. Der Künstler kam dann wieder Sommer für Sommer nach Dölsach, wo er ja liebe Verwandte hatte und noch viele alte Freunde. Auf einer fast 2000 Meter hohen Bergspitze, genannt der Ederplan, baute er sich ein Haus. In diesem wohnte er mit den Seinen (er hatte mittlerweile eine emsige Münchnerin geheiratet und prächtige Buben bekommen) alljährlich zur schönen Jahreszeit immer mehrere Wochen und malte nach Naturmodellen, die hier leicht zu haben waren, manches Bild. Und vor dem Hause das Meisterwerk des allergrößten Künstlers: die Alpen. Wie mußten die von den Münchner Stadtmauern eingeengten und jetzt befreiten Augen entzückt sein inmitten der unermeßlichen Hochgebirgslandschaft! Im Süden die Julischen Alpen, die Dolomiten, im Norden und Westen die Tauern mit ihren leuchtenden Gletschergebieten. Tief das von weißen Straßen und der schimmernden Drau durchzogene Tal mit dem malerisch gebetteten Lienz und am Fuße des Berges das liebe Heimatsdörfchen Dölsach. 48 Kirchtürme und 480 Bergspitzen soll man sehen vom Ederplan aus! Davon haben wohl auch die Sonntagstouristen gehört. Die Salontiroler und die Stadtfräulein im „Dirndlkostüm“ sind heraufgekommen, haben, anstatt die Bergwelt anzuschauen, die Köpfe zu den Fenstern hereingereckt, um „den Defregger malen zu sehen“; die Frauenzimmer sind mit ihren Fächern gekommen, und „der Meister möchte so gut sein und etwas draufmalen“. Derlei Belästigungen haben den Künstler endlich

mir vom Ederfranzl. Der sei ein so lieber, lustiger Kerl gewesen, ein treuer Kamerad, ein guter Mensch und trotzdem kein schlechter Musikant. Auf dem Kirchenchor habe er mitgespielt, weiß nicht mehr, ob gegeigt oder geblasen. Und als Bauer habe er tüchtig gearbeitet auf seinem Hof wie ein rechtschaffener Knecht. Einmal habe er Anstände bei den Lienzerherren gehabt, weil er spaßeshalber eine Fünfziggulden-note nachgezeichnet. Und oben im Wirtshaus auf der Wacht habe er einmal an einem lustigen Abend die Note als Fidibus verbrannt, wobei die Gendarmen hinter die Geschichte gekommen seien und der Franzl aufs Gericht nach Lienz beschieden worden wäre. Es sei aber alles gut abgelaufen. Dann auf einmal, wie schon davon die Rede gewesen, der Ederfranzl werde ein Dölsachermadle heiraten — er war schon an fünfundzwanzig Jahre — fällt's ihm (1860) plötzlich ein, er wolle in die Fremde. Verkauft sein Bauerngut, sagt ade, Lienzertal, und wandert mit einem Trupp italienischer Maurer nach Innsbruck. Nach Amerika steht sein Sinn, aber in Innsbruck überlegt er, daß er dableiben und Bildhauer oder Maler werden wolle. Zuerst besucht er dort eine Zeichen- und Schnitzerschule; kommt nicht viel dabei heraus. Im Malen geht's vorwärts. Dann geht er nach München und endlich gar nach Paris. Aber in Paris — so erzählte mir später Defregger selbst — bei den Vorbildern verschiedenster Meister habe er erst gesehen, wie er so ganz und gar nichts könne, und habe mit neuem Ernst eingesetzt. Dort in der Fremde sei ihm auch bewußt geworden, daß er heimische und nur heimische Stoffe malen müsse. Er kehrt nach München zurück, zu Meister Piloty, und im Jahre 1867 erscheint sein erstes Bild „Der verwundete Jäger". Es erregt Aufsehen, das aber ein Jahr später bei dem zweiten Bild „Speckbacher und sein Sohn" in Bewunderung übergeht. — Und so begann die Reihe dieser einzigen Tiroler Genrebilder, worunter besonders „Der Tanz auf der Alm", „Die Brüder", „Das Preispferd" helles Entzücken erregt haben.

Zur selben Zeit schuf er auch das rührende Bild „Die heilige Familie" für seine Pfarrkirche zu Dölsach, wovon er später für die Heilandskirche in Mürzzuschlag ein zweites Exemplar gestellt hat. Es kamen die großen historischen Gemälde aus den Tiroler Befreiungskriegen: „Das letzte Aufgebot", „Heimkehr der Sieger", „Vorabend der Schlacht am Iselberge", „Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck", „Andreas Hofers Todesgang", erschütternd in ihrer naturwahren Menschlichkeit und Tragik, herrliche Denkmäler aus dem Freiheitskampfe des biederen Hirtenvolkes. Inzwischen immer wieder Genrebilder wie: „Das Tischgebet", „Abschied von der Sennin", „Die Briefleserin", „Der Urlauber", „Zur Gesundheit", „Die Wallfahrer",

ich nicht ganz gewiß. Sie spielten übrigens keine Städter, vielmehr blieben wir, die Alten wie die Jungen, zusammen den ganzen Abend in ungezwungenster Bauernheiterkeit. Nach einer köstlichen Halberabendmahlzeit aus Milch, Butter und Honig und allerlei anderen guten Dingen, stiegen wir auf die nahe Bergzinne, um zu sehen, wie hinter den Stubeier- und Ötztalerfernern die Sonne niedersank und die im Süden stehenden Spitzen des Schlern und des Rosengartens anglutete. Zum Alpenhaus zurückgekehrt, setzten wir uns um den plätschernden Hausbrunnen herum, ließen unsere Augen über die fernen Hochgipfel des Pustertals hinfliegen, wovon ein paar in der Dämmerung wie dunkelglühende Eisen leuchteten. Später setzten wir uns ein wenig unter ein freigestütztes Schindeldach, wo auf steinigem Boden ein Feuer prasselte und wo sie sonst an schönen Abenden noch im Freien heitere Spiele zu treiben pflegten. Und endlich gingen wir in die Hütte, wo auf blütenweiß gedecktem Tisch ein echtes Tirolermahl mit Geräuchertem, Sauerkraut, Brennkoch und köstlicher Rotwein aufgetragen wurde. Und da haben wir, die „zwei beiden Alten", angefangen, in unserer Jugendzeit uns zu ergehen, die — wie weit voneinander wir sie auch zugebracht — so viel Gemeinsames hatte, so viele Märchenerlebnisse und Abenteuer, so viele Freuden, von denen der Städter keine Ahnung hat. Freilich, das Schönste an dieser Hirtenjugend war, daß wir sie hinter uns hatten, daß wir von einem bequemeren Standpunkte aus ihre oft gar herbe Wirklichkeit mit den weichen Rosen der Phantasie bekränzen konnten. Und die jungen Leute hörten ganz erstaunt zu, wie die Alten von der Frugalität ihrer Jugend schwärmten. Die heitere Hausfrau wurde nicht müde, Wein einzuschenken und allerhand Köstlichkeiten, die das Haus bot, aufzutragen. Wer hätte damals ahnen mögen, daß diese jugendlich-frische Frau so kurz danach würde heimgerufen werden! —

Am nächsten Morgen wanderte ich weiter. Defregger begleitete mich talwärts, und dort am Stangenzaun bei Spinges haben wir Abschied genommen. Dreimal schaute ich zurück und immer noch stand er am Zaun und winkte mit der Hand. Seither habe ich ihn nicht wieder gesehen, aber in seinen Bildern, die meine Wohnung schmücken, spricht er alle Tage zu mir. Und oft denke ich daran, daß dieses Künstlers Leben selbst ein Kunstwerk ist. Von Hause aus ein Aristokrat des freien Bauerntums, hat die moderne Welt seinem Charakter nichts anhaben können. Die spät, aber dann rasch nachgeholte Geistesbildung hat — wie das unter solchen Verhältnissen selten vorkommt — diesen Gebirgsbauernsohn zu einer schlicht vornehmen, harmonischen Persönlichkeit gestaltet.

Als Künstler vergöttert, als Lehrer verehrt, als Mensch geliebt, so beging Franz von Defregger vor kurzem seinen siebzigsten Geburtstag — und die Zeitgenossen feierten den Gedenktag mit frohem Stolz.

verdrossen, er hat zusammengepackt und das Haus dem Österreichischen Touristenklub geschenkt.

Zu München in der Königinstraße hatte Defregger sich ein schönes und trautes Heim gegründet, in der großen Kunststadt hat er sein arbeitsames, reiches Leben entfaltet. Dort schuf er die meisten seiner unvergänglichen Bilder, dort wirkt er als Professor an der Akademie. Unter den vielen Auszeichnungen seiner dankbaren Zeitgenossen erinnere ich an die großen Medaillen, die er von Ausstellungen in München und Berlin erhalten hat, und an seine Erhebung in den Adelstand. So haben sich ein reiches Geistesleben, eine köstliche Kunstwelt und ein Kranz von Ehren um ihn entfaltet. Allemal aber im Frühjahr, wenn dort über den Alpen die Sonne wieder ihren höheren Bogen schwingt, da wird es unruhig in der Brust des Bergsohnes, da geht er gern auf sein Landhaus in Bozen, wo er auch den Herbst zuzubringen pflegt. Im Hochsommer jedoch, da zieht's ihn ins „hohe Birg". Bei Franzensfeste auf einem wiederum 2000 Meter hohen Berg bewohnt er mit seinen Söhnen eine Jagdhütte. Eingedenk jener zudringlichen Touristenschwärme auf dem Ederplan hat er sich hier ins Unbekannte versteckt. Es wird erzählt, daß der Bote, der aus dem Tal täglich die Nahrungsmittel hinaufträgt, über Heiden und durch die Wälder immer einen anderen Lauf einschlagen muß, um nicht einen Fußsteig auszutreten, der ihm sonst die Landplage leicht wieder bringen könnte. Ich habe vor einigen Jahren zu Spinges einen Bauernburschen mit einem Gulden bestechen müssen, daß er mir den Meister verriet und den versteckten Weg wies hinauf zur Defreggerhütte. Ich glaube, wir sind länger als drei Stunden gegangen. Ein paar „Büchsenschuß-weiten" vor der Hütte kehrte er um und ich mußte nachher tun, als hätte ich mich allein mit aller Irr- und Wirrsal hinaufgefunden. Hell jauchzen hörte ich vom Bau herab, der einsam zwischen schütteren, sturmzerzausten Lärchen und Fichten steht. Eine frische Almerin, auf dem Hut die Hahnenfeder, kam mir entgegen, und das war Frau von Defregger selbst. Sie hatten mich ja ein wenig erwartet. Ach, wie gerne erzähle ich das immer wieder. Nach langem wieder einmal sah ich die Gestalt des Meisters mit dem edlen Künstlerkopf vor mir stehen. In seiner leichten, ungesuchten Touristentracht stand er da und sagte lachend, das hätte er ja gewußt, daß ich ihn finden würde. Ein Bretterschuppen neben der Hütte war zu einer Tischlerwerkstätte eingerichtet, in der fünf junge, bildhübsche Burschen in abgeschabter Tirolertracht hobelten, falzten und hämmerten. Die Defreggerbuben. „Feierabend ischt!" ruft ihnen der Vater zu. „Er ischt decht gekommen!" Ob die munteren Buben entzückt waren darüber, daß sie ihre Bauernart ausspannen und wieder den höflichen Städter spielen sollten, weiß

Es gibt auf da Welt so viel Sunnschein und Pracht,
Hunderttausndmal gnua!
Und es leuchtn so wundaschen d' Stern bei da Nacht
Und Mondschein dazua.
Und mittn im Sunnschein a blüahrada Bam,
Von dem i für di gern a Brautstäußl nahm.

Und d' Vogerl, dö jubln und singan so laut,
Fliagn her und fliagn hin;
Und da han i eah zuagschaut, wia's Nösterl habn baut;
Und iazt schlafns schon drin.
Beschütz engs da Himml mit all seina Gnad,
Damit eahm koa Sturmwind, koa Wöda nöt schadt!

Mir is's, i mecht betn, so hoaß wia nu nia,
A herzinnigs Gebet,
Fürs Nösterl, für d' Vogerl, fürn Bam volla Blüah,
Wann d' Sunn untageht;
I mecht betn zum Himml, wanns finsta will wern,
Für unsa jungs Liabn um an leuchtadn Stern!

Von der Dummheit.

Von **Max v. Weißenthurn.**

Eitelkeit und Unverstand
Sind die Finger einer Hand,
Ist die Schlauheit auch dabei,
Gnad' uns Gott vor allen drei.

Es ist zweifelsohne ein großes Unglück, dumm zu sein, aber wie die meisten Dinge im Leben, hat auch diese Geschichte ihr „Aber", und dasselbe näher zu beleuchten, sei der Zweck dieser kleinen Diskussion. Ein sehr altes Zitat, welches Generationen überdauert hat, sagt: „Alles Gute kommt von oben" und wenn dies der Fall, läßt sich eben so sicher behaupten: „Alles Böse komme von oben", was in beiden Fällen so viel sagen will, als daß Tugenden wie Laster, Vorzüge wie Nachteile angeboren sind, von der Gottheit, von der Naturkraft, oder wie wir die schaffende Macht nun nennen wollen in die Menschenseelen gelegt, die weder für die Vorzüge noch für die Nachteile verantwortlich gemacht werden können, welche ihnen eigen sind.

Trotz alledem und alledem bleibt es aber ein großes Unglück, dumm zu sein, weil sich zumeist mit diesem Mangel an geistiger Begabung, für welchen man nicht verantwortlich gemacht werden kann, eine ganze Fülle anderer und höchst unangenehmer Eigenschaften paart, durch die man seiner Umgebung und zum Teil auch sich selbst das Leben verbittert. Diese der Dummheit anhaftenden Appendixe sind es, gegen welche zu Felde zu ziehen, Sache der Erziehung ist, und diese fördert denn auch das Resultat zutage, daß man zwar dumme Menschen nicht in kluge umzuwandeln vermag, aber sie doch so weit herandrillt,

Wann d' Liab a so läut't.

Lieder in oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

I hätt dar was z'sagn.

I hätt dar alli Tag was z'sagn;
I hätt di um gar häufti z'fragn:
Dö Gedanka rennan ma zua lauf-lauf:
Und wann i bei dir bin — vagiß i drauf.

A Bußl löscht dö Gedanka aus.
Es wird aba deßtwegn nöt Nacht im Haus:
Mir tragn ja im Herzen a ewigs Liacht,
Damit nöt im Finstern an Unglück gschiacht.

Summanacht.

I han ön Mondschein gern und dö warm Summanacht.
D'Stern habn si d' Äugerl gwischt, habn so liab abaglacht,
Hättn ma gwiß was zsagn, hoamli, koa Mensch derf's hern —
O, so a Hoamlichkeit han i so gern!

Fliagt mar a Käferl zua, hat a Laterndl tragn,
Daß's sei kloans Wegerl findt; kunnt i do 's Käferl fragn,
Was 's denn heut Bsunders gibt — fliagt aba gschwind davan,
Zündt wohl sein Schatzerl 's Laterndl iazt an.

Nacha fliagns all zwoa aus, fliagn mitananda schen.
I kann nöt wartn drauf, muaß wieda weita gehn.
Kimm zu an Äpflbam, der mit dö Blattln rauscht:
Hätt von dem Gwischplat gar gern was dalauscht.

Aba da scham i mi. daß i was ausübn sollt,
Was ma selm zwida war — weil ma nöt losn sollt!
Plauschts na und wischplts na — i paß ja eh nöt auf,
Aba i moan, i kimm unvasehgns drauf.

Habts leicht vom Dirndl grödt, das dort sei Kammerl hat?
Aft is um d' Hoamlichkeit bei all dem Wischpln schad:
Daß's heut was Bsunders gibt, mir macht's koa Ghoamnis draus!
— Wann i beim Fensterl klopf, schlaft das ganz Haus.

's Läutn.

A Läutn hat anghebt, so liab und so schen,
Und i muaß, wia zum Gottsdeanst, dem Läutn nachgehn;
Mei Herz hat mi zwunga, is's Lebn oda Tod,
Folgn muaß i eahm, folgn, wiar an ewign Gebot!

Es läut üba d' Berg her, tiaf aba ins Tal,
Denn drobn is ja d' Freud dahoam, druntn dö Qual;
Und d' Liab führt uns aufwärts — i woaß's, was's bedeut —
Es hilft oan koa Bsinna, wann d' Liab a so läut!

Mir is's, i mecht betn.

Dirndl, i denk iazt viel wenga an mi,
Aba du fallst mar ein.
Ja, Dirndl, i kann nöt gnua denka an di —
Was muaß denn das sein?
I kann nix dawida, i kann nix dafür
Und i kann nöt vagessn dös Bußl von dir!

hören und die eigene geistige Fähigkeit brach liegen lassen. Natürlich müssen es in erster Linie „hübsche" Gänschen sein, die solche Macht gewinnen, denn das starke Geschlecht ist bekanntlich von belustigender Schwäche einer hübschen Larve gegenüber, daher kommt es auch, daß dumme Frauen und Mädchen in der Regel ihren Geschlechtsgenossinnen weniger die Augen auswischen, sie weniger leicht täuschen, wie ihnen dies Männern gegenüber gelingt: einerseits, weil natürlich das sexuelle Moment im Verkehre der weiblichen Wesen untereinander nicht mitspielt, andererseits, weil die Dümmsten klug genug sind, um zu wissen, daß sie einen Mann leichter um den Finger wickeln, und deshalb diesen Wicklungsprozeß bei der Frau auch gar nicht versuchen.

Die Dummheit aus der Welt zu schaffen, ist ein Ding der Unmöglichkeit; damit sie aber weniger Unheil anrichte, müßte ihr bereits in der Kinderstube besondere Beachtung geschenkt werden, müßte man als Surrogat für den mangelnden Verstand sich bestreben, das Herz so feinsinnig heranzubilden, daß dieses die beste Schutzwehr gegen alle jene unschönen und unedlen Keime bilde, die aus der Dummheit hervorgehen. Ist das Herz herangebildet, dann kommen weder Egoismus noch Habsucht, weder Eigensinn noch Widerspruchsgeist zu nachteiliger Entfaltung, denn das Herz ist identisch mit dem Taktgefühl, und wo dieses mitredet, da kann die Dummheit nie so verheerend, nie so verhängnisvoll wirken, als bei jenen, bei denen Mangel an Verstand mit Mangel an Herz und Taktgefühl Hand in Hand geht. Ich glaube nicht daran, daß die Erziehung Wunder wirkt, daß sie Talente und Tugenden einimpfen kann, da wo keine Anlage besteht! Daß Beispiel, gute Lehren, eventuell auch Strenge aber imstande sind, böse Keime zu ersticken, oder sie zum mindesten gar gewaltig einzudämmen, davon bin ich mehr als überzeugt, und der Böseste aller Keime im Leben des Weibes ist die Selbstsucht, schon gar dann, wenn sie sich mit geistiger Schwäche paart und nur jene hausbackene Schlauheit erzeugt, welche die Waffe der Dummen ist.

Dumm sein ist, wie gesagt, keine Schande, wenn auch ein Unglück, und wenn es auch begreiflich ist, daß man bei rascher geistiger Auffassung dummen Leuten gegenüber, die in ihrem Denkvermögen gegen die anderen um eine Meile zurück sind, leicht die Geduld verliert, so sollte man sich, obzwar dieses Geduldverlieren Sache des Blutes und des Temperamentes ist, ja doch immer gegenwärtig halten, daß der oder die Betreffende es eben nicht besser versteht, daß es jenem Wesen an der entsprechenden Auffassungsgabe gebricht.

Im Mittelalter hat es ein äußerst drastisches Sprichwort gegeben, welches sinnbildlich die Situation sehr richtig darstellte, es lautete: „Vom Ochsen kann man nur Rindfleisch begehren", was mit anderen Worten heißen soll, daß man von den Menschen nicht mehr verlangen

daß sie unter der Menge einherschreiten können und in der Dutzendware mitlaufen, ohne einen besonderen Schaden anzurichten. Eigensinn, Rechthaberei, Widerspruch, Kleinlichkeit, Präpotenz, berechnende Schlauheit, Empfindlichkeit, Putzsucht, das sind lauter Untugenden, die aus der Dummheit hervorgehen und gegen welche energisch zu Felde zu ziehen die Pflicht all derjenigen ist, welche mit der Heranbildung der Jugend betraut sind.

Aus der Dummheit an sich jemandem einen Vorwurf zu machen, ist zwecklos und unvernünftig, denn „der Mensch kann immer nur nach seiner innersten Natur“ und somit ist man auch an dem Minus geistiger Begabung nicht schuldig. Damit dasselbe aber nicht aufdringlich zutage trete, damit es möglichst wenig Unheil stifte, gilt es, wie gesagt, alle Folgekrankheiten der Dummheit mit jeder zu Gebote stehenden Energie auszumerzen; denn unberechenbar ist im Laufe des Lebens das Unheil, welches eine dumme Person anzurichten imstande ist, am allermeisten dann, wenn ein unseliges Verhängnis sie Gattin und Mutter werden ließ, wenn das Wohl und Wehe anderer ihrem Ermessen, oder richtiger gesagt, ihrem Mangel an Ermessen, ihrem Mangel an Fähigkeit preisgegeben ist. Wie unzählig sind die Fälle, in denen die, schließlich doch nur aus der Dummheit eines Gänschens hervorgegangene Putzsucht den Mann ins Verderben stürzte und zum Verbrecher werden ließ; nicht minder häufig kommt es vor, daß Glück und Wohlergehen junger Menschen beiderlei Geschlechtes an der Dummheit der eigenen Mutter Schiffbruch litt, die zu geistesschwach war, um mit Verstand zu ermessen, wann sie den ihrer Obhut anvertrauten Kindern etwas zu gewähren, wann sie es zu versagen habe.

Im gesellschaftlichen Verkehre habe ich einmal mit angehört, wie bei einer Diskussion über die Frauen ein ergrauter Mann, der sich durch besonders klaren, scharfen Verstand auszeichnete, behauptet hat, wen Gott strafen wolle, dem gebe er ein dummes Weib. Damals lachte ich über diesen etwas drastischen Ausspruch, seither aber habe ich Gelegenheit gefunden, die Richtigkeit desselben im vollsten Maße zu würdigen, habe ich auch erkennen gelernt, daß berechnende Schlauheit eine jener Eigenschaften ist, welche nur allzu häufig mit geistiger Impotenz Hand in Hand geht und daran Schuld trägt, daß die dümmsten Gänschen oft viel mehr Einfluß auf kluge Männer haben als geistig bedeutende Frauen. Der Dummheit ist nämlich meist kein Mittel zu schlecht, um ihren Vorteil auszunützen, und sobald an die Stelle des Verstandes egoistische Schlauheit tritt, versteht es das größte Gänschen, mit tändelndem Spiele, mit neckischem Augenblenden gescheite Männer derart zu betören, daß sie zu blinden Werkzeugen in den Händen geistig unbedeutender Frauen werden, nur mit ihren Augen sehen, nur mit ihren Ohren

haben sich geändert, die zunehmende Teuerung bringt es mit sich, daß in den hohen und höchsten Ständen die Frau nicht allem, was geistige Arbeit, was Leistung heißt, so fremd gegenübersteht, wie es einst der Fall gewesen. Man fordert mehr von ihr, deshalb ist es auch nicht mehr als recht und billig, daß man mehr für die Entwicklung ihres Geistes tue und wo dieser fehlt, ihr ein Äquivalent bietet, durch welches sie ihr Dasein angenehm gestalten kann, indem man sie durch Pflege und Entwicklung etwa vorhandener manueller Fertigkeiten, durch Unterdrückung all jener Untugenden, welche geistig Minderwertigen leicht anhaften, doch zu einem nützlichen und liebenswürdigen Glied der menschlichen Gesellschaft heranbildet, welches ganz entsprechend den Platz ausfüllt, auf den es gestellt wurde, auch ohne ein besonderes Geisteskind zu sein.

Das Gebiet, auf welchem das Weib Herrscherin sein soll, ist das Herz, und wenn wir auf das Gemütsleben unserer Kinder das richtige Augenmerk lenken, wenn wir für dessen normale Entwicklung sorgen, so unterdrücken wir damit auch all jene schädlichen Keime, welche aus schwacher geistiger Veranlagung hervorgehen. Wenn unsere Mädchen es lernen, gut und selbstlos zu sein, das eigene „Ich" stets dem Wohle anderer hintanzusetzen, dann wird eine künftige Generation mit Müttern gesegnet, um welche die Gegenwart manchmal Veranlassung finden könnte, die Zukunft zu beneiden. Nicht in der Gelehrsamkeit, nicht in dem scharfen Verstande ist das Glück der Familie zu suchen, wohl aber in jener vollständigen Aufopferung seiner selbst, die nur Hand in Hand zu gehen vermag mit einem warm pulsierenden Herzen mit einem liebevoll gepflegten Gemüte; dieses unseren Kindern einzuimpfen, sichert den Frieden und das Glück des Lebens, bei hoher Begabung, wie bei begrenztem Geistesschwung.

Ein Tagebuch.

Am 1. Mai.

Der erste Mai ist nicht mehr wonnig. Einst am frühen Morgen zogen durch die Straßen Musikbanden, begleitet von frohem Volke, überall heitere Menschen. Dann alle Züge aufs Land hinaus überfüllt, alle Waldspaziergänge belebt; Kinder strebten nach singenden Vögeln, nach Blumen und Käfern und Schmetterlingen; alle Gastgärten voll Menschen. In den letzten Jahren ist das anders geworden. Außer geschlossenen Arbeitermassen, die ihre Versammlungen halten und ihre Riesenlager aufschlagen draußen irgendwo, gehen die Leute wie sonst ihrem Berufe nach. Die Schulen haben ihren ersten Maitag in einen

kann, als sie aufzufassen oder zu leisten imstande sind. Der Italiener hat ein ähnliches Zitat, welches dahin lautet, daß man von einer Distelstaude keine Rosen pflücken könne.

Es ist folglich unvernünftig, wenn, wie es sehr häufig der Fall ist, Eltern einem unbegabten Kinde um jeden Preis Verstand eintrichtern wollen und sich der Dummheit desselben schämen. Der arme Wurm kann ja nichts dafür und Pflicht der Eltern ist und bleibt es, an die Stelle des mangelnden Verstandes nach besten Kräften so viel gute Charaktereigenschaften zu pflanzen, daß man sich geneigt fühlt, die nicht in Abrede zu stellende Dummheit milde zu übersehen; paart sich aber mit dieser auch noch Anmaßung, Selbstbewußtsein, Eitelkeit, Putzsucht, Eigennutz, Habsucht, Widerspruchsgeist, Rechthaberei, Eifersucht, berechnende Kleinlichkeit und wie sie alle heißen mögen, diese Hilfstruppen der Dummen, dann ist es begreiflich, wenn jeder klar denkende, gebildete und korrekte Mensch sich versucht fühlt, vor den Armen im Geiste das Kreuz zu schlagen und auf das Himmelreich zu verzichten, indem man des fraglichen Vergnügens teilhaftig werden könnte, mit ihnen zusammen zu kommen. Glücklicherweise ist schon der Bibelspruch „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich" der beste Beweis für die Richtigkeit der Anschauung, daß man alle Hebel in Bewegung setzen müsse, um dumme Menschen nach besten Kräften zu guten Menschen zu machen, damit sie, wenn nicht durch ihren Verstand, so wenigstens durch ihre Güte Anspruch erheben können auf irdische und himmlische Glückseligkeit und ihnen dieselbe zuteil werde.

Es gibt Leute, welche behaupten, sie haben lieber mit schlechten, als mit dummen Menschen zu tun, und es ist dies begreiflich in jenen Fällen, wo sich mit der Dummheit all jene Untugenden paaren, die ihr so leicht anhaften und sie zu höchster Unerträglichkeit potenzieren. Wenn man aber redlich bemüht ist, einem unbegabten Kinde wenigstens Seelengüte, Bescheidenheit, Gehorsam und Nächstenliebe einzuimpfen, wenn man bestrebt ist, jedes Fünkchen Eitelkeit in demselben zu ersticken, dann wird man es sicherlich zu einem mehr oder minder brauchbaren, erträglichen Glied der menschlichen Gesellschaft heranbilden können, dessen mindere Begabung man gerne übersieht, in Anbetracht der übrigen guten und liebenswürdigen Eigenschaften jenes geistesbeschränkten Geschöpfes. Man weist sehr häufig darauf hin, daß es bei Frauen oder richtiger gesagt, beim weiblichen Geschlechte im allgemeinen belanglos sei, ob dasselbe geistig begabt oder nicht, ja daß ein wenig Dummheit dem Manne sogar angenehm. Es mag dies vielleicht zu einer Zeit gestimmt haben, in welcher die Frau sich ausschließlich in den engsten Grenzen ihres Heims zu bewegen hatte, in welcher sie nicht mittun mußte im Kampfe des Lebens und keine erwerbende Kraft war; die Zeiten aber

Am 3. Mai.

Auf meinen Spaziergängen denke ich nicht oft genug an Goethes Rat:

„Verdirb dir nicht den Weg um des Zieles willen! Entwerte nichts, indem du es als Mittel betrachtest und nur Aufmerksamkeit und Neigung für den Zweck hast! Gehe langsam den Berg hinauf, bleib öfters stehen, schau um dich, denke Erfreuliches! Auch die Stunde unterwegs kann und soll schön sein, nicht nur die Stunde am Ziele."

Und mein Sprüchlein sollte ich wohl auch selbst beherzigen:

„Dem wahren Spaziergänger schlägt keine Uhr,
Ein Glücklicher ist er im Reich' der Natur.
Er denkt nicht an Zeit und er frägt nicht nach Ziel,
Seine Lust ist der Weg — führ' er hin wo der Will!"

Am 4. Mai.

Alljährlich im Frühjahre fahre ich einmal bis Mitterdorf (Mürztal) und mache von dort aus einen Spaziergang auf dem sogenannten Reitersteige über die bewaldete Bergböschung in den Freßnitzgraben bis zum Sägewerk und von dort über die Gölkkapelle nach Krieglach. Das ist die Einleitung zum Sommerleben in der Waldheimat. Seit vielen Jahren mache ich die Erfahrung, daß dieser erste Waldspaziergang im Mürztal für mich eine besondere und eigenartige Kraft hat. Zur Zeit bin ich stets völlig weltmüde und geisteslahm. Auf diesem stillen, einsamen Waldwege aber regen sich allemal frische Gefühle und Gedanken und junge Arbeitsfreude. Es ist wohl der Zauber davon, daß die Füße nach längerer Zeit das erstemal wieder die Heimatsscholle berühren. Und wenn die Lichtung kommt: da unten liegt hingebreitet in der Nachmittagssonne das junggrünende Tal mit seinen schimmernden Ortschaften, darunter jene, in die ich bald wieder einzusiedeln hoffe. Und an beiden Seiten die schönen Berge, an denen jede Schlucht und jede Höhe voll Erinnerungen ist. Und hinter diesen Vorbergen ragen auf „die stillen, hohen, beständigen Felsen, die treuen Wächter der Heimat". Die Gegend hat landschaftliche Schönheiten, welche sozusagen mein persönliches Eigentum sind. Die Einheimischen beachteten sie nicht und die Fremden, so viele ihrer im Sommer auch ins Tal kommen, finden sie nicht. Denn sie suchen nicht. Sie gehen nur die glatten, angemärkten Wege, wo alles geht; an den entzückendsten Aussichtspunkten, die ein paar hundert Schritt abseits liegen, gehen sie achtlos vorüber. In früheren Zeiten, wenn ich einen solchen gefunden, gleich der Ruf: Hierher! Hier ist's schön! — Jetzt schweige ich weislich still und denke: Lasse sie laufen. Nur was der Mensch aus sich selber findet, ist Gewinn. Und genieße die Schönheit vor der Hand als mein ausschließliches Eigentum.

anderen Winkel des Monats verlegt und können ihn dann oft nicht finden. Ich als vorweltlicher Mensch zog heute mit Weib und Kind doch hinaus. Ins liebliche stille Tal von Rein. Dort steht auf einer Anhöhe zwischen Wald und sonniger Matte schön gelegen das neue stattliche Tuberkulosenheim, von hochherzigen Menschen aus gesammelten Mitteln erbaut. Aber diese Anstalt ist ein Sorgenkind, so wie alle, die darin wohnen werden. Sie ist noch lange nicht fertig und die Mittel wollen nicht reichen; und die Kranken im weiten Lande warten zu Hunderten auf diese Heil- oder Troststätte in der milden, lieblichen Gegend. Und während das Tuberkulosenheim unter größten Anstrengungen und Sorgen seiner Vollendung sich entgegenringt und räumlich doch immer ungenügend sein wird, liegt zwanzig Minuten weit daneben das Stift Rein, dessen Riesengebäude zum allergrößten Teile leer steht. Im Wirtshause dort saß ein junger Aristokrat, der entfaltete diesen Gegensatz und sagte, solche Verhältnisse seien ganz und gar ungesund. Sehr richtig, junger Mann! Und ich kenne Herren, die ihre großen Schlösser leer stehen lassen, während das Land mit allen Kräften nicht genug Häuser für Schulen, Spitäler und andere humanitäre Anstalten zu schaffen vermag. Ganz gewiß, solche Verhältnisse sind ungesund.

Am 2. Mai.

Ausflug nach Gleichenberg. Diesen Erdenwinkel liebe ich. Vor vielen Jahren habe ich in ihm gelitten, und seither liebe ich ihn. Dann habe ich in seiner sonnigen und schattigen Stille auch Kräftigung und Freude erlebt, und seither liebe ich ihn noch mehr. Gleichenberg ist keiner jener „aufstrebenden“ Modekurorte, in denen die Prunkgebäude wie Pilze aus der Erde schießen, vor Übermut hüpfen und ihre Hörner spitzen. Die Gleichenberger Häuser und Villen stehen in ihrer schlichten, behaglichen Vornehmheit ruhig da im grünenden, blühenden Riesenpark und können warten, bis ihre Zeit wiederkehrt. Wer nur als krank in Gleichenberg war, der weiß nicht, wie schön es dort für den Gesunden ist. Und nur wer zur Zeit der „Hochsaison“ dort gewesen, der kennt Gleichenberg in seiner ganzen Lieblichkeit nicht; er müßte im Mai und im Herbste wiederkommen. Leute, die sich im Frühjahre von dem Stadtwinter und im Herbste von der Sommerfrische erholen wollen, sollten nach Gleichenberg gehen. Aber, sagt man, die Eisenbahn dahin fehlt. Gemach, das ist für einen Landaufenthalt zur Erholung nur ein Vorteil und es kommt die Zeit, wo gerade solche Orte gesucht werden, die den großen Verkehrsstraßen abseits liegen. — Gleichenberg ist eine weiche, blumenumwundene Sänfte, wo man sich in aller Behaglichkeit wohl einmal ein paar Wochen dem ungestörten Nichtstun und Nichtssein hingeben kann.

einem Führer brauchten wir 1 ½ Stunden. Unsere Phantasie wird erregt durch die grauen Tropfsteingebilde, die mit allerlei Dingen unserer Oberwelt mehr oder weniger Ähnlichkeit haben. Tiefer jedoch geht uns die wunderbare Ziselierarbeit der Natur, die die kleine Wunderwelt erschafft und uns zuschauen läßt, wie sie es macht. Ewiges sachtes Wassertröpfeln von der Decke herab, das ist alles, davon entsteht dieses Wunderreich. Und was wir hier in unserem Augenblicke sehen, das geht immerwährend so fort. Ich beschreibe weder die Grotte, noch die Gedanken, die sie weckt. Merkwürdig fügte es sich, daß wir dort mit einem jener sieben Männer zusammentrafen, die vor 12 Jahren neun Tage lang in dieser damals noch wüsten und unerforschten Höhle eingeschlossen waren. Er sprach davon, wußte aber nicht viel vorzubringen. Es ging aus seinen Andeutungen nur hervor, daß sie in ihrer grausen Lage allzu jammerhaft und sentimental nicht gewesen waren. Sie wurden vom steigenden Wasser immer mehr eingeengt und schließlich auf ein erhöhtes Plätzchen zusammengedrängt, an dessen Felswand wir heute die Worte: „In Not!“ lesen. Da hatten sie nun fortwährend zu tun, Steine und Schutt wegzuräumen, um dem Wasser Abfluß zu schaffen. Und diese Arbeit war ihr Glück, zerstreute sie, bewahrte sie vor müßigen Todesgedanken, ermüdete sie für den zeitweiligen Schlaf und hielt immer noch ein bißchen Hoffnung auf Rettung lebendig. Die Arbeit war ihr Glück und ist — das unsere, die wir ebenso eingeschlossen sind ins düstere Dasein, das unerträglich wäre — ohne Arbeit.

Am 7. Mai.

Auf der Straße blieb ich stehen und schaute hinaus über die Gärten und Wiesen. Nach einem Gewitter, dessen bleigraue Wand noch im Osten stand, ging kristallklar die Sonne unter. Alles Gekräute der Fluren funkelte in roten, weißen und blauen Feuern, es war, als ob jeder Halm, jeder Strauch und Stamm eitel Diamanten hervorblühte. Am Himmel standen zwei Regenbogen, ein scharfer und heller, der seinen Bogen fest auf die Felder stützte, und in höherem Kreise ein matter, dessen Enden im feuchten Blaß verschwammen. Als Nachzügler ging ein leichter Regen nieder und im Sonnenfunkeln war's, als ob's lauter Diamanten regnete.

Wie ich in dieser stillen, wundersamen Schönheit versunken so hinausträume über die Gärten und Wiesen, spricht mich ein vorübergehender Landmann an: „Nit wahr, lieber Herr! Das is a Freud! Das is a Pracht, wie heuer die Erdäpfel stehen!“

Am 8. Mai.

Begegnung mit einem alten Bekannten auf dem Bahnhofe.

Daß ihm zu seinem vortrefflichen Aussehen zu gratulieren sei, war mein Gruß.

Am 5. Mai.

„Meinetwegen brauchte es auf der Welt kein Wasser zu geben!" sagte der alte Landmann. Daß er dann auch seine Milch, sein Süpplein, sein Gemüse entbehren müsse, auch sein Gläschen Rotwein und endlich wohl gar sich selber, der zu neunzig Prozenten aus Wasser besteht, daran hatte er nicht gedacht. Den Ausspruch tat er gelegentlich eines kleinen Fußleidens, bei dessen Untersuchung der Arzt die Bemerkung hatte fallen lassen: „Lieber Mann, Sie sollten einmal ein Bad nehmen."

„Gehn's weiter!" sagte darauf der Alte, indem er fast errötete, „so was hab' ich nit einmal in meiner Jugend getrieben. Die Wasserpritschlerei da, die tät mir wohl nit gut tun. Bin mein Lebtag oft genug naß worden bis auf die Haut. Hab' darauf allemal Schnupfen bekommen oder Zahnweh oder Gliederreißen. Naß vertrag ich nit."

„Aber doch inwendig", lachte der Arzt. „Wenn man Durst hat, ist Wasser das Allerbeste."

„Durst hab' ich wunderselten", antwortete der hagere Alte. „Da muß ich schon nit recht gesund sein, wenn ich einmal Durst hab'."

„Aber Sie trinken doch Wein!"

„Alle Abend ein Viertele. Nit aus Durst. G'rad nur aus Genäschigkeit, möcht' ich sagen. Und daß Einer ein bissel frischer wird. Wasser! Glaub' nit, daß ich zwei Eimer Wasser getrunken hab, mein Lebtag. Meinetweg brauchte es auf der Welt kein Wasser zu geben. So tu' ich auch nit viel schwitzen. Bleib' gern trocken. 's wird eh mit dem Menschen auch nit viel anders sein, wie mit dem Holz. Wird's oft naß, so fault's beizeiten. Ich wär' soweit noch frisch."

„Allen Respekt!" sagte der Arzt. „Mögen wohl schon nahe den Siebzig sein?"

„Ei, was nit noch! Sechsundachtzig bin ich. Schon um etliche Wochen drüber hinaus."

Der Arzt hat vom Baden nichts mehr gesagt.

Am 6. Mai.

Eine Wanderung mit Sommerstorffs in die Lurgrotte. Weg von Peggau aus, Abzweigung vor der Badelwand, rechts den Berg hinan, durch Wald mit hübschen Aussichtspunkten auf das Tal von Frohnleiten und die Murtaleralpen. Weg wird auf den Tafeln in Peggau als 1½ Stunden lang bezeichnet. Wozu das? Solche Angaben werden ja nicht für eilige Postboten gemacht, sondern für gemächliche Spaziergänger. Als solche brauchten wir zwei Stunden. Die Grotte selbst ist wieder um ein gut Stück weiter zugänglich gemacht und soll, wie es heißt, bald durch den ganzen Berg bis Peggau eröffnet werden. Die Grotte wird mit Gas beleuchtet. Zu ihrer Durchwanderung mit

Nun saßen bei demselben Tische zwei vazierende Schustergesellen und taten kartenspielen. Der eine, der Strickel hieß, war ein Lump, der wöchentlich drei oder vier blaue Montage machte. Als der das viele Geld sah, das der Kleinweber einstrich, sagte er: „Weber! Heut' mußt uns einen Liter zahlen'"

„Kartenspieler verdienen nichts", antwortete der Weber.

„Eben derohalben", lachte der andere Schuster, der ein halber Lump war und wöchentlich nur zwei blaue Montage machte, „zwei arme Kartenspieler bitten um eine kleine Gabe!"

Der Kleinweber packte ruhig ein, warf einen verachtenden Blick auf die Wirtshausbrüder und ging davon. Er hatte nach Hause einen ziemlich weiten Weg, es wurde Nacht, aber es schien der Vollmond. Dieser stand nicht gar hoch über den dunklen Bergen, aber auf die Straße legte er ein so schönes weißes Licht, daß der Kleinweber fast wie am hellen Tage dahinmarschieren konnte. Der Mann hatte Sorgfalt. Die eine Hand legte er an die Rocktasche, worin das Geld war, mit der anderen umspannte er fest den Knüppelstock. So schritt er fürbaß seinem schwarzen Schatten nach, der still vor ihm herging.

Als es zu dunkeln begonnen, hatten die Schustergesellen aufgehört zu spielen, der Halblump ging verdrießlich nach Hause, der Strickel schlich durch den Baumgarten hinaus in den Wald und vom Walde ins Tal, wo die Reichsstraße ging, auf der er kommen mußte, der Kleinweber mit dem Gelde. Er kam auch richtig daher, ganz allein, aber mit dem Knüppel. Der war dem Schustergesellen nicht anheimelnd, er duckte sich hinter einen Busch und ließ den Kleinweber vorübergehen. Dann zog er sein Messer hervor, er hatte eines von eigener Art, ein scharfes, spitzes. Man konnte damit Leder schneiden und Leute umbringen. Am bequemsten von hinten. Rasch zog er die Stiefel aus, barg sie im Busch und huschte in bloßen Strümpfen auf die Straße und mit gezücktem Eisen dem Kleinweber nach. Der betrachtete seinen Schatten, vielleicht dachte er sich dabei was Menschliches. Und plötzlich, da tauchte in diesem Schatten etwas auf, ein gehobener Arm . . . Rasch wendete er sich um und mit wuchtigem Knittelschlag streckte er den Schuster zu Boden.

So hatte es sich auf das allereinfachste begeben. Der Lump konnte nichts leugnen, versuchte es auch gar nicht, selbst als er seine Sprache wieder gefunden. Er hatte nun blaue Montage sieben Jahre lang.

Der Kleinweber im Trimmtal wird ein fermer Mondanbeter bleiben, er nennt den Mond seinen Lebensretter.

Am 12. Mai.

Ein hübscher, frischer, fünfjähriger Knabe wird beim Polzspiel am Auge verletzt. Der Ortsarzt behandelt das Auge und es bessert sich scheinbar. Nach einiger Zeit aber zeigen sich am anderen Auge bedenk-

„Ach, Aussehen!“ antwortete er. „Bin ja doch nicht gesund. Schlaflosigkeit. Die ganzen Nächte schlaflos. Eine Stunde, höchstens eine Stunde schlafen. Nacht für Nacht! Was wollen Sie? Zum Selbstmord wird man reif.“

„Das glaube ich Ihnen einfach nicht, Signore!“ rief ich aus und war doch erfreut. Wenn der mit einer Stunde Schlaf so brillant aussieht, dann brauchen andere, die zwei bis drei Stunden schlafen können, sich nicht zu ängstigen.

„Auf Ehrenwort!“ versicherte er, „höchstens eine Stunde, so zwischen zwei und drei Uhr. Erst so um 6 Uhr früh schlafe ich ein, und dann bis elf Uhr — meistens. Und nach dem Diner ein Verdauungsschläfchen. Ist alles. Aber denken Sie, diese schlaflosen Nächte!“

Hierauf zählte ich an den Fingern ab. Nachts von zwei bis drei: eine Stunde. Früh von sechs bis elf: fünf Stunden. Das Nachmittagsschläfchen: eine Stunde. Macht sieben Stunden.

„Wie lange haben Sie dieses Leiden schon?“

„Weiß Gott. Gewiß schon zehn Jahre!“

„Sagen Sie, wo man diese Krankheit nur bekommen kann, ich möchte sie mir verschreiben.“

„Spotten Sie nicht! Stellen Sie sich vor, was das heißt: die ganzen Nächte schlaflos zu sein.“

„Ja, wollen Sie denn Tag und Nacht schlafen?“

„Entschuldigen. Es ist zum Einsteigen! Sehr gefreut!“

Am 9. Mai.

Heute mit dem Frühesten Abfahrt in die Oststeiermark. Durch das blühende „Paradies“ nach Rohrbach auf der Eisenbahn. Dann mit Wagen nach der alten Festenburg am Fuße des noch schneebedeckten Wechsels. Eine zehn Stunden lange Reise; in derselben Zeit kann man nach Prag kommen. Aber reichliche Entschädigung bei Pfarrer Kernstock, dem „Zwinggärtlein“-Dichter.

Am 10. Mai.

Den Eindruck auf dem alten Bergschlosse Festenburg will ich in einem besonderen Aufsatze schildern. Dieser Vormittag mit Kernstock in der großartigen Bergnatur zählt zu meinen poetischesten Erlebnissen. Am Nachmittage die lange Reise zurück nach Graz, um auf dem Schreibtische wieder den Wust von Nichtigkeiten zu finden. Nach solchen Hochstimmungen ist man so gar nicht gelaunt für das papierene Zeug.

Am 11. Mai.

Der Kleinweber im Trimmtal hatte seine Mastkuh verkauft. Beim Fleischer, der auch Wirt ist, trank er ein Glas Wein und ließ sich am Tische das Kuhgeld bar auszahlen!

kriegst du nichts; du kaufst dir doch nur Zigaretten.“ — „Nein, ich gebe alles meinem Vater.“ — „Wer ist dein Vater?“ — „Ein Arbeiter.“ — „Warum gehst denn nicht in die Schule?“ — „Weil ich nicht darf.“ — „Warum darfst du nicht?“ — „Weil ich keine Schuhe habe. Und der Lehrer hat gesagt, barfuß darf ich nicht in die Schul' gehen.“ Ist das wahr?

Am 15. Mai.

Heute haben wir am Sterbehause Anastasius Grüns zu Graz eine Gedenktafel enthüllt. Dieselbe stiftete Freiherr v. Apfaltrern, der jetzige Besitzer des Hauses, und wurde in weißem Marmor (Reliefbüste) künstlerisch ausgeführt von Professor Brandstetter. Der Reichsratsabgeordnete Wastian hielt eine zündende Festrede. Abends Akademie im Stephaniensaale, wo Wastian eine zweite politische Festrede hielt. Der eigentliche Dichter Anastasius Grün kam durch prächtig gesungene Lieder und Balladen Grüns und durch Sommerstorffs Vortrag mehrerer seiner Gedichte zu Ehren. Der Akademische Gesangverein gab dem Feste die Weihe des Gesanges. Im weiteren waren die Studenten bei dieser Feier eines wahren deutschen Dichters mäßig vertreten, was doch einmal auch für ihre oft bestrittene Mäßigkeit spricht.

Am 16. Mai.

In einer der kleinen Erzählungen Eduard Pötzls wird die Frage aufgeworfen, weshalb die Kirche bei Aufstellung der sieben Todsünden nicht auch die Falschheit mit eingeordnet habe? Das ist wirklich auffallend. Bei keiner jener aufgezählten Todsünden läßt sich Falschheit und Lüge unterbringen. Und ist doch dieses Laster ein so furchtbarer Krebsschaden der Seele und der menschlichen Gesellschaft, und ist es doch wie kein anderes dem Teufel verwandt, der bekanntlich Vater der Lüge heißt. Ich beantrage, daß Falschheit und Lüge in den Rang der Todsünden erhoben werde, aber nicht etwa an achter, sondern an erster Stelle.

Am 17. Mai.

Es geht nun doch auch in Österreich immer ein wenig schneller vorwärts. In den Fünfzigerjahren ging von Graz nach Wien täglich ein Postzug und wöchentlich zweimal ein Schnellzug. Die umgekehrte Strecke ebenso. In den Siebzigerjahren noch verkehrten von Graz nach Wien täglich zwei Postzüge und ein Eilzug. Die Postzüge fuhren 8 bis 9 Stunden, der Eilzug 6 Stunden. In den Achtzigerjahren nahm der Schnellzug die 224 Kilometer lange Strecke unter Bewältigung des Semmerings in 5½ Stunden. In den Neunzigerjahren bedurfte er für dieselbe Strecke 5 Stunden, während er bei Beginn des neuen Jahrhunderts nur 4½ Stunden brauchte. Gegenwärtig verkehren zwischen Graz und Wien täglich 14 Personenzüge und 10 Schnellzüge; Lokal-

liche Erscheinungen. Nun dringt der Arzt darauf, daß der Knabe zu einem Spezialisten gebracht werde. Die Mutter des Knaben bringt ihn mit Zuversicht nach Graz. Der Augenarzt untersucht das ursprünglich verletzte Auge und sagt: „Es ist verloren. Und dieses Auge muß sofort herausgenommen werden, wenn nicht auch das andere hin sein soll. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren, morgen wäre es zu spät. Frau, Sie haben eine halbe Stunde Bedenkzeit, ob Sie sich für die Operation des einen Auges entscheiden oder es auf die gänzliche Erblindung des Kindes ankommen lassen wollen.“ Man denke sich nun eine Mutter, die, ihr Kind auf dem Arme, unter fremden Menschen dasitzt und auf der Stelle schlüssig werden soll, die schreckliche Prozedur vornehmen zu lassen oder die so sicher vorausgesagte Erblindung abzuwarten. Sie hat sich für ersteres entschieden und sozusagen zusehen müssen, wie man dem geliebten Kinde das Auge aussticht. Das ist dieser Tage geschehen an einer Mutter und ihrem Kinde aus meiner Waldheimat. Kaum jemals hat mir ein Mensch so erbarmt, als diese Frau.

Am 13. Mai.

Bekomme um diese Zeit wieder häufig Besuche von katholischen und von evangelischen Geistlichen. Stets Gespräche über die gegenwärtige Religionsbewegung. Viel Engherzigkeit und Feindseligkeit gegeneinander auf beiden Seiten. Das macht mich manchmal unwirsch und ich verteidige vor den Katholiken die evangelische und vor den Evangelischen die katholische Kirche. Ich spreche mit katholischen Priestern von den Vorzügen des Evangelismus und mit den evangelischen Geistlichen von den Vorzügen des Katholizismus. Das mag seltsam erscheinen, ist aber sicher von meinem Standpunkte aus das Richtige. Was sagte ich heute einem Geistlichen, der immer von dem „höchsten Ideale der Wahrheit“ sprach? „Was Wahrheit! Die ist Sache der Wissenschaft. Das Eins und Alles der christlichen Religion ist die Liebe!“ — „Ja, wenn Sie so denken“, antwortete er achselzuckend, „da hört sich überhaupt alles auf!“

Am 14. Mai.

Die Inanspruchnahme von Seite der wohltätigen Vereine ist oft recht empfindlich. Und doch muß man froh sein, daß sich Körperschaften bilden, die durch organisierte Tätigkeit dem Elende zu steuern trachten. Unsereiner ist ungeschickt, wird, will man direkt einmal beispringen, belogen und mißbraucht und stiftet Schlechtes, wo man das Gegenteil bezweckt. Besonders in der Stadt. Ist es da nicht gut, wenn man sein ohnehin bescheidenes Scherflein vertrauend in die Hände eines Vereines legen kann, der es zweckmäßig seiner Bestimmung zuführt? Heute im Stadtpark ein barfüßiger Knabe, der bettelnd Blumen verkaufte, das heißt durch die Blume bettelte. „O nein, Junge, von mir

Am 20. Mai.

Heute in das Sommerheim übersiedelt. Köstlich ist so eine Hütte auf grüner Flur und das Köstlichste daran, daß sie ein Dach hat. In schneebedeckter Umgebung habe ich sie im Oktober verlassen, zwischen schneebedeckten Höhen finde ich sie heute wieder. Seit ungefähr fünf Wochen haben wir im Lande ein einziges permanentes Gewitter. Die Übertreibung ist nicht groß. Morgens Donner, vormittags Schwüle, mittags Sturm, nachmittags Hagel, abends Regen, nachts Wetterleuchten und — Schneefall. Dazwischen immer wieder Sonnen- und Sternenschein. Das ist die Witterung dieses Frühjahres. Aber die Maifröste waren gnädig und so ist es auf den Fluren üppig. — Heute tat ein einfacher Geschäftsmann die mir auffallende Bemerkung: „Wärme gibt also Kraft. Gut, dann muß in einem Jahre mit warmer Witterung die Kraftentwicklung der Kultur eine größere sein. Da meine ich nicht bloß die Kultur der Pflanzen, vielmehr, es müßte in warmen Jahren der Fortschritt überhaupt ein größerer sein." Wäre das nachweisbar? Oder ist es nicht vielmehr das Gegenteil? Ist in den kälteren nordischen Ländern Entwicklung und Fortschritt nicht größer als in den südlichen, wo die Leute faul sind? Ich weiß an mir selbst, daß große äußere Wärme der Geistesenergie nicht zuträglich ist, daß die Theorie: „Wärme gibt Kraft" hier — wenigstens scheinbar — ein Loch hat.

Am 21. Mai.

Einer meiner Enkel heißt Hellfried Rosegger. Er ist noch nicht zwei Jahre alt, stammelt schon alle Worte nach, ist jedoch nicht zu bewegen, „Großvater" zu mir zu sagen. Er ist überaus zutunlich, nennt mich aber immer „Peter Rosegger". Die Magd sagt ihm, das schicke sich nicht, aber er bleibt dabei. Er streichelt mich, er kost mich, nimmt mich um den Hals und stammelt: „Peter Rosegger!" Wenn das eine literarische Huldigung ist! Doch vermute ich, wie bei so manch anderem Huldiger, daß der Schlingel nicht eine Zeile von mir kennt. Übrigens, das erstemal aus solchem Munde, dünkt mich, der Name klinge reizend!

Am 22. Mai.

„Ja, meine Herren, ich sage Ihnen, wählen Sie den Gutsbesitzer Beil zum Abgeordneten. Auf Beil können wir uns verlassen. Beil ist völlig unabhängig, er wird, ohne nach links oder nach rechts zu lugen, rücksichtslos, mit stahlhartem Willen das, was er einmal als richtig erkannt, vertreten, er ist ein Charakter, der unter allen Umständen seiner Überzeugung bombenfest treu bleibt. Wenn Sie einen Charakter, eine markante Persönlichkeit, kurz einen Mann haben wollen, so wählen Sie Beil!"

verkehr auf kleineren Strecken nicht mitgerechnet. Die Personenzüge bedürfen durchschnittlich 6 Stunden, während vom 15. Mai dieses Jahres ab Eilzüge von Graz bis Wien kaum mehr als 4 Stunden, ja von Wien bis Graz nur 3 Stunden 59 Minuten brauchen. Gestern fuhr ich nachmittags um 1/2 2 Uhr von Graz nach Wien, hielt mich dort nahezu zwei Stunden auf und war abends 1/2 12 Uhr wieder in Graz! Bei der eleganten Einrichtung der neuen Waggons (die Züge haben auch Speise- und Schlafwagen) tut's einem fast leid, daß es so schnell geht. Selbst für den, der nicht reist, mag es ein angenehmes Gefühl sein, schöne Städte und liebe Menschen so nahe aneinandergerückt zu wissen.

Am 19. Mai.

Im Grazer Theater geht's jetzt über die Frau los. Im „Erdgeist" ist sie die Hyäne der Liebe, die Männermörderin. In „Salome" begnügt sie sich, da sie den weißen Leib des Johannes nicht haben kann, mit dessen schwarzem Kopf. Und wer sich bei solchen Stücken am besten unterhält, das sind die Frauen. Für Richard Strauß' „Salome" ist viel negative Reklame gemacht worden, die bekanntlich wirksamer ist als positive. Es ist so viel von der schaurigen Mißtönigkeit und Perversität dieser Oper geschrieben und gesprochen worden, bis das Haus vielmal bis zum Bersten voll wurde. Aber das Werk enttäuschte. Es ist anständiger als sein Ruf. Der grausige Stoff wird durch eine grandiose Musik menschlich motiviert und erklärt. Die rasende Rachgier und Liebesbrunst dieses Weibes liegt im Tierischen, aber die Musik hat noch immerhin etwas Menschliches daraus gemacht. Mit einigen neuen, ungeheuer komplizierten Mitteln erzielt die Oper alte Wirkungen; aber das Beste wäre, mit möglichst einfachen Mitteln große Wirkungen zu schaffen. Hier ist die Musik zur Tierbändigerin geworden. Wir werden aufgeregt, aber nicht erschüttert. So wüst uns der Stoff festklammert, so mächtig uns die Musik fesselt, schließlich hat man doch die Empfindung, diese Art von Liebesverhältnis der Salome zu Johannes ginge uns weiter nichts an. — Ein erstaunlicher Gegensatz zu dieser raffinierten Kunst ist die schlichte Persönlichkeit des Künstlers. Richard Strauß, ein Bursch mit kindlich-heiterem Auge, und gemütlichem Scherze hold. Ich zechte mit ihm bei Meister Kienzl und wir führten ernstes Gespräch zu zweien im stillen Zimmer. Er war wie unsereiner, man ahnt nicht die dämonischen Mächte, die in diesem freundlichen Haupte walten. Über den deutschen Typus seines ganzen Wesens wuchert seine Kunst hinaus ins unheimlich Fremde, was freilich hier dem Stoffe angemessen ist. Echt deutsch in seiner „Salome" ist der einfache Gesang des Johannes und der Nazarener. Ich glaube, sein dauernder Ruhm läge nach dieser Richtung hin.

die Vorstellung, daß der Mensch ein Atom der geist- und herzlosen Natur ist, die auf keinen seiner Wünsche Rücksicht nimmt. — Schon gewisse Tätigkeiten der modernen Religionsbewegung, die Person Jesu zu entgöttlichen, ist ein Raubzug in das Seelenleben der Menschheit. Warum uns um ein so großes, fruchtbares Ideal ärmer machen wollen? Wem nützt das was? Denen, die ihren Heiland verlieren? Oder auch nur denen, die ihn nie geglaubt haben? Ich sehe nicht e i n e n Vorteil, aber unermeßliche Nachteile! Wird denn das irdische Glück größer, wenn man das religiöse Glück aufgibt? Ich verstehe das Bestreben, das Volk von der Priesterherrschaft zu befreien, aber ich verstehe nicht die Gier, ihm die Religion zu vernichten. Es scheint, daß den wenigen Religionslosen langweilig wird und sie eine größere Gesellschaft haben wollen. Ihre anderen Gründe sind bei näherer Untersuchung hinfällig. Ich bin durch ein langes Leben, durch unterschiedliche Menschenklassen gegangen, habe alle denkbaren Meinungen durchdacht, alle normalen Freuden und Leiden der Menschen mitempfunden und bin immer mehr und mehr durchdrungen worden von der Überzeugung, daß die Religion für die Menschheit eine N a t u r n o t w e n d i g k e i t ist, wie am Baume die Blüte. — Ich habe in meinem I. N. R. I. versucht, die Heilandsgestalt unserer Zeit ein wenig mundgerechter zu machen, aber an i h r e r G ö t t l i c h k e i t h a b e i c h n i c h t g e r ü t t e l t. Obschon von patentierten Zionswächtern, denen es unangenehm ist, wenn ein weltlicher Mensch von Christus spricht, oft das Gegenteil behauptet wird.

Am 26. Mai.

Auf eine Anfrage: W a s i c h v o n G o e t h e g e l e r n t. Unbewußtes vielleicht mehr als Bewußtes. Die deutsche Literatur ist von Goethes Geist durchsättigt, so daß wir alle, wenn schon nicht unmittelbar, so doch mittelbar Goetheaner sind. Als Goethe mir das erstemal begegnete, war ich längst kein Knabe mehr. Dann las ich manches von ihm, was mich gleichgültig ließ; vieles, was mir augenblicklich gefiel, aber nicht haften blieb. Auch sind mir häufig die Goethe-Schulmeister im Wege gestanden, die mit ihren Kommentaren die Unbefangenheit störten. Lange nicht alles von Goethe habe ich gelesen, den Faust jedoch unzähligemal; in dieser Dichtung habe ich meinen Goethe. Je nach meinem Lebensalter war mir der Faust ein anderer. Als der Bauernbursche ihn das erstemal las, war es vor allem der „Zauberer" Faust des Volksmärchens, den er suchte. Der dreißigjährige Bräutigam sah im Vordergrunde den verliebten Faust mit seinem Gretchen. Erst viel später der Erfahrene schaute Fausts Riesenkampf gegen das Gemeine und seinen Sieg. Der Kern der Lehre, die ich aus Faust gezogen, ist nun folgender: Nicht die Wissenschaft rettet uns und nicht die Kunst und nicht das starre Dogma und nicht die Sinnlichkeit und nicht die

So die Rede, als der Gutsbesitzer Beil zum Kandidaten aufgestellt wurde. Er ist gewählt worden und als ein Charakter trat er ein ins politische Leben.

Einige Zeit nachher kam zu dem Abgeordneten eine Deputation mit der Bitte, sein gewichtiges Wort zu sprechen für ein soziales Recht der unteren Klassen.

Der Abgeordnete bot Zigarren an, beeilte sich sogar, Feuer zu machen, und dann sagte er: „Ja, sehen Sie, meine Herren, das ist eben eine schwere Sache. Ich persönlich bin mit Ihrem Vorschlage völlig einverstanden, das mögen Sie mir glauben. Würde ich nur für mich sein, sofort und rückhaltslos stünde ich der Angelegenheit, die ja doch einmal vorwärts gehen muß, zu Gebote. Doch Sie dürfen nicht vergessen, daß ich auf meine Wähler Rücksicht zu nehmen habe, daß ich ihre Interessen, und wären es auch bedenkliche Sonderinteressen manchmal, zu vertreten habe. Der Abgeordnete ist eben gebunden. Es tut mir leid."

So sieht der unbeugsame Charakter, die markante Persönlichkeit, kurz der Mann *nach* der Wahl aus. Und das sind noch die „*besten*" Abgeordneten.

Am 23. Mai.

Jetzt *striken* in Graz die Schuster. Welch ungeschickte Zeit. Sommeranfang! Da kann man ja barfuß gehen. Und unser Dorfwitzbold: „Stricken? Komisch. Sonst haben immer nur die Strümpfler gestrickt, jetzt tun's auch die Schuster."

Am 24. Mai.

In aufsteigender Linie der Kultur bin ich für den *Fortschritt*. In absteigender Linie bin ich gegen den Fortschritt. Weil der Fortschritt in ersterem Falle ja zur Höhe führt, in letzterem dem Abgrunde zu.

Am 25. Mai.

Aus Jena die Einladung, dem dort gegründeten *Monistenbunde* beizutreten. Dieser Bund bekämpft den Glauben an geoffenbarte göttliche Wahrheiten, den Glauben an übernatürliche Kräfte und Gewalten, den Glauben an ein himmlisches Jenseits. Und bietet als Ersatz dafür den Glauben an die Naturgesetze, außer denen nichts sein und geschehen könne. — Wozu das? Wenn außer den Naturgesetzen nichts ist, so ist auch der Glaube an Gott und Jenseits — Naturgesetz. Sonst wäre er nicht. Wozu wieder einmal eine Anstalt, um die so natürliche Sehnsucht nach Gott und ewigem Leben aus dem Menschenherzen zu vertilgen? Das wäre eine Sünde gegen die Natur, es wäre ein tausendfältiges Verbrechen. Die Freude an Gott, die Hoffnung auf ein besseres Leben kann durch gar nichts ersetzt werden, am wenigsten durch

Am 30. Mai.

Feste sind eine schöne Sache, besonders wenn man nicht dabei sein muß. Es gibt aber viele Feste, wo man nicht fehlen soll. Zum Beispiel Sänger-, Turner-, Abiturienten- und deutschnationale Feste aller Art. Dabei sind Festblätter Brauch und von diesen wird man um Beiträge angegangen. Das kommt so oft vor, daß, besonders, wenn man in der Gelegenheitspoesie nicht fix ist, man täglich acht Stunden lang dichten müßte, um die Ansprüche zu befriedigen. So richtet man sich ein Stammversel her, das jeder bekommt, der ein „Festblatt" machen will. Das meine stelle ich hiermit allen löblichen Festblatt-redaktionen, ohne daß dafür zu bitten und zu danken ist, zur beliebigen Verwendung:

Der Unschuld Schutz,
Der Freiheit Wehr,
Der Falschheit Trutz,
Der Wahrheit Ehr'!
Wen das nicht freut,
Wer das nicht kann,
Der ist, und hieß' er zehnmal Teut,
Kein deutscher Mann.

Am 31. Mai.

Gespräch mit einem praktischen Forstmann über Waldkultur. Er teilte nicht meine Befürchtung, daß Übervölkerung, Industrie und Eisenbahnen endlich auch die grüne Steiermark zu einem Karste machen werden. Er gab auch nicht zu, daß der Waldbaum degeneriere. Der Baum könne wie einst Hunderte von Jahren alt werden und so hart und unverwüstlich, daß er hernach als Holzbau wieder Hunderte von Jahren dauere. Nur müßte er in weiten Abständen gepflanzt werden, so daß er genügend Raum, Luft und Licht hat. Und so, daß jeder Stamm möglichst den Winden und Stürmen ausgesetzt ist; das stärke den Baum schon von Jugend auf. Die Waldkultur sei in Steiermark sehr rege und es sei geplant, daß Wanderlehrer das Volk über Wald-zucht und Pflege unterrichten und auch daß der Staat mithelfe, wo arme Kleinbauern die Kosten der Aufforstung nicht zu tragen vermögen. Der gegenwärtige Waldstand des Landes sei weit besser als etwa der vor einem Menschenalter. Aber die furchtbarsten Feinde des Waldes seien das Insekt und die Wildzucht. Gegen Borkenkäfer, Nonnen u. s. w. sei man fast ohnmächtig; eine Waldtodsünde, die der Mensch auf dem Gewissen habe, sei die Jagdliebhaberei. — Nicht einen Baum möchte ich diesem niedrigen Sport geopfert wissen. Früher, als es galt, die wilden Tiere auszurotten, ja, da gehörte zur Tierhatz Mut. Heute ist die Jagd für den Jäger ohne alle Gefahr, außer der, von einem unge-schickten Jagdgenossen für einen Hirschen oder Hasen gehalten zu werden.

Abtötung. Einzige Rettung ist der Altruismus, die persönliche Hingabe für das Wohl der Allgemeinheit. Die körperliche Arbeit zur Urbarmachung unserer Erde, die geistige Arbeit zur Kräftigung und Sittigung der menschlichen Seele — das ist die faustische Riesenaufgabe, die uns allen obliegt, um uns zu erlösen. Wie Goethe selbst seinen Faust meinte, wie andere ihn auslegen, darüber grüble ich nicht. Ich habe ihn zurechtgelegt oder, wenn ihr wollt, umgedichtet nach dem Bedarf meiner Person zur Befestigung und Klärung meiner ursprünglichen Weltanschauung. Und das ist m e i n Anteil an Goethe, dessen ich mir bewußt zu sein glaube. Es dürfte mehr ein angelebter als ein angelesener sein.

Am 27. Mai.

Kunst, Kunst und immer wieder K u n s t, während im Leben so viel Häßliches vorkommt! Wie kann man sich an Kunstwerken freuen, solange die Menschheit nicht selber eins ist! Oder soll die Kunst eben ein Ersatz sein für die mangelnde sittliche Schönheit des Lebens? Dann dürfte sie nicht noch häßlicher sein als das Leben selbst. — Jetzt wird in Graz Wedekinds „E r d g e i s t" aufgeführt. — Kann man schon nicht verlangen, daß die Menschen alle schön und gut sind, so möchte man doch glauben, daß sie an dem Schönen und Guten wenigstens eine Freude haben und dem Häßlichen und Peinigenden ausweichen, schon aus Egoismus.

Am 28. Mai.

In der Zeitung gelesen, daß gestern eine arme Frau auf der Gasse einen größeren Geldbetrag gefunden und denselben schön bei der Polizei abgegeben hat. Solche und ähnliche Nachrichten über edle Handlungen erregen in mir immer ein Frohgefühl, ungefähr wie es andere haben mögen, wenn sie die Neunte Symphonie hören. Nur schade, daß die Freude am Guten noch lange nicht das Gutsein selbst bedeutet.

Am 29. Mai.

Einem Arbeitervereine in den Rheinlanden auf Wunsch folgendes ins Stammbuch:

Die produktive A r b e i t, ob sie nun mit dem Geiste oder mit der Hand vollbracht wird, verdient unsere größte Achtung. Wenn sie noch dazu nicht bloß des Erwerbes wegen geschieht, sondern vielmehr aus Liebe zur Tätigkeit und zum Werke, dann a d e l t sie den Menschen geradezu. Da dem modernen Fabriksarbeiter diese Freude an der Arbeit und dem Werke selbst abhanden kommen will, so muß der Arbeiter trachten, diesen Verlust durch Geistesbildung und bewußt edle Lebensführung zu ersetzen.

Also hat mich der Spiegel belehrt,
Hat mir zwei neue Augen beschert.
Sehe ich dich mit den Augen an,
Schöner als jemals erscheinst du mir dann.
Sollt' ich vertauschen dein heutig' Gesicht
Mit dem von einstmals, ich tauschte nicht."
Als liebe Frau dies Wort vernahm,
Küssend ihr Mund zu dem meinen kam,
Schlang sich um mich mit den Armen, den beiden:
„Spiegel sprach gut — ich mag Spiegel leiden."

(„N. W. T.")

Anastasius Grün.

„Hier ruht mein treuster Genoß im Land,
Der Hypochonder zubenannt;
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft!"

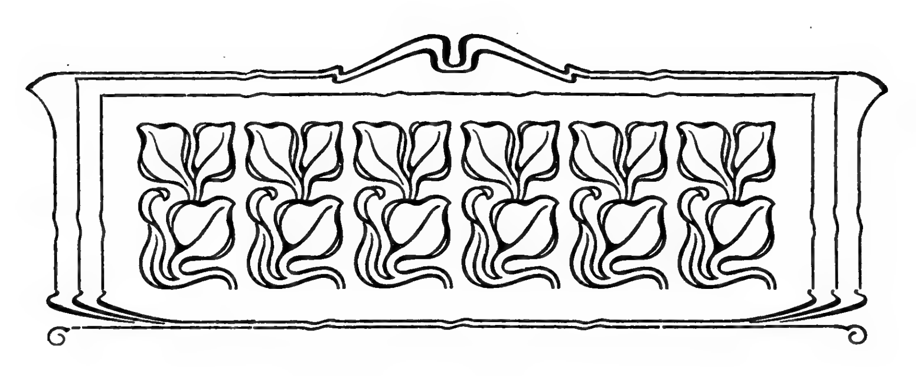
Daß und wie er den Hypochonder überwunden hat, macht den großen Wert aus, den Anastasius Grün noch für die Gegenwart hat. Wenn man die fünf Bände seiner „gesammelten", aber noch lange nicht „sämtlichen" Werke (Berlin, Grote) durchblättert hat, muß man sich eingestehen: von diesen Werken ist nicht allzu viel wirklich lebendig zu erhalten. Ein Band unserer „Bücher der Weisheit und Schönheit" wäre für ihn gerade das rechte Format, um sich in der Bücherei des Literaturfreundes zu behaupten. Dabei könnten dann sogar einige seiner „politischen Reden" aufgenommen werden, die kürzlich als Band V der Schriften des Literarischen Vereines in Wien erschienen sind.

Aber je mehr man die Werke studiert, um so prächtiger ersteht der Mann. Ihm hat die deutsche Literaturgeschichte nicht allzu viele an die Seite zu stellen. Den Grundgedanken seiner politischen Auffassung — und mit ihr deckte sich sein ganzes Leben — hat er in der Herrenhausrede vom 11. Jänner 1864 in folgende Worte gefaßt:

„Es sind heute Worte gegen den Liberalismus gefallen. Liberalismus, ein elastisches Wort, unter dem man sich denken kann, was man eben will, ein Wort, mit dem großer Mißbrauch getrieben wird, ein Begriff auch, dem viel aufgelastet wird, was er eigentlich nicht zu vertreten hat. Die Definition desselben ist schwer, sie wird schwieriger durch die ebenso elastische Devise ‚Freiheit und Fortschritt'. Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht, und wo er es gefunden hat, es tatsächlich zu verwirklichen strebt."

Wie er hier gesprochen hat, hat der Graf Anton Alexander von Auersperg gehandelt und gedichtet. Er war im Handeln stärker als im Dichten. Er hat nicht umsonst den „letzten Ritter", den Kaiser Max so sehr geliebt. Auch andere seiner Gestalten, vorab Nithart im „Pfaff vom Kahlenberg" beweisen, daß er jene Männer am meisten liebte, die ein weiches Herz mit starker Faust vereinigten; die, im Empfinden leicht gerührt, unerschütterlich standen, wenn es die Tat galt.

So ward er der „Rosendichter", den man ob seiner Naturschwärmerei gerne verspottete; aber die Verbindung mit der Natur war echt und sie hat ihn vor der Hypochondrie, der Schwermut, der „Reichsverdrossenheit", bewahrt, der so viele treffliche Österreicher in den mittleren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verfallen sind. Dieser einem uralten Adelsgeschlechte entsprossene Edelmann wußte der weichen



Kleine Laube.

Graues Haar.

Von Ernst v. Wildenbruch.

Spiegel, du schlimmer, sag' mir an,
Was hast meiner lieben Frau du getan?
Liebe Frau sitzt, starrt in das Glas,
Augen verweint, Wangen sind blaß —
Spiegel will mir nicht Antwort sagen,
Liebe Frau selber muß ich befragen:
„Sag mir denn und gib mir Bescheid,
Tat dir Spiegel so bitteres Leid?"
Liebe Frau möchte zum Lächeln sich zwingen,
Will ihr nicht Lachen noch Lächeln gelingen.
Seufzend nach meiner Hand sie greift,
Über ihr Haupt meine Hand sie streift:
„Sieh, was der Spiegel mir grausam vertraute:
Jugend ist hin, mein Haar ergraute.
Graues Haar — hörst, was es sagt?
Wie's um Verlust und Verlorenes klagt?
Blüte ist hin, Frühling verwelkt,
Schönheit, darin dein Auge geschwelgt,
Glut der Lippen und Flaum der Wangen,
Alles dahin und alles vergangen.
Nicht mehr zum lockenden Geigenstrich
Heben die tanzenden Füße sich,
Nicht mehr den Garten herauf und hernieder
Schweb' ich wie früher, zu schwer sind die Glieder.
Jauchzendes Lied, das der Kehle entquoll,
Schweigt und verstummte, der Sang verscholl.
Graues Haar, grausame Not,
Ende der Freuden, der Liebe Tod!"

„Rück' auf dem Sofa — es hat zwei Plätze —
Daß ich ganz still mich zur Seite dir setze.
Sprach denn Spiegel also zu dir?
Was er mir sagte, das hör' nun von mir:
Weißt, was die Haare da grau gemacht?
Sagte er: Sorge bei Tag und Nacht.
Weißt, was die Lippen, die Wange verblich?
Sagte er: Sorge und Liebe um dich.
Jedes Haar auf dem Scheitel dort
Mahnt an ein gutes, beschwicht'gendes Wort.
All deine Nöte, Sorgen und Pein
Nahm liebe Frau in ihr Herz sich hinein.
Daß sie sich müde an dir getragen,
Lippen verschweigen's, Grauhaare es sagen.

Singvögel.

Das Glück.

Und wieder ging ein Mensch den ernsten Lebensweg,
Von fahler Straße fort — wo führt ins Glück der Steg?

Wer hieß ihn suchen auch? „Es läge irgendwo."
Wer einmal sucht das Glück, wird kaum mehr seiner froh!

Er ging und ging. Es stand ein hohes Königshaus,
Von Bergen überblaut, im Tal der Wasser Braus.

Der König nahm ihn auf: „Wohlan, hier sei dein Glück!"
Bald hielt ein edles Amt den Suchenden zurück.

Die Königin beriet: „Noch ist dein Leben schal",
Gab ihres Hofes Zier dem Jüngling zum Gemahl.

Die Gunst gewann ihm Neid, das liebliche Gemahl
Wob eng um ihn ihr Band, das schnitt ihn ein wie Stahl.

Er floh im Herbstessturm hinan der Alpe Schnee,
Barg weinend am Geklüft das Antlitz voller Weh.

Nicht wollt' ein Sturm ihm wohl, gab keiner ihm den Tod,
Der Weg, den er nicht sah, von selber ihm sich bot.

Vor eines Kreuzes Stamm der Todesmüde fiel —
Der Blick des Heilands ging weit übers Erdenziel . . .

Und schrie doch in der Brust des Wand'rers noch gequält
Ein heißes Herz: „O Gott, was hast du mich beseelt?"

Es trat herfür ein Greis: „Bereue und beschau',
Den Beter ganz allein beträuft des Himmels Tau!"

Da ward der Schrei nach Glück zum wilden Schrei der Wut:
„So wohnt der Gott im Eis, was schuf er dann die Glut? . . ."

Und sprang hinab ins Tal, ein Bauer pflügt' empor:
„Dein Stier ist müd', als Knecht, als Tier spann' ich mich vor."

Wohl fand er einen Lohn: Nach Tagen heiß und schwer
Den Schlaf selbst ohne Traum; doch starb nicht sein Begehr;

Säumt' einmal nur sein Schritt, er sah ein Blümlein blüh'n,
Ein Falter flog — es stieg ihm wieder auf das Glüh'n!

Mit Wangen hager, braun, den Blick noch immer heiß,
Zog in ein and'res Tal er wieder übers Eis.

Er sucht' das Glück im Streit, von Schwertern fast zerstückt,
In Beut' und Siegesrausch — und ward doch nicht beglückt!

Zu zweien schritt er noch; der erst' ein Weiser hieß,
Trug eine güldne Kett' um eines Marders Vließ.

Der Weise sprach: „Kein Heil, dich zieret denn der Hut,
Darunter, wohl geprüft, ein reiches Wissen ruht!"

Der Wandrer sah ihn an, fast reut' ihn seines Blick's:
„Und röch's nach Pergament — mich widerte des Glück's!!"

Noch einer ward genannt; der wisse viel Bescheid,
Besäß er nicht das Glück, er klagte doch kein Leid.

Den Wand'rer sah er an, mit trauervollem Blick:
„So weit bist du gewallt und suchest noch das Glück?

Beim Pflügen war's dir nah, sonst nirgend auf der Welt,
Nur bist du nicht vom Geist zu Knecht und Tier bestellt.

und entnervenden Hofluft zu entgehen, wie kein anderer seiner Standesgenossen. Dafür holte er sich in der Bergesluft Frische und Optimismus.

Es war ein Optimismus der Tat, der selbst den verrottetsten politischen Verhältnissen gegenüber standhielt. Darum nannte er sich auch voll Hoffnung als politischer Dichter Anastasius Grün, „nachdem der wahre Name der damaligen Zensurverhältnisse halber nicht wagen konnte, mit einiger Aussicht auf ungestörte Wirksamkeit literarisch aufzutreten".

Der innige Zusammenhang mit der Natur hat auch seine Dichtung vor blutloser Rhetorik bewahrt, selbst dort, wo die Verse durch Tagesereignisse hervorgerufen waren, die wirklich nicht mehr wert waren, als einen journalistischen Leitartikel. Ihm drängten sich aber auch für das scheinbar Abgelegenste treffende Vergleiche aus dem Leben der Natur auf. Sie sind das dichterisch Lebendige, wo die Politik nur zur schwungvollen Rednerphrase den Anlaß gab.

Mit dieser Fähigkeit der Beobachtung aller Einzelzüge, der Liebe zum Kleinen und Kleinsten hängt freilich auch jene Schwäche des Dichters zusammen, die Grillparzer in das Wort kleidete: „Auersperg verstehe zu bildern, aber nicht zu bilden." Das Bilden des Ganzen, das Unterordnen des Nebensächlichen ist ihm wohl nie ganz gelungen; dafür bietet das Episodische in seinen Dichtungen eine glänzende Fülle von Schönheit und Lebensweisheit. Sie vereint mit dem sieghaften Optimismus seiner Natur, seiner kernhaften Männlichkeit sind Werte, die wir Anastasius Grün noch heute herzlich verdanken.

Aus seinem äußeren Lebensgang genügen wenige Daten. Am 11. April 1806 ist er zu Laibach geboren. Gelebt hat er in trutziger Unabhängigkeit und ließ sich weder durch Staats- noch Hofämter verlocken. 1830 trat er mit „Blättern der Liebe" zum erstenmal dichterisch hervor. Noch im gleichen Jahre folgte der Romanzyklus „Der letzte Ritter". 1831 trat dann Anastasius Grün auf den Plan und feuerte mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" „in die Stickluft jener Tage dieses Büchleins kecken Schuß" (Freiligrath). Die fünf Jahre später erschienenen Sammlung „Schutt" ist dann die gewaltigste Leistung seiner politischen Lyrik. Den Erfolg dieser die Leidenschaften der Zeit mächtig aufwühlenden Sammlungen konnten die unpolitischen Gedichte nicht haben. Dafür sind wir heute wohl in der Stimmung, die reiche Gedankenfracht und den blühenden Bilderschatz der Epen „Nibelungen im Frack" und „Pfaff vom Kahlenberg", des volksliedhaften „Robin Hood" und der Gedichte „In der Veranda" zu sammeln. 1848 trat Grün zuerst als Parlamentarier auf, dann unermüdlich als Kämpfer für Freiheit und echten Fortschritt und für Deutschtum von 1859—1874. Er war ein harter und heißer Kämpfer; aber auch die Gegner haben ihm das Zeugnis herrlicher und ehrlicher Mannhaftigkeit nicht versagt. Das Jahr 1866 war für ihn ein schwerer Schlag, aber die Einigung von 1871 begrüßte er mit Freude und mit der unbezwinglichen Hoffnung, daß die höhere Einigung aller Deutschen auch noch Wahrheit werden würde.

Am 12. September 1876 ist er in Graz gestorben. Der Mann, den der Kampf nicht brechen konnte, hatte mit seinem weichen Herzen die Huldigungen, die ihm als Siebzigjährigem vom ganzen Volke erwiesen wurden, nicht zu ertragen vermocht. Das Wort aber, das Hamerling ihm nachgesungen, behält Geltung:

„Dein Grün, so hehr und heiter,
Des schönsten Banners Zier,
Es überlebt die Streiter,
Den Streit und das Panier."

St.

Die trefflichen Worte entnehmen wir dem „Türmer", als Zeichen, daß die draußen im Reich unsern Dichter klarer zu kennzeichnen, noch besser zu schätzen wissen, als wir im Lande selbst.

Frühlingsnacht.

Nicht ein Laut, der durch der Erde
Schweren Frühlingsduft sich ränge;
Sanglos ducken sich die Vögel
Unter nassem Laubgedränge.

Mit gelösten dunklen Flechten,
Dran kein Schmuck der Sterne leuchtet,
Kommt die Nacht, und ihre Wangen
Sind von Wolkentau gefeuchtet.

Stille hält der weiße Kirschbaum
Und der Strauch, die frühe Rose,
Wie die Stunden wechselnd schweben
Hin auf ihre Blütenlose.

Ob gehegt von zarten Lüften,
Ob zerstampft von Sturmes Rossen —
Dieses Jahres ganzer Segen
Liegt in Blüten da ergossen.

Glücklich sei, du junges Werden!
So mit heißem Herzen bet' ich
Und es beten tausend Knospen . . .
Vor ein Gittertürlein tret' ich.

Stumm das Haus; der Lenz umduftet's,
Blumen dort am Fenster sprossen —
Meines Lebens ganzer Segen
Liegt in Blüte drin erschlossen.

Adolf Hainschegg.

Das Lachen.

Möcht' wieder das Lachen lernen,
Das helle, das klingende Lachen,
Zu scheuchen in endlose Fernen
Des Mißmut's giftigen Drachen.

Dann lehrt ich's die Menschen wieder.
Wie jauchzte im Klang aller Sprachen
Die trillernde Lerche der Lieder.
Das helle, das klingende Lachen!

Ich hab' keinen Meister gefunden,
Ich sah, wie sie Rosen brachen.
Da war es verklungen, verschwunden
Das helle, das klingende Lachen.

Durch Wolken ist Sonnenschein kommen.
Es täte ein Kindlein erwachen,
Da hab' ich es wieder vernommen
Das helle, das klingende Lachen.

Hans Mittendorfer.

Ein altes Volkslied.

Ein Lied aus der älteren Volksliteratur, „Des Pfalzgrafen Töchterlein", hat sich erhalten, ein Muster echten Volksliedes. Es ist wenig bekannt:

Es wohnt ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der hat drei schöne Töchterlein.
Die eine wohnt im Schwabenland,
Die andere wohnt nicht weit davon,
Die dritte geht vors Schwesterhaus,
Und fragt, ob sie keine Dienstmagd braucht.
„Ach nein, ach nein, dich mag ich nicht,
Du bist so blaß von Angesicht." —
„So nimm mich doch ein halbes Jahr,
Ein halbes Jahr, auch sieben Jahr."
Und als die sieben Jahr um war'n,
Fing an das Mädchen krank zu sein.
„Ach, Mädchen, wenn du krank willst sein,
So sag mir, wer deine Eltern sein." —
„Mein Vater war Pfalzgraf an dem Rhein,
Meine Mutter Königs Töchterlein." —
„Ach nein, ach nein, das glaub ich nicht,
Daß du meine jüngste Schwester bist."
„Und wenn du das nicht glauben willst,
So geh an die Kiste und lies den Brief."
Als sie den Brief gelesen hatt',
Da flossen ihr die Tränen herab.
„Wer holt mir Bier, wer holt mir Wein
Für unser jüngstes Schwesterlein?"
„Ich mag kein Bier, ich mag kein' Wein,
Ich will ins kühle Grab hinein."
„Was willst du denn im kühlen Grab,
Da ist ja nichts als Erd und Staub."
„Da komm ich vor Gottes Angesicht,
Wo Jesus Christus Herrscher ist."

Lustige Zeitung.

Militärischer Unterricht. Feldwebel: „Was sind Sie Ihrem Offizier schuldig, wenn Sie ihn auf der Straße begegnen?" — Bursche: „Zu salutieren." — Feldwebel: „Und was ist er Ihnen schuldig?" — Bursche: „Eine Mark fünfzig Pfennig, ausgelegt für Bier und Stiefelwichse."

Bedenkliche Regelmäßigkeit. Bureauchef: „Herr Sekretär, Sie erscheinen stets zu spät; ich muß doch bitten, sich mehr Regelmäßigkeit anzugewöhnen." — Sekretär: „Aber, Herr Mayer, komme ich denn nicht mit der größten Regelmäßigkeit zu spät?"

Das Glück, nach dem du suchst, du findest's jeden Tag,
An dem du edles Maß gewandt an gute Plag'.

Das Glück, nach dem du läufst, das gab ein Schalk dir ein;
Sie nennen's Glück, und narrt doch jeden nur der Schein.

Wirf übers Feld die Saat, was immer reine Saat,
Des Abends spinne Traum — das ist das Glück der Tat!"

Wien. Hermann Hango.

Waldgespräch.

Abseits von den Touristenstegen,
Heimlich versteckt im Tannenwald,
Weiß ich ein Plätzchen, still gelegen —
Mein trauter Lieblingsaufenthalt.
In manchen schweren Sorgenstunden
Hab' einsam ich dort Trost gefunden.

Ausschreitend frisch und frohgemut —
Wie wandert sich's frühmorgens gut! —
Ging wieder ich dem Plätzchen zu.
Noch ein paar Schritte — und im Nu
Hab' ich's erreicht ... schon schau' ich's jetzt!
Kreuzsapperlot! Es ist besetzt! —
Verzichten wohl muß ich für heute.
Breit sitzen dort zwei Handelsleute,
Sie sprechen laut — gerechter Gott! —
Ausschließlich nur von Baumwollcloth,
Von Qualität und Appretur ...
Andächtig lauschet die Natur.

Da mich's schon stundenlang gelüstet
Nach meinem teuern Zufluchtsort,
Setzt' ich enttäuscht und leis entrüstet
Den Morgengang im Walde fort.
Ein Ruheplätzchen fand ich dicht
An eines Rieselquells Geflüster.
Idyllisch war's, doch etwas düster ...
Mein Plätzchen war es eben nicht. —
Verstimmt trat ich den Rückweg an.
Als ich dahinschritt durch den Tann,
Sah hinter grünen Nadelspitzen
Ich noch die Handelsleute sitzen.
Sie sprachen nun — wie dankt' ich Gott!
Enthusiasmiert von Schafwollcloth,
Von Qualität und Appretur ...
Andächtig lauschte die Natur.

J. M. Toscalio.

Tiroler Bilder.

Hoheitsvoller Fleck der Erde! Innig treu geliebtes Land!
Nur gekommen und gesehen, möcht' ich nimmer dich verlassen,
Von den Spitzen deiner Berge bis hinab zum Waldesrand —
Kann ich kaum, vor lauter Staunen, deine Reize recht erfassen.

Ist's das Wasser, das da rauschend schlängelt sich durch deine Täler —
Ist's der Schnee, der in der Sonne glitzert, daß es einen blendet?
Ist's weil tadellos man findet deine Schönheit, ohne Fehler?
Daß man fortan hingerissen, weil die Pracht bei dir nicht endet?

O Tirol! Mit deinen Felsen, Wiesen, Bergen, weiten Auen,
Lächelnd blickst du auf die Künste, die der Menschen Hand entstammen.
„Das, was unser Meister bildet", ruft ihr spöttisch, „sollt ihr schauen,
Das vollbringt ihr nie und nimmer, ihr seid Stümper allzusammen."

„Wo sind Farben, gleich dem Wasser, wo des Himmels richt'ge Bläue?"
Ruft's uns zu von allen Seiten, und das Wasser gurgelt weiter.
„Mach' mich auch so silbern glitzernd", lacht der Schnee, „versuch's! Bei Treue —
Bringst es nicht 'mal dann zusammen, stiegst du auf die Himmelsleiter."

„O ihr Stümper!" ruft jetzt einer von den höchsten Felsenriffen,
„Ihr gedenkt uns auf die Leinwand nach und nach wohl hinzuhexen?
Tot sind eure Berg' und Bäume! Seht uns und ihr habt begriffen,
Daß das Werk, das ihr geschaffen, ist ein Stück mit bunten Klecksen."

Kling, klang, kling! Die Kühe läuten von den saftig grünen Weiden;
Und der Sennbub singt sein Liedchen, daß es durch die Lüfte schallt.
„Nie und nimmer", ruft er fröhlich, „könnte ich die Stadtluft leiden —
Bring' mir das wer auf die Leinwand, und wenn noch so schön er malt!"

Das vermag ja doch nur einer, der erhaben über alle,
Land Tirol! Und dieser Künstler, der hier ausstellt seine Bilder,
Hat dazu die Utensilien oben in der Himmelshalle;
Darum mußt du Menschenwerke immerhin behandeln milder.

A. Rosenfeld.

flogen, das so goldig gefunkelt hat, und geblitzt hat das Lichterpaar im blühenden Gesicht: ganz das gleiche Braun in Gold". Dušan hat sich endlich unter wilden Vorwürfen von ihr losgesagt, sie ist darauf in die Fremde gezogen und Dušan hat eine andere geheiratet, eine brave, tüchtige Frau, die ihm vier blühende Knaben geschenkt. Aber die wilde Liebe zu Dušica ist niemals in ihm erloschen. Da erscheint sie plötzlich in seinem Hause, von Sehnsucht zu ihm getrieben. Und wie sie ihn verheiratet findet, geht sie wieder von ihm mit heißen Wangen und auf die Höhen des Triglav trotz Sturm und Wetter. Dušan eilt ihr in wild aufgewachter Liebe bei Morgenanbruch nach, um sie zu suchen und retten. Er hört nach mühevollem lebensgefährlichen Wandern wohl ihre Stimme auf einem Felsen, von dem sie im Sturme weder vorwärts noch rückwärts kann; Dušan will sie von dort holen und stürzt dabei in den Abgrund. Sein besorgtes Weib macht sich nach zwei Tagen auf die Suche, findet am Wege die zu Tode erschöpfte und zerschundene Dušica und trägt sie nach Hause, wo sie nach reuevollem Geständnisse in ihren Armen stirbt. — Die Erzählung zeigt wohl in Einteilung und Gang ein wenig die im Epischen noch ungeübte Hand der Verfasserin, aber sie ist von mächtigem dichterischen Atem geschwellt, großzügig und schwungvoll geschrieben und jedenfalls ein Beleg, daß Fräulein Schellander auch auf diesem Gebiete noch Wertvolles zu schaffen verspricht. Dr. Gnad.

Blüten einer Dornenkrone. Die Geschichte eines Lebenslenzes von Karl Krobath. (Klagenfurt. J. u. R. Bertschinger. 1906.)

Den Verfasser kennen wir als scharfbeobachtenden Sittenschilderer, als drastischen und humoristischen Erzähler. Weit höher noch steht er als lyrischer Dichter. Dieser gegenwärtige Band „Blüten einer Dornenkrone", in welchem nicht bloß die persönliche Dornenkrone des Sängers, sondern vielmehr noch die Dornenkrone des Menschenleides im allgemeinen besungen wird, legitimiert Karl Krobath endgültig als wahren Dichter, zu dem wir unserem Nachbarlande vom Herzen gratulieren können. Ein durchgeistigtes reiches Gemüt hat hier Lieder gezeitigt, die in ihrer volkstümlichen natürlichen Form sich so zu sagen selber singen. R.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. v. Arnim und Klemens Brentano. Drei Teile in einem Bande. Hundertjahrs-Jubelausgabe, herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit Nachbildungen der fünf Titelkupfer der ersten Ausgaben. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Ein tragisches Geschick hat es gewollt, daß der Herausgeber dieser neuen Wunderhorn-Ausgabe ihr Erscheinen nicht mehr erlebt hat. Wie bereits bekannt, starb Eduard Grisebach, der auf dem Gebiete deutscher Literaturforschung einen ersten Namen hatte, ganz unerwartet am 23. März — und nun tritt wenige Tage später die letzte von ihm vollendete Arbeit den Weg in die Öffentlichkeit an. Wie wir von der Verlagshandlung erfahren haben, hat er ihr noch zwei Tage vor seinem Tode eine das Werk betreffende Mitteilung zukommen lassen — die Freude am fertig gebundenen Werk hat er nicht mehr erlebt

Es sind gerade jetzt 100 Jahre, seit zwei echt deutsche Dichter Achim v. Arnim und Klemens Brentano diese reichhaltige Sammlung von deutschen Volksliedern herausgaben. Wieviel Bücher unserer modernen Zeit werden, wenn sie auf ein derartiges Alter zurückblicken, noch gangbar sein? An „Des Knaben Wunderhorn" ist diese lange Zeit spurlos vorübergegangen; ja, im Gegenteil, das Buch scheint in den letzten Jahren noch immer größere Verbreitung gefunden zu haben. Von „Des Knaben Wunderhorn" sagte einst Goethe, daß es in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel oder sonst wo Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein sollte, und auch wir meinen, daß den alten deutschen Volksliedern in jeder Bibliothek ein Platz gebührt. V.

Die Ergebnisse der Weltreisen des letztvergangenen Jahres sind in anziehender Weise in dem soeben erschienenen „Illustrierten Jahrbuche der Weltreisen und geographischen Forschungen, V. Band 1906", das der Verlag Karl Prochaska in Teschen ausgegeben hat, dargestellt und besprochen. Man erkennt aus dem Lesen des Buches, wie groß und vielfach noch die Lücken sind, die unser geographisches und ethnographisches Wissen aufweisen Man lernt dabei den Wert eines solchen Unternehmens schätzen, das auf Grund der neuesten Forschungen in alljährlichen Berichten in angenehmer, unterhaltender Form uns sowohl mit den Sitten wenig bekannter Völker, wie auch mit den Eigentümlichkeiten selten bereister Erdstriche bekannt macht. V.

Düppel-Alsen. Von Karl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Bleibtreu hat den ersten der Einheitskriege, ohne welchen die Errichtung des Deutschen Reiches nicht möglich gewesen wäre, zu farbenprächtig dramatischen Bildern verarbeitet. Erstürmung der Düppelschanzen und Eroberung von Alsen, eine der kühnsten Kriegsunternehmungen aller Zeiten, boten passenden Stoff für seine gewaltige Schilderungskraft. Dabei wurde er wie gewöhnlich auch dem Gegner gerecht, wobei neueste dänische Publikationen berücksichtigt, die öfters nicht unwesentlich von deutscher Darstellung abweichen. Die glänzenden Taten der Österreicher bei Översee und Selk finden gleichfalls Würdigung. V.

Als 5. Band der Schriften des Literarischen Vereines sind soeben **Anton Auerspergs (Anastasius Grüns) politische Reden und Schriften,** herausgegeben und eingeleitet von

Papststrümpfe. Gut gelaunt, hat Pius IX. einmal die von vielen geglaubte Wunderkraft seiner Leibwäsche in Zweifel gezogen. Eine französische Baronesse wollte von einem Fußleiden dadurch geheilt worden sein, daß sie einen alten Strumpf Sr. Heiligkeit getragen. Pius IX., heißt es, habe ihr gratuliert und beigefügt: „Ich selbst trage alle Tage zwei von meinen Strümpfen, aber mit meinen an der Gicht leidenden Beinen will's nicht besser werden."

Leichte Wahl. Pfarrer: „Aber Jakob, schämt Ihr Euch denn nicht, das ganze Jahr hindurch gar nichts zu arbeiten?" — Bauer: „Doch, doch, Hochwürden! Aber eh' i was arbeit', scham i mi lieber a bissel!"

Verwandtschaft. A.: „Ich habe leider nur noch ganz entfernte Verwandte!" — B.: „Sind Ihre näheren Verwandten alle gestorben?" — A.: „Nein, aber sie sind — reich geworden!"

Vor dem Zollamt. „Halt! . . . Was für eine Ladung habt Ihr da?" — Bauer: „Bitt' schön, warten S' a weng — i werd's Ihna glei sagn. (Dem Beamten ins Ohr flüsternd): Haber führ' i . . . Wissen S', wenn's meine Gäul' hör'n, bring i' s' nimmer weiter!"

In der Instruktionsstunde. Unteroffizier: „Was versteht man unter Furcht?" — Rekrut schweigt. — Unteroffizier: „Was, Sie wissen nicht einmal, was Furcht ist?" — Rekrut: „Der Herr Unteroffizier haben doch gesagt: Furcht darf ein Soldat nicht kennen."

Der gescheite Hund. A.: „Sehen Sie 'mal, das ist der Schnauzerl vom Nachbar. Ich sag Ihnen, der ist klüger als sein Herr." — B. (nachdenklich): „Solch' einen Hund hab' ich auch einmal gehabt!"

Ein arger Druckfehler. Als Minister Giolitti zum ersten Male italienischer Ministerpräsident war und eine Reise von Rom nach Piemont machte, waren in der Tageschronik eines dortigen Blattes folgende zwei Notizen zu lesen:

Giolittis Ankunft. Gestern traf auf unserem Bahnhof der Ministerpräsident ein und wurde vom Präfekten, vom Bürgermeister und von zahlreichen Freunden begrüßt. Kaum hatte der wackere Gendarmeriewachtmeister ihn erblickt, packte er ihn auch sofort am Kragen und schleppte ihn, trotz heftiger Gegenwehr und tiefster Entrüstung, ins Gefängnis zur großen Befriedigung aller ehrlichen Leute.

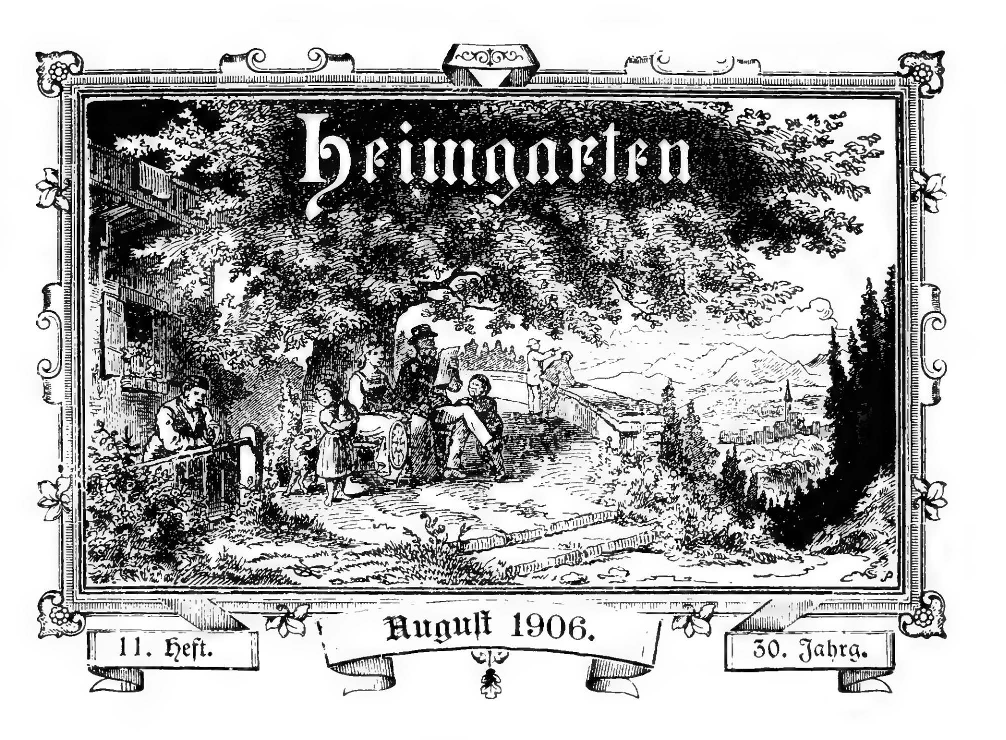
Verhaftung eines Spitzbuben. Gestern endlich gelang es dem Arm der Gerechtigkeit, des berüchtigten Verbreiters falschen Geldes, Giacomini, habhaft zu werden. Der Präfekt, der Bürgermeister und alle Eingeladenen eilten ihm entgegen, um der Ehre eines Handdruckes teilhaftig zu werden. Die Stadtkapelle spielte den Königsmarsch unter dem begeisterten Beifall der Menge. Morgen findet ein Festessen zu Ehren des illustren Mannes statt.



Bücher.

Rojenica. Eine Erzählung aus dem Krainer Hochgebirge von Irene v. Schellander. (Dresden-Blasewitz. R. v. Grumbkow.)

Irene v. Schellander ist seit der unter dem Titel „Tannenbruch" veröffentlichten Sammlung von Gedichten in der modernen Lyrik keine Fremde mehr, sie ist auch auf den Kölner Blumenspielen im vorigen Jahre preisgekrönt worden. Nun liegt ein erster epischer Versuch von ihr vor, „Rojenica". Sie behandelt die bis zum Tode aufopfernde Liebesgeschichte zwischen Dušan und Dušica. Er hat einst heiß um sie geworben, aber sie trieb mit ihm und anderen nur Spott. Und dabei glich sie in ihrer Erscheinung einer „Rojenica" (Schicksalsgöttin der Slowenen). „Mit Edelweiß und Alpenrosen um die schlanke Gestalt ist das wilde Braunhaar ge-



Im Verdachte.

Von **Luise Seidl-Derschmidt.**

„Heinrich“, sagte der alte Jagl-Schuster zu seinem Sohne, während beide in der kleinen, freundlich hellen Werkstatt emsig drauflosklopften, „Heinrich, du mußt kleinweis aufs Heiraten denken. Ich werd' alt, die Mutter liegt auf dem Friedhof, und die Nandl, dein Schwester, bleibt uns auch nicht mehr lang. Was meinst?“

Heinrich sagte nichts und nagelte fort.

„So lang ich leb, b'halt ich ja 's Gschäftel selber, aber ich kenns, ich mach's nimmer lang. Aber los auf, wenn du dir eine suchst, so schau nicht z'viel aufs Auswendige! Heutzutag' wissen die Weiberleut' nicht, was sie alles hinaufhängen müssen an G'wand und Putz. Auf das mußt nicht schauen. Da heißts gar oft auswendig hui und einwendig pfui! Und da hab ich schon g'nug, wenn eine beim schlechten Wetter über die Straßen geht und hebt den Kittel ein bissel auf — und du siehst die rußigen Unterkitteln und die verhatschten Schuh'. Es ist nicht etwa wegen des Geschäfts, daß ich davon red', o nein! Aber da hat deine Mutter, Gott tröst's, allweil g'sagt: Lieber ein alt's, sauber g'flickts auswendigs Gwand und eine ordentliche Wäsch und ganze Schuh, als wie ein seidenes Kleid und eine z'rissene Pfaid. Drum merk dirs, schau nicht z'viel aufs Auswendige!“

Stephan Hock, erschienen. Sie umfassen die Zeit von 1848 bis 1876 und sind wertvolle Dokumente ebenso zur Geschichte dieser Periode wie zur Biographie des Dichters. Auerspergs politische Tätigkeit war überaus vielseitig und bedeutungsvoll. Im Revolutionsjahre Abgeordneter im Frankfurter Parlament, 1860 in den verstärkten Reichsrat berufen, 1861 zum lebenslänglichen Herrenhausmitglied ernannt, im selben Jahre in den krainischen Landtag, 1867 in den steirischen Landtag, 1868 von der ersten österreichischen Delegation zu ihrem Präsidenten gewählt, hat er es verstanden, sich durch seine politische Begabung und durch die Vornehmheit seines Charakters überall eine führende Stellung zu erringen. Eine ganze Reihe von Adressen des Herrenhauses und des krainischen Landtages hat er verfaßt, in stets beachteten, oft aufsehenerregenden Reden seiner entschieden deutschen und liberalen Gesinnung rücksichtslos Ausdruck gegeben. Die bedeutendsten dieser Reden und Adressen liegen hier in einem sorgfältigen Neudruck vor, von einer Anzahl weniger wichtiger sind Auszüge und Proben gegeben. Knappe Anmerkungen geben die Voraussetzungen jeder einzelnen Rede und die notwendigen Detailerklärungen, eine kurze Einleitung charakterisiert Auerspergs politische Stellung und Bedeutung. V.

Die soeben ausgegebenen Lieferungen 33 bis 40 der wiederholt von uns erwähnten und empfohlenen **Illustrierten Volksausgabe von Schillers Werken** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) enthalten das Schauspiel „Wilhelm Tell", das lyrische Spiel „Die Huldigung der Künste" und die Mehrzahl der von dem Dichter aus fremden Literaturen übertragenen oder für die deutsche Bühne bearbeiteten dramatischen Werke: die „Iphigenie in Aulis" und die „Szenen aus den Phönizierinnen" des Euripides, Shakespeares „Macbeth", Gozzis Märchenkomödie „Turandot, Prinzessin von China" und die französischen Lustspiele „Der Parasit" und „Der Neffe als Onkel". V.

Ein Selbstunterrichtswerk zur Erlernung fremder Sprachen darf stets auf ein allgemeines Interesse rechnen. Uns liegt der Lehrgang der englischen Sprache der bekannten Methode Schliemann in neuer Auflage vor. (Stuttgart. Wilhelm Violet. 22 Lieferungen.)

Büchereinlauf.

Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe in 10 monatlichen Bänden. (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

Irmentraut. Roman aus der Vorzeit des Ratten- und Hermundurenkrieges von Friedr. Doehle. (Leipzig. Verlag Teutonia. 1906.)

Der Moosbauer. Roman aus dem odenwälder Volksleben von Ph. Buxbaum.) (Gießen. Emil Roth.)

„Liebesleute". Von Maurice Donnay. Aus dem Französischen von Stephan Estienne. (Berlin. „Harmonie".)

Aphrodite. Ein Dämmerungstraum von Bruno Eelbo. (Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1906.)

Paukzeit. Sechs Wochen Heldentum. Von L. Hirschfeld. (Leipzig. A. Cavael. 1906.)

Lebenswege. Silhouetten vom Tage von Franz Wolff. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.)

Mohammed. Drama in drei Akten von Ferdinand v. Hornstein. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer. 1906.)

Fühlung. Psychologische Dichtungen von Ferdinand v. Hornstein. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Dichterstimmen aus Deutschlands Gegenwart. Ausgewählt von Dr. Max Kullnick. In vereinfachter deutscher Stenographie. (Berlin. Franz Schulze.)

Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben Jesu-Forschung von A. Schweitzer. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1906.)

Die Poesie des Evangeliums Jesu. Ein Versuch von Otto Frommel. (Berlin. Gebrüder Paetel. 1906.)

Es steht geschrieben. Sammlung von Bibelworten zur Belehrung, Ermahnung und Tröstung der Christen. 1899 französisch herausgegeben von der Société pour la lecture méthodique de la Bible in Montauban. 1905 in modern deutschen Text übertragen durch Otto Ryß. (Bern. A. Francke. 1906.)

Über den Einfluß des Geistes auf den Körper. Von Dubois (Bern. A. Francke.)

Gymnasium oder Zuchthaus. Ein Vorschlag zur Lösung der Gymnasialfrage von L. Grafenmüllner. (Wien. C. W. Stern. 1906.)

Die Presse und die deutsche Weltpolitik. Von einem Auslanddeutschen. (Zürich. Zürcher & Furrer.)

Photographische Aufnahmen mit selbstergebautem Apparate. (Ravensburg. Otto Maier.)

Unser Hausarzt. Zeitschrift für Gesundheitspflege, naturgemäße Lebensweise, Kindererziehung und Unterhaltung. Redigiert von Wilhelm Sima in Deutschlandsberg und J. Okic in Dekani. Erscheint zweimal monatlich.

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

(Geschlossen am 9. Juni 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

viel zusammengerafft, daß ihr Händchen den Strauß kaum umspannen konnte, mit gierigen Augen hatte sie den üppigen Wiesengrund überflogen, bedauernd, daß sie nicht alle abpflücken konnte. Aber, wenn die frische Schönheit der Blumen in der warmen Kinderfaust zu vergehen drohte und die Blütenköpfchen matt herabhingen, dann war Linerls Freude daran auch vorüber gewesen.

„Geht, tragt mir mein' Buschen!" hatte sie gewöhnlich die anderen Kinder gebeten, und, da dieselbe selten Gehör fand, weil jedes seinen eigenen Strauß schleppte, so flog Linerls zuerst so heißbegehrter Reichtum gewöhnlich in den Staub der Straße.

Ähnlich wars im Herbst, wenn die Äpfel und Birnen gereift waren. Da hatte sie ihr Schürzlein oder Körbchen vollgelesen, aber, wie es zum Essen kam, und es sich zeigte, daß viel Winterobst dabei war, welches noch gar nicht gut schmeckte, da biß sie kostend jede Frucht an und verwarf sie wieder. Wohl sah sie dann am Palmsonntage, wenn die Buben mit ihren schön geschmückten „Weihpalmen" zur Kirche schritten, mit großem Neide auf die gelben und roten Äpfel, die neben Weiden- und Espenkätzchen zwischen Tannengrün an den hochgetragenen Stäben prangten. Da war es auch stets Heinrichs Stolz gewesen, einen der reichsten „Palmbuschen" zu haben, ganze Kränze von Äpfeln leuchteten von seinem Stabe und gaben Zeugnis von der Enthaltsamkeit des ärmlichen Knaben, der es nicht so leicht hatte, wie die Großbauernbuben mit ihren Obstvorräten, sich diesen Reichtum zu bewahren.

Heinrich war so vertieft in diese Jugenderinnerungen, daß er nicht bemerkte, wie sein Vater das Werkzeug beiseite legte und das Hauskäppchen mit dem Hute vertauschte.

„Ich mach' jetzt Feierabend", sagte er, „von dir kriegt man eh keine Antwort heut. Hast wieder einmal dein' sinnierenden Tag! Das Gescheiteste ist, du hörst auch auf, oder hast dir das z'nichtige Schuhwerk noch nicht gnug angschaut? Ich geh hinaus zu unserem Kornacker, schaun, ob wir bald schneiden können. Kommst nach?"

„Kann schon sein", antwortete Heinrich und nahm seine Arbeit wieder auf, „aber zuerst möcht' ich den Schuh noch fertig machen".

Der Alte ging und Heinrich holte sein Versäumnis durch doppelten Eifer ein. Von draußen drang das Geräusch von Wagengerassel und heiterem Rufen durch die offenen Fenster, denn viele Erntewagen rollten schwerbeladen heimwärts. In der „Sonnseiten" wurde schon die ganze Woche hindurch Korn geschnitten. Heinrich hörte die Schnitter lachen und singen, konnte sie aber nicht sehen, denn die Werkstattfenster gingen nicht auf die Straße, sondern rückwärts hinaus. Darum blickte er verwundert auf, als plötzlich ein Schatten das Fenster verdunkelte. Ehe er aber noch etwas erkannt hatte, patschte ihm etwas Weiches, Kühles

Heinrich schwieg noch immer. Er hatte ein Paar niedliche Mädchenschuhe in der Arbeit und war beschäftigt, dieselben frisch zu besohlen. Der rechte war eben fertiggestellt und der schiefgetretene Absatz hatte seine ursprüngliche Form wieder erhalten. Nun harrte der linke der gleichen Verbesserung. Es waren feine Sommerstiefletten mit Lackbesatz, nicht eben sehr passend für die steinigen Straßen und Wege der Dorfumgebung; daher war auch das Oberleder nicht mehr tadellos, hie und da gesprungen und die Gummizüge gedehnt und abgewetzt.

„Da schau nur so was an!“ fuhr der Vater fort, „ist das ein Schuh fürs Land? für ein Häuslmensch? So ein Glumpert! Die, wenns deiner Mutter Tochter gewesen wär', hätt' was inne werden können! Für unser Gegend gehör'n sich Sommer und Winter ein Paar ordentliche Kalblederschuh ohne Firlefanzerei — nicht so ein Fabriksgfraßt! Da kannst es gleich sehen, Heinrich, was der auswendige Glanz wert ist. Ich sags nochmal und nochmal, auf d a s mußt nicht schauen!“

Nein, Heinrich kümmerte sich blutwenig um Lackschuhe, Seidenkleider und sonstigen Putz bei den Dirndln. Er kannte die Besitzerin der geschmähten Lackstiefletten schon vom Schulgehen aus, hatte sie aber nie darum angesehen, wie ihre Kleidung war; ja, hätte ihn einmal gäh jemand gefragt, er hätte nicht zu sagen gewußt, ob ihr Röcklein rot oder braun, ihr Schürzlein seiden oder leinen gewesen sei. Worauf er schaute, war ganz etwas anderes.

So war es ihm schon lange aufgefallen, daß des Pfeifenschneiders Angelina in allem das Gegenteil von ihm sei.

Er war groß und hager — das Linerl klein und rund. Seine dichten Haare samt Vollbart zeigten die Farbe des reifen Korns, wogegen Linerls Zöpfe braun waren wie reife Kastanien. Schaute Heinrich mit seinen blaugrauen Augen ernst und sinnend in die Welt, so lachten die haselnußfarbenen Linchens voll Übermut, sprühten wohl hie und da in hellem Zorn und hatten auch „nicht weit vom Wasser gebaut“. Sie hatte alles in einem Sackel. Weinen, Lachen, Greinen, Schmeicheln. In der Zeit des Schulgehens hatte er oft mit ihr und den anderen Dorfkindern zusammen Ziegen gehütet. Da hatten alle in den buschreichen, felsigen Hutweiden und Rainen Häuschen und Gärtchen gebaut, Schneckenhäuschen und Steine gesammelt, Beeren und Pilze gepflückt. Heinrichs Töpfchen war stets rein von allem Blattwerk gewesen, seine Heidelbeeren waren noch hell bereimt, wenn er sie nach Hause brachte, dagegen die Linerls halbzerquetscht, voll Tannennadeln und Laub. Sie hatte auch die Gewohnheit gehabt, recht saftstrotzende Beeren zu zerdrücken und den andern Kindern damit das Gesicht zu bespritzen. Im ersten Frühlinge, wenn die Schneeglöcklein und Schlüsselblumen kamen, da war Linerls Jubel groß gewesen. Sie hatte an Blüten so

Die Augen des Mädchens füllten sich mit Tränen.

„Wenn ich wüßt', was ich anheben muß, damit ich ihn nicht so gern hab! Aber Tag und Nacht muß ich an ihn denken. Andere Buben wären genug da und z'tod froh, wenn man ihnen ein G'hör schenken tät, nur der stolze Ding da — — —!"

Gesenkten Hauptes blieb Linerl stehen. Die Abendsonne beleuchtete das Schusterhäusl mit rosigem Lichte. Es war ein ganz liebliches Nestchen! Ein ebenerdiges Häuschen mit Giebeldach, an den kleinen zahlreichen Fenstern buntblühende Geranien und Fuchsien, rechts und links von der Haustür je ein sorgsam gepflegter Zwetschkenbaum auf Spalieren, die grün angestrichene Hausbank lang und bequem, wie schön müßte es sich da ruhen, wenn man tagsüber gewaltet hatte — als Hausfrau.

„Ah was, Dummheiten!" Zornig riß Angelina an dem Kopftuche, das sich verknüpft hatte.

„Heimgehen tu ich!"

Sie mußte die ganze langgestreckte Ortschaft durchschreiten, denn Heinrichs Vaterhaus lag an dem einen, das ihrige an dem anderen Ende des Dorfes.

Hinter ihr zog eine lachende Schar Burschen, die das Zwiegespräch zwar nicht belauscht haben konnten, aber doch aus der Ferne das Zusammenstehen der beiden beobachtet hatten. Sie sangen spottend:

's Dirndl geht fischen
Herbei und herdan,
Hat a schlechts Köder g'habt:
Beißt koaner an.

*
* *

Beim Raimetzhofer wurden Vorbereitungen zum Schnittertanze getroffen. Während die Bäuerin den ganzen Tag in der Küche beschäftigt war, die „Schnitterkrapfen" in unendlicher Anzahl zu backen, schmückte die Haustochter des Abends die Stube mit Tannenkränzen und Blumensträußen und räumte Tische und Stühle hinaus; der Tanzsaal war fertig. Bald rückten auch die Schnitter an und die eingeladenen Nachbarn.

Das reichliche Abendessen wurde im Hausflur eingenommen, doch daran nahmen nur die Hausleute teil. Die tanzlustige Jugend trachtete, fertig zu werden und mahnte den Musikanten: „Fang an!"

Der Jaglschuster-Heinrich war auch schon da und natürlich auch des Pfeifenschneiders Angelina. Diese tribulierte ihren Vater am ärgsten: „Tu weiter, einen Lustigen spiel auf!"

Sie trug heute anläßlich des ländlichen Festes ein ganz modern geschnittenes helles Kattunkleid, welches in langen Bahnen bis an den

an die Stirn, und ein ganzer Regen von Kornblumen und Raden überschüttete ihn auf seinem Dreibein. Draußen aber huschte der Schatten wieder weg und Heinrich hörte ein wohlbekanntes Mädchengekicher.

„Sie ist alleweil noch dieselbe“, sagte er zu sich, indem er die schönen blauen und roten Blüten sorgsam auflas und wieder zum Strauße fügte. Während er ein Glas aus dem Nebenzimmer holte und die Blumen darin einfrischte, klang vom Fenster der Lockruf „Guku!“ und ein lachendes Gesichtchen erschien und verschwand daselbst blitzschnell.

„Ich mach' mirs nicht trabig“, lachte Heinrich in sich hinein, „wartest mir ja doch beim Hauseck“.

Die Vermutung erwies sich als richtig. Als Heinrich nach geraumer Weile (denn es mußte doch in der Werkstatt ein wenig aufgeräumt werden) aus der Haustür trat, lugte das runde Schelmengesicht Angelinas um die Hausecke. Das Mädchen kam mit federnden Schritten näher. Die Mahnung des Vaters hatte zur Folge, daß sich Heinrich heute zum erstenmale um die Kleidung einer Frauensperson bekümmerte. Dieselbe Angelinas unterschied sich jedoch heute nicht von der allgemein üblichen. Ein Kattunröcklein und Leibchen, ein helles, in den Nacken gerutschtes Kopftuch, eine grobe Schürze, das war alles, was die ausnahmsweise kritischen Blicke Heinrichs erspähen konnten. Die feinen braunen Füßchen waren nackt; über das Maß derselben war sich der Schuster natürlich längst klar.

„Sagst mir gar kein' Dank für die Blumen?“

„Hab eh Arbeit genug g'habt, bis ichs wieder aufklaubt und ins Wasser gstellt hab. Und da schau her, ob ichs nicht estimier!“

Im Knopfloch prangte wirklich eine Kornblume.

„Du, was ich sagen wollt'“, hub Linerl wieder an, „am Donnerstag ist beim Raimetzhofer z' Kastendorf Schnittertanz. Ich geh' hin und mein Vater auch, der nimmt seine Ziehharmonie mit. Da wollt' ich dich fragen, ob du auch kommst? Und ob ich meine Schucherl fertig haben kann bis dahin?“

„Die Schuh kriegst morgen, und wenns mir ausgeht, so kanns schon sein, daß ich zum Tanz komm. Aber jetzt b'hüt dich Gott! Ich muß auf unsern Acker hinausschauen!“

Heinrich schritt die leicht ansteigende Bezirksstraße hinan und entschwand den nachschauenden Blicken des Mädchens bei der nächsten Biegung.

Dieses stand noch bei der Haustür des Jaglschusterhäusls, finsteren Blickes mit unmutiger Stirn.

„Da geht er wieder dahin und wär doch so schön Gelegenheit gewesen zum Plaudern und Ausreden. Hab' alleweil glaubt, der Alte ist schuld und er fürcht' ihn; und heut' hab ich doch den Jaglschuster begegnet und habs gewußt, daß Heinrich allein ist. Aber — — —“

„Mir ist nicht zeitlang, ich schau gern zu. Und bei dir könnt man ja schier nicht ankommen, so schnell bist immer wieder verstellt."

Ja, wenn man nicht will, dachte sie, sagte es aber nicht; vielmehr näherte sie ihr Köpfchen seinem Ohre und flüsterte: „Wenn du willst, mit keinem tanz ich mehr, als mit dir allein. Mich freuts sowieso nicht mit den andern. Nicht ein bissel!"

Heinrich sah, wie ihre Lippen zuckten, wie das Füßchen aufstampfte, und wunderte sich, wie das Gesichtel neben ihm so herzig trotzig aussah.

„Ich sollt schon recht harb sein auf dich", fuhr sie eindringlich fort, „weilst dich gar nicht umschaust um mich. Gar nimmer sollt ich dich anschauen."

„Wär mir z'wider!" sagte nun endlich Heinrich lächelnd, „schaust eh schon eine Weil' nach der Nasen hinab. — Aber jetzt möcht ichs justament probieren, ob du mir folgst, wenn ich sag: „Schau mich an."

„Ich kann nicht", sagte sie und wandte das Gesicht ab.

Er nahm sie jetzt an beiden Händen.

„Ich wills aber! Grad auf der Stell' schaust mich an!"

Wie nun Angelina' langsam die gesenkten Lider hob, stürzten zwei schwere Tropfen über die runden Wangen, er sah sie im Mondlichte glänzen und verschwinden.

Heinrichs Herz ergriff heißes Mitleid. Er hatte sich nie viel gedacht bei ihren oft drolligen Gunstbezeugungen, sie war ihm nichts gewesen als eine lustige Kameradin von Kindheit an, aber, was er nun sah, das öffnete ihm auf einmal die Augen. Sekundenlang ließ er seinen Blick in dem ihren ruhen, dann schlang er den Arm um ihre Mitte. Sie reichte ihm nicht einmal bis an die Schulter und versteckte nun ihr Gesicht an seinem Ärmel, leise schluchzend.

Da tönte von drinnen aufs neue die Ziehharmonika.

„Geh, sei gscheit und lustig, Linerl", sagte er aufstehend, „komm tanzen! Und es bleibt dabei, heut tanzt d' mit keinem andern mehr als mit mir."

Linerl stieß einen Jubelruf aus. Sie faßte im dunklen Flur Heinrichs Hand und legte ihre glühende Wange daran und die noch feuchten Augen.

Eine seltene Weichheit erfaßte das ganze Wesen des sonst so übermütigen, launischen Mädchens. Während sie die nächsten Tänze in Heinrichs Arm beglückt genoß, war ihr, als hätte sie Flügel, als verschwinde die bescheidene Bauernstube und dehne sich zu einem paradiesischen Raume aus; die andern Mädchen und Buben waren nicht mehr vorhanden für sie, sie sah nur auf in Heinrichs freundliches Gesicht, das meist halb abgewandt war, denn die Stube war voll und es galt Anstößen geschickt auszuweichen. Manchmal jedoch hielten sie inne und gingen mit

Boden reichte und nur die Spitzen der neuhergerichteten Lackstiefletten hervorgucken ließ. Sie war aber keineswegs die Einzige, welche sich städtisch trug, vielmehr hatte sich die „Stadtmode" schon sehr unter den jüngeren Mädchen eingebürgert. „Narrisch ists", sagte die Raimetzhoferin, „die Bauernmenscher tragen ein' Neumodikittel und die Stadtfrauen kommen im Bauerngwandl daher, wenns da in unsere Berg spazieren gehn. Es ist die verkehrte Welt!"

In Angelinas rotem Ledergürtel steckte ein dicker Kornblumenstrauß. Die Blicke des Mädchens suchten sehnsüchtig nach der schlanken Figur Heinrichs und verfolgten diesen während des ganzen Abends.

Ihre heimlich gehegte Hoffnung, daß er sie heute als Lieblingstänzerin bevorzugen werde, erfüllte sich nicht. Er war kein leidenschaftlicher Tänzer, dagegen Linerl sehr umworben. Gern sah er ihren zierlichen Bewegungen nach, wenn sie am Arme eines andern vorbeihuschte. Hierbei traf ihn auch jedesmal ein langer Blick. Derselbe suchte in die hellen Augen Heinrichs zu dringen, um einen Gegenblick daraus zu erhaschen, oder gegenteiligen Falles argwöhnisch zu erspähen, wer etwa seine Aufmerksamkeit im erhöhten Maße in Anspruch nähme. Dann vergewisserte sie sich, ob die Kornblume, die sie ihm heute aus ihrem Strauße gespendet, noch im Knopfloche stecke. Ihr Herz pochte in leidenschaftlicher Erregung.

Das Herumspringen mit den anderen Buben war ihr mehr als gleichgültig, es wurde ihr zur Qual, denn jeder Tanz, zu dem sie einer nahm, schien ihr wie ein Raub am erhofften Glücke.

Die Zeit schritt vor und der ermüdete Musiker machte eine Pause. Rastend saß er im Hausflur und sprach dem Mostkruge und den Krapfen eifrig zu, die ihm die Hausfrau reichlich zur verdienten Labe gespendet hatte. Auch die jungen Leute hatten die Tanzstube verlassen und wandelten paarweise im Flur, hie und da von dem kreisenden Mostkruge trinkend oder beim großen Ahorntische Halt machend, allwo ein Laib Brot und eine Schüssel Krapfen für die Atzung der Gäste aufgestellt war.

Heinrich dagegen hatte sich aus dem Stubendunste ins Freie geflüchtet und saß auf der Hausbank, die Ruhe der mondbeschienenen Wälder, das Konzert der zirpenden Grillen und Heuschrecken sagte ihm besser zu als die „narrische Hupferei". Doch seine selbstgewählte Einsamkeit war von keiner langen Dauer, denn das gekränkte Mädchen hatte sein Verschwinden wohl bemerkt und schlich ihm nach. Als sie ihn da friedlich sitzen sah, ohne gefährliche Gesellschaft, wie sie schon gefürchtet hatte, blieb sie vor ihm stehen und fragte:

„Wie unterhaltst dich denn heut? Ists nicht zu langweilig, das Zuschauen?"

Ihr Vater hatte aus Geschäftsrücksichten das Häuschen verkauft und wollte sich zwei Stunden südwärts ansässig machen. Diese Eröffnung rief bei dem Mädchen einen Ausbruch der Verzweiflung hervor.

Sie schrieb sofort einige Zeilen an Heinrich, die ihn am Abende zur „Kathrinakapelle“ bestellte. Dorthin eilte auch sie, sowie sie ihren Vater bei seinem gewohnten abendlichen Glas Bier im Brauhause wußte. Sie mußte noch eine Weile warten, bis Heinrich kam. Als sie endlich im dämmernden Abend seine Gestalt erkannte, flog sie ihm entgegen und klagte ihm weinend, daß sie nun von ihm scheiden solle.

„Geh, sitz nieder und laß uns vernünftig überlegen“, schlug er vor.

„Mit der Vernunft allein werden wir nicht auskommen, denn ich muß dirs sagen, daß du dich jetzt ausdrücken mußt, ob du mich wirklich magst und nimmst, oder ob ich bloß ein Spielzeug für dich gewesen bin.“

„Ein Spielzeug!“ wiederholte Heinrich kopfschüttelnd, „Linerl, das glaubst selber nicht. Denn, wenn du nachdenkst über alles, so mußt mir das Zeugnis geben, daß ich mit ernsthaften Dingen nicht spiel! Bleib nur du mir treu, dann wirds schon recht werden.“

„Kannst mich auf der Stell’ heiraten?“

„Wenn’s auf mich allein ankäm, kunnt’s auch auf der Stell sein. Aber du weißt, ich häng noch derweil von mein’ Vatern ab. Und, wenn du gleich jetzt fortkommst, so bist ja nicht aus der Welt; s wird wohl nach ein paar Jahrln auch noch bald genug sein.“

Angelina sprang auf. „Du willst mich nicht verstehen. Wenn du mich jetzt nicht heiratst, dann bleibt sichs gleich, obs d’ es in 5 oder 10 Jahren tust oder ganz bleiben laßt. Hast denn kein’ Kennstdichaus?“

Jetzt stand auch Heinrich auf.

„Ah! So ist’s gemeint? Wohl kenn ich mich aus jetzt, so mein ich. Ich mach’ keinen Schelmen, da kannst sicher sein. Heut noch red’ ich mit mein’ Vatern, und wenns ihm recht ist, so kommen wir morgen alle zwei zu euch um die Braut. Und wenn er’s nicht zugibt, dann mußt halt warten.“

„Warten! Das ist leicht gsagt! Leicht für dich, weil du nichts z’tragen hast von der Schand und dem Spott und allem Elend, was dran hängt, und das alles das Weiberleut allein trifft. Ihr Mannsbilder fragt nichts darnach, an euch bleibt nichts picken. Aber wenn’s unsereins ins Unglück bracht habts, — — —

Angelina verstummte, denn Heinrich hatte sie erzürnt beim Arm gepackt und geschüttelt.

„Das sagst mir nimmer! Sonst müßt ich vergessen, daß d’ ein Weib bist. Ich will kein’ Zank — aber, das Wort Unglück will ich nimmer hören. Du wirst’s selber am besten wissen, wer von uns zweien

verschlungenen Armen rundum, um zu rasten. Dann fand Angelina, die das Glück fast sprachlos gemacht hatte, wieder Worte. Das war nun ein kosendes Flüstern, ein zages Fragen, ein stürmisches Beteuern! Alles Liebesleid und Bangen der letzten Zeit strömte ihr aus dem beengten Herzen, befreiend, beseligend.

Und glich dieses heftige, junge Mädchenherz einem überschäumenden Bächlein nach dem Gewitter, das rauschend und schwatzend vom Berge springt, in hohen Wellen aufspritzt und zerstäubt, so war Heinrichs Seele mehr einem ruhigen klaren See vergleichbar, der sich freut, das tolle Waldkind aufzunehmen und gleichfalls zur Ruhe, zur Klarheit, zum Ausgleiche aller Unebenheiten zu bringen.

Wie hätte es ihm nicht schmeicheln sollen, daß das herzige Kind ihn so rückhaltlos allen andern vorzog? Daß sie sich gegrämt, daß sie geweint hatte um ihn?

Das Mitleid ist stets ein starker Vorkämpfer der Liebe, zumal bei Heinrichs Wesen, das bei aller Charakterfestigkeit sanfter und weicher war, als sonst gewöhnlich bei Männern seines Alters, verdrängte es bald alle andern Gefühle und leise aufsteigenden Bedenken, und gipfelten in dem Vorhaben, dieses anschmiegende Dirnlein, das sich nach seiner Liebe sehnte, glücklich zu machen.

„Komm, tanzen wir wieder!" schlug er vor, es wird eh der letzte sein, hat dein Vater gesagt." Er hielt die kleine Gestalt fest, fast schwebend, daß ihre Fußspitzen kaum den Boden berührten. Und wieder umfing der wonnige Glücksrausch die Sinne Angelinas.

*
* *

Den Sommer über sah man in der Werkstatt Heinrichs am Fensterbrette allezeit ein Glas mit eingefrischten Kornblumen stehen. Eine nach der andern war dazu auserlesen, in des jungen Meisters Knopfloch zu verblühen. Sein Liebchen hatte ihn darum gebeten und sorgte dafür, daß der Strauß immer erneut wurde, wenn der Vorrat ausging.

„Damit ich allezeit und überall, wo ich dich begegne, sehen kann, daß du an mich denkst und mich ein bissel gern hast", hatte sie gesagt. „Denn an dem Tag, wo für mich die schöne Zeit ang'hebt hat, haben wir auch solche Blumen getragen — und — blau ist die Treue."

*
* *

Die Blütezeit der Cyanen aber und mit ihr die Sommerszeit ging vorüber und der Herbst brachte nicht nur das allgemeine Scheiden, Verwelken und Entblättern in der Natur — auch für Angelinas Liebesglück kam eine trübe Zeit.

ein! Mit'n Ziehen, da heißts früher anheben, nicht vom Traualtar weg. Wenn eine mit zwanzig Jahren noch kein' rechten Charakter und Wirtschaftssinn hat, so kriegt sie ihn ihr Lebtag nicht. Und die Pfeifenschneiderdirn ist ein Unbestand, da magst sagen, was du willst."

„Ich tät halt doch bitten, Vater, es ist ja auch wegen der Leut!"

„Schau, schau! Wegen der Leut! Das Wort verrät mir viel. Also nicht aus Lieb zum Dirndl, ohne dem du nicht leben magst, willst heiraten, nicht von einwendig drängt's dich? Bloß wegen der Leut? — Ich sag dir was, du hast sie ja gar nicht gern. Das hat sie dir nur vorgesagt und du hasts schließlich selber glaubt."

„Vater, da tut ihr mir und ihr doch Unrecht. Ich hab sie gern, wenn ich gleich zugesteh, daß ich vielleicht auf sie nicht verfallen wär, wenn sie mirs nicht hätt' z'kennen geben, daß sie mich mag. Aber ich hab g'sehen, sie hängt mit Leib und Seel an mir und wird unglücklich, wenn ich sie verlaß. Wie oft hat so ein verzagts Weiberleut sich selber was antan oder dem Kind. Und die Schuld möcht ich nicht auf mich laden."

Der Alte ging einigemale erregt von der Stube in die Werkstatt und wieder zurück.

„Ein bissel will ich handeln lassen —", sagte er endlich, aber davon geh' ich dann nimmer ab. Was du sagst, hat was für sich. Du sollst dein Gewissen nicht beschweren. Aber die Bedingung mach ich: Ein Jahr von heut ab wird g'wart. Seids dann noch desselben Sinns wie heut, so versag' ich meine Einwilligung nicht. Sie mag sich derweil auslöffeln, was sie sich einbrockt hat, wird nicht z' Grund gehen, wenn sie in Treu und Glauben auf dich bauen kann. Hats nicht jede so gut! Dann, meintswegen, übergeb' ich dirs Häusl und 's Geschäft, — eher nicht."

Der Alte reichte dem Sohne die Hand.

„Schlag ein, Heinrich, sollst nicht sagen, daß d' ein' hartherzigen Vater hast. Bist mir ja immer ein folgsamer, guter Sohn gewesen, drum ist mir ja um sonst nichts zu tun als um dein Glück!"

Heinrich legte zögernd seine Rechte in die Hand des Vaters.

„Mir erbarmts Dirndl."

„Die Probezeit wird ihr nicht schaden. Sie soll sich einen so braven Mann — und den kriegts in dir — erst ein bissel verdienen!"

* * *

Ein halbes Jahr nach dieser Unterredung kam ein Brief an Heinrich, daß ihm ein Söhnlein geboren worden sei.

Ehe der Pfeifenschneider in seinen neuen Wohnort Oberhüttl gezogen war, hatte er mit dem alten Jaglschuster eine lange Unterredung gehabt,

das andere gsucht hat. Drum nur kein' Vorwurf, der tät dir schlecht anstehen. Jetzt geh heim, morgen, so hoff ich, komm ich um dich."

Heinrich ging heim und fand seinen Vater daselbst bei dem Lämpchen sitzend und lesend.

„Guten Abend, Vater!"

„Auch so viel!"

„Hat der Vater schon ein Nachtmahl g'essen?"

„Ja, eine anbrennte Mehlsuppen hat mirs Nandl hergstellt, weil's selber eine Anbrennte ist, die beim Liebsbriefschreiben aufs Kochen vergißt. Wenn die net gscheiter wird, dann ist der Schattleitner auch nicht z'neiden, wenn er sie kriegt. Wenn ich mir doch eure Mutter ausgraben kunnt!"

„Vater, schau, leicht könnts noch ein anders Mittel geben, daß d' zu der gewohnten Ordnung kämst."

„Bub", rief der Alte freudig und nahm Heinrichs Rechte, sollt ich dich recht verstehn? Willst du mir eine Schwiegertochter bringen? Mein Wunsch wär's lang, aber du hast ja bisher nie g'hört darauf."

„Ja, Vater, ich tät bitten um G'hör für mich und mein Dirndl. Hört mich an, Vater!"

Nicht ohne Stocken, aber ohne Beschönigung und Umschweife gestand nun Heinrich seine Liebe zu Angelina, verschwieg auch nicht, daß es wohl geboten sei, die eheliche Verbindung zu beschleunigen."

Der Schusterjagl hörte den Sohn ohne zu unterbrechen an, er geriet nicht in Zorn, wie er gefürchtet hatte, aber er sagte nach einer Pause fest und langsam: „Heinrich, die nimmst nicht!"

„Vater, muß ich denn nicht?"

„Gar nichts mußt! Oder, wenn du schon vom Müssen redst, so ists, daß du für dein Kind sorgst und zahlst, wie sich's gehört; denn, hör mich an: Ein Übel ist schon da, das habts euch selber angricht, mach du kein größeres zweits dazu, dieweil du die heiratst. Ich hab mir an dem Fludribusch gsehen gnug. Sowas, Heinrich, heirat' man nicht. Glaub's wohl, daß es ihr leicht gewesen ist, dich auf ihr Seiten zu bringen. Du mit dein Sinnieren und Studieren gehst ja zeitweis herum, wies Nanderl im Traum. Möcht wetten, sie hat auf dein weichs Herz ein' Ansturm gemacht und du bist eingangen wie die krawatisch' Leinwand. Kindskopf, du großer! Ein anderer wie du tät halt sein' Gspaß haben und hinterher auslachen — aber heiraten! — nein, eine solche Nachfolgerin darfst deiner wirtschaftlichen Mutter nicht geben!"

„Vater, s Dirndl hat mich gern, sie ist noch jung und ich werd' mirs schon ziehen."

„So! Redst du auch das alte Geschwätz nach, daß eine mannbare Dirn noch zum Ziehen sein soll? O Buben, bild's euch das nicht

zu, und heute, im Bewußtsein seiner neuen Vaterwürde und seiner bevorstehenden Vaterpflichten hatte er sich Enthaltsamkeit auferlegt, obwohl er sonst sehr oft Partner bei dem „Herrentischspiel" gewesen war.

Wie ihn daher der Bräuer erblickte, stand er auf und winkte ihm.

„Heh' Heinrich, tu mir den Gefallen und sitz' ein! Ich hab sowieso keine Zeit, die Kellnerinnen richtens heut' nicht, ich muß einschenken helfen und der Bräubursch deut' mir eh schon alleweil. Muß am Dörrboden nachschauen, daß doch der Malzkeim nicht glosend wird bei der Röhrn."

So setzte sich Heinrich an des Bräuers Stelle. Er war schon oft hier Mitspieler gewesen, darum wunderte sich alles, da der Pfarrer dem Bräuer nachrief:

„So bleibens doch da, Bräuer, das Tauschen ist nichts, die gleichen Spieler sollen beisammenbleiben!"

Heinrich fühlte, das ging auf ihn, der Pfarrer wollte mit ihm nicht spielen. Darin bestärkte ihn mehr als ein unwilliger Blick und als das Spiel noch nicht einmal zu Ende war, stand Hochwürden auf.

„Zahlen! Gscheiter, man geht heim!"

Und verließ weit vor der üblichen Zeit den Stammtisch. Dieses auffallende Benehmen befremdete allgemein, es herrschte einen Augenblick peinliches Stillschweigen in der Stube.

„Was hat er denn heut?"

„Dem paßt irgendwas nicht!"

„Heinrich, bist in Ungnaden gefallen."

„Wirds halt schon wissen, die Neuigkeit aus Oberhüttl!"

„Mach dir nix draus!"

So ging die Rede durcheinander, als der erste Bann der Überraschung von den Gästen gewichen war.

Dann aber fand sich die alte Unterhaltung wieder ein, man ging „zur Tagesordnung" über, es fand sich auch bald ein vierter Spieler.

Heinrich war dessen froh, weil ihm das Tarock über die eben erlittene Beschämung hinweghalf und er nicht Zielscheibe weiterer Spottreden wurde, wie selbe jungen Vätern in seiner Lage selten erspart bleiben, weniger aus schlechter Absicht, wie aus harmloser Necklust.

Aber im Innern wurmte ihn des Pfarrers rücksichtslose Art nicht wenig; er nahm sich vor, bei Gelegenheit um den Grund zu fragen.

An den Nebentischen zechten, schrien und stritten die Bauern und Burschen; jeder hatte schon reichlich genug. Wie der Abend vorrückte, traten die weiter entfernten Gäste den Heimweg an, so daß zuletzt nur noch drei „Nachzügler" zurückblieben: Heinrich, der heute ausnahmsweise über seine gewohnte Zeit blieb, geärgert über die erlittene Taktlosigkeit; als zweiter ein junger Bäckerssohn, der schon reichlich „auf"

und die beiden Väter waren einig auseinandergegangen, so „fuchsteufelwild“ ihnen auch im Anfang innerlich zumut gewesen war.

Ersterer sah es nun als ein Glück an, daß seine Tochter, die arm war wie eine Kirchenmaus, „auf ein Häusl“ kommen konnte und fand sich in die ausbedungene Wartezeit ohne viel Sträuben. Er kannte den alten und den jungen Meister und sagte sich, daß beide ehrenhafte Leute seien und letzterer wohl verdiene, daß man ihm zuwarte. Kannte er doch auch seinen „Fahr-ums-Eck“, wie er Linerl nannte, und wußte, daß eine feste männliche Hand wohl der einzige Schutz sei, der ihrem oberflächlichen Wesen zum Heile gereiche.

Also, ein Söhnlein!

Heinrichs Antwort war, daß er am nächsten Tage, es war ein Tag vor dem Palmsonntage, nach Oberhüttl wanderte, um Mutter und Kind heimzusuchen. Dies rechnete ihm der Pfeifenschneider hoch an und sagte damals — und noch oft später — zu seiner Tochter: „Dirndl, dir grat's! So ist nicht jeder; andere ducken und schämen sich, zuzugestehen, was nimmer anders wird und lassen das „Gegenteil“ alles Kreuz allein tragen. Der hat sich am ersten Tag offen bekannt, daß er zu euch g'hört, der verlaßt euch nicht! Bei dem kriegst es gut.“

* * *

Am Palmsonntage waren alle Gasthäuser im Dorfe voll. Auch der Pfarrer hatte sich, wie er es täglich gewohnt war, zur Nachmittagsstunde eingefunden und saß bereits beim Tarock.

Der „Herrentisch“ in der Ecke glänzte in tadelloser Politur, die Geldschalen standen daselbst, wogegen die Biergläser auf die Bänke und Sessel herabgestellt worden waren. Denn dieselben würden irren beim Spiele und wohl gar Tisch und Karten naß machen.

Der Wirt und Bräuer spielte nur, wenn gar kein anderer Spieler vorhanden war, er hatte kein Interesse und zog sich sofort zurück, wenn er irgendeinen der Gäste erblickte, der seine Stelle einnehmen konnte. Gewöhnlich suchte er sich zum „Einsitzen“ irgendeinen ärmeren Mann aus, der seine Kreuzer zusammenhalten mußte und aus Sparsamkeitsrücksichten sich den Luxus eines Spieles nicht oft gönnen konnte. Wie oft spielte da ein armer Teufel mit des Bräuers Geld, sich zum Vergnügen, dem andern zu Nutz oder Schaden, gleichviel! Darnach fragte der reiche, großmütige Mann nicht, er schenkte auch den Spielgewinn weg, „für die Mühe“, wie er lachend sagte.

Heute war auch Heinrich unter den „Kibitzen.“

Dieser gehörte nun nicht zu solchen, die eines Almosens bedürftig waren, oder die sich nicht ein Spielchen hie und da erlanben konnten. Aber „zusammenhalterisch“ veranlagt war er auch, daher sah er lieber

Der Weg zum Gstöttenbauernhof war nicht weit, nur einige Häuser oberhalb der Brauerei. Trotzdem war es keine Kleinigkeit, diese Strecke zurückzulegen, denn hatten sie den Bauer eine Weile vorwärtsgebracht, so sank er wieder zusammen, und unversehens riß er ihnen plötzlich aus, so daß Sepp in den Schnee taumelte und Heinrich sich nur mühsam aufrecht erhielt. Der Trunkene aber wackelte zum nächsten Hause, um einem der heutigen Zechbrüder noch eine „Gute Nacht" durchs Fenster hinein zu geben. Er wischte mit dem blauroten Sacktuche an den Fensterscheiben.

„Stöffelhans, hast auch noch ein Licht? Hast Recht, daß d' heimgangen bist, leg dein' Weib ein' braven Mann ins Bett! Ich geh auch jetzt!"

In diesem Augenblicke fiel tosend der Schnee vom Dache, gerade neben dem nächtlichen „Fensteler" niederfahrend. Dieser kam glücklicherweise mit dem bloßen Schrecken davon, obwohl er, vom Luftdrucke aus seinem labilen Gleichgewichte gebracht, sich unfreiwillig in den Schnee hatte setzen müssen.

„Hab ichs nicht g'sagt", rief Heinrich hinzueilend, „jetzt werden wir unsere liebe Not haben, ihn wieder auf die Füß' zu bringen. Seppl, hilf!"

Das große Werk war endlich doch gelungen, und das heimatliche Haustor hatte sich hinter dem Besitzer desselben geschlossen.

„Jetzt müssen wir noch warten", meinte Heinrich, „bis er Licht macht, sonst bleibt er am End' im Vorhaus liegen und erfriert. Heut wirds eh wieder saukalt."

„Ja, und wenn sein' Mutter heut' aufblieben ist, kriegt er noch sein' Radi, denn das ist eine Lötzmäulige!"

Seppl schien Recht zu haben.

Die beiden Lauscher sahen, wie im Hause Licht gemacht wurde und eine in Tücher gehüllte Frauengestalt der Stubentür entgegenschritt. Wie der Sohn schwerfällig hereintappte, erhob sich allsogleich ein Gekeife und Greinen, von dem zwar die zwei nichts verstehen konnten, doch sprachen die Geberden ohnedies soviel als Worte.

Die Alte griff dem Sohne alle Säcke aus, rang die Hände, suchte wieder und geberdete sich ganz verzweifelt. Dann kamen beide schreiend auf die Gasse und drangen auf die zwei Burschen ein:

„Das Geld gebts her! Ihr müßt das Geld haben!" Den Gstöttenbauer schien der Schreck ganz ernüchtert zu haben.

„Im Wirtshaus hab' ich die Brieftaschen noch herzeigt, 's ist sonst niemand mehr drin g'wesen und bin zu niemand mehr kommen, als zu euch zweien! Gebts es her! Ihr müßts das Geld haben!"

Er wollte Heinrichs Taschen untersuchen. Doch dieser stieß ihn zurück.

hatte und als dritter ein wolsituierter Dorfbauer, dessen gehobene Stimmung sich abwechselnd auf dreierlei Weise äußerte.

Erstlich in zehnmaliger Wiederholung derselben Behauptung, sodann in einem greulichen Gegröhle, das er „Singen“ nannte und das, wenn die Kräfte erschöpft waren, in dröhnendes Schnarchen überging.

„Seids — eh — lauter — Hungerleider — gegen mich, — habts — eh koan Geld, — i — i — bin der Gstottenbauer, — wer mi kennt, — der — woaß's, — da schauts her! — Tausend — Markl — hab i — in der — Briaftaschen; — hab in — Boarn drent — an — Handl g'macht, — Hungerleider — übereinander!“

I bin eng a Kerl,
A Million stöckt in mir!
Und i wett' um die halb,
Daß i d' ganz kriagen wir.

Der Jodler des Schnaderhüpfels verlor sich in ein Gemurmel und bildete den Übergang zum dritten Stadium: der Gstöttenbauer schlief und schnarchte auf seinen Fäusten.

Die Bräuerin kam herzu und redete Heinrich an: „Wie wird der heut heimfinden? Schuster, du hättst denselben Weg, tätst ein guts Werk, sonst bleibt er uns da liegen. Dem Seppl da — sie wies auf den Bäckerburschen — kann ich ihn ja nicht allein anvertrauen, der ist z' jung und z' schwach und möcht ihn nicht erschleppen. Du Heinrich bist nüchtern, hab dir nur drei Halbe Bier eing'schenkt. Nehmts ihn miteinander unter die Achsel, vielleicht möcht ihr ihn heimzerren!“

„So geh' Seppl!“

Heinrich stieß den sechzehnjährigen Bäckerssohn mit dem Ellbogen an und beide machten sich nun an das schwere Werk, den sternhagelvollen Gstöttenbauer vom Sitze auf und zur Stube hinauszubringen.

Damals fiel Ostern in den Monat März. Die Höhenlage des Dorfes, in dem der Vorfall spielt, ist eine bedeutende, Nord- und Weststürme haben freien Zugang, daher sind „weiße Ostern“ daselbst keine Seltenheit.

Ganz ungewöhnlich lange aber hielt diesmal der Nachwinter an. Vor den Häusern lagen noch metertiefe Schneewehen, die durch Regen und zeitweilige Fröste zu steinharten Eismassen zusammengefroren waren. Auch auf den Dächern lag stellenweise noch Schnee, und das Abrutschen dieser „Lawinen“ war nicht ungefährlich. Darum war es, daß Heinrich zu seinem Genossen sagte:

„So Seppl, heraußt hätten wir ihn. Halt dich hübsch in der Straßenmitten, sonst, wenn eine Lahn vom Dach rutscht, mögen wir unsern Helden da noch ausgraben, denn selber wutzelt sich der nimmer heraus, wie Der heut' gstellt ist.“

Während sich der Halbverschlafene wusch und ankleidete, brachte dessen Mutter ein „Gschnoatel“, eine saure Suppe mit geschnittener Lunge und anderem Eingeweide.

„Das eßt's, das macht einen guten Magen!“

Sepp fiel darüber her und verschlang die warme Speise, auch Heinrich, der noch nüchtern war, ließ sich nicht lange nötigen.

Zufällig begegneten die beiden auf dem halben Wege den Gendarmeriewachtmeister.

Heinrich hielt ihn an und erzählte den ganzen Vorgang. Der Wachtmeister strich sich nachdenklich den Bart.

„Wenn ich euch zwei nicht kennen tät' als ordentliche Burschen, müßt' ich euch sofort mitnehmen. Wie ich aber weiß, ist das nicht nötig — und ich muß halt jetzt hinauf und den Bauer vernehmen. Was weiter daraus wird, kann ich nicht sagen.

So kehrten alle drei nach dem Dorfe zurück.

Die Aussage des Gstöttenbauern wich von der milden Auffassung seiner Mutter wesentlich ab. Er wollte nichts wissen von einem „Verlorenhaben“, sondern blieb steif und fest bei dem Verdachte, einer der beiden Begleiter müsse sein Geld haben.

„Wie viel Geld wars, und wie hat die Brieftaschen ausg'schaut?“ fragte der Gendarm.

Da zeigte es sich, daß der Bauer selbst nicht ganz klar darüber war. Er rechnete eine Weile.

„Tausend Mark hab' ich eingenommen, eine Kuh hab' ich 'zahlt — die Zech — ich kunnts wirklich nicht aufs „Aigumentl“ sagen — so bei sechshundert Mark werden wohl noch drin gwesen sein und einige Banknoten österreichisch Geld.“

„Das is schon z'wider, wenns d' das selber nicht genau angeben kannst, wie viel in der Brieftaschen war. Und wie hats ausgschaut?“

„Schwarzledern, nimmer neu, mit drei Abteilungen einwendig.“

Der Gendarm notierte alles genau, hielt auch beim Bäcker und Schuster Nachschau, ohne zu einem Resultate zu kommen.

So verging der erste Tag. Im Hause des Jaglschusters herrschte arge Bedrückung.

„Mein Lebtag“, sagte der Vater, „hab ich nichts mit Gericht und Gendarmerie z' tun ghabt, — bin ehrlich vor der Welt dagstanden. Und jetzt muß so was daherkommen.“

„Vater, wirst mir doch trauen!“

„Wie mir selber! Aber d' Leut, Bub, d' Leut! Die zerlegen einen guten Namen, daß d' ihn nimmer zurecht bringen kannst! Darum hast ganz recht, wenn du die Sach' nicht gut sein laßt. Der Gstöttenbauer schreit herum, das brauchst nicht z' leiden.

„Gstöttenbauer, das laß bleiben! Ich weiß nichts von dein' Geld, und von dir laß ich mir nicht in Sack greifen. Zum Bäcker geh'n wir hinauf, das sind ordentliche Leut, dort sollens uns meinetwegen aussuchen. Und morgen zeig' ich die Sach' der Gendarmerie an."

Das Geschrei hatte Menschen auf die Straße gelockt, und das geheimnisvolle Verschwinden des Geldes war bald in aller Munde.

Beim Bäcker wandte Heinrich seine Taschen.

„Ich müßts nicht tun — das wär ich nur einem Gendarmen schuldig, aber ich tu's freiwillig. Mit dem Sepp da — er wies auf den Burschen, der, überwältigt von Rausch und Schlaf, samt den Kleidern auf ein Bett hingesunken und friedlich entschlummert war — mit dem Sepp da werds nicht viel Müh' haben, der wehrt sich auch nicht!"

Die Untersuchung ergab kein anderes Resultat, als daß ein paar Taschenmesser, Tabacksbeutel, kleine Geldtäschchen, Sacktücher und Uhren auf des Bäckers Tische lagen.

Die große Brieftasche mit dem bayrischen Gelde hatte sich nicht gefunden.

Es blieb nichts übrig, als daß sich alle Beteiligten nach Hause zur Ruhe begaben, Heinrich mit dem festen Vorsatze, der Gendarmerie morgen die Mitteilung zu machen. Es war eine schlimme Nacht für den jungen Mann, der bisher in der Achtung und Wertschätzung aller gestanden war. Er vermied es, seinen guten Vater zu wecken.

„Erfährt es ohnedies bald genug", dachte er, „warum soll ich ihn um den schönen Schlaf bringen? Wer weiß, wie viele schlaflose Nächt nachfolgen werden?"

Mit dem frühesten erhob er sich, um nach dem benachbarten Markte zur Gendarmerie zu gehen.

Vorher aber wollte er seinen Schicksalsgenossen Sepp abholen. Da er dabei auch an dem Gstöttenbauernhofe vorbei mußte, traf es sich, daß die alte Mutter desselben bereits aufgestanden war. Es schien Heinrich, als ob sie sich nicht gerade zufällig auf der Straße zu schaffen mache. Denn kaum hatte sie ihn erblickt, als sie auch schon auf ihn zutrat und ihn beschwor, doch um Gottswillen von der Anzeige abzustehen.

„Wer weiß, wo 's der Hans verstreut hat; laß es gehn, es wird weiter nichts mehr davon g'redt werden!"

Aber Heinrich hörte die Alte kaum an, sondern ging ins Bäckerhaus, um Sepp aufzuwecken, der sich nur schwer aus der süßen Ruhe bringen ließ. Der arme Junge sah übel aus, alle Zeichen eines gewaltigen Katers zeigten sich auf seinem blassen Gesichte.

„Steh' nur auf und geh mit, die frische Morgenluft wird dir gut tun. Den Schimpf lassen wir nicht auf uns sitzen!"

„Das ist schon möglich. Bestimmt sagen kann ich da nichts, weil ich auf der Gasse stehen geblieben bin, doch haben wirs überall finster gesehen."

„Könnte nicht die Mutter des Geschädigten selbst sich das Geld angeeignet haben, den angeheiterten Zustand ihres Sohnes benützend?"

„Möglich ist alles, doch ich will das keineswegs gesagt haben."

Nachdem der Richter alles Wissenswerte niedergeschrieben hatte, machte sich Heinrich wieder auf den Heimweg. Es war am frühen Nachmittage.

Der Frühling wollte nun doch auch in das winterlichste Gebiet des Kronlandes Einzug halten. Die Schneewalzen, welche in den Wassergräben und an Wegrändern lagen, zeigten eine glasige Oberfläche, wie Gletschereis. Auf den bräunlichen, quellendurchrieselten Wiesen blühten schon die Windröschen und Dotterblumen. Lerchen stiegen, Stare schwatzten und lockten, während das Geschmetter des Finken alle Stimmen übertönte. Über allem strahlte die lang entbehrte milde Frühlingssonne auf blankem Himmel.

Gut, daß sie ihn wegbeißt! sagte der Wanderer zu sich selbst — ist nimmer schad um den Schneebatz.

Dieser Ansicht waren auch die Dorfbauern gewesen. Das Bestreben, dem Schnee weiterzuhelfen, wurde bedeutungsvoll für Heinrichs Angelegenheit.

Als sich der Frühlingstag so wonnig warm anließ, lockte er die Menschen aus ihren Häusern.

Die Weiber sahen in den Hausgärten nach, in Höfen und auf Straßen schaufelte jung und alt die Reste der Schneehaufen auseinander und warf die Schollen auf die schneefreien Stellen, damit die Sonne leichter Arbeit habe. Das war ein lustiges gemeinsames Schaffen voll Neckerei und Übermut. Hatte doch der Winter so strenge Herrschaft gehalten und war es allen wie eine Befreiung aus dem Gefängnis, daß sie hinauskonnten in den Lenztag.

Auch vor des Stöffelhansen Hause schaufelte man.

Da schrie ein halbwüchsiges Dirnlein plötzlich jubelnd auf: „Auweh, da schauts her, da liegt eine große Brieftasche."

Sie stürzte auf den Fund zu und hatte sofort die ganze Schar der Arbeiter um sich versammelt.

„Das ist des Gstöttenbauern Brieftaschen!" schrie alles, „ich kenns, die ists."

„Geschwind tragen wirs ihm hinauf."

Bei so vielen Zeugen war es das Einfachste, zu tun, was auch wirklich geschah.

Dieser öffnete unter allgemeiner Teilnahme die etwas weich gewordene verlorene Tasche und freute sich, sein Eigentum wieder zu

„Klag ihn eh auf Ehrenbeleidigung und Verleumdung, er weiß es, ich habs überall g'äußert!"

Während sie noch sprachen, öffnete sich die Tür und ein Bauer trat ein. Es war ein Bruder des Gstöttenbauers.

„Guten Abend beinand! Hätt ein paar Wort' z' reden mit dir, Heinrich!"

„So red!"

„Wollt' dich bloß fragen, ob du richtig bestehst darauf, daß d' den Hansen klagen willst?"

„Ja, darauf besteh' ich. Ein Häuslmann hat so gut seine Ehr wie ein großer Bauer!"

„Schau, ein unbesinnts Wort ist bald g'sagt! Vielleicht find't sich das Geld noch — und von uns aus wird gewiß kein Wort mehr g'redt. Der Hans war halt wehrhaft (aufgeregt)."

Heinrich sagte nichts.

„Es käm' mir nicht drauf an, eine Zehner-Banknoten und mehr tät ich zahlen, wenn du von der Klag' abstündst. Die Schand' und das G'red ist der ganzen Freundschaft zwider."

„Mir noch mehr. Geh, steck dein' Zehner-Banknoten ein und sag daheim, es war nix!"

Nicht lange darnach kam ein Zweiter.

„Heinrich," sagte er, „das Geld ist noch allweil nicht fürkommen. Auf dich hat kein Mensch einen Gedanken, das kannst glauben, aber, daß ich dir's g'rad vertrau, alle zeihen den Bäckersepp, das er 's hat. Wenn du's doch g'scheit anfangen könntest, es aus ihm herauszukriegen. Kein andrer wie der Sepp hat's, sag ich dir."

„Laßts mich aus", wehrte Heinrich — „der Sepp hat's so wenig wie ich. „Ich geh' mein g'raden Weg, und ob das Geld vorkommt oder nicht, der Hans muß seine wilde Red' z'rucknehmen und mir abbitten, das wird beim G'richt schon ausg'macht werd'n. Und vielleicht was anders auch noch."

So mußte auch der zweite Bote unverrichteter Dinge abziehen.

Am zweiten Tage machte sich Heinrich auf zum Bezirksgerichte nach dem drei Stunden entfernten Städtchen und brachte daselbst seine Klage vor. Der Richter ließ sich die Sache vorlegen und verfolgt sie mit großer Aufmerksamkeit.

„Wäre nicht die Möglichkeit vorhanden", fragte er, „daß das Geld im Hause des Bauern selbst versteckt ist? Wer sind die Hausgenossen?"

Heinrich zählte sie auf.

„Können Sie mit Bestimmtheit nachweisen, daß nur die Mutter den Bauern empfieng, als er heimkam? Konnte er nicht jemand anderem zuerst begegnet sein?"

Am nächsten Tage stellten sich abermals „Freunde“ ein mit Bestechungsversuchen, aber Heinrich blieb fest, er wollte von keinem Totschweigen, noch von einem Zurückziehen der Klage etwas wissen.

Ebenso weigerte sich der Dickschädel des andern, sich dem „Häuslmann“ gegenüber durch eine Abbitte zu demütigen.

Das Ende von allem war, daß alle Beteiligten in den Pfarrhof geladen wurden.

Da gab es für Heinrich noch einen argen Strauß auszufechten. Möchte es sein, daß der Pfarrer sich mit dem gutsituierten Bauer nicht verfeinden wollte, kurz, derselbe konnte zwar dessen Schuld nicht leugnen, aber er gab sich die größte Mühe, denselben glimpflich durchzulassen.

Heinrich warf er Unversöhnlichkeit vor. Auch konnte er's nicht lassen, ihm alles andere „hinaufzusagen“, was ihn schon lange auf der Seele brannte.

Daß er ein uneheliches Kind habe, daß er freisinnige Zeitungen lese, daß er den ganzen Sommer über Kornblumen im Knopfloche getragen und sich damit als „Deutschtümler“ gekennzeichnet habe.

Da tat Heinrich trotz seines Ärgers einen Lacher. „Die unschuldigen Blumen müssen auch noch herhalten! Sind sie vielleicht nicht von unserem Herrgott erschaffen? Warum ich die trag — und was ich les — und daß mir ein Kindlein lebt — das gehört wohl, denk ich, gar nicht hierher und geht auch kein' Menschen was an. Für mein Kind sorg ich; — jetzt kenn ich's, warum der Herr Pfarrer nimmer hat tarockieren wollen mit mir — warum er mich vor allen Leuten blamiert hat; aber ich bin deswegen nicht schlechter worden. Und weil ich drüber nichts mehr z'reden hab', so bin ich zu End'. Ich geh'!“

Da hielt ihn der Pfarrer zurück und lenkte ein: „Laßts reden mit euch! Versöhnt's euch! Wer sein' Feind nicht verzeiht, kann von keinem Priester absolviert werden. Ziehen's die Klag' zurück und vergleicht's euch!“

So lange redete er doch, bis folgender Entscheid getroffen wurde: Der Gstöttenbauer habe hier im Pfarrhofe sein Bedauern über seinen Irrtum auszusprechen. Heinrich möge dagegen seine Klage zurückziehen. An Entschädigung für versäumte Arbeit, Ärger und Verdruß sollen an Heinrich 6, an den Bäckersepp 3 Gulden vom Beleidiger ausgezahlt werden. (Sie hatten zuerst 10 und 5 Gulden verlangt.) Die unerquickliche Geschichte wurde viel herumgesprochen.

Heinrich hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn die Arbeit häufte sich. Und da sein Vater immer mühseliger wurde und nicht mehr viel leisten konnte, lag alles auf Heinrichs Schultern allein.

* * *

haben. Die Markscheine und Banknoten waren alle drin. Wer hätte auch unter dem Schnee etwas daran geändert?

Offenbar war die Brieftasche dem taumelnden Manne, als er bei seinem Nachbar ans Fenster gekloft hatte, beim Bücken oder beim Herausziehen der Hände aus den Taschen herausgefallen und dann von der stürzenden Lawine begraben worden.

„So sein wir froh, daß die Gschicht so gut ausgangen ist!“

Mit diesem Glückwunsche verließen die Nachbarn wieder das Haus.

Der Zufall wollte es, daß sie geradezu auf Heinrich stießen, der von seinem Gange heimkam.

Trotz alles Unschuldsgefühl ward diesem doch eine mächtige Last von der Seele genommen; einen lauten Juchzer tat er und lief mehr, als er ging, um seinem alten, fleißigen, sich grämenden Vater diese Freudenbotschaft zu bringen.

Darnach aber suchte er die kleine Mathilde auf, die das Geld im Schnee gefunden hatte.

„Dirndl“, sagte er, „mich gehts zwar nichts an, aber fragen muß ich dich doch, hat dir der Bauer schon ein Finderlohn geben?“

Mathilde verneinte.

„Den mußt' begehren, das ist dein Recht, das darfst nicht auslassen. Und von mir mußt' auch eine Kleinigkeit nehmen. Denn, sagen kann ichs nicht, wie leicht mirs ums Herz jetzt wieder ist. Da, schau!“ Er wollte dem Mädchen einige Münzen in die Hand drücken, aber dieses schloß die Fäuste und versteckte sie am Rücken.

„Fiel mir nicht ein“, sagte sie lachend, „hast eh ausgstanden gnug. Der Bauer mag zahlen, ich kann's brauchen, aber von dir nehm' ich kein Geld.“

„Aber ein' Kirta nimmst? Na, ich werd' schon schaun, daß ich was find, was dich freut!“

An diesem Abende war das allgemeine Gespräch in allen Wirts- und anderen Häusern natürlich nichts anderes als die glückliche Lösung des Rätsels.

Jedermann gönnte dem braven jungen Manne und dessen Begleiter die Genugtuung, die Stimmung gegen den Bauer aber, der so unbedacht eine schwere Beschuldigung ausgesprochen hatte, war eine grollende.

Es wurde auch die Frage aufgeworfen: „Was wird der Heinrich nun tun? Jetzt hat er beim Gericht geklagt. Wird er 's zurückziehen?“

Auch im Schusterhäusl selbst war des Zugangs der Nachbarn, des Beglückwünschens kein Ende. Und dort erfuhren es denn auch die Neugierigen, daß Heinrich nicht gewillt sei, den Fleck auf seiner Ehre zu dulden, ausgenommen, der Gegner bitte ihm öffentlich ab.

Diese Erklärung machte rasch die Runde im Dorfe und fand auch den Weg in den Pfarrhof.

gestanden. Wohl hatte es seinem Mannesstolze einen Stoß versetzt, als er sah, welchen Dank sein ehrliches Wollen erntete. Aber nach einer Weile sagte er sich, was sein Vater vom Anbeginne behauptet hatte: Sie war doch nicht die Rechte.

Seitdem der Alte, sein bester Freund und Berater, unter der Erde lag, war es ungemütlich und einsam geworden in der Wohnung. Längere Zeit hindurch hatte er versucht, allein zu wirtschaften, doch dabei stiegen ihm bald, wie er sich ausdrückte, „die Grausbirn auf“. Zu solchen Sachen gehört ein Weiberleut.

Er suchte also eine „alte Tuschen“ (damit die Leut' nichts zu plauschen hätten), die ihm das Nötigste an Waschen, Putzen und Kochen tagsüber besorgte. Es ging nun besser mit der Ordnung, aber die Sonne fehlte doch in seinem Dasein, eine Leere fühlte er, die weder seine Arbeit, noch der sonntägliche Verkehr mit Freunden, noch seine Lieblingserholung, das Lesen, ausfüllen konnte.

Darum reifte allmählich ein Entschluß in ihm, der Wandel in diesem trübseligen Dasein schaffen sollte.

Als wieder einmal der Lenz ins Land gezogen war, ging er über die waldigen Hügel südwärts und hatte nach zweistündigem Marsche sein Ziel erreicht.

Nie, seit die Nachricht von Angelinas Verheiratung zu ihm gedrungen war, hatte er diese wiedergesehen.

Sein Söhnchen hatte öfters zu ihm kommen müssen in Begleitung des Großvaters, und er hatte sich stets über dessen gute Entwicklung gefreut. Diese Besuche fanden niemals statt, ohne daß der alte Pfeifenschneider ein Klagelied darüber anhub, daß alles so ganz anders gekommen sei.

„Den Buben da“, sagte er stets, „den behalten wir Alten derweil — bei *ihr* würde er doch nur verwüst'.“

So hatten die Großeltern das Kind behalten und erzogen, nun aber, da beide gestorben waren, hatte der vierzehnjährige Knabe in das Haus seines Stiefvaters gemußt, wo über seine weitere Zukunft beraten werden sollte.

Gerade um diese Zeit war in Heinrich das Vorhaben gereift, sein Kind zu sich zu nehmen, ihm sein Handwerk zu lehren und ihm später das Häuslein zu vermachen.

Wie leicht erklärlich, stieß er weder bei der Mutter, noch bei deren Mann auf Widerstand.

Der kleine Heini war ein sehr überflüssiger Hausgenosse, der bitterlich an Heimweh litt nach dem freundlichen Hause und der liebevollen Behandlung der Großeltern, der allen im Wege war und es niemandem recht machen konnte.

Und wieder reifte das Korn dem Schnitte entgegen, wieder blühten die sattgefärbten, vielbesprochenen Kornblumen.

Angelina, die in Oberhüttl bei ihren Eltern lebte, wandelte mit ihrem Söhnlein durch die Felder und ließ sich unter einem Haselbusche nieder.

Sie war äußerlich nicht viel verändert und hätte, wie man sagt, „die ganze Geschichte ableugnen können“.

Wenigstens schien ihr Nachbar, der Binder, das zu finden, der ihr auf Schritt und Tritt nachlief.

Auch heute saß sie kaum eine Zeit im Schatten, als er schon neben ihr stand.

„Linerl, hast dir's überlegt?“

Keine Antwort.

„Was willst denn noch derwarten? Auf der Stell' heirat' ich dich, wenn du magst. Kennst nicht das Sprichwort vom Spatzen in der Hand? Auf dein' langhareten Kunten, mein' ich, darfst nicht allzuviel G'schatz haben. Hätt' er's so gut wie ich gemeint, wärst längst sein Weib. — Ich hab' dir's lang erzählt, was es für Gaudi geben hat mit ihm. Mit 'n Herrn Pfarrer hat er sich z'kriegt, weil er ein Mensch ohne Religion ist, ein Freigeist und ein Neidkragen ist er obendrein! Du hast's nicht glaubt, aber es ist so. — Und was ich g'hört hab', er soll eh schon wieder eine andere Bandlerei haben. Dasselb' Dirndl, die des Bauern Brieftaschen g'funden hat, steckt ihm im Kopf. Ein seiden's Tüchel hat er ihr am Kirta kauft — hat's das not für ein' Mann, der eh schon sein Teil wüßt?“

Dieser Trumpf blieb nicht ohne Wirkung.

Von der überschwänglichen Schwärmerei war ohnedies schon lange nichts mehr vorhanden. Die war versprüht und verglüht wie eine Rakete, und die längere Trennung hatte das ihre getan.

Wäre kein anderer Freier gekommen, dann selbstverständlich, wäre ihr Heinrich hoch erwünscht gewesen, so aber gab sie dem fortwährenden Drängen nach und entschloß sich, des Binders Werbung anzunehmen.

Zwar stieß sie hierbei auf heftigen Widerstand bei ihren Eltern. Aber ihre vorgebrachten Gründe und Vorstellungen mußten doch Überzeugungskraft haben, denn noch im selben Sommer wurde die Hochheit gehalten.

* * *

Seitdem sind dreizehn Jahre vergangen. In der Werkstatt des Jaglschusterhäusls arbeitete Heinrich allein.

Er war unvermählt geblieben; nicht gerade aus Kränkung über Angelinas Untreue, dazu war sie ihm innerlich doch zu wenig nahe-

„Na, Heini", sagte er und streichelte ihm die heißen Wangen, „was meinst, werden wir uns vertragen mögen?"

Heini, dessen Wangenrot sich hierbei noch vertieft hatte, nickte schnell und eifrig und küßte des Vaters kosende Hand.

Am Heimwege wurde das schweigsame Kind vertrauter und plauderte.

Beiden wurde warm ums Herz.

Und endlich daheim angekommen, wartete ihrer eine freundliche Überraschung.

Die alte Hauserin hatte einen „Schedel" gebacken und denselben zum Empfange des neuen Hausgenossen auf den festlich gedeckten Tisch gestellt, rechts und links davon zwei blühende Geranienstöcke.

Nun trug sie das sonst nur an Feiertagen gebrauchte Kaffeegeschirr auf und bewirtete die Marschmüden.

Das war ein fröhliches Mahl, ein stilles, aber erwartungsvolles Blicken in die Zukunft!

Heinrich war nicht mehr einsam — das Kind nicht mehr überflüssig! Und am Ende heiratet er noch die brave Mathilde? Er steht darob in „Verdacht".

Der Geistesblitz.

Von **Hans Ludwig.**

Seine Kameraden nannten Ladislaus „verschlossen", die Vorgesetzten bezeichneten ihn als „beschränkt" und andere Leute hießen ihn einfach „dumm".

Ich weiß nicht, ich hielt Ladislaus Schwapski nie für so arg dumm, daß er schreien müßte, wenn Blödsinn weh täte — aber dafür kann ich auch jetzt nicht in die Lobeshymnen auf seine Genialität einstimmen.

Und das kam so: Schwapski ist Gutsbesitzer in Galizien — böse Zungen behaupten, mehr „gut" als „Besitzer" — ist Weiberfreund — dem sich auch die Weiber gerne anfreunden, ist Pferdekenner, und die Roßtäuscher fürchten ihn, ist ein famoser Kamerad, der gern sein Portemonnaie zur Verfügung stellt — schade, daß es immer leer ist. Ja, richtig: Ulanenoberleutnant ist der schöne Ladislaus auch, und irgendeiner Protektion verdankt er es, daß man ihn dem Kriegsministerium zuteilte, seitdem nennt er Wien seine „dritte Heimat" — Galizien gilt ihm als erste, seine Garnison in Ungarn als zweite — und er bemüht sich, diese dritte Heimat kennen zu lernen und legt das Hauptgewicht darauf, die verschiedenen Unterhaltungslokale selbst und

„Von heut' ab", sagte Heinrich, „ist er in meiner Sorg' und Pfleg', ihr braucht euch nicht mehr umzuschauen. Richt's ihm nur z'samm sein Binkerl — und wenn er nichts hat, soll er geh'n, wie er liegt und steht, ist ein Ding."

Er suchte das Beisammensein, das allen ziemlich peinlich war, abzukürzen.

Da waren Angelina und ihr Mann enteilt, um die Habe des Kindes zusammenzusuchen.

Nun hatte Heinrich Muße, sich im Zimmer umzusehen. Es war nichts Erfreuliches, was er erblickte.

Haufen von liederlich gewaschener Wäsche lagen auf Betten und Bänken umher, gebrauchtes Geschirr und Gerät stand und lag in allen Winkeln, auf dem schlecht gekehrten Fußboden saßen und krochen einige unsaubere Kinder.

Die Mahnung seines Vaters fiel ihm ein: Auswendig hui, einwendig pfui!

Der Anblick, welchen die zurückkehrende Hausfrau bot, zeigte, daß sie es nun auch nicht mehr der Mühe wert hielt, auf das „Auswendige" viel Wert zu legen. Ihr Haar und Anzug war ungeordnet, ihre ganze Erscheinung so sehr verblüht und gealtert, daß das frische rosige Ding von ehemals nicht wieder zu erkennen war.

„Da bring' ich vorerst das G'wand. Das andere mußt halt holen lassen! Eine Truhe hat er vom Vater und Leinwanden drin von der Mutter. Da mußt ein Fuhrwerk schicken oder es ladt euch's wer auf."

„Schon recht! Bub, geh'n wir! B'hüt Gott beinand!"

Nun weinte Angelina wirklich und wahrhaftig, als sie sah, wie schnell Heini sein Hütlein aufstülpte und mit dem „Binkerl" in der Hand hoffnungsfroh dem ungastlichen Mutterhause den Rücken kehrte.

Doch die Zeiten waren vorüber, da diese billigen Tränen Eindruck auf Heinrichs Gemüt gemacht hatten. Er wußte, mit dem Austritte des Knaben fiel allen Binderleuten doch nur eine Last vom Halse.

Ein befreiender Atemzug hob Heinrichs Brust, als er im Freien war. Er hastete vorwärts und achtete anfangs kaum des schüchternen Knaben, der hinter ihm herlief.

Auf dem Gipfel des Hügels endlich machte er Halt und blickte zurück auf die Stätte, wo sein ehemaliges Liebchen weilte. Es hatte eine Zeit gegeben, da er sein „Glück" verloren glaubte durch die Treulosigkeit der Geliebten. Jetzt — sagte er nichts als: „Gottlob und Dank!"

Da fiel sein Blick auf das blonde Bürschlein, das fragend und erwartungsvoll zu ihm aufblickte. Der war sein Ebenbild im Äußeren — wollte Gott, er wär's auch in der Gesinnung!

Der Hauptmann wartete auf die alarmierende Wirkung seiner Mitteilung . . . er wartete lange . . . unser Ulan stützte den Kopf in beide Hände und strich den linierten Scheitel im schwarzen Haar zurecht . . . schließlich sagte er gähnend: „Wo liegt Swranicze?“

Nur gedämpft klang darauf aus der Antwort die Empörung über diese Unwissenheit: „Weißt, mein Lieber, in Rußland, knapp an der Grenze . . . Seite 234 bis 247 ist's genau beschrieben, strategisch eminent wichtiger Punkt, infam gefährliche Fortifikation für uns . . . daß wir davon wissen, macht die Sauce nicht besser, ihre Geschütze bestreichen von dort unser ganzes Operationsfeld . . . Himmelherrgottsakrament, wenn man den Ausbau hindern könnte.“

Ladislaus riß die dunkeln Samtaugen auf, und um kein Mißverhältnis zu schaffen, den Mund auch: „Na — a . . . hintertreibt es halt!“

„Herr Oberleutnant“, stammelte der Hauptmann halb dienstgemäß; damit begnügte er sich und verließ ihn voll Verachtung . . . eine Borniertheit, dieses ‚na — a, hintertreibt es halt‘ — eine Frechheit. Wie der Idiot sich das vorstellt?!

Ladislaus von Schwapski suchte in allen zur Verfügung stehenden Büchern — es waren meist Romane aus dem Budapester Verlag — die Seiten 234 bis 247 ab . . . meist knüpfte dort irgendeiner mit irgendeiner irgendein Techtel-Mechtel an . . . von Strategie oder ähnlichem keine Spur . . . aufseufzend sank der „Strebsame“ in seinen Sessel zurück, zog die minutiös gefalteten Beinkleider ein Stück herauf, fixierte seine Lackschuhe und rauchte eine Zigarette mit Goldmundstück . . . und sann . . . „na . . . wird doch nicht so schwer sein“ . . . so sann er . . . und immer dasselbe sann er . . .

Als er mit diesem Sinnen zu Ende war, sann er aufs neue . . . lang . . . lang . . .

Ladislaus liebte die Eile nie und nirgends . . .

Ungefähr bei der zehnten Zigarette begann Schwapski das Selbstgespräch: „Dummer Hauptmann . . . liegt auf der Hand . . . auf der Hand, dummer Hauptmann . . . Infanterist!“ Das letzte Wort war nur mehr ein verächtliches Knirschen . . .

Dann ergriff er die Feder . . . und legte sie wieder hin, um Rock und Manschetten abzulegen, nur im Übereifer hatte er diese übliche Vorbereitung für seine geistige Tätigkeit vergessen . . . nahm abermals die Feder auf, tauchte sie ins Tintenfaß, tief — tief, bis die Tinte über die glänzend polierten Fingernägel floß — und schrieb!

Immer größer und größer wachsende Buchstaben jagten einander in Zeilen gegen die rechte obere Ecke des Papiers . . .

„Aah . . .“ Ladislaus von Schwapski lehnte ermüdet im Lehnstuhl und legte die Beine auf den Tisch. In dieser nicht ungewöhnlichen

gerade in dunkelster Nacht mit unnachahmlicher Sicherheit zu finden. Man sagt Ladislaus bei diesem Fährtesuchen große Geschicklichkeit nach, er aber weist jede Anerkennung mit den lapidaren Worten zurück: „Ich riech' die Variétés auf'n Kilometer!" Große Fortschritte wiesen seine Kenntnisse der „Wiener Sprache" auf, ohne den angeborenen oder den Garnisons-Jargon zu vernachlässigen.

Keinen mit den merkwürdigen Eigenheiten der menschlichen Natur Vertrauten wird es wundernehmen, daß Schwapski den Tag nach den dem Interesse der Wegkunde gewidmeten Exkursionen mehr verschlafen als wach im Amte saß und melancholisch den Zeiger der Uhr bis zum Ende der Kanzleizeit verfolgte . . . Die wenigen von ihm gelieferten Schreib- und Abschreibarbeiten ernteten nicht das Lob verständnisloser Vorgesetzter, welche die österreichische Orthographie beherrschten und jedes „zu" mit „cz" am Anfange beanständeten.

In diese Stimmung fiel das „Ereignis"!

Schon seit Tagen steckten die Herren im Kriegsministerium die Köpfe zusammen und tuschelten, schon seit Tagen erschien in den geheimen — nicht in den geheimsten — Räumen der höchsten Spitzen dieser Behörde ein fremd aussehender Mann, den alle halb verächtlich, halb neugierig anstarrten, und trug seinen mächtigen, russisch frisierten Schädel wie die eckigen Backenknochen ungeniert zur Schau.

Schwapski merkte nichts davon, nichts vom verdächtigen Russen, nichts vom Getuschel, er dachte gespannt an die Konstruktion einer Zigarette ohne Deckblatt, ohne Papier . . .

Wen reizte nicht dieses Problem?!

„Ulan, was denkst du davon?" fragte endlich der dicke Hauptmann vom Zimmer 367, „was ist da zu machen?"

Als Ladislaus merkte, daß mit dieser Frage nicht seine Zigarettenidee gemeint war, dachte er zuerst nichts, dann, daß es sich um seine Schulden handle, schließlich ließ er sich die Vorgeschichte der Frage vom dicken Hauptmann erzählen — um darüber denken zu können.

„Weißt Schwapski, das ist so!" sagte der Dreigesternte, „dieser russische Ingenieur . . ."

„Welcher russische Ingenieur?"

„Na, weißt, der schon seit Mittwoch hier herumlungert und seine Geheimnisse verkauft . . ."

„Mir zahlt niemand etwas für meine Geheimnisse", philosophierte Ladislaus und suchte gespannt zuzuhören. Es ist nicht leicht, zuzuhören, mancher lernt es niemals!

„Der russische Ingenieur — bitte strengste, allerstrengste Verschwiegenheit! — hat uns die Pläne der neuen Befestigungen von Swranicze verkauft!!"

„Aber meine Herren, Rußland wird doch nicht so dumm sein, wo wir alles wissen, die Befestigungen doch anzulegen, müßte doch ganz dumm sein . . .! Der dicke Hauptmann, weiß Gott wie er heißt, Infanterist ist er, im Zimmer 367 sitzt er, wollte absolut den Plan zerstören . . . hab ich mir gedacht: machst du!"

Diese „Herren" in Uniform am grünen Tisch verzogen die bis zum Rücken reichenden Stirnen zu krausen Falten; sonst sagten sie nichts. Schwapski, vom Dienst suspendiert, brachte, abgesehen von den kurzen Verhören, jetzt auch den Tag in den Vergnügungslokalen zu und erzielte derart bewunderungswürdige Fortschritte im „Fährtensuchen", daß er die Variétés schon auf ein und einen halben Kilometer roch.

Er galt als toter Mann!

Aber — wenn die Toten erwachen . . . Und das Ende vom Liede? Ein glänzender Freispruch — denn Rußland baute wirklich die Fortifikationen nicht . . . ja, wenn Österreich sie kennt', mag man dort gedacht haben . . . vielleicht hat man auch nichts gedacht, denn wenn man kein Geld hat, braucht sich wirklich niemand den Kopf darüber zu zerbrechen, wie er es ausgeben könnte.

Ladislaus von Schwapski figurierte als Held des Tages, seine „Tatkraft, Entschlossenheit und Umsicht" fand jubelnden Beifall und manchen Vergleich mit Nelsons ebenbürtigen Eigenschaften — nur einige Menschen, gerade einflußreiche Persönlichkeiten meinten neidisch, diese Tugenden seien in einen so fix funktionierenden Mechanismus, wie die Armee einer ist, mehr als überflüssig . . . und damit auch Ladislaus . . . immer nach der Ansicht dieser Persönlichkeiten . . .

Dafür leckte die Diplomatie mit ihren Doppelzungen nach ihm . . . mit Erfolg!

*
* *

Seitdem verflossen Jahre.

Ladislaus von Schwapski heißt heute Baron Schwapski und studiert als gefeierter Vertreter der Doppelmonarchie in seiner „vierten Heimat" in Südamerika den nächtlichen Situationsplan schöner, unterhaltender, fremder Städte.

Er riecht „sie" jetzt schon auf zwei Kilometer! Seine Frau, die millionenschwere Aglaia, geborene Prinzessin Kranska-Kranskaja, läßt sich in Wien den Hof machen; Ladislaus bezieht von ihr eine stattliche Rente und ist gar nicht eifersüchtig.

Nur „Geistesblitz" hat er keinen mehr gehabt.

Stellung überprüften die verschlafenen Ulanenaugen das Elaborat und blinzelten mehrmals recht befriedigt . . .

Kuvertieren, adressieren . . . nochmals die Buchstabenjagd in die rechte Ecke . . . Abschicken des Briefes . . . Man hat sich über die merkwürdige Raschheit zu wundern.

Schon am nächsten Morgen liefen die Reichskriegsministeriellen in den Gängen umher, wiesen verstört murmelnd auf einen Zeitungsartikel und dukten die Köpfe wie aus Furcht vor einem Blitzschlag von oben.

Ladislaus las in seinem Kämmerlein stillvergnügt: „Wie wir aus wohlinformierter Quelle erfahren, beabsichtigt Rußland an unserer Grenze bei dem selbst in Laienkreisen wegen seiner militärischen Bedeutung allbekannten Orte Swranicze eine Befestigung anzulegen, die uns in einem, allerdings weder wünschenswerten noch zu erwartenden Kriege mit obgenanntem Nachbarstaate große Gefahr hätte bringen können, wären nicht unsere vorzüglichen Informationen imstande gewesen, durch Kenntnisnahme von dem Projekte von uns jede Gefahr zu beseitigen, denn derartige Anlagen, wenn man sie — wie in diesem Falle — genau kennt, büßen dadurch ihre Bedeutsamkeit für alle beteiligten Faktoren ein."

Die Worte allerdings, welche Herr von Schwapski gestern im Schweiße seines Angesichtes niedergeschrieben hatte, standen zwar nicht da gedruckt, aber deren Sinn war vom Tintenkuli genau wiedergegeben worden.

„Indiskretion", hauchten die Offiziere und blickten einander mißtrauisch an; „Schlamperei", urteilten die sachkundigen Diener; „Verrat", sprach akzentuiert der Minister.

Wenige Tage genügten, daß die Notiz eine glossierte Runde durch alle Blätter Europas machte — in Rußland verfiel sie der Zensur und kam so der Zaritzenregierung zu Ohren. Im Reichskriegsministerium wütete „es"; Schwapski kümmerte sich nicht darum . . . aber plötzlich, nach reiflichstem Überlegen, erschien der dicke Hauptmann sehr reserviert, sehr feierlich bei ihm, sogar die Knöpfe des Waffenrockes über dem Bauche waren geschlossen: „Herr Oberleutnant!"

„Herr Hauptmann?!"

„Herr Oberleutnant, wer hat die bewußte Notiz geschrieben?"

„Ich natürlich, Sie . . ." Den „Infanteristen" schluckte Ladislaus hinunter und verkutzte sich.

* * *

Der Anfang des Liedes: Die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen den Ulanen! Der ewige wiederkehrende Refrain der Melodie, vorgetragen von Ladislaus mit Sprachanklängen aus seiner zweiten Heimat:

höre keinen Kothurn, wenn er auftritt. Hat denn der Anzengruber richtige Kothurne an den Füßen?

Aristophanes: Lassen Sie gut sein, Meister; Sie sind heute ein bißchen schlecht bei Gehör. Den Kothurn schnallen jetzt nur noch die Schuljungen auf ihren Ranzen, wie die Handwerksburschen andere alte Stiefel. Sie müssen nicht so altmodisch sein! Wie Sie jung waren, haben Sie auch mitunter den Kothurn abgeschnallt. Im Kothurn ist schlecht fensterln. Wissen sie noch, am Abend nach der Schlacht bei Marathon ...

Aischylos (leicht drohend, während seine Augen aufleuchten): Du Schlingel!

Schiller: Überlegt nicht lange, ihr Herren. Ihr wißt, wie sie jetzt gerade dort unten über mich streiten. Ich sage euch, alle Statuen, die sie mir erst vor dreißig Jahren gesetzt haben, sind ins Wackeln geraten. Kerls, die dicke Bücher über mich schreiben, salvieren sich vorerst. Und ich habe es doch so gut gemeint! Shakespeare, Goethe, ihr habt's leicht gehabt! Was wißt ihr von meiner Arbeit, von meinen Qualen, von meiner Sehnsucht! Diese tödliche Sehnsucht! Hier herauf! So ist's auch dem Anzengruber gegangen! Und so wie er hat mich keiner wieder verstanden, keiner hat mich so geliebt. Es war auch einer der herauf wollte, wenn er auch einen anderen Weg nahm! Laßt ihn nicht warten.

Goethe: Ich muß Ihnen doch zu bedenken geben, lieber Freund, daß der Kandidat sich fast immer einer Mundart bedient hat, welche für die höchsten Aufgaben der Poesie zwar einige Verwendung finden kann, welche aber doch ...

Schiller: Potz Blitz, Sie und ich, lieber Goethe, sind just auch nicht unter den Linden geboren! Verzeihung! Aber Sie sind unser Vorsitzender und sollten durch Ihren feierlichen Ton einen so schönen Vorschlag nicht stören. Klassisch hin, klassisch her! Denken Sie an ihre Jugend. Denken Sie an Ihre Mutter! Frau Rat hätte nicht lange gefackelt und den Anzengruber freundlich aufgenommen!

Goethe (Schiller die Hand reichend): Ich danke Ihnen. Bleiben sie neben mir sitzen. Eigentlich bin ich ja selbst für Ihren Antrag. Ich weiß nur nicht, was mich schlechter Stimmung macht, was mich beengt.

Schiller: Ihr Hoffrack, lieber Goethe. Ziehen Sie ihn aus und präsidieren Sie ein bißchen in Hemdärmeln. Dann wird uns allen wohler werden.

Goethe: Es müssen nicht gleich Hemdärmel sein. (Knüpft den Frack auf und lüpft die Halsbinde.) Hm, ja, ein ganzer Kerl ist der Anzengruber.

Raimund: Laßt ihn ein! (Zu Goethe.) Schauen's Euer Gnaden, die geringen Leut' wollen doch auch ihre klassischen Dichter haben. Wie der Anzengruber geboren ist, da ist schon eine wunderschöne Fee mit

Ludwig Anzengruber bei den Unsterblichen.

Von **Fritz Mauthner.***)

Kleist: Zur Sache!

Goethe (mißbilligend): Da wir zunächst in stattlicher Anzahl erfreulich beisammen scheinen, so möge das Angefangene fördersamst sich vollenden. Die Freunde Sophokles, Schiller und Raimund haben schriftlich und ziemlich den Antrag eingereicht, den auf Erden verstorbenen Theaterdichter Ludwig Anzengruber in unsere Schar aufzunehmen. Wenn zu so bedeutender Angelegenheit einer oder der andere freundlich das Wort ergreifen mag, so sei ihm das gestattet.

Viktor Hugo: Ich protestiere im Namen der Menschheit, deren Sprecher ich bin. Wir vertreten hier die dramatische Literatur der Welt, das heißt Frankreichs und der Übersetzungsländer. Schon der Name dieses Kandidaten klingt teutonisch, also barbarisch. Ich will mir meine französische Zunge nicht zerbrechen. Die Konsonanten sind die Kanonen der Sprache; ich liebe den Frieden und hasse die Konsonanten. Wir haben uns an viel gewöhnen müssen, sogar an Mr. Grillparzer. Aber unsere Geduld ist erschöpft, und der Name An—zen—gru—ber . . .

Moliere: Setz dich nieder, Landsmann. Sie schmeißen dich sonst hinaus, wie sie Racine und Corneille auch schon beinahe hinausgeschmissen haben.

Sophokles: Einfach und groß, wahrhaft und gut, so möchte ich die Dichtung, so ist sie schön. Es starben die Götter des griechischen Landes, verklungen ist längst, was zumeist ich geliebt: meine heilige Sprache. Ich klage nicht. Lächelnd lausch ich dem Völkertreiben zweitausend Jahre und drüber. Selten nur hörte ich den Klang der Muttersprache wieder. Doch als du geboren wardst, Shakespeare, und du mein lieber Goethe, da vernahm ich durch die Stille unseres Himmels etwas, wie das Jauchzen des großen Pan. Andere Götter, andere Töne, und doch war's wie ein Gruß aus der Heimat. Auch der Dichter, den ich euch nach Rücksprache mit meinem jugendlichen Liebling Schiller und dem wunderhaften Raimund aufzunehmen bitte — verzeiht, auch mir fällt der Name schwer — ist mir so vertraut, als spräche er griechisch.

Aischylos: Vorsicht, Kinder! Wir wollen gehorsam erst ein Orakel befragen. Es soll ja jetzt vielerlei Orakel geben. Ich warne vor dem Anzengruber. Ins Theater kann ich ja nicht mehr gehen, ich bin leider alt geworden; aber seine Bücher riechen nicht fromm, und dann — ich

---

*) „Totengespräche" von Fritz Mauthner. (Karl Schnabel, Axel Junckers Buchhandlung, Berlin.)

Er hat seine Titanenfaust drohend erhoben gegen den alten Glauben, und ich fürchte, ich fürchte . . .

Hugo: Und ich sage: veto! Er oder ich. Tag oder Nacht. Wählt! Ich stelle die Kabinettsfrage.

Alle: Gott sei Dank. (Anzengruber wird mit allen gegen zwei Stimmen aufgenommen.)

Goethe: Schiller wird so freundlich sein, unsern Bruder Anzengruber herein zu nötigen. (Schiller ab.) Und Sie, lieber Hugo, sind wohl so hilfreich und edel, Platz zu machen. Sie haben die Kabinettsfrage gestellt, Sie müssen gehen. Es ist Ehrensache geworden.

Alle: Es ist Ehrensache!

Hugo: Warum vollzieht ihr euern gotteslästerlichen Ostrazismus nicht gegen Aischylos? Auch er war gegen diesen Eindringling. Er war der erste Dramatiker, ich bin es auch. (Auf eine gebieterische Handbewegung Goethes verläßt Viktor Hugo mit den Rufe: „Cambronne!" den Saal.)

Schiller (an der Tür zum Schatten Anzengrubers): Tritt ein, mein lieber, lieber Bruder! (Der Schatten beugt seinen steifen Nacken langsam, um Schillers Hand zu küssen.) Du bischt verrückt!

Der Schatten: Du? So sprichst du zu mir? Und du erkennst mich an? Gelt, auf den Kopf gefallen war ich nicht?

Alle: Willkommen! (Goethe besorgt die Vorstellung.)

Der Schatten: Ich bin wirklich bei euch? Nicht mehr zu leben und Shakespeare zu sehen! Na, vergelts Gott, Herr von Goethe, ich will Sie von jetzt ab auch recht gern haben.

Raimund: Grüß Gott! Steht Wien noch auf dem alten, schönen Fleck?

Der Schatten: Grüß Gott, du, du! Es steht noch da und ist schön, daß es einem fast leid tun könnt' . . .

Grillparzer: Daß ich nur frag': wie sind denn bei uns jetzt die politischen Verhältnisse?

Der Schatten: Immer das alte Gfrett.

Goethe: Da Sie eben rüstig von der Erde zu uns heraufkommen, werden Sie uns wohl gern durch bedeutende Mitteilungen über das Theaterwesen dieser Tage heiter belehren können. Es scheint ja, daß wir gesiegt haben, daß man sich nur noch von den Edelsten erfreuen läßt? Ist denn nicht so?

Der Schatten: Ach, du mein Gott, Herr von Goethe! Das ist alles nur Sand in die Augen. An Jubeltagen oder mit einer sündhaften Ausstattung, da werden die Klassiker gespielt. Was aber den Leuten am besten gefällt, das ist kein Stück von euch — darf ich wirklich von uns sagen?

einem griechischen Namen an der Wiegen gestanden und hat ihn zu einem großen hochdeutschen Hofburgpoeten machen wollen. Da ist aber meine alte Fee Cheristane die draußen zwischen Gebirg und Vorstadt wohnt, dazu gekommen, hat der noblen Göttin einen Schubser gegeben, und hat bittenderweis' gesagt: „Laß mir den da für die geringen Leut'!" Laßt ihn ein! Und wenn nicht Sessel genug da sind, so will ich selber stehen. Oder wir werfen lieber gleich den Hugo hinaus, den zuwidern Patron.

Hugo: Frankreich ist die Krone der Schöpfung, und ich bin ein Franzose. Die Poesie ist göttlich, und ich bin der erste Dichter. Raymond hat also zugleich eine Majestätsbeleidigung und eine Gotteslästerung ausgestoßen. Richten wir Ihn! Er ist gerichtet.

Goethe (nach einem leisen Klingelzeichen): Wünscht noch jemand das Wort?

Lessing: Dieser Anzengruber hat die Pfaffen tapfer geärgert. Das kann freilich jeder Narr. Aber er hat es wie ein Großer getan, hat nicht geschimpft, vielmehr gelacht. Bei ihm kam aller Zorn aus der Fülle von Liebe. Meine Stimme hat er, wenn es anders nicht ein Unsinn ist, über die Unsterblichkeit eines Dichters die Majorität entscheiden zu lassen.

Calderon: Obzwar ich selbst an dieser Stelle vor dem Herrn Inquisitor mich nicht völlig sicher fühle, obzwar ich nicht deutsch verstehe — gelobt sei Gott! daß wir Spanier nicht das letzte Wort im Drama behalten haben. Dieser Anzengruber hat wohl den heiligen Vater bekämpft; aber so schön wie nur ein Katholik es kann. Her mit ihm!

Shakespeare: Der Fluch unserer alten Menschlichkeit, daß wir eine Gesellschaft zu bilden suchen, die wir zeitlebens allein waren. Wer einsam stand, gehört in unsern Kreis. Er soll herein.

Kleist (mit einem bösen Blick auf Goethe): Ein Deutscher, ein Dichter, ein Held. Ich möchte ihn wohl umarmen, wenn Herr von Goethe es gestattete.

Moliere: Er ist zu stolz, um anzuklopfen. Um so lauter müssen wir „herein" rufen.

Grillparzer: Na ja. Nu, nu, er war halt ein Österreicher. Freut mich recht sehr, daß uns soviel Ehre widerfährt. Aber er soll nur nicht von Politik reden. Ich will mich wenigstens nach dem Tode nicht mehr ärgern.

Aristophanes: Mich braucht ihr nicht erst zu fragen. Endlich wieder einmal einer, der lachen konnte wie ein Kind und wie ein Riese. Die meisten Menschen lachen, wenn sie gemein sind. Ich sehne mich nach seinem Göttergelächter.

Aischylos: Kinder, ich warne euch; er rüttelte an den Altären des Zeus, und die Priester der Erde jubelten bei der Kunde seines Todes.

Sommerkurorte muß man im Frühjahre besuchen, solange der Trubel der Hochsaison noch nicht wirbelt. Da ist noch alles frei und rein und heimlich. So bin ich eines Tages in Schwarzach aus dem Eilzug gestiegen und auf der neuen Bahn emporgefahren ins Hochgebirge. Zuerst steigt sie entlang der Hauptstrecke in der Salzachschlucht sachte links den Hang hinan, jetzt über Viadukte, jetzt durch Tunnels. Einmal zwischen zwei Tunnels ist eine hohe Brücke, unter der die Gasteiner Ache niederbraust, die unten bei Lend den bekannten Wasserfall bildet. Solcher Wasserfall ist das einzige, was der Ortschaft Lend, diesem alten Tore zum weltberühmten Kurort, von Gastein übrig geblieben ist. Die von Schwarzach ausbiegende Tauernbahn hat ihr alles genommen. Die alte Straße, die von Lend steil ansteigt und dann durch das Hochtal eben dahinzieht und die vor einem Jahre noch von allen möglichen Fuhrwerken und Verkehrsmitteln geradezu wie ein Jahrmarkt gewimmelt hat, ist jetzt verlassen und öde. Das Gasteinertal ist sechs Fußstunden lang und sein Endpunkt Böckstein liegt 1127 Meter hoch, um ungefähr 500 Meter höher, als sein Eingang bei Lend.

In den Tauern kommen häufig Stufentäler vor. An sich ganz ebene Täler, die aber plötzlich von steilen Abfällen durchbrochen sind, an denen die Wasser in schäumenden Fällen niederstürzen und an denen die Straße steil oder in Seitenwindungen hinanstrebt. Das Gasteinertal ist auch so. Bei Lend im Salzachtal steigt es in einer solchen wilden Stufe an und geht südwärts ins Hochgebirge hinein. Auf der Höhe dieser Stufe, bei der Station Klamstein, trifft die Eisenbahn zur alten Straße und geht in freundlichem Stolze des Siegers neben ihr und dem hier so sanftmütigen Flusse dahin. Das Tal ist ziemlich breit und tischeben. Zuerst kommt an einer Seitenschlucht gelegen Dorfgastein, ein ärmlicher Hirtenweiler mit den braunen Holzhäusern, deren flache Dächer mit Steinen beschwert sind, wie die ländlichen Bauten des ganzen Gaues. Ein paar Stunden weiterhin kommt der stattliche Ort Hofgastein und wieder nach ein paar Fußstunden Badgastein. Dieses hängt an der zweiten Stufe, hinter welcher das ebene Tal, wieder um 200 Meter höher, sich noch eine Stunde weiterzieht. Wo es abschließt steht der kleine schöne Ort Böckstein. Hier erheben sich zwei Hochgebirgsschluchten, die in kahle Steinwüsten und Gletscher führen. Durch die Schlucht rechter Hand führt der Saumsteig über das in hoher Einsamkeit gelegene Naßfeld und den Tauernpaß nach Mallnitz in Kärnten. Durch die Schlucht linker Hand muß die Eisenbahn, an der hier emsig gebaut wird, zum großen Tunnel gelangen, der das wilde Tauerngebirge durchbricht. An beiden Seiten des sechs Stunden langen Gasteintales steile Bergzüge, im Tauernstil möchte ich sagen. An und an grüne Almmatten, von vereinzelten Baumbeständen unterbrochen. In den Mulden

Goethe: Woran denn sonst vergnügen sich die guten Menschen?

Der Schatten: An allerlei Possen, die sich auch Schauspiele oder Lustspiele nennen; immer treten da Menschen aus hohen und niederen Ständen auf und sprechen von Tagesfragen und von Gefühlen, und vollführen einige Mißverständnisse, bis nach drei Stunden der Hans die Grete kriegt. Die Zuhörer finden es geistvoll; aber es ist dumm.

Schiller (zu Goethe): Das ist Kotzebue.

Der Schatten: Jawohl aber er schreibt jetzt unter verschiedenen Namen.

Sophokles: Ihr habt genug Irdisches gesprochen. Laßt! Dieser Kotzebue mag auf Erden unsterblich sein. Wir sind es hier. Sag' mal, Anzengruber, da ich den Namen nun endlich behalten will: weißt du auch, daß der Kampf um ein ehrliches Begräbnis, den dein Wurzelsepp führt, eigentlich meiner Antigone entnommen ist?

Aristophanes: Nur nicht fachsimpeln! Teilt die Sache den lebenden Kotzebues mit; sie werden aus Wurzelsepp und Antigone ein Paar machen. (Alle lachen.)

Der Schatten: Wenn meine lieben Freunde wüßten, wo ich bin, sie würden nicht trauern.

An lebendigen Wassern.

Ein Wanderbericht aus Gastein von **Peter Rosegger.**

Unter einer solchen Orgelbegleitung habe ich mein Lebtag noch kein Lied gesungen als heute. Mitten in starrer Wildnis steht ein Palast, in dem ich wohne und vor meinen Fenstern donnert in schweren, schneeweißen Wuchten die Ache nieder in den Abgrund. Im ganzen Tal widerhallt ihr Brausen. Seit vierzig Jahren die Alpen nach allen Richtungen hin und her, auf und ab durchwandernd, bin ich gestern abends das erstemal nach Gastein gekommen. In jüngeren Jahren weicht man den Kurorten aus, besonders den vornehmen, und kehrt in den alten bäuerlichen Einkehrhäusern oder in den steinbelasteten Almhütten zu. Behäbiger geworden, war dieses uralte Wildbad schwer und nur kostspielig erreichbar. Aber es kam die Zeit, da man in Hinblick auf das beflügelte Rad fast goethemäßig singen kann: „Das ewig Scheibliche zieht uns hinan.“ Im Spätherbst des vorigen Jahres ist von der Eisenbahnstation Schwarzach im Pinsgau die Strecke der neuen Tauernbahn, vorläufig bis Gastein, eröffnet worden. In zwei Jahren will sie die hohen Tauern überschreiten, um nach Kärnten abzusteigen zur Südbahn.

schlucht niederbrandet. „Leider ist kein Zimmer mehr frei", hatte der Kellner gesagt, „als im dritten Stock ein wasserseitiges". Die wasserseitigen pflegen übrig zu bleiben, es kann dort ja kein Mensch schlafen. Muß man sich doch überall mit Doppelfenstern schützen vor diesem Getöse, und muß man an einzelnen Stellen die ragenden Häuser mit hohen Bretterwänden schützen vor dem grauen Staube, der aus den Stürzen der Ache heranfliegt! — Nun, ich hatte endlich wieder einmal mein Ideal: Den Wildbach. Und was für einen. Vom Schlafen bei mir im fremden Zimmer kann ja ohnehin keine Rede sein; es wäre nur, daß dieses schmetternde Wiegenlied der Mutter Natur mich in den Schlummer sänge. Und siehe, in der Nacht, da kamen die Ewigkeiten. Die Pharaonen bauen ihre Pyramiden und hier in nordischer Wildnis braust zur selben Zeit der Wasserfall. Moses bringt vom Berg Sinai die Gesetztafeln und hier braust der Wasserfall. Perikles regiert Griechenland und hier braust der Wasserfall. Zu Betlehem gebärt in einer Nacht Maria aus Nazareth ein Kind und hier in urteutonischer Wildnis braust der Wasserfall. Und so braust er heute, braust zu dieser Stunde. Der Mensch hat eine Stadt in der Schlucht angebaut und rollt stolz auf eiserner Straße daher; wehe ihm aber, wenn er dem rasenden Wildstrom in allzugroße Nähe kommt, oder wenn der Strom von den Wettern trinkt! Vor wenigen Jahren war Gastein eines Tages in Gefahr, von seiner Ache vernichtet zu werden. Wer weiß, wie es unseren Nachkommen ergehen wird in den künftigen Jahrhunderten, Jahrtausenden! Die Ache aber wird rauschen, wie sie heute rauscht und wie sie zur Zeit der Pharaonen gerauscht hat.

Nebst diesem ewigen Wasser hat Gastein noch ein anderes, ein heilsames, heiliges Wasser — seine warme Therme. Aus unterschiedlichen Quellen täglich dreißigtausend Hektoliter Heilwasser, das eine Wärme von nahezu 40 Grad Reaumur hat.

Durch einen Hirschen, so heißt es, sei diese Heilquelle einst entdeckt worden. Das kranke Tier wäre an der warmen Quelle genesen. Oder war es nicht vielleicht so, daß man in tiefem Winter immer einen Hirschen grasen sah auf grünem Wieslein, bis Jäger merkten, daß ein warmer Wasserquell das Sommergärtlein schuf? Und daß man so die Thermen gefunden habe?

Für welche Krankheit das warme Gasteiner Wasser gut sei? fragte ich einen Bauersmann auf dem Bahnhof zu Hofgastein. „Mei", antwortete er, „für was wirds guat sei? Mit oan Wort, für olls. Jung wird der Mensch wieder va dem Wasser. Derawegn hoaßts jo, 's Gastoaner Wosser treibt an Oltweibermühl und an Oltmännermühl. Obn ban Wosserfoll schütet ma die Olten eini, unten keman die Jungen aussa." Da kann's dann freilich nicht wundern, daß die 1600 Fremden-

liegt Schnee, in den von braunen Steinwänden gefaßten Steilschluchten hängen die weißen Bänder der Wässerfälle. Nebst den genannten Ortschaften ist das Gasteinertal mit vielen kleinen, malerischen Häusergruppen und unzähligen Heuhütten besät. Die Landschaft erinnert mich an das Zillertal.

Nach einstündiger Bahnfahrt, als der Abend und das an den Bergen niederhängende Gewölke das düstere Alpental noch mehr zu umdunkeln begann, sah man dort drin im scheinbaren Talabschluß schon die weißen Würfel der Gasteiner Hotels. Die Eisenbahn muß vor Hofgastein die Talebene rechtzeitig verlassen, um rechts an der Berglehne die Höhe des hinteren Hochtales zu gewinnen, wo der schöne, in modernem Stil geschmackvoll gebaute Bahnhof steht. Aber wo ist nun Gastein? Man sieht ringsum kein Gastein. Wir stehen am Eingang des hinteren Hochtales, hoch über dem Kurort. Wie jahrhundertelang die Leute aus dem Tale heraufgekommen waren zu den warmen Thermen, so kommen sie nun von oben herab. Ich setzte mich in einen der zahllosen Wagen und fuhr auf weiten Straßenbiegungen hinab durch Wald und Felsgeblöcke in die Schlucht, ringsum von Wasser umbraust. Mitten in dieser Wildnis, just an der schründigen Stufe, die das vordere Tal von dem hinteren trennt, wo jede Handbreite Ebene dem wüsten Boden abgetrotzt werden mußte, steht der Kurort, den sie in der ganzen Welt nennen. Wer Gastein nur nach Bildern kennt, der ist überrascht, um wie viel großartiger es sich in der Wirklichkeit darstellt. Wie im Märchen, so stehen hier in der Wildnis die Königsschlösser. Ganz Gastein strahlt im elektrischen Lichte, das gar noch unter den Hochwaldstämmen funkelt. Der Gegensatz zwischen wilder Natur und modernen Glanz und Komfort wird selten so berückend wirken, als hier.

Ich wohne im Hotel des alten Gasteinergeschlechtes der Straubinger. Gegenüber auf dem Platze steht das Badeschloß, das unserem Kaiser gehört, in dem der Monarch auf seinen Besuchen zu wohnen pflegt und in dem auch Kaiser Wilhelm der Erste gewohnt hat. Nicht weit davon, auf dem Platz gegen die Kirche hinab, steht das einfache Haus, wo Bismarck logierte. Weiterhin in einem Palast am Kaiserweg wohnt gegenwärtig der greise Großherzog von Meiningen. Eine vornehme Welt. Etliche Millionäre in jedem Haus. Nur von einem, der heute da sitzt, weiß ich sicher, daß er weder Fürst noch Millionär ist. Das Merkwürdigste, Wundervollste ist aber das, was am Fenster meines Zimmers sich darbietet. Bei geschlossenem Fenster höre ich ein ununterbrochenes dumpfes Donnern. Das Fenster geöffnet, und ich schrecke zurück vor dem gewaltigen Gebrause. Tief unten wütet in milchweißen Wirbeln die Ache, die mit wahnsinniger Gewalt durch die steile Eng-

grau und der Bergstock muß froh sein, daß der Regenschirm sich über ihn ausspannt. Gegen dieses Gasteiner Wasserregime in allen Arten und Formen muß ein deutsches Gemüt sich endlich auflehnen. Und hat sich eine kleine revolutionäre Bande zusammengefunden, die in Straubingers Trinkstube den Ausgleich besorgt zwischen äußerer und innerer Befeuchtung. Hat gleichwohl der Regenschirm den Bergstock überwunden, des rötlichen Tirolers Heiterkeit siegt über die Trübnis der Wässer.

Fröhlich und flüchtig habe ich solches hingeschrieben unter dem Brausen des Achfalles. Aber nun heißt's Abschied nehmen. Andächtig lausche ich — von Gottes Allmacht erschauernd — noch einmal dieser urgewaltigen Orgel. Rausche und brause, du herrlicher Bergstrom, in dem die Ewigkeit an uns vorüberzieht, während ich als Eintagswürmchen an deinem schönen Ufer träumte. Aber es bleibt erst noch die Frage offen, wer länger aushält, der Jahrzehntausende messende Bergstrom, oder die Menschenseele.

Wenn ich nach hunderttausend Jahren wiederkomme, dürstend nach einem Schluck Wasser! Gasteiner Ache, wirst du mir ihn reichen können?

Das gestörte Hochzeitsmahl.

Ein Bildchen aus dem mittelsteirischen Volksleben von Prof. **Hans Brandstetter.**

Unter den „Michelbacher Diandln“ galt damals die „Webermirschtl-Waberl“ als die sauberste. Sie hatte einen gefälligen Wuchs, war nicht zu hager — und ihr feingeformtes Gesichtchen sah aus wie „Milch und Blut“. —

Den Dorfstutzern fiel es sonst nicht schwer, mit den „Schönen anzubandeln“ — jedoch bei der „Waberl“ erfuhren die „anhabigen Mannsbilder“ immer ein schüchternes Ausweichen oder ein maßvolles Abtrumpfen.

Daß mit dem Necken und Scherzen bei ihr halt gar nichts zu machen wäre — raunten sich die Burschen schier unwillig zu, und wenn sie ihr das „Ernsttun“ auch als Stolz auslegten und vorhielten — aber sie änderte sich nicht. — — —

Als Erstgeborne und Umsichtigste von der Kinderschar, die die Eheleute Strohmeier bei ihrem Ableben hinterlassen hatten, kannte die Besitzstandangelegenheiten eben die „Waberl“ am besten und deshalb lasteten auf ihr auch die größeren Sorgen.

Groß konnte das „Webermirschtl-Anwesen“ freilich nicht genannt werden — jedoch die guten Äckergründe, die von erträgnisreichen Weinhecken durchzogen waren, hatten einen gewissen Wert; nur war der

zimmer Gasteins die Kurgäste nicht fassen können, die alle jung werden wollen an diesen lebendigen Wassern. Man wird bald auch den Winter zu Hilfe nehmen, um sich dahier zu renovieren. Derselbe Landmann erklärte mir auch den Namen Gastein. Weil es eine so felsige Gegend sei, so habe man anfangs wohl gesagt: im Gestein, woraus in der Leute Mund dann das „Gastein" entstanden sei. Gutstehen kann ich nicht für diese Wissenschaft, der Mann zwinkerte immer so mit den Augen, als ob er mich foppen wollte. Tatsächlich nennt die Landbevölkerung das ganze Tal „in der Gastoan".

Das Gasteiner Warmwasser kann die Gicht heilen, die kranken Mägen, die Schwäche der Glieder und sonst allerlei. Mir machte es das Gemüt frisch und munter, als ich von diesem edlen Naß aus Meister Hephästos Kellern trank. Die Wirkung für den, der viel davon trinkt oder heiß darin badet, soll großartig sein. So erzählt eine Schrift aus dem achtzehnten Jahrhundert, daß innerhalb sechzig Jahren achthundert Kurgäste zu Gastein gestorben seien, die von den Ärzten herbeigeschickt wurden, um mit der heißen Therme sich zu kurieren. — Heute wird die Sache mit größerer Vorsicht und daher entgegengesetztem Erfolge angewendet.

Doch derlei geht mich nichts an. Seit ich das Bestreben, gesund zu werden, aufgegeben habe, werde ichs allmählich. Ich bin nicht als Kurgast hier, nur als Tourist. Und so habe ich schon kleine Ausflüge gemacht, trotz des Regens, der wie ein leichter grauer Schleier über den Berghäuptern hängt. Manchmal streicht ein himmlisches Asperges herab. Von der Windischgrätzhöhe aus blickte ich in das Hochtal von Böckstein, und sah auch ein Goldbergwerk weit oben. Die alten Goldbergwerke dieser Gegend sind fast alle verfallen. Die Gasteiner schürfen mit größerem Erfolge in den Geldsäcken der Fremden. Aber das muß man sagen, tapfer haben sie ihren herrlichen Kurort der wilden Natur abgerungen, die Einheimischen mit ihrem festen Zusammenhalten. Nun mit der Eisenbahn wird für Gastein erst recht das goldene Zeitalter kommen. Ich freue mich dessen.

Auf dem Kaiserwege wanderte ich in das Kötschachtal, aus dessen Hintergrunde der Elendgletscher leuchtet. Ein hohes Halbrund von zumeist schneebedeckten Bergen zieht sich ost-süd-westwärts um Gastein hin. Von den meisten Kurorten wird gerühmt, daß sie gegen Norden geschützt seien. Gastein ist gerade gegen Norden offen, und doch soll es nie sonderlich stürmisch und kalt sein.

Weiter bin ich diesmal in der Gegend nicht vorgedrungen. Schon seit Tagen waren Bergstock und Regenschirm miteinander im Kampf gewesen. Letzterer hat gesiegt. Tief hängt an den Bergen der Nebel nieder und was darunter hin an Landschaft noch zu sehen, das ist grau und

Speisenskala, das „Reindlkoch", abgetan war und der gute Eigenbauschilcher seinen Zauber auf die Gemüter zu üben begann — wurde die unliebsame Entdeckung gemacht, daß die beiden Hausausgänge von außen derartig „verrammelt" waren, daß man ohne das Zertrümmern einer Haustüre — oder ohne das Ausheben eines Fenstergitters nicht ins Freie gelangen könne. Es herrschte arge Verwirrung — besonders unter der holden Weiblichkeit.

Einer der Hochzeitsgäste hatte den Einfall, auf dem Dachboden einen Ausweg zu suchen. Da sich kein Seil vorfand, um sich vom Bodengang aus hinunter zu lassen, verfiel der findige Bursche auf die „Fleischhimmelleiter"; leider war sie um einige Klafter zu kurz, um zweckdienlich zu sein.

Ein „Fleischhimmel" findet sich wohl in jeder größeren Landbehausung. Er gleicht einer stark gezimmerten Kiste ohne Boden — die mit der oberen Fläche des Deckels an den kleinen Querbalken des Dachstuhls befestigt ist. Die innere Deckelfläche enthält mehrere Reihen Eisenhaken zum Aufhängen des Geselchten, der Würste und der Speckstücke. Die äußere Umrahmung ist sehr glatt gearbeitet und dient als Schutz, damit die Hauskatzen an dem Fleischvorrate keinen Schaden anrichten können. Die dazu gehörige Leiter, die nur zum Aufhängen und Abnehmen der Selchwaren zu dienen hat, ist eben nicht lang — und da sie nun zur Erlangung der Freiheit aus der sonderbaren Gefangenschaft benützt werden sollte, mußten ihre Seitenteile durch Annageln von Stangen so weit verlängert werden, damit sie von der Bodenganghöhe zum Erdboden hinunterlangte. Zuerst wagten einige sehr gelenkige Steiger den Abstieg auf dem gefährlichen Gerät — dann machte es ihnen auch der „Schulznhansl" nach, ohne sich irgendwie zu beschädigen. Man brauchte nur um die Hausecke zu biegen, um zu sehen, wie die Tür, die von außen ins Schloß fiel, mit mehreren schweren und umfangreichen Balken und großen Steinen „verrammelt" war, und ebenso geschickt verspreizt fand man das zweite Haustor. — —

Die kräftigen Burschen entfernten mit wahrer Wut die Verrammlungen — und alle strömten neugierig heraus — um dann nichts weiters zu sehen als die übereinander geworfenen Holzbalken und Steinblöcke. Die peinliche Lage ward behoben — und allmählich kehrte die heitere Stimmung wieder zurück.

In der Gesellschaft befanden sich mehrere, die „Schneid" hatten — und besonders der „Schulznsimmerl" war als „Raufer" gefürchtet. Da aber die Missetäter, die durch ihren groben Ulk den Neuvermählten noch einen Possen spielen wollten, längst das Weite suchten — mußten die Burschen ihre „Rauflust" ersäufen — vertanzen und verjauchzen! —

Besitz nicht „schuldenfrei“ und das machte der „Waberl“ heimlichen Kummer.

Mit dem „Speachtler-Toni“, der seines Zeichens Maurer war und ziemlich viel „Erspartes“ hatte, sei die Waberl handelseins geworden — hieß es, und als das junge Paar das erstemal „verkündet“ worden war, ging die Neuigkeit auch wie ein Lauffeuer durch die Gegend. — Also eine Hochzeit, zu der auch die Nachbarn „g'hoas'n“ werden müßten, meinten die „G'scheit'n“, stünde bevor — und die „Schulzin“ dürfe dabei schon gar nicht fehlen. Grenzte der „Webermirschtlgrund“ in seiner ganzen Länge östlich doch nur an den „Schulzengrund“, und war ihre jüngere Tochter, die auch „Waberl“ hieß, und der jüngere Sohn, der auf den Namen „Simmerl“ hörte, mit der Braut doch dick befreundet, und zudem war die „Schulzin“ als treffliche Hochzeitsköchin weit und breit berühmt und gesucht. — Nachdem sie versprochen hatte, die Anordnung und die Zubereitung des Hochzeitsmahles zu übernehmen, wurde bestimmt, daß auch ihr „Ingerl“ (Enkel), der „Schulzenhansl“, bei der Tafel sein soll. Das Bürschchen hatte guten Grund, sich zu freuen, um so mehr, da das die erste Hochzeit war, bei der es — wenn auch nur als eine Art „Pranser“ (Notgast) mittun durfte.

Die „Zomgebung“ erfolgte in der Pfarrkirche, wo auch der „Johannissegen“ getrunken wurde. Der „Schulz'nhansl“ konnte der feierlichen Handlung aber nicht anwohnen, weil er „Haushüten“ mußte — er jauchzte aber mit, als an jenem Nachmittag, es war im Fasching, Anfang der Sechzigerjahre, der Hochzeitszug von der Kirche kommend, in Michelbach anrückte und mit Musik und Pöllerschüssen empfangen wurde.

Das „Webermirschtl-Haus“, das sich auf dem Bergrücken erhebt und mit seinem hohen Dachfirst weithin sichtbar ist, war außen und innen mit Tannenreisig und Immergrünkränzen geschmückt. Die gemauerte Stube diente für den Tanz — und in der hölzernen Stube breitete sich die Hochzeitstafel aus, bei der es nun anhub, sehr lebhaft zu werden. Das Auftragen von Speis' und Trank wollte kein Ende nehmen. Es benützte der Hochzeitsbitter und Spaßmacher nun eine Pause, um auf einen Stuhl zu steigen und kund zu tun, daß es Zeit wäre, den „Brautopfergang“ zu machen. Daraufhin erhoben sich die Männer von ihren Sitzen — und einer nach dem andern schritt gemächlich dem „Brautsitze“ zu, griff in die Tasche und ließ eine größere Geldnote oder einige Talerstücke in den mit einem weißen Tuche verhüllten Teller gleiten. Da tat es dem „Schulznhansl“ wohl leid, daß er nichts im Sack hatte — wie gern hätte er es nicht auch so gemacht. —

Als die Hochzeitsgäste wieder auf ihren Plätzen saßen, wurde der Atzung und Labung weiter gehuldigt. Nachdem auch der Glanzpunkt der

Friesach, um das Nagelschmiedhandwerk zu lernen, und als ihn eine erlittene Quetschung der rechten Hand für den Schmiedberuf untauglich machte, kam der Bursche nach Graz, um ein Bildschnitzer zu werden. Später bezog er die Wiener Kunstakademie und nach dessen Absolvierung wanderte er nach Italien, um hauptsächlich in der „Ewigen Roma" die Kunst der Alten zu studieren. Auch München, Berlin, Paris und andere moderne Kunststätten sah er sich an. — — —

Und als der „Schulzn-Hansl" (wie der Schreiber dieser Zeilen bis zu seinem 11. Lebensjahre genannt wurde) nach etwa vier Dezennien wieder in die Michelbachergegend kam, fand er manches sehr verändert. Die hochaufstrebende Schindelbedachung mit dem urgemütlichen hölzernen Bodengang bei dem Webermirschtlhaus war verschwunden und durch einen niedrigen Dachstuhl mit einem grellroten Falzziegeldache ersetzt. Auch das charakteristische Gemälde des heiligen Florian mit der Überschrift:

„Heiliger Florian bitt für uns und halte Wacht:
Beschütze unser Haus vor Feuersbrunst bei Tag und Nacht!"

an der äußeren Stubenmauer hatte man weiß übertüncht. Die Mädchen und Burschen, die damals bei der „Waberl" ihrer Hochzeit so „jugendfrisch beim Zeug" waren, sind alte und aufgebrauchte Mütter und Väter geworden — und eine neue Generation ist daran, die Ortschaft zu beherrschen.

Das stattliche „Schulzenhaus", worin der „Hansl" geboren wurde, erwarb eine seiner liebsten Jugendgespielinnen die „Weberloisl", die das Anwesen vergrößerte und es gemeinsam mit ihren braven Kindern bis nun musterhaft bewirtschaftet hat.

Der mäßig hohe Gebirgszug, auf dem sich die Gehöfte lagern und Michelbach heißt, ist in seinen Niederungen bewaldet — dagegen gleichen seine Höhungen einem reichbepflanzten Garten. Zu den vielen Obstsorten, die dort reifen, gehört die Traube, und mit Vorliebe wird der Pfirsich, diese Perle der Früchte, gepflegt und verwertet.

Auf dem Bergrücken, zwischen Rebengeländern und Obstbaumreihen entlang, führt der Fahrweg, der besonders gegen Nordost und gegen Westen eine lohnende Fernsicht gewährt. Am südlichen Bergabhang sind heute noch eine Anzahl Tumulis ersichtlich — und die verschiedenen Geräte, Vasen und Steinplastiken, die in der Gegend gefunden wurden, können gleichwohl als Beweis dienen, daß diesen prächtigen Erdenwinkel schon die Römer gekannt, bewohnt und bebaut haben.

Erst beim Morgengrauen — ließen einige die bereitgehaltenen reinen Tücheln mit den üblichen Hochzeitskrapfen füllen, um dann pfeifend oder singend „heimzutorgeln". Bei denen aber, wo „Etwas" zu hoffen war, ließen sich die Musikanten das „Heimgeigen" nicht nehmen — und lange bildeten die Lustbarkeiten und die Aufregungen, die dieses Hochzeitsmahl mit sich gebracht hatte, das Dorfgespräch.

Viele Jahre ging es den Eheleuten Anton und Barbara Roth bei dem Webermirschtl-Anwesen ganz gut aus. Sie, ein „tätiges Weibaz", bestellte den Grund und das Haus — später halfen die heranwachsenden Kinder mit, und er verdiente das „Gewisse" durch sein „Mauerngehen".

Mit dem „Älterwerden" kam auch die Schwerfälligkeit, und für den Maurer ergeben sich oft höchst gefährliche Situationen, mit denen junge und gelenkige Kräfte leichter fertig werden.

Eines schönen Morgens wanderten eine Anzahl Maurer gegen Kreuzeck, um die Restaurierung des so hübsch gelegenen Buschenschlössels vorzunehmen. Jedenfalls hatte man bei der Aufstellung und Befestigung des Gerüstes nicht die nötige Vorsicht gebraucht, denn gerade als die Maurer mit dem Ausbessern des schadhaften Dachgesimses beschäftigt waren, löste sich das Gerüst los und brach dröhnend in sich zusammen. Einige hatten die Geistesgegenwart, in weitem Bogen abzuspringen und so — wenn auch mit schweren Verwundungen — dem Tode zu entgehen, der „Roth-Toni" aber wurde von den Gerüstbalken erschlagen. — — —

Es läßt sich leicht ermessen, wie groß der Jammer war, als man den Vater als Leiche heimbrachte — war doch der Ernährer des Schöckleins Kinder für immer verloren.

Für die junge Witwe waren wieder sorgenvolle Zeiten gekommen und anfangs mochte es ihr gar schwer geworden sein, das Nötige für den Lebensunterhalt der vielköpfigen Familie zu erwerben. Ihrem Gesichte hatte der Kummer einen leidvollen Ausdruck verliehen, und hochbetagt, hat sie erst kürzlich das Irdische gesegnet.

* * *

Die „Schulzin" konnte sich auf ihrem Besitze nicht lange halten. Nachdem ihr Vermählter, ein gediegener Zimmermann, von der „roten Ruhr" hinweggerafft worden war, und der ältere Sohn sein väterliches Erbteil begehrte, war die bedrängte Frau gezwungen, das schöne Anwesen für das kleine Walchergründl in Reiteregg einzutauschen. Als sie mit schwerem Herzen das trauliche Heim verlassen und in das neue „Hauserl" wandern mußte, zog auch ihr „Ingerl" der „Hansl" mit. Von dort flatterte er dann in die Welt hinaus. Zuerst ging er nach

's Dirndl: „Ja, du bist auch treu (drei), wennst die Vierte nit hast." Die Maid weiß eben ganz gut, daß der Bub singt:

Drei Dirndl liab'n,
Dös is mir a G'spoaß,
Oani liab' ich, oani tröst ich,
Daß oani von der andern woaß.

Hat der Bergbauer ein „Gerstel" am Auge, so nimmt er ein Gerstenkorn und macht mit demselben drei Kreuze über die betreffende Stelle, oder man steckt ein Roggenkorn unter die Augenlider. Das Korn, wird behauptet, zieht die Hitz aus. Nach P. Koschiers Mitteilung macht man in Kärnten über das kranke Auge mit einer Sichel die Bewegung des Abschneidens. 's Abkreuzen traf ich seinerzeit im Waldlande.

Hat jemand auf der Bäuerei die Auszehrung, so wird ihm eine lebende Forelle auf dem Bauch gelegt, oder man verabreicht dem Kranken Milch, von der eine Katze bereits die Hälfte aufgeschleckt hat. Das erinnert an den Volksglauben: Kinder welche den „Fraß" haben, läßt man mit einer Katze aus einem Schüsselchen essen. Der „Fraß" ist nicht angeboren, sondern kommt vom „Anpampfen" her. Der in Weißenbach, meinem Domizile, lebende Spielmann Silvester Dechler, vulgo Spielmann Vestl, erzählte heuer am Pfingstsonntage, er habe gesehen, wie eine Bäuerin in Weißenbach ihrem Kinde übermäßig viel Mudlkoch eingab. Nach dem Essen wurde das Bübel ins Bett gelegt und das Weib sagte: „So, hiaz lass' man nur schön ruahig lieg'n in Buam, sonst bricht er." Die Bäuerin meinte eben, das Kind sei so vollgepampft, das es bei jeder Bewegung in Gefahr laufe, das Genossene zu erbrechen.

Gegen den Durchfall der Kälber wendet man an: Schwarten von drei Türschwellen, Kehricht von drei „Mistwinkeln", geweihtes Salz, Palmkatzeln und Pechöl; dies wird auf Kohlenglut gelegt und damit das junge Rind geräuchert. Der Mensch im Gebirge schützt sich gegen den Durchfall (Bauchweh), indem er sich beim ersten Donner, der im Frühjahre zu vernehmen ist, platt auf die Erde legt und sich dreimal herumdreht; auf'n Nabel tanzt, lautet der volkstümliche Ausdruck. Der Bergbauernbub, welcher über große Körperkräfte verfügt, sagt beispielsweise mit gehobenem Selbstgefühle: „Ich gib dir eine, daß d' auf 'n Nabel tanzt!" Oder er singt:

„Drei Schuaster, drei Schneider,
Drei Wöberklachl,
Dö schmeiß i alli neun
Übers Kirchendachl."

Und:

„Drei Schuaster, drei Schneider,
Drei Wöbagsöll'n,
Dö hob'n olli neun
In mein' Sack einiwöll'n."

Volkstümliches aus den Alpen.

Gesammelt von **Karl Reiterer.**

Im steirischen Oberlande ist die Volksmeinung verbreitet: Eine böse Bäuerin hat einen schönen Schnittlauch. Andererseits heißt es: Der Krenn (Meerrettig) mache bös'! Im Waldlande sagt man: Unter den bösen Leuten ist noch niemand verdorben, wohl aber unter den falschen; gescheiter z'bös' als z'gut. Gar z'guat bringt Armuat. Dazu sei bemerkt, daß der Älpler unter einer „bösen" Person keine böswillige oder bösartige meint, sondern eine, die energisch auftritt und den Leuten zu streng erscheint.*)

Eigenartig wird der Leser die Volksmeinung finden, daß ein Fuhrmann, wenn er auf dem Wege einen Maikäfer findet, ausweichen soll. Die Vertilgung dieses Tieres, glaubt man in der Umgebung von Au-Seewiesen, sei eine Sünde. Wie mir Lehrer Paul Koschier aus Graßnitz bei Aflenz mitteilte, gibt es in jener Gegend fast keine Maikäfer, wenigstens ist ihr Erscheinen eine Seltenheit, daher sie von der Bevölkerung vielfach nicht gekannt werden.

Genanntem Gewährsmann verdanke ich auch die Mitteilung, daß geweihte Gertraudibleaml und Vergißmeinnicht, ins Schuhwerk getan, den Teufel fern halten. Das Volk erzählt, eine Sennin habe ihren Liebhaber, der niemand anderer war als der Teufel, mit Gertraudibleameln und Widertod (Kohlmiaß, Bärlappsame, Hexenmehl, Moospulver auch genannt) vertrieben.

Gertraudibleaml und Widertod
Hab'n mich um mei' scheans Dirndl bro(ch)t,

soll der Teufel geklagt haben.

Vor dem Kegelspiele legen sich Burschen, nach P. Koschier, vierblättrigen Klee in das Schuhwerk, um zu gewinnen. In Kärnten, aus welchem Lande mein Gewährsmann stammt, wird behauptet, ein solcher Klee müsse ungesucht, daß heißt zufällig, also im Vorbeigehen gefunden werden, auch dürfe man denselben nicht mit der Hand abreißen, sondern mit den Zähnen müsse man ihn abbeißen, welche Volksmeinung von mir auch in Donnersbachwald seinerzeit getroffen wurde. 's Waldbauerndirndlein näht den geweihten vierblättrigen Klee heimlich den Geliebten in den „Hosenbuaßen", das ist ins Beinkleid, was ein kräftiges Präservativmittel gegen jedwede Untreue sein soll. Was die uneheliche Treue betrifft, so ist das Bauernmägdlein oft nicht mit Unrecht mißtrauisch gegen den Geliebten. Versichert der Bub, daß er treu sei, gleich schnippt

*) In Donnersbachwald hört man jene, welche man böse bezeichnet, sagen: „Hast schon 'mal bei dem Kreuz 'bet't, wo ich oan derbissen hon?

nicht tun, so macht er über die Schale drei Kreuze und wirft sie ins Feuer, was den armen Seelen zu gute kommt. Was die Hühner „anpeckt" haben, soll nicht genossen werden, um nicht den Krebs zu bekommen. Einen Kaminfeger sehen, bedeutet Glück. Wer Blasen auf den Lippen oder auf der Zunge bekam, wurde ausg'richt' oder ang'logen. Verliert man einen Gegenstand, ist ein Grasschüppel umzudrehn und ein Stein darüber zu legen. Es wird behauptet, der Teufel, den man dadurch beim Schopf packe, müsse das Verlorene wieder hergeben.

Von einem, der gern lügt, heißt es im Volksmunde: „An der ersten Lug' ist er noch nit erstickt und die letzte hat er noch nit glog'n". Wenn sich das Getreide im Winde bewegt, so sagt der Bauer: „Es schwimmen die Brotlaib". Windet es in der Charwoche, werden auch die Pfingsten windig sein. Das Sprüchel:

> Haiti, haiti, hutsch, hutsch,
> Auf'n Os'n sitzt der Putsch,
> Wenn die N. N. nit will still-schweigen,
> Wird der Putsch glei obasteigen.

gemahnt an eine altheidnische Gottheit.

Grimm sagt in seiner „Deutschen Mythologie": „Früher glaubte das Volk, die in den Bäumen wohnenden Geister brächten den Menschen Krankheiten und diese letzteren suchte man dadurch zu heilen, daß man sie dem Baume wieder brachte." Daran knüpft sich der Volksglaube, daß sich an einem Zwiegling (Gabelform) der Bruch (Leibschaden) eines Menschen heilen lasse.

Schönes Wetter kommt, wenn die Krähen schreien, der Wind um 9 Uhr vormittags geht, die Schwalben hoch fliegen und die Moltwürm' (Salamander) bergauf gehn, oder 's Brennzeiserl (Zeisig) auf 'n Hausdach sitzt. Schlechtes Wetter kommt dagegen dem Volksglauben nach, wenn die Schweigerinnen auf der Alm Besen einheizen, wenn's Feuer singt, die Hähner nachmittags krähen, Schneemeisen gesehen werden, ein braunes Wiesel umherlauft, oder die Moltwürm' bergab gehen. Auch soll bestimmt schlechtes Wetter eintreten, wenn die Schweine Reisig zusammentragen. Der Waldbauer drückt sich originell aus: D' Sau teant Nesttrog'n.

Eigenartige Volksrätsel sind:

> Es ist kleiner wie eine Maus,
> Hat aber mehr Fenster wie ein Kaiserhaus.
> (Fingerhut.)
>
> 's walgt herunter über d' Leiten
> Und hat's Staberl auf der Seiten.
> (Die Birne, welche vom Baume fällt.)

Es geht ins Holz und läßt die Hörner draußen. (Der Bohrer.) Wenn 's kloan is, tut 's viere zähl'n; wenn 's groß ist, tut 's die Welt überdrah'n; wenn 's tot ist, tut 's tanzen. (Das saugende Kalb, der

was zwar ordentlich aufgeschnitten ist, aber na, „'s Aufschneiden“ ist dem Bergbauernbub halt sov'l eigen, und man muß ihm d' Freud' schon lassen, sagen die Alten, bei denen man ist „gut g'halten“.

Beim Heumachen darf ein Rechen nicht mit den Zähnen nach oben zu liegen kommen, sonst sticht man, wie P. Koschier vernahm, die Engel tot. Im Ennstalerischen ist zu hören, es regne, wenn der Rechen mit den Zähnen nach oben gerichtet liegt. Eine Bauernmagd, sagt mein Gewährsmann, wird bald heiraten, wenn sie, wie der Volksglaube lehrt, am Vinzenzitag ein Vögelpaar auf dem Baume sieht. Damit zusammen hängt die Meinung des Ennstalers, daß sich zu Vinzenzi die Vögel paaren. Die Ehe hat ein Bauernmägdlein zu gewärtigen, wenn sie am Vinzenzitage eine gerade Anzahl Reisigbüschel in die Küche trägt, eine Löselart, die nach P. Koschier von den in der Küche Anwesenden genau kontrolliert wird.

P. Koschier verdanke ich noch folgende Mitteilungen: Eine schwangere Frau soll keine Patenstelle übernehmen. Tut sie's dennoch, stirbt das später geborene Kind. Wenn Sonntags die Leute schockweise in die Kirche gehen, wenn die Turmuhr während der Wandlung schlägt, wenn die Glocken hell klingen oder Kinder beim Spiel Fahnen tragen und dabei beten, stirbt bald jemand. Blumen von Totenbahren, heißt es, verwelken bald. Friedhofblumen soll man weder riechen, noch pflücken; wer sie zur Nase führt, verliert den Geruchsinn. Um die Furcht vor Toten zu verlieren, ist es dem Volksglauben nach angezeigt, dreimal mit dem Bahrtuch, das den Toten bedeckt, über das Gesicht zu fahren. In Kärnten zupft man den Toten an der großen Zehe, um die Furcht zu verlieren. Liegt ein Messer mit der Schneide nach aufwärts, so martert der Teufel die armen Seelen. Auch ein Brotlaib darf nicht verkehrt auf dem Tische liegen. Es huckt sonst der Böse droben. Ebenso soll sich der böse Feind auf einen Baumstrunk setzen, auf dem die Arbeiter kein Kreuz einkerbten. Wenn sich zwei Kühe nicht gut vertragen, gibt man ihnen gegenseitig die Haare ein. Diese müssen den Tieren aber zwischen den Hörnern ausgerissen und unter das Futter gemengt werden. Fällt dem Bauer 's Brot vom Tische, so sagt er: „Es ist der Herrgott vom Tisch gefallen.“ Beim Brotlaib darf der Schnitt nicht gegen das Fenster zu liegen: sonst gibt's nit aus. Wenn das Tischtuch verkehrt auf die Platte gebreitet wurde, so soll ein Geschäft, das man abschließen will, keine guten Früchte bringen.

Schauer im Mai,
Schlagt andere neu (neun).

Eier, am Gründonnerstage gelegt, werden bekanntlich geweiht und vom Bauernbuben verzehrt; damit man beim Baumklettern nicht verunglücke. Die Eier sollen aber samt der Schale gegessen werden. Will einer das

In Schladming fand ich letzthin eine originelle Hausinschrift und neue Schützenscheibenpoesien.

Die Hausinschrift lautet:

Beim Bockwirt bin ich genannt,
Da kriegt man Bratl allerhand,
Auch Suppe, Fleisch und Wurst daneben,
So daß man kann recht lustig leben.

Die Schützenscheiben mit Inschriften poetischer Natur traf ich auf dem Dachboden des Gemeindehauses und auf der bürgerlichen Schießstätte. Über Scheibensprüche brachte ich bereits einiges in der „Tagespost“, Jahrgang 1902. Auch wies ich seinerzeit darauf hin, daß im Museum zu Eisenerz Schützenscheiben mit Sprüchen vorhanden sind. Die Scheiben in Schladming stammen aus den Jahren 1868, 1862, 1845, 1835, 1832, 1810, 1776, 1759 u. s. w., sind also zum Teil sehr alten Ursprunges. Man findet sie mit Tiergestalten, wie Ziegenböcke, Füchse, Rehe, bemalt, auch Stolleneingänge, Hammer und Amboß, Semmel und Kipfel sind abgebildet, ja sogar häusliche Szenen werden dargestellt. Beispielsweise illustrierte ein Volkskünstler anläßlich eines Hochzeitsschießens im Jahre 1818, wie ein Mann auf der Ofenbank sitzt, mit einer verhältnismäßig riesig großen Tabakspfeife in der Hand, während das Weib, die junge Ehegattin, den Kochlöffel schwingend, beim Herde hantiert. Darunter ist der Vers:

Seit ih verheirat' bi(n),
Bin ih a Monn,
Sitz auf der Ofenbank,
Schau mei Weib on.
K. W. T.
1868.

K. W. T. waren die Eltern des gegenwärtigen Bürgermeisters von Schladming, des Herrn Kapellmeisters und Fleischers Franz Tutter.

Eine zweite Szene stellt dar, wie ein Jäger, das Gewehr hinter einem Baum gelehnt, eine Wurst verzehrt und der Hund ein Reh anpirscht. Oberhalb steht:

Ich liebe vom Herzen das Jagen,
Nur dauert das Stehen mir zu lang,
Dann ruft so gewaltig mein Magen,
Es wird mir sehr ängstlich und bang.
Nur Würste, guten Wein und einen Schinken,
Dann steh ich ruhig und horch auf die Hund.
So denkt sich Herr Lohr gewöhnlich beim Jagen,
Übersieht auch das Reh und besänftigt den Magen.
(Ohne Jahreszahl.)

Herr Lohr, welcher vor einigen Jahren starb, war Lebzelter und Hausbesitzer in Schladming.

pflügende Ochs, die Haut des Rindes, welche zu Leder verarbeitet und zu Schuhwerk verwendet wird.)

Es ist einer, hat viel tausend Wunden,
Ist keine offen und keine bunden.

(Der Kliebstock, auch Graßstock genannt, weil man auf demselben 's Graß (Tannenreisig) hackt.

Echte Volkspoesie, wie die Bauernratsl'l, sind die Zimmerer- und Brunnenbriefe. Von ersteren brachte ich bereits einige Beispiele in der Zeitschrift für Volkskunde (Berlin), Jahrgang 1896, Seite 129—131. Nun gelang es mir auch, durch Herrn Finanzwach-Oberaufseher Alois Köberl in Göß in den Besitz einiger „Brunnenbriefe“ aus Ramsau bei Schladming zu kommen. Der Grundbesitzer vulgo Ebengürtl in Schneebergleiten überließ uns mehreres, in dem die Kunst mit der Natur, möchte ich sagen, in Konflikt tritt und die Volkssprache so recht zum Ausdrucke kommt. Die Technik ist zwar unvollkommen, das Versmaß ungelenk, allein gerade dies gibt eine Gewähr dafür, daß wir es mit echter Volkspoesie zu tun haben.

Wenn der Älpler einen lebenden Brunnen anlegt, so erfordert dies ein Stück Arbeit, zumal im Winter sind die Röhrenlegung und Ausbesserung unangenehm, wenn der Boden gefroren und die Erde mit Schnee bedeckt ist. Es heißt daher in einem „Brunnenbriefe“ anschaulich:

Oana muaß 'n Schnee wegputzen
Und oana muaß Wasen obahau'n
Und d' Erden schön auffafoss'n,
Daß ma kann unter's Rohr einischau'n.

Sogar das weibliche Geschlecht hat auf dem Hochtale der Ramsau beim Brunnrohrlegen mitzuhelfen, selbst wenn es stürmt und der Wind weht. In einem der Brunnenbriefe heißt es:

Und das muaß ih Enk ah no sog'n:
Wia 's gar g'sturmt hat und g'waht;
Und 'n Weibnleut'n beim Hoamgeh'n
Die Kittel aufidraht.
Is eahn der Wind in die Kittel dreingfahr'n
Und hat s' a so grob griffen,
Daß gar schreiend sind word'n
Und bald hätt' umg'schmissen.

Mein Gewährsmann Köberl fand auch ein Klöckellied auf, das, an eine bekannte Form anlehnend, beginnt:

Winterszeit, Winterszeit,
Kalt ists jetzt auf freier Weid.
Es tut jetzt kein Vöglin singen,
Aber die Anklöckler springen;
Das sind noch die frischen Leut'.

Liebste Brüder, euch zu gefallen
Heb ich heut die Beste auf,
Lasset eure Büchsen knallen
. . . (unleserlich) . . . schrei drauf.

Anton Schupfer.

1816.

*

Weil mir mein' Stutzerl das schwarze Fleckel tut birrn,
So will ichs heute mit den Kugeln probiern.

1832.

*

Edle Schützen habet guten Mut
Und treffet disen werckzeug gut.

J. E. 1845. (Hammer und Amboß im Bilde.)

Ein Tagebuch.

Am 1. Juni.

Oesterreich wird kühn gegen den König von Ungarn. Das Ministerium hat abgedankt. Reichsratsabgeordnete haben im Abgeordnetenhaus eine Trutzsitzung gehalten. Alle Parteien sind plötzlich für einen ganzen Tag einig gegen Ungarn, das, wie man liest, mit Zustimmung der Krone wirtschaftliche Verfügungen trifft, die für Österreich als schwer demütigend und von unabsehbarem Schaden empfunden werden. So merkwürdig hat's in Österreich noch kaum je gekriselt als diesmals. In Rußland ist Frieden geworden. Die Gegenrevolution wütet nur noch als legitime Nemesis verkleidet in den Reihen der unglücklichen Revolutionäre. Aber die „Hydra" ist noch nicht tot. Trinkt sie viel von dem Blute ihrer Gefallenen, so kann sie wieder stark und furchtbar werden. Die Duma tagt in Petersburg, die Volksvertretung funktioniert noch lange nicht gut, aber doch immerhin besser als — anderswo. — Gestern fand in Madrid die Vermählung des jungen Königs von Spanien statt. Auf der Rückfahrt von der Kathedrale zum Schloß wurden Bomben auf den königlichen Wagen geworfen. Von der nächsten Umgebung wurden 25 Personen getötet, über 50 Personen verwundet, der Wagen in Trümmer zerrissen, das Königspaar blieb unversehrt. Welch besondere Pflicht wird es sein, die dieses wahrhaft sichtbare Wunder dem König von Spanien auf die Seele legt!

Am 2. Juni.

Endlich hatte es sich ausgeblitzt und ausgedonnert. Die letzte Maiwoche war schön und warm, aber niedriger, als die lichten Haufenwolken standen, schwamm manchmal ein schwarzes Wolkenfetzlein dahin, deren mehr wurden von Tag zu Tag. Eines Tages sanken an den Schründen der Kampalpe Nebelstreifen nieder. Wenn das im Sommer geschieht, verwahrt man in der Gegend die Häuser, denn es kommt

Eine dritte Scheibe zeigt ein Faß abgebildet; einer steht beim Spund. Daneben ist zu lesen:

Wer will von diesem Wein genießen,
Muß viel Blut und Schweiß vergießen.
H. M. 1868.

Eine vierte Scheibe ohne Abbildung bringt die Inschrift:

Ich bin Bestgeber heunt,
Bin dem Kreißschüeßen gar so viel feind.
18 J. S. 32.

Eine andere Scheibe stellt einen Fischer dar. Der Text dazu lautet:

Best gegeben und gewonnen
Franz Miller
am 14. Mai 1882.
Den Bock, den muß ich hab'n,
Döß war jo grod schad,
Wos i do für a Hos'n grig!
Und den schön Bort, den er hat.
Jetzt pass ih schon drei ganze Stund'
Auf den verfluchten Hurch (Huchen),
Da weil geht mir 's Rab'nfich
Sechsmal schon mit 'n guat'n Keda durch.

Links davon schießt einer auf einen Ziegenbock; oben halten zwei Soldaten eine Scheibe, welche Abbildung darauf hinweist, daß der Bestgeber einen Ziegenbock spendierte. Zufällig gewann er ihn durch den besten Schuß wieder zurück.

Weitere Scheibeninschriften sind:

A. S. 1835.
Wer ein Fenster wird verletzen,
Muß in d' Laad ein Groschen setzen.
1838.

*

Hier sind der Blumen viel,
Lest euch die besten aus,
Nur trauet nicht zu sehr
Dem falschen Nelkenstrauß.

*

Wer gut Schüßen kann,
Der trifft das Gold Blath an.
T. A. S.

*

Ich g'sölle mich anheunt zu dier,
O Schenste Blüml der Sunen,
Wanst du es auch haltest mit mir,
so hab ich schon das Böst gewunen.
1759.

*

Wie wird sich einer oft um das Beste herum wezen,
Das Schießen iß anheunt zu Jedermann ergezen.
Johann Pau Reheis, 13. Juni 1776.

*

Mei, mei, frag nit lang, das sind di junga Kranzlschützen,
Mei, mei, was sind denn dös für ein, dö do in Nest drein sitzen.

*

wir gemeinsam auf unserem Lebenswege, so vor allem den herrlichen Freund Ludwig Anzengruber. Und auch gemeinsam die Welt- und Kunstanschauung, die Auffassung der Volksgestalten. Meine Gesundheit ist mir dankbar, wenn ich alle Festlichkeiten meide; so habe ich auch geschwänzt den Jubeltag des alten wackeren Knaben, der nun ist „Ein halbes Jahrhundert als Künstler bewundert zur Freude der Freunde.“ Diese Zeilen der Erinnerung seien ihm ein nachträglicher Festgruß.

Am 6. Juni.

Gestern ist im Stiftingshaus zu Graz die 85jährige Matrone Klothilde Gstirner gestorben, die langjährige treueste Freundin Robert Hamerlings. Sie wird neben der Ruhestätte des Dichters bestattet. Man könnte wohl ein Buch schreiben über das Heldenleben dieses treuen, beispiellos opferfreudigen Frauenherzens. Die immer wieder gehörte Frage, ob Hamerling sie geliebt habe, ist ganz müßig. Er hat sie verehrt als das selbstloseste Wesen, dem er je in dieser Welt begegnet, er hat Klothilde Gstirner angebetet als die personifizierte Güte. Ob er ihr's persönlich einmal gesagt hat, wie hoch er sie gehalten, das ist bei der befangenen Zurückhaltung seiner Natur zweifelhaft, aber in seinen Dichtungen fühlt man oft das Bewußtsein von dem Hauch des Engels, der — schwere Leiden lindernd — durch sein Leben ging. Wie viele schöne Frauen haben den Dichter von „Sinnen und Minnen“ gelockt; er wählte als Herzensvertraute eine Frau, deren Reize verblüht, die um elf Jahre älter war als er. Der Welt besang er das Schöne, persönlich entschied er sich für das Gute.

Am 7. Juni.

Rückblick: Heute, am Regentag, wieder einmal die Kästen meines 50. und 60. Geburtstages aufgemacht, die Spenden besehen, manche der Zuschriften hervorgetan, Broschüren, Festnummern und Zeitungen durchgeblättert. Wohl ist mir dabei nicht zumute geworden. Welch ein Übermaß von Ehrungen und Liebe! Glaube wer's kann: Dieser Lorberkranz drückt schmerzlich auf meiner Stirne. Ach ja, das Herrlichste, das Seligste, von gar keiner irdischen Glückseligkeit übertroffen, wenn nur auch das Bewußtsein vorhanden wäre, diese Dinge verdient zu haben! Daß meine Absichten viel und meine Leistungen etwas wert sind, das weiß ich wohl. Aber nicht das sind sie, für was sie an Festtagen genommen wurden, bei weitem nicht das, was ich leisten wollte. In dieser Zeit ländlicher Beschaulichkeit ist in mir beständig ein leises Weh darüber, daß mein Können so weit und weit vom Wollen zurückgeblieben ist. Ob es nicht vielleicht doch möglich gewesen wäre, bei größerem Fleiß und strengerer Arbeit literarisch Großes zu schaffen? Mein Dichten ist mir allzu leicht vorgekommen, nicht wie eine

grob Wetter. Mit Sturm brachen die feuchten Lasten durch und jetzt haben wir das schönste Pfingstwetter. „Es regnet, als ob Pfingstmontag wär", geht das Sprichwort und so ist ein kühler, unendlicher Landregen da. An den Höhen liegen langgestreckte Nebelwulste, aus den Tälern steigen ganz kleine weiße Flocken, die sich in wenigen Sekunden zu großen Tüchern entfalten, um dann zerfranst als Regen wieder herabzukommen. Die frischgrünen Bäume stehen bewegungslos da, nur die Blätter zucken und zittern unter den von einem zum andern fallenden Tropfen. Die Dachrinnen gurgeln und von der Niederung her hallt das Rollen des Flusses. — „Pfingsten, das liebliche Fest ist — — —" Sie, Luisel, sein's so gut und zünden's mir in den Ofen!

Pfingstsonntag, den 3. Juni.

Bewölkter Himmel, kalter West. Überschwemmungen in vielen Alpengegenden, Schnee auf den Bergen — das ist unser diesjähriger Pfingstschmuck. Das Tal entlang jagen sich die Eisenbahnzüge mit den Städtern, die auf dem Lande ihre Pfingstfreuden suchen. Die Wirtshäuser spannen ihre Tore auf, aber an mancher Straßensäule und an manchem Bildstöckel klebt ein Plakat mit der „Warnung vor Gift! Bier und Wein ist Gift! Hütet euch vor Alkohol!" Solcher Lektüre wegen macht man wahrlich keine Pfingstausflüge. Für das politische Österreich kam der heilige Geist als Tröster. Seit gestern haben wir ein parlamentarisches Bürgerministerium. Davon verspricht man sich — eine bessere Zeit. Aber die Ungarn sind aufgeregt darüber, daß ohne ihre Erlaubnis in Österreich sich ein Ministerium gebildet hat. Denn Ungarn will stets unser Bestes und hat sich Österreich gegenüber den schönen Leitspruch gewählt: „Was dein ist, ist mein, und was mein ist, ist mein."

Am 4. Juni.

Gerne wandere ich nach Krieglach-Alpel. Aber meinem Geburtshause weiche ich aus und wünschte nur, daß ihm auch alle anderen Waldheimattouristen ausweichen möchten. Meine Bemühung, diese alte, ganz unnütz gewordene Hütte zu erwerben, um sie in Ehrerbietung vor den Ahnen den Flammen zu weihen und so ein Ärgernis aus der Welt zu schaffen, ist bisher leider mißlungen.

Am 5. Juni.

Ludwig Martinelli, der vor kurzem in Wien sein 50. Schauspieljahr beschloß, schickte mir das Verzeichnis seiner Rollen. Im ganzen 7952mal aufgetreten in 901 unterschiedlichsten Rollen. Eine Vielseitigkeit, die schon Anzengruber an ihm bewunderte. Lebhaft erinnerte ich mich an Martinellis Grazer Zeit von 1864—1873. Wie viel dramatischen Genuß haben wir Grazer diesem Künstler zu verdanken. Wie stehen seine Gestalten noch vor meiner alten Seele — unvergeßlich. Manches hatten

und Weiber, Greise und Kinder ins Haus mit großen Glasflaschen, wie man solche sonst zur Versendung von Sauerwasser hat. Der Wirt ging damit in den Keller und füllte die meisten mit einer wasserhellen, andere mit einer gelblichen oder rubinroten Flüssigkeit. Die Leute bezahlten und gingen mit ihren Flaschen träge davon.

Später, in Klagenfurt, klärte mich ein Freund darüber auf. In den slawischen Gegenden des Landes pflegt man nicht im Wirtshaus zu sitzen und zu trinken. Der Geselligkeitsdrang ist es nicht, der die Leute zum Zechen zusammenführt. Sie haben ihre besonderen Genüsse mehr für sich allein. Und so lassen der Bauer, die Bäuerin, der Dienstbote, der Holzhauer, der Steinbrecher, die Almerin, der Kühjunge Sonntags ihre Flaschen mit Schnaps füllen, den sie daheim in ihren Kleiderkasten stellen, um gelegentlich sich daran gütlich zu tun. Dieses gelegentlich kommt allerdings des Tages vier-, fünf- oder sechsmal vor und wohl mancher hat das Mißgeschick, daß die Woche länger währt als der Schnaps in der Flasche. Der Samstag ist oft nur erträglich in der Erwartung des Sonntags, wo man den Abbruch einbringen wird. Besuchern des Hauses wird Schnaps aufgewartet. Alle Krankheiten und Schmerzen, alle körperlichen Unbehagen werden mit Schnaps zu heilen gesucht. Und gar mancher soll plötzlich in Krankheit verfallen nur aus dem Grunde, um Schnaps zu bekommen. Selbst sechs- und zehnjährige Kinder bekommen als Belohnung für das „Bravsein" ein paar Schluck Schnaps. — Viele brennen sich den Schnaps selber, und zwar wird er aus verschiedenerlei Früchten, Pflanzen, Wurzeln und Abfällen bereitet. Alles ist dazu gut genug, was „Geist" entwickelt.

Leider, daß dieser Geist den anderen ganz erstickt. Die Degeneration der Schnäpsler in Kärnten, die sich vorwiegend in der windischen Bevölkerung findet, soll ganz auffallend sein. Aber ich spreche hier nur nach Hörensagen. Die Bekämpfung der Schnapspest in diesem Lande wird mit größerem und auch geringerem Eifer betrieben. Die einen sagen, die Armut dieses Landes sei deshalb so groß, weil man Schnaps trinke. Die anderen sagen, man trinke deshalb Schnaps, weil die Armut so groß sei. — Es wird wohl beides richtig sein.

Am 10. Juni.

Heute von 9 bis 2 Uhr ist die Herkomer-Auto-Wettkonkurrenz vorübergefahren. 113 Automobile aus aller Welt. Frankfurt am Main, München, Wien, Klagenfurt, Innsbruck, München nach Frankfurt zurück, das ist der Lauf. Die Bevölkerung unseres Dorfes war seit frühem Morgen auf den Beinen, um an der Straße Front zu stehen. Hin und hin war die Reichsstraße so besetzt von Steirern, diesen Siegeszug des Autos zu bestaunen. Die Wagen fuhren hübsch gemächlich; da es erst geregnet hat, war die Bahn staublos. Weil die Wagen Verspätung hatten, so sagte

Arbeit, nur wie ein Spiel, nur wie ein Genuß, wie ein flottes Sich-ausleben. Ja, kann denn aus so leichter, lustiger Art etwas Bedeutendes hervorgehen? — Doch beruhigt mich wieder die Erfahrung, daß dann, wenn ich mich einmal mit aller Selbstzucht angestrengt hatte, erst recht nicht viel Nutzes geworden ist, während das scheinbar spielleichte Schaffen bei meinen Lesern vielleicht Vergnügen, bei mir allerdings oft große Erschöpfung, epochenweise sogar siechtumartiges Leiden zur Folge gehabt hat. Vielleicht denn doch, daß mein Talent gewissenhaft ausgenützt worden ist, und dann ist alles gut. Jetzt bin ich müde. Was noch zu sagen ist, vielleicht daß ich's tiefer zu fassen vermag, besser zu gestalten kaum. In stillen Stunden fühle ich's oft, als ob mir ein Stein auf dem Herzen läge. Etwa ist es doch kein taubes Gestein, vielleicht ist's ein Marbelstein, aus dem sich noch einmal eine tüchtige Gestalt meißeln läßt, oder es enthält Metall für eine Feierabendsglocke.

Am 8. Juni.

Höhere Wolkenschichten gleiten, tiefere Wolkenschichten fliegen. Innerhalb einer Viertelstunde stoßen die Winde aus allen Weltgegenden nieder. Auf den Bergen Regen, Sonnenblicke, schüchterne Regenbogen und vordrängerischer Schnee. Dann rastet die Luft und breiter, grauer Regen ringsum macht sich so bequem, als ob er nun vierzig Tage und Nächte lang regnen wollte, wie zu weiland Noahs Zeiten. Plötzlich wieder Windstöße, die das Gewölke zu Ballen rollen und Löcher machen in den blauen Himmel. Grünlichblasser Sonnenschein auf einmal, trotzdem schüttet es stoßweise Regen nieder. Aus allen vier Weltgegenden bockt es so heran seit einer Woche und das Rollen des Flusses wird immer dröhnender. Auch so ist es schön draußen — man muß durchs Land fliegen.

Am 9. Juni.

Es war im südlichen Kärnten, wo ich im Dorfwirtshause einkehrte, um zur Sonntagsnachmittagszeit ein Glas Bier zu trinken. Es gab aber kein Bier, auch keinen Wein. Der Wirt tat zuerst in slowenischer, dann in deutscher Sprache dar, daß bei ihm nur „Schligowitz“ (Branntwein) zu haben sei. Jetzt erst erinnerte ich mich dran, daß die Kärntner den Schnaps gern haben. Aber die Tische der Wirtsstube waren doch fast leer. Nur am Ofen saß ein dickes Weib an ihr Bündel gelehnt und schlummerte etwas verdächtig, während am Rande eines leeren Trinkglases, das vor ihr auf dem Tische stand, Fliegen herumspazierten, ganz langsam, als wären sie schon halb betäubt von dem Dufte, der aus dem Glase etwa noch emporstieg.

Ich hatte mir ein Glas Milch geben lassen und aß Brot dazu. Im Laufe der halben Stunde kamen etwa acht oder zehn Männer

Sitte vor sich, die „immer“ so war und nicht anders sein kann. Bei den meisten Teilnehmern vermißt man die Andacht. Bei einzelnen offenbart sich kindliche Frömmigkeit. Am rührendsten war mir ein ganz hinten nachhumpelndes altes Weiblein, das zwei süße Lasten trug: das junge Enkelkind auf dem Arme und den alten Glauben im Herzen. Nachgerade aufgeregt von diesem Begängnisse war ein Fremder, der abseits stehend die vorüberwallende Prozession mit ihren Fahnen, Lichtern, Kränzen und Heiligtümern beobachtet hatte. „Ich begreife“, sagte er mir nachher, „daß dieser Festzug, diese kunstvolle Gottesdemonstration für das Volk ein großes Gut und für die Kirche eine große Stütze ist. Das Bekenntnis sollte stets auch die entsprechende volkstümliche Form haben. In der Religion wird allzugroße Vergeistigung leicht zur Verflüchtigung. Wir im Reiche wissen ein Lied davon zu singen.“ Der so sprach, war ein zufällig anwesender — Pastor aus Preußen.

Am 15. Juni.

In einem Dorfwirtshause saßen sie an einem Tische. Der stattliche Grundbesitzer und das schmächtige Schneiderlein. In des ersterem Schnauzbart waren mehr Haare als am ganzen Kopfe des Schneiders, obwohl auch dieser keine Glatze hatte, nein, das könnte ich nicht sagen. Eher vielleicht eine etwas ausgedehntere Denkerstirne. Der Großbauer hatte einen Humpen Bier vor sich und rauchte einen Dürrstengel; sitzt man schon einmal im Wirtshaus, so will man sich auch nicht lumpen lassen. Der Schneider war nicht als Gast da, sondern als Handwerker; er nadelte an einer Joppe. Sie führten miteinander ein lebhaftes Gespräch, der Bauer schien sich zu beklagen darüber, daß halt das Leben so sauer sei.

„'s ist schon nicht mehr zu sagen,“ rief er, „was alles verlangt wird von Unsereinem. Die Wirtschaft soll man führen, die Abgaben muß man leisten, den Soldatendienst hat einer zu machen. Für seine Familie und Verwandten soll man sorgen, den Nachbarn soll man beistehen, Kinder soll man zügeln; für die Zukunft, wie es heißt, soll man auch was tun. Wohin mit der Welt möcht ich wissen, was man alles leisten soll! An sich selber muß man doch auch denken.“

Der Schneider blinzelte mit einem Auge, das andere machte er weit auf, denn er fädelte gerade ein. „Ich denk', Bauer,“ sprach er dann mit zartem Stimmlein, „es kommt drauf an, wie man's sagt. Sollen und Müssen, weißt wohl, ist freilich hart. Aber dürfen! Sag statt Sollen just einmal Dürfen und es ist federlgering. Deine schöne große Wirtschaft darfst du führen, für's Vaterland darfst du beitragen und darfst es wie ein Ritter helfen beschützen. Für deine Familie und Verwandten darfst du sorgen und dem Nachbar darfst du aushelfen,

der ungeduldige Dorfwitzbold natürlich: „Die Herkoma wollen nit herkomma." Die Herrschaften, darunter Prinz Heinrich von Preußen, erwiderten freundlich die Grüße. Es war fast, als müsse man sich allmählich aussöhnen mit dem modernen Ungetüm, das in allen Formen, offen, gedeckt, mit freundlichen Gelassen und Samtkissen, fast verlockend, nun die Straße beherrscht. Mir scheint nun beinahe schon, ich werde auch einmal fahren.

Am 11. Juni.

Um 8 Uhr früh fiel es mir ein: Solltest doch einmal nach Gastein reisen, das du noch nie gesehen hast. Um 9 Uhr war ich im Eisenbahnzug. Zwölf Stunden nachher kehrte zu Gastein der Gast ein in das Hotel Straubinger und erhielt ein Zimmer ganz unmittelbar über dem donnernden Wasserfall der Ache. Diesem Liede von ewigen Dingen horchte ich die ganze Nacht.

Am 12. Juni.

Am Wasserfall der Gasteiner Ache.

Wie du, o Mensch, mußt fallen
In Schuld und Gram und Grab,
So fallen wirbelnd und weinend
Die heiligen Wasser hinab.

— — — — — — —

Doch sieh' aus dunklem Abgrund
Steigen in stiller Ruh'
Die lichten Nebel, kreisend
Dem Himmel zu —
Den Weg dir weisend.

Am 13. Juni.

In kühl-feuchtem Frühsommertag durch die Alpentäler heimwärts. Voll von Glücksstimmung, wieder einmal so recht in den Bergen zu sein. Dieser Gasteiner Ausflug mit seinen Eindrücken wird in einem besonderen Aufsatz geschildert. — Vor einigen Wochen hat mit mehreren Reisebegleitern Herr A. Horch, Automobilfabrikant aus Zwickau in Sachsen, bei mir zugesprochen. Er reiste damals vorwegs mit dem Automobil durch und lud mich ein, mitzufahren nach Kärnten und Tirol. Ich habe ablehnen müssen. Nun von meinem Gasteiner Ausfluge heimgekehrt erfahre ich, daß bei der Herkomer-Konkurrenz Horchs Wagen den großen Preis erhalten hat. Das freut mich, da hätte man wohl dabei sein sollen. Mit den Sachsen sind wir noch immer gut gefahren.

Am 14. Juni.

Die heutige Fronleichnamsprozession wurde auf dem Dorfe mit dem üblichen Gepränge abgehalten. Das Volk beteiligte sich in Menge, aber es macht nicht den Eindruck, als sei dieser Umgang ein religiöses Bedürfnis; vielmehr geht er in der ruhigen Art einer

nicht wählen lassen zu einem Abgesandten der Menge, als der er nur auf den Willen der Wähler zu hören hat. Oder er vermag seine Persönlichkeit nicht zu halten und steht dann im Zwielicht. — Über diese Auffassung nun hat sich der Mann beschwert und gemeint, ich hatte damit die Abgeordneten samt und sonders tadeln wollen. Und ich suche doch nur ihre Aufgabe zu verstehen.

Am 18. Juni.

Man muß auf Spaziergängen nicht immer einen plaudernden Kameraden mithaben, in Ermangelung eines solchen auch nicht immer ein Buch, selbst wenn der Schneider die Taschen groß genug gemacht hätte. Seine Muttersprache hat man doch gewöhnlich bei sich und mit der kann man sich auch unterhalten. Wörterknacken. Den Wörtern einmal auf den Kern gehen. Ich meine nicht etymologisch, der Himmel bewahre mich, sondern den Sinn der Wörter suchen. So fiel mir heute z. B. ein: Für Wahrhaftigkeit pflegt man auch zu sagen „Ehrlichkeit", „Redlichkeit", „Aufrichtigkeit". Ehrlichkeit, weil die einzige und wirkliche Ehre in der Wahrhaftigkeit liegt. Redlichkeit, weil die Tatsache mit der Rede übereinstimmen muß. Aufrichtigkeit, weil allein die Wahrhaftigkeit den Menschen und die Menschheit aufrichtet.

Am 19. Juni.

Heute mit Frau und Töchterl über das Niederalpel nach Mariazell gefahren. Schönstes Wetter, gute staubfreie Straße. Über den Berg bekam eines der Pferde den Lungendampf und mußte keuchend und schnaufend noch mit an dem schweren Wagen ziehen. Was doch so ein Tier arm ist, und konnten wir nichts dafür tun, als zu Fuße zu gehen und anzuschieben. Das eine starke Tagereise von meinem Wohnorte entfernte Mariazell mit seiner großartigen und lieblichen Umgebung habe ich mein Lebtag mindestens an fünfzigmal besucht, öfter zu Fuß als zu Wagen. Es war seither auf der ganzen Strecke und am Ziele ziemlich alles gleich geblieben, nur daß an den Alpenstraßen sich die Drahtstränge mehren, daß die Wässer ausgenützt werden für elektrisches Licht, welches nun die Wallfahrtskirche wie das Bauernhaus beleuchtet; daß über die Hochöfen und großen Eisenwerkstätten von Gußwerk die Stille des Kirchhofes kam und daß die Wallfahrer von Jahr zu Jahr zunehmen. In Mariazell kämpft das Mittelalter mit der modernen Zeit und die Mariazeller wünschen merkwürdigerweise, daß letztere siegen möge. Und die neue Zeit hat bereits gesiegt. In wenigen Monaten wird die Eisenbahn eröffnet, die von St. Pölten bis Mariazell und einstweilen noch bis Gußwerk weitergeht. Dort, wo bei Mariazell die Wienerstraße über die Hochebene hinführt, und wo der Weg abzweigt nach dem Erlafsee, steht der Bahnhof, als auf dem höchsten Punkte der Strecke. Aus den Tiefen Niederösterreichs steigt die Eisenbahn herauf, um dann steirischerseits gegen

er nimmt's an, er dankt dir's noch. Auch Kinder zügeln darfst du, und für die Zukunft, die was ein bissel fürnehmer wird ausfallen, darfst du mittun, ist das nit eine Freud und eine Ehr! Und dir selber darfst auch noch was gunnen. Keiner neidets. Jetzt schau einmal, Mensch, wenn man das nicht tät dürfen! 's Leben wär langweilig wie in einem Hundskobel!"

Der Bauer stand schwerfällig auf, warf den Zechgroschen hin. „Schneider," brummte er mit Verachtung, „deine geschwollenen Reden brauch ich nit. Von Hungerleidern wird freilich nix verlangt. Die haben leicht schwatzen." Und polterte zur Tür hinaus.

Der Schneider zeigte ihm ein boshaftes Gesicht nach. „Es scheint," schmunzelte er, „bei dem hab ich's jetzt verschüttet. Hi, hi, dem seine Stör hätt' ich eh nit kriegt, der laßt vom Ungarischen arbeiten. Dei, dei, bei dem Großbauern da, bei dem tät' ich höllisch gern sollen. Und tu nit einmal dürfen."

Aber darin, meine ich, hat er recht, der Schneider; wenn der Mensch nicht sollte gut und tüchtig sein dürfen, das Leben wäre langweilig wie im Hundskobel.

Am 16. Juni.

Ein unerwartetes Mißgeschick erlitten. Da war es nun ein Vergnügen, das eigene dumme Herz zu beobachten, wie es sich gebärdete: widersetzlich, trotzig und niedergeschlagen. Mein Wille stand nicht auf Seite des Herzens, sondern auf der der Vernunft; und diese redete dem kindischen Gemüte zu: was es denn wolle? Ob es denn noch immer nicht zufrieden sei mit den Glücksfällen seit Jahr und Tag. Was zählt da das bißchen Alltagsärger! Er ist vielmehr eine Würze. Oder willst du denn schon ganz im Himmel sein? Gib Acht, nichts ist der weltlichen Zufriedenheit gefährlicher, als schattenloses Glück. Wenn du bei so nebensächlichen Widerwärtigkeiten schon mutlos wirst, dummes Ding, wie sollst du erst bei Schicksalsschlägen bestehen? Wahrlich, mir macht es Spaß, dich mit solchen Kleinigkeiten tragisch herumbalgen zu sehen, ich unterhalte mich dabei und denke, einmal wirst du wohl klüger werden. — Da schämte sich das Herz und wurde heiter. Und die schnöde Sorge war weg.

Am 17. Juni.

Einer unserer geachtetsten Reichsrats-Abgeordneten beschwert sich über meinen 22. Mai. Dieser Tag brachte den kleine Ausschnitt aus dem Leben: wie es gerade für einen Abgeordneten schwer ist, seinen Manncharakter festzuhalten, seiner Überzeugung nach zu handeln, weil er auf die Wünsche seiner Wähler Rücksicht zu nehmen hat. Unter dieser Voraussetzung wird er ja gewählt. Wer den persönlichen, unbeugsamen Charakter eines Herrenmenschen bewahren will, der soll sich ja

hervorkommt. Das Kind ist ja ganz unerfahren. Ich rief, ich schrie dem Mädel zu, umzukehren, im Wasserrauschen hörte es nichts. Lachend wendete es immer den Kopf herab, und nur hurtig aufwärts, aufwärts. Ich winkte mit den Armen, sofort niederwärts zu steigen, es verstand meine Weisung umgekehrt und stieg rasch immer aufwärts die schlüpfrigen Stufen in die schwindelnde brausende Höhe. Aber statt der jungen Kletterin erlitt ich unten auf sicherem Boden stehend, wohl vor Entsetzen, einen plötzlichen Schwindelanfall, daß ich mich kaum noch am Mürzgeländer festhalten konnte. Als es wieder licht wurde, stand Marta lachend neben mir. — Welch' unausdenkbar furchtbare Schicksale der Mensch doch erleben könnte.

Am 21. Juni.

Man liest in der Zeitung: Eine der gewagtesten Wetten, die je abgeschlossen wurden, ist der in Chicago lebende Professor Adolf Glück eingegangen. Er hat sich verpflichtet, ein ganzes Jahr hindurch ohne irgendwelche Rücksichtnahme nichts als die reine, unverfälschte Wahrheit zu sagen und jede Lüge, auch die konventionellen, zu vermeiden. Für den Fall seines Unterliegens hat er sein auf 25.000 Dollars bewertetes Haus seinem Nachbar R. Jones verschrieben, der im Gegenfall ein Gleiches leistet. Das war übereilt von dem Amerikaner. Professor Glück wird die Wette verlieren, denn die Vermeidung jeder konventionellen Lüge im gesellschaftlichen Leben würde ihn mehr als um 25.000 Dollars schädigen. Wenns ihm nicht um Gewinn ginge, könnte er auch ohne Wette stets die Wahrheit sagen. — Übrigens das mit den gesellschaftlichen Lügen ist so 'ne Sache. Wenn du eine Weile mit einer dir widerwärtigen Person zusammen sein mußt, sollst du da der Wahrhaftigkeit freien Lauf und ihr nach Belieben deine Antipathie fühlen lassen? Oder sollst du dich zu überwinden trachten und mit der Person freundlich und gütig sein? Wäre das letztere Heuchelei oder Liebe?

Am 22. Juni.

Jetzt bin ich auf der Pretuleralpe im sogenannten Rosegger-Alpenhaus. Nach vierstündigem Aufstieg, mit mir allein und doch von allerhand ernsthaften und vorwitzigen Seelchen umkreist. Als mir einst zu Ohren gekommen war, daß die Steirer zu meinem 50. Geburtstag etwas im Plane führten, war mein heimlicher Wunsch: Gott, wenn sie mir nur so ein kleines Tragsesselchen bauen wollten, aus Baumästen und Stroh, und ihrer ein paar Holzknechte mich so auf die hohe Veitsch trügen, daß ich im Leben einmal noch von oben die Welt könnte anschauen. Damals glaubt ich schon fertig zu sein. Und siehe, wie viel Berge habe ich seither bestiegen, die höher sind als die Veitsch! — Aber in dieses Berghaus habe ich seit dem tragischen Tode des Almpeterls nicht mögen eintreten. Heute ist durch den Um- und

die Salza niederwärts zu gehen. Einstweilen ist die Bahn noch nicht entschlossen, ob sie von Gußwerk ab bei der Salza bleiben und über Weichselboden und Wildalpen bis zur Rudolfsbahn hinausgehen, oder ob sie über den Seeberg steigen und bei Au-Seewiesen sich der steirischen Landesbahn anschließen wird. Hoffentlich strebt diese Verkehrsader, wie jede richtige Ader, dem Herzen zu — der Hauptstadt des Landes. Die Niederösterreicher haben diese neue schmalspurige Mariazeller-Eisenbahn fast heimlich gebaut, man las höchstens von Projekten. Ich war hoch überrascht, in Mariazell einen Bahnhof zu finden. Die mittelalterlichen Wallfahrerzüge werden hin und wieder gewarnt vor den Sprengschüssen, und das leise, feierliche Molltongeläute des alten gothischen Turmes wird bald von dem schneidenden Pfiff der Lokomotive unterbrochen werden. Aber dieser Mißton wird für die Mariazeller harmonisiert werden durch einen dritten Klang — den Klang des Silbers. Sie sind mit dem Einzuge der neuen Zeit einverstanden. In meiner Zweiseelenwirtschaft spielt sich's so: das Poetenherz möchte hier Wildeinsamkeit, mein alter Körper wünscht die Eisenbahn. Und ich kann ihm nicht so Unrecht geben.

Am 20. Juni.

Morgens in Zell zum neuen Bahnhofgebäude, das an einem der schönsten Punkte der Gegend (870 Meter hoch) steht im Angesicht der felsigen Ausläufer des Hochschwab, der spitzen Zellerhütte, der grünkuppigen Gemeinalpe und des schründigen Ötschers. Überall erheben sich schmucke Sommerhäuser. Weiter den Waldweg sachte talwärts, und wir sind am Erlassee. Er ist teils von dunklem Walde, teils von besonnten Almmatten umgeben. Schon stehen auch hier einige geschmackvolle Villen und ein staatliches Hotel. Wer in zehn Jahren nach Mariazell kommt, der wird einen großartig entwickelten Höhenluft-Kurort finden. Die Wiener haben dann nur vier Stunden Fahrzeit nach diesem schönsten und zugleich interessantesten Punkte der Ostalpen. — Rückfahrt von Mariazell über den Lahnsattel. Dort ist eine kleine evangelische Holzknechtgemeinde, deren Pfarrkirche sieben Stunden entfernt steht in Mürzzuschlag. Auf einer Matte, im Schatten des Waldrandes liegt der kleine Friedhof, ach wie einsam! „In diesem entlegenen Waldgebiete ist der Mensch ja lebendig schon begraben", sagte ein Wiener, der draußen im Freinwirtshause saß. Dem ist nicht so. Man sieht nirgends frischere Augen, hört nirgends ein froheres Jauchzen, als in diesen weltfernen Hochgegenden, da ist vom Lebendigbegrabensein keine Spur. — Auf dieser vergnüglichen Bergfahrt erlebte ich einen einzigen schlimmen Augenblick, aber der ging an die Nerven. In der Wildschlucht zum Toten Weib sprang mein Gazellen-Mädl Marta aus dem Wagen und stieg lustig und flink die steilen und hohen Leitern hinan, die neben dem Wasserfall, umsprüht von demselben, emporführt bis zur Höhle, aus der das Wasser

macht allerlei Versuche, um dem Stein der Weisen eine andere Antwort zu entlocken. Er hängt ihn an eine goldene Ehrenkette und trägt ihn so um den Hals; der Stein sagt immer noch: das größte Glück ist, nicht zu sein. Dann faßt er den Stein zierlich in einen goldenen Trauring, aber der Stein sagt: das größte Glück ist, nicht zu sein. Endlich schleudert der Mann in Verzweiflung den Stein auf die Straße. Da finden ihn Kinder und spielen mit ihm. Und in Kindeshand vergißt der Stein seine schwermütige Weisheit und sein Glanz ist wie ein heiteres Lachen. Das macht dem alten Mann das Herze warm und er freut sich wieder seines Lebens.

Am 25. Juni.

Ist vor kurzem ein Schulmeister brieflich über mich gekommen und hat eine meiner Waldschilderungen zerzaust. Dieselbe stand in einem Schullesebuch und stimmte nicht mit der Naturgeschichte. Ich sprach von einer schönen, reifen Frucht des Waldes. Schulmeister: „Falsch, Waldbäume haben keine schönen Früchte!“ Ich: „Der Wald flüstert sich ein Geheimnis in die Ohren!“ Der Schulmeister: „Was nicht noch! Zeigen Sie mir doch einen Wald, der Geheimnisse weiß und Ohren hat!“ Ich sprach „vom Weinen des Waldes“. Er: „Vom Weinen des Waldes habe ich nie etwas gehört, vielleicht meinen Sie, daß bei Regen die Bäume tropfen?“ Ich: „Eine Engelschar flog und trug den Christbaum in die Hütte.“ Er: „Eine ganze Schar? Ja, war denn einer dazu nicht stark genug?“ Ich sprach „von einem Glöcklein, das ewig im Weltenraume klingt“. Er: „Hängt das an einem Glockenstrick oder ist es elektrisch?“ Ich sprach „von der Seele des Waldes“. Er: „Unsinn! Nur der Mensch hat eine Seele. Wenn Sie den Waldesduft meinen oder sonst etwas, so müssen Sie sich deutlicher ausdrücken. Mein Gott, wie soll man solche Ungereimtheiten den Kindern nur erklären?“ — Der Mann — ein Typus — hat recht, er sprach die volle Wahrheit. Nur möchte so einer um Gotteswillen den Schulkindern nicht Dichtungen „erklären“ wollen! Er bringt damit die Poesie um und an den Kindern das natürliche Verständnis für dieselbe. Ein mir bekannter Mittelschullehrer glossiert Goethes „Über allen Gipfeln“ wie folgt: „Über allen Gipfeln! Das ist unrichtig. Denn es kann wohl nicht angenommen werden, daß in allen Gegenden und Weltteilen zugleich Windstille herrscht. Dann schreibt Goethe in demselben Gedichte einmal Wipfel und einmal Gipfel, ohne uns klar zu machen, ob er beidemale die Baumspitzen meint oder ob mit Gipfel Berggipfel gemeint sein sollen. Das sind Nachlässigkeiten, die ein Klassiker sich nicht zu Schulden kommen lassen sollte!“ Selbiger Schulmeister führt seinen Schülern auch gerne Schillers Glocke vor als Beispiel, wie man nicht dichten soll! „Wissen Sie, wie viel diese berühmte Glocke falsche Reime hat?

Zubau die Stimmung eine andere, nichts mehr will erinnern an den schrecklichen Mord. Doch oben auf der Kuppe steht die Peter Bergner-Warte, ein Denkmal für ein Jahrhundert, das sich der arme, einfältige Almpeterl wohl nicht hat träumen lassen. Die Welt ringsum liegt in lichtem Ätherschleier, die Sonne strahlt nahezu senkrecht nieder. In diesem Augenblick, dem einzigen des Jahres, steht sie im Zenith. Im Glückgefühle der Gesundheit und der Höhe kann das nichtige Menschlein nur demütig beten, aber schon im nächsten Momente wird es dreist und wagt sich an die schöne Frau Sonne: Madame, darf ich um ein Tänzchen bitten mit dir durch das Weltall?

Am 23. Juni.

„Das Größte an einer Menschenseele ist, daß sie etwas sieht und schlicht erzählen kann, was sie gesehen hat. Unter Hunderten von Menschen, die reden können, ist einer, der denken kann. Und unter Tausenden von solchen, die denken können, ist einer, der sehen kann. Klar sehen im Geiste, das ist Poesie, Prophetie, Religion — alles zugleich.“ — Dieses Wort Ruskins unterscheidet so scharf zwischen den gewöhnlichen Leuten, den geistigen Arbeitern und dem Genius, daß weitere Kennzeichnungen der drei Gruppen überflüssig sind. Mit dem „Sehen“ wird freilich nicht die flüchtige Einbildung gemeint sein, oder das Spiel der Phantasie, wovon mehr oder weniger in jedem Kopfe spukt, sondern das tiefe geistige Schauen, das innere Erleben. Es gibt ein inneres Erleben, das in seiner Art ebenso wirklich ist, als das äußere, das sogenannte reale. Was ein solches inneres Leben seinem Träger bedeuten kann, wie groß, wie mächtig, wie glückselig es ihn machen kann, oder auch wie elend, davon haben wir bloß Redenden und bloß Denkenden keine Ahnung. Wir werden es auch nie begreifen, daß Menschen eines großen inneren Sehens und Lebens gegen die äußere Welt viel leichter gleichgiltig sein können, als andere, die sonst nichts besitzen. — Oder rechnet man am Ende doch damit, wenn dem Genie die äußeren Schätze vorenthalten werden: es hat ja seine inneren?

Am 24. Juni.

Auf einem verlassenen Schloß wohnt ein Alchimist, der in seiner besten Zeit, während andere harmlos glücklich sind, sich abquält, um das Lebenselixier zu entdecken und den Stein der Weisen zu finden. Endlich in seinem späteren Alter findet er eines Tages beides: Das Lebenselixier und den Stein der Weisen. Jetzt kanns ihm nicht mehr fehlen, er hat ewiges Leben und er hat den Stein, der ihm die größte Weisheit lehrt. Aber an dem Tage, als er sich durch das Elixier unsterblich gemacht hat, sagt ihm der Stein der Weisen: das größte Glück ist — nicht zu sein. Der Mann, in schwerem Konflikt,

späten Abend. Gestern, bald nach Sonnenaufgang verließ ich das Berghaus, um zuerst über steile Matten abzusteigen gegen Niklasdorf. Durch Schluchten und Gräben. Tauige Wieslein in Wildblumenprangen, zwischen hohem Gewipfel funkelte die Sonne herein. Dann niederwärts im Graben, der Weg und Bach zugleich ist. In der Nacht hatten die elektrischen Lichter von Leoben und Bruck so lebhaft klar zum Alpenhaus hinaufgeleuchtet, daß man meinte, die beiden Städte wären in nächster Nähe. Und nun welche Tiefen, welche Strecken, bis man zu ihnen ins Tal kommt. — Dann in einem Wirtshause bei Wutsch Begegnung mit einem zweifelhaften Touristen. Der setzte sich vertraulich zu meinem Tisch und wußte allerlei zu deuten und zu erzählen. Hoch oben im Bergwald am Weg steht ein spitziger Stein, Spitz Christi genannt. Woher dieser Name? Mein Tourist wußte es. Da ist einmal ein junger Holzknecht des Weges gegangen, der hat gewußt, daß hinter ihm ein schönes Mädel nachkommt. Dem wollte er ein Gedenken übermitteln. Entweder er hieß Spitz, oder meinte den spitzen Stein; kurz er schrieb mit Kohle drauf: Spitz grüßt Dich!? Das ist lange Zeit daran stehen geblieben und die Leute haben: „Spitz Christi" daraus gemacht. — Derselbe Tourist wußte auch merkwürdige Abenteuer zu erzählen, die er selbst erlebt. So z. B. sei er im vorigen Herbst auf dem Hochschwab in ein schreckliches Schneewetter gekommen, habe sich auf dem Plateau verirrt, sei den ganzen Tag im dichtesten Schneegestöber herumgegangen, bis er endlich eine Felsenhöhle gefunden, in der er drei Tage und vier Nächte eingeschneit gewesen in der fürchterlichen Einsamkeit. Manchmal sei so ein Rauch zu spüren gewesen, den er sich nicht erklären konnte und habe er schon gedacht, ob die Höhle nicht ein Vulkan sei, der wieder anfängt. Vom Schnee hab er sich genährt, im Schnee habe er sich vergraben, um nicht zu erfrieren. Bis er am vierten Tage endlich aus der Höhle konnte und da sei fünfundzwanzig Schritte davon das Karl-Ludwigshaus gestanden! Weil der Mann merkte, daß seine Erzählungen mich ergötzten, so ersuchte er mich, ihm ein Glas Wein zu verehren. Ich ging hinaus in die Küche: „Wirtin, haben Sie frischen Essig? Gut. Nehmen Sie einen halben Liter Wasser, gießen einen achtel Liter Essig dran und einen Löffel Himbeersaft. Diesen Wein bringen Sie dem Herrn da drinnen in der Stube." Der Tourist aber beutelt nach dem ersten Trunk den Kopf: „Das ist kein echter Wein." „Freund", sage ich, „er ist so echt, wie Ihre Geschichten. Auf dem Hochschwab gibt es weder ein Karl-Ludwigshaus, noch in der Nähe des dortigen Touristenhauses eine ähnliche Felsenhöhle." Da hat der Mann ungut gelacht und sich bald darauf verzogen.

Nicht weniger als achtunddreißig. Und erst wie viele hinkende Versfüße! Skandieren Sie nur einmal nach. Es ist einfach ein Skandal!“

Am 26. Juni.

Heute früh über Leoben auf die Mugel und das Roßegg. Von Leoben guter Waldweg. Hat man keine Aussicht, so schaut man in sich selber. So vergingen die fünf Stunden Fußwanderung schnell und schön. Auf der Mugel neues Touristenhaus, wo man gut behaglich und steirisch gemütlich lebt. Ich erging mich bei prachtvollem Wetter auf den Almen, bestieg auch das nahe Roßegg. Unsere Generalstabskarte, die, nach ihren zahllosen Unrichtigkeiten zu schließen, dazu da zu sein scheint, um im Kriegsfalle den Feind irre zu führen, gibt — wird mir gesagt — das Roßegg um 60 Meter niedriger an, als die Mugel. Und die Touristenkarten sagen ihr das nach. Ja, fällt es denn niemand auf, daß man von der 1632 Meter hohen Mugel aus den 1722 Meter hohen Lantsch nicht sieht, der hinter dem angeblich 1578 Meter hohen Roßegg steht? Auch möchte die Aussicht vom Roßegg aus vorzuziehen sein, weil dort der Blick in die Oststeiermark frei ist. Indes gibt es auf der westlich vorgeschobenen Mugel noch Aussicht genug. Die Schönheit von all Gebirg und Getal, so da hingegossen ist, kann niemand genugsam beschreiben. Nun Abend. „Tönend ging die Sonne nieder“, heißt es in einem modernen Gedichte zum Entsetzen der Schulmeister. Ich empfand Stimmung in der Sache, als hinter dem Reichenstein die Sonne hinabdonnerte, fast merklich rasch, wie eine Glutlawine. Amen! scholl es durch die Himmel.

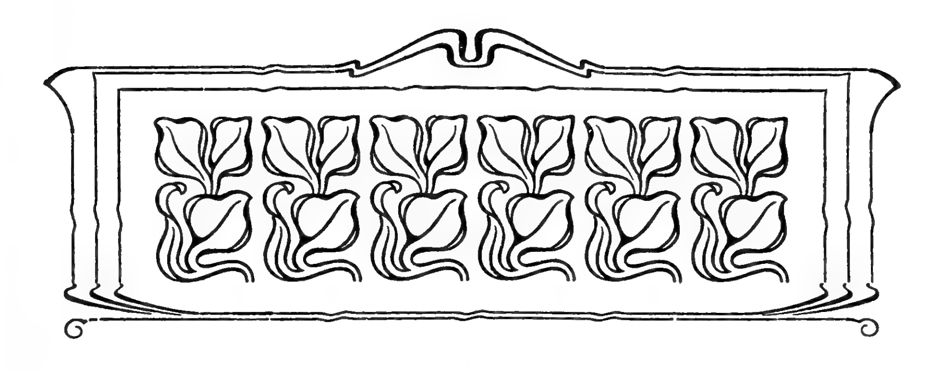
Am 27. Juni.

Die Berge je höher,
Dem Himmel je näher,
Dem Herzen je weher,
Weil's nicht kann hinein.
Weil es an die schwere,
Die träge Matere
Wie an die Galeere
Geschmiedet muß sein.
Was löst unter Peinen
Uns los vom Gemeinen?
Die Sehnsucht nach Reinen,
Die Sehnsucht allein.

Nach schlafloser Nacht um drei Uhr munter aufgestanden, um in Ehrerbietung den Sonnenaufgang zu erwarten. Die Natur liest ihre Messe. Langsam hebt sie die feurige Hostie empor, da geht ein Schauer durch alle Wesen.

Am 28. Juni.

Wenigstens einmal im Jahre sollte jeder Mensch einem Hochsommertage beiwohnen, in freier Natur, von frühem Morgen bis zum



Kleine Laube.

Erwartung.

Ich wandle übers Morgensonnenfeld.
In Ehrfurcht tritt zurück von meinem Weg
Die Alltagswelt.
Auf allen Auen heilige Ruh,
Über deinem Haupte hoch
Ein Falter fliegt im Kreise,
Die Perlen auf den Halmen zittern leise,
Und Blumen neigen ihren Kelch dir zu. —
O bebe, junge Brust,
O bete, banges Herz, in ahnungsvoller Lust,
Und laß dich weihen, laß dich segnen.
— Heute wird dein Schicksal dir begegnen.

R.

Eine Notschule in Tirol.

Von Josef Maschler.

Was ist denn das? wird mancher fragen, dem unser Volksschulwesen fremd ist. Höre, lieber Freund, was dir mit diesen Zeilen berichtet wird und du wirst, zumal wenn du Lehrer bist, bei deinen künftigen Wanderungen durch unsere Täler auf manches Hüttchen deinen Blick richten, an dem du bisher, ohne darauf zu achten, gleichgültig vorbeigegangen bist.

Droben auf sonniger Lehne oder auf dem steilen waldigen Hang erblickst du eine Häusergruppe oder weit zerstreute Gehöfte, windschiefe Scheunen mit weitvorspringenden moosbedeckten Dächern, von großen Steinen beschwert.

Du wunderst dich oft, daß diese Baulichkeiten nicht schon längst abgerutscht sind und würdest dich bei anhaltendem Regenwetter oder an stürmischen Wintertagen, wenn Weg und Steg verschneit sind und der Wind wie rasend durchs Tal tobt, gewiß unsicher und unbehaglich in den rauchgeschwärzten, meist niedrigen Behausungen fühlen, vor denen der heulende Wind meterhohe Schneehaufen auftürmt und die glitzernden Eiskristalle durch die Fensterfugen und das locker gefügte Gebälke bis in die niedrige Kammer hineinweht.

Im Sommer findest du diese Hütten freilich oft allerliebst und malerisch gelegen und betrachtest sie als Stätten des stillen Glückes.

Fast immer steht bei einer solchen Häusergruppe oder zwischen den weitzerstreuten Gehöften gewöhnlich auf aussichtsreicher Höhe ein Kirchlein oder eine

Am 29. Juni.

Hamerlings „König von Sion“ gelesen. Immer von neuem überrascht von der Großartigkeit, der Schilderungsgewalt und der Gedankentiefe dieses Werkes. Aber es liest sich nicht wie naive Tragik, vielmehr wie eine bittere Klage über die Art des geistigen Ringens der armseligen Menschheit, wie eine schneidende Ironie auf politische, soziale und religiöse Kämpfe der Gegenwart. Diese seltsamste aller Geschichten, die auf germanischer Erde geschah'n. Ein Spiegel für jedes Höchste und Tiefste des Lebens, ein Echo jeglicher Frage, welche die Geister bewegt und entflammt. — Wenn man mehr von Hamerling liest, dann lernt man auch begreifen, weshalb es um diesen Dichter so einsam und still ist. Wer zu tief in das Mark greift, der betäubt. Ein Zeichen seiner Größe, daß die zeitgenössischen Literaturgeschichtler ihn ablehnen — ohne Begründung, nur mit ein paar stereotypen Phrasen. Ich wollte, so einer läse den „König von Sion“. Nicht in der Absicht, über ihn gelehrt und klug zu schreiben, sondern um — wie andere gebildete Leser — die Dichtung auf sich wirken zu lassen. Stellt sich doch jeder, der ein Buch des Kritisierens wegen liest, schon vorwegs in einen unrichtigen, sozusagen feindlichen Gegensatz zum Buche. Freilich fordert Hamerlings scharfer Sarkasmus gewisse Geister heraus zur Gegnerschaft. Aber wohl dem, der Hamerlings Weltanschauung und sittliche Ideale von Natur aus teilt, er muß jauchzen über ein Können, das sie so unübertrefflich gestaltet.

Am 30. Juni.

In der amtlichen preußischen Statistik, die ziffernmäßig die ungeheure Verwahrlosung der Jugend in den Groß- und Industriestädten nachweist, heißt es: „So ist zahlenmäßig nachgewiesen, in welch erschreckendem Maße die Großstädte und Industriezentren verderbend auf die Jugend einwirken; daß wir den Glanz unserer industriellen Entwicklung zum nicht geringen Teile mit unserer Jugend, d. h. mit der Zukunft unseres Volkes bezahlen!“ — Das ist es ja, was ich seit dreißig Jahren predige, daß die Großstädte und die Industrie auf Kosten des Landlebens endlich unser Verderben sein werden. Ich bin sonst etwas rechthaberisch, aber in dieser Sache hätte ich gerne Unrecht gehabt.

Grau dürfte am ehesten passen, stellenweise ist die Fläche auch ohne Anstrich, nur an den Ecken kannst du sehen, daß sie einmal schwarz angestrichen war.

Ein Tafelschwamm ist schon ein Luxusartikel, es genügt ein Lappen und in Ermanglung eines solchen tuts auch die Hand.

In der Stubenecke steht dem Ofen gegenüber neben der Tafel das Pult des Lehrers. Es ist ebenso massiv und unpraktisch wie die Bänke. Ein wackliger drei- oder vierbeiniger Stuhl dient dem Lehrer als Sitz.

Erwähnen wir dann noch das kleine Wandschränkchen, das die Lehrer- und Schülerbibliothek, die Hefte, überhaupt die Schreib- und Zeichenrequisiten nebst den noch zur Verfügung stehenden Schulbüchern birgt, dann ist das ganze Mobiliar aufgezählt.

An der Wand hängt eine Karte von Österreich-Ungarn, von Palästina und von Tirol. Sie sind, wenn nicht voll Staub und Schimmel, am wenigsten abgenützt, höchstens, daß anstatt des Ringleins, das die Lage des Pfarrdorfes auf der Tiroler Karte bezeichnet, ein Loch ist, entstanden von purlauterem Hinzeigen auf dieses allerliebste Örtchen. Nicht vergessen dürfen wir auf das Kaiserbild und den schönen Öldruck nach einem Gemälde des vaterländischen Künstlers Franz v. Deffregger, darstellend die Freiheitskämpfer von 1809: Hofer, Speckbacher, Haspinger und den Schreiber Sweth, wie sie eine Kriegsnachricht lesen. Sie bilden den einzigen Schmuck des Stübchens.

Ein Kruzifix mit danebenhängenden verstaubten Heiligenbildern lenkt ebensowenig von der Aufmerksamkeit ab wie das auf der Ofenbank oder auf dem Fensterbrett stehende Kistchen mit den allernotwendigsten Lehrmitteln zur Veranschaulichung der Maße und Gewichte.

Andere Lehrmittel stehen selten zur Verfügung, es wäre denn, daß als physikalischer Apparat noch ein Thermometer die Hitze- oder Kältegrade im Stübchen anzeigt.

Notwendig ist dieses Ding auch nicht. Hat die muntere Schar zu warm, ziehen die Knaben die Röcke aus, die Mädchen legen die Kopf- und Umhülltücher ab und setzen sich darauf; ist es zu kalt, kauern die Kleinen zusammen wie die frierenden Vöglein in den Hecken draußen. Von Verwöhnung ist bei diesen Kindern keine Spur zu finden und Schnupfen oder andere durch Verkühlung entstandene Leiden sind diesen Menschlein unbekannt.

Sie ertragen geduldig, was der Tag bringt, höchstens, daß sie bei zu hoher Temperatur schläfrig werden und darum ruhig in den Bänken sitzen, bei zu niedriger daheim über die Kälte klagen, was dann zur Folge hat, daß man die Notschule mit dem nötigen Holz versieht, an dem es manchmal auch gebricht, selbst wenn sie mitten im Walde steht.

Dahin kommen nun täglich die kleinen Leutchen wie hungrige Vöglein zur Futterstelle. Je stürmischer das Wetter und je höher der Schnee ist, desto lustiger ist's auf dem Wege zur Schule. Sinkt auch zuweilen so ein kleiner ABC-Schütze bis an die Schultern in den Schnee ein, tut nichts. Flugs sind ein paar größere Kameraden da, die ihn unter weithin schallendem Gelächter herauszerren, und macht allenfalls 's Jörgele ein verdrießliches und weinerliches Gesicht dazu, weiß es des Nachbars Moidele oder 's Burgele mit den schönsten Worten zu trösten.

Hand in Hand stampft man weiter, bis wieder das eine oder andere auf der glatten Eisfläche zur Abwechslung hinfällt, daß einem Erwachsenen Hören und Sehen vergehen würde.

Dem rührigen Tonl tuts aber nichts. Wenn nur die Schiefertafel nicht in Scherben geht und die Griffelschachtel noch ganz ist, ein Loch in der Hose oder eine blutende Nase hat nichts zur Sache. Er schüttelt den Schnee ab und trabt lachend mit den anderen weiter.

Kapelle, in der die vom Weltverkehre abgeschlossenen Bewohner dem lieben Herrgott ihr Anliegen vortragen und die Muttergottes oft mit den sonderbarsten Bitten bestürmen.

Bis in die Kirche des Pfarrdorfes ist es manchmal eine Stunde und mehr, der Weg dahin besonders zur Winterszeit wegen der niederstürzenden Lawinen oft lebensgefährlich. Der tägliche Verkehr mit dem lieben Herrgott ist aber dem Tiroler ein Bedürfnis, und weil das Beten in der engen Kammer daheim halt nicht so gut geht, drum sammeln sich die Nachbarn in der waldumrauschten Kapelle zum Abendrosenkranz und spricht der sehnige Holzknecht vor dem bemoosten Kreuze unter der breitästigen Fichte hart am schwindelnden Abgrunde seinen Morgensegen.

Nur an Sonn- und Festtagen und bei Begräbnissen vereinen sich diese abgelegenen Bergbewohner mit denen des Pfarrdorfes in der Mutterpfarre und nachträglich wohl auch im Dorfwirtshause.

Wie mit der Kirche, so ist's mit der Schule.

Ihre Kinder in die Pfarrschule zu schicken, ist den „Bergern" wegen der Ungangbarkeit der Wege und der weiten Entfernung unmöglich. Sie ohne Unterricht zu lassen, geht auch nicht an. Zudem weiß heute der dickkopfigste Bauer, daß ein gewisses Maß von Kenntnissen für ihn unentbehrlich ist, und bildet sich viel darauf ein, wenn seine Kinder gut lesen, schreiben und rechnen können.

Er selber kann sie freilich nicht unterrichten, auch eine geprüfte Lehrkraft vermögen die wenigen Parteien nicht zu besolden und noch weniger sind sie in der Lage, für eine solche, auch bei den bescheidensten Ansprüchen, eine nur halbwegs entsprechende Wohnung beizustellen.

In dieser Not hilft dann die Notschule aus.

Siehst du dort am Waldessaume das kleine niedrige Häuschen? Mit ausgestreckten Armen erreichst du sein Dach. Es ist aus Balken gezimmert, die Fugen und Ritzen zwischen denselben sind mit Moos verstopft — und weil ich dir gerade eine schöne Notschule zeigen will — sind die vier Wände von außen auch „angeschindelt".

Wie du siehst, ist dieses Häuschen verwittert und schwarz wie die umliegenden Scheunen und Gehöfte und unterscheidet sich von diesen durch nichts als seine Kleinheit und, wenn du genau schaust, durch etwas größere Fenster.

Treten wir nun durch die niedrige knarrende Tür ins Innere, kommen wir zuerst in einen rauchgeschwärzten engen Hausgang, dessen Boden meist mit Wegsteinen gepflastert, seltener mit Brettern belegt ist. Vom Hausgang führt eine Tür ins kaum 2 m hohe getäfelte Stübchen.

Es ist der Mühe wert, daß wir uns dasselbe genauer ansehen. Es ist nicht unfreundlich, ist genügend erhellt. In der Ecke steht ein großer gemauerter Ofen, vom Hausgange aus zu heizen, manchmal voller Risse und Klüfte, aus denen wie aus einem Köhlermeiler der Rauch qualmt. Doch das hat nichts zur Sache. Zwingt der Rauch wirklich zum Husten und wird er lästig — geschwind ist das nicht der Fall — da Kinder und Lehrer solcher Schulen völlig unempfindliche Atmungsorgane haben, so macht man Tür und Fenster auf, wenn letztere nicht vernagelt sind, läßt es lustig durchziehen und die Sache ist für eine Weile abgetan.

Massive vier- und fünfsitzige Bänke, die oft in gar keinem Verhältnisse zur Größe des Kindes stehen und die ausgesprochensten Marterwerkzeuge sind, füllen zwei Drittel des Stübchens aus. Sie zeigen meist in auffallender Weise die Spuren müßiger Hände und mitunter scharfer Waffen, sind von spitzen Griffeln durchfurcht, von Messern zerschnitten, von Sägen durchsägt.

Vorne steht auf wackligem Gestelle eine Schultafel mit verwischter Liniatur und mit einem Anstrich, den auch der beste Farbenkenner nicht zu benennen vermag.

Brennsuppe mit dicken Brocken drin oder röstet sich Erdäpfel und löffelt eine Schüssel Milch dazu.

Die Lehrerinnen speisen schon feiner und trinken statt der Milch den unerläßlichen Kaffee, ihre Hauptnahrung, dazu.

Im kleinen armseligen Stübchen nebenan wird dann ein wenig Rast gehalten und von den Lehrern eine Pfeife geraucht, die nebst einigen alten Büchern meist ihr einziger Gesellschafter in ihrer Einsamkeit ist.

In den Sommerferien verdingen sich die Lehrer von diesen Notschulen, wenn sie nicht in der Heimat ein kleines „Güetl" (Anwesen) zu bearbeiten haben, was jedoch meistens der Fall ist, als Fremdenführer oder Kutscher oder sie treiben ein ehrsames Handwerk.

Die Lehrerinnen suchen in Sommerfrischstationen und besuchten Gasthöfen Verdienst als Bedienerinnen und Kindermädchen; denn von der sehr bescheidenen Remuneration für den Schuldienst, die vom Landesschulrate unter Berücksichtigung der Zahl der schulbesuchenden Kinder festzusetzen ist und bei bloß halbjährigem Unterrichte 380 K jährlich nebst freier Wohnung nicht übersteigen darf, ist das Auslangen namentlich für männliche Lehrpersonen nicht anders als durch Nebenverdienst zu finden.

Es sind also diese Schulen im vollsten Sinne des Wortes Notschulen, sowohl was den Unterricht der Kinder als auch die Entlohnung der Lehrpersonen betrifft, für welche auch keine Altersversorgung besteht, die ihnen nach oft 30- und 40jährigem Wirken voll Mühen und Entsagung gewiß ebenso gebühren würde wie manchem anderen, der für Staat und Land in viel besserer Stellung weit weniger geleistet hat.

Was die Tiere sagen.

Die Tierwelt spielt im Gemütsleben unseres Volkes, soweit es überhaupt mit der Natur noch in inniger Berührung steht, eine große Rolle. Das bloße Erscheinen und Vorübergehen manches Tieres bedeutet Unglück, so wenn eine Katze oder ein Hase über den Weg läuft; ein anderes Tier, ein großer Vogel mit roten Beinen und großem Schnabel, dessen Gefieder die preußigen Farben trägt und den ich nicht zu nennen brauche, kündigt ein freudiges Ereignis an. „Spinne am Morgen: Unheil und Sorgen; Spinne am Abend: tröstend und labend." „Schäfchen zur Rechten: gibt es zu fechten; Schäfchen zur Linken: tut Freude dir winken." Auch der Hase ist nicht immer unheilverheißend; Gründonnerstag und Ostern ist er bei den Kindern gern gesehen, denn da legt er bunte Eier, sofern dies nicht der Gickelhahn besorgt; und nach Michaelis soll er auch für die Erwachsenen nichts Schreckliches haben, sofern er in der Pfanne liegt.

Andere Tiere verraten durch ihre Stimme, wenn Unheil droht, so das Käuzchen, das auf dem Dachfirst schreit, die Unke, die im Teiche ruft, das Uhrwürmchen, das im Wandgebälk tickt, der Rabe, der Vogel Wotans, der „Grab, Grab" krächzt. Wenn sie sich hören lassen, muß jemand sterben, ebenso gewiß, als wenn dreizehn zu Tische saßen oder wenn sich's „geeignet" hat, d. h. wenn irgendein unerklärliches Geräusch im Zimmer hörbar wurde, etwas scheinbar ohne Anlaß vom Tische fiel, die Tür sich von selbst öffnete u. dgl.

Jedoch nicht nur mit Prophezeien geben sich die Tiere ab, sie haben auch noch anderes zu sagen. Manche nennen ihren Namen: der Kuckuck, der Pirol, die Zippe (Singdrossel), der Fink, und unsere Kinder reden von der Muh-Kuh, dem Mäh-Schäfchen, der Mieze-Katze und dem Wau-wau. Der Kenner unterscheidet David- und Judith-Zippen, je nachdem, ob dies Wort in den Ge-

Da tönt von Hochleit herab fröhliches Jauchzen. Wie eine Lawine kommen von dort oben der Hochleiter Sepp, der Wastl und ihre Schwester, die flachshaarige Thresl auf Schlitten dahergesaust. Ist das eine Freude! Der Waldebner Christl bedauert es sehr, daß seines Vaters Hof nicht eine halbe Stunde höher im steilen Hang droben steht und er auf völlig ebenem Wege zur Schule wandern muß.

Um aber doch auf Schlitten fahren zu können, schnallt er das kleine, aus dünnen Brettern zusammengefügte Kistchen, das ihm den Schulranzen ersetzen soll, ab, setzt sich auf die ganze Schulweisheit drauf und fährt, so gut es eben geht, ein Stück über die kleine Anhöhe auf das Schulhäuschen zu.

Endlich hat sich in demselben das tolle Völklein versammelt. Man stampft den Schnee von den Holzschuhen, legt die Schultaschen ab, stellt die Blechbüchsen mit dem Mittagessen auf den Ofenhals, es wird gebetet und der alte Lehrer beginnt den Unterricht.

Er hat nicht studiert, nur vor vielen Jahren beim Lehrer im Dorfe drunten einen Winter praktiziert, kennt keine Pädagogik, weiß nichts von Psychologie, aber einen gesunden Hausverstand hat er, angeborenes Geschick, langjährige Erfahrung und Liebe zu den Kindern, und damit gelingt es ihm, meist ganz zufriedenstellende Resultate im Lesen, Schreiben und Rechnen bei seinen Schülern zu erzielen, wenn deren nur wenige sind. In der Regel zählen diese Notschulen nur so zehn bis höchstens an die dreißig Kinder.

Anders ists freilich, wenn einer so mangelhaft gebildeten Lehrkraft die Erfahrung fehlt oder wenn ihr eine größere Kinderzahl, dreißig und mehr, die sie dann nicht mehr zweckmäßig zu beschäftigen weiß, zugeteilt wird. Da kann dann wohl selten mehr auch nur von genügenden Leistungen gesprochen werden, schon aus dem Grunde, weil an diesen Notschulen das Schuljahr nur sechs Monate von November bis einschließlich April umfaßt.

Selbstverständlich beschränkt sich aller Unterricht nur auf Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Von den übrigen für die Volksschule vorgeschriebenen Fächern kann kaum die Rede sein.

Ist dann der vormittägige Unterricht zu Ende und heißt es: Zusammenräumen! ist im Nu die ganze Gesellschaft marschbereit. Es wird gebetet und hinaus gehts und auseinander nach allen Richtungen, bergauf und -ab, nach links und rechts, gleich fidel und lustig wie man gekommen ist.

Ja, der Pimpacher Franzl kann sich kaum fassen vor Freude über das schöne Bildl, das er heute vom Herrn Kooperator erhalten hat, der wöchentlich ein- oder zweimal zur Erteilung des Religionsunterrichtes in die Bergschule hinaufkommt und den Franzl grad heut erwischt hat, wo er einmal hat etwas „aufsagen“ können.

Nur die Kinder der weit entlegensten Gehöfte bleiben häufig auch über Mittag in der Schule und rücken nun über ihre auf dem Ofen warm gestellten Blechbüchsen her, deren Inhalt, gewöhnlich aus Schmarren oder Nudeln bestehend, mit einem Appetit verzehrt wird, um den sie mancher Feinschmecker nicht wenig beneiden würde.

Andere ziehen ein Stück Käse und Brot aus dem Schulranzen und tun sich gütlich daran. Mitunter wird auch brüderlich ausgetauscht, namentlich wenn so ein Glücklicher vielleicht einen Apfel oder eine Birne hat, ist er gezwungen, auch seine Kameraden „abbeißen“ zu lassen.

Die freie Zeit bis zum Nachmittagsunterricht, der meist von 1 bis 3 Uhr dauert, wird mit munterem Spiel verbracht, bei dem das Schneeballenwerfen, Rodlfahren und Schneemannmachen natürlich die Hauptsache ist.

Auch der Lehrer stellt sich, den knurrenden Magen zu befriedigen, als Koch an den ungetümen offenen Herd in der rauchgeschwärzten Küche und kocht sich eine

Singvögel.

Abend im Gebirge.

Hinterm kleinen Försterhaus
Stehen blaue Nebelwände;
Langsam übers Berggelände
Breiten sich die Schatten aus.

Matt, gleich schimmerndem Opal,
Funkelt schon ein Sternchen nieder;
Fern verklingen Burschenlieder
Und die Nacht steigt aus dem Tal.

Und die Nacht schlägt auch um mich
Schützend ihre dunkeln Schleier.
Und ich halte stille Feier!
Und ich denke nur — an dich.

Otto Promber.

Mein Licht.

So klein mein Licht im großen Flammenmeere
Der Geister auch, es ist ein heilig Feuer,
Dem ich geopfert alles, was mir teuer,
Für das ich blutend kämpfe und entbehre.

Noch brennt es hell, mein winzig Flackerlicht.
Vom Regenschauer und vom Sturm bedroht,
Wirft's gold'ne Strahlen, sprühet heiße Funken . . .

In meines Lebens freudelosen Leere
Ist dieses Lichtleins Schimmer mir ein treuer
Wegweiser, der den Wankenden mit neuer
Geduld ertragen hilft des Schicksals Schwere.

Wenn meines Grabes schlichtes Holzkreuz bricht,
Wird meines schlichten Liedes Lichtlein tot,
Mit mir vergessen sein, spurlos versunken . . .

J. M. Toscalio.

Mozarts Musik im „Don Juan" (1806).

Von Johann Gustav Fellinger.*)

(Ein Nachklang zur Mozartfeier.)

Sanft, wie der Westwind um Rosen spielt,
Wenn er im duftenden Kelche wühlt,
Rasch wie der murmelnde Bach,
Säuselt die göttliche Harmonie;
Leisere Töne der Melodie
Zittert der Widerhall nach.

Allmählich steigend und silberhell,
Rieselnd wie Tropfen im Felsenquell,
Drängt sich die Stimmung hervor;
Sammelnd sich langsam in hehrer Macht,
Volltönig endlich, wie Sphärenpracht,
Waltet ein Hymnus im Chor.

Fern durch das dämmernde Nachtgefild
Weinet der Nachklang so still und mild,
Schwindet so lieblich und hold,
Hebt sich dann plötzlich mit Allgewalt,
Stark, wie der Donner in Klüften hallt,
Wenn er am Hochgebirg rollt.

Schneller im wogenden Harfenklang
Hebt sich der liebliche Rundgesang,
Rauschet durch Töne hinan,
Wandelt sich schwebend im Rythmus um,
Sanft wie der Seraph im Heiligtum,
Wie der ersterbende Schwan.

Rasend, im schnelleren Wirbellauf
Wälzt sich der tobende Sturm hinauf,
Preßt sich zum schrecklichsten Ton,
Windet durch klagende Tiefen sich,
Sauset dann nieder und fürchterlich
Lacht er im Trillerschlag Hohn.

Aber zum ernsteren Wechselfall
Mischet sich mählich ein Ton der Qual,
Wimmert im schmerzlichsten „Ach!"
Toset verzweifelnd durch Saiten hin,
Zischet wie Flammen im Stadtruin,
Sinkt endlich, stockend und schwach.

Alles ist öde und totenstumm;
In der entfliehenden Nacht, ringsum
Lauschend noch, horchet das Ohr;
Und aus der innig gepreßten Brust
Drängen sich endlich im Traume der Lust
Bebende Seufzer empor.

*) Steiermarks Theodor Körner, geboren am 3. Jänner 1781 zu Peggau, gestorben am 27. November 1816 zu Adelsberg.

sangsstrophen der Singdrossel vorkommt, ebenso David-, Judith- und Philipp-Sprosser, und ein gesuchter, außerordentlich teuer bezahlter Artikel waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Thüringer Walde, besonders in der Ruhlaer Gegend, die Reitzug-Finken. In der Strophe einiger Buchfinken klingen nämlich die letzten Töne wie „Reitzug“. Ebenso gibt es Weingesang-, Würzgebier- und Zizigall-Finken. Für einen der letzteren Art soll ein armer Ruhlaer Messerschmied einst eine Kuh gegeben haben. Der Fink ist ein guter Wetterprophet: wenn es regnen will, ruft er, „'s trieft, 's trieft“. Seine ganze Strophe aber lautet in manchen Gegenden: „Fritz, Fritz, Fritz, willst ein Bier?“ in anderen: „Sie haben den Herrn ans Kreuz geschlagen“; er hat ja auch wie Rotkehlchen und Kreuzschnabel die rote Brust daher, daß er versuchte, die Nägel am Kreuze auszuziehen und den Herrn zu befreien. Der Kreuzschnabel hat sich dabei den Schnabel verbogen und hat zum Dank dafür die Fähigkeit bekommen, den Rheumatismus der Menschen an sich zu ziehen; die im Zimmer gehaltenen Kreuzschnäbel sind in der Tat oft rheumatisch — besonders diejenigen, welche direkt am Fenster hängen; solche, deren Oberschnabel nach links zeigt, helfen den Männern, die anderen den Frauen; ich bitte jedoch, mich hierfür nicht haftbar zu machen, denn es kann auch umgekehrt sein.

Der bunte Stieglitz oder Distelfink, welcher gern Zwiebelsamen frißt, schimpft, wenn man ihn von seiner Leibspeise verjagt: „Zippeldieb!“ Ob er nun damit sich selber meint oder ob er eine andere Weltauffassung hat als der Mensch, der sich den Herrn der Erde nennt und den Kreuzschnabel deshalb für bevorzugt hält, weil dieser ihm den Rheumatismus abnehmen darf?

Die Kohlmeise bringt sich gebührend zur Geltung, indem sie ruft: „Sitz ich da, sitz ich da! Siehst du mich?“

Die Wachtel ruft des Morgens aus dem Korne dem Langschläfer zu: „Pickperwick — fauler Strick.“

Das Huhn, welches zum erstenmal legt, schreit: „Das is mei Tod, das is Tod!“ Der Hahn aber beruhigt sie mit den tiefempfundenen und noch tiefer gesprochenen Worten. „Das — wird — sich — schon — geben!“

Die Ente schnattert, wenn sie den Schlamm des Dorfgrabens über ihre prüfende Zunge gleiten läßt: „Manchmal schmeckt mr'sch, manchmal schmeckt mr'sch nich.“ (Schnell sprechen!)

Wenn die Katze vor der Türe Einlaß begehrt, miaut sie: „Mach mr auf! Mach mr auf!“ Der Kater, der auf dem Scheuerboden sitzt, ruft liebeglühend seine Mieze, die zartfüßig auf der Tenne schleicht: „Komm herauf, komm herauf!“ Sie aber denkt, du hast genau so weit zu mir, wie ich zu dir, und antwortet: „Komm ronger, komm ronger!“

Endlich die Schafe. Es ist April und eine schneidende Kälte, die in starkem Widerspruch zu der molligen Schafstalltemperatur steht. Trotzdem müssen die Schafe ausgetrieben werden. Da schreien die kleinen Lämmer: „Wärd 's 'n bald Mai? Wärd 's 'n bald Mai?“ Die Einjährigen, stolz auf ihre Erfahrung, blöken zurückweisend: „'r wärd't 's j' 'rläb'n, ' wärd't 's j' 'rläb'n!“ (Ihr werdet es ja erleben.) Ein alter, asthmatischer Bock, der eben so ergeben wie stumpfsinnig hinterdrein trollt und dem der Metzger schon einigemal prüfend an die Rippe gefühlt hat, hustet dumpf: „Ech. nech!“ (Ich nicht.)

„Land.“ August Ludwig.

Wir wollen ganz uns vor der Welt verschließen,
Uns nur an der Natur und ihren Gaben,
Die wir beglückt empfangen und genießen,
Und mehr als unser Leben lieben, laben! —

So träumten wir. — Da kam ein Brief, o wehe,
Von zwei Cousinen, alten, seelenvollen,
Sie schrieben, daß sie diesmal uns're Nähe,
Um recht bei uns zu weilen, wählen wollen.

Sie hätten nicht an fremdem Ort gemietet,
Weil sie sich nach „Familienleben" sehnten,
Und weil sie ganz besonders sich behütet,
Solang sie bei Verwandten wohnten, wähnten.

Uns brach das Herz, indem wir dieses lasen,
Und nur der Trost der schwache, blieb uns allen:
Ein jeder Mensch hat schließlich seine Basen,
Die ihm zur Last in vielen Fällen fallen. —

Kaum hatten wir die Jungfrau'n überwunden,
Ließ sich ein Jüngling häuslich bei uns nieder,
An unserm Schreibtisch saß er viele Stunden, —
Da dichtete das Luder leider Lieder.

Wo gäb' es Dichterlinge wohl hienieden,
Die sich so takt- und rücksichtsvoll erwiesen,
Daß sie uns nicht die Verse, die sie schmieden,
Die, ach! so inhaltlosen, lesen ließen?!

Und unser Jüngling war der Schlimmsten einer,
Die wie ein Alp auf uns'rer Seele lasten; —
Sobald entrinnt den Tintenbolden keiner,
Den sie einmal mit festen Fäusten faßten!

Es ist uns heut' noch völlig unverständlich,
Daß uns nicht allen das Gehirn erweichte! —
Wie jauchzten wir, als er uns endlich, endlich
Zum Abschied die verruchte Rechte reichte! —

Kaum hatten wir ein wenig Ruh' im Hause,
Da kam ein Brief von Meier — wir erblaßten! —
Sie wollten ein'ge Zeit in uns'rer Klause,
Eh' sie zurück nach Dresden reisten, rasten;

Begleitet von drei Söhnen nämlich sei er,
Er müsse dies voll Vaterstolz erwähnen — —
Ja, glaubt denn dieser unglücksel'ge Meier,
Daß wir uns so nach seinen Söhnen sehnen?!
— — — — — — — — — — — — — — —

So ging die schöne Sommerszeit vorüber,
Und als die letzten Gäste uns verließen,
Da lagen sämtlich wir zu Bett, im Fieber — —
O mögen sie's im bösen Busen büßen!!!

Otto Sommerstorff.

Der Liebe Abendlied.

Wir gingen stumm durchs stille Feld,
Nach Ruhe sehnte sich die Welt,
Und müde war der Tag.
Nun deckt die Nacht die Fluren zu,
Und alle Sorgen haben Ruh',
Ein Traum wird alle Plag'.

In weiter Ferne nur ein Licht
Das tiefverträumte Schweigen bricht:
Wollt ihr noch größ'res Glück?
— Da bebst du bang an meiner Brust:
Schweig stille, Herz! Schweig stille, Lust!
Schweig, glutenwilder Blick!

Walther v. Walthershausen.

Mein Herz.

Ich greife an mein Herz und fühle,
Es geht noch fort im alten Gang —
So hat es in des Tag's Gewühle
Nichts eingebüßt von seinem Drang.

So strebt es noch im alten Glauben,
Der einst es hob zum ersten Flug,
Und ließ sich nicht ein Fünkchen rauben
Der Hoffnung, die es damals trug.

Und was es immer auch betroffen
Und wie ich's immer auch gequält,
Noch immer steht es freudig offen
Den Träumen einer schöner'n Welt.

Franz Himmelbauer.

Die Zensur.

Da lebte einmal ein König, der sein Volk liebte und die Zeitungen las. Und es verdrossen ihn gar sehr die ewigen Klagen über die drückenden Steuern und die ungerechte Verwaltung des Landes, deren die Zeitungen voll waren, und er berief seinen Minister zu sich und sprach: „Ich lese da immer, daß das Land zu hoch besteuert ist und schlecht verwaltet wird. Ich aber liebe mein Volk und will es glücklich machen, ich will solche Klagen nie mehr hören, bei meiner Ungnade!"

Der Minister verbeugte sich und ging betrübt nach Hause, denn er wußte nicht, was tun. Als er nun über den Hof ging, da wurde eben einer von seinen Sklaven wegen eines Vergehens gepeitscht. Klatschend fiel die Peitsche auf den nackten, blutenden Rücken des Unglücklichen und sein schrilles Jammergeschrei durchdrang die Luft. Dies störte aber die Gattin des Ministers, welche in ihrem Boudoir einen pikanten Roman las, in ihrer Lektüre, und sie rief entrüstet: „Ach Gott! Meine Nerven! Wie kann der Mensch nur so schreien? Ich will dies Gejammer nicht anhören!" Der Aufseher verbeugte sich demütig und ließ dem Sklaven einen Knebel in den Mund stecken. Und nun konnte die Strafe ungehindert vollzogen werden. Nur einzelne unartikulierte Laute entrangen sich dem Munde des Gemarterten, welcher endlich ohnmächtig zu Boden sank.

Der Minister stieß sich zufrieden vor die Stirn, denn er war ein kluger Mann, der es verstand, eine gute Lehre praktisch anzuwenden, und dann ging er hin und schuf die Zensur.

Alfred Herlinger.

Elegie aus der Sommerfrische.

Wie ist's in unserm Sommerheim so traulich,
Wie wollen wir der Nerven Kraft erneuern,
Wie wollen wir uns friedlich und beschaulich
Der Sommerszeit, der freien, frohen, freuen!

Von dem Inhalte dieses Erstlingswerkes eines stark talentierten Tiroler Dichters ist folgendes einer gut orientierenden Besprechung entnommen: Auf dem Edelsitz Maria Himmelfahrt wächst Bertold v. Riebauer heran. Während er in Wien Medizin studiert, stirbt sein Vater und er wird Herr eines beträchtlichen Vermögens. Darum unterbricht er das Studium und übernimmt den Familienbesitz. Er kommt nicht allein; an seiner Seite bringt er eine reizende Frau, die Tochter der Gräfin Gallen, die er als Student kennen und lieben gelernt. Das junge Ehepaar lebt eine glückliche Idylle durch, die zuweilen dadurch leise getrübt wird, daß Frau Ulla die schwärmerische Liebe zur Natur, in welcher Bertold förmlich schwelgt, nicht so schrankenlos teilt und den Winteraufenthalt in Maria Himmelfahrt bei aller Liebe für den Gatten doch etwas langweilig findet. Aber sie überwindet das bißchen Heimweh nach der Großstadt bald. Da erscheint die verhängnisvolle „Dritte": Renia v. Stillendorf, die richtige Dame, um eine Ehe zu zerstören. Sie ist Künstlerin — ausgezeichnete Klavierspielerin — nicht so schön wie Ulla, aber interessant, lebhaften Geistes, mit berückenden Augen, die Bertold an Koppays „Teufel" mahnen, nervös und gefallsüchtig. Sie verliebt sich in Bertold und wendet alle Künste an, um ihn zu erobern. Er wehrt sich lange und tapfer, aber er wird kühl und gleichgültig gegen seine Frau; sein Herz gehört Renia. Ulla fühlt, daß ihr Gatte eine andere liebe; sie zieht sich scheu in sich selbst zurück und geht zu ihrer Mutter nach Wien. Dorthin eilt auch Bertold, aber nicht zu seiner Frau, wie diese im stillen hoffte, sondern in Renias Arme. Ihrem heißen Drängen nachgebend, verspricht er, sich von Ulla scheiden zu lassen und sie zu heiraten. Das besiegt ihren Widerstand, sie reist mit Bertold an den Gardasee und weiter nach Italien. Ein wilder Liebesrausch, fast ein Fiebertraum hält das Paar gefangen, doch sie können des Beisammenseins nicht froh werden. Dem Rausche folgt die Ernüchterung, der Ekel. In Bertold lodert der Haß auf; er will Renia sogar in einen Abgrund hinabstoßen. Renia flieht, und Bertold kehrt reuig in die Heimat zurück. Zu spät! Ulla ist über dem Leid, das sie erduldet, zusammengebrochen und liegt an einer Gehirnentzündung hoffnungslos danieder. Sie stirbt verzeihend und versöhnt. Bertold nimmt seine medizinischen Studien wieder auf und wird als Arzt der Wohltäter der ganzen Gegend. So sühnt er das Unrecht, daß er an Ulla begangen; seine Buße ist strenge Pflichterfüllung im Dienste der Menschheit. — Man sieht, daß der Stoff nichts weniger als neu ist. Aber die Behandlung! Das kommt voll und echt aus einer Menschennatur. Ein tiefes Empfinden der Natur, der Heimat, der Reue kommt zu wahrhaft dichterischem Ausdruck. Z.

Märkische Skizzen. Von Anna Plothow (Berlin. Schall & Rentel.)

Wer auf angenehme Weise die Umgebung Berlins und im weiteren Kreise die Mark Brandenburg und deren Bewohner kennen lernen will, der lese dieses Büchlein durch. Warmherzige Plaudereien sind es, zwanglos, planlos, wie es der Wanderer lieben mag. Geschichtliche Erinnerungen wechseln mit landschaftlicher Schilderung und Skizzierungen aus dem Volksleben, als Beigabe eine romantische Erzählung. Mehrere Bilder zeigen landschaftliche Lieblichkeiten, die man auf der Streusandbüchse des weiland heiligen römischen Reiches kaum suchen würde. Z.

Die Vorbildung des katholischen Klerus in Bayern. Von Willibald Weber. (Augsburg. Lampart & Comp. 1906.)

Diese ungemein interessant und frisch geschriebene Schrift behandelt in neun Kapiteln den völlig unzulänglichen Bildungsgang des katholischen Durchschnittsgeistlichen in Bayern. Der Verfasser, der sich mit den betreffenden Verhältnissen bis ins kleinste vertraut zeigt, geißelt mit berechtigter Schärfe die rückständige Lehrmethode an den Lyzeen. Besonderen Nachdruck legt er auf die Schädlichkeit der im Auslande, in Innsbruck und Rom, gemachten theologischen Studien. V.

Rom und die Deutschen. Einige Tatsachen von vielen, zur Aufklärung für Evangelische und Katholiken zusammengestellt von H. Zahn. (Berlin. Georg Nauk, 1906.)

Diese Broschüre bietet keinerlei Betrachtungen und Ermahnungen, sondern ausschließlich aktenmäßig feststehende geschichtliche Tatsachen. Die Schrift zerfällt in sechs Abschnitte: 1. Roms Macht in der Gegenwart; 2. Das unfehlbare Papsttum; 3. Römische Duldsamkeit; 4. Römischer Aberglaube und Kirchenbetrieb; 5. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!; 6. Rom und die Deutschen. Von konfessioneller Einseitigkeit und Beschränktheit ist die Zahnsche Broschüre frei. Falls diese Schrift auch Unrecht hätte, wäre sie doch auch für den Katholiken von hohem Werte. Denn sie zeigt, in welchem Lichte die katholische Kirche Millionen von Deutschen erscheint. Bei solchen Argumenten kann es doch gewiß nicht Wunder nehmen, daß die Kirche nun so verbreitete und leidenschaftliche Gegnerschaft hat. Der Mensch braucht nicht erst ein „Freimaurer" zu sein, um die Pflicht in sich zu fühlen, eine Institution, wie sie außer in ihrem eigenen Kreise allgemein geschildert wird, zu bekämpfen. V.

Böhmerwald-Geschichten mit neuen Kaiser Josef-Anekdoten von Domitius Stratil (Fulnek. Im Selbstverlag. 1906.)

Der Verfasser hat den Versuch gewagt, einige Erzählungen „Hardls und Wawas"

Lustige Zeitung.

Gerichtssaalhumor. Ein jugendlicher Verteidiger machte durch seine Wippcheniaden viel von sich reden. Hier einige seiner am meisten belachten Aussprüche: „Die Verteidigung ist in diesem Prozesse nicht auf Honig gebettet.“ „Ich werde das Schwert nicht in die Hosen fallen lassen, sondern für meinen Klienten eine warme Lanze einlegen.“ „Der Angeklagte hatte zwei Bräute, mit deren Mitgift er den Schaden hätte gutmachen können, er ging sozusagen auf vier Freiersfüßen.“

Verteidiger eines angeklagten Wucherers: „Der Herr Staatsanwalt hat gesagt, er begreife nicht, wie es der Angeklagte mit seinem Gewissen vereinbaren konnte, so hohe Zinsen zu nehmen. Meine Herren! Der Angeklagte kann nun einmal nichts dafür, daß der Gewissenswurm nicht zu seinen Haustieren gehört!“

„Meine Klientin,“ rief ein Verteidiger pathetisch aus, „ist eine alte Frau mit einer kleinen Handtasche, die auf dem flachen Lande lebt. Sie kann nie und nimmermehr das Verbrechen des Diebstahls nach Paragraph hundertsechsundsiebzig römisch zwei begangen haben.

Richter: „Sind Sie schon bestraft?“ — Angeklagter: „Nein, aber verheiratet.“

Das bestellte Bild. „Na“, fragte der Großbauer Schwarzfeld den Maler Klexel, „wie viel wollen Sie haben, wenn Sie meinen Bauernhof abmalen und mich, wie ich vor der Tür stehe.“ — „Sagen wir hundert Kronen“, antwortete Klexel. — „Schön, abgemacht,“ sagte Schwarzfeld. „Sie können morgen anfangen.“ — — Nach acht Tagen war das Bild fertig, aber der Maler hatte ganz vergessen, den Großbauer auf dem Gemälde anzubringen. Als er das Bild seinem Besteller ablieferte, betrachtete dieser es eine Weile aufmerksam und rief dann: „Sehr schön! Das Bild gefällt mir. Aber wo bin ich?“ — Klexel, erst durch diese Worte darauf aufmerksam gemacht, daß er das Bild nicht dem Auftrage gemäß ausgeführt hatte, versuchte mit einem Scherz darüber hinwegzukommen. — „O,“ sagte er, „Sie? Sie sind gerade ins Haus gegangen, um die hundert Kronen für mich zu holen.“ — „So?“ antwortete der schlaue Großbauer. „Dann werd' ich wohl gleich wieder herauskommen und das Geld bringen. Inzwischen wollen wir das Bild aufhängen und warten.“



Die gute alte Zeit. Im Angesicht des Niederganges, in dem Menschheit und Kultur heute begriffen ist, gedenkt mancher sehnsüchtig der alten Zeit. Aber er denkt nur an das Gute, das in ihr war, und es war manches Gute an ihr, das wir heute entbehren. Dem gegenüber kommt nun Ferdinand Mahrberg und stellt uns in seinem Büchlein „Die gute alte Zeit“ (Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt, 1906) die Schatten und Schäden der Vergangenheit fleißig zusammengetragen vor Augen. Seine Tendenz muß die Einseitigkeit entschuldigen. Es ist ja sicher alles wahr, was da erzählt wird von Untertänigkeitsverhältnissen und Robot, von Übermut und Mißbrauch der Gewalt seitens der Mächtigen, vom fahrenden Gesindel, dem Aberglauben in Gesundheitspflege, Heilverfahren, Religion u. s. w., von Unsittlichkeit, Hexenwesen und Brutalität aller Art, und es schadet niemand, solche Mißstände der alten Zeit sich vor Augen zu halten, denn es wirken heute noch Kräfte, die uns in die „gute alte Zeit“ zurückzerren möchten. Ich persönlich bin aber kein Freund von einseitiger Schwarzfärberei und würde in dem interessanten Büchlein etliche Lichtblicke recht leicht vertragen haben.

M.

Maria Himmelfahrt. Roman von Hans v. Hoffensthal. (Berlin. Egon Fleischel & Co. 1906.)

Margarethe Klementine Fürstin von Thurn und Taxis, Erzherzogin von Österreich. (Regensburg. W. Wunderling.)

„Das Bayerland" sagt über dieses Werk unter anderem: Alle die heilkräftigen Pflanzen, welche Kneipp anwendete und welche durch Jahrhunderte lang vom Volke benutzt und mit größtem Erfolge gebraucht werden, werden uns hier bildlich vorgeführt. In vollendeter Weise vermählt sich hier der künstlerische Geist mit der wissenschaftlichen Korrektheit. Jedes Blatt ist für sich ein Kunstwerk der Blumenmalerei, und jedes Blatt ist dabei wieder von einer botanischen Genauigkeit, daß es sofort im Spezialunterricht als Vorlage zur Belehrung der Schüler benützt werden kann 2c.

Gedichte von Franz Himmelbauer. (Leipzig. Georg Müller.)

Von den Prosabänden dieses Poeten, „Waldsegen" und „Zu den heiligen drei Brunnen", sagt Hermann Ubell: „Der Dichter hat eine mädchenhaft zarte Innigkeit des Empfindens, eine warme deutsche Art, die Dinge dieser Welt anzuschauen, einen herzhaften Humor und die Kraft, auch das Beklemmendste darzustellen." Ein gleiches Urteil gebührt auch den anmutvollen Gedichten Himmelbauers, die wie ein süß verlornes Duften durch die Abendschwüle wehen, wie ein träumerisches Singen, das uns das Herz nicht beschwert und dennoch ein sehnsüchtiges Empfinden weckt nach etwas Liebem, das uns versagt bleibt. Ist das nicht ein Kennzeichen echter Lyrik? H. F.

Worte der Sehnsucht. Gedichte von Heinrich Renolt. (Graz. Leykam. 1906.)

Kleine, frische Lieder, denen man's anmerkt, daß sie nicht gemacht, sondern gewachsen sind. Manche ließen sich gewiß auch gut singen. M.

Bühne und Sport (Berlin W., Schöneberger Ufer 32) betitelt sich eine neue illustrierte Wochenschrift, welche aus der im VI. Jahrgang bestehenden Halbmonatsschrift „Bühne und Brettl" hervorgegangen ist. Es erscheint dieses vornehm ausgestattete Blatt an jedem Donnerstag und bringt aktuelle Illustrationen, Berichte, Fachartikel, einen reichen Unterhaltungsteil, z. B. Romane, Novellen 2c. von Otto Julius Bierbaum, Robert Misch, Ernst v. Wolzogen, Rideamus 2c., ferner Karrikaturen, Musikbeigaben, Originalzeichnungen, Preisrätsel und Preisfragen 2c.

Gspoaß. Dialektgedichte von Gustav Young. Mit dem Bildnis des Verfassers. Mödling bei Wien. J. G. Thomas. 1906.)

Ein kleines Büchlein, das manchem Freude bereiten wird. Der durch seine Mitarbeiterschaft an „Wiener Humor" und „Der Urgemütliche" bekannte Autor ist ein Kenner von Land und Leuten, deren Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten hier in drastischer Weise geschildert werden. Für Vortragende und deren Zuhörer enthält das lustige Heftlein auf 72 Seiten eine Fülle von gelungenen Beiträgen, wovon hier nicht eine beste Probe steht:

Kindermoanung.

'S kloane Mizerl hat vor einer kleinen Weil' zum Spiel'n aufg'hört
Und schaut gar lang an großen Brummer zu —
Der all'weil summt und all'weil brummt —
Und ans Fenster stoßt in aner Tour.
Dös arme Viech derbarmt der Mizl,
Drum druckt's dö Red' ihr 'raus:
„Geh, Mutter, schau, dö Fliag'n dort,
Dö muaß g'wiß notwendi amal hinaus!"

W.

Büchereinlauf.

Erben des Elends. Von Rudolf Hawel. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

G'spassige Menschen. Neue Wiener Geschichten. Von Gust. Andr. Ressel. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Der Weg zur Sonne. Roman von Robert Reinert. (Wien. Akademischer Verlag. 1906.)

Die Diva und andere. Von Rudolf Presber. Sechste vermehrte Auflage. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.)

Aho. Drei See-Erzählungen von Eva Gräfin v. Baudissin. (Leipzig. Grethlein & Co.)

Bahn frei... Erzählungen von Karl Scheufler. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Die Examenskandidaten. Göhrensche Novellen von Herbert Ludwig. (Dresden. E. Pierson.)

Ernst und Humor in Krieg und Frieden. Von E. v. Prittwitz. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Toska baut. Thüringer Geschichten von Martha Renate Fischer. (Stuttgart. Bonz & Comp.)

Ein Antichrist. Erzählende Dichtung von Wilhelm Gittermann. (Dresden. E. Pierson. 1906.)

Österreichische Porträts und Charakter. Von Otto Wittner. (Wien. Hugo Heller & Co. 1906.)

In Dolman und Ampel. Ein sächsisches Lehrer- und Predigerleben von August Jekelius. (Kronstadt. H. Zeidner. 1906.)

Aus Gilms Briefen an seine Jugendgeliebte. Nach einem vom Zweig Graz des Allgemeinen deutschen Sprachvereines am 16. März 1906 im Joanneum veranstalteten Vortrage von Dr. S. M. Prem. (Graz Deutsche Vereins-Druckerei und Verlagsanstalt. 1906.)

Vorträge über Kultur und Kunst. Von Adolf Meschendörfer. (Kronstadt. H. Zeidner 1906.)

(Ähnis und Ahnes) in ein Büchlein zu bringen nnd sie in dieser Gestalt der Jugend und dem Volke zu bieten.

Es wurden ausgewählt: Prinz Eugenius, Vater Radetzky und das schier unerschöpfliche Kapitel vom guten Kaiser Josef (sowie von anderen markanten Persönlichkeiten und Epochen der Geschichte Österreichs). Aber leider, diese „Ähnis und Ahnes" sprechen — Schulmeisterdeutsch. Volkstümlich müßten solche Sachen erzählt werden. W.

Die Verwahrlosung des Kindes und das geltende Recht. Vortrag, gehalten in der ersten Versammlung der Österreichischen Gesellschaft für Kinderforschung in Wien am 24. März 1906. Von Dr. Heinrich Reicher. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne. 1906.)

Diese, für die Kinderforschung und Heilerziehung höchst bedeutsame Schrift beruht auf durchwegs realen und statistischen Grundlagen. Sie zeigt die Verwahrlosung des Kindes im Verhältnisse zum gesetzlichen Rechte und stellt Tatsachen zutage, die überraschend und beschämend sind. Möchte sie das Interesse für die so hochwichtige Frage kräftigen helfen. Vor allem will die Broschüre gelesen sein. M.

Der öffentliche Verkehr mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark. Für Heimische und Reisende. Eine Denkschrift von Johann Ev. Dettelbach. (Graz. Franz Pechel. 1906.)

Diese Schrift wäre neunmal mit Gold aufzuwiegen, wenn die Ratschläge, die sie besonders in Sachen des Fremdenverkehrs gibt, von den Steirern befolgt würden. Freilich ist die geographische Lage unseres Landes für die gegenwärtigen Verhältnisse des Fremdenverkehrs nicht sehr günstig, aber das wird sich ändern. Auch der Natursinn ist der Mode unterworfen und bald wird dem Menschen Wald und Almmatte wieder lieber sein als Gestein und Gletscher. Und dann müßten die Steirer gerüstet sein, wenn sie einen Zuzug von Fremden haben wollen. Die gütige Natur hat ja alles getan, um unser Land großartig schön und wohnlich zugleich zu machen. Die heimischen Sänger singen mit Fink und Lerche um die Wette, die Herrlichkeiten des Landes zu preisen und in aller Welt bekannt zu machen. Die Verkehrswege werden Jahr für Jahr günstiger. Das Weitere hängt ab von jenen Einheimischen selbst, die vom Fremdenverkehre so gerne etwas profitieren möchten. Nur sage ich euch, ihr fahrlässigen Landsleute, das Wünschen und Hoffen allein tut's nicht, da heißts tüchtig und beständig arbeiten. Dettelbachs Schrift ist hierfür ein guter Ratgeber. M.

Ehrenbuch des Kurortes Velden am Wörthersee. Für seine Freunde und alle, die es werden wollen. Herausgegeben vom Verschönerungsverein am Wörthersee. Geleitet von Karl Krobath. (Velden. 1906.)

Ein reizenderes Fremden-Handbuch wird selten herausgekommen sein, als dieses Veldenbuch, in welchem sich — mit prächtigen Landschaftsbildern begleitet — die Dichter der Alpen ein Stelldichein geben und den Besucher des Wörthersees mit allem, was an ihm Interessantes ist, in anregendster Form unterrichten und ergötzen. M.

Geschichte der Musik. Von Karl Storck. (Stuttgart. Muth. 1905.)

In dem vorliegenden stattlichen Bande hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, eine Darstellung der Musikgeschichte für das deutsche Haus und für alle jene, welche diese Kunst lieben, in allgemein verständlicher Weise zu bieten und es sei gleich vorweg bemerkt, daß ihm seine Aufgabe in vorzüglicher Weise gelungen ist. Warme Begeisterung und eine schöne Diktion zeichnen dieses Hausbuch aus, in welchem Storck seine reichen Kenntnisse des Gebietes, das er behandelt, niedergelegt hat. Stets behandelt er seinen Stoff mit Berücksichtigung des gleichzeitigen Kulturlebens und weiß demselben neue fesselnde Seiten abzugewinnen. Die zehn Bücher, in welche das Ganze eingeteilt ist, wenden sich zunächst dem Ursprunge der Musik und sodann den Kulturvölkern Asiens, sowie jenen des Altertums zu. Auf das Mittelalter übergehend, werden die kirchliche Musik jener Zeit, der Minnesang und das Volkslied behandelt. Es folgt sodann die Periode der Italiener, und der Renaissance, die Behandlung des Anfanges der Oper und der sich daran schließenden Musiker (Händel, Bach, Gluck) sowie namentlich der Blütezeit mit Haydn, Mozart und Beethoven. Letzterem großen Tonheros ist ein eigenes reiches Kapitel gewidmet. Das 19. Jahrhundert läßt die großen musikdramatischen Schöpfungen Richard Wagners hervortreten, aber auch seinen Zeitgenossen und Nachfolgern bis auf die Gegenwart wird der Verfasser gerecht. Man ersieht daraus, daß auch eine geschickte und übersichtliche Einteilung getroffen ist. Gelehrte Anmerkungen sind absichtlich vermieden, um den Fluß der gewandten Darstellung nicht zu stören und zu unterbrechen, dagegen ist am Schlusse des Bandes ein reichlicher Literaturnachweis und ein vorzügliches Register geboten, so daß dieses Buch auch als Nachschlagewerk aufs beste benützt werden kann. Es wäre zu wünschen, daß Storcks Musikgeschichte in recht vielen Kreisen der Kunstfreunde Eingang finde, wie es die gediegene und belehrende Arbeit verdient. Dr. A. Schl.

Atlas der Heilpflanzen. Verfaßt von Seiner Kaiserl. Hoheit Erzherzog Joseph von Österreich, k. Prinz von Ungarn und Böhmen. Bildlich dargestellt von Ihrer Kaiserl. Hoheit



Was der Waldbach rauscht.

Von **Peter Rosegger.**

Das breite Alpental kennen viele. Es ist so dicht mit Ortschaften und Gewerkschaften bestanden, daß man, von einzelnen Höhepunkten aus seine weißen Gebäude sehend, meint, eine einzige Stadt ziehe sich durch das fünf Meilen lange Tal dahin, von einem Ende zum andern. An beiden Seiten dieses Tales steigen steile, dunkle Waldberge auf, zwischen denen enge Seitentäler weit in die hinteren Gegenden hinanziehen. Jedes dieser Täler, jede dieser Engschluchten, an denen gute Straßen oder mühsame Weglein hinangehen, bringt ein lustig bewegliches Wasser herab aus den Hochwäldern und Almen.

Nach einem dieser Seitengräben verlangt's mich oft. Es ist der längste. Auf dem Sträßlein, das neben dem Bach einmal rechts, einmal links hinzieht, muß man vier und fünf Stunden lang gehen, um dort hinzukommen, wo von der Almlehne unter Erlensträuchern, Lattichen und Enzianbüschen die Wässerlein flink herabhüpfen, die hier an der Ausmündung ins Tal ein so stattlicher Bach sind.

Da, am Eingange des Tales, steht auch die große Holzsäge, die unersättliche, die Tag und Nacht ununterbrochen kreischt: Bretter, Bretter, Bretter, Bretter, Bretter .... Der Graben ist feucht und finster vor Wald hin und hin, aber auf dem Sträßlein begegnen wir unzähligen

Religion und Religionen. Von Otto Pfleiderer. (München. J. H. Lehmann.)

Wenn Jesus wiederkommen würde auf Erden. Bearbeitet, herausgegeben und verlegt von W. Bauerle in Thening, Oberösterr.

Jesus. Epos von Herman Kroepelin. Selbstverlag. (Malchon in Meckl. 1906.)

Kleiner Katechismus von Dr. Martin Luther. (Kronstadt. H. Zeidner. 1906.)

Barbarossas Träume und Erwachen. Festspiel für patriotische Feste von Georg Reimann. 3. Auflage. (Graudenz. Im Selbstverlage des Verfassers. 1906.)

Optimismus. Ein Glaubensbekenntnis von Helen Keller. Autorisierte deutsche Übersetzung von Dr. R. Lautenbach. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Die Invasion von 1910. „Einfall der Deutschen in England" von William Le Queur. Die Seeschlachtkapitel von Admiral H. W. Wilson. Übersetzt von Traugott Tamm. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.)

Deutsche Landes-Erziehungsheime in Schloß Bieberstein, Haubinda in Thüringen. Ilenburg im Harz. Das achte Jahr 1905—1906. Von Hermann Lietz. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Zur Frage des Unterrichtes in Hygiene an Mittelschulen. Von Dr. Alexander Hinterberger. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1906.)

Dresdener Hausgeräte. (Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst. 1906).

Die Karawankenbahn. Von Hans Withalm. (Klagenfurt. Selbstverlag. 1906.)

Wahrheit und Irrtum in der materialistischen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Befreiung aus hypnotischem Bann. Von einem Selbstdenker. (Berlin. Gustav Ferdinand Müller. 1906.)

Ein Ausflug in die „deutschböhmische Ausstellung Reichenberg 1906". 23. deutsches Frühlingsfest in Prag am 26. und 27. Mai 1906.

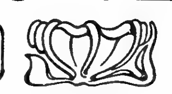
Meyers kleines Konversations-Lexikon. Siebte, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 130.000 Artikel und Nachweise auf 5800 Seiten Text mit etwa 520 Illustrationstafeln (darunter 56 Farbendrucktafeln und 110 Karten und Pläne) und etwa 100 Textbeilagen. (Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.)

Die Blumenmalerei. Anleitung für Anfänger von W. Duffield. Deutsch von Otto Marpurg. (Ravensburg. Otto Maier.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



Postkarten des „Heimgarten".



H. L., Vöslau. Das Feuilleton „Graz" in der „Neuen freien Presse" ist doch ganz lustig zu lesen. So lange unsere lieben Frauen vom Standpunkte eines Modeschneiders aus beurteilt werden, ist kein Anlaß, für sie eine Lanze zu brechen. Hingegen sollte man sie in Schutz nehmen vor gewissen Theaterstücken, die wir in der Saison erlebt und in welchen das Weib auf das außerste beschimpft wird. Aber gerade solche Stücke sind am eifrigsten von Frauen besucht worden. An dieser in der Provinz allzu großstädtischen Erscheinung haben wir mehr Anstoß genommen als an der harmlosen Wienerplauderei, die durch ein paar besondere Schnitzer noch drolliger wirkt.

H., Wien. Der im XXVI. Jahrgang des Heimgartens veröffentlichte Hamerling-Rosegger Briefwechsel ist in dem Buch „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling" nicht enthalten. Veröffentlichung des Briefwechsels Hamerling-Rauscher uns zur Zeit nicht bekannt.

M. L., München. Über die konfessionellen Verhältnisse der Nordamerikaner gibt es keine rechte Statistik. Die Religionsfreiheit ist dort in so hohem Maße gewahrt, daß schon die amtliche Frage nach der Konfession als verfassungswidrig verboten ist.

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden; erfolgt hie und da aus Gefälligkeit doch ein Abdruck, so wird derselbe nicht honoriert. Wir pflegen unverlangt einlangende Sendungen entweder vom Postboten gar nicht anzunehmen oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

Redaktion und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Juli 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Böck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Warte, bis es dich drängt, danach zu fragen, dann wirst du auch verstehen.“

Die dunklen Schluchten sind endlich hinter uns geblieben. Das Wasser ist stiller geworden. Das Tal weitet sich und gliedert sich in Seitentäler und liegt still da in seinen sonnigen Wiesen. Die Berge hin und hin sind blau vor Wald. Sie sind hier nicht mehr steil, sie erheben sich ganz sachte und mäßig hoch, und die flachen, breiten Höhenrücken ziehen sich stundenlang hin nach allen Richtungen. Auf diesen Höhenrücken stehen die Bäume schütter, verkrüppelt und vermoost, die Wipfel und Äste von Weststürmen gegen Osten gebogen. Auf das kurze Heidekraut des Bodens scheint die Sonne nieder und zwischen dem Gestämme durch schimmert das Meer der Wälder, das über die ganze weite Hochgegend ausgegossen ist. Dazwischen liegen die grauen Flächen der Schlagblößen und die grünen Wieslein und Matten. Wie das Tal mit den Wässern schon an tausend Meter hoch ist, so erheben sich die flachen Bergrücken an dreizehn- und vierzehnhundert Meter über die See. Wie ist es da schön umherzugehen, auch ohne Weg und Steg, bis man freilich auf einmal mitten im Moore ist und nicht mehr weiter kann, ohne zwischen Binsenbüscheln bis an die Waden zu versinken. Wie mag es auf hohen Bergen, wo das Wasser nach allen Seiten abrinnen kann, so viele Moore geben? Hat nicht dieses schwarze Erdreich die Eigenschaft des Badeschwammes, der das Wasser an sich zieht und nicht mehr losläßt? Seit Menschengedenken ist an gleicher Stelle das Moor, kein Förster und kein Bauer kann es besiegen, und solches Gemenge von Wasser und Erde ist eine wüste Statt für Menschen und Tiere. Und die Seelen Versunkener sollen nächtig in blauen Flämmchen aufzucken oder in schimmernden Nebelchen über die öden Flächen irren. — Neben dem Moore ist es noch das Dickicht jungen Waldwuchses oder das Gestrüppe der Erlen und Wachholder oder das Gefälle, das mit dürrem Stamm- und Astwerk alles verrammelt, oder der übermooste, in faulendem Mulm zerfallende Block, die den Weg verlegen. In allem weiteren hat der Fuß freien Lauf, kein Graben und kein Fels hindert ihn, wie in einem unermeßlichen Wildgarten schreitet er dahin; der unendliche, alles und alles überwuchernde Urwald der Moose und Flechten ist ihm nur ein weicher Fuß- und Wandteppich, der alles Verknorrte und Verknotete überpolstert. Vor keinem der Tiere, die ihm über den Weg laufen, braucht der Wanderer zu erschrecken, wie auch nur wenige Tiere vor ihm fliehen. Die hoch im Gestämme hackenden Spechte kehren sich nicht nach dem Menschen; Marder und Füchse lauern in ihren Verstecken, gleich bereit zum Sprung auf Beute als auch zum Sprung zur Flucht. Ja, es kann einem nicht einsam werden, weil alles voller Leben ist ringsum, krabbelndes, kriechendes, hüpfendes, spinnendes, rieselndes, fliegendes Leben.

Holzfuhren: Sägeblöcke, Zimmerbäume, Brennscheiter, Kohlenholz, glattgehackte Stecken, Astwerk und Baumrinden — der Wald, in vielen Stücken zerschlagen, rollt uns entgegen aus den Wildnissen hervor, die Säge schreit ewig ihr Lied: Bretter, Bretter, und das Wasser treibt die Räder. Das ist unsinnig, mein schöner Bach, daß du der Holzsäge so willig die Räder treibst; in wenigen Jahrzehnten wird das furchtbare Gebiß die Bergwälder zerfressen haben und dann müssen deine Bette, deine Quellen versiegen im Sonnenbrand.

Das Wasser will's nicht wahr haben. „Die Sonne im Verein mit den kühlen Schatten ist ja eben meine Wasserquelle, ich steige ewig zum Himmel und sinke ewig herab."

Der Weg am Bach entlang steigt sachte an, an dem gischtenden und rauschenden Gefälle nur merkt man's, wie stark es fällt, wie stark wir steigen. Stellenweise ist das Wasser verdeckt von jungem Dickichte, stellenweise von Hochwaldstämmen, die an den Ufern stehen oder über dem Bache lehnen, stellenweise von aufgerissenen Baumwurzeln, die wie vielarmige Ungetüme den Bach überragen. Grauverwitterte und grünbemooste Steinblöcke ragen aus dem Wasser, werden von den Wellen umtanzt, umwühlt und auch überwallt. An jedem Stein springt das weiße Geflocke der zerschellten Wellen auf und sein Rauschen, sein immerwährendes Rauschen betäubt fast unsere Sinne. Wir horchen aus und glauben das Rauschen zerlegen zu können: es rieselt, es quirelt, es gurgelt, es lurlet, es braust, es tost; jeder Stein, jedes Gefälle sendet seinen besonderen Schall und das Ganze fließt zusammen zu einem harmonischen Rauschen, in dem wir leichte Hebungen und Senkungen zu bemerken glauben und das doch in ewiger Gleichmäßigkeit weitergeht, so daß man endlich nicht mehr den Unterschied empfindet zwischen Rauschen und Stille.

Wir sind in jene Hochschluchten gekommen, wo der Weg am steilen Hange klettert, weil das Wasser den ganzen Grund beherrscht. Einen Felsenwall hat es hier durchbrochen vor unmeßbaren Zeiten, in den senkrechten Seitenwänden sieht man deutlich die wagrechten Steinschichten aus den Erdepochen urweltlicher Vergangenheit. Die Fuhrwerke haben sich hier verloren, jeder Sturm und Regen sucht die wenigen Menschenspuren zu vertilgen. Stellenweise, wenn man in die Schlucht hineinschaut, ist es, als ob eine Schneelawine heranwoge, aus der nur wenige schwarze Steine ragen, so üppig wuchern die weißen Gischten. Und so eindringlich rauscht hier das Lied, als hätte es uns, den Menschenkindern, etwas Besonderes zu sagen.

„Waldbach, was willst du sagen, was erzählst du mir so laut?"

„Menschenkind, ich erzähle dir von der Ewigkeit."

„Diese Botschaft höre ich wohl, aber ich verstehe sie nicht."

ist und auf der nackten Erde, der wird die Geschichte seiner Urväter recht verstehen können".

Ich bin hinausgegangen und entlang dem Bache, bis dorthin, wo Hochwaldbäume ein verknorrtes Dach gewölbt haben über das Wasser, wo am Ufer die Brunnenkresse wächst, an deren zungenbrennenden Blättern ich oft genascht hatte. Dort ist mitten im Bach auch der dunkelbemooste Steinblock, an dem die Wellen, sich stauend, zornig emporspringen und ihre Gischten hinausschleudern, so daß es wie ein beständiger Regen niedertropft von den langen Ästen der Bäume. Dort noch ein wenig hinterwärts, zwischen breitblätterigem Germer und quirlförmigen Schachtelhalmen, auf einem verwitterten Strunk habe ich mich niedergesetzt und nun einmal gewartet, was der plaudersame Bach von meinen Vorfahren mir erzählen würde.

Und der begann in seinem ewigen Rauschen so zu sprechen: „Ich kann, mein liebes Menschenkind, nicht weit zurückgreifen, wenn du mir sollst folgen können. Nur in meine jüngste Vergangenheit. Da waren in dieser Gegend Bewohner, die nannten sich Kelten. Sie wohnten in hohlen Bäumen und in wohlverschanzten Erdhöhlen. Zur Sommerszeit auch in den Kronen der Bäume, oder in Pfahlhütten auf dem See. Wenn du über die Wiese dort einmal eine Wasserrinne graben willst, so wirst du auf lauter rundgeschliffene Kieselsteine stoßen. Es war ein schöner blauer Alpensee. Und die Bewohner der Gegend haben ihr Venedig hineingebaut, mehrere tausend Jahre vorher, als jenes Venedig im Meere entstanden. Von Fischfang und Jagd haben sich jene Ureinwohner genährt, mit den Fellen der Tiere sich bekleidet. Ihr Herdfeuer haben sie an den Blitzen des Himmels angezündet. Stark und frei sind sie gewesen; die Menschen sind in der ersten Jugend gestorben oder im hohen Alter. Wenn du von der guten alten Zeit sprechen hörst, so denke an jene Epoche der gesunden Wildheit, und wenn du die Mähr hörst von der versunkenen Stadt, so denke an die Pfahlhütten auf dem See. — Denn es kam zu diesen rauhen Älplern die Kunde von dem fremden Volke aus dem Süden. Draußen in den weiten Ebenen, an den großen Flüssen hatten die Römer sich niedergelassen und Städte gebaut. Sie waren ein Volk voll Macht und Pracht, so daß die Alpenbewohner lüstern wurden, sie kennen zu lernen und allmählich ihre Sitten anzunehmen. Die Geisteskraft und die Weltklugheit hatten sie nicht und so sind die Kelten an den fremden, ihnen unangepaßten Sitten allmählich verkommen. Nicht an den harten Waffen der Römer sind sie zugrunde gegangen, sondern an deren lähmenden Üppigkeit. — Dann ist diese Gegend wieder ganz in die Urwildnis zurückgesunken, beherrscht von reißenden Raubtieren und dunklen Nebeln. Aber nach Jahrhunderten, als wieder fremde Ansiedler kamen, wie sie glaubten, als die ersten seit Erschaffung der Welt, und als dieselben den Boden

Und dieses Hochgelände hat weit, gar weit und rundumgezogen einen ätherblassen Wall, dessen zackige Konturen nur bei klarer Luft sichtbar sind. Es ist das Hochgebirge. Noch zu den Hochsommertagen sieht man in jenem fernen Walle manches Schneefeldchen liegen.

So sieht das Land aus, in dessen Schluchten und Gräben die klaren Wässer rinnen und niederspringen ins Hochtal, sich vereinigend zu dem stattlichen, brausenden Bache. Und an diesem Bache, weit und hoch drinnen im Gebirge, steht das Waldhaus. Es ist aus Holz gebaut und hat ein flaches, weit vorspringendes Dach. Hinter ihm steht eine Gruppe hundertjähriger Fichten und vor ihm rauscht der ewige Bach.

In den Hochsommertagen sitze ich in diesem Hause, es ist dämmerig und kühl drinnen, und zu dem offenen Fenster streicht die linde Waldluft herein mit ihrem Harzdufte. Am Fenster steht der Tisch, an dem ich träume oder wohl auch schreibe. Wenn am Morgen der jenseitige Waldberg still und feierlich im roten Sonnengolde dasteht, während meine Fichten noch in Dämmerung ragen; wenn am Nachmittag zwischen den Wipfeln das zarte Sonnenband niedergeht und seine lichte Tafel gerade auf meinen Tisch hinlegt, und wenn, wie die Hummeln und Schmetterlinge, mich allerlei Gedanken umgaukeln — da ist des Wasserrauschens schier vergessen. Doch nächtig, wenn der volle Mond über den schwarzen Baumkronen steht, wie ein Geist, der verloren durch die Himmel zieht um seine Seligkeit zu suchen — da rauscht mein Bach mit Gewalt, als hätte er mir viel, unermeßlich viel zu sagen.

„Mein trauter Waldbach, welche Nachricht bringst du mir?"

„— Menschenkind, ich erzähle dir von der Ewigkeit. Dort draußen die Holzsäge, sie mag noch so emsig schreien: Bretter, Bretter, Bretter — sie war gestern nicht und wird morgen nicht sein. Der Wald ist jedoch vorgestern gewesen und wird übermorgen sein. Ich aber war vor seinem Anfang und werde nach seinem Ende sein. Seit ewigen Tagen bin ich fortgegangen und bin doch immer da. Jede meiner Quellen hat ihre gleichen Eigenschaften beibehalten, so daß vor tausend Jahren die Bewohner jenes Berges dasselbe Wasser hatten, wie es heute ist, und die Bewohner dieses Tales ebenso. Ich bin gar von altem Adel, mein Lieber! Der Himmel ist mein Urahn und die Erde meine Urahne. Meinen Adelsbrief, wenn du lesen willst — da unten in den Schluchten habe ich dir ein Blatt aufgeschlagen."

„O liebes Wasser", sage ich, „das ist alles schön. Aber näher wollte es mir gehen, wenn du von den Geschicken meines Geschlechtes etwas zu erzählen wüßtest. Du erinnerst dich wohl, daß ich diesem Hochtal entstamme."

„Von deinen Vorfahren willst du etwas hören", sagt der Bach, „so komm aus deinem Hause hervor, denn nur wer unterm freien Himmel

dem Meere.“ — Unmutig gischteten die Wellen auf und warfen mir kalte Tropfen ins Gesicht. — —

Und so höre ich die Wasser rauschen da oben in diesem Hochtale, und ihr Rauschen wird mir zu Gedanken und Gestalten. Kein Wasser der Erde geht mir so nahe, verstehe ich so gut, wie diese Bäche da oben. Ich habe den Rhein wogen gesehen, den sagenreichen, ich habe die Wasserfälle der Tauern tosen gehört, ich habe das Donnern des Meeres vernommen. Herrliche Stunden sind es gewesen, voller Genuß und Begeisterung. Fruchtbar aber, fruchtbar allein für meine Muse sind die klaren Wässer, die meiner Heimatsscholle entquellen. Je ferner ich diesem Boden bin, je spröder wird meine Phantasie; je näher ich ihm komme, je reger wird das Herz, je lebhafter wird die dichterische Schaffensfreude. Für Fremde hat die Gegend kaum viel Anregendes, von mir ist sie geistig längst ausgesogen, so daß ich mir sagen muß, nun bist du fertig. Aber sobald ich wieder diese Wasser rauschen höre, da hebt es an, in meiner Brust unruhig zu werden, als seien noch unerlöste Geister dort, die nach Gestalt ringen. Doch was nachher da zu Tage kommt, gleicht vielleicht Längstgestaltetem, und zwischen durch fragt der Zweifel: Verstehst du es wohl auch recht, das Rauschen des Waldbaches?

Einmal saß ich auf dem Steinhaufen, den in früherer Zeit fleißige Bauern aus den Wiesen zusammengetragen haben. Darauf wucherten Himbeergesträuche und vor mir war der Bach. Da wollte ich denn doch einmal beobachten, wie in seinem Bette das Wasser mit den Bachsteinen ringt und wie eigentlich die unterschiedlichen Geräusche entstehen. An seichteren Stellen, wo emsige Wellen die Steine links und rechts umgehen, da flüsterte es. In den Tiefen, wo die Wellen die Blöcke kuppenförmig überwallen, da gurgelte es. Dort, wo das Wasser an scharfe Kanten stoßend aufspritzt, rauschte es. Dort wo es in dünnen Bändchen die kleinen Abstürze niederspringt, plätscherte es. Dort wo es in schweren weißen Wuchten in Tümpel stürzt, brauste und toste es. — Ein unbeschreibliches Spiel ist das, seit Ewigkeiten nicht zwei Augenblicke, in denen es ganz gleich rinnt und gleich rauscht. Und wie ich so eine Weile dagesessen, ruhig und träumend, zogen dort auf der Wiese Mähder das Heu zusammen, dort am Hang sägten Holzhauer einen alten Baum durch; vor mir arbeitete das Wasser mit unermüdlicher Emsigkeit. — Da war es, als ob jene seitlingsgedrängten Wellen mir zuflüsterten: „Du bist der große, der große, der große, der große —“ Ach, welche Huldigung! Ich bin ja doch nur ein gewöhnliches Menschenkind. Aber das Wasser immer: „Du bist der große, der große, der große . . .“ „Faulenzer, Faulenzer, Faulenzer . . .“, schrie eine andere, an den Steinblock prallende Woge herüber. — Ich werde nicht recht verstanden

rodeten, haben sie in der Erde Steintruhen gefunden mit Menschengebeinen. Diese Ansiedler waren Germanen genannt und weit her aus den Ländern des großen Stromes gekommen. In jenen Ländern waren nämlich Fürsten mit Kriegsheeren erschienen, die dem Volke seinen uralten Väterglauben wegnahmen und in allen Heinen das Zeichen des Kreuzes aufstellten. Mit Feuer und Schwert wurde es gezwungen, vor diesem Zeichen sich zu beugen. So haben viele die Heimat verlassen und sind in ferne Wildnisse geflohen, um dort frei und froh ihre alten Götter verehren zu können. Auf solche Weise ist dieses Bergland das zweitemal bevölkert worden. Wenn du heute auf Höhen kommst, wo Riesensteinblöcke künstlich übereinandergeschichtet sind, und du weißt nicht, von wem und zu welchem Zwecke das getan wurde, so denke an die heidnischen Vorfahren, die ihren Göttern Altäre haben gebaut. — So währte es wieder lange Zeit, halbwild lebten die Menschen ihrem Speere und ihren Göttern. Aber der neue Geist, dem sie zu entfliehen gewöhnt, kam ihnen nach in die Wildnis. Nicht mit den Mitteln der Gewalt, sondern in Form sanfter Überredung. Denn auch hieher kamen begeisterte Männer mit dem Kreuze, mit milderen Lebensgewohnheiten und vielseitigen Beschäftigungen. Sie brachten den Pflug mit und die eiserne Art, und das Rad und noch manch verwunderliche Erfindung, an denen die Bewohner Gefallen fanden, die sie annahmen und mit Geschick weiterbildeten. So begannen die Bewohner die wilden Tiere auszzurotten, oder sie zu zähmen zu Haustieren, Wälder zu reuten, Tümpel abzuleiten und Sümpfe zu trocknen. Mit den Sämlingen, die die Männer des Kreuzes in die Gegend gebracht, betrieben sie Ackerbau; da wurde es lichter in der Gegend, die Nebel verdunsteten in Sonnenschein. Feste Wohnstätten waren entstanden, zerstreut in den Tälern und auf den Bergen, und in jedem Hause schuf vielseitige Beschäftigung eine reichere Welt. Dem Kreuze hatten die Bewohner sich nicht mehr widersetzt, insgeheim aber hingen sie an ihrer Väter Glauben und unter christlichen Formen lebte das Heidentum fort. Eine ebenmäßige Kultur hatte die wüste Bergwelt besiegt und auch manch anrückende feindliche Völkerschaft. In Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Zufriedenheit — so ging, eingefriedet von hohen Bergen, ruhig und ergeben ein Geschlecht ums andere dahin. Also hatte es lange Zeit gedauert. Da begann es sich zu wiederholen, wie es einst bei den Kelten vor sich gegangen. Wie jene dem Wohlleben der südländischen Völker zum Opfer gefallen, so kam in diese Älpler das Weltgift der neuesten Zeit und solches hat die Gegend entvölkert."

„Ja, mein liebes Wasser, dieses Weltgift kenne ich!"

„Ja, mein liebes Menschenkind, dieses Weltgift hast auch du getrunken. Du hast deiner Väter Scholle verlassen und bist in die Ruhelosigkeit hinausgetreten und deiner Kinder Geschicke sind wie unverankerte Schifflein auf

dasselbe ununterbrochene Leben, das damals gewesen und das ich jetzt führte? Oder war's in einer andern Welt gewesen, in der ich einmal unversehens starb, ganz ohne daß ich's merkte, so daß ich der werden konnte, der ich jetzt bin, gleich jung an Empfindung, aber ein Träumer. Statt zu arbeiten immer Vergangenheit schauen. Und Zukunft ahnend, anstatt frisch und keck der Gegenwart zu leben. Oder — ist es nicht etwa doch das konzentrierteste Sein, das gesättigtste Leben, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart an einem und demselben Tage beisammen zu haben!

„Wasser! Du hast mir erzählt, wie es einst war in diesen Bergen. Willst du mir nun nicht auch sagen, wie es einst sein wird?"

„Ja, Menschenkind", antwortet der Bach, „komm nur mit mir. Hier im Widerstand bin ich zu zornig; ich muß gelassener sprechen können; wer sich überschreit, dem glaubt man nicht." — Und weiter unten, wo an den Ufern die roten Steine liegen und die silberblätterigen Weiden stehen, spricht der Bach: „Die Zukunft? Sie hat schon begonnen. Auf dem Wege in diese Hochtäler herauf wirst du an den Holzwägen gesehen haben, wie der Wald auswandert. Er wird noch lange auswandern, er wuchert in großer Jungkraft nach. Und die draußen hungern nach Holz, nach Stein, nach allerlei. Die eiserne Fahrbahn wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wenn der Wald endlich ausgerottet ist und die Lehnen und Kuppen kahl daliegen, wenn die grüne Haut des Rasens abgeschwemmt und das riffige Gestein entblößt ist, dann wird man in diesen Bergen nach Kohle schürfen, nach Erz, nach Magnesit, nach Quarz, nach Gold, nach was weiß ich — brauchen können sie alles. Wie wilde Tiere werden die in Übervölkerung lebenden Menschen über die Berge herfallen und Raubbau treiben. Wie heute die Morgennebel aufsteigen, so wird dann aus rußigen Schloten der stinkende Rauch wirbeln, mit seinem Gifthauch alles organische Leben erstickend. Und bis die letzte Pflanze verschwunden ist, bis alles brauchbare Mineral aus dem Boden gerissen ist und nur noch die tauben Schutthaufen daliegen, die keine Triebkraft und keine Wasserquelle mehr haben — dann wird man endlich ablassen, die unfruchtbare Mondlandschaft meiden, und was einst dichte Wildnis gewesen, wird Wüste sein. Wildnis und Wüste, das ist der Rahmen der Menschheitsgeschichte."

„So hast du mir das Weltende gezeigt", spreche ich zum Bach.

„O Menschenkind!" ruft er, „das Ende habe ich dir nicht gezeigt, dahin ist es noch weit. Wenn alles kahl und tot sein wird, *ein* Leben ist noch da. Ich — das Wasser. Wird es auch nicht in frischen Quellen aus der Erde sprudeln, so wird es mit den Winden kommen, vom Himmel fallen, Stoffe lösen, neue Kräfte wecken. Und wenn du

haben — wie? Was auch in aller Welt soll dieses Schauen und Träumen? Wird etwas dadurch? Wird jemand klüger davon? Wird jemand glücklicher darin? — Vielleicht doch, mein liebes Wasser. Sonst könnte es mir nicht zu mute sein, als wäre meine Wesenheit ausgefüllt und erfüllt, wenn ich so schaue und träume. Siehe, wie du rinnen mußt, so muß ich schauen; wie du rauschen mußt, so muß ich träumen. So ist es uns gegeben. Der Menschen Gedanken sind ja auch so ein Strom, wie du. Zwischen den Körpern, Kräften und Erscheinungen wie im Spiele hin- und hergeworfen, und dennoch das ewig Herrschende, Zerstörende und Ordnende.

Und eines Frühmorgens, da ging ich wieder einmal hinaus aus dem Waldhaus am Bache. Durch die langen Waldschluchten hin flog mein Blick. Die steilen Hänge waren noch fast schwarz im Dunkel der schwindenden Nacht, aber aus der Ferne leuchtete eine kleine Felsenspitze in so roter Glut, daß der Wald um mich fast einen Rosenschimmer bekam. Aus dem Bache stieg hin und hin ein leichter Nebel, auf der Wiese daneben stand dichtes, hohes Gras. Allerlei Halme, Blätter, Rispen und Blüten durcheinander, schwer vor Tau, dessen Tropfen nun, als die Sonne kam, in allen Feuern zitterten und funkelten. Manch flinkes Vöglein flog leicht von einem Baumwipfel zum andern, es mochte wohl sein Morgenliedlein trällern, man hörte es nicht, das Wasser sang lauter. Am Wiesenrand hatte sich schon die Reihe der Mähder angestellt und die Mahdenstreifen dufteten die kühle Würze frischgelegten Grases aus. Mit einem wohlgemuten Ernste, langsam und sicher, führten die jugendlichen Mähder ihre Sensen durch die üppige, blühende Graswildnis; ich, der Spaziergänger, beneidete sie um ihre Arbeit.

Dann kam ich zur Stelle, wo unter einer Wasserwehre ein kesselförmiger Tümpel ist. Die weiße Wucht des Baches stürzte ein paar Meter tief nieder in diesen Tümpel, in welchem die Wasser aufkochten und gegeneinander wüteten, um ein wenig weiter hin so geruhig und klar zu sein, daß man in seinem tiefen Grunde jedes Steinchen sah und jede braune Forelle, die langsam, manchmal auch in scharfen Schnellen hin und her glitt. Am Ufer ist eine erhöhte Sandbank, auf welcher ein dürrer, teils noch beästeter Baumstamm angeschwemmt liegt. Auf diesem Holze saß ich manche Stunde und das Geäste bildete Armstützen und Lehne. Hinter mir hätten Berge niederbrechen können, ich würde dessen nicht gewahr worden sein, so sehr war mein Blick gebannt von dem tosenden Wasser. Auch an diesem Morgen ging ich zu diesem Wasserfalle, setzte mich in den Baum und gedachte — halb eingeschläfert von dem ewigen Brausen — vergangener Zeiten. — Ich war auch einmal so jung und hatte auch einmal so wohlgemut ernsthaft Gras gemäht auf der morgentaufrischen Wiese. War das wirklich noch

mich jemand an der Achsel. Und war's der alte Jäger. Er trieb mich vom Bachrande förmlich weg und führte mich ins Haus. Es war dunkel. In meiner Stube schloß ich die Doppelfenster, denn draußen strich eine kalte Luft. Ich hörte im Schlafe die ganze Nacht des Baches Lied von der Ewigkeit und immer wieder rauschte es auf: Glaube, was du wünschest!

Da Glückspilz.

In der Gmoansproch.*)

Da Felix Humeltreiber, dos is noh oana va der Gottung gwen, de noch und noch ausstirbb. — Sei Leppa hot er Glück ghobb, da Hummeltreiber. In seiner Jungheit is er Soldot gwen, ah in Böhmerlond, bei Königgrätz — ols Trumelschloger. Weils gscheiter war, hot er gmoant, ma schlogad af die Kolbshaut, als wiar af Leut. Ober sei Trumeln und Rosseln ollaweil muaß den Preußn zwider worn sei, gstott daß s davonglaffn warn, hobn s n ohgfongg. Und wiar er n General Moltke an Irzrauberhauppmon ins Gsicht gschmissn hot, jo — do hobn s n daschuißn wölln, die Preußn. Af dos sul er gsogg hobn, da Trumelschloger Humeltreiber: „Seids gscheit, Leutln, ih nims zrugg. Rauber seids jo nit, thuats bloß leutumbringen. Mi gehts weiter nix on, wans mih hiaz daschuißts — ober die Schererei nochher, de müaßts bedenkn. Daschuißts mih, sa müaßts mih wektrogn; loßts mih lebn, sa laf ih selber wek. Laf hoam ins Steirischi und thua enk nix meh.“

„Nau, wan er uns nix thuat!“ sul der General gsogg hobn, — „lossn ma n aus“.

Wort hot er gholtn, da Felix Humeltreiber — ins Steirischi is er zrugg und nix hot er eahner mehr thon, in Preußn.

Mit Orbat und Sporsumkeit hot er sih zwoa Roß kafft und hot gfuhrwercht af der Olpsteigstroßn zwischn Mürzthol und Jogllond. Und wan er imeramol wen hot lossn aufsitzn, so hot er a Trinkgeld wul ongnomen, ober nit für eahm selber, er hot jo nit zogn. Für d' Roß hot er a Brot davon kafft, hots in Wein eintunkt, hot eahnas gfuadat. Und wer eahm gstott Trinkgeld a Vageltsgott hot gebn — is ah zfriedn gwen damit. Für d Roas ins Böhmerlond hätt er nit amol dos kriagg.

Amol hot er Malär ghobb interwegn. Hot a großes Essifoß ins Jogllond zführn ghobb, is da Wogn brochn, is s Foß übern Roan

*) Wie der Verfasser seinen Felix Hummeltreiber („Heimgarten“ XXVIII, Seite 368) zum Vorlesen hergerichtet hat.

in Tausenden von Jahren wiederkommst, wirst du Urwälder finden und wilde Tiere und seltsam herrliche Blumen im Morgentau und — den rauschenden Bach."

Den rauschenden Bach.

„Ich bin", so setzt er bei, „der Nährer und Bildner der Erde. Du wirst staunen dann. Die organischen Wesen wirst du vielleicht in gleichen oder ähnlichen Gestalten, wie sie heute sind, wiederfinden; aber das scheinbar Beständigste, Unverwüstlichste, die Gebirge, werden andere sein. Alte Bergformen werden verschwunden, neue gebildet sein — und der Bildner bin ich."

Nachdenklich ging ich dem Wasser entlang und kam zu jener Stelle, wo es auf ebenem Boden seicht und breit auseinanderfließt, so daß die braunen Steinchen mit ihren Goldfunken klar durch die Wellchen glänzen. In jedem Wellchen, wie sie da weich und sich stets ineinanderverflechtend, hinrieseln, spielt ein Sonnenstrahl, so daß der Bach wie ein silbernes Netz ist, unter dem die Fischlein hin- und herschießen. Hier rauscht der Bach nicht, hier flüstert er, als handle es sich erst jetzt um das wahre Geheimnis.

„Du sprachest vorhin", so knüpfe ich wieder an, „von einem Wiederkommen nach Tausenden von Jahren. Meinst du das im Ernste? Kann ich einst wieder als Mensch in dieses Leben treten und gar in diese Gegend?"

„Wünschest du es?" frägt der Bach.

„Ich wünsche es auf das innigste."

„Glaube, was du wünschest."

„Aber nach allem, was ich weiß, wird es unmöglich sein —."

„Glaube nicht, was du weißt; glaube, was du wünschest."

— — Das war mir nun eine merkwürdige Offenbarung. Glaube nicht, was du weißt; glaube, was du wünschest . . . .

„Laß mich, du lieber Bach, noch eine Frage tun. Wird sich jenes Zukunftsleben genau wieder so abspielen, wie das jetzige?"

„Möchtest du es so?"

„Lieber wie das Nichtsein ist mir das gleiche Sein, wie jetzt, und sollte es sich immer so wiederholen. Ja wohl, wenn ich schon aufrichtig sein soll: Was ich jetzt bin, das ist mir recht. Nur dauernd sollte es sein. Belebend, nährend, bildend und dauernd wie dein Wirken, du wunderbares, ewiges Wasser. Das, wenn mir gegönnt wäre!"

„Glaube, was du wünschest — — — —"

„Wollen Sie wirklich die kalte Nacht über hier schlafen und morgen früh mausetot aufwachen?" Mit diesem derben Spaß rüttelte

„Du, däs kon leicht sei.“

„Wan da Rechti drunter is, Kathl, wirst n wuhl ah dakena?“

„Dakena! Däs is sei Soch!“

„Wul wul, dos wul. Ober, wans oaner is, der sih nix zsogn traut!“

Dos hots überhört, sie gstellt sih a so und denkt in da Ghoam: Den hagl ih mir on. A Fuhrmon hot Geld. — Und er denkt in da Ghoam: De, wans nit so kreuzsauber that sei, de möcht ih hobn. s schworz-roth-guldeni Dirndl hoassn s as in da gonzn Pfor. Schworzi Augn, roths Göscherl und guldenes Hor. O mei, denkt er eahm, de paßt af an kernfestn Großbauernsuhn! — Daß sie mit a por a drei Großbauernbuabn scha fiati is, däs woaß er nit.

„Kathl!“ sogg er und legg fürwitzi sein Orm um ihrn Hols, „du sulst holt mei Weibl wern!“

„Zwedan nit?“ is ihr Ontwort.

Er is nit schlecht daschrockn. Dos gang jo gor a wenk zgach, do muaß mar in Rodschuach einlegn.

„Wia ma holt imer gach wos daherredt“, moant er, „an Gspoaß muaß mar ah hobn“.

Ober bis s obends ins Stiftinger-Dörfel keman, is da Gspoaß ernst worn.

Seit der Trumlerei im Böhmerland hot da Humeltreiber in der selbin Nocht s erstimol schlecht gschlofn. Wirtschoftssorgn. s Bochhäusel bringgs n mit, die Kathl. Is an Erdäpfelgortn und a Wiesn und a Kua dabei. Hiaz, wia wird er däs onstelln? Sull er sei Fuhrwerchn aufgebn, oder sull er die Kathl unter der Wochn alloan ban Häusel lossn? Nochher brauchts an Knecht. Na, däs nit, däs war nix! Er draht sih in Bett hin und her. Ligg er af da rechtn Seitn, sar is eahm: Ih versorg die Wirtschoft selber. Ligg er af der linggn Seitn, ja deicht eahm, as is doh in gscheitast, ih verkaf s Bochhäusl und bleib Fuhrmon. Weil er eh nit schlofn kon, steht er auf und will die Kathl gehn frogn, wos sie glaubb. — He! ’s holb Stiftinger-Dörfl is deutschnational! Noch da Schnoasn stehns on ba da Schworz-roth-guldenen ihrn Fensterl. Gmua hot er eahm gsechn. — Betrüabb und vazogg geht er wieder hoam in sei Bett. Ober hiaz kon er noh wenker schlofn. Af d Wirtschoft denkt er hiaz neamer. Af sei Kathl denkt er, af däs Bradl. Wia bringg er hiaz däs Fraunzimer von Hols? s Heiratn hot er ihr grechn gor a wenk zfest versprochn. Und vawegn so Oaner a Spitzbua wern? Na, do heirat ers liaber.

Wias Togs drauf wieder zsom kemen, geht der Humeltreiber mit an Steckn und gstellt sih hibsch olt und müahseli. Daß n holt die Gicht und Goll scha so viel that zuasetzn! — „Ober geh, Hascherl!“ sogg sie

owikuglt in die Brombirstaudn. „Nochha lacht freilih“, sogg er, „daß i saur sein wern, die Brombir, wans Essifoß draufrint“. Eahm is s ah saur onkema, wiar ers hot müaßn vagüatn, „ober“, moant er, „wer mit Essi zthoan hot, ba dem kons nit ollaweil süaß sei“.

Und an ondersmol, wiar in Winter af n Eis a Roß follt, d Strong bricht und s Roß über die Gsteggn owirumpelt und hin is — do schlogg der Humeltreiber boad Händ zsom und schreit: „Olli Heilign, däs Glück! Wia leicht häts ondri Roß ah kina stürzn! Ih bin doh a rechter Glückspilz!“

Oba wiar er in der Nocht drauf in Stoll liegg mit sein Schiml und der ondri Plotz, wo sist da Fuchs gstondn, is lar — do wirdn bong. Ober der Schiml frißt sei Heu, as wia wan nix war. Drauf sogg er: „Meiner Seel, daß n der Tod va sein Kamarodn nit z Herzn geht; a so a Vieh muaß doh a Roßnatur hobn!“ Van Einschlofn nochher brumlt er: „Hot ah oani, hat ah oani.“ Aftn wia n trambb hot von selign Fuchsn, follts n gach ein: „Sei nit sa dumm! A seliges Roß!“ — Ober, wan der Mensch holt an Menschn ban eahm hät, do kuntn eahm koani dumen Gedankn keman.

An Menschn ban eahm hobn! As müassad jo nit grod a Monsbild sei. A wenk hot er eh schon imer umanondagschnopfazt ban Weiberleutn — ausglocht hobns. In Jogllond is s da Brauch, daß die verliabbn Weiberleut oll lochn. Daweil da Mensch locht, kon er nit röhrn, und wan oans roth wird in Gsicht, sa moant mar, as gschach wegn an Lochn und nit wegn an Schoma. Und s Ohtrumpfn thuat ah nit sa weh, wans lochend gschiacht. Na, sa hot eahms die Oan lochend gsogg, er hät ihr an z großn Bugl, die Onder, er hät ihr an z dickn Hols.

Do wihrt er sih, da Humeltreiber: „Wiaso hobns mih dan zu die Soldotn gnoman, wan ih gor a so vawochsn bi? Zan Daschossnwern nehmens doh ollamol die schönstn Leut!“

„Derawegn hobns holt dih nit daschossn!“ schreit eahm Oani lochend ins Gsicht. Do hot er wieder still sei müassn. Freilih sul er sein großn Bugl erst ols Fuhrmon ban Wognhuckn kriagg hobn — wos nutzt dos — ghobb hot er n holt amol doh.

Hiaz ober ruckt s schworz-roth-guldeni Dirndl on. Oani von Stiftingdörfl. Auffitzn hot ers imeramol lossn, über d Olpsteigstroßn, wans hoamgongen is. Und amol afn Wogn — s Roß is scha müad und rach gwen, is stad dahergstulpert und hot mitn Kopf gwoglt — do hot da Fuhrmon mit der Kathl onbandelt.

Awenk zuchi ruckt er und sogg:

„Ollahond Monsbilder gibbs af da Welt — gelt?“

„Da häufti!“

„Moanst, is da Deinigi ah dabei?“

Totenlieder aus dem Paltentale.

Von E. K. Blümml.

Nichts greift mehr in das menschliche Leben ein, als der Allbezwinger Tod. Unvermutet tritt er herein und reißt das Liebste, das wir besitzen, von uns weg, hin in jene Welt, von wannen keine Wiederkehr. Rasch und jäh tritt er selbst in die friedlichsten Kreise. Tausende von Dichtern aller Völker haben es besungen, das tief zu Herzen gehende „Media vita in morte sumus“ und Tausende werden es wohl noch besingen, solange es irdische, sterbliche Menschen gibt. Liebe, Schlaf und Tod, sie bezwingen uns alle und führen uns hinaus über die engen Schranken menschlichen Daseins, hinauf in die Welten des Traums und der Verklärung.

Dieser jähe Übergang des Seins in das Nichtsein, dieser Wechsel von Leben und Starrheit ergreift alle Menschen tief, selbst die, welche auf der niedersten Kulturstufe stehen und läßt ihnen ein ewiges Naturgesetz, eine allen verborgene, geheime Kraft ahnen, die über menschliche, irdische Verhältnisse erhaben ist. Und so kommt es, daß es kein Volk gibt, das ohne irgendwelche religiöse Vorstellungen, die das Fortleben nach dem Tode betreffen, wäre, wenn es auch gewisse Atheisten und Darwinianer, so z. B. Haeckel, behaupten, wofür sie aber den Beweis zu erbringen nicht imstande sind. Der Kultus der Seelen, die Scheu vor den Toten ist, wenn auch nicht die einzige, so doch eine der wichtigsten Quellen für jede Religion.

Die Geister der Toten dürfen nicht gereizt werden, man muß ihnen freundlich entgegenkommen und die Ansicht der alten Römer, „de mortuis nil nisi bene“ (von den Toten soll man nur Gutes sagen), ist eine allgemeine. Ihr, als einer Folgeerscheinung der Furcht vor den Toten, entspringt auch der Gedanke, die Toten in Liedern zu preisen, die bei der Leiche und beim Begräbnis zur Absingung gelangen.

Die Sitte, den Toten Lieder zu singen, ist eine uralte; wir finden sie schon lange vor dem Beginne unserer Zeitrechnung bei den alten Indern der Vedaperiode, wie zwei erhaltene Totenlieder, von denen das eine wahrscheinlich bei der Leichenwache gesungen wurde, bezeugen. Auch bei den Griechen war schon zur Zeit Homers die feierliche Totenklage in Anwendung, nur wurde sie von eigens bestellten Sängern ausgeführt, wie aus der Schilderung von Hektors Bestattung hervorgeht. Der Inhalt der Klage war epischer Natur, eine Lobpreisung der Vorzüge und der Taten des Verstorbenen, wie die Klage des Achilleus und seiner Myrmidonen am Scheiterhaufen des Patroklos zeigt. Denselben Charakter hatten die römischen Nenien, die jedoch später, als sie den Klageweibern

und wischt eahm mit da Hond zärtlih s Hor aus da Stirn, „Gicht und Goll, wos da nit einfollt! A Mensch mit vierzg Johrn Gicht und Goll! s Ramatischi wirds sei. Geh kim mit, ih leg dar a hoasses Kleibnsackel auf, däs ziachts aus.“

A hautschlechts Mensch und a seelnguati Haut! denkt eahm der Humeltreiber. Hort wirds ohzbeideln sei, däs siach ih scho.

Daweils eahm s hoaß Kleibnsackel auflegg, und daß s n d Schmerzn vertreibat, hebbs gmüatlih on zan plaudern. „Hon eh heint scha za dir gehn welln“, soggs, „es muaß die Kua auszohlt wern.“

„Host dan a Kua kafft? Host jo eh oani.“

„Ebn derawegn. De muaß auszohlt wern. Bin s ollaweil noh schuldi. An ochtzg Guldn, oda wos, brauchad ih holt. Gelt, du bist ja guat.“

„Uh jostl maronsom!“ juchazt er lusti auf, „wo nahm ih ochzg Guldn her! Do müassad ih frei an Bäckn daschlogn.“

„De häst nit? Ober mei Gad, du wirst doh a wenk a Geld hobn, Humeltreiber!“

„Na, mei Kathl. Ih hon nix. Ih hon gor nix, as wia mei Gwond und mei Roß.“

Do kon ih da nit helfn“, sogg sie, „muaßt holt s Roß verkafn. Die Kua muaß zohlt wern, sist wirds mar aus n Stoll gführt. Und d Milch kon ma nit grothn, däs wirst wul selber verstehn.“

Er roatt a wenk noch und aftn sogg er:

„Mei Roß — woaßt, mei Roß is holt ah neama go viel wert. Is scha vor a zehn Johrn, wiar ihs kafft hon, neama go z jung gwen. Jo richti, s is eh scha Zeit, daß in Hobern kriagg.“

Sie geht mit, wiar er aussi in Stoll geht, ober wia der Humeltreiber s Roß will fuadern, do ligg da Schiml afn Stroh und hot sein lonkn Schädl wekglegg, as wia wan er go nit dazua ghörad. — Maustodt is er gwen.

Zerst hot er gmoant, der Humeltreiber, er müassad af der Stell ah umfolln va lauter Schrockn; wiar er ober hört, daß die Kathl onhebb zan sperredn über de Bettlerwirtschoft, va der sie weiter nix meh wissn wullt — geht n a Liacht auf: Holt, Schiml! am End bist gor aus Freundschoft für mih umgstondn! Daß d mi va d e r a befreist!

Und richti. Nit fünf Minutn lonk hots umgschrian, die Kathl:

„Ongstot Geld und Roß — Gicht und Goll! Mit an sölchtn Fuhrmon wurd oans nit weit kema! Buglkraxntrogn konst mih!“ Die Tür hots hinter sih zuagschlogn. Wek is s gwen.

In da sebin Nocht hot der Humeltreiber recht guat gschlofn. Und in da Früa, wiar er munter wird, renzt er sih schön stad aus und sogg: „Ah — heint kon ih liegn bleibn. Bin holt a Glückspilz ih. Olls wos ma Schlechts possiert, geht guat aus.“

über die Totenlieder ausführlich über ihre Verbreitung und Motive gehandelt und will hier nur einige Totenlieder aus dem steirischen Paltentale (Gegend von St. Lorenzen bei Trieben), welche bisher größtenteils unbekannt waren und die ich der Handschrift Nr. 659 des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz entnehme, mitteilen. Sie wurden in den Fünfziger-Jahren des XIX. Jahrhunderts bei der Leichenwache gesungen. Besonders naiv, aber doch tief zu Herzen gehend, ist das erste Lied, das zu den Sprechliedern gehört; das zweite Lied findet sich schon in A. Schlossars Sammlung deutscher Volkslieder aus Steiermark als Nr. 12; die Lieder 3 bis 5 sind Sprechlieder, in allen dreien nimmt der Tote (Sterbende) Abschied, besonders rührend in Nr. 3; das letzte Lied, „Der grimmige Tod mit seinem Pfeil“, tritt uns das erstemal 1617 entgegen.

I.

Mensch gedenk', was du heute tust,
Gedenk', daß du noch sterben mußt!
Sterb' ich dann, so bin ich tot,
So liegt mein Seel' in der größten Not,
In der größten Not, in der schwersten Pein,
O Gott, wie gern wollt ich im Himmel sein.

Im Himmel wär'n wir alle gern,
Drum soll'n von der Sünd' wir uns bekehr'n.
Der Richter wohl auf dem Richterstuhl sitzt,
Der mir, meiner Seel' das Urteil spricht;
Heut' lieg ich noch in mein eigenem Haus,
Morgen kommen ihrer vier, tragen mich hinaus.

Morgen kommen ihrer sechse mit Achselbeschwer,
Sie tragen mich wohl auf einem Brett daher,
Sie tragen mich wohl hin zu der Freithoftür,
Da seh ich ein Graberl offen vor mir,
Sie heben mich auf, sie legen mich drein
Und scherren mich in die Erd' hinein.

Grüß euch Gott, grüß euch Gott, rote Würmelein,
Bei euch muß ich morgen kehren ein,
Von euch kann ich mich nicht erwehren,
Die mir mein Leib im Grab verzehren;
Das Herz ist klein, ist kugelrund,
Verzehrt sich bald, in einer Stund'.

Und wenn der Mesner das Glockenseil zieht an,
So sind meine Freund' schon alle beisamm',
Und wenn der Mesner wieder die Glocke zieht an,
So gehen meine Freund' schon alle davon.
Sie zanken und streiten um mein Gut —
Wer weiß, was die arme Seele leiden tut.

II.

Der Jüngling.

Ach weh, ach Graus! Schließt zu das Haus,
Der Tod kommt hergeschlichen.
Meine Gestalt und Zier ist fast an mir
Schon hin und ganz verblichen.
Ach, ach, schließt zu, laß' mir ein Ruh',
Vor Angst möcht ich verderben,
Da ich kaum fang zu leben an,
Soll ich schon wieder sterben.

Der Tod.

Kein Ries', kein Held auf dieser Welt
Ist mir bisher entgangen;
Und meinst, ich werde dir zu Ehr'n
Mit dir allein viel prangen;
Was jung und zart, von edler Art,
Wohl zieret hier die Erden,
Durch mich alsbald wird ihr Gestalt
Auch meinesgleichen werden.

Jüngling.

O Tod, lauf' nicht also scharf,
Tu nicht so mit mir verfahren,
Erbarm' dich mein, ich bin noch klein,
Wart', bis ich komm zu Jahren;
Nimm vor mir hinweg die Bettelsäck',
Die schier vor Not verderben,
Hab' Mittel, Gut und Geld genug,
Warum soll ich schon sterben!

Tod.

Der große Alexander
Hat schier fast die Welt bezwungen,
Mit List manch Land und manche Stadt,
Ist mir doch nicht entrunnen;
Nun liegt er tot, ist Staub und Kot,
Seine Schönheit ist vergangen;
Sein Leib, einst stark, ist längst verzehrt
Von Nattern und von Schlangen.

anvertraut waren, ausarteten. Auch die slawischen Totenlieder sind, soweit uns Nachrichten von den Südslawen und den Russen vorliegen, ihrem Hauptinhalte nach episch.

Von den Totenliedern der alten Germanen, die den Namen sesu und dâdsisas trugen, wissen wir, trotz vieler Nachrichten über sie, nur soviel, daß die bei der Leichenwache (super mortuos) teuflischen Charakter hatten, woraus ältere Forscher, vor allen Karl Müllenhoff, schlossen, daß sie Zauber- und Beschwörungslieder waren. Doch sprechen, was hier nicht näher ausgeführt werden kann und wofür ich auf meine große Abhandlung über die Totenlieder der Germanen (Archiv für Anthropologie 1906) verweise, eine große Anzahl gewichtiger Gründe gegen diese Auffassung, vor allem das Zeugnis der indischen Totenlieder und eines altenglischen Liedes. Diese Leichenwachtlieder enthielten vielmehr die Beschreibung des Weges, den der Tote zurückzulegen hatte und sprachen auch von den Freuden und Leiden, die ihn erwarteten. Die letzten spärlichen Überreste dieser Lieder, deren Inhalt der christlichen Kirche, der heidnischen Anschauungen wegen als teuflisch erschien, liegen in den heutigen Seelenliedern vor, welche die Qualen der Verstorbenen im Fegefeuer schildern und in den Zukunftsliedern, welche die vier letzten Dinge behandeln.

Außer den Leichenwachtliedern kannten die alten Germanen, wie wir aus den Schilderungen der Begräbnisse Theodorichs († 451), Attilas und Beowulfs wissen, auch den feierlichen Gesang bei den Gräbern, beziehungsweise den Scheiterhaufen. Diese Lieder waren epischer, preisender Art, wenn es sich um bekannte und berühmte Männer handelte, jedoch lyrischer, klagender Art beim Begräbnisse einfacher Sterblicher, wie aus der mittelalterlichen lateinischen Planctus-Dichtung hervorgeht. Im Mittelalter treten uns in Frankreich auch schon in den Regrets die Ansätze jener Lieder entgegen, welche den Sterbenden, beziehungsweise Toten redend einführen, Lieder, welche heute häufig anzutreffen sind.

Seit dem XIV. Jahrhundert können wir die Totenlieder bei den Deutschen in ununterbrochener Folge nachweisen und heute noch treten sie uns besonders in Süddeutschland bei der Leichenwache und beim Begräbnis entgegen. Die Lieder selbst zerfallen ihrem Inhalte nach in vier Gruppen: 1. Sogenannte Sprechlieder, in denen der Tote spricht; 2. Trostlieder, in denen die Hinterbliebenen getröstet werden; 3. Seelenlieder, welche das Schicksal der armen Seelen im Fegefeuer behandeln, und 4. Zukunftslieder, welche von den vier letzten Dingen des Menschen berichten. Verschieden und mannigfaltig sind die Motive, welche in den Totenliedern auftreten; wir finden Berichte, Danksagungen, Bitten, Trostgründe, Versprechen, Ausdrücke der Zuversicht, Versicherungen und Aufforderungen. Ich habe in meiner großen Abhandlung

Gute Nacht, mein liebes Feld,
Du bist gar wohl bestellt,
Du bist gewest mein Augentrost,
Hast mir viel Müh und Arbeit kost't,
Hab mir die Ruh erwählt.

Gute Nacht, o grüner Baum.
Das Leben ist ein Traum,
Ich hab' gelebt viel lange Jahr,
Jetzt sind sie hin, sind alle gar,
Vergangen wie ein Rauch.

Gute Nacht, liebes Gotteshaus,
Ihr Freund' schließt mich nicht aus,
Wenn ihr drin beten tut,
Wenn meine Seel liegt in der Glut,
Helfet derselben daraus.

Gute Nacht, o Seelenhirt,
Hab' Dank, wie es gebührt,
Für Gottesdienst und Lehr
Und andere guten Taten mehr,
Die dir Gott vergelten wird.

IV.

Jetzt muß ich aus mein' Haus,
Mein Hauswirtschaft ist aus,
Muß alles schon verlassen,
Muß fahren ein andre Straßen;
Mein Jesus bleib' bei mir,
Muß alles verlassen hier.

Jetzt lieg' ich da im Bett,
Mein Zung' kein Wort mehr red't,
Meine Augen nicht mehr sehen,
Meine Ohren nichts verstehen;
Mein Jesus u. s. w.

Mein Leib ist gelb und weiß,
Treibt mir aus den Totenschweiß,
Im Rücken tut's schon krachen,
Der Tod wird's alsbald machen;
Mein Jesus u. s. w.

Hab' ich Hof und Hausgesind,
Dazu mein Weib und Kind,
Die bleiben hier beisammen,
Ich fahr' in Gottes Namen;
Mein Jesus u. s. w.

Nun kommt, ihr alle, g'schwind
Und von mir Urlaub nimmt,
Ihr G'schwister und Anverwandte,
Brüder und andere Bekannte.
Mein Jesus u. s. w.

V.

Ihr weltlichen Freuden, euch gib ich Abschied,
Denn wenn ich werd' sterben, ihr gehet nicht mit,
Was nützt mir in der Welt Silber und Gold,
Wenn ich gar nichts hinüber nehmen sollt'.

Was nützt mir alle Wollust in der Welt,
Und wenn ich werd' sterben, ist alles gefehlt,
Die Hoffart und Schönheit vergehet in mir,
Muß legen ein andere Rechnung dafür.

Mich freut ja nichts besser, ich sag' ja fürwahr'
Als beichten und beten und singen sogar,
So gib ich der weltlichen Freud' gute Nacht,
Ich hab mir das Liedlein mit Freude erdacht.

So soll mich die weltliche Freud' nicht betrüben,
Ich will ja mein Jesus herzinniglich lieben,
Erhöre, o Jesus, das Bitten von mir,
Nach meinem Absterben bleib' ewig bei mir.

VI.

Der grimmige Tod mit seinem Pfeil
Tut nach dem Leben zielen,
Seinen Bogen schießt er ab in Eil'
Und läßt mit sich nicht spielen.

Das Leben schwind't wie Rauch und Wind,
Kein Fleisch mag ihm entrinnen,
Es hat kein Schatz beim Tod sein Platz,
Du mußt mit ihm von hinnen.

Wenn dir das letzte Stündlein kommt,
So heißt's Urlaub genommen,
Alle Freund' verlassen dich zur Stund',
Kein Gesell will mit dir kommen.

Du mußt allein dich geben drein,
Zu reisen fremde Straßen,
Hast viel Gut's getan, so trag's davon,
Sonst wird man dir nichts lassen.

Dein Angesicht wird fallen ein,
Die Augen werden brechen,
Das Herz in größten Ängsten sein,
Der Mund kein Wort mehr sprechen.

Dein' schön Gestalt wird werden alt,
Der Puls wird nimmer laufen,
Der Totenschweiß macht dir gar heiß,
Da kommt die Not mit g'laufen.

Dem du zuvor warst lieb und wert,
Dem bringst du jetzt ein Grausen,
Der früher oft bei dir eing'kehrt,
Der bleibt jetzt gerne draußen.

Schleicht still vorbei bei deiner Tür',
Kein Gesell will dich mehr kennen,
Du liegst im Bett und seufzest still,
Das G'wissen tut dich brennen.

Jüngling.

Ich hab' mich erst recht eingericht',
Laß mich dabei erwarmen,
Such' anderswo, viel wären froh,
Bekommst gar bald ein' Armen;
Ich hab' erst tracht mit aller Macht
Nach allerhand Gewerben,
Es wär' in der Zeit kein' Richtigkeit,
Wenn ich schon sollte sterben.

Tod.

Kein' König, Kaiser schont man nicht,
Muß alles über die Klingen,
Drum schweige still, es hilft kein Bitt',
Man wird dir nichts anders singen;
Der Absalon, ein Königsohn,
Konnt' doch kein Gnad' erwerben,
Es muß der weise Salomon
Durch mich fort und auch sterben.

Jüngling.

Ach, ach, ich bitt', abschlag' mir's nicht,
Tu mir mein Leben fristen,
Ein' kurze Zeit laß mir noch Freud',
Darnach will ich mich rüsten;
Mein Gut und Geld in dieser Welt
Laß mich mit Ruh genießen,
Wenn ich werd' weiß, ein alter Greis,
Will ich mein Leben schließen.

Tod.

Nicht mehr ein' Stund' wird dir vergunnt,
Was sagst von vielen Jahren?
Du mußt mit mir, hilft nichts dafür,
Tu nur dein' Seel' bewahren;
Mein Pfeil ist Gift, wenn er dich trifft,
Drum tue dich aufmachen,
Die Sünd' bewein', stell' dich bald ein,
Schau wohl zu deinen Sachen.

Jüngling.

Ach, ach, wie heiß, der Totenschweiß
Dringt mir schon nach dem Herzen,
Ach Weh, ach Leid, ach Bitterkeit,
Was leide ich für Schmerzen;
Weil's doch muß sein, geb' ich mich drein,
Ganz willig will ich sterben,
O Jesus mein, Maria mein,
Laßt mich doch nicht verderben.

Teufel.

Es ist zu spät, was rufst um Gnad'
Jetzt in den letzten Zügen,
Hätt'st dich bereit' zur Lebenszeit,
Jetzund nur still geschwiegen.
Meinst, daß dein Gott in letzter Not
Dich jetzund soll anhören,
Verzweifle bald, sonst wird mit G'walt
Dein Angst sich häufig mehren.

Jüngling.

O laß mich sein, Maria, dein,
O Mutter voller Gnaden,
Ach steh mir bei, o Jungfrau treu,
Tu meine Seel' abschaden.*)
Der böse Feind macht mir gar heiß,
Vor Angst möcht ich vergehen,
O Jesus mein, Maria rein,
Ach, tut mir doch beistehen.

Teufel.

Weil Gott ein gerechter Richter ist,
So kannst mir nicht entgehen,
Wegen deiner Sünd', glaub' mir für g'wiß,
Vor Gott nicht wirst bestehen.
Wie hast geführt böse Begierd',
Was Hoffart hast getrieben,
Nach Bösem gestrebt, im Laster g'lebt,
Ist alles hier beschrieben.

Engel.

Fahr' fort einmal, laß nach die Qual,
Du Höllenhund, jetzunder,
Die Seel ist mein, stürz dich bald ein,
Nur bald in die Höll' hinunter.
Komm her mein Braut, mir anvertraut,
Nun ist vollend't dein Leiden,
Komm, komm mit mir, o schönste Zier,
In die himmlischen Freuden.

Beschluß.

Komm her, mein' Seel', in die Himmelszell',
Glänze gleich wie die Sonnen,
Nach kleinem Leid kommt große Freud',
Kannst ewig in Freuden dort wohnen.
O Mensch, nicht scherz', führ' es zu Herz,
Dies Lied wirst du auch singen,
Heut' ist's an mir und morgen an dir,
Du mußt auch über die Klingen.

III.

Gute Nacht, gute Nacht, o Welt,
Nimm fort dein herrlich's Geld,
Dir Dank, daß du mich erhalten hast,
Ich bin gewest ein Herbergsgast;
Hab' mir die Ruh erwählt.

Gute Nacht, meine lieben Freund',
Das Sterben an mir ist heunt,
Ich nimm Urlaub und scheid' von euch,
Vielleicht ist morgen an euch die Zeit,
Wie ihr es zwar nicht vermeint.

Gute Nacht, mein liebes Haus,
Ich muß aus dir hinaus,
Das ich eine Zeit bewohnet hab',
Jetzt ist mein Haus das enge Grab,
So geht's mit uns zuletzt.

Gute Nacht, liebe Nachbarschaft,
Ist alle meine Kraft;
Gedenkt, daß ihr auch Menschen seid,
Daß ihr sterben müßt, wie ich heut',
Wünscht mir die Ruh ins Grab.

---

*) Nimm von meiner Seele die Schäden weg.

All' Kreaturen lass' fahren hin,
Den Schöpfer sollst du lieben,
Was du verlierst ist nur Gewinn,
Kein G'sell soll dich betrügen.

Mit Seel' und Leib dich ihm verschreib'
Und laß ihn darnach walten,
So wird er dich, glaub' sicherlich,
In seinem Schutz erhalten.

Der dieses Liedlein hat gemacht
Und ernstlich oft gesungen,
Der hat den Tod gar oft betracht
Und letztlich mit ihm g'rungen.

Er ist schon hin, bitt' Gott für ihn:
Vielleicht, daß er dort noch leide,
Schau' auf dein Sach', mußt folgen nach,
Sei 's morgen oder heute.

Beim Tuifelemaler.

Aus der Lehrzeit des Tiroler Malers Matthias Schmid.

Von **Karl Deutsch.**

Was ein minderer Tuifelemaler ist, hat seine Farben, Pinsel und Marterln etc. in der Stube und übt seine Kunst nur so zwischennein aus. Aber der Tarrenzer Gotter, als der ärgste, hatte seine eigene Werkstätte, von der er nicht ungern hörte, daß das ein richtiges Atelier wäre. Und mancher Bauer, der dort eintrat, stand stumm vor Bewunderung der Schätze, die da aufgehäuft waren. Dort hing ein Marterle an der Wand, an dem fehlte nur noch der Reimspruch, den wollte der Meister am Abend nach dem zweiten Seidel Wein dichten, daß darin der Geist nicht fehlte. Ein paar Grabkreuze lehnten in einer Ecke und harrten der „Gmaler“; daneben stand eine Himmelbettstatt, die war hellblau gestrichen, und vorn an der Stirnseite umschlang ein grüner Kranz die scharlachroten Namen Jesu und Maria; Heilige, vom mindesten bis zum ärgsten, Männlein und Weiblein, standen überall herum, die einen hofften auf ein neues, buntfarbiges Kleid, weil das alte verschunden war, anderen hatte der Wetterregen tiefe Runsen durch das Gesicht oder den Leib gezogen, dazu waren sie noch schmutzig und schmierig geworden und warteten hart auf die Restaurierung ihrer Leiber. Sonst war der Meister kein „unguter Mensch“, aber die Heiligen, die so „derletzget“ in seine Werkstatt kamen, mußten sich viel von ihm gefallen lassen. So jetzt der Petrus, der früher am Dorfbrunnen prangte, bis er nimmer zu kennen war, und dazu noch auf schlechten Füßen stand. Zum dritten Mal fiel er dem Meister während des Fassens um, der wurde fuchtig, faßte die Figur und stellte sie mit solcher Wucht auf den Arbeitstisch, daß der in allen Fugen krachte. „Sakramenter, du damischer! bleibst jetzt stehn oder nit“, schalt er noch, „will sehen, ob i dir nit Herr bin, du Glatzkopfeter!“ — Soweit vergaß sich der Gotter in seinem Zorn und bereute es erst zur Zeit der Beichte.

---

*) Diesen munteren Aufsatz entnehmen wir der „Deutschen Alpenzeitung“, München.

Dein Fleisch wird stinken wie ein Aas,
Kein Mensch mag bei dir bleiben,
Man wird verstopfen Mund und Nas',
Dich aus der G'meind' vertreiben.

Du mußt hinaus bald aus dein' Haus,
Die Leut' ob dir erschrecken,
Man deckt dich zu, du schläfst mit Ruh',
Niemand wird dich aufwecken.

Bald nach dem Tod mit deinem Leib
Wird man dem Grab zueilen,
Der letzte Trost von Kind und Weib
Ist Weinen und groß' Heulen.

Ein halben Tag währt kaum ihr' Klag',
Alsdann werden sie lachen,
Man wirft dich ein, es muß so sein,
Man tut's nicht anders machen.

Im Grab verborgen warten dein,
Viel Kröten und auch Schlangen,
Die werden dann dein Hausg'sind sein,
Dich grüßen mit Verlangen.

Ihr Gasterei wird sein dort frei,
Kein's darf die Zech' bezahlen;
Sie schliefen hinein bis auf das Bein,
Machen's nach ihrem G'fallen.

Dein Freundschaft wird ein' kurze Zeit
Um deinen Tod wohl klagen,
Ein Mantel und ein schwarzes Kleid
Ein halbes Jährlein tragen.

Dann sagt die Rott': „Gnad ihm Gott!"
Dein werden's bald vergessen,
Teilen dein Gut, indes du im Grab
Von Würmern wirst gefressen.

Wenn dann verlaufen ist ein Jahr,
So bist du schon verwesen,
Der dich sucht, find't nicht Haut und Haar,
Fragt, wer du sei'st gewesen.

Dein' Hirnschal' ist worden kalt,
Deine Äuglein sind gefressen,
Man sieht allein die Totenbein,
Die Welt hat dein vergessen.

Kein Mensch auf Erden uns sagen kann,
Wann wir von hinnen müssen,
Sobald der Tod kommt und klopfet an,
So muß man ihm aufschließen.

Er nimmt mit G'walt, sei's jung oder alt,
Tut sie von einander gleichen,
Des Königs Stab bricht er bald ab
Und führt ihn von den Reichen.*)

Ein' engen Sarg wird er dort hab'n
Für einen Königssaale,
Das Dach wird auf der Nasen stehn,
Merkt auf, ihr Fürsten alle.

Eure Majestät in Staub vergeht,
Beim Bettler müßt ihr wohnen,
Nur wenig Jahr, so ist es gar,
Die Welt pflegt so zu lohnen.

Wo bleibet denn dein Land und Leut',
Dein großes Gut und Lehen?
Ein' Fremden ist dein Platz bereit',
Kein Hahn wird nach dir krähen.

Dein Palast und Schlösser fest
Wird man danieder reißen,
Du liegst im Grab und moderst ab,
Mußt jetzt die Würmer speisen.

Wenn du nun bist genommen hin,
Wird kein Mensch nach dir fragen;
„Aus den Augen und aus dem Sinn",
Tut das g'mein Sprichwort sagen.

Alle Lieb' und Treu' wird man ohne Scheu
Ins Grab mit dir einscharren,
Denn, wem die Welt so wohl gefällt,
Muß letztlich mit ihr fahren.

Der Tod urplötzlich wie ein Dieb
Tut heimlich hereinschleichen,
Es sei dir gleich, leid oder lieb,
Du kannst ihm nicht entweichen.

Sein Pfeil ist Gift, wenn er dich trifft,
Mußt du dich bald aufmachen,
Er nimmt dich mit, es hilft kein Bitt',
Drum sieh zu deinen Sachen.

Vielleicht ist das der letzte Tag,
Den du noch hast zu leben?
O Mensch, veracht' nicht, was ich sag',
Nach Tugend sollst du streben.

Wie mancher Mann wird müssen dran,
Er hofft auf lange Jahre
Und muß noch heunt, da die Sonne scheint,
In die Ewigkeit hinfahren.

O Fleisch, o schnöder Madensack,
Wieviel hast du betrogen!
Dir nicht geglaubt, dir nicht getraut,
Dein Wahrheit ist erlogen.

Wer dir vertraut, schaut auf sein Haut,
Er wird's wohl müssen zahlen
Im Reinigungsfeuer, da ist alles teuer,
Reut ihn zu tausendmalen.

Drum, o Mensch, sei stets bereit,
Tu allzeit männlich wachen,
Wenn der Tod kommt zu seiner Zeit,
Will dir den Garaus machen.

So kannst du dich, frei sicherlich,
In Kampf mit ihm begeben,"
Die ewige Kron' tragst du davon,
Wenn du führst ein gutes Leben.

*) regnis.

schaugen, die Schönheit und die Jahr machen nix aus. Mußt dir einmal um ein verständiges Weib schaugn, wenn sie aa um etliche Jahr älter ist — sei nit blind und greif zu."

Was sie weiter noch plauderte, hörte der Hias nicht, er kaute an seiner Butterschnitte und sah sie verständnislos an, bis sie ihn mit den spitzen, knochigen Fingern stieß: „Nachher was sagst dazu?"

„Sonst weiter nit viel", versetzte er kauend, „ich hab mir nur denkt, warum denn die schiachen Leut nit heilig werden können."

„Na, was dir nit einfallt, das ist gar aus", warf sie ein.

„Ja, aber es muß so sein", erklärte er bestimmt, „weil ich kein' Heilige weder gmalt noch gschnitzlt hab gsehen, die so schiach wär gwesen wie du."

Das war die letzte Butterschnitte, die er von Gotters Zenzl bekommen hatte, und die Meisterin zeigte ihm auch die grantige Seite. — Saß er am Abend drüben beim Bäcken-Trinele und strich ihren Haarflaum, klagte er dann sein Leid: „Der Meisterin ist der Spenser z eng und das Fürtigband reicht ihr nur mehr einmal um die Mitte, so wohlauf und leibig wird sie und doch hat sie ein Grant — nit auszhalten! Rein der Teufel muß in sie gfahren sein."

„Wohl gar der Teufel meinst?" fragte erstaunt das Trinele.

Der Hiasl nickte und setzte bei: „Oder sie muß verhext sein?"

„Hat sie Zahnweh aa?" erkundigte sich teilnehmend das Trinele weiter um die Gotterin, „und wird ihr a siamal übel?"

„Wenn ihr nur a siamal übel wär, nachher könnt sie wenigstens nit so schimpfen und schiach tian; aber Zandweh kann sein, daß sie sell hat, der Zanne nach, die sie oft schneidet", erklärte der Maler. —

„Ist möglich, die Bungger Hex*) hat d Hand im Spiel."

„Wohl, meinst wirklich, sie ist verhext?"

Da drückte das Trinele verschmitzt zweimal das linke Auge zu und streckte die spitze Zunge heraus. Das Gezwinker verstand der Hiasl nicht und glaubte an die Hex.

Daheim machte er verstohlen einen teuflischen Gestank durch Verbrennen von Asank und „Weihebüschel" in die Stube und hoffte, die Hexe mit all ihren Tücken zu vertreiben.

Als er dies der Liebsten heimlich anvertraut, zwinkerte sie mit dem rechten Auge, rückte Spanne für Spanne näher, bis sie ihm ins Ohr flüstern konnte: „Zspät hast s tan, patscheter Bua, jetzt hat d Weih kein Gwalt mehr über d Bunggerin."

Verständnislos schüttelte er den Kopf. Sie fuchtelte mit den Armen: „Ja, Hiasl, wie kommst mir denn für?" —

*) Die Aufgabe des Stadtstorches besorgt in Tarrenz die Bunggerhexe aus der Salvösen-Schlucht.

Als er so wetterte, trat der neue Lehrbub ein und schaute mit großen Augen entsetzt nach seinem Meister. „Heilig's Kreuz", dachte er dabei, „wenn der schon mit den Heiligen so umgeht, wie wird der erst mit dem Lehrbuben sein!"

„Da geh' her, Paznauner!" herrschte ihn der Gotter an, „da machst dem Himmelvater einen Heiligenschein", damit schob er dem Hiasl eine Tafel zu und betrachtete selbstzufrieden noch einmal sein Werk: Ein Mann im Sonntagsstaate kniete auf einem Betschemel und darüber schwebte in einer Silberwolke Gottvater, der einen Purpurmantel trug und mit der Rechten drohend ein goldenes Szepter schwang, seitwärts flog ein Kapuziner frei durch die Luft, der war des Verstorbenen Patron, und winkte ihm jetzt zu den Freuden des Paradieses. „Stimmt", sagte der Künstler, steckte die Brille ins Futteral und ging ins Wirtshaus um den nötigen Geist für den Vers.

Der kleine Hiasl hatte den Goldrand gemalt, dann flickte er noch der heiligen Barbara eins am Zeug herum. Daß ihm der Meister auch diese anvertraut hatte, war ihm eine große Freude, weil sie nach seinem Gusto war, ganz so wie des Bäcken Trinele nebenan, die es dem jungen Maler am ersten Tage schon angetan hatte. Nicht nur die Wangen wie Milch und Blut bestrickten ihn, hauptsächlich ihre runden Arme fanden des kleinen Bengels Wohlgefallen, und seine höchste Lust war, sie zu bestreichen. Er saß vor der Barbara, dachte ans Trinele und malte nach der Liebsten Muster den Heiligen die netten Grübchen in die Wangen, was ihm künstlerisch gelang.

Dazwischen zeichnete er eine Karrikatur von des Meisters Schwägerin: Ein bärbeißiges Gesicht, mit spitzer Nase und den sprotzenden Augen, die sie immer machte, wenn sie erfuhr, daß wieder eine vor ihr unter die Haube kam. Oben links in der Ecke, wo sonst der Meister ein „Ex voto" hinzusetzen pflegte, schrieb der Schlanggl: „Ist zu haben."

Mit aufgezogenen Knien, die er mit den Händen umschlang, saß der Hiasl vor dem fertigen Werke und lachte vergnügt vor sich hin. Da neigte sich unversehens das Original über seine Schulter und ein Kuß brannte auf Hiasls Wange. Verlangend sahen zwei stechende Augen nach dem frischen Burschen, der von Grausen erfüllt dem liebestollen, alternden Mädchen entfliehen wollte. Aber die Versucherin winkte mit einer Butterschnitte, der er nicht widerstand.

Mit den Worten: „Jetzt los, Hiasl, und laß einmal ein gscheits Wort mit dir reden", schob sie sich einen Stuhl an seine Seite und fuhr dann fort: „Du bist zwar noch ein ganz junger, patscheter Bua, aber es wird einmal etwas aus dir, wenn du an die Rechte kommst. Aber gscheit mußt sein, nit auf die netten Larvlen und jungen Gitschen

Der Matthiasl wußte sich zu helfen: „Gut, so setzen wir: Und daheim sein Weib dazu — Herr, gib ihm die ewige Ruh." — Der Meister war zufrieden.

* * *

An beiden Ufern des Überbächleins, das sich träge durch die grünen Wiesen schlängelte, standen gelbe Dotterblumen und blaue Vergißmeinnicht in voller Pracht und schüttelten bei jedem Lufthauche ihre schlanken Leiber; der Blätter Tauperlen glitzerten in der Morgensonne und eine Wachtel schlug im Gras, da schritt der Paznauner Maler durch das nasse Steiglein gegen Imst. — Bei den Weiden blieb er stehen und sah noch einmal nach dem Dörflein, dem er nun für immer den Rücken wandte. Die Lehrzeit war vorüber — was wird jetzt kommen? Ob es zur Wirklichkeit wird, was er in der letzten Nacht alles geträumt: vom Herrenkleid und eigenen Heim, darin das schöne Trinele als behäbige Hausfrau schaltet? Mit dem Rücken der Hand wischte er über die feuchten Augen.

„Übers Jahr, mein Schatz — übers Jahr,
Und bist du mir treu geblieben,
Dann treten wir zum Altar
Übers Jahr — übers Jahr!"

Er lauschte dem Liede. Ja, er wollte ihr schon treu bleiben, aber an ihrer Treue zweifelte er. Da war ein Schneider im Dorf, zwar klapperdürr und „himmellang" — aber er blies das Fagott so wunderschön und hatte einen Schnauzbart, nach dem der Maler immer noch vergebens auf seiner Oberlippe herumzupfte. „Fagott und Schnauzbart!" stöhnte er, weil das Trinele davon schwärmte.

„Übers Jahr, mein Schatz, übers Jahr", klang es wieder an sein Ohr. Da trippelte die Sängerin daher und er verschlang die zierliche Maid mit seinen Blicken.

„Kimmst Trinele!" rief er und reichte ihr die Hand. — Sie nickte: „mhm!" — Hand in Hand trotteten sie nebeneinander durch das Feld — er so schweigsam wie sie.

„Was ich sagen will, Trinele", fing er nach langer Zeit an. Wegen dem langen Much wollte er etwas sagen, verschluckte es aber wieder. — „Hm?" fragte sie. — „O nichts", versetzte er wieder darauf und sie gingen weiter. In Imst beim ersten Kramer kehrte der Maler an und kaufte ein „Biskoteherz"*) mit Zuckerüberguß. Da stand mit roten Buchstaben auf weißem Grunde: „Treue Liebe."

Stumm reichte er es der Liebsten und sie nickte zum Danke.

---

*) Biskuitherz.

Über vier Wochen gab es für den Lehrbuben neue Arbeit, außer der Malkunst konnte er auch das „Kindzen" lernen.

Schlich er jetzt einmal hinüber in die „Bachstube" zum Trinele, dauerte das Glück nicht lange, gleich kam Gotters Zenzl purpurrot vor Zorn und holte ihn heim: „Ha, sonst geht Dir nix mehr ab, als mit dem Fratz da umerkaressieren."

Dann schwang er halt wieder unverdrossen in des Meisters enger Stube die Wiege hin und her. Dabei gab er sich vergnügten Träumereien hin: Speckknödel, sein Trinele und Geselchtes mit Sauerkraut, die nahmen sein ganzes Denken ein. Am Tisch beim Ofen saß der Meister und schrieb einen Marterle-Vers.

„Hol der Teufel alle Dichterei!" fluchte er einmal über das andere, wenn er den Reim nicht finden konnte. Sieben Zeilen hatte er endlich mit aller Mühe „ausgekopft":

Zu Lebzeit lehrt das A B C,
Der plötzlich dann am Bauchweh
Hier ohne Hilf starb auf der Stell,
Der tugendsame Ignaz Köll.
Weil sich es besser reimt
Hat den Köll man zubergleimt,
Rechtswegen hieß der Lehrer Uhl —

Das las er zweimal laut vor, rieb mit der Rechten immer stärker und rascher die Glatze, aber fand nicht mehr weiter. „Ja — jetzt weiter — weiter!" schrie er zornig und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Da bei dem Uhl, da stinkts jetzt, da find ich kein Reim — nit um tausend Gulden! — Wie aber ein Mensch auch nur so ein saudummen Namen haben kann. Uhl hat der heißen müssen! Hast deiner Lebtag einmal so ein verdrehten Namen ghört?! — Uhl! muß der heißen! — der Teufel soll —." Da ließ der Lehrling das Wiegenband fallen und ergänzte des Meisters Dichterei:

Der prügelt die Buben in der Schul
Und seine Schwagerin dazu,
Herr, gib ihm die ewige Ruh.

Dabei blinzelte er schalkhaft nach der ledigen Zenzl, die sich keinen Rat wußte über die Keckheit des Burschen. „Hast ihn ghört? D Schwagerin müßt da noch einer!? Wart laß mich!" zeterte sie.

Der Meister aber drängte sie zurück, faßte den Matthiasl am Arm und zog ihn zum Tisch: „Da gehst her! Gschwind schreibst das auf! Aber ha, wie flink der ein Vers beinander hat?! Du gibst noch amal ein richtigen Maler ab, ja, du schon! Kreuzsaggeredi! so ein Vers: Prügelt die Buben in der Schul und —? Glei schreibst es hin — aber Schwagerin sell hat er gottlob keine ghabt."

Friedrich Nietzsche, der moderne Mensch.

Von **E. Pfennigsdorf.**

Niemand hat das Wesen des modernen Menschen mit seinen Vorzügen und Unarten so deutlich zur Darstellung gebracht als Friedrich Nietzsche. Er kann geradezu als Verkörperung des modernen Zeitgeistes betrachtet werden. Zwar meint er von sich selber: „Wie dürfte ich mich mit denen verwechseln, für welche heute schon Ohren wachsen? — Erst das Übermorgen gehört mir.“ Ich meine aber: Gerade das „Heute“ gehört ihm. Nietzsche hat seine Bedeutung als typische Zeiterscheinung. Was in der Tiefe des modernen Bewußtseins sich regte an Begeisterung für individuelle Lebensentfaltung, an Haß gegen die nivellierenden Tendenzen unserer Kultur, aber auch an dunklen, krankhaften, dämonischen Instinkten, dem hat er klingenden, oft schneidenden Ausdruck gegeben. Nietzsche ist der moderne Mensch — mit einem starken Stich ins Dekadente. Daraus erklärt sich das Faszinierende seiner Persönlichkeit. Er ist der Herold des Individualismus und wird als solcher seinen Einfluß haben, bis die Wahrheit der von ihm vertretenen Lebensrichtung in das Bewußtsein unserer Zeit aufgenommen ist. (?)

Nietzsche war zuerst — die schönste Zeit seines Lebens — begeisterter Anhänger Wagners. Als solcher verherrlicht er die Kunst als Erlöserin der Menschheit und preist Schopenhauer mit seiner Mitleidsmoral. Dann erfolgt der Bruch mit Wagner. Aus dem Freunde wird mit einem Schlage ein erbitterter Gegner, weil Wagner „plötzlich hilflos und zerbrochen vor dem christlichen Kreuze niedersank“. Schopenhauers Mitleidsmoral erscheint ihm nun als eine Moral der Dekadence, als traurige Korruption. Sokrates aber, vorher der Typus eines Bildungsphilisters, das Ende des vornehmen Geschmacks, „der Hanswurst, der sich ernst nehmen mochte“, unfähig zu jedem freieren, kühneren Aufschwung des Geistes — jetzt ist er ihm „der einfachste, unvergängliche Mittlerweise“. Die Moralität der Vernunft, die Kultur des Denkens ward ihm nun zum Leitmotiv seines Lebens. Aber auch dieser Standpunkt — nur eine reizvolle Gelegenheit, eine neue Lebensbestimmung kennen zu lernen und auszukosten, die Stimmung des Gelehrten und Forschers. Lange freilich hält es der Künstler im Gelehrtenmantel nicht aus, und bald steuert „der Argonaute des Ideals“ einen neuen Kurs zu dem phantasieerträumten Sonnenlande einer neuen Kultur. „Erhöhung des Typus Mensch“ — das wird nun der Mittelpunkt seines Dichtens und Denkens. „Siehe, ich verkündige euch den Übermenschen“ — also spricht Zarathustra.

So hat sich Nietzsche, wie er selbst sagt, „zweimal überlebt“. Er hätte sich, wäre es ihm vergönnt gewesen, wohl auch ein drittes und

Dann begann sie tändelnd vom Zuckerguß Stück für Stück fortzuzwicken, und ehe der Hiasl sich's versah, hatte sie die ganze Liebe gleich auf der Stelle aufgefressen — das Naschmaul. — Das nackte Herz mit dem bißchen Treue sparte sie noch für den Abschiedstrunk.

Traurig saßen sie im Herrenstüberl der Sonne und tranken eine Halbe „Gliedwein". Das Trinele konnte nimmer widerstehen und brockte Stücklein des Herzens, eins ums andere, in den süßen Glühwein. Er sah es und die Augen gingen ihm über, als auch noch die Treue verschwand. — Verstimmt schieden sie. Ihm lag es schwer am Herzen: „Die hält die Treue nicht." Aber ihr lag das „Biskoteherz" noch schwerer im Magen und es ward ihr übel vor lauter Lieb und Treue.

Übers Jahr kam der Hiasl nicht, und das Bäcken-Trinele hatte einen Traum, der nach dem egyptischen Traumbüchlein „Untreue des Geliebten" bedeutete, und verlangte die Zahlen 7 — 23 — 66 in die Lotterie zu setzen.

Sie setzte bis ans Lebensende die Dreizahl, aber Terno und Hiasl blieben aus.

Nur die „zwidere Zenzl" hofft noch immer weiter: „Gwiß reut s ihm noch, daß er nit glei zugriffen hat — aber wenn er kimmt — ich sag nit na!"

Der lange Much war verschrumpft wie eine saure Gurke, hatte sein Fagott verkauft und blies zuletzt nur mehr aus der Flasche.

Dem alten Freund setzte dann der Meister sein letztes schönes Marterle hoch droben im Gebirg, wo der sein „letzts End" gefunden. Da lag einer gerade und steif am Fuße einer Felswand mit ausgespreizten Beinen und Armen, daneben stand ein Schutzengel und wies gegen Himmel.

„Als man da ihn fand,
Lag er schon drunten über d Wand
Derschlagen, verschunden und bleich
War glei maustot als Leich.
Viel Durst hat er im Leben glitten
Jetzt tät er um ein Vaterunser bitten."

Und als der Gotter selber kam zum Sterben, war sein einziger Wunsch, daß ihm der Paznauner Matthiasl „das Gmal" aufs Grabkreuzl machen sollte und einen Vers dazu, denn so wie der kann's keiner. „Aber", meinte er, „weiß Gott, wo der in der Welt herumzigeunert!"

Nietzsches letzter Schrift, dem „Antichrist". Trotzdem möchte ich nicht annehmen, daß sie bereits unter dem Schatten des hereinbrechenden Wahnsinns geschrieben ist. Denn die rücksichtslose Verwerfung des Christentums ist nichts anderes als die letzte Konsequenz des Nietzscheschen Denkens.

Ist das Individuum in seiner schrankenlosen Willkür das Maß aller Dinge, dann muß es sich gegen jede Macht, die Selbstzucht verlangt, als einen Todfeind auflehnen. Nietzsche verherrlicht denn auch konsequenterweise den brutalen Gewaltmenschen. Napoleon, diese „prachtvolle Synthesis von Übermensch und Unmensch", und Cäsare Borgia, dieser Giftmischer und Brudermörder, dieses durch Ehebruch und andere unsagbare Verbrechen befleckte Scheusal, ist für Nietzsche ein Ideal. Weil er zu seinem Jammer so wenig derartige Prachtmenschen in unserer Zeit vorfindet, darum wendet er sich mit Vorliebe der grauen Vorzeit zu, um die prähistorische „Unschuld des Raubtiergewissens" und die nach Blut und Beute lüsterne „blonde Bestie" mit glühenden Farben sich auszumalen. In solchen Ausgeburten einer völlig perversen Phantasie hat Nietzsche selbst das vernichtende Urteil über seine Herrenmoral gesprochen. Das Christentum hat keinen Anlaß, sich mit solchen, aller Vernunft und Geschichte sowie jeder sittlichen Empfindung Hohn sprechenden Ungeheuerlichkeiten ernsthaft auseinanderzusetzen. Wer es fertig bringt, in dem Willen zur Macht den einzigen Kulturfaktor zu sehen und in dem rücksichtslosen Gewaltmenschen das neue Menschheitsideal zu preisen, der hat das Auge für christliches Heldentum verloren, dem muß das Christentum als lebensfeindlich, ja als das größte Unglück der Menschheit erscheinen. Eine andere Frage ist es, die sich uns aufdrängt, die nämlich, wie es möglich war, daß ein so hoch beanlagter Mensch, der uns als liebenswürdig, hilfsbereit und edeldenkend geschildert wird, sich in derartige Abgründe verirren konnte? Versuchen wir, sie zu beantworten!

Ein armer Kranker wird jahrelang von den furchtbarsten nervösen Kopfschmerzen geplagt. Natürlicherweise erscheint ihm das, was ihm selbst versagt ist, als das höchste: Kraft und Gesundheit. Und weil der Leidende ein philosophisch veranlagter Mensch war, darum bildet sich in ihm aus persönlichen Leiden, Kämpfen und Wünschen heraus ein philosophisches System, in welchem die Kraft als Erlöserin der Menschheit erscheint. Immer mehr umspinnt er sich mit diesem Gedanken, immer leidenschaftlicher klammert er sich an dies sein Kraftevangelium als den einzigen Rettungsanker, immer wilder befehdet er alles, was diesem seinen Glauben im Wege steht, auch das Christentum. Nietzsche fühlte sich überweich, dekadent im tiefsten Lebensgrunde, angekränkelt durch die moderne Überkultur; und der Versuch, dieses Bewußtsein der eigenen Schwäche niederzukämpfen, zu überschreien — das ist seine Philosophie.

viertes Mal überlebt. „Wer weiß", sagt der Philosoph Falkenberg mit Recht, „welche weitere Wandlungen, Losreißungen und Selbstüberwindungen das tragische Geschick des hochbegabten Mannes abgeschnitten hat. Sein unruhiger, in jähem Wechsel von Vergötterung zu Haß und Verachtung überspringender Geist gleicht einem Weibe, das alle paar Jahre mit einem neuen Ideale durchgeht." Er bekennt, daß er für das Schönste oft nur einen grimmen Rückblick hatte, „weil es ihn nicht halten konnte". So ist Nietzsche eine Proteusnatur, ein Mensch voller Widersprüche, und gerade auch darin der Repräsentant einer gährenden, in sich zerrissenen Zeit, welche heute verhimmelt, was sie gestern verachtete, und morgen verdammt, was sie heute anbetet.

Wie wenig es Nietzsche gelungen ist, auf seinem Wege zum Einklang mit sich selber zu kommen, das beweist der giftige Haß, mit dem er seine Gegner, namentlich Wagner und das Christentum, verfolgt. Der „vornehme" Mann verliert ihnen gegenüber alle Haltung und ergeht sich in gemeinen Verdächtigungen und offenkundigen Verdrehungen der geschichtlichen Wahrheit.

Die christliche Sittenlehre ist ihm eine „Sklavenmoral", welche den Menschen unmännlich und klein macht und den natürlichen Instinkt zur Sünde „umgelogen" hat. Der Christengott erscheint ihm als „Spinne", als „Krankengott", als eine Formel für jede Verleumdung des Diesseits und jede Lüge vom Jenseits. Hören wir ihn selbst: „Ich verurteile das Christentum, ich erhebe gegen die christliche Kirche die furchtbarste aller Anklagen, die je ein Ankläger in den Mund genommen. Sie ist mir die höchste aller nur denkbaren Korruptionen, sie hat den Willen zur letzten auch nur möglichen Korruption gehabt. Die christliche Kirche ließ nichts mit ihrer Verderbnis unberührt. Sie hat aus jedem Wert einen Unwert, aus jeder Rechtschaffenheit eine Seelenniedertracht gemacht . . . Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch, die eine innerlichste Verdorbenheit, den einen großen Instinkt der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, klein genug ist — ich heiße es den einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit" (Antichr., Ende). Ist das noch die Sprache eines denkenden Menschen oder die eines verblendeten Fanatikers? Nietzsche sagt einmal: „Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind." Leider tragen die späteren Schriften Nietzsches jene Abzeichen des Fanatismus noch viel deutlicher an sich. Jene „blutige Art, zu lästern", und „jene Begeisterung in der Bosheit" erreicht ihren Höhepunkt in

niemand hat die Hinfälligkeit des natürlichen Menschenwesens furchtbarer erfahren als er. Sein letzter Brief trägt die Unterschrift: „Der Gekreuzigte." Immer dunkler senkt es sich auf ihn herab. Im Jahre 1889 erlischt auch der letzte Schimmer dieses glänzenden Geistes in sternloser, finsterer Nacht. Der Wahnsinn bricht bei ihm aus als — Größenwahn. Der Vertreter und Prophet des urkräftigen Herrenmenschentums wird hilflos wie ein Kind. Wohl ihm, daß es noch eine Sklavenmoral gab, die sich des Kranken in treuer, aufopfernder Liebe annahm. — —

„Welch edler Geist ist hier zerstört!" Nietzsches Leben und Lehre ist von tiefreligiösen Elementen durchsetzt. Aber er wollte sie nicht zu ihrem Rechte kommen lassen. Daß er, seiner eigenen Natur zum Trotz, an dem Atheismus festhielt, dessen schauerliche Konsequenzen er unerschrocken zog, hat ihn zugrunde gerichtet. Das Leben des Mannes aber mit seiner Unrast und seinen quälenden Widersprüchen wird dem Tieferblickenden besser als manches andere zeigen, in welcher Richtung die Lösung des Lebensrätsels zu suchen ist.

Wer das Leben des unglücklichen Mannes kennt, dem erscheint vieles erklärlich, seine fanatische Christentumsfeindschaft ebenso wie seine Philosophie. Der Verfasser des Antichrist war als Knabe fromm, besuchte mit Eifer die Kirche, sammelte für die Heiden und schrieb Gedichte voll Glaubensinbrunst. Aber dem zarten, musikalisch und geistig hoch beanlagten Knaben fehlte, wie er später selbst schmerzlich beklagte, „die strenge, überlegene Leitung eines männlichen Intellekts". Dem Jüngling, aufgewachsen in den Schranken eines streng konfessionellen Luthertums, kam es nicht in den Sinn, sich mit den an ihn herantretenden neuen Geistesströmungen ernsthaft auseinanderzusetzen. Er fühlte sich einfach vor die Wahl zwischen altem und neuem Glauben gestellt, und er wählte den neuen, ohne freilich zu ahnen, daß es ein neuer G l a u b e war. Das Hauptdogma seines neuen Glaubens wurde die Darwinsche Theorie in ihrer materialistischen Deutung, welche allen Fortschritt in der organischen Welt von dem Überleben des Tüchtigsten ableitet und eine vom Zufall geleitete Weltentwicklung annimmt. Das Überleben des Tüchtigsten will Nietzsche auch für die Menschenwelt in Anwendung bringen. Daraus erklärt sich seine ganze Philosophie. Der Starke trägt das Gesetz seines Lebens in sich und kümmert sich um die Ordnungen der Gesellschaft nicht. Ja, das starke Individuum tritt der Gesellschaft als Feind gegenüber, bedroht alle ihre Ordnungen mit Vernichtung, um ein Leben einzig und allein aus eigener Kraft zu führen. Diese Revolution des einzelnen gegen die Gesellschaft hat für unsere Zeit in Friedrich Nietzsche ihren typischen Vertreter gefunden. In ihm reißt sich das Individuum mit Bewußtsein von der Gesellschaft los, um von nun an keine Maßstäbe allgemeiner Art über sich anzuerkennen, sondern lediglich

Wer diesem inneren Ringen folgt, wird dem Kämpfer seine Teilnahme nicht versagen, und wer tiefer hineinlauscht in das Zarathustrabuch, dem wird aus seinen schwermütigen Melodien die eine ungelöste Frage entgegenklingen: „Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Nietzsche konnte in seinem Evangelium den ersehnten Frieden nicht finden. Darum singt Zarathustra in seinem ergreifenden Nachtliede: „Ein Ungestilltes, ein Unstillbares ist in mir; eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe“, oder wenn es im trunkenen Liede heißt: „Weh spricht: Vergeh! Doch alle Lust will Gerechtigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit“ — ist das nicht, nur mit anderen Worten, der Grundton des frommen Sehnens, das der alte Psalmsänger in die Worte faßt: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir“? Wenn aber der „tolle Mensch“, der „Gott tötet“, doch Gottes nicht entraten, wenn der rücksichtslose Bejaher des Diesseits den Ewigkeitsgehalt der Menschenseele nicht loswerden kann — man denke an Nietzsches Idee der ewigen Wiederkunft — welch ein Beweis für die unausrottbare Macht des Gottesglaubens im Menschenherzen!

Nietzsche hat das Christentum vernichten wollen, aber er hat es nicht entbehren können. Das gilt auch für sein Ideal, den Übermenschen. Nietzsche merkte bald, daß der Übermensch noch nicht da sei, darum sucht er ihn mit sehnsüchtigen Augen in den seligen Gefilden der Zukunft. So ist aus der Bejahung des Diesseits ein Jenseitigkeitsideal, nur naturalistisch verzerrt, hervorgewachsen, eben das, was er am Christentum nicht genug verdammen konnte. Der Mensch soll für das Kommen jenes letzten, größten Menschentypus leben, leiden, arbeiten — wie das aber möglich ist, ohne die augenblicklichen Triebe und Neigungen unter die Zucht eines übergeordneten, sittlichen Charakters zu beugen, d. h. ohne sich selbst zu verleugnen und damit die Moral des Christentums zu betätigen — dies hat uns der Zarathustraweise weislich verschwiegen.

Was für Widersprüche doch die Seele dieses Mannes barg, Widersprüche so klaffend, so unvereinbar, daß sie auch einen Gesunden hätten zum Wahnsinn treiben können. Die wilde revolutionäre Rede des Mannes stimmte schlecht zu seiner zarten, weichen Seele. Es war ein Abgrund zwischen seinem Denken und zwischen seinem Leben. Nietzsche verherrlicht die Raubtierinstinkte und schreibt Bücher. Er bewundert die blonde Bestie und gefällt sich in feinsinnig zugespitzten Aphorismen. Er verdammt das Mitleid und niemand war zartfühlender als er, dankbarer für jeden Erweis verständnisvoller Teilnahme. Er will die Religion ausrotten und kann die Sehnsucht nach Gott nicht loswerden; er will das Christentum vernichten und kann den Schrei nach Erlösung nicht unterdrücken. Er vergöttert die menschliche Kraft und Gesundheit, und

Wirkungen der Kritik.

Saßen — wahrscheinlich im Kaffeehaus — etliche Schriftsteller beisammen und sprachen über Kritik. Über Kritik, die sie an ihren eigenen Büchern erfahren. Sie hatten gerade nichts Besseres zu tun.

Der eine schob gelangweilt den Zeitungsstoß von sich und sagte: „Ich lese schon lange keine Kritik mehr über mich.“

„Aber Batzenlippel!“ entgegnete der Nachbar und legte ihm väterlich die Hand auf die Achsel. „So reden sie ja alle. Kein Mensch liest eine Kritik. Und kein Mensch glaubt's ihnen. Jetzt vor den Augen der Leute liest du sie nicht, die Rezensionen über dein neuestes Werk, die da in den Zeitungen auf dich lauern. Da bist du über derlei erhaben. Aber — entweder du hast sie schon gelesen oder du züngelst nach der nächsten Stunde, wo du sie ungestört lesen kannst. Ist es so? Nicht? Ja? Nun also. Wozu dieses Komödienspiel! Man müßte kein Mensch, geschweige, kein Dichter sein, um das, was andere über unsere Werke sagen, ruhig zu ignorieren. Es ist ja dein Schicksal, was du da liest oder hörst.“

Jetzt schob ein graulockiger Herr seinen Zwicker auf die Nase, was er stets tat, wenn er sprechen wollte. Der sagte: „Ihr meint, Kollege, daß es eine Komödie sei, die Kritik zu ignorieren. In euren Jahren mag's wohl stimmen. Aber glaubt mir, es kommt eine Zeit, da einem die Kritik über sich wirklich nichts ist, als langweilig. Wenn man ein halbes Jahrhundert lang dieselben Schlagworte hört, die sich von Zeitungs- zu Zeitungsgeneration vererben, wenn jedes neue Werk, so selbständig es auch sei, mit denselben Worten behandelt wird, wenn dann die Parteistandpunkte der unterschiedlichen Rezensenten maßgebend werden oder das persönliche Behagen oder Unbehagen der Kritiker oder ihre subjektiven Schrullen, wohl auch ihre Liebedienerei oder Bosheit und so weiter; und derlei kreist so um einen herum, vierzig, fünfzig Jahre lang — ihr könnt mir glauben, daß es langweilig wird. Die Langweile sitzt vielleicht gar nicht in der Kritik, nur im Alter — ich will das zugeben. Und selbst gegen tiefgründige, durchaus ehrliche Würdigungen kann man endlich gleichgültig werden; im besten Falle liest man doch nur das, was man bei der Hervorbringung des Werkes selbst gedacht, empfunden und erlebt hat. Doch auch in jüngeren Jahren ist mir das Lesen von Kritiken nie ein Genuß gewesen, es ist etwas Unruhiges, Befangenes, Lauerndes dabei. Entweder man wird zornig oder eitel, oder denkt sich: O du armes Närrchen, du verstehst nichts. Ich muß euch sagen, meine Herren, mir ist beim Lesen lobender Kritiken in der Regel unbehaglicher gewesen, als bei strengen oder tadelnden. Es begreift sich auch bei Leuten, die

den eigenen Instinkten und Trieben gemäß das Leben zu gestalten. An eine Versöhnung beider Faktoren ist nicht mehr zu denken. Das Individuum ist anarchisch geworden. Aber dieser fundamentale Wiederspruch gegen alle Abhängigkeit von der Gemeinschaft ist nur im Reiche der Ideen möglich. Nietzsche ist nur ein Revolutionär am Schreibtisch. In Wirklichkeit hängt auch der fanatische Individualist durch Beruf, Familie und Freundschaft, durch das Bedürfnis nach leiblicher und geistiger Nahrung und tausend andere Bande an der Gemeinschaft, ohne die er als Mensch ebensowenig zu existieren vermöchte wie der Fisch ohne Wasser. Der Versuch, sich selbst zu leben, muß, wenn er ernst genommen wird, den Menschen in fortwährende Kollisionen mit den ihn umgebenden geschichtlichen und gesellschaftlichen Mächten führen und daher seine Geisteskraft aufreiben und zerstören.

Wie in Nietzsches Denken und Leben der Gegensatz von Individuum und Gesellschaft akut geworden ist, so stehen sich bei ihm auch Natur und Geist unversöhnt gegenüber. Hier liegt gerade der Grund des tiefen Grames und der zehrenden Unruhe im Leben des Mannes, über die weder das krampfhafte Lachen des Zarathustraweisen noch das tönende Pathos des Propheten hinwegzutäuschen vermögen. Nietzsche war tief unglücklich. Denn die Welt war ihm zu einer finsteren, feindlichen Macht geworden. Sie hatte ihre liebenswerte Seele verloren. „Gott ist tot.“ Die Klage darüber zittert auf allen Seiten des Zarathustrabuches. So klagt Zarathustra in seinem ergreifenden Nachtliede: „Viel Sonnen kreisen im öden Raum: Zu allem, was dunkel ist, reden sie mit ihrem Licht — mir schweigen sie. O, dies ist Feindschaft des Lichtes gegen Leuchtendes! Erbarmungslos wandelt es seine Bahnen.“ So klagt ein Mensch, dem die Welt zu einer erdrückenden Masse geworden ist, zu einem seelenlosen Getriebe, in das er mit trostlosen Augen hineinstarrt. Gerade weil er von Haus aus eine tief angelegte religiöse Natur war, mußte Nietzsche den Gegensatz zu der entgotteten Welt doppelt schmerzlich empfinden. In dem Gefühl der Trauer und des Unfriedens, der ihn hin und wieder mächtig angreift, kommt jenes tiefe Verlangen nach Erlösung zum Ausdruck, wie es die Wurzel der Religion bildet. Daß Nietzsche diesem letzten und mächtigsten aller Lebenstriebe nicht nachgab, darin besteht die tragische Schuld seines Lebens. Der das Leben immer nur bejahen wollte, ist hier zum Verneiner des Lebens geworden. Er wollte sein Leben lediglich aus eigener Kraft führen und aller höheren Zusammenhänge entraten. Er hat gerungen, jener gewaltigen Gegensätze von Individuum und Gesellschaft, Natur und Geist innerlich Herr zu werden; aber er ist an ihnen innerlich zerbrochen. Ihre Lösung hat er nicht gefunden.

Gleichgültigkeit weit mehr ärgert, als ich mich über seine Rücksichtslosigkeiten."

„Nun", sagte ein anderer, „daß ein Rezensent eine absprechende Kritik schreibt und daß der Dichter oder Künstler sie liest, auf das kommt ja gar nichts an. Das ist ein Privatgespräch. Aber daß zur Zeit Tausende die Kritik lesen, die Freunde abkühlt und die Gegner mit Schadenfreude erfüllt, das geht uns nahe. Wenn die Herren nur wüßten, wie wehe das tut! Und wie sie mit ihrer gar nicht so schlimm gemeinten Spielerei einen umbringen können!"

„Zugegeben, daß eine Kritik einem äußeren Erfolg schaden kann; ist sie doch eine lästige Eintagsfliege, das Werk bleibt bestehen und muß sich durch sich selbst behaupten. Schwache Werke können allerdings auch durch einen Mückenstich getötet werden. Starke Werke pflegen nachher um so mächtiger zu leuchten, je mehr sie durch Mückenschwärme verdunkelt worden sind. Siehe Kunst- und Literaturgeschichte."

„Aber auch auf die Zeitgenossen wirkt die Kritik nicht, nämlich auf die selbstdenkenden. Der durch eine schlimme Kritik Betroffene fühlt sich im Augenblick vielleicht für gerichtet und hingerichtet. Nun, und wie wirkt sie auf andere? Sie lesen dieselbe Kritik entweder mit Ärger oder mit Behagen und denken nichts dabei als: Na, der ist ordentlich vermoppelt worden; dieser Rezensent hat ein böses Maul! — Nichts weiter. Daß man über einen verrissenen Schriftsteller deshalb schlechter denkt — ich wüßte nicht. Die Kritik übt momentan eine gewisse Wirkung, ist aber nicht imstande, einen Lebenden tot zu machen, noch weniger einen Toten zu beleben."

„Das ist ja alles selbstverständlich", sagte der Alte. „Nur traurig, daß die Existenz so vieler Schriftsteller und Künstler vom momentanen Erfolg abhängt, daß so mancher nicht weiterschaffen kann, wenn sein Mut gebrochen, seine bürgerliche Basis untergraben wird. Der Starke wird freilich durch seine Feinde noch stärker. Um die anderen — Pardon, meine Herren! — ist's vielleicht kein Schade." Das überhörten sie. Der Nervöse aber sprach: „Das Drolligste der Kritik kann man von der Parteikritik erleben. Alles, was ihren Parteistandpunkt betrifft, und wäre es das Ungereimteste, das loben diese Herren, drucken es nach und berufen sich darauf, wie auf einen Klassiker. Sobald du ihnen mit etwas nicht in den Kram passest, bist du ein Ignorant, der nichts versteht, der sich in solche Sachen nicht dreinmischen solle, der überhaupt nicht ernst zu nehmen ist. Mir hat auf solche Art ein einziges Blatt dreimal den Lorbeerkranz aufs Haupt gesetzt und dreimal ihn wieder herabgerissen."

„Ganz ähnlich", setzte ein anderer bei, „haben wider meinen Willen mich alle jetzt vorkommenden Parteien, die politischen, die sozialen,

ernst mit sich zu Rate gehen. Nun seht, wenn selbst im guten Fall die Kritik uns kein rechtes Vergnügen machen kann, wenn man längst zur Überzeugung gekommen ist, daß man von ihr nichts lernt, daß man von ihr, ob sie gut oder schlecht ist, immer eher geschwächt als gestärkt wird, und wenn endlich auch die Gelassenheit, sagen wir die Wurstigkeit des Alters dazukommt — ja, da ist es doch leicht zu verstehen, daß man Kritiken gar nicht mehr liest."

Daraufhin sagte ein jüngerer Literat mit gerötetem Gesicht und nervösen Bewegungen, aber doch dabei scheinbar phlegmatisch: „Vor der Kritik habe ich schon einen verdammten Respekt. Werde ich gelobt, da bin ich stark, da rufe ich mir im Wandspiegel selbst ein „Guten Morgen, wackerer Junge!" zu. Wenn ich aber verrissen wurde, da schleiche ich in den entlegensten Gassen herum, schäme mich vor jedem Sicherheitswachmann, fühle mich vernichtet. Und bin ich überzeugt: Jetzt ist's aus, jetzt gibt's für mich keine Rehabilitation mehr."

„Armer Kerl!" sagte ein anderer. „Mich macht eine schlechte Kritik nur trotzig. Ich werd' euch's schon noch zeigen, Lumpen! Ich ein talentloser Verseschmied! Kusch, Luder, verdammtes!" — Dann setzte er mit Humor bei: „Und das Allerärgste an der Sache ist noch, daß der Kerl am Ende recht hat."

„Ja, das kommt manchmal vor", sagte der Alte.

„Auf mich", gestand wieder ein anderer, „hat jede Kritik für den Augenblick eine starke Wirkung. Selten einer ist schändlicher verrissen worden, als ich —"

„Prahlhans, ich bitte dich! Da solltest du dir m e i n e Sammlung einmal ansehen!"

„Herr Jesses, der sammelt sich die schlechten Kritiken!"

„Bleiben wir", fuhr der eine fort, „bloß einmal bei der Tatsache, daß kein Mensch je noch so schändlich verrissen worden ist, als ich. Nur tapfer muß man sein. Während des Lesens solch eines perfiden Wisches bleibe ich allemal ruhig und überlegen. Ein paar Stunden nachher fängt es an, mich zu wurmen. Einen ganzen Tag kann's mir verbittern, vielleicht noch einen Teil der Nacht, da man Pläne macht, wie man die frechen Buben züchtigen sollte. Nach einem gesunden Schlaf am nächsten Morgen ist alles weg. Die gestern erfahrene tödliche Bosheit ist wirkungslos, die Kritik und ihr Schreiber ist gleichgültig. Und begegnete ich dem Manne heute, ich würde ihn vielleicht recht liebenswürdig grüßen und sagen: ‚O Sie Schlimmer! Aber man kann Ihnen eigentlich nicht böse sein.' Kurz, länger als einen Tag hat das Gift selten angehalten bei mir, jetzt wirkt's nicht einmal mehr bis abends. Durch fortgesetzte Verreißerei wird man ja endlich immun. Und dürfte es wohl manchen Skribifaxen geben, der sich über meine

keine Gesellschaftsschichte, in dem das „Gehorchenkönnen“ nicht ein Gebot und eine Lebensnotwendigkeit wäre, und die einzige Verschiedenheit besteht darin, daß je nach der Lebenssphäre, in die das Schicksal uns gestellt hat, es auch verschiedenartige Personen oder Verhältnisse sind, denen wir uns zu fügen haben. Ein „Etwas“ aber gibt es, vor dem wir uns alle beugen müssen, ob arm ob reich, ob niedrig oder hoch geboren, und das sind die Naturgesetze, welche in ihrer Verschiedenartigkeit uns Gehorsam abringen, ob wir nun wollen oder nicht. Kein Mensch ist imstande, sich gegen Naturgesetze aufzulehnen, so hart es ihm auch ankommen mag, sich denselben fügen zu müssen. Keine Wissenschaft, keine Gelehrsamkeit kommt im Kampfe mit diesen auf, und je mehr der Mensch bestrebt ist, sich gegen dieselben aufzubäumen, desto mehr lernt er seine eigene Machtlosigkeit einsehen, desto mehr kommt er zu der Erkenntnis, welches „Nichts“ der Mensch mit seinen Freuden und Leiden, seinem Hangen und Bangen, seinem Hoffen und Streben im Weltall ist, und welche Torheit man begeht, wenn man das eigene „Ich“ und seine Wertschätzung als etwas gar so unermeßlich Wichtiges und Bedeutendes ansieht.

Die Schule des Lebens und die meistenteils ernsten Erfahrungen, welche man in derselben sammelt, fördern denn auch zumeist das Resultat zutage, daß man einsehen lernt, wie in den mächtigen, großen Zügen des irdischen Daseins den Menschen gar nichts anderes übrig bleibt, als Fatalisten zu werden und sich dem unterzuordnen, was man nicht zu ändern imstande ist. Es ist dies eine Tatsache, welche früher oder später all diejenigen erkennen lernen, welche nicht ganz besonders kleine und beschränkte Geister, oder schrankenlose Hitzköpfe sind und meinen, es müsse gelingen, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Das Leben zwingt den Menschen in dieser Hinsicht Resignation und Gefügigkeit auf, aber wenn viele auch nach und nach lernen, daß der alte drastisch klingende, militärische Spruch aus Wallensteins Zeiten: „Maul halten und weiterdienen“ den Gesetzen der Natur gegenüber seine volle Anwendung finde und man gar nichts anderes zu tun vermag, als sich demselben zu fügen, will man sich nicht geradezu lächerlich machen, so spielt doch im Alltagsleben die Kunst des Gehorchens, ganz besonders bei dem weiblichen Geschlechte und speziell bei der modernen Jugend, eine viel zu kleine Rolle. Es ist dies ein Fehler, welcher sich früher oder später bei jedem Wesen rächt, welches das Folgen nicht gelernt hat, ein Fehler, der zum großen Teil auf die Kinderstube und auf die mütterliche Schwäche zurückzuführen ist.

Aus Bequemlichkeit, aus Affenliebe, aus Charakterschwäche versäumen es unzählig viele Mütter, ihren Kindern, solange sie klein sind, die Kunst des Folgens zu lehren, versäumen es rechtzeitig, den mehr oder minder niedlichen Eigensinn eines kleinen oder größeren Dickkopfes zu brechen

die Konservativen, die Reformer, für sich in Beschlag genommen und wieder abgedankt. Worüber ich ganz unglücklich bin, wie ihr euch denken könnt."

„Meine lieben großen Geister", sprach nun der Alte, „seid ihr nicht ein bißchen unduldsam? Was könnt ihr denn von geplagten Leuten anderes verlangen? Haben sie denn Zeit und Anlage, sich der freien Muse zu ergeben und ihren persönlichen Charakter ausreifen zu lassen? An beiden Seiten der Augen ein Blendleder, sind sie eingespannt ins Joch und müssen einen Karren ziehen, dessen Inhalt sie erst erhoffen, einen Inhalt, der doch nie ihr Eigentum wird. Sie leisten schon auch etwas für ihre Sache, aber daß sie einen freien, weitsehenden Geist haben sollen, das könnt ihr von ihnen nicht verlangen. Da müßt schon ihr die Nachsichtigen sein."

„Wozu ist also die Kritik?"

„Wozu! Sie ist eben eine natürliche Erscheinung. Wenn wir für die Öffentlichkeit schaffen, so ist es doch natürlich, daß die Öffentlichkeit über unser Schaffen auch ihre Meinung haben wird. Die Torheit ist an uns, wenn wir die Meinung irgendeines Einzelnen für ein Urteil nehmen. Es steht uns doch frei, über diese Meinung auch eine Meinung zu haben."

„Wehe dir, wenn du die Kritik kritisierst!"

Da lachte der Weißlockige vergnügt und schüttelte sich dabei, daß ihm der Zwicker von der Nase fiel. „Das würde einen kuriosen literarischen Hökerweiberzank geben. Die heiligen neun Musen wollen uns davor gnädig behüten!" Dann wurde er ernsthaft: „Meine Herren! Wir verplempern unsere Zeit mit Schwatzen. Ich möchte wieder einmal in die frische Luft. — Markör! Bringen Sie mal den Eisenbahnkurier."

L.

Vom Gehorchen.

Von **Max v. Weißenthurn.**

Gehorche gern, denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beschwerliche zu tun.

Goethe, T. Tasso 2, 4.

Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Los,
Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,
Die hier gedienet, ist dort oben groß.

Schiller, Die Jungfrau von Orleans 1, 10.

Das Gehorchen ist ein ebenso elementares Naturgesetz wie das Atmen, nur mit dem Unterschiede, daß die Bedeutung und Tragweite dieser wichtigsten aller Lebensregeln von dem Gros der Menge erst dann erkannt wird, wenn es zu spät ist. Es gibt kein Alter, keinen Stand,

nicht dazu berufen sein kann, Bahnen zu brechen, Höhen zu erklimmen, leitende Stellungen einzunehmen. Diese Durchschnittsware nun ist es in erster Linie, welche dazu gedrillt werden sollte, das Gehorchen zu erlernen und sich jenen zu fügen, welche geistig und ethisch über ihnen stehen, sicherlich immer ihre schwerwiegenden Gründe haben, wenn sie Gehorsam fordern. Wenn man aber sehenden Auges im Leben Umschau hält, wird sich uns unzählige Male Gelegenheit bieten, zu beobachten, daß jene Menschen, welche geistig am beschränktesten sind, dabei zumeist auch noch nichts gelernt haben, immer diejenigen bleiben, welche von Eigendünkel und Eigensinn besessen sind; die eine so hohe Meinung von sich besitzen, daß sie von Kindheit an es nicht gelernt haben, sich besserer Einsicht zu fügen und jenen zu gehorchen, welche höhere Urteilskraft und höheres Wissen besitzen. Bei geistig bedeutenden Menschen mag die Erziehung Fehler mindern, Tugenden entwickeln; sie wird aber da verhältnismäßig weniger Resultate zutage fördern können als bei den Schwachen im Geiste, weil einerseits geistig bedeutende Menschen ihre eigenen Bahnen wandeln und andererseits ihnen die angeborene geistige Begabung von selbst tausenderlei Dinge lehrt, welche der Durchschnittsware erst anerzogen werden müssen. Bei dieser Durchschnittsware nun kann konsequente, liebevolle und doch strenge Erziehung, jene Erziehung, welche vor allem den Gehorsam heischt, sehr viel erreichen, kann es bewerkstelligen, daß aus geistig unbedeutenden Leuten ganz nützliche und brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden, die sich von jenen lenken und leiten lassen, die klüger sind als sie und sicherlich nur dann Gehorsam fordern, wenn sie schwerwiegende und triftige Gründe für denselben haben.

In der Ehe wird eine beschränkte Frau, welche nicht gehorchen kann, zur Geißel Gottes, die das Familienglück untergräbt und nur allzu häufig nebst dem Manne auch die Kinder unglücklich macht, indem sie die Autorität des Vaters in den Staub zieht, den erziehlich harmonischen Einfluß der Eltern auf die Kinder nicht erfaßt und durch den Umstand, daß sie ihrem Gatten den richtigen Gehorsam versagt, ihren Kindern zum schlechten Beispiele wird.

Aber nicht in der Ehe allein ist die Kunst des Gehorchenkönnens zu pflegen, zu wahren, zu entwickeln. In den vielartigen Berufszweigen, welche der Frau des XX. Jahrhunderts sich darbieten, wird sie weit befriedigendere und bessere Resultate zutage fördern, wenn sie es lernt zu gehorchen, als wenn sie, wie dies leider nur allzu häufig der Fall ist, auf ihr vermeintliches oder wirkliches Recht pochend, die Rolle der unterdrückten Unschuld spielt, welche entweder mit der Miene einer siebenschwertigen Madonna, der himmelschreiendes Unrecht geschieht, durch das Leben wandelt, oder durch permanenten Widerspruch ihre Umgebung

und sind durch dieses Versäumnis verantwortlich dafür zu machen, wenn aus den Kindern, welche das Folgen nicht gelernt haben, früher oder später mehr oder minder unglückliche Menschen werden.

Es läßt sich ganz und gar nicht in Abrede stellen, daß es keinen Mann auf Erden gibt, welcher wert ist, „Mann“ genannt zu werden, der auf die Dauer mit einer Frau auskommen könnte, welche nicht schon in der Kinderstube die Kunst des Gehorchens gelernt hätte. Das Weib, welches dem Manne gegenüber stets das letzte Wort haben, stets ihren Willen durchsetzen will, ist nicht nur ein unausstehliches, sondern auch ein beklagenswertes Geschöpf, denn es kann mit vollster Bestimmtheit darauf rechnen, daß es sich dem Manne, wenn der erste Liebestaumel vorüber ist und wieder normale Bahnen an der Tagesordnung sind, so unausstehlich macht, daß dieser, ist er ein roher Geselle und gehört er der niederen Gesellschaftsschichte an, sich zu Prügel oder sonstigen Mißhandlungen hinreißen läßt. Oder daß er, ist er ein gebildeter Mensch, der ewig rechthabenden Frau Gemahlin, welche das Gehorchen und Fügen nicht gelernt hat und immer nur den eigenen Willen durchzusetzen gewillt ist, mit Vorliebe aus dem Wege geht, so daß er in seinem Heim ein Fremder ist. Dann braucht sie zwar nicht zu gehorchen, wird aber auch in verhältnismäßig kurzer Zeit einsam und liebeleer dastehen in dem Bewußtsein, daß sie immer eigensinnig ihren Willen durchsetzt, aber wenig Freude daran hat, sich vereinsamt und unglücklich fühlt.

Es gibt keine Lebensstellung, sei sie noch so hoch, in welcher das Gehorchen nicht eine wesentliche Rolle einnimmt. Ein Monarch ist eben so sehr gezwungen, die Kunst des Gehorchens zu üben, wie jeder andere Diener des Staates, wie der Privatmann, der Krieger, der Künstler, kurzum jeder und jedes menschgeborene Erdenwesen.

„Wer befehlen will, muß gehorchen können.“ Es ist dies ein uraltes Zitat, dessen vollste zutreffende Richtigkeit von keiner Menschenseele in Abrede gestellt werden kann, die klare Urteilskraft besitzt.

Speziell in dem Leben des Weibes ist das Gehorchenkönnen eine elementare Notwendigkeit, die zur zweiten Natur werden soll, die dem Weibe sichere Gewähr des Glückes bringt, denn es gibt keine Lebensstellung, welche für ein weibliches Geschöpf, das nicht in der Kinderstube das Gehorchen gelernt hat, auf die Dauer segenbringend sein könnte. Die moderne Erziehung vernachlässigt die Wichtigkeit des Gehorsams viel zu sehr, von der Idee geleitet, es sei gut, den jungen Menschenpflanzen eine gewisse Selbständigkeit anzudrillen, vergißt man, daß zu den Geboten, welche das Leben mit seinen Lasten erträglich erscheinen läßt, unstreitig jenes gehört, daß man lernen müsse, zu folgen und sich zu fügen.

Der weitaus größere Prozentsatz der Menschen im allgemeinen, der weiblichen Geschöpfe im besonderen, gehört zu der Durchschnittsware, die

Dienstbotenfrage, welche in unzähligen Fällen zur Dienstbotenplage wird, in wohltätiger Weise beeinflussen und lösen. Wenn diejenigen, welche die dienende Klasse repräsentieren, jene dienende Klasse, welche dazu berufen ist, die besser Situierten und Gebildeten zu bedienen, das Folgen von Kindheit an lernt, werden sie auch ihren Bildungskreis erweitern und zu der Erkenntnis dessen erwachen, daß der Mann, die Frau, die Familie, von deren Gelde man lebt, von deren Brot man ißt, berechtigt sind, Gehorsam und Anhänglichkeit zu fordern von jenen, deren Existenz sie durch die Mittel, welche sie ihnen zur Verfügung stellen, mitbegründen. Es gilt das gleiche Gesetz auch für die oberen Zehntausend, nur mit dem Unterschiede, daß diesen der Begriff dessen im Blute liegt, daß man als anständiger Mensch bemüßigt sei, zu jenen zu halten, deren Brot man ißt, sei dieß nun der Staat, ein Privatinstitut oder ein Einzelner, während die dienende Klasse der unteren Schichten in dem Brotherrn meist nur den Feind sieht, welchen zu hintergehen und anzufeinden erlaubt, wenn nicht gar ein Verdienst sei.

Wer mit ruhigem Blute und klarem Blicke das Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten betrachtet, wer leidenschaftslos und unparteiisch urteilt, muß zu der Erkenntnis kommen, daß in jeder Lebenssphäre in der Kunst des Gehorchenkönnens und in der klaren Erkenntnis dessen, daß speziell für das gebildete Wesen das Gehorchen eine Lebensnotwendigkeit ist, das Glück des Lebens und der Friede des Hauses zu finden, welchen zu wahren, zu pflegen und heilig zu halten als die erhabenste Mission des Weibes angesehen werden muß.

Wie Bauernkinder „tatnen“.

Von **Peter Rosegger.**

Daß man den Kindern ganz unrichtige Spielzeuge gebe, meint ihr? Spät kommt ihr drauf, aber das Richtigste ist es noch nicht. Denkt noch ein wenig weiter. Vielleicht sollte man den Kindern gar keine Spielzeuge geben, überhaupt keine! Hingegen aber Materialien, um sich selber welche zu machen.

Lasset die Kleinen in den Hof hinaus, in die Holzkammer, zu den Steinhaufen, zu den Trümmern alter Geräte, lasset sie in die Rumpelkammer zu dem Getrödel — dort werden sie zum richtigen Spielzeug kommen. Wie das Spielzeug heute ist, das gekaufte, über und über fertige, damit lehret ihr den Kindern nichts als das Zerstören. Es ist ja sonst nichts damit anzufangen. Das Spielen mit fertigen Eisenbahnzügen, das Pumpen an den kleinen Blechbrunnen, wo eingeschüttetes

reizt und verdrießt, so daß man ihr schließlich gerne ein Freibillett zu einer Reise in einen anderen Weltteil verschaffen würde, nur um sich nicht mehr durch den Kontakt mit einem nicht homogenen Element verdrießen und aus dem Gleichgewichte der Seele bringen zu lassen.

Es ist ganz merkwürdig und staunenswert, welch großen, unermeßlichen Einfluß die Erziehung der ersten zehn oder zwölf Lebensjahre auf die ganze weitere Bahn, welche ein Menschenkind dahin schreitet, nehmen kann. Unarten und Fehler, welche in jenen ersten Lebensperioden nicht ausgemerzt wurden, entwickeln sich mit staunenswerter Geschwindigkeit von Jahr zu Jahr und nehmen schließlich Dimensionen an, über deren Tragweite jeder Unparteiische selbst überrascht sein muß. Um mit seinem Lebensschicksal, wie immer sich dasselbe auch gestalten möge, ob es auf der Sonnseite des Lebens dahin tänzelt, ob es im Schatten mühsam sein Dasein fristet, um, wie gesagt, sich mit seinem Lebensschicksal abfinden zu können, ist es eine gebieterische Notwendigkeit, vor allem das Gehorchen zu lernen. Es bewahrt diese Tugend, welche leider sehr viele Frauen oder, richtiger gesagt, weibliche Wesen nicht üben, besonders seit der Sozialismus und die Frauenemanzipation üppige Blüten treiben, vor Verbitterung, Unzufriedenheit und Menschenhaß. Gesellschaftlich liebenswürdig und als Untergebene, in hoher wie niederer Stellung angenehm können nur Menschen sein, die den Gehorsam als Tugend üben, weil nur solche Menschen frei sind von Eigendünkel und Selbstbemitleidung, von jenen beiden höchst unliebsamen Eigenschaften, die noch kein schweres Los erleichtert haben, sondern ein jedes nur noch schwerer machen. Die moderne Erziehung legt den Schwerpunkt dessen, was man zu tun habe, auf die Heranbildung des Geistes, auf die Vermehrung des Wissens, und es ist dies ganz gewiß sehr richtig und gut, denn Menschen von Geist und Wissen sind nie töricht und vermögen mithin auch die Wichtigkeit des Gehorchenkönnens zu beurteilen. Da aber bei sehr vielen Leuten insoferne Hopfen und Malz verloren ist, als man ihnen weder Geist noch Wissen eintrichtern kann, wenn für beides weder Verständnis noch Interesse vorhanden ist, da es wie gesagt unzählige Menschen beiderlei Geschlechtes gibt, auf die der alte Ausspruch paßt: „Es ging ein Gänschen über den Rhein und kam als Gigack wieder nach heim", sollen Eltern und Erzieher ein weit größeres Gewicht darauf legen, die Fähigkeit des Gehorchens bei den Kindern heranzubilden, damit sie ins Blut übergehe und diejenigen, welche nicht berufen sind, Marksteine auf der Heerstraße des Lebens zu werden, wenigstens bescheiden und gefügig nach bestem Wissen und Willen ihren Platz ausfüllen und da zu gehorchen verstehen, wo Klügere sie auf den rechten Weg weisen.

Es würde dies, aus den Kreisen der Gebildeten in jene des Volkes tretend, ganz gewiß auch die so vielfach ventilierte und erörterte

Das Erste des Spieles, vielleicht der menschlichen Tätigkeit überhaupt, ist das Bestreben, schon Gesehenes und Erfahrenes nachzumachen. So kommt gleich die „Docken" (Kinderpuppe) dran. Das kleine Dirndl machts der Mutter nach, wickelt den Stiefelknecht, es kann auch ein Strohbündel oder ein Staubhadern sein, in Windeln wie ein kleines Kind, säugt es, gibt ihm mit einem Löffel Brei in den Mund, schaukelt es, bis dem Kleinen die Augen zufallen. Hauptsache sind diese Verrichtungen; daß dem „Kindel" der Mund fehlt und die Augen und alles andere, das macht gar nichts; daß es ein oft noch so häßlicher Popanz ist, das Dirndl siehts nicht, es beschäftigt sich eben mit dem Kinde, ohne daß eines vorhanden zu sein braucht. Also, das Spielzeug ist Nebensache, die Beschäftigung damit ist alles.

Der Sohn des Hirtenbauers beginnt schon in seinem vierten oder fünften Jahre mit der Viehzucht. Er sammelt unter den Bäumen Fichtenzapfen, das sind seine Ochsen, stellt sie unter ein aufgespreiztes Brettchen, das ist sein Stall. Wird der Junge größer, so schafft er sich eine feinere Rasse an. Köpft junge Fichten oder Lärchen, stutzt und entschält die Wipfelchen und stellt nun die quirlartigen Dinger der Reihe nach auf. Das sind die Ochsen. Das Mittelstämmchen dran ist der Leib, zwei der Ästchen sind die Vorderfüße, zwei andere die Hörner. Hinterfüße, Schweif und Kopf sind nicht vorhanden. Die entschälten Quirlchen haben nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit einem Tiere, aber der Junge ist, wie sein Vater, nun Eigentümer von einigen Paar Ochsen, die er mit einem Hölzlein jochartig zusammenspannt, denen er einen Karren anhängt, der nichts als eine gerollte Baumrinde ist. An einem Stäbchen hat er den Spagatfaden, die Peitsche, mit der er das Ochsenpaar antreibt. Es rührt sich zwar nicht von der Stelle, aber das macht nichts, nach einigen „Hi" und „Hott" ist die Strecke zurückgelegt, die Ochsen werden ausgespannt und gefüttert. Mein Brüderl, das Jakoberle, hatte es auch so getrieben; dem wollte ich zweckmäßige Neuerungen einführen. In einer Rübe höhlte ich ein Loch, tat Heu hinein und das war die Krippe. Dem Jakoberle war das schon zu kompliziert, oder vielmehr seine Phantasie wollte mehr Spielraum haben, ihr genügte ein unförmliches Grübchen im Erdboden, um die schönste Krippe sich daran vorzustellen.

Dann kommen die Bauarbeiten. Mit einem hölzernen Gräbel oder eisernen Nagel wird am Rain die Erde aufgewühlt, aus der Erde werden spitze Häufchen gemacht, das sind die Häuser, und um ein aufrechtstehendes Holzstäbchen wird Erde geschichtet, einen ganzen Hut hoch, das ist die Kirche. Dazwischen werden Birkenzweige in die Erde gesteckt, das sind die Bäume. Daneben wird von oben bis hinab ein Graben gezogen, da gießen wir einen Sechter voll Wasser hinein. So, jetzt haben wir ein Dorf und eine

Wasser herausrinnt, das immer wieder in die Reihe stellen der schönen Tiere aus der Arche Noahs, das Blättern in den unzerreißbaren Bilderbüchern ist langweilig zum totwerden. Bis das „tiefere“ Interesse erwacht und die Kinder einmal sehen wollen, wie die Sachen inwendig ausschauen und den Hammer nehmen, um sie zu zerschlagen. Das ist ganz natürlich. Doch nicht zerstören lernen sollen unsere Kinder, schaffen lernen sollen sie — deshalb habe ich gesagt: Gebt ihnen Materialien, damit sie ihr Spielwerk selber machen können.

Wie spielen denn die Bauernkinder? Ach, ihr Herrenbabys, die Bauernkinder haben es gut! So lustig spielt sichs nirgends auf der Welt, als im Bauernhof, und so fein wird ihnen das Spielen nirgends gemacht. Denn es ist ihnen — sobald sie einmal ein wenig krabbeln können — eigentlich verboten. „Zum tatnen ist keine Zeit. Arbeiten heißts!“ So könnt ihr euch denken, wie wonnig die halben Stündlein sind, da es gelingt, der Arbeit zu entlaufen, um eigenmächtig was zu leisten. Und dieses kindliche, eigenmächtige, unbefangene, zwecklose Leisten heißt: Spielen.

Unser Waldbauer da droben sagt aber nicht: spielen. Darunter versteht er eigentlich nur das Kartenspiel! Spielen tun die Lumpen. Das, was wir an Kindern spielen nennen, heißt er: todnen oder tatnen. In freier Laune eine Tat machen. Und hat insofern dagegen nichts einzuwenden, falls damit nicht eine wichtigere, eine praktische Tätigkeit versäumt wird. Der Bauer sieht es gern, wenn seine Kinder in ihrer freien Zeit sich mit etwas emsig beschäftigen, „Umanond laufendi Kiner, aus söltn wird nix. Wer nit kon todna, der kon ah nit orbatn.“ Am liebsten ist es dem Landwirt freilich, wenn seine Kinder — Mädel wie Bub — gleich von der Mutterbrust weg mit Überspringen der „Todnerei“ zum „orbatn“ anheben. Dagegen aber lehnt sie sich auf, die junge frische Menschennatur, die das Beste und Schönste, was sie schafft, ohne Hinblick auf praktischen Lohn vollführt. Manchmal kommts mir wahrhaftig vor, als sei die Natur weniger eine nüchterne Arbeiterin, als eine Künstlerin. Denn recht vieles, was sie schafft, ist weniger praktisch als schön.

Aber es will hier erzählt werden, womit und wie die Bauernkinder tatnen. Die Spiele der Körperübungen gehören nicht hierher. Sonst müßte das „Buckelringen“, „Haspelanschlagen“, „Geieraustreiben“, „Salzhalten“, „Blindemausfangen“, „Ringelreiatanzen“, „Eselreiten“, „Eierdutschen“, „Engerlfliegen“, und hundert andere Körperspiele, wobei viel Schalkheit und Fopperei mit unterlauft, beschrieben werden. Derlei Übungen sind in der Bauernschaft unter dem Sammelnamen „Raufen“ oder „Bären“ bekannt. „Se bärn scha wieda, de Sapperawold!“ sagt der Hausvater und geht mit der Gerte, um den wirbelnden Knäuel von Buben und Dirndln reinlich auseinander zu scheiden.

Vom Treffen kann kaum die Rede sein; das Vergnügen ist, daß man mit einer Armbewegung den Stein hinaussausen lassen kann in Fernen, die sonst weit aus unserem Bereiche sind. Daß jeder rechte Bub sich Pfeil und Bogen machen kann, versteht sich; ebenso versteht sich auch die Herstellung der Sportsachen mit den allereinfachsten Mitteln. Die Fischangel wird aus einer Stecknadel gemacht; die Vogelfange ist ein Weidenkörbchen mit Hüpfsprangel, Köder und Fallbrettchen. Die Kugelbahn, Kegel und Kugel, stellt so ein Bauernjunge mit Axt und etlichen Holzstückchen in ein paar Stunden her. Ebenso den Handschlitten zum Rodeln im Winter. Aber hier sind wir an des Spieles Grenze, denn es beginnt der Zweck.

Die Heiligenbilder im Bauernhause, die Bildstöckeln an den Wegen, die Gemälde und Statuen in der Kirche wecken in vielen Kindern den Kunstsinn. Schon Zweijährige stecken ein paar Kienspänchen so zusammen, daß es ein Kreuz darstellt. Fünfjährige verstehen eine Anzahl solcher Spänchen ineinanderzuflechten, daß es eine Monstranze bildet. Mit solchen Spänchen zimmern sie auch „Häuser“, die freilich durchsichtig sind, weil jede Fuge so breit ist, wie jeder „Balken“. Sie schnitzen aus Holz Messer, die nicht schneiden und Gabeln, die nicht stechen; was tuts, sie wollen ja sonst nichts, als Messer und Gabel schnitzen. Aus Kohlkopfstengeln schnitzen sie „Engerln“ und „Christkinderln“. Auch Rüben und Erdäpfel sind ein leicht zu bearbeitender Marmor für allerlei Figuren, als Sterne, Herzen, Kreuze, Kronen. Vorgeschrittenere Künstler lassen sich, wenn die Mutter Brot bäckt, einen Teigklumpen geben, aus dem sie „unsern Herrgott auf dem Kreuz“, „unsere liebe Frau“ oder irgend einen Heiligen bilden. Weltlicher veranlagte Künstler machen auch Hunderln, Hasen, Hirschen und Ähnliches. Diese Gestalten werden dann in den Ofen getan, hartgebacken, um sie für die Ewigkeit dauerhaft zu machen. Gebräunt kommen die Kunstwerke aus dem Ofenloch herfür, eine halbe Stunde lang werden sie bewundert und dann — verspeist. Da hat das Schneemannel, das mit vereinten Kräften im Winter draußen auf dem Anger errichtet wird, immerhin noch eine längere Dauer. Doch bleibt auch von diesem bald nichts übrig, als der Wäschehaken, der ihm als Tabakspfeife in den Mund gesteckt worden war.

Da hat der Waldbauernbub wieder andere Kunstwerke geschaffen, abgesehen von den Kohlenzeichnungen an der Ofenmauer, die leider allemal der vandalische Bärstel des Weißlers ehestens ausgetilgt hat. Die fingerlangen Priesterlein in der Kutte, aus Papier geschnitzt, an ein Steckhölzchen geklebt, daß sie stehen konnten, mit Tinte schwarz gemacht, dann mit einem papierenen Chorhemde, mit Stola und Barett bekleidet, waren gewiß würdige Werke. Sie wurden auch gebürend bewundert. Als jedoch der Riegelberger Bub mit einem unförmigen

Kirche und einen Garten und einen Bach. Als ich den Nachbarsbuben einmal gezeigt hatte, wie man die Häuser und Kirchen und Schlösser aus Papier schnitzen und so umbiegen könne, daß sie auf dem Brette allein stehen, wie man diesen Gebäuden zu Fenster und Tür hineingucken könne in die Zimmer, die so weiß und licht sind, wie jene im Pfarrhofe zu Krieglach — da nahm einer der Buben die Wangen voll und blies mir die ganze Herrlichkeit über das Brett hinab. Da bauten sie ihre Häuser, wenn schon ein so vornehmes Material sein mußte, doch lieber aus Gebetbüchern und Spielkarten. Das erinnerte zwar nicht an die wirklichen Häuser, wohl aber an die allerersten Bauten, die ihnen der Oheim aufgeführt hatte. Das allein war das richtige.

Zur vollen Höhe gedeiht die kindliche Lust, wenn ein Wasser da ist. Auf dem Tümpel lassen sie das mit Sand belastete Baumrindchen schwimmen — das ist das Schiff. Der Mast mit dem Segel ist auch leicht zu machen und der wirkliche Wind stellt sich selber ein. Oder wenn ein Bächlein da ist, an dem sich kleine gehende Wasserradeln anbringen lassen. Und welche Lust, wenn ihnen der Oheim eine klappernde Windmühle aufs Hausdach stellt. Die will aber bald langweilig werden; denn man kann nicht hinauf, oder darf es nicht, um das Werkel beliebig anzurichten oder abzustellen, während das Wasserrädchen in aller Art verändert werden kann. Mit dem Schauen und Hören ist dem gesunden Kinde nicht gedient, es will zugreifen und mittun.

Hört so ein Junge auf einer Holzpfeife spielen, so wird er keine drei Minuten ruhig zuhören. Fürs erste wird er selbst hineinblasen wollen, fürs zweite wird er das Ding auseinandernehmen wollen, um zu sehen, was inwendig los ist, und endlich wird er probieren, ob er nicht auch selbst so was machen kann. Die Tätigkeit ist alles, die Musik dabei ist Nebensache.

Erfinderisch ist der junge Ritter in Herstellung von Waffen. Die Peitsche mit dem „Schmiß" — damit kann man hieben und knallen. Die Wasserspritze, mit einem langen Bohrer aus Eschenholz selbst gemacht, mit der kann man die Mädeln jagen, die braven nur scheinshalber, die schlimmen wirklich anspritzen. Die Ballenbüchse, auch ein ähnliches Zeug, aber statt des Wassers den knallenden Stöpsel über die Feinde! Gewehrfeuer. Wer einen Kanonenschuß haben will, der setzt auf dem Söller ein Brett an, hält es schief und tritt es plötzlich mit dem Fuß nieder — da meinen die Nachbarn all, es wäre der Franzos im Land. Weniger harmlos als diese schmetternde Kanone ohne Kugel ist die Steinschleuder. Jeder, der einen Haselstab und ein Taschenmesser hat, kann mit dem Messer in den Stab an einem Ende den kleinen Spalt machen. Kleine scharfe Steinchen gibts überall — ein Schwung und die Kugel fliegt in hohem Bogen pfeifend durch die Lüfte.

Lustige loadige Liab.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Hans Mittendorfer.

Dirndl, mach d Wangerl nöt naß.

Dirndl, mach d' Wangerl nöt naß
Und Äugerl nöt trüab;
Greana und frischa wia s Gras
Blüaht unsa Liab.
s Gras braucht an Regn,
Mir vom Himml an Segn —
Bet, wann s d a herzoansams Nachtstünderl hast,
Bet, daß da Herrgott uns zsammkemma laßt.

Siach i an Kerschbam blüahweiß,
Denk i an di;
Bringt d Jahrzeit Hitz oder Eis,
I liab nur di!
Du bist ma Nacht und Tag
Jungs Lebn und Herznsschlag,
Bist ma auf Weg und Steg Sunnschein und Stern,
Sunnliachti Welt, o wia han i di gern!

Treibt ar an Schattn, an kloan
s Gwölk üba s Land,
Schau mar in d Augn und laß s Woan,
Gib ma dei Hand.
Pfüat di Gott, liaba Schatz,
Ghalt mar an warma Platz —
Draußt wird s oft finsta und sturmts ollawärts,
Ruasam und still liegt mei Hoam in dein Herz.

s Dirndl.

s Dirndl hat s Miada gschnürt,
Daß eahm frei übl wird,
Wann s es aufmacha tuat,
Is eahm glei guat.

*

s Dirndl hat untakent,
Daß im Herd s Feua brennt,
Nocha hat s Knödl gmacht,
Hiasl, gib acht!

Hiasl, dö spitzt auf di!
Hiasl, i hüatat mi,
Hiasl, mit Knödl und Sterz
Köderts da s Herz.

*

s Dirndl, weil s s Wöda fürcht,
Stöllt s a gweichts Kerzuliacht
Aufi aufs Fenstabrett
Glei nebna Bett.

s Wöda hat s Liachtl gfürcht,
Das ma dort brinna siacht,
Aba da Bua, da Bua,
Geht ön Liacht zua.

*

s Dirndl is auf n Tanzbodn ganga,
Hat mit n Buabn zum Tanzn angfanga
Und, weils da Blanga juckt,
Hat s n — dadruckt!

s Öferl.

Ön Dirndl sei Herz
Is an Öferl voll Gluat,
Wo dö unerfahrn Liab
Allweil einhoazn tuat.

Gschwind siadad wird alls
Was am Herdfeua steht;
Oba groß is da Dell,
Wann eahm d Milch übageht.

Klumpen Kiefernrinde kam, der auf dem Tische stehen konnte, und als der Bub mit aller Dreistigkeit behauptete, den hätte er geschnitzt und es wäre ein Bär, da wandte die Bewunderung sich diesem Ungeheuer zu und das Priesterlein stand verlässen vor einer aufgestülpten Fibel, die sein Altar war. Nicht viel glücklicher war der Waldbauernbub, als er selbst das Hemd über dem Lodenrock anzog, die Kindsfatschen des Allerjüngsten als Stola umhing, um im Ofenwinkel Messe zu lesen. Kaum hatten sich seine Genossen als andächtige Gemeinde versammelt, so erhob sich draußen ein Geschrei: „Leut, tun ma Soldaten sein!“ Die Nachbarsbuben waren es und alles, Mädel wie Knaben, schlug sich zum Kriegsheer, das mit seinen Lanzen aus langen Hanfstengeln schrecklich wütete.

So herrscht im zarten Kinde schon der rauhe Sinn, der sich vom Spielzeug abwendet, sobald 's ins Feine und Absichtliche umschlägt.

Die Arbeit des Bauern ist mannigfaltig genug, aber noch mannigfaltiger ist die „Tatnerei“ seiner Kinder. Sie ist unerschöpflich wie der Schaffensdrang eines jeden jungen, frischen Menschenkindes. Alles, was im Hofe vorgeht, was die Kleinen auf der Straße sehen, in der Kirche und im Schulhause, was sie an Märchen hören von der Ahne und an Aufschneidereien von den Hausierern, das wird Gegenstand ihres Spieles. Alles machen sie nach, gestalten sie eifrig; wie emsig dabei die Hände sind und wie die Wangen glühen! Nicht so sehr an dem Gegenstande freuen sie sich, vielmehr an der Beschäftigung mit ihm. Das Tätigsein ist die Lust, was fertig ist, wird bald zerstört. Machen es die Erwachsenen viel anders? Und da glauben die gescheiten Herrenleute noch immer, sie müßten ihren Kindern fertige Spielsachen kaufen! Das heißt die Kinder systematisch untüchtig machen, zur Trägheit erziehen und zur lahmen Beschaulichkeit, die für niemanden weniger paßt, als für Kinder. Aber die gesunde Natur läßt sich kein Blümel-Blamel vormachen. Und besonders auf dem Lande, in solchen Bauernhöfen, wo die Kleinen mit Arbeit nicht überanstrengt werden, dort ist die richtige Hochschule für Kinder, auf welcher sie spielend lernen tätig zu sein, erfinderisch, schöpferisch zu werden. Man frage einmal nach, woher die tüchtigsten Techniker, die findigsten Mechaniker, die besten Baumeister, die ursprünglichsten Künstler kommen.

Ein Tagebuch.

Am 1. Juli.

Zu dieser Zeit las ich ein Buch: „Fürstbischof Johannes Zwerger von Seckau“ (Graz, J. Meyerhoff) aus der Feder von dessen einstigem Hofkaplan, Freiherrn von Oer. Einblick in das Leben und die Tätigkeit eines katholischen Bischofs — doppelt interessant, wenn es der Bischof des Heimatlandes ist. Zwerger, der Tiroler Bauernsohn, der spät zum Studieren kam, dann aber rasch die Stufen aufwärts stieg bis zum geistlichen Fürstenthron, führte ein ausschließlich kirchliches, mittelalterliches Glaubensleben. Das begreift sich und darin liegt an sich nicht der Irrtum. Aber darin liegt er, daß der starke Mann alle Welt zum mittelalterlichen Glauben zurückführen wollte. Doch schließlich war das sein Beruf. Zu beklagen ist nur, daß die katholische Kirche durch solche Männer den Kreis um sich viel zu enge zieht. Der größte und wohl auch der beste Teil der in geistiger Entwicklung stehenden Menschheit kann da nicht mittun, es ist für die meisten einfach unmöglich. Imposant aber ist die persönliche Charaktergestalt Zwergers, seine Selbststrenge, Pflichttreue und Güte, seine unerschütterliche Glaubensfestigkeit und kindliche Frömmigkeit, die in Not und Leid sich immer noch steigerte. Nun die Frage: Ist Johannes Zwerger der große Mensch geworden auf Grund seines ausschließlichen Kirchentums, oder vermöge einer besonderen Naturanlage, die man Gnade Gottes nennen kann und mit der er auch in jedem anderen Berufe hervorragend geworden, der Vollkommenheit nahe gekommen wäre? Sein Gotteserbe war ein hoher Idealismus, der ihn wohl auch als Hirten in den Tiroler Alpen, oder als Fischer an der Nordsee stark, edel und selig gemacht hätte. — Die meisten Leute sind über das innere und äußere Leben eines katholischen Prälaten ganz im Unklaren. Aus diesem Buche könnten sie lernen.

Am 2. Juli.

Das „Literarische Echo“ hält eine Rundfrage an die geistig Arbeitenden, ob sie Alkohol zu sich nehmen und welchen Einfluß derselbe auf ihre künstlerischen Arbeiten habe. Meine Antwort: Nach einem Glase leichten Rotweins, wie ich es täglich zu trinken pflege, merke ich auf die Arbeit keine besondere Wirkung. Wenn's ausnahmsweise aber einmal zwei Gläser setzt, dann arbeite ich unmittelbar darauf leichter und — leichtfertiger. Echte Begeisterung läßt künstliche Begeisterung leicht entbehren. Nach allgemeinen Erfahrungen muß ich mich gegen den

Nebn da Stiegl.

Greani Blattln, brauni Käferl,
Nebn da Stiegl steht mei Seferl,
Hat si wohl nöt drüba traut,
Hat so zaghaft umagschaut.

D Grilln habn gschrian und d Frösch habn gsunga,
Üba d Stiegl bin i gsprunga.
„Jessas, Bua“, sagt s „daß d nöt fallst!“
Und i han mei Seferl ghalst.

Ghalst und bußt wia nia und nimma,
Und a Nacht voll Glanz und Schimma
Is vaganga wiar a Tram
— Abgfalln, wia dö Blüah vom Bam.

Da Rekrut.

Mei Dirndl, i muaß Soldatn spieln.
Muaß stehn „habt acht!“ muaß salutiern,
Und wann i geh, im Takt marschiern,
Und wann i schiaß, auf d Scheibna zieln,
Ja, Dirndl, i muaß Soldatn spieln.

Mei Dirndl, i derf nöt hoam zu dir,
Bei uns regiert da eisa Muaß:
I darf nöt sagn: „Na ja, i tua s“,
Denn d Losung hoaßt: Rekrut, parier! —
Mei Dirndl, i derf nöt hoam zu dir.

Mei Dirndl, i wollt, es war a Kriag.
Ich schiaßat mit mein Büchsntrumm
Und hauat wiar a Wilder um,
Und wann i den letztn Feind daschlüag,
Juchhe! aft war a aus, da Kriag.

Aft bittat i um Urlaub gschwind
Und klopfat an dei Fensterl an
— Es leuchtn d Stern, es scheint da Man —
I woaß s ja, daß i Einlaß find:
An Kriagsmann liabn, das is koa Sünd!

Drum wart ma zua und bleib ma treu,
Mir zwoa san für anonda bstimmt.
Und wann a grad koa Kriag nöt kimmt,
Dö Jahr, dö drei, gehn do vorbei,
Aft kimm i hoam, aft bin i frei!

Und alli Glockn läutn laut
Und d Spielleut blasn lusti drein —
Was mag denn für a Hochzeit sein?
I bin da Bräugga, du de Braut!
He, blasts na lusti, läuts na laut!

Außerordentliches daran finden; wie einst würde ich den mir also Begegnenden sagen: Grüß Gott! Wir bleiben die Alten.

Am 5. Juli.

Flugfahrt nach Velden am See. Glücklich ein See, der keiner näheren Bezeichnung bedarf! Er ist eben „der See“. Ich kenne ihn seit sechsunddreißig Jahren. Damals hatte der Ferge, der mich auf schlechtem Kahn einsam über die kräuselnden Wellen ruderte, die Berechnung angestellt, wie viel das schöne Kärntnerland gewänne, wenn der See ausgetrocknet und der Boden fruchtbar gemacht werden könnte. Und seitdem ist es so geworden, daß Kärnten keine fruchtbarere Gegend hat, als den Wörthersee als See! Lustig ist es zu sehen, wie das vor nicht lange unbedeutende Velden daran ist, den berühmten Kurort Pörtschach zu überflügeln. Es hat natürliche und es hat gesellschaftliche Vorzüge, und ein Büchlein „Ehrenbuch des Kurbades Velden“ ist vor kurzem erschienen, das uns „der Wunder viel“ erzählt. — Bei Freund Goldhann einen frohen Abend, im heimlichen Hotel „Ulbing“ eine erquickende Nacht. Regen an den Fensterscheiben flüstert ein gutes Schlummerlied.

Am 6. Juli.

Wagenfahrt von Villach ins Rosenthal, wo die Karawankenbahn bereits von Klagenfurt bis Feistritz eröffnet ist. Die weitere noch unfertige Strecke wühlt sich hinter Maria-Elend in die Hochgebirgswildnisse hinan, um durch einen langen Tunnel ins Krainerland zu gelangen, von dort geht diese Tauernbahn nach Triest. Die Eisenbahnen, diese eisernen Blutadern, ich liebe sie. Sie heben die Fernen auf und vergrößern doch das Land, weil sie überallhin Tätigkeit, Fruchtbarkeit und Existenzmöglichkeit bringen. Es war gut, daß in Feistritz der Zug nach Klagenfurt uns vor der Nase davonfuhr. Einige Stunden in einem stockslawischen Dorfe! Aber das war nicht so. Auf der Post gutes deutsches Wirtshaus mit Grazer Blättern. Alle Landleute, die wir ansprachen, antworteten in dem gemütlichen Kärntner Deutsch. Unter sich sprachen sie slavisch, wodurch wir einsprachigen „Gebildeten“ uns von den zweisprachigen Bauern beschämt fühlten. Das Bergkirchlein von Feistritz ist über und über bespickt mit Franzosenkugeln aus 1813. Wenige Tage vor der Völkerschlacht bei Leipzig hatte hier ein Kampf stattgefunden, bei dem der Franzmann noch übermütiger Sieger blieb. Auf dem Bühel ein Denkstein mit eisernem Kreuz erzählt davon. Mit dem Nachmittagszug über Klagenfurt zum Wörthersee gefahren und mit dem Abenddampfschiff nach Velden. Nach einem Gewitter schöne Abendstimmung. Die Bergwälder mit den Hunderten von weißen und roten Landhäusern, die den langen See umgeben, sind

Alkoholgenuß aussprechen. Doch habe ich auch ein volles Recht dazu? Da allerdings für meine Gesundheit ein Glas Tiroler notwendig erscheint.

Am 3. Juli.

Auch eine Taschenuhr, wenn sie nicht gar zu bösartig ist, kann man pädagogisch behandeln. Meine Uhr bleibt von selber nie stehen, bedarf natürlich täglich einmal ihren Antrieb. Aber ihr Fehler besteht darin, daß sie täglich um zwei Minuten nachgeht. Das ist nicht viel, aber immerhin genug zum Zugversäumen, und mit der Zeit verschübe sich das Mittagsmahl in die Mitternachtszeit. Darum leide ichs nicht, sondern schiebe jeden zweiten Tag den Zeiger um vier Minuten vor. So trieben wir's über sechs Monate, sie wurde nicht müde nachzugehen, und ich wurde nicht müde, den Zeiger freundlich vorzuschieben. Man riet mir, diese eigensinnige Uhr in die Korrektionsanstalt eines Uhrmachers zu geben. Ich tat es nicht und hatte Geduld. Man kennt Uhren, die ganz andere Laster haben; heute vorauslaufen, morgen nachgehen, zu einer unerwarteten Stunde tückisch stehen bleiben, gar die Feder springen lassen und abratschen. Solch ein widerspenstiges Best ist meine nicht. Als sie es fast sieben Monate so fortgemacht hatte mit ihrem allzugroßen Konservatismus — blieb sie auf einmal nicht mehr zurück. Anfangs saß ich ihr auf, indem ich durch meine gewohnte Korrektur sie allemal um ein paar Minuten voraus trieb; sie ging gerade um so viel vor der Zeit als ich sie vorschob und nun war ich im Unrecht. Dann griff ich nicht mehr ein und die Uhr geht von selbst, aller Nörgeleien müde, ihren ganz korrekten Gang. Nun schon wochenlang. Sollte sie durch meine liebevolle Konsequenz erzogen oder von selbst vernünftig geworden sein? Die Uhr ist, mit Ausnahme ihres sittlichen Charakters, wertlos; auch ein Vorzug. Die goldene, die ich einmal geschenkt bekommen, hängt in irgendeinem Kasten. Sie auf meinen einsamen Gebirgswanderungen mitzunehmen, ist zu gefährlich.

Am 4. Juli.

Vollmondnacht. Hinter den dunklen Baumwipfeln des Gartens, mit mir gleichen Schritt haltend, geht die Mondscheibe dahin. Das Silberlicht auf dem Kieswege und die schwarzen Schatten halten mich mit sanfter Kraft im Garten gefangen. Immerfort wandle ich hin und her, es wäre längst die Stunde zum Schlafen. Ich fühle an mir keinen Leib, nur der unsterbliche Teil dieses Menschen wandelt dahin. Wenn sie jetzt zur stillen Mitternacht heraussstiegen aus dem Schatten, alle die lieben, längst verstorbenen Freunde — und wären ihre Hände noch so kalt und ihre Augen noch so erloschen, wenn sie in dieser Ewigkeits-stunde heranträten zu mir, ich würde nicht erschrecken, würde nichts

merkt, daß seine Kraft im Erlahmen ist? Nein. Wenn der alte Apfelbaum auch keine Frucht mehr zeitigt, so kann er doch den Frühling verschönen helfen mit seinem Blühen.

Am 9. Juli.

Ein Vergnügen, das der Millionärssohn nicht haben kann. Auf weichem Sitze des Eisenbahnzuges an den Spiegelscheiben die Gegenden genießend durch jene Länder zu gleiten, die man einst durchwandert hat mit wunden Füßen, hungrig und durstig, an mancher Haustür zusprechend um ein Restel Mittagmahl. Es ist ein doppeltes Vergnügen: Nebst der Erinnerung an jene glühende Wanderlust des jungen Burschen nun die Behaglichkeit des ermüdeten Mannes. Dazwischen liegen vierzig scharfe Arbeitsjahre. Aber nun frägt es in mir: Ist es recht, die in langen Zeiten der Krankheit erworbenen Groschen nun wieder so zu vertun? „Vertun?“ Wo man sich so viele Glückseligkeit damit einkauft? Manchmal gewürzt mit einem kleinen Ärger. Als ich heute früh zu Hause aufwachte, gedachte ich des Abends im Hotel auf dem Schafberg einzuschlafen. Bis hieher nach St. Wolfgang kam ich sehr ordentlich, nun ist es aber, daß die Zahnradbahn abends noch nicht auf den Berg geht. Wenn man im Kursbuche bei der Zugnummer das □ übersieht und in St. Wolfgang im Hotel Peter übernachten muß, so lernt man eine originelle, liebenswürdige Wirtin (vielmehr zeitweilige Vertreterin der Wirtin) kennen, die kleine, rührsame, immer heitere Frau Kaltenbrunner. Ich zähle sie unbedenklich zu den berühmten Zweien, der „Schwarzen Marie“ in Ferleiten und der nun auch heimgegangenen „Frau Emma“ in Niederndorf. Wer ein Buch über originelle Wirte und Wirtinnen schreiben will, der übersehe sie nicht, diese lustige Menschenfischerin zu St. Wolfgang, die viele auf den Schiffen Gleitenden aus dem See zu fangen weiß mit der Angel eines treuherzigen Grußes und sie festhält im Netze liebevoller Fürsorge. Man weiß ja wohl und sie sagt es freimütig selbst, es gehört zum Geschäft, aber wie heimlich fühlt man sich unter einer solchen Hausmutter, die auch bei „Druckfehlern“, so nennt sie die unangenehmen Dinge und Vorfälle, ihren Humor nicht einen Augenblick verliert.

10. Juli.

Ein solcher „Druckfehler“ war der über Nacht eingefallene Salzburger „Schnürlregen“. Jeder Regentag in der Hochsaison kostet einem großen Hotel hier tausend Kronen. Mir hat er die Aussicht auf dem Schafberg gekostet. Hinaufgefahren bin ich zwar doch, obschon der Zug nicht fahren wollte. „Wegen einer Person da!“ Aber ich freue mich für viele, hier oben zu sein. Das Touristenhaus ist ganz trautsam auf dem hochnasigen Berge. Die ungeheure Tiefe der Nordseite!

wie ein grüner Kranz mit unzähligen weißen und grünen Rosen. Welch ein Aufenthalt für Menschen, denen es mit dem Glücklichseinwollen Ernst ist. Nur gibt es deren nicht viele. Die meisten Leute, die weit herkommen, suchen hier wieder dieselben Dinge, denen sie dort mit Mühe entflohen sind.

Am 7. Juli.

Wieder heimwärts, der Schatten ist ja vorüber. Es war nämlich daran gewesen, daß ich in Leoben dem Mordprozesse beiwohnen sollte, der gegen die zwei Schwestern Friederike und Marie Zeller geführt wurde. Suche Tagebuch vom 28. Jänner und 6. Februar. Doch — zwei junge Mädchen als Vollführerinnen eines so scheußlichen Mordes anschauen müssen, das ist schwer auszuhalten; ich floh und eilte zum See, zum leuchtenden. Gestern wurden sie verurteilt: Friederike, die ältere, als die Mörderin, zum Tode; Marie die jüngere, als Mitwisserin und Mithelferin zu eineinhalb Jahren Kerker. Der Prozeß machte ganz außerordentliches Aufsehen; nicht so sehr des Mordes als solchen wegen, nicht so sehr dieser Personen wegen, sondern weil eine treibende Kraft vermutet wurde, die in ungewissem Hintergrunde stand, aus der aber die Ursache des Verbrechens ausging. Ein Opernsänger Prohaska war der Geliebte der Friederike gewesen und hatte damals ihr das Heiraten versprochen, wenn sie Geld auftriebe; seinetwegen war der Raubmord geschehen, die Täterin gestand, nahm alles auf sich allein und war nicht zu bewegen, den letzten Zusammenhang aufzuhellen. Prohaska ist am Tage ihrer Verurteilung verhaftet worden. Die Mörderin, die anfangs so namenlos verabscheuenswert dagestanden, kam während der Gerichtsverhandlungen in ein besseres Licht. Um die jüngere Schwester zu entlasten, um den Geliebten zu entlasten, nahm sie alles auf sich, und wenn sie nach dem Geständnisse noch log, so log sie sich ganz allein dem Galgen zu. Wohltuend war mir — ich las ja alles nur aus den Blättern — die Milde und Güte, die Richter und Staatsanwalt den Angeklagten erwiesen. Sie waren beinahe eines Sinnes mit den Verteidigern. Und doch mußte das Todesurteil gefällt werden über die Friederike, weil sie gestanden hat; und trotzdem sie den Mord gestanden hat, nahm sie das Urteil nicht an, rief ein höheres Gericht, weil „ihr noch ein Letztes geblieben“, was sie rechtfertigen soll. Was dieses Letzte sein wird?

Am 8. Juli.

Ibsen sagt zum Dichter: Du darfst nicht ruhen, ehe du ruhen mußt. Das heißt, du bist es der Menschheit schuldig, zu schaffen, solange du lebst. — Täte unter Umständen der Dichter den Menschen nicht einen größeren Gefallen, wenn er aufhörte zu dichten, sobald er

dein klares Antlitz versagst? Auf diesen Partien merke ich es immer wieder, daß meine Schriften den Leuten doch etwas sein müssen. Am meisten freuen mich die wohlmeinenden Aufmerksamkeiten, die ich von Schaffnern, Kutschern, Lohndienern, Kellnern, Hausknechten, Stubenmädchen (der Leser hebt ganz unmotiviert die Augenbrauen), besonders aber von Kindern erfahre. Solchen Beweisen der Anhänglichkeit gegenüber komme ich mir so ungeschickt, kühl und trocken vor, aber das tuts nicht anders, dankbar bin ich doch für so viele Dankbarkeit.

12. Juli.

Die ganze Kulturarbeit der Menschheit besteht darin, sich vor sich selber zu schützen. Vor ihrer Tierheit, vor ihrer Trägheit, vor ihrer Bestialität, vor ihrer wilden Phantasie. Wir haben keinen größeren Feind als uns selbst. Alles andere zusammen ist uns lange nicht so gefährlich.

Am 13. Juli.

Körperliche Gesundheit ist mir nicht immer gesund. Sie bringt Unruhe in die Glieder, sie entwickelt allzuoft den unbändigen Wandertrieb, der mich von Tal zu Berg, von Berg zu Tal, von Land zu Land jagt. Das ist ein hochgespanntes, fieberhaftes Sein, aber nicht immer ein behagliches und nicht immer ein gedeihliches. Es war hohe Zeit, daß Brustkatarrh kam, denn ich hatte schon wieder begonnen, die Gesundheit für etwas Selbstverständliches zu halten. Nun, seit ein paar Tagen unpaß auf der Brust. Damit zieht Friede ein. Ich freue mich der Ruhe im heimlichen Landhause; der Hang nach fernen Gipfeln und noch ferneren Sommerwölklein ist vergangen; ich sehe, daß all die kleinen Dinge um mich traut und schön sind, daß sie mir genügen. Der Segen eines sanften Leidens ist wieder da — eine Friedensseligkeit ganz eigener Art. Menschenleben, wunderbar! In jeder Ecke lauert ein anderes Ungemach und in jedem Winkel steht ein freundlicher Engel.

Am 14. Juli.

Da löst sie sich sanft vom weißen Bettlein der zweijährigen Nichte los und von den weichen Ärmlein, die sich um ihren Hals geschlungen hatten, und geht an das Nordkap! Meine ältere Tochter nämlich. Wenn damals in meinem Vaterhause jemand einmal eine Reise tat nach dem fünf Stunden fernen Birkfeld, oder nach dem acht Stunden fernen Bruck, oder gar nach Mariazell mit seiner Tagreise! Welch umständliche Vorbereitungen, welch Erzählen nachher eine Woche lang! Und das Mädel macht keine Umstände, geht ruhig fort, strebt gelassen in das Land der Mitternachtssonne und will Ende des Monats in Spitzbergen

Scheinbar unten im Tale liegen die Almen. Da könnte ein Selbstmordkandidat ganz ungehindert fünfhundert Meter durch die Luft fallen und in tausend Stücke zerschellen, ohne sich wehe zu tun. Aber es tut's keiner, die Bergluft ist zu gesund. Wirklich, an einem so schaurigen Abgrund stand ich selten, und der tolle Veitstanz der weißen und schwarzen Nebel drunten mit ihren fast plötzlichen Verdichtungen und Lösungen ist ein großartiges Bild von der Energie der Lüfte. Raben tauchen in die rasch aufsteigenden Nebel, verschwinden in denselben und werden wieder sichtbar. Jählings sah man nichts mehr, als ein finsteres Grau ringsum, ein kalter Wind schleuderte Regentropfen. Doch kaum konnte ich denken: Dahin ist alle Aussichtshoffnung! da war der Vorhang weg im Norden und im Süden, unten in den Tiefen ringsum liegen die vier weithin gebreiteten Seen und erschreckend nahe zur Rechten ragen die Zacken. Im übrigen muß ich von der Erinnerung zehren, wie vor vierzig Jahren der junge Springinsland an einem Tage vom Hallstättersee aus über St. Gilgen auf den Schafberg ging und an demselben Tage noch zurück noch St. Gilgen. Vielleicht die größte Tagespartie meines Lebens, aber gekrönt von einem einzig schönen Abendrundblick bei untergehender Sonne auf dem Schafberg. — Der jetzige Hoteldirektor auf dem Schafberg ist ein Mann, der im Sommer seinen Winter hat. Unsere Winter bringt er nämlich in Kairo zu. Wußte mir vieles zu erzählen von fremden Völkerschaften. Besonders von einem weltkundigen Araber, der durch drastische Beispiele bewies, daß wir christliche Europäer orientalische Missionäre nötiger hätten als die Orientalen unsere katholischen und protestantischen, die durch ihre Uneinigkeit und Feindseligkeit gegeneinander oft eine recht unwürdige Rolle spielen im Lande der toleranten Muselmänner.

Am 11. Juli.

Da gestern das Wetter auf dem Schafberg immer bedenklicher wurde, so fuhr ich in der Hoffnung auf ein Wiederkommen rasch zu Tale und noch am Abend nach Aussee. Es ist auffallend, wie sich unsere Kurorte entwickeln von Jahr zu Jahr. Aber in diesem Jahre mangelt es bisher überall noch an Kurgästen. Ist es nicht etwas gewagt, unsere wirtschaftliche Politik so sehr auf Fremdenverkehr zu gründen? — Ich verlebte heute beim Evangelimann auf seinem Sommersitze ein paar köstliche Stunden. Die Gegend, die er bewohnt, mit ihrer Umschau ist reine Musik. Aber zurzeit eine gedämpfte. Alle Bergspitzen haben Tarnkappen auf und sind bis ganz herab verhüllt mit einem dünnen grauen Schleier, der wohl ihre Formen erkennen läßt, durch die sie aber in weite Fernen gerückt zu sein scheinen. Solche Verschleierung der Landschaft ist das Merkmal dieses Sommers. Was haben wir getan, du schöne Natur, daß du uns

aufgespeichert ist. Alles, alles ist aus uns selbst hervorgekommen, was uns die äußere Natur an Glück zu geben scheint. Die Natur aus sich gibt gar nichts her, denn sie hat nichts. Mensch, darum solltest du alles aufwenden, um dich so herzurichten, daß dein Wesen schön sich in der Außenwelt spiegelt. Das ist das Geheimnis des Glückes.

Am 17. Juli.

„Siehst du, du hast es verschrien," sagte mir heute jemand. „Du hast es zu oft und zu laut gesagt, daß du gesund bist und gewiß dabei den Daumen nicht eingezogen. Jetzt hast du's wieder." Dieses Verschreien mit unmittelbar darauf eintretendem Ungemach kommt so oft vor, daß man schier daran glauben könnte. Wenigstens soll das Daumeneinziehen den Wunsch bedeuten, daß es bei dem Zustande bleiben möchte, dessen man sich gerühmt. Aber selbst sonst aufgeklärte Menschen halten allen Ernstes etwas von dem schädlichen Einfluß des Verschreiens. Leute, die an keinen Gott glauben, glauben an neidische Götter. Doch zu lustig, wenn unser Verschreien eine solche Macht hätte; das wäre ja der einzige Punkt, wo man die Götter packen könnte. Haben wir nur erst ein Mittel sie zu veranlassen, boshaft zu sein, dann sind sie nicht mehr ganz unabhängig und wir ihnen gegenüber nicht mehr ganz ohnmächtig. Dann sind sie schon von unserem Daumen abhängig. Götter, die an unseren Daumen hängen! Das macht Spaß.

Am 18. Juli.

In diesen stillen Sommertagen, da die Leute, die mein Haus belebt hatten, fortgezogen, da mein Körper im Schatten der Birken liegt, um sich auszuruhen, habe ich wieder einmal von Adalbert Stifter „Die Mappe meines Urgroßvaters" gelesen. Ich weiß nicht, das wievieltemal, doch allemal ist sie mir neu — traut und neu zugleich. Diese milde Ruhe der Stifterschen Erzählungskunst, dieses süße Einspinnen in die Natur, diese Menschen, bei denen eine freundliche Förmlichkeit, eine beständige Güte tiefere Leidenschaften immer so verdecken, daß nie ein vulkanischer Ausbruch ist, höchstens ein leises Erdbeben, das uns die Gewalt in den Tiefen der Menschenseele ahnen läßt. Diese friedsamen Stiftergeschichten erschüttern mich. Es gibt dabei Augenblicke, wo kein Beobachter sein dürfte; er würde es nicht begreifen, wie ein sonst ruhiger Mensch von diesen lieblichen Darstellungen so sehr bewegt sein könne. In Stifters Erzählungen sind die Geschicke der Menschen stets mit einem zarten Schleier der still wirkenden äußeren Natur verhüllt, so daß man die Schärfe der Linien nicht so hart empfindet. Und da weist es sich, daß ich an ihnen die Menschenschicksale allemal viel eher vergesse als die Naturschilderungen. Ein Vorteil, der das Buch immer neu erhält. — Ich lese solche Lieblingsdichter auch gerne in jenen alten

sein. Mit einer Leipziger Freundin reist sie am „Bord der Prinzessin Viktoria Luise“. Richard Wagners germanische Götter- und Heldensagen-Musik lockt sie nach Norden. Einen Sohn habe ich, den zieht's nach dem sonnigen Süden, wo er schon einmal im Lande der Pharaonen gelandet ist. Einen Schwiegersohn habe ich, den Marinär, der hat zweimal die Reise um die Welt gemacht und soll demnächst die dritte antreten. Sein Bruder kam erst vor wenigen Tagen aus Japan zurück, erzählt uns davon manchen Abend, ohne übrigens viel Aufhebens zu machen. So weitet sich unsere Welt und so engt sich der Erdball. Ich bin aus Mitteleuropa nicht hinausgekommen. Straßburg, Amsterdam, Rügen, Breslau, Budapest, Ragusa, Neapel und Mont Cenis stehen an den Grenzen der Welt, die ich gesehen habe. Der alte Bodenständler, der außerhalb seiner steirischen Berge und Wälder nicht drei Wochen lang leben kann — in seinen Kindern wächst er weit in den Raum, wie er durch sie in die Zeit, in die Zukunft wächst. So soll ich nun durch die blauen Augen meiner heiteren Tochter das nördliche Eismeer, die Eisbären von Spitzbergen, den Rotschein der Mitternachtssonne schauen!

Am 15. Juli.

Die Schulferien sind da. Freudig eilt die Jugend, eilen die Lehrer aufs Land, und da begegnet ihnen nichts als Regen, Wind, Nebel und Schnee. Temperatur zwei Grad unter Null, das genügt für Mitte Juli. „Wie kann man noch so abergläubisch sein“, sagte mir heute jemand, „und im Sommer aufs Land gehen? Das tut man doch nur im Winter!“ Im Winter genieren tatsächlich zwei Grad Kälte weniger.

Am 16. Juli.

Da lese ich bei Lenau:

— — „Ob die Natur
Dir freundlich scheint und wohlgewogen,
Ob feindlich grollend, beides nur
Hast du in sie hineingelogen.“

Ich will nicht sagen „hineingelogen“, aber das ist doch so: der Mensch trägt seine Seele in die Natur hinein. Wer eine glückliche Seele hineinzulegen hat, dem ist die Natur schön und freundlich. Wer im Leide ist oder in Zwiespalt, in Scheelsucht und Bosheit, in bösem Gewissen, dem kann kein Maientag, kein goldener Abendhimmel recht gefallen. Je öfter man aber in Glücksstimmung durch eine Landschaft gereist ist, je schöner wird diese Landschaft immer noch, weil zum augenblicklichen Seelenbehagen auch noch die glückselige Erinnerung kommt. Darum ist die landschaftliche Natur der Heimat so unvergleichlich schön, weil in ihr die seligsten unserer Stimmungen, die der unschuldigen Kindheit

der Leib abstirbt, ist die Seele auch hin?" — Antwort des Kohlenbrenners: „Das muß nit sein. Ich denk' mirs halt so: Der Leib ist der Docht und die Seel' ist die Flamm'." Der Doktor: „Ganz recht. Und wenn der Docht verzehrt ist, lischt die Flamme aus." Der Kohlenbrenner: „Haben Sie's noch nie gesehen, daß man mit einem schier abgebrannten Funzerl eine frische Kerze anzünden kann?"

Am 21. Juli.

Wenn du, mein Freund, zur wonnigen Mundlust
Den kühlenden Schnabel des Krugs an den Mund tust,
So halte zur lieblichen süßen Geleitschaft
Den glühenden Schnabel der Maid in Bereitschaft.

Manchmal plangt's mich noch, solche Liedeln zu dichten. Nicht just zum Spaß, aber doch auch nicht ganz so blutig ernst gemeint, wie in jungen Jahren.

Am 22. Juli.

„Ist es denn zu wundern, daß das Wort Gottes sich nicht frei entwickeln kann? Ihr seht doch, wie es unter Druck und Band ist!" So rief heute jemand und zeigte einen gedruckten Band der Bibel. Gelächter. Das einzige Resultat eines Wirtshausgespräches über Religion. Aber nicht ohne.

Am 23. Juli.

Unter den Bienen auf der Insel Wight ist eine schwere Krankheit ausgebrochen, die sich in einer Art Erschlaffung und Lähmung äußert. Die Gründe für diese Erscheinung werden lebhaft diskutiert, und vertreten Bienenkenner die Anschauung, daß sich unter diesen hochkultivierten Bienen Degenerationserscheinungen bemerkbar machten. Wie die Menschen, so sollen auch Bienen bei einer immer höheren Entwicklung degeneriert werden und als Opfer der Zivilisation zugrunde gehen. Auch die Bienen haben ja, bevor die modernen Verbesserungen in der Züchtung der Bienen eintraten, ein ruhigeres und glücklicheres Leben geführt. Die Biene des 20. Jahrhunderts aber scheint durch den Komfort, mit dem man sie umgibt, durch die Erleichterung aller ihrer Arbeiten sich in der Dekadenz zu befinden. — Diese Zeitungsnotiz ist so vielsagend, daß es überflüssig erscheint, darüber noch mehr zu sagen. Die Bienen gehören seit jeher zu jenen Tieren, die Lehrer der Menschheit sind. Werden die Menschen aus obiger Erscheinung etwas lernen? Kaum, denn sie sind zu große Fanatiker der Zivilisation. „Entwicklung?" Freilich. Auch Fäulnis ist Entwicklung.

Am 24. Juli.

Gestern hat sich in Wien der Dichter Ferdinand v. Saar durch einen Schuß ins Haupt tödlich verwundet. Heute ist er gestorben.

Ausgaben, in denen ich sie einst das erstemal gelesen; am liebsten in der Ausstattung ihrer Zeit, womöglich in demselben Druck, auf dem ihr Auge einst geruht hat. So schaut man den Dichtern am besten ins Auge.

Am 19. Juli.

In diesen paar Sommermonaten auf dem Dorfe schon das zweite Ringelspiel, jedes für zwei Wochen. Just vor den Fenstern der ruhesuchenden Sommerfrischler. Mit hölzernen Pferden, Seejungfrauen, Drachen, Krokodilen und tartarischer Musik. Ein Ritt dauert eine Minute und kostet für den jungen Reiter fünf Kreuzer! Das Weltwunder ist den ganzen Tag von Kindern umstanden, und wer sich kein Reitgeld zu ergattern weiß, der steckt den Finger in den Mund und schaut traurig zu. Seine Seele gäbe manches barfüßige Ding hin, wenn es auch nur einmal einen Ritt kunnt machen. Die Dörcher aber tun's um keine arme Seele, sie wollen fünf Kreuzer haben. Da laufen die Kleinen heim und betteln ihrer kränklichen Mutter, die für ihre vielleicht schwindsüchtigen, skrophulösen Kinder kaum die nötigste Nahrung aufzubringen weiß, oder betteln dem Vater, der sich im Taglohn kaum neunzig Kreuzer verdient, die letzte Münze ab, um sie im Drehspiele zu verjuxen, eine Minute lang auf „hohen Rossen" zu schweben und das darauffolgende Miserere in einem Winkel zu verstöhnen. Löbliche Behörde, was meinst du? Ist es gut, der Dorfjugend, die doch sonst so viel schöne Gelegenheit zu heiteren, gesundheitsfördernden Spielen hat, diesen lockenden Anlaß zum Windmachen und Geldvertun zu bieten? Denkst du daran, was sie in solcher Zusammenkunft mit allerhand Leuten für schöne Dinge lernen? Der Ritt kostet fünf Kreuzer. Auch ein halber Liter Milch kostet so viel. Glaubt ihr nicht, daß gar manchem bleichsüchtigen Kinde der halbe Liter Milch besser täte, als eine Tour mit dem Meerfräulein? Ja? Na, dann verweigert den modernen Rattenfängern von Hameln die Bewilligung, ihren zwar sehr prächtigen Zirkus allzu oft im Dorfe aufzustellen. Oder soll die Errichtung einer solchen Kunstanstalt eine Aufmerksamkeit für die Sommerfrischler sein? Jedenfalls sollen uns für diesen Sommer noch große Dinge bevorstehen, denn es ist für den Herbst ein „Grand Zirkus" angekündigt, der drei Wochen dableiben will." — Diesen Bericht will ich veröffentlichen. Möglicherweise verdient die Sache eine allgemeinere Aufmerksamkeit. Die Ringelspielbesitzer müssen ja wohl auch leben, aber mich deucht, eine Woche im Jahre wäre genug, um die dringendsten Sportbedürfnisse der Dorf-Jeunesse dorée zu befriedigen.

Am 20. Juli.

Heute hörte ich auf der Waldbank einen Kohlenbrenner und einen Doktor miteinander philosophieren. Der Doktor hatte gesagt: „Wenn

Am 26. Juli.

Ein Tourist begegnet zwei Holzknechten und frägt, wie weit es wohl noch zu gehen sei bis zur Bärenwandhütte? „Bis zur Bärenwandhütten“, sagte der eine, „na so a vier Kilometer halt.“ „So was, so was“, bestätigte treuherzig der andere, „aber wenn einer gut geht, kann er's schier völlig auch in drei Kilometern dermachen.“

Am 27. Juli.

Die zwei Enkelknaben gingen mich an, ihnen wieder einmal Zuckerln vom Baume zu zaubern. Denn ich kann zaubern. Doch! „Heute nicht, Kinder, Zuckerln heute nicht. Aber laßt einmal schauen, ob da auf dem kleinen Lindenbaum die Kirschen schon zeitig sind!“ Denn ich hatte ihrer im Sack. So schmuggelte ich mir etliche in die hohle Hand, zog mit dem Stockgriff einen Ast nieder. „Ja ja, Buben, es sind ihrer dran, aber reif sind sie noch nicht. Richtig, da ist auch schon eine reife! Noch eine! die nicht, die ist noch grün; aber die wieder, eine picksüße. Und da noch eine, oh, da gibts viele. Deine Kappe her, Walter!“ Und nun pflückte ich vom Lindenbaum rote Kirschen und Kirschen herab, daß die Zweige schnellten. Die Buben lachten über diese unverhoffte Ernte, der Friedel naschte sofort; der Walter aber stand am Weidenstrauch und rief plötzlich: „Schau, Großvater, da wachsen auch Kirschen!“ Er hatte eine zwischen den Fingern und das Ästlein schnellte auf, als hätte er sie eben davon losgerissen. Ich war entlarvt. Meine Zauberei war aufgelöst. Nichtsdestoweniger muß ich ihnen täglich aus Sandkörnern Kreuzer zaubern, aus Baumblättern Handspiegel, aus Kirschkörnern Taschenmesser, aus Erdkrusten Bleistiften. Trotzdem wollte sich der Wohlstand eigentlich nicht mehren und wenn Großvater fort ist, sind auch allemal die schönen Sachen verschwunden. Der Friedel ist darüber oft groß erstaunt, allein der Bruder belehrt ihn: „Großvater tut uns immer foppen.“ „Poppen!“ meint der Kleine, „Goßvata wieda poppen!“ Und foppen mich weidlich damit, daß sie sich foppen lassen.

Am 28. Juli.

Heute sitzt meine Nordlandsreisende auf Spitzbergen. Seit unvordenklichen Zeiten hat sich keines derer von Rosegger so weit verlaufen. Heute sitzt sie in dem nebeligen Kessel der Adventbai, mitten unter Gletschern, deren blasse Wände von den abenteuerlich geformten Spitzen und Zinnen senkrecht niederfallen in das eisgesulzte Meer. Stellenweise starrt das schwarze Gestein hervor — baumlos und graslos, nur ein wenig bemoost, an den fruchtbarsten Stellen mager bestrüppt. Bewohnerschaft: Seehunde, Eisbären, Polarfüchse und Renntiere. Und Seemöven in

Ein so glücklich veranlagtes Leben und ein solches Ende! Alle die Ehren, die er mit Recht erlebte, haben die Qualen eines unheilbaren körperlichen, vielleicht auch geistigen Leidens nicht aufwiegen können. Saar und ich sind viele Jahre literarisch nebeneinander hergegangen, er auf dem Stadtpflaster, ich auf dem Feldrain, und haben uns persönlich doch nur ein einzigesmal begegnet. Damals vor dreißig Jahren im winterlichen Schloßgarten zu Frohnleiten. Zwei Stunden lang gingen wir plaudernd hin und her wie gute Bekannte, das erste- und das letztemal. Seither haben wir uns in Prosa und Versen oft geschrieben, besonders auch zu Gedächtnistagen und festlichen Anlässen. In seinen Erzählungen und Gedichten habe ich stets die vollendete, oft wahrhaft klassische Form bewundert. Nichts habe ich von Saar gelesen, was mir mißfallen hätte, aber auch wenig, was mich in jene Glut gebracht, die imstande ist, eine Menschenseele umzuschmelzen. Vor allem zog zu diesem Mann sein lauterer, vornehmer Charakter, sein Freimut und sein Wohlwollen für Mitstrebende. Nur Hamerling gegenüber, so gestand er selbst, ertappte er sich einmal auf einem Bißchen Unmut, als er dieses Dichters große Erfolge sah, „während seine literarischen Werke noch fast ungewürdigt blieben“. Da beneidete ein gesunder Mensch einen körperlich so schwer kranken, ein von der vaterländischen Kritik mit hoher Achtung behandelter Poet einen von derselben Kritik heillos verfolgten. Aber dieser „Neid“ ging dem edlen Saar wie eine Sünde nach, so lange, bis er sie dem größeren Bruder in Apoll eines Tages brieflich gebeichtet hat.

Am 25. Juli.

Von Ferdinand v. Saars Stimmung der Verständnislosigkeit der Menge gegenüber zeugt ein Sonett, das er mir zu einem besonderen Anlaß geschickt hat:

Was in der Kunst mich staunen läßt seit Jahren,
Das ist: daß an dem Edlen sie und Echten
Sogleich die Mängel seh'n, ob vor dem Schlechten
Sie stets sich auch zu vollem Beifall scharen.

Wer hat es nicht zu seinem Schmerz erfahren,
Daß Torheit ganz wie Weisheit könne rechten,
Und Stumpfsinn siegreich oft ein Wort verfechten,
Worüber bei der Einsicht Zweifel waren.

Stell' vor dein Bild nur immerhin den Blinden,
Er darf getrost die Farben dir bestreiten;
Falsch darf der Taube deine Töne finden. —

Und einer Dichtung höchste Herrlichkeiten
Als baren Überschwung der Narr empfinden,
Der sich im Tollhaus König dünkt zu Zeiten.

Richtig ist das freilich, doch sollte der Poet sich hüten, solchen Dingen nachzuhängen, sonst kann ungerechte Kritik wirklich gefährlich werden. Zwar nicht unserem Werke, sondern unserem Herzen.

nachgegangen wie ein drohendes Gespenst, während das Bewußtsein einer so groß erfüllten Nächstenliebe ihnen auf lebelang ein segnender Begleiter bleibt.

Am 30. Juli.

Vor allen interessanten Besuchen dieser Zeit muß ich den heutigen aufschreiben, weil er mit zwei Büchern zusammenhängt, die mich sehr bewegen. Baronin Hendel-Mazzetti, die Verfasserin der Konfessionsromane, von denen am 17. und 18. März die Rede ist. Eine jugendliche zartgebaute Dame von frischer heiterer Gemütsanlage, sensibel, ganz in idealer Welt lebend. Und diese zarte, fast zagende Frauenseele hat jene starken, harten Romane erdacht, von so gewaltiger Kraft und männlicher Konsequenz, wie sie keiner unserer modernen Erzähler schreibt und schreiben kann. — Sie sei verwundert über den Streit, den ihre Bücher entfacht haben, sie habe sie ohne jede Tendenzabsicht geschrieben. Freilich sei sie Katholikin, doch in der Besorgnis, dem prinzipiellen Gegner leicht unrecht zu tun, habe sie demselben wärmere Farben geliehen, als es der Alleinseligmachenden lieb sein mag. Ob Katholik, Protestant oder Atheist, die Muse dieser Dichterin, so herb sie auch ist, erlöst jeden, der von Liebe weiß.

Am 31. Juli.

Wenn man vieles sagt, wollen sie alles wissen. Wie bei mir daheim Familienfeste gefeiert werden? Das ist bald gesagt. Außer dem Weihnachtsbaumfest gibt es keines. Die Jahrestage werden nicht gefestet, nur begangen. Auf die Namenstage verzichtet der evangelische Teil ganz. An den Geburtstagen steht des Morgens für das Geburtstagskind ein Tischchen mit Kleinigkeiten zum häuslichen Gebrauch, darunter Bücher und Blumen und die Torte mit den brennenden Kerzchen, deren Zahl die Lebensjahre versinnlicht. Aber da gibt es im Hause schon Geburtstagskinder, denen die große Menge der Lichter zuwider ist — na, denn nich. — Kommt an solchen Tagen beim Mittagstische ein Toast auf, so stoßen wir den „Geburtstag“ an, mit Wein- oder Wassergläsern. Das ist alles. Jedwede Förmlichkeit ausgeschlossen. Sentimentales Getue ist uns allen zuwider. Bei jedem Pfaidler geht es höher und poetischer her, als in dem Poetenhause. Zu Zeiten, da ich von Festgeschenken mich nicht erwehren kann, leidet meine gute Laune. Die schönsten Familienfeste, wenn wir alle beisammen unter uns sind. Mehr braucht's nicht.

den frostigen grauen Lüften. Durch die tiefgeschnittenen Fjords herein grinst mitunter das glanzlose Sonnlein, das — einmal höher, einmal niedriger — dieses Polarland umkreist. Morgen wird das Mädel umkehren und so lange fahren und fahren nach dem sonnigen Süden, bis sie angelangt sein wird in dem grünen, lieblichen Garten der Steiermark. Und dann sind wir um dreißig Breitegrade größer geworden.

Am 29. Juli.

„Eine Gesellschaft von vier Hochtouristen, drei Berliner und ein Münchner, darunter der Berliner Kunstmaler Hutter, überstiegen vom Zillertale her das Hundskehljoch (2555 Meter), um in das Ahrntal zu gelangen. Am Joche begann ein unbeschreiblich heftiges Unwetter mit strömenden Regengüssen, welchem ein tosender Sturmwind und später dichtes Schneegestöber wie mitten im Winter folgte. Trotzdem trachteten die Herren mit dem Aufwande aller Kräfte, auf die andere Seite zu gelangen, wobei Herr Hutter mit einem Gefährten eine bedeutende Strecke den anderen voraus war. Plötzlich blieb er stehen und teilte seinen Kollegen mit, daß er etwas oberhalb einen Menschen liegend vermutet habe und daß es ihn wie mit sonderbarer Ahnung zurücktreibe. Obwohl die drei anderen nichts gemerkt hatten und infolge des schrecklichen Unwetters nur mit Ärger und Unwillen Hutter zurückfolgten, kamen sie doch noch auf die vermeintliche Stelle zurück. Und Hutter hatte recht gesehen. Mit dem Kopfe auf einer Steinplatte fanden sie den Kunstschlosser Jonas Vogel aus Stuhlweißenburg, der sich, wie sie nachträglich erfuhren, von einer Tour in den Zillertalen nach Mairhofen begeben wollte und total erschöpft und ermattet zusammengebrochen war. Beim Auffinden desselben war er halb bewußtlos und halb erstarrt, und wäre sicherlich zugrunde gegangen, wenn er nicht auf solch zufällige Weise gerettet worden wäre. Nachdem man ihn einigermaßen gekräftigt hatte, transportierte man ihn in eine dortige Alpenhütte, und nachdem das Unwetter nicht nachließ, ein Vorwärtskommen aber nicht möglich war und Vogel allein in der Nacht nicht zurückgelassen werden konnte, blieben alle fünf Touristen beisammen und verbrachten so die kalte Nacht. Am anderen Morgen konnte Vogel in Begleitung Hutters, der seine Partie aufgab, in das Zillertal absteigen. Weinend dankte er seinen Lebensrettern.“ So liest man manchmal auch noch in den Zeitungen was Gutes. Das war ja aber doch selbstverständlich von den Touristen! wird der behaglich im Sofa lehnende Leser sagen. Selbstverständlich, gewiß. Aber wer sich in die Lage der Touristen versetzt, die ihre Partie ändern, viele Stunden im Alpensturm aushalten mußten eines stockfremden Menschen wegen — der wird finden, daß die Selbstverständlichkeit nicht so obenan lag. Gewiß wäre ihnen die Unterlassung

ab, daß eifrige Pädagogen sich hinsetzen und für die Kinder Lesebücher schreiben. Das taugt nicht; der gute Schulmeister ist nicht immer ein guter Schriftsteller und wenn das Kind merkt, daß man ihm eine Moral einstreichen will, so ist ihm die ganze Sache gleich zuwider. Es kommt darauf an, daß von unserer großen deutschen Literatur die besten und passendsten Stücke ausgewählt werden; und diese Auswahl ist so wichtig und schwer, daß ein ganzer tiefer Mensch, ein hochgebildeter Geist, ein herzwarmer Seelenkenner und Jugendfreund dazugehört, um sie zu treffen. Es ist nicht allein drum, daß die guten Sachen geschrieben werden; geschrieben werden sie und gerade die deutsche Literatur eignet sich so besonders zur Erziehung und Veredlung des menschlichen Geistes; aber es ist darum, daß diese Dinge auch gefunden und für Schul- und Volkslesebücher gesammelt werden. Es kommt so viel auf die Finder und Sammler an und hier haperts halt. Es redet der persönliche Geschmack drein, oft auch persönliche Eitelkeit und Verbohrtheit und Engherzigkeit; es reden Parteiinteressen drein und es ist des Haders um solche Schulbücher kein Ende.

Da läge es nahe zu sagen, es soll von Volk oder Regierung ein Schulbücherausschuß gewählt oder ernannt werden, der in solcher Schul- und Volksbücherfrage eine gedeihliche Mannigfaltigkeit und Einheitlichkeit treffe. Aber das hat auch seine Mißlichkeiten und es liegt näher zu sagen, jedermann, der Lust und Liebe hat, möge solche Lesebücher zusammenstellen, aber die Sanktion habe von den einzelnen Ortsschulbehörden abzuhängen. Einen bestimmten Vorschlag getraut man sich da kaum zu machen, die Sache ist zu wichtig, zu folgenschwer. Auf jeden Fall müssen wir froh sein, daß jene alten, läppischen Schullesebücher abgekommen sind, für welche die hundert Eselsohren, die das Schulkind ihnen bog, die richtige Auszeichnung waren. Unsere modernen Schullesebücher fordern das Beste der Nationalliteratur und führen es ein, nicht bloß in die Schulstube, sondern auch in jedes Bürgers- und Bauernhaus, in jede Heide- und Waldhütte. Wir stehen heute im Kampfe gegen die Schundliteratur. Kein besseres Mittel dagegen, als gute billige Volksbücher, die durch die Schule ins Haus eingeführt werden und dort den Geschmack ausbilden.

In einer Kapelle

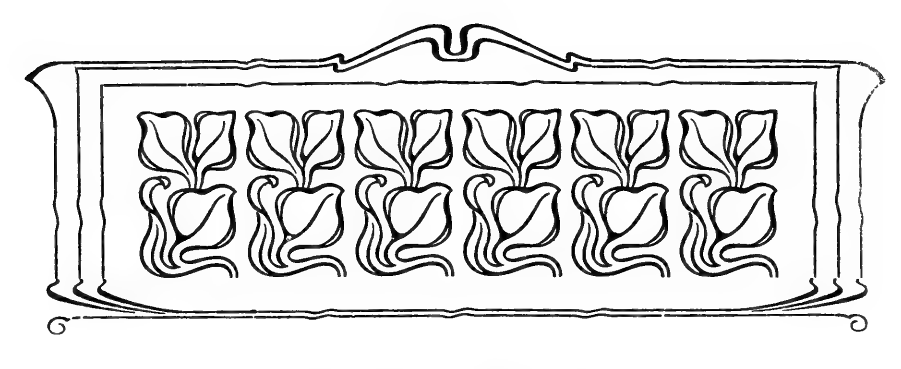
des Bayernlandes stehen folgende Sätze aufgeschrieben:

Wan du keinen Menschen urteilest, nicht verdammen thuest, so ist es mir lieber
Als wan du all dein Hab und Gut den Armen austheilest.

Wan du deinen Feinden verzeihen thuest, so ist es mir lieber
Als wan du barfus auf Sanct Jacob gingest und jede Meile in Ruthen stundest und schliegest dich.

Wan du einem Menschen etwas gutes erzählest oder vorliesest aus der hl. Schrift, so ist es mir lieber
Als wan du 7 Jahre nichts essen thätest als Wasser und Brod.

Wan du dich für den geringsten Menschen achtest und dich nicht übernimmst, so ist es mir lieber,
Als wan du Brücken bauen liesest über alle großen Wasser und alle Leute, die drüber gingen, umsonst übernacht behieltest.



Kleine Laube.

Den deutschen Sängern.

Soll traun, uns deutsche Festesluft gelingen
Was unter Brüdern immer etwas wert —
So ist's genug: harmonisch miteinander singen.
Doch wollen wir im europäischen Konzert
Erste Geigen spielen, Ton angeben,
Müssen wir harmonisch miteinander leben. R.

Schulbücher — Volksbücher!

Vor länger als zwanzig Jahren hat der Heimgarten laut gesagt, die Leute sollten ihre Schulbücher aufbewahren. Nicht nur der Pietät wegen, die gilt in unserer Zeit nicht viel, sondern weil Lehrbücher, aus denen man die ersten Wissenschaften geschöpft, auch später die besten Nachschlage- und Wiederholungsbücher sind. Es mag manche zugestehen, daß er lange nicht alles weiß, was an Wissensnötigem schon in der Fibel, im kleinen Rechenbuche, in der Naturgeschichte der Volksschulen steht. Wir erinnern uns freilich an ganz armselige Machwerke in der Schulliteratur, besonders daran, wie schwer von dogmatischer Seite gesündigt wurde; doch haben wir auch prächtige und zweckmäßige Schulbücher gehabt. Hätte einer das, was in jenen schlichten, leichtfaßlichen Bücheln steht, gelernt oder im Gedächtnisse behalten, so müßte man ihn schon zu den Gebildeten zählen. Sein Schulbuch soll jeder Mensch lebenslang aufbewahren und das Schulbuch soll so beschaffen sein, daß es der Mühe wert ist.

Das Schulbuch muß zum Hausbuch werden. Und wenn auf die paar leeren Blätter mit wenigen Zeilen auch noch die Namen und Schulschicksale derer eingetragen sind, die einst über den Büchern gesessen, so wird das eine gar ansprechende Hauschronik sein erzählend, wie man von Geschlecht zu Geschlecht gelernt hat und welche Lehrmethoden es gegeben. Es hat mich schon lange gewundert, daß die Kulturforscher den Schulbüchern nicht mehr Aufmerksamkeit schenken, wo doch die Keime verborgen liegen von dem, was später in der Welt geschieht und das oft so unbegreiflich ist.

Damals ist die Anregung des Heimgartens unbeachtet geblieben, heute jedoch gesteht mancher ein, daß er seither oft an jenen Hinweis gedacht. Und wir sehen in unseren Tagen, wie Schulmänner allerorts beschäftigt sind, Schulbücher zu machen, die nicht bloß zum Drillen und Trichtern, zum Eselsohrenbiegen und zum Zerrissenwerden gut sind. Das Schulbuch muß zum Hausbuch, zum Volksbuch werden. Das wird jetzt angestrebt und ist beim Lesebuch leicht zu erreichen. Man kommt davon

Schiffes befanden, nach England zurückkehren. So hielt Karl I. den Mann in seinem Lande zurück, der zwölf Jahre später ihn stürzen und auf das Schafott bringen sollte.

„Türmer.“

Singvögel.

Feierabend im Försterhause.

Die Dämm'rung kam mit weichen Seidenflügeln
Und streute schon die ersten Träume aus;
Ein letzter Jodler von den Tannenhügeln —
Und stille lag das kleine Försterhaus.

Gemütlich war's im Stübchen! Mutter hatte
Frisch eingeheizt und sah noch einmal nach.
Bratäpfel schmorrten auf der Ofenplatte
Und Nadelduft durchströmte das Gemach.

Am Boden spielten Klärchen und Brigitte,
Und Fred, der Junge saß am Fensterlein,
Biß spaßig-ernsthaft in die Butterschnitte
Und dachte: wo mag nur der Vater sein?

Da bellte es. Fred sprang zur Tür und lachte.
„Der Vater kommt, mit Waldmann, unserm Hund!
Grüß Gott, herzlieber Vater!“ — „Sachte. Sachte.“
Und drei Paar Lippen streiften Vaters Mund.

Otto Promber.

Rote Rose!

Rote Rose blüht in meinem Garten!
Rote Rose — —
Lange, lange mußt' ich auf dich warten!
Aber lachend aus der Rosenblätter Grün
Seh' ich farbenleuchtend dich erglüh'n.

Nun seh' ich dein Feuerköpfchen neigen,
Rote Rose — —
Hab' geharrt im trüben, schweren Schweigen.
Wußtest du, wie heiß ich dein begehrte —
Wenn der rauhe Tag dein Kommen wehrte?

Meines armen Herzens stumme Klage,
Rote Rose — —
Hat geklungen von der Nacht zum Tage!
Nach der roten Rose frug es mich — —
Warten — wieder warten mußte ich.

Herrlich bist du mir nun noch erblüht!
Rote Rose — —
Wenn auch Schmerz mir durch die Seele zieht:
Werd' dich händeringend dennoch brechen,
Mag dein Dorn auch bitter blutig stechen! —

Flammend schlägt empor mein Liebeswähnen,
Rote Rose —
Tränk ich ja mit roten Opfertränen
Dir das zarte Rosenpurpurkleid,
Trag dann still mein süßes Rosenleid! — —
Rote Rose — — dann auf ewig mein — —
Sollst für mich die letzte Rose sein.

Ernst Ferd. Neumann.

Aberglauben und Königtum.

Das Attentat auf König Alfons XIII. von Spanien wird mit einer Legende in Verbindung gebracht. Darnach habe der König am Tage des *Attentats* einen unglückbringenden Ring am Finger getragen. Abergläubischen Gemütern genügt eben nicht der nüchterne Tatbestand, sie wollen das Geschehnis mit noch geheimnisvolleren Mächten in Verbindung setzen. Nun, die Kraft des Ringes ist besiegt worden, so könnte man in der Geschichte fortfahren, durch den glückbringenden portugiesischen Orden, an dem sich die Wucht eines kleinen Splitters brach und der den König vor einer Verletzung schützte. Immer ist ja die Phantasie geschäftig gewesen, schicksalsschwere Ereignisse, die den Fürsten zustießen, durch unheilvolle Geschehnisse und Ahnungen vorzubereiten. Der „Gaulois“ erinnert an die gespenstischen Erscheinungen der weißen Frauen, die in Fontainebleau, in Potsdam und in bayerischen Königsschlössern einen Todesfall in den fürstlichen Häusern vorauskündeten. Mme. Campau erzählt, daß am Hofe Ludwigs XIV. die Kronprinzessin unter unheilvollen Vorbedeutungen einen Sohn gebar. Der Kurier, der die Nachricht nach Paris brachte, stürzte mit dem Pferde und brach den Hals. Der Abbé de Laujon, der den Neugeborenen taufen sollte, brach in der Schloßkapelle von Versailles am Altar ohnmächtig zusammen. Unter den drei Ammen, die für den künftigen König ausgewählt waren, starben zwei in den ersten acht Tagen und die dritte wurde nach sechs Monaten von den Windpocken ergriffen. „Das sind böse Vorzeichen“, sagte Ludwig XV., „ich weiß nicht, warum ich dem Kinde den Titel eines Herzogs von Berry gegeben habe: der Name bringt Unheil.“ Dieser kleine Herzog von Berry war der spätere Ludwig XVI., dessen Haupt unter der Guillotine fiel. In den Tagen vor der Revolution, im Mai 1789, erlosch, als die Königin sich zur Ruhe begeben wollte, plötzlich eines der vier Lichter, die auf ihrer Toilette brannten. Nebeneinander hörten plötzlich auch das zweite und dritte Licht zu brennen auf. Da rief die Königin erschreckt aus: „Das bedeutet ein Unglück; wenn auch noch die vierte Kerze erlischt, dann weiß ich, daß mir und meinem ganzen Hause schwere Gefahr droht.“ Auch die vierte Kerze hörte zu brennen auf und ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich aller, obwohl sie die Königin wegen dieses harmlosen und unbedeutenden Vorfalles zu beruhigen suchten. Auch der große Brand, der während der Hochzeit Napoleons I. mit Marie Luise von Österreich bei einem Balle im Palais des österreichischen Gesandten in Paris ausbrach und bei dem die Kaiserin nur mit Mühe gerettet wurde, erschien allgemein als eine böse Vorbedeutung. Das schreckliche Unglück, das bei der Krönung Nikolaus II. 8000 Menschen tötete, die bei dem furchtbaren Gedränge in einen Graben hinabstürzten und erdrückt wurden, schlimme Ahnungen in vielen Herzen aufsteigen ließ, die sich durch den unglücklichen Krieg mit Japan und die darauffolgende Revolution bewahrheitet haben. Seinem Schicksal kann niemand entgehen, sagt ein Sprichwort, und die Notwendigkeit, mit der sich bestimmte Ereignisse durch einen scheinbaren Zufall vollziehen, lassen wirklich beinahe eine tiefere und geheimnisvollere Verkettung der Dinge ahnen, als „unsere Schulweisheit sich träumt“. So hatte man Heinrich IV. von England vorausgesagt, daß er in Jerusalem sterben würde. Er hütete sich wohl davor, je ins heilige Land zu reisen. Aber er starb in einem Zimmer der Westminster-Abtei, das „Jerusalem“ genannt wurde. Karl I. hatte bekanntlich viele willkürliche Steuern auf seine Untertanen gehäuft; einige vornehme Familien beschlossen daher, nach Nordamerika auszuwandern. Der König wollte das verhindern und erließ ein Edikt, das den Schiffskapitänen untersagte, ohne besondere Genehmigung einen Passagier an Bord zu nehmen. Deshalb mußten Hampden und Cromwell, die sich bereits in Plymouth an Bord eines

des großen Weltganzen eine bestimmte Aufgabe erfüllen und damit beitragen zu dem Gesamteindrucke einer großen Harmonie, eines einheitlichen Organismus.

Wenn wir uns also heute ein Haus bauen, dann muß dies vor allem zwei Bedingungen erfüllen: es muß erstens logisch konstruiert sein und zweitens einheitlich in allen seinen Teilen vom Dache bis zum letzten Nagelknopfe. Und jeder Teil muß nicht nur notwendig sein, sondern auch den Charakter des Ganzen ausdrücken, betonen, wiederholen. Dies gilt auch für den Schmuck, für die Verzierung, das Ornament. Man darf an einem Hause nichts anbringen, ohne sich vorher zu fragen: Welchem Zwecke dient dies? Erfüllt es eine dem Gesamtcharakter des Werkes entsprechende Bestimmung, muß es da sein oder könnte es auch wegbleiben? Ein Türmchen oder ein Erker an einem Hause, der auch wegbleiben könnte, ist immer zum mindesten störend. Dasselbe gilt für jedes Möbelstück. Ein Aufsatz, den man sich hinterher an einen fertig gekauften Kasten oder eine Kredenz anmachen läßt, ist ein Unsinn. Denn entweder hat der Tischler schon bei der Verfertigung des Kastens an einen Aufsatz gedacht und mit diesem dem Kasten dann auch die einen Aufsatz erfordernde Form gegeben oder er hat an einen solchen nicht gedacht und dann klebt man einen fertigen Kasten mit einem fremden Kastenteil zusammen. Die Einheitlichkeit wieder bei einem Hause oder Möbelstück muß so weit gehen, daß selbst Kleinigkeiten, wie z. B. der Türgriff oder die verzierenden Messingnägel eines Lederstuhles uns in Form und Farben nicht auffallen als selbständige Teile, sondern in dem Ganzen sich als natürliche und selbverständliche Ergänzung verlieren. Schön sind daher unter den Werken, die unsere Zeit unabhänging von der Vergangenheit neu geschaffen hat, vor allem die Werke, die nur aus Vernunft und Logik geschaffen wurden, das sind die Maschinen und technischen Anlagen der Ingenieure, z. B. eine Lokomotive, ein Kriegsschiff, eine eiserne Brücke. Hier ist jedes Teilchen unentbehrlich und das Ganze einheitlich, wie aus einem Guß — oder es taugt nichts.

Ein Haus muß also sein wie ein harmonisch gebauter Mensch, sagen wir wie eine schöne Frau, denn schön soll ja das Haus vor allem sein. Wie es aber bei einer schönen Frau vor allem darauf ankommt, daß sie gesunde edelgeformte Glieder, daß sie einen schönen Wuchs hat, bei dem alle Teile miteinander harmonieren, so müssen auch bei einem Hause vor allem alle Teile gesund und in einem richtigen Verhältnisse zueinander entworfen sein. Und wie eine schöne Frau durch Schmuckgegenstände nicht schöner werden kann und sich nicht mit allerlei Flitter behängen wird, wenn sie Geschmack besitzt, so wird man auch bei einem edlen Bau viel Zierat möglichst meiden, eine Sache, die man bei unseren modernen überladenen Bauten nicht genug betonen kann. Und wie schließlich eine schöne Frau ein Festgewand nur an einem Festtage trägt und nicht alle Tage in der Woche, so darf auch nur ein Haus, das ausschließlich zu festlichen Veranstaltungen bestimmt ist (Theater, Konzerthaus u. s. w.), in einem festlichen Stile erbaut sein und nicht jedes einfache Wohn- oder Landhaus im Äußern einen Miniaturpalast bieten wollen.

Es gibt gesunde Menschen und gesunde Häuser, kranke Menschen und Häuser, an denen irgendein Glied defekt ist, verstümmelte Menschen und verstümmelte Häuser. So viel häßliche Menschen aber wie häßliche Häuser gibt es überhaupt nicht.

Unlogisch ist es nun, wenn man anfängt, ritterburgähnliche Wohnhäuser zu bauen, bespickt mit unnützen Türmen und Türmchen, unnütz schon deshalb, weil in diesen Nachahmungen eines Aussichtsturmes nicht einmal ein dreijähriges Kind Platz hätte. Für unser rauhes, an Niederschlägen so reiches Klima paßt ein großes, den Regen ableitendes Dach, dessen Harmonie nicht durch allerlei Zahnstocher zerrissen wird. Auch italienische Villen mit flachen Dächern und Säulenveranden können wir nicht brauchen, denn wir pflegen nicht auf den Dächern Siesta zu halten wie die

Harfen.

Wenn ich in stiller Nacht
Oft mich besinne,
Wie mir so trüb und sacht
Alles verrinne;

Wenn ich es hätte just
Mir auch zu Frommen,
Alles so fein gewußt,
Wie es gekommen.

Dünkt mir in Sturm und Streit
Waltend ein Führen,
Zitterndes Menschenleid
Tönend zu rühren.

Schwinge dich, Wetterspur,
Hoch oder linde,
Sind wir doch alle nur
Harfen im Winde!

Friedrich Beck.

Waldeszauber.

Einst ging ich sinnend unter grünen Bäumen,
Zur Sommerszeit, im gold'nen Abendschein,
Rings feierliche Ruh, ein süßes Träumen
Kam leise über mich im grünen Hain.
Das Sonnengold verwob sich mit dem Dunkel
Der hohen Tannen, leuchtendes Gefunkel
Durchzitterte des Waldes tiefe Nacht
Und schuf ein Bild geheimnisvoller Pracht.

Ein leichtes Rauschen ging durch alle Lüfte,
Die Wipfel neigten sich im Abendwind
Wie zum Gebet, der Blumen süße Düfte
Umfingen meine Sinne weich und lind,
Ich wandelte dahin als wie im Traume,
Allein — verloren fast im weiten Raume.
Es dunkelte, das Sonnengold verblich
Und Waldeszauber spann sich sacht um mich.

Die Blumen um mich her gewannen Leben,
Die Kelche öffneten sich rings im Kranz,
Aus jedem sah ich eine Elfe schweben
Und sammeln sich zum abendlichen Tanz —
Und wie aus weiter Ferne tönte leise
Durch Waldesstille eine sanfte Weise,
So weich und rein, wie Aeolsharfenklang,
Ihr Ton mir wundersam zu Herzen drang.

Allmählich ward es helle in der Runde,
Der Mond goß aus sein klares Silberlicht,
Die Elfen bargen sich im Blütengrunde
Und drüben schlossen sich die Kelche dicht.
Beglückt verließ ich diese Schattensäume,
Es rauschten mir den Abschiedsgruß die Bäume,
Wie war der Wald mir nun so lieb und traut,
Ich hatte seine Seele heut geschaut.

Marie Buß.

Von unserem Hausbau.

Welches Schönheitsgesetz der Natur haben unsere Väter und Großväter am meisten verletzt, vernachlässigt oder ganz vergessen? Welches tut uns heute am meisten not, wenn wir wieder zu einer einheitlichen Kultur gelangen wollen?

Ich glaube, dies Gesetz ist das der Logik, des ursächlichen Zusammenhanges: jede Ursache hat eine Wirkung und wo wir eine Wirkung sehen, da muß auch eine Ursache sein. Dieser gesetzesmäßigen Vernünftigkeit müssen wir uns heute wieder ganz besonders erinnern. In der Natur können wir sehr gut beobachten, wie das logische Gesetz überall in großartigster Weise wirkt. Es gibt kein Ding und keine Erscheinung im Leben, die vereinzelt für sich stünde, die durch einen Zufall oder ein Wunder geschaffen, eine Sonderexistenz führen würde. Alles was ist, hat auch einen notwendigen Grund, weshalb es ist, und eine notwendige Bestimmung, wozu es da ist. Und es kann nicht für sich allein wirken, sondern muß als ein untrennbarer Teil

Das Nächstliegende ist dann, einen Stammbaum anzulegen. Jede Familie sollte einen sorgfältig bearbeiteten, übersichtlich angelegten und sauber geschriebenen Stammbaum aufzuweisen haben. Jedes Blatt, jeder Ring oder jedes Schildlein eines solchen Stammbaumes könnte wieder seine eigene Geschichte haben.

„Der Stammbaum ist für den einzelnen und für die Familie das, was die Geschichte des Vaterlandes für ein ganzes Volk ist!“

Will ein Hausvater den Familiensinn fördern, so muß ihm zunächst daran liegen, die Familiengeschichte zu ergründen. Was man lieb hat, sucht man je länger je besser zu erkennen. Wer ein Vaterlandsfreund sein will, muß mit der Geschichte seines Volkes vertraut sein; geradeso leitet auch der Familiensinn, die Liebe für seine eigenen Familienglieder in aufsteigender und absteigender Linie, zur Erforschung der Familiengeschichte und ihrer Träger an.

Die Denkmale, die wir im Rahmen unserer Familie unseren Eltern und Voreltern zu setzen haben, sind nicht bloß die Kreuze und Leichensteine auf ihren Gräbern, das ist vielmehr das lebendige Andenken an sie, in Wort und Bild, das wir als eine fortwirkende Segensmacht in Haus und Familie bewahren sollen von Geschlecht zu Geschlecht.

Karl Beck.

Lustige Zeitung.

Auf der Reise. Reisender: „Ich habe gehört, daß auf der Alpe hier der Sonnenaufgang so prächtig zu sehen ist; ich möchte das Naturspiel genießen. Wann geht die Sonne hier gewöhnlich auf?“ — Bauer: „Meistens in der Fruah.“

Unangenehm. Herr Müller will sich anmelden lassen, sein Äußeres gefällt aber der Kammerzofe nicht: „Die Gnädige ist nicht zu sprechen, sie hat furchtbare Zahnschmerzen.“ — „Das ist nicht möglich“, erwidert kaltblütig Herr Müller, „ich habe ihre sämtlichen Zähne hier in der Tasche.“ Herr Müller ist nämlich der Gehilfe des Zahnarztes der Gnädigen.

Mißgünstig. „Weißt du, unser neuer Regisseur ist so mißgünstig in bezug auf den Ruhm anderer, daß er sogar dem Schweinskopfe, der bei ihm auf den Tisch kommt, die Lorbeerblätter aus den Ohren reißt!“ — Zweiter Schauspieler: „Das finde ich allerdings sehr unkollegial.“

Was ein Arzt für Eigenschaften haben muß. Der „Frankf. Ztg.“ erzählt ein Leser folgende Anekdote aus Billroths Leben: Billroth hatte seinen Schülern auseinandergesetzt, daß ein Arzt vor allem zwei Gaben besitzen müsse: Er dürfe sich nicht ekeln und müsse beobachten können. „Sie werden mir“, fuhr er fort, „sogleich zeigen, ob Sie diese Forderungen erfüllen können“. Damit goß er in ein Glas eine unappetitliche Flüssigkeit, tauchte einen Finger ein und leckte ihn ab; dann forderte er seine Schüler auf, das Gleiche zu tun. Mit Todesverachtung kamen die jungen Herren der Aufforderung nach. Freundlich lächelnd sagte nun Billroth: „Sie haben die erste der beiden Bedingungen glänzend erfüllt; Sie werden sämtlich das Gefühl des Ekels überwinden lernen. Aber mit der Beobachtungsgabe ist es bei Ihnen allen noch recht schlecht bestellt; sonst hätten Sie bemerkt, daß ich meinen Zeigefinger in das Glas getaucht, dagegen den Mittelfinger abgeleckt habe!“

Bilderreich. Richter (beim Verhör zum Angeklagten): „Nun, da will ich Ihnen einmal gerade das unter die Nase halten, was Sie soeben dem Kläger in den Mund legten und auch vorhin dem Hauptzeugen in die Schuhe schieben wollten.“

Italiener und für Marmorsäulen haben wir kein Geld; mit hölzernen Säulen aber, die mit Ölfarbe marmoriert sind, oder mit lackierten Zementsäulen macht man sich nur lächerlich. In den modernen Villen, die man jetzt überall sieht und die leider auch schon auf den Dörfern den Stil der öffentlichen Gebäude zu beeinflussen beginnen, sind wir immer nur fremde Gäste; diese Gebäude stehen ohne jeden Zusammenhang in unserer Natur, denn sie sind nicht für unsere Gegend gedacht und können sich ihr daher auch nicht anpassen. Unsere Häuser müssen aus unserem Boden gewachsen sein, nur dann sind sie für uns logisch, vernünftig. Die ausschließliche Anwendung fremder Stile in unserer Baukunst zeigt nur, wie wir uns selbst verloren haben, wie wir unsere mit Blut und Schweiß erworbene Kultur preisgeben, um uns barbarisch mit fremden Federn zu schmücken.

(Dieser Auszug ist entnommen einem sehr bemerkenswerten Schriftchen: „Vorträge über Kultur und Kunst“ von Adolf Meschendörfer. Kronstadt, Siebenbürgen. G. Zeidner. 1906.)

Schreibet Familienchronik!

Es gibt viele angesehene Familien, wohlhabende Leute, Männer von klangvollen Namen, die über die dritte Generation ihres Geschlechts hinaus keine Angaben mehr zu machen imstande sind. — „Mein Vater stammte aus dem Gebirge“ und „meinen Großvater habe ich nicht mehr gekannt“ — das ist häufig das einzige, was sie von ihrer Familie wissen, und geschichtslos — ohne Herkommen — stehen heute im Bürgertum, im Mittelstande, in der Arbeiterwelt nur allzuviele Familien da. — „Unser Blick ist in die Gegenwart und Zukunft gerichtet, nicht in die Vergangenheit“ — so hört man da, und — „wir haben mehr zu tun, als uns um das zu kümmern, was längst vorüber ist.“ Das ist überaus traurig, denn es ist pietätlos! Es zeugt dies von wenig Ehrerbietung gegen Eltern, Großeltern und Vorfahren!

Emil Frommel erzählt, daß sein alter Rektor einmal bei einem Schulfeste eine Rede über den Sammeltrieb der Menschen gehalten und dabei gesagt habe, es lohne sich für einen Jungen, aber noch mehr für einen Erwachsenen der Mühe, etwas Besseres, Edleres und Bleibenderes zu sammeln, als nur Vogeleier, Schmetterlinge, Steine, Postmarken, Münzen u. s. w.; das sei: „die Geschichte von Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, und so weit es hinaufreicht“. — „Seit jener Rede“, so erzählt nun Frommel, „habe ich eine Sammlung von Geschichten aus der Familie angelegt, und paßte nun wie ein Hachelmacher auf, wenn der Vater oder die Großmutter von den Vorfahren und von den guten oder bösen alten Zeiten erzählte.“

Die interessanteste Geschichte, die es gibt, und der geläufigste Stoff, in dem wir ganz zu Hause sind, das ist unser eigenes Leben. Jeder von uns hat was zu erzählen, was des Aufbewahrens wert ist, und wenn es der geringste Arbeiter wäre. Man braucht nicht zu warten, bis man 60 Jahre alt geworden ist. Nein, schon in den Schuljahren kann man mit den Aufzeichnungen beginnen, zur Beschreibung des Lebens unserer Eltern und Großeltern, und die Familienchronik in ihren Einzelheiten sammeln.

Jeder Hausvater sollte seine Jugenderinnerungen ausführlich niederschreiben; sie sind für die Nachkommen von größtem Reiz; mögen sie auch noch so einfach und anscheinend belanglos sein — Jugenderinnerungen eines Ahnherrn, von ihm selbst verfaßt, bleiben für eine Familie ein unbezahlbarer Schatz.

die gegenwärtig alle Welt beschäftigt, als aus dieser Schrift. Klar und kurz spricht der Verfasser über den Gegensatz von Protestantismus und Katholizismus, über das Verhältnis der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Dichtung zur Religion, über Leben Jesuforschung und Bibelkritik und besonders über die kirchlichen Wandlungen im 19. Jahrhundert. In diesem letzten Kapitel wird gezeigt, welch eine gewaltige Entwicklung die katholische Propaganda in neuester Zeit genommen hat, und wie anderseits im Protestantismus das praktische Christentum erstarkt ist. Die Sprache ist vornehm und leidenschaftslos und erkennt auch der Gegnerschaft ihre wirklichen Vorzüge zu. Abhandlungen besonders über Nietzsche und über den Jesuitismus geben dem Büchlein einen hochinteressanten Charakter. M.

Ein Hexenprozeß. Ein Kapitel aus der Geschichte des dunkelsten Aberglaubens. Von Ludwig Günther. (Gießen. A. Töpelmann. 1906.)

Günther, der uns das Buch: „Kepler und die Theologie“ (siehe Heimgarten XXX., Seite 417) schrieb, erzählt in diesem neuesten Werk die Geschichte des Hexenprozesses gegen Keplers Mutter. Er erzählt sie auf Grund der vorgefundenen Akten, und aus der schaurigen Dunkelheit jenes Zeitalters ragt Johannes Kepler, hier nicht als Gelehrter, sondern als Sohn, den es unter den größten Schwierigkeiten gelingt, seine alte Mutter jenen Hyänen des Wahnes zu entreißen. M.

Österreichische Porträts und Charaktere. Von Otto Wittner. (Wien. Hugo Heller. 1906.)

Acht markante Dichtergestalten: Grillparzer, Bauernfeld, Lenau, A. Grün, M. Hartmann, A. Meißner, Lorm und Kürnberger sind es, die in diesem Bande scharf und knapp gezeichnet werden. Die glänzende Einleitung: „Der Vormärz“ ist ein allgemein interessantes Kulturbild, während die Dichterskizzen auch den Literaten manch bisher unbekannte Einzelheit zu bieten haben. Z.

Sonnengrüße. Dichtungen von Hilde La Harpe-Hagen (Hilde Harpf). (Stuttgart.. Strecker und Schröder. 1906.)

„Du magst nicht zagen junges Buch“ — so führt Anton August Naaff, der Dichter vielgesungener Lieder, in seinem Geleitworte den Gedichtband ein. „Du bringst ja, was allen not tut: Sonnengrüße! So viele der Menschen brauchen heute mehr innerlichen Frieden, mehr stilles Glück, mehr edle Liebe, mehr Sonne im Dunst, Staub und Rauch des Massengetriebes, im alles auszehrenden Gedränge bloß äußerlicher Vergnügungen. Aber auch die Poesie des Schmerzes bietest du den Schwermütigen, den Wegmüden zu Trost und Aufrichtung, und zeigst ihnen, daß auch der Dichter — und er vor allen — mit ihnen leidet.“ V.

Radiumstrahlen. Weltliche Verse. Von Dr. Fr. Hiebler. (Graz. Leykam. 1906.)

Eine begeistertere Lobeshymne auf die Priester, als es diese Verse sind, kann man wohl kaum lesen. Es ist fast ekelhaft und ich bin überzeugt, daß es selbst Priester gibt, die diese übertriebene Verhimmeligung unwillig aus der Hand legen werden. Als ob der Priester alles, schon gar alles sei, das Zentrum aller Weisheit und Gerechtigkeit, die Verkörperung Gottes, als ob aus den Priestern, und nur aus ihnen allein alles zeitliche und ewige Heil kommen könne! Der Verfasser der „Radiumstrahlen“ war uns bisher als ein klar und scharf denkender, liberaler Mann bekannt gewesen; aber es ist eine alte Erfahrung, daß gerade grüblerische Geister in ihren alten Tagen der Kirche anheimfallen. So sehen wir nun leider auch den frei und hochgesinnten Redakteur des „Dorfboten“ unter den Baldachinträgern, deren Hymnus auf die Klerisei die orthodoxen Kirchenväter noch übertrumpft. Die Sache ist so überspannt, daß man bei der Lektüre der „Radiumstrahlen“ nachgerade auf die Idee kommen könnte, als hätte man es hier mit einer überaus feinen und scharfen — Ironie zu tun. — Leser, kaufe dir das kleine Heftchen, setze zwanzig Minuten Zeit an die Lektüre, der an sich ganz köstlichen Knittelverse, dann sage, was du darüber denkst. M.

Der Lautenschläger von Graz. Beitrag zur Heimatskunde im Herzogtume Steiermark von Giovanni Foresti. Zweite, durch zahlreiche Illustrationen und hervorragende Ereignisse ausgestattete Auflage. (Graz. Selbstverlag des Verfassers. 1906.)

Dieses gutgemeinte, aber mit mäßiger Geschicklichkeit zusammengestellte Buch wird manchen Grazer interessieren, ja sogar rühren. Ein warm patriotisches Herz grüßt in seiner Art unsere Landeshauptstadt, indem es allerlei Charakteristisches und Erfreuliches von Steiermark, Graz und seinen Einwohnern dartut. Geschichtliche Streifzüge, biographische Notizen, Einblicke ins Künstlerleben, in wirtschaftliche Felder u. s. w. Manchem dürften auch die vielen Bilder bekannter Zeitgenossen, die das Buch schmücken, Vergnügen machen. Zeitweilig singt uns der Lautenschläger eines. Hoffentlich sagt mancher für manches seinen Dank, indem er das liebenswürdige Büchlein kauft. Z.

Im Verlage von Fischer und Franke in Düsseldorf bringt der Jugendschriften-Ausschuß des dortigen allgemeinen Lehrervereins eine Neuherausgabe von Albrecht Dürrers **Marienleben.** Die zwanzig Holzschnitte sind in moderner Zinkätzung auf naturfarbenes, etwas rauhes Papier gedruckt, und der Druck ist so schön und sorgfältig, daß die Bilder



Bücher.

Die Invasion von 1910. Einfall der Deutschen in England. Von William Le Queux. Die Seeschlachtkapitel von Admiral H. W. Wilson. Übersetzt von Traugott Tamm. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Wenn die Leute von Mitteleuropa an zwanzig Jahre keinen ordentlichen Krieg haben, dann werden sie schon unruhig. Die Staaten beginnen gegeneinander zu stänkern, zu rempeln, zu drohen. Und wenn alles miteinander nichts hilft, die Staatslenker den Kriegen doch auszuweichen verstehen, dann dichten sich die Leute einen Krieg, einen recht wilden, oder erzählen von einem solchen, der noch nicht stattgefunden hat, damit man doch wieder einmal so glücklich ist, etwas von Krieg zu hören. Aus solchen und wohl auch anderen Bedürfnissen entstand dieses Buch: Die Invasion von 1910. Die Deutschen rücken urplötzlich in England ein, erobern und unterwerfen in wenigen Wochen das Königreich. Die Schrift will sich damit rechtfertigen, eine Warnung sein zu wollen, die Engländer sollten den Deutschen nicht trauen. Dabei merkt man dem englischen Verfasser an, daß ihm die Deutschen lieber sind, als seine eigenen Landsleute. Dieser Krieg von 1910, zu dem es hoffentlich nicht kommen wird, ist in Kriegsberichtstil erzählt. Vor 1910 ist das Buch eine wichtigtuerische Prophezeiung, nachher eine einfache Lüge. Aber für England mag es momentan einen tieferen Gedanken bedeuten.
M.

Der Sumpf. Roman von Upton Sinclair aus Chicagos Schlachthäusern. (Hannover. Adolf Sponholtz.)

Gleich einem David zieht der noch jugendliche Verfasser gegen Goliath, den Chicagoer Fleischtrust und seine Mitglieder zu Felde. Mit grellem Licht leuchtet er hinein in ihr rücksichtsloses Treiben, das jeder Regung menschlichen Erbarmens bar ist. Er deckt die skrupellose, für die Menschheit eine ungeheure Gefahr bildende Art und Weise der Verwertung verdorbenen Fleisches auf, die den Besitzern der Schlachthöfe Reichtümer zu einem der Verschwendung und der Genußsucht geweihten Lebens verschafft. Er schildert das menschenunwürdige Los der Arbeiter, der weißen Sklaven in jenen riesigen Betrieben, die Gefahren, die ihre Gesundheit und ihr Leben ständig bedrohen, das düstere Schicksal, dem junge Mädchen in Chicago ausgesetzt sind. Fürwahr, die Tatsachen sind so erschreckende und so traurige, wie sie die Phantasie nicht drastischer ausmalen kann.
V.

Novellen. Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 138 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Von der wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyses Novellen gingen uns soeben die Lieferungen 50—60 zu. Sie bilden den Schluß der ersten zehn Bände der Novellen Paul Heyses, welche die Cottasche Buchhandlung im Anschluß an die wohlfeile Ausgabe der Romane des Dichters erscheinen ließ, und mit der sie der Kunst des großen deutschen Erzählers zahlreiche neue Freunde geworben hat. Die Lektüre dieser vom Dichter selbst geordneten Ausgabe ist ein erlesener Genuß, und es darf mit Freuden begrüßt werden, daß durch Veranstaltung derselben auch dem Minderbemittelten die Möglichkeit gegeben ist, seine Bibliothek um eine solche Sammlung von Meisterwerken unserer Literatur zu bereichern.
V.

Deutsche Heimgeschichten. Von Wolfgang Kirchbach. Kürschners Bücherschatz. (Berlin. Hermann Hilger.)

Nr. 1 „Tischler Schulknecht" schildert eine Gegend im deutschen Erzgebirge, die durch Bergraubbau ausgewuchert ist und das tragische Liebesschicksal eines gebildeten Tischlermeisters auf solchem Grund und Boden, der wirtschaftlich sich in einem aussterbenden Städtchen für das Gemeindewohl zugrunde richtet, und den Verfall des kleinen Handwerkerstandes gegenüber der Großindustrie nicht aufhalten kann. Nr. 2 „Der Städter" kann man eine Naturgeschichte und Psychologie des ländlichen Aberglaubens nennen, die sich auf Lausitzer Gebiet abspielt und in der Schilderung des bäuerischen Aberglaubens Heimatkunst von tragischkomischer Färbung bietet. Nr. 3 ist ein Bild von Alt-Braunschweig mit den Nachwirkungen, welche das Denkmal Heinrichs des Löwen auf das Stammesbewußtsein und Rassenbewußtsein solcher ausübt, die sich für Nachkommen des großen Welfen halten. Die Geschichte ist eine fein humoristische Kritik des Stammes- und Rassenempfindens im Volksbewußtsein. V.

Reif im Frühling. Novellen von J. J. Horschick. (Leipzig. J. F. Amelang. 1906.)

Erste vielversprechende Gabe eines jungen Erzählers. Sieben Erzählungen, die das Talent nach verschiedenen Richtungen hin aufzeigen.
Z.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von A. H. Braasch. (Leipzig. B. G. Teubner. 1905.)

Selten wird man aus einem kleinen Büchlein so viel lernen können in der Frage,

Tränen. Gedichte von Ludwig Reinholt. (Graz. Leykam 1906.)

Pachnaz. Ein Humoreskenkranz in nordböhmischer (Böhm.-Kamnitzer) Mundart von Josef Schwaab. (Rumburg. Josef Schwaab.)

Born Male & Co. Ein Humoreskenkranz in nordböhmischer (Böhm.-Kamnitzer) Mundart von Josef Schwaab. (Rumburg. Josef Schwaab.)

Pott Jachim. Ein Humoreskenkranz in nordböhmischer (Böhm.-Kamnitzer) Mundart von Josef Schwaab. (Rumburg. Josef Schwaab.)

Die Muhme Rese. Ein Humoreskenkranz in nordböhmischer (Böhm.-Kamnitzer) Mundart von Josef Schwaab. Zweites Tausend. (Rumburg. Josef Schwaab.)

Zur sittlichen Würdigung Goethes. Von D. Dr. Theodor Vogel.) Dresden. L. Ehlermann. 1906.)

Buddha und Christus. Religionsgeschichtliche Parallelen von Theodor Kappstein. (Berlin. Hüpeden & Merzyn.)

Die Propheten Israels. Für die Jugend dargestellt von C. Stuckert. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Los von Gott? Eine Zeitfrage von Dr. Erich Bischoff. (Leipzig. „Deutscher Kampf"-Verlag. 1906.)

Rembrandt. Von Josef Israels. Eine Studie. Autorisierte Übersetzung von Else Otten. (Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Landgraf, werde hart! Eine altdeutsche Volkssage, neuzeittümlich erzählt von Adolf Hagen. („Ostara" in Wien-Rodaun.)

Glossarium eines Menschen. (Ein Vermächtnis.) Von Dagobert v. Gerhardt-Amyntor. (Leipzig Walter Fiedler. 1906.)

Mene, mene, tekel, upharsin. Englands Überwältigung durch Deutschland. Von einem englischen Generalstabsoffizier. (Hannover. Adolf Sponholtz.)

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe, 46. Heft. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Was jedermann von dem Gustav Adolf-Vereine wissen sollte. Von Oskar Pank. Mit 88 Abbildungen und drei Faksimilen. (Leipzig. Arnold Strauch. 1904.)

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl. (Wien. Karl Fromme. 1906.)

Darlehensschwindler. Broschüre zur Bekämpfung aller unlauteren Darlehensgeschäfte. (Gera. J. M. Koch. 1906.)

Reklame des Detailkaufmannes. Briefe an einen Geschäftsfreund. Von Heinr. Ernst Schwartz. (Wien III/2, Salmgasse 23.)

Illustriertes Jahrbuch der Erfindungen. 6. Jahrgang. Von Hans Elden. (Teschen, Karl Prochaska.)

Prochaskas illustrierte Jahrbücher. Illustriertes Jahrbuch der Weltgeschichte. Von Albin Geyer. (Teschen. K. Prochaska.)

Versöhnung der Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich. Ein Beitrag zur Lösung der Weltfriedensfrage von Karl F. Bluthardt. (Stuttgart. Streiker & Schroeder.)

Deutschlands Kriegsflotte. Eine Darstellung der Entwicklung und des gegenwärtigen Bestandes der gesamten Reichsmarine, ihrer Organisation, ihres Materials und ihrer Bemannung von Viktor Laverrenz. (Leipzig. F. Kirchner.)

Der junge Offizier. Seine jetzigen höheren Aufgaben für Armee und Volk. Von Eduard Preuß. (München. Seitz & Schauer.)

Kavallerie und Artillerie über Bord! Von weiland k. u. k. Oberst C. v. S. (München. Ebin & Wittmann. 1906.)

Die Postsparkasse als Reichs-Rentensparbank. Ein Vorschlag zur Vereinigung des Spar- und Versicherungsgeschäftes von Karl Haring. (Tulln a. d. Donau. Selbstverlag des Verfassers. 1906.)

Fünfzig Jahre Gräfenberger Erinnerungen, besonders an Prießnitz und Dr. Schindler. Von Hans Ripper. (Leipzig. Krüger & Co.)

Analysen von Kärntner Quell- und Brunnenwässern (speziell vom Klagenfurter Brunnenwasser) von Dr. H. Svoboda. (Klagenfurt. Im Verlage der Landes-Versuchs- und Lebensmitteluntersuchungsanstalt. 1906.)

Bericht über die Tätigkeit der Landes-Versuchs- und Lebensmitteluntersuchungsanstalt des Herzogtums Kärnten zu Klagenfurt im Jahre 1905. Von Dr. H. Svoboda, Direktor. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich". 1906.)

Das Blaubuch, Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. H. Ilgenstein und H. Kienzl.

Unser Hausarzt, Zeitschrift für Gesundheitspflege, naturgemäße Lebensweise, Kindererziehung und Unterhaltung. Redigiert von Wilh. Sima in Deutsch-Landsberg und J. Okic in Dekani. Nr. 3. (Deutsch-Landsberg.)

☛ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

an Wirkung hinter den bisherigen teuern Ausgaben nicht zurückstehen. V.

Das Volksheim in Hamburg. Bericht über das fünfte Geschäftsjahr 1905/1906. (Hamburg.)

Die Gesellschaft bezweckt die Pflege persönlichen Verkehrs zwischen den gebildeten bürgerlichen Kreisen und den Arbeitern zur Förderung gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens. Sie will beiden Gelegenheit bieten, sich in ihren Lebensanschauungen näher kennen und verstehen zu lernen, und dadurch den Gemeinsinn beleben; sie will endlich den Gebildeten die Möglichkeit eröffnen, in persönlicher Weise sozial zu wirken.

Meyers Reisebücher. Die durch ihr Rührigkeit und durch die nach innen und außen hervorragende Herstellung ihrer Verlagswerke ausgezeichnete Verlagshandlung des bibliographischen Institutes in Leipzig hat eine Zahl ihrer bestbekannten Reiseführer in neuen, zumeist zweckentsprechend geänderten Auflagen herausgegeben, welche von dem wackeren Streben dieses unermüdlichen Verlages das beste Zeugnis ablegen. So wurden außer der im Vorjahre erschienenen elften Auflage der „Rheinlande", ein Buch das nun wohl als der beste und zuverlässigste Führer für das rheinische Gebiet gelten kann, heuer neu aufgelegt: „Ostseebäder und Städte der Ostseeküste" (3. Auflage, 1906), und zwar wurden die Städte in dieser Auflage zum erstenmale mit einbezogen. Auf eine reiche Zahl von Bädern an der Ostseeküste wird in diesem ausführlichen und doch nicht mit unnötigen Daten überladenen Buche die Aufmerksamkeit gelenkt und viele Pläne und Karten erleichtern den Besucher die Führung zu den reizenden Stätten, deren manche überhaupt in keinem anderen Werke beschrieben sind. — Ganz besondere Beachtung verdient die eben erschienene 19. Auflage der „Schweiz", bekanntlich das beste Reisehandbuch über dieses herrliche Gebiet in deutscher Sprache. Diese neue Auflage hat in textlicher und kartographischer Beziehung natürlich wieder ausgezeichnete Bereicherung erfahren, der vornehme und der bescheidenere Reisende findet alles Wissenswerte bis aufs Kleinste verzeichnet, Stadtpläne und Spezialkarten in der rühmlich bekannten Genauigkeit hergestellt, sind neuerlich vervollständigt und auch bie Zahl derselben ist wieder vermehrt worden. Die prächtigen Gebirgspanoramen mögen noch ganz besonders hervorgehoben werden. Am Schlusse erscheinen auch die italienischen Seen und mit Rücksicht auf die Ausstellung in Mailand kurz auch diese Stadt behandelt. — Das durch dieselben Vorzüge ausgezeichnete Handbuch „Deutsche Alpen" ist ebenfalls in seinem 2. Teile neu erschienen (9. Auflage 1906). Dieser Teil umfaßt die viel besuchten Gebiete des Salzkammergutes und des schönsten Teiles von Tirol. Die neue Tauernbahn erscheint hier schon berücksichtigt und vielen Touristen und Reisenden sind damit neue schöne Wege erschlossen, welche das Handbuch schildert. Daß auch hier der Text und die Kartenbeilagen überprüft, berichtigt und vermehrt worden sind, braucht wohl bei der Gewissenhaftigkeit der Herausgeber nicht erst hervorgehoben zu werden. Damit seien denn diese neuen Bände der trefflichen Meyer-Reisebücher auf das beste empfohlen. A. Schlossar.

Büchereinlauf.

Die Apotheke zu Angerbeck. Von Ludwig Kubel. (Wolfenbüttel. Julius Zwißler.)

Sklaven der Gewohnheit. Ein Kaufmann-Roman von Max Freund. (Köln. Paul Neubner. 1906.)

Was ihm das Leben gab. Roman von Rudolf Pinner. (Berlin. Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Krüppel. Roman einer Jugend von R. W. Enzio. Mit Illustrationen von H. Binde. Kürschners Bücherschatz. (Berlin. Herman Hillger.)

Simon, der Gassenjunge. Eine Erzählung für Knaben von Niels K. Kristensen. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Märtyrer des Glücks. Drei Novellen von Gustav Adolf Müller. (Weinheim. Fr. Ackermann.)

Kanonikus Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart von Arthur Achleitner. (Mainz. Kirchheim & Co. 1906.)

Völker Europas . . .! Der Krieg der Zukunft von * * * (Berlin. Rich. Bong.)

Heidjers Heimkehr. Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide von Diedrich Speckmann. (Berlin. M. Warneck.)

Gedämpfte Klänge. Ausgewählte Dichtungen von Erich R. Salbey. (Stuttgart. Strecker und Schröder. 1906.)

Jesus. Eine dramatische Dichtung in vier Teilen von Karl Weiser. Mit einem Nachwort. (Leipzig. Reklams Universal-Bibl.)

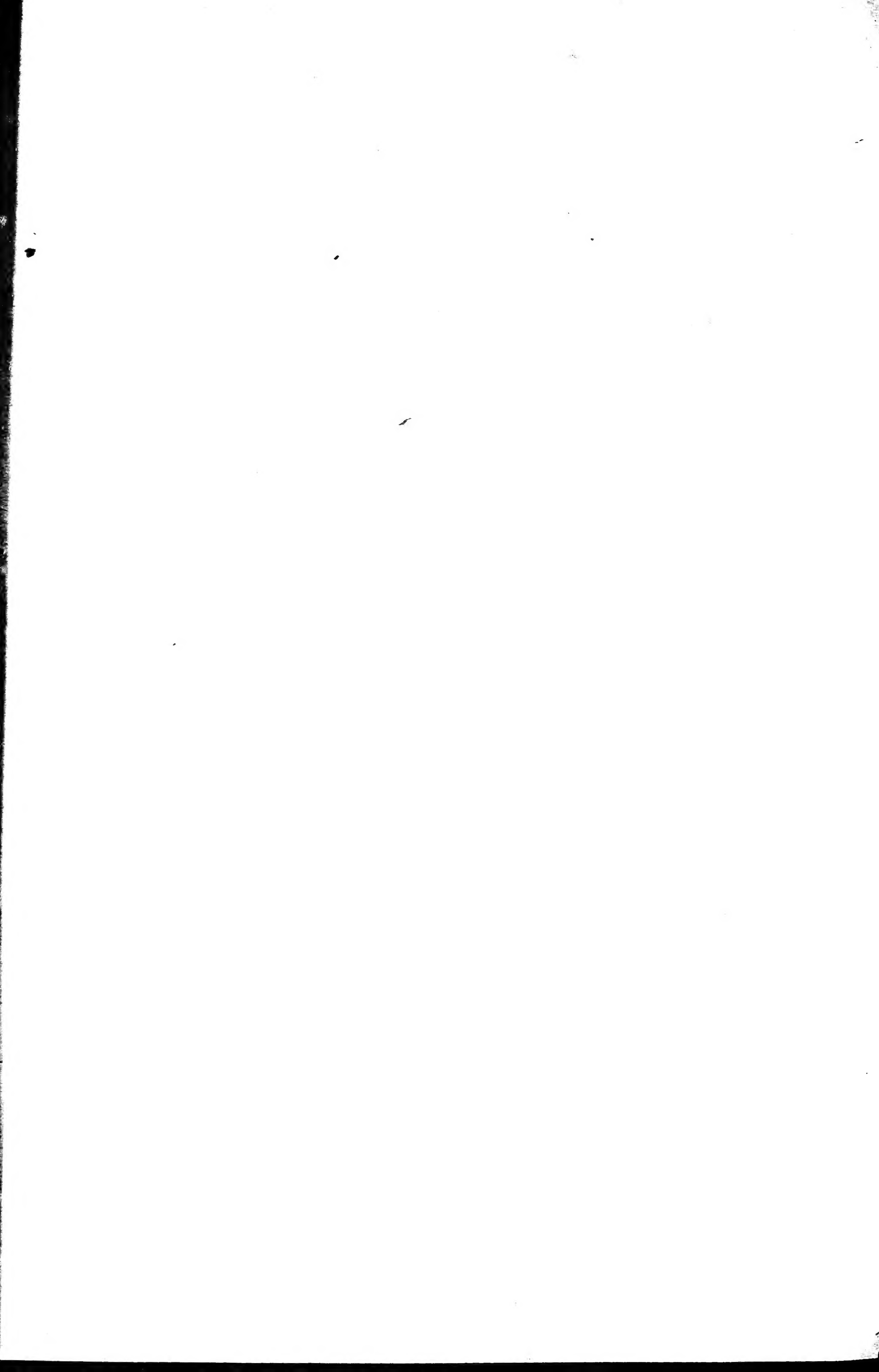
Die Bürger von Rufach. Ein Sang aus dem Elsaß von Josef Schwaab. (Dux. C. Scheithauer.)

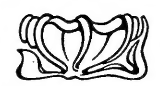
Schattens Schatten. Eine symbolisch-närrische Tragödie von Paul Hugo Lutz. (Dresden. Richard Linke.)

Garben. Neue Gedichte von Leo Heller. (Berliu. Verlagsgesellschaft Harmonie.)

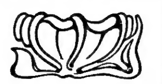
Grüne Wildnis. Gedichte aus vergangenen Tagen und aus jüngerer Zeit von Edmund Bayer. (Magdeburg. R. Zacharias. 1906.)

Grüaß Gott! Gedichte in oberbayerischer Mundart von Heinrich Zeller. (Stuttgart. A. Bonz & Komp. 1906.)





Postkarten des „Heimgarten“.



L. S., Wien. Der Ausdruck „Schulmeister-deutsch“ soll doch kein Schimpf sein. Es ist damit das theoretisch-korrekte, unpersönliche Deutsch gemeint, das jeder lernen muß, um zu einem persönlichen zu kommen. Der Dichter allerdings muß ein persönliches Deutsch haben, ein lebendiges, der Person und der Sache sich anpassendes Deutsch, mit einem Worte: Stil.

D. P., Jena, und viele andere. Wärmsten Dank. Doch kein Bedarf.

A., Kiel. Eine Franz Stelzhamer-Ausgabe ist bei A. Hartleben in Wien, eine Adolf Pichler-Ausgabe bei Georg Müller in München erschienen. Beides ausgewählte Ausgaben.

An unsere Leser!

Dreißig Jahre sind vergangen, seit am 1. Oktober 1876 das erste Heft des „Heimgarten“ erschienen ist. Ohne Geld und ohne Schulden haben wir begonnen und so stimmt die Rechnung auch heute. Ein kleiner Kreis selbstloser Mitarbeiter, reich und stark an Ideal und zielbewußter Triebkraft. Vom Anfang bis heute der gleiche verläßliche Verlag. Von den ersten Abnehmern sehen wir heute noch manchen Treuen. Viele sind heimgegangen, viele neu dazugekommen. Ebenso war's mit den Mitarbeitern. Der Gründer Peter Rosegger ist bis heute unser treuester und fleißigster Mitarbeiter geblieben. Sein Name war das Programm des Blattes und wird es bleiben, solange er seine Feder dem „Heimgarten“ weiht. Es ist also nichts Neues zu sagen, wenn wir mit nächstem Hefte am 1. Oktober 1906 den einunddreißigsten Jahrgang beginnen. Die literarische und noch mehr sittliche Bedeutung, die dem Heimgarten nach unermüdlicher Arbeit heute in weiter Welt zuerkannt wird, soll uns ruhelos zu immer größerer Vervollkommnung anspornen. Durch heitere Kunst verklärt, soll der „Heimgarten“ ein Bild unserer Tage und ein steter Wegweiser zu den höchsten Zielen sein.

In diesem Geiste auch steht ein neuer Roman, der mit dem nächsten Hefte beginnen und durch den Jahrgang laufen wird. Er führt den Titel:

Die Försterbuben.

Ein Schicksal aus den steirischen Alpen von Peter Rosegger.

Ein Schicksal! Der Ausdruck wird besonders bedeutsam in dieser großen Erzählung, die mit einer sonnigen Idylle beginnt, allmählich in tiefere Gründe der menschlichen Seele niedersteigt und in schwerer Tragik endet. Für diesen herben Stoff aus seiner Alpenheimat, für diese lebenswahren Gestalten seines Volkes hat der Verfasser eine ganz eigenartige Behandlung gefunden, in kühner Gesetzlosigkeit gleichsam ein neues Gesetz, so daß jemand, der das Werk las, selbes eine „wuchernde Romantik der Wirklichkeit“ genannt hat.

Nebst diesem neuesten Romane unseres heimischen Dichters wird der nächste Jahrgang wieder eine Fülle von Erzählungen, Schwänken, naturbeschreibenden, kulturellen Aufsätzen, Gedichten u. s. w. enthalten und das „Tagebuch“ fortsetzen, das so rasch ein weites Interesse gefunden hat.

Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. August 1906.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

CONTINUED ON NEXT REEL